

7

8 7 5 8 8

eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicher Weise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine ästhetische Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths cultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach zwar idealistischen Anlage, die aber auch selbst der Realist in seinem Leben deutlich genug an den Tag legt, obgleich er sie in seinem System nicht zugibt, * werde ich gegenwärtig handeln.

Zwar reichen schon die entwickelten Gefühle für Schönheit dazu hin, uns bis auf einen gewissen Grad von der Natur als einer Macht unabhängig zu machen. Ein Gemüth, welches sich so weit veredelt hat, um mehr von den Formen als dem Stoff der Dinge gerührt zu werden und, ohne alle Rücksicht auf Weib, aus der bloßen Reflexion über die Erscheinungsweise ein freies Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innere unverlierbare Fülle des Lebens, und, weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper haben, an welchem er sich zeigt, und, solange also ein Bedürfnis auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfnis nach dem Daseyn von Gegenständen übrig, und unsere Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das Letzte kann mit der höchsten Freiheit des Gemüths bestehen, aber das Erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fordern, daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß und erhaben, weil sie alle Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Größern ihrer moralischen Ideale zu dringen und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorher zu sagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacksprobe nicht bestehen werden. Das moralische Fehlbefähige soll uns nicht Leiden und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfnis als von einer unerfüllten Forderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affect zum Begleiter haben und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft befestigen als ihm müthig und unglücklich machen.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevollen Reize, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln

und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntnis der Wahrheit und Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlige Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesezgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesezen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Trostseyn, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von seinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn, da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessiert sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Geseze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Nüthungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in nichts verschwindet. Aber, ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so stehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde Dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden: denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt; aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unsrer Wohlfeyn und unsrer Daseyn: denn Das erinnert uns eben,

* Wie überhaupt nichts wahrhaft idealistisch denken kann, als was der vollkommene Realist wirklich unermüdet ausübt und nur durch eine Inconsequenz leugnet.

Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnenwelt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt geseßt, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Nützlichkeit des Charakters einbüßen und, an diese zufällige Form des Daseyns unauflösbar gekettet, unsere unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für Beides in gleichem Maß ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu seyn und ohne unsrer Bürgerrecht in der intelligibeln Welt zu verscheren.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objecte in Menge auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und Erhabene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, so auch hier, von der zweiten Hand besser bedient, als von der ersten, und will lieber einen zubereiteten und ansehnlichen Stoff von der Kunst empfangen, als an der unreinen Quelle der Natur mühsam und dürstig schöpfen. Der nachahmende Bildungstrieb, der seinen Eindruck erleiden kann, ohne sogleich nach einem lebendigen Ausdruck zu streben, und in jeder schönen oder großen Form der Natur eine Anforderung erblickt, mit ihr zu ringen, hat vor derselben den großen Vortheil voraus, dasjenige als Hauptzweck und als ein eigenes Ganzes behandeln zu dürfen, was die Natur — wenn sie es nicht gar absichtslos hinwirft — bei Verfolgung eines ihr näher liegenden Zwecks bloß im Vorbeigehen mitnimmt. Wenn die Natur in ihren schönen organischen Bildungen entweder durch die mangelhafte Individualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte Gewalt erleidet, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Scenen, Gewalt ausübt und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Object der freien Betrachtung ansehnlich werden kann, so ist ihre Nachahmerin, die bildende Kunst, völlig frei, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frei, weil sie nur den Schein und nicht die Wirklichkeit nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.*

Gemein ist Alles, was nicht zu dem Geiste spricht und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind; aber, weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf

und ein edler Geist hingegen werden selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helten eben so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten und sich eben so lang bei seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen, als bei seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eigenem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helten ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die niederländischen Maler, einen edeln und großen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, verwarfen jeden gemeinen Zug und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Porträtmaler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln: gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt, als das Nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessante sich herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur anbeutet und das Große ausführt. Groß aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr Gemeines ist.

Noch eine Stufe unter dem Gemeinen steht das Niedrige, welches von jenem darin unterschieden ist, daß es nicht bloß etwas Negatives, nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas Positives, nämlich Dohheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von einem lebenden Verzug, der sich wünchen läßt, das Niedrige von dem Mangel einer Eigenschaft, die von Jedem gefordert werden kann. So ist z. B. die Nacke an sich, wo sie sich auch finden, und wie sie sich auch äußern mag, etwas Gemeines, weil sie einen Mangel von Edelmut beweiset. Aber man unterscheidet noch besonders eine niedrige Nacke, wenn der Mensch, der sie ausübt, sich verächtlicher Mittel bedient, sie zu befriedigen. Das Niedrige bezeichnet immer etwas Grobes und Pöbelhaftes; gemein aber kann auch ein Mensch von Geburt und bessern Sitten denken und handeln, wenn er mittelmäßige Gaben besitzt. Ein Mensch handelt gemein, der nur auf seinen Nutzen bedacht ist, und in so fern steht er dem edeln Menschen entgegen, der sich selbst vergessen kann, um einem andern einen Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabei respectiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegengeßet. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstandes, viel weniger von denen der Sittlichkeit ängeln zu lassen, so ist niedrig und verräth eine niedrige Seele.

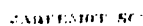
Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß, indem man niedrige Gegenstände

* Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz erschien zuerst im IV. Theile der Sammlung kleiner prosaischer Schriften des Verfassers. (Leipzig bei Grunow, 1802.)

Schillers

s ä m m t l i c h e W e r k e .





Schillers sämmtliche Werke

III



E i n e m a n d e.

Mit einem Bildnisse der Schillers-Statue zu Stuttgart versehen, und einem Nachworte von des Verlegers Fundamente.



Schützt gegen Nachdruck durch Beschluß der durchlauchtigsten deutschen Bundesversammlung.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1840.

PMIC LIBRARY	
Acc. No	87688
Class No,	821 6
Date	12.6.73
St. Card	C.6
Card	NR
Can.	RL
Bk. Card	5.58
Checked	RL

Inhalt.

Gedichte.

Erste Periode.

Letzt's Abchied	1
Amalia	1
Eine Leichenphantasie	1
Phantasie an Laura	2
Laura am Clavier	2
Die Entzückung an Laura	3
Das Geheimniß der Neminiden	3
Melancholie an Laura	4
Die Mordmörderin	5
Die Größe der Welt	6
Geste auf den Tod eines Jünglings	6
Die Schlacht	7
Rousseau	7
Die Freundschaft	7
Gruppe aus dem Tartarus	7
Corum	8
Der Alchymist	8
Die Blumen	9
An den Frühling	9
An Minna	9
Der Triumph der Liebe	10
Das Glück und die Weisheit	11
An einen Moralisten	11
Graf Eberhard der Greiner von Württemberg	12
• Cemele	12

Zweite Periode.

An die Freude	19
Die unüberwindliche Flotte	20
Der Kampf	20
Reinhardt	20
Die Götter Griechenlands	21
Die Künstler	22
Die berühmte Frau	26
Einer Freundin ins Stammbuch	27
Metrische Uebersetzungen.	
Die Zerstörung von Troja	28
Dido	37

Dritte Periode.

Die Bacanua	46
An Emma	46
Das Geheimniß	46
Die Erwartung	47
Der Abend	47
Sehnsucht	47
Der Pilgrim	48
Die Ideale	48
Des Mädchens Klage	49
Der Jüngling am Bache	49
Die Kunst des Augenblicks	49
Beralied	50
Der Alpenjäger	50
Dithyrambe	50
Die vier Weltalter	51
Punschlied	51
An die Freunde	51
Punschlied, im Norden zu singen	52
Nadowerische Todtentage	52
Das Siegesfest	53
Klage der Ceres	54
Das Griechische Fein	55
Der Ring des Polstrate	57
Die Kraniche des Ixobius	57
Hero und Leander	59
Andania	61
Die Wundbau	62
Der Tauscher	63
Ritter Loogenburg	63
Der Kampf mit dem Drachen	65
Der Gans nach dem Eisenhammer	67
Der Graf von Sabburg	69
Der Handschuh	70
Das verheiratete Bild zu Gals	70
Die Theilung der Erde	71
Das Mädchen aus der Fremde	71
Das Ideal und das Leben	72
Parabeln und Räthsel	73-74

	Seite		Seite
Der Spaziergang	74	Forum des Weibes	93
Das Lied von der Glode	77	Weibliches Urtheil	93
Die Nacht des Gesanges	80	Das weibliche Ideal	93
Würde der Frauen	80	Erwartung und Erfüllung	93
Hoffnung	81	Das gemeinsame Schicksal	93
Die deutsche Muse	82	Menschliches Wirken	93
Der Sämann	82	Der Vater	93
Der Kaufmann	82	Liebe und Begierde	93
Odsseus	82	Güte und Größe	93
Karthago	82	Die Triebfedern	93
Die Johanniiter	82	Naturforscher und Transcendental-Philosophen	94
Deutsche Treue	82	Deutscher Genius	94
Columbus	82	Kleinigkeiten	94
Pompeii und Herculaneum	83	Am die Prosektienmacher	94
Nias	83	Das Verbindungsmittel	94
Zeus zu Hercules	83	Der Zeitpunkt	94
Die Antike an den nordischen Wanderer	83	Deutsches Lustspiel	94
Die Sänger der Vorwelt	84	Buchhändler-Anzeige	94
Die Antiken zu Paris	84	Gefährliche Nachfolge	94
Thetis. Eine Geisterstimme	84	Ordnung	94
Das Märchen von Ericans	84	Die Sonntagstunder	94
Nemie	84	Die Philosophen	94
Der spielende Knabe	84	G. G.	95
Die Geschlechter	85	Die Homeriden	95
Macht des Weibes	85	Der moralische Dichter	95
Der Lang	85	Die Danaiden	95
Das Glück	86	Der erhabene Stief	96
Der Genius	87	Der Kunstarist	96
Der philosophische Caeus	87	Jeremiade	96
Die Worte des Glaubens	88	Wissenschaft	96
Die Worte des Wahns	88	Kant und seine Ausleger	96
Sprüche des Confucius	88	Ervespore's Schatten	96
Licht und Wärme	88	Die Flüsse	97
Breite und Tiefe	89	Die Metaphysiker	97
Die Führer des Lebens	89	Die Weltweisen	97
Archimedes und der Schüler	89	Pegasus im Joch	98
Menschliches Wissen	89	Das Spiel des Lebens	99
Die zwei Tugendwege	89	Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweis-	
Würden	89	heit widmete	99
Zenith und Nadir	89	Poesie des Lebens	99
Das Kind in der Wiege	89	An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire	
Das Unwandelbare	90	auf die Bühne brachte	99
Theopanie	90	An Demoiselle Stevieat	100
Das Höchste	90	Der griechische Genius an Meyer in Italien	100
Unsterblichkeit	90	Einem Freunde ins Stammbuch	100
Postkasseln	90-92	In das Kollodambuch eines Kunstfreundes	100
Die beste Staatsverfassung	92	Das Geisend	100
An die Gesetzgeber	92	Wilhelm Tell	101
Das Schwärzige	93	Dem Erbprinzen von Weimar, als er nach Paris	
Falscher Studientrieb	93	reiste	101
Quelle der Versünung	93	Der Antritt des neuen Jahrhunderts	101
Der Naturtrieb	93	Abchied vom Vater	101
Der Genius mit der umgekehrten Fackel	93	Die Hauber-Schaukel	102
Tugend des Weibes	93	Die Verhörung des Riesco zu Genua. Ein	
Die schönste Erscheinung	93	republicanisches Trauerspiel	103

	Seite
Cabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel	151
Merriſche Uebersetzungen.	
Iphigenie in Aulis. Uebersetzt aus dem	
Euripides	214
Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides	256
Don Carlos, Infant von Spanien. Ein drama-	
tisches Gedicht	243
Der Menschenfeind. Ein Fragment	310
Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht in zwei	
Theilen.	
Prolog	318
Wallenstein's Lager	319
Die Piccolomini	331
Wallenstein's Tod	360
Maria Stuart. Ein Trauerspiel	105
Die Jungfrau von Orléans. Eine romantische	
Tragödie	146
Die Braut von Messina oder die feindlichen	
Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören	159
Wilhelm Tell. Schauspiel	316
Die Vuldigung der Künste. Ein bairisches	
Spiel	553
Macbeth. Ein Trauerspiel von Shakespeare	556
Turandot, Prinzessin von China. Ein traagi-	
sches Mährchen nach Gozzi	582
Phädra. Trauerspiel von Racine	609
Der Parasit oder die Kunst, sein Glück zu	
machen. Ein Lustspiel nach dem Französischen	626
Der Kesse als Onkel. Lustspiel aus dem Fran-	
zösischen des Picard	637
Nachlaß.	
1. Demetrius	661
2. Harbeck	675
3. Die Maltsefer	680
4. Die Kinder des Hauses	683

Prosaische Schriften.

Erste Periode.

Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur	
des Menschen mit seiner geistigen	687
Ueber das gegenwärtige deutsche Theater	698
Der Spaziermann unter den Linden	700
Eine großmuthige Handlung aus der neuesten	
Geschichte	701
Die Schaubühne als eine moralische Anstalt	
betrachtet	702

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Eine	
wahre Geschichte	705
Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück aus	
einer wahren Geschichte	713
Der Geistesfehler. Aus den Papieren des Gra-	
fen von D.	716
Philosophische Briefe	731
Briefe über Don Carlos	760

Geschichte des Abfalls der vereinigten Nieder-	
lande von der spanischen Regierung	774
Geschichte der dreißigjährigen Kriegs.	
Erster Theil	879
Zweiter Theil	986

Kleinere Schriften vermischten Inhalts.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man	
Universalgeschichte? (Eine akademische	
Antrittsrede 1789.)	1002
Etwas über die erste Menschengesellschaft nach	
dem Reitsaden der Mosaischen Urkunde	
(1789.)	1005
Die Sendung Moses (1789.)	1013
Die Gefangenschaft des Rinturgud und So-	
lon (1789.)	1020
Ueber Völkerverwanderung, Kreuzzuge und Mit-	
telalter (1789.)	1030
Uebericht des Zustands von Europa zur Zeit	
des ersten Kreuzzugs. Ein Fragment.	
(1789.)	1033
Universalhistorische Uebericht der merkwürdig-	
sten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten	
Kaiser Friedrichs I.	1036
Gedichte der Unruhen in Frankreich, welche	
der Regierung Heinrichs IV. voran-	
gingen, bis zum Tod Karls IX.	
(1791.)	1039
Fergon von Aliba bei einem Frühstuck auf	
dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr	
1547. (1788.)	1079
Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Mar-	
schalls von Vieilleville. (Aus den	
Beren vom Jahr 1797.)	1080
Verrede zu der Geschichte des Maltseferordens,	
nach Vertot von M. N. bearbeitet.	
(1792.)	1103
Verrede zum ersten Theile der merkwürdigen	
Rechtsfälle, nach Pitaval. (1792.)	1107
Ueber Anmuth und Würde. (1795.)	1108
Ueber das Parthenische. (1795.)	1125
Ueber den Grund des Vergnügens an tragi-	
schen Gegenständen. (1792.)	1133
Ueber die tragische Kunst. (1792.)	1138
Verbreute Betrachtungen über verschiedene	
ästhetische Gegenstände (1795.)	1145
Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen,	
in einer Reihe von Briefen. (1795.)	1151
Ueber die nothwendigen Gränzen beim Ge-	
brauch schöner Formen. (1795.)	1182
Ueber naive und sentimentalische Dichtung.	
(1795.)	1190
Ueber den moralischen Augen Ästhetiker	
Sitten. (Aus den Beren vom Jahr	
1796.)	1217

	Seite
Ueber das Erhabene. (1796.)	1220
Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst	1225
An den Herausgeber der Propyläen. (Aus den Propyläen.)	1227
Ueber Bürger's Gedichte. (Aus der Allge- meinen Literatur: Zeitung vom Jahr 1791.)	1231
Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795. (Aus der Allgemeinen Literatur: Zei- tung vom Jahr 1795.)	1235

	Seite
Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe. (Aus der Allgemeinen Literatur: Zeitung vom Jahr 1788.)	1237
Ueber Matthiäns Gedichte. (Aus der Allge- meinen Literatur: Zeitung vom Jahr 1794.)	1240
Anhang.	
Nachrichten von Schiller's Leben	1246
Einige noch nicht abgedruckte Briefe Schil- ler's	1257

e d i c h t e.

Erste Periode.

Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hector ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbarn Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Ortus dich verschlingt?

Hektor.

Thures Weib, gebiete deinen Thränen!
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter
Fall' ich, und des Vaterlandes Ketter
Steig' ich nieder zu dem Styg'schen Fluß.

Andromache.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Müßig liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm verdirbt.
Du wirst hingehn, wo kein Tag mehr scheint,
Der Kocytus durch die Wästen weinet,
Deine Liebe in dem Lethe stirbt.

Hektor.

Au mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Witbe tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

A m a l i a.

Schön, wie Engel von Walhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmelsmild sein Blick, wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — paradiesisch Fühlen!

Wie zwei Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
In der himmelsvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd' und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebend, ach! vergebend
Erbhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin, und alle Lust des Lebens
Wimmert hin in ein verlorenes Ach!

Eine Leichenfantasie.

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtensillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft.
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Reich herab, wie Lampen in der Gruft.
Gleich Gespenstern, stumm und hohl und hager,
Licht in schwarzem Todtenpompe dort
Ein Gewimmel nach dem Leichenlager
Unterm Schauerflor der Grabsnacht fort.

Blitternd an der Krücke
Wer mit düstern, rückgesunknem Blicke,
Ausgegossen in ein heulend Ach,
Schwer geneckt vom eisernen Gescheide,
Schwankt dem stummgetragnen Sarge nach?
Floß es „W a t e r“ von des Jünglings Lippe?
Nasse Schauer schauern fürchterlich
Durch sein gramgeschmolzenes Gerippe,
Seine Silberhaare bäumen sich. —

Aufgerissen seine Feuerwunde!
Durch die Seele Hölenschmerz!
W a t e r floß es von des Jünglings Munde,
Sohn gelispelt hat das Waterherz.
Eisfalt, eisfalt liegt er hier im Tuche,
Und dein Traum, so golden einst, so süß!
Süß und golden, W a t e r, dir zum Fluche!
Eisfalt, eisfalt liegt er hier im Tuche,
Deine Wonne und dein Paradies!

Mild, wie, umweht von Eyskumelästen,
Wie, aus Auroras Umarmung geschlüpft,
Himmelschmuck umgürtet mit roßigen Dästen,
Florens Sohn über das Blumenfeld häpft,
Flog er einher auf den lachenden Wiesen,
Nachgespiegelt von silberner Flut,
Wollustküssen entsprühnten den Rüssen,
Tagten die Mädchen in liebende Glut.

Muthig sprang er im Gewähle der Menschen,
Wie auf Gebirgen ein jugendlich Reh;
Himmel umflog er in schweifenden Wänschen
Hoch, wie die Adler in wolkiger Hdh';
Stolz, wie die Rosse sich sträuben und schäumen,
Werfen im Sturme die Mähnen umher,
Abnützlich wider den Jügel sich bäumen,
Trat er vor Sklaven und Fürsten daher.

Heiter, wie Frühlingsdag, schwand ihm das Leben,
Floh ihm vorüber in Hesperus Glanz,
Klagen ertränkt' er im Golde der Neben,
Schmerzen verhäpft' er im wirbelnden Tanz.

Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einst zum Manne gereift —
Freue dich, Vater, des herrlichen Jungen,
Wenn einst die schlafenden Reime gereift!

Mein doch, Vater — Horch! die Kirchhofstürze brauset,
Und die ehren Angel klirren auf —
Wie's hinein ins Grabgewölbe gräuset! —
Mein doch! laß den Thränen ihren Lauf! —
Geh, du Holzer, geh im Pfad der Sonne
Freudig weiter der Vollenbung zu,
Lobste nun den edeln Durst nach Wonne,
Grammentbundner, in Walhallas Ruh! —

Wiedersehen — himmlischer Gedanke! —
Wiedersehen dort an Edens Thor!
Horch! der Sarg versinkt mit dumpfigem Geschwante,
Wimmernd schnurrt das Todtenseil empor! —
Da wir trunken um einander rollten,
Rippen schwiegen, und das Auge sprach —
Halbte! hältet! — da wir boshaft grollten —
Über Thränen stürzten wärmer nach — —

Mit erstorbnem Scheinen
Steht der Mond auf todtstillen Hainen,
Seufzend streicht der Nachtgeist durch die Luft.
Nebelwolken schauern,
Sterne trauern
Bleich herab, wie Lampen in der Gruft.
Dumpfig schollert's überm Sarg zum Hügel —
O, um Erdbaus Schätze, nur noch einen Blick! —
Starr und ewig schließt des Grabes Riegel.
Dumpfer — dumpfer schollert's überm Sarg zum
Hügel,
Nimmer gibt das Grab zurück.

Fantasie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt.
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne ziehn,
Und, gleich Kindern um die Mutter häpfend,
Bunte Ertel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den goldnen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Ephären in einander lenkt die Liebe,
Weltssysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwert der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Beint, Newtons, ihren Riesenfall!

Als! die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura risset,
Purpurflammen auf die Wangen sendt,
Meinem Herzen raschern Schwung gedüht,
Biegrisch wild mein Blut von binnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstärzen,
Lodern Seelen in vereinter Gut.

Gleich allmächtig, wie dort in der todtten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe, Laura, Fröhllichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberflutung;
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzwölfelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düsterer Schwermuth Schauernacht.
Und, entbunden von den goldnen Kindern,
Straßt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle kühlen unsre Laster,
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flchten Schlangenvirbel
Scham und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Erbsie Adersflügel windet
Sich verräthrisch die Gefahr.

Mit dem Stolz pflügt der Sturz zu tänzeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Lobe zuzuspringen,
Offnen Armes, Schwester Lasterheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so höhr' ich das Orakel sprechen —
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitsfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora rdthet,
Laura, dann auch unsrer Liebe sich,
Die so lang als jene Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Laura am Clavier.

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert —
Laura, jetzt zur Statue entgeistert,
Jetzt entkörperst sich! —
Du gebietest über Tod und Leben
Mächtig, wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphyia; —

Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen.
Hingeschmiebet zum Gesang
Stehn im ew'gen Wirbelgang,

Einzuziehn die Wonnesfälle,
 Laufende Naturen stille.
 Juchend! mit Adnen, wie
 Blick mit Blicken, zwingst du sie.

Seelenvolle Harmonien wimmeln,
 Ein wollüstig Ungeflüm,
 Aus den Saiten, wie aus ihren Himmeln
 Neugeborne Seraphim;
 Wie, des Chaos Riesenarm entronnen,
 Aufgejagt vom Schöpfungssturm, die Sonnen
 Funkelnd führen aus der Nacht,
 Erdbunt der Adne Zauber macht.

Lieblieh jetzt, wie über glatten Rieseln
 Silberhelle Fluten rieseln,
 Majestätisch prächtig nun,
 Wie des Donners Orgelton,
 Stürmend von hinnen jetzt, wie sich von Felsen
 Haulschende, schäumende Gießbäche wälzen,
 Holbes Gefäusel bald,
 Schmeichlerisch lüde,
 Wie durch den Epenwald
 Ruhende Winde,

Schwerer nun und melancholisch häßter,
 Wie durch todt' Wästen Schauernachtgefäßer,
 Wo verlor'nes Heulen schweift,
 Thränenwellen der Kocyus schleift.

Mädchen sprich! Ich frage, gib mir Kunde:
 Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
 Ist's die Sprache, läß' mir nicht,
 Die man in Elysen spricht?

Die Entzückung an Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
 Wahn' ich, mich im Himmelmaienlang zu lichten,
 Wenn dein Blick in meine Blicke stimmt;
 Aetherlüste träum' ich einzusaugen,
 Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
 Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Reyerklang aus Paradieses-Fernen,
 Harfenschwung aus angenehmen Strernen
 Ras' ich in mein trunkenes Ohr zu ziehn;
 Meine Muse fählt die Schäferstunde,
 Wenn von deinem wollustheißen Wande
 Silberdöne ungeru fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
 Hinter dir die trunkenen Vögel springen,
 Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
 Rascher rollen um mich her die Vögel,
 Wenn im Wirbeltanze deine Eohle
 Flächtig wie die Welle schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
 Abmitten Leben durch den Marmor lächeln,
 Felsenadern Pulse lehn;
 Träume werden um mich her zu Wesen,
 Kann ich nur in deinen Augen lesen:
 Laura, Laura mein!

Das Geheimniß der Numinosenz.

An Laura.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
 Wer enthält mir dieses Stutverlangen?
 Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinten,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
 Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,
 Meine Geister hin im Augenblicke,
 Stürmend über meines Lebens Brücke,
 Wenn ich dich erblicke?

Sprich! warum entlaufen sie dem Meister?
 Suchen dort die Heimat meine Geister,
 Oder finden sich getrennte Brüder,
 Losgerissen von dem Band der Glieder,
 Dort bei dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
 War es darum, daß die Herzen pochten?
 Waren wir im Strahl erlöschener Sonnen,
 In den Tagen lang verhauchter Wonnen,
 Schon in Eins zerronnen? —

Ja, wir waren's! — Innig mir verbunden
 Warst du in Aeonen, die verschwunden;
 Meine Muse sah es auf der träben
 Tafel der Vergangenheit geschrieben,
 Eins mit deinem Lieben!

Und in ewig festverbundenem Wesen,
 Also hab' ich's stammend dort gelesen,
 Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
 Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
 Frei die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
 Ewig strömend ihre Wollustwellen;
 Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
 Zu der Wahrheit lichte Sonnenhügel
 Schwang sich unser Flügel. —

Weine, Laura! dieser Gott ist nimmer,
 Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
 Und in uns ein unerfüllt Dringen,
 Das verlorne Wesen einzuschlingen,
 Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Stutverlangen,
 Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
 Und die Wollust, deinen Hauch zu trinten,
 In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
 Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
 Sklaven an den Sieger sich ergeben,
 Meine Geister hin im Augenblicke,
 Stürmend über meines Lebens Brücke,
 Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister;
 Ihre Heimat suchen meine Geister,
 Losgerafft vom Kettenband der Glieder
 Raffen sich die langgetrennten Brüder
 Wiederfindend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
 Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
 Flohn wir nicht, als wären wir verwandter,
 Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
 Glühend an einander?

Melancholie an Laura.

Laura — Sonnenaufgangsglut
Brennt in deinen goldenen Widen,
In den Wangen springt purpurisch Blut,
Deiner Thränen Perlenkist
Nennt noch Mutter das Entzücken —
Wem der schöne Tropfe thaut,
Wer darin Vergeltung schaut,
Ach, dem Jüngling, der belohnet wimmert,
Sonne sind ihm aufgeblüht!

Deine Seele, gleich der Spiegelwelle
Silberklar und sonnenhell,
Malet noch den träben Herbst um dich;
Wästen, öd' und schauerlich,
Lichten sich in deiner Strahlenquelle;
Düster Zukunft Nebelsterne
Goldet sich in deinem Sterne;
Lächelst du der Reizeharmonie?
Und ich weine über sie. —

Untergrus denn nicht der Erde Wüste
Lange schon das Reich der Nacht?
Unser stolz aufstürmenden Paläste,
Unser Städte majestätische Pracht
Ruhet all' auf mördernden Gebeinen;
Deine Nellen saugen süßen Duft
Aus Verwesung; deine Quellen weinen
Aus dem Boden einer — Menschengruft.

Blick' empor — die schwimmenden Planeten,
Laß dir, Laura, seine Welten reden!
Unter ihrem Eirkel stohn
Tausend bunte Lenze schon,
Thürmten tausend Throne sich,
Heulten tausend Schlächten fürchterlich.
In den eisernen Thüren
Such' ihre Spuren!
Früher, später reis zum Grab,
Laufen, ach, die Räder ab
An Planetenröhren.

Blinze dreimal — und der Sonnen Pracht
Licht im Meer der Todennacht!
Frage mich, von wannen deine Strahlen lodern!
Prählst du mit des Auges Glut,
Mit der Wangen frischem Purpurblut,
Aufgeborgt von mürben Modern?
Wuchernd für's geliebte Roth,
Wuchernd, Mädchen, wird der Tod
Schwere Finessen fordern!

Rede, Mädchen, nicht dem Starren Hohn:
Eine schöne Wangenröthe
Ist doch nur des Todes schöner Thron;
Hinter dieser blumigen Tapete
Spannt den Bogen der Verderber schon —
Glaub' es — glaub' es, Laura, deinem Schwärmer:
Nur der Tod ist's, dem dein schmachtend Auge
winkt;

Jeder deiner Strahlenblicke trinkt
Deines Lebens targes Lämpchen ärmer;
Meine Pulse, prahlest du,
Häpfen noch so jugendlich von dannen —
Ach! die Kreaturen des Tyrannen
Schlagen tödtlich der Verwesung zu.

Auseinander bläst der Tod geschwind
Dieses Lächeln, wie der Wind
Regenbogenfarbiges Geschnäme,
Ewig fruchtlos suchst du seine Spur;
Aus dem Frühling der Natur
Aus dem Leben, wie aus seinem Reime,
Wächst der ew'ge Würger nur.

Weh! entblättert seh' ich deine Rosen liegen,
Bleich erstorben deinen süßen Mund,
Deiner Wangen wallendes Rund
Werden raube Winterstürme pflügen,
Düster Jahre Nebelschein
Wird der Jugend Silberquelle träben,
Dann wird Laura — Laura nicht mehr lieben,
Laura nicht mehr liebenswürdig seyn.

Mädchen — stark wie Eiche stehet noch dein Dichter;
Stumpf an meiner Jugend Heilentrast
Niederfällt des Lebenspeeres Schwast;
Meine Wille — brennend wie die Lichte
Seines Himmels — feuriger mein Geist,
Denn die Lichte seines ewigen Himmels,
Der im Meere eignen Weltgewimmels
Felsen thürmt und niederreißt;
Ruhn durchs Weltall steuern die Gedanken,
Fürchten nichts — als seine Schranken.

Stüßst du, Laura? Schwülst die stolze Brust?
Lern' es, Mädchen, dieser Trant der Lust,
Dieser Reiz, woraus mir Gottheit düstet —
Laura — ist vergiftet!
Unglücksfestig! unglücksfestig! die es wagen,
Gitter funken aus dem Staub zu schlagen.
Ach! die täuschste Harmonie
Wirft das Saitenspiel zu Trümmern,
Und der lobe Aetherstrahl Genie
Nährt sich nur vom Lebenslampenschimmer —
Wegbetrogen von des Lebens Thron
Frohnt ihm jeder Würger schon!
Ach! schon schwanden sich, mißbraucht zu fremden
Flammen,
Meine Geister wider mich zusammen!
Laß — ich fühl's — laß, Laura, noch zweien kurze
Lenze fliegen — und dies Moderhaus
Wieg' sich schwankend über mir zum Sturze,
Und in eigne Strahle lösch' ich aus. — —

Weinst du, Laura? — Thräne sey verneinet,
Die des Alters Straf: Los mir erweinet!
Weg! versiege, Thräne, Sänderin!
Laura will, daß meine Kraft entweiche,
Daß ich zitternd unter dieser Sonne schleiche,
Die des Jünglings Adernana nesehn? —
Daß des Busens lichte Himmelsflamme
Mit erstornem Herzen ich verdamme,
Daß die Augen meines Geists erblinden,
Daß ich fluche meinen schönsten Sünden?
Nein! versiege, Thräne, Sänderin! —
Brich die Blume in der schönsten Sünde,
Edel, o Jüngling mit der Trauermiene,
Meine Facet weinend aus,
Wie der Vorhang an der Trauerröhne
Niederrauschet bei der schönsten Scene,
Stehn die Schatten — und noch schweigend horcht
das Haus. —

Die Kindermörderin.

Die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Beiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
Grabgefährten, brecht zum Nichtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süße! —
Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonue,
Die so oft das Mädchen lustberauscht!
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
Paradiesekinder, Fantasien!
Weh! sie starben schon im Morgentelme,
Ewig nimmer an das Licht zu blähen.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleisen,
Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid,
In der blonden Locken loses Schweifen
Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopfert der Hülle
Schmückt noch jetzt das weißliche Gewand,
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
Denen noch der Unschuld Küssen blähen,
Denen zu dem weichen Busenwallen
Heidenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden!
Und Empfindung soll kein Nichtschwert seyn!
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
Schlief Luise's Jugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine Andre,
Mein vergessen, dieses Schlängelhertz,
Ueberfliehet, wenn ich zum Grabe wandre,
An dem Nuthsch in verlierten Schmerz?
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
Schlingt den Kuß, den sie entgegenbringt,
Wenn, verspricht auf diesem Todesbloke,
Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Folge dir Luise's Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
Schlage schrecklichmahnend an dein Ohr —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
Dir der Liebe sanft Gellspiel quillt,
Bohr' es plötzlic eine Hüllentwunde
In der Wollust Rosenblüth!

Ha, Verräther! nicht Luise's Schmerzen?
Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knabklein unter meinem Herzen?
Nicht, was Löw' und Tiger schmelzen kann? —
Seine Segel flegeln stolz vom Lande!
Seine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
Winzelt er ein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schoße
Lag es da in süßer, goldner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
Lachte mir der holde Kleine zu —

Tödtlichleiblich sprach aus allen Äugen
Sein geliebtes theures Blut mich an,
Den bettornen Mutterküssen wiegen
Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo ist mein Vater? laßte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
Weib, wo ist dein Gatte? halte
Jeder Winkel meines Herzens nach —
Weh, umsonst wirst, Waise, du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt,
Wirst der Stunde unsres Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hülle!
Einsam sitzt sie in dem Aa der Welt,
Dürstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt.
Ach, mit jedem Laut von dir ertlingten
Schmerzgefühle des vergangnen Glücks,
Und des Todes bitter Pfeile bringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hülle, Hülle, wo ich dich vermissen,
Hülle, wo mein Auge dich erblickt!
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt!
Seine Gibe donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickt mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Fage dir der grimme Schatten nach,
Wda' mit kalten Armen dich ereilen,
Donnre dich aus Wonneträumen wach;
Im Gestimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es beegne dir im blut'gen Schmucke,
Geißle dich vom Paradies zurück.

Echt! da lag's entseelt zu meinen Füßen, —
Kalt hinstarrend, mit verworrenem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme fließen,
Und mein Leben stieß mit ihm dahin! —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Hertz!
Freudig eil' ich, in dem kalten Tode
Auszufluchen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen,
Dir verzeiht die Sänderin.
Meinen Groll will ich der Erde weihen,
Schlage, Flamme, durch den Holzstoß hin! —
Glücklich! glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Gibe flüßt ein siegend Feu'r,
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend,
Trauet, Schwestern, Männerschwären nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend,
Auf der Nichtstatt hier verflucht' ich sie! —
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
Sammelt die Finde um mein Angesicht!
Henter, tannst du keine Lisse knicken?
Bleicher Henter, zittre nicht!

Die Größe der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt fleg' ich des Windes Flug,
Bis am Strande

Ihrer Wogen ich lande,
Unter werf, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich aufstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen

Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternentleer.

Angesauert den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts,
Nebstlich trüber

Himmel an mir vorüber,
Weltsysteme, Fluten im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Walker, was suchst du
hier?“

„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht!“

„Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“

„Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter
mir! —

Sente nieder,
Abgeredant' dein Gefieder!

Rühne Seglerin, Fantasie,
Wirst ein muthloses Anter hier.“

Elegie auf den Tod eines Jünglings.

Banges Erdhnen, wie vorm nahen Sturme,
Hallet her vom bden Trauerhaus,
Totentöne hallen von des Münsters Thurme!
Einen Jüngling trägt man hier heraus,
Einen Jüngling — noch nicht reif zum Sarge,
In des Lebens Mai gepflückt,
Pochend mit der Jugend Rerrenmarke
Mit der Flamme, die im Auge zückt,
Einen Sohn, die Wonne seiner Mutter,
(O das lehrt ihr jammernd Ach!)
Meinen Busenfreund, ach! meinen Bruder —
Auf! was Mensch heißt, folge nach!

Prahlst ihr, Fichten, die ihr, hoch verastet,
Stürmen stehet und den Donner necket?
Und ihr Berge, die ihr Himmel hallet,
Und ihr Himmel, die ihr Sonnen hegt?
Prahlet der Greis noch, der auf stolzen Werten
Wie auf Wogen zur Vollendung steigt?
Prahlet der Held noch, der auf aufgewälzten Thatens
bergen

In des Nachruhms Sonnentempel flucht?
Wenn der Wurm schon naget in den Blüthen:
Wer ist Thor, zu wähnen, daß er nie verdirbt?
Wer dort oben hofft noch und hienieden
Auszubauern — wenn der Jüngling stirbt?

Liestlich häßten, voll der Jugendfreude,
Seine Tage hin im Rosenleide,

Und die Welt, die Welt war ihm so schön —
Und so freundlich, so begaubernd blühte
Ihm die Zukunft, und so golden glänzte
Ihm des Lebens Paradies;

Noch, als schon das Mutterauge schaute,
Unter ihm das Todtenreich schon glänzte,
Ueber ihm der Parzen Faden riß,
Erd' und Himmel seinem Blick entliefen,
Stoh er ängstlich vor dem Grabgedanken —
Ach, die Welt ist Sterbenden so süß!

Stumm und taub ist's in dem engen Hause,
Tief der Schlummer der Begrabenen;
Bruder! ach, in ewig tiefer Pause
Fiehn alle deine Hoffnungen;
Dst erwärmt die Sonne deinen Hügel,
Ihre Glut empfindest du nicht mehr;
Seine Blumen wiegt des Westwinds Flügel,
Sein Geisfel hdest du nicht mehr;
Liebe wird dein Auge nie vergolden,
Nie umhalsen deine Braut wirst du,
Nie, wenn unser Thränen stromweis rollten, —
Ewig, ewig sinkt dein Auge zu.

Aber wohl dir! — edstlich ist dein Schlummer,
Ruhig schläft sich's in dem engen Haus;
Mit der Freude stirbt hier auch der Kummer,
Nöckeln auch der Menschen Qualen aus.
Ueber dir mag die Verleumdung geisern,
Die Verführung ihre Gifte speien,
Ueber dich der Pharisäer eisern,
Fromme Werbsucht dich der Hölle weihn;
Gauner durch Apostel-Mästen spielen,
Und die Bastardtochter der Gerechtigkeit,
Wie mit Würfeln, so mit Menschen spielen,
Und so fort, bis hin zur Ewigkeit.

Ueber dir mag auch Fortuna gaulen,
Blind herum nach ihren Buhlen spähen,
Menschen bald auf schwanken Thronen schauteln,
Bald herum in wässen Pfägen drehn;
Wohl dir, wohl in deiner schmalen Zelle!
Diesem tomsch:tragischen Gewähl,
Dieser ungestümen Glückswelle,
Diesem possenhaften Lottospiel,
Diesem faulen, fleibigen Gewimmel,
Dieser arbeitvollen Ruh,
Bruder! — diesem teufelvollen Himmel
Schloß dein Auge sich auf ewig zu.

Fahr' denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posanne klingt,
Und nach aufgerissnen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung
schwingt —

Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
Gräber freisen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzender Planeten Rauche
Ihren Raub die Gräfte wiederdräun —

Nicht in Welten, wie die Weisen träumen,
Nuch nicht in des Pbbels Paradies,
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen, —
Aber wir ereilen dich gewiß,
Daß es wahr sey, was den Pilger freute?
Daß noch jenseits ein Gedante sey?
Daß die Jugend übers Grab geleite?
Daß es mehr denn eitle Fantasie! — —

Schon entthüllt sind dir die Räthsel alle!
 Wodurch schirmt dein hochentzündeter Geist,
 Warum die tausendfachen Strahle
 Von des Himmels Waters Reiche fließt. —

Reicht denn hin, ihr schwarzen, stummen Träger!
 Tragt auch den dem großen Wägger auf!
 Hört auf, geheulergoss'ne Kläger!
 Thürmet auf ihn Staub auf Staub zu Hauf!
 Wo der Mensch, der Gottes Rathschluss prüfte?
 Wo das Aug', den Abgrund durchzuschauen?
 Heilig, heilig, heilig bist du, Gott der Gräfte!
 Wir verehren dich mit Graun!
 Erde mag zurück in Erde stauben,
 Fliegt der Geist doch aus dem morschen Haus!
 Seine Asche mag der Sturmwind treiben,
 Seine Liebe dauert ewig aus!

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
 Eine Wetterwolke,
 Durch die grüne Ebene schwannt der Marsch.
 Zum wilden eisernen Würfelspiel
 Streckt sich unabsehblich das Gefilde.
 Blicke triechen niedervwärts,
 An die Rippen pocht das Männerherz.
 Vorüber an hohlen Männergesichtern
 Niederjagt die Front der Major:
 Halt!

Und Regimenter fesselt das starre Kommando.

Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
 Was blüht dort her vom Gebirge?
 Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
 Wir sehn des Feindes Fahnen wehn.
 Gott mit euch, Weib und Kinder!
 Lustig! hört ihr den Gesang?
 Trommelwirbel, Pfeifenklang
 Schmettert durch die Glieder;
 Wie braust es fort im schönen wilden Takt!
 Und braust durch Markt und Wein.
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Schon steigt es fort wie Wetterleucht,
 Dampf brüllt der Donner schon dort,
 Die Wimper zuckt, hier tracht er laut,
 Die Lösung braust von Heer zu Heer —
 Laß brausen in Gottes Namen fort,
 • Freier schon athmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
 Eisern im wolfigen Pulverdampf,
 Eisern fallen die Wärfel.

Nah umarmen die Heere sich,
 Fert'ig! heult's von P'oton zu P'oton;
 Auf die Knie geworfen
 Feuern die Vorderen, viele stehen nicht mehr auf,
 Rücken reißt die streifende Kartätsche,
 Auf Vormanns Rumpf springt der Hintermann,
 Verwüstung rechts und links und um und um,
 Bataillone niederwürgt der Tod.

Die Sonne löst sich aus, heiß brennt die Schlacht,
 Schwarz bräutet auf dem Heer die Nacht —

Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Hoch springt an den Wägen das Blut,
 Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
 Strauchelt über den Leichnamen —
 „Und auch du, Franz?“ — „Gräße mein Lott-
 chen, Freund!“

Widder immer wüthet der Streit;
 „Gräßen will ich“ — Gott! Kameraden, seht!
 Hinter uns wie die Kartätsche springt! —
 „Gräßen will ich dein Lottchen, Freund!
 „Schlummre sanft, wo die Rugel Saat
 „Regnet, stürz' ich Verlass'ner hinein.“

Hierher, dorthin schwannt die Schlacht,
 Finstern bräutet auf dem Heer die Nacht,
 Gott befohlen, Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Horch! was stampft im Galopp vorbei?
 Die Adjutanten fliegen,
 Dragoner rasseln in den Feind,
 Und seine Donner ruhn.
 Victoria, Brüder!
 Schrecken reißt die feigen Glieder,
 Und seine Fahne sinkt —

Entschieden ist die scharfe Schlacht,
 Der Tag blüht siegend durch die Nacht!
 Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
 Stimmen schon Triumphgesang!
 Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
 In einer andern Welt wieder!

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
 Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
 Rousseaus Grab! gegrüßt seyst du mir!
 Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
 Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
 Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wann wird doch die alte Wunde narben?
 Einst war's finster, und die Weisen starben;
 Nun ist's lichter, und der Weise stirbt.
 Sokrates ging unter durch Sophisten,
 Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen.
 Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Die Freundschaft.

(Aus den Briefen Julius an Raphael, einem noch ungebrachten Roman.)

Freund! genügsam ist der Wesentlicher —
 Schäumen sich kleimeisterische Denker,
 Die so ängstlich nach Gesetzen spähn —
 Geisterreich und Körperweltgewähle
 Wälzet eines Rades Schwung zum Ziele;
 Hier sah es mein Newton gehn.

Sphären lehrt es Sklaven eines Zaunes
 Um das Herz des großen Weltentraumes
 Labyrinthbahnen ziehn —
 Geister in umarmenden Systemen
 Nach der großen Geisterpersonne strömen,
 Wie zum Meere Bäche fliehn.

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
Uns're Herzen aneinander zwang?
Raphael, an deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geisterfonne
Freudigmuthig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du —
Laß das Chaos diese Welt unrühren,
Durcheinander die Atome schütteln;
Ewig stehn sich uns're Herzen zu.

Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen
Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?
Nur in dir besaun' ich mich —
Schöner malt sich mir die schöne Erde,
Heller spiegelt in des Freund's Geberde,
Reizender der Himmel sich.

Schweremuth wirft die bangen Thränenlasten,
Säßer von des Leidens Sturm zu rasen,
In der Liebe Busen ab; —
Sucht nicht selbst das festernde Entzücken
In des Freund's berebten Strahlenblicken
Ungebuldig ein wollust'ges Grab?

Ständ' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine,
Und umarmend küßt' ich sie —
Meine Klagen stöhm' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug! der süßen Sympathie.

Todte Gruppen sind wir — wenn wir haßen,
Götter — wenn wir liebend uns umfassen!
Reizten nach dem süßen Fesselschwang —
Aufwärts durch die tausendfachen Stufen
Zahntloser Geister, die nicht schufen,
Waltet göttlich dieser Drang.

Arm in Arme, höher stets und höher,
Vom Mongolen bis zum griech'ischen Geher,
Der sich an den letzten Seraph reißt,
Wollen wir, einmüth'gen Ringeltanzes,
Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
Sterbend untertauchen Maß und Zeit —

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel — darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit! —
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Reich des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gruppe aus dem Tartarus.

Horch — wie Murneln des empörten Meeres,
Wie durch hohler Felsen Becken weint ein Bach,
Eidnet dort dumpfigtief ein schwarzes, leeres
Qualerpreßtes Ach!

Schmerz verzerrt
Ihr Gesicht; Verzweiflung sperrt
Ihren Rachen klüchend auf.
Hohl sind ihre Augen, ihre Blicke
Spähen bang nach des Kocytus Bräde,
Folgen thranend seinem Trauertaus.

Fragen sich einander ängstlich leise:
Ob noch nicht Vollendung sei —
Ewigkeit schwingt über ihnen
Driht die Sense des Saturn'schen Meis.

Elysium.

Vorüber die stöhnende Klage!
Elysiums Freudengelage
Erfäulen jegliches Ach —
Elysiums Leben
Ewige Wonne, ewiges Schweben,
Durch lachende Fluren ein ständender Bach,
Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai;
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Unendliche Freude
Durchwaltet das Herz.
Hier mangelt der Name dem trauernden Leide;
Sanftes Entzücken nur heißet hier Schmerz.

Hier strecket der wallende Pilger die matten
Brennenden Glieder im kühlenden Schatten,
Leget die Bürde auf ewig dahin —
Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingefungen von Harfengezitter,
Träumt er geschnittene Salme zu sehn.

Dessen Fahne Donnerstürme wallte,
Dessen Ohren Mordgebrüll umhüllte,
Berge bebten unter dessen Donnergang,
Schläft hier linde bei des Baches Rieseln,
Der wie Silber spielt über Rieseln,
Ihm verhallen wilder Speere Klang.

Hier umarmen sich getreue Gatten,
Küssen sich auf grünen sammtigen Matten,
Liebetost vom Balsam: West;
Ihre Krone findet hier die Liebe;
Sicher vor des Todes strengem Hiebe,
Feiert sie ein ewig Hochzeitfest.

Der Flüchtling.

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch dämm'rigen Tannen Riß
Das junge Licht und ängstet aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wollenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Aurores Umarmungen glüht.

Seu, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Ager und Au.
Wie silbersarb flitzern
Die Wiesen, wie glitzern
Tausend Sonnen in perlendem Thau!

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut Wiehern und Schnauben und Mirschen und
Stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erklimmen
Ins lachende Thral.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen!
Laut Wiehern und Schnauben und Mirschen und
Stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erklimmen
Ins lachende Thral.
Die Waldungen leben,
Und Adler und Falken und Habichte schweben
Und wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeherde
Für mich nur ein Grab!

Steig' empor, o Morgenroth, und rüthe
Mit purpurnem Russe Hain und Feld!
Säufte nieder, Abendroth, und stübe
Sanft in Schlummer die erschorbne Welt!
Morgen — ach! du rühstest
Eine Tobtenstür,
Ach! und du, o Abendroth! umstirrest
Meinen langen Schlummer nur.

Die Blumen.

Kinder der verzüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja, euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gestickt,
Schön hat Flora euch geschmückt
Mit der Farben Glitterpracht.
Holde Frühlingskinder, klaget!
Seele hat sie euch versaget,
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loß,
Gautende Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schoß.
Abblüht eures Reizes Krone
Nicht die Tochter der Dione
Schwellend an der Liebe Pfahl?
Jarte Frühlingskinder, weinet!
Liebe hat sie euch verneinet,
Euch das selige Gefühl.

Aber hat aus Manns Blicken
Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflegen
Ihr zum jarten Liebesband?
Leben, Sprache, Seelen, Herzen
Stimme Regen süßer Schmerzen,
Gott euch dies Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure Armen Blätter
Seine hohe Gottheit ein.

An den Frühling.

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenthränen
Willkommen auf der Flur!

Hi! ei! da bist ja wieder!
Und bist so lieb und schön!
Und freun wir uns so herzlich,
Entgegen dir zu gehn.

Denkst auch noch an mein Mädchen?
Hi, Lieber, denke doch!
Dort liebte mich das Mädchen,
Und 's Mädchen liebt mich noch!

Järs Mädchen manches Blümchen
Erbat ich mir von dir —
Ich komm' und bitte wieder,
Und du? — du gibst es mir.

Willkommen, schöner Jüngling!
Du Wonne der Natur!
Mit deinem Blumenthränen
Willkommen auf der Flur!

An Minna.

Träum' ich? ist mein Auge träber?
Nebelt's mir ums Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme leichter Thoren
Blühend mit dem Fächer steht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nieder
Stolze Federn, mein Geschenk;
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sey gebet!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Ihren Brust und Locken noch —
Ach, die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umgibt von leeren Schmeichlern!
Geh! vergiß auf ewig mich.
Ueberliefen feilen Leuchtern,
Eitles Weib, verachte ich dich.
Geh! dir hat ein Herz geschlagen,
Dir ein Herz, das edel schlug,
Groß genug, den Schmerz zu tragen,
Daß es einer Thrän schlug.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtchen! — schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erstorben,
Seine Hof' entblättert sich.
Schwalben, die im Renze mimen,
Fliehen, wenn der Nordsturm weht.
Buhler scheucht dein Herzst von hinnen,
Einen Freund hast du verschmäht.

In den Kammern deiner Schöne
Sich' ich dich verlassen gehn,
Weinend in die Menschensee
Deines Mohns mich wehn.
Die mit heißem Liebesgeize
Deinem Fuß entgegenstohn,
Zischen dem erloschnen Reize,
Lachen deinem Winter Hohn.

Schönheit hat dein Herz verdorben,
Dein Gesichtchen! — schäme dich!
Morgen ist sein Glanz erloschen,
Seine Ros' entblättert sich —
Ha! wie will ich dann dich hbnen!
Hbnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bitter Thränen,
Weinen, Minna! über dich.

Der Triumph der Liebe.

Eine Hymne.

Gelg durch die Liebe
Gditter — durch die Liebe
Menschen Gdittern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmelscher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Einstens hinter Porphas Rücken,
Stimmen Dichter ein,
Sprang die Welt aus Felsenstücken,
Menschen aus dem Stein.

Stein und Felsen ihre Herzen,
Ihre Seelen Nacht,
Von des Himmels Flammenerzen
Nie in Blut gefacht.

Noch mit sanften Rosenketten
Banden junge Amoretten
Ihre Seelen nie —
Noch mit Liedern ihren Busen
Hoben nicht die weichen Mäusen,
Nie mit Saitenharmonie.

Ach! noch wanden keine Kränze
Liebende sich um!
Traurig flüchteten die Lenge
Nach Elysium.

Ungegräbet stieg Kurotes
Aus dem Schoß des Meers,
Ungegräbet sank die Sonne
In den Schoß des Meers.

Wiß umirrten sie die Haine,
Unter Lunas Nebelschleime,
Augen eifern Joch.
Schwand an der Sternensöhne
Gahnte die geheime Thronne
Keine Gditter noch.

Und, sich'! der blauen Mut entwand
Die Himmelskinder saust und wand,
Getragen von Rajaden
Zu traumhaften Gefaden.

Ein jugendlicher Menschensohn
Durchweht, wie Morgensonne
Auf das allmächtige Meer
Lust, Himmel, Meer und Land.

Des holden Tages Auge lacht
In bühnen Wälder Mitternacht
Balsamische Narzissen
Blühen unter ihren Füßen.

Schon stürzte die Nachtigall
Den ersten Sang der Liebe,
Schon murmelte der Aethers Fall
In weiche Busen Liebe.

Glückseliger Vogalmann!
Es schmilzt, es glüht dein Marmor schon!
Gott Amor, Ueberwinder!
Umarme deine Kinder!

Gelg durch die Liebe
Gditter — durch die Liebe
Menschen Gdittern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmelscher — die Erde
Zu dem Himmelreich.

Unter goldnem Nektarschaum,
Ein wuschiger Morgentraum,
Ewig Lustgelage,
Fliehn der Gditter Tage.

Thronend auf erhabenem Sitz,
Schwingt Kronion seinen Blitz;
Der Olympus schwankt erschrocken,
Ballen zählend seine Lodsen —

Gdittern läßt er seine Throne,
Niedert sich zum Erbensohne,
Seufzt artabisch durch den Hain,
Zahme Donner untern Felsen,
Schläft, wiegt von Lebas Küssen,
Schläft der Riesengditter ein.

Majestät'sche Sonnenrosse
Durch des Lichtes weiten Raum
Leitet Phobos goldner Baum;
Wdter führt sein rasselnbes Gefolge.
Seine weißen Sonnenrosse,
Seine rasselnbes Gefolge,
Unter Lieb und Harmonie,
Ha! wie gern verlor er sie!

Vor der Gattin Kronions
Beugen sich die Uraniden.
Stolz vor ihrem Wagenthrone
Bräutet sich das Pfauenpaar!
Mit der goldnen Herrschertrone
Schmückt sie ihr ambrosisch Haar.

Edle Gditter! ach, die Liebe
Blüht, mit dem süßen Triebe
Deiner Majestät zu wach;
Und von ihren stolzen Höhen
Muß die Gditterdämonin
Um des Reizes Gdittern
Bei der Hergensflederin.

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Liebe sonnt das Reich der Nacht.
 Amors süßer Zaubermacht
 Ist der Orkus unterthänig:
 Freudlich blüht der schwarze Adlig,
 Wenn ihm Ceres Tochter lacht.
 Liebe sonnt das Reich der Nacht.

Himmlisch in die Hölle klangen
 Und den wilden Hüter zwangen
 Deine Lieder, Thracier —
 Minos, Thränen im Gesichte,
 Wilderte die Qualgerichte,
 Häßlich um Megärens Wangen
 Rächten sich die wilden Schlangen
 Keine Geißel klatschte mehr;
 Aufgejagt von Orpheus Leyer
 Flog von Titon der Geier;
 Reiser hin am Ufer rauschten
 Kethe und Korymbus, lauschten
 Deinen Liedern, Thracier!
 Liebe sangst du, Thracier!

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Durch die ewige Natur
 Däfst ihre Blumenfüß,
 Weht ihr goldner Flügel.
 Winken mir vom Mondenlicht
 Aphroditens Augen nicht,
 Nicht vom Sonnenhügel,
 Lächelte vom Sternennmeer
 Nicht die Göttin zu mir her,
 Stern' und Sonn' und Mondenlicht
 Regten mir die Seele nicht.
 Liebe, Liebe lehrt nur
 Dem Natur.
 Wie aus einem Spiegel!

Liebe rauscht der Silberbach
 Liebe lehrt ihn sanfter wallen;
 Seele haucht sie in das Thal
 Klagenreicher Nachtigallen —
 Liebe, Liebe klopft nur
 Auf der Laute der Natur.

Weisheit ist dem Sonnenbild
 Große Götter, tritt gurch.
 Welche vor der Liebe!
 Die Grobheit, Härten nie
 Versteht du ein Schwermüde.
 Bruch' es jetzt der Liebe!

Wer die steile Sternbahn
 Ging dir Heidenthüm voran
 Zu der Gottheit Sitz?
 Wer zerriß das Himmels
 Zeigte dir Elysium?
 Durch des Grabes Rige?
 Lachte sie uns nicht hinein,
 Möchten wir unsterblich seyn?
 Suchten auch die Geister
 Ohne sie den Meister?
 Liebe, Liebe leitet nur
 Zu dem Vater der Natur,
 Liebe nur die Geister.

Selig durch die Liebe
 Götter — durch die Liebe
 Menschen Göttern gleich!
 Liebe macht den Himmel
 Himmlischer — die Erde
 Zu dem Himmelreich.

Das Glück und die Weisheit.

Entzweit mit einem Favoriten,
 Flog einst das Glück der Weisheit zu:
 „Ich will dir meine Schätze bieten,
 Sey meine Freundin du!“

Mit meinen reichsten schußten Gaben
 Beschenkt' ich ihn so mütterlich,
 Und, sich', er will noch immer haben
 Und nennt noch geizig mich.

Komm, Schwester, laß uns Freundschaft schließen!
 Du marterst dich an deinem Pfug,
 In deinen Schoß will ich sie gießen,
 Hier ist für dich und mich genug.“

Cynthia lächelt diesen Worten
 Und wischt den Schweiß vom Angesicht:
 „Dort eilt dein Freund, sich zu ermorden.
 Verblühet euch! dich brauch' ich nicht.“

An einen Moralisten.

Was jähst du unser frohen Jugendweise
 Und lehst, daß Liebela tändeln sey?
 Du starrest in des Winters Eise
 Und schmältest auf den goldnen May.

Einst, als du noch das Nymphenvolk bekriegtest,
 Ein Held des Carnivals, den deutschen Wirbel
 Flogst.

Ein Himmelreich in beiden Armen wiegest
 Und Metardust von Mädchenlippen sogst.

Ha, Geladon! wenn damals aus den Kissen
 Gewunden war' der Erde schwerer Ball —
 Im Liebestrind mit Tulien verwachsen,
 Du hättest überhört den Fall!

Du hast gurch nach deinen Rosentagen
 Und lerne: Die Philosophie
 Schlägt um, wie unsre Pulse anders schlagen;
 In Göttern schaffst du Menschen nie.

Wohl, wenn ins Fiß des flügelnden Verstandes
Das warme Blut ein Vögelchen munter springt!
Laß den Bewohnern eines bessern Landes,
Was nie dem Sterblichen gelingt.

Zwängt doch der irdische Gefährte
Den gottgeborenen Geist in Kerkermauern ein,
Er wehrt mir, daß ich Engel werde:
Ich will ihm folgen, Mensch zu seyn.

Graf Eberhard der Greiner von Württemberg.

Kriegslied.

Ihr — ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gehar das Schwabenland.

Prahlt nur mit Karl und Eduard.
Mit Friedrich, Ludwig!
Karl, Friedrich, Ludwig, Eduard
Ist uns der Graf, der Eberhard,
Ein Wettersturm im Krieg.

Und auch sein Bub', der Alerich,
War gern wo's eisern stang;
Des Grafen Bub', der Alerich,
Kein'n Fußbreit rückwärts zog er sich.
Wenn's drauf und brunter sprang.

Die Keutlinger, auf unserm Glanz
Erbittert, tochten Gift
Und buhlten um den Siegestrang
Und wagten manchen Schwertertanz
Und gürteten die Hüft' —

Er griff sie an — und siegte nicht
Und kam gepanzt nach Haus;
Der Vater schnitt ein falsch Gesicht,
Der junge Kriegsmann stieß das Licht,
Und Thränen drangen 'raus.

Das wurmt' ihm — Ha! ihr Schurken, warrt:
Und trug's in seinem Kopf.
Ausweichen, bei des Vaters Bart!
Ausweichen wollt' er diese Schart!
Mit manchem Städtlerschoß.

Und Fehd' entrannte bald darauf,
Und zogen Roß und Mann
Bei Obffingen mit hellem Hauf,
Und heller ging's dem Junter auf.
Und, hurrah! heiß ging's an.

Und unsers Heeres Lösungswort
War die verlorne Schlacht.
Daß eß uns wie die Windbraut fort
Und schmiß uns tief in Blut und Mord
Und in die Langennacht.

Der junge Graf, voll Löwengrimm,
Schwang seinen Heldenstab.
Wild vor ihm ging das Ungeheum,
Schreul und Winseln hinter ihm,
Und um ihn her das Grab.

Doch weh! ach weh! ein Edelblet
Sank schwer auf sein Genick
Schnell um ihn her der Helden Hauf
Umsonst! umsonst! erstarrt blut
Und sterbend brach sein Blut.

Bestärzung hemmt des Sieges Bahn.
Laut schrie Feind und Freund —
Hoch fährt der Graf die Reiter:
Mein Sohn ist wie ein andrer Mann!
March, Kinder! in den Feind!

Und Lanzen sausen feuriger,
Die Rache spornt sie an,
Rasch über Leichen ging's daher,
Die Städter laufen kreuz und quer
Durch Wald und Berg und Thal.

Und zogen wir mit Hörnerklang
Ins Lager froh zurück.
Und Weib und Kind im Rundgesang
Beim Walzer und beim Becherklang
Lustfeiern unser Glad.

Doch unser Graf — was that er igt?
Vor ihm der todt' Sohn,
Allein in seinem Zelte sitzt
Der Graf, und eine Thräne bligt
Im Aug' auf seinen Sohn.

Drum hangen wir so treu und warm
Am Grafen, unserm Herrn.
Allein ist er ein Heldenschwarm,
Der Denner rast in seinem Arm.
Er ist des Landes Stern.

Drum, ihr dort außen in der Welt,
Die Nasen eingespannt!
Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gehar das Schwabenland.

G e m e i n e

zwei Scenen.

P e r s o n e n.

Juno.	Jupiter.
Cemete, Wittwe von	Mercur.

Pluton

Die Handlung ist im Hades, im Reich der Toten

E r s t e S c e n e.

Juno folgt auf ihrem Wagen, von einer Wölfe umgeben
Hinter dem gestülpten Wagen,
Pluton Junos, erwartet mein
Auf Citharons wolfigem Gipfel.

Wagen und Wölfe verschwinden.

Ha, sey gegräßt, Haus meines grauen Bornes!
Sev grimmig mir gegräßt, feindselig Dach,
Verhaßtes Pflaster! — Hier also die Stätte.
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angesicht des teuflischen Tages frevelt!

Hier, wo ein Weib sich ohne Sterbliche,
Erstarrt, kein flausgesittetes Geschöpf,
Den Donner aus meinem Arm zu schmelzeln,
An ihren Klippen ihn gefangen hält!
Juno! Juno! Einsam
Stehst du, stehst verlassen
Auf des Himmels Thron!
Reichlich dampfen die Altäre,
Und dir beugt sich jedes Knie.
Was ist ohne Liebe Ehre?
Was der Himmel ohne sie?

Wehe, deinen Stolz zu beugen,
Musste Venus aus dem Schaume steigen!
Götter beehrte,
Menschen und Götter ihr zaubrischer Blick!
Wehe, deinen Gram zu mehren,
Muß! Hermione gebären,
Und vernichtet ist dein Glück!

Bist ich nicht Fürstin der Götter?
Nicht Schwester des Donnerers,
Nicht die Gattin des herrschenden Zeus?
Nachzu nicht die Achsen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauscht nicht mein Haupt die
olympische Krone?

Ja, ich fühle mich!
Kronos' Blut in den unsterblichen Adern,
Königlich schwillt mein göttliches Herz.
Rache! Rache!
Soll sie mich ungestraft schmähen?
Ungestraft unter die ewigen Götter
Werfen den Streit und die Eris rufen
In den fröhlichen himmlischen Saal?
Eitle! Vergessene!
Stirb und lerne am stygischen Strom
Göttliches unterscheiden von irdischem Staub!
Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken,
Nieder dich schmettern
Deine Göttersucht!

Rachegepanzert
Stieg' ich vom hohen Olympos herab.
Süße, verstrickende
Schmelzende Neben
Hab' ich eronnen;
Tod und Verderben
Lauern darin.

Horch, ihre Tritte:
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem gewissen Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand!
Sie geht ab.

Semele war in die Eren.

Die Sonne neigt sich schon! Jungfrauen, eilt,
Durchwahrt den Saal mit süßen Ambrabüsten,
Streut Rosen und Narzissen rings umher,
Vergesst auch nicht das goldgewebte Pöfster —
Er kommt noch nicht — die Sonne neigt sich schon —

Juno, in Gestalt einer Alten herabsteigend,
Gelobet seyen die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ja! Wach' ich? Adum' ich? Götter! Berce!

Juno.

Soll' ihre alte Amme Semele
Vergessen haben?

Semele.

Berce! Beim Zeus!

Laß an mein Herz dich brüden — deine Tochter!
Du lebst? Was führt von Epidauros dich
Hither zu mir? Wie lebst du? Du bist doch
Noch immer meine Mutter?

Juno.

Deine Mutter!

Eh' nanntest du mich so.

Semele.

Du bist es noch,

Wirst's bleiben, bis von Lethes Taumeltrant
Ich trunken bin.

Juno.

Bald wird wohl Berce
Vergessenheit aus Lethes Wellen trinten;
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethes nicht.

Semele.

Wie, meine Gute? Räthselhaft war sonst
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geist der grauen Haare spricht aus dir,
Ich werde, sagst du, Lethes Trant nicht kosten?

Juno.

So sag' ich, ja! Was aber spottest du
Der grauen Haare? — Freilich haben sie
Noch keinen Gott bestridet, wie die blonden!

Semele.

Verzeih' der Unbesonnenen! Wie wolt' ich
Der grauen Haare spotten? Werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fliehen?
Was aber war's, das zwischen deinen Zähnen
Du murmeltest? — Ein Gott?

Juno.

Sag' ich, ein Gott?

Nun ja, die Götter wohnen überall!
Sie anzusehn steht schwachen Menschen schdn.
Die Götter sind, wo du bist — Semele!
Was fragst du mich?

Semele.

Boshaftes Herz! Doch sprich:

Was führte dich von Epidauros her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beim Jupiter, nur Das!

Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,
Als ich das Jupiter aussprach? — Nichts Andres
Als Jenes, meine Tochter — Schrecklich rast
Die Pest zu Epidauros, tödtend Gift
Ist jeder Hauch, und jeder Athem würgt;
Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut
Der Bräutigam, die feuerflammennden
Holzstöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen rastlos in die Luft;
Unüberschwänglich ist das Weh! — Entsetzt
Blickt Zeus auf unser armes Volk herab;
Vergebens strömt ihm Opferblut, vergebens
Hermartert am Altare seine Knie
Der Priester, taub ist unserm Flehn sein Ohr —
Drum sandt' zu Kadmus Königs Tochter mich
Mein wegbelastet Waterland, ob ich
Von ihr erlitten könnte, seinen Grimm
Von uns zu wenden — Berce, die Amme,

Sitt viel, gebachten sie, bei Semele — bei Zeus
Sitt Semele so viel — mehr weiß ich nicht,
Versteh' noch weniger, was sie damit
Bedeutet: Semele vermag bei Zeus so viel.

Semelle, heilig und vergessen.

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk!
Zeus steht mich! sag's! heut' muß die Pest noch weichen!

Iuno, aufstrebend, mit Staunen.

Ha! ist es wahr, was tausendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hainus hat geplaudert?
Zeus liebt dich? Zeus grüßt dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn bestaunen,
Wenn in Saturnias Umarmungen er sinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — satt hab' ich gelebt —
In seiner Götterpracht steigt Kronos großer Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einst an dieser Brust
Getrunken hat — zu ihr —

Semelle.

O Berce! Er kam,
Ein schöner Jüngling, reizender, als keiner
Auroras Schoß entfloßen, paradiesisch reiner,
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht,
In Aethersfuth die Glieder eingetaucht,
Voll Ernst sein Gang und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Adher, Pfeil' aus Bogen
Die Schultern niederschwirren, wie
Vom Ocean sich heben Silberwegen,
Auf Maialüften hinten nachgeflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,
Wie Silberklang aus fließenden Krystallen —
Entzückender als Orpheus Saiten schallen —

Iuno.

Ha! meine Tochter! — Die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum heiligen Schwingen!
Wie muß das Hören seyn! wie himmelvoll das Bliden!
Wenn schon die stehende Erinnerung
Von himmen rückt in delphischem Entzücken? —
Wie aber? Schweigst du mir
Das Kostbarste, Kronions höchste Bier,
Die Majestät auf rothen Donnerkeilen,
Die durch zerriss'ne Wolken eilen,
Wißt du mir geizig schweigen? — Liebereiz
Mag auch Prometheus und Deutalion
Verlehen haben — Donner wirft nur Zeus!
Die Donner, die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner sind es nur,
Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

Semelle.

Wie, was sagst du? Hier ist von keinen Donnern
Die Rede. —

Iuno, lachend.

Auch Scherzen steht dir schön!

Semelle.

So himmlisch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deutalion's — von Donnern weiß ich
nichts!

Iuno.

O! Eifersucht!

Semelle.

Nein, Berce! beim Zeus!

Iuno.

Du schwörst?

Semelle.

Beim Zeus! Bei meinem Zeus!

Iuno, scherzend.

Du schwörst?

Ungläubliche!

Semelle, ängstlich.

Wie wirst dir? Berce!

Iuno.

Sprich's noch einmal, das Wort, das zur Stendesten
Auf Tellus ganzem großen Rund dich macht! —
Verlorene! Das war nicht Zeus!

Semelle.

Nicht Zeus!

Ungläubliche!

Iuno.

Ein listiger Betrüger

Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Scham und Unschuld wegbetrog! —

Semelle sagt an.

Ja, stürz' nur hin! Steh' ewig niemals auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, laß
Um dein Gebirg sich lagern ew'ge Eyle!
Bleib ewig hier, ein Felsenjacket, Neben! —
O Schande! Schande! die den teuflischen Tag
Zurück in Helates Umarmung schlendert!
So, Götter! Götter! so muß Berce
Nach sechzehn schwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Radmus wiedersehn! — Frohlockend
Jog ich von Epidauros her; mit Scham
Muß ich zurück nach Epidauros kehren. —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein
Pest!

Die Pest mag ruhig bis zum zweiten Ueberschweimen
ung

Fortwähren, mag mit ausgekauften Leichen
Den Delta überkipfeln, mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln.
Ob Semelle den Grimm der Götter brüht,
Betrogen ich und du und Griechenland und Alles!

Semelle richtet sich zitternd auf und spricht einen Vorn nach ihr aus.
O meine Berce!

Iuno.

Ermuntre dich, mein Herz!

Vielleicht ist's Zeus! Wahrscheinlich doch wohl nicht!
Vielleicht ist's dennoch Zeus! Jetzt müssen wir's
erfahren!

Jetzt muß er sich entsetzen oder los
Fliehet ewig seine Spur, laßt den Abscheulichen
Der ganzen Todesrade Lebens preis. —
Schau, theure Tochter, auf — schau deiner Berce
Ins Angesicht, das sympathetisch dir
So leuchtet — wollen wir ihn nicht
verlassen, Semelle?

Semelle.

Nein, bei den Göttern!

Ich will ihn dann nicht lassen —

Iuno.

Würdest du
Wohl minder elend seyn, wenn du in solchen Zweifeln
Fortgeschmachtetest — und wenn er's dennoch wäre —

Semele verbißt die Lippen in Juno's Schoß.

Woh! das ist's nicht!

Juno.

Und sich in allem Glanz,
Worin ihn der Olympus je gesehen,
Dir sichtbar stellte? — Semele! was nun?
Dann sollte dich's gereuen, ihn verlassen
Zu haben?

Semele, aufstehend.

Ha! Entschließen muß er sich!

Juno, stehend.

Er darf er nicht in deine Arme sinken —
Entschließen muß er sich — drum höre, gutes Kind!
Was dir die redlich treue Amme rät,
Was Liebe mir jetzt zugespelt, Liebe
Vollbringen wird — sprich, wird er bald erscheinen?

Semele.

Er noch Hyperion in Thetis' Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen —

Juno, vergessend, heftig.

Wirklich? Ha!

Versprach er? heut' schon wieder? Hast du. Laß ihn
kommen,

Und wenn er, eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander schlingt nach dir,
So trittst du — merke dir's — wie vom Blitz
Gerührt, zurück. Ha! wie er staunen wird!
Nicht lange lässest du, mein Kind, ihn staunen;
Du fährst so fort, mit frohen Gesichtsbliden
Ihn wegzustoßen — wilder, feuriger
Bestürmt er dich — die Eyrdigkeit der Schönen
Ist nur ein Damm, der einen Regensstrom
Hürschepreßt, und ungestümer prallen
Die Fluten an — Jetzt hebst du an zu weinen —
Giganten mocht' er stehen, mocht' ruhig anderschaun,
Wenn Iphigeneus hundertarmiger Grimm
Den Ofen und Olymp nach seinem Ershron jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zeus —
Du lächelst? — Gelt! die Schülterlein
Ist weiser hier als ihre Weisheit!
Nun bittest du den Gott, dir eine kleine, kleine,
Unschuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir seine Lieb' und Gottheit segeln sollte —
Er schenkt's beim Styx! — Der Styx hat ihn ge-
bannt!

Entschlafen darf er nimmermehr! Du sprichst:
„Er sollst du diesen Leib nicht kosten, bis
„In aller Kraft, worin dich Kronos' Tochter
„Ummarmt, du zu der Tochter Kadmus steigst!“
Laß dich's nicht schrecken, Semele, wenn er
Die Grauen seiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn trachen, die die Donner, die
Den Kommenden umrollen, zu Popangen
Aufstellen wird, den Wunsch dir zu erfüllen;
Das sind nur leere Schreden, Semele —
Die Götter thun mit dieser Herrlichkeit
Der Herrlichkeiten gegen Menschen larg —
Beharre du nur fest auf deiner Bitte,
Und Juno selbst wird auf dich herkommen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Hosenaugen!
Er hat mir's oft in Augenblick der Liebe
Geflagt, wie sie mit ihrer schwarzen Gasse
Ihn martere —

Juno, ergrimmt, verlegen bei Seite.

Ha! Wurm! den Tod für diesen Hohn!

Semele.

Wiet meine Berce! — Was hast du gemurmelt?

Juno, verlegen.

Nichts — meine Semele! Die schwarze Gasse quält
Auch mich — ein scharfer, strafender Blick
Muß oft bei Buhlenden für schwarze Gasse gelten —
Und Hosenaugen sind so wüste Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Berce! die garstigsten,
Die je in einem Kopfe stecken können!
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Weibes sichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zeus, daß ihn die Kaiserin
Mit ihrer etelhaften Liebe keine Nacht
Verschont und ihren eifersücht'gen Grillen,
Das muß Trions Rad im Himmel seyn.

Juno, in der äußersten Verwirrung und Wuth auf und ab gehend.

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie, Berce! so bitter?

Hab' ich wohl mehr gesagt, als wahr ist, mehr,
Als klug ist? —

Juno.

Mehr hast du gesagt.

Als wahr ist, mehr, als klug ist, junges Weib!
Preis' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Rachen lächeln!
Saturnia hat auch Mithras' Tempel
Und wandelt unter Stiersfüßen — die Götterin
Nicht nichts so sehr, als höhnisch Nasenrumpfen.

Semele.

Sie wandte hier und sey des Ruhmes Zeugin!
Was kümmert's mich? — Mein Jupiter beschäftigt
Mir jedes Haar, was kann mir Juno leiden?
Doch laß uns davon schweigen, Berce!
Zeus muß mir heute noch in seiner Pracht erscheinen,
Und wenn Saturnia das den Pfad
Zum Ortus finden sollte —

Juno, heftig.

Diesen Pfad

Wird eine Andre wohl noch vor ihn finden,
Wenn je ein Blitz Kronions trifft! —

Zu Semele.

Ja, Semele, sie mag vor Weib zerbersten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus steigt! —

Semele, lechzend lachend.

Meinst du.

Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter
hören?

Juno.

Ha! es mag auch von Sidon bis Athen
von Kadmus Kindern hören! Semele!
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter
hören? —

Vor des Riesentöbbers Braut sich beugen
Und in zitternder Entfernung —

Semele, freud' aufsteigend, ihr um den Hüft fallend.

Beroe!

Juno.

Erwigelten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:
Hier verehrt man Semele!
Semele, der Frauen schönste,
Die den Donnerschleudrer
Vom Olymp zu ihren Rüssen
Zu den Staub herunterzwang.
Und auf Samas tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen und krausen vom Hü-
geln —

Semele, außer sich.

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erschiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren.

Semele, begeistert.

Und erheben will ich sie!
Seinen Grimm mit Bittenöhnen,
Löschen seinen Witz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

Juno, vor sich.

Armes Ding! Das wirst du nie. —

Nachdenkend.

Bald zerschmilzt — — — doch — garstig mich zu
heissen! —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus!

Zu Semele.

Flieh' nur! Flieh' nur, meine Liebe,
Daß dich Zeus nicht merke! Laß ihn lange
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir schmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel

Hat erkoren dich zu seiner Stimme!
Ich Glücksel'ge! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!

Stills ab.

Juno, fragend, und ihr nachfolgend.

Schwaches, stolzes, leichtbetrogenes Weib!
Fressendes Feuer seine schmachenden Risse,
Seine Rüsse Zermalnung, Gewittersturm
Seine Umarmung dir! — Menschliche Leiber
Abgen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirft! — Ha!

In zuckender Anspielung.

Wenn nun ihr wächserner, sterblicher Leib
Unter des Feuertriebenden Armen
Niedererschmilzt, wie vor der Sonne Glut
Flodiger Saft — der Meineidige,
Statt der sanften, weicharmigen Braut
Seine eigenen Sacerden umhüllt —
Will ich herüber vom Cithäron wehen und singe.

Rufen herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil
Niederbest! Psst doch! umarme
Nicht so unsanft, Saturnus!

Cygnus.

Sie ist da.

Sechste Scene.

Der vorige Auf. *Flüchtige Astarte.* Zeus in Jünglingsgestalt.
Mercur in Entfernung.

Zeus.

Sohn Maja!

Mercur, *hastig.* mit gekrümmtem Haupte
Zeus!

Zeus.

Auf! Eile! Schwing'
Die Flügel fort nach des Stamanders Ufer!
Dort weint am Grabe seiner Schächerin
Ein Schächer — Niemand soll weinen.
Wenn Saturnus liebet —
Auf die Todte ins Leben jura!

Mercur, *anstellend.*

Deines Hauptes ein allmächtiger Wint
Führt mich in einem Hui dahin, jura!
In einem Hui —

Zeus.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Dpferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — Das ergötzte mich,
Daß mich das Volk so ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — so spricht Zeus:
Zehntausendfach soll sie auf fünfzig Jahr'
Den Argiern die Halme wiedergeben —

Mercur.

Mit zitternder Eile
Wollstred' ich deinen Jörn — mit jauchzender,
Alvater, beins Huld: denn Wollust ist's
Den Göttern, Menschen zu beklagen; zu verderben
Die Menschen, ist den Göttern Schmerz — Gebet!
Wo soll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub oder droben im Göttersitz?

Zeus.

Nieden im Göttersitz! — Im Palaste
Meiner Semele! Flieh!

Mercur geht ab.

— — — — — Sie kommt mir nicht entgegen,
Wie sonst, an ihre wollustschwollende Brust
Den König des Olympus zu empfangen!
Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Tod! — todes — grauenvolles
Schweigen

Herrscht ringsumher im einsamen Palast,
Der sonst so wild und so bacchantisch lürnte —
Sich schaden regt sich — auf Cithärons Gipfel
Sitzt kochend Anno — ihrem Zeus
Nur nicht mehr entgegen eilen —

Zeus, in Jünglingsgestalt.

Ha! sollte wohl die Freuden gewagt
In ihrer Liebe Heiligkeit sich haben? —
Saturnus — Cithäron — ihr Triumph —
Entsetzen, Ahnung! — Semele! —
Warst! Ich bin dein Zeus! Du weggehauchte
Himmel

Soll's lernen: Semete, ich bin dein Zeus!
Wo ist die Luft, die sich erschrecken wollte,
Raus anzuhorn, die Zeus die Seine nennt? —
Der Künste spott' ich — Semete, wo bist du?
Lang' schmachtet' ich, mein weitbelastet Haupt
In deinem Busch zu begraben, meine Sinne
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Hügel, Steu'r und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerausch! Selbst Göttern süßer Taumel!
Glückses'ge Trunkenheit! — Was ist Uranos Blut,
Was Nektar und Ambrosia, was ist
Der Thron Olymps, des Himmels goldnes Scepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unsterblichkeit, ein Gott
Ohne Liebe?

Der Schöpfer, der an seines Stroms Gemurmel
Der Kämmer an der Gattin Brust vergist,
Veneidete mir meine Keise nicht.
Sie naht — sie kommt — O, Perle meiner Werte,
Weib! — Anzubeten ist der Künstler, der
Dich schuf — — Ich schuf dich — bei' mich an,
Zeus betet an vor Zeus, der dich erschuf!
Ha! wer im ganzen Weitenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, verächtlich
Verschwinden meine Welten, meine strahlenaufl-
senden
Gestirne, meine tanzenden Systeme,
Mein aazges großes Saitenspiel, wie es
Die Weisen nennen, wie das Alles leidet
Gegen eine Seele!

Semete kommt näher, ohne aufzuschauen.

Zeus.

Mein Stolz, mein Thron — ein Staub! O Semete!
Nicht ihr entgegen, sie will fliehen.
Du fliehst? — Du schweigst? — Ha, Semete! du
fliehst?

Semete, ihn verfolgend.

Hinweg!

Zeus nach einer Pause des Entsetzens.

Träumt Jupiter? Bin die Natur
Zu Grunde stürzen? — So spricht Semete? —
Wie, keine Antwort? — Hierig streckt mein Arm
Nach dir sich aus — so pochte nie mein Herz
Der Tochter Agnoros entgegen, so
Schlug's nie an Ledas Brust, so brannten meine
Lippen
Nach Danaos verschloß'nen Rüssen nie,
Als jezo —

Semete.

Schweig, Verräther!

Zeus, unwillig zärtlich.

Semete!

Semete.

Gleich!

Zeus, mit Majestät sie ansehend.

Ich bin Zeus!

Semete.

Du Zeus?

Erzitter, Salmonens, mit Schreden wird
Er wiederforbern den gestohlenen Schmuck,
Den du gelästert hast — Du bist nicht Zeus!

Zeus, vor

Der Weltbau dreht im Wirbel sich um mich
Und nennt mich so —

Semete.

Ha, Gotteslästerung!

Zeus, zornig.

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieser Ton?
Wer ist der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semete.

Mein Herz war Dem geweiht, des Hß' du bist —
Est kommen Menschen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Dort, du bist nicht Zeus!

Zeus.

Du zweifelst? Kann an meiner Gottheit Semete
Noch zweifeln?

Semete, weinend.

Wärst du Zeus! Kein Sohn
Des Moracnimmerseyns soll diesen Mund verühren.
Zeus ist dies Herz geweiht — — — O, warst du Zeus!

Zeus.

Du weinst? Zeus ist da, und Semete soll weinen?

Nachzusehend.

Syrich, fordre! und die mächtige Natur
Soll zitternd vor der Tochter Radmus liegen!
Gebet! und Erdre machen gähnting's Halt,
Und Helikon und Rantafus und Cynurus
Und Athos, Mistale und Mithope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entferst, süßen Tral und Tristen
Und tanzen, flöten gleich, in den verfinsterten Lüften.
Gebet! und Nord- und Ost- und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchdrütteln Pygdaos's Throne,
Emporet steigt das Meer, Gestat' und Damm zu
Hobne,
Der Flüg prahlt mit der Nacht, und Pel und
Himmel trachen,
Der Donner brüllt aus tausendfadem Rachen,
Der Ocean läuft gegen den Olympus Sturm,
Dir ädret der Erkan ein Siegeslied entgegen!
Gebet —

Semete.

Ich bin ein Weib, ein herrlich Weib:
Wie kann vor seinem Torf der Iderer liegen,
Der Künstler thut vor seiner Statue?

Zeus.

Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke —
Zeus betet an vor seiner Semete!

Semete, zitternd weinend.

Steh' auf — steh' auf — O, weh' mir armen
Mädchen!

Zeus hat mein Herz, nur Götter kann ich lieben;
Und Götter lachen mein, und Zeus verachtet mich!

Zeus.

Zeus, der zu deinen Füßen liegt —

Semete.

Steh' auf!

Zeus thronet über höhern Democriten
Und spottet eines Wurms in Junos Armen.

Zeus mit heimgel.

Ha, Semete und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semete.

O, unansprechlich alsdlich wäre
Die Tochter Radmus — warst du Zeus — O weh!
Du bist nicht Zeus!

Zeus steht auf.

Ich bin's!

Reiß die Hand aus! ein Regenbogen steht im Saal. Die Wölfe beglückt
die Götter.

Kennst du mich nun?

Semele.

Start ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter
stügen:

Das Nicht Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zeus.

Noch — noch zweifelst du.
Ob meine Kraft nur Göttern abverleget,
Nicht gottgebornen sey? — Die Götter, Semele,
Verleihen den Menschen oft wohlthätige Kräfte,
Doch ihre Schwächen leihen Götter nie —
Tod und Verderben ist der Göttheit Siegel.
Abdrehend enthüllt sich Jupiter dir!

*Er reißt die Hand aus, — Nach seiner Hand und Göttern — Wollt
begleitet nur nicht in Gefahr den Zaubers*

Semele.

Nieh' deine Hand zurück! — O, Gnade, Gnade
Dem armen Velt! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zeus.

Ha, Leichtfertige!
Soll Zeus dem Starnim eines Weibes weh?
Planeten drehn und Sonnen stillstehn heißen?
Zeus wird es thun! — Er hat ein Göttersohn
Den feuerfahngern Vaud der Hellen aufserzigt,
Doch seine Kraft erlaubt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zeus!

Er reißt die Hand aus, die Sonne vor sich, es wird plötzlich Nacht

Semele läuft vor ihm zurück.

Allmächtiger! — O, wenn

Du lieben könntest!

Es mit mehreren Tact

Zeus.

Ha! die Tochter Kadmus fragt

Kreonien, ob Kreonien lieben könnte?
Ein Wort — und er wirft seine Göttheit ab,
Wird Fleisch und Blut und stirbt und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zeus?

Zeus.

Erreich, Semele, was mehr?
Neue selbst gestand, es sey Entzücken,
Mensch unter Menschen seyn — Ein Wink von dir —
Ich bin's!

Semele tritt ihm in den Fuß

O Jupiter, die Weiber Epidauros stellen
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Demeter geliebt, nicht
Von ihm erlitten kann —

Zeus, lachend

Erreihen sollen

Die Weiber Epidauros! — Bitte, eine nur!
Und, bei dem Styx, des Schrankenlose Maas
Selbst Götter stäussisch heugt — w. im Zeus dir zaubert,
So soll der Gott in einem einzigen Au
Hinunter mich in die Vermählung donnern!

Semele, sich aufgerichtet

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du schwurtest mir — und der Styx hat es gehört!
So laß mich denn nie anders dich umarmen,
Als wie —

Zeus, erschrocken überlaut

Unglückliche, halt' ein!

Semele.

Saturnia —

Zeus will ihr den Mund zubalten.

Verstumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zeus, bleich, von ihr weggerannt.

Zu spät! Der Laut entrann! — Der Styx! — Du
hast den Tod

Erbeten, Semele!

Semele.

Ha! so liebt Jupiter?

Zeus.

Den Himmel gab' ich drum, hält' ich dich minder nur
Geliebt! Mit kaltem Entzagen sie anstehend. Du bist verloren —

Semele.

Jupiter!

Zeus, grimmig vor sich hinredend

Ha! merk' ich nun dein Eicaufstodern. Juno?
Verwünschte Eifersucht! — O, diese Rose stirbt!
Zu schön — o weh! — zu kostbar für den Acheron!

Semele.

Du geizest nur mit deiner Herrlichkeit!

Zeus.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! Fluch über meine Größe,
Die dich zerschmettert! Fluch, Fluch über mich,
Daß ich mein Glück auf menschlichen Staub gebaut!

Semele.

Das sind nur leere Sorenden, Zeus, mir bangt
Vor deinem Drehen nicht!

Zeus.

Bethörtes Kind!

Geh' — nimm das letzte Lebenswohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele, ich bin dein Zeus!
Auch Das nicht mehr — Geh' —

Semele.

Weisföher! der Styx! —

Du wirst mir nicht entschäpfen.

Sie geht ab

Zeus.

Nein! triumphiren soll sie nicht. — Erzittern
Soll sie — und, tragt der todtenen Gewalt,
Die Erd' und Himmel mir zum Schämel macht,
Will an den schreiffen Hellen Thraciens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge schmieden —
Auch diesen Schwur —

Mercurs erschlägt in Entfernung

Was will dein rascher Flug?

Mercur.

Feurigen, gestügelten, weinenden Dant
Der Glücklichen —

Zeus.

Verberbe sie wieder!

Mercur, ergötzt.

Zeus!

Zeus.

Glücklich soll Niemand seyn! —

Sie stirbt —

Der Vorhang fällt

Zweite Periode.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt;
Alle Menschen werden Brüder.
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umfungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.
Wein der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mißne seinen Tadel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und, wer's nie gekannt, der siehe
Weinend sich aus diesem Mund.

Chor.

Was den großen Ring bewohnt,
Huldiae der Sympathie!
In den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.
Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenpur.
Küsse gab sie uns und Nerven,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Reimen,
Sonne aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Heiß zum Siegen.
Auch der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Duldens Bahn.

* Erste Fassung.

Wieder werden Jüngstbrüder.

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Namen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen.
Göttern kann man nicht vergelten;
Säßen ist's, ihnen gleich zu sein.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Freuden sich ereuen.
Groll und Rache sey vergessen,
Unserm Todfeind sey verzeht;
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Zankbuch sey verächtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Nichtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Petalen;
In der Traube getrunken Blut
Trinken Sanftmuth Kainibalen,
Die Verweissung Heidenmuth — —
Brüder, flieht von euren Sinen.
Wenn der volle Wölkner freist!
Laßt den Schaum zum Himmel springen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Eravds Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit gesewenen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königskrone —
Brüder, halt' es Gut und Bunt —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenruth!

Chor.

Erwüßet den heil'gen Cirtel dichter,
Schwört bei diesem goldenen Wein,
Dem Getrübten treu zu fern,
Schwört es bei dem Sternennichter!

* In der 2. Fassung, wo dieses Gedicht zuerst erschien, schließt es mit folgenden Worten:

Rettung von Jenseits, dem
Gefühls und dem Verstand.
Führung auf den Tugendhügel
Gnade auf dem Forderer:
Auch die Tugend muß leben.
Freude, trucht und Ruhm mit
Wien und dem selb'igen.
Und die Folge nicht mehr sein
Chor.

Eine heilige Wiedergeburt!
Einen Zulaß im Verstand!
Brüder — einen sanften Geist
Aus des Todtenreiches Munde!

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — sie kömmt, des Meeres stolze Flotte,
Das Weltmeer wimmert unter ihr,
Mit Kettenklang und einem neuen Goite
Und tausend Donnern naht sie dir —
Ein schwimmend Heer furchtbarer Citadellen,
(Der Ocean sah ihresgleichen nie)
Unüberwindlich nennt man sie,
Zieht sie einher auf den erlöschenden Wellen;
Den stolzen Namen weißt
Der Sarcoten, den sie um sich speit.
Mit majestätisch stillem Schritte
Trät sie Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran, und alle Stürme ruh'n.

Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel — Herrscherin der Meere!
Dir drohen die Gallionenreue,
Großherzige Britannia!
Wer' einem stolzebernen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwangre Wölfe.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstin dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen gezwungen,
Der Reichsgesetze weißtestes Erbad?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Büraer macht?
Der Segel stolze Herrschaft,
Hast du sie nicht von Millionen Bürgern
Erstritten in der Wägenfahrlacht?

Wenn kankst du sie — erdöthet, Völter dieser Erde —
Wenn senst, als deinem Geist und deinem Schwerte?
Unglückliche — bnd' hin auf diese feuerwerfenden
Steosse.

Blid' hin und abne deines Ruhmes Fall!
Bang schaut auf dich der Erockkalt.
Und aller freier Männer Herzen schlagen,
Und alle gute, schöne Seelen tragen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott, der Allmächtige, sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenklauen wehen,
Sah drehend offen dem gewißes Grab —
Soll, sprach er, soll mein Alton vergehen,
Erlöschen meiner Heiden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Reihentamm
Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet sein von dieser Heimliche!
Wie, rief er, soll der Freiheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott, der Allmächtige, kliees,
Und die Armata floh nach allen Winden.

Die zwei letzten Verse sind eine Anspielung auf die Verhäter, welche
Gottlieb zum Untertan über seinen Schicksal hat. Es wird auf die ersten
eine Flotte vorstellt, welche im Sturm untergeht, mit der beiderbenen
Johann: Albrecht Dürer, et d'après son

Der Kampf.

Nein, länger werd' ich diesen Kampf nicht kämpfen,
Den Riesenkampf der Pflicht.
Kannst du des Herzens Flammtrieb nicht dämpfen,
So fordre, Jugend, dieses Opfer nicht!

Geschworen hab' ich's, ja, ich hab's geschworen,
Mich selbst zu bändigen.
Hier ist dein Kranz, er sey auf ewig mir verloren!
Nimm ihn zurück und laß mich sändigen!

Zerrissen sey, was wir bedungen haben!
Sie liebt mich — deine Krone sey verschert!
Glückselig, wer, in Bonnetruntenheit begraben,
So leicht, wie ich, den tiefen Fall verschmerzt!

Sie steht den Wurm an meiner Jugend Blume nagen
Und meinen Lenz entflohn,
Bewundert still mein heldenmüthiges Entsaen,
Und großmuthsvoll beschließt sie meinen Lohn.

Mistrane, schöne Seele, dieser Engelgüte!
Dein Mitleid wäffnet zum Verbrechen mich.
Gib's in des Lebens unermesslichem Gebiete,
Gib's einen andern, schöneren Lohn, als dich?

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte? —
Tyrannisches Geschick!
Der einzige Lohn, der meine Jugend tröden sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick!

Resignation.

Auch ich war in Asracien geboren,
Auch mir hat die Natur
In meiner Wiege Treude zugeschworen;
Auch ich war in Asracien geboren,
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o, weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brüste,
Zurückbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glück:
Ich bring' ihn unerbunden dir zurück,
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erhebt' ich meine Klage,
Verhüllte Nichterin!
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Verdrätes Wage
Und nennest dich Vergeßlerin.

Hier — nicht man — warten Schrecken auf den
Rösen.

Und Treuden auf den Reblischen.
Des Herzens Kränzen werdest du entblößen.
Der Vernunft Räthsel werdest du mir lösen
Und Rechnuna fassen mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimat dem Verbannten,
Hier enbige des Dufbers Dornenbahn.
Ein Obsterfind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die Meisten flohen, Wenige nur saunten.
Hielt meines Lebens raschen Fägel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als diese Weisung, gehen.“
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Treuden gab ich ihr.

„Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!“

Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

„Die Schuldverschreibung lautet an die Todten,“
Hohnlächelte die Welt;
„Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten:
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein verfällt.“

Frech wisset das Schlangenheer der Epytler:
„Wer einem Wahn, den nur Verführung weicht,
Ersitterst du? Was sollen deine Götter,
Des tranken Wetzplans schlaue erbaute Netze,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft leidet?“

„Was heißt die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrendig nur, weit Hüllen sie verdecken,
Der Hiensoebatten unsrer eignen Sareden
Im rechten Spiegel der Gewissensangst.“

„Ein Lächelbild lebendiger Gestalten,
Die Mummie der Zeit,
Dem Valsamgeist der Hoffnung in den taffen
Behausungen des Grabes hingebalten —
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?“

„Für Hoffnungen — Verweisung straft sie Lügen —
Gibst du gewisse Güter hin?
Zechtaufend Jahre hat der Tod geschwiegen:
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergeltung?“ —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen;
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

„A! meine Freuden hab' ich dir geschlachtet;
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet;
Nur deine Güter hab' ich groß geachtet:
Versterben, ich forde meinen Lohn.

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!“
Nies, unsichtbar, ein Geniak,
„Zwei Blumen,“ rief er, „hört es, Menschen-
kinder,

Zwei Blumen blühen für den weisen Kinder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.“

„Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht!
„Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“

„Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen:
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Welsen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.“

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Kugelband
Seltige Geschlechter noch geführt,
Süßne Welsen aus dem Tabelland!

Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch beträngte,
Venus Amalbusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und, was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweichten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lentle damals seinen goldenen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Treuden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Naxaden
Sprang der Ströme Silberthau.

Jener Kerker wand sich einst um Hüfte,
Tantalos' Tochter schweigt in diesem Stein,
Entrinn' Klage tönt aus jenem Schiffe,
Philemelas Schmerz aus diesem Hain.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Entrere —
Ach, umsonst! dem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Porphas' schöne Tochter zu besiegen,
Nahm der Leto Sohn den Hirtenslab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroen
Knüpfte Amor einen schönen Bund,
Sterbliche mit Göttern und Heroen
Huldigten in Amalbus.

Kinstler Ernst und trauriges Entzagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt;
Glücklich sollten alle Herzen schlagen,
Denn euch war der Glückliche verwandt.

* In der ersten Ausgabe hatten sich hier folgende Strophen

Verwand an der Oragen Alaren
Knetete da die holde Priesterin.
Condit stille Wünsche an Entzagen
Und Glücke an die Chorus:
Fester Stolz, auch treuen zu getreten
Kedete sie den gottgezeugten Rang
Und des Mezes heiligen Cuntel boten
Der den Feind'ner selbst trugang

Heimlich und unselbstlich war das Feuer
Das in Ti. nach solten Frauen sich
Nichtschreime in Aion's Furchen
In den Stein des Wunders sich schloß.
„A! ihre Welsen, edlere Gestalten
Ausgüßten die hebe Welt an
Götter, die vom Himmel niederkamten.
Sahen hier ihn wieder aufgethan

Weitder war von eines Gottes Gute,
Zerwure jede Gabe der Natur.
Unter Jris' schönen Welsen blühte
Neigender die perlensolle Flur.
Frangender erziehen die Morgenstette
In Feuernd roßgen Gewand,
Schmelgender erlang die Flote
In des Hirtengottes Hand.

Damals war nichts heilig, als das Schöne;
Keiner Freude schämte sich der Gott,
Wo die tausend erröthende Kameme,
Wo die Grazie gebet.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Ithmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Erden geschlungne, seelenvolle Tänze
Kreisten um den pränandten Altar;
Eure Schläfe schmückten Siegestranze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Erce muntre Thorusschwinger
Und der Panther prächtiges Gefamm
Welketen den großen Freudenbringer;
Fann und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein.
Und des Wirthes braune Wangen laden
Lustig zu dem Becher ein.

Damals trat kein graßliches Gerwe
Vor das Bett des Sterbenden; ein Aus
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Jackel sent' ein Genius.
Selbst des Erbes strenge Ritterswage
Hielt der Entel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Nährte die Grimmer.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten,
Und der Wadementer seine Bahn.
Linnus Spiel hört die gewohnten Lieder,
In Alceiens Haine sinkt Admet.
Seinen Freund erkennt Orpheus wieder,
Seine Pflichten Philotet.

Höhere Preise stärkten da den Mangel
Auf der Tugend arbeitsreicher Bahn;
Großer Thaten Herrin, Fortdämmer
Klimmten zu den Schönen hinan.
Vor dem Wiedererwecker der Toeten
Neigte sich der Götter stult Haar;
Durch die Hüften leuchtet dem Pfleren
Vom Erimo das Juvilispaar.

Schöne Welt, wo bist du, Mehre wieder,
Heldes Blütenalter der Natur!
Wo, nur in dem Heerlande der Vieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gende,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Wo, von jenem lebenswarmen Blute
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter allen,
Musste diese Blütenwelt vergehn.
Traurig such' ich an dem Sternenhogen —
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr,
Durch die Wälder rus' ich, durch die Wogen —
Ach, sie widerhallen leer!

Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Wie einzelt von ihrer Herrlichkeit,
Wie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit.

Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todtten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere —
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wäut sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Nüßig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbände,
Sich durch eignes Schweben hält.

Ja, sie lebten heim, und alles Schöne,
Alles Hebe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebensstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Feilschut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Hohn:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn.

Die Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Steht du an des Jahrhunderts Reize
In edler stolzer Mämiarten.
Mit ausgefülltem Sinn, mit Geistesfülle,
Wollt müden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reiste Lohn der Zeit.
Frei durch Vernunft, hart durch Geize,
Durch Sanftmuth areß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dem Busen dir verschwiegen,
Herr der Natur, die deine Hoffen liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen löbet
Und prangend unter dir aus der Verwundung stieg!

Verausicht von dem errungenen Sieg,
Verterne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens edem Strand
Den wankenden verlassenen Waisen,
Des wilden Zufalls Wunde, fand,
Die selbst schon der künftigen Gisterwürde
Dein junges Herz im Zellen zugeteilt,
Und die beständige Regete
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Mätiar, die deine Jugend
In hohen Pflichten freude unterwies
Und das Geheimniß der erhabnen Tugend
In leichten Ratheln dich errathen ließ,
Die, reiser nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab
L, solle nicht mit ausgearteten Verlangen
Zu ihren mildern Dienerinnen ab!
Im Hien kann dich die Biene missern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilst du mit vergeognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Mergenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Nest sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Sautentung der Mäsen
Mit süßem Neben dich durchdrang,
Ergoz die Kraft in deinem Busen,
Die sich bereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verfloßen,
Die alternde Vernunft erfand,

Lag im Symbol des Schönen und des Großen
 Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
 Ihr holdes Bild hieß uns die Jugend lieben,
 Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gestäubt,
 Ob' noch ein Colos das Gesetz geschrieen,
 Das matte Blüthen langsam treibt.
 Ob' vor des Dichters Geist der Kühne
 Begriff des ew'gen Raumes stand —
 Wer sah hinauf zur Sternenhöhle,
 Der ihn nicht ahnend schon empfand?

Die, eine Stere von Trionen
 Uns Angesicht, in hehrer Majestät,
 Nur ansehnd von reinern Dämonen,
 Verzehrend über Sternen geht,
 Gesehn auf ihrem Sonnenbrenne.
 Die juraubar herrliche Urama —
 Mit abgelegter Feuerkrone
 Steht sie — als Schönheit vor uns da.
 Der Anmuth Gürtel umgewunden,
 Wird sie zum Kind, das Kinder sie verstehn.
 Was wir als Schönheit hier empfunden,
 Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
 Den Menschen in die Sterblichkeit verwies
 Und eine späte Wiedertekehr zum Kratze
 Auf jowevern Zinnenpfad ihn finden ließ,
 Als alle Himmelsheer ihr Antlitz von ihm wandten,
 Schien sie, die Menschliche, allein
 Mit dem verlassenen Verbannten
 Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
 Hier schwebt sie, mit gesentem Fluge,
 Um ihren Liebling, nah am Zinnenrand,
 Und malt mit lieblichem Betrüge
 Elysium auf seine Mauerwand.

Als in den weichen Armen dieser Nimmie
 Die harte Menschheit noch geruht,
 Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
 Da rauchte kein unschuldig Blut.
 Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
 Verschmäh't der Pflichten theuerrüchigen Geleit;
 Ihr Liebsspad, schöner nur geschlungen, senket
 Sie in die Sonnenbahn der Eitlichkeit.
 Die ihrem kenschen Dienste leben,
 Versuch't kein niedrer Arie, kleint kein Geschick:
 Wie unter heilige Gewalt gegeben,
 Empfangen sie das reine Geistesleben,
 Der Freiheit süßes Neut, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
 Die Reinsten — ihrem Dienst geweiht,
 In deren Brust sie würdigte zu thronen,
 Durch deren Mund die Mächtigen gebent,
 Die sie auf ewig flammenden Altären
 Erfor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
 Vor deren Aug' allein sie hüllos erscheint,
 Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
 Freut euch der ehrenvollen Stufe,
 Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
 In die erhabne Geisteswelt
 War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Ob' ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
 Dem alle Wesen freudig blenen —
 Ein unermess'ner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
 Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
 Ein streitendes Gestaltenheer,
 Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten
 Und ungesellig, rauh, wie er,
 Mit tausend Kräften auf ihn zielten,

— So stand die Schöpfung vor dem Willen.
 Durch der Begierde blinde Fessel nur
 An die Erscheinungen gebunden,
 Entloß ihm, ungenossen, unempfunden,
 Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie stehend jest vorüber fuhr,
 Ergrißet ihr die nachbarlichen Schatten
 Mit zartem Sinn, mit stiller Hand
 Und lerntet in harmon'schem Band
 Gesellig sie zusammen gatten.
 Leidenschaftlich süßte sich der Blick
 Vom schlanken Wuchs der Eder aufgezogen,
 Gefällig strahlte der Krystall der Wegen
 Die hüpfende Gestalt zurück.
 Wie temtet ihr des schönen Wints verfehlen,
 Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
 Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
 Wies euch das Bild, das auf der Wege schwamm.
 Von ihrem Wesen abgewichen,
 Ihr eianes liebliches Phantom,
 Warf sie sich in den Zuvversirem,
 Sich ihrem Räuber anzubieten.
 Die sene Vitakraft ward in eurem Rufen wach,
 Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen.
 Zaust ihr im Sand, im Iren den beiden Schatten
 nach,

Im Umriß ward sein Daseyn aufzufangen.
 Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
 Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
 Von eurem Späheraug' umstrickt,
 Verriethen die vertraulichen Gestalten
 Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
 Die wunderwirkenden Gesetze,
 Des Reizes ausgeferichte Schäge
 Vermüßte der ersündende Verstand
 In leisem Bund in Werken eurer Hand.
 Der Fabelste stieg, die Pyramide,
 Die Herme stand, die Säule sprang empor,
 Des Waldes Melodie koch aus dem Haberrohr,
 Und Siegesthronen lebten in dem Liede.

Die Auswahl einer Blumenflur,
 Mit weißer Wacht in einen Strauß gebunden —
 So trat die erste Kunst aus der Natur;
 Jetzt werden Sträuße schon in einen Kranz gewunden,
 Und eine zweite, höhere Kunst erstand
 Aus Schöpfungen der Menschenhand.
 Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
 Vellendet schon aus eurer Hand gegangen,
 Vertieft die Krone, die es trug,
 Sobald es Wirklichkeit empfangen.
 Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
 An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen.
 Der Held im Heldenheer versichen,
 Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Wald drängten sich die flammenden Barbaren
 Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
 Seht, riefen die erstreuten Schaaren,
 Seht an, Das hat der Mensch gethan!
 In lustigen, geselligeren Paaren
 Riß sie des Sängers Leier nach,
 Der von Titanen sang und Riesenklachten
 Und Löwentbütern, die, so lang der Säger sprach,
 Aus seinen Hövern Helden machten.
 Zum erstenmal geniest der Geist,
 Erquickt von rublaren Freuden,
 Die aus der Ferne nur ihn weiden,

Die seine Eier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genuße nicht verschneiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlase
Die freie, sähne Seele los;
Durch euch entseßelt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwöhnte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedante,
Sprang aus dem stauenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon baute nach erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Ewig mit Huld in anmuthvollem Bunde
Entauelten dem besetzten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edeln Keim der Geistesliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe besser Keim sich schied,
Dantet er dem ersten Hirtenlied.
Geachtet zur Gedankenwürde,
Flog die verschäuterte Begierde
Metaphisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die verhauten Wangen;
Das überlebende Verlangen
Verständigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisheit, der Wilden Milde,
Der Starren Kraft, der Ecken Grazie
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stellet es in eine Glorie.
Der Mensch lebete vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Widerschein;
Und herrliche Herden brannten,
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urtode alles Seins --
Ihr liebet ihn in der Natur erkönnen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glücks regellose Spiele,
Der Pflichten und Instante Zwang
Stellt ihr mit prägendem Gefühle,
Mit strengem Richtsinn nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schaulag, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenedenher geschreiet,
Zieht sich der Mord, auch nie entbedet,
Das Los des Todes aus dem Lied.
Kann, eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Verwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Wellenlauf.

Doch in den großen Wellenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schmährte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band.
Das Leben in die Tiefe schwand.
Oh' es den schönen Kreis vollführte --

Da fährtet ihr aus tühner Eigennacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Nocturnus schwarzen Ocean
Und trafet das entsohne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Kaster angelehnt, ein blühend Vollurbild,
Der Schatten in des Mondes Angeichte,
Oh' sich der schöne Silberreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie.
Eben sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen
Erstehen,

Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allem das traurig Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöner;
Der Reiz, der diese Rombe schmückt,
Schmilzt sanft in eine adäquate Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stotze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Geist,
Das Menschenberg, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heißen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis.
Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhobnen
Schwingen

Dankbar die Kunst mit sich emper,
Und neue Ebnheitswelten formen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Scharanten geben auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geht, mit schnell gezeitigtem Veranügen
Ein künstlich All von Reizen zu durchweilen,
Stellt der Natur entgegenere Säulen,
Erleitet sie auf ihrem dunkeln Lauf.
Jetzt wagt er sie mit menschlichen Gewichten,
Maß sie mit Maßen, die sie ihm geliehn;
Verantwortlicher in seiner Ebnheit Pflichten
Muß sie an seinem Aug' vorüberziehn.
In selbigeßall'ger jugendlicher Freude
Lebt er den Ebnen seine Harmonie,
Und, preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In Allem, was ihn jetzt umlebet,
Erreicht ihn das holde Gleichmaß an.
Der Ebnheit goldener Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die seltsame Vollendung schwebet
In euren Worten liegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Glüdes Abhären flieht,
Wo tausend Schreden auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgebittinnen spielen
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der Lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriss in einander schwinden,
Nicht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonienmeere,
Das seine Sinne wollustreich umfließt,
Und der hinschmelzende Gedante schließt
Sich still an die allgegenwärtige Ebnthe.

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestaut auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Liebliche der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben!
Das Edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben:
Dass der entjochte Mensch jetzt seiner Pflichten denkt,
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Scepter ihm gebent,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit
Und ein erhabner Lohn in eurem Herzen.
Dass um den Reich, worin uns Freiheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seyð liebevoll umfangan!

Dem prangenden, dem heitern Geist.
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternbogen
Mit Aemuth und bedienem heist,
Der, wo er schreiet, noch durch Erhabenheit entzündet
Und zum Verheeren selbst sich schmückt,
Dem großen Künstler ahnt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld:
So schimmert auf dem dürst'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führt uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor.
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit weisem Zauberweine
Der Sorgen schauernden Eber,
Jahrtausende hab' ich durchweilet,
Der Vorwelt unabsehblich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet!
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit stichtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpyferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wanae,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Ganae,
Der Greis an seinem Stabe stöhnt,
Da reichet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal versüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Blüthling aus dem Ofen,
Der junge Tag im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Versüngte Blüthen Jovis hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Widerschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Götin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.

Mit immer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Dentsens freigegebenen Bahnen
Der Forscher jetzt mit tühnem Glücke schweift
Und, trunken von siegrufenden Phänen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Edlneredne
Den edeln Führer zu entlassen glaubt
Und neben dem geträumten Thron
Der Kunst den ersten Sklavenlag erlaubt: —
Verzeiht ihm — der Vollenbung Kren:
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur;
Mit euch, dem freud'gen Erntefranze,
Schließt die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden auf
gestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermess'nes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, erliegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denter aufgebäuet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Ebnheit zugereiset,
Zum Kunstwert wird geedelt seun.
Wenn er auf einen Hügel mit euch steigt,
Und seinem Auge sich, in mitlem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeigt,
Je reicher ihr den samellen Wild vergnügt,
Je höher, schönere Erdmungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schweigenden Genuss untreibt;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem äppigeren Harmonienspiele,
Dem reichern Streem der Ebnheit aufgethan —
Je schönere Glieder aus dem Weltplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Zieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönere Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn, in verbergnem Lauf,
Durch immer reinere Formen, reinere Ebnen,
Durch immer höhere Höhn und immer schönere Ebnen
Der Dichtung Blumenleiter stül hinauf —
Zulezt, am reifen Ziel der Ebnen,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des höchsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypris,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem mäh'gen Sohne
Entschleiert als — Urania,
So schneller nur von ihr erhaschet,
Je schöner er von ihr gekohnt!
Es süß, so selig überaschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!

Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
 Der Dichtung heilige Magie
 Dient einem weisen Weltensplane;
 Still lenkt sie zum Oceane
 Der großen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoßen, Rächte
 Die ernste Wahrheit zum Gebichte
 Und finde Schutz in der Kammen Eher.
 In ihres Glanzes höchster Hülle,
 Furchtbarer in des Reizes Hülle,
 Erste sie in dem Gesange
 Und räche sich mit Siegesklänge
 An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freisten Mutter freie Ehre,
 Schwingt euch mit festem Angesicht
 Zum Strahlensitz der höchsten Ehre!
 Um andre Kronen buhlet nicht!
 Die Schwester, die euch hier verschwunden,
 Holt ihr im Schoß der Mutter ein:
 Was schöne Seelen schön empfunden,
 Muß trefflich und vollkommen seyn.
 Erhebet euch mit stäurischem Flügel
 Hoch über euren Zeitenlauf!
 Fern dünntre schon in eurem Spiegel
 Das kommende Jahrhundert auf.
 Auf tausendfach verschlungenen Wegen
 Der reichen Mannigfaltigkeit
 Kommt dann unarmend euch entgegen
 Am Thron der hohen Einigkeit!
 Wie sich in sieben milde Strahlen
 Der weiße Schimmer lieblich bricht,
 Wie sieben Regenbogenstrahlen
 Zerrinnen in das weiße Licht:
 So spielt in tausendfacher Klarheit
 Bezaubernd um den trunkenen Blick,
 So fliehet in einen Bund der Wahrheit,
 In einen Strom des Lichts zurüd!

Die berühmte Frau.

Epistel eines Chemanns an einen andern.

Beflagen soll ich dich? Mit Thränen bitterer Reue
 Wird Hymens Band von dir versucht?
 Warum? weil deine Ungetreue
 In eines Andern Armen sucht.
 Was ihr die deinigen versagen? —
 Freund, höre fremde Leiden an
 Und lerne deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in deine Rechte
 Ein Zweiter theilt? — Beneidenswerther Mann!
 Mein Weib gehöret dem ganzen menschlichen Geschlechte.

Vom Belt bis an der Mosel Strand,
 Bis an die Apenninenwand,
 Bis in die Waterschlucht der Mosen
 Wird sie in allen Buden feil geboten.
 Muß sie auf Diligencen, Pachtbooten
 Von jedem Schulsuch, jedem Hasen
 Kunststrickterlich sich mustern lassen,
 Muß sie der Brille des Philisters stehn
 Und, wie's ein schmutziger Aristarch befohlen,
 Auf Blumen oder heißen Kohlen
 Zum Charentempel oder Pranger gehn.
 Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte!
 Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf

Und bietet Gegenden dem Publikum zum Kauf,
 Wovon ich billig doch alle in nur sprechen sollte.

Dein Weib — Dant den kanonischen Gesetzen! —
 Weiß deiner Gattin Titel doch zu schätzen.
 Sie weiß warum und thut sehr wohl daran.
 Mich kennt man nur als Minons Mann.
 Du klagst, daß im Parterre und an den Pharotischen,
 Erschelst du, alle Jungen zischen?
 O Mann des Glücks! Wer einmal Das von sich
 Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
 Besichert mir endlich eine Mollentur
 Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken.
 Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winten
 Auf meine stolze Hälfte nur.

Raum ist der Morgen grau,
 So tracht die Treppe schon von blaun und gelben
 Rädern.

Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päckchen,
 Signirt: an die berühmte Frau.
 Sie schläft so süß! — Doch darf ich sie nicht schonen.
 „Die Zeitungen, Madame, aus Jena und Berlin!“
 Rasch öfnet sich das Aug' der besten Schlafersin:
 Ihr erster Blick fällt — auf Recensionen.
 Das schöne blaue Auge — mir
 Nicht einen Blick! — durchsirt ein elendes Papier,
 (Laut hört man in der Kinderstube weinen)
 Sie legt es endlich weg und fragt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon,
 Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel.
 Ein mürrisch ungeduldig Drohn
 Gibt der erschrocknen Jose Flügel.
 Von ihrem Pustisch sind die Geagien entsehn,
 Und an der Stelle holder Amorinen
 Sieht man Grimmen den Lockenbau bedienen.

Carossen rasseln jetzt heran,
 Und Miethslaien springen von den Tritten,
 Dem düstenden Abbe, dem Reichsbaron, dem Britten,
 Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
 Groping und Compagnie, dem J^o Wundermann
 Gehör bei der Verähten zu erbitten.
 Ein Ding, das demuthsvoll sich in die Ecke drückt
 Und Chemann heißt, wird vernehm angeblickt.
 Hier darf ihr — wird dein Hausfreund so viel
 wahren?

Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
 Wie sehr er sie bewundre, sagen
 Und darfs vor meinem Angesicht!
 Ich steh' dabei, und will ich artig heißen,
 Muß ich ihn bitten, mitzuspelsen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth,
 Da geht es über meine Flaschen!
 Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbietet,
 Muß ich die Rehlen ihrer Lober waschen.
 Mein schwer verdienter Bissen Brod
 Wird hungrierer Schwarzer Brute;
 O diese selbige, vermaledeite
 Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
 Den Wurm an alle Finger, welche drücken!
 Was, meinst du, sey mein Dant? Ein Achselzuden,
 Ein Nienenspiel, ein ungeschliffenes Beflagen —
 Erträgst du's nicht? O, ich versteh's genau!
 Daß den Brillant von einer Frau
 Ein solcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf
 Feldern
 Streut die Natur den bunten Teppich hin;
 Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,

Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonnener.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr:
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngebicht.
Doch nein! Die Jahreszeit ist so schön — zum
Reisen.

Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont seyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem ehrenvollen Reihn,
Wo Griechen, untermischt mit Weisen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn, gepaart,
An einem Tisch zusammen speisen;
Wo, eingeschickt von fernem Meilen,
Zerrissne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Noch andre — sie mit Würde zu bestehn,
Um die Versuchung lüsternd stehn —
Dort, Freund — o, lerne dein Verhängniß preisen!
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben
Waisen.

O meiner Liebe erstes Hüttlerjahr!
Wie schnell — ach, wie so schnell bist du entflohen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttingen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufachtbarem Sinn
Und weichen, leicht beweglichen Gefühlen —
So sah ich sie, die Herzenstherin,
Gleich einem Maitag, mir zur Seite spielen;
Das süße Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare —
So führt ich sie zum Traualtare:
O, wer war glücklicher, als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an.
Mein Himmel war mir aufgethan.
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die Schwestern sie,
Die Glückseligste von Allen sie
Und mein durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o, midg' ihn Gott verdammen!
Ein großer Mann — ein schöner Geist.
Der große Mann thut eine That! — und reißt
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beweinenswerther Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausbruch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Jwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen wie zum Lieben,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelkind von Wesen und von Affen!
Um räumerlich dem stärkeren nachzutreiben,
Dem schönen eren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas goldne Buch* gestrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

* Goldnes Buch. so wird in einigen italienischen Republiken das Verzeichniß genannt, in welchem die adeligen Familien eingeschrieben stehen.

Einer jungen Freundin ins Stammbuch.

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft — so, Freundin, spielt um dich die Welt;
Doch so, wie sie sich malt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt —
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Abet dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweihter Jugend,
Dem Talisman der Unschuld und der Tugend —
Den will ich sehn, der diesem trogen kann!

Troh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfad' blühen,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen,
Die du gewonnen hast, dahin.
Sei glücklich in dem lieblichen Betrüge!
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.
Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken!
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen —
Welt werden sie zu deinen Füßen liegen,
Je näher dir, je näher ihrem Grab!

Metrische Uebersetzungen.

Vorerinnerung des Verfassers.

Einige Freunde des Verfassers, die der lateinischen Sprache nicht kundig, aber süßig sind, jede Schönheit der alten Classiker zu empfinden, wünschten durch ihn mit der Aeneis des großen römischen Dichters etwas bekannt zu werden, von welcher, seines Wissens, noch keine nur irgend lesbare Uebersetzung sich findet. Die hauptsächlichste Schwierigkeit, die ihm bei Ausführung seines Vorhabens aufstieg, war die Wahl einer Verdart, bei welcher von den wesentlichen Vorzügen des Originals am wenigsten eingebüßt würde, und welche Däseitige, was schon allein der Sprachverschiedenheit wegen unvermeidlich verloren gehen mußte, von einer andern Seite einigermaßen ersetzen könnte. Der deutsche Hexameter schien ihm diese Eigenschaft nicht zu beßigen, und er hielt sich für überzeugt, daß dieses Sylbenmaß, selbst nicht unter Klopstock'schen und Voß'schen Händen, diejenige Eleganz, Harmonie und Mannigfaltigkeit erlangen könnte, welche Virgil seinem Uebersetzer zur ersten Pflicht macht. Durch dieses Medium also glaubte er es schierdingas aufgeben zu müssen, mit der Schönheit des Virgil'schen Verses zu ringen. Er glaubte, die ganz eigene magische Gewalt, wodurch der Virgil'sche Vers und hinreißt, in der seltenen Mischung von Reichthum und Kraft, Größe und Größe, Majestät und Muth zu finden, wobei der römische Dichter von seiner Sprache unstreitig weit mehr unterstützt wurde, als der Deutsche von der seinigen hoffen kann. Musie von diesen beiden so verschiedenen Eigenschaften des Ausdrucks eine der andern in der Uebersetzung nachgesetzt werden, so glaubte er bei derjenigen Verdart, welche der Kraft, Majestät und Würde zwar einigen Abbruch thut, aber dem Ausdruck von Grazie, Gelehrtheit, Wohlklang desto günstiger ist, am allerwenigsten zu wagen.

Stärke, Erhabenheit, Würde sind weit weniger abhängig von der Form und bedürfen weit weniger von dem Ausdruck unterstützt zu werden, als die legeren Eigenschaften; und wahre Kraft, wahre Erhabenheit, wahres Pathos muß in jeder Art von Darstellung die Probe halten, welches bei den andern Eigenschaften der Fall nicht ist, denen man also durch eine glückliche Wahl der Form zu Hülfe kommen muß. Es ließe sich vielleicht sogar mit triftigen Gründen behaupten, daß für einen ernsthaften, gewichtigen, pathetischen Inhalt die ruhende leichte Form, so wie in einer bestimmten Gattung des Komischen für den geringfügigen Inhalt die feierliche Form, vorzuziehen sei. Die harten Schläge, welche der Verfasser der *Aeneis* so oft auf das Herz seines Lesers führt, der großentheils kriegerische Inhalt seines Gedichts, die ganze Gravität seines Sanges werden durch eine gefällige Verkarr gemildert, und die Hartmonie, die Anmut in der Einleitung scheint vielleicht nicht selten mit der anstrengenden, oft gar empörenden Schilderung aus. Diese Rücksicht vorzüglich bewog den Verfasser, den achtseitigen Stangen den Vorzug zu geben, derjenigen unter allen deutschen Verkarrarten, wobei unsere Sprache noch zuweilen ihrer angesammelten Härte vergiftet und durch ihren männlichen Charakter doch noch hinlänglich verhindert wird, ins Weichliche oder Spielende zu fallen. Der Verfasser konnte diese Wahl um so mehr bei sich rechtfertigen, da es seit Erscheinung des *Tris* und *Oberon* zur ausgemachten Wahrheit geworden ist, daß die achtseitigen Stangen, besonders mit einiger Freiheit behandelt, für das Große, Erhabene, Pathetische und Schreckhafte selbst einen Ausdruck haben — freilich nur unter den Händen eines Meisters; aber wer pflegt auch im ersten Feuer eines Enthusiasmus, und von Begeisterung hingerissen, eine so strenge Abrechnung mit seinen Kräften zu halten, um Dasjenige, was die Form leidet, von Dem, was er selbst dazu mitbringen muß, sorgfältig abzusondern? Der *Leuk* wird entscheiden, ob sich der Verfasser auf das Instrument, das er wählte, verstanden hat; genug, wenn ihm nicht bewiesen werden kann, daß schon in der Wahl der Verkarr gefehlt worden sei.

Wer übrigens die Schwierigkeiten kennt, die sich einem Uebersetzer der *Aeneis*, und vollends in einer gereinigten Verkarr, in den Weg stellen, wird eher im Fall sein, zu wenig als zu viel zu erwarten. Nicht die geringste darunter war, eine glückliche Eintheilung zu treffen, wobei der lateinische Dichter seinem Uebersetzer nicht nur nicht vorgearbeitet, sondern sehr oft entgegen gearbeitet hat. Das lateinische Original bewegt sich in einem stetigen Strom fort, und Virgil hat sich in vollem Maße der Freiheit bedient, welche diese Form ihm gewährte. Dieser forstströmende Gang des Gedichts mußte nun in der Uebersetzung durch viele kurze Ruhepunkte unterbrochen, und ein einziges zusammenhängendes Ganze in mehrere kleine, sich leicht aneinander schließende Ganze aufgelöst werden, wenn anders die Stangenform ungezwungen schienen, und das slavische Gepräge einer Uebersetzung vermieden werden sollte. Hier konnte es freilich nicht fehlen, daß nicht öfters hier oder fünf lateinische Hexameter in eine Stange aufgesponnen, oder auch umgekehrt acht und neun Verse des Originals in den engen Raum von acht Stangen eingepreßt wurden. Bei einem Dichter, der sich so wenig nehmen läßt, als Virgil, war die letztere Operation unstreitig die bedenklichste; doch glaubt der Verfasser, die seinem Original gebührende Achtung setzen oder nie dabei übersteigen zu haben. Es kam ihm zu Statte, daß selbst der gedrängte, wortparante Virgil, dem Wohlklang oder der unerbittlichen Verkarr zu gefallen, nicht selten entbehrliche Wiederholungen und selbst Füllwörter sich erlaubte, welche die Schätzung des Uebersetzers weniger verdienen.

Sehr gern unterwirft er sich einer jeden tauschlichen kritischen Prüfung, was die Gewissenhaftigkeit und Treue

seiner Uebersetzung betrifft, verbietet sich aber damit aus Förllichkeit jede Vergleichung seiner Arbeit mit der unerreichbaren Diction des römischen Dichters, welche unaussprechlich und ohne seine Schuld zu seinem Nachtheil ausfallen muß: denn er fordert alle gewesene, gegenwärtige und noch kommende deutsche Dichter auf, in einer so schwankenden, unbefestigten, breiten, gothischen, rauschenden Sprache, als unsere liebe Muttersprache ist, mit der feinen Organisation und dem musikalischen Fluß der lateinischen ohne Nachtheil zu ringen.

Von dem Gedanken weit entfernt, sich an eine Uebersetzung der ganzen *Aeneis* wagen zu wollen, verspricht er in der Folge noch einige Bruchstücke aus dem vierten und sechsten Buche, wäre es auch nur, um den römischen Dichter bei unserm unlateinischen Publikum in die ihm gebührende Achtung zu setzen, welche er ohne seine Schuld scheint verschert zu haben, seitdem es der Blumenauer'schen Muse gefallen hat, ihn dem einseitigen Geiz der Frivolität zum Opfer zu bringen.

Die Zerstörung von Troja.

Freie Uebersetzung des zweiten Buchs der *Aeneis*.

Still war's, und jedes Ohr hing an Aeneas' Munde,
Der also anhub vom erhabnen Pfad:
O Königin, du weisst der alten Wunde
Unumbar schmerzliches Gefühl!
Von Trojas kläglichem Geschick verlangst du Kunde,
Wie durch der Griechen Hand die Ibranenwerthe fiel,
Die Drangsal' alle seht ich offenbaren,
Die ich gesehen und meistens selbst erfahren.

Wer, selbst ein Myrmidon und Kampfgenos
Des grausamen Ulyss, erzählte Thraenios!
Und schon entpfeht die feuchte Nacht, es laden
Zum Schlaf die niedergehenden Pleiaden.
Doch treibt dich so gewaltige Begier,
Der Leutrersten Kampf und mein Geschick zu hören,
Zeh's denn! Wie sehr auch die Erinnerung mir
Die Seele schauernd mag empören!

Der Griechen Fürsten, aufzuvieten
Vom langen Krieg, vom Stütz zurückgetrieben,
Erbauen endlich durch Minervens Kunst
Ein Roß aus Nichtenholz, zum Berge aufgerichtet,
Realistische Wiederkehr, wie ihre List erdichtet,
Dadurch zu sicken von der Götter Gunst.
Der Kern der Tapfersten birgt sich in dem Gebäude,
Und Waffen sind sein Eingeweide.^a

Die Insel Tenedos ist aller Welt bekannt.
Von Priams Stadt getrennt durch wenige Meilen,
An Gütern reich, so lange Troja stand,
Nest ein verrätherischer Strand,
Wo im Vorüberzug die Kaufmannsschiffe weilen.
Dort birgt der Griechen Heer sich auf verlass'nem Sand.
Wir wähen es auf ewig abgezogen
Und mit des Windes Hauch Mycenen zugeflogen.

Alsbald spannt von dem langen Harne
Die ganze Stadt der Leutrier sich los;
Heraus stürzt alles Volk in frohem Inbelschwarme,
Das Lager zu beschn, aus dem sein Leiden Roß.
Dort, heißt es, wütheten der Myrmidonen Arme,
Hier schwang Achill das schreckliche Geschöß,

^a Virgil'scher Text.

Und schon ist sein Eingeweide.

Dort lag der Schiffe zahlentlos Gedränge,
Hier tobete das Handgemenge.

Mit Staunen weilt der überraschte Blick
Belm Wunderbau des ungeheuren Kosses;
Ahyndt, sey's ob'ser Wille, sey's Geschick.
Wünscht es im innern Raum des Schlosses.
Doch, bang' vor dem versteckten Feind,
Rath Kapys an, und wer es redlich meint,
Den schlimmen Feind dem Meer, dem Feuer zu ver-
trauen,
Wo nicht, doch erst sein Innres zu beschauen.

Die Stimmen schwankten noch in ungewissem Streite,
Als ihn der Priester des Neptun vernahm,
Laoteon, mit mächtigem Geleite
Von Pergams Thurm erhist herunter kam;
Rast ihr, Dardanier? ruft er voll banger Sorgen,
Unglückliche: ihr glaubt, die Feinde sey'n gesohn?
Ein griechisches Geschenk, und sein Betrug verborgen?
So schlecht kennt ihr Laertens Sohn?

Wenn in dem Kosse nicht versteckte Feinde lauern,
So droht es sonst Verderben unsern Mauern,
So ist es aufgethürmt, die Stadt zu überblicken,
So sollen sich die Mauern blicken
Vor seinem stürzenden Gewicht,
So ist's ein anderer von ihren tausend Ranten,
Der hier sich birgt. Trojaner, trauet nicht,
Die Griechen fürchte ich, und doppelt, wenn sie schenten.

Dies sagend, treibt er den gewalt'gen Speer
Mit starken Kräften in des Kosses Lende,
Es schüttert durch und durch, und weit umher
Antworten dumpf die vollgestopften Wände,
Und, hätte nicht das Schicksal ihm gewehrt,
Nicht eines Gottes Macht umnebelt seine Sinne,
Jetzt hätte den Betrug sein Eisen aufgestöbert,
Noch stände Ilium und Pergams feste Zinne.

Indessen wird durch eine Schaar von Hirten,
Die Hände auf den Rücken zugeschnürt,
Mit Lärm ndem Gefahre ein Jüngling hergeführt.
Der Jüngling spielte den Verirrten
Und bot freiwillig sich den Banden dar,
Durch falsche Botschaft Troja zu verderben,
Mit dreister Stirn, gefaßt auf jegliche Gefahr,
Und gleich bereit zum Lügen oder Sterben.

Ihn zu betrachten, sammelt um und um
Die wilde Jugend sich aus Ilium,
Wetteifernd hohnt mit herbem Spotte
Den eingebrachten Fang die rachbegier'ge Rote,
Und, wehrlos bloßgestellt so vieler Feinde Grimm,
Fliegt er mit ängstlich-scheuem Blicke
Die Reihen durch. Jetzt, Königin, vernimm
Aus einer Frevelthat der Griechen ganze Tücke!

Woh! ruft er aus, wo öfnet sich ein Port,
Wo thut ein Meer sich auf, mich zu empfangen?
Wo bleibst mir Elenden ein Zufluchtsort?
Dem Schwert der Griechen kaum entgangen,
Seh' ich der Trojer Haß nach meinem Blut verlangen!
Schnell umgestimmt von diesem Wort,
Legt sich der wilde Sturm der Schaaren,
Und man ermahnt ihn, fortzufahren.

Woh! Stamms er sey, was ihn hieher gebracht,
Ihm Lebenshoffnung steh' selbst in des Feindes Macht,
Soll er bekennen. Furcht und Angst verschwanden.
Was es auch sey, ruft er, dir, König, sey's gesanden:

Empfange den Beweis von Sinons Redlichkeit.
Ich leugne nicht, zum Volk der Griechen zu gehnren.
Hat mein Verhängniß gleich dem Elend mich geweiht,
Zum Lügner soll es nimmer mich entehren.

Trug das Gerücht vielleicht den Namen und die Thaten
Des großen Palamed zu deinem Ohr,
Der, böshast angeklagt, weil er den Krieg misrathen,
Sein Leben durch der Griechen Spruch verlor,
Den sie im Grabe schmerzlich jetzt beklagen?
Mit Diesem hat, er ist mir anverwandt,
Seit dieses Krieges ersten Tagen
Der dürst'ge Vater mich nach Asien gesandt.

So lange Palamed der Herrschaft sich erfreute
Und in dem Rath der Könige mitfaß,
Stand ich geehrt und glücklich ihm zur Seite.
Doch Das verging, als ihn Ulyssens Haß,
Wer kennt den Schwager nicht? dem Prius übergeben.
Da stieß in Trauer hin mein unbemerkttes Leben,
Und der verhalttnen Rache Schmerz
Bernahte still mein wundet Herz.

Woh! mir, daß ich sie nicht verschwieg,
Zu laut zu seinem Rächer mich erklärte,
Wenn einst ein Gott aus diesem Krieg
Siegreiche Heimkehr mir gewährte!
Mit eitler Rede weck' ich schweren Groll.
Seidern ermüdete, mir Feinde zu erwecken,
Ulysses nicht und wußte rachevoll
Mit immer neuen Ranten mich zu schrecken.

Auch ruht' er nimmermehr, bis Kalchas — doch warum
Mit wißrigem Bericht fruchtlos die Zeit verlieren?
Verurtheilt Alle, die ihn führen,
Der Name Grieche schon in Ilium:
Wohlan, so würgt mich ohne Schonen!
Das wird dem Fühner willkommne Botschaft seyn,
Das wird die Eblne Atreus hoch erfreun,
Und herrlich werden sie's euch lohnern.

Ihn' Ahnung des Betrugs, der aus dem Griechen
spricht,
Steigt unsre Neugier, ihm den Aufschluß abzufragen,
Und er, mit schlaun verstelltem Zagen,
Vollenbet so den täuschenden Bericht:
Ist, spricht er, war der Wunsch lebendig bei dem Heere,
Der langen Kriegekneth sich endlich zu entziehen,
Von Troja heimlich zu entfliehn.
O, daß es doch geschehen wäre!

Stets hinderten die frohe Wiederkehr
Der rauhe Süd und das empörete Meer.
Dies Roß von Fichtenholz stand längst schon aufgez-
thürmet,
Als, vom Orkan gepeitscht, die finstre Luft gestürmet.
Verlegen sendet man zuletzt Euryklus,
Zu fragen an des Schwertsals Throne,
Nach Delphi zu Latone's Echne;
Der kommt zurück mit diesem traur'gen Schluß:

Mit Blut erkaufet ihr die Herfahrt von den Winden,
Und eine Jungfrau fiel an Deliens Altar.
Mit Blut allein thnnt ihr den Rückweg finden;
Ein Grieche bringe sich zum Todesspyer dar.
Eistalte Angst durchlief die zitternden Gebeine,
Als in dem Lager diese Post erklang,
Und jedes Auge fragte bang:
Wen wohl der Fern der Gottheit meine?

Jetzt riß Ulyß mit lärmendem Geschrei
Den Eher Kalchas in des Heeres Mitte

Und bringt in ihn mit ungestümr Bitte,
 Zu sagen, wessen Haupt zum Lob bezeichnet sey?
 Schon ließen Viele mich, mit ahnungsvollem Grauen,
 Des Schalls verruchten Plan und mein Verderben schauen.

Zehn Tage schließt der Priester schlau sich ein,
 Um Keinen aus dem Volk dem Untergang zu weihn.

Zuletzt, als thönn' er dem berebten Flehn
 Ulyssens nicht mehr widerstehn,
 Läßt er geschickt den Namen sich entreißen
 Und zeichnet mich dem Wüderreisen.
 Man stimmt ihm bei, und froh sieht Jeder die Gefahr,
 Die Alle gleich bedroht, auf Einen abgeleitet.
 Der Unglückstag ist da, die Binde schmückt mein Haar,
 Man streut das Mehl, das Opfer ist bereitet.

Ja, da entriß ich mich dem Tod, zerbrach die Bande
 Und harrete des Nachts in eines Sumpfes Röhre,
 Bis die Armee, wenn sie zum Waterlande
 Vielleicht sich eingewißt, vor Ufer sich verlor.
 Nie werd' ich, ach! die Heimat mehr begrüßen,
 Nie Vater, Kinder mehr in diese Arme schließen,
 Und mein Entrinnen rächt vielleicht die Wuth
 Der Danaer an diesem theuren Blut.

Und nun, bei allen himmlischen Dämonen,
 Die in des Herzens tiefste Falten sehn,
 Wenn Treu' und Glauben noch auf Erden irgend
 wehnen,

Laß so viel Leiden dir zu Herzen gehn!
 Hab' du Erbarmen mit dem Unglücksvollen,
 Der, was er nicht verschuldete, erfährt! —
 Wir sehen jammernd seine Thränen rollen;
 Es siegt in uns die Stimme der Natur. 87588

Sogleich läßt Priamus der Hände Band ihm lösen
 Und spricht ihm Trost mit milten Worten ein.
 Du bist, spricht er, ein Danaer gewesen;
 Wer du auch seyst, hinfort wirst du der Unfre seyn.
 Und jetzt laß Wahrheit mich auf meine Fragen hören:
 Warum, wozu das ungeheure Rös?
 Wer gab es an? warum so riesengroß?
 Zu welchem Brauch? sprich! welchem Gott zu Ehren?

Er sprach's, und jener Abseiwirt, gewandt
 In jeder List, Verlasger im Betrügen,
 Hebt himmelan die losgebundene Hand.
 Dich, ruft er, ew'ges Licht, dich, Rächer aller Lügen,
 Dich, Opferherd, dem ich durch Flucht entrann,
 Dich, frevelhafter Stahl, den Mordgier auf mich zückte,
 Dich, priesterliches Band, das meine Schläfe schmückte,
 Euch ruf' ich jetzt zu Zeugen an!

Von jeder Pflicht, die mich an Griechen band,
 Erklär' ich mich auf ewig losgezählet.
 Für Sinon geb' hinfort kein Waterland,
 Ich mache laut, was ihre List verhehlet.
 Gebenke du nur deines Wortes, Fürst,
 Und schone, Troja, den, der Rettung dir gesendet.
 Ist's anders wahr, was du jetzt hören wirst,
 Und werth, daß man es überdenket.

Von jeder barg im Krieg mit Ilium
 Minervens Schut der Myrmidonen Schwäche;
 Doch seit Ulyß, der Schall, und Diomed, der Treche,
 Der Götin Bild aus ihrem Heiligthum
 Zu reihen sich erlöhet, die Hüter zu durchbohren,
 Der Jungfrau Etirne selbst mit mordbesteckter Hand
 Berwegen zu berühren, schwand
 Der Griechen Glanz dahin, ging ihre Kraft verloren.

Auf immer war Athenens Günst entwichen,
 Bald zeigte sich in fürchterlichen
 Erscheinungen der Götin Strafgericht.
 Kaum steht das Bild im Lager still, so blitzen
 Die offenen Augen, und die Glieder schwingen,
 Und dreimal scheint (entsetzliches Gesicht!)
 Die Götin sich vom Boden zu erheben,
 Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben.*

Ein Gott gebeut jetzt durch des Seher's Mund,
 Auf schneller Flucht die Heimat zu gewinnen:
 Denn nimmer fallen durch der Griechen Bund,
 So spricht das Schicksal, Vergams feste Binnen,
 Sie hätten denn auß' Neu' der Heimat Strand be-
 rührt,

In wiederholter Fei'r die Götter zu befragen,
 Zum alten Heiligthum das Bild zurückgetragen,
 Das sie auf trummern Schiffen weggeführt.

Jetzt zwar sind sie nach Argos heimgefahren,
 Doch führt sie Rache's bald mit neuen Kriegerschaaren
 Und Göttern furchtbarer zurück. Dieß Rös
 Ward aufgethürmt, den Jörn der Pallas zu ver-
 schönen,

Und nicht umsonst seht ihr's so riesengroß.
 Es sollte der Kolos das enge Thor verhöhnen,
 Nie sollt' euch der Besig des Wunderbilds erfreuen,
 Nie sollt' es eurer Stadt den alten Schut erneuen.

Denn, waget ihr's, Minervens Heiligthum
 Mit Frevelhänden zu verschren,
 So traf der Götin Fluch ganz Ilium,
 (Wacht' ihn ein Gott auf ihre Häupter sehn!)
 Doch hättet ihr mit eigner Hand
 Dieß Rös in eure Stadt gezogen,
 So wälzte Aien zu uns des Krieges Wogen,
 Und Weh' dann über Griechenland!

Von dieser Lügen schlau gewebten Banden
 Ward unser reiblich Herz umstrickt;
 Der Zweifel wird in jeder Brust erstickt,
 Die dem Iydeion männlich widerstanden,
 Die der thessalische Achill nicht zwang,
 Nicht zehnjähr'ge Kriegeslasten,
 Nicht das Gewühl von tausend Massen,
 Weint ein Betrüger in den Untergang!

Jetzt aber stellt sich den entsetzten Blicken
 Ein unerwartet, schrecklich Schauspiel dar.
 Es stand, den Opferarren zu zerstückten,
 Laotöen am festlichen Altar.
 Da kam (mir bebt die Jung', es auszudrücken)
 Von Tenedos ein gräßlich Schlangenpaar,
 Den Schweif gerollt in fürchterlichem Bogen,
 Dahergeschwommen auf den stillen Wogen.

Die Brüste steigen aus dem Wellenbade,
 Hoch aus den Wassern steigt der Rämme blut'ge Blut,
 Und nachgeschleift in ungeheurem Rade
 Neigt sich der lange Rücken in der Blut.
 Lautrauschend schäumt es unter ihrem Pfade,
 Im blut'gen Auge flammt des Hungers Wuth,
 Geweyt am Rachen zwischen ihre Jungen;
 So kommen sie ans Land gesprungen.

Der bloße Anblick bleicht schon alle Wangen,
 Und auselander steht die fürchterselste Schaar;

* 87588.

Und dreimal steigt, entsetzliches Gesicht!
 Die Götin sich vom Boden zu erheben,
 Und Schild und Lanze schütternd zu erbeben.

Der pfellgerade Schuß der Schlangen
Erwählt sich nur den Priester am Altar.
Der Knaben zitternd Paar sieht man sie schnell um-
winden,

Den ersten Hunger stillt der Ebhne Blut;
Der Unglücksfellen Gebelne schwinden
Dahin von ihres Bisses Wuth.

Zum Beistand schwingt der Vater sein Geschloß;
Doch in dem Augenblick ergreifen
Die Ungeheur ihn selbst, er steht bewegungslos,
Getrieben von ihres Leibes Reizen;
Zwei Ringe sieht man sie um seinen Hals und noch
Zwei andre schnell um Brust und Hüfte stricken,
Und furchtbar überragen sie ihn doch
Mit ihren hohen Halsen und Genicken.*

Der Knoten furchtbares Gewinde
Gewaltsam zu zerreißen, streut
Der Arme Kraft sich an; des Geisers Schaum besprengt
Und schwarzes Gift die priesterliche Binde.
Des Schmerzes Hülenqual durchdringt
Der Wolken Schoß mit verstehendem Geheule:
So brüllt der Stier, wenn er, gestohlt vom Reile
Und blutend, dem Altar entspringt.

Die Drachen bringt ein blüthgeschwinder Schuß
Zum Heiligthum der furchtbarn Tritonide;
Dort legen sie sich zu der Götin Fuß,
Beschrimt vom weiten Untreis der Negide.
Entsetzen bleibt in jeder Brust zurück,
Gerichte Wäpung heißt Laocoön's Geschick,
Der frech und tühn das Heilige und Hehre
Verlegt mit frevelhaftem Speere.

Zum Tempel, ruft das Volk, mit dem geweihten Bilde!
Und steht an der Götin Milde!
Sogleich strengt jeder Arm sich an,
Die Mauer wird getheilt, die Stadt ist aufgethan,
Und auf der Walze künstlichen Wogen
Rollt es dahin, von Strängen fortgezogen,
Verberenträchtig, schwanger mit dem Wüth
Der Waffen, rollt's in Priams Königsstü.

Und, hochbeglückt, den Strang berührt zu haben,
Der es bewegt, begleiten Jungfrauen und Knaben
Mit heil'gen Liedern die verehrte Last.
O meine Vaterstadt, so reich an Siegestronen!
O heil'ges Land, wo so viel Götter thronen!
In deiner Mitte steht der fürchterliche Gast.
Wiermal hat es am Eingang still gehalten,
Und viermal rang das Erz in seines Bauches Falten.

Uns warnt es nicht. Von wüthender Begierde
Verblendet, setzen wir die unglückswangre Wärde
Beim Tempel ab. Apoll's Orakel spricht
Weissagend aus Kassandrens Munde,
Es spricht von Troja's letzter Stunde;
Wir glauben selbst der Gottheit nicht.
Von festlich grünem Laub muß jeder Tempel wehen,
Und -- morgen ist's um uns geschehen!

Indessen wandelt sich des Himmels Bogen,
Und Nacht stürzt auf des Meeres Wogen,
Mit breitem Schatten hält sie Land und Hain
Und den Betrug der Myrmidonen ein.

* Erste Lesart:

Zwei Ringe haben sich um seinen Hals geschnitten,
Zweimal den Schnopfenleib geschnürt um Brust und Hüften,
Und ihres Halses Schwan- Paule nicht
Doch über seinem Schenkel in den Lufen.

In Troja's Mauern fängt es an zu schweigen,
Der Schlummer spannt die mühen Glieder los;
Da naht, den Mond allein zum stillen Zeugen,
Der Griechen Flotte sich von Tenebos.

Geleitet von dem Feuerbrande,
Der aus dem königlichen Schiffe blüht,
Dringt sie hinan zum wohlbekannten Strande,
Und, von der Götin Grimm beschützt,
Eröffnet Einon still den Rauch der Fichte:
Gehorsam gibt das aufgethane Noß
Die Krieger von sich, die sein Leib verschloß,
Und hocherfreut entspringen sie zum Lichte.

Heracl am Seile gleiten schnell die Fürsten,
Iphandrus, Ethelus, Machaon, Aramas;
Ihm folgt mit Wüthen, die nach Blute dürsten,
Ulyß, Neoptolem, drauf Thoas, Menelas,
Zuletzt Egeus, der das Noß gefügt;
Sie stürzen in die Stadt, die Wein und Schlaf besiegt;
Die Wachen wütht ihr Stahl, indeß schon die Genossen,
Durchs Thor eindringend, zu den Fürsten stoßen.

Schon neigte aus der Götter Hand
Des ersten Schlummers Wohlthat sich hernieder
Und schloß mit süßem Zaubervand
Die tinneren schweren Augenlieder.
Da sah ich Hektor's Schattenbild
Im Traumgesichte mir erscheinen,
In tiefe Trauer eingehüllt,
Ergossen in ein lautes Weinen.*

So wie ihn einst durch des Stammers Fels
Des rauhen Siegers Zweigespaum gerissen,
Von blut'gem Staub geschwärzt und mit durchbohrten
Füssen,

Ihr Götter, wie von Schmach entstellt!
Der Hektor nicht mehr, der, gleich einem Gotte
In des Peliden Rüstung heimgekehrt,
Den Feuerbrand von der Trojaner Herd
Geschleudert hatte in der Griechen Flotte.

Den Bart befeckt, der Locken schmüßes Wallen
Geheimt von blut'gem Leime, stand er da,
Den Leib besät mit jenen Wunden allen,
Die Troja's Mauer ihn empfangen sah.
Den hohen Schatten zu besprechen,
Gebietet mir des Herzens feur'ger Drang;
Die Wange brennt von heißen Thränenbächen,
Und von den Lippen flücht der Trauertlang:

„O Troja's Hoffnung, die uns nie betrogen,
O du, nach dem das Herz geschmachtet hat!
O, sey willkommen, Licht der Vaterstadt!
Warum und wo hast du so lang verzogen?
So viele Kämpfe mußten wir bestehn,
Von so viel Noth und Herzensangst ermatten,
So viel geliebte Leichname bestatten,
Eh' dich die Freunde wieder sehn!“

„O, sprich, und welcher Frevel durst' es wagen,
Der Augen sonnenheitern Schein
Mit Blut und Staub unwürdig zu entweihn?
Was sollen diese Wundenmäler sagen?“
Doch keinen Laut verlor der Geist,
Des Fragers eitle Neugier zu vergnügen,
Bis unter tief geholten Odemzügen
Ein schweres Ach der Zunge Band durchreißt.

zweite Lesart:

Den Mund in tiefen Gram geküßt,
Der Stimme Ton erküßt von lautem Weinen.

„Fort, Hülfssohn! Fort, fort aus diesem Brand!
Die Mauern sind in Feindeshand,
Die stolze Troja stürzt von ihren Höhen,
Genug, genug ist für das Vaterland,
Genug für Priams Thron geschehen!
Wär's eines Mannes tapfre Hand,
Die Trojas letztes Schicksal wendet,
So hält' es dieser Arm vollendet.“

„Die Heiligthümer sind dir übergeben,
Nimm zu Gefährten sie auf deiner flücht'gen Bahn!
Für sie wirst du ein neues Ithium erheben
Nach langer Irrfahrt auf dem Ocean.“
Er spricht's und velt in schneller Eile
Mir vom Altar mit eigner Hand
Der mächt'gen Vesta heil'ge Säule,
Den Priesterschnud, den ew'gen Feuerbrand.

Und draußen hört man schon ein tausendstimmig
Heulen
Mit wachsendem Getöse die bangen Küste theilen,
Es bringt der Waffen eisernes Gebräusch
Bis zu Anchisens, meines Vaters, Hause.
Das hinter Bäumen einsam sich verlor;
Es donnert aus dem Schimmer mich empor;
Den höchsten Standort wähl' ich mir im Hause
Und stehe da mit offenem Ohr.

So fallen Feuerflammen ins Getreide,
Gesagt vom Wind, so stürzt der Wetterbach
Sich rauschend nieder von des Berges Haide;
Bertreten liegt, so weit er Bahn sich brach,
Der Schweiß der Kinder und des Schnitters Freude,
Und umgeriss'ne Wälder stürzen nach,
Es horcht der Hirt, unwissend, wo es dröhne,
Vom fernen Fels verwandelt dem Getöse.

Jetzt lag es kund und aufgethan.
Wie Danaer auf Treu' und Glauben halten!
Das Truggeweb sieht man jetzt schrecklich sich entfalten;
Schon liegt, besiegt vom prasselnden Vulcan,
Delphobus erhabne Burg im Staube.
Schon wird Ulaegons, ihr Nachbar, ihm zum Raube.
Und des sig'losen Sunders Flut
Scheint wider von des Feuers Glut.

Von lautem Kriegsgeschrei erzittern jetzt die Zinnen,
Und schrecklich schmettert des Kriegers Horn.
Sinnlos bewaffn' ich mich. Bewaffnet, was beginnen?
Ein Heer zu sammeln schnell, treibt mich der edle Horn.
Und mit der Freunde Schaar die Veste zu gewinnen.
Bergweisung selbst ist des Entschlusses Sporn.
Will, ruf' ich aus, das Schicksal mit uns enden,
So stirbt sich's schön, die Waffen in den Händen.

Indem seh' ich, entflohn der Feinde Pfeilen,
Den Priester des Apoll bei mir vorüber eilen;
Die überwundenen Götter in der Hand,
Am Arm den kleinen Sohn, flieht er betäubt zum
Estrand.

Halt', rief ich, o, halt' an, mich zu belehren,
Weis Panthos, was beschließt das zürnende Geschick?
Welch festes Schloß wird uns noch Schutz gewähren?
Da gibt er senkend mir zuruck:

• Erste Scene:

Der Pergamus durch einen Krieger's Arm
Zum letzten Schicksal zu entreißen,
Glaub' mir, so war's durch Hectors Hand.

• Zweite Scene:

Vom Himmelsnorden Himmelskrieger brandt
Das Heilige Geheiligt aus das Heiligtum

Der Tage letzter ist vorhanden,
Gefommen ist die unabwendbar bde Zeit;
Einst gab es Leutrer, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.
Der grimme Zeus gab Alles dem Argerier,
Der waltet jetzt in der entflammten Stadt;
Bewaffnete ergießt das Ungeheuer,
Und Simon schürt die Glut, frohlockend seiner That.

Und durch die zwelfach offenen Thore wegen
Schon Tausende und Tausende einher,
Als aus dem räumigen Mycene nie gezogen;
Es stehen Andre mit gestrecktem Speer,
Mordlustig hingepflanzt auf engen Wegen,
Des Eisens Blig starrt jeder Brust entgegen.
Kaum thun die ersten Wachen Widerstand
Und wagen das Gefecht mit ungewisser Hand.

Von diesen Neben feurig aufgefodert,
Und fortgezogen von der Götter Macht,
Krieg' ich dahin, wo's höher, besser lodert,
Der Donner stürzender Paläste tracht,
Wo vom Gefare und vom Getöse der Eisen
Die Luft erbebt, wohin die Furien mich reißen;
Der gähn'ge Mond gibt mir den trefflichen Epyt
Und Rhipheus Stärke zu Begleitern mit.

Dymas und Hypanis befeelen gleiche Triebe,
Auch Mygdons Sohn, Eberdeus, folgt dem Zug,
Den für Cassandra die unsel'ge Liebe
Verhängnisvoll zu Trojas Ende trug.
Dem Vater seiner Braut bracht' er häßliche Schaaeren
Und glaubte nicht dem warnungsvollen Laut,
Nicht den verkündigten Gefahren
Im Mund der gottbesetzten Braut.

Wohlan, beginn' ich zu der kampfbegier'gen Jugend,
Ihr Herzen, seht umsonst voll Heldentugend!
Gewichen sind, ihr seht's, aus allen ihren Eignen
Die Götter, welche Troja schützten.
Treibt euch der Muth, dem tühnen Führer nachzu-
gehn,

Kommt, der entflammten Troja beizustehn,
Kommt mit mir, kommt und sechtend endigt euer
Leben!

Besiegte rettet nichts, als Rettung aufzuheben.

Entflammet durch dies Wort ist ihres Eifers Glut,
Und, Wüthen gleich, die durch den Nebel spürend
schleichen,

Herausgestachelt von des Hungers Muth,
Mit trockenem Gaun erwartet von der Brut,
Geht's zum gewissen Tod durch Schwerter und durch
Leichen.

Der hehlen Nacht furchtbare Schatten streichen
Rings durch die Straßen; unser tühner Muth
Verschmählt, aus Trojas Mitte zu entweichen.

O Nacht des Grauens, welcher Mund
Spricht deine Schrecken aus, die Todesnoth der
Meinen!

Wer macht die Opfer, die du würdest, kund!
Wo nehm' ich Thränen her, sie zu beweinen!
Sie fällt, die hohe Stadt, seit grauem Alterthum
Gewohnt zu herrschen und zu siegen.
Auf Straßen, Schwellen, selbst im Heiligtum
Der Götter sieht man Todtenkörper liegen.

Doch glaube nicht, daß nur trojanisch Blut
Der Mächte schrecklichste getrunken.
Auch meines Volks erstorbener Muth
Stimmt auf in manchem Heldensinken.

Und dann fließt auch des Siegers Blut.
Der Angst, der Qual, des Jammers Stimmen spalten
Des Hbrens Ohr, wo nur das Auge ruht,
Des Todes schrecklich wechselnde Gestalten!

Von Feinden warf zuerst mit einer großen Schaar
Androgeos sich uns entgegen.
Sein Irthum stellt in uns der Freunde Heer ihm dar.
Auf, Brüder, eilt! ruft er. Woher so spät, ihr Trägen?
Die Andern tragen schon das ganze Pergam fort;
Ihr habt erst jetzt den Schiffen euch entrissen?
Kraun endigt er, so sagt ihm ein verächtlich Wort,
Daß Feindeehaufen ihn umschließen.

Sein Fuß erstarrt, und auf den Lippen stirbt die
Stimme.

So zittert, wer, in Dornen tief versteckt,
Die Mitter unerbittlich mit rauhem Fußtritt weckt;
Ihr blauer Hals schwillt an, mit gift'gem Grimme
Knirscht sie empor, und bleich flieht er zurück.
So wendet bei geschärfstem Blick
Androgeos erschrocken um. Wir bringen
In seine dichte Schaar, es mischen sich die Klagen.

In Troja fremd und halb vor Furcht entseelt, erliegen
Die unsern Arm. Den Anfang krönt das Glück.
Auf, Freunde, ruft, erhebt von diesen ersten Siegen.
Chorobus, voll von Muth. Es zeigt uns das Geschick
In diesem Zufall selbst den Weg zum Leben.
Vertauscht den Schild! den griech'schen Helmauf's Haupt!
List oder Kraft -- was wäre Feinden nicht erlaubt?
Die Todten werden Waffen geben.

Er spricht's, und schleunig weht auf seinem Haupt
Des fremden Helmes Busch, Androgeos geraubt.
Er eilt, des Schildes Herde zu vertauschen,
Und läßt ein griechisch Schwert von seinen Hüften
rauschen.

Ihm folgt die ganze Jugend und umhängt
Sich schnell die frisch aemachte Beute.
So stürzen wir, mit Danaern vermengt,
Doch ohne unsern Gott! zum Streite.

Begünstigt von der blinden Nacht,
Gelingt uns manche heiße Schlacht,
Und mancher Grieche fällt von unsern Streichen.
Eden pfehn sie schaaerenweis, dem drohenden Geschick
Am sichern Verb der Schiffe zu entweichen;
Was in des Hesses Bauch scheucht sie die Furcht zurück.
Ach, Niemand schmeichle sich, im Dunkel großer Thaten.
Der Götter Gnade zu entzihen!

Was zeigt sich uns! Selbst an Tritoniens Altar
Ertäubt man sich, Kassandra zu ergreifen.
Wir sehn mit aufgeldstem Haar
Die Tochter Priams aus dem Tempel schleifen;
Zum tauben Himmel steht ihr atühend Angesicht,
Denn, ach! die Fessel kleimt der Jungfrau zarte Hände.
Chorobus Wahnsinn trägt es nicht;
Er sucht im Schlachtgewühl ein Heidenende.

Ihm stürzt in dichtgeschloss'nen Gliedern
Die ganze Schaar der Freunde nach;
Doch, ach! von unsern eignen Brüdern
Kommt hier vom höchsten Tempeldach
Ein indrisch Pfeilgewölbe auf uns herabgeschlagen.
Des Federbusches fremde Pier,
Der Schilde Zeichen, welche wir
Verwechselt, hatte sie betrogen.

Die Priesterin und abjuringen,
(Verräthen hat uns längst der Sterbenden Geschrei)
Unstürmt und der Dolopen Schaar. Es bringen
Mit Max die Atriden selbst herbei.

So, wenn im Sturme sich die Winde heulend schlagen,
Der wilde Süd, des Nordes rauhe Macht,
Der muth'ge Ost, auf Titans raschem Wagen,
Es rauscht des Meeres Grund, des Waldes Säge fracht.

Jetzt sehn wir noch zu ganzen Heeren,
Die unsern Waffen glücklicher Betrug
Vor Kurzem noch im finstern Dunkel schlug,
Von ihrer Flucht zurückzukehren.
Ihr schneller Blick erkennt in dunkler Schlacht
Des Helmes List, der Schilde falsche Zeichen.
Jetzt muß der Augen Wahn dem Klang der Stimmen
weichen,

Jetzt siegt des Feindes Uebermacht.

Es fällt zuerst, von Penelope durchstochen,
Chorobus an Tritoniens Altar.
Es fällt, der das Gesetz der Tugend nie gebrochen,
Nipheus, der Redlichste, den Ilium gebat.
Die Götter richteten nicht so! Von Freundesstreichen
Liegt Hypanis, liegt Dymas hingestreckt;
Und kann der Priesterschnuck, der dich, o Panthus, deckt,
Kann selbst dein schuldlos Herz die Himmlischen
erweichen?

Bezeugt mir's, Trojas heiß'ge Trümmer,
Du Flammengrab, das meine Stadt verschlang,
Daß ich an jenem Schwedenstage nimmer
Mich feig entzogen des Gefechtes Drang.
Und, war's mein Loos, an jenem Tag zu enden,
Daß ich's verdient mit meinen Würgerhänden!
Jetzt wich ich der Gewalt; mir folgt, vor Alter laß,
Iphyt und, schwer von Wunden, Pelias.

In Priams Burg ruft uns der Stimmen lautster Hall,
Als ras'te nirgends sonst der Streitenden Gebränge,
Nicht durch ganz Ilium der Waffen wilder Schall,
Erblick' ich hier ein fürchterlich Gemenge,
Des Andrangs Ungestüm, ergrimmten Widerstand.
Den Feind seh' ich die hohen Dächer stürmen
Und mit der Schilde dichtgeschloss'nem Band
Sich furchtbar vor den Eingang thürmen.

Ich sehe Leitern an die Mauern legen,
Entschlossen künmt der trotz'ge Sieger nach,
Die Linke hält den Schild der Pfeile Sturm entgegen,
Fest klammert sich die Rechte an das Dach,
Beschäftigt ist mein Volk, die Thürme abzutragen,
Und mit den Trümmern wird der Stürmende bedroht --
Die letzte Zuflucht ihrer Noth,
Wenn Alles, Alles seh' ich gesenkt!

Herabgestürzt seh' ich die übergold'ten Zinnen,
Denkmäler alter königlicher Pracht.
Mit bloßem Schwert wird jeder Weg nach Innen
Von einer dichten Schaar Dardanier bewacht.
Ein frischer Muth lebt auf in unsern Seelen.
Der schwerbedrängten Burg des Königs beizustehn,
Mit Stärke Stärke zu vermählen
Und der Besiegten Muth mißtreitend zu erbh'n.

Noch führten zum Palast, der Menge unbekannt,
Geheime abgelegne Thüren,
Durch deren nie entdecktes Band
Die Zimmer in einander sich verlieren.
Ost halte, frei von des Gefolges Zwang,
Andromache in Trojas schdnen Tagen
Auf diesem unbemertten Gang
Zum frohen Ahn den Entel hingetragen.

Mich bracht' er jetzt zum höchsten Dach hinauf,
Von wo die Tentrier mit segentleeren Händen
Verlorne Pfeile niedersenden.
Zum lächen Thurm verfolg' ich meinen Lauf.

Der übers Dach empor zum Sternenhimmel schreitet;
Ganz Ilium liegt vor mir ausgebreitet,
Der feindlichen Gezeite ganzes Heer,
Das ganze schiffbedeckte Meer.

Vom Tod umringt, zerreißen wir voll Muth
Der Erde schon gewichne Fugen
Und schleudern sie auf der Aeolus Flut
Mit sammt den Pfeilern, die sie trugen.
Herunter stürzen sie mit donnerndem Getrach,
Und web' den Stürmenden, die sich darunter stellten:
Doch freische Krieger dringen nach.
Der Streit brennt fort, und alle Waffen getten.

Als wollt' er jeden Feind zermalmen,
Pflanzt Pyrrhus sich im Glanz der Rüstung vor das
Ther,

Der Schlange gleich, genährt von bösen Hatmen,
Die giftgeschwollen schlief im eisbedeckten Moor
Und neuversängt fest von sich streift die Schale,
Den glatten Leib im Reif zusammenringt,
Sich mit erhabener Brust aufkäumt zum Sonnenstrahle
Und dreier Zungen Blitz im Munde schwingt.

Nicht an ihm steht der hohe Periphas,
Nächst dem Antimachos, Antileus Waagenwender,
Es drängt sich Etyros Jugend an den Pash,
Und nach dem Giebel fliegen Feuerländer;
Vom Angel haut er selbst das erzbeschlaane Ther,
Und alle Vänder stürzt des Weiles Schwung zu
Grunde,

Reicht wird das Holz durchbohrt, das seinen Schwirm
verlor,

Und weit geöffnet klast des Thores Wunde.

Des innern Hauses weiter Hof, die Schaar
Der Trojer, die den Eingana hüten,
Der alten Könige gebeumte Säle bieten
Dem überraschten Muth sich dar,
Und aus den innersten Gemächern dringet
Der Männer Schrei, der Weiber jammernd Ach,
Die ganze Wölkung halt das Klagegeul nach,
Das in den Wellen widerklinget.

Man sieht der Mütter Heer die weite Burg durch-
schweifen,

Zum letzten Lebenswohl die Säulen noch umgreifen
Und täuschen den einsinkungsgelassen Stein.
Ganz mit des Vaters Troj bricht Pyrrhus schon herein.
Ihn hält kein Schloß, die Thüre liegt in Trümmern.
Vom Widder eingedrungen, Gewalt macht Wahn,
Tod ist der erste Gruß: so stürzen sie heran,
Von Waffen rauscht's in allen Zimmern.

So wüthet nicht der hochgeschwollne Nach,
Der schäumend seinen Damm durchbrach.
Der Felsen-Kerterwand mit wildem Grimm durchhauen.
Er stürzt ins Feld mit trüber Waagen Kraft,
Der Herden Schaar auf den ertränkten Auen
Wird mit den Hürden fortgerast.
Ich selbst sah, Mord im Blick, den Achilleiden
Am Eingang stehn und bei ihm die Atriden.

Ich sah auch Hekuba, sah ihre hundert Töchter,
Sah Priam selbst an den Altar gestreckt,
Den Vater blühender Geschlechter,
Nach mit dem Blut der Opfer frisch befecht.
Es tritt der Feind die Saat von fünfzig Ehen,
Der Enkel schöne Hoffnung in den Staub,
Die göttne Säule stürzt, behangen mit Trophäen,
Und, was dem Brand entging, Das wird des Würgers
Raub.

Mitleidig, Fürstin, wirst du fragen,
Wie König Priam seine Tage schloß?
So wisse denn: Kaum hört' er Trojens Stunde schlagen
Und sah den Feind, der durch die Pforten sich ergoß,
So eilt' er, sich den Panzer anzuschnallen,
Der die entwöhnten Glieder niederzog,
Umhängt das Schwert, das längst der Scheide nicht
entflog,
Und stürzt zur Schlacht, als Fürst zu fallen.

Es stieg in des Palastes mittlern Raume
Ein hoher Altar in des Aethers Plan,
Ihn säumte von einem alten Lorbeerbaume
Die nachbarliche Kühle an.
Gleich schönen Lauben, die das donnerschwüle Wetter
Zusammendrängte, lag dorten Hekuba
Mit allen Töchtern knieend da
Und schloß in ihren Arm die unerweichten Götter.

Jetzt sah sie den Gemahl, bereit zur Gegenwehr,
Im jugendlichen Schmuck der Waffen sich bewegen.
Unglücklicher, wohin? ruft sie ihm bang entgegen,
Was für ein Wahnwitz reichte dir den Speer?
Und wäre selbst mein Hektor noch zugegen,
Jetzt helfen Schwert und Lanzen uns nicht mehr.
Hieher tritt! Dieses Heiligthum schützt Aue,
Wo nicht, vermahlt uns doch im Falle!

Sie sprach's und zog ihn zu sich hin und ließ
Im Priesterstuhl den Greis sich niederlegen:
Da kam, von Pyrrhus mörderischem Speiß
Durchbohrt, sein Sohn Polix, bluttriefend, voll Ent-
setzen,

Der Feinde Haufen durch, den weiten Boagaang
Dahergerannt. Sein Blick sucht in der öden Leere
Der weiten Zimmer Schatz; den schon gewissnen Fang
Verfolgt Acepteleus mit mordbegier'gem Speere.

Schon bascht ihn sein furchtbarer Arm,
Und über ihm sieht schon den Stahl der Vater schweben;
Nicht flieht er bis zu Priams Fuß, und warm
Entaucht in Strömen Muth das junge Leben.
Nicht länger schweigt das Vaterherz:
Ergleich verurtheilt von des Mörders Grimme,
Erhebt er feierlich des Hörnes Donnerstimme
Und heult in diese Worte seinen Schmerz:

Für diese Frevelthat, für diesen bitteren Hohn,
Für dies verhaßenswürdiges Gefährten,
Wenn noch Gerechtigkeit wohnt auf der Götter Thron,
Erwarte dich, wie solche Thaten ihn verdienen,
Dich, Ungeheuer, ein grausenvoller Lohn!
Dich, dich, der mit verrudelter Bubenflut,
Mit dem erwürgten lieben Sohn
Gefollert hat die väterlichen Blicke!

So, wahrlich, hielt's mit seinem Feinde nicht
Achill, den du zum Vater dir gelogen:
Es ehrete mit erdhendem Gesicht
Der Held mein Alter und der Liebe Pflicht.
Als ich zu ihm, ein Stehender, gezogen;
Er weigerte mir Hektors Leidnam nicht,
Des Todten Feier würdig zu begeben,
Und ließ mich Troja wiedersehen.

Mit diesen Worten schleudert er den Schast.
Der ohne Klang der schwachen Hand entleert
Und, aufgefangen von des Gegners Kraft,
Des Schilodes Ephe kaum zertheilt.
Geh' denn, erwidert Pyrrhus ihm voll
Saa' dem Achill, wie sehr ihn meine Thaten
Verflage dort den tiefgesunknen Sohn;
Jetzt aber stirb von meinen Händen!

Er reißt den Zitternden, Dies sagend, zum Altare,
Der noch vom Blut des Kindes raucht,
Faßt mit der linken Hand die silbergrauen Haare,
Indeß die Rechte tief sich in den Busen taucht.
So endigt Priamus. Sein Aug' sah Troja brennen,
Die über Hüfen den Scepter ausgestreckt,
Lag ein gigant'scher Rumpf, am Meeresstrand ent-
deckt,

Es sieht das Haupt, und Niemand kann ihn nennen.

Jetzt wird zum Erstemal mein Herz mit Furcht er-
füllt.

Des alten Königs letztes Blasen
Weckt mir des eignen theuren Waters Bild.
Zeigt mir mein Haus im Schutt, Gemahlin, Kind
verlassen;

Ich spähe ringsum, wer mir folgen kann.
Ach, matt vom Streit sind Alle längst verschwunden,
Hier hatten sie vom Thurm den läßlichen Sprung gethan,
Dort in den Flammen ihren Tod gefunden.

So war ich denn der einzig Uebrige von Allen,
Als meinem Blick, der durch die Gegend streut,
Des Brandes heller Schein in Vestas Tempelhallen
Die Tochter Lyndars sprachlos stehend zeigt.
Der Griechen Jure, der Phrygier Verderben,
Bang, durch des Gatten strenges Strafgericht,
Bang, durch der Leutrier gerechte Wuth zu sterben,
Barg sie im Heiligthum ihr bleiches Angesicht.

Mein Zorn entbrennt. Es reißt mich hin, sie zu
durchbohren,

Zu rächen mein zerstörtes Vaterland.
Was? Troja sette sie in Brand
Und jöge prangend ein in Lacedämons Thoren,
Die Leutrier hinter sich in Ithavischem Gewand?
Sie sähe Gatten, Kinder, Eltern, Vaterland?
Sie dürfte mit das Siegesfest begehen?
Nein, Das wird nimmermehr geschehen!

Mag's seyn, daß des gestraften Weibes Blut
Des Mannes Schwert entehrt, den leichten Sieger
schändet:

Genug, ich sättige der Rache heiße Glut,
Der Trevel wird gestraft, gerächt der Freunde Blut,
Und eine Schuldige dem Orkus zugesendet.
So sprach aus mir des eiteln Grimmes Wuth,
Als plötzlich, schön, wie sie sich nimmer mir gezeigt,
Der Mutter Glanzgestalt sich zu mir neiget.

Ganz Obtin, ganz umflossen von dem Lichte,
Worin sie steht vor Jovis Angesichte,
Durchschimmernde ihr Glanz die Dunkelheit.
Von welcher Wuth, mein Sohn, von welcher Wunde
Entbrennt dein Herz? erbit's von ihrem Rosenmunde,
Indem ihr Arm zu stehen mir gebeut.
Wohin mit diesen wühenden Gebenden?
Was soll aus deiner Mutter werden?

Du wußt nicht lieber sehn, ob dein Astan noch lebt
Wo du des Waters graues Haupt verlassen,
In welchen Nidiben seht dein Weib Kreusa schwebt,
Die der Aethier Schwärme rings umfassen,
Längst, ohne mich, ein Raub des Feuers oder Schwerts?
Nicht die spartan'sche Helena laß büssen,
Nicht Paris Klage an! Da, zürne himmelwärts:
Die Götter sind's, die Trojas Fall beschließen.

Weg' auf! Der Nebel sey zerstreut,
Der noch mit Finsterniß dein sterblich Aug' umhüllt!
Doch werde streng von dir erfüllt,
Was deine Mutter dir gebeut.

Du siehst, wie Qualm und Rauch in schwarzen Fluten
steiget,
Siehst Schutt auf Schutt und Stein auf Stein gehäuft:
Das ist Neptun, der Trojas Weste schleift
Und mit dem Dreizack ihre Mauern beuget.

Am Etäerthor siehst du Saturnia,
Die Unbarmerzige, in rauhem Eisen blinken,
Siehst von den Zwiffen sie stets neue Feinde winken;
Auf Pergams Thurm siehst du Tritonia,
In ihrer Hand der Gorgo Schreckniß, bligen;
Du siehst — o, fliehe, fliehe, theurer Sohn!
Des Himmels König selbst auf Jovs düsterm Thron
Den Feinden Kräfte leihn, die Himmlischen erzhigen.

Gib auf die eitle Gegenwehr!
O, säume nicht, noch zeitig zu entinnen!
Noch unverletzt wirst du dein Haus gewinnen,
Ich bin mit dir. — Sie sprach's, und Nacht war
um mich her,

Und mir erschienen, mit des Grimmes Falten,
Der hohen Götter feindliche Gestalten,
Verwüstung, Einsturz, Grausen um und um,
In Asche sank vor mir ganz Ilium.

So, wenn der Pfäuer Schaar, auf hoher Bergeshalde,
Der Arzte mörderische Schreie
Auf den bejahrten Stamm der wilden Esche stößt,
Sie murr't erzürnt herab, die schwante Krone nicht,
Erschüttert rauscht der dachbelaubte Wipfel;
Als, von der Wunden Macht besiegt,
Sie schzend sich herunter wiegt
Und sich zermalnend wälzt von des Gebirges Gipfel.

Jetzt eil' ich fort. Durch Flammen, Schwert und Leichen
Führt unbeswädigt mich ein Gott, es weichen
Die Lanzen vor mir aus, das Feuer macht mir Bahn.
Schon hab' ich mich zur Wohnung durchgeschlagen.
Mit dem verehrten Vater sang ich an,
Ihn will ich rettend erst auf das Gebirge tragen;
Umsonst bestürmt ihn seines Sohnes Flehn,
Mit Troja will er untergehn.

Ihr Andern, ruft er aus, in deren festen Brästen
Der Jugend äppige Gesundheit glüht,
Spart euch für bess're Tage — flieht!
War's mir von Zeus bestimmt, des Lebens Nest zu
fristen,

So war er Gott genug, den Flammen selbst zum Hohn,
Ein Haus mir zu verleihn. Genug, daß einmal schon
Dies graue Haupt den Fall Dardanien's betrauert,
Genug, daß es ihn einmal überdauert!

So will ich es. Jetzt, Kinder, nehmt
Den letzten Abschied von Andisen!
Den Weg zum Tode find' ich selbst, es schämt
Der Feind sich nicht, mein Blut mittheilig zu vergießen.
Er zieht mich aus, Gleichviel, begraben oder nicht!
Die Götter lassen mich. Wozu noch länger tragen
Des toeben Lebens lastendes Gewicht,
An Thaten leer, seitdem mich Jovis Blitz geschlagen!

Er sprach's, und unbewacht blieb er stehn,
Ihn deutet nicht unser heißes Dringen,
Nicht seines Entschs, nicht Kreusens Händeringen,
Nicht unsrer Thränen Bund, die strömend zu ihm
stehn,

Durch solchen Trost noch nicht den Tod herbeizurufen,
Nicht uns, und Alle mit in seinen Fall zu ziehn;
Er bleibt auf seinem Wein und weicht nicht von den
Stufen,

Aufs Neu' muß ich dem Tod entgegen stehn.

Denn, Elter, welche Wahl ward mir gegeben?
 Dich, Vater, ließ ich stehend hinter mir?
 Solch grausames Begehren kam von dir?
 Ist's Jovis Schluß, soll nicht die Heimat überleben?
 Beharrest du darauf, daß uns derselbe Tod
 Vereine, wohlan, der Wunsch ist zu erhdren!
 Schon naht, von Priams Blut und seines Sohnes roth,
 Neoptolem, bereit, der Opfer Zahl zu mehren.

Und darum führtest du durch Schwert und Feuer,
 Erhabne Mutter, deinen Sohn? Ich soll den Feind
 Auch hier noch wüthen sehn, soll Alles was mir theuer
 Und heilig ist, in einem Fall vereint.
 In seinem Speere sich verbluten sehen?
 O, Waffen, Waffen her! Der letzte Tag bricht an;
 Laßt uns außs Neun' dem Feinde stehen!
 Nicht ungerecht stirbt, wer männlich sterben kann!

Sogleich gürt' ich das Schwert mir um den Leib,
 Und in des Schildes Griff muß sich die Linke fügen.
 So geht's zum Thor. Ach, hier seh' ich mein theures
 Weib,

Den Kleinen zu mir neigend, vor mir liegen.
 Zum Tod gehst du, ruft sie, so nimm auch uns mit fort!
 Doch hoffst du Rettung noch von deinen Heldenarmen,
 So bleib' und schütze diesen Ort!
 Was wird aus uns? wer wird der Deinen sich erbarmen?

So ruft sie heulend und erfüllt
 Das ganze Haus mit ihren Schmerzen.
 Als unverhofft, da wir den kleinen Julius berzen,
 Dem überraschten Blick ein Wunder sich enthüllt.
 Sieh! von des Knaben Schreie quillt
 Helleuchtend eine Feuerflode;
 Sie wächst, indem sie niederrällt, und mild
 Durchsträubt sie die unversicherte Lede.

Schnell schütteln wir sie weg und eilen, für Aftan
 Besorgt, die heil'ge Stut mit Wasser zu erlösen;
 Anchises aber streckt die Hände himmelan
 Und dankt hinauf mit freudvollen Blicken:
 Jetzt endlich, großer Zeus, sind wir erhört!
 O, Blick, wenn anders Bitten dich bewegen,
 Mit Huth auf uns herab und, sind wir's werth,
 Verleihe' uns Schutz, befräht'ge diesen Zegen!

Er spricht es, und zur Linken tracht
 Ein lauter Donnerschlag. In schönem Strahlenbogen
 Kommt durch die weit erhobte Nacht
 Ein funkelndes Gestirn geflogen:
 In unserm Zenith stieg es auf und zog
 Die Silberfurche hin nach Ias Tristen,
 Den Weg uns zeigend, den es zog;
 Die ganze Gegend raucht von Schwefeldüften.

Von dieser Zeichen Macht besiegt,
 Raft sich Anchises auf und betet zu dem Sterne.
 Fort, ruft er, fort! die Zeit ist festbar, steigt!
 Führt mich von dannen, sey's auch noch so ferne!
 Euch, Götter, die dies Zeichen uns gesandt,
 Vertrau' ich dieses Kind, vertrau' ich diese Weiden;
 In eurer Obhut steht das Vaterland.
 Jetzt komm, mein Sohn! ich folge dir mit Freuden.

Und lauter, immer lauter hört man schon
 Des Brandes nahe Feuerflammen trachen.
 Auf, Vater, ruf' ich, auf! Ich trage dich, den
 Schwachen;

Licht drückt des Vaters theure Last den Sohn.
 Was nun auch kommen mag, wir theilen Tod und Leben.
 Die Huth will ich dem Kleinen geben,
 In eurer Ferne folgt Kreusa still.
 Ist Rache, merkt, was ich verfluchen will!

Gleich vor der Stadt steht ihr an einem Felsenhange,
 Den ein verlass'ner Ceresstempel schmückt,
 Daneben ein Cypressenbaum, seit lange
 Mit Achtung von den Vätern angeblickt.
 Dort treffen wir uns in verschiedenen Schaaren.
 Du, Vater, wirst die Heiligtümer wahren.
 Wie dürfte sie, noch nicht genezt von frischer Stut,
 Berühren diese Hand voll Blut!

Sogleich ward ein Gewand den Schultern umgehungen,
 Dem Rücken waut noch eine Löwenhaut;
 Ich neige mich, die Last des Vaters zu empfangen,
 Der Nechten wird mein Julius anvertraut,
 Der neben mir mit kürzern Schritten eilet,
 Und hinter unserm Rücken weitet,
 Zu hintergehn den lauernden Verdacht,
 Kreuzens Schritt — so fliehn wir durch die Nacht.

Wie oft auch sonst im wildesten Gemenge
 Der Schlacht mein Ausern unerschüttert blieb;
 Wie wenig mir der Feinde fürchtbarstes Gedränge
 Die Huth von den Wangen trieb:
 Jetzt machte jeder Laut mich beben,
 Mir schauerte vor jedes Lüftens Zug,
 Besetzt für des Begleiters Leben,
 Bang für die Bürde, die ich trug.

Schon sehn wir uns in raschen Schritten
 Unsern dem Thore, frei von feindlicher Gewalt,
 Als ein Geräusch von Menschenritten
 In die erschrocknen Ohren schallt,
 Und nahe hinter uns im Dunkeln
 Sah meines Vaters Schreden Schilde funkeln
 Und blaut geschnitzte Helme glänzen.
 Sie sind's, ruft er, e, laß uns eulends fliehn!

Noch heute weiß ich nicht, welches feindliches Geschick
 Den Muth mir nahm, die Sinne mir verwirrte
 In diesem unglücksvollen Augenblick.
 In unwesamen Gegenden verirre
 Mein Fuß. Ach, hielt ein Geiz Kreusen mir zurück?
 Verlor sie sich auf unbekannten Pfaden?
 Wieb sie ermattet sehn? Ich hab' es nie errathen;
 Verschwunden war sie ewig meinem Blick!

Und erst, als am bezeichneten Altar
 Versammelt waren alle Seelen,
 Ward ich den schrecklichen Verlust gewahr,
 Sah ich von Allen sie allein nie fehlen.
 Wen im Chimy saß nicht mein blutend Herz,
 Wen klagt' mein Grimm nicht an auf Julius weitem
 Rande!

Was war mir gegen diesen Schmerz
 Des Reiches Fall und Trojas letzte Stunde!

In der Gefährten treuer Hand
 Verlaß' ich Julius und Anchisen
 Und unsrer Götter heil'ges Pfand;
 Im Thal wird ihnen Zuflucht angewiesen.
 Ich selber wende mit dem blanken Stahl
 Zur Stadt zurück. Gilt's auch, ganz Troja zu durch-
 spähen,

Mein Schluß steht fest, der Schrecken ganze Zahl
 Und jegliche Gefahr von Neuem zu bestehen.

Obst eil' ich nach dem Thor, das Rettung uns gewährt,
 Und meiner Trute Spur muß mir den Rückweg zeigen.
 Mir graut bei jedem Schritt, es schreit und selbst
 das Schwebel;
 Vielleicht, daß sie zur Wohnung umgekehrt!

Drum eil' ich hin, was dort mich auch bedrohe.
Hier herrscht bereits der Feind; vom Wind gepeißt,
wehn

Die Flammen schon bis an des Vießels Hohn,
Zum Himmel schlägt die fürchterliche Lohe.

Des Königs Burg wird jetzt auf's Neu' von mir besucht.
Hier hüten Phönix und Ulyß, von allen
Wintern auszuwählen, in den geräum'gen Hallen,
Wo Times Freiheit ist, des blut'gen Raubes Frucht.
Hier seh' ich unter Troja's reichen Schätzen,
Dem Feuer abgejagt, der Tempel goldne Bier.
In langen Reihn gejaagt seh' ich hier
Der Mütter bleiches Heer, die Kinder voll Entsetzen.

Kühn ließ ich durch die todtensille Nacht,
Verlorne Müh'! der Stimme Klang erschallen,
Ließ durch ganz Situm den theuren Namen hallen;
In eitelm Suchen hab' ich Stunden hingebracht:
Als ein Gesicht, Der ähnlich, die ich misse,
Nur größer von Gestalt, als sie im Leben war,
Dahertritt durch die Finsternisse.
Mir graus't's, der Athem stockt, zu Berge steigt mein
Haar.

Warum, ruft es mich an, mit Suchen dich ermüden?
Wegn, geliebtester Gemahl,
Des langen Fortschens undantbare Qual?
Kreuzens Schicksal hat ein Gott entschieden.
Nie, nie wirst du auf deinem irren Pfad
Von deiner Gattin dich begleitet sehen.
Dagegen sezt sich Jovis Rath,
Der droben herrscht in des Olympus Höhen.

Ein Flüchtling, wirfst du lang den Bogen dich ver-
trauen,
Bis dein gebuld'ger Muth Hesperien erringt,
Durch dessen segenvolle Auen
Der sydische Ibisstrom die stillen Fluten schlingt.
Dir winkt an seinen lachenden Gestaden
Ein Abren und einer Königsstochter Hand.
Drum höre auf, in Abrenen dich zu baden
Um das zerriß'ne Liebesband!

Ich werde nicht der Griechen Städte steigen,
Nicht jubeln sehn der Stolgen Vaterland,
Nicht vor den Griechinnen die Sklavennie beugen,
Ich, Darbans Enkelin, der Venus anverwandt!
Es hält bei Priams ungeführtem Throne
Der Götter hohe Mutter mich zurück.
Leb' wohl, dich grüßt mein letzter Blut!
Leb' wohl und flehe mich in unsern theuren Ebnen!

Auf meiner Zunge schwebt noch manches Wort,
Noch manden Laut will ich von ihren Lippen saugen;
In dünne Lüste war sie fort.
Ihr folgen weinend meine Augen;
Dreimal will ich in ihre Arme flieh'n,
Dreimal entschlüpft das Bild dem feurigen Berühren.
Gleich leichten Nebeln, die am Hauch ziehn,
Ein Traum, den Titans Pferde rasch entführen.

Schnell wend' ich jetzt (der Tag fing an zu grauen)
 Zu den Gefährten um. Verwundert fand ich hier
 Ein neues großes Heer von Jünglingen und Frauen,
 Des Glucks Kinder! gleichgesinnt mit mir,
 Auf stündem Strand sich anzubauen.
 Entfaltungen strömten sie mit Haß und Gut herbei,
 Bereit, durch welche Pluten es auch sey,
 Sich meiner Fährten zu vertrauen.

Der Stern des Morgens stieg empor
Auf Idoas hoher Wolkenspitze
Und leuchtete der Sonne Wagen vor.
Gesperrt hielt der Alcmaion jedes Thor,
Und nirgends Hoffnung mehr, die väterlichen Stige
Zu retten von der Feinde Blut.
Sich weiche dem Geschick, die Schultern beugen
Ich unter meines Vaters Last; mit Muth
Raff' ich mich auf, den Ida zu bestiegen.

D i d o.

Freie Uebersetzung des vierten Buchs der Hekelde.

1.
 Doch lange schon im stillen Busen nährt
 Die Königin die schwere Liebeswunde;
 Ergrißen tief hat sie des Mannes Werth.
 Des Volkes Glanz und seines Ruhmes Kunde;
 An seinen Blicken hängt sie, seinem Munde,
 Und, leise schleichend, an dem Herzen zehrt
 Ein stilles Feuer; es entsoh der Fricke,
 Der aethne Schlaf von ihrem Augensiede.

2.
Raum zog Murerens Hand die feuchte Schattenhülle
Vom Horizont hinweg, als ihres Busens Fülle
Ihn gleichgestimmte Herz der Schwesster überwallt.
Ach, welche Zweifel sind's, die schlaflos mich durch-
bohren!

Geliebte, welcher Gast zog ein zu unsern Thoren!
 Wie edel! welche männliche Gestalt!
 Wie groß sein Muth! sein Arm, wie tapfer im Gefechte!
 Gewiß, er stammt von göttlichem Geschlechte.

3.
Durch welche Prüfung ließ das Schicksal ihn nicht gehn!
Gemeine Seelen wird das feige Herz verlassen,
Du hörtest, welche Entschlossen er geschlagen!
Ja, könnte Liebe je in dieser Brust erstehn,
Seit mein Eiauß in das Grab gestiegen,
Und wäre mein Entschluß, mein Abscheu zu besiegen
An Hymens Banden — soll ich dir's gestehn?
Der Einz'ge könnte schwach sein.

Ja, Anna, ohne Rückhalt soll vor dir
Das Herz der Schwester sich erschließen!
Seitdem ein Brudermord Sich aus mir,
Der meine erste Liebe war, entriß,
Seit meiner Noth war Dies der erste Mann,
Der meinem Herzen Neigung abgewann,
Der erste, sah' ich dir, der mich zum Wanken brachte;
Nun ist die Stut erwacht, die einst mich selig machte.

Doch eber schlingte Teflus mich hinab,
Mich folcndre Lewis Mlig hinunter zu den Schatten,
Zu des Avernus bleichen Schatten.
Hinunter in das ewig finstre Grab,
Er' daß ich deine heiligen Gefege,
Schwankhaftigkeit, und meinen Eid verlege!
Er nahm mein Herz dahin, ihm war's zuerft geweiht:
Gott bleib's in alle Ewigkeit.

6.
 Sie spricht's, und ihren Schoß betheuen milde Zähren.
 O, über Alles mir Geliebte! gibt
 Die Schwester ihr zurüd. Allein und ungeliebt
 Wirst du verblühen, der Kummer ewig nähren?
 Die Wonne, die aus holden Kindern lacht,
 Der Venus süße Freuden dir versagen?
 Nach solchen Opfern, meinst du, fragten
 Die Töbten in des Abgrunds Nacht?

7.

Und sey's! Hat denn der vielen Freier einer
Dein kummertrautes Herz zur Liebe je geneigt?
Von allen kriegerischen Fürsten keiner,
Die Afrika in seinem Schoß gezeugt.
Selbst Der, vor dem die Libyer erbeben,
Den Tyrus längst gehaßt, selbst Jarbas kommt' es nicht.
Und einer Neigung willst du widerstreben,
Für die dein Herz so mächtig spricht?

8.

Vergaßest du, wo du dich eingewohnt,
Daß ohne Zaum hier der Numider jaat,
Der unbezwungne Scutler hier thronet.
Die Syrtis dort die Landung dir versagt.
Hier unwirthbare Wüsten dich umgrausen,
Dort der Vandalen wilde Völker haufen,
Der Bruder selbst, des Habichts du entflohn,
Und Tyrus Waffen dich von Tphen her bedrohn?

9.

Glaub' mir, die Götter, die dich lieben.
Lucina selber war's, die an Karthagos Strand
Die Schiffe dieser Fremdlinge getrieben.
Welch eine Stadt seh' ich durch dieses Eheband,
Welch einen Thron, o Schwester, sich erheben!
Zu welchen strahlenvollen Höhen
Wird der Karthager Name schweben,
Wenn solche Helden uns zur Seite stehn!

10.

Versöhne du nur erst der Götter Zorngericht
Durch frischer Syrtis Blut! Die Fremdlinge zu halten,
Laß königlich des Gastrechts Fülle wallen;
An Gründen, sie zu setzen, fehlt es nicht.
Seht die zerbrochenen Tische! Seht, wie Nebel rauchen,
Die See noch stürmt, Trien Regen zieht!
So wußte Die zur Stut den Funken aufzubauen;
Die Hoffnung naht, und das Erröthen flieht.

11.

Jetzt fragt sie das Geschick an klugen Altären.
Dir, Phöbus, der das Künftige enthüllt,
Dir, Stadtgründende Demeter, rault
Zweijähr'ger Vnder Blut, dir, Premius, zu Ehren,
Der Allen, Luno, dir, der Ehen Zwägerin.
Vor dem Altar steht man die schönste aller Frauen.
Den Becher in der Hand, Karthagos Königin,
Des weißen Kindes Haupt mit heil'ger Stut betrauen.

12.

Bald geht sie vor der Götter Ansecht
An den noch dampfenden Altären auf und nieder,
Beschenkt die schon Beschenkten wieder
Und fericht, was rauchend noch das Eingeweide spricht.
Beihörtes Schervoll! befreien
Gebet und Opfer wohl das schwerbesanane Herz?
Am innern Mark zehrt der verhehlte Schmerz
Und spottet eurer Träumereien.

13.

Der Flammen unheilbare Pein
Treibt sie, Karthagos Stadt im Wahnsinn zu durchheilen.
So flieht die Hindin, die in Kretas Ham
Mit zwecklos abgeschoss'nen Pfeilen
Der ferne Jäger traf. In ihrem Fleisch das Noth
Des Todes, das der Feind verlor,
Behaut sie die durchheilten Felder
Mit ihrem Blut und Dittes firsire Wälder.

14.

Jetzt führt sie durch Karthago ihren Gast,
Zeigt wählend ihm der Mauern stolze Last
Und läßt vor seinem Blick die Größe Sidons prangen.
Ein höchstes Gespräch wird schwächern angefangen;

Schnell reißt die Furcht es wieder ab. Kaum bricht
Der Abend ein, so winnt das Mahl; sie fodert
Von Trojens Fall aufs Neu' von ihm Bericht
Und nährt die Glut, die in dem Herzen lodert.

15.

Trennt endlich sie der strenge Ruf der Nacht,
Und winnt der Sterne sinkend Licht zum Schlummer,
So nährt sie einsam ihren Kummer,
Und sein verlass'nes Pöster wird bewacht.
Abwesend hört sie ihn, verschlingt sie seine Jäge,
Herzt in Asten des theuren Vaters Bild,
So sie vielleicht die Leidenschaft betrüge,
Die glühend ihren Busen flüht.

16.

Der Thürme hochgeführte Laffen
Erlahmen bald in ihrem mantern Lauf;
Kein Wall, kein Giebel steigt mehr auf,
Und taufend fleiß'ge Hände rasten.
Der Jugend maß'ger Arm entwöhnt sich von dem
Speer,

Im Hasen thut kein Hammer mehr,
Und unvollendet trauert das Gerüste,
Das prahlend schon die Wolken täpste.

17.

Als Zeus Gemahlin sie von Liebesflammen brennen
Und selbst des Rufes Stimme tragen sah,
Besann sie so zur schönen Cypria:
Gierwürdiges — man muß bekennen!
Habt ihr vollbracht, du und dein wackerer Sohn!
Mit reichem Raub zieht ihr davon!
Ein wahres Heldenwerk, ein Weib zu übertöfen!
Worth, daß zwei Götter sich mit ihrer Allmacht rüsten!

18.

So scheint es doch, man habe meinen Egen
Und meiner Püner Tren' nicht sonderlich getraut?
Doch, wo das Ziel? wozu in Kämpfen uns erheben?
Laß Friede seyn, und Dido werde Braut!
Du hast's erreicht: sie liebt, hierast von Liebesflammen.
Zev's denn! sie werde dieses Pnygers Magd,
Dir sey der Tyrer Völk zur Mühsal zugesagt,
Wir Beide schämen es zusammen.

19.

Italia durchdrang der Rube list'gen Sinn,
Das Reich Hesperiens, den Leuktrien entzissen,
In Libyens Grenzen einzufrieden,
Und schlan erwidert ihr der Sabinen Königin:
Wer wäre Iher genug, mit deiner Macht zu streiten
Und dem Erreuten feindlich zu verschmähen?
Nur mühte, was durch uns geschähe,
Das Glück zum guten Ende leiten.

20.

Zu wenig bin ich selbst mit dem Geschick vertraut;
Doch wird es Jupiter gestatten,
Daß der Trojaner an den Tyrer baut,
Daß beide Stämme sich in Ehn zusammen gatten,
In einem Volk vereint durch ew'gen Bund?
Du, seine Gattin, magst dich bittend an ihn wenden,
Nicht ihn durch deinen hochbedachten Mund;
Ich will das Uebrige vollenden.

21.

Darüber laß Saturnien gewähren!
Gibt ihr des Himmels Königin zurecht.
Doch, wie dies dringende Geschäft mit Echn
Zu enden sey, laß mich vor Allen dich belehren.
Sobald der erste Morgen tagt,
Und Titans Strahlen taum die junge Welt besinnen,
Führt in den nachgelegenen Hainen
Die Liebestrunkene den Ankam auf die Jagd.

22.

Wenn das Geschwader nun auf flügelschnellen Rossen
Dahinschwebt, mit dem Gern das Wildgeheg' um-
jäumt,
Send' ich von oben her, vermenigt mit schwarzen
Schlossen,
Ein Ungewitter ab; der ganze Himmel scheint
Im Wollenbruch herabzustoßen,
Durch die zerriss'nen Lüfte tracht
Mein Donner, und Gewitternacht
Trennt von dem Fürstenpaar die fliehenden Genossen.

23.

In einer Grotte wird alsdann die Königin
Mit dem Trojaner sich zusammen finden.
Dort werd' ich gegenwärtig seyn und, bin
Ich deiner nur gewiß, auf ewig sie verbinden.
Dort tröne Hymnen ihrer Herzen Bund! —
Ihr winnt die Andree zu mit hochzufriednen Blicken;
Ein Lächeln schimmert um der Göttr'n Mund,
Daß ihr's geglückt, die Feindin zu veräcchten.

24.

Indeß war Eos leuchtendes Gespann
Aus blauer Wegen Schoß gestiegen.
Beim ersten Gruß der Göttin stiegen
Karthagos Pforten auf, es stürten Noß und Mann
In munterm Schwarm laut lärmend durch die Felder.
Das weite Gern den Jagdspieß in der Hand,
Kommt der Waghüter im Flug daher gerannt;
Es schmaukt der Drogen Spürkraft durch die Wälder.

25.

Am Eingang des Palastes harret
Der Königin, die noch am Pustisch säumet,
Der Punic Fürstenschaa, und an den Stufen scharrt,
In Gold und Purpur prächtig aufgezäumet,
Das stolze Ross der edeln Jägerin
Und knirscht voll Ungeßult in die beschäumten Hügel.
Auf thun sich endlich des Palastes Flügel:
Umringt von Volk, erscheint Karthagos Adnigin.

26.

Ein tyrisch Oberkleid, geschmückt
Mit buntem Saum, umfließt die schönen Glieder;
Durch ihre Ketten ist ein goldenes Rieß gestrickt,
Vom Rücken schwant der volle Köcher nieder.
Von goldnem Harn wird der Purpur aufgetnüpft.
Ihr folgt der Phryger Schaar; mit ind'schem Zuber
hüpft

Astan voraus, und, Alle zu verdunkeln,
Sieht man Keneen selbst im mittlern Reichen funkeln.

27.

So, wenn Apoll zu Delos heim'schem Herb
Von seinem Wintersiß am Xanthus wiedertehrt —
Da lebt Gesang und Tanz, die festlichen Altäre
Umjauchzt der Hgathorsen bunte Schaar,
Der Kreter, der Dryopen Heere.
Er selbst, den zarten Zweig des Korkeers in dem Haar,
Durch dessen Wellen sich ein goldnes Band gezeuget,
Steigt von des Cynthus Höhen, und ihn umrauscht
der Bogen.

28.

So majestätisch zog Aeneas jetzt heran.
Raum hatte man der Berge Höhen erstiegen,
Raum aufgeschwenkt das Wild auf unwegsamer Bahn,
So werfen Geyßen sich und wilde Ziegen
Im Sprung vom steilen Fels, und vom Gebirge
fliegen

Durch des Gefilde weiten Plan
Der Hirsche scheue Herden, von den Wogen
Des aufgerührten Stands den Blicken bald entzogen.

29.

Den raschen Renner tummelt ab und auf
Astan im tiefen Thal mit ind'schem Vergnügen,
Bemüht, in vogelschnellem Lauf
Jetzt Diesen, Jenen dann weiteisernd zu besiegen.
Wie feurig leucht sein junger Muth,
Zu treffen auf des Ebers Wuth
Und einmal doch in diesem scheuen Haufen
Auf einen Löwen angulaufen!

30.

Indessen tracht des Himmels ganzer Plan
Von fürchterlichen Donnererschlägen;
Auf schwarzen Flügeln bringt ein heulender Orkan
Geförstner Wollen Stut, des Hagels finstern Regen.
Erschrocken fliehen auf zerstreuten Wegen
Die Punic, die Leutrer mit Astan,
In Klüften sich, in Höhlen einzuschließen,
Indem von Bergen schon sich Wetterbäche giesen.

31.

In einer Felsentluft, Elisa, findest du
Mit dem Trojaner-Kürsten dich zusammen!
Dem Bräutigam führt Juno selbst dich zu,
Und Mutter Tellus winnt. Der Horizont in Flammen
Beynaht den unglücksel'gen Liebesbund.
Statt Hochzeitfackeln leuchten dir die Blitze,
Und heulend stimmt der Treaden Mund
Dein Brautlied an auf hoher Felsen Spitze.

32.

Der Fürstin Glück entfiel mit diesem Tag.
Nichts kann aus ihrem Taumel sie erwecken;
Nicht das verflagende Geräusch vermag
Aus ihrer Trunkenheit die Rasende zu schrecken.
Jetzt kein Gedante mehr, in schwerer Heimgastlichkeit
Des Herzens Mut der Reugier zu entrücken —
Der Ehe heil'ger Name wird entweiht,
Die Schuld der Leidenschaft zu schmücken.

33.

Alsbald macht das Geräusch sich auf,
Die große Post durch Libyen zu tragen.
Wer kennt sie nicht, die Kräfte schöpft im Lauf,
Der Wesen flüchtigste, die schnellste aller Plagen?
Alein zwar vor Furcht triecht sie aus des Erfinders
Schoß,
Ein Wink — und sie ist riesenaröß,
Berührt den Staub mit ihrer Zehle,
Mit ihrem Haupt des Himmels Pote.

34.

Das ungeheure Kind gebat einst Tellus Wuth,
Zu rächen am Olymp den Untergang der Brüder,
Die jünaste Schwester der Gigantenbrut.
Behend im Lauf, mit flüchtigem Gefieder.
Groß, scheußlich, fürchterlich! So viel es Federn trät,
Mit so viel Thronen kann es um sich laufen,
Durch so viel Augen sieht's, so viele Namen reet
Es auf, mit so viel Zungen kann es rauschen.

35.

Winnt Hefate die laute Welt zur Ruh'.
So fliegt es brausend zwischen Erd' und Himmel,
Kein Schlummer schläft sein Auge zu.
Am Tage sucht's der Städte rauschendes Getümmel,
Da pflanzt es hochend sich auf hoher Thürme Thron
Und schreiet die Welt mit seinem Donnerton,
So eifrig, Lasterung und Lügen fest zu halten,
Als fertig, Wahrheit zu entfallen.

36.

Jetzt brannt' es schadenfroh, die mannigfachen
Sagen,
Wahr oder falsch, gleichviel! durch Libyen zu streuen.

Ein trojischer Aeneas soll gekommen seyn,
Der schönen Dido Hand im Raub davon zu tragen;
Zerfließen soll in süßigen Gelagen
Die lange Winterzeit dem schwelgerischen Paar,
Vergessen sie, ihr Reich zu schwärmen vor Gefahr,
Er, neue Kronen zu erlangen.

37.

Zu Jarbas nimmt das Unthier seinen Lauf,
Weist in des Königs Brust die alten Liebesflammen
Und thürmt des Jornes Donnerwellen auf.
Es rühmt sich dieser Fürst, von Ammon abzustammen.
Dem die entführte Garamantis ihn gebär,
Des Stifters hohe Kunst zu bezeugen,
Sicht man in seinem Reich unzähl'ge Tempel steinern,
Und hundertfach erhebt sich Zeus Altar.

38.

Des Waters hoher Gottheit leuchtet
Ein ewig waches Feuer, von Priestern angefacht;
Stets ist des Gottes Herd von Opferkutt befeuchtet.
Indem das Heiligtum von bunten Kränzen lacht,
Hier war's, wo jetzt, durchdämmert vom Geräusche
Und überwältigt von des Jornes Last,
Der Fürst sich niederwarf vor Ammons Angesichte
Und stehend so zum Himmel raht:

39.

Das duldest du, ruft er, mit allen deinen Flügen,
Allmächt'ger Zeus, den Lippen verehrt?
Dem wir auf prächtigen Pfeilern sitzen
Beim frohen Mahl der Traube Blut verspergen?
So ist's ein Irrthum nur, was durch die Wellen fährt?
So zittern wir umsonst vor deinem Donnerkeile?
So ist's ein leerer Schall, ein nichtiges Gerede,
Was unter bebend Ohr dort oben rauschen hört?

40.

Ein flüchtig Weib, bedrängt, ein Todach nur zu finden,
Erscheint in meinem Reich. Auf halb gesunkenem
Strand

Gelingt's ihr endlich, eine Stadt zu gründen;
Die Ufer geb' ich ihr zum Ackerland.
Erkent ihr großmüthig alle Kärtenrechte,
Erörthe nicht, um ihre Hand zu frein --
Umsonst, ein Fluchthung kommt aus trojanem Ge-
schlechte:

Den nimmt sie auf, des Elains will sie seyn.

41.

Und dieser Weiberheld mit seiner Knabenschaar,
Herausgeschmückt mit seiner wöchlichen Mütze,
Unwiderstehlich durch sein salbentriefend Haar,
Genießt nun seines Rauchs in ihrem Kärtenstige.
Und wir, die mit verschwenderischer Hand
Das Fleisch der Kinder eir geschlachtet,
Gefürchtet über Meer und Land,
Wir werden ungestraft verachtet!

42.

Erkdrung findet er vor Ammons Angesicht.
Der blickt nach Tyrus Stadt, wo reich durch ihre Herzen,
Der Schwählsucht Pfeil die Liebenden verschmerzen,
Winkt dann vor seinen Thron Solennus und spricht:
Wohlan, mein Sohn! laß dich die Winde nieder:

schwingen

Zu dem Dardanier, der in Marthago saunt
Und den verheißnen Thron im Arm der Luft verträumt,
Und eile, mein Gebot zu seinem Ohr zu bringen!

43.

Nicht, wie man jetzt ihn überrascht, verhieß
Ihn seine Mutter mir, die Götin von Cythere;
Nicht, daß er schwelgen sollt' in Tyrus Stadt, nitris
Zweimal ihn der Myrmidonen Speere.

Das triegerische Land, der Reiche künft'ges Grab,
Stalien sollt' er regieren,
Verherrlichen den Stamm, der ihm den Ursprung gab,
Und die bezwungne Welt in Sklaventetten führen.

44.

Kann solcher Größe Glanz sein Herz nicht mehr beleben,
Will er für eignen Ruhm den Arm nicht mehr
erheben:

Warum mißgönnt er seinem Sohn
Unväterlich der Römer Thron?
Was ist sein Jwed? was hält in Tyrus ihn vergraben,
Wo ein verjährter Haß den Untergang ihm droht?
Er seate fort! Er segle! will ich haben,
Das ist mein ernstliches Gebot.

45.

Er spricht's, und, was der große Vater ihm befohlen,
Läßt Jener sogleich in Erfüllung gehn.
Erst knüpft er an den Fuß die goldenen Flügelsohlen,
Die reißend mit dem Sturmes Wehn
Ihn hoch wegführen über Meer und Land,
Faßt dann den Stab, der einwiegt und erwecket,
Der die Verstorbenen führt zu Lethes stillen Strand,
Zurückbringt und das Aug' mit Todesnacht bedeckt.

46.

Mit diesem Stab gebeut er dem Ertan,
Durchschwimmt der Wellen Meer und lenkt der
Stürme Wagen.

Jetzt langt er bei der Stirn des rauhen Atlas an
Und sieht im Auge schon die schweren Schultern ragen,
Die hoch und steil den Himmel tragen.
In der Gewölbe schwarzem Kissen ruht
Sein stautenstarrtes Haupt, jetzt von des Hagels Wuth
Geprüßt, jetzt von der Winde Grimm geschlagen.

47.

Die Achseln deckt ein ew'ger Schnee. Es starrt,
Von tausendjähr'gem Eis umfangen,
Des Ozeans schauervoller Bart,
Und Wetterbäche waschen seine Wangen.
Hier halt Mercur zuerst die raschen Flügel an
Und ruht in sanftem Fall auf dem versteinen Zaden,
Wirft dann von des Gebirges Naden
Mit ganzem Leib sich in den Ocean.

48.

So schwebt in tiefgesenktem Bogen
Um stübewohnter Klippen Rand
Die Wölbe längs dem Meeresstrand
Und neigt den niedern Fuß in den Wogen.
So kam jetzt zwischen Meer und Land
Durch Libyens gelbäurten Sand
Vom mütterlichen Ahn Mercurius gezogen
Und brach mit sanftem Flug der Winde Widerstand.

49.

Kaum weilt sein Flügelfuß in Tyrus nächsten Gauen.
So stellt Aeneas sich ihm dar, bemüht,
Die Mauern zu erneun und Thürme zu erbauen.
Ein Schwert, mit Jaspis reich bezogen, glüht
An seinem Gurt, hell flammt um seine Lenden
Ein Oberkleid, mit Purpurblut getränkt,
Von der Geliebten ihm geschenkt
Und reich mit Gold durchwirkt von ihren eignen Händen.

50.

Schnell tritt der Gott ihn an. So, ruft er, Weiber:
Inecht!

So überrascht man dich! Du baust Marthagos Weste,
Du gründest zierliche Paläste,
Und dein Beruf, dein auf dich hoffendes Geschlecht,
Weg sind sie, weg aus deiner Seele?
Wert' auf! Ich bringe dir Besäße

Vom Herrscher des Olymps, von jener furchtbarn Macht,
Vor der der Himmel bebt, des Erdbaus Achse tracht.

51.

Von welcher Hoffnung Zauberseilen
Läßt sich dein müß'ger Fuß in Lügen verweilen?
Reizt dich des Ruhmes lorbeerovolle Bahn
Nicht mehr, willst du für eignen Glanz nichts wagen,
Warum soll dein aufsteigender Astan
Der Größe, die ihm winkt, entsagen?
Warum das Scepter sich entriß'n sehn,
Das ihm beschieden ist auf des Sion's Hymen?

52.

Kaum schweigt der Gott, so ist er schon den Blicken
Der Sterblichen in dünne Luft entzückt.
Mit sonnenreichem Entsetzen blüht
Nen es nach, ihm schauert's durch den Rücken,
Die Leiden stehn bergan, im Munde stirbt der Laut.
Durchdenkert von dem abtödtlichen Befehle,
Beschnitten er schnelle Flucht, und mit entschloss'ner Seele
Entsagt er seiner theuren Braut.

53.

Ach, aber wo der Muth, die Flucht ihr anzufinden?
Wo die Beredsamkeit, ein liebestammend Herz
Zu heilen von der Trennung's Schmerz?
Wo auch den Cynaans nur zu dieser Botenschaft finden?
Nach allen Mitten wird gesucht,
Und von Entwürfe zu Entwürfe schwanken
Die stürmisch wegenden Gedanken,
Bis endlich der Entschluß bei Diesem stille steht:

54.

Still soll Kioanth versammeln alle Schaaren,
Die Flotte ziehen in den Ocean,
Doch nicht den Zweck der Rüstung offenbaren.
Indessen sie in ihres Glückes Wahn
Nicht träumt, daß solche Bande können reißen,
Will er, die nahe Flucht ihr zu gestehn,
Der Augenblicke aünstigsten erpöbn. —
Mit Lust verstrecken Die, was sie der Fürst geheißen.

55.

Doch bald errieth — wer täufte der Liebe Seherkraft?
Ihr ahnungsvoller Geist das drohende Gesand.
Den Samstag, der später erst sie treffen soll, bescheunigt
Ihr fürchtend Herz, im Zweifel der Ruhe selbst gepeinigt.
Derselbe Mund, der so geschäftig war,
Das Glück der Liebenden den Wölfen zu berichten,
Entdeckt ihr, daß der Treier Schaar
Sich fertig macht, die Auler schnell zu lichten.

56.

So fährt, wenn der Orgyen Ruf erschallt,
Die Mänas auf, wenn durch ihr glühendes Gebirne
Die nahe Gottheit brandt, und von Citharons Stirne
Das nächtliche Geheul der Schwestern widerhallt.
So schweifste Dido nun durch Tyrus ganze Weite
Im Wahnsinn ihrer Qual, bis sie, erschöpft im Streite
Des Stolz's und der Leidenschaft,
Mit diesen Worten den Trojaner straft:

57.

Verräther! ruft sie aus, du hoffst noch zu verhehlen,
Was deine Brust noch zu beschließen fähig war?
Du willst dich heimlich aus Karthago stehlen?
Dich hält die Liebe nicht, Barsar,
Die Treue nicht, die du mir einst geschworen?
Die Unschuld nicht, die ich durch dich verloren?
Dich hält mein Tod, dich hält der Sterbetag
Des Opfers, das du würdest, nicht zurück?

58.

Im Winter selbst willst du die Segel spannen,
Willst dem Orkan zum Trost von dannen?

Und, ach! wohin? Nach einem fremden Strand!
Zu Völkern, die noch unbekant!

Ja! wäre nun dein Troja nicht gefallen,
Wär's noch das Land der väterlichen Hallen,
Dem du durchs wilde Meer entgegen ziehst!
Unmenschen! und ich bin's, die du stiehst!

59.

Bei dieser Thränenflut, bei deiner Manneshand,
Weit ich an dich doch Alles schon verloren,
Bei unsrer Liebe frisch geschlossen Band,
Bei Hymens jungen Freuden sey besworen!
Empfahst du Gutes je aus meiner Hand,
Hat jemals Kenne dir geküßt in meinen Armen —
Laß dich erbitten, bleib! O, hab' Erbarmen
Mit meinem Volk, mit dem verloren Land!

60.

Um deinetwillen hast mich der Numide,
Um deinetwillen sind die Tyrier mir gram,
Um deinetwillen floh der Unschuld stolzer Triebe
Auf ewig mich mit der entweirten Scham;
Mein Ruf ist mir geraubt, die schönste meiner Kronen,
Der meinen Namen schon an die Gestirne schrieb.
Mein Gast reist ab — mit Tod mich abzulohnen!
Gast! Das ist Alles, was mir von dem Gatten blieb.

61.

Wozu das traur'ge Leben mir noch fristen?
Bis Jarras mich in seine Ketten zwingt?
Bis sich der Bruder zeigt, mein Tyrus zu verwüsten?
Ja, läge nur, wenn dich die Flucht von dannen bringt,
Ein Sohn von dir an meinen Mütterbrüsten,
Säß' ich dein Bild, in einem Sehn versüßigt,
In einem theuren Julius mich umspielen,
Getröstet wüß' ich sehn, nicht ganz geküßt mich
fühlen!

62.

Sie schweigt, und, Zeus Gebot getreu, bezwingt
Mit weagetebrtem Blick der Leutrier die Qualen,
Mit denen still die Heidensee ringt.
Nie, rief er jetzt, werd' ich mit Undant dir bezahlen,
Was dein berebter Mund mir in Erinnerung bringt!
Nie wird Eufens Bild aus meiner Seele schwinden,
Solange Lebensglut durch meine Adern bringt,
Der Geist noch nicht verlernt hat, zu empfinden!

63.

Jetzt wen'ge Worte nur. Nicht heimlich, wie ein Dieb,
O, glaub' Das nicht! weilt' ich aus deinem Reich
mich stehlen.

Wann maßt' ich je mich an, mit dir mich zu vermählen?
War's Hymen, der an deinen Strand mich trieb?
Wär' mir's vergönnt, mein Schicksal mir zu wählen,
Was von der Heimat mir nur irgend übrig blieb,
Mein Troja such' ich auf, die Reste meiner Theuern,
Mit frischer Hand den Thron der Väter zu erneuern.

64.

Jetzt heißt Apoll's Orakel nach dem Strand
Des herrlichen Italiens mich eilen.
Dort ist mein Hymen, dort mein Vaterland!
Kann dich, die Tyrierin, Karthagos Strand verweilen,
Den du erst kurz zum Eigenthum gemacht —
Warum in aller Welt wirst Leutrien verdacht,
Sich in Ausonien nach Hütten umzuschauen?
Auch uns steh's frei, uns auswärts anzubauen.

65.

Nie breitet um die stille Welt
Die Nacht ihr thaniges Gewand, nie stiden
Die goldenen Sterne des Olympus Belt,
Daß nicht Androsens Geist, Enttäuschung in den
Blicken,

Im Traumgesicht sich mahnend vor mich stellt.
Mich straft ein jeder Blick, der auf den Knaben fällt,
Daß ich durch Jdgern ihn von einem Thron entferne,
Der sein ist durch die Günst der Sterne.

66.

Und jetzt gebest der Odyssende mir
Das Mänsche, vom Herrn des Himmels selbst gesendet.
Bei meinem Leben, Gärstin, schwör' ich's dir,
Bei meines Sohnes Haupt! kein Wahn hat mich
geblendet.

Ich selbst sah ihn — bei hellem Sonnenlicht —
In diese Mauern ziehn. Ich hörte seine Stimme.
Drum quäl' und Weiden dich mit andächtigem Grimme;
Nicht freie Wahl entfernt mich, sondern Pflicht.

67.

Längst hatte sie, indem er sprach, den Mäsen
Zum jugesert und schaute wild um sich;
Dann mißt sie sorgsam sich mit großen Waden;
Jetzt reißt der Jern sie fort. Verräther! rufst sie, dich,
Dich hätte Cypris, die Götterin süßer Lust,
Dich Dardanus gezengt? — In grauenvoller Wüste
Sahst Kaufasus aus rauhen Felsen dich.
Und Tigermütter reichten dir die Präge.

68.

Denn, was verbergt' ich mir's? brauchst's mehr Beweis?
Hat ein ein Zeufzer nur mein Jammer ihm entzogen?
Mein Schmerz nur einmal aufgethaut das Eis
In seinem Puch? erschüttert sein Gewissen?
Bleib eine Thräne nur, sein Leid mir zu gestehn?
O, was empört mich mehr? sein Unrecht! diese Kälte?
Gerechte Götter! nem, von eurem hohen Sitze
Kehnt ihr Dies nicht gelassen sein!

69.

Traut' Einer Menschen! Macht an meinem Strande
Sind ich den Mäsen, da er schwärzte:
Zu wohnen gönnt' ich ihm in meinem Lande,
Erhielt ihm die Gefallen, reichte
Der Stette Trümmer — I, mich bramat's von Zinnen!
Nun kommt ein Witterer! nun fernat's von Zinnen!
Nun schau Kronen steht von des Stroms Zinnen
Befehle nieder — gräbt, (honorat).

70.

I freilich! Das schämert die dort eben!
Das stört sie auf in der gelassen Ruh!
Doch sei's, wie's sei! Ich schenke dir die Freben.
Geh' immer, steure früh dem Überflume zu.
Nicht leben Götter, ein ein Mäsen nach.
Auf sie vertraut mein Herz. Geh', überlasse dich
Den Wellen nur! Ich weiß, du seinst ein Mä,
Wenn zwischen Mäsen eine Seele freuen.

71.

Wesend ein' ich dir in schwarzen Flammen nach,
Uns schreckst du, wenn dich's Leides Platte
Des Todes kalte Hand zerträt,
Mein Geist dich jauchet über Meer und Lande.
Bezahlen sollst du mir, entsetzt, jädortlich!
Ich her' es noch, wenn man mich längst begraben;
Im Reich der Schatten will ich mich
An dieser Freudenbotschaft lassen.

Hier bricht sie ab, entzückt in schneller Nacht
Sich glänzend des Trejaner's Waden.
Der noch verlegen säumt und fruchtlos Worte sucht,
Des Kammers Gröbe auszuweisen.
Besteht von ihrem schweren Harm.
Sitzt sie in ihrer Dinerinnen Arm,
Auf ein Marmorbett sie niederlegen
Den erschöpften Leib auf weichen Kissen pflegen.

73.

Wie feurig auch der Menschliche sich sehnt,
Durch sanfter Worte Kraft die Leidende zu heilen,
Wie mancher Zeufzer auch den Heldenbusen dehnt;
Der Wind des Himmels heist ihn eilen,
Und Amers Stimme wehrt dem göttlichen Geheiß.
Er fliegt zum Strand, wo der geschäft'ge Fleiß
Der Samen brennt, die Schiffe flott zu machen;
Eben tanzten auf der Flut die wehverpflichten Mägen.

74.

Nach ungezimmert trinaen sie den Baum,
(So ernstlich alt's) nach grün die Ruder hergetragen;
Es lezt von Menschen, die zum Ufer fagen,
Dem Hafen bis zur Stadt der ganze Zwischenraum.
So, wenn geschäft'ger Amers Schwaaren,
Dem fargen Winter Nahrung aufzusparen,
Den Weizenberg zu plündern glän
Und mit dem Raube dann in ihre Kober fliehn.

75.

Der schwarze Trupp durchzieht die Schwollen,
Bemüht, die Beute fortzuführen,
Auf nomatem Wez durch Gras und Kraut,
Cteamt dort, die schweren Kober zu bewachen,
Sich mit den Cautern fristlich entgegen;
Dem Dritten ist die Aussicht anvertraut,
Der wehrt das Meer und strast die Tragen.
Lebens ist's auf allen Wegen.

76.

Wie war bei diesem Anblick dir zu Muth,
Süß? welche Zeufzer schickten
Du zum Strom, als du des Eisers Glut
Von deiner hohen Waga am Meeresstrand ersticktest?
Der deinem angehört die ganze Wasserwelt
Gezietern läßt von rauhen Schiffbrüchen!
Er ardet, Leidenskraft, auf welche Proben stellt
Den Eigenthum der Menschen Seelen!

77.

Nach Neue wird der Ibranen Macht
Erreicht, aus Neen' das letzte Herz den Ctegen
Der Leidenskraft zum Opfer darbracht.
Wie seute sie, ob alle Mittel trüben,
Stimmet eilen in des Grabes Nacht?
Zu h', Anna, rufst sie aus, wie sie zum Hafen fliegen!
Wie's wimmelt an dem Strand! Eien', sich! die
Schiffe sind

Verfrängt, die Segel rufen schon dem Wind!

78.

Sah' ich zu diesem Entlage mich versehen,
So hätte, ihn zu überleben,
Mir auch gewis die Nasuna nicht gefehlt.
Traum noch des Einzies, Trübsenst er sein Vertrauen.
Dir noch allein, du darfst in seine Seele schauen,
Sie hat er eine Neigung dir verhehlt.
Du weißt des Herzens weiche Seiten auszuspalen,
Drum geh', den stolzen Feind noch einmal anzuspähen.

79.

Sag' ihm, nie hat' ich mich an Mutis Strand
Verschworen mit dem Feind, sein Jium zu scheitern
Die Schiffe mitgesandt, die Wette anzugreifen,
Des Vaters Mäse nie aus ihrer Gruft entwand.
Warum schließt er sein Ohr bartherzig meiner Bitte?
Er warte doch, bis ein gerechter Wind ihm weht;
Er wage doch die Fahrt nicht in des Winters Wille!
Dies sey der letzte Dienst, um den ihn Dido steht.

80.

Nicht jenes alte Land will ich erneuern,
Dass er zertrü, nicht hinderlich ihm sein,
Nach seinem theuren Latium zu flühen;
Um Aufschub bitt' ich ihn allein,

Um etwas Frist, den Sturm des Busens zu bezähmen,
Gelassner zu verschmerzen diesen Schlag!
Noch diesen Dienst laß in das Grab mich nehmen,
Der deiner Liebe Maß an mir vollenden mag.

81.

So steht die Stenbe. Der Schwester heiße Zahren
Bringt Anna vor sein Ohr, umfesselt die Götter wehren,
Sein süßend Herz verschließt des Schicksals Macht,
So, wenn, den hundertjähr'gen Eichstamm umzu-

reisen,

Die Auenstürme wüthend sich befeßen
Und brausend ihn umwehn — bis an den Gipfel tracht
Der Stamm, sie fassen heulend seine Glieder,
Und von den Zweigen raucht ein grüner Regen nieder.

82.

Er selbst hant zwischen Stippen fest; so weit
Sein Wipfel aufwärts in den Himmel dräut,
So tief dringt seine Wurzel in die Höhle,
So ward von fremdem Stern, noch mehr von eignum

Schmerz

Zerrissen fest des Helben Herz;
Doch der Entschluß behauptet seine Stelle.
Wie auch sein Herz in allen Tiefen leidet,
Geschehen muß, wie das Geschick entscheidet.

83.

Verhaßt ist ihr seitan des Himmels Regen;
Von gräßlichen Erscheinungen bedröht,
Dem Schicksal steht zum Vorwand hingegeben,
Beschlößt die Unausföhrliche den Tod.
Einst, als sie den Altar besocht mit frommen Gaben,
Verwandelt jähtlings sich des heil'gen Weines Blut,
Entsetzliches Gesicht! in Blut,
Und dies Geheimniß ward mit ihr begraben.

84.

Auch stand, den Mänen des Gemahls geweiht,
Im Hause eine marmorne Kapelle,
Werthet von ihr mit frommer Bärtlichkeit,
Geschmückt mit manchem Laub und glänzend weißem

Felle.

Von hier aus hörte sie, wenn Alles ringsum schlief,
Des Vatters Ten, der sie mit Namen rief,
Und einsam wimmerte auf hehem Dach die Enke
Ihr todweißagendes Gebente.

85.

Auch manch Trakel wird in ihrem Busen wach,
Mencens Schatten selbst fucht sie mit wüdem Blick,
Eilt der Gedüngigten in Träumen drehend nach,
Und einsam stes bleibt sie zurück.
Ihr dünkt, sie wandte hin auf menschenleerer Stur,
Sie ganz allein auf einem langen Pfade,
Und suchte ihrer Tzrer Spur
Längs dem verlassenen Geslade.

86.

So siehet Pentheus Fieberwahn
Die Schaar der Furien ihm nah,
Zwei Treben um sich her, zwei Zennen aufzuegangen.
So ruft der Wännen Kunst Drestens Bild hervor,
Wenn mit der Fackel ihn und fürchterlichen Ehtangen
Der Mutter Schatten jagt, der Nachschwestern Ehor,
Gespien aus dem Schlund der Höhle,
Ihn angranst an des Tempels Schwelle.

87.

Als jetzt, ein Raub der schwarzen Eumeniden,
Etiß sich dem Unterraag geweiht,
Auch über Zeit und Weise sich entschieden,
Tritt sie die Schwester an mit falscher Heiterkeit,
Läßt im verstellten Aug' der Hoffnung Strahlen bligen,
Tief scheint der lange Sturm des Busens jetzt zu ruh'n:

Geliebte, freue dich, ein Mittel weiß ich nun,
Ihn zu vergessen oder zu besigen.

88.

Am fernen Niebrenland, dort, wo des Tages Flamme
Sich in des Weltmeers tepte Kluten neigt,
Wo unterm Himmel sich der Atlas beugt,
Wohnt eine Priesterin aus der Massyler Stamme,
Ihr ist der Heberiden Haus vertraut,
Sie hütete die heil'gen Zweiae,
Besänftigte mit süßem Honigsteige
Des Drachen Wuth und mit dem Schlummerkraut.

89.

Die rühmt sich, jedes Herz, verlegt von Amers Pfeilen,
Durch ihres Zaubers Kraft zu heilen;
Auf andre drückt sie selbst den Pfeil des Kammers ab,
Sie zwinat in ihrem Lauf die Ströme, still zu stehen,
Die Sterne kann sie rückwärts drehen,
Und Nachtgespenster rufe sie aus dem Grab,
Zerreißt der Erde trüllend Eingeweide
Und zieht den Eichenbaum von des Berges Haide.

90.

Daß es bis dahin mit mir femmen muß!
Bei deinem theuren Haupt, bei Zeus Olympius,
Es fällt mir schwer! doch jetzt kamt Zauber nur mich
retten.

Drum, Liebe, richte still mir einen Holzstoß auf
Im innern Hof des Hauses! Lege drauf
Das Sawert, jedweden Mist des Schändlichen, die
Weiten,

Wo meine Unschuld starb! Die Priesterin gebeut,
Zu tilgen jede Spur, die mir sein Bild erneut.

91.

Sie senkt's, und Todesstöße deckt
Ihr Anesicht. Doch, daß in diesem Saeleier
Der Schwester eans Leidenfeier
Sich birat, tröst Amens biodem Sinn versteckt.
In der Verzweiflung Tiefen unerfahren,
Besorg, sie Schlammers niats, als was Eüsens Gram
Beim Tod des ersten Gatten unternahm;
Drum säumt sie nicht, der Schwester zu willfahren.

92.

Raid steht kurz ihrer Hände Neiß
Ein großer Holzstoß aufgerichtet,
Aus Nacteln und aus dürrem Neiß
Im innern Hofraum aufgeschichtet.
Ihn schmückt die Aemiam, wohl wissend, was sie
thut,

Mit einem Kranz und der Cyrense traur'gen Neßen,
Und hoch auf ihrem Brautbett ruht
Des Trejers Bild und Sawert mit allen Heberassen.

93.

Auf jeder Seite zeiat sich ein Altar,
Und in der Mitte steht mit aufschlößtem Haar
Die Priesterin, in heil'ae Wuth verieren.
Ihr fürchterlicher Ruf durchdrömet selbst die Nacht
Des Grebus. Des Chaos wüde Macht,
Ein ganzes Heer von Göttern wird besöworen,
Persephoneiens dreifache Gewalt,
Dianens dreimal wechselnde Gestalt.

94.

Die Kluten des Avernus verzustellen.
Besprenat sie den Altar mit heil'gen Weilen.
Nach jungen Kräutern wird gepäht,
Die von des Giftes schwarzen Tropfen schwellen,
Beim Mondlicht mit der Eichel abgemäht;
Auch forcht man nach dem Liebesbissen,
Der auf der Höhe junagm Haupt sich bläht,
Dem Zahn des Mutterpferds entzissen.

95.

Sie selbst, das Opferbrot in frommer Hand,
Mit bloßem Fuß, mit losabgewundenem Gewand,
Zum Tod entlothesen, steht an den Altären,
Des Himmels Jern, der Götter Strafabart
Auf ihres Mörders Haupt herabzuschüttern,
Und, selbst ein Gott der Liebe fromme Pflicht,
Der Treue heiliges Versprechen,
Ihn ruft sie auf, zu strafen und zu rächen.

96.

Gefommen war die Nacht, und alle Wesen ruhten
Erschlöpft im süßen Arm des Schlafes. Tief komet
Der Wald, gelöst hat sich der Farn der Stuten.
Ihr Mitte ihrer Bahn die Sterne sich geneigt.
Der Vögel kunter Chor verstummt, die Thier, die
Heerden.

Was sich in Schlingen birgt und in der Wälder Nacht,
Vergift der Arbeit und Besäuernden,
Geseßelt von des Schimmers Nacht.

97.

Nur deines Busens immer wachen Mummer,
Unglückliche Elisa! schmacht dein Schummer.
Wie wird es Nacht auf deinem Augentied.
Empfindlicher erwachen deine Schmerzen.
Aufs Neu' entbrennt in deinem Herzen
Der Kampf, den, ach! Verzweiflung nur enthielt.
Jetzt Raub des Grimms, jetzt ihres Mummer's Beute,
Beginnt sie so in diesem innern Straute.

98.

Unglückliche, ruft sie, was soll nunmehr begehren?
Geht du, von Neuem dich den Dreibern anzutragen.
Die du verächtlich ausschließen.
Und der Memaden Hand fußfällig zu erbitten?
Geht du, den Toren aus Mago das anzubieten?
Du kennst ja ihre Dankbarkeit;
Du solltest wissen, wie bereit
Sie sind, empfangne Opfer zu vergüten.

99.

Und können Sie dir wohl der Schiffe stützen Zoch,
Sew's auch, du schmeißt diese Schmach verdammen?
So wenig weißt du, wie gewissenlos
Lacmedontier mit Treu' und Glauben schwören!
Tollst du den steh'n Wäldern allein?
Geist du mit deinen Törern nie ein?
Und, kaum aus Treus' Tract, ewaltiam fortzuziehen.
Vertraust du sie aufs Neu' dem Sew! von Wind
und Wegen?

100.

Nein, stirb, wie du verdienst! Das Schwert befreie
dich.
Dir, Schwester, dank' ich meinen Fall. Du gabest
mich
Dem Feinde preis, von meinem Flehn befreiten!
Kennst' ich nicht schuldlos, von Begierden rein,
Nicht frei von Hyman's Band mich meines Lebens
freun?
Mein Wort hab' ich, Zichaus, dir getrocknet,
Geschworen deinem heiligen Geben;
Erzühnter Geist, du wirst gerechen!

101.

So ankerte Jene sich, indeß auf hehem Schuß,
Entschlossen und bereit, Karthagos Strand zu räumen.
Neueas schlief. Ihm zeigte sich in Träumen
Daselbe Bild, das längst mit Zorreden ihn ergriß.
Und bringt denselben Austrag wieder,
Dem Hügelsboten gleich an Stimme, an Gestalt,
Daselbe blonde Haar, das Majens Sohn umwält,
Derselbe schlanke Bau der jugendlichen Glieder.

102.

Ist's möglich, ruft er, Göttersohn!
An des Verderbens Rand kannst du des Schimmers
pflegen?
Siehst die Gefahren nicht, die ringsum dich bedrohn,
Und hörst die Winde nicht, die deine Segel regen?
Von wider Wuth empört, stinst Jene, dich mit List,
Mit unentrinnbarem Verderben zu umfängeln:
Du eilst nicht mit des Windes Schwümmen
Daren, da dir noch Flucht verstatet ist?

103.

Grüßt dich Aurora noch in diesem Land,
So siehst du weit und weit die Wellen
Mit Segeln überdeckt, den ganzen Meeresstrand
Von merdbeerigen Jachten sich erheben.
Nicht' ohne Aufbruch, nicht'! Verändert
Ist Draufensinn, und nimmer leicht er sich —
Er verirrt's und pfeift in Nacht dahin. Von Zorreden
Fahrt Jener aus dem Schlaf und eilt, sein Welt zu
wenden.

104.

Wacht auf! Gleichwind! Ergraste die Ruder! Spannt
Die Segel aus! Ein Welt, vom Himmel hergesandt,
Dreht sich aufs Neu', nicht länger mehr zu weiten.
Die Stränge zu zerhaun, die Wafahrt zu beuten.
Wer zu auch sonst, erbalne Götter! Ja,
Aberkand setzen wir dem Welt, den du aneben.
Versteh' uns Zorn! T, sei uns heid und nah!
Lag über unsern Haupt ankernde Sterne schweben!

105.

Er verirrt's, und aus der Erde blüht
Ein flammend Schwert und trennt des Anters Seile;
Ihm zeigt die ganze Zwaar, von gleicher Wuth erblut,
Nacht Alles fort und traut uns vamt in voller Eile.
Zersch in die ganze Kiste leer,
Verstümmelt unter Segeln ist das Meer.
Es tendt der Rudernecht und eurt zu Zraum die
Wogen.

Zahllose Turchen sind durchs blaue Feld gezogen.

106.

Und jede windet sich aus Litzens aelenem Leben
Des Merens junge Götter los
Und überreimt die Welt mit neuachernen Strahlen.
Aus ihren Fenstern sieht mit überfarbendem Grau
Die Memaden den Herzgent sich malen,
Zieht durch der Wäffer fernes Blau
Die Flotte schon mit alenen Segeln fliegen,
Die Kiste leer, den Hafen öde liegen.

107.

Da schlägt sie mit erarimmter Hand
Die Abene Brust, zerraut die gelben Loden.
Himmlischer Jenz! ruft sie erschrocken,
Er geht, er flieht von meinem Strand!
Dem Freundlinnagum es ihm, mich strafes zuverippen!
Wesapnet nicht ganz Lorus' mein Geben?
Auf, auf! Reist aus dem Zenabaus meine Ketten!
Bringt Jachem! Ruodert sench! Geht alle Zucht preis!

108.

Wo bin ich? — Weh!, was für ein Wahnsinn reißt
mich fort?
Jetzt hat dein feindlich Schicksal dich ereilt,
Unglückliche! Da sah's, da war der rechte Ort,
Als du dein Reich mit ihm getheiltet.
Das also ist der Held voll Tren', voll Gelmuth,
Der seines Vaters Last auf fromme Schultern lud,
Der mit sich führen soll auf allen seinen Bahnen
Die Heutgthümer seiner Ahnen!

109.

Konnt' ich in Städten ihn nicht reisen, nicht zerstreut
Im Meer ihn und sein Volk? nicht seinen Sohn
ermürgen,
Kustfischen ihm zum Mahl? — Wo aber meine Bürgen,
Daß er nicht siegte? Wodort' es immer seyn!
Was fürchtet, wer entschlossen ist, zu sterben?
Sein Lager steht' ich an mit einer Löwin Wuth,
Vertilgte Väter, Sohn, die ganze Schlangenbrut
Und theilte dann frohlockend ihr Verderben!

110.

O du, vor dessen Strahlenangesticht
Kein Menschenwert sich birgt, erhabnes Licht!
Du, Göttin Zeus, die meine Leiden kennet!
Du, Letate, die man durch Stadt und Land
Auf finstern Scheidewegen heulend nennet!
Ihr, Furien, ihr, Götter, deren Hand
Die Sterkende sich weilt! Vernehmt von euren Höhen
Der Rache Aufgebot, nicht euch zu meinem Stehen!

111.

Muß der Verwerfne doch zum Ufer sich noch ringen,
Ist dem Verhängniß nichts mehr abzumdingen,
Ist's Jovis unabänderliches Wort:
O, so erduld' er alle Kriegesplagen!
Von einem raffen Volk aus seinem Reich geschlagen,
Gerissen aus des Lebens Armen,
Such' er bei Fremd'innen Erbarmen
Und sehe schauernd der Gefährten Mord!

112.

Und süßt er sich entbrennenden Verträgen,
So mag' er nimmer sich des Troens noch Lebens
freun.

Er falle vor der Zeit! Dies sey mein letzter Segen,
Mit diesem Wunsch geh' ich dem Sturz entgegen;
Im Sande liege unverdugt sein Gebein!
Dann, Troier, verfolgt mit ew'gen Kriegeslasten
Den ganzen Samen des Verhassten!
Dies soll mein Todesopfer seyn!

113.

Kein Friede noch Vertrag soll jemals euch vereinen.
Ein Räuber wird aus meinem Staub erstehn,
In ihren Pflanzungen mit Feud' und Schwert er-
scheinen

Früh oder spät, wie sich die Kräfte tüchtig sehn.
Feindselig drohe Klüß, gegen Klüße,
Nachgierig thürme Blut sich gegen Blut,
Schwert blüße gegen Schwert, der späten Entel Brüste
Entflamme unverföhnte Wuth!

114.

Sie sprach's und sann voll Ungeheul, die Bande
Des traur'gen Lebens zu zerreißen, rief
Eichäus' Amme (ihre eigne stiller)
Den langen Schlummer schon im mütterlichen Lande).
Laß, spricht sie, theure Parce, schnell
Die Schwester sich mit freisbem Quell
Venegen! Sag' ihr an, daß sie die Thiere
Und die bewußten Opfer zu mir führe!

115.

Du selbst, Geliebte, stume nicht,
Mit frommer Vinde dir die Schale zu verhallen:
Ich will des angefangnen Opfers Pflicht
Dem unterird'schen Zeus erfüllen
Und meinen Gram auf ewig stillen.
Sogleich flammt mit dem Abseiwicht
Der Holzstoß in die Luft! — Sie spricht's, und sonder
Welle
Wanzt Jene fort mit ihres Alters Eile.

116.

Sie selbst, zur Furie entstellt
Vom gräßlichen Entschluß, der ihren Busen schwellt,
Mit blutervigtem Aug', gestachelt von Verlangen,
Der Farben wechselnd Spielt auf trampfhaft zuckenden
Wangen.

Jetzt flammroth, jetzt, vom nahenden Geschick
Durchschauert, bleich, wie eine Wüste,
Stürzt in den innern Hof, und, Wahnsinn in dem
Blick,
Bestiegt sie das entsetzliche Gerüste.

117.

Reißt aus der Scheide des Trojaners Schwert,
Ach, nicht zu diesem Endzweck ihr gesendet!
Doch, als ihr Blick sich auf Menens Kleider senket
Und auf das wohlbekannte Bett, kehrt
Sie schnell in sich, verweilt bei diesem theuren Orte,
Läßt noch einmal den Thränen freien Lauf,
Schwingt dann aufs Bett sich hinauf
Und scheidet von der Welt durch diese letzten Worte:

118.

Geliebte Reste! Zeugen meiner Freuden,
Zelanz' dem Glück, den Himmischen gesiet!
Entvinde mich von meinen Leiden!
Empfangt mein stiehend Blut! Auf euch will ich verz-
scheiden:

Ich bin an meines Lebens Ziel;
Vollbracht hab' ich den Lauf, den mir das Los be-
schieden.

Jetzt fliehet aus des Lebens wildem Spiel
Mein großer Schatten zu des Grabes Frieden.

119.

Gearündet hab' ich eine weit berühmte Stadt,
Und meine Mauern sah ich ragen;
Vertraut hab' ich des Bruders Frevelthat,
Der Rache Schuld dem Gatten abgetragen.
Ach, hätte nie ein Segel sich
Aus der Trojaner fernem Lande
Gezelet an meines Thorns Strande:
Wer war glückseliger, als ich!

120.

Sie spricht's und drückt ins Kissen ihr Gesicht.
Und ohne Klage, ruft sie, soll ich fallen?
Doch will ich fallen, doch! acerbet oder nicht!
So ziemt's, ins Schattenreich zu wallen!
Es sehe der Barbar vom hohen Thron
Mit seinen Augen diese Stammen stehn
Und nehme meines Todes Jauern
Zum Plagedämen mit auf seiner Wogenbahn.

121.

Eh' diese Worte noch verhallen,
Sohn ihre Frauen sie, durchdrannt
Vom spitz'gen Stahl, zusammenfallen.
Das Schwert mit Blut beschäumt, mit Mut die Hand;
Ihr Anstachferei schlägt an die hohen Säulen
Der Königsburg, Sogleich macht des Geräusches Mund
Die grauenvolle That mit tausendstimm'gem Heulen
Dem aufgedemmten Karthago kund.

122.

Da hört man von Geföhrei, von jammervollem Sidhnen,
Von weithörigem Geknet die hohen Dächer erdröhnen,
Des Hethers hohe Wölbung heult es nach,
Nicht fürchterlicher konnt' es thnen,
Wenn in Karthagos Stadt die Flut der Feinde brach,
Das alte Troas fiel, der Flammen wilde Blüße
Sich fressend wälzten durch der Menschen Eise
Und durch der Götter heil'ges Dach.

123.

Geschreckt durch den Zusammenlauf der Menge,
Durchschauert von dem gräßlichen Gerücht,
Stürzt Anna, halb entsezt, sich durchs Gedränge,
Berseht mit grimmen Mägen das Gesicht,
Die Brust mit mörderischen Schlägen.
Das also war's! ruft sie der Sterbenden entgegen;
Mit Arglist singst du mich! Dazu der Opferherd,
Dazu das Holz und des Trojaners Schwert.

124.

Weh' mir Verlassnen! Wen soll ich zuerst beweinen?
Unzertilbte! warum verschmähist du im Tod
Die Schwester zur Beateiterin? Vereinen
Soll' uns derselbe Stuhl, von Weider Blute roth!
Nicht' ich darum die Götter an? erlaute,
Daß ich allein dich deinem Sammer vertraute.
Dies Holzgeräste? Weh! mich ziehst du mit ins Grab,
Dein armes Volk, dein Reich, dein Lohn mit ihm!

125.

Gest Wasser, gest, daß ich die Wunden wasche,
Mit meinen Lippen ihn erhasche.
Wenn noch ein Hauch des Lebens auf ihr wehkt!
Sie ruft's und steht schon eben auf den Stufen.
Stürzt weinend an der Schwester Hals, befreit,
In ihrer warmen Brust uns Ketten sie zu rufen.
Die schon der Frost des Todes überflogen.
Zu trocknen mit dem Reid des Blutes schwarze Wogen.

126.

Umsonst versucht — aus weitgespaltnem Munde
Pfeift unter ihrer Brust die Wunde —
Umsonst die Sterbende, den schwerbeladenen Blick
Dem Strahl des Tages zu entfallen,
Rast dreimal sich empor, von ihrem Arm gehalten,
Und dreimal taumelt sie zurück,
Durchirrt, das süße Licht der Sonne zu erspähen,
Des Lebens weiten Plan und seufzt, da sie's gesehen.

127.

Erweicht von ihrem sanften Stampf, gebeut
Saturnia der Gries, fortzuweichen,
Der Glieder jähe Bande zu zerreiben,
An endigen der Seele schweren Streit.
Denn da kein Schicksal, kein Verbrechen,
Verzweiflung nur sie abrief vor der Zeit,
So hatte Hebe den unterirdischen Vätern
Das abgeschnittne Haar noch nicht geweint.

128.

Jetzt also kam, in tausendfarbem Boock,
Der Sonne gegenüber, feucht von Thau,
Die Götterkinder durch der Lüfte Grau
Geras aufs Hauert der Sterbenden geflogen.
Dies weh' ich auf Befehl der Götter dem Noct!
Ruft sie; vom Leibe frei mag sich dem Geist erheben!
Sie saßt's und löst die Feste; sonnen entführt
Der Wärme Rest, und in die Lüfte rinnt das Leben.

Dritte Periode.

Die Begegnung.

Noch seh' ich sie — umhüllt von ihren Brauten,
Die herrlichsten von allen, stand sie da.
Wie eine Sonne war sie anzusehen:
Ich stand von fern und war's mich nicht nah.
Es saßte mich mit weinendem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verloren sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten antos waren.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, verachens him' ich nach.
Ein neu Traun hatt' ich in mir gerunden,
Das meines Herzens best'ge Klänge waren.
Die Seele war's, die, Jahre lang achunten,
Durch alle Hefeln jetzt auf einmal brach
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungehört und göttlich in ihr schlichen.

Und, als die Saiten sanft schon gedavigten,
Die Seele enden mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der kalten Eham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu ersägen,
Als ich das leise, süße Wort vernahm —
D. brochen nur in sel'ger Geister Ethern
Werd' ich des Tones Bleiblaut wieder hören!

„Das treue Herz, das freilich sich verzehrt
Und, still beischiden, nie gewagt, zu sprechen —
Ich kenne den ihm selbst verber-nen Werth:
Am rehen Glück will ich das Gole rächen.
Dem Armen sey das schönste Los bestert:
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schwag gehört dem Herzen an,
Das ihn erwidern und empfinden kann.“

An Emma.

Weit in nebelhafter Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an einem fernen Sterne
Weilt mit Lücke noch der Blick;
Aber, wie des Sternes Pracht,
Ist es mir ein Stern der Nacht.

Decke dir der sanfte Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebstest du.
Aber, ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, tam's vergänglich seyn?
Was dahin ist und veraugen,
Emma, tam's die Liebe seyn?
Ihrer Stamme Himmelslaut —
Stirbt sie, wie ein irdisch Gut?

Das Geheimniß.

Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Kaufner waren wach;
Den Blick nur durch' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.
Leis' komm' ich da in deine Stille,
Du, schön besautes Buchenzell,
Verborg in deiner grünen Hülle,
Die Liebenden dem Aug' der Welt!
Von Ferne mit verworrenem Gausen
Arbeutet der geschäft'ge Tag,

Und durch der Stimmen hohles Brausen
 Erkenn' ich schwerer Hämmer Schlag.
 So sauer ringt die targen Lese
 Der Mensch dem harten Himmel ab;
 Doch leicht erworben, aus dem Schoße
 Der Götter fällt das Glück herab.

Daß ja die Menschen nie es hören,
 Wie treue Lieb' uns still beglückt!
 Sie können nur die Freude stören,
 Weil Freude nie sie selbst entzückt.
 Die Welt wird nie das Glück erlauben,
 Als Reute wird es nur gehasht;
 Entwenden mußt du's od'r rauben,
 Eh' dich die Mißgunst überrascht.

Leis' auf den Beben kommt's geschlichen,
 Die Stille liebt es und die Nacht;
 Mit sammetnen Füßen ist's entwichen,
 Wo des Verräthers Auge wartet.
 L, stillmae dich, du, sanfte Quelle,
 Ein breiter Strom, um uns herum,
 Und, drohend mit empörter Welle,
 Vertheidige dies Heiligthum!

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
 Hat nicht der Nagel geklirrt?
 Nein, es war des Windes Wehen,
 Der durch diese Pappeln schwirrt.

O, schmückte dich, du, arämbetautes Dach,
 Du seilst die Anmuthstrahlende empfangen!
 Vor, Zweige, bant ein schwattendes Gemach,
 Mit jeder Nacht sie heimlich zu umfassen!
 Und an' ihr Schmückelstübe, werdet wach
 Und seherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
 Wenn seine schöne Färde, leicht bewegt,
 Der zarte Fuß zum Ey der Liebe trät.

Stille! Was schlüpfst durch die Hecken
 Raschelnd mit eilendem Lauf?
 Nein, es schneute nur der Schrecken
 Aus dem Busch den Vogel auf.

O, löse deine Fackel, Tag! Herver
 Du, geist'ge Nacht, mit deinem beiden Schweigen!
 Weit' um uns her den purpurrothen Iler,
 Unspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
 Der Liebe Wonne flieht des Laufwärs Ehr,
 Sie flieht des Strahles unbescheidnen Beugen;
 Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
 Darf, still herblickend, ihr Vertrauter seyn.

Rief es von Ferne nicht leise,
 Flüsternden Stimmen gleich?
 Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
 Liebet durch den Silberseich.

Mein Ohr umtät ein Harmonienfluß.
 Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
 Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
 Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen,
 Die Traube winkt, die Pflurche zum Genuß,
 Die, süppig schwellend, hinter Blättern tauschen,
 Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
 Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
 Rausch' ich nicht den Laubgang daher?
 Nein, die Frucht ist dort gefallen,
 Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
 In süßem Tod, und seine Farben blassen;
 Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
 Die Kelche schon, die seine Glutten bassen.
 Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
 Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen.
 Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
 Und alles Schöne zeigt sich mir entklost.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
 Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
 Nein, es ist der Säule Stimmern
 An der dunkeln Loruswand.

O, schneud Herz, ergöbe dich nicht mehr,
 Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen!
 Der Arm, der sie umfassen will, ist leer;
 Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
 O, führe mir die Lebende daher,
 Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen!
 Den Schatten nur von ihres Mantels Saum —
 Und in das Leben tritt der heble Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
 Die Stunde des Glücks erscheint,
 So war sie genabt, ungesehen,
 Und weckte mit Küßen den Freund.

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, strahlender Gott — die Sturen dürsten
 Nach erquickendem Thau, der Mensch verschnachtet,
 Matter ziehen die Rosse —
 Senke den Wagen hinab!

Ziehe, wer aus des Meers krySTALLNER Woge
 Liebtlich lächelnd dir winkt! Erkenn' dein Herz sie?
 Rascher fliegen die Rosse,
 Ibetis, die Götliche, winkt.

Schnell vom Wagen verab in ihre Arme
 Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
 Stille halten die Rosse,
 Trinken die türrende Flut.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
 Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
 Liebe. Ruhet und liebet!
 Pybbus, der Liebende, ruht.

Schnsucht.

Wo, aus dieses Thales Gründen,
 Die der kalte Nebel drückt,
 Kömmt' ich doch den Ausgang finden,
 Wo, wie süßt' ich mich beglückt!
 Dort erblid' ich schöne Hügel,
 Ewig jung und ewig grün!
 Hätt' ich Zwingen, hätt' ich Flügel,
 Nach den Hügel'n jdg' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
 Adne süßer Himmelsröh',
 Und die leichten Winde bringen
 Mir der Dästre Balsam zu.
 Goldene Früchte seh' ich glänzen,
 Wintend zwischen dunkeln Laub,
 Und die Blumen, die dort blähen,
 Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergeben
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie seyn!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraut.
Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind besetzt.
Du mußt glauben, du mußt wagen.
Denn die Götter sehn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Länze
Rieß ich in des Vaters Haus.
Al' mein Erbtheil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Aidersinn.
Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Zimmer nach dem Aufgang fort.
Bis zu einer goldenen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird derten
Himmlich, unvergänglich seyn.
Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verlorren,
Was ich suche, was ich will.
Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde kaut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.
Und zu eines Stroms G'staden
Kam ich, der nach Morgen fließ;
Froh vertrauend seinem Aden,
Warf ich mich in seinen Schoß.
Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.
Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen heißen Fantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?

Kann nichts dich, Liebende, verweilen,
O, meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;
Die Ideale sind zeronnen,
Die einst das traut'ne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit stehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmers kalte Wangen
Empfindung atmend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwärmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Und, theilend meine Stammestriebe,
Die Stimme eine Sprache fand,
Wie wiederab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand:
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Wie sang der Quaken Zuberfall,
Es süßte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein freies All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So sanft die Kniege sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und targ!

Wie sprang, von süßnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von seiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Hethers bleichste Sterne
Erheb ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Realweltung her;

* Im Originalmanusk. vom Jahr 1796, wo dies Gedicht zuerst erschien, ist nach diesen Versen folgende Stelle:

Die schöne Frucht, die kaum zu reimen
Reicht, da hat sie schon erloset
Ich weicht aus meinen frohen Träumen
Mir: trauet dem der Morgenstern
Die Wirklichkeit mit ihren Schrecken
Umklammert den geliebten Geist,
Sie kragt die Fährten der Gedanken
Der Fährten (schon) über jenen

** Hier folgt in der ersten Ausgabe die Strophe:

Wie aus des Berges stillen Quellen
So stromt es unausgessamt
Und regt mit sanftesten Wellen
Die kalten Ufer besäumt,
So weilen wir, geliebten
Und Wälder flüßten seine Wahn,
So aber flüßt mit stolzen Massen
Die rauschende in den Ocean!
So sprang er.

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldenen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!
Doch, ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflohen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.
Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn' entweicht.
Ach, allzusehnell, nach kurzem Lenz,
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Raum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.
Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrete liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe such' und fand,
Und du, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandtorn nur für Sandtorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Des Mädchens Klage.

Der Sidnvald brauset,
Die Wellen ziehn,
Das Mägdlein sitzt
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge vom Weinen getrübet:
„Das Herz ist gestorben,
Die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“
Es rinnet der Thränen
Vergeblicher Lauf;
Die Klage, sie wecket
Die Todten nicht auf;
Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die Himmlische, will's nicht versagen.
Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf!
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf!
Das süßeste Glück für die trauernde Brust
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie, fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühen.
Fraget nicht, warum ich traure
Zu des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut;
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.
Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir deut?
Eine nur ist's, die ich suche,
Sie ist nah' und ewig weit.
Sehnend breich' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild,
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!
Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Die Kunst des Augenblicks.

Und so finden wir uns wieder
In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün gestochten seyn.
Aber wem der Götter bringen
Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
Der die Freude schaffen soll.
Denn was frommt es, daß mit Leben
Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Porphyrast der Nereen
Bacchus in die Schale brückt?
Zücht vom Himmel nicht der Danten,
Der den Herd in Flammen setz:
Ist der Geist nicht feuertrunten,
Und das Herz bleibt unergöt.
Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schoß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Götliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.
Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Wert empfunden seyn.

Wie im hellen Sonnenlichte
Sich ein Farventeppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt.
So ist jede schöne Gasse
Stübtig, wie des Fluges Schwein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Berglied.

Am Abgrund leitet der schwindliche Steg
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Klüften den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben.
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schwaben.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe abhoben.
Sie ward nicht erbaut von Menschenhand.
Es hätte sich's Keiner verwoben.
Der Strom trauet unter ihr spät und früh.
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor
Du glaubst dich im Reize der Schwaben.
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich hatten;
Aus des Lebens Mäuten und ewiger Qual
Müht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld.
Ihr Quell — Der ist ewig verberben;
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt.
Nach Abend, Nord, Mittag und Morgen.
Und, wie die Mutter sie rauchend aberen.
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

• Zwei Finken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geheime,
Drauf tanzen, umschwebt mit achtem Duft.
Die Vögel, die himmlischen Leichter.
Sie halten dort oben den einsamen Reim.
Da stellt sich kein Jünger, kein Weislicher, ein.

Es füt die Kometen hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stern umfranzi sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone;
Darauf schließt die Sonne die Pfeile von Licht.
Sie vergessen sie nur und erwärmen sie nicht.

Der Alpenjäger.

Wißt du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nähst sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rausch.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Zagen nach des Berges Höhen!“

Wißt du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Wißt du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich dein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhen!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort.
Rastlos firt mit blindem Waagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Flüßschnelle
Sticht die zitternde Geyelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung.
Durch den Riß ackersfinner Klippen
Tragt sie der acwaute Syrma;
Aber hinter ihr verwoben
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jehn auf den schroffen Rinten
Sänat sie, auf dem höchsten Grat.
Wo die Felsen jäb versteinen,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit Jammers stimmen Nicken
Steht sie zu dem barten Mann
Nicht umsonst, denn, losgedrückt,
Leat er schon den Regen an;
Nöthig aus der Felsenwalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterbanden
Schwört er das acwaute Thier.
„Wißt du Tod und Jammer senden.“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für Alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Heere?“

Dithyrambe.

Nimmer, Das glaubt mir,
Erstehen die Götter,
Nimmer allein.
Nimm, daß ich Nachsch, den Lustigen, habe,
Nemmt auch schon Amer, der lachende Knabe,
Phöbus, der Herrliche, findet sich ein.
Sie haben, sie kommen —
Die himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirbt' ich,
Der Erdenkerne,
Himmlichen Eber?
Schenket mir einer unsterblichen Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor!
Die Freude, sie wohnt nur
In Jupiters Saale;
S, füllet mit Nektar,
S reicht mir die Schale!

Reich' ihm die Schale!
Schenke dem Dichter,
Gebe, nur ein!

Reiz' ihm die Augen mit himmlischem Thau,
 Daß er den Stolz, den verhassten, nicht schaue,
 Einer der Unfern sich dünke zu seyn.
 Sie rauschet, sie perlet,
 Die himmlische Quelle;
 Der Busen wird ruhig,
 Das Auge wird helle.

Die vier Weltalter.

Wohi perlet im Glase der purpurne Wein,
 Wohl glänzen die Augen der Gäste;
 Es zeigt sich der Säng' er tritt herein,
 Zu dem Guten bringt er das Beste:
 Denn ohne die Leyer im himmlischen Saal
 Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.
 Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
 Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
 Er hat Alles gesehn, was auf Erden geschieht,
 Und was uns die Zukunft versiegelt;
 Er sah in der Götter urältestem Rath
 Und beherchte der Dinge geheimste Saat.
 Er breitet es lustig und glänzend aus,
 Das zusammengefaltete Leben;
 Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
 Ihm hat es die Muse gegeben;
 Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
 Er führt einen Himmel voll Götter hinein.
 Und wie der ersfindende Eohn des Zeus
 Auf des Schuttes einfachem Runde
 Die Erde, das Meer und den Sternentreis
 Gebildet mit göttlicher Kunde;
 So drückt er ein Bild des unendlichen All
 In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Sall.
 Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
 Wo die Völker sich jugendlich freuten;
 Er hat sich, ein fröhlicher Wanderer, gesetzt
 Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
 Hier Mensch'nalter hat er gesehn
 Und läßt sie am süßten vorübergehn.
 Erst regierte Saturnus schlicht und gerecht,
 Da war es heute wie morgen,
 Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
 Und brauchten für gar nichts zu sorgen;
 Sie liebten und thaten weiter nichts mehr;
 Die Erde gab Alles freiwillig her.
 Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
 Mit Ungeheuern und Drachen,
 Und die Helden sungen, die Helden an,
 Und den Mächtigen suchten die Schwachen,
 Und der Streit zog in des Stammers Feld;
 Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.
 Aus dem Kampf ging endlich der Sieg hervor,
 Und der Kraft entblühte die Milde,
 Da sangen die Mufen im himmlischen Chor,
 Da erhoben sich Göttergebilde —
 Das Alter der göttlichen Fantasie,
 Es ist verschwunden, es lehret nie.
 Die Götter sanken vom Himmelsthron,
 Es stürzten die herrlichen Säulen,
 Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
 Die Gebrechen der Erde zu heilen;
 Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
 Und der Mensch griff den Tod in seine Brust.

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
 Der die frohe Jugendwelt zierte;
 Der Mönch und die Nonne zergerietten sich,
 Und der eiserne Ritter turnierte.
 Doch, war das Leben auch finster und wild,
 So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen, feuschen Altar
 Bewahrten sich stille die Mufen;
 Es lebte, was edel und sittlich war,
 In der Frauen süchtigem Busen;
 Die Flamme des Liebes entbrannte neu
 An der schönen Minne und Liebestreu.
 Drum soll auch ein ewiges zartes Band
 Die Frauen, die Säng' er umflechten.
 Sie wirten und weben, Hand in Hand,
 Den Gürtel des Schönen und Rechten.
 Gesang und Liebe in schönem Verein,
 Sie erhalten dem Leben den Juwelenstein.

Wunschlief.

Vier Elemente,
 Innig gefeilt,
 Bilden das Leben,
 Bauen die Welt.

Pragt der Citrone
 Saftigen Stern!
 Herb ist des Lebens
 Innerster Kern.

Jetzt mit des Juchers
 Ueberdem Saft
 Zähmet die Herbe
 Brennende Kraft!

Gießet des Wassers
 Sprudenden Schwall!
 Wasser umfängt
 Ruhig das All.

Tropfen des Geistes
 Gießet hinein!
 Leben dem Leben
 Gibt er allein.

Ob' es verdunstet,
 Saugt es samen!
 Nur, wenn er glühet,
 Labet der Quell.

An die Freunde.

Liebe Freunde, es gab sonnen Zeiten,
 Als die unsern — Das ist nicht zu streiten!
 Und ein edler Welt hat einst gelebt,
 Könnte die Geschichte davon so weit sein,
 Tausend Steine würden redend zeugen,
 Die man aus dem Schoß der Erde arbt.
 Doch, es ist dahin, es ist verschwunden.
 Dieses beschwundene Geschlecht.
 Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
 Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen,
 Als das Land, worin wir irdisch wehnen,
 Wie der weitgereiste Wanderer spricht,
 Aber, hat Natur uns viel entzogen,
 War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
 Unser Herz erwärmt an ihrem Kapi.

Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub:
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen:
Da ist jedes Kbstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger, als wir in unserm Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel, in den Himmel
Steigt Sanci Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Fantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie!

Hunschlief.

Im Norden zu singen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd, wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Lonne,
Purpurn und krySTALLenheill,

Und erfreuet alle Sinne,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf unsre Zonen
Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
Und, was lebt, will sich erfreun:
Dahin schaffen wir ersfindend
Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
Schöpfen wir die trübe Flut:
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
Borgt sie gleich von ird'scher Gut.

Ihrem Wirken freigegeben
Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bildend aus dem Alten,
Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdesflammen
Nach dem hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Nadowessische Todtenklage.

Seht, da liegt er auf der Matte,
Aufrecht liegt er da
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er 's Licht noch sah.

Doch, wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, fallenhelle,
Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Thau der Flur?

Diese Schenkel, die behender
Stoßen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht, das Leben ist entflohen!
Seht, sie hängen schlaff!

Woh! ihm, er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt,

Wo mit Vögeln alle Sträucher,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er broden,
Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Todtenlag!
Alles sey mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindestopf
Rasch mit drei geschlitten Griffen
Schälte Haut und Schopf;

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Laub.

Das Siegesfest.

Priams Beste war gesunken,
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Sassen auf den hohen Schiffen,
Längs des Hellespontos Strand
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.
Stimmt an die frohen Lieder!
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimat geht es wieder.

Und in langen Reihen, tragend,
Sas der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich, mit aufgeldetem Haar;
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden
In des Reiches Untergang.
Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir den fremden Herrn.
Ach, wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kachas jetzt das Opfer an;
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schrecken sender,
Der die Regis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Ueberfah der Wölfer Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Stammers Thal.
Und des Kammers finstre Wolke
Bog sich um des Königs Blick:
Von dem hergeführten Wolfe
Bracht' er Wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimat wieder sieht,
Wein noch frisch das Leben blüht!
Denn nicht Alle kehren wieder.

Alle nicht, die wieder kehren,
Mögen sich des Heimzugs freun:
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet seyn.

Mancher fiel durch Freundestücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt!
Sprach's Ulyß mit Warnungsblicke,
Von Athenens Geist beseelt.

Glücklich, wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt!
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Uge liebt das Neue.

Und des frisch ertämpften Weibes
Freut sich der Atreid' und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Wert muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmels Höhen
Waltet des Kroniden Rath.

Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rädet Zeus das Gasterecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mag's ziemen,
Ruft Dileus tapftrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück:
Denn Patroklos liegt begraben,
Und Ulysses kommt zurück!

Weil das Glück aus seiner Lonne
Die Geschiede blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut',
Wer das Lebenslos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schläuen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil.

Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft:
Ajax fiel durch Ajax Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Sieht Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Tapftrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich seyn im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten bauern immer.

Weil des Leidens Stimmen schweigen
Von dem überwundenen Mann,
So will ich für Hektor zeugen,
Hob der Sohn des Ulysses an, —
Der, für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel:
Kront den Sieger größre Ehre,
Ehret ihn das schöne Ziel!

Der, für seine Hausaltäre
Kämpfend, sank, ein Schirm und Hort,
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor setzt, der alte Becher,
 Der drei Menschenalter sah,
 Reicht die laubumtränzten Becher
 Der bethrünten Hecuba:
 Trint' ihn aus, den Trant der Labe,
 Und vergiß den großen Schmerz!
 Wundervoll ist Bacchus Gabe,
 Balsam fürs zerriss'ne Herz.
 Trint' ihn aus, den Trant der Labe,
 Und vergiß den großen Schmerz!
 Balsam fürs zerriss'ne Herz,
 Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
 Jorn der Himmlischen ein Ziel,
 Kostete die Frucht der Nehren
 Und bezwang das Schmerzgefühl:
 Denn, solange die Lebensquelle
 Schäumt an der Lippen Rand,
 Ist der Schmerz in Lethes Welle
 Tief versenkt und festgebant!

Denn, solange die Lebensquelle
 An der Lippen Rande schäumt,
 Ist der Jammer weggeräumt,
 Fortgespült in Lethes Welle.

Und, von ihrem Gott ergriffen,
 Hob sich jetzt die Seherin,
 Blicke von den hohen Schiffen
 Nach dem Rauch der Heimat hin.
 Rauch ist alles ird'sche Wesen;
 Wie des Dampfes Säule weht,
 Schwinden alle Erdengrößen,
 Nur die Götter bleiben stet.

Um das Ross des Reiters schweben,
 Um das Schiff die Sorgen her;
 Morgen thönnen wir's nicht mehr,
 Darum laßt uns heute leben!

Klage der Ceres.

Ist der holde Lenz erschienen?
 Hat die Erde sich verjüngt?
 Die besonnten Hügel grünen,
 Und des Eises Rinde springt.
 Aus der Ströme blauem Spiegel
 Lacht der unbewölkte Zeus,
 Milder wehen Zephyrs Flügel,
 Augen treibt das junge Reis.
 In dem Hain erwachen Lieder,
 Und die Dreade spricht:
 Deine Blumen kehren wieder,
 Deine Tochter kehret nicht.

Ach, wie lang ist's, daß ich walle
 Suchend durch der Erde Flur!
 Titan, deine Strahlen alle
 Sandt' ich nach der theuren Cyre;
 Keiner hat mir noch verstantet
 Von dem lieben Angesicht.
 Und der Tag, der Alles findet,
 Die Verlorne fand er nicht.
 Hast du, Zeus, sie mir entrißen?
 Hat, von ihrem Reiz geführt,
 Zu des Ortus schwarzen Flüssen
 Plato sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
 Meines Grames Bet: sein?
 Ewig steht der Kahn vom Lande,
 Doch nur Schauen nimmt er ein.

Jedem sel'gen Aug' verschlossen
 Bleibt das nächtliche Gesicht,
 Und, solange der Etyr gestossen,
 Trug er kein lebendig Bild.
 Nieder führen tausend Steige,
 Keiner fährt zum Tag zurück;
 Ihre Thränen bringt kein Zeuge
 Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
 Sterbliche geboren sind,
 Dürfen durch des Grabes Flamme
 Folgen dem geliebten Kind;
 Nur, was Jovis Haus bewohnt,
 Nahet nicht dem dunkeln Strand,
 Nur die Seligen verschonet,
 Parcen, cure strenge Hand.
 Stärkt mich in die Nacht der Nächte
 Aus des Himmels goldnem Saal!
 Ehret nicht der Göttin Rechte:
 Ach, sie sind der Mutter Qual!

Wo sie mit dem finstern Gatten
 Freudlos thronet, stieg' ich hin,
 Träte mit dem leisen Schatten
 Leise vor die Herrscherin.
 Ach, ihr Auge, feucht von Zähren,
 Sucht umsonst das goldne Licht,
 Irret nach entfernten Sphären,
 Auf die Mutter fällt es nicht,
 Bis die Freude sie entdeckt,
 Bis sich Brust mit Brust vereint,
 Und, zum Mitgefühl erwecket,
 Selbst der raube Ortus weint.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
 Ruhig in dem gleichen Kreis
 Rollt des Tages starrer Wagen,
 Ewig steht der Schlag des Zeus.
 Weg von jenen Finsternissen
 Wandt' er sein beglücktes Haupt,
 Einmal in die Nacht gerissen,
 Bleibt sie ewig mir geraubt,
 Bis des dunkeln Stromes Welle
 Von Aurorens Farben glüht,
 Tris mitten durch die Hölle
 Ihren schönen Vogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
 Nicht ein süß erinnernd Pfand,
 Daß die Fernen sich noch lieben,
 Keine Spur der theuren Hand?
 Knüpft sich kein Liebesknoten
 Zwischen Kind und Mutter an?
 Zwischen Lebenden und Todten
 Ist kein Bündniß aufgethan?
 Nein, nicht ganz ist sie entflohen!
 Dem, wir sind nicht ganz getrennt!
 Haben uns die ewig Heben
 Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
 Wenn des Nordes kaltem Hauch
 Blatt und Blume sich entfärben,
 Traurig steht der nackte Strauch:
 Nehm' ich mir das höchste Leben
 Aus Vertumnus reichem Horn,
 Opfernd es dem Etyr zu geben,
 Mir des Samens goldnes Korn.
 Trauend sent' ich's in die Erde,
 Leg' es an des Kindes Herz,
 Daß es eine Sprache werde
 Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Lenz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück:
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblut.
Keine, die dem Auge starben
In der Erde kaltem Schoß,
In das heitre Reich der Farben
Ringens sie sich freudig los.
Wenn der Stamm zum Himmel eilet,
Sucht die Wurzel schon die Nacht;
Gleich in ihre Pflege theilet
Sich der Eryx, des Aethers Macht.

Halb berühren sie der Todten,
Halb der Lebenden Gebiet:
Ach, sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Koeyt!
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem schauervollen Schlund:
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldenen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Küßlich noch die Herzen glühn.

O, so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verflungenen Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen.
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurora's Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Das Eleusische Fest. *

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyaneen hinein!
Freude soll jedes Auge verkären:
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt
Und in friedliche, feste Hütten
Wandelt das bewegliche Zell.

Schau in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich
Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land:
Weh' dem Fremdling, den die Bogen
Warfen an den Unglücksstrand!

Und auf ihrem Pfad begrüßt,
Irrtend nach des Kindes Spur,
Ceres die verlassne Kiste,
Ach, da grünte keine Fur!
Daß sie hier vertraulich weite,
Ist kein Obdach ihr gewährt;
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der süßen Aehren
Läßt zum reinen Mahl sie ein;
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menschliches Gebein.
Ja, soweit sie wandernd freiste,
Fand sie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiste
Tammert sie des Menschen Fall.

Sind' ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestaltete Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoß,
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimathlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen?
Keiner aus der Sel'gen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels sel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz;
Doch der Menschheit Angst und Wehen
Fühlt mein gequältes Herz.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Glaubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang.
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt.
Widlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schauernd, mit Entsetzen
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle neuen
Eines Gottes Lippen nicht.
Keine Opfer will er haben,
Früchte, die der Herbst besichert;
Mit des Feldes frommen Gaben
Wird der Heilige verehrt.

Und sie nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand;
Mit dem Schwast des Mordgewehres
Furwet sie den leichten Sand,
Nimmt von ihres Kranzes Spitze
Einen Kern, mit Kraft gefüllt.
Scut ihn in die zarte Nabe,
Und der Krieg des Reimes schwilt.

Und mit grünen Halmen schmückt
Sich der Boden alsobald,
Und, soweit das Auge blicket,
Wogt es, wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flucht der ersten Garbe Bund,
Wählet den Feldstein sich zum Herbe,
Und es spricht der Götter Mund:

Water Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhen!

* Dies Gedicht war zuerst überschrieben: „Das Bürgerlied.“
Mufenthalmanach von 1799.

Daß dies Opfer dir gefalle,
 Laß ein Zeichen jezt geschehn!
 Und dem unglücksel'gen Wolke,
 Das dich, Hoher, noch nicht nennt,
 Nimm hinweg des Auges Wolke,
 Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen
 Zeus auf seinem hohen Sitz:
 Donnernd aus den blauen Höhen
 Wirft er den gezackten Blitz.
 Prasselnd fängt es an zu toben,
 Hebt sich wirbelnd vom Altar,
 Und darüber schwebt in hohen
 Kreisen sein geschwinder War.

Und gerührt zu der Herrscherin Fäßen
 Stürzt sich der Menge freudig Gewähl,
 Und die rohen Seelen zerfließen
 In der Menschlichkeit erstem Gefühl.
 Werfen von sich die blutige Wehre,
 Deffnen den büstergebundenen Sinn
 Und empfangen die göttliche Lehre
 Aus dem Munde der Königin.

Und von ihren Thronen steigen
 Alle Himmlische herab,
 Themis selber führt den Reigen,
 Und mit dem gerechten Stab
 Mist sie Jedem seine Rechte,
 Setzt selbst der Gränze Stein,
 Und des Styx verborgne Mächte
 Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
 Zeus erfindungsreicher Sohn,
 Bildner künstlicher Gefäße,
 Hochgelehrt in Erz und Thon.
 Und er lehrt die Kunst der Zange
 Und der Blasebälge Zug;
 Unter seines Hammers Zwange
 Bildet sich der erste Pflug.

Und Minerva, hoch vor Allen
 Ragend mit gewicht'gem Speer,
 Läßt die Stimme mächtig schallen
 Und gebet dem Götterheer.
 Feste Mauern will sie gründen,
 Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
 Die zerstreute Welt zu binden
 In vertraulichem Verein.

Und sie lenkt die Herrscherschritte
 Durch des Feldes weiten Plan,
 Und an ihres Fußes Tritte
 Heftet sich der Granzgott an.
 Messend führet sie die Kette
 Um des Hügels grünen Saum;
 Auch des wilden Stromes Breite
 Schließt sie in den heil'gen Raum.

Alle Nymphen, Dreaden,
 Die der schnellen Artemis
 Folgen auf des Berges Pfaden,
 Schwingend ihren Jägerspieß,
 Alle kommen, Alle legen
 Hände an, der Jubel schallt,
 Und, von ihrer Wexte Schlägen
 Krachend, stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
 Steigt der schilfbeträngte Gott,

Wälzt den schweren Stoß zur Stelle
 Auf der Götter Machtgebot,
 Und die leichtgeschürzten Stunden
 Fliegen aus Geschäft gewandt,
 Und die rauhen Stämme runden
 Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen;
 Rasch mit des Tritons Stoß
 Bringt er die granitnen Säulen
 Aus dem Erdgerippe los,
 Schwingt sie in gewalt'gen Händen
 Hoch, wie einen leichten Ball,
 Und mit Hermes, dem behenden,
 Thürmet er der Mauern Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
 Lockt Apoll die Harmonie
 Und das holde Maß der Zeiten
 Und die Macht der Melodie.
 Mit neunstimmigem Gesange
 Fallen die Kaminen ein;
 Leise nach des Liedes Klänge
 Fügt sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
 Setzt mit erfahrner Hand
 Cybele und fügt die Riegel
 Und der Schloßher festes Band.
 Schnell durch rasche Götterhände
 Ist der Wunderbau vollbracht,
 Und der Tempel heitre Wände
 Glänzen schon in Festespracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
 Nakt die Götterebniam,
 Und sie führt den schönsten Hirten
 Zu der schönsten Hirtin hin.
 Venus mit dem holden Knaben
 Schmückt selbst das erste Paar,
 Alle Götter bringen Gaben
 Segnend dem Vermählten dar.

Und die neuen Bürger ziehen,
 Von der Götter sel'gem Chor
 Eingeführt, mit Harmonien
 In das gastlich offene Thor,
 Und das Priesteramt verwaltet
 Ceres am Altar des Zeus;
 Segnend ihre Hand gefaltet,
 Spricht sie zu des Volkes Kreis:

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
 Frei im Aether herrscht der Gott,
 Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
 Zahmet das Naturgebot;
 Doch der Mensch in ihrer Mitte
 Soll sich an den Menschen reihn,
 Und allein durch seine Sitte
 Kann er frei und mächtig seyn.

Bindet zum Kranze die goldenen Aehren,
 Flecht auch blaue Cyanen hinein!
 Freude soll jedes Auge verklären:
 Denn die Königin zieht ein.
 Die uns die süße Heimat gegeben,
 Die den Menschen zum Menschen gestellt.
 Unser Gesang soll sie festlich erheben,
 Die beglückende Mutter der Welt!

Der Ring des Polykrates.

W a l l a d e.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
 Er schaute mit vergnügten Sinnen
 Auf das beherrschte Samos hin.
 „Dies Alles ist mir unterthänig,“
 Begann er zu Aegyptens König,
 „Gesteh, daß ich glücklich bin.“ —
 „Du hast der Götter Günst erfahren!
 Die vormals deines Gleichen waren,
 Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
 Doch Einer lebt noch, sie zu rächen:
 Dich tann mein Mund nicht glücklich sprechen,
 Solang des Feindes Auge wacht.“ —

Und eh' der König noch geendet,
 Da stellt sich, von Milet gesendet,
 Ein Bote dem Tyrannen dar:
 „Laß, Herr, des Opfers Düste steigen,
 Und mit des Lorbeers muntern Zweigen
 Bekränze dir dein göttlich Haar!“

„Getroffen sank dein Feind vom Speere;
 Mich sendet mit der frohen Möhre
 Dein treuer Feldherr Polydor.“ —
 Und nimmt aus einem schwarzen Becken,
 Noch blutig, zu der Weiden Schreden,
 Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen.
 „Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,“
 Versetzt er mit besorgtem Blick.
 „Bedenk', auf ungetreuen Wellen —
 Wie leicht tann sie der Sturm zerfetzen —
 Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“

Und, eh' er noch das Wort gesprochen,
 Hat ihn der Jubel unterbrochen,
 Der von der Rhebe jauchzend schallt.
 Mit fremden Schätzen reich beladen,
 Kehrt zu den heimischen Gestaden
 Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
 „Dein Glück ist heute gut gelaunet,
 Doch fürchte seinen Unbestand.
 Der Kreter waffentund'ge Schaaren
 Bedrängen dich mit Kriegsgefahren;
 Schon nahe sind sie diesem Strand.“

Und, eh' ihm noch das Wort entfallen,
 Da sieht man's von den Schiffen wallen,
 Und tausend Stimmen rufen: „Siege!
 Von Feindesnoth sind wir befreiet,
 Die Kreter hat der Sturm zerstreuet,
 Vorbei, geendet ist der Krieg!“

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen.
 „Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen!
 Doch,“ spricht er, „zitter' ich für dein Heil:
 Mir grauet vor der Götter Rinde;
 Des Lebens ungemischte Freude
 Ward keinem Irdischen zu Theil.“

„Auch mir ist Alles wohl gerathen,
 Bei allen meinen Herrscherthaten
 Begleitet mich des Himmels Huld;
 Doch hatt' ich einen theuren Erben,
 Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
 Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.“

„Dum, willst du dich vor Leid bewahren,
 So siehe zu den Unsichtbaren,“

Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn.
 Noch Keinen sah ich frühlich enden,
 Auf den mit immer vollen Händen
 Die Götter ihre Gaben streun.“

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
 So acht' auf eines Freundes Lehren
 Und rufe selbst das Unglück her,
 Und, was von allen deinen Schätzen
 Dein Herz am Höchsten mag ergötzen,
 Das nimm und wirf's in dieses Meer!“

Und Jener spricht, von Furcht bewegt:
 „Von Allem, was die Insel heget,
 Ist dieser Ring mein höchstes Gut.
 Ihn will ich den Erinnen weihen,
 Ob sie mein Glück mir dann verzeihen,“
 Und wirft das Kleinod in die Flut.

Und bei des nächsten Morgens Lichte —
 Da tritt mit frühlichem Gesichte
 Ein Fischer vor den Fürsten hin:
 „Herr, diesen Fisch hab' ich gefangen,
 Wie keiner noch ins Netz gegangen:
 Dir zum Geschenke bring' ich ihn.“
 Und als der Koch den Fisch zertheilet,
 Kommt er bestürzt herbeigeeilet
 Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
 „Sieh', Herr, den Ring, den du getragen,
 Ihn fand ich in des Fisches Maen;
 O, ohne Gränzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
 „So tann ich hier nicht ferner hausen,
 Mein Freund tannst du nicht weiter seyn.
 Die Götter wollen dein Verderben:
 Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben.“
 Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Die Kraniche des Ibykus.

W a l l a d e.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
 Der auf Kerinthus Landeskunge
 Der Griechen Stämme froh vereint,
 Jog Ibykus, der Götterfreund —
 Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
 Der Lieder süßen Mund Apoll —
 So wandert' er, am leichten Stabe,
 Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrüden
 Atroferinth des Wanders Blicken,
 Und in Poseidons Fichtenhain
 Tritt er mit frommem Schauder ein.
 Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
 Von Kranichen begleiten ihn,
 Die fernhin nach des Südens Wärme
 In graulich'm Geschwader ziehn.

„Seyd mir gegrüßt, befreund'te Schaaren,
 Die mir zur See Begleiter waren!
 Zum guten Zeichen nehm' ich euch —
 Mein Los, es ist dem euren gleich:
 Von Fern her kommen wir gezogen
 Und stehen um ein wirthlich Dach —
 Seyd uns der Gastliche gewogen,
 Der von dem Fremdling wehrt die Schmach.“

Und munter fördert er die Schritte
 Und sieht sich in des Waldes Mitte;

Da sperren, auf gebrangem Steg,
Zwei Mörder physisch seinen Weg,
Zum Kampfe muß er sich bereiten;
Doch bald ermattet sinkt die Hand:
Sie hat der Leier zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen bringt zu keinem Retter;
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und, schwer getroffen, sinkt er nieder.
Da rauscht der Kraniche Gefieder;
Er hört — schon kann er nicht mehr sehen
Die nahen Stimmen furchtbar krän.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sei meines Mordes Klage“ erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muß ich so dich wieder finden
Und hoffen, mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestraht von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bei Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz:
Verloren hat ihn jedes Herz.
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth,
Zu rächen des Erschlagenen Morden,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge,
Der Böster stutendem Gedränge,
Gelockt von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen?
Ist's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermag's zu sagen,
Der alles Irdische besieht.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Setzt eben durch der Griechen Mitte,
Und, während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trost er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen
Es brechen fast der Bühne Stützen —
Herbeigeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Böster wartend da,
Dampfsteigend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis an des Himmels Blau.

Wer zählt die Böster, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen!
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,

Von Afiens entlegner Rüste,
Von allen Inseln kamen sie
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauer Melodie,

Der, streng und ernst, nach alter Sitte,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'sche Weser!
Die zeuget kein sterblich Haus!
Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über Menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden;
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel bisterrothe Glut;
In ihren Wangen fließt kein Blut,
Und, wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Rattern
Die giftgeschwollenen Bäuche blähn.

Und schauerlich, gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißen bringt,
Die Bande um den Schänder schlingt.
Besinnungsraubend, herzbeihrend
Schallt der Grimmen Gesang,
Er schallt, des Hörers Muth verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang:

„Wohl Dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die lindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahen;
Er wandelt frei des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstoßen
Des Mordes schwere That vollbracht!
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht.“

„Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Gefährdet sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuß,
Dass er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten —
Versöhnen kann uns keine Reu' —
Ihn fort und fort bis zu den Schatten
Und geben ihn auch dort nicht frei.“

So singend, tanzen sie den Reigen,
Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte,
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemess'nem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch preiselnd jede Brust und bebet
Und huldigt der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die, unerforscht, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Anlauf nicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf Einmal eine Stimme rufen:
„Sieh' da, sieh' da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!“ —
Und finster physisch wird der Himmel,
Und über dem Theater hin

Sieht man, in schwärzlichem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehen.

„Des Ibykus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Gram,
Und, wie im Meere Well' auf Well',
So läuft's von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibykus? den wir beweinen?
Den eine Mörderhand erschlug?
Was ist's mit Dem? was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug? —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's, mit Flügel- und Schläge,
Durch alle Herzen: „Gebt Acht,
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar —
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war!“

Doch Dem war kaum das Wort entfahren,
Widert' er's im Busen gern bewahren;
Umsonst! der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewußten kund.
Man reißt und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal,
Und es gestehn die Böfewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Hero und Leander.

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schloßherren sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an dem Felsen bricht?
Nun riß sie von Europa;
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Hero's und Leander's Herzen
Nährte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heißge Göttermacht,
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rustig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundene Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Cesos Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogenstürme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam graugend,
Nach Abydos Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Grunde
Waut sich keiner Brücke Weg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherem Faden;
Auch den Wüthen macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprühenden Stiere
An den diamantnen Pfug.

Selbst der Eux, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus;
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finstern Haus.

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleicher, stürzt der süßne Schwimmer
In des Pontus finstre Flut,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo, auf hohem Eiler leuchtend,
Winnt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwärmen
Von der schwer bestandnen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umsfängen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und ins kalte Bett des Meeres
Aus dem Schoß der Liebe schreckt.

Und so flohen dreißig Sonnen
Schnell, im Raub verstoßner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süße Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.
Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Hraubend an des Hellenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen;
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Noths beisteten Hallen
Den ergriminten Winter nahen.
Freudig sahen sie des Tages
Sommer kitzeln, kitzeln Kreis;
Für das längre Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleiche schon die Waage
An dem Himmel Nacht' und Tage,
Und die heile Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenflosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich;
Keines Windes leises Weben
Regte das krystallne Reich.

Luftige Delfinenschaaren
Scherzten in dem silberklaren,
Keinen Element umher,
Und in schwärzlich grauen Zügen,
Aus dem Meergrund aufgestiegen,
Kam der Iphigien kantes Heer.
Sie, die Einzigen, bezeugten
Den verstoßnen Liebesbund;
Aber ihnen schloß auf Ewig
Gefate den stummen Mund.

Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeichelein

Sprach sie zu dem Element:
 „Schauer Gott, du solltest trügen?
 Nein, den Frevler straf' ich Lügen,
 Der dich falsch und treulos nennt.
 Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
 Grausam ist des Waters Herz;
 Aber du bist hold und gütig,
 Und dich rührt der Liebe Schmerz.“

„In den hohen Felsenmauern
 Müßt' ich freudlos einsam trauern
 Und verblühen in ew'gem Harim;
 Doch du trägst auf deinem Rücken,
 Ohne Rachen, ohne Brücken,
 Mir den Freund in meinen Arm.
 Graunvoll ist deine Tiefe,
 Furchtbar deiner Wogen Flut;
 Aber dich erlöst die Liebe,
 Dich bezwingt der Heldenmuth.“

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
 Rührte Groß mächt'ger Wogen,
 Als des goldnen Widders Flug
 Helle, mit dem Bruder stehend,
 Schön, in Jugendsülle blühend,
 Ueber deine Tiefe trug.
 Schnell, von ihrem Reiz besieget,
 Griffst du aus dem finstern Schlund,
 Trugst sie von des Widders Rücken
 Nieder in den Meeresgrund.“

„Eine Göttin mit dem Gotte,
 In der tiefen Wassergrotte,
 Lebt sie jetzt unsterblich fort;
 Hilfreich der verfolgten Liebe,
 Zähmt sie deine wilden Triebe,
 Führt den Schiffer in den Port.
 Schöne Helle, holde Göttin,
 Selige, dich such' ich an:
 Bring' auch heute den Geliebten
 Mir auf der gewohnten Bahn!“

Und schon dunkelten die Fluten,
 Und sie ließ der Fackel Glut
 Von dem hohen Eßler wehen.
 Leitend in den hohen Reichen
 Sollte das vertraute Zeichen
 Der geliebte Wandrer sehn.
 Und es faust und dröhnt von Ferne,
 Finster träufelt sich das Meer,
 Und es löst das Licht der Sterne,
 Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche
 Leat sich Nacht, und Wetterwache
 Stürzen aus der Wolken Schoß;
 Blitze zucken in den Läften,
 Und aus ihren Felsengräften
 Werden alle Stürme los,
 Wühlen ungeheure Schlünde
 In den weiten Wasserschlund.
 Gähnend, wie ein Höhlenrachen
 Deffnet sich des Meeres Grund.

„Wehe, weh' mir!“ ruft die Arme
 Jammernd. „Großer Zeus, erbarme!
 Ach, was wagt' ich zu ersehn!
 Wenn die Götter mich erdhren,
 Wenn er sich den falschen Meeren
 Preis gab in des Sturmes Wehn!
 Alle ansgewohnte Vögel
 Zielen heim, in ew'ger Flucht;
 Alle stürmerprobt Schiffe
 Bergen sich in sicherer Bucht.“

„Ach, gewiß, der Unverzagte
 Unternahm das oft Gewagte,
 Denn ihn trieb ein mächt'ger Gott.
 Er gelobte mir's beim Scheiden
 Mit der Liebe heil'gen Eiden;
 Ihn entbindet nur der Tod.
 Ach, in diesem Augenblicke
 Ringt er mit des Sturmes Wuth,
 Und hinab in ihre Schlünde
 Reißt ihn die empöbte Flut!“

„Falscher Pontus, deine Stille
 War nur des Verrathes Hülle;
 Einem Spiegel warst du gleich;
 Täuschlich ruhten deine Wogen,
 Bis du ihn heraus betrogen
 In dein falsches Lügenreich.
 Jetzt, in deines Stromes Mitte,
 Da die Rückkehr sich verschloß,
 Räffest du auf den Verrathnen
 Alle deine Schrecken los!“

Und es wächst des Sturmes Toben,
 Hoch, zu Bergen aufgeschoben,
 Schwillt das Meer, die Brandung bricht
 Schäumend sich am Fuß der Klippen:
 Selbst das Schiff mit Eichenrippen
 Nährt' ungerschmettert nicht.
 Und im Wind erlischt die Fackel,
 Die des Pfades Leuchte war;
 Schrecken bietet das Gewässer,
 Schrecken auch die Landung dar.

Und sie steht zur Apbredite,
 Daß sie dem Orkan gebiete,
 Säufige der Wellen Born,
 Und gelobt, den strengen Winden
 Reiche Opfer anzugünden,
 Einen Stier mit goldnem Horn.
 Alle Göttinnen der Tiefe,
 Alle Götter in der Höl'
 Fleht sie, lindernd Del zu gießen
 In die sturmbelegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen,
 Steig' aus deinen grünen Hallen,
 Selige Leukothoe!
 Die der Schiffer in dem hohen
 Wellenreich, in Sturmesnöthen,
 Rettend oft erscheinen sah.
 Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
 Der, achheimlich voll gewebt,
 Die ihn tragen, unverletzlich
 Aus dem Grab der Fluten hebt!“

Und die wilden Winde schweigen,
 Zell an Himmels Rande steigen
 Ee's Pferde in die Höl',
 Friedlich an dem alten Bette
 Kriecht das Meer in Spiegelglätte,
 weiter lacheln Luft und See,
 Sanfter brechen sich die Wellen
 An des Ufers Felsenwand,
 Und sie schwimmen, ruhig spielend,
 Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der, auch entselet,
 Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet!
 Schnellen Blicks erkennt sie ihn.
 Keine Klage läßt sie schallen,
 Keine Thräne sieht man fallen,
 Kalt, verzweifelnb starrt sie hin.
 Trostlos in die hohe Tiefe
 Blickt sie, in des Aethers Licht,

Und ein edles Feuer röhret
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte!
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein.
Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin:
Dir, ein freudig Opfer, sterb' ich,
Venus, große Königin!“

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerflut sich hinab.
Hoch in seinen Flutenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab;
Und, mit seinem Raub zufrieden,
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

Rassandra.

Freude war in Troja's Hallen,
Eh' die hohe Weste fiel;
Zubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel;
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priam's schöne Tochter freit.

Und, geschmückt mit Lorbeerreisern,
Festlich wället Schaar auf Schaar
Nach der Götter heil'gen Häusern,
Zu des Thymbriers Altar.
Dumpp erbrausend durch die Gassen
Wälzt sich die bacchant'sche Lust,
Und in ihrem Schmerz verlassen
War nur eine traur'ge Brust.

Freudlos in der Freuden Fülle,
Ungeßellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollon's Lorbeerhain.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterkinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Eltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und gestügelt diesen Wauern
Seh' ich das Verderben nah.“

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymen's Hand;
Nach den Wolken seh' ich's ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand;
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten,
Der sie jammervoll zerreißt.“

„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz.
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,
Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott:
Schweres hast du mir beschieden,
Pythischer, du arger Gott!“

„Dein Drakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig Blinden,
Mit dem aufgeschloss'nen Sinn?
Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah.“

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schreckniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit
Mir vom Aug', den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu seyn.“

„Meine Blindheit gib mir wieder
Und den fröhlich bunten Sinn!
Nimmer sang ich freud'ge Lieder,
Seit ich deine Stimme bin.
Zukunft hast du mir gegeben,
Doch du nahmst den Augenblick,
Nahmst der Stunde fröhlich Leben —
Nimm dein falsch Geschenk zurück!“

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz;
Lebe herbe Noth der Weinen
Schlug an mein empfindend Herz.“

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen;
Mir nur ist das Herz getrübt,
Mir erscheint der Lenz vergehend,
Der die Erde festlich schmückt.
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!“

„Selig preis' ich Poluxenen
In des Herzens trübnem Wahn,
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfahn.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch, Himmlische dort oben,
Reidet sie in ihrem Traum.“

„Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangen wähl't;
Seine schönen Blicke stehen,
Von der Liebe Blut besetzt.
Gerne mäch' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn.“

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina;

Wo ich wandre, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da;
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewälte!
Nimmer kann ich fröhlich seyn.“

„Und den Mordstahl seh' ich blinken
Und das Mörderauge glänzen;
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schreckniß fliehn;
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden,
Fallen in dem fremden Land.“ —

Und noch hallen ihre Worte —
Horch! da dringt verworrender Ton
Fernher aus des Tempels Pforte:
Tödt lag Thetis großer Sohn!
Eris schüttelt ihre Schlangen,
Alle Götter flücht'n davon,
Und des Donners Wolk'n hangen
Schwer herab auf Aëon.

Die Bürgschaft.

B a l l a d e.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Mbroës, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wüßtest du mit dem Dolche, sprich!“
Entgeant ihm finster der Wütherich: —
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“ —
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“ —

„Ich bin,“ spricht Jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch, willst du Gnade mir geben —
Ich setze dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken;
Doch, wisse! wenn sie verstrichen, die Frist,
Gib' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erlassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebet,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit:
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der Andere ziehet von dannen.
Und, ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint:
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen,

Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes trachtenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand:
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stößt kein Rachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähr,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und steht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O, hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und, wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erblicken.“

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet:
Da treibt ihn die Angst, da faßt er sich Muth
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom — und ein Gott hat Erbarmen —

Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzt die raubende Rote
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schmauket Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem Nächsten gleich:
„Um des Freundes willen, erbarmet euch!“
Und Drei, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die Andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Wähe
Ermattet, sinken die Knie —
„O, hast du mich gnädig aus Räubersband,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier vermachend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und, horch! da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stülke hält er, zu lauschen,
Und, stiel', aus dem Felsen, geschwählig, schmen,
Er, ingt marmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig lüßt er sich nieder
Und erspühet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blüht durch der Zweige Grün
Und malt, auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwei Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

Und die Angst besüßelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen:
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von Ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,

Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsezt den Gebieter:

„Jurd! du rettetest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

Und die Sonne geht unter — da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöht,
Das die Menge gaffend umsiehet;
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zerrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Hentzer,“ ruft er, „erwärget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Nühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen —

Und flücket sie lange verwundert an.
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an:
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.“

Der Taucher.

Vallade.

„Wer wagt es, Ritterknecht oder Knapp',
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund.
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.“

Der König spricht es und wirft von der Höhe
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Oheul.
„Wer ist der Beherzte, ich frage wieder,
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?“

Und die Ritter, die Knappen um ihn her
Bernahmen's und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und Keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum dritten Mal wieder fraget:
„Ist Keiner, der sich hinunter waget?“

Doch Alles noch stumm bleibt wie zuvor —
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen jagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsen Hang
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und, wie mit des fernen Donners Getöse,
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schoße.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Kläfft hinunter ein gährender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Hülenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling sich Gott befehlt,
Und — ein Schrei des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über den fähnen Schwimmer
Schließt sich der Nacht, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
„Hochherziger Jüngling, fahre wohl!“
Und hohler und hohler hört man's heulen,
Und es harret noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und warfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn!
Mich gelästete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Woh! manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoss gäh in die Tiefe hinab;
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem Alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller, wie Sturmes Säusen,
Hört man's näher und immer näher brausen.
Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt,
Und, wie mit des fernen Donners Getöse,
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.

Und, sieh! aus dem finstern stutenden Schoß,
Da hebt sich's schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß,
Und es rudert mit Kraft und mit eifrigem Fleiß,
Und er ist's, und hoch in seiner Linten
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken —
Und athmete lang und athmete tief
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es Einer dem Andern rief:
„Er lebt! er ist da! es behielt ihn nicht!
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.“

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die säßt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande;
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

„Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.“

„Es riß mich hinunter blißeschnell,
Da stürzt' mir aus felsigem Schacht
Wildstutend entgegen ein reißender Quell;
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und, wie einen Kreisel, mit schwindelndem Drehen
Trieb mich's um, ich konnte nicht widerstehen.“

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend, ein Felsenriff,
Das erfäßt' ich beugend und entrann dem Tod.
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen.
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.“

„Denn unter mir lag's noch bergetief
In purpurner Finsterniß da,
Und ob's hier dem Obre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schauern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Meiden und Drachen
Sich regt' in dem furchtbaren Höhlenrauchen.“

„Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt,
Der stachelichte Roche, der Klippenfisch,
Des Hummers gräßliche Umgestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.“

„Und da hing ich und war's mir mit Grausen bewußt,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bei den Ungeheuern der traurigen Tode.“

„Und schauernd dacht' ich's — da froh's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir; in des Schreckens Wahn
Lass' ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben;
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach Oben.“

Der König davor sich verwundert schrie
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versucht du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde.“

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie spricht:
„Laßt, Vater, genug seyn das grausame Spiel!
Er hat Euch bestanden, was Keiner versteht,
Und, könnt Ihr des Herzens Gelüste nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.“

Drauf der König greift nach dem Bech' schnell,
Zu den Strudel ihn schleudert hinein:
„Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.“

Da ergreift's ihn die Seele mit Himmelsgevalt,
Und es blüht aus den Augen ihm Luth,
Und er sieht erröthen die schöne Gestalt
Und sieht sie erblickend und sinken hin —
Da treibt's ihn, den höchsten Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben. —

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da blickt sich's hinunter mit liebendem Blick —
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder —
Den Jüngling bringt keines wieder.

Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet Euch dies Herz.
„Fordert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich Euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn.“

Und er hört's mit stummem Harne,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Ross,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweiz;
Nach dem heiligen Grab sie wallen,
Auf der Brust das Kreuz.

Große Thaten dort geschehen
Durch der Helden Arm;
Ihrer Helme Büsche wehen
In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Name
Schreut den Muselmann;
Doch das Herz von seinem Gram
Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen
Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppes Strande,
Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte
Klopft der Pilger an,
Ach, und mit dem Donnerworte
Wird sie aufgethan:
„Die Ihr sucht, trägt den Schleier,
„Ist des Himmels Braut.
„Gestern war des Tages Feier,
„Der sie Gott getraut.“

Da verläßt er auf Zimmer
Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
Noch sein treues Ross.
Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekant,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und er baut sich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloster aus der Mitte
Düster Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Eitlle Hoffnung im Gesichte,
Eas er da allein,

Blicke nach dem Kloster drüben,
 Blicke Stunden lang
 Nach dem Fenster seiner Lieben,
 Bis das Fenster klang,
 Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das theure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmitd.

Und dann legt' er froh sich nieder,
 Schließ gelbdest ein,
 Still sich freuend, wenn es wieder
 Morgen würde seyn.
 Und so saß er viele Tage,
 Saß viel' Jahre lang,
 Harrend ohne Schmerz und Klage,
 Bis das Fenster klang,

Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das theure Bild
 Sich ins Thal herunter neigte,
 Ruhig, engelmitd.
 Und so saß er, eine Leiche,
 Eines Morgens da.
 Nach dem Fenster noch das bleiche,
 Stille Antlitz sah.

Der Kampf mit dem Drachen.

R o m a n z e.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
 Die langen Gassen brausend fort?
 Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
 Es rottet sich im Sturm zusammen,
 Und einen Ritter, hoch zu Roß,
 Gewahr' ich aus dem Menschentrost,
 Und hinter ihm, welch Abenteuer!
 Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
 Ein Drache scheint es von Gestalt,
 Mit weitem Krokodilbrachen,
 Und Alles blickt verwundert bald
 Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut:
 „Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
 Der Hirt und Heerden uns verschlungen!
 Das ist der Held, der ihn bezwungen!
 Viel' Andre zogen vor ihm aus,
 Zu wagen den gewalt'gen Strauß,
 Doch Keinen sah man wiedertehren;
 Den tühnen Ritter soll man ehren!“
 Und nach dem Kloster geht der Jüngling,
 Wo Sanct Johannis, des Läufers, Orden,
 Die Ritter des Epitals, im Flug
 Zu Rathе sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
 Der Jüngling mit bescheidnem Schritt;
 Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
 Erfüllend des Geländers Stufen,
 Und Jener nimmt das Wort und spricht:
 „Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht.
 Der Drache, der das Land verödet,
 Er liegt von meiner Hand gelddet;
 Frei ist dem Wanderer der Weg,
 Der Hirte treibe ins Gefilde,
 Froh walle auf dem Felsensteig
 Der Pilger zu dem Gnadenbilde.“

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
 Und spricht: „Du hast als Held gethan,

Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
 Du hast den tühnen Geist bewähret;
 Doch, sprich! was ist die erste Pflicht
 Des Ritters, der für Christum ficht,
 Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?“
 Und Alle rings herum erbleichen.
 Doch er, mit edelm Anstand, spricht,
 Indem er sich erröthend neiget:
 „Gehorsam ist die erste Pflicht,
 Die ihn des Schmuckes würdig zeigt.“

„Und diese Pflicht, mein Sohn,“ versetzt
 Der Meister, „hast du frech verletzt:
 Den Kampf, den das Gesetz versaget,
 Hast du mit frevelm Muth gewaget!“ —
 „Herr, richte, wenn du Alles weißt,“
 Spricht Jener mit gefestem Geist,
 „Denn des Gesetzes Sinn und Willen
 Vermeint' ich treulich zu erfüllen.
 Nicht unbedachtsam zog ich hin,
 Das Ungeheuer zu betriegen;
 Durch List und fluggewandten Sinn
 Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.“

„Fünf unsers Ordens waren schon,
 Die Zierden der Religion,
 Des tühnen Muthes Opfer worden:
 Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
 Doch an dem Herzen nagten mir
 Der Unmuth und die Streitbegier,
 Ja, selbst im Traum der stillen Nächte
 Fand ich mich leuchend im Gefechte,
 Und, wenn der Morgen dämmernd kam
 Und Kunde gab von neuen Plagen,
 Da faßte mich ein wilder Gram,
 Und ich beschloß, es frisch zu wagen.“
 „Und zu mir selber sprach ich dann:
 Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann?
 Was leisteten die tapfern Helden,
 Von denen uns die Lieder melden,
 Die zu der Götter Glanz und Ruhm
 Erhob das blinde Heldenthum?
 Sie reinigten von Ungeheuern
 Die Welt in tühnen Abenteuern.
 Begegneten im Kampf dem Leun
 Und rangen mit den Minotauren,
 Die armen Opfer zu befreien,
 Und ließen sich das Blut nicht dauern.“

„Ist nur der Saracen es werth,
 Daß ihn bekämpft des Christen Schwert?
 Betriegt er nur die falschen Götter?
 Gesandt ist er der Welt zum Reiter.
 Von jeder Noth und jedem Harm
 Befreien muß sein starker Arm;
 Doch seinen Muth muß Weisheit leiten,
 Und List muß mit der Stärke streiten.
 So sprach ich oft und zog allein,
 Des Raubthiers Fährte zu erkunden.
 Da stieß mir der Geist es ein;
 Froh rief ich aus: Ich hab's gefunden!“
 „Und trat zu dir und sprach dies Wort:
 Mich zieht es nach der Heimat fort.
 Du, Herr, willst mein Bitten:
 Und glücklich ward das Meer durchschnitten.
 Kaum stieg ich aus am heimlichen Strand,
 Gleich lies ich durch des Künstlers Hand,
 Getreu den wohlverdienten Lügen,
 Ein Dracheneiß zusammenfügen.
 Auf kurzen Füßen wird die Last
 Des langen Leibes aufgethürmet;

Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es fürwahr schirmt.“

„Lang streckt sich der Hals hervor,
Und gräßlich, wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde bräun
Der Häbne flackerichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blige,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens unaheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Dass es um Mann und Ross sich schlänge.“

„Und Alles bild' ich nach genau
Und kleid' es in ein schrecklich Grau:
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeugt in der gift'gen Lache.
Und, als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von stinken Rausen,
Gewohnt, den wildesten Ur zu reissen;
Die heß' ich auf den Lindwurm an,
Erhöbe sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit schwarzem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.“

„Und, wo des Bandes weiches Biß
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzubacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geshöß,
Besteige mein arabisch Ross,
Von adeliger Zucht entstammt,
Und, als ich seinen Farn entstammt,
Rasch auf den Drachen spreng' ich's los
Und stach' es mit den schwarzen Speeren
Und werfe zielend mein Geschöß,
Als weilt' ich die Gestalt durchbohren.“

„Es auch das Ross sich grazend bäumt
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich jähren,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So hob' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Wind erneut,
Und, als sie Jedes recht bearricht,
Führ' ich sie her auf schnellen Schritten.
Der dritte Morgen ist es nun,
Dass mir's gelungen, hier zu landen;
Den Gliedern gönnt' ich kaum zu ruhn,
Bis ich das areße Wert bestanden.“

„Denn heiß erregte mir das Herz
Des Landes frisch erneuter Samerz;
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Summe sich verirren,
Und ich beschlich' rasch die Irrat,
Nur von dem Herzen nehm' ich Rath,
Flugs unterricht' ich meine Knay: n,
Besteige den veruchten Rappen.
Und, von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.“

„Das Firtlein kennst du, Herr, das hoch
Auf einer Felsenberges Tock,
Der von die Insel überschauet,
Des Weist'ers kühner Geist erbauet,
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schließt es ein:

Die Mutter mit dem Jesusknaen,
Den die drei Könige begaben,
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch, hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.“

„Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Felses besenchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hauset der Wurm und tag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er, wie der Höllendrache,
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und, tam der Pilgrim bergewalt
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Trasse.“

„Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Ob' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gäh' ich mir im Heiligtum
Den blanken Schmitt der Waffen um,
Bewehe mit dem Speiß die Rechte,
Und nieder steig' ich zum Gesichte.
Zurück bleib' der Knappen Treß;
Ich gebe schweigend die Befehle
Und schwinde mich behebend aufs Ross,
Und Gott empfiehl' ich meine Seele.“

„Kaum seh' ich mich im ebenen Man,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Ross zu tauchen
Und bäumet sich und will nicht weichen:
Denn nahe liegt, zum Anlauf geballt,
Des Feindes furchtbare Gestalt
Und jähmet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die stinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Nacken gähmend theilet
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Savatol heulet.“

„Doch schnell erheiß' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer verende;
Doch machtlos, wie ein dünner Stab,
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und, ob' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Ross und schenket
An seinem Vastistenbitt
Ire seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jeho war's um mich geschehen -- “

„Da schwing' ich mich behebend vom Ross,
Schnell ist des Schwertes Schneide bloß;
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenbarniß zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft;
Eben seh' ich seinen Nacken gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde, wuthentbrannt,
An seinen Bauch mit grimmen Bissen
Sich warfen, daß es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.“

„Und, ob' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheß' ich mich,

Erspähe mir des Feindes Blöße
Und stoße tief ihm ins Geströhe,
Nachbohrend bis ans Heft, den Stahl.
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl.
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn.
Und, als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.“

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter Dies gesprochen,
Und, zehnfach am Gewölz' gebrochen,
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Widerhall.
Laut fordern selbst des Ordens Edhne,
Daß man die Heldenstirne ehre,
Und dankbar im Triumphgepräng'
Will ihn das Volk dem Volke zeigen;
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen —
Und spricht: „Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand;
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Erden,
Und einen schlimmern Wurm gebär
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Fiebertragt und Verderben sisset,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt:
Denn er ißt's, der die Welt zerstöret.“

„Muth zeigt auch der Mameluk;
Gehorsam ist des Christen Schmutz;
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtessüge,
Da stühten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm beweget,
Drum wende dich aus meinen Mästen!
Denn, wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“
Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm beweget das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder;
Doch schwägend blickt der Jüngling nieder.
Still legt er von sich das Gewand
Und läßt des Meisters strenge Hand
• Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarne mich, mein Sohn!
Dir ist der härte Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwingen.“

Der Gang nach dem Eisenhammer.

W a l l a d e.

Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieter.
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth

Hält' er geeifert zu erfüllen,
Mit Treubigkeit, um Gottes willen.
Freih von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Wipper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug,
Und sprach die Dame: „Wach' dir's leicht!“
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durst' er sich nicht im Dienste ankleben.

Drum vor dem ganzen Dienertreß
Die Gräfin ihn erhob;
Aus ihrem schönen Munde stieß
Sein unerschöpfstes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ihr Herz ihm Kindesrecht;
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Sah an den wohlgestalteten Jügen.

Darob entbrannt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll —
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streu' ihm ins Herz des Argwohn's Samen.

„Wie seht Ihr glücklich, edler Graf,“
Hob er voll Arglist an,
„Euch raubet nicht den goldenen Schlaf
Des Zweifel's gift'ger Zahn:
Denn Ihr besüß ein edles Weib,
Es gähret Saman den kranken Leib.
Die fromme Treue zu veräuden,
Wird nimmer dem Verführer glücken.“

Da rollt der Graf die finstern Braun:
„Was red'st du mir, Gefell?“
„Werd' ich auf Weibestugend baun,
Beweglich wie die Well?
Leicht todet sie des Schmeichlers Mund;
Mein Glaube steht auf festem Grund:
Dem Weib des Grafen von Savern
Bleibt, hoff' ich, der Verführer fern.“

Der Andre spricht: „So denkt Ihr recht.
Nur Euren Spott verdient
Der Thor, der, ein geheimer Knecht,
Ein Selb'st sich erkühnt
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsterheit“ —
„Was?“ fällt ihm Jener ein und bebet,
„Red'st du von Einem, der da lebet? —“

„Ja doch, was Aler Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn?
Doch, weil Ihr's denn mit Fleiß verhält,
Se unerdrück' ich's gern“ —
„Du bist des Todes, Ruhe, sprich!“
Ruft Jener streng und furchterlich.
„Wer heit das Aua' zu Kunigonden?“ —
„Dum ja, ich spreche von dem Blonden.“

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,“
Fährt er mit Arglist fort,
„Indem's den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bei dem Wort.
„Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bei Tafel Euer selbst nicht achtet,
An ihrem Stuhl gejeßet schmachtet?“

„Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Blut gesteht“ —
„Gesteht!“ — „Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube! steht.
Die quä'ne Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's Euch;
Mich reuet jetzt, daß mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt Ihr zu befahren?“

Da ritt in seines Rornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Deseu Blut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand;
Der Funke sprüht, die Rölge blasen,
Als gält' es, Felsen zu verglaser.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet steht man hier;
Das Mählrad, von der Flut gerast,
mivälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweien Knechten winket er,
Bedeutet sie und saut:
„Den Ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
„Habt ihr befolgt des Herren Wort?“
Den werft mir in die Hölle dort,
Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe!“

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henterslust,
Denn süßes, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Rölge Hauch
Erhigen sie des Ofens Rauch
Und schieden sich mit Mordverlangen,
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gefellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
„Krisch auf, Gesell', und säume nicht!
Der Herr begehret dein.“
Der Herr, Der spricht zu Fridolin:
„Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?“

Und Jener spricht: „Es soll geschehn!“
Und macht sich flüß bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob sie mir nichts gebent?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich:
So saß, was kam ich dir verrichten?
Denn dir gebühr meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sonstem Ton:
„Die heil'ge Messe höri' ich gern,
Doch lieg mir trant der Sohn:
So gebe denn, mein Kind, und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und, denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.“

Und, freh der v:willkommenen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,

Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sacramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg!“ —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus.
Kein Laut ist hier noch reg':
Denn um die Ernte war's, und heiß
Im Felde glüht der Schnitter Fleiß;
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald
Und macht den Sacristan;
„Das,“ spricht er, „ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.“
Die Stola und das Singulum
hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiligt zum Dienst der Messe.

Und als er Dies mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Messbuch in der Hand,
Und kniet rechts und kniet links
Und ist gewärtig jedes Winks.
Und, als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Namen.

Drauf, als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt
In beherhabner Hand,
Da lündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an.
Und Alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm betreuend vor dem Ehrste.

So übt er Jedes pünktlich aus
Mit schnell gewandtem Sinn;
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es Alles inn'
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim *Requiem Domini*
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er Jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich
Und ist, in des Gewissens Ruh',
Den Eisenbütten heiter zu.
Erricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zobst Paternoster noch im Stillen.

Und, als er rauchen sieht den Echlot
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?“
Und grinsend zerren sie den Mund
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben:
Der Graf wird seine Diener loben.“
Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als Der ihn kommen sieht von Fern,
Kaum traut er seinem Blick:

„Unglücklicher! wo kommst du her?“ —
 „Vom Eisenhammer.“ — „Nimmermehr!
 So hast du dich im Lauf verspätet?“ —
 „Herr, nur so lang, bis ich gebetet.“

„Denn, als von Euren Angesicht
 Ich heute ging, verzeiht!
 Da fragst' ich erst nach meiner Pflicht
 Bei Dir, die mir gebest.
 Die Messe, Herr, befehlt sie mir
 Zu hören; gern gehorcht' ich ihr
 Und sprach der Rosenkränze viere
 Für Euer Heil und für das ihre.“

In tiefes Staunen sinket hier
 Der Graf, entsetzet sich:
 „Und welche Antwort wurde dir
 Am Eisenhammer? spricht!“ —
 „Herr, dunkel war der Rede Sinn,
 Zum Ofen wies man lachend hin:
 Der ist besorgt und aufgehoben:
 Der Graf wird seine Diener loben.“ —

„Und Robert?“ fällt der Graf ihm ein,
 Es überläuft ihn kalt,
 „Sollt' er dir nicht begegnet seyn?
 Ich sandt' ihn doch zum Wald.“ —
 „Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
 Sand ich von Robert eine Spur“ —
 „Nun,“ ruft der Graf und steht vernichtet,
 „Gott selbst im Himmel hat gerichtet!“

Und gütig, wie er nie gepflegt,
 Nimmt er des Dieners Hand,
 Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
 Die nichts davon verstand.
 „Dies Kind, kein Engel ist so rein,
 Laßt' Eurer Huld empfohlen seyn!
 Wie schlimm wir auch verathen waren,
 Mit Dem ist Gott und seine Schaaren.“

Der Graf von Habsburg.

W a l l a d e.

Zu Machen, in seiner Kaiserpracht,
 Im alterthümlichen Saale,
 Säß König Rudolfs heilige Macht
 Beim feistlichen Abendmahl.
 Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
 Es schenkte der Vöhne des verendenden Weins,
 Und alle die Wähler, die Ziehn,
 Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
 Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
 Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balcon
 Das Volk in freud'gem Gedränge;
 Laut mischte sich in der Posaunen Ton
 Das jauchzende Rufen der Menge:
 Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
 War die kaiserliche, die schreckliche Zeit,
 Und ein Richter war wieder auf Erden.
 Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
 Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
 Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Vokal
 Und spricht mit zufriedenen Blicken:
 „Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
 Mein königlich Herz zu entzücken;
 Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
 Der mit süßem Klang mir bewege die Brust

Und mit göttlich erhabenen Lehren.
 So hab' ich's gehalten von Jugend an,
 Und, was ich als Ritter gepflegt und gethan,
 Nicht will ich's als Kaiser entbehren.“
 Und, sieh'! in der Fürsten umgebenden Kreis
 Trat der Säng' im langen Salare;
 Ihm glänzte die Rode silberweiß,
 Gebleicht von der Fülle der Jahre.
 „Süßer Wohlklang schläft in der Saiten Gold,
 Der Säng' singt von der Minne Gold,
 Er preiset das Höchste, das Beste,
 Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt;
 Doch, sage, was ist des Kaisers werth
 An seinem herrlichsten Feste?“ —

„Nicht gebieten werd' ich dem Säng'“, spricht
 Der Herrscher mit lächelndem Munde,
 „Er steht in des größeren Herren Pflicht,
 Er gehorcht der gebietenden Stunde.
 Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
 Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
 Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
 So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
 Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
 Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Und der Säng' rasch in die Saiten fällt
 Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
 „Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
 Den flüchtigen Gemüth zu jaen.
 Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägerschoss,
 Und, als er auf seinem stattlichen Ross
 In eine Au kommt geritten,
 Ein Glöcklein hört er erklingen fern —
 Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
 Voran kam der Pfarrer geschritten.“

„Und der Graf zur Erde sich neigt hin,
 Das Haupt mit Demuth entblößt,
 Zu verehren mit glaubigem Christensinn,
 Was alle Menschen erblickt.
 Ein Bäcklein aber rauchte durchs Feld,
 Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
 Das hemmte der Wanderer Tritte.

Und beiseit' legt Jener das Sacrament,
 Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
 Damit er das Bäcklein durchschritte.“

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
 Der ihn verwundert betrachtet. —
 Herr, ich wolle zu einem sterbenden Mann,
 Der nach der Himmelstrost schmachtet,
 Und, da ich mich nahe des Baches Steg,
 Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
 Im Strudel der Wellen gerissen.

Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
 So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
 Durchwaten mit nackenden Füßen.“

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
 Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
 Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
 Und die heilige Pflicht nicht verschäume.
 Und er selber auf seines Knappen Thier
 Vergnügt noch weiter des Jagens Begier;
 Der Andre die Reise vollführt,
 Und am nächsten Morgen, mit dankendem Blick,
 Da bringt er dem Grafen sein Ross zurück,
 Beschriden am Jügel geführt.“

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthsinn
 Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
 Das Ross ich beschritte fürderhin,
 Das meinen Schöpfer getragen!

Und magst du's nicht haben zu eigenem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst:

Denn ich hab' es Dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben.“

„So mdg' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhört,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühen sechs liebe Töchter.
So mdgen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glängen die spätesten Geschlechter!“

Und mit summemd Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt, da er dem Säng' in Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedenken.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der Das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tschudi, der und diese Anekdote erzählt hat, sagt auch, der der Priester, dem Diefes mit dem Grafen von Felsburg begegnete.

Gedanken des Sängers
zur
welche die er
weiß, daß

Der Handschuh.

Ergählung.

Der seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balcone
Die Damen in schönem Kranz.

Und, wie er winkt mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigen Schritt
Ein Löwe tritt
Und sieht sich stumm
Rings um
Mit langem Gähnen
Und schüttelt die Mähnen
Und streckt die Glieder
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder —
Da öffnet sich lebend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Torunge
Ein Tiger hervor.
Wie Der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif
Und reckt die Zunge,
Und im Kreise thut
Umgeht er den Leu,

Grimmig schnurrend;
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder —
Da speit das doppelt gedörrte Haus
Zwei Leoparden auf Einmal aus.
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerbier;
Das packt sie mit seinen grimmigen Taten,
Und der Leu mit Gebrüll
Nichtet sich auf, da wird's still;
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die gräßlichen Thier.

Da fällt von des Altars Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu
Mitten hinein.

Und zu Ritter Desforges, spottender Weis',
Wendet sich Fräulein Kunigund':
„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Si, so hebt mir den Handschuh auf!“

Und der Ritter, in schnellem Lauf,
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit festem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schwalt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nades Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde,
Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht;
„Den Dant, Dame, begeh' ich nicht!“
Und verläßt sie zur selben Stunde.

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wißens heißer Durst
Nach Sais in Aegypten trieb, der Priester
Geheime Weisheit zu erkernen, hatte
Eben manchen Grad mit sonnem Geist durchweilt;
Stets riß ihn seine Herföbgeleide weiter,
Und taum ersänftigte der Hierophant
Den ungeheulig Strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe,“ sprach der Jüngling,
„Gib's an, a hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glut,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Bestehen kann und immer doch bestet?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungetheilte?
Klingt einem Ton aus einer Harmonie,
Klingt eine Farbe aus dem Regenbogen;
Und Alles, was dir bleibt, ist Nichts, solange
Das schöne All der Lüne fehlt und Farben.“

Indem sie einst so sprachen, standen sie
In einer einsamen Wüste still,
Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Wucht er den Führer an und spricht: „Was ist's.

* Statt dieser Stelle steht im Zulußmanach von 1793 folgende:
Und der Ritter sich toll verneigend spricht:

Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?“ —

„Die Wahrheit,“ ist die Antwort — „Wie?“ ruft Jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und Diese
Gerade ist es, die man mir verhält?“

„Das mache mit der Gottheit aus,“ versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und, wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,
Der, spricht die Gottheit“ — „Nun?“ — „Der sieht
die Wahrheit.“ —

„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?“ —
„Ich? Wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht.“ — „Das faß' ich nicht. Wenn von der
Wahrheit

Nur diese dünne Scheidewand mich trennte“ —
„Und ein Geseg.“ fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer für dein Gewissen.“

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Witternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Kolonade
Träat ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenslose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Gräften unterbricht.
Von Oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und juchhet, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Eralängt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
Seh hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf.
Er ruft's mit lauter Stimme: Ich will sie schauen.
Schauen!

Gest ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun,“ fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?“
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren,
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf Ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh' Dem,“ Dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh' Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld:
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn.“

Die Theilung der Erde.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu; nehmt, sie soll euer seyn.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt:
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Jünger birschte durch den Wald,

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Sittenwein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen
Und spricht: Der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Nacht der Poet: er kam aus weiter Fern'.
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und Alles hatte seinen Herrn!

Weh' mir! so soll ich denn allein von Allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilst,
Versetzt der Gott, so habre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilt?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun? spricht Zeus — die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr
mein —

Willst du in meinem Himmel mit mir leben:
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam;
Doch schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Befelgend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Hölde
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereicht auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichen Natur,

Und theilte Jedem eine Gabe,
Dem Früchte, Jenem Blumen aus;
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein Jeder ging beschenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nabte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen aller schönste dar.

Das Ideal und das Leben. *

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln, und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl. ***

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei seyn in des Todes Reichen,
Brecht nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blüth sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Mäcket schnell die Begierde flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwinde,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht. ***

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich! ***

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollenbung Strahlen
Schwebt hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem flug'stichen Ströme,
Wie sie stand im himmlischen Gefilde,

* In den Horen vom Jahr 1795 erschien dies Gedicht unter der Ueberschrift: Das Reich der Schatten.

** In der früheren Ausgabe folgt hier die Strophe:

Führt kein Weg hinaus zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmutz vergehen,
Wenn des Herbstes Halm schwellen soll?
Wenn sich Lotos Silberhorner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenkugel niemals voll?
Rein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nicht berühren,
Befreit kein Geseß der Zeit.

*** Hier finden sich in der ersten Ausgabe noch folgende Strophen

Und vor jenen fürchtelichen Schaa'n
Sucht auf Ewig zu bewahren,
Brecht muthig alle Kränze ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren.
Alle Pfade, die zu'n Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.
Opfert freudig auf, was ihr befehen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seht,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzermattung entweicht
Diese Freiheit, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur.
Vesperstern sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligtum sich fluchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wurde hier der Pfahl,
Seiner Fesseln glück'ich unterworfen;
Selbst die rührende Erinnerung schlief
Friedlich in des Sünders Brust.

Ehe noch zum traur'gen Sartophage
Die Unsterbliche herunter fleg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheint hier der Sieg.

Nicht, vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Seelen ruhen,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefäß,
Dann ersticket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn:
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit trachendem Geißel die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippobromes winkt.
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling unter sinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Eilberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Weichseliebe,
In der Amuth freiem Bund vereint,
Ruhet hier die ausgetönten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Lobte bildend zu beselen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fiebers Nerve,
Und, beharrlich ringend, unterwerfe
Der Gedante sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleibet,
Kauft der Wahrheit tief verfeßter Born;
Nur des Weißels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber bringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick:
All Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Wüste
Steht vor des Gesetzes Grösse,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erblicke vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Unter findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,

Und die Furchterschmelzung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz;
Da empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfere Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duf'gem Thau,
Schimmert durch der Wahnwelt düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen.
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Todenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wägt der unversöhnlichen Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhassten.
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Aethers leichte Lüfte ruht.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olymps Harmonien empfangen
Den Vertärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Parabeln und Räthsel.

1.

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindend steigt sie in die Hbh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahest, zu sink'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
Sowie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und, wer sie künstlich hat gesügt?

2.

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen
Und trägt dich durch die Lüfte fort;
Es ist die allerschönste Fähr',
Die jemals einen Wanderer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug;
Ihm ist ein Augenblick genug!

3.

Auf einer großen Wäide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldenen Thoren,
Er überläßt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keine Verloren,
So oft er auch den Weg verläßt.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munterer Widder geht voraus.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an!

4.

Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißt's und geht's kein Wanderer aus.
Und keiner darf es ein weilen;
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezinnt,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschinnt;
Es hat ein Dach, trystallenein,
Von einem em'gen Edelstein —
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

5.

Zwei Eimer sieht man ab und auf
In einem Brunnen steigen,
Und schwebt der eine voll heraus,
Muß sich der andre neigen.
Sie wandern rastlos hin und her,
Abwechselnd voll und wieder leer,
Und bringst du diesen an den Mund.
Hängt jener in dem tiefsten Grund:
Nie können sie mit ihren Gaben
In gleichem Augenblick dich laben.

6.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein Andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführt,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Krystall mir nennen?
 Ihm gleicht an Werth kein Edelstein;
 Er leuchtet, ohne je zu brennen,
 Das ganze Weltall saugt er ein.
 Der Himmel selbst ist abgemalt
 In seinem wundervollen Ring;
 Und doch ist, was er von sich strahlet,
 Noch schöner, als was er empfing.

7.

Ein Gebäude steht da von uralten Zeiten,
 Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
 Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
 Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus.

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
 Es trogte der Zeit und der Stürme Heer;
 Frei steht es unter dem himmlischen Bogen,
 Es reicht in die Wolken, es neigt sich im Meer.

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
 Es dienet zum Heil, es rettet und schirmt;
 Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekannt,
 Und doch ist's ein Werk von Menschenhand.

8.

Unter allen Schlangen ist eine,
 Auf Erden nicht gezeugt,
 Mit der an Schnelle keine,
 An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
 Auf ihren Raub sich los,
 Vertilgt in einem Grimme
 Den Reiter und sein Ross.

Sie liebt die höchsten Spitzen,
 Nicht Schloß, nicht Riegel kann
 Vor ihrem Anfall schützen;
 Der Harnisch — löst sie an.

Sie bricht, wie dünne Haseln,
 Den stärksten Baum entzwei;
 Sie kann das Erz zermalmen,
 Wie dicht und fest es sey.

Und dieses Ungeheuer
 Hat zweimal nur gedroht —
 Es stirbt im eignen Feuer:
 Wie's tödtet, ist es todt!

9.

Wir stammen, unser sechs Geschwister,
 Von einem wunderbaren Paar,
 Die Mutter ewig ernst und düster,
 Der Vater fröhlich immerdar.

Von Beiden erben wir die Tugend,
 Von ihr die Milde, von ihm den Muth;
 So drehn wir uns in ew'ger Jugend
 Um dich herum im Eirkel der Natur.

Gern meiden wir die schwarzen Höhlen
 Und lieben uns den heitern Tag;
 Wir sind es, die die Welt besetzen
 Mit unsers Lebens Jauchzschlag.

Wir sind des Frühlings lust'ge Boten
 Und führen seinen munteren Reithr;
 Drum fliehen wir das Haus der Todten:
 Denn um uns her muß Leben seyn.

Und mag kein Glücklicher entbehren,
 Wir sind dabei, wo man sich freut,
 Und, läßt der Kaiser sich verehren,
 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

10.

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen? A
 Doch zielt's des größten Kaisers Hand;
 Es ist gemacht, um zu verletzen;
 Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden,
 Niemand beraubt's und macht doch reich;
 Es hat den Erdkreis überwunden,
 Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,
 Die ältesten Städte hat's erbaut;
 Doch niemals hat es Krieg entzündet,
 Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

11.

Ich wohn' in einem steinernen Haus.
 Da lieg' ich verborgen und schlafe;
 Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
 Gefordert mit eiserner Waffe.
 Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
 Mich kann dein Athem bezwingen,
 Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
 Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
 Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
 Erwach' ich zum furchtbarn Gebieter der Welt.

12.

Ich drehe mich auf einer Scheibe,
 Ich wandle ohne Last und Ruh;
 Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
 Du deckst es mit zwei Händen zu;
 Doch brauch' ich viele tausend Meilen,
 Bis ich das kleine Feld durchzoogen,
 Flieg' ich gleich fort mit Sturmes Eilen
 Und schneller, als der Pfeil vom Bogen.

13.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
 Ruhlt es mit eines Adlers Flug;
 Ein Fi sch ist's und zertheilt die Welle,
 Die noch kein größres Unthier trug;
 Ein Eleph ist's, welcher Thürme
 Auf seinem schweren Rücken trägt;
 Der Spinne kriechendem Gewürme
 Gleich es, wenn es die Füße regt;
 Und, hat es fest sich eingebissen
 Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
 So steht's gleichwie auf festen Füßen
 Und trezt dem wüthenden Orkan.

Der Spaziergang. *

Sey mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel!

Sey mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!

Gedichte der dritten Periode.

Dich auch gräß' ich, belebte Flur, euch, säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Nesten sich wiegt,

Ruhige Bläue, dich auch, die unermesslich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der, endlich entflohn des Zimmers
Gefängniß

Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir;
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich
erquickend,

Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden
Farben,

Aber der reizende Streit löset in Nummth sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbrei-
tetem Teppich,

Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der länd-
liche Pfad,

Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifeln-
dem Flügel

Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen
Klee,

Glänzend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die
Wespe,

Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief
neigen der Erle

Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte
Gras;

Mich umfängt ambrosische Nacht; in dufteude Kühle-
lung

Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen
mich ein.

In des Waldes Geheimniß entfiert mir auf Einmal
die Landschaft,

Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend
empor.

Nur versteinert durchdringt der Zweige laubiges Gitter
Sparsames Licht, und es blüht lachend das Blaue
herein.

Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald
gibt

Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich
zurück.

Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg' endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir
abstürzt,

Wallet des grünlichen Stroms fließender Spiegel
vorbei.

Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schau-
dern hinab.

Aber zwischen der ewigen Hdh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wanderer
dabin.

Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende
Thal.

Sene Linien, sieh'! die des Landmanns Eigenthum
scheiden,

In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des menschen-erhalt-
tenden Gottes,

Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe ver-
schwand!

Aber in freieren Schlangen durchkreuzt die geregelten
Felder,

Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen
hinauf

Klimmend, ein schimmernder Streif, die länders-
verknüpfende Straße;

Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin;
Vielfach ertönt der Heerden Getöse! im belebten Gesilde,
Und den Widerhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Ohrsre befränzen den Strom, in Gebüschen
verschwinden

Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort
berab.

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker
zusammen,

Seine Felder umrühn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rautt sich die Reb' empor an dem niedrigen
Fenster,

Einen unarmenden Zweig schlingt um die Hütte
der Baum.

Glückliches Volk der Gesilde! noch nicht zur Freiheit
erwacht,

Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesez;
Deine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreis-
lauf,

Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben
sich ab!

Aber wer raubt mir auf Einmal den lieblichen Anblick?
Ein fremder

Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.
Erdbde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich
mischte,

Und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich
reicht.

Stände seh' ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig
daher.

Regel wird Alles, und Alles wird Wahl, und Alles
Bedeutung,

Dieses Dienergefolg' meldet den Herrscher mir an;
Prangend verkündigen ihn von Fern die beleuchteten
Kuppeln,

Aus dem felsigen Kern hebt sich die thürmende
Stadt.

In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faune ver-
stoßen,

Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger
wird um ihn.

Regen erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die
Welt.

Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eisern-
en Kräfte

Großes wirkt ihr Streit, Größeres wirkt ihr
Rund.

Tausend Hände belebt ein Geist, hoch schlägt in
tausend

Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein ein-
ziges Herz,

Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen
Geseze.

Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes
Geben;

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter und
nehmen

In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen
ein;

Herrliche Gaben bescherend, erscheinen sie: Ceres vor
Allen

Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Unter-
herbei,

Bacchus die Traube, Minerva des Delbaums grü-
nende Reiser,

Auch das kriegerische Roß fährt Poseidon heran,

Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzler der Menschheit,
Fernen Inseln des Meeres sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Venaten heraus.
Auf den Mauern erschienen den Säugling im Arme,
die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verzehlang.
Retend stürzten sie dann vor der Götter Altären
sich nieder,
Klebeten um Ruhm und Sieg, klebeten um Nächst
kehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nurehrte
zurück.
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, temmst du nach Sparta, verständige dorten,
du habest
„Und hier liegen gesehen, wie das Geseh es befehlt.“
Ruhet sanft, ihr Geliebte! Von eurem Blute begoßen,
Grünet der Delbaum, es leuchtet lustig die köstliche
Saad.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freie
Gewerbe,
Aus dem Schilf des Stroms winket der bläuliche
Gott,
Fischend fliegt in den Baum die Art, es erseufzt die
Dryade.
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die don-
nernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel
beschleift;
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann
hinab,
Muteibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener
Hämmer;
Unter der nervigen Faust springen die Funken des
Eisab.
Glänzend umwindet der goldene Keim die tanzende
Spindel;
Durch die Saiten des Gars sauset das webende
Schiff.
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die
Flecken,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen
Fleiß;
Andre ziehen frohlockend dort ein mit den Gaben
der Ferne,
Hoch von dem ragenen Mast wehet der festliche
Kranz,
Siehe, da wimmeln die Märtle, der Strahl von
schönlidem Leben,
Eelsamer Sprachen Gewirr braust in das wun-
dernde Ohr.
Auf den Etapel schüttet die Ernten der Erde der
Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Africas Boden gebiert,
Was Arabien tocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amathaea das Horn.
Da gebietet das Glück dem Talente die göttlichen
Kinder,
Von der Freiheit gefaßt, wachsen die Künste der
Luft.
Mit nachahmendem Leben erweuet der Bildner die
Augen,
Und, vom Meißel befeelt, redet der fühlende Stein;

Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließt ein Pantheon ein;
Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der
Pfeil von der Sehne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Eirtel
Einnend der Weise, beschleicht forschend den schaf-
fenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und
Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den
Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Geseh in des Zufalls grausen-
den Wunden,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leih die Schrift dem stummen
Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom tragt ihn das rez-
ende Blatt.
Da gerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des
Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden
Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der beglückte!
Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Jügel
der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Bez-
gierde,
Von der heiligen Natur ringen sie klistern sich los.
Ach, da reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihm hielten, ihn fast mächtig der stutende
Strom;
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Klüfte verschwindet,
Hoch auf der Stuten Gebirg wiegt sich entmastet
der Rahn,
Hinter Wolken erlöschten des Wagens beharrliche
Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem
Rufen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glau-
ben und Treue
Aus dem Leben, es läßt selbst auf der Lippe der
Schwur;
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe
Geheimniß
Drängt sich der Eusephant, reißt von dem Freunde
den Freund;
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlin-
gendem Blicke.
Mit vergiftendem Biß tödtet des Lasterers Zahn;
Reißt in der geschränkten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien G. flücht göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeiten, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemacht, der Natur köstlichste Stimmen entweicht.
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich er-
findet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen
sich kund;
Auf der Tribüne prahlet das Heer, in der Hütte die
Eintracht,
Des Gesezes Gespenst steht an der Könige Thron.
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern.
Mag das trügende Bild lebender Hülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen
Händen
An das hohle Gebäu rührt die Noth und die Zeit —
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Waldes plötzlich und schrecklich
gedenkt —

Aufficht mit des Verbrechens Wuth und des Elends
die Menschheit

Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
D. so öffnet euch, Mauern, und gebt den Gefangenen
Leb!.

Zu der verlassenen Stur fehr' er gerettet zurecht!
Über wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige
Gründe

Hemmen mit gährender Kluft hinter mir, vor mir
den Schritt.

Hinter mir blieb der Gärten, der Heiden vertraute
Begleitung,

Hinter mir jegliche Spurmenschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich getührt, aus welchen das Leben
Reimet, der rohe Basalt heßt auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne
des Felsen,

Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet
sich Bahn.

Wild ist es hier und schauerlich do'. Im einsamen
Kuftraum

Hänet nur der Adler und knüpft an das Gewölke
die Welt.

Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein
Traum,

Der mich swandernd ergriff; mit des Lebens furcht-
barem Bilde,

Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reimer nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare.
Nehme den frühlichen Muth hoffender Jugend zu-
rück!

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel,
in ewig

Wiederhol' er Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jauchend immer, in immer veränderter Schöne
Erfst du, fremde Natur, züchtig das alte Gesetz;
Immer Dieselbe, bewahrt du in treuen Händen dem
Mann,

Was dir das aautelnde Kind, was dir der Jüngling
vertraut,

Natrest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernern
Geschlechter,

Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco Mortui plango Fulgura fr-

* Fest gemauert in der Erden
Steht die Feste, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisk, Gefellen, seyd zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Eoll das Werk den Meister leben;
Doch der Regen kommt von Oben.

Zum Werte, das wir ernst bereiten,
Bezieht sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt;
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme,
Doch recht trocken laßt es seyn.
Daß die eingepreßte Flamme
Schlage zu dem Schwalb hinein!
Kocht des Kupfers Brei:
Schnell das Fenn herbei!
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise.

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr
Und wird mit dem Betrübten klagen
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metallne Krene,
Die es erbäulich weiter klingt.

Weisse Blasen seh' ich springen:
Weht! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschenfaß durchdringen,
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schäume rein
Muß die Mischung seyn,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feiertlange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beajmt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschöße
Die schwarzen und die heitern Lese;
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldenen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmisst die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus:
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelsböh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein.
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er sieht der Brüder wilden Reihn;
Erröthend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Guß beglückt,
Das Schicksal sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
D zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen.
Es schwelgt das Herz in Seligkeit —
D, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich sehen die Pfeifen bräunen!
Dieses Städchen tauch' ich ein,
Sehn wir's überglückt erscheinen,
Wird's zum Guße zeitig seyn.

Fest, Gesellen, frisch!
 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn, wo das Strengste mit dem Zarten,
 Wo Starkes sich und Milde paarten,
 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
 Ob sich das Herz zum Herzen findet!
 Der Wahn ist kurz, die Ewigkeit ist lang.
 Lieblich in der Bräute Locken
 Spielt der jungfräuliche Kranz,
 Wenn die hellen Kirchenglocken
 Laden zu des Festes Glanz.
 Ach! des Lebens schönste Feier
 Endigt auch den Lebensmai.
 Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
 Reißt der schöne Wahn entzwei.
 Die Leidenschaft flieht,
 Die Liebe muß bleiben;
 Die Blume verblüht,
 Die Frucht muß reifen;
 Der Mann muß hinaus
 Ins feindliche Leben,
 Muß wirken und streben
 Und pflanzen und schaffen,
 Erkräften, erraffen,
 Muß wetten und wagen,
 Das Glück zu erfagen.
 Da strömet herbei die unendliche Gabe,
 Es füllt sich der Speicher mit töstlicher Habe,
 Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
 Und drinnen waltet
 Die züchtige Hausfrau,
 Die Mutter der Kinder,
 Und herrschet weise
 Im häuslichen Kreise
 Und lehret die Mädchen
 Und wehret den Knaben
 Und reget ohn' Ende
 Die fleißigen Hände
 Und mehret den Gewinn
 Mit ordnendem Sinn
 Und füllt mit Schätzen die duftenden Laden
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 Die schimmernde Wolle, den schneigen Keim
 Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
 Und ruhet nimmer.

Und der Vater, mit frohem Blick,
 Von des Hauses weitschauendem Giebel
 Ueberzählet sein blühend Glück,
 Siehet der Pfosten ragende Räume
 Und der Scheunen gefüllte Räume
 Und die Speicher, vom Regen gebogen,
 Und des Kornes bewegte Wogen,
 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 Fest, wie der Erde Grund,
 Gegen des Unglücks Macht
 Steht mir des Hauses Pracht!
 Doch mit des Geschicks Mächten
 Ist kein ew'ger Bund zu schließen
 Und das Unglück schreitet schnell

Boht! nun kann der Guss beginnen,
 Schon gezack't ist der Bruch;
 Doch, bevor wir's lassen rinnen,
 Betet einen frommen Spruch!
 Stoßt den Zapfen aus!
 Gott bewahr' das Haus!

Rauchend in des Hentels Bogen
 Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
 Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 Und, was er bildet, was er schafft,
 Das dankt er dieser Himmelstrast;
 Doch furchtbar wird die Himmelstrast,
 Wenn sie der Fessel sich entrafft,
 Einbertritt auf der eignen Spur,
 Die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie, losgelassen,
 Wachsend ohne Widerstand,
 Durch die verkohlten Gassen
 Wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente haßen
 Das Gebild' der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 Quillt der Regen,
 Strömt der Regen;
 Aus der Wolke, ohne Wahl,
 Zuckt der Strahl.
 Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
 Das ist Sturm!
 Roth, wie Blut,
 Ist der Himmel,
 Das ist nicht des Tages Glut!
 Welch Getümmel
 Straßen auf!
 Dampf wault auf!
 Flackernd steigt die Feuersäule,
 Durch der Straße lange Zeile
 Wächst es fort mit Windeseile.
 Kochend, wie aus Fens Naden,
 Glühn die Kiste, Balken trachen,
 Pfosten stürzen, Fenster stürzen,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Thiere wimmern
 Unter Trümmern:
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 Taghell ist die Nacht gelichtet.
 Durch der Hände lange Kette
 Um die Wette
 Fliehet der Eimer, hoch im Bogen
 Spritzen Quellen Wasserwogen.
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 Der die Flamme brausend sucht.
 Prasselnd in die dürre Frucht
 Fällt sie, in des Speichers Räume,
 In der Trarren dürre Räume,
 Und, als wollte sie im Wehen
 Mit sich fort der Erde Wucht
 Reißen in gewalt'ger Flucht.
 Wächst sie in des Himmels Höhen
 Riesengroß.
 Hoffnungslos
 Weicht der Mensch der Bitterstärke,
 Wasia sieht er seine Warte
 Und bewundernd untergehen.

Leerabgebrannt
 Ist die Stätte,
 Wilder Stürme rauhes Bette.
 In den öden Fensterhöhlen
 Wohnt das Grauen,
 Und des Himmels Wolken schauen
 Hoch hinein.

Einen Blick
 Nach dem Grabe
 Seiner Habe
 Sendet noch der Mensch zurüd —

Greift frohlich dann zum Wanderstabe:
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und, sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Gütlich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Regen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schnerem Loß.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Eunst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
In verwaister Stätte schallen
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verfählet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielt,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winnt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht,

Hört der Bursch' die Messer schlagen;
Meister muß sich immer pflegen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wanderer
Nach der lieben Heimatstätte.
Bildend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter

Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedeckt
ich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket:
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Gefelle
In der Freiheit heil'gem Schuß,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trug.
Arbeit ist des Bürgers Stierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde:
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Wäge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Herden
Dieses stille Thal durchleben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Rote
Liedlich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude.
Seine Abfahrt hat's erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wehacungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das allduende Erz sich selbst befreit!
Blindwührend, mit des Donners Krachen
Zersprengt es das gebohrne Haus,
Und, wie aus offnem Höhlenrachen,
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Wilder selbst befreien,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Woh', wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gebäuft.

Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Lösung ausstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr'.
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Bürgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Ehen;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Daß ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' Denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und ächzert Städte' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern,
Aus der Hölse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's wie Sonnenglanz;
Auch des Wappens netze Schilder
Loben den erfahrenen Bilder.

Herein, herein,
Gesellen alle! schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke tausend weihen,
Concordia soll ihr Name seyn.
Zur Eintracht, zu herzlichem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und Dies sey fortan ihr Beruf.
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternennwelt,
Soll eine Stimme seyn von Ehen,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das betränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit.
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitleidfühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und, wie der Klang im Ohr vergehet,
Der, mächtig tönend, ihr erschallt,
So lehre sie, daß nichts bestet,
Daß alles Irdische verhallt.

Jesu mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Grast.
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft!

Zieheth, zieheth, heßt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

Die Macht des Gesanges.

Ein Regenstrom aus Felsenriffen —
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm;
Erstaunt, mit wollustvollem Grausen,
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widersiehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten.
Er hebt es stannend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiel:
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

Wie wenn auf Einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenstritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise,
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdenaröbe
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Tübels nichtiges Geißel
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächtigem Siege
Verschwundet jedes Werk der Lüge.

So raft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahen,
Und jede andre Macht muß schweigen;
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kammers Falten,
Stotang des Liebes Zauber walten.

Und, wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Lärmung bitterm Schmerz,
Ein Kind um heißen Keutbränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz;
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernem Ausland fremder Sitten
Den Erquickung der Gesang zurück,
In der Natur entrückten Armen
Von kalten Regeln zu erwärmen.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmelsche Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und, in der Grazie züchtigem Schleiern,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Nastlos durch entlegne Sterne
Sagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Wüster bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streift,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brecken die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.*

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Hertlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterluft,
Kannet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Tränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber wie, laise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Bärtlich, sehnsthaft vom Rufe der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Verleend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschaftsbiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Sontbe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es beschden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris raube Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

* Im Interpalmenach vom Jahr 1796 folgt hier die Strophe

Einem Willen Herrschesiegel
Dreht der Mann auf die Natur,
In der Welt verflüchtigtem Spiegel
Sicht er seinen Schatten nur.
Oben liegen ihm die Schäge
Der Vernunft, der Phantasie;
Nur das Bild auf seinem Wege
Sicht das Auge kennt er nie.

Aber die Wilden, die ungemüß wanden
Dort auf der Klut der bewogenen Gedanken
In des Mannes weidlichem Bild,
War und getrun in dem sanfteren Weide
Zeigt sich der Seele verfallene Schilde,
Wacht sie der ruhigen Spiegel zurück.

** Anstatt der vier ersten Zeilen dieser Strophe stehen in der vierten Ausgabe folgende:

Immer widerstehend, immer
Schauend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süß getheilten Schmerz

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.*

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen;
Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den frohlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zaubererschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündigt es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und, was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

* Nach dieser Strophe enthält die erste Ausgabe noch folgen

Einem Menschenknecht vergehen,
Wagt der Mensch, ohne Wahn
Mit Tannenzeln zu messen,
Denn nur Vergleichen naht,
Stolz verachtet er das Meiste
Keine unermessliche Natur,
Schwimmt er in des Himmels Weite
Und verliert der Erde Spur

Nur auf treuem Pfad der Weisheit
Handelt die Frau zu dem geistlichen Ziele
Zu ihr führt, doch gewisser erringt
Steht auf der Schwelgerei gewarntem Pagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen,
Die der Mann nur erstehend begreift.

Nur des Mannes Sinne thronen
Hoch, als Könige, die Thronen,
Doch die Herrschaft verfallen
Traumt das Heberische nicht
Doch schändlich es erhebt
Der Weisheit Weisheit,
Nur der ewige Kampf gewahrt
Zur des Sieges Freiheit.

Nur zur Ewigkeit entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden,
Der Menschheit ist die Weisheit
Füht der Lustigkeit schillernde Munde,
Zu im Weibe der Weisheit die Weisheit
Die der Weisheit nur treulich bewahrt

Nur der Menschheit Glück genossen
Nimmt zum Heil der Weisheit
Doch ein ewig flüchtiges Weisheit,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungemüßigen Schritten,
Zwischen Glück und Weisheit getheilt,
Nur verliert die Weisheit Weisheit
Wo die Weisheit treulich bewahrt

Nur in endlich unendlicher Fülle
Führt die Weisheit der Weisheit Weisheit
In der Weisheit verfallener Weisheit,
Nur der Weisheit Weisheit der Weisheit
Führt die Weisheit der Weisheit Weisheit
Führt die Weisheit der Weisheit Weisheit

Die deutsche Muse.

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Läwette der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Thronen
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wegen
Deutscher Varden Hochgesang,
Und, in eigner Hülle schwellend
Und aus Herzens Tiefen quellend,
Spottet er der Regeln Zwang.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraut du der Erde den
goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten
zu streuen,
Die, von der Weisheit geist, still für die Ewig-
keit blühen?

Der Kaufmann.

Wohin segelt das Schiff? Es trägt südenische Männer,
Die von dem frierenden Nord bringen den Bern-
stein, das Zinn.
Trag' es gnädig, Neptun, und wiegt es südenend,
Ihr Winde,
In bewirthender Bucht rausch' ihm ein trink-
barer Quell.
Euch, ihr Götter, gebührt der Kaufmann. Güter zu
suchen.
Geht er, doch an sein Schiff knüpset das Gute
sich an.

Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt, die Heimat zu finden,
Odysseus;
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde
Gefahr,
Durch die Schreden des feindlichen Meers, durch die
Schrecken des Landes,
Selber in Aides Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas
Küste:
Er erwacht und erkennt jammernd das Vater-
land nicht.

Karthago.

Ausgeartetes J. ab der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Gewalt paaret des Tyrers
List!
Aber Jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit
bestahl.

Sprich! was rühmt die Geschichte von dir? Wie der
Römer erwarbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde ver-
gierst.

Die Johanniter.

Herzlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare
Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Aften und Aben-
dus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet
Und mit der Eperubim Schwert steht vor dem
heiligen Grab.
Aber, ein schönerer Schmud, umgibt euch die Schärze
des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Edhne des edel-
sten Stamms,
Dient an des Kranken Bett, dem Lezenden Labung
bereitet
Und die niedrige * Pflicht christlicher Milde voll-
bringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst, in einem
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Patine
zugleich!

Deutsche Irene.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwia dem
Bayer
Friedrich aus Habsburgs Stamm. Beide gerufen
zum Thron;
Aber den Aufrührer führt, den Jünglings, das nei-
dische Kriegszatth
In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe
besiegt.
Mit dem Throne laßt er sich los, sein Wort muß
er geben.
Für den Ciesar das Schwert gegen die Freunde
zu ziehn;
Aber, was er in Banden gesetzt, kann er frei nicht
erfüllen;
Siehe! da stellt er auf! Wen' willig den Banden
sich dar.
Tief gerührt umbalzt ihn der Feind, sie wechseln
von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die
Reber des Michts,
Armin Arme schauern fern auf einem Lager die Fürsten,
Da noch klattert fast arminig die Wölter zer-
stoscht.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum
Wächter
Bayerns läßt er den Feind, den er bestreitet,
zurück.
„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat
mit's geschrieben.“
Rief der Pontifer aus, als er die Kunde ver-
nahm.

Columbus.

Steuere, muthiger Segler! Es mag der Wig dich ver-
hohnen,
Und der Schiffer am Steu'r senten die lässige
Hand.

Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich
 zeigen,
 Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor
 deinem Verstand.
 Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigend-
 den Weltmeier:
 War' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten
 empor.
 Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
 Was der Eine verspricht, leistet die Andre gewiß.

Pompeji und Herculanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir stehen um trint-
 bare Quellen.
 Erde, dich an, und was sendet dein Schoß uns
 herauf!
 Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava
 verborgen
 Noch ein neues Geschlecht? Stehet das entflohne
 zurück?
 Griechen, Römer, o, kommt! o, seht, das alte
 Pompeji
 Findet sich wieder, aufs Neü' bauet sich Hercules
 Stadt.
 Giebet an Giebel steigt, der räumte Periclus öffnet
 Seine Thoren: o, eilt, ihn zu beleben, herbei!
 Aufgeban ist das weite Theater, es stürze durch seine
 Stieben Wändummaen sich stütend die Mäenabern.
 Winnen, wo blüht ihr? Herber! das bereite Opfer
 vollende
 Arcus Sohn, dem Drost folge der graufende
 Eher!
 Wehin führt der Bogen des Siegs? Erkennt ihr
 das Jerum?
 Was für Gestalten sind Das auf dem curulischen
 Stuhl?
 Traget, Lictoren, die Peile heran! Den Sessel bestige
 Kniend der Prater, der Jung' trite, der Krieger
 vor ihn.
 Reimliche Gassen breiten sich aus, mit erdöbetem
 Pflaster
 Liebet der schmälere Weg neben den Häusern
 sich hin.
 Schwügend springen die Dächer hervor, die zierlichen
 Zimmer
 Reihn um den einsamen Hof heimlich und trau-
 lich sich her.
 Öffnet die Läden geschwind und die tanae verpö-
 teten Thüren!
 In die schwauzige Nacht fälle der lustige Laa!
 Ziehe, wie rings um den Rand die netten Wände
 sich dehnen,
 Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich
 sich hebt!
 Frisch noch erglänzt die Wand von heiter kreimenden
 Farben.
 Wo ist der Künstler? Er warf eben ein Püf-
 hüwen.
 Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter
 Blumen
 Kasset der muntre Feston reizende Wadungen ein.
 Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Aimer verüber.
 Emrige Genien dort fettern den purpurnen
 Wein,
 Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet
 sie schlummernd.
 Und der lauschende Baum hat sich nicht satt noch
 gesehn.

Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf
 einem
 Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem
 Thyrsus ihn an.
 Knaben! was säumt ihr? Herbei! da stehn noch die
 schönen Geschirre.
 Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrusischen
 Krug!
 Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten
 Ephinxen?
 Schüret das Feuer! Geschwind, Sklaven, bestellet
 den Herd!
 Kauft, hier geb' ich euch Münzen, vom mächtigen Li-
 tus geprägt,
 Auch noch die Wage liegt hier, sehet, es fehlt
 kein Gewicht.
 Stedet das brennende Licht auf den zierlich gebildeten
 Leuchter.
 Und mit glänzendem Fet stülle die Lampe sich an!
 Was verwahrt dies Kästchen? O, seht, was der
 Bräutigam feinet,
 Mädchen! Spangen von Gold, alänzende Pasten
 zum Schmuck.
 Führet die Braut in das duftende Bad! hier stehn
 noch die Salben,
 Schminke find' ich noch hier in dem geböhten
 Kressall.
 Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ersten
 Museum
 Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Meda-
 len
 gehraust.
 Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wässerne Tas-
 felt;
 Nichts ist verleren, geirrt hat es die Erde bez-
 wahrt.
 Auch die Penaten, sie steuten sich ein, es finden sich
 alle
 Götter wieder; warum bleiben die Priester nur
 aus?
 Den Caduceus schwingt der zierlich gekrümmte Hermes,
 Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden
 Hand.
 Die Altäre, sie stehen noch da, o, kommet, o, zündet --
 Lang schon entbehrte der Cult -- zündet die Opfer
 ihm an!

Ilias.

Immer zerreißt den Kranz des Hemer und zählet
 die Väter
 Des vollendeten ewigen Werks!
 Hat es doch eine Mutter nur und die Jüge der
 Mutter,
 Deine unsterblichen Jüge, Natur.

Zeus zu Hercules.

Hast aus meinem Nektar hast du die Gottheit ge-
 trunken;
 Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar er-
 rang.

Die Antike an den nordischen Wanderer.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durch-
 schwommen,
 Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwin-
 lige Steg.

Nach in der Nähe zu schau'n und meine Schöne zu preisen,
 Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
 Und nun stehst du vor mir, du darfst mich Heil'ge berühren.
 Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?*

Die Sänger der Vorwelt.

Sagt, wo sind die Vortrefflichen hin, wo find' ich die Sänger,
 Die mit dem lebenden Wort vordiehende Völker entzückt,
 Die vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen
 Und getragen den Geist hoch auf den Sügeln des Lieds?
 Ach, noch leben die Sänger; nur fehlen die Thaten, die Lyra
 Freudig zu wecken, es fehlt, ach! ein empfangendes Ohr.
 Glückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
 Flieg. von Geschlecht zu Geschlecht euer empfangendes Wort.
 Wie man die Götter empfängt, so begrüßte Jeder mit Andacht,
 Was der Genius ihm, redend und lachend, ersauf.
 An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
 An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut —
 Nährt' und reinigte sie, der Glückliche! dem in des Volkes
 Stimme noch hell zurück kante die Seele des Lieds.
 Dem noch von Außen erschien, im Leben, die himmlische Gottheit,
 Die der Neuere kaum, kaum noch im Herzen vernimmt.**

Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
 Was der Brante mit den Waffen
 Führen nach der Seine Strand,
 Und in prangenden Mäusen
 Zeig' er seine Siegstrophäen
 Dem erstaunten Vaterland!
 Ewig werden sie ihm schweigen,
 Nie von den Gestellen steigen
 In des Lebens freudigen Reihn.
 Der allein besitzt die Mäusen,
 Der sie trägt im warmen Busen;
 Dem Vandalen sind sie Stein.

* In den Horen von 1795 folgen hier auf noch die Verse:
 Hinter dir liegt zwar dein netzter Pol und dein erleuchteter Himmel,
 Deine arkadische Nacht riecht von Mäusen. 4. Tag;
 Aber hast du die Alpenwand des Jabelhutes gewandelt,
 Die zwischen dir und mir höher und traurig sich erhebt?
 Hast du von deinem Herzen gewußt, der Talle des Hades,
 Die von dem wunderbaren Licht der hellen Strahl?
 Ewig umsonst umstrahlte dich in der Sonne,
 Den verdüßten Sinn bindet der nordliche Frost.
 ** Die erste Ausgabe in den Horen von 1795 enthält hier noch folgende Stelle:

Woh' ihm, wenn er von Außen es jetzt noch glaubt zu vernehmen
 Und ein betrogenes Ohr leiste dem verführerischen Ruf!
 Was der Welt um ihn her sprach zu dem Allen die Mäusen;
 Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergift

Thetis.

Eine Geisterstimme.

Wo ich sey, und wo mich hingewendet,
 Als mein flücht'ger Schatten dir entschwebt?
 Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
 Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Wißt du nach den Nachtigallen fragen,
 Die mit seelenvoller Melodie
 Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
 Nur, solange sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
 Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
 Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
 Dort, wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden,
 Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
 Dort ist auch der Vater frei von Sünden,
 Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlte, daß ihn kein Wahn betrauen,
 Als er aufwärts zu den Sternen sah;
 Denn, wie Jeder wagt, wird ihm adewogen;
 Wer es glaubt, Dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
 Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
 Wage du zu irren und zu träumen;
 Höher Sinn liegt oft in kindlichem Spiel.

Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verkörnern.
 Im tiefsten Staube wälzte dich der Zeit;
 Krieg führt der Weib auf ewig mit dem Weibchen.
 Er glaubt nicht an den Engel und den Welt;
 Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
 Den Wahn befreit er und verliert den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
 Zerkelt eine fromme Erdferin, wie du,
 Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
 Schwingt sich mit dir den ewigen Sternen zu.
 Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
 Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
 Und das Erbarme in den Staub zu ziehn;
 Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
 Die für das Hebe, herrliche entzahn.
 Den lauten Markt von Nomus unterhalten;
 Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Venue.

Auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter beglänzt;
 Nicht die eberne Brust rührt es des flüchtigen Heus.

Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbes
 herrlicher,

Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück
 sein Geschenk.

Nicht stillt Aehrenreite dem schönen Knaben die Wunde,
 Die in den irdischen Leib grausam der Eber gerist.
 Nicht erreicht den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,

Wenn er, am stätschen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des
Nereus,
Und die Klage, hebt an um den verherrlichten
Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttin-
nen alle,
Dass das Schöne vergeht, dass das Vollkommene
stirbt.
Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten,
ist herrlich:
Denn das Gemeine geht stanglos zum Orkus
hinab.

Der spielende Knabe.

Spiele, Kind, in der Mutter Schoß! Auf der heiz-
tigen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich
nicht;
Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem
Abgrund,
Und in das stutende Grab lächelst du schuldlos
hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Artadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen
Trieb;
Noch erschafft sich die kuppige Kraft erdichtete Schran-
ken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht
und der Zweck.
Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die baagre und
ernste,
Und der gebietenden Pflicht manaceln die Lust
und der Muth.

Die Geschlechter.

Zieh' in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen ver-
eint,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe
noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die
Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig
die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Reuerde
zu toben;
Nur die gesättigte Kraft lehret zur Anmuth zu-
rück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu
streben;
Abstlich ist jede, doch stult keine dein sehnen-
des Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende
Glieder,
Aber der Stolz bewacht strenge, wie der Hütel,
den Reiz.
Ehen, wie das zitternde Neb, das ihr Herrn durch
die Wälder verfolet,
Steht sie im Mann nur dem Feind, haßet noch,
weil sie nicht liebt.
Tropig schauet und fähn aus finstern Wimpern der
Jünglingin,
Und, gehärtet zum Kampf, spannet die Sehne
sich an.
Fern in der Speere Gewähr und auf die stäubende
Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brau-
sende Muth.

Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf
immer
'Fliehst, wenn du nicht vereinst, feindlich, was
ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon; aus dem wil-
desten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden
Lages
Lösen verhallt und leis' sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten
die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den
Hain.
Was erregt zu Seufzern der Jungfrau steigenden
Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit
Thränen dir an?
Ach, sie sucht umsonst, was sie sanft anschniegend
umfasse,
Und die schwellende Frucht beugt zur Erde die
Last.
Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen
der Jünglingin,
Ach, der brennenden Glut wehet kein lindernder
Hauch.
Siehe, da finden sie sich, es fähret sie Amer zu-
sammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der aethrae
Sien.
Göttliche Liebe, du bist's, die der Menschheit Blumen
vereint!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch
dich.

Macht des Weibes.

Mächtig seyd ihr, ihr seyd's durch der Gegenwart
ruhigen Zauber:
Was die Stille nicht wirrt, wirrt die Raufschende
nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde
behaup't er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche
das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes
Macht und der Thaten;
Aber dann haben sie dich, präste der Kronen,
entbehrt.
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schön-
heit:
Wo sie sich zeige, sie herrschet, herrschet bloß, weil
sie sich zeigt.

Der Tanz.

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung
sich die Paare
Drehen! Den Boden berührt kaum der aethrae
Fuß.
Sich' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere
des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Eifen den lustigen
Reim?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die
Luft fliehet,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner
Flut:

Hüpft der gelehrige Fuß auf des Tasts melodischer Woge;

Eäufelndes Saitengetöse hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als woult' es mit Macht durchreißen die Kette
des Tanzes,

Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den
dichtesten Reihn.

Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hin-
ter ihm schwindet;

Wie durch magische Hand öfnet und schließt sich
der Weg.

Sieh! jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr
durch einander

Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Rein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten
entwirrt sich;

Nur mit verändertem Reiz stellt die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende
Schöpfung,

Und ein stilles Gesetz leucht der Verwandlungen
Spiel.

Sprich, wie geschicht's, daß, rasches erneut, die Wis-
sungen schwanen

Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder, ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen
geherdet

Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wortlauts mächtige
Gottheit,

Die zum geselligen Tanz ordnet den lebenden
Zwang

Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem
Fügel

Leucht die brausende Lust und die verwilderte
zähmt.

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Vertrauß:
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen
Gesangs?

Nicht der begeisterte Tact, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen
Raum

Leuchtende Sonnen schwingt in tühn gewundenen
Bahnen?

Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Span-
deln, das Maß.

Das Glück.

Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der
Geburt ernen

Liebten, welchen als Kind Venus im Arme ge-
wiegt,

Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Herme's
gelbset,

Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne
geerwt!

Ein erhabenes Loß, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die
Schicksal beträngt.

Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet;
Eh' er die Mühe besand, hat er die Charis erlangt.

Groß zwar nenn' ich den Mann, der, sein eigener
Züchter und Schöpfer,

Durch der Jugend Gewalt selber die Parze be-
zwängt;

Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die
Charis

Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende
Muth.

Vor Unwürdigem kann dich der Wille, der ernste,
bewahren;

Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern
herab.

Wie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen
Gaben:

Oben in Jupiters Reich herrscht, wie in Argos,
die Günst.

Neigungen haben die Götter, sie lieben der grünen
den Jugend

Lothige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Lebende wird von ihrer Erscheinung be-
setzt;

Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde ge-
schaut.

Gern erwählen sie sich der Einsalt kindliche Seele;
In das bescheidne Gefäß schließen sie Göttliches
ein.

Ungehofft sind sie da und täuschen die stolze Er-
wartung;

Keines Vannes Gewalt zwinget die Freien herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen
und Götter

Seinen Adler herab, trägt ihn zu himmlischen
Höhn,

Unter die Menge greift er mit Eigenwillen, und welches
Haupt ihm gefällt, um das nicht er mit lieben-
der Hand

Setzt den Lorbeer und setzt die herrschafttobende Vinde;
Krudte doch selber den Gott nur das gewoane
Glück.

Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus, der rutilische
Sieger,

Und, der die Herzen bezwingt, Amer, der lächelnde
Gott.

Vor ihm ebnen Poseiden das Meer, sanft gleitet des
Schiffes

Riel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges
Glück,

Ihm zu Füßen legt sich der Leu, das brausende Del-
phin

Steigt aus den Tiefen, und fromm leut es den
Rücken ihm an.

Ein geoberener Herrscher ist alles Schöne und heact;
Durch sein ruhiges Maß, wie ein unsterblicher
Gott.

Jürne dem Glücklichen nicht, das den leichten Sieg
ihm die Götter

Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Lieb-
ling entrückt.

Ihn, den die Lähme rettet, den Göttergeliebten
beneid' ich,

Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdun-
steten Blick.

War er weniger herrlich, Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verdeck-
liche Schwert,

Weil um den sterblichen Mann der ewige Stimpf sich
bewacht?

Das verherrlicht ihn, daß ihn die Götter geliebt.
Daß sie sein Jürnen geehrt und, wähn dem Lieb-
ling zu geben,

Hellas bestes Geschlecht stürzten zum Orkus hinab.
Jürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie
verdienstlos,

Wie der Lisse Kelch, pranat durch der Venus
Gehent!

Laß sie die Glückliche seyn; du schau'st sie, du bist der
Realität!

Wie sie ohne Verblest glänzt, so entzückt sie dich.

Freue dich, daß die Gabe des Liebs vom Himmel her:
abtommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse
gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hdrer zum
Gotte;
Weil er der Glückliche ist, kannst du der Selige
seyn.
Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die
Wage,
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche
Wangen:
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu
sehn.
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und
reisen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende
Zeit;
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne
nicht werden:
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus erstet, wie die erste des Himmels.
Eine dunstle Geburt aus dem unendlichen Meer;
Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des
Lichts.

Der Genius. *

„Glaub' ich,“ sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit
Meister mich lehren,
„Das der Verklinger Schaar sicher und fertig be-
schwört?
„Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden
mich führen,
„Nur des Systemes Gehalt stützen das Glück und
das Recht?
„Muß ich dem Trieb mißtraum, der leise mich warnt,
dem Gesetze,
„Das du selber, Natur, mir in den Busen ge-
prägt,
„Bis auf die ewige Schrift die Schrift ihr Siegel
gedrückt,
„Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen
Geist?
„Sage du mir's! du bist in diese Tiefe gestiegen,
„Aus dem modrigen Grab kauft du erhalten
zurück,
„Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter
bewahrt,
„Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien
wohnt?
„Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir
graunt, ich bekenn' es!
„Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahr-
heit und Recht.“
Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben
die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und lindlich er-
zählt –
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt.
Da jugendfräulich und keusch noch das Gefühl sich
bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf
waltet,
Und, verborgen im Ei, reget den hüpfenden Punkt.

Noch der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige,
gleiche,
Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und trenn, wie der Zeiger
am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige
wies? –
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
Was man lebendig empfand, ward nicht bei
Tödteten gesucht,
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige
Regel,
Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend ent-
floß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
Hat der getrennten Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der
Götter,
Und das Trüdel verstummt in der entadelten
Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der hor-
chende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens
hinabsteigt,
Und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit
zurück.
Hast du, Glücklicher, nie den schlagenden Engel ver-
loren,
Die des frommen Instincts liebende Warnung
verwirrt;
Malt in dem keuschen Auge noch rein und sich
die Wahrheit,
Tönt ihr Auser dir noch hell in der kindlichen Brust;
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zwei-
fels Empdrung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf Ewig,
wie heut;
Wird der Empfindungen Streich nie eines Richters
bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das trübsche
Herz –
S. dann gebe du hin in deiner töpischen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie
lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ernnem Stab den Sträuben den
lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt,
ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Macht-
wort.
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem
Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig be-
wegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen
arbeitet,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beugt,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Der philosophische Egoist.

Hast du den Squalina gesehen, der, unbewußt noch
der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von Arme
zu Arm

* Die Ueberschrift dieses Gedichtes in den Horen von 1795 war: Natur
und Schicksal.

* In der ersten Ausgabe folgten hier noch die Verse:
Wie der verschlagene Zug des Gemüths Einfall bestricken,
Wiemals, weißt du's gewiß, mantel das ewige Streben –

Wandert, bis bei der Leidenschaft Auf der Jüngling
erwacht,
Und des Bewußtseyns Blis dämmernd die Welt
ihm erhell't?
Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlaf
mer dem Lieb'ling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träus-
mende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge bes-
lehnt?
Und du lästerst die große Natur, die, bald Kind und
bald Mutter,
Jetzt empfänget, jetzt gibt, nur durch Bedürfnis
besteht?
Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich ent-
ziehen,
Der Geschöpf an Geschöpf reicht in vertraulichem
Bund?
Willst du, Armer, stehen allein und allein durch dich
feier,
Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das Unend-
liche steht?

Die Worte des Glaubens.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von Außen her;
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.
Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Bövels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!
Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und, seht' er auch Straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben;
Und, was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einsicht ein kindlich Gemüth.
Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wankt;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und, ob Alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharrt im Wechsel ein ruhiger Geist.
Die drei Worte bewahret euch, inhaltsschwer,
Sie pflanzt von Munde zu Munde;
Und, stammen sie gleich nicht von Außen her,
Euer Inneres gibt davon Kunde.
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
Solang er noch an die drei Worte glaubt.

Die Worte des Wahns.

Drei Wort' hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Guten und Besten.
Sie schallen vergeblich, ihr Klar; ist leer,
Sie können nicht helfen, noch trösten,
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang er die Schatten zu haschen sucht.

Solang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird siegen —
Das Rechte, das Gute führt ewig Streit,
Nie wird der Feind ihm erliegen;
Und, ersticht du ihn nicht in den Lüften frei,
Stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu.
Solang er glaubt, daß das lüthende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde —
Dem Zulebten folgt es mit Liebesblitz;
Nicht dem Guten gehdret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.
Solang er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.
Du ferrest den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freie wandelt im Sturme fort.
Drum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahne
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Iher;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Sprüche des Confucius.

1.
Dreifach ist der Schritt der Zeit:
Bäuernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
Ewig still steht die Vergangenheit.
Keine Ungebild' befügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furor, kein Zweiseln fügelt
Ihren Lauf, wenn sie entweilt.
Keine Reu', kein Zaubersagen
Kann die Stehende bewegen.
Mädest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reife,
Nimm die Bäuernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That!
Wähle nicht die Ruhende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind!
2.
Dreifach ist des Raumes Maß.
Rastlos fort ehn' Unterlaß
Strebt die Länge fort ins Weite;
Endlos auch die Breite;
Grundlos kun' die Tiefe sich.
Dir am Bud sind sie gegeben:
Rastlos verwaits mußt du streben,
Nie ermüdet, alle stehn,
Wußt du die Weitenbuna sehn;
Mußt ins Weite dich entfalten,
Sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du schauen,
Sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Licht und Wärme.

Der beste Mensch tritt in die Welt
Mit frohlichem Vertrauen:
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,

Und weilt, von edelm Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm.
Doch Alles ist so klein, so eng:
Hat er es erst erfahren,
Da sucht er in dem Weltgebräng'
Sich selbst nur zu bewahren;
Das Herz, in kalter, stolzer Ruh,
Schließt endlich sich der Liebe zu.
Sie geben, ach! nicht immer Gut,
Der Wahrheit helle Strahlen.
Weht Denen, die des Wissens Gut
Nicht mit dem Herzen zahlen.
Drum paart zu eurem schönsten Glück
Mit Schwärmer's Ernst des Weltmann's Blick!

Breite und Tiefe.

Es glänzen Viele in der Welt,
Sie wissen von Allem zu sagen,
Und, wo was reizet, und wo was geküßt,
Man kann es bei ihnen erfragen;
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.
Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren.
Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes erleben,
Der sammelt gern und unerschläft
Am tiemsten Punkte die höchste Kraft.
Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen;
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch reimen sie Früchte nicht zeugen;
Der Acker allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

Die Führer des Lebens.*

Zweierlei Samen sind's, die dich durchs Leben geleiten.
Weht dir, wenn sie vereint viefend zur Seite der
stehn!
Mit arbeitendem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schwicksal und
Pflcht.
Unter Toberg und Gespräch begleitet er bis an die
Kluft dich.
Wo an der Ewigkeit Meer schauender der Sterb-
liche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schwarz:
gend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein! Vertraue dem
Erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern
bein Glück!

Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling,
„Weilhe mich,“ sprach er zu ihm, „ein in die gött-
liche Kunst.
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca**
beschützt!“

* In den Joren von 1795 war dies Gedicht überschrieben: *Edeln und Erhabenen*.

** Anmerkung des Verf. bei der ersten Ausgabe. Der Name einer Belagerungsmaschine, deren sich Marcellus gegen Cerealis bediente.

„Göttlich nennst du die Kunst? Sie ist's,“ versetzte
der Weise;
„Aber Das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat
noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die
Sterbliche zeugen;
Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das
Weib.“

Menschliches Wissen.

Weil du liebst in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen für's Aus' ihre Erscheinun-
gen reibst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist abend die große
Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernern ge-
schieden,
Aneinander im Schwan und in den Hörnern des
Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölbe sein Planigloviun
zeigt?

Die zwei Tugendwege.

Zwei sind der Wege, auf welchen der Mensch zur
Tugend emporsteigt;
Schließt sich der eine dir zu, trut sich der andre
dir auf;
Handelnd erringt der Gekettete sie, der Leidende
dunkend.
Weht ihm, den sein Geschick liebend auf beiden
geführt!

Würden.

Wie die Säule des Laubs auf des Baues Welle sich
stützt,
Heil, wie von eigener Glut, flammt der vergeltete
Saum;
Aber die Welt' einführt der Strom, durch die glän-
zende Straße
Drängt eine andere sich schon, schnell, wie die erste,
zu stehn —
So beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen
Menschen:
Nicht er selbst, nur der Ort, den er durchwan-
delte, glänzt.

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein
Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Aue der Welt.
Wie du auch handelst in ihr, es verfähre den Him-
mel der Wille,
Durch die Achse der Welt gebe die Richtung der That!

Das Kind in der Wiege.

Stillschmer Säugling! dir ist ein unendlicher Raum
noch die Wiege.
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

Das Unwandelbare.

„Unaufhaltsam entleitet die Zeit.“ — Sie sucht das
Verständ'ge.

Sey getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Theophanie.

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter
des Himmels;
Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh'.

Das Höchste.

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze
kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sey du es wollend -- Das
ist's!

Unsterblichkeit.

Vor dem Tod erschrickst du! Du wünschst, unsterblich
zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es
bleibt.

Notivtafeln.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben
gebehen.
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligt-
thum auf.

Die verschiedene Bestimmung.

Millionen beschäftigen sich, daß die Gattung bestehe;
Aber durch Wenige nur pflanzt die Menschheit
sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet
kaum einer
Früchte; zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur einer, einer allein streut
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

Das Lebende.

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich
Neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

Zweierlei Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche
Pflanze;
Bilde Schönes, du streust Keime der Göttlichen
aus.

Unterschied der Stämme.

Aber ist auch in der sinnlichen Welt. Gemeine Naturen
Zahlen mit Dem, wie sie thun, eile mit Dem,
was sie sind.

Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so theile mir's mit, und ich zahle,
was recht ist;
Bist du etwas, o, dann tauschen die Seelen wir
aus.

Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir klebt doch, vers-
tänd'ig zu wollen
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch
nicht vermagst.

Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig
noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefühl den Gehalt.

An *

Theile mir mit, was du weißt: ich werd' es dank-
bar empfangen.
Aber du gibst mir dich selbst; damit verschone
mich, Freund!

An **

Du willst Wahres mich lehren? Bemühe dich nicht!
Nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache
nur sehn.

An ***

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein
lebendiges Bild
Lehrt mich, dein lebendes Wort rühret lebendig
mein Herz.

Ichige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht
nicht begreifen.
Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend
ist alt.

An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht — aber
mir arauet,
Seh' ich, was ohne dich Hundert' und Tausende sind.

Der gelehrte Arbeiter.

Nimmer laßt ihn des Baumes Frucht, den er müß-
sam erziehet:
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsam-
keit pflanzt.

Pflicht für Jeden.

Immer strebe zum Ganzen! und, kannst du selber
kein Ganzes
Werden, als ein endes Glied schließ' an ein Ganzes
dich an!

Aufgabe.

Keiner sey gleich dem Andern, doch gleich sey Jeder
dem Höchsten!
Wie Das zu machen? Es sey Jeder vollendet in sich.

Das eigene Ideal.

Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur,
was du fühlst.
Soll er dein Eigenthum seyn, fühle den Gott,
den du denkst.

An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das Allen vor
Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem gesehn.

Der Schlüssel.

Wißt du dich selber erkennen, so sieh', wie die
Andern es treiben.
Wißt du die Andern verstehn, blick' in dein
eigenes Herz.

Der Aufpasser.

Strenge, wie mein Gewissen, bemerkest du, wo ich
gefehlet:
Darum hab' ich dich stets, wie — mein Gewissen,
geliebt.

Weisheit und Klugheit.

Wißt du, Freund, die erhabensten Höhen der Weis-
heit erstiegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit
verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zürucksieht,
Jenes nicht, wo bereinst landet dein muthiger Flug.

Die Uebereinstimmung.

Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich
innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem
Schöpfer;
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen
die Welt.

Politische Lehre.

Alles sey recht, was du thust; doch dabei laß es
bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, Alles, was recht ist,
zu thun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne voll-
kommen
Sei; der falsche will stets, daß das Vollkommene
sei.

Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim
Häufen
Eudien? Bei Wenigen nur hast du von jeder ge-
wehnt.
Einzelne Wenige zählten, die übrigen Alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewähl hüllet die Treffer nur
ein.

An einen Weltverbesserer.

„Alles opfert' ich hin,“ sprichst du, „der Menschheit
zu helfen;
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der
Lohn.“ —
Soll ich dir sagen, Freund, wie ich mit Menschen es
halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Füh-
rer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß
genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten
sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die hei-
sende Hand;
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Men-
schengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen, wie gestern,
so heut'.

Meine Antipathie.

Herzlich ist mir das Laster zuwider, doppelt zuwider
Ist mir's, weil es so viel schwagen von Tugend
gemacht.
„Wie, du haffest die Tugend?“ — Ich wollte, wir
übten sie Alle:
Und so spräche, will's Gott, ferner kein Mensch
mehr davon.

An die Astronomen.

Schwäget mir nicht so viel von Nebelflecken und
Sonnen:
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch
gibt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume;
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Astronomische Schriften.

So unermesslich ist, so unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel
herab.

Der beste Staat.

„Woran erkenn' ich den besten Staat?“ Weran du
die beste
Frau kennst — daran, mein Freund, daß man von
Beiden nicht spricht.

Mein Glaube.

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. — Und warum keine? Aus
Religion.

Inneres und Aeußeres.

„Gott nur siehet das Herz,“ — Drum eben, weil Gott
nur das Herz sieht,
Sorge, daß wir doch auch etwas Erträgliches sehn.

Freund und Feind.

Thuer ist mir der Freund; doch auch den Feind kann
ich nützen:
Zeigt mir der Freund, was ich kann, lehret mich der
Feind, was ich soll.

Licht und Farbe.

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich
Einen!
Farbe, du wechselnde, komm' freundlich zum
Menschen herab!

Schöne Individualität.

Einig seilst du zwar seyn, doch Eines nicht mit dem
Ganzen.
Durch die Vernunft bist du Eins, einig mit ihm
durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz
bist du selber:
Weht dir, wenn die Vernunft immer im Herzen
dir wohnt.

Die idealische Freiheit.

Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir gekhnet:
Zum Ideale führt einer, der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeiten noch frei auf dem ersten
entspringest,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern
entführt.

Die Mannigfaltigkeit.

Viele sind gut und verständig; doch zählen für Einen
nur Alle;

Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das lie-
bende Herz.

Traurig herrscht der Begriff, aus tausendfach wech-
selnden Formen

Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die
Schönheit

Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausend-
fach neu.

Die drei Alter der Natur.

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelt,
Schaffendes Leben auf's Nein' gibt die Vernunft
ihr zurück.

Der Genius.

Wiederholen zwar kann der Verstand, was da schon
gewesen;

Was die Natur gebaut, bauet er während ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in
das Leere.

Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Nachahmer.

Gutes aus Gutem, das kann jedweder Verständige
bilden;

Aber der Genius ruft Gutes aus Schlechtem hervor.
An Gebildetem nur darfst du, Nachahmer, dich üben;
Selbst Gebildetes ist Stoff nur dem bildenden Geist.

Genialität.

Wodurch gibt sich der Genius kund? Wodurch sich
der Schöpfer

Kund gibt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unermesslicher Tiefe;
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch
ewig geheim.

Die Forscher.

Alles will jetzt den Menschen von Innen, von Außen
ergründen:

Wahrheit, wo rettetest du dich hin vor der wüthen-
den Jagd?

Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistesritt schreitest du mitten hindurch.

Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten ver-
einen?

Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

Correctheit.

Frei von Tadel zu seyn, ist der niedrigste Grad und
der höchste:

Denn nur die Unmacht führt oder die Größe dazu.

Das Naturgesetz.

So war's immer, mein Freund, und so wird's blei-
ben; die Unmacht

Hat die Regel für sich, aber die Kraft den Erfolg.

Wahl.

Kannst du nicht Allen gefallen durch keine That und
kein Kunstwerk:

Mach' es Wenigen recht; Vielen gefallen, ist
schlimm.

Conkunft.

Leben athme die bildende Kunst, Geist fordr' ich vom
Dichter;

Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

Sprache.

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht er-
scheinen?

Spricht die Seele, so spricht ach! schon die
Seele nicht mehr.

An den Dichter.

Laß die Sprache dir seyn, was der Körper den Lie-
benden. Er nur

Ist's, der die Wesen trennt, und der die Wesen
vereint.

Der Meister.

Sehen anderen Meister erkennt man an Dem, was
er ausspricht;

Was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister
des Styls.

Der Gürtel.

In dem Gürtel bewahrt Aphrodite der Reize Ge-
heimniß:

Was ihr den Zauber verleiht, ist, was sie bindet,
die Scham.

Dilettant.

Weiß ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon
Dichter zu seyn?

Die Kunstschwäher.

Gutes in Künsten verlangt ihr! Seid ihr denn
würdig des Guten,

Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophien?
Ich weiß nicht.

Aber die Philosophie, hoff' ich, soll ewig bestehn.

Die Kunst der Mäusen.

Mit dem Philister stirbt auch sein Ruhm. Du, himm-
lische Muse,

Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mues-
mosen's Schoß.

Der Homerkopf als Siegel.

Treuer alter Homer, dir vertrau' ich das zarte
Geheimniß:

Um der Liebenden Ehre wisse der Sänger allein.

Die beste Staatsverfassung.

Diese nur kann ich dafür erkennen, die Jedem er-
leichtert

Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

An die Gesetzgeber.

Seget immer voraus, daß der Mensch im Ganzen
das Rechte

Will; im Einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur Einzelne
achten,
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze
erblickt.

Falscher Studirtrieb.

O, wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet
die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte
sich drängt.

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Märchen, die Quelle der
Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? In der
dichtenden Kunst.

Der Naturkreis.

Alles, du Ruhige, schließt sich in deinem Reiche:
so kehret
Auch zum Pinde der Greistündisch und stündlich zurück.

Der Genius mit der umgekehrten Fackel.

Liebtlich sieht er zwar aus mit seiner ertöschenen Fackel;
Aber, ihr Herren, der Tod ist so ästhetisch doch nicht.

Jugend des Weibes.

Jugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend
ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedentlichen
Kampf.
Eine Jugend genüget dem Weib, sie ist da, sie er-
scheinet
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine
sie stets!

Die schönste Erscheinung.

Sehest du nie die Schönheit im Augenblicke des
Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehen.
Sahst du die Freude nie in einem schönen Gesichte,
Niemals hast du die Freude gesehen.

Forum des Weibes.

Frauen, richtet nur nie des Mannes einzelne
Thaten;
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort!

Weibliches Urtheil.

Männer richten nach Gründen; des Weibes Urtheil
ist seine
Liebe: wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das
Weib.

Das weibliche Ideal.

An Amanda.

Überall weicht das Weib dem Manne; nur in dem
Höchsten
Weicht dem weiblichsten Weib immer der männ-
lichste Mann.
Was das Höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn', holde Amanda, mir strahlt.
Schwimmt auch die Wolk' des Grams um die heiter
glänzende Scheibe,
Schöner nur macht sich das Bild auf dem vergol-
deten Dufte.
Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn ewig
nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit
mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz; du bist
ewig nur Eines.
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals vergehender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene
Frucht.

Erwartung und Erfüllung.

In den Ocean schiffst mit tausend Masten der Jüngling;
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der
Greis.

Das gemeinsame Schicksal.

Sehe, wir hoffen, wir streiten, es trennet uns Nei-
gung und Meinung;
Aber es bleibet indeß dir sich die Locke, wie mir.

Menschliches Wirken.

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engeßten Kreis kreuzt der Weiseste auf.

Der Vater.

Wirke, so viel du willst, du stehst doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die gewaltige, knüpft.

Liebe und Begierde.

Recht gesagt, Schöpfer! Man liebt, was man hat;
man begehrt, was man nicht hat;
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme
begehrt.

Güte und Größe.

Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer ver-
einigt.
Immer die Güte auch groß, immer die Größe
auch gut!

Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sklaven mit eisernem
Stabe;
Freude, führe du mich immer an rosigem Band?

Naturforscher und Transcendental-Philosophen.

Einigkeit sey zwischen euch! Noch kommt das Bänd-
niß zu frühe;
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die
Wahrheit erkannt.

Deutscher Genius.

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach grie-
chischer Schönheit!
Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische
Sprung.

Kleinigkeiten.

Der epische Hexameter.

Schwindelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden
Wegen;
Hinter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel
und Meer.

Das Distichon.

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule;
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmach-
tende — dreimal
Fliehst du schamhaft und kehrest dreimal verlaun-
gend zurück.

Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hehem Gestelle der Meister.
Stehe, sprach er, und ich steh' ihm mit Kraft und
mit Lust.

Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bes-
gen; ich stelle
Dich unendlich, wie ihn, in die Unendlichkeit hin.

Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen,
und gültig
Obnnte der Meister mir selbst, auch mit hinüber
zu gehn.

Das Thor.

Schmeichelnd lockt das Thor den Wüthen herein zum
Gefesse;
Froh in die freie Natur führ' es den Bürger he' aus!

Die Peterskirche.

Suchst du das Unermeßliche hier, du hast dich geirret:
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

An die Proselytenmacher.

Nur ein Weniges Erde bedina' ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und i + bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergnunt mir, außer mir selber
Mich zu begeben, und schnell will ich der Eilige seyn.

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im
Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Der Zeitpunkt.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Ge-
schlecht.

Deutsches Lustspiel.

Thoren hätten wir wohl, wir hätten Fragen die
Menge;
Leider helfen sie nur selbst zur Komödie nichts.

Buchhändler = Anzeige.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Be-
stimmung zu kennen:
Um zwölf Groschen courant wird sie bei mir jetzt
verkauft.

Gefährliche Nachfolge.

Freunde, bedenket euch wohl, die tiefere, sühnere
Wahrheit
Laut zu sagen: sogleich stellt man sie euch auf
den Kopf.

Griechheit.

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns ver-
lassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.
Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und
Klarheit! Drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch, ihr Herrn, eh' ihr von
Griechheit uns sprecht!
Eine würdige Sache verfedtet ihr; nur mit Verstande.
Bitt' ich, daß sie zum Spett und zum Gelächter
nicht werd.

Die Sonntagskinder.

Jahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer
genug thun;
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume
besüßert.
Was sie gestern gelernt, Das wollen sie heute schon
lehren:
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes
Gedächtn!

Die Philosophen.

Schrling.

Gut, daß ich euch, ihr Herrn, in pleno beisammen
hier finde:
Denn das Eine, was Noth, treibt mich herunter
zu euch.

Aristoteles.

Gleich zur Sache, mein Freund! Wir halten die
Jenae'se Zeltung
Hier in der Hölle und sind längst schon von Altem
belehrt.

Schüler.

Desto besser! so gebt mir, ich geh' euch nicht eher
vom Halse,
Einen allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

Erster.

Cogito, ergo sum. Ich denke, und mithin so bin ich!
Ist das Eine nur wahr, ist es das Andre gewiß.

Schüler.

Denk' ich, so bin ich. Wohl! Doch wer wird immer
auch denken!
Oft schon war ich und hab' wirklich an gar nichts
gedacht.

Zweiter.

Weil es doch Dinge gibt, so gibt es ein Ding aller
Dinge:
In dem Ding aller Ding' schwimmen wir, wie
wir so sind.

Dritter.

Ist das Gegentheil sprech' ich. Es gibt kein Ding
als mich selber;
Alles Andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

Vierter.

Zweierlei Dinae laß' ich passiren: die Welt und die
Seele;
Keins weiß vom Andern, und doch deuten sie
Beide auf Eins.

Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts und weiß auch nichts
von der Seele;
Beide erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein
Schein.

Sechster.

Ich bin Ich und sehe mich selbst, und sey' ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun aut, hab' ich ein Nicht:
Ich gesetzt.

Siebenter.

Vorstellung wenigstens ist! Ein Vorgestelltes ist also;
Ein Vorstellendes auch; macht mit der Vorstel-
lung Drei.

Schüler.

Damit laß' ich, ihr Herren, noch keinen Hund aus
dem Ofen.
Einen ertledlichen Satz will ich, und der auch
was sagt!

Achter.

Auf theoretischem Feld ist weiter nichts mehr zu finden;
Aber der praktische Satz gilt doch: Du kannst,
denn du sollst!

Schüler.

Dacht' ich's doch! Wissen sie nichts Vernünftiges mehr
zu erwidern,
Schleichen sie's Einem geschwind in das Gewissen
hinein.

David Hume.

Nede nicht mit dem Volk! der Kant hat sie Alle ver-
wirret,
Mich frag'! ich bin mir selbst auch in der Hölle
noch gleich.

Nichtsfrage.

Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum
Niesen;
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches
Recht?

Pufendorf.

Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immer-
hin fort.

Gewissensscrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider
mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugends-
haft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu
verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht
dir gebietet.

G. G.

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und
verständlich;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dumm-
kopf daraus.

Die Homeriden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weis' ihm
so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Paß Göttinger Würste
für ihn —
„Mir her! ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die
Schlacht bei den Schiffen!“ —
„Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida
geschah!“ —
Griebe! zerreiße mich nur nicht! Die Würste werden
nicht reichen.
Der sie schiedte, er hat sich nur auf Einen verschn.

Der moralische Dichter.

Ja, der Mensch ist ein armlischer Wicht, ich weiß —
doch Das weis' ich
Eben vergessen und kam, ach, wie gereut mich's,
zu dir!

Die Danaiden.

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brä-
ten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb
wird nicht voll.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen
erbarmte,
Aber ist Das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

Der Kunstgriff.

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den
Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!

Jeremiade.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen
verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene
Zeit!
Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Legit.
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs
Leben nicht mehr.
Aus der Aesthetik, wohin sie gehört, verjagt man die
Tugend,
Sagt sie, den lästigen Gast, in die Petitis hinein.
Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so
sind wir
Platt; und, gemiren wir uns, nennt man es
abgeschmackt gar.
Schöne Naiverat der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o, komm, würdige Einsicht,
zurück!
Komm, Komödie, wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Sigmund, du süßer Amant, Mascarill, sprach-
hafter Knecht!
Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Madeln,
Und du Wienerfritt unsers geborgten Kothurns!
Philosoph'scher Roman, du Gliedermann, der so ge-
bildig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider
sich wehrt.
Alte Prosa, komm wieder, die Alles so ehrlich her-
aus sagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser
sich denkt.
Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen
verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene
Zeit!

Wissenschaft.

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem
Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Latte versorgt.

Kant und seine Ausleger.

Die doch ein einziger Reicher so viele Bettler in
Näheung
Sagt: Wenn die Könige saun, haben die Kärr-
ner zu thun.

Shakespeare's Schatten.

Parodie.

Endlich erblickt' ich auch die hohe Kraft des Herakles,
Seinen Schatten. Er selbst leider war nicht mehr
zu sehn.

Ringelum schrie, wie Abgelgeschrei, das Geschrei der
Tragbden

Und das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.
Schauerlich stand das Ungethüm da. Gespannt war
der Bogen,

Und der Pfeil auf der Schn' traf noch beständig
das Herz.

„Welche noch tühnere That, Unglücklicher, wagest
du jezo,

Zu den Verstorbenen selbst niederzusteigen ins
Grab!“

Wegen Tiresias mußt' ich herab, den Seher zu
fragen,

Wo ich den alten Kothurn fände, der nicht mehr
zu sehn.

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen,
so holst du

Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.“ —
O, die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich
wieder,

Eplitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.
„Wie? So ist wirklich bei euch der alte Kothurnus
zu sehn.

Den zu toten ich selbst stieg in des Tartarus
Nacht?“

Nichts mehr von diesem tragischen Spul. Kaum
einmal im Jahre

Geht dein geharnischter Geist über die Bretter
hinweg.

„Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle gekütert.
Und vor dem heitern Humer stiehet der schwarze
Affekt.“

Ja, ein derber und trodener Spaß, nichts geht uns
dabei;

Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist,
gefällt.

„Alte sieht man bei euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernstn Gang, welchen Melpomene
geht?“

Keines von Beiden! Uns kann nur das Christlich-
Moralische rühren

Und, was recht populär, häuslich und bürgerlich ist.

„Was? Es dürfte tem Cäsar auf euren Bühnen sich
zeigen.

Kein Abill, kein Trost, keine Andermademehr?“

Nichts! Man stiehet bei uns nur Pfarrer, Commerz-
ziemäthe,

Jähndriche, Secretäre oder Hufarenmajors.

„Aber, ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser
Mißere

Großes begehen. was kann Großes denn durch
sie gelbtern?“

Was? Sie machen Kabale, sie toben auf Pfänder,
sie fieden

Eilberre Köffel, wagen den Pranger und mehr.

„Woher rehm ihr denn aber das große gigantische
Schickal.

Welches den Menschen erbt wenn es den Men-
schen zermalmt?“

Das sind Grillen! Und selbst uns unsre guten Bes-
tanden,

Unsern Jammer und Noth suchen und finden
wir hier.

„Aber Das habt ihr ja alles bequemer und besser zu
Hause:

Warum entziehet ihr euch, wenn ihr euch selber
nur sucht?“

Nimm's nicht übel, mein Heros, Das ist ein verschle-
dener Casus:

Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht

„Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf
euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unend-
liche, an?“ —
Der Poet ist der Wirth, und der letzte Actus die Beche:
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Zu-
gend zu Tisch.

Die Flüsse.

Rhein.

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Ger-
maniens Gränze;
Aber der Gallier hüpf't über den deutenden Strom.

Rhein und Mosel.

Schon so lang' umarm' ich die lotharingische Jungfrau;
Aber noch hat kein Sohn unsre Verbindung beglückt.

Donau in **

Mich umwehnt mit glänzendem Aug' das Volk der
Phaiaaten;
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd
sich der Spieß.

Main.

Meine Burgen verfallen zwar; doch aetrestet erblüht' ich
Zeit Jahrhunderten noch immer das alte Gesabecht.

Saale.

Kurz ist mein Lauf und begrüßt der Ährsten, der
Völker so viele;
Aber die Ährsten sind gut, aber die Völker sind frei.

Elm.

Meine Ufer sind arm; doch über die leibere Welle,
Ähret der Strom sie vorbei, manches unsrer:
Liebe Lied.

Pleisse.

Flach ist mein Ufer, und leicht mein Bach: es schöpf-
ten zu durstia
Meine Pöeten mich, meine Prejanten aus.

Elbe.

„U! ihr Andern! ihr sehet nur ein Stauderweid
— unter den Ährsten
Deutschlands rede nur ich, und auch in Weissen
nur, deutsch.“

Spree.

Sprache gab mir einst Nammter und Stoff mein
Caesar; da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

Weiser.

Leider von mir ist gar nichts zu saaten; auch zu dem
Heinsten
Epiigramme, bedenkst, geb' ich der Muse nicht Stoff.

Gesundbrunnen zu **

Eckfames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack
und die Quellen,
Bei den Bewohnern allein hab' ich noch keinen
verspürt.

Pegnitz.

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fliehe nur fort, weil es so hergebracht ist.

Die **chen Flüsse.

Unser Einer hat's halter gut in **cher Herren
Ländern: ihr Loch ist sanft, und ihre Lasten sind
leicht.

Salzach.

Aus Zuvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu
salzen,
Lente dann Bayern zu, wo es an Salze getricht.

Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des fremmen Bischofs zu
liefern,
Geß der Schöpfer mich aus durch das verbun-
gerte Land.

Les Neuves indiscrets.

Setzt kein Wert mehr, ihr Flüße! Man sieht's, ihr
wißt euch so wenig
Zu bescheiden, als einst Diderets Schächchen gethan.

Der Metaphysiker.

„Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschen unten wachen,
Wie trägt mich meine Kunst, die höchste unter allen
So nahe an das Himmelstzelt!“
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schwiegedecker, so der kleine areße Mann,
Hans Metaphysikus, in seinem Schreibgemache.
Sag' an, du kleiner areßer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vernehm nieder-
schauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf? — und seine letzten Höhen,
Wozu sind sie dir nüt, als in das Irat zu sehn?

Die Weltweisen.

Der Tag, durch welchen alles Ding
Verstand und Form empfangen;
Der Stoben, weran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Eberben ging,
Vernünftig aufzuhängen —
Den nenn' ich einen areßen Geist.
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn ich ihm nicht drauf heiße —
Er heißt: Ich bin nicht Irdisch.

Der Sonne maact tot, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen,
Die Sonne scheint am Firmament —
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch, wer Metaphysik studirt,
Der weiß, daß, wer verbrennt, nicht friert.
Weiß, daß das Naße seuchet,
Und daß das Heile leuchet.

Hemeros sinat sein Hochgebieth,
Der Igel beacht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht
Und thut sie, ich verheiß' es nicht,
Ob' noch Weltweise waren;

Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was La Fontaine und Des Cartes nie gedacht:
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trost der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht —
So geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdbühne.
Doch, wie es wäre, fing' der Plan
Der Welt nur erst von Ferne an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele;
Nur in dem Ganzen erstet er,
Viel Tropfen geben erst das Meer.
Viel Wasser treibt die Mühle.
Drum steht der wilde Wüste Stand
Und knüpft des Staates dauernd Band.“
So lehren vom Katheder
Herr Pufendorf und Feder.

Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu Allen drinact,
So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Keif nie springet.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Vegasus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Brach' einst ein hungeriger Poet
Der Mäusen Ros, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph
Und häumte sich in prächtiger Parade;
Erstaunt blieb Jeder stehen und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Race, sagen sie, sey rar.
Doch wer wird durch die Lust tutschieren?
Und Keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pächter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen;
Doch die kann man ja binden oder zugen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut;
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen.
Der Tauscher, hoch vergnügt, die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!“
Und Hans trabt frisch mit seiner Reute fort.

Das edle Thier wird eingespannt;
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde.
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde
Und wirft, von edelm Glimm entbrannt,
Den Karren an an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. „Aber darf ich dem tollen
Thiere

Kein Fuhrwert mehr vertraun. Erfahrung macht
schon klug.

Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.

Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen;
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leichteste
schwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt
der Wagen.

Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugeteilt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu
schlagen,

Verläßt es bald der Räder sichere Spur,
Und, trenn der stärkeren Natur,
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und
Hecken;

Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Jügel hält es an.
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohlgerüstet und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen!
Spricht Hans mit sehr bedenklichem Gesicht.
So wird es nimmermehr gelingen:
Laß sehn, es wir den Teufel nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Ob' noch drei Tage hingeschwunden,
Zum Schwatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's ge-
funden!

Ruft Hans. Jetzt frisch, und sammt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erklärt man Dohs und Jügelstier am Pfluge!
Unwillig steigt der Greif und strengt die letzte
Macht

Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreiet mit Bedacht,
Und Probus stieltes Ros muß sich dem Stier bequemen.
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt, das edle Götterpferd
In Boden stürzt und sich im Staube windet.

Verwundenes Thier! bricht endlich Hansens
Grimm

Laut scheltend aus, indem die Hiebe fliegen.
So bist du denn zum Aetern selbst zu schlimm.
Mich hat ein Schwelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Hornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt stink und wohlgeruth
Ein lustiger Gesell die Straße hergezogen.
Die Cithre klinkt an seiner leichten Hand,
Und durch den blauen Schmutz der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Böhm, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruht er den Haar vor Weitem an.
Der Vogel und der Doh an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gefir? !
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun?
Gib Mir, du sollst dein Wunder schau'n.

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den
Rücken.

Kaum fühlt das Thier des Meisters sichere Hand,
So knirscht es in des Jügels Band
Und steigt, und Flüge sprühen aus den besetzten
Widen.

Nicht mehr das vor'ge Wesen, thönglich.
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,

Entrollt mit einem Mal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schließt brausend himmelan,
Und, eh' der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Das Spiel des Lebens.

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im Kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen;
Nur müßt ihr nicht zu nahe sehn;
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer:
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpfet, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und Alles will er wagen.

Ein Jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Nennen;
Der Wagen rollt, die Räder brennen,
Der Held bringt töhn' voran, der Schwächling bleibt
zurück,
Der Stetze fällt mit lächerlichem Falle,
Der Kluge überholt sie Alle.

Die Frauen seht ihr an den Schranken stehn.
Mit hellem Blick, mit schönen Händen
Den Dant dem Sieger auszuspenden.

Einem jungen Freunde,

als er sich der Weltweisheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling
bestehen.

Eh' das klassische Haus nun den Bewährten
empfing.

Bist du bereit und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schwag' Pallas Athene ver-
wahrt?

Weißt du schon, was deiner dort harret? wie theuer
du kaufest?

Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen
bezahlst?

Hüßst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten
zu kämpfen.

Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Ge-
danken entwain?

Muth genug, mit des Zweifels unsichtlicher Hydra
zu ringen

Und dem Feind in dir selbst nämlich entgegen
zu gehn?

Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger
Unschuld

Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres
versucht?

Kühe, bist du des Führers im eigenen Ausern nicht
sicher.

Fliehe den todenden Rand, ehe der Söldner dich
verschlingt!

Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere
Nacht nur;

Sicher im Dämmersehn wandelt die Kindheit
dahin.

Horrie des Lebens.

An * * *

„Wer möchte sich an Schattenbildern waiden,
Die mit erregtem Eifer das Wesen überleiden,

Mit trügerischem Besitz die Hoffnung hintergehn?
Entblößt muß ich die Wahrheit sehn.
Soll gleich mit meinem Wahn mein ganzer Himmel
schwinden,

Soll gleich den freien Geist, den der erhabne Flug
Ins gränzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden:
Er lern' sich selber überwinden;
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur desto unterwürfiger finden.
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?“ —

So ruffst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sichern Pforte
Verwerfend hin auf Alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Muses Spiel verstummt, es ruhn der Horen
Tänze,

Still trauernd nehmen ihre Kränze
Die Schwester-göttinnen vom schön geleckten Haar,
Apoll zerbricht die goldene Leier,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleier
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.
Die Welt scheint, was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Rinde
Int'rens Sohn: die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet
Auf deinen Lippen selbst erstarrt
Der Liebe Kuß, und in der Freude Satzung
Ergreift dich die Verfeinerung.

An Göthe,

als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.

Du selbst, der uns von falschem Regelzwange
Zur Wahrheit und Natur zurückzuführen,
Der, in der Wiege schon ein Held, die Samane
Ersticht, die unsern Genuß umschmückt,
Du, den die Kunst, die göttliche, schon lange
Mit ihrer reinen Priesterinne zieht,
Du opferst auf zertrümmerten Altären
Der Asternuse, die wir nicht mehr ehren?

Einheimischer Kunst ist dieser Schauplatz eigen:
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient.
Wir können muthig einen Vorbeug zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Zelten in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genuß erfüllt,
Und auf der Spur des Griechen und des Briten
Ist er dem begier'n Ruhme nachgeschritten.

Denn dort, wo Sklaven tuten Despoten walteten,
Wo sich die eitle Asterarbe blüht,
Da kann die Kunst das Ede nicht gestalten,
Von keinem Ludw'ia wird es ausgearbeitet;
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten,
Es verachtet nicht von ird'ger Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchdammt nur freie Seelen.

Drum nicht, in alte Fesseln uns zu schließen
Erneuere du dies Spiel der alten Zeit,
Nicht, und zurückzuführen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit.

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit;
Gefügelt fort entführen es die Stunden;
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt;
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge,
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Ebdne.

Doch leicht gezimmert nur ist Ixion's Wagen.
Und er ist gleich dem adreant'schen Kahn:
Nur Schatten und Seele kann er tragen,
Und, drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzufallen,
Das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schwim soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und, siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

Denn auf dem breiterren Gerüst der Scene
Wird eine Idealwelt aufgethan.
Nichts sey hier wahr und wirklich, als die Thräne:
Die Nührung ruht auf keinem Sinnenwahn;
Aufrichtig ist die wahre Metemene,
Sie kündigt nichts als eine Tadel an
Und weiß durch tiefe Wahrheit zu entzücken:
Die falsche stellt sich wahr, um zu betrücken.

Es droht die Kunst vom Schauplay zu ver-
schwunden.

Ihr wildes Reich behauptet Fantasie;
Die Bühne will sie, wie die Welt, entzünden.
Das Niederigste und Höchste nennt sie.
Nur bei dem Franken war noch Kunst zu finden.
Erschwang er gleich ihr heeres Urbild nie;
Gehamnt in unveränderlichen Schranken
Hält er sie fest, und nimmer darf sie wanken.

Ein heiliger Bezirk ist ihm die Scene:
Verbannet aus ihrem festlichen Gebiet
Sind der Natur nachlässig rohe Töne.
Die Sprache selbst erhebt sich ihm zum Lied;
Es ist ein Reich des Wohltauns und der Ebdne,
In edler Ordnung greift er Glied in Glied,
Zum ersten Tempel füget sich das Ganze,
Und die Bewegung berget Reiz vom Tanze.

Nicht Muster zwar darf uns der Fronte werden:
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist.
Des falschen Anstands prunkende Geberden
Verschmäh't der Sinn, der nur das Wahre erzieht;
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden.
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft erweiterte Scene
Zum würd'gen Ein der alten Metemene.

An Demoiselle Elevoigt,

bei ihrer Verheirathung: von Herrn Dr. Sturm, von
einer mütterlichen und sehr v. v. lieben Freundin.

Hieh', hotoz Braut, mit unserm Segen.
Hieh' hin auf Hymens Blumenweg!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten.
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.

Dein schönes Los, du hast's gefunden;
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süßen Gott, der dich gebunden;
Er will, er hat dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen,
Dem jungen Busen noch verborgen,
Mußt dich des Kranzes erste Pier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freien Jugend süß'ge Spiele,
Sie bleiben stehend hinter dir,
Und Hymens erste Fessel bindet,
Wo Aimer leicht und flatternd hüpfet;
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Und wußt du das Geheimniß wissen,
Das immer arin und unzerrissen
Den bezeitlichen Kranz bewahrt?
Es ist des Herzens reine Güte,
Der Anmuth unverweilte Blüthe,
Die mit der vollen Schwam sich paart.
Die, gleich dem heitern Sonnenbilde,
In alle Herzen Wärme lacht,
Es ist der sanfte Blick der Milde
Und Würde, die sich selbst bewacht.

Der griechische Genius an Mayer in Italien.

Tausend Andern verstummt, die mit tauben Herzen
ihn fragen,
Dir, dem Verwandten und Freund, redet verz-
traulich der Geist.

Einem Freunde ins Stammbuch.

Lein v. Meckeln aus Basel.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneueter Ebdneit
Ist die Natur! Die Kunst ist unerschöpflich,
wie sie.
Heut dir, würdiger Kreis! für Beide bewahrt du
im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loz.

In das Folio-Stammbuch eines Kunst- freundes.

Die Weisheit nicht als Kunst auf areßen Aeriebege,
Der Freundschaft nur ein Laubentuch beummt;
Nest, da die Kunst als eine kleine sich gezogen
Und leucht, wie Stern, in Almanachen schwimmt.
Hast du, ein heiliger Mann,
Dies ungeheure Haus von Freunden aufgethan.
Wie, führtest du denn wohl, ich muß dich ernstlich
fragen.

Wo so viel Freunden an-möcher zu tragen?

Das Geschenk.

Hung und Stab, v. send mir auf Rheinweinblaschen
willkommen!
Ja, wer die Schafe so trünet, Der heißt mir ein
Hirt.
Dreimal gesegneter Trant, tnd g. wann mir die Muse
die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst brüctte das Ebdne
bir auf.

Wilhelm Tell. *

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Krieggssamme schürt:
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Wenn Unter that, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freundlichen Gesängen.

Doch, wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Jorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsers Blick und des Liedes werth,
Und solch ein Bild darf ich dir freudig zeigen.
Du kennst's, denn alles Greife ist dein eigen.

Dem Erbprinzen von Weimar,

als er nach Paris reiste.

In einem freundlichen Uebel gezogen.

So bringet denn die letzte volle Schale
Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
Aus lieben Armen los,

Nach jener heizen Bürgerstadt zu wallen,
Vom Raub der Länd' groß.

Die Brusttracht flieht, die Donnerstürme schweben.
Gegenst ist der Krieg,

Und in den Seeater darf man niedersteigen,
Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben
Ein quädiaches Geschick!

Ein reines Herz hat dir Natur gegeben:
Es bring' es rein zurück!

Die Länder wirst du sehen, die das wilde
Geßamm des Kriegs zertrat;

Dem Lächelnd arbt der Friede die Geilde
Und streut die goldne Saat.

Den alten Vater Rhein wirst du begrüßen,
Der deines großen Abas

Gedanken wird, solange sein Streben wird fließen
In's Welt des Seins.

Dort baldige des Geldes großen Mannen
Und eifere dem Rhein.

Dem alten Gränzenbüter der Germanen.
Von seinem eignen Wein.

Daß dich der vaterländ'ſche Geiſt begleite,
Wenn dich das ſchwante Brett

Himüberträgt auf jene linke Seite,
 Wo deutsche Treu' verachtet.

Der Eintritt des neuen Jahrhunderts.

911 6 3 2

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtloort?

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besiz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Stig.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehernen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Hierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphibrite
Will er schließen, wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Neb, umsonst auf allen Länderwarten
 Späht du nach dem seligen Gebiet,
 Wo der Freiheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit süßne Jugend stehet.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
Und die Schifffahrt selbst ermisst sie kaum;
Doch auf ihrem unermesslichen Rücken
Ist für jeden Stachelspitz kein Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
Müßt du fliehen aus des Lebens Drang!
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Zaune blüht nur im Gesang.

Abschied vom Leser.

Die Muse schweiget. Mit jungfräulichen Wangen.
Erreihen im verklärten Anasicht,
Leut sie vor dir, ihr Urbin zu empfangen:
Sie admet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Weisfall wünschet sie zu erlangen,
Den Wahrheit rühret, den Stummer nicht besticht.
Nur, wenn ein Herz, empfangen für das Seldene,
Im Busen steht, ist werth, daß er sie freude.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Miana ein süßend Herz erfreut.
Mit süßem Lantagen es umgeben,
Zu hehren Gefühlen es erweckt;
Zur fernern Nachwelt wollen sie nicht schwächen.
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie gekehrt.
Sie stehen fest im leuchtend Tanz der Horen.

Der Lenz erwaaht, auf den erwärmten Tristen
Schießt frohes Leben jauchend hervor,
Die Staude wärzt die Lust mit Nectardüften
Den Himmel füllt ein munt'rer Sängerschor,
Und Sonne und Mtt ergötzt sich in den Lüften
Und freuet sich und schwebet mit Aug' und Ohr,
Der Lenz entsiehet! Die Blume schießt in Samen,
Der Keim bleibet von allen, welche samen.

* Der oben stehenden Beschriftung der Verfasser des Formulars konnte ich keine weitere Belegform finden, das er dem damaligen Kurator des Städtischen Museums überreichte.

Die Räuber.

Vorrede.

Man nehme dieses Schauspiel für nichts Anderes, als eine dramatische Geschichte, welche die Vortheile der dramatischen Methode, die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen, benützt, ohne sich übrigens in die Schranken eines Theatersstücks einzuknümen oder nach dem so wohlfeilsten Gewinn bei theatralischer Verkörperung zu sehen. Man wird mir einräumen, daß es eine widerwärtige Annahme ist, binnen drei Stunden drei außerordentliche Menschen zu erschöpfen, deren Thätigkeit von vielleicht tausend Rädern abhängt, so wie es in der Natur der Dinge unmöglich kann gegründet seyn, daß sich drei außerordentliche Menschen auch dem durchdringendsten Geistesfener innerlich halb vierundzwanzig Stunden entzünden. Hier war Fülle ineinander gedrungener Realitäten vorhanden, die ich unmöglich in die allzuengen Palliaden des Aristoteles und Racine einzufügen konnte.

Um ist es aber nicht sowohl die Masse meines Schauspiels, als vielmehr sein Inhalt, der es von der Bühne verbannt. Die Oekonomie desselben machte es notwendig, daß mancher Charakter aufzutreten mußte, der das feinere Gefühl der Tugend beleidigt und die Nützlichkeit unserer Sitten empfindet. Jeder Menschennatur ist in diese Nothwendigkeit gesetzt, wenn er anders eine Copie der wirklichen Welt, und keine idealische Affectionen, keine Compendienmenschen will geliefert haben. Es ist einmal so die Mode in der Welt, das die Guten durch die Bösen charakterisirt werden, und die Tugend, im Contraste mit dem Laster, das lebendige Colorit erhält. Wer sich den Zwang vergegenwärtigt hat, das Laster zu jagen und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein Solcher muß das Laster in seiner nackten Abstraktheit entzünden und in seiner totalistischen Größe vor das Auge der Menschheit stellen — er selbst muß augenblicklich seine natürlichen Labirynthe durchwandern — er muß sich in Empfindungen hineinzwängen müssen, unter deren Wildernatürlichkeit sich seine Seele sträubt.

Das Laster wird hier mit sammt seinem ganzen Innern Widerwerk entlarvt. Es löst in Franzen auf die verworrenen Schauer des Gewissens in unmäßige Abstractionen auf, steuert die richtende Empfindung und schreyt die ernsthafteste Stimme der Religion hinaus. Wer es einmal so weit gebracht hat (ein Ruhm, den wir ihm nicht beneiden), seinen Verstand aus Unkosten seines Herzens zu verlernen. Dem ist das Heiligste nicht heilig mehr — Dem ist die Menschheit, die Gottheit nichts — heide Welten und nichts in seinen Augen. Ich habe versucht, von einem Menschenkenner dieser Art ein treffendes lebendiges Contraste hinzuworfen, die vollständige Mechanik seines Lasterbaus auseinander zu gliedern — und ihre Kraft an der Wahrheit zu prüfen. Man unterrichte sich demnach im Verfolg dieser Geschichte, wie weit ihr's gelungen hat. — Ich denke, ich habe die Natur getroffen.

Nächst an diesem steht ein Anderer, der vielleicht nicht wenige meiner Leser in Verlegenheit setzen möchte. Ein Geist, den das äußerste Laster nur reizt um der Größe willen, die ihm anhängt, um der Kraft willen, die es erhellt, um der Gefahren willen, die es begleitet. Ein merkwürdiger, wichtiger Mensch, ausgestattet mit aller Kraft nach der Richtung, die diese bekommt, vorwärts die entwerfen ein Brutus oder ein Cato zu werden. Unhaltliche Conjunctionen entscheiden für das Zweite, und er am Ende einer ungeheuren Verirrung gelangt er zu dem Ersten. Falsche Begriffe von Thätigkeit und Einfluss, Fülle von Kraft, die alle Gesetze überbrundet, mußten sich natürlicher Weise an bürgerlichen Verhältnissen erschlagen, und zu diesen enthuhiastischen Träumen von Größe und Wirklichkeit durfte sich nur eine Nüchternheit gegen die unendliche Welt stellen. So war der seltsame Don Quixote fertig, den wir im Räuber Moor verabscheuen und lieben, bewundern und bedauern. Ich werde es hoffentlich nicht erst anrathen dürfen, daß ich dieses Gemälde so wenig nur allein Räubern vorbehalte, als die Saiten des Spanlers nur allein Laster geist.

Auch ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, das man kein Bedürfnis mehr fühlt, wenn man nicht seinen göttlichen Satz an ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die eble Einsicht der Schrift muß sich in allgütigen Assemblen von den sogenannten weisigen Köpfen mißhandeln und ins

Rächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere.

Aber noch mehr. Diese unmoralischen Charaktere, von denen vorhin gesprochen wurde, mußten von gewissen Seiten anhängen, ja, oft von Seiten des Geistes gewinnen, was sie von Seiten des Herzens verlieren. Hierin habe ich nur die Natur gleichsam wörtlich abgeschrieben. Jedem, auch dem Lasterhaftesten, ist gewissermaßen der Stempel des göttlichen Ebenbildes aufgedrückt, und vielleicht hat der große Bösewicht seinen so weiten Weg zum großen Rechtschaffenen, als der kleine; denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Arzten, und je weiter die Fäulnis, desto weiter und ungescheuter ihre Verirrung, desto imputabler ihre Veräuschung.

Akronod's Veranlassung weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung in Mitleiden schmilzt. Mitleiden kann folgen wie mit schauerndem Erschauern durch das unheimliche Chaos. Die Mitter der alten Dramensteller bleibt bei all ihren Gräueln noch ein großes, fassendwürdiges Weib, und Shakespeares Richard hat so gewiß am Leser einen Verwunderer, als er auch ihn haßten würde, wenn er ihm vor der Sonne stände. Wenn es mir darum zu thun ist, ganze Menschen hinzustellen, so muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Bösesten nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, so darf ich seine schone, blendende Fleckenhaut nicht übersehen. Damit man nicht den Tiger beim Tiger vermischt. Auch ist ein Mensch, der ganz Böhsheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst und äußert eine zurückstoßende Kraft, statt daß er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine eble Seele erträgt so wenig anhaltende moralische Dissonanzen, als das Ohr das Getöse eines Meeres auf Glas.

Aber eben darum will ich selbst mißrathen haben. Dieses mein Schauspiel auf der Bühne zu wagen. Es gehet beiderseits, beim Dichter und seinem Leser, schon ein gewisser Gehalt von Geisteskraft dazu; bei jenem, daß er das Laster nicht lere, bei diesem, daß er sich nicht von einer schönen Seite bestechen läßt, auch den häßlichen Grund zu schauen. Je tiefer ich entzünde ein Dichter — aber von meinen Lesern bin ich es nicht ganz sicher. Der Böbel, worunter ich feldschreie die Vortreter allein will verstanden wissen, der Böbel wurzelt (unter uns angesetzt) weit um und ganz zum Unglück — den Ton an. Zu kurzgefaßt, mein Ganzes auszureichen, zu kleinlich, mein Großes zu begreifen, zu beschaffen, mein Ganzes zu wissen zu wollen, wird er, fürd' ich, sein meine Absicht verstehen, und vielleicht eine Hypothese des Laster, das ich, in, darin zu finden meinen und seine eigene Einsicht den arme, D: hier entzünden lassen, dem man gemeintlich Alles, nur, d: Grechtheit widerfahren läßt. Es ist das eigene D: ego mit Aktera und Demotrit, und unsre guten Ervortate müßten ganze Plantagen Mitleid erschöpfen, wenn sie dem Unwesen durch ein beständiges Decret abheilen wollten. Noch so viele Freunde der Wahrheit mögen zusammenstellen in ihren Mikroskopen auf Schauspiel und Schauspiel Schule zu halten; der Böbel hört nie auf, sel zu seyn, und wenn Sonne und Mond sich wandeln, und Himmel und Erde veralten, wie ein Ateid. Vielleicht hört ich, den Schwachberzigsten zu frommen, der Natur minder getreu seyn sollen; aber, wenn jeder Ateid, den wir Mitleiden, auch den Mitleid aus den Perlen fließt, wenn man Trompet hat, das Feuer verbrannt und Wasser erloscht habe, soll darum Verle — Feuer — und Wasser consister werden?

Ich darf meiner Schrift, zufolge ihrer merkwürdigen Katastrophe, mit Recht einen Platz unter den moralischen Büchern versprechen; das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist; der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze; die Tugend geht liegend davon. Wer nur so eülig gegen mich handelt, mich ganz zu lesen, mich verlesen zu wollen, von Dem kann ich erwarten, daß er — nicht den Dichter bewundert, aber den rechtschaffenen Mann in mir hochschätze.

Geschrieben in der Dürerstraße 1791.

Der Herausgeber.

i c Hä u b e r.

Drama in fünf Akten.

Quae modo

Hippokrat

P e r s o n e n:

Maximilian, regierender Graf von Moor.

Karl, } seine Söhne.
Franz, }

Amalia von Edelreich.

Hermann, Vassall von einem Edelmann.

Spiegelberg,
Schweizer,
Grimm,
Hatzmann, Libertiner, nach
Schusterle, der Banditen,
Holler,
Kosinskij,
Schwarz,

Daniel, Hausknecht des Grafen von Moor.

Pastor Moser.

Ein Vater.

Wäuberbände.

Vierundzwanzig.

Der Ort der Geschehnisse ist Deutschland, die Zeit umschreibt zwei Jahre.

Erster Akt.

Erste Scene. *

Franz. Der alte Moor.

Franz. Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.

D. a. Moor. Ganz wohl, mein Sohn, -- was hasten du mir zu sagen?

Franz. Die Post ist angekommen -- ein Brief von unserm Correspondenten in Leipzig --

D. a. Moor. *Lesend.* Nachrichten von meinem Sohne Karl?

Franz. Hm! Hm! -- So ist es. Aber ich fürchte ich weiß nicht, ob ich Eurer Gesundheit? -- Ist Euch wirklich ganz wohl, mein Vater?

D. a. Moor. Wie dem Alch im Wasser! Von meinem Sohne schreibt er? -- Wie kommt du zu dieser Befragung? du hast mich zweimal gefragt.

Franz. Wenn Ihr krank seid -- nur die leiseste Abmahnung habt, es zu werden, so laßt mich -- ich will zu gelegener Zeit zu Euch reden. *Esst vor sich.* Diese Zeitung ist nicht für einen zerbrechlichen Körper.

D. a. Moor. Gott! Gott! was werd' ich hören?

Franz. Laßt mich vorerst auf die Seite gehen und eine Thräne des Mitleids vergießen um meinen verlorenen Bruder -- ich sollte schweigen auf ewig -- denn er ist Euer Sohn. Ich sollte seine Schande verhillen auf ewig -- denn er ist mein Bruder. -- Aber Euch gehorchen, ist meine erste, traurige Pflicht -- darum vergeht mir.

D. a. Moor. O Karl! Karl! wüßtest du, wie deine Aufführung das Vaterherz zerkert! wie eine

einzige frohe Nachricht von dir meinem Leben zehn Jahre ansetzen würde -- mich zum Jüngling machen würde -- da mich nun jede, ach! einen Schritt näher ans Grab rückt!

Franz. Ist es das, alter Mann, so lebt wohl! -- wir alle würden noch heute die Haare aufräumen über Eurer Tazze.

D. a. Moor. Bleib! -- Es ist noch um den kleinen kurzen Schritt zu thun -- laß ihm seinen Willen! *Erst er ist es, der sagt.* Die Sünden seiner Vater werden heimgesucht im dritten und vierten Gild -- laß ihn's vollenden.Franz. *Er nimmt den Brief auf der Tazze.* Ihr kennt unsern Correspondenten! Seht! den Finger meiner rechten Hand wollt' ich drum geben, dürft' ich sagen, er ist ein Vagabund, ein schwarzer, giftiger Vagabund -- laßt Euch! Ihr vergeht mir, wenn ich Euch den Brief nicht selbst lesen lasse -- Noch dürft Ihr nicht Alles hören.

D. a. Moor. Alles, Alles -- mein Sohn, du ersparst mir die Krücke.

Franz. *Lesend.* Leipzig, vom 15ten Mai. -- Verzeihe mir nicht eine unzerbrechliche Aufsage, dir auch nicht das Geringsste zu verhehlen, was ich von den Schicksalen meines Bruders anfangen kann. Dieser Freund, zimmerne mehr würde meine unschuldige Feder an die ewige Tyrannein geworden seyn. Ich kann es aus hundert Briefen von dir abnehmen, wie Nachrichten dieser Art dein brüderliches Herz durchbohren müssen; mir hi's, als sah' ich dich schon um den Nichtswürdigen, den Abscheulichen -- *Der alte Moor verbirgt sein Gesicht.*

Seht, Vater! ich lese Euch nur das Olimpfische -- den Abscheulichen in tausend Thränen ergossen; -- Ach, sie flossen -- stürzten frommweis von dieser mitleidigen Wange -- mir hi's, als sah' ich schon deinen alten, frommen Vater todtendbleich -- Jesus Maria! Ihr seyd's, eh' Ihr noch das Mitleid wüßet?

D. a. Moor, aufstehend. Franz! Franz! was sagst du?

Franz. Ist es nicht die Liebe zu ihm, die Euch all den Gram macht? Ohne diese Liebe ist er für Euch nicht da. Ohne diese strafbare, diese verdammliche Liebe ist er Euch gestorben — ist er Euch nie geboren. Nicht Fleisch und Blut, das Herz macht uns zu Vätern und Söhnen. Liebt Ihr ihn nicht mehr, so ist diese Abart auch Euer Sohn nicht mehr, und wär' er aus Eurem Fleische geschnitten. Er ist Euer Angapfel gewesen bisher; nun aber, ärgert dich dein Auge, sagt die Schrift, so reiß' es aus. Es ist besser, einäuglig gen Himmel, als mit zwei Augen in die Hölle. Es ist besser, kinderlos gen Himmel, als wenn Weide, Vater und Sohn, in die Hölle fahren. So spricht die Gottheit!

D. a. Moor. Du willst, ich soll meinen Sohn versuchen?

Franz. Nicht doch! nicht doch! — Euren Sohn sollt Ihr nicht versuchen. Was heißt Ihr Euren Sohn? — dem Ihr das Leben gegeben habt, wenn er sich auch alle ersinnliche Mühe gibt, das Ewige zu verkürzen?

D. a. Moor. O, Das ist allzuwahr! Das ist ein Gericht über mich. Der Herr hat's ihn geheißt!

Franz. Seht Ihr's, wie kindlich Euer Vnsenkind an Euch handelt. Durch Eure väterliche Theilnehmung erwirkt er Euch, merket Euch durch Eure Liebe, hat Euer Vaterherz selbst bestochen, Euch den Ausgang zu machen. Seht Ihr einmal nicht mehr, so ist er Herr Eurer Güter, König seiner Triebe. Der Damm ist weg, und der Strom seiner Lüste kann jetzt freier dahin brausen. Denkt Euch einmal an seine Ziele! Wie oft muß er den Vater unter die Erde wünschen — wie oft den Bruder — die ihm im Lauf seiner Excesse so unbarmerzig im Wege stehen? Ist Das aber Liebe gegen Liebe? Ist Das kindliche Dankbarkeit gegen väterliche Milde, wenn er dem geliebten Rigel eines Augenblicks zehn Jahre Eures Lebens aufopfert? wenn er den Ruhm seiner Väter, der sich schon sieben Jahrhunderte unbescholt erhalten hat, in einer wohlthätigen Minute aufs Spiel setzt? Heißt Ihr Das Euren Sohn? Antwortet! heißt Ihr Das einen Sohn?

D. a. Moor. Ein unärdliches Kind! ach! aber mein Kind doch! mein Kind doch!

Franz. Ein allerliebste, köstliches Kind, dessen ewiges Studium ist, seinen Vater zu haben — O, daß Ihr's begreifen lerntet! daß Euch die Schwärzen fielen vom Auge! Aber Eure Nachsicht muß ihn in seinen Niederlichkeiten befestigen, Euer Vorstoß ihnen Rechtmäßigkeit geben. Ihr werdet freilich den Alch von seinem Haupte laden; auf Euch, Vater, auf Euch wird der Alch der Verdammniß fallen.

D. a. Moor. Gerecht! sehr gerecht! Mein, mein ist alle Schuld!

Franz. Wie viele Tausende, die voll sich geistlich haben vom Becher der Vollust, sind durch Leiden gehebert worden! Und ist nicht der körperliche Schmerz, den jedes Uebermaß begleitet, ein Zügel des irdischen Willens? sollte ihn der Mensch durch seine grausame Fortlichkeit verschren? soll der Vater das ihm anvertraute Kind auf ewig zu Grunde richten? — Bedenkt, Vater, wenn Ihr ihn seinem Gland auf einige Zeit preisgeben werdet, wird er nicht entweder umkehren müssen und sich bessern? oder er wird auch in der großen Schule des Glens ein Schurke bleiben, und dann — wehe dem Vater, der die Rathschlüsse einer höhern Weisheit durch Vergeltung zernichtet! — Nun, Vater?

D. a. Moor. Ich will ihm schreiben, daß ich meine Hand von ihm wende.

Franz. Da thut Ihr recht und klug daran.

D. a. Moor. Daß er nimmer vor meine Augen komme.

Franz. Das wird eine heilsame Wirkung thun.

D. a. Moor, zornig. Bis er anders worden!

Franz. Schon recht, schon recht — Aber, wenn er nun kommt mit der Larve des Heuchlers, Euer Mitleid erweint, Eure Vergebung sich erschmeichelt und morgen hinget und Eurer Schwachheit spottet im Arm seiner Huren? — Nein, Vater! Er wird freiwillig wiederkehren, wenn ihn sein Gewissen rein gesprochen hat.

D. a. Moor. So will ich ihm Das auf der Stelle schreiben.

Franz. Halt! noch ein Wort, Vater! Eure Entzückung, fürchte ich, möchte Euch zu harte Worte in die Feder werfen, die ihm das Herz zerpalten würden — und dann — glaubt Ihr nicht, daß er Das schon für Verzeihung nehmen werde, wenn Ihr ihn noch eines eigenbändigen Schreibens werth haltet? Darum wird's besser seyn, Ihr überlaßt das Schreiben mir.

D. a. Moor. Ihn Das, mein Sohn. — Ach, es hätte mir doch das Herz gebrochen! Schreib' ihm —

Franz, ab. Dabei breich' ich also!

D. a. Moor. Schreib' ihm, daß ich tausend blutige Thränen, tausend schlaflose Nächte — aber bring' meinen Sohn nicht zur Verzweiflung!

Franz. Wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen, Vater? Es grüß Euch hart an.

D. a. Moor. Schreib' ihm, daß die väterliche Brust — Ich sage dir, bring' meinen Sohn nicht zur Verzweiflung! *Geh Franz ab.*

Franz, mit Vaden ihm nachgehend. Tröste dich, Alter! du wirst ihn nimmer an diese Brust drücken; der Weg dazu ist ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle — Er war aus deinen Armen gerissen, eh' du wußtest, daß du es wollen könntest — Da müßt' ich ein erbärmlicher Stümmer seyn, wenn ich's nicht einmal so weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters loszulösen, und wenn er mit eheernen Fesseln daran geklammert wäre — Ich hab' einen magischen Kreis von Mücken um dich gezogen, den er nicht überbringen soll — Wind zu, Franz! weg ist das Schreckkind — der Wald ist heller. Ich muß diese Papiere vollends anheben, wie leicht könnte Jemand meine Handschrift kennen? *Er liest die verlassenen Briefstücke zusammen.* — Und Gram wird auch den Alten bald fortschaffen — und ihr muß ich diesen Karl aus dem Herzen reißen, wenn auch ihr halbes Leben daran hängen bleiben sollte.

Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu seyn, und, bei meiner Ehre, ich will sie geltend machen. — Warum bin ich nicht der Gräbe aus Mutterleib gefressen? warum nicht der Ginzige? Warum mußte sie mir diese Würde von Göttheit aufladen? gerade mir? Nicht anders, als ob sie bei meiner Geburt einen Rest gesetzt hätte. Warum gerade mir die Kaysländernaße? gerade mir dieses Mohrenmaul? diese Gottentottennagen? Wirklich, ich glaube, sie hat von allen Menschenforten das Schrecklichste auf einen Haufen geworfen und mich daraus gebäckt. Worb und Lob! Wer hat ihr die Vollmacht gegeben, Jenem Dieses zu verleihen und mir vorzuenthalten? Konnte ihr Jemand darum bosiren, eh' er entstand? oder sie beleidigen, eh' er selbst wurde? Warum ging sie so partestlich zu Werke?

Nein! nein! ich th' ihr Unrecht. Gab sie uns doch Erfindungsgeist mit, setzte uns nackt und arm-selig ans Ufer dieses großen Oceans Welt — Schwimme, wer schwimmen kann, und, wer plump ist, geh' unter! Sie gab mir nichts mit; wozu ich mich machen will. Das ist nun meine Sache. Jeder hat gleiches Recht zum Größten und Kleinsten; Anspruch wird an Anspruch, Trieb an Trieb, und Kraft an Kraft zernichtet. Das Recht wohnet beim Ueberwältiger, und die Schranken unserer Kraft sind unsere Gesetze.

Wohl gibt es gewisse gemeinschaftliche Pacta, die man geschlossen hat, die Fülle des Weltcircels zu treiben. Ehrlicher Name! — wahrhaftig, eine reichhaltige Münze, mit der sich meisterlich schwachen läßt, wer's versteht, sie gut auszugeben. Gewissen — o ja, freilich! ein tüchtiger Lumpenmann, Zerlinge von Rirschbäumen wegzuschrecken! — auch Das ein gut geschriebener Wechselbrief, mit dem auch der Bankrottirer zur Noth noch hinauslanget.

In der That, sehr lobenswürdige Anstalten, die Narren im Respect und den Föbel unter dem Pantoffel zu halten, damit die Gelehrten es desto bequemer haben. Ohne Anstand, recht schnatthiche Anstalten! Kommen mir vor, wie die Hefen, die meine Bauern gar schlau um ihre Felder herumführen, daß ja kein Haie drüber setzt, ja beileibe kein Haie! — Aber der gnädige Herr gibt seinem Narren den Sporn und galoppirt weich über der weiland Grute.

Armer Haie! Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Haie seyn müssen auf dieser Welt — Aber der gnädige Herr braucht Haie!

Also früh drüber hinweg! Wer nichts fürchtet, ist nicht weniger mächtig, als Der, den Alles fürchtet. Es ist jetzt die Mode, Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man sie nach Belieben weiter und enger schnürt. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neuesten Façon anmessen lassen, um es hübsch weiter aufzuschnallen, wie wir zulegen. Was können wir dafür? Geh! zum Schneider! Ich habe Vaque und Breites von einer sogenannten Blutliche schwagen gehört, das einem ordentlichen Hausmann den Kopf heiß machen könnte — Das ist dein Bruder! — Das ist verzeihlich: Er ist aus eben dem Ofen geschossen worden, aus dem du geschossen bist — also sey er dir heilig! — Merkt doch einmal diese verzwickte Consequenz, diesen possirlichen Schluß von der Nachbarschaft der Leiber auf die Harmonie der Geister, von eben derselben Heimath zu eben derselben Empfindung, von einerlei Noth zu einerlei Meinung. Aber weiter — es ist dein Vater! er hat dir das Leben gegeben, du bist sein Fleisch, sein Blut — also sey er dir heilig! Wiederum eine schlaue Consequenz! Ich möchte doch fragen, warum hat er mich gemacht? doch wohl nicht gar aus Liebe zu mir, der erst ein Ich werden sollte? Hat er mich gekannt, ehe er mich machte? oder hat er an mich gedacht, wie er mich machte? oder hat er mich gewünscht, da er mich machte? wußte er, was ich werden würde? Das wollt' ich ihm nicht rathen, sonst möcht' ich ihn dafür strafen, daß er mich doch gemacht hat! Kann ich's ihm Dank wissen, daß ich ein Mann wurde? So wenig, als ich ihn verklagen könnte, wenn er ein Weib aus mir gemacht hätte. Kann ich eine Liebe erkennen, die sich nicht auf Achtung gegen mein Selbst gründet? Konnte Achtung gegen mein Selbst vorhanden seyn, da's erst dadurch entziehen sollte, davon es die Voraussetzung seyn muß? Wo steckt denn nun das Heilige? Etwa im Aeras selber, durch den ich entstand? — Als wenn dieser etwas mehr wäre, als fleischlicher Proceß zur Stillung fleischlicher Begierden?

Oder steckt es vielleicht im Resultat dieses Actus, der doch nichts ist, als eiserne Nothwendigkeit, die man so gerne wegwünschte, wenn's nicht auf Kosten von Fleisch und Blut geschehen müßte? Soll ich ihm etwa darum gute Worte geben, daß er mich liebt? Das ist eine Eitelkeit von ihm, die Schoßfüße aller Künstler, die sich in ihrem Werk kokettiren, wär' es auch noch so häßlich. — Sehet also, Das ist die ganze Hererei, die ihr in einen heiligen Nebel verschleiert, unsere Dürchsamkeit zu mißbrauchen. Soll auch ich mich dadurch gängeln lassen, wie einen Knaben?

Triff also! muthig ans Werk! — Ich will Alles um mich her ansrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin. Herr muß ich seyn, daß ich Das mit Gewalt extorqe, wozu mir die Liebendwürdigkeit gebracht. u.

Zweite Scene.

Gebirge an den Grängen von Sachsen.

Karl von Moor, in ein Buch vertieft. Spiegelberg, tinsend am Tisch.

Karl v. Moor legt das Buch weg. Mir ekest vor diesem tintenfleckenden Sæculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.

Spiegelberg stellt ihm ein Glas hin und trinkt. Den Josephus muß du lesen.

Moor. Der lohe Lichtstünke Prometheus' ist aufgebrannt, dafür nimmt man jetzt die Blamme von Vörlayrenmehl — Theaterfeuer, das keine Feste Tabak anzündet. Da krabbeln sie nun, wie die Matten auf der Reule des Heracles. Ein französischer Abbe docirt, Alexander sey ein Hasenfuß gewesen; ein schwindelichtiger Froisnor hält sich bei jedem Wort ein kläffisches Zaimlafgeiß vor die Nase und liest ein Collegium über die Kraft. Kerle, die in Schmach fallen, wenn sie einen Raketen gemacht haben, kritteln über die Tactik des Hannibal — feuchtreibrige Raben fischen Phrasen aus der Schlacht bei Cannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponiren müssen.

Spiegelberg. Das ist ja recht alexandrinish gekennt.

Moor. Schöner Preis für euren Schweich in der Feldschlacht, daß ihr jetzt in Gymnasien lebet, und eure Unsterblichkeit in einem Wäbererium mühsam fortgeschleppt wird. Konbarer Ersag eures vererachten Blutes, von einem Nürnberg'schen Krämer um Lebensuchen gewickelt — oder, wenn's glücklich geht, von einem französischen Tragödiendichter auf Stelzen geschraubt und mit Trahtsäden gezogen zu werden. Hababa!

Spiegelberg. Was den Josephus, ich bitte dich drum.

Moor. Fin! vñ! über das schlappe Castraten-Jahrhundert, zu nicht. Sage, als die Thaten der Vorzeit wiederankämen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schwätzen und zu verhuizen mit Transivivien. Die Straß seiner Verden ist versiegen gegangen, und nun muß Bierge den Menschen fort-zu helfen.

Spiegelberg. Thee, Bruder, Thee!

Moor. Da verammeln sie sich die gesunde Natur mit aberschmackten Conventionen, haben das Herz nicht, ein Glas zu leeren, weil sie Gesundheit dazu trinken müssen — belecken den Schupfuger, daß er sie vertrete bei Ibro Gnaden, und hubeln den armen Schelm, den sie nicht fürchten. Vergößtern sich um ein Mittagessen und möchten einander vergiften um

ein Unterbett, das ihnen beim Aufstreich überboten wird. — Verdammen den Sabbucker, der nicht fleißig in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judeuzins am Altare — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamy ausbreiten können — wenden kein Auge von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke zerfällt ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankrott von der Börse geht. — So warm ich ihnen die Hand drücke — „nur noch einen Tag“ — umsonst! — Ins Loch mit dem Hund! — Bitten! Schwüre! Thränen! Auf den Boden stampfend Hölle und Teufel!

Spiegelberg. Und um so ein paar tausend lausige Ducaten —

Moor. Nein, ich mag nicht daran denken! — Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesege. Das Gesege hat zum Schneckenangang verderben, was Adlersflug geworden wäre. Das Gesege hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brüht Molosse und Ertrimitäten aus. — Ah, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimmt! — Stelle mich vor ein Heer Kerle, wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen. *Er weist den Fegen auf den Tisch und steht auf.*

Spiegelberg, aufspringend. Bravo! Bravissimo! Du bringst mich eben recht auf das Chavitre. Ich will dir was ins Ohr sagen, Moor, das schon lang mit mir umgeht, und du bist der Mann dazu — faul, Brader, faul! — wie wär's, wenn wir Juden würden und das Königreich wieder auf's Tapet brächten?

Aber sag, ist Das nicht ein schlauer und herrlicher Plan? Wir lassen ein Manifest ausgeben in alle vier Ecken der Welt und citiren nach Palästina, was kein Schweinefleisch ist. Da bezeich' ich nun durch triftige Documente, Herodes, der Vierfüßr, sey mein Gesegehnerr gewesen, was so ferne. Das wird ein Victoria abgeben, Merk, wenn sie wieder ins Trockne kommen und Jerusalem wieder aufbauen dürfen! Jetzt frisch mit dem Türken aus Wien, weil's Gien noch warm ist, und Gedenk gebauen auf dem Libanon, und Schiffe gebaut, und geschachert mit alten Vorten und Schwallen das ganze Beck. Mittlerweile —

Moor *nimmt ein Ladel Dte. der ganz Camerad!* mit den Narrenstreichen ist's nun am Ende.

Spiegelberg, *hört.* Pst! du wirst doch nicht gar den verlorenen Sohn spielen wollen? Ein Merk, wie du, der mit dem Fegen mehr auf die Gesechter gekriegt hat, als drei Substituten in einem Schaltjahr ins Vercktbuch schreiben! Soll ich dir von der großen Hund-leiche vorerzählen? Ha! ich muß dir nur dein eigenes Bild wieder vor dich rufen, Das wird Neger in deine Aern blasen, wenn dich sonst nichts mehr begeistert. Weißt du noch, wie die Herren vom Collegio deiner Doage das Wein hatten abschneiden lassen, und du zur Alexander liehest ein Dasten auszeichnen in der ganzen Stadt? Man schmellte über dein Meisterst. Aber du, nicht faul, lässest alles Meich aufsaufen in ganz V., daß in acht Stunden kein Knecht mehr zu nagen ist in der ganzen Mundung, und die Asche anfangen im Preise zu stehen. Magistrat und Bürgerthum, düffelten Nachs. Wir Wurde, frisch heraus, zu Siebzehnhundert, und du an der Spitze, und Wegger und Schneider und Krämer hintenher, und Wirth' und Barbierer und alle Zünfte, und fluchen, Sturm zu laufen wider die Stadt, wenn man den Wurschen ein Haar krümmen wollte. Da ging's aus, wie's Schießen zu Hornberg, und mußten abziehen mit langer Nase. Du lässest Doctores kommen ein

ganzes Concilium und hotst drei Ducaten, wer dem Hunde ein Recept schreiben würde. Wir sorgten, die Herren werden zu viel Ehre im Leibe haben und Mein sagen, und hatten's schon verabredet, sie zu forciren. Aber Das war unnöthig, die Herren schlugen sich um die drei Ducaten, und kam's im Abstreich herab auf drei Wagen; in einer Stunde sind zwölf Recepte geschrieben, daß das Thier auch bald darauf verreckte.

Moor. 'Schändliche Kerle!

Spiegelberg. Der Leichenpomp ward veranstaltet in aller Pracht, Garmina gab's die schwere Meng' um den Hund, und wir zogen aus des Nachts gegen Tausend, eine Katerne in der einen Hand, unsern Hauptbogen in der andern, und so fort durch die Stadt mit Glockenspiel und Oelstumper, bis der Hund beigesetzt war. Drauf gab's ein Treffen, das währie bis an den lichten Morgen; da bedanktest du dich bei den Herren für das herrliche Beileid und ließeß das Fleisch verkaufen ums halbe Geld. Mort de ma vie! da hatten wir dir Respect, wie eine Garnison in einer erboberten Festung —

Moor. Und du schämst dich nicht, damit groß zu prahlen? Hast nicht einmal so viel Scham, dich dieser Streiche zu schämen?

Spiegelberg. Weh', geh! Du bist nicht mehr Moor. Weißt du noch, wie tausendmal du, die Bläse in der Hand, den alten Hiltzen hast aufgezogen und gesagt: er soll nur drauf los schaben und schwarzen, du wollest dir dafür die Gurgel absaufen. — Weißt du auch noch? be? weißt du noch? Du heillest, erbärmlicher Prahlhans! Das war noch männlich gesprochen und edelmännisch, aber —

Moor. Verflucht seist du, daß du mich daran erinnerst! verflucht ich, daß ich es sagte! Aber es war nur im Dampfe des Weins, und mein Herz hörte nicht, was meine Zunge vrablte.

Spiegelberg *schüttelt den Kopf.* Nein! nein! nein! Das kann nicht seyn. Unmöglich, Brader, Das kann dein Grud nicht seyn. Sag, Brüderchen, ist es nicht die Noth, die dich so stimmt? Komm', laß dir ein Stückchen aus meinen Vadenjahren erzählen. Da hatt' ich neben meinem Haus einen Graben, der, wie wenig, seine acht Schuh breit war, wo wir Vaden uns in die Wette kummben, hinüber zu springen. Aber Das war umsonst. Plumm! lagst du, und ward ein Gesech und Gesechter über dir, und wurde mit Schneeballen geschmissen über und über. Neben meinem Haus lag eines Jägers Hund an einer Kette, eine so hüßige Bestie, die dir die Wädeln wie der Witz am Neckriegel hatte, wenn sie sich's versah und zu nah dran verkehrte. Das war nun mein Seelenquandium, den Hund überall zu necken, wo ich nur konnte, und wollt' haib creviren vor Lachen, wenn mich dann das Thier so giftig anhierte und so gern auf mich losgerannt wäre, wenn's nur gekonnt hätte. — Was geschieht? Ein Wadermal mach' ich's ihm auch wieder so und werf' ihn mit einem Stein so dorb an die Nieren, daß er vor Wuth von der Kette reißt und auf mich dar, und ich, wie alle Donnerwetter, reiß' aus und davon. Tausend Schwernoth! da ist dir juht der vermaledeite Graben dazwischen. Was zu thun? Der Hund ist mir hart an den Fersen und wüthend, also kurz velschirt — einen Anlauf genommen — drüber bin ich. Dem Sprung hatt' ich Leib und Leben zu danken: die Bestie hätte mich zu Schanden gerissen.

Moor. Aber wenn jetzt Das?

Spiegelberg. Dann — daß du sehen sollst, wie die Kräfte wachsen in der Noth. Darum laß' ich mir's auch nicht kange seyn, wenn's aufs Auserste

kommt. Der Muth wächst mit der Gefahr; die Kraft erhebt sich im Drang. Das Schicksal muß einen großen Mann aus mir haben wollen, weil's mir so quer durch den Weg streicht.

Moor, *argzäh*. Ich wüßte nicht, wozu wir den Muth noch haben sollten und noch nicht gehabt hätten.

Spiegelberg. So? — Und du willst also deine Gaben in die verwirren lassen? dein Pfund vergraben? Meinst du, deine Stinkereien in Leckzig machen die Grenzen des menschlichen Wiges aus? Da laß uns erst in die große Welt kommen. Paris und London! — wo man Ehrfeigen einhandelt, wenn man Einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüßt. Da ist es auch ein Seelenjubiläum, wenn man das Handwerk ins Große prakticirt. — Du wirst gaffen! du wirst Augen machen! Wart', und wie man Handschriften nachmacht, Würfel verdreht, Schlösser aufbricht und den Koffern das Eingeweide ausschüttet. — Das sollst du noch von Spiegelberg lernen! Die Canaille soll man an den nächsten besten Galgen knüpfen, die bei geraden Dingen verhungern will.

Moor, *gerührt*. Wie? Du hast es wohl gar noch weiter gebracht?

Spiegelberg. Ich glaube gar, du setzt ein Mißtrauen in mich. Wart', laß mich erst warm werden: du sollst Wunder sehen; dein Gehirnen soll sich im Schadel umdrehen, wenn mein freisender Witz in die Weichen kommt. — *Erzähl aus, sagt* Wie es sich aufstellt in mir! Große Gedanken dämmern auf in meiner Seele! Riesengänge ähnen in meinem schwärzlichen Schadel — Verfluchte Schlafsucht, so vom Kopf schlagend, die bisher meine Kräfte in Netzen schlug, meine Ansichten irrte und swante! Ich erwache, fühle, wer ich bin — wer ich werden muß!

Moor. Du bist ein Narr. Der Wein bramarbasirt aus deinem Gehirne.

Spiegelberg, *zuerst*. Spiegelberg, wird es heißen, kannt du deren, Spiegelberg? Es ist Schade, daß du kein General worden bist, Spiegelberg, wird der König sagen, du hättest die Deserteure durch ein Knopfloch gesagt. Ja, hör ich die Doctors jammern, es ist unverantwortlich, daß der Mann nicht die Medizin studirt hat, er hätte ein neues Knopfloch erfunden. Ach! und daß er das Generale nicht zum Tode genommen hat, werden die Zullys in ihren Cabineten seufzen, er hätte aus Steinen Conzert's hervorgezaubert. Und Spiegelberg wird es heißen in Dänen und Wästen, und in den Roth mit euch, ihr Memmen, ihr Kröten, in die Spiegelberg mit ausgebreiteten Flügeln zum Tempel des Nachruhms emporsteigt.

Moor. Glück auf den Weg! Steig' du auf Schanzsäulen zum Gipfel des Ruhme. Im Schatten meiner väterlichen Haine, in den Armen meiner Analla lockt mich ein edler Vergnügen. Schon die vorige Woche hab' ich meinem Vater um Vergabung geschrieben, hab' ihm nicht den kleinsten Umstand verdrungen, und, wo Aufrichtigkeit ist, ist auch Mitleid und Güte. Laß uns Abschied nehmen, Moriz. Wir sehen uns heut und nie mehr. Die Post ist angelangt. Die Vergebung meines Vaters ist schon innerhalb dieser Stadtmauern.

Schweizer, Grimm, Koller, Schusterle, Nazmann *erschauern*.

Koller. Wißt ihr auch, daß man uns auslendschaftet?

Grimm. Daß wir keinen Augenblick sicher sind, aufgehoben zu werden?

Moor. Mich wundert's nicht. Es gehe, wie es will! Seht ihr den Schwarz nicht? sagte er von keinem Briefe, den er an mich hätte?

Koller. Schon lange sucht er dich, ich vermuthe so etwas.

Moor. Wo ist er? wo, wo? Will eilig fort.

Koller. Bleib! wir haben ihn hieher beschieden. Du zitterst? —

Moor. Ich zittere nicht. Warum sollt' ich auch zittern? Cameraden! dieser Brief — Treut euch mit mir! Ich bin der Glückliche unter der Sonne, warum sollt' ich zittern?

Schwarz tritt auf.

Moor fliegt ihm entgegen. Bruder! Bruder! den Brief! den Brief!

Schwarz gibt ihm den Brief, den er hastig aufbricht. Was ist dir? wirst du nicht wie die Wand?

Moor. Meines Bruders Hand!

Schwarz. Was treibt denn der Spiegelberg?

Grimm. Der Kerl ist unsinnig. Er macht Oestus wie beim Sauer-Weits-Tanz.

Schusterle. Sein Verstand geht im Ring herum. Ich glaub', er macht Verse.

Nazmann. Spiegelberg! He, Spiegelberg! — Die Bekie hört nicht.

Grimm *zu Koller*. Kerl! träumst du, oder — ?

Spiegelberg, *der sich die ganze Zeit über mit den Pantalons eines Portenmachers im Stube-od' angestrichelt hat, springt wild auf*. La bouzou ou la vie! und paßt Schwestern an der Gurgel, der er geklaut hat die Hand wusch. — Moor laßt den Brief fallen und rennt fort. — Alle lachen auf.

Koller *zum Moor*. Meer! wenans, Meer? was besinnst du?

Grimm. Was hat er? was that er? Er ist bleich, wie die Leiche.

Schweizer. Das müssen schöne Neuigkeiten seyn! Laß doch sehen!

Koller *nimmt den Brief von der Erde und liest*.

„Unglücklicher Bruder!“ der Anfang klingt lustig. „Nur herzlich muß ich dir melden, daß deine Hoffnungen vereitelt ist — du sollst hinachben, läßt dir der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten führen. Auch, sagt er, werdest du die keine Heilung machen, jemals Gnade zu seinen Füßen zu erweimern, wenn du nicht gewärtig sein willst, im untersten Gewölbe seiner Thürme mit Wasser und Brod so lange tractirt zu werden, bis deine Haare wachsen wie Altvordern, und deine Nägel wie Vogelklauen werden. Das sind seine eigenen Worte. Er befehlet mir, dir Brief zu schreiben. Lebe wohl auf ewig! Ich liebe dich.“

Haut von Moor.

Schweizer. Ein unföhiges Völkchen! In der That! — Haut beim die Canaille!

Spiegelberg, *er ist sehr blaß*. Von Wasser und Brod ist die Rede? Ein schönes Leben! Da hab' ich anders für euch sorg! Sagt' ich's nicht, ich muß am Ende alle euch denken!

Schweizer. Was sagt der Thatskopf? der Esel will nur uns Alle denken?

Spiegelberg. Hasen, Krüppel, lahme Hunde send ihr Alle, wenn ihr das Herz nicht habt, etwas Großes zu wagen!

Koller. Nun, Das wären wir freilich, du hast recht! — aber wird es uns auch aus dieser vermaledeiten Lage reißen, was du wagen wirst? wird es?

Spiegelberg *mit einem kleinen Grinsen*. Armer Tropf, aus dieser Lage reißen? hahaha! aus dieser Lage

reißen? — und auf mehr raffinirt dein Fingerhut voll Gehirn nicht? und damit trabt deine Mähre zum Stalle? Spiegelberg müßte ein elender Kerl seyn, wenn er mit Dem nur anfangen wollte. Zu Helden, sag' ich dir, zu Dreiherrn, zu Fürsten, zu Bistümern wird's euch machen!

Razmann. Das ist viel auf einen Fleb, wahrlich! Aber es wird wohl eine halbschreckende Arbeit seyn, den Kopf wird's wenigstens kosten.

Spiegelberg. Es will nichts als Muth, denn, was den Witz betrifft, den nehm' ich ganz über mich. Muth, sag' ich, Schweizer! Muth, Koller, Grimm, Razmann, Schusterle! Muth! —

Schweizer. Muth? Wenn's nur Das ist — Muth hab' ich genug, um barfuß mitten durch die Hölle zu gehen.

Schusterle. Muth genug, mich unterm lichten Galgen mit dem leibhaftigen Teufel um einen armen Sünder zu balgen.

Spiegelberg. So gefällt mir's! Wenn ihr Muth habt, tret' Einer auf und sag': er habe noch etwas zu verlieren und nicht Alles zu gewinnen! —

Schwarz. Wahrhaftig, da gäb's Manches zu verlieren, wenn ich Das verlieren wollte, was ich noch zu gewinnen habe!

Razmann. Ja, zum Teufel! und Manches zu gewinnen, wenn ich Das gewinnen wollte, was ich nicht verlieren kann.

Schusterle. Wenn ich Das verlieren müßte, was ich auf Verräth auf dem Leibe trage, so hätt' ich allenfalls morgen nichts mehr zu verlieren.

Spiegelberg. Also denn! *Er stellt sich mitten unter sie mit dem Schwerte zum Tode.* Wenn noch ein Tropfen deutschen Heldenblutes in euren Adern rinnt — kommt! Wir wollen uns in den böhmischen Wäldern niederlassen, dort eine Räuberbande zusammenziehen und — Was gäht ihr mich an? — ist euer Bißchen Muth schon verdammt?

Koller. Du bist wohl nicht der erste Ganner, der über den hohen Galgen weggegangen hat — und doch — Was hätten wir sonst noch für eine Wahl übrig?

Spiegelberg. Wahl? Was? Nichts habt ihr zu wählen! Wollt ihr im Schutzhurme stecken und zusammenschurren, bis man eum jüngsten Tag verfaunt? wollt ihr euch mit der Schaufel und Haue um einen Wißnen trocken Bied abmühen? wollt ihr an der Leute Heufter mit einem Bänkellängersied ein mageres Almosen erproben? oder wollt ihr zum Malzeiell schwören — und da ist erst noch die Frage, ob man euren Glöcklern traut — und dort unter der miltsüchtigen Panne eines gebieterrischen Corporals das Aequiem zum Verraus abverdiegen? oder bei künagendem Spiel nach dem Tact der Trommel fragieren gehen? oder im Gallichten-Paradies das ganze Eisen-Magazin Vulcans hinterberstehlen? Seht, Das habt ihr zu wählen, da ist es beizammen, was ihr wählen könnt!

Koller. So unrecht hat der Spiegelberg eben nicht. Ich hab' auch meine Pläne schon zusammen gemacht, aber sie treffen endlich auf Eins. Wie wär's, dacht' ich, wenn ihr euch hinfegtet und ein Tischbuch oder einen Almanach oder so was Aehnliches zusammenfuelet und um den lieben Groschen recensiret, wie's wirklich Mode ist?

Schusterle. Zum Henker! ihr rathet nah zu meinen Projecten. Ich dacht' bei mir selbst, wie, wenn du ein Pietist wärest und wöchentlick deine Gebannungsstunden hieltest?

Grimm. Betroffen! und, wenn Das nicht geht, ein Aheiß! Wir könnten die vier Evangelisten auf

Maul schlagen, ließen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so ging's reißen ab.

Razmann. Oder zögen wir wider die Franzosen zu Felde — ich kenne einen Doctor, der sich ein Haus von purem Quecksilber gebaut hat, wie das Epigramm auf der Hausthür lautet.

Schweizer steht auf und gibt Spiegelberg die Hand. Moriz, du bist ein großer Mann! — oder es hat ein blindes Schwein eine Gichel gefunden.

Schwarz. Vortreffliche Pläne! konnerte Gewerbe! Wie doch die großen Geister sympathisiren! Jetzt fehlte nur noch, daß wir Weiber und Kuppelrinnen würden.

Spiegelberg. Fessen, Fessen! Und was hindert's, daß ihr nicht das Meiste in einer Person seyn könnt? Mein Plan wird euch immer am Höchsten vermissen, und da habt ihr noch Ruhm und Unsterblichkeit! Seht, arme Schinder, auch so weit muß man hinausehen! auch auf den Nachruhm, das süße Gefühl von Unvergessenheit —

Koller. Und ebenan in der Knie der ehlichen Leute! Du bist ein Meißterredner, Spiegelberg, wenn's drauf ankommt, aus einem ehlichen Mann einen Hallunken zu machen — Aber sag' doch Einer, wo der Moor bleibt?

Spiegelberg. Ehlich, sagst du? Meinst du, du seyst nachher weniger ehlich, als du jetzt bist? Was heißt du ehlich? Reichen Ailken ein Dritttheil ihrer Sorgen vom Halse schaffen, die ihnen nur den goldenen Schlaf verschenden, das steckende Geld in Umlauf bringen, das Gleichgewicht der Güter wieder herstellen, mit einem Wort, das quidam Alter wieder zurückrufen, dem lieben Gott von manchem künigen Kostgänger helfen, ihm Krieg, Peinlich, theure Zeit und Doctors eriparen — siehst du, Das heiß' ich ehlich seyn, Das heiß' ich ein würdiges Werkzug in der Hand der Vorsehung abgeben — und so bei jedem Braten, den man ist, den schmeicheichastigen Geranken zu haben: den haben ihr keine Zinten, dein Köwenmuth, keine Nachtwachen erworben — von Groß und Klein respectirt zu werden —

Koller. Und endlich gar bei lebendigem Leibe gen Himmel fahren und trotz Sturm und Wind, trotz dem gefährlichen Waagen der alten Urabne Zeit unter Sonn' und Mond und allen Dirschnern schweben, wo selbst die unvernünftigen Vögel des Himmels, von etlicher Begierde herbeigeleckt, ihr himmlisches Concert mitfeiern, und die Engel mit Schwanen ihr hochheiliges Synodium halten? nicht wahr? — und, wenn Melanchthon und Periclitanten von Netten und Büumen verachtet werden, die Ghr haben zu dürfen, von Jupiter's königlichem Vogel Bitten anguschmen? — Moriz, Moriz, Moriz! nimm dich in Acht! nimm dich in Acht vor dem dreibeinigen Thiere!

Spiegelberg. Und Das schreckt dich, Hasenherz? Ist doch schon manches Universalgenie, das die Welt hätte reformiren können, auf dem Schindanger verfault, und spricht man nicht von so Einem Jahrhunderte, Jahrtausende lang, da mancher König und Kurfürst in der Geschichte überhäupt würde, wenn sein Geschichtschreiber die Kacke in der Successionsleiter nicht scheute, und sein Buch nicht dadurch um ein paar Octavseiten gewönne, die ihm der Verleger mit barem Gelde bezahlt — Und, wenn dich der Wandler so hin und her liegen sieht im Winde — Der muß auch kein Wasser im Hirn gehabt haben, brummt er in den Bart und senkt über die elenden Zeiten.

Schweizer steht ihm auf die Achsel. Meisterlich, Spiegelberg, meisterlich! Was, zum Teufel, steht ihr da und zaudert?

Schwarz. Und laß es auch Prostitution heißen — was folgt weiter? Kann man nicht auf den Fall immer ein Pflückerchen mit sich führen, das Einen so im Stillsitzen über'n Acheron fördert, wo kein Hahn darnach fräht! Nein, Bruder Moriz, dein Vorschlag ist gut, so lautet auch mein Kateschismus.

Schusterle. Witz! Und der meine nicht minder. Spiegelberg, du hast mich geworben!

Kaymann. Du hast, wie ein anderer Orpheus, die heulende Bestie, mein Gewissen, in den Schlaf gesungen. Nimm mich ganz, wie ich da bin!

Grimm. Si omnes consentiant ego non dissentio. Wohlgemerkt, ohne Komma. Es ist ein Aufstreich in meinem Kopf: Pictiiten — Quacksalber — Recensenten und Gauner. Wer am Meisten bietet, der hat mich. Nimm diese Hand, Moriz!

Koller. Und auch du, Schweizer? *Obi Spiegelberg die rechte Hand.* Also verpfänd' ich meine Seele dem Teufel.

Spiegelberg. Und deinen Namen den Sternen! Was liegt daran, wohin auch die Seele fährt? Wenn Schaa'en vorausgeschrenkter Courier unsere Niederfahrt melden, daß sich die Sarrane seitlich herauszuziehen, sich den tausendjährigen Nuß aus den Wimpern säuben, und Myriaden gehörnter Köpfe aus der rauchenden Mündung ihrer Schweifel-Kamine hervorzuschlagen, unsern Einzug zu sehen! Kameraden! aufstehen, frisch auf, Kameraden! was in der Welt wiegt diesen Rauch des Entzückens auf! Kommt, Kameraden!

Koller. Sachte nur! sachte! Wohin? Das Thier muß auch seinen Kopf haben, Rinter!

Spiegelberg. *ganz.* Was predigt der Zauderer? Stand nicht der Kopf schon, eh' noch ein Glied sich regte? Folgt, Kameraden!

Koller. Gemach, sag' ich. Auch die Freiheit muß ihren Herrn haben. Ohne Oberhaupt gingen Rom und Sparta zu Grunde.

Spiegelberg. *geschmeichelt.* Ja — haltet — Koller sagt recht. Und Das muß ein erleuchteter Kopf sein. Versteht ihr? ein feiner, politischer Kopf muß Das seyn. Ja, wenn ich mir's denke, was ihr vor einer Stunde waret, was ihr jetzt seyd — durch einen glücklichen Gedanken seyd — Ja, freilich, freilich müßt ihr einen Chef haben — Und, wer diesen Gedanken entsponnen, sagt, muß Das nicht ein erleuchteter politischer Kopf seyn?

Koller. Wenn sich's hoffen ließe — träumen ließe — aber ich fürchte, er wird es nicht thun.

Spiegelberg. Warum nicht? Sag's fest heraus, Freund! — So schwer es ist, das kämpfende Schiff gegen die Winde zu lenken, so schwer sie auch drückt, die Last der Krone — sag's unverzagt, Koller! — vielleicht wird er's doch thun.

Koller. Und fest ist das Ganze, wenn er's nicht thut. Ohne den Moor sind wir Leib ohne Seele.

Spiegelberg. *unwillig von ihm weg.* Stockfisch!

Moor reißt herein in wilder Bewegung und läuft heulend im Zimmer auf und nieder, mit sich selber redend. *Wenigen — Wenigen!* falsche, heuchlerische Krokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser! ihre Herzen sind Erz! Klüfte auf den Lippen! Schwerter im Busen! Löwen und Leoparde füttern ihre Jungen, Raben tischen ihren Kleinen auf dem Ras, und er, er — *Boosheit hab' ich buchen gelernt,* kann dazu lächeln, wenn mein erboeter Feind mir mein eigen Herblut jutrinkt — aber, wenn Blutische zur Verdächtigin, wenn Vaterliche zur Mörderin wird: e, so fange Feuer, männliche Gelassenheit! vermische zum Tiger, sanftmüthiges Lamm! und, *er* Hafer rede sich auf zum Grimm und Verderben!

Koller. Höre, Moor! was denkst du davon? Ein Räuberleben ist doch auch besser, als bei Wasser und Brod im untersten Gewölbe der Thürme?

Moor. Warum ist dieser Geist nicht in einen Tiger gefahren, der sein wüthendes Gebiß in Menschenfleisch haut? Ist Das Vatertreue? Ist Das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Vär seyn und die Vären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhegen — Neue, und keine Gnade! — O, ich möchte den Ocean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuversicht, und kein Erbarmen!

Koller. So höre doch, Moor, was ich dir sage!

Moor. Es ist unglaublich, es ist ein Traum, eine Täuschung — So eine rührende Bitte, so eine lebensdige Schilderung des Glends und der verzehrenden Neue — die wilde Bestie wär' in Mitleid verschmolzen, Steine hätten Thränen vergossen, und doch — man würde es für ein beschaftiges Passquill aufs Menschengeschlecht halten, wenn ich's ansagen wollte — und doch, doch — o, daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Lust, Erde und Meer wider das Hyänengezücht ins Treffen zu führen!

Grimm. Höre doch, höre! vor Rasen hörst du ja nicht.

Moor. Weg, weg von mir! Ist dein Name nicht Mensch? hat dich das Weib nicht geboren? — Aus meinen Augen, du mit dem Menschengezücht! — Ich hab' ihn so unaussprechlich geliebt! so liebte sein Zehn; ich hätte tausend Leben für ihn — *Schmerz auf die Seite klopfend.* Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieser Eiterbrut eine brennende Wunde zu versetzen! wer mir sagte, wo ich das Herz ihres Lebens erdiele, zermalmen, zerdrücken — er sey mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!

Koller. Eben diese Freunde wollen ja wir seyn, laß dich doch weissen!

Schwarz. Komm' mit uns in die böhmischen Wälder! Wir wollen eine Räuberbande sammeln, und du — *Moor starrt ihn an.*

Schweizer. Du sollst unser Hauptmann seyn! du mußt unser Hauptmann seyn!

Spiegelberg muß sich wild in einen Engel, Sklaven und Memmen!

Moor. Wer blies dir das Wort ein? Höre, Kerl! *ob er Koller's Wort erwidert.* Das hast du nicht aus deiner Menschenseele hervorgeholt! wer blies dir das Wort ein? Ja, bei dem tausendarmigen Tod! Das wollen wir! Das müssen wir! der Gedanke verdient Vergeltung — Mörder und Mörder! — So wahr meine Seele lebt, ich bin euer Hauptmann!

Alle mit lauter Stimme. *Ob er.* Es lebe der Hauptmann! **Spiegelberg**, *er* *gibt* *ihm* *die* *Hand.* Bis ich ihm hinbrülle!

Moor. Siehe, da fällt's wie der Staar von meinen Augen! was für ein Thor ich war, daß ich ins Käfig zurück wollte! — Mein Geist dürrtet nach Freiheit, mein Athem nach Freiheit — Mörder, Räuber! — Mit diesem Wort war das Gefeg unter meine Räder gerollt — Menschen haben Menschheit vor mir vorhergen, da ich an Menschheit anstellte; weg denn von mir, Sympathie und menschliche Schonung! — Ich hab' keinen Vater mehr, ich habe keine Liebe mehr, und Blut und Tod soll mich vergelten lehren, daß mir jemals etwas theuer war! — Kommt, kommt! — O, ich will mir eine fürchterliche Zerstreuung machen — es bleibt dabei, ich bin euer Hauptmann! und „Glück zu“ dem Meister unter euch, der am Wildesten senkt, am Gräßlichsten mordet: denn ich sage euch, er

soll königlich belohnt werden — Tretet her um mich ein Jeder und schwört mir Treue und Gehorsam zu bis in den Tod! — Schwört mir Das bei dieser männlichen Rechte!

Alle geben ihm die Hand. Wie schwören die Treue und Gehorsam bis in den Tod!

Moor. Nun, und bei dieser männlichen Rechte schwör' ich euch hier, treu und standhaft euer Hauptmann zu bleiben bis in den Tod! Den soll dieser Arm gleich zur Leiche machen, der jemals zagt oder zweifelt oder zurücktritt! Ein Gleiches widerfähre mir von Jedem unter euch, wenn ich meinen Schwur verlege! Seid ihr's zufrieden? *Spiegelberg lacht wüthend auf und nieder.*

Alle mit aufgeworfenen Huten. Wir sind's zufrieden.

Moor. Nun denn, so laßt uns gehn! Fürchtet euch nicht vor Tod und Gefahr, denn über uns waltet ein unbeugsames Fatum! Jeden ereilet endlich sein Tag, es sey auf dem weichen Kissen von Klammer oder im rauhen Gemüthe des Gefechtes oder auf offenem Galgen und Rad! Eins davon ist unser Schicksal!

Sie gehen ab.

Spiegelberg, ihnen nachgehend, nach einer Pause. Dein Regier' hat ein Loch. Du hast das Gift weggelassen. *W.*

Dritte Scene.

Im Moor'schen Schloß.

1. Zimmer.

Franz. Amalia.

Franz. Du stehst weg, Amalia? Verdien' ich weniger, als Der, den der Vater verflucht hat?

Amalia. Weg! — Ha des liebevollen, barmherzigen Vaters, der seinen Sohn Wölfen und Ungeheuern preisgibt! Dabeiin laßt er sich mit süßem köstlichen Wein und pflegt seiner morschen Glieder in Kissen von Ocker, während sein großer, herrlicher Sohn darbt! — Schämt euch, ihr Unmenschen! schämt euch, ihr Drachenseelen, ihr Schande der Menschheit! — seinen einzigen Sohn!

Franz. Ich dachte, er hätt' ihrer zwei.

Amalia. Ja, er verdient solche Söhne zu haben, wie du bist. Auf seinem Leebette wird er umsonst die kalten Hände ausstrecken nach seinem Karl und schändernd zurückfahren, wenn er die eiskalte Hand seines Bräutigams faßt — O, es ist süß, es ist köstlich süß, von deinem Vater verflucht zu werden! Eyrich, Frau, liebe brüderliche Seele! was muß man thun, wenn man von ihm verflucht seyn will?

Franz. Du schwärmst, meine Liebe, du bist zu bedauern.

Amalia. O, ich bitte dich — bedauerst du deinen Bruder? — Nein, Unmensch, du haßest ihn! du haßest mich doch auch?

Franz. Ich liebe dich, wie mich selbst, Amalia!

Amalia. Wenn du mich liebst, kannst du mir wohl eine Bitte abschlagen?

Franz. Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist, als mein Leben.

Amalia. O, wenn Das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gern erfüllen wirst — erst. Höre mich! Ich müßte feuerroth werden vor Scham, wenn ich an Karl denke, und mir eben einfielen, daß du mich nicht haßest. Du versprichst mir's doch? Jetzt geh' und laß mich, ich bin so gern allein!

Franz. Allerliebste Träumerin! wie sehr bewundere ich dein sanftes, liebevolles Herz. Hier, hier herrschte Karl wie ein Gott in seinem Tempel, Karl stand vor dir im Wachen, Karl regierte in deinen Träumen, die ganze Schöpfung schien dir nur in den

Einzigen zu zerfließen, den Einzigen widerzustrahlen, den Einzigen dir entgegen zu tönen.

Amalia, bewegt. Ja wahrhaftig, ich gesteh' es. Euch Barbaren zum Trost will ich's vor aller Welt gestehen — ich liebe ihn!

Franz. Unmenslich, grausam! Diese Liebe so zu belohnen! Die zu vergessen —

Amalia, aufstehend. Was, mich vergessen?

Franz. Hattest du ihm nicht einen Ring an den Finger gesteckt? einen Diamantring, zum Untersand deiner Treue? — Freilich nun, wie kann auch ein Jüngling den Reizen einer Nege Widerstand thun? Wer wird's ihm auch verdenken, da ihm sonst nichts mehr übrig war wegzugeben — und bezahlte sie ihn nicht mit Luchser dafür mit ihren Liebtsungen, ihren Umarmungen?

Amalia, aufgebracht. Meinen Ring einer Nege?

Franz. Pstui, pstui! Das ist schändlich. Wohl aber, wenn's nur Das wäre! Ein Ring, so köstbar er auch ist, ist im Grunde bei jedem Juden wieder zu haben — vielleicht mag ihm die Arbeit daran nicht gefallen haben, vielleicht hat er einen schöneren dafür eingehandelt.

Amalia, feurig. Aber meinen Ring — ich sage meinen Ring?

Franz. Keinen andern, Amalia — Ha! solch ein Kleines, und an meinem Finger — und von Amalia! — Von hier sollt' ihn der Tod nicht gerissen haben — Nicht wahr, Amalia? nicht die Reißbarkeit des Diamants, nicht die Kunst des Gepräges — die Liebe macht seinen Werth aus — Liebtes Kind, du weißest? Wehe über Den, der diese köstlichen Tropfen aus so himmlischen Augen preßt — ach, und wenn du erst Alles wüßtest, ihn selbst sähest, ihn unter der Gestalt sähest? —

Amalia. Ungeheuer! wie, unter welcher Gestalt?

Franz. Stille, stille, gute Seele, frage mich nicht aus! *Wie er sich aber laut.* Wenn es doch wenigstens nur einen Schleier hätte, das garstige Laster, sich dem Auge der Welt zu entziehen! Aber da blickt's schrecklich durch den gelben, bleifarbenen Augenring — da verräth sich's im tedenblauen, eingefallenen Gesicht und dreht die Knochen köstlich hervor — da stammelt's in der halben, verstümmelten Stimme — da predigt's fürchterlich laut vom ätzernden, hindurchwandelnden Geiz — da durchwühlt es der Knochen innerstes Mark und bricht die mannhafteste Stärke der Jugend — Pstui, pstui! mir elst. Nasen, Augen, Ohren schütteln sich — Du hast jenen Glenden gesehen, Amalia, der in unserm Ziechenbanse seinen Geist aufsuchte, die Scham schien ihr schones Auge vor ihm anzublinzen — du rüttelst Wehe über ihn aus. Nimm dies Bild noch einmal ganz in deine Seele zurück, und Karl steht vor dir! — Seine Küsse sind Pest, seine Lippen vergiften die Deinen!

Amalia *schluchzt.* Schamloser Lasterer!

Franz. Graut dir vor diesem Karl? Gelt dir schon vor dem matten Gemälde? Weh! gar ihn selbst an, deinen schönen, englischen, göttlichen Karl! Geh', sauge seinen balsamischen Athem ein und laß dich von den Ambrosiendüften begraben, die aus seinem Rachen dampfen! Der bloße Hauch seines Mundes wird dich in jenen schwarzen, todthallischen Schwindel hauen, der den Geruch eines verfluchten Kases und den Anblick eines leichenvollen Wahlplazes begleitet.

Amalia *wendet ihr Gesicht ab.*

Franz. Welches Aufwallen der Liebe! Welche Wollust in der Umarmung — aber ist es nicht ungerecht, einen Menschen um seiner stiechen Außenseite

wissen zu verdammen? Auch im elendesten ägyptischen Krüppel kann eine große, liebenswürdige Seele, wie ein Rubin aus dem Schlamm, glänzen. *Wohlfeil lachend.* Auch aus blattrigen Lippen kann ja die Liebe —

Freilich, wenn das Laster auch die Festen des Charakters erschüttert, wenn mit der Keuschheit auch die Tugend davon fliegt, wie der Duft aus der welken Rose verdunstet — wenn mit dem Körper auch der Geist zum Krüppel verdirbt —

Amalia, *freud aufsteigend.* Ha! Karl! nun erkenn' ich dich wieder! Du bist noch ganz! ganz! Alles war Lüge! — Weißt du nicht, Bösewicht, daß Karl unmöglich Das werden kann? *Franz, steht einige Zeit trübsinnig, dann dreht er sich plötzlich, um zu gehen.* Weh! so eilig, fliehst du vor deiner eigenen Schande?

Franz, *mit verhaltenem Gesicht.* Laß mich, laß mich! — meinen Thränen den Lauf lassen — tyrannischer Vater! den Besten deiner Ehre so hinzugeben dem Gend — der ringsumgebenden Schande — laß mich, Amalia! ich will ihm zu Füßen fallen, auf den Knien will ich ihn beschwören, den ausgesprochenen Muth auf mich, auf mich zu laden — mich zu enternen — mich — mein Blut — mein Leben — Alles —

Amalia, *läßt ihm um den Hals.* Bruder meines Karls! besser, lieber Franz!

Franz. O Amalia! wie lieb' ich dich um dieser unerlöschlichen Treue gegen meinen Bruder — Versetz', daß ich es wagte, deine Liebe auf diese harte Probe zu setzen! — Wie schön haßt du meine Wünsche gerechtfertigt! — Mit diesen Thränen, diesen Seufzern, diesem himmlischen Uawillen — auch für mich, für mich — unsere Seelen stimmten so zusammen.

Amalia. O nein, Das thaten sie nie!

Franz. Ach, sie stimmten so harmonisch zusammen, ich meinte immer, wir müßten Zwillinge sein! und, wäre der leidige Unterschied von Außen nicht, wobei leider freilich Karl verlieren muß, wir würden zehnmal verwechselt. Du bist, sagt' ich oft zu mir selbst, ja, du bist der ganze Karl, sein Echo, sein Ebenbild!

Amalia, *schüttelt den Kopf.* Nein, nein, bei jenem heuscheligen Lichte des Himmels! kein Wiedersehen von ihm, kein Zünkchen von seinem Gefühle —

Franz. So ganz gleich in unsern Neigungen — die Rose war seine liebste Blume — welche Blume war mir über die Rose? Er liebte die Musik unaussprechlich, und ihr send' Zeugen, ihr Sterne! ihr habt mich so oft in der Totenstille der Nacht beim Glaviere belauscht, wenn Alles um mich begraben lag in Schatten und Schlummer — und wie kannst du noch zweifeln, Amalia, wenn unsere Liebe in einer Vollkommenheit zusammentraf, und, wenn die Liebe die nämliche ist, wie könnten ihre Kinder entarten?

Amalia, *setzt ihn vernunftsich an.*

Franz. Es war ein stiller, heiterer Abend, der letzte, eh' er nach Leipzig abreiste, da er mich mit sich in jene Laube nahm, wo ihr so oft zusammen saßt in Träumen der Liebe — stumm blieben wir lang, — zuletzt ergriff er meine Hand und sprach leise mit Thränen: Ich verlasse Amalia, ich weiß nicht — mir ahnet's, als hieß' es auf ewig — verlaß sie nicht, Bruder! — sei ihr Freund — ihr Karl — wenn Karl — nimmer — wieberkehrt — *Er fährt vor ihr nieder und läßt ihre Hand mit beschwörend.* Nimmer, nimmer, nimmer wird er wieberkehren, und ich hab's ihm zugesagt mit einem heiligen Eide!

Amalia, *zuckerspringend.* Verräther, wie ich, dich erpappe! In eben dieser Laube beschwor er mich, seiner andern Liebe — wenn er sterben sollte — Siehst du,

wie gottlos, wie abscheulich du — Geh' aus meinen Augen!

Franz. Du kennst mich nicht, Amalia, du kennst mich gar nicht!

Amalia. O, ich kenne dich, von jetzt an kenn' ich dich — und du wolltest ihm gleich seyn? Vor dir sollt' er um mich geweint haben? vor dir? Ehe hätt' er meinen Namen auf den Pranger geschrieben! Geh' den Augenblick!

Franz. Du beleidigst mich!

Amalia. Geh', sag' ich. Du hast mir eine kostbare Stunde gestohlen, sie werde dir an deinem Leben abgezogen!

Franz. Du haßest mich.

Amalia. Ich verachte dich, geh'!

Franz, *mit dem Jagen stampfend.* Wart! so sollst du vor mir zittern! Mich einem Bettler aufopfern? *Fortgezogen.*

Amalia. Geh', Vorterbube — Jetzt bin ich wieder bei Karl — Bettler, sagt er? so hat die Welt sich umgedreht; Bettler sind Könige, und Könige sind Bettler! — Ich möchte die Lumpen, die er anhat, nicht mit dem Purpur der Gesalbten vertauschen — Der Blick, mit dem er bittet, Das muß ein großer, ein königlicher Blick seyn — ein Blick, der die Herrlichkeit, den Pomp, die Triumphe der Großen und Reichen vernichtet! In dem Staub mit dir, du Prangen-des-Gleichmilde! *Sie reißt sich die Perlen vom Hals.* Seid verdammt, Gold und Silber und Juwelen zu tragen, ihr Großen und Reiche! Seid verdammt, an üppigen Mahlen zu zechen! verdammt, euren Gliedern wohl zu thun auf weichen Polstern der Wollust! Karl! Karl! so bin ich dein werth —

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Franz von Moor, *nachdenkend in seinem Zimmer.*

Es dauert mir zu lange — der Doctor will, er sey im Umkehren — das Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit! — Und nun wäre freie, ebene Bahn bis auf diesen ärgerlichen läden Klumpen Reich, der mir, gleich dem unterirdischen Zauberkund in den Geistermährchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt. Müßten denn aber meine Entwürfe sich unter das eiserne Joch des Mechanismus beugen? — Soll sich mein hochfliegender Geist an den Schneckenanzug der Materie ketten lassen? Ein Licht ausgeblasen, das ohnehin nur mit den letzten Letztropfen noch wuchert — mehr ist's nicht. Und doch möchte ich Das nicht gern selbst gethan haben um der Leute willen. Ich möchte ihn nicht gern gewartet, aber abgelekt. Ich möchte es machen, wie der gezeichnete Arzt (nur umgekehrt). — Nicht der Natur durch einen Querschnitt den Weg zu rauben, sondern sie in ihrem eigenen Gange bestärken. Und wir vermögen doch wirklich die Bedingungen des Lebens zu verlängern, warum sollten wir sie nicht auch verkürzen können?

Philosophen und Mediziner lehren mich, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammen lauten. Nichtsische Empfindungen werden jederzeit von einer Dissonanz der mechanischen Schwingungen begleitet — Leidenschaft misst hanteln die Lebenskraft — der überladene Geist drückt sein Gehänge zu Boden — Wie denn nun? — Wer es verstände, dem Tod diesen ungebahnten Weg

in das Schloß des Lebens zu ebnen? — den Körper vom Geist aus zu verderben — ha! ein Originalwerk! — wer Das zu Stande brächte? — Ein Werk ohne Gleichen! — Einne nach, Moor! — Das wär' eine Kunst, die's verblende, dich zum Erfinder zu haben. Hat man doch die Gistmischerei beinahe zu den Rängen einer ordentlichen Wissenschaft erhoben und die Natur durch Experimente gezwungen, ihre Schranken anzugeben, daß man nunmehr des Herzens Schläge Jahre lang vorausrechnet und zu dem Pulse spricht: Bis hieher und nicht weiter! * — Wer sollte nicht auch hier seine Flügel versuchen?

Und wie ich nun werde zu Werke gehen müssen, diese süße, friedliche Eintracht der Seele mit ihrem Leibe zu stören? Welche Gattung von Empfindnissen ich werde wählen müssen? Welche wohl den Aler des Lebens am Grimmiigsten anfeinden? Horn? — dieser heißhungerige Wolf frißt sich zu schnell satt — Sorge? — dieser Wurm nagt mir zu langsam — Gram? — diese Ratten schleicht mir zu träge — Furcht? — die Hoffnung läßt sie nicht umgreifen — Was? sind Das all' die Genfer des Menschen? — Ist das Aftesal des Todes so bald erschöpft? — Ziefflanend. Wie? — Nun? — Was? Nein! Ha! Auffahrend. Schreck! — Was kann der Schreck nicht? — Was kann Vernunft, Religion wider dieses Giganten eiskalte Umarznung? — Und doch? — Wenn er auch diesem Sturm stände? — Wenn er? — O, so komm' du mir zu Hilfe, Jammer, und du, Neue, höllische Gemeinde, grabet: Schlange, die ihren Fraß wiederkaut und ihren eigenen Koth wiederfrißt, ewige Zerstörerinnen und ewige Schöpferinnen eures Glütes! und du, heulende Selbstverflagung, die du dein eigen Haus verwüffest und deine eigene Mutter verwundest — Und kommt auch ihr mir zu Hilfe, wohlthätige Grazien selbst, sanftlächelnde Vergangenheit, und du mit dem überauellenden Aftelhorn, blühende Zukunft, kalte ihm in euer, Striegeln die Aenden des Himmels vor, wenn erer fliehender Auf seinen geistigen Armen entgleitet — So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieses verbrochliche Leben an, bis den Arientrupp zuletzt schlägt — die Verzweiflung! Triumph! Triumph! — Der Plan ist fertig — schwer und kunstvoll, wie keiner — zuverlässig — sicher — denn, ^{französisch} des Zergliederers Messer findet ja keine Spuren von Wunde oder corrosivem Gift.

Entsetzt. Wohlan denn! Hermann tritt auf. Ha, Deus ex machina! Hermann!

Hermann. Zu Euren Diensten, gnädiger Junker!

Franz gibt ihm die Hand. Die du keinem Undankbaren erweistest.

Hermann. Ich hab' Proben davon.

Franz. Du sollst mehr haben mit Nächstem — nist Nächstem, Hermann! — ich habe dir etwas zu sagen, Hermann.

Hermann. Ich höre mit tausend Ohren.

Franz. Ich kenne dich, du bist ein entschlossener Kerl — Soldatenberg — Haar auf der Zunge! — Mein Vater hat dich sehr beleidigt, Hermann!

Hermann. Der Teufel hole mich, wenn ich's vergesse!

Franz. Das ist der Ton eines Mannes! Nahe geizet einer männlichen Brust. Du gefällst mir, Hermann. Nimm diesen Beutel, Hermann. Er sollte schwerer seyn, wenn ich erst Herr wäre.

Hermann. Das ist ja mein ewiger Wunsch, gnädiger Junker; ich danke Euch.

Franz. Wirklich, Hermann? wünschst du wirklich, ich wäre Herr? — aber mein Vater hat das Mark eines Löwen, und ich bin der jüngere Sohn.

Hermann. Ich wollt', Ihr wäret der ältere Sohn, und Euer Vater hätte das Mark eines schwindstüchtigen Mädchens.

Franz. Ha! wie dich der ältere Sohn dann beschauen wollte, wie er dich aus diesem unedeln Staube, der sich so wenig mit deinem Geist und Adel verträgt, aus Nicht emporheben wollte! — Dann solltest du, ganz wie du da bist, mit Gold überzogen werden und mit vier Pferden durch die Straßen dahinflaßeln, wahrhaftig, Das solltest du! — Aber ich vergesse, wovon ich dir sagen wollte — hast du das Fräulein von Edelreich schon vergessen, Hermann?

Hermann. Wetter Clement! was erinnert Ihr mich an Das?

Franz. Mein Bruder hat sie dir weggeschickt.

Hermann. Er soll dafür büßen!

Franz. Sie gab dir einen Korb. Ich glaube gar, er warf dich die Treppen hinunter.

Hermann. Ich will ihn dafür in die Hölle stoßen.

Franz. Er sagte: man raune sich einander ins Ohr, dein Vater habe dich nie ansehen können, ohne an die Prast zu schlagen und zu seuzen: Gott sey mir Zünder gnädig!

Hermann, ^{mit}. Wlig, Donner und Hagel, seyd still!

Franz. Er rieth dir, deinen Adelsbrief im Markstreich zu verkaufen und deine Strümpfe damit fäden zu lassen.

Hermann. Alle Teufel! ich will ihm die Augen mit den Nägeln ausfragen.

Franz. Was? du wirst böse? was kannst du böse auf ihn seyn? was kannst du ihm Böses thun? was kann so eine Klage gegen einen Löwen? Dein Horn verrieth ihm seinen Triumph nur. Du kannst nichts thun, als deine Zähne zusammenschlagen und deine Wuth an trockenem Brode auslassen.

Hermann ^{stampft auf den Boden}. Ich will ihn zu Staub zerreiben.

Franz ^{steht ihm auf die Brust}. Hiui, Hermann! du bist ein Cavalier. Du mußt den Schimyl nicht auf dir sitzen lassen. Du mußt das Fräulein nicht fahren lassen, nein, Das mußt du um alle Welt nicht thun, Hermann! Hagel und Wetter! ich wäre das Neupferse erstanden, wenn ich an deiner Stelle wäre.

Hermann. Ich ruhe nicht, bis ich ihn und ihn unterm Boden habe.

Franz. Nicht so stürmisch, Hermann! Komm' näher — du sollst Amalia haben!

Hermann. Das muß ich, trotz dem Teufel! Das muß ich!

Franz. Du sollst sie haben, sag' ich dir, und Das von meiner Hand. Komm' näher, sag' ich — du weißt vielleicht nicht, daß Karl so gut als enterbt ist?

Hermann, ^{näher kommend}. Unbegreiflich! das erste Wort, das ich höre.

Franz. Sey ruhig und höre weiter! du sollst ein Andernmal mehr davon hören — ja, ich sage dir, seit eils Monaten so gut als verkannt. Aber schon be-reut der Alte den vorreiligen Schritt, den er doch, ^{lachend}, will ich hoffen, nicht selbst gethan hat. Auch liegt ihm die Edelreich täglich hart an mit ihren Wor-würfen und Klagen. Ueber kurz oder lang wird er ihn in allen vier Enden der Welt auffuchen lassen, ^{le} und gute Nacht, Hermann! wenn er ihn findet. Du kannst ihm ganz demüthig die Kutse halten, wenn er mit ihr in die Kirche zur Trauung fährt.

Hermann. Ich will ihn am Crucifix erwürgen!

* Eine A. Paris soll es durch ordentlich angebrachte Versuche mit Gift pulbern so weit gebracht haben, daß sie den entzerrten Zedernagel mit geschlitzter Zunder-ähnlichkeit voraus bestimmen konnte. Sühn wies un-
terwies, welche diese Frau im Purgatorium beikam!

Franz. Der Vater wird ihm bald die Herrschaft abtreten und in Ruhe auf seinen Schlössern leben. Jetzt hat der stolze Strubbelkopf den Fingel in Händen, jetzt lacht er seiner Hasser und Meider — und ich, der ich dich zu einem wichtigen, großen Manne machen wollte, ich selbst, Hermann, werde tiefgebußt vor seiner Thürschwelle —

Hermann *zu Franz.* Nein, so wahr ich Hermann heiße, Das sollt ihr nicht! wenn noch ein Rünkchen Verstand in diesem Gehirne glöset, Das sollt ihr nicht!

Franz. Wißt du es hindern? Auch dich, mein lieber Hermann, wird er seine Geißel fühlen lassen, wird dir ins Angesicht speien, wenn du ihm auf der Straße begegnest, und wehe dir dann, wenn du die Achsel zuckst oder das Mantel krümmst — siehe, so sieht's mit deiner Anwerbung ums Fräulein, mit deinen Aussichten, mit deinen Entwürfen.

Hermann. Sagt mir, was soll ich thun?

Franz. Höre denn, Hermann! daß du siehst, wie ich mir dein Schicksal zu Herzen nehme als ein redlicher Freund — ach! — kleide dich um — mach' dich ganz unkenntlich, laß dich beim Alten melden, gib vor, du kämest geraden Wegs aus Wörmern, hättest mit meinem Bruder dem Treffen bei Prag beigestanden — hättest ihn auf der Wahlstatt den Geist aufgeben sehen —

Hermann. Wird man mir glauben?

Franz. Hoho! dafür laß mich sorgen! Nimm dieses Kasket. Hier furest du deine Commission ausführlich. Und Documente dazu, die den Zweifel selbst glänzig machen sollen. — Nach! jetzt nur, daß du fortkommst, und ungesehen! Spring' durch die Hintertür in den Hof, von da über die Gartenmauer — die Katastrophe dieser Tragi-Komödie überlaß mir!

Hermann. Und die wird seyn: Vivat der neue Herr, Franziskus von Moor!

Franz *zu Hermann.* Wie schlau du bist! — denn siehst du, auf diese Art erreichen wir alle Zwecke zumal und bald. Amalia gibt ihre Hoffnung auf ihn auf. Der Alte mißt sich den Tod seines Sohnes bei, und — er kränke! — ein schwankendes Gebäude braucht des Erdbehens nicht, um über'n Haufen zu fallen — er wird die Nachricht nicht überleben — dann bin ich sein einziger Sohn — Amalia hat ihre Stützen verloren und ist ein Spiel meines Willens — da kannst du leicht denken — kurz, Alles geht nach Wunsch — aber du mußt dein Wort nicht zurücknehmen.

Hermann. Was sagt Ihr? *Geht.* Oh! soll die Angel in ihren Lauf zurückkehren und in dem Eingeweide ihres Schützen wüthen — rechnet auf mich! Laßt nur mich machen — Adieu!

Franz, *im Rückzuge.* Die Ernte ist dein, lieber Hermann! — *Wach.* Wenn der Ochse den Stornwagen in die Scheune gezogen hat, so muß er mit Heu vorlieb nehmen. Dir eine Stallmagd und keine Amalia!

Zweite Scene.

Des alten Moors Schlafkammer.

Der alte Moor, schlafend in einem Stuhl. **Amalia.**

Amalia, *schon benehmend.* Leise, leise! er schlummert. Wie still ich vor dem Schlafenden. Wie schön, wie ehrwürdig! — *ehrwürdig,* wie man die Heiligen malt — nein, ich kann dir nicht jähnen! Weißlockiges Haupt, die kann ich nicht jähnen! Schlummre laust, wache froh auf, ich allein will hingehn und leiden.

D. a. Moor, *schlummend.* Mein Sohn! mein Sohn! mein Sohn!

Amalia *ergreift seine Hand.* Horch, horch! sein Sohn ist in seinen Träumen.

D. a. Moor. Wißt du da? bist du wirklich? Ach, wie siehst du so elend! Sieh' mich nicht an mit diesem fummervollen Blick! ich bin elend genug.

Amalia *weicht ihm schnell.* Seht auf, lieber Greis! Ihr träumtet nur. Ruht Euch!

D. a. Moor, *lächelnd.* Er war nicht da? *Wacht.* Ich nicht seine Hände? Garstiger Branz! willst du ihn auch meinen Träumen entreißen?

Amalia. Werst du's, Amalia?

D. a. Moor *erwacht.* Wo ist er? wo? wo bin ich? Du da, Amalia?

Amalia. Wie ist Euch? Ihr schließt einen erquickenden Schlummer.

D. a. Moor. Wie träumte von meinem Sohne. Warum hab' ich nicht fortgeträumt? Vielleicht hätt' ich Verzeihung erhalten aus seinem Munde.

Amalia. Engel grollen nicht — er verzeiht Euch. *Laßt seine Hand mit Wehmuth.* Vater meines Karls! ich verzeih' Euch.

D. a. Moor. Nein, meine Tochter! diese Todtenfarbe deines Angesichts verdammt den Vater. Armes Mädchen! Ich brachte dich um die Freuden deiner Jugend — o, fluche mir nicht!

Amalia *laßt seine Hand mit Beistand.* Euch?

D. a. Moor. Kennst du dieses Bild, meine Tochter?

Amalia. Karls! —

D. a. Moor. So sah er, als er ins sechzehnte Jahr ging. Jetzt ist er anders — O, es wüthet in meinem Innern — diese Milde ist Unwillen, dieses Lächeln Verweigerung — Nicht wahr, Amalia? Es war an seinem Geburtstage in der Jasminlaube, als du ihn maltest? — O meine Tochter! Eure Liebe machte mich so glücklich.

Amalia *ruhet das Auge auf das Bild.* Nein, nein! er ist's nicht. Bei Gott! Das ist Karl nicht — Hier, hier, *aus Franz und Hermann.* so ganz, so anders. Die träge Farbe reicht nicht, den himmlischen Geist nachzuzeichnen, der in seinem feurigen Auge herrschte. Weg damit! Dies ist so menschlich! Ich war eine Stümperin.

D. a. Moor. Dieser kühnreiche, erwärmende Blick — wär' er vor meinem Bette gestanden, ich hätte gelebt mitten im Tode! Nie, nie wär' ich gestorben!

Amalia. Nie, nie wär' Ihr gestorben? Es wär' ein Irrtum gewesen, wie man von einem Gedanken auf einen andern und schöneren häuft — dieser Blick hätt' Euch übers Grab hinüber geleuchtet. Dieser Blick hätt' Euch über die Sterne getragen.

D. a. Moor. Es ist schwer, es ist traurig! Ich sterbe, und mein Sohn Karl ist nicht hier — ich werde im Grabe getragen, und er weint nicht an meinem Grabe — Wie süß ist's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes — Das ist Wiegenesajen.

Amalia, *zu ihrem Vater.* Ja, süß, himmlisch süß ist's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gesang des Geliebten — vielleicht träumt man auch im Grabe noch fort — ein langer, ewiger, unendlicher Traum von Karl, bis man die Glocke der Auferstehung hört — *aus Franz und Hermann.* und von jetzt an in seine Armen auf ewig. *Wach.* Sie geht aus. *Stille.* und spielt.

Willst dich, Hector, etwa mir entreißen,

Wo des Meadens mordend Oisen

Dem Patroklus schredlich Opfer bringt?

Wer wird künftig deinen Ailemen lehren

Speerer werfen und die Götter ehren,

Wenn hinunter dich der Xanthus schlingt?

D. a. Moor. Ein schönes Lieb, meine Tochter. Das mußt du mir vorspielen, eh' ich sterbe.

Amalia. Es ist der Abschied Andromache's und Hektors — Karl und ich haben's oft zusammen zu der Laute gesungen. *Spiele fort.*

Thures Weib, geh', hol' die Todesklang,
Laß mich fort zum wilden Kriegestrange!
Meine Schwestern tragen Muth.
Ueber Märanax unsre Götter!
Hektor fällt, ein Vaterlands-Erreter,
Und wir sehn uns wieder in Elysium.

Daniel.

Daniel. Es wartet draußen ein Mann auf Euch. Er bittet, vorgelassen zu werden, er hab' Euch eine wichtige Zeitung.

D. a. Moor. Mir ist auf der Welt nur etwas wichtig, du weißt's, Amalia — Ist's ein Unglücklicher, der meiner Hülfe bedarf? Er soll nicht mit Seufzen von hinnen gehen.

Amalia. Ist's ein Bettler, er soll eilig herauf kommen. *Daniel ab.*

D. a. Moor. Amalia, Amalia, schone meiner!

Amalia spielt fort.

Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle,
Einsam liegt dein Eisen in der Halle,
Priams großer Heldenstamm vertirbt!
Du wirst hingehn, wo kein Taa mehr schmetet,
Der Aeneas durch die Wälder weinet,
Deine Liebe in dem Larbe stirbt.

All mein Sehnen, all mein Denken
Seil der schwarze Kettenfuß erränken,
Aber meine Liebe nicht!
Gerath' der Wilde roht schon an den Mauern —
Warte mir das Schwert um, laß das Trauern!
Hektors Liebe stirbt im Larbe nicht.

Franz, Hermann, Daniel.

Franz. Hier ist der Mann. Schreckliche Botschaften, sagt er, warten auf Euch. Könn't Ihr sie hören?

D. a. Moor. Ich kenne nur eine. Tritt her, mein Freund, und schone mein nicht! Reicht ihm einen Becher Wein!

Hermann mit verzerrter Stimme. Gnädiger Herr! laßt es einem armen Mann nicht entgelten, wenn er wider Willen Euer Herr durchbohrt. Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, aber Euch kenn' ich sehr gut, Ihr seyd der Vater Karls von Moor.

D. a. Moor. Woher weißt du Das?

Hermann. Ich kannte Euren Sohn —

Amalia, *auffahrend.* Er lebt? lebt? Du kennst ihn? wo ist er? wo? *Wollt hinweggehen.*

D. a. Moor. Du weißt von meinem Sohne?

Hermann. Er studierte in Leipzig. Von da zog er, ich weiß nicht wie weit, herum. Er durchschwärmte Deutschland in die Rinde, und, wie er mir sagte, mit unbeflecktem Haupt, barfuß, und erbettelte sein Brod von den Thüren. Rünf Monate drauf brach der leizige Krieg zwischen Preußen und Oesterreich wieder aus, und, da er auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, zog ihn der Hall von Friedrichs siegreicher Trommel nach Böhmen. Erlaubt mir, sagte er zum großen Schwerin, daß ich den Tod sterbe auf dem Bette der Helden, ich habe keinen Vater mehr! —

D. a. Moor. Sieh' mich nicht an, Amalia!

Hermann. Man gab ihm eine Fahne. Er flog den preussischen Siegesflug mit. Wir kamen zusammen unter ein Zelt zu liegen. Er sprach viel von

seinem alten Vater und von bessern, vergangenen Tagen — und von vereitelten Hoffnungen — uns standen die Thränen in den Augen.

D. a. Moor verhielt sein Gesicht in das Kissen. Stille, o, stille!

Hermann. Acht Tage darauf war das heiße Treffen bei Prag — ich darf Euch sagen, Euer Sohn hat sich gehalten wie ein wackerer Kriegsmann. Er that Wunder vor den Augen der Armee. Fünf Regimenter mußten neben ihm wechsell, er stand. Feuerfugeln fielen rechts und links, Euer Sohn stand. Eine Kugel zerschmetterte ihm die rechte Hand, Euer Sohn nahm die Fahne in die linke und stand —

Amalia *in Erregung.* Hektor, Hektor! Hört Ihr's? er stand —

Hermann. Ich traf ihn am Abend der Schlacht niedergesunken unter Kugelapfeife, mit der Linken hielt er das stürzende Blut, die Rechte hatte er in die Erde gegraben. Bruder! rief er mir entgegen, es lief ein Gemurmel durch die Glieder: der General sey vor einer Stunde gefallen — „Er ist gefallen,“ sagt' ich, „und du?“ — Nun, wer ein braver Soldat ist, rief er und ließ die linke Hand los, Der selge seinem General, wie ich! Bald darauf hauchte er seine große Seele dem Helden an.

Franz, *aufstehend.* Daß der Tod keine verfluchte Zunge verstopfe! Willst du hieher kommen, uns'rem Vater den Todeskopf zu geben? — Vater! Amalia! Vater!

Hermann. Es war der letzte Wille meines sterbenden Cameraden. Nimm das Schwert, röchelte er, du wir's meinem alten Vater überliefern; das Blut seines Sohnes fließt daran; er ist gerecht, er mag sich weiden. Sag' ihm, sein Ruch hätte mich gesagt in Kampf und Tod, ich sey gefallen in Verzweiflung! Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia, *mit einem Todeskopfe, mitleidig.* Sein letzter Seufzer — Amalia!

D. a. Moor, *auffahrend.* Ach die Fahne entfalt'et. Mein Ruch ihn gesagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz, *unterweils im Zimmer.* Was habt ihr gemacht, Vater? Mein Karl, mein Bruder!

Hermann. Hier ist das Schwert, und hier ist auch ein Portrait, das er zu gleicher Zeit aus dem Hüften zog! Es gleicht diesem Bräutlein auf ein Haar. Dies soll meinem Bruder dank, sagte er, — ich weiß nicht, was er damit sagen wollte.

Franz, *wie erkannt.* Mir? Amalia's Portrait? Mir, Karl, Amalia? Mir?

Amalia, *stehend auf Hermanns todgestand. Beiler, bestochener Betrüger!* *Wacht er hat an.*

Hermann. Das bin ich nicht, anständiges Fräulein. Sehet selbst, ob's nicht Euer Bild ist — Ihr müßt's ihm wohl selbst gegeben haben.

Franz. Bei Gott! Amalia, das deine! Es ist wahrlich das deine!

Amalia *geht zum das Bild schauend.* Mein, mein! O Himmel und Erde!

D. a. Moor, *schmerzhaft, sein Gesicht verheidend.* Wehe, wehe! mein Ruch ihn gesagt in den Tod! gefallen in Verzweiflung!

Franz. Und er gedachte meiner in der letzten schweren Stunde des Scheitens, meiner! Englische Seele — da ich den schwarzen Panier des Todes über ihm rauschte — meiner! —

D. a. Moor, *schmerzhaft.* Mein Ruch ihn gesagt in den Tod, gefallen mein Sohn in Verzweiflung!

Hermann. Den Jammer steh' ich nicht aus. Lebt wohl, alter Herr! Lebe zu Franz. Warum habt Ihr auch Das gemacht, Junker? Och! schnell ab.

Amalia, aufführend. ihm nach. Bleib', bleib'! Was waren seine letzten Worte?

Hermann, zurückweisend. Sein letzter Seufzer war Amalia.

Amalia. Sein letzter Seufzer war Amalia! — Mein, du bist kein Betrüger! So ist es wahr — wahr — er ist todt! — todt! Hin- und herwandelnd. bis sie umfiel, todt — Karl ist todt —

Franz. Was seht ihr? Was steht da auf dem Schwert? geschrieben mit Blut — Amalia!

Amalia. Von ihm?

Franz. Seh' ich recht oder träum' ich? Siehe da mit blutiger Schrift:

Franz, verlaß meine Amalia nicht. Sieh doch, sieh' doch, und auf der andern Seite: Amalia! deinen Eid zerbrach der allgewaltige Tod! — Siehst du nun, siehst du nun? er schrieb's mit erstarrender Hand, schrieb's mit dem warmen Blut seines Herzens, schrieb's an der Gewisheit feierlichem Haude! Sein stehender Geist verzog, Franz und Amalia noch zusammen zu knüpfen.

Amalia. Heiliger Gott! Es ist seine Hand. — Er hat mich nie geliebt! Schreit ab.

Franz, auf den Boden stürzend. Verzweifelt! meine ganze Kunst erliegt an dem Starrköpfe.

D. a. Moor. Wehe, wehe! verlaß mich nicht, meine Tochter! — Franz, Franz! gib mir meinen Sohn wieder!

Franz. Wer war's, der ihm den Fluch gab? Wer war's, der seinen Sohn jagte in Kampf und Tod und Verweisung? — O! er war ein Engel, ein Kleines des Himmels. Fluch über seine Henker! Fluch, Fluch über Euch selber! —

D. a. Moor verläßt mit geballter Faust wider Brust und Schenkel. Er war ein Engel, war ein Kleines des Himmels! Fluch, Fluch, Verderben, Fluch über mich selber! Ich bin der Vater, der seinen großen Sohn erschlug. Mich liebt' er bis in den Tod! mich zu rächen, rannte er in Kampf und Tod! Ungeheuer, Ungeheuer! Wendet wider sich selber.

Franz. Er ist dahin, was helfen späte Klagen? Schreit schwebend. Es ist leichter morden, als lebendig machen. Ihr werdet ihn nimmer aus seinem Grabe zurückholen.

D. a. Moor. Nimmer, nimmer, nimmer aus dem Grabe zurückholen! Hin, verloren auf ewig! — Und du hast mir den Fluch aus dem Herzen geschwagt, du — du — Meinen Sohn mir wieder!

Franz. Reizt meinen Grimm nicht. Ich verlaß Euch im Tode! —

D. a. Moor. Schenkt! Schenkt! Schenk mir meinen Sohn wieder! Wendet sich zum Engel, und schreit, wie der Engel schreit, das ihn zurückzuziehen.

Franz. Kraftlose Knochen, ihr wagt es -- Stübt! Verzweifelt!

Der alte Moor.

Tausend Stöße donnern dir nach! du hast mir meinen Sohn aus den Armen gestohlen. Wendet sich zum Engel. Wehe, wehe! Verzweifeln, aber nicht sterben! — Sie fliehen, verlassen mich im Tode — meine guten Engel fliehen von mir, weichen alle die Heiligen vom schwarzen Mörder — Wehe, wehe! Will mir Keiner das Haupt halten, will Keiner die ringende Seele entbinden? Keine Ehre! keine Tochter! Keine Freunde! — Menschen nur — will Keiner?

— Allein — verlassen — Wehe! wehe! — Verzweifeln, aber nicht sterben!

Amalia mit verweinten Augen.

D. a. Moor. Amalia! Bote des Himmels! Kommt du, meine Seele zu lösen?

Amalia mit sanfterm Ton. Ihr habt einen herrlichen Sohn verloren.

D. a. Moor. Ermordet, willst du sagen. Mit diesem Zeugniß belastet, tret' ich vor den Richterstuhl Gottes.

Amalia. Nicht also, jammervoller Greis! der himmlische Vater rückt' ihn zu sich. Wir wären zu glücklich gewesen auf dieser Welt. — Troben, droben über den Sonnen — wir sahn ihn wieder.

D. a. Moor. Wiedersehen, wiedersehen! O, es wird mir durch die Seele schneiden ein Schwert — wenn ich ein Heiliger ihn unter den Heiligen finde — Witten im Himmel werden durch mich schauern Schauer der Hölle! im Anschauen des Unendlichen mich zermalmen die Erinnerung: Ich habe meinen Sohn ermordet!

Amalia. O, er wird Euch die Schmerz Erinnerung aus der Seele lächeln! Seyd doch heiter, lieber Vater! ich bin's so ganz. Hat er nicht schon den himmlischen Hövern den Namen Amalia vorgesungen auf der seraphischen Harfe, und die himmlischen Hörer ihm selbst leise ihm nach? Sein letzter Seufzer war ja Amalia! wird nicht sein erster Jubel Amalia seyn?

D. a. Moor. Himmlischer Trost quillt von deinen Lippen! Er wird mir lächeln, sagst du? vergeben? Du mußt bei mir bleiben, Geliebte meines Karls, wenn ich sterbe.

Amalia. Sterben ist Flug in seine Arme. Weht Euch! Ihr seyd zu beneiden. Warum sind diese Gebeine nicht mürb? warum diese Haare nicht grau? Wehe über die Ströme der Jugend! Willkommen, du marktloses Alter, näher gelegen dem Himmel und meinem Karl!

Franz

D. a. Moor. Tritt her, mein Sohn! Verlaß mich, wenn ich verbin in hart gegen dich war! Ich verzeihe dir Alles. Ich möchte so gern im Frieden den Geist aufgeben.

Franz. Habt Ihr genug um Euren Sohn geweint? So viel ich sehe, habt Ihr nur einen.

D. a. Moor. Jakob hatte der Söhne zwölf, aber um seinen Jenseit hat er blutige Thränen geweint.

Franz. Hum!

D. a. Moor. Och, nimm die Bibel, meine Tochter, und lies mir die Geschichte Jakobs und Josepht! Sie hat mich immer so gerührt, und damals bin ich noch nicht Jales gewesen.

Amalia. Welches soll ich Euch lesen? Wendet sich zum Engel.

D. a. Moor. Lies mir den Jammer des Verlassenen, als er nun nimmer unter seinen Kindern lebte — und verzehens sein hartte im Kreise seiner eide — als sein Klage Lied, als er vernahm, sein Joseph sey ihm gekommen auf ewig —

Amalia den. Da nahmen sie Josephts Rock und schlachteten einen Ziegenbock und tauchten den Rock in das Blut und schickten den bunten Rock hin und liehen ihn ihrem Vater bringen und sagen: Diesen haben wir gefunden, siehe, ob's deines Sohnes Rock sey oder nicht? Franz, der plötzlich eintritt. Er erkannte ihn aber und sprach: Es ist meines Sohnes Rock, ein böses Thier hat ihn gezeffen, ein reißend Thier hat Joseph zerissen. —

D. a. Moor fällt aufs Kissen zurück. Ein reisend Thier hat Joseph gerissen!

Amalia *lächelnd*. „Und Jakob zerriß seine Kleider und legte einen Sack um seine Lenden und trug „Leid um seinen Sohn lange Zeit, und all seine Eöhne „und Töchter traten auf, daß sie ihn trösteten; aber „er wollte sich nicht trösten lassen und sprach: Ich „werde mit Leid hinunterfahren —“

D. a. Moor. Hör' auf, hör' auf! Mir wird sehr übel.

Amalia, *knappspringend*, laßt das Buch fallen. Hilf Himmel! Was ist das?

D. a. Moor. Das ist der Tod! — Schwarz — schwimmt — vor meinen — Augen — ich bitte dich — rufe den Pastor — daß er mir — das Abendmahl reiche — Wo ist — mein Sohn Franz?

Amalia. Er ist geflohen! Gott erbarme sich unser!

D. a. Moor. Geflohen — geflohen von des Sterbenden Bett? — Und Das All — All — von zwei Kindern voll Hoffnung — du hast sie — gegeben — hast sie — genommen — dein Name sey — —

Amalia mit einem pflöckigen Schrei. Tode! Alles todt! *in Verzweiflung.*

Franz *trübsinnig* tritt herein.

Tode, schreien sie, todt! Reht bin ich Herr. Im ganzen Schlosse getret es, todt. — Wie aber, schläft er vielleicht nur? — Freilich, ach freilich! Das ist nun freilich ein Schlaf, wo es ewig niemals Outen Moran heißt — Schlaf und Tod sind nur Zwillinge. Wir wollen einmal die Namen wechseln! Wackerer, willkommenes Schlaf! Wir wollen dich Tod heißen! *Er schreut in die Höhe.* Wer wird nun kommen und es wagen, mich vor Gericht zu fordern? oder mir ins Angesicht zu sagen: Du bist ein Schurke? Weg denn mit dieser lästigen Larve von Sanftmuth und Tugend! Nun stellt ihr den nackten Franz sehen und euch entfernen! Mein Vater überaucterte seine Verletzungen, schuf sein Gebiet in einem Familien-eiseln um, daß reichlich lächelnd am Thor und grüßte sie Brüder und Kinder. — Meine Angbrannen sollen über euch herhangen wie Wetterwolken, mein herrlicher Name schweben wie ein drohender Komet über tiefen Gehirgen, meine Etien soll euer Wetterglas fern! Er streichelte und koste den Nacken, der gegen ihn höflich zurückblin. Streicheln und Kosten ist meine Sache nicht. Ich will euch die rathigen Ecken ins Fleisch hauen und die scharfe Weisel versuchen. — In meinem Gebiet soll's so weit kommen, daß Kartoffeln und dünnes Bier ein Tractament für Festtage werden, und wehe Dem, der mir mit vollen, feurigen Waden unter die Augen tritt! Mäße der Armut und sllavische Durd sind meine Leibfarbe: in diese Livrei will ich euch kleiden! *Er geht.*

Dritte Scene.

Der Ort ist derselbe.

Spiegelberg. Razmann. Räuberhausen.

Razmann. Bist da? bist's wirklich? So laß dich doch zu Drei zusammendrücken, lieber Herzensbruder Mori! Willkommen in den böhmischen Wäldern! Bist ja groß worden und stark. Stern-Kreuz-Bataillen! Bringst ja Recruten mit einem ganzen Trich, du trefflicher Werber!

Spiegelberg. Gest, Bruder? gest? Und Das ganze Kerle dann! — Du glaubst nicht, Gottes sichtbarer Segen ist bei mir: war dir ein armer hungriger Treys, hatte nichts, als diesen Stab, da ich über

den Jordan ging, und jetzt sind unser Achtundsiebenzig, meistens ruinierte Krämer, rejeierte Magister und Schreiber aus den schwäbischen Provinzen; Das ist dir ein Corps Kerle, Bruder, deliciöse Bursche, sag' ich dir, wo einer dem andern die Kackpfe von den Hosensiebt und mit geladener Blinte neben ihm sicher ist — und haben vollauf und stehen dir in einem Nennommée vierzig Meilen weit, das nicht zu begreifen ist. Da ist dir keine Zeitung, wo du nicht ein Artikelfchen von dem Schlangkopf Spiegelberg wirst getroffen haben, ich halte sie dir auch nur vorzeigen — vom Kopf bis zum Hüften haben sie mich dir hingestellt, du meinst, du sähest mich — sogar meine Kackpfe haben sie nicht vergessen. Aber wir führen sie erbärmlich am Marrenseil herum. Ich geh' leztlich in die Druckerei, geb' vor, ich hätte den berühmten Spiegelberg gesehen, und dictir' einem Skizler, der dort saß, das lebhafteste Bild von einem dortigen Wurmdoctor in die Feder; das Ding kommt um, der Kerl wird eingezoogen, par Force inaustrirt, und in der Angst und in der Dummheit gesiehet er dir, hol' mich der Teufel! gesiehet dir, er sey der Spiegelberg — Donner und Wetter! ich war eben auf dem Sprung, mich beim Magistrat anzugeben, daß die Canaille mir meinen Namen so verhängen soll — wie ich sage, drei Monate drauf hangt er. Ich mußte nachher eine kerbe Priße Lokat in die Nase reiben, als ich am Galgen vorleitzuante und den Pseudo-Spiegelberg in seiner Glorie da paradiren sah — und unterdessen, daß Spiegelberg hangt, schleicht sich Spiegelberg ganz sachte aus den Schlingen und deutet der superklugen Verchälscht hinterwärts Gelschren, daß es zum Erbarmen ist.

Razmann *lächelnd*. Du bist eben noch immer der Alte. **Spiegelberg.** Das bin ich, wie du siehst, an Leib und Seel. Rarr! einen Schwuch muß ich dir doch erzählen, den ich neulich im Cäcilien-Kloster angerichtet habe. Ich treffe das Kloster auf meiner Wanderschaft so gegen die Dämmerung, und, da ich eben den Tag noch keine Patrone verschossen hatte, da weißt, ich haße das diem perdidit auf den Tod, so mußte die Nacht noch durch einen Streich verberlicht werden, und sellt's dem Teufel um ein Dre gelten! Wir halten uns rubia bis in die früte Nacht. Es wird mausehüll. Die Lichter gehen aus. Wir denken, die Nennen können jetzt in den Adern fern. Nun nehm' ich meinen Cameraten Grimm mit mir, heiße die Andern warten vorm Thor, bis sie mein Weisichen hören würden — verschüre mich des Kleinerwächters, nehm' ihm die Schlüssel ab, schleiche mich hinein, wo die Mägte schliefen, prakticir' ihnen die Kleider weg, und heraus mit dem Pack zum Thor. Wir gehen weiter von Zelle zu Zelle, nehmen einer Schwester nach der andern die Kleider, endlich auch der Aektistin. — Jetzt vicir' ich, und meine Kerle draußen fangen an zu stürmen und zu baseliren, als käme der jüngste Tag, und hinein mit bestialischem Cepolter in die Zellen der Schwestern! — kababa! da hättest du die Hag sehen sollen, wie die armen Thierchen in der Dinsterniß nach ihren Nischen tarpten und sich jämmerlich gebäzeten, da sie zum Teufel waren, und wir indeß wie alle Donnerwetter zugelegt, und wie sie sich vor Schreck und Verstörung in Bettdecken wickelten oder unter den Ofen zusammenkrochen wie Ragen, und das erbärmliche Gegeter und Lamento, und endlich gar die alte Schnurre, die Weisthün — du weißt, Bruder, daß mir auf diesem weiten Erdenrund kein Gleiches so zuwider ist, als eine Spinne und ein altes Weib, und nun denk' dir einmal die schwarzbraune, runzlige Bettel vor mir herumtaugen, mich bei jeder jungfräulichen Sittsamkeit beschwören —

alle Teufel! ich hatte schon den Ellenbogen angefeßt, ihr die übrigen gebliebenen wenigen edeln vollends in den Mastdarm zu stoßen — kurz resoliert! entweder heraus mit dem Silbergeschloß, mit dem Klosterschloß und allen den blanken Thalerschen, oder — meine Kerle verstanden mich schon — ich sage dir, ich hab' aus dem Kloster mehr denn tausend Thaler Werths geschleift, und den Spaß obendrein, und meine Kerle haben ihnen ein Andenken hinterlassen, sie werden ihre neun Monate dran zu schleppen haben.

Razmann, auf den Boden stampfend. Daß mich der Donner da weg hatte!

Spiegelberg. Siehst du? Sag' du mehr, ob Das kein Leben ist? und dabei bleibt man frisch und stark, und das Corpus ist noch beisammen und schwillt dir stündlich wie ein Prälatenbauch — Ich weiß nicht, ich muß was Magnetisches an mir haben, das dir alles Lumpengesindel auf Gottes Erdboden anzieht, wie Stahl und Eisen.

Razmann. Schöner Magnet du! aber so mücht' ich Senzers doch wissen, was für Herereien du brauchst —

Spiegelberg. Herereien? Braucht keiner Herereien — Kopf muß du haben! Ein gewisses praktisches Jucium, das man freilich nicht in der Gerte frißt — denn, siehst du, ich pfleg' immer zu sagen: einen honneten Mann kann man aus jedem Weidenstogen formen, aber zu einem Sitzbuben will's Grün — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Sitzbubenklima.

Razmann. Bruder! man hat mir Italien gerühmt.

Spiegelberg. Ja, ja! man muß Niemand sein Recht vorenthalten, Italien weist auch seine Männer auf, und, wenn Deutschland so fertmacht, wie es bereits auf dem Wege ist, und die Bibel vollends hinausrotirt, wie es die glänzenden Altväter hat, so kann mit der Zeit auch noch aus Deutschland was Gutes kommen — überhaupt aber, muß ich dir sagen, macht das Klima nicht sonderlich viel, das Genie kommt überall fort, und das Uebrige, Bruder — ein Heliapfel, weißt du wohl, wird im Paradiesgärtlein selbst ewig keine Ananas — aber, daß ich dir weiter sage — wo bin ich stehen geblieben?

Razmann. Bei den Kunstgriffen!

Spiegelberg. Ja recht, bei den Kunstgriffen. So ist dein Erstes, wenn du in die Stadt kommst, du ziehst bei den Bettelböden, Stadtvatrouillanten und Suchtsnechten Kundschaft ein, wer so am Kleingsten bei ihnen einspreche, die Ehre gebe, und diese Kunden suchst du auf — ferner nistest du dich in die Kaffeehäuser, Bordelle, Wirthshäuser ein, wählst, sondest, wer am Meisten über die wohlfeile Zeit, die Fünf pro Cent, über die einreizende Fest der Polizeiverbesserungen schreit, wer am Meisten über die Regierung schimpft oder wider die Physiognomik eifert und dergleichen: Bruder! Das ist die rechte Höhe! die Ehrlichkeit wackelt wie ein hohler Kahn, du darfst nur den Peitsch ansetzen — oder besser und kürzer: du gehst und wirfst einen vollen Beutel auf die offene Straße, versteckst dich irgendwo und merkst dir wohl, wer ihn aufhebt — eine Weile drauf jagst du hinterher, läßt, schreist und fragst nur so im Vorbeigehen: Haben der Herr nicht etwa einen Geldbeutel gefunden? Sagt er, ja — nun, so hat's der Teufel gesehen! lachst er's aber: Der Herr verzeihen — ich wüßte nicht zu erkennen — ich bedauere, Bruder! Arump, Bruder! Ach! deine Karterne aus, schlauer Diogenes! — du hast deinen Mann gefunden.

Razmann. Du bist ein ausgelernter Prakticus.

Spiegelberg. Mein Gott! als ob ich noch jemals daran gezweifelt hätte — Nun du deinen Mann in dem Harn hast, mußt du's auch fein schlau angreifen, daß du ihn hebst! — Siehst du, mein Sohn! Das hab' ich so gemacht: — Sobald ich einmal die Fährte hatte, hänge' ich mich meinem Candidaten an wie eine Klette, soff Bruderschaft mit ihm, und, Notabene! gefchrei mußt du ihn halten! da geht freilich ein Schönes drauf; aber Das achtest du nicht — — Du gehst weiter, du führst ihn in Spielcompagnien und bei licherlichen Menschen ein, verwickelst ihn in Schlägereien und schelmische Streiche, bis er an Eoft und Kraft und Geld und Gewissen und gutem Namen bankrott wird — denn, incidenter muß ich dir sagen, du richtest nichts aus, wenn du nicht Leib und Seele verderbst — Glaube mir, Bruder! Das hab' ich aus meiner starken Praxis wohl fünfzigmal abstrahirt, wenn der ehrliche Mann einmal aus dem Nest gejagt ist, so ist der Teufel Meister — Der Schritt ist dann so leicht — o, so leicht, als der Sprung von einer Hure zu einer Vetschwester. — Horch doch! was für ein Knall war Das?

Razmann. Es war gebonnet, nur fortgemacht!

Spiegelberg. Noch ein kürzerer, besserer Weg ist der, du plünderst deinem Manne Haus und Hof ab, bis ihm kein Hemd mehr am Leibe heßt, alsdann kommt er dir von selbst — Lehre mich die Fische nicht, Bruder — frag' einmal das Kuriergeschicht dort — Schwere Noth! Den hab' ich schön ins Garn gekriegt — ich hielt ihm vierzig Ducaten hin, die sollt' er haben, wenn er mir seines Herrn Schlüssel in Wachs drücken wollte — denk' einmal! die dumme Weib' that's, brinat mir, hol' mich der Teufel! die Schlüssel und will jetzt das Geld haben — Monsieur, sagt' ich, weißt du auch, daß ich jetzt die Schlüssel gerades Wegs zum Pelicellienant trage und ihm ein Logis am liebsten Walzen miethe? — Laufend Eskerment! da hättest du den Kerl sehen sollen die Augen aufreißen und anfangen zu jappeln wie ein nasser Fudel — — „Um's Himmelswillen, hab' der Herr doch Güte! ich will — will —“ Was will Er? will Er jetzt gleich den Jockhinauflagen und mit mir zum Teufel gehen? — „O, von Herren gern, mit Freuden“ — Hahaha! guter Schlucker, mit Sack fängt man Mäuse — lach' ihn doch aus, Razmann! hahaha!

Razmann. Ja, ja, ich muß gestehen. Ich will mir diese Lecture mit goldenen Ziffern auf meine Hirntafel schreiben. Der Satan mag seine Leute kennen, daß er dich zu seinem Mäster gemacht hat.

Spiegelberg. Gelt, Bruder? und ich denke, wenn ich ihm zehn helle, läßt er mich frei ausgehen — Gibt ja jeder Verräther seinem Sammler das zehnte Exemplar gratis, warum soll der Teufel so jüdisch zu Werke gehen? Razmann! — ich rieche Pulver —

Razmann. Capverment! ich riech's auch schon lange. — Oß Adu, es wird in der Nähe was gesetzt haben! — Ja, ja! wie ich dir sage, Moriz — du wirst dem Hauptmann mit deinen Recruten willkommen sein — er hat auch schon brave Kerle angelockt.

Spiegelberg. Aber die meinen! die meinen — Pah —

Razmann. Nun ja! sie mögen hübsche Ringerchen haben — aber, ich sage dir, der Ruf unserer Hauptmanns hat auch schon ehrliche Kerle in Versuchung geführt.

Spiegelberg. Ich will nicht hoffen.

Razmann. Es's Evaß! und sie schämen sich nicht, unter ihm zu dienen. Er mordet nicht um des Raubes willen, wie wir — nach dem Geld schien er nicht mehr zu fragen, sobald er's vollauf haben konnte,

und selbst sein Drittheil an der Beute, das ihn von Rechtswegen trifft, verschenkt er an Waisenkinder oder läßt damit arme Jungen von Hoffnung studiren. Aber, soll er dir einen Landjunker schröpfen, der seine Bauern wie das Vieh abschindet, oder einen Schurken mit goldnen Vorten unter den Hammer kriegen, der die Gesetze falschnimmt und das Auge der Gerechtigkeit überflibert, oder sonst ein Herrchen von dem Gelichter — Kerl! da ist er dir in seinem Element und haust teuflermäßig, als wenn jede Faser an ihm eine Furie wäre.

Spiegelberg. Hum! Hum!

Hazmann. Neulich erfuhren wir im Wirthshause, daß ein reicher Graf von Regensburg durchkommen würde, der einen Proceß von einer Million durch die Rüsse seines Advocaten durchgesetzt hätte; er saß eben am Tisch und brettelte — wie Viel sind unser? fragte er mich, indem er hastig aufstand; ich sah ihn die Unterlippe zwischen die Zähne klemmen, welches er nur thut, wenn er am Grimmigsten ist — nicht mehr als Küß! sagt' ich — es ist genug! sagt' er, warf der Wirthin das Geld auf den Tisch, ließ den Wein, den er sich hatte reichen lassen, unberührt stehen — wir machten uns auf den Weg. Die ganze Zeit übersprach er kein Wort, ließ abseitswärts und allein, nur daß er uns von Zeit zu Zeit fragte, ob wir noch nichts gewahr worden wären, und uns befehl, das Thor an die Erde zu legen. Endlich so kommt der Graf hergefahren, der Wagen schwer besetzt, der Advocat saß bei ihm drinn, voraus ein Reiter, nebenher ritten zwei Knechte — da hättest du den Mann sehen sollen, wie er, zwei Terzerole in der Hand, vor uns her auf den Wagen zusprang! und die Stimme, mit der er rief: Halt! — der Kutscher, der nicht Halt machen wollte, mußte vom Poß herabtauchen, der Graf schoß aus dem Wagen in den Wind, die Reiter flohen — dein Geld, Canaille! rief er donnernd — er lag wie ein Stier unter dem Weil — und bist du der Schelm, der die Gerechtigkeit zur feilen Hure macht? Der Advocat attestete, daß ihm die Zähne klapperten — der Poß lag in seinem Bauch, wie ein Pfahl in dem Weinberg — ich habe das Meine gethan! rief er und wankte sich stolz von uns weg; das Plündern ist eure Sache. Und somit verschwand er in den Wald —

Spiegelberg. Hum, Hum! Vreder, was ich dir vorhin erzählt habe, bleibt unter uns, er brauch't nicht zu wissen. Verstehst du?

Hazmann. Recht, recht! ich verstehe.

Spiegelberg. Du kennst ihn ja! Er hat so seine Willen. Du verstehst mich.

Hazmann. Ich versteh', ich verstehe.

•

Schwarz in rothem Lein.

Hazmann. Wer da? was gib't da? Passagiers im Wald?

Schwarz. Hurtig, hurtig! wo sind die Andern? — Tausendfaserment! ihr steht da und plaudert! Wißt ihr denn nicht — wißt ihr denn gar nicht — und Roller —

Hazmann. Was denn? was denn?

Schwarz. Roller ist gegangen, noch vier Andere mit —

Hazmann. Roller? Schwere Noth! seit wann — woher weißt du's?

Schwarz. Schon über drei Wochen sitzt er, und wir erfahren nichts; schon drei Nachstage sind über ihn gehalten worden, und wir hören nichts; man hat ihn auf der Tortur examinirt, wo der Hauptmann

sey. — Der wackere Bursche hat nichts bekant; gestern ist ihm der Proceß gemacht worden, diesen Morgen ist er dem Teufel extra Post zugefahren.

Hazmann. Vermaledeit! weiß es der Hauptmann?
Schwarz. Erst gestern erfährt er's. Er schäumt wie ein Eber. Du weißt's, er hat immer am Meisten gehalten auf Roller, und nun die Tortur erst — Strick und Leitern sind schon an den Thurm gebracht worden, es half nichts; er selbst hat sich schon in Capuciners-Kutte zu ihm geschlichen und die Person mit ihm wechseln wollen; Roller schlug's hartnäckig ab; jetzt hat er einen Eid geschworen, daß es uns eiskalt über die Leber lief, er wolle ihm eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem König geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Mir ist bang für die Stadt. Er hat schon lang eine Pique auf sie, weil sie so schändlich bigott ist, und du weißt, wenn er sagt: Ich will's thun! so ist's so viel, als wenn's unser Giner gethan hat.

Hazmann. Das ist wahr! ich kenne den Hauptmann. Wenn er dem Teufel sein Wort darauf gegeben hätte, in die Hölle zu fahren, er würde nie beten, wenn er mit einem halben Vater Unser selig werden könnte! — Aber, ach! der arme Roller! — der arme Roller! —

Spiegelberg. Memento mori! Aber Das regt mich nicht an. *Trillert ein Rädchen.*

Geh' ich vorbei am Rabenstein,
So blinz' ich nur das rechte Auge zu
Und denk', du hängst mir wohl alleine,
Wer ist ein Narr, ich oder du?

Hazmann, aufgezogen. Herch! ein Schuß. *Edelstein und Väter.*

Spiegelberg. Noch einer!

Hazmann. Wieder einer! der Hauptmann!

Hinten der Scene erheben.

Die Münzverwerter hängen Aemern,
Sie hätten ihn denn vor. **Da Capo.**

Schweizer, Roller, hinter der Scene. Hella ho! Hella ho!

Hazmann. Roller! Roller! Holen mich zehn Teufel!

Schweizer, Roller, hinter der Scene. Hazmann! Schwart! Spiegelberg! Hazmann!

Hazmann. Roller! Schweizer! Witz, Donner, Hagel und Wetter! Fliegen ihm entgegen.

Räuber Moor zu Pferde.

Schweizer, Roller, Grimm, Schusterle,

Räubertrupp, mit Roth und Staub bedeckt, treten auf

Räuber Moor, vom Pferde springend. Freiheit! Freiheit! — Du bist im Tode, Roller! — Führ' meinen Narren ab, Schweizer, und mach' ihn mit Wein. *Wohin geh' auf die Erde.* Das hat gegolten!

Hazmann zu Roller. Nun, bei der Feuerreife des Pluto! bist du vom Hades aufgestanden?

Schwarz. Wißt du sein Geiße? oder bist du ein Narr? oder bist du's wirklich?

Roller in Aethem. Ich bin's. Leibhaftig. Ganz. Wo glaubst du, daß ich herkomme?

Schwarz. Da frag' die Hefe! Der Stab war schon über dich gebrochen.

Roller. Das war er freilich, und noch mehr. Ich komme recta vom Galgen her. Laß mich nur erst zu Athem kommen. Der Schweizer wird dir erzählen. Geht mir ein Glas Brantwein! — Du auch wieder da, Moriz? Ich dachte, dich wo anders

wieder zu sehen — gebt mir doch ein Glas Brantwein! meine Knochen fallen aus einander — o mein Hauptmann! wo ist mein Hauptmann?

Schwarz. Gleich, gleich! — so sag' doch, so schwag' doch! wie bist du davon gekommen? wie haben wir dich wieder? Der Kopf geht mir um. Vom Galgen her, sagst du?

Koller. Stürzt eine Flasche Brantwein hinunter. Ah! Das schmeckt, Das brennt ein! Gerades Wegs vom Galgen her! sag' ich. Ihr steht da und gafft und könnt's nicht träumen — ich war auch nur drei Schritte von der Scaffments-Leiter, auf der ich in den Schoß Abrahams steigen sollte — so nah, so nah — war dir schon mit Haut und Haar auf die Anatomie verhandelt! hättest mein Leben um 'ne Priße Schnupftabak haben können. Dem Hauptmann dank' ich Luft, Freiheit und Leben.

Schweizer. Es war ein Spaß, der sich hören läßt. Wir hatten den Tag vorher durch unsere Spione Wind gekriegt, der Koller liege tüchtig im Sack, und, wenn der Himmel nicht bei Zeit noch einfallen wollte, so werde er morgen am Tag — Das war als heut — den Weg alles Fleisches geben müssen — Auf! sagte der Hauptmann, was wiegt ein Freund nicht? — Wir retten ihn oder retten ihn nicht, so wollen wir ihm wenigstens doch eine Todesfackel anzünden, wie sie noch keinem Könige geleuchtet hat, die ihnen den Buckel braun und blau brennen soll. Die ganze Bande wird aufgeboten. Wir schicken einen Gypfressen an ihn, der's ihm in einem Bettelchen beibrachte, das er ihm in die Suppe warf.

Koller. Ich verzweifelte an dem Erfolg.

Schweizer. Wir pasten die Zeit ab, bis die Passagen leer waren. Die ganze Stadt zog dem Spectakel nach, Reiter und Fußgänger durch einander und Wagen, der Lärm und der Galgenpsalm jolten weit. Jetzt, sagte der Hauptmann, brennt an, brennt an! Die Kerle flogen wie Pfeile, steckten die Stadt an dreißig Ecken zumal in Brand, warfen feurige Lunten in die Nähe des Pulverthurms, in Kirchen und Scheunen — Morblen! es war keine Viertelstunde vergangen, der Nordostwind, der auch seinen Zahn auf die Stadt haben muß, kam und trefflich zu Statten und half die Flamme bis hinauf in die obersten Giebel jagen. Wir indeß Gasse auf, Gasse nieder, wie Hurlen — Feuer! Feuer! durch die ganze Stadt — Geheul — Geschrei — Gepolter — fangen an die Brandglocken zu brummen, knallt der Pulverthurm in die Luft, als wär' die Erde mitten entzwei geborsten, und der Himmel zerplatzt, und die Hölle zehntausend Klafter tief versunken.

Koller. Und jetzt sah mein Gefolge zurück — da lag die Stadt wie Gomorra und Sodom, der ganze Horizont war Feuer, Schwefel und Rauch, vierzig Gebirge brüllten den infernalischen Schwall in die Runde herum nach, ein panischer Schreck schmeißt Alle zu Boden — jetzt nuz' ich den Zeitpunkt, und frisch, wie der Wind! — ich was losgebunden, so was war's dabei — da meine Begleiter vertheinert wie Loth's Weib zurückschaun, Reißaus! zerriß die Haulen! davon! Sechzig Schritte weg werf' ich die Kleider ab, stürze mich in den Fluß, schwimm' unterm Wasser fort, bis ich glaubte, ihnen aus dem Gesichte zu seyn. Mein Hauptmann schon parat mit Pferden und Knechten — so bin ich entkommen. Moor! Moor! möchtest du bald auch in den Teüffer gerathen, daß ich die Gleiches mit Gleichem vergelten kann!

Nazmann. Ein bestialischer Wunsch, für den man dich hängen sollte — aber es war ein Streich zum Zerplatzen.

Koller. Es war Hilfe in der Noth, ihr könnt's nicht schätzen. Ihr hättet sollen — den Strick um den Hals — mit lebendigem Leibe zu Grabe marschiren, wie ich, und die safermentalischen Anstalten und Schindereceremonien, und mit jedem Schritt, den der scheue Fuß vorwärts wankte, näher und fürchterlich näher die verfluchte Maschine, wo ich einlogirt werden sollte, im Glanz der schrecklichen Morgensonne steigend, und die lauernden Schindersknechte, und die gräßliche Musik — noch raunt sie in meinen Ohren — und das Gefrächze hungriger Raben, die an meinem halbfaulen Antecessor zu Dreißigen hingen, und Das alles, alles — und obendrein noch der Vorschmack der Seligkeit, die mir blühte! — Bruder, Bruder! und auf Einmal die Lösung zur Freiheit — Es war ein Knall, als ob dem Himmelsfah ein Reiß gesprungen wäre — Hört, Canaillen! ich sag' euch, wenn man aus dem glühenden Ofen ins Eiswasser springt, kann man den Abfall nicht so stark fühlen, als ich, da ich am andern Ufer war.

Spiegelberg. Armer Schlucker! Nun ist's ja verschmigt. Wartet ihm zu. Zur glücklichen Wiebergeburt!

Koller. Wacht sein Glas weg. Nein, bei allen Schätzen des Mammons! ich möchte Das recht zum zweiten Mal erleben. Sterben ist etwas mehr als Harkelinsprung, und Todesangst ist ärger als Sterben.

Spiegelberg. Und der hüpfende Pulverthurm — Merkst du's jetzt, Nazmann? drum stank auch die Luft so nach Schwefel hundenweit, als würr' die ganze Garderobe des Molochs unter dem Firmament ausgelüftet — Es war ein Meisterstreich, Hauptmann! ich beneide dich drum.

Schweizer. Macht sich die Stadt eine Arende daraus, meinen Kameraden wie ein verhehtes Schwein abthun zu sehen, was, zum Henker! sollen wir uns ein Gewissen daraus machen, unserem Kameraden zu Lieb die Stadt drauf gehen zu lassen? Und nebenher hatten unsere Kerle noch das gesunde Breissen, über den alten Kaiser zu plündern — Sagt einmal, was habt ihr weggefahrert?

Einer von der Bande. Ich habe mich während des Durcheinanders in die Sterbhauskirche geschlichen und die Vorten vom Altartische getrennt; der liebe Gott da, sagt' ich, ist ein reicher Mann und kann ja Goldsäcken aus einem Wagenstrick machen.

Schweizer. Du hast wohl gethan — was soll auch der Plunder in einer Kirche? Sie tragen's dem Schöpfer zu, der über den Trübsam lacht, und seine Geschöpfe lürben verbrennen. — Und du, Spangeler — wo hast du dein Nag ausgeworfen?

Ein Zweiter. Ich und Bügel haben einen Kaufladen geplündert und bringen Zeug für unser Zünzig mit.

Ein Dritter. Zwei goldene Sackuhren habe ich weggebirt und ein Duzend silberne Köffel dazu.

Schweizer. Gut, gut. Und wir haben ihnen Gind ausgerichtet, ran sie vierzehn Tage werden zu sitzen haben. Wenn sie dem Feuer wehren wollen, so müß' sie die Stadt durch Wasser ruiniren. Weist du nicht, Schusterle, wie viel es Leute jetzt hat?

Schusterle. Drei und achtzig, sagt man. Der Thurm allein hat ihrer Sechzig zu Staub zerstampelt.

Räuber Moor, sehr ernst Koller, du bist theuer bezahlt.

Schusterle. Pah! pah! was heißt aber Das? — ja, wenn's Männer gewesen wären — aber da waren's Weibskinder, die ihre Laken vergolben, eingeschnurte Mütterchen, die ihnen die Mücken wehrten, ausgedörrte Ofenhocker, die keine Thür mehr finden

Konnten — Patienten, die nach dem Doctor wuselten, der in seinem gravitätischen Trab der Gäß nachgezogen war — Was leichte Beine hatte, war ausgefliegen der Roubdie nach, und nur der Bodensatz der Stadt blieb zurück, die Häuser zu hüten.

Moor. O der armen Gewürme! Kranke, sagst du, Greise und Kinder? —

Schusterle. Ja, zum Teufel! und Kindbetterinnen dazu und hochschwängere Weiber, die befürchteten, unterm lichten Galgen zu abortiren — junge Frauen, die besorgten, sich an den Schindersstücken zu versehen und ihrem Kinde im Mutterleibe den Galgen auf den Buckel zu brennen — arme Poeten, die keinen Schuh anzuziehen hatten, weil sie ihr einziges Paar in die Wache gegeben, und was das Hundagefindel mehr ist; es lohnt sich der Mühe nicht, daß man davon redet. Wie ich von Ungesähr so an einer Baracke vorbei gehe, hör' ich drinnen ein Gezeret, ich guck hinein, und, wie ich's beim Licht besche, was war's? ein Kind war's, noch frisch und gesund, das lag auf dem Boden unterm Tisch, und der Tisch wollte eben angehen — Armes Thierchen! sag' ich, du verflirtest ja hier, und warst in die Klamme —

Moor. Wirklich, Schusterle? — Und diese Klamme brenne in deinem Busen, bis die Ewigkeit grau wird! — Dort, Ungeheuer! Kass' dich nicht mehr unter meiner Hande sehen! Wurst ihr? — Ueberlegt ihr? — Wer überlegt, wenn ich besche! — Dort mit ihm, sag' ich — Er sind noch mehr unter euch, die meinem Grimme reiß sind. Ich kenne dich, Spiegelberg. Aber ich will nächstens unter euch treten und fürchterlich Mustering halten.

Er geht ab.

Moor *schreit auf und ab.*

Höre sie nicht, Rächer im Himmel! — was kann ich dafür? was kannst du dafür, wenn deine Pestilenz, deine Heurnun, deine Wasserfluten den Gerichten mit dem Wiewicht auffressen! Wer kann der Klamme befehlen, daß sie nicht auch durch die gesegneten Saaten wüthe, wenn sie das Genüß der Harnisse verdrängen soll? — O, ist über den Kindermord! den Weibermord! — den Krankenmord! Wie konnt mich diese That! Sie hat meine schönsten Werke zerstört — Da sieht der Ruabe, schamroth und ausachbend vor dem Auge des Himmels, der sich anmattet, mit Juviers Keule zu spielen, und Pyramiden niederwarf, da er Titanen geschmettert sollte — Geh', geh' du du der Mann nicht, das Nachschwert des ebern Tribunals zu regieren, du erloßt bei dem ersten Griff — Hier entsag' ich dem frechen Plan, gehe, mich in irgend eine Klut der Erde zu vertriehen, wo der Tag vor meiner Schande zurücktritt.

Räuber,

Sieh' dich vor, Hauptmann: es knust! Ganze Haufen böhmischer Reiter schwadroniren im Hohl herum — der höllische Blauschumpf muß ihnen verdrängt haben —

Neue Räuber.

Hauptmann, Hauptmann! Sie haben uns die Spur abgelauert — rings ziehen ihrer etliche Tausend einen Gorden um den mittlern Wald.

Neue Räuber.

Woh', woh', woh'! Wir sind gefangen, gerädert, wir sind gevierthelt! Viele tausend Husaren, Tragoner und Jäger sprengen um die Anhöhe und halten die Lustlicher besetzt.

Moor geht ab.

Schweizer. Grimm. Koller. Schwarz. Schusterle. Spiegelberg. Razmann. Räubertrupp.

Schweizer. Haben wir sie aus den Federn geschüttelt? Bren' dich doch, Koller! Das hab' ich mir lange gewünscht, mich mit so Commisabrod-Mittern herumzuhaufen — Wo ist der Hauptmann? Ist die ganze Bande beisammen? Wir haben doch Pulver genug?

Razmann. Pulver die schwere Menge. Aber unser sind Achtzig in Allem und so immer kaum Einer gegen ihrer Zwanzig.

Schweizer. Desio besser! und laß es Dünzig gegen meinen großen Nagel seyn — Haben sie so lange gewartet, bis wir ihnen die Streu unterm Steig angezündet haben — Brüder, Brüder! so hart's keine Noth. Sie setzen ihr Leben an zehn Kreuzer, sechten wir nicht für Hals und Freiheit? — Wir wollen über sie her, wie die Stundflut, und auf ihre Köpfe herabfeuern, wie Wetterleuchten — Wo, zum Teufel! ist denn der Hauptmann?

Spiegelberg. Er verläßt uns in dieser Noth. Können wir denn nicht mehr entweichen?

Schweizer. Entweichen?

Spiegelberg. O, warum bin ich nicht geblieben in Jerusalem!

Schweizer. So wolle ich doch, daß du im Glosak erstickst, Treckschele du! Bei nackten Nonnen hast du ein großes Blut; aber, wenn du zwei Jänie siehst, Memme! — Zeige dich jetzt, oder man soll dich in eine Saubant nähen und durch Hundte verhegen lassen.

Razmann. Der Hauptmann, der Hauptmann!

Moor, *lang am Ort.*

Moor. Ich habe sie vollends ganz einschließen lassen, jetzt müssen sie sechten wie Verzweifelte. Zwei Kinder! Nun gilt's! Wir sind verloren, oder wir müssen sechten wie angezeichnete Ober.

Schweizer. Ha! ich will ihnen mit meinen Ranzern den Bauch schlitzen, daß ihnen die Ruttele schneidlang herausplagen! — Führ' uns an, Hauptmann! Wir folgen dir in den Klaffen des Todes.

Moor. Ratet alle Gewehre! Es seht doch an Pulver nicht?

Schweizer. Pulver genug, die Erde gegen den Wind zu forzen!

Razmann. Jeder hat fünf Paar Büchsen geladen, Jeder noch drei Kugelbüchsen darn.

Moor. Gut, gut! Und nun muß ein Theil auf die Wände klettern oder sich ins Dickicht verdecken und Jener auf sie geben im Hinterhalt —

Schweizer. Da gehörst du hin, Spiegelberg!

Moor. Wir Andere, wie Juviers, fallen ihnen in die Klaffen.

Schweizer. Darunter bin ich, ich!

Moor. Augleich muß Jeder sein Pflöcken hören lassen, im Walde vermaßen, daß unsere Anzahl schwandere werde; auch müssen alle Hände los und in ihre Glieder gebeugt werden, daß sie sich trennen, zerstreuen und sich in den Schuß rennen. Wir Drei, Koller, Schweizer und ich, sechten im Geränge.

Schweizer. Weiterlich, vortrefflich! — Wir wollen sie zusammenwettern, daß sie nicht wissen, wo sie die Schreien herliegen. Ich habe wohl eher eine Rirsche vom Mantel wegggeschossen. Laß sie nur anlaufen.

Er sieht nach Schweizer. Dieser nimmt den Hauptmann.

Moor. Schweiz!

Schweizer. Ich bitte dich —

Moor. Weg! Er dank' es seiner Schande, sie hat ihn gerettet. Er soll nicht sterben, wenn ich und

mein Schweizer sterben und mein Koller. Laß ihn die Kleider ausziehen, so will ich sagen, er sey ein Reisender, und ich habe ihn befohlen — Sey ruhig, Schweizer! ich schwöre drauf, er wird doch noch gehangen werden.

Pater *tritt auf.*

Pater *mit sch. Stz.* Ist Das das Drachennest? — Mit eurer Erlaubniß, meine Herren! Ich bin ein Diener der Kirche, und draußen stehen Siebenzehnhundert, die jedes Haar auf meinen Schläfen bewachen.

Schweizer. Bravo! bravo! Das war wohlgesprochen, sich den Mägen warm zu halten.

Moor. Schweiz, Camerad! — Sagen Sie kurz, Herr Pater, was haben Sie hier zu thun?

Pater. Mich sendet die hohe Obrigkeit, die über Leben und Tod spricht — ihr Diebe — ihr Mordbrenner — ihr Schelme — giftige Lutterbrut, die im Sündern schleicht und im Verborgenen sitzt — Auszug der Menschheit — Höllebrut — köstliches Mahl für Raben und Ungeziefer — Colonie für Galgen und Ras —

Schweizer. Hund! hör' auf zu schimpfen, oder — *Er will ihm das Messer zeigen.*

Moor. Spui doch, Schweizer! du vererbst ihm ja das Conceret — er hat seine Predigt so brav auswendig gelernt — Nur weiter, mein Herr! — „Ihr Galgen und Ras?“

Pater. Und du, seiner Hauptmann! Herzog der Bentschneider! Gouverneur! Orosmogul aller Schelme unter der Sonne! ganz ähnlich jenem ersten abscheulichen Mordelstführer, der tausend Regionen schuldloser Gabel in rebellisches Feuer sackte und mit sich hinauf in den tiefen Fühl der Verdammniß zog — das Fetergeschrei verlassener Mütter heult deinen Rufen nach, Blut kauft zu wie Wasser, Menschen wägen auf deinem mörderischen Reich keine Lustkiste auf. —

Moor. Sehr wahr, sehr wahr! Nur weiter!

Pater. Was? sehr wahr, sehr wahr? Ist Das auch eine Antwort?

Moor. Wie, mein Herr? darauf haben Sie sich wohl nicht gefaßt gemacht? Weiter, nur weiter! Was wollten Sie weiter sagen?

Pater. — — — Unselblicher Mensch, hebe dich weg von mir! Nicht nicht das Blut des ermordeten Reichsgrafen an deinen verfluchten Fingern? Hast du nicht das Heiligtum des Herrn mit eibischen Händen durchbrechen und mit einem Schelmzug die geweihten Gefäße des Nachtmahls entwandt? Wie? hast du nicht Feuerbrände in unsere gottesfürchtige Stadt geworfen! und den Pulverturm über die Häupter guter Christen herabgeschleut? — — — *Er zeigt auf einen Gräblich, gräblich Dreier, die bis zum Himmel hinaufsteigen, das jüngste Gericht rufen, daß er reißende eckerbricht! reiß zur Vergeltung, zeitig zur letzten Poenae!*

Moor. Meisterlich gerathen! Sie hiehet! aber zu Tache! Was läßt mir der heblliche Maginat zum Sie fund machen?

Pater. Was du nie werst bist zu empfangen — Schau! um dich, Mordbrenner, was nur dein Name abziehen kann, bist du eingeschlossen von unsern Rädern — hier ist kein Raum zum Gerinnen mehr — so gewiß **Rischen** auf diesen Eichen wachsen, und diese Tannen **Pfirche** tragen, so gewiß werket ihr unverschert diesen Eichen und diesen Tannen den Rücken fehren.

Moor. Hörst du's wohl, Schweizer — Aber nur weiter!

Pater. Höre denn, wie gütig, wie langmüthig das Gericht mit dir Böfewicht verfährt: wirfst du jetzt gleich zum Kreuz frischen und um Gnade und Schonung flehen, siehe, so wird dir die Strenge selbst Erbarmen, die Gerechtigkeit eine liebende Mutter seyn — sie drückt das Auge bei der Galtie deiner Verbrehen zu und läßt es — denk' doch! — und läßt es bei dem Mäde bewenden.

Schweizer. Hast du's gehört, Hauptmann? Soll ich hingehen und diesem abgerichteten Schächerhunde die Gurgel zusammenschürren, daß ihm der rothe Saft aus allen Schweißlöchern sprudelt? —

Koller. Hauptmann! — Sturm, Wetter und Hölle! — Hauptmann! — wie er die Unterlippe zwischen die Zähne klemmt! Soll ich diesen Kerl das Oberst zu Unterst unters Firmament wie einen Nagel aufsetzen?

Schweizer. Mir! mir! Laß mich knien, vor dir niederfallen! Mir laß die Wellust, ihn zu Drei zusammenzureißen!

Pater schreit

Moor. Weg von ihm! Wag' es Keiner, ihn anzurühren! — Zum Pater, indem er seinen Degen zieht. Sehen Sie, Herr Pater! hier stehen Neunundfiebzig, deren Hauptmann ich bin, und weiß Keiner auf Wink und Commando zu fliegen oder nach Kanonenumkist zu tanzen, und draußen stehen Siebenzehnhundert, unter Musketen ergraut — aber, hören Sie nun! so redet Moor, der Mordbrenner-Hauptmann: Wahr ist's, ich habe den Reichsgrafen erschlagen, die Deminien-Mirche angezündet und geplündert, habe Feuerbrände in eine blutige Stadt geworfen und den Pulverturm über die Häupter guter Christen herabgeschleut — aber es ist noch nicht Alles. Ich habe noch mehr gethan.

Er zeigt auf einen rechts und links. Bemerken Sie die vier hohen Dinger, die ich an jedem Finger trage? — Gehen Sie hin, und richten Sie Punkt für Punkt den Herren des Gerichts über Leben und Tod aus, was Sie sehen und hören werden — Diesen Rubin reg ich einem Minister vom Finger, den ich auf der Jagd in den Büschen seines Rücken niederwarf. Er hatte sich aus dem Fädelstaus in einem ersten Wüchling emporgeschmeißelt, der Fall seines Nachbarn war seiner Hebel Schamel. Thränen der Weinen hoben ihn auf. — Diesen Demant reg ich einem Aaamrath ab, der Grenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den tranernten Patrioten von seiner Abtreue ließ. Diesen Achat trage ich einem Pfaffen ihres Geichters zur Ehre, den ich mit eigener Hand erwürgte, als er auf offener Maniel gezeint hatte, daß die Inquisition so in Zerfall käme — Ich könnte aber noch mehr Geschichten von meinen Dingen erzählen, wenn mich nicht schon die paar Worte gezeiten, so ich mit Ihnen verschwenzet habe.

Pater. O Pharaon! Pharaon!

Moor. Hört ihr's wohl? Habt ihr den Zeiur bemerkt? Ist's nicht da, als wollte er Feuer vom Himmel auf die Hette Korah herunter beten, und mit einem Achselucken, verdammt mit einem blühlichen Ad! — Kann der Mensch denn so blinde sein? Er, der die hundert Augen des Argus hat, schaden an seinem Truter zu spähen, kann er so gar blind gegen sich selbst seyn? — Da donnern sie Taufmuth und Taktung aus ihren Wolken und bringen dem Gott der Liebe Menschenopfer, wie einem feuerarmigen Moloch — predigen Liebe des Nächsten und fluchen den achtzigjährigen Minder von ihren Thüren hinweg! — türmen weiter den Holz und haben Veru um göttner Evangen willen entvölkert und die Heiden wie Zugvieh vor ihre Wagen gespannt — Sie

zerbrechen sich die Köpfe, wie es doch möglich gewesen wäre, daß die Natur hätte können einen Ischriot schaffen, und nicht der Schlimmste unter ihnen würde den dreieinigen Gott um zehn Silberlinge verrathen. — O über euch Pharisäer, euch Falschmünzer der Wahrheit, euch Affen der Gottheit! Ihr scheut euch nicht, vor Kreuz und Altären zu knien, zerfleischt eure Rücken mit Riemen und foltert euer Fleisch mit Faßen; ihr wähet mit diesen erbärmlichen Gaudelreien Demjenigen einen blauen Dunst vorzumachen, den ihr Thoren doch den Allwissenden Gerücht, nicht anders, als wie man der Großen am Bittersten spottet, wenn man ihnen schmeichelt, daß sie die Schmeichler hassen; ihr pocht auf Ehrlichkeit und exemplarischen Wandel, und der Gott, der euer Herz durchschaut, würde wider den Schöpfer ergrimmen, wenn er nicht eben Der wäre, der das Ungeheuer am Nilus erschaffen hat. — Schafft ihn aus meinen Augen!

Pater. Daß ein Bösewicht noch so stolz seyn kann!

Moor. Nicht genug — Jetzt will ich stolz reden. Geh' hin und sage dem hochblühlichen Gerücht, das über Leben und Tod wüthet — ich bin kein Dieb, der sich mit Schlaf und Mitternacht verschwört und auf der Leiter groß und herrlich thut: Was ich gethan habe, werd' ich ohne Zweifel einmal im Schuldbuche des Himmels lesen; aber mit seinen erbärmlichen Verweisen will ich kein Wort mehr verlieren. Sag' ihnen, mein Handwerk ist Wiedererrettung — Mache ist mein Gewerbe.

Pater. Du willst also nicht Schonung und Gnade? — Gut, mit dir bin ich fertig. — Du darfst dich nicht rühmen. So höret denn ihr, was die Gerechtigkeit euch durch mich zu wissen hat! — Werdet ihr jetzt gleich diesen verurtheilten Verbreiter gebunden überliefern, seht, so will euch die Strafe eurer Missethat auf das letzte Andenken zu seyn — die heilige Kirche wird euch verurtheilen. Schafe mit erneuerter Liebe in ihren Mitternachts anrufen, und Jedem unter euch soll der Weg in einem Obrenamt eßen stehen. — Nun, nun? Wie schmeckt Das, Guter Vaterjüngling? — Arlich also! Wundet ihn und seyd frey!

Moor. Hört ihr's auch? Hört ihr? Was frugt ihr? Was steht ihr vorlegen da? Sie bietet euch Freiheit, und ihr seyd wirklich schon ihre Gefangenen. — Sie schenkt euch das Leben, und Das ist seine Praxerei, denn ihr seyd wahrhaftig gerichtet. Sie verheißt euch Ehren und Reichtum, und was kann euch Kos anders seyn, wenn ihr auch obliegenet, als Schmach und Dreck und Verfolgung. Sie kündigt euch Vergebung vom Himmel an, und ihr seyd wirklich verdammte. Es ist kein Haar an Keinem unter euch, das nicht in die Hölle fährt. Ueberlegt ihr noch? Wankt ihr noch? Ist es so schwer, zwischen Himmel und Hölle zu wählen? Hellen Sie doch, Herr Pater!

Pater vor sich. Ist der Kerl unsinnig? — Er sorgt ihr etwa, daß Dies eine Falle sey, euch lebendig zu fangen? — Vaset selbst, hier ist der General-Pardon unterschrieben. Er gibt Schreyen aus. — Könnt ihr noch zweifeln?

Moor. Seht doch, seht doch! Was könnt ihr mehr verlangen? — Unterschrieben mit eigener Hand — Es ist Gnade über alle Gränzen — oder fürchtet ihr wohl, sie werden ihr Wort brechen, weil ihr einmal gehört habt, daß man Verräthern nicht Wort hält? — O, seyd außer Furcht! Schon die Politik könnte sie zwingen, Wort zu halten, wenn sie es auch dem Satan gegeben hätten. Wer würde ihnen in Zukunft noch Glauben beimesseu? Wie würden sie je einen zweiten Gebrauch davon machen können?

— Ich wollte drauf schwören, sie meinen's aufrichtig. Sie wissen, daß ich es bin, der euch empört und erbittert hat; euch halten sie für unschuldig. Eure Verbrechen legen sie für Jugendfehler, für Uebereilungen aus. Mich allein wollen sie haben, ich allein verdienet zu büßen. Ist es nicht so, Herr Pater?

Pater. Wie heißt der Teufel, der aus ihm spricht? — Ja, freilich, freilich ist es so — der Kerl macht mich wirbeln.

Moor. Wie, noch keine Antwort? Denkt ihr wohl gar mit den Waffen noch durchzureißen? Schaut doch um euch, schaut doch um euch! Das werdet ihr doch nicht denken! Das wäre jetzt kindische Zurecht — oder schmeichelt ihr euch wohl gar, als Helden zu fallen, weil ihr sagt, daß ich mich aufs Getümmel freute? — O, glaubt Das nicht! Ihr seyd nicht Moor! — Ihr seyd heillosie Diebe, elende Werkzeuge meiner größern Pläne, wie der Strick verächtlich in der Hand des Henglers! — Diebe können nicht fallen, wie Helden fallen. Das Leben ist den Dieben Gewinn, dann kommt was Schreckliches nach — Diebe haben das Recht, vor dem Tode zu zittern. — Höret, wie ihre Hörner tönen! Sehet, wie drohend ihre Säbel daher blinken! Wie? noch unschlüssig? seyd ihr toll? seyd ihr wahrwüthig? — Es ist unverzeihlich! Ich dank' euch mein Leben nicht, ich schäme mich eures Danks!

Pater, *zu Moor.* Ich werde unsinnig, ich laufe davon! Hat man je von so was gehört?

Moor. Deder fürchtet ihr wohl, ich werde mich selbst ersticken und durch einen Selbstmord den Verrath verrichten, der nur an dem lebendigen hafter? Nein, Kinder. Das ist eine unnütze Angst. Hier werf ich meinen Dreck weg und meine Pistolen nur des Missethats mit Gift, daß mir noch wohl bekommen sollte — Ich bin so elend, daß ich auch die Herrschaft über mein Leben verlieren habe — Was, noch unschlüssig? Deder glaubt ihr schließlich, ich werde mich zur Wehre setzen, wenn ihr mich binden wollt? Seht! hier bind' ich meine rechte Hand an diesen Girdel, ich bin ganz wehrlos, ein Kind kann mich umwerfen — Wer ist der Gatte, der seinen Hauptmann in der Noth verläßt?

Koller *zu Moor.* Und wenn die Hölle uns nemt, so sind wir umgekehrt. — Wer kein Hund ist, rette den Hauptmann!

Schweizer *zu Moor.* In unsern Augen — Dort, Gnade! Sag dem Senat, der dich gelandt — du träst unter Moore Bande seinen einzigen Verräther an — Rettet, rettet den Hauptmann!

Alle, *zu Moor.* Rettet, rettet, rettet den Hauptmann!

Moor, *zu Moor.* Jetzt sind wir frei — Kameraden! Ich habe eine Armee in meiner Faust — Tod oder Freiheit! Wenigstens sollen sie Keinen lebendig haben!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Amalia *kommt, steht auf der Treppe.*

Sahen, wie Engel voll Katholisch Wonne,
Sahen vor allen Singlingen war er,
Himmels und sein Blick, wie Marienbäume,
Nägelmaße vom blauen Spiegelmeer.

Hermann. Das kann von meinen Lippen ein einziges Wort — Höret mich an!

Amalia, mit Mitleiden seine Hand ergreifend. Guter Mensch — Kann ein Wort von deinen Lippen die Niegel der Ewigkeit aufreißen?

Hermann steht auf. Karl lebt noch!

Amalia, schreiend. Unglücklicher!

Hermann. Nicht anders — Nun noch ein Wort — Euer Heim —

Amalia, gegen ihn herfürzend. Du lügst —

Hermann. Euer Heim —

Amalia. Karl lebt noch!

Hermann. Und Euer Heim —

Amalia. Karl lebt noch!

Hermann. Auch Euer Heim — Verrathet mich nicht. *Exit Hermann.*

Amalia steht lange wie versteinert. Dann läßt sie wild auf und eilt ihm nach. Karl lebt noch!

Zweite Scene.

Die Räuber,

gelagert auf einem Hügel

1791

Moor. Hier muß ich liegen bleiben. Mein Kopf wie ein Stein. Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Lunge trocken wie eine Scherbe. Ich will mich nicht mehr bewegen. Ich will euch bitten, mir eine Handvoll Wassers aus diesem Brome zu holen, aber ihr seyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie schön das Getreide steht! — Die Bäume lachen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung.

Grimm. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Weinst du? Und so würde doch ein Schweiz in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden verm Schneiden.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Menschen Das gelingen, was von der Götter hat, wenn ihm Das schicksal schlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gesagt und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangten! — Bruder! — ich habe die Menschen gesehen, ihre Vienen sorgen und ihre Riesenprojekte — ihre Götterpläne und ihre Mäusegeschäfte, das wunderfalsame Weltrennen nach Glückseligkeit — Dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein Anderer der Nase seines Osele — ein Dritter seinen eigenen Reinen; dieses bunte Ketten des Lebens, worin so Manches seine Unschuld und — seinen Himmel segt, einen Treffer zu fassen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwerchfell zum Gelächter regt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht! **Moor,** in den Himmel verjense. So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du scheinst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — Mit verfluchtem Schmerz. Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor drückt den Hut über's Gesicht. Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Cameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

Grimm. Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hohnheißern lassen?

Moor legt den Faust auf Grimms Hand. Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? sey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pui! pui!

Schwarz. Heitre dich auf. Sieh' diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja Freunde! diese Welt ist so schön.

Schwarz. Nun, Das war wohl gesprochen.

Moor. Diese Erde so herrlich.

Grimm. Recht — recht — so hör' ich's gern.

Moor, wachsend. Und ich so häßlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

Grimm. O weh! o weh!

Moor. Meine Unschuld! meine Unschuld! — Seht! es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwimmt! — Die ganze Welt eine Familie, und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — ich allein der Verurtheilte, ich allein ausgemüthet aus den Reichen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Vatersfreundes Umarmung. Was zurückbleibt. Umlagert von Wörtern — von Plattern umschickt — angehängt an das Kastor mit eisernen Banden — hinausgeschwindelnd ins Grab des Verreckens auf des Vaters schwankendem Noth — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbarren!

Schwarz in den Himmel. Unbegreiflich! ich hab' ihn nie so gesehen.

Moor mit Tränen. Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! daß ich ein Bettler gebernen werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte, wie dieser Tagelöhner Einer! — O, ich wollte mich abmühen, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — mir die Wellen eines einzigen Mittagschlaß zu verkaufen — die Zerkheit einer einzigen Träne.

Grimm zu den Anderen. Nur Geduld, der Paroxysmus ist schon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo sie mir so gern floßen — o ihr Tage des Friedens! du Schloß meines Vaters — ihr grüne schwärmerische Thäler! O all ihr Elysiums-Scenen meiner Kindheit! — werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Nusen fühlen! — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren. nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Nusen fühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Schweizer mit Wasser im Hut.

Schweizer. Sauf zu, Hauptmann — hier ist Wasser genug und frisch wie Eis.

Schwarz. Du blutest ja — was hast du gemacht?

Schweizer. Narr, einen Spaß, der mir bald zwei Weine und einen Hals gekostet hätte. Wie ich so auf dem Sandhügel am Fluß hintrotte, glitsch! so rutschte der Plunder unter mir ab, und ich gehu rheinländische Schuh lang hinunter — da lag ich, und, wie ich mir eben meine fünf Sinne wieder zurecht setze, treff ich dir das klarste Wasser im Ries. Genug diesmal für den Tanz, dacht' ich, dem Hauptmann wird's wohl schmecken.

Moor. gibt ihm den Hut zurecht und wischt ihm sein Gesicht ab. Sonst sieht man ja die Narben nicht, die die böhmischen Reiter in deine Stirn gezeichnet haben — dein Wasser war gut, Schweizer — diese Narben sehen dir schön.

Schweizer. Pah! hat noch Platz genug für ihrer dreißig.

Moor. Ja, Kinder — es war ein heißer Nachmittag — und nur einen Mann verloren — mein Koller starb einen schönen Tod. Man würde einen Wärmor auf seine Gebeine setzen, wenn er nicht mir gestorben wäre. Nehmet vorlieb mit Diesem. *Er weist sich die Augen.* Wie viel waren's doch von den Feinden, die auf dem Plage blieben?

Schweizer. Hundert und sechzig Husaren — drei und neunzig Dragoner, gegen vierzig Jäger — dreihundert in Allem.

Moor. Dreihundert für Einen! — Jeder von euch hat Anspruch an diesen Scheitel! *Er entsetzt sich das Haupt.* Hier heb' ich meinen Dolch auf. So wahr meine Seele lebt! Ich will euch niemals verlassen.

Schweizer. Schwöre nicht! Du weißt nicht, ob du nicht noch glücklich werden und bereuen wirst.

Moor. Bei den Gebeinen meines Kollers! Ich will euch niemals verlassen.

Rosinsky kommt.

Rosinsky *tritt ab.* In diesem Merter herum, sagen sie, werd' ich ihn antreffen — he holla! was sind Das für Gesichter? — Sollten's — wie wenn's Diese — sie sind's, sind's! — ich will sie anreden.

Schwarz. Geht Acht! wer kommt da?

Rosinsky. Meine Herren! verzeihen Sie! Ich weiß nicht, geh' ich recht oder unrecht?

Moor. Und wer müssen wir seyn, wenn Sie recht gehen?

Rosinsky. Männer

Schweizer. Ob wir Das auch gezeigt haben, Hauptmann?

Rosinsky. Männer such' ich, die dem Tode ins Gesicht sehen und die Gefahr wie eine zahme Schlange um sich spielen lassen, die Freiheit höher schätzen, als Ehre und Leben, deren bloßer Name, willkommen den Armen und Unterdrückten, die Vöhrgezesten selb und Tyrannen bleich macht.

Schweizer *zum Hauptmann.* Der Burtsche gefällt mir — Höre, guter Freund! Du hast deine Kente geünnet.

Rosinsky. Das denk' ich, und, will hoffen, bald meine Brüder. — So kömt ihr mich denn zu meinem rechten Manne wissen, denn ich suchte euren Hauptmann, den großen Grafen von Moor.

Schweizer *geht ihm die Hand mit Tadeln.* Lieber Junge! wir dugen einander.

Moor; *näher kommend.* Kennen Sie auch den Hauptmann?

Rosinsky. Du bist — in dieser Miene — wer sollte dich ansehen und einen Andern suchen? *Er setzt ihn lange an.* Ich habe mir immer gewünscht, den

Mann mit dem vernichtenden Blicke zu sehen, wie er sah auf den Ruinen von Karthago — jetzt wünscht' ich es nicht mehr.

Schweizer. Blizbub!

Moor. Und was führt Sie zu mir?

Rosinsky. O Hauptmann! mein mehr als grausames Schicksal — ich habe Schiffbruch gelitten auf der ungestümen See dieser Welt, die Hoffnungen meines Lebens hab' ich müssen sehen in den Grund sinken, und blieb mir nichts übrig, als die marternde Erinnerung ihres Verlustes, die mich wahnfinnig machen würde, wenn ich sie nicht durch anderwärtige Thätigkeit zu ersticken suchte.

Moor. Schon wieder ein Kläger wider die Gerechtigkeit! — Nur weiter.

Rosinsky. Ich wurde Soldat. Das Unglück verfolgte mich auch da — ich machte eine Fahrt nach Sindhien mit, mein Schiff scheiterte an Klippen — nichts als sehlgeschlagene Pläne! Ich höre endlich weit und breit erzählen von meinen Thaten, Mordbrennereien, wie sie sie nannten, und bin hieher gereist dreißig Meilen weit, mit dem festen Entschluß, unter dir zu dienen, wenn du meine Dienste annehmen willst — Ich bitte dich, würdiger Hauptmann, schlage mir's nicht ab!

Schweizer *mit einem Entzorn.* Heß! Heß! So ist ja unser Koller sechshundertfach vergütet! Ein ganzer Mordbruder für unsere Bande!

Moor. Wie ist dein Name?

Rosinsky. Rosinsky.

Moor. Wie? Rosinsky! weißt du auch, daß du ein leichtsinniger Knabe bist und über den großen Schritt deines Lebens wegausest, wie ein unbeseenes Mädchen — Hier wirst du nicht Välle werfen oder Regenschirme schieben, wie du die einbildest.

Rosinsky. Ich weiß, was du sagen willst. Ich bin vier und zwanzig Jahre alt, aber ich habe Tegen blinken gesehen und Augen um mich surren gehört.

Moor. So, junger Herr? — Und hast du dein Aechten nur darum gelernt, arme Reisende um einen Reichthaler niederzutreten oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu stechen? Geh', geh'! du bist deiner Amme entlaufen, weil sie dir mit der Ruthe gedroht hat.

Schweizer. Was um Heiser, Hauptmann, was denkst du? willst du diesen Hercules fortjücken? Zieht er nicht gerade so drein, als wenn' er den Marischall von Sachsen mit einem Küßbüßel über den Ganges jagen?

Moor. Was ist deine Karriere misglücktest, kommst du und willst ein Schelm, ein Weichelmwerden? Nein — Knabe, verstehst du das Wort auch? Du magst ruhig schlafen gegangen seyn, wenn du Hochföhr abgeschlagen hast, aber einen Mord auf der Seele zu tragen —

Rosinsky. Jeden Mord, den du mich begehen siehest, will ich verantworten.

Moor. Was? bist du so klug? Willst du dich anrathen, einen Mann mit Schmeicheleien zu fangen? Woher weißt du, daß ich nicht böse Träume habe oder auf dem Tobette nicht werde blaß werden? wie viel hast du schon gethan, wobei du an Verantwortung gedacht hast?

Rosinsky. Wahrlich, noch sehr wenig, aber doch diese Reize zu dir, edler Graf!

Moor. Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Abin in die Hände gespielt — man sollte dergleichen unversichtige Ganacillen auf die Galleere schmieden —

die delne kindische Fantasie erbißte und dich mit der tollen Sucht zum großen Manne ansteckte? Kitzelt dich nach Namen und Ehre? willst du Unsterblichkeit mit Mordbrennereien erkaufen? Werst' dir's, ehrgeiziger Jüngling! Für Mordbrenner grünet kein Lorbeer! Auf Wandtensiege ist kein Triumph gesetzt — aber Blut, Gefahr, Tod und Schande — Siehst du auch das Hochgericht dort auf dem Hügel?

Spiegelberg, unwillig auf- und abgehend. Ei wie dumm! wie abscheulich, wie unverzeihlich dumm! Das ist die Manier nicht! Ich hab's anders gemacht.

Kosinsky. Was soll Der fürchten, der den Tod nicht fürchtet?

Moor. Bravo! unvergleichlich! Du hast dich wacker in den Schulen gehalten, du hast deinen Seneca meisterlich anwendig gelernt. — Aber, lieber Freund, mit dergleichen Sentenzen wirst du die leidende Natur nicht beschwagen, damit wirst du die Pfeile des Schmerzes nimmermehr stumpf machen. — Bestaune dich recht, mein Sohn! Er nimmt seine Hand. Denk', ich rathe dir als ein Vater — lern' erst die Tiefe des Abgrunds kennen, eh' du hineinspringst! Wenn du noch in der Welt eine einzige Freude zu erhaschen weißt — es könnten Augenblicke kommen, wo du — aufwachst — und dann — möchte es zu spät seyn. Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit — entweder mußt du ein höherer Mensch seyn, oder du bist ein Teufel — Noch einmal, mein Sohn! wenn dir noch ein Haufen von Hoffnung irgend anderswo glimmt, so verlaß diesen schrecklichen Bund, den nur Verweissung eingeht, wenn ihn nicht eine höhere Weisheit gestiftet hat — Man kann sich täuschen — glaube mir, man kann Das für Stärke des Geistes halten, was doch am Ende Verweissung ist — Glaube mir, mir! und mache dich eilig hinweg.

Kosinsky. Nein! ich stehe jetzt nicht mehr. Wenn dich meine Witten nicht rühren, so höre die Geschichte meines Unglücks. — Du wirst mir dann selbst den Dolch in die Hände zwingen, du wirst — kagert euch hier auf den Boden und hört mir aufmerksam zu!

Moor. Ich will sie hören.

Kosinsky. Wißt also, ich bin ein böhmischer Oelmann und wurde durch den frühen Tod meines Vaters Herr eines ansehnlichen Ritterguts. Die Gegend war paradiesisch — denn sie enthielt einen Engel — ein Mädchen, geschmückt mit allen Reizen der blühenden Jugend und so schön wie das Licht des Himmels. Doch — wenn sagst Du das? Es schallt an euren Thronen vorüber — ihr habt niemals geliebt, seyd niemals geliebt worden —

Schweizer. Sachte, sachte! unser Hauptmann wird feuerroth.

Moor. Hör' auf! ich will's ein Andermal hören — morgen, nächstens oder — wenn ich Blut gesehen habe.

Kosinsky. Blut, Blut — höre nur weiter! Blut, sag' ich dir, wird deine ganze Seele füllen. Sie war bürgerlicher Geburt, eine Deutsche — aber ihr Anblick schmelzte die Vorurtheile des Adels hinweg. Mit der schäufsternsten Bescheidenheit nahm sie den Trauring von meiner Hand, und übermorgen sollte ich meine Amalia vor den Altar führen.

Moor steht schnell auf.

Kosinsky. Witten im Laumel der auf mich wartenden Seligkeit, unter den Zurüstungen zur Vermählung — werd' ich durch einen Erpressen nach Hofe citirt. Ich stellte mich. Man zeigte mir Briefe, die ich geschrieben haben sollte, voll verrätherischen Inhalts. Ich erröthete über der Noth — man

nahm mir den Degen ab, warf mich ins Gefängniß, alle meine Sinne waren hinweg.

Schweizer. Und unterdessen — nur weiter! ich rieche den Braten schon.

Kosinsky. Hier lag ich einen Monat lang und wußte nicht, wie mir geschah. Mir hangte für meine Amalia, die meines Schicksals wegen jede Minute einen Tod würde zu leiden haben. Endlich erscheint der erste Minister des Hofes, wünscht mir zur Entdeckung meiner Unschuld Glück mit zuckersüßen Worten, liest mir den Brief der Freiheit vor und gibt mir meinen Degen wieder. Jetzt im Triumph nach meinem Schloß, in die Arme meiner Amalia zu fliegen — sie war verschwunden. In der Witternacht sey sie weggebracht worden, wußte Niemand, wohin, und seitdem mit keinem Auge mehr gesehen. Hui! schoß mir's auf, wie der Blitz, ich fliege nach der Stadt, sende am Hof — alle Augen wurdelt auf mir, Niemand wollte Bescheid geben — endlich entdecke ich sie durch ein verborgenes Gitter im Park — sie warf mir ein Biletchen zu.

Schweizer. Hab' ich's nicht gesagt?

Kosinsky. Hölle, Tod und Teufel! da stand's! man hatte ihr die Wahl gelassen, ob sie mich lieber sterben sehen oder die Maitresse des Fürsten werden wollte. Im Rampe zwischen Ehre und Liebe entschied sie für das Zweite, und, ~~schon~~ ich war gerettet.

Schweizer. Was thatst du da?

Kosinsky. Da stand ich, wie von tausend Donnern getroffen! — Blut! war mein erster Gedanke. Blut! mein letzter. Schaum auf dem Munde, renn' ich nach Hause, wähle mir einen dreißigigen Degen, und damit in aller Hast in des Ministers Haus, denn nur er — er nur war der böllische Kuppler gewesen. Man muß mich von der Gasse bemerkt haben, denn wie ich hinauf trete, waren alle Zimmer vergeschlossen. Ich suchte, ich frage: er sey zum Fürsten gefahren, war die Antwort. Ich mache mich geraden Wegs dahin, man wollte nichts von ihm wissen. Ich gehe zurück, zwinge die Thüren ein, finde ihn, wollte eben — aber da sprangen fünf bis sechs Bediente aus dem Hinterhalte und entwanden mir den Degen.

Schweizer. ~~Man hat auf das Geheiß~~ Und er kriegte nichts, und du legst leer ab?

Kosinsky. Ich ward ergriffen, angeklagt, verurtheilt, verurtheilt, infam — merkt euch! — aus besonderer Gnade infam aus den Gräben gesaart: meine Güter fielen als Präsent dem Minister zu, meine Amalia bleibt in den Klauen des Tigers, verseufzt und vertrauert ihr Leben, während daß meine Rache saßen und sich unter das Joch des Despotismus krümmen muß.

Schweizer, ~~andachtlich~~, in den Degen versetzt. Das ist Wasser auf unsere Mühle, Hauptmann! Da gibt's was anzuzünden!

Moor, der Vater in heftigen Bewegungen hin und her gegangen, ~~tritt endlich auf zu den Räubern~~. Ich muß sie sehen — Auf! raßt zusammen — du bleibst, Kosinsky — raßt eilig zusammen!

Die Räuber. Wohin? was?

Moor. Wohin? wer fragt, wohin? ~~Reizt zu Schweizeren~~. Verräther, du willst mich zurückhalten? Aber, bei der Hoffnung des Himmels! —

Schweizer. Verräther ich? — Geh' in die Hölle, ich folge dir!

Moor ~~schallt ihm um den Hals~~. Bruderherz! du folgst mir — Sie weint, sie weint, sie vertrauert ihr Leben. Auf! hurtig! Alle! nach Franken! In acht Tagen müssen wir dort seyn.

Eie gehen ab.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Ländliche Gegend um das Moor'sche Schloß.

Räuber Moor. Kosinsky in der Ferne.

Moor. Geh' voran und melde mich. Du weißt doch noch Alles, was du sprechen mußt?

Kosinsky. Ihr seyd der Graf von Brand, kommt aus Mecklenburg, ich Euer Reisknecht — Sorgt nicht, ich will meine Rolle schon spielen. Lebt wohl! us.

Moor. Sey mir gegrüßt, Vaterlandserbe! Erfaßt die Erde. Vaterlandshimmel! Vaterlandessonne! — und Fluren und Hügel und Ströme und Wälder! Seyd alle, alle mir herzlich gegrüßt! — Wie so köstlich wehet die Luft von meinen Heimathsgebirgen! wie strömt balsamische Wonne aus euch dem armen Flüchtling entgegen! — Olympe! dichterische Welt! Halt' ein, Moor! dein Fuß wandelt in einem heiligen Tempel.

Er steht inne. Sieh' da, auch die Schwalbennester im Schloßhof — auch das Gartenthürröckchen! — und diese Ecke am Zaun, wo du so oft den Kanger belauschest und neckest! — und dort unten das Wiesenfeld, wo du der Held Alexander deine Macedonier ins Treffen bei Arbela führtest, und nebenran der graßige Hügel, von welchem du den verrückten Sastrapen niederwarfst — und deine siegende Fahne flatterte hoch! — Die goldenen Maiejahre der Knabenzeit leben wieder auf in der Seele des Glenden! — da warst du so glücklich, warst so ganz, so wolkenlos heiter — und nun — da liegen die Trümmer deiner Entwürfe! Hier solltest du wandeln dereinst, ein großer, nützlicher, geprüfter Mann — hier dein Knabenleben in Amalias blühenden Kindern zum Zweitemmale leben — hier! hier der Abgott deines Volks — aber der böse Feind schmolte dazu! — Warum bin ich hieher gekommen? daß mir's ginge wie dem Gefangenen, den der klirrende Eisenring aus Träumen der Freiheit aufjaagt — nein, ich gehe in mein Elend zurück! — Der Gefangene hat das Nicht vergessen, aber der Traum der Freiheit fuhr über ihm wie ein Blitz in der Nacht, der sie finstlicher zurückläßt — Lebt wohl, ihr Vaterlandethaler! einst saht ihr den Knaben Karl, und der Knabe Karl war ein glücklicher Knabe — jetzt saht ihr den Mann, und er war in Verzeßlung. — Sie nicht sehen, nicht einen Blick? — und nur eine Mauer gewiesen zwischen mir und Amalia — Nein! sehen muß ich sie — muß ich ihn — es soll mich jermalmen! — Er steht um. Vater! Vater! dein Sohn naht — weg mit dir, schwarzes, rauchendes Blut! weg, hehler, grasser, wackender Todesblick! Nur diese Stunde laß mir frei — Amalia! Vater! dein Karl naht! — Er geht schnell auf das Schloß zu. — Du siehst mich, wenn der Tag erwacht, laß nicht ab von mir, wenn die Nacht kommt — quäle mich in schrecklichen Träumen! nur vergifte mir diese einzige Wollust nicht! — Er steht an der Pforte. Wie wird mir? was ist Das, Moor? Sey ein Mann! — Todessehauer — Schrecken-Ahnung — — Er geht hinein.

Zweite Scene.

Schloß im Garten.

Räuber Moor, Amalia, treten auf.

Amalia. Und getrauten Sie sich wohl, sein Bildniß unter diesen Gemälden zu erkennen?

Moor. O, ganz gewiß. Sein Bild war immer lebendig in mir. An den Gemälden herumgehend. Dieser ist's nicht.

Amalia. Erathen! — Er war der Stammvater des gräflichen Hauses und erhielt den Adel von Barbarossa, dem er wider die Seeräuber diente.

Moor immer an den Gemälden. Dieser ist's auch nicht — auch Der nicht — auch nicht Jener dort — Wer ist nicht unter ihnen.

Amalia. Wie, sehen Sie doch besser! ich dachte, Sie kannten ihn —

Moor. Ich kenne meinen Vater nicht besser! Ihm fehlt der sanftmüthige Zug um den Mund, der ihn aus Tausenden kenntlich macht — er ist's nicht.

Amalia. Ich errathe. Wie? Ahtzehn Jahre nicht mehr gesehen, und noch —

Moor schaut mit einer fliegenden Wirt. Dieser ist's! — Er steht wie vom Blitz gerührt.

Amalia. Ein vortrefflicher Mann.

Moor, in seinen Anblick versunken. Vater, Vater! vergib mir! — Ja, ein vortrefflicher Mann! — Er wendet sich die Wirt. Ein göttlicher Mann!

Amalia. Sie scheinen viel Antheil an ihm zu nehmen.

Moor. O, ein vortrefflicher Mann — und er sollte dahin seyn?

Amalia. Dahin! wie unsere besten Freunde dahin gehn — Er wendet sich dem Vater zu. Lieber Herr Graf, es reist keine Seligkeit unter dem Monte.

Moor. Sehr wahr, sehr wahr — und sollten Sie schon diese traurige Erfahrung gemacht haben? Sie können nicht drei und zwanzig Jahre alt seyn.

Amalia. Und habe Sie gemacht. Alles lebt, um traurig wieder zu sterben. Wir interessieren uns nur darum, wir gewinnen nur darum, daß wir wieder mit Schmerzen verlieren.

Moor. Sie verloren schon etwas?

Amalia. Nichts. Alles! Nichts — wollen wir weiter gehen, Herr Graf?

Moor. So eilig? Weg ist dies Bild rechter Hand dort? mich dünkt, es ist eine unglückliche Physiognomie.

Amalia. Dies Bild linker Hand ist der Sohn des Grafen, der wirkliche Herr — Kommen Sie, kommen Sie!

Moor. Aber dies Bild rechter Hand?

Amalia. Sie wollen nicht in den Garten gehn?

Moor. Aber dies Bild rechter Hand? — Du weißt, Amalia?

Amalia. Ich weiß.

Moor.

Sie liebt mich, Sie liebt mich! — Ihr ganzes Wesen fing an sich zu empor, verrätherisch rollten die Thränen von ihren Wangen. Sie liebt mich! — Gedenker, Das verdienstest du um sie! Steh' ich nicht hier wie ein Gerichteter, vor dem tödtlichen Bloß? Ist Das der Sopha, wo ich an ihrem Halße in Wonne schwamm? Sind Das die väterlichen Säle? Ergreifen vom Tische ein Glas. Du, du — Feuerflammen aus deinem Auge — Bluch, Bluch, Verwerfung! — Wo bin ich? Nacht vor meinen Augen — Schrecknisse Gottes — Ich, ich hab' ihn getödtet!

Er reißt davon.

Franz von Moor in tiefen Gedanken.

Weg mit diesem Bild! weg, selge Memme! Was jagst du und vor wem? Ist mir's nicht die wenigen Stunden, die der Graf in diesen Mauern wandelt, als schlich' immer ein Eylon der Hölle meinen Herfen nach — Ich sollt' ihn kennen! Es ist so was Großes

und Offgesehenes in seinem wilden sonnverbräunten Gesicht, das mich beben macht — Auch Amalia ist nicht gleichgültig gegen ihn! Käst sie nicht so gierig schmachtende Blicke auf dem Keck herumkreuzen, mit denen sie doch gegen alle Welt sonst so geizig thut? Sah ich's nicht, wie sie ein paar bleibische Thränen in den Wein fallen ließ, den er hinter meinem Rücken so hastig in sich schlürfte, als wenn er das Glas mit hineingleichen wollte? Ja, Das sah ich, durch den Spiegel sah ich's mit diesen meinen Augen. Holla, Franz, sieh' dich vor! dahinter steckt irgend ein verderbenschwangeres Ungeheuer!

Er steht forschend dem Portrait Karls gegenüber.

Sein langer Hühnersals — seine schwarzen, feuerwerfenden Augen, hm! hm! — sein füsteres überhangendes, buschiges Augenbraun, ploglich zusammenfahrend. — Schadenfrohe Hölle! jagst du mir diese Ahnung ein? Es ist Karl! ja, jetzt werden mir alle Züge wieder lebendig — Er ist's! trotz seiner Larve! — Er ist's — trotz seiner Larve! — Er ist's — Tod und Verdammniß! Auf und ab mit seligen Schritten. Hab' ich darum meine Mächte verpraßt — darum Felsen hinweggeräumt und Abgründe eben gemacht — bin ich darum gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch worden, daß mir zuletzt dieser unsterbliche Landstreicher durch meine künstlichen Wirbel tödte! — Sachte! nur sachte! Es ist nur noch Eitelarbeit übrig — Bin ich doch ohnehin schon bis an die Ohren in Todsünden gewatet, daß es Unsin wäre, zurückzuschwimmen, wenn das Ufer schon so weit hinten liegt — aus Umkehren ist doch nicht mehr zu denken — Die Gnade selbst würde an den Vettelsstab gebracht, und die unendliche Erbarmung bankeiert werden, wenn sie für meine Schulden all' gut sagen wollte — Also vorwärts wie ein Mann — Er schreut. Er versammelte sich zu dem Geiste seines Vaters und komme! der Todten spott' ich. — Daniel! he, Daniel! — Was gilst', Den haben sie auch schon gegen mich aufgewiegelt! Er sieht so geheimnißvoll.

Daniel kommt.

Daniel. Was steht zu Befehl, mein Gebieter?

Franz. Nichts. Bort, fülle diesen Becher mit Wein, aber hurtig! Daniel ab. Wart, Alter! dich will ich fassen, ins Auge will ich dich fassen, so starr, daß dein getroffenes Gewissen durch die Larve erblaffen soll! Er soll sterben! — Der ist ein Stümper, der sein Werk nur auf die Hülfe brinat und dann wegeht und müßig jugafft, wie es weiter damit werden wird.

Daniel mit Wein.

Franz. Stell' ihn hieher! Sieh' mir fest ins Auge! Wie deine Rufe schlottern! wie du zitterst! Versuch', Alter! Was hast du gethan?

Daniel. Nichts, gnädiger Herr, so wahr Gott lebt und meine arme Seele!

Franz. Trink' diesen Wein aus! — Was? du zauderst? — Heraus, schnell! Was hast du in den Wein geworfen?

Daniel. Hilf Gott! Was? Ich in den Wein?

Franz. Gist hast du in den Wein geworfen! Bist du nicht bleich wie Schnee? Osehn', gesteh'! Wer hat dir's gegeben? Nicht wahr, der Graf, der Graf hat dir's gegeben?

Daniel. Der Graf? Jesus Maria! der Graf hat mir nichts gegeben!

Franz greift ihn hart an. Ich will dich würgen, daß du blau wirst, eisgrauer Lügner du! Nichts? Und was steckt ihr denn so beisammen? Er und du und Amalia? Und was flüstert ihr immer zusammen? Heraus damit! Was für Geheimnisse, was für Geheimnisse hat er dir anvertraut?

Daniel. Das weiß der allwissende Gott: er hat mir seine Geheimnisse anvertraut.

Franz. Willst du es leugnen? Was für Cabalen habt ihr angezettelt, mich aus dem Wege zu räumen? Nicht wahr? Mich im Schlaf zu erdrosseln? Mir beim Bartschneiden die Gurgel abzuschneiden? Mich im Wein oder in Chokolade zu vergeben? Heraus, herans! — oder mir in der Suppe den ewigen Schlaf zu geben? Heraus damit! Ich weiß Alles.

Daniel. So helfe mir Gott, wenn ich in Noth bin, wie ich Euch jetzt nichts Andres sage, als die reine lautere Wahrheit.

Franz. Diesmal will ich dir verzeihen. Aber, gest, er steckt dir gewiß Etwas in deinenbeutel? Er drückte dir die Hand stärker, als der Brauch ist? so ungeschick, wie man sie seinen alten Bekannten zu drücken pflegt?

Daniel. Niemals, mein Gebieter.

Franz. Er sagte dir, zum Gremmel, daß er dich etwa schon kenne? — daß du ihn fast kennen solltest? daß dir einmal die Decke von den Augen fallen würde — daß — was? davon sollt' er dir niemals gesagt haben?

Daniel. Nicht das Mindeste.

Franz. Daß gewisse Umstände ihn abhielten — daß man oft Masken nehmen müsse, um seinen Feinden zuzuführen — daß er sich rächen wolle, aufs Grimmigste rächen wolle?

Daniel. Nicht einen Laut von Diesem allem.

Franz. Was? gar nichts? Bestimme dich recht. — Daß er den alten Herrn sehr genau — besonders genau gekannt — daß er ihn liebe — ungemein lieb — wie ein Sohn liebe —

Daniel. Etwas dergleichen erinnere ich mich wohl ihm gehört zu haben.

Franz, ras. Hat er, hat er wirklich? Wie, so la mich doch hören! Er sagte, er sey mein Bruder?

Daniel, bewegt. Was, mein Gebieter? — Nein, Da sagte er nicht. Aber, wie ihn das Fräulein in der Galerie herumführte, ich pugte eben den Staub von den Rahmen der Gemälde ab, stand er bei dem Portrait des seligen Herrn plötzlich stille, wie vom Donner gerührt. Das gnädige Fräulein deutete drauf hin und sagte: ein vortrefflicher Mann! Ja, ein vortrefflicher Mann! gab er zur Antwort, indem er sich die Augen wischte.

Franz. Höre, Daniel! Du weißt, ich bin immer ein gütiger Herr gegen dich gewesen, ich habe dir Nahrung und Kleider gegeben und dein schwaches Alter in allen Geschäften geschützt —

Daniel. Dafür lehn' Euch der liebe Herr Gott und ich hab' Euch immer rechtlich gedient.

Franz. Das wollt' ich eben sagen. Du hast mir in deinem Leben noch keine Widerrede gegeben, denn du weißt gar zu wohl, daß du mir Gehorsam schuldig bist in Allem, was ich dich heiße.

Daniel. In Allem von ganzem Herzen, wenn es nicht wider Gott und mein Gewissen geht.

Franz. Pessen, Pessen! Schämst du dich nicht? Ein alter Mann, und an das Weihnachtswährchen zu glauben! Geh', Daniel! Das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewissen strafen, wenn es ja einen Gott und ein Gewissen gibt.

Daniel schlägt die Hände zu sammen. Vornherziger Himmel!

Franz. Bei deinem Gehorsam — verstehst du das Wort auch? — bei deinem Gehorsam befehl' ich dir: morgen darf der Graf nicht mehr unter den Lebendigen wandeln.

Daniel. Hilf, heiliger Gott! Weshwegen?

Franz. Bei deinem klinden Gehorsam! — und an dich werd' ich mich halten.

Daniel. An mich? **Alte**, selige Mutter Gottes! An mich? Was hab' ich alter Mann denn Böses gethan? **Franz.** Hier ist nicht lange Besinnzeit, dein Schicksal steht in meiner Hand. **Alte**! Du dein Leben im tiefsten meiner Thürme vollends ausschmachten, wo der Hunger dich zwingen wird, deine eigenen Knochen abzunagen, und der brennende Durst, dein eigenes Wasser wieder zu saufen? — Oder willst du lieber dein Brod essen im Frieden und Ruhe haben in deinem Alter?

Daniel. Was, Herr? Fried' und Ruhe im Alter, und ein Todtschläger?

Franz. Antwort auf meine Frage!

Daniel. Meine grauen Haare, meine grauen Haare!

Franz. Ja oder nein!

Daniel. Nein! — Gott erbarme sich meiner!

Franz, im Begriff zu gehen. Gut, du sollst's nöthig haben. **Daniel** hält ihn auf und fällt vor ihm nieder.

Daniel. Erbarmen, Herr! Erbarmen!

Franz. Ja oder Nein!

Daniel. Gnädiger Herr! ich bin heute einundsebenzig Jahr alt und hab' Vater und Mutter geehrt und Niemand meines Wissens um des Hellers Werth im Leben verworrenheit und hab' an meinem Glauben gehalten treu und redlich und hab' in Eurem Hause gedient vierundvierzig Jahre und erwarte jetzt ein ruhig seliges Ende, ach Herr, Herr! umlaßt meine Ruhe festig, und Ihr wollt mir den letzten Trost rauben im Sterben, daß der Wurm des Gewissens mich um mein letztes Gebet bringe, daß ich ein Gräuel vor Gott und Menschen schlafen gehen soll? Nein, nein, mein liebster bester, liebster gnädiger Herr! Das wollt Ihr nicht, Das könnt Ihr nicht wollen von einem einundsebenzigjährigen Manne.

Franz. Ja oder Nein! was soll das Geplapper?

Daniel. Ich will Euch von nun an noch eifriger dienen, will meine dürrn Sehnen in Eurem Dienst wie ein Tagelöhner abarbeiten, will früher aufstehen, will später mich niederlegen — ach, und will Euch einschließen in mein Abend- und Morgenbeten, und Gott wird das Gebet eines alten Mannes nicht wegwerfen.

Franz. Gehorsam ist besser, denn Opfer. Hast du je gehört, daß sich der Henker zierte, wenn er ein Urtheil vollstrecken sollte?

Daniel. Ach ja wohl! aber eine Unschuld erwürgen — einen —

Franz. Bin ich dir etwa Rechenschaft schuldig? Darf das Beil den Henker fragen, warum dahin und nicht dorthin? — Aber, sieh', wie langmüthig ich bin — ich biete dir eine Belohnung für Das, was du mir huldigest.

Daniel. Aber ich hoffte, ein Christ bleiben zu dürfen, da ich Euch huldigte.

Franz. Keine Widerrede! Sieh', ich gebe dir einen ganzen Tag noch Bedenkzeit! Ueberlege es nochmals. Glück und Unglück — hörst du? verstehst du? das höchste Glück und das äußerste Unglück! Ich will Wunder thun im Meinigen.

Daniel nach einigem Nachdenken. Ich will's thun, morgen will ich's thun.

Franz.

Die Versuchung ist stark, und Der war wohl nicht zum Märtyrer seines Glaubens geboren — Wohl bekommt's denn, Herr Graf! Allen Aufsehen nach werden Sie morgen Abend Ihr Genfermahl halten! Es kommt Alles nur darauf an, wie man davon denkt, und Der ist ein Narr, der wider seine Vortheile denkt. Den Vater, der vielleicht eine Bouteille Wein weiter getrunken hat, kommt der Rigel an — und daraus wird

ein Mensch, und der Mensch war gewiß das Rechte, woran bei der ganzen Hercules-Arbeit gedacht wird. Nun kommt mich eben auch der Rigel an — und daran crepirt ein Mensch, und gewiß ist hier mehr Verstand und Absicht, als dort bei seinem Entstehen war — Ist die Geburt des Menschen das Werk einer viehischen Anwandlung, eines Ungefühls, wer sollte wegen der Verneinung seiner Geburt sich einfallen lassen, an ein bedeutendes Etwas zu denken? Versucht sey die Thorheit unserer Annen und Märterinnen, die unsere Phantasie mit schrecklichen Mährchen verderben und gräßliche Bilder von Straferichten in unser weiches Gehirnmark drücken, daß unwillkürliche Schauer die Glieder eines Mannes noch in frostige Angst rütteln, unsere kühnste Entschlossenheit sperren, unsere erwachende Vernunft an Ketten abergläubischer Finsterniß legen — Wod! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert — die Natur vermag einen Mann mehr zu machen — die Nabelschnur ist nicht unterbunden worden — und die ganze Schattenspielerlei ist verschwunden. Es war etwas und wird nichts — heißt es nicht eben so viel, als: es war nichts und wird nichts, und um nichts wird kein Wort mehr gewechselt — der Mensch entsteht aus Morast und wadet eine Weile im Morast und macht Morast und gährt wieder zusammen in Morast, bis er zuletzt an den Schuhsohlen seines Unrechts unflätig anklebt. Das ist das Ende vom Lied — der moralische Riß der menschlichen Bestimmung, und somit — glückliche Reise, Herr Bruder! Der mitsüchtige, poharische Moralist von einem Gewissen mag runzelige Weiber aus Vordellen jagen und alte Wucherer auf dem Todesbette foltern — bei mir wird er nimmermehr Audienz bekommen.

G. 3. 11. 20.

Dritte Scene.

Waldes-Baum im Schloß

Händler Moor von der einen Seite, **Daniel** von der andern.

Moor, höflich. Wo ist das Fräulein?

Daniel. Gnädiger Herr! Erlaubt einem armen Manne, Euch um etwas zu bitten.

Moor. Es ist dir gewährt, was willst du?

Daniel. Nicht viel und Alles, so wenig und doch so viel — laßt mich Eure Hand küssen!

Moor. Das sollst du nicht, guter Alter, umarme ihn, den ich Vater nennen möchte!

Daniel. Eure Hand, Eure Hand! ich bitte Euch.

Moor. Du sollst nicht.

Daniel. Ich muß! Er greift sie, betrachtet sie schmerzhaft und fällt vor ihm nieder. **Kieber, bester Karl!**

Moor erschrickt, laßt sie, steht. Freund, was sagst du? Ich versteh' dich nicht.

Daniel. Ja, leugnet es nur, verstellst Euch! Schön, schön! Ihr seyd immer mein bester, Höflicher Junker — Kieber Gott, daß ich alter Mann noch die Freude — dummer Tölpel ich, daß ich Euch nicht gleich — Ei du himmlischer Vater! So seyd Ihr ja wiedergekommen, und der alte Herr ist nahesten Boden, und da seyd Ihr ja wieder — was für ein blinder Esel ich doch war, ich vor den Kopf schlagen, daß ich Euch nicht im ersten Gul — Ei du mein! Wer hätte sich Das träumen lassen! — Um was ich mit Thränen betete — Jesus Christus! Da steht er selbsthaftig wieder in der alten Stube!

Moor. Was ist Das für eine Sprache? Seyd Ihr vom hiesigen Kieber aufgesprungen, oder wollt Ihr eine Komödientrolle an mir probiren?

Daniel. Ei pfui doch, pfui doch! Das ist nicht fein, einen alten Knecht so zum Westen haben — diese Narbe! Se, wißt Ihr noch? — Großer Gott! was Ihr mir da für eine Angst einjagtet — ich hab' Euch immer so lieb gehabt, und was Ihr mir da für Herzeleid hättet anrichten können — Ihr saßet mir im Schoß — wißt Ihr noch? — dort in der runden Stube — Gelt, Vogel! Das habt Ihr freilich vergessen — auch den Kukul, den Ihr so gern hättet? — denkt doch! der Kukul ist zerschlagen, in Grundstoben geschlagen — die alte Esel hat ihn verwettert, wie sie die Stube setzte — ja freilich, und da saßet Ihr mir im Schoß und riefst: Hotto! und ich lief fort, Euch den Hotto-Gaul zu holen — Jesus Gott! warum muß' ich alter Esel auch fortlaufen? — und wie mir's stieligkeit über den Buckel lief — wie ich das Zetergeschrei höre draußen im Deyn, spring' herein, und da lief das helle Blut, und laget am Boden und hattet — heilige Mutter Gottes! war mir's nicht, als wenn mir ein Kübel eiskalt Wasser über'n Nacken spritzte — aber so geht's, wenn man nicht alle Augen auf die Kinder hat. Großer Gott, wenn's ins Auge gegangen wäre — War's dazu noch die rechte Hand. Mein Lebenstag, sag' ich, soll mir kein Kind mehr ein Messer oder eine Scheere, oder so was Spitziges, sag' ich — in die Hände kriegen, sag' ich — war zum Glück noch Herr und Frau vererbt — ja, ja, Das soll mir mein Tag des Lebens eine Warnung seyn, sag' ich — Jemini! Jemini! ich hätte vom Deyn kommen können, ich hätte — Gott der Herr verzeih's Euch, gottloses Kind — aber, gottlob! es heilte glücklich bis auf die wüste Narbe.

Moor. Ich begreife kein Wort von Allem, was du sagst.

Daniel. Ja, gelt, gelt? Das war noch eine Zeit? Wie manches Zuckerbrot oder Wiscuit oder Macrone ich Euch hab' zugeschoben, hab' Euch immer am Gernsten gehabt, und wißt Ihr noch, was Ihr mir drunten sagtet im Stall, wie ich Euch auf des alten Herrn seinen Schweisfuch setzte und Euch auf der großen Wiefe ließ herumjagen? Daniel! sagtet Ihr, laß mich nur einen großen Mann werden, Daniel, so sollst du mein Verwalter seyn und mit mir in der Kutsche fahren — ja, sag' ich und lachte, wenn Gott Leben und Gesundheit schenkt, und Ihr Euch eines alten Mannes nicht schämen werdet, sag' ich, so will ich Euch bitten, mir das Häuschen drunten im Dorfe zu räumen, das schon eine gute Weile leer steht, und da wolle' ich mir ein Gimer zwanzig Wein einlegen und wirtschaften in meinen alten Tagen. — Ja, lacht nur, lacht nur! Gelt, junger Herr, Das habt Ihr rein ausgeschwigt? — den alten Mann will man nicht kennen, da thut man so fremd, so vornehm — o, Ihr seyd doch mein goldlicher Junker — freilich halt ein Bißchen locker gewesen — nehmt mir's nicht übel! — wie's eben das junge Fleisch meistens ist — am Ende kann noch Alles gut werden.

Moor saß ihm um den Hals. Ja, Daniel, ich will's nicht mehr verhehlen! Ich bin dein Karl, dein verlornen Karl, was macht meine Amalia?

Daniel sagte an zu weinen. Daß ich alter Sünder noch die Bräute haben soll — und der Herr selig weinte umsonst! — Ab, ab, weißer Schädel! mürbe Knochen, fahret in die Grube mit Freunden! Mein Herr und Meister lebt, ihn haben meine Augen gesehen!

Moor. Und will halten, was er versprochen hat, — nimm Das, ehelicher Graukopf, für den Schweisfuch in's Stalle; bringst ihm einen schweren Beutel auf, nicht vergessen hab' ich den alten Mann.

Daniel. Wie? was trübt Ihr? Zu viel, Ihr habt Euch vergiffen.

Moor. Nicht vergiffen, Daniel! Daniel will niederstehen. Steh' auf, sage mir, was macht meine Amalia?

Daniel. Gottes Lohn! Gottes Lohn! Ei Herr Jerem! — Eure Amalia, o, die wird's nicht überleben, die wird sterben vor Freude!

Moor, festig. Sie vergaß mich nicht?

Daniel. Vergessen? Wie schwagt Ihr wieder? Euch vergessen? — da hättet Ihr sollen dabei seyn, hättet's sollen mit ansehen, wie sie sich gebärdete, als die Zeitung kam, Ihr wäret gestorben, die der gnädige Herr austreuen ließ —

Moor. Was sagst du? mein Bruder —

Daniel. Ja, Euer Bruder, der gnädige Herr, Euer Bruder — ich will Euch ein ander Mal mehr davon erzählen, wenn's Zeit dazu ist — und wie sauber sie ihn abkaypte, wenn er ihr alle Tage, die Gott schickt, seinen Antrag machte und sie zur gnädigen Frau machen wollte. O, ich muß hin, muß hin, ihr sagen, ihr die Botschaft bringen. Wahrr.

Moor. Halt, halt! sie darf's nicht wissen! darf's Niemand wissen, auch mein Bruder nicht. —

Daniel. Euer Bruder? Nein, beileibe nicht, er darf's nicht wissen! Er gar nicht! — Wenn er nicht schon mehr weiß, als er wissen darf — O, ich sage Euch, es gibt garstige Menschen, garstige Brüder, garstige Herren — aber ich möchte um alles Gold meines Herrn willen kein garstiger Knecht seyn — der gnädige Herr hielt Euch tod.

Moor. Hm! was brummt du da?

Daniel, leiser. Und, wenn man freilich so ungebeten aufersteht — Euer Bruder war des Herrn selig einziger Erbe —

Moor. Alter! — Was murmelest du da zwischen den Jähnen, als wenn irgend ein Ungeheuer von Geheimmüß auf deiner Junge schwebte, das nicht heraus wollte und doch heraus sollte? Rede deutlicher!

Daniel. Aber ich will lieber meine alten Knochen abnagen vor Hunger, lieber vor Durst mein eigenes Wasser saufen, als Wohlleben die Hülle verdienen mit einem Todtschlag. Es-ell ab.

Moor, aufstehend und sich erkühnend. Tante

Betrogen, betrogen! da fähet es über meine Seele wie der Blitz! — Spitzbüßische Künste! Himmel und Hölle! Nicht du, Vater! Spitzbüßische Künste! Mörder, Räuber durch spitzbüßische Künste! Angeschwärzt von ihm! verfälscht, unterdrückt meine Briefe — voll Liebe sein Herz — o ich Ungeheuer von einem Thoren — voll Liebe sein Vaterherz — o Schelmerei, Schelmerei! Es hätte mir einen Fußfall gekostet — es hätte mir eine Thräne gekostet — o ich blöder, blöder, blöder Thör! — Wider die Wand rennend. Ich hätte glücklich seyn können — o Räberei, Räberei! das Glück meines Lebens büßisch, büßisch hinwegbetrogen. Er läuft wehend auf und nieder. Mörder, Räuber durch spitzbüßische Künste! — Er gestellte nicht einmal. Nicht ein Gedanke von Muth in seinem Herzen — O Bösewicht! unbegreiflicher, schleichender, abscheulicher Bösewicht!

Rosinsky kommt.

Rosinsky. Nun, Hauptmann, wo steckst du? Was ist's? Du willst noch länger hier bleiben, merk' ich?

Moor. Auf! Sattle die Pferde! Wir müssen vor Sonnenuntergang noch über den Grängen seyn!

Rosinsky. Du sprachst.

Moor, beschleunig. Hurrig, hurrig! Zaudre nicht lange, laß Alles da! und daß kein Auge dich gewahr wird.

Rosinsky ab.

Moor.

Ich stiehe aus diesen Mauern. Der geringste Verrug könnte mich während machen, und er ist meines Vaters Sohn — Bruder, Bruder! du hast mich zum Gländesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — Ernte die Früchte deiner Muthat in Ruhe, meine Gegenwart soll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber, gewiß, es war nicht brüderlich gehandelt. Finsterniß verlösche sie auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf.

Rosinsky.

Rosinsky. Die Pferde stehn gefesselt, Ihr könnt aufstehen, wann Ihr wollt.

Moor. Preßter, Preßter! Warum so eilig? Soll ich sie nicht mehr sehn?

Rosinsky. Ich zähne gleich wieder ab, wenn Ihr's haben wollt; Ihr hießt mich ja über Hals und Kopf eilen.

Moor. Noch einmal! ein Lebenswohl noch! ich muß den Gisttrank dieser Seligkeit vollends ausschürren, und dann — halt', Rosinsky! zehn Minuten noch — bluten am Schloßhof, und wir sprengen davon!

Vierte Scene.

Im Garten.

Amalia.

Du weinst, Amalia? — und Das sprach er mit einer Stimme! mit einer Stimme — mir war's, als ob die Natur sich verjüngte — die genossenen Künze der Liebe dämmerten auf mit der Stimme! Die Nachtigall schlug wie damals — die Blumen hauchten wie damals — und ich lag wonnüberauscht an seinem Hals — Ha, falsches, treuloses Herz! wie du deinen Meinsid beschwören willst! Nein, nein, weg aus meiner Seele, du Trevelbild! — ich habe meinen Eid nicht gebrochen, du Einziger! Weg aus meiner Seele, ihr verrätherliche gottlose Wünsche! im Herzen, wo Karl herrscht, darf kein Eidssohn nisten — Aber warum, meine Seele, so immer, so wider Willen nach diesem Fremdling? Hängt er sich nicht so hart an das Bild meines Einzigen? Ist er nicht der ewige Begleiter meines Einzigen? Du weinst, Amalia? Ha, ich will ihn stiehen! — stiehen! — Nimmer sehn soll mein Auge diesen Fremdling!

Räuber Moor ist die Gaststube.

Amalia setzt zu'nahmen. Horch! horch! Rauschte die Thüre nicht? Sie muß Karl's gewacht und springt auf. Er? — wohin? — was? — da hat mich's angewurzelt, daß ich nicht stiehen kann — Verlaß mich nicht, Gott im Himmel! — Nein, du sollst mir meinen Karl nicht entreißen! Meine Seele hat nicht Raum für zwei Gottheiten! und ich bin ein sterbliches Mädchen! Er nimmt Karls Bild heraus. Du, mein Karl, sey mein G'nus wider diesen Fremdling, den Liebesdr. dich, dich ansehen, unverwandt — und weg alle gottlose Wilde nach diesem. Sie hgt. stum — das Auge farr auf das Bild gef. her.

Moor. Sie da, gnädiges Fräulein? — und traurig? und eine Thräne auf diesem Gemälde? — Amalia gibt ihm keine Antwort. — Und wer ist der Glückliche, um sich das Auge eines Engels verstillert? darf auch diesen Bräuterrichten — Er will das Gemälde betrachten.

Amalia. Nein, ja, nein!

Moor, juchelnd. Ha! und verdient er diese Verdächtig? verdient er? —

Amalia. Wenn Sie ihn gekannt hätten!

Moor. Ich würde ihn beneidet haben.

Amalia. Angebetet, wollen Sie sagen.

Moor. Ha!

Amalia. O, Sie hätten ihn so lieb gehabt — es war so viel, so viel in seinem Angesicht — in seinen Augen — im Ton seiner Stimme, das Ihnen so gleich kommt — das ich so liebe —

Moor steht zur Erde.

Amalia. Hier, wo Sie stehen, stand er tausendmal — und neben ihm Die, die neben ihm Himmel und Erde vergaß — hier durchirrte sein Auge die um ihn prangende Gegend — sie schien den großen belohnenden Blick zu empfinden und sich unter dem Wohlgefallen ihres Meisterbilds zu verschauern — hier hielt er mit himmlischer Musik die Hörer der Lüfte gefangen — hier an diesem Busch pflückte er Rosen und pflückte die Rosen für mich — hier, hier lag er an meinem Halse, brannte sein Mund auf dem meinen, und die Wimpern starben gern unter der Liebenden Fußtritt —

Moor. Er ist nicht mehr?

Amalia. Er segelt auf ungestümen Meeren — Amalia's Liebe segelt mit ihm — er wandelt durch ungekante sandige Wüsten — Amalia's Liebe macht den brennenden Sand unter ihm grünen und die wilden Gesträuche blühen — der Mittag senkt sein entblößtes Haupt, nordischer Schnee schrumpft seine Schenken zusammen, stürmischer Hagel regnet um seine Schläfe, und Amalia's Liebe wiegt ihn in Stürmen ein — Meere und Berge und Horizonte zwischen den Liebenden — aber die Seelen versehen sich aus dem stäubigen Kerker und treffen sich im Paradies der Liebe — Sie scheinen traurig, Herr Graf?

Moor. Die Worte der Liebe machen auch meine Liebe lebendig.

Amalia, wgs. Was? Sie lieben eine Andere? — Weh' mir, was hab' ich gesagt?

Moor. Sie glaubte mich todt und blieb treu dem Todtgeglaubten — sie hörte wieder, ich lebe, und opferte mir die Krone einer Heiligen auf. Sie weiß mich in Wüsten treu und im Glend herumwärmen, und ihre Liebe fliegt durch Wüsten und Glend mir nach. Auch heißt sie Amalia, wie Sie, gnädiges Fräulein.

Amalia. Wie beneid' ich Ihre Amalia!

Moor. O, sie ist ein unglückliches Mädchen: ihre Liebe ist für Einen, der verloren ist, und wird — ewig niemals belohnt.

Amalia. Nein, sie wird im Himmel belohnt. Sagt man nicht, es gebe eine bessere Welt, wo die Traurigen sich neuen, und die Liebenden sich wieder erkennen?

Moor. Ja, eine Welt, wo die Schleier hinwegfallen, und die Liebe sich herzlich wiederfindet — Ewigkeit heißt ihren Name — meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, und Sie lieben?

Moor. Unglücklich, weil sie mich liebt! Wie, wenn ich ein Todtschläger wäre? wie, mein Fräulein, wenn Ihr Geliebter Ihnen für jeden Kuß einen Werd aufzählen könnte? Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia, hoch aufspringend. Ha, wie bin ich ein glückliches Mädchen! Mein Einziger ist Nachschall der Gottheit, und die Gottheit ist Guld und Erbarmen! Nicht eine Allege kommt er leiden sehen — Seine Seele ist so fern von einem blutigen Gedanken, als fern der Mittag von der Mitternacht ist.

Moor steht sich auf und in die Hand. Al. O. Dann in die Gegend.

Amalia singt und spielt auf der Laute.

Wißt dich, Hektor, ewig mir entreißen,
Wo des Meeres morden Eisen
Dem Vatrofluß schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig keinen Kleinen lehren
Epeere werfen und die Götter ehren,
Wenn hinunter dich der Kanthub schlingt?

Moor nimmt die Laute stillschweigend und spielt.

Eheures Weib, geh', hol' die Todeslance —
Laß — mich fort — zum wilden Kriegerlance! —
Er wirft die Laute weg und sticht davon.

Fünfte Scene.

Nahgelegener Wald. Nacht. Ein altes verfallenes Schloß ist der Sitz

Die Räuberbande, gelagert auf der Erde.

Die Räuber singen.

Stehlen, morden, brennen, balgen,
Heißt bei uns nur die Zeit zerstreuen.
Morgen hängen wir am Galgen,
Denn laßt und heute lustig sein.

Ein frohes Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne.
Der Wald ist unser Nachquartier,
Bei Sturm und Wind handhieren wir,
Der Mond ist unsre Sonne,
Mercurius ist unser Mann,
Der's Praktizieren trefflich kann.

Heut' laden wir bei Pfaffen und ein,
Ein malen Pächtern morgen;
Was drüber ist, da lassen wir sein
Den lieben Herrgott sorgen.

Und, haben wir im Traubensaft
Die Gurgel aufgebadet,
So machen wir uns Muth und Kraft
Und mit dem Schwarzen Brüderschaft,
Der in der Hölle bratet.

Das Wehgeheul geklagter Väter,
Der kranken Mütter Klagegezer,
Das Weinen der verlassen Brant
Ist Schmaus für unsre Trommelhaut!

Ha! wenn sie euch unter dem Weile so jucken,
Ausbrüllen wie Käiber, umfallen wie Maden,
Das tipelt unsern Augenidern,
Das schmelzelt unsern Ohren gern.

Und, wenn mein Stündlein kommen nun —
Der Henter soll es holen —
So haben wir halt unsern Lohn
Und schmieren unsre Sohlen,
Ein Schwätzchen auf den Weg vom heißen Traubensohn,
Und hurra rar dar! geh's, als Aben wir davon!

Schweizer. Es wird Nacht, und der Hauptmann
noch nicht da!

Razmann. Und versprach doch, Schlag acht Uhr
wieder bei uns einzutreffen.

Schweizer. Wenn ihm Leides geschehen wäre —
Cameraden! wir jänden an und morden den Säugling.

Spiegelberg nimmt Razmann beiseite. Auf ein Wort,
Razmann.

Schwarz zu Grimm. Wollen wir nicht Spione aus-
stellen?

Grimm. Laß du ihn! Er wird einen Gang thun,
daß wir uns schämen müssen.

Schweizer. Da brennst du dich, beim Henker!
Er ging nicht von uns, wie Einer, der einen Echel-
menstreich im Schilde führt. Hast du vergessen, was
er gesagt hat, als er uns über die Haide führte? —
„Wer nur eine Rübe vom Acker stiehlt, daß ich's er-
fahre, läßt seinen Kopf hier, so wahr ich Moor
heiß.“ — Wir dürfen nicht rauben.

Razmann, leise zu Spiegelberg. Wo will das hinaus —
rede deutscher!

Spiegelberg. Pst! Pst! — Ich weiß nicht, was
du oder ich für Begriffe von Freiheit haben, daß wir
an einem Karren ziehen, wie Stiere, und dabei wun-
derviel von Independenz declamiren — Es gefällt mir
nicht.

Schweizer zu Grimm. Was wohl dieser Windkopp
hier an der Kunkel hat?

Razmann, leise zu Spiegelberg. Du sprichst vom Haupt-
mann? —

Spiegelberg. Pst doch! Pst! — Er hat so seine
Ohren unter uns herumlaufen — Hauptmann sagt
du? wer hat ihn zum Hauptmann über uns gesetzt,
oder hat er nicht diesen Titel usurpirt, der von Rechte-
wegen mein ist? Wie? legen wir darum unser Leben
auf Würfel — baden darum alle Mißfuchten des
Schicksals aus, daß wir am Ende noch von Glück sa-
gen, die Leibeigenen eines Sklaven zu seyn? — Leibe-
eigene, da wir Fürsten seyn könnten? — Bei Gott!
Razmann — Das hat mir niemals gefallen.

Schweizer zu den Andern. Ja — du bist mir der
rechte Held. Trösche mit Steinen breit zu schmeißen —
schon der Klang seiner Nase, wenn er sich schneuzte,
könnte dich durch ein Nadelöhr jagen —

Spiegelberg zu Razmann. Ja — und Jahre schon
dicht' ich darauf: es soll anders werden. Razmann —
wenn du bist, wofür ich dich immer hielt — Razmann!
man vermißt ihn — gibt ihn halb verloren — Raz-
mann, mich dünkt, seine schwarze Stunde schlägt —
Wie? nicht einmal vorher wirst du, da dir die Glocke
zur Freiheit läutet? hast nicht einmal so viel Muth,
einen süßen Wink zu verstehen?

Razmann. Ha, Satan! worin verstrickst du meine
Seele?

Spiegelberg. Hat's gefangen? — gut! so folge!
Ich habe mir's gemerkt, wo er hinschlich — Komm!
Zwei Pistolen fehlen selten, und dann — so sind wir
die Ersten, die den Säugling erdroffeln. Er will ihn fortsetzen.

Schweizer geht während sein Weier. Ha, Weie! Eben
recht erinnere ich mich an die böhmischen Wälder! —
Wart' du nicht die Memme, die anhub zu schnattern,
als sie riefen: Der Feind kommt! Ich habe da-
mals bei meiner Seele gestudt — Fahr' hin, Men-
schelmörder! *Er geht ab.*

Räuber zu Razmann. Mordio! Mordio! — Schwe-
izer — Spiegelberg — Reißt sie aus einander! —

Schweizer wachend sein Weier. Da! — und so
crepirt' du — Nabig, Cameraden — Laßt euch den
Bettel nicht unterbrechen — die Weie ist dem Haupt-
mann immer gütig gewesen und hat keine Narbe auf
ihrer ganzen Haut — noch einmal, geht euch zufrie-
den — Ha! über den Hader — Von Hinten her will
er Männer zu Schanden schmeißen? Männer von
Hinten her! — Ist uns darum der helle Schweiz über
die Backen gelaufen, daß wir aus der Welt schleichen
wie elende Kerle? Weie du! Haben wir uns darum
unter Feuer und Rauch gebettet, daß wir zuletzt wie
Ratten verrecken?

Grimm. Aber, zum Teufel — Camerad — was
hattet ihr mit einander? — der Hauptmann wird ra-
send werden.

Schweizer. Dafür laß mich sorgen — und du, Heilloser, zu Wajmann, du warst sein Helfershelfer, du! — Pack dich aus meinen Augen — der Schusterle hat's auch so gemacht, aber dafür hängt er jetzt auch in der Schwelt, wie's ihm mein Hauptmann prophezeit hat — Man schießt.

Schwarz, aufspringend. Horch! ein Pistolenschuß! Man schießt wieder. Noch einer! Holla! der Hauptmann!

Grimm. Nur Geduld! Er muß zum dritten Male schießen. Man hört noch einen dritten Schuß.

Schwarz. Er ist's! — ist's — Salvir' dich, Schweizer — laßt uns ihm antworten! Sie drücken.

Moor, Kosinsky, *hören auf.*

Schweizer ihnen entgegen. Sey willkommen, mein Hauptmann — Ich bin ein Bißchen vorlaut gewesen, seit du weg bist. Er führt ihn an die Leiche. Sey du Richter zwischen mir und Diesem — von hinten hat er dich ermordet wollen.

Räuber mit Beschürzung. Was? den Hauptmann?

Moor, in den Abklid verjüngt. bricht heftig aus. Unbegreiflicher Ringer der rachekundigen Nemesis! — War's nicht Dieser, der mir das Sirenenlied trillerte? — Weihe dies Meister der dunkeln Vergeltung! — Das hast du nicht gethan, Schweizer.

Schweizer. Bei Gott! ich hab's wahrlich gethan, und es ist beim Teufel nicht das Schlechteste, was ich in meinem Leben gethan habe. *Geht unwillig ab.*

Moor, *nachdenkend.* Ich verfluche — Fenster im Himmel — ich verfluche — die Wälder fallen von den Bäumen — und mein Herbst ist kommen — Schafft mir Diesen aus den Augen! Spitzelbergs Leiche wird hinweggetragen.

Grimm. Gib uns Dreier, Hauptmann — was sollen wir weiter thun?

Moor. Bald — bald ist Alles erfüllt — Gebt mir meine Laute — Ich habe mich selbst verloren, seit ich dort war — Meine Laute, sag' ich — Ich muß mich zurückstufen in meine Kraft — Verlaßt mich!

Räuber. Es ist Mitternacht, Hauptmann.

Moor. Doch waren's nur die Thränen im Schauspielhause — den Römervortrag muß ich hören, daß mein schlafender Genius wieder aufwacht — Meine Laute her — Mitternacht sagt ihr?

Schwarz. Wohl bald vorüber. Wie Blei liegt der Schlaf in uns. Seit drei Tagen kein Auge zu.

Moor. Sinkt denn der balsamische Schlaf auch auf die Augen der Schelme? Warum flieht er mich? Ich bin nie ein Reizger gewesen oder ein schlechter Kerl — Legt euch schlafen — morgen am Tage gehen wir weiter.

Räuber. Gute Nacht, Hauptmann. *Sie legen sich auf der Erde und schlafen ein.*

Leise Stille.

Moor nimmt die Laute und sucht.

Brutus.

Sey willkommen, friedliches Gefilde!

Nimm den Leuten aller Römer auf!

Von Philipp, wo die Nordschlacht brüllte,

Schleicht mein gramgebeuter Lauf.

Cassius, wo bist du? — Rom verloren!

Hingewürgt mein brüderliches Heer!

Meine Zukunft: des Todes Troten!

Keine Welt für Brutus mehr!

Cäsar.

Wer, mit Schritten und Niederbitten,

Wandert dort vom Felsen um? —

! wenn meine Augen mir nichts lühten.

Das ist eines Römers Gang. —

Liberfohn — von wannen deine Kette?

Dauert noch die Lebensbühnenstadt?

Hst geweinet hab' ich um die Waise,

Das sie nimmer einen Cäsar hat.

Brutus.

Ha, du mit der dreilundzwanzigfachen Wunde!

Wer rief, Todter, dich aus Pacht?

Schaudre rückwärts zu des Kreuz Schunde,

Erozier Weiner! Triumphhite nicht!

Auf Philipp's eisernem Altare

Naucht der Freiheit letztes Opferblut;

Rom verröthet über Brutus Wadre,

Brutus geht zu Mino's — freudig in deine Fluth!

Cäsar.

O, ein Todesstoß von Brutus' Schwerte!

Auch du — Brutus — du?

Sohn — es war dein Vater — Sohn — die Erde

Wär' gefallen dir als Erbe zu!

Geb' — du bist der größte Römer worden,

Da in Waters Brust dein Eisen drang.

Geb' — und heut' es bis zu jenen Worten:

Brutus ist der größte Römer worden.

Da in Waters Brust sein Eisen drang.

Geb' — du weißt nun, was an Lethe's Strande

Mich noch kannte —

Schwarzer Schiffer, stoß' vom Lande!

Brutus.

Vater, halt! — Im ganzen Sonnenreiche

hab' ich Einen nur gekannt,

Der dem großen Cäsar gleiche:

Diesen Einen hast du Sohn genannt.

Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,

Nur nicht Brutus mochte Cäsar sehn;

Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;

Geb' du stürwärts, laß mich rückwärts gehn.

Er legt die Laute hin, geht trübend auf und nieder.

Wer mir Würge wäre? — es ist Alles so finster — verworrene Labyrinth — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenn's aus wäre mit diesem letzten Idemung — aus, wie ein schales Marionettenspiel — Aber wofür der heiße Hunger nach Glückseligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das hinauschiebe in unvollendeter Pläne? — Wenn der armelige Dumm dieses armeligen Dings, die Schale von Gestir haltend, den Weissen dem Thoren — den Reichen dem Lavieren — den Gelehrten dem Schelme gleich macht! — Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen seyn? — Nein, nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich gewesen.

Glaubt ihr, ich werde alttern, Geister meines Erwürgten! ich werde nicht alttern. *heftig stehend.* — Euer banges Sterbegewirfel — euer schwarzgewürdiges Gesicht — eure füllend flaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals und häßlich an meinen Trübsanden, an den Tannen meiner Armmen um, so ein Meister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — Der Schauer geistelt. Warum hat mein Perillus einen Schien aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet?

Er legt die Laute an. Zeit und Ewigkeit — Nestet an einander durch ein einziges Moment! — Grausiger Schlüssel, der das Gefängnis des Lebens hinter mir schließt und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — sage mir — o, sage mir — wohin — wohin wirst du mich führen? — Fremdes,

nte umfegtes Land! — Siehe, die Menschheit erschläft unter diesem Wilde, die Spannkraft des Endlichen läßt nach, und die Phantasie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unserer Leichtgläubigkeit seltsame Schatten vor — Nein, nein! Ein Mann muß nicht straucheln — Sey, wie du willst, nameloses Jenseits — bleib mir nur dieses mein Selbst getreu — Sey, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Augendinge sind nur der Austrich des Mannes — ich bin mein Himmel und meine Hölle.

Wenn du mir irgend einen eingescherten Weltkreis allein liehest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Ansichten sind? — Ich würde dann die schweigende Debe mit meinen Phantasien bevölkern und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Glends zu zergliedern. — Oder willst du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schanpläge des Glends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden, die mir jenseits gewoben sind, so leicht zerreißen, wie diesen? — Du kannst mich zu nichts machen — diese Freiheit kannst du mir nicht nehmen. *Er ladet die Pistole. Wozu? Dalt er mich. Und soll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens sterben? — Soll ich dem Glend den Sieg über mich einräumen? — Nein, ich will's kühn. Er wirft die Pistole weg. Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden. Er wach immer kühner.*

Hermann, der durch den Wald kommt.

Horch! horch! graufig heult der Raub — zwölf schlägt's drüben im Dorf — Wohl, wohl — das Ungeheuer schläft — in dieser Wüste kein Räuber. Trau an das Schicksal nicht. Komm' heraus, Dammernmann, Thurmbebauer! — Deine Mählichkeit ist bereitet.

Moor, *schreckend vorsetzend*. Was soll Das bedeuten?

Eine Stimme aus dem Schloß. Wer pocht da? He? Bist du's, Hermann, mein Nabe?

Hermann. Win's, Hermann, dein Nabe. Steig' herauf aus Gitter und iß. *Er lacht schreien*. Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — Dir schmeckt?

Die Stimme. Hungerte mich sehr. Habe Dank, Nabenfender, fürs Brod in der Wüste! — Und wie geht's meinem lieben Kinde, Hermann?

Hermann. Stille — Horch! — Geräusch wie von Schnarchenden! Hörst du nicht was?

Stimme. Wie? Hörst du etwas?

Hermann. Den seufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — eine Nachtmusik, davon Gincm die Zähne klappern, und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer ist mir, als hört' ich ein Schnarchen. — Du hast Gesellschaft, Alter — Sub hu! hu!

Stimme. Stiebst du etwas?

Hermann. Leb' wohl — leb' wohl — Granig ist diese Stätte — Stieh' ab ins Loch — droben dein Helfer, dein Mäher — Verfluchter Sohn! — *Er lacht*.

Moor, *mit Entzügen hervorretend*. Stieh'!

Hermann, *schreiend*. O mir!

Moor. Stieh', sag' ich!

Hermann. Weh! weh! weh! Nun ist Alles verathen!

Moor. Stieh'! Rede! Wer bist du? was hast du hier zu thun? Rede!

Hermann. Erbarmen, o, Erbarmen, gestrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' Ihr mich umbringt.

Moor, *indem er den Degen zieht*. Was werd' ich hören?

Hermann. Wohl habt Ihr mir's beim Leben verboten — ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — Euer leiblicher Vater dort — mich jammerte sein — Stiehet mich nieder!

Moor. Hier steckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will Alles wissen.

Die Stimme aus dem Schloß. Weh! weh! Bist du's, Hermann, der da redet? Mit wem redest du, Hermann?

Moor. Drunten noch Jemand — Was geht hier vor? Laßt dem Thurne zu. Ist's ein Gefangener, den die Menschen abschüttelten? — Ich will seine Ketten lösen. — Stimme! noch einmal! wo ist die Thür?

Hermann. O, habt Barmherzigkeit, Herr — bringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! *Errennt ihm den Weg.*

Moor. Vierfach geschlossen! Weg da — Es muß heraus — Jetzt zum ersten Mal komm' mir zu Hülfe, Dieberei! *Er nimmt Treckschraube und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde steigt ein Alter, ausgemergelt wie ein Geizwe.*

Der Alte. Erbarmen einem Glenden! Erbarmen!

Moor *springt erschrocken zurück*. Das ist meines Vaters Stimme!

D. u. Moor. Habe Dank, o Gott! Erschienen ist die Stunde der Erlösung.

Moor. Geist des alten Moers! was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Hast du eine Sünde in jene Welt geschleppt, die dir den Eingang in die Pforten des Paradieses verammelt? Ich will Messen lesen lassen, den irrenden Geist in seine Heimath zu senden. Hast du das Gold der Wittwen und Waisen unter die Erde vergraben, das dich in dieser mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt? Ich will den unterirdischen Schatz aus den Klauen des Zauberdrahen reißen, und wenn er tausend rechte Klammen auf mich freit und seine frigen Zähne gegen meinen Degen blüßt — oder kommst du, auf meine Fragen die Räthsel der Ewigkeit zu entsalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. u. Moor. Ich bin kein Geist. Laßt mich an, ich lebe, o, ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? Du bist nicht begraben worden?

D. u. Moor. Ich bin begraben worden — Das heißt: ein tochter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde schmacht' ich schon in diesem finstern unterirdischen Gewölbe, von keinem Strahle beschienen, von keinem warmen Lütchen angewiebt, von keinem Freunde berührt, wo wilde Raben krächzen, und mitternächtliche Uhus heulen. —

Moor. Himmel und Erde! Wer hat Das gethan?

D. u. Moor. Versuch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. u. Moor. Wenn du ein Mensch bist und ein menschliches Herz hast, den ich nicht kenne, o, so höre den Jammer eines Vaters, den ihm seine Eöhne bereitet haben — drei Monde schon hab' ich's tauben Kellernwänden zugewinkelt, aber ein hehler Wiederhall öfete meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Mensch bist und ein menschliches Herz hast —

Moor. Diese Aufforderung könnte die wilden Bestien aus ihren Löchern hervorrufen.

D. u. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angesungen, aus einer schweren Krankheit etwas Kräfte zu sammeln, so führte man einen Mann zu mir, der vergab, mein Erstgeborner sey gestorben in der Schlacht, und mit sich brachte ein Schwert,

gefürbt mit seinem Blut, und sein letztes Lebenswohl, und daß ihn mein Blut gesägt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor. *stößt von ihm abgewandt.* Es ist offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward ohnmächtig bei der Botschaft. Man muß mich für todt gehalten haben: denn, als ich wieder zu mir selber kam, lag ich schon in der Bahre und ins Leichentuch gewickelt wie ein Todter. Ich kragte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finstere Nacht, mein Sohn Franz stand vor mir. — Was! rief er mit entsetzlicher Stimme, willst du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieser Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlte ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich stand am Eingange dieses Gewölbes, mein Sohn vor mir und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karlu gebracht hatte — zehnmal umfaßt ich seine Knie und bat und flehte und umfaßte sie und beschwor — das Leben seines Vaters reichte nicht an sein Herz — Hinab mit dem Walg! donnerte es von seinem Munde, er hat genug gelebt — und hinab ward ich gestoßen ohn' Erbarmen, und mein Sohn Franz schloß hinter mir zu.

Moor. Es ist nicht möglich, nicht möglich! Ihr müßt Euch geirrt haben!

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Mensch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menschen Zutritt je diese Ginde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Gespenster meiner Väter in diesen Ruinen rasselnde Ketten schleifen und in mitternächtlicher Stunde ihr Totenlied rannen. Endlich hörte ich die Thüre wieder aufgehen; dieser Mann brachte mir Brod und Wasser und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt gewesen, und wie er sein Leben in Gefahr setze, wenn es herauskäme, daß er mich speise. So ward ich kümmerlich erhalten diese lange Zeit; aber der unaussprechliche Trost — die saule Lust meines Uraths — der grenzenlose Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib schwand; tausendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maß meiner Strafe muß noch nicht gefüllt seyn — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich so wunderbarlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine graue Haare.

Moor. Es ist genug. Auf! ihr Klöße, ihr Klumpen! ihr träge, fühllose Schläfer! auf! Will Keiner erwachen? *Er thut einen Versuch sich über die schlafenden Väter.*

Die Räuber, aufgelegt. He, holla! holla! was gib's da?

Moor. Hat euch die Geschichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? der ewige Schlaf würde noch werden seyn! Schaut her! schaut her! die Gesege der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen.

Die Räuber. Was sagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erschlagen! das Wort ist Verschönerung! — der Sohn hat den Vater tausendmal gerädert, gespießt, gebohrt, geschunden! die Worte sind mir so menschlich — worüber die Ehre roth wird, worüber der Kanibale schaudert, worauf seit Aeonen kein Teufel gekommen ist — der Sohn hat seinen eigenen Vater — o, seht her — seht her! er ist in Ohnmacht gesunken — in dieses Gewölbe hat

der Sohn seinen Vater — Frost, Blöße — Hunger — Durst — o, seht doch, seht doch! — es ist mein eigener Vater, ich will's nur gestehn.

Die Räuber springen herbei und umzingeln den Moor. Dein Vater? dein Vater?

Schweizer tritt ehrsüchtig näher *säht vor ihm nieder.* Vater meines Hauptmanns! ich küsse dir die Füße! Du hast über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir, grimmig beleidigter, entheiliger Geis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. *Er zerreißt sein Kleid von oben an bis unten.* So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höret mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel! der du auf die Schandthat herunterblickst! Höre mich, dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über der Nacht! Hier knie ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier schwör' ich, und so spreie die Natur mich aus ihren Gränzen wie eine böseartige Wesle aus, wenn ich diesen Schwur verlege, schwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen, bis des Vaternörders Blut, vor diesem Steine verschüttet, gegen die Sonne dampft. *Er steht auf.*

Die Räuber. Es ist ein Veltalsreich! Sag' Einer, wir seyen Schelme! Nein, bei allen Drachen! so bunt haben wir's nie gemacht!

Moor. Ja! und bei allen schrecklichen Zeugnern Derer, die jemals durch eure Dolche starben, Derer, die meine Nanne fraß, und mein fallender Thurm zermaalte, eh' soll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Brust, bis euer Aller Kleider von des Verruchten Blute scharlachroth gezeichnet sind — Das hat euch wohl niemals geträumet, daß ihr der Arm höherer Majestäten seyd? Der verworrene Ansel unseres Schicksals ist aufgelöst! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geädelt! Welet an vor Dem, der euch dies erhabene Los gesprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdigt hat, die schrecklichen Engel seines finstern Gerichts zu seyn! Entblößet eure Häupter! Kniet hin in den Staub und sehet geheilt auf! *Er kniet.*

Schweizer. Gebet, Hauptmann! was sollen wir thun?

Moor. Steh' auf, Schweizer, und rühre diese heiligen Füße an! *Er thut ihm seinen Fuß an den Fuß und gibt ihm die Hand.* Du weißt noch, wie du einmahl jenem böhmischen Reiter den Kopf spaltetest, da er eben den Säbel über mich wackte, und ich athemlos und erschöpft von der Arbeit in die Knie gesunken war? dazumal verheiß ich dir eine Belohnung, die königlich wäre; ich konnte diese Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das schwurst du mir, es ist wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, jetzt will ich bezahlen! Schweizer, so ist noch kein Sterblicher gehebt worden, wie du! — räche meinen Vater! *Er steht auf.*

Schweizer. Großer Hauptmann! heute hast du mich zum ersten Mal stolz gemacht! — Gebet, wo, wie, wann soll ich ihn schlagen?

Moor. Die Minuten sind geweiht, du mußt eilends gehn — Kies dir die Würfelkanten aus der Hand und führe sie gerade nach des Gelmanns Schloß! Zerr' ihn aus der Wette, wenn er schläft oder in den Armen der Mollus liegt, schleppe ihn vom Mahle weg, wenn er besoffen ist, reiß' ihn vom Grucifix, wenn er betend vor ihm auf den Knien liegt! Aber, ich sage dir, ich schärf' es dir hart ein, ließ'

ihn mir nicht todt! Dessen Fleisch will ich in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speise geben, der ihm nur die Haut riß oder ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und, wenn du ihn ganz und lebendig bringst, so sollst du eine Million zur Belohnung haben; ich will sie einem Könige mit Gefahr meines Lebens stehlen, und du sollst frei ausgehen, wie die weite Luft — Hast du mich verstanden, so eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier hast du meine Hand darauf: entweder du stiehst Zwei zurückkommen oder gar Keinen. Schweizers Würgengel, kommt! *Ab mit einem Geschwader.*

Moos. Ihr Uebrige zerstreut euch im Walde — Ich bleibe.

Fünfter Akt.

Erste Scene.

von diesen Zimmern. *Es ist*

Daniel

kommt mit einer Katerne und einem Kestelchen.

Lebe wohl, theures Mutterhaus — Hab' so manch Guts und Liebs in dir genossen, da der Herr seliger noch lebte — Thränen auf deine Gebeine, zu lange Verfallener! Das verlangt er von einem alten Knecht — es war das Erbach der Waisen und der Fort der Verlassenen, und dieser Zehn hat's gemacht zur Wüdergrube — Lebe wohl, du guter Veden! wie oft hat der alte Daniel dich abgeseigt — Lebe wohl, du lieber Dien, der alte Daniel nimmt schweren Abschied von dir — Es war die Alles so vertraut worden — wie dir wohl' thun, alter Glieber — aber Gott bewahre mich in Gnaden vor Trug und List des Argen — Leer kam ich hieher — leer zieh' ich wieder hin — aber meine Seele ist gerettet. *Wie er gehen will, kommt*

Franz im Schloßhof zurückgeblieben.

Daniel. Gott sieh' mir bei! mein Herr! *Es ist die Katerne und*

Franz. Verrathen! Verrathen! Geister ausgepfien aus Gräbern — Vorgespielt das Todtenreich aus dem ewigen Schlaf! brüllt wider mich: Mörder! Mörder — Wer regt sich da?

Daniel, *angestrichen*. Hilf, heilige Mutter Gottes! seyd Ihr's, gestrenger Herr, der so gräßlich durch die Gewölbe schreitt daß alle Schläfer aufstahren?

Franz. Schläfer? Wer heißt euch schlafen? Dort, glühende Licht an! Daniel *ab*, es kommt ein anderer Bedienter. Es soll Niemand schlafen in dieser Stunde. Hörst du, Alles soll auf seyn — in Waffen — alle Gewehre geladen — Sahst du sie dort den Wegengang hinschweben?

Bedienter. Wen, gnädiger Herr?

Franz. Wen, Dummkopf, wen? Es' kalt, so leer fragst du, wen? hat mich's doch angepackt, wie der Schwindel! wen, Geselskopf! wen? Geister und Teufel! Wie weit ist's in der Nacht?

Bedienter. Eben jetzt ruft der Nachtwächter Zwei an.

Franz. Was? will diese Nacht währen bis an den jüngsten Tag? Hörtest du keinen Tumult in der Nähe? kein Siegesgeschrei? kein Geräusch galoppirender Pferde? Wo ist Kar — der Graf, will ich sagen?

Bedienter. Ich weiß nicht, mein Gebieter!

Franz. Du weißt's nicht? Du bist auch unter der Rote? Ich will dir das Herz aus den Rippen stampfen! mit deinem verfluchten: Ich weiß nicht! Dort, hole den Pastor!

Bedienter. Gnädiger Herr!

Franz. Murrst du? zögerst du? *Erster Bedienter eilt ab*. Was? auch Bettler wider mich verschworen? Himmel, Hölle! Alles wider mich verschworen?

Daniel kommt mit dem Kestel. Mein Gebieter —

Franz. Nein! ich zittere nicht! Es war lediglich ein Traum. Die Todten stehen noch nicht auf — wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

Daniel. Ihr seyd todtentbleich, Eure Stimme ist bang und lallend.

Franz. Ich habe das Fieber. Sage du nur, wenn der Pastor kommt, ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Ader lassen, sage dem Pastor.

Daniel. Befehlt Ihr, daß ich Euch Lebensbalsam auf Zucker tröpfele.

Franz. Tröpfele mir auf Zucker! der Pastor wird nicht sogleich da seyn. Meine Stimme ist bang und lallend, gib Lebensbalsam auf Zucker!

Daniel. Geht mir erst die Schlüssel, ich will drunten holen im Schrank —

Franz. Nein, nein, nein! Bleib! oder ich will mit dir gehn. Du siehst, ich kann nicht allein seyn! wie leicht könnt' ich, du siehst ja — ohnmächtig — wenn ich allein bin. Laß nur, laß nur! Es wird vorübergehen, du bleibst.

Daniel. O, Ihr seyd ernstlich krank.

Franz. Ja freilich, freilich! Das ist's Alles. — Und Krankheit vernöhrt das Gehirn und brüet tolle und wunderliche Träume aus. — Träume bedeuten nichts — Nicht wahr, Daniel? Träume kommen ja aus dem Bauche, und Träume bedeuten nichts — ich hatte so eben einen lustigen Traum. Er stieß ohnmächtig nieder.

Daniel. Jesus Christus! was ist Das? Georg! Conrad! Wäntan! Martin! so gebt doch nur eine Urkunde von euch! *Wäntan* von. Maria, Magdalena und Joseph! so nehmt doch nur Verkunst an! So wird's heißen, ich habe ihn todt gemacht! Gott erbarme sich meiner!

Franz, *erschrocken*. Weg — weg! was rüttelst du mich so, schändliches Teufelgerede? — die Todten stehen noch nicht auf!

Daniel. I du ewige Güte! Er hat den Verstand verloren.

Franz *redet sich matt auf*. Wo bin ich? — du, Daniel? was hab' ich gesagt? merke nicht drauf! ich habe eine Lüge gesagt, es sey, was es wolle — komm! hilf mir auf! — es ist nur ein Anstoß von Schwindel — weil ich — weil ich — nicht ausgeglichen habe.

Daniel. Wäre nur der Johann da! ich will Hülfe rufen, ich will nach Aleran rufen.

Franz. Bleib! setz' dich neben mich auf diesen Sopha! — so — du bist ein geschiedter Mann, ein guter Mann. Laß dir erzählen.

Daniel. Jetzt nicht, ein Andermal! Ich will Euch zu Bette bringen, Ruhe ist Euch besser.

Franz. Nein, ich bitte dich, laß dir erzählen und lache mich derb aus! — Siehe, mir dünkte, ich hätte ein königlich Mahl gehalten, und mein Herz wäre guter Dinge, und ich läge berauscht im Rasen des Schloßgartens, und plötzlich — es war zur Stunde des Mittags — plötzlich, aber, ich sage dir, lache mich derb aus!

Daniel. Plötzlich?

Franz. Plötzlich traf ein ungeheurer Donner mein schlummerndes Ohr, ich taumelte bebend auf, und,

siehe, da war mir's, als seh' ich aufklammen den ganzen Horizont in feuriger Rothe, und Berge und Städte und Wälder wie Wachs im Ofen zerschmelzen, und eine heulende Windesbraut segte von himmen Meer, Himmel und Erde — da erscholl's wie aus ehernen Posaunen: Erde, gib deine Todten, gib deine Todten, Meer! und das nackte Gefilde begann zu freigen und aufzuwerfen Schädel und Rippen und Kinnbacken und Beine, die sich zusammengezogen in menschliche Leiber und daherschrömten, unübersehblich, ein lebendiger Sturm. Damals sah ich aufwärts, und, siehe, ich stand am Fuß des donnernden Sina, und über mir Gewimmel und unter mir, und oben auf der Höhe des Berges auf drei rauchenden Stühlen drei Männer, vor deren Blick sich die Creatur —

Daniel. Das ist ja das leidhaftige Genterfei vom jüngsten Tage.

Franz. Nicht wahr, Das ist tolles Gezeuge? Da trat hervor Einer, anzusehen wie die Sternennacht, der hatte in seiner Hand einen eisernen Siegelring, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Ewig, heilig, gerecht, unverfälschbar! Es ist nur eine Wahrheit, es ist nur eine Jugend! Wehe, wehe, wehe dem zweifelnden Wurm! — Da trat hervor ein Zweiter, der hatte in seiner Hand einen bligenden Spiegel, den hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Dieser Spiegel ist Wahrheit: Heuchelei und Lügen bröckeln nicht — da erschraf ich und alles Volk, denn wir sahen Schlangen- und Tiger- und Leoparden-Gesichter zurückgeworfen aus dem entseßlichen Spiegel. — Da trat hervor ein Dritter, der hatte in seiner Hand eine ehorne Waage, die hielt er zwischen Aufgang und Niedergang und sprach: Tretet herzu, ihr Kinder von Adam — ich wäge die Gesanten in der Schale meines Jornes und die Werke mit dem Gewicht meines Grimms! —

Daniel. Oest erbarme sich meiner!

Franz. Schneebleich standen Alle, ängstlich klopfte die Erwartung in jeglicher Brust. Da war mir's, als hör' ich meinen Namen zuerst genannt aus den Werten des Berges, und mein inneres Mark geister in mir, und meine Zähne klapperten laut. Schnell begann die Waage zu klingen, zu donnern der Hells, und die Stunden zogen verüber, eine nach der andern an der links hangenden Schale, und eine nach der andern warf eine Todsfünde hinein —

Daniel. O, Gott verzeh' Euch!

Franz. Das that er nicht! — Die Schale wuchs zu einem Gebirge; aber die andere, voll vom Blute der Verführung, hielt sie noch immer hoch in den Lüften — zuletzt kam ein alter Mann, schwer gebeugt von Gram, angeklungen den Arm von wüthendem Hunger, Aller Augen wandten sich schon vor dem Manne, ich kannte den Mann, er schmit eine Lode von seinem silbernen Ganpshaar, warf sie hinein in die Schale der Sünden, und, siehe, sie sank, sank plötzlich zum Abgrund, und die Schale der Verführung flatterte hoch auf! — Da hörte ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Hells: Gnade, Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! du allein bist verworfen! — *Zuseh' o. Nun, warum lachst du nicht?*

Daniel. Kann ich lachen, wenn mir die Haut schaudert? Träume kommen von Gott.

Franz. Pfui doch, pfui doch! sage Das nicht! Heiß' mich einen Narren, einen aberwitzigen, abgeschmacktenarren! Ihu Das, lieber Daniel, ich bitte dich dar-, spotte mich tüchtig aus!

Daniel. Träume kommen von Gott. Ich will für

Franz. Du lägst, sag' ich — geh' den Augenblick, lauf, spring', sieh', wo der Pastor bleibt, heiß' ihn eilen, eilen; aber ich sage dir, du lägst.

Daniel im Abgehen. Gott sey Euch gnädig!

Franz.

Pöbel-Weisheit, Pöbel-Furcht! — Es ist ja noch nicht ausgemacht, ob das Vergangene nicht vergangen ist oder ein Auge findet über den Sternen — Hum, hum! wer raunte mir Das ein? Rächet denn droben über den Sternen Einer? — Nein, nein! Ja, ja! Fürchterlich zischelt's um mich: Nichtet droben Einer über den Sternen! Entgegen gehen dem Rächer über den Sternen diese Nacht noch! Nein, sag' ich. — Glender Schlupfwinkel, hinter den sich deine Feigheit verstecken will — We', einsam, taub ist's droben über den Sternen — Wenn's aber doch etwas mehr wäre? Nein, nein, es ist nicht! Ich befehle, es ist nicht! Wenn's aber doch wäre? Wehe dir, wenn's nachgezählt worden wäre! wenn's dir vorgezählt würde diese Nacht noch! — Warum schauert mir so durch die Knochen? — Sterben! warum packt mich das Wort so? Rechenschaft geben dem Rächer droben über den Sternen — und wenn er gerecht ist, Waisen und Wittwen, Unterdrückte, Geplagte heulen zu ihm auf, und wenn er gerecht ist? — warum haben sie gelitten, warum hast du über sie triumphirt? —

Pastor Moser tritt auf

Moser. Ihr lacht mich helen, quatiager Herr! Ich erkenne, Das Grösemal in meinem Leben! Habt Ihr im Sinne, über die Religion zu spotten, oder sangt Ihr an, vor ihr zu zittern.

Franz. Spotten oder zittern, jenachdem du mir antwortest. — Höre, Moser, ich will dir zeigen, daß du ein Narr bist oder die Welt fürn Narren halten willst, und du sollst mir antworten! Hörst du? Auf dein Leben sollst du mir antworten.

Moser. Ihr fordert einen Höheren vor Euren Richterstuhl. Der Höhere wird Euch termaleinst antworten.

Franz. Jetzt will ich's wissen, jetzt, diesen Augenblick, damit ich nicht die schändliche Thorheit begehe und im Trange der Noth den Wogen des Pöbels anrufe. Ich hab's dir eit mit Hohnlachen Burquander zugefressen: Es ist kein Gott! — Jetzt, ich im Ernst mit dir, ich sage dir: Es ist kein! Du sollst mich mit allen Waffen widerlegen, die du in deiner Gewalt hast, aber ich blaß sie weg mit dem Hauch meines Mundes.

Moser. Wenn du auch eben so leicht den Donner weghlasest! Heute! Der mit zehntausendfachen Centnergewicht aus dem Aze Ecele fallen wird! Dieser allwissende Gott, den du Ther und Bösewicht mit den aus seiner Schöpfung vernichtet, brandt sich nicht durch den Mund des Starks zu rechtfertigen. Er ist eben so groß in deinen Tyrannen, als irgend in einem Vöbeln der siegenden Tugend.

Franz. Ungemein gut, Pfaffe! So gefällt du mir.

Moser. Ich sehe hier in den Angelegenheiten eines größern Herrn und rede mit Einem, der Wurm ist, wie ich, dem ich nicht gefallen will. Freilich müß' ich Wunder thun können, wenn ich deiner halsstarrigen Bosheit das Gesändniß abzwängen könnte; aber, wenn deine Uebersetzung so fest ist, warum ließe ich mich rufen? Sage mir doch, warum ließe ich mich in der Mitternacht rufen?

Franz. Well ich lange Weile habe und eben am Schachbrett keinen Geschmack finde. Ich will mir einen Spaß machen, mich mit Pfaffen herumzubeißen.

Mit dem leeren Schrecken weist du meinen Muth nicht entmannen. Ich weiß wohl, daß Derjenige auf Ewigkeit hofft, der hier zu kurz gekommen ist; aber er wird gattig betrogen. Ich hab's immer gelesen, daß unser Wesen nichts ist, als Zerrung des Gehirns, und mit dem letzten Blutstropfen zerrinnt auch Geist und Gedanke. Er macht alle Schwachheiten des Körpers mit: wird er nicht auch aufhören bei seiner Zerstörung? nicht bei seiner Säulung verdampfen? Laß einen Wassertropfen in deinem Gehirne verirren, und dein Leben macht eine plötzliche Pause, die zunächst an das Nichtseyn gränzt, und ihre Fortdauer ist der Tod. Empfindung ist Schwingung einiger Saiten, und das zerschlagene Clavier tönet nicht mehr. Wenn ich meine sieben Schlösser schleifen lasse, wenn ich diese Venus zerschlage, so ist's Symmetrie und Schönheit gewesen. Siehe da, Das ist eure unsterbliche Seele!

Moser. Das ist die Philosophie eurer Verzeihung. Aber Euer eignes Herz, das bei diesen Beweisen ängstlich bebend wider Eure Rippen schlägt, straft Euch Lügen. Diese Spinnweben von Systemen zerreißt das einzige Wort: Du mußt sterben! — Ich fordere Euch auf, Das soll die Probe seyn, wenn Ihr im Tode annoch seht nicht, wenn Euch Eure Grundsätze auch da nicht im Stiche lassen, so sollt Ihr gewonnen haben; wenn Euch im Tode nur der mündliche Zuschauer anwandelt, wehe Euch dann! Ihr habt Euch betrogen.

Franz, *seiner*. Wenn mich im Tode ein Zuschauer anwandelt?

Moser. Ich habe wohl mehr solche Glende gesehen, die bis bisher der Wahrheit Mißentrog beten; aber im Tode selbst flattert die Täuschung dahin. Ich will an Euren Betteln stehn, wenn Ihr sterbet — Ich möchte so gar gern einen Tyrannen sehen dahin fahren, ich will dabei sehn und Euch starr ins Auge sehen, wenn der Art Eure kalte Hand eingeengt und den verlernten schleichenden Puls kaum mehr finden kann und aufschauert und mit jenem schrecklichen Abscheuen zu Euch spricht: Menschliche Hölle ist umsonst! Hüte Euch dann, o, kütet Euch ja, daß Ihr da anseht, wie Richard und Nero!

Franz. Nein, nein!

Moser. Auch dieses Meia wird dann zu einem heulenden Ja — Ein inneres Tribunal, das Ihr nimmermehr durch irdische Gräueltaten beschönigen könnt, wird jetzt erwachen und Gericht über Euch halten. Aber es wird ein Erwachen seyn, wie des Lebendigen, begraben im Wauche der Kirchhofe; es wird ein Unwille seyn, wie des Selbstmörders, wenn er den tödtlichen Streich schon gethan hat und bereut, es wird ein Witz seyn, der die Winternacht Eures Lebens einmal überdauert; es wird ein Muth seyn, und, wenn Ihr da noch seht nicht, so sollt Ihr gewonnen haben!

Franz, *unruhig im Sturme auf- und abgehend*. Pfaffengewäsche, Pfaffengewäsche!

Moser. Jetzt zum erstenmal werden die Schwerter einer Ewigkeit durch Eure Seele schwachen, und jetzt zum erstenmal zu spät. — Der Oberte Gott weckt einen fürchterlichen Nachtar auf, sein Name heißt Richter. Sehet, Moor, Ihr habt das Leben von Tausenden an der Spitze Eures Fingers, und von diesen Tausenden habt Ihr Neunhundert neun und neunzig elend gemacht. Euch fehlt zu einem Nero nur das römische Reich, und nur Peru zu einem Pizarro. Nun, glaubt Ihr wohl, Gott werde es zugeben, daß ein einziger Mensch in seiner Welt wie ein Wüthrich laufe und das Oberste zu Unterst seht? Glaubt Ihr wohl, diese Neunhundert neun und neunzig seyen nur

zum Verderben, nur zu Puppen Eures satanischen Spiels da? O, glaubt Das nicht! Er wird jede Mißante, die Ihr ihnen getödtet, jede Freude, die Ihr ihnen vergiftet, jede Vollkommenheit, die Ihr ihnen versperret habt, von Euch fordern dereinst, und, wenn Ihr darauf antwortet, Moor, so sollt Ihr gewonnen haben.

Franz. Nichts mehr, kein Wort mehr! Willst du, daß ich deinen schwarzlebrigen Grillen zu Gebote stehe?

Moser. Sehet zu, das Schicksal der Menschen steht unter sich in fürchterlich schönem Gleichgewicht. Die Tragödie dieses Lebens sinkend, wird hochsteigen in jenem, steigend in diesem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber, was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier irdischer Triumph war, wird dort ewige unendliche Verwerfung.

Franz, *wild auf ihn losgehend*. Laß dich der Donner stumm mache, Lügengeist du! Ich will dir die verschluckte Zunge aus dem Munde reißen!

Moser. Fühlt Ihr die Last der Wahrheit so früh? Ich habe ja noch nichts von Beweisen gesagt. Laßt mich nur erst zu den Beweisen —

Franz. Schweig', geh' in die Hölle mit deinen Beweisen! Zernichtet wird die Seele, sag ich dir, und sollst mir nicht darauf antworten!

Moser. Darum winkeln auch die Geister des Abgrunds, aber Der im Himmel schüttelt das Haupt. Meint Ihr dem Arm des Vergelters im irden Reich des Nichts zu entlaufen? Und führet Ihr gen Himmel, so ist er da! und kettet Ihr Euch in der Hölle, so ist er wieder da! und sträcket Ihr zu der Nacht: Verhülle mich und zu der Dinsterniß: Virg' mich! so muß die Dinsterniß leuchten um Euch, und nun den Verdamnten die Winternacht taugen — aber Euer unsterblicher Geist sträubt sich unter dem Wert und steigt über den blinden Gedanken.

Franz. Ich will aber nicht unsterblich seyn — sey es, wer da will, ich will's nicht hindern. Ich will ihn zwingen, daß er mich zernichte, ich will ihn zur Wuth reizen, daß er mich in der Wuth zernichte. Sage mir, was ist die größte Sünde, und die ihn am Grimmigsten aufkeimst?

Moser. Ich kenne nur zwei. Aber sie werden nicht von Menschen begangen, auch ahnen sie Menschen nicht.

Franz. Die zwei?

Moser, *seiner*. Vatermord heißt die eine, Brudermord die andere — Was macht Euch auf Einmal so bleich?

Franz. Was, Alter? Stehst du mit dem Himmel oder mit der Hölle im Bündniß? Wer hat dir Das gesagt?

Moser. Wehe Dem, der sie beide auf dem Herzen hat! Ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre! Aber seyd ruhig, Ihr habt weiter Vater noch Bruder mehr!

Franz. Ha! — was, du kennst keine drüber? Bestime dich nochmals. Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt an' dem Rant deines Mundes — keine einzige drüber?

Moser. Keine einzige drüber.

Franz, *mit einem Schrei*. Zernichtung! Zernichtung!

Moser. Freut Euch, freut Euch doch! preist Euch doch glücklich! — Bei allen Euren Gräueln seyd Ihr noch ein Heiliger gegen den Vatermörder. Der Muth, der Euch trifft, ist gegen den, der auf diesen lauert, ein Gesang der Liebe — die Vergeltung —

Franz, *mit einem Schrei*. Geh' in tausend Gräber! du Galt! Wer ließ dich hierher kommen? Geh', sag ich, oder ich setze dich durch und durch!

Moser. Kann das Pfaffengewäsche so einen Philosophen in Harnisch jagen? Vlast es doch weg mit dem Hauch Eures Mundes! Sehe ab.

Franz wirft sich in seinem Sessel herum in schrecklichen Bewegungen.
Liese Pause.

Ein Bedienter, eilig.

Bedienter. Amalia ist entsprungen, der Graf ist plötzlich verschwunden.

Daniel kommt ängstlich.

Daniel. Gnädiger Herr, jagt ein Trupp feuriger Reiter die Steig' herab, schreien Mordso, Mordso — das ganze Dorf in Alarm.

Franz. Geh', laß alle Glocken zusammenläuten, Alles soll in die Kirche — auf die Knie fallen Alles — beten für mich — alle Gefangene sollen los seyn und ledig, ich will den Armen Alles doppelt und dreifach wiedergeben, ich will — so geh' doch — so ruß doch den Reichsvater, daß er mir meine Sünden hinwegsegne — Wißt du noch nicht fort? Das Getummel wird hörbarer.

Daniel. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde! Wie soll ich Das wieder reimen? Ihr habt ja immer das liebe Gebet über alle Häuser hinausgeworfen, habt mir so manche Psall' und Bibelbuch an den Kopf gejagt, wenn Ihr mich ob dem Veten ertapptet —

Franz. Nichts mehr davon — Sterben! siehst du? Sterben! — Es wird zu spät. Man hört Schweizer toben. Bete doch! bete!

Daniel. Ich sag's Euch immer — Ihr verachtet das liebe Gebet so — aber, gebt Acht, gebt Acht! wenn die Noth an Mann geht, wenn Euch das Wasser an die Seele geht, Ihr werdet alle Schätze der Welt um ein christliches Zeugnerlein geben — Seht Ihr's? Ihr verschimpfet mich! Da habt Ihr's nun! Seht Ihr's?

Franz umarmt ihn ungeküßt. Verzeih', lieber, goldner Perlemdaniel, verzeih' — ich will dich kleiden von Fuß auf — so bete doch — ich will dich zum Hochzeiter machen — ich will, so bete doch — ich beschwöre dich — auf den Knien beschwör' ich dich — Ins T—ls Namen! so bet' doch. Tumult auf den Straßen.
Er hört — Gewölle.

Schweizer auf der Gasse. Stürmt! schlägt todt! brecht ein! Ich sehe Licht, dort muß er seyn.

Franz auf den Knien. Höre mich beten, Gott im Himmel! Es ist das Grösemal — soll auch gewiß nimmer geschehen — Erbäre mich, Gott im Himmel!

Daniel. Wein doch! Was treibt Ihr? Das ist ja gottlos gebetet.

Volksauflauf.

Volk. Töche! Mörder! Wer lärmt so gräßlich in dieser Winternachtsstunde?

Schweizer immer auf der Gasse. Schlag' sie zurück, Gomerad — der Teufel ist's und will euren Herrn holen — Wo ist der Schwarz mit seinem Haare? — Postir' dich ums Schloß, Grimm — Lauf' Str... wider die Ringmauer!

Grimm. Holt ihr Feuerbrände — wir hinaus, ober er herunter — ich will Feuer in seine Eide schmeißen.

Franz laut. Ich bin kein gemeiner Mörder gewesen, mein Herrgott — hoch' mich als mit Kleinigkeit abgegeben, mein Herrgott —

Daniel. Gott sey was gnädig! Auch seine Gerechtigkeit werde zu Sünden. Es folgen Steine und Feuerbrände.
Hören fallen. Das Schloß thürmt.

Franz. Ich kann nicht beten — hier, hier, auf und Stürm' schlagend. Alles so öde — so verdorrt!

Nein, ich will auch nicht beten — diesen

Sieg soll der Himmel nicht haben, diesen Spott mir nicht anthun die Hölle —

Daniel. Jesus Maria! helfst — rettet — das ganze Schloß steht in Flammen!

Franz. Hier, nimm diesen Degen. Hurtig! Jag' mir ihn hinterrücks in den Bauch, daß nicht diese Duben kommen und treiben ihren Spott mit mir. Das Feuer nimmt überhand.

Daniel. Bewahre! Bewahre! Ich mag Niemand zu früh in den Himmel fördern, viel weniger zu früh — Er entrinnt.

Franz, ihm nachstehend, noch einer Pause. In die Hölle, wolltest du sagen — Wirklich! ich wittere so etwas — Wahnsinnig. Sind Das ihre hellen Triller? hör' ich euch zischen, ihr Nattern des Abgrundes? — Sie dringen herauf — belagern die Thür' — warum jag' ich so vor dieser bohrenden Spitze? — Die Thür' kracht — stürzt — unentrinnbar — Ha! so erbarme du dich meiner! Er reißt seine goldene Fuchsschur ab und erdregelt sich.

Schweizer mit seinen Leuten.

Schweizer. Mordeanille, wo bist du? — Seht ihr, wie sie flohen? — hat er so wenig Freunde? — Wohin hat sich die Pestie verkrochen?

Grimm steht an die Leiche. Halt! was liegt hier im Wege? Ründet hierher —

Schwarz. Er hat das Präventire geschickt. Steckt eure Schwerter ein, hier liegt er wie eine Nage verreckt.

Schweizer. Todt? was? todt? ohne mich todt? Erlegen, sag' ich — Gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine springt? — Rastet ab. He du! es gibt einen Vater zu ermorden.

Grimm. Gib die keine Mühe. Er ist maustedt.

Schweizer tritt von ihm weg. Ja! Er freut sich nicht — Er ist maustedt — Weht zurück und jagt meinem Hauptmann: Er ist maustedt — mich sieht er nicht wieder. Schreift sich vor die Stirn.

Zweite Scene.

Schauspiel wie in der letzten Scene des vorigen Aktes

Der alte Moor, auf einem Stein sitzend. Räuber Moor

gezeugter Räuber hin und her im Walde.

U. Moor. Er kommt nicht! Schlägt mit dem Dolch auf einen Stein, daß es Funken gibt.

D. a. Moor. Verzeihung sey seine Strafe — meine Nacht verdoppelte Fiebre.

U. Moor. Nein, bei meiner geimigen Seele, Das soll nicht sein! Ich will's nicht haben. Die große Schande hat er mit sich in die Engeit geschleppt! — Vetter hab' ich ihn denn umgebracht?

D. a. Moor, er thut an's Aussehen. O mein Kind!

U. Moor. Was? — du weinst um ihn — an diesem Thurme?

D. a. Moor. Erbarmung! o Erbarmung! setz die Hande nieder. Jagt — jetzt wird mein Kind gerichtet!

U. Moor, erschrocken. Welches?

D. a. Moor. Ja! was ist Das für eine Frage?

U. Moor. Nichts! nichts!

D. a. Moor. Wißt du kommen, Hohn gelächter anzustellen über meinen Jammer?

U. Moor. Verrätherisches Gewissen! — Merkst nicht auf meine Rede!

D. a. Moor. Ja, ich habe einen Sohn gequält, und ein Sohn mußte mich wieder quälen, Das ist Gottes Ringer. — O mein Karl! mein Karl! wenn du um mich schwebst im Gewand des Friedens! Vergib mir! o, vergib mir!

H. Moor, *schnell*. Er vergibt Euch. Betroffen. Wenn er's werth ist, Euer Sohn zu heißen — er muß Euch vergeben.

D. a. Moor. Ha! Er war zu herrlich für mich — Aber ich will ihm entgegen mit meinen Thränen, meinen schlaflosen Nächten, meinen quälenden Träumen, seine Knie will ich umfassen — rufen — laut rufen: Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß du mich Vater nennst.

H. Moor, *sehr gerührt*. Er war Euch lieb, Euer anderer Sohn?

D. a. Moor. Du weißt es, o Himmel! Warum ließ ich mich doch durch die Klänke eines bösen Sohnes betören? Ein gepriesener Vater ging ich einher unter den Vätern der Menschen. Schön um mich blühten meine Kinder voll Hoffnung. Aber — o der unglückseligen Stunde! — der böse Geist fuhr in das Herz meines weiten; ich traute der Schlange — verloren meine Kinder beide. Verküßt sich das Gesicht.

H. Moor geht weit von ihm weg. Ewig verloren!

D. a. Moor. O, ich fühle es tief, was mir Amalia sagte: der Geist der Rache sprach aus ihrem Munde. Vergebens ausstrecken deine sterbenden Hände wirst du nach einem Sohn, vergebens wähen zu umfassen die warme Hand deines Karls, der nimmermehr an deinem Bette steht —

H. Moor reicht ihm die Hand mit abgewandtem Gesicht.

D. a. Moor. Wärs du meines Karls Hand! — Aber er liegt fern im engen Hause, schläft schon den eisernen Schlaf, höret nimmer die Stimme meines Jammers — Weh' mir, Sterben in den Armen eines Fremdling's — Kein Sohn mehr — kein Sohn mehr, der mir die Augen zudrücken könnte —

H. Moor in der beschleunigten Bewegung. Jetzt muß es seyn — jetzt — Verlaßt mich! Zu den Räubern. — Und doch — kann ich ihm denn seinen Sohn wieder schenken? — Ich kann ihm seinen Sohn doch nicht mehr schenken! — Nein! ich will's nicht thun.

D. a. Moor. Wie, Freund? Was hast du da gemurmelt?

H. Moor. Dein Sohn — ja, alter Mann —ammelnd, dein Sohn — ist — ewig verloren.

D. a. Moor. Ewig?

H. Moor, *in der süßlichsten Melanchole gen Himmel sehend*. O, nur diesmal — laß meine Seele nicht matt werden — nur diesmal halte mich aufrecht!

D. a. Moor. Ewig, sagst du?

H. Moor. Frage nichts weiter! Ewig, sagt' ich.

D. a. Moor. Fremdling! Fremdling! Warum jagst du mich aus dem Thurm?

H. Moor. Und wie? — Wenn ich jetzt seinen Segen weggeschalte — haschte, wie ein Dieb, und mich davon schliche mit der göttlichen Beute? Vatersegen, sagt man, geht niemals verloren.

D. a. Moor. Auch mein Franz verloren?

H. Moor *starrt vor ihm nieder*. Ich zerbrach die Kiegel deines Thurmes — Gib mir deinen Segen!

D. a. Moor mit *Schmerz*. Daß du den Sohn vertilgen mußt, Vetter des Vaters! — Siehe, die Göttheit ermüdet nicht im Erbarmen, und wir armselige Wäumer gehen schlafen mit unserm Groll. Legt seine Hand auf des Räubers Haupt. Sey so glücklich, als du dich erbarmest!

H. Moor, *weidmüthig aufsehend*. O — wo ist meine Mannheit? Meine Ehren werden schlapp, der Dolch sinkt aus meinen Händen.

D. a. Moor. Wie köstlich ist's, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen, wie der Thau, der vom Hermon fällt auf die Berge Zion — Lern' diese

Wollust verdienen, junger Mann, und die Engel des Himmels werden sich sonnen in deiner Glorie. Deine Weisheit sey die Weisheit der grauen Haare, aber dein Herz — dein Herz sey das Herz der unschuldigen Kindheit.

H. Moor. O einen Vorschmack dieser Wollust! Küsse mich, göttlicher Geis!

D. a. Moor *ruft ihn*. Denk', es sey Vatersfuß, so will ich denken, ich küsse meinen Sohn — Du kannst auch weinen?

H. Moor. Ich dachte, es sey Vatersfuß! — Wehe mir, wenn sie ihn jetzt brächten!

Schweizer Geliebten treten auf in stummem Trauerzug mit gesenktem Haupten und verhaltenen Gesichtern.

H. Moor. Himmel! tritt ich zurück und sucht sich zu verbergen. Sie jubeln an ihm vorüber. Er steht weg von ihnen. Tiefe Pause. Sie treten.

Grimm mit gesenktem Ton. Mein Hauptmann! Räuber Moor antwortet nicht und tritt weiter zurück.

Schwarz. Theurer Hauptmann! Räuber Moor weicht weiter zurück.

Grimm. Wir sind unschuldig, mein Hauptmann!

H. Moor, *ohne nach ihnen hinzuschauen*. Wer seyd ihr?

Grimm. Du blickst uns nicht an? Deine Getreuen.

H. Moor. Wehe euch, wenn ihr mir getreu wart!

Grimm. Das letzte Lebenswohl von deinem Knecht Schweizer — er kehrt nie wieder, dein Knecht Schweizer.

H. Moor, *zuthringend*. So habt ihr ihn nicht gefunden?

Schwarz. Tödt gefunden.

H. Moor, *sehr empört*. Habe Dank, Leuter der Dinge! — Umarmt mich, meine Kinder! — Erbarmung sey von nun an die Lösung — Nun wär' auch Das überstanden — Alles überstanden.

Neue Räuber. Amalia.

Räuber. Heißa, heißa! Ein Gang, ein superber Gang!

Amalia mit *ausgehenden Haaren*. Die Todten, schreien sie, seyen erstanden auf seine Stimme — mein Theim lebendig — in diesem Walde — Wo ist er? Karl! Theim! Ha! Stürze auf den Alten zu.

D. a. Moor. Amalia! Meine Tochter! Amalia! *faßt sie in seinen Armen gepreßt*.

H. Moor, *zurückdringend*. Wer bringt dies Bild vor meine Augen?

Amalia *entpringt dem Alten, springt auf den Räuber zu und umklängt ihn entzückt*. Ich hab' ihn, o ihr Sterne! Ich hab' ihn!

H. Moor, *sch schreieud*, zu den Räubern. Brecht auf, ihr! Der Erzfeind hat mich verrathen!

Amalia. Bräutigam. Bräutigam, du rasest! Ha! Vor Entzückung! Warum bin ich auch so fühllos, mitten im Wonnemirbel so kalt?

D. a. Moor, *sch aufathmend*. Bräutigam? Tochter! Tochter! Ein Bräutigam?

Amalia. Ewig sein! Ewig, ewig, ewig mein! — O ihr Mächte des Himmels! Entlastet mich dieser tödtlichen Wollust, daß ich nicht unter der Würde vergehe!

H. Moor. Reißt sie von meinem Halse! Tödtet sie! Tödtet ihn! mich! euch! Alles! Die ganze Welt geh' zu Grunde! Er will davon.

Amalia. Weh! was? Liebe! Ewigkeit! Wonne! Unendlichkeit! und du stichst?

H. Moor. Weg, weg! — Unglückseligste der Bräute! — Schau' selbst, frage selbst, höre! —

Abscheulichkeit und Schande — Ich hab' euch einen Engel geschlachtet. Wie, seht doch recht her! Seyd ihr nunmehr zufrieden?

Grimm. Du hast deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du hast gethan, was kein Mann würde für seine Ehre thun. Komm' jetzt weiter!

H. Moor. Sagst du Das? Nicht wahr, das Leben einer Heiligen um das Leben der Schelme, es ist ungleicher Tausch? — O, ich sage euch, wenn Jeder unter euch aufs Blutgerüste ginge und sich ein Stück Fleisch nach dem andern mit glühender Zange abzwicken ließe, daß die Marter eilt Sommertage dauerte, es wiegte diese Thränen nicht auf. Mit bitterm Gelächter. Die Narben, die böhmischen Wälder! Ja, ja! Dies mußte freilich bezahlt werden.

Schwarz. Sey ruhig, Hauptmann! Komm' mit uns, der Anblick ist nicht für dich. Führe uns weiter!

H. Moor. Halt! — noch ein Wort, eh wir weiter gehn — Werket auf, ihr schadenfrohe Schergen meines barbarischen Winks — Ich höre von diesem Nun an auf, euer Hauptmann zu seyn — Mit Scham und Grauen leg' ich hier diesen blutigen Stab nieder, worunter zu freveln ihr euch berechtigt wähnnet und mit Perken der Hünderei dies himmlische Licht zu befudeln — Geht hin zur Rechten und Linken — Wir wollen ewig niemals gemeine Sache machen.

Räuber. Ha, Muthloser! wo sind deine hochfliegenden Pläne? Sind's Seifenblasen gewesen, die beim Hauch eines Weibes zerplagen?

H. Moor. O über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern und die Geseze durch Gesezlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — Ich maßte mich an, o Versicht, die Scharten deines Schwertes auszuweichen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei — da stich' ich am Rande eines entsegliden Lebens und errathe nun mit Zahnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade — Gnade dem Knaben, der dir vorzuziehen wollte — dein eigen allein ist die Rache.

Du bedarfst nicht des Menschen Hand. Freilich steht's nun in meiner Macht nicht mehr, die Vergangenheit einzuholen — Schon bleibt verborgen, was verborgen ist — Was ich gestürzt habe, steht ewig niemals mehr auf — Aber noch blieb mir etwas übrig, womit ich die beleidigten Geseze versöhnen und die mißhandelte Ordnung wiederum heilen kann. Sie bedarf eines Opfers — eines Opfers, das ihre unverlegbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfaltet — dieses Opfer bin ich selbst. Ich selbst muß für sie des Todes sterben.

Räuber. Nehmt ihm den Degen weg — er will sich umbringen.

H. Moor. Thoren ihr! zu ewiger Blindheit verdammt! Meint ihr wohl gar, eine Todssünde werde das Aequivalent gegen Todssünden seyn? Meint ihr, die Harmonie der Welt werde durch diesen gottlosen Mißlaut gewinnen? Wollt ihnen seine Wunden verächtlich vor die Fuste. Er soll mich lebendig haben. Ich gehe, mich selbst in die Hände der Gerechtigkeit zu überliefern.

Räuber. Legt ihn an Ketten! Er ist rasend worden.

H. Moor. Nicht, als ob ich zweifelte, sie werde mich zeitig genug finden, wenn die oberen Mächte es so wollen. Aber sie möchte mich im Schlaf überrumpeln oder auf der Klucht ereilen oder mit Zwang und Schwert umarmen, und dann wäre mir auch das einzige Verdienst entwidt, daß ich mit Willen für sie gestorben bin. Was soll ich, gleich einem Diebe, ein Leben länger verheimlichen, das mir schon lange im Rathe der himmlischen Mächte genommen ist?

Räuber. Laßt ihn vinfahren! Es ist die Gesez-Mann-Zucht. Er will sein Leben an eitle Bewunderung setzen.

H. Moor. Man könnte mich darum bewundern. *Nach einem Nachfluten.* Ich erinnere mich, einen armen Schelm gesprochen zu haben, als ich herüberkam, der im Tagelohn arbeitet und eilt lebendige Kinder hat — Man hat tausend Louisd'or geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden. *Er geht.*

Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

o r r e d e.

Die Geschichte dieser Verschwörung habe ich vorzüglich aus des Cardinals von Reg Conjuración du Comte Jean Louis de Fiesco, der Histoire des Conjurations, der Histoire de Gènes und Robertson's Geschichte Karls V. — dem Sen Zbelle — gezogen. Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgst entschuldigen, wenn sie mir geblüht sind; sind sie Das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasien als Facta verdorben haben. Die wahre Katastrophe des Complots, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Dramas duldet den Finger des Ungeschehens oder der unmittelbaren Vorführung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Götter sehen die jacten Spinnweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen, und vielleicht an die entlegenen Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Factum sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er beleben will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt.

Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausserordentlichen Empfindung zum Vorwurf genommen. — Hier versuche ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und Cabale. Aber, so merkwürdig sich auch das unglückliche Project des Fiesco in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, dünkt mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subject für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hintansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es fand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Glut einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht; aber, die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Hock zu verwickeln — und von der gefährlichen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen — Das fand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannt, als mit dem Cabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden.

Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Ein republicanisches Trauerspiel.

P e r s o n e n:

Andreas Doria, Doge von Genua.

Ehrender Greis von 60 Jahren.

Spuren von Feuer. Ein Hauptzug: Gewicht und strenge befehlende kurze.

Gianettino Doria, Neffe des Dogen. Präsident. Mann von 26 Jahren. Raub und anständig in Sprache, Gang und Manieren. Bäurisch: stolz. Die Bildung zertrüffelt.

(Seine Doria tragen Scherz.)

Fiesco, Graf von Lavagna. Haupt der Verschwörung. Junger, schlanker, blühend schöner Mann von 23 Jahren — stolz mit Anstand — freundlich mit Majestät — höflich: geschmeichelt und eben so tückisch.

(Alle Nobili geben schwarz. Die Tracht ist durchaus altdeutsch.)

Verrina, verschwornener Republicaner. Mann von 60 Jahren. Schwerm: ernst und düster. Aufse Züge.

Bourgognino, Verschwornener. Jüngling von 20 Jahren. Edel und

angenehm. Etolz, rauh und natürlich.

Calcagno, Verschwornener. Jägerer Wollustling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend.

Sacco, Verschwornener. Mann von 45 Jahren. Gewöhnlicher Mensch.

Comellino, Gianettino's Vertrauter. Ein ausgetrockneter Hofmann.

Zenturione,)
Dibo,) Mißvergnügte.
Afferato,)

Romano, M.:r. Frei, einfach und stolz.

Muley Hassan, Mohr von Tunis. Ein confiderter Mohrenkopf. Die Physiognomie eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune.

Deutscher der herzoglichen Leibwache, Ehrliche Einfalt. Handfeste Tapferkeit.

Drei aufreißerische Bürger.

Leonore, Fiesco's Gemahlin. Dame von 18 Jahren. Maß und sanftmütig. Fein und empfindsam. Sehr anziehend, aber weniger blendend. Im Gesicht schwärmerische Melancholie. Schwarze Kleidung.

Gräfin Julia, Wittwe Imperiali. Doria's Schwester. Dame von 25 Jahren. Groß und voll. Schöne Coquette. Schönheit, verdorben durch Bizarren. Blendend und nicht gefallen. Im Gesicht ein böser, m:quanten Charakter. Schwarze Kleidung.

Bertha, Verrina's Tochter. Unschuldiges Mädchen.

Rosa, Arabella, Leonore's Kammermädchen.

Mehrere Nobili, Bürger, Deutsche, Soldaten, Bediente, Diebe.

Erster Aufzug.

*Quart der Fiesco's. Man hört**Lumale eines Wolls.*

Erster Auftritt.

Leonore, *et. Rosa, Arabella* *(Hintergr.)*
Wälsche.

Leonore reißt die Maske ab. Nichts mehr! Kein Wort mehr! Es ist am Tag. Sie wußt sich in einen Zügel. Das wirft mich nieder.

Arabella. Gnädige Frau —

Leonore, *ausschreitend.* Vor meinen Augen! eine Stadtfundige Coquette! im Angesicht des ganzen Adels von Genua! Wehmüthig. Rosa! Bella! und vor meinen weinenden Augen!

Rosa. Nehmen Sie die Sache für Das, was sie wirklich war — eine Galanterie —

Leonore. Galanterie? — und das eifrigste Wechselspiel ihrer Augen? Das ängstliche Lauern auf ihre Mienen? der lange verweilende Kuß auf ihren entblößten Arm, daß noch die Spur seiner Zähne im flammenrothen Blei zurückblieb? Ha! und die starre, tiefe Veräbnung, worin er, gleich dem gemalten Entzücken, versunken saß, als wäre um ihn her die Welt weggeblasen, und er allein mit dieser Julia im ewigen Leeren? Galanterie? — Gutes Ding, das noch nie geliebt hat, streite mir nicht über Galanterie und Liebe!

Rosa. Deino besser, Madamma! Einen Gemahl verlieren, heißt zehn Fiesco's Profit machen.

Leonore. Verlieren? — ein kleiner aufsehender Puls der Empfindung, und Fiesco verloren? Oeh, giftige Schwägerin! — komm' mir nie wieder vor die Augen! — Eine unschuldige Niederrei! — vielleicht eine Galanterie? Ja es nicht so, meine empfindende Bella?

Arabella. O ja! ganz zuverlässig so!

Leonore, *et. Rosa* *reißt ab.* Daß sie darnum in seinem Herzen sich wüßte? — daß hinter jedem seiner Gedanken ihr Name im Hinterhalt läge? — ihn ankränke in jeder Fußstapfe der Natur? — Was ist Das? wo gerath' ich hin? Daß ihm die schöne menschliche Welt nichts wäre, als der prächtige Demant, worauf nur ihr Bild — nur ihr Bild gestochen ist? — daß er sie liebte? — Jullen! — O, deinen Arm her — halte mich, Bella!

Pause. Die Musik läßt sich von Neuem hören.

Leonore, *ausschreitend.* Horch! War Das nicht die Stimme Fiesco's, die aus dem Lärmen hervordrang? Kann er lachen, wenn seine Leonore im Einsamen weint? Nicht doch, mein Kind! Es war Gianettino Doria's bäurische Stimme.

Arabella. Sie war's, Signora! Aber kommen Sie in ein anderes Stämmer.

Leonore. Du entführst dich, Bella! du läßt — Ich lese in euren Augen — in den Gesichtern der Genueser ein Etwas — ein Etwas — *et. Rosa* *reißt ab.* O, gewiß! diese Genueser wissen mehr, als für das Ohr einer Gattin tauglich.

Rosa. O der Alles vergrößernden Eifersucht!

Leonore, *schmerzhaft schmerzhaft.* Da es noch Fiesco war — daher trat im Pomeranzenhain, wo wir Mädchen lustwandeln glugen, ein blühender Apell, verschmolzen in den männlich schönen Antlitz. Stolz und herrlich trat er daher, nicht anders, als wenn das durchlauchtige Genua auf seinen jungen Schultern sich wiegte; unsere Augen schlichen diebisch

ihm nach und zuckten zurück, wie auf dem Kirchensraub ergriffen, wenn sein wetterleuchtender Blick sie traf. Ach, Bella, wie verschlangen wir seine Blicke! wie partiellisch zählte sie der ängstliche Neid der Nachbarin zu! Sie fielen unter uns, wie der Goldapfel des Baums, zärtliche Augen brannten wilder, sanfter Busen pochten stürmischer, Eifersucht hatte unsere Eintracht zerrissen.

Arabella. Ich bestimme mich. Das ganze weißliche Genua kam in Anrath um diese schöne Eroberung.

Leonore, *et. Rosa* *reißt ab.* Und nun mein ihn zu nennen! verwegenes, entsetzliches Glück! Wie ein Genua's größten Mann, wie ein Mann der vollendet sprang aus dem Weipfel der unerhöchlichen Kunstleria, alle Größen seines Geschlechts im lieblichsten Schmucke verband — Höret, Mädchen! Kann ich's nun doch nicht mehr verschweigen! Höret, Mädchen, ich vertraue euch etwas, *geheim* *et. Rosa* *reißt ab.* einen Gedanken — als ich am Altar stand neben Fiesco, seine Hand in meine gelegt — hatte ich den Gedanken, den zu denken dem Weibe verboten ist: — dieser Fiesco, dessen Hand jetzt in der Rechten liegt — dein Fiesco — aber still! daß kein Mann uns belausche, wie hoch wir uns mit dem Abfall seiner Verehrlichkeit kränzen — dieser dein Fiesco — weh' euch, wenn das Gefühl euch nicht höher wirft! — wüß — Genua von seinen Tyrannen erlösen!

Arabella, *et. Rosa* *reißt ab.* Nach diese Vorstellung kam einem Brautstämmer am Brauttag?

Leonore. Erhöhte, Fiesco! der Braut in der Sonne des Brauttags! *et. Rosa* *reißt ab.* Ich bin ein Weib — aber ich fürchte den Adel meines Bluts, kann es nicht dulden, daß dieses Haus Doria über unsere Ahnen hinauszuweisen will. Jener sanftmüthige Andreas — es ist eine Wellaß, ihm gut zu seyn — mag immer Herzog von Genua heißen — aber Gianettino ist sein Neffe — sein Erbe — und Gianettino hat ein freches, bodenmüthiges Herz. Genua stiert vor ihm, und Fiesco, *et. Rosa* *reißt ab.* Fiesco — wehlet um mich — liebt seine Schwägerin.

Arabella. Arme, unglückliche Frau —

Leonore. Oher jetzt und sehet diesen Halbgoth der Genueser im schwärzen Kreis der Schwelger und Vublirnen sitzen, ihre Thron mit unartiger Weise hiesel, ihnen Märchen von verwünschten Prinzessinnen erzählen — Das ist Fiesco! — Ach, Mädchen! nicht Genua allein verlor seinenelden — auch ich meinen Gemahl!

Rosa. Rieden Sie leiser. Man kommt durch die Galerie.

Leonore, *et. Rosa* *reißt ab.* Fiesco kommt. Nicht! nicht! Mein Anblick könnte ihm einen trüben Augenblick machen. *et. Rosa* *reißt ab.* Er kommt. Die Mädchen *et. Rosa* *reißt ab.*

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria, *et. Rosa* *reißt ab.*
Mohr. *et. Rosa* *reißt ab.*

Ein

Gianettino. Du hast mich verstanden.**Mohr.** Wohl.**Gianettino.** Die weiße Maske.**Mohr.** Wohl.**Gianettino.** Ich sage — die weiße Maske!**Mohr.** Wohl! wohl! wohl!**Gianettino.** Hörst du? Du kannst sie nur, *et. Rosa* *reißt ab.* hierher verschleu.**Mohr.** Eynd unbekümmert.

Gianettino. Und einen tüchtigen Stoß!

Mohr. Er soll zufrieden seyn.

Gianettino, *sanft.* Daß der arme Graf nicht lange leide.

Mohr. Um Vergebung — wie schwer möchte ungeschädelt sein Kopf ins Gewicht fallen?

Gianettino. Hundert Zehnen schwer.

Mohr bläst durch die Ringer. Ruh! Federleicht.

Gianettino. Was brummt du da?

Mohr. Ich sag' — es ist eine leichte Arbeit.

Gianettino. Das ist deine Sorge. Dieser Mensch ist ein Magnet. Alle unruhige Köpfe fliegen gegen seine Pole. Höre, Kerl! fass' ihn ja recht.

Mohr. Aber, Herr — ich muß flugs auf die That nach Venedig.

Gianettino. So nimm deinen Dank voraus. Du hast schon einen Wechsel in höchstens drei Tagen muß er kalt seyn.

Mohr, *indem er den Wechsel vom Tische nimmt.* Das nenn' ich Credit! Der Herr traut meiner Jaunerporele ohne Handschrift.

Dritter Auftritt.

Calagno, *aus dem Saal.*

Calagno. Ich werde gewahr, daß du alle meine Schritte belauerst.

Sacco. Und ich beobachte, daß du mir alle verbirgst. Höre, Calagno, seit einigen Wochen arbeitet etwas auf deinem Gesicht, das nicht geradem bloß dem Vaterlande gilt — Ich dachte, Bruder, wir Beide könnten schon Geheimniß gegen Geheimniß tauschen, und am Ende hätte keiner beim Schleichhandel verloren — Willst du aufrichtig seyn?

Calagno. So sehr, daß, wenn deine Ohren nicht Lust haben, in meine Bräut' hinunterzuweichen, mein Herr dir halbwegs auf meiner Junge entgegen kommen soll — Ich liebe die Gräfin dieses.

Sacco *mit einem sehr zarten Lächeln.* Wenigstens das hätte ich nicht entziffert, hätte ich alle Möglichkeiten Herumpassiren lassen — Deine Wahl swant meinen Witz auf die Bester, aber es ist um ihn geschehen, wenn sie glückt.

Calagno. Man sagt, sie sey ein Weisepiel der strengsten Tugend.

Sacco. Man liest. Sie ist das ganze Buch über den abgefeimten Herr. (Ging von Platen, Calagno, gib dein Gewerbe oder dein Herr auf. —)

Calagno. Der Graf ist ihr angetren. Gifersucht ist die abgefeimte Knyxlerin. Ein Anschlag auf die Thron muß den Grafen in Nikom halten und nur im Palaste im Schlafen gelassen. Während er nun den Wolf aus der Hürde schenkt, soll der Wandler in seinen Hühnerstall fallen.

Sacco. Unverbesserlich, Vuncer! Habe Dank. Nach mich hast du plötzlich des Nothwendens überhoben. Was ich mich zu denken geschämt habe, kann ich jetzt laut vor dir sagen. Ich bin ein Bettler, wenn die jetzige Verfassung nicht über'n Hofen fällt.

Calagno. End' eine Gerechtigkeit so groß?

Sacco. So ungut wer, daß mein Lebensfaden, achtfach genommen, um einen Zehnthel abschneiden muß. Eine Staatsveränderung soll mir Lust machen, hoff' ich. Wenn sie nur auch nicht zum Bezahlen hilft, soll sie doch meinen Gläubigern das Forderung entleiden.

Calagno. Ich verstehe — und am Ende, wenn na bei der Gelegenheit frei wird, läßt sich

Sacco Vater des Vaterlands taufen. Wärme mir Einer das verdroschne Märchen von Neblichkeit auf, wenn der Banfrott eines Langenichts und die Brunnst eines Wellüftlings das Glück eines Staats entscheiden. Bei Gott, Sacco! ich bewundere in uns Weiden die seine Speculation des Himmels, der das Herz des Körpers durch die Eiterbeulen der *Glückseligkeit* rettet. — Weiß Verrina um deinen Anschlag?

Sacco. Soweit der Patriot darum wissen darf. Genua, weißt du selbst, ist die Spinne, um welche sich alle seine Gedanken mit einer eisernen Treue drehen. An dem Fiesco hängt jetzt sein Kalkenang. Auch dich hofft er halbwegs zu einem kühnen Komplott.

Calagno. Er hat eine treffliche Nase. Komm', laß uns ihn aufsuchen und seinen Freischützern mit dem unfrigen schüren.

Vierter Auftritt.

Julia, *etwa Fiesco,* der einen weißen Mantel trägt, *im Saal.*

Julia. Lakaien! Käufer!

Fiesco. Gräfin, wohin? Was beschließen Sie?

Julia. Nichts, im Mindesten nichts. Bediente. Weintragen soll vorfahren.

Fiesco. Sie erlauben — er soll nicht. Hier ist eine Beleidigung.

Julia. Pah! doch wohl das nicht — Weg! Sie zerren mir ja die Garnirung in Stücke — Beleidigung? Wer ist hier, der beleidigen kann? So gehen Sie doch.

Fiesco *auf einem Stuhl.* Nicht, bis Sie mir den Berwegenen sagen.

Julia *tritt zu ihm und angedeuteten Namen.* Ab, schön! schön! lebenswürdig! Jenseit doch jemand die Gräfin von Cavagna zu diesem reichenden Schauspiel! — Wie, Graf? wo bleibt der Gemahl? Diese Stellung tangate zunehmend in das Schlagschlag Ihrer Frau, wenn sie im Kalender Ihrer Vielesungen blättert und einen Bruch in der Rechnung findet. Stehen Sie doch auf. Gehen Sie zu Tamen, wo sie wohlfeiler markten. So haben Sie doch auf. Oder wollen Sie die Imperatinnen Ihrer Frau mit Ihren Galanterien abhängen?

Fiesco *trumpft auf.* Impertinenz? Ihnen?

Julia. Anzubrechen — den Sessel zurückzusetzen der Tafel den Rücken zu lehnen — der Tafel Graf! an der ich sitze.

Fiesco. Es ist nicht zu entschuldigen.

Julia. Und mehr ist es nicht? — Was die Frage! und ist es denn meine Schuld, so viel ich, daß der Graf seine Namen hat?

Fiesco. Das Verbrechen Ihrer Schönheit! Bedenken, daß er sie nicht überall hat!

Julia. Keine Delikatesse, Graf, wo die Ihre das Wert führt. Ich fordere Genugthuung. Kunde ich Sie bei Ihnen? oder hinter den Dornen des Herings?

Fiesco. In den Armen der Liebe, die Ihnen der Mithras der Gerechtigkeit anbietet.

Julia. Gierigkeit? Gierigkeit? Was will denn das Köpfchen? — Einem Tamen. — Ob sie wohl eine bessere Ausrufung für ihren Geschmack zu erwarten hat, als wenn ich ihn für den meinigen erkläre? — Der Thron und Fiesco? — Ob sich die Gräfin von Cavagna nicht gerecht fühlen muß, wenn die Liebe des Herzogs ihre Wahl beneidenswürdig findet?

Fiesco. *starrt sie an.* Ich setze den Ball, Graf, daß ich sie so fände.

Julia. Grausamste, und mich dennoch zu quälen! — Ich weiß es, göttliche Julia, daß ich nur

Masken *marcato* verdrückt sich einander. Nicht Einer. **Fiesco**, *verächtlich*. Sollte mein guter Wille einen Genueser mißvergnügt weglassen? Hurtig, *Lafaien!* man soll den Ball erneuern und die großen Pokale füllen. Ich wollte nicht, daß Jemand hier Lauge- weile hätte. Darf ich Ihre Augen mit Feuerwerken ergötzen? Wollen Sie die Künste meines Harlekins hören? Vielleicht finden Sie bei meinem Frauenzim- mer Zerstreuung? Oder wollen wir uns zum Pharao setzen und die Zeit mit Spielen betrügen?

Eine Maske. Wir sind gewohnt, sie mit Tha- ten zu bezahlen!

Fiesco. Eine männliche Antwort, und — Das ist Verrina!

Verrina *nimmt die Maske ab*. Fiesco findet seine Freunde geschwinder in ihren Masken, als sie ihn in der feindlichen. **Fiesco**. Ich verstehe Das nicht. Aber was soll der Trauerflor an deinem Arm? Sollte Verrina Jemand begraben haben, und Fiesco nichts darum wissen?

Verrina. Trauerpest taugt nicht für Fiesco's lustige Besäße.

Fiesco. Doch, wenn ein Freund ihn auffordert. *Sticht seine Hand mit Tasse*. Freund meiner Seele! wer ist uns Beiden gekörbter?

Verrina. Beiden! Beiden! Dalku wahr! — Aber nicht alle Zähne trauern um ihre Mütter.

Fiesco. Deine Mutter ist lange verreckert.

Verrina, *lächelnd*. Ich besinne mich, daß Fiesco mich Bruder nannte, weil ich der Sohn seines Vater- lands war.

Fiesco, *lächelnd*. Ach! ist es Das? Also auf einen Spaß war es abgestellt? Trauerkleider um Genua! und es ist wahr, Genua liegt wirklich in den letzten Jä- gen. Der Gedanke ist einzig und rein. Unser Bei- ter fängt an, ein würdiger Kopf zu werden.

Calcagno. Er hat es erwideret gesagt, Fiesco!

Fiesco. Freilich! freilich! Das war's eben. So trocken weg und so weinerlich. Der Spaß verliert Alles, wenn der Spahmadre selber lacht. Mit einer wahren Zeichenbitters-Winne! Hält' ich's je gedacht, daß der finstere Verrina in seinen alten Tagen noch ein so lustiger Vogel wäre!

Sacco. Verrina, komm! Er ist nimmermehr unser.

Fiesco. Wie laßig weg, Landemann. Laß uns ansehen, wie lustig Leben, die hienieden flatter der Wahre gehen und desto lauter ins Schnitzbuch la- den. Doch hätten wir dafür eine harte Zerküm- merter kriegen. Sey's drum, wir lassen sie seifen und — schmausen.

Verrina, *lächelnd*. Himmel und Erde! und thun nichts? — Wo bist du Hingekommen, Fiesco? Wo soll ich den geizigen Tyrannenhäuser ertragen? Ich weiß eine Zeit, wo du kein Antick einer Scene Schächer bekommen hättest. Genueser Sohn der Alceide! du wirst's verantworten, daß ich seinen Hecker um meine Unsterblichkeit gebe, wenn die Zeit auch Geiz abzußen kann.

Fiesco. Du bist der ewige Willensfänger. Mag er Genua in die Tasche stecken und an einen Caper von Tunis verschicken, was kümmert's uns? Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen.

Verrina, *lächelnd*. Ist Das deine wahre, ernst- liche Meinung?

Fiesco. Warum nicht, Freund? Ist es denn eine Bollung, der Fuß des Bösen, vielbeinigen Ahfers Republic zu seyn? Laß es Dem, der ihm Bösel gibt und die Hügel ihrer Aemter entsetzt. Glaucentino Doris wird Herrg. Staatsgeschäfte werden und seine graue Haare mehr machen.

Verrina. Fiesco! — Ist Das deine wahre, ernst- liche Meinung?

Fiesco. Andreas erklärt seinen Neffen zum Sohn und Erben seiner Güter: wer will der Thor seyn, ihm das Erbe seiner Macht abzustreifen?

Verrina *mit auferstem Hamisch*. So kommt, Genueser!

Er verläßt den Fiesco schnell. Die Andern folgen.

Fiesco. Verrina! — Verrina! — Dieser Re- publicaner ist hart wie Stahl! —

Achter Auftritt.

Fiesco. Eine unbekannte Maske.

Maske. Haben Sie eine Minute übrig, Ravagna?

Fiesco, *überrascht*. Für Sie eine Stunde!

Maske. So haben Sie die Gnade, einen Gang mit mir vor die Stadt zu thun.

Fiesco. Es ist fünfzig Minuten auf Mitternacht.

Maske. Sie haben die Gnade, Graf!

Fiesco. Ich werde aufpassen lassen.

Maske. Das ist nicht nöthig. Ich schicke ein Pferd voraus. Mehr braucht es nicht: denn ich hoffe, es soll nur Einer zurückkommen.

Fiesco, *lächelnd*. Und?

Maske. Man wird Ihnen auf eine gewisse Thrané eine blutige Antwort abfordern.

Fiesco. Diese Thrané?

Maske. Einer gewissen Gräfin von Ravagna. Ich kenne diese Dame sehr gut und will wissen, womit sie verdient hat, das Opfer einer Märrin zu werden?

Fiesco. Jetzt verstehe ich Sie. Darf ich den Na- men dieses seltsamen Ausforderers wissen?

Maske. Es ist der Ränke, der das Fräulein von Jiko einst anbetete und vor dem Bräutigam Fiesco zurücktrat.

Fiesco. Scivio Bourgozzino!

Bourgozzino *nimmt die Maske ab*. Und der jetzt da ist, seine Ehre zu lösen, die einem Nebenbuhler wid- der klein genug denkt, die Zustimmung zu erteilen.

Fiesco *lächelnd*. Und mit dem Geiz. Jeder junger Mann! Gedaukt sey's dem Reiden meiner Gemahlin, das mir eine so werthe Bekanntschaft macht. Ich fühle die Schönheit Ihres Unwillens; aber ich schlage mich nicht.

Bourgozzino, *ernst*. Jeder Mann! Der Graf von Ravagna wäre zu feig, sich gegen die Erbsünde mei- nes Schwertes zu wagen?

Fiesco. Bourgozzino! gegen die ganze Macht Frankreichs, aber nicht gegen Sie! Ich ehre, Meines Vaters Willen; aber die Thorheit wäre kindisch.

Bourgozzino, *ernst*. Kindisch, Graf? — Das Frauenzimmer kann über Mißhandlung nur weinen. — Woher ist der Mann da?

Fiesco. Ungemein gut gesagt, aber ich schlage mich nicht.

Bourgozzino *lächelnd*. Ich werde Sie verachten.

Fiesco, *lächelnd*. Bei Gott, Nützling! Das wirst du nie, und wenn die Aemter in Verles fallen sollte. — Haben Sie jemals etwas gegen mich erzählt, das man wie soll ich sagen?

Bourgozzino *lächelnd*. — Gehört nicht neunt?

Bourgozzino *lächelnd*. Wäre ich einem Manne gewichen, den ich nicht für den Genua der Menschen erkläre?

Fiesco. Also, mein Freund! Einen Mann, der mit meiner Ehrfurcht verdient, würd' ich — etwas langsam verachten lernen. Ich dachte doch, das

Gewebe eines Meisters sollte künstlicher seyn, als dem flüchtigen Anfänger so geradezu in die Augen zu springen — Gehen Sie heim, Bourgoignino, und nehmen Sie sich Zeit, zu überlegen, warum Fiesco so und nicht anders handelt. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* hin, edler Jüngling! Wenn diese Flammen ins Vaterland schlagen, mögen die Doria feste stehen.

Zweiter Auftritt.

Fiesco. Der Mohr tritt absteigend herein und steht sich vor ihm so starr an.

Fiesco. *Ich schaue dich an und laug ins Auge. Was willst du? und wer bist du?*

Mohr. Wie oben. Ein Sklave der Republik.

Fiesco. Sklaverei ist ein elendes Handwerk. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Was suchst du?

Mohr. Herr, ich bin ein ehrlicher Mann.

Fiesco. Häng' immer dieses Schild vor dein Gesicht hinaus, Das wird nicht überflüssig seyn — aber was suchst du?

Mohr. Sucht ihm näher zu kommen, Fiesco wendet sich. Herr, ich bin kein Spionhunde.

Fiesco. Es ist gut, daß du Das beifügst, und — doch wieder nicht gut. ungeduldig. Aber was suchst du?

Mohr. Ich bin überdies. Seyd Ihr der Graf Lavagna?

Fiesco. Ja, der Blunden in Genua kennen meinen Tritt. — Was soll die der Graf?

Mohr. Seyd auf Eurer Gut, Lavagna! *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!*

Fiesco. Ich gehe mit der andern Seite. Das bin ich wirklich.

Mohr. Wie oben. Man hat nichts Gutes gegen Euch ver, Lavagna!

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Das seht ich.

Mohr. Gütet Euch vor dem Doria.

Fiesco. Ich bin dem verdammt näher. Freund! sollst ich die doch wohl Unrecht gethan haben? Diesen Namen fürchte ich wirklich.

Mohr. So flieht vor dem Mann. Kommt Ihr lesen?

Fiesco. Eine kurzweilige Frage! Du bist bei manchem Cavalier herumgekommen. Hast du was Schriftliches?

Mohr. Euren Namen bei armen Sündern. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. Dreht sich um und liest nach dem Namen des Mohr. Sachte, Canaille! *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!*

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. Nein, tröste dich! Nicht an die Hörner desmonds, aber doch hoch genug, daß du den Galgen für einen Zukunftslocher ansehen sollst. Doch deine Wahl war zu staatsklug, als daß ich sie deinem Mutterwitz zutrauen sollte. Sprich also, wer hat dich gewonnen?

Mohr. Herr, einen Schurken kauft Ihr mich schimpfen, aber einen Dummkopf verküßt ich.

Fiesco. Ist die Bestie stolz? Bestie, sprich, wer hat dich gewonnen?

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!

Fiesco. Du bestimmst dich, Bursche?

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. Was machst du, Bursche?

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. Schaffst du von einem Ganner! den Galgen hast du verdient. Der entrückte Gleichart zertritt Menschen, aber nicht Würmer. Dich würd' ich hängen lassen, wenn es mich nur so viel mehr als zwei Worte kostete.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Mohr. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

Fiesco. *Wenigstens geht flüchtigend ad. Wahr!* Ich habe ein Buch und es ist sehr gut an ein. Fiesco tritt vor einen Tisch und liest das Papier. Der Mohr geht langsam um ihn herum und liest es. Ich und will hören.

mit ihrer armen Seele bezahlen. Hier thut die Gerechtigkeit schon etwas Uebrigcs, strickt ihre Knöchel aufs Rad und pflanzt ihre Schlaufköpfe auf Spieße. Das ist die dritte Kunst.

Sisco. Aber, sprich doch, wann wird die deinige kommen?

Mohr. Alß, gnädiger Herr! Das ist eben der Piff. Ich bin durch diese alle gewandert. Mein Genie geistte frühzeitig über jedes Gebege. Gestern Abend mach' ich mein Meisterstück in der dritten, vor einer Stunde war ich — ein Stümper in der vierten.

Sisco. Diese wäre also —?

Mohr. Ich sage. Das sind Männer, — sage, die ihren Mann zwischen vier Mauern aussuchen, durch die Gefahr eine Bahn sich hauen, ihm gerade zu Leib gehen, mit dem ersten Gruß ihm den Großdank für den zweiten ersparen. Unter uns! man nennt sie nur die Ertragsst der Hölle. Wenn Merkur'sorkeles einen Gelust bekommt, brauch's nur einen Wink, und er hat den Vratcn noch warm.

Sisco. Du bist ein hartgesottener Sünder. Einen solchen vermisse ich längst. Gib mir deine Hand. Ich will dich bei mir behalten.

Mohr. Gruß oder Truß?

Sisco. Mein völliger Gruß, und gebe dir tausend Gedinnen des Jahrs.

Mohr. Lapp, Lappagna! Ich bin Gner, und zum Fenster fabre das Poltroncken. Braucht mich, wenn Ihr wollt — zu Eurem Spürhund, zu Eurem Parforcehund, zu Eurem Ruch, zu Eurem Schlange, zu Eurem Kuppel und Hentersnack — Herr, zu allen Commissionen, nur kettelst! zu keiner christlichen — dabei benehm' ich mich klump wie Geli.

Sisco. Sey unbesorgt! Wenn ich ein Lamm schenken will, laß' ich's durch seinen Wolf überliefern. Geh' also gleich morgen durch Genua und untersuche die Witterung des Staats. Trage dich wohl auf Kundtschaft, wie man von der Regierung denkt und vom Haus Deria flüßert, sende daneben, was meine Mitbürger von meinem Schlaraffenleben und meinem Liebesroman halten. Ueberichwemme ihr Gehirne mit Wein, bis ihre Herrenmeinungen überlaufen. Hier hast du Geld. Spende davon unter den Zeitknechten aus.

Mohr. Herr —

Sisco. Auch darf dir nicht werden. Es ist nichts Ehrliches — Geh! rufe deine ganze Bande in Hüfte. Morgen will ich deine Zeitungen hören.

Mohr. Ich sage. Verlaßt Euch auf mich. Jetzt ist's früh vier Uhr! Morgen um Acht habt Ihr so viel Neues erfahren, als in zweimal siebenzig Thren geht.

Behuter Austritt.

3. Zimmer bei Verrina.

Bertha schlief in einem Stuhl, den Kopf in die Hand gestützt.

Verrina klopft an die Thür.

Bertha erschrickt, springt. Himmel! da ist er!

Verrina geht fort. An ihrem Vater

Fersichricht meine Tochter!

Bertha. Illischen Sie! Lassen Sie mich fliehen! Sie sind so schrecklich, mein Vater!

Verrina. Meinem einzigen Kinde?

Bertha mit einem schmerzlichen Blick auf ihn. Nein! Sie müß noch eine Tochter haben!

Verrina. Drückt dich meine Zärtlichkeit zu schwer?

Bertha. Zu Waden, Vater!

Verrina. Wie? welcher Empfang, meine Tochter? Sonst, wenn ich nach Hause kam, Berge auf meinem Herzen, hüpfte mir meine Bertha entgegen, und meine Bertha lachte sie weg. Komm', umarme mich, Tochter! An dieser glühenden Brust soll mein Herz wieder erwärmen, das am Todtenbett des Vaterlandes eingefriert. O mein Kind! Ich hab' heute Abrechnung gehalten mit allen Freuden der Natur, und, außerst schwer, nur du bist mir geblieben.

Bertha umfaßt ihn mit einem langen Blick. Unglücklicher Vater!

Verrina umarmt sie kettelnd. Bertha! mein einziges Kind! Bertha! meine letzte übrige Hoffnung — Genua's Freiheit ist dahin — Sisco hin — indem er sie fester drückt, durch die Zähne. Werde du eine Gure!

Bertha reißt sich aus seinen Armen. Heiliger Gott! Sie wissen?

Verrina geht zurück. Was?

Bertha. Meine jungfräuliche Ehre —

Verrina, wachend. Was?

Bertha. Diese Nacht —

Verrina, wie ein Räuber. Was?

Bertha. Gewalt! Ich bin noch nicht.

Verrina nach einer langen schmerzlichen Pause, mit dumpfer Stimme. Noch einen Athemzug, Tochter! — den letzten! Du hast noch einen Namen. Wer?

Bertha. Doch mir, nicht diesen todtensfarbenen Jern! Helpe mir Gott! er stammelt und zittert!

Verrina. Ich wüßte doch nicht — Meine Tochter! Wer?

Bertha. Ruhig! ruhig! mein bester, mein theurer Vater!

Verrina. Um Gotteswillen! — Wer? was?

Bertha. Eine Maske.

Verrina tritt zurück, nach einem Stillsitzen. Nein! Das kann nicht seyn! Den Ozeanten sendet mir Gott nicht. Was ist das? Alter Gock! als wenn alles Gift mir aus einer und eben der Kröte spritzte? — Die Person, wie die meinige, oder Keiner?

Bertha. Größer.

Verrina, wie. Die Haare, schwarz? kraus?

Bertha. Reißschwarz mit kraus.

Verrina tritt zurück. Gott! mein Kopf! mein Kopf! — Die Stimme?

Bertha. Rauch, eine Bassstimme.

Verrina, wie. Von welcher Farbe? — **Bertha.** Ich will nicht mehr hören! — Der Mantel — von welcher Farbe?

Bertha. Der Mantel grün, wie mich dünkt.

Verrina tritt zurück, seine Hände vor's Gesicht und wackelt in der Luft. Sey ruhig! Es ist nur ein Schwindel, meine Tochter! Ich bin noch bei mir!

Bertha, wie. Der Himmel! Darmberziger Himmel! Das ist mein Vater nicht mehr.

Verrina tritt zurück, nach einer langen Pause. Nicht so! recht so. Meinne Verrina! — Daß der Wube in das Heiligthum der Geseze griff — diese Anforderung war dir zu matt — Der Wube mußte noch ins Heiligthum deines Bluts greifen — rufe den Nicola — Mei und Pulver — oder halt! halt! ich befinne mich eben anders — besser — Hole mein Schwert herbei, bei ein Vaterunser. Die Hand der Geseze. Was will ich aber?

Bertha. Mir ist sehr bange, mein Vater!

Verrina. Komm', lege dich zu mir. — Bertha, erzähle mir — Bertha, was that jener edelgraue Kömer, als man seine Tochter auch so — wie nenn' ich's nur — auch so artlich sand, seine

Tochter? Höre, Bertha, was sagte Virgilius zu seiner verstümmelten Tochter?

Bertha mit Schauern. Ich weiß nicht, was er sagte.
Verrinn. Rärrisches Ding! -- Nichts sagte er.
Möglich auf, sagt ein Schwert. Nach einem Schlachtmesser
griff er.

Dertha schießt ihm erschrocken in die Arme. Großer Gott! was wollen Sie thun?

Verrina wirft das Schwert ins Zimmer. **Mein!** noch ist Gerechtigkeit in Genua!

Gilfter Auftritt.

Sacco. Calcagno. Vorige.

Calcagna. Werrina, geschwind! Mache dich fertig. Heute hebt die Wahlwoche der Republic an. Wir wollen früh in die Signoria, die neuen Senatoren erwählen. Die Gassen wimmeln von Volk. Der ganze Adel strömt nach dem Rathhaus. Du begleitest uns doch, ^{begleitest} den Trionph unserer Freiheit zu sehen.

Sacco. Ein Schwert liegt im Saal. Verrina schaut wild. Bertha hat rothe Augen.

Calengno. Bei Gott! Das werd' ich nun auch
gewahr -- Sacco, hier ist ein Unglück geschehen.

Verrina nach zwei Segel hin. Seht euch.

Sacco. Freund, du erschreckst uns.
Calcagno. So sah ich dich nie, Freund! Hätte nicht Vertha geweint, ich würde fragen, geht Gennaro unter?

Verrina, *schreiend*. Unter! Sitzt nieder.
Calagna, *erschrocken*. Ist denn das Verbrechen. Mann! Ich
beidwäre Sie!

Verrina. Höret!
Calcano. Was abnet mir, Zaccè?

Verrina. Gewisser — ihr Beide kennt das Alter —
 ichum meines Namens. Eure Ahnen haben den mei-

zigen die Schleppe getragen. Meine Väter sehten die Schwestern des Staats. Meine Mutter waren Mütter der Gemeinestimmen. Ehre war unser einziger Cavalier und eble vom Vater zum Sohn -- oder wer weiß es anders?

Calcuano. So wahr Gott lebt, Niemand.

Verriina. Ich bin der Letzte meines Geschlechts. Mein Weib liegt begraben. Diese Tochter ist ihr einziges Vermächtniß. Gewisser, ihr feid Zeugniß, wie ich sie erzog. Wird Jemand auftreten und Klage führen, daß ich meine Vertha verwaßrloste?

Calcagno. Deine Tochter ist ein Muster im Lande.

Verrina. Freunde! ich bin ein alter Mann. Ver-
ließe ich diese, darf ich keine mehr heißen. Mein Ge-
schickniß wüßte aus. Wie einer ich diesen Gedung. Ich habe
sie verloren. Insam ist mein Stamm.

Beide in Bewegung. Das wolle Gott verhüten! Weiter
wird sich gar nicht um 8.30.

Verrina. Nein! zweifle nicht, Tochter! Diese Männer sind tapfer und gut. Beweinen dich diese, wir's irgendwo bluten. Escht nicht so betroffen aus, Männer! Laß dich mit Gewalt. Wer Genna unterjocht, kann doch wohl ein Mädchen gewinnen?

Beide fahren auf, weisen die Geiſt. zurück. **Mianettino Toria!**
Vertha mit einem Schrei. **Stürzt über mich, Wauern!**
Mein Scipio!

Zwölfter Auftritt.

Bourgognino. Vorige.

Dourgognino, *erzigt*. Springe hoch, Mädchen! Eine Freudenpost! — Guter Verrina, ich komme, meinen Himmel auf Ihre Zunge zu setzen. Schon längst liebte ich Ihre Tochter, und nie durst' ich es wagen, um ihre Hand zu bitten, weil mein ganzes Vermögen auf falschen Brettern von Coromandel schwamm. Eben jetzt fliegt meine Fortuna wohlbehalten in die Kasse und führt, wie sie sagen, unermessliche Schätze mit. Ich bin ein reicher Mann. Schenken Sie mir Vertha, ich mache sie glücklich. *Vertha beachtet sich nicht auf ihn.*

Verrina, *betäubt* in Bonarone: Haben Sie Lust, junger Mensch, Ihr Herz in eine Fänge zu werfen?

Bourgognino geht nach dem Quint. nicht über flüchtig die Hand zum. Das Sprach der Vater —

Verrina. Das spricht jeder Schwärze in Italien. Nehmen Sie mit dem Abraz von anderer Leute Gastung verließ?

Bourgoignon. Mach' mich nicht wahrwitzig,
Granter!

Calceagno. Bourgeoisine! Wahr spricht der Grandfeyr.

Bourgoignino, auf's Neue gegen die Frau da oben. Wahr
spricht er? Wollt hätte eine Dirne gewarnt?

Calcegne. Bourgeoisine, nicht da hinanz. Das Mädchen ist enzelein.

Durqogguino: — — — — —. Na! so wahr ich
selig werd'n will -- reich und erachtet -- ich habe seinen
Stim für Das. -- Sie sehen sich an und sind
stumm. Argend ein Unhold von Witterich sucht auf
ihren besessenen Jungen. Ich beschwöre euch! Zieh!
meine Vernunft nicht in Kurzwelt herum. Mein wäre
sie? Wer sollte sein?

Verrina. Mein Kind ist nicht schuldig.

Bourgognino. Also Gewalt! Ach, der Schreck von
 dem ich, Gewitter! Bei allen Sünden unter dem Wied!
 wo -- wo find' ich den Räuber?

Verrina. Oben dort, wo du den Dieb Genua's fandest! —

2.
... ..

Verrina. Wenn ich deinen Wink verübe, ewige Verflucht, so willst du Genna durch meine Vertha erlösen! Ich bin nicht der Feind der Tugend, ich bin der Feind der Unkeuschheit! Ich will dich nicht als die Heiligtum eines Deiva diesen häßlichen Flecken aus deiner Ehre wäscht, soll kein Strauß des Laus auf diese Wangen fallen. Wisz dahin — er weiß den Aler über so — verblinde. Genna. Die Natur den Leben ihn überlassen, das ist die Pflicht.

Verrinn! flieh! du bist dem Tode verfallen! Verflucht sey die Lust, die dich fachte! verflucht der Schlaf, der dich erwidet! verflucht jede menschliche Spur, die deinem Glode willkommen ist! Geh! hinaus in das untere Gewölbe meines Hauses. Winke, heule, lähme die Zeit mit deinem Gram. *Wachet, von Schauern fahrt er fort.* Dein Leben sey das giftige Wälzen des sterbenden Wurms — der hartnäckige, zermalmende Kampf zwischen Sein und Vergehen! — Dieser Fluch haften auf dir, bis Gianettino den letzten Odem verrißelt hat — wo nicht, so magst du ihn nachschleppen längs der Ewigkeit, bis man ausfindig macht, wo die zwei Enden ihres Ringes ineinander greifen.

Großes Schweigen. Alle saßen Gefäßern Entzogen. Barina blieb Jeden
fest und durchdringend an

Bourgoignino. Stabenvater! was hast du gemacht? Diesen ungeheuren, gräßlichen Fluch deiner armen, schuldlosen Tochter?

Verrina. Nicht wahr — Das ist schrecklich, mein gärtlicher Bräutigam? — *Es ist bedenkend.* Wer von euch wird nun auftreten und jetzt noch von kaltem Blut und Aufschub schwagen? Genua's Los ist auf meine Bertha geworfen — mein Vaterherz meiner Bürgerpflicht überantwortet. Wer von uns ist nun Mennem genug, Genua's Erlösung zu verzögern, wenn er weiß, daß dieses schuldlose Lamm seine Freiheit mit unendlichem Gram bezahlt? — Bei Gott! Das war nicht das Gewäsch eines Narren! — Ich hab' einen Eid gethan und werde mich meines Kindes nicht erbarmen, bis ein Doria am Boden liegt, und sollt' ich auf Martern raffukeln, wie ein Geißelknabe, und sollt' ich dieses unschuldige Lamm auf kanthaischer Folterbank geknirschen — Sie zittern — blaß wie Geister schwindeln sie mich an. — Noch einmal, Scipio! Ich vermahne sie zum Geißel meines Tyrannenmords. An diesem theuren Baden halt' ich deine, meine, eure Pflichten fest. Genua's Despot muß fallen, oder das Mädchen verzweifelt. Ich widerrufe nicht.

Bourgognino *zu Verrina und Scipio.* Und fallen soll er — fallen für Genua — wie ein Opferthier. So gewiß ich dies Schwert im Herzen Doria's umkehre, so gewiß will ich den Bräutigamsfuß auf deine Lippen drücken. *Er tut es.*

Verrina. Das erste Paar, das die Turen einsegnen! Geht euch die Hände! In Doria's Herzen wirft du dein Schwert umkehren? Nimm sie, sie ist dein!

Calcagno *zu Verrina.* Hier findet noch ein Genueser und legt seinen furchtbaren Stahl zu den Hüften der Unschuld. So gewiß möge Calcagno den Weg zum Himmel ausfindig machen, als dieses sein Schwert die Straße zu Doria's Leben. *Er tut es.*

Sacco *zu Verrina.* Zuletzt, daß nicht mißlicher entschlossen, kühn Raphael Sacco. Wenn dies mein blankes Eisen Bertha's Gefängniß nicht aufschließt, so schließe sich das Ohr des Erhörders meinem letzten Gebet zu.

Verrina *zu Verrina.* Genua dankt euch in mir, meine Freunde! Gehe nun, Tochter! Breue dich, des Vaterlands großes Opfer zu seyn.

Bourgognino *zu Verrina.* Oh! Traue auf Gott und Bourgognino. An einem und eben dem Tage werden Bertha und Genua frei seyn.

Bertha tritt ein.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige *wie vorher.*

Calcagno. Oh wie weiter gehn, noch ein Wort, Genueser!

Verrina. Ich errathe es.

Calcagno. Werden vier Patrioten genug seyn? Tyrannen, die mächtige Hyder, zu stürzen? Werden wir nicht den Pöbel anführen, nicht den Adel zu unserer Partei ziehen müssen?

Verrina. Ich verstehe! Hört also. Ich habe längst einen Maler im Solde, der seine ganze Kunst verschwendet, den Sturz des Appius Claudius zu malen. Siesco ist ein Anbeter der Kunst, erblüht sie gern an abendlichen Scenen. Wir werden die Malerei nach dem Palaste bringen und zugegen seyn, wenn er betrachtet. Vielleicht, daß der Künstler seinen Geist wieder aufweckt — Vielleicht —

Bourgognino. Weg mit ihm! Verbohyt die Fahr, spricht der Geld, nicht die Hülfe. Ich habe etwas in meiner Brust gefühlt, das

sich von nichts wollte ersättigen lassen. — Was es war, weiß ich jetzt plötzlich — indem er bereit aufspringt — Ich hab' einen Tyrannen!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Vergnügen zu Genua's Palast.

Erster Auftritt.

Leonore. Arabella.

Arabella. Nein, sag' ich. Sie haben falsch. Die Eifersucht ließ Ihnen die häßlichen Augen.

Leonore. Es war Julia lebendig. Nehme mir nichts ein. Meine Silhouette hing an einem himmelblauen Band, dies war feuerfarb und gestammt. Mein Los ist entschieden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Julia.

Julia *zu Leonore.* Der Graf hat mir sein Palais an, den Zug nach dem Rathhaus zu sehen. Die Zeit wird mir lang werden. Oh die Choccolade gemacht ist, Madame, unterhalten Sie mich.

Julia entfernt sich langsam, um zu trinken.

Leonore. Befehlen Sie, daß ich Gesellschaft hierher bitte?

Julia. Abgeschmackt. Als wenn ich sie hier suchen müßte? Sie werden mich verführen, Madame! *Was ist das für ein Spiel?* Wenn Sie das können, Madame! — denn ich habe nichts zu veräumen.

Arabella *zu Julia.* Desto mehr dieser kostbare Nähr, Signora! Wie grausam, bedenken Sie! die Perspectiven der jungen Sanger um diese schöne Frise zu bringen? Ach! und das blühende Spiel der Perlen, das Einem die Augen bald wund brennt — Weingroßmächtigen Gott! haben Sie nicht das ganze Meer angeplündert!

Julia *zu einem Zwigel.* Das ist Ihr wohl eine Seltenheit, Mamsell? Aber hören Sie, Mamsell, hat Sie Ihrer Herrschaft auch die Junge verdingt? Scherment, Madame! Ihre Güte durch Domestiken becomplimentiren zu lassen.

Leonore. Es ist mein Unglück, Signora, daß meine Laune mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart schmälert.

Julia. Eine häßliche Unart ist Das, die Sie schwerfällig und albern macht. Rasch! lebhaft und witzig! Das ist der Weg nicht, Ihren Mann anzuwinkeln.

Leonore. Ich weiß nur einen, Gräfin! Leben Sie den Ihrigen immer ein sympathetisches Mittel bleiben!

Julia *ohne darauf achten zu wollen.* Und, wie Sie sich fragen, Madame! Was ist das? Auch auf Ihren Körper wenden Sie mehr. Nehmen Sie zur Kunst Ihre Zuflucht, wo die Natur an Ihnen Stiefmutter war. Einen Kitz auf diese Wangen, worauf die mißfarbige Leidenschaft kränfelt. Armes Geschöpf! So wird Ihr Gesichtchen nie einen Käufer finden.

Leonore *munter zu Julia.* Wünsche mir Glück, Madamen! Unmöglich hab' ich meinen Siesco verloren, aber

ich habe nichts an ihm verloren. Man bringt Ghosolade.
Wella giebt ein.

Julia. Von Verleirern murmeln Sie etwas? Aber, mein Gott! wie kam Ihnen auch der tragische Einfall, den Fiesco zu nehmen? — Warum auf diese Höhe, mein Kind, wo Sie nothwendig gesehen werden müssen? verglichen werden müssen? Auf Ehre, mein Schatz, Das war ein Schelm oder ein Dummkopf, der Sie dem Fiesco kuppelte. Mitleidig ihre Hand ergreifend. Gutes Thierchen, der Mann, der in den Affensbleen des guten Tons gelitten wird, konnte nie deine Partie seyn.

Sie nimmt eine Tasse.

Leonore, lachend auf Wabellen. Oder er würde in diesen Häusern des guten Tons nicht gelitten seyn wollen?

Julia. Der Graf hat Person — Welt — Geschmach. Der Graf war so glücklich, Connaissancen von Rang zu machen. Der Graf hat Temperament, Feuer. Nun reißt er sich warm aus dem delicatesten Stiefel. Er kommt nach Hause. Die Ehefrau bewillkommt ihn mit einer Werktagsgärtlichkeit, löschet seine Glut in einem feuchten, frostigen Kuß, schneidet ihm ihre Gassen wirthschaftlich, wie einem Kostgänger, vor. Der arme Ehemann! Dort lacht ihm ein blühendes Ideal — hier eßelt ihn eine grämliche Empfindsamkeit an. Signora, um Gotteswillen! wird er nicht den Verstand verlieren, oder was wird er wählen?

Leonore bringt ihr eine Tasse. Sie, Madame — wenn er ihn verloren hat.

Julia. Gut! Dieser Biß sey in dein eigenes Herz gegangen. Bittre um diesen Spott; aber, eh' du zitterst, erröthe!

Leonore. Kennen Sie das Ding auch, Signora? Doch warum nicht? Es ist ja ein Toilettenvössl.

Julia. Man sehe doch! Erzüren muß man das Würmchen, will man ihm ein Rünkchen Mutterwis abjagen. Gut für jetzt. Es war Scherz, Madame! Geben Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung.

Leonore gibt ihr die Hand mit nachlässigem Blick. Imperiali — vor meinem Zorn haben Sie Ruhe.

Julia. Großmüthig, allerdings! Doch sollt' ich's nicht auch seyn können, Gräfin? Langsam und sanft. Wenn ich den Schatten einer Person bei mir führe, muß es nicht folgen, daß das Original mir werth ist? Oder was meinen Sie?

Leonore, roth und verwirrt. Was sagen Sie? Ich hoffe, dieser Schluß ist in rasch.

Julia. Das denk' ich selbst. Das Herz ruft nie die Sinne zu Hülfe. Wahre Empfindung wird sich nie hinter Schmuckwerk verschaukeln.

Leonore. Großer Gott! Wie kommen Sie zu dieser Wahrheit?

Julia. Mitleid, bloßes Mitleid — Denn, sehen Sie, so ist es auch umgekehrt wahr — und Sie haben Ihren Fiesco noch. Sie gibt ihr ihre Silhouette und lacht besthaft auf.

Leonore mit aufstrebender Schreierin. Mein Schattenriß? Ihnen? Wirst dich schmerzvoll in einen Schiel. O der heillose Mann!

Julia, frohlockend. Hab' ich vergötzen? hab' ich? Nun, Madame, keinen Nadelstich mehr in Verleirerschaft? Vant in die Scene. Den Wagen vor! Mein Gewerch ist bestellt. Zu Leonoren, der sie das Rinn streicht. Trösten Sie sich, mein Kind! Er gab mir die Silhouette im Wahnwitz.

no.

Dritter Auftritt.

Calcagno kommt.

Calcagno. So erhebt sich die Imperiali weg, und Sie in Wallung, Madonna?

Leonore mit durchdringendem Schmerz. Nein! Das war nie erhört!

Calcagno. Himmel und Erde! Sie weinen doch wohl nicht?

Leonore. Ein Freund vom Unmenschlichen — Mir aus den Augen!

Calcagno. Welchem Unmenschlichen? Sie erschrecken mich.

Leonore. Von meinem Mann — Nicht so! von dem Fiesco.

Calcagno. Was muß ich hören?

Leonore. O, nur ein Vubenstück, das bei euch gangbar ist, Männer!

Calcagno legt ihre Hand mit Heftigkeit. Gnädige Frau, ich habe ein Herz für die weinende Tugend.

Leonore, erast. Sie sind ein Mann — es ist nicht für mich.

Calcagno. Ganz für Sie — voll von Ihnen — daß Sie wüßten, wie sehr — wie unendlich sehr —

Leonore. Mann, du lügst — du versicherst, eh' du handelst.

Calcagno. Ich schwöre Ihnen.

Leonore. Einen Meineid! Hör' auf! Ihr er müdet den Griffel Gottes, der Sie niederreichet. Männer! Männer! wenn eure Eide zu so viel Teufeln würden, sie könnten Sturm gegen den Himmel laufen und die Engel des Lichts als Gefangene wegführen.

Calcagno. Sie schwärmen, Gräfin! Ihre Erbitterung macht Sie ungerecht. Soll das Geschlecht für den Trevel des Einzelnen Rede stehen?

Leonore steht ihr gleich an. Mensch! ich betete das Geschlecht in dem Einzelnen an: soll ich es nicht in ihm verabschonen dürfen?

Calcagno. Versuchen Sie, Gräfin — Sie gaben Ihr Herz das Erstmal fehl — — Ich wüßte Ihnen den Ort, wo es aufgehoben seyn sollte.

Leonore. Ihr könntet den Schöpsier aus seiner Welt hinausschlagen — Ich will nichts von dir hören.

Calcagno. Diesen Verdammungspruch sollten Sie heute noch in meinen Armen zurückrufen.

Leonore, aufmerks. Rede ganz aus. In deinen?

Calcagno. In meinen Armen, die sich öffnen, eine Verlassene aufzunehmen und für verlorne Liebe zu entschädigen.

Leonore steht ihr fein an. Liebe?

Calcagno vor ihr nieder, mit Feuer. Ja! es ist hingefagt. Liebe, Madonna! Leben und Tod liegt auf Ihrer Zunge. Wenn meine Leidenschaft Sünde ist, so mögen die Tuden von Tugend und Laster in einander fließen, und Himmel und Hölle in eine Verdammniß gerinnen.

Leonore tritt mit Unwillen und Befest zurück. Da hinaus zielte deine Theilnehmung, Schleicher? — In einer Knickung verräthst du Freundschaft und Liebe? Ewig aus meinem Aug! Abscheuliches Geschlecht! Bis jetzt glaubte ich, du betrügst nur Weiber; Das habe ich nie gewußt, daß du auch an dir selbst zum Verräther wirst.

Calcagno steht betroffen auf. Gnädige Frau —

Leonore. Nicht genug, daß er das heilige Siegel des Vertrauens erbrach, auch an den reinen Spiegel der Tugend haucht dieser Heuchler die Pest und will meine Unschuld im Eibbrechen unterweisen.

Calcagno, roth. Das Eibbrechen ist nur Ihr Fall nicht, Madonna!

Leonore. Ich verstehe, und meine Empfindlichkeit sollte dir meine Empfindung bestechen? Das wußtest du nicht, sehr groß, daß schon allein das erhabene Unglück, um den Fiesco zu brechen, ein Weibeherrz adelt. Oeh! Fiesco's Schande macht keinen Calcagno bei mir steigen, aber — die Menschheit sinken. Schnell ab.

Calcagno steht ihr bedäckt nach, dann ab, mit einem Schlag auf die Stirn. Dummfopf!

Vierter Auftritt.

Der Mohr. Fiesco.

Fiesco. Wer war's, der da wegging?

Mohr. Marchese Calcagno.

Fiesco. Auf dem Sopha blieb dieses Schnupftuch liegen. Meine Frau war hier.

Mohr. Begegnete mir so eben in einer starken Erbitzung.

Fiesco. Dieses Schnupftuch ist feucht. *Es ist ja so.* Calcagno hier? Leonore in starker Erbitzung? Nach einzigem Nachdenken zum Weibchen. Auf den Abend will ich dich fragen, was hier geschehen ist.

Mohr. Mansfeld Vella hört es gern, daß sie blond sey. Will es beantworten.

Fiesco. Und nun sind dreißig Stunden vorbei. Haß du meinen Rufnaam vollzogen?

Mohr. Auf ein Jota, mein Gebieter!

Fiesco *sezt sich.* Sag' denn, wie sieht man von Doria und der gegenwärtigen Regierung?

Mohr. O vñu, nach abentheuerlichen Weissen. Schon das Wort: „Doria“ schüttelt sie wie ein Fieberfroß. Gianettino ist gehaßt bis in Tod. Alles murt. Die Franosen, sagen sie, seyen Genua's Ratten gewesen, Rater Doria habe sie aufgefressen und lasse sich nun die Mäuse belieben.

Fiesco. Das könnte wahr seyn — und wußten sie keinen Hund für den Rater?

Mohr, *leuchtend.* Die Stadt murmelte Langes und Breites von einem gewissen — einem gewissen — Holla! hält ich denn gar den Namen vergessen?

Fiesco *sezt auf.* Dummfopf! Er ist so leicht zu behalten, als schwer er zu machen war. Hat Genua mehr als den Einzigen?

Mohr. So wenig als zwei Grafen von Lavagna.

Fiesco *sezt sich.* Das ist etwas! Und was flüstert man denn über mein lustiges Leben?

Mohr *weist ihn mit großen Augen.* Höret, Graf von Lavagna! Genua muß groß von Euch denken. Man kann's nicht verdauen, daß ein Cavalier vom ersten Hause — voll Talenten und Mox — in vollem Feuer und Einfluß — Herr von vier Millionen Pfund — Fürstenblut in den Adern — ein Cavalier, wie Fiesco, dem auf den ersten Wink alle Herzen zustiegen würden —

Fiesco *wendet sich mit Verachtung ab.* Von einem Schurken Das anzuhören! —

Mohr. Daß Genua's großer Mann Genua's großen Fall verschlafe. Viele bedauern, sehr Viele verspotten, die Meisten verdammen Euch. Alle beklagen den Staat, der Euch verlor. Ein Jesuit wollte gerochen haben, daß ein Fuchs im Schafrocke seide.

Fiesco. Ein Fuchs riecht den andern — als spricht man zu meinem Ruman mit der Gräfin Imperial?

Mohr. Was ich zu wiederholen hübsch unter-
rbe.

Fiesco. Frei heraus! Je frecher, desto willkommener. — Was murmelt man?

Mohr. Nichts murmelt man. Auf allen Kaffeehäusern, Villardtischen, Gasthöfen, Promenaden — auf dem Markte — auf der Börse schreit man laut —

Fiesco. Was? Ich befehl' es dir!

Mohr, *sich zurückziehend.* Daß Ihr ein Narr seyd!

Fiesco. Gut! Hier, nimm die Zechine für diese Zeitung. Die Schellenkappe habe ich nun aufgesetzt, daß diese Genueser über mich zu rathen haben; bald will ich mir eine Blage schneiden, daß sie den Hanzwurst vor mir spielen. Wie nahmen sich die Seidenhändler bei meinen Geschenken?

Mohr *dreht sich.* Narr, sie stellten sich wie die armen Sünder —

Fiesco. Narr? Bist du toll, Vursche?

Mohr. Verzeiht! Ich hätte Lust zu noch mehr Zechinen.

Fiesco *lacht.* gut ist eine. Nun, wie die armen Sünder?

Mohr. Die auf dem Pöbel liegen und jetzt Paraden über sich hören. Guet sind sie mit Seel' und Leib.

Fiesco. Das freut mich! Sie geben den Anschlag beim Pöbel zu Genua.

Mohr. Was Das ein Antritt war! Wenig fehlte, der Teufel hole mich! daß ich nicht Geschmach an der Grobmuth gefunden hätte. Sie wälzten sich mir wie unförmig um den Hals, die Mädel schienen sich bald in meines Vaters Kabe vergafft zu haben, so häufig fielen sie über meine Mondsfüsterung her. Allmächtig ist doch das Gold, war da mein Gedanke. Auch Weibchen kann's bleichen.

Fiesco. Dein Gedanke war besser, als das Mißbeet, worin er wuchs. — Die Worte, die du mir überbracht hast, sind gut; lassen sich I haben daraus schließen?

Mohr. Wie aus des Himmels Häusern der ausbrechende Sturm. Man steckt die Köpfe zusammen, rettet sich zu Haus, ruft: Hum! spukt ein Fremder vorbei. Durch ganz Genua herrscht eine dumpfige Schwüle. — Dieser Mißmuth hängt wie ein schweres Wetter über der Republik — nur einen Wind, so fallen Schloßen und Flügel.

Fiesco. Still! herch! Was ist Das für ein verworrenes Gesehmie?

Mohr, *am Fenster stehend.* Es ist das Geichrei vieler Menschen, die vom Rathhaus herabkommen.

Fiesco. Heute ist Procuratormwahl. Laß meine Carriole verfahren. Unmöglich kann die Sitzung schon aus fern. Ich will hinauf. Unmöglich kann sie rechtmäßig aus seyn — Schwert und Mädel her. Wo ist mein Fiden?

Mohr. Gere, ich hab' ihn gestohlen und versteckt.

Fiesco. Das freut mich.

Mohr. Nun, wie? wird mein Präsent bald herausdrücken?

Fiesco. Weil du nicht auch den Mantel nahmst?

Mohr. Weil ich den Dico ausfindig machte.

Fiesco. Der Tumult wälzt sich hieher. Herch! Das ist nicht das Gejauchze des Beifalls. *aus.* Geschwind, riegle die Hofvierten auf! Ich habe eine Ahnung. Doria ist tollkühn. Der Staat gaulst auf einer Nabelspitze. Ich wette, auf der Signoria ist Lärm werden.

Mohr *am Fenster stehend.* Was ist Das? Die Straße Walbi herunter — Troß vieler Tausende — Hellenbarben bligen — Schwerter — Holla! Senatoren — fliegen hieher —

Fiesco. Es ist ein Aufruhr! Spreng' unter sie. Nenn' meinen Namen. Sieh' zu, daß sie hieher sich werfen. *Mehr eilt hinunter.* Was die Ansehnliche Vernunft mühsam zu Hausen schleppt, jagt in einem Qui der Wind des Zufalls zusammen.

Fünfter Auftritt.

Fiesco, Benturione, Dibo, Afferato

Stiegen sturmisch ins Zimmer.

Dibo. Graf, Sie versprechen unserm Born, daß wir unangemeldet hereintraten.

Benturione. Ich bin beschimpft, tödtlich beschimpft vom Ressen des Herzogs, im Angesichte der ganzen Signoria!

Afferato. Doria hat das goldene Buch besudelt, davon jeder gemeinliche Edelmann ein Blatt ist.

Benturione. Darum sind wir da. Der ganze Adel ist in mir aufgefordert. Der ganze Adel muß meine Rache theilen. Meine Ehre zu rächen, dazu würde ich schwerlich Gehülften fordern.

Dibo. Der ganze Adel ist in ihm aufgereizt. Der ganze Adel muß Feuer und Flammen speien.

Afferato. Die Rechte der Nation sind verkrümmert. Die republikanische Freiheit hat einen Todesknoß.

Fiesco. Sie spannen meine ganze Erwartung.

Dibo. Er war der neun und zwanzigste unter den Wahlherren, hatte zur Procuratorwahl eine goldene Kugel gezogen. Acht und zwanzig Stimmen waren gesammelt. Merzeln sprachen für mich, eben so viel für Comellino! Doria's und die Feindige standen noch aus.

Benturione, *tritt ins Thor ein.* Standen noch aus. Ich retire für Dibo. Doria — fühlen Sie die Wunde meiner Ehre — Doria

Afferato *tritt ins Thor ein.* So was erlebte man nicht, selang' Ocean um Genua fluthet.

Benturione, *tritt ins Thor ein.* Doria zog ein Schwert, das er unter dem Scharlach verbergen gehalten, wiegte mein Betum daran, rief in die Versammlung:

Dibo. „Senatoren, es gilt nicht! Es ist durchlöcher! Comellino ist Procurator.“

Benturione. „Comellino ist Procurator,“ und warf sein Schwert auf die Tafel.

Afferato. Und rief: „Es gilt nicht!“ und warf sein Schwert auf die Tafel.

Fiesco *tritt ins Thor ein.* Wozu sind Sie entschlossen?

Benturione. Die Republik ist ins Herz gestossen. Wozu wir entschlossen sind?

Fiesco. Benturione, Winen mögen vom Athem knicken. Geden wollen den Sturm. Ich frage, was Sie beschließen?

Dibo. Ich dachte, man frage, was Genua beschließen?

Fiesco. Genua? Genua? Weg damit, es ist mürbe, bricht, was sie es antaffen. Sie rechnen auf die Patricier? Vielleicht, weil sie saure Weindster schneiden, die Achsel suchen, wenn von Staatsfachen Rede wird? Weg damit! Ihr Heldenfeuer flammt sich in Wallen levantischer Waaren, ihre Seelen plattern ängstlich um ihre eintündliche Klotze.

Benturione. Vernen Sie unsere Patricier besser schämen. Raum war Doria's troglige That gethan, stoben ihrer gähle Hundert mit zerrißenen Kleidern auf den Markt. Die Signoria fuhr aus einander.

Fiesco, *stommt.* Wie Tauben auseinander flattern, wenn in den Schlag sich ein Orkan wirft?

Benturione, *stommt.* Nein! wie Pulvertonnen, wenn eine Lunte hineinfällt.

Dibo. Das Volk wüthet auch — was vermag nicht ein angeschossener Eber?

Fiesco *lacht.* Der blinde, unbeholfene Koloss, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niederes, Nahes und Fernes mit gähndem Nachen zu verschlingen droht und zuletzt — über Zwirnsfäden stolpert. Genua'ser, vergebens! Die Epoche der Meerbeherrscher ist vorbei. Genua ist unter seinen Namen gestürzt. Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Maquette eines zärtlichen Knaben Octavius springt. Genua kann nicht mehr frei seyn. Genua muß von einem Monarchen erwärmt werden. Genua braucht einen Souverain: also huldigen Sie dem Schwindelkopf Gianettino.

Benturione, *aufbrausend.* Wenn sich die grollenden Elemente versöhnen, und der Nordpol dem Südpol nachschrängt — Kommt, Cameraden!

Fiesco. Bleiben Sie! Bleiben Sie! Worüber brüten Sie, Dibo?

Dibo. Ueber nichts oder einem Possenspiel, das das Erdbeben heißen soll.

Fiesco *lacht.* Sie zu unter Statue. Schauen Sie doch diese Bique an!

Benturione. Es ist die Venus von Florenz. Was soll sie uns hier?

Fiesco. Sie gefällt Ihnen aber?

Dibo. Ich sollte denken, oder wir wären schlechte Italiener. Wie Sie Das jetzt fragen mögen?

Fiesco. Nun, reißn Sie durch alle Welttheile und suchen unter allen lebendigen Abdrücken des weiblichen Medels den glücklichsten aus, in welchem sich alle Mäie dieser geträumten Venus umarmen.

Dibo. Und tragen dann für unsere Mühe davon?

Fiesco. Dann werden Sie die Phantasie der Marktschreierei überwiesen haben.

Benturione, *angezogen.* Und was gewonnen haben?

Fiesco. Gewonnen haben den verführten Procep der Natur mit den Künstlern.

Benturione, *lgt.* Und dann?

Fiesco. Dann? dann? *lgt.* Ja, lassen sie. Dann haben Sie vergessen zu sehen, daß Genua's Freiheit zu Trümmern geht!

Benturione mit Dibo und Fiesco ab.

Sechster Auftritt.

Fiesco.

Erklimmt am Thor des Palats und ruft zu.

Glücklich! glücklich! Das Stroh der Republik ist in Klammern. Das Feuer hat schon Häuser und Thürme gefaßt — Immer zu! immer zu! Allgemein werde der Brand; der schadenfreue Wind pfeife in die Verschwörung!

Siebenter Auftritt.

Mohr *in Fiesco's.*

Mohr. Haufen über Haufen!

Fiesco. Mache die Thorflügel weit auf! Laß her-einkürzen, was Kisse hat!

Mohr. Republicaner! Republicaner! Ziehen ihre Freiheit am Zoch, fenden, wie Lastochsen, unter ihrer aristokratischen Herrlichkeit.

Fiesco. Narren, die glauben, Fiesco von Lavagna werde fortzuführen, was Fiesco von Lavagna nicht aufing? Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verschwörung muß meine seyn. Sie stürmen die Treppe herauf.

Mohr *hinab.* Hollah! hollah! Werden das Haus höflichst zur Thüre hereinbringen. Das Welt stürmt herein. Die Thüre in Trümmer.

Achter Auftritt.

Fiesco. Zwölf Handwerker.

Alle. Rache an Doria! Rache an Gianettino!

Fiesco. Hübsch gemacht, meine Landelente! Daß ihr mir Alle eure Aufwartung so machtet, Das zeugt von eucum guten Herzen. Aber meine Ohren sind delicater.

Alle, *ungenäher.* Zu Boden mit den Doria! zu Boden Oheim und Neffen!

Fiesco, *der sie lachend überhört.* Zwölf sind ein vornehm's Heer —

Einige. Diese Doria müssen weg! Der Staat muß eine andere Form haben!

Erster Handwerker. Unsere Friedensrichter die Treppen hinab zu schmeißen — die Treppen die Friedensrichter!

Zweiter. Denkt doch, Lapaqua, die Treppen hinab! als sie ihm bei der Wahl widersprachen.

Alle. Soll nicht geduldet werden! darf nicht geduldet werden!

Ein Dritter. Ein Schwert in den Rath zu nehmen —

Erster. Ein Schwert! Das Zeichen des Kriegs! im Zimmer des Friedens!

Zweiter. Im Scharlach in den Senat zu kommen! nicht schwarz, wie die übrigen Rathsherren!

Erster. Mit acht Hengsten durch unsere Hauptstadt zu fahren!

Alle. Ein Tyrann! ein Verräther des Laus und der Regierung!

Zweiter. Zweihundert Deutsche zur Leibwache vom Kaiser zu kaufen —

Erster. Ausländer wider die Kinder des Vaterlands! Deutsche gegen Italiener! Soldaten neben die Geseße!

Alle. Hochverrath! Meuterei! Genua's Untergang!

Erster. Das Wappen der Republik an der Kutische zu führen —

Zweiter. Die Statue des Andreas mitten im Hofe der Signoria! —

Alle. In Stücke mit dem Andreas! In tausend Stücke den steinernen und den lebendigen!

Fiesco. Genueser, warum mir Das alles?

Erster. Ihr sollt es nicht dulden! Ihr sollt ihm den Daumen auf's Aug' halten!

Zweiter. Ihr seyd ein kluger Mann und sollt es nicht dulden und sollt den Verräth für uns haben!

Erster. Und seyd ein besserer Edelmann und sollt ihm Das eintränken und sollt es nicht dulden!

Fiesco. Euer Vertrauen schmeichelt mir sehr. Kann ich es durch Thaten verdienen?

Alle, *lament.* Schlage! Stürze! Erlöse!

Fiesco. Doch ein gut Wort werdet ihr noch annehmen?

Einige. Redet, Lapaqua!

Fiesco, *der sie niederz.* Genueser — Das Reich der Thiere kam einst in bürgerliche Gährung, Parteien schlugen mit Parteien, und ein Fleischherhund bemächtigte sich des Throns. Dieser, gewohnt, das Schlachtvieh an das Meßer zu legen, hauste hübsch im Reich, klatzte, biß und nagte die Knochen seines Volks. Die Nation murrte, die Kühnsten traten zu und erwürgten den fürstlichen Bullen. Jetzt

ward ein Reichstag gehalten, die große Frage zu entscheiden, welche Regierung die glücklichste sey? Die Stimmen theilten sich dreifach. Genueser, für welche hättet ihr entschieden?

Erster Bürger. Fürs Volk! Alles fürs Volk!

Fiesco. Das Volk gewann's. Die Regierung war demokratisch. Jeder Bürger gab seine Stimme. Mehrheit setzte durch. Wenig Wochen vergingen, so kündigte der Mensch dem neugebathenen Freistaat den Krieg an. Das Reich kam zusammen. Löf, Löwe, Tiger, Bär, Elephant und Rhinoceros traten auf und brüllten laut zu den Waffen. Jetzt kam die Reihe an die Uebrigen. Lamm, Gase, Hirsch, Esel, das ganze Reich der Insecten, der Vögel, der Fische ganzes menschenreiches Heer — Alle traten dazwischen und wimmerten: Friede! Seht, Genueser! Der Reigen waren mehr, denn der Streikbarn, der Tummeln mehr, denn der Klugen — Mehrheit setzte durch. Das Thierreich streckte die Waffen, und der Mensch brandschagte sein Gebiet. Dieses Staatssystem ward also verworfen! Genueser, wozu wäret ihr jetzt genügt gewesen?

Erster und Zweiter. Zum Ausichuß! Freilich zum Ausichuß!

Fiesco. Diese Meinung gefiel! Die Staatsgeschäfte theilten sich in mehrere Kammern. Wölfe besorgten die Finanzen, Kühe waren ihre Secretäre. Tauben führten das Criminalgericht, Tiger die gütigen Vergleiche, Vögel schlichteten Heirathsproceße. Soldaten waren die Hasen; Löwen und Elephanten blieben bei der Bagage; der Esel war Gefandter des Reichs, und der Mantwurf Oberaufseher über die Verwaltung der Aemter. Genueser, was hofft ihr von dieser weisen Vertheilung? Wen der Wolf nicht terrigt, Den prellte der Dachs. Wer diesem entrann, Den tövete der Fiel nieder. Tiger erwürgten die Unschuld; Diebe und Mörder begnadigte die Taube, und am Ende, wenn die Aemter niedergelegt wurden, fand sie der Mantwurf alle untrüglich verwaltet — Die Thiere empöreten sich. Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Wagen hat — und einem Oberhaupt huldigen Alle — einem. Genueser! — aber, indem er uns bestet unter sie trat, es war der Löwe.

Alle *lachen.* merkt die Wägen in die Höhe. Bravo! Bravo! Das haben sie schlan gemacht!

Erster. Und Genua soll's nachmachen, und Genua hat seine Mann schon!

Fiesco. Ich will ihn nicht wissen! Gehet heim! Denkt auf den Thron. Die Bürger consultirten, und es geht erwünscht. Volk und Senat wider Doria! Volk und Senat für Fiesco — Haßan! Haßan! — Ich muß diesen Haß vernichten! dieses Interesse aufstücken! — Herab, Haßan! Hurensohn der Hölle! Haßan! Haßan!

Neunter Auftritt.

Mohr *kommt.* Fiesco.

Mohr, *n.* Meine Sohlen brennen noch! Was gibts schon wieder?

Fiesco. Was ich befehle.

Mohr, *geschmeig.* Wohin lauf ich zuerst? wohin zuletzt?

Fiesco. Das Laufen sey dir diesmal geschenkt. Du wirst geschleift werden. Mache dich Reich gefast: ich vosaune jetzt deinen Muehelnord aus und übergebe dich gebunden der peinlichen Notia.

Mohr, *sech Schritte zurück.* Herr! — Das ist wider die Abrede.

Fiesco. Sey ganz ruhig. Es ist nichts mehr, denn ein Possenspiel. In diesem Augenblick liegt Alles daran, daß Gianettino's Aufschlag auf mein Leben ruchbar wird. Man wird dich peinlich verhören.

Mohr. Ich bekenne dann oder leugne?

Fiesco. Leugnest. Man wird dich auf die Tortur schrauben. Den ersten Grad siehest du aus. Diese Witzgung kannst du auf Gonto deines Mischelmords hinnehmen. Beim zweiten bekennst du.

Mohr *schüttelt den Kopf, lebhaft.* Ein Schelm ist der Teufel. Die Herren könnten mich beim Essen behalten, und ich würde aus lauter Komödie gerädert.

Fiesco. Du kommst ganz weg. Ich gebe dir meine gräßliche Ehre. Ich werde mir deine Verstrafung zur Genußthuung ausbitten und dich dann vor den Augen der ganzen Republik pardonniren.

Mohr. Ich lasse mir's gefallen. Sie werden mir das Gelenk auseinander treiben. Das macht geläufiger.

Fiesco. So rige mir hurtig mit deinem Dolche den Arm auf, bis Blut darnach läuft — Ich werde den, als hätte ich dich erst frisch auf der That ergriffen. Gut! Du graßtem Verräther! Mörder! Mörder! Wiege die Waage! riegele die Pforten zu! Er schleppt den Mohr an der Gurgel hinaus. Bekörte stehen über den Schauplatz.

Neunter Auftritt.

Leonore, Rosa *hüben eintreten.*

Leonore. Mord! schrien sie, Mord! Von hier kam der Mord.

Rosa. Ganz gewiß nur ein blinder Tumult, wie alltäglich in Genua.

Leonore. Sie schrien Mord, und das Volk murmelte deutlich „Fiesco.“ Armelige Verräther! Meine Augen wollten sie schonen, aber mein Herz überliefert sie. Weichend, eile nach, sieh', sage mir, wo sie ihn hinflechren.

Rosa. Sammeln Sie sich. Vella ist rath.

Leonore. Vella wird seinen brechenden Blick noch auffassen! die glückliche Vella! Weh' über mich, seine Mörderin! Hätte Nicco mich lieben können, nie hätte Nicco sich in die Welt gelüßt, nie in die Töche des Meides! — Vella kommt! dort! Rede nicht, Vella!

Filfter Auftritt.

Vorige. Vella.

Vella. Der Graf lebt und ist ganz. Ich sah ihn durch die Stadt galoppiren. Nie sah ich unsern gnädigen Herrn so schön. Der Mayre prahlte unter ihm und jagte mit hochmüthigem Huf das anrührende Volk von seinem fürstlichen Kestler. Er erblickte mich, als er vi über floß, lächelte gnädig, winkte hierher und warf drei Küsse zurück. *weint.* Was mach' ich damit, Signora?

Leonore *in Entzückung.* Leichtfertige Schwägerin! Bring' sie ihm wieder.

Rosa. Nun sehen Sie! jetzt sind Sie wieder Schach über und über.

Leonore. Sein Herz wirft er der Diene nach, und ich jage nach einem Blick? — O Weiber! Weiber!

Gehen ab.

Zwölfter Auftritt.

Im Palast des Andreas.

Gianettino, Comellin *kommen hastig.*

Gianettino. Laßt sie um ihre Freiheit brüllen, wie die Löwin um ein Junges. Ich bleibe dabei.

Comellin. Doch, gnädiger Herr —

Gianettino. Zum Teufel mit Eurem Doch, dreißigstundenlanger Procureator! Ich weiche um keines Haars Breite. Laß Genua's Thürme die Köpfe schütteln und die tobende See Ne in darcinbrummen. Ich fürchte den Troß nicht!

Comellin. Der Pöbel ist freilich das brennende Holz; aber der Adel gibt seinen Wind dazu. Die ganze Republik ist in Wallung, Volk und Patricier!

Gianettino. So steh' ich wie Nero auf dem Berg und sehe dem possilichen Brande zu —

Comellin. Bis sich die ganze Masse des Aufruhrs einem Parteigänger zuwirft, der ehrgeizig genug ist, in der Verwüstung zu ernten.

Gianettino. Pöffen! Pöffen! Ich kenne nur Ginen, der fürchterlich werden könnte, und für den ich geforget.

Comellin. Seine Durchlaucht. *Andreas kommt.* Beide vernimm ich tief.

Andreas. Signor Comellin! Meine Rechte wünscht auszuüben.

Comellin. Ich werde die Gnade haben, sie zu begleiten.

Dreizehnter Auftritt.

Andreas. Gianettino.

Andreas. Höre, Neffe! Ich bin schlimm mit dir zufrieden!

Gianettino. Öffnen Sie mir Oehör, durchlauchtigster Theim!

Andreas. Dem zerlumpteiten Bettler in Genua, wenn er es werth ist. Einem Vaben niemals, und war' er mein Neffe. Gnädig genug, daß ich dir den Theim zeige; du verdienst den Herzog und seine Siquoria zu hören!

Gianettino. Nur ein Wort, gnädigster Herr —

Andreas. Höre, was du gethan hast, und verwantworte dich dann — Du hast ein Gebäude umgerissen, das ich in einem halben Jahrhundert sorgsam zusammengetragen — das Mausoleum deines Theims — seine einzige Pyramide — die Liebe der Genueser. Den Leichstüm verzeiht dir Andreas.

Gianettino. Mein Theim und Herzog —

Andreas. Unterbrich mich nicht. Du hast das schönste Kunstwerk der Regierung verlegt, das ich selbst den Genuesern vom Himmel holte, das mich so viele Nächte gekostet, so viele Gefahren und Blut. Der ganz Genua hast du meine fürstliche Ehre besudelt, weil du für meine Anstalt keine Achtung zeigtest. Wem wird sie heilig seyn, wenn mein Blut sie verachtet? — Diese Dummheit verzeiht dir der Theim.

Gianettino, *betragt.* Gnädigster Herr, Sie haben mich zu Genua's Herzog erzogen.

Andreas. Schweig! — Du bist ein Hochverräther des Staats und hast das Herz seines Lebens verwundet. Merke dir's, Knabe! Es heißt — Unterwerfung! — Weil der Hirt am Abend seines Tagwerks zurücktrat, wäutest du die Herde verlassen? Weil Andreas eisgraue Haare trägt, trampeltest du wie ein Wassenjunge auf den Geseßen!

Gianettino, *trögig*. Gemach, Herzog. Auch in meinen Aehren siedet das Blut des Andreas, vor dem Frankreich erzitterte.

Andreas. Schweig! Befehl' ich — Ich bin gewohnt, daß das Meer aufhört, wenn ich rede — Mitten in ihrem Tempel spielt du die majestätische Gerechtigkeit an. Weißt du, wie man Das ahndet, Rebelle? — Jetzt antworte!

Gianettino heftet den Blick sprachlos zu Boden.

Andreas. Unglückseliger Andreas! In deinem eigenen Herzen haßt du den Wurm deines Verdienstes ausgebrühet. — Ich baute den Genuesern ein Haus, das der Vergänglichkeit freuten sollte, und werfe den ersten Feuerbrand hinein — diesen! Dank' es, Unbesonnenen, diesem eiegrenen Kopf, der von Tausendhänden zur Gruhe gebracht sein will — Dank' es meiner gestloßen Liebe, daß ich den Kopf des Envröers dem beleidigten Staat nicht — vom Blutgerüste zuwerfe.

Ch. II. 25

Vierzehnter Auftritt.

Lomellin

Gianettino

aus der Nacht

Lomellin. Was hab' ich gesehen? was angehört? Jetzt! Jetzt! Räuben Sie, Prinz! Jetzt ist Alles verloren.

Gianettino *mit Schreie*. Was war zu verlieren?

Lomellin. Genua, Prinz. Ich komme vom Markt. Das Volk drängt sich um einen Wehren, der an Stricken dahin geschleift wurde; der Graf von Lavagna, über die dreihundert Nobilität ihm nach bis ins Rathshaus, wo die Verbrecher gefoltert werden. Der Wehr war über einem Mordelmeßd erstarrt worden, den er an dem Riecco vollstrecken sollte.

Gianettino *starrt mit dem Kopf*. Was? Sind heut' alle Teufel los?

Lomellin. Man insultirte scharf, wer ihn kstochen. Der Wehr genand nichts. Man brachte ihn auf die erste Folter. Er genand nichts. Man brachte ihn auf die zweite. Er sagte aus, sagte aus — quädiger Herr, wo gedachten Sie hin, da Sie Ihre Ehre einem Taugenichts verlegaben?

Gianettino *schreit*. Was ist es? Frage mich nichts!

Lomellin. Hören Sie weiter. Kaum war das Wort Doria ausgesprochen — lieber hätte ich meinen Namen auf der Schreibtafel des Teufels gelesen, als hier den Ihrigen gehört — so reizte sich Riecco dem Volk. Sie kennen ihn, den Mann, der beständig steht, den Wucherer mit den Herren der Menge. Die ganze Versammlung hing ihm athemblos in starrten, schrecklichen Gruppen entgegen; er sprach wenig, aber streifte den blutenden Arm auf, das Volk schloß sich um die fallenden Tropfen, wie um Reliquien. Der Wehr wurde seiner Willkür übergeben, und hier — ein Herzogß für uns — Riecco bognadigte ihn. Jetzt raste die Stille des Volks in einen kräftlichen Laut aus, jeder Athem vernichtete einen Doria, Riecco wurde auf tausendstimmigem Wirre nach Hause getragen.

Gianettino *mit einem dumpfen Schreie*. Der Aufbruch schwellt mir an die Ohren! — Kaiser Karl! Mit dieser einzigen Sylbe wird ich sie niederwerfen, daß in ganz Genua auch keine Glocke mehr summen soll.

Lomellin. Böhmen liegt weit von Italien — Wenn Karl sich beeilt, kann er noch zeitig genug zu Ihrem Leichenschmause kommen.

Gianettino *zieht einen Brief mit großem Siegel hervor*. genug also, daß er schon hier ist! — Verwundet sich Lomellin? Glaubt er mich tollkreißig genug,

wüthige Republicaner zu reizen, wenn sie nicht schon verkauft und verrathen wären?

Lomellin, *versetzt*. Ich weiß nicht, was ich denke.

Gianettino. Ich denke etwas, das du nicht weißt. Der Schluß ist gefaßt. Uebermorgen fallen zwölf Senatoren. Doria wird Monarch, und Kaiser Karl wird ihn schügen — Du trittst zurück?

Lomellin. Zwölf Senatoren! Mein Herz ist nicht weit genug, eine Mutschuld zwölfmal zu fassen.

Gianettino. Märchen, am Thron wirft man sie nieder. Siehst du, ich überlegte mit Karls Ministern, daß Frankreich in Genua noch starke Partelen hätte, die es ihm zum Zweitemal in die Hände spielen könnten, wenn man sie nicht mit der Wurzel verlitte. Das wurnte beim alten Karl. Er unterschrieb meinen Anschlag — und du schreibst, was ich dicire.

Lomellin. Noch weiß ich nicht —

Gianettino. Zege dich! Schreib!

Lomellin. Was schreib' ich aber? *Erz. st.*

Gianettino. Die Namen der zwölf Candidaten — Franz Zenturione.

Lomellin *liest*. Zum Dank für sein Votum führt er den Leichenzug.

Gianettino. Cornelio Galva.

Lomellin. Galva.

Gianettino. Michael Zibo.

Lomellin. Eine Abkühlung auf die Procuratur.

Gianettino. Thomas Mierato mit drei Brüdern.

Erz. st. hält inne.

Gianettino, *mit Schreie*. Mit drei Brüdern.

Lomellin *schreit*. Weiter.

Gianettino. Pietro von Paragna.

Lomellin. Geben Sie Acht! Geben Sie Acht! Sie werden über diesem schwarzen Stein noch den Hals brechen.

Gianettino. Scivio Pourgoquino.

Lomellin. Der mag anderswo Hochzeit halten.

Gianettino. Wo ich Brautführer bin — Nathanael Zacco.

Lomellin. Dem sollt' ich Parton auswerfen, bis er mir meine fünftausend Scudi bezahlt hat. *Erz. st.* Der Tod macht ernt.

Gianettino. Vincent Galcaano.

Lomellin. Galcaano — den Zwölften schreib' ich auf meine Ocheer, oder unser Feind ist vergessen.

Gianettino. Gute gut, Alles gut. Joseph Berina.

Lomellin. Das war der Kopf des Wurms. *Erz. st. hält inne.* Der Tod gibt über dem wüthigen Galla und hat gewinnliche Tugenden geladen.

Gianettino *mit Schreie*. Es ist geschehen — In zwei Tagen in Togewahl. Wenn die Elanoria versammelt ist, werden die Zwölf auf das Signal eines Schuuvruchs mit einem plötzlichen Schuß gestreift, wenn zugleich meine wachwacht Teufische das Rathhaus mit Sturm besetzen. Ist das vorbei, tritt Gianettino Doria in den Saal und laßt sich huldigen.

Lomellin. Und Andreas?

Gianettino, *verächtlich*. Ist ein alter Mann. *Erz. st.* Wenn der Herzog fragt, ich bin in der Wüste. *Erz. st.* Der Teufel, der in mir steckt, kann nur in Heiligenmaske incognito bleiben.

Lomellin. Aber das Blatt, Prinz?

Gianettino. Nimmst du, lässest es durch unsere Partei circuliren. Dieser Brief muß mit Extrapes nach Yevanto. Er unterrichtet den Sylmus von Allem und heißt ihn früh acht Uhr in der Hauptstadt hier eintreffen. *Erz. st.*

Komellin. Ein Loch im Tis, Prinz! Fiesco besucht seinen Senat mehr.

Gianettino, *grüßend.* Doch noch einen Menter wird Genua haben? — Ich sorge dafür. *Ab in ein Seitengemach.*

Fünftehnter Auftritt.

Vorgimmer bei Fiesco.

Fiesco mit Briefen und Wechseln. **Mohr.**

Fiesco. Also vier Galeeren sind eingelaufen?

Mohr. Liegen glücklich in der Darsena vor Anker.

Fiesco. Das kommt erwünscht. Woher die Erpressen?

Mohr. Von Rom, Placenza und Frankreich.

Fiesco bricht die Briefe auf, liest sie durch. Willkommen, willkommen in Genua! Sehr angenehm. Die Couriere werden fürstlich bewirthet.

Mohr. Hum! Will gehen.

Fiesco. Halt! halt! Hier kommt Arbeit für dich die Hülfe.

Mohr. Was steht zu Besicht? Die Nase des Spürers oder der Stachel des Skorpions?

Fiesco. Für jetzt des Vögelers Schlag. Morgen früh werden dreitausend Mann verlaßt zur Stadt hereinzuschicken, Dienste bei mir zu nehmen. Vertheile du deine Handlanger an den Thoren herum, mit der Ordre, auf die eintretenden Passagiers ein wachsameres Auge zu haben. Ginzige werden als ein Trupp Pilgrime kommen, die nach Vercetto wallfahrten gehen, Andere als Erdensbrüder oder Savarden oder als Komödianten, wieder Andere als Krämer oder als ein Trupp Musiquanten, die Meislen als abgeackte Soldaten, die gewöhnliches Brod essen wollen. Jeder Fremde wird angefragt, wo er einwille? antwortet er: zur goldenen Schlange, so muß man ihn freundlich grüßen und meine Wohnung bedeuten. Höre, Heil! aber ich habe auf deine Muthheit.

Mohr. Herr! wie auf meine Besheit. Entwisch mir eine Locke Haar, so sollt Ihr meine zwei Augen in eine Wintbüchse laden und Sperlinge damit schießen.

Ab.

Fiesco. Halt! noch eine Arbeit. Die Galeeren werden der Nation scharf in die Augen stecken. Merke auf, was davon Nede wird. Fragt dich Jemand, so hast du von Weitem murren gehört, daß dein Herr damit Jagd auf die Fischen mache. Verstehst du?

Mohr. Versteh. Die Warte der Verdammten liegen oben drauf. Was im Kerb ist, weiß der Teufel.

Ab.

Fiesco. Gemach. Noch eine Verzicht. Gianettino hat neuen Grund, mich zu hassen und mir Tollen zu stellen. Geh, beobachte deine Kameraden, ob du nicht irgendwo einen Mordelmerd witterst. Doria beincht die verdächtigen Häupter. Hänge dich an die Fächter der Freude. Die Geheimnisse des Cabinets stecken sich gern in die Rallen eines Weiberrocks; versprich ihnen goldspeiente Kunden — versprich deinen Herrn. Nichts kann zu ehrwürdig seyn, das du nicht in diesen Vorat untertauchen sollst, bis du den festen Boden fühlst.

Mohr. Halt! Holla! Ich habe den Eingang bei einer gewissen Diana Bononi und bin gegen fünf Vierteljahre ihr Zuführer gewesen. Vorgestern sah ich den Procurator Komellino aus ihrem Hause kommen.

Fiesco. Wie gerufen. Oben der Komellino ist der Hauptschlüssel zu allen Tollheiten Doria's. Gleich

morgen früh mußt du hingehen. Vielleicht ist er heute Nacht dieser keuschen Luna Eudymion.

Mohr. Noch ein Umstand, gnädiger Herr! Wenn mich die Genueser fragen — und, ich bin des Teufels! Das werden sie — wenn sie mich jetzt fragen: Was denkt Fiesco zu Genua? — Werbet Ihr Eure Maske noch länger tragen, oder was soll ich antworten?

Fiesco. Antworten? Warr! Die Frucht ist ja zeitig. Wehen verkündigen die Geburt — Genua liege auf dem Block, sollst du antworten, und dein Herr heiße Johann Ludwig Fiesco.

Mohr, *sich sech stehend.* Was ich anbringen will, daß sich gewaschen haben soll, bei meiner hundertfältigen Ehre! — Aber nun hell auf, Freund Hassan! In ein Weinhaus uerst! Meine Kühe haben alle Hände voll zu thun — ich muß meinen Magen carrefüren, daß er bei meinen Beinen das Wort redet. *Ab.* *kommt aber nicht zurück.* A propos! Bald hält ich Das verplaudert. Was zwischen Eurer Frau und Calcaquo vergina, habt Ihr gern wissen mögen? — Ein Kerb ging vor, Herr, und Das war Alles. *Ab.*

Sechzehnter Auftritt.

Fiesco *bei se.*

Ich bedaure, Calcaquo — Meinen Sie etwa, ich würde den emvündlichen Ansel meines Hebeits Preis geben, wenn mir meines Weibes Jugend und mein eigener Werth nicht Handschrift genug ausgestellt hätten? Doch willkommen mit dieser Schwärgerichart. Du bist ein guter Soldat. Das soll mir deinen Arm zu Doria's Unterjanz kappeln! — *Ab.* *kommt aber nicht zurück.* Jetzt, Doria, mit mir auf den Kampvplatz! Alle Maschinen des großen Wagnüchs sind im Gang. Zum schauernden Concert alle Instrumente geklämm. Nichts fehlt, als die Larve verabscheuen und Genua's Patrioten den Fiesco zu setzen. Was jetzt kommen. Ein Besuch! Wer mag mich jetzt hören?

Siebenzehnter Auftritt.

Voriger. Verrina. Romano mit einem Dolmetscher. **Sacco.**
Bourgognino. Calcagno. *Ab.*

Fiesco *ihnen entgegen.* *Ab.* Willkommen, meine würdigen Freunde! Welche wichtige Angelegenheit führt Sie so vollständig zu mir? — Du auch du, theurer Bruder Verrina? Ich würde bald verlernt haben, dich zu kennen, wären meine Gedanken nicht fleißiger um dich, als meine Augen. War's nicht seit dem letzten Ball, daß ich meinen Verrina entbekte?

Verrina. Zähl ihm nicht nach, Fiesco. Schwere Lasten haben indeß sein graues Haupt gebeugt. Doch genug hiervon.

Fiesco. Nicht genug für die wißbegierige Liebe. Du wirst mir mehr sagen müssen, wenn wir allein sind. *Ab.* *kommt aber nicht zurück.* Willkommen, junger Held! Unsere Bekanntschaft ist noch grün, aber meine Freundschaft ist zeitig. Haben Sie Ihre Meinung von mir verbessert?

Bourgognino. Ich bin auf dem Wege.

Fiesco. Verrina, man sagt mir, daß dieser junge Cavalier dein Ledtermann werden soll. Nimm meinen ganzen Beifall zu dieser Wahl. Ich hab' ihn nur einmal gesprochen, und doch würd' ich stolz seyn, wenn er der meinige wäre.

Verrina. Dieses Urtheil macht mich eitel auf meine Tochter.

Fiesco zu den Andern. Sacco? Calcagno? — Lauter seltene Erscheinungen in meinem Zimmer! Weinade möcht' ich mich meiner Dienstfertigkeit schämen, wenn Genua's edelste Kinder sie vorübergehen. — Und hier begrüße ich einen fünften Gast, mir zwar fremd, doch empfohlen genug durch diesen würdigen Cirkel.

Romano. Es ist ein Maler schlechtweg, gnädiger Herr, Romano mit Namen, der sich vom Diebstahl an der Natur ernährt, kein Wappen hat, als seinen Pinsel, und nun gegenwärtig ist, mit einer tiefen Verbeugung, die große Linie zu einem Brutuskopfe zu finden.

Fiesco. Ihre Hand, Romano. Ihre Meisterin ist eine Verwandte meines Hauses. Ich liebe sie brüderlich. Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht. Was malen Sie aber, Romano?

Romano. Scenen aus dem nervigen Alterthum. Zu Florenz steht mein sterbender Hercules, meine Kleopatra zu Venedig, der wüthende Njar zu Rom, wo die Helden der Vorwelt — im Vatican wieder auferstehen.

Fiesco. Und was ist wirklich Ihres Pinsels Beschäftigung?

Romano. Er ist weggeworfen, gnädiger Herr. Das Licht des Genie's bekam weniger Zeit, als das Licht des Lebens. Ueber einen gewissen Punkt hinaus brennt nur die papierne Krone. Hier ist meine letzte Arbeit.

Fiesco, aufgeräumt. Sie könnte nicht erwünschter gekommen seyn. Ich bin heute ganz ungewöhnlich heiter, mein ganzes Wesen feiert eine gewisse heroische Ruhe, ganz offen für die schöne Natur. Stellen Sie Ihr Tableau auf. Ich will mir ein rechttes Nest daraus bereiten. Tretet herum, meine Freunde. Wir wollen uns ganz dem Künstler schenken. Stellen Sie Ihr Tableau auf.

Verrina wirt den Andern. Nun merket auf, Genueser!

Romano stellt das Gemälde zurück. Das Licht muß von der Seite weilen. Ziehen Sie jenen Vorhang auf. Diesen lassen Sie fallen. Gut. Er tritt auf die Seite. Es ist die Geschichte der Virginia und des Appian Clautius.

Lange andrucksvolle Pause, wenn Alle die Malerei betrachten.

Verrina in Regenernung. Sprich zu, eisgrauer Vater! — Zucht du, Tyrann? — Wie so bleich steht ihr Alde, Römer — ihm nach, Römer — das Schlachtmesser blinkt — Mir nach, Alde, Genueser — Nieder mit Doria! Nieder! nieder! Er kauft gegen das Gemälde.

Fiesco, lachend zum Maler. Fordern Sie mehr Beifall? Ihre Kunst macht diesen alten Mann zum hartlosen Träumer.

Verrina, erschrockt. Wo bin ich? Wo sind sie hingekommen? Weg, wie Wasen? Du hier, Fiesco? Der Tyrann lebt noch, Fiesco?

Fiesco. Siehst du? Ueber vielem Ehen hast du die Augen vergesset. Diesen Römerkopf findest du bewundernswürth? Was mit ihm! Hier das Mädchen blick an! Dieser Ausdruck, wie weich! wie weiblich! Welche Anmuth auch aus den wellenden Lippen! Wie Weichheit im verischenden Blick! Unnachahmlich! göttlich! Romano! — Und noch die weiße, blendende wie angenehm noch vor des Athems letzten gehoben! Mehr solche Nymphen, Romano, ich vor Ihren Phantasien knien und den ihnen Scheidebrief schreiben.

Bourgognino. Verrina, ist Das deine gehoffte herrliche Wirkung?

Verrina. Fasse Muth, Sohn. Gott verwarf den Arm des Fiesco; er muß auf den unsrigen rechnen.

Fiesco zum Maler. Ja, es ist Ihre letzte Arbeit, Romano. Ihr Werk ist erschöpft. Sie rühret keinen Pinsel mehr an. Doch über des Künstlers Verwunderung vergess' ich das Werk zu verschlingen. Ich könnte hier stehen und hingaffen und ein Erdbeben überhören. Nehmen Sie Ihr Gemälde weg. Galt' ich Ihnen diesen Virginiaopf bezahlen, müßt' ich Genua in Verschlag geben. Nehmen Sie weg.

Romano. Mit Ehre bezahlt sich der Künstler. Ich schenke es Ihnen. Er will hinaus.

Fiesco. Eine kleine Geduld, Romano. Er geht mit majestätischem Schritt im Zimmer und schaut über etwas Grobes zu denken. Inzwischen betrachtet er die Andern stierend und scharf; endlich nimmt er den Maler bei der Hand, führt ihn vor das Gemälde. Tritt her, Maler! Werket stolz und mit Würde. So trotzig stehst du da, weil du Leben auf todtten Luchern heuchelst und große Thaten mit kleinem Aufwand verewigst. Du prahlst mit Poetenblöde, der Phantasie marklosem Marionettenspiel, ohne Herz, ohne thatenwärmende Kraft; stürzt Tyrannen auf Leinwand — bist selbst ein elender Sklave? Machst Republicen mit einem Pinsel frei — kannst deine eignen Ketten nicht brechen? Will und beschleud. Geh! Deine Arbeit ist Gauselwerk — der Schein weiche der That — mit Geiste, indem er das Tableau umwirft. Ich habe gethan, was du — nur maltest. Alle erschrocken. Romano trägt sein Tableau mit Beförderung fort.

Achtzehnter Auftritt.

Fiesco. Verrina. Bourgognino. Sacco. Calcagno.

Fiesco unterbricht eine Pause des Besinnens. Dachtet Ihr, der Löwe schliefe, weil er nicht brüllte? Waret ihr eitel genug, euch zu überreden, daß ihr die Einigen wäret, die Genua's Ketten löbten? Die Einigen, die sie zu zerreißen wünschten? Oh! ihr sie nur fern rasseln hörte, hatte sie schon Fiesco zerbrochen. Er hebt die Schaulär, nimmt ein Tafel Messer heraus, die er alle über die Tafel spreizt. Hier Soldaten von Parma — hier französisches Geld — hier vier Galeeren vom Papst. Was fehlte noch, einen Tyrannen in seinem Nest aufzufangen? Was wißt ihr noch zu erinnern? Da sie Alle einkaufen, tritt er von der Tafel mit Selbstgefahl. Republicaner, ihr seyd geschickter, Tyrannen zu verdrängen, als sie in die Luft zu sprengen. Alle, außer Verrina, werfen sich sprechend dem Fiesco zu Füßen.

Verrina. Fiesco! — mein Geist neigt sich vor dem deulgen — mein Knie kann es nicht — Du bist ein großer Mensch; — aber — Steht auf, Genueser.

Fiesco. Ganz Genua örgert sich an dem Weichling Fiesco. Ganz Genua fluchte über den verbubblten Scharken Fiesco. Genueser! Genueser! meine Lucherei hat den arglistigsten Despoten betrogen, meine Tollheit hat eurem Vorwitz meine gefährliche Weichheit verhöllt. In den Windeln der Neppigkeit lag das erlaunliche Werk der Verschwörung gewickelt. Genug. Genua kennt mich in euch. Mein ungeheuerster Wunsch ist befriedigt.

Bourgognino wirft sich kummig in einen Sessel. Bin ich denn gar nichts mehr?

Fiesco. Aber laßt uns schleunig von Gedanken zu Thaten gehen. Alle Maschinen sind gerichtet. Ich kann die Stadt von Land und Wasser bestürmen. Rom, Frankreich und Parma bedecken mich. Der Adel ist schwüchlich. Des Pöbels Herzen sind mein. Die Tyrannen hab' ich in Schlummer gesungen. Die Republik ist zu einem Umgeste zeitig. Mit dem Glück sind wir fertig. Nichts fehlt — aber Verrina ist nachdenkend?

Bourgognino. Geduld. Ich hab' ein Wörtchen, das ihn rascher aufschrecken soll, als des jüngsten Tages Posaunenruf. *Er tritt zu Verrina, ruft ihm bedeutend zu.* Vater, wach' auf! Deine Wertha verzweifelt.

Verrina. Wer sprach Das? — Zum Werk, Gemeiner!

Fiesco. Ueberlegt den Entwurf zur Vollstreckung. Ueber dem ernststen Gespräch hat uns die Nacht überfallen. Genua liegt schlafen. Der Tyrann fällt erschöpft von den Sünden des Tages nieder. Wachet für Weide!

Bourgognino. Ehe wir scheiden, laßt uns den heldenmüthigen Bund durch eine Umarmung beschwören. *Die schlichten mit verklärten Armen einen Kreis.* Hier wachen Genua's fünf größte Herzen zusammen, Genua's größtes Los zu entscheiden. *Drücken sich inniger.* Wenn der Weltentbau auseinander fällt, und der Spruch des Gerichts auch die Bande des Muts, auch der Liebe zerschneidet, bleibt dieses fünffache Gelbenblatt ganz! *Treten aneinander.*

Verrina. Wann versammeln wir uns wieder?

Fiesco. Morgen Mittag will ich eure Meinungen sammeln.

Verrina. Morgen Mittag denn. Gute Nacht, Fiesco! Bourgognino, komm! Du wirst etwas Seltsames hören. *Beide ab.*

Fiesco *zu drei Andern.* Geht ihr zu den Hintertüren hinaus, daß Doria's Spione nichts merken. *Warten sie fern.*

Neunzehnter Auftritt.

Fiesco, *der nachdenkend auf und nieder.*

Welch ein Aufbruch in meiner Brust! welche heimliche Flucht der Gedanken — Gleich verdächtigen Brüdern, die auf eine schwarze That ausgehen, auf den Zehen schleichen und ihr flammroth Gesicht furchtlos zu Boden schlagen, stecken sich die üppigen Phantome an meiner Seele vorbei — Haltet! haltet! Laßt mich euch ins Angesicht leuchten — — ein guter Gedanke flüchtet des Mannes Herz und zeigt sich heldenmüthig dem Tage. — Ha! ich kenne euch! das ist die Rivalität des ewigen Lügners — verschwindet! *Wieder Pause. Darauf tritt er.* Republicaner Fiesco? Herzog Fiesco? — Gemach — Hier ist der gähe Hinuntergang, wo die Mark der Tugend sich schließt, sich scheiden Himmel und Hölle — Eben hier haben Helden getrauert, und Helden sind gesunken, und die Welt belegt ihre Namen mit Blüten — Eben hier haben Helden geweint, und Helden sind still gestanden und Götter geworden — *Wieder.* Daß sie mein sind, die Herzen von Genua? Daß von meinen Händen dahin, dorthin sich gängen läßt das furchtbare Genua? — O über die schlaue Sünde, die einen Engel vor jeden Teufel stellt — Unglücksfelige Schwungsucht! uralte Wuhlerin! Engel küssen an deinem Halse den Himmel hinweg, und der Tod sprang aus deinem freudigen Rausche — *Er schauend schmelzend.* Engel singst du mit Sirenenrüllern von Unendlichkeit ein — Menschen

angest du mit Gold, Weibern und Kronen! Nach einer nachdenkenden Pause, *sch.* Ein Diadem erkämpfen, ist groß. Es wegwerfen, ist göttlich. *Entschlossen.* Geh' unter, Tyrann! Sey frei, Genua, und ich, sanft geschmolzen, dein glücklichster Bürger!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Verrina, Bourgognino *kommen durch die Nacht.*

Bourgognino *seht sich.* Aber wohin führst du mich, Vater? Der dumpfe Schmerz, womit du mich abriefst, leuchtet noch immer aus deinem arbeitendenodem. Unterbrich dieses grauenvolle Schwärmen. *Nieder.* Ich folge nicht weiter.

Verrina. Das ist der Ort.

Bourgognino. Der schrecklichste, den du aufsuchen konntest. Vater, wenn Das, was du hier vornehmen wirst, dem Orte gleich steht, Vater, so werden meine Haarspitzen aufwärts springen.

Verrina. Doch blühet Das gegen die Nacht meiner Seele. Folge mir dahin, wo die Verwesung Zeichen morisch frist, und der Tod seine schauernde Tafel hält — dahin, wo das Gewinsel verlornen Seelen Teufel belustigt, und des Zammers untastbare Thränen im durchlöchernten Siebe der Ewigkeit ausrinnen — dahin, mein Sohn, wo die Welt ihre Lösung ankert, und die Gottheit ihr allgütiges Wappen bricht — dort will ich zu dir durch Verzerrungen sprechen, und mit Zähnklopfen wirst du hören.

Bourgognino. Hören? Was? ich beschwöre dich.

Verrina. Jüngling! ich fürchte — Jüngling, dein Blut ist rosenroth — dein Fleisch ist mild geschmeidig; dergleichen Naturen fühlen menschlich weich; an dieser empfindenden Flamme schmilzt meine grausame Weisheit. Hätte der Frost des Alters oder der bleierne Gram den fröhlichen Sprung deiner Geister gelähmt — hätte schwarzes, kummriges Blut der leidenden Natur den Weg zum Herzen gesperrt: dann wärest du geschickt, die Sprache meines Grams zu verstehen und meinen Entschluß anzunehmen.

Bourgognino. Ich werde ihn hören und mein machen.

Verrina. Nicht darum, mein Sohn — Verrina wird damit dein Herz verschonen. O Scipio, schwere Lasten liegen auf dieser Brust — ein Gedanke, grauenvoll, wie die lichtdicke Nacht — ungeheurer genug eine Mannsbrust zu sprengen — Ziehst du? Allein will ich ihn vollführen — allein tragen kann ich ihn nicht. Wenn ich stolz wäre, Scipio, ich könnte sagen, es ist eine Qual, der einzige große Mann zu seyn — Größe ist dem Schöpfer zur Last gefallen, und er hat Geister zu Vertrauten gemacht — Höre, Scipio!

Bourgognino. Meine Seele verschlingt die Beilüge.

Verrina. Höre, aber erwiedere nichts. Nichts, junger Mensch! Hörst du? Kein Wort sollst du darauf sagen — Fiesco muß sterben!

Bourgognino *mit Beschleunigung.* Sterben! Fiesco!

Verrina. Sterben! — Ich danke dir, Gott! es ist herab — Fiesco sterben, Sohn, sterben durch mich! — Nun geh' — es gibt Thaten, die sich keinem

Menschenurtheil mehr unterwerfen — nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen. — Das ist eine davon. Geh! Ich will weder deinen Tadel, noch deinen Beifall. Ich weiß, was sie mich kostet, und damit gut. Doch höre — du könntest dich wohl gar wahrhaftig daran denken — Höre — sahst du ihn gestern in unserer Bestürzung sich spiegeln? Der Mann, dessen Lächeln Italien irre führte, wird er Seinesgleichen in Genua dulden? Geh! Den Tyrannen wird Fiesco stürzen, Das ist gewiß! Fiesco wird Genua's gefährlichster Tyrann werden, Das ist gewisser! Er geht schnell ab. Neugegrieco blüht ihm flammend und sprachlos nach, dann folgt er ihm langsam.

Zweiter Auftritt.

Caal bei Fiesco. In der Mitte des Hintergrunds eine große Grotte, die den Prospect über das Meer und Genua Markt. Morgenröthe.

Fiesco vom Fenster.

Was ist Das? Der Mond ist unter — Der Morgen kommt feurig aus der See — Wilde Phantasien haben meinen Schlaf aufgeschwelgt — mein ganzes Wesen krampfhaft um meine Empfindung gewälzt — Ich muß mich im Tönen dehnen. Er macht die Thüre auf. Stadt und Meer vom Morgenröthe überstrahlt. Fiesco mit flatterndem Schutze im Zimmer. Daß ich der größte Mann bin im ganzen Genua! und die kleinern Seelen sollten sich nicht unter die große versammeln? — Aber ich verlege die Tugend! Siehe da, Tugend? — Der erhabene Kopf hat andere Versuchungen, als der gemeine — Soll' er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Harnisch, der des Pygmaen schwächlichen Körper zwingt, sollte der einem Riesenleib anpaßten müssen?

Die Sonne geht auf über Genua.

Diese majestätische Stadt! Wie sehen Auen dagegen eilend. Mein! und darüber emporzuwandern, gleich dem königlichen Tag — darüber zu brüten mit Monarchenkraft — all die fochenden Begierden — all die nimmerfattenden Wünsche in diesem grundlosen Ocean unterzutauchen — — Gewiß! wenn auch des Betrügers Wiß den Betrug nicht adelt, so adelt doch der Preis den Betrüger. Es ist schimmlig, eine volle Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde. Was, dann mit Wiederkunft? Herrschen! — Herrschen! — ungeheure schwindlige Klust — Legt Alles hinein, was der Mensch Kostbares hat — eure gewonnenen Schlachten, Eroberer — Ränker, eure unsterblichen Werke — eure Willkür, Epiure — eure Meere und Inseln, ihr Weltumschiffer! Gehehen und Herrschen! Seyn und Nichtseyn! Wer über den schwindligen Graben vom letzten Scraph zum Unendlichen setzt, wird auch diesen Sprung ausmessen. Mit erhabenem Spiel. Zu stehen in jener schrecklich erhabenen Höhe — niederzuschmetzen in der Menschlichkeit reißenden Strudel, wo das Rast der blinden Verrückten Schicksale schelmisch wälzt — das erste Mund am Becher der Freude — tief unten den geharnischten Riesen Geseß am Gängelbunde zu lenken — schlagen zu sehen unvergoldene Wunden, wenn sein kurzarmiger Grimm an das Geländer der Majestät unmaßig poltert — die unbändigen Leidenschaften des Volks, gleich so viel flammenden Roffen, mit dem weichen Spiele des Fügels zu zwingen — den emporstrebenden Stolz der Basallen mit einem einem Athemzug in den Staub zu legen, wenn der schpferische Fürstenthum auch die Räume des fürstlichen

Fiebers ins Leben schwingt! Ha! welche Vorstellung die den stannenden Geist über seine Linien wirbelt! — Ein Augenblick Fürst hat das Mark des ganzen Tafeyns verschlungen. Nicht der Lummelplatz des Lebens — sein Gehalt bestimmt seinen Werth. Zerstücke den Donner in seine einfachen Sylben, und du wirfst Kinder damit in den Schlummer fingen; schmelze sie zusammen in einen plötzlichen Schall, und der monarchische Laut wird den ewigen Himmel bewegen — Ich bin entschlossen! Bereit auf und nieder.

Dritter Auftritt.

Voriger. Leonore tritt herein mit weißlicher Angst.

Leonore. Vergeben Sie, Graf. Ich fürchte, Ihre Morgenruhe zu stören.

Fiesco tritt doch betreten vor. Gewiß, gnädige Frau, Sie überraschen mich seltsam.

Leonore. Das begegnet nur den Liebenden nie.

Fiesco. Schöne Gräfin, Sie verrathen Ihre Schönheit an den feindlichen Morgenhauch.

Leonore. Auch wüß' ich nicht, warum ich den wenigen Rest für den Gram schonen sollte.

Fiesco. Gram, meine Liebe! Stand ich bisher im Wahn, Staaten nicht unruhigen wollen, heiße Gemütherube?

Leonore. Möglic — doch fühl' ich, daß meine Weiberbrust unter dieser Gemütherube bricht.

Leonore. Kommt, mein Herr, Sie mit einer nichtsbedeutenden Bitte zu belästigen, wenn Sie Zeit für mich wegwürfen möchten. Seit sieben Monaten hatt' ich den seltsamen Traum, Gräfin von Vagagna zu seyn. Er ist verflogen. Der Kopf schmerzt mir davon. Ich werde den ganzen Genua meiner unschuldigen Kindheit zurückrufen müssen, meine Geister von diesem lebhaften Phantome zu heilen. Glauben Sie darum, daß ich in die Arme meiner guten Mutter zurückkehre.

Fiesco, außer sich. Gräfin!

Leonore. Es ist ein schwaches, verärrteltes Ding, mein Herr, mit dem Sie Mitleiden haben müssen. Auch die geringsten Andenken des Traums könnten meiner kranken Einbildung Schaden thun. Ich stelle beschwören die letzten überlebenden Pänder ihrem rechtmäßigen Besitzer zurück — Sie hat meine Mutter auf ein Töchterlein, auch diesen Dolch, der mein Herz durchfuhr — einen Liebesstich, auch diesen — und, wenn Sie laut weinen, so weinen Sie, behalte nichts, als die Wunde!

Fiesco, erschrocken. Sie haben Recht, Leonore! Welch ein Auftritt! Um Gotteswillen!

Leonore. Ich mag es keinen Mann. Ihre Gemahlin zu seyn, hab' ich nicht verdient, aber Ihre Gemahlin hätte Achtung verdient — Wie sie jetzt lächeln, die Lästereien! Wie sie auf mich herabschauen, Genua's Tamen und Mädchen! „Seht, wie sie wegblüht, die Gille, die den Fiesco heirathete!“ — Grausame Abnung meiner weiblichen Hoffahrt! Ich hatte mein ganzes Geschlecht verachtet, da mich Fiesco zum Brautaltare führte.

Fiesco. Mein wirklich, Madonna, dieser Auftritt ist sonderbar!

Leonore für so. Ah, erwünscht. Er wird blaß und roth. Jetzt bin ich mutbig.

Fiesco. Nur zwei Tage, Gräfin, und dann rich-ten Sie mich.

Leonore. Aufgeköpft — laß mich es nicht vor dir ansprechen, jungfräuliches Licht! — aufgeköpft einer Duhlerin! Nein! Sehen Sie mich an, mein Gemahl! Wahrhaftig, die Augen, die ganz Genua in

Ineuchtlisches Alttern jagen, müssen sich jetzt vor den Thränen eines Weibes verstecken —

Fiesco, *außerst verwirrt*. Nicht mehr, Signora! Nicht weiter!

Leonore mit Wehmuth und etwas bitter. Ein schwaches Weiberherz zu zerfetzen! o, es ist des starken Geschlechts so würdig. — Ich warf mich in die Arme dieses Mannes. An diesen Starcken schmiegeten sich wollüstig alle meine weiblichen Schwächen. Ich übergab ihm meinen ganzen Himmel — Der großmüthige Mann verschenkte ihn an eine —

Fiesco stürzt ihr mit Hefigkeit ins Wort. Meine Leonore! nein! —

Leonore. Meine Leonore? — Himmel, habe Dank! Das war wieder echter Goldklang der Liebe. Hassen sollt' ich dich, Falscher, und werfe mich hungrig auf die Brojamen deiner Bärtlichkeit. — Hassen? Sagte ich hassen, Fiesco? O, glaub' es nicht! Sterben lehrt mich dein Meineid, aber nicht hassen. Mein Herz ist betrogen. *Man reißt den Vorhang.*

Fiesco. Leonore, erfüllen Sie mir eine kleine, kindliche Bitte.

Leonore. Alles, Fiesco, nur nicht Gleichgültigkeit.

Fiesco. Was Sie wollen, wie Sie wollen. — *bedeutend*. Was Genua um zwei Tage älter ist, fragen Sie nicht! verdammten Sie nicht! *Er wendet sie mit Anstand*

Vierter Auftritt.

Mohr, *aus der Thür* **Fiesco**.

Fiesco. Woher so in Athem?

Mohr. Geschwind, gnädiger Herr —

Fiesco. Ist was ins Horn gelaufen?

Mohr. Vest diesen Brief. Bin ich denn wirklich da? Ich glaube, Genua ist um zwölf Stunden früher worden, oder meine Reine um so viel länger. Ihr verblüht! Ja, um zwölf werden sie kanten, und der Gure ist Laren. Wie gefäll's Euch?

Fiesco *liest den Brief und schaut auf den Brief*. Krasskopf und zehn Teufel! wie kommst du zu diesem Brief?

Mohr. Ungläubig wie — Euer Gnaden zur Republik. Ein Sprecher stellte damit nach Veranto fliegen. Ich wüßte den Draß, laure dem Burtschen in einem Hehlwege auf. Waff, liegt der Wader — wir haben das Huhn.

Fiesco. Sein Blut über dich! Der Brief ist nicht mit Welt zu bezahlen.

Mohr. Doch dank' ich für Silber. *Er reißt den Brief auf*. Graf von Ravagna! Ich habe neulich einen Gelust nach Eurem Kopf gehabt. *Er reißt auf den Brief*. Hier wär' er wieder — Jetzt, dank' ich, wären gnädiger Herr und Halunke quitt. Dürs Weisterg könnt Ihr Euch beim guten Freunde bedanken. *Er reißt den Brief auf*. Nummer zwei.

Fiesco *nimmt das Blatt mit geschloßener Hand*. Wirst du toll sein?

Mohr. Numero zwei. *Er reißt die Hand*. Er steht so ruhig neben ihm, flennet den Augen an. Der Löwe hat's doch so dumm nicht gemacht, daß er die Maus pardonnirte? *Er reißt auf*. Welt, er hat's schlau gemacht! wer hält' ihn auch sonst aus dem Garre genagt? — Nun? Wie behagt Euch Das?

Fiesco. Kerl, wie viel Teufel befohlst du?

Mohr. Zu dienen — nur einen, und der steht in prächtlichem Futter.

Fiesco. Doria's eigene Unterschrift! — Wo bringst du das Blatt her?

Mohr. Warm aus den Händen meiner Venoni. Ich machte mich noch die geistige Nacht dahin, ließ Eure schönen Worte und Eure noch schöneren Zeichen

klingen. Die Letzten brangen durch. Früh sechs sollt' ich wieder anfragen. Der Graf war richtig dort, wie Ihr sagtet, und bezahlte mit Schwarz und Weiß das Weggeld zu einem contrebundenen Himmelreich.

Fiesco, *ausgebrochen*. Ueber die feilen Weiberknechte! Republiken wollen sie stürzen, können einer Wege nicht schweigen. Ich sehe aus diesen Papieren, daß Doria und sein Anhang Complot gemacht haben, mich mit elf Senatoren zu ermorden und Gianettino zum souverainen Herzog zu machen.

Mohr. Nicht anders, und Das schon am Morgen der Dogewahl, dem dritten des Monats.

Fiesco, *mit Schrecken*. Unsere stinke Nacht soll diesen Morgen im Mutterleibe erwürgen — Geschwind, Haffan! — meine Sachen sind reis — rufe die Andern — wir wollen ihnen einen blutigen Versprung machen — Tummle dich, Haffan!

Mohr. Noch muß ich Euch meinen Schublad von Zeitungen stürzen. Zweitausend Mann sind glücklich hereinprakticirt. Ich habe sie bei den Kaputiniern untergebracht, wo auch kein verlauter Sonnenstrahl sie auspionieren soll. Sie brennen vor Neugier, ihren Herrn zu sehen, und es sind treffliche Kerle.

Fiesco. Aus jedem Kopf blüht ein Zendo für dich — Was murmelte Genua zu meinen Galeeren?

Mohr. Das ist ein Hauptspäß, gnädiger Herr Ueber die vierhundert Abenteuer, die der Friede zwischen Frankreich und Spanien auf den Sand geschoben, mühten sich an meine Leute und beschürften sie ein gutes Wort für sie bei Euch einzulegen, daß Ihr sie gegen die Ungläubigen schicken mögt. Ich habe sie auf den Abend zu Euch in den Schloßhof beiseiten.

Fiesco, *mit Schrecken*. Bald sollt' ich dir um den Hals fallen, Schwurle! Ein Meisterstück! Vierhundert sagst du? — Genua ist nicht mehr zu retten. Vierhundert Zenti sind dein.

Mohr, *mit Schrecken*. Gelt, Fiesco? Wir Zwei wollen Genua zusammenkneifen, daß man die Gefesse mit dem Beien ansehn kann — Das hab' ich Euch nie gesagt, daß ich unter der hiesigen Garnison meine Vögel habe, auf die ich zählen kann, wie auf meine Hellenfahrt. Nun hab' ich veranstaltet, daß wir auf jedem Ider wenigstens sechs Creaturen unter der Wache haben, die genug sind, die Andern zu beschwätzen und ihre fünf Sinne unter Wein zu legen. Wenn Ihr also Lust habt, diese Nacht einen Streich zu wagen, so findet Ihr die Wachen beiseiten.

Fiesco. Riede nichts mehr. Was jetzt hab' ich den ungeheuren Snader ohne Menschenhülle gewälzt; hart am Ziel soll mich der schlechteste Kerl in der Randung beschämen? Deine Hand, Burische! Was dir der Graf schuldig bleibt, wird der Herzog hereinholen.

Mohr. Ueberdies noch ein Billet von der Gräfin Imperiali. Sie winkte mir von der Gasse hinauf, war sehr gnädig, fragte mich swetelnd, ob die Gräfin von Ravagna keinen Anfall von Gelbsucht gehabt hätte? Euer Gnaden, sagt' ich, fragen nur einem Befinden nach, sagt' ich —

Fiesco *hat das Billet gelesen und wußt es weg*. Sehr gut gesagt; sie antwortete?

Mohr. Antwortete: sie bedauerte dennoch das Schicksal der armen Wittwe, erbieth sich auch, ihr Genugthuung zu geben und Euer Gnaden Galanterien künftig zu verbitten.

Fiesco, *mit Schrecken*. Welche sich wohl noch vor Weltuntergang aufheben dürften — Das die ganze Erheblichkeit, Haffan?

Mohr, *bedeutend*. Gnädiger Herr, Angelegenheiten der Damen sind es zunächst nach den politischen —

Fiesco. O ja freilich, und diese allerdings.
Aber was willst du mit diesen Papstern?

Mohr. Eine Tenselci mit einer andern ausfragen —
Diese Pulver gab mir Signora, Curer Frau täglich
eins in die Chocolade zu rühren.

Fiesco tritt blas zurück. **Gab dir?**

Mohr. Donna Julia, Gräfin Imperiali.

Fiesco reißt ihm solche weg, festig. Hast du, Canaille, laß ich dich lebendig an den Wetterbahn vom Lorenzenthurm schmieden, wo dich der Wind in einem Athemzuge neunmal herumtreibt — die Pulver?

Mohr, ungeduldig. Soll ich Eurer Frau in der Chocolade zu faufen geben, verordnete Donna Julia Imperialk.

Fiesco außer Fassung. Ungeheuer! Ungeheuer! — dieses holdfelige Geschöpf? — Hat so viel Hölle in einer Brauenseele Platz? — Doch ich vergaß dir zu danken, himmlische Vorlicht, die du es nichtig machst — nichtig durch einen ärgern Teufel. Deine Wege sind sonderbar. Zum Trosten. Du versprichst zu gehorchen und schweigt.

Mohr. Sehr wohl. Das Letzte kann ich, sie beehrte mir's bar.

Fiesco. Dieses Billet ladet mich zu ihr — Ich will kommen, Madame! Ich will Sie beschwären, bis Sie hieher folgen. Gut. Du eilst nunmehr, was du eilen kannst, rufst die ganze Verschwörung zusammen.

Mohr. Diesen Befehl hab' ich vorausgewittert und darum Jeden auf meine Taupf Punkt zehn Uhr hieher bestellt.

Fiesco. Ich höre Tritte. Sie sind's. Kerl, du verdienst deinen eigenen Galgen, wo noch kein Zehn Adams gezappelt hat. Geh ins Vergimmer, bis ich läute.

Mohr im Abgehen. Der Mohr hat seine Arbeit ge-
than, der Mohr kann gehen.

Fünfter Auftritt.

Alle Verschworene.

Siesco ihnen entgegen. Das Wetter ist im Aung.
Die Wolken laufen zusammen. Tretet lei' auf! Laßt
beide Schläger vorfallen!

Verrina. Acht Zimmer hinter uns hab' ich untergeleget; der Argwohn kann auf hundert Diannesschritte nicht beifommen.

Bourgognino. Hier ist kein Verräther, wenn's unsre Furcht nicht wird.

Fiesco. Furcht kann nicht über meine Schwelle.
Willkommen, wer noch der Gefürzte ist. Nehmt
eure Plätze. *Erg. 1. st.*

Bourgognino spaziert im Zimmer. Ich sitze ungeru,
wenn ich aus Umreißen denke.

Fiesco. Genueser, Das ist eine merkwürdige Stunde.

Verrina. Du hast uns aufgefordert, einem Plane zum Tyrannenmord nachzudenken. Frage uns. Wir sind da, dir Rede zu stehen.

Fiesco. Zuerst also — eine Frage, die nöthig kommt, um seltsam zu klingen — wer soll fallen? Alle schweigen.

Bourgognino, indem er sich um Richard's Sessel lehnt, bedauernd. Die Tyrannen.

Fiesco. Wohlgeprohen, die Toraunen. Ich bitte
 ch, geht genau Ad. auf die ganze Schwere des
 Worts. Wer die Freiheit zu stürzen Miene macht
 der Gewid. hat, we. ist mehr Tyrann?

Verrina. Ich haße den Ersten, den Letzten fürchte ich. **Andreas Doria** falle!

Calceagno in Bewegung. Andreas, der abgelebte Andreas, dessen Rechnung mit der Natur vielleicht übermorgen zerfallen ist?

Sacco. Andreas, der sanftmüthige Alte?

Fiesco. Furchtbar ist dieses alten Mannes
Eaustmuth, mein Sacco, Gianettino's Tollstrog nur
lächerlich. Andreas Doria falle! Das sprach deine
Weisheit, Verrina.

Bourgoignino. Ketten von Stahl oder Selde
— es sind Ketten, und Andreas Doria falle!

Liesco, zum Tisch gehend. Also den Stab gebrochen
über Dofel und Nefse! Unterzeichnet! *Nie unterschreiben.*
Das Wer ist berichtigt. *Sitzen sich nieder.* Nun zum
gleichwichtigen Wie — Neben Sie zuerst, Freund
Calcaque.

Calzagno. Wir führen es aus, wie Soldaten oder wie Meuter. Jenes ist gefährlich, weil es uns zwingt, viele Mitwiffer zu haben, gewagt, weil die Herren der Nation noch nicht ganz gewonnen sind — Diesem sind fünf gute Dolche gewachsen. In drei Tagen ist hohe Messe in der Lorenzkirche. Weib Dorä halten dort ihre Anacht. In der Nähe des Allerhöchsten entschläft auch Tyrannenangst. Ich sagte Alles.

Siesco, *abgewandt*. Calcagno — abſcheulich iſt Ihre vernünftige Meinung — Raphael Sacco?

Sacco. Calcajno's Gründe gefallen mir, seine Wahl empfört. Vesser, Fiesco läßt Rhein und Resen zu einem Gastmahl laden, wo sie dann, zwischen den ganzen Stoll der Republik gepreßt, die Wahl haben, den Tod entweder an unsern Dolchen zu essen oder in gutem Hyppier Bescheid zu thun. Wenigstens brauenm ist dicse Methode.

Sacco — *ein*. Sacco, und wenn der Tropfe Wein, den ihre sterbende Zunge kostet, zum Nektar wird, ein Verschmack der Hölle — Wie dann, Sacco? — Weg mit diesem Rath! Sprich du, Verrina.

Verrina. Ein offenes Herz zeigt eine offene Stirn'. Mordelcheln bringt uns in jedes Wandten Bruderschaft. Das Schwert in der Hand deutet den Helden. Welche Meinung ist, wir geben laut das Signal des Aufstehs, rufen Genua's Patrioten rühmend zur That auf. Er lacht vom Esel. Die Andern folgen. *Herausgehn nicht ich ihm um den Hals.*

Bourguignino. Und zwingen mit gewaffneter Hand dem Glück eine Gunst ab! Das ist die Stimme der Ehre und die meinige.

Liesco. Und die meinige. Frau, Genueser! zu Gattine und Ercio. Das Glück hat bereits schon zu viel für uns gethan, wir müssen uns selbst auch noch Arbeit geben — also Aufbruch, und den noch diese Nacht, Genueser! Teresa, Bourguignie erlaunen. Die Andern erwidern.

Calceagno. Was? noch diese Nacht? Noch sind die Tyrannen zu mächtig, noch unser Anhang zu dünne.

Sacco. Diese Nacht noch? und es ist nichts gethan, und die Sonne geht schon bergunter?

Siseco. Eure Bedenlichkeiten sind sehr gegrün-
det, aber leset diese Blätter. *Ge-^{he}ht* ihnen die Hand-
schreiben Giannetto's und geht, *insofern* sie mögen, hin, damit auf und nieder.
Jetzt fahre wohl, Doria, schöner Stern! Stolz und
vortritt stänkest du da, als hättest du den Horizont
von Genua erpachtet, und sahest doch, daß auch die
Sonne den Himmel räumt und das Scepter der
Welt mit dem Monde theilt. Fahre wohl, Doria,
schöner Stern!

Auch Patrossius ist gestorben
Und war mehr als du.

Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

Dourgognino, nachdem sie die Blätter gelesen. Das ist gräßlich!

Calcagno. Zwölf auf einen Schuß!

Verrina. Morgen in der Signoria!

Dourgognino. Gebt mir die Zettel. Ich reite spornstreichs durch Genua, halte sie so, so werden die Stelme hinter mir springen, und die Hunde Zermordio heulen.

Alle. Rache! Rache! Rache! Diese Nacht noch!

Fiesco. Da seyd ihr, wo ich euch wollte. So bald es Abend wird, will ich die vornehmsten Mißvergünstigten zu einer Lustbarkeit bitten, nämlich Alle, die auf Gianettino's Mordliste stehen, und noch überdies die Sauli, die Gentili, die Vivaldi und Vesodimari, alle Todfeinde des Hauses Doria, die der Muehlmörder zu fürchten vergaß. Sie werden meinen Anschlag mit offenen Armen umfassen, daran zweifle ich nicht.

Dourgognino. Daran zweifle ich nicht.

Fiesco. Vor Allem müssen wir uns des Meers versichern. Galeeren und Schiffsvolk hab' ich. Die zwanzig Schiffe der Doria sind unbetaktelt, unbemannt, leicht überrumpelt. Die Mündung der Darsena wird gestopft, alle Öffnung zur Flucht verriegelt. Haben wir den Hafen, so liegt Genua in Ketten.

Verrina. Unleugbar.

Fiesco. Dann werden die festen Plätze der Stadt erobert und besetzt. Der wichtigste ist das Thomasthor, das zum Hafen führt und unsere Seemacht mit der Landmacht verknüpft. Beide Doria werden in ihren Palästen überfallen, ermordet. In allen Gassen wird Lärm geschlagen, die Sturmgeladen werden gezogen, die Bürger herausgerufen, unsere Partei zu nehmen und Genua's Freiheit zu verschaffen. Begünstiget uns das Glück, so hört ihr in der Signoria das Weitere.

Verrina. Der Plan ist gut. Laß sehen, wie wir die Rollen vertheilen.

Fiesco, bedeutend. Genueser, ihr stelltet mich freiwillig an die Spitze des Complots. Werdet ihr auch meinen weiteren Befehlen gehorchen?

Verrina. So gewiß sie die besten sind.

Fiesco. Verrina, weißt du das Wörtchen unter der Fahne? — Genueser, sag's ihm, es heiße Subordination! Wenn ich nicht diese Köpfe drehen kann, wie ich eben will — versteht mich ganz — wenn ich nicht der Souverain der Verschwörung bin, so hat sie auch ein Mitglied verloren.

Verrina. Ein freies Leben ist ein paar knechtischer Stunden werth — Wir gehorchen.

Fiesco. So verlaßt mich jetzt. Einer von euch wird die Stadt visitiren und mir von der Stärke und Schwäche der festen Plätze Rapport machen. Ein Anderer erforscht die Parole. Ein Dritter bemannet die Galeeren. Ein Vierter wird die zweitausend Mann nach meinem Schloßhof befördern. Ich selbst werde auf den Abend Alles berichtet haben und noch überdies, wenn das Glück will, die Bank im Pharao springen. Schlag neun Uhr ist Alles im Schloß, meine letzten Befehle zu hören. Abgef.

Verrina. Ich nehme den Hafen auf mich. *ab.*

Dourgognino. Ich die Soldaten. *ab.*

Calcagno. Die Parole will ich ablauern. *ab.*

Sacco. Ich die Kunde durch Genua machen. *ab.*

Sechster Auftritt.

Fiesco. Darauf der Mohr.

Fiesco hat sich an einen Pult gesetzt und schreibt. Schlagen sie nicht um gegen das Wörtchen Subordination, wie die Raupe gegen die Nadel? — Aber es ist zu spät, Republicaner!

Mohr kommt. Gnädiger Herr —

Fiesco steht auf, gibt ihm einen Zettel. Alle, deren Namen auf diesem Blatt stehen, ladest du zu einer Comödie auf die Nacht.

Mohr. Mitzuspielen vermuthlich. Die Entrée wird Gurgeln kosten.

Fiesco, fremd und verächtlich. Wenn Das bestellt ist, will ich dich nicht länger in Genua aufhalten. Er geht und laßt eine Geldbörse hinter sich fallen. Das sey deine letzte Arbeit. *ab.*

Siebenter Auftritt.

Mohr hebt den Beutel langsam von der Erde, indem er ihm flüchtig nachsieht.

Stehn wir so mit einander? „Will ich dich nicht mehr in Genua aufhalten.“ Das heißt, aus dem Christlichen in mein Heidenthum verholmetst: wenn ich Herzog bin, laß ich den guten Freund an einen genuesischen Galgen hängen. Gut. Er besorgt, weil ich um seine Schliche weiß, werde ich seine Ehre über mein Maul springen lassen, wenn er Herzog ist. Sachte, Herr Graf! das Letzte wäre noch zu überlegen.

Jetzt, alter Doria, steht mir deine Haut zu Befehl. — Hin bist du, wenn ich dich nicht warne. Wenn ich jetzt hingehe und das Complot angebe, rett' ich dem Herzog von Genua nichts Geringeres, als ein Leben und ein Herzogthum; nichts Geringeres, als dieser Gut, von Gold gestrichen voll, kann sein Dank seyn. Er will fort, bleibt aber plötzlich still stehen. Aber sachte, Freund Hassan! Du bist etwa gar auf der Reise nach einem dummen Streich? Wenn die ganze Leut'schlägerei jetzt zurückginge und daraus gar etwas Gutes würde? — Pui! pui! was will mir mein Geiz für einen Teufelsstreich spielen! — Was stiftet größeres Unheil: wenn ich diesen Fiesco yrelle? — wenn ich jenen Doria an das Messer liebre? — Das klügelt mir aus, meine Teufel! — Bringt der Fiesco es hinaus, kann Genua aufkommen. Weg! Das kann nicht seyn. Schlüpft dieser Doria durch, bleibt Alles wie vor, und Genua hat Frieden — Das wäre noch garstiger! — Aber das Spectakel, wenn die Köpfe der Rebellen in die Gasküche des Henkers fliegen? *Auf die andere Seite.* Aber das lustige Gemisch dieser Nacht, wenn Ihre Durchlauchten am Pfiff eines Mochren erwürgen? Nein! aus diesem Wirrwarr helfe sich ein Christ, dem Heiden ist das Räthsel zu spitzig — — Ich will einen Gelehrten fragen. *ab.*

Achter Auftritt.

Julia im Begleit. **Gianettino** tritt herein, zerstreut.

Gianettino. Guten Abend, Schwester!

Julia steht auf. Etwas Außerordentliches mag es auch seyn, das den Kronprinzen von Genua zu seiner Schwester führt?

Gianettino. Schwester, bist du doch stets von Schmetterlingen umschwärmt, und ich von Wespen. Wer kann abkommen? Segen wir uns.

Julia. Du machst mich bald ungeduldig.

Gianettino. Schwester, wann war's das Letzte mal, daß dich Fiesco besuchte?

Julia. Seltsam. Als wenn mein Gehirn dergleichen Wichtigkeiten beherbergte!

Gianettino. Ich muß es durchaus wissen.

Julia. Nun — er war gestern da.

Gianettino. Und zeigte sich offen?

Julia. Wie gewöhnlich.

Gianettino. Auch noch der alte Phantast?

Julia, beleidigt. Bruder!

Gianettino mit flatterter Stimme. Höre! Auch noch der alte Phantast?

Julia steht aufgebracht auf. Wofür halten Sie mich, Bruder?

Gianettino steht sitzen kommend. Für ein Stück Weiberfleisch, in einen großen — großen Adelsbrief gewickelt. Unter uns, Schwester, weil doch Niemand auflauert.

Julia, witzig. Unter uns — Sie sind ein toll-dreister Affe, der auf dem Credit seines Tufels steckenreitet — weil doch Niemand auflauert.

Gianettino. Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht böse — — bin nur lustig, weil Fiesco noch der alte Phantast ist. Das hab' ich wissen wollen. Empfehle mich. *Weg gehen.*

Neunter Auftritt.

Comellin kommt.

Comellin laßt der Julia die Hand. Verzeihung für meine Dreißigkeit, gnädige Frau! Zu Gianettino gebietet. Gewisse Dinge, die sich nicht aufschieben lassen —

Gianettino kommt ihn bei Seite. Julia tritt zögernd zu einem Flügel und spielt ein Klavier. Alles angeordnet auf morgen?

Comellin. Alles, Prinz. Aber der Gensier, der heute früh nach Levanto floh, ist nicht wieder zurück. Auch Spinola ist nicht da. Wenn er aufgefangen wäre! — Ich bin in höchster Verlegenheit.

Gianettino. Besorge nichts. Du hast doch die Kiste bei der Hand?

Comellin, beiseite. Gnädiger Herr — die Kiste — ich weiß nicht — ich werde sie in meiner gestrigen Rocktasche liegen haben —

Gianettino. Auch gut. Wäre nur Spinola zurück. Fiesco wird morgen früh todt im Bette gefunden. Ich hab' die Anstalt gemacht.

Comellin. Aber fürchterliches Aussehen wird's machen.

Gianettino. Das eben ist unsere Sicherheit, Bursche. Mithatverbrechen bringen das Blut des Verleumdigen in Wallung, und Alles kann der Mensch. Außerordentliche Trevel machen es vor Schrecken frieren, und der Mensch ist nichts. Weißt du die Märchen mit dem Medusakopf? Der Anblick macht Steine erstarren! — Was ist nicht gethan, Bursche, bis Steine erstarren!

Comellin. Haben Sie der gnädigen Frau einen Rink gegeben?

Gianettino. Freilich! die muß man bei Fiesco wegen delicater Begründeln. Doch, wenn sie erst die Brüste verschmeckt, wird sie die Nalolen erschmerzen. Komm! Ich erwarte diesen Abend von Mailand und mich an den Thoren

die Dreie geben. Zur Julia. Nun, Schwester! hast du deinen Jörn bald verflimpert?

Julia. Gehen Sie! Sie sind ein wilder Gast.

Gianettino will hinaus und steht auf Fiesco.

Zehnter Auftritt.

Fiesco kommt.

Gianettino, zurückstehend. Ha!

Fiesco, zweifelnd, verbindlich. Prinz, Sie überheben mich eines Besuchs, den ich mir eben vorbehalten hatte —

Gianettino. Auch mir, Graf, konnte nichts Erwünschteres als Ihre Gesellschaft begegnen.

Fiesco tritt zu Julia, laßt ihr respectvoll die Hand. Man ist es bei Ihnen gewohnt, Signora, immer seine Erwartungen übertroffen zu sehen.

Julia. Psst doch, Das würde bei einer Andern zweideutig lauten — Aber ich erschreke an meinem Neglige. Verzeihen Sie, Graf. Will ich ins Cabinet steben.

Fiesco. O, bleiben Sie, schöne gnädige Frau! Das Trauenzimmer ist nie so schön, als im Schlafgewand: *lachend.* es ist die Tracht seines Gewerbes. — Diese hinaufgezwungenen Haare — Erlauben Sie, daß ich sie ganz durcheinanderwerfe.

Julia. Daß ihr Männer so gern verwirret!

Fiesco, ungeduldig gegen Gianettino. Haare und Republikken! Nicht wahr, Das gilt uns gleichviel? — Und auch dieses Land ist falsch angeheftet — Segen Sie sich, schöne Gräfin — Augen zu betrügen, versteht Ihre Laura, aber nicht Herzen — Lassen Sie mich Ihre Kammerfrau sehn. *Er geht.*

Gianettino geht den **Der arme, ferglose Nicht!**

Fiesco, an Julia's Hand, der geht. Sehen Sie — Fiesco verstecke ich weislich. Die Sinne müssen immer nur blinde Prietträger seyn und nicht wissen, was Phantasie und Natur mit einander abzularten haben.

Julia. Das ist leichtfertig.

Fiesco. Ganz und gar nicht: denn, sehen Sie, die beste Kenigkeit verliert, sobald sie Stadtmährchen wird — Unsere Sinne sind nur die Grundpuppe unserer innern Republik. Der Adel lebt von ihnen, aber erhebt sich über ihren platten Geschmack. *er hat sie hoch gemacht, und erhebt sie vor einem Spiegel.* Nun, bei meiner Ehre! dieser Anzug muß morgen Wieder in Genua seyn. *ganz.* Darf ich Sie so durch die Stadt führen, Gräfin?

Julia. Ueber den verschlagenen Kopf! Wie künstlich er's anlegte, mich in seinen Willen hineinzufrühen! Aber ich habe Kopfweh und werde zu Hause bleiben.

Fiesco. Verzeihen Sie, Gräfin — Das können Sie, wie Sie wollen, aber Sie wollen es nicht — Diesen Mittag in eine Gesellschaft florentinischer Schauspieler hier aufgenommen und hat sich erboten, in meinem Palaste zu spielen — Nun hab' ich nicht verhindern können, daß die meisten Edelbuben der Stadt Zuschauern seyn werden, welches mich äußerst verlegen macht, wor ich die vornehmste Loge besetzen soll, ohne meinen empfindlichen Gästen eine Cottiie zu machen. Noch ist nur ein Ausweg möglich. *Er rückt seinen Vorhang.* Wollen Sie so gnädig seyn, Signora?

Julia *nach dem und geht schließend ins Cabinet.* Laura!

Gianettino tritt zu Fiesco. Graf, Sie erinnern sich einer unangenehmen **Geschichte**, die neulich zwischen uns Beiden vorfiel —

Siesco. Ich wünschte, Prinz, wir vergäßen sie Beide — Wir Menschen handeln gegen uns, wie wir uns kennen, und wissen Schuld ist's, als die meinige, daß mich mein Freund Doria nicht ganz gekannt hat?

Gianettino. Wenigstens werd' ich nie daran denken, ohne Ihnen von Herzen Abbitte zu thun — **Siesco.** Und ich nie, ohne Ihnen von Herzen zu vergeben — Julia kommt etwas umgetrieben zurück.

Gianettino. Eben fällt es mir bei, Graf, Sie lassen ja gegen die Türken kriegen?

Siesco. Diesen Abend werden die Anker gelichtet — Ich bin eben darum in einiger Besorgniß, woraus mich die Gefälligkeit meines Freundes Doria reifen könnte.

Gianettino, außerst köstlich. Mit allem Vergnügen! — Befehlen Sie über meinen ganzen Einfluß!

Siesco. Der Vorgang dürfte gegen Abend einigen Auslauf gegen den Hafen und meinen Palast verursachen, welchen der Herzog, Ihr Oheim, mißdeuten könnte —

Gianettino, trembergia. Lassen Sie mich dafür sorgen. Wachen Sie immer fort, und ich wünsche Ihnen viel Glück zur Unternehmung.

Siesco schmeilt. Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Ein Deutscher der Leibwache.

Gianettino. Was soll's?

Deutscher. Als ich das Thomaethor vorbeiging, sah ich gewaffnete Soldaten in großer Anzahl der Tarsena theilen und die Galeeren des Grafen von Lavagna segelfertig machen —

Gianettino. Nichts Wichtigeres? Es wird nicht weiter gemeldet.

Deutscher. Sehr wohl. Auch aus den Klütern der Kapuziner wimmelt verdächtiges Gefindel und schleicht über den Markt; Gang und Ansehen lassen vermuthen, daß es Soldaten sind.

Gianettino, vernig. Ueber den Dienstleister eines Dummkopfs! Zu Comelin, zuverlässig. Das sind meine Mailänder.

Deutscher. Befehlen Euer Gnaden, daß sie arretirt werden sollen?

Gianettino laut zu Comelin. Sehen Sie nach, Comellino. Nicht zum Deutschen. Nun fort, es ist gut! Zu Comelin. Bedenken Sie dem deutschen Ohsen, daß er das Maul halten soll.

Comelin ab mit dem Deutschen.

Siesco, der bisher mit Julia gewandelt und verflochten herumgelaufen hat. Unser Freund ist verdrießlich. Darf ich den Grund wissen?

Gianettino. Kein Wunder. Das ewige Anfragen und Welben! Schickt hinaus.

Siesco. Auch auf uns wartet das Schauspiel. Darf ich Ihnen den Arm anbieten, gnädige Frau? Julia. Gedult! Ich muß erst die Enveloppe umwerfen. Doch kein Trauerspiel, Graf? Das kommt mir im Traum.

Siesco, lachend. O, es ist zum Todtschlagen, Gräfin!

Er führt sie ab. Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Es ist Nacht. Schloßhof bei Siesco. Die Laternen werden angezündet. Töfen herbeigetragen. Ein Schloßflügel ist erleuchtet.

Erster Auftritt.

Bourgognino führt Soldaten auf.

Bourgognino. Halt! — An das große Hofthor kommen vier Posten. Zwei an jede Thür' zum Schloß. Wachen nehmen ihren Posten. Wer will, wird hereingelassen. Hinaus darf Niemand. Wer Gewalt braucht, nieder= gestochen! Mit den Wiegern und Schloß= Schutzwachen auf und nieder. Pause.

Zweiter Auftritt.

Wachen am Hofthor rufen an. Wer da? Centurione kommt.

Centurione. Freund von Lavagna. Geht aber über den Hof nach dem rechten Schloßthor.

Wachen dort. Zurück!

Centurione ruft und geht nach dem linken Thor.

Wachen am linken. Zurück.

Centurione steht betreten still. Pause. Darauf zur linken Wache. Freund, wo hinaus geht's zur Comédie?

Wache. Weiß nicht.

Centurione auf und ab mit steigender Besorgung, darauf zur rechten Wache. Freund, wann geht die Comédie an?

Wache. Weiß nicht.

Centurione eilend auf und nieder. Wird die Wache gewacht. Verhört. Freund, was soll Das?

Wache. Weiß nicht.

Centurione hält sich erdrossen in seinem Mantel. Sonderbar!

Wachen am Hofthor rufen an. Wer da?

Dritter Auftritt.

Vorige. Bibo kommt.

Bibo im Herumtollen. Freund von Lavagna.

Centurione. Bibo, wo sind wir?

Bibo. Was?

Centurione. Schau' um dich, Bibo!

Bibo. Wo? was?

Centurione. Alle Thüren besetzt.

Bibo. Hier liegen Waffen.

Centurione. Niemand gibt Auskunft.

Bibo. Das ist seltsam.

Centurione. Wie viel ist die Glocke?

Bibo. Acht Uhr verüber.

Centurione. Pub! es ist grimmfalt.

Bibo. Acht Uhr ist die bestellte Stunde.

Centurione, den Kopf schüttelnd. Hier ist's nicht richtig.

Bibo. Siesco hat einen Schwab ver.

Centurione. Morgen ist Dogewahl — Bibo, hier ist's nicht richtig.

Bibo. Stille! stille! stille!

Centurione. Der rechte Schloßflügel ist voll Lichter.

Bibo. Hörst du nichts? Hörst du nichts?

Centurione. Gehes Gemurmelt drin und mit= unter —

Bibo. Dummes Raffen, wie von Harnischen, die sich an einander reiben —

Centurione. Schauervoll! Schauervoll!

Bibo. Ein Wagen! Er hält an der Pforte!

Wachen am Hofthor rufen an. Wer da?

Vierter Auftritt.

Vorige. Vier Asserato.

Asserato im Herzutreten. Freund von Fiesco.

Bibo. Es sind die vier Asserato.

Benturione. Guten Abend, Landsmann.

Asserato. Wir gehen in die Komödie.

Bibo. Glück auf den Weg!

Asserato. Geht ihr nicht mit in die Komödie?
Benturione. Spaziert nur voran. Wir wollen erst frische Luft schöpfen.Asserato. Es wird bald angehen. Kommt.
Gehen weiter.

Wache. Zurück!

Asserato. Wo will Das hinaus?

Benturione lachend. Zum Schloß hinaus.

Asserato. Hier ist ein Mißverständnis.

Bibo. Ein handgreiflicher. Wacht auf dem rechten Flügel.

Asserato. Hört ihr die Symphonie? Das Lustspiel wird vor sich gehen.

Benturione. Mich dünkt, es fing schon an, und wir spielten die Narren darin.

Bibo. Uebrige Gibe hab' ich nicht. Ich gehe.

Asserato. Waffen hier?

Bibo. Pah! Komödienwaaren.

Benturione. Sollen wir hier stehen, wie die Schatten am Acheron? Kommt, zum Kaffeehaus! Die Schiffe eilen gegen die Flotte.

Wachen schreien bestig. Zurück!

Benturione. Mord und Tod! Wir sind gefangen!

Bibo. Mein Schwert sagt: nicht lange!

Asserato. Steck' ein! steck' ein! Der Graf ist ein Ehrenmann.

Bibo. Verkauft! Verrathen! Die Komödie war der Speck, hinter der Maus schlug die Thür zu.

Asserato. Das wollte Gott nicht! Mich schauert, wie sich Das entwickeln soll.

Fünfter Auftritt.

Schildwachen. Wer da? Verrina. Ecco kommen.

Verrina. Freunde vom Hause. Sehen andere Nobili kommen nach.

Bibo. Seine Vertrauten! Nun klärt sich Alles auf.

Sacco im Geisprach mit Verrina. Wie ich Ihnen sagte, Rescario hat die Wache am Thomaethor, Doria's bester Officier und ihm blindlings ergeben.

Verrina. Das freut mich.

Bibo zum Verrina. Sie kommen erwünscht, Verrina, uns Allen aus dem Traume zu helfen.

Verrina. Wie so? wie so?

Benturione. Wir sind zu einer Komödie geladen.

Verrina. So haben wir einen Weg.

Benturione, ungeduldig. Den Weg alles Fleisches. Den weiß ich. Sie sehen ja, daß die Thüren besetzt sind? Wofür hier Thüren besetzt?

Bibo. Wofür die Wachen?

Benturione. Wir stehen da, wie unter dem Galgen.

Verrina. Der Graf wird selbst kommen.

Benturione. Er kann sich betreiben. Meine Gabel reißt den Baum ab. Alle Nobili gehen im Hintergrund und nieder.

Bourgognino auf dem Schloß. Wie steht's im Hafen, Verrina?

Verrina. Alles glücklich an Bord.

Bourgognino. Das Schloß ist auch gepfropft mit.

Verrina. Es geht stark auf neun Uhr.

Bourgognino. Der Graf macht sehr lange.

Verrina. Immer zu rasch für seine Hoffnung. Bourgognino, ich werde zu Eis, wenn ich mir etwas denke.

Bourgognino. Vater, übereile dich nicht!

Verrina. Es läßt sich nicht übereilen, wo nicht verzögert werden kann. Wenn ich den zweiten Mord nicht begehe, kann ich den ersten niemals beantworten.

Bourgognino. Aber wann soll Fiesco sterben?

Verrina. Wann Genua frei ist, stirbt Fiesco!

Schildwachen. Wer da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Fiesco.

Fiesco im Herzutreten. Ein Freund! Wie verzeihen Sie. Schildwachen prästentiren. Willkommen, wertheste Gäste! Sie werden geschmäht haben, daß der Hausvater so lang auf sich warten ließ. Verzeihen Sie. Reize zu Verrina. Fertig?

Verrina ihm ins Ohr. Nach Wunsch.

Fiesco lachend zu Bourgognino. Und?

Bourgognino. Alles richtig.

Fiesco zu Sacco. Und?

Sacco. Alles gut.

Fiesco. Und Galeazzo?

Bourgognino. Fehlt noch.

Fiesco laut zu den Wachen. Man soll schließen! er nimmt den Hut ab und tritt mit freiem Kopfe zur Versammlung.

Mein Herren!

Ich bin so frei gewesen, Sie zu einem Schauspiel bitten zu lassen -- nicht aber, Sie zu unterhalten, sondern Ihnen Rollen darin aufzutragen.

Lang genug, meine Freunde, haben wir Gianfrancesco Doria's Treu und die Annahmungen des Andreä ertragen. Wenn wir Genua retten wollen, Freunde, wird keine Zeit zu verlieren seyn. In was Ende glauben Sie diese zwanzig Galeeren, die den vaterländischen Hafen belagern? In was Ende die Alliancen, so diese Doria schlossen? In was Ende die fremden Waffen, die sie ins Herz Genua's zogen? -- Jetzt ist es nicht mehr mit Murren und Verwünschungen gethan. Alles zu retten, muß Alles gewagt werden. Ein verweifeltes Uebel will eine verwagene Arznei. Sollte Einer in dieser Versammlung seyn, der Phlegma genug hat, einen Herrn zu erkennen, der nur Seinesgleichen ist? Genua. -- Hier ist Keiner, dessen Ahnen nicht um Genua's Wiege standen. Was? Ist Alles, was heilig ist? was? was haben denn diese zwei Bürger voraus, daß sie den frechen Flug über unsere Häupter nehmen? -- Genua. -- Jeder von Ihnen ist feierlich aufgerufen, Genua's Sache gegen seine Unterdrücker zu führen -- Keiner von Ihnen kann ein Haarbreit von seinen Rechten verfehlen, ohne zugleich die Seele des ganzen Staats zu verrathen --

Ungehörige Bewegungen unter den Anwesenden unterbrechen ihn; dann fährt er fort.

Sie empfinden -- jetzt ist Alles gewonnen. Schon hab' ich vor Ihnen her den Weg zum Ruhme gebahnt. Wollen Sie folgen? Ich bin bereit, Sie zu führen. Diese Anstalten, die Sie noch kaum mit Entsetzen beschauten, müssen Ihnen jetzt frischen Heldenmuth einhauchen. Diese Schauer der Wagnisse müssen in einem rühmlichen Eifer erwarmen,

mit diesen Patrioten und mir eine Sache zu machen und die Tyrannen von Grund aus zu stürzen. Der Erfolg wird das Wagniß begünstigen, denn meine Anstalten sind gut. Das Unternehmen ist gerecht, denn Genua leidet. Der Gedanke macht uns unsterblich, denn er ist gefährlich und ungeheuer.

Benturione in Sturm der Aufregung. Genua! Genua wird frei! Mit diesem Heilgeschrei gegen die Hölle!

Bibo. Und, wen das nicht aus seinem Schlummer jagt, Der keuche ewig am Ruder, bis ihn die Postanne des Weltgerichts losklopft.

Fiesco. Das waren Worte eines Mannes. Nun erst verdienen Sie die Gefahr zu wissen, die über Ihnen und Genua hing. Er gibt ihnen die Listel des Verraths. Leuchtet, Soldaten! Nichts drängen sich um eine Jodel und Lese. Es ging, wie ich wünschte, Freunde.

Verrina. Doch rede noch nicht so laut. Ich habe dort auf dem linken Flügel Gesichter bleich werden und Knie schlottern gesehen.

Benturione in Wuth. Zwölf Senatoren! Teufelisch! Faßt alle Schwerter auf! Alle stürzen sich auf die bereit liegenden Waffen, Zwei aufgenommen.

Bibo. Dein Name steht auch da, Bourgognino. **Bourgognino.** Und noch heute, so Gott will, auf Doria's Gurgel.

Benturione. Zwei Schwerter liegen noch.

Bibo. Was? was?

Benturione. Zwei nahmen kein Schwert.

Afferato. Meine Brüder können kein Blut sehen. Verschont sie!

Benturione, heulend. Was? was? Kein Tyrannenblut sehen? Zerreißt die Memmen! Werft sie zur Republik hinaus, diese Vasterde! Einige von der Gewaltthat werfen sich ergimmt auf die Weiden.

Fiesco reißt sie auseinander. Haltet! haltet! Soll Genua Sklaven seine Freiheit verdanken? Soll unser Gold durch dieses schlechte Metall seinen guten Klang verlieren? Er reißt sie. Sie, meine Herren, nehmen so lang mit einem Zimmer in meinem Schlosse vorlieb, bis unsere Sachen entschieden sind. Zur Wache. Zwei Herrenanten! Ihr haftet für sie! Zwei scharfe Posten an ihre Schwelle! Sie werden abgehutet.

Schildwachen am Thor. Wer draußen? **Man ruft.** **Calcagno** ruft angestrichelt. Schließt auf! Ein Freund! Schließt um Gotteswillen auf!

Bourgognino. Es ist Calcagno. Was soll das „um Gotteswillen“?

Fiesco. Macht ihm auf, Soldaten.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Calcagno außer Athem gekommen.

Calcagno. Aus! aus! Blicke, wer fliehen kann! Alles aus!

Bourgognino. Was aus? Haben sie Bleich von Erz, sind unsere Schwerter von Winken?

Fiesco. Ueberlegung! Calcagno! Ein Mißverständnis hier wäre nicht mehr zu vergeben.

Calcagno. Verrathen sind wir. Eine höllische Wahrheit! Ihr Mohr, Ravagna, der Schein! Ich komme vom Palast der Eignoria. Er hatte Audienz beim Herzog. Wie Nobili erlassen, Fiesco selbst verändert die Farbe.

Verrina, entschlossen gegen die Thorewache. Soldaten! streckt mir die Hellebarben vor! Ich will nicht durch die Hände des Henkers sterben. Wie Nobili rennen bestürzt durch einander.

Fiesco, gefasster. Wohin? Was macht ihr? — Geh! in die Hölle, Calcagno — Es war ein blinder Schrecken,

ihr Herren — Weh! Das vor diesen Knaben zu sagen — Auch du, Verrina? — Bourgognino, du auch? — Wohin du?

Bourgognino, heulend. Heim, meine Vertha ermorden und wieder hier sein.

Fiesco schlägt ein Gelächter auf. Bleibt! Haltet! Ist das der Muth der Tyrannenmörder? — Meisterlich spieltest du deine Rolle, Calcagno! — Werktet ihr nicht, daß diese Zeitung meine Veranstaltung war? Calcagno, sprechen Sie, war's nicht mein Befehl, daß Sie diese Römer auf die Probe stellen sollten?

Verrina. Nun, wenn du lachen kannst? — Ich will's glauben oder dich nimmer für einen Menschen halten.

Fiesco. Schande über euch, Männer! In dieser Knabenprobe zu fallen! — Nehmt eure Waffen wieder. Ihr werdet wie Vären sechten, wollt ihr diese Scharte verwegen. *Reißt zu Calcagno.* Waren Sie selbst dort?

Calcagno. Ich drängte mich durch die Trabanten, meinem Auftrag gemäß die Pforte beim Herzog zu holen — wie ich zurückträte, bringt man den Mohren.

Fiesco laut. Also der Alte ist zu Bette? Wir wollen ihn aus den Federn trommeln. *Reißt.* Sprach er lang mit dem Herzog?

Calcagno. Mein erster Schreck und Eure nahe Gefahr ließen mich kaum zwei Minuten dort.

Fiesco in der Wuth. Sieh! doch! wie unsere Landleute noch zittern.

Calcagno. Sie hätten auch nicht so bald herausplagen sollen. *Reißt.* Aber, um Gotteswillen, Graf, was wird diese Nothilge fruchten?

Fiesco. Zeit, Freund, und dann ist der erste Schreck jetzt verüber. *Reißt.* He! Man soll Wein bringen! *Reißt.* Und sahn Sie den Herzog erblaffen? *Reißt.* Drisch, Brüder, wir wollen noch Eins Bescheid thun auf den Tanz dieser Nacht! *Reißt.* Und sahn Sie den Herzog erblaffen?

Calcagno. Des Mohren erstes Wort muß „Verschwörung“ gelauter haben: der Alte trat schneebleich zurück.

Fiesco, reißt er. Hum! Hum! der Teufel ist schlau, Calcagno — Er verräth nichts, bis das Messer an ihre Gurgel ging. Jetzt ist er freilich ihr Engel. Der Dieb ist schlau. *Man dringt um einen Becher Wein; er hat ein Glas die Verschwörung und trinkt.* Unser gutes Glück, Kameraden! Was sag?

Schildwachen. Wer draußen?

Eine Stimme. Ordennanz des Herzogs. Die Nobili drängen vorgetrieben am Thor an.

Fiesco springt unter sie. Nein, Kinder! Erschreckt nicht! erschreckt nicht! Ich bin hier. Hurtig! Schafft diese Waffen weg. Seid Männer! Ich bitte euch. Dieser Besuch läßt mich hoffen, daß Andreas noch zweifelt. Geht hinein. Faßt euch. Schließt auf, Soldaten. *Man reißt zu.* Das Thor wird geöffnet.

Achter Auftritt.

Fiesco, als kam er aus dem Schloß. Drei Deutsche, die den Grafen begleiten drängen.

Fiesco. Wer rief mich in den Hof?

Deutscher. Führt uns zum Grafen.

Fiesco. Der Graf ist hier. Wer begehrt mich?

Deutscher macht die Honeurs vor ihm. Einen guten Abend vom Herzog. Diesen Mohren liefert er Euch

Gnaden gebunden aus. Er habe schändlich herausgeplaudert. Das Weitere sagt der Zettel.

Fiesco nimmt ihn gleichgültig. Und hab' ich die nicht erst heute die Galeere verkündigt? Zum Deutschen. Es ist gut, Freund. Meinen Respekt an den Herzog.

Mohr ruft ihnen nach. Und auch meinerseits einen, und sag' ihm — dem Herzog — wenn er keinen Esel geschickt hätte, so würd' er erfahren haben, daß im Schloß zweitausend Soldaten stecken. Deutsche gehen ab. Mohr kommen zurück.

Neunter Auftritt.

Fiesco. Verschworne. Mohr, tritt in der Stille.

Verschworne fahren bebend zurück beim Anblick des Mohren. Ha! was ist Das?

Fiesco hat das Wort geflehen mit verdrießlichem Lächeln. Genuesser! die Gefahr ist vorbei — aber auch die Verschwörung.

Verrina tritt erschrocken auf. Was? Sind die Doria todt?

Fiesco in heftiger Bewegung. Bei Gott! auf die ganze Kriegsmacht der Republik — auf Das war ich nicht gefaßt. Der alte schwächliche Mann schlägt mit vier Fäusten dreißigtausend Mann. Sag' Lauro die Kunde. Doria schlägt den Duce.

Dourgognino. So sprechen Sie doch! Wir erschauern.

Fiesco nickt. „Lavagna, Sie haben, dünkt mich, „ein Schicksal mit mir — Wohlthaten werden Ihnen „mit Mund und Feder belohnt. Dieser Mohr warnt mich „vor einem Complot. — Ich sende ihn hier gebunden „zurück und werde heute Nacht ohne Leibwache „schlafen.“ Er laßt das Wasser fallen. Wie werden Sie ab.

Verrina. Nun, Fiesco?

Fiesco mit Wuth. Ein Doria soll mich an Großmuth befeßt haben? Eine Jugend fehlte im Stamm der Fiesker? — Nein! so wahr ich selber bin! — Geht auseinander, ihr! Ich werde hingehen — und Alles besinnen.

Verrina tritt zurück. Willst du wahnwitzig, Mensch? War es denn irgend ein Vubenreich, den wir vorhatten? Halt! oder war's nicht Sache des Vaterlandes? Halt! oder wolltet du nur dem Andreas zu Leibe, nicht dem Tyrannen? Halt! sag' ich — ich verhaßte dich, als einen Verräther des Staats —

Verschworne. Winset ihn! werth ihn zu Werth!

Fiesco reißt seinen Rock herunter und macht sich Bahn.

Sachte doch! Wer ist der Feind, der das Halfter über den Tiger wirft? — Seht, ihr Herren — Drei bin ich — könnte durch, wo ich Lust hätte — Jetzt will ich bleiben, denn ich habe mich anders besonnen.

Dourgognino. Auf Ihre Pflicht besonnen?

Fiesco, auf's Neue mit Zorn. Ha, Knabe! Vernun Sie erst die Ihrige gegen mich anzuwenden, und mir nimmer Das! — Ruhig, ihr Herren — es bleibt Alles wie zuvor. — Zum Mohren, diesen Streich zu verkünden. Du hast die Verdienst, eine große That zu veranlassen — Entfliche!

Calcagno, zornig. Was? Was? Leben soll der Heide? Leben und uns Alle verrathen haben?

Fiesco. Leben und euch Allen — bang gemacht haben. Fort, Bursche! Sorge, daß du Genua an den Rücken kriegst, man könnte seinen Muth an dir retten wollen.

Mohr. Das heißt, der Teufel läßt keinen Schelm sitzen! — Gehorsamer Diener, ihr Herren! — Ich merke schon, in Italien wächst mein Strick nicht. Ich ihn anderswo suchen. Wo mit Genua.

Zehnter Auftritt.

Bedienter kommt. **Vorige** ohne den Mohren

Bedienter. Die Gräfin Imperiali fragen schon dreimal nach Euer Gnaden.

Fiesco. Pö! tausend! Die Komödie wird freilich wohl angehen müssen! Sag' ihr, ich bin unverzüglich dort — Weib! — Meine Frau bittet du, in den Concertsaal zu treten und mich hinter den Tapeten zu erwarten. **Bedienter** ab. Ich habe hier einer Aller Rollen zu Papier gebracht; wenn Jeder die seinige erfüllt, so ist nichts mehr zu sagen — Verrina wird voraus in den Hafen gehen und mit einer Kanone das Signal zum Ausbruch geben, wenn die Schiffe erobert sind. Ich gehe; mich ruht noch eine große Verrichtung. Ihr werdet ein Glöckchen hören und Alle mit einander in meinen Concertsaal kommen — Ines geht hinein — und laßt euch meinen Cyprier schmecken. Sie gehen auseinander.

Elfster Auftritt.

Leonore. Arabella. Rosa. Alle bedrückt.

Leonore. In den Concertsaal versprach Fiesco zu kommen und kommt nicht. Gilt Uhr ist verüber. Den Waffen und Menschen dröhnt fürchterlich der Palast, und kommt kein Duce?

Rosa. Sie sollen sich hinter die Tapeten verstecken. Was der gnädige Herr damit wollen mag?

Leonore. Er will's, Rosa: ich weiß also genau, um acherbarm in sein, Bella, genug, um ganz außer Dürch zu sein — und doch! doch zitter' ich so, Bella, und mein Herz klopt so schrecklich bang. Mädchen, um Gotteswillen! gehe Keines von meiner Seite.

Bella. Fürchten Sie nichts. Unsere Angst bewacht unsern Verwirr.

Leonore. Woran mein Auge stößt, bequamen mir fremde Gesichter, wie Weisenhöhl und verzerrt. Wen ich ansehe, zittert wie ein Geiriffener und flüchtet sich in die dichteste Nacht, diese gräßliche Herberge des bösen Gewissens. Was man antwortet, ist ein halber heimlicher Laut, der auf bebender Zunge noch ängstlich zweifelt, ob er auch festlich entweichen darf. — Fiesco? — Ich weiß nicht, was hier Grauensvolles geschmiedet wird. Nur meinen Fiesco, in der Lage ihre ganze Leidenschaft, umflattert, ihr himmlische Mächte!

Rosa, zornig, geht ab. Jesus! Was rauscht in der Galerie?

Bella. Es ist der Soldat, der dort Wache steht. Die Schilwache tritt auf. Wer da? Was antwortet?

Leonore. Heute kommen! Hinter die Tapete! Geschwind! Sie werden sich.

Zwölfter Auftritt.

Julia, Fiesco im Gespräch.

Julia sehr zerküßt. Hören Sie auf, Graf! Ihre Galanterien fallen nicht mehr in achtsame Ohren, aber in ein siedendes Blut — Wo bin ich? Hier ist Niemand, als die verführerische Nacht! Wohin haben Sie mein verwahrlostes Herz geplaudert?

Fiesco. Wo die verzagte Leidenschaft kühner wird, und Wallungen freier mit Wallungen reden.

Julia. Halt' ein, Fiesco! Bei Allem, was heilig ist, nicht weiter! Wäre die Nacht nicht so dicht, du würdest meine flammenrothen Wangen sehen und dich erbarmen.

Fiesco. Welt gefehlt, Julia! Eben dann würde meine Empfindung die Feuerfahne der deinigen gewahr und ließe desto muthiger über. Er laßt ihr festig die Hand.

Julia. Mensch, dein Gesicht brennt fieberisch, wie dein Gespräch! Weh', auch aus dem meinigen, ich fühl's, schlägt wildes, frevelndes Feuer. Laß uns das Licht suchen, ich bitte. Die aufgewiegeltsten Sinne könnten den gefährlichen Wink dieser Finsterniß merken. Geh! diese gährenden Rebellen könnten hinter dem Rücken des verschämten Tags ihre gottlosen Künste treiben. Geh' unter Menschen, ich beschwöre dich.

Fiesco, zudringlicher. Wie ohne Noth besorgt, meine Liebe! Wird je die Gebieterin ihren Sklaven fürchten?

Julia. Ueber euch Männer und den ewigen Widerspruch! Als wenn ihr nicht die gefährlichsten Sieger wäret, wenn ihr euch unserer Eigenliebe gefangen gebt. Soll ich dir Alles gestehen, Fiesco? daß nur mein Kaster meine Tugend bewahrte? nur mein Stolz deine Künste verachtete? nur bis hieher meine Grundsätze Stand hielten? Du verweistest an deiner List und nimmst deine Zuflucht zu Julia's Blut. Hier verlassen sie mich.

Fiesco, lechztüchtig kreist. Und was verlorst du bei diesem Verluße?

Julia, aufgeregt und mit Hitze. Wenn ich den Schlüssel zu meinem weiblichen Heiligthum an dich verleihe, womit du mich schamroth machst, wenn du willst? Was hab' ich weniger zu verlieren, als Alles? Willst du mehr wissen, Sybiter? Das Bekenntniß willst du noch haben, daß die ganze geheime Weisheit unseres Geschlechts nur eine armselige Verfehlung ist, unsere tödtliche Seite zu entsagen, die doch zuletzt allem von euren Schwüren belagert wird, die (ich geüß' es erdöthend ein) so gern erobert seyn möchte, so eit beim ersten Seitenblick der Tugend den Feind verrätherisch empfängt? — daß alle unsere weiblichen Künste einzig für dieses wehrlose Stichblatt festen, wie auf dem Schach alle Officiere den wehrlosen König bedecken? Ueberrumpelt du diesen — matt! und wirfst getrost das ganze Brett durcheinander. Nach einer Pause, mit Ernst. Da hast du das Gemälde unsrer prahlerischen Armuth — Sey großmüthig!

Fiesco. Und doch, Julia — Wo besser als in meiner unendlichen Leidenschaft kannst du diesen Schach niederlegen?

Julia. Gewiß nirgends besser und nirgends schlimmer — Höre, Fiesco, wie lang wird diese Unentlichkeit währen? — Ach! schon zu unglücklich hab' ich gespielt, daß ich nicht auch mein Letztes noch setzen sollte — Dich zu fangen, Fiesco, muthete ich dreist meinen Reizen zu; aber ich mißtraue ihnen die Allmacht, dich festzuhalten — Psui doch! was red' ich da? Sie tritt zurück und halt die Hand vor's Gesicht.

Fiesco. Zwei Sünden in einem Athem. Das Mißtrauen in meinen Geschmach oder das Majestätsverbrechen gegen deine Lebenswürdigkeit — was von Beiden ist schwerer zu vergeben?

Julia, matt, unterliegend, mit beweglichem Tone. Lügen sind nur die Waffen der Hölle — die braucht Fiesco nicht mehr, seine Julia zu fällen. Sie fällt erschöpft in einen Sopha, nach einer Pause, feierlich. Höre, laß dir noch ein Wörtchen sagen, Fiesco — Wir sind Heldinnen, wenn wir unsre Tugend sicher wissen — wenn wir

sie vertheidigen, Kinder, ihm starr und wild unter die Augen, Furien, wenn wir sie rächen — Höre. Wenn du mich kalt würgstest, Fiesco?

Fiesco nimmt einen aufgebrachtten Ton an. Kalt? kalt? Nun, bei Gott! was fordert denn die unerfättliche Eitelkeit des Weibes, wenn es einen Mann vor sich kriechen sieht und noch zweifelt? Ha! er erwacht wieder, ich fühle, den Ton in Malle verändert, noch zu guter Zeit gehen mir die Augen auf — Was war's, das ich eben erbetteln wollte? — Die kleinste Erniedrigung eines Mannes ist gegen die höchste Günst eines Weibes weggeworfen! Ja ihr mit tiefer festiger Verleugung. Lassen Sie Muth, Madame! Jetzt sind Sie sicher.

Julia, lechztüzig. Graf! welche Anwendung?

Fiesco, außerst gleichgültig. Nein, Madame! Sie haben vollkommen recht, wir Beide haben die Ehre nur einmal auf dem Spiel. Mit einem feistlichen Handstuck. Ich habe das Vergnügen, Ihnen bei der Gesellschaft meinen Respekt zu bezeugen. Er will fort.

Julia ihm nach, reißt ihn zurück. Bleib! Bist du rasend? Bleib! Muß ich es denn sagen — herausagen, was das ganze Männervolk auf den Knien — in Thränen — auf der Folterbank meinem Stolz nicht abdringen sollte? — Weh! auch dies dichte Dunkel ist zu licht, diese Feuersbrunst zu bergen, die das Gerändniß auf meinen Wangen macht — Fiesco — O, ich beehre durchs Herz meines ganzen Geschlechts — mein ganzes Geschlecht wird mich ewig haßen — Ich bete dich an, Fiesco! Fall vor ihm nieder.

Fiesco macht drei Schritte zurück, laßt sie liegen und laßt trümmelnd auf. Das bedaur' ich, Signora! Er hebt die Glocke hebt die Tazette auf und ruft Leonoren hervor. Hier ist meine Gemahlin — ein göttliches Weib! Er fällt Leonoren in den Arm.

Julia stürzt schreiend vom Boden. Ah! Unerhört betrogen!

Dreizehnter Auftritt.

Die Verschwornen, welche zumal hervortreten. Damen von der andern Seite Fiesco. Leonore und Julia.

Leonore. Mein Gemahl, Das war allzu streng.

Fiesco. Ein schlechtes Herz verdiente nicht weniger. Deinen Thränen war ich diese Genugthuung schuldig. Zur Versammlung. Nein, meine Herren und Damen, ich bin nicht gewohnt, bei jedem Anlaß in kindische Blammen aufzufresseln. Die Thorheiten der Menschen belustigen mich lange, eh' sie mich reizen. Diese verdient meinen ganzen Zorn, denn sie hat diesem Engel dieses Pulver gemischt. Er zeigt das Gist der Veremmlung die mit St. den zurücksetzt.

Julia, ihre Hand in sich steckend. Gut! gut! Sehr gut, mein Herr! Will fort.

Fiesco führt sie am Arme zurück. Sie werden Geduld haben, Madame — Noch sind wir nicht fertig — Diese Gesellschaft möchte gar zu gern wissen, warum ich meinen Verstand so verlegen konnte, den tollen Roman mit Genna's größter Narrin zu spielen —

Julia, aufspringend. Es ist nicht anzuhalten! Doch gittre du! Diebst. Deria demert in Genna, und ich — bin seine Schwester.

Fiesco. Schlamm genug, wenn Das Ihre letzte Galle ist — Leider muß ich Ihnen die Botschaft bringen, daß Fiesco von Ravagna aus dem gestohlenen Diadem Ihres durchlauchtigsten Bruders einen Strick gedreht hat, womit er den Dsch der Republik diese Nacht aufzuhängen gesonnen ist. Da sie sich entsätkt. Laßt er hämisch auf. Psui! Das kam unerwartet — und, setzen Sie! indem er beifender fortsetzt, darum fand ich für

nöthig, den ungebetenen Blicken Ihres Hauses etwas zu schaffen zu geben: darum behängt' ich mich, auf sie deutend, mit dieser Harlekineidenkunst, darum, auf Leonoren zeigend, ließ ich diesen Edelstein fallen, und mein Bild rannte glücklich in den blauen Betrug. Ich danke für Ihre Gefälligkeit, Signora, und gebe meinen Theaterschmuck ab. Er überliefert ihr ihren Schattenschirm mit einer tiefen Verbeugung.

Leonore *schmiegt sich bittend an den Fiesco.* Mein Endovico, sie weint. Darf Ihre Leonore Sie zitternd bitten?

Julia *trogig zu Leonoren.* Schweig! du Verhaßte —

Fiesco *zu einem Bedienten.* Sey er galant, Freund, biete Er dieser Dame den Arm an: sie hat Lust, mein Staatsgefängniß zu sehen. Er steht mir dafür, daß Signora von Niemand incommodirt wird — draußen geht eine scharfe Lust — der Sturm, der diese Nacht den Stamm Teria spaltet, möchte ihr leicht den Haarpus verderben.

Julia, *schluchzend.* Die Pest über dich, schwarzer heimtückischer Heuchler! Zu Leonoren *gerinnend.* Treue dich deines Triumphes nicht: auch dich wird er verderben und sich selbst und — *verweisselt!* *Stürzt hinaus.*

Fiesco *winkt den Gästen.* Sie waren Zeugen — Retten Sie meine Ehre in Genua! Zu den Verschwornen. Ihr werdet mich abheilen, wenn die Ratione kommt. *Alle entfernen sich.*

Vierzehnter Auftritt.

Leonore. Fiesco.

Leonore *tritt ihm ängstlich näher.* Fiesco! — Fiesco! — Ich verstehe Sie nur halb, aber ich fange an zu zittern.

Fiesco *wichtig.* Leonore — ich sah Sie einst einer Genueserin zur Linken gehen — Ich sah Sie in den Assemblen des Adels mit dem zweiten Haukefuß der Ritter vorlieb nehmen. Leonore — Das that meinen Augen wehe. Ich beschloß, es soll nicht mehr seyn — es wird aufhören. Hören Sie das kriegerische Getöse in meinem Schloß? Was Sie fürchten, ist wahr — Gehen Sie zu Pette, Gräfin — morgen will ich — die Herzogin werden.

Leonore *schlägt beide Hände zusammen und wendet sich zu einem Engel.* Gott, meine Ahnung! Ich bin verloren!

Fiesco *gelegt, mit Würde.* Lassen Sie mich antworten, Liebe! Zwei meiner Ahnberrn trugen die dreifache Krone; das Blut der Rieser fließt nur unter dem Purpur gesund. Soll Ihr Gemahl nur geerbten Glanz von sich werfen? *Lehnt sich zurück.* Was? Soll er sich für all seine Hebeit beim gaudelnden Zufall bedanken, der in einer enträglichsten Kanne aus modernen Verdiensten einen Johann Ludwig Fiesco aufzusammendrückt? Nein, Leonore! Ich bin zu stolz, mir etwas schenken zu lassen, was ich noch selbst zu erwerben weiß. Heute Nacht werf' ich meinen Ahnen den erborgten Schwert in ihr Grab zurück — Die Grafen von Lavagna starben aus — Dürsten beginnen.

Leonore *schüttelt den Kopf, still erschrocken.* Ich sehe meinen Gemahl an tiefen tödtlichen Wunden zu Boden fallen — *Stöhnt.* Ich sehe die summen Träger den zersetzten Leichnam meines Gemahls mir entgegen tragen. *erschrocken aufspringend.* Die erste — einzige Kugel fliegt durch die Seele Fiesco's.

Fiesco *sieht sie stehend vor der Hand.* Ruhig, mein Kind! es wird diese einzige Kugel nicht.

Leonore *blitzt ihn ernsthaft an.* So querschüßlich ruft Fiesco den Himmel herab? Und wäre der tausendste Ball nur der möglichste, so könnte der

tausendmaltausendste wahr werden, und mein Gemahl wäre verloren — Denke, du spieltest um den Himmel, Fiesco! wenn eine Billion Gewinne für einen einzigen Fehler fielen, würdest du dreist genug seyn, die Würfel zu schütteln und die freche Wette mit Gott einzugehen? Nein, mein Gemahl! wenn auf dem Brett Alles liegt, ist jeder Wurf Gotteslästerung.

Fiesco *lächelt.* Sey unbesorgt, das Glück und ich stehen besser.

Leonore. Sagst du Das — und standest bei jenem geistverzerrenden Spiele — ihr nennt es Zeitvertreib — sahest zu der Betrügerin, wie sie ihren Glücklichling mit kleinen Glückskarten lockte, bis er warm ward, aufstand, die Bank forderte — und ihn jetzt im Wurf der Verzeißlung verließ? — O mein Gemahl! du gehst nicht hin, dich den Genuesern zu zeigen und angebetet zu werden. Republikaner aus ihrem Schlaf aufzujauchen, das Kopf an seine Hufe zu mahnen, ist kein Spaziergang, Fiesco! traue diesen Nebellen nicht. Die Klugen, die dich anheben, fürchten dich. Die Dummen, die dich vergöttern, nützen dir wenig, und, wo ich hinsehe, ist Fiesco verloren.

Fiesco *mit hasten Schritten im Zimmer.* Kleinmuth ist die höchste Gefahr. Größe will auch ein Opfer haben.

Leonore. Größe, Fiesco? — Daß dein Genie meinem Verstand so übel will! — Sieh! Ich vertraue keinem Glück, du siehst, will ich sagen — Weh dann mir Armer meines Weidlechts! Unglücklich, wenn es mißlingt! wenn es glückt, unglücklicher! Hier ist keine Wahl, mein Geliebter! Wenn er den Herzog verfehlt, ist Fiesco verloren. Mein Gemahl ist hin, wenn ich den Herzog umarme.

Fiesco. Das vernehe ich nicht.

Leonore. Doch, mein Fiesco! In dieser stürmischen Zone des Throns verborret das irdische Pfändchen der Liebe. Das Herz eines Menschen, und war' auch selbst Fiesco der Mensch, ist zu enge für zwei allmächtige Götter — Götter, die sich so gram sind. Liebe hat Thränen und kann Thränen verzeihen! Herrschincht hat eiserne Augen, worin ewig nie die Gumbinnung verliert. Liebe hat nur ein Gut, that Bericht auf die ganze übrige Schöpfung: Herrschincht hungert beim Raube der ganzen Natur. Herrschincht zertrümmert die Welt in ein raffelndes Mettenband; Liebe räumt sich in jeder Wüste Obisium. Welltest du jetzt an meinem Vaten dich wiegen, wachst ein süßlicher Basall an dein Reich — Wellt' ich jetzt in deine Arme mich werfen, hörte keine Despotenangst einen Mörder aus den Layeten hervorräumen und jagte dich flüchtig von Zimmer zu Zimmer. Ja, der großgültige Verdacht steckt in legt auch die so wolde Gintracht an. Wenn deine Leonore dir jetzt ein n Rabetrunk brächte, würdest du den Kelch mit Verwundungen wegstößen und die Zärtlichkeit eine Gumbinnung scheitern.

Fiesco *bleibt im Stutzen stehen.* Leonore, hör' auf! Das ist eine hässliche Vorstellung.

Leonore. Und doch ist das Gemälde nicht fertig. Ich würde sagen, erste die Liebe der Größe; zweite die Ruhe — wenn nur Fiesco noch bleibt — Gott! Das ist Marasch! Selten steigen Engel auf den Thron, seltener herunter. Wer keinen Menschen zu fürchten braucht, wird er sich eines Menschen erbarmen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er jebn nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Geleite zu geben? Sie halt inne, dann teilt sie beschreiben zu ihm und laßt sich Hand; mit zünftiger Mutterzeit. Rürsten, Fiesco, diese mißrathenen Projecte der wollenen und

nicht kühnenden Natur — sitzen so gern zwischen Menschenheit und Gottheit nieder — heillose Geschöpfe! schlechtere Schöpfer!

Fiesco flüzt sich beunruhigt durchs Zimmer. **Leonore**, hör' auf! Die Brücke ist hinter mir abgehoben —

Leonore blickt ihn schwachend an. Und warum, mein Gemahl? Nur Thaten sind nicht mehr zu tilgen. Schmelzend jählich und etwas schelmisch. Ich hörte dich wohl einst schwören, meine Schönheit habe alle deine Entwürfe gestürzt — du hast falsch geschworen, du Heuchler, oder sie hat frühzeitig abgeblüht — Frage dein Herz, wer ist schuldig? Keuiger, indem sie ihn mit beiden Armen umfaßt. Komm' zurück! Ermann' dich! Entsetze! Die Liebe soll dich entschädigen. Kann mein Herz deinen ungeheuren Hunger nicht stillen — o Fiesco! das Diadem wird noch ärmer seyn — Schmelzend. Komm'! ich will alle deine Wünsche auswendig lernen, will alle Zauber der Natur in einen Kuß der Liebe zusammenmelzen, den erhabenen Flüchling ewig in diesen himmlischen Arden zu halten — dein Herz ist unendlich — auch die Liebe sey es, Fiesco. Schmelzend. Ein armes Geschöpf glücklich zu machen — ein Geschöpf, das seinen Himmel an deinem Busen lebt — sollte Das eine Lücke in deinem Herzen lassen?

Fiesco, durch und durch erschüttert. **Leonore**, was hast du gemacht? Er fällt ihr trübsal um den Hals. Ich werde keinem Genuesser mehr unter die Augen treten —

Leonore, freudig rath. Laß uns fliehen, Fiesco — laß in den Staub uns werfen all diese prahlenden Nichts, laß in romantischen Kluren ganz der Liebe uns leben! Sie drückt ihn an ihr Herz, mit schöner Entzückung. Unsere Seelen, klar, wie über uns das heitere Blau des Himmels, nehmen dann den schwarzen Hauch des Chams nicht mehr an — Unser Leben rinnt dann melodisch wie die fließende Quelle zum Schöpfer.

Man hört den Mäurerhuf. Fiesco springt los. Alle Thüreire treten

Fünftehuter Auftritt.

Verschworne. Die Zeit ist da!

Fiesco zu **Leonore**, fest. Liebe wohl! Ewig — oder Genua liegt morgen zu deinen Füßen. Will verzürzen.

Bourgognino schreit. Die Gräfin stult um. **Leonore** in Eilmacht. Alle springen hin, sie zu halten. Fiesco vor ihr niederknien.

Fiesco mit schwebendem Ton. **Leonore**! Rettet! um Gottes willen! rettet! Rufe, Bella kommen, sie zurecht zu bringen. Sie schlägt die Augen auf — Er springt entschlossen in die Höhe. Jetzt kommt — sie dem Doria zuzudrücken. Verschworne stürzen zum Thul hinaus. Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Nach Mitternacht. Große Straße in Genua. Hier und da leuchten Lampen an einigen Häusern, die nach und nach ausleihen. Im Hintergrunde der Bühne sieht man das Adonathier, das nach geschloffen ist. In weiter Ferne die See. Einige Menschen gehen mit Handlaternen über den Platz. Darauf die Hunde und Patrouillen — Alles ist ruhig. Nur das Meer mault etwas ungesum.

Erster Auftritt.

Fiesco kommt gemasket und bleibt vor dem Palast des Andreas Doria stehen. Darauf **Andreas**.

Fiesco. Der Alte hat Wort gehalten — im Palast alle Lichter aus. Die Wachen sind fort. Ich

will läuten. Lauter. He! Holla! Wach' auf, Doria! verrathener, verkaufter Doria, wach' auf! Holla! Holla! Holla! Wach' auf!

Andreas erscheint auf dem Altan. Wer zog die Glocke? **Fiesco** mit verändertem Stimm. Frage nicht! Folge! Dein Stern geht unter, Herzog! Genua steht auf wider dich! Nahe sind deine Henker, und du kannst schlafen, Andreas?

Andreas mit St. Ich befinne mich, wie die zürnende See mit meiner Bellona lautete, daß der Kiel frachte, und der oberste Mast brach — und Andreas Doria schlief sanft. Wer schickt die Henker?

Fiesco. Ein Mann, fürchtbarer als deine zürnende See, Johann Ludwig Fiesco.

Andreas lach. Du bist bei Laune, Freund! Bring' deine Schwänke bei Tag. Mitternacht ist eine ungewöhnliche Stunde.

Fiesco. Du höhnt deinen Warner?

Andreas. Ich dank' ihm und gehe zu Bette. Fiesco hat sich schläfrig geschwelgt und hat keine Zeit für Doria übrig.

Fiesco. Unglücklicher alter Mann! — traue der Schlange nicht! Sieben Farben ringeln auf ihrem spiegelnden Rücken — du nahlst — und gählig schnürt dich der tödtliche Wirbel. Den Wink eines Verräthers verachtest du. Verlechte den Rath eines Freundes nicht. Ein Pferd steht gefaltet in deinem Hof. Aliehe bei Zeit! Verlechte den Freund nicht!

Andreas. Fiesco denkt etel. Ich hab' ihn niemals beleidigt, und Fiesco verräth mich nicht.

Fiesco. Denkt etel, verräth dich und gab dir Proben von Weidem.

Andreas. So steht eine Leibwache da, die kein Fiesco zu Boden wirft, wenn nicht Cherubim unter ihm dienen.

Fiesco, heimlich. Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen.

Andreas, groß. Armer Spötter! hast du nie gehört, daß Andreas Doria Achtzig alt ist, und Genua — glücklich? — Er verläßt den Altan.

Fiesco blickt ihm starr nach. Muß' ich diesen Mann erst kürzen, eh' ich lerne, daß es schwerer ist, ihm zu gleichen? Er geht einige Schritte schlüßig auf und nieder. Nein! ich machte Größe mit Größe wett — Wir sind fertig, Andreas! und nun, Verderben, gehe deinen Gang! Er eilt in die hinterste Höhe — Trommeln tönen von allen Enden. Schartes Geleht am Adonathier. Das Meer wird gesprengt und kühnt die Anklage in den Hafen, worin Schiffe liegen, mit Hadeln erleuchtet.

Zweiter Auftritt.

Gianettino Doria, in einen Seelack-Mantel geworfen.

Comellin. Bediente voraus mit Jackeln. Alle bähig.

Gianettino steht still. Wer befahl Lärmen zu schlagen?

Comellin. Auf den Galeeren frachte eine Kanone.

Gianettino. Die Sklaven werden ihre Ketten reißen. Schreie am Adonathier.

Comellin. Feuer dort!

Gianettino. Thor offen! Wachen in Aufruhr! In den Bedienen. Hurrig, Schurken! Leuchtet dem Hafen zu! Eilen gegen das Meer.

Dritter Auftritt.

Vorige. **Bourgognino** mit Verschwornen, vom Adonathier kommen.

Bourgognino. Sebastian Lescareo ist ein wacker Soldat.

Denturione. Wehrte sich wie ein Wär, bis er niederfiel.

Gianettino tritt besärgt zurück. Was hör' ich da? — Haltet!

Bourgognino. Wer dort mit dem Flambeau? Komellin. Es sind Feinde, Prinz! Schleichen Sie links weg.

Bourgognino ruft heilig an. Wer da mit dem Flambeau?

Denturione. Steht! Eure Lösung?

Gianettino zieht das Schwert, trotzig. Unterwerfung und Doria.

Bourgognino, schäumend, fürchterlich. Räuber der Republik und meiner Braut! In den Verschwornen, indem er auf Gianettino stürzt. Ein Gang Profit, Brüder! Seine Teufel liefern ihn selbst aus. Er stößt ihn nieder.

Gianettino fällt mit Gedrüll. Mord! Mord! Mord! Räche mich, Komellino!

Komellin, Bediente, fliehend. Hülf! Mörder! Mörder!

Denturione ruft mit harter Stimme. Er ist getroffen. Haltet den Grafen auf! Komellin wird gefangen.

Komellin, feind. Schon meines Lebens, ich trete zu euch über!

Bourgognino. Lebt dieses Unthier noch? Die Memme mag fliehen. Komellin erwacht.

Denturione. Thomaasther unter! Gianettino kalt! Kennt, was ihr rennen könnt! Sagt's dem Fiesco an!

Gianettino läuft sich fröhlich in die Feste. Pest! Fiesco — Stirbt.

Bourgognino reißt den Stahl aus dem Rücken. Genua frei und meine Vertha! — Dein Schwert, Denturione. Dies blutige bringst du meiner Braut. Ihr Kerker ist gesprengt. Ich werde nachkommen und ihr den Brautfuß geben. *Gien ab zu verschiedenen Straßen*

Vierter Auftritt.

Andreas Doria. Deutsche.

Deutscher. Der Sturm zog sich dorthin. Werst Euch zu Pferd, Herzog!

Andreas. Laßt mich noch einmal Genua's Thürme schauen und den Himmel! Nein, es ist kein Traum, und Andreas ist verrathen.

Deutscher. Feinde um und um! Fort! Bliht über die Gränge!

Andreas ruft sich auf den Rücken des Mannes. Hier will ich enden. Rede Keiner von Blihen. Hier liegt die Kraft meines Alters. Meine Wahn ist aus. *Calagno fern mit der Schwärme.*

Deutscher. Mörder dort! Mörder! Bliht, alter Fürst!

Andreas, da die Trommeln wieder anfangen. Höret, Ausländer! höret! Das sind die Genueser, deren Loth ich brach. Vergißt man auch so in eurem Lande?

Deutscher. Fort! fort! fort! indeß unsere deutschen Knochen Echarten in ihre Klängen schlagen. *Calagno näher.*

Andreas. Rettet euch! Laßt mich! Schwert Nationen mit der Schaurvoss: „Die Genueser erschlugen ihren Vater“ —

Deutscher. Fort! Zum Erschlagen hat's noch Belle — Kameraden, steht! Nehmt den Herzog in die Mitte! Blihen. Reißt diesen welschen Hund den Kopf für einen Graufopf ein! —

Calagno ruft an. Wer da? Was gibt's da?

Deutsche rufen ein. **Deutsche** Gieße! *Sieben schreit ab, Gianettinos Leichnam wird hinweggebracht.*

Fünfter Auftritt.

Leonore in Mannsleibern. **Arabella** hinter ihr her. *Weide schleichen ängstlich hervor.*

Arabella. Kommen Sie, gnädige Frau, o, kommen Sie doch —

Leonore. Da hinaus wüthet der Aufruhr — — Herd! war Das nicht eines Sterbenden Wehzen? — Weh! sie umzingeln ihn — Auf Fiesco's Herz deuten ihre gährenden Röhre — auf das meinige, Wella — Sie drücken ab — Haltet! haltet! Es ist mein Gemahl! Weh! über Arme schwärmend in die Luft.

Arabella. Aber um Gotteswillen —

Leonore immer wild phantasierend, nach allen Seiten hin schreiend. Fiesco! — Fiesco! — Fiesco! — Sie weichen hinter ihm ab, seine Getreuen — Rebellen treue ist wankend. *Geht erschrocken.* Rebellen führt mein Gemahl? Wella! Himmel! Ein Rebell kämpft mein Fiesco?

Arabella. Nicht doch, Signora, als Genua's furchtbarer Schiedsmann!

Leonore, aufmerksam. Das wäre etwas — und Leonore hätte gezittert? Den ersten Republicaner umarmte die feigste Republicanerin? — Geh', Arabella — Wenn die Männer um Länder sich messen, dürfen auch die Weiber sich fühlen. Man laßt wieder an zu trommeln. Ich werfe mich unter die Kämpfer.

Arabella schlägt die Hände zusammen. Varmherziger Himmel!

Leonore. Sachte! Woran stößt sich mein Fuß? Hier ist ein Hut und ein Mantel. Ein Schwert liegt dabei. Sie mag es. Ein schweres Schwert, meine Wella! Doch schleppen kann ich's noch wohl, und das Schwert macht seinem Räuber nicht Schande.

Man laßt sie zu.

Arabella. Hören Sie? hören Sie? Das wimmert vom Thurm der Dominicaner. Gott erbarme! wie fürchterlich!

Leonore, schwärmend. Eyrich, wie entzückend! In dieser Sturmgleide spricht mein Fiesco mit Genua. Man trommelt hinter. Hurrah! Hurrah! Wie klangen mir Klößen so süß — Auch diese Trommeln belebt mein Fiesco — wie mein Herz höher walt! Ganz Genua wird munter — Mithlinge hüpfen hinter seinem Namen, und sein Weib sollte zaghaft thun? *Es ruft auf drei andern Thürmen.* Nein! eine Heldin soll mein Held umarmen — Mein Virtus soll eine Hönnerin umarmen. Sie geht auf und wucht den Schaß um. Ich bin Doria.

Arabella. Gnädige Frau, Sie wissen nicht, wie entseßlich Sie schwärmen. Nein, Das wissen Sie nicht. *Es klingen die Trommeln.*

Leonore. Sterbe, die du Das alles hörst und nicht schwärmst! We! in möchten diese Quader, das sie die Weine nicht haben, meinem Fiesco anzuspringen — diese Paläste stürzen über ihren Meister, der sie so fest in die Erde wagt, daß sie meinem Fiesco nicht anzuspringen können — Die Ufer, könnten sie's, verließen ihre Pflicht, gäben Genua dem Meere preis und tanzen hinter seiner Trommel — Was den Tod aus seinen Windeln rüttelt, kann deinen Muth nicht wecken? Geh! — Ich finde meinen Weg.

Arabella. Großer Gott! Sie werden doch diese Grille nicht wahr machen wollen?

Leonore, stolz und herab. Das sollt' ich meinen, du Alberne — *Geht.* Wo am Wildesten das Getümmel

wüthet, wo in Person mein Fiesco kämpft — Ist Das Lavagna? hör' ich sie fragen — den Niemand bezwingen kann, der um Genua eiserne Würfel schwingt, ist Das Lavagna? — Genueser! er ist's, werd' ich sagen, und dieser Mann ist mein Gemahl, und ich hab' auch eine Wunde. Sacco mit Verschworenen.

Sacco ruft an. Wer da? Doria oder Fiesco?
Leonore, begeistert. Fiesco und Freiheit! Sie wußt sich in eine Gasse. Auflauf. Wella wird weggedrängt.

Sechster Auftritt.

Sacco mit einem Haufen. Calcagno bezeugt.

Calcagno. Andreas Doria ist entflohen.

Sacco. Deine schlechteste Empfehlung bei Fiesco.

Calcagno. Wären, die Deutschen! pflanzen sich vor den Alten wie Bissen. Ich kriegte ihn gar nicht zu Gesicht. Neun von den Unsrigen sind fertig. Ich selbst bin am linken Ohrslappen gestreift. Wenn sie Das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müssen sie ihre Kürsten bewachen!

Sacco. Wir haben schon starken Anhang, und alle Thore sind unser.

Calcagno. Auf der Burg, hör' ich, sechten sie scharf.

Sacco. Bourgoignino ist unter ihnen. Was schafft Verrina?

Calcagno. Liegt zwischen Genua und dem Meere, wie der höllische Kettenhund, daß kaum eine Anchove durch kann.

Sacco. Ich laß' in der Vorstadt stürmen.

Calcagno. Ich marschire über die Piazza Sarzana. Rühre dich, Tambour! Zieren unter Trummel Schlag weiter.

Siebenter Auftritt.

Der Mohr. Ein Trupp Diebe mit Leuten.

Mohr. Daß ihr's wißt, Schurken! ich war der Mann, der diese Suppe einbrochte — Mir gibt man keinen Köffel. Gut. Die Gass' ist mir eben recht. Wir wollen Eins anzünden und plündern. Die drüben baren sich um ein Herzogthum, wir heizen die Kirchen ein, daß die erstrornen Apostel sich wärmen.

Weiser sich in die umliegenden Häuser.

Achter Auftritt.

Bourgoignino. Bertha, er. Heidet.

Bourgoignino. Hier ruhe aus, lieber Kleiner! Du bist in Sicherheit. Watest du?

Bertha, die Sprache verandert. Niemand.

Bourgoignino, lebhaft. Psui, so steh' auf! Ich will dich hinführen, wo man Wunden für Genua erntet — schön, siehst du? wie diese. Er streift seinen Arm auf.

Bertha, erschrocken. O Himmel!

Bourgoignino. Du erschrickst? Nicolischer Kleiner, zu früh eilst du in den Mann — Wie alt bist du?

Bertha. Rünfzehn Jahre.

Bourgoignino. Schlimm! für diese Nacht fünf Jahre zu jählich — Dein Vater?

Bertha. Der beste Bürger in Genua.

Bourgoignino. Gemach, Knahe! Das ist nur Einer, und seine Tochter ist meine verlobte Braut. Weißt du das Haus des Verrina?

Bertha. Ich dächte.

Bourgoignino, rasch. Und kennst seine göttliche Tochter?

Bertha. Bertha heißt seine Tochter!

Bourgoignino, heftig. Gleich geh' und überliefr' ihr diesen Ring. Es gelte den Trauring, sagst du, und der blaue Busch halte sich bray. Jetzt fahre wohl! ich muß dorthin. Die Gefahr ist noch nicht aus.

Einige Häuser brennen.

Bertha ruft ihm nach mit sanfter Stimme. Scipio!

Bourgoignino steht betreten still. Bei meinem Schwert! ich kenne die Stimme.

Bertha fällt ihm um den Hals. Bei meinem Herzen! ich bin hier sehr bekannt.

Bourgoignino schreit. Bertha! Sturmthüren in der Vorstadt. Auflauf. Beide verlieren sich in einer Umarmung.

Anstatt dieser Scene hat Schiller während seines Aufenthalts in Leipzig im Jahre 1785 folgende für das dortige Theater eingebracht:

Ein unterirdisches Gemelke, durch eine einzige Lampe erleuchtet. Der Hintergrund bleibt ganz dunkel. Bertha allein, einen schmalen Schleier über das Gesicht gezogen. Sie ist auf einer

Pause steht sie da

Noch immer kein Laut? keine menschliche Spur? kein Auftritt meiner Erretter? — Schreckliches Harren! Schrecklich und undankbar, wie die Sehnsucht eines lebendig Begrabenen unter dem Boden des Kirchhofs. Und worauf harrest du, Petrogene? Ein unerleglicher Eidschwur hält dich in diesem Gewölbe gefangen. Gianettino Doria muß fallen, Genua frei werden, oder Bertha verdammt in diesem Thurm — so lautete der Schwur meines Vaters. Abscheulicher Kerker, zu welchem es keinen Schlüssel gibt, als das Todesröckeln eines wohlbeschützten Tyrannen. Endt hier im Gemelke um. Wie grauenvoll ist diese Stille! schauerlich, wie die Stille des Grabes! Die leeren Winkel gießen schreckliche Nacht aus. Auch meine Lampe droht zu verlöschen. Lebhafter verzummgerend. O, komm', komm', mein Geliebter! es ist fürchterlich, hier zu sterben. Pause. Dann setzt sie auf und hängt mit haidergen Licht Gemelke, mit dem Jochen des Schmerzens. Er hat mich verlassen! Er hat seinen Eid gebrochen! Er hat seine Bertha vergessen! Die Lebendigen fragen nach den Todten nicht mehr, und die Gewölbe gehet zu den Gräbern. Hoffe nichts mehr, Unglückliche! Hoffnung blüht nur, wohin Gott schaut. In diesen Kerker schaut Gott nicht. Neue Pause. Sie wird anglicklicher.

Oder sind meine Retter gefallen? Die kühne Verschwörung mißlang, und die Gefahr überwältigte den muthigen Jüngling. — O unglückliche Bertha! vielleicht wandeln in diesem Augenblick ihre Gespenster durch das Gewölbe und weinen über deine Hoffnung. Schreut zusammen. Gott! Gott! so bin ich ja ohne Rettung verloren, wenn sie nicht mehr sind, ohne Rettung preisgegeben dem entsetzlichen Tode. Setzt sich an die Zellenmauer. Nach einer Pause setzt sie mit Wermuth fort. Und, wenn er noch lebt, mein Geliebter — wenn er nun kommen wird, Wort zu halten und sein Mädchen im Triumph abzuholen, und Alles hier einsam findet und stumm, und der entseelte Leichnam seine Wonne nicht mehr beantwortet — wenn seine glühenden Küsse das entflohen Leben vergeblich auf meinen Lippen suchen, seine Thränen fruchtlos über mich fließen — wenn der Vater jammern auf seine Tochter fällt, und das Geschrei ihres Leidens in den kalten Mauern dieses Gefängnisses widerhallt — —

o, dann, dann verschweig' ihnen meine Klagen, Gewölbe! sag' ihnen, daß ich duldete, wie eine Heldin, und daß mein letzter Athem Verzeihung war. Einst erschöpft auf den Stein nieder — Pause — Man hört ein verworrenes Geräusch von Trommeln und Glocken hinter der Bühne, über den Sofiten und unter der Bühne. Bertha lachend in die Höhe. Horch', was ist Das? Hör' ich recht, oder träum' ich? Fürchterlich schallen die Glocken zusammen. Das ist kein Ton, als wenn man zum Gottesdienst läutete. Das Getöse kommt näher und wird stärker; sie läuft erschrocken umher. Lauter und immer lauter! Gott! Das ist Sturm! Das ist Sturm! Ist der Feind in die Stadt gebrochen? Geht Genua in Flammen auf? — Ein wildes, schreckliches Getöse, wie das Rauschen von tausend Menschen! Was ist Das? Es wird Rast an die Thüre geschlagen. Es kommt hieher, die Riegel werden aufgeschoben — Mit Verachtung gegen den Feind geizend. Menschen, Menschen! Freiheit! Rettung! Erlösung!

Bourgognino

Geht mit diesem Schwerte hier — erlegt die Tyrannen.

Bourgognino ruft laut. Du bist frei, Bertha! der Tyrann ist todt! Dies Schwert hier hat ihn erschlagen.

Bertha, *von der Thüre eilend.* Mein Erretter! Mein Engel!

Bourgognino. Hörst du die Sturmglöden? das Getöse der Trommeln? Fiesco hat überwunden. Genua ist frei, der Muth deines Vaters vernichtet.

Bertha. Gott! Gott! Also mir galt dieses schreckliche Getöse, dieses Glödenläute?

Bourgognino. Dir, Bertha! Es ist unser Brautgläute. Verlaß diesen abscheulichen Kerker und folge mir zum Altar.

Bertha. Zum Altar, Bourgognino? Jetzt, in dieser Mitternachtsstunde? in diesem entsetzlichen wüthenden Tumult, als wenn die Welt aus den Achsen ginge?

Verrina

tritt ungehört herein und bleibt, ohne zu reden, am Thürrahmen stehen.

Bourgognino. In dieser schönen, herrlichen Nacht, wo ganz Genua seine Freiheit feiert, wie den Wund der Liebe. Dies Schwert, noch roth vom Tyrannenblut, soll mein Hochzeitsmuth seyn. Diese Hand, noch warm von der Heldenthat, soll der Priester in die beidige fügen. Fürchte nichts, meine Liebe, und begleite mich in die Kirche.

Verrina. Gott segne euch, meine Kinder!

Bertha und Bourgognino, *in ihrem Jauchzen fallend.* O mein Vater!

Verrina *legt seine Hände auf Bertha.* Pause — darauf er betet sich leise zu Bourgognino. Vergiß nie, wie theuer du sie erwerben mustest! Vergiß nie, daß deine Ehe so alt ist, als Genua's Freiheit! Du Genua und habe dich zu Bertha verbunden. Du bist des Verrina Tochter, und dein Mann hat den Tyrannen erschlagen. Nach einigen Sekunden kniet er ihnen auf, aufstehend, und sagt mit Begeisterung. Der Priester erwartet euch.

Bertha und Bourgognino *zusammen.* Wie, mein Vater, Sie wollen uns nicht dahin folgen?

Verrina, *sehr ernsthaft.* Dorthin ruft mich eine furchtbare Pflicht; mein Gebet wird euch folgen. Man hört Trompeten und Pauken und Ländelschreien von ferne. Kennst du dies Jauchzen?

Bourgognino. Man wird den Fiesco zum Heldenrufen. Der Pöbel vergöttert ihn und brachte lärmend den Purpur; der Adel sah mit Entsetzen, daß er nicht nein sagen.

Verrina *lacht mit Bitterkeit.* Also stehst du, mein Sohn, ich muß eilends fort und der Erste seyn, der dem neuen Monarchen den Eid der Huldigung leistet.

Bourgognino *hält ihn erschrocken.* Was wollen Sie thun? Ich begleite Sie.

Bertha *hängt sich ängstlich an Bourgognino.* Gott! was ist Das, Bourgognino? Worüber brütet mein Vater?

Verrina. Mein Sohn, ich habe alle unsere Habseligkeiten zu Gold gemacht und auf dem Schiff bringen lassen. Nimm deine Braut und steige unverzüglich an Bord. Vielleicht werd' ich nachkommen, vielleicht nicht mehr — Ihr segelt nach Marseille, und — mit Achtung sie umarmend — und Gott geleit' euch!

Bourgognino *entschlossen.* Verrina, ich bleibe! die Gefahr ist noch nicht aus.

Verrina *fährt um Bertha her.* Stolzer, Unerfättlicher, tändele mit deiner Braut. Deinen Tyrannen hast du weggeschafft, überlaß mir den meinigen. Gehen ab

Neunter Auftritt.

Fiesco *tritt langsam auf.* Dibo. Gefolge.

Fiesco. Wer warf das Feuer ein?

Dibo. Die Burg ist erobert.

Fiesco. Wer warf das Feuer ein?

Dibo *winkt dem Gefolge.* Patronillen nach dem Thäter! *Esige gehen.*

Fiesco, *stolz.* Wollen sie mich zum Vortriebener machen? Gleich eilt mit Spritzen und Eimern! *Es folgt ab.* Aber Gianettino ist doch geliefert?

Dibo. So sagt man.

Fiesco, *zornig.* Sagt man nur? Wer sagt Das nur? Dibo, bei Ihrer Ehre, ist er entronnen?

Dibo, *begeistert.* Wenn ich meine Augen gegen die Aussage eines Edelmanns setzen kann, so lebt Gianettino.

Fiesco, *zufassend.* Sie reden sich um den Hals, Dibo!

Dibo. Noch einmal — Ich sah ihn vor acht Minuten lebendig in gelbem Busch und Schwarzsack herumgehen.

Fiesco *unter Aufregung.* Himmel und Hölle — Dibo! — den Bourgognino laß' ich um einen Kopf kürzer machen. Allegen Sie, Dibo — Man soll alle Stadtthore sperren — alle Belouanen soll man zusammenschließen — so kann er nicht zu Wasser davon — diesen Demant, Dibo, den reichsten in Genua, Venedig und Pisa — wer mir die Zeitung bringt. Gianettino ist todt — er soll diesen Demant haben. *3te tritt ab.* Allegen Sie, Dibo!

Zehnter Auftritt.

Fiesco. Sacco. Der Mohr. Soldaten.

Sacco. Den Mohren fanden wir eine brennende Lunte in den Sekauerdom werfen —

Fiesco. Deine Verrätherlei ging dir hin, weil sie mich traf. Auf Vortriebenerien steht der Strich. Dührt ihn gleich ab, häng' ihn am Richtthor auf.

Mohr. Pfui! pfui! pfui! Das kommt mir ungeheuer! — Läßt sich nichts davon weglassen?

Fiesco. Nichts.

Mohr, *vertraulich.* Schickt mich einmal zur Probe auf die Galere.

Fiesco *winkt den Soldaten.* Zum Galgen.

Mohr, *trübselig.* So will ich ein Christ werden!

Fiesco. Die Kirche bedankt sich für die Blattern des Heldenhumors.

Mohr, *(Schweigend)*. Schickt mich wenigstens besoffen in die Ewigkeit!

Fiesco. Nüchtern.

Mohr. Aber hängt mich nur an keine christliche Kirche!

Fiesco. Ein Ritter hält Wort. Ich versprach dir deinen eigenen Galgen.

Sacco brummt. Nicht viel Federlesens, Heide! Man hat noch mehr zu thun.

Mohr. Doch — wenn halt allenfals — der Strick bräche? —

Fiesco zu Sacco. Man wird ihn doppelt nehmen.

Mohr, resignirt. So mag's seyn — und der Teufel kann sich auf den Ertragsfall rüsten. Ad mit Soldaten, die ihn in einiger Entfernung aufhängen.

Elfter Auftritt.

Fiesco. **Leonore** erscheint hinten im Schwarzmantel *Gianettino's*.

Fiesco wird sie gewahr, fährt vor, fährt zurück und ruuert sich heimlich. Kenn' ich nicht diesen Busch und Mantel? Eist näher, fertig. Ich kenne den Busch und Mantel! Wuthend, indem er auf sie losfährt und sie niederstößt. Wenn du drei Leben hast, so steh' wieder auf und wandle! **Leonore** fällt mit einem gebrochenen Laut. Man hört einen Siegesmarsch. Trommeln, Hörner und Pöbels.

Zwölfter Auftritt.

Fiesco. **Calcagno**. **Sacco**. **Denturione**. **Bibo**. Soldaten mit Muff und Fahnen treten auf.

Fiesco oben entgegen im Triumph. Genueser — der Wurf ist geworfen — Hier liegt der Wurm meiner Seele — in gräßliche Kost meines Hasses. Hebet die Schwerter hoch! **Gianettino**!

Calcagno. Und ich komme, Ihnen zu sagen, daß zwei Drittheile von Genua Ihre Partei ergreifen und zu den kaiserlichen Bahnen schwören —

Bibo. Und durch mich schickt Ihnen **Verrina** vom Admiralschiff seinen Gruß und die Herrschaft über Hafen und Meer —

Denturione. Und durch mich der Gouverneur der Stadt seinen Kommandostab und die Schlüssel —

Sacco. Und in mir wirft sich, indem er niederfällt, der große und kleine Rath der Republik kniend vor seinen Herrn und bittet füßfällig um Gnade und Schonung —

Calcagno. Mich läßt den Ersten seyn, der den großen Sieger in seinen Mauern willkommen heißt — Heil Ihnen — Senket die Fahnen tief! — Herzog von Genua!

Alle nehmen die Hüte ab. Heil, Heil dem Herzog von Genua! *Fahnenmarsch*.

Fiesco stand die ganze Zeit über, den Kopf auf die Brust gesunken, in einer denkenden Zerstreuung.

Calcagno. Volk und Senat stehen wartend, ihren gnädigen Oberherrn im Fürstenornat zu begrüßen — Erlauben Sie uns, durchlauchtigster Herzog, Sie im Triumph nach der Signoria zu führen!

Fiesco. Erlaubt mir erst, daß ich mit meinem Herzen mich abfinde — Ich mußte eine gewisse theure Person in banger Ahnung zurücklassen, eine Person, die die Glorie dieser Nacht mit mir theilen wird. Gerührt zur Gesellschaft. Habt die Güte und begleitet mich zu eurer liebenswürdigen Herzogin! Er will aufbrechen.

Calcagno. Soll der menschenmörderische Bube hier liegen und seine Schande in diesem Winkel verhehlen?

Denturione. Steckt seinen Kopf auf eine Hellebarde.

Bibo. Laßt seinen zerrissenen Rumpf unser Pflaster kehren. Man leuchtet gegen den Leichnam.

Calcagno, erschrocken und etwas leise. Schaut her, Genueser! Das ist bei Gott kein Gianettinogeficht. *sehen starr auf die Leiche*.

Fiesco hält still, wirft von der Seite einen forschenden Blick darauf, den er starr und langsam unter Verzerrungen zuseht. Nein, Teufel — nein, Das ist kein Gianettinogeficht, häßlicher Teufel! Die Augen herumgerollt. Genua mein, sagt ihr? Mein? Hinauswütend in einem gräßlichen Schrei. Spiegelschere der Hölle! Es ist mein Weib! Erst durchdonnert zu Boden. Verschworne stehen in tochter Pauze und schauerrollen Gruppen.

Fiesco, matt aufgerichtet, mit dumpfer Stimme. Hab' ich mein Weib ermordet, Genueser? — Ich beschwöre euch, schielt nicht so geisterbleich auf dieses Spiel der Natur — Gott sey gelobt! Es gibt Schicksale, die der Mensch nicht zu fürchten hat, weil er nur Mensch ist. Wenn Götterwuth verhängt ist, wird keine Teufelqual zugemuthet — Diese Verirrung wäre etwas mehr. *Mit erschütterter Festigung*. Genueser, Gott sey Dank! es kann nicht seyn.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. **Arabella** kommt jammereud.

Arabella. Mögen sie mich umbringen, was hab' ich auch jetzt noch zu verlieren? — Habt Erbarmen, ihr Männer — Hier verließ ich meine gnädige Frau, und nirgends find' ich sie wieder.

Fiesco tritt ihr näher, mit leiser, bebender Stimme. **Leonore** heißt deine gnädige Frau?

Arabella, *leise*. O, daß Sie da sind, mein liebster, guter, gnädiger Herr! — Zürnen Sie nicht über uns, wir konnten sie nicht mehr zurückhalten.

Fiesco zögert sie dumpfig an. Du Verhaßte! von was nicht?

Arabella. Daß sie nicht nachsprang —

Fiesco, *heftiger*. Schwieg! wofin sprang?

Arabella. Ins Gerädre —

Fiesco, *wütend*. Daß deine Zunge zum Krokodil würde — Ihre Kleider?

Arabella. Ein schwarzhner Mantel —

Fiesco, *rastend gegen sie sammelnd*. Geh' in den neunten Kreis der Hölle! — der Mantel?

Arabella. Lag hier an dem Boden —

Einige Verschworne, *murmelt* **Gianettino** ward hier ermordet —

Fiesco, *todesmatt zurücklaufend zu Arabellen*. Deine Frau ist gefunden. **Arabella** geht arglos. **Fiesco** sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreise herum, darauf mit leiser, schwerer Stimme, die flusenweis bis zum Tode steigt. Wahr ist's — wahr — und ich das Stichblatt des unendlichen Dabenstücks. *Wichtig um sich blickend*. Tretet zurück, ihr menschliche Gesichter —

Ah, mit jedem Zahnstocher an Himmel, hält' ich nur seinen Weltkan zwischen diesen Zähnen — ich fühle mich aufgelegt, die ganze Natur in ein grinsendes Schenkel zu zerfragen, bis sie aussieht, wie mein Schmerz. — Zu den Andern, die lebend herumstehen. Mensch! — wie es jetzt dastcht, das erbärmliche Gesicht, sich segnet und selig preist, daß es nicht ist, wie ich — nicht, wie ich! — In verlesenen Leben hingefallen. Ich allein habe den Streich — *Wahnsinn, wilder*. Ich? Warum ich? Warum nicht mit mir auch Diese? Warum soll sich mein Schmerz am Schmerz eines Mitgeschöpfes nicht stumpf reiben dürfen?

Calcagno, *furchsam*. Mein theurer Herzog —

Sisco dringt auf ihn ein, mit größlicher Freude. Ah, willkommen! Hier, Gott sey Dank! ist Einer, den auch dieser Donner quetscht! Indem er den Calcagno während in seine Arme drückt. Bruder Berschnetterter! Wohl bekomme die Verdammniß! Sie ist todt! Du hast sie auch geliebt! Er zwängt ihn an den Leichnam und drückt ihm den Kopf dagegen. Sie ist todt! Den stieren Blick in einen Winkel gewendet. Ah, daß ich Hände am Thor der Verdammniß, hinunterschauen dürfte mein Aug' auf die mancherlei Folterschrauben der sinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerfährsteter Sünder Gewinsel — Könnt' ich sie sehen, meine Dual, wer weiß, ich trüge sie vielleicht! Wie schauerlich sie leidet. Mein Weib liegt hier ermordet — Nein, Das will wenig sagen! Nachdrücklicher. Ich, der Ruhe, habe mein Weib ermordet — D'psui, so etwas kann die Hölle kaum figeln — Er wird belästigt sie mich künftlich auf der Freude legtes glättestes Schwindeldach, schwagt mich bis an die Schwelle des Himmels — und dann hinunter — dann — o, könnte mein Deem die Pest unter Seelen blasen — dann — dann ermerst' ich mein Weib — Nein! ihr Wig ist noch feiner — dann überreilen sich, verachtet zwei Augen, und, mit schrecklich im Nachdruck, ich ermorde — mein Weib! *Er schreit lautlos.* Das ist ein Meisterrück!

Alle Verschwörer blicken gerührt an ihren Morden. Einige weinen Tränen auf den Augen. Pause.

Sisco, *erschrocken und ängstlich*, indem er um Goffel herum läuft. Schleicht hier Jemand? — Ja, bei Gott, die einen Fürsten würgten, weinen! In stillen Schmerz geschmettert. Nebel! weint ihr über diesen Hochverrath des Todes, oder weint ihr über meines Geistes Memmenial! In rascher, rührender Stellung vor der Thüre verweilt. Wo ist warme Thränen seltsamste Mörder schmelzen, flüchte Sisco's Verweilung! Zehn verweilt an der Thüre. Leonore, vergiß — Neue rührt man dem Himmel nicht ab. *Wach mit Bewach.* Jahre voraus, Leonore, genos ich das Zeit einer Stunde, wo ich den Gemüthern ihre Herzogin brachte — Wie lieblich verschämt sah ich schon seine Wangen erröthen, seinen Busen wie künftlich schön unter dem Silberfloze schwellen, wie angenehm seine löselnde Stimme der Enttäufung versagen! *Lebhafter.* Ha! wie berauschend waltete mir schon der stolze Jura in Ehren, wie triegelte sich meiner Liebe Triumph im versinkenden Reize! — Leonore — die Stunde ist gekommen — Genua's Herzog ist dein Sisco — und Genua's schlechtester Bettler bestimmt sich, seine Verachtung an seine Dual und meinen Scharlach zu tauschen — *Nachdrücklicher.* Eine Gattin theilt seinen Gram — mit wem kann ich meine Herrlichkeit theilen? *Er wendet sich zu und verbeugt sein Gesicht an der Thüre. Wirkung auf allen Gesichtern.*

Calcagno, Es war eine treffliche Dame.

Dibo, Daß man noch ja den Trauerfall dem Volk noch verheimliche. Er nähme den Aufzügen den Muth und gäb' ihn den Heizen.

Sisco steht gelöst und sich auf. Höret, Genuesser! — Die Vorsehung, verfüh' ich ihnen Wink, schlug mir diese Wunde nur, mein Herz für die nahe Größe zu prüfen. — Es war die gewagteste Probe. Ich fürcht' ich weder Qual, noch Enttäufung mehr. Kommt! Genua erwarte mich, saget ihr? — Ich will Genua einen Fürsten schenken, wie ihn noch kein Europäer sah — Kommt! dieser unglücklichen Fürstin will ich eine Todtenfeier halten, daß das Leben seine Anbeter verlieren, und die Verwesung wie eine Braut glänzen — Jetzt folgt eurem Herrn! *Wenden ab unter Aufmerksamem.*

Vierzehnter Auftritt.

Andreas Doria. Comellino.

Andreas, Dort jauchzen sie hin.

Comellino, Ihr Glück hat sie berauscht. Die Thore sind bloßgegeben. Der Signoria würgt sich Alles zu.

Andreas, Nur meinem Neffen schenkt das Noß. Mein Neffe ist todt. Hören Sie, Comellino —

Comellino, Was? noch? noch hoffen Sie, Herzog?

Andreas, *ersch.* Zittre du für dein Leben, weil du mich Herzog spottest, wenn ich auch nicht einmal hoffen darf.

Comellino, Gnädigster Herr — eine brausende Nation liegt in der Schale Sisco's — Was in der Drigen?

Andreas, groß und warm. Der Himmel!

Comellino, *ramisch die Acheln zuckend.* Seitdem das Pulver erfinden ist, campiren die Engel nicht mehr.

Andreas, Erbärmlicher Affe, der einem verweilenden Graupfopf seinen Gott noch nimmt! *Erna und getuschelt.* Geh! mache bekannt, daß Andreas noch lebe — **Andreas**, sagst du, ersuche seine Kinder, ihn doch in seinem achtzigsten Jahre nicht zu den Ausländern zu jagen, die dem Andreas den Aler seines Vaterlandes niemals verreiben würden. Sag' ihnen Das, und Andreas eründe seine Kinder um so viel Erde in seinem Vaterlande für so viel Weine.

Comellino, Ich gehersame, aber verweile. *Er geht ab.*

Andreas, Höre! und nimm diese eisgraue Haar. Jede mit — Sie war die letzte, sagst du, auf meinem Haupt und ging los in der dritten Jännernacht, als Genua lothris von meinem Heren, und liebe achtzig Jahre gehalten und habe den Maßlopf verlassen im achtzigsten Jahr — sie härmte in mühe, aber doch rarf genug, dem schlanken Jüngling den Turur zu knüpfen. Er geht mit verweiltem Gesicht. *Comellino tritt von einer Entfernung her. Er hat ein tumultuar. des Heren geist unter Donner und Blitzen.*

Fünfzehnter Auftritt.

Verrina vom Hafen. Bertha und Bourgognino.

Verrina, Man jauchzt. Wem gilt Das?

Bourgognino, Sie werden den Sisco zum Herzog anrufen.

Bertha, *indem sie sich anstellt an Bourgognino.* Mein Vater ist fürchterlich. *Erst.*

Verrina, Laß mich allein, Kinder! — O Genua! Genua!

Bourgognino, Der Pöbel vergöttert ihn und forderte wieder den Purpur. Der Adel sah mit Entsetzen zu und durfte nicht nein sagen.

Verrina, Mein Sohn, ich hab' alle meine Hablichkeiten zu Geld gemacht und auf dein Schiff bringen lassen. Nimm deine Frau und sich unverzüglich in See. Vielleicht werd' ich nachkommen. Vielleicht — nicht mehr. Dir segelt nach Marseille, un-, *schmerzhaft und gerührt* se umarmend. Gott geleit' euch! *Scheid ab.*

Bertha, Um Gotteswillen! Vorüber brüet mein Vater?

Bourgognino, Verstandst du den Vater?

Bertha, Alwegen, o Gott! fliehen in der Brautnacht!

Dourgognino. So sprach er — und wir gehorchen. Beide gehen nach dem Hafen.

Sechzehnter Auftritt.

Verrina. Fiesco regelmäßig schmunzelnd
Beide treffen.

Fiesco. Verrina! — Erwünscht. Eben war ich aus, dich zu suchen.

Verrina. Das war auch mein Gang.

Fiesco. Merkt Verrina keine Veränderung an seinem Freunde?

Verrina, zurückhaltend. Ich wünsche keine.

Fiesco. Aber siehst du auch keine?

Verrina, ohne ihn anzusehen. Ich hoffe, nein!

Fiesco. Ich frage, findest du keine?

Verrina nach einem flüchtigen Blick. Ich finde keine.

Fiesco. Nun, siehst du, so muß es doch wahr seyn, daß die Gewalt nicht Tyrannen macht. Zeit wir uns Beide verlassen, bin ich Genua's Herzog geworden, und Verrina, indem er ihn an die Wank drückt, findet meine Umarmung noch feurig wie sonst.

Verrina. Desto schlimmer, daß ich sie frohlich erwidern muß; der Anblick der Majestät fällt wie ein schneidendes Messer zwischen mich und den Herzog! Johann Ludwig Fiesco besaß Länder in meinem Herren — jetzt hat er ja Genua erobert, und ich nehme mein Eigenthum zurück.

Fiesco, beiseite. Das wolle Gott nicht! Für ein Herrschthum wäre der Preis zu jüdisch.

Verrina murmelt kuster. Hum! Ist denn etwa die Freiheit in der Mode gesunken, daß man dem Ersten dem Reuten Verwundnen um ein Schankengeld nachwirft?

Fiesco in die Thüre gehend. Das sag' du Niemand, als dem Fiesco.

Verrina. O, natürlich! ein vorzüglicher Revi muß es seyn, von dem die Wahrheit ohne Ohrfeige wegstommt — aber, Schade! der verschlagene Spieler hat's nur in einer Karte versehen. Er calculirte das ganze Spiel des Lebens, aber der raffinierte Witzling ließ zum Unmuth die Patrioten aus. So bedeutend. Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Jüge der römischen Jugend zurückbehalten? Ich schwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Oebdine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie auf dem Mace sie zusammenlesen!

Fiesco nimmt ihn mit Sanftmuth bei der Hand. Auch nicht, wenn der Herzog dein Bruder ist? wenn er sein Fürstenthum nur zur Schatzkammer seiner Wohlthätigkeit macht, die bis jetzt bei seiner häuslicherischen Dürftigkeit betteln ging? Verrina, auch dann nicht?

Verrina. Auch dann nicht — und der verschonte Raub hat noch keinem Dieb von dem Galgen geholfen. Ueberdies ging diese Großmuth bei Verrina fehl. Meinem Mitbürger konnt' ich schon erlauben, mir Gutes zu thun — meinem Mitbürger konnt' ich's wett machen zu können. Die Gabe eines Fürsten sind Gnade — und Gott ist mir gnädig.

Fiesco, ägerlich. Wollt' ich doch lieber Italien vom Atlantischen Meer abreißen, als diesen Starrkopf von seinem Wahn.

Verrina. Und abreißen ist doch sonst keine schlechteste Kunst nicht, davon weiß das Laune Publikum zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Maßen nimmst — es selbst aufzufressen. —

Aber genug! Nur im Vorbeigehen, Herzog, sage mir, was verbrach denn der arme Teufel, den ihr am Jesuitendom aufknüpfet?

Fiesco. Die Canaille zündete Genua an.

Verrina. Aber doch die Geseze ließ die Canaille noch ganz?

Fiesco. Verrina brandtschagt meine Freundschaft.

Verrina. Hinweg mit der Freundschaft! Ich sage dir ja, ich liebe dich nicht mehr; ich schwöre dir, daß ich dich hasse — hasse wie den Wurm des Paradieses, der den ersten falschen Wurf in die Schöpfung that, worunter schon das fünfte Jahrtausend blutet — Höre, Fiesco — nicht Unterthan gegen Herrn — nicht Freund gegen Freund, Mensch gegen Mensch red' ich zu dir. Schalk und Feigheit. Du hast eine Schande begangen an der Majestät des wahrhaftigen Gottes, daß du dir die Tugend die Hände zu deinem Unkenstück führen und Genua's Patrioten mit Genua Unrecht treiben ließe — Fiesco, wär' auch ich der Neckelkumme gewesen, den Schalk nicht zu merken, Fiesco! bei allen Schauern der Ewigkeit, einen Strick wollt' ich drehen aus meinen eigenen Gedärmen und mich erdrosseln, daß meine lachende Seele in gleichnißlichen Schaumblasen dir austrügen sollte. Das fürstliche Schelmstück drückt wohl die Weltwaage menschlicher Tünden entwei; aber du hast den Himmel geneckt, und den Frech wird das Weltgericht führen.

Beide schmunzeln und gehen.

Verrina. Besinne dich auf keine Antwort. Jetzt sind wir fertig. Nach einem Hauch und Nachsetzen Herzog von Genua, auf den Schößen des geizigen Tyrannen lern' ich eine Gattung armer Geschöpfe kennen, die eine verjährte Schuld mit jedem Haderschläge wiederläsen und in den Ocean ihre Thränen weinen, der wie ein reicher Mann zu vornehm ist, sie zu zählen — Ein guter Mann eröffnet sein Regiment mit Erbarmen. Wollten du dich entschließen, die Galeerenflaven zu erlösen?

Fiesco, lacht. Sie seyen die Grünsinge meiner Tyrannie — Geh' und verkündige ihnen allen Erlösung!

Verrina. So machst du deine Sache nur halb, wenn du ihre Freude verlierst. Versuch' es und geh' selbst. Die großen Herren sind so selten dabei, wenn sie Böses thun; sollen sie auch das Gute im Hinterhalt stiften? — Ich dächte, der Herzog wäre für keines Bettlers Empfindung zu groß.

Fiesco. Mann, du bist schrecklich; aber ich weiß nicht, warum ich folgen muß. Beide gehen dem Meere zu.

Verrina kalt küßt, mit Bitterkeit. Aber — noch einmal umarme mich, Fiesco! Hier ist ja Niemand, der den Verrina weinen sieht und einen Fürsten empfinden. Er drückt dich an. Gewiß, nie schlugen zwei größere Herzen zusammen; wir liebten uns doch so brüderlich warm — Gehst an Fiesco's Hals meinent. Fiesco! Fiesco! du räumst einen Platz in meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besetzen wird.

Fiesco, sehr gerührt. Sey — mein — Freund!

Verrina. Wirf diesen häßlichen Purpur weg, und ich bin's — Der erste Dürst war ein Mörder und führte den Purpur ein, die Flecken seiner That in dieser Blutfarbe zu verstecken — Höre, Fiesco — ich bin ein Kriegsmann, verstehe mich wenig auf nasse Wangen — Fiesco — Das sind meine ersten Thränen — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesco. Schwieg!

Verrina, *keckiger*. **Fiesco** — laß hier alle Kronen dieses Planeten zum Preis, dort zum Popanz all seine Foltern legen, ich soll knien vor einem Sterblichen — ich werde nicht knien — **Fiesco**! indem er niederfällt, es ist mein erster Kniefall — Wirf diesen Purpur weg!

Fiesco. Steh' auf und reiz mich nicht mehr!

Verrina, *entschlossen*. Ich steh' auf, reiz dich nicht mehr! Sie stehen auf einem Beett, das zu einer Galeere führt. Der Fürst hat den Vortritt. Gehen über das Beett.

Fiesco. Was zerrst du mich am Mantel? — er fällt!

Verrina mit fürchterlichem Pöbne. Nun, wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach! Er stürzt ihn ins Meer.

Fiesco ruft aus den Wellen: Hilf, Genua! Hilf! Hilf deinem Herzog! *Erst unter*

Siebenzehnter Auftritt.

Calcagno. Sacco. Dibo. Benturione. Verschworne. Volk. *Alle eilig, ängstlich.*

Calcagno *schreit*. **Fiesco! Fiesco!** Andreas ist zurück, halb Genua springt dem Andreas zu. Wo ist Fiesco?

Verrina mit festem Ton. Ertrunken! *V*

Benturione. Antwortet die Hölle oder das Zollhaus?

Verrina. Ertränkt, wenn Das hübscher lautet — Ich gehe zum Andreas.

Alle bleiben in kleinen Gruppen stehen. Der Vorhang fällt.

Cabale und Liebe.

Ein bürgerliches Trauerspiel.

Personen:

Präsident von Walter, am Hof eines deutschen Fürsten.

Ferdinand, sein Sohn, Major.

Hofmarschall von Raab.

Lady Milford, Favoritin des Fürsten.

Wurm, Haussecretär des Präsidenten

Miller, Stadtmusikant oder, wie man sie an einigen Orten nennt, Kunstspfeifer.

Desen Frau.

Louise, dessen Tochter.

Sophie, Kammerjungfer der Lady.

Ein Kammerdiener des Fürsten.

Verschiedene Nebenpersonen.

Erster Akt.

Erste Scene.

Miller

Frau Millerin

in ihrem Kasse

Miller, schnell auf- und abgehend. Einmal für allemal! Der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins Geschrei. Mein Haus wird verunsen. Der Präsident bekommt Wind, und — kurz und gut, ich biete dem Junker an.

Frau. Du hast ihn nicht in dein Haus geschwagt — hast ihm deine Tochter nicht nachgeworfen.

Miller. Hab' ihn nicht in mein Haus geschwagt — hab' ihm's Mädchen nicht nachgeworfen; wer nimmt Notiz davon? — Ich war Herr im Hause. Ich hätte meine Tochter mehr coram nehmen sollen. Ich hätt' dem Major besser austrumpfen sollen — oder hätt' gleich Alles seiner Excellenz, dem Herrn Papa, stecken sollen. Der junge Baron bringt's mit einem Wischer hinaus, Das muß ich wissen, und alles Wetter kommt über den Weiger.

Frau schließt eine Kasse auf. Pöffen! Geshwäg! Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben? Du gehst deiner Profession nach und raffst Scholaren zusammen, wo sie zu kriegen sind.

Miller. Aber, sag' mir doch, was wird bei dem ganzen Commerz auch herauskommen? — Nehmen kann er das Mädchen nicht — Vom Nehmen ist gar die Rede nicht, und zu einer — daß Gott erbarm? — Guten Morgen! — Gelt, wenn so ein Müsje von sich da und dort und dort und hier schon her-

umbehelfen hat, wenn er, der Henker weiß, was Alles? gelöst hat, schmeckt's meinem guten Schlucker freilich, einmal auf süß Wasser zu graben. Gib du Acht! gib du Acht! und wenn du aus jedem Aßloch ein Auge strecktest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie, die auf der Nase, beschwagen, dem Mädchen Eins hinsetzen und führt sich ab, und das Mädchen ist verschimmst auf ihr Lebenslang, bleibt sitzen oder hat's Handwerk verschmeckt, treibt's fort, die Hand vor die Augen. Jesus Christus!

Frau. Gott behüt' uns in Gnaden!

Miller. Es hat sich zu behüten. Werauf kann so ein Windzug wohl sonst sein Abscheu richten? — Das Mädchen ist schön — schlaut — führt seinen netten Fuß. Unterm Dach mag's aussehen, wie's will. Darüber guckt man bei euch Weibsleuten weg, wenn's nur der liebe Gott par terre nicht hat fehlen lassen — Stöbert mein Springinsfeld erst noch dieses Capitel aus — heh! da geht ihm ein Licht auf, wie meinem Rodney, wenn er die Bitterung eines Franzosen kriegt, und nun müssen alle Segel dran, und drauf los, und — ich verdank's ihm gar nicht. Mensch ist Mensch. Daß muß ich wissen.

Frau. Solltest nur die wunderhübschen Billetter auch lesen, die der gnädige Herr an deine Tochter alle schreiben that. Güter Gott! da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist.

Miller. Das ist die rechte Höhe! Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Voten geben lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gefind macht's der Herrschaft nach, und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen.

Frau. Sieh' doch nur erst die prächtigen Bücher an, die der Herr Major ins Haus geschafft haben. Deine Tochter betet auch immer drauß.

Miller *pflegt.* Hui da! Betet! Du hast den Wig davon. Die rohen Kraftbrühen der Natur sind Ihre Gnaden zartem Macaronenmagen noch zu hart — Er muß sie erst in der höllischen Pestilenzküche der Belletristen künstlich aufkochen lassen. Ins Feuer mit dem Quark! Da faugt mir das Mädel — weiß Gott, was für? — überhimmlische Alfanzerien ein, Das läuft dann wie spanische Mücken ins Blut und wirft mir die Handvoll Christenthum noch gar auseinander, die der Vater mit knapper Noth so so noch zusammenhielt. Ins Feuer, sag' ich! Das Mädel setzt sich alles Teufelsgezeug in den Kopf; über all dem Herumschwängen in der Schlaraffenwelt findet's zuletzt seine Heimath nicht mehr, verärgert, schämt sich, daß sein Vater Miller der Geiger ist, und vers schlägt mir am End' einen wackern ehrbaren Schwiegersohn, der sich so warm in meine Kundschaft hineingesetzt hätte — — Nein! Gott verdamme mich! *Er springt auf.* *Figig.* Gleich muß die Pastete auf den Herd, und dem Major — — ja ja, dem Major will ich weisen, wo Meister Zimmermann das Koch gemacht hat. *Er wiß fort.*

Frau. Sey artig, Miller! Wie manchen schönen Groschen haben uns nur die Präsenten — —

Miller *kommt zurück und steht vor ihr stehend.* Das Blutgeld meiner Tochter? — Schier dich zum Catan, infame Kupplerin! — Eh' will ich mit meiner Geig' auf den Bettel herumziehen und das Concert um was Warmes geben — eh' will ich mein Violoncello zerbrechen und Mist im Souterrainboden führen, eh' ich mir's schmecken lasse von dem Geld, das mein einziges Kind mit Seel' und Seligkeit abverdiert. — Stell' den vermaledeiten Kaffee ein und das Tobakschnurken, so brauchst du deiner Tochter Gesicht nicht zu Markt zu treiben. Ich hab' mich satt gefressen und immer ein gutes Hemd auf dem Leib gehabt, eh' so ein vertrackter Tausendfassa in meine Stube geschmeckt hat.

Frau. Nur nicht gleich mit der Thür ins Haus! Wie du doch den Augenblick in Feuer und Flammen siehst! Ich sprach' ja nur, man muß' den Herrn Major nicht disgusthüren, weil Sie des Präsidenten Sohn sind.

Miller. Da liegt der Haas im Pfeffer. Darum, just eben darum muß die Sach' noch heut' auseinander! Der Präsident muß es mir Dank wissen, wenn er ein rechtschaffener Vater ist. Du wirst mir meinen rothen plüschenen Rock ausbürsten, und ich werde mich bei Seiner Excellenz anmelden lassen. Ich werde sprechen zu Seiner Excellenz: Dero Herr Sohn haben ein Aug' auf meine Tochter; meine Tochter ist zu schlecht zu Dero Herrn Sohnes Frau, aber zu Dero Herrn Sohnes Hure ist meine Tochter zu kostbar, und damit basta! — Ich heiße Miller.

Zweite Scene.

Secretär Wurm. Die Vorigen.

Frau. Ach! guten Mor n, Herr Sekretäre! Hat man auch einmal wieder das Vergnügen von Ihnen?

Wurm. Mainerseits, meinerseits, Frau Wase! Wo eine Cavaliersgnade einspricht, kommt mein kargerliches Vergnügen in gar keine Rechnung.

Frau. Was Sie nicht sagen, Herr Sekretäre! Des Herrn Majors von Walter hohe Gnaden machen uns wohl je und je das Bläßer; doch verachten wir darum Niemand.

Miller, *verdrückt.* Dem Herrn einen Cessell, Frau! Wollen's ablegen, Herr Landsmann?

Wurm *legt Hut und Stock weg, setzt sich.* Nun! nun! und wie befinden sich denn meine Zukünftige — oder Gewesene? — Ich will doch nicht hoffen — fragt man sie nicht zu sehen — Mamsell Louise?

Frau. Danken der Nachfrage, Herr Sekretäre! Aber meine Tochter ist doch gar nicht hochmüthig.

Miller, *ärgerlich.* Stößt sie mit dem Heutigen. Weib!

Frau. Bedauern's nur, daß sie die Ehre nicht haben kann vom Herrn Sekretäre. Sie ist eben in die Wess', meine Tochter.

Wurm. Das freut mich! freut mich! Ich werd' einmal eine fromme, christliche Frau an ihr haben!

Frau *lächelt kumm-vornehm.* Ja — aber, Herr Sekretäre —

Miller *in schmerzlicher Verlegenheit, kniet sie in die Knie.* Weib!

Frau. Wenn Ihnen unser Haus sonst irgendwo dienen kann — mit allem Vergnügen, Herr Sekretäre —

Wurm *macht salbige Augen.* Sonst irgendwo! Schönen Dank! Schönen Dank! — Hem! hem! hem!

Frau. Aber — wie der Herr Sekretäre selber die Günstig werden haben —

Miller, *voll Zorn seine Frau vor den Hintern stoßend.* Weib!

Frau. Gut ist gut, und besser ist besser, und einem einzigen Rinde mag man doch auch nicht vor seinem Glück seyn. *Wurm* *setzt.* Sie werden mich ja doch wohl merken, Herr Sekretäre?

Wurm *rückt unruhig im Cessell, tragt Later den Ohren und guckt an Manschetten und Jacket.* Werken? Nicht doch — O ja — Wie meinen Sie denn?

Frau. Nu — nu — ich möchte nur — ich meine, *Wurm* *weil eben halt der liebe Gott meine Tochter baren zur gnädigen Madam' will haben —*

Wurm *lächelt vom Cessell.* Was sagen Sie da? Was?

Miller. Bleiben sitzen! Bleiben sitzen, Herr Secretarius! Das Weib ist eine adorne Hans! Wo soll eine gnädige Madam' herkommen? Was für ein Esel streckt sein Langohr aus diesem Weichwage?

Frau. Schmäh! du, solange du willst. Was ich weiß, weiß ich — und, was der Herr Major gesagt hat, Das hat er gesagt

Miller, *aufgebracht.* *Er ringt nach der Geige.* Willst du dein Maul halten? Willst das Violoncello am Hirschkäse wissen? — Was kannst du wissen? — Was kann er gesagt haben? — Kehren sich an das Geklatz nicht, Herr Vetter! — Marsch du, in deine Küche! — Werden mich doch nicht für des Tummkops kühnlichen Schwager b'ra, daß ich obenans wolle mit dem Mädel? Werden doch Das nicht von mir denken, Herr Secretarius!

Wurm. Auch hab' ich es nicht um Sie verdient, Herr Musikmeister! Zu haben mich jederzeit den Mann von Wort gehen lassen, und meine Ansprüche auf Ihre Tochter waren so gut als unterschrieben. Ich habe ein Amt, das seinen guten Haushälter nähern kann; der Präsident ist mir gewogen; an Empfehlung kann es nicht fehlen, wenn ich mich höher positioniren will. Sie sehen, daß meine Absichten auf Mamsell Louise ernsthaft sind, wenn Sie vielleicht von einem adeligen Windbeutel herumgeholt — —

Frau. Herr Sekretäre Wurm! mehr Respect, wenn man bitten darf —

Miller. Halt' du dein Maul, sag' ich — Lassen Sie es gut seyn, Herr Vetter! Es bleibt beim Alten. Was ich Ihnen verwichenen Herbst zum Bescheid gab,

bring' ich heut' wieder. Ich zwing' meine Tochter nicht. Stehen Sie ihr an — wohl und gut, so mag sie zusehen, wie sie glücklich mit Ihnen wird. Schüttele sie den Kopf — noch besser — in Gottes Namen, wollt' ich sagen — so stecken Sie den Korb ein und trinken eine Bouteille mit dem Vater. — Das Mädel muß mit Ihnen leben — ich nicht. — Warum soll ich ihr einen Mann, den sie nicht schmecken kann, aus purem klarem Eigensinn an den Hals werfen? — daß mich der böse Feind in meinen eiligräuen Tagen noch wie sein Wildpret herumhege — daß ich's in jedem Glas Wein zu saufen — in jeder Suppe zu freffen kriege: Du bist der Spigbube, der sein Kind ruinirt hat.

Frau. Und kurz und gut — ich geb' meinen Consens absolut nicht: meine Tochter ist zu was Hohem gemünzt, und ich lauf' in die Gerichte, wenn mein Mann sich beschwagen läßt.

Miller. Willst du Arm und Bein entzwei haben, Wetermaul?

Wurm zu Miller. Ein väterlicher Rath vermag bei der Tochter viel, und hoffentlich werden Sie mich kennen, Herr Miller?

Miller. Daß dich alle Hagel! 's Mädel muß Sie kennen. Was ich alter Knauserbart an Ihnen abquäle, ist just kein Drossen für's junge naschhafte Mädel. Ich will Ihnen aufs Haar hin sagen, ob Sie ein Mann fürs Schwester sind — aber eine Weiberseel' ist auch für einen Cavallmeister zu feylich. — Und dann von der Brust weg, Herr Vetter — ich bin halt ein plumver gerader deutscher Kerl — für meinen Rath werden Sie sich zuletzt wenig bedanken. Ich rathe meiner Tochter zu Keinem — aber Sie misrath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen mich anreden. Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruf'. Frau! ich — erlauben Sie — keine hohle Gaielung zu. Ist er was, so wird er sich schämen, seine Talente durch diesen altmedischen Canal vor seine Liebte zu bringen — Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hasenfuß, und für den sind keine Küssen gewachsen — Da! hinter dem Rücken des Vaters muß er sein Gewerh an die Tochter stellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren läßt — oder selber kommt, dem Vater zu Hüfen sich wirft und um Gotteswillen den schwarzen gelben Tod oder den Herzeinzigen ausbittet. — Das nenn' ich einen Kerl! Das heißt lieben! und, wer's bei dem Weibsvolk nicht so weit bringt, Der soll — auf seinem Gänsefiedel reiten.

Wurm greift nach Hut und Stock und zum Zimmer hinaus. Obligation, Herr Miller!

Miller geht ihm langsam nach. Für was? für was? Haben Sie ja doch nichts genossen, Herr Secretarius!

Zurückkommend. Nichts hört er, und hin zieht er — Ist mir's doch wie Gift und Everment, wenn ich den Jedersucher in Gesichte kriege. Ein confidirter wideriger Kerl, als hält' ihn irgend ein Schleichhändler in die Welt meines Herrgotts hineingeschachert. — Die Kleinen tüschlichen Mäuglein — die Haare brandroth — das Kirn herausgequollen, gerade als wenn die Natur vor purem Gift über das verhumte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefaßt und in irgend eine Ecke geworfen hätte — Nein! eh' ich meine Tochter an so einen Schuft wegwerfe, lieber soll sie mir — Gott verzeih' mir's —

Frau spuckt auch giftig. Der Hund! — aber man wird dir's Maul sauber halten!

Miller. Du aber auch mit deinem pestilenzialischen Junker! — Hast mich vorhin auch so in Harnisch gebracht. — Bist doch nie dummer, als wenn du um Gotteswillen geschweigt seyn solltest. Was hat das Geträsich von einer gnädigen Madam' und deiner Tochter da vorstellen sollen? Das ist mir der Alte! Dem muß man so was an die Nase heften, wenn's morgen am Marktbrunnen ausgeschellt seyn soll. Das ist just so ein Mäse, wie sie in der Leute Häusern herumriechen, über Keller und Koch raisonniren, und, springt Einem ein nasenweises Wort übers Maul — Bums! haben's Fürst und Maitress' und Präsißent, und du hast das siedende Donnerwetter am Halse.

Dritte Scene.

Louise Millerin *kommt* **Buch in der Hand.** **Vorige.**

Louise legt das Buch nieder, geht zu Millerin und drückt ihm die Hand. Guten Morgen, lieber Vater!

Miller, warm. Was, meine Louise! — Treut mich, daß du so fleißig an deinen Schöpfer denkst. Bleib' immer so, und sein Arm wird dich halten.

Louise. O! Ich bin eine schwere Sünderin, Vater! — War er da, Mutter?

Frau. Wer, mein Kind?

Louise. Ach! ich vergaß, daß es noch außer ihm Menschen gibt — Mein Kopf ist so wüthe — Er war nicht da? Walter?

Miller, traurig und erschrocken. Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen?

Louise, nachdem sie ihn eine Zeitlang starr angesehen. Ich versteh' ihn, Vater — fühle das Mißer, das Er in mein Gewissen stößt; aber es kommt zu spät. — Ich habe keine Andacht mehr, Vater — der Himmel und Ferdinand reißen an meiner Seele, und ich fürchte — ich fürchte — Nach einer Pause. Doch nein, guter Vater! Wenn wir ihn über dem Gemälde vernachlässigen, sinket sich ja der Künstler am Beinsteu gelobt. — Wenn meine Freude über sein Meinerthum mich ihn selbst übersehen macht, Vater, muß Das Gott nicht ergötzen?

Miller wucht sich unruhig auf den Stuhl. Da haben wir's! Das ist die Frucht von dem gottlosen Leben!

Louise tritt unruhig an ein Fenster. Wo er wohl jetzt ist? — Die vornehmen Fräulein, die ihn sehen — ihn hören — — ich bin ein schlechtes, vergessenes Mädchen. *Erstreckt an dem Thor und klopft stumm weiter zu.* Doch nein, nein! verzeih' Er mir. Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn denken — Das kostet ja nichts. Dies Wüthen leben — dürst' ich es hinanden in ein leises, schmeichelndes Küsschen, sein Gesicht abzukühlen! — dies Wüthen Jugend — wär' es ein Weiden, und er trate darauf, und es dürste beiseiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn die Mäde in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie Das strafen, die Hölle, majestätische Sonne?

Miller beugt sich gerührt an die Lehne des Stuhls und bedeckt das Gesicht. Höre, Louise — das Wüfel Vordentag meiner Jahre, ich gäb' es hin, hättest du den Major nie gesehen.

Louise, erschrocken. Was sagt Er da? was? — Nein, er meint es anders, der gute Vater. Er wird nicht wissen, daß Ferdinand mein ist, mir geschaffen, mir zur Freude vom Vater der Liebenden. *Sie steht nachdenkend.* Als ich ihn das Erstmal sah — rathet — und mir das Blut in die Wangen stieg, froher jagten

alle Pulse, jede Wallung sprach, jeder Athem lispelte: *Er ist's!* — und mein Herz den Immermangelnden erkannte, bekräftigte: *Er ist's!* — und wie Das widerklang durch die ganze mitfreuende Welt! — damals — o, damals ging in meiner Seele der erste Morgen auf. Tausend junge Gefühle schossen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenn's Frühling wird. Ich sah keine Welt mehr, und doch besinn' ich mich, daß sie niemals so schön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatt' ich ihn nie so geliebt.

Miller eilt auf sie zu, drückt sie wider seine Brust. *Louise — theures — herrliches Kind — nimm meinen alten mühen Kopf — nimm Alles — Alles! — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann dir ihn nimmer geben. Er geht ab.*

Louise. Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater! Dieser kurze Thautropfe Zeit — schon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn vollständig auf. Ich entsag' ihm für dieses Leben. Dann, Mutter, dann, wenn die Schranken des Unterschiedes einfließen — wenn von uns abspringen all' die verhassten Hülsen des Standes — Menschen nur Menschen sind — Ich bringe nichts mit mir, als meine Unschuld; aber der Vater hat ja so oft gesagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt, und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich seyn. Dort rechnet man Thränen für Triumphe und schöne Gedanken für Ahnen an! Ich werde dann vornehm seyn, Mutter! — Was hätte er dann noch vor seinem Mädchen voraus?

Frau fahrt in die Höhe. *Louise! der Major! Er springt über die Planke! Wo verberg' ich mich?*

Louise *sa gt an zu zielen.* *Wolk' Sie doch, Mutter!*

Frau. Mein Gott! wie seh' ich aus; ich muß mich ja schämen! Ich darf mich nicht vor Seiner Gnade so sehen lassen!

Vierte Scene.

Ferdinand von Walter. Louise.

Er liegt auf sie zu — sie sinkt entlarzt und matt auf einen Stuhl — er klebt vor ihr stehen — sie sehen sich eine Zeitlang stillschweigend an. Pause.

Ferdinand. Du bist blaß, Louise?

Louise steht auf und faßt ihm um den Hals. *Es ist nichts! nichts! Du bist ja da. Es ist vorüber!*

Ferdinand ihre Hand nehmend und zum Munde führend. Und liebt mich meine Louise noch? Mein Herz ist das gestrige, ist's auch das deine noch? Ich fliege nur her, will sehen, ob du heiter bist, und gehn und es auch seyn — Du bist's nicht!

Louise. Doch, doch, mein Geliebter!

Ferdinand. Rede mir Wahrheit! Du bist's nicht! Ich schaue durch deine Seele, wie durch das klare Wasser dieses Brillanten. Zeigt auf seinen Ring. Hier wirfst sich kein Bläschen auf, daß ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in dies Angesicht, der mir entwichte! Was hast du? Geschwind! Weiß ich nur diesen Spiegel helle, so läßt keine Wolke über die Welt! Was besümmert dich?

Louise steht ihn eine Weile stumm und bedeutend an, dann mit wehmuth. **Ferdinand!** Daß du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das lächerliche Mädchen sich ausnimmt. —

Ferdinand. Was ist Das? *erschrocken.* Mädchen! Höre! wie kommst du auf Das? — Du bist meine Louise! Wer sagt dir, daß du noch etwas seyn solltest? Stehst du, Falsche, auf welchem Kaltschna ich dir begegne

muß. Wärest du ganz nur Liebe für mich, wann hättest du Zeit gehabt, eine Vergleichung zu machen? Wenn ich bei dir bin, zerschmilzt meine Vernunft in einen Blick — in einen Traum von dir, wenn ich weg bin, und du hast noch eine Klugheit neben deiner Liebe? Schäume dich! Jeder Augenblick, den du an diesen Kummer verlorst, war deinem Jüngling gestohlen.

Louise faßt seine Hand, indem sie den Kopf schüttelt. Du willst mich einschläfern, Ferdinand — willst meine Augen von diesem Abgrund hinweglocken, in den ich ganz gewiß stürzen muß. Ich seh' in die Zukunft — die Stimme des Ruhms — deine Entwürfe — dein Vater — mein Nichts — *erschrickt und laßt plötzlich seine Hand fahren.* Ferdinand! Ein Dolch über dir und mir! Man trennt uns!

Ferdinand. Trennt uns! *Er springt auf.* Woher bringst du diese Ahnung, Louise? Trennt uns? — Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Accords auseinander reißen? — Ich bin ein Edelmann — Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Nix zum unentlichen Weltall? oder mein Wappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Louissens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann! — Ich bin des Präsidenten Sohn. Eben darum. Wer, als die Liebe, kann mir die Flüche versetzen, die mir der Landeswucher meines Vaters vermachen wird?

Louise. O, wie sehr fürcht' ich ihn — diesen Vater! —

Ferdinand. Ich fürchte nichts — nichts — als die Grenzen deiner Liebe! Laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen und drüber hin in Louissens Arme fliegen! Die Stürme der widrigen Schicksals sollen meine Empfindung emporblasen, Gefahren werden meine Louise nur ruhender machen. — Also nichts mehr von Furcht, meine Liebe! Ich selbst — ich will über dir wachen, wie der Zaubererach über unterirdischem Oelke — Mir vertraue dich! Du brauchst keinen Engel mehr — Ich will mich zwischen dich und das Schicksal werfen — empfangen für dich jede Wunde — aufpassen für dich jeden Treppen aus dem Becher der Freude — dir ihn bringen in der Schale der Liebe. Sie zärtlich umfasset. An diesem Arm soll meine Louise durchs Leben hüpfen; schöner, als er dich von sich ließ, soll der Himmel dich wieder haben und mit Verwunderung eingestehn, daß nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legt. —

Louise drückt ihn von sich, in großer Bewegung. Nichts mehr! Ich bitte dich, schweig! — Wüßtest du — Laß mich — du weißt nicht, daß deine Hoffnungen mein Herz wie Turien anfallen! *Will fort.*

Ferdinand *geht zu.* Louise? Wie! Was? Welche Anwandlung?

Louise. Ich hatte diese Träume vergessen und war glücklich — Jetzt! jetzt! von heute an — der Friede meines Lebens ist aus — Wilde Wünsche — ich weiß es — werden in meinem Busen rasen. — Was — Gott vergebe dir's! — Du hast den Feuerbrand in mein junges friedliches Herz geworfen, und es wird nimmer, nimmer gelöscht werden. *Winkt ihm ab. Er folgt ihr sprachlos nach.*

Fünfte Scene.

Saal beim Präsidenten.

Der Präsident, ein Lebenskrenz um den Hals, einen Stern an der Seite, und **Secretär Wurm** treten auf.

Präsident. Ein ernsthaftes Attachement? Mein Sohn? — Nein, Wurm, Das macht Er mich nimmermehr glauben!

Wurm. Ihro Excellenz haben die Gnade, mir den Beweis zu befehlen.

Präsident. Daß er der Bürgercanaille den Hof macht — Blatterien sagt — auch meinerwegen Empfindungen vorplaudert — Das sind lauter Sachen, die ich möglich finde — verzeihlich finde — aber — und noch gar die Tochter eines Musikanten, sagt Er?

Wurm. Musikmeister Millers Tochter.

Präsident. Hübsch? — Zwar Das versteht sich.

Wurm, *lebh.* Das schönste Exemplar einer Blondine, die, nicht zu viel gesagt, neben den ersten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde.

Präsident *lach.* Er sagt mir, Wurm — Er habe ein Aug' auf das Ding — Das find' ich; — aber, sieht Er, mein lieber Wurm — daß mein Sohn Gefühl für das Frauenzimmer hat, macht mir Hoffnung, daß ihn die Damen nicht hassen werden. Er kann bei Hof etwas durchsetzen. Das Mädchen ist schön, sagt Er: Das gefällt mir an meinem Sohn, daß er Geschmack hat. Spiegelt er der Märrin solide Absichten vor — noch besser — so seh' ich, daß er Wiß genug hat, in seinen Beutel zu lügen. Er kann Präsident werden. Setzt er es noch dazu durch — herrlich! Das zeigt mir an, daß er Glück hat. — Schließt sich die Barce mit einem gesunden Enkel — unvergleichlich! so trink' ich auf die guten Aspreten meines Stammbaums eine Bouteille Malaga mehr und bezahle die Escortationsprase für seine Tirne.

Wurm. Alles, was ich wünsche, Ihr Excellenz, ist, daß Sie nicht nöthig haben möchten, die Bouteille zu Ihrer Zerstreuung zu trinken.

Präsident, *ernstl.* Wurm, besinn' Er sich, daß ich, wenn ich einmal glaube, hartnäckig glaube, rase, wenn ich zürne — Ich will einen Spaß daraus machen, daß Er mich aufhegen wollte. Daß Er sich seinen Nebenbuhler gern vom Hals geschafft hätte, glaub' ich Ihm herzlich gern. Da Er meinen Sohn bei dem Mädchen anzustrechen Mühe haben möchte, soll Ihm der Vater zur Fliegenklatsche dienen, Das find' ich wieder begreiflich — und, daß Er einen so herrlichen Anschlag zum Schelmen hat, entzückt mich sogar — Nur, mein lieber Wurm, muß Er mich nicht mit pressen wollen — nur, versteht Er mich, muß Er den Pfiff nicht bis zum Einbruch in meine Grundstücke, treiben! —

Wurm. Ihro Excellenz verzeihen! Wenn auch wirklich — wie Sie argwohnen — die Eifersucht hier ein Spiele seyn sollte, so wäre sie es wenigstens nur mit den Augen und nicht mit der Zunge.

Präsident. Und ich dachte, sie bliebe ganz weg. Dummer Teufel, was verschlägt es dena Ihm, ob er die Carolin frisch aus der Münze oder vom Vauquier bekommt? Tröst' Er sich mit dem hiesigen Adel — wesentlich oder nicht — Er wird selten eine Mariage geschlossen, wo nicht wenigstens ein halb Duzend der Gäste — oder der Auswärter — das Parabels des Bräutigams geometrisch ermessen kann.

Wurm *verbeugt sich.* Ich mache hier gern den Bürgermann, gnädiger Herr!

Präsident. Ueberdies kann Er mit Nächstem die Freude haben, seinem Nebenbuhler den Spott auf die schönste Art heimzugeben. Eben jetzt liegt der Aufschlag im Cabinet, daß, auf Ankniff der neuen Herzogin, Lady Milford zum Schein den Abschied erhalten und, den Betrug vollkommen zu machen, eine Verbindung eingehen soll. Er weiß, Wurm, wie sehr sich mein Ansehen auf den Einfluß der Lady stützt — wie überhaupt meine mächtigsten Springfedern in die Wallungen des Fürsten hinein-spielen. Der Herzog sucht eine Partie für die Milford. Ein Anderer kann sich melden — den Kauf schließen, mit der Dame das Vertrauen des Fürsten an sich reißen, sich ihm unentbehrlich machen — Damit nun der Fürst im Neß meiner Familie bleibe, soll mein Verbinand die Milford heirathen — Ist Ihm Das helles?

Wurm. Daß mich die Augen beißen — — Wenigstens bewies der Präsident hier, daß der Vater nur ein Anfänger gegen ihn ist. Wenn der Major Ihnen eben so den gehorsamen Sohn zeigt, als Sie ihm den zärtlichen Vater, so dürfte Ihre Ansehung mit Protest zurückkommen.

Präsident. Zum Glück war mir noch nie für die Ausführung eines Entwurfs bang, wo ich mich mit einem: Es soll so seyn! einstellen konnte. — Aber, seh' Er nun, Wurm, Das hat uns wieder auf den vorigen Punkt geleitet. Ich kündige meinem Sohn noch diesen Vormittag seine Vermählung an. Das Gesicht, das er mir zeigen wird, soll Seinen Argwohn entweder rechtfertigen oder ganz widerlegen.

Wurm. Gnädiger Herr, ich bitte sehr um Vergebung! Das finstere Gesicht, das er Ihnen ganz zuverlässig zeigt, läßt sich eben so gut auf die Rechnung der Braut schreiben, die Sie ihm zuführen, als derjenigen, die Sie ihm nehmen. Ich ersuche Sie um eine schärfere Probe. Wählen Sie ihm die untadelhafteste Partie im Land, und, sagt er ja, so lassen Sie den Secretär Wurm drei Jahre Kugeln schleifen.

Präsident *beißt in die Lippen.* Teufel!

Wurm. Es ist nicht anders! Die Mutter — die Dummheit selbst — hat mir in der Einfalt zu viel geplaudert.

Präsident *geht auf und nieder.* geht seinen Zorn zurück. Gut! Diesen Morgen noch.

Wurm. Nur vergessen Ew. Excellenz nicht, daß der Major — der Sohn meines Herrn ist!

Präsident. Er soll geheiratet werden, Wurm!

Wurm. Und daß der Dienst, Ihnen von einer unwillkommenen Schwiegertochter zu helfen —

Präsident. Den Gegendienst werth ist, Ihm zu einer Frau zu helfen? Auch Das, Wurm!

Wurm *küßt sich vergnügt.* Ewig der Ihrige, gnädiger Herr! *Er will gehen.*

Präsident. Was ich Ihm vorhin vertraut habe, Wurm! *Dreheb.* Wenn Er plaudert —

Wurm *lach.* So zeigen Ihre Excellenz meine falschen Handschriften auf! *Er geht ab.*

Präsident. Zwar du bist mir gewiß! Ich balde dich an deiner eigenen Schurkerei, wie den Schräker am Baden!

Ein Kammerdiener tritt herein. Hofmarschall von Rath —

Präsident. Kommt wie gerufen! — Er soll mir angenehm seyn. *Kammerdiener geht.*

Sechste Scene.

Hofmarschall von Kallb in einem reichen, aber geschmacklosen Kostübe, mit Kammerherrnschlüssel, zwei Uhren und einem Degen, Gendarmen und frisst à la Périgord. Er steigt mit großem Geräusch auf den Präsidenten zu und breitet einen Wischgeruch über das ganze Parterre.

Präsident.

Hofmarschall, ihn umarmend. Ah! guten Morgen, mein Vetter! Wie geruht? wie geschlafen? — Sie verzeihen doch, daß ich so spät das Vergnügen habe — dringende Geschäfte — der Rückenstetzel — Visitenbilletts — das Arrangement der Partien auf die heutige Schlittenfahrt — Ah — und dann muß ich ja auch bei dem Leber zugegen seyn und Seiner Durchlaucht das Wetter verkündigen.

Präsident. Ja, Marschall, da haben Sie freilich nicht abkommen können!

Hofmarschall. Oben daren hat mich der Schelm von Schneider noch sitzen lassen.

Präsident. Und doch für und fertig?

Hofmarschall. Das ist noch nicht Alles! Ein Malheur jagt heute das andere! Hören Sie nur!

Präsident, gerührt. Ist Das möglich?

Hofmarschall. Hören Sie nur! Ich stiege kaum aus dem Wagen, so werden die Hengste schon stampfen und schlagen aus, daß mir — ich bitte Sie! — der Gassenkoth über und über an die Beinkleider spritzt. Was anfangen? Sehen Sie sich um Gotteswillen in meine Lage, Baron! Da stand ich! Spät war es! Eine Lagreise ist es — und in dem Aufzug vor Seine Durchlaucht — Gott der Gerechte! Was fällt mir bei? Ich fingire eine Ohnmacht! Man bringt mich über Hals und Kopf in die Kutsche! Ich in voller Carrière nach Haus — wechsle die Kleider — fahre zurück — Was sagen Sie? — und bin noch der Erste in der Antichambre — Was denken Sie?

Präsident. Ein herrliches Impromptu des menschlichen Wiges — Doch Das bräute, Kallb — Sie sprachen also mit dem Herzog?

Hofmarschall, wichtig. Zwanzig Minuten und eine halbe.

Präsident. Das gesteh' ich! — und wissen mir also ohne Zweifel eine wichtige Neuigkeit?

Hofmarschall, ernsthaft, nach einigem Stillstehen. Seine Durchlaucht haben heute einen Werbes-Dye-Wiber an.

Präsident. Man denke! — Nein, Marschall, so habe ich doch eine bessere Zeitung für Sie — Daß Lady Milford Majorin von Walter wird, ist Ihnen gewiß etwas Neues?

Hofmarschall. Denken Sie! Und Das ist schon richtig gemacht?

Präsident. Unterschrieben, Marschall — und Sie verbinden mich, wenn Sie ohne Aufschub dahin gehen, die Lady auf seinen Besuch präpariren und den Entschluß meines Ferdinands in der ganzen Residenz bekannt machen.

Hofmarschall, entsetzt. O, mit tausend Kreuden mein Vetter! — Was kann mir erwünschter kommen! — Ich fliege sogleich — *umarmt ihn*. Leben Sie wohl! — in Dreiviertelstunden weiß es die ganze Stadt.

Präsident, *leicht dem Hofmarschall nach*. Man sage noch, daß diese Geschöpfe in der Welt zu nichts taugen! Nun muß ja mein Ferdinand wollen, oder ganze Stadt hat gelogen. Klingelt — *Wurm kommt*. Mein Sohn! Soll herbeikommen! *Wurm tritt ein*. Wo ist der Herr Präsident, gebeten?

Siebente Scene.

Ferdinand. Präsident. Wurm, welcher gleich abgeht.

Ferdinand. Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater —

Präsident. Leider muß ich Das, wenn ich meines Sohnes einmal froh werden will! — Laß Er uns allein, Wurm! — Ferdinand, ich beobachtete dich schon eine Zeitlang und finde die offene rasche Jugend nicht mehr, die mich sonst so entzückt hat. Ein seltsamer Gram brütet auf deinem Gesichte. Du fliehst mich — du fliehst deine Cirkel — Pfui! — Deinen Jahren verzeiht man zehn Ausdrehungen vor einer einzigen Grille. Ueberlaß diese mir, lieber Sohn! Mich laß an deinem Glück arbeiten und denke auf nichts, als in meine Entwürfe zu spielen. — Komm! umarme mich, Ferdinand!

Ferdinand. Sie sind heute sehr gnädig, mein Vater!

Präsident. Heute, du Schalk — und dieses Heute noch mit der herben Grimasse? *erschauft*. Ferdinand! — Wem zu lieb hab' ich die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten betreten? Wem zu lieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? — Höre, Ferdinand — Ich spreche mit meinem Sohne — Wem hab' ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht — eine Geschichte, die desto blutiger in mein Zuwendiges schneidet, je sorgfältiger ich das Messer der Welt verberge? Höre! sage mir, Ferdinand! wem that ich Dies alles?

Ferdinand tritt mit Schreden zurück. Doch mir nicht, mein Vater? Doch auf mich soll der blutige Widerschein dieses Treuels nicht fallen? Beim allmächtigen Gott! es ist besser, gar nicht geboren seyn, als dieser Missethat zur Ausrede dienen!

Präsident. Was war Das? Was? Doch ich will es dem Romanenkopfe zu gut halten! — Ferdinand — ich will mich nicht erheben! — Vorlauter Knabe, schußt du mir also für meine schlaflosen Nächte? also für meine rastlose Sorge? also für den ewigen Storpion meines Gewissens? Auf mich fällt die Last der Verantwortung — auf mich der Fluch, der Donner des Richters — Du empfängst dein Glück von der zweiten Hand — Das Verbrechen klebt nicht am Erbe.

Ferdinand *streckt die rechte Hand gen Himmel*. Feterlich entsag' ich hier einem Erbe, das mich nur an einen abscheulichen Vater erinnert!

Präsident. Höre, junger Mensch, bringe mich nicht auf! — Wenn es nach deinem Kopfe ginge, du kröchest dein Leben lang im Staupe!

Ferdinand. Ich immer noch besser, Vater, als ich krösch' um den Thron herum.

Präsident, *verhört seinen Sohn*. Hum! — Zwillgen muß man dich, dein Glück zu erkennen! Wo zehn Andere mit aller Anstrengung nicht hinausschlüpfen, wirst du spielend, im Schlafe, gehoben! Du bist im zwölften Jahre Bänndrich! im zwanzigsten Major! Ich hab' es durchgesetzt beim Fürsten. Du wirst die Uniform anziehen und in das Ministerium eintreten! Der Fürst sprach vom Geheimenrath — Gesandtschaften — außerordentlichen Gnaden! Eine herrliche Aussicht dehnt sich vor dir! — Die ebene Straße zunächst nach dem Throne — zum Throne selbst, wenn anders die Gewalt so viel werth ist, als ihre Zeichen — Das begeistert dich nicht?

Ferdinand. Weil meine Begriffe von Größe und Glück nicht ganz die Ihrigen sind — Ihre

Glückseligkeit macht sich nur selten anders, als durch Verderben bekannt. Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Habsucht eines Herrschers belächelt — Thränen, Blüthe, Verzeihung die entscheidliche Mahlung, woran diese gepriesenen Glücklichen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln — Mein Ideal von Glück zieht sich genugsamer in mich selbst zurück! In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben!

Präsident. Meisterhaft! Unverbesserlich! Herrlich! Nach dreißig Jahren die erste Vorlesung wieder! — Schade nur, daß mein fünfzigjähriger Kopf zu jäh für das Lernen ist! — Doch — dies seltene Talent nicht einrosten zu lassen, will ich dir Jemand an die Seite geben, bei dem du dich in dieser bunt-schönen Tollheit nach Wunsch exerciren kannst. — Du wirst dich entschließen — noch heute entschließen — eine Frau zu nehmen.

Ferdinand tritt beschämt zurück. Mein Vater!

Präsident. Ohne Complimente — Ich habe der Lady Milford in deinem Namen eine Karte geschickt. Du wirst dich ohne Aufschub bequemen, dahin zu gehen und ihr zu sagen, daß du ihr Bräutigam bist!

Ferdinand. Der Milford, mein Vater?

Präsident. Wenn sie dir bekannt ist! —

Ferdinand außer Fassung. Welcher Schandfäule im Herzogthum ist sie Das nicht! — Aber ich bin wohl lächerlich, lieber Vater, daß ich Ihre Raune für Ernst aufnehme? Würden Sie Vater zu dem Schurken Sohn seyn wollen, der eine privilegierte Bühlerin heirathete?

Präsident. Noch mehr! Ich würde selbst um sie werben, wenn sie einen Rünzger möchte. — Würdest du zu dem Schurken Vater nicht Sohn seyn wollen?

Ferdinand. Nein! So wahr Gott lebt!

Präsident. Eine Frechheit, bei meiner Ehre! die ich ihrer Seltenheit wegen vergebe —

Ferdinand. Ich bitte Sie, Vater! Lassen Sie mich nicht länger in einer Vermuthung, wo es mir unerträglich wird, mich Ihren Sohn zu nennen!

Präsident. Junge, bist du toll? Welcher Mensch von Vernunft würde nicht nach der Distinction geizen, mit seinem Landesherrn an einem dritten Orte zu wechseln?

Ferdinand. Sie werden mir zum Räthsel, mein Vater! Distinction nennen Sie es — Distinction, da mit dem Fürsten zu theilen, wo er auch unter den Menschen hinunterkriecht?

Präsident schlägt ein Gelächter auf.

Ferdinand. Sie können lachen — und ich will über Das hinweggehn, Vater! Mit welchem Gesicht soll ich vor den schlechtesten Handwerker treten, der mit seiner Frau wenigstens doch einen ganzen Körper zur Mitgift bekommt? mit welchem Gesicht vor die Welt? vor den Fürsten? mit welchem vor die Bühlerin selbst, die den Brandfleck ihrer Ehre in meiner Schande auswaschen würde?

Präsident. Wo in aller Welt bringst du das Nau' her, Junge?

Ferdinand. Ich beschwöre Sie bei Himmel und Erde, Vater! Sie können durch die Hinwerfung Ihres einzigen Sohnes so glücklich seyn werden, als Sie ihn unglücklich machen! Ich habe Ihnen mein Leben, wenn das Sie steigen machen kann. Mein Leben hab' ich von Ihnen: ich werde keinen Augenblick aufstehen, es ganz Ihrer Größe zu opfern! —

Meine Ehre, Vater! — wenn Sie mir diese nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmstück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater wie den Kuppler verfluchen.

Präsident, freundlich, indem er ihm auf die Achsel klopfte. Bravo, lieber Sohn! Jetzt seh' ich, daß du ein ganzer Kerl bist und der besten Frau im Herzogthum würdig. — Sie soll dir werden — Noch diesen Mittag wirst du dich mit der Gräfin von Dsheim verloben!

Ferdinand, aufs Neue betreten. Ist diese Stunde bestimmt, mich ganz zu zerschmettern?

Präsident, einen lauernden Blick auf ihn werfend. Wo doch hoffentlich deine Ehre nichts einwenden wird?

Ferdinand. Mein, mein Vater! Friederike von Dsheim könnte jeden Andern zum Glücklichen machen! Vor sich in höchster Verwirrung. Was seine Bosheit an meinem Herzen noch ganz ließ, zerreißt seine Güte.

Präsident, nach immer kein Auge von ihm wendend. Ich warte auf deine Dankbarkeit, Ferdinand! —

Ferdinand stürzt auf ihn zu und laßt ihm eilig die Hand. Vater! Ihre Gnade entflammt meine ganze Empfindung — Vater! meinen heißesten Dank für Ihre herzliche Meinung — Ihre Wahl ist untadelhaft — aber — ich kann — ich darf — bedauern Sie mich — ich kann die Gräfin nicht lieben!

Präsident tritt einen Schritt zurück. Holla! Jetzt hab' ich den jungen Herrn! Also in diese Falle ging er, der listige Heuchler — Also es war nicht Ehre, die dir die Lady verbot. — Es war nicht die Person, sondern die Heirath, die du verabscheuest? —

Ferdinand steht gerathlos wie versteinert. Dann laßt er auf und will fortrennen.

Präsident. Wohin? Halt! Ist Das der Respekt, den du mir schuldig bist? Der Major steht zurück. Du bist der Lady gemeldet. Der Fürst hat mein Wort! Stadt und Hof wissen es richtig! — Wenn du mich zum Lügner machst, Junge — vor dem Fürsten — der Lady — der Stadt — dem Hofe mich zum Lügner machst — höre, Junge — oder, wenn ich hinter gewisse Historien komme! — Halt! Holla! Was bläet so auf Einmal das Feuer in deinen Wangen aus?

Ferdinand, schweclend und guttend. Wie? Was? Es ist gewiß nichts, mein Vater!

Präsident, einen lauernden Blick auf ihn sendend. Und, wenn es was ist — und, wenn ich die Spur finden sollte, woher diese Widersetzlichkeit stammt? — Ha, Junge! der bloße Verdacht schon bringt mich zum Rasen! Geh! den Augenblick! Die Wachtparade fängt an! Du wirst bei der Lady fern, sobald die Parole gegeben ist! — Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogthum! Laß dich sehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meistert! Er geht und kommt noch einmal wieder. Junge, ich sage dir, du wirst dort seyn, oder fliehe meinen Zorn! Er geht ab.

Ferdinand erwacht aus einer künftigen Belandung. Ist er weg? War Das eines Vaters Stimme? — Ja! Ich will zu ihr — will hin — will ihre Dinge sagen, will ihr einen Spiegel verhalten! — Nichtswürdige! und, wenn du auch noch dann meine Hand verlangst — Im Angesicht des versammelten Adels, des Militärs und des Volks — Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — Ich verwerfe dich — ein deutscher Ränling! Er eilt davon.

Zweiter Akt.

Ein Saal: Palais der Lady Milford; zur rechten Hand steht ein Sopha, zur Linken ein Flügel.

Erste Scene.

Lady in einem freien, aber reizenden Negligé, die Haare noch ungefrisht, sitzt vor dem Flügel und phantastet; Sophie, die Kammerjungfer, kommt von dem Heußer.

Sophie. Die Officiere gehen auseinander! Die Nachtparade ist aus — aber ich sehe noch keinen Walter!

Lady, sehr unruhig, indem sie aufsteht und einen Gang durch den Saal macht. Ich weiß nicht, wie ich mich heute finde, Sophie — Ich bin noch nie so gewesen — Also du sahst ihn gar nicht? — Freilich wohl — Es wird ihm nicht eilen — Wie ein Verbrecher liegt es auf meiner Brust — Geh', Sophie — man soll mir den wildesten Renner herausführen, der im Marfall ist! Ich muß ins Freie — Menschen sehen und blauen Himmel und mich leichter reiten ums Herz herum.

Sophie. Wenn Sie sich unapflich fühlen, Mylady — berufen Sie Assemblée hier zusammen! Lassen Sie den Herzog hier Tafel halten oder die L'Hombretische vor Ihren Sopha setzen! Mir sollte der Fürst und sein ganzer Hof zu Gebote stehen und eine Grille im Kopfe surren?

Lady wirt sich in den Sopha. Ich bitte, verschone mich! Ich gebe dir einen Demant für jede Stunde, wo ich sie mir vom Halse schaffen kann! Soll ich meine Zimmer mit diesem Volk tapeziren? — Das sind schlechte, erbärmliche Menschen, die sich entsetzen, wenn mir ein warmes herzliches Wort entwischt, Mund und Nasen aufreißen, als sähen sie einen Geist — Sklaven eines einzigen Marionettenbraute, den ich leichter als mein Filet regiere! Was fang' ich mit den Leuten an, deren Seelen so gleich als ihre Sackuhren gehen? Kann ich eine Freude dran finden, sie was zu fragen, wenn ich voraus weiß, was sie mir antworten werden? oder Worte mit ihnen wechseln, wenn sie das Herz nicht haben, anderer Meinung als ich zu seyn? — Weg mit ihnen! Es ist verdrölich, ein Roß zu reiten, das nicht auch in den Flügel beißt. Sie tritt zum Fenster.

Sophie. Aber den Fürsten werden Sie doch annehmen, Lady? Den schönsten Mann — den feurigsten Liebhaber — den wichtigsten Stopp in seinem ganzen Lande!

Lady kommt zurück. Denn es ist sein Land, und nur ein Fürstenthum, Sophie, kann meinem Geschmac zur erträglichen Ausrede dienen — Du sagst, man beneide mich! Armes Ding! Beklagen soll man mich vielmehr! Unter Allen, die an den Brüsten der Majestät trinken, kommt die Favoritin am Schlechtesten weg, weil sie allein dem großen und reichen Mann auf dem Bettelstabe begegnet — Wahr ist's, er kam mit dem Talisman seiner Größe jeden Genuß meines Herzens, wie ein Feuerschloß, aus der Erde rufen! — Er setzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel — ruft Paradiese aus Willkür — läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bezen gen Himmel springen oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk hinpuffen — — Aber wann er auch seinem Herz gebefehlen, gegen ein großes, feuriges Herz groß und feurig zu schlagen? Kann er sein dardendes Gehirn auf ein einziges schönes Gefühl requiren? — Mein Herz hungert bei all dem Vorkauf der Sinne;

und was helfen mich tausend bestre Empfindungen, wo ich nur Wallungen löschen darf?

Sophie blidt sie verwundernd an. Wie lang ist es denn aber, daß ich Ihnen diene, Mylady?

Lady. Weil du erst heute mit mir bekannt wirst? — Es ist wahr, liebe Sophie — ich habe dem Fürsten meine Ehre verkauft; aber mein Herz habe ich frei behalten — ein Herz, meine Güte, das vielleicht eines Mannes noch werth ist — über welches der gütige Wind des Hofes nur wie der Hauch über den Spiegel ging! — Trau' es mir zu, meine Liebe, daß ich es längst gegen diesen armfälligen Fürsten behauptet hätte, wenn ich es nur von meinem Ehrgeiz erhalten könnte, einer Dame am Hofe den Rang vor mir einzuräumen!

Sophie. Und dieses Herz unterwarf sich dem Ehrgeiz so gern?

Lady, lebhaft. Als wenn es sich nicht schon gerächt hätte! — nicht jetzt noch sich rächte! — Sophie, bedenkend, indem sie die Hand auf Sophies Schiel fallen läßt. Wir Frauenzimmer können nur zwischen Herrschen und Dien en wählen; aber die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Wehelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu seyn, den wir lieben!

Sophie. Eine Wahrheit, Mylady, die ich von Ihnen zuletzt hören wollte!

Lady. Und warum, meine Sophie? Sieht man es denn dieser kindischen Föhrung des Scepters nicht an, daß wir nur für das Gängelband taugen? Sahst du es denn diesem launischen Blatterfinne nicht an — diesen wilken Ergöbungen nicht an, daß sie nur wildere Wünsche in meiner Brust überlärmen sollten?

Sophie tritt erstaunt zurück. Lady!

Lady, lebhafter. Weirichtige diese! Gib mir den Mann, den ich jetzt denke — den ich anbete — sterben, Sophie, oder besigen muß. Schmelzend. Laß mich aus seinem Mund es vernehmen, daß Thränen der Liebe schöner glänzen in unsern Augen, als die Brillanten in unserm Haar, fernig, und ich werfe dem Fürsten sein Herz und sein Fürstenthum vor die Füße, flehe mit diesem Manne, flehe in die entlegenste Wüste der Welt — —

Sophie blidt sie erschrocken an. Himmel! was machen Sie? Wie wird Ihnen, Lady?

Lady, beschwigt. Du entscheidst dich? Hab' ich vielleicht etwas zu viel gesagt? — O, laß mich deine Zunge mit meinem Zutrauen binden — höre noch mehr — höre Alles —

Sophie schaut sich ängstlich um. Ich fürchte, Mylady — ich fürchte — ich brauch' es nicht mehr zu hören!

Lady. Die Verbindung mit dem Major — Du und die Welt liegen im Wahn, sie sey eine Hofcabale — Sophie — erröthe nicht — schäme dich meiner nicht — sie ist das Werk meiner Liebe!

Sophie. Bei Gott! was mir ahnete!

Lady. Sie laß sich beschwägen, Sophie — der schwache Fürst — der hoffclau Walter — der albane Marschall — Jeder von ihnen wird darauf schwören, daß diese Heirath das unschlaßbare Mittel sey, mich dem Herzog zu retten, unser Band um so fester zu knüpfen! — ja, es auf ewig zu trennen! auf ewig diese schändlichen Ketten zu brechen! — Belogne Lügner! von einem schwachen Weibe überlistet! — Ihr selbst führt mir jetzt meinen Gelliebten zu! Das war es ja nur, was ich wollte — Hab' ich ihn einmal — hab' ich ihn — o, dann auf immer gute Nacht, abschließliche Herrlichkeit —

Zweite Scene.

Ein alter Kammerdiener des Fürsten, der ein Schmutzlächeln trägt. **Die Vorigen.**

Kammerdiener. Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen sich Mylady zu Gnaden und schicken Ihnen diese Brillanten zur Hochzeit! Sie kommen so eben erst aus Venedig!

Lady hat das Kästchen geöffnet und sieht erschrocken zurück. Mensch! was bezahlt der Herzog für diese Steine?

Kammerdiener mit kühnem Gesicht. Sie kosten ihn keinen Heller!

Lady. Was? Bist du rasend? Nichts! — und, indem sie einen Schritt von ihm wegritt, du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest! — Nichts kosten ihn diese unermesslich kostbaren Steine?

Kammerdiener. Gestern sind siebentaufend Landeskinder nach America fort — die zahlen Alles!

Lady setzt den Schmutz plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener. Mann! was ist dir? Ich glaube, du weinst?

Kammerdiener wischt sich die Augen, mit schredlicher Stimme, alle Glieder zitternd. Gellsteine, wie diese da — ich habe auch ein paar Eöhne darunter.

Lady wendet sich lebend weg, seine Hand fassend. Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener lacht zu. Gott! — Mein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Wursche vor die Fronte heraus und fraaten den Obersten, wie theuer der Fürst das Joch Menschen verkaufe! — Aber unser gnädigster Landesheerr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschiren und die Mäulaffen niederschleßen. Wir hörten die Wächten knallen, sahen ihr Gekirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Sucht! nach America! —

Lady setzt sich hin, in den Thron. Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? und merkte nichts?

Kammerdiener. Ja, gnädige Frau! — Warum müht Ihr denn mit unserm Herrn gerad' auf die Wägenhaas' reiten, als man den Färnen zum Ausbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht veräumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten, es ist Zeit, und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgt, und hier eine wüthende Mutter lief, ihr säugendes Kind an Bajonetten zu spicken, und wie man Bräutigam und Braut mit Eßelhieben auseinander riß, und wie Granbörte verzweiflungsvoll dastanden und den Wurschen auch zuletzt die Krücken noch nachwarfen in die neue Welt — O, und mitunter das polternde Wübelgeschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören —

Lady steht auf, bestig bewegt. Weg mit diesen Steinen — sie klingen Höllenflammen in mein Herz. **Kammerdiener** Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wieder sehen.

Kammerdiener, warm und voll. Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadthor drehten sie sich um und schrien: „Gott mit euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gerichte sind wir wieder da!“ —

Lady, mit fluchtem Schritt auf und niedergehend. Abscheulich! Hürchterlich! — Mich beredete man, ich habe sie alle getrocknet, die Thränen des Landes! — Schredlich, schredlich gehen mir die Augen! — Geh' du — sag' deinem Herrn — ich werd' ihm persönlich danken! **Kammerdiener** will gehen. Sie werft ihm die Goldstücke in den Fuß. Und Das nimm, weil du mir Wahrheit sagtest —

Kammerdiener wirft sie verächtlich auf den Tisch zurück. Legt's zu dem Uebrigen! Er geht ab.

Lady steht ihm erstaunt nach. **Sophie,** spring' ihm nach, frag' ihn um seinen Namen! Er soll seine Eöhne wieder haben! **Sophie** ab. **Lady** nachdenkend auf und nieder. Pause. Zu **Sophie,** die wieder kommt. Sing nicht jüngst ein Gerücht, daß das Feuer eine Stadt an der Gränze verwüstet und bei vierhundert Familien an den Bettelstab gebracht habe? Sie klingelt.

Sophie. Wie kommen Sie auf Das? Allerdings ist es so, und die Mehrsten dieser Unglücklichen dienen jetzt ihren Gläubigern als Sklaven oder verderben in den Schachten der fürstlichen Silberbergwerke.

Bedienter kommt. Was befehlen Mylady?

Lady gibt ihm den Schmutz. Daß Das ohne Verzug in die Landschaft gebracht werde! — Man soll es sogleich zu Geld machen, befehl' ich, und den Gewinnst davon unter die Vierhundert vertheilen, die der Brand ruiniert hat!

Sophie. Mylady, bedenken Sie, daß Sie die höchste Ungnade wagen!

Lady mit Größe. Soll ich den Fluch seines Landes in meinen Haaren tragen? Sie winkt dem Bedienten. Dieser geht. Ober willst du, daß ich unter der schredlichen Last solcher Thränen zu Boden sinke? — Geh', **Sophie** — Es ist besser, falsche Juwelen im Haar und das Bewußtseyn dieser That im Herzen zu haben!

Sophie. Aber Juwelen, wie diese! Hätten Sie nicht Ihre schlechtern nehmen können? Nein, wahrlich, Mylady! es ist Ihnen nicht zu vergeben!

Lady. Narrisches Mädchen! Dafür werden in einem Augenblicke mehr Brillanten und Perlen für mich fallen, als zehn Könige in ihren Diademen getragen, und schönere —

Bedienter kommt zurück. Major von Walter —

Sophie springt auf die Lady zu. Gott! Sie verblaffen —

Lady. Der erste Mann, der mir Schrecken macht

— **Sophie** — Ich sey unapflich, Eduard! — Halt!

— Ist er aufgeräumt? Lacht er? Was spricht er? D,

Sophie! Nicht wahr, ich sehe häßlich aus?

Sophie. Ich bitte Sie, Lady! —

Bedienter. Befehlen Sie, daß ich ihn abweise?

Lady, flüsternd. Er soll mir willkommen seyn. **Bedienter** flüsternd. Sprich, **Sophie!** — Was sag' ich ihm? Wie

empfang' ich ihn? — Ich werde stumm seyn! — Er

wird meiner Schwäche spotten — Er wird — o, was

ahnt mir — Du verlässest mich, **Sophie!** — Weib!

— Doch nein! Geh'! — So bleib' doch! Der Major

kennt durch das Verzimmern.

Sophie. Sammeln Sie sich! Er ist schon da!

Dritte Scene.

Ferdinand von Walter. **Die Vorigen.**

Ferdinand mit einer kurzen Verlegenung. Wenn ich Sie worin unterbreche, gnädige Frau —

Lady mit merkwürdigem Feigsteifen. In nichts, Herr Major, das mir wichtiger wäre.

Ferdinand. Ich komme auf den Befehl meines Vaters —

Lady. Ich bin seine Schuldnerin.

Ferdinand. Und soll Ihnen melden, daß wir uns heirathen — So weit der Auftrag meines Vaters.

Lady wendet sich ab und zittert. Nicht Ihres eigenen Vaters?

Ferdinand. Minister und Kuppler pflegen das niemals zu fragen!

Lady mit einer Neugierde, daß ihr die Worte verfallen. Und Sie selbst hätten sonst nichts beizusetzen?

Ferdinand mit einem Blick auf die Wam:ff. Noch sehr viel, Mylady!

Lady gibt Sophien einen Wink, diese eunsten sich. Darf ich Ihnen diesen Sophia anbieten?

Ferdinand. Ich werde kurz seyn, Mylady!

Lady. Nun?

Ferdinand. Ich bin ein Mann von Ehre!

Lady. Den ich zu schätzen weiß!

Ferdinand. Cavalier!

Lady. Kein besserer im Herzogthum!

Ferdinand. Und Officier!

Lady, schmeichelhaft. Sie berühren hier Vorzüge, die auch Andere mit Ihnen gemein haben! Warum verschweigen Sie größere, worin Sie einzig sind?

Ferdinand, frohig. Hier brauch' ich sie nicht!

Lady mit immer steigender Wüth. Aber für was muß ich diesen Vorbericht nehmen?

Ferdinand, langsam und mit Nachdruck. Für den Einwurf der Ehre, wenn Sie Lust haben sollten, meine Hand zu erzwingen!

Lady, aufstehend. Was ist Das, Herr Major?

Ferdinand, gelassen. Die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieses Degens!

Lady. Diesen Degen gab Ihnen der Fürst.

Ferdinand. Der Staat gab mir ihn durch die Hand des Fürsten — mein Herz Gott — mein Wappen ein halbes Jahrtausend!

Lady. Der Name des Herzogs —

Ferdinand, wüth. Kann der Herzog Geseze der Menschheit verdrehen oder Handlungen münzen wie seine Dreier? — Er selbst ist nicht über die Ehre erhaben, aber er kann ihren Mund mit seinem Golde verstopfen! Er kann den Hermelin über seine Schande herwerfen! Ich bitte mir aus, davon nichts mehr, Mylady — Es ist nicht mehr die Rede von weggeworfenen Ausfichten und Ahnen — oder von dieser Degenqualte, oder von der Meinung der Welt! Ich bin bereit, Dies alles mit Füßen zu treten, sobald Sie mich nur überzeugt haben werden, daß der Preis nicht schlimmer noch als das Opfer ist!

Lady, schmerzhaft von ihm weggehend. Herr Major! Das hab' ich nicht verdient!

Ferdinand ergreift ihre Hand. Vergeben Sie! Wir reden hier ohne Zeugen. Der Umstand, der Sie und mich — heute und nie mehr — zusammen führt, berechtigt mich, zwingt mich, Ihnen mein geheimes Gefühl nicht zurück zu halten! — Es will mir nicht zu Kopfe, Mylady, daß eine Dame von so viel Schönheit und Geist — Eigenschaften, die ein Mann schätzen würde — sich an einen Fürsten sollte wegwerfen können, der nur das Geschlecht an ihr zu bewundern gelernt hat, wenn sich diese Dame nicht schämte, vor einen Mann mit ihrem Herzen zu treten!

Lady schaut ihm groß ins Gesicht. Neben Sie ganz aus!

Ferdinand. Sie nennen sich eine Brittin! Erlauben Sie mir — ich kann es nicht glauben, daß Sie eine Brittin sind! Die freigeborne Tochter des freiesten Volks unter dem Himmel — das auszu stolz ist, fremder Tugend zu räuchern — kann sich nimmermehr an fremdes Laster verdingen! Es ist nicht möglich, daß Sie eine Brittin sind — oder das Herz dieser Brittin muß um so viel kleiner seyn, als größer und kühner Britanniens Wunden schlagen!

Lady. Sind Sie zu Ende?

Ferdinand. Man könnte antworten, es ist weibliche Eitelkeit — Leidenschaft — Temperament — Sana zum Alexander! Schon Ätters überlebte Tugenden

die Ehre! Schon Manche, die mit Schande in diese Schranke trat, hat nachher die Welt durch edle Handlungen mit sich ausgeföhnt und das häßliche Handwerk durch einen schönen Gebrauch geädelt — aber woher denn jetzt diese ungeheure Preßung des Landes, die vorher nie so gewesen? — Das war im Namen des Herzogthums! — Ich bin zu Ende!

Lady mit Aufwuth und Hekst. Es ist das Criminal, Walter, daß solche Neben an mich gewagt werden, und Sie sind der einzige Mensch, dem ich darauf antworte — Daß Sie meine Hand verwerfen, darum schätz' ich Sie! Daß Sie mein Herz lästern, vererbe ich Ihnen! Daß es Ihr Ernst ist, glaube ich Ihnen nicht! Wer sich herausnimmt, Veleibigungen dieser Art einer Dame zu sagen, die nicht mehr als eine Nacht braucht, ihn ganz zu verderben, muß dieser Dame eine große Seele zutrauen oder — von Sinnen seyn. — Daß Sie den Ruin des Landes auf meine Brust wälzen, vererbe Ihnen Gott, der Allmächtige, der Sie und mich und den Fürsten einst gegen einander stellt! — Aber Sie haben die Engländerin in mir aufgeführt, und auf Vorwürfe dieser Art muß mein Vaterland Antwort haben!

Ferdinand, auf seinen Degen gestützt. Ich bin begierig!

Lady. Hören Sie also, was ich, außer Ihnen, noch Niemand vertraute, noch jemals einem Menschen vertrauen will! — Ich bin nicht die Abenteuerin, Walter, für die Sie mich halten! Ich könnte groß thun und sagen: Ich bin fürstlichen Geblüts — aus des unglücklichen Thomas Norfolks Geschlechte, der für die schottische Maria ein Opfer ward. — Mein Vater, des Königs oberster Kämmerer, wurde bezichtigt, in verrätherischem Venehmen mit Frankreich zu stehen, durch einen Spruch der Parlamente verdammt und enthauptet. — Alle unsere Güter fielen der Krone zu! Wir selbst wurden des Landes verwiesen! Meine Mutter starb am Tage der Hinrichtung! Ich — ein vierzehnjähriges Mädchen — floh nach Deutschland mit meiner Wärterin — einem Kätzchen Juwelen — und diesem Familienkreuz, das meine sterbende Mutter mit ihrem letzten Egen mir in den Busen steckte!

Ferdinand mit nachdrücklich und heftig warmer Blicke auf die Lady.

Lady setzt fort mit immer zunehmender Aufregung. Krank — ohne Namen — ohne Schutz und Vermögen — eine ausländische Waise, kam ich nach Hamburg! Ich hatte nichts gelernt als ein Bißchen Französisch — ein wenig Ailet und den Klügel — desto besser verstand ich, auf Gold und Silber zu freisen, unter damastenen Decken zu schlafen, mit einem Wink zehn Bediente fliegen, zu machen und die Schmeicheleien der Großen Ihres Geschlechts aufzunehmen. — Zehn Jahre waren schon hingewinkt. — Die letzte Schmucknadel flog dahin — Meine Wärterin starb — und jetzt führte mein Schicksal Ihren Herzog nach Hamburg. Ich spazierte damals an den Ufern der Elbe, sah in den Strom und fing eben an zu phantasiren, ob dieses Wasser oder mein Leiden das Liebfüß wäre? — Der Herzog sah mich, verfolgte mich, sand meinen Aufenthalt, lag zu meinen Füßen und schwor, daß er mich liebe. — Sie halt in solcher Bewegung war, daß sie fast mit wachsender Stimme. Alle Wilder meiner glücklichen Kindheit wachten jetzt wieder mit verführerischem Schimmer auf — Schwarz wie das Grab graute mich eine trostlose Zukunft an — mein Herz brannte nach Herzen — auf an das feilige. Wen ihm was freugend. Jetzt verdammten Sie mich!

Ferdinand, sehr bewegt, hält ihr nach und hält sie fest. Haben Sie einen Namen? —

Schrecklich enthüllt sich mein Trevel mir! Sie können mir nicht mehr vergeben!

Lady kommt zurück und hat sich zu sammeln gesucht. Hören Sie weiter! Der Fürst überraschte zwar meine wehrlose Jugend — aber das Blut der Norfolk empörte sich in mir: Du, eine geborne Fürstin, Emilie, tief es, und jetzt eines Fürsten Concubine? Stolz und Schicksal kämpften in meiner Brust, als der Fürst mich hieher brachte und auf Einmal die schauerndste Scene vor meinen Augen stand! — Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmerfatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. — Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewüthet — hatte Braut und Bräutigam zertrennt — hatte selbst der Ehen göttlichen Band zerrissen — hier das stille Glück einer Familie geschleift — dort ein junges unerfahrenes Herz der verheerenden Pest aufgeschlossen, und sterbende SchülerInnen schäumten den Namen ihres Lehrers unter Klischen und Zuckungen aus — Ich stellte mich zwischen das Lamm und den Tiger, nahm einen fürstlichen Eid von ihm in einer Stunde der Leidenschaft, und diese abscheuliche Opferung mußte aufhören.

Ferdinand rennt in der bestigsten Unruhe durch den Saal. Nichts mehr, Mylady! Nicht weiter!

Lady. Die traurige Periode hatte einer noch traurigern Platz gemacht! Hof und Gerail wimmelten jetzt von Italiens Auswurf! Blatterhastige Pariserinnen tänzelten mit dem furchtbaren Scepter, und das Volk blutete unter ihren Raunen — Sie Alle erlebten ihren Tag! Ich sah sie neben mir in den Staub sinken, denn ich war mehr Coquette, als sie Alle! Ich nahm dem Tyrannen den Fingerring ab, der wollüstig in meiner Umarmung erschlaffte — dein Vaterland, Walter, fühlte zum erstenmal eine Menschenhand und sank vertrauend an meinen Busen! Pause. worin sie ihn schmerzhaft anblickt. O, daß der Mann, von dem ich allein nicht verlaßt seyn möchte, mich jetzt zwingen muß, groß zu prahlen und meine stille Jugend am Licht der Bewunderung zu versengen! — Walter, ich habe Kerker gesprenkt — habe Todesurtheile zerrissen und manche entfesselte Ewigkeit auf Galeeren verkürzt! In unheilbare Wunden hab' ich doch wenigstens stillenden Balsam gegossen — mächtige Treveler in Staub gelegt und die verlorne Sache der Unschuld oft noch mit einer buhlerischen Thräne gerettet — Ha, Jüngling! wie süß war mir Das! Wie stolz konnte mein Herz jede Auflage meiner fürstlichen Geburt widerlegen! — Und jetzt kommt der Mann, den mein erschöpftes Schicksal vielleicht zum Ersatz meiner vorigen Leiden schuf — der Mann, den ich mit brennender Sehnsucht im Traum schon umfaßte —

Ferdinand fällt ihr ins Wort. durch und durch erschüttert. Zu Viel! zu viel! Das ist wider die Abrede, Lady! Sie sollten sich von Auflagen reinigen und machen mich zu einem Verbrecher! Schonem Sie — ich beschwöre Sie — schonem Sie meines Herzens, das Beschämung und wüthende Reue zerreißt —

Lady hält seine Hand fest. Jetzt oder nimmermehr! Lange genug hielt die Heidin Stand — Das Gewicht dieser Thränen mußt du noch fühlen. Im zärtlichsten Ton. Höre, Walter! — wenn eine Unglückliche — unwiderstehlich, allmächtig an dich gezogen — sich an dich dreht mit einem Busen voll glühender, unerschöpflicher Liebe — Walter! — und ich jetzt noch das kalte Wort Ehre spricht — diese Unglückliche, niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Lasters überdrüssig — heldenmüthig emporgehoben vom Rufe

der Jugend — sich so — in deine Arme wirft — sie umfaßt ihn, beschwörend und feierlich — durch dich gerettet — durch dich dem Himmel wieder geschenkt seyn will, oder, das Gesicht von ihm abwendend, mit koller, bebender Stimme, deinem Wilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorsam, in noch absehbare Tiefen des Lasters wieder hinuntertaumelt —

Ferdinand, sich von ihr losreißend, in der schrecklichsten Verdrängnis. Nein, beim großen Gott! ich kann Das nicht aushalten — Lady, ich muß — Himmel und Erde liegen auf mir — ich muß Ihnen ein Geständniß thun, Lady!

Lady, von ihm wegklingend. Jetzt nicht! Jetzt nicht, bei Allem, was heilig ist — in diesem entfesselten Augenblick nicht, wo mein zerrissenes Herz an tausend Dolchstichen blutet — Sey's Tod oder Leben — ich darf es nicht — ich will es nicht hören!

Ferdinand. Doch, doch, beste Lady! Sie müssen es. Was ich Ihnen jetzt sagen werde, wird meine Strafbarkeit mindern und eine warme Abbitte des Vergangenen seyn — Ich habe mich in Ihnen betrogen, Mylady — ich erwartete — ich wünschte, Sie meiner Verachtung würdig zu finden. Fest entschlossen, Sie zu beleidigen und Ihren Haß zu verdienen, kam ich hieher. — Glückliche wir Beide, wenn mein Voratz gelungen wäre! Er schweigt eine Weile, darauf leiser und schüchterner. Ich liebe, Mylady — liebe ein bürgerliches Mädchen — Louise Millerin, eines Musikus Tochter. Lady wendet sich leicht von ihm weg, er steht lebhafter fest. Ich weiß, worin ich mich fürze; aber, wenn auch Klugheit die Leidenschaft schweigen heißt, so redet die Pflicht desto lauter — Ich bin der Schuldige. Ich zuerst zerriß ihrer Unschuld goldenen Friesen — wiegte ihr Herz mit vermessenen Hoffnungen und gab es verrätherisch der wilden Leidenschaft Preis — Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundsätze meines Vaters erinnern — aber ich liebe. — Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen ist. — Mein Entschluß und das Vorurtheil! — Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Plage bleiben wird. Lady hat sich indes bis an das äußerste Ende des Zimmers zurückgezogen und hält das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Er folgt ihr dahin. Sie wollten mir etwas sagen, Mylady?

Lady im Ausdruck des bestigsten Leidens. Nichts, Herr von Walter! nichts, als daß Sie sich und mich und noch eine Dritte zu Grunde richten.

Ferdinand. Noch eine Dritte?

Lady. Wir können mit einander nicht glücklich werden. Wir müssen doch der Voreiligkeit Ihres Vaters zum Opfer werden. Nimmermehr werd' ich das Herz eines Mannes haben, der mir seine Hand nur gezwungen gab.

Ferdinand. Gezwungen, Lady? gezwungen gab? und also doch gab? Können Sie eine Hand ohne Herz erzwingen? Sie einem Mädchen den Mann entwenden, der die ganze Welt dieses Mädchens ist? Sie einen Mann von dem Mädchen reißen, das die ganze Welt dieses Mannes ist? Sie, Mylady — vor einem Augenblick die bewundernswürdige Britin? — Sie können Das?

Lady. Weil ich es muß. Wo Gott und Schicksal. Meine Leidenschaft, Walter, weicht meiner Zärtlichkeit für Sie. Meine Ehre kann's nicht mehr — Unfre Verbindung ist das Gespräch des ganzen Landes. Alle Augen, alle Pfeile des Spottes sind auf mich gespannt. Die Beschimpfung ist unauslöschlich, wenn ein Unterthan des Fürsten mich ausschlägt! Rechten

Sie mit Ihrem Vater! Wehren Sie sich, so gut Sie können! — Ich laß alle Mienen springen! Sie geht schnell ab. Der Major bleibt in sprachloser Erstarrung stehen. Pause. Dann pürzt er fort durch die Hülsethür.

Vierte Scene.

Zimmer beim Musikanter.

Miller, Frau Millerin, Louise treten auf.

Miller, hastig ins Zimmer. Ich hab's ja zuvor gesagt!

Louise, springt ihn Angsthoch an. Was, Vater? was?

Miller rennt wie toll auf und nieder. Meinen Staatsrock her — hurtig — ich muß ihm zuvorkommen — und ein weißes Manschettenhemd! — Das hab' ich mir gleich eingebildet!

Louise. Um Gotteswillen! was?

Millerin. Was gib't denn? was ist's denn?

Miller wirft seine Perücke ins Zimmer. Nur gleich zum Friseur! Was es gibt? Vor den Spiegel gesprungen. Und mein Bart ist auch wieder fingerlang. — Was es gibt? — Was wird's geben, du Nabenaas? — der Teufel ist los, und dich soll das Wetter schlagen!

Frau. Da sehe man! Ueber mich muß gleich Alles kommen.

Miller. Ueber dich? Ja, blaues Donnermaul! und über wen anders? Heute früh mit deinem diabolischen Junker — Hab' ich's nicht im Moment gesagt? — Der Wurm hat geblauert.

Frau. Ah was! Wie kannst du Das wissen?

Miller. Wie kann ich Das wissen? — Da! — unter der Hausthür spuckt ein Kerl des Ministers und fragt nach dem Geiger!

Louise. Ich bin des Todes!

Miller. Du aber auch mit deinen Vergiftmeinnichts-Augen! *Redt voll Wuth.* Das hat seine Wichtigkeit, wem der Teufel ein Ei in die Wirthschaft gelegt hat, Dem wird eine hübsche Tochter geboren — Jetzt hab' ich's blank.

Frau. Woher weißt du denn, daß es der Louise gilt? Du kannst dem Herzog recommendirt worden seyn. Er kann dich ins Orchester verlangen.

Miller springt nach seinem Rohr. Daß dich der Schwefelregen von Sodom! — Orchester! Ja, wo du Kuppelerin den Dämon wirtst heulen, und mein blauer Hinterer den Contrebaß vorstellen! Wirst dich in einen Einst. Gott im Himmel!

Louise sezt sich todtenbleich nieder. Mutter! Vater! Warum wird mir auf Einmal so bange?

Miller springt wieder vom Einst auf. Aber soll mir der Dintenleckser einmal in den Schuh laufen! — Soll er mir laufen! — Es sey in dieser oder jener Welt — Wenn ich ihm nicht Leib und Seele breiweich zusammenpresse, alle zehn Gebote und alle sieben Blitten im Vaterunser und alle Bücher Moses und der Propheten auf Leder schreibe, daß man die blauen Flecken bei der Auferstehung der Todten noch sehen soll —

Frau. Ja! fluch' du und voltre du! Das wird jetzt den Teufel bannen! Hilf, heiliger Herregott! Wo hinaus nun? Wie werden wir Rath schaffen? Was nun anfangen? Vater Miller, so rede doch!

Sie lauft eufend durchs Zimmer.

Miller. Auf der Stel zum Minister will ich! Ich will selbst mein Maul aufstun — ich selbst will es angeben! Du hast es vor mir gewußt! Du hättest mir einen Wink geben können! Das Mädel hätte noch wissen lassen. Es wäre noch Zeit gewesen

— aber nein! — Da hat sich was makeu lassen; da hat sich was fischen lassen! Da hast du nun Holz obendrein zuge tragen! — Jetzt sorg' auch für deinen Kuppelpelz. Friß aus, was du einbrodest! Ich nehme meine Tochter in Arm, und marsch mit ihr über die Gränge!

Fünfte Scene.

V

Ferdinand von Walter pürzt erschrocken und außer Athem ins Zimmer. Die Vorigen.

Ferdinand. War mein Vater da?

Louise schelt mit Schrecken auf. Sein Vater!

Allmächtiger Gott!

Frau schlägt die Hände zusammen. Der Präsesident! Es ist aus mit uns!

Miller lacht voll Wuth. Gottlob! Gottlob! Da haben wir ja die Bescherung!

Ferdinand eilt auf Louise zu und drückt sie stark in die Arme. Mein bist du, und wärstest du! und Himmels sich zwischen uns!

Louise. Mein Tod ist gewiß — Rebe weiter — Du sprachst einen schrecklichen Namen aus — Dein Vater?

Ferdinand. Nichts! Nichts! Es ist überstanden! Ich hab' dich ja wieder! Du hast mich ja wieder! O, laß mich Athem schöpfen an dieser Brust! Es war eine schreckliche Stunde!

Louise. Welche? Du tödest mich!

Ferdinand tritt zurück und schaut sie bedenkend an. Eine Stunde, Louise, wo zwischen mein Herz und dich eine fremde Gestalt sich warf — wo meine Liebe vor meinem Gewissen erblaste — wo meine Louise aufhörte, ihrem Ferdinand Alles zu seyn —

Louise stellt mit verbältem Gesichte auf den Esel nieder.

Ferdinand geht schnell auf sie zu, klebt sprachlos mit harrem Blick vor ihr stehen, dann verläßt er sie plötzlich, in großer Bewegung. Nein! Nimmermehr! Unmöglich, Lady! Zu viel verlangt! Ich kann dir diese Unschuld nicht opfern — Nein, beim unendlichen Gott! ich kann meinen Eid nicht verletzen, der mich laut wie des Himmels Donner aus diesem brechenden Auge mahnt — Lady, blick' hieher — hieher, du Vabervater — Ich soll diesen Engel würgen? Die Hölle soll ich in diesen himmlischen Wusen schütten? *Ein Entschluß auf sie zuwenden.* Ich will sie führen vor des Weltrichters Thron, und, ob meine Liebe Verbrechen ist, soll der Ewige sagen. Er laßt sie bei der Hand und hebt sie vom Esel. Basse Muth, meine Eheuerie! — Du hast gewonnen! Als Sieger komm' ich aus dem gefährlichsten Kampf zurück!

Louise. Nein! Nein! — Verhehle mir nichts! Sprich es aus, das entsehlige Urtheil! Deinen Vater nanntest du? Du nanntest die Lady? — Schauer des Todes ergreifen mich — Man sagt, sie wird heirathen.

Ferdinand setzt sich zu Louise's Füßen nieder. Mich, Unglückselige!

Louise nach einer Pause, mit stillem beztremten Ten und schredlicher Mute. Nun — was eischst du denn? — Der alte Mann dort hat mir's ja oft gesagt — ich hab' es ihm nie glauben wollen. *Wende, dann muß sie sich Miller laut weinend in den Arm.* Vater, hier ist deine Tochter wieder — Verzeihung, Vater! — Dein Kind kann ja nicht dafür, daß dieser Traum so schön war, und — so fürchterlich jetzt das Erwachen —

Miller. Louise! Louise! O Gott, sie ist von sich — meine Tochter, mein armes Kind — Glück

über den Verführer! — Fluch über das Weib, das sie ihm kuppelte!

Frau wies sich jammernd auf Louise. Verbleib' ich diesen Fluch, meine Tochter? Vergeb's Ihnen Gott, Baron! — Was hat dieses Lamm gethan, daß Sie es würgen?

Ferdinand springt an ihre auf, voll Entschlossenheit. Aber ich will seine Cabalen durchbohren — durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils — Drei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insectenseelen am Niesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln. Er will fort.

Louise tritt vom Gesel. auf, folgt ihm. Bleib! Bleib! Wohin willst du? — Vater — Mutter — in dieser hangen Stunde verläßt er uns!

Frau eilt ihm nach, hängt sich an ihn. Der Präsident wird hieher kommen — Er wird unser Kind mißhandeln — Er wird uns mißhandeln — Herr von Walter, und Sie verlassen uns?

Miller lacht wüthend. Verläßt uns! Freilich! Warum nicht? — Sie gab ihm ja Alles hin! Mit der einen Hand den Major, mit der andern Louise fassend. Geduld, Herr! der Weg aus meinem Hause geht nur über Diese da — Erwarte erst deinen Vater, wenn du kein Unbe ist. Erzähl' es ihm, wie du dich in ihr Herz stahlst, Verräther, oder, bei Gott! ihm seine Tochter zu schenkend, wild und heilig, du sollst mir zuvor diesen wimmernden Wurm zertreten, den Liebe zu dir so zu Schanden richtete!

Ferdinand kommt zurück und geht auf und ab in tiefen Gedanken. Zwar die Gewalt des Präsidenten ist groß — Vaterrecht ist ein weites Wort — der Dreyzel selbst kann sich in seinen Salten verdecken, er kann es weit damit treiben — weit! — Doch auch Menzgerie treibt's nur die Liebe — Hier, Louise! Deine Hand in die meinige! Er legt sie heilig. So wahr mich Gott im letzten Hauch nicht verlassen soll! — der Augenblick, der diese zwei Hände trennt, verweist auch den Dachen zwischen mir und der Schöpfung!

Louise. Mir wird bange! Blick' weg! Deine Lippen beken! Dein Auge rollt fürchterlich —

Ferdinand. Nein, Louise! zittere nicht! Es ist nicht Wahnsinn, was aus mir rehet! Es ist das köstliche Geschenk des Himmels, Entschluß in dem glühenden Augenblick, wo die gerechte Braut nur durch etwas Unerhörtes sich Lust macht — Ich liebe dich, Louise — Du sollst mir bleiben, Louise — Zieh zu meinem Vater! Er eilt schnell fort und verläßt — gegen den Präsidenten

Sechste Scene.

Der Präsident mit einem Gefolge von Bedienten. Vorige.

Präsident im Percutieren. Da ist er schon!

Alle erschrocken.

Ferdinand weicht einige Schritte zurück. Im Hause der Unschuld.

Präsident. Wo der Sohn Ueberläm gegen den Vater steht!

Ferdinand. Lassen Sie uns doch —

Präsident unterbricht ihn, zu Willern. Er ist der Vater?

Miller. Stadtmusikant Miller

Präsident zur Frau. Sie die Mutter?

Frau. Ach ja! die Mutter!

Ferdinand zu Willern. Vater, bring' Er die Tochter weg — ihr droht eine Ohnmacht.

Präsident. Ueberläufige Sargfall! Ich will sie aufheben. Zu Willern. Wie lang steht Sie den Sohn des Präsidenten?

Louise. Diesem habe ich nie nachgefragt! Ferdinand von Walter besucht mich seit dem November!

Ferdinand. Betet sie an!

Präsident. Erhielt Sie Versicherungen?

Ferdinand. Vor wenig Augenblicken die feierlichsten im Angesichte Gottes.

Präsident, zornig zu seinem Sohne. Zur Beichte deiner Thorheit wird man dir schon das Zeichen geben. Zu Louise. Ich erwarte Antwort.

Louise. Er schwur mir Liebe.

Ferdinand. Und wird sie halten.

Präsident. Muß ich befehlen, daß du schweigst? — Nimm Sie den Schwur an?

Louise, zärtlich. Ich erwiderte ihn.

Ferdinand mit fester Stimme. Der Bund ist geschlossen!

Präsident. Ich werde das Echo hinaus werfen lassen. Wechelt zu Louise. Aber er bezahlte Sie doch jedeszeit bar?

Louise, aufmerksam. Diese Frage verstehe ich nicht ganz.

Präsident mit bedenktem Lachen. Nicht? Nun, ich meine nur — Jedes Handwerk hat, wie man sagt, seinen goldenen Boden — auch Sie, hoff' ich, wird Ihre Günst nicht verschenkt haben — oder war's Ihr vielleicht mit dem bloßen Verschuß gedient? Wie?

Ferdinand lachend wie er selbst auf. Hölle! was war Das?

Louise zum Vater mit Würde und Unwillen. Herr von Walter, jetzt sind Sie frei!

Ferdinand. Vater! Gehfurcht befehlt die Jugend auch im Bettelkleid!

Präsident lachend zu ihm. Eine lustige Zumuthung! Der Vater soll die Hure des Sohns respectiren.

Louise flucht wieder. O Himmel und Erde!

Ferdinand mit Winken zu gleicher Zeit indem er den Degen nach dem Präsidenten zieht, den er aber nicht weiter ziehen laßt. Vater! Sie hatten einmal ein Leben an mich zu fordern — Es ist bezahlt. Den Degen ziehend. Der Schuldbrief der künftigen Pflicht liegt zerissen da —

Miller, der bis jetzt nachdem auf der Erde gehanden, tritt herein in Bewegung nachgewandte der Tisch mit des Dahren hinter sich und vor sich damit stehend. Euer Excellenz — Das Kind ist des Vaters Arbeit — Halten zu Gnaden — Wer das Kind eine Wäre schilt, schlägt den Vater aus Ehr, und Dreieig' um Dreieig' — Das ist so Lar' bei uns — Halten zu Gnaden!

Frau. Hilt, Herr und Heiland! — Jetzt bricht auch der Alte los — über unserm Kopf wird das Wetter aufzuschnellen!

Präsident, der es nur halb gehört hat. Neigt sich der Kuppel auch? — Wir sprechen uns gleich, Kuppel!

Miller. Halten zu Gnaden! Ich heiße Miller, wenn Sie ein Adagio hören wollen — mit Unbillschaften dien' ich nicht! Selang der Hof noch da Vorrath hat, kommt die Lieferung nicht an uns Bürgerleute! Halten zu Gnaden!

Frau. Um des Himmels willen, Mann! Du bringst Weib und Kind um.

Ferdinand. Sie spielen hier eine Rolle, mein Vater, wobei Sie sich wenigstens die Zugen hätten ersparen können!

Miller kommt ihm näher, beschwichtigend. Tentlich und verständlich! Halten zu Gnaden! Euer Excellenz schalten und walten im Land! Das ist meine Stube. Mein devotestes Compliment, wenn ich dormalteinst ein pro memoria bringe; aber den ungebehaltenen Gast werf' ich zur Thür hinaus — Halten zu Gnaden!

Präsident, vor Wuth stess. Was? — Was ist Das? Trist ihm selbst.

Miller geht so rasch zurück. Das war nur so meine Meinung, Herr — Halten zu Gnaden!

Präsident in Flammen. Ha, Spitzbube! Ins Zuchthaus sprich dich deine vermessene Meinung — Dort! Man soll Gerichtsdienere belohnen. Einige vom Gefolg gehen ab, der Präsident reißt sich Wuth durch das Zimmer. Vater ins Zuchthaus! — an den Pranger Mutter und Wehe von Tochter. Die Gerechtigkeit soll meiner Wuth ihre Arme borgen! Für diesen Schimpf muß ich schreckliche Genugthuung haben — Ein solches Gesindel sollte meine Pläne zerschlagen und ungestraft Vater und Sohn an einander hegen? — Ha, Verschüchter! Ich will meinen Haß an eurem Untergang sättigen, die ganze Brut, Vater, Mutter und Tochter, will ich meiner brennenden Rache opfern!

Ferdinand tritt gelassen und standhaft unter sie hin. Nicht doch! Seyd außer Furcht! Ich bin zugegen. Zum Präsidenten mit Unterwürfigkeit. Keine Uebereilung, mein Vater! Wenn Sie sich selbst lieben, keine Gewaltthätigkeit! — Es gibt eine Gegend in meinem Herzen, worin das Wort Vater noch nie gehört worden ist — Dringen Sie nicht bis in diese.

Präsident. Nichtswürdiger! Schweig! Reize meinen Grimm nicht noch mehr!

Miller kommt aus einer dumpfen Verachtung zu sich selbst. Schauen nach deinem Kinde, Frau! Ich laufe zum Herzog! — Der Leibschneider — Das hat mir Gott eingeblafen — der Leibschneider lernt die Axt bei mir! Es kann nicht fehlen beim Herzog. Es will gehen.

Präsident. Beim Herzog, sagst du? — Hast du vergessen, daß ich die Schwelle bin, worüber du springen oder den Hals brechen mußt? — Beim Herzog, du Dummkopf? — Verlaß' es, wenn du lebendig bist, eine Thurmhöhe tief, unter dem Boden im Keller liegt, wo die Nacht mit der Hölle liebängelt, und Schall und Licht wieder umkehren. Dähle dann mit deinen Ketten und wimmre: Mir ist zu viel geschehen!

Siebente Scene.

Gerichtsdienere. Die Vorigen.

Ferdinand tritt auf. Vorher zu seinem Vater ist er den Thron hinauf. Konnte! Hüte! Rettung! Der Schrecken überwältigte sie!

Miller ergreift sein Schwert. Ich will den Präsidenten tödnen! Ich will zum Thronsteig gehen!

Frau stellt sich auf die Knie. Ich bin dem Präsidenten...

Präsident zu den Gerichtsdienern. Ich habe die Hand an, im Namen des Herzogs! — Wegen der Diebe, Junge! — Dummköpfe oder nicht — wenn sie nur erst das eiserne Halsband um hat, wird man sie schon mit Steinwürfen androhen!

Frau. Erbarmung, Ihre Gnade! Erbarmung! Erbarmung!

Miller reißt seine Hand an die Gasse. Keine vor Gott, alte Heulhure, und nicht vor — Schelmen, weil ich ja doch schon ins Zuchthaus muß!

Präsident blickt sie an. Du kannst dich rechnen, Bube! Es stehen noch Galgen leer! Zu den Gerichtsdienern. Muß ich es noch einmal sagen?

Gerichtsdienere bringen aus dem Saal ein...

Ferdinand springt an ihr auf und stellt sich vor sie. Ich will was? Ich will den Thron selbst besetzen und mich mit dem Gefolg. Was? es, sie anzuweisen, wer nicht auch die Hirschale an die Gerichte vermiethet hat.

Präsident. Schonen Sie Ihren selbst! Treiben Sie mich nicht weiter, mein Vater!

Präsident, beständig zu dem Thron. Wenn auch einer Wob lieb ist, Wimmern —

Gerichtsdienere greifen Rausen wieder an

Ferdinand. Tod und alle Teufel! Ich sage: Zurück! — Noch einmal! Haben Sie Erbarmen mit sich selbst! Treiben Sie mich nicht aufs Aeußerste, Vater!

Präsident, aufgebracht, zu den Gerichtsdienern. Ist Das Euer Dienstseier, Schurken?

Gerichtsdienere greifen heftiger an.

Ferdinand. Wenn es denn seyn muß, wenn er den Degen zieht und einige von denselben verwundet, so verzeihe mir, Gerechtigkeit!

Präsident voll Zorn. Ich will doch sehen, ob auch ich diesen Degen fühle. Er faßt Rausen selbst, reißt sie in die Höhe und übergibt sie einem Gerichtsdienere.

Ferdinand lacht erbittert. Vater, Vater! Sie machen hier ein heißendes Pasquill auf die Gerechtigkeit, die sich so übel auf ihre Leute verstand und aus vollkommenen Hundersknechten schlechte Minister machte!

Präsident zu den Heiligen. Dort mit ihr!

Ferdinand. Vater, sie soll an dem Pranger hängen, aber mit dem Wäfer, des Präsidenten Sohne — Besuchen Sie noch darauf?

Präsident. Desto possentlicher wird das Spectakel — Dort!

Ferdinand. Vater! ich werfe meinen Officiersdegen auf das Mädchen — Besuchen Sie noch darauf? —

Präsident. Das Fest d'Oppe ist an deiner Seite des Prangersteckens gewohnt worden — Dort! Dort! Ihr wißt meinen Willen!

Ferdinand reißt einen Gerichtsdienere weg. Ich will mich einem Thron stellen, auf dem ich den Degen aufstecke. Vater! Oh! Sie meine Gemahlin beschimpfen, dummköpfe! Ich sie — Besuchen Sie noch darauf?

Präsident. Ah! es, wenn deine Klinge auch klingig ist!

Ferdinand lacht. Ich bin ein Kaiser, ich bin ein Kaiser! Du, Allmächtiger, bist Zeuge! Mein menschliches Mittel ließ ich unverändert — ich muß in einem teuflischen schreiten — Ihr führt sie zum Pranger fort, unterdessen, dem Präsidenten ich die Hand erteile! Ich der Residenz eine Geschichte, wie man Präsident wird.

Präsident, wie vom Blitz getroffen. Was ist Das? — Ferdinand! — Laßt sie los! Laßt sie los! Laßt sie los!

Dritter Akt.

Erste Scene.

Der Präsident und Secretär Wurm kommen.

Präsident. Der Streich war verflucht!

Wurm. Wie ich beirückete, quädiger Herr! Zwang erbitte die Schwärmer immer, aber bekehrt sie nie.

Präsident. Ich hatte mein bestes Vertrauen in diesen Aufschlag gesetzt! Ich theilte so: Wenn das Mädchen beschimpft wird, muß er, als Officier, anrücken!

Wurm. Ganz vortrefflich! Aber zum Beschimpfen hat es auch kommen sollen.

Präsident. Und doch — wenn ich es jetzt mit kaltem Blut überdenke — Ich hätte mich nicht sollen eintreiben lassen! Es war eine Drehung, woraus er wohl nimmermehr Ernst gemacht hätte!

Wurm. Das denken Sie ja nicht! Der gereizten Leidenschaft ist keine Thorheit zu bunt. Sie sagen mir, der Herr Major habe immer den Kopf zu Ihrer Regierung geschüttelt! Ich glaub's. Die Grundsätze, die er aus Akademien hieher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten! Was sollten auch die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persöullichem Adel an einem Hofe, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo, auf eine geschickte Art, groß und klein zu seyn! Er ist zu jung und zu feurig, um Geschmack am langsamen, frummen Gang der Cabale zu finden, und nichts wird seine Ambition in Bewegung setzen, als was groß ist und abenteuerlich!

Präsident. Aber was wird diese wohlweise Anmerkung zu unserm Handel verbessern?

Wurm. Sie wird Ew. Excellenz auf die Wunde hinweisen und auch vielleicht auf den Verband. Einen solchen Charakter — erlauben Sie — hätte man entweder nie zum Vertrauten oder niemals zum Feind machen sollen! Er verabsicht das Mittel, wodurch Sie gesiegt sind. Vielleicht war es bis jetzt nur der Sohn, der die Zunge des Verräthers band. Geben Sie ihm Gelegenheit, seinen rechtmäßig abzusütteln; machen Sie ihn durch wiederholte Stürme auf seine Leidenschaft glauben, daß Sie der ärtliche Vater nicht sind: so dringen die Pflichten des Patrioten bei ihm vor. Ja, schon allein die seltsame Phantasie, der Gerechtigkeit ein so merkwürdiges Opfer zu bringen, könnte Reiz genug für ihn haben, selbst seinen Vater zu tödten.

Präsident. Warum! — Wurm! — Er übt mich da vor einem entsetzlichen Abgrund!

Wurm. Ich will Sie zurückföhren, gnädiger Herr. Darf ich heimlich reden?

Präsident. Das ist mir lieb! Wie ein Verdammter zum Mithras-Dammnen!

Wurm. Also verzeihen Sie — Sie haben, dünkt mich, der biesamen Gestalt den ganzen Präsidenten zu danken, warum vertrauten Sie ihr nicht auch den Vater an? Ich befinne mich, mit welcher Offenheit Sie Ihren Vorgänger damals zu einer Partie Piquet beidereten und bei ihm die halbe Nacht mit freundschaftlichem Buragender hinwagelassen, und das war doch die nämliche Nacht, wo die große Mäne leuchtete und den ganzen Mann in die Luft blies sollte — Warum reizten Sie Ihrem Sohne den Feind? Nimmermehr hätte dieser erfahren sollen, daß ich um seine Liebesangelegenheit wisse. Sie hätten den Roman von Zeite des Mädchens unterhöht und das Herz Ihres Sohnes beizaltet! Sie hätten den Augen General gespielt, der den Feind nicht am Reen seiner Truppen laßt, sondern Spaltungen unter den Gliedern stiftet!

Präsident. Wie war das zu machen?

Wurm. Auf die einfachste Art — und die Karten sind noch nicht ganz vergeben. Unterdrücken Sie eine Zeitung, daß Sie Vater sind. Messen Sie sich mit einer Leidenschaft nicht, die jeden Widerstand nur mächtiger machte — Ueberlassen Sie es mir, an ihrem eigenen Feuer den Wurm anzubrühen, der ne frist.

Präsident. Ich bin begierig.

Wurm. Ich müßte mich schlecht auf den Varrumeter der Seele verheben, oder der Herr Major ist in der Eifersucht schrecklich, wie in der Liebe! Machen Sie ihm das Mädchen verächtlich — Wahrscheinlich oder nicht. Ein Gran Heie reicht hin, die ganze Masse in eine verfürrende Währung zu fagen!

Präsident. Aber woher diesen Gran nehmen?

Wurm. Da sind wir auf dem Punkt — Vor allen Dingen, gnädiger Herr, erklären Sie mir, wie viel Sie bei der ferneren Weigerung des Majors auf dem Spiel haben — in welchem Grade es Ihnen wichtig ist, den Roman mit dem Bürgermädchen zu endigen und die Verbindung mit Lady Milford zu Stande zu bringen?

Präsident. Kann Er noch fragen, Wurm? — Mein ganzer Einkuß ist in Gefahr, wenn die Partie mit der Lady zurückgeht, und, wenn ich den Major zwingen, mein Hals!

Wurm. *unter.* Jetzt haben Sie die Quade und hören! — Den Herrn Major umspielen wir mit Eim. Gegen das Mädchen nehmen wir Ihre ganze Gewalt zu Hülfe. Wir dictiren ihr ein Willet denr an eine dritte Person in die Feder und spielen das mit guter Art dem Major in die Hände.

Präsident. Toller Einfall! Als ob sie sich so geschwind hin bezaubern würde, ihr eigenes Todesurtheil zu schreiben!

Wurm. Sie muß, wenn Sie mir freie Hand lassen wollen. Ich kenne das gute Herz auf und nieder. Sie hat nicht mehr als zwei tödtliche Seiten, durch welche wir ihr Gewissen bestrafen können — ihren Vater und den Major. Der Letztere bleibt ganz und gar aus dem Spiel; desto freier können wir mit dem Mäulanten umbringen. —

Präsident. Als man Crempel?

Wurm. Nach Dem, was Ew. Excellenz mir von dem Austritt in seinem Hause gesagt haben, wird nichts leichter sein, als den Vater mit einem Halsverwund zu betreiben. Die Perlen des Günstlings und Siegelbewahers ist gewissermaßen der Schatten der Majestät. — Bekleidungen gegen jenen sind Verlegungen dieser. — Verstehe ich will ich den armen Schwächer mit diesem zusammengeknüpfen Redeld durch ein Nadelöhr jagen.

Präsident. Doch — ernsthaft dürfte der Handel nicht werden.

Wurm. Ganz und gar nicht — Nur in so weit, als es nöthig ist, die Familie in die Klemme zu treiben. — Wir legen also in aller Eile den Mäulins her — Die Kette um so dichter zu machen, könnte man auch die Mutter mitnehmen — sprechen von verächtlicher Anklage, von Scherz, von ewiger Zehnung und machen den Brief der Tochter zur einzigen Bedingung seiner Verzeihung.

Präsident. Gut! gut! ich verbe.

Wurm. Sie liebt ihren Vater — bis zur Leidenschaft, müßt ich sagen. Die Gefahr seines Lebens — seiner Freiheit zum Minderen — die Vorwürfe ihres Gewissens, den Mäulins dazu gegeben zu haben — die Unmöglichkeit, den Major zu beseigen — endlich die Bekämpfung ihres Rerkes, die ich auf mich nehme — es kann nicht fehlen — Sie muß in die Falle gehn.

Präsident. Aber mein Sohn? Wird er nicht auf der Stelle Wied daren haben? Wird er nicht wüthender werden?

Wurm. Das lassen Sie meine Sorge seyn, gnädiger Herr! — Vater und Mutter werden nicht her freigelassen, bis die ganze Familie einen körperlichen Eid darauf ablegt, den ganzen Vorgang geheim zu halten und den Betrag zu bestätigen.

Präsident. Einen Eid? Was wird ein Eid fruchten, Dummkopf?

Wurm. Nichts bei uns, gnädiger Herr! Bei dieser Menschheit Alles — Und sehen Sie

nun, wie schön wir Beide auf diese Manier zum Ziel kommen werden — Das Mädchen verliert die Liebe des Majors und den Ruf ihrer Tugend! Vater und Mutter ziehen gelindere Saiten auf, und, durch und durch weich gemacht von Schicksalen dieser Art, erkennen sie's noch zuletzt für Erbarmung, wenn ich der Tochter durch meine Hand ihre Reputation wieder gebe.

Präsident lacht unter Kopfschütteln. Ja, ich gebe mich die Überwinden, Schurke! Das Gewebe ist satanisch fein. Der Schüler übertrifft seinen Meister — — Nun ist die Frage, an wen das Villet muß gerichtet werden? mit wem wir sie in Verdacht bringen müssen?

Wurm. Nothwendig mit Jemand, der durch den Entschluß Ihres Sohnes Alles gewinnen oder Alles verlieren muß!

Präsident nach eingem. Nachdenken. Ich weiß nur den Hofmarschall.

Wurm juch. die Abscheu. Mein Geschmack wär' er nun freilich nicht, wenn ich Louise Willerin hieße.

Präsident. Und warum nicht? Wunderlich! Eine blendende Garderobe — eine Atmospäre von Eau de mille fleurs und Bisam — auf jedes altherne Wort eine Handvoll Ducaten — und alles Das sollte die Delicatesse einer bürgerlichen Dame nicht endlich bestechen können? O guter Freund, so fernvulds ist die Eifersucht nicht! Ich schide zum Marschall.

Wurm. Unterdeß, daß Ew. Excellenz Dieses und die Gefangennehmung des Geigers besorgen, werd' ich hingehen und den bewußten Liebesbrief aufheben.

Präsident, zum Scherzspott gesagt. Den Er mir zum Durchlesen heraufbringt, sobald er zu Stande sein wird. Wenn geht ab. Der Präsident legt sich zu schlafen, ein Kammerdiener kommt, er steht auf und geht zum Fenster. Dieser Verhaftsbefehl muß ohne Aufschub in die Verichte — ein Anderer von euch wird den Hofmarschall zu mir bitten.

Kammerdiener. Der gnädige Herr sind so eben hier angekommen.

Präsident. Noch besser — aber die Anstalten sollen mit Verzicht getroffen werden, sagt ihm, daß kein Aufruhr erfolgt.

Kammerdiener. Sehr wohl, Ihr Excellenz!

Präsident. Versteht Ihr? Ganz in der Stille.

Kammerdiener. Ganz gut, Ihre Excellenz!

Zweite Scene.

Der Präsident und der Hofmarschall.

Hofmarschall, eilend. Nur en passant, mein Vetter! — Wie leben Sie? Wie befinden Sie sich? — Heute Abend ist große Opera Dido — das unversteuerte Feuerwerk — eine ganze Stadt brennt zusammen — Sie sehen sie doch auch brennen? Wo?

Präsident. Ich habe Feuerwerks genug in meinem eigenen Hause, das meine ganze Herrlichkeit in die Luft nimmt — Sie kommen erwünscht, lieber Marschall, mir in einer Sache zu raten, thätig zu helfen, die uns Beide pouffert oder völlig zu Grund richtet. Ergeben Sie sich.

Hofmarschall. Waschen Sie mir nicht Angst, mein Züger!

Präsident. Wie gesagt — pouffert oder ganz zu Grund richtet. Sie wissen mein Project mit dem Major und der Lady. Sie begreifen auch, wie unentbehrlich es war, unser Weider Glück zu fixiren.

Es kann Alles zusammenfallen, Kalb! Mein Verdienand will nicht!

Hofmarschall. Will nicht — will nicht — ich hab's ja in der ganzen Stadt schon herumgesagt! Die Mariage ist ja in Jedermanns Munde!

Präsident. Sie können vor der ganzen Stadt als Windmacher dastehen. Er liebt eine Andere!

Hofmarschall. Sie scherzen! Ist Das auch wohl ein Hinderniß?

Präsident. Bei dem Trogkops das unüberwindlichste.

Hofmarschall. Er sollte so wahnsinnig seyn und seine Fortune von sich stoßen? Was?

Präsident. Fragen Sie ihn Das, und hören Sie, was er antwortet!

Hofmarschall. Aber, mon Dieu! was kann er denn antworten?

Präsident. Daß er der ganzen Welt das Verbrechen entdecken wolle, wodurch wir gestiegen sind — daß er unsere falschen Briefe und Quittungen angucken — daß er uns Beide aus Messer liefern wolle — Das kann er antworten!

Hofmarschall. Sind Sie von Sinnen?

Präsident. Das hat er geantwortet — Das war er schon Willens ins Werk zu richten — Daven hab' ich ihn kaum noch durch meine höchste Genie-zirkung abgebracht. Was wissen Sie hierauf zu sagen?

Hofmarschall mit einem Schreck. Mein Verstand sieht felle!

Präsident. Das könnte noch hingehen! Aber ungleich hinterbringen mir meine Exiense, daß der Oberst von Vock auf dem Sprünge sey, um die Lady zu werben.

Hofmarschall. Sie machen mich rasend! Wer, sagen Sie? von Vock, sagen Sie? — Wissen Sie denn auch, daß wie Todfeinde zusammen sind? Wissen Sie auch, warum wir es sind?

Präsident. Das erste Wort, das ich hörte!

Hofmarschall. Besser! Sie werden hören, und aus der Haut werden Sie fahren — Wenn Sie sich noch des Hofballs entsinnen — — es geht jetzt ins einundzwanzigste Jahr — wissen Sie, worauf man den ersten Englischen tanzte, und dem Grafen von Meerichbaum das heiße Wachs von einem Kren-leuchter auf den Domino tröpfelte — Ach Gott, Das müssen Sie freilich noch wissen!

Präsident. Wer könnte so was vergessen!

Hofmarschall. Nehen Sie! da hatte Prinzessin Natalie in der Sitz des Tanzes ein Strumpfband verloren. — Als kommt, wie begreiflich, in Maru — von Vock — wir waren noch Kammer-junker — wir liefen durch den ganzen Redouten-saal, das Strampfband zu suchen — endlich erblickt ich's — von Vock merkt's — von Vock darauf zu, reicht es mir aus den Händen — ich bitte Sie! — bringt's der Prinzessin und schnappt mir glücklich das Compliment weg. — Was denken Sie?

Präsident. Amperlin an!

Hofmarschall. Schnappt mir das Compliment weg — Ich meine in Echnacht zu sinken. Eine solche Malice ist gar nicht erdicht worden. — Endlich ermann' ich mich, näherte mich Ihrer Durchlaucht und spreche: Gnädige Frau! von Vock war so glücklich, Höchstenebenelben das Strumpfband zu überreichen; aber, wer das Strumpfband zuerst erblickte, behielt sich in der Stille und schweigt.

Präsident. Bravo, Marschall! Bravissimo!

Hofmarschall. Und schweigt — Aber ich werd's dem von Voss bis zum jüngsten Gerichte noch nachtragen — der niederträchtige, kriechende Schmeichler! — Und Das war noch nicht genug — Wie wir Beide zugleich auf das Strumpfband zu Boden fallen, wischt mir von Voss an der rechten Frisur allen Puder weg, und ich bin ruiniert auf den ganzen Fall.

Präsident. Das ist der Mann, der die Willford heirathen und die erste Person am Hofe werden wird.

Hofmarschall. Sie stoßen mir ein Messer ins Herz. Wird? wird? Warum wird er? Wo ist die Nothwendigkeit?

Präsident. Weil mein Ferdinand nicht will, und sonst Keiner sich meldet.

Hofmarschall. Aber wissen Sie denn gar kein einziges Mittel, den Major zum Entschluß zu bringen? — Sey's auch noch so bizarr, so verzweifelt! — Was in der Welt kann so widrig seyn, das uns jetzt nicht willkommen wäre, den verhassten von Voss auszusuchen!

Präsident. Ich weiß nur eines, und das bei Ihnen steht.

Hofmarschall. Bei mir steht? Und Das ist?

Präsident. Den Major mit seiner Geliebten zu entweihen.

Hofmarschall. Zu entweihen? Wie meinen Sie Das! — und wie mach' ich Das?

Präsident. Alles ist gewonnen, sobald wir ihm das Mädden verächtlich machen.

Hofmarschall. Daß sie stehle, meinen Sie?

Präsident. Ach nein doch! Wie glaubte er Das? — daß sie es noch mit einem Andern habe.

Hofmarschall. Dieser Andre?

Präsident. Müßten Sie seyn, Varen.

Hofmarschall. Ich seyn? Ich? — Ist sie von Adel?

Präsident. Wozu Das? Welcher Einfall? — Einem Winkstanten Tochter.

Hofmarschall. Bürgerlich also? Das wird nicht angehen! Was?

Präsident. Was wird nicht angehen? Narrenköpfe! Wem unter der Sonne wird es einfallen, ein Paar runte Wangen nach dem Stammbaum zu fragen?

Hofmarschall. Aber bedenken Sie doch, ein Ehrenmann! Und meine Reputation bei Heie!

Präsident. Das ist was Andres! Verzeihen Sie! Ich habe Das noch nicht gewußt, daß Ihnen der Mann von unbescholtenen Sitten mehr ist, als der von Einfluß. Wollen wir abbrechen!

Hofmarschall. Zeigen Sie Muth, Varen! es war ja nicht so verstanden.

Präsident. *flüsternd* Nein — nein! Sie haben vollkommen Recht. Ich bin es auch müde. Ich lasse den Karren stehen. Dem von Voss wünsch' ich Glück zum Premierrainier. Die Welt ist noch anderswo. Ich fortre meine Entlassung vom Herzog.

Hofmarschall. Und ich? — Sie haben gut schwagen, Sie! Sie sind ein Studirter! Aber ich — mon Dieu! was bin denn ich, wenn mich Seine Durchlaucht entlassen?

Präsident. Ein Venmot von vorgestern! die Liebe vom vorigen Jahr!

Hofmarschall. Ich beschwöre Sie, Theurer, Geldner! — Erstickn Sie diesen Gedanken! Ich will mir ja Alles gefallen lassen!

Präsident. Wollen Sie Ihren Namen zu einem Rendez-vous hergeben, den Ihnen diese Millerin schriftlich verschlagen soll?

Hofmarschall. In Gottes Namen! Ich will ihn hergeben.

Präsident. Und den Brief irgendwo herausfallen lassen, wo er dem Major zu Gesicht kommen muß?

Hofmarschall. Zum Crempel auf der Parade will ich ihn, als von Ungefähr, mit dem Schuupstuch herausschleudern.

Präsident. Und die Rolle ihres Liebhabers gegen den Major behaupten?

Hofmarschall. Mort de ma vie! Ich will ihn schon waschen! Ich will dem Naseweis den Appetit nach meinen Amouren verleiden!

Präsident. Nun geht's nach Wunsch! Der Brief muß noch heute geschrieben seyn! Sie müssen vor Abend noch herkommen, ihn abzuholen und Ihre Rolle mit mir zu berichtigen!

Hofmarschall. Sobald ich sechzehn Visiten werde gegeben haben, die von allerhöchster Importance sind. Verzeihen Sie also, wenn ich mich ohne Aufschub beurlaube!

Präsident. *nachdenklich* Ich zähle auf Ihre Verschlagenheit, Marschall!

Hofmarschall. *nachdenklich* Ah, mon Dieu! Sie kennen mich ja.

Dritte Scene.

Der Präsident u. Wurm.

Wurm. Der Geier und seine Frau sind glücklich und ohne alles Geräusch in Verhaft gebracht. Wollen Ev. Excellenz jetzt den Brief überlesen?

Präsident. *erhebt sich* Herrlich, herrlich, Secretän! Auch der Marschall hat angeküßt! — Ein Gift, wie das, müßte die Gesundheit selbst in eiternden Anschlag verwandeln — Nur gleich mit den Vorschlägen zum Vater und dann warm zu der Tochter! *Exit Wurm.*

Vierte Scene.

Louise u. Ferdinand.

Louise. Ich bitte dich, höre auf! Ich glanke an keine glückliche Tage mehr. Alle meine Hoffnungen sind gesunken.

Ferdinand. So sind die meinigen gesunken! Mein Vater ist aufgereizt! Mein Vater wird alle Geschnügel gegen uns richten! Er wird mich zwingen, den unmenschlichen Sehn zu machen! Ich stehe nicht für meine kindliche Pflicht! Wuth und Verzweiflung werden mir das schwarze Geheimniß seiner Mordthat erpressen! Der Sohn wird den Vater in die Hände des Henkers liefern — Es ist die höchste Gefahr — — und die höchste Gefahr mußte da seyn, wenn meine Liebe den Riesenyrung wagen sollte — Höre, Louise! — Ein Gedanke, groß und vermessend, wie meine Leidenschaft, drängt sich vor meine Seele — Du, Louise, und ich und die Liebe! — liegt nicht in diesem Cirkel der ganze Himmel? oder brauchst du noch etwas Viertes dazu?

Louise. Nicht ab! Nichts mehr! Ich erlasse über Das, was du sagen willst.

Ferdinand. Haben wir an die Welt keine Forderung mehr, warum denn ihren Beifall erbetteln? Warum wagen, wo nichts gewonnen wird, und Alles verloren werden kann? — Wird dieses Auge nicht eben so schmelzend sinkeln, ob es im Rhein oder in der Eibe sich spiegelt oder im baltischen Meer?

Mein Vaterland ist, wo mich Louise liebt! Deine Fußstapfen in wilden, sandigen Wüsten mir interessanter, als das Münster in meiner Heimath. — Werden wir die Pracht der Städte vermessen? Wo wir seyn mögen, Louise, geht eine Sonne auf, eine unter — Schauspiele, neben welchen der äppigste Schwung der Künste verblaßt! Werden wir Gott in keinem Tempel mehr dienen, so zieht die Nacht mit begeisterten Schauern auf, der wechselnde Mond predigt uns Buße, und eine andächtige Kirche von Sternen betet mit uns! — Werden wir uns in Gesprächen der Liebe erschöpfen? Ein Kacheln meiner Louise ist Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens ist aus, bis ich diese Thräne ergründe!

Louise. Und hättest du sonst keine Pflicht mehr als deine Liebe?

Ferdinand, *se umarmend*. Deine Ruhe ist meine heiligste!

Louise, *sehr erregt*. So schweig! und verlaß mich — Ich habe einen Vater, der sein Vermögen hat, als diese einzige Tochter — der morgen Tödtlich alt wird — der der Rache des Präsidenten gewiß ist!

Ferdinand *lacht sich ein*. Der uns begleiten wird. Darum keinen Einwurf mehr, Liebe! Ich gehe, mache meine Kontrabanken zu Geld, erhebe Summen auf meinen Vater. Es ist erlaubt, einen Räuber zu plündern, und sind seine Schätze nicht Blutgeld des Vaterlands? — Schlag ein Uhr um Mitternacht wird ein Wagen hierher fahren. Ihr werft euch hinein! Wir fliehen!

Louise. Und der Fluch deines Vaters uns nach? — Ein Fluch, Unbesonnenen, den auch Mörder nie ohne Erbörung ausprechen, den die Rache des Himmels auch dem Dieb auf dem Nacke hat, der uns Blüthlinge unarmberst, wie ein Geveit, von Meer zu Meer jagen würde? — Nein, mein Geliebter! Wenn nur ein Brezel dich mir erhalten kann, so hab' ich noch Stärke, dich zu verlieren.

Ferdinand *nickt*. Wirklich?

Louise. Verlieren! — O, ohne Grenzen entseßlich ist der Gedanke — gräßlich genug, den unselbstlichen Geist zu durchbohren und die glühende Wange der Freude in bleichen — Ferdinand! dich zu verlieren! — Doch man verliert ja nur, was man besitzen hat, und dein Herz gehört deinem Stande — Mein Anspruch war Kircheneid, und schauernd geh' ich ihn auf.

Ferdinand, *mit Leidenschaft*. Gibst du ihn auf?

Louise. Nein! Zieh' mich an, lieber Walter! Nicht so bitter die Zähne geknirscht. Komm! Laß mich jetzt deinen sterbenden Muth durch mein Beispiel beleben! Laß mich die Heldin dieses Augenblicks seyn — einem Vater den entseßlichen Zehn wieder schenken — einem Bündniß entsagen, das die Augen der Bürgerwelt auseinander treiben und die gemeine ewige Ordnung zu Grund stürzen würde — Ich bin die Verbrecherin — mit frechen, überdachten Wünschen beschick mein Busen getragen — mein Unglück in meine Strafe, so laß mir doch jetzt die süße, schmeichelnde Täuschung, daß es mein Opfer war — Wirst du mir diese Wollust mißgönnen?

Ferdinand *hat in der Zerknirschung und Wuth eine Wulst ergossen und auf dieselben zu stoßen versucht* — Ich verzeiht er die Zarten, zerstreut das Instrument aus des Bodens und bricht in ein lautes Gelächter aus.

Louise. Walter! Gott im Himmel! Was soll das? — Gernahm dich! Hastung verlangt diese Stunde — es ist eine trennende! Du hast ein Herz, Walter! Ich kenne es! — Wurm, wie das

Leben, ist deine Liebe und ohne Schranken, wie das Unermeßliche. — Schenke sie einer Edeln und Würdigen — sie wird die Glückseligsten ihres Geschlechts nicht beneiden — — Thränen unterdrückend. Mich sollst du nicht mehr sehn — Das eitle betrogene Mädchen verweine seinen Gram in einsamen Mauern, um seine Thränen wird sich Niemand bekümmern — Leer und erstorben ist meine Zukunft — Doch werd' ich noch je und je am verwelkten Strauß der Vergangenheit riechen. Zudem sie ihm mit abgewandtem Gesichte ihre zitternde Hand gibt. Leben Sie wohl, Herr von Walter!

Ferdinand *bringt aus seiner Betäubung auf*. Ich entfliehe, Louise! Wirst du mir wirklich nicht folgen?

Louise *hat sich im Hintergrund des Sommers niedergelegt und hält das Gesicht mit beiden Händen bedeckt*. Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden!

Ferdinand. Schlange, du läßt! Dich fesselt was Andres hier!

Louise *im Ton des höchsten verzweifelten Verdachts*. Bleiben Sie bei dieser Vermuthung — sie macht vielleicht weniger elend.

Ferdinand. Kalte Pflicht gegen feurige Liebe! — Und mich soll das Mädchen blenden? — Ein Liebhaber fesselt dich, und Weh' über dich und ihn, wenn mein Verdacht sich bestätigt! *Geht ab*

Fünfte Scene.

Louise

Die Thüre öffnet sich, eine Bediente kommt herein und bringt ein Briefchen.

Wo meine Eltern bleiben? — Mein Vater versprach, in wenigen Minuten zurück zu seyn, und schon sind fünf volle stürmische Stunden verüber — Wenn ihm ein Unfall — Wo wird mir? — Warum geht mein Athem so ängstlich?

Es tritt Wurm ein, das Zimmer wird Nacht um 8 Uhr und Licht.

Es ist nichts Wirkliches — Es ist nichts als das schauernde Gaukelspiel des erhitzen Geblüts — Hat unsere Seele nur einmal Entsetzen genug in sich genommen, so wird das Aug' in jedem Winkel Geveit sehen.

Sechste Scene.

Louise als Secretär Wurm.

Wurm *kommt herein*. Guten Abend, Jungfer!

Louise. Gott! wer spricht da? *Es tritt sie ein und hat das Gesicht verdeckt*. Schrecklich! Schrecklich! Meiner ängstlichen Ahnung eilt schon die unglückseligste Verhüllung nach! — Sie etwa den Präsidenten? Er ist nicht mehr da!

Wurm. Jungfer, ich suche Sie.

Louise. So mag ich mich wundern, daß Sie nicht nach dem Marktplatz gingen!

Wurm. Warum eben dahin?

Louise. Ihre Braut von der Schandbühne abholen!

Wurm. Mamiel! Wittern Sie haben einen falschen Verdacht.

Louise *unterdrückt eine Schreie*. Was steht Ihnen zu Diensten?

Wurm. Ich komme, geschickt von Ihrem Vater. Louise, *beugt*. Von meinem Vater? — Wo ist mein Vater?

Wurm. Wo er nicht gern ist.

Louise. Um Gotteswillen! Geschwind! Mich befüllt eine üble Ahnung — Wo ist mein Vater?

Wurm. Im Thurm, wenn Sie es ja wissen wollen.
Louise mit einem Blick zum Himmel. Das noch! Das auch noch! — Im Thurm? Und warum im Thurm?

Wurm. Auf Befehl des Herzogs.

Louise. Des Herzogs?

Wurm. Der die Verlegung der Majestät in der Person seines Stellvertreters —

Louise. Was? was? O ewige Allmacht!

Wurm. Auffallend zu ahnden beschloßen hat.

Louise. Das war noch übrig! Das! — Freilich, freilich, mein Herz hatte noch außer dem Major etwas Theures — das durfte nicht übergangen werden — Verlegung der Majestät — Himmlische Vor-sicht! Rette, o, rette meinen sinkenden Glauben! — Und Ferdinand?

Wurm. Wählt Lady Milford oder Kluch und Enterbung.

Louise. Entsetzliche Freiheit! — Und doch — doch ist er glücklicher. Er hat seinen Vater zu ver-lieben. Zwar keinen haben ist Verdammiß genug! — Mein Vater auf Verlegung der Majestät — mein Geliebter die Lady oder Kluch und Enterbung — Wahrlich, bewundernswerth! Eine vollkommene Wü-berci ist auch eine Vollkommenheit — Vollkommen-heit? Nein! dazu fehlt noch etwas — — Wo ist meine Mutter?

Wurm. Im Spinnhaus.

Louise mit schmerzvollem Lächeln. Jetzt ist es völlig! — völlig, und jetzt wär' ich ja frei — abge-schält von allen Pflichten — und Abzügen — und Freuden, abge-schält von der Verflucht. Ich brauch' sie ja nicht mehr. *Ein schmerzvolles Seufzen.* Haben Sie vielleicht noch eine Zeitung? Werden Sie immerhin. Jetzt kann ich Alles hören.

Wurm. Was geschehen ist, wissen Sie.

Louise. Also nicht, was noch kommen wird?

Wurm *mit einem Blick zu den Seiten von Louise* *es* *ist* *Wurm* *aus* *der* *Armer Mensch!* Du treibst ein trauriges Handwerk, wobei du unmöglich selig werden kannst. Unglückliche machen, ist schon schrecklich genug; aber gräßlich ist's, es ihnen verkündigen — ihnen voraussetzen den Entlassung, dabei zu stehen, wenn das blutende Herz am eisernen Schacht der Nothwendigkeit zittert, und Christen an Gott zweifeln. — Der Him-mel bewahre mich! Und würde dir jeder Augtropfen, den du fallen siehst, mit einer Lonne Geldes entge-gen — ich möchte nicht du seyn — — Was kann noch geschehen?

Wurm. Ich weiß nicht.

Louise. Sie wollen es nicht wissen? — Diese listische Vortäuschung fürchtet das Geräusch der Worte; aber in der Grabstille Ihres Gesichts zeigt sich mir das Gespinnst — Was ist noch übrig? — Sie sagen verhin, der Herzog wolle es auffallend ahnden? Was nennen Sie auffallend?

Wurm. Tragen Sie nichts mehr.

Louise. Höre, Mensch! Du göngst beim Fenster zur Schule. Wie verständig du seinst, das Götter erst langsam Ferkelisch an den knirschenden Gelenken hinaufzuführen und das zuckende Herz mit dem Streich der Erbarmung zu necken? — Welches Schicksal wartet auf meinen Vater? — Es ist Tod in Dem, was du lachend sagst; wie mag Das aussehen, was du an dich haltst? Sprich es aus! Laß mich sie auf Einmal haben, die ganze zermalmende Ladung! Was wartet auf meinen Vater?

Wurm. Ein Criminalproceß.

Louise. Was ist, aber Das? — Ich bin ein unthätiges, unschuldiges Ding, verstehe mich wenig

auf eure fürchterlichen lateinischen Wörter. Was heißt Criminalproceß? —

Wurm. Gericht um Leben und Tod.

Louise, *stachelt.* So dank' ich Ihnen. *Es eilt schnell in ein Seitenzimmer.*

Wurm *steht betroffen da.* Wo will Das hinaus? Sollte die Märrin etwa? — Teufel! Sie wird doch nicht — Ich eile nach — ich muß für ihr Leben bürgen. Im Begriff ihr zu folgen.

Louise *kommt zurück, einen Mantel umgeworfen.* Verzeihen Sie, Secretär! Ich schließe das Zimmer.

Wurm. Und wohin denn so eilig?

Louise. Zum Herzog. *Will fort.*

Wurm. Was? Wohin? *Er halt sie erschrocken zurück.*

Louise. Zum Herzog. Hören Sie nicht? Zu eben dem Herzog, der meinen Vater auf Tod und Leben will richten lassen — Nein! nicht will — muß richten lassen, weil einige Bösewichter wollen; der zu dem ganzen Proceß der beleidigten Majestät nichts beibringt, als eine Majestät und seine fürstliche Handschrift.

Wurm *lacht überlaut.* Zum Herzog!

Louise. Ich weiß, worüber Sie lachen — aber ich will ja auch kein Erbarmen dort finden — Gott bewahre mich! nur Gel — Gel nur an meinem Geisbrei. Man hat mir gesagt, daß die Großen der Welt nicht belehrt sind, was Glend ist — nicht wollen belehrt seyn. Ich will ihm sagen, was Glend ist — will es ihm vermalen in allen Verzerrungen des Todes, was Glend ist — will es ihm verheulen in Mark und Bein vermalenden Tönen, was Glend ist — und, wenn ihm jetzt über der Beschriftung die Haare zu Berge fliegen, will ich ihm noch am Schluß in die Ohren schreien, daß in der Sterbschande auch die Lungen der Ordensgötter zu rebellieren anfangen, und das jüngste Gericht Majestäten und Bettler in dem nämlichen Siebe rüttelt. *Es* *nach* *er* *geht*

Wurm, *mit einem Blick zu Louise.* Gehen Sie, o, gehen Sie ja! Sie können wahrlich nichts Klügeres thun. Ich rathe es Ihnen, gehen Sie, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Herzog willfahren wird.

Louise *mit einem Blick zu Louise.* Wie sagen Sie? — Sie rathe mir selbst dazu? *Kommt* *schmerzhaft* *zum* *Herzog*! *Hm!* Was will ich denn? Etwas Abscheuliches muß es seyn, weil dieser Mensch dazu rät — Weher wissen Sie, daß der Fürst mir willfahren wird?

Wurm. Weil er es nicht wird umsonst thun dürfen.

Louise. Nicht umsonst? Welchen Preis kann er auf eine Menschlichkeit setzen?

Wurm. Diese schöne Supplicantin ist Preises genug.

Louise *mit einem Blick zu Louise.* Kann mir Rechte dem Laut. *Alles* *gerechter!*

Wurm. Und einen Vater werden Sie doch, will ich hoffen, um diese gnädige Lare nicht über-sordert finden?

Louise *ant* *mit* *ab* *an* *der* *Jaung.* Ja! ja! Es ist wahr! Sie sind verschaut, eure Orogen — verschaut vor der Wahrheit hinter ihre eigenen Laster, wie hinter Schwerter der Cherubim — Helfe dir der Allmächtige, Vater! Deine Tochter kann für dich sterben, aber nicht sündigen!

Wurm. Das mag ihm wohl eine Neuigkeit seyn, dem armen verlassen Mann — „Meine Louise,“ sagte er mir, „hat mich in Veden geworfen! Meine Louise wird mich auch aufrichten.“ — Ich eile, Mame-sell, ihm die Antwort zu bringen! *Ende* *da* *als* *es* *er* *geht*

Louise *steht ihm nach, hält ihn zurück.* Weichen Sie! bleiben Sie! Orsuld! — Wie sink dieser Satan ist, wenn es gilt, Menschen rasend zu machen! — Ich hab' ihn niedergeworfen. Ich muß ihn aufrichten. Neben Sie! Rathen Sie! Was kann ich? was muß ich thun?

Wurm. Es ist nur ein Mittel!

Louise. Dieses einzige Mittel?

Wurm. Auch Ihr Vater wünscht —

Louise. Auch mein Vater? — Was ist Das für ein Mittel?

Wurm. Es ist Ihnen leicht.

Louise. Ich kenne nichts Schwereres, als die Schande.

Wurm. Wenn Sie den Major wieder frei machen wollen.

Louise. Von seiner Liebe? Spotten Sie meiner? — Das meiner Willkür zu überlassen, wozu ich gezwungen ward?

Wurm. So ist es nicht gemeint, liebe Jungfer! Der Major muß zuerst und freiwillig zurücktreten.

Louise. Er wird nicht.

Wurm. So scheint es. Würde man denn wohl seine Zuflucht zu Ihnen nehmen, wenn nicht Sie allein dazu helfen könnten?

Louise. Kann ich ihn zwingen, daß er mich haßen muß?

Wurm. Wir wollen versuchen! Sehen Sie sich!

Louise, *betreten.* Mensch! was kränkst du?

Wurm. Sehen Sie sich! Schreiben Sie! Hier ist Feder, Papier und Tinte!

Louise *setzt sich, in heftiger Verunsicherung.* Was soll ich schreiben? An wen soll ich schreiben?

Wurm. An den Heuler Ihres Vaters.

Louise. Ha! du verübst dich darauf, Seelen auf die Folter zu schrauben! *Geht eine Feder.*

Wurm *ruft.* „Gnädiger Herr“ —

Louise *schreit mit verzweifelter Hast.*

Wurm. „Schon drei unerträgliche Tage sind verüber — sind verüber — und wir haben uns nicht“ —

Louise *ruft, legt die Feder weg.* An wen ist der Brief?

Wurm. An den Heuler Ihres Vaters.

Louise. O mein Gott!

Wurm. „Halten Sie sich bewegen an den Major — an den Major — der mich den ganzen Tag wie ein Argus hütet“ —

Louise *springt auf.* Wüßerei, wie noch keine erhört worden! An wen ist der Brief?

Wurm. An den Heuler Ihres Vaters.

Louise, *die Hände ringend auf und nieder.* Nein! nein! nein! Das ist tyrannisch, o Himmel! Strafe Menschen menschlich, wenn sie dich reizen; aber warum mich zwischen zwei Schrecknisse pressen? Warum zwischen Tod und Schande mich hin und her wiegen? Warum diesen blutsaugenden Teufel mir auf den Nacken setzen? — Mächt, was ihr wollt! Ich schreibe Das nimmermehr!

Wurm *greift nach dem Hut.* Wie Sie wollen, Mademoiselle! Das steht ganz in Ihrem Belieben.

Louise. Belieben, sagen Sie? In meinem Belieben? — Geh! 'Barbar' hänge einen Unglücklichen über den Abgrund der Hölle auf, bitt' ihn um etwas und läßt' Gott und frag' ihn, ob's ihm beliebt? — O, du weißt allen gut, daß unser Herz an natürlichen Trieben so fest als an Ketten liegt — nunmehr ist Alles gleich. Leitten Sie weiter! Ich habe nichts mehr. Ich weiche der überlistenden Hölle.

Geht zu dem zweiten Mal.

Wurm. „Den ganzen Tag wie ein Argus hütet“

Sie Das?

Louise. Weiter! weiter!

Wurm. „Wie haben gestern den Präsidenten im Haus gehabt. Es war verflücht zu sehen, wie der gute Major um meine Ehre sich wehrte“ —

Louise. O schön, schön! o herrlich! — Nur immer fort! —

Wurm. „Ich nahm meine Zuflucht zu einer Ohnmacht — zu einer Ohnmacht — daß ich nicht laut lachte.“

Louise. O Himmel!

Wurm. „Aber bald wird mir meine Maske unerträglich — unerträglich — Wenn ich nur loskommen könnte“ —

Louise *hält inne, steht auf, geht auf und nieder, den Kopf gesenkt, als suchte sie was auf dem Boden; dann setzt sie sich wiederum, schreit weiter.* „Loskommen könnte“ —

Wurm. „Morgen hat er den Dienst — Passen Sie ab, wenn er von mir geht, und kommen an den bewußten Ort“ — Haben Sie „bewußten“?

Louise. Ich habe Alles!

Wurm. „An den bewußten Ort zu Ihrer zärtlichen . . . Louise.“

Louise. Nun fehlt die Adresse noch!

Wurm. „An Herrn Hofmarschall von Kalb.“

Louise. Einige Vorlicht! Ein Name, so fremd meinen Ohren, als meinem Herzen diese schändlichen Zeilen! Sie steht auf und betrachtet eine große Pause lang mit starrm Blick das Geschriebene. Endlich wendet sie es dem Zerretzt mit erschütterter, beschwerlicher Stimme. Nehmen Sie, mein Herr! Es ist mein ehrlicher Name — es ist Ferdinand — ist die ganze Wenne meines Lebens, was ich jetzt in Ihre Hände gebe — Ich bin eine Bettlerin!

Wurm. O mein Gott! Verzagen Sie nicht, liebe Mademoiselle! Ich habe herzliches Mitleid mit Ihnen. Vielleicht — wer weiß? — Ich könnte mich noch wehl über gewisse Dinge hinwegsetzen — Wahrlich! Bei Gott! Ich habe Mitleid mit Ihnen!

Louise *hält ihn fest und beschleunigt an.* Nehmen Sie nicht aus, mein Herr! Sie sind auf dem Wege, sich etwas Günstigliches zu wünschen.

Wurm *im Begriff ihre Hand zu fassen.* Gesicht, es wäre diese niedliche Hand — Wie so, liebe Jungfer?

Louise, *gibt und schreit.* Weil ich dich in der Brantnacht eiderfesselte und mich dann mit Wellen auf's Ras fluchten ließe. Sie muß gehen, kommt aber doch zurück. Sind wir jetzt fertig, mein Herr? darf die Taube nun fliegen?

Wurm. Nur noch die Kleinigkeit, Jungfer! Sie müssen mit mir und das Sacrament darauf nehmen, diesen Brief für einen freiwilligen zu erkennen.

Louise. Gott! Gott! und du selbst mußt das Siegel geben, die Werke der Hölle zu verwahren?

Wurm geht fort.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Das Heim des Präsidenten.

Ferdinand von Walter, der eben den Hof in den Hof kommt, stößt durch eine Thür, durch eine andere ein Kammerdiener.

Ferdinand. War kein Marschall da?

Kammerdiener. Herr Major, der Herr Präsident fragen nach Ihnen!

Ferdinand. Alle Donner! Ich frag', war kein Marschall da?

Kammerdiener. Der gnädige Herr sitzen oben am Pharaonische.

Ferdinand. Der gnädige Herr soll im Namen der ganzen Hölle daher kommen! Kammerdiener geht ab.

Zweite Scene.

Ferdinand allein, den Brief durchstehend, bald ersackernd, bald weinend herumspringend.

Es ist nicht möglich! nicht möglich! Diese himmlische Hölle verflucht kein so teuflisches Herz — Und doch! doch! Wenn alle Engel herunter stiegen, für ihre Unschuld bürgten — wenn Himmel und Erde, wenn Schöpfung und Schöpfer zusammenträten, für ihre Unschuld bürgten — es ist ihre Hand — Ein unerhörter, ungeheurer Betrug, wie die Menschheit noch keinen erlebte! — Das also war's, warum man sich so beharrlich der Klucht widersetzte! — Darum — o Gott! jetzt erwach' ich, jetzt enthüllt sich mir Alles! — darum gab man seinen Anspruch auf meine Liebe mit so viel Heldenmuth auf, und bald, bald hätte selbst mich die himmlische Schminke betrogen!

Er stürzt rasch durchs Zimmer, dann steht er wieder nachdenkend still.
Wich so ganz zu ergründen! — jedes Kühne Gefühl, jede leise schüchternе Werbung zu erwidern, jede feurige Wallung — an der feinsten Unbeschreiblichkeit eines schwebenden Kants meine Seele zu fassen — mich zu berechnen in einer Thräne — auf jeden jähen Gipfel der Leidenschaft mich zu begleiten, mir zu begegnen vor jedem schwindelnden Abstieg — Gott! Gott! und alles Das nichts als Grimasse? — Grimasse? — O, wenn die Küge eine so haltbare Farbe hat, wie Ding es zu, daß sich kein Teufel noch in das Himmelsreich hineinlog?

Da ich ihr die Gefahr unserer Liebe entdeckte, mit welcher überzeugender Täuschung erblapte die Kalsche da! mit welcher siegender Würde schlug sie den frechen Hohn meines Vaters zu Boden, und in eben dem Augenblick fühlte das Weib sich doch schuldig — Was? hielt sie nicht selbst die Feuerprobe der Wahrheit aus — die Henschlerin sinkt in Ohnmacht. Welche Sprache wirst du jetzt führen, Empfindung? Auch Coquetten sinken in Ohnmacht. Womit wirst du dich rechtfertigen, Unschuld? — Auch Weizen sinken in Ohnmacht.

Sie weiß, was sie aus mir gemacht hat. Sie hat meine ganze Seele gesehen. Mein Herz trat beim Erblicken des ersten Kusses sichtbar in meine Augen — und sie empfand nichts? empfand vielleicht nur den Triumph ihrer Kunst? — Da mein glücklicher Wahnsinn den ganzen Himmel in ihr zu umspannen wählte! meine wildesten Wünsche schwiegen! — vor meinem Gemüthe stand kein Gedanke, als die Ewigkeit und das Mädchen — Gott! da empfand sie nichts? fühlte nichts, als ihren Aufschlag gelungen? nichts, als ihren Reizen geschmeichelt? — Tod und Rache! — nichts, als daß ich betrogen sey?

Dritte Scene.

Der Hofmarschall und Ferdinand.

Hofmarschall, ins Zimmer tretend. Sie haben den Wunsch blicken lassen, mein Vester!

Ferdinand, vor sich hinstehend. Einem Schurken den Hals zu brechen. Gut, Marschall! dieser Brief muß Ihnen bei der Parade aus der Tasche gefallen seyn — und ich, mit bestrafem Tadeln, war zum Glück noch der Bänder.

Hofmarschall. Sie?

Ferdinand. Durch den lustigsten Zufall. Machen Sie's mit der Allmacht aus.

Hofmarschall. Sie sehen, wie ich erschrecke, Baron! —

Ferdinand. Lesen Sie! Lesen Sie! Von ihm weggehend. Bin ich auch schon zum Liebhaber zu schlecht, vielleicht laß' ich mich desto besser als Kuppler an.

Während Jener liest, tritt er zur Wand und nimmt zwei Pistolen herunter.

Hofmarschall mißt den Pfeil auf den Tisch und nekt sich davon machen. Verflucht!

Ferdinand setzt ihn am Arm zurück. Schuld, lieber Marschall! Die Zeitungen dünken mich angenehm! Ich will meinen Zinderlohn haben! Hier zeigt er ihm die Pistolen.

Hofmarschall tritt besorgt zurück. Sie werden vernünftig seyn, Vester!

Ferdinand mit starker, freudlicher Stimme. Mehr als zu viel, um einen Schelmen, wie du bist, in jene Welt zu schicken! Er dringt ihm die eine Pistole auf, zugleich zieht er sein Schnupstuch. Nehmen Sie! Dieses Schnupstuch da fassen Sie! Ich hab's von der Wuhlerin.

Hofmarschall. Ueber dem Schnupstuch? Rufen Sie? Wohin denken Sie?

Ferdinand. Rast' dieses End' an, sag' ich! sonst wirst du ja sehr schiefen, Memme! — Wie sie zittert, die Memme! Du sollst Gott danken, Memme, daß du zum erstenmal etwas in deinen Hirntanten kriegst! Hofmarschall macht sich auf die Kniee. Sacht! dafür wird gebeten seyn. Er unterhält ihn und richtet die Ähre.

Hofmarschall. Auf dem Zimmer, Baron?

Ferdinand. Als ob es sich mit dir einen Gang vor den Wall verlohnte? — Schlag, so knallt's desto lauter, und Das ist ja doch wohl das erste Geräusch, das du in der Welt machst — Schlag' an!

Hofmarschall mißt sich die Stirn. Und Sie wollen Ihr köstbares Leben so aussetzen, junger hoffnungsvoller Mann?

Ferdinand. Schlag' an, sag' ich! Ich habe nichts mehr in dieser Welt zu thun!

Hofmarschall. Aber ich desto mehr, mein Allervortrefflichster!

Ferdinand. Du, Burische? Was, du? — Der Nothnagel zu seyn, wo die Menschen sich rar machen? In einem Augenblick siebenmal kurz und siebenmal lang zu werden, wie der Schmetterling an der Nabel? Ein Negirer zu führen über die Stahlgänge deines Herrn und der Wirthsgaul seines Wises zu seyn? Eben so gut. Ich führe dich, wie irgend ein seltenes Marmelthier, mit mir. Wie ein zahmer Affe sollst du zum Geheul der Verdammten tanzen, apportiren und aufwarten und mit deinen höfischen Künsten die ewige Verzweiflung belustigen.

Hofmarschall. Was Sie befehlen, Herr! wie Sie belieben — Nur die Pistolen weg!

Ferdinand. Wie er dastcht, der Schmerzensohn! — dastcht dem sechsten Schöpfungstag zum Schimpfe! als wenn ihn ein Buchdrucker dem Allmächtigen nachgedruckt hätte! — Schade nur, ewig Schade für die Ungeheirn, die so schlecht in diesem undankbaren Schadel wuchert! Diese einzige Unge hätte dem Parian noch vollends zum Menschen geholfen, da sie jetzt nur einen Bruch von Vernunft macht — Und mit Diesem ihr Herz zu theilen! Ungeheuer! Unverantwortlich! — einem Kerl, mehr gemacht, von Sünden zu entwöhnen, als dazu anzureizen.

Hofmarschall. O! Gott sey ewig Dank! Er wird wißig.

Ferdinand. Ich will ihn gelten lassen! Die Toleranz, die der Raupe schont, soll auch Diesem zu gute kommen! Man begegnet ihm, sucht etwa die Äpfel, bewundert vielleicht noch die kluge Wirthschaft

des Himmels, der auch mit Träbern und Bodensatz noch Creaturen speist, der dem Raben am Hochgericht und einem Hösling im Schlamm der Majestäten den Tischtuch deckt — Zuletzt erkaunt man noch über die große Vollei der Vorsicht, die auch in der Geisterwelt ihre Blindschleichen und Taranteln zur Ausfuhr des Giftes befolhet — Aber, indem seine Wuth sich erneuert, an meine Blume soll mir das Ungeziefer nicht kriechen, oder ich will es, den Marschall sagend und unsanft herumwühlend, so und so und wieder so durcheinander quetschen.

Hofmarschall, vor sich hinseufzend. O mein Gott! Wer hier weg wäre! Hundert Meilen von hier im Vicetre zu Paris, nur bei Diesem nicht!

Ferdinand. Wube! Wenn sie nicht rein mehr ist! Wube! wenn du gen offest, wo ich anbetete! nachender, schwelgest, wo ich einen Gott mich fühlte! Wieglich schweigt er, darauf sucherlich. Dir wäre besser, Wube, du süßest der Hölle zu, als daß dir mein Horn im Himmel begegnete! — Wie weit kamst du mit dem Mädchen? Bekenne!

Hofmarschall. Lassen Sie mich los! Ich will Alles verrathen.

Ferdinand. O! es muß reizender seyn, mit diesem Mädchen zu buhlen, als mit andern noch so himmlisch zu schwärmen — Wollte sie ausschweifen, wollte sie, sie könnte den Werth der Seele herunter bringen und die Tugend mit der Wollust verfälschen. Dem Marschall die Pistole aus der Hand drückend. Wie weit kamst du mit ihr? Ich drücke ab, oder bekenne!

Hofmarschall. Es ist nichts — ist ja Alles nichts! Haben Sie nur eine Minute Geduld! Sie sind ja betrogen! —

Ferdinand. Und daran mahnst du mich, Bösewicht? — Wie weit kamst du mit ihr? Du bist des Todes, oder bekenne!

Hofmarschall. Mon Dieu! Mein Gott! Ich spreche ja — so hören Sie doch nur — Ihr Vater — Ihr eigener, leiblicher Vater —

Ferdinand, grimmiger. Hat seine Tochter an dich verpuppelt? Und wie weit kamst du mit ihr? Ich ermorde dich, oder bekenne!

Hofmarschall. Sie rasen. Sie hören nicht. Ich sah sie nie. Ich kenne sie nicht. Ich weiß gar nichts von ihr. —

Ferdinand, zudrappend. Du sahst sie nie? Kennst sie nicht? Weißt gar nichts von ihr? — Die Millerin ist verloren um deinetwillen: du leugnest sie dreimal in einem Athem hinweg? — Fort, schlechter Kerl! Er gibt ihm mit der Pistole einen Streich und poßt ihn aus dem Zimmer. Für Deinesgleichen ist kein Pulver erfunden!

Vierte Scene.

Ferdinand nach einem langen Stillstehen, worin seine Züge einen schrecklichen Gestalten entzünden.

Verloren! ja, Unglückselige! — ich bin es. Du bist es auch. Ja, bei dem großen Gott! wenn ich verloren bin, bist du es auch! — Richter der Welt! Fordre sie mir nicht ab! Das Mädchen ist mein. Ich trat dir deine ganze Welt für das Mädchen ab, habe Verzicht gethan auf deine ganze herrliche Schöpfung. Laß mir das Mädchen! — Richter der Welt! dort winkeln Millionen Seelen nach dir — dorthin kehre das Auge deines Erbarmens — mich laß allein machen, Richter der Welt! Indem er schrecklich die Hände faltet. Sollte der reiche, vermögende Schöpfer mit einer Seele geizen, die noch dazu die schlechteste seiner Schöpfung ist? Das Mädchen ist mein! Ich küßt ihr Gott, Trüffel!

Die Augen groß in einen Winkel geworfen.

Eine Ewigkeit mit ihr auf ein Rad der Verdammniß geklochten — Augen in Augen wurzelnd — Haare zu Berge stehend gegen Haare — auch unser hohles Wimmern in Eins geschmolzen — und jetzt zu wiederholen meine Zärtlichkeiten, und jetzt ihr vorzusagen ihre Schwüre — Gott! Gott! die Vermählung ist fürchterlich — aber ewig! Er will jetzt hinaus. Der Präsident tritt herein.

Fünfte Scene.

Der Präsident und Ferdinand.

Ferdinand, zudrappend. O! — mein Vater!

Präsident. Sehr gut, daß wir uns finden, mein Sohn! Ich komme, dir etwas Angenehmes zu verkündigen und etwas, lieber Sohn, das dich ganz gewiß überraschen wird. Wollen wir uns setzen?

Ferdinand steht eine lange Zeit starr an. Mein Vater! Mit stärkerer Bewegung zu ihm gehend und seine Hand fassend. Mein Vater! Seine Hand legend, vor ihm niederfallend. O mein Vater!

Präsident. Was ist dir, mein Sohn? Steh' auf! Deine Hand brennt und zittert!

Ferdinand mit wilder, feuriger Empfindung. Verzeihung für meinen Unthun, mein Vater! Ich bin ein verworfener Mensch! Ich habe ihre Güte mißkannt! Sie meinten es mit mir so väterlich — O! Sie hatten eine weisagende Seele — jetzt ist es zu spät — Verzeihung! Verzeihung! Ihren Segen, mein Vater!

Präsident drückt eine schüttelnde Krone. Steh' auf, mein Sohn! Bedenke dich, daß du mir Räthsel sprichst!

Ferdinand. Diese Millerin, mein Vater! — O, Sie kennen den Menschen — Ihre Wuth war damals so gerecht, so edel, so väterlich warm — nur verfehlte der warme Vaterseifer des Weges — diese Millerin! —

Präsident. Martre mich nicht, mein Sohn! Ich verfluche meine Härte: ich bin gekommen dir abzubitten! —

Ferdinand. Abbitten an mir! — Verfluchen an mir! — Ihre Mißbilligung war Weisheit! — Ihre Härte war himmlisches Mitleid — — Diese Millerin, Vater —

Präsident. Ist ein edles, ein liebes Mädchen! — Ich widerrufe meinen übereilten Verdacht! Sie hat meine Achtung erworben!

Ferdinand springt er schütter auf. Was? auch Sie? — Vater! auch Sie? — und, nicht wahr, mein Vater, ein Geschöpf wie die Unschuld? — Und es ist so menschlich, dieses Mädchen zu lieben!

Präsident. Sage so: Es ist Verbrechen, es nicht zu lieben!

Ferdinand. Unerbört! Ungeheuer! — Und Sie schauen ja doch sonst die Herzen so durch! haben Sie noch dazu mit Augen des Hasses! — Heuchelei ohne Beispiel — Diese Millerin, Vater! —

Präsident. Ist es werth, meine Tochter zu seyn! Ich rechne ihre Tugend für Ahnen und ihre Schönheit für Gold. Keine Grundsätze weichen deiner Liebe — Sie sey dein!

Ferdinand küßt sucherlich auf dem Zimmer. Das schelte noch! — Leben Sie wohl, mein Vater! —

Präsident, ihm nachgehend. Bleib! Bleib! Wohin stürmst du? —

Sechste Scene.

Ein sehr prächtiger Saal bei der Lady.

Lady und Sophie treten herein.

Lady. Also sahst du sie? Wird sie kommen?

Sophie. Diesen Augenblick! Sie war noch im Hausgewand und wollte sich nur in der Geschwindigkeit umkleiden.

Lady. Sage mir nichts von ihr — Stille — wie eine Verbrecherin zittere ich, die Glückliche zu sehen, die mit meinem Herzen so schrecklich harmonisch fühlt — Und wie nahm sie sich bei der Einladung?

Sophie. Sie schien bestürzt, wurde nachdenkend, sah mich mit großen Augen an und schwieg. Ich hatte mich schon auf ihre Ausflüchte vorbereitet, als sie mit einem Blick, der mich ganz überraschte, zur Antwort gab: Ihre Dame befehlt mir, was ich mir morgen erbitten wollte.

Lady, sehr unruhig. Laß mich, Sophie! Beklage mich! Ich muß erröthen, wenn sie nur das gewöhnliche Weib ist, und wenn sie mehr ist, verzagen.

Sophie. Aber, Mylady! — Das ist die Laune nicht, eine Nebenbuhlerin zu empfangen! Erinnern Sie sich, wer Sie sind! Rufen Sie Ihre Geburt, Ihren Rang, Ihre Macht zu Hülfe! Ein stolzeres Herz muß die stolze Pracht Ihres Anblicks erheben!

Lady, zerknert. Was schwagt die Närrin da?

Sophie, nachdenklich. Oder es ist vielleicht Zufall, daß eben heute die kostbarsten Brillanten an Ihnen blitzen? Zufall, daß eben heute der reichste Stoff Sie bekleiden muß — daß Ihre Antischamhre von Heiden und Pagen winnelt, und das Bürgermädchen im fürstlichen Saal Ihres Palastes erwartet wird?

Lady auf und ab voll Erbitterung. Verwünscht! Unerträglich, daß Weiber für Weibeschwächen solche Luchsaugen haben! — Aber wie tief, wie tief muß ich schon gesunken seyn, daß eine solche Creatur mich ergündet!

Ein Kammerdiener tritt auf, **Wamsfell Millerin!** —

Lady zu Sophie. Hinweg, du! Entferne dich! Treibst, da diese noch jauchzt. Hinweg! Ich befehl' es! So die geht ar, **Lady** macht einen Gang durch den Saal. Gut! recht gut, daß ich in Wallung kam! Ich bin, wie ich wünschte! Zum Kammerdiener. Die Wamsfell mag hereintreten. Kammerdiener geht. Sie wies sich in den Cepha und nimmt eine vornehm-nach-lässige Lage an.

Siebente Scene.

Louise Millerin tritt schüchtern herein und bleibt in einer großen Entfernung von der Lady stehen. **Lady** hat ihr den Rücken zugewandt und betrachtet sie eine Zeit lang aufmerksam in dem gegenüberstehenden Spiegel.

Nach einer Pause.

Louise. Gnädige Frau, ich erwarte Ihre Besche!

Lady dreht sich nach Louise um und sieht nur eben mit dem Kopfe, fremd und zurückgegoen. Aha! Ist Sie hier? — Ohne Zweifel die Wamsfell — eine gewisse — wie nennt man Sie doch?

Louise, etwas empfindlich. Miller nennt sich mein Vater, und Ihro Gnaden schickten nach seiner Tochter!

Lady. Recht! Recht! Ich erinnere mich — die arme Gelgerstochter, wovon neulich die Rede war. Nach einer Pause vor sich. Sehr interessant und doch keine Schönheit — Laß zu Louise. Trete Sie näher, mein Kind! Wieder vor sich. Augen, die sich im Weinen üben — Wie lieb' ich sie, diese Augen! — Herum laut. Nur näher — Nur ganz nah — Gutes Kind, ich glaube, du fürchtest mich.

Louise, groß, mit entscheidendem Ton. Nein, Mylady! Ich verachte das Urtheil der Menge.

Lady vor sich. Sieh' doch! — und diesen Trostkopf hat sie von ihm. Laun. Man hat Sie mir empfohlen, Wamsfell! Sie soll was gelernt haben und sonst auch zu leben wissen — Nun ja. Ich will's glauben — auch nahn' ich die ganze Welt nicht, einen so warmen Fürsprecher Lügen zu strafen.

Louise. Doch kenn' ich Niemand, Mylady, der sich die Mühe gäbe, mir eine Patronin zu suchen!

Lady, geschmeut. Mühe um die Klientin oder Patronin?

Louise. Das ist mir zu hoch, gnädige Frau!

Lady. Mehr Schelmerei, als diese offene Willkür vermuthen läßt! Louise nennt Sie sich? Und wie jung, wenn man fragen darf?

Louise. Sechzehn gewesen.

Lady steht reich auf. Nun ist's heraus! Sechzehn Jahre! Der erste Puls dieser Leidenschaft! — Auf dem unberührten Clavier der erste einweihende Silber-ton — Nichts ist verführender — Setze dich, ich bin dir gut, liebes Mädchen — Und auch er liebt zum erstenmal — Was Wunder, wenn sich die Strahlen eines Morgenvoths finden? Sehr freundlich und ihre Hand ergreifend. Es bleibt dabei, ich will dein Glück machen, Liebe — Nichts, nichts als die süße, frühverfliegende Träumerei. Louise auf die Wangen klopfend. Meine Sophie heirathet! Du sollst ihre Stelle haben — Sechzehn Jahre! Es kann nicht von Dauer seyn!

Louise lacht ihr eckertig die Hand. Ich danke für diese Gnade, Mylady, als wenn ich sie annehmen dürfte.

Lady, in Entzückung zurückfallend. Man sehe die große Dame! Sonst wissen sich Jungfern Ihrer Herkunft noch glücklich, wenn sie Herrschaften finden. — Wo will denn Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedrig? Ist es Ihr Wischen Gesicht, worauf Sie so treugig thut?

Louise. Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig, als meine Herkunft!

Lady. Oder glaubt Sie vielleicht, Das werde nimmer ein Ende nehmen? — Armes Geschöpf, wer dir Das in den Kopf setzte — mag er seyn, wer er will — er hat euch Beide zum Besten gehabt. Diese Wangen sind nicht im Feuer vergoldet. Was die dein Spiegel für massiv und ewig verkauft, ist nur ein dünner, angelegener Goldscham, der deinem Ambeter über kurz oder lang in der Hand bleiben muß. — Was werden wir dann machen?

Louise. Den Ambeter bedauern, Mylady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefaßt zu seyn.

Lady, ohne darauf achten zu wollen. Ein Mädchen von Ihren Jahren hat immer zwei Spiegel zugleich, den wahren und ihren Bewunderer — die gefällige Geschmeidigkeit des letztern macht die rauhe Offenherzigkeit des erstern nieder gut. Der eine rügt eine häßliche Blattermarbe. Weit geschlft, sagt der andere, es ist ein Grübchen der Gracien. Ihr gute Kinder glaubt je nem nur, was euch auch dieser gesagt hat, hüpfen von einem zum andern, bis ihr zuletzt die Aussagen beider verwechselt — — Warum begafft Sie mich so?

Louise. Verzeihen Sie, gnädige Frau! — Ich war so eben im Begriff, diesen prächtig bligenden Rubin zu beweiuen, der es nicht wissen muß, daß seine Besizerin so scharf wider Eitelkeit eifert.

Lady, erröthend. Keinen Seiten sprung, Rose! — Wenn es nicht die Promessen Ihrer Gestalt sind, was in der Welt könnte Sie abhalten, einen Stand zu erwählen, der der einzige ist, wo Sie Manieren und Welt lernen kann, der einzige ist, wo Sie sich ihrer bürgerlichen Vorurtheile entledigen kann?

Louise. Auch meiner bürgerlichen Unschuld, *My lady!*

Lady. Ägyptischer Einwurf! Der ausgelassenste Wuth ist zu verzagt, uns etwas Beschimpfendes zuzumuthen, wenn wir ihm nicht selbst ermunternd entgegen gehen. Zeige Sie, wer Sie ist! Erbe Sie sich Ehre und Würde, und ich sage Ihrer Jugend für alle Versuchung gut.

Louise. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich unterstehe, daran zu zweifeln! Die Paläste gewisser Damen sind oft die Freistätten der frechsten Ergöcklichkeit. Wer sollte der Tochter des armen Grigers den Heldenmuth zutrauen, den Heldenmuth, mitten in die Pest sich zu werfen und doch dabei vor der Vergiftung zu schaudern? Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milford ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden? — Ich bin offenherzig, gnädige Frau! — Würde Sie mein Anblick ergötzen, wenn Sie einem Vergnügen entgegen gingen? Würden Sie ihn ertragen, wenn Sie zurückkämen? — O, besser, besser, Sie lassen Himmelsstriche uns trennen — Sie lassen Meere zwischen uns fließen! — Sehen Sie sich wohl vor, *My lady!* — Stunden der Nüchternheit, Augenblicke der Erschöpfung könnten sich melden — Schlangen der Reue könnten Ihren Busen anfassen, und nun — welche Folter für Sie, im Gesichte Ihres Dienstmädchens die heitere Ruhe zu lesen, womit die Unschuld ein reines Herz zu belohnen pflegt. Sie tritt einen Schritt zurück. Noch einmal, gnädige Frau! Ich bitte sehr um Vergebung!

Lady, in großer innerer Bewegung herumgehend. Unerträglich, daß sie mir Das sagt! Unerträglich, daß sie Recht hat! Zu Leuten tretend und ihr starr in die Augen sehend. Mädchen, du wirst mich nicht überlisten! So warm sprechen Meinungen nicht. Hinter diesen Marimen lauert ein feuriges Interesse, das dir meine Dienste besonders abscheulich malt — das dein Gespräch so erhitzte — das ich, zerkend, entdecken muß.

Louise, gelassen und edel. Und, wenn Sie es nun entdecken? und, wenn Ihr verächtlicher Herzensstich den beleibigten Wurm antreckt, dem sein Schöpfer gegen Mißhandlung noch einen Stachel gab? — Ich fürchte Ihre Rache nicht, *Lady!* — Die arme Sünderin auf dem berücktigten Fensterstuhl lacht zum Weltuntergang. Mein Glend ist so hoch gestiegen, daß selbst Aufrichtigkeit es nicht mehr vergrößern kann. Nach einer Pause, sehr ernsthaft. Sie wollen mich aus dem Staub meiner Herkunft reißen. Ich will sie nicht zergliedern, diese verdächtige Gnade. Ich will nur fragen, was *My lady* bewegen konnte, mich für die Thörin zu halten, die über ihre Herkunft irrthet? was Sie berechnen konnte, sich zur Schöpferin meines Glücks aufzuwerfen, ehe Sie noch wußten, ob ich mein Glück auch von Ihren Händen empfangen wolte? — Ich hatte meinen ewigen Anspruch auf den Bräutigam der Welt zerrissen — ich hatte dem Glück seine Uebereilung vergehen — warum mahnen Sie mich aufs Neue selbe? — Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbergt, daß nicht ein oberster Seraph vor seiner Verfinsternung zurückzuziehen — warum wollen Menschen so grausam umherzig seyn? — Wie kommt es, *My lady*, daß Ihr gepriesenes Glück das Glend so gern um Reid und Bewunderung anbettelt? — Hat Ihre Wonnenflung so nöthig zur Kolie? — O! so gönnte doch lieber eine Mädelheit, die mich mit meinem barbarischen Los versöhnt.

— Böhlt sich doch das Insekt in einem Tropfen Wassers so selig, als wär' es ein Himmelreich, so froh und so selig, bis man ihm von einem Weltmeer erzählt, worin Flotten und Wallfische spielen! — Aber glücklich wollen Sie mich ja wissen? Nach einer Pause plötzlich zur Lady hinstretend und mit Ueberraschung sie fragend: Sind Sie glücklich, *My lady*? Diese verläßt sie schnell und betrogen. Louise folgt ihr und hält ihr die Hand vor den Busen. Hat dieses Herz auch die lachende Gestalt Ihres Standes? Und, wenn wir jetzt Brust gegen Brust und Schicksal gegen Schicksal austauschen sollten — und, wenn ich in kindlicher Unschuld — und, wenn ich auf Ihr Gewissen — und, wenn ich als meine Mutter Sie fragte — würden Sie mir wohl zu dem Tausche rathen?

Lady, bestig bewegt in den Staub sich werfend. Unerhört! Unbegreiflich! Nein, Mädchen! Nein! Diese Größe hast du nicht auf die Welt gebracht, und für deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer —

Louise, fern und schwach ihr in die Augen sehend. Es sollte mich doch wundern, *My lady*, wenn Sie jetzt erst auf diesen Lehrer fielen und doch vorhin schon eine Condition für mich wußten!

Lady springt auf. Es ist nicht auszuhalten! — Ja denn! weil ich dir doch nicht entweichen kann. Ich kenn' ihn — weiß Alles — weiß mehr, als ich wissen mag! Plötzlich hält sie inne, darauf mit Festigkeit. Die nach und nach des Lebens zum Leben steigt. Aber wag' es, Unglückliche — wag' es, ihn jetzt noch zu lieben oder von ihm geliebt zu werden — Was sage ich? — Wag' es, an ihn zu denken oder einer von seinen Gedanken zu seyn — Ich bin mächtig, Unglückliche — fürchterlich — So wahr Gott lebt! du bist verloren!

Louise, handstarr. Ohne Rettung, *My lady*, sobald Sie ihn zwingen, daß er Sie lieben muß.

Lady. Ich verstehe dich — aber er soll mich nicht lieben! Ich will über diese schimpfliche Leidenschaft siegen, mein Herz unterdrücken und das deilige zermalmen — Belien und Abgründe will ich zwischen euch werfen; eine Furie will ich mitten durch euren Himmel gehn; mein Name soll eure Küsse, wie ein Orkan Verbrecher, auseinander scheuchen; deine junge blühende Gestalt unter seiner Ummarmung weß, wie eine Mumie, zusammenfallen — Ich kann nicht mit ihm glücklich werden — aber du sollst es auch nicht werden — Wißte Das, Glende! Seligkeit zerstören ist auch Seligkeit!

Louise. Eine Seligkeit, um die man Sie schon gebracht hat, *My lady*! Köstern Sie Ihr eigenes Herz nicht. Sie sind nicht fähig, Das auszuüben, was Sie so drohend auf mich herabschwören! Sie sind nicht fähig, die Gedröck zu quälen, das Ihnen nichts zu Leide gethan, als daß es empfunden hat, wie Sie — Aber ich liebe Sie um dieser Wallung willen, *My lady*!

Lady, die sich rasch gewandt hat. Wo bin ich? Wo war ich? Was hab' ich merken lassen? Wem hab' ich's merken lassen? — O Louise, edle, große, göttliche Seele! Vergiß einer Klauen — Ich will dir kein Haar krümmen, mein Kind! Wünsche! Borden! Ich will dich auf den Händen tragen, deine Bräutigam, deine Schwester will ich seyn — Du bist arm — Sieh! Einige Brillanten herunternehmend. Ich will diesen Schmutz verkaufen — meine Garderobe, Pferd und Wagen verkaufen — Das sey Alles, aber — entsag' ihm!

Louise tritt zurück, voll Verwunderung. Spottet sie einer Verzweiflung, oder sollte sie an der barbarischen That im Ernst keinen Antheil gehabt haben? — Ha! So könnt' ich mir ja noch den Schein einer Gelbin

geben und meine Unmacht zu einem Verdienst aufpußen. Sie steht eine Weile gedankenvoll, dann tritt sie näher zu Lady, faßt ihre Hand und steht sie starr und bedeutend an. Nehmen Sie ihn denn hin, Mylady! — — Freiwillig tret' ich Ihnen ab den Mann, den man mit Haken der Hölle von meinem blutenden Herzen riß. — — Vielleicht wissen Sie es selbst nicht, Mylady; aber Sie haben den Himmel zweier Liebenden geschleift, von einander gezerrt zwei Herzen, die Gott aneinander band, zerschmettert ein Geschöpf, das ihm nahe ging; wie Sie, das er zur Freude schuf, wie Sie, das ihn gepriesen hat, wie Sie, und ihn nun nimmermehr preisen wird — Lady! ins Ohr des Allwissenden schreit auch der letzte Krampf des zertretenen Warmes — Es wird ihm nicht gleichgültig seyn, wenn man Seelen in seinen Händen mordet! Jetzt ist er Ihnen! Jetzt, Mylady, nehmen Sie ihn hin! Nennen Sie in seine Arme! Reissen Sie ihn zum Altar — Nur vergessen Sie nicht, daß zwischen Ihren Brautfuß das Gespenst einer Selbstmörderin stürzen wird — Gott wird barmherzig seyn — Ich kann mir nicht anders helfen! Sie stürzt zu auf.

Achte Scene.

Lady allein, steht erschüttert.

Der Hofmarschall.

Später geschrien, durch welche die Willerin weggeleitet, endlich gemacht: sie aus ihrer Verwirrung.

Wie war Das? Wie geschah mir? Was sprach die Unglückliche? — — Noch, o Himmel! noch zerreissen sie mein Ohr, die fürchterlichen, mich verdamnenden Worte: Nehmen Sie ihn hin! — — Wen, Unglückselige? das Geschenk deines Sterberöchelns — das schauervolle Vermächtniß deiner Verwerfung! Gott! Gott! Bin ich so tief gesunken — so plöglich von allen Kronen meines Stolzes herabgestürzt, daß ich heißhungerig erwarte, als einer Welterlitten Gröbmuth aus ihrem letzten Todeskampf mir zuwerfen wird? — Nehmen Sie ihn hin! und Das spricht sie mit einem Tone, begleitet sie mit einem Blicke, — Ha — Emilie! bist du darum über die Gränzen deines Geschlechts weggeschritten? Mußt du darum um den prächtigen Namen des großen brittischen Weibes kühnen, daß das prahlende Gehäube deiner Ehre neben der höheren Tugend einer verwahrlosten Bürgerbirne verfallen soll? — Nein, stolze Unglückliche! nein! — Verschämten läßt sich Emilie Milford — doch beschimpfen nie! Auch ich habe Kraft, zu entlagen!

Die majestätischen Schreien auf und nieder.

Verfriehe, dich jetzt, weiches, leidendes Weib! — Bahret hin, süße, goldene Wilder der Liebe — Großmuth allein sey jetzt meine Führerin! — — Dieses liebende Paar ist verloren, oder Milford muß ihren Anspruch vertilgen und im Herzen des Fürsten erlöschen! Nach einer Pause, lachend. Es ist geschehen! — Gehoben das furchtbare Hinderniß — zerbrochen alle Bande zwischen mir und dem Herzog, gerissen aus meinem Busen diese wüthende Liebe! — — In deine Arme werf' ich mich, Tugend! — Nimm sie auf, deine reizende Tochter Emilie, — Ha, wie mir so wohl ist! Wie ich auf Einmal so leicht, so gehoben mich fühle! — Groß, wie eine fallende Sonne, will ich heute vom Gipfel meiner Höhe herunterstürzen, meine Herrlichkeit sterbe mit meiner Liebe, und nichts als mein Herz begleite mich in diese stolze Verwerfung. Entschlossen zum Schreiepunkt gehend. Jetzt gleich muß es geschehen — jetzt auf der Stelle, ehe die Reize des

lieben Jünglings den blutigen Kampf meines Herzens erneuern.

Sie setzt sich nieder und fängt an zu schreiben.

Neunte Scene.

Lady. Ein Kammerdiener. Sophie, hernach der Hofmarschall, zuletzt Bediente.

Kammerdiener. Hofmarschall von Kalb stehen im Vorzimmer mit einem Auftrag vom Herzog.

Lady in der Hitze des Schreibens. Aufstaumeln wird sie, die fürstliche Traltpuppe! Freilich! Der Einfall ist auch drollig genug, so eine durchlauchtige Hirschale aneinander zu treiben! — Seine Hoffschranzen werden wirbeln — Das ganze Land wird in Gährung kommen.

Kammerdiener und Sophie. Der Hofmarschall, Mylady! —

Lady dreht sich um. Wer? Was? — Desto besser! Diese Sorte von Geschöpfen ist zum Sadtragen auf der Welt. Er soll mir willkommen seyn.

Kammerdiener geht ab.

Sophie, ängstlich näher kommend. Wenn ich nicht fürchten müßte, Mylady, es wäre Vermessenheit — Lady schreibt ruhig fort. Die Willerin stürzte außer sich durch den Vorfall — Sie glühen — Sie sprechen mit sich selbst — Lady schreibt immer fort. Ich erschreke — Was muß geschehen seyn?

Hofmarschall tritt herein. Ausen der Lady tausend Tugungen; da sie ihn nicht bemerkt, er näher, stellt sich hinter ein Regal. Sucht den Fingel ihres Ak des wegzufragen und drückt einen Ruf darauf, mit lautmächtigem Singeln. Serenissimus! —

Lady, indem sie sich starr und das Gesicht durchzieht. Er wird mir schwarzen Unlauf zur Last legen — Ich war eine Verlassene! Er hat mich aus dem Glend gezogen — Aus dem Glend? — Abscheulicher Laus! — Zerreiße deine Rechnung, Verführer! Meine ewige Schamröthe bezahlt sie mit Wucher.

Hofmarschall, nachdem er die Lady verächtlich von allen Seiten umgangen hat. Mylady scheinen etwas distrait zu seyn — Ich werde mir wohl selbst die Kühnheit erlauben müssen. Sehr laut. Serenissimus schicken mich, Mylady, zu fragen, ob diesen Abend Baurball seyn werde oder deutsche Komödie?

Lady, lachend aufstehend. Eine von Beiden, mein Engel! — Unterdeß bringen Sie Ihrem Herzog diese Karte zum Dessert! Gegen Erheben. Du, Serbie, befehle, daß man anspannen soll, und rufst meine ganze Garderobe in diesen Saal zusammen. —

Sophie geht ab voll Verwunderung. O Himmel! Was ahnet mir! Was wird Das noch werden?

Hofmarschall. Sie sind erschauert, meine Gnädige?

Lady. Um so weniger wird hier gelogen seyn — Hurrah, Herr Hofmarschall! Es wird eine Stelle vacant. Gut Wetter für Kuppler! Da der Marschall einen gewissen Blick auf den Fingel wirft. Lesen Sie, lesen Sie! Es ist mein Wille, daß der Anhalt nicht unter vier Augen bleibe!

Hofmarschall leet, unterdeß sammeln sich die Bedienten der Lady im Hintergrund:

„Gnädigster Herr!“

„Ein Vertrag, den Sie so leichtsinnig brachen, kann mich nicht mehr binden. Die Glückseligkeit Ihres Landes war die Bedingung meiner Liebe. Drei Jahre währte der Betrug. Die Binde fällt mir von den Augen. Ich verabscheue Unstimmungen, die von den Thränen der Unterthanen tröfeln. — Schenken Sie die Liebe, die ich Ihnen nicht mehr erwidern kann, Ihrem weinenden Lande und lernen

„von einer brittischen Fürstin Erbarmen gegen
Ihr deutsches Volk. In einer Stunde bin ich
über der Gränze.“

Johanna Norfolk.“

Alle Bedienten murmeln bestürzt durch einander. Ueber
der Gränze?

Hofmarschall legt die Karte erschrocken auf den Tisch. Ver-
hüte der Himmel, meine Veste und Gnädige! Dem
Ueberbringer müßte der Hals eben so jucken, als der
Schreiberin.

Lady. Das ist deine Sorge, du Goldmann! —
Leider weiß ich es, daß du und Deinesgleichen am
Nachbeten Dessen, was Andere gethan haben, er-
würgen! Mein Rath wäre, man backte den Zettel
in eine Wildtpretpapiete, so sänden ihn Cereusissimus
auf dem Teller —

Hofmarschall. Ciel! Diese Vermessenheit! — So
erwägen Sie doch, so bedenken Sie doch, wie sehr
Sie sich in Disgrace setzen, Lady!

Lady wendet sich zu der versammelten Dienerschaft und spricht das
Folgende mit der innigsten Ausrufung. Ihr steht bestürzt, gute
Leute, erwartet angstvoll, wie sich das Räthsel ent-
wickeln wird? — Kommt näher, meine Lieben! —
Ihr dientet mir redlich und warm, sahet mir öfter
in die Augen, als in die Börse; euer Gehorsam war
eure Leidenschaft, euer Stolz — meine Gnade! —
— Daß das Andenken eurer Treue zugleich das Ge-
dächtniß meiner Erniedrigung seyn muß! Trauriges
Schicksal, daß meine schwärzesten Tage eure glücklichen
waren! Mir Abreßen in den Augen. Ich entlasse euch, meine
Kinder! — — Lady Milford ist nicht mehr, und
Johanna von Norfolk zu arm ihre Schuld abzutragen
— Mein Schatzmeister stürzte meine Schatulle unter
euch — Dieser Palast bleibt dem Herzog — Der
Ärmste von euch wird reicher von ihnen gehen, als
seine Schieterin. Sie reicht ihre Hande hin, die Alle nacheinander
mit Leidenschaft fassen. Ich verzeihe euch, meine Guten
— Lebt wohl! Lebt ewig wohl!! Gießt sich aus ihrer We-
stemmung. Ich höre den Wagen vorfahren. Sie reißt sich
los, will hinaus, der Hofmarschall verrennt ihr den Weg. Mann des
Erbarmens, stehst du noch immer da?

Hofmarschall, der diese ganze Zeit über mit einem Geistes-
banauereit auf den Zettel sah. Und dieses Billet soll ich Eurer
Hochfürstlichen Durchlaucht zu höchstheiligen Händen
geben?

Lady. Mann des Erbarmens! zu höchstheiligen
Händen, und sollst melden zu höchstheiligen Ohren,
weil ich nicht barfuß nach Voretto könne, so werde
ich um den Taglohn arbeiten, mich zu reinigen von
dem Schimpf, ihn beherrscht zu haben.

Ein eilt ab. Alle Uebrige gehen sehr bewegt aneinander.

Fünfter Akt.

Abends zwischen Licht in einem Zimmer beim Mustanten.

Erste Scene.

Louise sitzt stumm, und ohne sich zu rühren, in dem finstern Winkel des
Zimmers, den Kopf auf den Arm gesunken. Nach einer großen und tiefen
Pause kommt Miller mit einer Handlunge, leuchtet Angstlich im

Zimmer herum, ohne Louisen zu bemerken, dann legt er den Hut auf den
Tisch und setzt die Laterne nieder.

Miller. Hier ist sie auch nicht! Hier wieder
nicht. — Durch alle Offnen bin ich gezogen, bei
allen Bekannten bin ich gewesen, auf allen Tho-
ren hab' ich gefragt — mein Kind hat man nir-
gends gesehen! Nach einigem Stillstehen. Geduld, armer,

unglücklicher Vater! Warte ab, bis es Morgen wird.
Vielleicht kommt deine Einzige dann ans Ufer ge-
schwommen. — — Gott! Gott! Wenn ich mein Herz
zu abgöttisch an diese Tochter hing? — Die Strafe
ist hart. Himmlischer Vater, hart! Ich will nicht
murren, himmlischer Vater; aber die Strafe ist hart!

Er wirft sich gramvoll in einen Stuhl.

Louise spricht aus dem Winkel. Du thust recht, armer
alter Mann! Lerne bei Zeit noch verlieren.

Miller springt auf. Wißt du da, mein Kind? Wißt
du? — Aber warum denn so einsam und ohne Licht?

Louise. Ich bin darum doch nicht einsam. Wenn's
so recht schwarz wird um mich herum, hab' ich meine
besten Besuche.

Miller. Gott bewahre dich! Nur der Gewissens-
wurm schwärmt mit der Eule. Sünder und böse
Geister scheuen das Licht.

Louise. Auch die Ewigkeit, Vater, die mit
der Seele ohne Gehäusen redet!

Miller. Kind! Kind! Was für Reden sind Das?

Louise steht auf und kommt vorwärts. Ich hab' einen
harten Kampf gekämpft! Er weiß es, Vater! Gott
gab mir Kraft: der Kampf ist entschieden! Vater,
man pflegt unser Geschlecht zart und zerbrechlich zu
nennen! Glaub' Er Das nicht mehr! Vor einer Epinne
schütteln wir uns, aber das schwarze Ungeheuer,
Verwünschung, drücken wir im Späß in die Arme!
Dieses zur Nachricht, Vater! Seine Louise ist lustig!

Miller. Höre, Tochter! ich wollte, du heultest.
Du gefielst mir besser.

Louise. Wie ich ihn überlistet will, Vater!
Wie ich den Tyrannen betrügen will! — Die Liebe
ist schlauer, als die Bosheit, und kühner — Das hat
er nicht gewußt, der Mann mit dem traurigen Stern
— O, sie sind pfiffig, solange sie es nur mit dem
Kopf zu thun haben; aber, sobald sie mit dem Herzen
anknuden, werden die Bösewichter dumm — — Mit
einem Eid gedachte er seinen Betrug zu versiegeln!
Gib, Vater, binden wohl die Lebendigen; im Tode
schmilzt auch der Sacramente eiserne Band! Herdi-
nand wird seine Louise kennen! — Will Er mir dies
Billet besorgen, Vater? Will Er so gut seyn?

Miller. An wen, meine Tochter?

Louise. Eeltiane Frage! Die Unendlichkeit und
mein Herz haben mit einander nicht Raum genug
für einen einzigen Gedanken an ihn — Wann hält'
ich denn wohl an sonst Jemand schreiben sollen?

Miller, unartig. Höre, Louise! Ich erbreche den
Brief!

Louise. Wie Er will, Vater! — aber Er wird
nicht flug daraus werden. Die Buchstaben liegen wie
kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe.

Miller liest. „Du bist verrathen, Herdingard! —
„Ein Vubenstun.“ ohne Beispiel zerriß den Bund unsrer
„Herzen; aber ein schrecklicher Schwur hat meine
„Junge gebunden, und dein Vater hat überall seine
„Hörcher gestellt. Doch, wenn du Muth hast, Ge-
„liebter! — Ich weiß einen dritten Ort, wo kein
„Schwur mehr bindet, und wohin ihm kein Hörcher
„geht.“ „Wie hast du sie und siehst sie erlöst und Erloht.“

Louise. Warum sieht Er mich so an? Reß Er
doch ganz aus, Vater.

Miller. „Aber Muth genug mußt Du haben,
„eine finstre Straße zu wandeln, wo dir nichts leuchtet,
„als deine Louise und Gott. — Ganz nur Liebe
„mußt du kommen, dabeln lassen alle deine Hoff-
„nungen und alle deine brausenden Wünsche; nichts
„kannst du brauchen, als dein Herz. Willst du
„— so brich auf, wenn die Glocke den zwölften

„Streich thut auf dem Karmeliterthurm. Bangt dir — so durchkreuze das Wort stark vor deinem Geschlechte, denn ein Mädchen hat dich zu Schanden gemacht.“ Miller legt das Billet nieder, schaut lange mit einem schmerzlichen, starren Blick vor sich hinaus; endlich lehrt er sich gegen sie und sagt mit leiser, gebrochener Stimme: Und dieser dritte Ort, meine Tochter?

Louise. Er kennt ihn nicht? Er kennt ihn wirklich nicht, Vater? — Sonderbar! Der Ort ist zum Finden gemalt. Ferdinand wird ihn finden.

Miller. Hum! Rede deutlicher!

Louise. Ich weiß so eben kein liebliches Wort dafür. — Er muß nicht erschrecken, Vater, wenn ich Ihn ein häßliches nenne. Dieser Ort — O, warum hat die Liebe nicht Namen erfunden! den schönsten hätte sie diesem gegeben. Der dritte Ort, guter Vater — aber Er muß mich ausreden lassen — der dritte Ort ist das Grab.

Miller, zu einem Seufzer hinwankend. O mein Gott!

Louise geht auf ihn zu und halt ihn. Nicht doch, mein Vater! Das sind nur Schauer, die sich um das Wort herum lagern. — Weg mit diesen, und es liegt ein Brautbett da, worüber der Morgen seinen goldenen Teppich breitet, und die Bräutlinge ihre bunten Quirlen streuen. Nur ein heulender Säufer konnte den Tod ein Gerippe scheitern; es ist ein holder, niedlicher Knabe, blühend, wie sie den Liebesgott malen, aber so süßlich nicht — ein stiller, dienstbarer Genius, der der erschöpften Pilgerin Seele den Arm bietet über den Graben der Zeit, das Grenzschloß der ewigen Herrlichkeit aufschließt, freundlich nicht und verschwindet.

Miller. Was hast du vor, meine Tochter? — Du willst eigenmächtig Hand an dich legen.

Louise. Kenn' Er es nicht so, mein Vater! Eine Gesellschaft räumen, wo ich nicht wohl gelitten bin — an einen Ort vorausspringen, den ich nicht länger missen kann — ist denn das Sünde?

Miller. Selbstmord ist die abscheulichste, mein Kind! — die einzige, die man nicht mehr bereuen kann, weil Tod und Missethat zusammenfallen.

Louise klickt ihre Fingers. Entschlich! — Aber so rasch wird es doch nicht gehen. Ich will in den Kluß springen, Vater, und im Hinunterstürzen Gott, den Allmächtigen, um Erbarmen bitten!

Miller. Das heißt, du willst den Diebstahl bereuen, sobald du das Gestohlene in Sicherheit weisest. — Tochter! Tochter! Gib Acht, daß du Gottes nicht spottest, wenn du seiner am Meisten vorübergehst. O! es ist weit, weit mit dir gekommen! — Du hast dein Gebet aufgegeben, und der Warmherzige zog seine Hand von dir!

Louise. Ist Lieben denn Frevel, mein Vater?

Miller. Wenn du Gott liebst, wirst du nie bis zum Frevel lieben. — Du hast mich tief gebeugt, meine Einzige! tief, tief, vielleicht zur Grube gebeugt. — Doch — ich will dir dein Herz nicht noch schwerer machen. — Tochter, ich sprach vorhin etwas. Ich glaubte allein zu seyn. Du hast mich behorcht; und warum sollt' ich's noch länger geheim halten? Du warst mein Abgott! Höre, Louise, wenn du noch Platz für das Gefühl eines Vaters hast — Du warst mein Alles! Jetzt verliest du nichts mehr von deinem Eigentum. Auch ich habe Alles zu verlieren! Du siehst, mein Haar fängt an grau zu werden. Die Zeit meldet sich allgemach bei mir, wo uns Väter die Capitale zu Etatten kommen, die wir im Herzen unserer Kinder anlegten. — Willst du mich darum

betrügen, Louise? Wirst du dich mit Hab' und Gut deines Vaters auf und davon machen?

Louise küßt seine Hand mit der bestigsten Nührung. Nein, mein Vater! Ich gehe als eine große Schuldnerin aus der Welt und werde in der Ewigkeit mit Wucher bezahlen.

Miller. Gib Acht, ob du dich da nicht verreckest, mein Kind! Sehr ernst und feierlich. Werden wir uns dort wohl noch finden? — Sieh! wie du blaß wirst! Meine Louise begreift es von selbst, daß ich sie in jener Welt nicht wohl mehr einholen kann, weil ich nicht so früh dahin eile, wie sie. Louise stürzt ihm in den Arm, von Schauern ergriffen — Er drückt sie mit Feuer an seine Brust und fährt fort mit leidenschaftlicher Stimme. O Tochter! Tochter! gefallene, vielleicht schon verlorene Tochter! Beherzige das ernsthafteste Vaterwort! Ich kann nicht über dich wachen. Ich kann dir die Messer nehmen; du kannst dich mit einer Stricknadel tödten. Vor Gift kann ich dich bewahren; du kannst dich mit einer Schnur Perlen erwürgen.

— Louise — Louise — nur warnen kann ich dich noch. — Willst du es darauf ankommen lassen, daß dein treuloses Gaufelbild auf der schrecklichen Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit von dir weiche? — Willst du dich vor des Allwissenden Thron mit der Lüge wagen: Deine wegen, Schöpfer, bin ich da — wenn deine strafbaren Augen ihre sterbliche Puppe suchen? — Und, wenn dieser zerbrechliche Gott deines Gehirns, jetzt Wurm wie du, zu den Füßen deines Richters sich windet, deine gottlose Zurecht in diesem schwanke Augenblick Lügen straft und deine betrogenen Hoffnungen an die ewige Erbarmung verweist, die der Glende für sich selbst kaum erstehen kann — wie dann? Nachdruck, lauter. Wie dann, Unglückselige? Er halt sie fester, als er sie eine Weile flach und durchdringend an. Dann verläßt er sie schnell. Jetzt weiß ich nichts mehr — mit aufgeregter Rede, stehe dir, Gott Richter, für diese Seele nicht mehr. Ich, was du willst. Bringe deinem schlanken Jüngling ein Opfer, daß deine Teufel jauchzen, und deine guten Engel zurücktreten. — Zieh' hin! Lade alle deine Sünden auf, lade auch diese, die letzte, die entseeligste auf, und, wenn die Last noch zu leicht ist, so mache mein Fluch das Gewicht vollkommen. — Hier ist ein Messer — durchstich dein Herz und, indem es lautlos weiter fortfließen will, das Vaterherz!

Louise springt auf und eilt ihm nach. Halt! halt! O mein Vater! — Daß die Färtlichkeit noch barbarischer zwingt, als Tyrannewuth! — Was soll ich? Ich kann nicht! Was muß ich thun?

Miller. Wenn die Küsse deines Majors heißer brennen, als die Thränen deines Vaters — stirb!

Louise nach einem qualvollen Kampfe mit einiger Festigkeit. Vater! Hier ist meine Hand! Ich will — Gott! Gott! Was thu' ich? Was will ich? Vater, ich schwöre — Wehe mir, wehe! Verbrecherin, wohin ich mich neige! — Vater, es sey! Ferdinand — Gott sieht herab! — So zernicht' ich sein letztes Gedächtniß. Sie zerrißt ihren Fingerring.

Miller stürzt ihr freudetrunknen an den Hals. Das ist meine Tochter! Blick' auf! Um einen Liebhaber bist du leichter, dafür hast du einen glücklichen Vater gemacht. Unter Lachen und Weinen sie umarmend. Kind! Kind, das ich den Tag meines Lebens nicht werth war! Gott weiß, wie ich schlechter Mann zu diesem Engel gekommen bin! — Meine Louise, mein Himmelreich! O Gott! ich verspreche ja wenig vom Kleinen; aber, daß es eine Dual seyn muß, aufzuhören — so was begreif' ich noch!

Louise. Doch hinweg aus dieser Gegend, mein Vater! — Weg von der Stadt, wo meine Gefühle meiner spotten, und mein guter Name dahin ist auf immerdar — Weg, weg, weit weg von dem Ort, wo mich so viele Spuren der verlorenen Seligkeit anreihen. Weg, wenn es möglich ist! —

Miller. Wohin du nur willst, meine Tochter! Das Brod unsers Herrgotts wächst überall, und Ehren wird er auch meiner Getze bescheren. Ja! laß auch Alles dahingehen — Ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß — wir betteln mit der Ballade von 'Thür' zu Thür', und das Almosen wird köstlich schmecken von den Händen der Weinenden.

Zweite Scene.

Ferdinand zu den Vorigen.

Louise wird ihn zuerst gewahrt und wußt sich Weiden fast ich stand am den Fals. Gott! Da ist er! Ich bin verloren!

Miller. Wo? wer?

Louise zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Major und brüht sich fester an ihren Vater. Er! er selbst — Zeh! Er nur um sich, Vater — Mich zu ermorden, ist er da!

Miller erblickt ihn, fährt zurück. Was? Sie hier, Baron?

Ferdinand kommt langsam näher, bleibt Louise gegenüber stehen und laßt den starren, forschenden Blick auf ihr ruhen, nach einer Pause. Ueberraschtes Gewissen, habe Dank! — Dein Bekennniß ist schrecklich, aber schnell und gewiß und erspart mir die Folterung! Guten Abend, Miller!

Miller. Aber, um Gottes willen! was wollen Sie, Baron? Was führt Sie her? Was soll dieser Ueberraschung?

Ferdinand. Ich weiß eine Zeit, wo man den Tag in seine Sekunden zerstückt, wo Sehnsucht nach mir sich an die Gewichte der zögernden Wanduhr hing und auf den Niederschlag lauerte, unter dem ich erscheinen sollte. — Wie kommt's, daß ich jetzt überrasche?

Miller. Gehen Sie, gehen Sie, Baron! — Wenn noch ein Funke von Menschlichkeit in Ihrem Herzen zurückblieb, wenn Sie Sie nicht erwürgen wollen, die Sie zu lieben vergehen, fliehen Sie, bleiben Sie keinen Augenblick länger! Der Segen war fort aus meiner Hütte, sobald Sie einen Fuß darein setzten. — Sie haben das Elend unter mein Dach gerufen, wo sonst nur die Freude zu Hause war. Sind Sie noch nicht zufrieden? Wollen Sie auch in der Wunde noch wühlen, die Ihre unglückliche Bekanntschaft meinem einzigen Kinde schlug?

Ferdinand. Wunderlicher Vater, jetzt komm ich ja, deiner Tochter etwas Erfreuliches zu sagen!

Miller. Neue Hoffnungen etwa zu einer neuen Verzweiflung? — Geh, Unglücksbote! Dein Gesicht schimpft deine Waare.

Ferdinand. Endlich ist es erschienen, das Ziel meiner Hoffnung! Lady Milford, das fürchterliche Hinderniß unsrer Liebe, floh diesen Augenblick aus dem Lande. Mein Vater billigt meine Wahl. Das Schicksal läßt nach, und zu verfolgen. Unsere glücklichen Sterne gehen auf. — Ich bin jetzt da, mein gegebenes Wort einzulösen und meine Braut zum Altar abzuholen.

Miller. Hörst du ihn, meine Tochter? Hörst du ihn sein Gspötte mit deinen getäuschten Hoffnungen treiben? O, wahrlich! Baron! es steht dem Verführer so schön, an seinem Verbrechen seinen Witz noch zu kühlen.

Ferdinand. Du glaubst, ich scherze? Bei meiner Ehre nicht! Meine Aussage ist wahr, wie die Liebe meiner Louise, und heilig will ich sie halten, wie sie ihre Eide — Ich kenne nichts Heiligeres — Noch zweifelst du? noch kein freudiges Erröthen auf den Wangen meiner schönen Gemahlin? Sonderbar! die Lüge muß hier gangbare Münze seyn, wenn die Wahrheit so wenig Glauben findet. Ihr mißtraut meinen Worten? So glaubt diesem schriftlichen Zeugniß. Er weist Louise den Brief an den Marischall zu.

Louise schlägt ihn aus einander und sinkt lebenslos nieder.

Miller, ohne Das zu bemerken, zum Major. Was soll Das bedeuten, Baron? ich verstehe Sie nicht.

Ferdinand setzt ihn zu Louise hin. Desto besser hat mich Diese verstanden!

Miller fällt an ihr nieder. O Gott! meine Tochter!

Ferdinand. Weich, wie der Tod! — Jetzt erst gefällt sie mir, deine Tochter! So schön war sie nie, die fromme, rechtschaffene Tochter — Mit diesem Leichengesicht — — Der Obem des Weltgerichts, der den Dinstag von jeder Lüge streift, hat jetzt die Schminke verlassen, womit die Tausendkünstlerin auch die Engel des Lichts hintergangen hat. — Es ist ihr schönstes Gesicht! Es ist ihr erstes wahres Gesicht! Laß mich es küssen! Er will auf sie zugehen.

Miller. Zurück! Weg! Greife nicht an das Vaterherz, Knabe! Vor deinen Liebseidungen konnt' ich nie nicht bewahren, aber ich kann es vor deinen Mißhandlungen.

Ferdinand. Was willst du, Granatopf? Mit dir hab' ich nichts zu schaffen. Menge dich ja nicht in ein Spiel, das so offenbar verloren ist — oder bist du auch vielleicht klüger, als ich dir zugestant habe? Hast du die Weisheit deiner sechzig Jahre zu den Unthatsachen deiner Tochter gebergt und dieses ehrwürdige Haar mit dem Gewerbe eines Knuyplers geschändet? — D! wenn Das nicht ist, unglücklicher alter Mann, lege dich nieder und stirb — Noch ist es Zeit. Noch kannst du in dem süßen Taumel entschlagen: Ich war ein glücklicher Vater! — Einen Augenblick später, und du schleuderst die giftige Mater ihrer höllischen Heimath zu, verfluchst das Geschlecht und den Geber und fährst mit der Gotteslästerung in die Grube. Zu Louise. Sprich, Unglücksfelle! Schriebsst du diesen Brief?

Miller wendet zu Louise. Um Gottes willen, Tochter! Vergiß nicht! Vergiß nicht!

Louise. O dieser Brief, mein Vater!

Ferdinand. Daß er in die unrechten Hände fiel! — Gepriesen sey mir der Zufall, er hat größere Thaten gethan, als die klügelnde Vernunft, und wird besser befehl an jenem Tag, als der Witz aller Weisen. — Zufall, sag' ich? — O die Vorsehung ist dabei, wenn Sperlinge sollen, warum nicht, wo ein Teufel entlarvt werden soll? — Antwort will ich! — Schriebsst du diesen Brief?

Miller jammert zu ihr mit Weisung. Standhaft, meine Tochter! Nur das einzige Ja, und Alles ist überwunden.

Ferdinand. Lustig! lustig! Auch der Vater betrogen? Alles betrogen! Nun sieh, wie sie da steht, die Schändliche, und selbst ihre Mänge nun ihrer letzten Lüge den Gehorsam anständigt! Schwöre bei Gott! bei dem fürchterlich Wahren! Schriebsst du diesen Brief?

Louise nach einem qualvollen Kampf, worin sie durch Wille mit ihrem Vater gesprochen hat, seht und entdrehen. Ich schrieb ihn!

Ferdinand bleibt erschrocken stehen. Louise! — Nein! So wahr meine Seele lebt! Du lägst — Auch die Unschuld bekennt sich auf der Folterbank zu Irevcln,

Thun Sie mir doch den Schimpf nicht an, und sind wir ja, will's Gott, nicht das Letztemal bei einander.

Ferdinand. Wer kann Das wissen? Nehm' Er nur. Es ist für Leben und Sterben.

Miller, *lachend.* O, deswegen, Baron! Auf den Fall, denk' ich, kann man's wagen bei Ihnen.

Ferdinand. Man wagte wirklich. — Hat Er noch nie gehört, daß Jünglinge gefallen sind — Mädchen und Jünglinge, die Kinder der Hoffnung, die Luftschlösser betrogener Väter. — Was Wurm und Alter nicht thun, kann oft ein Donner Schlag ausrichten. — Auch Seine Louise ist nicht unsterblich.

Miller. Ich hab' sie von Gott.

Ferdinand. Hör' Er — Ich sag' Ihm, sie ist nicht unsterblich. Diese Tochter ist Sein Auaapfel. Er hat sich mit Herz und Seel' an diese Tochter gehängt. Sey Er vorsichtig, Miller! Nur ein verzweifelter Spieler setzt Alles auf einen einzigen Wurf. Einen Waghals nennt man den Kaufmann, der auf ein Schiff sein ganzes Vermögen ladet. — Hör' Er, denk' Er der Warnung nach! — Aber warum nimmt Er Sein Geld nicht?

Miller. Was, Herr? die ganze allmächtige Börse? Wohin denken Euer Gnaden?

Ferdinand. Auf meine Schuldbiligkeit. — Da! Er weist den Beutel auf den Tisch, das Goldstück herausfallen. Ich kann den Quark nicht eine Ewigkeit so halten.

Miller, *bestürzt.* Was, beim großen Gott? Das klang nicht wie Silbergeld! Er tritt zum Tisch und eilt mit Entsetzen. Wie, um aller Himmel willen, Baron? Baron! Was sind Sie? Was treiben Sie, Baron? Das nenn' ich mir Zerstreuung! Mit zusammengeschlagenen Händen. Hier liegt ja — oder bin ich verheert, oder — Gott verdamme' mich! Da greif' ich ja das bare, gelbe, leibhaftige Gottesgold. — — Nein, Satanas! Du sollst mich nicht dara.. kriegen!

Ferdinand. Hat Er Alten oder Neuen getrunken, Miller?

Miller, *groß.* Donner und Wetter! Da schauen Sie nur hin! — Gold!

Ferdinand. Und was nun weiter?

Miller. Ins Henkers Namen — ich sage — ich bitte Sie um Gottes Christi willen — Gold!

Ferdinand. Das ist nun freilich etwas Merkwürdiges!

Miller, nach eiligem Stillstehen zu ihm gehend, mit Umfassung. Gnädiger Herr, ich bin ein schlechter, gerader Mann, wenn Sie mich etwa zu einem Rubensstück anspannen wollen: denn so viel Geld läßt sich, weiß Gott, nicht mit etwas Gutem verdienen!

Ferdinand, *bewegt.* Sey Er ganz getrost, lieber Miller! Das Geld hat Er längst verdient, und Gott bewahre mich, daß ich mich mit seinem guten Gewissen dafür bezahlt machen sollte!

Miller, wie ein Halbnahe in die Höhe springend. Mein al!o! mein! Mit des guten Gottes Wissen und Willen, mein! Nach der Thür laufend, *schreiend.* Welch! Top! Victoria! Herbei! Zurückkommend. Aber du lieber Himmel! wie komm' ich denn so auf einmal zu dem ganzen grausamen Reichthum! Wie verdien' ich ihn? lohn' ich ihn? He?

Ferdinand. Nicht mit seinen Musikhunden, Miller! Mit dem Geld hier bezahlt' ich Ihm, von Schauer ergriffen hält er inne, bezahlt' ich Ihm, nach einer Pause mit Wohlmut, den drei Monat lang unglücklichen Traum von seiner Tochter.

Miller *faßt seine Hand, die er paß drückt.* Gnädiger Herr! Wenn Sie ein schlechter, geringer Bürgermann wären, und mein Mädel liebte Sie nicht:

erstehen wollt' ich's, das Mädel! Wieder beim Geld, darauf niedergeklagen. Aber da hab' ich ja nun Alles, und Sie nichts, und da werd' ich nun das ganze Gaubium wieder herausblechen müssen? He?

Ferdinand. Laß' Er sich Das nicht aufhechten, Freund! — Ich reise ab, und in dem Land, wo ich mich zu setzen gedente, gelten die Stempel nicht.

Miller, unterdessen mit unverwandten Augen auf das Geld hingestarrt, voll Entzückung. Bleibt's also mein? Bleibt's? — Aber Das thut mir nur leid, daß Sie verreisen. — Und, wart', was ich jetzt auftreten will! Wie ich die Packer jetzt voll nehmen will! Er setzt den Hut auf und schießt durch das Zimmer. Und auf dem Markt will ich meine Musikhunden geben und Numero fünfe Dreißigst ranschen, und, wenn ich wieder auf den Treibagenplatz sitze, soll mich der Teufel holen. *Will fort.*

Ferdinand. Bleib' Er! Schweig' Er! und streich' Er sein Geld ein! Nachdrücklich. Nur diesen Abend noch schweig' Er und geb' Er, mir zu Gefallen, von nun an keine Musikhunden mehr.

Miller, noch hitziger und ihn hart an der Weste fassend, voll innerer Freude. Und, Herr! meiner Tochter! ich wieder *schreit.* Geld macht den Mann nicht — Geld nicht — Ich habe Kartoffeln gegessen oder ein wildes Huhn, satt ist satt, und dieser Rock da ist ewig gut, wenn Gottes liebe Sonne nicht durch den Aermel scheint. — Für mich ist Das Plunder. — Aber dem Mädel soll der Regen bekommen: was ich ihr nur an den Augen absehen kann, soll sie haben. —

Ferdinand *faßt rasch ein.* Stille, o, stille —

Miller, immer fortzueilen. Und soll mir Französisch lernen aus dem Fundament und Nennettanzen und Singen, daß man's in den Zeitungen lesen soll; und eine Haube soll sie tragen, wie die Hofrathstöchter, und einen Ridesbarri, wie sie's heißen, und von der Geigerstöchter soll man reden auf vier Meilen weit. —

Ferdinand *erregt more stark mit der schrecklichsten Bewegung.* Nichts mehr! Nichts mehr! Um Gotteswillen, schweig' Er stille! Nur noch heute schweig' Er stille! Das sey der einzige Dank, den ich von Ihm fordere.

Sechste Scene.

Louise mit der Limonade und die Vorigen.

Louise mit rückgemeinten Augen und zitternder Stimme, indem sie dem Major das Glas auf einem Teller bringt. Sie befehlen, wenn sie nicht stark genug ist.

Ferdinand *nimmt das Glas.* *seht es nieder und dreht sich rasch gegen Willern.* O, beinahe hätte ich Das vergessen! — Darf ich H. zu etwas bitten, lieber Miller? Will Er mir einen kleinen Gefallen thun?

Miller. Laufend für einen! Was befehlen? —

Ferdinand. Man wird mich bei der Tafel erwarten. Zum Anstich habe ich eine sehr böse Liane. Es ist mir ganz unmöglich, unter Menschen zu gehen. — Wi! Er einen Gang thun zu meinem Vater und mich entschuldigen? —

Louise *erschrocken und sehr schnell.* Den Gang kann ja ich thun.

Miller. Zum Präsidenten?

Ferdinand. Nicht zu ihm selbst. Er übergibt seinen Auftrag in der Garderobe einem Kammerdiener. — Zu seiner Legitimation ist hier meine Uhr. — Ich bin noch da, wenn Er wieder kommt. — Er wartet auf Antwort.

Louise, *sehr ängstlich.* Kann denn ich Das nicht auch besorgen?

Ferdinand zu Willern, der eben fort will. Halt', und noch etwas! Hier ist ein Brief an meinen Vater,

der diesen Abend an mich eingeschlossen kam. — Vielleicht dringende Geschäfte. — Es geht in einer Bestellung hin. —

Miller. Schon gut, Baron!

Louise hängt sich an ihn, in der eifrigsten Bangigkeit. Aber, mein Vater, dies Alles könnt' ich ja recht gut besorgen! —

Miller. Du bist allein, und es ist finstre Nacht, meine Tochter!

Ferdinand. Leuchte deinem Vater, Louise! Während sie Milken mit dem Lichte begleitet, tritt er zum Tisch und wirft Gift in ein Glas Limonade. Ja, sie soll dran! Sie soll! Die obern Mächte nickten mir ihr schreckliches Ja herunter, die Mächte des Himmels unterschreibt, ihr guter Engel läßt sie fahren.

Siebente Scene.

Ferdinand und Louise.

Sie kommt langsam mit dem Lichte zurück, setzt es nieder und stellt sich auf die entgegengesetzte Seite vom Major, das Gesicht auf den Boden geschlagen und nur zuweilen furchsam und verflohen nach ihm hinübersehend. Er steht auf der andern Seite und sieht starr vor sich hin aus.

Großes Stillschweigen, das diesen Austritt ankündigen muß.

Louise. Wollen Sie mich accompagniren, Herr von Walter, so mach' ich einen Gang auf dem Bortepiano! Sie ehet den Pantalons

Ferdinand geht ihr keine Antwort

Louise. Sie sind mir auch noch Revanche auf dem Schachbrett schuldig. Wollen wir eine Partie, Herr von Walter?

Eine neue Pause

Louise. Herr von Walter, die Briestafche, die ich Ihnen einmal zu stiften versprochen — ich habe sie angefangen — Wollen Sie das Dessin nicht beschen?

Wieder eine Pause

Louise. O, ich bin sehr elend.

Ferdinand in der letzten Stellung. Das könnte wahr seyn.

Louise. Meine Schuld ist es nicht, Herr von Walter, daß Sie so schlecht unterhalten werden.

Ferdinand lacht beläugend vor sich hin. Denn was kannst du für meine blöde Bescheidenheit?

Louise. Ich hab' es ja wohl gewußt, daß wir jetzt nicht zusammen taugen. Ich erschrak auch gleich, ich besenne es, als Sie meinen Vater verschickten. Herr von Walter, ich vermurthe, dieser Augenblick wird uns beiden gleich unerträglich seyn. — Wenn Sie mir's erlauben wollen, so geh' ich und bitte einige von meinen Bekannten her.

Ferdinand. O ja doch, Das thu! Ich will auch gleich gehn und von den meinigen bitten.

Louise steht ihn fliegend an. Herr von Walter!

Ferdinand, sehr hämisch. Bei meiner Ehre! der geschickteste Einsall, den ein Mensch in dieser Lage nur haben kann. Wir machen aus diesem vertriehlichen Duet eine Lustbarkeit und rächen uns mit Hilfe gewisser Galanterien an den Willen der Liebe.

Louise. Sie sind aufgeräumt, Herr von Walter!

Ferdinand. Ganz außerordentlich, um die Knaben auf dem Markt hinter mir her zu jagen! Nein! In Wahrheit, Louise! dein Beispiel belehrt mich — du sollst meine Lehrerin seyn. Thoren sind's, die von ewiger Liebe schwärmen. Ewiges Einerlei widersteht, Veränderung nur ist das Salz des Vergnügens. — Lorp, Louise! Ich bin dabei — Wir hüpfen von Roman zu Roman, wälzen uns von Schlamm in Schlamm. — Du dahin — ich dorthin — vielleicht,

daß meine verlorne Ruhe sich in einem Vorbell wieder finden läßt — Vielleicht, daß wir dann nach dem lustigen Wettlauf, zwei moderne Gerippe, mit der angenehmsten Ueberraschung von der Welt zum Zweitmal auf einander stoßen, daß wir uns da an dem gemeinschaftlichen Familienzug, den kein Kind dieser Mutter verleugnet, wie in Komödien, wieder erkennen, daß Ekel und Scham noch eine Harmonie veranstalten, die der zärtlichsten Liebe unmöglich gewesen ist.

Louise. O Jüngling! Jüngling! Unglücklich bist du schon; willst du es auch noch verdienen?

Ferdinand, ergrimmt durch die Zähne murrend. Unglücklich bin ich? Wer hat dir Das gesagt? Weib, du bist zu schlecht, um selbst zu empfinden — womit kannst du eines Andern Empfindungen wägen? — Unglücklich, sagte sie? — Ha! dieses Wort könnte meine Wuth aus dem Grabe rufen! — Unglücklich muß' ich werden, Das wußte sie. Tod und Verdammniß! Das wußte sie und hat mich dennoch verathen. — Siehe, Schlange! Das war der einzige Bleck der Vergebung. — Deine Aussage bricht dir den Hals — Bis jetzt konnt' ich deinen Trevel mit deiner Einfalt beschönigen, in meiner Verachtung wärst du beinahe meiner Rache entsprungen. Indem er heftig das Glas ergreift. Also leichtsinnig warst du nicht — dum warst du nicht — du warst nur ein Teufel. Erreicht Die Limonade ist kalt, wie deine Seele — Versuche!

Louise. O Himmel! Nicht umsonst hab' ich diesen Auftritt geirächt.

Ferdinand, gebietend Versuche!

Louise nimmt das Glas etwas unwillig an sich.

Ferdinand merkt sich, wie sie das Glas an den Mund legt; mit einer plötzlichen Entladung werg und eilt nach dem hintersten Winkel des Zimmers.

Louise. Die Limonade ist gut.

Ferdinand, ohne sich umzusehen, von Schauern geirächt: Wohl bekomm's!

Louise, nachdem sie es niedergelegt: O, wenn Sie wüßten, Walter, wie ungeheuer Sie meine Seele beleidigen!

Ferdinand. Hum!

Louise. Es wird eine Zeit kommen, Walter! —

Ferdinand, wieder vermuths kommend: O! mit der Zeit wären wir fertig.

Louise. Wo der heutige Abend schwer auf Ihr Herz fallen dürfte —

Ferdinand hängt an Louisen zu gehen und demüthiget zu werden, indem er Schritte und Beugen vor sich hin: Gute Nacht, Herrrendienst!

Louise. Mein Gott! Wie wird Ihnen?

Ferdinand. Friß und enge — Will mir's bequemer machen.

Louise. Trinken Sie! Trinken Sie! Der Trank wird Sie kühlen.

Ferdinand. Das wird er auch ganz gewiß — Die Mege ist gutherzig — doch — Das sind alle!

Louise, mit dem vollen Ausdruck der Liebe ihm in die Arme stehend. Das deiner Louise, Ferdinand?

Ferdinand rückt sie von sich. Fort! fort! Diese sausten schmelzenden Augen weg! Ich erliege. Komm' in deiner ungeheuren Durchbarkeit, Schlange! Spring' an mir auf, Wurm! — Krame vor mir deine gräßlichen Knoten aus, häume deine Wirbel zum Himmel — so abscheulich, als dich jemals der Abgrund sah — nur keinen Engel mehr — nur jetzt keinen Engel mehr — Es ist zu spät — Ich muß dich zertreten, wie eine Natter, oder verzwiefeln — Erbarme dich!

Louise. O! daß es so weit kommen mußte!

Ferdinand, sie von der Seite betrachtend. Dieses schöne Werk des himmlischen Bildners — Wer kann Das

glauben? — Wer sollte Das glauben? Ihre Hand sagend und emporhaltend. Ich will dich nicht zur Rebe stellen, Gott Schöpfer! — Aber warum denn dein Gift in so schönen Gefäßen? — Kann das Laster in diesem milden Himmelsstrich fortkommen? — O, es ist seltsam!

Louise. Das anzuhören und schweigen zu müssen!

Ferdinand. Und die süße melodische Stimme — Wie kann so viel Wohlklang kommen aus zerrißnen Saiten? Mit trunkenem Auge auf ihrem Blick verweilend. Alles so schön — so voll Ebenmaß — so göttlich vollkommen! — Ueberall das Werk seiner himmlischen Schöpferstunde! Bei Gott! als wäre die große Welt nur entstanden, den Schöpfer für dieses Meisterstück in Lanne zu setzen! — Und nur in der Seele sollte Gott sich vergriffen haben? Ist es möglich, daß diese empörende Mißgeburt in die Natur ohne Tadel kam? Indem er sie schnell verläßt. Oder sah er einen Engel unter dem Weisfel hervorgehen und half diesem Irrthum in der Eile mit einem desto schlechterm Herzen ab?

Louise. O des frevelhaften Eigensinns! Er sich eine Uebereilung gestände, greift er lieber den Himmel an.

Ferdinand stürzt ihr festig weinend um den Hals. Noch einmal, Louise! — Noch einmal, wie am Tage unsers ersten Kusses, da du Ferdinand stammeltest, und das erste Du auf deine brennenden Lippen trat — O, eine Saat unendlicher, unaussprechlicher Freuden schien in dem Augenblick wie in der Knospe zu liegen. — Da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen; goldene Jahrtausende hüßten, wie Bräute, vor unsrer Seele vorbei. — Da war ich der Glückliche! — Louise! Louise! Louise! Warum hast du mir Das gethan?

Louise. Weinen Sie, weinen Sie, Walter! Ihre Wehmuth wird gerechter gegen mich seyn, als Ihre Entrüstung. —

Ferdinand. Du betrügst dich. Das sind ihre Thränen nicht — nicht jener warme, wollüstige Thau, der in die Wunde der Seele balsamisch fließt und das harte Rad der Empfindung wieder in Oana bringt. Es sind einzelne — kalte Tropfen — das schauerlich ewige Lebwohl meiner Liebe. Zerschbar fesslich, indem er die Hand auf ihren Kopf stellen laßt. Thränen um deine Seele, Louise! — Thränen um die Gottheit, die ihres unendlichen Wohlwollens hier verfehlte, die so muthwillig um das herrlichste ihrer Werke kommt. — O, mich dünkt, die ganze Schöpfung sollte den Flor anlegen und über das Weisfel betreten seyn, das in ihrer Mitte geschieht. — Es ist was Gemeines, daß Menschen fallen, und Paradiese verloren werden; aber, wenn die Pest unter Engeln wüthet, so ruft man Trauer aus durch die ganze Natur.

Louise. Treiben Sie mich nicht aufs Aeußerste, Walter! Ich habe Seelenstärke so gut wie Eine — aber sie muß auf eine menschliche Probe kommen. Walter, das Wort noch, und dann geschieden — — Ein entsetzliches Schicksal hat die Sprache unsrer Herzen verwirrt. Dürft' ich den Mund aufstun, Walter, ich könnte dir Dinge sagen — ich könnte — — aber das harte Verhängniß band meine Zunge, wie meine Liebe, und kuldern muß ich's, wenn du mich als eine gemeine Wege mißhandelst.

Ferdinand. Büßst du dich wohl, Louise?

Louise. Woju diese Braue?

Ferdinand. Soust sollte mir's leid um dich thun, wenn du mit einer Lüge von hinnen müßtest.

Louise. Ich beschwöre Sie, Walter! —

Ferdinand unter heftigen Bewegungen. Nein! nein! Zu satanisch wäre diese Rache! Nein! Gott bewahre mich! In jene Welt hinaus will ich's nicht treiben. — Louise! Hast du den Marschall geliebt? Du wirst nicht mehr aus diesem Zimmer gehen.

Louise. Tragen Sie, was Sie wollen. Ich antworte nichts mehr. Sie setzt sich nieder.

Ferdinand, ernst. Sorge für deine unsterbliche Seele, Louise! — Hast du den Marschall geliebt? Du wirst nicht mehr aus diesem Zimmer gehen.

Louise. Ich antworte nichts mehr.

Ferdinand fällt in furchtlicher Bewegung vor ihr nieder. Louise! Hast du den Marschall geliebt? Ehe dieses Licht noch ausbreunt — siehst du — vor Gott!

Louise labet erschrocken in die Höhe. Jesus! Was ist Das? — — — und mir wird sehr übel. Sie sinkt auf den Esstisch nieder.

Ferdinand. Schon? — Ueber euch Weiber und das ewige Räthsel! Die zärtliche Nerve hält Brevel fest, die die Menschheit an ihren Wurzeln zernagen; ein elender Graun Arsenik wirft sie um. —

Louise. Gift! Gift! O mein Herrgott!

Ferdinand. So fürcht' ich. Deine Limonade war in der Hölle gewürzt. Du hast sie dem Tode zugegeben.

Louise. Sterben! Sterben! Gott! Allbarmherziger! Gift in der Limonade und sterben. — O, meiner Seele erbarme dich, Gott der Erbarmen!

Ferdinand. Das ist die Hauptsache. Ich bin' ihn auch darum.

Louise. Und meine Mutter — mein Vater — Heiland der Welt! mein armer, verlornen Vater! Ist keine Rettung mehr? Mein junges Leben — und keine Rettung! Und muß ich jetzt schon dahin?

Ferdinand. Keine Rettung, muß jetzt schon dahin — aber sey ruhig. Wir machen die Reise zusammen.

Louise. Ferdinand, auch du! Gift, Ferdinand! Von dir? O Gott, vergib es ihm — Gott der Gnade, nimm die Sünde von ihm —

Ferdinand. Sieh' du nach deinen Rechnungen — Ich fürchte, sie stehen übel.

Louise. Ferdinand! Ferdinand! — O — Nun kann ich nicht mehr schweigen. — Der Tod — der Tod hebt alle Eide auf. — Ferdinand! — Himmel und Erde hat nichts Unglückseligeres als dich! — Ich sterbe unschuldig, Ferdinand!

Ferdinand, erschrocken. Was sagt sie da? — Eine Lüge pflegt man doch sonst nicht auf diese Reise zu nehmen?

Louise. Ich lüge nicht — lüge nicht — hab' nur einmal gelegen mein Lebenlang. — Hu! wie Das eiskalt durch meine Adern schauert — — als ich den Brief schrieb an den Hofmarschall —

Ferdinand. Ha! Dieser Brief! — Gottlob! Jetzt hab' ich all meine Mannheit wieder.

Louise, ihre Zunge wird schwerer, ihre Finger sangen an gitterlich zu zucken. Dieser Brief — Fasse dich, ein entsetzliches Wort zu hören — Meine Hand schrieb, was mein Herz verdammt — dein Vater hat ihn dictirt.

Ferdinand, starr und einer Wildhauke gleich, in langer todtter Pause hingenarrt, fällt endlich wie von einem Donner Schlag nieder.

Louise. O des kläglichen Mißverständes — Ferdinand — man zwang mich — vergib — deine Louise hätte den Tod vorgezogen — aber mein Vater — die Gefahr — Sie machten es listig.

Ferdinand, schredlich emporgeworfen. Gelobet sey Gott! noch spür' ich das Gift nicht. Er reißt den Degen heraus.

Louise, von Schwäche zu Schwäche stehend. Weh! Was begünstigt du? Es ist dein Vater —

Ferdinand im Ausdruck der unbändigen Wuth. Mörder und Mördervater! — Mit muß er, daß der Richter der Welt nur den Schuldigen strafe. Mith hinaus.

Louise. Sterbend vergab mein Erbfür — Heil über dich und ihn. Sie stirbt.

Ferdinand kehrt schnell um, wird ihre letzten sterbenden Bewegungen gewahr und fällt, in Schmerz aufgelöst, vor der Todten nieder. Halt! Halt! Entspringe mir nicht, Engel des Himmels! Er faßt ihre Hand an und läßt sie schnell wieder fallen. Kalt, kalt und feucht! Ihre Seele ist dahin. Er springt wieder auf. Gott meiner Louise! Gnade! Gnade dem Verruchtensten der Mörder! Es war ihr letztes Gebet! — Wie reizend und schön auch im Leichnam! Der gerührte Bürger ging schonend über diese freundlichen Wangen hin. — Diese Sanftmuth war keine Larve, sie hat auch dem Tod Stand gehalten. Nach einer Pause. Aber wie? Warum fühl' ich nichts? Will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe! Das ist meine Meinung nicht. Er greift nach dem Glase.

Letzte Scene.

Ferdinand. Der Präsident. Wurm und Bediente, welche alle voll Schrecken und Zimmer flüchten; darauf Miller mit Volk und Gerichtsbedienten, welche sich im Hintergrunde sammeln.

Präsident, den Brief in der Hand. Sohn, was ist Das? — Ich will doch nimmermehr glauben —

Ferdinand weist ihm das Glas vor die Nase. So sieh, Mörder!

Präsident sammelt hinter sich. Alle erschauern. Eine schreckliche Pause. Mein Sohn, warum hast Du mir Das gethan!

Ferdinand, ohne ihn anzusehen. O ja freilich! Ich hätte den Staatsmann erst hören sollen, ob der Streich auch zu seinen Karten passe? — Fein und bewundernswerth, ich gesteh's, war die Finte, den Wund unsrer Herzen zu zerreißen durch Eifersucht. — Die Rechnung hatte ein Meister gemacht; aber Schade nur, daß die zürnende Liebe dem Drahte nicht so gehorsam blieb, wie deine hölzerne Puppe.

Präsident sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum. Ist hier Niemand, der um einen trostlosen Vater weine?

Miller, hinter der Scene rufend. Laßt mich hinein! Um Gottes willen! Laßt mich!

Ferdinand. Das Mädchen ist eine Heilige — für sie muß ein Anderer weinen. Er öffnet Willens die Thüre, der mit Volk und Gerichtsbedienten hereinstürzt.

Miller in der schmerzlichsten Angst. Mein Kind! Mein Kind! — Gist, schreit man, sey hier genommen worden. — Meine Tochter! Wo bist du?

Ferdinand führt ihn zwischen den Präsidenten und Louises Leiche. Ich bin unschuldig. — Danke Diefem hier.

Miller fällt an ihre zu Boden. O Jesus!

Ferdinand. In wenig Worten, Vater! — Sie saugen an mir kostbar zu werden. — Ich bin düssich um mein Leben bestohlen, bestohlen durch Sie. Wie ich mit Gott sehe, zittre ich! — doch ein Böfewicht bin ich atemals gewesen. Mein ewiges Los falle, wie es will — auf Sie fall' es nicht. — Aber ich hab' einen Mord begangen, mit furchtbar erhobener Stimme, einen Mord, den du mir nicht zumuthen wirst allein vor den Richter der Welt hinzuschleppen. Freierlich

wälz' ich dir hier die größte, gräßlichste Hälfte zu: wie du damit zurecht kommen magst, siehe du selber. Ihn zu Louise hinführend. Hier, Barbar! Weiße dich an der entsetzlichen Frucht deines Wiges, auf dieses Geficht ist mit Verzerrung dein Name geschrieben, und die Würgengel werden ihn lesen. — Eine Gestalt, wie diese, ziehe den Vorhang von deinem Bette, wenn du schläfst, und gebe dir ihre eiskalte Hand. — Eine Gestalt, wie diese, siehe vor deiner Seele, wenn du stirbst, und dränge dein letztes Gebet weg — Eine Gestalt, wie diese, siehe auf deinem Grabe, wenn du auferstehst — und neben Gott, wenn er dich richtet. Er wird ohnmächtig, Bediente halten ihn.

Präsident mit einer schrecklichen Bewegung des Arms gegen den Himmel. Von mir nicht, von mir nicht, Richter der Welt, fordre diese Seelen, von Diefem! Er geht auf Wurm zu.

Wurm, auffahrend. Von mir?

Präsident. Verfluchter, von dir! von dir, Satau! — Du, du gabst den Schlangenth — Ueber dich die Verantwortung — Ich wasche die Hände.

Wurm. Ueber mich? Er sangt gräßlich an zu lachen. Lustig! Lustig! So weiß ich doch nun auch, auf was für Art sich die Teufel bedanken. — Ueber mich, dummer Böfewicht? War es mein Sohn? War ich dein Gebieter? — Ueber mich die Verantwortung? Ha! bei diesem Anblick, der alles Mark in meinen Gebeinen erkältet! Ueber mich soll sie kommen! — Jetzt will ich verloren seyn, aber du sollst es mit mir seyn. — Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gassen! Wecht die Justiz auf! Gerichtsdiener, bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimnisse aufdecken, daß Denen, die sie hören, die Haut schauern soll. Will gehen.

Präsident hält ihn. Du wirst doch nicht, Rasender?

Wurm klopf ihm auf die Schultern. Ich werde, Camerad! Ich werde! — Rasend bin ich, Das ist wahr — Das ist dein Werk — so will ich auch jetzt handeln, wie ein Rasender. — Arm in Arm mit dir zum Blutgerän! Arm in Arm mit dir zur Hölle! Es soll mich kigeln, Dube, mit dir verdammt zu seyn. Er wird abgeführt.

Miller, der die ganze Zeit über den Ruf in Louises Schoß gestanden, in stummem Schmerz gelegen hat, steht schnell auf und wußt dem Major die Borge vor die Nase. Olistischer! Behalt' dein versprochenes Geld! — Wolltest du mir mein Kind damit abkaufen? Er stürzt aus dem Zimmer.

Ferdinand mit bedenkender Stimme. Geht ihm nach! Er verweist. — Das Geld hier soll man ihm retten. — Es ist meine fürchterliche Erkenntlichkeit. Louise! — Louise! — Ich komme. — — Lebt wohl. — — Laßt mich an diesem Altar verschreiden. —

Präsident aus einer dumpfen Verwirrung zu seinem Sohn. Sohn! Ferdinand! Soll kein Blick mehr auf einen zerschmetterten Vater fallen? Der Major wird neben Louise niedergelassen.

Ferdinand. Gott dem Erbarmenden gehört dieser letzte.

Präsident, in der schrecklichsten Qual vor ihm niedersinkend. Geschöpf und Schöpfer verlassen mich. — Soll kein Blick mehr zu meiner letzten Erquickung fallen? —

Ferdinand reicht ihm seine sterbende Hand.

Präsident steht schnell auf. Er vergab mir! In den Händen. Jetzt euer Gefangener! Er geht ab, Gerichtsdiener folgen ihm, der Vorhang fällt.

Metrische Uebersetzungen.

Iphigenie in Aulis.

Uebersetzt aus dem Euripides.

Personen:

Agamemnon.

Menelaus.

Achilles.

Klytämnestra, Agamemnons Gemahlin.

Iphigenie, Agamemnons Tochter.

Ein alter Sklave Agamemnons.

Ein Bote.

Chor, fremde Frauen aus Chalcis, einer benachbarten Landschaft, die gekommen sind, die Atracis- und Klytemnestras-Opferung der Griechen in Aulis zu sehen.

Die Scene ist das griechische Lager in Aulis vor dem Zelte Agamemnons.

Scenarium. 1) Agamemnon, Greis. — 2) Chor. — 3) Menelaus, Greis. Chor. — 4) Agamemnon, Menelaus, Chor. — 5) Agamemnon, Menelaus, Bote, Chor. — 6) Agamemnon, Menelaus, Chor. — 7) Chor. — 8) Klytämnestra, Iphigenie, Drest, Beateiler, Chor. — 9) Agamemnon, Klytämnestra, Iphigenie, Chor. — 10) Agamemnon, Klytämnestra, Chor. — 11) Chor. — 12) Achilles, Chor. — 13) Klytämnestra, Achilles, Chor. — 14) Klytämnestra, Achilles, Greis, Chor. — 15) Klytämnestra, Achilles, Chor. — 16) Chor. — 17) Klytämnestra, Chor. — 18) Agamemnon, Chor. Klytämnestra. — 19) Agamemnon, Iphigenie, Klytämnestra, Chor. — 20) Klytämnestra, Iphigenie, Chor, Drest. — 21) Klytämnestra, Iphigenie, Drest, Achilles, Chor. — 22) Klytämnestra, Iphigenie, Drest, Chor.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Agamemnon. Der alte Sklave.

Agamemnon *ruft in das Zelt*

Hervor aus diesem Zelte, Greis!

Sklave, *indem er heraustritt*

Hier bin ich.

Was sinnst du Neues, König Agamemnon?

Agamemnon.

Du wirst es hören, komm!

Sklave.

Ich bin bereit.

Wie in Alter flieht der Schlummer, und noch in
Sind meine Augen.

Agamemnon.

Das Gesicht dort oben —

Wie heißt's?

Sklave.

Du meinst den Sirius, der nächst

Dem Siekensterne der Pleiaden rollt?

Noch schwebt er mitten in dem Himmel.

Agamemnon.

Auch

Läßt noch kein Vogel sich vernehmen, kein

Geräusch des Meeres und der Winde. Stumm liegt Alles
Um den Euripus her.

Sklave.

Und doch verläßt

Du dein Gezelt, da überall noch Ruhe
In Aulis herrscht, und auch die Wachen sich
Nicht rühren? König Agamemnon, komm!
Laß uns hineingehn!

Agamemnon.

Ich beneide dich,

Und jeden Verblieben beneid' ich, der
Ein unbekanntes, unberühmtes Leben,
Frei von Gefahren, lebt. Weit weniger
Beneid' ich Der, von hohe Würden krönt.

Sklave.

Doch sind es diese, die das Leben zieren.

Agamemnon.

Zweideutige Zier! Verrätherische Hoheit!
Dem Wünsche süß, doch schmerzhaft dem Besizer!
Zeh: ist im Dienst der Götter was versehen,
Das uns das Leben wüßte macht; jetzt ist's
Der Meinungen verhaßtes Mancherlei,
Die Menge, die es uns verblittert.

Sklave.

Von dir, o Herr, dem Hochgewaltigen,
Hör' ich Das ungern. Hat denn Atreus nur

Zu thränenlosen Freuden dich gezeugt?
 O Agamemnon! Sterblicher, wie wir,
 Bist du mit Lust und Leiden ausgestattet.
 Du magst es anders wollen — also wollen es
 Die himmlischen. Schon diese ganze Nacht
 Seh' ich der Lampe Licht von dir genährt,
 Den Brief, den du in Händen hast, zu schreiben.
 Du löschst das Geschriebne wieder aus,
 Jetzt siegest du den Brief, und gleich darauf
 Eröffnest du ihn wieder, wirfst die Lampe
 Zu Boden, und aus deinen Augen bricht
 Ein Thränenstrom. Wie wenig fehlt, daß dich
 Nicht Herzensangst der Sinne gar beraubt!
 Was drückt dich, Herr? O, sage mir's! Was ist
 So Außerordentliches dir begegnet?
 Komm', sage mir's. Du sagst es einem guten,
 Getreuen Mann, den Tyndar deiner Gattin
 Im Heirathsgut mit übermacht, den er
 Der Braut zum sichern Wächter mitgegeben.

Agamemnon.

Drei Jungfrau hat die Tochter Iphigenia
 Dem Tyndarus geboren. Phöbe hieß
 Die Älteste, die zweite Klytämnestra,
 Mein Weib, die jüngste Helena. Es warben
 Um Helena's Weib mit reichen Schätzen
 Die Fürsten Griechenlands, und blut'ger Zwist
 War von dem Heere der verschmähten Freier
 Dem Glücklichen gedroht. Lang zauderte,
 Dies fürchtend, bang und ungewiß, der König,
 Den Ehemahl der Tochter zu entscheiden.
 Dies Mittel finnt er endlich aus: Es müssen
 Die Freier sich mit hohen Schwüren binden,
 Trankefyer gießen auf den flammenden
 Altar und freundlich sich die Rechte bieten.
 Ein fürchterlich Gelübd' entreißt er ihnen,
 Das Recht des Glücklichen — sey auch, wer wolle,
 Der Glückliche — einträchtig zu beschützen,
 Krieg und Verheerung in die beste Stadt
 Des Griechen oder des Barbaren, der
 Von Haus und Pette die Gemahlin ihm
 Gewaltthum rauben würde, zu verbreiten.
 Als nun gegeben war der Schwur, durch ihn
 Der Freier Sinn mit schlauer Kunst gebunden,
 Verstattet Tyndarus der Jungfrau, selbst
 Den Gatten sich zu wählen, dem der Liebe
 Gelinder Hauch das Herz entgegen neigte.
 Sie wählt — o, hätte nie und nimmermehr
 So die Verderbliche gewählt! — Sie wählt
 Den blonden Menelaus zum Gemahle.
 Nicht lang, so läßt in Lacedämons Manern,
 In reichem Kleiderstaate blühend, blühend
 Von Gold, im ganzen Prunk der Barbaren,
 Der junge Phrygier sich sehen, der,
 Wie das Gerücht verbreitet, zwischen drei
 Göttinnen einst der Schöne Preis entschieden,
 Gibt Liebe und empfängt und flüchtet nach
 Des Ido fernem Triften die Verbannte.
 Es ruft der Jern des Schwerbeldigten
 Der Fürsten alte Schwüre jetzt heraus.
 Zum Streite stürzt ganz Griechenland. In Aulis
 Versammelt sich mit Schiffen, Rößen, Wagen
 Und Schilden schnell ein fürchterlicher Mars.
 Mich, des Erzühten Bruder, wählen sie
 Zu ihrem Oberhaupt. Unsel'ges Excepter,
 Wärs du in andre Hände doch gefallen!
 Nun liegt das ganze aufgebotne Heer,
 Weil ihm die Winde widerstreben, müßig
 In Aulis Engen. Unter fürchterlichen
 Bedrückungen bringt der Seher Kalchas

Den Götterspruch hervor, daß, wenn die Winde
 Sich drehn, und Trojas Thürme fallen sollen,
 Auf Artemis Altar, der Schützerin
 Von Aulis, meine Iphigenia, mein Kind,
 Als Opfer bluten müsse; bluiete
 Sie nicht, dann weder Zahrt, noch Sieg. Sogleich
 Erhält Talthybius von mir Befehl,
 Mit lautem Heroldsruf das ganze Heer
 Der Griechen abzudanken. Nimmermehr
 Will ich zur Schlachtbank meine Tochter führen.
 Durch seiner Gründe Kraft, und Erd' und Himmel
 Bewegend, reißt der Bruder endlich doch
 Mich hin, das Gräßliche geschehn zu lassen.
 Nun schreib' ich an die Königin, gebiet'
 Ihr, ungesäumt, zur Hochzeit mit Achill,
 Die Tochter mir nach Aulis herzusenden.
 Hoch rühm' ich ihr des Bräutigams Verdienst;
 Sie rascher anzutreiben, seg' ich noch
 Hinzü, es weigre sich Achill, mit uns
 Nach Ilion zu ziehn, bevor er sie
 Als Gattin in sein Phthia heimgesendet.
 In dieser fälschlich vorgegebenen Hochzeit
 Hab' ich des Kindes Opferung der Mutter
 Verhüllt. Anßer Menelaus, Kalchas
 Und mir weiß nur Ulyss um das Geheimniß.
 Doch, was ich damals schlimm gemacht, mach' ich
 In diesem Briefe wieder gut, den du
 Im Dunkel dieser Nacht mich öffnen und
 Verriegeln hast gesehen — Nimm, und gleich
 Damit nach Argos! — Halt! — der Königin
 Und meinem Hause, weiß ich, warst du stets
 Mit Treu' und Nettigkeit ergeben. Was
 Verbergen ist in dieses Briefes Falten,
 Will ich mit Worten dir zu wissen thun.

Er liest.

„Geborene der Leda, meinem ersten
 „Zend' ich dies zweite Schreiben nach“ —

Er hält inne.

Sklave.

Les weiter!

Verbirg mir ja nichts, Herr, daß meine Worte
 Mit dem Geschriebenen gleich lauten.

Agamemnon *fährt fort zu lesen*

„Zende

„Die Tochter nicht zum wegen sichern Aulis,
 „Gubä's Pufen. Die Vermählung bleibt
 „Gelegeneren Tagen aufgeben.“

Sklave.

Und glaubst du, daß der heftige Achill,
 Dem du die Gattin wieder nimmst, nicht gegen
 Die Königin und dich in wilder Wuth
 Ergrimmen werde? — Herr, von daher droht
 Gefahr — sag' an, was hast du hier beschloffen?

Agamemnon.

Unwissend leibt Achill mit seinen Namen;
 Verborgen, wie der Götterverruch, ist ihm
 Die vorgegebne Hochzeit. Ihm also
 Raubt dieses Opfer seine Braut.

Sklave.

O König!

Ein grausenvolles Unternehmen ist's,
 Zu das du dich verstrickt hast. Du lödest
 Die Tochter, als des Göttersohnes Braut,
 Ins Lager her, und deine Absicht war,
 Den Danaern ein Opfer zuzuführen.

Agamemnon.

Ach, meine Sinne haben mich verlassen! — Götter
 Versunken bin ich in des Jammers Tiefen.
 Doch eile, lauf! Nur jetzt vergiß den Orest.

Sklave.

Herr, fliegen will' ich.

Agamemnon.

Laß nicht Müdigkeit,
Nicht Schlaf an eines Baches Ufer, nicht
Im Schatten der Gehölze dich verweilen!

Sklave.

Denk' besser von mir, König!

Agamemnon.

Gib besonders

Wohl Acht, wo sich die Straßen schreiden, ob
Nicht etwa schon voraus ist zu den Schiffen
Der Wagen, der sie bringen soll. Es ist
Gar etwas Schnelles, wie die Räder laufen.

Sklave.

Sey meiner Wachsamkeit gewiß.

Agamemnon.

Ich halte

Dich nun nicht länger. Ge' aus diesen Gränzen —
Und — hörst du — trifft sich's, daß dir unterwegs
Der Wagen aufsteht, o, so drehe du,
Du selbst, die Rosse rückwärts nach Mycene.

Es ist indessen Tag geworden

Sklave.

Wie aber — sprich — wie find' ich Glauben bei
Der Jungfrau und der Königin?

Agamemnon.

Nimm nur

Das Siegel wohl in Acht auf diesem Briefe.
Hinweg! Schon färbt die lichte Morgenröthe
Den Himmel weiß, und flammenwerfend steigen
Der Sonne Räder schon herauf — Geh', nimm
Die Last von meiner Seele!

Erlasse geht ab.

Ach, daß Keiner

Der Sterblichen sich selzig nenne, Keiner
Sich glücklich bis ans Ende! — Keidenfrei
Ward Keiner noch geberet!

Zwischenhandlung.

Chor tritt auf.

Aus Chaleis, meiner Heimat, bin ich gezogen.
Die mit meerantreibenden Wogen
Die ruhmreiche Arethusa benetzt.
Ueber den Euripus hab' ich gesetzt,
Der Griechen herrliche Schaaren zu sehen
Und die Schiffe am lebendigen Strand,
Die so rasch und gelehrtig sich drehen
Unter dieser Halbgötter Hand.

In der Trojer fernes Land
Folgen sie, wie ich daheim erfahren,
Agamemnons fürstlichem Haupt
Und dem Bruder mit den blonden Haaren.
Heimzuführen, die der Phrygier geraubt,
Helenä vom Ufer der Barbaren.
Von des Eurotas schilfreichem Strand
Führte sie Paris in Priamus Land,
Paris, dem am thauenden Bach,
Ringend mit der göttlichen Athene
Und mit Heren um den Preis der Schöne,
Cypris das schöne Weib versprach.

Antistrophe.

Ich bin durch dir' heiligen Haine gegangen,
Wo sie Dianas mit Opfern erfreun;
Junge Blut auf den schamhaften Wangen,
Misch' ich mich in die kriegerischen Reihn,
An des Lagers eisernen Schänen,

An der Schilde furchtbarer Wehr'
Meinen bewundernden Blick zu ergötzen,
An der Rosse streitbarem Heer.

Erst sah ich die tapfern Beltgenossen,
Der Njare Helbenpaar, vereint
Mit Proteßklas, dem Freund,
Auf den Eichen friedlich hingegossen,
Des Dileus Sohn und dich — die Krone
Salamis — furchtbarer Telamone!
An des Würfels wechselndem Glück
Labte sich der Helben Blick.

Gleich nach Diesen sah ich Diomedes,
Ares tapfern Sprößling, Merion,
Und Poseidons Enkel, Palamedes,
Und Laertes listereichen Sohn,
Seiner Felsen-Ithaka entstieg,
Nireus dann, den Schönsten aus dem Zug,
An des Diktus mannigfachem Flug
Sitz sich vergnügen.

Epode.

Auch der Thetis Sohn hab' ich gesehen,
Den der weiße Chiron auferzog,
Raschen Laufes, wie der Winde Wehen,
Mit Erstaunen hab' ich's angesehen,
Wie er flüchtig längs dem Ufer flog,
Schwergeharnischt mit geschwundenen Sohlen
Eines Wagens Flug zu überholen,
Den die Schnelle von vier Rossen zog.
Ubergoldet waren ihre Flügel,
Punte Schenkel, gelbes Wädhnenhaar
Schmückten das Gespann auf jedem Flügel;
Weißgesteckt war das Teichselpaar.
Mit dem Stachel und mit lautem Rufen
Trieb die Renner Pherös' König an;
Aber immer dicht an ihren Hüften
Ging des waffenschweren Käufers Wahn.

Zweite Strophe.

Jetzt sah ich — ein Schauspiel zum Entzücken!
Ihrer Wimpel zahlloses Wehn;
Nein, kein Mund vermag es auszudrücken,
Was mein weiblich Auge hier gesehn.
Fünzig Schiffe tapfrer Myrmidonen —
Zeus glorreicher Enkel führt sie an —
Zieren rechts der Blotte schönen Plan.
Auf erhabenem Verdecke thronen,
Zeichen des unsterblichen Beliken,
Goldne Nereiden.

Zweite Antistrophe.

Fünzig Schiffe zähl' ich, die, regiert
Von Kapaneus und Meceïens Sohn,
Der Argiver Mars herangeführt.
Sechzig führt zum Streit nach Ilion
Theseus Sohn von der Athener Küste —
Pallas mit gehugetem Gespann
In ihr Zeißen, auf der Wasserrüste
Eine Selberin zum Steuermann!

Dritte Strophe.

Der Vöoten fünfzig Schiffe kamen,
Kenntlich an des Eiste's Schlangensbild.
König Leitus, aus der Erde Samen,
Bringt sie aus dem phocischen Gestld.
Fünzig Schiffe führte der Dille,
Njar, aus der Lokrier Gebiete.

Dritte Antistrophe.

Von Mycene kam mit hundert Maffen
Agamemnon, Atreus' Sohn,
Seinen Scepter theilend mit Adrasten,
Dem Gewaltigen von Sicyon.
Treu und diaußlich seines Freundes

Folge' auch er der Griech'n Gelbenzug,
Heimzuholen, die in Räubers Arme
Des geklohn'n Hymen's Bräuben trug.
Nestors Flotte hab' ich jetzt begrüßet;
Alpheus schönen Stromgott steht man hier,
Der die Heimat nachbarlich umfließet,
Oben Mensch und unten Etier.

Dritte Epode.

Mit zwölf Schiffen schließt an die Achäer
Guneus, Fürst der Cnier, sich an.
Eils Herrscher folgen, die Speer,
Des Eurypus Scepter unterthan.
Von den Echinnaden, wo zu wagen
Keine Landung, führt der Tapfer Macht,
Die das Meer mit weißen Rudern schlagen,
Weges, Sohn des Phylens, in die Schlacht.
Beide Flügel bindend, schließt der Telamone,
Den die stolze Salamis gebat,
Mit zwölf Schiffen — dieses Juges Krone.
So erfragt' ich's, und so nahm ich's wahr.
Dieses Volk, im Ruderschlag erfahren,
Mit Verwunderung hab' ich's nun erblickt.
Weh' dem kühnen Fahrzeug der Barbaren,
Das die Parce ihm entgegenschießt!
In die Vucht der väterlichen Laren
Hesse keines freudig einzufahren!

Auch das Schlachtgeräthe und der Schiffe Menge
(Viel's wußt' ich schon) hab' ich gesehn,
Die Erinnerung an diese Dinge,
Nimmer, nimmer wird sie mir vergehn.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Menelaus, der alte Sklave Kommen ... verst.

Wortwechsel.

Sklave.

Das ist Gewalt! Gewalt ist Das! Du wagest,
Was du nicht wagen sollst, Atreide!

Menelaus.

Geh!

Das heißt zu treu an seinem Herrn gehandelt.

Sklave.

Ein Vorwurf, der mir Ehre bringt.

Menelaus.

Du sollst

Mir heulen, Alter, thuß du deine Pflicht
Nicht besser.

Sklave.

Du hast keine Briefe zu
Erbrechen, die ich trage.

Menelaus.

Du hast keine
Zu tragen, die ganz Griech'land verderben.

Sklave.

Das mache du mit Andern aus. Mir gib
Den Brief zurücke.

Menelaus.

Nimmermehr.

Sklave.

Ich lasse

Nicht eher ab —

Menelaus.

Nicht weiter, wenn dein Kopf
Nicht unter meinem Scepter bluten soll.

Sklave.

Mag's! Es ist ehrenvoll, für seinen Herrn
Zu sterben.

Menelaus.

Her den Brief! Dem Sklaven ziemt
So viele Worte nicht.

Er entreißt ihm den Brief.

Sklave, rufend.

D mein Gebieter!

Gewalt, Gewalt geschieht uns, Agamemnon!
Gewaltsam reißt er deinen Brief mir aus
Den Händen. Menelaus will die Stimme
Der Willigkeit nicht hören und entreißt
Mir deinen Brief!

Zweiter Auftritt.

Agamemnon zu den Vorigen.

Agamemnon.

Wer läßt so vor den Thoren?
Was für ein unanständig Schrein?

Sklave.

Mich, Herr.

Nicht Diesen mußt du hören. *

Agamemnon zu Menelaus

Man, was schiltst

Du diesen Mann und zerrst ihn so gewaltsam
Herrum?

Menelaus.

Erst sieh' mir ins Gesicht; antworten

Werb' ich nachher.

Agamemnon.

Ich — ein Sohn Atr'ens — soll
Enwa die Augen vor dir niederschlagen?

Menelaus.

Siehst du dies Blatt, das ein verdammlisches
Geheimniß birgt?

Agamemnon.

Gib es zurück, dann sprich!

Menelaus.

Nicht eher, bis das ganze Heer erfahren,
Wovon es handelt.

Agamemnon.

Was? du unterfügst dich

Das Siegel zu erbrechen? zu erfahren,
Was nicht bestimmt war dir bekannt zu werden

Menelaus.

Und, dich noch schmerzlicher zu kränken, sieh'.
Da deckt' ich Ränke auf, die du im Stillen
Verübtest.

Agamemnon.

Eine Frechheit ohne Gleichen!

Wo — o ihr Götter! — wo kam dieser Brief
Zu deine Hände?

Menelaus.

Wo ich deine Tochter

Von Argos endlich kommen sehen wollte.

Agamemnon.

Wer hat zu meinem Hüter dich bestellt?
Ist Das nicht frech?

Menelaus.

Ich übernahm es, weil's

Mir so gefiel, denn keiner Knechte bin
Ich keiner. ¹

Agamemnon.

Unerhörte Dreistigkeit!

Bin ich nicht Herr mehr meines Hauses?

1 Es muß angenommen
und ganz entsetzt.

Daß der Sklave sich hier gar nicht, er aber

Iphigenie in Aulis.

Menelaus.

Höre,

Sohn Atreus! Besten Sinnes bist du nicht:
Heut' willst du dieses, gestern war es Jenes,
Und etwas Andres ist es morgen.

Agamemnon.

Echarifflug,

Das bist du! Unter vielen schlimmen Dingen ist
Das schlimmste eine scharfe Zunge.

Menelaus.

Ein schlimmes ist ein wankelmüth'ger Sinn:
Denn der ist ungerecht und undurchschaulich
Den Freunden. Den Beweis will ich gleich führen.
Laß nicht, weil jetzt der Jorn dich übermeißert,
Die Wahrheit dir zuwider seyn. Groß Lob
Erwarte nicht. Ist jene Zeit dir noch
Erinnerlich, da du der Griechen Führer
In den Trojanerkrieg zu heißen branntest?
Sehr ernstlich wünschtest du, was du in schlauer
Gleichgültigkeit zu bergen dich bemühest.
Wie demuthsvoll, wie flehlaunt warst du da!
Wie wurden alle Hände da gedrückt!
Da hatte, wer es nur verlangte, wer's
Auch nicht verlangte, freien Zugang, freies
Und offnes Ohr bei Atreus' Sohn! Da standen
Geöffnet allen Griechen deine Thore!
So kaisest du mit schmeichlerischem Wesen
Den hohen Rang, zu dem man dich erhoben.
Was war dein Dank? Des Wunsches kaum gewährt,
Sieht man dich plötzlich dein Vertragen ändern.
Der Freunde wird nicht mehr gedacht; schwer hält's.
Nur vor dein Angesicht zu kommen; selten
Erblickt man dich vor deines Hauses Thoren.
Die alte Denkart taucht kein Ehrenmann
Auf einem höhern Posten. Mehr als je,
Hebt ihn das Glück, denkt seiner alten Freunde
Der Ehrenmann, denn nun erst kann er ihnen
Vergangne Dienste kräftiglich vergelten.
Sieh', damit singst du's an! Das war's, was mich
Zuerst von dir vertrieb! Du kommst nach Aulis,
Das Heer der Danaer mit dir. Der Jorn
Der Himmlischen verweigert uns die Winde.
Gleich bist du weg. Der Streich schlägt dich zu Boden.
Es dringt in dich der Griechen Ungeduld,
Der Schiffe müß'ge Last zurückgesandt,
In Aulis länger unnütz nicht zu rasten.
Wie kläglich stand es da um deine Feldherrnschaft!
Was für ein Leiden, keine tausend Schiffe
Mehr zu befehligen, auf Troja's Helbern
Nicht mehr der Griechen Schaaren auszubreiten!
Da kam man zu dem Bruder. „Was zu thun?
Wo Mittel finden, daß die süße Herrschaft
Und die erworbene Herrlichkeit mir bleibe?“
Es kündigt eine günst'ge Fahrt den Schiffen
Der Seher Kalkas aus dem Dyer an,
Wenn du dein Kind Dianas schlachtetest.
Wie fiel dir plötzlich die Last vom Herzen! ?
Gleich, gleich bist du's zufrieden, sie zu geben.
Aus freiem Antrieb, ohne Zwang (daß man
Dich zwang, kannst du nicht sagen) sendest du
Der Königin Befehl, dir ungekündet
Zum hochzeitlichen Abend mit Peleus' Sohn
(So gabst du vor) die Tochter herzusenden.
Nun hast du plötzlich eines Andern dich
Besonnen, sendest heimlich widersprechenden
Befehl nach Argos: nun und nimmermehr
Willst du zum Mörder werden an dem Kinde.
Doch ist die Luft, die jetzt dich umgibt,
Die schändliche, die deinen ersten Schwur

Bernommen. Doch so treiben es die Menschen!
Zu hohen Würden steht man Tausende
Aus freier Wahl sich drängen, in vermessnen
Entwürfen schwindelnd sich verfeigen; doch
Wald legt den Wahn des Hauses Blatterstun,
Und ihres Unvermögens stiller Wink
Bringt schimpylich sie zum Widerruf. Nur um
Die Griechen thut mir's leid, voll Hoffnung schon
Vor Troja hoben Heldenruhm zu ernten,
Jetzt beinetwegen, deiner Tochter wegen,
Das Hohngelächter niedriger Barbaren!
Nein! eines Heeres Führung, eines Staates
Verwaltung sollte Reichthum nie vergeben.
Kopf macht den Herrn. Es sey der Erste, Beste,
Der Einsichtsvolle! Er soll König seyn!

Chor.

Zu was für schrecklichen Gezänken kommt's,
Wenn Streit und Zwist entbrennet zwischen Brüdern!

Agamemnon.

Die Reib' ist nun an mir, dich anzuklagen.
Mit kürzern Worten will ich's thun — ich will's
Mit sanftern Worten thun, als du dem Bruder
Zu hören gabst. Vergessen darf sich nur
Der schlechte Mensch, der kein Erörthen kennt.
Sag' an, was für ein Dämon spricht aus deinem
Entflammten Muth? Was todest du? Wer that
Dir wehe? Wornach steht dein Sinn? Die Freuden
Des Ehebettes wünschst du zurück?
Bin ich's, der dir sie geben kann? Ist's recht,
Wenn du die Heimgeführte schlecht bewahrtest,
Daß ich Unschuldiger es büßen soll?
Mein Ehrgeiz bringt dich auf? — Wie aber nennst
Du Das, Vernunft und Billigkeit verkühnen,
Um eine schöne Frau im Arm zu haben?
O wahrlich! eines schlechten Mannes Freuden
Sind Freuden, die ihm ähnlich sehn! Weil ich
Ein reiches Wort nach besser Ueberlegung
Zurücknahm, bin ich darum gleich rasend?
Ist's Einer, wer ihr's mehr, als du, der, wieder
Zu haben die Abscheuliche, die ihm
Ein quät'ger Gott genommen, keine Mühe
Zu groß und keinen Preis zu theuer achtet?
Um deinetwillen, meinst du, haben Pyrearn
Durch tollen Schwur die Fürsten sich verpflichtet?
Der Hoffnung süße Götter riß, wie dich,
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja, diese Helfer!
Es kommt ein Tag, schon seh' ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltsam ausgepreßten
Gelübdes schwer gereuen wird. Ich werre
Nicht Mörder seyn an meinen eignen Kindern.
Tritt immerhin, wie deine Leidenschaft es heischt,
Gerechtigkeit und Billigkeit mit Büßen,
Der Rächer eurer Glenden zu seyn.
Doch mit verruchten Mörderhänden gegen
Mein theures Kind, mein eigen Muth zu rasen —
Abscheulich! Nein! Das würde Nacht und Tag
In heißen Thränenfluten mich verzehren.
Hier meine Meinung, kurz und klar und faßlich.
Wenn du Vernunft nicht hören willst, so werd'
Ich meine Rechte wissen zu bewahren.

Chor.

Ganz von dem Zehigen verschiednen Rang.
Was Agamemnon ehemals verheißend
Doch welcher Billige verzagt es ihm,
Möcht' er des eignen Blutes gerde schonen?

Menelaus.

So bin ich denn — ich unglücksel'ger Mann! —
Um alle meine Freunde!

Agamemnon.

Tordre nicht

Der Freunde Untergang — so werden sie
Bereit seyn, dir zu dienen.

Menelaus.

Und woran

Erkenn' ich, daß ein Vater uns gezeugt?

Agamemnon.

In Allem, was du Welses mit mir theilest,
In deinen Rasereien nicht.

Menelaus.

Es macht

Der Freund des Freundes Kummer zu dem seinen.

Agamemnon.

Dring' in mich, wenn du Liebes mir erweistest,
Nicht, wenn du Jammer auf mich häufl.

Menelaus.

Du könntest

Toch der Achiver wegen etwas leiden!

Agamemnon.

In den Achivern raset, wie in dir,
Ein schwarzer Gott.

Menelaus.

Auf deinen König stolz,

Verräthst du, Untheilnehmender, den Bruder.
Wohlan! so muß ich andre Mittel suchen
Und andre Freunde für mich wirken lassen.

Dritter Auftritt.

Ein Note zu den Vorigen.

Note.

Ich bringe sie — o König aller Griechen!
Ich bringe, Hochbeglückter, dir die Tochter,
Die Tochter Iphigenia. Es folgt
Die Mutter mit dem kleinen Sohn; gleich wirst du
Den langentbehrten lieben Anblick haben.
Jetzt haben sie, vom weiten Weg erschöpft,
Am klaren Bach ausruhend, sich gelagert;
Auf'naber Wiefe graßt das losgebundene
Gespann. Ich bin vorausgeschritten, daß
Du zum Empfange dich bereiten möchtest:
Denn schon im ganzen Lager ist's bekannt,
Sie sey's! — Kann deine Tochter still erscheinen?
In ganzen Schaaren drängt man sich herbei,
Dein Kind zu sehn — Es sind der Menschen Augen
Mit Ehrfurcht auf die Glücklichen gerichtet.
Was für ein Hymen, fragt man dort und hier,
Was für ein andres Fest wird hier bereitet?
Nies König Agamemnon, nach der lang
Abwesenden Umarmungen verlangend,
Die Tochter in das Lager? Ganz gewiß,
Verfest ein Anderer, geschiehe's, der Göttin
Voll Aulis die Verlobte vorzustellen.
Wer mag der Bräutigam wohl seyn? — Doch eilt,
Zum Opfer die Gefäße zu bereiten!
Bekränzt mit Blumen euer Haupt!

Zu Menelaus.

Du ordne

Des Festes Freuden an! Es hallt von
Der Zeiten Klang und von der glücklichen Schlag
Der ganze Palast wieder. — Eh! da,
Für Iphigenien ein Tag der Freude!

Agamemnon zum Note.

Laß es genug seyn! Geh! Das Uebrige
Sey in des Glückes gute Hand gegeben.

Note geht ab

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Menelaus. Chor.

Agamemnon.

Unglücklichster, was nun? — Wen — wen bejammr' ich
Zuerst? Ach, bei mir selbst muß ich beginnen!
In welche Schlingen hat das Schicksal mich
Verstrickt — ein Dämon, listiger als ich,
Vernichtet alle meine Künste. Auch
Nicht einmal weinen darf ich. Sel'ges Los
Der Niedrigkeit, die sich des süßen Rechtes
Der Thränen freuet und der lauten Klage!
Ach, Das wird unser Einem nie! Uns hat
Das Volk zu seinen Sklaven groß gemacht.
Es ist unedelmüthig, zu weinen — ach,
Und, hier nicht weinen, ist unwäterlich!

Wie vor die Mutter treten? Was ihr sagen?
Wie ihr ins Auge sehen? — Mühte sie,
Mein Elend zu vollenden, ungeladen
Die Tochter hergeleiten? — Doch wer nimmt's
Der Mutter, das geliebte Kind der süßen
Vermählung zuzuführen? — Nur zu sehr,
Trennloser, hat sie dir gedient, da sie,
Was sie auf Erden Theures hat, dir liefert!

Und sie, die unglücksel'ge Jungfrau — Jungfrau?
Ach nein, nein! bald wird Habes sie umfassen.
Erbarmungswürdige! Da liegt sie mir
Zu Füßen — „Vater! morden willst du mich?
Ist Das die Hochzeit, die du mir bereitet?
So gebe Zeus, daß du und Alles, was
Du Theures hast, nie eine bess're feire!“
Trost, der Nahe, steht dabei und jammert
Unschuld'ig mit, unwissend, was er weinet,
Ach, von dem Vater nur zu gut verstanden!
O Paris! Paris! Paris! welchen Jammer
Hat deine Hochzeit auf mein Haupt geladen!

Chor.

Er jammert mich, der unglücksvolle Fürst.
So sehr ich Fremdling bin, sein Weiden geht mir nahe.

Menelaus.

Mein Bruder! Laß mich deine Hand ergreifen!

Agamemnon.

Da haßt du sie. Du bist der Hochbeglückte.
Ich der Geschlagene.

Menelaus.

Bei Pelops, deinem

Und meinem Ahnherrn, Bruder, und bei deinem
Und meinem Vater Atreus sey's geschworen!
Ich rede wahr und ohne Winkelzug
Mit dir, gerad' und offen, wie ich's meine.
Wie dir die Augen so von Thränen flossen,
Da, Bruder — sich', ich will dir's nur gestehn —
Da ward mein innres Mark bewegt, da kount' ich
Mich selbst der Thränen länger nicht erwehren.
Ich nehme, was ich vorhin sprach, zurück.
Ich will nicht grausam an dir handeln. Mein.
Ich denke nunmehr ganz wie du. Ermorde
Die Tochter nicht, ich selber rath' es dir.
Mein Glück geh' deinem Glück nicht vor. Wär's billig,
Daß mir's nach Wünsche ginge, wenn du leidest!
Daß deine Kinder stäuben, wenn die meinen
Des Lichts sich freun? Um was ist mir's denn am
Zu thun? Laß sehn! Um eine Ehgenossin?
Und sind' ich die nicht aller Orten, wie's
Mein Herz gelüftet? Einen Bruder soll ich
Verlieren, um Heilen heimzuholen?
Das hieße Gutes ja für Böses tauschen!
Ein Thor, ein heißer Jünglingskopf war ich
Vorhin; jetzt, da ich's reifer überdenke,

Jetzt fühl' ich, was Das heißt — sein Kind erwürgen!
 Die Tochter meines Bruders am Altar
 Um meiner Heirath willen hingeschlachtet —
 Nein, Das erbarmt mich, wenn ich nur dran denke!
 Was hat dein Kind mit dieser Helena
 Zu schaffen? Die Armee der Griechen mag
 Nach Hause gehn! Drum, lieber Bruder, höre
 Doch auf, in Thränen dich zu baden und
 Auch mir die Thränen in das Aug' zu treiben.
 Will ein Drafel an dein Kind — Das hat
 Mit mir nichts mehr zu schaffen. Meinen Antheil
 Erlass' ich dir. Es siegt die Bruderliebe.
 Entsag' ich einem grausamen Begehren,
 Was hab' ich mehr als meine Pflicht gethan?
 Ein guter Mann wird stets das Beste wählen.

Chor.

Das nenn' ich brav gedacht und schön — und wie
 Man denken soll in Tantalus Geschlechte!
 Du zeigst dich deiner Ahnherren werth, Atride.

Agamemnon.

Jetzt redest du, wie einem Bruder ziemt.
 Du überraschest mich. Ich muß dich loben.

Menelaus.

Lieb' und Gewinnsucht mögen oft genug
 Die Eintracht stören zwischen Brüdern. Mich
 Hat's jederzeit empört, wenn Wutöverwandte
 Das Leben wechselseitig sich verbittern.

Agamemnon.

Wahr!

Doch, ach! Dies wendet die entsetzliche
 Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
 Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?

Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
 Zu morden?

Agamemnon.

Die versammelte Armee
 Der Griechen kann es.

Menelaus.

Nimmermehr, wenn du
 Nach Argos sie zurücke sendest.

Agamemnon.

Laß

Auch seyn, daß mir's von dieser Seite glückte,
 Das Heer zu hintergehn — von einer andern —

Menelaus.

Von welcher andern? Aufsehr muß man
 Den großen Haufen auch nicht fürchten.

Agamemnon.

Wald

Wird er von Kalchas das Drafel hören.

Menelaus.

Laß dein Geheimniß mit dem Priester sterben!
 Nichts ist ja leichter.

Agamemnon.

Eine ehrbegier'ge

Und schlimme Menschenart sind diese Priester.

Menelaus.

Nichts sind sie, und zu nichts sind sie vorhanden.

Agamemnon.

Und — eben fällt mir's ein — was wir am Meisten
 Zu fürchten haben: — davon schweigt du ganz.

Menelaus.

Entdecke mir's, so weiß ich's.

Agamemnon.

Da ist ein

Gewisser Sohn des Eipphus — der weiß
 Schon um die Sache.

Menelaus.

Der kann uns nicht schaden!

Agamemnon.

Du kennst sein listig überredend Wesen
 Und seinen Einfluß auf das Volk.

Menelaus.

Und, was

Noch mehr ist, seinen Ehrgeiz ohne Gränzen.

Agamemnon.

Nun denke dir Mythen, wie er laut
 Vor allen Griechen das Drafel offenbart,
 Das Kalchas uns verkündigt, offenbart,
 Wie ich der Göttin meine Tochter erst
 Versprach und jetzt mein Wort zurücknehme.
 Durch mächtige Rede reißt der Plauderer
 Das ganze Lager wüthend fort, erst mich,
 Dann dich und dann die Jungfrau zu erwürgen.
 Laß auch nach Argos mich entkommen — mit
 Vereinten Schaaren fallen sie auf mich,
 Zerstören feindlich die Cyclopenstadt
 Und machen meinem Reiche dort ein Ende.
 Du weißt mein Elend — Götter, wozu bringt
 Ihr mich in diesem fürchterlichen Drange!

Den einzigen Dienst noch, lieber Menelaus,
 Erweise mir — gehst du durchs Lager, suche
 Ja zu verhüten, daß der Mutter nicht
 Rund werde, was hier vorgehn soll, bevor
 Der Erbeus sein Opfer hat — so bin ich
 Doch mit der kleinsten Thränensumme elend.

Zum Chor.

Ihr aber, fremde Frauen — Verschwiegenheit!

Agamemnon und Menelaus gehen.

Zweite Zwischenhandlung.

Chor.

Ectopbe.

Selig, selig sey mir geüßten,
 Dem an Hymens schamhafter Brust
 In gemäßigter Lust
 Sanft die Tage verfließen!

Wilde, wüthende Triebe
 Weßt der reizende Gott.
 Zweierlei Pfeile der Liebe
 Führt der goldbleiche Gott.

Jener bringt selige Freuden,
 Dieser merdet das Glück.
 Reizende Göttin, den zweiten
 Wehre vom Herzen zurück!

Sparsame Dämon verleiht' mir, Dione,
 Reusche Lammungen, heiligen Kuß,
 Deiner Freuden bescheidenen Genuß!
 Göttin, mit deinem Wahnsinn verschone!

Gegenstropbe.

Verschieden ist der Sterblichen Bestreben,
 Und ihre Sitten mancherlei;
 Doch eine That wird ewig leben,
 Genuß, daß sie vortrefflich sey.
 Zucht und Belehrung leucht der Jugend
 Wildsamer Herzen früh zur Tugend.

Wenn Scham und Weisheit sich vereinen,
 Lebt man die Grazien erschelnen
 Und Sittlichkeit, die sein entscheldet,
 Was ehrbar ist und edel heisset —
 Das gibt den hohen Ruhm des Mannes,
 Der nimmer altert mit den Greisen.
 Groß ist's, der Tugend nachzusehen,
 Das Weib blent ihr nur.

Und in der Liebe sanftem Echo;
Doch in des Mannes Thaten malen
Sich prangend ihre tausend Strahlen,
Da macht sie Städte und Länder groß. ³

Epode.

O Paris! Paris! wärest du geblieben,
Wo du das Licht zuerst gesehen,
Wo du die Herde still getrieben,
Auf Ida's tristenreichen Höhen!
Dort liehest du auf grünen Rasen
Die silberweißen Kinder grasen
Und bühlest auf dem phryg'schen Kiele
Mit dem Olymp im Blütenspiele
Und sangest dein barbarisch Lied.
Dort war's, wo zwischen drei Götinnen
Dein richterlicher Spruch entschied,
Ach! der nach Hellas dich geführt
Und in den glänzenden Palast,
Mit prächtigem Elfenbein gezieret,
Den du mit Raub entweiht hast.
Helenens Auge kam dir da entgegen,
Und liebewund zog sie's zurück.
Helenen kam dein Blick entgegen,
Und liebetrunken zogt du ihn zurück.
Da erwachte die Zwietracht, die Zwietracht entbrannte
Und führte der Griechen versammeltes Heer,
Bewaffnet mit dem tödtenden Speer,
Zu Schiffen heran gegen Priamus Lande.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Chor.

*Man hört von Weitem Aulide's in der Höhe Töne noch im Togen,
nebst einem Gefolge von Frauen.*

Wie das Glück doch den Mächtigen lachet!
Auf Iphigenien werfet den Blick,
Auf Aklämne'sten, die Königlichgroße,
Lynkars Tochter! — Wie herrlich geboren!
Wie umleuchtet vom lieblichen Glück!
Ha, diese Reichen — wie göttliche Wesen
Stehn sie vor armer Sterblicher Blick!
Stehet still! Sie steigen vom Ege.
Kommt, sie mit Ehrfurcht zu grüßen! Zur Stütze
Reichet ihr freundlich die helfende Hand!
Empfanget sie mit erheiteter Wange,
Schreckt mit keinem traurigen Klage
Ihren Tritt in dieses Land.
Keine Furcht, kein unglückbringend Zeichen
Soll der Fürstin Antlitz bleichen,
Fremd, wie wir, an Aulis Strand.

Zweiter Auftritt.

*Aklämne'stra mit dem kleinen Orestes. Iphigenie.
Gefolge. Chor.*

Aklämne'stra noch im Togen zum Chor.
Ein glücklich Zeichen, schöne Hoffnungen
Und eines frohen Hymens Urterspand,
Dem ich die Tochter bringe, nehm' ich mir
Aus eurem Gruß und freundlichen Empfang.
So hebt denn die hochzeitlichen Gaben,
Die ich der Jungfrau mitgebracht, vom Wagen
Und bringt sie sorgsam nach des Königs Belt.
Du, meine Tochter, folge aus! Empfanget
Sie sanft in euren jugendlichen Armen!

Wer reicht auch mir nun seines Armes Hilfe,
Daß ich vom Wagensitz gemächlich steige?

Zu ihren Sklavinnen.

Ihr Andern tretet vor das Joch der Pferde,
Denn wild und schreckhaft ist der Pferde Blick.
Auch diesen Kleinen nehmet mit! Es ist
Orestes, Agamemnons Sohn. — Dein Alter
Kann noch nicht von sich geben, was es meinet. —
Wie? schläfst du, süßes Kind? Der Knabe schläft,
Des Wagens Schaufeln hat ihn eingeschlafert.
Wach' auf, mein Sohn, zum Freudentag der Schwester!
So groß du schon und edel bist geboren,
So höher wird der neue schöne Mund
Mit Thetis göttergleichem Sohn dich ehren.
Du, meine Tochter, gehe ja nicht weg,
Daß diese fremden Frauen dort, die dich
An meiner Seite sehen, mir's bezeugen,
Wie glücklich deine Mutter ist — Sieh' da!
Dein Vater! Auf, ihn zu begrüßen!

Dritter Auftritt.

Agamemnon zu dem Vorigen.

Iphigenie.

Wirt.

Du zürnen, Mutter, wenn ich, meine Brust
An seine Vaterbrust zu drücken, ihm
Entgegen eile?

Aklämne'stra.

E mir über Alles

Verehrter König und Gemahl! — Hier sind
Wir angelangt, wie du gebitt.

Iphigenie.

E, laß

Mich nach so langer Trennung, Brust an Brust
Geschlossen, dich umarmen, Vater! laß
Mich deines lieben Angesichts genießen!
Doch zürnen mußt du nicht.

Agamemnon.

Genieh' es, Tochter.

Ich weiß, wie zärtlich du mich liebst — du liebst
Mich zärtlicher, als meine andern Kinder.

Iphigenie.

Dich nach so langer Trennung wieder
Zu haben — wie entzückt mich Das, mein Vater

Agamemnon.

Auch mich — auch mich entzückt es. Was du sagst
Gilt von uns Weibern.

Iphigenie.

Ey mir tausendmal

Begrüßt! Was für ein glücklicher Gedanke,
Mein Vater, mich nach Aulis zu berufen!

Agamemnon.

Ein glücklicher Gedanke? — Ach! Das weiß
Ich doch nicht —

Iphigenie.

Wehe mir! Was für

Ein kalter, freudenleerer Blick, wenn du
Mich gerne siehst!

Agamemnon.

Mein Kind! für einen König
Und Feldherrn gibst du der Sorgen so gar viele.

Iphigenie.

Laß diese Sorgen jetzt und sey bei mir!

Agamemnon.

Bei dir bin ich und wahrlich nirgends anders!

Iphigenie.

O, so entfalte deine Stirn! Laß mich
Dein liebes Auge heiter sehen!

Agamemnon.

Ich
Entfalte meine Stirne. Sieh! so lang
Ich dir ins Antlitz schaue, bin ich froh.

Iphigenie.

Doch seh' ich Thränen deine Augen wässern.

Agamemnon.

Weil wir auf lange von einander gehn.

Iphigenie.

Was sagst du? — Liebster Vater, ich verstehe
Dich nicht — ich soll es nicht verstehen!

Agamemnon.

So klug
Ist Alles, was sie spricht! — Ach! Das erbarmt
Mich desto mehr!

Iphigenie.

So will ich Thorheit reden,
Wenn Das dich heiter machen kann.

Agamemnon *sc. 14*

Ich werde
Mich noch vergessen — — Ja doch, meine Tochter —
Ich lobe dich — ich bin mit dir zufrieden.

Iphigenie.

Bleib' lieber bei uns, Vater! Bleib' und schenke
Dich deinen Kindern!

Agamemnon.

Das ich's könnte! Ach!
Ich kann es nicht — ich kann nicht, wie ich wünsche —
Das ist es eben, was mir Kummer macht.

Iphigenie.

Bermüdet seyn alle Kriege, alle Uebel,
Die Menelaus auf uns lud!

Agamemnon.

Dein Vater
Wird nicht der Letzte seyn, den sie verderben.

Iphigenie.

Wie lang ist's nicht schon, daß du, fern von uns,
In Aulis Wunden müßig liegst!

Agamemnon.

Und auch
Noch jetzt setzt sich der Abfahrt meiner Flotte
Ein Hinderniß entgegen.

Iphigenie.

Wo, sagt man,
Daß diese Phryger wohnen, Vater?

Agamemnon.

Wo —
Ach! wo der Sohn des Priamus nie hätte
Geboren werden sollen!

Iphigenie.

Wie? So weit
Schiffst du von bannen und verlässest mich?

Agamemnon.

Wie weit es auch seyn möge — du, mein Kind,
Wirfst immer mit mir gehn!

Iphigenie.

Wäre mir's
Anständig, lieber Vater, dir zu folgen,
Wie glücklich würd' ich seyn!

Agamemnon.

Was für ein Wunsch!
Auch dich erwartet eine Fahrt, wo du
An deinen Vater denken wirst.

Iphigenie.

Reiß ich
Allein, mein Vater, oder von der Mutter
Begleitet?

Agamemnon.

Du allein. Dich wird kein Vater
Begleiten, keine Mutter.

Iphigenie.

Also willst
Du in ein fremdes Haus mich bringen lassen?

Agamemnon.

Laß gut seyn! Dorsche nicht nach Dingen, die
Jungfrauen nicht zu wissen ziemt.

Iphigenie.

Komm' du
Von Troja uns recht bald und siegreich wieder!

Agamemnon.

Erst muß ich noch ein Opfer hier vollenden.

Iphigenie.

Das ist ein heiliges Geschäft, worüber
Du mit den Priestern dich berathen mußt.

Agamemnon.

Du wirst's mit ansehen, meine Tochter! Gar
Nicht weit vom Becken wirst du stehn.

Iphigenie.

So werden
Wir einen Reigen um den Altar führen?

Agamemnon.

Die Glückliche in ihrer Kummerfreien
Unwissenheit! — Geh' jetzt ins Vorgemach,
Den Jungfrau dich zu zeigen.

Er umarmt ihn.

Eine schwere
Umarmung war Das und ein bitterer Kuß!
Es ist ein langer Abschied, den wir nehmen.
O Lippen — Busen — blondes Haar! wie theuer
Kommt dieses Troja mir und diese Helena
Zu stehen! — Doch genug der Worte — Geh!
Geh! Unfreiwillig bricht aus meinen Augen
Ein Thränenstrom, da dich mein Arm umschließet.
Geh' in das Zelt!

Iphigenie entfernt sich.

Vierter Auftritt.

Agamemnon. Alptämnestra. Chor.

Agamemnon.

O Tochter Lynceus, wenn
Du allzuweich mich sandest, sieh' dem Schmerz
Des Vaters nach, der die geliebte Tochter
Jetzt zu Achillen scheiden sehen soll!
Ich weiß es. Ihrem Glück geht sie entgegen.
Doch welchen Vater schmerzt es nicht, die er
Mit Müh' und Sorgen auferzog, die lieben,
An einen Bräuder hinzugeben!

Alptämnestra.

Mich
Soll man so schwach nicht finden. Auch der Mutter
— Kommt's uns zur Trennung — wird es Thränen
kosten

Und ohne dem Gedenken — doch die Ordnung
Und deiner Tochter Jahre heißen sie.
Paß auf den Bräutigam uns kommen. Wer
Er ist, weiß ich bereits. Erzähle mir
Von seinen Ahnherrn jetzt und seinem Lande.

Agamemnon.

Aegina kennest du, Asopus Tochter.

Alptämnestra.

Wer frelte sie, ein Sterblicher, in Gait?

Agamemnon.

Zeus selbst, dem sie den Priamus, den Priester
Denoplen, gebär.

Alytämneſtra.

Wer folgte dieſem
Auf ſeinem Königthrone nach?

Agamemnon.

Derſelbe.

Der Nereus Tochter freite, Peleus.

Alytämneſtra.

Mit

Der Götter Willen freit' er dieſe, oder
Geſchah es wider ihren Rathſchluß?

Agamemnon.

Zeus

Verſprach ſie, und der Vater führte ſie ihm zu.

Alytämneſtra.

Wo war die Hochzeit? In des Meeres Wellen?

Agamemnon.

Die Hochzeit war auf dem erhabnen Eige
Des Pelion, dem Aufenthalte Chiron's.

Alytämneſtra.

Wo man erzählt, daß die Centauren wohnen?.

Agamemnon.

Dort feierten die Götter Peleus Feſt.

Alytämneſtra.

Den jungen Sohn — hat ihn der Vater oder
Die Götterliche erzogen?

Agamemnon.

Sein Erzieher

War Chiron, daß der Böſen Ausgang nicht
Des Knaben Herz verderbe.

Alytämneſtra.

Ihn erzog

Ein weifer Mann. Und weifer noch war Der,
Der einer ſolchen Aufſicht ihn vertraute.

Agamemnon.

Das iſt der Mann, den ich zu deinem Eidam
Beſtimme.

Alytämneſtra.

Au dem Mann iſt nichts zu tadeln.

Und welche Gegend Griechenlands bewohnt er?

Agamemnon.

Die Gränze von Phthiotis, die der Strom
Afidanns durchfließt, iſt ſeine Heimat.

Alytämneſtra.

So weit wird er die Tochter von uns führen?

Agamemnon.

Das überlaß' ich ihm. Sie iſt die Seine.

Alytämneſtra.

Das Glück begleite ſie! — Wann aber ſoll
Der Tag ſeyn?

Agamemnon.

Wenn der ſegenvolle Kreis
Des Mondes wird vollendet ſeyn.

Alytämneſtra.

Haſt du

Das hochzeitliche Opfer für die Jungfrau
Der Göttin ſchon gebracht?

Agamemnon.

Ich werd' es bringen.

Das Opfer iſt es, was uns jetzt beſchäftigt.

Alytämneſtra.

Ein Hochzeitmahl gibſt du doch auch?

Agamemnon.

Wenn erſt

Die Himmliſchen ihr Opfer haben werden.

Alytämneſtra.

Wo aber gibſt du dieſes Mahl den Brauen?

Agamemnon.

Hier bei den Schiffen.

Alytämneſtra.

Wohl. Es läßt ſich anders

Nicht thun. Ich ſeh's. Ich muß mich brein ergeben.

Agamemnon.

Jetzt aber höre, was von dir dabei
Verlangt wird — Doch, daß du mir ja willſahreſt!

Alytämneſtra.

Sag' an, du weißt, wie gern ich dir gehorche.

Agamemnon.

Ich freilich kann mich an dem Orte, wo
Der Bräutigam iſt, ſünden laſſen —

Alytämneſtra.

Was?

Ich will nicht hoffen, daß man ohne mich
Vollziehen wird, was nur der Mutter ziemt.

Agamemnon.

Im Angeſicht des ganzen griech'iſchen Lagers
Geb' ich dem Sohn des Peleus deine Tochter.

Alytämneſtra.

Und wo ſoll dann die Mutter ſeyn?

Agamemnon.

Nach Argos

Zurückſehren ſoll die Mutter — dort
Die Aufſicht führen über ihre Kinder.

Alytämneſtra.

Nach Argos? und die Tochter hier verlaſſen?
Und wer wird dann die Hochzeitſtafel tragen?

Agamemnon.

Der Vater wird ſie tragen.

Alytämneſtra.

Nein, Das geht nicht!

Du weißt, daß dir die Sitten Dies verbieten.

Agamemnon.

Daß ſie der Frau verbieten, ins Gewühl
Von Kriegern ſich zu mengen, Dieſes weiß ich.

Alytämneſtra.

Es heiſcht die Sitte, daß aus Mutterhänden
Die Braut der Bräutigam empfangt.

Agamemnon.

Sie heiſcht, daß keine andern Töchter in
Mycen' der Mutter länger nicht entbehren.

Alytämneſtra.

Wohl aufgehoben und verwahrt ſind die
In ihrem Braucaſaal.

Agamemnon.

Ich will Gehorſam.

Alytämneſtra.

Nein!

Bei Argos Königl. Göttin, nein!

Du haſt dich weggemacht ins Ausland. Dort
Mach' dir zu thun! Mich laß im Hauſe walten
Und meine Töchter, wie ſich's ziemt, vermählen.

Sie geht ab.

Agamemnon, allein.

Nach! zu entfernen hofft' ich ſie! — Ich habe
Umſonſt gehofft. Umſonſt bin ich gekommen.
So häuſ' ich Trug auf Trug, berückt Die,
Die auf der Welt das Iheuerſte mir ſind,
Durch ſchöne Liſt, und Alles ſpottet meiner!
Nun will ich gehn und, was der Göttin wohl
Gefällt und mir ſo wenig Segen bringt
Und allen Griechen ſo beſtaubt iſt,
Vom Echer Kalchas näher anerkunſchaften.
Wer's aber mit ſich ſelbſt gut meint, Der nehme
Ja eine Gattin, die gefällig iſt
Und ſanften Hergens — oder lieber keine!

Sie geht ab.

Dritte Zwischenhandlung.

Chor.

Strophe.

Sie sehen des Simois silberne Strudel,
Der griechischen Schiffe versammelte Macht;
Mit dem Geräthe zur blutigen Schlacht
Betreten sie Phöbus heilige Erde,
Wo Kassandra mit wilder Orberde,
Die Schläfe mit grünendem Lorbeer umlaubt,
Das goldene Haar, wie die Sagen erzählen,
Wallen läßt um das begeisterte Haupt,
Wenn die Triebe des Gottes sie wechselnd beseelen.

Gegantrophe.

Sie rennen auf die Mauer!
Sie steigen auf die Burg!
Sie erblicken mit Schauern,
Hoch herunter von Pergamus Burg,
Den unsre schnellen Schiffe brachten,
Den fürchterlichen Gott der Schlachten,
Der, in tönendes Erz eingekleidet,
Sich um den Simois zahllos verbreitet,
Helenen, die Schwester des himmlischen Paares,
Unter den Lanzen und kriegerischen Schilden
Heimzuführen nach Sparta's Gefilden.

Epeode.

Einen Wald von ehernen Lanzen
Sieh' ich sie um deine Felsenbüsche pflanzen,
Stadt der Phryger, hohe Pergamus!
Deiner Männer Häupter, deiner Frauen
Unerbittlich von dem Nacken hauen,
Leichen über Leichen häufen,
Deine stolze Wüste schleifen,
Unglücksvolle Pergamus!
Da wird's Thränen kosten deinen Bräuten
Und der Gattin Priamus.

Wie wird nach dem geschehenen Gemahl
Die Tochter Jovis jetzt zurückweinen!
Ihr Götter! solche Angst und Qual,
Entfernet sie von mir und von den Meinen!
Wie wird die reiche Lydierin
Den Busen jammernd schlagen
Und wird's der stolzen Phrygerin
Am Webestuhle klagen!

Ach, wenn nun die Sagen schallen,

Daß die hohe Stadt gefallen,

Die die Wehre meiner Heimat war!

Wer, wenn es herum erschollen,

Schneidet wohl der Thränenwollen

Von dem Haupt das schön gekämmte Haar?

Helene, die der hochgehaltete Schwan

Gezeuget — Das hast du gethan!

Sey's nun, daß in einem Vogel

Leda, wie die Sage ging,

Zeus verwandelte Gestalt umfing,

Sey's, daß eine Fabel aus dem Munde

Der Kamenen sehr zur schlimmen Stunde

Das Geschlecht der Menschen hinterging!

Vierter Akt.

Erster Auftritt.

Achilles. Der Chor.

Achilles.

Wo find' ich hier den Reitherrn der Achiver?

Zu einigen Stellen.

Wer von euch sagt ihm, daß Achill ihn hier
Vor dem Gezelt erwarte? — Müßig liegt

An des Euripus Mündung nun das Heer;
Ein Jeder freilich nimmt's auf seine Weise.
Der, noch durch Hymens Bande nicht gebunden,
Ließ die Wände nur zurück und wieset
Geruhig hier an Aulis Strand. Ein Anderer
Entwich von Weib und Kindern. So gewaltig
Ist diese Kriegeslust, die zu dem Zug
Nach Ilion ganz Hellas aufgebieten,
Nicht ohne eines Gottes Hand! — Nun will ich,
Was mich angeht, zur Sprache kommen lassen.
Wer sonst was vorzubringen hat, verfecht'
Es für sich selbst. — Ich habe Pharsalus
Verlassen und den Vater — Wie? etwa,
Daß des Euripus schwache Winde mich
An diesem Strand verweilen? Kaum geschweige!
Ich meine Myrmidonen, die mich fort
Und fort bestürmen — „Worauf warten wir
Denn noch, Achill? Wie lang wird noch gezauert,
Bis wir nach Treja unter Segel gehn?
Willst du was thun, so thut es bald! sonst führ'
Uns lieber wieder heim, anstatt noch länger
Ein Spiel zu seyn des zögernden Atreiden.“

Zweiter Auftritt.

Alytämnestra zu den Perigen.

Alytämnestra.

Oberwürd'ger Sohn der Iphigenie! deine Stimme
Vernahm ich drinnen im Gezelt: drum komm' ich
Heraus und dir entgegen —

Achilles, besessen.

Heilige

Schamhaftigkeit! — Ein Weib — von diesem Zustand —

Alytämnestra.

Kein Wunder, daß Achill mich nicht erkennet,
Der mich vordem noch nie gesehn — Doch Dank ihm,
Daß ihm der Scham Gesetze heilig sind!

Achilles.

Wer bist du aber? Sprich! was führte dich
Zus griechische Lager, wo man Männer nur
Und Waffen sieht?

Alytämnestra.

Ich bin der Leda Tochter,

Und Alytämnestra heiß' ich. Mein Gemahl
Ist König Agamemnon.

Achilles.

Viel und genug

Mit wenig Worten! Ich entferne mich.
Nicht wohlaukändig wäre mir's, mit Frauen
Gespräch zu wechseln.

Alytämnestra.

Bleib! Was suchest du?

Laß, deine Hand in meine Hand gelegt,
Das neue Glück dich glücklich uns beglücken.

Achilles.

Ich dir die Hand? Was sagst du, Königin?
Zu sehr verehrt' ich Agamemnons Haupt,
Als daß ich wagen sollte, zu berühren,
Was mir nicht ziemt.

Alytämnestra.

Warum dir nicht geziemend,

Da du mit meiner Tochter dich vermählst?

Achilles.

Vermählen — Wahrelich — Ich bin voll Erstaunen —
Doch nein, du redest so, weil dich's interessiert.

Alytämnestra.

Auch dies Erstaunen find' ich sehr begreiflich.
Uns Alle pflegt — Ich weiß nicht welche — Ehen
Beim Anblick neuer Freunde anzuwandeln.
Wenn sie von Gerath sprechen sanfterlich.

Achilles.

Nie, Königin, hab' ich um deine Tochter
Gefreit — und nie ist zwischen dem Atreiden
Und mir ein Solches unterhandelt worden.

Alytämnestra.

Was für ein Irrthum muß hier seyn? Gewiß,
Wenn meine Rede dich beflüßt, so setzt
Die deine mich nicht minder in Erstaunen.

Achilles.

Denk' nach, wie Das zusammenhängt! Dir muß,
Wie mir, dran liegen, es herauszubringen.
Vielleicht, daß wir nicht Weide uns betrügen!

Alytämnestra.

O der unwürdigen Begegnung! — Eine
Vermählung, fürcht' ich, läßt man mich hier stiften,
Die nie seyn wird und nie hat werden sollen.
O, wie beschämt mich Das!

Achilles.

Ein Eherz vielleicht,
Den Jemand mit uns Weiden treibt. Nimm's nicht
Zu Herzen, edle Frau! veracht' es lieber!

Alytämnestra.

Leb' wohl! In deine Augen kann ich ferner
Nicht schaun, da ich zur Vögnerin geworden,
Da ich erniedrigt worden bin.

Achilles.

Mich laß
Niemehr so reden! — Doch ich geh' hinein,
Den König, deinen Gatten, aufzusuchen.

Wie er auf das Thor zugeht, wird es geöffnet

Dritter Auftritt.

Der alte Sklave zu den Vorigen.

Sklave in der Thüre des Gezeltes.

Halt, Neacide! Göttingsohn, mit dir
Und auch mit Dieser hier hab' ich zu reden.

Achilles.

Wer reißt die Pforten auf und ruft — Er ruft
Wie außer sich.

Sklave.

Ein Knecht. Ein armer Name,
Der mir den Dünkel wohl vergehen läßt,
Mich —

Achilles.

Wessen Knecht? Er ist nicht mein, der Mensch.
Ich habe nichts gemein mit Agamemnon.

Sklave.

Des Hauses Knecht, vor dem ich stehe. Tyndar,
auf Alytämnestra zeigend.

Ihr Vater, hat mich drein gestiftet.

Achilles.

Nun!

Wir stehn und warten. Sprich, was dich bewog,
Mich aufzuhalten.

Sklave.

Ist kein Zeuge weiter
Vor diesen Thoren? Seyd ihr ganz allein?

Alytämnestra.

So gut als ganz allein. Sprich dreist! — Erst aber
Verlaß das Königzelt und komm' hervor!

Sklave kommt herauf.

Jetzt, Glück und meine Voricht, heist mir Die
Erretten, die ich gern erretten möchte!

Achilles.

Er spricht von etwas, das noch kommen soll,
Und von Bedeutung scheint mir seine Rede.

Alytämnestra.

Verschieb's nicht länger, ich beschwöre dich,
Mir, was ich wissen soll, zu offenbaren.

Sklave.

Ist dir bekannt, was für ein Mann ich bin,
Und wie ergeben ich dir stets gewesen,
Dir und den Deinigen?

Alytämnestra.

Ich weiß, du bist
Ein alter Diener schon von meinem Hause.

Sklave.

Daß ich ein Theil des Heirathsgutes war,
Das du dem König zugebracht — ist dir
Das noch erinnerlich?

Alytämnestra.

Recht gut. Nach Argos
Bracht' ich dich mit, wo du mir stets gedienet.

Sklave.

So ist's. Drum war ich dir auch jederzeit
Getreuer zugethan, als ihm.

Alytämnestra.

Zur Sache.

Heraus mit Dem, was du zu sagen hast!

Sklave.

Der Vater will — mit eigener Hand will er —
— Das Kind ermorde, das du ihm geboren.

Alytämnestra.

Was? Wie? — Entsetzlich! — Mensch, du bist von Sinnen!

Sklave.

Den weißen Nacken der Besammernswerthen
Will er mit mörderischem Eisen schlagen.

Alytämnestra.

Ich Unglückseligste! — Hast mein Gemahl?

Sklave.

Ehr bei sich selbst ist er — Nur gegen dich
Und gegen deine Tochter mag er rasen.

Alytämnestra.

Warum? Welch böser Dämon gibst du ihm ein?

Sklave.

Ein Götterspruch, der nur um diesen Preis,
Wie Kalchas will, den Griechen freie Fahrt
Versichert.

Alytämnestra.

Fahrt! Wohin? — Beweinenswerthe Mutter
Beweinenswürdigeres Kind, das in
Dem Vater seinen Henker finden soll!

Sklave.

Die Fahrt nach Ilien, Hellenen heim
Zu holen.

Alytämnestra.

Daß Helene wiederkehre,
Stirbt Iphigenie?

Sklave.

Tu weißt's. Dianen
Will Agamemnon sie zum Opfer schlachten.

Alytämnestra.

Und diese vorgegebene Vermählung,
Die mich von Argos rief — wem denn die?

Sklave.

Daß du so minder säumtest, sie zu bringen,
Im Wahn, sie ihrer Hochzeit zuzuführen.

Alytämnestra.

O Kind, zum Tode kamest du! Wir kamen
Zum Tode!

Sklave.

Ja, besammernswürdig, schrecklich
Ist euer Schicksal. Schreckliches begann
Der König.

Alytämnestra.

Woh' mir, woh'! Ich bin verloren.
Ich kann nicht mehr. Ich halte meine Thränen
Nicht mehr.

Sklave.

Ein armer, armer Trost sind Thränen
Für eine Mutter, der die Tochter stirbt!

Altyämnestra.

Sprich aber: woher weißt du Das? durch wen?

Sklave.

Ein zweiter Brief ward mir an dich gegeben.

Altyämnestra.

Mich abzumahnen oder anzutreiben,
Daß ich die Tochter dem Verderben brächte?

Sklave.

Dir abzurathen, daß du sie nicht brächtest.
Der Herr war Vater wiederum geworden.

Altyämnestra.

Unglücklicher! Warum mir diesen Brief
Nicht überliefern?

Sklave.

Menelaus sing

Ihn auf. Ihn dankst du Alles, was du leidest.

Er geht ab.

Altyämnestra *wendet sich an Achilles*

Sohn Pelens! Sohn der Ihetis! Hörst du es?

Achilles.

Bejammernswerthe Mutter! — Aber mich
Hat man nicht ungestraft mißbraucht.

Altyämnestra.

Mit dir
Vermählen sie mein Kind, um es zu würgen!

Achilles.

Ich bin entrüstet über Agamemnon,
Und nicht so leicht werd' ich es hingehn lassen.

Altyämnestra *satz ihm zu Füßen*

Und ich erröthe nicht, mich vor dir nieder
Zu werfen, ich, die Sterbliche, vor dir,
Den eine Himmlische gebat. Weg, eitler Stolz!
Kann sich die Mutter für ihr Kind entehren?
O Sohn der Göttin! hab' Erbarmen mit
Der Mutter, mit der Unglückseligen Erbarmen,
Die deiner Vattin Namen schon getragen!
Mit Unrecht trug sie ihn. Doch hab' ich sie
Als keine Braut hieher geführt, dir hab' ich
Mit Blumen sie geschmückt — Ach, ein Opfer
Hab' ich geschmückt, ein Opfer hergeführt!
O, Das wär' schändlich, wenn du sie verließest.
War sie durch Hymens Bande gleich die Deine
Noch nicht — du wardst als der geliebteste
Gemahl der Unglücksel'gen schon gepriesen.
Bei dieser Wange, dieser Rechte, bei
Dem Leben deiner Mutter sey beschworen:
Verlaß uns nicht! Dein Name ist's, der uns
Ins Elend stürzt — dram rette du uns wider!
Dein Knie, o Sohn der Göttin, ist der einz'ge
Altar, zu dem ich Almste fliehen kann.
Hier lächelt mir kein Freund. Du hast gefört,
Was Agamemnon Gräßliches beschloßen.
Da steh' ich unter rohem Volk — ein Weib,
Und unter wilden, meißerlosen Vanden.
Zu jedem Vubenstück bereit — auch brav,
Gewiß, recht brav und werth, sobald sie mögen! O
Verschre du uns deines Schutzes, und
Gerettet sind wir! ohne dich -- verloren!

Chor.

Gewaltstern ist der Zwang des Bluts! Mit Dual
Gebiert das Weib und quält sich fürs Geborne!

Achilles.

Mein großes Herz kam deinem Wunsch entgegen.
Es weiß zu trauern mit dem Gram und sich
Des Glücks zu freuen mit Enthalttsamkeit.

Chor.

Die Klugheit sich zur Führerin zu wählen,
Das ist es, was den Weisen macht.

Achilles.

Es kommen Fälle vor im Menschenleben,
Wo's Weisheit ist, nicht allzuweise seyn; V
Es kommen andre, wo nichts schöner kleidet,
Als Mäßigung. Geradeb Sinn schöpfst' ich
In Chiron's Schule, des Vortrefflichen.
Wo sie Gerechtes mir befehlen, finden
Gehorsam die Atriden mich; die Stirn'
Von Erz, wo sie Unbilliges gebieten.
Frei kam ich her, frei will ich Troja sehn
Und den Achiverkrieg, was an mir ist,
Mit meines Armes Geldenthaten zieren.
Du jammertest mich. Zuviel erleidest du
Von dem Gemahl, von Menschen deines Blutes.
Was diesem jungen Arme möglich ist,
Erwart's von mir! — Er soll dein Kind nicht schlachten.
An eine Jungfrau, die man mein genannt,
Soll kein Atride Mörderhände legen.
Es soll ihm nicht so hingehn, meines Namens
Zu seinem Mord mißbraucht zu haben!
Mein Name, der kein Eisen aufgehoben,
Mein Name wär' der Mörder deiner Tochter,
Und er, der Vater, hätte sie erschlagen;
Doch theilen würd' ich seines Mordes Bluth,
Wenn meine Hochzeit auch den Verwand nur
Gegeben hätte, so unwürdig, so
Unmenslich, ungeheuer, unerhört,
Die unschuldsvolle Jungfrau zu mißhandeln.
Der Griechen Regter müßt' ich seyn, der Menschen
Verächtlicher, ja, hassenwerther selbst
Als Menelaus müßt' ich seyn. ? Wir hätte
Nicht Ihetis, der Erinnen eine hätte
Das Leben mir gegeben, wenn ich mich
Des Königs Mordbegier zum Werkzeug borgte.
Nein, bei des Meerbewohners Haupt, beim Vater
Der Göttlichen, die mich zur Welt geboren!
Er soll sie nicht berühren — nicht ihr Kleid
Mit seines Fingers Spitze nur berühren.
Ob' Dies geschieht, decke ewige
Vergessenheit mein Pithia, mein Geburtsland,
Wenn der Atriden Stammylag, Sipylos,
Im Ehr der Nachwelt unvergänglich lebet.
Es mag der Seher Kalchas das Geräthe
Zum Opfer nur zurücktragen — Seher?
Was heißt ein Seher? — Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit gehen Lügen sagt.
Geräth es, wo nicht, ihm geht es hin.
Es gibt der Jungfrau Lausente, die mich
Zum Vatten möchten — davon ist auch jetzt
Die Rede nicht; beschimpft hat mich der Königs
In meinen Willen hätt' er's stellen sollen,
Ob mir's gefiele, um sein Kind zu frein?
Denn uns mit Freunden würde Altyämnestra
Zu vieles Bündniß eingewilligt haben.
Und hätte Griechenland aus meinen Händen
Alabann zum Opfer sie verlangt, ich würde
Sie meinen Kriegenossen, würde sie
Dem Wohl der Griechen nicht verweigert haben.
So aber geht's nicht vor den Atriden,
Nichts, wo was Großes soll verhandelt werden.
Doch dürste, ob' wir Ilion noch sehn,
Dies Schwert von Blut und Menschenmorde trüben,
Wenn man's versuchte, mir sie zu entreißen.
Sei du getrost! Ein Gott erschien ich dir.
Ich bin kein Gott; dir aber will ich's werden.

Chor.

An dieser Sprache kennt man dich, Achill,
Und die Erhabene, die dich geboren.

Alytämneſtra.

O Herrlichſter! wie ſtell' ich's an, wie muß
Ich reden, um zu ſparſam nicht zu ſeyn
In deinem Preis und deine Gnuſt auch nicht
Durch mein ausſchweifend Rühmen zu verſcherzen?
Zu vieles Leben, weiß ich wohl, macht Dem,
Der edel denkt, den Lober nur zuwider.
Doch ſchäm' ich mich, mit ew'ger Jammerklage,
Mit Leiden, die nur ich empfinde, dich,
Den Glücklichen, den Fremdling, zu ermüden.
Doch, Fremdling oder nicht, wer Leidenden
Beispringen kann, wird auch mit ihnen trauern.
Drum hab' mit uns Erbarmen! Unſer Schickſal
Verdient Erbarmen. Meine Hoffnung war,
Dich Sehn zu nennen — Ach, ſie war vergebens!
Auch ſchreckt vielleicht dein künft'g Ehebette
Mein ſterbend Kind mit ſchwarzer Vorbedeutung,
Und du wirſt eilen, ſie zu ſiehn. ⁸ Doch, nein,
Was du geſagt, war Alles wohl geſprochen,
Und wiſſt du nur, ſo lebt mein Kind. Soll ſie
Etwa ſelbſt ſehend deine Knie umfaſſen?
So wenig Dies der Jungfrau ziemt, gefällt
Es dir, ſo mag ſie kommen, züchtlich,
Das Aug' mit edler Freiheit aufgeſchlagen;
Wo nicht, ſo laß an ihrer Statt mich der
Gewährung ſüßes Wort von dir vernehmen.

Achilles.

Die Jungfrau bleibe, wo ſie iſt. Daß ſie
Verſchämt iſt, bringt ihr Ehre.

Alytämneſtra.

Auch verſchämt ſeyn
Hat ſein gehörig Maß und ſeine Stunde.

Achilles.

Ich will es nicht. Ich will nicht, daß du ſie
Vor meine Augen bringeſt, und wir Beide
Vorhaſtem Tadel preisgegeben werden.
Ein zahlreich Heer, der heimathlichen Sorgen
Entſchlagen, trägt ſich gar zu gern — Das kenn' ich —
Mit häm'iſchen, eidenrührigen Gerüchten.
Und, mögt ihr ſehend oder nicht vor mir
Erscheinen, ihr erhaltet weder mehr
Noch minder: denn beſchloſſen iſt's bei mir,
Kroſi's, was es wolle, euer Leid zu enden.
Das laß dir genügen. Glaub', ich rede ernſtlich.
Und ſterben mög' ich, habe ich keine Hoffnung
Mit eurer Rede nur getäuſcht; rett' ich
Die Jungfrau — nein, da werd' ich leben.

Alytämneſtra.

Und rette immer Leidende! Ach.

Achilles.

Nun höre,
Wie wir's am Beſten einzurichten haben.

Alytämneſtra.

Laß hören! Dir gehorch' ich gern.

Achilles.

Zuerſt erſt
Muß man es mit dem Vater noch verſuchen.

Alytämneſtra.

Ach, der iſt feig und zittert vor der Menge!

Achilles.

Vernünſt'ge Gründe können viel.

Alytämneſtra.

Ich hoffe nichts. Doch, ſprich, was muß ich thun?

Achilles.

Paß' ihm zu Füßen, ſieh' ihn an, daß er
Sein Kind nicht tödtet! Bleibt er unerbittlich,

Dann komm' zu mir! — Erweißt du ihn, noch beſſer!
Dann braucht es meines Armes nicht, die Jungfrau
Bleibt leben, ich erhalte mir den Freund;
Auch bei dem Heer vermeid' ich Tadel, hab' ich
Durch Gründe mehr als durch Gewalt geſtritten.
Und ſo wird Alles glücklich abgethan
Zu deinem und der Freunde Wohlgefallen,
Und meines Armes braucht es nicht.

Alytämneſtra.

Tu räthſt

Vernünftig. Es geſchehe, wie du meineſt.
Wiß'ſt mir's aber — wo ſieh' ich dich wieder?
Wo ſind' ich Nermſte dieſen Heldenarm,
Die letzte Stütze noch in meinem Leiden?

Achilles.

Wo's meiner Gegenwart bedarf, werd' ich
Dir nahe ſeyn und dir's erſparen, vor
Dem Heer der Griechen dich und deine Abſehen:
Durch Jammer zu erniedrigen. So tief
Herunter müßte Iphidars Blut nicht ſinken
— Ein großer Name in der Griechen Land!

Alytämneſtra.

Wie dir's gefällt. Ich unterwerfe mich.
Und, gibt es Götter, Treſſlichſter! dir muß
Es wohlhergehn. Gib's keine — warum leid' ich? ⁹

Nach Act und Al. zu manthea gehen ab.

Vierte Zwischenhandlung.

Chor.

Wie lieblich erklang
Der Hochzeitgeſang,
Den in der Cithar tanzluſtigen Tönen,
Zur Schalmei und zum lyſiſchen Rohr
Sang der Kaminen
Verſammelter Choe
Auf Pelens Hochzeit und Iphid's, der Schönen!

Wo die Becher des Neſtars erklangen,
Auf des Pelien wolſtigem Kraut,
Kamen die zierlich Gelechten und ſchwangen
Goldene Söhnen im flüchtigen Tanz.
Mit dem melodischen Jubel der Lieder
Feierten ſie der Verbundenen Glück,
Der Berg der Centauren hallte ſie wieder.
Pelions Wald gab ſie ſchmetternd zurück.
Unter den Freunden
Des feſtlichen Mahls
Schöpfte des Neſtars himmliſche Gabe
Jovis Liebling, der phrygiſche Knabe,
In die Wäſche des goldenen Pokals.
Künz'ig Schweſtern der Göttlichen küßten
Luſtig daneben im glänzenden Sand,
Tanzten den Hochzeitreigen und knüpften
Reizende Ring' mit verſchlungenener Hand.
Gegenſtrophe.

Grüne Kronen in dem Haar
Und mit ſichthem Geſchleſſe,
Menſchen oben, unten Roſſe,
Kam auch der Centauren Schaar,
Angeleckt von Bromius Pokale,
Kamen ſie zum Göttermahle.

Heil dir, hebe Nereide!
Sang mit lautem Jubelliede
Der Theſſalierinnen Choe;
Heil dir! ſang der Mädchen Choe.
Heil dir! Heil dem ſchönen Sterne,
Der aus deinem Schoß erſteht!

Und Apoll, der in der Ferne
Der verbergten Zukunft ſpäht,

Und, der auf den unbekannten
Stamm der Mufen sich versteht,
Ghiron, der Centaure, nannten
Beide schon mit Namen ihn,
Der zu Priams Königsstige
Kommen würde an der Spitze
Seiner Myrmidonenschaaren,
In des Speeres Wurf erfahren,
Wüthend dort mit Mord und Brand,
In des Räubers Vaterland —
Auch die Rüstung, die er würde tragen,
Künstlich von Hephästos Hand
Aus gediegnem Gold geschlagen,
Ein Geschenk der Götlichen,
Die den Götlichen empfangen.
So ward von den Himmlischen
Thetis Hochzeitfest begangen.

Epode.

Dir, Agamemnons thränenwerthem Kinde,
Nicht bei der Hirten Feldgesang
Erzogen und der Pfeife Klang,
Still aufgeblüht im mütterlichen Schoß,
Dem Tapfersten der Ionischen
Dereint zur süßen Braut bechieden,
Dir, Arme, fällt ein ander Los!
Dir flechten einen Kranz von Blüthen
Die Gricchen in das schöngelockte Haar.
Gleich einem Kinde, das der wilde Berg gebart,
Das, unberührt vom Joch, aus Felsenhöhlen,
Unfern dem Meer, gestiegen war,
Wird dich der Opferstahl entseelen:
Dann rettet dich nicht deine Jugend,
Nicht das Erröthen der verschämten Jugend,
Nicht deine reizende Gestalt!
Das Laster herrscht mit siegender Gewalt.
Es spricht mit frechem Angesichte
Den heiligen Gesezen Hohn.
Die Jugend ist aus dieser Welt gestohn,
Und dem Geschlecht der Menschen drohn
Nicht ferne mehr die göttlichen Gerichte.

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Alytänneſtra *kommt*. Der Chor.

Alytänneſtra.

Ich komme, meinen Gatten aufzusuchen.
Noch immer bleibt er aus — es ist schon lange,
Daß er das Zelt verließ — und drinnen weint
Und jammert die Unglückliche, nun sie
Erfuhr, was für ein Schicksal sie erwartet.
Er nähert sich, den ich genannt. Der ist's,
Das ist der Agamemnon, den man bald
Verrückt wird handeln sehn an seinen Kindern.

Zweiter Auftritt.

Agamemnon. Die Vorigen.

Agamemnon.

Gut, Alytänneſtra, daß ich außerhalb
Des Zelts dich treffe nur allein. Ich habe
Mich über Dinge mit dir zu besprechen,
Die einer Jungfrau, die bald Braut seyn wird,
Nicht wohl zu hören ziemt.

Alytänneſtra.

Und was ist Das,
die Zeit sich dir so günstig zeigt?

Agamemnon.

Laß deine Tochter mit mir gehen! — Alles
Ist in Bereitschaft, das geweihte Wasser,
Das Opfermahl, das heilige Feuer, die Kinder,
Die vor der Hochzeit am Altar Dianens,
In schwarzem Blute röchelnd, fallen sollen.

Alytänneſtra.

Gut redest du. Daß ich von deinem Thun
Ein Gleiches rühmen könnte! — Aber komm!
Du selbst heraus, mein Kind!

Sie geht und öffnet die Thüre des Zelte.

Was Dieser da

Mit dir beschloßen hat, weißt du ausführlich.
Nimm unter deinem Mantel auch den Bruder,
Drestes, mit dir!

Zu Agamemnon, indem Iphigenie heraustritt.

Sieh', da ist sie, deine
Befehle zu vernehmen. Was noch sonst
Für sie und mich zu sagen übrig bleibt,
Werd' ich hinzuzusetzen wissen.

Dritter Auftritt.

Iphigenie mit dem kleinen Drestes zu den Vorigen.

Agamemnon.

Was ist dir, Iphigenie? — — Du weinst?
Du siehst nicht heiter aus — du schlägst die Augen
In Boden und verbirgst dich in den Schleier?

Iphigenie.

Ich Unglückselige! Wo fang' ich an?
Bei welchem unter allen meinen Leiden?
Verzweiflung, wo ich nur beginnen mag,
Verzweiflung, wo ich enden mag! ¹⁰

Agamemnon.

Was ist Das?

Hat Alles hier zusammen sich verstanden,
Mich zu bestürzen — Kind und Mutter außer sich
Und Unruh' im Gesichte —

Alytänneſtra.

Mein Gemahl,

Antworte mir auf Das, was ich dich frage,
Aufrichtig aber!

Agamemnon.

Braucht's dazu Ermahnung?

Zur Sache.

Alytänneſtra.

Ist's an Dem — willst du sie wirklich
Ermorden, deine Tochter und die meine?

Agamemnon *sahet auf*.

Unglückliche! was für ein Wort hast du gesprochen!
Was argwöhnst du? — Du sollst es nicht!

Alytänneſtra.

Antworte

Auf meine Frage!

Agamemnon.

Frage, was sich ziemt,

So kann ich dir antworten, wie sich's ziemt.

Alytänneſtra.

So frag' ich. Sage du mir nur nichts Andres.

Agamemnon.

Furchtbare Götinnen des Glücks und Schicksals
Und du, mein böser Genius!

Alytänneſtra.

Und meiner —

Und Dieser hier! Ihn theilen drei Gleude!

Agamemnon.

Werüber klagst du?

Alytänneſtra.

Dieses fragst du noch?

O, dieser list gebracht es an Verstande.

Agamemnon.

Ich bin verloren! Alles ist verrathen!

Alytänneſtra.

Ja, Alles ist verrathen. Alles weiß ich,
Und Alles hört' ich, was du uns bereitest.
Dies Schweigen, dieses Stöhnen ist Beweis
Genug. Das Reden magst du dir ersparen.

Agamemnon.

Ich schweige. Reden, was nicht wahr ist, hieße
Mein Glend auch durch Frechheit noch erschweren.

Alytänneſtra.

Gib mir Gehör! Die räthselhafte Sprache
Bei Eil! Ich will jetzt offen mit dir reden.
Eist drangst du dich — Das sey mein erster Vorwurf —
Gewaltsam mir zum Gatten auf, entführtest
Mich räuberisch, nachdem du meinen ersten
Gemahl erschlagen, Tantalus — den Säugling
Von seiner Mutter Brust gerissen, mit
Grausamem Wurf am Boden ihn zerschmettertest.
Als meine Brüder drauß, die Eöhne Zeus,
Die Herrlichen, mit Krieg dich überzogen,
Entriß dich Pyndar, unser Vater, den
Du kühnend flehdest, ihrem Jörn und gab
Die Rechte meines Gatten dir zurück.
Seit diesem Tag — kannst du es anders sagen? —
Handst du in mir die Keusamste der Frauen,
Im Hause fromm, im Ehebetto keusch,
Untadelhaft im Wandel. Sichtbar wuchs
Der Segen deines Hauses — Lust und Freude,
Wenn du hereintratst! Wenn du öffentlich
Erschienst, der frohe Ruf aller Menschen!
Solch eine Ehgenossin zu erjagen,
Mit Wenigen besichert. Desto gemeiner sind
Die Schlimmen! Ich gebäre dir drei Töchter
Und diesen Sohn — und dieser Töchter eine
Willst du jetzt so unmenschlich mir entreißen!
Fragt man, warum sie sterben soll — was kannst du
Hierauf zur Antwort geben? Sprich! soll ich's
In deinem Namen thun? Daß Menelaus
Helden wieder habe, soll sie sterben!
O trefflich! Deine Kinder also sind
Der Preis für eine Wuhlerin! Und mit
Dem Thenersten, das wir besitzen, wird
Das Hassenswürdigste erkauf! — Wenn du
Nun fort seyn wirst nach Troja, lange, lange,
Ich im Palast in dessen einsam sitze,
Leer die Gemächer der Götterbenen,
Und alle jungfräuliche Zimmer öde,
Wie, glaubst du, daß mir da zu Muth seyn werde?
Wenn ungetroffnet, unverstehend um
Die Todte meine Thränen rinnen, wenn
Ich ewig, ewig um sie jammere: „Er,
Der dir das Leben gab, gab dir den Tod!
Großelbst, kein Andrer, er mit eignen Händen!“
Eich' zu, daß dir von deinen andern Töchtern,
Von ihrer Mutter, wenn du wiederkehrst,
Nicht ein Empfang dernein bereit werde,
Der solcher Thaten würdig ist. O um
Der Götter willen! zwing mich nicht, schlimm
An dir zu handeln! Handle du nicht so
An uns! — Du willst sie schlachten! Wie? und welche
Gebete willst du dann zum Himmel richten?
Was willst du, rauchend von der Tochter Blut,
Von ihm ersehen? Fürchterliche Heimkehr
Von einem schimpflich angetretenen Zuge!
Werd' ich für dich um Ergen stehen dürfen?
Um Segen für den Kindermörder stehn,
Das hieße Göttern die Vernunft ablegen!
Und, sey's, daß du nach Argos wiederkehrst,

Denkst du dann deine Kinder zu umarmen?

O, dieses Recht hast du versperzt! Wie könnten
Sie Dem ins Auge sehn, der eins von ihnen
Mit kaltem Blut erschlug? — Darüber sind
Wir einverstanden — Mußt du als König,
Als Feldherr dich betragen — kam es dir
Nicht zu, bei den Achivern erst die Sprache
Der Weisheit zu versuchen? „Ihr verlangt
Nach Troja, Griechen? Gut. Das Los entscheide,
Wesh Töchter sterben soll!“ Das hätte Einem
Gegolten wie dem Andern! Aber nicht,
Nicht dir von allen Danaern allein
Kam's zu, dein Kind zum Opfer anzubieten!
Da! deinem Menelaus, dem zu Lieb'
Ihr streitet, dem hätt' es gebührt, sein Kind,
Hermione, der Mutter aufzuopfern!
Und ich, die immer keusch dein Bett bewahrte,
Soll nun der Tochter mich beraubt sehn,
Wenn jene Kasterhafte, glücklicher
Als ich, nach Sparta heimzieht mit der ihren!
Bestreit' mich, wenn ich Unrecht habe! Hab'
Ich Recht — o, so geh' in dich! — bring' sie nicht
Um's Leben, deine Tochter und die meine!

Chor.

Laß dich erweichen, Agamemnon! Denk',
Wie schön es ist, sich seines Bluts erbarmen!
Das wird von allen Menschen eingestanden.

Iphigenie.

Mein Vater, hätt' ich Oryheus Mund, könnt' ich
Durch meiner Stimme Zauber Helsen mir
Zu folgen zwingen und durch meine Rede
Der Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen:
Jetzt würd' ich diese Kunst zu Hülfe rufen.
Doch meine ganze Redekunst sind Thränen,
Die hab' ich, und die will ich geben! Sieh',
Statt eines Zweigs der Aehenden leg' ich
Mich selbst zu deinen Füßen — Töte mich
Nicht in der Blüthe! — Diese Sonne ist
So lieblich! Zwing mich nicht, vor der Zeit
Zu sehn, was hier unten ist! — Ich war's,
Die dich zum Erstenmale Vater nannte,
Die Erste, die du Kind genannt, die Erste,
Die auf dem väterlichen Schoße spielte
Und Küsse gab und Küsse dir entlockte.
Da sagtest du zu mir: „O meine Tochter,
Werd' ich dich wohl, wie's deiner Herkunft ziemt,
Im Hause eines glücklichen Gemahles
Einst glücklich und gesegnet sehn?“ — Und ich,
An diese Wangen angegedrückt, die stehend
Jetzt meine Hände nur berühren, sprach:
„Werd' ich den alten Vater alsdann auch
In meinem Haus mit süßem Gastrecht ehren
Und meiner Jugend sorgenvolle Pflege
Dem Greis mit schöner Dankbarkeit belohnen?“
So sprachen wir. Ich hab's recht gut behalten.
Du hast's vergessen, du, und willst mich tödten.
O, nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn! nein!
Bei deinem Vater, Atreus, und bei ihr,
Die mich mit Schmerzen dir gebär und nun
Aufs Neue diese Schmerzen um mich leidet!
Was geht mich Paris Hochzeit an? Kam er
Nach Griechenland, mich Arme zu erwärmen?
O, gönne mir dein Auge! Gönne mir
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,
Daß ich ein Denkmal deiner Liebe doch
Mit zu den Todten nehme! Komm', mein Bruder!
Kannst du auch wenig thun für deine Lieben,
Hinknien und weinen kannst du doch. Er soll
Die Schwester nicht ums Leben bringen, sag' ihm.

Iphigenie in Aulis.

Gewiß! auch Kinder fühlen Jammer nach.
Sieh', Vater! eine stumme Bitte richtet er
An dich — Laß dich erweichen! laß mich leben!
Bei deinen Wangen stehen wir dich an,
Zwei deiner Lieben, Der, unendlich noch,
Ich, eben kaum erwachsen! Soll ich dir's
In ein herzgrührend Wort zusammenraffen?
Nichts Süßers gibt es, als der Sonne Licht
Zu schaun! Niemand verlangt nach da Unten.
Der raset, der den Tod herbeiwünscht! Besser
In Schande leben, als bewundert sterben! ¹¹

Chor.

Dein Werk ist Dies, verderbenbringende
Helene! Deine Lasterthat empöret
Die Söhne Atreus gegen ihre Kinder.

Agamemnon.

Ich weiß, wo Mitleid gut ist, und, wo nicht.
Liebt' ich mein eigen Blut nicht, rasen müßt' ich.
Entsetzlich ist mir's, Solches zu beschließen,
Entsetzlich, mich ihm zu entziehen — Sehn muß es.
Seht dort die Flotte Griechenlandes! Seht!
Wie viele Könige in Erz gewaffnet!
Von diesen Allen steht nicht Einer Troja,
Und nimmer fällt die Burg des Priamus,
Du sterbest denn, wie es der Seher fordert.
Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
Nach Phrygien die Segel ausspannen
Und der Ägäer Gattinnen auf ewig
Von diesen Räubern zu befreien. Umsonst,
Daß ich dem Götterpruch mich widersetze,
Ich — du — und du — und unsre Töchter in
Mykene würden Opfer ihres Grimmes.
Nein, Kind! nicht Menelaus Sklave bin ich,
Nicht Menelaus ist's, der aus mir handelt;
Dein Vaterland will deinen Tod — ihm muß ich,
Oern oder ungern, dich zum Opfer gehen.
Das Vaterland geht vor! — Die Griechen frei
Zu machen, Kind, die Frauen Griechenlandes,
Was an uns ist, vor räuberischen Barbaren
Zu schützen — Das ist deine Pflicht und meine!

Er geht ab

Vierter Auftritt.

Alkätamnestra. Iphigenie. Der Chor.

Alkätamnestra.

Er geht! Er flieht dich! — Tochter — Fremdlinge —
Er flieht! — Ich Unglückselige! Sie fürbt!
Er hat sein Kind dem Letus hingegen!

Iphigenie.

O weh' mir! — Mutter, Mutter! Gleiches Leid
Berechtigt mich zu gleicher Jammerklage! ¹²
Kein Licht soll ich mehr schauen! Keine Sonne
Mehr scheinen sehn! — O Väter Phrygiens!
Und du, von dem er einst den Namen trug,
Erhabner Ida, wo den zarten Sohn,
Der Mutter Brust entriß, Priamus
Zu grausenvollem Tode hinanwarf!
O, hält' er's nimmermehr gethan! den Hirten
Der Kinder, diesen Paris, nimmermehr
Am klaren Wasser kluge worfen, wo
Durch grüne, blüthenvolle Wiesen, reich
Beblümt mit Rosen, würdig, von Götinnen
Gespflückt zu werden, und mit Hyacinthen,
Der Nymphen Silberquelle ranscht — wohin
Mit Hermes, Zeus geflügeltem Gesandten,
Zu ihres Streits unseliger Entscheidung
Athena kam, auf ihre Lanze stolz,

Und, stolz auf ihre Reize, Cypria,
Die Schöne, und Eateria, die Hohe,
Auf Jovis königliches Bette stolz!
O, dieser Streit führt Griechenland zum Ruhme;
Jungfrauen, mich führt er zum Tod!

Chor.

Du fliehst

Nur Ikon, Dianens erstes Opfer.

Iphigenie.

Und er — o meine Mutter — er, der mir
Das jammervolle Leben gab, er flieht!
Er meidet sein verrathnes Kind! Weh' mir,
Daß meine Augen sie gesehen haben,
Die traurige Verderberin! Ihr muß
Ich sterben — unnatürlich muß ich sterben,
Durch eines Vaters frevelhaften Stahl!
O Aulis, hättest du der Griechen Schiffe
In deinem Hafen nie empfangen! Hätte
Ein günst'ger Wind nach Troja sie besüßelt,
Kein Zeus hier am Eurypus sie verweilt!
Ach, er verleiht die Winde nach Gefallen:
Dem schwellt er mit gelindem Wehn die Segel,
Dem sendet er das Leid, die Angst dem Andern,
Den läßt er glücklich aus dem Hafen steuern,
Den führt er leicht durchs hohe Meer dahin,
Den hält er in der Mitte seines Laufes.
War's nicht schon leidenvoll genug, nicht etwa
Schon thränenwerth genug des Menschen Los,
Daß er dem Tod noch rief, es zu erschweren?

Chor.

Ach, wie viel Unheil, wie viel Elend brachte
Die Tochter Iphidars über Griechenland!
Du aber, Armut, jammert mich am Meisten,
O, hättest du solch Schicksal nie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Achilles mit einigen Bewaffneten: steht in der Ferne.

Die Vorigen.

Iphigenie, erschrocken.

O Mutter, Mutter! Eine Schaar von Männern
Kommt auf uns zu.

Alkätamnestra.

Der Göttersohn ist drunter,
Für den ich dich hieher gebracht.

Iphigenie eilt nach der Brust und sucht ihren Jungfrauen.

Macht auf!
Macht auf die Pforten, daß ich mich verberge!

Alkätamnestra.

Was ist dir? Wor wem fliehst du?

Iphigenie.

Vor ihm —

Vor dem Peliden — ich erröthe, ihn
Zu sehn —

Alkätamnestra.

Wann erröthen, Kind?

Iphigenie.

Ach, die

Beschämende Entwicklung dieser —

Alkätamnestra.

Laß
Die Glücklichen erröthen! — Diese züchtigen
Bedenklichkeiten jetzt bei Eile, wenn
Wir was vermögen sollen —

Achilles tritt näher.

Arme Mutter!

Alkätamnestra.

Du sagst sehr wahr.

Achilles.

Ein fürchterliches Schreien

Hört man im Lager.

Alytämneſtra.

Ueber was? Wem gilt es?

Achilles.

Hier deiner Tochter.

Alytämneſtra.

O, Das weißsagt mir

Nichts Gutes.

Achilles.

Alles dringt aufs Opfer.

Alytämneſtra.

Alles?

Und Niemand iſt, der ſich dagegen ſetzt?

Achilles.

Ich ſelbſt kam in Gefahr —

Alytämneſtra.

Gefahr —

Achilles.

Geſteinigt

Zu werden.

Alytämneſtra.

Weil du meine Tochter

Zu retten ſtrebteſt?

Achilles.

Eben darum.

Alytämneſtra.

Was?

Wer darfſt' es wagen, Hand an dich zu legen?

Achilles.

Die Griechen alle.

Alytämneſtra.

Wie? Wo waren denn

Die Schaaren deiner Myrmitiden?

Achilles.

Die

Empörten ſich zuerſt.

Alytämneſtra.

Weh' mir! Wir ſind

Verloren, Kind!

Achilles.

Die Hochzeit habe mich

Vethörret, ſchrien ſie.

Alytämneſtra.

Und was ſagteſt du

Darauf?

Achilles.

Man ſolle die nicht würgen,

Die zur Gemahlin mir beſtimmt geweſen.

Alytämneſtra.

Da ſagteſt du, was wahr iſt.

Achilles.

Die der Vater

Mir zugebracht.

Alytämneſtra.

Und die er von Mycene

Ausdrücklich darum hatte kommen laſſen.

Achilles.

Vergebens! Ich ward überſchrien.

Alytämneſtra.

Die rohe

Barbar'ſche Menge!

Achilles.

Dennoch rechne du

Auf meinen Schutz.

Alytämneſtra.

So Vielen wirſt du's bieten,

Ein Einziger?

Achilles.

Siehſt du die Krieger dort?

Alytämneſtra.

O, möge dir's bei dieſem Einn gelingen!

Achilles.

Es wird.

Alytämneſtra.

So wird die Tochter mir nicht ſterben?

Achilles.

Solang ich Athem habe, nicht!

Alytämneſtra.

Kommt man

Etwa, ſie mit Gewalt hinweg zu führen?

Achilles.

Ein ganzes Heer. Ulyſſes führt es an.

Alytämneſtra.

Der Sohn des Eiſſyphus etwa?

Achilles.

Derſelbe.

Alytämneſtra.

Führt eigener Antrieb oder Pflicht ihn her?

Achilles.

Die Wahl des Heers, die ihm willkommen war.

Alytämneſtra.

Ein traurig Amt, mit Mut ſich zu beſudeln!

Achilles.

Ich werd' ihn zu entfernen wiſſen.

Alytämneſtra.

Sollte

Er wider Willen ſie von hinnen reißen?

Achilles.

Er? — Hier, bei dieſem blonden Haar!

Alytämneſtra.

Was aber

Muß ich dann thun?

Achilles.

Du hälſt die Tochter.

Alytämneſtra.

Wird

Das hindern können, daß man ſie nicht ſchlächtet?

Achilles.Das wird dies Schwert alsdann entſcheiden! ¹⁵**Iphigenie.**

Höre

Mich an, geliebte Mutter. Hört mich Weide.

Was tobt du gegen den Gemahl? Kein Menſch

Muß das Unmögliche erzwingen wollen.

Das größte Lob gebührt dem wohlgemeinten,

Dem ſchönen Eifer dieſes fremden Freundes;

Du aber, Mutter, laß nicht vergeblich

Der Griechen Zorn auf dich und ſürze mir

Den großmuthsvollen Mann nicht ins Verderben.

Vernimm jezt, was ein ruhig Ueberlegen

Mir in die Seele gab. Ich bin entſchloſſen,

Zu ſterben — aber, ohne Widerwillen,

Aus eigner Wahl und ehrenvoll zu ſterben!

Hör' meine Gründe an und richte ſelbſt!

Das ganze große Griechenland hat jezt

Die Augen auf mich Einzige gerichtet.

Ich mache ſeine Blotte frei — durch mich

Wird Phrygien erobert. Wenn ſertan

Kein griechiſch Weib mehr zittern darf, gewaltsam

Aus Hellas ſeligem Boden weggeſchleppt

Zu werden von Barbaren, die nunmehr

Für Paris Frevelthat ſo fürchterlich

Bezahlen müſſen — aller Ruhm davon

Wird mein ſeyn, Mutter! Eſterbend ſchön! Ich ſie

Ich werde Griechenland errettet haben,

Und ewig ſelig wird meine Name ſtrahlen.

Wozu das Leben auch so ängstlich lieben?
Nicht dir allein — du hast mich allen Griechen
Gemeinschaftlich geboren. Sieh' dort, sieh'
Die Tausende, die ihre Schilde schwenken,
Dort andre Tausende, des Ruhers kundig!
Entbrannt von edelm Eifer, kommen sie,
Die Schmach des Vaterlands zu rächen, gegen
Den Feind durch tapfere Kriegesthat zu glänzen,
Zu sterben für das Vaterland. Dies Alles
Macht' ich zu nichts, ich, ein einziges Leben?
Wo, Mutter, wäre Das gerecht? Was kannst
Du hierauf sagen? — Und alsdann —

Sich gegen Achilles wendend.

Soll Der's

Mit allen Griechen, eines Weibes wegen,
Aufnehmen und zu Grunde gehn? Nein doch!
Das darf nicht seyn! ¹³ Der einzige Mann verdient
Das Leben mehr, als hunderttausend Weiber.
Und, will Diana diesen Leib, werd' ich,
Die Sterbliche, der Göttin widerstreben?
Umsonst! Ich gebe Griechenland mein Blut.
Man schlachte mich, man schleife Troja's Veste!
Das soll mein Denkmal seyn auf ew'ge Tage,
Das sey mir Hochzeit, Kind, Unsterblichkeit!
So will's die Ordnung, und so sey's: Es herrsche
Der Grieche, und es diene der Barbare!
Denn der ist Knecht, und jener frei geboren!

Chor.

Dein großes Herz zeigst du — doch grausam ist
Dein Schicksal, und ein hartes Urtheil sprach Diana!

Achilles.

Wie glücklich machte mich der Gott, der dich
Mir geben wollte, Tochter Agamemnons!
Glücksel'ges Griechenland, so schön errettet,
Glückselig du, durch ein so großes Opfer
Geehrt! Wie edel hast du da gesprochen!
Wie deines Vaterlandes werth! Der starken
Nothwendigkeit willst du nicht widerstreben.
Was einmal seyn muß, muß vortreflich seyn.
Je mehr dies schöne Herz sich mir entfaltet,
Ich, desto feuriger leb't's in mir auf,
Dich als Gemahlin in mein Haus zu führen.
O, sun' ihm nach. So gern thät' ich dir Liebes
Und führte dich als Braut in meine Wohnung.
Kann ich im Kampfe mit den Griechen dich
Nicht retten — o, beim Leben meiner Mutter!
Es wird mir schrecklich seyn. Erwäg's genau.
Es ist nichts Kleines um das Sterben!

Iphigenie.

Meinen

Entschluß bringt kein Beweggrund mehr zum Wanken.
Mag Lyndars Tochter, herrlich vor uns Allen,
Durch ihre Schönheit Männer gegen Männer
In blut'gem Kampfe bewaffnen: — meinetwegen
Sollst du nicht sterben, Fremdling! Meinetwegen
Soll Niemand durch dich sterben! Ich vermag
Mein Vaterland zu retten. Laß mich's immer!

Achilles.

Erhabne Seele — Ja! Ist Dies dein eraufter
Entschluß, ich kann dir nichts darauf erwidern.
Warum, was Wahrheit ist, nicht eingestehn?
Du hast die Wahl des Edelsten getroffen!
Doch dürfte die gewaltsame Entschließung
Dich noch gereun: drum halt' ich Wort und werde
Mit meinen Waffenbrüdern am Altar
Dir nahe stehn — kein müß'ger Zeuge deines Todes,
Dein Helfer vielmehr und dein Schut. Wer weiß,
Wenn nun der Stahl an deinem Hals blinzt,
Ob dich des Freundes Nähe nicht erfreuet?

Denn nimmer werd' ich's dulden, daß dein Leben
Ein allzurash gefaßter Vorfaß kürze.
Jetzt führ' ich Diese —

auf seine Bewaffneten zeigend.

nach der Göttin Tempel;
Dort findest du mich, wenn du kommst.

Er geht.

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Alptämnestra. Der Chor.

Iphigenie.

Nun, Mutter! —

Es nehen stille Thränen deine Augen?

Alptämnestra.

Und hab' ich etwa keinen Grund, zu weinen?
D ich Unglückliche!

Iphigenie.

Nicht doch! Erweichen

Mußt du mich jetzt nicht, Mutter. Eine Bitte
Gewähre mir!

Alptämnestra.

Entdecke sie, mein Kind!

Die Mutter findest du gewiß.

Iphigenie.

Bersyrich mir,

Dein Haar nicht abzuschneiden, auch kein schwarzes
Gewand um dich zu schlagen —

Alptämnestra.

Wenn ich dich

Verloren habe? Kind, was forderst du?

Iphigenie.

Du hast mich nicht verloren — deine Tochter
Wird leben und mit Glorie dich krönen.

Alptämnestra.

Ich soll mein Kind im Grabe nicht betrauern?

Iphigenie.

Nein, Mutter! Für mich gib's kein Grab.

Alptämnestra.

Wie Das!

Führt nicht der Tod zum Grab?

Iphigenie.

Der Tochter Leich

Gehelligter Altar dient mir zum Grabe.

Alptämnestra.

Du hast mich überzeugt. Ich will dir folgen.

Iphigenie.

Beneide mich als eine Selige,
Die Segen brachte über Griechenland.

Alptämnestra.

Was aber hinterbring' ich deinen Schwestern?

Iphigenie.

Auch sie laß keinen Trauerschleier tragen.

Alptämnestra.

Darf ich die Schwestern nicht mit einem Worte
Der Liebe noch von dir erfreuen?

Iphigenie.

Mög'

Es ihnen wohl ergehen! — Diesen da,

auf Orestes zeigend,

Erziehe mir zum Mann!

Alptämnestra.

Küß' ihn noch einmal,

Zum letzten Male!

Iphigenie, ihn umarmend.

Liebster Herz! Was nur

In deinen kleinen Kräften hat gestanden,
Das hast du redlich heut' an mir gethan!

Altyämnestra.

Kann ich noch etwas Angenehmes sonst
In Argos dir erzeigen?

Iphigenie.

Meinen Vater
Und deinen Gatten — haß' ihn nicht!

Altyämnestra.

O, der
Soll schwer genug an dich erinnert werden!

Iphigenie.

Ungern läßt er für Griechenland mich bluten.

Altyämnestra.

Sprich: hinterlistig, niedrig, ehrenlos,
Nicht, wie es einem Sohn des Atreus ziemet!

Iphigenie, *sich umschauend.*

Wer führt mich zum Altar? — Denn an den Locken
Möcht' ich nicht hingerissen seyn.

Altyämnestra.

Ich selbst.

Iphigenie.

Nein, nimmermehr!

Altyämnestra.

Ich fasse deinen Mantel.

Iphigenie.

Sey mir zu Willen, Mutter, bleib! — Das ist
Anständiger für dich und mich! — Hier von
Des Vaters Dienern findet sich schon einer,
Der zu Dianens Wiese mich begleitet,
Wo ich geopfert werden soll.

Sie wendet sich zum Götze.

Altyämnestra *folgt ihr mit den Augen.*

Du gehst,

Mein Kind?

Iphigenie.

Um nie zurück zu kehren!

Altyämnestra.

Verlässest deine Mutter?

Iphigenie.

Und unwürdig

Von ihr gerissen, wie du siehst.

Altyämnestra.

O, bleib!

Verlaß mich nicht!

Wollt auf sie gehen.

Iphigenie tritt zurück.

Nein, keine Thräne mehr!

Sie rehet den Chor an, mit dem sie gekommen ist.

Ihr Jungfrau, stimmt der Tochter Jupiters
Ein hohes Loblied an aus meinem Leiden
Zum frohen Zeichen für ganz Griechenland!
Das Opfer fange an — Wo sind die Körbe?
Die Flamme lebre um den Opferfuchen!
Mein Vater fasse den Altar! Ich gehe,
Heil und Triumph zu bringen den Achivern.
Kommt, führt mich hin, der Phrygier und Trojer
Fürchtbare Heberwinderin! Gebt Kronen,
Gebt Blumen, diese Locken zu bekränzen!
Erhebt den Tanz um den besprengten Tempel,
Um den Altar der Königin Diana,
Der Göttlichen, der Seligen! Denn, nun
Es einmal seyn muß, will ich das Drafel
Mit meinem Blut und Opferthore tilgen.

Chor

wendet sich gegen Altyämnestra, die in der Ferne Trauergebet vor sich steht.

Bald, bald, ehrwürd'ge Mutter, weinen wir mit dir;
Die heil'ge Handlung duldet keine Thränen.

Iphigenie.

Helft mir Dianen preisen, Jungfrauen,
Die, Chaleis nahe Nachbarin, in Aulis
Gebietet, wo die Flotte Griechenlands
Im engen Hafen meinerwegen weilet!
O Argos, mütterliches Land! und du,
Der frühen Kindheit Pflegerin, Mycene!

Chor.

Die Stadt des Persus rußt du an, von den
Cyklopen für die Ewigkeit gegründet!

Iphigenie.

Ein schöner Stern ging den Achivern auf
Zu deinem Eheb — Doch nein! ich will ja freudig
Sterben.

Chor.

Im Ruhm wirst du unsterblich bei uns leben.

Iphigenie.

O Hades Jovis! Schöner Strahl des Tages!
Ein ander Leben thut sich mir jetzt auf,
Zu einem andern Schicksal scheid' ich über.
Geliebte Sonne, fahre wohl! — *Sie geht ab.*

** Hier schließt sich die bekannte Arie an, die sich nicht auf die Iphigenie, sondern auf den Chor und nicht auf die Mutter, sondern auf die Tochter bezieht.*

Anmerkungen.

Diese Tragödie ist vielleicht nicht die tadelstößigste des Euripides, weder im Ganzen, noch in ihren Theilen. Agamemnons Charakter ist nicht fest gezeichnet und durch ein zweideutiges Schwanken zwischen Unmensich und Mensch, Ehrenmann und Verräther nicht wohl fähig, unser Mit-leiden zu erregen. Auch bei dem Charakter des Achilles bleibt man zweifelhaft, ob man ihn tadeln oder bewundern soll. Nicht zwar, weil er neben dem Racine'schen Achilles zu ungalant, zu unempfindsam erscheint; der französische Achilles ist der Liebhaber Iphigeniens, was jener nicht ist und nicht seyn soll: diese kleine, eigennützige Leidenschaft würde sich mit dem hohen Ernst und dem wichtigen Interesse des griechischen Staats nicht vertragen. Hätte sich Achilles wirklich überzeugt, daß Griechenlands Wohl dieses Opfer erheische, so möchte er ne immer bewundern, beklagen und sterben lassen. Er ist ein Grieche und selbst ein großer Mensch, der dieses Schicksal eher beneidet, als fürchtet; aber Euripides nimmt ihm selbst diese Entschuldigung, indem er ihm Verachtung des Drafels, wenigstens Zweifel

in den Vorseher, der es verkündigt hat, in den Mund legt — man sehe die dritte Scene des vierten Akts — und selbst sein Anerbieten, Iphigenien mit Gewalt zu erretten, beweist seine Geringschätzung des Drafels: denn wie könnte er sich gegen Das auflehnen, was ihm heilig ist? Wenn aber das Heilige wegschält, so kann er in ihr nichts mehr sehen, als ein Opfer der Gewalt und irdischen Künste, und kann sich dieser großmüthige Götterriech auch alsdann noch so ruhig dabei verhalten? Muß er sie nicht vielmehr, wenn sie mit überlichem Kanakismus gleich selbst in den Tod stürzen will, mit Gewalt davon zurückhalten, als daß er ihr erlauben könnte, ein Opfer ihrer Verblendung zu werden? Man nehme es also, wie man will, so ist ent-weder sein Versuch zu retten thöricht oder seine nachfolgende Ergebung unverzeihlich, und inconsequent bleibt in jedem Falle sein Betragen. Der Chor in diesem Stücke, wenn ich seine erste Erscheinung ausnehme, ist ein ziemlich über-flüssiger Theil der Handlung, und, wo er sich in den Dialog mischt, geschieht es nicht immer auf eine gelungene Weise:

das ewige monotoniſche Verwünſchen des Paris und der Helena muß endlich ſeinen ermüden. Was gegen die durch ein Wunder bewirkte Entwidlung des Glücks zu ſagen wäre, übergehe ich; überhaupt aber iſt zwischen der dramatiſchen Faſes dieſes Dichters und ſeiner Moral oder den Gemüthungen ſeiner Perſonen zuweilen ein ſeltſamer Widerſpruch ſichtbar, den man, ſo viel ich weiß, noch nicht gerügt hat. Die abentheuerlichſten Wunder; und Göttermächtigen verſchmähet er nicht; aber ſeine Perſonen glauben nur nicht an ihre Götter, wie man häufige Beiſpiele bei ihm findet. Iſt es dem Dichter erlaubt, ſeine eigenen Gemüthungen in Begebenheiten einzufügen, die ihnen ſo ungleichartig ſind, und handelt er nicht gegen ſich ſelbſt, wenn er den Verſtand ſeiner Zuſchauer in eben dem Augenblicke aufklärt oder jagen macht, wo er ihren Augen einen höhern Grad von Glauben jummthet? Sollte er nicht vielmehr die ſo leicht zu gewinnende Illuſion durch die geſuchte Uebereinstimmung von Gemüthungen und Begebenheiten zuſammen zu halten und dem Zuſchauer den Glauben, der ihm fehlt, durch die handelnden Perſonen unvermerkt mitzutheilen beſſern ſeyn?

Was Einige hingegen an dem Charakter Iphigeniens tadeln, wäre ich ſehr verneint, dem Dichter als einen vorzüglich ſchönen Zug anzuerkennen; dieſe Miſchung von Schwäche und Stärke, von Sanftmuth und Heroismus iſt ein wahres und reizendes Gemälde der Natur. Der Uebergang von einem zum Andern iſt ſanft und zuvörderſt motivirt. Ihre zarte Sunamiſchkeit, die zurückhaltende Würde, womit ſie den Achilles, ſelbſt da, wo er Alles für ſie gethan hat oder zu thun bereit iſt, in Entfernung hält, die Weichenheit, die ſie den Menelaus zu unterdrücken, die das räthelhafte Betragen ihres Vaters bei ihr rege machen muß, ſelbſt einige hier und da hervorſchickende Erzählen von Muthwillen und Luſtigkeiten, ihr beſſer Verſtand, der ihr ſo glücklich zu Hülf kommt, ihr ſchredliches Schickſal noch ſelbſt von der lachenden Seite zu ſehen, die ſanft wiedererkennende Unähnlichkeit an Leben und Sonne — der ganze Charakter iſt vorzefflich. Alkſtänneſtra — mag ſie anderswo eine noch ſo laſterhafte Gattin, eine noch ſo graufame Mutter ſeyn, darum kümmert ſich der Dichter nicht — hier iſt ſie eine zärtliche Mutter und nichts als Mutter; mehr wollte und brauchte der Dichter nicht. Die mütterliche Zärtlichkeit iſt's, die er in ihren ſanften Bewegungen, wie in ihren beſſern Ausdrücken ſchildert. Aus dieſem Grunde finde ich die Stelle im fünften Akt, wo ſie Iphigenien auf die Bitte, ſie möchte ihren Gemahl nicht haſſen, zur Antwort gibt: „O, der ſoll ſchwer genug an ſich erinnert werden!“ eine Stelle, worin ihre künſtliche Mordthat vorbereiten zu ſeyn ſcheint, eher zu tadeln, als zu loben — zu tadeln, weil ſie dem Zuſchauer (dem griechiſchen wenigſtens, der in der Geſchichte des Hauſes Atreus ſehr gut bewandert war, und für den doch der Dichter ſchrieb) plößlich die andere Alkſtänneſtra, die Ehebrecherin und Mörderin, in den Sinn bringt, an die er jetzt gar nicht denken ſoll, mit der er die Mutter, die zärtliche Mutter gar nicht vermenſen ſoll. So glücklich und ſchön der Gedanke iſt, in demjenigen Stücke, worin Alkſtänneſtra als Mörderin ihres Gemahls erſcheint, das Bild der heiligſten Mutter und die Begebenheit in Aulis dem Zuſchauer wieder ins Gedächtnis zu bringen (wie es z. B. im Agamemnon des Aſchylus geſchieht), ſo ſchön dieſes iſt, und aus eben dem Grunde, warum dieſes ſchon iſt, iſt es ſeſterhaft, in dieſenſelben Stück, das uns die zärtliche, ſelbſt die Mutter zeigt, die Ehebrecherin und Mörderin aus dem Andern herüberzuſetzen; ſonſt nämlich diene dazu, den Achilleus gegen ſie zu vermindern; dieſes kann keine andere Wirkung haben, als unſer Mißfallen zu erſchüttern. Ich weiſſe auch ſehr, ob Euripides bei der oben angeführten Stelle dieſen unläutern Zwed beabſichtigt hat, den ihm dieſe geneigt ſeyn dürften als eine Schmeiſel unterzuſchleichen.

Die Gemüthungen in dieſem Stücke ſind groß und edel, die Handlung wichtig und erhaben, die Mittel dazu glücklich gewählt und geordnet. Kann etwas wichtiger und erhabener ſeyn, als die — zuletzt doch freiwillige — Aufopferung einer jungen und blühenden Königstochter für das Glück ſo vieler verſammelten Nationen? Kommt die Größe ſo vieler verſammelten Nationen? Kommt die Größe ſo vieler Opfer in ein volleres und ſchöneres Licht geſetzt werden an, als durch das prächtige Gemälde, das der Dichter durch den Chor (in der Anſichtendartung des erſten Aktes) von der glänzenden Ausdrückung des griechiſchen Heeres ſelbſt im Hintergrunde entwerfen läßt? Wie groß endlich und wie einfach malt er und Griechenland's Feltzen, denen dieſes Opfer gebracht werden ſoll, in ihrem köſtlichen Repräſentanten Achilleus?

Die gemeinte Verſetzung der Chöre gibt dem Stücke vielleicht ein zwittrartiges Anſehen, indem ſie ſchwache und dramatiſche Partie mit einander vermenſt; vielleicht finden Einige ſie unter der Würde des Drama. Ich würde mir dieſe Vermerzung auch nicht erlaubt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, die in der Ueberſetzung verloren gehende Harmonie der griechiſchen Rede — ein Verluſt, der hier um ſo mehr geſchloſſen wird, da im dem Inhalte ſelbſt nicht immer der größte Werth liegt — im Deutſchen durch etwas erſetzen zu müſſen, wovon ich gern glaube,

daß es jener Harmonie nicht nahe kommt, was aber, wäre es auch nur der überwindenden Schwierigkeit wegen, ſelbſt leicht einen Reiz für dieſenſelben Leſer hat, die durch eine ſolche Zuabe für die Chöre des griechiſchen Trauerspiels erſt gewonnen werden müſſen. Kann mich dieſes bei unſern griechiſchen Seloten nicht entſchuldigen, ſo ſind ſie hiñſichtlich durch die Schwierigkeiten gerächt, die ich bei dieſem Verſuche verſeſunden habe. In einigen wenigen Stellen hab' ich mir erlaubt, von der gewöhnlichen Erklärung abzuweichen, wovon hier meine Gründe.

1. Weß es mir ſo geſiel — denn deſener Anekdote bin ich ſeiner. Dieſer Sinn ſchien mir den Worten des Textes angemessener und überhaupt griechiſcher zu ſeyn, als welchen Brumoy und andere Ueberſeher dieſer Stelle geben. *Ma volonté est mon droit. Est-ce à vous à me donner la loi? Nicht doch! So konnte Menelaus nicht auf den Vorwurf antworten, den ihm Agamemnon macht, was er nöthig habe, ſeine (Agamemnons) Anzeigebefehle zu beſuchen, zu bewachen (y garder)? Ich hab' es nicht nöthig, antwortete Menelaus, denn ich bin nicht dein Knecht. Ich hab' es geſehen, weil es mir ſo geſiel, quia voluit me vellesbat. Auch mußte Brumoy in der Frage ſchon dem griechiſchen Texte Gewalt anthun, um ſeine Antwort herauszubringen. *De quel droit, je vous prie, entrez-vous dans mes secrets sans mon aveu? Im Text heißt es bloß: Was haſt du meine Anzeigebefehle zu beſuchen? Im Griechiſchen iſt die Antwort ironiſch, im Griechiſchen iſt ſie naiv.**

2. Wie ſiel dir plößlich da die Aſſ vom Herzen. Im Griechiſchen ſagt er ſo noch härter: Du freuſt dich in deinem Herzen. Griechiſch konnte ſich Agamemnon allenfalls fühlen, daß ihm durch ſolches ein Weg geehrt wurde, ſeine Knechtſchaft zu erhalten und ſeine ehrgeizigen Abſichten durchzuſehen; ſeyen konnte er ſich aber doch nicht, daß dieſes durch die Ernennung ſeiner Tochter geſchehen mußte.

3. Dieſe ganze Anſicht, die zwei eiden Abſätze beſondere, ſind mit einer acchiſen Dunkelheit beſetzt: die Moral, die ſie enthalten, iſt zu allgemein, man vermißt den Zusammenhang mit dem Ueblichen. Prevot hält den Text für verderbt. Dieſe allgemeinen Redereien des Chors über ſeine Sitten und Anſtändlichkeiten, dünkt mir, könnten eben ſo gut durch das unartige Betragen beider Brüder in einer der vorhergehenden Szenen, davon der Chor Zeuge gewesen iſt, veranlaßt worden ſeyn, als durch den Trauertanz des Paris. Die Schwierigkeit, den eigentlichen Sinn des Textes herzuſtellen, wird die Freiheit entſchuldigen, die ich mir bei Ueberſetzung genommen habe.

4. Du weißt immer mit mir gehen. Drücklich müßte überſetzt werden: Meine Tochter, du kommſt eben dahin, wo dein Vater; oder: Es kommt mit dir eben dahin, wo mit deinem Vater. Wenn Drücklich nicht auf den Gemeinplatz hinauf ſoll, daß Eines ſeyn müßte, wie das Andre, ſo ſcheint mir der Sinn, den ich in der Ueberſetzung geſehen habe, der angemessener zu ſeyn: Dein wird mich immer beſorgen. Die Erklärung des franzöſiſchen Ueberſeher's iſt etwas weit hergeholt; ſie gibt einen fremden Sinn: Dich erwartest ein ſchönes Schickſal. Auch du wird eine weite Deutung machen.

5. Du haſt dich weggenommen ins Ausland. Dort mach' dir was gemach't. *thou n'as rien fait. In dieſem Stück ſieht, dünkt mir, ein beſtimmter und ſchärfer Sinn, als andere Ueberſeher durch deſſen haben. Agamemnon nämlich macht ihrem Gemahl den vernünftigen Vorwurf, daß er die Einkünfte verlaſſen habe, um ſich einer auswärts Unternehmung zu widmen. Er hat ſich ſeiner Hausrechte dadurch beſehen, will ſie ſehen. Er ſey ein Fremder. Du haſt ſich hinaus gemacht: ſo beſtimmte ich um Dinge, die draußen*

6. Gewiß recht brav, ſobald ſie mögen. Dieſe Stelle hat Brumoy ſehr richtig verſtanden, auch den Sinn, durch eine Umänderung freilich ſehr richtig ins franzöſiſche übertragen; aber ihre wirtliche Schönheit ſcheint er doch nicht erkannt zu haben, wenn er ſagen kann: *Je crains, de n'avoir été que trop fidèle à mon original, à son dépens et au mien.* Die Stelle iſt voll Wahrheit und Natur. Alkſtänneſtra, ſanz er ſtellt von ihrer gegenwärtigen Bedrängniß, ſchildert dem Achilleus ihren verlaſſenen Zuſtand im Lager der Griechen, und in der Hitze ihres Affekts kommt es ihr nicht darauf an, in ihre Schilderung des griechiſchen Heeres einige harte Worte mit einzuſtecken zu laſſen, die man ihr, als einer Frau, die ſich durch ein außerordentliches Schickſal und ihrem Gönnerum plößlich in eine ihr ſo fremde Welt verſetzt und der Dürre eines troianiſchen Kriegsheeres überlaſſen ſieht, gern zu gute halten wird. Mitten im Strom ihrer Rede aber fällt es ihr ein, daß ſie vor dem Achilleus ſteht, der

selbst Einer davon ist: dieser Gedanke, vielleicht auch ein Stirnrunzeln des Achilles, bringt sie wieder zu sich selbst. Sie will einlenken, und, je ungeschickter, desto wahrer! Im Griechischen sind es vier kurze hinelnagerne Worte: *χρησίου δ' ἔσται βέλους*, woraus im Deutschen freilich noch einmal so viel geworden sind. *Prévoit*, dessen Bemerkungen sonst voll Scharfsinn sind, verbessert seine Vorgänger hier auf eine sehr unglückliche Art: *Clytemnestre*, sagt er, veut dire et dit, à ce qu'il me semble, aussi clairement qu'il étoit nécessaire, qu'Achille peut se servir de son ascendant sur l'armée pour prévenir les desseins d'Agamemnon. Le P. Brumoy n'eût point trahi son auteur en exprimant cette pensée. Nein, ein so gesuchter Gedanke kann höchstens einem eiskalten Commentator, nie aber dem Euripides oder seiner Klytämnestra eingekommen seyn!

7 Ja, hassendwerther selbst als Menelaus müßt' ich seyn. Der griechische Achilles drückt sich beleidigender aus. Ich wäre gar nichts, und Menelaus tiefe in der Reihe der Männer. Lassen konnte man den Menelaus als den Urheber dieses Unglücks, aber Verachtung verdiente er darum nicht.

8 Und du wirst eilen, sie zu fliehen! Ich weiß nicht, ob ich in dieser Stelle den Sinn meines Autors getroffen habe. Wörtlich heist sie: „Erstlich betrog mich meine Hoffnung, dich meinen Ehemann zu nennen; alsdann ist dir meine sterbende Tochter vielleicht eine böse Vorbedeutung bei einer künftigen Hochzeit, wovon du dich hüten mußt. Aber du hast wohlgesprochen am Anfang wie am Ende.“ Der französische Uebersetzer erlaubt sich einige Freiheiten, um die Stelle zusammenhängender zu machen. Mais d'un autre côté, quel su présage pour votre hymen, que la mort de l'époux, qui vous fut destinée! Le second malheur inté se l'époux aussi bien que la mère. Enfin qu'ajouterois-je à vos paroles etc. Hier und nach dem Nachsagen des Textes ist es nur eine Warnung: ich nahm es als einen Zweifel, eine Besorgniß der Klytämnestra. So sehr diese durch Achilles Berührungen beruhigt seyn konnte, so liegt es doch ganz in dem Charakter der ängstlichen Mutter, immer Gefahr zu sehen, immer zu ihrer alten Furcht zurückzukehren. Auch Das, was folgt, wird dadurch in einen natürlichen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden gebracht. Aber Alles, was du sagtest, war ja wohl besprochen, d. h. ich will deinen Berührungen trauen.

9 Gibt's keine Götter — warum leid' ich? Gewöhnlich übersezt man diese Stelle: *οὐκ ἔστι θεοί*; als eine allgemeine moralische Reflexion: Gibt's keine Götter — wozu unser mühsames Streben nach Tugend? Moralische Reflexionen sind zwar sehr im Geschmack des Euripides; diese aber scheint mir

im Munde der Klytämnestra, die zu sehr auf ihr gegenwärtiges Leiden geheftet ist, um solchen allgemeinen Betrachtungen Raum geben zu können, nicht ganz schicklich zu seyn. Der Sinn, in dem ich diese Stelle nahm, wird durch seine nähere Beziehung auf ihre Lage gerechtfertigt, und der Buchstabe des Textes schließt ihn nicht aus. Gibt es keine Götter, warum muß ich leiden? d. h. warum muß meine Iphigenie einer Diana wegen sterben?

10 Verzweiflung, wozu nur beginnen mag! Verzweiflung, wozu enden mag! Jos. Barnes übersezt: *Quodnam malorum meorum sumam exordium?* Omnibus enim licet uti primis et postremis et mediis ubique. Angenommen, daß dieser Sinn der wahre ist, so liegt ihm vielleicht eine Anspielung auf irgend eine griechische Gewohnheit zum Grunde, dergleichen man im Euripides mehrere findet. Da der Reiz, den eine solche Anspielung für ein griechisches Publikum haben konnte, bei uns wegfällt, so würde man dem Dichter durch eine treue Uebersetzung einen schlechten Dienst erweisen.

11 Besser in Schande leben, als bewundert sterben. Der französische Uebersetzer mildert diese Stelle: *Une vie malheureuse est même plus précieuse qu'une glorieuse mort.* Wozu aber diese Milderung? Iphigenie darf und soll in dem Zustande, worin sie ist, und in dem Affecte, worin sie redet, den Werth des Lebens übertreiben.

12 Gleiches Leid berechtigt mich zu gleicher Jammerklaue. Wehe mir! ruft die Mutter. Wehe mir! ruft die Tochter: denn das nämliche Leid schickt sich zu Beider Schicksal. Der P. Brumoy nimmt es in der That etwas zu scharf, wenn er dem Euripides Schuld gibt, als habe er mit dem Worte *ὡς* die Verdart bezeichnen wollen, und bei dieser Gelegenheit die weiße Bemerkung macht, daß ein Auctor niemals von sich selbst sagen müsse, er rede in Versen.

13 Das wird dich schwer alsdann enscheiden. Wörtlich heist es: Es wird (oder er wird) aber doch dazu kommen! — Nun kann es freilich auch so verstanden werden: *Klytämnestra*. Wird darum mein Kind nicht acceptirt werden? Achilles. Darum wird er wenigstens kommen; oder es kann heißen: Achilles. Du hältst deine Tochter fest. *Klytämnestra*. Wird Das hindern können, daß man sie nicht erfert? Achilles. Nein; er wird aber doch seinen Angriff thun. — Die angenommene Erklärung scheint die natürlichste zu seyn.

14 Dies ist eine von den Stellen, die dem Euripides den Namen des Uebersetters wiedergeben haben. Wenn man sie aber nur auf den Achilles deutet, so verliert sie das Innere; und diese Erklärungssart schließt auch der Text nicht aus.

Scenen aus den Phönicierinnen des Euripides.

Personen:

Jokasta, des Oedipus Gemahlin und Mutter, Königin zu Theben.

Oedipus, } ihre und des Oedipus Söhne.
Polynices, }

Antigone, ihre Tochter.

Hofmeister der Antigone.

Chor fremder Frauen aus Phönicien.

Die Scene ist vor dem Palast des Oedipus zu Theben.

Jokasta.

O, der du wandelst zwischen den Gestirnen
Des Himmels und, auf goldnem Wagen thronend,
Mit flücht'gen Rossen Flammen von dir strömt,
Erhabner Sonnengett — wie feindlich streng
Sahst du auf Thebens Land herab, als Kadmus,
Der Tyrer, seinen Fuß hieher gesetzt.
Dem Könige gebor der Venus Tochter
Harmonia den Polydor; von diesem
Soll Labdakus, des Kajus Vater, stammen.
Ich bin Menöceus Tochter; meinen Bruder
Nennt Kreon sich von mütterlicher Seite.
Jokasta heiß' ich — also nannte mich
Mein Vater — und mein Ehgemahl war Kajus.
Der ging, als lang sein Kindesgegn kam,
Nach Phöbos Stadt, aus unserm Ehebetto
Sich einen Leibeserben zu erschn.
Ihm ward die Antwort von dem Gott: „Beherrscher
Der reisekundigen Thebaner, werde
Nicht Vater wider Jovis Schluß! denn zeugt
Du einen Sohn, so wird dich der Griengte tödten,
Und wandeln muß dein ganzes Haus durch Blut.“
Doch er, von Lust und Bacchus Wuth besiegt,
Ward Vater — Als ein Knabe nun erschien,
Gab er, der Uebereilung jetzt zu spät
Gewahr und des Drakels eingedenk,
Den Neugeborenen, dem er durch die Sohlen
Ein spitzig Eisen trieb, den Hirten, ihn
Auf Juno's Nu zu werfen, die den Gipfel
Cithärons schmückt. Hier ward er von den Hirten
Des Polybus gefunden, heimgetragen
Und vor die Königin gebracht, die, meines
Gebärens Frucht an ihre Brüste legend,
Weim Gatten sich des Kindes Mutter rühmte.
Als er zum Jüngling nun gereift, und im
Das Kinn das zarte Milchhaar angefliegen,
Ging er — sey's aus freiwill'ger Regung, sey's
Auf fremden Wink — die Ältern zu ersuchen,
Nach Phöbos Stadt, wohin zu gleicher Zeit
Auch Kajus, mein Gemahl, sich aufgemacht,
Vom weggelegten Sohne Kundschaft zu erhalten.
Auf einem Scheideweg, in Phocis stießen
Sie aufeinander, und der Wagenführer
Des Kajus rief: „Wach' Plaz dem König, Fremdling!
Doch' er froh schweigend seines Weges fort
Mit hohem Geiße, bis ihm der Zelter Fuß
Ferse blutig trat — da — doch wozu
Über fremdes Unglück mich verbreiten?

Da schlug der Sohn den Vater, nahm den Wagen
Und bracht' ihn seinem Pfleger Polybus.
Als bald darauf die räuberische Ephyne
Das Land umher verwüstete, ließ Kreon
Der Schwester Hand, die jetzt verwittwet war,
Dem zur Verheirathung bieten, der die Frage
Der räthselhaften Jungfrau würde lösen.
Das Schicksal fügt's, daß Oedipus, mein Sohn,
Das Räthsel löst, worauf er König ward,
Und dieses Landes Scepter ihn belehnte.
Unwissend freit' der Unglückselige
Die Mutter; auch die Mutter wußte nicht,
Dah sie den eignen Sohn umfing. So gab
Ich Kinder meinem eignen Kind, zwei Knaben,
Den Oedipus erst und Polynices,
Den Herrlichen — zwei Töchter dann, die jüngste
Nimene von ihm selbst, die älteste
Von mir Antigone genannt. Doch, als
Der Unglückselige sich endlich nun
Als seiner Mutter Ehgemahl erkannte,
Und aller Jammer stürmend auf ihn drang,
Trach der Verzeihungsstille milderisch
Mit goldnem Haken sich die blutenden
Augäpfel aus — Indessen bräunte sich
Der Söhne Wange; dieses Unglücks Schmach
Dem Aug' der Welt zu bergen — schwer gelang's —
Verschlossen sie den Vater im Palaste.
Hier lebt er noch; doch, der Gewaltthat zürnend,
Gragh er Mörder auf der Söhne Haut,
Dah Kajus ganzes königliches Haus
Durch ihres Schweres Schärfe möge fallen!
Und dieses schwer en Kluchs Erfüllung nun,
Wenn sie bekommen wohnen blieben, nicht
Herbekommen. Blossen unter sich
Die Brüder den Vertrag, dah sich der Jüngere
Freiwillig aus dem Reich verbannen sollte,
Inden der Ältere des Throns genösse,
Und Beide so von Jahr zu Jahre wechselnd.
Doch Oedipus, mächtig nun des Throns,
Verzwehnt herabzustiegen und verflucht
Die Jüngeren gewaltfam aus dem Lande.
Der flieht nach Argos, wo Adrastus ihn
Zum Gicam sich erwählt und um ihn her
Ein mächtig Heer versammelt. Dieses führt
Er gegen Thebens sieben Thore nun
Heran, des Vaters Reich zurückzufordernd
Und seinen Antheil an dem Königsthron.
Nun hab' ich, beide Brüder zu versöhnen,

Polynicen vermocht, auf Tren' und Glauben
 Sich bei dem Bruder friedlich einzufinden,
 Oh' sie im Treffen feindlich sich vermengen.
 Er werde kommen, meldet mir der Vote.
 Sey du nun unser Netter, Vater Zeus,
 Der in des Himmels lichten Kreisen wohnt,
 Und sende meinen Kindern die Versöhnung!
 Wenn du ein weises Wesen bist, nicht immer
 Kannst du denselben Menschen elend sehn!

Sie geht ab.

Der Hofmeister. *Antigone, noch nicht gleich sichtbar.*

Hofmeister spricht ins Haus hinein und erscheint auf dem Bühn:
 Weil dir die Mutter auf dein Bitten denn
 Vergönnen will, Antigone, aus deinem
 Gemach zu gehn und das Argiverheer
 Vom Eöller des Palastes zu beschauen,
 So warte hier, bis ich den Weg erkundet,
 Damit der Bürger keiner uns begegne,
 Und nicht verdämerischer Tadel mich,
 Den Knecht, und dich, die Fürstentochter, treffe.
 Hab' ich erst rings mich umgesehn, alsdann
 Erzähl' ich dir, was ich im Lager sah
 Und von den Feinden mir erklären lassen,
 Als ich den wechselseitigen Vertrag
 Der beiden Brüder hin und wieder trug.
 — Es nähert weit und breit sich Niemand. Steig!
 Die alten Gedenkstufen nur herauf
 Und schau' und sieh', was für ein Heer von Feinden
 In den Gefilden längs der Dirce Quers
 Verbreitet liegt und längs dem Laufe des Ismen!

Antigone noch hinter der Scene.

So komm', o Greis, und reiche meiner Jugend
 Die Maanesband und hilf mir auf die Stufen!

Hofmeister, der den Arm reichend.

Da, Jungfrau! Halte dich nur fest — Sieh', eben
 Zu rechter Zeit bist du heraufgestiegen:
 Das Heer kommt in Bewegung, und die Haufen
 Zertrennen sich.

Antigone.

Ha, Tochter der Latöna!
 Ehrwürdig's Gekate' — Ein Witz ist das Gefilde.

Hofmeister.

Ja, nicht verächtlich rückte Polynices
 Auf Tehen her. Mit Ressen ohne Zahl
 Drauset er heran und vielen tausend Schilden.

Antigone.

Es sind mit Schlöffern doch und ehernen Niegeln
 Die Pforten und die Werke Amphions,
 Die Mauern, wohl verwahrt?

Hofmeister.

Sey außer Sorgen!
 Von Innen ist die Stadt verwahrt — Doch sieh'
 Den Führer da, wenn du ihn kennen willst.

Antigone.

Der dort mit blankem Helme vor dem Heer
 Hüherzucht und den ehernen Schild so leicht
 Im Arme schwenkt — wer ist's?

Hofmeister.

Das ist ein Führer,
 Oekieterin!

Antigone.

Wer ist er? Woher stammt er?
 Wie nennt er sich? O, sage mir Das, Greis!

Hofmeister.

Wocensischen Geschlechts ist er und wohnt
 An Verna's Teiche, kürst Hipyromedon.

Antigone.

Wie trotzig und wie schreckhaft anzusehn!
 Den ergeborenen Giganten gleich,

Nicht wie ein Sterblicher, tritt er einher,
 Gleich einem Stern in seiner Rüstung leuchtend!

Hofmeister.

Siehst du jetzt Den, der über das Gewässer
 Der Dirce setzt?

Antigone.

Ganz andre Waffen sind

Das wieder. Sage mir, wer ist's?

Hofmeister.

Das ist

Der Führer Tydeus, König Deneus Sohn.
 Dem schlägt der kalydon'sche Mars im Busen.

Antigone.

Ist's Der, der von der Gattin meines Bruders
 Die Schwester ehlichte? Wie fremd von Rüstung!
 Halb Grieche scheint er mir und halb Barbar!

Hofmeister.

Mein Kind, so starke Schilde führen alle
 Aetolier, und auf den Lanzenwurf
 Verstehen sie sich trefflich.

Antigone.

Aber wie

Kannst du Dies alles so genau mir sagen?

Hofmeister.

Weil ich der Schilde-Zeichen mir gemerkt,
 Als ich den Stillstand in das Lager brachte:
 So kenn' ich Die nun, die die Schilde führen.

Antigone.

Wer ist denn jener Langgelocte dort
 An Jethus Grabmal, schreckhaft anzusehen,
 Doch noch ein Jüngling an Gestalt?

Hofmeister.

Ein Führer.

Antigone.

Was für ein Haufen von Bewaffneten
 Sich um ihn drängt!

Hofmeister.

Es ist Parthenopäus,

Der Atalanta Sohn.

Antigone.

Das ihn Dianens

Gefasch, die, jagend durch Gebirg und Wald,
 Mit seiner Mutter schweift, verderben möge,
 Der meine Heimat zu verwüsten kam!

Hofmeister.

Das gebe Zeus und alle Himmlische!
 Doch keine schlimme Sache führte Die
 Herauf — drum fürcht' ich sehr, es werden
 Die Götter nach Gerechtigkeit verhängen!

Antigone.

Wo aber, wo entdeck' ich Den, den das
 Unsel'ge Schicksal mir zum Bruder gab?
 O Liebster, Polynicen zeige mir!

Hofmeister.

Der dort beim Grab der Töchter Niobens,
 Nächst an Adrastus, steht — erkennst du ihn?

Antigone.

Ja, ja, ich sehe — doch recht deutlich nicht —
 So was, das ihm von Berne gleicht — so etwa,
 Wie er die Brust zu tragen pflegt! — o, könn'
 Der schnellen Wolke Flug mit diesen Füßen
 Zu meinem Bruder durch die Lüfte fliegen,
 Die Arme schlingen um den liebsten Hals
 Des armen Mücklings, ach, des lang entbehrten!
 O, sieh' doch, wie die Morgensonne blüht
 Der Herrliche in seiner goldenen Rüstung!

Hofmeister.

Und, freue dich, gleich steht er selbst vor dir!

Antigone.

Wer ist denn Der, der dort mit eignen Händen
Den weißen Wagen lenkt?

Hofmeister.

Das ist der Echer
Amphiaraus, Königin! Du siehst,
Er führt die Opferthiere mit sich, die
Mit ihrem Blut die Erde tränken sollen.

Antigone.

O Luna! Licht im goldenen Kreise! Tochter
Der Sonne, die im Sternengürtel glänzt!
Wie ruhig, wie geschickt er seine Zelter
Im Jügel hält und herrscht auf dem Wagen!
Wo aber ist der Trogige, der gegen
Die Stadt so kühner Drohung sich verwagen?
Wo ist Kapanus?

Hofmeister.

Dort mißt er die Höh'
Und Tiefe unsrer Mauern und erspäht
Sich einen Zugang zu den sieben Thürmen.

Antigone.

O Nemeß und ihr, hehlbrausende
Gewitter Jovis, und du, hoher Strahl
Des nachtungebneten Mlges, zähmet ihr
Den Trog, der über Menschheit sich versteiget!
Das ist der Mann, der Thebens Töchter mit
Dem Schwert gefangen nach Mycene führen
Und an dem Quell der Lerna in die Knechtschaft
Herunterwürzen will — Mein, Tochter Zeus!
Goldlockige Diana! Heilige!
Knechtschaft laß nie und nimmer mich erfahren!

Hofmeister.

Was du zu sehr verlangst, hast du nun
Gesehn und keinen Wunsch erfüllt. Komm' jetzt
Ins Haus zurück, mein Kind, in deinem Brauens-
Gemach dich still und stillsam einzuschließen.
Der Aufruhr, siehst du, führt dort eine Schaar
Von Weibern zu der Königsburg heran —
Und Weiber schmähen gern! Je feltner sie
Zum Plaudern kommen, desto emfiger
Wird die Gelegenheit benutzt. Es muß,
Ich weiß nicht welche, Wollust für sie seyn,
Einander nichts Gesundes vorzuschwägen. Sie leben ab

Polynices *triumph.*

Hier wär' ich. Durch die Thore haben mich
Die Wächter ohne Schwierigkeit gelassen.
Dies könnte mir verdächtig seyn — Nun sie
Zu ihrem Netz mich einmal haben, dürfte
Wohl ohne Blut kein Rückweg für mich seyn.
Ob nicht ein Fallstrick irgendwo hier laure,
Muß ich die Augen aller Orten haben —
Doch dieses Schwert sey meine Sicherheit!

Er fahet zusammen.

Horch, wer ist da? — Wahrhaftig! Ein Geräusch
Erst mich in Furcht! Auch dem Beherztesten
Dünkt Alles grauenvoll, wenn er den Fuß
Zu Feindes Land gesetzt. — Der Mutter trau' ich
Und trau' ihr wieder nicht, die nach beschwornem
Vertrag hieher zu kommen mich beredet.
Doch in der Nähe hier ist Schuß. Altäre
Der Götter stehen da, und auch nicht ganz
Verlassen sind die Häuser. Gut! Ich will
Das Schwert der finstern Scheide wiedergeben
Und, wer Die sind, die bei der Königsburg
Dort stehen, mich erkunden.

Er geht auf der Thor zu.

Oremoe Frauen,
gt an, aus welcher Heimat kommet ihr
her zu diesen Wohnungen der Griechen?

Chor.

Phönicien hat mich gezeugt. Mich sandten,
Als ihrer Siege Erstlinge, dem Phöbus
Die Gekel Agnors — und eben wollte
Des Oedipus glorreicher Sohn zum behren
Drafel und zum Heiligthum des Gottes
Mich senden, da umzingelte der Feind
Die Stadt — Laß du nun auch mich hören, wer
Du seyst, und was nach Thebens Beste dich,
Der siebenpfortigen, geführt?

Polynices.

Mein Vater

Ist Oedipus, des Laus Sohn. Isakasta
Gehar mich, des Menekens eble Tochter,
Und Polynices nennt mich Thebens Volk.

Chor.

O theurer Zweig von Agnors Geschlechte,
Verwandter meiner Könige, derselben,
Die mich hieher gesendet — o, laß mich,
Nach meines Landes Weise, knien dich
Begrüßen, Fürst! So bist du endlich wieder
Gefommen, nach so langer Trennung wieder
Gefommen in dein heimisch Land!

Auch herein.

Hervor,

Hervor, Gebieterin! Ich' auf die Thore!
Hörst du ihn nicht, den du gebahrt! Was säumst du,
Die hochgewölkten Zimmer zu durchreiten
Und in des Sohnes Arme dich zu werfen?

Isakasta *triumph.*

Jungfrauen, eurer Stimme tyrinchen Laut
Hab' ich im Innern des Palais vernommen
Und wanke nun, mit altersschwerem Tritt,
Zu euch heraus. Sie eilt zu den Polynices

Mein Sohn! Mein Sohn! So seht!

Ich endlich, nach so vielen tausend Tagen,
Dein liebes Auge wieder! O, umschlinge
Mit deinem Arm die mütterliche Brust!
Laß die geliebten Wangen mich berühren!
Laß, mit der Mutter Silberhaar vermischt,
Die braunen Locken diesen Hals beschatten!
O Freude! Freude! Nimmer glaubt' ich, nimmer
Hofft' ich, in diese Arme dich zu schließen.
Was soll ich Alles dir doch sagen? Wie
Das mannigfaltige Entlücken mit
Geberden, Worten, Händen von mir geben?
Reht da, seht dort die iven Mlde weidend,
Die Kust vergangner Jahre wieder kosten?
O lieber Sohn, wie eie ließen du
Das väterliche Haus zurück, als dich
Des Bruders Trog ins Gland angetroffen!
Wie haben deine Freunde sich nach dir
Geseht! wie hat ganz Theben sich nach dir
Geseht! Sohn, von diesem Tag an schütz
Ich Kammerer die Locken mir vom Haupte,
Seit diesem Tage schmückt kein weißes Kleid
Die Glieder mehr; nur dieses nächtliche
Gewand, das du hier siehst, hat mich bekleidet.
Mit thränenvoller Sehnsucht schmachtete
Indeß, des süßen Augenlichts beraubt,
Der Greis hier in der Burg nach seinen Söhnen,
Die wilder Haß von seinem Hause riß:
Schon rückt' er gegen sich das Schwert, den Tod
Mit eignen Händen sich bereitend, knüpfte,
Sich zu erwürgen, schon an hohem Pfosten
Die Seile, gegen dich und deinen Bruder
In heulende Verwünschungen ergossen.
So halten wir den Gwigkammernden
Im Dunkel hier verborgen. Du, mein Sohn,

Gast unterdeß im Ausland, wie sie sagen,
Des Hochzeibettes Freuden dir bereitet,
Gast — o welch harter Schlag für deine Mutter,
Und welche Schmach für Laïus, deinen Ahnherrn! —
Gast Fremde zu den Deinigen gemacht
Und fremden Bluch an unser Haus gekettet.
Ich hatte dir die Hochzeitsafel ja
Nicht angezündet, wie es sittlich ist
Und recht, und wie's beglückten Müttern ziemt,
Und der Hymen gab dir die Welle nicht
Zum hochzeitlichen Bad, kein Freudenten
Begrüßte deine Brant in Thebens Thoren!
Verwünscht seyn alle Plagen, die das Haus
Des Oedipus, sey's durch der Söhne Schwert
Und Zwietracht, sey's um seiner Sünde willen,
Sei's durch des Schicksals blinden Schluß, bestürmen!
Auf meinem Haupte schlagen sie zusammen!

Chor.

Hart sind die Wehen der Gebärendin!
Drum lieben alle Mütter so die Kinder!

Polynices.

Hier bin ich mitten unter Feinden, Mutter.
Hab' ich mir gut geraten oder schlimm,
Ich weiß es nicht — Doch hier ist keine Wahl:
Zum Vaterland fühlt Jeder sich gezogen.
Wer anders redet, Mutter, spielt mit Worten,
Und nach der Heimat stehen die Oeankten.
Doch, von gehemmer Furcht gewarnt, daß nicht
Der Vender hinterlistig mich erwürge,
Hab' ich die Straßen mit entblößtem Schwert
Und scharf herumgeworfnem Blick durchzogen.
Gins ist mein Rest, der Atridenecid und dein
Gegebnes Wort. Voll Zuversicht auf Dies
Vertraut' ich mich den vaterländ'schen Mauern.
Nicht ohne Weinen, Mutter, kam ich her,
Als ich die alte Stönigeburg und die
Märe meiner Götter und die Schule,
Wo meine Jugend sich im Waffenspiel
Geübt, und Thebens wohlbekannte Wasser
Nach langer, langer Trennung wieder sah.
Ganz wider Willigkeit und Recht ward ich
Aus diesen Gegenden verbannt, gezwungen,
Mein Leben in der Fremde zu verweinen.
Nun seh' ich auch noch dich, geliebte Mutter,
Auch dich voll Kummer, mit beschornem Haupte,
In diesem Traur'gewande — Ach, wie elend
Bin ich! Wie unglückbringend, liebe Mutter,
Ist Feindschaft zwischen Brüdern, und wie schwer
Hält die Versöhnung! — Aber wie ergeht's
Dem alten blinden Vater hier im Hause?
Wie meinen beiden Schwestern? Weinen sie
Um ihren Bruder, der im Glend irt?

Jokasta.

Ach, irgend ein Unsterblicher ist gegen
Das Haus des Oedipus entbrannt! Erst ward
Ich Mutter, die nicht Mutter werden sollte,
Drauf erlichte zur unglücksel'gen Stunde
Dein Vater Oedipus mich, dann wardst du!
Doch wozu Dieses? — Tragen muß der Mensch,
Was ihm die Götter senden — Sieh! ich möchte
Wenn ein'ge Fragen an dich thun, wenn ich
Nicht fürchtete, dir Schmerzen zu erregen.

Polynices.

Ihu's immer. Halte nichts vor mir zurück.
Was du willst, macht mir allemal Vergnügen.

Jokasta.

Was ich zuerst also gern wissen möchte —
Sag — ist's denn wirklich ein so großes Uebel,
Des Vaterlands beraubt seyn?

Polynices.

Und größer wahrlich, als es Worte malen!
Jokasta.
Was ist so Hartes denn an der Verweisung?

Polynices.

Das Schrecklichste ist Das: Der Flüchtling darf
Nicht offen reden, wie er gern möchte.

Jokasta.

Was du mir sagst, ist eines Sklaven Los:
Nicht reden dürfen, wie man's meint!

Polynices.

Den Abergiz der Mächtigen ertragen.
Jokasta.

Ein Thier seyn müssen mit den Thörichen,
Auch Das fällt hart!

Polynices.

Und dennoch muß er ihnen,
So sehr sein Inneres sich dagegen sträubt,
Um seines Vortheils willen sklavisch dienen.

Jokasta.

Doch, Hoffnung, sagt man, stärke den Verbannten.

Polynices.

Sie lacht ihm freundlich, doch von Weitem nur.

Jokasta.

Und leht die Zeit nicht, daß sie eitel war?

Polynices.

Ach, eine holde Venus spielt um sie!

Jokasta.

Doch wozu lebst du, eh' deine Heirath
Dir Unterhalt verschaffe?

Polynices.

Manchmal hatt' ich
Auf einen Tag zu leben, manchmal nicht.

Jokasta.

Nahm denn kein alter Gahirund deines Vaters,
Kein andrer Freund sich deiner an?

Polynices.

Sei glücklich!
Mit Freunden ist's vorbei in schlimmen Tagen.

Jokasta.

Auch deine Herkunft half dir nicht empor?

Polynices.

Ach, Mutter, Mangel ist ein hartes Los!
Mein Adel machte mich nicht hart.

Jokasta.

Die Heimat
Ist also wohl das Theuerste, was Menschen
Besitzen!

Polynices.

O, und theurer, als die Zunge
Ausprechen kann!

Jokasta.

Wie kamst du denn nach Argos?
Was für ein Verfall führte dich dahin?

Polynices.

Adraffen ward von Phöbus das Drafel:
Ein Oher und ein Löwe würden seine
Sidame werden.

Jokasta.

Sonderbar! Was heißt Das?
Wie konntest du mit einem dieser Namen
Bezeichnet seyn?

Polynices.

Das weiß ich selbst nicht, Mutter.
Das Schicksal hatte mir dies Glück beschieden.

Jokasta.

Voll Weisheit sind des Schicksals Räthungen!
Wie aber brachtest du's bis zur Vermählung?

Polynices.

Nacht war's. Ich kam zur Halle des Adrast —

Jokasta.

Glücklingen gleich, ein Obdach da zu finden?

Polynices.

Das war mein Verfall. Bald nach mir kam noch
Ein andrer Glückling. —

Jokasta.

Wer war dieser Andre?

Auch ein Unglücklicher, wie du?

Polynices.

Er nannte

Sich Iphedus, Denens Sohn.

Jokasta.

Wie aber konnte

Adrast mit wilden Thieren euch vergleichen?

Polynices.

Weil wir ums Lager handgemein geworden.

Jokasta.

Und darin fand der Sohn des Island
Den Aufschluß des Trakels?

Polynices.

Einem Jeden

Gab er der Töchter eine zur Gemahlin.

Jokasta.

Und diese Ehe, schlug sie glücklich aus?

Polynices.

Bis diesen Tag hab' ich sie nicht bereuet.

Jokasta.

Wodurch bewogst du aber die Argiver,

Mit dir zu ziehen gegen Iphedus Thore?

Polynices.

Adrast gelobt es mir und diesem Iphedus,
Der jetzt mein Bruder ist, jedweden Eidam
Zurückzuführen in sein heimlich Reich
Und mich zuerst. Es sind der araischen
Und griechischen Hürten viel im Heer, mir diesen
Nothwendigen, doch traurigen Dienst zu leisten:
Denn wider meine Heimat führ' ich sie
Herauf. Doch die Unsterblichen sind Zeugen,
Wie ungern ich die Waffen gegen meine
Geliebtesten ergriß! Dir, Mutter, nun
Kommt's zu, den thränenvollen Zwist zu heben,
Zwei gleich geliebte Brüder zu versöhnen
Und dir und mir und unserm Vaterland
Viel Drangsal, viele Leiden zu ersparen.
Es ist ein altes Wort, doch bring' ich's wieder:
Die Ehre wohnt beim Reichthum. Reichthum übt
Die größte Herrschaft über Menschenseelen.
Ihn zu erlangen, komm' ich an der Spitze
So vieler Tausende. Der Arme, sey
Er noch so groß geboren, gilt für nichts.

Chor.

Sieh! Eben naht sich Eteokles selbst
Zur Friedensehandlung. Königin, nun ist's an dir,
Der Ueberredung kräftiges Wort zu führen,
Das deine Kinder zur Versöhnung neige.

Eteokles kommt.

Da bin ich, Mutter. Dir zu Lieb' erschein ich.
Was soll ich hier? Laß hören! Eben hab' ich
Mein Volk und meine Wagen vor den Mauern
In Schlachtordnung gestellt — noch hielt ich sie
Zurück, das Wort des Friedens erst zu hören,
Um büßentwillen Dem vergönnet ward,
Mit sicherem Geleit hier zu erscheinen.

Jokasta.

Gelassner! Uebereilung thut nicht gut;
Samskeit macht alle Dinge besser.
Ist es finstern Blick! nicht dieses Schnauben

Verhaltner Muth! Es ist kein abgeriss'nes
Medusenhaupt, was du betrachten sollst,
Dein Bruder ist's, der zu dir kam — Auch du,
Gönn' ihm dein Angesicht, mein Polynices:
Weit besser spricht sich's, weit eindringender,
Wenn deine Blicke seinem Blick begegnen;
Weit besser wirst du ihn verstehn. Hört's Kinder!
Ich will euch eine kluge Lehre geben:
Wenn Freunde, die einander zürnen, sich
Von Angesicht zu Angesicht nun wieder
Zusammen finden, seht, so müssen sie,
Uneingedenk jedweder vorigen
Veleidigung, sich einzig Dessen nur,
Wegwegen sie beisammen sind, erinnern!

Zu Polynices.

— Du hast das erste Wort, mein Sohn! Weil dir
Gewalt geschehen, wie du sagst, bist du
Mit dem Argiverheer heraufgezogen.
Und möchte Einer der Unsterblichen
Nun Schiedsmann seyn und eure Zwietracht tilgen!

Polynices.

Wahrheit liebt Einsalt. Die gerechte Sache
Hat künstlich schlauer Wendung nicht vonnöthen.
Sie selbst ist ihre Schutzwehr. Nur die schlimme,
Sich in sich selbst, braucht die Arznei des Wiges.
Weil ich es gut mit ihm und mir und mit
Dem Vaterland gemeint, verbannt' ich mich,
Den Glücken zu entgehen, die der Kreis
Auf uns gewälzt, freiwillig aus dem Reiche,
Rief ich ihm den Thron, den er nach Jahresfrist
Abwechselnd mich theiligen lassen sollte,
Noch damals weit entfernt, mit Blut und Mord
Zurückzuführen, Böses zuzufügen
Und Böses zu empfangen. Ihm gefiel
Die Auskunft, er beschwor sie bei den Göttern;
Nun hat er nichts von Allem, was er schwer,
Und fährt fort, den Thron und meinen Theil
Am väterlichen Reich sich zuancignen.
Doch selbst noch jetzt bin ich bereit — gibt man,
Was mein ist, mir zurück — der Griechen Heer
Aus diesem Land in Brienon wegzuführen,
Mein Jahr, wie es mir zukommt, zu regieren
Und ihm ein Gleiches wieder zu gestatten.
So bleibt mein Vaterland von Drangsal frei,
Und keine Leiter naht sich diesen Thürmen.
Verschmäht man Das — nun, so entscheide denn
Das Schwert! Doch meine Zeugen sind die Götter,
Wie billig ich es meinte, und wie höchst
Unbillig mir der Heimat mich beraubet!
Das ist es, Mutter, Wort für Wort, was ich
Zu sagen habe, kurz und ungeschraubt,
Doch klar und überzeugend, wie mir dünkt,
Dem schwachen Kopf wie dem verständigsten!

Chor.

Ich finde dich Rede voll Verstand,
Wiewohl mich Griechenland nicht auferzogen.

Eteokles.

Ja, wenn, was Einem schon und löblich dünkt,
Auch jedem Andern schön und löblich dünkte,
Kein Streit noch Zwist entzweite dann die Welt!
So aber sind's die Namen nur, worüber
Man sich versteht; in Sachen denkt man anders.
Sieh', Mutter! Zu den Sternen dort — ich sag'
Es ohne Scheu' — dort, wo der Tag anbricht,
Stieg' ich hinauf, vermächten's Menschenkräfte,
Und in der Erde Tiefen taucht' ich unter,
Die höchste der Götinnen, die Gewalt,
Mir zu erringen! Mutter, und dies Gut
Sollt' ich in andern Händen lieber sehn

Als in den meinigen? Der ist kein Mann,
Der, wo das Größte zu gewinnen ist,
Am Kleinern sich genügen läßt — Und wie
Erniebrendig für mich, wenn Dieser da
Mit Jen'r und Schwert, was er nur will, von mir
Ertrogen könnte! Wie beschimpfend selbst
Für Theben, wenn die Speere der Argiver
Das Scepter mir abhängigsten! Nein, Mutter!
Nein! Nicht, die Waffen in der Hand, hält' er
Von Frieden sprechen sollen! Was ein Schwert
Ausrichten mag, thut auch ein Wort der Güte.
Will er im Lande sonst sich niederlassen,
Recht gern! Doch König wird er nicht, solange
Ich es zu hindern habe, nicht! — Ihm dienen,
Da ich sein Herr seyn kann? Nur zu! Er rücke
Mit Schwert und Fener auf mich an, er decke
Mit Rossen und mit Wagen das Gefilde;
Mein König wird er niemals! nie und nimmer!
Nach Unrecht seyn, so sey's um eine Krone,
In allem Andern sey man tugendhaft.

Chor.

In schlimmer That schön reden ist nicht gut:
Das heißt Gerechtigkeit und Tugend höhnen.

Jokasta.

Mein Sohn! mein Oeokles! Alles ist
Nicht schimm am Alter. Die Erfahrung krönt's
Mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt.
Warum von der Götinnen Schlimmster dich,
Dich von der Ehrbegier beherrschen lassen?
O, weide die Abscheuliche! In manch
Glücklich Haus, in manch glücklich Land
Schlich sie sich ein; doch, wo man sie empfing,
Zog sie nie anders aus, als mit Verderben.
Sieh, um auch Dieser rasest du! Wie viel
Vortrefflicher ist Gleichheit! Gleichheit küßt
Den Vundesverwandten mit dem Vundesverwandten,
Den Freund zusammen mit dem Freund und Länder
Mit Ländern! Gleichheit ist das heilige Gesetz
Der Menschheit. Dem Vermögenderen lebt
Ein ew'ger Gegner in dem Aermern, stets
Bereth ihn zu bekriegen. Gleichheit gab
Den Menschen Maß, Gewicht und Zahl. Das Licht
Der Sonne und die strahlenlose Nacht
Läßt sie in gleichem Girkelgange wechseln —
Und, keines neidisch auf des Andern Sieg,
Wetteifern Beide nur, der Welt zu dienen.
Und dich befriedigt nicht der gleiche Theil
Am Throne? du mißgönnst ihm auch den seinen?
Ist Das gerecht, mein Sohn? Was ist so Großes
Denn an der Macht, der glücklichsten Gewaltthat,
Daß du so übermäßig sie vergötterst?
Der Menschen Augen auf sich ziehn? Ist Das
Das Herrliche? Das ist ja nichts! bei vielen
Besitzungen viel Müh' und Angst empfinden!
Denn, was ist Ueberfluß? sprich selbst. Ein Name!
Ist haben, was er braucht, genügt dem Weisen.
Und Schätze sind kein Eigenthum des Menschen;
Der Mensch verwaltet nur, was ihm die Götter
Verlehn und, wenn sie wollen, wieder nehmen:
Ein Tag macht den Begüterten zum Bettler.
Nun laß ich unter Zweien dir die Wahl!
Was willst du lieber? Deine Vaterstadt
Erhalten oder herrschen? — Du willst herrschen!
Wie aber, wenn Der Sieger wird, und seiner
Argiver Schaaeren deine Heere schlagen:
Willst du dann Zeuge seyn, wie Kadmus Stadt
In Grunde stürzet, seine Jungfrauen,
Ein Raub des Siegers, in die Kuchtschaft wandern?

Ehrgeiziger, Das leg' ich dir ans Herz,
So theu'r muß Theben deinen Goldburch zahlen!

Sich zu Polynices wendend.

Und dir, mein Polynices, hat Abraß
Unflug gebient, und unflug bist du selbst,
Daß du der Heimat nahlst mit Kriegenoth.
Gesezt (wovon die Götter uns bewahren!)
Du unterwärfest dir die Stadt, was für
Trophäen willst du deinem Sieg errichten?
Mit welchen Opfern den Unsterblichen
Für deines Vaterlandes Umpurz danken?
Mit welcher Aufschrift die gemachte Beute
Am Juachus aufstellen? „Diese Schilde
Weiht, nach Einäscherung der Vaterstadt,
Den Göttern Polynices?“ — Das verhüte
Der Himmel, mein geliebter Sohn, daß je
Ein solcher Ruhm dich bei den Griechen preie!
Wirst du besiegt, und krönt den das Glück,
Sag' an, mit welcher Stirne willst du dich,
Nach so viel tausend hier gelassenen Leuten,
In Argos sehen lassen, wo man deinem
Abraß entgegen schreien wird: „Verfluchtes
Ghblüdnüß, das du stiftetest! Um einer
Vermählten willen muß dein Volk verderben!“
So rennst du in die doppelte Gefahr,
Den Preis sowohl, um den du kämpfen willst,
Als der Argiver Weisand zu verlieren.
O, zähmet, Kinder, dies unbänd'ge Feuer!
Kann wohl was ungereimter seyn, als zwei
Unsinnige, die um Dasselbe buhlen!

Chor.

O, wendet, Götter, dieses Unheil ab
Und stiftet Frieden unter Oedips Kindern!

Oeokles, aufbrechend.

Mit Worten wird hier nichts entschieden, Mutter,
Die Zeit geht ungenüßt vorbei, und dein
Bemühen, siehst du, ist umsonst — Ich Herr
Von diesem Land, sonst kein Gedank' an Frieden!
Verschone mich mit längerer Ermahnung!

In Thron.

Du, räume Theben oder stirb!

Polynices.

Durch wen?

Wer ist der Unverlegliche, der mich
Mit mörderischem Stahl anfallen darf
Und nicht von meinen Händen Gleiches fürchtet?

Oeokles.

Er steht vor deinen Augen. Siehst du, hier!

Er streckt seinen Arm aus.

Polynices.

Ich sehe — doch der Ueberfluß ist feig,
Und eine böse Sache liebt das Leben.

Oeokles.

Drum rücktest du mit so viel Tausenden
Herauf? Um eine Weimne zu bekriegen?

Polynices.

Weil kluge Vorsticht mehr, als toller Muth,
Dem Feldheern ziemt.

Oeokles.

Wie frech, wie übermüthig
Danke dem Vertrag, der dir das Leben stiftet.

Polynices.

Noch einmal forder' ich mein ererbtes Reich
Und meinen Thron von dir zurück.

Oeokles.

Es ist

Hier nichts zurückzufordern. Ich bewohne
Mein Haus und fahre fort, es zu bewohnen.

Polynices.
Wie? Mehr, als deines Antheils ist?

Eteokles.

So sagt' ich.

Und nun brich auf!

Polynices.

O ihr Altäre meiner Heimat!

Eteokles.

Die du zu schleifen kamst.

Polynices.

O, höret mich!

Eteokles.

Dich hören, der sein Vaterland bekriegt!

Polynices.

Ihr Tempel meiner Götter!

Eteokles.

Deine Götter

Verwerfen dich.

Polynices.

Man treibt mich aus der Heimat!

Eteokles.

Weil du gekommen bist, sie zu verheeren.

Polynices.

Höchst ungerecht verhöhnt man mich, ihr Götter!

Eteokles.

Hier nicht, in deinem Argos ruf' sie an!

Polynices.

Ruchloser Lästler!

Eteokles.

Doch kein Feind, wie du,

Des Vaterlands.

Polynices.

Gewaltiam treibst du mich

Hinaus, gewaltiam raubst du mir mein Erbe!

Eteokles.

Und auch das Leben hoff' ich dir zu rauben.

Polynices.

O, hörst du, was ich leiden muß, mein Vater?

Eteokles.

Er hört auch, wie du handelst.

Polynices.

Und du, Mutter?

Eteokles.

Du hast's verschert, der Mutter heilig Haupt
Zu nennen.

Polynices.

Vaterstadt!

Eteokles.

Geh' in dein Argos

Und bete zu der Ierna Strom!

Polynices.

Ich gehe,

Sey unbeforgt! — Dir tausend, tausend Dank,
Geliebte Mutter —

Eteokles.

Geh' von hinnen, sag' ich.

Polynices.

Ich gehe. Meinen Vater nur vergönne
Mir noch zu sehen.

Eteokles.

Nichts.

Polynices.

Die Schwestern doch?

Die garten Schwestern!

Eteokles.

Nie und nimmermehr!

Polynices.

O meine Schwestern!

Eteokles.

Du erschreckst dich,

Ihr ärgster Feind, beim Namen sie zu rufen?

Polynices.

Leb' froh und glücklich, Mutter!

Jokasta.

Froh, mein Sohn?

Sind's etwa frohe Dinge, die ich leide?

Polynices.

Dein Sohn? Ich bin es nicht mehr!

Jokasta.

O ihr Götter!

Zu schwerem Drangsal spartet ihr mich auf!

Polynices.

Du hast gehört, wie grausam er mich kränkte.

Eteokles.

Du hörst und siehst, wie reichlich er's vergalt

Polynices.

Wo wird dein Pöbel fern vor diesen Thürmen?

Eteokles.

Was fragst du Tiefes?

Polynices.

Weil ich im Gesichte

Die gegenüber stehen will.

Eteokles.

Den Wunsch

Nahmst du aus meiner Seele.

Jokasta.

O ich Arme!

O meine Kinder, was beginnt ihr?

Eteokles.

Die That wird's lehren.

Jokasta.

Wehe! Fürchtet ihr

Des Vaters Raches Furien nicht mehr?

Polynices.

Sey's drum! Das Vajns ganzes Haus verderbe! *

* "Meiner Mutter gebe, diese Rede dem Eteokles, weil sie ihnen dem
hellenen Charakter des Polynices zu widersprechen scheint. Es kann ein
Fehler des Abschreibers sein; aber, warum es einer sein muß, sehe
ich nicht, und man raut dem Dichter vielmehr eine Schwäche, als
ihn von einem so wichtigen Widerspruch zu befreien."

Don Carlos,

Infant von Spanien.

Ein dramatisches Gedicht.

Personen:

Philipp II., König von Spanien.
 Elisabeth von Valois, seine Gemahlin.
 Don Carlos, der Kronprinz.
 Alexander Farnese, Prinz von Parma, Neffe des Königs.
 Infantin Clara Eugenia, ein Kind von drei Jahren.
 Herzogin von Olivarez, Oberhofmeisterin.
 Marquisin von Mondecar, } Damen
 Prinzessin von Eboli, } der
 Gräfin Laentes, } Königin.

Marquis von Posa, ein Matreservirter.
 Herzog von Alba,
 Graf von Lerma, Oberster der Leibwache,
 Herzog von Leria, Ritter des Vlieses,
 Herzog von Medina Sidonia, Admiral.
 Don Alaimond von Caris, Oberpostmeister.

Domingo, Weichvater des Königs.
 Der Großinquisitor des Königreichs.
 Der Prior eines Carthauserklosters.
 Ein Page der Königin.
 Don Ludwig Mercado, Leibarzt der Königin.
 Mehrere Damen und Granden.
 Pagen.
 Officiere.
 Die Leibwache und verschiedene Summe Personen.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Carlos. Domingo.

Domingo.

Die schönen Tage in Aranjuez
 Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
 Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
 Vergebens hier gewesen. Brechen Sie
 Dies räthselhafte Schweigen. Deffnen Sie
 Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz! Zu theuer
 Kann der Monarch die Ruhe seines Sohnes —
 Des einzigen Sohns — zu theuer nie erfahren.

Carlos steht zur Erde und schweigt.

Wär' noch ein Wunsch zurück, den der Himmel
 Dem Liebsten seiner Söhne weigerte?
 Ich stand dabei, als in Toledo's Mauern
 Der stolze Carl die Huldigung empfing,
 Als kürstet sich zu seinem Handtuch drängten,
 Und jetzt in einem — einem Niederfall
 Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen —
 Ich stand und sah das junge stolze Blut
 In seine Wangen fließen, seinen Busen
 Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
 Sein tranknes Aug' durch die Versammlung fliegen,
 In Wonne brechen — Prinz, und dieses Auge
 Gesand: Ich bin gesättigt.

Carlos wendet sich weg.

Dieser stille

Und festerliche Kummer, Prinz, den wir
 Nicht Wunde schon in Ihren Blicken lesen,
 Das Räthsel dieses ganzen Hofes, die Angst

Des Königreichs, hat Seiner Majestät
 Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
 Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Carlos wendet sich zu ihm.

Mutter!

— O Himmel, gib, daß ich es Dem vergesse,
 Der sie zu meiner Mutter machte!

Domingo.

Prinz!

Carlos

Erstarrt sich und schaut mit der Hand über die Stirn.

Hochwür'd'ger Herr — ich habe sehr viel Unglück
 Mit meinen Müttern. Meine erste Handlung,
 Als ich das Licht der Welt erblickte, war
 Ein Mutttermord.

Domingo.

Ist's möglich, gnäd'ger Prinz?

Kann dieser Vorwurf Ihr Gewissen drücken?

Carlos.

Und meine neue Mutter — hat sie mir
 Nicht meines Vaters Liebe schon gekostet?
 Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
 Verdienst war noch, sein Einziger zu sein.
 Sie gab ihm eine Tochter — O, wer weiß,
 Was in der Zeiten Hintergründe schlummert?

Domingo.

Sie spotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
 Vergöttert seine Königin. Sie sollten
 Nur mit des Hasses Augen sie betrachten?
 Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
 Wie, Prinz? Die schönste Frau auf dieser Welt
 Und Königin — und ehemals Ihre Braut?
 Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr!
 Wo Alles liebt, kann Carl allein nicht hassen:
 So seltsam widerspricht sich Carlos nicht.

Verwahren Sie sich, Prinz, daß sie es nie,
Wie sehr sie ihrem Sohn mißfällt, erfahre:
Die Nachricht würde schmerzen.

Carlos.

Glauben Sie?

Domingo.

Wenn Eure Hoheit sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzenplitter streifte —
Die Königin mit ihren Damen saß
Auf des Palastes mittlerer Tribüne
Und sah dem Kampfe zu. Auf Einmal rief's:
„Der König blutet!“ — Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murren dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. „Der Prinz?“ ruft sie und will —
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunter werfen. — „Nein, der König selbst!“
Gibt man zur Antwort — „So laßt Aerzte holen!“
Erwidert sie, indem sie Athem schöpft.

Nach einigem Zeit-Abzuge:

Sie stehen in Orkaufen?

Carlos.

Ich bewundere
Des Königs laß'gen Leichtfertiger, der so
Verwandert ist in witzigen Geschichten.

Erzähler und Carlos.

Doch hab' ich immer sagen hören, daß
Geberdenspäher und Gesichtenträger
Des Übels mehr auf dieser Welt gethan,
Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht konnten.
Die Mühs, Herr, war zu eriparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König!

Domingo.

Sie thun sehr wohl, mein Prinz, sich vorzusehn
Mit Menschen — nur mit Unterscheidung. Stehen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück:
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Carlos.

Lassen Sie

Das meinen Vater ja nicht merken: sonst
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo.

Wie?

Carlos.

Nun ja.

Versprach er Ihnen nicht den ersten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo.

Prinz,

Sie spotten meiner.

Carlos.

Das verhöte Gott,

Daß ich des fürchterlichen Mannes spotte,
Der meinen Vater selbstig sprechen und
Verdammen kann!

Domingo.

Ich will mich nicht
Vermessen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzubringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingebek
Zu seyn, daß dem bedrängten Gewissen
Die Kirche eine Zuflucht aufzethan,
Wo'n Monarchen seinen Schlüssel haben,
Wo selber Mißthaten unterm Siegel
Des Sacramentes aufgehoben liegen —
Sie wissen, was ich meine, Prinz! Ich habe
Genug gesagt.

Carlos.

Nein, Das soll ferne von mir seyn,
Daß ich den Sclagsführer so versuchte!

Domingo.

Prinz, dieses Mißtraun — Sie verkennen Ihren
Getreuesten Diener.

Carlos *sieht ihn bei der Hand.*

Also geben Sie

Mich lieber auf. Sie sind ein heil'ger Mann,
Das weiß die Welt — doch, frei heraus — für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwür'd'ger Vater, ist der weiteste,
Als Sie auf Peters Stuhle niedersitzen.
Viel Wissen möchte Sie beschweren. Melken
Sie Das dem König, der Sie hergesandt!

Domingo.

Mich hergesandt? —

Carlos.

So sagt' ich. O, zu gut,

Zu gut weiß ich, daß ich an diesem Hof
Verrathen bin — ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen, weiß,
Daß König Philipp seinen einz'gen Sohn
An seiner Knechte Schlechtesten verkaufte
Und jede von mir aufgezogene Sulbe
Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlte,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß — O, still! Nichts mehr daren! Mein Herz
Will überfließen, und ich habe schon
Zu viel gesagt.

Domingo.

Der König ist gesonnen,

Der Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits versammelt sich der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz, —

Carlos.

Schon gut. Ich werde folgen.

Domingo geht ab. Nach einigem Zeit-Abzuge:

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! — Schon seh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangengiß des Arzwehns bluten;
Dein unglücksel'ger Verwag' überreilt
Die fürchterlichste der Entdeckungen,
Und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.

Zweiter Auftritt.

Carlos, Marquis von Posä.

Carlos.

Wer kommt? — Was seh' ich? — O ihr gute Geister!
Mein Niderich!

Marquis.

Mein Carlos!

Carlos.

Ist es möglich?

Ist's wahr? Ist's wirklich? Will du's? — O, du bist's!
Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
Die heilige Macht an mir schlagen.
O, jetzt ist Alles wieder gut! In dieser
Umarmung heilt mein krankes Herz. Ich liege
Am Halse meines Niderich.

Marquis.

Ihr krankes,

Ihr krankes Herz? Und was ist wieder gut?
Was ist's, das wieder gut zu werden brauchte?
Sie hören, was mich stungen macht.

Carlos.

Und was

Bringt dich so unverheßt aus Brüssel wieder?
Wem dank' ich diese Ueberraschung? wem?
Ich frage noch? Verzeih' dem Freudenbrunnen,
Erhabne Vorflucht, diese Küßung!

Wem sonst als dir, Allgütigste? Du wußtest,
Daß Carlos ohne Engel war, du sandtest
Mir diesen, und ich frage noch?

Marquis.

Vergebung,
Mein theurer Prinz, wenn ich dies stürmische
Entzünden mit Vestrürzung nur erwidre.
So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
Erwartete. Ein unnatürlich Roth
Entzündet sich auf Ihren blaffen Wangen,
Und Ihre Lippen zittern fieberhaft.
Was muß ich glauben, theurer Prinz? — Das ist
Der Löwenföhne Jüngling nicht, zu dem
Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
Denn jetzt sieh' ich als Roderich nicht hier,
Nicht als des Knaben Carlos Spielzeile —
Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie — es sind die spanischen
Provinzen, die an Ihrem Halse weinen
Und feierlich um Rettung Sie bestürmen.
Gerhan ist's um Ihr theures Land, mein Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Der Büchel rückt mit spanischen Gesegen.
Auf Kaiser Karls gloriwürdigem Enkel ruht
Die letzte Hoffnung dieser edeln Lande.
Sie stürzt dahin, wenn sein erhabnes Herz
Vergeffen hat, für Menschlichkeit zu schlagen.

Carlos.

Sie stürzt dahin.

Marquis.

Weh' mir! Was muß ich hören!

Carlos.

Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind.
Auch wir hat einst von einem Carl geträumt,
Dem's trügglich durch die Wangen lief, wenn man
Von Freiheit sprach — doch der ist lang begraben.
Den du hier siehst, Das ist der Carl nicht mehr,
Der in Alcalá von dir Abschied nahm,
Der sich vermaß in süßer Trunkenheit,
Der Schöpfer eines neuen goldenen Alters
In Spanien zu werden — O, der Einfall
Was kindisch, aber göttlich schön! Verbei
Sind diese Träume. —

Marquis.

Träume, Prinz? — So wären
Es Träume nur gewesen?

Carlos.

Laß mich weinen,
An deinem Herzen heiße Thränen weinen,
Du einz'ger Freund. Ich habe Niemand — Niemand —
Auf dieser großen, weiten Erde Niemand.
So weit das Scepter meines Vaters reicht,
So weit die Schiffsahrt unsre Flaggen sendet,
Ist keine Stelle — keine — keine, wo
Ich meiner Thränen mich entlasten darf,
Als diese. O, bei Allen, Roderich,
Was du und ich dereinst im Himmel hoffen,
Verjage mich von dieser Stelle nicht!

Marquis

neigt sich unter ihm in sprachloser Rührung

Carlos.

Verebe dich, ich wär' ein Waisenkind,
Das du am Thron mitleidig aufgesehen.
Ich weiß ja nicht, was Vater heißt — ich bin
Ein Königssohn — O, wenn es eintrifft, was
Mein Herz mir sagt, wenn du aus Millionen
Herausgefunden bist, mich zu versichern;
Wenn's wahr ist, daß die schaffende Natur
Den Roderich im Carlos wiederholte

Und unsrer Seelen zartes Saitenspiel
Am Morgen unsers Lebens gleich bezog;
Wenn eine Thräne, die mir Rührung gibt,
Dir theurer ist als meines Vaters Gnade —

Marquis.

O, theurer als die ganze Welt.

Carlos.

So tief
Bin ich gefallen — bin so arm geworden,
Daß ich an unsre frühen Kinderjahre
Dich mahnen muß — daß ich dich bitten muß,
Die lang vergessenen Schulden abzutragen,
Die du noch im Matrosenkleide machtest —
Als du und ich, zwei Knaben wilder Art,
So brüderlich zusammen aufgewachsen,
Kein Schmerz mich drückte, als von deinem Geiße
So sehr verdunkelt mich zu sehn — ich endlich
Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Muth verließ, dir gleich zu seyn.
Da fing ich an, mit tausend Bärtlichkeit
Und treuer Venderliche dich zu quälen.
Du, stolzes Herz, gabst sie mir kalt zurück.
Ist stand ich da, und — doch Das sahst du nie!
Und heiße, schwere Thrämentropfen hingen
In meinem Aug', wenn du, mich überhüpfend,
Gerinnare Kinder in die Arme drücktest.
Warum nur Diese? rief ich trauernd aus;
Bin ich dir nicht auch herzlich gut? — Du aber,
Du kuletest kalt und ernsthaft vor mir nieder:
Das, sagtest du, gebührt dem Königssohn.

Marquis.

O, stille, Prinz, von diesen kindischen
Geschichten, die mich jetzt noch schamroth machen.

Carlos.

Ich hatt' es nicht um dich verdient. Verschmähen,
Zerreißen konntest du mein Herz, doch nie
Von dir entfernen. Dreimal wiesest du
Den Kürten von dir, dreimal kam er wieder
Als Bittender, um Liebe dich zu sehn
Und dir gewaltsam Liebe aufzudrängen.
Ein Zufall that, was Carlos nie gekannt.
Einmal geschah's bei unsern Spielen, daß
Der Königin von Böhmen, meiner Tante,
Dein Federball ins Auge flog. Sie glaubte,
Daß es mit Vorbedacht geschehn, und klagt' es
Dem Könige mit thränendem Gesicht.
Die ganze Jugend des Palastes muß
Erscheinen, ihm den Schultigen zu nennen.
Der König schwört, die hinterlist'ge That,
Und wär' es auch an seinem eignen Kinde,
Aufs Schrecklichste zu ahnden. — Damals sah ich
Dich zitternd in der Ferne stehn, und jetzt,
Jetzt trat ich vor und warf mich zu den Füßen
Des Königs. Ich, ich that es! rief ich aus:
An deinem Sohn erfülle deine Rache!

Marquis.

Ah, woran mahnen Sie mich, Prinz!

Carlos.

Sie ward's!

Im Angesicht des ganzen Hofgesindes,
Das mitleidsvoll im Kreise stand, ward sie
Auf Sklavenart an deinem Carl vollzogen.
Ich sah auf dich und weinte nicht. Der Schmerz
Schlug meine Zähne knirschend aneinander;
Ich weinte nicht. Mein königliches Blut
Floß schändlich unter unbarmherzigen Streichen;
Ich sah auf dich und weinte nicht — Du kamst;
Laut weinend sankst du mir zu Füßen. Da,

Ja, rießt du aus, mein Stolz ist überwunden.
Ich will bezahlen, wenn du König bist.

Marquis reißt ihm die Hand.

Ich will es, Carl. Das kindliche Gelübde
Erneur' ich jetzt als Mann. Ich will bezahlen.
Auch meine Stunde schlägt vielleicht.

Carlos.

Jetzt, jetzt —

O, zög're nicht — jetzt hat sie ja geschlagen.
Die Zeit ist da, wo du es lösen kannst.
Ich brauche Liebe. — Ein entsetzliches
Geheimniß brennt auf meiner Brust. Es soll,
Es soll heraus. In deinen blassen Mienen
Will ich das Urtheil meines Todes lesen.
Hör' an — erstarre — doch erwid're nichts —
Ich liebe meine Mutter.

Marquis.

O mein Gott!

Carlos.

Nein, diese Schenung will ich nicht! Sprich's aus,
Sprich, daß auf diesem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — sprich —
Was du mir sagen kannst, errath' ich schon.
Der Sohn liebt seine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Gesetze
Verdammen diese Leidenschaft. Mein Anspruch
Erbt fürchterlich auf meines Vaters Rechte.
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieser Weg
Führt nur zum Wahnsinn oder Blutgerüthe.
Ich liebe ohne Hoffnung — lasterhaft —
Mit Todesangst und mit Gefahr des Lebens —
Das seh' ich ja, und dennoch lieb' ich.

Marquis.

Weiß

Die Königin um diese Neigung?

Carlos.

Kann' ich

Mich ihr entdecken? Sie ist Philipps Frau
Und Königin, und Das ist spanischer Boden.
Von meines Vaters Eifersucht bewacht,
Von Etikette ringum eingeschlossen,
Wie kann' ich ohne Zeugen mich ihr nah'n?
Acht höllenbange Monde sind es schon,
Daß von der hohen Schule mich der König
Zurückberief, daß ich sie täglich anschau
Verurtheilt bin und, wie das Grab, zu schweigen —
Acht höllenbange Monde, Roderich,
Daß dieses Feu'r in meinem Busen wüthet,
Daß tausendmal sich das entsetzliche
Gefändniß schon auf meinen Lippen meldet,
Doch schon und feig zurück um Heren kriecht.
O Roderich — nur wen'ge Augenblicke
Allein mit ihr —

Marquis.

Ah! Und Ihr Vater, Prinz —

Carlos.

Unglücklicher! Warum an Den mich mahnen?
Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens;
Von meinem Vater sprich mir nicht.

Marquis.

Sie haßen Ihren Vater?

Carlos.

Nein! Ah, nein!

Ich haße meinen Vater nicht — Doch Schauer
Und Missethätters-Bangigkeit ergreifen
Bei diesem fürchterlichen Namen mich.
Kann ich dafür, wenn eine kuestliche
Erziehung schon in meinem jungen Herzen
Der Liebe garten Reim zertrat? Sechs Jahre

Hatt' ich gelebt, als mir zum ersten Mal
Der Fürchterliche, der, wie sie mir sagten,
Mein Vater war, vor Augen kam. Es war
An einem Morgen, wo er stehnden Fußes
Vier Bluturtheile unterschrieb. Nach Diesem
Sah ich ihn nur, wenn mir für ein Vergehen
Bestrafung angekündigt ward. — O Gott!
Hier fühl' ich, daß ich bitter werde — Weg —
Weg, weg von dieser Stelle!

Marquis.

Mein, Sie sollen,
Jetzt sollen Sie sich öffnen, Prinz! In Worten
Erleichtert sich der schwer belad'ne Busen.

Carlos.

St hab' ich mit mir selbst gerungen, oft
Um Mitternacht, wenn meine Wachen schliefen,
Mit heißen Thränengüssen vor das Bild
Der Hochgebenedeiten mich geworfen,
Sie um ein kindlich Herz gesteht — doch ohne
Erhörung stand ich auf. Ach, Roderich!
Enthülle du dies wunderbare Räthsel
Der Vorsicht mir — Warum von tausend Vätern
Just eben diesen Vater mir? Und ihm
Just diesen Sohn von tausend bessern Söhnen?
Zwei unverträglichere Gegentheile
Rand die Natur in ihrem Umkreis nicht.
Wie mochte sie die beiden letzten Euren
Des menschlichen Geschlechtes — mich und ihn —
Durch ein so heilig Band zusammen zwingen?
Durchsichtbares Los! Warum muß' es geschehen?
Warum zwei Menschen, die sich ewig meiden,
In einem Wunsche schrecklich sich begegnen?
Hier, Roderich, siehst du zwei feindliche
Gemüthe, die im ganzen Lauf der Zeiten
Ein einzig Mal in scheitelrechter Bahn
Verschmetternd sich berühren, dann auf immer
Und ewig auseinander fliehn.

Marquis.

Wir ahnet

Ein unglücksvoller Augenblick.

Carlos.

Mir selbst.

Wie Turien des Abgrunds folgen mir
Die schauerlichsten Träume; zweifelnd ringt
Mein guter Geist mit gräßlichen Entwürfen;
Durch labvinthische Sophismen kriecht
Mein unglücksel'ger Scharfsinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande stugt —
O Roderich, wenn ich den Vater je
In ihm verlornte — Roderich — ich sehe,
Dein todter Blick hat mich verstanden —
Wenn ich der Vater je in ihm verlornte
Was würde mir der König seyn?

Marquis nach einigem Enthaltsamen.

Darf ich

An meinen Carlos eine Bitte wagen?
Was Sie auch Willens sind zu thun, versprechen Sie
Nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen.
Versprechen Sie mir Dieses!

Carlos.

Alles, Alles,

Was deine Liebe mir gebet. Ich werde
Mich ganz in deine Arme.

Marquis.

Wie man sagt,

Will der Monarch zur Stadt zurück kehren.
Die Zeit ist kurz. Wenn die Königin
Geheim zu sprechen wünschen, kann es nirgends
Als in Anjuez geschehn. Die Stille

Des Orts — des Landes ungezwungne Sitte
Begünstigen —

Carlos.

Das war auch meine Hoffnung.
Doch, ach, sie war vergebens!

Marquis.

Nicht so ganz.

Ich gehe, mich sogleich ihr vorzustellen.
Ist sie in Spanien Dieselbe noch,
Die sie vordem an Heinrichs Hof gewesen,
So find' ich Offenherzigkeit. Kann ich
In ihren Blicken Carlos Hoffnung lesen,
Sind' ich zu dieser Unterredung sie
Bestimmt — sind ihre Damen zu entfernen —

Carlos.

Die meisten sind mir zugethan. — Besonders
Die Mondecar hab' ich durch ihren Sohn,
Der mir als Page dient, gewonnen. —

Marquis.

Desto besser.

So sind Sie in der Nähe, Prinz, sogleich
Auf mein gegebenes Zeichen zu erscheinen.

Carlos.

Das will ich — will ich — also eile nur!

Marquis.

Ich will nun keinen Augenblick verlieren.
Dort also, Prinz, auf Wiedersehn!

Weite gehen ab auf der dunklen Seiten.

Posthaltung der Königin

schöne ländliche Gegend.

Landschaue der Königin beg. ang.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Die Herzogin von Olivarez.
Die Prinzessin von Eboli und die Marquise
von Mondecar, *schöne die Mittern.*

Königin zur Marquise.

Sie will ich um mich haben, Mondecar.
Die muntern Augen der Prinzessin anälen
Mich schon den ganzen Morgen. Sehen Sie,
Kaum weiß sie ihre Freude zu verbergen,
Weil sie vom Lande Abschied nimmt.

Eboli.

Ich will es

Nicht leugnen, meine Königin, daß ich
Madrid mit großen Freuden wieder sehe.

Mondecar.

Und Ihre Majestät nicht auch? Sie sollten
So ungern von Aranjuez sich trennen?

Königin.

Von — dieser schönen Gegend wenigstens.
Hier bin ich wie in meiner Welt. Dies Plätzchen
Hab' ich mir längst zum Liebling auserlesen.
Hier grüßt mich meine ländliche Natur,
Die Busenfreundin meiner jungen Jahre.
Hier find' ich meine Kinderspiele wieder,
Und meines Frankreichs Lüfte wehen hier.
Verargen Sie mir's nicht. Uns alle zieht
Das Herz zum Vaterland.

Eboli.

Wie einsam aber,
Wie todt und traurig ist es hier! Man glaubt
Sich in la Trappe.

Königin.

Das Gegentheil vielmehr.

Lebt find' ich es nur in Madrid. — Doch was
Spricht unsre Herzogin dazu?

Olivarez.

Ich bin

Der Meinung, Ihre Majestät, daß es
So Sitte war, den einen Monat hier,
Den andern in dem Pardo auszuhalten,
Den Winter in der Residenz, solange
Es Könige in Spanien gegeben.

Königin.

Ja, Herzogin, Das wissen Sie; mit Ihnen
Hab' ich auf immer mich des Streits begeben.

Mondecar.

Und wie lebendig es mit Mächtem in
Madrid seyn wird! Zu einem Stiergefecht
Wird schon die Plaza Mayor ingerichtet,
Und ein Auto da Se hat man uns auch
Versprochen —

Königin.

Uns versprochen! Hör' ich Das
Von meiner sanften Mondecar?

Mondecar.

Warum nicht?

Es sind ja Reher, die man brennen sieht.

Königin.

Ich hoffe, meine Eboli denkt anders.

Eboli.

Ich? Ihre Majestät, ich bitte sehr,
Für keine schlechte Christin mich zu halten,
Als die Marquise Mondecar.

Königin.

Ach! Ich

Vergesse, wo ich bin. — Zu etwas Anderm. —
Vom Lande, glaub' ich, sprachen wir. Der Monat
Ist, dünkt mir, auch erstaunlich schnell vorüber.
Ich habe mir der Freude viel, sehr viel
Von diesem Aufenthalt versprochen, und
Ich habe nicht gefunden, was ich hoffte.
Geht es mit jeder Hoffnung so? Ich kann
Den Wunsch nicht finden, der mich schlagelagen.

Olivarez.

Prinzessin Eboli, Sie haben uns
Noch nicht gesagt, ob Omea hoffen darf?
Ob wir Sie bald als seine Braut begrüßen?

Königin.

Ja! Gut, daß Sie mich mahnen, Herzogin.

Zur Prinzessin

Man bittet mich, bei Ihnen fürzusprechen.
Wie aber kann ich Das? Der Mann, den ich
Mit meiner Eboli belohne, muß
Ein würd'ger Mann seyn.

Olivarez.

Ihre Majestät,
Das ist er, ein sehr würd'ger Mann, ein Mann,
Den unser gnädigster Monarch bekanntlich
Mit ihrer königlichen Günst beehren.

Königin.

Das wird den Mann sehr glücklich machen — Doch
Wir wollen wissen, ob er lieben kann
Und Liebe kann verdienen? — Eboli,
Das frag' ich Sie.

Eboli

steht stumm und vermisst, die Augen zur Erde niedergeblich, endlich

läßt sie der Königin zu Fuß

Großmüth'ge Königin,
Erbarmen Sie sich meiner! Lassen Sie —
Um Gottes willen, lassen Sie mich nicht —
Nicht aufgeschöpft werden!

Königin.

Aufgeschöpft?

Ich brauche nichts mehr. Stehn Sie auf! Es ist

Ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden.
Ich glaube Ihnen. Stehn Sie auf! — Ist es
Schon lang, daß Sie den Grafen ausgeschlagen?

Eboli, auflebens.

O, viele Monate. Prinz Carlos war
Noch auf der hohen Schule.

Königin

Stugt und steht sie mit forschenden Augen an.

Haben Sie

Sich auch geprüft, aus welchen Gründen?

Eboli mit einiger Heftigkeit

Niemals

Kann es geschehen, meine Königin,
Aus tausend Gründen niemals.

Königin, sehr ernsthaft.

Wehr als einer ist

Zu viel. Sie können ihn nicht schämen — Das
Ist mir genug. Nichts mehr davon.

Zu den andern Damen.

Ich habe

Ja die Infantin heut' noch nicht gesehen.

Marquessin, bringen Sie sie mir. —

Olivarez steht auf zu ihr.

Es ist

Noch nicht die Stunde, Ihre Majestät. —

Königin.

Noch nicht die Stunde, wo ich Mutter seyn darf?
Das ist doch schlimm. Vergessen Sie es ja nicht,
Mich zu erinnern, wann sie kommt.

*Ein Page tritt auf und spricht Worte mit der Oberhofmeisterin, welche
darauf sich zur Königin wendet.*

Olivarez.

Der Marquis

Von Posa, Ihre Majestät —

Königin.

Von Posa?

Olivarez.

Er kommt aus Frankreich und den Niederlanden
Und wünscht die Gnade zu erhalten, Briefe
Von der Regentin Mutter übergeben
Zu dürfen.

Königin.

Und Das ist erlaubt?

Olivarez, lebhaft.

In meiner Vorschrift

Ist des besondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein castilian'scher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königin
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt.

Königin.

So will ich denn

Auf meine eigene Gefahr es wagen.

Olivarez.

Doch mir vergönne Ihre Majestät,
Mich so lang zu entfernen. —

Königin.

Halten Sie

Das, wie Sie wollen, Herrgögn.

*Die Oberhofmeisterin geht ab, und die Königin gibt dem Page einen
Mantel, welcher sogleich hinauf geht.*

Vierte Auftritt.

Königin. Prinzessin von Eboli. Marquessin
von Mondemar und Marquis von Posa.

Königin.

Ich heiße Sie

Willkommen, Chevalier, auf span'schem Boden.

Marquis.

Den ich noch nie mit so gerechtem Stolz
Mein Vaterland genannt, als jetzt. —

Königin zu den beiden Damen.

Der Marquis

Von Posa, der im Ritterspiel zu Rheims

Mit meinem Vater eine Lanze brach

Und meine Farbe dreimal siegen machte —

Der Erste seiner Nation, der mich

Den Ruhm empfinden lehrte, Königin

Der Spanier zu seyn. Zum Marquis sich wendend.

Als wir im Konvre

Zum letzten Mal uns sahen, Chevalier,

Da träumt' es Ihnen wohl noch nicht, daß Sie

Mein Gast seyn würden in Castilien?

Marquis.

Nein, große Königin — denn damals träumte

Mir nicht, daß Frankreich noch das Einzige

An uns verlieren würde, was wir ihm

Veneidet hatten.

Königin.

Stolzer Spanier!

Das Einzige? — Und Das zu einer Tochter
Vom Hause Valois?

Marquis.

Jetzt darf ich es

Ja sagen, Ihre Majestät — denn jetzt
Sind Sie ja unser.

Königin.

Ihre Reise, hör' ich,

Hat auch durch Frankreich Sie geführt. — Was bringen

Sie mir von meiner hochverehrten Mutter

Und meinen vielgeliebten Brüdern?

Marquis wendet sich zu der Königin.

Die Königin Mutter fand ich krank, geschieden

Von jeder andern Freude dieser Welt,

Als, ihre königliche Tochter glücklich

Zu wissen auf dem span'schen Thron.

Königin.

Muß sie

Es nicht seyn bei dem theuren Angehenken

So zärtlicher Verwandten? bei der süßen

Erinnerung an — Sie haben viele Höfe

Besucht auf Ihren Reisen, Chevalier,

Und viele Länder, vieler Menschen Sitte

Gesehn — und jetzt, sagt man, sind Sie gesonnen,

In Ihrem Vaterland sich selbst zu leben?

Ein größer Büß in Ihren stillen Mauern,

Als König Philiz auf dem Thron — ein Dreier!

Ein Philosoph! — Ich zweifle sehr, ob Sie

Sich weiden können in Madrid gefallen.

Man ist sehr — ruhig in Madrid.

Marquis.

Und Das

Ist mehr, als sich das ganze übrige
Europa zu erfreuen hat.

Königin.

Es hör' ich.

Ich habe alle Händel dieser Erde

Wie fast auf die Erinnerung verlernt.

Zur Prinzessin von Eboli

Mir dünkt, Prinzessin Eboli, ich sehe

Dort eine Hyacinthe blühen — Wollen

Sie mir sie bringen?

Die Prinzessin geht nach dem Pflanz. Die Königin etwad leiser zum Marquis

Chevalier, ich müßte

Mich sehr betrügen, oder Ihre Ankunft

Hat einen frohen Menschen mehr gemacht

An diesem Hofe.

Marquis.

Einen Traurigen

Hab' ich gefunden — den auf dieser Welt
Nur etwas fröhlich — Die Prinzessin kommt mit der Blume zu

Eboli.

Da der Chevalier

So viele Länder hat gesehen, wird
Er ohne Zweifel viel Merkwürdiges
Uns zu erzählen wissen.

Marquis.

Allerdings!

Und, Abenteuer suchen, ist bekanntlich
Der Ritter Pflicht — die heiligste von allen,
Die Damen zu beschützen.

Mondecar.

Gegen Riesen!

Jetzt gibt es keine Riesen mehr.

Marquis.

Gewalt

Ist für den Schwachen jederzeit ein Miß.

Königin.

Der Chevalier hat Recht. Es gibt noch Riesen,
Doch keine Ritter gibt es mehr.

Marquis.

Noch jüngst,

Auf meinem Rückweg von Neapel, war
Ich Zeuge einer rührenden Geschichte,
Die mir der Freundschaft heiliges Legat
In meiner eigenen gemacht. — Wenn ich
Nicht fürchten müßte, Ihre Majestät
Durch die Erzählung zu ermüden —

Königin.

Reicht

Mir eine Wahl? Die Neugier der Prinzessin
Läßt sich nichts unterschlagen. Nur zur Sache!
Auch ich bin eine Freundin von Geschichten.

Marquis.

Zwei edle Häuser in Mirandola,
Der Eifersucht, der langen Feindschaft müde,
Die von den Ghibellinen und den Guelphen
Jahrhunderte schon fortgeerbt, beschloßen,
Durch der Verwandtschaft zarte Bande sich
In einem ewigen Frieden zu vereinigen.
Des mächtigen Pietro Schwestersohn,
Bernando, und die göttliche Mathilde,
Colonna's Tochter, waren ausersehen,
Dies schöne Band der Einigkeit zu knüpfen.
Nie hat zwei schönere Herzen die Natur
Gebildet für einander — nie die Welt.
Nie eine Wahl so glücklich noch gepriesen.
Noch hatte seine lebenswürd'ge Braut
Bernando nur im Bildniß angebetet —
Wie zitterte Bernando, wahr zu finden,
Was seine feurigsten Erwartungen
Dem Wilde nicht zu glauben sich getrauten!
In Padua, wo seine Studien
Ihn seßelten, erwartete Bernando
Des frohen Augenblickes nur, der ihm
Vergönnen sollte, zu Mathildens Füßen
Der Liebe erste Huldigung zu sammeln.

*Die Königin wird aufmerksam. Der Marquis fährt sich einem kurzen
Stillstehen fort, die Erzählung, soweit es die Gegenwart der
Königin erlaubt, mehr an die Prinzessin von Eboli gerichtet.*

Indessen macht der Gattin Tod die Hand
Pietro's frei. — Mit jugendlicher Blut
Verschlingt der Greis die Stimmen des Gerüchtes,
Das in dem Ruhm Mathildens sich ergoß.
Er kommt! — Er steht! — Er liebt! Die neue Regung
Erklist die leise Stimme der Natur:

Der Oheim wirbt um seines Neffen Braut
Und heiligt seinen Raub vor dem Altare.

Königin.

Und was beschließt Bernando?

Marquis.

Auf der Liebe Flügeln,

Des fürchterlichen Wechsels unbewußt,
Eilt nach Mirandola der Trunkene.
Mit Sternenschein erreicht sein schnelles Roß
Die Thore — ein bacchantisches Getöse
Von Reigen und von Pauken donnert ihm
Aus dem erleuchteten Palast entgegen.
Er bebt die Stufen schon hinauf und sieht
Sich unerkant im lauten Hochzeitssaal,
Wo in der Gäste taumelndem Gelaß
Pietro saß — ein Engel ihm zur Seite,
Ein Engel, den Bernando kennt, der ihm
In Träumen selbst so glänzend nie erschienen.
Ein einz'ger Blick zeigt ihm, was er besessen,
Zeigt ihm, was er aus immerdar verloren.

Eboli.

Unglücklicher Bernando!

Königin.

Die Geschichte

Ist doch zu Ende, Chevalier? — Sie muß
Zu Ende seyn.

Marquis.

Noch nicht ganz.

Königin.

Sagten Sie

Nur nicht, Bernando sey Ihr Freund gewesen?

Marquis.

Ich habe keinen theuern.

Eboli.

Fahren Sie

Doch fort in der Geschichte, Chevalier.

Marquis.

Sie wird sehr traurig — und das Angedenken
Erneuert meinen Schmerz. Erlassen Sie
Mir den Beschluß —

Der allgemeine Stillstehen.

Königin wendet sich zur Prinzessin von Eboli

Nun wird mir endlich doch
Vergönnt seyn, meine Tochter zu umarmen? —
Prinzessin, bringen Sie sie mir.

*Diese entleert sich. Der Marquis wendet einem Vagen, der sich im
Hintergrunde zeigt und langsam verschwindet. Die Königin erhebt
die Hände, die der Marquis ihr gegeben, und scheint überrascht zu
werden. In dieser Zeit spricht der Marquis geheim und sehr angelegent-
lich mit der Marquise von Mondecar. — Die Königin hat die Worte
gelesen und wendet sich mit einem auffordernden Blick zum Marquis.*

Sie haben

Nur von Mathilden nichts gesagt? Vielleicht
Weiß sie es nicht, wie viel Bernando leidet?

Marquis.

Mathildens Herz hat Niemand noch ergründet —
Doch große Seelen dulden still.

Königin.

Sie sehn sich um? Wen suchen Ihre Augen?

Marquis.

Ich denke nach, wie glücklich ein Gewisser,
Den ich nicht nennen darf, an meinem Plage
Seyn müßte.

Königin.

Wessen Schuld ist es, daß er

Es nicht ist?

Marquis, jedoch einfallend.

Wie? Darf ich mich unterstehen,
Dies zu erklären, wie ich will? — Er würde
Vergebung finden, wenn er jetzt erschiene!

Königin, erschrocken.

Jetzt, Marquis, jetzt? Was meinen Sie damit?

Marquis.

Er dürfte hoffen — dürfte er?

Königin mit wachsender Verwirrung.

Sie erschrecken mich,

Marquis — er wird doch nicht —

Marquis.

Hier ist er schon.

Fünfter Auftritt.

Die Königin. Carlos.

Marquis von Posa und die Marquise von Mondemar treten nach dem Hintergrunde zurück.

Carlos, vor der Königin niedergeworfen

So ist er endlich da, der Augenblick,
Und Carl darf diese theure Hand berühren!

Königin.

Was für ein Schritt — welch eine strafbare,
Tollkühne Ueberraschung! Stehn Sie auf!
Wir sind entdeckt. Mein Hof ist in der Nähe.

Carlos.

Ich steh' nicht auf — hier will ich ewig knien,
Auf diesem Platz will ich verzaubert liegen,
In dieser Stellung angewurzelt —

Königin.

Rasender!

In welcher Kühnheit führt Sie meine Gnade?
Wie? Wissen Sie, daß es die Königin,
Daß es die Mutter ist, an die sich diese
Verwegne Sprache richtet? Wissen Sie,
Daß ich — ich selbst von diesem Ueberfalle
Dem Könige —

Carlos.

Und, daß ich sterben muß!

Man reiße mich von hier aufs Blutgerüste!
Ein Augenblick, gelebt im Paradiese,
Wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt.

Königin.

Und Ihre Königin?

Carlos rasend

Gott, Gott! ich gehe —

Ich will Sie ja verlassen. — Müß ich nicht,
Wenn Sie es also fordern? Mutter, Mutter,
Wie schrecklich spielen Sie mit mir! Ein Wink,
Ein halber Blick, ein Laut aus Ihrem Munde
Gebietet mir, zu seyn und zu vergehen.
Was wollen Sie, das noch geschehen soll?
Was unter dieser Sonne kann es geben,
Das ich nicht hinzupferen eilen will,
Wenn Sie es wünschen?

Königin.

Fliehen Sie!

Carlos.

O Gott.

Königin.

Das Ginz'ge, Carl, warum ich Sie mit Thränen
Beschwöre — fliehen Sie! — eh' meine Damen —
Eh' meine Kerkermeister Sie und mich
Weissamen finden und die große Zeitung
Vor Ihres Vaters Thron bringen —

Carlos.

Ich erwarte

Mein Schicksal — es sey Leben oder Tod.
Wie? Hab' ich darum meine Hoffnungen
Auf diesen einz'gen Augenblick verwiesen,
Le mir endlich ohne Zeugen schenkt,

Daß falsche Schrecken mich am Ziele täuschten?
Nein, Königin! Die Welt kann hundertmal,
Kann tausendmal um ihre Pole treiben,
Eh' diese Günst der Zufall wiederholt.

Königin.

Auch soll er Das in Ewigkeit nicht wieder,
Unglücklicher! was wollen Sie von mir?

Carlos.

O Königin, daß ich geringen habe,
Geringen, wie kein Sterblicher noch rang,
Ist Gott mein Zeuge — Königin, umsonst!
Hin ist mein Heldenmuth. Ich unterliege.

Königin.

Nichts mehr davon — um meiner Ruhe willen —

Carlos.

Sie waren mein — im Angesicht der Welt
Mir zugesprochen von zwei großen Thronen,
Mir zuerkannt von Himmel und Natur,
Und Philipp, Philipp hat mir Sie geraubt —

Königin.

Er ist Ihr Vater.

Carlos.

Ihr Gemahl.

Königin.

Der Thron

Das größte Reich der Welt zum Erbe gibt.

Carlos.

Und Sie zur Mutter.

Königin.

Großer Gott! Sie rasen —

Carlos.

Und weiß er auch, wie reich er ist? Hat er
Ein fühlend Herz, das Ihrige zu schätzen?
Ich will nicht klagen, nein, ich will vergessen,
Wie unaussprechlich glücklich ich mit ihr
Geworden wäre — wenn nur er es ist.
Er ist es nicht — Das, Das ist Höllequal!
Er ist es nicht und wird es niemals werden.
Du nimmst mir meinen Himmel nur, um ihn
In König Philipps Armen zu vertilgen.

Königin.

Absehnlicher Gedanke!

Carlos.

O, ich weiß,

Wer dieser Ehe Stifter war — ich weiß,
Wie Philipp lieben kann, und wie er freite.
Wer sind Sie denn in diesem Reich? Laß hören!
Regentin etwa? Nimmermehr! Wie könnten,
Wo Sie Regentin sind, die Alba würgen?
Wie könnte Klarden für den Glanzen bluten?
Wie, wer sind Sie Philipps Frau? Unmöglich!
Ich kann's nicht glauben. Eine Frau besigt
Des Mannes Herz, und wem gehört das seine?
Und bittet er nicht jede Zärtlichkeit,
Die ihm vielleicht in Hiebergut entwischt,
Dem Scepter ad und seinen grauen Haaren?

Königin.

Wer sagte Ihnen, daß an Philipps Seite
Mein Los beweinenwürdig sey?

Carlos.

Mein Herz,

Das feurig fühlt, wie es an meiner Seite
Beweidenwürdig wäre.

Königin.

Eitler Mann!

Wenn mein Herz nun das Gegentheil mir sagte?
Wenn Philipps ehrerbiet'ge Zärtlichkeit
Und seiner Liebe stumme Mienensprache
Weit inniger, als seines stolzen Sohns

Verwegene Beredsamkeit mich rührten?
Wenn eines Greises überlegte Achtung —
Carlos.

Das ist was Andres — Dann — ja, dann — Vergebung!
Ich wußt' es nicht — Das wußt' ich nicht, daß Sie
Den König lieben.

Königin.

Ihn ehren ist mein Wunsch und mein Vergnügen.

Carlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

Eckfame Frage!

Carlos.

Sie haben nie geliebt?

Königin.

— Ich liebe nicht mehr.

Carlos.

Weil es Ihr Herz, weil es Ihr Eid verbietet?

Königin.

Verlassen Sie mich, Prinz, und kommen Sie
Zu keiner solchen Unterredung wieder!

Carlos.

Weil es Ihr Eid, weil es Ihr Herz verbietet?

Königin.

Weil meine Pflicht — — Unglücklicher, wozu
Die traurige Zergliederung des Schicksals,
Dem Sie und ich gehorchen müssen?

Carlos.

Müssen?

Gehorchen müssen?

Königin.

Wie? Was wollen Sie

Mit diesem feierlichen Ton?

Carlos.

So viel,

Daß Carlos nicht gesonnen ist, zu müssen,
Wo er zu wollen hat; daß Carlos nicht
Gesonnen ist, der Unglücklichste
In diesem Reich zu bleiben, wenn es ihm
Nichts als den Umwurf der Krone kostet,
Der Glückliche zu seyn.

Königin.

Versteht' ich Sie?

Sie hoffen noch? Sie wagen es, zu hoffen,
Wo Alles, Alles schon verloren ist?

Carlos.

Ich gebe nichts verloren, als die Todten.

Königin.

Auf mich, auf Ihre Mutter hoffen Sie? —

Sie steht ihn lange und durchdringend an — dann mit Wut und Gnuß.
Warum nicht? O, der neu erwählte König
Kann mehr als Das — kann die Verordnungen
Des abgeschiednen durch das Gen'z vertilgen,
Kann seine Wälder stürzen, kann sogar —
Wer hindert ihn? — die Mumie des Todten
Aus ihrer Ruhe zu Gen'ral
Hervor aus Licht der Sonne reissen, seinen
Entweichten Staub in die, der Wälder streun
Und dann zuletzt, um würdig zu vollenden —

Carlos.

Um Gottes willen, reden Sie nicht aus!

Königin.

Inlezt noch mit der Mutter sich vermählen.

Carlos.

Verfluchter Sohn!

Er steht einen Augenblick starr und sprachlos.

Ja, es ist aus. Jetzt ist
Es aus. — Ich fühle klar und helle, was

Mir ewig, ewig dunkel bleiben sollte.
Sie sind für mich dahin — dahin — dahin —
Auf immerdar! — Jetzt ist der Wurf gefallen.
Sie sind für mich verloren — O, in diesem
Gefühl liegt Hölle — Hölle liegt im andern,
Sie zu besitzen. — Weh! ich fass' es nicht,
Und meine Nerven fangen an zu reißen.

Königin.

Veslagenwerther, theurer Carl! Ich fühle —
Ganz fühl' ich sie, die namenlose Pein,
Die jetzt in Ihrem Busen tobt. Unendlich,
Wie Ihre Liebe, ist Ihr Schmerz; unendlich,
Wie er, ist auch der Ruhm, ihn zu besiegen.
Erringen Sie ihn, junger Held! Der Preis
Ist dieses hohen, starken Kämpfers werth,
Des Jünglings werth, durch dessen Herz die Tugend
So vieler königlichen Ahnen rollt.
Ermannen Sie sich, edler Prinz! — Der Enkel
Des großen Carl fängt frisch zu ringen an,
Wo andrer Menschen Kinder muthlos enden.

Carlos.

Zu spät! O Gott, es ist zu spät!

Königin.

Ein Mann

In seyn? O Carl! wie groß wird unsre Tugend,
Wenn unser Herz bei ihrer Hebung bricht!
Hoch stellte Sie die Vorsicht — höher, Prinz,
Als Millionen Ihrer andern Väter.
Parteilich gab sie ihrem Lieblich, was
Sie Andern nahm, und Willkür trugen:
Verdiente Der im Mutterleibe schon
Mehr als wir andern Sterblichen zu gelten?
Auf, retten Sie des Himmels Willigkeit!
Verdienen Sie, der Welt voran zu gehn,
Und opfern Sie, was Keiner opferte!

Carlos.

Das kann ich auch. — Sie zu erkämpfen, hab'
Ich Riesenkraft, Sie zu verlieren, keine.

Königin.

Gestehen Sie es, Carlos — Trotz ist es
Und Bitterkeit und Stolz, was Ihre Wünsche
So wüthend nach der Mutter zieht. Die Liebe,
Das Herz, das Sie verwunderlich mir opfern,
Gehört den Reichen an, die Sie verehnt
Regieren sollen. Sehen Sie, Sie präsen
Von Ihres Mündels anvertrautem Gut.
Die Liebe ist Ihr großes Amt. Bis jetzt
Berichte sie zur Mutter. — Bringen Sie,
O, bringen Sie sie Ihren künftigen Reichen,
Und fühlen Sie, statt Dolchen des Gewissens,
Die Wollust, Gott zu seyn! Elisabeth
War Ihre erste Liebe; Ihre zweite
Sey Spanien! Wie gerne, guter Carl,
Will ich der besseren Geliebten weichen!

Carlos

wirft sich von Empfindung übermältigt, zu ihren Füßen.

Wie groß sind Sie, o Himmliche! — Ja, Alles,
Was Sie verlangen, will ich thun. — Es sey!

Er steht auf.

Hier steht' ich in der Allmacht Hand und schwöre
Und schwöre Ihnen, schwöre ewiges —
O Himmel, nein! nur ewiges Verstummen,
Doch ewiges Vergessen nicht.

Königin.

Wie könnt' ich

Von Carlos fordern, was ich selbst zu leisten
Nicht Willens bin?

Marquis tritt aus der Thüre.

Der König!

Don Carlos.

Königin.

Gott!

Marquis.

Hinweg aus dieser Gegend, Prinz!

Königin.

Hinweg,

Sein Argwohn

Ist fürchterlich, erblickt er Sie —

Carlos.

Ich bleibe.

Königin.

Und wer wird dann das Opfer seyn?

Carlos geht den Marquis am Arme.

Dort, fort!

Komm', Roderich!

Er geht und kommt noch einmal zurück.

Was darf ich mit mir nehmen?

Königin.

Die Freundschaft Ihrer Mutter.

Carlos.

Freundschaft! Mutter!

Königin.

Und diese Thränen aus den Niederlanden.

Er gibt ihm einige Pforten. Carl und der Marquis gehen ab. Die Königin steht sich unruhig nach ihren Tanten um, welche sich nirgends erblicken lassen. Wie sie nach dem Hintergrunde zurück gehen will, erscheint der König.

Sechster Auftritt.

König. Königin. Herzog von Alba. Graf Lerma. Domingo. Einige Damen und Bedienten, welche in der Entfernung zurück bleiben.

König

steht mit Verwunderung unter und schneit eine Zeitlang.

So allein, Madame?

Und auch nicht eine Dame zur Begleitung?

Das wundert mich — wo blieben Ihre Frauen?

Königin.

Mein gnädigster Gemahl —

König.

Warum allein?

Zum Befehl.

Von diesem unverzeihlichen Versehen

Soll man die strengste Rechenschaft mir geben.

Wer hat das Hofamt bei der Königin?

Wen traf der Rang, sie heute zu bedienen?

Königin.

O, zürnen Sie nicht, mein Gemahl — ich selbst,

Ich bin die Schuldige — auf mein Geheiß

Entfernte sich die Bürtin Goli.

König.

Auf Ihr Geheiß?

Königin.

Die Kammerfrau zu rufen,

Weil ich nach der Infantin mich gesehnt.

König.

Und darum die Begleitung weggeschickt?

Doch Dies entschuldigt nur die erste Dame.

Wo war die zweite?

Mondecar,

welche indessen zurückgekommen ist und sich unter die übrigen Damen gemischt hat, tritt hervor.

Ihre Majestät,

Ich fühle, daß ich trassbar bin —

König.

Deswegen

Bergönn' ich Ihnen gehen Jahre Zeit,

Bern von Madrid darüber nachzudenken.

Die Marquisin tritt mit weinenden Augen zurück. Allgemeines Geräusch. Alle Umstehende sehen bestürzt auf die Königin.

Königin.

Marquisin, wen beweinen Sie? Zum König.

Hab' ich

Gefehlt, mein gnädigster Gemahl, so sollte

Die Königskrone dieses Reichs, wornach

Ich selber nie gegriffen habe, mich

Zum Mindesten vor dem Erröthen schützen!

Gibt's ein Gesetz in diesem Königreich,

Das vor Gericht Monarchentöchter fordert?

Wloß Zwang bewacht die Frauen Spaniens?

Schützt sie ein Jenge mehr als ihre Tugend?

Und jetzt, Vergebung, mein Gemahl! — Ich bin

Es nicht gewohnt, die mir mit Freude dienen,

In Thränen zu entlassen. — Mondecar!

Er nimmt ihren Gürtel ab und überreicht ihn der Marquisin.

Den König haben Sie erzürt — nicht mich —

Drum nehmen Sie dies Denkmal meiner Gnade

Und dieser Stunde. — Weiden Sie das Reich —

Sie haben nur in Spanien gesündigt;

In meinem Frankreich wüßte man solche Thränen

Mit Freuden ab. — O, muß mich's ewig mahnen!

Er lehnt sich an die Oberkeuseisern und bedeckt das Gesicht.

In meinem Frankreich war's doch anders.

König in einiger Verwundung.

Könnte

Ein Vorwurf meiner Liebe Sie betrüben?

Ein Wort betrüben, das die Ärtlichkeit

Verkümmerniß auf meine Lippen legte?

Er wendet sich gegen die Marquisin.

Hier stehen die Vasallen meines Throns.

Sank je ein Schlaf auf meine Augenlider,

Ich hätte denn am Abend jedes Tags

Verrechnet, wie die Herzen meiner Völker

In meinen fernsten Himmelsstrichen schlagen? —

Und sollt' ich ängstlicher für meinen Thron

Als für die Wartin meines Herzens beben? —

Für meine Völker kann mein Schwert mir haften

Und — Herzog Alba, dieses Auge nur

Für meines Weibes Liebe.

Königin.

Wenn ich Sie

Beleidigt habe, mein Gemahl —

König.

Ich heiße

Der reichste Mann in der getauften Welt;

Die Sonne geht in meinem Staat nicht unter —

Doeh alles Das besaß ein Andre schon,

Wird nach mir mancher Andre noch besigen.

Das ist mein eigen. Was der König hat,

Gehört dem Glück — Elisabeth dem Philipp.

Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

Königin.

Sie fürchten, Sir?

König.

Dies graue Haar doch nicht?

Wenn ich einmal zu fürchten angefangen,

Hab' ich zu fürchten aufgehört —

In den Stunden.

Ich zähle

Die Großen meines Hofe — der Erste fehlt.

Wo ist Don Carlos, mein Infant?

Niemand antwortet.

Der Knabe

Don Carl fängt an mir fürchterlich zu werden.

Er meidet meine Gegenwart, seitdem

Er von Alcala's hoher Schule kam.

Sein Blut ist heiß, warum sein Bild so kalt?

So abgemessen festlich sein Betragen?

Seyd wachsam! Ich empfehl' es euch.

Alba.

Ich bin's

Solang ein Herz an diesen Panzer schlägt,
Mag sich Don Philipp ruhig schlafen legen.
Wie Gottes Cherub vor dem Paradies,
Steht Herzog Alba vor dem Thron.

Ferma.

Darf ich

Dem Weisesten der Könige in Demuth
Zu widersprechen wagen? — Allzu tief
Verehr' ich meines Königs Majestät,
Als seinen Sohn so rasch und streng zu richten.
Ich fürchte viel von Carlos heissem Blut,
Doch nichts von seinem Herzen.

König.

Graf von Ferma,

Ihr redet gut, den Vater zu bescheiden;
Des Königs Stütze wird der Herzog seyn —
Nichts mehr davon — Er wendet sich gegen sein Gefolge.

Jetzt eil' ich nach Madrid.

Mich ruft ein königliches Amt. Die Pest
Der Ketzerei steckt meine Völker an,
Der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden.
Es ist die höchste Zeit. Ein schauerndes
Grenzpel soll die Irenenden bekehren,
Den großen Eid, den alle Könige
Der Christenheit geloben, löst' ich morgen.
Dies Blutgericht soll ohne Weispeil seyn;
Mein ganzer Hof ist feierlich geladen.

Er führt die Königin hinweg, die Uebrigen folgen

Siebenter Auftritt.

Don Carlos mit Briefen in der Hand, Marquis von
Pisa kommen von der entgegengesetzten Seite.

Carlos.

Ich bin entschlossen. Blandern sey gerettet!
Sie will es — Das ist mir genug.

Marquis.

Auch ist

Kein Augenblick mehr zu verlieren. Herzog
Von Alba, sagt man, ist im Cabinet
Bereits zum Gouverneur ernannt.

Carlos.

Gleich morgen

Verlang' ich Audienz bei meinem Vater.
Ich fordre dieses Amt für mich. Es ist
Die erste Bitte, die ich an ihn wage.
Er kann sie mir nicht weigern. Lange schon
Sieht er mich ungern in Madrid. Welch ein
Willkommener Vorwand, mich entfernt zu halten!
Und — soll ich dir's gestehen, Roderich?
Ich hoffe mehr — Vielleicht gelingt es mir,
Voy Angesicht zu Angesicht mit ihm
Zu seiner Gnust mich wieder herzustellen.
Er hat noch nie die Stimme der Natur
Gehört — laß mich versuchen, Roderich,
Was sie auf meinen Lippen wird vermögen.

Marquis.

Jetzt endlich hör' ich meinen Carlos wieder.
Jetzt sind Sie wieder ganz Sie selbst.

Achter Auftritt.

Vorige. Graf Ferma.

Ferma.

So eben

Hat der Monarch Aranjuez verlassen.
Ich habe den Befehl —

Carlos.

Echon gut, Graf Ferma,

Ich treffe mit dem König ein.

Marquis

macht Niemand, sich zu entfernen. Wir einigen Ceremoniel.

Euch haben

Mir Eure Hoheit nichts mehr aufzutragen?

Carlos.

Nichts, Chevalier. Ich wünsche Ihnen Glück
Zu Ihrer Ankunft in Madrid. Sie werden
Noch Mehreres von Blandern mir erzählen.

In Ferma, welcher noch wartet.

Ich folge gleich.

Graf Ferma geht ab

Neunter Auftritt.

Don Carlos. Der Marquis.

Carlos.

Ich habe dich verstanden.

Ich danke dir. Doch diesen Zwang entschuldigt
Nur eines Dritten Gegenwart. Sind wir
Nicht Brüder? — Dieses Possenspiel des Ranges
Sei künftighin aus unserm Bund verwiesen!
Verede dich, wir Beide hätten uns
Auf einem Ball mit Masken eingefunden,
In Sklavenkleider du, und ich, aus Laune,
In einen Purpur eingemummelt. Solange
Der Tasching währt, verkehren wir die Lüge,
Der Rolle treu, mit lächerlichem Ernst,
Den süßen Austausch des Hausens nicht zu stören.
Doch durch die Larve winkt dein Carl dir zu,
Du drückst mir im Vorübergehn die Hände,
Und wir versprechen uns.

Marquis.

Der Traum ist göttlich.

Doch wird er nie verfliegen? Ist mein Carl
Auch seiner so gewiß, den Reizungen
Der unumschränkten Majestät zu tragen?
Noch ist ein großer Tag zurück — ein Tag —
Wo dieser Heldensinn — ich will Sie mahnen —
In einer schweren Probe sinken wird.
Don Philipp stirbt. Carl erbt das größte Reich
Der Christenheit. — Ein ungeheurer Svall
Reißt vom Geschlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott ist heut', wer gestern Mensch noch war.
Jetzt hat er keine Schwächen mehr. Die Pflichten
Der Ewigkeit verstummen ihm. Die Menschheit
— Noch heut' ein großes Wort in seinem Ohr —
Verkauft sich selbst und kriecht um ihren Gözen.
Sein Mitgefühl lösch mit dem Leiden aus,
In Wollüsten ermattet seine Tugend,
Für seine Thorheit schickt ihm Fern Gold,
Für seine Laster zieht sein Hof ihm Teufel.
Er schläft berauscht in diesem Himmel ein,
Den seine Sklaven listig um ihn schufen.
Lang, wie sein Traum, währt seine Gottheit. — Wehe
Dem Rasenden, der ihn mitleidig weckt!
Was aber würde Roderich? — Die Freundschaft
Ist wahr und kühn — die kranke Majestät
Hält ihren fürchterlichen Strahl nicht aus.
Den Trotz des Bürgers würden Sie nicht dulden,
Ich nicht den Stolz des Bürgers.

Carlos.

Wahr und schrecklich

Ist dein Gemälde von Monarchen. Ja,
Ich glaube dir. — Doch nur die Wollust schloß
Dem Laster ihre Herzen auf. Ich bin
Noch rein, ein dreißigjährigen'ger Jüngling.
Was vor mir Tausende gewissenlos
In schwelgenden Umarmungen verpraßten,

Des Geistes beste Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrscher aufgehoben.
Was könnte dich aus meinem Herzen drängen,
Wenn es nicht Weiber thun?

Marquis.

Ich selbst. Könnt' ich
So innig Sie noch lieben, Carl, wenn ich
Sie fürchten müßte?

Carlos.

Das wird nie geschehen.
Bedarfst du meiner? Hast du Leidenschaften,
Die von dem Throne betteln? Reizt dich Gold?
Du bist ein reichrer Unterthan, als ich
Ein König je seyn werde. — Geizest du
Nach Ehre? Schon als Jüngling hattest du
Ihr Maß erschöpft — du hast sie ausgeschlagen.
Wer von uns wird der Gläubiger des Andern,
Und wer der Schuldner seyn? — Du schweigst? Du
zitterst
Vor der Versuchung? Nicht gewisser bist
Du deiner selbst?

Marquis.

Wohlan! Ich weiche.

Hier meine Hand!

Carlos.

Der Meinige?

Marquis.

Auf ewig

Und in des Worts verwegenster Bedeutung.

Carlos.

So tren und warm, wie heute dem Infanten,
Auch dermaleinst dem König zugethan?

Marquis.

Das schwör' ich Ihnen.

Carlos.

Dann auch, wenn der Wurm
Der Schmeichelei mein unbewachtes Herz
Umklammerte — wenn dieses Auge Thränen
Verlernte, die es sonst geweint — dies Ohr
Dem Flehen sich verriegelte, willst du,
Ein schreckenloser Hüter meiner Tugend,
Mich kräftig fassen, meinen Genius
Bei seinem großen Namen rufen?

Marquis.

Ja.

Carlos.

Und setz noch eine Bitte! Nenn' mich Du!
Ich habe deines Gleichen stets beneidet
Um dieses Vorrecht der Vertraulichkeit.
Dies brüderliche Du betrügt mein Ohr,
Mein Herz mit süßen Ahnungen von Gleichheit.
— Keinen Einwurf! — Was du sagen willst, errath' ich.
Dir ist es Kleinigkeit, ich weiß — doch mir,
Dem Königssohne, ist es viel. Willst du
Mein Bruder seyn?

Marquis.

Dein Bruder!

Carlos.

Jetzt zum König!

Ich fürchte nichts mehr — Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken.

Zweiter Akt.

Im königlichen Palast zu Madrid.

Erster Auftritt.

König Philipp unter einem Arcadennimmel. Herzog von
Alba in einiger Entfernung von dem Könige mit bedecktem Haupte.

Carlos.

Carlos.

Den Vortritt hat das Königreich. Sehr gerne
Steht Carlos dem Minister nach. Er spricht
Für Spanien — ich bin der Sohn des Hauses.

Er tritt mit einer Verbeugung zurück.

Philipp.

Der Herzog bleibt, und der Infant mag reden.

Carlos, sich gegen Alba wendend.

So muß ich denn von Ihrer Großmuth, Herzog,
Den König mir als ein Geschenk erbitten.
Ein Kind — Sie wissen ja — kann Mancherlei
An seinen Vater auf dem Herzen tragen,
Das nicht für einen Dritten taugt. Der König
Zoll Ihnen unbenommen seyn — ich will
Den Vater nur für diese kurze Stunde.

Philipp.

Hier steht sein Freund.

Carlos.

Hab' ich es auch verdient,

Den meinigen im Herzog zu vermuthen?

Philipp.

Auch je verdienen mögen? -- Mir gefallen
Die Söhne nicht, die bess're Wahlen treffen,
Als ihre Väter.

Carlos.

Kann der Ritterstolz

Des Herzogs Alba diesen Auftritt hören?
So wahr ich lebe, den Zudringlichen,
Der zwischen Sohn und Vater, ungerufen,
Sich einzudrängen nicht erdöhet, der
In seines Nichts durchbohrendem Gefühle
So dazwischen sich verdammt, möcht' ich,
Bei Gott! und gält's ein Dämon — nicht spielen.

Philipp.

verläßt seinen Sitz mit einem jungen Bild auf den Pagen
Entfernt Euch, Herzog!

Dieser acht nach der Hauptthüre. (Sich Carlos zu.)
Der König winkt ihm nach.

Nein, ins Cabinet,

Bis ich Euch rufe.

Zweiter Auftritt.

König Philipp. Don Carlos.

Carlos.

geht, sobald der Pagen das Zimmer verlassen hat, auf den Pagen zu und
sagt vor ihm nieder, im Ausdruck der höchsten Umhüllung

Jetzt mein Vater wieder,

Jetzt wieder mein, und meinen besten Dank
Für diese Gnade! — Ihre Hand, mein Vater!
— O süßer Tag! — Die Wunde dieses Rufes
War Ihrem Kinde lange nicht gegönnt.
Warum von Ihrem Herzen mich so lange
Verstoßen, Vater? Was hab' ich gethan?

Philipp.

Infant, dein Herz weiß nichts von diesen Künsten.
Erspare sie, ich mag sie nicht.

Carlos, aufstehend.

Das war es!

Da hör' ich Ihre Höflinge — Mein Vater!
Es ist nicht gut, bei Gott! nicht Alles gut.

Nicht Alles, was ein Priester sagt, nicht Alles,
Was eines Priesters Creaturen sagen.
Ich bin nicht schlimm, mein Vater — heißes Blut
Ist meine Bosheit, mein Verbrechen Jugend.
Schlimm bin ich nicht, schlimm wahrlich nicht —
wenn auch

Ist wilde Wallungen mein Herz verklagen,
Mein Herz ist gut —

Philipp.

Dein Herz ist rein, ich weiß es,

Wie dein Gebet.

Carlos.

Jetzt oder nie! — Wir sind allein.

Der Kristalle bange Scheidewand
Ist zwischen Sohn und Vater eingesunken.
Jetzt oder nie! Ein Sonnenstrahl der Hoffnung
Glänzt in mir auf, und eine süße Ahnung
Ringt durch mein Herz — Der ganze Himmel beugt
Mit Schaaren froher Engel sich herunter;
Voll Nüchternung sieht der Dreimalheilige
Dem großen schönen Auftritt zu. — Mein Vater,
Versöhnung!

Er fällt ihm zu Füßen.

Philipp.

Laß mich und sieh' auf!

Carlos.

Versöhnung!

Philipp *n. u. s. v. ihm lebhaft*

Zu lähn wird mir dies Gaukelspiel —

Carlos.

Zu lähn

Die Liebe deines Kindes?

Philipp.

Vollends Thränen?

Unwürd'ger Anblick! — Geh' aus meinen Augen!

Carlos.

Jetzt oder nie! — Versöhnung, Vater!

Philipp.

Weg

Aus meinen Augen! Komm' mit Schmach bedeckt
Aus meinen Schlachten, meine Arme sollen
Geöffnet seyn, dich zu empfangen — So
Verwerf' ich dich. — Die selbe Schuld allein
Wird sich in solchen Quellen schimpflich waschen.
Wer zu bereuen nicht erröthet, wird
Sich Neue nie ersparen.

Carlos.

Wer ist Das?

Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verkehrt? — Die ewige
Beglückung der Menschheit sind ja Thränen;
Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib —
O, zwingen Sie die nie benetzten Augen,
Noch zeitig Thränen einzulernen, sonst,
Seyst möchten Sie's in einer harten Stunde
Noch nachzuholen haben.

Philipp.

Denkst du den schweren Zweifel deines Vaters
Mit schönen Worten zu erschüttern?

Carlos.

Zweifel?

Ich will ihn tilgen, diesen Zweifel — will
Mich hängen an das Vaterherz, will reizen,
Will mächtig reizen an dem Vaterherzen,
Bis dieses Zweifels felsenste Munde
Von diesem Herzen niederfällt. — Wer sind sie,
Die mich aus meines Königs Gunst vertrieben?
Was bot der Mönch dem Vater für den Sohn?
Was wird ihm Alba für ein kinderlos
Verscherztes Leben zur Vergütung geben?

Sie wollen Liebe? — Hier in diesem Busen
Springt eine Quelle, frischer, feuriger,
Als in den trüben, sumpfigen Behältern,
Die Philipps Gold erst öffnen muß.

Philipp.

Bermessner,

Halt' ein! — Die Männer, die du wagst zu schmähen,
Sind die geprüften Diener meiner Wahl,
Und du wirst sie verkehren.

Carlos.

Nimmermehr!

Ich fühle mich. Was Ihre Alba leisten,
Das kann auch Carl, und Carl kann mehr. Was fragt
Ein Vögelchen nach dem Königreich, das nie
Sein eigen seyn wird? — Was bekümmert's den,
Wenn Philipps graue Haare weiß sich färben?
Ihr Carlos hätte Sie geliebt. — Mir grant
Vor dem Gedanken, einsam und allein,
Auf einem Thron allein zu seyn. —

Philipp,

Worten ergriffen steht nachdenkend und in sich gekehrt. Nach einer Pause.

Ich bin allein.

Carlos,

mit Bekümmertem und Wärme auf ihn zugehend.

Sie sind's gewesen. Haben Sie mich nicht mehr:
Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur haßen Sie mich nicht mehr! — Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freunde fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuren, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Reisebahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzutäumen!
Wie groß und süß, in seines Kindes Jugend
Unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wehlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst erntet,
Zu sammeln, was ihm wachern wird, zu ahnen,
Wie hoch sein Dank einst flammen wird! — Mein Vater,
Von diesem Edenparadiese schweigen
Sehr weislich Ihre Mönche.

Philipp *nach seiner Ausrufung.*

O mein Sohn,
Mein Sohn! du brichst dir selbst den Stab. Sehr reizend
Maßt du ein Glück, das — du mir nie gewährtest.

Carlos.

Das richte der Allwissende! — Sie selbst,
Sie schließen mich, wie aus dem Vaterherzen,
Von Ihres Scepters Antheil aus. Bis jetzt,
Bis diesen Tag — o, war Das gut, war's billig? —
Bis jetzt mußt' ich, der Erbprinz Spaniens,
In Spanien ein Fremdling seyn, Gesanger
Auf diesem Grund, wo ich einst Herr seyn werde.
War Das gerecht, war's gütig? — O, wie oft,
Wie oft, mein Vater, sah ich schamroth nieder.
Wenn die Gesandten fremder Potentaten,
Wenn Zeitungsblätter mir das Neueste
Vom Hofe zu Aranjuez erzählten!

Philipp.

Zu heftig braust das Blut in deinen Adern.
Du würdest nur zerstören.

Carlos.

Orben Sie

Mir zu zerstören, Vater! — Heftig braust's
In meinen Adern — Dreiundzwanzig Jahre,

Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!
 Ich bin erwacht, ich fühle mich. — Mein Ruf
 Zum Königthron pocht, wie ein Gläubiger,
 Aus meinem Schlummer mich empor, und alle
 Verlorne Stunden meiner Jugend mahnen
 Mich laut, wie Ehrensolden. Er ist da,
 Der große, schöne Augenblick, der endlich
 Des hohen Pfandes Jinsen von mir fordert:
 Mich ruft die Weltgeschichte, Ahnenruhm
 Und des Gerüchtes donnernde Posaune.
 Nun ist die Zeit gekommen, mir des Ruhmes
 Glorreiche Schranken aufzuthun. — Mein König,
 Darf ich die Bitte auszusprechen wagen,
 Die mich hieher geführt?

Philipp.

Noch eine Bitte?

Entdecke sie.

Carlos.

Der Aufbruch in Brabant

Wächst drohend an. Der Starrsinn der Rebellen
 Heißt stark, kluge Gegenwehr. Die Wuth
 Der Schwärmer zu bezähmen, soll der Herzog
 Ein Heer nach Flandern führen, von dem König
 Mit sonderbarer Vollmacht ausgestattet.
 Wie ehrenvoll ist dieses Amt, wie ganz
 Dazu geeignet, Ihren Sohn im Tempel
 Des Ruhmes einzuführen! — Mir, mein König,
 Mir übergeben Sie das Heer! Mich lieben
 Die Niederländer: ich erlöhne mich,
 Mein Blut für ihre Treue zu verbürgen.

Philipp.

Du redest, wie ein Träumender. Dies Amt
 Will einen Mann und keinen Jüngling —

Carlos.

Will

Nur einen Menschen, Vater, und Das ist
 Das Einzige, was Alba nie gewesen.

Philipp.

Und Schrecken bündigt die Empörung nur.
 Erbarmung heiße Wahnsinn. — Deine Seele
 Ist weich, mein Sohn! der Herzog wird gesüchtet —
 Steh' ab von deiner Bitte!

Carlos.

Schicken Sie

Mich mit dem Heer nach Flandern, wagen Sie's
 Auf meine weiche Seele! Schon der Name
 Des königlichen Sohnes, der voraus
 Vor meinen Fahnen fliegen wird, erobert,
 Wo Herzog Alba's Heer nur verbrodet.
 Auf meinen Knien bitt' ich drum. Es ist
 Die erste Bitte meines Lebens — Vater,
 Vertrauen Sie mir Flandern —

Philipp,

den Infanten mit einem durchdringenden Blick betrachtend.

Und zugleich

Mein bestes Kriegsheer deiner Herrschbegierde?
 Das Messer meinem Mörder?

Carlos.

O mein Gott!

Bin ich nicht weiter, und ist Das die Frucht
 Von dieser längst erbeuteten großen Stunde?

Nach einigem Nachdenken mit gemildertem Ernst.

Antworten Sie mir jaunter! Schicken Sie
 Mich so nicht weg! Mit dieser übeln Antwort
 Möcht' ich nicht gern entlassen seyn, nicht gern
 Entlassen seyn mit diesem schweren Herzen.
 Behandeln Sie mich gnädiger! Es ist
 Mein dringendes Bedürfnis, ist mein letzter,
 Verzweifelter Versuch — ich kann's nicht lassen,

Nicht standhaft tragen wie ein Mann, daß Sie
 Mir Alles, Alles, Alles so verweigern. —
 Jetzt lassen Sie mich von sich. Unerbört,
 Von tausend süßen Ahnungen betrogen,
 Geh' ich aus Ihrem Angesicht. — Ihr Alba
 Und ihr Domingo werden siegreich thronen,
 Wo jetzt Ihr Kind im Staub geweint. Die Schaar
 Der Höllinge, die lebende Graudezza,
 Der Wüthe sünderbliche Jucht war Zeuge,
 Als Sie mir feierlich Gehör geschenkt.
 Verschämen Sie mich nicht! So tödtlich, Vater,
 Verwunden Sie mich nicht, dem frechen Hohn
 Des Hofgesindes schimpflich mich zu opfern,
 Daß Fremdlinge von Ihrer Gnade schweben,
 Ihr Carlos nichts erbitten kann! Zum Pfande,
 Daß Sie mich ehren wollen, schicken Sie
 Mich mit dem Heer nach Flandern!

Philipp.

Wiederhole

Dies Wort nicht mehr, bei deines Königs Zorn!

Carlos.

Ich wage meines Königs Zorn und bitte
 Zum letzten Mal — Vertrauen Sie mir Flandern!
 Ich soll und muß aus Spanien. Mein Hierseyn
 Ist Athemholen unter Feindeshand —
 Schwer liegt der Himmel zu Madrid auf mir,
 Wie das Bewußtseyn eines Mords. Nur schnelle
 Veränderung des Himmels kann mich heilen.
 Wenn Sie mich retten wollen — schicken Sie
 Mich ungekümmt nach Flandern!

Philipp mit erzwungener Gelassenheit.

Solche Kranke,

Wie du, mein Sohn, verlangen gute Pflege
 Und wohnen unterm Aug' des Arzts. Du bleibst
 In Spanien; der Herzog geht nach Flandern.

Carlos außer sich.

O, jetzt umringt mich, gute Geister —

Philipp, der einen Schritt zurücktritt.

Halt!

Was wollen diese Mienen sagen?

Carlos mit schwankender Stimme.

Vater,

Unwiderruflich bleib's bei der Entscheidung?

Philipp.

Sie kam vom König.

Carlos.

Mein Geschäft ist aus.

Gibt es in heftiger Bewegung.

Dritter Auftritt.

Philipp steht eine Zeitlang in düsteren Nachdenken versunken da.

— endlich geht er einige Schritte im Saal auf und nieder.

Alba

naheher sich belegen.

Philipp.

Seht jede Stunde des Befehls gewärtig.

Nach Brüssel abzugehen!

Alba.

Alles steht

Bereit, mein König.

Philipp.

Eure Vollmacht liegt
 Versiegelt schon im Cabinet. Ich
 Nehmt Euren Urlaub von der Königin
 Und zeigt Euch zum Abschied dem Infanten!

Alba.

Mit den Geberden eines Wüthenden
 Geh ich ihn eben diesen Saal verlassen.
 Auch Eure königliche Majestät

Sind außer sich und scheinen tief bewegt --
Wirklich der Inhalt des Gesprächs?

Philipp

nach einigem Auf- und Niedergehen.

Der Inhalt

War Herzog Alba.

Der König bleibt mit dem King' auf ihm kassien, kassier.

— Gern mag ich hören,

Daß Carlos meine Rache haßt; doch mit
Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet.

Alba entfacht sich und will aufstehen.

Philipp.

Setz keine Antwort! Ich erlaube Euch,
Den Prinzen zu versöhnen.

Alba.

Sire!

Philipp.

Sagt an:

Wer war es doch, der mich zum ersten Mal
Vor meines Sohnes schwarzem Aufschlag warnte?
Da hört' ich Euch und nicht auch ihn. Ich will
Die Probe wagen, Herzog. Rühmlich
Steht Carlos meinem Throne näher. Geht!

Der König begibt sich in das Cabinet. Der Herzog entfernt sich in eine andere Stube.

Vierter Auftritt.

Ein Vorfall vor dem Zimmer des Königs.

Don Carlos kommt im Gespräch mit einem Pagen nach der
Vorstellung. Die Portierin, welche sich im Vorfall befindet, geht zu ihm
bei seiner Ankunft in den angrenzenden Zimmern.

Carlos.

Ein Brief an mich? — Wozu denn dieser Schlüssel?
Und Verdes mir so heimlich überliefert?
Komm' näher! — Wo empfingst du Das?

Page, geheimnisvoll.

Wie mich

Die Dame merken lassen, will sie lieber
Errathen, als beschrieben seyn —

Carlos, grundfahnd.

Die Dame?

Indem er den Pagen genauer betrachtet.

Was? — Wie? — Wer bist du denn?

Page.

Ein Edelknabe

Von Ihrer Majestät der Königin —

Carlos,

erschrocken auf ihn zugehend und ihm die Hand auf den Mund legend.

Du bist des Todes. Halt! Ich weiß genug.

Er reißt hastig das Siegel auf und tritt an das aufgeschloßene Ende des
Saals, den Brief zu lesen. Unterdeß kommt der Herzog von Alba
und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei
in der Königin Zimmer. Carlos faßt an bellend zu jammern und
schweißend zu erklagen und zu errottern. Nachdem er geliebt hat,
steht er lange sprachlos, die Augen starr auf den Brief gebettet.
Endlich wendet er sich zu dem Pagen.

Sie gab dir selbst den Brief?

Page.

Mit eignen Händen.

Carlos.

Sie gab dir selbst den Brief? — O, spalte nicht!
Noch hab' ich nichts von ihrer Hand gelesen:
Ich muß dir glauben, wenn du schwören kannst.
Wenn's Lüge war, gesteh' mir's offenherzig
Und treibe keinen Spott mit mir!

Page.

Mit wem?

Carlos

Setzt wieder in den Brief und betrachtet den Pagen mit zweifelhafter, so-
schwebender Miene. Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht hat.

Du hast noch Eltern? Ja? Dein Vater dient
Dem Könige und ist ein Kind des Landes?

Page.

Er fiel bei St. Quentin, ein Oberster
Der Reiterei des Herzogs von Savoyen,
Und hieß Alonzo Graf von Genarez.

Carlos,

indem er ihn bei der Hand nimmt und die Augen bedeutend auf ihn heftet.

Den Brief gab dir der König?

Page, empfindlich.

Grüß'ger Prinz,

Verdien' ich diesen Argwohn?

Carlos liest den Brief.

„Dieser Schlüssel öffnet

„Die hintern Zimmer in dem Pavillon
„Der Königin. Das äußerste von allen
„Stößt seitwärts an ein Cabinet, wohin
„Noch keines Hörsers Zutritt sich verloren.
„Hier darf die Liebe frei und laut gestehn,
„Was sie so lange Winken nur vertraute.
„Erhörung wartet auf den Durchsamen,
„Und schöner Lohn auf den bescheidenen Dulder.“

Das ist eine Verurteilung von Carlos.

Ich träume nicht — ich rase nicht — Das ist
Mein rechter Arm — Das ist mein Schwert — Das sind
Geschriebne Sylben. Es ist wahr und wirklich,
Ich bin geliebt — ich bin es — ja, ich bin,
Ich bin geliebt!

Der Prinz liest den Brief.

Page.

So kommen Sie, mein Prinz, ich führe Sie.

Carlos.

Erst laß mich zu mir selber kommen. — Zittern
Nicht alle Schrecken dieses Glücks noch in mir?
Hab' ich so stolz gehofft? Hab' ich Das je
Zu träumen mir getraut? Wo ist der Mensch,
Der sich so schnell gewöhnte, Gott zu seyn? —
Wer war ich, und wer bin ich nun? Das ist
Ein anderer Himmel, eine andre Sonne,
Als vorhin da gewesen war — Sie liebt mich!

Page wird ihm festfahrend.

Prinz, Prinz, hier ist der Ort nicht — Sie vergeßen —

Carlos, von einer plötzlichen Erkennung ergriffen.

Den König, meinen Vater!

Er laßt die Arme sinken, er steht schon unter und faßt an sich zu wimmern.

Das ist schrecklich —

Ja, ganz recht, Freund. Ich danke dir, ich war
So eben nicht ganz bei mir. — Daß ich Das
Verschweigen soll, der Seligkeit so viel
In diese Brust vermauern soll — ist schrecklich,
Ist schrecklich! —

Den Pagen bei der Hand fassend und bei Seite führend.

Was du gesehen — hörst du? — und nicht gesehen,
Sei wie ein Sarg in deiner Brust versunken!
Jetzt geh! Ich will mich finden. Geh! Man darf
Uns hier nicht treffen. Geh! —

Page wird fort.

Carlos.

Noch halt! doch höre!

Page kommt. Er legt ihm eine Hand auf den Schalter und
steht ihm ernst und herzlich ins Gesicht.

Du nimmst ein schreckliches Geheimniß mit,
Das, jenen starken Giften gleich, die Schale,
Werin es aufgefangen wird, zersprengt —
Beherrsche deine Mienen gut! Dein Kopf

Erfahre niemals, was dein Busen hütet!
Sey, wie das todt' Sprachrohr, das den Schall
Empfängt und wiedergibt und selbst nicht höret!
Du bist ein Knabe — sey es immerhin
Und fahre fort, den Fröhlichen zu spielen —
Wie gut verstand's die kluge Schreiberin,
Der Liebe einen Boten anzulesen!
Hier sucht der König seine Platten nicht.

Page.

Und ich, mein Prinz, ich werde stolz drauf seyn,
Um ein Geheimniß reicher mich zu wissen,
Als selbst der König —

Carlos.

Gütler junger Thor,
Das ist's, wovon du zittern mußt. — Geschicht's,
Daß wir uns öffentlich begegnen: schüchtern,
Mit Unterwerfung naßt du mich. Laß nie
Die Eitelkeit zu Winken dich verführen,
Wie gnädig der Infant dir sey! Du kannst
Nicht schwerer sündigen, mein Sohn, als wenn
Du mir gefällst. — Was du mir künftig magst
Zu hinterbringen haben, sprich es nie
Mit Sylben aus, vertrau' es nie den Lippen,
Den allgemeinen Fahrweg der Gedanken
Betrete deine Zeltung nicht! Du sprichst
Mit deinem Wimmern, deinem Zeigefinger:
Ich höre dir mit Blicken an. Die Luft,
Das Licht um uns ist Philipps Creatur,
Die tauben Wände stehn in seinem Zelde —
Man kommt —

Das Zimmer der Königin ist hier, und der Herrscher von Alba ist hier
Hinweg! Auf Wiedersehen!

Page.

Daß Sie das rechte Zimmer nur nicht fehlen! Prinz,

Carlos.

Es ist der Herrzog. — Nein recht, nein! Schon gut!
Ich finde mich.

Fünfter Auftritt.

Von Carlos. Herzog von Alba.

Alba, ihm in den Weg tretend

Zwei Worte, gnäd'ger Prinz.

Carlos.

Ganz recht — schon gut — ein Andermal.

Er geht

Alba.

Der Ort

Scheint freilich nicht der schicklichste. Vielleicht
Gefällt es Eurer königlichen Heheit,
Auf Ihrem Zimmer mir Gehör zu geben?

Carlos.

Wozu? Das kann hier auch geschehn. — Nur schnell,
Nur kurz —

Alba.

Was eigentlich hieher mich führt,
Ist, Eurer Heheit unterthän'gen Dank
Für das Bewußte abzutragen —

Carlos.

Dank?

Mir Dank? Wofür? — Und Dank von Herzog Alba?

Alba.

Denn kaum, daß Sie das Zimmer des Monarchen
Verlassen hatten, ward mir angekündigt,
Nach Brüssel abzugehen.

Carlos.

Brüssel! So!

Alba.

Wem sonst, mein Prinz, als Ihrer gnädigen
Verwendung bei des Königs Majestät,
Kann ich es zuschreiben haben?

Carlos.

Mir?

Mir ganz und gar nicht — mir wahrhaftig nicht!
Sie reisen — reisen Sie mit Gott!

Alba.

Sonst nichts,

Das nimmt mich Wunder. — Eure Heheit hätten
Mir weiter nichts nach Blandern aufzutragen?

Carlos.

Was sonst? was dort?

Alba.

Doch schien es noch vor Kurzem,
Als forderte das Schicksal dieser Länder
Von Carlos eigne Gegenwart.

Carlos.

Wie so?

Doch ja — ja recht — Das war vorhin — Das ist
Auch so ganz gut, recht gut, um so viel besser —

Alba.

Ich höre mit Verwunderung —

Carlos mit Verwunderung

Sie sind

Ein großer General — wer weiß Das nicht?
Der Reid muß es beschwören. Ich — ich bin
Ein junger Mensch. So hat es auch der König
Gemeint. Der König hat ganz Recht, ganz Recht.
Ich seh's jetzt ein, ich bin vergnügt, und also
Genug davon. Glück auf den Weg! Ich kann
Jetzt, wie Sie sehen, schlechterdings — ich bin
So eben etwas überhäuft — das Weitere
Auf morgen, oder wann Sie wollen, oder
Wann Sie von Brüssel wiederkommen —

Alba.

Wie?

Carlos

Sie nehmen gute Tageszeit mit. — Die Straße
Geht über Mailand, Vethringen, Burgund
Und Deutschland — Deutschland? — Recht,

Deutschland war es!

Da kennt man Sie! — Wir haben jetzt April;
Mai — Junius — im Julius, ganz recht,
Und spätestens im Anfang des Augusts
Sind Sie in Brüssel. O, ich zweifle nicht,
Man wird sehr bald von Ihren Siegen hören.
Sie werden uns des gnädigsten Vertrauens
Sich werth zu machen wissen.

Alba mit Bedrögnung

Werd' ich Das

In meines Jochs durchbohrendem Gefühle?

Carlos

nach einem Stillstehen mit Bedrögnung

Sie sind empfindlich, Herzog — und mit Recht.
Es war, ich muß bekennen, wenig Schonung
Von meiner Seite, Waffen gegen Sie
Zu führen, die Sie nicht im Stande sind
Mir zu erweitern.

Alba.

Nicht im Stande? —

Carlos, ihm schließend die Hand reichend.

Schade,

Daß mir's gerade jetzt an Zeit gebricht,
Den würd'gen Kampf mit Alba anzufechten.
Ein Andermal —

Alba.

Prinz, wir verrechnen uns
Auf ganz verschiedne Weise. Sie, zum Beispiel,
Sie sehen sich um zwanzig Jahre später,
Ich Sie um eben so viel früher.

Carlos.

Nun?

Alba.

Und dabei fällt mir ein, wie viele Nächte
Bei seiner schönen portugiesischen
Gemahlin, Ihrer Mutter, der Monarch
Wohl drum gegeben hätte, einen Arm,
Wie diesen, seiner Krone zu erkaufen?
Ihm mocht' es wohl bekannt seyn, wie viel leichter
Die Sache sey, Monarchen fortzupflanzen,
Als Monarchien — wie viel schneller man
Die Welt mit einem Könige versorge,
Als Könige mit einer Welt.

Carlos.

Sehr wahr!

Doch, Herzog Alba, doch —

Alba.

Und wie viel Blut.

Blut Ihres Volkes fließen müßte, bis
Zwei Tropfen Sie zum König machen konnten.

Carlos.

Sehr wahr, bei Gott — und in zwei Worte Alles
Gepreßt, was des Verkleinertes Stolz dem Stelze
Des Glücks entgegensetzen kann. — Doch nun
Die Anwendung? doch, Herzog Alba?

Alba.

Wehe

Dem zarten Wiegentkinde Majestät,
Das seiner Amme spotten kann! Wie faust
Mag's an' dem weichen Kissen unsrer Siege
Sich schlafen lassen! An der Krone funkeln
Die Perlen nur und freilich nicht die Wunden,
Mit denen sie ernungen ward. — Dies Schwert
Schrieb fremden Völkern spanische Gehege,
Es bligte dem Gekreuzigten voran
Und zeichnete dem Samenorn des Glaubens
Auf diesem Welttheil blut'ge Furchen vor:
Gott richtete im Himmel, ich auf Erden —

Carlos.

Gott oder Teufel, gilt gleich viel! Sie waren
Sein rechter Arm. Ich weiß Das wohl — und jetzt
Nichts mehr davon, ich bitte! Vor gewissen
Erinnerungen möcht' ich gern mich hüten. —
Ich ehre meines Vaters Wahl. Mein Vater
Braucht einen Alba; daß er diesen braucht,
Das ist es nicht, warum ich ihn beneide.
Sie sind ein großer Mann. — Auch Das mag seyn:
Ich glaub' es fast. Nur, fürcht' ich, kamen Sie
Um wenige Jahrtausende zu zeitig.
Ein Alba, sollt' ich meinen, war der Mann,
Am Ende aller Tage zu erscheinen!
Dann, wann des Kaisers Riesentrog die Langmuth
Des Himmels aufgerichtet, die reiche Gente
Der Missethat in vollen Halmen steht
Und einen Schmitter sonder Beispiel fordert,
Dann stehen Sie an Ihrem Platz. — O Gott,
Mein Paradies! mein Blandern! — Doch ich soll
Es jetzt nicht denken. Still davon! Man spricht,
Sie führen einen Vorrath Blutsentzenen,
Im Voraus unterzeichnet, mit? Die Vorsicht
Ist lobenwerth. So braucht man sich vor keiner
Chicane mehr zu fürchten. — O mein Vater,
Wie schlecht verstand ich deine Meinung! Härte
Ob ich dir Schuld, weil du mir ein Geschäft

Verweigertest, wo deine Alba glänzen? —
Es war der Anfang deiner Achtung.

Alba.

Prinz,

Dies Wort verdiente —

Carlos, aufstehend.

Was?

Alba.

Doch davor schützt Sie

Der Königssohn.

Carlos, nach dem Schwert greifend.

Das fordert Blut! — Das Schwert

Gezogen, Herzog!

Alba ruf

Gegen wen?

Carlos, heftig auf ihn einbringend.

Das Schwert

Gezogen, ich durchstoße Sie!

Alba, jetzt

Wenn es

Denn seyn muß —

Carlos.

Sechster Auftritt.

Die Königin. Don Carlos. Herzog von Alba.

Königin,

nach dem Schwert greifend.

Blöße Schwert!

Don Carlos, nach dem Schwert greifend.

Carlos!

Carlos,

von Alba, der Carlos an der Kehle faßt und ihn zum Boden stößt.

Bewegung und Stille. Dann tritt er mit dem Herzog zu Alba.

Verzeihung, Herzog! Alles sey vergeben!

Er tritt zu Carlos und Alba.

Alba,

bei dem Schwert.

Bei Gott, Das ist doch seltsam! —

Königin

Prinz, Sie sind nicht allein.

Herzog Alba!

Der Prinz folgt.

Don Carlos, der Prinz, der Königin.

Siebenter Auftritt.

Die Prinzessin, in einem kleinen Saal.

Prinzessin, der Prinz, der Königin.

Prinzessin, der Prinz, der Königin.

Prinzessin, der Prinz, der Königin.

Er kommt!

Page, eintretend.

Sind Sie allein? Mich wundert sehr,

Ihn noch nicht hier zu finden; doch er muß

Im Augenblick erscheinen.

Prinzessin.

Muß er? Nun,

So will er auch — so ist es ja entschieden —

Page.

Er folgt mir auf den Verfen. — Gnäd'ge Fürstin,

Sie sind geliebt — geliebt, geliebt, wie Sie,

Kann's Niemand seyn, und Niemand seyn gewesen.

Welch eine Scene sah ich an!

Prinzessin, jetzt nach dem Herzog zu Alba.

Geschwind!

Da sprachst mit ihm? Heraus damit! Was sprach er?

Wie nahm er sich? Was waren seine Worte?

Er schien verlegen, schien besürzt? Errieth

Er die Person, die ihm den Schlüssel schickte?
Geschwinde — Oder rieth er nicht? Er rieth
Wohl gar nicht? rieth auf eine falsche? — Nun?
Antwortst du mir denn kein Wort? O psui,
Psui, schäme dich: so hölzern bist du nie,
So unerträglich langsam nie gewesen.

Kann ich zu Worte kommen, Gnädigste?
Ich übergab ihm Schlüssel und Billet
Im Vorfaal bei der Königin. Er stüzte
Und sah mich an, da mir das Wort entwichte,
Ein Frauenzimmer sende mich.

Prinzessin.

Er stüzte?

Sehr gut! sehr brav! Nur fort, erzähle weiter!

Page.

Ich wollte mehr noch sagen, da erbläst' er
Und riß den Brief mir aus der Hand und sah
Mich drohend an und sagt', er wisse Alles.
Den Brief durchlas er mit Beschürzung, fing
Auf Einmal an zu zittern.

Prinzessin.

Wisse Alles?

Er wisse Alles? Sagt' er Das?

Page.

Und fragte

Mich dreimal, viermal, ob Sie selber, wirklich
Sie selber mir den Brief gegeben?

Prinzessin.

Ob

Ich selbst? Und also nennt' er meinen Namen?

Page.

Den Namen — nein, den nennt' er nicht.

Es möchten

Kundschafter, sagt' er, in der Gegend herden
Und es dem König klauenern.

Prinzessin, ^{erzählend}

Sagt' er Das?

Page.

Dem König, sagt' er, liest dann erschauulich,
War mächtig viel daran, besonders viel,
Von diesem Briefe Kundschafter zu erhalten.

Prinzessin.

Dem König? Hast du recht gehört? Dem König?
War Das der Ausdruck, den er brauchte?

Page.

Ja!

Er nennt' es ein gefährliches Geheimniß
Und warnte mich, mit Worten und mit Winken
War sehr auf meiner Hut zu seyn, daß ja
Der König keinen Argwohn schöpfe.

Prinzessin

^{nach einigen Nachsätzen, voll Besorgniß}

Alles

Trifft zu. — Es kann nicht anders seyn — er muß
Um die Geschichte wissen. — Unbegreiflich!
Wer mag ihm wohl verathen haben? — Wer?
Ich frage noch — Wer sieht so scharf, so tief,
Wer anders, als der Falkenblick der Liebe?
Doch weiter, fahre weiter fort: er las
Das Billet —

Page.

Das Billet enthalte

Ein Glück, sagt' er, vor dem er zittern müsse:
Das hat er nie zu träumen sich getraut.
Zum Unglück trat der Herzog in den Saal,
Dies zwang uns —

Prinzessin, ^{argwöhnend}

Aber was in aller Welt

Hat jetzt der Herzog dort zu thun? Wo aber,

Wo bleibt er denn? Was jögert er? Warum
Erscheint er nicht? — Stehst du, wie falsch man dich
Berichtet hat? Wie glücklich wär' er schon
In so viel Zeit gewesen, als du brauchtest,
Mir zu erzählen, daß er's werden wollte!

Page.

Der Herzog, fürcht' ich —

✓

Prinzessin.

Wiederum der Herzog?

Was will der hier? Was hat der tapf're Mann
Mit meiner stillen Seltsamkeit zu schaffen?
Den könnt' er stehen lassen, weiter schicken.
Wen auf der Welt kann man Das nicht? — O,

wahrlich!

Dein Prinz versteht sich auf die Liebe selbst
So schlecht, als, wie es schien, auf Damenherzen.
Er weiß nicht, was Minuten sind — Still, still!
Ich höre kommen. Dort! Es ist der Prinz.

Page eilt hinaus.

Hinweg, hinweg! — Wo hab' ich meine Laute?
Er soll mich überraschen. — Mein Gesang
Soll ihm das Zeichen geben —

Achter Auftritt.

Die Prinzessin und bald nachher Don Carlos.

Prinzessin

^{hat sich in eine Dreimane geworfen und spielt.}

Carlos

^{steht herein. Er erkennt die Prinzessin und steht da, wie vom Donner gerührt.}
Gott!

Wo bin ich?

Prinzessin

^{steht}

Ah, Prinz Carlos? Ja, wahrhaftig!

Carlos.

Wo bin ich? Rasender Wetrug — ich habe
Das rechte Cabinet verfehlt.

Prinzessin.

Wie gut

Versteht es Carl, die Zimmer sich zu merken,
Wo Damen ohne Zeugen sind.

Carlos.

Prinzessin

Verzeihen Sie, Prinzessin — ich — ich fand
Den Vorfaal offen.

Prinzessin.

Kann Das möglich seyn?

Mich dünkt ja doch, daß ich ihn selbst verschloß.

Carlos.

Das dünkt Sie nur, das dünkt Sie — doch, versichert!
Sie irren sich. Verschießen wollen, ja,
Das geb' ich zu. Das glaub' ich — doch verschlossen?
Verschlossen nicht, wahrhaftig nicht! Ich höre
Auf einer — Laute Jemand spielen — war's
Nicht eine Laute?

^{Indem er sich umher umhast umsieht.}

Neht! dort liegt sie noch —

Und Laute — Das weiß Gott im Himmel! — Laute.
Die lieb' ich bis zur Raserei. Ich bin
Ganz Ohr, ich weiß nichts von mir selber, stürze
Ins Cabinet, der süßen Künstlerin,
Die mich so himmlisch rührte, mich so mächtig
Verzauberte, ins schöne Aug' zu sehen.

Prinzessin.

Ein liebenswürdig' Vorwiß, den Sie doch
Sehr bald gestillt, wie ich beweisen könnte.

^{Nach einigen Entschuldigungen, mit Verbeugung.}

D, schämen muß ich den bescheidenen Mann,
Der, einem Weib Beschämung zu ersparen,
In solchen Lügen sich verstrickt.

Carlos, treuerharg.

Prinzessin,
Ich fühle selber, daß ich nur verschlimmere,
Was ich verbessern will. Erlassen Sie
Mir eine Rolle, die ich durchzuführen
So ganz und gar verdorben bin. Sie suchten
Auf diesem Zimmer Zuflucht vor der Welt.
Hier wollten Sie, von Menschen unbehört,
Den stillen Wünschen Ihres Herzens leben.
Ich Sohn des Unglücks zeige mich: sogleich
Ist dieser schöne Traum gestört. — Dafür
Soll mich die schnellste Entfernung —

Er will gehen.

Prinzessin,

überrascht und betroffen, doch sogleich wieder gefaßt.

Prinz —

D, Das war boshaft.

Carlos.

Fürstin — ich verstehe,
Was dieser Blick in diesem Cabinet
Bedeutend soll, und diese tugendhafte
Verlegenheit verehrt' ich. Weh! dem Manne,
Den weibliches Erröthen mutbig macht!
Ich bin verzagt, wenn Weiber vor mir zittern.

Prinzessin.

Ist's möglich? — Ein Gewissen ohne Beispiel
Für einen jungen Mann und Königssohn!
Ja, Prinz — jetzt vollends müssen Sie mir bleiben,
Netzt bitt' ich selbst darum: bei so viel Tugend
Erholt sich jedes Mädchens Angst. Doch wissen Sie,
Daß Ihre plötzliche Erscheinung mich
Bei meiner liebsten Arie erschreckte?

Sie tritt an zum Sopha und nimmt ihre Laute wieder.

Die Arie, Prinz Carlos, werd' ich wohl
Noch einmal spielen müssen; Ihre Strafe
Soll fern, mir anhören.

Carlos

Ich geh' — die ganze Arie sing' ich, wenn Sie mich hören.

Eine Strafe,

So nichtdenkwerth, als mein Vergehn — und
wahrlich!

Der Inhalt war mir so willkommen, war
So göttlich schön, daß ich zum Drittenmal
Sie hören konnte.

Prinzessin.

Was? Sie haben Alles
Gehört? Das ist abentheulich, Prinz. — Es war,
Ich glaub' gar, die Rede von der Liebe?

Carlos.

Aud, irr' ich nicht, von einer glücklichen —
Der schönste Text in diesem schönen Munde;
Doch freilich nicht so wahr gesagt, als schön.

Prinzessin.

Nicht? nicht so wahr? — Und also zweifeln Sie?

Carlos, ernsthaft.

Ich zweifle fast, ob Carlos und die Fürstin
Von Ebeli sich je verstehen können,
Wenn Liebe abgehandelt wird.

Die Prinzessin flucht; er bemerkt es und fährt mit einer leichten

Galanterie fort.

Denn wer,
Wer wird es diesen Rosenwangen glauben,
Daß Leidenschaft in dieser Brust gewühlt?
Laßt eine Fürstin Ebeli Gefahr,
Umsonst und unerhört zu seuffzen? Liebe
Kennt Der allein, der ohne Hoffnung liebt.

Prinzessin

mit ihrer ganzen vorigen Winterfeier.

D, still! Das klingt ja fürchterlich. — Und freilich
Scheint dieses Schicksal Sie vor allen Andern,
Und vollends heute — heute zu verfolgen.

Ihn bei der Hand fassend, mit einschmeichelndem Interesse.

Sie sind nicht fröhlich, guter Prinz. — Sie leiden —
Bei Gott, Sie leiden ja wohl gar! Ist's möglich?
Und warum leiden, Prinz? bei diesem lauten
Verufe zum Genuß der Welt, bei allen
Geschenken der verschwenderischen Natur
Und allem Anspruch auf des Lebens Freuden?
Sie — eines großen Königs Sohn und mehr,
Weit mehr, als Das, schon in der Fürstengewiege
Mit Gaben ausgestattet, die sogar
Noch Ihres Ranges Sonnenanzug verdunkeln?
Sie — der im ganzen strengen Rath der Weiber
Beslochnen Richter sitzen hat, der Weiber,
Die über Männerwerth und Männerruhm
Ausschließend ohne Widerspruch entscheiden?
Der, wo er nur bemerkte, schon erobert,
Entzündet, wo er kalt geblieben, wo
Er glühen will, mit Paradiesen spielen
Und Götterglück verschenken muß — der Mann,
Den die Natur zum Glück von Tausenden
Und Wenigen mit gleichen Gaben schmückte,
Er selber sollte elend seyn? — O Himmel,
Der du ihm Alles, Alles gabst, warum,
Warum denn nur die Augen ihm versagen,
Womit er seine Siege sieht?

Carlos,

der die ganze Zeit über in der tiefsten Besinnung versunken war, u.
s. w. das Wort der Prinzessin, das er so eben gesagt, zu sich selbst gebracht,
sah er in die Höhe.

Worttrefflich!

Ganz unvergleichlich, Fürstin! Singen Sie
Mir diese Stelle doch noch einmal!

Prinzessin

Carlos.

Wo waren Sie indessen?

Carlos, ernsthaft.

Ja, bei Gott!

Sie mahnen mich zur rechten Zeit. — Ich muß,
Wag' fort — muß eilends fort.

Prinzessin, ernsthaft.

Wohin?

Carlos, in schmerzlicher Bang'ung.

Hinunter

Ins Freie. — Lassen Sie mich los — Prinzessin!
Mir wird, als rauchte hinter mir die Welt
Zu Klammen auf —

Prinzessin, eilends mit Gewalt zurück.

Was haben Sie? Woher
Dies fremde, unnatürliche Betragen?

Carlos flucht, aber und wird nachdenkend. Sie ergreift diesen Augen-

blick, um zu sich auf den Sopha zu gehen.

Sie brauchen Ruhe, lieber Carl — Ihr Blut
Ist jetzt in Aufruhr — Ziehen Sie sich zu mir —
Weg mit den schwarzen Riecherphantasien!
Wenn Sie sich selber offenerhitzig fragen,
Weiß dieser Kopf, was dieses Herz beschwert?
Und, wenn er's nun auch wüßte — sollte denn
Von allen Mittern dieses Heið nicht einer,
Von allen Tamen keine — Sie zu heilen,
Sie zu verstehen, wollt' ich sagen — keine
Von allen würdig seyn?

Carlos, nachig gedankend.

Vielleicht die Fürstin

Von Ebeli —

Don Carlos.

Prinzessin, freudig, rasch.
Wahrhaftig?

Carlos.

Geben Sie

Mir eine Bittschrift — ein Empfehlungsschreiben
An meinen Vater. Geben Sie! Man spricht,
Sie gelten viel.

Prinzessin.

Wer spricht Das? (Ha, so war es
Der Argwohn, der dich stumm gemacht!)

Carlos.

Wahrscheinlich

Ist die Geschichte schon herum. Ich habe
Den schnellen Einfall, nach Brabant zu gehn,
Um — bloß, um meine Spuren zu verdienen.
Das will mein Vater nicht. — Der gute Vater
Besorgt, wenn ich Armeen commandirte —
Mein Singen könne drunter leiden.

Prinzessin.

Carlos,

Sie spielen falsch. Gesticen Sie, Sie wollen
In dieser Schlangengewandung mir entgehn.
Hieher gesehen, Heuchler! Aug' in Auge!
Wer nur von Ritterthaten träumt — wird Der,
Gesticen Sie — wird Der auch wohl so tief
Herab sich lassen, Wänder, die den Damen
Entfallen sind, begierig wegzustehlen
Und — Sie verg'hn —

He *der letzten Fingerbewegung* *die Hemdfas-*
schneid *und eine Handschloß, die da verbergen war, wegnimmt.*
so festbar zu verwahren?

Carlos, mit Befremdung zurücktretend.

Prinzessin — Mein, Das geht zu weit. — Ich bin
Verrathen. Sie betrügt man nicht. — Sie sind
Mit Geistern, mit Dämonen einverstanden.

Prinzessin.

Darüber scheinen Sie erstaunt? Darüber?
Was soll die Wette gelten, Prinz, ich rufe
Geschichten in Ihr Herz zurück, Geschichten —
Versuchen Sie es, fragen Sie mich aus.
Wenn selbst der Laune Gaukeleien, ein Laut,
Verstümmelt in die Luft gehaucht, ein Lächeln,
Von schnelltem Genste wieder ausgelöscht,
Wenn selber schon Erscheinungen, Geberden,
Wo Ihre Seele ferne war, mir nicht
Entgangen sind, urtheilen Sie, ob ich
Verstand, wo Sie verstanden werden wollten?

Carlos.

Nun, Das ist wahrlich viel gewagt. — Die Wette
Soll gelten, Fürstin! Sie versprechen mir
Entdeckungen in meinem eignen Herzen,
Um die ich selber nie gewußt.

Prinzessin, etwas empfindlich und erregt.

Nie, Prinz!

Befinnen Sie sich besser! Sehn Sie um sich! —
Dies Cabinet ist keines von den Zimmern
Der Königin, wo man das Bißchen Maske
Noch allenfalls zu loben fand. — Sie fragen?
Sie werden plötzlich lauter Blut? — O, freilich,
Wer sollte wohl so scharfflug, so vermess'n,
So müßig seyn, den Carlos zu belauschen,
Wenn Carlos unbekümmert sich glaubt? — Wer sah's,
Wie er beim letzten Hofball seine Dame,
Die Königin, im Tanze stehen ließ
Und mit Gewalt ins nächste Paar sich drängte,
Statt seiner königlichen Tänzerin
Der Fürstin Eboli die Hand zu reichen?
Ein Irrthum, Prinz, den der Monarch sogar,
Der eben jetzt erschienen war, bemerkte!

Carlos mit ironischem Lächeln.

Auch sogar der? Ja freilich, gute Fürstin,
Für den besonders war Das nicht.

Prinzessin.

So wenig,

Als jener Auftritt in der Schloßcapelle,
Worauf sich wohl Prinz Carlos selbst nicht Mehr
Besinnen wird. Sie lagen zu den Füßen
Der heil'gen Jungfrau, in Gebet ergossen,
Als plötzlich — konnten Sie dafür? — die Kleider
Gewisser Damen hinter Ihnen rauschten.
Da fing Don Philipps heldenmüth'ger Sohn,
Gleich einem Keger vor dem heil'gen Amte,
Zu zittern an; auf seinen bleichen Lippen
Starb das vergiftete Gebet — im Taumel
Der Leidenschaft — es war ein Possenspiel
Zum Nüchtern, Prinz — ergreifen Sie die Hand,
Der Mutter Gottes heil'ge kalte Hand,
Und Feuerflüsse regnen auf den Marmor.

Carlos.

Sie thun mir Unrecht, Fürstin! Das war Andacht.

Prinzessin.

Ja, dann ist's etwas Andres, Prinz — dann freilich
War's damals auch nur Furcht vor dem Verluste,
Als Carlos mit der Königin und mir
Beim Spiele saß und mit bewundernswerther
Geschicklichkeit mir diesen Handschuh stahl —

Carlos springt bestürzt auf

Den er zwar gleich nachher so artig war
Statt einer Karte wieder auszuspielen.

Carlos.

O Gott — Gott — Gott! Was hab' ich da gemacht?

Prinzessin.

Nichts, was Sie widerrufen werden, hoff' ich.
Wie froh erschraf ich, als mir unvermuthet
Ein Briefchen in die Finger kam, das Sie
In diesen Handschuh zu verstecken wußten.
Es war die rührendste Romane, Prinz,
Die —

Carlos, ihr nach und weit laufend.

Poesie! — Nichts weiter. — Mein Gehirn
Treibt öfters wunderbare Wäsen auf.
Die schnell, wie sie entstanden sind, zerpringen.
Das war es Alles. Schweigen wir davon!

Prinzessin,

die Gedanken von ihm weggehend und ihn eine Zeitlang aus der Ant-
sehen zu beobachten

Ich bin erschöpft: — all' meine Proben gleiten
Von diesem schlangenglatten Sonderling.

Er schwingt einige Augenblicke

Doch wie? — Wär's ungeheurer Männerstolz,
Der nur, sich selbst süßer zu ergözen,
Die Blödsichtigkeit als Larve brauchte? — Ja?

Die n. h. ist sich des. p. n. wieder und betrachtet ihn sorgfältig.
Belehren Sie mich endlich, Prinz — Ich stehe
Vor einem zauberlich verschloss'n'n Schrank,
Wo alle meine Schlüssel mich betrügen.

Carlos.

Wie ich vor Ihnen.

Prinzessin

verläßt ihn schnell, geht einigemal sich hinwiegend im Cabinet auf und nieder
und scheint über etwas Wichtiges nachzudenken. Endlich nach einer großen
Pause erhebt sich und seufzt.

Endlich sey es denn —

Ich muß einmal zu reden mich entschließen.
Zu meinem Richter wähl' ich Sie. Sie sind
Ein edler Mensch — ein Mann, sind Fürst und Ritter.
An Ihren Busen weis' ich mich. Sie werden

Mich retten, Prinz, und, wo ich ohne Rettung
Verloren bin, theilnehmend um mich weinen.

Der Prinz rückt näher, mit erwartungsvollem, theilnehmendem Erkennen.
Ein frecher Günstling des Monarchen buhlt
Um meine Hand — Luis Gomez, Graf von Silva —
Der König will, schon ist man Handels einig,
Ich bin der Creatur verkauft.

Carlos, heftig ergriffen.

Verkauft?
Und wiederum verkauft? und wiederum
Von dem berühmten Handelsmann in Süden?

Prinzessin.

Nein, hören Sie erst Alles. Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeworft,
Auch meiner Unschuld stellt man nach — Da, hier!
Dies Blatt kann diesen Heiligen entlarven.

Carlos nimmt das Papier und hängt es an die Wand, ohne sich Zeit zu nehmen, es zu lesen.

Wo soll ich Rettung finden, Prinz? Bis jetzt
War es mein Stolz, der meine Tugend schützte;
Doch endlich —

Carlos.

Endlich fielen Sie? Sie fielen?
Nein, nein! um Gotteswillen, nein!

Prinzessin, stolz und ebel.

Durch wen?

Armselige Vernünftle! Wie schwach
Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
Voraus geboten werden kann! Sie ist
Das Einzige auf diesem Mund der Erde,
Was keinen Käufer leidet, als sich selbst.
Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
Der unschätzbare Diamant, den ich
Verschenken oder, ewig ungenossen,
Verscharr'n muß — dem großen Kaufmann gleich,
Der, ungerührt von des Malto Gold
Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz,
Sie unter ihrem Werthe loszuschlagen.

Carlos.

(Beim wunderbaren Gott — das Weib ist schön!)

Prinzessin.

Man nenn' es Grille — Eitelkeit, gleichviel.
Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
Geb' ich für Alles Alles hin. Ich schenke
Nur einmal, aber ewig. Einmal — nur
Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
Entzückender Zusammenklang — ein Kuß —
Der Schäferstunde schwelgerische Freuden —
Der Schönheit hohe, himmlische Magie
Sind eines Strahles Schwesterliche Farben,
Sind einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
Ich Rasende! ein abgerissnes Blatt
Aus dieser Blume schönem Kelch verschwenken?
Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
Der Gottheit großes Meisterstück, verstümmeln,
Den Abend eines Prassers zu verfügen?

Carlos.

(Unglaublich! Wie? ein solches Mädchen hatte
Madrid, und ich — und ich erfahre' es heute
Zum ersten Mal?)

Prinzessin.

Längst hätt' ich diesen Hof
Verlassen, diese Welt verlassen, hätte
In heil'gen Mauern mich begraben; doch
Ein einzig Band ist noch zurück, ein Band,
Das mich an diese Welt allmächtig bindet.

Ach, ein Phantom vielleicht! doch mir so werth!
Ich liebe und bin — nicht geliebt.

Carlos, voll Feuer auf sie zugehend.

Sie stüb's!

So wahr ein Gott im Himmel wohnt, ich schwör' es:
Sie stüb's, und unaussprechlich!

Prinzessin.

Sie? Sie schwören's?

O, Das war meines Engels Stimme! Ja,
Wenn freilich Sie es schwören, Carl, dann glaub' ich's,
Dann bin ich's.

Carlos,

der sie voll Zärtlichkeit in seine Arme schließt.

Süßes, seelenvolles Mädchen!

Anbetungswürdiges Geschöpf! — Ich sehe
Ganz Ihr — ganz Auge — ganz Entzücken — ganz
Bewunderung. — Wer hätte dich gesehen,
Wer unter diesem Himmel dich gesehn
Und rühmte sich — er habe nie geliebt? —
Doch hier an Königs Philipps Hof? Was hier?
Was, schöner Engel, willst du hier? bei Pfaffen
Und Pfaffenzucht? Das ist kein Himmelsstrich
Für solche Blumen. — Möchten sie sie brechen?
Sie möchten — o, ich glaub' es gern. — Doch nein!
So wahr ich Leben athme, nein! — Ich schlinge
Den Arm um dich, auf meinen Armen trag' ich
Durch eine teuflische Hölle dich!
Ja — laß mich deinen Engel seyn. —

Prinzessin mit dem vollen Blick der Liebe.

O Carlos!

Wie wenig hab' ich Sie gekannt! Wie reich
Und gränzenlos belohnt Ihr schönes Herz
Die schwere Müß', es zu begreifen!

und sie

Carlos, der sie zu sich zieht.

Fürstin,

Wo sind Sie jetzt?

Prinzessin

mit Freude und Grazie, indem sie ihre Hand hebt.

Wie schön ist diese Hand!

Wie reich ist sie! — Prinz, diese Hand hat noch
Zwei kostbare Geschenke zu vergeben —
Ein Diadem und Carlos Herz — und Weibes
Vielleicht an eine Sterbliche? — An eine?
Ein großes, göttliches Geschenk! — Weinade
Für eine Sterbliche zu groß! — Wie, Prinz?
Wenn Sie zu einer Theilung sich entschließen?
Die Königinnen lieben schlecht — ein Weib,
Das lieben kann, versteht sich schlecht auf Kronen:
Drum besser, Prinz, Sie theilen, und gleich jetzt,
Gleich jetzt — Wie? Derr hätten Sie wohl schon?
Sie hätten wirklich? O, dann um so besser!
Und kenn' ich diese Glückliche?

Carlos.

Du sollst.

Du, Mädchen, dir entdeck' ich mich — der Unschuld,
Der lautern, unentbehrlichen Natur
Entdeck' ich mich. An diesem Hof bist du
Die Würdige, die Einzige, die Erste,
Die meine Seele ganz versteht. — Ja denn!
Ich leugn' es nicht — ich liebe!

Prinzessin.

Wöser Mensch!

So schwer ist das Gekändnis dir geworden?
Beweinenswürdig muß' ich seyn, wenn du
Mich liebenswürdig finden solltest?

Carlos sagt.

Was?

Was ist Das?

Don Carlos.

Prinzessin.

Solches Spiel mit mir zu treiben!
O, wahrlich, Prinz, es war nicht schön. Sogar
Den Schlüssel zu verleugnen!

Carlos.

Schlüssel! Schlüssel!

Nach einem dumpfen Resinnen.

Ja so — so war's. — Nun merk' ich — — O mein Gott!
Seine Knie wanken, er hält sich an einen Stuhl und verbirgt das Gesicht.

Eine lange Stille von beiden Seiten. Die Türken schreit laut und faßt.

Prinzessin.

Abscheulich! Was hab' ich gethan?

Carlos,

sich aufrichtend, im Ausdruck des heftigsten Schmerzes.

So tief —

Herabgestürzt von allen meinen Himmeln! —
O, Das ist schrecklich!

Prinzessin das Gesicht in das Kissen verbergend.

Was entdeck' ich? Gott!

Carlos, *vor ihr niedergemessen.*

Ich bin nicht schuldig, Fürstin — Leidenschaft —
Ein unglückseliger Mißverstand — Bei Gott!
Ich bin nicht schuldig.

Prinzessin steht ihn von sich.

Weg aus meinen Augen,

Um Gotteswillen —

Carlos.

Nimmermehr! In dieser
Entsetzlichen Erschütterung Sie verlassen?

Prinzessin, *ihn mit Gewalt wegdrängend.*

Aus Großmuth, aus Barmherzigkeit, hinaus
Von meinen Augen! — Wollen Sie mich mordeten?
Ich haße Ihren Anblick! *Carlos will gehen.*

Meinen Brief

Und meinen Schlüssel geben Sie mir wieder.
Wo haben Sie den andern Brief?

Carlos.

Den andern?

Was denn für einen andern?

Prinzessin.

Den vom König.

Carlos, *zusammensinkend.*

Von wem?

Prinzessin.

Den Sie vorhin von mir bekamen.

Carlos.

Vom König? und an wen? an Sie?

Prinzessin.

O Himmel!

Wie schrecklich hab' ich mich verstrickt! Den Brief!
Heraus damit! ich muß ihn wieder haben.

Carlos.

Vom König Briefe, und an Sie?

Prinzessin.

Den Brief!

Im Namen aller Heiligen!

Carlos.

Der einen
Gewissen mir entlarven sollte — diesen?

Prinzessin.

Ich bin des Todes! — Geben Sie!

Carlos.

Der Brief —

Prinzessin, *in Verzweiflung die Hände ringend.*

Was hab' ich Unbesonnene gewagt!

Carlos.

Der Brief — der kam vom König? — Ja, Prinzessin,
Das ändert freilich Alles schnell. — Das ist,
den Brief hastend anwerfend,

Ein unschätzbarer — schwerer — theurer Brief,
Den alle Kronen Philipps einzulösen
Zu leicht, zu nichtsbedeutend sind. — Den Brief
Behalt' ich. *Er geht.*

Prinzessin wief sich ihm in den Weg.

Großer Gott, ich bin verloren! &

Neunter Auftritt.

Die Prinzessin allein.

Sie steht noch betäubt, außer Fassung; nachdem er hinaus ist, eilt sie ihm nach und will ihn zurück rufen.

Prinz, noch ein Wort! Prinz, hören Sie — Er geht!
Auch Das noch! Er verachtet mich — Da steh' ich
In fürchterlicher Einsamkeit — verstossen,
Verworfen —

Sie sinkt auf einen Stuhl. Nach einer Pause.

Nein! Verdrungen nur, verdrungen
Von einer Nebenbuhlerin. Er liebt.

Kein Zweifel mehr. Er hat es selbst bekannt.
Doch wer ist diese Glückliche? — So viel
Ist offenbar — er liebt, was er nicht sollte.
Er fürchtet die Entdeckung. Vor dem König
Vertrichtet sich seine Leidenschaft — Warum
Vor diesem, der sie wünschte! — Oder ist's
Der Vater nicht, was er im Vater fürchtet?
Als ihm des Königs buhlerische Absicht
Verrathen war — da jauchzten seine Mienen,
Trobteck' er, wie ein Glücklicher... Wie kam es,
Daß seine strenge Tugend hier verstummte?
Hier? eben hier? — Was kann denn er dabei,
Er zu gewinnen haben, wenn der König
Der Königin die —

Er hält plötzlich an, von einem Gedanken überwacht. — In gleicher Zeit reißt sie die Schürze, die ihr Carlos gegeben hat, von dem Boden betrachtet sie schnell und erkennt sie.

O ich Rasende!

Jetzt endlich, jetzt — Wo waren meine Sinne?
Jetzt gehen mir die Augen auf — Sie hatten
Sich lang geliebt, eh' der Monarch sie wählte.
Nie ohne sie sah mich der Prinz. — Sie also,
Sie war gemeint, wo ich so gränzenlos,
So warm, so wahr mich angebetet glaubte?
O, ein Betrug, der ohne Beispiel ist!
Und meine Schwäche hab' ich ihr verrathen —

Entschlossen.

Daß er ganz ohne Hoffnung lieben sollte!
Ich kann's nicht glauben — Hoffnungslose Liebe
Besteht in diesem Kampfe nicht. Zu schwelgen,
Wo unerhört der glänzendste Monarch
Der Erde schwärmet — Wahrlich! solche Opfer
Bringt hoffnungslose Liebe nicht. Wie feurig
War nicht sein Kuß! Wie zärtlich drück' er mich,
Wie zärtlich an sein schlagend Herz! — Die Frau
War fast zu kühn für die romant'sche Treue,
Die nicht erwidert werden soll — Er nimmt
Den Schlüssel an, den, wie er sich beredet,
Die Königin ihm zugeschiekt — er glaubt
An diesen Riesenschritt der Liebe — kommt,
Kommt wahrlich, kommt! — So traut er Philipps Frau
Die rasende Entschließung zu. — Wie kann er,
Wenn hier nicht große Proben ihn ermuntern?
Es ist am Tag. Er wird erhört. Sie liebt!
Weim Himmel, diese Heilige empfindet!
Wie fein ist sie!... Ich zitterte, ich selbst,
Vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend.
Ein höhres Wesen ragt sie neben mir.
In ihrem Glanz erblick' ich. Ihrer Schönheit
Mißgönn' ich diese hohe Ruhe, frei

Von jeder Wallung sterblicher Naturen.
Und diese Ruhe war nur Schein? Sie hätte
An beiden Tafeln schwelgen wollen? Hätte
Den Götterschein der Tugend schaugetragen
Und doch zugleich des Lasters heimliche
Entzückungen zu naschen sich erbreitet?
Das durste sie? Das sollte ungerochen
Der Gauflerin gelungen seyn? Gelungen,
Weil sich kein Rächer meldet? — Nein, bei Gott!
Ich betete sie an — Das fordert Rache!
Der König wisse den Betrug — Der König?

Nach einigem Besinnen.

Ja, recht — Das ist ein Weg zu seinem Thron.

Sie geht ab.

Ein Zimmer im königlichen Palaste.

Behuter Austritt.

Herzog von Alba. Vater Domingo.

Domingo.

Was wollen Sie mir sagen?

Alba.

Eine wichtige
Entdeckung, die ich heut' gemacht, worüber
Ich einen Aufschluß haben möchte.

Domingo.

Welche
Entdeckung? Wovon reden Sie?

Alba.

Prinz Carlos

Und ich begegne diesen Mittag uns
Im Vergemach der Königin. Ich werde
Beleidigt. Wir erlösen uns. Der Streit
Wird etwas laut. Wir greifen zu den Schwertern.
Die Königin auf das Geröde öffnet
Das Zimmer, wirft sich zwischen uns und sieht
Mit einem Blick despotischer Vertrautheit
Den Prinzen an. — Es war ein einziger Blick. —
Sein Arm erstarrt — er fliegt an meinen Hals —
Ich fühle einen heißen Kuß — er ist
Verschwunden.

Domingo *nach einigem Stillstehen.*

Das ist sehr verdächtig. — Herzog,

Sie mahnen mich an etwas. — Aehnliche
Gedanken, ich gesteh' es, keimten längst
In meiner Brust. — Ich flohe diese Träume —
Noch hab' ich Niemand sie vertraut. Es gibt
Zweischneid'ge Klagen, ungewisse Freunde —
Ich fürchte diese. Schwer zu unterscheiden,
Noch schwerer zu ergründen sind die Menschen.
Entwachte Worte sind beleidigte
Vertraute — drum beug' ich mein Geheimniß,
Wie es die Zeit aus Licht hervorgewälzt.
Gewisse Dienste Königen zu leisten,
Ist müßlich, Herzog — ein gewagter Wurf,
Der, fehlt er seine Wente, auf den Schützen
Zurück prallt. — Ich wollte, was ich sage,
Auf eine Postie beschwören — doch
Ein Augenzeugniß, ein erhaschtes Wort,
Ein Blatt Papier fällt schwerer in die Wage,
Als mein lebendigstes Gefühl. — Verwünscht,
Daß wir auf span'schem Boden stehn!

Alba.

Warum

Auf diesem nicht?

Domingo.

An jedem andern Hofs
Kann sich die Leidenschaft vergessen. Hier
Wird sie gewarnt von ängstlichen Gesetzen.

Die span'schen Königinnen haben Mühe
Zu sündigen — ich glaub' es — doch zum Unglück
Nur da — gerade da nur, wo es uns
Am Besten glückte, sie zu überrraschen.

Alba.

Hören Sie weiter — Carlos hatte heut'
Gehör beim König. Eine Stunde währte
Die Audienz. Er bat um die Verwaltung
Der Niederlande. Laut und heftig bat er:
Ich hör' es in dem Kabinet. Sein Auge
War roth geweint, als ich ihm an der Thür
Begegnete. Den Mittag drauf erscheint er
Mit einer Miene des Triumphs. Er ist
Entzückt, daß mich der König vorgezogen.
Er dankt es ihm. Die Sachen stehen anders,
Sagt er, und besser. Heucheln kommt' er nie:
Wie soll ich diese Widersprüche reimen?
Der Prinz frohlockt, hintangesetzt zu seyn,
Und mir erteilt der König eine Gnade
Mit allen Zeichen seines Zorns! — Was muß
Ich glauben? Wahrlich, diese neue Würde
Sieht einer Landsverweisung ähnlicher
Als einer Gnade.

Domingo.

Dahin also wär' es

Gekommen? Dahin? Und ein Augenblick
Zertrümmerte, was wir in Jahren bauten? —
Und Sie so ruhig? so gelassen? — Kennen
Sie diesen Jüngling? Ahnen Sie, was uns
Erwartet, wenn er mächtig wird? — Der Prinz —
— Ich bin sein Feind nicht. Andre Sorgen nagen
An meiner Ruhe, Sorgen für den Thron,
Für Gott und seine Kirche. — Der Infant
(Ich kenn' ihn — ich durchbringe seine Seele)
Hegt einen schrecklichen Entwurf — Toledo —
Den rasenden Entwurf, Negent zu seyn
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren. —
Sein Herz entzückt für eine neue Tugend,
Die, stolz und sicher und sich selbst genug,
Von keinem Glauben bitteln will. — Er denkt!
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre — er verehrt den Menschen — Herzog,
Ob er zu unserm König tangt?

Alba.

Phantome!

Was sonst? Vielleicht auch jugendlicher Stolz,
Der eine Rolle spielen möchte. — Weicht
Ihm eine andre Wahl? Das geht vorbei,
Trifft ihn einmal die Reibe, zu befehlen.

Domingo.

Ich zweifle. — Er ist stolz auf seine Freiheit,
Des Zwanges ungewohnt, womit man Zwang
Zu kaufen sich bequemen muß. — Tangt er
Auf unsern Thron? Der kühne Niesengeist
Wird unsrer Staatskunst Linien durchkreuzen.
Umsonst verincht' ich's, diesen treu'gen Muth
In dieser Zeiten Wollust abzumatten:
Er überstand die Probe — Schrecklich in
In diesem Körper dieser Geist — und Philipp
Wird sechzig Jahr' alt.

Alba.

Ihre Wunde reichen

Sehr weit.

Domingo.

Er und die Königin sind Eins.
Schon schlecht, verborgen war, in Weider Brust
Das Gift der Feuer, doch bald genug,
Gewinnt es Raum, wird es den Thron ergreifen.
Ich kenne diese Väter. — Fürchten wir

Die ganze Rache dieser stillen Geinbin,
Wenn Philipp Schwächen sich erlaubt. Noch ist
Das Glück uns günstig. Kommen wir zuvor.
In eine Schlinge stürzen Beide. — Jetzt
Ein solcher Wink dem Könige gegeben,
Bewiesen oder nicht bewiesen — viel
Ist schon gewonnen, wenn er wankt. Wir selbst,
Wir zweifeln Beide nicht. Zu überzeugen
Fällt keinem Ueberzeugten schwer. Es kann
Nicht fehlen, wir entdecken mehr, sind wir
Vorher gewiß, daß wir entdecken müssen.

Alba.

Doch nun die wichtigste von allen Fragen!
Wer nimmt's auf sich, den König zu belehren?

Domingo.

Noch Sie, noch ich. Erfahren Sie also,
Was lange schon, des großen Planes voll,
Wein stiller Fleiß dem Ziele zugetrieben.
Noch mangelt, unser Bündniß zu vollenden,
Die dritte, wichtigste Person. — Der König
Liebt die Prinzessin Eboli. Ich nähre
Die Leidenschaft, die meinen Wünschen wuchert.
Ich bin sein Abgesandter — unserm Plane
Erzieh' ich sie. — In dieser jungen Dame,
Gelingt mein Werk, soll eine Bundoverwandtin,
Soll eine Königin uns blühen. Sie selbst
Hat jetzt in dieses Zimmer mich berufen.
Ich hoffe Alles. — Jene Lilien
Von Balais zerknickt ein spanisches Mädchen
Vielleicht in einer Mitternacht.

Alba.

Was hör' ich?

Ist's Wahrheit, was ich jetzt gehört? — Beim Himmel!
Das überrascht mich! Ja, der Streich vollendet!
Dominicaner, ich bewundre dich.
Jetzt haben wir gewonnen —

Domingo.

Still! Wer kommt? —

Sie ist's — sie selbst.

Alba.

Ich bin im nächsten Zimmer,
Wenn man —

Domingo.

Schon recht. Ich rufe Sie.
Der Herzog von Alba geht ab.

Fünftes Auftritt.

Die Prinzessin. Domingo.

Domingo.

Befehlen, gnäd'ge Fürstin.

Prinzessin,

dem Herzog neugierig nachsehend.

Sind wir etwa

Nicht ganz allein? Sie haben, wie ich sehe,
Noch einen Zeugen bei sich?

Domingo.

Wie?

Prinzessin.

Wer war es.

Der eben jetzt von Ihnen ging?

Domingo.

Der Herzog

Von Alba, gnäd'ge Fürstin, der nach mir
Um die Erlaubniß bittet, vorgelassen
Zu werden.

Prinzessin.

Herzog Alba? Was will der?

Was kann er wollen? Wissen Sie vielleicht
Es mir zu sagen?

Domingo.

Ich? und ich? ich weiß, &

Was für ein Vorfall von Bedeutung mir
Das lang entbehrte Glück verschafft, der Fürstin
Von Eboli mich wiederum zu nähern?

Pause, worin er ihre Antwort erwartet.

Ob sich ein Umstand endlich vorgefunden,
Der für des Königs Wünsche spricht? ob ich
Mit Grund gehofft, daß bessere Ueberlegung
Mit einem Anerbieten Sie versöhnt,
Das Eigensinn, das Laune bloß verworfen?
Ich komme voll Erwartung —

Prinzessin.

Brachten Sie

Dem König meine letzte Antwort?

Domingo.

Noch

Verschob ich's, ihn so tödtlich zu verwunden.
Noch, gnäd'ge Fürstin, ist es Zeit. Es steht
Bei Ihnen, sie zu mildern.

Prinzessin.

Welden Sie

Dem König, daß ich ihn erwarte.

Domingo.

Darf

Ich Das für Wahrheit nehmen, schöne Fürstin?

Prinzessin.

Für Scherz doch nicht? Bei Gott, Sie machen mir
Ganz bange. — Wie? Was hab' ich denn gethan,
Wenn sogar Sie — Sie selber sich entfarben?

Domingo.

Prinzessin, diese Ueberraschung — kaum
Kann ich es fassen —

Prinzessin.

Ja, hochwürd'ger Herr,

Das sollen Sie auch nicht. Um alle Güter
Der Welt möcht' ich nicht haben, daß Sie's sagten.
Genug für Sie, daß es so ist. Erwären
Sie sich die Mühe, zu ergrübeln, weissen
Veredsamkeit Sie diese Wendung danken.
Zu Ihrem Trost seg' ich hinzu: Sie haben
Nicht Theil an dieser Sünde. Auch wahrhaftig
Die Kirche nicht; obgleich Sie mir bewiesen,
Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper Ihrer jungen Töchter
Für höhere Zweck zu gebrauchen wüßte.
Auch diese nicht. — Vergleichen fromme Gründe,
Ehrwürd'ger Herr, sind mir zu hoch —

Domingo.

Sehr gern.

Prinzessin, nimmt' ich sie zurück, sobald
Sie überflüssig waren.

Prinzessin.

Witten Sie

Von meinethwegen den Monarchen, ja
In dieser Handlung mich nicht zu verkennen.
Was ich gewesen, bin ich noch. Die Lage
Der Dinge nur hat seitdem sich verwandelt.
Als ich sein Anerbieten mit Entrüstung
Zurück stieß, da glaubt' ich im Westge
Der schönsten Königin ihn glücklich — glaubte
Die treue Gattin meines Opfers werth.
Das glaubt' ich damals — damals. Brellich jetzt.
Jetzt weiß ich's besser.

Domingo.

Fürstin, weiter, weiter!

Ich hör' es, wir verstehen uns.

Prinzessin.

Genug,
Sie ist erhascht. Ich schone sie nicht länger.
Die schlaue Diebin ist erhascht. Den König,
Ganz Spanien und mich hat sie betrogen.
Sie liebt. Ich weiß es, daß sie liebt. Ich bringe
Beweise, die sie zittern machen sollen.
Der König ist betrogen — doch, bei Gott,
Er sey es ungerochen nicht! Die Larve
Erhabener, übermenschlischer Entfaltung
Reiß' ich ihr ab, daß alle Welt die Stirn'
Der Sünderin erkennen soll. Es kostet
Mir einen ungeheuren Preis, doch — Das
Entzückt mich, Das ist mein Triumph — doch ihr
Noch einen größeren.

Domingo.

Nun ist Alles reif.

Erlauben Sie, daß ich den Herzog rufe.

Er geht hinaus.

Prinzessin, erstaunt.

Was wird Das?

Zwölfter Auftritt.

Die Prinzessin. Herzog Alba. Domingo.

Domingo,

der den Herzog hereinführt.

Unsre Nachricht, Herzog Alba,
Kommt hier zu spät. Die Fürstin Eboli
Entdeckt uns ein Geheimniß, das sie eben
Von uns erfahren sollte.

Alba.

Mein Besuch

Wird dann um so viel milder sie befremden.
Ich traue meinen Augen nicht. Vergleichen
Entdeckungen verlangen Weiberblicke.

Prinzessin.

Sie sprechen von Entdeckungen? —

Domingo.

Wir wünschten

Zu wissen, gnäd'ge Fürstin, welchen Ort
Und welche best're Stunde Sie —

Prinzessin.

Auch Das!

So will ich morgen Mittag Sie erwarten.
Ich habe Gründe, dieses strafbare
Geheimniß länger nicht zu bergen — es
Nicht länger mehr dem König zu entziehen.

Alba.

Das war es, was mich hergeführt. So gleich
Muß der Monarch es wissen. Und durch Sie,
Durch Sie, Prinzessin, muß er Das. Wem sonst,
Wem stellt' er lieber glauben, als der strengen,
Der wachsamem Gespielin seines Weibes?

Domingo.

Wem mehr, als Ihnen, die, sobald sie will,
Ihn unumschränkt beherrschen kann?

Alba.

Ich bin

Erklärter Feind des Prinzen.

Domingo.

Eben Das

Ist man gewohnt von mir vorauszusetzen.
Die Fürstin Eboli ist frei. Wo wir
Verstümmeln müssen, zwingen Pflichten Sie,
Zu reden, Pflichten Ihres Amts. Der König

Entflieht uns nicht, wenn Ihre Winke wirken,
Und dann vollenden wir das Werk.

Alba.

Doch bald,
Gleich jetzt muß es geschehen. Die Augenblicke
Sind kostbar. Jede nächste Stunde kann
Mir den Befehl zum Abmarsch bringen. —

Domingo,

sich nach eiligem Ueberlegen zur Fürstin beugend.

Sich Briefe finden ließen? Briefe freilich
Von dem Infanten, aufgefangen, müßten
Hier Wirkung thun. — Laß sehen. — Nicht wahr?
— Ja.
Sie schlafen doch — so dünkt mir — in demselben
Gemache mit der Königin.

Prinzessin.

Zunächst

An diesem. — Doch was soll mir Das?

Domingo.

Wer sich

Auf Schlösser gut verstehe! — Haben Sie
Bemerkt, wo sie den Schlüssel zur Schatulle
Gewöhnlich zu bewahren pflegt?

Prinzessin, nachdenkend.

Das könnte

Zu etwas führen. — Ja — der Schlüssel wäre
Zu finden, denk' ich. —

Domingo.

Briefe wollen Voten — —

Der Königin Gefolg' ist groß. — — Wer hier
Auf eine Spur gerathen könnte! — — Geld
Vermag zwar viel —

Alba.

Hat Niemand wahrgenommen,

Ob der Infant Vertraute hat?

Domingo.

Nicht einen,

In ganz Madrid nicht einen.

Alba.

Das ist seltsam.

Domingo.

Das dürfen Sie mir glauben. Er verachtet
Den ganzen Hof: ich habe meine Freuden.

Alba.

Doch wie? Hier eben fällt mir ein, als ich
Von dem Gemach der Königin heraus kam,
Stand der Infant bei einem ihrer Pagen;
Sie sprachen heimlich —

Prinzessin, sich entsetzend.

Nicht doch, nein! Das war —

Das war von etwas Anderm.

Domingo.

Können wir

Das wissen? — Nein, der Umstand ist verdächtig. —

Prinzessin,

Und kannten Sie den Pagen?

Prinzessin.

Kinderposse!

Was wird's auch sonst gewesen seyn? Wenig,
Ich kenne Das. — Wir sehn uns also wieder.
Oh' ich den König spreche. — Unterdessen
Entdeckt sich viel.

Domingo,

sich auf die Seite wandend.

Und der Monarch darf hoffen?

Ich darf es ihm verkündigen? Gewiß?
Und welche schöne Stunde seinen Wünschen
Erfüllung endlich bringen wird? Auch Dies?

Prinzessin.

In ein'gen Tagen werd' ich krank; man trennt mich
Von der Person der Königin — Das ist
An unserm Hofe Sitte, wie Sie wissen.
Ich bleibe dann auf meinem Zimmer.

Domingo.

Glücklich!

Gewonnen ist das große Spiel. Trost sey
Geboren allen Königinnen —

Prinzessin.

Horch!

Man fragt nach mir — die Königin verlangt mich.
Auf Wiedersehen.

Sie eilt ab.

Dreizehnter Auftritt.

Alba. Domingo.

Domingo

Nach einer Pause, worin er die Prinzeßin mit den Augen begleitet hat.

Herzog, diese Rosen

Und Ihre Schlachten —

Alba.

Und dein Gott — so will ich
Den Bliz erwarten, der uns stürzen soll!

Vierzehnter Auftritt.

Don Carlos. Der Prior.

Carlos

zum Prior, u. dem er beiseite geht.

Schon da gewesen also? — Das beklag' ich.

Prior.

Seit heute Morgen schon das dritte Mal.

Vor einer Stunde ging er weg —

Carlos.

Er will

Doch wiederkommen? Hinterließ er's nicht?

Prior.

Vor Mittag noch, versprach er.

Carlos,

an ein Fenster tretend und sich in der Gegend umsehend

Euer Kloster

Liegt weit ab von der Straße. — Dorthin zu
Sieht man noch Thürme von Madrid. — Ganz recht,
Und hier flieht der Manzanares — Die Landschaft
Ist, wie ich sie mir wünsche. — Alles ist
Hier still, wie ein Geheimniß.

Prior.

Wie der Eintritt

In's andre Leben.

Carlos.

Eurer Heiligkeit,

Hochwürd'ger Herr, hab' ich mein Kostbarstes,
Mein Heiligstes vertraut. Kein Sterblicher
Darf wissen oder nur vermuthen, wen
Ich hier gesprochen und geheimt. Ich habe
Sehr wicht'ge Gründe, vor der ganzen Welt
Den Mann, den ich erwarte, zu verkennen:
Drum wählt' ich dieses Kloster. Vor Verräthern,
Vor Ueberfall sind wir doch sicher? Ihr
Besinnt Euch doch, was Ihr mir zugeschworen?

Prior.

Vertrauen Sie uns, güt'iger Herr. Der Argwohn
Der Königin wird Erüber nicht durchsuchen.
Das Ohr der Neugier liegt nur an den Thüren
Des Glückes und der Leidenschaft. Die Welt
Hört auf in diesen Mauern.

Carlos.

Denkt Ihr etwa,
Daß hinter diese Vorsicht, diese Furcht
Ein schuldiges Gewissen sich vertriebe?

Prior.

Ich denke nichts.

Carlos.

Ihr irrt Euch, frommer Vater,
Ihr irrt Euch wahrlich. Mein Geheimniß stürzt
Vor Menschen, aber nicht vor Gott.

Prior.

Mein Sohn,

Das kümmert uns sehr wenig. Diese Freistatt
Steht dem Verbrechen offen, wie der Unschuld.
Ob, was du vorhast, gut ist oder übel,
Rechtschaffen oder lasterhaft — Das mache
Mit deinem eignen Herzen aus.

Carlos mit Wärme.

Was wir

Verheimlichen, kann Euren Gott nicht schänden.
Es ist je ein eignes, schönstes Werk. — Zwar Euch,
Euch kann ich's wohl entdecken.

Prior.

Zu was Ende?

Erlassen Sie mir's, lieber Prinz. Die Welt
Und ihr Geräthe liegt schon lange Zeit
Versiegelt da auf jene große Reise.
Wozu die kurze Frist vor meinem Abschied
Noch einmal es erblicken? — Es ist wenig,
Was man zur Seligkeit bedarf. — Die Glocke
Zur Hora läutet. Ich muß beten gehen.

Der Prior geht ab.

Fünfzehnter Auftritt.

Don Carlos. Der Marquis von Poso

tritt herein

Carlos.

Ach, endlich einmal, endlich —

Marquis.

Welche Prüfung

Ihr eines Freundes Ungebuld! Die Sonne
Ging zweimal auf und zweimal unter, seit
Das Schicksal meines Carlos sich entschieden,
Und jetzt, erst jetzt werd' ich es hören. — Sprich,
Ihr seyd versöhnt?

Carlos.

Wer?

Marquis.

Du und König Philipp?

Und auch wir: Blandern ist's entschieden?

Carlos.

Daß

Der Herzog morgen dahin reist? — Das ist
Entschieden, ja.

Marquis.

Das kann nicht seyn. Das ist nicht.
Soll ganz Madrid belogen seyn? Du hattest
Geheime Audienz, sagt man. Der König —

Carlos.

Ueb unbewegt. Wir sind getrennt auf immer
Und mehr, als wir's schon waren —

Marquis.

Du gehst nicht

Nach Blandern?

Carlos.

Nein! Nein! Nein!

Marquis.

O meine Hoffnung!

Carlos.

Das nebenbei. O Robertich, seitdem
Wir uns verließen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor Allem deinen Rath! Ich muß
Sie sprechen —

Marquis.

Deine Mutter? — Nein! — Wozu?

Carlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirst blaß? Sey ruhig.
Ich soll und werde glücklich seyn. — Doch davon
Ein Andernmal. Jetzt schaffe Rath, wie ich
Sie sprechen kann. —

Marquis.

Was soll Das? Worauf gründet
Sich dieser neue Fiebertraum?

Carlos.

Nicht Traum!

Weim wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahr-
heit!

Den Brief des Königs an die Fürstin von Eboli hervorziehend
In diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin ist frei, vor Menschenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei. Da lies
Und höre auf, dich zu verwundern.

Marquis, den Brief erschauend

Was?

Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?

Nachdem er gelesen.

An wen ist dieser Brief?

Carlos.

An die Prinzessin

Von Eboli. — Vorgestern bringt ein Page
Der Königin von unbekannten Händen
Mir einen Brief und einen Schlüssel. Man
Bezeichnet mir im linken Flügel des
Palastes, den die Königin bewohnt,
Ein Cabinet, wo eine Dame mich
Erwarte, die ich längst geliebt. Ich folge
Sogleich dem Winke —

Marquis.

Rasender, du folgest?

Carlos.

Ich kenne ja die Handschrift nicht — ich kenne
Nur eine solche Dame. Wer, als sie,
Wird sich von Carlos angebetet wähnen?
Voll süßen Schwindels fleg' ich nach dem Plage:
Ein göttlicher Gesang, der aus dem Innern
Des Zimmers mir entgegen schallt, rieht mir
Zum Führer — ich eröffne das Gemach —
Und wen entdeck' ich? — Fühle mein Entsetzen!

Marquis.

O, ich errathe Alles!

Carlos.

Ohne Rettung

War ich verloren, Robertich, wär' ich
In eines Engels Hände nicht gefallen.
Welch unglücksel'ger Zufall! Hintergangen
Von meiner Wille unverricht'ger Sprache,
Gab sie der süßen Täuschung sich dahin,
Sie selber sey der Abgott dieser Wille.
Verlürzt von meiner Seele stillen Leiden,
Verbet sich großmüthig-unbesonnen
Ihr weiches Herz, mir Liebe zu erwidern.
Die Ehrfurcht schlen mir Schweigen zu gebieten:
Sie hat die Ruhezeit, es zu brechen — offen
Liegt ihre schöne Seele mir —

Marquis.

So ruhig

Erzählst du Das? — Die Fürstin Eboli

Durchschaute dich. Kein Zweifel mehr, sie drang
In deiner Liebe innerstes Geheimniß.
Du hast sie schwer beleidigt. Sie beherrscht
Den König.

Carlos, zuversichtlich.

Sie ist tugendhaft.

Marquis.

Sie ist's

Aus Eigennuz der Liebe. — Diese Tugend,
Ich fürchte sehr, ich kenne sie — wie wenig
Reicht sie empor zu jenem Ideale,
Das aus der Seele mütterlichem Boden,
In stolzer, schöner Grazie empfangen,
Freiwillig sproßt und ohne Gärtners Hülfe
Verschwenderische Blüten treibt! Es ist
Ein fremder Zweig, mit nachgeahmtem Eud
In einem rauhen Himmelsstrich getrieben,
Erziehung, Grundfag, neun' es, wie du willst,
Erworbne Unschuld, dem erhigten Blut
Durch List und schwere Kämpfe abgerungen,
Dem Himmel, der sie fordert und bezahlt,
Gewissenhaft, sorgfältig angeschrieben.
Erwäge selbst! Wird sie der Königin
Es je vergeben können, daß ein Mann
An ihrer eignen, schwer erkämpften Tugend
Vorüberging, sich für Don Philipps Frau
In hoffnungslosen Flammen zu verzehren?

Carlos.

Kennst du die Fürstin so genau?

Marquis.

Gewiß nicht.

Raum, daß ich zweimal sie gesehn. Doch nur
Ein Wort laß mich noch sagen! Mir kam vor,
Daß sie geschickt des Kaisers Blüten mied,
Daß sie sehr gut um ihre Tugend wußte.
Dann sah ich auch die Königin. O Carl,
Wie anders Alles, was ich hier bemerkte!
In angehörner stiller Glorie,
Mit sorglosen Reichthum, mit des Anstands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit seinem Helden Schritte wandelt sie
Die schmale Mittelbahn des Sittlichen,
Unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
Wo sie von eiganem Beifall nie geträumt.
Erkennt mein Carl auch hier in diesem Spiegel,
Auch jetzt noch seine Eboli? — Die Fürstin
Blieb standhaft, weil sie liebte: Liebe war
In ihrer Tugend wörtlich einbedungen.
Du hast sie nicht belohnt — sie fällt.

Carlos mit einiger Festigkeit

Nein! Nein!

Nachdem er heftig auf und nieder gegangen.

Nein, sag' ich dir. — O, wüßte Robertich,
Wie trefflich es ihn kleidet, seinem Carl
Der Selbsteiten göttlichste, den Glauben
An menschliche Vortrefflichkeit, zu stehlen!

Marquis.

Verdien' ich Das? — Nein, Kiebling meiner Seele,
Das wollt' ich nicht, bei Gott im Himmel nicht! —
O, diese Eboli — sie wär' ein Engel,
Und ehrerbietig, wie du selbst, stürzt' ich
Vor ihrer Glorie mich nieder, härte
Sie — dein Geheimniß nicht erfahren.

Carlos.

Sieh',

Wie eitel deine Furcht ist! Hat sie andre
Veweise wohl, als die sie selbst beschämen?

Wird sie der Rache trauriges Vergnügen
Mit ihrer Ehre kaufen?

Marquis.

Ein Geröthen
Zurückzunehmen, haben Manche schon
Der Ehre sich geproft.

Carlos, mit Hastigkeit aufstehend.

Nein, Das ist
Zu hart, zu grausam! Sie ist stolz und edel:
Ich kenne sie und fürchte nichts. Umsonst
Versuchst du, meine Hoffnungen zu schrecken.
Ich spreche meine Mutter.

Marquis.

Jetzt? Wo zu?

Carlos.

Ich habe nun nichts mehr zu schonen — muß
Mein Schicksal wissen. Sorge nur, wie ich
Sie sprechen kann.

Marquis.

Und diesen Brief willst du
Ihr zeigen? Wirklich, willst du Das?

Carlos.

Wesfrage

Mich darum nicht. Das Mittel jetzt, das Mittel,
Daß ich sie spreche!

Marquis mit Bedenkung.

Sagtest du mir nicht,

Du liebtest deine Mutter? — Du bist Willens,
Ihr diesen Brief zu zeigen?

Carlos steht zur Erde und schweigt.

Carl, ich lese

In deinen Mienen etwas — mir ganz neu —
Ganz fremd bis diesen Augenblick. — Du wendest
Die Augen von mir? So ist's wahr? — Ob ich
Denn wirklich recht gelesen? Laß doch sehn —

Carlos geht ihm den Brief. Der Marquis gerührt ihn.

Carlos.

Was? Bist du rasend?

Mit gemäß'ger Inconsequenz.

Wirklich — ich gesteh' es —
An diesem Briefe lag mir viel.

Marquis.

So schien es.

Darum zerriß ich ihn.

Der Marquis ruht mit einem durchdringenden Blick auf dem Tüchlein,
das ihn zweifelhaft anseht. Langes Still Schweigen.

Sprich doch — was haben

Entweichungen des königlichen Vorters
Mit deiner — deiner Liebe denn zu schaffen?
War Philipp dir gefährlich? Welches Band
Kann die verletzten Pflichten des Gemahls
Mit deinen kühnern Hoffnungen verknüpfen?
Hat er geübdigt, wo du liebst? Nun freilich
Kern' ich dich fassen. Du, wie schlecht hab' ich
Bis jetzt auf deine Liebe mich verstanden!

Carlos.

Wie, Roderich? Was glaubst du?

Marquis.

Du, ich fühle,
Wovon ich mich entwöhnen muß. Ja, einst,
Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
So warm, so reich! ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Vater Raum. Das alles
Ist nun dahin, von einer Leidenschaft,
Von einer kleinen Eigenmuth verschlungen.
Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne
Dem ungeheuren Schicksal der Provinzen,
Nicht einmal eine Thräne mehr! — O Carl,

Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
Seitdem du Niemand liebst, als dich.

Carlos

wirft sich in einen Sessel. — Nach einer Pause mit kaum unterbrochenem Weinen.

Ich weiß,

Daß du mich nicht mehr achtest.

Marquis.

Nicht so, Carl!

Ich kenne diese Aufwallung. Sie war
Verirrung lobenswürdiger Gefühle.
Die Königin gehörte dir, war dir
Geraubt von dem Monarchen — doch bis jetzt
Mißtrauest du beschreiben deinen Rechten.
Vielleicht war Philipp ihrer werth. Du wagtest
Nur leise noch, das Urtheil ganz zu sprechen.
Der Brief entschied. Der Würdige warst du.
Mit stolzer Freude sahst du nun das Schicksal
Der Tyrannei, des Raubes überwiesen.
Du jauchztest, der Beleidigte zu seyn:
Denn Unrecht leiden schmeichelt großen Seelen.
Doch hier verirrte deine Phantasie,
Dein Stolz empfand Genugthuung — dein Herz
Versprach sich Hoffnung. Sieh', ich wußt' es wohl,
Du hattest diesmal selbst dich mißverstanden.

Carlos, gerührt.

Nein, Roderich, du irrst sehr. Ich dachte
So edel nicht, bei Weitem nicht, als du
Mich gerne glauben machen möchtest.

Marquis.

Wen

Ich denn so wenig hier bekannt? Sieh', Carl,
Wenn du verirrtest, such' ich allemal
Die Jugend unter hunderten zu rathe,
Die ich des Fehlers reihen kann. Doch, nun
Wir keiser uns verstehen, sey's! Du sollst
Die Königin jetzt sprechen, mußt sie sprechen. —

Carlos, ihm um den Hals fallend.

O, wie erröth' ich neben dir!

Marquis.

Du hast

Mein Wort. Nun überlaß mir alles Andre.
Ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke
Steigt auf in meiner Phantasie. — Du sollst
Ihn hören, Carl, aus einem schöneren Munde.
Ich dränge mich zur Königin. Vielleicht,
Daß morgen schon der Ausgang sich erwiesen.
Bis dahin, Carl, vergiß nicht, daß „ein Aufschlag,
Den höhere Vernunft gebirgt, das Leiden
Der Menschheit drängt, zehntausendmal vereitelt,
Nie aufgegeben werden darf.“ — Hörst du?
Erinnere dich an Blandern!

Carlos.

Alles, Alles,

Was du und gebe Jugend mir gebieten.

Marquis geht an ein Fenster.

Die Zeit ist um. Ich höre dein Gefolge.

Er umarmen sich

Jetzt wieder Kronprinzeß und Vasall.

Carlos.

Du fährst

Zogleich zur Stadt?

Marquis.

Sogleich.

Carlos.

Halt! noch ein Wort!

Wie leicht war Das vergessen! — Eine Nachricht,
Die äußerst wichtig. — „Briefe nach Brabant
Erbricht der Königl.“ — Sey auf deiner Hut!
Die Post des Reichs, ich weiß es, hat geheime
Befehle —

Marquis.
Wie erfuhrt du Das?
Carlos.

Don Raymond
Von Taxis ist mein guter Freund.
Marquis nach einigem Stillstehen.
Auch Das!
So nehmen sie den Umweg über Deutschland.
Sie gehen ab zu verschiedenen Thüren.

Dritter Akt.

Das Schlafzimmer des Königs.

Erster Auftritt.

Auf dem Nachtschisch zwei brennende Lichter. Im Hintergrunde des Zimmers einige Pagen auf den Knien eingeschlafen. Der König, von Oben herab halb ausgekleidet, steht vor dem Tisch, einen Arm über den Eschel gebeugt, in einer nachdenklichen Stellung. Vor ihm liegt ein Medaillon und Papiere.

König.

Dah sie sonst Schwärmerin gewesen — wer kann's leugnen? Nie konnt' ich ihr Liebe geben, Und dennoch — schien sie Mangel je zu fühlen? So ist's erwiesen, sie ist falsch.

Hier macht er eine Bewegung, die ihn zu sich selbst bringt. Er steht mit Verwundung auf.

Wo war ich?

Wacht denn hier Niemand, als der König? — Was? Die Lichter schon herabgebrannt? doch nicht Ehen Tag? — Ich bin um meinen Schlummer. Nimm ihn für empfangen an, Natur. Ein König hat Nicht Zeit, verlorne Nächte nachzuholen: Jetzt bin ich wach, und Tag soll seyn.

Er lösch die Lichter aus und öffnet eine Fenstergardine. — Indem er auf und abgeht, bemerkt er die schlafenden Knaben und kleidet eine Zeitlang schweigend vor ihnen stehen: darauf zieht er die Glocke.

Schläft's irgend

Vielleicht in meinem Vorfaal auch?

Zweiter Auftritt.

Der König. Graf Lerma.

Lerma

mit Verwundung, da er den König gemerkt wird.

Befinden

Sich Ihre Majestät nicht wohl?

König.

Im linken
Schloßpavillon war Feuer. Hörtet Ihr
Den Lärmen nicht?

Lerma.

Nein, Ihre Majestät.

König.

Nein? Wie? Und also hätt' ich nur geträumt?
Das kann von Ungefähr nicht kommen. Schläft
Auf jenem Flügel nicht die Königin?

Lerma.

Ja, Ihre Majestät.

König.

Der Traum erschreckt mich.

Man soll die Wachen künftig dort verdoppeln,
Hört Ihr? sobald es Abend wird — doch ganz,
Ganz insgeheim. — Ich will nicht haben, daß —
Ihr prüft mich mit den Augen?

Lerma.

Ich entdecke

Ein brennend Auge, das um Schlummer bittet.

Darf ich es wagen, Ihre Majestät
An ein kostbares Leben zu erinnern,
An Wölfer zu erinnern, die die Spur
Durchwacher Nacht mit fürchtender Befremdung
In solchen Mienen lesen würden — Nur
Zwei kurze Morgenstunden Schlaf —
König mit verflärten Blicken.

Schlaf,

Schlaf find' ich in Escorial. — Solange
Der König schläft, ist er um seine Krone,
Der Mann um seines Weibes Herz — Nein, nein!
Es ist Verleumdung. — War es nicht ein Weib,
Ein Weib, das mir es flüsterte? Der Name
Des Weibes heißt Verleumdung. Das Verbrechen
Ist nicht gewiß, bis mir's ein Mann bekräftigt.

Zu den Pagen, welche sich unterdessen ermuntert haben

Ruft Herzog Alba!

Pagen gehen.

Tretet näher, Graf!

Ist's wahr?

Er bleibt stehend vor dem Grafen stehen.

O, eines Pulses Dauer nur
Allwissenheit! — Schwört mir, ist's wahr? Ich bin
Betrogen? Bin ich's? Ist es wahr?

Lerma.

Mein großer,

Mein bester König —

König, zurückfahrend.

König! König nur
Und wieder König! — Keine bess're Antwort,
Als leeren hohlen Wiederhall? Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Durst — er gibt
Mir glühend Geld.

Lerma.

Was wäre wahr, mein König?

König.

Nichts. Nichts. Verlaßt mich! Geht!

Der Graf will sich entfernen, er ruft ihn noch einmal zurück.

Ihr seyd vermählt?

Seyd Vater? Ja?

Lerma.

Ja, Ihre Majestät.

König.

Vermählt und könnt es wagen, eine Nacht
Bei Eurem Herrn zu wachen? Euer Haar
Ist silbergrau, und Ihr erröthet nicht,
An Eures Weibes Nüchternheit zu glauben?
O, geht nach Hause! Eben trifft Ihr sie
In Eures Sohns blutschändlicher Umarmung.
Glaubt Eurem König, geht — Ihr steht bestürzt?
Ihr seht mich mit Bedeutung an? — weil ich,
Ich selber etwa graue Haare trage?
Unglücklicher, besinnt Euch. Königinnen
Besäßen ihre Tugend nicht. Ihr seyd
Des Todes, wenn Ihr zweifelt —

Lerma mit dr.

Wer kann Das?

In allen Staaten meines Königs wer
Ist frech genug, mit giftigem Verdacht
Die engelreine Tugend anzuhängen?
Die beste Königin so tief —

König.

Die beste?

Und Eure beste also auch? Sie hat
Sehr warme Freunde um mich her, find' ich.
Das muß ihr viel gekostet haben — mehr,
Als mir bekannt ist, daß sie geben kann.
Ihr seyd entlassen. Laßt den Herzog kommen.

Terma.

Schon hör' ich ihn im Vorfaal —

Im Begriff zu gehen.

König mit gemildertem Tone.

Graf! Was Ihr

Vorhin bemerkt, ist doch wohl wahr gewesen!

Mein Kopf glüht von durchwachter Nacht. — Vergeßt, Was ich im wachen Traum gesprochen. Hört Ihr? Vergeßt es! Ich bin Euer gnäd'ger König.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse. Terma geht und öffnet dem Herzog von Alba die Thüre.

Dritter Auftritt.

Der König und Herzog von Alba.

Alba

näher sich dem Könige mit ungewisser Miene.

Ein mir so überraschender Befehl —

Zu dieser außerordentlichen Stunde?

Er fragt, wie er den König genauer betrachtet.

Und dieser Anblick —

König

hat sich niedergelegt und das Medaillon auf dem Tisch eingelesen. Er steht den Herzog eine lange Zeit stillschweigend an.

Also wirklich wahr?

Ich habe keinen treuen Diener?

Alba steht betreten still.

Wie?

König.

Ich bin aufs Tödtlichste gekränkt — man weiß es, Und Niemand, der mich warnte!

Alba mit einem Blick des Erkennens.

Eine Kränkung,

Die meinem König gilt und meinem Aug' Entging?

König zeigt ihm die Reize.

Erkennt Ihr diese Hand?

Alba.

Es ist

Don Carlos Hand. —

König.

Pause, worin er den Herzog scharf beobachtet

Vermuthet Ihr noch nichts?

Ihr habt vor seinem Ehrgeiz mich gewarnt?

War's nur sein Ehrgeiz, dieser nur, wovor

Ich zittern sollte?

Alba.

Ehrgeiz ist ein großes —

Ein weites Wort, worin unendlich viel Noch liegen kann.

König.

Und wißt Ihr nichts Besondres

Mir zu entdecken?

Alba

nach einigem Stillschweigen, mit verklärter Miene.

Ihre Majestät

Vertrauten meiner Wachsamkeit das Reich.

Dem Reiche bin ich mein geheimes Wissen

Und meine Einsicht schuldig. Was ich sonst

Vermuthe, denke oder weiß, gehört

Mir eigen zu. Es sind geheiligte

Befestigungen, die der verkaufte Knecht,

Wie der Vasall, den Königen der Erde

Zurückzuhalten Vorrecht hat — Nicht Alles,

Was klar vor meiner Seele steht, ist reif

Genug für meinen König. Will er doch

Befriedigt seyn, so muß ich bitten, nicht

Als Herr zu fragen.

König gibt ihm d. c. Brief.

Lebt.

Alba

liest und wendet sich erschrocken gegen den König.

Wer war

Der Rasende, dies unglücksel'ge Blatt

In meines Königs Hand zu geben?

König.

Was?

So wißt Ihr, wen der Inhalt meint? — Der Name Ist, wie ich weiß, auf dem Papier vermieden.

Alba, betroffen zurücktretend.

Ich war zu schnell.

König.

Ihr wißt?

Alba nach einigem Bedenken.

Es ist heraus.

Mein Herr befiehlt — ich darf nicht mehr zurück —

Ich leugn' es nicht — ich kenne die Person.

König,

aufstehend in einer erschrockenen Bewegung.

O, einen neuen Tod hilf mir erdenken,

Der Rache fürchterlicher Gott! — So klar,

So weltbekannt, so laut ist das Verhängniß,

Daß man, des Vorsehens Mühe überhoben,

Schon auf den ersten Blick es rath — Das ist

Zu viel! Das hab' ich nicht gewußt! Das nicht!

Ich also bin der Letzte, der es findet!

Der Letzte durch mein ganzes Reich —

Alba

wieht sich dem Könige zu Füßen

Ja, ich bekenne

Mich schuldig, gnädigster Monarch. Ich schäme

Mich einer feigen Klugheit, die mir da

Zu schweigen rieth, wo meines Königs Ehre,

Gerechtigkeit und Wahrheit laut genug

Zu reden mich beflürmten — Weil doch Alles

Verstummen will — weil die Bezauberung

Der Schönheit aller Männer Jungen bindet:

So sey's gewagt, ich rede, weiß ich gleich,

Daß eines Sohns einschmeichelnde Betheuerung,

Daß die verführerischen Reizungen,

Die Thränen der Gemahlin —

König, nach und heilig.

Stehet auf!

Ihr habt mein königliches Wort — Steht auf!

Sprecht unerschrocken!

Alba, aufstehend.

Ihre Majestät

Befinnen sich vielleicht noch jenes Vorfalls

Im Garten zu Aranjuez. Sie fanden

Die Königin von allen ihren Damen

Verlassen — mit verstörtem Blick — allein

In einer absonderlichen Laube.

König.

Ha!

Was werd' ich hören? Weiter!

Alba.

Die Marquisin

Von Mondemar ward aus dem Reich verbannt,

Weil sie Großmuth genug besaß, sich schnell

Für ihre Königin zu opfern — Jetzt

Sind wir berichtet — die Marquisin hatte

Nicht mehr gethan, als ihr befohlen worden.

Der Prinz war dort gewesen.

König, erschrocken aufstehend.

Dort gewesen?

Doch also —

Alba.

Eines Mannes Spur im Sande,

Die von dem linken Eingang dieser Laube

Nach einer Grotte sich verlor, wo noch
Ein Schnupftuch lag, das der Infant vermißte,
Erweckte gleich Verdacht. Ein Gärtner hatte
Den Prinzen dort begegnet, und Das war,
Beinah auf die Minute ausgerechnet,
Dieselbe Zeit, wo Eure Majestät
Sich in der Laube zeigten.

König,

aus einem künftigen Nachsinnen zurückkommend.

Und sie weinte,
Als ich Befremdung blicken ließ! Sie machte
Vor meinem ganzen Hofe mich erröthen!
Erröthen vor mir selbst — Bei Gott! ich stand
Wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend —
Eine lange und tiefe Stille. Sie setzt sich nieder und verbirgt das Gesicht.
Ja, Herzog Alba — Ihr habt Recht — Das könnte
In etwas Schrecklichem mich führen — Laßt
Mich einen Augenblick allein.

Alba,

Mein König,
Selbst Das entscheidet noch nicht ganz —

König, nach den Papieren greifend.

Auch Das nicht?

Und Das? und wieder Das? und dieser laute
Zusammenklang verdammender Beweise?
O, es ist klarer, als das Licht — Was ich
Schon lange Zeit voraus gewußt — Der Frevel
Begann da schon, als ich von Euren Händen
Sie in Madrid zuerst empfing — Noch seh' ich
Mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich,
Auf meinen grauen Haaren sie verweilen.
Da fing es an, das falsche Spiel!

Alba,

Dem Prinzen
Starb eine Brant in seiner jungen Mutter.
Schon hatten sie mit Wünschen sich gewiegt,
In feurigen Empfindungen verstanden,
Die ihr der neue Stand verbot. Die Furcht
War schon besiegt, die sonst das erste
Gesährniß zu begleiten pflegt, und kühner
Sprach die Verführung in vertrauten Bildern
Erlaubter Rückerinnerung. Verschwistert
Durch Harmonie der Meinung und der Jahre,
Durch gleichen Zwang erzürnt, gehorchten sie
Den Wallungen der Leidenschaft so dreister.
Die Politik griff ihrer Meinung vor:
Ist es zu glauben, mein Monarch, daß sie
Dem Staatsrath diese Vollmacht zuerkannte?
Daß sie die Lüsterheit bezwang, die Wahl
Des Cabinets aufmerksamer zu prüfen?
Sie war gefaßt auf Liebe und empfing —
Ein Diadem —

König, bekräftigt und mit Wittertest.

Ihr unterscheidet sehr —

Sehr weiße, Herzog — Ich bewundre Eure
Vereinsamkeit. Ich dank' Euch.

Aufstehend, kalt und stet.

Ihr habt Recht:

Die Königin hat sehr gefehlt, mir V-iese
Von diesem Inhalt zu verbergen — mir
Die strafbare Erscheinung des Infanten
Im Garten zu verheimlichen. Sie hat
Aus falscher Großmuth sehr gefehlt. Ich werde
Sie zu bestrafen wissen.

Er zieht die Axt.

Wer ist sonst

Im Vorfaal? — Quer, Herzog Alba,
Bedarf ich nicht mehr. Tretet ab!

Alba,

Sollt' ich

Durch meinen Eifer Eurer Majestät
Zum zweiten Mal mißfallen haben?

König zu einem Pagen, der herbeitrifft.

Laßt

Domingo kommen.

Der Page geht ab.

Ich vergeb' es Euch,
Daß Ihr beinahe zwei Minuten lang
Mich ein Verbrechen hattet fürchten lassen,
Das gegen Euch begangen werden kann.

Nicht entfernt sich

Vierter Auftritt.

Der König. Domingo.

Der König

geht einige Mal auf und ab, sich zu sammeln.

Domingo

tritt einige Minuten nach dem Herzog herein, nähert sich dem Könige, te
er eine Zeitlang mit feierlicher Stille betrachtet.

Wie froh erstaunt' ich, Eure Majestät
So ruhig, so gefaßt zu sehn.

König.

Erstaunt Ihr? —

Domingo.

Der Vorsicht sey's gedankt, daß meine Furcht
Doch also nicht gegründet war! Nun darf
Ich um so eher hoffen.

König.

Eure Furcht?

Was war zu fürchten?

Domingo.

Ihre Majestät,

Ich darf nicht bergen, daß ich allbereits
Um ein Geheimniß weiß —

König, kühler.

Hab' ich denn schon

Den Wunsch geäußert, es mit Euch zu theilen?
Wer kam so unberufen mir zuvor?
Sehr kühn, bei meiner Ehre!

Domingo.

Mein Monarch!

Der Ort, der Anlaß, wo ich es erfahren,
Das Siegel, unter dem ich es erfahren,
Spricht wenigstens von dieser Schuld mich frei.
Am Reichthum ward es mir vertraut — vertraut
Als Mißthat, die das empfindliche
Gewissen der Entdeckerin belastet
Und Gnade bei dem Himmel sucht. Zu spät
Beweint die Fürstin eine That, von der
Sie Ursach' hat die fürchterlichsten Folgen
Für ihre Königin zu ahnen.

König.

Wirklich?

Das gute Herz! — Ihr habt ganz recht vermuthet,
Weßwegen ich Euch rufen ließ. Ihr sollt
Aus diesem dunkeln Labyrinth mich führen,
Worin ein blinder Eifer mich geworfen.
Von Euch erwart' ich Wahrheit. Redet offen
Mit mir. Was soll ich glauben, was beschließen?
Von Eurem Amte forder' ich Wahrheit.

Domingo.

Eure,

Wenn meines Standes Mildekeit mir auch
Der Schonung süße Pflicht nicht auferlegte,
Doch wüß' ich Eure Majestät beschwören.
Um Ihrer Ruhe willen Sie beschwören,
Bei dem Entdecken still zu stehn — das Vorschen

In ein Geheimniß ewig aufzugeben,
Das niemals freudig sich entwickeln kann.
Was jetzt bekannt ist, kann vergeben werden.
Ein Wort des Königs — und die Königin
Hat nie gefehlt. Der Wille des Monarchen
Verleiht die Tugend wie das Glück — und nur
Die immer gleiche Ruhe meines Königs
Kann die Gerüchte mächtig niederschlagen,
Die sich die Lästung erlaubt.

König.

Gerüchte?
Von mir? und unter meinem Volke?

Domingo.

Lügen!
Verdammenwerthe Lügen! Ich beschwör' es.
Doch freilich gibt es Fälle, wo der Glaube
Des Volks, und wär' er noch so unerwiesen,
Bedeutend, wie die Wahrheit, wird.

König.

Bei Gott!

Und hier gerade wär' es —

Domingo.

Unter Name
Ist das kostbare, ein'ge Gut, um welches
Die Königin mit einem Bürgerweibe
Wetteifern muß —

König.

Für den doch, will ich hoffen,
Hier nicht gezittert werden soll?

Er ruht mit ungenügendem Blick auf Domingo. Nach einiger Zeit dringt Caplan,

Ich soll noch etwas Schlimmes von Euch hören.
Verschiebt es nicht. Schon lange lei' ich es
In diesem unglückbringenden Gesichte.
Heraus damit! Sey's, was es wolle! Laßt
Nicht länger mich auf dieser Felleiter heben.
Was glaubt das Volk?

Domingo.

Nach einmal, Eure, das Volk
Kann irren — und es irrt gewiß. Was es
Behauptet, darf den König nicht erschüttern —
Nur — daß es so weit schon sich wagen durfte,
Vergleichen zu behaupten —

König.

Was? Muß ich
So lang um einen Tropfen Gist Euch bitten?

Domingo.

Das Volk denkt an den Monat noch zurück,
Der Eure königliche Majestät
Dem Tode nahe brachte — dreißig Wochen
Nach diesem liest es von der glücklichen
Entbindung —

Der König steht auf und zieht die Glasse. Herzog von Alba tritt herein.

Domingo betroffen

Ich erstaune, Eure!

König, dem Herzog Alba entgegen gehend.

Toledo!

Ihr seyd ein Mann. Schützt mich vor diesem Treier!

Domingo.

Er und Herzog Alba geben sich verlegene Blicke. Nach einer Pause.
Wenn wir voraus es hätten wissen können,
Daß diese Nachricht in dem Ueberbringer
Geahndet werden sollte —

König.

Vasard, sagt Ihr?

Ich war, sagt Ihr, vom Tode kaum erstanden,
Als sie sich Mutter fühlte? — Wie? Das war
Ja damals, wenn ich anders nicht nicht irre,
Als Ihr den heiligen Dominicus

In allen Kirchen für das hohe Wunder lobtet,
Das er an mir gewirkt? — Was damals Wunder
Gewesen, ist es jetzt nicht mehr? So habt
Ihr damals oder heute mir gelogen.
Nu was verlangt Ihr, daß ich glauben soll?
O, ich durchschau' Euch. Wäre das Complot
Schon damals reif gewesen — ja, dann war
Der Heilige um seinen Ruhm.

Alba.

Complot!

König.

Ihr solltet

Mit dieser beifpiellosen Harmonie
Jetzt in derselben Meinung euch begegnen
Und doch nicht einverstanden seyn? Mich wollt
Ihr Das berechnen? Mich? Ich soll vielleicht
Nicht wahrgenommen haben, wie erpicht
Und gierig ihr auf euren Mund euch stürztet?
Mit welcher Wollust ihr an meinem Schmerz,
An meines Jornes Wallung euch geweidet?
Nicht merken soll ich, wie voll Eifer dort
Der Herzog brennt, der Günst zu vorzueilen,
Die meinem Sohn beschieden war? Wie gern
Der fromme Mann hier seinen kleinen Groll
Mit meines Jornes Riesenarm bewehrte?
Ich bin der Wogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur schwanken dürfe nach Gefallen? —
Noch hab' ich meinen Willen auch — und, wenn
Ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens
Bei euch den Anfang machen.

Alba.

Diese Deutung

Hat unsre Treue nicht erwartet.

König.

Treue!

Die Treue warnt vor drohenden Verbrechen,
Die Nachgier spricht von den begangenen.
Laßt hören! Was gewann ich denn durch eure
Dienstfertigkeit? — Ist, was ihr vergebt, wahr:
Was bleibt mir übrig als der Trennung Kunde?
Der Rache trauriger Triumph? — Doch, nein,
Ihr fürchtet nur, ihr gebt mir schwanke
Vermuthungen — am Abitur einer Hölle
Laßt ihr mich stehen und entflieht.

Domingo.

Sind andre

Beweise möglich, wo das Auge selbst
Nicht überwiesen werden kann?

König

nach einer großen Pause, ernst und feierlich zu Domingo sich wendend.

Ich will

Die Großen meines Königreichs versammeln
Und selber zu Gerichte sitzen. Tretet
Heraus vor Allen — habt Ihr Muth — und klaget
Als eine Uuhlerin sie an! — Sie soll
Des Todes sterben — ohne Rettung — sie
Und der Infant soll sterben — aber — merkt Euch!
Kann sie sich weihen — Ihr selbst! Wollt Ihr
Die Wahrheit durch ein solches Opfer ehren?
Entschliebet Euch. Ihr wollt nicht? Ihr verstimmt?
Ihr wollt nicht? — Das ist eines Lügners Eifer.

Alba,

der sich zurückziehend in der Ferne gestanden, kalt und ruhig.

Ich will es.

König

dreht sich erstaunt um und sieht den Herzog eine Zeitlang starr an.

Das ist kühn! Doch mir fällt ein,
Daß Ihr in scharfen Schlachten Euer Leben
An etwas weit Geringeres gewagt —

Mit eines Würfelspielers Leichtsinns für
Des Ruhmes Unding es gewagt — Und was
Ist Euch das Leben? — Königlich's Blut
Geh' ich dem Rasenden nicht Preis, der nichts
Zu hoffen hat, als ein geringes Daseyn
Erhaben aufgegeben — Euer Opfer
Verwerf ich. Geht — geht, und im Audienzsaal
Erwartet meine weiteren Befehle!

Weide gehen ab.

Fünfter Auftritt.

Der König allein.

Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorlicht —
Du hast mir Viel gegeben. Schenke mir
Jetzt einen Menschen! Du — du bist's allein:
Denn deine Augen prüfen das Verborgne.
Ich bitte dich um einen Freund: denn ich
Bin nicht, wie du, allwissend. Die Gehülfsen,
Die du mir zugeordnet hast, was sie
Mir sind, weißt du. Was sie verdienen, haben
Sie mir gegolten. Ihre zahmen Kaster,
Beherrscht vom Zaume, dienen meinen Zwecken,
Wie deine Wetter reinigen die Welt.
Ich brauche Wahrheit — Ihre stille Quelle
Im dunkeln Schutt des Irrthums aufzugraben,
Ist nicht das Los der Könige. Gib mir
Den selten Mann mit reinem, offenem Herzen,
Mit hellem Geist und unbefangenen Augen,
Der mir sie finden helfen kann — ich schütte
Die Lose auf: laß unter Tausenden,
Die um der Hohen Sonnenscheibe flattern,
Den Einigen mich finden.

Er wählt eine Schatulle und nimmt eine Ehrentafel heraus. Nachdem
er eine Zeitlang darin geblättert.

Wlose Namen —

Nur Namen stehen hier, und nicht einmal
Erwähnung des Verdienstes, dem sie den Platz
Auf dieser Tafel danken — und was ist
Vergeßlicher, als Dankbarkeit? Doch hier
Auf dieser andern Tafel leß ich jede
Vergebung pünktlich beigeschrieben. Wie?
Das ist nicht gut. Braucht etwa das Gedächtniß
Der Rache dieser Hülfe noch?

Redt weiter.

Graf Camont?

Was will der hier? — Der Sieg bei Saint Quentin
War längst verwirkt. Ich werf' ihn in den Todten.

Er leßt die Namen aus und schreibt ihn auf die dritte Tafel. Nach-
dem er weiter gelesen.

Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann
Ich dieses Menschen mich doch kaum besinnen!
Und zweifach angestrichen — ein Beweis,
Daß ich zu großen Zwecken ihn bestimmte!
Und, war es möglich? dieser Mensch entzog
Sich meiner Gegenwart bis jetzt? vermiß
Die Augen seines königlichen Schuldners?
Bei Gott, im ganzen Umkreis meiner Staaten
Der ein'ge Mensch, der meiner nicht bedarf!
Verlaß' er Habsucht oder Ehrbegierde,
Er wäre längst vor meinem Thron erschienen.
Waa' ich's mit diesem Sonderling? Wer mich
Entbehren kann, wird Wahrheit für mich haben.

Der Audienzsaal.

Sechster Auftritt.

Don Carlos im Gespräch mit dem Prinzen von Parma.
Die Herzoge von Alba, Leria und Medina
Sidonia. Graf von Lerma und noch andere Granden
mit Eristen in der Hand. Alle den König erwartend.

Medina Sidonia,

von allen Umstehenden sichtbar vermieden, wendet sich zum Herzog von Alba,
der allein und in sich gekehrt auf und ab geht.

Sie haben ja den Herrn gesprochen, Herzog. —
Wie fanden Sie ihn aufgelegt?

Alba.

Ehr' übel

Für Sie und Ihre Zeitungen.

Medina Sidonia.

Im Feuer

Des englischen Geschüßes war mir's leichter,
Als hier auf diesem Pflaster.

Carlos, der mit starker Theilnahme auf ihn geklickt hat, nähert sich ihm
jetzt und drückt ihm die Hand.

Warmen Dank

Für diese großmuthsvolle Thräne, Prinz!

Sie sehen, wie mich Alles flieht. Nun ist
Mein Untergang beschloffen.

Carlos.

Hoffen Sie

Das Beste, Freund, von meines Vaters Gnade
Und Ihrer Aufschuld.

Medina Sidonia.

Ich verlor ihm eine Flotte,
Wie keine noch im Meer erschien — Was ist
Ein Keryf wie dieser gegen siebenzig
Versunkne Gallionen? — Aber, Prinz —
Aünf Söhne, hoffnungsvoll, wie Sie — Das bricht
Mein Herz —

Siebenter Auftritt.

Der König kommt angekleidet heraus. Die Vorigen.

Alle nehmen die Hute ab und stehen zu beiden Seiten auf, indem sie
einen halben Kreis um ihn bilden. Stillstehen.

König,

den ganzen Kreis fluchtig durchschauend.

Bedeckt euch!

Don Carlos und der Prinz von Parma nähern sich zuerst und fügen
dem Könige die Hand. Er wendet sich mit einiger Freundlichkeit zu
dem Letztern, ohne seinen Sohn bemerken zu wollen.

Gure Mutter, Neffe,

Will wissen, wie man in Madrid mit Euch
Zufrieden sey.

Parma.

Das frage sie nicht eher,
Als nach dem Ausgang meiner ersten Schlacht.

König.

Geht Euch aufreiben. Auch an Euch wird einst
Die Reihe seyn, wenn diese Stämme brechen.

Zum Herzog von Leria.

Was bringt Ihr mir?

Leria, ein Knie vor dem Könige beugend.

Der Oropceuthur des Ordens
Von Calatrava starb an diesem Morgen.
Hier folgt sein Ritterkreuz zurück.

König

nimmt den Orden und sieht im ganzen Kreis herum.

Wer wird

Nach ihm am Würdichsten ihn tragen?

Er winkt Alba zu sich, welcher sich vor ihm auf ein Knie niederlegt
und hängt ihm den Orden um.

Don Carlos.

Herzog,
Ihr seyd mein erster Feldherr — seyd nie mehr,
So wird Euch meine Gnade niemals fehlen.

Er wird den Herzog von Medina Sidonia gewahr.

Sieh' da, mein Admiral!

Medina Sidonia

nähert sich wankend und kniet vor dem Könige nieder, mit gesenktem Haupt.

Das, großer König,
Ist Alles, was ich von der span'schen Jugend
Und der Armada wiederbringe.

König nach einem langen Stillschweigen.

Gott

Ist über mir — ich habe gegen Menschen,
Nicht gegen Sturm und Klippen Sie gesendet —
Seyd mir willkommen in Madrid.

Er reicht ihm die Hand zum Kusse.

Und Dank,

Das Ihr in Euch mir einen würd'gen Diener
Erhalten habt! Für diesen, meine Granden,
Erkenn' ich ihn, will ich erkannt ihn wissen.

Er gibt ihm einen Wink, aufzustehen und sich zu bedecken — dann wendet er sich gegen die Andern.

Was gibt es noch?

Zu Don Carlos und dem Prinzen von Parma

Ich dank' euch, meine Prinzen.

Diese treten ab. Die noch übrigen Granden nähern sich und überreichen dem Könige laud ihre Papiere. Er durchsicht sie flüchtig und reicht sie dem Herzog von Alba.

Legt Das im Cabinet mir vor — Bin ich zu Ende?

Niemand antwortet.

Wie kommt es denn, daß unter meinen Granden
Sich nie ein Marquis Posa zeigt? Ich weiß
Nicht gut, daß dieser Marquis Posa mir
Mit Ruhm gedient. Er lebt vielleicht nicht mehr?
Warum erscheint er nicht?

Lerma.

Der Chevalier

Ist kürzlich erst von Reisen angelangt,
Die er durch ganz Europa unternommen.
So eben ist er in Madrid und wartet
Nur auf den öffentlichen Tag, sich zu
Den Füßen seines Oberherrn zu werfen.

Alba.

Marquis von Posa? — Recht! Das ist der kühne
Malteser, Ihre Majestät, von dem
Der Ruf die schwärmerische That erzählte.
Als auf des Ordensmeisters Aufgebot
Die Ritter sich auf ihrer Insel stellten,
Die Soliman belagern ließ, verschwand
Auf Einmal von Alcalá's hoher Schule
Der achtzehnjähr'ge Jüngling. Ungesehen
Stand er vor la Valette. „Man kaufte mir
Das Kreuz,“ sagt er; „ich will es jetzt verdienen.“
Von jenen vierzig Rittern war er einer,
Die gegen Piali, Mucicalli
Und Mustapha und Hassim das Castell
Eancet Elmo in drei wiederholten Stürmen
Am hohen Mittag hielten. Als es endlich
Erstiegen ward, und um ihn alle Ritter
Gefallen, wirft er sich ins Meer und kommt
Allein erhalten an bei la Valette.
Zwei Monate darauf verläßt der Feind
Die Insel, und der Ritter kommt zurück,
Die aufgefundenen Studien zu enden.

Seria.

Und dieser Marquis Posa war es auch,
Der nachher die berühmte Pferschwärzung
Zu Catalonien entdeckt und bloß

Durch seine Festigkeit allein der Krone
Die wichtigste Provinz erhielt.

König.

Ich bin

Erstaunt — Was ist Das für ein Mensch, der Das
Gethan und unter Dreien, die ich frage,
Nicht einen einz'gen Reider hat? — Gewiß!
Der Mensch besitzt den ungewöhnlichsten
Charakter oder keinen — Wunders wegen
Muß ich ihn sprechen.

Zum Herzog von Alba.

Nach gehörter Messe

Bringt ihn ins Cabinet zu mir.

Der Herzog geht ab. Der König ruft Seria.

Und Ihr

Nehmt meine Stelle im geheimen Rathe.

Er geht ab.

Seria.

Der Herr ist heut' sehr gnädig.

Medina Sidonia.

Sagen Sie:

Er ist ein Gott! — Er ist es mir gewesen.

Seria.

Wie sehr verdienen Sie Ihr Glück! Ich nehme
Den wärmsten Antheil, Admiral.

Einer von den Granden.

Nach ich.

Ein Zweiter.

Ich wahrlich auch.

Ein Dritter.

Das Herz hat mir geschlagen.
Ein so verdienter General!

Der Erste.

Der König

War gegen Sie nicht gnädig — nur gerecht.

Lerma im Abgehen zu Medina Sidonia

Wie reich sind Sie auf Einmal durch zwei Worte!

Das Cabinet des Königs

Achter Auftritt.

Marquis von Posa und Herzog von Alba.

Marquis *im Vortreten*

Mich will er haben? Mich? — Das kann nicht seyn.
Sie irren sich im Namen — Und was will
Er denn von mir?

Alba.

Er will Sie kennen lernen.

Marquis.

Der bloßen Neugier wegen — O, dann Schade
Um den verloren Augenblick — Das Leben
Ist so erstaunlich schnell dahin.

Alba.

Ich übergebe

Sie Ihrem güt'ern Etern. Der König ist
In Ihren Händen. Nützen Sie, so gut
Sie können, diesen Augenblick, und sich,
Sich selber schreiben Sie es zu, geht er
Verloren.

Neunter Auftritt.

Der Marquis *allein.*

Wohl gesprochen, Herzog. Nützen
Muß man den Augenblick, der einmal nur
Sich bietet. Wahrlich, dieser Götting gibt
Mir eine gute Lehre — wenn auch nicht
In seinem Sinne gut, doch in dem meinen.

Nach einigem Auf- und Niedergehen.

Wie komm' ich aber hieher? — Eigenstun
Des launenhaften Zufalls wär' es nur,
Was mir mein Bild in diesen Spiegeln zeigt?
Aus einer Million gerade mich,
Den Unwahrscheinlichsten, ergriff und im
Gedächtnisse des Königs aufgeweckt?
Ein Zufall nur? Vielleicht auch mehr — Und was
Ist Zufall anders, als der rohe Stein,
Der Leben annimmt unter Bildners Hand?
Den Zufall gibt die Vorsehung — zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten — Was der König
Wilt mir auch wollen mag, gleichviel! — Ich weiß,
Was ich — ich mit dem König soll — und wär's
Auch eine Feuerflode Wahrheit nur,
In des Despoten Seele kühn geworfen —
Wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! So könnte,
Was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll
Und sehr besonnen seyn. Seyn oder nicht —
Gleichviel! In diesem Glauben will ich handeln.

Er macht einige Gänge durch das Zimmer und bleibt endlich in ruhiger Betrachtung vor einem Gemälde stehen. Der König erscheint in dem angrenzenden-Zimmer, wo er einige Befehle gibt. Alsdann tritt er herein, steht an der Thüre still und sieht dem Marquis eine Zeitlang zu, ohne ihm bemerkt zu

Zehnter Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

Dieser acht dem König sobald er gewahr wird, entgegen und läßt sich vor ihm auf ein Knie nieder, steht auf und bleibt ohne Zeichen der Bewunderung vor ihm stehen.

König

Betrachtet ihn Auf der Verwunderung.

Mich schon gesprochen also?

Marquis.

Nein.

König.

Ihr machtet

Um meine Krone Euch verdient. Warum
Entziehet Ihr Euch meinem Dank? In meinem
Gedächtniß drängen sich der Menschen viel.
Allwissend ist nur Einer. Euch kam's zu,
Das Auge Eures Königes zu suchen.
Weshwegen thatet Ihr Das nicht?

Marquis.

Es sind

Zwei Tage, Eire, daß ich ins Königreich
Zurück gekommen.

König.

Ich bin nicht gesonnen,
In meiner Diener Schuld zu stehn — Erbittet
Euch eine Gnade!

Marquis.

Ich genieße die Geseze.

König.

Dies Recht hat auch der Mörder.

Marquis.

Wie viel mehr

Der gute Bürger! — Eire, ich bin zufrieden.

König *(sehn).*

Viel Selbstgefühl und kühner Muth, bei Gott!
Doch Das war zu erwarten — Stolz will ich
Den Spanier. Ich mag es gerne leiden,
Wenn auch der Becher überschäumt — Ihr trachtet
Aus meinen Diensten, hör' ich?

Marquis.

Einem Bessern

Den Platz zu räumen, zog ich mich zurück.

König.

Das thut mir leid. Wenn solche Rkypse feiern,
Wie viel Verlust für meinen Staat — Vielleicht
Besürchtet Ihr, die Sphäre zu verfehlen,
Die Eures Geistes würdig ist.

Marquis.

D nein!

Ich bin gewiß, daß der erfahrene Kenner,
In Menschenseelen, seinem Stoff, geübt,
Beim ersten Blicke wird gelesen haben,
Was ich ihm taugen kann, was nicht. Ich fühle
Mit demuthsvoller Dankbarkeit die Gnade,
Die Eure königliche Majestät
Durch diese stolze Meinung auf mich häufen;
Doch —

Er hält inne.

Ihr bedenket Euch?

Marquis.

Ich bin — ich muß
Gestehen, Eire — sogleich nicht vorbereitet,
Was ich als Bürger dieser Welt gedacht,
In Worte Ihres Unterthans zu kleiden. —
Denn damals, Eire, als ich auf immer mit
Der Krone aufgehoben, glaubt' ich mich
Auch der Nothwendigkeit entbunden, ihr
Von diesem Schritte Gründe anzugeben.

König.

So schwach sind diese Gründe? Fürchtet Ihr
Dabei zu wagen?

Marquis.

Wenn ich Zeit gewinne,
Sie zu erschöpfen, Eire — mein Leben höchstens.
Die Wahrheit aber sag' ich aus, wenn Sie
Mir diese Gnuß verweigern. Zwischen Ihrer
Unnade und Geringschätzung ist mir
Die Wahl gelassen. Muß ich mich entscheiden,
So will ich ein Verbrecher lieber als
Ein Iher von Ihren Augen gehen.

König *mit erwartender Miene.*

Run?

Marquis.

— Ich kann nicht Fürstendiener seyn.

Der König steht ihn mit Erstaunen an.

Ich will

Den Käufer nicht betrügen, Eire. — Wenn Sie
Mich anzustellen würdigen, so wollen
Sie nur die vorgewogene That. Sie wollen
Mir meinen Arm und meinen Muth im Felde,
Mir meinen Kopf im Rath. Nicht meine Thaten,
Der Beifall, den sie finden an dem Thron,
Soll meiner Thaten Endzweck seyn. Mir aber,
Mir hat die Tugend eignen Werth. Das Glück,
Das der Monarch mit meinen Händen pflanzte,
Erschöpf' ich selbst, und Freude wäre mir
Und eigne Wahl, was mir nur Pflicht seyn sollte.
Und ist Das Ihre Meinung? Können Sie
In Ihrer Schöpfung fremde Schöpfer dulden?
Ich aber soll zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte seyn? — Ich liebe
Die Menschheit, und in Monarchien darf
Ich Niemand lieben als mich selbst.

König.

Dies Feuer

Ist lebenswerth. Ihr müchtet Gutes stiften.
Wie Ihr es stiftet, kann dem Patrioten,
Dem Weisen gleich viel heißen. Suchet Euch
Den Posten aus in meinen Königreichen.
Der Euch berechtigt, diesem edeln Triebe
Genug zu thun.

Marquis.
Ich finde keinen.
König.

Wie?

Marquis.
Was Eure Majestät durch meine Hand
Verbreiten — ist Das Menschenglück? Ist Das
Daselbe Glück, das meine reine Liebe
Den Menschen gönnt? — Vor diesem Glücke würde
Die Majestät erzittern — Nein! Ein neues
Erschuf der Krone Politik — ein Glück,
Das sie noch reich genug ist auszutheilen,
Und in dem Menschenhergen neue Triebe,
Die sich von diesem Glücke füllen lassen.
In ihren Mützen läßt sie Wahrheit schlagen,
Die Wahrheit, die sie dulden kann. Verworfen
Sind alle Stempel, die nicht diesem gleichen.
Doch, was der Krone fremden kann — ist Das
Nur mir genug? Darf meine Bruderkiebe
Eich zur Verärzlung meines Bruders borgen?
Weiß ich ihn glücklich — eh' er denken darf?
Mich wählen Sie nicht, Eure, Glückseligkeit,
Die Sie uns prägen, auszutrennen! Ich muß
Mich weigern, diese Stempel auszugeben —
Ich kann nicht Bürgendienstler seyn.

König, etwas rasch.

Ihr seyd

Ein Protestant.

Marquis nach einigem Bedenken.

Ihr Glaube, Eure, ist auch

Der meinige.

Nach einer Pause.

Ich werde mißverstanden.

Das war es, was ich fürchtete. Sie sehen
Von den Geheimnissen der Majestät
Durch meine Hand den Schleier weggezogen.
Wer sichert Sie, daß mir noch heilig heiße,
Was mich zu schrecken aufgehört? Ich bin
Gefährlich, weil ich über mich gedacht. —
Ich bin es nicht, mein König. Meine Wünsche
Verweisen hier.

Die Hand auf die Brust gelegt.

Die lächerliche Wuth

Der Neuerung, die nur der Ketten Last,
Die sie nicht ganz zerbrechen kann, vergrößert,
Wird mein Blut nie erlösen. Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger Derer, welche kommen werden.
Kann ein Gemälde Ihre Ruhe trüben? —
Ihr Athem lösch es aus.

König.

Bin ich der Erste,

Der Euch von dieser Seite kennt?

Marquis.

Von dieser —

Ja!

König

steht auf, macht einige Schritte und bleibt dem Marquis gegenüber stehen.

Zurück.

Neu zum Wenigsten ist dieser Lou!

Die Schmeichelei erschöpft sich. Nachnahmen
Erlebrigt einen Mann von Kopf. — Auch einmal
Die Probe von dem Gegentheil. Warum nicht?
Das Ueberraschende macht Glück. — Wenn Ihr
Es so versteht, güt, so will ich mich
Auf eine neue Kronbedeckung richten —
Den strengen Geist —

Marquis.

Wie niedrig Sie von Menschenwürde denken,

Selbst in des freien Mannes Sprache nur
Den Kunstgriff eines Schmeichlers sehen, und
Mir dünkt, ich weiß, wer Sie dazu berechtigt.
Die Menschen zwingen Sie dazu: die haben
Freiwillig ihres Adels sich begeben,
Freiwillig sich auf diese niedere Stufe
Herab gestellt. Erschrocken stehen sie
Vor dem Gespenste ihrer innern Größe,
Verfallen sich in ihrer Armuth, schmücken
Mit folger Weisheit ihre Ketten aus,
Und Tugend nennt man, sie mit Anstand tragen.
So überkamen Sie die Welt. So ward
Sie Ihrem großen Vater überliefert.
Wie könnten Sie in dieser traurigen
Verstümmelung — Menschen ehren?

König.

Etwas Wahres

Sind' ich in diesen Worten.

Marquis.

Aber, Schade!

Da Sie den Menschen aus des Schöpfers Hand
In Ihrer Hände Werk verwandelten
Und dieser neugegoffenen Creatur
Zum Gott sich gaben — da versahen Sie's
In etwas nur: Sie blieben selbst noch Mensch —
Mensch aus des Schöpfers Hand. Sie fuhren fort,
Als Sterblicher zu leiden, zu begehren;
Sie brauchen Mitleidgefühl — und einem Gott
Kann man nur opfern — zittern — zu ihm beten!
Verewenwerther Tausch! Unselige
Verdrehung der Natur! — Da Sie den Menschen
In Ihrem Saitenspiel herunterstürzten:
Wer theilt mit Ihnen Harmonie?

König.

(Bei Gott,

Er greift in meine Seele!)

Marquis.

Aber Ihnen

Bedeutet dieses Opfer nichts. Dafür
Sind Sie auch einzig — Ihre eigne Gattung —
Um diesen Preis sind Sie ein Gott. — Und schrecklich,
Wenn Das nicht wäre — wenn für diesen Preis,
Für das zertretene Glück von Millionen,
Sie nichts gewonnen hätten! wenn die Freiheit,
Die Sie vernichteten, das Einzige wäre,
Das Ihre Wünsche reifen kann! Ich bitte,
Mich zu entlassen, Eure. Mein Gegenstand
Reißt mich dahin. Mein Herz ist voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu stehen,
Dem ich es öffnen möchte.

Der Graf von Palma tritt herein und spricht einige Worte leise mit dem Könige. Dieser geht ihm einen Wink, sich zu entfernen, und bleibt in seiner vor-übergehenden Stellung.

König

zum Marquis, nachdem Palma weggegangen.

Wendet aus!

Marquis nach einigem Stillstehen.

Ich fühle, Eure — den ganzen Werth —

König.

Vollendet!

Ihr hattet mir noch mehr zu sagen.

Marquis.

Eure!

Jüngst kam ich an von Flandern und Brabant. —
So viele reiche, blühende Provinzen!
Ein kräftiges, ein großes Volk — und auch
Ein gutes Volk — und, Vater dieses Volkes,
Das, dacht' ich, Das muß göttlich seyn! — Da stieß
Ich auf verbrauchte menschliche Gebeine —

Hier schreigt er still; seine Augen ruhen auf dem Könige, der es versucht, diesen Blick zu erwidern, aber betrunnen und verwirrt zur Erde sinkt.
 Sie haben Recht. Sie müssen. Daß Sie können, Was Sie zu müssen eingesehen, hat mich Mit schauernder Bewunderung durchdrungen.
 O Schade, daß, in seinem Blut gewälzt, Das Opfer wenig dazu taugt, dem Geist Des Opfers ein Loblied anzustimmen!
 Daß Menschen nur — nicht Wesen höh'rer Art — Die Weltgeschichte schreiben! — Eantere Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten; Die bringen mild're Weisheit: Bürgerglück Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln, Der farge Staat mit seinen Kindern zeigen, Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn.

König.

Wann, denkt Ihr, würden diese menschlichen Jahrhunderte erscheinen, hätt' ich vor Dem Bluch des jegigen gestittert? Eehet In meinem Spanien Euch um. Hier blüht Des Bürgers Glück in nie bewölkt'm Frieden; Und diese Ruhe gönnt' ich den Flamen.

Marquis, schnell.

Die Ruhe eines Kirchhofs! Und Sie hoffen, In endigen, was Sie begannen? hoffen, Der Christenheit gezeitigte Verwandlung, Den allgemeinen Frühling aufzuhalten, Der die Gestalt der Welt verjüngt? Sie wollen Allein in ganz Europa — sich dem Rade Des Weltverhängnisses, das unaufhaltsam In vollem Laufe rollt, entgegen werfen? Mit Menschenarm in seine Speichen fallen? Sie werden nicht! Schon flohen Laufende Aus Ihren Ländern froh und arm. Der Bürger, Den Sie verloren für den Glauben, war Ihr edelster. Mit offenen Mutterarmen Empfängt sie Bliehenden Elisabeth, Und fruchtbar blüht durch Rüsse unsers Landes Britannien. Verlassen von dem Bleiß Der neuen Christen, liegt Grenada öde, Und jauchzend steht Europa seinen Feind An selbstgeschlagenen Wunden sich verbluten.

Der König ist bewegt; der Marquis bemerkt es und tritt einige Schritte näher.

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit Und sein Tod? Ein so erzwungenes Werk Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern. Dem Unkaut haben Sie gebaut — umsonst Den harten Kampf mit der Natur gerungen, Umsonst ein großes königliches Leben Zerstörenden Entwürfen hingeopfert. Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten. Des langen, Schlummer's Wande wird er brechen Und wiederfordern sein geheiligt Recht. In einem Nero und Vufiris wirkt Er Ihren Namen, und — Das schmerzt mich: denn Sie waren gut.

König.

Wer hat Euch Dessen so Gewiß gemacht?

Marquis mit Feuer.

Ja, beim Allmächtigen!
 Ja — ja — ich wiederhol' es. Geben Sie, Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie, Großmüthig, wie der Starke, Menschenglück Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen In Ihrem Weltgebäude! Geben Sie, Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie Von Millionen Königen ein König!

Er nähert sich ihm näher und indem er seine und seine Augen auf ihn richtet.

O, könnte die Veredsamkeit von allen Den Laufenden, die dieser großen Stunde Theilhaftig sind, auf meinen Lippen schweben, Den Strahl, den ich in diesen Augen merke, Zur Flamme zu erheben! — Geben Sie Die unnatürliche Vergeltung auf, Die uns vernichtet! Werden Sie uns Muster Des Ewigen und Wahren! Niemals — niemals Versaß ein Sterblicher so viel, so göttlich Es zu gebrauchen. Alle Könige Europas huldigen dem span'schen Namen. Gehn Sie Europas Königen voran! Ein Federzug von dieser Hand, und neu Erschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankensfreiheit! —

Sich zu Füßen werfend.

unterrichtet, das Gesicht weggewandt und dann wieder auf den Marquis gehesert.

Sonderbarer Schwärmer!

Doch — steht auf — ich —

Marquis.

Eehen Sie sich um

In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit Ist sie gegründet — und wie reich ist sie Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer, wirft In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt Noch in den todt'n Räumen der Verwesung Die Willkür sich ergözen — Ihre Schöpfung, Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit Entzückende Erscheinung nicht zu füren — Er läßt des Nebels grauenvolles Heer In seinem Weltall lieber toben — ihn, Den Künstler, wird man nicht gewahr, bescheiden Verhüllt er sich in ewige Gesetze: Die steht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu Ein Gott? sagt er: die Welt ist sich genug. Und seines Christen Andacht hat ihn mehr Als dieses Freigeists Lasterung gepriesen.

König.

Und wollest Ihr es unternehmen, dies Erhabne Muster in der Sterblichkeit, In meinen Staaten nachzubilden?

Marquis.

Sie,

Sie können es. Wer anders? Weihen Sie Dem Glück der Völker die Regentenkraft, Die — ach, so lang — des Thrones Größe nur Gewuchert hatte — stellen Sie der Menschheit Verlorenen Adel wieder her! Der Bürger Sey wiederum, was er zuvor gewesen, Der Krone Zweck — ihn binde keine Pflicht, Als seiner Brüder gleich ehrwürdig Rechte. * Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben, In seines Werths Gefühl erwacht — der Freiheit Erhabne, stolze Tugenden gedeihen — Dann, Eire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt Ihr eignes Königreich gemacht — dann ist Es Ihre Pflicht, die Welt zu unterwerfen.

*1ste Ausgabe enthält hier noch folgende Stelle:
 Der Landmann rühmt sich des Pflugs und nennt Den König, der nicht Landmann ist, die Krone. In seiner Werkstatt traumt der Künstler Vom Bilden einer schönen Welt. Den Klang Des Deutens brummt er ferner keine Sprache. Wie die Ordnung endlicher Naturen, Nicht in der Vaterterge stüllem Kreis Gedehne der gekrönte Herrschaft. Wie O-Land' er sich, der Liebe heilige Weisheit unedel zu beschreiben Die Menschheit zuweilen, ob er ist. Belehnt Durch eignen Verfall, vergeht der Künstler Der angestammten betrogenen Maschine.*

A König nach einem großen Stillstehen.

Ich ließ Euch bis zu Ende reden — Anders,
Begreif ich wohl, als sonst in Menschenhüpfen,
Walt sich in diesem Kopf die Welt — auch will
Ich fremdem Maßstab Euch nicht unterwerfen.
Ich bin der Erste, dem Ihr Euer Innerstes
Enthüllt. Ich glaub' es, weil ich's weiß. Um dieser
Enthaltung willen, solche Meinungen,
Mit solchem Feuer doch umfaßt, verschwiegen
Zu haben bis auf diesen Tag — um dieser
Bescheiden Klugheit willen, junger Mann,
Will ich vergessen, daß ich sie erfahren,
Und, wie ich sie erfahren. Stehet auf!
Ich will den Jüngling, der sich übereilt,
Als Greis und nicht als König widerlegen.
Ich will es, weil ich's will — Gist also selbst,
Sind' ich, kann in gutartigen Naturen
Zu etwas Besserm sich veredeln — Aber
Bleibt meine Inquisition! — Es sollte
Mir leid thun —

Marquis.

Wirklich? Sollt' es Das?

König, in seinen Antlitz verloren.

Ich habe

Solch einen Menschen nie gesehen. — Nein,
Nein, Marquis! Ihr thut mir zu viel. Ich will
Nicht Nero seyn. Ich will es nicht seyn — will
Es gegen Euch nicht seyn. Nicht alle
Glückseligkeit soll unter mir verderben.
Ihr selbst, ihr sollt unter meinen Augen
Fortfahren dürfen, Mensch zu seyn.

Marquis, rasch.

Und meine

Mitbürger, Eire? — O! nicht um mich war mir's
Zu thun, nicht meine Sache wollt' ich führen.
Und Ihre Unterthanen? Eire? —

König.

Und wenn

Ihr so gut wisset, wie die Folgerzeit
Mich richten wird, so lerne sie an Euch,
Wie ich mit Menschen es gehalten, als
Ich einen fand.

Marquis.

O! der Gerechteste

Der Könige sey nicht mit einem Male
Der Ungerechteste — in Ihrem Glandern
Sind tausend Bessere als ich. Nur Sie —
Darf ich es frei gestehen, großer König?
Sie sehn jetzt unter diesem sanftern Bilde
Vielleicht zum ersten Mal die Freiheit.

König mit gemildertem Gesicht.

Nichts mehr

Von diesem Inhalt, junger Mann! — Ich weiß,
Ihr werdet anders denken, kennet Ihr
Den Menschen erst, wie ich — Doch hätt' ich Euch
Nicht gern zum letzten Mal gesehn. Wie lang' ich
Es an, Euch zu verbinden?

Marquis.

Lassen Sie

Mich, wie ich bin. Was wär' ich Ihnen, Eire,
Wenn Sie auch mich beständen?

König.

Diesen Stolz

Ertrag' ich nicht. Ihr seyd von heute an
In meinen Diensten — Keine Einwendung!
Ich will es haben.

Nach einer Pause.

Aber wie? Was wollte

Ich denn? war es nicht Wahrheit, was ich wollte?
Und hier find' ich noch etwas mehr — Ihr habt

Auf meinem Thron mich ausgefunken, Marquis.
Nicht auch in meinem Hause?

Da sich der Marquis zu bedenten scheint.

Ich versteh' Euch.

Doch — wär' ich auch von allen Vätern der
Unglücklichste, kann ich nicht glücklich seyn
Als Gatte?

Marquis.

V

Wenn ein hoffnungsvoller Sohn,
Wenn der Besitz der lebenswürdigsten
Gemahlin einem Sterblichen ein Recht
Zu diesem Namen geben, Eire, so sind Sie
Der Glückliche durch Beides.

König mit kühner Miene.

Nein, ich bin's nicht!

Und, daß ich's nicht bin, hab' ich tiefer nie
Gefühlt, als eben jetzt —

Mit einem Blick der Verachtung auf dem Marquis verweilend.

Marquis.

Der Prinz denkt edel

Und gut. Ich hab' ihn anders nie gefunden.

König.

Ich aber hab' es — Was er mir genommen,
Kann keine Krone mir ersetzen — eine
So tugendhafte Königin!

Marquis.

Wer kann

Es wagen, Eire!

König.

Die Welt! Die Lasterung!

Ich selbst! — Hier liegen Zeugnisse, die ganz
Unwidersprechlich sie verdammen; andre
Sind noch vorhanden, die das Schrecklichste
Nicht fürchten lassen — Aber, Marquis — schwer,
Schwer fällt es mir, an eines nur zu glauben.
Wer klagt sie an? — Wenn sie — sie fähig sollte
Gewesen seyn, so tief sich zu entehren,
O, wie viel mehr ist mir zu glauben dann
Erlaubt, daß eine Ehre verleumdete?
Habt nicht der Priester meinen Sohn und sie?
Und weiß ich nicht, daß Alba Rache brütet?
Mein Weib ist mehr werth, als sie Alle.

Marquis.

Eire,

Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben ist
Und über alle Lasterung — es heißt
Weibliche Tugend.

König.

Ja! Das sag' ich auch.

So tief, als man die Königin bezichtigt,
Herab zu sinken, könt viel. So leicht,
Als man mich überreden möchte, reißen
Der Ehre heil'ge Bande nicht. Ihr kennt
Den Menschen, Marquis. Selch ein Mann hat mir
Schon längst gemengt, Ihr seyd gut und fröhlich
Und kennet doch den Menschen auch — drum hab'
Ich Euch gewählt —

Marquis, überreicht und erschrocken.

Wich Eire?

König.

Ihr standet

Vor Eurem Herrn und habt nichts für Euch selbst
Erbeten — nichts. Das ist mir neu — Ihr werdet
Gerecht seyn. Leidenschaft wird Euren Blick
Nicht irren — drängt Euch zu meinem Sohn,
Erschrickt das Herz der Königin. Ich will
Euch Vollmacht senden, sie geheim zu sprechen.
Und jetzt verlaßt mich!

Er zieht eine Glocke

Marquis.

Kann ich es mit einer
Erfüllten Hoffnung — dann ist dieser Tag
Der schönste meines Lebens.

König reißt ihm die Hand zum Kusse.

Er ist kein

Verlorner in dem meinigen.

Der Marquis steht auf und geht. Graf Lerma tritt herein.

Der Ritter

Wird künftig ungemeldet vorgelassen.

Vierter Akt.

Saal bei der Königin.

Erster Auftritt.

**Die Königin. Die Herzogin Olivarez. Die
Prinzessin von Eboli. Die Gräfin Fuentes**

und noch andere Damen.

Königin

zur Oberhofmeisterin, indem sie aufsteht.

Der Schlüssel fand sich also nicht? So wird
Man die Schatulle mir erbrechen müssen,
Und zwar sogleich —

Da sie die Prinzessin von Eboli gewahr wird, welche sich ihr nahest und
ihre Hand fucht.

Willkommen, liebe Fürstin!

Mich freut, Sie wieder hergestellt zu finden —
Zwar noch sehr blaß —

Fuentes, etwas lachend.

Die Schuld des bösen Fiebers,
Das ganz erstaunlich an die Nerven greift.
Nicht wahr, Prinzessin?

Königin.

Sehr hab' ich gewünscht,
Sie zu besuchen, meine Liebe. — Doch
Ich darf ja nicht.

Olivarez.

Die Fürstin Eboli

Litt wenigstens nicht Mangel an Gesellschaft. —

Königin.

Das glaub' ich gern. Was haben Sie? Sie zittern.

Eboli.

Nichts — gar nichts, meine Königin. Ich bitte
Um die Erlaubniß, wegzugehen.

Königin.

Sie
Verhehlen uns, sind kränker gar, als Sie
Uns glauben machen wollen? Auch das Stehn
Wird Ihnen sauer. Helfen Sie ihr, Gräfin,
Auf dieses Tabouret sich niedersetzen —

Eboli.

Im Freien wird mir besser. Sie geht ab

Königin.

Folgen Sie

Ihr, Gräfin — Welche Anwandlung!

Ein Page tritt herein und spricht mit der Herzogin, welche sich alsdann
zur Königin wendet.

Olivarez.

Der Marquis

Von Posa, Ihre Majestät — Er kommt
Von seiner Majestät dem König.

Königin.

Ich

Erwart' ihn.

Der Page geht ab und öffnet dem Marquis die Thüre.

Zweiter Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

Der Marquis laßt sich auf ein Knie vor der Königin nieder, welche ihm
einen Wink gibt, aufzustehen.

Königin.

Was ist meines Herrn Befehl?

Darf ich ihn öffentlich —

Marquis.

Mein Auftrag lautet

An Ihre königliche Majestät allein.

Die Damen entfernen sich auf einen Wink der Königin.

Dritter Auftritt.

Die Königin. Marquis von Posa.

Königin voll Verwunderung.

Wie? Darf ich meinen Augen trauen, Marquis?
Sie an mich abgeschickt vom König?

Marquis.

Dünkt

Das Ihrer Majestät so sonderbar?

Mir ganz und gar nicht.

Königin.

Nun, so ist die Welt

Aus ihrer Bahn gewichen. Sie und er —

Ich muß gestehen —

Marquis.

Daß es seltsam klingt?

Das mag wohl seyn. — Die gegenwärt'ge Zeit
Ist noch an mehreren Wunderdingen fruchtbar.

Königin.

An größern kaum.

Marquis.

Gesetzt, ich hätte mich

Befehlen lassen endlich — wär' es müde,
An Philipps Hof den Sonderling zu spielen?
Den Sonderling! Was heißt auch Das? Wer sich
Den Menschen nützlich machen will, muß doch
Zuerst sich ihnen gleich zu stellen suchen.

Wozu der Ecce prahlerische Tracht?

Gesetzt — wer ist von Eitelkeit so frei,

Um nicht für seinen Glauben gern zu werben? —

Gesetzt, ich ginge damit um, den meinen

Auf einen Thron zu setzen?

Königin.

Nein! — Nein! Marquis,

Auch nicht einmal im Eherge mücht' ich dieser

Unreifen Einbildung Sie zeihn. Sie sind

Der Träumer nicht, der etwas unternehme,

Was nicht geendigt werden kann.

Marquis.

Das eben

Wär' noch die Frage, denk' ich.

Königin.

Was ich höchstens

Sie zeihn könnte, Marquis — was von Ihnen

Mich fast bestreben könnte, wäre — wäre —

Marquis.

Zweideutelei. Kann seyn.

Königin.

Unrechtheit

Zum Wenigsten. Der König wollte mir

Wahrscheinlich nicht durch Sie entbieten lassen,

Was Sie mir sagen werden.

Marquis.

Nein.

Königin.

Und kann

Die gute Sache schlimme Mittel adeln?

Kann sich — verzeihen Sie mir diesen Zweifel —
Ihr edler Stolz zu diesem Amte borgen?
Raum glaub' ich es. —

Marquis.

Auch ich nicht, wenn es hier
Nur gelten soll, den König zu betrügen.
Doch Das ist meine Meinung nicht. Ihm selbst
Gedenk' ich diesmal redlicher zu dienen,
Als er mir aufgetragen hat.

Königin.

Daran
Erkenn' ich Sie, und nun genug! Was macht er?

Marquis.

Der König? — Wie es scheint, bin ich sehr bald
An meiner strengen Richterlin gerächt.
Was ich so sehr nicht zu erzählen eile,
Gilt Ihre Majestät, wie mir geschienen,
Noch weit, weit weniger zu hören. — Doch
Gehört muß es doch werden! Der Monarch
Läßt Ihre Majestät ersuchen, dem
Ambassadeur von Frankreich sein Gehör
Für heute zu bewilligen, Das war
Mein Auftrag. Er ist abgethan.

Königin.

Und Das
Ist Alles, Marquis, was Sie mir von ihm
Zu sagen haben?

Marquis.

Alles ungefähr,
Was mich berechtigt, hier zu sein.

Königin.

Ich will
Mich gern bescheiden, Marquis, nicht zu wissen,
Was mir vielleicht Geheimniß bleiben muß —

Marquis.

Das muß es, meine Königin — Zwar, wären
Sie nicht Sie selbst, ich würde eilen, Sie
Von ein'gen Dingen zu belehren, vor
Gewissen Menschen Sie zu warnen — doch
Das braucht es nicht bei Ihnen. Die Gefahr
Mag auf- und untergehen um Sie her,
Sie sollen's nie erfahren. Alles dies
Ist ja nicht so viel werth, den goldenen Schlaf
Von eines Engels Stirne zu vertreiben.
Auch war es Das nicht, was mich hergeführt.
Prinz Carlos —

Königin.

Wie verlassen Sie ihn?

Marquis.

Wie
Den ein'gen Weisen seiner Zeit, dem es
Verbrechen ist, die Wahrheit anzubeten —
Und eben so beherzt, für seine Liebe,
Wie Jener für die seinige zu sterben.
Ich bringe wenig Worte — aber hier,
Hier ist er selbst.

Er gibt der Königin einen Wink.

Königin, nachdem sie ein Geleise.

Er muß mich sprechen, sagt er.

Marquis.

Das sag' ich auch.

Königin.

Wird es ihn glücklich machen,
Wenn er mit seinen Augen sieht, daß ich
Es auch nicht bin?

Marquis.

Nein — ab: thätiger
Soll es ihn machen und entschloss'n'ern.

Königin.

Wie?

Marquis.

Der Herzog Alba ist ernannt nach Blandern.

Königin.

Ernannt — so hör' ich.

Marquis.

Widerrufen kann
Der König nie. Wir kennen ja den König.
Doch wahr ist's auch: Hier darf der Prinz nicht bleiben —
Hier nicht, jetzt vollends nicht — und Blandern darf
Nicht aufgeopfert werden.

Königin.

Wissen Sie

Es zu verhindern?

Marquis.

Ja — vielleicht. Das Mittel
Ist fast so schlimm, als die Gefahr. Es ist
Verwegen, wie Verzweiflung. — Doch ich weiß
Von keinem andern.

Königin.

Nennen Sie mir's.

Marquis.

Ihnen,

Nur Ihnen, meine Königin, wag' ich
Es zu entdecken. Nur von Ihnen kann
Es Carlos hören, ohne Abscheu hören.
Der Name freilich, den es führen wird,
Klingt etwas rau —

Königin.

Rebellion —

Marquis.

Er soll

Dem König ungehorsam werden, soll
Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
Mit offenem Namen die Spanländer ihn
Erwarten. Alle Niederlande stehen
Auf seine Lösung auf. Die gute Sache
Wird stark durch einen Königssohn. Er mache
Den spanischen Thron durch seine Waffen zittern.
Was in Madrid der Vater ihm verweigert,
Wird er in Brüssel ihm bewilligen.

Königin.

Sie sprachen

Ihn heute und behaupten Das?

Marquis.

Weil ich

Ihn heute sprach.

Königin nach einer Pause.

Der Plan, den Sie mir zeigen,
Geschreckt und — reizt mich auch zugleich. Ich glaube,
Daß Sie nicht Unrecht haben. — Die Idee
Ist kühn, und eben darum, glaub' ich,
Gefällt sie mir. Ich will sie reifen lassen.
Weiß sie der Prinz?

Marquis.

Er sollte, war mein Plan,
Aus Ihrem Mund zum ersten Mal sie hören.

Königin.

Unstreitig! Die Idee ist groß. — Wenn anders
Des Prinzen Jugend —

Marquis.

Schadet nichts. Er findet
Dort einen Egmont und Oranien,
Die braven Krieger Kaiser Karls, so klug
Im Cabinet, als fürchterlich im Felde.

Königin mit Lebhaftigkeit.

Nein! die Idee ist groß und schön — Der Prinz
Muß handeln. Lebhaft flüht' ich Das. Die Rolle,

Die man hier in Madrid ihn spielen sieht,
Drückt mich an seiner Statt zu Boden — Frankreich
Versprecht' ich ihm, Savoyen auch. Ich bin
Ganz Ihrer Meinung, Marquis, er muß handeln. —
Doch dieser Aufschlag fordert Geld.

Marquis.

Auch das liegt schon

Bereit —

Königin.

Und dazu weiß ich Rath.

Marquis.

So darf ich

Zu der Zusammenkunft ihm Hoffnung geben?

Königin.

Ich will mir's überlegen.

Marquis.

Carlos dringt

Auf Antwort, Ihre Majestät. — Ich hab'
Ihm zugesagt, nicht leer zurück zu kehren.

Seine Schreistafel der Königin reichend.

Zwei Zeilen sind für jetzt genug —

Königin, nachdem sie geschauten.

Werd' ich

Sie wiedersehn?

Marquis.

So oft Sie es befehlen.

Königin.

So oft — so oft ich es befehle? — Marquis!

Wie muß ich diese Freiheit mir erklären?

Marquis.

So arglos, als Sie immer können. Wie
Genießen sie — Das ist genug — Das ist
Für meine Königin genug.

Königin, abbrechend.

Wie sollt' es

Mich freuen, Marquis, wenn der Freiheit endlich
Noch diese Zuspätkunft in Europa bliebe!

Wenn sie durch ihn es bliebe! — Rechnen Sie
Auf meinen stillen Antheil —

Marquis mit Jener.

O, ich wußt' es,

Ich mußte hier verstanden werden —

Herzogin Olivarez, er scheint an der Thüre.

Königin, fremd zum Marquis.

Was

Von meinem Herrn, dem König, kommt, werd' ich
Als ein Gesetz verehren. Gehen Sie,
Ihm meine Unterwerfung zu versichern!

Sie gibt ihm einen Wink. Der Marquis geht ab.

Galerie.

Vierter Auftritt.

Don Carlos und Graf Lerma.

Carlos.

Hier sind wir ungestört. Was haben Sie
Mir zu entdecken?

Lerma.

Eure Hoheit hatten

An diesem Hofe einen Freund.

Carlos sagt.

Den ich

Nicht wüßte! — Wie? Was wollen Sie damit?

Lerma.

So muß ich um Vergebung bitten, daß
Ich mehr erfuhr, als ich erfahren durfte.
Doch, Eurer Hoheit zur Beruhigung,
Ich hab' es wenigstens von treuer Hand,
Denn, kurz, ich hab' es von mir selbst.

Carlos.

Von wem

Ist denn die Rede?

Lerma.

Marquis Fosa —

Carlos.

Nun?

Lerma.

Wenn etwa mehr, als Jemand wissen darf,
Von Eurer Hoheit ihm bewußt seyn sollte,
Wie ich beinahe fürchte —

Carlos.

Wie Sie fürchten?

Lerma.

— Er war beim König.

Carlos.

So?

Lerma.

Zwei volle Stunden

Und in sehr heimlichem Gespräch.

Carlos.

Wahrscheinlich?

Lerma.

Es war von keiner Kleinigkeit die Rede.

Carlos.

Das will ich glauben.

Lerma.

Ihren Namen, Prinz,

Hört' ich zu öftern Malen.

Carlos.

Öffentlich

Rein schlimmes Zeichen.

Lerma.

Auch ward heute Morgen

Am Schlafgemache Seiner Majestät
Der Königin sehr räthselhaft erwähnt.

Carlos, ein wenig zornig.

Graf Lerma?

Lerma.

Als der Marquis weggegangen,
Empfing ich den Befehl, ihn künftighin
Unangemeldet vorzulassen.

Carlos.

Das

Ist wirklich viel.

Lerma.

Ganz ohne Beispiel, Prinz,
Solang mir denkt, daß ich dem König diene.

Carlos.

Viel! Wahrlich viel! — Und wie? wie sagten Sie,
Wie ward der Königin erwähnt?

Lerma, zornig.

Nein, Prinz,

Nein! Das ist wider meine Pflicht.

Carlos.

Wie seltsam!

Sie sagen mir das Eine und verhehlen
Das Andre mir.

Lerma.

Das Erste war ich Ihnen,
Das Zweite bin ich dem Monarchen schuldig.

Carlos.

— Sie haben Recht.

Lerma.

Den Marquis hab' ich zwar
Als Mann von Ehre stets gekannt.

Carlos.

Dann haben

Sie ihn sehr gut gekannt.

Terma.

Bedröge Tugend
Ist fleckenfrei bis auf den Augenblick
Der Probe.

Carlos.

Auch wohl hier und da noch drüber.

Terma.

Und eines großen Königs Gunst dünkt mir
Der Frage werth. An diesem gelbten Angel
Hat manche starke Tugend sich verblutet.

Carlos.

O ja.

Terma.

Ist sogar ist es weise, zu entdecken,
Was nicht verschwiegen bleiben kann.

Carlos.

Ja, weise!

Doch, wie Sie sagen, haben Sie den Marquis
Als Mann von Ehre nur gekannt?

Terma.

Ist er

Es noch, so macht mein Zweifel ihn nicht schlechter,
Und Sie, mein Prinz, gewinnen doppelt.

Er will gehen.

Carlos

folgt ihm gerührt und drückt ihm die Hand

Dreifach

Gewinn' ich, edler, würd'ger Mann — ich sehe
Um einen Freund mich reicher, und es kostet
Mir den nicht, den ich schon besaß.

Terma geht ab

Fünfter Auftritt.

Marquis von Posa kommt durch die Galerie. Carlos.

Marquis.

Carl! Carl!

Carlos.

Wer ruft? Ah, du bist's! Eben recht. Ich eile
Voraus ins Kloster. Komm' bald nach.

Er will gehen.

Marquis.

Nur zwei

Minuten — bleib'.

Carlos.

Wenn man uns überfiele —

Marquis.

Man wird doch nicht. Es ist sogleich geschehen.
Die Königin —

Carlos.

Du warst bei meinem Vater?

Marquis.

Er ließ mich rufen; ja.

Carlos voll Ermahnung.

Nun?

Marquis.

Es ist richtig.

Du wirst sie sprechen.

Carlos.

Und der König? Was

Will denn der König?

Marquis.

Der? Nicht viel. — Neugierde,

Zu wissen, wer ich bin. — Dienstfertigkeit

Von unbefestigten guten Freunden. Was

Weiß ich? Er bot mir Dienste an.

Carlos.

Die du

Doch abgelehnt?

Marquis.

Versteht sich.

Carlos.

Und wie kamt

Ihr auseinander?

Marquis.

Ziemlich gut.

Carlos.

Von mir

War also wohl die Rede nicht?

Marquis.

Von dir?

Doch. Ja. Im Allgemeinen.

Er zieht ein Conventir heraus und gibt es dem Prinzen.

Hier vorläufig

Zwei Worte von der Königin, und morgen
Werd' ich erfahren, wo und wie —

Carlos

liest sehr gerührt, stellt die Schreibtisch ein und will gehen.

Weim Prior

Triffst du mich also.

Marquis.

Warte doch. Was eilst du?

Es kommt ja Niemand.

Carlos mit erschöpftem Vornehm

Haben wir denn wirklich
Die Rollen umgetauscht? Du bist ja heute
Erstaunlich sicher.

Marquis.

Heute? Warum heute?

Carlos.

Und was schreibt mir die Königin?

Marquis.

Hast du

Denn nicht im Augenblick gelesen?

Carlos.

Ich?

Zu so.

Marquis.

Was hast du denn? Was ist dir?

Carlos

liest das Conventire noch einmal. Entzückt und bewegt

Engel

Des Himmels! Ja, ich will es seyn — ich will —
Will deiner werth seyn — Große Seelen macht
Die Liebe größer. Sey's auch, was es sey.
Wenn du es mir gebietest, ich gehorche. —
Sie schreibt, daß ich auf eine wichtige
Entscheidung mich breiten soll. Was kann
Sie damit meinen? Welcht du nicht?

Marquis.

Wenn ich's

Auch wüßte, Carl, bist du auch jetzt gestimmt,
Es anzuhören?

Carlos.

Hab' ich dich beleidigt?

Ich war verstreut. Vergib mir, Roderich!

Marquis.

Verstreut? Wodurch?

Carlos.

Durch — ich weiß selber nicht.

Dies Conventir ist also mein?

Marquis.

Nicht ganz!

Vielmehr bin ich gekommen, mir sogar
Deins auszubitten.

Carlos.

Meins? Wozu?

Marquis.

Und was
Du etwa sonst an Kleinigkeiten, die
In keines Dritten Hände fallen dürfen,
An Briefen oder abgerissenen
Concepten bei dir führst — kurz, deine
Brieftasche —

Carlos.

Wozu aber?

Marquis.

Nur auf alle Fälle.
Wer kann für Ueberraschung stehn? Bei mir
Sucht sie doch Niemand. Gib!

Carlos, sehr unruhig.

Das ist doch seltsam!

Woher auf Einmal diese —

Marquis.

Ery ganz ruhig.
Ich will nichts damit angedeutet haben.
Gewißlich nicht! Es ist Behutsamkeit
Vor der Gefahr. So hab' ich's nicht gemeint,
So wahrlich nicht, daß du erschrecken solltest.

Carlos gibt ihm die Brieftasche.

Verwahr' sie gut.

Marquis.

Das werd' ich.

Carlos stellt ihn bedeutend an.

Niederich!

Ich gab dir viel.

Marquis.

Noch immer nicht so viel,
Als ich von dir schon habe — Dort also
Das Uebrige, und jetzt leb' wohl — leb' wohl!

Er will gehen

Carlos

Empfiehlt gewissenhaft mit sich selbst — end ich rufe er ihn zurück.

Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alcala mir geschrieben. Eretz hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von diesem Brief zu trennen, fällt mir schwer.
Laß mir den Brief — nur den — das Uebrige
Nimm alles.

Er nimmt ihn herank und gibt die Brieftasche zurück.

Marquis.

Carl, ich thu' es ungern. Just
Um diesen Brief war mir's zu thun.

Carlos.

Leb' wohl!

Er geht langsam und still weg, an der Thüre bleibt er einen Augenblick
stehn, lebet w oder um und bringt ihm den Brief.

Da haßt du ihn.

Seine Hand zittert. Thronen stürzen aus seinen Augen, er fällt dem
Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust.

Das kann mein Vater nicht!

Nicht wahr, mein Niederich, Das kann er doch nicht?
Er geht schnell fort.

Sechster Auftritt.

Marquis steht ihm erkannt nach.

Wär's möglich? wär' es? Also hätt' ich ihn
Doch nicht gekannt? nicht ganz? In seinem Herzen
Wär' diese Balte wirklich mir entgangen?
Mißtrauen gegen seinen Freund!
Nein, es ist Lästung! — Was that er mir,
Daß ich der Schwächsten schwächster ihn verklage?
Was ich ihn heiße, werd' ich selbst — Fremden —

Das mag es ihn, Das glaub' ich gern. Wann hätte
Er dieser seltsamen Verschlossenheit
Zu seinem Freunde sich verschern? — Auch schmerzen!
Ich kann dir's nicht ersparen, Carl, und länger
Muß ich noch deine gute Seele quälen.
Der König glaubte dem Gefäß, dem er
Sein heiliges Geheimniß übergeben,
Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
Geschwägigkeit, wenn mein Verstummen dir
Nicht Leiden bringt? vielleicht erspart? Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? — Genug,
Daß ich sie still an dir vorüber führe,
Und, wenn du aufwachst, heller Himmel ist.

Er geht ab.

Gabinet des Königs.

Siebenter Auftritt.

Der König in einem Esel — neben ihm die Infantin
Clara Eugenia.

König noch einem tiefen Erlichzweigen.

Nein! Es ist dennoch meine Tochter — Wie
Kann die Natur mit solcher Wahrheit lügen?
Dies blaue Auge ist ja mein! Sind' ich
In jedem dieser Züge mich nicht wieder?
Kind meiner Liebe, ja, du bist's. Ich drücke
Dich an mein Herz — du bist mein Blut!

Er stugt und halt inne.

Mein Blut!

Was kann ich Schlimmres fürchten? Meine Züge,
Sind sie die feinigsten nicht auch?

Er hat das Medaillon in die Hand genommen und steht wechselweise
auf das Bild und in einen gegenüber stehenden Spiegel — endlich muß
er es zu. Er drückt sich auf und drückt die Infantin von sich.

Weg, weg!

In diesem Abgrund geh' ich unter.

Achter Auftritt.

Graf Lerma. Der König.

Lerma.

Eben

Sind Ihre Majestät, die Königin,
Im Borgemach erschienen.

König.

Jetzt?

Lerma.

Und bitten

Um gnädigstes Gehör —

König.

Jetzt aber? Jetzt?

In dieser ungewohnten Stunde? — Nein!

Jetzt kann ich sie nicht sprechen — jetzt nicht —

Lerma.

Hier

Sind Ihre Majestät schon selbst — Er geht ab.

Neunter Auftritt.

Der König. Die Königin tritt herein.
Die Infantin.

Die Letztere steigt ihr entgegen und schmiegt sich an sie an. Die Kö-
nigin fällt von dem Könige nieder, welcher stumm und verwirrt steht.

Königin.

Mein Herr

Und mein Gemahl — ich muß — ich bin gezwungen,
Vor Ihrem Thron Gerechtigkeit zu suchen.

Aönig.
Gerechtigkeit? —
Aönigin.
Unwürdig seh' ich mich
An diesem Hof begegnet. Meine
Schatulle ist erbrochen —
Aönig.
Was?
Aönigin.
Und Sachen
Von großem Werth für mich daraus verschwunden —
Aönig.
Von großem Werth für Sie? —
Aönigin.
Durch die Bedeutung,
Die eines Unbelehrten Dreißigkeit
Vermögend wäre —
Aönig.
Dreißigkeit — Bedeutung —
Doch — sehn Sie auf!
Aönigin.
Nicht eher, mein Gemahl,
Bis Sie durch ein Versprechen sich gebunden,
Kraft Ihres königlichen Arms zu meiner
Genugthuung den Thäter mir zu stellen,
Wo nicht, von einem Hofstaat mich zu trennen,
Der meinen Dieb verbirgt —
Aönig.
Stehn Sie doch auf —
In dieser Stellung — Stehn Sie auf!
Aönigin *steht auf.*
Daß er
Von Range seyn muß, weiß ich — denn in der
Schatulle lag an Perlen und Diamanten
Weit über eine Million, und er
Begnügte sich mit Briefen —
Aönig.
Die ich doch —
Aönigin.
Necht gerne, mein Gemahl. Es waren Briefe
Und dann ein Medaillon von dem Infanten.
Aönig.
Von —
Aönigin.
Dem Infanten, Ihrem Sohn.
Aönig.
An Sie?
Aönigin.
An mich.
Aönig.
Von dem Infanten? Und Das sagen
Sie mir?
Aönigin.
Warum nicht Ihnen, mein Gemahl?
Aönig.
Mit dieser Etrene?
Aönigin.
Was fällt Ihnen auf?
Ich denke, Sie erinnern sich der Briefe,
Die mit Bewilligung von beiden Kronen
Don Carlos mir nach Saint Germain geschrieben.
Ob auch das Bild, womit er sie begleitet,
In diese Freiheit einbedungen worden,
Ob seine rasche Hoffnung eigenmächtig
Sich diesen kühnen Schritt erlaubt — Das will
Ich zu entscheiden mich nicht unterfangen.
Wenn's Uebereilung war, so war es die
Verzeihlichste — da bin ich für ihn Bürge.

Denn damals fiel ihm wohl nicht bei, daß es
Für seine Mutter wäre —

Esieht die Bewegung des Königs.

Was ist Das?

Was haben Sie?

Infantin,

welche unter diesen das Medaillon auf dem Leben gefunden und damit ge-
spielt hat, bringt es der Königin.

Ach! Sieh' da, meine Mutter!

Das schöne Bild —

Aönigin.

Was denn, mein —

*Sie erkennt das Medaillon und bleibt in sprachloser Erstarrung stehen.
Beide sehen einander mit unperwandten Augen an. Nach einem la: gen
Still stehen.*

Wahrlich, Eure!

Dies Mittel, seiner Gattin Herz zu prüfen,
Dükt mir sehr königlich und edel — Doch
Noch eine Frage möcht' ich mir erlauben.

Aönig.

Das Fragen ist an mir.

Aönigin.

Durch meinen Argwohn
Soll doch die Unschuld wenigstens nicht leiden. —
Wenn also dieser Diebstahl Ihr Verzehl
Gewesen —

Aönig.

Ja.

Aönigin.

Dann hab' ich Niemand anzuklagen
Und Niemand weiter zu bedauern — Niemand
Als Sie, dem die Gemahlin nicht geworden,
Bei welcher solche Mittel sich verlohnen.

Aönig.

Die Sprache kenn' ich. — Doch, Madame,
Zum zweiten Male soll sie mich nicht täuschen,
Wie in Aranjuez sie mich getäuscht.
Die engelreine Königin, die damals
Mit so viel Würde sich vertheidigt — jetzt
Kenn' ich sie besser.

Aönigin.

Was ist Das?

Aönig.

Kurz also

Und ohne Hinterhalt, Madame! — Ist's wahr,
Noch wahr, daß Sie mit Niemand dort gesprochen?
Mit Niemand? Ist Das wirklich wahr?

Aönigin.

Mit dem Infanten

hab' ich gesprochen. Ja.

Aönig.

Ja? — Nun, so ist's

Am Tage. Es ist offenbar. So frech!
So wenig Schonung meiner Ehre!

Aönigin.

Ehre, Eure?

Wenn Ehre zu verlegen war, so, fürcht' ich,
Stand eine größere auf dem Spiel, als mir
Capitien zur Morgengabe brachte.

Aönig.

Warum verleugneten Sie mir?

Aönigin.

Weil ich

Es nicht gewohnt bin, Eure, in Gegenwart
Der Höflinge, auf Delinquentenweise
Verhören mich zu lassen. Wahrheit werde
Ich nicht verleugnen, wenn mit Ehrerbietung
Und Güte sie gefordert wird. — Und war
Das wohl der Ton, den Eure Majestät

Mir in Aranjuez zu hören gaben?

Ist etwa die versammelte Grandezza
Der Richterstuhl, vor welchen Königinnen
Zu ihrer stillen Thaten Rechenschaft
Gezogen werden? Ich gestattete
Dem Prinzen die Zusammenkunft, um die
Er dringend bat. Ich that es, mein Gemahl,
Weil ich es wollte — weil ich den Gebrauch
Nicht über Dinge will zum Richter setzen,
Die ich für tadellos erkannt — und Ihnen
Verborg ich es, weil ich nicht lüsten war,
Mit Eurer Majestät um diese Freiheit
Vor meinem Hofgesinde mich zu streiten.

König.

Sie sprechen kühn, Madame, sehr —

Königin.

Und auch darum,

Seh' ich hinzu, weil der Infant doch schwerlich
Der Willigkeit, die er verdient, sich zu
Erfreuen hat in seines Vaters Herzen —

König.

Die er verdient?

Königin.

Denn warum soll ich es
Verbergen, Eire? — Ich schätz' ihn sehr und lieb' ihn
Als meinen theuersten Verwandten, der
Einst werth befunden worden, einen Namen
Zu führen, der mich mehr anging — Ich habe
Noch nicht recht einsehn lernen, daß er mir
Gerade darum fremder sollte seyn,
Als jeder Andre, weil er ehedem
Vor jedem Andern theuer mir gewesen.
Wenn Ihre Staatsmarine Bande knüpft,
Wie sie für gut es findet, soll es ihr
Doch etwas schwerer werden, sie zu lösen.
Ich will nicht hassen, wen ich soll — und, weil
Man endlich doch zu reden mich gezwungen —
Ich will es nicht — will meine Wahl nicht länger
Gebunden sehn —

König.

Elisabeth! Sie haben
In schwachen Stunden mich gesehen. Diese
Erinnerung macht Sie so kühn. Sie trauen
Auf eine Allmacht, die Sie oft genug
An meiner Festigkeit geprüft. — Doch fürchten
Sie desto mehr. Was bis zu Schwächen mich
Gebracht, kann auch zu Raserei mich führen.

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König nimmt ihre Hand.

Wenn es ist,

Doch ist — und ist es denn nicht schon? — — wenn

Ihrer

Beschuldung volles, aufgehäuftes Maß
Auch nur um eines Athems Schwere steigt —
Wenn ich der Hinterganke bin —

Er läßt ihre Hand los.

Ich kann

Auch über diese letzte Schwäche siegen.
Ich kann's und will's — Dann wehe mir und Ihnen,
Elisabeth!

Königin.

Was hab' ich denn begangen?

König.

Dann meinethwegen fliehe Vult —

Königin.

So weit

Ist es gekommen — Gott!

König.

Ich kenne

Mich selbst nicht mehr — ich ehre keine Sitte
Und keine Stimme der Natur und keinen
Vertrag der Nationen mehr —

Königin.

Wie sehr

Beflag' ich Eure Majestät —

König außer Fassung.

Beflagen!

Das Mitleid einer Bühlerin —

Infantin

hängt sich erschrocken an ihre Mutter.

Der König zürnt,

Und meine schöne Mutter weint.

König

schlägt das Kind unfaßt von der Königin.

Königin

mit Sanftmuth und Würde, aber mit zitternder Stimme.

Dies Kind

Muß ich doch sicher stellen vor Mißhandlung.
Komm' mit mir, meine Tochter!

Sie nimmt sie auf den Arm.

Wenn der König

Sich nicht mehr kennen will, so muß ich jenseits
Der Pyrenäen Bürgen kommen lassen,
Die unsre Sache führen.

Sie will gehen.

König, betreten

Königin?

Königin.

Ich kann nicht mehr — Das ist zu viel —

Sie will die Thür erreichen und fällt mit dem Kinde an der Schwelle
zu Boden.

König, hinweisend, voll Besorgung.

Gott! Was ist Das?

Infantin ruft voll Schrecken.

Ach, meine Mutter blutet!

Sie eilt hinaus.

König, ängstlich um sie besorgt.

Welch fürchterlicher Zufall! Blut! Verdien' ich,
Daß Sie so hart mich strafen? Stehn Sie auf!
Erholen Sie sich! Stehn Sie auf! Man kommt!
Man überrascht uns — Stehn Sie auf! — Soll sich
Mein ganzer Hof an diesem Schauspiel weiden?
Muß ich Sie bitten, aufzustehn?

Sie richtet sich auf, von dem Könige unterstützt

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Alba, Domingo treten erschrocken
 herein. Damen folgen.

König.

Man bringe

Die Königin zu Hause! Ihr ist übel.

Die Königin geht ab, begleitet von den Damen. Alba und Domingo
treten näher.

Alba.

Die Königin in Thränen, und auf ihrem
Gesichte Blut —

König.

Das nimmt die Teufel Wunder,
Die mich verleitet haben.

Alba, Domingo.

Wir?

König.

Die mir

Genug gesagt, zum Rasen mich zu bringen,
Zu meiner Ueberzeugung nichts.

Alba.

Wir gaben,

Was wir gehabt —

König.

Die Hölle dank' es euch.

Ich habe, was mich reut, gethan. War Das
Die Sprache eines schuldigen Gewissens?Marquis von Posa noch außerhalb der Scene
Ist der Monarch zu sprechen?

Fünftes Auftritt.

Marquis von Posa. Die Vorigen.

Bei dieser Stimme lebhaft aufstehend und dem Marquis einige Schritte
entgegen gehend.

Ach, Das ist er!

Seid mir willkommen, Marquis — Euer, Herzog,
Bedarf ich jetzt nicht mehr. Verlaßt uns!

Alba und Domingo sehen einander mit stummer Verwunderung an und gehen

Zwölftes Auftritt.

Der König und Marquis von Posa.

Marquis.

Sire!

Dem alten Manne, der in zwanzig Schlachten
Dem Tod für Sie entgegen ging, fällt es
Doch hart, sich so entfernt zu sehn!

König.

Euch ziemt

Es, so zu denken, so zu handeln, mir.

Was Ihr in wenig Stunden mir gewesen,

War er in einem Menschenalter nicht.

Ich will nicht heimlich thun mit meinem Wohl-
gefallen;Das Siegel meiner königlichen Gunst
Soll hell und weit auf Eurer Stirne leuchten.
Ich will den Mann, den ich zum Freund gewählt,
Veneidet sehn.

Marquis.

Und dann auch, wenn die Hölle

Der Dunkelheit allein ihn fähig machte,

Des Namens werth zu seyn?

König.

Was bringt

Ihr mir?

Marquis.

Als ich das Vorgemach durchgehe,
Hör' ich von einem schrecklichen Gerüchte,
Das mir unglaublich dünkt — Ein heftiger
Wortwechsel — Blut — die Königin —

König.

Ihr kommt von dort?

Marquis.

Entsetzen sollt' es mich,

Wenn das Gerücht nicht Unrecht hätte, wenn
Von Eurer Majestät indeß vielleicht
Etwas geschehen wäre — Wichtige
Entdeckungen, die ich gemacht, verändern
Der Sache ganze Lage.

König.

Nun?

Marquis.

Ich fand

Gelegenheit, des Prinzen Portefeuille

Mit einigen Papieren wegzunehmen,

Die, wie ich hoffe, ein'ges Licht --

Er gibt Carlos Briefstücke dem König.

König durchsieht sie begierig.

Ein Schreiben

Vom Kaiser, meinem Vater — — Wie? Von dem
Ich nie gehört zu haben mich entsinne?

Er liest es durch, legt es bei Seite und eilt zu den andern Papieren.

Der Plan zu einer Festung — Abgeriss'ne

Gedanken aus dem Tacitus — Und was

Denn hier? — Die Hand sollt' ich doch kennen!

Es ist von einer Dame.

Er liest aufmerksam, bald laut, bald leise

„Dieser Schlüssel — —

„Die hintern Zimmer in dem Pavillon

„Der Königin“ — Ha! Was wird Das? — „Hier darf

„Die Liebe frei — Erhörung — schöner Lohn“ —

„Satanische Verrätherie! Jetzt kenn' ich's,

Sie ist es. Es ist ihre Hand!

Marquis.

Die Hand

Der Königin? Unmöglich —

König.

Der Prinzessin

Von Eboli —

Marquis.

So wär' es wahr, was mir

Unlängst der Page Henarez gestanden,

Der Brief und Schlüssel überbrachte.

König,

des Marquis Hand lassend, in heftiger Bewegung.

Marquis,

Ich sehe mich in fürchterlichen Händen!

Dies Weib — ich will es nur gestehen — Marquis

Dies Weib erbrach der Königin Schatulle,

Die erste Warnung kam von ihr — Wer weiß,

Wie viel der Mönch drum wissen mag — Ich bin

Durch ein verruchtes Vubenstück betrogen.

Marquis.

Dann wär' es ja noch glücklich —

König.

Marquis! Marquis!

Ich fange an zu fürchten, daß ich meiner

Gemahlin doch zu viel gethan —

Marquis.

Wenn zwischen

Dem Prinzen und der Königin geheime

Verständnisse gewesen sind, so waren

Sie sicherlich von weit — weit anderm Inhalt,

Als dessen man sie angeklagt. Ich habe

Gewisse Nachricht, daß des Prinzen Wunsch,

Nach Andern abzureisen, in dem Koyse

Der Königin, entsprang.

König.

Ich glaubt' es immer.

Marquis.

Die Königin hat Ehrgeiz — Darf ich mehr

Noch sagen? — Mit Empfindlichkeit sieht sie

In ihrer stolzen Hoffnung sich getäuscht

Und von des Thrones Antheil ausgeschlossen.

Des Prinzen rasche Jugend bot sich ihren

Weit blickenden Entwürfen dar — ihr Herz —

Ich zweifle, ob sie lieben kann.

König.

Der thren

Staatsklugen Plänen zitter' ich nicht.

Marquis.

Ob sie geliebt wird? — Ob von dem Infanten

Nichts Schlimmeres zu fürchten? Diese Frage

Scheint mir der Untersuchung werth. Hier, glaub' ich,

Ist eine strenge Wachsamkeit vonnöthen —

König.

Ihr hattet mir für ihn. —

Marquis nach einigem Bedenken.

Wenn Eure Majestät
Mich fähig halten, dieses Amt zu führen,
So muß ich bitten, es uneingeschränkt
Und ganz in meine Hand zu übergeben.

König.

Das soll geschehen.

Marquis.

Wenigstens durch keinen
Gehülfen, welchen Namen er auch habe,
In Unternehmungen, die ich etwa
Für nöthig finden könnte, mich zu stören —

Durch keinen. Ich versprech' es Euch. Ihr wart
Mein guter Engel. Wie viel Dank bin ich
Für diesen Wink Euch schuldig!

In Ferma, der bei den letzten Worten hereintritt.

Wie verliedt Ihr

Die Königin?

Ferma.

Noch sehr erschöpft von ihrer Ohnmacht.

Er steht den Marquis mit zweideutigen Blicken an und geht.

Marquis nach einer Pause zum König.

Noch eine Vorsicht scheint mir nöthig.
Der Prinz, fürcht' ich, kann Warnungen erhalten.
Er hat der guten Freunde viel — vielleicht
Verbindungen in Gent mit den Rebellen.
Die Furcht kann zu verzweifelten Entschlüssen
Ihn führen — Darum rieth' ich an, gleich jetzt
Vorkehrungen zu treffen, diesem Fall
Durch ein geschwindes Mittel zu begegnen.

König.

Ihr habt ganz Recht. Wie aber —

Marquis.

Ein geheimer

Verhaftsbefehl, den Eure Majestät
In meine Hände niederlegen, mich
Im Augenblicke der Gefahr sogleich
Desselben zu bedienen — und —

Wie sich der König zu bedenken scheint

Es bliebe

Ihrs Erste Staatsgeheimniß, bis —

König,

zum Schreckpunkte gehend und den Verhaftsbefehl niederwerfend.

Das Reich

Ist auf dem Spiele — Außerordentliche Mittel
Erlaubt die dringende Gefahr — Hier, Marquis —
Euch brauch' ich keine Schonung zu empfehlen —

Marquis empfängt den Verhaftsbefehl.

Es ist aufs Aeußerste, mein König.

König legt die Hand auf seine Schulter.

Geht,

Geht, lieber Marquis — Ruhe meinem Herzen
Und meinen Nächten Schlaf zurück zu bringen.

Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.

G a l e r i e.

Dreizehnter Auftritt.

Carlos kommt in der größten Verängstigung. **Graf Ferma**
ihm entgegen.

Carlos.

Sie such' ich eben.

Ferma.

Und ich Sie.

Carlos.

Ist's wahr?

Um Gottes willen, ist es wahr?

Ferma.

Was denn?

Carlos.

Daß er den Dolch nach ihr gezückt? daß man
Aus seinem Zimmer blutig sie getragen?
Bei allen Heiligen, antworten Sie!
Was muß ich glauben? was ist wahr?

Ferma.

Sie fiel

Ohnmächtig hin und rißte sich im Fallen.
Sonst war es nichts.

Carlos.

Sonst hat es nicht Gefahr?
Sonst nicht? Bei Ihrer Ehre, Graf?

Ferma.

Nicht für

Die Königin — doch desto mehr für Sie.

Carlos.

Für meine Mutter nicht! Nun, Gott sey Dank!
Mir kam ein schreckliches Gerücht zu Ohren,
Der König rase gegen Kind und Mutter,
Und ein Geheimniß sey entdeckt.

Ferma.

Das Letzte

Kann auch wohl wahr seyn —

Carlos.

Wahr seyn! Wie?

Ferma.

Prinz, eine Warnung gab ich Ihnen heute,
Die Sie verachtet haben. Rügen Sie
Die zweite besser.

Carlos.

Wie?

Ferma.

Wenn ich mich anders
Nicht irre, Prinz, sah ich vor wen'gen Tagen
Ein Portefeuille von himmelblauem Sammt,
Mit Gold durchwirkt, in Ihrer Hand —

Carlos, etwas beschürzt.

So eines

Besitz' ich. Ja — Nun? —

Ferma.

Auf der Decke, glaub' ich,
Ein Schattenriß, mit Perlen eingefast —

Carlos.

Ganz recht.

Ferma.

Als ich vorhin ganz unvermuthet
Ins Cabinet des Königs trat, glaubt' ich
Das nämliche in seiner Hand zu sehen,
Und Marquis Posa stand bei ihm —

Carlos

nach einem kurzen erstarrenden Stillstehen. besigt.

Das ist

Nicht wahr.

Ferma, empfindlich.

Dann freilich bin ich ein Betrüger.

Carlos steht ihn lange an.

Der sind Sie. Ja.

Ferma.

Ach! ich verzeih' es Ihnen.

Carlos

geht in schrecklicher Bewegung auf und nieder und bleibt endlich vor
ihm stehen.

Was hat er dir zu Leid gethan? Was haben
Die unschuldsvollen Hände dir gethan,
Die du mit höllischer Geschäftigkeit
Zu reißen dich beisehrst?

Lerma.

Prinz, ich ehre
Den Schmerz, der Sie unbillig macht.

Carlos.

O Gott!

Gott! — Gott! Bewahre mich vor Argwohn!

Lerma.

Auch

Erinnr' ich mich des Königs eigner Worte.
Wie vielen Dank, sagt' er, als ich herein trat,
Bin ich für diese Neuigkeit auch schuldig!

Carlos.

O, stille! stille!

Lerma.

Hei, was Alba soll
Gefallen seyn — dem Prinzen Ray Gomez
Das große Siegel abgenommen und
Dem Marquis übergeben seyn —

Carlos, in tiefes Grübeln verfallen.

Und mir verschwiegen er!

Warum verschwiegen er mir?

Lerma.

Der ganze Hof

Staut ihn schon als allmächtigen Minister,
Als unumschränkten Günstling an —

Carlos.

Er hat

Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer,
Wie seine eigne Seele. O, Das weiß ich —
Das haben tausend Proben mir erwiesen.
Doch sollen Millionen ihm, soll ihm
Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?
Sein Vusen war für einen Freund zu groß.
Und Carlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er erwartete mich seiner Jugend. Kann
Ich ihn drum schelten? — Ja, es ist gewiß!
Jetzt ist's gewiß. Jetzt hab' ich ihn verloren.

Er geht fortwärt und verläßt das Gesicht.

Lerma nach einigem Zögern.

Mein bester Prinz, was kann ich für Sie thun?

Carlos, ohne ihn anzusehen.

Zum König gehen und mich auch verrathen.
Ich habe nichts zu schenken.

Lerma.

Wollen Sie

Erwarten, was erfolgen mag?

Carlos

Wagt sich auf das Geländer und stellt sich vor sich hin.

Ich hab' ihn

Verloren. O, jetzt bin ich ganz verlassen!

Lerma wendet sich ihm mit theilnehmender Mäßigung
Sie wollen nicht auf Ihre Rettung denken?

Carlos.

Auf meine Rettung? — Outer Mensch!

Lerma.

Und sonst,

Sonst haben Sie für Niemand mehr zu zittern?

Carlos setzt auf.

Gott! Woran mahnen Sie mich! — Meine Mutter!
Der Brief, den ich ihm wieder gab! ihm erst
Nicht lassen wollte und doch ließ!

Er geht heftig und die Hände ringend auf und nieder.

Womit

Hat sie es denn verdrückt um ihn? Sie hält' er
Doch schon. sollen. Lerma, hält' er nicht?

Carlos, erschrocken.

Ich muß zu ihr — ich muß sie warnen, muß
Sie vorbereiten — Lerma, lieber Lerma —
Weg schick ich denn? Hab' ich denn Niemand mehr?

Gott sey gelobt! Noch einen Freund — und hier
Ist nichts mehr zu verschlimmern.

Schnell ab.

Lerma folgt ihm und ruft ihm nach.

Prinz! Wohin?

Gest ab.

Vierzehnter Auftritt. v. Die Königin. Alba. Domingo.

Alba.

Wenn uns vergönnt ist, große Königin —

Königin.

Was steht zu Ihren Diensten?

Domingo.

Nedliche Besorgniß

Für Ihrer königlichen Majestät
Erhabene Person erlaubt uns nicht
Bei einem Vorfall müßig still zu schweigen,
Der Ihre Sicherheit bedroht.

Alba.

Wir eilen,

Durch unsre zeit'ge Warnung ein Complot,
Das wider Sie gespielt wird, zu entkräften —

Domingo.

Und unsern Eifer — unsre Dienste zu
Den Hüfen Ihrer Majestät zu legen.

Königin steht da verwundert an.

Hochwürd'ger Herr, und Sie, mein edler Herr,
Sie überraschen mich wahrhaftig. Solcher
Ergebenheit war ich mir von Domingo
Und Herzog Alba wirklich nicht vermutend.
Ich weiß, wie ich Sie schätzen muß — Sie nennen
Mir ein Complot, das mich bedrohen soll.
Dari ich erfahren, wer —

Alba.

Wir bitten Sie,

Für einen Marquis Posa sich zu hüten,
Der für des Königs Majestät geheime
Geschäfte führt.

Königin.

Ich höre mit Vergnügen.

Daß der Monarch so gut gewählt. Den Marquis
Hat man mir längst als einen guten Menschen,
Als einen großen Mann gerühmt. Wie ward
Die höchste Günst gerechtet ausgetheilt —

Domingo.

Gerechter ausgetheilt? Wir wissen's besser.

Alba.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, wozu
Sich dieser Marquis gebrauchen lassen.

Königin.

Wie?

Was wär denn Das? Sie svannen meine ganzer
Erwartung.

Domingo.

— Ist es schon von lange,

Daß Ihre Majestät zum letzten Mal in Ihrer
Schatulle nachgesehen?

Königin.

Wie?

Domingo.

Und haben

Sie nichts darin vermisst von Kostbarkeiten?

Königin.

Wie so? warum? Was ich vermisse, weiß
Mein ganzer Hof — Doch Marquis Posa? Wie
Kommt Marquis Posa damit in Verbindung?

Alba.

Sehr nahe, Ihre Majestät — denn auch
Dem Prinzen fehlen wichtige Papiere,
Die in des Königs Händen diesen Morgen
Gesehen worden — als der Chevalier
Geheime Audienz gehabt.

Königin nach einigem Nachdenken.

Sehr seltsam,

Bei Gott! und äußerst sonderbar! — Ich finde
Hier einen Feind, von dem mir nie geträumt,
Und wiederum zwei Freunde, die ich nie besessen
Zu haben mich entsinnen kann — Denn wirklich,

indem sie einen durchdringenden Blick auf Beide werft.

Muß ich gestehn, ich war schon in Gefahr,
Den schlimmen Dienst, der mir bei meinem Herrn
Veleistet worden — Ihnen zu vergeben.

Alba.

Uns?

Königin.

Ihnen.

Domingo.

Herzog Alba! Uns!

Königin,

noch immer die Augen fest auf sie gerichtet

Wie lieb

ist es mir also, meiner Uebereilung
So bald gewahr zu werden — Thuebin
Hatt' ich beschloffen, Seine Majestät
Noch heut' zu bitten, meinen Kläger mir
Zu stellen. Um so besser nun! So kann ich
Auf Herzog Alba's Zeugniß mich berufen.

Alba.

Auf mich? Das wollten Sie im Ernst?

Königin.

Warum nicht?

Domingo.

Um alle Dienste zu entkräften, die
Wir Ihnen im Verborgnen —

Königin.

Im Verborgnen?

Mit Frey und Laß.

Ich wünschte doch zu wissen, Herzog Alba,
Was Ihres Königs Frau mit Ihnen oder
Mit Ihnen, Priester, abzureden hätte,
Das ihr Gemahl nicht wissen darf — — Bin ich
Unschuldig oder schuldig?

Domingo.

Welche Frage!

Alba.

Tsch, wenn der König so gerecht nicht wäre?
Es geht zum Mindesten nicht wäre?

Königin.

Dann

Wiß ich erwarten, bis er's wird — Wohl Dem,
Der zu gewinnen hat, wenn er's geworden!

Sie macht ihnen eine Verbeugung und geht ab. Zwei verlassen sich nach einer andern Seite

Zimmer der Prinzessin von Eboli.

Fünfzehnter Auftritt.

Prinzessin von Eboli. *Nach darauf Carlos.*

Eboli.

So ist sie wahr, die außerordentliche Zeitung,
Die schon den ganzen Hof erfüllt?

Carlos tritt herein.

Erschrecken Sie

Nicht, Fürstin! Ich will faust seyn, wie ein Kind.

Eboli.

Prinz — diese Ueberraschung.

Carlos.

Sind Sie noch

Veleidigt? noch?

Eboli.

Prinz!

Carlos, dringender.

Sind Sie noch beleidigt?

Ich bitte, sagen Sie es mir.

Eboli.

Was soll Das?

Sie scheinen zu vergessen, Prinz — Was suchen
Sie bei mir.

Carlos, ihre Hand mit Festigkeit fassend.

Mädchen, kannst du ewig haßen!

Verzeiht getränkte Liebe nie?

Eboli wird sich losmachen

Woran

Erinnern Sie mich, Prinz!

Carlos.

An deine Güte

Und meinen Undank — Ach, ich weiß es wohl!
Schwer hab' ich dich beleidigt, Mädchen, habe
Dein sanftes Herz zerissen, habe Thränen
Gekreßt aus diesen Engelbliden — ach!
Und bin auch jetzt nicht hier, es zu bereuen.

Eboli.

Prinz, lassen Sie mich — ich —

Carlos.

Ich bin gekommen,

Weil du ein sanftes Mädchen bist, weil ich
Auf deine gute, schöne Seele baue.
Sieh', Mädchen, nehm', ich habe keinen Freund mehr
Auf dieser Welt, als dich allein. Glaubt warst
Du mir so gut — du wirst nicht ewig haßen
Und wirst nicht unverdächtig seyn.

Eboli wendet sich Gehört ab

O, stille!

Nichts mehr, um Gottes willen, Prinz! —

Carlos.

Laß mich

An jene goldenen Zeiten dich erinnern —
An deine Liebe laß mich dich erinnern,
An deine Liebe, Mädchen, gegen die
Ich so unwürdig mich vergah. Laß mich
Jetzt gelend machen, was ich dir gewesen,
Was deines Herzens Träume mir gegeben —
Noch einmal — nur noch einmal stelle mich
So, wie ich damals war, vor deine Seele
Und diesem Schatten ewig, was du mir,
Mir ewig nie mehr opfern kannst.

Eboli.

O Carl!

Wie grausam spielen Sie mit mir!

Carlos.

Ery größer.

Als dein Geschlecht. Vergiß Veleidigungen,
Ich', was vor dir kein Weib gethan — nach dir
Kein Weib mehr thun wird. Etwas Unerhörtes
Hörst' ich von dir — Laß mich — auf meinen Knieen
Verschwör' ich dich — laß mich, zwei Worte laß mich
Mit meiner Mutter sprechen!

Er wirft sich vor ihr nieder

Zechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marquis von Posä *Amst. Carlos. hinter**zum zwei. Oberste der kaiserlichen Leibwache*Marquis, *attemlos, außer sich dasym:Centretret*

Was hat er

Gekannt? Glauben Sie ihm nicht?

Carlos

noch auf den Knien, mit erhobener Stimme.

Bei Allem,

Was heilig —

Marquis unterbricht ihn mit Festigkeit.

Er ist rasend. Hören Sie

Den Rasenden nicht an!

Carlos, lauter, dringender.

Es gilt um Tod

Und Leben. Führen Sie mich zu ihr!

Marquis

zieht die Prinzessin mit Gewalt von ihm

Ermerde Sie, wenn Sie ihn hören.

Zu einem von den Offizieren.

Graf

Von Cordua! Im Namen des Monarchen.

Er zeigt den Verhaftbefehl

Der Prinz ist Ihr Gefangener.

Carlos steht erschrocken, wie vom Donner gerührt. Die Prinzessin blüht einen Laut des Schreckens auf und will fliehen, die Offiziere erschauen. Eine lange und tiefe Pause. Man sieht den Marquis sehr bestürzt sitzen und mit Wut seine Fassung behalten.

Zum Prinzen.

Ich bitte

Um Ihren Degen — Fürstin Eboli,

Sie bleiben! und, zu dem Offizier

Sie hatten mir dafür,

Dass Seine Hoheit Niemand spreche — Niemand —

Sie selbst nicht, bei Gefahr des Kopfs!

Er spricht noch einiges leise mit dem Offizier. Dann wendet er sich zum andern.

Ich werde

Sogleich mich selbst zu des Monarchen Füßen,

Ihm Rechenschaft zu geben —

Zu Carlos

Und auch Könen —

Erwarten Sie mich, Prinz — in einer Stunde.

Carlos läßt sich ohne Zeichen des Schmerzes hinwegziehen. Als er im Vorübergehen läßt er einen matten, kalten Blick auf den Marquis fallen, der sein Gesicht verhält. Die Prinzessin wendet sich noch einmal, zu entfliehen, der Marquis hält sie zurück und spricht:

Siebenzehnter Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Marquis von Posa.

Eboli.

Um aller Himmel willen, lassen Sie

Mich diesen Ort —

Marquis.

führt sie ganz vor, mit beschleunigtem Schritt

Was hat er nie gesagt,

Unglückliche?

Eboli.

Nichts — Lassen Sie mich — Nichts —

Marquis halt! Sie mit Gewalt zurück. Weniger

Wie viel hast du erfahren? Hier ist kein

Entrinnen mehr. Du wirst auf dieser Welt

Es Niemand mehr erzählen.

Eboli geht ihm erschrocken ins Gesicht.

Großer Gott!

Was meinen Sie damit? Sie wollen mich

Tod nicht ermorden?

Marquis geht einen Schritt.

In der That, Das bin

Ich sehr gesonnen. Nach' es kurz!

Eboli.

Mich? mich?

O ewige Barmherzigkeit! Was hab' Ich denn begangen?

Marquis,

zum Himmel schwebend, den Dolch auf ihre Brust gesetzt.

Noch ist's Zeit. Noch trat

Das Gift nicht über diese Rippen. Ich

Zerschmettere das Gefäß, und Alles bleibt,

Wie es gewesen — Spaniens Verhängnis

Und eines Weibes Leben! —

Er bleibt in dieser Stellung zweifelhaft stehen.

Eboli

ist an ihm niedergeknien und steht ihm fest ins Gesicht.

Nun? Was zaudern Sie?

Ich bitte nicht um Schonung — Nein! Ich habe

Verdient zu sterben, und ich will's.

Marquis

läßt die Hand langsam sinken. Nach einem kurzen Besinnen.

Das wäre

So feig, als es barbarisch ist — Nein, nein!

Gott sey gelobt! — Noch gib's ein andres Mittel!

Er läßt den Dolch fallen und eilt hinaus. Die Prinzessin stürzt fort durch eine andere Thüre.

Achtzehnter Auftritt.

Die Königin der Gräfin Fuentes.

Was für ein Auflauf im Palaste? Jedes

Gerücht, Gräfin, macht mir heute Schrecken.

O, sehen Sie doch nach und sagen mir,

Was es bedeutet.

Die Gräfin Fuentes geht ab, und herein stürzt die Prinzessin von Eboli.

Neunzehnter Auftritt.

Die Königin. Die Prinzessin von Eboli.

Eboli,

so bleich, bleich und erschrocken wie der König niedergeknien.

Königin! Zu Hülfe!

Er ist gefangen.

Königin.

Wer?

Eboli.

Der Marquis Posa

Nahm auf Befehl des Königs ihn gefangen.

Königin.

Wen aber? wen?

Eboli.

Den Prinzen.

Königin.

Rasest du?

Eboli.

So eben führen sie ihn fort.

Königin.

Und wer

Nahm ihn gefangen?

Eboli.

Marquis Posa.

Königin.

Nun,

Gott sey gelobt, daß es der Marquis war,

Der ihn gefangen nahm!

Eboli.

Das sagen Sie

So ruhig, Königin? so kalt? — O Gott!

Sie ahnen nicht — Sie wissen nicht —

Königin.

Warum er

Gefangen worden? — Eines Fehltritts wegen,

Vermuth' ich, der dem heftigen Charakter

Des Jünglings sehr natürlich war.

Eboli.

Nein! nein!

Ich weiß es besser — Nein — O Königin!
 Verruchte, teuflische That! — Für ihn
 Ist keine Rettung mehr! Er stirbt!

Königin.

Er stirbt?

Eboli.

Und seine Mörderin bin ich!

Königin.

Er stirbt?

Wahnsinnige, bedenkst du?

Eboli.

Und warum —

Warum er stirbt! — O, hätte ich wissen können,
 Daß es bis dahin kommen würde!

Königin nimmt sie güng bei der Hand.

Fürstin,

Noch sind Sie außer Fassung. Sammeln Sie
 Erst Ihre Geister, daß Sie ruhiger,
 Nicht in so grauenvollen Bildern, die
 Mein Innerstes durchschauern, mir erzählen.
 Was wissen Sie? Was ist geschehen?

Eboli.

O!

Nicht diese himmlische Herablassung,
 Nicht diese Güte, Königin! Wie Flammen
 Der Hölle schlägt sie brennend mein Gewissen.
 Ich bin nicht würdig, den entweihten Blick
 In Ihrer Glorie empor zu richten.
 Forttreten Sie die Glende, die sich,
 Beskränkt von Reue, Scham und Selbstverachtung,
 In Ihren Büßen krümmt.

Königin.

Unglückliche!

Was haben Sie mir zu geschehen?

Eboli.

Engel

Des Lichtes! Große Heilige! Noch kennen,
 Noch ahnen Sie den Teufel nicht, dem Sie
 So liebevoll gelächelt — Kennen Sie
 Ihn heute kennen. Ich — ich war der Dieb,
 Der Sie bestehlen —

Königin.

Sie?

Eboli.

Und jene Briefe

Dem König angeliefert —

Königin.

Sie?

Eboli.

Der sich

Erdreißet hat, Sie anzuklagen —

Königin.

Sie konnten —

Sie,

Eboli.

Rache — Liebe — Raseri —

Ich haßte Sie und liebte den Infanten —

Königin.

Weil Sie ihn liebten — ?

Eboli.

Weil ich's ihm gestanden

Und keine Gegenliebe fand.

Königin nach einzigem Stillstehen

O, jetzt

Enträthstest sich mir Alles! — Stehn Sie auf!
 Sie liebten ihn — ich habe schon vergeben.
 Wo ist nun schon vergessen — Stehn Sie auf!

Sie reißt ihr den Arm

Eboli.

Nein, nein!

Ein schreckliches Gesändniß ist noch übrig.
 Nicht eher, große Königin —

Königin, aufmerksam.

Was werd' ich

Noch hören müssen? Neben Sie —

Eboli.

Der König —

Verführung — O, Sie blicken weg — Ich lese
 In Ihrem Angesicht Verwerfung — Das
 Verbrechen, dessen ich Sie zeigte — ich
 Verging es selbst.

*Sie drückt ihr glühendes Gesicht auf den Boden. Die Königin geht ab
 Große Pause. Die Herzogin von Olivarez kommt nach einigen Mi-
 nuten aus dem Cabinet, in welches die Königin gegangen war, und
 findet die Fürstin noch in der vorigen Stellung liegen. Sie nähert
 sich ihr still Euergehend, auf das Geräch richtet sich die Letztere auf
 und faßt wie eine Katerbe in die Feste, da sie die Königin nicht
 mehr gewahr wird.*

Zwanzigster Auftritt.

Prinzessin von Eboli. Herzogin von Olivarez.

Eboli.

Gott, sie hat mich verlassen!

Jetzt ist es aus.

Olivarez tritt ihr näher.

Prinzessin Eboli —

Eboli.

Ich weiß, warum Sie kommen, Herzogin.
 Die Königin schickt Sie heraus, mein Urtheil
 Mir anzukündigen — Geschwind!

Olivarez.

Ich habe

Befehl von Ihrer Majestät, Ihr Kreuz
 Und Ihre Schlüssel in Empfang zu nehmen —

Eboli

*nimmt ein goldenes Kreuzerzeug vom Boden und gibt es in die Hand
 der Herzogin.*

Doch einmal noch ist mir vergönnt, die Hand
 Der besten Königin zu küssen?

Olivarez.

Im

Marienloster wird man Ihnen sagen.

Was über Sie beschlossen ist.

Eboli unter Verweisung der Thür.

Ich sehe

Die Königin nicht wieder?

Olivarez umarmt sie mit abgewandtem Gesicht

Leben Sie glücklich!

*Sie geht schnell fort. Die Prinzessin folgt ihr bis an die Thüre des
 Cabinet, welche sogleich hinter der Herzogin verschlossen wird. Einige
 Minuten bleibt sie stumm und unbeweglich auf den Knien bauer liegen.
 Dann reißt sie sich auf und eilt hinweg mit verzweifelter Gestalt.*

Ein und zwanzigster Auftritt.

Königin. Marquis von Posa.

Königin.

Ach, endlich, Marquis! Glücklich, daß Sie kommen!

Marquis,

*steht mit verhülltem Gesicht, bebender Stimme und durch tiefen ganzen
 Kummer in fortwährender letzter Bewegung.*

Sind Ihre Majestät allein? Kann Niemand
 In diesen nächsten Zimmern uns behorchen?

Königin.

Kein Mensch — Warum? Was bringen Sie?

Indem sie ihn näher ansieht und erschrocken zurück tritt

Und wie
So ganz verändert! Was ist Das? Sie machen
Mich zittern, Marquis — alle Ihrezüge
Wie eines Sterbenden entstellte —

Marquis.

Sie wissen
Vermuthlich schon —

Königin.

Dass Carl gefangen worden,
Und zwar durch Sie, sagt man hinzu — So ist
Es dennoch wahr? Ich wollt' es keinem Menschen
Als Ihnen glauben.

Marquis.

Es ist wahr.

Königin.

Durch Sie?

Marquis.

Durch mich.

Königin

steht ihr einige Augenblicke unerschrocken an

Ich ehre Ihre Handlungen.

Auch wenn ich sie nicht fasse — Diesmal aber
Verzeihen Sie dem bangen Weib. Ich fürchte,
Sie spielen ein gewagtes Spiel.

Marquis.

Ich hab' es

Verloren.

Königin.

Gott im Himmel!

Marquis.

Seh'n Sie

Ganz ruhig, meine Königin. Für ihn
Ist schon gesorgt. Ich hab' es mir verloren.

Königin.

Was werd' ich hören! Gott!

Marquis.

Denn wer,

Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich Alles setzen? Alles? so verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
Wer in der Mensch, der sich vermaßen will,
Des Zufalls schweres Steuer zu regieren
Und doch nicht der Allwissende zu seyn?
O, es ist billig! — Doch warum denn jetzt
Von mir? Der Augenblick ist köstlich, wie
Das Leben eines Menschen. Und wer weiß,
Ob aus des Richters karger Hand nicht schon
Die letzten Tropfen für mich fallen?

Königin.

Nach

Des Richters Hand? — Welch widerlicher Ton!
Ich fasse nicht, was diese Reden meinen,
Doch sie entsetzen mich —

Marquis.

Er ist gerettet!

Um welchen Preis er's ist, gleichviel! Doch nun
Für heute. Wenig Augenblicke sind
Noch sein. Er spare sie. Noch diese Nacht
Muß er Madrid verlassen.

Königin.

Tiefe Nacht noch?

Marquis.

Anhalten sind gerettet. — In demselben
Garthäuserkloster, das schon lange Zeit
Die Zuflucht unsrer Freundschaft war gewesen,
Erwartet ihn die Post. Hier ist in Welscheln,
Was mir das Glück auf dieser Welt gegeben.
Was mangelt, legen Sie noch bei. Zwar hält ich
An meinen Carl noch Manches auf dem Herzen,

Noch Manches, das er wissen muß; doch leicht
Könn' es an Muth mir gebrechen, Alles
Persönlich mit ihm abzutun — Sie sprechen
Ihn diesen Abend, darum werd' ich mich
An Sie —

Königin.

Um meiner Ruhe willen, Marquis,
Erklären Sie sich deutlicher — nicht in
So fürchterlichen Räthseln reden Sie
Mit mir — Was ist geschehn?

Marquis.

Ich habe noch

Ein wichtiges Bekenntniß abzugeben:
In Ihre Hände leg' ich's ab. Mir ward
Ein Glück, wie es nur Wenigen geworden:
Ich liebte einen Fürstenson — Mein Herz,
Nur einem Einzigen geweiht, umschloß
Die ganze Welt! — In meines Carlos Seele
Zahst ich ein Paradies für Millionen.
O, meine Träume waren schön — Doch es
Gefiel der Verückung, mich vor der Zeit
Von meiner schönen Pflanzung abzurufen.
Bald hat er seinen Niderich nicht mehr,
Der Freund hört auf in der Geliebten. Hier,
Hier — hier — auf diesem heiligen Altare,
Im Herzen seiner Königin leg' ich
Mein letztes köstbares Vermächtniß nieder.
Hier find' er's, wenn ich nicht mehr bin —

Er wendet sich ab. In seinen letzten Worte Stimme.

Königin.

Das ist

Die Sprache eines Sterbenden. Noch hoff' ich,
Es ist nur Wirkung Ihres Muths — oder
Liegt Sinn in diesen Reden?

Marquis

hat sich zu demselben gewandt und sich mit diesem Worte

Sagen Sie

Dem Prinzen, daß er denken soll des Vides,
Den wie in jenen schwärmerischen Tagen
Auf die getheilte Hostie geschworen.
Den meiningen hab' ich gehalten, bin
Ihm treu geblieben bis zum Tod — jetzt ist's
An ihm, den seinigen —

Königin.

Zum Tod?

Marquis.

Er mache —

O, sagen Sie es ihm! — das Traumbild wahr.
Das kühne Traumbild eines neuen Staates,
Der Freundschaft göttliche Geburt. Er lege
Die erste Hand an diesen hohen Stein.
Ob er vollend' oder unterliege —
Ihm einerlei! Er lege Hand an. Wenn
Jahrhunderte dahin geschoben, wird
Die Vorrichtung eines Fürstenson, wie er,
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen
Und ihren neuen Völkern mit derselben
Begeisterung entzünden. Sagen Sie
Ihm, daß er nur die Träume seiner Jugend
Zoll Achtung tragen, wenn er Mann seyn will.
Nicht öffnen soll dem tödlichen Insekt
Geheimter besserer Vernunft das Herz
Der irden Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn der Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, läßt.
Ich hab' es ihm zuvor gesagt —

Königin.

Wie, Marquis?

Und wozu führt —

Marquis.

Und sagen Sie ihm, daß
Ich Menschenglück auf seine Seele lege,
Daß ich es sterbend von ihm fordre — fordre!
Und sehr dazu berechtigt war. Es hätte
Bei mir gestanden, einen neuen Morgen
Heraufzuführen über diese Leiche.
Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
Mich seinen Sohn — Ich führe seine Siegel,
Und seine Alba sind nicht mehr.

Er hält inne und steht einige Augenblicke stillschweigend auf die Königin.

Sie weinen —

O, diese Thränen kenn' ich, schöne Seele!
Die Freude macht sie fliegen. Doch — vorbei,
Es ist vorbei. Carl oder ich! Die Wahl
War schnell und schrecklich. Einer war verloren,
Und ich will dieser Eine seyn — ich lieber —
Verlangen Sie nicht mehr zu wissen.

Königin.

Jetzt.
Jetzt endlich fang' ich an, Sie zu begreifen —
Unglücklicher, was haben Sie gethan?

Marquis.

Zwei kurze Abendstunden hingegeben,
Um einen hellen Sommertag zu retten.
Den König geb' ich auf. Was kann ich auch
Dem König seyn? — In diesem starren Boden
Wütht keine meiner Meinen mehr — Europa's
Verhängniß reißt in meinem großen Freunde!
Auf ihn verweißt ich Spanien — Es blute
Wid'r' d'rin unter Philipps Hand! — Doch weh!
Weh' mir und ihm, wenn ich bereuen sollte,
Vielleicht das Schlimmere gewählt! — Nein, nein!
Ich kenne meinen Carlos — Das wird nie
Geschehen — und meine Wüthin, Königin,
Sind Sie!

Nach einem Entschließen.

Ich sah sie keimen, diese Liebe, sah
Der Leidenschaften unglücklichste
In seinem Herzen Wurzel fassen — Damals
Stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe,
Die mir nicht unglücklich war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herr sagt mich nicht an. Ich habe Leben,
Wo sie nur Tod — in dieser hoffnungslosen Klamme
Gekannt ich früh' der Hoffnung goldenen Strohl.
Ich wollt' ihn führen zum Verrecklichen,
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben;
Die Sterblichkeit versagte mir ein Wd.,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieses — meine ganze Rettung war,
Ihm seine Liebe zu erklären.

Königin.

Marquis.

Ihr Freund erfüllte Sie so ganz, daß sie
Mich über ihm vergaßen. Gläubten Sie
Im Grud' mich aller Weiblichkeit entbanden,
Da Sie zu seinem Engel mich gewicht.
Zu seinen Waffen Tugend ihm gegeben?
Das überlegten Sie wohl nicht, wie viel
Für unser Herz zu wagen ist, wenn wir
Mit solchen Namen Leidenschaft veredeln?

Marquis.

Für alle Weiber, nur für eines nicht.
Auf eines schwör' ich — oder sollten Sie,
Sie der Begleiden edelster sich schämen,
Der Heldentugend Schöpferin zu seyn?
Was geht es König Philipp an, wenn seine

Verklärung in Gescural den Maler,
Der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die süße Harmonie, die in
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauf't, in Trümmer es zu schlagen,
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen
Und in des Liebes Wonne zu zerbrechen.
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie Beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
Soll mir kein freiges Vorurtheil zerschören.
Versprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,
Von Menschenfurcht, von falschem Heldenmuth
Zu nichtiger Verleugnung nie versucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben:
Versprechen Sie mir Dieses? — Königin —
Versprechen Sie's in meine Hand?

Königin.

Mein Herr,
Versprech' ich Ihnen, soll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe seyn.

Marquis *Jetzt leise Hand zurück*

Jetzt herb' ich
Beruhigt — meine Arbeit ist gethan.

Er neigt sich gegen die Königin und w. geht

Königin

Erleuchtet ihn schweigend mit den Augen
Sie gehen, Marquis — ohne mir zu sagen,
Wann wir — wie bald — uns wiedersehn?

Marquis

kommt noch einmal zurück, das Gesicht abgemerkt.

Wir sehn uns wieder. *Oewiß!*

Königin.

Ich verstand Sie, Felsa —
Verstand Sie recht gut — Warum haben Sie
Mir Das gethan?

Marquis.

Er edet ich.

Königin.

Nein, nein!
Sie stürzten sich in diese That, die Sie
Gedanken nennen. Verlangen Sie nur nicht
Ich kenne Sie, Sie haben längst darnach
Gedüht — Mögen tausend Herzen brechen,
Was kümmert Sie's, wenn sich Ihr Stolz nur weidet?
D jetzt — jetzt lehn' ich Sie verheh'n! Sie haben
Nur um Verwunderung gedacht.

Marquis, *betrachtet sie st.*

Nein! Darauf

War ich nicht vorbereitet —

Königin *nach einem Entschließen*

Marquis!

Ist keine Rettung möglich?

Marquis.

Keine.

Königin.

Keine?

Verstehen Sie sich wohl. Ist keine möglich?
Auch nicht durch mich?

Marquis.

Auch nicht durch Sie.

Königin.

Sie kennen mich

Zur Hälfte nur — ich habe Muth.

Marquis.

Königin.

Ich weiß es.

Und seine Rettung?

Marquis.

Keine.

Königin

verläßt ihn und verhüllt das Gesicht.

Sehen Sie!

Ich schätze keinen Mann mehr.

Marquis,

in der bestigsten Bewegung vor ihr niedergeworfen

Königin!

— O Gott, das Leben ist doch schön!

Er springt auf und geht schnell fort. Die Königin in ihr

Vorzimmer des Königs.

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Herzog von Alba und Domingo gehen sich zurecht und absondelt auf und nieder. Graf Lerma kommt aus dem Cabinet des Königs, alsdann Don Raimond von Caris, der

Oberverwalter.

Lerma.

Ob sich der Marquis noch nicht blicken lassen?

Alba.

Noch nicht.

Lerma will wieder hinausgehen.

Caris tritt auf.

Graf Lerma, melden Sie mich an.

Lerma.

Der König ist für Niemand —

Caris.

Sagen Sie,

Ich muß ihn sprechen — Seiner Majestät

ist äußerst dran gelegen. Eilen Sie.

Es leidet keinen Aufschub.

Lerma geht ins Cabinet.

Alba tritt im Oberverwalter.

Lieber Caris,

Gewöhnen Sie sich zur Geduld. Sie sprechen

Den König nicht —

Caris.

Nicht? Und warum?

Alba.

Sie hätten

Die Vorrecht denn gebraucht, sich die Erlaubnis

Beim Chevalier von Posa auszuwirken,

Der Sohn und Vater zu Gefangenen macht.

Caris.

Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist derselbe,

Aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen —

Alba.

Brief? welchen Brief?

Caris.

Den ich nach Brüssel habe

Befördern sollen —

Alba, aufmerksam.

Brüssel?

Caris.

Den ich eben

Dem König bringe —

Alba.

Brüssel! Haben Sie

Gehört, Caplan? Nach Brüssel!

Domingo tritt herein.

Das ist sehr

Verdächtig.

Caris.

Und wie ängstlich, wie verlegen

Er mir empfohlen worden!

Domingo.

Ängstlich? So!

Alba.

An wen ist denn die Aufschrift?

Caris.

An den Prinzen

Von Nassau und Dranien.

Alba.

An Wilhelm?

Caplan, Das ist Verrätherci!

Domingo.

Was könnte

Es Andres seyn? — Ja, freilich, diesen Brief

Muß man sogleich dem König überliefern.

Welch ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann,

So streng zu seyn in Ihres Königs Dienst!

Caris.

Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.

Alba.

Sie thaten wohl.

Lerma

kommt aus dem Cabinet. Zum Oberverwalter.

Der König will Sie sprechen.

Caris geht hinein.

Der Marquis immer noch nicht da?

Domingo.

Man sucht

Ihn aller Orten.

Alba.

Sonderbar und seltsam.

Der Prinz ein Staatsgefangener, und der König

Noch selber ungewiß, warum?

Domingo.

Er war

Nicht einmal hier, um Rechenschaft zu geben.

Alba.

Wie nahm es denn der König auf?

Lerma.

Der König

Sprach noch kein Wort.

Gesamt im Cabinet.

Alba.

Was war Das? Trill!

Caris aus dem Cabinet.

Graf Lerma!

Warte hier.

Alba, zu Domingo.

Was geht hier vor?

Domingo.

Mit diesem Ton des Schreckens!

Wenn dieser aufgefangene Brief? — Mir abnet

Nichts Gutes, Herzog.

Alba.

Lerma läßt er rufen!

Und wissen muß er doch, daß Sie und ich

Im Vorfall —

Domingo.

Unsere Zeiten sind vorbei.

Alba.

Sind ich derselbe denn nicht mehr, dem hier

Sein alle Thüren sprangen? Wie ist Alles

Verwandelt um mich her, wie fremd —

Domingo.

Ich sehe die Cabinetstüre geöffnet und bleibe lauschend daran stehen

Hörst!

Alba nach einer Pause

Alles

Ist totenstill. Man hört sie Athem holen.

Domingo.

Die doppelte Tapete dämpft den Schall.

Alba.

Hinweg! Man kommt.

Domingo verläßt die Bühne.

Wie ist so festerlich,
So bang, als sollte dieser Augenblick
Ein großes Los entscheiden.

Drei und zwanzigster Auftritt.

**Der Prinz von Parma, die Herzoge von Feria
Medina Sidonia** mit noch einigen andern Granden treten auf

Die Vorigen.

Parma.

Ist der König

Zu sprechen?

Alba.

Nein.

Parma.

Nein? Wer ist bei ihm?

Feria.

Marquis

Von Posa ohne Zweifel?

Alba.

Den erwartet man

So eben.

Parma.

Diesen Augenblick

Sind wir von Saragossa eingetroffen.

Der Schrecken geht durch ganz Madrid — Ist es
Denn wahr?

Domingo.

Ja, leider!

Feria.

Es ist wahr? er ist

Durch den Malteser in Verhaft genommen?

Alba.

So ist's.

Parma.

Warum? Was ist geschehn?

Alba.

Warum?

Das weiß kein Mensch, als Seine Majestät
Und Marquis Posa.

Parma.

Ohne Zugiehung

Der Vorgesetzten Königreichs?

Feria.

Weh! Dem,

Der Theil gehabt an dieser Staatsverleumdung!

Alba.

Weh! Ihn! so ruß ich auch.

Medina Sidonia.

Ich auch.

Die übrigen Granden.

Wir Alle.

Alba.

Wer folgt mir in das Cabinet? Ich werde
Mich zu des Königs Füßen.

Feria *(zu dem Prinzen)*

(Herzog Alba)

Domingo.

Endlich!

Gelobt sey Gott!

Alba tritt herein

Feria, *(stehend, in großer Bewegung)*

Wenn der Malteser kommt.

Der Herr ist jetzt nicht allein, er wird
Ihn rufen lassen —

Domingo

zu Feria, indem sich alle übrige voll neugieriger Erwartung um ihn versammeln.

Graf, was ist geschehen?

Sie sind ja blaß wie eine Leiche.

Feria will fortsetzen.

Das

Ist teuflisch!

Parma und **Feria.**

Was denn? Was denn?

Medina Sidonia.

Was macht

Der König?

Domingo *(zugleich)*

Teuflisch? Was denn?

Feria.

Der König hat

Geweint.

Domingo.

Geweint?

Alle *(zugleich, mit betretenem Schreien)*

Der König hat geweint?

Domingo

(stark nach, und ihn zurückhaltend)

Graf, noch ein Wort — Verzeihen Sie — Weg ist er!
Da steht er angefaßt von Entsetzen.

Vier und zwanzigster Auftritt.

Prinzessin von Eboli, Feria, Medina Sidonia.

Parma, Domingo mit einigen Granden

Eboli, *(stark nach)*

Wo ist der König? wo? Ich muß ihn suchen.

zu Feria

Sie, Herzog, führen mich zu ihm

Feria.

Der König

hat wichtige Verbindung. Kein Mensch

Wird vergelassen.

Eboli.

Unterzeichnet er

Das fürchterliche Urtheil schon? Er ist

Belogen. Ich beweise es ihm, daß er

Belogen ist.

Domingo

(geht vor dem Prinzen, einem bedruckten Mann)

Prinzessin Eboli!

Eboli *(stark nach)*

Sie auch da, Pächter? Nicht! Sie brauchen sich eben.
Sie sollen mir's bekräftigen.

(sie rufen: Sie sind doch nicht der König! Sie sind nicht der König!)

Domingo.

Ich? — Sind

Sie bei sich, Fürstin?

Feria.

Weichen Sie zurück!

Der König hört Sie jetzt nicht an.

Eboli.

Er muß

Mich hören. Wahrheit muß er hören — Wahrheit!
Und wahr' er irdenmal ein Gott!

Domingo.

Weg, weg!

Sie wagen Alles. Weichen Sie zurück!

Eboli.

Mensch, zittere du vor meines Götzen Zorn.

Ich habe nichts zu wagen.

(Sie rufen: Sie sind doch nicht der König! Sie sind nicht der König!)

Herzog Alba.

Seine Augen funkeln. Triumph ist in seinem Gang. Er eilt auf Domingo zu und umarmt ihn.

Lassen Sie
In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg ist unser!

Domingo.
Unser?

Alba zu Domingo und den übrigen Chören.
Setzt hinein
Zum Herrn! Sie sollen weiter von mir hören.

Fünfter Akt.

Ein Zimmer im königlichen Palast, durch eine offene Thüre führt es zu einem großen Saal, abgeändert in welchem Wachen auf und nieder gehen.

Erster Auftritt.

Carlos, an einem Tische stehend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er schlummerte. Im Hintergrund des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm umgehen.

Marquis von Posa tritt herein, ohne was ihm befehlen zu werden, und tritt zu Carlos, welcher sich langsam erhebt. Er steht ihm ganz nahe vor Carlos und betrachtet ihn einige Augenblicke schweigend und traurig. Er schließt dann eine Bewegung, welche hinein auf seine Brust zu ruhen.

Carlos

Steht auf, wird den Marquis gewahr und schließt sich zu ihm. Dann sieht er eine Weile mit großen starrten Augen an, und dann mit der Hand über die Stirne, als ob er sich auf etwas Besorgtes wolle.

Marquis.

Ich bin es, Carl.

Carlos zu ihm hin zu.

Du kommst sogar noch zu mir?

Das ist doch schön von dir.

Marquis.

Ich bildete

Mir ein, du könntest deinen Freund hier brauchen.

Carlos.

Wahrhaftig? Meinst du Das wirklich? Sieh', Das freut mich — freut mich unbeschreiblich. Ach! Ich weiß es wohl, daß du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab es auch um dich verdient.

Carlos.

Nicht wahr?

O, wir verstehen uns noch ganz. So hab' Ich's gerne. Diese Schonung, diese Milde steht großen Seelen an, wie du und ich. Laß seyn, daß meiner Forderungen eine Unbillig und vermessen war, mußt du Mir darum auch die billigen versagen? Hart kann die Tugend seyn, doch grausam nie. Unmenschlich nie — Es hat die viel gekostet! O ja, mir dünkt, ich weiß recht gut, wie sehr Gebilnet hat dein sanftes Herz, als du Dein Opfer schmädest zum Altare.

Marquis.

Carlos!

Wie meinst du Das?

Carlos.

Du selbst wirst jetzt vollenden.

Was ich gefolgt und nicht gekonnt — Du wirst Den Spaniern die göttlichen Tage schenken, Die sie von mir umsonst gehofft. Mit mir Ist es ja aus — auf immer aus. Das hast

Du eingesehn — O, diese fürchterliche Liebe hat alle frühe Blüten meines Geistes Unwiederbringlich hingerafft. Ich bin Für deine großen Hoffnungen gestorben. Vorsehung oder Zufall führen die Den König zu — es kostet mein Geheimniß, Und er ist dein — du kannst sein Engel werden. Für mich ist keine Rettung mehr — vielleicht Für Spanien — Ach, hier ist nichts verdammtlich, Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung, Bis diesen Tag nicht eingesehn zu haben, Daß du — so groß als jählich bist.

Marquis.

Nein! Das,

Das hab' ich nicht vorhergesehen — nicht Vorhergesehen, daß eines Freundes Großmuth Erfinderischer könnte seyn, als meine Weltkluge Sorgfalt. Mein Erbände stürzt Zusammen — ich vergaß dein Herz.

Carlos.

Zwar, wenn dir's möglich wär' gewesen, ihr Dies Schicksal zu ersparen — sieh', Das hätte Ich unaussprechlich dir gedankt. Konnt' ich Denn nicht allein es tragen? Mußt sie Das zweite Opfer seyn? — Doch still davon! Ich will mit keinem Vorwurf dich beladen. Was geht die Königin dich an? Liebst du Die Königin? Soll deine strenge Tugend Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen? Verzeih' mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du bist's.

Doch — dieses Vorwurfs wegen nicht. Verdient' Ich einen, dann verdient' ich alle — und Dann würd' ich so nicht vor dir stehen.

Er nimmt sein Taschentuch heraus.

Hier

Sind von den Briefen einige wieder, die Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm Sie zu dir!

Carlos

Ich hab' sie mir schon selbst bei Dir, halt das Marquis an Wie?

Marquis.

Ich gebe sie dir wieder, Weil sie in deinen Händen sicherer seyn dürften, als in meinen.

Carlos.

Was ist Das?

Der König las sie also nicht? bekam Sie gar nicht ja Besichte?

Marquis.

Diese Briefe?

Carlos.

Du zeigtest ihm nicht alle?

Marquis.

Wer sagt' dir.

Daß ich ihm einen zeigte?

Carlos, außer sich.

Ist es möglich?

Was? Verma.

Marquis.

Der hat dir gesagt? — Ja, nun Wird Alles, Alles offenbar! Wer konnte Das auch voraussehn? — Verma also? — Nein. Der Mann hat lügen nie gelernt. Ganz recht: Die andern Briefe liegen bei dem König.

Carlos

Ich hab' ihn lange mit sprachlos gemacht. Er hat es

Weshwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorsicht
Wenn du vielleicht zum zweiten Mal versucht
Seyn möchtest, eine Ehre zu deiner
Vertrauten zu erwählen.

Carlos, wie aus einem Traum erwacht:

Ha! Nun endlich!

Jetzt seh' ich — jetzt wird Alles Licht —

Marquis geh' nach der Thüre.

Wer kommt?

Zweiter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba

Indeß sich ehestens dem Prinzen, dem Marquis durch diesen ganzen

Austritt den Rücken zuwendend

Prinz, Sie sind frei. Der König schickt mich ab,
Es Ihnen anzukündigen.

Carlos steht den Marquis vernehmend an: Alle schweigen still

Zugleich

Schäß' ich mich glücklich, Prinz, der Erste seyn
Zu dürfen, der die Gnade hat —

Carlos

bedeckt es Beide mit äußerster Bewunderung. Nach einer Pause zum
Herzog

Ich werde

Gefangen eingesetzt und frei erklärt,
Und ohne mir bewußt zu seyn, warum
Ich Beides werde?

Alba.

Aus Versehen, Prinz,
So viel ich weiß, zu welchem irgend ein
— Betrüger den Monarchen hingerissen.

Carlos.

Doch wer ist es auf Befehl des Königs,
Daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Versehen Eurer Majestät.

Carlos.

Das thut

Mir wirklich leid — Doch, wenn der König sich
Beruht, kommt es dem König zu, in eigner
Person den Fehler wieder zu verbessern.

Er wendet die Augen des Marquis und betrachtet eine halbe Secunde lang
gegen den Herzog.

Man nennt mich hier Don Philipps Sohn. Die Augen
Der Rüstung und Mergel ruhn auf mir.
Was Seine Majestät aus Pflicht gethan,
Will ich nicht scheinen ihrer Schuld zu danken.
Sonst bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
Der Gottes mich zu stellen — meinen Tegen
Nehm' ich aus solcher Hand nicht an.

Alba.

Der König

Wird keinen Ausstand nehmen, Eurer Hoheit
Dies billige Verlangen zu gewähren.
Wenn Sie vergnügen wollen, daß ich Sie
Ja ihm begleiten darf —

Carlos.

Ich bleibe hier,
Wie mich der König oder sein Wadrib
Aus diesem Kerker führen. Bringen Sie
Ihm diese Antwort.

Alba entfernt sich. Man sieht ihn noch eine Zeitlang im Vorhofe ver-
weilen und Reflexe andeuten

Dritter Auftritt.

Carlos und Marquis von Posa.

Carlos,

nachdem der Herzog hinaus ist, voll Erwartung und Erinnern zum Marquis

Was ist aber Das?

Erkläre mir's. Wißt du denn nicht Minister?

Marquis.

Ich bin's gewesen, wie du siehst.

Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung

O Carl,

Es hat gewirkt. Es hat. Es ist gelungen.
Jetzt ist's gethan. Gepriesen sey die Allmacht,
Die es gelingen ließ!

Carlos.

Gelingen? Was?

Ich fasse deine Worte nicht.

Marquis ergreift seine Hand

Du bist

Gerettet, Carl — bist frei — und ich —

Es fällt seine

Carlos.

Und du?

Marquis.

Und ich — ich drücke dich an meine Brust
Zum ersten Mal mit vollem, ganzem Rechte.
Ich hab' es ja mit Allem, Allem, was
Mir theuer ist, erkauft — O Carl, wie süß
Wie groß ist dieser Augenblick! Ich bin
Mit mir zufrieden.

Carlos.

Welche mögliche

Veränderung in deinen Zügen? So
Hab' ich dich nie gesehen. Stiller hebt
Sich deine Brust, und deine Wäde leuchten

Marquis.

Wir müssen Abschied nehmen, Carl. Erwidre nicht.
O, sey ein Mann! Was du auch hören wirst,
Versich' mir, Carl, nicht durch unbilligen Schmerz,
Unwürdig großer Seelen, diese Trennung
Mir zu erschweren — du verläßt mich, Carl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.

Carlos, der seine Hand zu der des Marquis hin ausstreckt und sie

Sey ein Mann! Ich habe sehr

Auf dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
Die lange Stunde mit dir anzukleben,
Die man die letzte schrecklich nennt — Ja, soll
Ich dir's gestehen, Carl? — ich habe mich
Darauf gefreut — Komm', laß uns niederlegen —
Ich fühle mich erschöpft und matt.

Er rückt nahe an Carlos, der noch immer in einer letzten Gefassung
ist und sich unmerklich von ihm niederlegen laßt

Wo bist du?

Du gibst mir keine Antwort? — Ich will kurz seyn.
Den Tag nachher, als wir zum letzten Mal
Bei den Garthäusern uns gesehn, ließ mich
Der König zu sich fordern. Den Erfolg
Weißt du, weiß ganz Madrid. Das weißt du nicht
Daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
Daß Briefe, in der Königin Schatulle
Gefunden, wider dich zeugten, daß ich
Aus seinem eignen Munde Dies erfahren,
Und daß — ich sein Vertrauter war.

Er fällt um. Carlos warmt zu erheben, findet nichts als ein leeres

Erstschweigen

Ja, Carl

Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich selbst regierte das Complot, das dir

Den Untergang bereitete. Zu laut
Sprach schon die That. Dich frei zu sprechen, war
Zu spät. Mich seiner Rache zu verschern,
War Alles, was mir übrig blieb — und so
Ward ich dein Feind, dir kräftiger zu dienen.
— Du hörst mich nicht?

Carlos.

Ich höre. Weiter, weiter!

Marquis.

Bis hierher bin ich ohne Schuld. Doch bald
Verrathen mich die ungewohnten Strahlen
Der neuen königlichen Gunst. Der Ruf
Dringt bis zu dir, wie ich vorhergesehn.
Doch ich, von falscher Zärtlichkeit bezaubert,
Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
Das Wagniß zu enden, unterschlage
Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
Hab' ich geirrt. Ich weiß es. Raserei
War meine Zuversicht. Verzeih' — sie war
Auf deiner Freundschaft Ewigkeit gegründet.

*Hier schneidet er Carlos aus auf seine Verurtheilung in betraute Ver-
wägung über*

Was ich befürchtete, geschieht. Man läßt
Dich ättern vor erdichteten Gefahren.
Die Königin in ihrem Wut — das Schrecken
Des widerhallenden Palastes — Verma's
Unglückliche Dienstherrschaft — unlegt
Mein unbegreifliches Verstummen, Alles
Bedrückt dein überraschtes Herz — Du wankst —
Gibst mich verloren — Doch, zu edel seist,
An deines Freundes Heiligkeit zu zweifeln,
Schmückst du mit Größe seinen Abfall aus.
Nun erst wagst du, ihn treulos zu behaupten.
Weil du noch treulos ihn verzeihen darfst.
Verlassen von dem Einzigen, wirst du
Der Fürstin Eboli dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme:
Denn diese war's, die dich verrieth.

Carlos geht auf

Ich sehe

Dich dahin eilen. Eine schlimme Ahnung
Liegt durch mein Herz. Ich folge dir. Zu spät!
Du liegst zu ihren Füßen. Das Gesandniß
Hoch über deine Lippen schon. Für dich
Ist keine Rettung mehr —

Carlos.

Nein, nein! Sie war
Gerührt. Du irrst dich. Gewiß war sie
Gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen.
Nichts — nichts — kein Ausweg — keine Hülfe — keine
Im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
Nacht mich zur Furie, zum Thier — Ich sehe
Den Dolch auf eines Weibes Brust — Ich seh'
Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele.
Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
Gefänge, selbst der Schultiax zu scheinen?
Wahrscheinlich oder nicht! — Für ihn genug,
Scheinbar genug für König Philipp, weil
Es übel ist. Es sey! Ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der so unverhofft
Ihn trifft, macht des Tyrannen Fugen — und
Was mehr? Ich mehr? Er überlegt, und Carl
Hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten."

Carlos.

Und Das — Das hättest du gethan?

Marquis.

Ich schreibe

An Wilhelm von Dranken, daß ich
Die Königin geliebt, daß mir's gelungen,
In dem Verdacht, der fälschlich dich gedrückt,
Des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
Durch den Monarchen selbst den Weg gesungen,
Der Königin mich frei zu nahen. Ich sehe
Hinzukommen, daß ich entdeckt zu seyn besorge,
Daß du, von meiner Leidenschaft belehrt,
Zur Fürstin Eboli geeilt, vielleicht
Durch ihre Hand die Königin zu warnen —
Daß ich dich hier gefangen nahm und nun,
Weil Alles doch verloren, Willens sey,
Nach Brüssel mich zu werfen — Diesen Brief —

Carlos tritt ihm entgegen mit Wort.

Hast du der Post doch nicht vertraut? Du weißt,
Daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — Wie
Die Sachen stehn, hat Paris seine Pflicht
Vereist gethan.

Carlos.

Gott, so bin ich verloren!

Marquis.

Du? Warum du?

Carlos.

Unglücklicher, und du
Bist mit verloren. Diesen ungeheuren
Verrug kann dir mein Vater nicht vergeben.
Nein, den vergibt er nimmermehr!

Marquis.

Verrug?

Du bist verrückt. Besinne dich. Wer sagt ihm,
Daß es Verrug gewesen?

Carlos tritt ihm entgegen mit Wort.

Wer, fragt du?

Ich selbst.

Marquis.

Du rasest. Bleib zurück!

Carlos.

Weg, weg!

Um Gottes willen! Halte mich nicht auf!
Indem ich hier verweile, dringt er schon
Die Mörder.

Marquis.

Desto edler ist die Zeit.

Wir haben uns noch viel zu sagen.

Carlos.

Was?

Ob' er noch Alles —

*Er will weiter. Der Marquis nimmt ihn beim Arm und hält ihn
behalten.*

Marquis.

Höre, Carlos — War

Ich auch so eilig, so gewissenhaft,
Da du für mich gekütert hast — ein Knabe?

Carlos

Nicht gerührt und mit Verachtung vor ihm stehen

Gute Voricht!

Marquis.

Rette dich für Flandern!

Das Königreich ist dein Verzug. Für dich
Zu sterben, war der meinige.

Carlos

*Er tritt ihm zu und nimmt ihn bei der Hand, nach der einzigen Durch-
gang.*

Nein, nein!

Er wird — er kann nicht widerstehn! so vieler
Erhabenheit nicht widerstehn! — Ich will

Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
Wir zu ihm gehen. Vater, will ich sagen,
Das hat ein Freund für seinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir, er ist
Nicht ohne Menschlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß, es wird ihn rühren. Seine Augen werden
Von warmen Thränen übergehn, und dir
Und mir wird er vergehn —

Es geschieht ein Schuß durch die Gitterthüre. Carlos springt auf
Ha! Wem galt Das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

Er steht nieder.

Carlos

Ich mit einem Schrei des Schreckens neben ihm zu Boden
O himmlische

Barmherzigkeit!

Marquis mit brechender Stimme.

Er ist geschwind — der König —
Ich hoffe — länger — Denk' auf deine Rettung —
Hörst du? — auf deine Rettung — deine Mutter
Weiß Alles — ich kann nicht mehr —

*Carlos bleibt wie todt bei dem Reichthum liegen. Nach einiger Zeit tritt
der König herein, von vielen Granden begleitet, und sieht bei diesem
Anblick betreten zu sich. Eine allgemeine und tiefe Stille. Die Granden
stehen still in einem halben Kreis um diese Reden und sehen nach ein-
ander auf den König mit reiner Ehrfurcht. Dieser liegt noch ohne alle Zeichen
des Lebens. Der König betrachtet ihn mit nachdenkender Stille.*

Vierter Auftritt.

Der König. Carlos. Die Herzoge von Alba,
Seria und Medina Sidonia. Der Prinz von
Varma. Graf Lerma. Domingos und viele Granden.

König mit zögerndem T. c.

Deine Bitte
Hat Statt gefunden, mein Infant. Hier bin ich,
Ich selbst mit allen Opefen meines Reichs,
Der Arbeit anerkennend.

*Der König tritt auf und steht um sich her, wie Carlos. Der Prinz von Varma
tritt ein. Die Herz. halten sich bald auf den König. Bald auch die
andern. Carlos tritt nicht mehr.*

Empfange

Dein Schwert zurück. Man hat zu rasch verfahren.

Der König steht ihm, reicht ihm die Hand und läßt ihm das Schwert
Mein Sohn ist nicht an seinem Platz. Steh' auf!
Komm' in die Arme deines Vaters!

Carlos

*Carlos geht ohne Bemerkung die Arme des Königs — beugt sich aber
stolz — hält seine Hand und steht ihm gegenüber an*
T. c.

Veruch' ist Mord. Ich kann dich nicht umarmen.

Der König ist jetzt alle Granden herum in Bewegung
Nein! Steht nicht so betroffen da! Was hab'
Ich Ungeheures denn gethan? Des Himmels
Gesalbten angetastet? Fürchtet nichts.

Ich lege keine Hand an ihn. Seht ihr
Das Brandmal nicht an seiner Stirne? Gott
Hat ihn gezeichnet.

König bricht sich auf

Folgt mir, meine Granden!

Carlos.

Wohin? Nicht von der Stelle, Etre —

*Er hält ihn gewaltsam mit beiden Händen und erklettert mit der einen
das Schwert zu legen. Das hat der König mitgebracht. Das hat
auch der König.*

König.

Das Schwert

Gerücht auf deinen Vater?

Alle anwesende Granden

siehen die andern.

Königsmord!

Carlos,

den König fest an der einen Hand, das bloße Schwert in der andern.
Stecht eure Schwerter ein! Was wollt ihr! Glaubt
Ihr, ich sey rasend? Nein, ich bin nicht rasend.
Wär' ich's, so thatet ihr nicht gut, mich zu
Erinnern, daß auf meines Schwertes Spitze
Sein Leben schwebt. Ich bitte, haltet euch
Entfernt. Verfassungen, wie meine, wollen
Geschmeichelt seyn — drum bleibt zurück! Was ich
Mit diesem König abzumachen habe,
Geht euren Lebens nicht an. Seht nur,
Wie seine Finger bluten! Seht ihn recht an!
Seht ihr? O, seht auch hierher — Das hat er
Gethan, der große Künstler!

König

zu den Granden, welche sich bewegt um ihn herumbringen wollen

Tretet Alle

Zurück. Woran erzittert ihr? — Sind wir
Nicht Sohn und Vater? Ich will doch erwarten,
Zu welcher Schandthat die Natur —

Carlos.

Natur?

Ich weiß von keiner. Mord ist jetzt die Lösung.
Der Menschheit Vande sich entwei. Du selbst
Hast sie zerrißen, Etre, in reinen Reichen.
Zell ich verkehren, was du höhst? — O, seht!
Seht hierher! Es ist noch kein Mord geschehen,
Als heute — Gibt es keinen Gott? Was? Türken
In seiner Schöpfung Könige so haufen?
Ich frage, gibt es keinen Gott? Solange Mütter
Geboren haben, ist nur Einer — Einer
So unverdient geboren — Weist du auch,
Was du gethan hast? — Nein, er weiß es nicht,
Weiß nicht, daß er ein Leben hat gekostet
Aus dieser Welt, das wichtiger und edler
Und theurer war, als er mit seinem ganzen
Jahrhundert.

König mit zögerndem T. c.

Wenn ich allen rasch gewesen,
Gedient es dir, für den ich es gewesen,
Mich zur Verantwortung zu ziehen?

Carlos.

Wie?

Ist's möglich? Sie errathen nicht, wer mir
Der Todte war — O, sagt es ihm — heißt seiner
Allwissenheit das schwere Räthsel lösen.
Der Todte war mein Freund — Und, wollt ihr wissen,
Warum er starb? Für mich ist er gestorben.

König.

Ha, meine Ahnung!

Carlos.

Wutender, vergiß,

Daß ich vor solchen Ehren es entweiche!
Doch dieser große Menschenkenner künfte
Vor Scham dahin, daß seine graue Weisheit
Der Scharfsinn eines Jünglings überlistet.
Ja, Etre, wir waren Brüder! Brüder durch
Ein edler Wank, als die Natur es schmiedet.
Sein schöner Lebenslauf war Liebe — Liebe
Für mich sein großer, schöner Tod. Mein war er
Als Sie mit seiner Achtung groß gethan,
Als seine schmerzende Verehrsamkeit
Mit Ihrem stolzen Riesengeiste spielte.
Ihn zu bedrücken, wählten Sie — und waren
Ein folglosam Werkzeug seiner höhern Pläne.
Daß ich gefangen bin, war seiner Freundschaft

Durchdachtes Werk. Mich zu erretten, schrieb
Er an Draußen den Brief — O Gott!
Es war die erste Lüge seines Lebens!
Mich zu erretten, warf er sich dem Tod,
Den er erlitt, entgegen. Sie besenkten ihn
Mit Ihrer Günst — er starb für mich. Ihr Herz
Und Ihre Freundschaft drangen Sie ihm auf;
Ihr Scepter war das Spielwerk seiner Hände:
Er warf es hin und starb für mich!

Der König steht ohne Bewegung, den Blick starr auf den Boden gehesst.
Alle Bränden sehen betreten und stürmen auf ihn.

Und war
Es möglich? Dieser groben Lüge konnten
Sie Glauben schenken? Wie gering müßt' er
Sie schätzen, da er's unternahm, bei Ihnen
Mit diesem plumpen Gaunerspiel zu reichen!
Um seine Freundschaft wagten Sie zu buben
Und unterlagen dieser leichten Probe!
O, nein — nein, Das war nichts für Sie! Das war
Kein Mensch für Sie! Das wußt' er selbst recht gut.
Als er mit allen Kronen Sie verstoßen.
Dies seine Saitenspiel zerbrach in Ihrer
Metallnen Hand. Sie konnten nichts, als ihn ermorden.

Alba

hat den König die Lüge nicht aus den Augen gelassen und mit schmerzlicher
Mühe die Bewegungen beobachtet, welche in seinem Gesicht zu sehen. Jetzt
nähert er sich zum Thron.

Sire — nicht diese Todtenhülle! Sehen
Sie um sich! Reden Sie mit uns!

Carlos.

Sie waren
Ihm nicht gleichgültig. Seinen Antheil hatten
Sie längst. Vielleicht! Er hätte Sie noch glücklich
Gemacht. Sein Herz war reich genug, Sie selbst
Von seinem Ueberflusse zu vergnügen.
Die Splitter seines Weibes hätten Sie
Zum Gott gemacht. Ich selber haben Sie
Verstoßen, sich und mich — Was werden
Sie bieten, eine Seele zu ersatten,
Wie diese war?

Ein tiefes Schweigen. Viele von den Bränden sehen weg über vertheilte
das Gesicht in ihren Händen.

O, die ihr hier versammelt steht und vor Entsetzen
Und vor Bewunderung verstummt — verdammt
Den Jüngling nicht, der diese Sprache gegen
Den Vater und den König führt — Seht hierher!
Für mich ist er gestorben! Habt ihr Thränen?
Blut, nicht glühend Er, in euren Adern?
Seht hierher und verdammt mich nicht!

Er neigt sich zum König mit nicht fähig mit Gelassenheit

Vielleicht

Erwarten Sie, wie diese unnatürliche Geschichte
Sich enden wird? — Hier ist mein Schwert. Sie sind
Mein König wieder. Denken Sie, daß ich
Vor Ihrer Rache zittere? Wozu Sie
Mich auch, wie Sie den Edelsten gemordet.
Mein Leben ist vermischt. Ich weiß. Was ist
Mir jetzt das Leben? Hier entsag' ich Allem,
Was mich auf dieser Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —

Er stellt an dem Thronam nieder und nimmt an dem Folgenden seinen
Nacht mehr. Man hat unter Beginn der die ein vermercktes Anse-
von Stimmen und ein Schreie vieler Menschen. Um den König
beum ist eine tiefe Stille. Seine Augen durchlaufen der ganzen
Reich, aber Niemand begegnet seinen Blicken.

König.

Nun? Will Niemand
Antworten? — Jeder Blick am Boden — jedes

Gesicht verhüllt! — Mein Urtheil ist gesprochen.
In diesen stummen Mienen les' ich es
Verkündigt. Meine Unterthanen haben mich
Gerichtet.

Das vorige Still Schweigen. — Der Tumult kommt näher und wird lauter.
Durch die umstehenden Bränden läuft ein Gemurmel, sie gehen sich
untereinander verlegene Winke; Graf Lerma kößt endlich leise den
Herzog von Alba an.

Lerma.

Wahrlich, Das ist Sturm!
Alba leise.

So fürcht' ich.

Lerma.

Man bringt herauf. Man kommt.

Fünfter Auftritt.

Ein Officier von der Leibwache. Die Vorigen.

Officier, dringend.

Rebellion!

Wo ist der König?

Er befindet sich durch die Menge und drängt sich zum König.

Ganz Madrid in Waffen!

In Tausenden umringt der wüthende
Soldat, der Pöbel den Palast. Prinz Carlos,
Verbreitet man, sey in Verhaft genommen,
Sein Leben in Gefahr. Das Volk will ihn
Lebendig sehen oder ganz Madrid
In Flammen aufgehen lassen.

Alle Bränden in Bewegung

Rettet! Rettet!

Den König!

Alba

zum König der ruhig und unbeweglich steht

Rückten Sie sich. Sire — Es hat
Gefahr — Noch wissen wir nicht, wer
Den Pöbel waffnet —

König

erschrocken und in der Verwirrung schreit er auf und tritt mit dem Fuß
unter sie

Steht mein Thron noch?

Bin ich noch König dieses Landes? — Nein,
Ich bin es nicht mehr. Diese Weimmen weinen,
Von einem Knaben weich gemacht. Man wartet
Nur auf die Lösung, von mir abzufallen.
Ich bin verrathen von Rebellen.

Alba.

Sire,

Welch fürchterliche Phantasie!

König.

Dorthin!

Dort werft euch nieder! Vor dem blühenden,
Dem jungen König werft euch nieder! — Ich
Bin nichts mehr — ein unmächt'ger Greis!

Alba.

Dahin

Ist es gekommen! — Spanier!

Alle drängen sich um den König, stürmen und fassen mit gegangenen Schwer-
tern vor ihm nieder. Carlos bleibt allein und von ihnen verlassen
bei dem Thronam.

König

reißt seinen Mantel ab und werft ihn von sich

Befleidet

Ihn mit dem königlichen Schwand — Auf meiner
Zerknetnen Leiche trägt ihn —

Er bleibt ohnmächtig in Alba's und Lerma's Armen

Lerma.

Hilfe! Gott!

Serio.

Gott, welcher Zufall!

Serma.

Er ist von sich —

Alba

läßt den König in Ferma's und Serio's Händen.

Bringen

Sie ihn zu Bette! Unterdessen geb' ich
Madrid den Frieden.

Er geht ab. Der König wird weggetragen, und alle Grauden begleiten.

Sechster Auftritt.

Carlos bleibt allein bei dem Leichnam zurück. Nach einigen Augenblicken
erscheint *Judwig Mercado*, steht sich schweigend um und steht
eine Zeitlang still, schweigend hinter dem Bringen, der ihn nicht bemerkt.

Mercado.

Ich komme

Von Ihrer Majestät der Königin.

Carlos steht wieder weg und gibt ihm keine Antwort.
Mein Name ist Mercado — Ich bin Leibarzt
Bei Ihrer Majestät — und hier ist meine
Verglaubigung.

*Er zeigt dem Prinzen einen Siegelring. — Dieser verharret in seinem
Stillstehen.*

Die Königin wünscht sehr,
Sie heute noch zu sprechen — wichtige
Geschäfte —

Carlos.

Wichtig ist mir nichts mehr
Auf dieser Welt

Mercado.

Ein Auftrag, sagte sie,

Den Marquis Posa hinterlassen —

Carlos nickt schweigend auf.

Was?

Segnen.

Er will mit ihm gehen.

Mercado.

Nein, jetzt nicht, gnäd'ger Prinz. Sie müssen
Die Nacht erwarten. Jeder Zugang ist
Verboten, und alle Wachen dort verdoppelt.
Umdäglich ist es, diesen Flügel des
Palastes ungesehen zu betreten.
Sie würden Alles wagen —

Carlos.

Aber —

Mercado.

Nur

Ein Mittel, Prinz, ist höchstens noch vorhanden —
Die Königin hat es erdacht. Sie legt
Es Ihnen vor — Doch es ist kühn und seltsam
Und abenteuerlich.

Carlos.

Das ist?

Mercado.

Schon längst

Gibt eine Sage, wie Sie wissen, daß
Am Mitternacht in den gewölbten Gängen
Der königlichen Burg, in Wändchengehstalt,
Der abgeschiedne Geist des Kaisers wandelt.
Der Pöbel glaubt an dies Ge.ächt, die Wachen
Verzihen nur mit Schauer diesen Posten.
Wenn Sie entschlossen sind, sich dieser
Verkleidung zu bedienen, können Sie
Durch alle Wachen frei und unversehrt
Bis zum Gemach der Königin gelangen,
Das dieser Schlüssel öffnen wird. Vor jedem Angriff
Schützt Sie die heilige Gestalt. Doch auf

Der Stelle, Prinz, muß Ihr Entschluß gefaßt seyn.
Das nöth'ge Kleid, die Maske finden Sie
In Ihrem Zimmer. Ich muß eilen, Ihrer Majestät
Antwort zu bringen.

Carlos.

Und die Zeit?

Mercado.

Die Zeit

Ist zwölf Uhr.

Carlos.

Sagen Sie ihr, daß Sie mich
Erwarten können.

Mercado geht ab.

Siebenter Auftritt.

Carlos. Graf Ferma.

Serma.

Retten Sie sich, Prinz.

Der König wüthet gegen Sie. Ein Anschlag
Auf Ihre Freiheit — wo nicht auf Ihr Leben.
Vertragen Sie mich weiter nicht. Ich habe
Mich weggestohlen, Sie zu warnen. Fliehen
Sie ohne Aufschub!

Carlos.

Ich bin in den Händen

Der Allmacht.

Serma.

Wie die Königin mich eben
Hat merken lassen, sollen Sie noch heute
Madrid verlassen und nach Brüssel flüchten.
Verziehen Sie es nicht, ja nicht! Der Aufruhr
Begünstigt Ihre Flucht. In dieser Absicht
Hat ihn die Königin veranlaßt. Jetzt
Wird man sich nicht erlauben, gegen Sie
Gewalt zu brauchen. Im Carthäuserkloster
Erwartet Sie die Post, und hier sind Waffen,
Wenn Sie gezwungen seilten seyn —

Er gibt ihm einen Felle mit Revolveren.

Carlos.

Dank, Dank,

Graf Ferma!

Serma.

Ihre heutige Geschichte
Hat mich im Innersten gerührt. So liebt
Kein Freund mehr! Alle Patrioten weinen
Um Sie. Mehr darf ich jetzt nicht sagen.

Carlos.

Graf Ferma! Dieser Abgeschiedne nannte
Sie einen edeln Mann.

Serma.

Noch einmal, Prinz!

Reisen Sie glücklich! Schöne Zeiten werden kommen;
Dann aber werd' ich nicht mehr seyn. Empfangen
Sie meine Huldigung schon hier.

Er läßt sich auf ein Knie vor ihm nieder.

Carlos will ihn zurückhalten. *Serma* bewegt.

Nicht also —

Nicht also, Graf — Sie rühren mich — Ich möchte
Nicht gerne weich seyn —

Serma läßt seine Hand mit Umarmung.

König meiner Kinder!

O, meine Kinder werden sterben dürfen
Für Sie. Ich darf es nicht. Gedenken Sie sich meiner
In meinen Kindern — Schreiben Sie in Frieden
Nach Spanien zurück. Erben Sie
Sich Mensch auf König Philipps Thron. Sie haben
Auch Leiden kennen lernen. Unternehmen Sie
Nichts Blut'ges gegen Ihren Vater! ja

Nichts Blutiges, mein Prinz! Philipp der Zweite
Zwang Ihren Aeltervater, von dem Thron
zu steigen — Dieser Philipp zittert heute
Vor seinem eignen Sohn! Daran gedenken
Sie, Prinz — und so geleite Sie der Himmel!

Er geht schnell weg. Carlos ist im Begriff, auf einem andern Wege
fortzueilan, hebt aber plötzlich um und wirft sich vor dem Leichnam
des Marquis nieder, den er noch einmal in seine Arme schließt. Dann
verläßt er schnell das Zimmer.

Vorzimmer des Königs.

Achter Auftritt.

Herzog von Alba und Herzog von Seria

kommen im Gespräch.

Alba.

Die Stadt ist ruhig. Wie verließen Sie
Den König?

Seria.

In der fürchterlichsten Einnahme.
Er hat sich eingeschlossen. Was sich auch
Ereignen würde, keinen Menschen will
Er vor sich lassen. Die Verrätherci
Des Marquis hat auf Einmal seine ganze
Natur verändert. Wir erkennen ihn
Nicht mehr.

Alba.

Ich muß zu ihm. Ich kann ihn diesmal
Nicht schonen. Eine wichtige Entdeckung,
Die eben jetzt gemacht wird —

Seria.

Eine neue

Entdeckung?

Alba.

Ein Gersthäusermönch, der in
Des Prinzen Zimmer heimlich sich gestohlen
Und mit verdächtiger Witzbegier den Tod
Des Marquis Vesa sich erzählen lassen,
Hält meinen Wachen auf. Man hält ihn an.
Man untersucht. Die Angst des Todes preßt
Ihm ein Geständniß aus, daß er Papiere
Von großem Werthe bei sich trage, die
Ihm der Verschwörung anbefohlen in
Des Prinzen Hand zu übergeben — wenn
Er sich vor Sonnenuntergang nicht mehr
Ihm zeigen würde.

Seria.

Nun?

Alba.

Die Briefe lauten,
Daß Carlos binnen Mitternacht und Morgen
Madrid verlassen soll.

Seria.

Was?

Alba.

Daß ein Schiff

In Gadir segelfertig liege, ihn
Nach Vließingen zu bringen — daß die Statthalter
Der Niederlande seiner nur erwarten,
Die span'schen Ketten abzuwerfen.

Seria.

Ha!

Was ist Das?

Alba.

Ander Briefe melden,
Daß ein Flotte Solimans bereits
Von Rhodus ausgelaufen — den Monarchen
Von Spanien, laut des geschloss'nen Bundes,
Im mittelländ'schen Meere anzugreifen.

Seria.

Ist's möglich?

Alba.

Eben diese Briefe lehren
Die Reisen mich verstehen, die der Kaiser
Durch ganz Europa jüngst gethan. Es galt
Nichts Kleineres, als alle nord'sche Mächte
Für der Stamänder Freiheit zu bewaffnen.

Seria.

Das war er!

Alba.

Diesen Briefen endlich folgt
Ein ausgeführter Plan des ganzen Krieges,
Der von der span'schen Monarchie auf immer
Die Niederlande trennen soll. Nichts, nichts
Ist übersehen, Kraft und Widerstand
Berechnet, alle Quellen, alle Kräfte
Des Landes pünktlich angegeben, alle
Marinen, welche zu befolgen, alle
Bündnisse, die zu schließen. Der Entwurf
Ist teuflisch, aber wahrlich — göttlich.

Seria.

Welch undurchdringlicher Verräther!

Alba.

Noch

Versteht man sich in diesem Brief auf eine
Geheime Unterredung, die der Prinz
Am Abend seiner Flucht mit seiner Mutter
Zu Stande bringen sollte.

Seria.

Wie? Das wäre

Ja heute.

Alba.

Diese Mitternacht. Auch hab' ich
Für diesen Fall Befehle schon gegeben.
Sie sehen, daß es dringt. Kein Augenblick
Ist zu verlieren — Deffnen Sie das Zimmer
Des Königs!

Seria.

Nein! Der Eintritt ist verboten.

Alba.

So öffn' ich selbst — die wachsende Gefahr
Rechtfertigt diese Kühnheit —

Wie er gegen die Thüre geht, wird er gestoppt und der König tritt
bevor.

Seria.

Ha, er selbst!

Neunter Auftritt.

Der König zu den Vorigen.

Wie er den Brief liest, so wird er immer mehr und mehr in die Hand genommen.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.
Der Brief ist ein wahres Wunder, wie ein wahres Wunder.

König.

Gib diesen Todten mir herauf! Ich muß
Ihn wieder haben.

Domingo tritt zum König und Alba
Reden Sie ihn an.

König mir über.

Er dachte klein von mir und starb. Ich muß
Ihn wieder haben. Er muß anders von
Mir denken.

Alba schreit sich mit Alba
Eure —

König.

Wer redet hier?

Er steht lange im ganzen Kreis herum.

Hat man

Vergessen, wer ich bin? Warum nicht auf
Den Knien vor mir, Creatur? Noch bin
Ich König. Unterwerfung will ich sehen.
Seht Alles mich hintan, weil Einer mich
Verachtet hat?

Alba.

Nichts mehr von ihm, mein König!

Ein neuer Feind, bedeutender als dieser,
Steht auf im Herzen Ihres Reichs. —

Feria.

Prinz Carlos —

König.

Er hatte einen Freund, der in den Tod
Gegangen ist für ihn — für ihn! Mit mir
Hätt' er ein Königreich getheilt! — Wie er
Auf mich herunter sah! So stolz sieht man
Von Thronen nicht herunter. War's nicht sichtbar,
Wie viel er sich mit der Erhebung wußte?
Was er verlor, gestand sein Schmerz. So wird
Um nichts Vergänglichliches geweint — Daß er noch lebte!
Ich hab' ein Indien dafür. Trostlose Allmacht,
Die nicht einmal in Gräber ihren Arm
Verlängern, eine kleine Uebereilung
Mit Menschenleben nicht verbessern kann!
Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir sagen, daß ich glücklich bin? Im Grabe
Rehnt Einer, der mir Achtung vorenthalten.
Was gehn die Lebenden mich an? Ein Geið,
Ein freier Mann stand auf in diesem ganzen
Jahrhundert — Einer — Er verachtet mich
Und stirbt.

Alba.

So lebten wir umsonst! — Laßt uns
Zu Grabe gehen, Spanier! Auch noch
Im Tode raubt uns dieser Mensch das Herz
Des Königs!

König.

legt sich nieder, den Kopf auf den Arm gestützt

Wär' er mir also gestorben!

Ich hab' ihn lieb gehabt, sehr lieb. Er war
Mir theurer, wie ein Sohn. In diesem Jüngling
Ging mir ein neuer, schöner Morgen auf.
Wer weiß, was ich ihm aufbehalten! Er
War meine erste Liebe. Ganz Europa
Versuche mich! Europa mag mir suchen;
Von Diesem hab' ich Dank verdient.

Domingo.

Durch welche

Bezauberung —

König.

Und wenn bracht' er dies Opfer?

Dem Knaben, meinem Sohne? Nimmermehr!
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Blauwe
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit. Seine Reizung war
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.
Sie zu vergnügen, fand er einen Thron —
Und geht vorüber? Diesen Hochverrath
An seiner Menschheit sollte Posa sich
Vergeben? Nein. Ich kenn' ihn besser. Nicht
Den Philipp erfert er dem Carlos, nur
Den alten Mann dem Jüngling, seinem Schüler.
Des Vaters untergehende Sonne lohnt

Das neue Tagwerk nicht mehr. Das verspart man
Dem nahen Aufgang seines Sohns — O, es ist klar
Auf meinen Hintritt wird gewartet.

Alba.

Lesen Sie

In diesen Briefen die Befräftigung.

König. *nicht auf*

Er könnte sich verrechnet haben. Noch,
Noch bin ich. Habe Dank, Natur! Ich fühle
In meinen Sehnen Jünglingskraft. Ich will
Ihn zum Gelächter machen. Seine Jugend
Sei eines Träumers Hirnspinnweb gewesen.
Er sey gestorben als ein Thor. Sein Sturz
Erbrücke seinen Freund und sein Jahrhundert!
Laß sehen, wie man mich entbehrt. Die Welt
Ist noch auf einen Abend mein. Ich will
Ihn nützen, diesen Abend, daß nach mir
Kein Pflanzler mehr in zehn Menschenaltern
Auf dieser Brandstatt ernten soll. Er brachte
Der Menschheit, seinem Götzen, mich zum Opfer.
Die Menschheit bühne mir für ihn! — Und jetzt
Mit seiner Puppe sang' ich an.

Zum Herzog von Alba.

Was war's

Mit dem Infanten? Wiederholt es mir. Was lehren
Mich diese Briefe?

Alba.

Diese Briefe, Sir,
Enthalten die Verlassenscharte des Marquis
Von Posa an Prinz Carl.

König.

*Er blaus die Papiere, wendet er von allen Umhüllungen scharf beobachtet
wird. Nachdem er eine Zeit lang gelesen, legt er sie weg und geht stillschweigend
durch das Zimmer.*

Man rufe mir

Den Inquisitor Cardinal. Ich laß'
Ihn bitten, eine Stunde mir zu schenken.

*Er von den Thronen geht hinaus. Der König nimmt die Briefe
wieder, liest sie, und legt sie abwechselnd aus.*

In dieser Nacht also!

Feria.

Schlag zwei Uhr soll
Die Post vor dem Carthäuserkloster halten.

Alba.

Und Leute, die ich ausgesendet, haben
Verschiednes Reisgeräthe, an dem Wappen
Der Krone kenntlich, nach dem Kloster tragen.

Feria.

Auch sollen große Summen auf den Namen
Der Königin bei maurischen Agenten
Betrieben werden seyn, in Brüssel zu
Erheben.

König.

Wo verließ man den Infanten?

Alba.

Beim Leichnam des Maltesers.

König.

Ist noch Licht im Zimmer
Der Königin?

Alba.

Dort ist Alles still. Auch hat
Sie ihre Kammerfrauen zeitiger,
Als sonst zu geschehen pflegt, entlassen.
Die Herzogin von Arcos, die zuletzt
Aus ihrem Zimmer ging, verließ sie schon
In diesem Schlafe.

Ein Officier von der Leibwache tritt herein, zieht den Herzog von Seria auf die Seite und spricht leise mit ihm. Dieser wendet sich betreten zum Herzog von Alba. Andere drängen sich hinzu, und es entsteht ein Gemüthel.

Seria, Caris, Domingo zugleich.
Eonderbar!

König.

Was gibt es?

Seria.

Eine Nachricht, Eure, die kaum zu glauben ist —

Domingo.

Zwei Schweizer, die so eben von ihrem Posten kommen, melden — es ist lächerlich, es nachzusagen.

König.

Nun?

Alba.

Daß in dem linken Flügel des Palaßs Der Geist des Kaisers sich erblicken lassen Und mit beherztem, feierlichem Schritt an ihnen Vorbei gegangen. Eben diese Nachricht Bekräftigen alle Wachen, die durch diesen Parillen hin verbreitet stehn, und segnen Hinz, daß die Erscheinung in den Zimmern Der Königin verschwunden.

König.

Und in welcher

Gestalt erschien er?

Officier.

In dem nämlichen

Gewand, das er zum letzten Mal in Justi Als Hieronymusmönch getragen.

König.

Als Mönch? Und also haben ihn die Wachen Im Leben noch gekannt? Denn woher wußten Sie sonst, daß es der Kaiser war?

Officier.

Daß es Der Kaiser müsse seyn, bewies das Scepter, Das er in Händen trug.

Domingo.

Auch will man ihn Schon öfters, wie die Sage geht, in dieser Gestalt gesehen haben.

König.

Angeredet hat

Ihn Niemand?

Officier.

Niemand unterstand sich Die Wachen sprachen ihr Gebet und ließen Ihn ehrerbietig mitten durch.

König.

Und in den Zimmern

Der Königin verlor sich die Erscheinung?

Officier.

Im Vorgemach der Königin.

Allgemeines Stillstehen

König, wendet sich schräg um

Wie sagt ihr?

Alba.

Eure, wie And Runter.

König

nach einigen Minuten zu dem Officier

Laßt meine Garben unter Die Waffen treten und jedweden Zugang

Zu diesem Flügel sperren. Ich bin lästern, Ein Wort mit diesem Geist zu reden.

Der Officier geht ab. Gleich darauf ein Page.

Page.

Eure!

Der Inquisitor Cardinal.

König zu den Anwesenden.

Verlaßt und.

Der Cardinal Großinquisitor, ein Greis von neunzig Jahren und blind, auf einen Stab gestützt und von zwei Dominicanern geführt. Wie er durch ihre Reihen geht, werfen sich alle Standen vor ihm nieder und berühren den Saum seines Kleides. Er ertheilt ihnen den Segen. Alle entfernen sich.

Behuter Auftritt.

Der König und der Großinquisitor.

Ein langes Stillstehen

Großinquisitor.

Steh!

Ich vor dem König?

König.

Ja.

Großinquisitor.

Ich war mir's nicht mehr

Vermuthend.

König.

Ich erneure einen Auftritt Verganqner Jahre. Philipp, der Infant, Helt Rath bei seinem Lehrer.

Großinquisitor.

Rath bedurfte

Mein Jögling Carl, Ihr großer Vater, niemals.

König.

Um so viel glücklicher war er. Ich habe Gemordet, Cardinal, und keine Ruhe —

Großinquisitor.

Weshwegen haben Sie gemordet?

König.

Ein

Betrug, der ohne Beispiel ist —

Großinquisitor.

Ich weiß ihn

König.

Was wißt Ihr? Durch wen? Seit wann?

Großinquisitor.

Seit Jahren,

Was Sie für Tömmenuntergang.

König mit Beklemmung

Ihr habt

Von diesem Menschen schon gewußt?

Großinquisitor.

Sein Leben

liegt angefangen und beschloßen in Der Santa Casa heiligen Registern.

König.

Und er ging frei herum?

Großinquisitor.

Das Sell, an dem Er flatterte, war lang, doch unzerreißbar.

König.

Er war schon außer meines Reiches Gränzen.

Großinquisitor.

Wo er seyn mochte, war ich auch.

König geht unwillig auf und nieder.

Man wußte,
In wessen Hand ich war — Warum versäumte man,
Mich zu erinnern?

Großinquisitor.

Diese Frage geb' ich
Zurück — Warum fragten Sie nicht an,
Da Sie in dieses Menschen Arm sich warfen?
Sie kannten ihn! Ein Blick entlarvte Ihnen
Den Keger. — Was vermochte Sie, dies Opfer
Dem heil'gen Amt zu unterschlagen? Spielt
Man so mit uns? Wenn sich die Majestät
Ihr Fehlerin erniedrigt — hinter unserm Rücken
Mit unsern schlimmsten Feinden sich versteht,
Was wird mit uns? Darf Einer Gnade finden,
Mit welchem Rechte wurden Hunderttausend
Gepfekt?

König.

Er ist auch gepfekt.

Großinquisitor.

Nein,
Er ist ermordet — ruhmlos! freventlich! — Das Blut,
Das unsrer Ehre glorreich fließen sollte,
Hat eines Mordmörders Hand verspritzt.
Der Mensch war unser — Was befugte Sie,
Des Ordens heil'ge Güter anzutasten?
Durch uns zu sterben, war er da. Ihn schenkte
Der Nothdurft dieses Zeitenlaufes Gott,
In seines Weibes festerlicher Schändung
Die prahlende Vernunft zur Schau zu führen.
Das war mein überlegter Plan. Nun liegt
Sie hingerichtet, die Arbeit vieler Jahre!
Wir sind bestohlen, und Sie haben nichts
Als blut'ge Hände.

König.

Leidenschaft riß mich

Dahin. Vergib mir!

Großinquisitor.

Leidenschaft? — Antwortet
Mir Philipp, der Infant? Bin ich allein
Zum alten Mann geworden? — Leidenschaft!

Mit unwilligem Kopfzucken

Gib die Gewissen frei in deinen Ketten,
Wenn du in deinen Ketten gehst.

König.

Ich bin
In diesen Dingen noch ein Neuling. Habe
Geduld mit mir!

Großinquisitor.

Nein! Ich bin nicht mit Ihnen
Zufrieden. — Ihren ganzen vorigen
Regentenlauf zu lästern! Wo war damals
Der Philipp, dessen feste Seele, wie
Der Angelftern am Himmel, unverändert
Und ewig um sich selber treibt? War eine ganze
Vergangenheit versunken hinter Ihnen?
War in dem Augenblick die Welt nicht mehr
Die nämliche, da Sie die Hand ihm boten?
Gibt nicht mehr Gift? War zwischen Gut und Uebel
Und Wahr und Falsch die Scheidewand gefallen?
Was ist ein Vorsatz, was Verständigkeit,
Was Männertreue, wenn in einer lauen
Minute eine sechzigjährige Regel
Wie eines Weibes Laune schmilzt?

König.

Ich sah in seine Augen. — Halte mir
Den Rückfall in die Sterblichkeit zu gut,

Die Welt hat einen Zugang weniger
Zu deinem Herzen. Deine Augen sind erloschen.

Großinquisitor.

Was sollte Ihnen dieser Mensch? Was konnte
Er Neues Ihnen vorzuzeigen haben,
Worauf Sie nicht bereitet waren? Kennen
Sie Schwärmerthum und Neuerung so wenig?
Der Weltverbesserer prahlerische Sprache
Klang Ihrem Ohr so ungewohnt? Wenn das
Gebäude Ihrer Ueberzeugung schon
Von Worten fällt — mit welcher Stürze, muß
Ich fragen, schrieben Sie das Bluturtheil
Der hunderttausend schwachen Seelen, die
Den Holzstoß für nichts Schlimmeres bestiegen?

König.

Mich lüßte nach einem Menschen. Diese
Domingo —

Großinquisitor.

Woqu Menschen? Menschen sind
Für Sie nur Zahlen, weiter nichts. Muß ich
Die Elemente der Monarchenfunkst
Mit meinem grauen Schüler überhören?
Der Erde Gott verlerne zu bedürfen,
Was ihm verweigert werden kann — Wenn Sie
Um Mitleidfühle kümmern, haben Sie
Der Welt nicht Ibrersgleichen zugehoben?
Und welche Rechte, mücht' ich wissen, haben
Sie aufzuweisen über Ibrersgleichen?

König wach so in den Ergel

Ich bin ein kleiner Mensch, ich fühl's — Du forderst
Von dem Geschöpf, was nur der Schöpfer leiht.

Großinquisitor.

Nein, Sie, mich hintergeht man nicht. Sie sind
Durchsicht — und wollten Sie entfliehen.
Des Ordens schwere Ketten drücken Sie:
Sie wollten frei und einzig sehn.

Er halt inne. Der König schweigt

Wir sind gerecht — Danken Sie der Kirche,
Die sich begnügt, als Mutter Sie zu strafen.
Die Wahl, die man Sie blindlings treffen lassen,
War Ihre Züchtigung. Sie sind bekehrt.
Nest lehren Sie zu uns zurück — Sünd' ich
Nicht jetzt vor Ihnen — beim lebend'gen Gott!
Sie wären morgen so vor mir gestanden.

König.

Nicht diese Sprache! Mäßige dich, Priester!
Ich dulde es nicht. Ich kann in diesem Ton
Nicht mit mir sprechen hören.

Großinquisitor.

Warum rufen Sie
Den Schatten Samuels herauf? — Ich gab
Zwei Könige dem spanischen Thron und bestellte,
Ein fest gegründet Werk zu hinterlassen.
Verloren seh' ich meines Lebens Frucht:
Von Philipp selbst erschüttert mein Gebäude.
Und jetzt, Sie — Wem bin ich gerufen?
Was soll ich hier? — Ich bin nicht Willens, diesen
Besuch zu wiederholen.

König.

Eine Arbeit noch,
Die letzte — dann magst du in Frieden schreiben.
Vorbei sey das Vergangene, Friede sey
Geschlossen zwischen uns — Wir sind versöhnt!

Großinquisitor.

Wenn Philipp sich in Demuth beugt.

König nach einer Pause.

Mein Sohn

Eintritt auf Empörung.

Großinquisitor.

Was beschließen Sie?

König.

Nichts — oder Alles.

Großinquisitor.

Und was heißt hier Alles?

König.

Ich laß' ihn fliehen, wenn ich ihn
Nicht sterben lassen kann.

Großinquisitor.

Nun, Eure?

König.

Kannst du mir einen neuen Glauben gründen.
Der eines Kindes blut'gen Mord verteidigt?

Großinquisitor.

Die ewige Gerechtigkeit zu sühnen,
Starb an dem Holze Gottes Sohn.

König.

Du willst

Durch ganz Europa diese Meinung pflanzen?

Großinquisitor.

So weit, als man das Kreuz verehrt.

König.

Ich freile

An der Natur — auch diese mächt'ge Stimme
Willst du zum Schweigen bringen?

Großinquisitor.

Vor dem Glauben

Gibt keine Stimme der Natur.

König.

Ich lege

Mein Richteramt in deine Hände — Kann
Ich ganz zurücke treten?

Großinquisitor.

Geben Sie

Ihn mir.

König.

Es ist mein einz'ger Sohn — Wem hab ich
Gesammelt?

Großinquisitor.

Der Verwerfung lieber, als

Der Freiheit.

König *hebt auf*

Wir sind einig. Kommt!

Großinquisitor.

Wohin?

König.

Aus meiner Hand das Opfer zu empfangen!

Er führt ihn hinweg

Letzter Auftritt.

Carlos. Die Königin. *Belegt der König
mit Gefolge.*

Carlos

*in einem Mäntelgewand, eine Mücke vor dem Gesichte, die er eben jetzt
abnimmt, um dem Herrn ein kleines Schmei zu thun, welcher
nächst ihm eines Throns, welcher umgeben wird. Die Königin tritt voraus,
im Nachhinein, mit einem bescheidenen Lächeln. Carlos' sieht sich vor ihm auf
ein Knie nieder*

Elisabeth!

Königin

mit stiller Wehmuth auf seinem Mitleid verweilend

So sehen wir uns wieder?

Carlos.

So sehen wir uns wieder!

Er schweigt

Königin *sucht sich zu fassen.*

Stehn Sie auf! Wir wollen

Einander nicht erweichen, Carl. Nicht durch
Unmächt'ge Thränen will der große Todte
Gefeiert werden. Thränen mögen fließen
Für kleine Leiden! — Er hat sich geopfert
Für Sie! Mit seinem theuren Leben
Hat er das Ihrige erkaufte! — Und dieses Blut
Wär' einem Hirnspinnweb gestossen! — Carlos!
Ich selber habe ausgesagt für Sie.
Auf meine Würd'haft schied er freudiger
Von hinnen. Werden Sie zur Lügnerin
Mich machen?

Carlos *mit Verzweiflung*

Einen Leichenstein will ich

Ihm setzen, wie noch keinem Könige
Geworden — Ueber seiner Asche blühe
Ein Paradies!

Königin.

So hab' ich Sie gewollt!

Das war die große Meinung seines Todes!
Mich wählte er zu seines letzten Willens
Vollstreckerin. Ich mahne Sie. Ich werde
Auf die Erfüllung dieses Eides halten.
— Und noch ein anderes Vermächtniß legte
Der Sterbende in meine Hand — Ich gab ihm
Mein Wort — und — warum soll ich es verschweigen?
Er übergab mir seinen Carl — Ich treue
Dem Schein — ich will vor Menschen nicht mehr zittern.
Will einmal lähn seyn, wie ein Freund. Mein Herz
Soll reden. Jugend nennt' er unsre Liebe?
Ich glaub' es ihm und will mein Herz nicht mehr --

Carlos.

Vollenden Sie nicht, Königin! — Ich habe
In einem langen, schweren Traum gelegen.
Ich liebte — Jetzt bin ich erwacht. Vergessen
Seu das Vergangne! Hier sind Ihre Briefe
Zurück. Vernichten Sie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine sterbliche Begierde
Theilt diesen Liden mehr.

Ich kam, um Abschied

Zu nehmen -- Mutter, endlich seh' ich ein,
Es gibt ein höher, wünschenswerther Gut,
Als dich besitzen — Eine kurze Nacht
Hat meiner Jahre trägen Lauf beflügelt,
Krühzeitig mich zum Mann gereift. Ich habe
Für dieses Leben seine Arbeit mehr,
Als die Erinnerung an ihn! Vorbei
Sind alle meine Wunden —

Er nähert sich der Königin, welche das Gesicht verdeckt

Sagen Sie

Mir gar nichts, Mutter?

Königin.

Rehren Sie sich nicht

An meine Thränen, Carl — Ich kann nicht anders
Doch, glauben Sie mir, ich bewundere Sie.

Don Carlos.

Carlos.

Sie waren unsers Bundes einzige
Vertraute — unter diesem Namen werden
Sie auf der ganzen Welt das Theuerste
Mir bleiben. Meine Freundschaft kann ich Ihnen
So wenig, als noch gestern meine Liebe
Verschenken an ein andres Weib — Doch heilig
Sey mir die königliche Wittwe, führt
Die Vorssicht mich auf diesen Thron.

*Der König, begleitet vom Großkanzler und seinen Oranden, erscheint
im Hintergrunde, ohne bemerkt zu werden.*

Jetzt geh' ich

Aus Spanien und sehe meinen Vater
Nicht wieder — nie in diesem Leben wieder.
Ich schätz' ihn nicht mehr. Ausgestorben ist
In meinem Busen die Natur — Sey'n Sie
Ihm wieder Gattin. Er hat einen Sohn
Verloren. Treten Sie in Ihre Pflichten
Zurück — Ich eile, mein bedrängtes Volk
Zu retten von Tyrannenhand. Wadrib
Sieht nur als König oder nie mich wieder.
Und jetzt zum letzten Lebewohl!

Er läßt sie

Königin.

O Carl!

Was machen Sie aus mir? — Ich darf mich nicht
Emyor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

Carlos.

Bin ich nicht stark, Elisabeth? Ich halte
In meinen Armen Sie und wankte nicht.

Von dieser Stelle hätten mich noch gestern
Des nahen Todes Schrecken nicht gerissen.

Er verläßt sie.

Das ist vorbei. Jetzt troß' ich jedem Schicksal
Der Sterblichkeit. Ich hielt Sie in den Armen
Und wankte nicht. — Still! Hören Sie nicht etwas?

Eine Uhr schlägt.

Königin.

Nichts hör' ich, als die fürchterliche Glocke,
Die uns zur Trennung läutet.

Carlos.

Gute Nacht denn, Mutter.

Aus Gout empfingen Sie den ersten Brief
Von mir, der das Geheimniß unsers Umgangs
Laut machen soll. Ich gehe, mit Don Philipp
Jetzt einen öffentlichen Gang zu thun.
Von nun an, will ich, sey nichts Heimliches
Mehr unter uns. Sie brauchen nicht das Auge
Der Welt zu scheuen — Dies hier sey mein letzter
Betrug.

Er wird nach der Maulte greifen. Der König steht zum Abschied zurück.

König.

Es ist dein letzter!

Die Königin fällt ohnmächtig nieder.

Carlos

Er tritt auf sie zu und umfaßt sie mit den Armen.

In sie tod?

O Himmel und Erde!

König *(zu sich selbst, zum Großkanzler, der
Cardinal, ich habe*

Das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!

Er geht ab.

Der Menschenfeind.

Ein Fragment.

Ort: in einem Park

Erste Scene.

Angelika von Hutten, Wilhelmine von Hutten, ihre Tante und Zittobauer, kommen aus einem Waldchen.

bald darauf **Gärtner Viber.**

Angelika. Hier wollten wir ihn ja erwarten, liebe Tante. Sie setzen sich so lange ins Cabinet und lesen. Ich hole mir meine Blumen beim Gärtner. Unterdeß wird's neun Uhr, und er kommt. — Sie sind's doch zufrieden?

Wilhelmine. Wie es dir Vergnügen macht, meine Liebe.

(Gibt nach der Tante.)

Gärtner Viber bringt Blumen.

Das Beste, was ich heute im Vermögen habe, gnädiges Fräulein. Meine Hyacinthen sind alle.

Angelika. Recht schönen Dank auch für Dieses. **Viber.** Aber eine Rose sollen Sie morgen haben, die erste vom ganzen Frühling, wenn Sie mir versprechen wollen —

Angelika. Was wünschen Sie, guter Viber?

Viber. Sehen Sie, gnädiges Fräulein, meine Ausrufe sind nun auch fort, und mein schöner Verkeiser geht zu Ende, und der gnädige Herr haben mir wieder nicht ein Blatt angesehen. Da hab' ich voriges Jahr den großen Sumpf lassen austrocknen gegen Mitternacht und einige tausend Stück Wärme darauf gezogen. Die junge Welt treibt sich und schiebt empor — es ist ein Seelenvergnügen, darunter hinzuwandeln — Ich bin da, wie die Sonne kommt, und freue mich schon im Voraus der Herrlichkeit, wenn ich den gnädigen Herren einmal werde hereinführen. Es wird Abend — und wieder Abend — und der Herr hat sie nicht bemerkt. Sehen Sie, mein Fräulein, Das schmerzt mich, ich kann's nicht leugnen.

Angelika. Es geschieht noch, gewiß geschieht's noch — haben Sie indeß Geduld, guter Viber.

Viber. Der Park kostet ihm, Jahr aus Jahr ein, seine baren zweitausend Thaler, und ich werde bezahlt, wie ich's nicht verdiene — wozu nütz' ich denn, wenn ich dem Herrn für sein vieles Geld nicht einmal eine fröhliche Stunde gebe? Nein, gnädiges Fräulein, ich kann nicht länger das Brod Ihres Herrn Vaters essen, oder er muß mich ihm beweisen lassen, daß ich ihn nicht darum bestohle.

Angelika. Ruhig, ruhig, lieber Mann! Das wissen wir Alle, daß Sie Das und noch weit mehr verdienen.

Viber. Mit Ihrer Erlaubniß, mein Fräulein, davon können Sie nicht sprechen. Daß ich meine zwölf Stunden des Tags seinen Garten besorge, daß ich ihn nichts veruntrene und Ordnung unter meinen Reuten erhalte, Das bezahlt mir der gnädige Herr mit Geld. Aber, daß ich es mit Freuden thue, weil ich es ihm thue, daß ich des Nachts davon träume, daß es mich mit der Morgensonne heranstreibt — Das, mein Fräulein, muß er mir mit seiner Zufriedenheit lobnen. Ein einziger Versuch in seinem Park thut hier mehr als alle sein Maunon — und, sehen Sie, mein gnädiges Fräulein — Das eben war's warum ich Sie jetzt habe —

Angelika. Brechen Sie davon ab, ich bitte. Sie selbst wissen, wie oft und immer vergeblich — Ach! Sie kennen ja meinen Vater.

Viber. (Seht sich um und seufzt.) Und er hat eine solche Tochter? Er muß mehr sagen, unterdrückt es aber und schweigt es zu. **Angelika.** Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menschen — der schlecht belohnten Erwartungen viel, der geachteten Plane viel — aber es hat der Fräulein mit ihm gesagt, es giebt eine Hoffnung ist ihm aufgegangen — Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

Angelika. Ich verleihe Sie, verlücher Viber — vielleicht aber waren Sie mit Gewächsen glücklicher, als mein Vater mit Menschen.

Viber. (Schreit und seufzt.) Und er hat eine solche Tochter? Er muß mehr sagen, unterdrückt es aber und schweigt es zu. **Angelika.** Der gnädige Herr mögen viel erfahren haben von Menschen — der schlecht belohnten Erwartungen viel, der geachteten Plane viel — aber es hat der Fräulein mit ihm gesagt, es giebt eine Hoffnung ist ihm aufgegangen — Alles hat er nicht erfahren, was eines Mannes Herz zerreißen kann —

Zweite Scene.

Angelika, Wilhelmine.

Wilhelmine steht auf und folgt ihm mit den Augen. Ein sonderbarer Mann! Immer fällt's ihm aus's Herz, wenn diese Gasse berührt wird. Es ist etwas Unbegreifliches in seinem Schicksal.

Angelika. (Schneidet sich.) Es wird sehr spät. Er hat sonst nie so lange auf sich warten lassen — Hosenberg.

Wilhelmine. Er wird nicht ausbleiben. Wie ängstlich wieder und ungeduldig!

Angelika. Und diesmal nicht ohne Grund, liebe Tante — Wenn es schief schlagen sollte! Ich habe diesen Tag mit Herzensangst herannahen sehen.

Wilhelmine. Erwarte nicht zu viel von diesem einzigen Tage!

Angelika. Wenn er ihm mißfiel? — Wenn sich ihre Charaktere zurückziehen? — Wie kann ich hoffen, daß er mit ihm die erste Ausnahme machen werde? — Wenn sich ihre Charaktere zurückziehen? — Meines Vaters fränkende Bitterkeit und Rosenbergs leicht zu reizender Stolz! Jenes Trübsinn und Rosenbergs heitere muthwillige Freude! — Unglücklicher konnte die Natur nicht spielen — Und wer ist mir Würge, daß er ihm einen zweiten Besuch nicht eben darum verweigert, weil er schon bei dem ersten Gefahr lief, ihn hochzuschätzen?

Wilhelmine. Leicht möglich, meine Liebe — Doch von allem Dem sagte dir noch gestern dein Herz nichts.

Angelika. Gestern! Solang ich nur ihn sah, nur ihn fühlte, nichts wußte, als ihn! Da sprach noch das leichtsinnige, liebende Mädchen. Jetzt ergreift mich das Bild meines Vaters, und alle meine Hoffnungen verschwinden. O, warum konnte denn dieser liebliche Traum nicht fortdauern? Warum mußte die ganze Freude meines Lebens einem einzigen schrecklichen Wurf überlassen werden?

Wilhelmine. Deine Furcht macht dich Alles vergessen, Angelika. Von dem Tage an, da dir Rosenberg seine Liebe bekannte, da er deinetwegen alle Bande zerriß, die ihn an seinen Hof, an die Vergnügungen der Hauptstadt gefesselt hielten. Da er sich freiwillig in die traurige Einside seiner Güter verbannte, um dir näher zu seyn — seit jenem Tage hat der Gedanke an deinen Vater deine Ruhe veräusset. Warst du es nicht selbst, die an der Heimlichkeit dieses Verhältnisses Anstoß nahm? die mit unablässigen Witten und Mahnungen so lange in ihn stürmte, bis er, ungenug genug, sein Versprechen gab, sich um die Gunst deines Vaters zu bewerben? Mein Vater, sagtest du, hängt nur noch durch ein einziges Band an den Menschen; die Welt hat ihn auf ewig verloren, wenn er die Entdeckung macht, daß auch seine Tochter ihn hintergangen hat.

Angelika mit zögernder Umhüllung. Nie, nie soll er Das! — Erinnern Sie mich noch oft, liebe Tante. Ich fühle mich stärker, entschlossener. Alle Welt hat ihn hintergangen — aber wahr soll seine Tochter seyn. Ich will keinen Hoffnungen Raum geben, die sich vor meinem Vater verbergen müßten. Bin ich es seiner Güte nicht schuldig? Er gab mir ja Alles. Selbst für die Freuden des Lebens erworben, was hat er nicht gethan, um mir sie zu schenken? Mir zur Lust schuf er diese Oegend zum Paradiese und ließ alle Künste wetteifern, das Herz seiner Angelika zu entzücken und ihren Geist zu veredeln. Ich bin eine Königin in diesem Gebiet. An mich trat er das göttliche Amt der Wohlthätigkeit ab, das er mit blutendem Herzen selbst niederlegte. Mir gab er die süße Vollmacht, das verschämte Glend zu suchen, verhehlte Thränen zu trocknen und der schützigen Armuth eine Zuflucht in diesen stillen Bergen zu öffnen. — Und für alles Dieses, Wilhelmine, legt er mir nur die leichte Bedingung auf, eine Welt zu entbehren, die ihn von sich stößt.

Wilhelmine. Und haßt du sie nie übertreten, diese leichte Bedingung?

Angelika. — Ich bin ihm ungehorsam geworden. Meine Wünsche sind über diese Mauern geflogen — Ich bereue es, aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. Ohe Rosenberg in diesen Wäldern jagte, warst du noch sehr glücklich.

Angelika. Glückselig, wie eine Hummelsche — aber ich kann nicht wieder umkehren.

Wilhelmine. So auf Einmal hat sich Alles verändert? Auch deine sonst so traute Gespielin, diese schöne Natur, ist dieselbe nicht mehr?

Angelika. Die Natur ist die nämliche, aber mein Herz ist es nicht mehr. Ich habe Leben gekostet, kann mich mit der todtten Wildsäule nicht mehr zufrieden geben. O, wie jetzt Alles verwandelt ist um mich herum! Er hat alle Erscheinungen um mich her bestrichen. Die aufsteigende Sonne ist mir jetzt nur ein Stundenweiser seiner Anfunft, die fallende Fontaine murmelt mir seinen Namen, meine Blumen hauchen nur seinen Athem aus ihren Kelchen. — Sehen Sie mich nicht so finstler an, liebe Tante — Ist es denn meine Schuld, daß der erste Mann, der mir außerhalb unserer Gränze begegnete, gerade Rosenberg war?

Wilhelmine, gerührt sie antwortend. Liebek, unglückliches Mädchen — also auch du — ich bin unschuldig, ich hab' es nicht hinterreiben können — Klage mich nicht an, Angelika, wenn du einst deinem Schicksale nicht entfliehen wirst.

Angelika. Immer sagen Sie mir Das vor, liebe Tante. Ich verstehe Sie nicht.

Wilhelmine. Der Park wird geöffnet.

Angelika. Das Schnaken seiner Diana! — Er kommt. Es ist Rosenberg. Ihm entgegen

Schluß der dritten Scene.

Angelika. Ach, Rosenberg, was haben Sie gethan? Sie haben sehr übel gethan.

Rosenberg. Das fürcht' ich nicht, meine Liebe. Es war ja Ihr Wille, daß wir mit einander bekannt werden sollten. Sie wünschten, daß ich ihn interessiren möchte.

Angelika. Wie? und Das wollen Sie dadurch erreichen, daß Sie ihn gegen sich aufbringen?

Rosenberg. Für jetzt durch nichts Anderes. Sie haben mir ja selbst erzählt, wie viele Verluste auf seine Gemüthsbeurtheilung schon mißlungen sind. Alle jene unbestellten stierischen Sachwalter der Menschheit haben ihn nur seine Ueberlegenheit fühlen lassen und sind schlecht genug gegen die verhängliche Vereinfachtheit seines Kummers bestanden. Ihm mag es einerlei seyn, ob wir Uebriken an die Gerechtigkeit dieses Hasses glauben; aber nie wird er's dulden, daß wir geringschätzig davon denken. Dieser Demüthigung fügt sich sein Stolz nicht. Uns zu widerlegen, war ihm freilich nicht der Mühe werth, aber in seinem Unwillen kann er sich wohl entschließen, uns zu beschämen — Es kommt zum Gespräch — Das ist Alles, was wir fürs Erste wünschen.

Angelika. Sie nehmen es zu leicht, lieber Rosenberg. — Sie getrauen sich, mit meinem Vater zu spielen. Wie sehr fürchte ich —

Rosenberg. Fürchten Sie nichts, meine Angelika. Ich setze für Wahrheit und Liebe. Seine Sache ist so schlimm, als die meinige gut ist.

Wilhelmine, welche diese ganze Zeit über wenig Theil an der Unterredung zu nehmen genommen hat. Sind Sie dessen wirklich so gewiß, Herr von Rosenberg?

Rosenberg, der sich rasch zu ihr wendet. Nach einem kurzen Entschlossenheitsblick. Ich denke, daß ich's bin, mein gnädiges Fräulein.

Wilhelmine. Ach, Tante schade um meinen armen Bruder! Es ist ihm so schwer gefallen, der unglückliche Mann zu werden, der er ist, und, wie

ich sehe, ist es etwas so Leichtes, ihm das Urtheil zu sprechen.

Angelika. Lassen Sie uns nicht zu voreilig richten, Rosenberg. Wir wissen so wenig von den Schicksalen meines Vaters.

Rosenberg. Mein ganzes Mitleid soll ihm dafür werden, liebe Angelika — aber nie meine Achtung, wenn Sie ihn wirklich zum Menschenhasser machten. — Es ist ihm schwer gefallen, sagen Sie, zu der Entschloßene, dieser unglückliche Mann zu werden — aber wollten Sie wohl die Rechtfertigung eines Menschen übernehmen, der Dasjenige an sich vollendet, was ein schreckliches Schicksal ihm noch erlassen hat? dem Rasenden wohl das Wort reden, der auch den einzigen Mantel noch von sich wirft, den ihm Räuber gelassen haben? — Oder wissen Sie mir einen ärmeren Mann zwischen Himmel und Erde, als den Menschenfeind?

Wilhelmine. Wenn er in der Verfinsternung seines Jammers nach Göttern greift, wo er Viderung sucht, was geht das Sie Glücklichen an? Ich möchte den blinden Armen nicht hart anlassen, dem ich kein Auge zu schenken habe.

Rosenberg mit aufsteigender Stimme und etwas lebhafter Stimme. Nein, bei Gott! nein! — aber meine Seele entbrennt über den Undankbaren, der sich die Augen muthwillig zudeckt und dem Ueber das Lichtes flucht — Was kann er gelitten haben, das ihm durch den Besitz dieser Tochter nicht unendlich ersetzt wird? Darf er einem Geschlechte fluchen, das er täglich, stündlich in diesem Spiegel sieht? Menschenhasser, Menschenfeind! Er ist keiner. Ich will es beschwören, er ist keiner. Glauben Sie mir, Fräulein von Hutten, es gibt keinen Menschenhasser in der Natur, als wer sich allein anbetet oder sich selbst verachtet.

Angelika. Gehen Sie, Rosenberg! Ich beschwöre Sie, gehen Sie! In dieser Stimmung dürfen Sie sich meinem Vater nicht zeigen.

Rosenberg. Recht gut, daß Sie mich erinnern, Angelika. — Wir haben hier ein Gespräch angefangen, wobei ich immer versucht bin allzu lebhaft Partei zu nehmen — Verzeihen Sie, mein Fräulein! — Auch möcht' ich nicht gern Gefahr laufen, verschluckt zu sein, und soll doch erst heute mit dem Vater meiner Angelika bekannt werden. — Von etwas Anderm denn! — Dieses Gesicht wird so ernsthaft, und die Wangen der Tochter muß ich erst heiter sehen, wenn ich Muth haben soll, bei dem Vater für meine Liebe zu kämpfen — Das ganze Städtchen war ja geschnüßelt wie an einem Festtag, als ich vorbeikam. Wozu diese Anstalt?

Angelika. Meinen Vater zu seinem Geburtstage zu begrüßen.

Vierte Scene.

Julchen, in Angelika's Pudeken, zu den Vorigen.

Julchen. Der Herr hat geschickt, gnädiges Fräulein in. Er will Sie vor Mittag noch sprechen. — Sie auch da, Herr von Rosenberg! Sie will er auch sprechen.

Angelika. Uns Beide! Beide zusammen — Rosenberg — Uns Beide! Was bedeutet Das?

Julchen. Zusammen? Nein, davon weiß ich nichts.

Rosenberg, im 2. A. 8. vorgelesen, zu Angelika. Ich lasse Sie vorangehen, gnädiges Fräulein. Sanfter werd' ich ihn aus Ihren Händen empfangen.

Angelika, ängstlich. Sie verlassen mich, Rosenberg — Wohin? — Ich muß Sie noch etwas Wichtiges fragen.

Rosenberg fährt so bei Seite. Wilhelmine und Julchen verlieren sich im Hintergange.

Julchen. Kommen Sie mit, gnädiges Fräulein, den festlichen Aufzug zu sehen.

Angelika. Das ist ein banger, fürchterlicher Morgen für uns, Rosenberg — Es gilt Trennung, ewige Trennung! Sind Sie auch vorbereitet — gesagt auf Alles, was geschehen kann? — Wozu sind Sie entschlossen, wenn Sie meinem Vater mißfallen? Rosenberg. Ich bin entschlossen, ihm nicht zu mißfallen.

Angelika. Jetzt nicht diesen leichten Sinn, wenn ich Ihnen jemals theuer war, Rosenberg — Es steht nicht bei Ihnen, wie die Würfel fallen — Wir müssen das Schlimmste erwarten, wie das Greulichste. Ich darf Sie nicht mehr sehen, wenn Sie unfreundlich von einander scheiden — was haben Sie beschlossen zu thun, wenn er Ihnen Achtung verweigert?

Rosenberg. Gute, Liebe! — Sie ihm abzuwöhnen.

Angelika. O, wie wenig kennen Sie den Mann, dem Sie so zuversichtlich entgegen gehen! Sie erwarten einen Menschen, den Thränen rühren, weil er weinen kann — hoffen, daß die sanften Töne Ihres Herzens widerhallen werden in dem seinigen? — Ach! es ist zerissen, dieses Saitenspiel, und wird ewig keinen Klang mehr geben. Alle Ihre Waffen können fehlen, alle Stürme auf sein Herz mißlingen — Rosenberg! noch einmal! was beschließen Sie, wenn Sie alle mißlingen?

Rosenberg, ruhig ihre Hand fassend. Alle werden's nicht, alle gewiß nicht! Lassen Sie Herz, liebe Fürchtame! Mein Entschluß ist gefaßt. Ich habe mir diesen Menschen zum Ziele gemacht, habe mir vorgefetzt, ihn nicht aufzugeben, also hab' ich ihn ja gewiß.

Fünfte Scene.

Ein Saal

von Hutten aus einem Cabinet. Abel, sein Kammervorsteher folgt ihm mit einem Rechnungsbuche

Abel tritt Herrschaftlicher Vorkauf an die Gemäine nach der großen Wasserreue vom Jahr 1784 zweitausend neunhundert Gulden —

v. Hutten hat sich niedergelegt und durchsucht einige Papiere, die auf dem Tische liegen. Der Kler hat sich erholt: der Mensch soll nicht länger leiden, als seine Väter. Streich' Er aus diesen Posten. Ich will nicht mehr daran erinnert seyn.

Abel durchsucht mit Raschheit die Rechnung. Ich muß mir's gefallen lassen — bleiben also noch zu berechnen die Interessen von sechshalb Jahren —

v. Hutten. Interessen! — Mensch!

Abel. Flüß nichts, Ihr Gnaden. Ordnung muß seyn in den Rechnungen eines Verwalters.

Will weiter lesen

v. Hutten. Den A. 8. ein Andermal. Jetzt ruh' Er den Jäger, ich will meine Doggen füttern.

Abel. Der Pächter vom Hofhof hätte Lust in dem Poladen, mit dem Quer Gnaden neulich verunglückten. Man soll ihm die Mähre hingeben, meint der Reitsnecht, ehe ein zweites Unheil geschehe.

v. Hutten. Soll das edle Thier darum vor dem Pfluge altern, weil es in zehn Jahren einmal falsch gegen mich war? So hab' ich es mit Reinem gehalten, der mir mit Undank lohnte. Ich werde es nie mehr reiten.

Abel nimmt das Rechnungsbuch und will gehen.

v. Gutten. Es fehlten ja neulich wichtige Empfangscheine in der Kasse, sagt Er mir, und der Rentmeister sey ausgeblieben?

Abel. Ja, Das war vorigen Donnerstag.

v. Gutten. *seht auf.* Das freut mich, freut mich — daß er doch endlich noch zum Schelm geworden ist, dieser Rentmeister. Er hat mir elf Jahre ohne Tadel gedient — Seht! Er Das nieder, Abel. Erzählt Er mir mehr davon.

Abel. Schade um den Mann, Ihr Gnaden! Er hatte einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde gethan und ist heute Morgen mit einem gebrochenen Arm heringebracht worden. Die Quittungen fanden sich unter andern Papieren.

v. Gutten mit Besorgtheit. Und er war also kein Betrüger! — Mensch, warum haßt du mir Lügen berichtet?

Abel. Gnädiger Herr, man muß immer das Schlimmste von seinem Nächsten denken.

v. Gutten *nach einem häßlichen Stillschweigen.* Er soll aber ein Betrüger seyn, und die Quittungen soll man ihm zahlen.

Abel. Das war mein Gedanke auch, Ihr Gnaden. Streckbriefe waren einmal angefertigt, und das Nachsehen hat mir gewaltiges Geld gekostet. Es ist vertrießlich, daß Dies alles nun so weggeworfen ist.

v. Gutten *seht ihn lange vermuntert an.* Theurer Mann! Ein wahres Kleined bist du mir — wir dürfen nie von einander.

Abel. Das wolle Gott nicht — und, wenn mir gewisse Leute auch noch so große Versprechungen —

v. Gutten. Gewisse Leute! Was?

Abel. Ja, Ihr Gnaden. Ich weiß auch nicht, warum ich länger damit hinter dem Berge halte. Der alte Graf —

v. Gutten. Regt der sich auch wieder? Nun?

Abel. Zweihundert Pistolen ließ er mir bieten und doppelten Gehalt auf Zeitlebens, wenn ich ihm seine Geklein, Bräulein Angelika, ausliefern wollte.

v. Gutten *seht schnell auf und macht einen Gang durch das Zimmer.* Nachdem er sich wieder gesetzt hat, zum Verwalter. Und dieses Gebot hat Er aufgeschlagen?

Abel. Bei meiner armen Seele, ja! Das hab' ich. v. Gutten. Zweihundert Pistolen, Mensch, und doppelten Gehalt auf Zeitlebens! — Wo denkt Er hin? hat Er Das wohl erwogen?

Abel. Reiflich erwogen, Ihr Gnaden, und rundweg aufgeschlagen. Schelmerei gedeiht nicht, bei Euer Gnaden will ich leben und sterben.

v. Gutten, *selt und schnell.* Wir tangen nicht für einander. —

Man hört von ferne eine muntere ländliche Musik, mit vielen Menschenstimmen untermischt. Sie kommt dem Schlosse immer näher.

Ich höre da Lüge, die mir zuwider sind. Solgt Er mir in ein andres Zimmer.

Abel *ist auf den Altan getreten und kommt eine Weile darauf wieder.* Das ganze Städtchen, Ihr Gnaden, kommt angezogen im Sonntagsgeschmuck und mit klingendem Spiel und hält unten vor dem Schloß. Der gnädige Herr, rufen sie, möchten doch auf den Altan treten und sich Ihren getreuen Unterthanen zeigen.

v. Gutten. Was wollen sie von mir? Was haben sie anzubringen?

Abel. Euer Gnaden vergessen —

v. Gutten. Was?

Abel. Sie kommen diesmal nicht so leicht los, wie im vorigen Jahre —

v. Gutten *seht schnell auf.* Weg! weg! Ich will nichts weiter hören.

Abel. Das hab' ich schon gesagt, Ihr Gnaden — aber sie kämen aus der Kirche, hieß es, und Gott im Himmel habe sie gehört.

v. Gutten. Er hört auch das Vellen des *Handels* und den falschen Schwur in der Kehle des *Heuchlers* und muß wissen, warum er Beides gewollt hat — Indem das Volk herdringt. O Himmel! Wer hat mir Das gethan? Er will in ein Cabinet werden. Wollte ich ihn zurück und lassen den Saum seines Kleides.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Die Vasallen und Beamten Gutten's, Bürger und Landleute, welche Geschenke tragen, junge Mädchen und Frauen, die Kinder an der Hand führen oder auf den Armen tragen. Alle einfach, aber anständig bekleidet.

Vorscher. Kommt Alle herein, Väter, Mütter und Kinder. Fürchte sich Keiner. Er wird Graubärte keine Zehlbitte thun lassen. Er wird unfre Kleinen nicht von sich stoßen.

Einige Mädchen, welche sich ihm nähern. Gnädiger Herr, dieses Wenige bringen Ihnen Ihre dankbaren Unterthanen, weil Sie uns Alles gaben.

Zwei andre Mädchen. Diesen Kranz der Freude flechten wir Ihnen, weil Sie das Joch der Leibeigenschaft zerbrachen.

Ein drittes und viertes Mädchen. Und diese Blumen streuen wir Ihnen, weil Sie unsre Wildniß zum Paradies gemacht haben.

Erstes und zweites Mädchen. Warum wenden Sie das Gesicht weg, lieber gnädiger Herr? Sehen Sie uns an! Neben Sie mit uns! Was thaten wir Ihnen, daß Sie unsern Dank so zurückstoßen?

Eine lange Pause.

v. Gutten, *ohne sie anzusehen, den Blick auf den Boden geslagen.* Werf Er Geld unter sie, Verwalter — Geld, so viel sie mögen — Schon! Er meine Kasse nicht — Er sieht ja, die Leute warten auf ihren Lohn.

Ein alter Mann, der auf der Menge hervorsticht. Das haben wir nicht verdient, gnädiger Herr. Wir sind keine Lohnsucher.

Einige Andre. Wir wollen ein sanftes Wort und einen gütigen Blick.

Ein Vierter. Wir haben Gutes von Ihrer Hand empfangen, wir wollen danken dafür, denn wir sind Menschen.

Mehrere. Wir sind Menschen, und Das haben wir nicht verdient.

v. Gutten. Werft diesen Namen von euch und send mir unter einem schlechteren willkommen — Es beleidigt euch, daß ich euch Geld anbiete? Ihr seyd gekommen, sagt ihr, mir zu danken? — Wofür anders könnt ihr mir denn danken, als für Geld? Ich wüßte nicht, daß ich Einem von euch etwas Besseres gegeben. Wahr ist's, eh' ich Besitz von dieser Grafschaft nahm, kämpfset ihr mit dem Mangel, und ein Unmensch häuete alle Lasten der Leibeigenschaft auf euch. Euer Fleiß war nicht euer, mit ungerührtem Auge saht ihr die Saaten grünen und die Halme sich vergolden, und der Vater verbot sich jede Regung der Freude, wenn ihm ein Eohn geboren war. Ich zerbrach diese Fesseln, schenkte dem Vater seinen Eohn und dem Edemann seine Ernte. Der Segen fiel herab auf eure Fluren, weil die Freiheit und die Hoffnung den Pflug regierten. Jetzt ist Keiner unter euch so arm, der des Jahres nicht seinen Dachsen schlägt; ihr legt euch in geräumigen

Häusern schlafen, mit der Nothdurft seyd ihr abgefunden und habt noch übrig für die Freude. Indem er sich aufrichtet und gegen sie wendet. Ich sehe die Gesundheit in euren Augen und den Wohlstand auf euren Kleidern. Es ist nichts mehr zu wünschen übrig. Ich hab' euch glücklich gemacht.

Ein alter Mann aus dem Hause. Nein, gnädiger Herr! Geld und Gut ist Ihre geringste Wohlthat gewesen. Ihre Vorfahren haben uns dem Vieh auf unsern Feldern gleich gehalten. Sie haben uns zu Menschen gemacht.

Ein Zweiter. Sie haben uns eine Kirche gebaut und unsre Jugend erziehen lassen.

Ein Dritter. Und haben uns gute Geseze und gewissenhafte Richter gegeben.

Ein Vierter. Ihnen danken wir, daß wir menschlich leben, daß wir uns unsers Lebens freuen.

v. Hutten, in Nachdenken vertieft. Ja, ja — das Reich war gut, und es fehlte nicht an der milden Sonne, wenn sich der kriechende Busch nicht zum Baume aufrichtete. — Es ist meine Schuld nicht, wenn ihr da liegen kliebet, wo ich euch hinwarf. Euer eigen Geändrniß spricht euch das Urtheil. Diese Genügsamkeit beweist mir, daß meine Arbeit an euch verloren ist. Hättet ihr etwas an eurer Glückseligkeit vermisst — es hätte euch um Erstemal meine Achtung erworben. Indem er sich abwendet. Seyd, was ihr seyn könnt — Ich werde darum nicht weniger meinen Weg verfolgen.

Einer aus der Menge. Sie gaben uns Alles, was uns glücklich machen kann. Schenken Sie uns noch Ihre Liebe!

v. Hutten mit kühnem Geß. Wehe dir, der du mich erinnerst, wie oft meine Thorheit dieses Gut verschleuderte. Es ist kein Gesicht in dieser Versammlung, das mich zum Rückfall bringen könnte. — Meine Liebe? — Wärme dich an den Strahlen der Sonne, verleihe den Zuflut, der sie über deinen Weinstock dahin fühlte; aber den schwindlichen Wunsch unterlasse dir, dich in ihre glühende Quelle zu tauchen. Traurig für dich und sie, wenn sie von dir gewußt haben müßte, um die zu leuchten, wenn sie, die Glende, in ihrer himmlischen Bahn deinem Danke still halten müßte! Ihrer ewigen Regel gehorsam, gleißt sie ihren Strahlenstrom aus — gleich unbestimmt um die Allge, die sich darin sonnt, und um dich, der ihr himmlisches Licht mit seinen Katern besudelt — Was sollen mir diese Gaben? — Von meiner Liebe habt ihr euer Glück nicht empfangen. Mir gebührt nichts von der ewigen.

Der Alte. O, Das schmerzt aus, mein theurer Herr, daß wir Alles besitzen sollen und nur die Freude des Dankens entbehren.

v. Hutten. Weg damit! Ich verabscheue Dank aus so unheiligen Händen. Waschet erst die Verleumdung von euren Lippen, der Wucher von euren Fingern, die schelfehende Mißgunst aus euren Augen. Reinigt euer Herz von Lücke, werft eure gleichnerischen Karren ab, laßt die Wage des Richters aus euren schulbigen Händen fallen. Wie? Glaubet ihr, daß dieses Gaukelspiel von Eintracht mir die nöthige Zwietracht verberge, die auch an den heiligsten Banen eures Lebens nagt? Kenne ich nicht jeden Einzelnen aus dieser Versammlung die durch ihre Menge mir ehwürd' seyn will? — Ungesehen folgt euch mein Auge — Die Gerechtigkeit meines Hasses lebt von euren Katern. Zu dem Alten. Du machst dich an, mir Ehrfurcht abzufordern, weil das Alter deine Schläfe bleichte, weil die Last eines langen Lebens deinen

Nacken beugt? — Desto gewisser weiß ich nun, daß du auch meiner Hoffnung verloren bist! Mit leeren Händen steigt du von dem Zenith des Lebens herunter; was du bei voller Mannkraft verfehltest, wirst du an der Krücke nicht mehr einholen. — War es eure Meinung, daß der Anblick dieser schulblosen Wärmer, auf die Kinder zeigend, zu meinem Herz zu sprechen sollte? — O, sie alle werden ihren Vätern gleichen; alle diese Unschuldigen werdet ihr nach eurem Willen verstümmeln, alle dem Zweck ihres Daseyns entführen — O, warum seyd ihr hieher gekommen? — Ich kann nicht — Warum müßtet ihr mir dieses Geständniß abnöthigen? — Ich kann nicht sanft mit euch reden.

Er geht ab.

Siebente Scene.

Eine abgelegene Gegend des Parks, ringum eingeschlossen, von anziehendem, etwas schwerwütigem Charakter.

v. Hutten tritt auf, mit sich selbst lebend. Daß ihr dieses Namens so werth wäret, als er mir heilig ist! — Mensch! Herrliche, hohe Ersehnung! Schönster von allen Gedanken des Schöpfers! Wie reich, wie vollendet giengst du aus seinen Händen! Welche Wohltaute schliessen in deiner Brust, ehe deine Leidenschaft das goldene Spiel verstörte!

Alles um dich und über dir sucht und findet das schöne Maß der Vollendung — Du allein stehst unzureich und mißgestaltet in dem untadeligen Plan. Von keinem Auge ausgefaßt, von keinem Verstande bewundert, ringst du in der schweigenden Wuschel die Perle, ringst der Krystall in den Tiefen der Verge nach der schönsten Gestalt. Wohin nur dein Auge blickt, der einstimmige Bietz aller Wesen, das Geheimniß der Kräfte zur Verfindung zu bringen. Dankbar tragen alle Kinder der Natur der zufriedenen Mutter die gereiften Früchte entgegen, und, wo sie gesäet hat, findet sie eine Ernte — Du allein, ihr liebster, ihr beschenktester Sohn, bleibst aus — nur, was sie dir gab, findet sie nicht wieder, erkennt sie in seiner entstellten Schönheit nicht mehr.

Sey vollkommen! Zahllose Harmonien schlummern in dir, auf dein Geheiß zu erwachen — Rufe sie heraus durch deine Vortrefflichkeit! Leuchte die schöne Lichttrahl in deinem Auge, wenn die Freude dein Herz durchglühte, oder die Amuth auf deinen Wangen, wenn die Milde durch deinen Lufsen floß? Kannst du es dulden, daß das Gemeine, das Vergängliche in dir das Gele, das Unsterbliche beschäme?

Dich zu beglücken ist der Mann, um den alle Wesen buhlen, wonach alle Schönheit ringt — deine wilde Begierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gewaltiam verkehrt du die wohlthätigen Zwecke der Natur — Külle des Lebens hat die Freundliche um sich her gebreitet, und Tod nöthigst du ihr ab. Dein Haß schärfte das friedliche Ghen zum Schwerte, mit Verbrechen und Blüthen belastet deine Habacht des schulblose Geld, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinstocks zum Giste. Unwillig dient das Vollkommene deinen Katern, aber deine Katern stecken es nicht an. Rein bewahrt sich das mißbrauchte Werkzeug in deinem unreinen Dienste. Seine Bestimmung saunß du ihm rauben, aber nie den Gehorsam, womit es ihr dienet. Sey menschlich oder sey Barbar — mit gleich kunstreichem Schlage wird das folgsame Herz deinen Haß und deine Sanftmuth begleiten.

Lehre mich deine Genügsamkeit, deinen ruhigen Gleichmuth, Natur — Tren, wie du, habe ich an der Schönheit gehaungen, von dir laß mich lernen

die verfehlte Lust des Beglückens verschmerzen. Aber, damit ich den zarten Willen bewahre, damit ich den fremdigen Muth nicht verliere — laß mich deine glückliche Blindheit mit dir theilen. Verbirg mir in deinem stillen Frieden die Welt, die mein Wissen empfängt. Würde der Mond seine strahlende Scheibe füllen, wenn er den Mörder sähe, dessen Pfad sie beleuchten soll? Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz — Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. — Hier, wo mir seine rauhe Hand nicht begegnet, wo die feindselige Wahrheit meinen entzückenden Traum nicht verschrenkt, abgeschieden von dem Geschlechte, laß mich die heilige Pflicht meines Tasfeyns in die Hand meiner großen Mutter, an die ewige Schönheit entrichten. Ich umschauend. Ruhige Pflanzenwelt, in deiner kundsreichen Stille vernehme ich das Wandeln der Gottheit; deine verdienstlose Trefflichkeit trägt meinen forschenden Geist hinauf zu dem höchsten Verstande; aus deinem ruhigen Spiegel strahlt mir sein göttliches Bild. Der Mensch wühlt mir Wolken in den überklaren Strom -- wo der Mensch wandelt, verschwindet mir der Schöpfer.

Er will aufstehen. Angelika steht vor ihm.

Achte Scene.

v. Gutten. Angelika.

Angelika tritt schüchtern zurück. Es war Ihr Befehl, mein Vater — Aber, wenn ich Ihre Einsamkeit störe —

v. Gutten, der sie eine Zeitlang stillschweigend mit den Augen mißt, mit lautem Vorwurf. Du hast nicht gut an mir gehandelt, Angelika.

Angelika, betroffen. Mein Vater —

v. Gutten. Du wußtest um diesen Ueberfall — Gehe! es — Du selbst hast ihn veranlaßt.

Angelika. Ich darf nicht Nein sagen, mein Vater.

v. Gutten. Sie sind traurig von mir gegangen. Keiner hat mich verstanden. Sieh, du hast nicht gut gehandelt.

Angelika. Meine Absichten verdienen Verzeihung.

v. Gutten. Du hast um diese Menschen geweint. Zeugne es nur nicht. Dein Herz schlägt für sie. Ich durchschaue dich. Du mißbilligst meinen Kummer.

Angelika. Ich vertheile ihn, aber mit Thränen.

v. Gutten. Diese Thränen sind verdächtig — Angelika — Du wankst zwischen der Welt und deinem Vater — Du mußt Partei nehmen, meine Tochter, wo keine Vereinigung zu hoffen ist — Einem von beiden schufst du ganz entgegen oder ganz gehören — Sey aufrichtig. Du mißbilligst meinen Kummer?

Angelika. Ich glaube, daß er gerecht ist.

v. Gutten. Glaubst du? Glaubst du wirklich? — Höre, Angelika! — Ich werde deine Aufrichtigkeit jetzt auf eine entscheidende Probe setzen — Du wankst, und ich habe keine Tochter mehr — Erge dich zu mir!

Angelika. Dieser freierliche Gruß —

v. Gutten. Ich habe dich rufen lassen. Ich wollte eine Bitte an dich thun. Doch ich befinne mich. Sie kann ein Jahr lang noch ruhen.

Angelika. Eine Bitte an Ihre Tochter, und Sie stehen an, sie zu nennen?

v. Gutten. Der heutige Tag hat mir eine ernstere Stimmung gegeben. Ich bin heute fünfzig Jahre alt. Schwere Schicksale haben mein Leben

beschleunigt, es könnte geschehen, daß ich eines Morgens unverhofft ausbliebe, und ohne zuvor — *er steht auf.* Ja, wenn du weinen mußt, so hast du keine Zeit, mich zu hören.

Angelika. I, halten Sie ein, mein Vater — Nicht diese Sprache — Sie verwundet mein Herz.

v. Gutten. Ich möchte nicht, daß es mich über- raschte, ehe wir mit einander in Nichtigkeit sind — Ja, ich fühle es, ich hange noch an der Welt — der Bettler scheidet eben so schwer von seiner Ar- muth, als der König von seiner Herrlichkeit — Du bißt Alles, was ich zurücklasse.

Still schweigen.

Kummervoll ruhen meine letzten Blicke auf dir — Ich gehe und lasse dich zwischen zwei Abgründen stehen. Du wirst weinen, meine Tochter, oder du wirst beweinenenswürdig seyn — Bis jetzt gelang mir's, diese schmerzliche Wahl dir zu verbergen. Mit heiterem Blicke siehst du in das Leben, und die Welt liegt lachend vor dir.

Angelika. I, möchte sich dieses Auge erheitern, mein Vater — Ja, diese Welt ist schön.

v. Gutten. Ein Widerschein deiner eigenen schönen Seele, Angelika — Auch ich bin nicht ganz ohne glückliche Stunden — Diesen lieblichen Anblick wird sie fortfahren dir zu geben, solange du dich hütest, den Schleier aufzuheben, der dir die Wirklichkeit verbirgt, solange du Menschen entbehren wirst und dich mit deinem eigenen Herzen begnügen.

Angelika. Oder dasjenige finde, mein Vater, das dem meinigen harmonisch begegnet.

v. Gutten, *schneidend und ernst.* Du wirst es nie finden — — Aber hüte dich vor dem unglücklichen Wahn, es gefunden zu haben. *Nach einem Stillschweigen.* *nach, er in Gedanken verloren ist.* Unsere Seele, Angelika, erkrankt sich zuweilen garst, bezaubernde Wälder, Wälder aus schönern Welten, in edlern Formen ge- zeuht. In fern nachahmenden Zügen erreicht sie zuweilen die spielende Natur, und es gelangt ihr, das überraschte Herz mit dem erfüllten Ideale zu täuschen. — Das war meines Vaters Schicksal, Ange- lika. Du sahst ich diese Vichigenalt meines Gehirns von einem Menschenangstich mir entgegenstrahlen; freudetrunknen stredt ich die Arme darnach aus, aber das Taubbild gerief bei meiner Umarmung.

Angelika. Doch, mein Vater —

v. Gutten *unruhig.* Die Welt kann dir nichts darbieten, was sie von dir nicht empfängt. Treue dich deines Wäldes in dem spiegelgluten Wasser; aber stürze dich nicht hinab, es zu umfassen: in seinen Wellen ergreift dich der Tod. Liebe nennen sie diesen schmeichelnden Wahnfinn. Hüte dich, an dieses Blendwerk zu glauben, das uns die Dichter so lieb- lich malen. Das Geschick, das du anbetest, bist du selbst, was dir antwortet, ist dein eigenes Echo aus einer Todtengruft, und schrecklich allein bleibst du stehen.

Angelika. Ich hoffe, es gibt noch Menschen, mein Vater, die — von denen —

v. Gutten, *aufmerks.* am. Du hoffst es? — Hoffst!

Er steht auf. Nachdem er einige Schritte auf und wieder gegangen. Ja, meine Tochter — Das erinnert mich, warum ich dich jetzt habe rufen lassen. *Nachdem er vor ihr stehen bleibt und sie forschend betrachtet.* Du bist schneller gewesen, als ich, meine Tochter — Ich verwundere mich — Ich erschreckte über meine ferglose Sicherheit — So nahe war ich der Gefahr, die ganze Arbeit meines Lebens zu verlieren!

Angelika. Mein Vater! Ich verstehe nicht, was Sie meinen.

v. Gutten. Das Gespräch kommt nicht zu frühe — Du bist neunzehn Jahre alt, du kannst Rechenschaft von mir fordern. Ich habe dich herausgerissen aus der Welt, der du angehörst, ich habe in dieses stille Thal dich gestülctet. Dir selbst ein Geheimniß, wuchstest du hier auf. Du weißt nicht, welche Bestimmung dich erwartet. Es ist Zeit, daß du dich kennen lernest. Du mußt Licht über dich haben.

Angelika. Sie machen mich unruhig, mein Vater —

v. Gutten. Deine Bestimmung ist nicht, in diesem stillen Thal zu verblühen — Du wirst mich hier begraben, und dann gehst du der Welt an, für die ich dich schmückte.

Angelika. Mein Vater, in die Welt wollen Sie mich stoßen, wo Sie so unglücklich waren?

v. Gutten. Glücklicher wirst du sie betreten. Was einigem Stillstehenden. Auch, wenn es anders wäre, meine Tochter — Deine Jugend ist ihr schuldig, was mein frühzeitiges Alter ihr nicht mehr entrichten kann. Meiner Führung bedarfst du nicht mehr. Mein Amt ist geendigt. In verschlossener Werkstätte reifte die Wildniß still unter dem Weisel des Künstlers heran; die vollendete muß von einem erhabenen Gesetze strahlen.

Angelika. Nie, nie, mein Vater, geben Sie mich aus Ihrer bildenden Hand.

v. Gutten. Einen einzigen Wunsch behielt ich noch zurück. Zugleich mit ihr wuchs er groß in meinem Herzen, mit jedem neuen Meier, der sich auf diesen Wangen verklärte, mit jeder schönen Blüthe dieses Geistes, mit jedem höhern Range dieses Rufens sprach er lauter in meinem Herzen — Dieser Wunsch, meine Tochter — reiche mir deine Hand!

Angelika. Sprechen Sie ihn aus. Meine Seele eilt ihm entgegen.

v. Gutten. — Angelika! Du bist eines vermögenden Mannes Tochter. Dafür hält mich die Welt; aber meinen ganzen Reichthum kennt Niemand. Mein Tod wird dir einen Schatz offenbaren, den deine Wohlthätigkeit nicht erschöpfen kann — — Du kannst den Unerfättlichsten überraschen.

Angelika. So tief, mein Vater, lassen Sie mich sinken!

v. Gutten. — Du bist ein schönes Mädchen, Angelika! Laß deinen Vater dir gestehen, was du keinem andern Manne zu danken haben sollst. Deine Mutter war die Schönste ihres Geschlechts — Du bist ihr geschöntes verebeltes Bild. Männer werden dich sehen, und die Leidenschaft wird sie zu deinen Füßen führen. Wer diese Hand davon trägt —

Angelika. Ist das meines Vaters Stimme? — O, ich höre es, Sie haben mich aus Ihrem Herzen verstoßen.

v. Gutten, mit Wohlgefallen bei ihrem Lächeln v. wilsch. Diese schöne Gestalt belebt eine schönere Seele — Ich denke mir die Liebe in diese friedliche Brust — Welche Ernte blüht hier der Liebe — O, dem Edelsten ist hier der schönste Lohn aufgehoben.

Angelika, 1. f. bracht. st. an ihm nieder und verbirgt ihr Gesicht in seinen Händen.

v. Gutten. Mehr des Glückes kann ein Mann aus eines Weibes Hand nicht empfangen! — Weißt du, daß du mir alles Dies schuldig bist? Ich habe Schätze gesammelt für deine Wohlthätigkeit, deine Schönheit hab' ich gehütet, dein Herz hab' ich

bewacht, deines Geistes Güte hab' ich entfalteter. Eine Bitte gewähre mir für Dies alles — in diese einzige Bitte fasse ich Alles zusammen, was du mir schuldig bist — wirst du mir sie verweigern?

Angelika. O mein Vater! Warum diesen weiten Weg zum Herzen Ihrer Angelika?

v. Gutten. Du bester Alles, was einen Mann glücklich machen kann. Gehe hier inne und mäh' sie scharf mit den Augen. Mache nie einen Mann glücklich!

Angelika erbläst, schlägt die Augen nieder.

v. Gutten. Du schweigst? — diese Angst — dieses Zittern — Angelika!

Angelika. Ach, mein Vater —

v. Gutten, sanfter. Deine Hand, meine Tochter — Versprich mir — Gelobe mir — Was ist Das? Warum zittert diese Hand? Versprich mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika in schmerzlicher Verzweiflung. Nie, mein Vater — als mit Ihrem Verfall.

v. Gutten. Auch, wenn ich nicht mehr bin — Schwöre mir, nie einem Mann diese Hand zu geben.

Angelika, kämpfend, mit bebender Stimme. Nie — niemals, wenn nicht — wenn Sie nicht selbst dieses Versprechens mich entlassen.

v. Gutten. Also niemals. Gehe, laß ihre Hand los. Nach einem langen Stillstehenden. Sieh' diese weißen Hände! Diese Furchen, die der Gram auf meine Wangen grub! Ein Greis steht vor dir, der sich zum Rande des Grabes hinunterneigt, und ich bin noch in den Jahren der Kraft und der Mannheit! — Das thaten die Menschen — das ganze Geschlecht ist mein Mörder — Angelika — begleite den Sohn meines Mörders nicht zum Altar. Laß meinen blutigen Gram nicht in ein Gaukelspiel euden. Diese Wunde, gewartet von meinem Kummer, mit meinen Thränen betäubt, darf von der Freude Hand nicht gebrochen werden. Die erste Thräne, die du der Liebe weinst, vermischt dich wieder mit diesem niedern Geschlechte — die Hand, die zu einem Mann am Altare reicht, schreibt meinen Namen an die Schandensäule der Thoren.

Angelika. Nicht weiter, mein Vater. Jetzt nicht weiter. Vergessen Sie, daß ich —

Sie will gehen. Gutten hält sie zurück.

v. Gutten. Ich bin kein harter Vater gegen dich, meine Tochter. Lieb' ich dich weniger, ich würde dich einem Mann in die Arme führen. Auch trag' ich keinen Haß gegen die Menschen. Der thut mir Unrecht, der mich einen Menschenhasser nennt. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben. Halte mich nicht für den gemeinen Thoren, der die Gekerkelten entgelten will, was die Unedeln gegen ihn verbrochen. Was ich von den Unedeln litt, ist vergessen. Mein Herz blutet von den Wunden, die ihm die Vesten und Edelsten geschlagen.

Angelika. Decken Sie es den Vesten und Edelsten — Sie werden heilenden Balsam in diese Wunden gießen. Brechen Sie dieses geheimnißvolle Schweigen!

v. Gutten nach einem Stillstehenden. Könnst' ich dir die Geschichte meiner Mißhandlungen erzählen, Angelika! — Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich will dir die fröhliche Sicherheit, das süße Vertrauen auf dich selbst nicht entreißen — Ich will den Haß nicht in diesen freudlichen Busen führen. Verwahren möcht' ich dich gegen die Menschen, aber nicht erbittern. Meine treue Erzählung würde das Wohlwollen auflösen in deiner Brust, und erhalten möchte ich diese heilige Flamme. Gehe, sieh' eine neue

und schönere Schöpfung von selbst hier gebildet hat, möchte ich die wirkliche Welt nicht von deinem Herzen reißen. Pause. Angelika neigt sich über ihn mit thranenden Augen.

Ich gönne dir den lachenden Anblick des Lebens, den seligen Glauben an die Menschen, die dich jetzt noch gleich holden Erscheinungen umspielen: er war heilsam, er war nothwendig, den göttlichsten der Triebe in deinem Herzen zu entfalten. Ich bewundere die weise Sorgfalt der Natur. Eine gefällige Welt legt sie um unsern jugendlichen Geist, und der aufkeimende Trieb der Liebe findet, was er ergeißt. An dieser blinsälligen Stütze spinnt sich der zarte Eshöpling hinauf und umschlingt die nachbarliche Welt mit tausend lüppigen Zweigen. Aber soll er, ein königlicher Stamm, in solcher Eshöheit zum Himmel wachsen — o, dann müssen diese Nebenzweige erstehen, und der lebendige Trieb, zurückgedrängt in sich selbst, in gerader Richtung über sich streben. Still und sanft fängt die erstarrte Seele jetzt an, den verirren Trieb von der wirklichen Welt abzurufen und dem göttlichen Ideale, das sich in ihrem Innern verflärt, entgegen zu tragen. Dann bedarf unser seliger Geist jener Hülfe der Kindheit nicht mehr, und die gereinigte Gluth der Begeisterung lodert fort an einem inneren unsterblichen Zunder.

Angelika. Ach, mein Vater! Wie viel fehlt mir zu dem Willen, das Sie mir vorhalten! — Auf diesem erhabenen Stuge kann Ihre Tochter Sie nicht begleiten. Lassen Sie mich das liebeliche Phantem verfolgen, bis es von selbst von mir Abschied nimmt. Wie soll ich — wie kann ich außer mir haßen, was Sie mich in mir selbst lieben lehren? was Sie selbst in Ihrer Angelika lieben?

v. Gutten mit einiger Empfindlichkeit. Die Einsamkeit hat sich mir verborben, Angelika. — Unter Menschen muß ich dich führen, damit du sie im achten verlorene. — Du sollst ihm nachjagen, deinem lieblichen Phantom — Du sollst dieses Götterbild deiner Einbildung in der Nähe beschaun. — Wohl mir, daß ich nichts dabei wage — Ich habe dir einen Wackel in dieser Brust mitgegeben, den sie nicht aushalten werden. Du wirst ihnen zuversichtlich betrachten. O, noch

eine schöne Freude blüht mir auf, und die lange Sehnsucht naht sich ihrer Erfüllung. — Wie sie staunen werden, von nie empfundenen Gefühlen entglühen werden, wenn ich den vollendeten Engel in ihre Mitte stelle — Ich habe sie — ja, ich habe sie gewiß — ihre Wesen und Geesten will ich in dieser goldenen Schlinge verstricken — Angelika! — naht dich ihr mit feierlichem Gange und laßt seine Hand auf ihr Haupt niedersinken. Sey ein höheres Wesen unter diesem gesunkenen Geschlechte! — Streue Regen um dich, wie eine beglückende Gottheit! — Uebe Thaten aus, die das Licht nie beleuchtete hat! — Spiele mit den Tugenden, die den Heltenmuth des Helden, die die Weisheit des Weisesten erschöpfen. Mit der unwiderstehlichen Schönheit bewaffnet, wiederhole du vor ihren Augen das Leben, das ich in ihrer Mitte unerkannt lebte, und durch deine Anmuth triumphire meine verurtheilte Tugend. Mitter strahle durch deine weibliche Seele ihr verzehrender Glanz, und ihr blödes Auge öffne sich endlich ihren stehenden Strahlen. Bis hieher führe sie — bis sie den ganzen Himmel sehen, der an diesem Herzen bereitet liegt, bis sie nach diesem unaussprechlichen Glück ihre glühenden Wünsche ausbreiten — und jetzt schiebe in deine Glorie hinauf — in schwinkiger Ferne sehen sie über sich die himmlische Erschreunung, ewig unerreichbar ihrem Verlangen, wie der Orion unserm sterblichen Arm in des Himmels heiligen Feldern — zum Schattenbilde wurden sie mir, da ich nach Wesen dürstete; in Schatten zerflöße du ihnen wieder. — So stelle ich dich hinaus in die Menschheit — Du weißt, wer du bist — Ich habe dich meiner Nachkommen. *

* Anmerkung des Herausgebers: Im 11ten Band der Zeits., wo sich dieses Argument zuerst findet, findet sich am Ende die Note.

Die drei vorerwähnten Zentren sind **Leuchttürme** eines **Trauerfelds**, welches schon vor mehreren Jahren angefangen wurde, aber auf vor-
erwähnten Menschen überhaupt nicht. **Türkisch** wurde die **Ordnung**
dieses **Wunderlandes** und diese ganze **Staatseingemalte** dem **Weltismus**
einmal in einer **anderen** **Form** vorge-
geben. **Welche** diesem **Bogen**
habe auch ein **ist**, als die **Trauer**

[illegible]

Wallenstein.

Ein dramatisches Gedicht.

Erster Theil.

Wallensteins Lager.

Prolog.

Geiprochen bei der Wiedereröffnung der Schaubühne in Weimar im October 1794.

Der scherzenden, der ernstern Maske Spiel,
Dem ihr so oft ein willig Ohr und Auge
Geliehn, die weiche Seele hingegeben,
Vereinigt uns aufs Neu' in diesem Saal —
Und sieh'! er hat sich neu verjüngt, ihn hat
Die Kunst zum heitern Tempel ausgeschmückt,
Und ein harmonisch hoher Geist spricht uns
Aus dieser edeln Säulenerordnung an
Und regt den Sinn zu festlichen Gefühlen.

Und doch ist Dies der alte Schanplatz noch,
Die Wiege mancher jugendlichen Kräfte,
Die Laufbahn manches wachsenden Talents.
Wir sind die Alten noch, die sich vor euch
Mit warmem Trich und Güte ausgebreitet.
Ein edler Meister stand auf diesem Platz,
Euch in die heitern Höhen seiner Kunst
Durch seinen Schöpfergenius entzündend.
O! möge dieses Raumes neue Würde
Die Würdigsten in unsre Mitte ziehn,
Und eine Hoffnung, die wir lang gekost,
Sich uns in glänzender Gefüllung zeigen.
Ein großes Wunder weckt Nachbeterung
Und gibt dem Urtheil höhere Gesetze.
So stehe dieser Kreis, die neue Bühne,
Als Zungen des vollendeten Talents.
Wo möcht' es auch die Kräfte lieber prüfen,
Den alten Ruhm erneuern und verjüngen,
Als hier vor einem anerlesnen Kreis,
Der, rührbar jedem Zunderschlag der Kunst,
Mit liebeweglichem Gefühl den Geist
In seiner flüchtigsten Erscheinung haßt?

Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Eian vorüber,
Wenn das Geßiß des Meißels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und, wie der Klang verhallt in dem Ohr,
Verflucht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt sein dauernd Werk.
Schon ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis;
Dem Mimen flieht die Nachwelt seine Kränze:

Denn muß er zeigen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Weisen
Ein lebend Denkmal sich erbauen — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus:
Denn, wer den Vesten seiner Zeit genug
Gethan, Der hat gelebt für alle Zeiten.

Die neue Aera, die der Kunst Italiens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Wahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schanplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir stehend uns bewegen:
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen;
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Tugenden.

Und jetzt an des Jahrhunderts erstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Rang versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Berfallen sehn wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommenes Friede
Europens Zeichen gab, die 18ure Bruch
Von dreißig jammervollen Kriegejahren.
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die düst're Zeit an euch vorüberfliegen
Und blicket früher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsvolle Ferne.

In jenes Krieges Mitte steht euch jetzt
Der Dichter. Sechzehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Glucks und dahin gekloht,

In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Lebenshoffnung strahlt von fern.
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt, Gewerb' und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger Alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.
Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glücks abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg
Und, ungesättigt immer weiter strebend,
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.
Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch euren Herzen menschlich näher bringen:
Denn jedes Menschenliebe führt sie, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größte Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Nicht er ist's, der auf dieser Bühne heut
Erscheinen wird. Doch in den kühnen Schaaren,
Die sein Reichthum gewaltig lenkt, sein Geist
Besetzt, wird euch sein Schattenbild begegnen,
Bis ihn die schöne Muse selbst vor euch
Zu stellen wagt in lebender Gestalt:
Denn seine Macht ist's, die sein Herz verführt;
Sein Lager nur erklärt sein Verbrechen.

Darum verleiht dem Dichter, wenn er euch
Nicht raschen Schritts mit einem Mal ans Ziel
Der Handlung reißt, den großen Gegenstand
In einer Reihe von Gemälden nur
Vor euren Augen abzurollen wagt.
Das heut'ge Spiel gewinne euer Ohr
Und euer Herz den ungewohnten Tönen;
In jenen Zeittraum führ' es euch zurück,
Auf jene fremde kriegerische Bühne,
Die unser Held mit seinen Thaten bald
Erfüllen wird.

Und, wenn die Muse heut',
Des Tanges freie Göttin und Gesangs,
Ihr altes deutsches Recht, des Meines Spiel,
Verscheiden wieder fordert — tadelt's nicht!
Ja, danket ihr's, daß sie das dünne Bild
Der Wahrheit in das heitere Reich der Kunst
Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschleicht:
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Personen:

Wachmeister (von einem Terzty'schen
Crompeter) Garabinter-Regiment.
Constabler.
Schuttschützen.
Zwei Holsche reitende Jäger.
Drittl'sche Dragoner.
Arkebussiere vom Regiment Tiefen-
bach.

Circassier von einem wallonischen
Regiment.
Circassier von einem lombardischen
Regiment.
Erbsen.
Ublanen.
Recrut.
Bürger.

Vor der Stadt Pilsen in Böhmen.

Dauer.
Bauerknabe.
Capuziner.
Soldatenschulmeister.
Markenderin.
Eine Anwärterin.
Soldatenjungen.
Hobolisten.

Erster Auftritt.

Kram- und Tiedelkude. Soldaten von allen
Parten und Hülfskuden. Alle Tische sind besetzt.
Erbsen und Ublanen. Markenderin. Soldatenjungen.
Recrut. Soldatenjungen.
Auf einer Tüchlein, im Zelt wird gejeungen.

Ein Bauer und sein Sohn.

Bauerknabe.

Vater, es wird nicht gut ablaufen.
Reiben wir von dem Soldatenhanten.
Sind auch gar trogige Kameraden;
Wenn sie uns nur nichts am Krabe schaden!

Bauer.

Oi was! Sie werden uns ja nicht fressen,
Reiben sie's auch ein wenig verrennen.
Siecht du! Sind neue Wölfer bereiten.
Kommen frisch von der Saal' und dem Main,
Bringen Weiz' mit, die rarsten Sachen!
Unser ist's, wenn wir's nur listig machen.

Ein Hauptmann, den ein anderer erschlag,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach;
Die will ich heut einmal probiren,
Ob sie die alte Kraft noch fähren.
Macht dich nur recht erbärmlich stellen!
Sind dir gar lockere, leichte Gesellen,
Lassen sich gern töd'n thun und leben;
So wie gewonnen, so ist's zerbrochen.
Nehmen sie uns das Unse in Schaffeln,
Müssen wir's wieder bekommen in Kesseln;
Schlagen sie grob mit dem Schwerte drein,
So sind wir pfiffig und treiben's fein.

Im Zelt wird gejeungen und gejebelt.

Wie sie jauchzen — daß Gott erbarm!
Alles Das geht von des Bauern Belle.
Schon acht Monate legt sich der Schwarm
Uns in die Wetten und in die Ställe;
Weit herum ist in der ganzen Rue
Keine Beke mehr, keine Klau,

Daß wir vor Hunger und Elend schier
Nagen müssen die eigenen Knochen.
War's doch nicht ärger und krauser hier,
Als der Sachs noch im Lande thät pochen,
Und Die nennen sich Kaiserliche —

Dauerknabe.

Water, da kommen ein Paar aus der Küche,
Sehen nicht aus, als wär' viel zu nehmen.

Dauer.

Sind Einheimische, geborne Böhmen,
Von des Terschka's Garabinieren,
Liegen schon lang in diesen Quartieren:
Unter Allen die Schlimmsten just,
Spreizen sich, werfen sich in die Brust,
Thun, als wenn sie zu fürnehm wären,
Mit dem Bauer ein Glas zu leeren.
Aber dort seh' ich drei scharfe Schützen
Linker Hand um ein Feuer sitzen,
Sehen mir aus wie Tyroler schier.
Emmerich, komm'! an die wollen wir:
Lustige Vögel, die gerne schwagen,
Tragen sich sauber und führen Wagen.

Sehen nach den Zelten.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Wachtmeister. Trompeter. Uhlán.

Trompeter.

Was will der Bauer da? Fort, Galant!

Dauer.

Gnädige Herren, einen Rissen und Trunk!
Haben heut noch nichts Warmes gegessen.

Trompeter.

Si, Das muß immer sauren und freffen.

Uhlán mit einem Glase.

Nichts getrübt? Da, trink', du Hund!

Führt den Bauer nach dem Zelte. Zwei kommen vorwärts.

Wachtmeister zum Trompeter.

Meinst du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Köhnung gegeben,
Nur, daß wir flott und lustig leben?

Trompeter.

Die Herzogin kommt ja heute herein
Mit dem fürstlichen Bräulein —

Wachtmeister.

Das ist nur der Schein.

Die Truppen, die aus fremden Ländern
Sich hier vor Pilsen zusammen fanden,
Die sollen wir gleich an uns locken
Mit gutem Schluck und guten Brocken,
Damit sie sich gleich zufrieden finden
Und fester sich mit uns verbinden.

Trompeter.

Ja, es ist wieder was im Werke.

Wachtmeister.

Die Herrn Generäle und Commandanten —

Trompeter.

Es ist gar nicht geheuer, wie ich merke.

Wachtmeister.

Die sich so dick hier zusammen fanden —

Trompeter.

Sind nicht für die Langweil' herbemüht.

Wachtmeister.

as Gemunkel und das Geschick —

Trompeter.

Wachtmeister.

Und von Wien die alte Herrücke,
Seit gestern herumgehn sieht,

Mit der glühnen Gnabenkette,
Das hat was zu bedeuten, ich wette.

Trompeter.

Wieder so ein Spürhund, gebt nur Acht,
Der die Jagd auf den Herzog macht.

Wachtmeister.

Merkst du wohl? Sie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Gesicht.
Er ist ihnen zu hoch gestiegen,
Möchten ihn gern herunterkriegen.

Trompeter.

Aber wir halten ihn aufrecht, wir.
Dächten doch Alle, wie ich und Ihr!

Wachtmeister.

Unser Regiment und die andern vier,
Die der Terschka anführt, des Herzogs Schwager,
Das resoluteste Corps im Lager,
Sind ihm ergeben und gewogen:
Hat er uns selbst doch herangezogen.
Alle Hauptleute setzt' er ein,
Sind alle mit Leib und Leben fein.

Dritter Auftritt.

Croat mit einem Halsband. Scharfschütze folg. Vorige.

Scharfschütz.

Croat, wo hast du das Halsband gestohlen?
Handle dir's ab! dir ist's doch nichts nütz.
Gib' dir dafür ein Paar Lerzerolen.

Croat.

Nir, nir! du willst mich betrügen, Schütz.

Scharfschütz.

Nun! gib' dir auch noch die blaue Mütze,
Hab' sie so eben im Glücksrad gewonnen.
Siehst du? Sie ist zum höchsten Staat.

Croat.

läßt das Halsband in der Sonne trocknen

's ist aber von Perlen und edlem Granat.
Schau, wie Das glänzt in der Sonnen!

Scharfschütz nimmt das Halsband.

Die Geldtasche noch gib' ich drein.

Reißt es.

Es ist mir nur um den schönen Schein.

Trompeter.

Seht nur, wie Der den Croaten preßt!
Halbpart, Schütze, so will ich schweigen.

Croat hat die Woge aufgelegt.

Deine Mühe mir wohlgefällt.

Scharfschütz wagt dem Trompeter.

Wir tauschen hier: die Herrn sind Zeugen!

Vierter Auftritt.

Vorige. Constabler.

Constabler tritt zum Wachtmeister.

Wie ist's, Vnder Garabinier?
Werden wir uns lang noch die Hände wärmen,
Da die Feinde schon frisch im Feld herum schwärmen?

Wachtmeister.

Thut's Ihm so eilig, Herr Constabel?
Die Wege sind noch nicht praktikabel.

Constabler.

Mir nicht. Ich hab' gemächlich her;
Aber ein Gilbott ist angekommen.
Welket, Regenschurg sey genommen.

Trompeter.

Si, da werden wir bald aufstehn.

Wachtmeister.

Wohl gar, um dem Bayer sein Land zu schützen,
Der dem Fürsten so unfreund ist?
Werden uns eben nicht sehr erhitzen.

Constabler.

Meint Ihr? — Was Ihr nicht alles wißt!

Fünfter Auftritt.

**Vorige. Zwei Jäger. Dann Marketenderin.
Soldatenjungen. Schulmeister. Aufwärterin.**

Erster Jäger.

Sieh', sieh'!

Da treffen wir lustige Compagnie.

Crompeter.

Was für Grünröck' mögen Das seyn?
Treten ganz schmutz und staltlich ein.

Wachtmeister.

Sind Hellsische Jäger; die silbernen Treffen
Hielten sie sich nicht auf der Leipziger Meßten.

Marketenderin kommt und bringt Wein
Glück zur Ankunft, ihr Herrn!

Erster Jäger.

Was? der Witz?

Das ist ja die Gussel aus Masewitz.

Marketenderin.

I freilich! Und Er ist wohl gar, Müßjö,
Der lange Peter aus Igehö?
Der seines Vaters goldene Ächse
Mit seinem Regiment hat durchgebracht
In Glückstadt, in einer lustigen Nacht. —

Erster Jäger.

Nur die Beere vertauscht mit der Angelbüchse.

Marketenderin.

Ei, da sind wir alte Bekannte!

Erster Jäger.

Und lassen uns hier im böhmischen Lande.

Marketenderin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort
Wie Ginen der rauhe Kriegesbesen
Regt und schüttelt von Ort zu Ort.
Wie lachst weit herum gewesen.

Erster Jäger.

Will's Ihr glauben! Das stellt sich dar.

Marketenderin.

Wie hinauf bis nach Temeswar
Gefommen mit den Bagagewagen,
Als wir den Wandfeller thäten jagen.
Vag mit dem Friedländer vor Straßburg,
Wing mit derten die Wirtschaft zu Grund
Bez mit dem Succurs vor Mantua
Kam wieder heraus mit dem Doria,
Wag mit einem spanischen Regiment
Hab' ich einen Abstecker gemacht nach Gent.
Jetzt will ich's im böhmischen Land predigen,
Alle Schulden einzuführen —
Ob mir der Kürst hilft zu meinem Geld.
Und Das dort ist mein Marketenderel.

Erster Jäger.

Nun, da trifft Sie Alles beisammen an!
Doch wo hat Sie den Schwotzländer hingetban,
Mit dem Sie damals herumgezogen?

Marketenderin.

Der Spigbub! Der hat mich schön betrogen.
Dort ist er! mit Allem davon gefahren,
Was ich mir thut am Leib erfahren.
Ließ mir nichts, als den Esplingel da!

Soldatenjunge kommt geprüngelt

Mutter! sprichst du von meinem Papa?

Erster Jäger.

Nun, nun, Das muß der Kaiser ernähren.
Die Armee sich immer muß neu gebären.

Soldatenschulmeister kommt.

Dort in die Feldschule! Marsch, ihr Wuben!

Erster Jäger.

Das fürchtet sich auch vor den engen Stuben!

Aufwärterin kommt

Vase, sie wollen fort.

Marketenderin.

Gleich, gleich!

Erster Jäger.

Ei, wer ist denn das kleine Schelmengesicht?

Marketenderin.

's ist meiner Schwester Kind — aus dem Reich.

Erster Jäger.

Ei, also eine liebe Nichte?

Zweiter Jäger, das Mädchen haltend
Weiß' Sie bei uns doch, artiges Kind!

Aufwärterin.

Gäste dort zu bedienen sind.

Mädchen schied sich und geht.

Erster Jäger.

Das Mädchen ist kein über's Wissen! —
Und die Ruhme — beim Element!
Was haben die Herren vom Regiment
Sich um das niedliche Vörschen gerissen!
Was man nicht alles für Leute kennt,
Und wie die Zeit von dannen rennt! —
Was werd' ich noch alles erleben müssen!

3. in Wand und Tisch mit dem Markten.

Guch zur Gesundheit, meine Herrn! —
Laßt uns hier auch ein Plätzchen nehmen.

Sechster Auftritt.

Jäger. Wachtmeister. Crompeter.

Wachtmeister.

Wir danken ich n. Von Herica gern.
Wir rücker in. Willkommen in Böhmen!

Erster Jäger.

Ihr sagt hier warum Wir, in Feindes Land,
Müßten derweil um Löcher beknennen.

Crompeter.

Man soll's euch nicht ansehen, ihr seid gelant.

Wachtmeister.

Ja, ja, im Saarkreis und auch in Meissen
Hört man euch Herrn nicht besonders reissen.

Zweiter Jäger.

Seyd mir doch still! Was will Das heißen?
Der Creat es ganz anders trieb;
Und nur die Nachles' übrig blieb.

Crompeter.

Ihr habt da einen saubern Spigen
Am Riagen, und wie euch die Hosen higen!
Die seine Wajbe, der Federhut!
Was Das alles für Wirkung thut!
Daß doch den Vurschen das Glück fell scheinen,
Und so was kommt nie an unser Ginen!

Wachtmeister.

Dafür sind wir des Friedländers Regiment.
Man muß uns ehren und respectiren.

Erster Jäger.

Das ist für uns Andre kein Compliment:
Wir eben so gut seinen Namen führen.

Wachtmeister.

Ja, ihr gehört auch so zur ganzen Masse.

Erster Jäger.

Ihr seyd wohl von einer besondern Race?
Der ganze Unterschied ist in den Rücken,
Und ich ganz gern mag in meinem stecken.

Wachtmeister.

Herr Jäger, ich muß euch nur bedauern,
Ihr lebt so draußen bei den Bauern;
Der seine Griff und der rechte Ton,
Das lernt sich nur um des Feldherrn Person.

Erster Jäger.

Sie bekam euch sibel, die Lection.
Wie er räuspert, und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine, sein Geist
Sich nicht an der Wachtparade weis.

Zweiter Jäger.

Wetter auch! wo ihr nach uns fragt,
Wir heißen des Friedländers wilde Jagd
Und machen dem Namen keine Schande —
Ziehen frech durch Feindes und Freundes Lande,
Quersfeldein durch die Saat, durch das gelbe Korn —
Sie kennen das Hellsische Jägerhorn! —
In einem Augenblick fern und nah,
Schnell wie die Sündflut, so find wir da —
Wie die Feuerflamme bei dunkler Nacht
In die Häuser fährt, wenn Niemand wacht —
Da hilft keine Gegenwehr, keine Muth,
Keine Ordnung gilt mehr und keine Zucht. —
Es sträubt sich — der Krieg hat kein Erbarmen —
Das Mäglein in unsern sehnigen Armen —
Bragt nach, ich sag's nicht, um zu prahlen;
In Vaireuth, im Weigtländ, in Westphalen,
Wo wir nur durchgekommen sind —
Ergählen Kinder und Kindeskind
Nach hundert und aber hundert Jahren
Von dem Hock noch und seinen Schaaren.

Wachtmeister.

Nun, da steht man's! Der Sauf und Braus,
Macht denn der den Soldaten aus?
Das Tempo macht ihn, der Sinn und Schick,
Der Begriff, die Bedeutung, der seine Blick.

Erster Jäger.

Die Freiheit macht ihn. Mit Euren Fragen!
Daß ich mit Euch soll darüber schwagen. —
Lief ich darum aus der Schul' und der Lehre,
Daß ich die Krohn' und die Gallerie,
Die Schreibstüb' und ihre engen Wände
In dem Festschlager wiederfände? —
Klett will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.
Führt mich ins Feuer frisch hinein,
Ueber den reißenden, tiefen Rhein —
Der dritte Mann soll verloren seyn —
Werbe mich nicht lang sperren und zieren.
Sonst muß man mich aber, ich bitte sehr,
Mit nichts weiter incommobiren.

Wachtmeister.

Nu, nu, verlangt Ihr sonst nichts mehr?
Das ließ sich unter dem Womms da finden.

Erster Jäger.

War das nicht für ein Pladen und Schinden
Der Oustav, dem Schweden, dem Reuteplager!
Der machte eine Kirch' aus seinem Lager,
Ließ Wache halten, des Morgens, gleich
Vellie und beim Zapfenreich.

Und, wurden wir manchmal ein Wenig munter,
Er kanzelt' uns selbst wohl vom Gaul herunter.

Wachtmeister.

Ja, es war ein gottesfürchtiger Herr.

Erster Jäger.

Dinren, die ließ er gar nicht passiren,
Mußten sie gleich zur Kirche führen,
Da ließ ich, konnt's nicht ertragen mehr.

Wachtmeister.

Jetzt geht's dort auch wohl anders her.

Erster Jäger.

So ritt ich hinüber zu den Rügen,
Sie thäten sich just gegen Magdeburg rüsten.
Ja, Das war schon ein ander Ding!
Alles da lustiger, looser ging,
Soff und Spiel und Mädel die Menge!
Wahrhaftig, der Spas war nicht gering.
Denn der Lilly verstand sich aufs Commandiren:
Dem eigenen Körper war er streng,
Dem Soldaten ließ er Vieles passiren,
Und, ging's nur nicht aus seiner Gassen,
Sein Spruch war: Leben und leben lassen.
Aber das Glück blieb ihm nicht stät —
Seit der Leipziger Fatalität
Wollt' es eben nirgends mehr stecken,
Alles bei uns gerieth ins Stecken;
Wo wir erschienen und pochten an,
Ward nicht gegrüßt noch aufgethan.
Wir mußten uns drücken von Ort zu Ort,
Der alte Respect war eben fort. —
Da nahm ich Handgeld von den Sachsen,
Meinte, da müßte mein Glück recht wachsen.

Wachtmeister.

Nun, da kamt Ihr ja eben recht
Zur böhmischen Leute.

Erster Jäger.

Es ging mir schlecht.

Sollten da strenge Mannsacht halten,
Durften nicht recht als Feinde walten,
Mußten des Kaisers Schlösser bewachen,
Viel' Umständ' und Complimente machen.
Führten den Krieg, als wär's nur Scherz,
Hatten für die Sach' nur ein halbes Herz,
Wollten's mit Niemand ganz verderben,
Kurz, da war wenig Ehr' zu erwerben,
Und ich wär' bald vor Ungeduld
Wieder heimgelaufen zum Schreibestuhl.
Wenn nicht eben auf allen Straßen
Der Friedländer hätte werben lassen.

Wachtmeister.

Und wie lang denkt Ihr's hier anzuhalten?

Erster Jäger.

Spast nar! So lange der thut walten.
Denk' ich Euch, mein' Seel' an kein Gultauen.
Kann's der Soldat wo besser kaufen? —
Da geht Alles nach Kriegesstätt,
Hat Alles 'nen großen Schnitt,
Und der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Keller mit.
Da tret' ich auf mit beherztem Schritt,
Dari über den Bürger kühn wegschreiten,
Wie der Feldherr über der Fürsten Haupt.
So ist hier, wie in den alten Zeiten,
Wo die Klinge noch Alles thät bedeuten;
Da gib't's nur ein Vergehn und Verbrehen:
Der Ordre widerspöcklich widersprechen.
Was nicht verboten ist, ist erlaubt;
Da fragt Niemand, was Einer glaubt;

Es gibt nur zwei D'ng' überhaupt:
Was zur Armee gehört und nicht;
Und nur der Fahne bin ich verpflichtet.

Wachtmeister.

Jetzt gefällt Ihr mir, Jäger! Ihr sprecht
Wie ein Friedländischer Reitersknecht.

Erster Jäger.

Der führt's Commando nicht wie ein Amt,
Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!
Es ist ihm nicht um des Kaisers Dienst,
Was bracht' er dem Kaiser für Gewinnst?
Was hat er mit seiner großen Macht
Zu des Landes Schirm und Schutz vollbracht?
Ein Reich von Soldaten wollt' er gründen,
Die Welt aufstecken und entzünden,
Sich Alles vermessen und unterwinden —

Trompeter.

Still, wer wird solche Worte wagen!

Erster Jäger.

Was ich denke, Das darf ich sagen.
Das Wort ist frei, sagt der General.

Wachtmeister.

So sagt er, ich hör's wohl einige Mal,
Ich stand dabei. „Das Wort ist frei,
„Die That ist stumm, der Gehorsam blind,“
Dies urkundlich seine Worte sind.

Erster Jäger.

Ob's just seine Wort' sind, weiß ich nicht.
Aber die Sach' ist so, wie er spricht.

Zweiter Jäger.

Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um,
Wie's wohl bei Andern pflegt zu geschehen.
Der Tilly überlebte seinen Ruhm.
Doch unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiß zu victorisiren.
Er kannte das Glück, es muß ihm stehen.
Bei unter seinem Zeichen thut sechten,
Der nicht unter besondern Mächten.
Denn Das weiß ja die ganze Welt,
Das der Friedländer einen Teufel
Aus der Hölle im Felde hält.

Wachtmeister.

Da, daß er fest ist, Das ist kein Zweifel:
Denn in der blut'gen Affair bei Kügen
Litt er auch unter des Keners Bligen
Auf und nieder mit kühlem Blut.
Durchlöchert von Kugeln war sein Hut;
Durch den Stiefel und Koller führen
Die Wallen, man sah die deutlichen Spuren;
Konnt' ihm keiner die Haut nur rigen,
Weil ihn die höllische Salbe thät schügen.

Erster Jäger.

Was wollt' Ihr da für Wunder bringen?
Er trägt ein Koller von Glanzhaut,
Das keine Kugel kann durchdringen.

Wachtmeister.

Mein, es ist die Salbe von Herenkrant,
Unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut.

Trompeter.

Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Wachtmeister.

Sie sagen, er leß auch in den Sternen
Die künftigen Dinge, die naben und fernern;
Ich weiß aber besser, wie's damit ist.
Ein graues Männlein pflegt bei nächtlicher Rist
Durch verschlossene Thüren zu ihm einzugehen;
Die Schildwachen haben's oft angeschrien,
Und immer was Großes ist drauß' geschehen,
Wenn je das graue Männlein kam und erschien.

Zweiter Jäger.

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,
Drum führen wir auch das lustige Leben.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Recrut. Ein Bürger. Dragoner.

Recrut

tritt aus dem Zelt, eine Flechtauke auf dem Kopf, eine Wei ha'ke in der Hand.

Grüß' den Vater und Vaters Brüder!
Bin Soldat, komme nimmer wieder.

Erster Jäger.

Sieh', da bringen sie einen Neuen!

Bürger.

O, gib Acht, Franz! es wird dich reuen.

Recrut singt:

Trommeln und Pfeifen,
Kriegsrischer Klang!
Wandern und Streifen
Die Welt entlang!
Kosse gekent,
Mutig geschwunt,
Schwert an der Seite,
Frisch in die Weite,
Stuchig und hint,
Frei, wie der Fint
Auf Erd' undern und Wäumen,
In Himmels: Wäumen!
Fest! ich folge des Friedländers Fahu'!

Zweiter Jäger.

Seht mir, Das ist ein wadrer Gumwan!

Sie begrüßen ihn

Bürger.

O, laßt ihn, er ist guter Leute Kind.

Erster Jäger.

Wir auch nicht auf der Straße gefunden hab

Bürger.

Ich sag' euch, er hat Vermögen und Mittel
Küht her, das seine Tüchlein am Rittel!

Trompeter.

Des Kaisers Red' ist der höchste Titel.

Bürger.

Er erbt eine kleine Mägenfabrik.

Zweiter Jäger.

Des Menschen Wille, Das ist sein Glück

Bürger.

Von der Großmutter einen Kram und Laden.

Erster Jäger.

Phui, wer handelt mit Schwefelsaden!

Bürger.

Einen Weinshank dazu von seiner Patben.

Ein Gewölbe mit zwanzig Stücklag Wein.

Trompeter.

Den theilt er mit seinen Kameraden.

Zweiter Jäger.

Hör' du! wir müssen Zeitbrüder seyn.

Bürger.

Eine Braut läßt er sitzen in Thränen und Schmerz.

Erster Jäger.

Necht so, da zeigt er ein eisernes Herz.

Bürger.

Die Großmutter wird vor Kummer sterben.

Zweiter Jäger.

Teils besser, so kann er sie gleich beerben.

Wachtmeister

tritt gravitätisch hinzu, dem Recruten die Hand auf der Flechtauke legend.

Sieht Er! Das hat Er wohl erwogen.

Einen neuen Menschen hat Er angezogen;

Mit dem Helm und Wehrgehäng'
Schleicht Er sich an eine würdige Meng'.
Muß ein fürnehmer Geist jetzt in Ihn fahren —

Erster Jäger.

Muß besonders das Geld nicht sparen.

Wachtmeister.

Auf der Fortuna ihrem Schiff
Ist Er zu segeln im Begriff;
Die Weltkugel liegt vor Ihm offen:
Wer nichts waget, Der darf nichts hoffen.
Es treibt sich der Bürgermann, trägt und dumm,
Wie des Järbers Gaul, nur im Ring herum.
Aus dem Soldaten kann Alles werden,
Denn Krieg ist jetzt die Lösung auf Erden.
Seh' Er 'mal mich an! In diesem Rock
Bähe' ich, sieht Er, des Kaisers Stod.
Alles Weltregiment, muß Er wissen,
Von dem Stod hat ausgehen müssen,
Und das Scepter in Königs Hand
Ist ein Stod nur, Das ist bekannt.
Und, wer's zum Corporal erst hat gebracht,
Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht,
Und so weit kann Er's auch noch treiben.

Erster Jäger.

Wenn Er nur lesen kann und schreiben.

Wachtmeister.

Da will ich Ihn gleich ein Exempel geben;
Ich thät's vor Kurzem selbst erleben.
Da ist der Chef vom Dragonercorps,
Heißt Mittler wir haben als Gemeine
Noch vor dreißig Jahren bei Aßn am Rheine,
Jetzt nennt man ihn Generalmajor.
Das macht, er thät sich kühn hervor,
Thät die Welt mit seinem Kriegsrathum führen;
Doch meine Verdienste, die blieben im Stillen.
Ja, und der Friedländer selbst, sieht Er,
Unser Hauptmann und hochgeleitender Herr,
Der jetzt Alles vermag und kann,
War erst nur ein schlechter Grelmann,
Und, weil er der Kriegsgelitin sich vertraut,
Hat er sich diese Größ' erkaut.
Ist nach dem Kaiser der nächste Mann,
Und wer weiß, was er noch erreicht und ermitzt;
Denn noch nicht aller Tage Abend ist.

Erster Jäger.

Ja, er sing's klein an und ist jetzt so groß.
Denn zu Altdorf, im Studentenkrug,
Trieb er's, mit Vermiß in sagen,
Ein wenig locker und burlesk,
Hätte seinen Bannulus bald erschlagen.
Wollten ihn drauf die Nürnberger Herren
Mir nichts, dir nichts ins Carcer sperren;
's war just ein neugebautes Nest,
Der erste Bewohner sollt' es lassen.
Aber wie fängt er's an? Er läßt
Weislich den Fudel voran erst laufen.
Nach dem Hunde nennt sich's bis diesen Tag
Ein rechter Kerl sich dran piegeln mag.
Unter des Herrn großen Thaten allen
Hat mir das Eulichen besonders gefallen.

Das Mädchen hat verheirathet auf, verheirathet, der große

Dragoner *von demselben.*

gerad, laß Das hinterwegen!

Zweiter Jäger.

Wunder hat sich da drein zu legen!

Dragoner.

Ihm nur sagen, die Dorn' ist mein.

Erster Jäger.

Der will ein Schätzchen für sich allein!
Dragoner, ist Er bei Troste? sag' Er!

Zweiter Jäger.

Will was Apartes haben im Lager.
Einer Diene schön Gesicht
Muß allgemein seyn, wie's Sonnenlicht!

Dragoner *reist sie weg.*

Ich sag's noch einmal, Das leid' ich nicht.

Erster Jäger.

Eustig, lustig! da kommen die Prager!

Zweiter Jäger.

Sucht Er Händel? Ich bin dabel.

Wachtmeister.

Fried', ihr Herren! Ein Kuß ist frei!

Achter Auftritt.

Bergknappen treten auf und spielen einen Walzer, erst laßt man
sich da ein wenig geschwader. **Der erste Jäger** tanzt mit der
Aufwärterin, die **Marketenderin** mit dem **Ne-**
cruten; das **Mädchen** entwirrt, der **Jäger** hinter ihr her und hat einen
den **Kapuziner** zu sagen, der eben hineinkommt.

Kapuziner.

Heißa, Judheißa! Dureldumbei!
Das geht ja hoch her. Vin auch dabel?
Ist Das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? sind wir Antikristen?
Freibt man so mit dem Sonntag Zvott,
Als hätte der allmächtige Gott
Das Ghrizama, könnte nicht drein schlaren?
Ist's jetzt Zeit in Saufgelagen,
In Baufetten und Feiertagen?
Quid hic statis otiosi?
Was steht ihr und legt die Hände in Schrey?
Die Kriesshuri ist an der Thran los,
Das Weltweil des Papientants ist gefallen,
Regensburg ist in des Reiches Krallen,
Und die Armee hier in Böhmen,
Pflagt den Bauch, läßt sich's wenig grämen,
Kummert sich mehr um den Ring als den Krieg,
Wagt lieber den Schnabel als den Sabel,
Geht sich lieber herum mit der Dorn',
Läßt den Schien lieber als den Trennien.
Die Ghriftenheit trauert in Sack und Nicker;
Der Zeitan fällt sich nur die Falcke.
Es ist eine Zeit der Abreuen und Noth,
Am Himmel geschickten Zeichen und Wunder,
Her aus von Wollen, Blutguth,
Klingt der Herrgott den Kuegemantel runter.
Den Komman, mach er, wie eine Ruthe,
Lobend am Himmelsender aus,
Die ganze Welt ist ein Klagehaus,
Die Arche der Ruthe schwinnt im Wute,
Und das ist die Reich — daß Welt erbarm!
Zelte jetzt heißen römisch Arm;
Der Böhmen Arm ist worden in einem Feind vom.
Die Kriester sind an genommenen Nesten,
Die Bresthümer sind verwandelt in Wüsthümer,
Die Abreien und die Silfter
Sind nun Raubreien und Diebesklüster,
Und alle die gesangenen deutschen Länder
Sind verkehrt worden in Kleinder —
Woher kommt Das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euren Koffern und Sünden,
Von dem Gräuel und Heidenleben,
Dem sich Ljficler' und Soldaten ergeben.

Denn die Sünd' ist der Magnetenstein,
Der das Eisen ziehet ins Land herein.
Auf das Unrecht, da folgt das Uebel,
Wie die Thrän' auf den herben Zwiebel,
Hinter dem U kommt gleich das W,
Das ist die Ordnung im A B C.

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man fliegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess',
Nichts thut, als in den Weinhäusern liegen?
Die Frau in dem Evangelium
Kand den verlorenen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Hiel wieder,
Der Joserh seine saubern Brüder;
Aber, wer bei den Soldaten sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht
Und die Scham, Der wird nicht viel finden,
Thät' er auch hundert Laternen anzünden.
Zu dem Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch die Soldaten gelaufen,
Thaten Buß' und ließen sich taufen,
Tragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abrahams
Schoß?

Et ait illis, und er sagt:
Neminem concutatis,
Wenn ihr Niemanden schindet und plagt,
Neque calumniam faciatis,
Niemand verlästert, auf Niemand lügt,
Contenti estote, euch bequäht,
Stipendiis vestris, mit eurer Vöbnung
Und verlaßt jede böse Angewöhnung.
Es ist ein Gebot: Du sollst den Namen
Deines Herrgotts nicht eitel ankrämen!
Und wo hört man mehr blasphemieren,
Als hier in den Friedländischen Kriegsanartieren?
Wenn man für jeden Denner und Witz,
In ihr Lebkrenut mit eurer Jungenswitz,
Ole müßt läuten im Land umher,
Es wär bald sein Weßner zu finden mehr;
Und, wenn euch für jedes böse Gebet,
Das aus eurem ungewaschenen Munde geht,
Ein Härlein ausging' aus eurer Scherst,
Ueber Nacht wär' er geheimer glatt,
Und wär' er so dick wie Abrahams Zeyt.
Der Josua war doch auch ein Soldat,
König David erschlug den Goliath;
Und wo steht denn geschrieben zu lesen,
Daß sie solche Schandmänner sind gewesen?
Muß man den Mund doch, ich sollte meinen,
Nicht weiter aufmachen zu einem Heiß' Welt.
Als zu 'nem Acrea Zackerlet'
Aber, weßten das Weiß' ist gefüllt,
Davan es sprudelt und überaullt.

Wieder ein Gebot ist: Du sollst nicht fluchen!
Ja, Das befohl ihr nach dem Wert:
Denn ihr tragt Alles offen fort.
Vor euren Klauen und Weiersgrößen,
Vor euren Prastiten und bösen Kniffen
Ist das Geld nicht gehorhen in der Trub',
Das Kalb nicht sicher in der Kuh,
Ihr nehmt das Ei und das Huhn dahn.
Was sagt der Prediger? Contenti estote,
Bequäht euch mit eurem Gemmebrote.
Aber wie soll man die Knechte loben,
Könnt doch das Vergerniß von Ehen!
Wie die Glieder, so auch das Haupt!
Weiß doch Niemand, an wen Der glaubt!

Erster Jäger.

Herr Pfaff! uns Soldaten mag Er schimpfen,
Den Feldhern soll Er uns nicht verunglimpfen.

Kapuziner.

Ne custodias gregem meam!
Das ist ein Mhab und Zerobeam,
Der die Völfer von der wahren Lehren
Zu falschen Götzen thut verkehren.

Crompeter und Kerut.

Laß Er uns Das nicht zweimal hören!

Kapuziner.

So ein Dramarbas und Eisenkreßer,
Will einnehmen alle feste Schloßher,
Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund:
Er müßte haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Crompeter.

Stopft ihm Keiner sein Kästernaul?

Kapuziner.

So ein Teufelsbeschwörer und König Saul,
So ein Jezu und Holofern,
Verleugnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn:
Drum kann er den Hahn nicht hören krähen —

Beide Jäger.

Pfaffe! Jetzt ist's um dich geschehen!

Kapuziner.

So ein lüthiger Buchs Herodes —

Crompeter und beide Jäger,

schweigend
Schweig' stille! Du bist der Lere!

Croaten legen sich hin.

Bleib da, Pfäfflein, fürcht' dich nit,
Zag' dein Spindel und theil's uns mit.

Kapuziner *schweigend*

So ein hochmüthiger Nebesackener,
So ein Sündenvater und müßiger Keger,
Läßt sich nennen den Wallensteiner;
Ja, freilich, er ist uns Allen ein Stein
Des Ahrteyts und Vergewissers,
Und, solang der Kaiser diesen Ackerland
Läßt wachen, so wird nicht Fried' im Land.

Die Croaten legen sich hin, die Jäger gehen weiter.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen *aus* der Kapuziner.

Erster Jäger *zum Trompeter*

Sagt mir, was meint' er mit dem Wöckelbahn,
Den der Feldherr nicht frähen hören laun?
Es war wohl nur so gesagt ihm zum Schimpf und Hebe?

Wachtmeister.

Da will ich Euch dienen. Es ist nicht ganz eben!
Der Feldherr ist wunderbar geberet;
Vollmerts hat er gar figlige Ehren,
Kann die Rüge nicht hören manen,
Und, wenn der Hahn kräht, so mach't's ihm Charen.

Erster Jäger.

Das hat er mit dem Löwen gemein.

Wachtmeister.

Muß Alles mansühn um ihn sein.
Den Weisheit haben alle Waden:
Denn er denkt gar in tiefe Sachen.

Stimmen im Feld. *Marant*

Greißt ihn, den Schelm! Schlägt zu! Schlägt zu!

Des Bauern Stimme.

Gulke! Darmbergigkeit!

Andere Stimmen.

Friede! Ruh!

Erster Jäger.

Hol' mich der Teufel! Da seht's Gieße.

Zweiter Jäger.

Da muß ich dabei seyn!

Laufen ins Zelt.

Marktenderin kommt herauf.

Schellen und Diebe!

Crompeter.

Frau Wirthin, was seht Euch so in Eifer?

Marktenderin.

Der Lump! der Spitzbub! der Straßenläufer!

Das muß mir in meinem Zelt passiren!

Es beschimpft mich bei allen Herrn Officieren.

Wachtmeister.

Mäuschen, was gibt's denn?

Marktenderin.

Was wird's geben?

Da erwischten sie einen Bauer eben,

Der falsche Würfel thät bei sich haben.

Crompeter.

Sie bringen ihn hier mit seinem Knaben.

Zehnter Auftritt.

Soldaten bringen den Bauer geknecht

Erster Jäger.

Der muß baumeln!

Scharfschützen und Dragoner.

Zum Proceß! zum Proceß!

Wachtmeister.

Das Mandat ist noch kürzlich ausgegangen.

Marktenderin.

In einer Stunde seht ich ihn hängen!

Wachtmeister.

Wüßes Gewerbe bringt bösen Lohn.

Erster Arkebusier *zum andern.*

Das kommt von der Deivation.

Denn, seht, erst thut man sie ruiniren,

Das heißt sie zum Stehlen selbst verführen.

Crompeter.

Was? Was? Ihr redt ihm das Wort noch gar?

Dem Hunde! Thut Euch der Teufel plagen?

Erster Arkebusier.

Der Bauer ist auch ein Mensch — so zu sagen.

Erster Jäger *zum Wachtmeister.*

Laß sie gehen! sind Tiefenbacher,

Gevatter Schneider und Handschuhmacher!

Lagen in Garnison zu Brieg,

Wissen viel, was der Brauch ist im Krieg.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Kürassiere.

Erster Kürassier.

Friede! Was gibt's mit dem Bauer da?

Erster Scharfschütz.

's ist ein Schelm, hat im Spiel betrogen!

Erster Kürassier.

Hat er sich betrogen etwa?

Erster Scharfschütz.

Ja, und hat mich rein ausgezogen.

Erster Kürassier.

Ist ein Friedländischer Mann,

so nequerven und klamiren;

Bauer kein Glück probiren?

was er laufen kann.

Alle. Die Andern laufen zusammen.

Erster Arkebusier.

Der macht kurze Arbeit, ist resolut,

Das ist mit solchem Volke gut.

Was ist's für Einer? Es ist kein Böhm'.

Marktenderin.

's ist ein Wallon! Respect vor Dem!

Von des Pappenheims Kürassieren.

Erster Dragoner tritt dazu.

Der Piccolomini, der junge, thut sie jetzt führen.

Den haben sie sich aus eigner Macht

Zum Oberst gesetzt in der Lügner Schlacht,

Als der Pappenheim umgekommen.

Erster Arkebusier.

Haben sie sich so was rausgenommen?

Erster Dragoner.

Dies Regiment hat was voraus.

Es war immer voran bei jedem Strauß.

Darf auch seine eigne Raufzucht ausüben,

Und der Friedländer thut's besonders lieben.

Erster Kürassier *zum andern.*

Ist's auch gewiß? Wer bracht' es aus?

Zweiter Kürassier.

Ich hab's aus des Obersts eignem Munde.

Erster Kürassier.

Was Teufel! Wir sind nicht ihre Hunde.

Erster Jäger.

Was haben Die da? Sind voller Gift.

Zweiter Jäger.

Ist's was, ihr Herrn, das uns mitbetrifft?

Erster Kürassier.

Es hat sich Keiner darüber zu freuen.

Soldaten reiten dazu.

Sie wollen uns in die Niederland' leihen,

Kürassiere, Jäger, reitende Schützen,

Sollen achtausend Mann aufzügen.

Marktenderin.

Was? Was? Da sollen wir wieder wandern?

Bin erst seit gestern zurück aus Mätern.

Zweiter Kürassier *zum andern.*

Ihr Buttlerische sollt auch mitreiten.

Erster Kürassier.

Und absonderlich wir Wallonen.

Marktenderin.

Gi, Das sind ja die allerbesten Schwadronen!

Erster Kürassier.

Den aus Mailand sollen wir hinführen.

Erster Jäger.

Den Infanten? Das ist ja curios!

Zweiter Jäger.

Den Pfaffen? Da geht der Teufel los.

Erster Kürassier.

Wir sollen an dem Friedländer lassen,

Der den Soldaten so nobel hält,

Mit dem Exorier ziehen zu Feld,

Dem Käufer, den wir von Herzen haßen!

Nein, Das geht nicht! Wir laufen fort.

Crompeter.

Was, zum Henker, sollen wir dort?

Dem Kaiser verkaufen wir unser Blut

Und nicht dem hispanischen rothen Gut.

Zweiter Jäger.

Auf des Friedländers Wort und Credit allein

Haben wir Reiterdienst genommen:

Wär's nicht aus Lieb' für den Wallenstein,

Der Ferdinand hätte uns ummer bekommen.

Erster Dragoner.

Thut uns der Friedländer nicht formiren?

Seine Fortuna soll uns führen.

Wachtmeister.

Laßt euch bedenken, hört mich an.
Mit dem Gered' da ist's nicht gethan.
Ich sehe weiter, als ihr Alle:
Dahinter steckt eine böse Falle.

Erster Jäger.

Hört das Befehlbuch! Stille doch!

Wachtmeister.

Näcken Gustel, füllt mir erst noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen!
Alsdann will ich euch meine Gedanken sagen.

Marktenderin, ihm einflüsternd.

Hier, Herr Wachtmeister! Er macht mir Schrecken,
Es wird doch nichts Böses dahinter stecken!

Wachtmeister.

Seht, ihr Herrn, Das ist all' recht gut,
Daß Jeder das Nächste bedenken thut;
Aber, pflegt der Feldherr zu sagen,
Man muß immer das Ganze überschlagen.
Wir nennen uns Alle des Friedländers Truppen.
Der Bürger, er nimmt uns ins Quartier
Und pflegt uns und kocht uns warme Suppen.
Der Bauer muß den Gaul und den Stier
Vorspannen an unsre Bagagewagen,
Vergebens wird er sich drüber beklagen.
Küßt sich ein Gefreiter mit sieben Mann
In einem Dorfe von Weltem spüren,
Er ist die Obrigkeit drin und kann
Nach Lust drin walten und commandiren.
Zum Henker! sie mögen uns Alle nicht
Und sähen des Teufels sein Angesicht
Weit lieber, als unsre gelben Colleter.
Warum schmeißen sie uns nicht aus dem Land? Pos
Wetter!

Sind uns in Anzahl doch überlegen,
Nähren den Knüttel, wie wir den Degen.
Warum dürfen wir ihrer lachen?
Weil wir einen furchtbaren Haufen ausmachen!

Erster Jäger.

Ja, ja, im Ganzen, da sitzt die Macht!
Der Friedländer hat Das wohl erfahren.
Wie er dem Kaiser vor acht — neun Jahren
Die große Armee zusammen gebracht.
Sie wollten erst nur von Zwölftausend hören
Die, sagt' er, die kann ich nicht ernähren;
Aber ich will Sechzigtausend werden,
Die, weiß ich, werden nicht Hungers sterben;
Und so wurden wir Wallensteiner.

Wachtmeister.

Zum Exempel! da haß' mir Einer
Von den fünf Ringern, die ich hab',
Hier an der Rechten den kleinen ab.
Habt ihr mir den Ringer bloß genommen?
Nein, beim Rufel, ich bin um die Hand gekommen!
's ist nur ein Stumpf und nichts mehr werth.
Ja, und diese achttausend Pierd',
Die man nach Andern jetzt begehrt,
Sind von der Armee nur der kleine Ringer.
Küßt man sie ziehen: ihr trödet euch
Wir seyen um ein Küstiel nur geringer?
Proßt Mählgelt! da fällt das Ganze gleich.
Die Furcht ist weg, der Respekt, die Eiden',
Da schwillt dem Bauer der Kamm aufs Neu',
Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei
Den Quartier- und den Küchenzettel,
Und es ist wieder der alte Bettel.
Ja, und wie lang wird's stehen an,
So nehmen sie uns auch noch den Feldhauptmann —
Sie sind ihm am Hofe so nicht grün,

Nun, da fällt eben Alles hin!

Wer hilft uns dann wohl zu unserm Geld?
Sorgt, daß man uns die Contracte hält?
Wer hat den Nachdruck und hat den Verstand,
Den schnellen Witz und die feste Hand,
Diese gestückelten Heeresmassen
Zusammen zu fügen und zu passen?
Zum Exempel — Dragoner — sprich:
Aus welchem Vaterland schreibst du dich?

Erster Dragoner.

Weit aus Hibernien her komm' ich.

Wachtmeister zu den beiden Cürassieren

Ihr, Das weiß ich, seyd ein Wallon;
Ihr ein Wälscher: man hört's am Ton.

Erster Cürassier.

Wer ich bin? ich hab's nie können erfahren:
Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.

Wachtmeister.

Und du bist auch nicht aus der Näh?

Erster Arkebusier.

Ich bin von Buchau am Federsee.

Wachtmeister.

Und Ihr, Nachbar?

Zweiter Arkebusier.

Aus der Schwiz.

Wachtmeister zum zweiten Jäger

Was für ein Landmann bist du, Jäger?

Zweiter Jäger.

Hinter Wismar ist meiner Eltern Sitz.

**Wachtmeister, auf den Trompeter ge-
hend**

Und der da und ich, wir sind aus Eger.
Nun! und wer merkt uns Das nun an,
Daß wir aus Süden und aus Norden
Zusammen geschneit und geblasen worden?
Sehn wir nicht aus, wie aus einem Bran?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammen geleimt und geessen?
Greifen wir nicht, wie ein Mühlwerk, sink
In einander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammen geschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterschiedet?
Kein Anderer sonst, als der Wallenstein!

Erster Jäger.

Das fiel mir mein' Lebtage' nimmer ein,
Daß wir so gut zusammen passen:
Hab' mich immer nur gehen lassen.

Erster Cürassier.

Dem Wachtmeister muß ich Weisfall geben.
Dem Kriegsgesand kämen sie gern ans Leben;
Den Soldaten wollen sie niederhalten,
Daß sie alleine könnten walten.
's ist eine Verschwörung, ein Complot.

Marktenderin.

Eine Verschwörung? Du lieber Gott!
Da können die Herrn ja nicht mehr zählen.

Wachtmeister.

Freilich! Es wird Alles bankeiret.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eignen Cassen
Die Regimenter, wollten sich setzen lassen,
Thäten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bringt ihnen großen Segen:
Und die alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt.

Marktenderin.

Ach, du mein Heiland! Das bringt mir Blach!
Die halbe Armee steht in meinem Buch.
Der Graf Isolani, der böse Zähler,
Rekelt mir allein noch zweihundert Thaler.

Erster Cürassier.

Was ist da zu machen, Cameraden?
Es ist nur Eins, was uns retten kann:
Verbunden können sie uns nicht schaden;
Wir stehen Alle für einen Mann.
Laßt sie schicken und ordonnanzten,
Wir wollen uns fest in Böhmen pflanzen,
Wir geben nicht nach und marschiren nicht:
Der Soldat jezt um seine Ehre sich.

Zweiter Jäger.

Wir lassen uns nicht so im Land 'rum führen!
Sie sollen kommen und sollen's probiren!

Erster Arkebusier.

Liebe Herren, bedenkt's mit Fleiß,
's ist des Kaisers Will' und Geheiß.

Trompeter.

Werden uns viel um den Kaiser scharren.

Erster Arkebusier.

Laß Er mich Das nicht zweimal hören.

Trompeter.

's ist aber doch so, wie ich gesagt.

Erster Jäger.

Ja, ja, ich hör's immer so erzählen.
Der Dreierländer hab' hier allein zu befehlen.

Wachtmeister.

So ist's auch, Das ist sein Beding und Pact.
Absolute Gewalt hat er, müßt ihr wissen,
Krieg zu führen und Drieten zu schließen;
Geld und Gut kann er confisciren,
Kann beufen lassen und vardenniren,
Officiere kann er und Obersten machen,
Kurz, er hat alle die Ehrensachen,
Das hat er vom Kaiser eigenhändig.

Erster Arkebusier.

Der Herrszug ist gewaltig und hochverschändig:
Aber er bleibt doch, schlecht und recht,
Wie wir Alle, des Kaisers Knecht.

Wachtmeister.

Nicht, wie wir Alle! Das wißt Ihr schlecht.
Er ist ein Unmittelbarer und Dreier,
Des Reiches Fürst so gut, wie der Rayer.
Sah ich's etwa nicht selbst mit an,
Als ich zu Brandeis die Wache that an,
Wie ihm der Kaiser selbst erlaubet,
Zu bedecken sein süßlich Haupt?

Erster Arkebusier.

Das war für das mecklenburger Land,
Das ihm der Kaiser versetzt als Pfand.

Erster Jäger.

Wie? Zu des Kaisers Gegenwart?
Das ist doch seltsam und sehr apart!

Wachtmeister.

Wollt ihr mein Wort nicht gelten lassen,
Sollt ihr's mit Händen greifen und fassen
Die Worte sagen
Weg ist das Bild und Gepräg?

Marketenberin.

Reißt her!

Gi, Das ist ja ein Wallensteiner!

Wachtmeister.

Na, da habt ihr's! Was wollt ihr mehr?
Ist er nicht Fürst so gut, als Einer?
Schlägt er nicht Geld, wie der Ferdinand?
Hat er nicht eignes Volk und Land?
Schlauchtigkeit läßt er sich nennen:
ß er Soldaten halten können.

Erster Arkebusier.

Das disputirt ihm Niemand nicht;
Wir aber stehn in des Kaisers Pflicht,
Und, wer uns bezahlt, Das ist der Kaiser.

Trompeter.

Das leugn' ich Ihm, steht Er, ins Angesicht.
Wer uns nicht zahlt, Das ist der Kaiser!
Hat man uns nicht seit vierzig Wochen
Die Löhnung immer umsonst versprochen?

Erster Arkebusier.

Gi was! Das steht ja in guten Händen.

Erster Cürassier.

Fried', ihr Herrn! Wollt ihr mit Schlägen enden?
Ist denn darüber Rauf und Zwist,
Ob der Kaiser unser Gebieter ist?
Oben drum, weil wir gern in Ehren
Seine tüchtigen Reiter wären,
Wollen wir nicht seine Heerde seyn,
Wollen uns nicht von den Pfaffen und Schranzen
Herum lassen führen und verpflanzen.
Sagt selber! Kommt's nicht dem Herrn zu gut,
Wenn sein Kriegsvolk was auf sich halten thut?
Wer anders macht ihn, als seine Soldaten,
Zu dem großmächtigen Potentaten?
Verschaft und bewahrt ihm weit und breit
Das große Wort in der Christenheit?
Mögen sich Die sein Hoch aufladen,
Die mitessen von seinen Gnaden,
Die mit ihm tafeln im goldenen Zimmer.
Wir, wir haben von seinem Glanz und Schimmer
Nichts, als die Blüß und als die Schmerzen,
Und weis' wir uns halten in unserm Herren.

Zweiter Jäger.

Alle große Tyrannen und Kaiser
Hielten's so und waren viel weiser.
Alles Andere thäten sie bueclen und schänden;
Den Soldaten trugen sie auf den Händen.

Erster Cürassier.

Der Soldat muß sich können führen:
Wer's nicht etel und nebel triibt,
Lieber weit von dem Handwerk kleibt.
Zoll ich nicht um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr,
Denn ich laße mich eben schlachten,
Wie der Grest — und muß mich verachten.

Beide Jäger.

Ja, über's Leben noch geht die Ehr!

Erster Cürassier.

Das Schwert ist sein Epäen, sein Püna,
Wer damit adein wollte, wäre nicht klug.
Es quält uns kein Halm, es wächst seine Saat;
Ohne Harnut muß der Soldat
Auf dem Carboer flüchtig schwärmen,
Dass sich er eigner Herd nicht wärmen;
Er muß vorkehl an der Städte Mauer,
An des Dürstens Lüftigen, grünen Auen;
Die Trauben-ß, den Grutelhau
Wen er wandernd von ferne schauen.
Sagt mir, was hat er an Ort und Werth,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigh nennen,
Denn der Mensch wird worden und brennen.

Erster Arkebusier.

Das weiß Gott, 's ist ein elend Leben!

Erster Cürassier.

Wöcht's doch nicht für ein Andres gehn.
Seht, ich bin weit in der Welt 'rum kommen,
Hab' Alles in Erfahrung genommen:
Hab' der hispanischen Monarchie

Gebiet und der Republik Venedig
Und dem Königreich Neapel;
Aber das Glück war mir nirgends gnädig.
Hab' den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiten,
Und kein Noth hat mir unter allen,
Wie mein eisernes Wamms, gefallen.

Erster Arkebusier.

Ne! Das kann ich eben nicht sagen.

Erster Kürassier.

Will Einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen;
Will er zu hohen Ehren und Würden,
Wird er sich unter die goldenen Würden;
Will er genießen den Vatersegen,
Kinder und Enkelkain um sich pflegen,
Treib' er ein ehrlich Gewerbe in Ruh'.
Ich — ich hab' kein Gemüth dazu.
Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und Niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Thier.

Erster Jäger.

Dravo! just so ergeht es mir.

Erster Arkebusier.

Luftiger freilich mag sich's haben,
Aber Anderer Röck' wegstaben.

Erster Kürassier.

Camerad', die Zeiten sind schwer,
Das Schwert ist nicht bei der Wage mehr;
Aber so mag mir Keiner verdenken,
Daß ich mich lieber um Schwert will lenken.
Kann ich im Krieg mich doch menschlich fassen,
Aber nicht auf mir trommeln lassen.

Erster Arkebusier.

Wer ist dran Schuld, als wir Soldaten,
Daß der Nährstand in Schimpf gerathen?
Der leidige Krieg und die Noth und Plag'
In die sechzehn Jahr' schon wahren mag.

Erster Kürassier.

Wann, den lieben Gott da droben,
Es können ihn Alle zugleich nicht loben.
Einer will die Sonn', die den Andern beschwert;
Dieser will's trocken, was Jener feucht begehrt,
Wo du nur die Noth siehst und die Plag',
Da scheint mir des Lebens heller Tag;
Gib's auf Kosten des Würgers und Bauern,
Nun, wahrhaftig, sie werden mich dauern;
Aber ich kann's nicht ändern — seht,
's ist hier just, wie's beim Einbaum geht:
Die Pferde schnauben und segeln an;
Liege, wer will, mitten in der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein lieblicher Sohn,
Zerriß' mir die Seele sein Jammerten.
Wer seinen Reiz muß ich jaagen,
Kann ihn nicht fachte bei Seite tragen.

Erster Jäger.

Gi, wer wird nach dem Andern fragen?

Erster Kürassier.

Und, weil sich's nun einmal so gemacht,
Daß das Glück dem Soldaten lacht,
Läßt's uns mit beiden Händen fassen:
Lang werden sie's uns nicht lassen lassen.
Der Friede wird kommen über Nacht,
Der dem Wesen ein Ende macht:
Der Soldat dünnt ab, der Bauer spannt ein,
Ob man's denkt, wird's wieder das Alte sein.
Jetzt sind wir noch beisammen im Land,
Wie haben's Fest noch in der Hand.

Lassen wir uns auseinander sprengen,
Werden sie uns noch den Brodfort höher hängen.

Erster Jäger.

Nein, Das darf nimmermehr geschehn!
Kommt, laßt uns Alle für Einen stehn!

Zweiter Jäger.

Ja, laßt uns Abrede nehmen! hüt!

Erster Arkebusier,

ein lebernes Weuteichen ziehend, die Marketenberin.

Gevatterin, was hab' ich verzehrt?

Marketenberin.

Ah, es ist nicht der Rede werth!

Erstreckt.

Crompter.

Ihr thut wohl, daß ihr weiter geht,
Verderbt uns doch nur die Societät.

Arkebusier gehen ab.

Erster Kürassier.

Schab' um die Feur! Sind sonst wackre Brüder.

Erster Jäger.

Aber Das denkt, wie ein Seifenfieder.

Zweiter Jäger.

Jetzt sind wir unter uns, laßt hören,
Wie wir den neuen Anschlag föhren.

Crompter.

Was? Wir gehen eben nicht hin.

Erster Kürassier.

Nichts, ihr Herren, gegen die Disciplin!
Jeder geht jetzt zu seinem Corps,
Trägt's den Cameraden vernünftig vor,
Daß sie's begreifen und einsehen lernen.
Wir dürfen uns nicht so weit entfernen.
Für meine Wallonen sag' ich gut:
So, wie ich, Jeder denken thut.

Wachtmeister.

Terza's Regimente in Noth und Noth
Stimmen alle in diesen Schluß.

Zweiter Kürassier *aus der Ferne.*

Der Lombard sich nicht vom Wallonen trennt.

Erster Jäger.

Freiheit in Jägers Element.

Zweiter Jäger.

Freiheit ist bei der Macht allein:
Ich leb' und leib' bei dem Wallenstein.

Erster Scharfschütz.

Der Kettenracer geht mit der großen Muth,
Wo der leichte Sinn in noch lauter Muth.

Dragoner.

Der Irländer setzt des Glückes Stern.

Zweiter Scharfschütz.

Der Tyroler dient nur dem Landesherren.

Erster Kürassier.

Alle laßt jedes Regiment
Ein Pro Memoria reinlich schreiben:
Daß wir beisammen wollen bleiben,
Daß uns keine Gewalt, noch List
Von dem Irliedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenmutter ist.
Das reicht man in tiefer Devotion
Dem Vicelemini — ich meine den Sohn —
Der versteht sich auf solche Sachen,
Kann bei dem Irliedländer Alles machen,
Hat auch einen großen Stein im Brett
Bei des Kaisers und Königs Majestät.

Zweiter Jäger.

Kommt! Dabei bleib's! Schickt Alle ein!
Vicelemini soll unser Zerkocher sein.

Crompter, Dragoner, erster Jäger, zweiter Kürassier, Scharfschützen
Vicelemini soll unser Zerkocher sein.

Wachtmeister.

Erst noch ein Gläschen, Kameraden! Trunk
Des Piccolomini hohe Gnaden!

Marketenderin bringt eine Flasche.

Das kommt nicht aus Korbholz. Ich geb' es gern.
Gute Berrichtung, meine Herrn!

Cürassier.

Der Wehrstand soll leben!

Beide Jäger.

Der Nährstand soll gehen!

Dragoner und Scharfschützen.

Die Armee soll floriren!

Crompeter und Wachtmeister

Und der Friedländer soll sie regiren!

Zweiter Cürassier singt

Woh! auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!

Ins Feld, in die Freiheit gezogen!

Im Felde, da ist der Mann noch was werth.

Da wird das Herz noch gewonnen.

Da tritt kein Anderer für ihn ein,

Auf sich selber steht er da ganz allein.

Die Soldaten aus dem Hinterlande hören sich während der Chorsing
Freiheitsgegen und machen den Chor

Chor.

Da tritt kein Anderer für ihn ein,

Auf sich selber steht er da ganz allein.

Dragoner.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist

Man sieht nur Herren und Knechte;

Die Falschheit herrschet, die Hinterlist

Bei dem feinen Menschenmenschen.

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann

Der Soldat allein ist der freie Mann.

Chor.

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann

Der Soldat allein ist der freie Mann.

Erster Jäger.

Des Lebens Menschen, er wirt es wea.

Hat nicht mehr zu fürchten, zu sorgen;

Er reitet dem Schicksal entgegen fest,

Trüß's heute nicht, trüß es doch morgen.

Und, trüß es morgen, so laßet uns heut'

Noch schlürfen die Reize der tödlichen Zeit.

Chor.

Und, trüß es morgen, so laßet uns heut'

Noch schlürfen die Reize der tödlichen Zeit.

Die Soldaten singen während der Chorsing

Wachtmeister.

Von dem Himmel fällt ihm sein lustig Los,

Brauchts nicht mit Müß' zu erstreben;

Der Fröhner, der sucht in der Erde Schos,

Da meint er den Schatz zu erheben.

Er gräbt und schaufelt, solange er lebt,

Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Chor.

Er gräbt und schaufelt, solange er lebt,

Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Erster Jäger.

Der Reiter und sein geschwindes Ros,

Sie sind gesüßtere Gähle.

Es blimmern die Lampen im Hochzeitsschloß;

Ungeladen kommt er zum Feste,

Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Geld;

Im Sturm ertönt er den Minnesold.

Chor.

Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Geld;

Im Sturm ertönt er den Minnesold.

Zweiter Cürassier.

Warum weint die Dirn' und zerärrert sich selber?

Las fahren dahin, laß fahren!

Er hat auf Erden kein kleibend Quartier.

Kann treue Lieb' nicht bewahren.

Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;

Seine Ruh' läßt er an seinem Ort.

Chor.

Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort;

Seine Ruh' läßt er an seinem Ort.

Erster Jäger

Die Soldaten singen während der Chorsing

Freiheitsgegen und machen den Chor

Drum fröhlich, Kameraden, den Napfen gezäumt!

Die Brud' im Geleerte geküßt!

Die Jugend brauset, das Leben schäumt;

Fröhlich auf! eh' der Geist noch verhäutet.

Und, setzet ihr nicht das Leben ein,

Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Chor.

Und, setzet ihr nicht das Leben ein,

Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Die Piccolomini.

In fünf Aufzügen.

Personen:

Wallenstein, Herzog zu Friedland, kaiserlicher Generalissimus im dreißigjährigen Kriege.

Octavio Piccolomini, General-Lieutenant.

Mar Piccolomini, sein Sohn, Obrist bei einem Carabinierregiment.

Graf Tercyk, Wallenstein's Schwager, Chef mehrerer Reitermutter.

Illo, Kellnerschall, Wallenstein's Vertrauter.

Isolani, General der Croaten.

Buttler, Chef eines Dragonerregiments.

Tiefenbach,
Don Maradas, } Generale unter
Cöhl, } Wallenstein.
Colalto,

Rittmeister Neumann, Tercyk's Adjutant.

Kriegsrath von Quersenberg, vom Kaiser acientet.

Daptiska Seni, Astrolog.

Herzogin von Friedland, Wallenstein's Gemahlin.

Chekla, Prinzessin von Friedland, ihre Tochter.

Gräfin Tercyk, der Herzogin Schwester.

Ein Cornet.

Kellnermeister des Grafen Tercyk.

Friedländische Pagen und Bediente.

Tercyk'sche Bediente und Bedienten.

Mehrere Croaten und Generale.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Illo mit Buttler und Isolani.

Illo.

Sieht kommt ihr — Doch ihr kommt! Der weite Weg
Graf Isolani, entschuldigt Euer Säumen.

Isolani.

Wir kommen auch mit leeren Händen nicht:
Es wart' uns angeht bei Donauwörth.
Ein schwerer Transport sey unterwegs
Mit Proviant, an die sechs- und achtzig Wagen —
Den grüßen die Croaten mir noch auf
Wir bringen ihn.

Illo.

Er kommt uns grad zu rath.

Die städtliche Versammlung hier zu freisen.

Buttler.

Es ist schon lebhaft hier, ich seh's.

Isolani.

Sa ja.

Die Küchen selber liegen voll Tischen.

Illo.

Auch auf dem Rathhaus, seh' ich, habt ihr euch
Zu ziemlich eingerichtet — Nun, nun! der Zeit
Pehlt und schilt sich, wie er kann.

Illo.

Von dreißig Regimentern haben sich
Die Obersten zusammen schon getrennt:
Den Tercyk trefft ihr hier, den Tiefenbach,
Colalto, Cöhl, Maradas, Hinnersham,
Auch Sohn und Vater Piccolomini
Ihr werdet manchen alten Freund beglücken.
Nur Wallas fehlt uns noch und Altringer.

Buttler.

Auf Wallas wartet nicht!

Illo.

Wie seht Ihr? —

Isolani.

Mar Piccolomini hier? O, führt mich zu ihm!
Ich seh' ihn noch — es sind jetzt sieben Jahr —
Als wir bei Deßau mit dem Mansfeld schlugen,
Den Haren freuten von der Brück' herab
Und in dem Vater, der im Rücken war,
Sich durch der Gabe reichend Wasser schlagen.
Da streckt' ihm kaum der erste Haum uns Hin
Nicht, der ich, soll der Kriegsbeld fertig sein.

Illo.

Ihr seht ihn heut' noch sehn. Er läßt aus Röm
Die Kaiserin Elisabeth Ier und die Prinzessin.
Sie trösten diesen Vermittler noch ein.

Buttler.

Nach Frau und Tochter rath der Kaiser hierher?
Er rath hier viel zusammen.

Isolani.

Dies bösen.

Gewar! ich doch schon von nichts als Wäldern
Und Wäldern in Böden und Altsachen!
Nur, siehe da! der Herold sagt dann,
Dah auch was Heides uns das Tag' erlöse.

Illo.

Wie wohl ihm, daß Graf Wallas schon kommt?
Buttler.

Weil er auch noch abtucht zurückgehalten.

Illo.

Und Ih. seht sich gebildet?

Buttler.

Wadler Sam.

Nach der Vertheilung, die mir der Kaiser
Nicht lücheln angeteilt —

Illo.

Sa, Generalmajor! Ich gratulire!

Isolani.

Zum Regiment, nicht wahr, das ihm der Fürst
Geschenkt? und noch dazu daselbe, hör' ich,
Wo er vom Reiter hat heraufgedient?
Nun, Das ist wahr! dem ganzen Corps gereicht's
Zum Sporn, zum Beispiel, macht einmal ein alter
Verdienter Kriegsmann seinen Weg.

Buttler.

Ich bin verlegen,
Ob ich den Glückwunsch schon empfangen darf.
— Noch fehlt vom Kaiser die Bestätigung.

Isolani.

Greif zu, greif zu! Die Hand, die Ihn dahin
Geschellt, ist stark genug, Ihn zu erhalten,
Trotz Kaisern und Ministern.

Illo.

Wenn wir Alle
So gar bedenklich wollten seyn!
Der Kaiser gibt uns nichts — vom Herzog
Kommt Alles, was wir hoffen, was wir haben.

Isolani zu **Isolani**

Herr Bruder, hab' ich's schon erzählt? Der Fürst
Will meine Creditoren contentiren,
Will selber mein Cassier seyn künftighin,
Zu einem ordentlichen Mann mich machen —
Und Das ist nun das dritte Mal, bedenk' Er!
Daß mich der Königlichgestünnte vom
Verderben rettet und zu Ehren bringt.

Illo.

Könn' er nur immer, wie er gerne wollte!
Er schenkte Land und Leut' an die Soldaten.
Doch wie verkürzen sie in Wien ihm nicht den Arm,
Bescheiden, wo sie können, ihm die Flügel! —
Da, diese neuen, saubern Forderungen,
Die dieser Quessenberger bringt!

Buttler.

Ich habe mir
Von diesen kaiserlichen Forderungen auch
Erzählen lassen — doch ich hoffe,
Der Herzog wird in keinem Stücke weichen.

Illo.

Von einem Recht gewißlich nicht, wenn nur nicht
— Vom Plage!

Buttler, *betruhen*

Wißt Ihr etwas? Ihr erschreckt mich.

Isolani *jugendlich*

Wir wären Alle ruiniert!

Illo.

Wacht ab!

Ich sehe unsern Mann dort eben kommen
Mit Gentrallicutenant Piccolomini.

Buttler, *der Kopf bedeckt* *schüchtern*

Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Octavio Piccolomini, Quessenberg.

Octavio *nach in der Entfernung*

Wie? Noch der Götze mehr? Götzen Sie, Breun!
Es brauchte diesen thränenvollen Krieg,
So vieler Helden ruhmgelächte Häupter
Zu eines Lagers Umkreis zu versammeln.

Quessenberg.

Kein Friedländer Heereslager komme,
Der von dem Reize Böses denken will.
Leinisch' vergessen hätt' ich seine Plagen,
— mir der Ordnung heiter Geist erschienen,

Durch die er, weltzerstörend, selbst besteht,
Das Große mir erscheinen, das er bildet.

Octavio.

Und, siehe da! ein tapfres Paar, das würdig
Den Heldenreihen schließt. Graf Isolani
Und Obrist Buttler. — Nun, da haben wir
Vor Augen gleich das ganze Kriegeshandwerk.

Buttler und Isolani präsentirend.

Es ist die Stärke, Freund, und Schnelligkeit.

Quessenberg zu **Octavio**.

Und zwischen Beiden der erfahrene Rath.

Octavio, *Quessenbergen an Isen vorstellend.*

Den Kammerherrn und Kriegsrath Quessenberg,
Den Ueberbringer kaiserlicher Befehle,
Der Soldaten großen Gönner und Patron
Verehren wir in diesem würd'gen Gaste.

Allgemeines Stillstehen.

Illo *nähert sich Quessenbergen.*

Es ist das erste Mal nicht, Herr Minister,
Daß Sie im Lager uns die Ehr' erweisen.

Quessenberg.

Schon einmal sah ich mich vor diesen Fahnen.

Illo.

Und wissen Sie, wo Das gewesen ist?
In Znaim war's, in Mähren, wo Sie sich
Von Kaisers wegen eingestellt, den Herzog
Um Uebernahm' des Regiments zu sehen.

Quessenberg.

Zu flehn, Herr General? So weit ging weder
Mein Auftrag, daß ich wüßte, noch mein Eifer.

Illo.

Nun, ihn zu zwingen, wenn Sie wollten. Ich
Erinnere mich's recht gut — Graf Illo war
Am Fuch auf's Haupt geschlagen — offen stand
Das Vaterland dem Feind — nichts hielt ihn auf,
Wiz in das Herz von Böhmen vorzudringen.
Damals erschienen Sie und Werdenberg
Vor unserm Herrn, mit Witten in ihn stürmend
Und mit der kaiserlichen Ungnad' drohend,
Wenn sich der Fürst des Jammers nicht erbarme.

Isolani *mit Isen*

Ja, ja! 's ist in begreifen, Herr Minister,
Warum Sie sich bei Ihrem heutigen Auftrag
An jenen alten Jut nicht gern erinnern.

Quessenberg.

Wie sollt ich nicht! In zwischen beiden doch
Kein Widerspruch! Damalen galt es, Böhmen
Aus Feindes Hand zu reißen; heute soll ich's
Befrein von seinen Freunden und Beschützern.

Illo.

Ein schönes Amt. Nachdem wir dieses Böhmen
Mit unserm Mut dem Sachsen abgefordert,
Will man zum Dank uns aus dem Lande werfen.

Quessenberg.

Wenn es nicht kley ein Feind mit dem andern
Vertauscht ich haben, muß das arme Land
Von Freund und Feindes Geißel gleich befreit seyn.

Illo.

Es war! Es war ein gutes Jahr: der Bauer kann
Sich wieder geben.

Quessenberg.

Ja, wenn Sie von Heerden
Und Waldeplätzen reden, Herr Feldmarschall —

Isolani.

Der Krieg ernährt den Krieg. Sehn Bauern drauf,
Si, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten.

Quessenberg.

Und wird um so viel Unterthanen ärmer!

Isolani.

Nah, seine Unterthanen sind wir Alle!

Queckenberg.

Mit Unterschied, Herr Graf! Die Einen fällen
Mit nützlicher Geschäftigkeit den Ventel,
Und Andre wissen nur ihn brav zu leeren.
Der Degen hat den Kaiser arm gemacht;
Der Pflug ihr's, der ihn wieder stärken muß.

Duttler.

Der Kaiser wär' nicht arm, wenn nicht so viel
— Blutigel saugten an dem Mark des Landes.

Isolani.

So arg kann's auch nicht seyn. Ich sehe ja,
indem er sich vor ihn kniet und seinen Anzug mustert,
Es ist noch lang nicht alles Gold gemünzt.

Queckenberg.

Gottlob! Noch etwas Weniges hat man
Geflüchtet — vor den Fingern der Croaten.

Illo.

Da, den Slawata und den Martinich,
Auf die der Kaiser, allen guten Böhmen
Zum Vergernisse, Gnadengaben häuft —
Die sich vom Raube der vertriebenen Bürger mühen —
Die von der allgemeinen Völnis wachsen,
Allein im öffentlichen Unglück ernten —
Mit königlichem Brunk dem Schmerz des Landes
Hohn sprechen — die und Schreigleichen laßt
Den Krieg bezahlen, den verderblichen,
Den sie allein doch angezündet haben.

Duttler.

Und diese Landschmarzer, die die Rüsse
Vollständig unterm Tisch des Kaisers haben,
Nach allen Reuseisen hungrig schnarven,
Die wollen dem Soldaten, der vorm Feind liegt,
Das Brod verschneiden und die Rechnung streichen.

Isolani.

Mein' Lebtags' denk' ich dran, wie ich nach Wien
Vor sieben Jahren kam, um die Elemente
Für meine Regimenter zu betreiben,
Wie sie von einer Antecamera
Zur andern mich herumgeschleppt, mich unter
Den Schrammen stehen lassen stundenlang,
Als wär' ich da, ums Gnadenbrod zu betteln.
Zulezt — da schickten sie mir einen Kapuziner,
Ich dacht', es wär' um meiner Sünde willen!
Mein' doch, Das war der Mann, mit dem
Ich um die Reitersperrde sollte handeln.
Ich muß' auch abziehen unverschnitt'ter Ding'.
Der Fürst nachher verschaffte mir in drei Tagen,
Was ich zu Wien in dreißig nicht erlangte.

Queckenberg.

Ja, ja! Der Feden fand sich in der Rechnung:
Ich weiß, wir haben noch daran zu zahlen.

Illo.

Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk.
Man kommt nicht aus mit sanften Mitteln, Alles
Läßt sich nicht schonen. Wollte man's erwassen,
Wie sie zu Wien aus vier und zwanzig Nebeln
Das Kleinste ausgewählt, man pagte lange!
— Krisk mitten durchgegriffen, Das ist besser!
Reiß' dann, was mag! — Die Menschen, in der Regel,
Verleihen sich aufs Riicken und aufs Stücken
Und finden sich in ein verbahtes Mühen
Weit besser, als in eine bitter Wahl.

Queckenberg.

Ja, Das ist wahr! Die Wahl spart uns der Fürst.

Illo.

Der Fürst trägt Vater Sorge für die Truppen;
Wir sehen, wie's der Kaiser mit uns meint.

Queckenberg.

Für jeden Stand hat er ein gleiches Herz
Und kann den Einen nicht dem Andern opfern.

Isolani.

Drum stößt er uns zum Raubthier in die Wüste,
Um seine theuren Schafe zu behüten.

Queckenberg mit Hohn.

Herr Graf! Dies Gleichniß machen Sie — nicht ich.

Illo.

Doch, wären wir, wofür der Hof uns nimmt,
Gefährlich war's, die Freiheit uns zu geben.

Queckenberg mit Graß.

Genommen ist die Freiheit, nicht gegeben:
Drum thut es Noth, den Baum ihr anzulegen.

Illo.

Ein wildes Pferd erwarte man zu finden.

Queckenberg.

Ein besserer Reiter wird's besänftigen.

Illo.

Es trägt den Einen nur, der es gezähmt.

Queckenberg.

Ist es gezähmt, so folgt es einem Kinde.

Illo.

Das Kind, ich weiß, hat man ihm schon gefunden.

Queckenberg.

Sie kümme nur die Pflicht und nicht der Name.

Duttler.

Der H. bisher mit Piccolomini heimlich gehalten, doch mit höchstem
Antheil an dem Gespräch, tritt näher.

Herr Präsident! Dem Kaiser steht in Deutschland
Ein stattlich Kriegervolk da, es cantoniren
In diesem Königreich wohl dreißigtausend,
Woher sechzehntausend Mann in Schlesien,
Zehn Regimenter stehn am Weiserstrom,
Am Rhein und Main; in Schwaben bieten sechs,
In Bayern zwölf den Schwedischen die Trige;
Nicht zu gedenken der Weingungen,
Die an der Gränz die festen Plätze sichern.
All' dieses Volk gehorcht Friedländischen
Hauptleuten. Die's befehligen, sind Alle
In eine Schul' gegangen, eine Weis
Hat sie ernährt, ein Herz belebt sie Alle.
Fremdlinge stehn sie da auf diesem Boden:
Der Dienst allein ist ihnen Haus und Heimath.
Sie treibt der Eifer nicht fürs Vaterland:
Denn Tausende, wie mich, gebat die Fremde;
Nicht für den Kaiser: wohl die Hälfte kam
Aus fremdem Dienst selbstkühnlich uns herüber,
Gleichgültig, unterm Doppeladler stehend,
Wie unterm Löwen und den Lilien.

Doch Alle süßt an gleich gewalt'gem Jügel!
Ein Einziger, durch gleiche Lieb' und Furcht
Zu einem Volke sie zusammenbindend.
Und, wie des Wlizes Bunte sicher, schnell,
Geleitet an der Wetterfahne, läuft,
Herrscht sein Befehl vom letzten fernen Felsen,
Der an die Thünen branden hört den Well,
Der in der Frisch fruchtbare Thäler steht,
Wie zu der Wache, die ihr Schilderhaus
Hat aufgerichtet an der Kaiserburg.

Queckenberg.

Was ist der langen Rede kurzer Sinn?

Duttler.

Daß der Reiset, die Neigung, das Vertrauen,
Das uns dem Friedland unterwürfig macht,
Nicht auf den Eifer Veden sich verplangt,
Den uns der Hof aus Wien brädersendet.
Und ist in treuem Angedenken noch,
Wie das Gemmando kam in Friedlands Händ.

War's etwa kaiserliche Majestät,
Die ein gemachtes Heer ihm übergab,
Den Führer nur gesucht zu ihren Truppen?
— Noch gar nicht war das Heer. Erschaffen erst
Mußt es der Friedland; er empfing es nicht,
Er gab's dem Kaiser! Von dem Kaiser nicht
Erhielten wir den Wallenstein zum Feldherrn.
So ist es nicht, so nicht! Vom Wallenstein
Erhielten wir den Kaiser erst zum Herrn,
Er knüpfte uns, er allein, an diese Bahnen.

Octavio, dazwischentreten.

Es ist nur zur Erinnerung, Herr Kriegsrath,
Dass Sie im Lager sind und unter Krieger. —
Die Kühnheit macht, die Freiheit den Soldaten. —
Vermöcht' er fest zu handeln, büßte' er nicht
Reck reden auch? — Eins geht ins Andre drein. —
Die Kühnheit dieses würd'gen Officiers,

auf Wuttler zeigend.

Die jetzt in ihrem Ziel sich nur vergriff,
Erhielt, wo nichts als Kühnheit retten konnte,
Bei einem furchtbarn Aufstand der Besatzung
Dem Kaiser seine Hauptstadt Praa.

Man hört von ferne eine Reitermühl.

Illo.

Das sind sie'

Die Wachen salutiren — Dies Signal
Bedeutet uns, die Fürstin sey herein.

Octavio zu Queckenberg.

So ist auch mein Sohn Mar zurück. Er hat sie
Aus Kärnthens abgeholt und hergeleitet.

Isolani zu Illo.

Gehn wir zusammen hin, sie zu begrüßen.

Illo.

Wohl! Laßt uns gehen. Oberst Wuttler, kommt'

zu Octavio.

Erinnert Euch, daß wir vor Mittag noch
Mit diesem Herrn beim Fürsten uns begegnen.

Dritter Auftritt.

Octavio und **Queckenberg**, *die zuletzt eintreten.*

Queckenberg

mit dem Zeichen des Zeichen.

Was hab' ich hören müssen, Generallicutenant!
Welch tügelloser Trog! Was für Begriffe!
— Wenn dieser Geist der allgemeine ist —

Octavio.

Drei Viertel der Armee vernahmen Sie.

Queckenberg.

Weh' uns! Wo dann ein zweites Heer gleich finden,
Um dieses zu bewahren? — Dieser Illo, fürcht' ich,
Denkt noch viel schlimmer, als er spricht. Auch dieser

Wuttler

Kann seine böse Meinung nicht verbergen.

Octavio.

Empfindlichkeit — gereizter Stolz — nichts weiter! —
Diesen Wuttler geb' ich noch nicht auf; ich weiß,
Wie dieser böse Geist zu bannen ist.

Queckenberg,

von Wuttler auf, und abgehend.

Nein! Das ist schlimmer, o' viel schlimmer, Breun-
Als wir's in Wien uns hatten träumen lassen,
Wir sahen's nur mit Höflingzungen an,
Die von dem Glanz des Thrones geblendet waren.
Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn,
Den Unvermögenden, in seinem Lager.
Hier ist's ganz anders!
Hier ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser!

Der Gang, den ich an Ihrer Seite jetzt
Durchs Lager that, schlägt meine Hoffnung nieder.

Octavio.

Sie sehn nun selbst, welch ein gefährlich Amt
Es ist, das Sie vom Hof mir überbrachten —
Wie müßlich die Person, die ich hier spiele.
Der leiseste Verdacht des Generals,
Er würde Freiheit mir und Leben kosten
Und sein verwegenes Beginnen nur
Beschleunigen.

Queckenberg.

Wo war die Ueberlegung.

Als wir dem Rasenden das Schwert vertraut
Und solche Macht gelegt in solche Hand!
Zu stark für dieses schlimmverwahrte Herz
War die Verjüngung! Hätte sie doch selbst
Dem bessern Mann gefährlich werden müssen!
Er wird sich weigern, sag' ich Ihnen,
Der kaiserlichen Ehre zu gehorchen. —
Er kann's und wird's. — Sein unbestrafter Trog
Wird unsre Unmacht schimpflich offenbaren.

Octavio.

Und glauben Sie, daß er Gemahlin, Tochter
Umsonst hieher ins Lager kommen ließ,
Gerade jetzt, da wir zum Krieg uns rüsten?
Dass er die letzten Pfänder seiner Treu'
Aus Kaisers Landen führt, Das deutet uns
Auf einen nahen Ausbruch der Empörung.

Queckenberg.

Weh' uns! und wie dem Ungewitter stehn,
Das drohend uns umzieht von allen Enden?
Der Reichsfeind an den Gränzen, Meiner schon
Vom Donautrom, stets weiter um sich greifend —
Im innern Land des Aufstreb's Generallose —
Der Vau'r in Wäsen — alle Stände schwierig —
Und die Armee, von der wir Hülf' erwarten,
Verführt, verwildert, aller Zucht entwehrt —
Vom Staat, von ihrem Kaiser losgerissen,
Vom Schwindelnden die Schwindelnde geführt,
Ein furchtbar Werkzeug, dem Verwegenden
Der Menschen blinde gehorchend hingegeben —

Octavio.

Vertragen wir auch nicht in früh, mein Freund!
Stets ist die Sprache fester, als die That,
Und Mancher, der in blindem Gier jetzt
Zu jedem Aeußersten entschlossen scheint,
Künd' unerwartet in der Welt ein Herz,
Spricht man des Arevels wahren Namen an.
Indem ganz unvertheilt und wie nicht.
Graf Altringer und Wallas, wissen Sie,
Erhalten in der Pflicht ihr kleines Heer
Verhältniß es noch täglich. — Ueberraschen
Kann er uns nicht. Sie wissen, daß ich ihn
Mit neuen Hülfern rings umgeben habe:
Vom kleinsten Schritt erhalt' ich Wissenschaft
Sogleich — ja, mir entdeckt's sein eigener Mund.

Queckenberg.

Ganz unbegreiflich ist's, daß er den Feind nicht meist
An seiner Seite.

Octavio.

Denken Sie nicht etwa,
Dass ich durch Lügenkünste, gleichnerische
Gefälligkeit in seine Günst' mich stahl,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nähre.
Besicht' mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Dass ich mein wahres Herz vor ihm verberge.
Ein solches hab' ich niemals ihm geheuchelt!

Queckenberg.

Es ist des Himmels sichtbare Fügung.

Octavio.

Ich weiß nicht, was es ist — was ihn an mich
Und meinen Sohn so mächtig zieht und fettet.
Wir waren immer Freunde, Waffenbrüder;
Gewohnheit, gleichgetheilte Abenteuer
Verbanden uns schon frühe — doch ich weiß
Den Tag zu nennen, wo mit einem Mal
Sein Herz mir aufging, sein Vertrauen wuchs.
Es war der Morgen vor der Lützen Schlacht —
Mich trieb ein böser Traum, ihn aufzusuchen,
Ein ander Pferd zur Schlacht ihm anzubieten.
Nern von den Zelten, unter einem Baum,
Fand ich ihn eingeschlafen. Als ich ihn
Erweckte, mein Bedenken ihm erzählte,
Sah er mich lange staunend an; drauf fiel er
Mir um den Hals und zeigte eine Rührung,
Wie jener kleine Dienst sie gar nicht werth war.
Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen
In gleichem Maß, als ihn das meine flieht.

Queckenberg.

Sie ziehen Ihren Sohn doch ins Geheimniß?

Octavio.

Nein!

Queckenberg, heiser.

Wie? auch warnen wollen Sie ihn nicht,
In welcher schlimmen Hand er sich befindet?

Octavio.

Ich muß ihn seiner Unschuld anvertrauen.
Verstellung ist der offenen Seele fremd;
Unwissenheit allein kann ihm die Geistesfreiheit
Bewahren, die den Herzog sicher macht.

Queckenberg, heiser.

Wein würd'ger Freund! Ich hab' die beste Meinung
Vom Oberst Piccolomini — doch — wenn —
Wederken Sie —

Octavio.

Ich muß es darauf wagen — Still! Da kommt er.

Vierter Auftritt.

Mar Piccolomini, Octavio Piccolomini.

Queckenberg.**Mar.**

Da ist er ja gleich selbst. Willkommen, Vater!

Er umarmt ihn, wie er sich umwendet, bemerkt er Queckenberg'sen
Er tritt zu ihm

Beschäftigt, wie ich seh'? Ich will nicht stören.

Octavio.

Wie, Mar? Sieh' diesen Gast doch nahe an!
Anerkennung verdient ein alter Freund.
Gehört gebührt dem Veten seines Ritters.

Mar, ruck-

Von Queckenberg! Willkommen, wenn was Outes
Ins Hauptquartier Sie herführt.

Queckenberg, hat seine Hand gefaßt

Reichen Sie

Die Hand nicht weg, Graf Piccolomini!
Ich fasse sie nicht bloß von weinetwegen,
Und nichts Gemeines will ich damit sagen.

Reiche Hände fassen

Octavio — **Mar Piccolomini!**

Heilbringend vorbehebende Namen!

Wie wird das Glück von Oesterreich sich wenden,
Solang zwei solche Sterne, reich an
Und schützend, leuchten über seinen Heeren.

Mar.

Sie fallen aus der Rolle, Herr Minister!
Nicht Lobens wegen sind Sie hier; ich weiß,
Sie sind geschickt, zu tadeln und zu schelten —
Ich will voraus nichts haben vor den Andern.

Octavio zu Mar.

Er kommt vom Hofe, wo man mit dem Herzog
Nicht ganz so wohl zufrieden ist, als hier.

Mar.

Was gibt's aufs Neu' denn an ihm auszustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wohl! daran thut er recht,
Und wird's dabei auch sein Verbleiben haben. —
Er ist nun einmal nicht gemacht, nach Andern
Geschmeidig sich zu fügen und zu wenden,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz.
Wohl uns, daß es so ist! Es können sich
Nur Wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal Einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausende wird, ein Halt — sich hinstellt,
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht.
So Einer ist der Wallenstein, und, taugte
Dem Hof ein Andre besser — der Armes
Brommt nur ein Solcher.

Queckenberg.

Der Armee! Ja wohl!

Mar.

Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt
Und häßt und neu belebt um sich herum,
Wie jede Kraft sich auspricht, jede Gabe
Gleich deutlicher sich wird in seiner Nähe!
Jedwem zieht er seine Kraft hervor,
Die eigenthümliche, und zieht sie groß
Läßt Jeden ganz Das bleiben, was er ist;
Er wacht nur erüber, daß er's immer sey
Am rechten Ort: so weiß er aller Menschen
Vermögen in dem seinigen zu machen.

Queckenberg.

Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne,
Sie zu gebrauchen wisse! Ueberm Herrscher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.

Mar.

Ist er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Ist er's und mit der Kraft noch oben drein,
Unschätzlich zu vollstrecken die Natur,
Dem Herrichtalent den Herrschsplatz zu erheben

Queckenberg.

So kommt's zuletzt auf seine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen!

Mar.

Der seltsame Mann will seltsames Vertrauen.
Gibt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen

Queckenberg.

Die Proben geben's.

Mar.

Ja, so sind sie! Schreckt
Sie Alles gleich, was eine Tiefe hat;
Ist ihnen nirgends wehl, als wo's recht flach ist.

Octavio zu Queckenberg

Ergeben Sie sich nur in Gutes, Freund!
Mit Dem da werden Sie nicht fertig.

Mar.

Da rufen Sie den Geist an in der Noth,
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.

Die piccolomini.

Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Gesehn, wie das Alltägliche. Im Felde,
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur:
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben. Das Drasel
In seinem Innern, das lebendige —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht niedrige Papiere soll er fragen.

Octavio.

Mein Sohn, laß uns die alten, engen Ordnungen
Gering nicht achten! Köstlich unschätzbare
Gewichte sind's, die der bedrängte Mensch
An seiner Dränger raschen Willen band:
Denn immer war die Willkür fürchterlich —
Der Weg der Ordnung, ging er auch durch Krümmen,
Er ist kein Umweg. Grab' aus geht des Vlieses,
Geht des Kanonballs fürchterlicher Pfad —
Schnell, auf dem nächsten Wege, langt er an,
Macht sich zermalnend Plag, um zu zermalmen.
Mein Sohn! die Straße, die der Mensch befährt,
Worauf der Segen wandelt, diese folgt
Der Flüsse Lauf, der Thäler freien Krümmen,
Umgebt das Weizenfeld, den Nebenbügel,
Des Eigenthums gemess'ne Gränzen ehrend —
So führt sie später, sicher doch zum Ziel.

Quellenberg.

O! hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held ist und ein Mensch zugleich.

Octavio.

Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.
Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzeugt,
— Du haßt den Frieden nie gesehn! Es gibt
Noch höhern Werth, mein Sohn, als kriegerischen;
Im Kriege selber ist das Letzte nicht der Krieg.
Die großen, schnellen Thaten der Gewalt,
Des Augenblicks erstauenswerthe Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Haß und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Zelt: da wird
Ein augenblicklich Prausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Bracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Herde,
Und ausgehorbet, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatsfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's gethan.

Mar.

O, laß den Kaiser Friede machen. Vater!
Den blut'gen Vorbeere geh' ich hin mit Kreuden
Hüts erste Beilichen, das der Märs uns bringt,
Das duft'ge Pfand der neuverjüngten Erde.

Octavio.

Wie wird dir? Was bewegt dich so auf Einmal?

Mar.

Ich hab' den Frieden nie gesehn? — Ich hab' ihn
Gesehn, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Landes öde Klüfte nur
Ein unterirdisch Hübertöhl befahren,
In sein umwölbt enges Schiff gepreßt,
Wüsten Meer: mit müßigen Sitten bauet,
Großen Land nicht als die Buchten kennt,

Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den inneren Thälern köstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

Octavio *nach aufmerksam.*

Und hält' es diese Reise die gezeigt?

Mar.

Es war die erste Muße meines Lebens.
Sag' mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend haßt,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmückt?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Commandowort —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lebenden;
Die Seele fehlt dem wichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio.

Viel lernstest du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

Mar.

O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Bahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch;
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Mar'n, dem letzten Haub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen:
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Klüfte grünen;
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut',
Des blut'gen Tages frohe Wäpser schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
Ein jauchzend Volk, mit liebend emüßiger
Juchendlichkeit des Heeres Dertung hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigenthum,
Das längst verlass'ne, ein; mit breiten Aesten
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerie bog, als er gegangen,
Und schamhaft tritt als Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Arme Brust verlieh.
O! glücklich, wenn dann auch sich eine Thür',
Zich garte Arme sanft umschlingend öffnen —

Quellenberg, *seiner.*

O, daß Sie von so fern, fern, fern
Und nicht von Morgen, nicht von Heut' sprechen!

Mar,

mit heftiger Bewegung.

Wer steht in Schuld daran, als ihr in Wien?
Ich wil's nur frei gesehn, Quellenberg!
Als ich verbin Sie sehen sah, es prechte
Der Unmuth mir das Innerste zusammen —
Ihr seyd es, die den Frieden hindern, ihr!
Der Kriege, ist's, der ihn erzwingen muß.
Dem Heeren macht ihr's Leben sauer, macht
Ihr alle Schritte schwer, ihr Schwärzt ihn an —
Wann? Weil an Europa's großem Weiten
Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landee.
Die Destrach mehr hat oder weniger —
Ihr macht ihn zum Empörer und, Gott weiß!
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,
Kein Feind Vertrauen zu erwerden sucht,
Das doch der einzige Weg zum Frieden ist:
Denn, hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,
Weher soll Friede komme! — Geht nur, geht!

Wie ich das Gute liebe, haß' ich euch —
Und hier gelob' ich's an, versprechen will ich
Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut,
Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh das
Ihr über seinen Fall frohlocken sollt! *Er geht ab.*

Fünfter Auftritt.

Queckenberg. Octavio Piccolomini.

O weh' uns! Steht es so?

Dringend und ungeduldig.

Krennd, und wir lassen ihn in diesem Wahn
Dahingehn, rufen ihn nicht gleich
Zurück, daß wir die Augen auf der Stelle
Ihm öffnen?

Octavio, *aus einem tiefen Nachdenken zu sich kommend.*

Wir hat er sie jetzt geöffnet,
Und mehr erblick' ich, als mich frent.

Queckenberg.

Was ist es, Freund?

Octavio.

Fluch über diese Reise!

Queckenberg.

Wie so? Was ist es?

Octavio.

Kommen Sie! Ich muß
Sogleich die unglücksel'ge Spur verfolgen,
Mit meinen Augen sehen — Kommen Sie —

Will ihn festhalten.

Queckenberg.

Was kenn' ich? Wohin?

Octavio *preßt*

Zu ihr!

Queckenberg.

Zu —

Octavio *corrigiert sich*

Zum Herzog! Gehn wir. O! ich fürchte Alles.
Ich seh' das Neg' geworfen über ihn.
Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Queckenberg.

Erklären Sie mir nur —

Octavio.

Und konnt' ich's nicht

Verhersehn? nicht die Reise hinterreiben?
Warum verschwieg ich's ihm? — Sie hatten Recht:
Ich muß' ihn warnen — Jetzt ist's zu spät.

Queckenberg.

Was ist zu spät? Bestimmen Sie sich, Freund,
Daß Sie in lauter Rathseln zu mir reden.

Octavio, *gelächelt*

Wir gehn zum Herzog. Kommen Sie! Die Stunde
Nicht auch heran, die er zur Audienz
Bestimmt hat. Kommen Sie! —

Wardwünscht, dreimal verwünscht sey diese Reise!

Er führt ihn weg, der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Saal beim Herzog von Savoyen.

Erster Auftritt.

Bediente *legen Stühle und bringen Kaffee auf. Gleich darauf*
Seni, *der Kaffee, wie ein italienischer Doctor schwatz und etwas*
phantastisch geredet. Er tritt in die Mitte des Saals, ein weisses Glas
in der Hand, worin er die Himmelskugeln betrachtet.

Bediente, *mit einem Mantel herumgehend.*

Greift an! Nacht, daß ein Orde wird! Die Wache
Ruht ins Gewehr. Sie werden gleich erscheinen.

Zweiter Bediente.

Warum denn aber ward die Erkerstube,
Die rothe, abbestellt, die doch so leuchtet?

Erster Bediente.

Das frag' den Mathematikus. Der sagt,
Es sey ein Unglückszimmer.

Zweiter Bediente.

Narrenspöffen!

Das heißt die Leute scheeren. Saal ist Saal.
Was kann der Ort viel zu bedeuten haben!

Seni *mit Gravität*

Mein Sohn, nichts in der Welt ist unbedeutend.
Das Erste aber und hauptsächlichste
Bei allem ird'schen Ding ist Ort und Stunde.

Dritter Bediente.

Laß dich mit Dem nicht ein, Nathanael!

Muß ihm der Herr doch selbst den Willen thun.

Seni *läßt die Stühle.*

Gilt! Eine böse Zahl. Zwölf Stühle setzt!

Zwölf Zeichen hat der Thierkreis, fünf und sieben;
Die heiligen Zahlen liegen in der Zwölfe.

Zweiter Bediente.

Was habt ihr gegen Gilt? Das laßt mich wissen.

Seni.

Gilt ist die Sünde. Gilt übersteilet
Die zehn Gebote.

Zweiter Bediente.

So? Und warum nennt Ihr

Die Fünfe eine heilige Zahl?

Seni.

Fünf ist

Des Menschen Seele. Wie der Mensch aus Gutem
Und Bösem ist gemischt, so ist die Fünfe
Die erste Zahl aus Grad' und Ungerade.

Erster Bediente.

Der Narr!

Dritter Bediente.

Ei, laß ihn doch! Ich hör' ihm gerne zu,
Denn Mancharlei doch denkt sich bei den Worten.

Zweiter Bediente.

Hinweg! Sie kommen! Da zur Seitenthür' hinaus!
Er eilet fort. Seni folgt langsam.

Zweiter Auftritt.

Wallenstein. Die Herzogin.

Wallenstein.

Nun, Herzogin? Sie haben Wien berührt,
Sich vorgestellt der Königin von Ungarn?

Herzogin.

Der Kaiserin auch. Bei beiden Majestäten
Sind wir zum Handkuss zugelassen worden.

Wallenstein.

Wie nahm man's auf, daß ich Gemahlin, Tochter
Zu dieser Winterzeit ins Feld beschieden?

Herzogin.

Ich that nach Ihrer Vorchrift, führte an.
Sie hätten über unser Kind bestimmt
Und möchten gern dem künftigen Gemahl
Noch vor dem Reding die Verlobte zeigen.

Wallenstein.

Muthmaßte man die Wahl, die ich getroffen?

Herzogin.

Man wünschte wohl, sie möcht' auf keinen fremden,
Noch lutherischen Herrn gefallen sehn.

Wallenstein.

Was wünschen Sie, Elisabeth?

Herzogin.

Ihr Willr, wissen Sie, war stets der meine.

Wallenstein nach einer Pause.

Nun — Und wie war die Aufnahme' sonst am Hofe?

Herzogin schlägt die Augen nieder und schweigt.

Verbergen Sie mir nichts — Wie war's damit?

Herzogin.

O mein Gemahl — Es ist nicht Alles mehr
Wie sonst — Es ist ein Wandel vorgegangen.

Wallenstein.

Wie? Rief man's an der alten Achtung fehlen?

Herzogin.

Nicht an der Achtung. Würdig und voll Anstand
War das Benehmen — Aber an die Stelle
Huldreich vertraulicher Herablassung
War feierliche Bömlichkeit getreten.

Ach, und die zarte Schonung, die man zeigte,
Sie hatte mehr vom Mitleid als der Günst.
Mein! Herzog Albrechts fürstliche Gemahlin,
Graf Harrachs edle Tochter hätte so —
Nicht eben so empfangen werden sollen!

Wallenstein.

Man schalt gewiß mein neues Betragen?

Herzogin.

O, hätte man's gethan! — Ich bin's von lang her
Gewohnt, Sie zu entschuldigen, zufrieden
Zu sprechen die entrümpelten Gemüther —
Mein, Niemand schalt Sie — Man verhällte sich
In ein so lautes feierliches Schweigen.
Ach! hier ist kein gewöhnlich Mißverständnis, keine
Vorübergehende Unvorsichtigkeit —
Etwas unglücklich Unverlegliches ist
Geschehn — Sonst pflegte mich die Königin
Von Ungarn immer ihre liebe Ruhme
Zu nennen, mich beim Abschied zu umarmen —

Wallenstein.

Jetzt unterließ sie's?

Herzogin,

Der Herzog schreut nach einer Pause.

Sie umarmte mich;

Dech erst, als ich den Urlaub schon genommen, schon
Der Thüre zuging, kam sie auf mich zu,
Schnell, als bekäme sie sich erst, und drückte
Mich an den Wafen, mehr mit schmerzlicher
Als zärtlicher Bewegung.

Wallenstein *erregt sich*.

Sassen Sie sich! —

Wie war's mit Egenberg, mit Lichtenstein
Und mit den andern Freunden?

Herzogin, *den Kopf schüttelnd*.

Keinen sah ich.

Wallenstein.

Und der hispanische Conte Ambassador,
Der sonst so warm für mich zu sprechen pflegte?

Herzogin.

Er hatte keine Junge mehr für Sie.

Wallenstein.

Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr:
Dortan muß eignes Feuer uns erleuchten.

Herzogin.

Und wär' es? Theurer Herzog, wär's an Dem
Was man am Hofe leise flüstert, sich
Im Lande laut erzählt — was Vater Lamormain
Durch ein'ge Winke —

Wallenstein, *schneid.*

Lamormain! Was sagt der?

Herzogin.

Maß Sie verwegener Ueberschreitung
Der anvertrauten Vollmacht, freventlicher
Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle.
Die Spanier, der Bayern heiliger Herzog

Stehn auf als Räder wider Sie —

Ein Ungewitter zieh' sich über Ihnen
Zusammen, noch weit drohender, als jenes,
Das Sie vordem zu Regensburg geführt.

Man spreche, sagt er — ach! ich kann's nicht sagen —

Wallenstein, *gebannt*.

Nun?

Herzogin.

Von einer zweiten — *sie sticht.*

Wallenstein.

Zweiten —

Herzogin.

Schimpflichern

— Abiegung.

Wallenstein.

Spricht man?

Heißt bewegt durch das Zimmer gehend

O! sie zwingen mich, sie stoßen
Gewaltiam, wider meinen Willen, mich hinein.

Herzogin,

sich stürzend an ihn schmeißend.

O, wenn's noch Zeit ist, mein Gemahl! — wenn es
Mit Unterwerfung, mit Nachgiebigkeit
Kann abgewendet werden — Gehen Sie nach —
Gewinnen Sie's dem stolzen Herrn ab,
Es ist Ihr Herr und Kaiser, dem Sie weichen.
O! lassen Sie es länger nicht geschehn,
Dah hämische Bosheit Ihre gute Absicht
Durch giftige verhasste Deutung schwärze.
Mit Siegeskraft der Wahrheit stehn Sie auf,
Die Lügner, die Verleumder zu beschämen!
Wir haben so der guten Freunde wenig.
Sie wissen's! Unser schnelles Glück hat uns
Dem Haß der Feinde bloßgestellt — Was sind wir,
Wenn kaiserliche Huld sich von uns wendet?

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky, *welche die Prinzessin Thekla*

hergeführt haben, zu der Vorigen.

Gräfin.

Wie, Schwester? Von Geschäften schon die Rede
Und, wie ich seh', nicht von erheitlichen.
Ob' er noch seines Kindes froh gewesen?
Der Freude gehört der erste Augenblick.
Hier, Vater Friedland, Das ist deine Tochter!

Thekla schreut sich im Auftritte und schreut sich an die Gräfin. Die Gräfin umarmt sie. Der Herzog schreut nach einer Pause.

Wallenstein.

Zu! Zu! ist mir die Hoffnung aufgezogen.
Ich nehme Sie zum Pande größern Glücks.

Herzogin.

Ein zartes Kind noch war sie, als Sie gingen,
Das große Herz dem Kaiser aufgezogen.
Hernach, als Sie vom Feldzug heimgeführt
Aus Bannern, war die Tochter schon im Zügel,
Wo sie geblieben ist bis jetzt.

Wallenstein.

Anges.

Wie hier im Feld gefogt Sie groß zu machen,
Das höchste Irdische ihr zu erschaffen,
Hat Mutter Natur in stillen Klostermauern
Das Ihrige gethan, dem Leben Kind
Aus freier Günst das Göttliche gegeben
Und führt sie ihrem glänzenden Geschick
Und meiner Hoffnung schön geschmückt entgegen.

Herzogin zur Pringessin

Du hättest deinen Vater wohl nicht wieder
Erkannt, mein Kind? Kaum zähltest du acht Jahre,
Als du sein Angesicht zuletzt gesehen.

Chekla.

Doch, Mutter, auf den ersten Blick — mein Vater
Hat nicht gealtert — Wie sein Bild in mir gelebt,
So steht er blühend jetzt vor meinen Augen.

Wallenstein zur Herzogin.

Das holde Kind! Wie sein bemerkt und wie
Verständig! Sieh', ich zürnte mit dem Schicksal,
Dass mir's den Sohn versagt, der meines Namens
Und meines Glückes Erbe könnte seyn,
In einer stolzen Linie von Vürsten
Mein schnell verlöschtes Daseyn weiter leiten.
Ich that dem Schicksal Unrecht. Hier auf dieses
Jugendfräulich blühnde Haupt will ich den Kranz
Des kriegerischen Lebens niederlegen;
Nicht für verloren acht' ich's, wenn ich's einst,
In einen königlichen Schmuck verwandelt,
Um diese schöne Stirne flechten kann.

Er hält sie in seinen Armen, wie Piccolomini's Leibarzt

Vierter Auftritt.

Mar Piccolomini und bald darauf **Graf Terczyn** *jetzt.*

Vorigen.

Gräfin.

Da kommt der Paladin, der uns beschützte.

Wallenstein.

Sei mir willkommen, Mar! Stets ward du mir
Der Pringer Tugend einer schönen Arde,
Und, wie das glückliche Gestirn des Morgens,
Dürst du die Lebensfülle mir herauf.

Mar.

Mein General —

Wallenstein.

Wie jetzt war es der Kaiser,
Der sich durch meine Hand belebt. Heut' hast du
Den Vater dir, den glücklichen, verpflichtet,
Und diese Schuld muß Arierland selbst bezahlen.

Mar.

Mein Müd! Du eltest sehr, sie abzutragen.
Ich komme mit Beschwörung, ja, mit Schmerz.
Denn, kaum bin ich hier angelangt, hab' Mutter
Und Tochter deinen Armen überliefert,
So wird aus deinem Warfall, reich geschürt,
Ein prächtiger Zauber mir von dir gebracht,
Mir die gekannte Müd' mich abzulohnen.
Ja, ja, mich abzulohnen. Eine Müd',
Ein Amt bloß war's nicht eine Gnad', für die
Ich's vornehmlich nahm und die schon volles Herzens
In danken kam — Nein, so war's nicht gemeint,
Dass mein Geschäft mein schönstes Glück fern sollte!

Er legt sich hinein und übergibt dem Grafen Mar, in die Hand.

Gräfin *zu Mar.*

Belebt er Ihre Müd'! Seine Freude
Berzitt er Ihnen. Ihnen steht es an,
So zart zu denken; utinam Schwager ziemt's,
Sich immer groß und stürklich zu beweisen.

Chekla.

So müht' auch ich an seiner Liebe zweifeln,
Denn seine gütigen Hände schützten mich,
Neh' ich' das Herz des Vaters nicht gesprochen.

Mar.

Ja, er muß immer geben und begeben!

Er reicht der Herzogin Hand mit starker Wärme

Was dank' ich ihm nicht Alles — o, was sprech' ich

Nicht Alles aus in diesem theuren Namen Friedland!
Zeit Lebens soll ich ein Gefangner seyn
Von diesem Namen — darin blühen soll
Mir jedes Glück und jede schöne Hoffnung —
Nest, wie in einem festen Zauberringe, hält
Das Schicksal mich gebannt in diesem Namen.

Gräfin,

*welche unterdessen den Herzog sorgfältig beobachtet. Euerst, daß er bei
den Briefen nachdenkend geworden*

Der Bruder will allein seyn. Laßt uns gehen.

Wallenstein

er setzt sich schnell hin, setzt sich und spricht weiter an Herzogin
Noch einmal, Fürstin, heiß' ich Sie im Zeitwillkommen.
Sie sind die Wirthin dieses Hof's — Du, Mar,
Wirst diesmal noch dein altes Amt verwalten,
Indeß wir hier des Herrn Geschäfte treiben.

*Mar Piccolomini bietet der Herzogin den Arm, welche ihm die
Herzogin ab*

Terczyn, *von aus dem*

Versäumt nicht, der Versammlung beizuwohnen.

Fünfter Auftritt.

Wallenstein. Terczyn.

Wallenstein

er steht auf und geht zu Terczyn
Sie hat ganz recht gesagt — So ist's und stimmt
Vollkommen zu den übrigen Verichten —
Sie haben ihren letzten Schlag gesetzt
In Wien, mir den Nachfolger schon gegeben.
Der Ungarn König ist's, der Ferdinand,
Des Kaisers Schwelger, der ist jetzt ihr Heiland.
Das neu aufgehende Gestirn! Mit uns
Werkelt man fertig schon zu fern, und wie
Ein Abgeschwinder sind wir schon beherbt.
Dram keine Zeit verlieren!

Er setzt sich hin und spricht weiter an Terczyn
Graf Altlinger laßt sich entschuldigen,
Auch Wallas — Das gefällt mir nicht.

Terczyn.

Und, wenn du
Noch länger säumst, brichst Einer nach dem Andern.

Wallenstein.

Der Altlinger hat die Tyroler Thäle.
Ich muß ihm Einen schicken, daß er mir
Die Spanier aus Walland nicht herein läßt.
— Nun, der Sohn, der alte Unterbändler,
Hat sich ja hinreichend wieder blühen lassen.
Was brinat er uns vom Grafen Thurn?

Terczyn.

Der Graf entbietet dir,
Er hab' den schwedischen Rautler aufgesucht
In Halberstadt, wo jense der Genrent ist;
Der aber sagt, er sey es müd' und wolle
Nichts weiter mehr mit dir zu schaffen haben.

Wallenstein.

Wie so?

Terczyn.

Es sey dir nimmer Ernst mit meinen Reden.
Du wollst die Schweden nur zum Narren haben,
Ich mit den Sacken gegen sie verbinden,
Am Ende sie mit einem elenden Stück Geldes
Abfertigen.

Wallenstein.

So! Meint er wohl, ich soll ihm
Ein schönes deutsches Land zum Danke geben,
Dass wir zuletzt auf eigenem Grund und Boden
Selbst nicht mehr Herren sind? Sie müssen fort,
Fort, fort! Wir brauchen keine feiste Nachbarn.

Cerkyn.

Gönn' ihnen doch das Bleichen Land, geh's ja
Nicht von dem Teinen! Was bekümmert's dich,
Wenn du das Spiel gewinnest, wer es zahlt.

Wallenstein.

Hört, fort mit ihnen! — Das verstehst du nicht.
Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland
Zerstücket hab', verrathen an den Fremdling,
Um meine Portion mir zu erschleichen.
Mich soll das Reich als seinen Schirmen ehren,
Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig
Mich bei des Reiches Fürsten niedersehen.
Es soll im Reiche keine fremde Macht
Mir Wurzel fassen, und am Wenigsten
Die Gothen sollen's, diese Hungerleider,
Die nach dem Segen unsers deutschen Landes
Mit Neidesblicken raubbegierig schauen.
Beistehen soll'n sie mir in meinen Plänen
Und dennoch nichts dabei zu fischen haben.

Cerkyn.

Doch mit den Sachsen wirst du ehlicher
Verfahren? Sie verlieren die Geduld,
Weil du so krumme Wege machst —
Was sollen alle diese Masken? Erzich!
Die Freunde weiseln, werden irr' an dir —
Der Preussien, der Arnheim, Keiner weiß,
Was er von deinem Bögem halten soll.
Am End' bin ich der Vaguer: Alles geht
Durch mich. Ich hab' nicht einmal deine Handschrift.

Wallenstein.

Ich geb' nichts Schriftliches von mir, du weißt's.

Cerkyn.

Woran erkennt man aber deinen Gruß,
Wenn auf das Wort die That nicht folgt? Sag' selbst.
Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt' Alles auch recht gut gekehrt seyn können,
Wenn du nichts mehr damit gewollt, als ihn
Zum Westen haben.

Wallenstein.

nach einer Pause, indem er ihn schau anseht.

Und weher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum Westen habe? daß ich nicht auch Alle
Zum Westen habe? Kennst du mich so gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes
Dir angethan — Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt! — Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Wied' dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu sagen, als ein Andre.

Cerkyn.

So hast du stets dein Ziel mit uns getrieben!

Zehster Auftritt.

Illo zu den Vorigen.

Wallenstein.

Wie steht es draußen? Sind sie vorbereitet?

Illo.

Du find'st sie in der Eilmung, wie du wünschst.
Sie wissen um des Kaisers Forderungen
Und leben.

Wallenstein.

Wie erkärt sich Isolan?

Illo.

Deß mit Leib und Seele dein, seitdem du
Die Pharoant ihm wieder aufgerichtet.

Wallenstein.

Wie nimmt sich der Colalto? Hast du dich
Des Deodat und Tiefenbach versichert?

Illo.

Was Piccolomini thut, Das thun sie auch.

Wallenstein.

So, meinst du, kann ich was mit ihnen wagen?

Illo.

— Wenn du der Piccolomini gewiß bist.

Wallenstein.

Wie meiner selbst. Die lassen nie von mir.

Cerkyn.

Doch wollt' ich, daß du dem Octavio,
Dem Buchs, nicht so viel trauest.

Wallenstein.

Lehre du

Mich meine Leute kennen. Sechzehnmal
Bin ich zu Feld gezogen mit dem Alten,
— Zudem — ich hab' sein Horoskop gestellt,
Wir sind geboren unter gleichen Sternen —
Und kurz —

Orkestrirte Pause.

Es hat damit sein eigenes Bewenden.
Wenn du mir also gut sagst für die Andern —

Illo.

Es ist nur eine Stimme unter Allen:
Du dürfst das Regiment nicht niederlegen.
Sie werden an dich deputiren, hör' ich.

Wallenstein.

Wenn ich mich gegen sie verpflichten soll,
So müssen sie's auch gegen mich.

Illo.

Versteht sich.

Wallenstein.

Parole müssen sie mir geben, eidlich, schriftlich,
Sich meinem Dienst zu weihen, unbedingt.

Illo.

Warum nicht?

Cerkyn.

Unbedingt? Des Kaisers Dienst,
Die Pflichten gegen Oestreich werden sie
Sich immer vorbehalten.

Wallenstein, den Kopf schüttelnd.

Unbedingt

Muß ich sie haben. Nichts von Vorbehalt!

Illo.

Ich habe einen Einfall — Gibt uns nicht
Graf Cerkyn ein Bankett heut Abend?

Cerkyn.

Ja.

Und alle Generale sind geladen.

Illo zu Wallenstein.

Sag', willst du völlig freie Hand mir lassen?
Ich schaffe dir das Wort der Generale,
So wie du's wünschst.

Wallenstein.

Schaff mir ihre Handschrift!
Wie du dazu gelangen magst, ist deine Sache.

Illo.

Und, wenn ich dir's nun bringe, Schwarz auf Weiß,
Daß alle Chefs, die hier zugegen sind,
Dir blind sich überlassen — willst du dann
Gruß machen endlich, mit beherzter That
Das Glück versuchen?

Wallenstein.

Schaff mir die Verschiebung

Illo.

Beachte, was dir thust! Du kannst des Kaisers
Befehlen nicht erfüllen — kannst das Herr

Nicht schwächen lassen — nicht die Regimenter
Zum Spanier stoßen lassen, willst du nicht.
Die Macht auf ewig aus den Händen geben.
Bedenk' das Andre auch! Du kanst des Kaisers
Befehl und ernste Ordre nicht verhöhnen,
Nicht länger Ausflucht suchen, temporisiren,
Willst du nicht förmlich brechen mit dem Hof.
Entschließ' dich! Willst du mit entschloss'ner That
Zuvor ihm kommen? Willst du, ferner zögernd,
Das Aeußerste erwarten?

Wallenstein.

Das geziemt sich,

Oh' man das Aeußerste beschließt!

Allo.

O, nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft!
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß. Wo eine
Entscheidung soll geschehen, da muß Vieles
Sich glücklich treffen und zusammenfinden —
Und einzeln nur, zerstreut zeigen sich
Des Glückes Fäden, die Gelegenheiten,
Die, nur in einem Lebenspunkt zusammen
Gedrängt, den schweren Brückestufen bilden.
Sich', wie entscheidend, wie verhängnisvoll
Sich's jezt um dich zusammenzieht! — Die Häupter
Des Heers, die besten, trefflichsten, um dich,
Den königlichen Führer, her versammelt,
Nur deinen Wink erwarten sie — O! laß
Sie so nicht wieder auseinander gehen:
So rühst du sie im ganzen Lauf
Des Krieges nicht zum zweiten Mal zusammen.
Die hohe Klut ist's, die das schwere Schiff
Vom Strande hebt — und jedem Einzelnen
Wächst das Gemüth im großen Strom der Menge.
Jezt haßt du sie, jezt noch! Bald sprengt der Krieg
Sie wieder auseinander, dahin, dorthin —
In eignen kleinen Sorgen und Interessen
Bemüht sich der gemeine Geist. Der heute,
Vom Strome fortgerissen, sich verjagt,
Wird nüchtern werden, sieht er sich allein,
Nur seine Unmacht fühlen und geschwind
Hinter sich in die alte, breitgetretene
Nahelrüge der gemeinen Pflicht, nur wohl-
Behalten unter Dach zu kommen suchen.

Wallenstein.

Die Zeit ist noch nicht da.

Cerjkh.

So sagst du immer.

Wann aber wird es Zeit seyn?

Wallenstein.

Wann ich's sage.

Allo.

O, du wirst auf die Sternensunde warten,
Bis dir die irdische entflieht! Glaub' mir,
In deiner Brust sind meines Schicksals Sterne.
Vertrauen zu dir selbst, Entschlossenheit
Ist deine Venus! Der Malesiens,
Der ein'ge, der dir schadet, ist der Zweifel.

Wallenstein.

Du red'st, wie du's verstehst. Wie oft und oftmals
Erklärt' ich dir's! — Dir Alig der Jupiter
Hinab bei der Geburt, der helle Gott:
Du kanst in die Geheimnisse nicht schauen.
Nur in der Erde magst du finstler wühlen,
Blind, wie der Unterirdische, der mit dem bleichen
Wiesbarthen Scheln ins Leben dir geleuchtet.
Das Irdische, Gemeine magst du
Das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen:
Darin vertrau' ich dir und glaube dir.

Doch, was geheimnißvoll bedeutend webt
Und bildet in den Tiefen der Natur
— Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt, mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln
— Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die central'sche Sonne —
Die sieht das Aug' nur, das entsiegelte,
Der hellgebornen, heitern Joviskinder.

Nachdem er einen Gang durch den Saal gemacht, bleibt er stehen und
lahet fort.

Die himmlischen Gestirne machen nicht
Blos Tag und Nacht, Frühling und Sommer — nicht
Dem Sämann blos bezeichnen sie die Zeiten
Der Aussaat und der Ernte. Auch des Menschen Thun
Ist eine Aussaat von Verhängnissen,
Gestreuet in der Zukunft dunkles Land,
Den Schicksalsmächten hoffend übergeben.
Da thut es Noth, die Saatzeit zu erkunden,
Die rechte Sternensunde auszulernen,
Des Himmels Häuser forscheidend zu durchswären,
Ob nicht der Feind des Wachstums und Gedeihens
In seinen Ecken schädend sich verberge.
Traum laßt mir Zeit. Thut ihr indeß das Eure.
Ich kann jezt noch nicht sagen, was ich thun will.
Nachgeben aber werd' ich nicht. Ich nicht!
Abiegen sollen sie mich auch nicht — Darauf
Verlaßt euch.

Kammerdiener kommt.

Die Herrn Generale.

Wallenstein.

Laß sie kommen.

Cerjkh.

Willst du, daß alle Götter ungegen seyn?

Wallenstein.

Das braucht's nicht. Reide Piccolomini,
Maradas, Puttler, Jorgarich, Teodot,
Caraffa, Isolani mögen kommen.

Jezt geht er aus mit dem Kammerdiener.

Wallenstein.

Haßt du den Luchsenberg bewachen lassen?

Sprach er nicht Einige inogeheim?

Allo.

Ich hab' ihn scharf bewacht. Er war mit Niemand
Als dem Leticio.

Siebenter Auftritt.

Vorige, Quessenberg, ^{und} Piccolomini, Putt-
ler, Isolani, Maradas ^{sind} noch drei andere Generale
treten herein. Auf den Wink des Generals kommt Quessenberg ihm gerade
gegenüber. Die andern folgen nach ihrem Range. Es herrscht eine
angenehme Ruhe.

Wallenstein.

Ich hab' den Inhalt Ihrer Sendung zwar
Vernommen, Luchsenberg, und wohl erwogen,
Auch meinen Schluß gefaßt, den nichts mehr ändert.
Doch es gebührt sich, daß die Commandanten
Aus Ihrem Mund des Kaisers Willen hören —
Gefall' es Ihnen denn, sich Ihres Auftrags
Vor diesen edeln Häuptern zu entledigen.

Quessenberg.

Ich bin bereit; doch bitt' ich, zu bedenken,
Daß kaiserliche Herrschergewalt und Würde
Aus meinem Munde spricht, nicht elgne Kühnheit.

Wallenstein.

Den Eingang fracht!

Ouessenberg.

Als Seine Majestät,
Der Kaiser, Ihren muthigen Armeen
Ein ruhmgelohntes, kriegserfahrenes Haupt
Geschenkt in der Person des Herzogs Friedland,
Geschick's in froher Zuversicht, das Glück
Des Krieges schnell und günstig umzuwenden.
Auch war der Anfang Ihren Wünschen hold:
Gereinigt war Böhmen von den Sachsen,
Der Schweden Siegeslauf gehemmt — es schloßst
Aufs Neue leichten Athem diese Länder,
Als Herzog Friedland die zerstreuten Feindesheere
Herbei von allen Strömen Deutschlands zog,
Herbei auf einen Sammelplatz beschwor
Den Rheingraf, Bernhard, Banner, Drenstirn
Und jenen nie besiegten König selbst,
Um endlich hier im Angesichte Nürnbergs
Das blutig große Kampfspiel zu entscheiden.

Wallenstein.

Nur Sache, wenn's beliebt!

Ouessenberg.

Ein neuer Geist
Verkündigte sogleich den neuen Feldherrn.
Nicht blinde Wuth mehr rang mit blinder Wuth;
In hellgeschiednem Kampfe sah man jetzt
Die Festigkeit der Kühnheit widerstehn
Und weisse Kunst die Tapferkeit ermüden.
Vergebens lockt man ihn zur Schlacht: er gräbt
Sich tief und tiefer nur im Lager ein,
Als gält es, hier ein ewig Haus zu gründen.
Vergewissend endlich will der König stürmen;
Zur Schlachtbank reißt er seine Völker hin,
Die ihm des Hungers und der Seuchen Wuth
Im leichenvollen Lager langsam tödtet.
Durch den Verkauf des Lagers, hinter welchem
Der Tod aus tausend Höhlen lauscht, will
Der Niegekehrte stürmend Bahn sich brechen.
Da ward ein Angriff und ein Widerstand,
Wie ihn kein glücklich Auge noch gesehn.
Zerrißen endlich führt sein Volk der König
Vom Kampfsplatz heim, und nicht ein Fußbreit Erde
Gewann es ihm, das ganze Menschenopfer.

Wallenstein.

Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schauernd selbst erlebt.

Ouessenberg.

Anlagen ist mein Amt und meine Sendung;
Es ist mein Herz, das gern beim Tod verweilt.
In Nürnberg's Lager ließ der schwedische König
Den Ruhm — in Lügen's Ebenen das Leben.
Doch wer erkaunte nicht, als Herzog Friedland
Nach diesem großen Tag, wie ein Vespertier,
Nach Böhmen floh, vom Kriegeschauplatz schwand,
Indeß der junge weimarische Held
Ins Frankenland unaufgehalten drang,
Bis an die Donau reizend Bahn sich machte
Und stand mit einem Mal vor Regensburg.
Zum Schrecken aller gut latholischen Christen.
Da rief der Bayern wohlverdienter Fürst
Um schnelle Hülfe in seiner höchsten Noth —
Es schickte der Kaiser sieben Rüstende
An Herzog Friedland ab mit dieser Bitte
Nicht, wo er als Herr hirschen kann.
Ouch! Es hörte in diesem Augenblick
Der Herzog nur den alten Haß und Groll,
Gibt ab gemeine Besse preis, die Nachfolger
An einem alten Bilde zu vergnügen.
fällt Regensburg!

Wallenstein.

Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?
Ich hab' gar kein Gedächtniß mehr.

Max.

Er meint,

Wie wir in Schlessen waren.

Wallenstein.

So! so! so!

Was aber hatten wir denn dort zu thun?

Max.

Die Schweden draus zu schlagen und die Sachsen.

Wallenstein.

Necht! Ueber der Beschreibung da vergess' ich
Den ganzen Krieg — In Ouessenberg.

Nur weiter fortgefahren!

Ouessenberg.

Am Oderstrom vielleicht gewann man wieder,
Was an der Donau schimpflich ward verloren.
Erstaunenswerthe Dinge hoffte man
Auf dieser Kriegesbühne zu erleben,
Wo Friedland in Person zu Felde zog,
Der Nebenbuhler Gustavs einen — Thurn
Und einen Arnheim vor sich fand. Und wirklich
Verrieth man nah genug hier an einander,
Doch, um als Freund, als Gast sich zu bewähren.
Gang Deutschland seufzte unter Kriegeslast,
Doch Friede war's im Wallenstein'schen Lager.

Wallenstein.

Manch blutig Treffen wird um nichts gefechten,
Weil einen Sieg der junge Feldherr braucht.
Ein Vortheil des bewährten Feldherrn ist's.
Daß er nicht nöthig hat zu schlagen, um
Der Welt zu zeigen, er verliert' in Nothen.
Wir konnt' es wenig helfen, meines Wunschs
Nach über einen Arnheim zu bedienen;
Nur müßte Deutschland meine Wollustung,
Wär mir's gegläßt, das Bündniß zwischen Sachsen
Und Schweden, das vererbliche, zu lösen.

Ouessenberg.

Es glückte aber nicht, und so begann
Aufs Neue das blut'ge Kriegespiel. Hier endlich
Rechtfertigte der Kampf den alten Ruhm.
Auf Sturmaus's Feldern streckt das schwedische Heer
Die Waffen, ohne Schwerthreich überwunden —
Und hier, mit Andern, lieferte des Himmels
Gerechtigkeit den alten Anführer.
Die auch beladene Hackel dieses Kriegs,
Matthias Thurn, des Ritters Hände aus.
Doch in großmüth'ge Hand war er gefallen:
Statt Strafe fand er Lohn, und reich bedacht
Entlich der Huth den Gefinde seines Ritters.

Wallenstein.

Ich weiß, ich weiß — Sie hatten schon in Wien
Die Aender, die Valenus voraus gemietet,
Ihn auf dem Armeniänerfarn zu sehn —
Die Schlacht hatt' ich mit Schimpf verlieren mögen,
Doch Das verachne mir die Wiener nicht,
Dass ich um ein Spectakel sie betrog.

Ouessenberg.

Wespa war Schlessen, und Alles rief
Den Herzog nun ins hart bedrängte Bayern.
Er legt auch wirklich sich in Marsch — gemächlich
Durchzieht er Böhmen auf dem längsten Wege;
Doch, ob' er noch den Feind gesehen, wendet
Er schnell um, bezieht sich Winterlager, drückt
Des Kaisers Länder mit des Kaisers Heer.

Wallenstein.

Das Heer war zum Erbarmen: jede Nothdurft, jede
Unquemlichkeit gebrach — der Winter kam.

Was denkt die Majestät von ihren Truppen?
Sind wir nicht Menschen? nicht der Kälte und Mäße,
Nicht jeder Nothdurft sterblich unterworfen?
Fluchwürdig Schicksal des Soldaten! Wo
Er hinkommt, flieht man vor ihm — wo er weggeht,
Verwünscht man ihn! Er muß sich Alles nehmen;
Man gibt ihm nichts, und, Jeglichem gezwungen
Zu nehmen, ist er Jeglichem ein Gräuel.
Hier stehen meine Generals. Garaffa!
Graf Deodati! Buttler! Sagt es ihm,
Wie lang der Sold den Truppen ausgeblieben?

Buttler.

Ein Jahr schon fehlt die Löhnung.

Wallenstein.

Und sein Erb

Muß dem Soldaten werden: darnach heißt er!

Queckenberg.

Das klingt ganz anders, als der Fürst von Friedland
Vor acht, neun Jahren sich vernahmen ließ.

Wallenstein.

Ja, meine Schuld ist es, weiß wohl, ich selbst
Hab' mir den Kaiser so verwöhnt. Da, vor neun Jahren,
Beim Dänenkriege, stellt' ich eine Nacht ihm auf
Von vierzigtausend Köpfen oder fünfzig,
Die aus dem eignen Säckel keinen Deut
Ihm lohete — Durch Sachsens Kreise zog
Die Kriegesfurie, bis an die Scherren
Des Belts den Schrecken seines Namens tragend.
Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiserstaate
Kein Nam' geehrt, gefeiert, wie der meine,
Und Albrecht Wallenstein, so hoch
Der dritte Weltkaiser in seiner Krone!
Doch auf dem Regensburger Türmentag,
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,
Aus welchem Beutel ich gewirthschaftet hatte.
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,
Ein treuer Türmentuch, der Wälder Ruch
Auf mich gebüret — diesen Krieg, der nur
Ich groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen?
Was? Aufgepöbert ward' ich ihren Klagen,
Abgesetzt ward' ich.

Queckenberg.

Eure Gnaden weiß,

Wie sehr auf jenem unglückseligen Reichstag
Die Freiheit ihm gemangelt.

Wallenstein.

Tod und Teufel!

Ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte.
— Nein, Herr! Seitdem es mir so schlecht bekam,
Dem Thron zu dienen auf des Reiches Kosten,
Hab' ich vom Reich ganz anders denken lernen.
Dem Kaiser freilich hab' ich diesen Stab;
Doch spür' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,
Zur Wohlfahrt Aller, in des Ganzen Heil,
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen! —
Zur Sache doch. Was ist's, das man von mir begehrt?

Queckenberg.

Ihr's Erste wollen Seine Majestät,
Daß die Armee ohn' Aufschub Böhmen räume.

Wallenstein.

In dieser Jahreszeit? und wohin will man,
Daß wir uns wenden?

Queckenberg.

Dahin, wo der Feind ist.

Denn Seine Majestät will Regensburg
Vor Österreich noch vom Feind gesäubert sehn,
Daß länger nicht im Dome lutherisch
Gepredigt werde — kaiserlicher Gränzl
Des Reiches reine Reiter nicht besudle.

Wallenstein.

Kann Das geschehen, meine Generals?

Illo.

Es ist nicht möglich.

Buttler.

Es kann nicht geschehn.

Queckenberg.

Der Kaiser hat auch schon dem Oberst Eups
Befehl geschickt, nach Bayern vorzurücken.

Wallenstein.

Was that der Eups?

Queckenberg.

Was er schuldig war:

Er rückte vor.

Wallenstein.

Er rückte vor! Und ich,

Sein Chef, gab ihm Befehl, ausdrücklichen,
Nicht von dem Flag zu weichen! Steht es so
Um mein Commando? Das ist der Gehorsam,
Den man mir schuldig, ohne den kein Kriegsstand
Zu denken ist? Sie, meine Generale,
Seyen Richter! Was verdient der Officier,
Der eidergeffen seine Dreere bricht?

Illo.

Den Tod!

Wallenstein,

da die Heiligen Letzt' und Letzt'ig — mit eidergeffen Stimme.

Graf Piccolomini, was hat er

Verdient?

Mar hat einen hohen Rang

Nach des Geieges Wert — den Tod!

Isolani.

Den Tod!

Buttler.

Den Tod nach Kriegerecht!

Queckenberg hat auf Wallenstein'sen Tod eidergeffen es die.

Wallenstein.

Dann verdammt ihn das Geiege, nicht ich!
Und, wenn ich ihn begnadige, geschickt's
Aus schuld'ger Achtung gegen meinen Kaiser.

Queckenberg.

Wenn's so steht, hab' ich hier nichts mehr zu sagen

Wallenstein.

Nur auf Bedingung nahm ich dies Commando:
Und gleich die erste war, daß mir zum Nachtheil
Kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht,
Bei der Armee zu sagen haben sollte.

Wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre
Und meinem Ruf soll kaffen, soll ich Herr
Darüber seyn. Was machte diesen Onstas
Unwiderstehlich, unbeflegt auf Erden?

Dies: daß er König war in seinem Heer!

Ein König aber, einer, der es ist,

Ward nie beslegt noch, als durch Seinegleichen —
Jedoch zur Sach! Das Beste soll noch kommen.

Queckenberg.

Der Cardinal-Infant wird mit dem Frühjahr
Aus Mailand rücken und ein spanisch Heer
Durch Deutschland nach den Niederlanden führen.
Damit er sicher seinen Weg verfolge,
Will der Monarch, daß hier aus der Armee
Acht Regimenter ihn zu Pferd begleiten.

Wallenstein.

Ich merk', ich merk' — Acht Regimenter — Woh
Wohl ausgesonnen, Vater Camermain!
Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit,
Man wär' versucht, ihn derglich dumm zu nennen
Achttausend Pferde! Ja, ja, es ist richtig,
Ich seh' es kommen.

Quellenberg.

Es ist nichts dahinter
Zu sehn. Die Klugheit rät's, die Noth gebet's.

Wallenstein.

Wie, mein Herr Abgesandter? Ich soll's wohl
Nicht merken, daß man's müde ist, die Macht,
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu sehn?
Daß man begierig diesen Vorwand hascht,
Den span'schen Namen braucht, mein Volk zu mindern,
Ins Reich zu führen eine neue Macht,
Die mir nicht untergeben sey. Mich so
Gerad' bei Seit' zu werfen, dazu bin ich
Euch noch zu mächtig. Mein Vertrag erheischt's,
Daß alle Kaiserheere mir gehorchen,
Soweit die deutsche Sprach' geredet wird.
Von span'schen Truppen aber und Infanten,
Die durch das Reich als Gäste wandernd ziehn,
Steht im Vertrage nichts — Da kommt man denn
So in der Stille hinter ihm herum,
Macht mich erst schwächer, dann entbehrlich, bis
Man kürzeren Proceß kann mit mir machen.
— Wozu die krummen Wege, Herr Minister?
Gerad' herans! Den Kaiser drückt das Pactum
Mit mir. Er möchte gerne, daß ich ginge.
Ich will ihm den Gefallen thun: Das war
Beschlöß'ne Sache, Herr, noch eh' Sie kamen.

Es entsteht eine Bewegung unter den Generalen, welche immer zunimmt.
Es thut mir leid um deine Obersten:
Noch seh' ich nicht, wie sie zu ihren vorgeschoss'nen
Geldern,

Zum wohlverdienten Lohne kommen werden.
Neu Regiment bringt neue Menschen auf,
Und früheres Verdienst veraltet schnell.
Es dienen viel! Ausländische im Heer,
Und, war der Mann nur sonst brav und tüchtig.
Ich pflegte ehen nicht nach seinem Stammbaum,
Nach seinem Kavaliershumor viel zu fragen.
Das wird auch anders werden künftighin!
Nun — mich geh't's nichts mehr an.

Er legt sich

Mar.

Da sey Gott für,
Daß es bis dahin kommen soll! Die ganze
Armee wird furchtbar gährend sich erheben —
Der Kaiser wird mißbraucht, es kann nicht seyn.

Isolani.

Es kann nicht seyn, denn Alles ging' zu Trümmern.

Wallenstein.

Das wird es, treuer Isolani. Zu Trümmern
Wird Alles geh'n, was wir bedächtig bauten.
Deshwegen aber find't sich doch ein Feldherr,
Und auch ein Kriegerheer läuft noch wohl dem Kaiser
Zusammen, wenn die Trommel wird geschlagen.

Mar.

gelschäftig, leidenschaftlich von Einem zum Andern gehend und sie erlöschend.
Hör' mich, mein Feldherr! Hör' mich, Obersten!
Laß dich beschwören, Hüß! Verschleize nichts,
Bis wir zusammen Rath gehalten, die
Vorstellungen gethan — Kommt, meine Tre, ab!
Ich hoff', es ist noch Alles herzustellen.

Cerzky.

Kommt, kommt! im Vorral treffen wir die Andern.

Gehen.

Dittler u. Quellenberg.

Wenn guter Rath Gehör bei Ihnen findet,
Vermeiden Sie's, in diesen ersten Stunden
Sich Fäullich zu zeigen: schwerlich möchte Sie
Der goldne Schlüssel vor Mißhandlung schügen.

Leute Bewegungen draußen.

Wallenstein.

Der Rath ist gut — Octavio, du wirft
Für unsers Gastes Sicherheit mir haften.
Gehaben Sie sich wohl, von Quellenberg!

Als dieser reden will.

Nichts, nichts von dem verhassten Gegenstand!
Sie thaten Ihre Schuldigkeit. Ich weiß
Den Mann von seinem Amt zu unterscheiden.

Indem Quellenberg mit dem Octavio abgehen will, bringen

Liesenbach, Colalto herein, denen noch mehrere
Commandeure folgen.

Göz.

Wo ist er, der uns unsern General —

Liesenbach zugleich.

Was müssen wir erfahren, du weißt uns —

Colalto zugleich.

Wir wollen mit dir leben, mit dir sterben.

Wallenstein mit Ansehen auf Göz zurend.

Hier der Feldmarschall weiß um meinen Willen.

Gibt ab.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Illo und Cerzky.

Cerzky.

Nun, sagt mir, wie gedenkt Ihr's diesen Abend
Beim Gastmahl mit den Obersten zu machen?

Illo.

Gebt Acht! Wir legen eine Formel auf,
Werin wir uns dem Herzog insgesammt
Verschreiben, sein zu seyn mit Leib und Leben,
Nicht unser letztes Blut für ihn zu sparen;
Jedoch der Eidespflichten unbeschadet,
Die wir dem Kaiser schuldig sind. Merkt wohl!
Sie nehmen wir in einer eignen Clausel
Ausdrücklich aus und retten das Gewissen.
Nun hört! Die also abgefaßte Schrift
Wird ihnen vorgelegt vor Tisch, Keiner
Wird daran Anstoß nehmen — Hört nun weiter!
Nach Tafel, wenn der trübe Geist des Weins
Das Herz nun öffnet und die Augen schließt,
Läßt man ein unterschobenes Blatt, worin
Die Clausel steht, zur Unterschrift herumgehn.

Cerzky.

Wie? Denkt Ihr, daß sie sich durch einen Eid
Gebunden glauben werden, den wir ihnen
Durch Gaukelei betrüglich abgeliefert?

Illo.

Gefangen haben wir sie immer — Laßt sie
Dann aber Argini schreiben, so viel sie mögen.
Am Hofe glaubt man ihrer Unterschrift
Doch mehr, als ihrem heiligsten Bethenern.
Verräther seyn sie einmal, müssen's seyn:
So machen sie aus der Noth wohl eine Tugend.

Cerzky.

Nun, mit all' Alles Lieb, geschieht nur was,
Und rücken wir nur einmal von der Stelle.

Illo.

Und dann — liegt auch so viel nicht dran, wie weit
Wir damit langen bei den Generalen:
Genug, wenn wir's dem Herrn nur überreden,
Sie seyen sein — denn, handelt er nur erst
Mit seinem Ernst, als ob er sie schon hätte,
So hat er sie und reißt sie mit sich fort.

Terzky.

Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden.
Er leibt dem Feind sein Ohr, läßt mich dem Thurm,
Dem Ruheheim schreiben, gegen den Sessina
Geht er mit kühnen Worten frei heraus,
Spricht stundenlang mit uns von seinen Plänen,
Und, mein' ich nun, ich hab' ihn — weg auf einmal
Entschlüpft er, und es scheint, als wär' es ihm
Um nichts zu thun, als nur, am Platz zu bleiben.

Illo.

Er seine alten Pläne aufgegeben!
Ich sag' Euch, daß er wachend, schlafend mit
Nichts Anderem umgeht, daß er Tag für Tag
Deshwegen die Planeten fragt —

Terzky.

Ja, wißt Ihr.

Daß er sich in der Nacht, die jezo kommt,
Im astrolog'schen Thurme mit dem Doctor
Einschließen wird und mit ihm observiren?
Denn es soll eine wichtige Nacht seyn, hör' ich,
Und etwas Großes, Langerwartetes
Am Himmel vorgehn.

Illo.

Wenn's hier unten nur geschieht.

Die Generale sind voll Eifer jetzt
Und werben sich zu Allem bringen lassen,
Nur, um den Obel nicht zu verlieren. Seht!
So haben wir den Anlaß vor der Hand
Zu einem engen Bündniß widern' Hof.
Unschaltig ist der Name war, es heißt:
Man will ihn kein Commando kiez erhalten;
Doch, wißt Ihr, in der Hitze des Verfolgens
Verliert man bald den Anfang aus den Augen.
Ich denk' es schon zu karten, daß der Dünst
Sie willig finden — willig glauben soll
In jedem Waqstuck. Die Gelegenheit
Soll ihn verführen. In der große Schritt
Nur ein gethan, den sie zu Wien ihm nicht verzeihn,
So wird der Nothwang der Begebenheiten
Ihn weiter schon und weiter führen: nur
Die Wahl ist's, was ihm schwer wird; drängt die Noth,
Dann kommt ihm seine Stärke, seine Klarheit.

Terzky.

Das ist es auch, worauf der Feind nur wartet,
Das Heer nur zuzuführen.

Illo.

Kommt! Wir müssen
Das Werk in diesen nächsten Tagen weiter fördern,
Als es in Jahren nicht gedieh — Und, steht's
Nur erst hier unten glücklich, gebet Acht,
Er werden auch die rechten Sterne scheinen!
Kommt zu den Obersten! Das Eisen muß
Beschnitten werden, weil es glüht.

Terzky.

Geht Ihr hin, Illo.

Ich muß die Gräfin Terzky hier erwarten.
Wißt, daß wir auch nicht müßig sind — wenn ein
Strich reißt, ist schon ein anderer in Bereitschaft.

Illo.

Ja, Eure Hausfrau lächelte so süß.
Was habt Ihr?

Terzky.

Ein Geheimniß! Still, sie kommt!

Zweiter Auftritt.

Gräfin Terzky, die aus einem Cabinet heraustritt
Folgt ein Bedienter, darauf Illo.

Terzky.

Kommt sie? Ich halt' ihn länger nicht zurück.

Gräfin.

Gleich wird sie da seyn. Schick' ihn nur.

Terzky.

Zwar weiß ich nicht, ob wir uns Dank damit
Beim Herrn verdienen werden. Ueber diesen Punkt,
Du weißt's, hat er sich nie herausgelassen.
Du hast mich überreket und mußt wissen,
Wie weit du gehen kannst.

Gräfin.

Ich nehm's auf mich.

Terzky.

Es braucht hier keiner Bellmacht — Thue Worte,

Schwager,

Versieh' wir uns — Errath' ich etwa nicht,

Warum die Lechter hergeferret worden?

Warum jußt er gewählt, sie abzuholen?

Denn dieses verespiegelte Verlöbniß

Mit einem Bräutigam, den Niemand kennt,

Mag Andre künden! Ich durchschau' dich —

Doch dir ziemt es nicht, in solchem Spiel

Die Hand zu haben. Nicht doch! Meiner Keuschheit

Reicht Alles überlassen. Weh! — Du sollst

Dich in der Schwere nicht betrogen haben.

Bedienter.

Die Generale!

Terzky.

Terzky nur, daß er ihm

Den Kopf recht warm macht, was zu denken gibt —

Wenn er zu Tisch kommt, daß er sich nicht lange

Verweile bei der Unterredung.

Gräfin.

Zorg' du für deine Güte! Geh' und schick' ihn!

Terzky.

Denn Alles liegt dran, daß er unterschreibt.

Gräfin.

Zu seinen Vätern. Weh!

Illo.

Wo bleibt Ihr, Terzky?

Das Haus ist voll, und Alles wartet Euer.

Terzky.

Gleich, gleich!

Gräfin.

Und daß er nicht zu lang verweilt —

Es möchte bei dem Allen sonst Verdacht —

Gräfin.

Unnöth'ge Sorgfalt! Terzky und Illo gehen.

Dritter Auftritt.

Gräfin Terzky. Mar Piccolomini.

Mar Piccolomini.

Vase Terzky! Darf ich?

Ist das die Vase des Bräutigams, wie es die Brautjungfer sagt?

Sie ist nicht da! Wo ist sie?

Gräfin.

Sehen Sie nur recht:

In jene Vase, ob sie hinterm Schirm

Vielleicht versteckt —

Mar.

Da liegen ihre Handschuh!

Ich hab' sie doch gesehen. Gräfin kommt sie zu.

Unnüt'ge Leute! Sie verlegen nur —

Sie haben Ihre Fuß dran, mich zu quälen.

Gräfin.

Der Dank für meine Müß!

Mar.

O, fühlten Sie,
Wie mir zu Muth' ist! — Seitdem wir hier sind —
So an mich halten, Wort' und Blicke wägen!
Das bin ich nicht gewohnt!

Gräfin.

Sie werden sich
An Manches noch gewöhnen, schöner Freund!
Auf dieser Probe Ihrer Folgsamkeit
Muß ich durchaus bestehen, nur unter der Bedingung
Kann ich mich überall damit befassen.

Mar.

Wo aber ist sie? Warum kommt sie nicht?

Gräfin.

Sie müssen's ganz in meine Hände legen.
Wer kann es besser auch mit Ihnen meinen!
Kein Mensch darf wissen, auch Ihr Vater nicht,
Der gar nicht!

Mar.

Damit hat's nicht Noth. Es ist
Hier kein Gesicht, an das ich's richten möchte,
Was die entzückte Seele mir bewegt.
— O Tante Teresy! In denn Alles hier
Verändert, oder bin nur ich's? Ich sehe mich
Wie unter fremden Menschen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünschen mehr und Freunden.
Wo ist Das alles hin? Ich war doch sonst
In eben dieser Welt nicht unzufrieden.
Wie schaal ist Alles nun und wie gemein!
Die Cameraden sind mir unerträglich,
Der Vater selbst, ich weiß ihm nichts zu sagen,
Der Dienst, die Waffen sind mir eiter Land.
So müßt' es einem sel'gen Geiste seyn,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu seinen Kinderspielen und Weichheiten,
Zu seinen Neigungen und Bruderschaften,
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte.

Gräfin.

Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf diese ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo eben jetzt viel Wichtiges geschieht.

Mar.

Es geht hier etwas vor um mich: ich seh's
An ungewöhnlich treibender Bewegung;
Wenn's fertig ist, kommt's wohl auch bis zu mir.
Wo denken Sie, daß ich gewesen, Tante?
Doch keinen Spott! Mich ängstigte des Vaters
Gewühl, die Blut zudringlicher Bekannten,
Der fade Scherz, das nichtige Gespräch,
Es wurde mir zu eng, ich mußte fort,
Stillschweigen suchen diesem vollen Herzen
Und eine reine Stelle für mein Glück.
Rein Lächeln, Gräfin! In der Kirche war ich.
Es ist ein Kloster hier, zur Himmelsporte,
Da ging ich hin, da fand ich mich allein.
Ob dem Altar hing eine Mutter Gottes.
Ein schlecht Gemälde war's, doch war's der Dreut,
Den ich in diesem Augenblicke suchte.
Wie oft hab' ich die Herrliche gesehn
In ihrem Glanz, die Zukunst der Verehrer —
Es hat mich nicht gerührt, und jetzt auf Einmal
Ward mir die Nacht Mar, so wie die Liebe.

Gräfin.

Sie Ab: Glück. Vergessen Sie
It um sich herum. Es soll die Freundschaft
wachsam für Sie sorgen, handeln.

Nur sey'n Sie dann auch leutsam, wenn man Ihnen
Den Weg zu Ihrem Glück zeigen wird.

Mar.

Wo aber bleibt sie denn! O goldne Zeit
Der Reise, wo uns jede neue Sonne
Vereinigte, die späte Nacht nur trennte!
Da rann kein Sand, und keine Glocke schlug.
Es schien die Zeit dem Ueberfliegen
In ihrem ew'gen Laufe stillzustehen.
O! Der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.

Gräfin.

Wie lang ist es, daß Sie Ihr Herz entdecken?

Mar.

Heut' früh wagt' ich das erste Wort.

Gräfin.

Wie? Heute erst in diesen zwanzig Tagen?

Mar.

Auf jenem Jagdschloß war es, zwischen hier
Und Nepomuk, wo Sie uns eingeholt,
Der letzten Station des ganzen Wegs.
In einem Orter standen wir, den Blick
Stumm in das öde Feld hinaus gerichtet!
Und vor uns ritten die Tragener auf,
Die uns der Herzog zum Geleit gesendet.
Schwer lag auf mir des Scheidens Bangigkeit,
Und zitternd endlich wagt' ich dieses Wort:
Dies alles mahnt mich, Fräulein, daß ich heut'
Von meinem Glück scheiden muß. Sie werden
In wenig Stunden einen Vater finden,
Von neuen Freunden sich umgeben sehn:
Ich werde nun ein Fremder für Sie seyn,
Verloren in der Menge — „Sprechen Sie
Mit meiner Vase Teresy!“ fiel sie schnell
Mir ein, die Stimme zitterte, ich sah
Ein glühend Roth die schönen Wangen färben,
Und, von der Erde langsam sich erhebend,
Drift mich ihr Auge — ich beherresche mich
Nicht länger —

— faße kühn sie in die Arme,
Mein Mund berührt den ihrigen — da raucht' es
Im nahen Saal und trennte uns — Sie waren's.
Was nun geschehen, wissen Sie.

Gräfin.

Und sind Sie so bescheiden oder haben
So wenig Neugier, daß Sie mich nicht auch
Um mein Geheimniß fragen?

Mar.

Ihr Geheimniß?

Gräfin.

Nun ja! Wie ich unmittelbar nach Ihnen
Ins Zimmer trat, wie ich die Nichte fand,
Was sie in diesem ersten Augenblick
Des überraschten Herzens —

Mar.

Nun?

Vierter Auftritt.

Vorige. Chekla, welche schnell herbeikommt.

Chekla.

Sparrt Euch die Mühe, Tante!
Das hört er besser von mir selbst.

Mar tritt zurück.

Mein Fräulein! —

Was sollen Sie mich sagen, Tante Terzky!

Chekla zur Gräfin.

Ist er schon lange hier?

Gräfin.

Ja wohl, und seine Zeit ist bald vorüber.

Wo bleibt Ihr auch so lang?

Chekla.

Die Mutter weinte wieder so. Ich seh' sie leiden

— Und kann's nicht ändern, daß ich glücklich bin.

Mar, in ihren Mantel verloren.

Jetzt hab' ich wieder Muth, Sie anzusehn.

Heut' kennst' ich's nicht. Der Glanz der Edelsteine,

Der Sie umgab, verbarg mir die Geliebte.

Chekla.

So sah mich nur Ihr Auge, nicht Ihr Herz.

Mar.

O! diesen Morgen, als ich Sie im Kreise

Der Ahrigen, in Vaters Armen fand,

Mich einen Fremdling sah in diesem Kreise:

Wie drängte mich's in diesem Augenblick,

Ihm um den Hals zu fallen, Vater ihn

Zu nennen! Doch sein strenges Auge hieß

Die heftig wallende Empfindung schweigen.

Und jene Diamanten schreckten mich,

Die, wie ein Kranz von Sternen, Sie umgaben.

Warum auch mußt' er beim Empfange gleich

Den Mann um Sie verkreiten, gleich zum Opfer

Den Engel schmücken, auf das heitre Herz

Die traur'ge Würde seines Standes werfen!

Wohl darf die Liebe werben um die Liebe,

Doch solchem Glanz darf nur ein König nahen.

Chekla.

O, still von dieser Wimmererei! Sie sehn,

Wie schnell die Würde abgeworfen ward.

3. u. 4. Gesk.

Er ist nicht heiter. Warum ist er's nicht?

Ihr, Tante, habt ihn mir so schwer gemacht!

War er doch ein ganz Anderer auf der Reise!

So ruhig hell! so froh bereit! Ich wünschte,

Sie immer so zu sehn und niemals anders.

Mar.

Sie fanden sich, in Vaters Armen,

In einer neuen Welt, die Ihnen kulzig,

Wär's auch durch Neuheit nur, ihr Auge reizt.

Chekla.

Ja! Vieles reizt mich hier, ich will's nicht leugnen:

Mich reizt die bunte, kriegerische Bühne,

Die vielfach mir ein liebes Bild erneuert,

Mir an das Leben, an die Wahrheit knüpft,

Was mir ein schöner Traum nur hat geschehen.

Mar.

Mit machte Sie mein wirklich Glück zum Traum.

Auf einer Insel in des Aethers Pöhn

Hab' ich gelebt in diesen letzten Tagen;

Sie hat sich auf die Erde herabgelassen,

Und diese Brücke, die zum alten Leben

Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.

Chekla.

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,

Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt,

Und froher lehr' ich, wenn ich es gemußert.

In meinem schönern Eigenthum zurück —

Abbrechend, in einem Herzkloß Ton.

Was hab' ich Neues nicht und Unerhörtes

In dieser kurzen Gegenwart gesehn!

Und doch muß alles Dies dem Wunder weichen

Das dieses Schloß geheimnißvoll verwahrt.

Gräfin, nachdenkend.

Was wäre Das? Ich bin doch auch bekannt

In allen dunkeln Ecken dieses Hauses.

Chekla, lachend.

Von Geistern wird der Weg dazu beschützt,

Zwei Greise halten Wache an der Pforte.

Gräfin lacht.

Ah so, der astrolog'sche Thurm! Wie hat sich

Dies Heiligthum, das sonst so streng verwahrt wird,

Gleich in den ersten Stunden Euch geöffnet?

Chekla.

Ein kleiner alter Mann mit weißen Haaren

Und freundlichem Gesicht, der seine Günst

Mir gleich geschenkt, schloß mir die Pforten auf.

Mar.

Das ist des Herzogs Astrolog, der Scui.

Chekla.

Er fragte mich nach vielen Dingen, wann ich

Geboren sey, in welchem Tag und Monat,

Ob eine Tages- oder Nacht-Geburt —

Gräfin.

Weil er das Horoskop Euch stellen wollte.

Chekla.

Auch meine Hand besah er, schüttelte

Das Haupt besenklich, und es schienen ihm

Die Linien nicht eben zu gefallen.

Gräfin.

Wie fandet Ihr es denn in diesem Zail?

Ich hab' mich stets nur flüchtig umgesehen.

Chekla.

Es ward mir wunderbar zu Muth, als ich

Aus vollem Tageslichte schnell hineintrat:

Denn eine düst're Nacht umgab mich plötzlich,

Von seltsamer Beleuchtung schwach erhellt.

In einem Halbkreis standen um mich her

Sechs oder sieben große Königsbilder.

Das Scepter in der Hand, und auf dem Haupt

Trug jedes einen Stern, und alles Licht

Im Thurm schien von den Sternen nur zu kommen.

Das wären die Planeten, sagte mir

Mein Führer, sie realisierten das Geheiß:

Drum seyen sie als Könige gekleidet.

Der Auserwählte, ein grämlich finst'rer Greis,

Mit dem trüb-gelben Stern, sey der Saturnus;

Der mit dem rothen Schein, grad' von ihm über,

In kriegerischer Rüstung, sey der Mars.

Und Beide bringen wenig Glück den Menschen.

Doch eine schöne Frau stand ihm zur Seite,

Sanft schimmerte der Stern auf ihrem Haupt:

Das sey die Venus, das Gestirn der Kreuze.

Zur linken Hand erschien Mercur geflügelt.

Ganz in der Mitte glänzte süßerbell

Ein heit'rer Mann, mit einer Königskrone:

Das sey der Jupiter, des Vaters Stern,

Und Mond und Sonne standen ihm zur Seite.

Mar.

O! nimmer will ich seinen Glauben schelten

An der Gestirne, an der Geister Macht.

Nicht bloß der Stolz des Menschen füllt den Raum

Mit Geistern, mit geheimnißvollen Kräften:

Auch für ein liebend Herz ist die gemeine

Natur zu eng, und tiefere Bedeutung

Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre

Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.

Die heit're Welt der Wunder ist's allein,

Die dem enttäuschten Herzen Antwort gibt,

Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,

Mir tausend Zweige reich entgegen streckt,

Vor auf der trunken Geist sich selig wiegt.

Die Fabel ist der Liebe Heimatwelt:

Oern wohnt sie unter Beem, Talsämannen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelweisen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz, es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel gehn sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mit gewandelt:
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Chekla.

Wenn Das die Sternenkunst ist, will ich froh
In diesem heitern Glauben mich bekennen.
Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,
Dass über uns, in unermessnen Höhen,
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,
Da wir erst wurden, schon gestreut ward.

Gräfin.

Nicht Rosen bloß, auch Dornen hat der Himmel.
Wohl zie, wenn sie den Kranz dir nicht verlegen!
Was Venus band, die Prägerin des Glücks,
Kann Mars, der Stern des Unglücks, schnell zerreißen.

Mar.

Wald wird sein düstres Reich in Gede sein!
Geseznet sey des Dürren ernster Güter:
Er wird den Delawig in den Vorbeer strecken
Und der ersten Welt den Frieden schenken.
Dann hat sein großes Herz nichts mehr zu wünschen:
Er hat genug für seinen Ruhm gethan,
Nann jetzt sich selber leben und den Seinen.
Auf seine Güter wird er sich zurückziehen,
Er hat in Wilschm ein schönes Zie,
Nach Meisenberg, Schloß Adersland liegen heiter
Bis an den Fuß der Meisenberge hin.
Dreht sich das Jagdgebirge seiner Wälder.
Dem großen Trieb, dem vordringlich schaffenden,
Kann er dann unbeschunden frei willhaben.
Da kann er süßlich jede Kunst ermuntern
Und alles wärdig Herrliche beschützen.
Kann bauen, pflanzen, nach den Sternen sehn —
Ja, wenn die süßne Kraft nicht ruhen kann,
So mag er kämpfen mit dem Gieement,
Den Ring ablegen und den Leiden strengen
Und dem Gewerb' die leichte Straße haben.
Aus unsern Kriegsgeschichten werden dann
Ergählungen in langen Winternächten —

Gräfin.

Ich will denn doch gerathen haben, Weiter,
Den Regen nicht zu frühe wegzulegen.
Denn eine Braut, wie die, ist es wohl werth,
Dass mit dem Schwert um sie geworben werde.

Mar.

O, wäre sie mit Waffen zu gewinnen!

Gräfin.

Was war Das? Hört ihr nichts? — Da's war's,
als hört' ich
Im Tafelsimmer heftigen Streit und Lärm.

Fünfter Auftritt.

Chekla. Mar. Piccolomini.

Chekla,

Tran' Ihnen nicht. Sie meinen's falsch.

Mar.

Sie könnten —

Chekla.

Tran' Niemand hier, als mir. Ich sah es gleich,
Sie haben einen Zweck.

Mar.

Zweck! aber welchen?

Was hätten sie davon, uns Hoffnungen —

Chekla.

Das weiß ich nicht. Doch, glaub' mir, es ist nicht
Ihr Gnuß, uns zu beglücken, zu verbinden.

Mar.

Wozu auch diese Tiefs's? Haben wir
Nicht deine Mutter? Ja, die Gürtige
Verdient's, daß wir uns kindlich ihr vertrauen.

Chekla.

Sie liebt dich, schägt dich hoch vor allen Andern;
Doch nimmer hätte sie den Muth, ein solch
Geheimniß vor dem Vater zu bewahren.
Um ihrer Ruhe willen muß es ihr
Verschwiegen bleiben.

Mar.

Warum überall

Auch das Geheimniß? Weißt du, was ich thun will?
Ich werfe mich zu deines Vaters Füßen,
Er soll mein Glück entscheiden, er ist wahrhaft,
Ich unvernunft und laßt die krummen Wege,
Er ist so gut, so edel —

Chekla.

Das bist du!

Mar.

Du kennst ihn erst seit heut', ich aber lebe
Zehen zehen Jahre unter seinen Augen.
Ist's denn das erste Mal, daß er das Zeilne,
Das Ungehoffte that? Es sieht ihm gleich,
In überraschen, wie ein Wort; er mag
Gutachten stets und in Gerathen legen.
Wer weiß, ob er in diesem Augenblick
Nicht mein Glücksdarß, deines bley erwartet,
Uns zu vereinigen — Du schweigst? Du siehst
Wah zweifelnd an? Was hast du gegen deinen Vater?

Chekla.

Ich? Nichts — Nur in beiderseitig find' ich ihn,
Als daß er Zeit und Mühe könnte haben,
An unser Glück zu denken.

Setze mir!

Ich nicht zu viel uns an die Menschen glauben
Wir wollen diesen Tiefs's dankbar sein
Für jede Gnuß, doch ihnen auch nicht mehr
Vertrauen, als sie wärdig sind, und uns
Im Uebrigen — auf unser Herz verlassen.

Mar.

O, wer zu mir auch jemals glücklich werden!

Chekla.

Sind wir's denn nicht? Bist du nicht mein? Bin ich
Nicht dein? — In deiner Seele lebt
Ein holer Muth, die Liebe gibt ihn mir —
Ich sollte lieber offen sein, mein Herz
Die mehr überlegen: also will's die Sitte.
Wo aber wäre Wahrheit hier für dich,
Wenn du sie nicht auf meinem Munde findest?
Wir haben uns geliebt, gehalten uns
Umstellungen fest und ewig. Glaube mir,
Das ist um Vieles mehr, als sie gewollt.
Tran' lag es uns wie einen heiligen Mund
In unserm Herzens Innerstem bewahren.
Aus Himmels Höhen fiel es uns herab,
Uns nur dem Himmel wollen wir's verdanken.
O, kann ein Wunder für uns thun.

Sechster Auftritt.

Gräfin Terzky zu den Vorigen.

Gräfin.

Mein Mann schickt her. Es sey die höchste Zeit,
Er soll zur Tafel!

Da Jene nicht darauf achten, tritt sie zwischen sie

Trennt euch!

Chekla.

O, nicht doch!

Es ist ja kaum ein Augenblick.

Gräfin.

Die Zeit vergeht Euch schnell, Prinzessin Nichte!

Mar.

Es eilt nicht, Vase.

Gräfin.

Dort, dort! Man vermißt Sie

Der Vater hat sich zweimal schon erkundigt.

Chekla.

Si nun, der Vater!

Gräfin.

Das verzieht Ihr, Nichte!

Chekla.

Was soll er überall bei der Gesellschaft?

Es ist sein Umgang nicht: es mögen würd'ge,
Verdienste Männer seyn; er aber ist
Für sie zu jung, tangt nicht in die Gesellschaft.

Gräfin.

Ihr möchtet ihn wohl lieber ganz behalten?

Chekla, *sehnend*

Ihr hab't's getroffen. Das ist meine Meinung.

Ja, laßt ihn ganz hier, laßt den Herren sagen —

Gräfin.

Gibt Ihr den Kopf verlieren, Nichte? — Graf!
Sie wissen die Bedingungen.

Mar.

Ach muß gehorchen, Fräulein. Leben Sie wohl!

Da Terzky sich abzuwenden beginnt

Was sagen Sie?

Chekla, *zu Gräfin*

Nichte. Wasen Sie?

Mar.

Kann ich's,

Wenn Sie mir können

Gräfin.

Weg! Wenn Jemand käme!

Ach höre Lärmen — Fremde Stimmen haben.

*Man sieht sich an, es sind Stimmen und geht. Die Musik begleitet ihn.
Terzky folgt in der Ferne mit dem Blick. Es geht umher, durch das
Zimmer und steht dann im Thürenden vor der Thür. Die Musik
legt auf dem Wege. Sie ergreift sie und beschleunigt sie, eine Weile
schmerzhaft, bald aber hat sie sie in der Ferne.*

Siebenter Auftritt.

Chekla *geht nach oben*

Der Schwald brauset, die Wellen wehen,
Das Mädchen wandelt an Meeres Strand.
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Maat,
Und sie singt himmel in die finst're Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet:

Das Herz ist gedanken, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Künste nichts mehr.
Du Seel'ge, rufe dein Kind zurück!
Ich habe genossen das nützliche Stüd,
Ich habe gelebt und geliebet.

Achter Auftritt.

Gräfin kommt zurück. Chekla.

Gräfin.

Was war Das, Fräulein Nichte? Si! Ihr werft Euch
Ihm an den Kopf. Ihr solltet Euch doch, dächt' ich,
Mit Eurer Person ein Wenig theurer machen.

Chekla, *wie sie ansetzt*

Was meint Ihr, Tante?

Gräfin.

Ihr sollt nicht vergessen,

Wer Ihr seyd, und wer er ist. Ja, Das ist Euch
Noch gar nicht eingefallen, glaub' ich.

Chekla.

Was denn?

Gräfin.

Daß Ihr des Fürsten Friedland Tochter seyd.

Chekla.

Nun? und was mehr?

Gräfin.

Was? Eine schöne Frage!

Chekla.

Was wir geworden sind, in er gehören:
Er ist von altlembardischem Geschlecht,
Ist einer Fürstin Zehn!

Gräfin.

Zurecht Ihr im Traum?

Nur wahr, man wird ihn köstlich noch trum bitten,
Die reichste Gelin in Citera zu beglücken
Mit seiner Hand.

Chekla.

Das wird nicht nöthig seyn

Gräfin.

Ja, man wird wohl thun, sich nicht anzusehen.

Chekla.

Sein Vater liebt ihn: Graf Detario

Wird nichts dagegen haben.

Gräfin.

Sein Vater' seiner! und der Gave, Nichte!

Chekla.

Nun ja! Ach denkt, Ihr lächerst seinen Vater,
Weil Ihr's vor dem, vor seinem Vater, mein' ich,
So sehr verächtlich.

Gräfin *geht zurück*

Nichte, Ihr seyd falsch.

Chekla.

Seid Ihr empfindlich, Tante? O, seyd gut!

Gräfin.

Ihr haltet Euer Spiel schon für gewonnen —
Jaudet nicht zu frühe!

Chekla.

Seid nur gut!

Gräfin.

Es ist noch nicht so weit.

Chekla.

Ich glaub' es wohl.

Gräfin.

Denkt Ihr, er habe sein bedeutend Leben
In kriegerischer Arbeit angewendet,
Jedwem stillen Erdenglück entsaßt,
Den Schlaf von seinem Lager weagebannt;
Sein edles Haupt der Sorge hingegeben;
Nur, um ein glücklich Paar aus euch zu machen?
Um dich zuletzt aus deinem Stüt zu reißn.
Den Mann dir im Trümpfe anzuführen,
Der deinen Augen wohlgefällt? — Das hält' er

Wohlfeiler haben können! Diese Saat
Ward nicht gepflanzt, daß du mit kind'scher Hand
Die Blume bräuchst und zur leichten Zier
An deinen Busen steckst!

Chekla.

Was er mir nicht gepflanzt, Das könnte doch
Freiwillig mir die schönen Früchte tragen.
Und, wenn mein gütig freundliches Geschick
Aus seinem furchtbar ungeheuren Daseyn
Des Lebens Freude mir bereiten will —

Gräfin.

Du siehst's wie ein verliebtes Mädchen an.
Blick' um dich her. Bestinn' dich, wo du bist —
Nicht in ein Freudenhaus bist du getreten,
Zu keiner Hochzeit findest du die Wände
Geschmückt, der Gäste Haupt bekränzt. Hier ist
Kein Glanz, als der von Waffen. Oder denkst du,
Man führe diese Tausende zusammen,
Beim Brautfest dir den Reichen aufzuführen?
Du siehst des Vaters Stien' gedankenvoll,
Der Mutter Aug' in Thränen, auf der Wage liegt
Das große Schicksal unsers Hauses!
Laß jetzt des Mädchens kindische Gefühle,
Die kleinen Wünsche hinter dir! Beweise,
Daß du des Außerordentlichen Tochter bist!
Das Weib soll sich nicht selber angehören,
An fremdes Schicksal ist sie fest gebunden.
Die aber ist die Weib, die sich Fremdes
Aneignen kann mit Wahl, an ihrem Herzen
Es trägt und pflegt mit Innigkeit und Liebe.

Chekla.

So wurde mir's im Kloster vorgesagt.
Ich hatte keine Wünsche, kannte mich
Als seine Tochter nur, des Mächtigen,
Und seines Lebens Schall, der auch in mir drang
Gab mir kein anderes Gefühl, als dies:
Ich sey bestimmt, mich leitend ihm zu opfern.

Gräfin.

Das ist dein Schicksal. Tüge dich ihm willig!
Ich und die Mutter geben dir das Beispiel.

Chekla.

Das Schicksal hat mir Den gezeigt, dem ich
Mich opfern soll: ich will ihm freudig folgen.

Gräfin.

Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schicksal.

Chekla.

Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.
Ich bin die Seine. Sein Geschenk allein
Ist dieses neue Leben, das ich lebe.
Er hat ein Recht an sein Geschöpf. Was war ich,
Oh' seine schöne Liebe mich beselte?
Ich will auch von mir selbst nicht kleiner denken,
Als der Geliebte. Der kann nicht gering seyn,
Der das Unschätzbare besitzt. Ich fühle
Die Kraft mit meinem Glücke mir verliehen.
Grüß liegt das Leben vor der erastten Seele.
Daß ich mir selbst gehöre, weiß ich nun.
Den festen Willen hab' ich kennen lernen.
Den unbewinglichen, in meiner Bruh,
Und an das Höchste kann ich Alles setzen.

Gräfin.

Du wolltest dich dem Vater widersetzen,
Wenn er es anders nun mit dir beschloffen?
— Ihm denkst du's anzuzwingen? Wiße, Kind!
Sein Nam' ist Friedland.

Chekla.

Auch der meinige.
Er soll in mir die achte Tochter finden.

Gräfin.

Wie? Sein Monarch, sein Kaiser zwingt ihn nicht,
Und du, sein Mädchen, wolltest mit ihm kämpfen?

Chekla.

Was Niemand wagt, kann seine Tochter wagen.

Gräfin.

Nun, wahrlich! darauf ist er nicht bereitet.
Er hätte jedes Hinderniß besiegt,
Und in dem eignen Willen seiner Tochter
Sollt' ihm der neue Streit entspringen? Kind, Kind!
Noch hast du nur das Lächeln deines Vaters,
Haßt seines Jornes Auge nicht gesehen.
Wird sich die Stimme deines Widerspruchs,
Die zitternde, in seine Nähe wagen?
Wohl magst du dir, wenn du allein bist, große Dinge
Versagen, schöne Rednerblumen flechten,
Mit Löwenmuth den Taubensinn bewaffnen.
Doch versuch's! Tritt vor sein Auge hin,
Das fest auf dich gespannt ist, und sag' Mein!
Vergeben wirst du vor ihm, wie das zarte Blatt
Der Blume vor dem Feuerblick der Sonne.
— Ich will dich nicht erschrecken, liebes Kind!
Zum Aeußersten soll's ja nicht kommen, hoff' ich —
Auch weiß ich seinen Willen nicht. Kann seyn,
Daß seine Zwecke deinem Wunsch bezeugen.
Doch Das kann nimmermehr sein Wille seyn,
Daß du, die stolze Tochter seines Glücks,
Wie ein verliebtes Mädchen dich gebehest,
Wegwerfend an den Mann, der, wenn ihm je
Der hohe Lohn bestimmt ist, mit dem höchsten Opfer,
Das Liebe bringt, dafür bezahlen soll!

Neunter Auftritt.

Chekla, ...

Dank dir für deinen Wink! Er macht
Mir meine böse Ahnung zur Gewisheit.
So ist's denn wahr? Wir haben keinen Freund
Und keine treue Seele hier — wir haben
Nichts als uns selbst. Uns drohen harte Kämpfe.
Du, Liebe, gib uns Kraft, du göttliche!
O! sie sagt wahr: Nicht frohe Zeichen sind's,
Die diesem Bündniß unsrer Herzen leuchten.
Das ist kein Schwanplatz, wo die Hoffnung wohnt.
Nur dumpfes Kriegsgetöse raselt hier,
Und selbst die Liebe — wie in Stahl gerüdet,
Zum Lebenskampf gequert, tritt sie auf.

Es geht ein finst'rer Geist durch unser Haus,
Und schnellig will das Schicksal mit uns eilen.
Aus stiller Avidität treibt es mich heraus:
Ein helles Zaub'er muß die Seele blenden.
Es leckt mich durch die himmlische Gestalt,
Ich seh' sie nah' und seh' sie näher schweben:
Es zieht mich fest, mit göttlicher Gewalt,
Dem Abgrund zu, ich kann nicht widersprechen.

(Man hört von fern die Fackelmuth.)

O! wenn ein Haus im Feuer soll vergehn,
Dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
Es spießt der Mitz herab aus heltem Höhen,
Aus unterirdischen Schlunden fahren Flammen;
Windwütend schlenbert selbst der Gott der Freude
Den Pechstrang in das brennende Gebäude!

Vierter Aufzug.

Szene: Ein großer, festlich erleuchteter Saal, und nach der Tiefe des Theaters eine reich ausge-
 acht Generale, worunter Ottavio Piccolomini
 Rechts und links davon, je nach Sit- zu
 welche jede mit sechs Cha- besetzt sind. Vorne
 die ganze vordere Bühne t für die aufwartenden Pagen
 fers. Alles ist in Bewegung. Spielleute von Ter-
 den Schauplay um die T herum. Noch ehe si-
 erscheint Mar Piccolomini. er kommt Terzky m-
 nem Pistol ausgerüstet

derselben
 an welcher
 über. Sagen
 eine Tafeln.

Erster Auftritt.

Terzky, Isolani. Mar Piccolomini.

Isolani.

Herr Bruder, was wir lieben! Nun, wo steht Er?
 Geschwind an Seinen Platz! Der Terzky hat
 Der Mutter Ehrenweine preisgegeben:
 Es geht hier zu, wie auf dem Heidelberger Schloß.
 Das Beste hat Er schon veräußert. Sie theilen
 Dort an der Tafel Fürstenthümer aus,
 Des Eggenbergs, Elawata, Lichtenstein,
 Des Sternbergs Güter werden ausgetheilt
 Sammt allen großen böhmischen Lehen: wenn
 Er hurtig macht, fällt auch für Ihn was ab.
 Marisch! Sey! Er sich!

Colalto und Gäh

einen an der linken Seite.

Oraf Piccolomini!

Terzky.

Ihr sollt ihn haben! Gleich! — Vies diese Gidekiermel,
 Ob dir's gefällt so, wie wir's aufgesetzt.
 Es haben's Alle nach der Reich' gelesen,
 Und Jeder wird den Namen drunter setzen.

Mar Terzky.

„Ingenuis servare velas.“

Isolani.

Das klingt, wie ein lateinischer Spruch — Herr Bruder,
 Wie heißt's auf Deutsch?

Terzky.

Dem Undankbaren dient kein rechter Mann!

Mar.

„Nachdem unser hochgebetender Herr, der durch-
 „lauchtige Fürst von Friedland, wegen vielfältig em-
 „pflanzter Kränkungen des Kaisers Dienst zu verlassen
 „gemeint gewesen, auf unser einstimmiges Bitten
 „aber sich bewegen lassen, noch länger bei der Armee
 „zu verbleiben und ohne unser Verhinderung sich
 „nicht von uns zu trennen: als verpflichten wir uns
 „wieder, insgesamt, und Jeder für sich insbesondere,
 „anstatt eines körperlichen Gides — auch bei ihm
 „sühlich und getreu zu halten, was auf keinerlei
 „Weise von ihm zu trennen und für denselben alles
 „das Unrige, bis auf den letzten Muthroffen, auf-
 „zuheben, soweit nämlich unser dem Kaiser ge-
 „leisteter Eid es erlauben wird. Die hohen Räte
 „weisen von Isolani nachgesprochen. Wie wir denn auch, wenn
 „Guter oder der Andere von uns, diesem Bündniß
 „unwider, sich von der gemeinen Sache absondern
 „sollte, denselben als einen betrügerischen Ver-
 „räther erklären und an seinem Hab und Gut, Leib
 „und Leben Rache dafür zu nehmen verbunden seyn
 „wollen. Solches bezeugen wir mit Unterschrift unser
 „Namens.“

Terzky.

Willst du gewillt, dies Blatt zu unterschreiben?

Isolani.

Was sollt' er nicht! Jedweder Officier
 Von Ehre kann Das — muß Das — Dint' und Feder!

Terzky.

Laß gut seyn bis nach Tafel.

Isolani, Mar fortziehend.

Komm' Er, komm' Er!

Weite gehen an die Tafel

Zweiter Auftritt.

Terzky. Neumann.

Terzky

Dem Neumann. Der am Tischgrund gemartet, und traut mit ihm
 vorwärts.

Bringst du die Abschrift, Neumann? Gib! Sie ist
 Doch so verfaßt, daß man sie leicht verwechselt?

Neumann.

Ich hab' sie Zeil' um Zeile nachgemalt,
 Nichts als die Stelle von dem Eid blieb weg,
 Wie deine Excellenz es mir geheißten.

Terzky.

Gut! Leg' sie dorthin, und mit dieser gleich
 Ins Feuer! Was sie soll, hat sie geleistet.

Neumann legt die Briefe auf den Tisch und tritt wieder zum Chef.

Dritter Auftritt.

Illo kommt aus dem zweiten Zimmer. Terzky.

Illo.

Wie ist es mit dem Piccolomini?

Terzky.

Ich denke, gut. Er hat nichts eingewendet.

Illo.

Er ist der Einzige, dem ich nicht recht traue,
 Er und der Vater — Habt euch Aug' auf Beide!

Terzky.

Wie sieht's an Eurer Tafel aus? Ich hoffe,
 Ihr haltet Eure Gäste warm?

Illo.

Sie sind

Ganz cordial. Ich denk', wir haben sie.
 Und, wie ich's Euch vorausgesagt — schon ist
 Die Her' nicht mehr davon, den Herzog bloß
 Bei Ehren zu erhalten. Da man einmal
 Versammelt sey, meint Montecuculi,
 So müsse man in seinem eignen Wien
 Dem Kaiser die Beilegung machen. Glaubt mir,
 Wä'r's nicht um diese Piccolomini,
 Wir hätten den Vertrag uns können sparen.

Terzky.

Was will der Buttker? Still!

Vierter Auftritt.

Buttker zu den Vorigen.

Buttker,

von der zweiten Tafel kommend.

Laßt Euch nicht stören.

Ich hab' Euch wohl verstanden, Feldmarschall.
 Glück zum Geschäfte — und, was mich betrifft,

gerne.

So könnt Ihr auf mich rechnen.

Illo, lachend.

Können wir's?

Buttker.

Mit oder ohne Clause! gilt mir gleich.
 Versteht Ihr mich? Der Fürst kann meine Treu'
 Auf jede Probe setzen, sagt ihm Das.

Ich bin des Kaisers Officier, solange ihm
Beliebt, des Kaisers General zu bleiben,
Und bin des Friedlands Ruch, sobald es ihm
Gefallen wird, sein eigener Herr zu seyn.

Terzky.

Ihr trefft einen guten Tausch. Kein Karger,
Kein Ferdinand ist's, dem Ihr Euch verpflichtet.

Buttler, *erschrocken*

Ich biete meine Treu' nicht feil, Graf Terzky,
Und wollt' Euch nicht gerathen haben, mir
Vor einem halben Jahr noch abzugeben,
Wozu ich jetzt freiwillig mich erbiete.
Ja, mich sammt meinem Regiment bring' ich
Dem Herzog, und nicht ohne Folgen soll
Das Beispiel bleiben, den' ich, das ich gebe.

Allo.

Wem ist es nicht bekannt, daß Oberst Buttler
Dem ganzen Heer voran als Muster leuchtet!

Buttler.

Meint Ihr, Seinemarschall? Nun, so reut mich nicht
Die Treue, vierzig Jahre lang bewahrt,
Wenn mir der wohlgeparrte gute Name
So volle Rache kauft im schicklichsten! —
Stoßt euch an meine Rede nicht, ihr Herrn.
Euch mag es gleichviel seyn, wie ihr mich habt,
Und werdet, heß' ich, selber nicht erwarten,
Daß euer Ziel mein grades Urtheil krümmt —
Daß Wankelmuth und schnell bewegtes Blut,
Noch leichte Urach' sennt den alten Mann
Vom langgewohnten Ehrenplatze treibt.
Kommt! Ich bin darum minder nicht entschlossen,
Weil ich es deutlich weiß, wovon ich scheide.

Allo.

Sagt's rund heraus, woher wir Euch zu halten —

Buttler.

Für einen Freund! Nehmt meine Hand darauf,
Mit Allem, was ich hab', bin ich der Eure:
Nicht Männer bloß, auch Geld bedarf der Dürft.
Ich hab' in seinem Dienst mir was erworben,
Ich leib' es ihm, und, überlebt er mich,
Ist's ihm vermacht schon längst, er ist mein Erbe.
Ich steh' allein da in der Welt und kenne
Nicht das Gefühl, das an ein theures Weib
Den Mann und an geliebte Kinder bindet,
Mein Name stirbt mit mir, mein Daseyn endet.

Allo.

Nicht Eures Gelds bedarf's — ein Herr, wie Eurer,
Wiegt Tennen Geldes auf und Willküren.

Buttler.

Ich kam, ein schlechter Reiterbüsch, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub.
Vom niedern Dienst im Stalle stieg ich auf,
Durch Kriegsgeschick, zu dieser Würt' und Höhe,
Das Spielzeug eines grillenhaften Wilds.
Auch Wallenstein ist der Fortuna Rine.
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht.

Allo.

Verwandte sind sich alle starke Seelen.

Buttler.

Es ist ein großer Augenblick der Zeit:
Dem Tapfern, dem Entschlossnen ist sie gönnig.
Wie Scheidemünze geht von Hand zu Hand,
Taucht Stadt und Schloß den eilenden Besitzer.
Walter Häuser Engel wandern od, —
Ganz neue Wappen kommen auf und Namen;
Auf deutscher Erde unwillkommen wagt's
Ein nör'lich Volk sich bleibend einzubürgern.
Der Prinz von Weimar rüht sich mit Kraft,
Am Main ein mächtig Hüßlein schaum zu gründen;

Dem Mansfeld sollte nur, dem Halberstädter
Ein längres Leben, mit dem Ritterschwert
Landeigenthum sich tapfer zu ersechten.
Wer unter Diesen reicht an unsern Friedland?
Nichts ist zu hoch, wovon der Starke nicht
Befugniß hat die Leiter anzuheben.

Terzky.

Das ist gesprochen, wie ein Mann!

Buttler.

Versichert euch der Spanier und Wälschen;
Den Schotten Lesly will ich auf mich nehmen.
Kommt zur Gesellschaft! Kommt!

Terzky.

Wo ist der Kellermeister?
Laß aufsehn, was du haßt! die besten Weine!
Heut' gilt es. Unfre Sachen stehen gut.

Fünfter Auftritt.

Kellermeister, mit **Neumann** *betradt Kammern* **Be-**
diente *gehen ab und zu*

Kellermeister.

Der edle Wein! Wenn mein alte Herrschaft,
Die Frau Diana, das wilde Leben sah,
In ihrem Grabe lebte sie sich um' —
Ja, ja! Herr Dürstler! Es geht zurück
Mit diesem edeln Haus — Kein Waj noch Ziel!
Und die durchlauchtige Verchwägerung
Mit diesem Herzog bringt uns wenig Segen.

Neumann.

Verbäte Gott! Jetzt wird der Alex erst ansehn.

Kellermeister.

Meint Er? Es lieg' sich Bules daren sagen

Bediente *kommt*

Vorgunder für den vierten Tisch!

Kellermeister.

Das ist

Die stickzigste Flasche nun, Herr Kontant.

Bediente.

Das macht, der deutsche Heer, der Tiefenbach.
Zigt dran.

Kellermeister, *zu Neumann, betradt*

Sie wollen gar zu hoch hinauf. Kurfürsten
Und Königen wollen sie's im Pünke gleich thun,
Und, wo der Dürst sich hinsetraut, da will der Graf,
Mein gnad'ger Herr, nicht dahinten bleiben.

3. Bediente

Was steht ihr borden? Will euch Peine machen.
Zehet nach den Trichen, nach den Mäcken! Da!
Graf Palis hat ein leeres Glas vor sich!

Zweiter Bediente *kommt*

Den großen Geld verlangt man, Kellermeister,
Den reicher, qu'nen, mit dem böhmischen Wapen,
Ihr wißt schon, welchen, hat der Herr gesagt.

Kellermeister.

Der auf des Auerichs seine Königskrönung
Dem Meister Lübeck ist verfertigt worden,
Das schöne Prachtstück aus der Prager Vente!

Zweiter Bediente.

Zu, den! Den Auerich! wolla sie mit halten.

Kellermeister

mit Paul Gürtel, kühn er den Pöbel beschwört und anseht
Das gibt nach Wien was in berichten wieder!

Neumann.

Zeigt! Das ist eine Pracht von einem Weser!
Von Wolke schwer, und in erhabner Arbeit
Zind linge Dinge tierisch drauf gebildet.
Gleich auf dem ersten Eschtlein, laßt mal sehn!

Die stolze Amazone da zu Pferd,
Die übern Krummstab setzt und Bischofsmützen,
Auf einer Stange trägt sie einen Hut,
Nebst einer Fahne, worauf ein Kelch zu sehn.
Könn' Ihr mir sagen, was Das all' bedeutet?

Kellermeister.

Die Weisperson, die Ihr da seht zu Ross,
Das ist die Wahlfreiheit der böhm'schen Kron':
Das wird bedeutet durch den runden Hut
Und durch das wilde Ross, auf dem sie reitet.
Des Menschen Zierrath ist der Hut: denn, wer
Den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
Und Königen, Der ist kein Mann von Freiheit.

Neumann.

Was aber soll der Kelch da auf der Fahne?

Kellermeister.

Der Kelch bezeugt die böhm'sche Kirchenfreiheit,
Wie sie gewesen zu der Wälder Zeit.
Die Wälder im Hussitenkrieg erstritten
Sich dieses schöne Vorrecht üben Papst,
Der keinem Laien gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Utraquisten üben Kelch,
Es ist sein köstlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein theures Blut in mancher Schlacht gekostet.

Neumann.

Was sagt die Rolle, die da drüber schwebt?

Kellermeister.

Den böhm'schen Majestätsbrief zeigt sie an,
Den wir dem Kaiser Rudolph abgezwungen,
Ein köstlich unschätzbares Pergament,
Das sein Geläut' und offenen Gesang
Dem neuen Glauben sichert, wie dem alten.
Doch, seit der Gräber über uns regiert,
Hat Das ein End', und nach der Prager Schlacht,
Wo Pfalzgraf Friedrich Kron' und Reich verloren,
Ist unser Glaub' um Raniel und Altar,
Und unsre Brüder sehen mit dem Rücken
Die Heimat an, den Majestätsbrief aber
Berschnitt: der Kaiser selbst mit seiner Schere.

Neumann.

Das alles wißt Ihr! Wohl bewandert seyd Ihr
In Eures Landes Chronik, Kellermeister.

Kellermeister.

Drum waren meine Ahnherren Taberiten
Und dienten unter dem Profey und Jisä.
Fried' sey mit ihrem Staube! Kämpften sie
Für eine gute Sache doch — Tragt fort!

Neumann.

Erst laßt mich noch das zweite Schildlein sehn.
Sieh' doch, Das ist, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaisers Rätke, Martinig, Slawata,
Kop' unter sich herabgeschürzet werden.
Ganz recht! Da steht Graf Thurn, der es befiehlt.

Bedienter geht mit dem Kelch

Kellermeister.

Schweig' mir von diesem Tag, es war der drei
Und zwanzigste des Mai's, da man ein tauend
Zechs hundert schrie und achtzehn. Ist mir's doch,
Als wär' es heut', und mit dem Unglückstag
King's an, das große Herzeleid des Landes.
Seit diesem Tag, es sind jetzt sechzehn Jahr,
Ist nimmer Fried' gewesen auf der Erden —

An der zweiten Tafel wird geessen.

Der Durst von Weimar!

An der dritten und vierten Tafel.

Hertzog Bernhard lebe!

Thurn läßt ein

Erster Bedienter.

Hört den Tumult!

Zweiter Bedienter kommt gelassen

Hab' ihr gehört? Sie lassen

Den Weimar leben!

Dritter Bedienter.

Des Reichs Feind!

Erster Bedienter.

Den Lutheraner!

Zweiter Bedienter.

Vorhin, da bracht' der Todat des Kaisers
Gesundheit aus, da blieb's ganz münchenspille.

Kellermeister.

Beim Trunk geht Vieles drein. Ein ordentlicher
Bedienter muß kein Ohr für so was haben.

Dritter Bedienter bei Seite zum vierten.

Paß' ja wohl auf, Johann, daß wir dem Vater
Luitroga recht viel zu erzählen haben:
Er will dafür uns auch viel Ablass geben.

Vierter Bedienter.

Ich mach' mir an des Illo seinem Stuhl
Deshwegen auch zu thun, so viel ich kann,
Der führt die gar verwunderfame Dieben.

Gehen zu den Tafeln.

Kellermeister zu Neumann.

Wer mag der schwarze Herr seyn mit dem Kreuz,
Der mit Graf Palsy so vertraulich schwagt?

Neumann.

Das ist auch Einer, dem sie zu viel trauen,
Maradas nennt er sich, ein Spanier.

Kellermeister.

's ist nichts mit den Hispaniern, sag' ich Euch:
Die Wälschen alle tangen nichts.

Neumann.

St, ei!

So solltet Ihr nicht sprechen, Kellermeister.

Es sind die ersten Generale trunter,
Auf die der Herzog just am Weissen hält.

Thurn kommt und hält das Wort, er ab an den Generalen steht eine Bewegung

Kellermeister zu den Bedienten:

Der Generalleutnant steht auf. Geht Acht!

Sie machen Ausbruch. Dort und rückt die Tessel!

Die Bedienten eilen nach hinten. Das Ende der Tafel kommt vorüber

Zechster Auftritt.

Octavio Piccolomini kommt im Gespräch mit **Maradas**,
und Beide setzen sich ganz rechts hin auf eine Seite des Theaters.
Auf der gegenübergehenden Seite tritt **Mar Piccolomini**, allein
in sich gekleidet und ohne Theil an der übrigen Handlung. Den meisten
Raum zwischen beiden, das einzige Schrittmeter jenseit, ein **Pull-**
ler, Isolani, Och, Tiefenbach, Colalto —
Halt darauf **Graf Terschky**.

Isolani, während die Gesellschaft vorwärts kommt.

Gut! Nacht! — Gut! Nacht, Colalto — General-

leutnant.

Gut! Nacht! Ich sagte besser, guten Morgen.

Och zu Tiefenbach

Herr Bruder, prosit Mahlzeit!

Tiefenbach.

Das war ein königliches Mahl!

Och.

Ja, die Frau Gräfin

Versteht's. Sie leint' es ihrer Schwieger ab.

Gott hab' sie selig! Das war eine Hausfrau!

Isolani mit weggehen.

Pichter! Pichter!

Terschky kommt mit der Schrift zu Isolani

Herr Bruder! Zwei Minuten noch. Hier ist
Noch was zu unterschreiben.

Die Piccolomini.

Isolani.

Unterschreiben,
So viel Ihr wollt! Verschont mich nur mit Lesen.

Terzky.
Ich will Euch nicht bemühen. Es ist der Eid,
Den Ihr schon kennt. Nur einige Federstriche.

Wie Isolani die Schrift dem Octavio überreicht.
Wie's kommt! Wen's eben trifft! Es ist kein Rang hier.
Octavio durchläuft die Schrift mit ansehnender Gleichgültigkeit. Terzky beobachtet ihn von Weitem.

Söhn zu Terzky.
Herr Graf! Erlaubt mir, daß ich mich empfehle.

Terzky.
Eilt doch nicht so — Noch einen Schlaftrunk — He!
In den Bedienten

Söhn.
Bin's nicht im Stand.
Terzky.
Ein Spielchen.
Söhn.
Grußet mich.

Liefenbach sagt so.
Vergeht, ihr Herrn. Das Stehen wird mir sauer.
Terzky.

Macht's Euch bequem, Herr Generalfeldzeugmeister.
Liefenbach.

Das Haupt ist frisch, der Magen ist gesund,
Die Beine aber wollen nicht mehr tragen.

Isolani, auf seine Cervelatgurgel zeigend.
Ihr habt die Last auch gar zu groß gemacht.
Octavio hat unterschrieben und reicht Terzky die Schrift. Der ste dem Isolani gibt. Dieser geht an den Tisch zu unterschreiben.

Liefenbach.
Der Krieg in Pommern hat mir's zugeeignet,
Da mußten wir heraus in Schnee und Eis,
Das werd' ich wohl mein' Lebtag nicht verwinken.

Söhn.
Ja wohl! der Schwed' frug nach der Jahreszeit nichts.
Terzky reicht das Papier an den Marschall. Dieser geht an den Tisch zu unterschreiben.

Octavio nähert sich Buttler.
Ihr liebt die Bacchusfeier auch nicht sehr,
Herr Oberster, ich hab' es wohl bemerkt,
Und würdet, dünkt mir, besser Euch gefallen
Im Toben einer Schlacht, als eines Schmauses.

Buttler.
Ich muß gestehn, 's ist nicht in meiner Art.
Octavio, vertraulich näher tretend.
Auch nicht in meiner, kann ich Euch versichern,
Und mich erfreut's, sehr würd'ger Oberst Buttler,
Dag wir uns in der Denkart so begegnen.
Ein halbes Duzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!

Buttler.
Ja, wenn man's haben kann, ich halt' es mit.
Das Papier kommt an Buttler. Der an den Tisch gehend, unterschreibt.
ken. Das Proscenium wird leer, so daß beide sich allein gegenüber sitzen können.

Octavio,
nachdem er seinen Sohn eine Zeilung aus der Ferne hat durchgesehen.
Du bist sehr lange ausgeblieben, Freund.

Mar. von der. Ich schnell um. vorlegen
Ich — dringende Geschäfte hielten mich.
Octavio.
Wie ich sehe, bist du noch nicht hier?

Mar.

Du weißt, daß groß Gewähl mich immer All macht.
Octavio rückt ihm noch näher.
Ich darf nicht wissen, was so lang dich aufhält?
Eifrig. — Und Terzky weiß es doch.

Mar.

Was weiß der Terzky?
Octavio, bedeutend.
Er war der Einz'ge, der dich nicht vernünftete.

Isolani,
der von Weitem Acht gegeben, tritt dazu.
Recht, alter Vater! Fall' ihm ins Gepäck!
Schlag' die Quartier ihm auf! Es ist nicht richtig.
Terzky kommt mit der Schrift.
Behlt Keiner mehr? Hat Alles unterschrieben?

Octavio.
Es haben's Alle.
Terzky, rufend.
Nun? Wer unterschreibt noch?
Buttler zu Terzky.

Zähl' nach! Zuß dreißig Namen müssen's seyn.
Terzky.

Ein Kreuz steht hier.
Liefenbach.
Das Kreuz bin ich.

Isolani zu Terzky.
Er kann nicht schreiben, doch sein Kreuz ist gut
Und wird ihm honorirt von Jüd' und Christ.

Octavio, preßend zu Mar.
Gehn wir zusammen, Oberst. Es wird spät.
Terzky.

Ein Piccolomini nur ist aufgeschrieben.
Isolani, auf Mar zeigend.
Geh! Acht! es kühlt an diesem steinernen Gäß,
Der uns den ganzen Abend nichts getaugt.

Mar. umarmt auf Terzky's Ha den das Blatt. welches er...

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Illo kommt aus dem Hinteren
den goldenen Befehl an den Grafen und sich selbst zu geben. Illo.
und Buttler, der ihn zurückhalten will.

Illo.
Was wollt ihr? Laßt mich!
Söhn und Buttler.

Illo, trinkt nicht mehr!
Illo

geht auf den Octavio zu und umarmt ihn. tröstend.
Octavio, Das bring' ich dir! Gefällt
Sep' aber Groll in diesem Mundestraum!
Weißt du, du hast mich nie geliebt — Gott straf' mich,
Und ich dich auch nicht! Laß Vergangenes
Vergessen sein! Ich schätze dich unendlich,
da zu wiederholten Malen sagend.

Ich bin dein treuer Freund, und, daß ihr's wißt!
Wer mir ihn eine falsche Rache schilt,
Der hat's mit mir zu thun.

Terzky bei Seite.
Bist du bei Sinnen?
Weden! doch. Illo, wo du bist!

Illo, trübherzig.
Was wollt ihr? Es sind lauter gute Freunde.
Mit vergnügtem Gesicht im ganzen Kreise herumsehend.
Es ist kein Schelm hier unter uns, Das freut mich.

Terzky zu Buttler, dringend.
Nehmt ihn doch mit Euch fort, ich bitte! Euch, Buttler!

Buttler führt ihn an den Schenke...

Die Piccolomini.

Isolani

zu Mar, der bisher unverwandelt, aber gedankenlos in das Papier gesehen.
Wird's bald, Herr Bruder? Hat Er's durchstudirt?

Mar,

wie aus einem Traum erwachend.

Was soll ich?

Cerzky und **Isolani** zugleich.

Seinen Namen drunter setzen.

Man steht den Octavio ängstlich gewandt den Blick auf ihn richtend.

Mar geht es zurück.

Laßt's ruhn bis Morgen. Es ist ein Geschäft,
Hab' heute keine Fassung. Schickt mir's morgen.

Cerzky.

Bedenk' Er doch —

Isolani.

Freisch! Unterschriften! Was?

Er ist der Jüngste von der ganzen Tafel,
Wird ja allein nicht klüger wollen seyn,
Als wir zusammen? Seh' Er her! der Vater
Hat auch, wir haben Alle unterschrieben.

Cerzky zu Octavio.

Braucht Euer Ansehn doch. Bedeutet ihn.

Octavio.

Mein Sohn ist mündig.

Illo hat den Befehl auf den Schenktisch gelegt

Wovon ist die Rede?

Cerzky.

Er weigert sich, das Blatt zu unterschreiben.

Mar.

Es wird bis Morgen ruhen können, sag' ich.

Illo.

Es kann nicht ruhn. Wir unterschrieben Alle,
Und du mußt auch, du mußt dich unterschreiben.

Mar.

Illo. schlaß wohl.

Illo.

Nein, so entkommst du nicht!

Der Fuß soll seine Freunde kennen lernen.

Es sammeln sich alle Gäste um die Tische

Mar.

Wie ich für ihn gestimmt bin, weiß der Fürst,
Es wissen's Alle, und der Dragen brauch't's nicht.

Illo.

Das ist der Tauf, Das hat der Fürst davon,
Dah' er die Wälschen immer vorgezogen!

Cerzky

in solcher Verlegenheit zu den Commis-Brüdern, die einen Vorkauf machen
Der Wein spricht aus ihm! Hört ihn nicht, ich bitt' euch.

Isolani vor.

Der Wein erfindet nichts, er schwagt's nur aus.

Illo.

Wer nicht ist mit mir, Der ist wider mich.
Die ärztlichen Gewissen! Wenn sie nicht
Durch eine Hinterthür, durch eine Clausel —

Cerzky lacht sich ein.

Er ist ganz rasend, gebt nicht Acht auf ihn.

Illo, laute über sich

Durch eine Clausel sich salbiren können.

Was Clausel? Hol' der Teufel diese Clausel —

Mar.

und aufmerksam und fest auf ihn zu den Gästen

Was ist denn hier so hoch Gefährliches?
Ihr macht mir Meugler, nähr, hinzuschau'n.

Cerzky bei Seite zu Mar.

Was machst du, Illo? Du verberdest uns!

Ciesenbach zu Octavio.

Ich merck' es wohl, vor Tische las man's andere.

Oß.

Es kam mir auch so vor.

Isolani.

Was sieht Das mich an?

Wo andre Namen, kann auch meiner stehn.

Ciesenbach.

Vor Tische war ein gewisser Vorbehalt
Und eine Clausel dein von Kaisers Dienst.

Butler zu einem der Commis-Brüdern.

Schämt euch, ihr Herren! Bedenkt, woraufesankommt.
Die Frag' ist jetzt, ob wir den General
Behalten sollen oder ziehen lassen?
Man kann's so scharf nicht nehmen und genau.

Isolani zu einem der Generale.

Hat sich der Fürst auch so verlausulirt,
Als er dein Regiment dir zugetheilt?

Cerzky zu Oß.

Und Euch die Kieferungen, die an tausend
Pistolen Euch in einem Jahre tragen?

Illo.

Spigbuben selbst, die uns zu Schelmen machen!
Wer nicht zufrieden ist, Der sag's! Da bin ich!

Ciesenbach.

Nun, nun! Man spricht ja nur.

Mar hat gelesen und gibt das Papier zurück

Bis Morgen also!

Illo,

vor Tische dann und weiter nicht mehr machst halt ihm und der

Schreib' — Judas!

Isolani.

Pün, Illo!

Octavio, Cerzky, Butler gehen
Gegen weg!

Mar

ist immer noch in den Raum geblieben und hat immer noch ein Glas in der Hand

Bring' ihn zu Bette!

Es geht ab. Illo, Richard und Richard, mit dem er sich
beim gehen gehalten. Hinter abgesehen, um Tische zu räumen der Tische

Fünfter Aufzug.

Erster Austritt.

Octavio Piccolomini. Kammerdiener

Erst kommt **Mar Piccolomini.**

Octavio.

Sekund mein Sohn herein in, weist ihn
Zu mir — Was ist die Gledel?

Kammerdiener.

Gleich ist's Morgen.

Octavio.

Setzt Euer Licht dicker — Wir legen uns
Nicht mehr zu Bette; Ihr könnt schlafen gehn.

Kammerdiener ab. Octavio geht nachdenklich durch Zimmer. Mar
Piccolomini ist mit ihm nicht gleich von ihm kommen und hält ihm
einige Augenblicke stehen und zu

Mar.

Wist du mir böe, Octavio? Weiß Gott,
Ich bin nicht Schuld an dem verdaßten Streit.

— Ich habe wohl, du habtest unterschrieben:
Was du gebilligt, Das konnte mir

Auch recht seyn — doch es war — du weißt — ich kann
In solchen Sachen nur dem eignen Licht,
Nicht fremdem folgen.

Octavio geht auf ihn zu und umarmt ihn

Nein! ihm ferner auch.

Mein bester Sohn! So hat dich treuer jezt
Geleitet, als das Beispiel deines Vaters.

Mar.

Erklär' dich deutlicher.

Octavio.

Ich werd' es thun.

Nach Dem, was diese Nacht geschehen ist,
Darf kein Geheimniß bleiben zwischen uns.

Nachdem Beide sich niedergelegt.

Mar! sage mir, was denkst du von dem Eid,
Den man zur Unterschrift uns vorgelegt?

Mar.

Für etwas Unverfängliches halt' ich ihn,
Obgleich ich dieses Böhmische nicht liebe.

Octavio.

Du hättest dich aus keinem andern Grunde
Der abgedrungenen Unterschrift geweigert?

Mar.

Es war ein ernst Geschäft — ich war zerstreut —
Die Sache selbst erschien mir nicht so dringend —

Octavio.

Sey offen, Mar. Du hättest keinen Argwohn —

Mar.

Über Argwohn? Nicht den mindesten.

Octavio.

Dank's deinem Engel, Piccolomini!
Unwissend zog er dich zurück vom Abgrund.

Mar.

Ich weiß nicht, was du meinst.

Octavio.

Ich will dir's sagen:

In einem Schelmstück solltest du den Namen
Hergeben, deinen Pflichten, deinem Eid
Mit einem einzigen Verrätherisch entsagen.

Mar. *seufzt*

Octavio!

Octavio.

Wleist' sitzen. Viel noch hast du
Von mir zu hören, Freund, hast Jahre lang
Gelebt in unbegreiflicher Verblendung.
Das schwärzeste Complot entspinnet sich
Vor deinen Augen, eine Nacht der Hölle
Umnebelt deiner Sinne hellen Tag —
Ich darf nicht länger schweigen, muß die Binde
Von deinen Augen nehmen.

Mar.

Ob' du sprichst,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede seyn soll — und ich fürchte fast,
Es ist nichts weiter — ipare sie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, sie ruhig zu vernehmen.

Octavio.

So ernstem Grund du hast, dies Licht zu flieh'n,
So dringender hab' ich, daß ich dir's gebe.
Ich konnte dich der Unschuld deines Herzens,
Dem eignen Urtheil ruhig anvertraun;
Doch deinem Herzen selbst seh' ich das Noth
Verderblich jetzt bereiten — Das Geheimniß,

das ich dir mit den Augen zeigend.

Das du vor mir verbräust, entzei'gt mir meines.

Mar.

versucht zu antworten, stockt aber und schließt den Mund.

Octavio *nach einer Pause.*

So wisse denn! Man hintergeht dich — spielt
Aufs Schändlichste mit dir und mit uns Allen.
Der Herzog sieht sich an, als wollt' er die
Armee verlassen; und in dieser Stunde
Wird's eingeleitet die Armee dem Kaiser
— Zu fliehen und dem Feinde zuzuführen!

Mar.

Das Pfaffenmährchen kenn' ich, aber nicht
Aus deinem Mund erwart' ich's zu hören.

Octavio.

Der Mund, aus dem du's gegenwärtig hörst,
Verbürget dir, es sey kein Pfaffenmährchen.

Mar.

In welchem Nasenden macht man den Herzog!
Er könnte daran denken, dreißig tausend
Geprüfter Truppen, ehrlicher Soldaten,
Vorunter mehr denn tausend Gelleute,
Von Eid und Pflicht und Ehre wegzulocken,
In einer Schurkenthät sie zu vereinen?

Octavio.

So was nichtswürdig Schändliches begehrt
Er keinesweges — Was er von uns will,
Führt einen weit unschuldigeren Namen.
Nichts will er, als dem Reich den Frieden schenken;
Und, weil der Kaiser diesen Frieden haßt,
So will er ihn — er will ihn dazu zwingen!
Zufrieden stellen will er alle Theile
Und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen,
Das er schon inne hat, für sich behalten.

Mar.

Hat er's nun uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir so unwürdig von ihm denken?

Octavio.

Von unserm Denken ist hier nicht die Rede.
Die Sache spricht, die klarensten Beweise.
Mein Sohn! dir ist nicht unbekannt, wie schlimm
Wir mit dem Hofe stehn — doch von den Klanken,
Den Lügenkünsten hast du keine Ahnung,
Die man in Uebung setzt, Verrätherei
Im Lager auszusäen. Angelockt
Sind alle Vandre, die den Officier
An seinen Kaiser fesseln, den Soldaten
Vertraulich binden an das Bürgerleben.
Pflicht- und geldlos steht er gegenüber
Dem Staat gelagert, den er schütten soll,
Und drehet, gegen ihn das Schwert zu kehren.
Es ist so weit gekommen, daß der Kaiser
In diesem Augenblick vor seinen eignen
Armeen zittert — der Verräther Töchter
In seiner Hauptstadt fürchtet — seiner Varg,
Ja, im Begriffe steht, die zarten Gaskel
Nicht vor den Schweden, vor den Lutheranern
— Nein! vor den eignen Truppen wegzuschleichen.

Mar.

Hör' auf! Du ängstigst, erschütterst mich.
Ich weiß, daß man vor leeren Schrecken zittert;
Doch wahres Unglück bringt der falsche Wahn.

Octavio.

Es ist kein Wahn. Der bürgerliche Krieg
Entbrennt, der unnatürlichste von allen,
Wenn wir nicht, schnellig rettend, ihm begegnen.
Der Thäter sind viele längst erkauft,
Der Erbaltarnen Treue wankt; es wanken
Schon ganze Regimenter, Garnisonen.
Ausrückten sind die Festungen vertraut;
Dem Schatzkassir, dem verdächtigen, hat man
Die ganze Mannschaft Schlesiens, dem Herzog
Fünf Regimenter, Reiterei und Fußvolf,
Dem Alfo, Kinsky, Buttlar, Isolan
Die bestmunteten Truppen übergeben.

Mar.

Und Weiden auch.

Octavio.

Weil man uns glaubt zu haben,
Zu locken meint durch glänzende Versprechen.
So theilt er mir die Fürstenthümer Wlad
Und Sagan zu, und wohl seh' ich den Angel,
Womit man dich zu fangen denkt.

Mar.

Nein! Nein!

Nein, sag' ich dir!

Octavio.

O, öffne doch die Augen!
Wehwegen glaubst du, daß man uns nach Willen
Beorderte? Um mit uns Rath zu pflegen?
Wann hätte Friedland unsers Rathes bedurft?
Wir sind berufen, uns ihm zu verkaufen
Und, wehern wir uns — Geißel ihm zu bleiben.
Deshwegen ist Graf Gallas weggeblieben —
Auch deinen Vater sähest du nicht hier,
Wenn höhere Pflicht ihn nicht gefesselt hielte.

Mar.

Er hat es keinen Hehl, daß wir um selbsterwillen
Hieber berufen sind — gestehet ein,
Er brauche unsers Arms, sich zu erhalten.
Er that so viel für uns, und so ist's Pflicht,
Daß wir jetzt auch für ihn was thun!

Octavio.

Und weißt du

Was Dieses ist, das wir für ihn thun sollen?
Des Illo trunkner Muth hat dir's verrathen.
Besinn' dich doch, was du gehöret, gesehn.
Jengt das verfälschte Blatt, die weggelass'ne
So ganz entscheidungselle Clausel nicht,
Man wolle zu nichts Gutem uns verbinden?

Mar.

Was mit dem Blatte diese Nacht geschehn,
Ist mir nichts weiter, als ein schlechter Streich
Von diesem Illo. Dies Geschlecht von Raskern
Pflanzt Alles auf die Spitze gleich zu stellen.
Sie sehen, daß der Herzog mit dem Hof
Zerfallen ist, vermeinen ihm zu dienen,
Wenn sie den Bruch unheilbar nur erweitern.
Der Herzog, glaub' mir, weiß von all' Dem nichts.

Octavio.

Es schmerzt mich, deinen Glauben an den Mann,
Der dir so wohlgegründet scheint, zu stören.
Tsch hier darf keine Schonung seyn — du mußt
Maßregel nehmen, schlennige, mußt handeln.
— Ich will dir also nur gestehn — daß Alles,
Was ich dir jetzt vertraut, was so unglaublich
Dir scheint, daß — daß ich es aus seinem eignen
— Des Fürsten Munde habe.

Mar. in heftiger Bewegung.

Nimmermehr!

Octavio.

Er selbst vertraute mir — was ich zwar längst
Auf anderm Weg schon in Erfahrung brachte:
Daß er zum Schweden wolle übergehn
Und an der Spitze des verbundnen Heers
Den Kaiser zwingen wolle —

Mar.

Er ist heftig.

Es hat der Hof empfindlich ihn beleidigt:
In einem Augenblick des Unmuths, sew's!
Mag er sich leicht einmal vergessen haben.

Octavio.

Bei kaltem Blute war er, als er mir
Dies eingeschand, und, weil er mein Erkennen
Als Aecht ansah, wies er im Vertrauen
Mir Briefe vor der Schweden und der Sachsen,
Die zu bestimmter Hülfe Hülfsung geben.

Mar.

Es kann nicht seyn! kann nicht seyn! kann
Nicht seyn!
Ziehst du, daß es nicht kann? Du hättest ihm
Nothwendig deinen Abscheu ja gezeigt.

Er hält' sich weisen lassen, oder du
— Du ständest nicht mehr lebend mir zur Seite!

Octavio.

Wohl hab' ich mein Bedenken ihm gedußert,
Hab' dringend, hab' mit Ernst ihn abgemahnt;
— Doch meinen Abscheu, meine innerste
Gesinnung hab' ich tief versteckt.

Mar.

Du wärst

So falsch gewesen? Das sieht meinem Vater
Nicht gleich! Ich glaubte deinen Worten nicht,
Da du von ihm mir Böses sagtest, kann's
Noch weniger jetzt, da du dich selbst verleumddest.

Octavio.

Ich drängte mich nicht selbst in sein Geheimniß.

Mar.

Aufrichtigkeit verdiente sein Vertrauen.

Octavio.

Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr.

Mar.

Noch minder würdig deiner war Betrug.

Octavio.

Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich,
Im Leben sich so kinderrein zu halten,
Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten.
In steter Nothwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr —
Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie, fortwährend, immer Böses muß gebären.
Ich klügle nicht, ich thue meine Pflicht:
Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor.
Wehl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck vertragen müssen.
Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen,
Das Herz mag dazu irren, was es will.

Mar.

Ich fell dich heut' nicht fassen, nicht verstehen.
Der dünst, sagst du, entdeckte redlich dir sein Herz
Zu einem bösen Zweck, und du willst ihn
Zu einem guten Zweck betrogen haben?
Hör' an! ich bitte dich — Du raubst den Freund
Mir nicht — laß mich den Vater nicht verlieren!

Octavio

unterdrückt seine Emphatische.

Noch weißt du Alles nicht, mein Sohn! Ich habe
Dir noch was zu eröffnen.

Herzog Friedland

hat seine Zurüstung gemacht. Er traut
Auf seine Sterne. Unbereut denkt er uns
Zu überfallen — mit der sichern Hand
Meint er den goldenen Cirkel schon zu fassen.
Er irret sich — wir haben auch gehandelt.
Er saß sein böses geheimnißvolles Schicksal.

Mar.

Nichts Rasches, Vater! D. bei allem Guten
Laß dich beschwören: keine Uebereilung!

Octavio.

Mit leisen Tritten schlich er seinen bösen Weg:
So leil' und schlau ist ihm die Rache nachgeschlichen.
Schon steht sie ungesehen, finster hinter ihm,
Ein Schritt nur noch, und schauernd rühret er sie an.
— Du hast den Dachsenberg bei mir gesehn:
Noch kennst du nur sein öffentlich Geschäft;
Auch ein geheimes hat er mitgebracht,
Das kleb' für mich war.

Mar.

Darf ich's wissen?

Die Piccolomini.

Octavio.

Mar!

— Des Reiches Wohlfahrt leg' ich mit dem Worte,
Des Vaters Leben dir in deine Hand.
Der Wallenstein ist deinem Herzen theuer,
Ein starkes Band der Liebe, der Verehrung
Knüpft seit der frühen Jugend dich an ihn —
Du nährst den Wunsch — O! laß mich immerhin
Vorgreifen deinem zögernden Vertrauen —
Die Hoffnung nährst du, ihm viel näher noch
Anzugehören.

Mar.

Vater —

Octavio.

Deinem Herzen tran' ich,
Doch bin ich deiner Fassung auch gewiß?
Wirst du's vermögen, ruhigen Gesichts
Vor diesen Mann zu treten, wenn ich dir
Sein ganz Geschick nun anvertraut habe?

Mar.

Nachdem du seine Schuld mir anvertraut!

Octavio

Mar.

Was? Wie? Ein offner kaiserlicher Brief.

Octavio.

Lies ihn.

Mar, nachdem er einen Blick hingeworfen

Der Brief verurtheilt und geädelt!

Octavio.

So ist's.

Mar.

O, Das geht weit! Unglücksvoller Irrthum!

Octavio.

Lies weiter! Laß' dich!

Mar,

nachdem er weiter gelesen — mit einem Blick des Bedauerns auf seinen Vater.

Wie? Was? Du? Du bist —

Octavio.

Woh! für den Augenblick — und, bis der König
Von Ungarn bei dem Heer erscheinen kann,
Ist das Commando mir gegeben —

Mar.

Und glaubst du, daß du's ihm entreißen werdest?
Das denke ja nicht — Vater! Vater! Vater!
Ein unglücklich Amt ist dir geworden.
Dies Blatt hier — dieses! willst du geltend machen?
Den Mächtigen in seines Heeres Mitte,
Umringt von seinen Tausenden, entwaffnen?
Du bist verloren — du, wir Alle sind's!

Octavio.

Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand: sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken und das Werk der Nacht zertrümmern.
Der Kaiser hat noch treue Diener; auch im Lager
Gibt es der braven Männer genug, die sich
Für guten Sache munter schlagen werden.
Die Treuen sind gewarnt, bewacht die Andern;
Den ersten Schritt erwart' ich nur, sogleich —

Mar.

Auf den Verdacht hin willst du rasch gleich handeln?

Octavio.

Bern sey vom Kaiser die Tyrannenwaise!
Den Willen nicht, die That! nur will er strafen.
Noch hat der Fürst sein Schicksal in der Hand —
Er lasse das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn still vom Commando nehmen,
Er wird dem Sohn seines Kaisers weichen.
Ein ehrenvoll Exil auf seine Schlösser

Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn seyn.
Jedoch der erste offenbare Schritt —

Mar.

Was nennst du einen solchen Schritt? Er wird
Nie einen bösen thun. Du aber könntest
(Du hast's gethan) den frommsten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie strafbar auch des Fürsten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verstärkten noch eine milde Deutung.
Nicht eher den' ich dieses Blatt zu brauchen,
Als eine That gethan ist, die unwidersprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Mar.

Und wer soll Richter darüber seyn?

Octavio.

— Du selbst.

Mar.

O, dann bedarf es dieses Blattes nie!
Ich hab' dein Wort, du wirst nicht eher handeln,
Bis du mich — mich selber überzeugst.

Octavio.

Ist's möglich? Noch — nach Allem, was du weißt,
Kannst du an seine Unschuld glauben?

Mar, lebhaft.

Dein Urtheil kann sich irren, nicht mein Herz.

Gemüthlicher fortsetzend

Der Geist ist nicht zu fassen, wie ein anderer.
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpft,
So gleicht er ihnen auch in wunderbarer,
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.
Glaub' mir, man thut ihm Unrecht. Alles wird
Sich lösen. Glänzend werden wir den Reinen
Aus diesem schwarzen Argwohn treten sehn.

Octavio.

Ich will's erwarten.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener. Er tritt aus der Thür.
Courtier.

Octavio.

Was gibt's?

Kammerdiener.

Ein Giltor' wartet vor der Thür.

Octavio.

So früh' am Tag! Wer ist's? Wo kommt er her?

Kammerdiener.

Das will' er mir nicht sagen.

Octavio.

Führ' ihn herein. Laß nichts davon verlauten.

Kammerdiener ab. Cornet tritt ein.

Cornet. Ist's? Ihr kommt vom Grafen Wallas?
Gibt her den Brief.

Cornet.

Woh! mündlich ist mein Auftrag.

Der Generalkommandant traute nicht.

Octavio.

Was ist's?

Cornet.

Er löst Euch sagen — Dars' ich frei hier sprechen?

Octavio.

Mein Sohn weiß Alles.

Cornet.

Wir haben ihn.

Octavio.

Wen meint Ihr?

Cornet.

Den Unterhändler, den Zesin!

Octavio *schnell.*

Habt ihr?

Cornet.

Im Böhmerwald erwischte ihn Hauptmann Mohrbrand
Vorgestern früh, als er nach Regensburg
Zum Schweden unterwegs war mit Depeschen.

Octavio.

Und die Depeschen —

Cornet.

Hat der Generalleutnant
Sogleich nach Wien geschickt mit dem Gefangnen.

Octavio.

Nun endlich! endlich! Das ist eine große Zeitung!
Der Mann ist uns ein kostbares Gefäß,
Das wichtige Dinge einschließt — fand man viel?

Cornet.

An sechs Pakete mit Graf Tetzky's Wappen.

Octavio.

Keins von des Fürsten Hand?

Cornet.

Nicht, daß ich wüßte.

Octavio.

Und der Eserina?

Cornet.

Der that sehr erschrocken,
Als man ihm sagt', es ginge nach Wien.
Graf Altringer aber sprach ihm guten Muth ein,
Wenn er nur Alles wollte frei bekennen.

Octavio.

Im Altringer bei Einem Herrn? Ich hörte,
Er läge krank in Kiez.

Cornet.

Schon seit drei Tagen
Ist er zu Traubenberg beim Generalleutnant.
Sie haben sechs Kabinlein schon beisammen,
Gleichen Volk, und lassen Euch entbieten,
Daß sie von Euch Befehle nur erwarten.

Octavio.

In wenig Tagen kann sich viel ereignen.
Wann müßt Ihr fort?

Cornet.

Ich wart' auf Eure Ordre.

Octavio.

bleibt bis zum Abend.

Cornet.

Wohl.

aus gehen

Octavio.

Sah Euch doch Niemand?

Cornet.

Kein Mensch. Die Kapuziner ließen mich
Durchs Klosterpfortchen ein, so wie gewöhnlich.

Octavio.

Aht, ruht Euch aus und haltet Euch verbergen.
Ich denk' Euch noch vor Abend abzufertigen.
Die Sachen liegen der Entwicklung nah,
Und, eh' der Tag, der eben jetzt am Himmel
Vorhängen voll herabbricht, untergeht,
Muß ein entscheidend Los gefallen seyn. *Cornet geht ab.*

Dritter Auftritt. Beide Piccolomini.

Octavio.

Was nun, mein Sohn? Jetzt werden wir bald klar seyn:
— Denn Alles, weiß ich, ging durch den Eserina.

Mar,

der während des ganzen vorigen Auftritts in einem heftigen innern Kampf
gehandelt, entschlossen.

Ich will auf kürzerm Weg mir Licht verschaffen.
Leb' wohl!

Octavio.

Wohin? Bleib' da!

Mar.

Zum Fürsten.

Octavio *erschrickt.*

Was?

Mar, *zurückkommend.*

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, hast du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß gerad' seyn.
Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zusehn, daß mir Einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich Einer kauft, Das muß ich seyn.
— Ich geh' zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Auffordern, seinen Leimund vor der Welt
Zu retten, eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen.

Octavio.

Das wolltest du?

Mar.

Das will ich. Zweifle nicht.

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
Ich rechnete auf einen weisen Sohn,
Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
Die ihn zurück vom Abgrund ziehn — und einen
Verblendeten entdeck' ich, den zwei Augen
Zum Thoren machten, Leidenschaft umnebelt,
Den selbst des Tages helles Licht nicht heilt.
Vertrag' ihn! Geh'! Sey unbesonnen genug,
Ihm seines Vaters, seines Kaisers
Geheimniß preiszugeben. Nöth'ge mich
Zu einem lauten Bruche vor der Zeit!
Und jetzt nachdem ein Wunderwerk des Himmels
Wie heute mein Geheimniß hat beschützt,
Des Argwohns helle Blitze eingeschläfert,
Laß mich's erleben, daß mein eigner Sohn
Mit unbedachtsam rasendem Beginnen
Der Staatskunst mühevoll's Werk vernichtet.

Mar.

O, diese Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst noch
Zu einem Schritte treiben — Ja, ihr könntet ihn,
Weil ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen.
O! Das kann nicht gut endigen — und, mag sich's
Entscheiden, wie es will, ich sehe abneid
Die unglückselige Entwicklung nahen. —
Denn dieser Königlische, wenn er fällt,
Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
Und, wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
In Brand geräth mit einem Mal und brennend
Aufsteigt und alle Mannschafft, die es trug,
Ausgeschüttet plötzlich zwischen Meer und Himmel,
Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
Besessen sind, in seinen Fall hinabziehen.
Halte du es, wie du willst! Doch mir vergäne,
Daß ich auf meine Weise mich betrage.
Rein muß es bleiben zwischen mir und ihm,
Und, eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären,
Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.

Mar. er abgeht. fällt der Vorhang.

Wallenstein.

Ein dramatisches Gedicht.

Zweiter Theil.

Wallensteins Tod.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Personen:

Wallenstein.
Octavio Piccolomini.
Max Piccolomini.
Terkyn.
Ilo.
Isolani.
Buttler.
Rittmeister Neumann.
Ein Adjutant.

Oberst Wrangel, von den Schweden
gesendet.
Gordon, Commandant von Eger.
Major Ceraldin.
Deveroux, Hauptleute in der Wal-
Macdonald, leutnantlicher Ansee.
Schwedischer Hauptmann.
Eine Gesandtschaft von Cüra-
stern.
Bürgermeister von Eger.

Seni.
Herzogin von Friedland.
Gräfin Terkyn.
Chekla.
Fräulein Neubrunn, Hostame der
Französin.
von Hosenberg, Stallmeister der
Pittgenin.
Dragoner.
Bediente, Pagen, Volk.

Die Scene ist in den drei ersten Aufzügen zu Pilsen, in den zwei letzten zu Eger.

Erster Aufzug.

Ein Zimmer, zu astrologischen Rechnungen eingerichtet und mit Zyklopen,
Karten, Quadranten und andern astronomischen Geräthe versehen. Der
Vorhang von einer Kutsche ist aufgezogen, in welcher die Sterne Planeten-
bilder, jeder in einer Nische, selbst am Tage, zu sehen sind. Oben
beobachtet die Sterne, Wallenstein steht vor einer großen, schwarzen
Tafel, auf welcher der Planetenplan gezeichnet ist.

Erster Auftritt.

Wallenstein. Seni.

Wallenstein.

Laß es jetzt gut seyn, Seni. Komm' herab.
Der Tag bricht an, und Mars regiert die Stunde.
Es ist nicht gut mehr operiren. Komm'!
Wir wissen genug.

Seni.

Nur noch die Venus laß mich
Betrachten, Hoheit. Eben geht sie auf.
Wie eine Sonne glänzt sie in dem Osten.

Wallenstein.

Ja, sie ist jetzt in ihrer Erdenhülle
Und wirkt herab mit allen ihren Stärken.

Der Finger auf der Tafel betrachtend.

Glückseliger Aberglaube! So stellt sich endlich
Die große Drei verhängnißvoll zusammen,
Und beide Segensterne, Jupiter

Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tödtlichen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenflüster, mir zu dienen.
Denn lange war er feindlich mir gesinnt
Und schloß mit feuerrecht — oder schädiger Strahlung,
Wald im Geviertens bild im Doppeltischen,
Die rothen Flügel meinen Sternen zu
Und führte ihre segenvollen Kräfte.

Jetzt haben sie den alten Himmel befreit
Und bringen ihn am Himmel mir gelangen.

Seni.

Und doch große Lumina von keinem
Mascara bestrahlt! Der Saturn
Unschätlich, machtlos, in cadente domo.

Wallenstein.

Saturnus Reich ist aus, der die geheime
Geburt der Dinge in dem Erdenhoh
Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht
Und über Allen, was das Licht schenkt, waltet.
Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen:
Denn Jupiter, der glänzende, regiert
Und zieht das dunkel zubereit'le Weis
Gewaltig in das Reich des Lichts — Jetzt muß
Gehandelt werden, schreunig, eh' die Glücks-
Gestalt mir wieder wegsieht überm Haupt:
Denn stets in Wandlung ist der Himmelbogen.

Es geschähen Schläge an die Thüre.

Man pocht. Sieh', wer es ist.

Cerzky *draußen.*
Laß öffnen!
Wallenstein.

Es ist Cerzky.
Was gibt's so Dringendes? Wir sind beschäftigt.
Cerzky *draußen.*
Leg' Alles jetzt beiseit', ich bitte dich.
Es leidet keinen Aufschub.

Wallenstein.
Deffue, Seni.

Indem Jener dem Cerzky aufmacht, geht Wallenstein den Vorhang vor die Pforte.

Zweiter Auftritt. **Wallenstein. Graf Cerzky.**

Cerzky *tritt ein.*
Bernahtest du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser angeliefert!

Wallenstein *zu Cerzky.*
Wer ist gefangen? Wer ist angeliefert?

Cerzky.
Der unser ganz Geheimniß weiß, um jede
Verhandlung mit den Schweden weiß und Sachsen,
Durch dessen Hände Alles ist gegangen —

Wallenstein. *zu Cerzky.*
Schn' doch nicht? Sag' nein, ich bitte dich!

Cerzky.
Grad' auf dem Weg nach Regensburg zum Schweden
Ergriffen ihn des Gallas Abgesandte,
Der ihm schon lang die Fährte abgelauret.
Mein ganz Packet an Rinsky, Matthes Thurn
An Trenstern, an Arnheim führt er bei sich:
Das Alles ist in ihrer Hand, sie haben
Die Einsicht nun in Alles, was geschehn.

Dritter Auftritt. **Vorige. Illo.**

Illo. *zu Cerzky.*
Weiß er's?

Cerzky.
Er weiß es.

Illo. *zu Wallenstein.*
Denkst du deinen Brüdern
Nun noch zu machen mit dem Kaiser, sein
Vertrauen zurückzurufen? Wär' es auch,
Du wollest allen Plänen jetzt entsagen,
Man weiß, was du gewollt hast. Vorwärts mußt du.
Denn rückwärts kannst du nun nicht mehr.

Cerzky.
Sie haben Documente gegen uns
In Händen, die unwidersprechlich zeugen —

Wallenstein.
Von meiner Handschrift nichts. Dich straf' ich Lügen.

Illo.
So? Glaubst du wohl, was Dieser da, dein Schwager,
In deinem Namen unterhandelt hat,
Das werde man nicht dir auf Rechnung setzen?
Dem Schweden soll sein Wort für eines gelten
Und keinen Wiener Feinde nicht!

Cerzky.
Du gabst nichts Schriftliches — Versinn' dich aber.
Wie weit du mündlich gingst mit dem Esn'.
Und wird er schweigen? Wenn er sich mit deinem
Geheimniß retten kann, wird er's bewahren?

Illo.
Das fällt dir selbst nicht ein! Und, da sie nun
Berichtet sind, wie weit du schon gegangen,

Sprich, was erwartest du? Bewahren kannst du
Nicht länger dein Commando, ohne Rettung
Bist du verloren, wenn du's niederlegst.

Wallenstein.
Das Heer ist meine Sicherheit. Das Heer
Verläßt mich nicht. Was sie auch wissen mögen,
Die Macht ist mein, sie müssen's niederschlucken;
— Und, stell' ich Caution für meine Treu',
So müssen sie sich ganz zufrieden geben.

Illo.
Das Heer ist dein, jetzt für den Augenblick
Ist's dein; doch zittre vor der langsamen,
Der stillen Macht der Zeit. Vor offener
Gewalt beschützt dich heute noch und morgen
Der Truppen Günst; doch, gönnst du ihnen Frey
Sie werden unvermerkt die gute Meinung,
Worauf du jetzt fuhest, untergraben,
Dir Einen um den Andern listig stehlen —
Bis, wenn der große Erdstöß nun geschieht,
Der treulos mürbe Bau zusammenbricht.

Wallenstein.
Es ist ein böser Zufall!

Illo.
D! einen glücklichen will ich ihn nennen,
Hat er auf dich die Wirkung, die er soll,
Treibt dich zu schneller That — der schwer'sche Oberst —

Wallenstein.
Er ist gekommen? Weißt du, was er bringt?

Illo.
Er will nur dir allein sich anvertrauen.

Wallenstein.
Ein böser, böser Zufall — Freilich! freilich!
Schna weiß zu viel und wird nicht schweigen.

Cerzky.
Er ist ein böhmischer Rebell und Flüchtling,
Sein Galle ist ihm vermischt; kann er sich retten
Auf deine Kosten, wird er Mord nehmen?
Und, wenn sie auf der Fellei ihn befragen,
Wird er, der Weichling, Stärke ganz besitzen? —

Wallenstein. *zu Cerzky.*
Nicht beunruhigen mehr ist das Vertrauen,
Und, mag ich handeln, wie ich will, ich werde
Ein Vandalenrathgeber ihnen seyn und bleiben;
Und, sehr' ich noch so eckelich auch zurück
Zu meiner Pflicht, es wird mir nichts mehr helfen —

Illo.
Verderben wird es dich. Nicht deiner Treu',
Der Unmacht nur wird's zugeschrieben werden.

Wallenstein. *zu Cerzky.*
Wie? Sollt' ich's nun im Ernst erfüllen müssen,
Weil ich zu frei gesichert mit dem Ordanken?
Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!

Illo.
Wenn's nur dein Spiel gewesen, glaube mir,
Du wußt's in schwerem Grade büßen müssen.

Wallenstein.
Und, müßt' ich's in Erfüllung bringen, jetzt,
Jetzt, da die Macht noch mein ist, müßt's geschehn.

Illo.
Wo möglich, eh' sie von dem Schlage sich
In Wien besinnen und außer dir kommen —

Wallenstein. *zu Cerzky.*
Das Wort der Generale hab' ich schriftlich —
Mar Piccolomini steht nicht hier. Warum nicht?

Cerzky.
Es war — er meinte —

Illo.
Höher Eigendank!
Es brauche Das nicht zwischen dir und ihm.

Wallenstein.

Es braucht Das nicht, er hat ganz Recht —
Die Regimenter wollen nicht nach Blandern:
Sie haben eine Schrift mir übersandt
Und widersetzen laut sich dem Befehl.
Der erste Schritt zum Aufbruch ist geschehn.

Allo.

Glaub' mir, du wirst sie leichter zu dem Feind,
Als zu dem Spanier hinüber führen.

Wallenstein.

Ich will doch hören, was der Schwede mir
Zu sagen hat.

Allo, wie sie.

Wollt Ihr ihn rufen, Herzog?

Er steht schon draußen.

Wallenstein.

Warte noch ein Wenig.

Es hat mich überrascht — es kam zu schnell —
Ich bin es nicht gewohnt, daß mich der Zufall
Blind waltend, finster herrschend mit sich führe.

Allo.

Hör' ihn fürs Erste nur, erwäg's nachher. *Er geht.*

Vierter Auftritt.

Wallenstein, *mit sich selbst redend*

Wär's möglich? Köunt ich nicht mehr, wie ich wollte?
Nicht mehr zurück, wie mir's beliebt? Ich müßte
Die That vollbringen, weil ich sie gedacht.
Nicht die Verhinderung von mir wies — das Herz
Genährt mit diesem Traum, auf ungewisse
Erfüllung bin die Mittel mir gewart,
Die Wege bloß mir offen hab' gehalten? —
Beim großen Gott des Himmels! Es war nicht
Mein Ernst, beschlossene Sache war es nie.
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;
Die Freiheit reizte mich und das Vermögen.
War's Unrecht, an dem Kaufelbude mich
Der königlichen Hofnung zu ergötzen?
Blieb in der Brust mir nicht der Wille frei,
Und sah ich nicht den guten Weg zur Seite,
Der mir die Rückkehr offen stets bewahrte?
Wohin denn seh' ich plötzlich mich geführt?
Wahnes liegt's hinter mir, und eine Mauer
Aus meinen eignen Werken baut sich auf,
Die mir die Umkehr thürmend brennt!

Er bleibt stehen & schenkt

Etraibar erschein' ich, und ich kann die Schuld,
Wie ich's versuchen mag, nicht von mir wäken:
Denn mich verläßt der Doppelsinn des Lebens,
Und — selbst der frommen Quelle reine That
Wird der Verdacht, schlammende, mir vergiften.
War ich, wollte ich gelte, der Verräther:
Ich hätte mir den guten Schein gewart,
Die Hülle hätte ich nicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn. Der Unschuld,
Des unverführten Willens mir bewußt,
Gab ich der Laune Raum, der Leidenschaft —
Rühn war das Wort, weil es die That vortrug.
Jetzt werden sie, was planlos ist geschehn,
Weitsehend, planvoll mir zusammenkriechen
Und, was der Farn, und was der frohe Muth
Mich sprechen ließ im Ueberfluß des Herzens,
Zu künstlichem Gewebe mir vereinen
Und eine Klage sichtbar draus bereiten,
Dagegen ich verhandeln muß. So hab' ich
Mir' ehnem Feig verderblich mich verstrickt,
Und nur Gewaltthat kann es reißend lösen.

Wie anders, da des Muthes freier Trieb
Zur kühnen That mich zog, die, rauch gebietend,
Die Noth jetzt, die Erhaltung von mir heischt!
Ernst ist der Ausblick der Nothwendigkeit.
Nicht ohne Schauer greift des Menschen Hand
In des Geschicks geheimnißvolle Urne.

In meiner Brust war meine That noch mein;
Einmal entlassen aus dem sichern Winkel
Des Herzens, ihrem mütterlichen Vohen,
Hinausgegeben in des Lebens Fremde,
Gehört sie jenen tödtlichen Mächten an,
Die keines Menschen Kunst vertraulich macht.

Er macht schnelle Schritte durch's Zimmer, dann bleibt er wieder stehend stehen
Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch rechtlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig, sicher thronende, erschüttern,
Die in verfabrt geheiltem Vesh,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völfer frommen Kinder glauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt.
Das wird kein Kampf der Kraft sein mit der Kraft.
Den fürcht' ich nicht. Mit jedem Gegner wag' ich's,
Den ich kann sehen und ins Auge fassen.
Der, selbst voll Muth, auch mir den Muth entlammt.
Ein unüchtharer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschenbrust mir widersteht,
Durch seine Ducht allein mir fürchterlich —
Nicht, was lebendig, kraftvoll sich verständig,
In das gefährlich Durchbare. Das ganz
Gemeine ist's, das ewig Geheime,
Was immer war und immer wiederkehrt
Und morgen gilt, weil's heute hat geollt!
Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
Weh' dem, der an den würdig alten Rath
Ihm rühet, das theure Gbüdn seiner Abnen!
Das Jahr übt eine heilige Kraft;
Was ganz vor Alter ist, Das ist ihm göttlich.
Sei im Vesh, und du wehst im Muth,
Und heilig wird's die Menge die bewahren.

Er tritt wieder in's Zimmer

Der schwerliche Derrst! In er's! Nun, er komme.
Denn ganz ab! *Wallenstein hat den Blick nach rechts auf die Thüre gerichtet*
Noch in sie rein — noch! Das Leibchen kam
Nicht über diese Schwelle noch — So schmal ist
Die Gränge, die zwei Lebenspfade scheider!

Fünfter Auftritt.

Wallenstein und Wrangel.

Wallenstein,

schon er einen fremden Blick auf ihn geworfen
Ihr müßt, Lieb Wrangel?

Wrangel.

Gustav Wrangel, Oberst
Vom Ammer-Regimente Südermannland.

Wallenstein.

Sin Wrangel war's, der vor Stralsund viel Wied
Mir anfügt, durch tapire Gegenwehr
Lund war, daß mir die Seestadt widerstanden.

Wrangel.

Das Werk des Clements, mit dem Sie kämpften.
Nicht mein Verdienst, Herr Herzog! Seine Arbeit
Vertheidigte mit Sturmes Macht der Welt:
Es sollte Meer und Land nicht Einem dienen.

Wallenstein.

Den Admiralsstuhl rißt Ihr mir vom Haupt.

Wrangel.

Ich komme, eine Krone drauf zu setzen.

Wallenstein *munft ihm, Plag zu nehmen, legt sich.*
 Euer Creditiv. Kommt Ihr mit ganzer Vollmacht?

Wrangel, *bedenklich.*

Es find so manche Zweifel noch zu lösen —

Wallenstein, *nachdem er gelesen.*

Der Brief hat Händ' und Füß'. Es ist ein klug,
 Verständig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dienet.
 Es schreibt der Kanzler: er vollziehe nur
 Den eignen Einfall des verstorbenen Königs,
 Indem er mir zur böhm'schen Kron' verhelfe.

Wrangel.

Er sagt, was wahr ist. Der Hochselige
 Hat immer groß gedacht von Euer Gnaden
 Hütreflichem Verstand und Feldherrngaben,
 Und stets der Herrschervorwürde, beliebt' ihm
 Zu sagen, sollte Herrscher seyn und König.

Wallenstein.

Er durft' es sagen.

Seine Hand vertraulich fassend.

Aufrichtig, Oberst Wrangel — Ich war stets
 Im Herzen auch gut schwedisch — Ei, Das habt ihr
 In Schlessen erfahren und bei Nürnberg.
 Ich hatt' euch oft in meiner Nacht und ließ
 Durch eine Hinterthür' euch stets entweichen.
 Das ist's, was sie in Wien mir nicht verzeihn,
 Was jetzt zu diesem Schritt mich treibt — Und, weil
 Nun unser Vortheil so zusammengeht,
 So laßt uns zu einander auch ein recht
 Vertrauen fassen.

Wrangel.

Das Vertrauen wird kommen,
 Hat Jeder nur erst seine Sicherheit.

Wallenstein.

Der Kanzler, merkt' ich, traut mir noch nicht recht.
 Ja, ich geh' es — Es liegt das Ziel nicht ganz
 Zu meinem Vortheil. Seine Würden meint,
 Wenn, ich dem Kaiser, der mein Herr ist, so
 Mißwollen kann, ich könnt' das Glück' thun
 Aus Feinde, und das Eine wäre mir
 Noch eher zu verzeihn, als das Andre.
 In Das nicht Eure Meinung auch, Herr Wrangel?

Wrangel.

Ich hab' hier bloß ein Amt und keine Meinung.

Wallenstein.

Der Kaiser hat mich bis zum Neukirch
 Obracht. Ich kann ihm nicht mehr ehlich dienen.
 Zu meiner Sicherheit, aus Nothwehr thut' ich
 Den harten Schritt, den mein Bewußtsein tadelt.

Wrangel.

Ich glaub's. So weit geht Niemand, der nicht muß.

Nach einer Pause.

Was Eure Dürftlichkeit bewegen mag,
 Also zu thun an Ihrem Herrn und Kaiser,
 Gehört nicht uns zu richten und zu deuten.
 Ihr Schwede sichts für seine gute Sach'
 Mit seinem guten Tugend und Gewissen.
 Die Concurrency ist, die Gelegenheit
 Zu untrer Gnuß; im Krieg gilt jeder Vortheil;
 Wer nehmen unbedenklich, was sich bietet.
 Had, wenn sich Alles richtig so verhält —

Wallenstein.

Woran denn zweifelt man? an meinem Willen?
 An meinen Kräften? Ich versprech' dem Kanzler,
 Wenn er mir sechzehntausend Mann vertraut,
 Mit achtzehntausend von des Kaisers Heer
 Tann zu stehen —

Wrangel.

Euer Gnaden sind

Bekannt für einen hohen Kriegsfürsten.

Nur einen zweiten Attila und Pyrrhus:
 Noch mit Erstaunen redet man davon,
 Wie Sie vor Jahren, gegen Menschenbenken,
 Ein Heer wie aus dem Nichts hervorgerufen.
 Jedennoch —

Wallenstein.

Dennoch?

Wrangel.

Seine Würden meint,
 Ein leichter Ding doch möcht' es seyn, mit nichts
 Aus Geld zu stellen sechzig tausend Krieger,
 Als nur ein Sechzigtheil davon —

Er halt inne.

Wallenstein.

Nun was?

Nur frei heraus!

Wrangel.

Zum Treubruch zu verleiten

Wallenstein.

Meint er? Er urtheilt, wie ein Schwed' und wie
 Ein Protestant. Ihr Lutherische sehtet
 Für eure Bibel; euch ist's um die Sach';
 Mit eurem Herzen folgt ihr eurer Fahn. —
 Wer zu dem Feinde läuft von euch, Der hat
 Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
 Von all' Dem ist die Rede nicht bei uns —

Wrangel.

Herr Gott im Himmel! Hat man hier zu Larbe
 Denn seine Heimat, seinen Heerd und Kirche?

Wallenstein.

Ich will Euch sagen, wie Das zugeht — Ja,
 Der Denecke hat ein Vaterland
 Und liebt's und hat auch Ursache, es zu lieben.
 Doch dieses Heer, das kaiserlich sich nennt,
 Das hier in Böhmen hauset, das hat keins;
 Das in der Masmur fremder Völker, ist
 Der aufbegehren Theil des Volks, dem nichts
 Gehört, als die allgemeine Sonne.
 Und dieses böhm'sche Land, um das wir sechten,
 Das hat kein Herr für seinen Herrn, den ihm
 Der Kaiser Glück, nicht eigne Wahl gegeben.
 Mit Wunden trägt's des Glaubens Tyrannie,
 Die Macht hat's eingekehrt, bezahmt nicht.
 Ein glühend, rathvoll Angedenken lebt
 Der Oratel, die geschah an diesem Woden.
 Und kann's der Sehn vergeßen, daß der Vater
 Mit Hunden in die Wüste ward gekehrt?
 Ein Volk, dem Das geboten wird, ist schrecklich,
 Es räche oder dulde die Behandlung.

Wrangel.

Der Adel aber und die Feiere?
 Solch eine Muth und Heiligkeit, Herr Fürst,
 In ohne Beispiel in der Welt Geschichten.

Wallenstein.

Sie sind auf jegliche Veringung mein.
 Nicht mir, den eignen Augen mögt Ihr glauben.

Er schenkt ihm die Hand. Wrangel ist sehr bewegt.

nachdem er gelesen. Wrangel hat den Brief

Wie ist's? Begeist' Ihr nun?

Wrangel.

Begeist', wer's Iar

Herr Fürst! Ich laß' die Maske fallen — Ja!
 Ich habe Vollmacht. Alles abzuschießen.
 Es steht der Abteigraf nur vier Tagemärsche
 Von hier mit fünfzehntausend Mann: er wartet
 Auf Eudre nur, in Ihrem Heer zu stehen.
 Die Eudre stell' ich aus, sobald wir einig.

Wallenstein.

Was in des Kanzlers Vernehmung?

Wrangel, *bedeutlich.*

Zwölf Regimenter gilt es, schwedisch Volk.
Mein Kopf muß dafür haften. Alles könnte
Zuletzt nur falsches Spiel —

Wallenstein *(steht auf).*

Herr Schwede!

Wrangel, *ruhig fortsetzend.*

Muß demnach

Darauf bestehen, daß Herzog Friedland förmlich,
Unwiderruflich breche mit dem Kaiser,
Sonst ihm kein schwedisch Volk vertrauet wird.

Wallenstein.

Was ist die Forderung? Sagt's kurz und gut!

Wrangel.

Die span'schen Regimenter, die dem Kaiser
Ergeben, zu entwaschen, Prag zu nehmen
Und diese Stadt, wie auch das Gränzschloß Eger,
Den Schweden einzuräumen.

Wallenstein.

Wiel gefordert!

Prag! Sey's um Eger! Aber Prag? Geht nicht.
Ich leih' euch jede Sicherheit, die ihr
Vernünftigerweise von mir fordern möget;
Prag aber — Böhmien — kann ich selbst beschützen.

Wrangel.

Man zweifelt nicht daran. Es ist uns auch
Nicht ums Beschützen bloß. Wir wollen Menschen
Und Geld umsonst nicht aufgewendet haben.

Wallenstein.

Wie billig.

Wrangel.

Und so lang, bis wir entschädigt.

Bleibt Prag verpfändet.

Wallenstein.

Traut ihr uns so wenig?

Wrangel *zornig.*

Der Schwede muß sich verstehen mit dem Deutschen.
Man hat uns übers Dnieper hergezogen;
Gerettet haben wir vom Untergang
Das Reich — mit unserm Blut des Glaubens Arbeit,
Die heilige Lehr' des Evangeliums
Versteuert — Aber jetzt schon fühlet man
Nicht mehr die Wohlthat, nur die Last, erblickt
Mit scheelem Aug' die Fremdlinge im Reiche
Und schickt gern mit einer Handvoll Geld
Uns heim in unsre Wälder. Nein! wir haben
Um Judas Lohn, um klingend Gold und Silber
Den König auf der Wahlstatt nicht gelassen!
So vieler Schweden adeliges Blut,
Es ist um Gold und Silber nicht gelossen!
Und nicht mit magerm Verbeer wollen wir
Zum Vaterland die Wimpel wieder lüften:
Wir wollen Bürger bleiben auf dem Weiden,
Den unser König fallend sich erobert.

Wallenstein.

Helfst den gemeinen Feind mit niederhalten.

Das schöne Gränzland kann euch nicht entgehen.

Wrangel.

Und, liegt zu Boden der gemeine Feind.

Wer knüpft die neue Freundschaft dann zusammen?
Uns ist bekannt, Herr Fürst — wenn gleich der Schwede
Nichts davon merken soll — daß Ihr mit Sachsen
Geheime Unterhandlung pflegt. Wer bürgt uns
Dafür, daß wir nicht Opfer der Beschlüsse sind,
Die man vor uns zu hehlen nöthig achtet?

Wallenstein.

Wozu wählte sich der Kanzler seinen Mann,
Er hätt' mir keinen jähren schicken können.

Besinnt Euch eines Bessern, Gustav Wrangel.
Von Prag nichts mehr!

Wrangel.

Hier endigt meine Vollmacht.

Wallenstein.

Euch meine Hauptstadt räumen! Lieber tret' ich
Zurück — zu meinem Kaiser.

Wrangel.

Wenn's noch Zeit ist.

Wallenstein.

Das steht bei mir, noch jezt, zu jeder Stunde.

Wrangel.

Vielleicht vor wenig Tagen noch. Heut' nicht mehr.
— Seit der Sehn' gefangen sitzt, nicht mehr.

Die Wallenstein'schen Bedienten treten vor.

Herr Fürst! Wir glauben, daß Sie's ehrlich meinen:
Zeit gestern sind wir Deß gewiß — Und, nun
Dies Blatt uns für die Truppen bürgt, ist nichts,
Was dem Vertrauen noch im Wege stünde.
Prag soll uns nicht entweichen. Mein Herr Kanzler
Bequält sich mit der Altstadt, Euer Gnaden
Läst er den Ratschin und die kleine Seite.
Doch Eger muß vor Allem sich uns öffnen,
Ob' an Conjunction zu denken ist.

Wallenstein.

Euch also soll ich trauen, ihr nicht mir?

Ich will den Verschlag in Erwägung ziehn.

Wrangel.

In keine gar zu lange, muß ich bitten.

Ins zweite Jahr schon schleicht die Unterhandlung;
Geleht auch dießmal nichts, so will der Randal
Auf immer sie für abgebrochen halten.

Wallenstein.

Ihr drängt mich sehr. Ein solcher Schritt will wohl
Berathet seyn.

Wrangel.

Ob' man überhaupt dran denkt,
Herr Fürst! durch solche That nur kann er glücken.

Zehster Auftritt.

Wallenstein. Terzky. Illo.

Illo.

Ist's richtig?

Terzky.

Sind ihr einzig?

Illo.

Dieser Schwede

Ging ganz insiden fort. Ja, ihr seid einzig.

Wallenstein.

Hört! Noch ist nichts geschehn, und, wohl erwogen,
Ich will es lieber doch nicht thun.

Terzky.

Wie? Was ist Daß?

Wallenstein.

Von diese Schweden Gnade leben,

Der Uebermüthigen? Ich trüg' es nicht.

Illo.

Kommt zu uns Abstellung, ihre Hülff' erbittend?

Da bringen ihnen mehr, als du empfängst.

Wallenstein.

Wie war's mit jenem königlichen Bourbon,

Der seines Volkes Feinden sich verkaufte

Und Wunden schlug dem eignen Vaterland?

Auch war sein Lohn, der Menschen Abscheu wachte
Die unnatürlich frevelhafte That.

Illo.

In Das dein Fall.

Wallenstein.

Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen, wie der nächste Blutsfreund:
Als ihren Nächsten fühlt er sich geboren.
Der Eeten Feindschaft, der Parteien Muth,
Der alte Neid, die Eifersucht macht Friede;
Was noch so wüthend ringt, sich zu zerstören,
Verträgt, vergleicht sich, den gemeinen Feind
Der Menschlichkeit, das wilde Thier zu jagen,
Das mordend einbricht in die sichere Hürde,
Worin der Mensch geborgen wohnt — denn ganz
Mann ihn die eigne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Eterne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen, fromme Treue soll
Den bloßgegebenen Rücken ihm beschützen.

Terzky.

Denk' von dir selbst nicht schlimmer, als der Feind,
Der in der That die Hände freudig bietet.
So göttlich dachte jener Karl auch nicht,
Der Dehm und Aluherr dieses Kaiserhauses:
Der nahm den Bourbon auf mit offenen Armen,
Denn nur vom Nagen wird die Welt regiert.

Siebenter Auftritt.

Gräfin Terzky in den Vorigen.

Wallenstein.

Wer ruft Euch? Hier ist kein Geschäft für Weiber.

Gräfin.

Ich komme, meinen Glückwunsch abulegen.
— Komm' ich zu früh etwa? Ich will nicht könen.

Wallenstein.

Gebrauch' dein Ansehn, Terzky. Heiß' sie gehn.

Gräfin.

Ich gab den Böhmern einen König schon.

Wallenstein.

Es war darnach.

Gräfin in den Vorigen.

Nun, werau liegt es? Spricht'

Terzky.

Der Herzog will nicht.

Gräfin.

Will nicht, was er mag?

Jllo.

An Euch ist's jetzt. Versucht's: denn ich bin fertig.
Spricht man von Treue mir und von Genüssen.

Gräfin.

Wie? Da noch Alles lag in weiter Ferne.
Der Weg sich noch unendlich vor dir dehnte,
Da hatten du Entschluß und Muth — und jetzt,
Da aus dem Träume Wahrheit werden soll,
Da die Vollbringung nahe, der Gefels
Versichert ist, da kängst du an zu zagen?
Nur in Entwürfen bist du tapfer, seig
In Thaten? Gut! Gib deinen Feinden Recht:
Da oben ist es, wo sie dich erwarten.
Den Vertrag glauben sie dir gern: sey sicher.
Laß sie's mit Brief und Siegel dir belegen!
Doch an die Möglichkeit der That glaubt Niemand:
Da müßten sie dich fürchten und dich achten.
Ist's möglich? Da du so weit bist gegangen,
Da man das Schlimmste weiß, da dir die That
Schon als begangen zugerechnet wird,
Willst du zurückziehn und die Frucht verlieren?
Entwornen bleib, ist's ein gemeiner Trevel;
Volltrübet, ist's ein unsterblich Unternehmen,
Und, wenn es glückt, so ist es auch verziehn.
Denn aller Ausgang ist ein Gottesurtheil.

Kammerdiener tritt herein.

Der Oberst Piccolomini.

Gräfin, *schreit*.

Soll warten.

Wallenstein.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn. Ein Andermal.

Kammerdiener.

Nur um zwei Augenblicke bittet er,
Er hab' ein dringendes Geschäft —

Wallenstein.

Wer weiß, was er uns bringt. Ich will doch hören.

Gräfin *schreit*.

Wohl mag's ihm dringend seyn. Du kannst's erwarten.

Wallenstein.

Was ist's?

Gräfin.

Du sollst es nachher wissen;

Jetzt denke dran, den Wangel abzurufen.

Wallenstein.

Wenn eine Wahl noch wäre — noch ein milderer
Ausweg sich fände — jetzt noch will ich ihn
Gewählen und das Ueßerste vermeiden.

Gräfin.

Verlangst du weiter nichts, ein solcher Weg
Liegt nah' vor dir. Zieh' diesen Wangel fort!
Verzih' die alten Hoffnungen, wirf dein
Verzognes Leben weg, entschließe dich,
Ein neues anzufangen. Auch die Jugend
Hat ihre Heiden, wie der Mann, das Glück.
Nun' bin nach Wien zum Kaiser stehenden Tages,
Nimm eine volle Gasse mit, erklär,
Du habst der Diener Treue nur erproben,
Den Schweden bloß zum Wöthen haben wollen.

Jllo.

Nach damit ist's zu spät. Man weiß zu viel.
Er würde nur das Haupt zum Todebloß tragen.

Gräfin.

Das fürcht' ich nicht. Geht'sch ihn zu richten,
Zehrt's an Weißen: Willkür meiden sie.
Man wird den Herzog ruhig lassen ziehn.
Ich seh', wie Alles kommen wird. Der König
Von Ungarn wird erscheinen, und es wird sich
Von selbst verstehen, daß der Herzog geht.
Nicht der Erklärung wird Das erst bedürfen.
Der König wird die Truppen lassen schwören.
Und Alles wird in seiner Ordnung bleiben.
An einem Morgen ist der Herzog fort.
Auf seinen Schlössern wird es nun lebendig:
Dort wird er jagen, bann, Götzte halten,
Sich eine Hofstatt gründen, goldne Schlüssel
Austheilen, ganz frei große Tafel geben
Und, kurz, ein großer König seyn — im Kleinen
Und, weil er klug sich zu bescheiden weiß,
Nichts wirklich mehr zu gelten, zu bedeuten,
Wißt man ihn scheinen, was er mag: er wird
Ein großer Brum bis an sein Ende scheinen.
Er nun' der Herzog ist dann eben auch
Der neuen Measchen einer, die der Krieg
Gefolgebracht, ein übermächtiges
Geckhöl der Hofkunst, die mit gleichem Aufwand
Aretzern und Mäusen macht.

Wallenstein *schreit* in den Vorigen.

Jetzt einen Weg mir an aus diesem Drang,
Hülfreiche Mächte' einen solchen zeigt mir.
Den ich vermag zu gehn — Ich kann mich nicht.
Wie so ein Wertheld, so ein Augenblickwäger
An meinem Willen wohnen und Gedanken —
Nicht an dem Glück, das mir den Rücken lehrt.

Großthuend sagen: Geh', ich brauch' dich nicht!
Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet.
Nicht Opfer, nicht Gefahren will ich scheun,
Den letzten Schritt, den äußersten, zu meiden;
Doch, eh' ich sinke in die Nichtigkeit,
So klein aufhöre, der so groß begonnen;
Gib' mich die Welt mit jenen Glenden
Verwesselt, die der Tag erschafft und stürzt:
Gib' spreche Welt und Nachwelt meinen Namen
Mit Abscheu aus, und Friedland sey die Lösung
Für jede fluchenswerthe That.

Gräfin.

Was ist denn hier so wider die Natur?
Ich kann's nicht finden, sage mir's — o, laß
Des Aberglaubens nächtliche Geispenster
Nicht deines hellen Geistes Meister werden!
Du bist des Hochverraths verklagt: ob mit,
Ob ohne Recht, ist jeto nicht die Frage —
Du bist verloren, wenn du dich nicht schnell der Macht
Verienst, die du beßest — Ei! wo lebst denn
Das friedsame Geschöpf, das seines Lebens
Sich nicht mit allen Lebenskräften wehrt?
Was ist so kühn, das Nothwehr nicht entschuldigt.

Wallenstein.

Ginst war mir dieser Ferdinand so baldreich:
Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand
Der Mächte seinem Herrn. Welchen Kürken
Hat er geerbt, wie mich? — Und so zu enden!

Gräfin.

So tren bewahrt du jede kleine Günst,
Und für die Kränkung haßt du kein Gedächtniß?
Muß ich dich dran erinnern, wie man dir
In Regensburg die treuen Dienste lehnete?
Du hattest jeden Stand im Reich beleidigt.
Ihn groß zu machen, hattest du den Haß,
Den Hohn der ganzen Welt auf dich geladen:
Im ganzen Deutschland lebte dir kein Freund.
Weil du allem gelebt für deinen Kaiser:
An ihm bleib hielten du bei jenem Strome
Dich fest, der auf dem Regensburger Tag
Sich gegen dich sammelte — Da ließ er
Dich fallen! ließ dich fallen! dich, dem Laven.
Dem Uebermüthigen, zum Opfer, fallen!
Sag' nicht, daß die anrückgegebne Würde
Das erste, schwere Unrecht angeht.
Nicht wahrlich guter Wille stellte dich,
Dich stellte das Geiz der harten Noth
An diesen Platz, den man dir gern verweigert.

Wallenstein.

Nicht ihrem guten Willen, Das ist wahr,
Noch seiner Reizung dank' ich dieses Amt.
Mißbrauch' ich's, so mißbrauch' ich kein Vertrauen.

Gräfin.

Vertrauen? Reizung? — Man bedurfte deiner!
Die ungestüme Preßerin, die Noth,
Der nicht mit hohlen Namen, Figuren
Orient ist, die die That will, nicht das Zeichen.
Den Größten immer aufsucht und den Besten.
Ihn an das Ruder stellt, und müßte sie ihn
Aufreißn aus dem Pöbel selbst — die setze dich
In dieses Amt und schreib dir die Bestallung.
Denn lange, bis es nicht mehr kann, behilft
Sich dies Geschlecht mit fesselten Sklavenseelen
Und mit den Traktatmaschinen seiner Kunst —
Doch, wenn des Neuesten ihm nahe tritt,
Der hohle Schein es nicht mehr thut, da fällt
Es in die starken Hände der Natur,
Des Riesengeistes, der nur sich gehorcht.

Nichts von Verträgen wußt und nur auf ihre
Bedingung, nicht auf seine, mit ihm handelt.

Wallenstein.

Wahr ist's! Sie sahn mich immer, wie ich bin;
Ich hab' sie in dem Kaufe nicht betrogen:
Denn nie hielt ich's der Mühe werth, die kühn
Umgreifende Gemüthsart zu verbergen.

Gräfin.

Niemehr — du haßt dich fürchtbar stets gezeigt,
Nicht du, der stets sich selber treu geblieben,
Die haben Unrecht, die dich fürchteten
Und doch die Macht dir in die Hände gaben.
Denn Recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst: es gibt
Kein andres Unrecht, als den Widerspruch.
Wartst du ein Andre, als du vor acht Jahren
Mit den'r und Schwert durch Deutschlands Kreise zogst,
Die Geißel schwankest über alle Länder,
Hehn sprachest allen Ordnungen des Reichs,
Der Stärke fürchterliches Recht nur übest
Und jede Landeshoheit niedertrastst.
Um deines Eulans Herrschaft auszubreiten?
Da war es Zeit, den stolzen Willen dir
Zu brechen, dich zur Ordnung zu verweisen!
Doch wohl gefiel dem Kaiser, was ihm nützte,
Und schweigend drückte er diesen Aeußerthaten
Sein kaiserliches Siegel auf. Was damals
Gerecht war, weil du's für ihn thatst, ist's he
Auf einmal schändlich, weil es gegen ihn
Gerichtet wird?

Wallenstein.

Von dieser Seite sah ich's nie — Ja! Dem
Ist wirklich so. Es übte dieser Kaiser
Durch meinen Arm im Reich's Thaten aus,
Die nach der Ordnung nie geschehen sollten,
Und selbst den Aukstrenmantel, den ich trage,
Verzank' ich Diensten, die Verbrechen sind.

Gräfin.

Gehehe denn, daß wüsten du und ihm
Die Noth nicht kann seyn von Pflicht und Recht,
Nur von der Macht und der Gelegenheit!
Der Augenblick ist da, wo du die Summe
Der greizen Lebensrechnung ziehen sollst;
Die Zeichen stehen siehhaft über dir,
Glück winken die Planeten dir herüber
Und rufen: Geht an der Zeit! Hast du
Dein Lebenlang umsonst der Sterne Lauf
Gemessen? — den Quadranten und den Winkel
Gemessen? — den Zirkel, die Himmelskugel
Auf diesen Wänden nachgeahmt, um dich herum
Wacht so stumm, abnungsvollen Zeichen
Die süßen Herrscher des Geschicks,
Nur, daß du alles Ziel damit zu treibest
Nützt als eine Zurüstung zu nichts,
Und ist lei. Darf in dieser hehlen Kunst,
Dah' du selbst nichts gilt, nichts über dich
Vermaas in Augenblicke der Entscheidung?

Wallenstein

Weggehe! — Ich setz' mich, ich setz' mich, die Gräfin
Kunst mir den Wangel, und es sollen gleich
Drei Voten fatten.

Alto.

Ann, gelebt sey Gott!

Wallenstein.

Es ist sein böser Geist und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschaft
Und ich erwart' es daß der Rache Stahl
Auch schon für meine Wurst geschliffen ist.

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne füt,
Erfreuliches zu ernten. Jede That
Trägt ihren eignen Nachengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihrem Herzen.

Er kann mir nicht mehr trauen — so kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß.
Nicht stets behält das Schicksal: denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.

zu Tercio.

Bring' mir den Brangel in mein Cabinet.
Die Voten will ich selber sprechen. Schickt
Nach dem Octavio!

Der Graf, welcher eine triumphirende Scene macht.

Drohlocke nicht!

Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte.
Voreilig Rauchen greift in ihre Rechte.
Den Samen legen wir in ihre Hände:
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende.

Indem er abgeht, fällt der Vorhang.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Wallenstein. Octavio Piccolomini. *zu Tercio.*

Mar Piccolomini.

Wallenstein.

Mir meldet er aus Vint, er läge krank;
Doch hab' ich sichere Nachricht, daß er sich
Zu Braunenberg versteckt beim Grafen Wallas.
Nimm Beide fest und schick' sie mir hierher.
Du übernimmst die spanischen Regimenter,
Machst immer Anhalt und bist niemals fertig.
Nad, ich über sie dich, gegen mich zu ziehn.
So sagst du Ja und bleibst gefesselt stehn.
Ich weiß, daß dir ein Dienst damit geschieht,
In diesem Spiel dich müßig zu verhalten.
Du rettst dich gern, solange du kannst, den Schein,
Extreme Schritte sind nicht deine Sache:
Denn hab' ich diese Rolle für dich ausgesucht:
Du wirst mir durch dein Nichtsthun dieses Mal
An Nützlichkeit — erklärt sich unterlassen
Das Glück für mich, so weist du, was zu thun.

Mar Piccolomini tritt ein.

Jetzt, Alter, geh'. Du mußt heut' Nacht noch fort.
Nimm meine eignen Pferde — Diesen da
Behalt' ich hier — Nacht's mit dem Abschied kurz!
Wir werden uns ja, denk' ich, Alle froh
Und glücklich wiedersehn.

Octavio zu seinem Opa.

Wir sprechen uns noch.

Zweiter Auftritt.

Wallenstein. Mar Piccolomini.

Mar *nahet sich ihm.*

Mein General —

Wallenstein.

Der bin ich nicht mehr,
Wenn du des Kaisers Officier dich nennst.

Mar.

So bleib's dabei, du willst das Heer verlassen?

Wallenstein.

Ich hab' des Kaisers Dienst entlagt.

Mar.

Und willst das Heer verlassen?

Wallenstein.

Vielmehr hoff' ich
Mir's enger noch und fester zu verbinden.

Er geht ab.

Ja, Mar. Nicht eher wollt' ich's dir eröffnen,
Als bis des Handelns Stunde würde schlagen.
Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Freude ist's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben,
Wo das Grempel rein zu lösen ist.
Doch, wo von zwei gewissen Uebeln eins
Ergriffen werden muß, wo sich das Herz
Nicht ganz zurückbringt aus dem Streit der Pflichten,
Da ist es Wohlthat, keine Wahl zu haben,
Und eine Gnuß ist die Nothwendigkeit.
— Die ist vorhanden. Bliebe nicht zurück!
Es kann dir nichts mehr helfen, Blöße vorwärts!
Urtheile nicht! Bereite dich, zu handeln!

— Der Hof hat meinen Untergang beschlossen:
Denn bin ich Willens, ihm zuvor zu kommen.
— Wir werden mit den Schweden uns verbinden.
Sehr wackre Leute sind's und gute Freunde.

Wallenstein tritt ein.

— Ich hab' dich überrascht. Antwort' mir nicht,
Ich will dir Zeit vergönnen, dich zu fassen.

Er tritt ab. Wallenstein bleibt zurück.

Mar.

Mein General! — Du machst mich heute mündig.
Denn bis auf diesen Tag war mir's erlaubt,
Den Weg mir selbst zu finden und die Richtung.
Dir folgt' ich untertänig. Auf dich nur brauch' ich
Zu sehn und war des rechten Platz gewiß.
Zum ersten Male heut' verweise ich
Mich an mich selbst und zwing' mich, eine Wahl
Zu treffen zwischen dir und meinem Herzen.

Wallenstein.

Tausst wiegte dich bis heute dein Geschick:
Du konntest spielend deine Pflichten üben.
Jedwem schönen Trieb Genüge thun,
Mit ungeheutem Herzen tamer handeln.
So kann's nicht immer bleiben. Feindlich werden
Die Wege sich. Mit Pflichten streiten Pflichten.
Du mußt Partei ergreifen in dem Krieg,
Der zwischen deinem Freund und deinem Kaiser
Sich jetzt entzündet.

Mar.

Krieg? Ist Das der Name?

Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Flagen;
Doch ist er gut, ist ein Geschick, wie sie.
Ist Das ein guter Krieg, den du dem Kaiser
Voreiten mit des Kaisers eigenem Heer?
O Gott des Himmels, was ist Das für eine
Veränderung! Nimm solche Sprache mir
Mit dir, der, wie der feste Stern des Poles,
Mir als die Lebensregel vorgezeichnet!
O, welchen Miß erregst du mir im Herzen!
Der alten Ehrfurcht eingewachsenen Trieb
Und des Gehorsams heilige Gewohnheit
Soll ich versagen lernen deinem Namen?
Nein, wende nicht dein Angesicht von mir!
Es war mir immer eines Bettes Antlitz,
Kann über mich nicht gleich die Macht verlieren;
Die Sinne sind in deinen Banden noch,
Hat gleich die Seele blutend sich befreit!

Wallenstein.

Mar, hör' mich an!

Mar.

O, thut's nicht! Thut's nicht!

Sieh! deine reinen, edeln Züge wissen
Noch nichts von dieser unglücksel'gen That.
Bloss deine Einbildung besetzte sie,
Die Unschuld will sich nicht vertreiben lassen
Aus deiner hehrerblickenden Gestalt.
Wirst ihn heraus, den schwarzen Fleck, den Feind!
Ein böser Traum bloss ist es dann gewesen,
Der jede sichere Tugend warnt. Es mag
Die Menschheit solche Augenblicke haben;
Doch siegen muß das glückliche Gefühl.
Nun, du wirst so nicht endigen. Das würde
Verrufen bei den Menschen jede große
Natur und jedes mächtige Vermögen;
Nicht geben würd' es dem gemeinen Wahn,
Der nicht an Eides in der Freiheit glaubt
Und nur der Unmacht sich vertrauen mag.

Wallenstein.

Streng wird die Welt mich tadeln, ich erwart' es.
Wie selbst schon sagt' ich, was du sagen kannst.
Wer misse nicht, wenn er's umgeben kann,
Das Aeußerste! Doch hier ist keine Wahl,
Ich muß Gewalt ausüben oder leiten —
So steht der Fall: nichts Anderes bleibt mir übrig.

Mar.

Sey's denn! Bekante dich in deinem Poßen
Gewaltiam widerseze dich dem Kaiser.
Wenn's seyn muß, treib's zur offenen Empörung!
Nicht loben werd' ich's, doch ich kann's verzeihen,
Will, was ich nicht gut heiße, mir die theilen.
Nur — zum Verräther werde nicht! Das Wort
Ist ausgesprochen, zum Verräther nicht!
Das ist kein überdrüßiges Maß, kein Fehler,
Wobin der Muth zertritt in seiner Kraft.
O, das ist ganz was Andres — Das ist Schwarz,
Schwarz, wie die Hölle!

Wallenstein

und Mar. 2. Act. 1. Sc. 1. 167

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort.
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide.
Aus ihrem heißen Rorfe nimmt sie fed
Der Dinge Maß, die nun sich selber richten.
Gleich heiße ihr Alles schändlich oder würdig,
Böß oder gut — und, was die Einbildung
Phantastisch schleppt in tiefen dunkeln Klammern,
Das bürdet sie den Tugenden auf und Wesen.
Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stoßen sich die Tugenden,
Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken:
Wer nicht vertrieben seyn will, muß vertreiben;
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.
— Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, Der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salarander
Und hält sich rein im reinen Element:
Mich schuf aus größerm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieh' mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. Was die Götter uns senden
Von Oben, das nur allgemeine Güter:
Ihr Licht erweist, doch macht es Keinen reich,
Ihm Euer Staat erringt sich kein Besitz.
Den Edelstein, das allerschätzte Gold
Muß man den falschen Wägen abgewinnen,
Die unterm Tage schlammiggrünet haufen.

Nicht ohne Opfer macht man sie gereinigt,
Und Keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Mar mit Bedenken.

O, fürchte, fürchte diese falschen Mächte!
Sie halten nicht Wort! Es sind Lügengeister,
Die dich berückend in den Abgrund gleiten.
Trau' ihnen nicht! Ich warne dich — O, kehre
Zurück zu deiner Pflicht! Gewiß, du kannst's!
Schick' mich nach Wien. Ja, thue Das. Laß mich,
Mich deinen Frieden machen mit dem Kaiser.
Er kennt dich nicht, ich aber kenne dich:
Er soll dich sehn mit meinem reinen Auge,
Und sein Vertrauen bring' ich dir zurück.

Wallenstein.

Es ist zu spät. Du wirst nicht, was geschehn.

Mar.

Und, wär's zu spät — und, wär' es auch so weit,
Dah ein Verbrechen nur vom Fall dich rettet,
So falle! falle würdig, wie du standst!
Verliere das Commando! Geh' vom Schanplatz!
Du kannst's mit Glanze, thut's mit Unschuld auch.
— Du hast für Andre viel gelebt, leb' endlich
Einmal dir selber! Ich begleite dich:
Mein Schicksal trenn' ich nimmer von dem deinen —

Wallenstein.

Es ist zu spät. Indem du deine Worte
Verlehnst, ist schon ein Meilensteiger nach dem andern
Zurückgelegt von meinen Gliedern,
Du mein Gebot nach Prag und Oger tragen.
Gib dich drein! Wir handeln, wie wir müssen.
So laß uns das Nothwendige mit Würde,
Mit reinem Schritte thun — Was thut' ich Schlimmes,
Als jener Bajaz that, des Name noch
Ist heut' das Höchste in der Welt benannt?
Er ruhete wider Rom die Regionen,
Die Rom ihm zur Verfügung anvertraut.
Wart er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es war, wenn ich entwaßnete.
Ich leide was in mir von seinem Geist.
Och mir sein Glück! Das Andre will ich tragen

Dritter Auftritt.

Wallenstein. Cerkyn. Illo.

Cerkyn.

Ma. Vircolemini verließ dich eben?

Wallenstein.

Wo ist er, Vircolemini?

Cerkyn.

Hort ist er.

Wallenstein.

So eilig?

Cerkyn.

Es war, als ob die Erde ihn eingeschluckt.
Er war kaum von da weg, als ich ihm nachging.
Ich hatt' ihn noch zu sprechen — doch weg war er.
Und Niemand wußte mir von ihm zu sagen.
Ich glaub', es ist der Schwarze selbst gewesen:
Ein Mensch kann nicht auf einmal so verschwinden.

Illo.

Ist's wahr, daß du den Alten willst verschicken?

Cerkyn.

Wie? Den Octavio! Wo denkst du hin?

Wallenstein.

Er geht nach Trauenberg, die spanischen
Und wälischen Regimenter anzuführen.

Cerzky.

Das wolle Gott nicht, daß du Das vollbringst!

Alto.

Dem Falschen willst du Kriegsvolk anvertrauen?
Ihn aus den Augen lassen, grade jetzt,
In diesem Augenblicke der Entscheidung?

Cerzky.

Das wirst du nicht thun. Nein, um Alles nicht!

Wallenstein.

Seltame Menschen seyd ihr.

Alto.

O, nur diesmal

Gib unsrer Warnung nach. Laß ihn nicht fort.

Wallenstein.

Und warum soll ich ihm dies eine Mal
Nicht trauen, da ich's stets gethan? Was ist geschehn,
Das ihn um meine gute Meinung brächte?
Aus eurer Wille, nicht der meinen, soll ich
Mein alt erprobtes Urtheil von ihm ändern?
Denkt nicht, daß ich ein Weib sey. Weil ich ihm
Getraut bis heut', will ich auch heut' ihm trauen.

Cerzky.

Muß es denn Der jaht seyn? Schick' einen Andern!

Wallenstein.

Der muß es seyn, Den hab' ich mir erlesen.
Er taugt zu dem Geschäft. Drum gab' ich's ihm.

Alto.

Weil er ein Wälscher ist, drum taugt er dir.

Wallenstein.

Weiß wohl, ihr wart den Weiden nie gewogen:
Weil ich sie achte, liebe, euch und Andern
Verstehe sichtbarlich, wie sie's verdienen,
Denn sind sie euch ein Dorn im Auge! Was
Gibt er euch Leid mich an und mein Geschäft?
Daß er sie haßt, Das macht sie mir nicht schlechter.
Nicht er haßt einander, wie ihr wollt:
Ich lasse Jedem seinen Sinn und Neigung,
Weiß doch, was mir ein Better von euch gilt.

Alto.

Er geht nicht ab -- müßt' ich die Käder ihm am Wagen
Zerschmettern lassen.

Wallenstein.

Müßte dich, Alle'

Cerzky.

Der Luesenberger, als er hier gewesen,
Hat stets zusammen auch gesteckt mit ihm.

Wallenstein.

Geschah mit manchem Wissen und Erlaubniß.

Cerzky.

Und, daß geheime Voten an ihn kommen
Vom Gallas, weiß ich auch.

Wallenstein.

Das ist nicht wahr.

Alto.

O, du bist blind mit deinen schaden Augen!

Wallenstein.

Du wirst mir meinen Glauben nicht erschüttern,
Der auf die tiefe Wissenschaft sich baut.
Nicht er, dann ist die ganze Zerkunft Lüge.
Denn, wißt, ich hab' ein Pönd vom Schicksal selbst.
Daß er der treueste ist von meinen Freunden.

Alto.

Haß du auch eins, daß jenes Pönd nicht Lüge?

Wallenstein.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst.

Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Solch ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der kühner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinausah in die Ebne. Die Feuer
Des Lagers braunten düster durch den Nebel;
Der Waffen dumpfes Klauschen unterbrach,
Der Munden Auf einformig nur die Stille.
Mein ganzes Leben ging, verganenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber,
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die ferne Zukunft.

Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Vielen
Gebietest du: sie folgen deinen Sternen
Und setzen, wie auf eine große Mauer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo Diese alle
Das Schicksal wieder aneinander strent;
Nur Wenige werden tren bei dir verharren.
Den mücht' ich wissen, der der Treue mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gib mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's seyn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Gutgegen kommt mit einem Vorsezeichen.“
Und, Dieses bei mir denkend, schlief ich ein.
Und mitten in die Schlacht ward ich gerührt
Im Geiße. Gleich war der Drang. Wie tödte
Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
Hinweg, gleichgültig, setzten Reß und Reiter,
Und kerkend lag ich, wie ein Sterbender,
Zerstreten unter ihrer Hufe Schaar.

Da sagte plötzlich küßreich mich ein Arm,
Es war Detavio's — und schnell erwach' ich,
Lag war es, und — Detavio stand vor mir.
„Mein Bruder,“ sprach er, „reite heute nicht
„Den Schacken, wie du ehst. Reize lieber
„Das sichere Pferd, das ich dir ausgelacht.
„Ihr's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.“
Und dieses Abirres Schnellschritts entzog
Mich Paniers verfolgenden Tragedern.
Mein Retter ritt den Schacken an dem Tag,
Und Reß und Reiter sah ich niemals wieder.

Alto.

Das war ein Zufall.

Wallenstein, *betruet*:

Es gibt keinen Zufall.

Und, was uns bindet, Angender nur dünkt,
Gerade Das fließt aus den tiefsten Quellen.
Versteckt hab' ich's und verbriet, daß er
Mein guter Engel ist, und nun kein Wort mehr!

o. geht

Cerzky.

Das ist mein Trost, der Mar bleibt uns als Geißel.

Alto.

Und der soll mir nicht lebend hier vom Plage.

Wallenstein

Nicht hören und nicht sehn

Seid ihr nicht, wie die Weiber, die bedächtig
Zurück nur kommen auf ihr eignes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stundenlang?
Des Menschen Thaten und Gedanken, wißt,
Sind nicht, wie Meeres blindbewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Mannes Kracht;
Sie kann der Zufall gänzlich nicht verwandeln.

Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Schön ab.

Stimmen in Piccolomini's Wohnung.

Vierter Auftritt.

Octavio Piccolomini, *reisefertig.* Ein Adjutant.

Octavio.

Ist das Commando da?

Adjutant.

Es wartet unten.

Octavio.

Es sind doch tüchtige Leute, Adjutant?

Aus welchem Regimente nahmt Ihr sie?

Adjutant.

Von Tiefenbach.

Octavio.

Dies Regiment ist treu.

Laßt sie im Hinterhof sich ruhig halten,
Sich Niemand zeigen, bis Ihr Klingeln hört:
Dann wird das Haus geschlossen, scharf bewacht,
Und Jeder, den Ihr antrefft, bleibt verhaftet.

Ab: laut ab.

Zwar hoff' ich, es bedarf nicht ihres Dienstes,
Denn meines Calculs halt' ich mich gewiß.
Doch es gilt Kaisers Dienst, das Spiel ist groß,
Und besser zu viel Vorzicht, als zu wenig.

Fünfter Auftritt.

Octavio Piccolomini. Isolani *von hinten.*

Isolani.

Hier bin ich — Nun! wer kommt noch von den Andern?

Octavio, *gerauschend.*

Bereit ein Wort mit Euch, Oraf Isolani.

Isolani, *gerauschend.*

Sell's losgeben? will der Herr was unternehmen?

Wir dürft Ihr trauen. Zeigt mich auf die Probe.

Octavio.

Das kann geschehn.

Isolani.

Heer Vnder, ich bin nicht

Von denen, die mit Worten tapfer sind

Und, kommt's zur That, das Weite schimpflich suchen.

Der Herzog hat als Freund an mir gethan,

Weiß Gott, so ist's! Ich bin ihm Alles schuldig.

Auf meine Treue kann er bauen.

Octavio.

Es wird sich zeigen.

Isolani.

Nehmt Euch in Acht. Nicht Alle denken so.

Es halten's hier noch Viele mit dem Hof

Und meinen, daß die Unterthrin von neulich,

Die abgestohlene, sie zu nichts verbindet.

Octavio.

So? Nennt mir doch die Herren, die Das meinen.

Isolani.

Zum Henker! Alle Deutsche sprechen so.

Auch Eberhazz. Raunig, Deodat

Erklären jetzt, man muß' dem Hof gehorchen.

Octavio.

Das freut mich.

Isolani.

Freut mich?

Octavio.

Daß der Kaiser noch

So gute Freunde hat und wahre Diener.

Isolani.

! Es sind nicht eben schlechte Diänner.

Octavio.

Gewiß nicht. Gott verhüte, daß ich spaße!

Sehr ernstlich freut es mich, die gute Sache

So stark zu sehn.

Isolani.

Was Teufel! Wie ist Das?

Seyd Ihr denn nicht? — Warum bin ich denn hier?

Octavio *mit Winken.*

Euch zu erklären rund und nett, ob Ihr

Ein Freund wollt heißen oder Feind des Kaisers?

Isolani, *tröpfend.*

Darüber werd' ich Dem Erklärung geben,

Dem's zukommt, diese Frag' an mich zu thun.

Octavio.

Ob mir Das zukommt, mag dies Blatt Euch lehren.

Isolani.

Wa — was? Das ist des Kaisers Hand und Siegel.

Lesen.

„Als werden sämtliche Hauptleute unsrer

„Armee der Ordre unsers lieben, treuen,

„Des Generalleutnant Piccolomini,

„Wie unsrer eignen“ — Hm — Ja — So — Ja, ja!

Ich — mach' Euch meinen Glückwunsch, General-

leutnant!

Octavio.

Ihr unterwerft Euch dem Befehl?

Isolani.

Ich — aber

Ihr überrascht mich auch so schnell — Man wird

Mir doch Verzeihen, hoff' ich —

Octavio.

Zwei Minuten.

Isolani.

Mein Gott, der Fall ist aber —

Octavio.

Klar und einfach.

Ihr sollt erklären, ob Ihr Euren Herrn

Verrathen wollet oder treu ihm dienen.

Isolani.

Verrath — mein Gott — wer spricht denn von Verrath?

Octavio.

Das ist der Fall. Der Herr ist ein Verräther,

Will die Armee zum Feind hinüberführen.

Erklärt Euch kurz und gut. Wollt Ihr dem Kaiser

Abichweiden? Euch dem Feind verkaufen? Wollt Ihr?

Isolani.

Was denkt Ihr? Ich des Kaisers Majestät

Abichweiden? Sagt' ich so? Wann hält' ich Das

Gefagt?

Octavio.

Noch habt Ihr's nicht gesagt. Noch nicht.

Ich will's Euch an, ob Ihr es werdet sagen.

Isolani.

Nun, seht, Das ist mir lieb, daß Ihr mir selbst.

Bezeugt, ich habe so was nicht gesagt.

Octavio.

Ihr sagt auch also von dem Hürten los?

Isolani.

Zummt er Verrath — Verrath trennt alle Bande.

Octavio.

Was seyd entschlossen, gegen ihn zu sehten?

Isolani.

Er that mir Gutes — doch, wenn er ein Schelm ist,

Vereamm' ihn Gott! die Rechnung ist gerissen.

Octavio.

Mich freut's, daß Ihr in Eutem Euch gefügt.

Hent' Nacht in aller Stille brecht Ihr auf

Mit allen leichten Truppen; es muß scheinen,

Als käm' die Ordre von dem Herzog selbst.

Zu Trauenberg ist der Versammlungsplatz,
Dort gibt Euch Gallas weitere Befehle.

Isolani.

Es soll geschehn. Geduldet mir's aber auch
Beim Kaiser, wie bereit Ihr mich gefunden.

Octavio.

Ich werd' es rühmen.

Isolani geht, es kommt ein Bedienter.

Oberst Buttler? Gut.

Isolani, zurückkommend.

Vergebt mir auch mein barsches Wesen, Alter.
Herr Gott! Wie konnt' ich wissen, welche große
Person ich vor mir hatte!

Octavio.

Läßt Das gut seyn.

Isolani.

Ich bin ein lust'ger alter Knab', und, wär'
Mir auch ein rasches Wörtlein übern Hof
Entschlüpfst zuweilen in der Luft des Weins,
Ihr wißt ja, böß war's nicht gemeint. *Getraut.*

Octavio.

Macht Euch

Darüber keine Sorge! — Das gelang.
Glück, sey uns auch so günstig bei den Andern!

Sechster Auftritt.

Octavio Piccolomini. Buttler.

Buttler.

Ich bin zu Eurer Ordre, Generalleutnant.

Octavio.

Seyd mir als werther Gast und Freund willkommen!

Buttler.

Zu große Ehr' für mich.

Octavio,

nachdem Beide Platz genommen.

Ihr laßt die Neigung nicht erwidern,
Wem ich gestern Euch entgegen kam,
Wohl gar als leere Formel sie verkannt.
Von Herzen ging mir jener Wunsch, es war
Mir Ernst um Euch: denn eine Zeit ist jetzt,
Wo sich die Guten eng verbinden sollten.

Buttler.

Die Gleichgesinnten können es allein.

Octavio.

Und alle Gute nenn' ich gleichgesinnt.
Dem Menschen bring' ich nur die That in Rechnung,
Wogu ihn ruhig der Charakter treibt;
Denn blinder Mißverständnisse Gewalt
Trübt oft den Weisen aus dem rechten Geiste.
Ihr kamt durch Trauenberg. Hat Euch Graf Gallas
Nichts anvertraut? Sagt mir's. Er ist mein Freund.

Buttler.

Er hat verlorne Worte nur gesprochen.

Octavio.

Das hör ich ungern: denn sein Rath war gut,
Und einen gleichen häßt ich Euch zu geben.

Buttler.

Spart Euch die Müß' — mir die Verlegenheit,
So schlecht die gute Meinung zu verdienen.

Octavio.

Die Zeit ist thener: laßt uns offen reden.
Ihr wißt, wie hier die Sachen stehn. Der Herzog
Einmüt auf Verrath, ich kann Euch mehr noch sagen.
Er hat ihn schon vollführt, geschlossen ist
Das Bündniß mit dem Feind vor wenigen Stunden.
Nach Prag und Eger reiten schon die Voten,
Und morgen will er zu dem Feind uns führen.
Doch er betrügt sich: denn die Klinge wacht,

Noch treue Freunde leben hier dem Kaiser,

Und mächtig steht ihr unsichtbarer Bund.

Dies Manifest erklärt ihn in die Acht,

Spricht los das Heer von des Gehorsams Pflichten,

Und alle Gutgesinnte ruft es auf,

Sich unter meiner Führung zu versammeln.

Nun wählt, ob Ihr mit uns die gute Sache,

Mit ihm der Bösen böses Los theilen?

Buttler steht auf

Sein Los ist meines.

Octavio.

Ist Das Euer letzter

Entschluß?

Buttler.

Er ist's.

Octavio.

Bedenkt Euch, Oberst Buttler.

Noch habt Ihr Zeit. In meiner treuen Brust
Begraben bleibt das rasch gesprochne Wort.

Nehmt es zurück. Wählt eine bessere

Partei. Ihr habt die gute nicht ergriffen.

Buttler.

Befehlt Ihr sonst noch etwas, Generalleutnant?

Octavio.

Seht Eure weißen Haare! Nehmt's zurück.

Buttler.

Lebt wohl!

Octavio.

Was? Diesen guten tapfern Tegen

Wollt Ihr in feldem Zwickel lieben? weilt

In Aind den Dank verwandeln, den Ihr Euch

Durch vierzigjährige Treu' verdient um Deütreich?

Dank vom Hans Deütreich!

Er sich gehend.

Octavio

Isolani tritt ein, er geht.

Buttler!

Buttler.

Was beliebt?

Octavio.

Wie war es mit dem Grafen?

Buttler.

Grafen! Was?

Octavio.

Dem Grafentitel, mein ich.

Buttler, zurückkommend

Teufel und Teufel!

Octavio, rasch

Ihr suchtet darum nach. Man wies Euch ab.

Buttler.

Nicht ungestraft sollt Ihr mich höhnen. Zieht!

Octavio.

Stecht ein. Sagt ruhig, wie es damit ging. Ich will
Gernugthuung nachher Euch nicht verweigern.

Buttler.

Mag alle Welt doch um die Schwachheit wissen,

Die ich mir selber nie verzeihen kann!

— Ja! Generalleutnant, ich beüße Eürgel.

Verachtung hab' ich nie ertragen können.

Es that mir wehe, daß Geburt und Adel

Bei der Armee mehr galten, als Verdienst.

Nicht schlechter wollt' ich seyn, als Meinesgleichen;

So ließ ich mich in unglücksel'ger Stunde

Zu jenem Schritt verleiten — Es war Thorheit!

Doch nicht verdient' ich, sie so hart zu büßen!

— Verlagen konnte man's — Warum die Weigrung

Mit dieser kränkelnden Verachtung schärfen.

Den alten Mann, den treu bewährten Diener

Mit schwerem Hohn zermalmend niederschlagen,
An seiner Herkunft Schmach so rauh ihn mahnen,
Weil er in schwacher Stunde sich vergaß!
Doch einen Stachel gab Natur dem Wurm,
Den Willkür übermüthig spielend tritt —

Octavio.

Ihr müßt verkleumdet seyn. Vermuthet Ihr
Den Feind, der Euch den schlimmen Dienst geleistet?

Büttler.

Sey's, wer es will! Ein niederträcht'ger Vabe,
Ein Hölbling muß es seyn, ein Eranier,
Der Junker irgend eines alten Hauses,
Dem ich im Nicht mag sehn, ein neid'ischer Schurke,
Dem meine selbstverdiente Würde kränkt.

Octavio.

Sagt, billigte der Herzog jenen Schritt?

Büttler.

Er trieb mich dazu an, verwendete
Sich selbst für mich mit edler Freundeswärme.

Octavio.

So? Wißt Ihr Das gewiß?

Büttler.

Ich las den Brief.

Octavio, *beiseite*

Ich auch — doch anders lautete sein Inhalt.

Er will mich tödnen.

Durch Zufall bin ich im Besitz des Briefs,
Kann Euch durch eignen Anblick überführen.

Er gibt ihm den Brief

Büttler.

Ha! was ist Das?

Octavio.

Ich fürchte, Oberst Büttler,

Man hat mit Euch ein schändlich Spiel getrieben.
Der Herzog, sagt Ihr, trieb Euch in dem Schritt? —
In diesem Briefe spricht er mit Verachtung
Von Euch, rüth dem Minister, Euren Tadel,
Wie er ihn nennt, zu strüpfen.

Er will, daß ich abtrete

Kein Feind verfolgt Euch. Niemand will Euch übel.
Dem Herzog schreibt allein die Kränkung zu,
Die Ihr empfangen; deutlich ist die Absicht.
Kopfreichen wollt' er Euch von Eurem Kaiser —
Von Eurer Mache hofft' er zu erlangen,
Was Eure wohlbewährte Treu' ihn nimmer
Erwarten ließ bei ruhiger Besinnung.
Zum blinden Werkzeug wollt' er Euch, zum Mittel
Verworfener Zwecke Euch verächtlich brauchen.
Er hat's erreicht. Zu gut nur glückt' es ihm,
Euch wegzulocken von dem guten Plaze,
Auf dem Ihr vierzig Jahre seyd gewandelt.

Büttler, *mit der Stimme bebend*

Kann mir des Kaisers Majestät vergeben?

Octavio.

Sie thut noch mehr. Sie macht die Kränkung gut,
Die unverdient dem Würdigen geschahn.
Aus freiem Trieb bekräftigt sie die Schenkung.
Die Euch der Kaiser zu höchem Zweck gemacht.
Das Regiment ist Euer, das Ihr führt.

Büttler

*nach aufstehen, ganz gerührt. Sein Gewand arbeitet heftig, er will sich zu
retten aus demgem. nicht. Er blickt nimmer zu dem Degen zum Zeichen
daß er ihn dem Piccolomini.*

Octavio.

Was wollt Ihr? Sagt Euch!

Büttler.

Nehmt!

Octavio.

Wozu? Besinnt Euch!

Büttler.

Nehmt hin! Nicht werth mehr bin ich dieses Degens.

Octavio.

Empfangt ihn neu zurück aus meiner Hand
Und führt ihn stets mit Ehre für das Recht.

Büttler.

Die Irene brach ich solchem gnäd'gen Kaiser!

Octavio.

Macht's wieder gut. Schnell trennt Euch von dem
Herzog.

Büttler.

Mich von ihm trennen!

Octavio.

Wie? Bedenkt Ihr Euch?

Büttler, *inzwischen anbrechend.*

Nur von ihm trennen? O, er soll nicht leben!

Octavio.

Folgt mir nach Braunenberg, wo alle Irene
Bei Gallas sich und Mitteringer versammeln.
Viel Andre bracht' ich noch in ihrer Pflicht
Zurück: heut' Nacht entliehen sie aus Pilsen. —

Büttler

*Er bewegt auf- und abgegangen und tritt zu Octavio mit ein-
schlagender Hand.*

Graf Piccolomini! Darf Euch der Mann
Von Ehre sprechen, der die Irene bracht?

Octavio.

Der darf es, der so ernstlich es bereut.

Büttler.

So laßt mich hier — auf Ehrenwort.

Octavio.

Was thut Ihr?

Büttler.

Mit meinem Regimente laßt mich bleiben.

Octavio.

Ich darf Euch trauen. Doch sagt mir, was Ihr brület?

Büttler.

Die That wird's lehren. Angst mich jetzt nicht weiter!
Schant mir, Ihr Feinde! Bei Gott, Ihr überlaßt
Ihn seinem guten Engel nicht! Lebt wohl! *Er geht*

Bedicenter *trübsinnig*

Ein Unbekannter bracht's und ging gleich wieder.
Des kühnen Pferde heben auch schon unten.

Octavio *tritt*

„Nacht, daß Ihr fortkommt. Euer treuer Diener.“
— O, läge diese Stadt ein hinter mir!
So nah' dem Haren sollten wir noch stehen!
Reit, reit! Hier ist nicht länger Züchten
Ihr noch! Wo aber bleibt mein Zehnt?

Siebenter Auftritt.

Beide Piccolomini.

Mar

*Mar tritt ein, er trägt ein Gewand, das er aus seiner Wunde gezogen hat. Er
ist sehr bleich und sieht sehr elend aus. Er geht zu Piccolomini und
sagt ihm, daß er ihn gefunden hat. Piccolomini geht zu ihm und
nimmt ihn in die Arme. Mar spricht, daß er nicht mehr leben will.
Piccolomini antwortet, daß er ihn retten will.*

Octavio *nähert sich ihm*

Ich will ab, mein Sohn.

Er hat seine Hand an die Wunde gelegt, er will sich losreißen.

Mein Sohn, leb' wohl!

Mar.

Leb' wohl!

Octavio.

Tu folgst mir doch bald nach?

Mar,

müde!

Ich dir?

Dein Weg ist krumm, er ist der meine nicht.

Octavio laßt seine Hand los, fährt jäh.

O, wärst du wahr gewesen und gerade:
Nie kam es dahin, Alles stände anders!
Er hätte nicht das Schreckliche gethan!
Die Guten hätten Kraft bei ihm behalten,
Nicht in der Schlechten Wahn wär' er gefallen.
Warum so heimlich, hinterlistig lauern,
Gleich einem Dieb und Diebesheifer, schleichen?
Unsel'ge Kalscheit! Mutter alles Bösen!
Du, jammerbringende, verderbest uns!
Wahrhaftigkeit, die reine, hält' uns Alle,
Die welterhaltende, gerettet. Vater,
Ich kann dich nicht entschuldigen, ich kann's nicht.
Der Herzog hat mich hintergangen, schrecklich;
Du aber hast viel besser nicht gehandelt.

Octavio.

Mein Sohn, ach! ich verleihe deinem Schmerz,

Mar

steht auf, betrachtet ihn mit zweifelhaften Blicken.

Wär's möglich, Vater? Vater? Hättet du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?
Du siehst durch seinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.

Octavio.

Gott im Himmel!

Mar.

Weh' mir! Ich habe die Natur verändert.
Wie kommt der Argwohn in die freie Seele?
Vertrauen, Glaube, Hoffnung ist dahin:
Denn Alles lag mir, was ich hochgeachtet.
Nein! Nein! Nicht Alles! Sie ja lebt mir noch,
Und sie ist wahr und lauter, wie der Himmel.
Verrath ist überall und Huchelschein
Und Mord und Gift und Meineid und Verrath;
Der einzig reine Det ist unsre Liebe,
Der unentweichte, in der Menschlichkeit.

Octavio.

Mar, folg' mir lieber gleich, Das ist doch besser.

Mar.

Was? Oh! Ich Abschied noch von ihr genommen?
Den letzten? — Nimmermehr!

Octavio.

Erspare dir

Die Qual der Trennung, der notwendigen.
Komm' mit mir! Komm', mein Sohn!

mit ihm fortgehen

Mar.

Nein. So wahr Gott lebt!

Octavio, *ruft.*

Komm' mit mir! Ich gebiete dir's, dein Vater.

Mar.

Gebiete mir, was menschlich ist. Ich bleibe.

Octavio.

Mar, in des Kaisers Namen, folge mir!

Mar.

Kein Kaiser hat dem Herzen vorzueilen.
Und willst du mir das Geügte zu thun?
Was mir mein Unglück überhug liegt, ihr Mitleid?
Mich grausam auch das Grausame geschehn?
Das Unabänderliche soll ich noch
Umdel thun, mit heimlich feiger Klucht,
Wie ein Unwürdiger, mich von ihr stehlen?
Sie soll mein Leiden sehen, meinen Schmerz,
Die Klagen hören der zerrissnen Seele
Und Thränen um mich weinen — O! die Menschen
Sind grausam, aber sie ist wie ein Engel.

Sie wird von gräßlich wüthender Verzweiflung
Die Seele retten, diesen Schmerz des Todes
Mit sanften Trostesworten klagenb lösen.

Octavio.

Du reißest dich nicht los, vermagst es nicht.
O, komm', mein Sohn, und rette deine Tugend!

Mar.

Verchwende deine Worte nicht vergebens!
Dem Herzen folg' ich! denn ich darf ihm trauen.

Octavio außer Fassung, jütend.

Mar! Mar! Wenn das Entsetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eignes Blut — ich
darf's

Nicht denken! — dich dem Schändlichen verkauft,
Dies Brandmal aufdrückt unsers Hauses Adel:
Dann soll die Welt das Schanderhafte sehn,
Und von des Vaters Wunde trüben soll
Des Sohnes Stahl im arählischen Gefechte.

Mar.

O! hättest du vom Menschen besser nichts
Gedacht, du hättest besser auch gehandelt.
Kluchwürd'ger Argwohn! Unglücksel'ger Zweifel!
Es ist ihm Reines nichts und Unverrücktes,
Und Alles wanket, wo der Glaube fehlt.

Octavio.

Und, traue ich keinem Herzen auch, wird's immer
In deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?

Mar.

Du hast des Herzens Stimme nicht bezwungen:
So wenig wird der Herzog es vermögen.

Octavio.

O Mar, ich seh' dich niemals wiederkehren!

Mar.

Unwürdig keiner wirst du nie mich sehn.

Octavio.

Ich geh' nach Braunsberg, die Pappenheimer
Laß' ich dir hier, auch Verbingen, Toscana
Und Tiefenbach bleibe da, dich zu verdon.
Sie lieben dich und sind dem Gize treu
Und werden lieber tapfer sterben fallen,
Als von dem Jäbber weichen und der Ehre.

Mar.

Verlaß' dich drauf, ich laß' dich stand hier
Das Leben oder Thue sie aus Fäden.

Octavio, *am Ende*

Mein Sohn, leb' wohl!

Mar.

Leb' wohl!

Octavio.

Wie? Keinen Blick

Der Liebe? Keinen Händedruck zum Abschied?
Es ist ein blut'ger Ritz, in den wir gehn,
Und ungewiß, verhältst du der Gise?
So verdröten wir uns vormal's nicht zu trennen.
Ist es denn wahr? Ich habe keinen Sohn mehr?

*Mar. tritt an seine Seite. Er halten eine Zeit lang, ohne sich um zu sehn,
dann entfernen sie sich nach verschiedenen Seiten.*

Dritter Aufzug.

Orakel des Herzogs von Ansbach.

Erster Auftritt.

Gräfin Terzky, Chelka, Fräulein von Neubrunn.

Beide bespre mit weltlichen Bekleidungen bekleidet.

Gräfin.

Ihr habt mich nichts zu fragen, Chelka? gar nichts?
Schon lange wart' ich auf ein Wort von Euch.

Könn' Ihr's ertragen, in so langer Zeit
Nicht einmal seinen Namen auszusprechen?
Wie? oder wär' ich jetzt schon überflüssig,
Und gäb' es andre Wege, als durch mich? —
Gesteht mir, Nichte, habt Ihr ihn gesehn?

Chekla.

Ich hab' ihn heut' und gestern nicht gesehn.

Gräfin.

Auch nicht von ihm gehört? Verbergt mir nichts!

Chekla.

Kein Wort.

Gräfin.

Und könn' so ruhig seyn?

Chekla.

Ich bin's.

Gräfin.

Verlaßt uns, Neubrunn.

Gräfin von Neubrunn tritt ab.

Zweiter Auftritt.

Gräfin. Chekla.

Gräfin.

Es gefällt mir nicht,

Dass er sich grade jetzt so still verhält.

Chekla.

Gerade jetzt?

Gräfin.

Nachdem er Alles weiß!

Denn jezo war's die Zeit, sich zu erklären.

Chekla.

Sprecht deutlicher, wenn ich's verstehen soll.

Gräfin.

In dieser Abnucht schickt' ich sie hinweg.
Ihr seyd kein Kind mehr, Chekla. Euer Herr
Ist mündig, denn Ihr liebt, und süßner Muth
Ist bei der Liebe. Den habt Ihr bewiesen.
Ihr artet mehr nach Eures Vaters Geiße,
Als nach der Mutter ihrem. Tausend Muth Ihr hören,
Was sie nicht fähig ist zu tragen.

Chekla.

Ich bit' Euch, endet diese Vorbereitung.
Zeh's, was es sey. Heraus damit! Es kann
Mich mehr nicht ängstigen, als dieser Umgang.
Was habt Ihr mir zu sagen? Sagt es kurz.

Gräfin.

Ihr müßt nur nicht erschrecken —

Chekla.

Nennt's! Ich bit' Euch.

Gräfin.

Es steht bei Euch, dem Vater einen großen Dienst
Zu leisten —

Chekla.

Bei mir stünde Das! Was kann —

Gräfin.

Mar Piccolomini liebt Euch. Ihr könnt
Ihn unauflöslich an den Vater binden.

Chekla.

Braucht's dazu meiner? Ist er es nicht schon?

Gräfin.

Er war's.

Chekla.

Und warum sollt' er's nicht mehr seyn,
Nicht immer bleiben?

Gräfin.

Auch am Kaiser hängt er.

Chekla.

Nicht mehr, als Pflicht und Ehre von ihm fordern.

Gräfin.

Von seiner Liebe fordert man Beweise
Und nicht von seiner Ehre — Pflicht und Ehre!
Das sind vieldeutig doppelstimm'ge Namen,
Ihr sollt sie ihm auslegen: seine Liebe
Soll seine Ehre ihm erklären.

Chekla.

Wie?

Gräfin.

Er soll dem Kaiser oder Euch entsagen.

Chekla.

Er wird den Vater gern in den Privatstand
Begleiten. Ihr vernahmt es von ihm selbst,
Wie sehr er wünscht, die Waffen wegzulegen.

Gräfin.

Er soll sie nicht weglegen, ist die Meinung;
Er soll sie für den Vater ziehn.

Chekla.

Sein Muth,
Sein Leben wird er für den Vater freudig
Verwenden, wenn ihm Unglück widerführe.

Gräfin.

Ihr wollt mich nicht errathen — Nun, so hört.
Der Vater ist vom Kaiser abgefallen,
Steht im Begriff, sich zu dem Feind zu schlagen
Mit sammt dem ganzen Heer —

Chekla.

O meine Mutter!

Gräfin.

Es braucht ein großes Weisziel, die Armeen
Ihm nachzueilen. Die Piccolomini
Stehn bei dem Heer in Aufsehn; sie beherrschen
Die Meinung und entscheidend ist ihr Vorgang.
Des Vaters sind wir sicher durch den Sohn —
— Ihr habt jetzt viel in Eurer Hand.

Chekla.

O jammervolle Mutter! Welcher Streich des Todes
Erwartet dich! — Sie wird's nicht überleben.

Gräfin.

Sie wird in das Nothwendige sich fügen.
Ich kenne sie. Das keine, Klüfftige bedrängst
Ihr fürchtend Herr; was unabänderlich
Und wirklich da ist, trägt sie mit Ergebung.

Chekla.

O meine abnungsvolle Seele — Jetzt —
Jetzt ist sie da, die kalte Schredenshaud,
Die in mein süßlich Hoffen schauernd greift.
Ich wußt' es wohl — O, gleich, als ich hier eintrat,
Weissagte mir's das banale Vergerübel,
Dass ich mit die Unglückssterne ständen —
Doch — im denk' ich jetzt merkt an mich —
O meine Mutter! meine Mutter!

Gräfin.

Sagt Euch.

Brecht ab in eitle Klagen aus. Gehaltet
Dem Vater einen Freund, Euch den Geliebten,
So kann noch Alles gut und glücklich werden.

Chekla.

Was werden! Was! Wir sind getrennt auf immer!
Ach, davon ist nun gar nicht mehr die Rede.

Gräfin.

Er läßt Euch nicht! Er kann nicht von Euch lassen.

Chekla.

O der Unglückliche!

Gräfin.

Wenn er Euch wirklich liebt, wird sein Entschluß
Geschwind gefaßt seyn.

Chekla.

Sein Entschluß wird bald
Gefäßt seyn, daran zweifelt nicht. Entschluß!
Ist hier noch ein Entschluß?

Gräfin.

Raßt Euch. Ich höre

Die Mutter nahn.

Chekla.

Wie werd' ich ihren Anblick

Ertragen?

Gräfin.

Raßt Euch.

Dritter Auftritt.

Die Herzogin und die Vorigen.

Herzogin zur Gräfin.

Schwester, wer war hier?

Ich hörte lebhaft reden.

Gräfin.

Es war Niemand.

Herzogin.

Ich bin so schreckhaft. Jedes Rauschen kündigt mir
Den Antritt eines Unglücksboten an.
Könn' Ihr mir sagen, Schwester, wie es steht?
Wird er dem Kaiser seinen Willen thun,
Dem Cardinal die Ketten senden? Sprecht,
Hat er den Tuerenberg mit einer guten
Antwort entlassen?

Gräfin.

— Nein, Das hat er nicht.

Herzogin.

O, dann ist's aus! Ich seh' das Aergste kommen.
Sie werden ihn ablegen; es wird Alles wieder
So werden, wie zu Regensburg.

Gräfin.

So wird's

Nicht werden. Diesmal nicht. Dafür seyd rubig.

Herzogin.

O der unbengsam ungezähnte Mann!
Was hab' ich nicht getragen und gelitten
In dieser Eke unglücksvollem Band!
Denn, gleich wie an ein feurig Rad gefesselt,
Das rastlos eilend, ewig, heftig treibt,
Bracht' ich ein angsthell Leben mit ihm zu,
Und stets an eines Abgrunds jähem Rande
Sturzdrohend, schwindelnd riß er mich dahin.
— Nein, weine nicht, mein Kind. Laß die mein
Leiden

In seiner bösen Vorbedeutung werden,
Den Stand, der dich erwartet, nicht vermeiden.
Es lebt sein zweiter Friedland: du, mein Kind,
Haß deiner Mutter Schicksal nicht zu fürchten.

Chekla.

O, lassen Sie uns fliehen, liebe Mutter!
Schnell, schnell! Hier ist kein Aufenthalt für uns.
Jedwede nächste Stunde brühet gegen
Ein neues, ungeheures Schreckbild aus!

Herzogin.

Ihr wird ein ruhigeres Loos! — Auch wir,
Ich und dein Vater, sahen schon Lage.
Der ersten Jahre denkt' ich noch mit Lust.
Da war er noch der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwarmand Feuer,
Noch nicht die Flamme, die verzehrend rast;
Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm,
Und, was er anging, Das muß' ihm gerathen.

Doch seit dem Unglückstag zu Regensburg,

Der ihn von seiner Höh' herunterstürzte,
Ist ein unfröher, ungeselliger Geist
Ungewöhnlich, finster über ihn gekommen.
Ihn floh die Ruhe, und, dem alten Glück,
Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend,
Wandl' er sein Herz den dunkeln Ränken zu,
Die Keinen, der sie pflegte, noch beglückt.

Gräfin.

Ihr seht's mit Euren Augen — Aber ist
Das ein Gespräch, womit wir ihn erwarten?
Er wird bald hier seyn, wißt Ihr. Soll er sie
In diesem Zustand finden.

Herzogin.

Komm', mein Kind.

Wisch' deine Thränen ab. Zeig' deinem Vater
Ein heitres Antlitz — Zieh', die Schleife hier
Ab los — Dies Haar muß aufgebunden werden.
Komm', trockne deine Thränen. Sie entstellen
Dein holdes Auge — Was ich sagen wollte?
Ja, dieser Piccolomini ist doch
Ein würd'ger Edelmann und voll Verdienst.

Gräfin.

Das ist er, Schwester.

Chekla zur Gräfin: trübsalig

Tante, wollt Ihr mich

Entschuldigen?

Gräfin.

Wohin? Der Vater kommt.

Chekla.

Ich kann ihn jetzt nicht sehn.

Gräfin.

Er wird Euch aber

Vermessen, nach Euch fragen.

Herzogin.

Warum geht sie?

Chekla.

Es ist mir unerträglich, ihn zu sehn.

Gräfin zu Herzogin.

Ihr ist nicht wehl.

Herzogin,

Was fehlt der lieben Kinde?

Vierter Auftritt.

Wallenstein. Illo. Vorige.

Wallenstein.

Es ist noch still im Lager?

Illo.

Alles still.

Wallenstein.

In wenig Stunden kann die Nachricht da seyn
Aus Prag, daß diese Hauptstadt unter ist.
Dann können wir die Maske von uns werfen,
Den hiesigen Truppen den gethanen Schritt
Zugleich mit dem Erfolg zu wissen thun.
In solchen Fällen thut das Weisheit Alles.
Der Mensch ist ein nachahmendes Geschöpf.
Und, wer der Vorderste ist, führt die Heerde.
Die Prager Truppen wissen es nicht anders.
Als daß die Kaiserlichen sie uns gebühret,
Und hier in Pilsen sollen sie uns schwören,
Weil man zu Prag das Weisheit hat gegeben.
— Der Quittler, sagst du, hat sich nun erklärt?

Illo.

Aus freiem Trieb, unaufgefordert kam er.
| Sich selbst, sein Regiment dir anzubieten.

Wallenstein.

Nicht jeder Stimme, find' ich, ist zu glauben,
 Die warnend sich im Herzen läßt vernehmen.
 Und zu berücken, birgt der Lügegeist
 Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit
 Und treut betrüglische Trüfel aus.
 So hab' ich diesem würdig braven Mann,
 Dem Buttler, Nilles Unrecht abzubitten:
 Denn ein Gefühl, daß ich nicht Meister bin,
 Fürcht möcht' ich's nicht gern nennen, übersteht
 In seiner Nähe schauernd mir die Sinne
 Und hemmt der Liebe freudige Bewegung.
 Und dieser Redliche, vor dem der Geist
 Mich warnt, reicht mir das erste Pfand des Glücks.

Ilo.

Und sein geachtet Beispiel, weisste nicht,
 Wird dir die Werten in dem Heer gewinnen.

Wallenstein.

Jetzt geh' und schick' mir gleich den Isolan
 Hierher, ich hab' ihn mir noch jüngst verpflichtet.
 Mit ihm will ich den Anfang machen. *Woh!*

Das geht hinaus, und der Isolan steht die Werten wieder zuwenden gekommen

Wallenstein.

Sieh' da, die Mutter mit der lieben Tochter!
 Wir wollen einmal von Geschäften ruhn --
 Kommt! Mich verlangte, eine heitere Stunde
 Im lieben Kreis der Meinen zu verleben.

Gräfin.

Wir waren lang nicht so beisammen, Bruder.

Wallenstein zu Gräfin und Herzogin.

Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?

Gräfin.

Noch nicht.

Wallenstein.

Komm' her, mein Mädchen! Setz' dich zu mir.
 Es ist ein guter Geist auf deinen Lippen:
 Die Mutter hat mir deine Herzlichkeit
 Gezeigt, es soll eine raute Stimme
 Des Wohlwants in dir wecken, die die Seele
 Bezaubert. Eine solche Stimme hab' ich
 Ich jetzt, den bösen Tönen zu verweiden,
 Der um mein Haupt die schwarzen Mäkel schlägt.

Herzogin.

Wo hast du deine Güter, Ihesla? Komm',
 Laß deinen Vater eine Probe hören
 Von deiner Kunst.

Ihesla.

O meine Mutter! Gott!

Herzogin.

Komm', Ihesla, und erlaube deinen Vater.

Ihesla.

Ich kann nicht, Mutter.

Gräfin.

Wie? Was ist das, Nichte?

Ihesla zu Gräfin.

Versteh' mich -- Singen -- jetzt -- in dieser Angst
 Der schwerbeladenen Seele -- vor ihm bin,
 Der meine Mutter führt ins Grab!

Herzogin.

Wie, Ihesla, können? Soll dein güt'ger Vater
 Vergeblich einen Wunsch geäußert haben?

Gräfin.

Hier ist die Schwester.

Ihesla.

O mein Gott -- Wie kann ich --

*Das ist die Mutter, die stehende Hand, ihre Seele schreut um Hilfe
 und im Augenblick, da sie aufsteht, ist sie schon
 zusammen, und das Element weg und geht schnell ab.*

Herzogin.

Mein Kind -- o, sie ist krank!

Wallenstein.

Was ist dem Mädchen? Pflagt sie so zu seyn?

Gräfin.

Nun, weil sie es denn selbst verräth, so will
 Auch ich nicht länger schweigen.

Wallenstein.

Wie?

Gräfin.

Sie liebt ihn.

Wallenstein.

Liebt! Wen?

Gräfin.

Den Piccolomini liebt sie.

Hast du es nicht bemerkt? die Schwester auch nicht?

Herzogin.

O, war es Dies, was ihr das Herz beklummte!

Gott segne dich, mein Kind! Du darfst

Dich deiner Wahl nicht schämen.

Gräfin.

Diese Reize --

Wenn's deine Absicht nicht gewesen, schreib's
 Dir selber an. Du hättest einen andern
 Begleiter wählen sollen!

Wallenstein.

Weiß er's?

Gräfin.

Er hofft, sie zu besäßen.

Wallenstein.

Hofft,

Sie zu besäßen -- Ist der Junge toll?

Gräfin.

Nun mag sie's selber hören!

Wallenstein.

Die Niederländerin

Denkt er davon zu tragen? Nun, der Einfall
 Gefällt mir! Die Gedanken stehen ihm nicht niedrig.

Gräfin.

Weil du so viele Günst' ihm stets bezeugt,
 So --

Wallenstein.

-- Will er mich auch endlich noch beerben.

Nun ja, ich lieb' ihn, halt' ihn werth; was aber
 Hat das mit meiner Tochter Hand zu schaffen?
 Sind es die Tochter, sind's die eldigen Kinder,
 Womit man jene Günst' bezeugt?

Herzogin.

Sein adeliger Sinn und seine Sitten --

Wallenstein.

Erwecken ihm mein Herz, nicht meine Tochter.

Herzogin.

Sein -- und seine Ahnen --

Wallenstein.

Ahnen! Was?

Er ist ein Unterthan, und meinen Stimm
 Will ich -- auf Europas Throne setzen.

Herzogin.

O lieber Herzog! Stücken wir nicht allem hoch
 Anmaß, daß wir zu tief nicht fallen mögen.

Wallenstein.

Nieh' ich mir's so viel kosten, in die Höh'
 Zu kommen, über die gemeinen Häupter
 Der Menschen wegzuziehen, um zuletzt
 Die große Lebensrolle mit gemeiner
 Verwandtschaft zu beichten? -- Hab' ich darum --

Weg! halt' er inne, das sagst du.

Sie ist das Einzige, was von mir nachbleibt
 Auf Erden: eine Krone will ich sehn

Wallenstein *erwacht* *von oben*.

Sieh ruhig! Laß mich! Schwester! Liebes Weib,
Wir sind im Lager! Da ist's nun nicht anders,
Da wechseln Sturm und Sonnenschein geschwind;
Schwer lenken sich die heftigen Gemüther,
Und Ruhe nie beglückt des Führers Haupt —
Wenn ich soll bleiben, geht! Denn übel stimmt
Der Weiber Klage zu dem Thun der Männer.

Es will gehen. Terzky kommt zurück

Terzky.

Bleib' hier. Von diesem Fenster muß man's sehn.

Wallenstein *zur Gräfin*.

Geh! Schwester!

Gräfin.

Nimmermehr!

Wallenstein.

Ich will's.

Terzky

Terzky hat die Thür mit einem Ruck hinter sich auf und schreiet:
Therese!

Herzogin.

Komm', Schwester, weil er es befehlt.

Siebenter Auftritt.

Wallenstein. Graf Terzky.

Wallenstein, *aus der Höhe*.

Was gibst denn?

Terzky.

Es ist ein Rennen und Zusammenlaufen
Bei allen Truppen. Niemand weiß die Ursach'
Geheimnißvoll, mit einer finstern Stille,
Stellt jedes Corps sich unter seine Fahnen.
Die Tiefenbacher machen böse Plänen.
Nur die Wallonen stehen abgesondert
In ihrem Lager, lassen Niemand zu
Und halten sich gefest, so wie sie pflegen

Wallenstein.

Zeigt Piccolomini sich unter ihnen?

Terzky.

Man sucht ihn; er ist nirgendes anzutreffen.

Wallenstein.

Was überbrachte denn der Adjutant?

Terzky.

Ihn schickten meine Regimenter ab,
Sie schwören nochmals Treue dir, erwarten
Voll Kriegeslust den Aufbruch zum Gefechte.

Wallenstein.

Wie aber kam der Kärmern in das Lager?

Es sollte ja dem Herz verwichen bleiben.

Wie sich zu Praß das Glück für uns entschieden.

Terzky.

O, daß du mir geglaubt! Noch gestern Abends
Ver schworen wir dich, den Octavio,
Den Schlicher, aus den Thoren nicht zu lassen;
Du gabst die Pferde selber ihm zur Flucht

Wallenstein.

Das alte Lied! Einmal für Allemal,
Nichts mehr von diesem thörichten Verdacht!

Terzky.

Dem Isolani hast du auch getraut,
Und war der Erste doch, der dich verließ.

Wallenstein.

Ich ihn gestern erst aus seinem Glend.

Hin! Ich hab' auf Dank ja nie gerechnet.

Terzky.

ad Alle, Einer wie der Andre.

Wallenstein.

Und thut er Unrecht, daß er von mir geht?
Er folgt dem Gott, dem er sein Lebenlang
Am Spieltisch hat gedient. Mit meinem Glücke
Schloß er den Bund und bricht ihn, nicht mit mir.
War ich ihm was, er mir? Das Schiff nur bin ich,
Auf das er seine Hoffnung hat geladen,
Mit dem er wohlgemuth das freie Meer
Durchsegelte; er steht es über Klippen
Gefährlich gehn und rettet schnell die Waare.
Leicht, wie der Vogel von dem wirthbarn Zweige,
Wo er genistet, fliegt er von mir auf;
Kein menschlich Band ist unter uns zerrißen.
Ja, Der verdient, betrogen sich zu sehn,
Der Herz gesucht bei dem Gedankenlosen!
Mit schnell verlöschten Zügen schreiben sich
Des Lebens Wilder auf die glatte Stirne,
Nichts fällt in eines Wufens stillen Grund,
Ein munterer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

Terzky.

Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber,
Als jenen tiefgefurchten, anvertrauen.

Achter Auftritt.

Wallenstein. Terzky. Illo *kommt zurück*

Illo.

Verrath und Meuterei!

Terzky.

Ha! was nun wieder?

Illo.

Die Tiefenbacher, als ichordre gab,
Sie abzulösen — Pflichtvergeß'ne Schelmen!

Terzky.

Nun?

Wallenstein.

Was denn?

Illo.

Sie verweigern den Gehorsam

Terzky.

So laß sie niederschießen! O, gibordre!

Wallenstein.

Gelassen! Welche Ursach' geben sie?

Illo.

Kein Andreer sonst hab' ihnen zu befehlen,
Als Generallieutenant Piccolomini.

Wallenstein

Was — Wie ist das?

Illo.

So hab' er's hinterlassen
Und sich abardig vergeeizt vom Kaiser.

Terzky.

Dem Kaiser — Hörst du's, Fürst?

Illo.

Auf seinen Antrieß
Sind gestern auch die Obersten entwichen.

Terzky.

Gibt es's!

Illo.

Auch Monceuculi, Garassa
Und noch sechs andre Generale werden
Vermißt, die er berecht hat, ihm zu folgen.
Das hab' er alles schon seit lange schriftlich
Bei sich gehabt vom Kaiser nnt noch jüngst
Erst abgerecket mit dem Duesenberger.

Wallenstein steht auf einem Stuhl und vertritt sich das Gesicht

Terzky.

O, hättest du mir doch geglaubt!

Neunter Auftritt.

rätin. Vorige.

Gräfin.

Ich kann die Angst — ich kann's nicht länger tragen;
Um Gotteswillen, sagt mir, was es ist.

Illo.

Die Regimenter fallen von uns ab.
Graf Piccolomini ist ein Verräther.

Gräfin.

O meine Ahnung!

Eiligt aus dem Zimmer.

Ceryky.

Hält' man mir geglaubt?
Da steht du's, wie die Sterne dir gelogen!

Wallenstein *tritt her zu.*

Die Sterne lügen nicht; Das aber ist
Geschehen wider Sternenlauf und Schicksal.
Die Kunst ist redlich; doch dies fälsche Hera
Bringt Lug und Trug in den wahrhaftigen Himmel.
Nur auf der Wahrheit ruht die Wahrsagung.
Wo die Natur aus ihren Gränzen wanket,
Da irret alle Wissenschaft. War es
Ein Aberglaube, menschliche Gestalt
Durch keinen solchen Argwohn zu entheben,
O, nimmer schäm' ich dieser Schwachheit mich!
Religion ist in der Thiere Trieb;
Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Dyrer,
Dem er das Schwert will in den Rücken stoßen.
Das war kein Heldentück, Octavio!
Nicht deine Klugheit siegte über meine,
Dein schlechtes Herz hat über mein gerades
Den schändlichen Triumph davon getragen.
Kein Schild fing deinen Mordstreich auf, du führtest
Ihn rucklos auf die unbesüßte Brust!
Ein Kind nur bin ich gegen solche Waffen.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Buttler.

Ceryky.

O, steh' da, Buttler! Das ist noch ein Freund!
Wallenstein

erschrickt.

Komm' an mein Herz, du alter Kriessgefährte!
So wohl thut nicht der Sonne Blick im Zeug,
Als Brenndes Angesicht in solcher Stunde.

Buttler.

Mein General — ich komme —

Wallenstein,

*setzt sich auf seine Schulter und**weist du's schon?*

Der Alte hat dem Kaiser mich verrathen.
Was sagst du? Dreißig Jahre haben wir
Zusammen ausgelebt und ausgebalten.
In einem Feldbett haben wir geschlafen,
Aus einem Glas getrunken, einen Waden
Gekeilt; ich sügte mich auf ihn, wie ich
Auf deine treue Schulter jetzt mich süge.
Nad in dem Augenblick, da liebevoll
Vertrauend meine Brust an seiner schlaagt,
Grüßte er sich den Vertheil, nicht das Messer
Mir, listig lauernd, langsam in das Herz!

Er verlegt das Messer an den Hals.

Buttler.

Verräth den Falschen! Sagt, was wollt Ihr thun?

Wallenstein.

Wohl, wohl gesprochen. Rabie bin! Ich bin
Noch immer reich an Freunden; bin ich nicht?

Das Schicksal liebt mich noch; denn eben jetzt,

Da es des Heuchlers Lüge mir entlarvt,

Hat es ein treues Herz mir zugesendet.

Nichts mehr von ihm. Denkt nicht, daß sein Verlust

Mich schmerze, o! mich schmerzt nur der Betrug.

Denn werth und theuer waren mir die Weiden,

Und jener Mar, er liebte mich wahrhaftig!

Er hat mich nie getäuscht, er nicht — Genug,

Genug davon! Jetzt gilt es schnellen Rath —

Der Reiter, den mir Graf Rinsky schickt

Aus Prag, kann jeden Augenblick erscheinen.

Was er auch bringen mag, er darf den Meuten

Nicht in die Hände fallen. Drum, geschwind,

Schickt einen sichern Boten ihm entgegen,

Der auf geheimem Weg ihn zu mir führe

*Illo, er geht.*Buttler *tritt her zu.*

Mein Feldherr, wen erwartet Ihr?

Wallenstein.

Den Eilenden, der mir die Nachricht bringt.

Wie es mit Prag gelungen.

Buttler.

Hum!

Wallenstein.

Was ist Guck?

Buttler.

So wißt Ihr's nicht?

Wallenstein.

Was denn?

Buttler.

Wie riefst Du denn?

Zu Lager kam?

Wallenstein.

Buttler.

Jener Note

Wallenstein, *liest.*

Was?

Buttler.

Es ist herein.

Ceryky: Illo.

Es ist herein?

Wallenstein.

Mein Vate?

Buttler.

Zeit mehrern Stunden

Wallenstein

Und ich weiß es nicht?

Buttler.

Die Wache hing ihn auf.

Illo *kommt mit dem Brief.*

Verrathet!

Buttler.

Sein Brief!

Ja aufgebrosen, läuft durchs ganze Lager —

Wallenstein, *liest.*

Ihr wißt, was er enthüllt?

Buttler, *liest.*

Verfragt mich nicht!

Ceryky.

O — weh' uns, Al! Alles stürzt zusammen!

Wallenstein.

Verhehlt mir nichts. Ich kann das Schlimmste hören
Prag ist verloren? Ist's? Gesetzt mir's frei.

Buttler.

Es ist verloren. Alle Regimenter

In Podweis, Lader, Braunau, Königintrög.

In Brünn und Znaim haben Euch verlassen.

Dem Kaiser neu gehulbiget, Ihr selbst
Mit Kinskj, Lerch. Also seyd geschiet.

Terzky und Jse zeigen Schrecken und Wuth. Wallenstein bleibt fest und gefaßt steh.

Wallenstein nach einer Pause

Es ist entschieden, nun ist's gut — und schnell
Bin ich geheilt von allen Zwifelskanalen;
Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell,
Nacht muß es seyn, wo Friedlands Sterne strahlen.
Mit zögerndem Entschluß, mit wankendem Gemüth
Zog ich das Schwert: ich that's mit Widerstreben,
Da es in meine Wahl noch war gegeben;
Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht,
Jetzt fecht' ich für mein Haupt und für mein Leben.

Er geht ab. Die Andern folgen.

Filfter Auftritt.

Gräfin Terzky *kommt aus dem Zimmer.*

Nein! ich kann's länger nicht — Wo sind sie? Alles
Ist leer. Sie lassen mich allein — allein
In dieser fürchterlichen Nacht — Ich muß
Mich weingen vor der Schwester, ruhig scheitern
Und alle Analen der bedrängten Brust
In mir verschließen — Das ertrag' ich nicht!
— Wenn es uns fehlt schlägt, wenn er in dem Schweden
Mit leerer Hand, als Bücheling, müßte kommen,
Nicht als geehrter Vundsgenosse, stattdich,
Gefolgt von einer Heereemacht — wenn wir
Von Land zu Lande, wie der Pfälzgraf, müßten wandern,
Ein schmachlich Teufmal der gefallen Größe —
Nein, diesen Tag will ich nicht schau'n und, könnt'
Er selbst es auch ertragen, so zu stehn,
Ich trüg's nicht, so gekränkt ihn zu sehn.

Zwölfter Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Chekla.

Chekla *mit der Herzogin.*

O liebe Mutter, bleiben Sie zurück!

Herzogin.

Nein, hier ist noch ein schreckliches Geheimniß,
Das mir verhehlt wird — Warum mücket mich
Die Schwester? Warum seh' ich sie von Nacht
Umhergetrieben? Warum dich voll Schrecken?
Und was bedeuten diese stummen Wink',
Die du verstohlen heimlich mit ihr wechselst?

Chekla.

Nichts, liebe Mutter!

Herzogin.

Schwester, ich will's wissen.

Gräfin.

Was hätte auch, ein Geheimniß dazu zu machen!
Läßt sich's verbergen? Früher, später muß
Eie's doch vernehmen lernen und ertragen.
Nicht Zeit ihr's jetzt, der Schwäche nachzugeben,
Muth ist uns Noth und ein gefaßter Geist,
Und in der Stärke müssen wir uns üben.
Drum besser, es entschelert sich ihr Schicksal
Mit einem Wort — Man hintergeht Euch, Schwester.
Ihr glaubt, der Herzog sey entsetzt — der Herzog
Ist nicht entsetzt — er ist —

Chekla, *zur Gräfin gehend*

Wollt Ihr sie töden?

Gräfin.

Herzog ist —

Chekla,

die Aemmerin der Mutter schlagend

O standhaft, meine Mutter!

Gräfin.

Empört hat sich der Herzog, zu dem Feind
Hat er sich schlagen wollen, die Armee
Hat ihn verlassen, und es ist mißlungen.

Während dieser Worte wankt die Herzogin und fällt ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter.

Dreizehnter Auftritt.

Wallenstein *im Parade*

Du hast's erreicht, Octavio! — Hast bin ich
Jetzt so verlassen wieder, als ich einst
Vom Regensburger Büßentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich selbst — doch, was
Ein Mann kann werth seyn, habt ihr schon erfahren.
Den Schmach der Zwänge habt ihr abgehauen:
Da steh' ich, ein entlaunter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die schossende Gewalt,
Die spreßend eine Welt aus sich geben.
Schon einmal galt ich euch statt eines Heers,
Ich Einzelter. Dabingeschmolzen vor
Der schwerelosen Stärke waren eure Heere.
Am Tod sank Tilly, euer letzter Hort,
Aus Bawerland, wie ein gewollener Strom,
Gräßlich dieser Oufhaw, und zu Wien
In seiner Heiburg zitterte der Kaiser.
Zeleaten waren theuer, denn die Menge
Wacht nach dem Glück — da wandte man die Augen
Auf mich, den Helfer in der Noth; es benutzte sich
Der Stolz des Kaisers vor dem Schwergekränkten,
Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort
Und in die hehlen Lager Menschen sammeln.
Ich that's. Die Trommel ward gerührt. Mein Name
Ging, wie ein Kriegsgott, durch die Welt. Der Pfing,
Die Verfaßt wird verlassen, Alles wimmelt
Der altbekannten Hoffnungssehne in —
— Noch fühl' ich mich denselben, der ich war!
Es ist der Geist, der sich den Körper baut,
Und Fiedland wird sein Lager um sich füllen.
Dahit eure Tausende mir kühn entgegen!
Gewohnt wohl sind sie, unter mir zu stehn,
Nicht gegen mich — wenn Haupt und Glieder sich
trennen.

Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnte.

Die Aemmerin der Mutter.

Muth, Freunde, Muth! Wir sind noch nicht zu Noth.
Dünf Regimentier Terzky sind noch weiter
Und Batters wacke Schaa'en — Morgen sieht
Ein Heer in uns von sechsbunderttausend Schweden.
Nicht mächtiger war ich, als ich vor neun Jahren
Krieg, dem Kaiser Deutschland zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann, *der den Oufhaw Terzky der Gräfin zeigt*

mit dem Terzky

Terzky zu Neumann

Was suchen Sie?

Wallenstein.

Was gibts?

Terzky.

Sehr Gräßliche

Von Pappenheim verlangen dich im Namen
Des Regiments zu sprechen.

Wallenstein *schneht zu Neumann*

Läßt sie kommen.

Neumann geht hinaus

Davon erwart' ich etwas. Gebet Acht,
Sie zweifeln noch und sind noch zu gewinnen.

Fünfzehnter Auftritt.

Wallenstein. Terzky. Mo. Dehn Kürassiere,
von einem Gefreiten geführt, marschiren auf und stellen sich nach dem
Commando in einem Stied vor den Herzog, die Honneurs machend.

Wallenstein,
nachdem er sie eine Zeitlang mit den Augen gemessen, zum Gefreiten
Ich kenn' dich wohl. Du bist aus Brugg in Glancern,
Dein Nam' ist Mercy.

Gefreiter.

Heinrich Mercy heiß' ich.

Wallenstein.

Du wurdest abgeschlitten auf dem Marsch,
Von Heßfischen umirrt und schlugst dich durch,
Mit hundert achtzig Mann durch ihrer Tausend.

Gefreiter.

So ist's, mein General.

Wallenstein.

Was wurde dir

Für diese wackre That?

Gefreiter.

Um die ich hat, bei diesem Corps zu dienen.

Wallenstein wendet sich zu einem Knecht.

Du warst darunter, als ich die Freiwilligen
Gerads ließ treten auf dem Altenberg,
Die schwedische Vatterie hinweg zu nehmen.

Zweiter Kürassier.

So ist's, mein Feldherr.

Wallenstein.

Ich vergesse Keinen,

Mit dem ich einmal Worte hab' gewechselt.
Bringt eure Sache vor.

Gefreiter commandirt

Gewebe in Arm!

Wallenstein, zu einem Diensten gewendet

Du nennst dich Rißbeck, Köln ist dein Geburtsort.

Dritter Kürassier.

Rißbeck aus Köln.

Wallenstein.

Ten schwer'schen Dbeist Tübalb brachtest du
Gefangen ein im Nürenberger Lager.

Dritter Kürassier.

Ich nicht, mein General.

Wallenstein.

Ganz recht! Es war

Dein älterer Bruder, der es that — du hattest
Noch einen jüngern Bruder, wo blieb der?

Dritter Kürassier.

Er steht zu Olmütz bei des Kaisers Heer.

Wallenstein zum Gefreiten

Nun, so laß hören!

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Händen,
Der uns —

Wallenstein unterbricht

Wer wählte euch?

Gefreiter.

— Idwäre Jabur

Bez ihren Mann durchs Loz.

Wallenstein.

Nun denn, zur Sache

Gefreiter.

Ein kaiserlicher Brief kam uns zu Händen,
Der uns befiehlt, die Pflicht der ankunfenden,
Weil du ein Feind und Landverrätther seyst.

Wallenstein.

Was habt ihr drauf beschlesien?

Gefreiter.

Unsre Kameraden

zu Braunau, Budweis, Prag und Olmütz haben
Bereits gehorcht, und ihrem Beispiel folgten
Die Regimenter Liesenbach, Toscaua.

— Wir aber glauben's nicht, daß du ein Feind
Und Landverrätther bist, wir halten's bloß
Für Lug und Trug und französische Erfindung.

Leute zu.

Du selber sollst uns sagen, was du vorhast,
Denn du bist immer wahr mit uns gewesen:
Das höchste Zutraun haben wir zu dir;
Kein fremder Mund soll zwischen uns sich schieben,
Den guten Feldherren und die guten Truppen.

Wallenstein.

Daran erkenn' ich meine Rappenheimer.

Gefreiter.

Und Dies entbietet dir dein Regiment:
Ist's keine Absicht! bloß, dies Kriegesgeheiß,
Das dir gebührt, das dir der Kaiser hat
Vertraut, in seinen Händen zu bewahren,
Des Reichs rechtschaffenster Feldhauptmann zu seyn,
So wollen wir dir beistehn und dich schützen
Bei deinem guten Rechte gegen Jeden —
Und, wenn die andern Regimenter alle
Sich von dir wenden, wollen wir allein
Dir treu seyn, unser Leben für dich lassen:
Denn Das ist unsrer Reiterpflicht, daß wir
Unkommen lieber, als dich fliehen lassen;
Wenn's aber so ist, wie des Kaisers Brief
Besagt, wenn's wahr ist, daß du uns zum Feind
Zurechnen willst, willst hinüber führen,
Was Gott verhöte! ja, so wollen wir
Dich auch verlassen und dem Brief gehorchen.

Wallenstein.

Hört, Kinder —

Gefreiter.

Bräucht nicht viele Worte. Eyrich

Ja oder Nein, so sind wir schon zufrieden.

Wallenstein.

Hört an. Ich weiß, daß ihr verständig seid,
Selbst rüht und ruht und nicht der Heerde folgt:
Denn hab' ich euch, ihr wißt's, auch ehrenvoll
Stets unterrichten in der Heereswege:
Denn nur die Tathaten zählt der schnelle Blick
Des Feldherren, er bemerkt kein eitles Haupt,
Strenge beiricht und blind der eiserne Befehl.
Es kann der Mensch dem Menschen hier nichts geizen —
So, wißt ihr, hab' ich's nicht mit euch gehalten
Wie ihr euch selbst zu lassen angefangen
Am rohen Handwerk, wie von euren Stimmen
Der menschliche Gedanke mir geleuchtet,
Hab' ich als freie Männer euch behandelt,
Der eignen Stimme Recht euch zugesanden —

Gefreiter.

Ja, würdig hast du stets mit uns verfahren.
Mein Feldherr, uns gebrt durch dein Vertrauen,
Uns Günst erzieht vor allen Regimentern.
Wir folgen auch dem großen Haufen nicht,
Du siehst's! Wir wollen treulich bei dir halten.
Eyrich nur ein Wort, dein Wort soll uns genügen,
Daß es Verrath nicht sey, worauf du sinnt,
Daß du das Heer zum Feind nicht wollest führen.

Wallenstein.

Mich, mich verräth man! Aufgeopfert hat mich
Der Kaiser meinen Feinden, fallen muß ich,
Wenn meine braven Truppen mich nicht retten.
Och will ich mich vertrauen — Quer Herz
Zey meine Bestung! Seht, auf diese Brust

Stielt man! nach diesem greifen Haupte! - Das
 Ist span'sche Dankbarkeit; Das haben wir
 Für jene Morbtschlacht auf der alten Weste,
 Auf Lügens Ebnen; darum warfen wir
 Die nackte Brust der Partisan' entgegen;
 Drum machten wir die eisbedeckte Erde,
 Den harten Stein zu unserm Pfühl. Kein Strom
 War uns zu schnell, kein Wald zu undurchdringlich.
 Wir folgten jenem Mansfeld unverdrossen
 Durch alle Schlangenkrümmen seiner Flucht,
 Ein ruheloser Marsch war unser Leben,
 Und, wie des Windes Sausen, heimatlos
 Durchstürmten wir die kriegsbewegte Erde.
 Und jetzt, da wir die schwere Waffenarbeit,
 Die undankbare, fluchbeladene, gethan,
 Mit unermüdet treuem Arm des Krieges Last
 Gewält, soll dieser kaiserliche Jüngling
 Den Frieden leicht wegtragen, soll den Felzweig,
 Die wohlverdiente Zierde unsers Hauptes,
 Sich in die blonden Knabenhaare flechten -

Gesreiter.

Das soll er nicht, solang wir's hindern können.
 Niemand, als du, der ihn mit Ruhm geführt,
 Soll diesen Krieg, den jüchterlichen, enden.
 Du führtest uns heraus in's blut'ge Feld
 Des Todes; du, kein Anderer, sollst uns frühlich
 Heimführen in des Friedens schöne Blumen.
 Der langen Arbeit Früchte mit uns theilen -

Wallenstein.

Wie? Denkt ihr, euch im trüben Alter endlich
 Der Früchte zu erfreuen? Glaubt Das nicht!
 Ihr werdet dieses Kampfes Ende nimmer
 Erblicken! Dieser Krieg verschlingt uns Alle.
 Des Reichs will keinen Frieden; darum eben,
 Weil ich den Frieden suche, muß ich fallen.
 Was kümmert's Des Reichs, ob der lange Krieg
 Die Heere aufreibt und die Welt verwühet:
 Es will nur wachsen stets und Land gewinnen.
 Ihr seyd gerührt - Ich seh' den edeln Jern
 Aus euren kriegerischen Augen blitzen.
 O, daß mein Geist euch jetzt befehlen möchte,
 Kühn, wie er einst in Schlachten euch geführt!
 Ihr wollt mir beistehn, wollt mich mit den Waffen
 Bei meinem Rechte schügen - Das ist edelmüthig!
 Doch denket nicht, daß ihr's vollenden werdet,
 Das kleine Heer! Vergebens werdet ihr
 Für euren Feldherren euch geopfert haben.

3. u. 4. d. 4.

Nein, laßt uns sicher gehen, Freunde suchen!
 Der Schwere sagt uns Hülfen zu: laßt uns
 Zum Schein sie nugen, bis wir, Weiden furchtbar,
 Europas Schicksal in den Händen tragen
 Und der erfreuten Welt aus unserm Lager
 Den Frieden schön bekränzt entgegen führen.

Gesreiter.

So treibst du's mit dem Schweden nur zum Schein?
 Du willst den Kaiser nicht verrathen, willst uns
 Nicht schwedisch machen? Sieh', Das ist', Mein,
 Was wir von dir verlangen zu erfahren.

Wallenstein.

Was geht der Schwed' mich an? Ich haß' ihn, n'e
 Den Pfühl der Hölle, und mit Gott gedenk' ich von
 Bald über seine Pfäfe heimzuführen.
 Mir ist's allein ums Ganze. Seht! Ich hab'
 Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks er-
 barmt mich.

seyd gemeine Männer nur; doch denket
 Ihr nicht gemein, ihr scheint mir's werth vor Andern,
 Daß ich ein traulich Wortlein zu euch rede -

Seht! Fünftehn Jahr' schon brennt die Kriegesfackel,
 Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed' und
 Deutscher!

Papst und Lutheraner! Keiner will
 Dem Andern weichen! Jede Hand ist wider
 Die andre! Alles ist Partei und nirgends
 Kein Richter! Sagt, wo soll Das enden? wer
 Den Knäuel entwirren, der, sich endlos selbst
 Vermehrend, wächst - Er muß zerhauen werden.
 Ich fühl's, daß ich der Mann des Schicksals bin,
 Und hoff's mit eurer Hülfen zu vollführen.

Sechzehnter Auftritt.

Buttler. Vorige.

Buttler im Vor.

Das ist nicht wohlthaten, mein Feldherr!

Wallenstein.

Was?

Buttler.

Das muß uns schaden bei den Gueßtenen.

Wallenstein.

Was denn?

Buttler.

Es heißt den Aufreubr öffentlich erklären!

Wallenstein.

Was ist es denn?

Buttler.

Graf Tergky's Regimenten reizen

Den kaiserlichen Adler von den Tübchen

Und pflanzen deine Zeichen auf.

Gesreiter zu den Tübchen.

Rechts um!

Wallenstein.

Verflucht sey dieser Rath und wer ihn gab!

3. u. 4. d. 5. d. 6. d. 7. d. 8. d. 9. d. 10. d. 11. d. 12. d. 13. d. 14. d. 15. d. 16. d. 17. d. 18. d. 19. d. 20. d. 21. d. 22. d. 23. d. 24. d. 25. d. 26. d. 27. d. 28. d. 29. d. 30. d. 31. d. 32. d. 33. d. 34. d. 35. d. 36. d. 37. d. 38. d. 39. d. 40. d. 41. d. 42. d. 43. d. 44. d. 45. d. 46. d. 47. d. 48. d. 49. d. 50. d. 51. d. 52. d. 53. d. 54. d. 55. d. 56. d. 57. d. 58. d. 59. d. 60. d. 61. d. 62. d. 63. d. 64. d. 65. d. 66. d. 67. d. 68. d. 69. d. 70. d. 71. d. 72. d. 73. d. 74. d. 75. d. 76. d. 77. d. 78. d. 79. d. 80. d. 81. d. 82. d. 83. d. 84. d. 85. d. 86. d. 87. d. 88. d. 89. d. 90. d. 91. d. 92. d. 93. d. 94. d. 95. d. 96. d. 97. d. 98. d. 99. d. 100. d. 101. d. 102. d. 103. d. 104. d. 105. d. 106. d. 107. d. 108. d. 109. d. 110. d. 111. d. 112. d. 113. d. 114. d. 115. d. 116. d. 117. d. 118. d. 119. d. 120. d. 121. d. 122. d. 123. d. 124. d. 125. d. 126. d. 127. d. 128. d. 129. d. 130. d. 131. d. 132. d. 133. d. 134. d. 135. d. 136. d. 137. d. 138. d. 139. d. 140. d. 141. d. 142. d. 143. d. 144. d. 145. d. 146. d. 147. d. 148. d. 149. d. 150. d. 151. d. 152. d. 153. d. 154. d. 155. d. 156. d. 157. d. 158. d. 159. d. 160. d. 161. d. 162. d. 163. d. 164. d. 165. d. 166. d. 167. d. 168. d. 169. d. 170. d. 171. d. 172. d. 173. d. 174. d. 175. d. 176. d. 177. d. 178. d. 179. d. 180. d. 181. d. 182. d. 183. d. 184. d. 185. d. 186. d. 187. d. 188. d. 189. d. 190. d. 191. d. 192. d. 193. d. 194. d. 195. d. 196. d. 197. d. 198. d. 199. d. 200. d. 201. d. 202. d. 203. d. 204. d. 205. d. 206. d. 207. d. 208. d. 209. d. 210. d. 211. d. 212. d. 213. d. 214. d. 215. d. 216. d. 217. d. 218. d. 219. d. 220. d. 221. d. 222. d. 223. d. 224. d. 225. d. 226. d. 227. d. 228. d. 229. d. 230. d. 231. d. 232. d. 233. d. 234. d. 235. d. 236. d. 237. d. 238. d. 239. d. 240. d. 241. d. 242. d. 243. d. 244. d. 245. d. 246. d. 247. d. 248. d. 249. d. 250. d. 251. d. 252. d. 253. d. 254. d. 255. d. 256. d. 257. d. 258. d. 259. d. 260. d. 261. d. 262. d. 263. d. 264. d. 265. d. 266. d. 267. d. 268. d. 269. d. 270. d. 271. d. 272. d. 273. d. 274. d. 275. d. 276. d. 277. d. 278. d. 279. d. 280. d. 281. d. 282. d. 283. d. 284. d. 285. d. 286. d. 287. d. 288. d. 289. d. 290. d. 291. d. 292. d. 293. d. 294. d. 295. d. 296. d. 297. d. 298. d. 299. d. 300. d. 301. d. 302. d. 303. d. 304. d. 305. d. 306. d. 307. d. 308. d. 309. d. 310. d. 311. d. 312. d. 313. d. 314. d. 315. d. 316. d. 317. d. 318. d. 319. d. 320. d. 321. d. 322. d. 323. d. 324. d. 325. d. 326. d. 327. d. 328. d. 329. d. 330. d. 331. d. 332. d. 333. d. 334. d. 335. d. 336. d. 337. d. 338. d. 339. d. 340. d. 341. d. 342. d. 343. d. 344. d. 345. d. 346. d. 347. d. 348. d. 349. d. 350. d. 351. d. 352. d. 353. d. 354. d. 355. d. 356. d. 357. d. 358. d. 359. d. 360. d. 361. d. 362. d. 363. d. 364. d. 365. d. 366. d. 367. d. 368. d. 369. d. 370. d. 371. d. 372. d. 373. d. 374. d. 375. d. 376. d. 377. d. 378. d. 379. d. 380. d. 381. d. 382. d. 383. d. 384. d. 385. d. 386. d. 387. d. 388. d. 389. d. 390. d. 391. d. 392. d. 393. d. 394. d. 395. d. 396. d. 397. d. 398. d. 399. d. 400. d. 401. d. 402. d. 403. d. 404. d. 405. d. 406. d. 407. d. 408. d. 409. d. 410. d. 411. d. 412. d. 413. d. 414. d. 415. d. 416. d. 417. d. 418. d. 419. d. 420. d. 421. d. 422. d. 423. d. 424. d. 425. d. 426. d. 427. d. 428. d. 429. d. 430. d. 431. d. 432. d. 433. d. 434. d. 435. d. 436. d. 437. d. 438. d. 439. d. 440. d. 441. d. 442. d. 443. d. 444. d. 445. d. 446. d. 447. d. 448. d. 449. d. 450. d. 451. d. 452. d. 453. d. 454. d. 455. d. 456. d. 457. d. 458. d. 459. d. 460. d. 461. d. 462. d. 463. d. 464. d. 465. d. 466. d. 467. d. 468. d. 469. d. 470. d. 471. d. 472. d. 473. d. 474. d. 475. d. 476. d. 477. d. 478. d. 479. d. 480. d. 481. d. 482. d. 483. d. 484. d. 485. d. 486. d. 487. d. 488. d. 489. d. 490. d. 491. d. 492. d. 493. d. 494. d. 495. d. 496. d. 497. d. 498. d. 499. d. 500. d. 501. d. 502. d. 503. d. 504. d. 505. d. 506. d. 507. d. 508. d. 509. d. 510. d. 511. d. 512. d. 513. d. 514. d. 515. d. 516. d. 517. d. 518. d. 519. d. 520. d. 521. d. 522. d. 523. d. 524. d. 525. d. 526. d. 527. d. 528. d. 529. d. 530. d. 531. d. 532. d. 533. d. 534. d. 535. d. 536. d. 537. d. 538. d. 539. d. 540. d. 541. d. 542. d. 543. d. 544. d. 545. d. 546. d. 547. d. 548. d. 549. d. 550. d. 551. d. 552. d. 553. d. 554. d. 555. d. 556. d. 557. d. 558. d. 559. d. 560. d. 561. d. 562. d. 563. d. 564. d. 565. d. 566. d. 567. d. 568. d. 569. d. 570. d. 571. d. 572. d. 573. d. 574. d. 575. d. 576. d. 577. d. 578. d. 579. d. 580. d. 581. d. 582. d. 583. d. 584. d. 585. d. 586. d. 587. d. 588. d. 589. d. 590. d. 591. d. 592. d. 593. d. 594. d. 595. d. 596. d. 597. d. 598. d. 599. d. 600. d. 601. d. 602. d. 603. d. 604. d. 605. d. 606. d. 607. d. 608. d. 609. d. 610. d. 611. d. 612. d. 613. d. 614. d. 615. d. 616. d. 617. d. 618. d. 619. d. 620. d. 621. d. 622. d. 623. d. 624. d. 625. d. 626. d. 627. d. 628. d. 629. d. 630. d. 631. d. 632. d. 633. d. 634. d. 635. d. 636. d. 637. d. 638. d. 639. d. 640. d. 641. d. 642. d. 643. d. 644. d. 645. d. 646. d. 647. d. 648. d. 649. d. 650. d. 651. d. 652. d. 653. d. 654. d. 655. d. 656. d. 657. d. 658. d. 659. d. 660. d. 661. d. 662. d. 663. d. 664. d. 665. d. 666. d. 667. d. 668. d. 669. d. 670. d. 671. d. 672. d. 673. d. 674. d. 675. d. 676. d. 677. d. 678. d. 679. d. 680. d. 681. d. 682. d. 683. d. 684. d. 685. d. 686. d. 687. d. 688. d. 689. d. 690. d. 691. d. 692. d. 693. d. 694. d. 695. d. 696. d. 697. d. 698. d. 699. d. 700. d. 701. d. 702. d. 703. d. 704. d. 705. d. 706. d. 707. d. 708. d. 709. d. 710. d. 711. d. 712. d. 713. d. 714. d. 715. d. 716. d. 717. d. 718. d. 719. d. 720. d. 721. d. 722. d. 723. d. 724. d. 725. d. 726. d. 727. d. 728. d. 729. d. 730. d. 731. d. 732. d. 733. d. 734. d. 735. d. 736. d. 737. d. 738. d. 739. d. 740. d. 741. d. 742. d. 743. d. 744. d. 745. d. 746. d. 747. d. 748. d. 749. d. 750. d. 751. d. 752. d. 753. d. 754. d. 755. d. 756. d. 757. d. 758. d. 759. d. 760. d. 761. d. 762. d. 763. d. 764. d. 765. d. 766. d. 767. d. 768. d. 769. d. 770. d. 771. d. 772. d. 773. d. 774. d. 775. d. 776. d. 777. d. 778. d. 779. d. 780. d. 781. d. 782. d. 783. d. 784. d. 785. d. 786. d. 787. d. 788. d. 789. d. 790. d. 791. d. 792. d. 793. d. 794. d. 795. d. 796. d. 797. d. 798. d. 799. d. 800. d. 801. d. 802. d. 803. d. 804. d. 805. d. 806. d. 807. d. 808. d. 809. d. 810. d. 811. d. 812. d. 813. d. 814. d. 815. d. 816. d. 817. d. 818. d. 819. d. 820. d. 821. d. 822. d. 823. d. 824. d. 825. d. 826. d. 827. d. 828. d. 829. d. 830. d. 831. d. 832. d. 833. d. 834. d. 835. d. 836. d. 837. d. 838. d. 839. d. 840. d. 841. d. 842. d. 843. d. 844. d. 845. d. 846. d. 847. d. 848. d. 849. d. 850. d. 851. d. 852. d. 853. d. 854. d. 855. d. 856. d. 857. d. 858. d. 859. d. 860. d. 861. d. 862. d. 863. d. 864. d. 865. d. 866. d. 867. d. 868. d. 869. d. 870. d. 871. d. 872. d. 873. d. 874. d. 875. d. 876. d. 877. d. 878. d. 879. d. 880. d. 881. d. 882. d. 883. d. 884. d. 885. d. 886. d. 887. d. 888. d. 889. d. 890. d. 891. d. 892. d. 893. d. 894. d. 895. d. 896. d. 897. d. 898. d. 899. d. 900. d. 901. d. 902. d. 903. d. 904. d. 905. d. 906. d. 907. d. 908. d. 909. d. 910. d. 911. d. 912. d. 913. d. 914. d. 915. d. 916. d. 917. d. 918. d. 919. d. 920. d. 921. d. 922. d. 923. d. 924. d. 925. d. 926. d. 927. d. 928. d. 929. d. 930. d. 931. d. 932. d. 933. d. 934. d. 935. d. 936. d. 937. d. 938. d. 939. d. 940. d. 941. d. 942. d. 943. d. 944. d. 945. d. 946. d. 947. d. 948. d. 949. d. 950. d. 951. d. 952. d. 953. d. 954. d. 955. d. 956. d. 957. d. 958. d. 959. d. 960. d. 961. d. 962. d. 963. d. 964. d. 965. d. 966. d. 967. d. 968. d. 969. d. 970. d. 971. d. 972. d. 973. d. 974. d. 975. d. 976. d. 977. d. 978. d. 979. d. 980. d. 981. d. 982. d. 983. d. 984. d. 985. d. 986. d. 987. d. 988. d. 989. d. 990. d. 991. d. 992. d. 993. d. 994. d. 995. d. 996. d. 997. d. 998. d. 999. d. 1000. d. 1001. d. 1002. d. 1003. d. 1004. d. 1005. d. 1006. d. 1007. d. 1008. d. 1009. d. 1010. d. 1011. d. 1012. d. 1013. d. 1014. d. 1015. d. 1016. d. 1017. d. 1018. d. 1019. d. 1020. d. 1021. d. 1022. d. 1023. d. 1024. d. 1025. d. 1026. d. 1027. d. 1028. d. 1029. d. 1030. d. 1031. d. 1032. d. 1033. d. 1034. d. 1035. d. 1036. d. 1037. d. 1038. d. 1039. d. 1040. d. 1041. d. 1042. d. 1043. d. 1044. d. 1045. d. 1046. d. 1047. d. 1048. d. 1049. d. 1050. d. 1051. d. 1052. d. 1053. d. 1054. d. 1055. d. 1056. d. 1057. d. 1058. d. 1059. d. 1060. d. 1061. d. 1062. d. 1063. d. 1064. d. 1065. d. 1066. d. 1067. d. 1068. d. 1069. d. 1070. d. 1071. d. 1072. d. 1073. d. 1074. d. 1075. d. 1076. d. 1077. d. 1078. d. 1079. d. 1080. d. 1081. d. 1082. d. 1083. d. 1084. d. 1085. d. 1086. d. 1087. d. 1088. d. 1089. d. 1090. d. 1091. d. 1092. d. 1093. d. 1094. d. 1095. d. 1096. d. 1097. d. 1098. d. 1099. d. 1100. d. 1101. d. 1102. d. 1103. d. 1104. d. 1105. d. 1106. d. 1107. d. 1108. d. 1109. d. 1110. d. 1111. d. 1112. d. 1113. d. 1114. d. 1115. d. 1116. d. 1117. d. 1118. d. 1119. d. 1120. d. 1121. d. 1122. d. 1123. d. 1124. d. 1125. d. 1126. d. 1127. d. 1128. d. 1129. d. 1130. d. 1131. d. 1132. d. 1133. d. 1134. d. 1135. d. 1136. d. 1137. d. 1138. d. 1139. d. 1140. d. 1141. d. 1142. d. 1143. d. 1144. d. 1145. d. 1146. d. 1147. d. 1148. d. 1149. d. 1150. d. 1151. d. 1152. d. 1153. d. 1154. d. 1155. d. 1156. d. 1157. d. 1158. d. 1159. d. 1160. d. 1161. d. 1162. d. 1163. d. 1164. d. 1165. d. 1166. d. 1167. d. 1168. d. 1169. d. 1170. d. 1171. d. 1172. d. 1173. d. 1174. d. 1175. d. 1176. d. 1177. d. 1178. d. 1179. d. 1180. d. 1181. d. 1182. d. 1183. d. 1184. d. 1185. d. 1186. d. 1187. d. 1188. d. 1189. d. 1190. d. 1191. d. 1192. d. 1193. d. 1194. d. 1195. d. 1196. d. 1197. d. 1198. d. 1199. d. 1200. d. 1201. d. 1202. d. 1203. d. 1204. d. 1205. d. 1206. d. 1207. d. 1208. d. 1209. d. 1210. d. 1211. d. 1212. d. 1213. d. 1214. d. 1215. d. 1216. d. 1217. d. 1218. d. 1219. d. 1220. d. 1221. d. 1222. d. 1223. d. 1224. d. 1225. d. 1226. d. 1227. d. 1228. d. 1229. d. 1230. d. 1231. d. 1232. d. 1233. d. 1234. d. 1235. d. 1236. d. 1237. d. 1238. d. 1239. d. 1240. d. 1241. d. 1242. d. 1243. d. 1244. d. 1245. d. 1246. d. 1247. d. 1248. d. 1249. d. 1250. d. 1251. d. 1252. d. 1253. d. 1254. d. 1255. d. 1256. d. 1257. d. 1258. d. 1259. d. 1260. d. 1261. d. 1262. d. 1263. d. 1264. d. 1265. d. 1266. d. 1267. d. 1268. d. 1269. d. 1270. d. 1271. d. 1272. d. 1273. d. 1274. d. 1275. d. 1276. d. 1277. d. 1278. d. 1279. d. 1280. d. 1281. d. 1282. d. 1283. d. 1284. d. 1285. d. 1286. d. 1287. d. 1288. d. 1289. d. 1290. d. 1291. d. 1292. d. 1293. d. 1294. d. 1295. d. 1296. d. 1297. d. 1298. d. 1299. d. 1300. d. 1301. d. 1302. d. 1303. d. 1304. d. 1305. d. 1306. d. 1307. d. 1308. d. 1309. d. 1310. d. 1311. d. 1312. d. 1313. d. 1314. d. 1315. d. 1316. d. 1317. d. 1318. d. 1319. d. 1320. d. 1321. d. 1322. d. 1323. d. 1324. d. 1325. d. 1326. d. 1327. d. 1328. d. 1329. d. 1330. d. 1331. d. 1332. d. 1333. d. 1334. d. 1335. d. 1336. d. 1337. d. 1338. d. 1339. d. 1340. d. 1

Gräfin.

Geintückischer Detario! — Und auch
Graf Mar ist fort?

Terkyn.

Wo sollt' er seyn? Er ist
Mit seinem Vater über zu dem Kaiser.*Thella singt in die Ferne* *aus Weh! an ihrem Busen weh!*Herzogin, sie in die Arme schließend.
Unglücklich Kind! Unglücklichere Mutter!Wallenstein, bei Coste gehend mit Terky,
Laß einen Reisewagen schnell bereit seyn
Am Hinterhofe, Diese wegzubringen.*die Frauen zuehend.*Der Scherfenberg kann mit, der ist uns tren-
Nach Eger bringt er sie, wir folgen nach.*Zu Jdo, der wieder kommt.*

Du bringst sie nicht zurück?

Jllo.

Hörst du den Anlauf?

Das ganze Corps der Pappenheimer ist
Im Anzug. Sie verlangen ihren Oberst,
Den Mar, zurück: er sey hier auf dem Schloß,
Behaupten sie, du haltest ihn mit Zwang,
Und, wenn du ihn nicht losgibst, werde man
Ihn mit dem Schwerte zu befreien wissen.*Wie oben erzählt.*

Terkyn.

Was soll man daraus machen?

Wallenstein.

Sag! ich's nicht?

O mein wahnsinnig Herr! Er ist noch hier.
Er hat mich nicht verrathen, hat es nicht
Vermocht — ich habe nie daran gezweifelt.

Gräfin.

Ist er noch hier, o, dann ist Alles gut,
Dann weiß ich, was ihn ewig halten soll!*Thella schwimmt.*

Terkyn.

Es kann nicht seyn, Bedenke doch! Der Alte
Hat uns verrathen, ist zum Kaiser über:
Wie kann er's wagen, hier zu seyn?

Jllo zu Thella.

Den Jagdzug,

Den du ihm kürzlich schenkest, sah ich noch
Vor wenig Stunden über Markt wegführen.

Gräfin.

O Richte, dann ist er nicht weit!

Thella

bei der Thella, auf des Jungs Gebieten und nicht lachend.

Da ist er!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mar Piccolomini.

Mar, mitten in den Saal tretend

Ja, ja! Da ist er! Ich vermags nicht länger,
Mit leisem Tritt um dieses Haus zu schleichen,
Den günst'gen Augenblick verstreichen zu
Erlauern — Dieses Garren, diese Angst
Geht über meine Kräfte!*Auf Thella zuehend, welche sich ihrer Mutter in die Arme geworfen*
O, sieh' mich an! Sieh' nicht weg, holder Engel!
Bekenn' es frei vor Allen. Fürchte Niemand.
Es höre, wer es will, daß wir uns lieben.
Worn es noch verbergen? Das Geheimniß
Ist für die Glücklichen; das Unglück braucht,
Das hoffnungslose, keinen Schleier mehr:
Drei unter tausend Sonnen kann es handeln.*Er bemerkt die Gräfin, welche mit freudvollem Gesicht auf Thella ist.*Mein, Vase Terky, seht mich nicht erwartend,
Nicht hoffend an! Ich komme nicht, zu bleiben.
Abschied zu nehmen, komm' ich — Es ist aus.
Ich muß, muß dich verlassen, Thella — muß!
Nur einen Blick des Mitleids gönne mir,
Doch deinen Haß kann ich nicht mit mir nehmen.
Sag', daß du mich nicht hassst. Sag' mir's, Thella.*Indem er ihre Hand faßt, festig bewegt.*O Gott! — Gott! ich kann nicht von dieser Stelle.
Ich kann es nicht — kann diese Hand nicht lassen.
Sag', Thella, daß du Mitleid mit mir hast,
Dich selber überzeugst, ich kann nicht anders.*Thella, seinen Blick**Hand auf ihren Vater**er wendet sich nach dem Herzog um, den er jetzt erst gewahrt wird.*Du hier? — Nicht du bist's, den ich hier gesucht.
Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen.
Ich hab' es nur mit ihr allein. Hier will ich
Von diesem Herzen freigesprochen seyn,
An allen Andern ist nichts mehr gelegen.

Wallenstein.

Denkst du, ich soll der Thor seyn und dich ziehen lassen
Und eine Großmuthscene mit dir spielen?
Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden:
Du bist mir nichts mehr, als sein Sohn, selb'st nicht
Umsomst in meine Macht gegeben seyn.
Denk' nicht, daß ich die alte Freundschaft ehren werde,
Die er so rucklos hat verletzt. Die Zeiten
Der Liebe sind vorbei, der arten Schonung,
Und Haß und Rache kommen an die Reihe.

Mar.

Du wilst mit mir verfahren, wie du Macht hast.
Wohl aber weißt du, daß ich deinem Zorn
Nicht trege, noch ihn fürchte. Was mich hier
Zurückhält, weißt du!*Thella bei der Hand fassend*Sieh'! Alles — Alles will' ich dir danken,
Das Los der Seligen will' ich empfangen
Aus deiner väterlichen Hand. Du hast's
Zertrübt; doch daran liegt die nicht. Gleichgültig
Trittst du das Glück der Deinen in den Staub.
Der Gott, dem du dienst, in sein Geit der Gnade
Wie das gemüthlos blinde Element,
Das furchtbare, mit dem sein Band zu schließen,
Relaß du des Herrern wildem Tode allein.
Weh' denen, die auf dich vertraun, an dich
Die süße Hütte ihres Glückes leihen,
Geleitet von deiner gahllichen Gedalt!
Schnell, unversehrt, bei nächstlicher stiller Welle
Gähret's in dem tödlichen Jenseitslande, ladet
Sich aus mit tobender Gewalt, und weg
Treibt über alle Plannungen der Menschen
Der wilde Strom in grausamer Zersörung.

Wallenstein.

Du schilderst meines Vaters Herr. Wie du's
Beschreibst, so ist's in seinem Eingeweide,
In dieser schwarzen Fruchtlerbrust gehalten.
O, mich hat Hölleunkunst getäuscht! Mir sandte
Der Abgrund den verheerendsten der Geister,
Den lügendigsten, herauf und stellt' ihn
Als Freund an meine Seite. Wer vermag
Der Hölle Macht zu widerstehn! Ich zog
Den Vaskillen auf an meinem Busen;
Mit meinem Herzblut nährt' ich ihn, er sog
Sich schwelgend voll an meiner Liebe Brüsten;
Ich hatte nimmer Arges gegen ihn,
Weit offen lag ich des Gedankens Thore
Und warf die Schlüssel weißer Vorlicht weg —
Am Sternenbimmel suchten meine Augen,
Im weiten Weltenraum den Feind, den ich

Im Herzen meines Herzens eingeschlossen.

— War' ich dem Ferdinand gewesen, was Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie Krieg angekündigt — nie hätt' ich's vermocht. Er war mein strenger Herr nur, nicht mein Freund, Nicht meiner Treu' vertraute sich der Kaiser; Krieg war schon zwischen mir und ihm, als er Den Selbstherrnstab in meine Hände legte: Denn Krieg ist ewig zwischen Eist und Argwohn; Nur zwischen Glauben und Vertrauen ist Friede. Wer das Vertrauen vergiftet, o, Der mordet Das werdende Geschlecht im Leib der Mutter!

Mar.

Ich will den Vater nicht vertheiligen. Weh' mir, daß ich's nicht kann! Unglücklich schwere Thaten sind geschehn, Und eine Treuehandlung sagt die andre In enggeschlossener Kette graufend an. Doch wie gerichten wir, die nichts verschuldet, In diesen Kreis des Unglücks und Verbrechens? Wem brachen wir die Treue? Warum muß Der Väter Doppelschuld und Treue that Und gräßlich wie ein Schlangenpaar umwinden? Warum der Väter unersichteter Haß Auch uns, die Lebenden, verzeißend scheiden?

Se um Schicksal! Danks mit demselben Schicksal.

Wallenstein

Was den Blick schmeigend an sich gerichtet und näher sich zieg.

Mar, bleibe bei mir! — Geh' nicht von mir, Mar! Sieh', als man sich im Pragschen Winterlager Ins Zelt mir brachte, einen zarten Knaben, Des deutschen Winters ungewohnt, die Hand War dir erkürrt an der gewichtigen Rahne — Du wolltest männlich sie nicht lassen — damals nahm ich Dich auf, bedeckte dich mit meinem Mantel, Ich selbst war deine Wärterin, nicht schämt' ich Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner Mit weiblich sorgender Geschäftigkeit, Bis du, von mir erwärmt, an meinem Herzen, Das junge Leben wieder freundlich fühltest. Wann hab' ich seitdem meinen Sinn verändert? Ich habe viele Laufend reich gemacht, Mit Ländereien sie beschenkt, belehnt Mit Ehrenstellen — dich hab' ich geliebt, Mein Herz, mich selber hab' ich dir ergeben. Sie Alle waren Fremdlinge, du warst Das Kind des Hauses — Mar, du kannst mich nicht verlassen!

Es kann nicht seyn, ich mag's und will's nicht glauben, Daß mich der Mar verlassen kann.

Mar.

O Gott!

Wallenstein.

Ich habe dich gehalten und getragen Von Kindesbeinen an — Was that dein Vater Für dich, das ich nicht reichlich auch gethan? Ein Liebesneß hab' ich um dich gesponnen: Zerreiß' es, wenn du kannst — Du bist, mich Geknüpft mit jedem zarten Seelenbunde, Mit jeder heiligen Fessel der Natur, Die Menschen aneinander ketten kann. Geh' hin, verlaß' mich, diene deinem Kaiser, Laß dich mit einem goldenen Gnadenkettlein, Mit einem Biberfell davor belohnen, Daß dir der Freund, der Vater deiner Jugend, Daß dir das heiligste Gefühl nichts galt.

Mar in bestigem Kampf.

O Wie kann ich anders? Muß ich nicht die Pflicht —

Wallenstein.

Pflicht, gegen wen? Wer bist du?

Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ist's Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst Du dir? Bist du dein eigener Gebieter, Stehst frei da in der Welt, wie ich, daß du Der Thäter deiner Thaten könntest seyn? Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser, Mir angehören, mir gehorchen, Daß Ist deine Ehre, dein Naturgesetz. Und, wenn der Stern, auf dem du lebst und wohnst, Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft Auf eine nächste Welt und sie entzündet, Du kannst nicht wählen, ob du folgen willst: Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft Sammt seinem Ring und allen seinen Monden. Mit leichter Schuld gehst du in diesen Streit, Dich wird die Welt nicht tadeln, sie wird's loben, Daß dir der Freund das Meiste hat gegolten.

Neunzehnter Auftritt.

Vorige. Neumann.

Wallenstein.

Was gibst?

Neumann.

Die Parrenheimischen sind abgesehn Und rücken an zu Fuß: sie sind entschlossen, Den Regen in der Hand das Haus zu stürmen, Den Grafen wollen sie befreien.

Wallenstein *zu Neum.*

Man soll

Die Ketten vorziehn, das Geschütz aufhängen. Mit Kettenfingeln will ich sie erfassen.

zu Neum.

Mir vorschreiben mit dem Schwert! Geh', Neumann, Sie sollen sich zurückziehn, augenblicks, Ist mein Befehl, und in der Eile schweigend warten

Was mir gefallen wird zu thun.

Neumann geht ab. Er ist aus großer Verwirrung.

Gräfin.

Entlaß ihn!

Ich bitte dich, entlaß ihn!

Illo *zu Gräfin.*

Red und Tadel!

Wallenstein.

Was ist's?

Illo.

Auf Rathhaus steigen sie, das Dach Wird abgedeckt, sie richten die Kanonen Auf's Haus —

Mar.

Die Rasenden!

Illo.

Sie machen Anstalt,

Uns zu beschießen —

Herzogin und Gräfin.

Gott im Himmel!

Mar. *Wachend.* — *zu Gräfin.*

Günther, sie bedeuten —

Wallenstein.

Keinen Schritt!

Mar,

auf Rathhaus mit der Herzogin gehend

Ihr Leben aber! dringt!

Wallenstein.

Was bringst du, Terzky?

Zwanzigster Auftritt.

Vorige. **Cerzky** kommt zurück

Cerzky.

Botenschaft von unsern treuen Regimentern.
Ihr Wuth sey länger nicht zu bändigen,
Sie stehen um Erlaubniß, anzugreifen,
Vom Prager und vom Mühl-Thor sind sie Herr,
Und, wenn du nur die Lösung wolltest geben,
So könnten sie den Feind im Rücken fassen,
Ihn in die Stadt einkreisen, in der Gasse
Der Straßen leicht ihn überwältigen.

Alto.

O, komm! Laß ihren Gifer nicht erkalten!
Die Buttlerschen halten treu zu uns.
Wir sind die größte Zahl und werfen sie
Und enden hier in Pilsen die Empörung.

Wallenstein.

Soll diese Stadt zum Schlachtfelde werden,
Und brüderliche Zwietracht, feuerangig,
Durch ihre Straßen losgelassen toben?
Dem tauben Grimm, der keinen Führer hört,
Soll die Entscheidung übergeben seyn?
Hier ist nicht Raum zum Schlagen, nur zum Würgen;
Die losgebundenen Armeen der Wuth
Aust keines Herrschers Stimme mehr zurück.
Wehl, es mag seyn! Ich hab' es lang bedacht,
So mag sich's rasch und blutig denn entladen.

In Mar gerückt.

Wie ist's? Willst du den Gang mit mir versuchen?
Freiheit, zu geben, hast du. Stelle dich
Mir gegenüber. Rühre sie zum Kampf.
Den Krieg verleiht du, hast bei mir etwas
Geleut, ich darf des Gegners nicht nicht schämen,
Und seinen schütern Tag erlebst du, mir
Die Schule zu bezahlen.

Gräfin.

Ist es dahin

Gefommen? Vetter, Vetter! könnt Ihr's tragen?

Mar.

Die Regimenter, die mir anvertraut sind,
Dem Kaiser treu hinwegzuführen, hab' ich
Geleut: Dies will ich halten oder sterben.
Wehr fordert keine Pflicht von mir. Ich secht
Nicht gegen dich, wenn ich's vermeiden kann.
Denn auch dein feindlich Haupt ist mir noch heilig.

Er ist durch den Sturm von der Feinde Seite aus Jorden

Wallenstein.

Was ist Das?

Cerzky.

Er stürzt.

Wallenstein.

, Stürzt: Wer?

Alto.

Die Tiefenbacher thaten

Den Schuß.

Wallenstein.

Auf wen?

Alto.

Auf diesen Renmann, den

Du schickst

Wallenstein, außer sich

Tod und Teufel! So will ich —

W. A. gehen

Cerzky.

Dich ihrer blinden Wuth entgegenstellen?

Herzogin und Gräfin.

Um Gotteswillen nicht!

Alto.

Recht nicht, mein Feldherr!

Gräfin.

O, halt' ihn! halt' ihn!

Wallenstein.

Laß mich!

Mar.

Ihn es nicht,

Recht nicht. Die blutig rasche That hat sie
In Wuth gesetzt, erwarte ihre Reue —

Wallenstein.

Hinweg! Zu lange schon hab' ich gezögert.
Das konnten sie sich freventlich erlauben,
Weil sie mein Angesicht nicht sahn — Sie sollen
Mein Antlitz sehen, meine Stimme hören —
Sind es nicht meine Truppen? Bin ich nicht
Ihr Feldherr und gefürchteter Gebieter?
Laß sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen,
Das ihre Sonne war in dunkler Schlacht!
Es braucht der Waffen nicht. Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer, und, schnell
Veräthmt, geht Acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder.

Er geht. Ihm folgen Alto, Herzogin und Gräfin

Ein und zwanzigster Auftritt.

Gräfin. Herzogin. Mar und Thekla.

Gräfin ist ferne

Wenn sie ihn sehn — Es ist noch Hoffnung, Schwester.

Herzogin.

Hoffnung! ich habe keine.

Mar,

Der während der letzten Nacht in einem schützenden Hause von seinen
Gefährten verborgen war

Das ertrag' ich nicht.

Ich kam hieher mit fest entschlossener Seele,
Ich glaubte recht und tadellos zu thun
Und muß hier stehen, wie ein Hahnenwerther,
Von roh Unmenschen, vom Gluck belästet,
Vom Abscheu Aller, die mir theuer sind.
Unwürdig schwer bedrängt die Fieber sehn,
Die ich mit einem Wort bekliden kann —
Das Herz in mir emvört sich, es erbeben
Zwei Stimmen streitend sich in meiner Brust.
In mir ist Nacht, ich weiß das Rechte nicht zu wählen.
O, wehl, wehl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut' ich auf das eigne Herz!
Ich sehe wankend, weiß nicht, was ich soll.

Gräfin.

Sie wissen's nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen sagen!
Ihr Vater hat den schrecklichsten Verrath
An uns begangen, an des Fürsten Haupt
Gefrevelt, uns in Schmach gestürzt: daraus
Erhellt sich klar, was Sie, sein Sohn, thun sollen:
Entmachten, was der Schändliche verbrochen,
Ein Beispiel aufzustellen frommer Treu,
Daß nicht der Name Piccolomini
Ein Schandkleid sey, ein ew'ger Fluch im Haus
Der Wallensteiner.

Mar.

Wo ist ihre Stimme

Der Wahrheit, der ich folgen darf? Und die
Verweigt der Wunsch, die Unwissenheit. Daß jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niedersteige,
Das Rechte mir, das Unverfälschte schenke
Am reinen Lichtquell mit der reinen Gabe!

Letztem seine Augen auf Thekla fallen

Wie? Such' ich diesen Engel nicht? Gewar' ich

Noch einen andern?

Er nähert sich ihr, den Arm um sie schlagend.

Hier, auf dieses Herz,
Das unfehlbare, heilig reine, will
Ich's legen, deine Liebe will ich fragen,
Die nur den Glücklichen beglücken kann,
Vom unglücklich Schuldigen sich wendet.
Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe?
Erkläre, daß du's kannst, und ich bin euer.

Gräfin mit Bedenken

Bedenkt —

Mar unterbricht sie.

Bedenke nichts. Sag, wie du's fühlst.

Gräfin.

An Euren Vater denkt —

Mar unterbricht sie.

Nicht Friedlands Tochter,

Ich frage dich, dich, die Geliebte, frag' ich!
Es gilt nicht, eine Krone zu gewinnen:
Das möchtest du mit klugem Geist bedenken.
Die Ruhe deines Freundes gilt's, das Glück
Von einem Tausend tapfrer Heldenberien,
Die seine That um Mäuer nehmen werden.
Soll ich dem Kaiser Eid und Pacht abschwören?
Soll ich ins Lager des Detario
Die vatermörderische Kugel senden?
Denn, wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Grinwen
Ergreifen sie, des Arevels Rächerinnen,
Und führen rüchisch sie den ärgsten Weg.

Cheklä.

O Mar —

Mar unterbricht sie.

Nein, überleile dich auch nicht!

Ich kenne dich. Dem edeln Geringen könnte
Die schwerste Pflicht die nächste sein. Nicht
Das Große, nur das Nennliche geübe.
Denk, was der Kaiser von je an mir gethan.
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten.
O, auch die schönen, freien Neigungen
Der Gerechtigkeit, der frommen Freundestreue
Sind eine heilige Religion dem Helden:
Schwer rächen sie die Schande der Natur
An dem Barbaren, der sie gütlich schändet.
Leg' Alles, Alles in die Waage, streich
Und laß dein Herz entscheiden.

Cheklä.

O, das deine

Hat längst entschieden. Folge deinem ersten
Gefühl —

Gräfin.

Unglückliche!

Cheklä.

Wie könnte Das
Das Rechte seyn, was dieses zarte Herz
Nicht gleich zuerst ergriffen und gekundet?
Geh' und erfülle deine Pflicht! Ich wert
Dich immer lieben. Was du auch erwählt,
Du würdest edel stets und deiner würdig
Gehandelt haben — aber Neid soll
Nicht deiner Seele schönen Frieden stören.

Mar.

So muß ich dich verlassen, auf die selben!

Cheklä.

2. *Mar selbst getrenn. Vortritt.* Ist du's mir;
Und das Schicksal, unsse Herzen bleiben einig.
Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage
Die Häuser Friedland, Piccolomini.

Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.

— Fort! Eile! Eile, deine gute Sache
Von unsrer unglückseligen zu trennen.
Auf unserm Hause liegt der Fluch des Himmels:
Es ist dem Untergang geweiht. Auch mich
Wird meines Vaters Schuld mit ins Verderben
Hinabziehn. Traure nicht um mich! Mein Schicksal
Wird bald entscheiden seyn.

*Mar saßt sie in die Arme, festig bewegt. Man hört hinter der Scene
ein lautes, wildes, langerhallendes Geschrei: „Vivat Ferdinandus!“
von trauernden Instrumenten begleitet. Mar und Thella halten
einander unbeweglich in den Armen.*

Zwei und zwanzigster Auftritt.

Vorige. Terzhj.

Gräfin ihm entgegen

Was war Das? Was bedeutete das Rufen?

Terzhj.

Es ist vorbei, und Alles ist verloren.

Gräfin.

Wie? und sie gaben nichts auf seinen Anblick?

Terzhj.

Nichts. Alles war umsonst.

Herzogin.

Sie riefen Vivat.

Terzhj.

Dem Kaiser.

Gräfin.

O die Pflichtvergessenen!

Terzhj.

Man ließ ihn nicht einmal zum Worte kommen.

Als er zu reden anfing, fielen sie

Mit kriegertübem Spiel belächelnd ein.

— Hier kommt er.

Drei und zwanzigster Auftritt.

Vorige. Wallenstein, begleitet von Illo und Buttler.

Illo, Cürassiere.

Wallenstein ihm entgegen

Terzhj.

Terzhj.

Mein Herr!

Wallenstein.

Sag mir Regiment

Sich fertig halten, heut noch ausbrechen:

Denn wir verlassen Pilsen noch vor Abend.

Buttler

Buttler.

W in General!

Wallenstein.

Der Commandant zu Gier

Ist Euer Freund und Landmann. Schreibt ihm gleich

Durch einen Eilenden, er soll bereit seyn,

Uns morgen in die Gegend einzunehmen —

Ihr folgt uns selbst mit Eurem Regiment

Buttler.

Es soll geschehn, mein Herr!

Wallenstein

*Illo, der Mar und Thella, welche sich während dieser Zeit in
den Armen gehalten.*

Scheidet!

Mar.

Gott!

*Illo, der Mar und Thella, welche sich während dieser Zeit in
den Armen gehalten. 4. Act. Vor man sieht einige mühsame Töne
aus dem Dappenhörner March, welche dem Mar zu hören scheint.*

Wallenstein zu den Curasieren.

Hier ist er. Er ist frei. Ich halt' ihn nicht mehr.

Er steht abgewendet und so, daß Mar ihm nicht bekommen, noch sich dem Hinaus zu nähern kann.

Mar.

Du haßest mich, treißt mich im Hohn von dir.
Zerreißen soll das Band der alten Liebe,
Nicht sanft sich lösen, und du willst den Riß,
Den schmerzlichen, mir schmerzlicher noch machen!
Du weisst, ich habe ohne dich zu leben
Noch nicht gelernt — In eine Wüste geh' ich
Hinaus, und Alles, was mir werth ist, Alles
Bleibt hier zurück — O, wende deine Augen
Nicht von mir weg! Noch einmal zeige mir
Dein ewig theures und verehrtes Antlitz!
Verstoß mich nicht —

Er will seine Hand haben. Wallenstein geht sie zurück. Er merkt sich an die Ohren.

Ist hier kein andres Auge,
Das Mitleid für mich hätte — Vase Terzky —

Er wendet sich von ihm, er steht sich zur Herzogin.

Ehrwürd'ge Mutter —

Herzogin.

Gehn Sie, Graf, wohin
Die Pflicht Sie ruft — So können Sie uns einst
Ein treuer Freund, ein guter Engel werden
Am Thron des Kaisers.

Mar.

Hoffnung geben Sie mir.

Sie wollen mich nicht ganz verzweifeln lassen.
O, täuschen Sie mich nicht mit leerem Blendwerk!
Mein Unglück ist gewiß, und Dank dem Himmel,
Der mir ein Mittel eingibt, es zu enden!

Die Kriegsmusik beginnt wieder. Der Saal füllt sich mehr und mehr mit Curasieren an. Er sieht Buttler ansetzen.

Ihr auch hier, Oberst Buttler — Und Ihr wollt mir
Nicht folgen? — Wohl! Bleibt Eurem neuen Herrn
Getreuer, als dem alten. Kommt! Verspricht mir,
Die Hand gebt mir darauf, daß Ihr sein Leben
Beschützen, unverleglich wollt bewahren.

Buttler verneigt sich.

Des Kaisers Aht hängt über ihm und gibt
Sein künftlich Haupt jedwem Mordknecht preis.
Der sich den Lohn der Bluthat will verdienen.
Jetzt thut' ihm eines Freundes fromme Sorge,
Der Liebe treues Auge noch — und, die
Ich scheidend um ihn seh' —

Bruch einige Worte mit ihm und Buttler's Abschied.

Allo.

Sucht die Verräther
In Eures Vaters, in des Gallas Lager.
Hier ist nur einer noch. Geht und bereit uns
Von seinem hassenswürdigem Anblick! Geht!

Mar versucht es noch einmal, sich der Stella zu nähern. Wallenstein ist aber ab. Er steht unglücklich, schmerzvoll, und sieht sich der Saal immer mehr und mehr an. Die Curasieren stehen unten immer anwachsend, und in immer lauterem Geseus.

Mar.

Macht! Macht! — O, wären es die schmerzlichen Hörner,
Und ging's um hier gegen ein Reich des Todes,
Um alle Schwerter, alle, die ich hier
Entblößt muß sehn, durchdrängen meinen Rufen!
Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? — O, treckt mich nicht zur Verzweiflung
Ihrt's nicht! Ihr könntet es bereuen!

Der Saal ist ganz mit Curasieren erfüllt.

Noch mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht,
Und ihre Masse zieht mich schwer hinab. —
Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan.

Zum Führer den Verzweifelden zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlhan,
Der Nachgöttin weis' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben:
Wer mit mir geht, Der sey bereit zu sterben!

Indem er sich nach dem Hintergrunde wendet, entsteht eine rasche Bewegung unter den Curasieren. Sie umgeben und begreifen ihn in wildem Tumult. Wallenstein bleibt unbeweglich. Stella steht in ihrer Mutter Arme. Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Des Fürstbischofs Saal zu Prag.

Erster Auftritt.

Buttler, der eben ankam.

Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß.
Der Regen ist gefallen hinter ihm,
Und, wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ und schwebend wieder hob,
Ist jeder Rettungsweg ihm abgeschnitten.
Bis hieher, Friedland, und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin. Aus der böhmischen Erde
Erhob sich dein bewundert Meteor,
Weit durch den Himmel einen Glanzweg ziehend;
Und hier an Böhmens Gränze muß es sinken!
— Du hast die alten Tathnen abgeschworen,
Verblendeter, und traust dem alten Glück
Den Krieg zu tragen in des Kaisers Länder,
Den heiligen Herd der Varen unanrühren,
Bewaffnet du die frevelhafte Hand.
Nimm dich in Acht — dich treibt der böse Geist
Der Rache — daß dich Rache nicht verderbe!

Zweiter Auftritt.

Buttler : Gordon.

Gordon.

Seid Ihr's? O, wie verlanat mich, Euch zu hören.
Der Herrsch' ein Verräther! O mein Gott!
Und kühnlich! Und sein kühnlich Haupt geachtet!
Ich bin! Euch, General, sagt mir ausdrücklich,
Wie alles Dies zu stillen sich begeben.

Buttler.

Ihr habt den Brief erhalten, den ich Euch
Durch einen Gläubigen vorausgeschickt?

Gordon.

Und habe treu gethan, wie Ihr mich hießt.
Die Festung unbefenlich ihm geöffnet:
Denn mir befiehlt ein kaiserlicher Brief,
Nach Eurer Ordre blindlings mich zu fügen.
Jedoch, vergeßt! als ich den Fürsten selbst
Nun sah, da hing ich wieder an zu zweifeln.
Denn, wahrlich! nicht als ein Grächter
Trat Herzog Friedland ein in diese Stadt.
Von seiner Stirne leuchtete wie sonst
Des Herrschers Majestät, Erbsam fordernd,
Und ruhig, wie in Tagen guter Ordnung,
Nahm er des Amtes Rechenchaft mir ab.
Leutselig macht das Mißgeschick, die Schuld,
Und schmiedet zum geringern Manne pflegt
Gefallner Stolz herunter sich zu beugen;
Doch sparsam und mit Würde weg der Fürst
Mir jedes Wort des Befehls, wie der Herr
Den Diener lobt, der seine Pflicht gethan.

Buttler.

Wie ich Euch schrieb, so ist's genau geschehn:
Es hat der Fürst dem Brinde die Arme

Verkauft, ihm Prag und Eger öffnen wollen.
Verlassen haben ihn auf dies Gerücht
Die Regimenter alle bis auf fünfe,
Die Zertrüßten, die ihm hieher gefolgt.
Die Nacht ist ausgesprochen über ihn,
Und, ihn zu liefern, lebend oder todt,
Ist jeder treue Diener aufgefodert.

Gordon.

Verräther an dem Kaiser — solch ein Herr!
So hochbegabt! O, was ist Menschengröße!
Ich sag' es oft: Das kann nicht glücklich enden!
Zum Kaiserreich ward ihm seine Größe und Macht
Und diese dunkelschwankende Gewalt.
Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eignen Maßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz
Und der Gebräuche tiefgetreue Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen:
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich;
Der selbe Geist verlorne sich zu beugen.
O, Schaa' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

Buttler.

Erwart Eure Klagen, bis er Mitleid braucht,
Denn jetzt noch in der Mächtige zu fürchten.
Die Schweden sind im Anmarsch gegen Eger,
Und schnell, wenn wir's nicht rasch entschließen hinderen.
Wird die Vereinigung geschehn. Das darf nicht fern!
Es darf der Kaiser nicht seinen Augen mehr
Aus diesem Flag: denn Obr' und Leben hab' ich
Verpfändet, ihn gefangen hier zu nehmen,
Und Euer Beistand ist's, auf den ich rechne.

Gordon.

O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehen!
Aus seiner Hand empfing ich diese Würde,
Er selber hat dies Schloß mir anvertraut,
Das ich in seinen Rester soll verwandeln.
Wir Tübakenen haben keinen Willen;
Der freie Mann, der mächtige, allein
Geachtet dem schönen menschlichen Geüht.
Wir aber sind nur Schergen des Geühtes,
Des grausamen; Gehoriam heißt die Tugend,
Um die der Nieder sich bewerben darf.

Buttler.

Laßt Euch das engebundene Vermögen
Nicht leid thun. Wo viel Freiheit, ist viel Irrthum;
Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

Gordon.

So hat ihn Alles denn verlassen, sagt Ihr?
Er hat das Glück von Tausenden gezündet —
Denn königlich war sein Gemüth, und stets
Zum Geben war die rechte Hand geöffnet —

Die drei Tübakenen eintreten.

Vom Staupe hat er Marken aufzulesen,
Zu hehr Obr' und Würden ihn erhöht
Und hat sich seinen Freund damit, nicht einen
Erlaucht, der in der Noth ihm Hark' hielt!

Buttler.

Hier lebt ihm einer, den er kaum gehofft.

Gordon.

Ich hab' mich keiner Gnade von ihm errent.
Hast weißt' ich, ob er je in seiner Größe
Sich eines Freundes erlernet hat —
Denn fern von ihm hielt mich der Dienst, sein Auge
Ward mich von Mauern dieser Burg!
Wo von seiner Gnade nicht erreicht,
Das stille Herz im Stillen mir bewahrte.
Denn, als er mich in dieses Schloß gesetzt,

War's ihm noch Ernst um seine Pflicht: nicht sein
Vertrauen täusch' ich, wenn ich treu bewahre,
Was meiner Treue übergeben ward.

Buttler.

So sagt, wollt Ihr die Nacht an ihm vollziehn,
Mir Eure Hilfe leihn, ihn zu verhaften?

Gordon,

nach einem nachdenklichen Stillstehen, schmerzlich.

Ist es an Dem — verhält sich's, wie Ihr sprecht —
Hat er den Kaiser, seinen Herrn, verrathen,
Das Heer verkauft, die Festungen des Landes
Dem Reichsfeind öffnen wollen — ja, dann ist
Nicht Rettung mehr für ihn — Doch es ist hart,
Dah' unter Allen eben mich das Los
Zum Werktag seines Sturzes muß erwählen.
Denn Pagen waren wir am Hof zu Burgau
Zu gleicher Zeit, ich aber war der Ältre.

Buttler.

Ich weiß davon.

Gordon.

Wehl dreißig Jahre hind's. Da strebte schon
Der süßne Muth im zwanzigjährigen Jüngling.
Ernt' über seine Jahre war sein Sinn,
Auf große Tinge männlich nur gerichtet;
Durch unsre Mitte ging er stillen Geühts,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust.
Die kindische, der Knaben zog ihn an:
Doch eist ergriff's ihn plötzlich wunderjam,
Und der geheimnißvollen Bruht entführ,
Zinnvoll und leuchtend, ein Gedankenstrahl,
Dah' wir uns stannend ansahm, nicht recht wissend,
Ob Wahnwitz, ob ein Gott aus ihm geühten.

Buttler.

Dest war's, wo er zwei Stöck hoch niederstürzte,
Als er im Donnerbegeu eingeblümmert,
Und unbeschädigt stand er wieder auf.
Von diesem Tag' an, sagt man, ließen sich
Anwandlungen des Wahnwitzs bei ihm spüren.

Gordon.

Zuflüsternd' er ward' er, Das ist wahr, er wurde
Katholisch. Wunderbar hatt' ihn das Wunder
Der Nüftung umseht. Er hielt sich nun
Für ein besonnenes und beirertes Wesen,
Und fest, wie Einer, der nicht standeln kann,
Viel er auf schwankem Zell des Lebens hin.
Nachher führt' uns das Schicksal auseinander
Weit, weit: er ging der Größe süßnen Weg
Mit schnellem Schritt, ich sah ihn schwankend gehn.
Ward Graf und Fürst und Herzog und Tyrant.
Und jetzt ist Alles ihm zu klein, er strebt
Die Länder nach der Königskrone aus
Und jäh: in unermessliches Verderben!

Buttler.

Dacht ab — Er kommt.

Dritter Auftritt.

Wallenstein — — — — — Bürgermeister von
Eger. ~~Portge~~

Wallenstein.

Ihr wart sonst eine freie Stadt? Ich seh',
Ihr führt den halben Adler in dem Wappen.
Warum den halben nur?

Bürgermeister.

Wie waren reichsfrei.
Doch seit zweihundert Jahren ist die Stadt
Der böhmischen Krone verpfändet. Daher rührt's.
Dah' wir nur noch den halben Adler führen.

Der untere Theil ist annullirt, bis etwa
Das Reich uns wieder einlöst.

Wallenstein.

Ihr verdientet
Die Freiheit. Haltet euch nur brav. Gebt keinem
Aufwieglervolk Gehör. Wie hoch seyd ihr
Verneuert?

Bürgermeister *lacht die Mäler.*
Dass wir's kaum erschwingen können.

Die Garnison lebt auch auf unsre Kosten.

Wallenstein.

Ihr sollt erleichtert werden. Sagt mir an,
Es sind noch Protestanten in der Stadt?

Bürgermeister *sagt.*

Ja, ja. Ich weiß es. Es verbergen sich noch viele
In diesen Mauern — ja! gesteht's nur frei —
Ihr selbst — Nicht wahr?

Winkt ihm mit den Augen. Bürgermeister erwidert:

Seyd ohne Furcht! ich hasse
Die Jesuiten — küg's an mir, sie wären längst
Aus Reiches Gränzen — Messbuch oder Bibel!
Mir ist's All Eins — Ich hab's der Welt bewiesen —
In Glogau hab' ich selber eine Kirche
Den Evangelischen erbauen lassen.
— Hört, Bürgermeister — wie ist Euer Name?

Bürgermeister.

Pachhälbel, mein erlauchter Fürst.

Wallenstein.

Hört — aber sagt's nicht weiter, was ich Euch
Jetzt im Vertrauen eröffne.

Dem der Hand o. die Hand legend, mit einer gemessenen Pause:

Die Erfüllung

Der Zeiten ist gekommen, Bürgermeister:
Die Hohen werden fallen, und die Niedrigen
Erheben sich — Behaltet's aber bei Euch!
Die spanische Doppelherrschaft neiget sich
Zu ihrem Ende, eine neue Ordnung
Der Dinge führt sich ein — Ihr seht doch jüngst
Am Himmel die drei Monde?

Bürgermeister.

Mit Entsetzen.

Wallenstein.

Davon sich zwei in blut'ge Todeskast
Verzogen und verwandelt. Nur einer,
Der mittlere, blieb stehn in seiner Klarheit.

Bürgermeister.

Wir zogen's auf den Rücken.

Wallenstein.

Rücken! Was?

Zwei Reiche werden blutig untergehen
Im Osten und im Westen, sag' ich Euch,
Und nur der lutherische Glauben wird bleiben.

Er bewegt die zwei Arme.

Ein starkes Schießen war ja diesen Abend
Zur linken Hand, als wir den Weg hieher
Gemacht. Vernahm man's auch hier in der Festung?

Gordon.

Wohl hörten wir's, mein General. Es brachte
Der Wind den Schall gerade von Süden her.

Büttler.

Von Neustadt oder Weiden schiens zu kommen.

Wallenstein.

Das ist der Weg, auf den die Schweden nahen.
Wie stark ist die Besatzung?

Gordon.

Hundert achtzig

Dienstfähige Mann, der Rest sind Invaliden.

Wallenstein.

Und wie viel stehn im Joachimsthal?

Gordon.

Zweihundert

Arkebusiere hab' ich hingeschickt,
Den Posten zu verstärken gegen die Schweden.

Wallenstein.

Ich lobe Eure Vorsicht. An den Werken
Wird auch gebaut. Ich sah's bei der Hereinfahrt.

Gordon.

Weil uns der Rheingraf jetzt so nah bedrängt,
Ließ ich noch zwei Bastionen schnell errichten.

Wallenstein.

Ihr seyd genau in Eures Kaisers Dienst.
Ich bin mit Euch zufrieden, Oberstleutnant.

Im Thurm zu

Der Posten in dem Joachimsthal soll abziehen
Sammt Allen, die dem Feind entgegenstehn.

Im Thurm zu

In Euren treuen Händen, Commandant,
Laß' ich mein Weib, mein Kind und meine Schwester.
Denn hier ist meines Lebens nicht; nur Briefe
Erwart' ich, mit dem Frühesten die Bestung
Sammt allen Regimentern zu verlassen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Cezky.

Cezky.

Willkommne Vorstadt! Treue Zeitungen!
Wallenstein.

Was bringt du?

Cezky.

Eine Schlacht ist vorgefallen

Bei Neustadt, und die Schweden blieben Sieger.

Wallenstein.

Was sagt du? Woher kommt dir diese Nachricht?

Cezky.

Ein Landmann bracht' es mit von Fischentent:
Nach Sonnenuntergang hab's angefangen,
Ein kaiserlicher Trupp von Tachau her
Sey eingebrochen in das schwer'sche Lager.
Zwei Stunden hab das Schießen angehalten,
Und tausend Kaiserliche seyn geblieben.
Ihr Oberst mit — mehr wußt er nicht zu sagen.

Wallenstein.

Wie käme kaiserliches Volk nach Neustadt?
Der Altringer — er müßte Bügel haben —
Stand gestern vierzehn Meilen noch von da;
Des Gallas Völker sammeln sich zu Braunberg
Und sind noch nicht beisammen. Hätte sich
Der Trupp etwa so weit vorgewagt?
Es kann nicht seyn.

Er erbeugt

Cezky.

Wir werden's alsbald hören,
Denn hier kommt Mo frühlich und voll Eile.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mo.

Mo zu Wallenstein.

Ein Reitender ist da und will dich sprechen.

Cezky.

Hat's mit dem Siege sich bekräftigt? Sprich!

Wallenstein.

Was bringt er? Woher kommt er?

Mo.

Von dem Rheingraf

Und, was er bringt, will ich voraus dir melden.
Die Schweden stehn fünf Meilen nur von hier.

Bei Neustadt hab der Piccolomini
 Sich mit der Reiterei auf sie geworfen,
 Ein fürchterliches Morden sey geschahn;
 Doch endlich hab die Menge überwältigt:
 Die Bappenheimer alle, auch der Mar,
 Der sie geföhrt — sey'n auf dem Platz geblieben.

Wallenstein.

Wo ist der Bote? Bringt mich zu ihm.

Will abgeben. Indem stürzt Fräulein Neubrunn ins Zimmer, ihr folgen einige Bediente, die durch den Saal eilen.

Neubrunn.

Hülfe! Hülfe!

Illo und Cetzky.

Was gibt's?

Neubrunn.

Das Fräulein!

Wallenstein und Cetzky.

Weiß sie's?

Neubrunn.

Sie will sterben.

Sich weht.

Wandert fort mit Illo und Cetzky ins Innere.

Sechster Auftritt.

Buttler und Gordon.

Gordon, *erschrocken*

Erklärt mir. Was bedeutete der Auftritt?

Buttler.

Sie hat den Mann verloren, den Sie liebte:
 Der Piccolomini war's, der umgekommen.

Gordon.

Unglücklich Fräulein!

Buttler.

Ihr habt gehört, was dieser Illo brachte,
 Daß sich die Schwerden siegend nah'n.

Gordon.

Wehl hört' ich's.

Buttler.

Zwölf Regimenter sind sie stark, und fünf
 Stehn in der Näh, den Herzog zu beschützen.
 Wir haben nur mein einzig Regiment,
 Und nicht zweihundert stark ist die Besatzung.

Gordon.

So ist's.

Buttler.

Nicht möglich ist's, mit so geringer Mannschafft
 Solch einen Staatsgefangnen zu bewahren.

Gordon.

Das seh' ich ein.

Buttler.

Die Menge hätte bald das kleine Häuflein
 Entwaffnet, ihn befreit.

Gordon.

Das ist zu fürchten.

Buttler *nach einer Pause*

Wißt! Ich bin Bürge worden für den Ausgang:
 Mit meinem Haupte halt' ich für das seu.
 Wort muß ich halten, führ's, wohin es will,
 Und, ist der Lebende nicht zu bewahren,
 So ist — der Todte noch gewiß.

Gordon.

Versteht' ich Euch? Gerechter Gott! Ihr könntet —

Buttler.

Er darf nicht leben.

Gordon.

Ihr vermöchtet's?

Buttler.

Ihr oder ich. Er sah den letzten Morgen.

Gordon.

Erorden wollt Ihr ihn?

Buttler.

Das ist mein Vorsatz.

Gordon.

Der Eurer Treu' vertraut!

Buttler.

Sein böses Schicksal!

Gordon.

Des Feldherrn heilige Person!

Buttler.

Das war er!

Gordon.

O, was er war, löscht kein Verbrechen aus!
 Ihn' Urtheil?

Buttler.

Die Vollstreckung ist statt Urtheils.

Gordon.

Das wäre Mord und nicht Gerechtigkeit:
 Denn hören muß sie auch den Schuldigen.

Buttler.

Klar ist die Schuld: der Kaiser hat gerichtet,
 Und seinen Willen nur vollstrecken wir.

Gordon.

Den blut'gen Versuch muß man nicht rasch vollziehen.
 Ein Wort nimmt sich, ein Leben nie zurück.

Buttler.

Der hurt'ge Dienst gefällt den Königen.

Gordon.

In Heufers Dienst drängt sich kein edler Mann.

Buttler.

Kein muthiger erbleicht vor kühner That.

Gordon.

Das Leben wagt der Muth, nicht das Gewissen.

Buttler.

Was? Soll er frei ausgehn, des Krieges Flamme,
 Die unausslöchliche, aus Neu' entzündet?

Gordon.

Nehmt ihn gefangen; tödtet ihn nur nicht,
 Greift blutig nicht dem Gnadenengel vor.

Buttler.

Wär' die Armee des Kaisers nicht geschlagen,
 Wäht' ich lebendig ihn erhalten haben.

Gordon.

O, warum schloß ich ihm die Festung auf!

Buttler.

Der Ort nicht, sein Verhängniß tödtet ihn.

Gordon.

Auf diesen Wällen wär' ich ritterlich,
 Des Kaisers Schloß vertheidigend, gesunken.

Buttler.

Und tausend brave Männer kämen um!

Gordon.

In ihrer Pflicht — Das schmückt und ehrt den Mann.
 Doch schrie zu Mord verfluchte die Natur.

Buttler, *eine Schale hervorhaltend*

Hier ist das Manifest, das uns befehlt,
 Und seiner zu bemächtigen. Es ist an Euch
 Gerichtet, wie an mich. Wollt Ihr die Folgen tragen,
 Wenn er zum Feind entrinnt durch unsre Schuld?

Gordon.

Ich, der Unmüchtige, o Gott!

Buttler.

Nehmt Ihr's auf Euch! Sieht für die Folgen ein!
 Mäß werden draus, was will! Ich leg's auf Euch.

Gordon.

O Gott im Himmel!

Wallensteins Tod.

Büttler.

Wißt Ihr andern Rath,
Des Kaisers Meinung zu vollziehen? Sprechet!
Denn stürzen, nicht vernichten will ich ihn.

Gordon.

O Gott! Was seyn muß, seh' ich klar, wie Ihr;
Doch anders schlägt das Herz in meiner Brust.

Büttler.*

Auch dieser Illo, dieser Tertzky dürfen
Nicht leben, wenn der Herzog fällt.

Gordon.

O, nicht um Diese thut mir's leid. Sie trieb
Ihr schlechtes Herz, nicht die Gewalt der Sterne.
Sie waren's, die in seine ruh'ge Brust
Den Samen böser Leidenschaft gestreut,
Die mit ruchwüthiger Geschäftigkeit
Die Unglücksfrucht in ihm genährt — Mag sie
Des bösen Dienstes böser Lohn erseilen!

Büttler.

Auch sollen sie im Tod ihm gleich voran.
Verabreicht ist schon Alles. Diesen Abend
Bei eines Gastmahls Freuden wollten wir
Sie lebend greifen und im Schloß bewahren.
Viel kürzer ist es so. Ich geh', sogleich
Die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Illo und Tertzky.

Tertzky.

Nun soll's bald anders werden! Morgen ziehn
Die Schweden ein, zwölftausend tapf're Krieger.
Tann grad' auf Wien! He! Künftig, Alter! Kein
So herb Gesicht zu solcher Freudenbotschaft!

Illo.

Jetzt ist's an uns, Befehle veranschreiben
Und Rath zu nehmen an den schlechten Menschen,
Den schändlichen, die uns verlassen. Einer
Hat's schon geküßt, der Piccolomini.
Ging's Allen so, die's übel mit uns meinen!
Wie schwer trifft dieser Schlag das alte Haupt!
Der hat sein ganzes Leben lang sich ab-
Gewandt, sein altes Grafenhaus zu fürsten,
Und jetzt begräbt er seinen einzigen Sohn!

Büttler.

Schad' ist's doch um den heldenmüth'gen Jüngling:
Dem Herzog selbst ging's nah, man sah es wohl.

Illo.

Hört, alter Freund! Das ist es, was mir nie
Am Herrn gefiel, es war mein ew'ger Zank!
Er hat die Wältschen immer vorgezogen.
Auch jetzt noch, ich schwör's bei meiner Seele,
Zäh' er uns Alle lieber achmal todt,
Könnt' er den Freund damit ins Leben rufen.

Tertzky.

Still, still! Nicht weiter! Laß die Todten ruhn!
Heut gilt es, wer den Andern niedertrinkt:
Denn Euer Regiment will uns bewirthen.
Wir wollen eine lustige Gastnacht halten;
Die Nacht sey einmal Laß: bei vollen Gläsern
Erwarten wir die schwed'sche Avantgarde.

Illo.

Ja, laßt uns heut noch guter Dinge seyn:
Denn heiße Tage stehen uns bevor;
Nicht ruhn soll dieser Regen, bis er sich
In Desterreich'schem Mute satt gebadet.

* In freieren Ma- erste Schlach- tere die An-
Bei hartem Ge- zu wech- geachtet hat sich
In über Schule Reichthümlichkeit

Gordon.

Wini, welche Red' ist Das, Herr Feldmarschall!
Warum so wüthten gegen Euren Kaiser —

Büttler.

Hofft nicht zu viel von diesem ersten Sieg.
Bedenkt, wie schnell des Glückes Rad sich dreht,
Denn immer noch sehr mächtig ist der Kaiser.

Illo.

Der Kaiser hat Soldaten, keinen Feldherrn:
Denn dieser König Ferdinand von Ungarn
Versteht den Krieg nicht — Gallas? Hat kein Glück
Und war von jeher nur ein Heerverderber.
Und diese Schlange, der Octavio,
Kann in die Fersen heimlich wohl verwunden,
Doch nicht in offner Schlacht dem Friedland sehn.

Tertzky.

Nicht fehlen kann's uns, glaubt mir's nur. Das Glück
Verläßt den Herzog nicht: bekannt ist's ja,
Nur unterm Wallenstein kann Oestreich siegen.

Illo.

Der Fürst wird eheinsam ein großes Heer
Versammeln haben: Alles drängt sich, strömt
Herbei zum alten Ruhme seiner Bahnen.
Die alten Laage seh' ich wiederkehren;
Der Große wird er wieder, der er war.
Wie werden sich die Thoren dann ins Aug
Geschlagen haben, die ihn jetzt verlassen!
Denn Länder schenken wird er seinen Freunden
Und treue Dienste kaiserlich belohnen.
Wir aber sind in seiner Gunst die Nächsten.

In Cetero

Auch Euer wird er dann gedenken, wird Euch
Aus diesem Reine ziehen, Eure Tren'
Zu einem höhern Posten glänzen lassen.

Gordon.

Ich bin veranlagt, verlange höher nicht
Hinauf: wo große Höh', ist große Tiefe.

Illo.

Ihr habt hier weiter nichts mehr zu bestellen,
Denn morgen ziehn die Schweden in die Festung.
Kommt, Tertzky. Es wird Zeit zum Abendessen.
Was meint Ihr? Lassen wir die Stadt erleuchten,
Den Schwedischen zur Obr', und, weis nicht thut,
Der ist ein Spanischer und ein Bernacher.

Tertzky.

Laß Das. Es wird dem Herzog nicht gefallen.

Illo.

Was! Wir sind Meister hier, und Keiner soll sich
Un kaiserlich bekennen, wo wir herrschen.
— Gut Nacht, Gordon. Laßt Euch zum Legtenmal
Den Flag empsiehlen sehn, schickt Runden aus!
Zur Sicherheit kann man das Wort noch ändern.
Schlag Zehn bringt Ihr dem Herzog selbst die Schlüssel,
Dann seyd Ihr Eures Schließeramtes onnt:
Denn morgen ziehn die Schweden in die Festung.

Tertzky im Begleiten zu Büttler

Ihr kommt doch auch aufs Schloß?

Büttler.

In rechter Zeit.

Heut gehen ab.

Achter Auftritt.

Büttler und Gordon.

Gordon, stumm nachdenkend.

Die Unglückseligen! Wie ahnungslos
Sie in das ausgekannnte Verderben stürzen
In ihrer blinden Siegestrunktheit! —
Ich kann sie nicht belagen. Dieser Illo.

Der übermüthig freche Bösewicht,
Der sich in seines Kaisers Blut will haben!

Buttler.

Ihnt, wie er Euch befohlen. Schickt Patrouillen
Herum, sorgt für die Sicherheit der Festung;
Sind Feue oben, schließ' ich gleich die Burg,
Daß in der Stadt nichts von der That verlautet!

Gordon, ängstlich.

O, eilt nicht so! Erst sagt mir —

Buttler.

Ihr vernahmt's:

Der nächste Morgen schon gehört den Schweden.
Die Nacht nur ist noch unser: sie sind schnell;
Noch schneller wollen wir seyn — Lebet wohl.

Gordon.

Ach, Eure Blicke sagen mir nichts Gutes.
Versprechet mir —

Buttler.

Der Sonne Licht ist unter,
Gerab steigt ein verhängnißvoller Abend —
Sie macht ihr Dunkel sicher. Wehlos gibt sie
Ihr böser Stern in unsre Hand, und mitten
In ihrem trunkenen Glückeswahn soll
Der scharfe Stahl ihr Leben rasch verschneiden.
Ein großer Nebenbuhler war der Dürst
Von jeder: Alles wußt' er zu berechnen,
Die Menschen wußt' er, gleich des Würfels Steinen,
Nach seinem Zweck zu setzen und zu schieben.
Nicht Anstand nahm er, Andern Ehr' und Würde
Und guten Ruf zu wüßeln und zu spielen.
Gerechnet hat er fort und fort, und endlich
Wird doch der Kalkül irrig seyn; er wird
Sein Leben selbst hinein gerechnet haben.
Wie Jener dort in seinem Gufel fallen.

Gordon.

O, seiner Fehler nicht gedenket jetzt!
An seine Größe denkt, an seine Wille,
An seines Hergens liebenswerthe Züge,
An alle Thaten seines Lebens
Und laßt sie in das aufgehobne Schwert
Als Engel bittend, gnadendehend fallen.

Buttler.

Es ist zu spät. Nicht Mitleid darf ich fühlen:
Ich darf nur blutige Gedanken haben.

Gordon, fortsetzend.

Gordon! Nicht meines Hasses Trieb — Ich liebe
Den Herzog nicht und hab darn nicht Urtheil —
Doch nicht mein Haß macht mich zu seinem Mörder.
Sein böses Schicksal ist's. Das Unglück treibt mich,
Die feindliche Zusammenkunft der Dinge.
Es denkt der Mensch die freie That zu thun,
Umsonst! Er ist das Spielwerk nur der blinden
Gewalt, die aus der eignen Wahl ihm schnell
Die furchtbare Nothwendigkeit erschafft.
Was hält's ihm auch, wenn mir für ihn im Herzen
Was rebete — Ich muß ihn dennoch tödten.

Gordon.

O, wenn das Herz Euch warnt, folgt seinem Triebe!
Das Herz ist Gottes Stimme; Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung.
Was kann aus blutiger That Euch Glückliches
Beseligen? O, ons Blut entspringt nichts Gutes!
Soll sie die Staffel Euch zu Größe bauen?
O, glaubt Das nicht — Es kann der Mord bisweilen
Den Königen, der Mörder nie gefallen.

Buttler.

Ihr wißt nicht. Fragt nicht. Warum mußten auch
Die Schweden fliehen und so eilend nahn!
Oern überleß' ich ihn des Kaisers Gnade:

Sein Blut nicht will ich. Nein, er möchte leben;
Doch meines Wortes Ehre muß ich lassen,
Und sterben muß er, oder — hört und wißt:
Ich bin entehrt, wenn aus der Furst entkommt.

Gordon.

O, solchen Mann zu retten —

Buttler, schnell.

Was?

Gordon.

Ist eines Opfers werth — Seyd edelmüthig!
Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.

Buttler, tief und langsam.

Er ist ein großer Herr, der Fürst — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, Das wollt Ihr sagen.
Was liegt der Welt dran, meint Ihr, ob der niedrig
Geborene sich ehret oder schändet,
Wenn nur der Fürstliche gerettet wird.

— Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, Das steht bei mir;
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein,
Und, weil ich meinem tren bin, muß er sterben.

Gordon.

O, einen Felsen streb' ich zu bewegen!
Ihr seyd von Menschen menschlich nicht erzeugt.
Nicht hindern kann ich Euch; ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand.

Er, summt die Töne fort.

Neunter Auftritt.

Echla *aus dem Thore, nach einem kleinen Aufenthalt.* **Herzogin**
Fräulein von Neubrunn *um sie herum.* **Wallen-**
stein *und die Gräfin* *im Thore.*

Wallenstein.

Wie wußte sie es denn so schnell?

Gräfin.

Sie scheint

Unglück graben zu haben. Das Gerücht
Von einer Schlacht erschreckte sie, worin
Der kaiserliche Oberst sey gefallen.

Ich sah es gleich. Sie floh dem schwedischen
Geurier entgegen und entriß ihm schnell
Durch Fragen das unglückliche Geheimniß.

In spät vermisten wir sie, eilten nach;
Thunächtlich lag sie schon in seinen Armen

Wallenstein.

So unbereitet mußte dieser Schlag
Sie treffen! Armes Kind! — Wie ist's? Erholt sie sich?

Ich bin es, sie ist noch nicht erwacht.

Herzogin.

Sie schlägt die Augen auf.

Gräfin.

Sie lebt!

Echla, fortsetzend.

Wo bin ich?

Wallenstein.

Komm zu dir, Echla. Sey mein starkes Madam!
Zieh deiner Mutter liebende Gestalt
Und keines Vaters Arme, die dich halten.

Echla *indem sie aufsteht.*

Wo ist er? Ist er nicht mehr hier?

Herzogin.

Wer, meine Tochter?

Echla.

Der dieses Unglückswort aussprach —

Hauptmann.

Wie standen, keines Ueberfalls gewärtig,
Bei Neustadt schwach verschanzt in unserm Lager,
Als gegen Abend eine Wolke Staubes
Aufstieg vom Wald her, unser Vortrab fliehend
Ins Lager stürzte, rief: der Feind sey da.
Wir hatten eben nur noch Zeit, uns schnell
Aufs Pferd zu werfen, da durchbrachen schon,
In vollem Hosseslauf daher gesprengt,
Die Pappenheimer den Verhaß; schnell war
Der Graben auch, der sich ums Lager zog,
Von diesen stürmischen Schaaren überflogen.
Doch unbefonnen hatte sie der Muth
Vorausgeführt den Andern: weit dahinten
War noch das Fußvolk; nur die Pappenheimer waren
Dem kühnen Führer fähig gesellt. —

Isella macht eine Bewegung. Der Hauptmann hält einen Augenblick inne, bis sie ihm einen Wink gibt, vorzufahren.

Von Vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzt mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Recken
Von Pfilen ihnen starr entgegenstreckte.
Nicht vorwärts konnten sie, auch nicht zurück,
Gefesselt in drangvoll fürchterliche Enge.
Da rief der Rheingraf ihrem Führer zu,
In guter Schlacht sich endlich zu ergeben;
Doch Oberst Piccoleomini —

Isella, schmädelnd, sagt eines Ergel.

Ihn machte
Der Helmbusch kenntlich und das lange Haar,
Vom raschen Mitle war's ihm losgegangen —
Zum Graben winkt er, sprengt, der Grille, selbst
Sein edles Roß darüber weg, ihm stürzt
Das Regiment nach — doch — schon war's geschehn!
Sein Pferd, von einer Partisan durchstoßen, bäumt
Sich wüthend, schmeißt weit den Reiter ab,
Und hoch weg über ihn geht die Gewalt
Der Hölle, keinem Jügel mehr gehorchend.

Isella wirft die letzten Worte mit allen Zeichen wachsender Angst begleitet; verfaßt in ein beständiges Zittern. Sie will Gassen. Gedächtniß an Neubrunns alte Krone und empfängt sie in ihren Armen.

Neubrunn.

Mein theures Bräulein —

Hauptmann, gerührt.

Ich entferne mich.

Isella.

Es ist vorüber — bringen Sie's zu Ende.

Hauptmann.

Da ergriff, als sie den Führer fallen sah,
Die Truppen grimmig wüthende Veraweisung.
Der eignen Rettung denkt jetzt Keiner mehr;
Gleich wilden Tigern sehten sie; es reißt
Ihr starrer Widerstand die Unstigen,
Und eher nicht erfolgt des Kampfes Ende,
Als bis der letzte Mann gefallen ist.

Isella mit zitternder Stimme.

Und wo — wo ist — Sie sagten mir nicht All's.

Hauptmann nach einer Pause.

Hent früh bestatteten wir ihn. Ihn trugen
Zwei Jünglinge der edelsten Geschlechter;
Das ganze Heer begleitete die Bahre.
Ein Lorbeer schmückte seinen Sarg; drauf legte
Der Rheingraf selbst den eignen Egerbecken.
Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht:
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Feindschaft erfahren,
Und Alle rühre sein Geschick. Wenn hätte

Der Rheingraf ihn gerettet; doch er selbst
Vereitelt' es: man sagt, er wollte sterben.

Neubrunn,

gerührt zu Isella, welche ihr Angestricheltes hat.

Mein theures Bräulein — Bräulein, sehn Sie auf!
O, warum mußten Sie darauf bestehen?

Isella.

— Wo ist sein Grab?

Hauptmann.

In einer Klosterkirche
Bei Neustadt ist er beigesetzt, bis man
Von seinem Vater Nachricht eingezogen.

Isella.

Wie heißt das Kloster?

Hauptmann.

Sankt Katharinenstift.

Isella.

Ja's weit bis dahin?

Hauptmann.

Sieben Meilen zählt man.

Isella.

Wie geht der Weg?

Hauptmann.

Man kommt bei Tirschenrout
Und Falkenberg durch unsre ersten Posten.

Isella.

Wer commandirt sie?

Hauptmann.

Oberst Sedendorf.

Isella

tritt an den Tisch und nimmt aus dem Schmelztopf eine Kugel.
Sie haben mich in meinem Schmerz geirrt
Und mir ein menschlich Herz gerettet — Empfangen Sie,
indem sie ihm den Ring gibt.

Ein Andenken dieser Stunde — Geben Sie!

Hauptmann, bewegt.

Prinzessin —

Isella macht eine Bewegung zu gehen und verfaßt sich. Ein Ruf: Isella! Isella! Isella! Neubrunn wendet sich dem Ruf zu.

Gilster Auftritt.

Neubrunn. Isella.

Isella *tritt der Neubrunn um den Hals*

Segt, gute Neubrunn, zeige mir die Liebe.

Die du mir stets geliebt! Beweise dich

Als meine treue Freundin und Gefährtin!

— Wir müssen fort, noch diese Nacht.

Neubrunn.

Fort, und wohin?

Isella.

Wohin? Es ist nur ein Ort in der Welt!

Wo er bestattet liegt, in seinem Sarge!

Neubrunn.

Was können Sie dort wollen, theures Bräulein?

Isella.

Was dort, Unglückliche! So würdest du
Nicht fragen, wenn du je geliebt. Dort, dort
Ist Alles, was noch übrig ist von ihm.
Der einzige Fleck ist mir die ganze Erde.
— O, halte mich nicht auf! Komm' und mach' Anstalt!
Laß uns auf Mittel denken, zu entfliehen.

Neubrunn.

Bedenken Sie auch Ihres Vaters Zorn?

Isella.

Ich fürchte keines Menschen Zürnen mehr.

Neubrunn.

Den Hohn der Welt! Des Labels arge Zunge!

Wallensteins Tod.

Eckla.

Ich suche Einen auf, der nicht mehr ist.
Will ich denn in die Arme — O mein Gott!
Ich will ja in die Gruft nur des Geliebten.

Neubrunn.

Und wir allein, zwei hilflos schwache Weiber?

Eckla.

Wir waffnen uns: mein Arm soll dich beschützen.

Neubrunn.

Bei dunkler Nachtzeit?

Eckla.

Nacht wird uns verbergen.

Neubrunn.

In dieser rauhen Sturmnacht?

Eckla.

Ward ihm saust

Gebettet unter den Hufen seiner Kofse?

Neubrunn.

O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!

Man wird uns nicht durchlassen.

Eckla.

Es sind Menschen.

Drei geht das Unglück durch die ganze Erde!

Neubrunn.

Die weite Reise —

Eckla.

Zählt der Pilger Meilen,

Wenn er zum fernem Gnadenbilde wallt?

Neubrunn.

Die Möglichkeit, aus dieser Stadt zu kommen?

Eckla.

Gold öffnet uns die Thore. Geh nur, geh!

Neubrunn.

Wenn man uns kennt?

Eckla.

In einer Blüthenzeit,

Veraschelnten sucht Niemand Friedlands Tochter.

Neubrunn.

Wo finden wir die Pferde zu der Flucht?

Eckla.

Mein Cavalier verschafft sie. Geh' und ruf ihn!

Neubrunn.

Wagt er Das ohne Wissen seines Herrn?

Eckla.

Er wird es thun. O, geh nur! Zaudre nicht.

Neubrunn.

Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,

Wenn Sie verschwunden sind?

Eckla.

Ich bestimmt und schwärzt sich vor sich hin wandelnd

O meine Mutter!

Neubrunn.

So viel schon leidet sie, die gute Mutter:

Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?

Eckla.

Ach kann's ihr nicht ersparen! — Geh nur, geh!

Neubrunn.

Bedenken Sie doch ja wohl, was Sie thun.

Eckla.

Bedenkt ist schon, was zu bedenken ist.

Neubrunn.

Und, sind wir dort, was soll mit Ihnen werden?

Eckla.

Dort wird's ein Gott mir in die Seele geben.

Neubrunn.

Ihr Herz ist jetzt voll Unruh, theures Fräulein:
Das ist der Weg nicht, der zur Ruhe führt.

Eckla.

Zur tiefen Ruh, wie er sie auch gefunden.

— O, rül, geh! Mach keine Worte mehr!

Es zieht mich fort, ich weiß nicht, wie ich's nenne,

Unwiderstehlich fort zu seinem Grabe!

Dort wird mir leichter werden, augenblicklich!

Das herzerstikende Band des Schmerzens wird

Sich lösen — Meine Thränen werden fließen.

O, geh, wir könnten längst schon auf dem Weg seyn,

Nicht Ruhe find' ich, bis ich diesen Mauern

Entronnen bin — Sie stürzen auf mich ein —

Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht

Von dannen — Was ist Das für ein Gefühl!

Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses

Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an —

Ich habe keinen Platz mehr — immer neue!

Es drängt mich das entfesselte Gewimmel

Aus diesen Wänden fort, die Lebende!

Neubrunn.

Sie setzen mich in Angst und Schrecken, Fräulein,

Daß ich nun selber nicht zu bleiben wage.

Ich geh' und rufe gleich den Rosenberg. Gott 25

Zwölfter Auftritt.

Eckla.

Sein Geist ist's, der mich ruft. Es ist die Schaar

Der Treuen, die sich rühend ihm gepflegt,

Müdder Säumnis klagen sie mich an.

Sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen,

Der ihres Lebens Führer war — Das thaten

Die rohen Herzen, und ich sollte leben!

— Nein! Auch für mich ward jener Vorbeerkranz,

Der keine Lebendbabre schmückt, gewunden.

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?

Ich weiß es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Ja, da ich dich, den Liebenden, geunden,

Da war das Leben etwas. Glänzend lag

Vor mir der neue goldne Tag,

Wie traumte von zwei himmelsternen Stunden.

Du standest an dem Eingang in die Welt,

Die ich betrat mit stöckerlichem Jaugen;

Sie war von taubend Sonnen aufgekellt;

Gut guter Engel schienst du binarschelt,

Mich aus der Runkel fahrlaffen Jaugen

Schnell auf des Lebens Wirbel hinzutragen.

Mein erst Gmfinden war des Himmels Glück:

In dein Herz fiel mein erster Blick!

Er ist hier in der Nacht und hat sich dann mit seinen drei Kindern

— Da kommt das Schicksal — Rob und kalt

Kaht es des Freundes ärtliche Gehalt

Und wirft ihn unter den Fußschlag seiner Pferde —

— Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Dreizehnter Auftritt.

Eckla. Fräulein Neubrunn — **Stallmeister.**

Neubrunn.

Hier ist er, Fräulein, und er will es thun.

Eckla.

Willst du uns Pferde schaffen, Rosenberg?

Stallmeister.

Ich will sie schaffen.

Eckla.

Willst du uns begleiten?

Stallmeister.

Mein Fräulein, bis ans End der Welt.

Chekla.

Du kannst

Zum Herzog aber nicht zurück mehr kehren.

Stallmeister.

Ich bleib bei Ihnen.

Chekla.

Ich will dich belohnen
Und einem andern Herrn empfehlen. Kannst du
Uns aus der Fesslung bringen unentdeckt?

Stallmeister.

Ich kann's.

Chekla:

Wann kann ich gehn?

Stallmeister.

In dieser Stunde.

— Wo geht die Reise hin?

Chekla.

Nach — Sag's ihm, Neubrunn.

Neubrunn.

Nach Neustadt.

Stallmeister.

Wohl. Ich geh', es zu besorgen.

Neubrunn.

Ach, da kommt Ihre Mutter, Bräulein.

Chekla.

Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Chekla. Neubrunn. Die Herzogin.

Herzogin.

Er ist hinweg: ich finde dich gefangen.

Chekla.

Ich bin es, Mutter — Lassen Sie mich jetzt
Bald schlafen gehen und die Neubrunn um mich sehn.
Ich brauche Ruh.

Herzogin.

Du sollst sie haben, Chekla.

Ich geh getrübt weg, da ich den Vater
Verzählen kann.

Chekla.

Gut Nacht denn, liebe Mutter!

Er geht zu dem Thore und ruft: Sie ist gefangen!

Herzogin.

Du bist noch nicht ganz ruhig, meine Tochter.
Du zitterst ja so heftig, und dein Herz
Klopft hörbar da dem meinen.

Chekla.

Schlaf wird es

Befänstigen — Gut Nacht, geliebte Mutter!

Indem sie auf das Thore des Mutter sich zuwenden, fällt der Vorhang.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Buttler. Major Geraldin.

Buttler.

Zwölft rüstige Dragoner sucht Ihr aus,
Bewaffnet sie mit Piken, denn kein Schuß
Darf fallen — In dem Eßsaal nebenbei
Berückt Ihr mich, und, wenn der Nachtiich auf-
Geseht, dringt Ihr herein und ruft: Wer ist
Gut: kaiserlich? — Ich will den Tisch umhürten —
Dann werst ihr mich auf Weibe, stoßt sie nieder.
Das Schloß wird wohl besetzt und bewacht,
Daß kein Gerücht davon zum Fürsten dringe.

Geht jetzt — Habt Ihr nach Hauptmann Deverour
Und Macdonald geschickt?

Geraldin.

Gleich sind sie hier.

Exit ab

Buttler.

Kein Aufschub ist zu wagen. Auch die Bürger
Erklären sich für ihn: ich weiß nicht, welch
Ein Schwindelgeist die ganze Stadt ergriffen.
Sie sehn im Herzog einen Friedensfürsten
Und einen Stifter neuer goldner Zeit.
Der Rath hat Waffen ausgetheilt; schon haben
Sich ihrer Hundert angeboten, Wache
Bei ihm zu thun. Drum gilt es, schnell zu seyn:
Denn Feinde drohn von Außen und von Innen.

Zweiter Auftritt.

Buttler. Hauptmann Deverour und Macdonald.

Macdonald.

Da sind wir, General.

Deverour.

Was ist die Lösung?

Buttler.

Es lebe der Kaiser!

Beide: *unter sich*

Wie?

Buttler.

Haus Oestreich lebe!

Deverour.

It's nicht der Frießland, dem wir Treu geschworen!

Macdonald.

Sind wir nicht, hergeführt, ihn zu beschützen?

Buttler.

Wir einen Reichsfeind und Verräther schützen?

Deverour.

Nun ja, du nimmst uns ja für ihn in Pflicht.

Macdonald.

Und bist ihm ja lieber gefolgt nach Exer.

Buttler.

Ich that's, ihn desto sicher zu vertreiben

Deverour.

Ja so!

Macdonald.

Das ist was Andre's.

Buttler: *unter sich*

Gieret!

So leicht entweichst du von der Pflicht und Tath?

Deverour.

Zum Beispiel, Herr! Ich folgte deinem Beispiet.

Kann's ein Eckeln seyn, daß ich, kannst du's auch.

Macdonald.

Wir denken nicht nach. Das ist keine Sache!

Du bist der General und commandir.

Wir folgen dir, und wenn's zur Hölle ginge.

Buttler: *unter sich*

Nun gut! Wir können einander.

Macdonald: *unter sich*

Ja, das muß ich.

Deverour.

Wir sind Soldaten der Fortuna: wer

Das Meiste bietet, hat uns.

Macdonald.

Ja, so ist's.

Buttler.

Doch sollt ihr ehrliebe Soldaten bleiben.

Deverour.

Das sind wir gerne.

Buttler.
Und Fortune machen.
Macdonald.

Das ist noch besser.

Buttler.
Höret an.

Beide. Wir hören.

Buttler.
Es ist des Kaisers Will' und Ordonnanz,
Den Friedland, lebend oder todt, zu fahen.

Deveroux.
So sieht's im Brief?

Macdonald.
Ja, lebend oder todt!

Buttler.
Und stattliche Belohnung wartet Tessen
An Geld und Gütern, der die That vollführt.

Deveroux.
Es klingt ganz gut. Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja! Wir wissen schon!
So eine goldne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und so was.
— Der Fürst zahlt besser.

Macdonald.
Ja, der ist splendid.

Buttler.
Mit dem ist's aus. Sein Glückstern ist gefallen.

Macdonald.
Ist Das gewiß?

Buttler.
Ich sag's euch.
Deveroux. Ist's vorbei

Mit seinem Glück?

Buttler.
Vorbei auf immerdar.

Er ist so arm, wie wir.

Macdonald.
So arm, wie wir?

Deveroux.
Ja, Macdonald, da muß man ihn verlassen!

Buttler.
Verlassen ist er schon von Zwanzigtausend.
Wir müssen mehr thun, Vordemann. Rara und gut
— Wir müssen ihn tödten.

Beide.
Töden?

Buttler.
Töden, sag' ich.

— Und dazu hab' ich euch erlesen.

Beide.
Uns?

Buttler.
Euch, Hauptmann Deveroux und Macdonald.

Deveroux *schaut sich um.*
Wählt einen Andern.

Macdonald.
Ja, wählt einen Andern.

Buttler *zu Deveroux.*
Gischredt's dich, feige Memme? Wie? Tu haß
Schon deine dreißig Seelen auf dir liegen —

Deveroux.
Hand an den Feldherrn legen — Das bedenk'

Macdonald.
Dem wir das Jurament geleistet haben!

Buttler.
Das Jurament ist null mit seiner Treu.

Deveroux.

Hör, General! Das dünkt mir doch zu gräßlich.

Macdonald.

Ja, Das ist wahr! Man hat auch ein Gewissen.

Deveroux.

Wenn's nur der Chef nicht wär, der uns so lang
Gecommandirt hat und Respect gefordert.

Buttler.

Ist Das der Anstoß?

Deveroux.

Ja! Hör! Wen du sonst willst!

Dem eignen Sohn, wenn's Kaisers Dienst verlangt,
Will ich das Schwert ins Eingeweide bohren —
Doch, sieh, wir sind Soldaten, und, den Feldherrn
Ermorden, Das ist eine Sünd' und Hovel,
Daron kein Bruchmündch abfolviren kann.

Buttler.

Ich bin dein Papp und absolviere dich.

Entschließt euch schnell.

Deveroux *steht beiseite.*

Es geht nicht.

Macdonald.

Nein, es geht nicht.

Buttler.

Nun denn, so geht — und — schickt mir Postuluzen.

Deveroux *er*

Den Postuluz — Hum!

Macdonald.

Was willst du mit diesem?

Buttler.

Wenn ihr's verdammt, es sünden sich genug —

Deveroux.

Nein, wenn er fallen muß, so können wir
Den Preis so gut verdienen, als ein Andern.
— Was denkst du, Vordier Macdonald?

Macdonald.

Ja, wenn

Er fallen muß und soll, und 's ist nicht anders,
So mag ich diesem Postuluz nicht ginnen.

Deveroux *schaut sich um.*

Wann soll er fallen?

Buttler.

Heut, in dieser Nacht!

Denn morgen stehn die Schweden vor den Thoren.

Deveroux.

Stech' du mir für die Deigen, General!

Buttler.

Ich steh' für Alles.

Deveroux.

Ist's des Kaisers Will?

Sein netter, runder Will? Man hat Gremyel.
Dag man den Mord liebt und den Mörder strast.

Buttler.

Das Manifest sagt: Lebend oder todt.
Und lebend ist's nicht möglich, seht ihr selbst —

Deveroux.

Tozt also? Tozt — Wie aber kommt man an ihn
Die Stadt ist angefüllt mit Terschöcken.

Macdonald.

Und dann ist noch der Tersch und der Mo —

Buttler.

Mit diesen Beiden singt man an, versteht sich.

Deveroux.

Was? sollen die auch fallen?

Buttler.

Die zuerst.

Macdonald.

Hör, Deveroux — Das wird ein blut'ger Abend.

Deverour.

Gast du schon deinen Mann dazu? Trag's mir auf.

Büttler.

Dem Major GERALDIN ist's übergeben.

Es ist heut Fastnacht, und ein Essen wird
Gegeben auf dem Schloß; dort wird man sie
Bei Tafel überfallen, niederstossen —
Der Festzug, der Leslie sind dabei —

Deverour.

Hör, General, dir kann es nichts verschlagen.
Hör — laß mich tauschen mit dem GERALDIN.

Büttler.

Die kleinere Gefahr ist bei dem Herzog.

Deverour.

Gefahr? Was, Teufel! denkst du von mir, Herr?
Des Herzogs Aug, nicht seinen Degen fürcht' ich.

Büttler.

Was kann sein Aug dir schaden?

Deverour.

Alle Teufel!

Du kennst mich, daß ich keine Memme bin.
Doch, sieh', es sind noch nicht acht Tag, daß mir
Der Herzog zwanzig Goldstück reichen lassen
Zu diesem warmen Rock, den ich hier anhab' —
Und, wenn er mich nun mit der Pike sieht
Tastehn, wie auf den Rock sieht — sieh — so —
Der Teufel hol mich! ich bin keine Memme.

Büttler.

Der Herzog gab dir diesen warmen Rock,
Und du, ein armer Wicht, bedenkst dich, ihm
Dafür den Degen durch den Leib zu rennen.
Und einen Rock, der noch viel wärmer hält,
Ging ihm der Kaiser um, den Kürtenmantel.
Wie dankt er's ihm! Mit Aufrubr und Verrath.

Deverour.

Das ist auch wahr. Den Dauser hol der Teufel!
Ich — bring' ihn um.

Büttler.

Nur, willst du dein Gewissen
Beruhigen, darfst du den Rock nur ausziehen,
So kannst du's frisch und wohlgenuth vollbringen.

Macdonald.

Ja, da ist aber noch was zu bedenken —

Büttler.

Was gibt's noch zu bedenken, Macdonald?

Macdonald.

Was hilft uns Wehr und Waffe wider Den?
Er ist nicht zu verwunden, er ist fehn.

Büttler.

Was wird er —

Macdonald.

Gegen Schuß und Hieb! Er ist
Gefroren, mit der Teufelskaut behaftet,
Sein Leib ist undurchdringlich, sag' ich dir.

Deverour.

Ja, ja! In Inghelstadt war auch so Winter,
Dem war die Haut so fest wie Stahl, man mußte ihn
Zuletzt mit Zintenkelben niedererschlagen.

Macdonald.

Hört, was ich thun will!

Deverour.

Sprich.

Macdonald.

Ich kenne hier

Im Kloster einen Bruder Dominikaner
Aus unser Landmannschaft, der soll mir Schwert
Und Pike tauchen in weiches Wasser
Und einen kräftigen Segen drüber sprechen:
Das ist bewährt, hilft gegen jeden Mann.

Büttler.

Das thue, Macdonald. Jetzt aber geht.
Wählt aus dem Regimente zwanzig, dreißig
Handfeste Kerls, laßt sie dem Kaiser schwören —
Wenn's Gilt geschlagen — wenn die ersten Munden
Paffirt sind, führt ihr sie in aller Stille
Dem Hause zu — Ich werde selbst nicht weit seyn.

Deverour.

Wie kommen wir durch die Hartschiers und Garben,
Die in dem innern Hofraum Wache stehn?

Büttler.

Ich hab des Orts Gelegenheit erkundigt.
Durch eine hintre Pforte führ' ich euch,
Die nur durch einen Mann verteidigt wird.
Mir gibt mein Rang und Amt zu jeder Stunde
Einlaß beim Herzog. Ich will euch vorangehn,
Und schnell mit einem Dolchstoß in die Kehle
Durchbohr' ich den Hartschier und mach' euch Wahn.

Deverour.

Und, sind wir oben, wie erreichen wir
Das Schlafgemach des Kürten, ohne daß
Das Hofgeünd' erwacht und Lärmen ruft?
Denn er ist hier mit großem Gemitat.

Büttler.

Die Dienerschaft ist auf dem rechten Flügel;
Er haßt Gerusch, wohnt auf dem linken ganz allein.

Deverour.

Wir's nur vorüber, Macdonald — Mir ist
Seltsam dabei zu Muthe, weiß der Teufel.

Macdonald.

Mir auch. Es ist ein gar zu großes Haus.
Man wird uns für zwei Bösewichter halten.

Büttler.

In Glang und Ehr' und Ueberdau könnt ihr
Der Menschen Urtheil und Oered verachten.

Deverour.

Wenn's mit der Ehr' nur auch so recht gewiß ist.

Büttler.

Tod unbeforgt. Ihr rettet Kron' und Reich
Dem Kertnwart. Der Lohn kann nicht gering seyn.

Deverour.

So ist's sein Zweck, den Kaiser zu entthronen?

Büttler.

Das ist er! Kron' und Leben ihm zu rauben!

Deverour.

So müßt' er fallen durch des Henkers Hand,
Wenn wir nach Wien lebendig ihn geliefert!

Büttler.

Der Schicksal könnt' er nimmermehr vermeiden.

Deverour.

Krona, Macdonald! Er soll als Aelchherr enden
Und ehlich fallen von Soldatenhänden.

Dritter Auftritt.

Wallenstein, aus dem Thore Der schwedische Hauptmann
steht vor ihm. Waldemar Grönsa Terzky.

Wallenstein.

Gruß dich Garem Herrn. Ich nehme Theil
An jedem guten Glück, und, wenn Ihr mich
So viele Freude nicht bereygen seht,
Als diese Siegespost verkünden mag,
So glaubt, es ist nicht Mangel guten Willens,
Denn unser Glück ist nunmehr Eins. Lebt wohl!

Nehmt meinen Dank für Eure Müß. Die Festung
Soll sich euch aufthun morgen, wann ihr kommt.

*Schwedischer Hauptmann geht ab. Wallenstein sitzt in tiefen Gedanken,
starr vor sich hinstehend, den Kopf in die Hand gesenkt. Gräfin
Terzky tritt herein und steht eine Zeitlang vor ihm unbewegt; endlich
macht er eine rasche Bewegung, erblüht sie und läßt sich schnell.*

Kommst du von ihr? Erholt sie sich? Was macht sie?

Gräfin.

Sie soll gefasster seyn nach dem Gespräch,
Sagt mir die Schwester — Jetzt ist sie zu Bette.

Wallenstein.

Ihr Schmerz wird sanfter werden. Sie wird weinen.

Gräfin.

Auch dich, mein Bruder, find' ich nicht wie sonst.
Nach einem Sieg erwartest' ich dich heitrer.
O, bleibe stark! Erhalte du uns aufrecht,
Denn du bist unser Licht und unsre Sonne.

Wallenstein.

Sey ruhig. Mir ist nichts — Wo ist dein Mann?

Gräfin.

Zu einem Gastmahl sind sie, er und Alce.

Wallenstein

steht auf und macht einige Schritte durch den Saal.

Es ist schon finstre Nacht — Geh' auf dein Zimmer!

Gräfin.

Heiß mich nicht gehn, o, laß mich um dich bleiben!

Wallenstein ist and'rerseits gezogen

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Thurmes Raben jagt der Wind, schnell geht
Der Wellen Zug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
— Kein Sternbild ist zu sehn! Der matte Schein lert,
Der einzelne, ist aus der Kassiopeia,
Und dahin steht der Joviter — Doch jetzt
Deckt ihn die Schwärze des Gewitterhimmels!

Er verflucht in Zorn und steht kurz bevor

Gräfin, der ihm traurig zuseht, laßt ihn zu der Hand
Was sinnst du?

Wallenstein.

Mir dünkt, wenn ich ihn sähe, wär mir wohl.
Es ist der Stern, der meinem Leben strahlt,
Und wunderbar oft stärkte mich sein Anblick.

Gräfin.

Du wirst ihn wieder sehn.

Wallenstein

*ist wieder in eine tiefe Bestürzung gefallen, er erinnert sich und wendet
sich schnell zur Gräfin.*

Ihn wiedersehn? — O, niemals wieder!

Gräfin.

Wie?

Wallenstein.

Er ist dahin — in Staub!

Gräfin.

Wen meinst du denn?

Wallenstein.

Er ist der Glückliche. Er hat vollendet.
Für ihn ist keine Zukunft mehr, ihm springt
Das Schicksal seine Fäden mehr — sein Leben
Vliegt saltenlos und leuchtend aufgeküßet,
Kein dunkler Flecken blieb darin — muß,
Und unglückbringend deckt ihm keine Stunde.
Weg ist er über Wunsch und Wunsch, gehört
Nicht mehr den trügl'ich wankenden Planeten —
O, ihm ist wohl! Wer aber weiß, was uns
Die nächste Stunde schwarz verschleiert bringt!

Gräfin.

Du sprichst von Piccolomini. Wie starb er?
Der Bote ging just von dir, als ich kam.

Wallenstein bedauert

geht

O, wende deine Blicke nicht zurück!

Vorwärts in hellre Tage laß uns schauen.
Bren dich des Sieges, vergiß, was er dir kostet.
Nicht heute erst ward dir der Freund geraubt:
Als er sich von dir schied, da starb er dir.

Wallenstein.

Verschmerzen werd' ich diesen Schlag, Das weiß ich:
Denn was verschmerzte nicht der Mensch! Vom Höchsten
Wie vom Gemeinsten lernt er sich entwöhnen,
Denn ihn besäßen die gewaltigen Stunden.
Doch fühl' ich's wohl, was ich in ihm verlor.
Die Blume ist hinweg aus meinem Leben,
Und kalt und farblos seh' ich's vor mir liegen.
Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Tauschlichkeit der Dinge
Den goldenen Tauf der Vergewöhnung webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Ersäunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.
— Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder:
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt.

Gräfin.

Verlaß nicht an der eignen Kraft. Dein Herz
Ist reich genug, sich selber zu beleben.
Du liebst und preißest Tugenden an ihm,
Die du in ihm gekannt, in ihm erlittenet.

Wallenstein, an der Thüre gehend.

Wer stört uns noch in später Nacht? — Es ist
Der Gemmandant. Er bringt die Fohungsschlüssel.
Verlaß uns, Schwester! Mitternacht ist da.

Gräfin.

O, mir wird heut so schwer, von dir zu gehn,
Und banke Durst bewegt mich.

Wallenstein.

Durst! Werer?

Gräfin.

Du müdest schnell wegreißen diese Nacht,
Und beim Erwachen hätten wir dich nimmer

Wallenstein.

Ginbildungen!

Gräfin.

O, meine Seele will!

Schon lang von trüben Ahnungen gequält,
Und, wenn ich wachend sie bekämpft, sie fallen
Mein banges Herz in düstern Träumen an.
— Ich sah dich gestern Nacht mit deiner ersten
Gemahlin, reich geruht, in Tüde liegen —

Wallenstein.

Das ist ein Traum erwünschter Verbedeutung:
Denn jene Heirat hätte mein Glück.

Gräfin.

Und heute träumte mir, ich suchte dich
In deinem Zimmer auf — Wie ich hineintrat,
So war's dein Zimmer nicht mehr, die Gartebause
In Witschen war's, die du gestiftet hatt,
Und wo du willst, daß man dich binbegrabe.

Wallenstein.

Dein Geist ist nun einmal damit beschäftigt.

Gräfin.

Wie? Glaubst du nicht, daß eine Warnungsstimme
In Träumen verbedeutend zu uns spricht?

Wallenstein.

Vergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel!
Doch Warnungsstimmen möcht' ich nie nicht nennen,
Die nur das Unvermeidliche verkünden.
Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunkelfreis

Walt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen
Geschicken ihre Geister schon voran,
Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.
Es machte mir stets eigene Gedanken,
Was man vom Tod des vierten Heinrichs liest.
Der König fühlte das Geheiß des Messers
Lang vorher in der Brust, eh sich der Mörder
Ravallac damit waffnete. Ihn floh
Die Ruh', es jagt' ihn auf in seinem Louvre,
Ins Freie trieb es ihn; wie Leichenfeier
Klang ihm der Gattin Krönungsfest, er hörte
Im abnundvollen Ohr der Hüfe Tritt,
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten.

Gräfin.

Sagt dir die innere Ahnungsstimme nichts?

Wallenstein.

Nichts. Sey ganz ruhig!

Gräfin, in trübem Nachdenken.

Und ein Andernmal,
Als ich dir eilend nachging, ließt du vor mir
Durch einen langen Gang, durch weite Säle,
Es wollte gar nicht enden — Thürnen schlugen
Zusammen, krachend — leuchtend folgt' ich, konnte
Dich nicht erreichen — plötzlich fühlte ich mich
Von Hinten angefaßt mit kalter Hand:
Du warst's und küßtest mich, und über uns
Schien eine rothe Decke sich zu legen —

Wallenstein.

Das ist der rothe Teppich meines Zimmers.

Gräfin, in Gedanken.

Wenn's dahin sollte kommen — Wenn ich dich,
Der seht in Lebensfülle vor mir steht —

Sie steht ihm wie ein Bild vor der Brust.

Wallenstein.

Des Kaisers Achtsbrief ängstigt dich. Nachsaben
Verwunden nicht, er findet seine Hände.

Gräfin.

Rund' er sie aber, dann ist mein Entschluß
Gefast — ich führe bei mir, was mich trölet.

Vierter Auftritt.

Wallenstein. Gordon. Dann der Kammerdiener.

Wallenstein.

It's ruhig in der Stadt?

Gordon.

Die Stadt ist ruhig.

Wallenstein.

Ich höre rauschende Musik, das Schloß ist
Von Lichtern hell. Wer sind die Aechelichen?

Gordon.

Dem Grafen Lerch und dem Reichsmarschall
Wird ein Bankett gegeben auf dem Schloß.

Wallenstein.

Es ist des Sieges wegen — Dies Geschlecht
Kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch.

Kammerdiener, Romanzen singend.

Entleide mich, ich will mich schlafen legen.

Der Kammerdiener schlingt sich zu ihm.

So sind wir denn vor jedem Zeind bewahrt
Und mit den sichern Freunden eingeschlossen
Denn Alles müßt mich tragen, oder ein
Geschick, wie die ... in seines Henschlers Karre.

Kammerdiener hat ... Mantel, Abfragen und die ...

beim Kommen

Sib Acht, was f'ist ra?

Kammerdiener.

Die goldne Kette ist entzwei gesprungen.

Wallenstein.

Nun, sie hat lang genug gehalten. Sib!

Indem er die Kette betrachtet.

Das war des Kaisers erste Günst. Er hing sie
Als Erkerrieg mir um, im Krieg von Briaul,
Und aus Gewohnheit trug ich sie bis heut'.
— Aus Aberglauben, wenn Ihr wollt. Sie sollte
Ein Talisman mir seyn, solange ich sie
An meinem Halse glaubig würde tragen,
Das flüchtige Glück, des erste Günst sie war,
Mir auf Zeit Lebens binden — Nun, es sey!
Mir muß fortan ein neues Glück beginnen,
Denn dieses Vannes Kraft ist aus.

Kammerdiener entfernt sich mit den Kleiden. Wallenstein steht auf, macht

einen Gang durch den Saal und bleibt zuletzt nachdenkend vor dem Bild stehen.

Wie doch die alte Zeit mir näher kommt.

Ich seh mich wieder an dem Hof zu Burgau,

Wo wir zusammen Geduladen waren.

Wir hatten öfters Streit, du meinst's gut

Und pflögst gern den Sittenprediger

Zu machen, schaltest mich, daß ich nach hohen Dingen

Unmäßig strebte, kühnen Träumen glaubend,

Und priesest mir den goldenen Mittelweg.

— Ei, deine Weisheit hat sich schlecht bewährt,

Sie hat dich früh zum abgelebten Manne

Gemacht und würde dich, wenn ich mit meinen

Gegensätzlichen Sternen nicht dazwischen träte,

Im schlechten Winkel still verlöschen lassen.

Gordon.

Mein Herr! Mit leichtem Winke schnüßst der arme Fischer

Den kleinen Nachen an im sichern Vert,

Seht er im Sturm das große Meerichiff stranden

Wallenstein.

So bist du also im Hafen, alter Mann?

Ich nicht. Es treibt der ungeschwächte Muth

Noch frisch und hehrlich auf der Lebenswege.

Die Hoffnung wehrt' ich meine Götter noch.

Ein Jüngling ist der Welt, und, seht' ich mich

Du gegenüber, ja, so mach' ich rühmend sagen,

Daß über meinem braunen Scheitelhaar

Die schnellen Jahre machtes hingezogen.

Es ist mir gar nicht ...

... ...

Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es tien,

Geb aus der Menschen Reichen mich heraus

Mit Liebe, durch des Lebens Stufen mich

Mit kraftvoll leichten Götterarmen tragend.

Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,

Nach in den Auzen meiner Hand. Wer möchte

Mein Leben mit nach Menschenweise deuten?

Brav' ist ichin' ich tief herabgezinkt.

Seht' ich wieder steigen, hebe Mut

Wird auf diese Ekke schwellend folgen —

Gordon.

Und ich ermun' ich an den alten Spruch.

Man gel' den Tag nicht vor dem Abend leben.

Nicht's ... ich schöpfen aus dem langen Glück.

Dem U' allin' in die Hoffnung angeendet:

... das Haupt der Glücklichen umschweben.

Denn ewig wanket der Glücklichen Wage.

Wallenstein, 126-128

Den alten Worten bin' ich wieder sprechen.

— Wohl weiß ich, daß die irdischen Dinge wechseln.

Die löden Götter fordern ihren Zell.

Das ruhten schon die alten Heidenvölker:

Dann wählten sie sich selbst freiwill'ges Unheil.

Die eiferküch'ge Gotttheit an versöhnen,

Und Menschenopfer bluteten dem Typhon.

... ...

... ...

Es geht ab. Kommet er wieder. Eine halbe Weile bleibt er bei
Zurück. Aber ihm fängt mit den Augen zu glänzen. Die er an
dem Aufsehen der ganzen Welt ist. Dann läuft er nach unten
bestenfalls. Er ist so sehr so glücklich an der Erde.

Sechster Auftritt.

Gordon. Buttler *erschlägt hinter der Scene.*

Buttler.

Hier steht still, bis ich das Zeichen gebe.

Gordon *sieht auf.*

Er ist's, er bringt die Mörder schon.

Buttler.

Die Lichter

Sind aus. In tiefem Schlafe liegt schon Alles.

Gordon.

Was soll ich thun? Versuch' ich's, ihn zu retten?
Bring' ich das Haus, die Wachen in Bewegung?Buttler *erschlägt hinter.*Vom Corridor her schimmert Licht. Das führt
Zum Schlafgemach des Ritters.

Gordon.

Aber brech' ich

Nicht meinen Eid dem Kaiser? Und, entkommt er,
Des Feindes Macht verstärkend, laß' ich nicht
Auf mein Haupt alle fürchterliche Folgen?Buttler, *erschlägt hinter.*

Still! Horch! Wer bruch' da?

Gordon.

Ach, es ist doch besser,

Ich stell's dem Himmel heim. Denn was bin ich,
Daß ich so großer That mich unterfinde?Ich hab' ihn nicht ermordet, wenn er umkommt
Doch seine Rettung wäre meine That,
Und jede schwere Folge müß' ich tragenButtler, *erschlägt hinter.*

Die Stimme kenn' ich.

Gordon.

Buttler.

Buttler.

*Es ist Gordon.*Was sucht Ihr hier? Gutließ der Herzog Euch
So spät.

Gordon.

Ihr tragt die Hand in Eurer Wunde?

Buttler.

Sie ist verwundet. Dieser Mord todt.

Wie ein Verwundener, bis wir ihn endlich
In Waden hrechen —Gordon *erschlägt hinter.*

Sie sind todt!

Buttler.

Es ist geistlich.

— Ist er zu Rett?

Gordon.

Ach, Buttler!

Buttler, *erschlägt hinter.**Ist er? Zurecht!*

Nicht lange kann die That verborgen bleiben.

Gordon.

Er soll nicht sterben. Nicht durch Euch! Der Himmel
Will Euren Arm nicht. Seht, er ist ver.undet.

Buttler.

Nicht mein es Armes braucht's.

Gordon.

Die Schuldigen

Sind todt: genug ist der Gerechtigkeit

Gehehn! Laßt dieses Dyer sie verlobnen!

*Hammerdiener, *erschlägt hinter.**

Er schläft! — Wecket nicht den heiligen Schlaf!

Buttler.

Nein, er soll wachend sterben.

Gordon.

Ach, sein Herz ist noch
Den ird'schen Dingen zugewendet, nicht
Gesägt ist er, vor seinen Gott zu treten.

Buttler.

Gott ist barmherzig!

*Will geben.*Gordon *sieht ihn.*

Nur die Nacht noch gönnt ihm!

Buttler.

Der nächste Augenblick kann uns verrathen.

Gordon *sieht ihn.*

Nur eine Stunde!

Buttler.

Räht mich los! Was kann

Die kurze Frist ihm helfen?

Gordon.

*O, die Zeit ist*Ein wunderthät'ger Gott. In einer Stunde rinnen
Viel tausend Römer Sandes: schnell, wie Sie,
Bewegen sich im Menschen die Gedanken.Nur eine Stunde! Euer Herz kann sich,
Das feinnige sich wenden — eine Nachricht:
Kann kommen — ein beßlückendes Ereigniß,Entscheidend, rettend, schnell vom Himmel fallen —
O, was vermag nicht eine Stunde!

Buttler.

Ihr erinnert mich.

Wie kostbar die Minuten sind.

Siebenter Auftritt.

Macdonald. Deverour *mit dem Hammerdiener.**Hammerdiener. Vorige.*Gordon, *erschlägt hinter.**Nein, Wunden!*Gib über meinen Leichnam sollst du hingehn,
Denn nicht will ich das Glückselig erlösen.Buttler, *erschlägt hinter.*

Schwächlicher' Alter!

*Hammerdiener, *erschlägt hinter.**

Macdonald. Deverour.

Schwedische Fremdeten!

Die Schweden stehn vor Gath! Laßt uns eilen.

Gordon.

Gott! Gott!

Buttler.

An Euren Posten, Commandant!

*Hammerdiener, *erschlägt hinter.**Hammerdiener *erschlägt hinter.*

Wer soll hier lärmn? Still, der Herzog schläft.

Deverour *mit Hammerdiener, *erschlägt hinter.**

Breud! Seht ihr's Zeit zu lärmn!

Hammerdiener, *erschlägt hinter.**Hölle! Mörder!*

Buttler.

Nieder mit ihm!

Hammerdiener,

erschlägt hinter.

Actus Maria!

Buttler.

*Sprengt die Thüren!**Hammerdiener, *erschlägt hinter.***Hammerdiener, *erschlägt hinter.***egh*

Achter Auftritt.**Gräfin Terzky** mit einem Knecht.

Ihr Schlafgemach ist leer, und sie ist nirgends
 Zu finden; auch die Knechtin wird vermißt,
 Die bei ihr wachte — Wäre sie entflohn?
 Wo kann sie hingeflohen seyn? Man muß
 Nachsehen, Alles in Bewegung setzen!
 Wie wird der Herzog diese Schreckenspost
 Aufnehmen! Wäre nur mein Mann zurück
 Vom Gastmahl! Ob der Herzog wohl noch wach ist?
 Mir war's, als hör' ich Stimmen hier und Tritte.
 Ich will doch hingehn, an der Thüre lauschen;
 Horch! Wer ist Das? Es eilt die Treppe' herauf.

Neunter Auftritt.**Gräfin. Gordon. Dann Buttler.**

Gordon, eilfertig, athemlos, heiser, banger.
 Es ist ein Irrthum — Es sind nicht die Schweden.
 Ihr sollt doch weiter gehen — **Buttler** — Gott!
 Wo ist er?

*Indem er die Gräfin berührt***Gräfin**, sagen Sie —**Gräfin**, Sie kommen von der Burg? Wo ist mein Mann?**Gordon**, er liegt**Gräfin**, Ihr Mann! — Sie fragen Sie nicht! Gehen Sie
 hinein —**Gräfin**, nicht eher,

bis Sie mir entdecken —

Gordon, der g. kniet

An diesem Augenblicke hängt die Welt!
 Um Gotteswillen, gehen Sie — Indem
 Wir sprechen — Gott im Himmel!

*Exit Gordon.***Buttler! Buttler!****Gräfin**,

Der ist ja auf dem Schloß mit meinem Mann.

Gordon, der g. tritt auf

Es war ein Irrthum — Es sind nicht die Schweden —
 Die Kaiserlichen sind's, die eingebrungen —
 Der Generalleutnant schickt mich her, er wird
 Gleich selbst hier seyn — Ihr sollt nicht weiter gehn —

Buttler,

Er kommt ja spät.

Gordon, durch an die Thüre

Gott der Barmherzigkeit!

Gräfin, ach, wie schnell

Was ist zu spät? Wer wird gleich selbst hier seyn?
 Octavio in Eger eingebrungen?
 Verrätherei! Beträtherei! Wo ist
 Der Herzog?

*Exit Gordon.***Zehnter Auftritt.****Vorige. Seni. Von Bürgermeister. Page. Kam-**
merfrau. Bediente**Seni**,

Es muß nicht sein, daß er nicht da ist.
 S. blutige, entgegenwärtige Thät!

Gräfin

Was ist

Gehehen, Seni?

Page, herabkommend

S. abarmenewürd'ger Anblick!

*Indem sie mit Paster***Gräfin**,

Was ist's? Um Gotteswillen!

Seni.

Fragt Ihr noch?

Drin liegt der Fürst ermordet, Euer Mann ist
 Erstochen auf der Burg!

*Gräfin bleibt erschrocken stehen.***Kammerfrau** eilt herein.

Hülf! Hülf der Herzogin!

Bürgermeister kommt erschrocken.

Was für ein Ruf

Des Jammers weckt die Schläfer dieses Hauses?

Gordon,

Verflucht ist Euer Haus auf ew'ge Tage!

In Eurem Hause liegt der Fürst ermordet.

Bürgermeister,

Das wolle Gott nicht!

*Seni tritt auf.***Erster Bediente**,

Bleibt! Bleibt! Sie ermorden

Uns Alle!

Zweiter Bediente, G. herabkommend

Da hinaus! Die untern Gänge sind bedeckt.

Indem der Erste nach hinten

Platz! Platz dem Generalleutnant!

*Bei diesen Worten schreut sich die Gräfin aus ihrem Stuhle u. auf.**Indem sich die Gräfin auf's Bett**Indem der Erste*

Besetzt das Iher! Das Volk zurückgehalten!

Gilfter Auftritt.**Vorige. Octavio Piccolomini****Denerone** u. **Macdonald**

Indem die Gräfin auf's Bett
 u. die Gräfin auf's Bett
 u. die Gräfin auf's Bett

Octavio, u. d. tritt aufEs darf nicht seyn! Es ist nicht möglich! **Buttler**!**Gordon**! Ich will's nicht glauben! Saget nein!**Gordon**,

Ich habe es selbst mit den Händen gesehen, Octavio, daß der
 Fürst ermordet ist.

Denerone, u. d. tritt auf

Hier ist das goldne Wuch, des Mäthen Tegen.

Macdonald,

Besicht Ihr, daß man die Rande!

Buttler, u. d. tritt auf

Hier steht er,

Der jetzt allein Besche hat zu geben.

Octavio, u. d. tritt auf

War Das die Meinung, **Buttler**, als wir schieden?
 Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
 Ich bin an dieser ungeheuren That
 Nicht schuldig.

Buttler,

Eure Hand ist rein. Ihr habt
 Die meinnige dazu gebraucht.

Octavio,

Nachher!

Sie mußten zu des Herrn Reichth umbranden
 Und blutig glanzvollen Plundermei
 Auf meines Rades heissen Namen wälzen?

Buttler, u. d. tritt auf

Ich hab des Rades Mißel nur vollbracht.

Octavio,

S. Blick der Könige, der ihren Worten
 Das räucherliche Leben gibt, dem schnell

Vergänglichlichen Gedanken gleich die That,
Die fest unwiderrufliche, ansetzt!
Mußt' es so rasch gehorcht seyn? Konntest du
Dem Gnädigen nicht Zeit zur Gnade gönnen?
Des Menschen Engel ist die Zeit — die rasche
Vollstreckung an das Urtheil anzuhängen,
Ziemt nur dem unveränderlichen Gott!

Büttler.

Was scheltet Ihr mich? Was ist mein Verbrechen?
Ich habe eine gute That gethan:
Ich hab das Reich von einem furchtbarn Feinde
Befreit und mache Anspruch auf Belohnung.
Der einzige Unterschied ist zwischen Eurem
Und meinem Thun: Ihr habt den Pfeil geschärft,
Ich hab' ihn abgeduldet. Ihr sätet Blut
Und steht bestürzt, daß Blut in aufgegange.
Ich wußte immer, was ich that, und so
Erschreckt und überrascht mich kein Erfolg.
Habt Ihr sonst einen Auftrag mir zu geben?
Denn schaden Hüßes reiß' ich ab nach Wien,
Mein blutend Schwert vor meines Kaisers Thron
Zu legen und den Verfall mir zu holen,
Den der geschwinde, vinkliche Webersam
Von dem gerechten Richter fordern darf.

Zwölfter Auftritt.

Vorige — **Gräfin Terzky** aus dem Hause
emphelt. Ihre Sprache ist schwach und langsam, ohne Verheißung

Octavio aus der Loge

O, Gräfin Terzky, mußt' es dahin kommen?
Das sind die Folgen unglückseliger Thaten.

Gräfin.

Es sind die Früchte Ihres Thuns — Der Herzog
Ist todt, mein Mann ist todt, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Heergeräusch fort.
Ich bin die Letzte da, ich schließ ab
Und liefe hier die Schlüssel aus.

Octavio mit einem Schrei

O Gräfin,

Auch mein Haus ist verödet!

Gräfin.

Wer soll noch
Umkommen? Wer soll noch mißhandelt werden?
Der Hain ist todt: des Kaisers Rache kann
Befriedigt seyn. Verschonen Sie die alten Diener,
Daß den Getreuen ihre Lieb' und Treu
Nicht auch um Aesop's angerechnet werde!
Das Schicksal überraschte meinen Bruder
Zu schnell: er konnte nicht mehr an Sie denken

Octavio.

Nichts von Mißhandlung! Nichts von Rache, Gräfin!
Die schwere Schuld ist schwer gebüßt, der Kaiser
Versöhnt: nichts geht vom Vater auf die Tochter
Hinüber, als sein Ruhm und sein Verdienst.
Die Kaiserin ehrt Ihr Unglück, öffnet Ihnen
Theilnehmend ihre mütterlichen Arme.
Drum keine Furcht mehr! Lassen Sie Vertrauen
Und übergeben Sie sich hoffnungsvoll
Der kaiserlichen Gnade.

Gräfin mit einem Blick zum Himmel

Ich vertraue mich

Der Gnade eines größern Herrn — Wo soll
Der fürstliche Leichnam seine Ruhstatt finden?
In der Cartause, die er selbst gestiftet,
In Witschin ruht die Gräfin Wallenstein.
An ihrer Seite, die sein erstes Glück
Begründet, wünscht' er dankbar einst zu schlummern.
O, lassen Sie ihn dort begraben seyn!
Auch für die Asche meines Mannes bitt' ich
Um gleiche Guld. Der Kaiser ist Vorgesetzter
Von unsern Schloßern; gönne man uns nur
Ein Grab noch bei den Vätern unter Ähnen.

Octavio.

Sie zittern, Gräfin — Sie verbleichen — Wozu?
Und welche Deutung geb' ich Ihren Reden?

Gräfin

schmeißt ihre letzte Mantel und stürzt mit Verban auf den Boden

Sie denken würdiger von mir, als daß Sie glaubten,
Ich überlebte meines Hauses Fall.
Wir fühlten uns nicht zu gering, die Hand
Nach einer Königskrone zu erheben
Es sollte nicht seyn — doch wir denken königlich
Und achten einen freien, muthigen Tod
Anständiger, als ein entbehrtes Leben.
— Ich habe Gift . . .

Octavio.

O, rettet! Helft!

Gräfin.

Es ist zu spät.

An wenig Augenblicken ist mein Schicksal
Grüßelt.

Gordon.

O Hans des Mordes und Entsetzens!

Er ist todt, der kommt nicht zurück aus dem Reich

Gordon mit einem Schrei

Was gibts? Das ist das kaiserliche Siegel.

Er hat die Leiche in seinen Arm übergeben, die Leiche ist todt, der kommt nicht zurück

Er hat die Leiche in seinen Arm übergeben

Dem Fürsten Piccolomini.

Er hat die Leiche in seinen Arm übergeben, die Leiche ist todt, der kommt nicht zurück

Maria Stuart.

Ein Trauerspiel.

Personen:

Elisabeth, Königin von England.
 Maria Stuart, Königin von Schott-
 land, Gefangene in England.
 Robert Dudley, Graf von Leicester.
 Georg Talbot, Graf von Shrewsbury.
 Wilhelm Cecil, Baron von Burleigh, Großkammerler.
 Graf von Kent.
 Wilhelm Davison, Staatssecretär.

Amias Paulet, Ritter, Hüter der Maria.
 Mortimer, sein Neffe.
 Graf Aubespine, französischer Gesandter.
 Graf Bellicore, außerordentlicher Botschafter von Frankreich.
 Okelly, Mortimers Freund.
 Druceon Drury, zweiter Hüter der Maria.
 Melvill, ihr Haushofmeister.

Hanna Kennedy, ihre Amme.
 Margarettha Kurl, ihre Kammerfrau.
 Sherif der Grafschaft.
 Officier der Leibwache.
 Französische und englische Herren.
 Trabanten.
 Hofdiener der Königin von England.
 Diener und Dienerinnen der Königin von Schottland.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hanna Kennedy, Amme der Königin von Schottland.
 Amias Paulet, der am Befehl steht, sie in Schottland zu führen.

Druceon Drury, der Gefolge mit Fesseln.

Kennedy.

Was macht Ihr, Sir? Welch neue Dreißigkeit!
 Zurück von diesem Schrauf!

Paulet.

Wo kam der Schmutz her?
 Vom obern Stock ward er herabgeworfen;
 Der Gärtner hat bestochen werden sollen
 Mit diesem Schmutz — Auch über Weiberlist!
 Trotz meiner Aufsicht, meinem scharfen Suchen
 Noch Kestbarkeiten, noch geheime Schätze!

Es wird der Schmutz aufgehoben.

Wo Das gesteckt hat, liegt noch mehr!

Kennedy.

Hier liegen die Geheimnisse der Lady.
 Zurück, Verwagter!

Paulet.

Die eben such' ich. *Schmerzvoll, er sieht.*

Kennedy.

Unbedeutende

Papiere, bloße Uebungen des Feder,
 Des Kerkers traur'ge Weile zu verkürzen.

Paulet.

In müßiger Weile schafft der böse Geist.

Kennedy.

Es sind französische Schriften.

Paulet.

Teile schlimmer!

Die Sprache redet Englands Feind.

Kennedy.

Concepte

Von Briefen an die Königin von England.

Paulet.

Die überliefr' ich — Sieh! Was schimmert hier?

Es hat einen goldenen Kasten geoffnet und zeigt auf einen reichgezier-

ten Kasten, der darin liegt.

Ein königliches Stirnband, reich an Steinen,
 Durchzogen mit den Fäden von Frankreich!

Es geht er zum Kasten.

Verwahr't's, Drury. Legt's zu dem Uebrigen!

Dann geht er.

Kennedy.

O schimpfliche Gewalt, die wir erleiden!

Paulet.

Solang Sie noch heßigt, kann Sie noch schaden,
 Denn Alles wird Obedt in ihrer Hand.

Kennedy.

Seid gütig, Sir. Nehmt nicht den letzten Schmutz
 Aus unserm Leben weg! Die Kammerzelle
 Giehet der Anblick alter Herrlichkeit:
 Denn alles Andre habt Ihr uns entziffen.

Paulet.

Es liegt in guter Hand. Gewissenhaft
 Wird es zu seiner Zeit zurückgegeben!

Kennedy.

Wer sieht es diesen kahlen Wänden an,
 Daß eine Königin hier wohnt? Wo ist
 Die Himmeldecke über ihrem Sitz?
 Wap Sie den köstlich weichgewebten Fuß
 Nicht auf gemeinen rauhen Boden setzen?
 Mit grobem Zinn — die schlechteste Gekeltrau
 Würd' es verschmäh'n — bedient man ihre Tafel.

Paulet.

So speiste Sie zu Sterben ihren Gatten,
 Da Sie aus Gold mit ihrem Pöbeln trank.

Kennedy.

Sogar des Spiegels kleine Nothdurft mangelt.

Paullet.

Solang sie noch ihr eitles Bild beschaunet,
Hört sie nicht auf, zu hoffen und zu wagen.

Kennedy.

An Büchern fehl's, den Geist zu unterhalten.

Paullet.

Die Bibel ließ man ihr, das Herz zu bessern.

Kennedy.

Selbst ihre Laute ward ihr weggenommen.

Paullet.

Weil sie verbuhelte Lieder drauf gespielt.

Kennedy.

Ist Das ein Schicksal für die Weichzögner,
Die in der Wiege Königin schon war,
Am üpp'gen Hof der Mäcigerin
In jeder Freuden Fülle aufgewachsen!
Es sey genug, daß man die Macht ihr nahm.
Muß man die armen Mitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thut's,
Des Lebens kleine Freuden zu entbehren.

Paullet.

Sie wenden nur das Herz dem Göttern zu,
Das in sich gehen und bereuen soll.
Ein üpp'g lastervolles Leben küßt sich
In Mangel und Erniedrigung allein.

Kennedy.

Wenn ihre zarte Jugend sich verjüngt,
Mag sie's mit Gott abthun und ihrem Herzen.
In England ist kein Dichter über sie.

Paullet.

Sie wird gerichtet, wo sie fierelte.

Kennedy.

Zum Tretern fesseln sie zu enge Bande.

Paullet.

Doch wußte sie aus diesen engen Banden
Den Arm zu strecken in die Welt, die Aedel
Des Bürgerkrieges in das Reich zu schleudern
Und gegen unser Königthum, die Welt
Erhalte! Mischelkrotten zu bewahren.
Erregte sie aus diesen Wäldern auch
Den Bösewicht Barry und den Wabington
Zu der verfluchten That des Königmordes?
Hielt dieses Gütergutter sie zurück,
Das edle Herz des Norfolk zu umrücken?
Für sie gepfeift fiel das böse Haupt
Auf dieser Insel unterm Henkerbeil.
Und schreckte dieses jammervolle Beispiel
Die Räuber zu rück, die sich weitergehend
Um ibretwillen in den Abgrund nützen?
Die Bluträufte füllten sich vor sie
Mit immer neuen Leide-opsien an,
Und Das wird nimmer enden, bis sie selbst,
Die Schuldige, darauf gepfeift ist.
— O, Glück dem Tag, an dieses Vau es Rühre
Gastfreundlich diese Helena empfing!

Kennedy.

Gastfreundlich hätte England sie empfangen?
Die Unglückselige, die seit dem Tag,
Da sie den Fuß gesetzt in dieses Land,
Als eine Hülfen-hende, Vertriebene,
Bei der Verwundeten Schutz zu suchen kam,
Sich wider Bösen, recht und Königsmürde
Gezungen sieht, in eiser Kerkerhaft
Der Jugend schöne Jahre muß verzaubern —
Die jetzt, nachdem sie Alles hat erfahren,
Was das Gefängniß Dittres hat, gemeinen
Verbrechern gleich, vor des Gerichtes Schranken

Gefordert wird und schimpflich angeklagt
Auf Leib und Leben — eine Königin!

Paullet.

Sie kam ins Land als eine Mörderin,
Verjagt von ihrem Volk, des Throns entsetzt,
Den sie mit schwerer Gräueltthat geschändet.
Verschworen kam sie gegen Englands Glück,
Der spanischen Maria blut'ge Zeiten
Zurück zu bringen, England katholisch
Zu machen, an den Franzmann zu verrathen.
Warum verschmähte sie's, den Einburger
Vertrag zu unterschreiben, ihren Anspruch
An England aufzugeben und den Weg
Aus diesem Kerker schnell sich aufzuthun
Mit einem Federstrich? Sie wollte lieber
Gefangen bleiben, sich mißhandelt sehn,
Als dieses Titels leerem Prunk entsagen.
Weshwegen that sie Das? Weil sie den Ränken
Vertraut, den bösen Künsten der Verschwörung,
Und unheilbrünftig diese ganze Insel
Aus ihrem Kerker zu erbeben hofft.

Kennedy.

Ihr spottet, Sie. — Ihr Härte fügt Ihr noch
Den bittern Hohn! Sie hegte solche Träume,
Die hier lebendig eingemauert lebt,
In der kein Schall des Tretens, keine Stimme
Der Freundschaft aus der lieben Heimat rinnt,
Die längst kein Menschenaugesicht mehr schaute,
Als ihrer Kerkerwächter müde Stimm,
Die erst seit Kurzem einen neuen Wächter
Gebietet in Gmum rauben Anverwandten,
Von neuen Strafen sich umgibt nicht.

Paullet.

Kein Gefängniß schützt vor ihrer Noth.
Weiß ich, ob diese Strafe nicht durchfällt.
Nicht trübe Himmel's Beren, diese Wände,
Von Mägen voll, nicht fehlt von Innen Hand
Und den Verriath einzufließen, wenn ich schlafe?
Mühsel'ches Amt, das mir geworden ist,
Die unerbürdend Mühe zu hüten.
Dem Schlämmer jagt die Nacht mich auf, ich gehe
Nachts um, wie ein geandeter Wirth, ererbe
Des Schleichers Mangel und der Wächter Treu!
Und sehe unten jeden Morgen kommen,
Der meine Nacht wahr machen kann. Doch wehl mir
Wehl! Es ist Hoffnung, daß es bald auch endet.
Denn lieber möcht ich der Verarmten Schaar,
Rückwärtend an der Hölle'spforte, hüten,
Als diese eiserne Königin.

Kennedy.

Da kommt sie selbst!

Paullet.

Den Christus in der Hand,
Die Speerharb und die Weltlust in dem Herzen.

Zweiter Auftritt.

Maria Stuart. Die Vorigen.

Kennedy.

O Königin! Ma. Gut und ganz mit Bösen.
Der Dürrezeit, der Härte wird kein Ziel,
Und jeder neue Tag häußt neue Leiden
Und Schmach auf dein geliebtes Haupt.

Maria.

Ang dich!

Sag an, was neu geschehen ist?

Kennedy.

Sieh' her!

Dem Pust ist aufgebrochen, deine Schriften.

Dein einz'ger Schatz, den wir mit Müh gerettet,
Der letzte Rest von deinem Brautgeschmeide
Aus Frankreich ist in seiner Hand. Du hast nun
Nichts Königlich's mehr, bist ganz beraubt.

Maria.

Beruhige dich, Hanna. Diese Blitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an Weil gewöhnen lernen:
Ich kann auch Das verschmerzen. Sir, Ihr habt Euch
Gewaltsam zugeeignet, was ich Euch
Noch heut zu übergeben Willens war.
Bei diesen Schriften findet sich ein Brief,
Bestimmt für meine königliche Schwester
Von England — Gehet mir Euer Wort, daß Ihr
Ihn redlich an sie selbst wollt übergeben
Und nicht in Burleighs ungetreue Hand.

Paullet.

Ich werde mich bedenken, was zu thun ist.

Maria.

Ihr sollt den Inhalt wissen, Sir. Ich bitte
In diesem Brief um eine große Günst —
— Um eine Unterredung mit ihr selbst,
Die ich mit Augen nie gesehn — Man hat mich
Vor ein Gericht von Männern vorgefordert,
Die ich als meines Gleichen nicht erkennen,
In denen ich kein Herz mir fassen kann.
Elisabeth ist meines Stammes, meines
Gelechts und Ranges — Ihr allein, der Schwester,
Der Königin, der Frau kann ich mich öffnen.

Paullet.

Sehr eist, Melady, habt ihr Euer Schicksal
Und Eure Ehre Männern anvertraut,
Die Eurer Achtung minder würdig waren.

Maria.

Ich bitte noch um eine zweite Günst —
Nun, schlichtest allein kann mir sie weigern.
Schon lange Zeit entbeh' ich im Gefängniß
Der Ruhe Trost, der Sacramente Wohlthat:
Und, die mir Kron' und Freiheit hat geraubt,
Die meinem Leben selber droht, werd' mir
Die Himmelsthüre nicht verschließen wollen.

Paullet.

Auf Euren Wunsch wird der Bedient des Dirs —

Maria *unterdrückt ein Seufzer*.

Ich will nichts vom Bedienten. Einen Priester
Von meiner eignen Kirche fordre ich.
— Auch Schreiber und Notarien verlang' ich,
Um meinen letzten Willen aufzusetzen.
Der Gram, das lange Kerkerdasein nagt
An meinem Leben. Meine Tage und
Gezählt, beschränkt' ich, und ich achte mich
Gleich einer Sterbenden.

Paullet.

Da thut Ihr wohl:

Das sind Betrachtungen, die Euch geziemen.

Maria.

Und wels' ich, ob nicht eine schwache Hand
Des Kammers langsame Geißel' beschleunigt?
Ich will mein Testament aufsetzen, will
Verfügung treffen über Das, was mein ist.

Paullet.

Die Freiheit habt Ihr, Englands Königin
Will sich mit Eurem Raube nicht bereichern.

Maria.

Man hat von meinen treuen Kammerfrauen,
Von meinen Dienern mich getrennt — Wo sind sie?
Was ist ihr Schicksal? Ihrer Dienste kann ich

Entzathen; doch beruhigt will ich seyn,
Daß die Getreun nicht leiden und entbehren.

Paullet.

Ihr Eure Diener ist geforgt.

Er will gehen.

Maria.

Ihr geht, Sir? Ihr verlaßt mich abermals,
Und ohne mein geängstigt, fürchtend Herz
Der Qual der Ungewißheit zu entladen.
Ich bin, Dank Eurer Späher Wachsamkeit,
Von aller Welt geschieden, keine Kunde
Gelangt zu mir durch diese Kerkermauern,
Mein Schicksal liegt in meiner Feinde Hand,
Ein veinlich langer Monat ist verüber,
Seitdem die vierzig Commissarien
In diesem Schloß mich überfallen, Schranken
Gerichtet, schnell in unaufräumer Eile
Mich unbereitet, ohne Anwalts Hülfe,
Vor ein noch nie erhört Gericht gestellt,
Auf schlangengesagte schwere Klagepunkte
Mich, die Betäubte, überraschte, Augs
Aus dem Gedächtniß Rede stehen lassen —
Wie Geister kamen sie und schwanden wieder.
Seit diesem Tage schweigt mir jeder Mund;
Ich such' umsonst in Eurem Blick zu lesen,
Ob meine Unschuld, meiner Freunde Eifer,
Ob meiner Feinde kühler Rath genest.
Necht endlich Euer Schweigen — Laßt mich wissen,
Was ich zu fürchten, was zu hoffen habe.

Paullet *schaut in's Dunkel*.

Schließt Eure Rechnung mit dem Himmel ab.

Maria.

Ich hoff' auf seine Gnade, Sir — Und hoffe
Auf strenges Recht von meinen irdischen Richtern.

Paullet.

Necht soll Euch werden. Zweifelst nicht daran.

Maria.

ist mein Proceß entschieden, Sir?

Paullet.

Ich weiß nicht.

Maria.

Bist ich verurtheilt?

Paullet.

Ich weiß nichts, Melady.

Maria.

Man liebt hier rasch zu Werk zu gehn. Soll mich
Der Richter überfallen, wie die Richter?

Paullet.

Denkt immerhin, es sey so, und er wird Euch
In besserer Fassung rathen, als diese, finden.

Maria.

Nichts soll mich in Grünnnen legen, Sir,
Was ein Gerichtshof in Westminsterhall,
Den Burleighs Haß und Gattens Eifer lenkt,
Zu urtheeln sich erdreisse — Weiß ich doch,
Was Englands Königin wagen darf zu thun.

Paullet.

Englands Völkischer brauchen nichts zu scheuen,
Als ihr Gewissen und ihr Parlament.
Was die Gerechtigkeit gesprochen, furchtlos,
Vor aller Welt wird es die Macht vollziehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, *Paullet tritt zurück und*
steht bei der Thür, um zu sehen, was Mortimer

Mortimer.

Man sucht Euch, Ebrim.

Er schreiet sich auf, aber die Worte: Die Vorigen kommen, er und M-
n. Sie sind nicht da, so Paullet, der ihm folgen will.

Maria.

Sir, noch eine Bitte.
Wenn Ihr mir was zu sagen habt — Von Euch
Ertrag' ich viel, ich ehre Euer Alter;
Den Uebermuth des Jünglings trag' ich nicht:
Spart mir den Anblick seiner rohen Sitten.

Paulet.

Was ihn Euch widrig macht, macht mir ihn werth.
Wohl ist es keiner von den weichen Thoren,
Die eine falsche Weiberthräne schmelzt —
Er ist gereist, kommt aus Paris und Rheims
Und bringt sein treu altenglisch Herz zurück:
Lady, an Dem ist Eure Kunst verloren! *Exit ad.*

Vierter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

Darf Euch der Rohe Das ins Antlitz sagen?
O, es ist hart!

Maria. *in Nachdenken versunken*
Wir haben in den Tagen unsers Glanges
Dem Schmeichler ein zu willig Ohr geliebt:
Gerecht ist's, gute Kennedy, daß wir
Des Vorwurfs rauhe Stimme nun vernehmen.

Kennedy.

Wie? so gebeugt, so muthlos, theure Lady?
Wart Ihr doch sonst so froh, Ihr völkget mich zu trösten,
Und eher mußt' ich Euren Matherstern,
Als Eure Schwermuth schelten.

Maria.

Ich erkenn' ihn. —
Es ist der blut'ge Schatten König Darnleys,
Der jänend aus dem Günstigewölbe steigt,
Und er wird nimmer Friede mit mir machen,
Bis meines Unglücks Maß erfüllt ist.

Kennedy.

Was für Gedanken —

Maria.

Du verlässest, Hanna —
Ich aber habe ein getreu Gedächtniß —
Der Jahrestag dieser unglückseligen That
Ist heute abermals zurückgekehrt:
Er ist's, den ich mit Wuy' und Haden feire.

Kennedy.

Schickt endlich diesen bösen Geist zur Ruh'.
Ihr habt die That mit jahrelanger Reu,
Mit schweren Leidensproben abgehüßt.
Die Kirche, die den Vörschlüssel hat
Für jede Schuld, der Himmel hat vergeben.

Maria.

Friskblutend steigt die längst vergebne Schuld
Aus ihrem leichtbedeckten Grab' empor!
Des Hatten racheforderndes Geisend
Schickt keines Messdieners Glode, sein
Hochwürdiges in Priesters Hand zur Gruft.

Kennedy.

Nicht Ihr habt ihn gemordet! Andre tha't es!

Maria.

Ich wußte trum. Ich ließ die That geschehn
Und lockt' ihn schmeichelnd in das Todsbeth.

Kennedy.

Die Jugend milvert Eure Schuld. Ihr wart
So jungen Alters noch.

Maria.

So hart — und lud
Die schwere Schuld auf mein so junges Leben.

Kennedy.

Ihr wart durch blutige Verleumdung
Gerecht und durch des Mannes Uebermuth,

Den Eure Liebe aus der Dunkelheit,
Wie eine Götterhand, hervorgezogen,
Den Ihr durch Euer Brautgemach zum Throne
Geführt, mit Eurer blühenden Person
Beglückt und Eurer ansehnlichen Krone.
Konnt' er vergessen, daß sein prangend Los
Der Liebe großmuthvolle Schöpfung war?
Und doch vergaß er's, der Unwürdige!
Beleidigte mit niedrigem Verdacht,
Mit rohen Sitten Eure Zärtlichkeit,
Und widerwärtig wurd' er Euren Augen.
Der Zauber schwand, der Euren Blick getäuscht:
Ihr seht erzürnt des Schändlichen Umarmung
Und gabt ihn der Verachtung preis — Und er —
Versucht' er's, Eure Gnuß zurückzurufen?
Wat er um Gnade? Wart er sich bereuend
Zu Euren Füßen, Besserung versprechend?
Trog bot Euch der Abscheuliche — der Euer
Geschöpf war, Euren König wollt' er spielen:
Vor Euren Augen ließ er Euch den Vöbling,
Den schönen Sönger Mido, durchbohren —
Ihr rächet blutig nur die blut'ge That.

Maria.

Und blutig wird sie auch an mir sich rächen:
Du sprichst mein Urtheil aus, du bist mich trötest.

Kennedy.

Da Ihr die That geschehen liebt, wart Ihr nicht
Ihr selbst, gebördet Euch nicht selbst. Gratißen
Hatt' Euch der Wahnsinn blinder Liebeagut,
Euch unterjocht dem furchtbaren Verführer,
Dem unglückseligen Rothwell — Ueber Euch
Mit übermüthigem Männerwillen herrschte
Der Schreckliche, der Euch durch Zaubertränke,
Durch Höllenkaune, das Gemüth verwirrend,
Erbigte —

Maria.

Seine Künste waren keine andre,
Als seine Männerkraft und meine Schwachheit.

Kennedy.

Nein, sag' ich! Alle Weiser der Verdammtig
Wußt' er zu Hülfe rufen, der dies Land
Um Eure hellen Sinne wob. Ihr hattet
Kein Ehr mehr für der Arcanin Warnungsstimme,
Kein Aug für Das, was wehlanthändig war.
Verlassen hatte Euch die tarte Schen
Der Menichen; Eure Wangen, sonst der Sitz
Schamhaft erröthender Weisheitsheit,
Sie glühten nur vom Feuer des Verlangens.
Ihr wart den Schleier des Geheimnisses
Von Euch; des Mannes festes Paier hatte
Nach Eure Vödigkeit beflut; Ihr stellet
Mit dem r Eitne Eure Schmach zur Schau.
Ihr laßt das königliche Schwert von Schottland
Durch ihn, den Mörder, dem des Volkes Klüch
Nachstaltete, durch die Gassen Grünburgs
Vor Euch h' tragen im Triumph, umringtet
Mit Wapen Euer Parlament, und hier,
Im eignen Tempel der Gerechtigkeit,
Erzengt Ihr mit fuchtem Possenspiel die Richter,
Den Schmeichler des Morces loszusprechen —
Ihr glnzt noch weiter — Gott!

Maria.

Wollende nur!
Und reich' ihm meine Hand vor dem Altare!

Kennedy.

O, laßt ein ewig Schweben diese That
Verdecken! Sie ist schauerhaft, empörend,
In einer ganz Verlorenen werth — Doch Ihr seyd keine
Verlorene — ich kenn' Euch ja: ich bin's,

Maria Stuart.

Die Eure Kindheit auferzogen. Weich
Ist Euer Herz gebildet, offen ist's
Der Scham — der Leichtsinns nur ist Euer Laster.
Ich wiederhol' es: es gibt böse Geister,
Die in des Menschen unvernünftiger Brust
Sich augenblicklich Ihren Wohnplatz nehmen,
Die schnell in uns das Schreckliche begehn
Und, zu der Hölle entfliehend, das Entsetzen
In dem besteckten Wufen hinterlassen.
Seit dieser That, die Euer Leben schwärzt,
Habt Ihr nichts Lasterhaftes mehr begangen:
Ich bin ein Zeuge Eurer Besserung.
Drum fasset Muth! Macht Frieden mit Euch selbst!
Was Ihr auch zu bereuen habt, in England
Seyd Ihr nicht schuldig; nicht Elisabeth,
Nicht Englands Parlament ist Euer Richter.
Macht ist's, die Euch hier unterdrückt; vor diesen
Anmaßlichen Gerichtshof dürft Ihr Euch
Hinstellen mit dem ganzen Muth der Unschuld.

Maria.

Wer kommt?

Mortimer zeigt sich an der Thüre.

Kennedy.

Es ist der Messe. Geht hinein.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mortimer, *den man vernimmt.*

Mortimer *zur Stimme.*
Entfernt Euch, haltet Wache vor der Thür,
Ich habe mit der Königin zu reden.

Maria *mit einer Stimme.*

Hanna, du bleibst.

Mortimer.

Habt keine Furcht, Diener. Vernt mich kennen.

Er schreiet die Worte aus der Thüre.

Maria

Die Stimme, welche ruft: Mortimer ist da.

Ha! Was ist das?

Mortimer *zur Stimme.*

Geht, Dame Kennedy,

Sorget, daß mein Geheimnis nicht überfalle!

Maria

Die Stimme, welche ruft: Mortimer ist da.

Geh, geh! Ich, was er sagt.

Die Stimme entfernt sich mit Jauchem der Thüre.

Sechster Auftritt.

Mortimer. Maria.

Maria.

Von meinem Geheim,
Dem Cardinal von Lothringen aus Frankreich' er...
„Traut dem Sir Mortimer, der Euch Dies bringt:
„Denn keinen treuern Freund habt Ihr in England.“

Mortimer mit Schmeicheln antwortet.

Ist's möglich? Ist's kein Blendwerk, das mich täuscht?
So nahe find' ich einen Freund und n' habe mich
Verlassen schon von aller Welt — find' ihn
In Euch, dem Neffen meines Kerkermeyers,
In dem ich meinen schlimmsten Feind —

Mortimer, *der ihn zu Füßen weiset.*

Für diese verhaßte Larve, Königin,
Die mir zu tragen Kampf genug gekostet,
Doch der ich's danke, daß ich mich Euch nahen,
Euch Hülfe und Errettung bringen kann.

Verzeihung

Maria.

Steht auf — Ihr überrascht mich, Sir — Ich kann
So schnell nicht aus der Tiefe meines Glends
Zur Hoffnung übergehen — Retet, Sir —
Macht mir dies Glück begreiflich, daß ich's glaube.

Mortimer *nicht auf.*

Die Zeit verrinnt. Bald wird mein Heim hier seyn,
Und ein verhaßter Mensch begleitet ihn.
Oh! Euch ihr Schreckensauftrag überrascht,
Hört an, wie Euch der Himmel Rettung schickt.

Maria.

Er schickt Sie durch ein Wunder seiner Allmacht!

Mortimer.

Erlaubt, daß ich von mir beginne.

Maria.

Redet, Sir!

Mortimer.

Ich zählte zwanzig Jahre, Königin,
In strengen Fächten war ich aufgewachsen,
In finstern Haß des Papstthums aufgefängt.
Als mich die unbezwingliche Begierde
Hinaus trieb auf das ferne Land. Ich ließ
Der Puritaner dumpfe Predigten hören,
Die Heimat hinter mir, in schnellem Lauf
Durchzog ich Frankreich, das gerissene
Italien mit heißem Wunsche suchend.

Es war die Zeit des großen Kirchenfeinds,
Von Pilgerheeren wimmelten die Wege.
Ausrüstet war jedes Gottesknecht, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelsreich — Auch selbst
Ganz die Strenge der Glaubensregeln Menge
Und ich mich in das 2. Rom

Wie wird mir, Königin!

Als mir der Säulen Pracht und Trugbeugen
Entgegenwies, des Roms heims Herrlichkeit
Den Staunenden umhina ein kalter Windweh
In seine kalte Luft — weit mich schloß!

Ich hatt' nie der Klause Macht gewohnt.
Es hatt' nie Klause, die mich anlockte,
Der Sonne Stern sein Abend zuleitete.
Allein das kühnste Wort
Wie wurde mir, als ich sah — wie nun
Der Ruchter trat, und die — ist der Himmel
Hernunterstieg, und der Wehender Jähle
Verschwenderisch aus Wand und Decke emst.

Das Herrliche und Heilige, gegenwärtig.
Vor den entsetzten Sinnen sich bewegte.
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Glanz des Geistes, die Geburt des Geistes
Die heilige Mutter, die betäubende
Freiwilligkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O, was ist Geldes, was Juwelen-Schein,
Womit der Götze Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus
Denn nicht von dieser Welt sind diese Heimen.

Maria.

O, schenket mein' Nicht weiter' Höret auf,
Den süßlichen Lebensstreich vor mir aus:
Zubereiten — Ich bin elend und gefangen.

Mortimer

Auch ich war's, Königin! und mein Gefängnis
Sprang auf, und frei auf einmal süßte sich
Der Weid, des Lebens schönen Tag begrüßend.
Daß schwur ich nun dem engen dumpfen Dach,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken.

Nich' fröhlich an die Fröhlichen zu schließen.
 Viel' edle Schotten drängten sich an mich
 Und der Franzosen muntre Landsmannschaften.
 Sie brachten mich zu Eurem edeln Heim,
 Dem Cardinal von Guise — Welch ein Mann!
 Wie sicher, klar und männlich groß! — Wie ganz
 Geheben, um die Geister zu regieren!
 Das Muster eines königlichen Priesters,
 Ein Fürst der Kirche, wie ich keinen sah!

Maria.

Ihr habt sein theures Angesicht gesehn,
 Des vielgeliebten, des erhabnen Mannes,
 Der meiner zarten Jugend Führer war?
 O, redet mir von ihm! Denkt er noch mein?
 Liebt ihn das Glück, blüht ihm das Leben noch.
 Steht er noch herrlich da, ein Feld der Kirche?

Mortimer.

Der Treffliche ließ selber sich herab,
 Die hohen Glaubenslehren mir zu deuten
 Und meines Herzens Zweifel zu zerstreun.
 Er zeigte mir, daß grübelnde Vernunft
 Den Menschen ewig in der Irre leitet,
 Daß seine Augen sehen müssen, was
 Das Herz soll glauben, daß ein sichtbar Haupt
 Der Kirche Noth thut, daß der Geiz der Wahrheit
 Verirrt hat auf den Zugängen der Väter.
 Die Wahrbegriffe meiner kindlichen Seele,
 Wie schwanden sie vor seinem süßgen
 Verstand und vor der Zuada seines Mundes!
 Ich lebte in der Kirche Schoß zurück,
 Schwer meinen Irrthum ab in seine Hände.

Maria.

So seyd Ihr Einer jener Tausende,
 Die er mit seiner Rede Himmelskraft,
 Wie der erhabne Prediger des Berges,
 Ergriffen und zum ew'gen Heil geruhet!

Mortimer.

Als ihn des Amtes Pflichten bald darauf
 Nach Frankreich riefen, fand' er mich noch Rheims,
 Wo die Gesellschaft Jesu, fromm geschäftig,
 Für Englands Kirche Priester ansetzt.
 Den alten Schotten Morgan fand ich hier,
 Auch Euren neuen Lehren, den gelehrten
 Bischof von Roche, die auf Frankreichs Boden
 Frendlose Tage der Verbannung leben —
 Eng schloß ich mich an diese Würdigen
 Und stützte mich im Glauben — Eines Tags,
 Als ich mich umfah in des Bischofs Wohnung,
 Hielt mir ein weiblich Wesen in die Augen
 Von rührend wunderbarem Reiz: gewaltig
 Ergriff es mich in meiner tiefsten Seele,
 Und, des Gefühls nicht mächtig, stand ich da
 Da sagte mir der Bischof, Wohl mit Recht
 Müßt Ihr gerührt bei diesem Bilde weilen.
 Die Schönste aller Frauen, welche leben,
 Ist auch die jammerwürdigste von allen
 Um unsers Glaubens willen duldet sie,
 Und Euer Vaterland ihr's, wo sie leidet.

Maria.

Der Ketliche! Nein, ich verlor nicht Alles,
 Da solcher Freund im Unglück mir geblieben.

Mortimer.

Drauf hing er an, mit gererschütternder
 Verebnsamkeit vor Eurer Würdevortheil
 Und Eurer Heil'se Blutzügel abzuschültern.
 Als Euren Stammbaum wies er mir, er zeigte
 Mir Eure Abkunft von dem hohen Hause
 Der Tudor, überzeugte mich, daß Euch
 Allein gebührt, in Engelland zu herrschen,

Nicht dieser Asterkönigin, gezeugt
 In ehebacherischem Bett, die Heinrich,
 Ihr Vater, selbst verwarf als Bastardtochter.
 Nicht seinem ein'gen Zeugniß wollt' ich trauen,
 Ich holte Rath bei allen Rechtsgelehrten,
 Viel' alte Wappenbücher schlug ich nach,
 Und alle Kundige, die ich befragte,
 Bestätigten mir Eures Anspruchs Kraft.
 Ich weiß nunmehr, daß Euer gutes Recht
 An England Euer ganzes Unrecht ist,
 Daß Euch dies Reich als Eigenthum gebührt,
 Worin Ihr schuldlos als Gefangne schmachtet.

Maria.

O dieses unglücksvolle Recht! Es ist
 Die ein'ge Quelle aller meiner Leiden.

Mortimer.

Um diese Zeit kam mir die Kunde zu,
 Daß Ihr aus Talbots Schloß hinweggeführt
 Und meinem Dheim übergeben worden —
 Des Himmels wundervolle Rettungsbund
 Glaub' ich in dieser Nahe zu erkennen.
 Ein lauter Ruf des Schicksals war sie mir.
 Das meinen Arm gewählt, Euch zu befreien.
 Die Freunde stimmen freudig bei, es gibt
 Der Cardinal mir seinen Rath und Segen
 Und lehrt mich der Verstellung schwere Kunst.
 Schnell ward der Plan entworfen, und ich trette
 Den Rückweg an ins Vaterland, wo ich,
 Ihr wißt's, vor zehn Tagen bin gelandet.

De rali eue

Ich sah Euch, Königin! — Euch selbst!
 Nicht Euer Bild! — O, welchen Schlag bewahrt
 Dies Schloß! Kein Kerker! Eine Wetterhalle,
 Glanzvoller als der königliche Hof
 Von England! — O des Glücklichen, dem es
 Vergönnt ist, eine Lust mit Euch zu athmen!

Wohl hat sie Recht, die Euch so tief verbirgt!
 Ansehen würde Englands ganze Jugend,
 Kein Schwert in seiner Scheide müßig bleiben,
 Und die Umwörung mit gigantischem Haupt
 Durch diese Friedenskübel spreiten, läßt
 Der Dritte seine Königin!

Maria.

Wohl ihr.

Zähl' jeder Dritte sie mit Euren Augen!

Mortimer.

Wär' er, wie ich, eine Zeuge Eurer Leiden,
 Der Zustimmung Zeuge und der edeln Zustimmung.
 Womit Ihr das Unwürdige erwidert!
 Denn geht Ihr nicht aus allen Leidensproben
 Als Königin hervor? Hinkt Euch
 Des Pöbels Schmach von Euren Schönheitsglanz?
 Euch man ist Alles, was das Leben schmückt,
 Und doch umgibt Euch ewig Licht und Leben.
 Nie seh' ich meinen Fuß auf diese Schwelle,
 Daß nicht mein Herz zerissen wird von Enalen,
 Nicht von der Lust entzückt, Euch anzusehen! —
 Doch verklarbar naht sich die Entscheidung, wachsen
 Mit jeder Stunde dringend die Gefahr;
 Ich darf nicht länger jammern — Euch nicht länger
 Das Schreckliche verbergen —

Maria.

Ja mein Urtheil

Gefällt? Entdeckt mir's frei. Ich kann es hören.

Mortimer.

Es ist gefällt. Die zwei und vierzig Richter haben
 Ihr Schuldig ausgesprochen über Euch. Das Haus
 Der Lords und der Gemeinen, die Stadt London
 Bestehen heftig dringend auf des Urtheils

Vollstreckung; nur die Königin säumt noch — Aus arger List, daß man sie nöthige, Nicht aus Gefühl der Menschlichkeit und Schonung.

Maria mit Hoffnung.

Sie Mortimer, Ihr überrascht mich nicht, Erschreckt mich nicht. Auf solche Botschaft war ich Schon längst gefaßt. Ich kenne meine Richter. Nach den Mißhandlungen, die ich erlitten, Begreif' ich wohl, daß man die Freiheit mir Nicht schenken kann — Ich weiß, wo man hinaus will. In ew'gem Kerker will man mich bewahren Und meine Blache, meinen Rechtsanspruch Mit mir verscharren in Gefängnisnacht.

Mortimer.

Nein, Königin — o nein! nein! Dabei steht man Nicht still. Die Tyrannei begnügt sich nicht, Ihr Werk nur halb zu thun. Solang' Ihr lebt, Lebt auch die Furcht der Königin von England. Euch kann kein Kerker tief genug begraben: Nur Euer Tod versichert ihren Thron.

Maria.

Sie könnt' es wagen, mein gekröntes Haupt Schmachvoll auf einen Hufenblock zu legen?

Mortimer.

Sie wird es wagen. Zweifelt nicht daran.

Maria.

Sie könnte so die eigne Majestät Und aller Könige im Staube wälzen? Und fürchtet sie die Blache Frankreichs nicht?

Mortimer.

Sie schließt mit Frankreich einen ew'gen Frieden. Dem Duc von Anjou schenkt sie Thron und Hand.

Maria.

Was sich der König Spaniens nicht wagen?

Mortimer.

Nicht, eine Welt in Waffen fürchtet sie. Solang, sie Frieden hat mit ihrem Volke.

Maria.

Den Butten wollte sie dies Schauspiel geben?

Mortimer.

Dies Land, Moslad, hat in letzten Zeiten Der königlichen Frauen mehr vom Thron Herab aufs Blutgerüste steigen sehn.

Die eigne Mutter der Elisabeth Ging diesen Weg und Katharina Howard: Auch Lady Gray war ein gekröntes Haupt.

Maria nach einer Pause.

Nein, Mortimer! Euch blendet eitle Furcht. Es ist die Sorge Eures treuen Herzens, Die Euch vergebne Schrecknisse erschafft. Nicht das Schaffot ist's, das ich fürchte, Ihr. Es gebe noch andre Mittel, stillere, Bedurch sich die Webersterin von England Vor meinem Ausbruch Ruhe schaffen kann. (W) sich ein Henker für mich findet, wird Noch eher sich ein Mörder dinge lassen. — Das ist's, wovon ich zittere, Ihr! und nie Zag' ich des Webers Rand an meine Lippen. Day nicht ein Schander mich erzeiht: er könnte Verdenzt seyn von der Liebe meiner Schwester.

Mortimer.

Nicht offenbar, noch heimlich soll's dem Mord Gelingen, Euer Leben anzuhaften. Seyd ohne Furcht! Bereit ist schon Alles. Zwölf edle Jünglinge des Landes sind In meinem Bündel, haben heute früh Das Sacrament drauf empfangen, Euch Mit starkem Arm aus diesem Schloß zu führen. Graf Aubespine, der Abgesandte Frankreichs,

Weiß um den Bund: er bietet selbst die Hände, Und sein Palast ist's, wo wir uns versammeln.

Maria.

Ihr macht mich zittern, Ihr — doch nicht vor Freude, Mir steigt ein böses Ahnen durch das Herz. Was unterneht Ihr? Wißt Ihr's? Schrecken Euch Nicht Vabingtons, nicht Tisburns blut'ge

Häupter,

Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt? Nicht das Verderben der Unähligen, Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden Und meine Ketten schwerer nur gemacht? Unglücklicher, verführter Jüngling — flieht! Flieht, wenn's noch Zeit ist — weinder Späher Vortreib Nicht jetzt schon Kundschaft hat von euch, nicht schon In eure Mitte den Verräther mischte, Flieht aus dem Reiche schnell! Marien Stuart Hat noch kein Glücklicher bestrüßt.

Mortimer.

Mich schrecken

Nicht Vabingtons, nicht Tisburns blut'ge Häupter, Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt, Nicht das Verderben der unähligen Andern, Die ihren Tod in gleichem Wagstück fanden: Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm, Und Glück schon ist's, für Eure Rettung sterben.

Maria.

Umsonst! Mich rettet nicht Gewalt, nicht List. Der Feind ist wachsam, und die Macht ist sein. Nicht Panlet nur und seiner Wächter Schaar, Ganz England hütet meines Reichs Thore. Der freie Wille der Elisabeth allein Kann sie mir antun.

Mortimer.

O, das beßet nie!

Maria.

Ein einziger Mann lebt, der sie tödnen kann.

Mortimer.

O, nennt mir diesen Mann —

Maria.

Graf Vetter

Mortimer nach einem Pause.

Vetter.

Graf Vetter! — Euer blutiger Verfolger, Der Günstling der Elisabeth — Von diesem —

Maria.

Bin ich zu retten, ist's allein durch ihn. — Geht zu ihm. Tödtet Euch ihm frei, Und zur Gewähr, daß ich's bin, die Euch sendet, Bringt ihm dies Schreiben. Es enthält mein Willniß.

(Sie reicht ein Paket aus dem Thron. Mortimer tritt zurück und jähet)

Nehmt hin. Ich trag' es lange schon bei mir. Weil Eures Oheims strenge Wachsamkeit Mir jeden Weg zu ihm gehemmt — Euch sandte Mein guter Engel —

Mortimer.

Königin — dies Räthsel —

Erklärt es mir —

Maria.

Graf Vetter wird's Euch lösen. Vertraut ihm, er wird Euch vertraun — Wo kommt?

Kennedy, eilend eintretend.

Sie Panlet raht mit einem Herrn vom Hofe.

Mortimer.

Es ist Lord Vortreib. Raht Euch, Königin! Hört es mit Gleichmuth an, was er Euch bringt.

(Er tritt zurück. Mortimer schreit: Kennedy! Kennedy!)

Siebenter Auftritt.

Maria. Lord Burleigh, Geschichtspräsident von England, und
Ritter Paulet.

Paulet.

Ihr wünschtet heut Gewißheit Eures Schicksals:
Gewißheit bringt Euch seine Herrlichkeit,
Mylord von Burleigh. Tragt sie mit Ergebung.

Maria.

Mit Würde, hoff' ich, die der Unschuld ziemt.

Burleigh.

Ich komme als Gesandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh steht dienstfertig dem Gerichte,
Dem er den Geist geliebt, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr sprecht, als wüßtet Ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, so weiß ich es.

— Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt Euch dem Gerichte

Der Zweihundertzig unterworfen, Lady.

Maria.

Verzeiht, Mylord, daß ich Euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterwerfen hätte ich mich
Dem Richterpruch der Zweihundertzig, sagt Ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Wie kommt' ich Das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes
Und aller Tüthen nicht so viel vergeben.
Verordnet ist im englischen Gesetz,
Daß jeder Angeklagte durch Gleichgewicht
Von seines Gleichen soll gerichtet werden.
Wer in der Gemme ist meines Gleiches?
Nur Könige sind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet

Die Klageartikel an, ließt Euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich

Durch Hattens arge List verleiten lassen,
Bloß meiner Ehre wegen und im Glauben
An meiner Gnade hegenre Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Personen
Der Vortz, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob Ihr sie anerkennt, ob nicht, Mylady,
Das ist nur eine leere Höflichkeit.
Die des Geschickes Lauf nicht hemmen kann
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Gesetzes, und so seyd Ihr
Auch seiner Herrschaft unterthan!

Maria.

Ich athme

Die Luft in einem englischen Gefängniß
Heißt Das in England leben, der Gesetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich sie doch kaum
Wie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Frau in des Auslands.

Burleigh.

Und ist Ihr, daß der königliche Name
Zum Brechbrief dienen kann, daß Ihr Zwietracht
In fremdem Lande strafflos anzuhäufet?
Wie ständ' es um die Sicherheit der Staaten.

Wenn das gerechte Schwert der Themis nicht
Die schuld'ge Stirn des königlichen Gastes
Erreichen könnte, wie des Wetzlers Haupt?

Maria.

Ich will mich nicht der Rechenschaft entziehen:
Die Richter sind es nur, die ich verwerfe.

Burleigh.

Die Richter! Wie, Mylady? Sind es etwa
Vom Föbel aufgegriffene Verworfenne,
Schamlose Jungendreischer, denen Recht
Und Wahrheit feil ist, die sich zum Organ
Der Unterdrückung willig dinge lassen?
Sind's nicht die ersten Männer dieses Landes,
Selbstständig anna, um wahrhaft seyn zu dürfen,
Um über Dünkenfurcht und niedrige
Verachtung weit erhaben sich zu sehn?
Sind's nicht Dieselben, die ein edles Volk
Frei und gerecht regieren, deren Namen
Man nur zu nennen braucht, um jeden Zweifel,
Um jeden Argwohn schnell zu thun zu machen?
An ihrer Spitze steht der Völkerrührer,
Der fromme Primas von Canterbury,
Der weiße Rath, der des Siegels wahrhaft,
Und Howard, der des Reiches Rotten führt.
Sagt! Kennte die Beherrscherin von England
Mehr thun, als aus der ganzen Monarchie
Die Gesellen auslesen und zu Richtern
In diesem königlichen Streit beistellen?
Und, wär's zu denken, daß Parteinahm
Den Einzelnen bestände — können vierzig
Geringe Männer sich in einem Spruche
Der Leidenschaft vereinigen?

Maria.

Ich höre Namen, die Gewalt des Mannes,
Der mir von je so unbedringend war —
Wie werd' ich mich, ein ungeliebtes Weib,
Mit so kühnheitlichem Muth messen können! —
Weh! Wären diese Peers, wie Ihr sie schmeichelt
Verstammen müßt' ich, hoffnungslos verloren
Wär' meine Sache, würden sie mich schuldig,
Doch diese Namen, die Ihr preisend nennt,
Die mich durch ihr Gewicht zermalmen sollen,
Wären, ganz andre Rollen seht' ich sie
In den Geschichten dieses Landes spielen.
Ich sehe diesen hohen Adel Englands,
Der Reiches majestätischen Senat,
Gleich Sklaven des Zorns den Zultanen
Heinrichs des Achten, meines Großvaters, schmückeln —
Ich sehe dieses alte Oberhaus,
Gleich feil mit den eckelnden Gemeinen,
Gesetze stützen und verwerfen, Oben
Nachsehen, wie der Mächt'ge
Gebietet, Englands Richtermeister heute
Unterthun, mit dem Wahrtannamen schänden
Und morien sie in Kerkern frönen.
Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
Verwandter Uebereizung unter vier
Regierungen den Glauben viermal ändern —

Burleigh.

Ihr nennt Euch fremd in Englands Reichesgelegen:
In Englands Unglück seyd Ihr sehr bewandert.

Maria.

Und Das sind meine Richter! — Vord Schadmeister!
Ich will gerecht seyn gegen Euch? Seid Ihr's
Auch gegen mich — Man sagt, Ihr meint es gut
Mit diesem Staat, mit Eurer Religion,
Seid unbedenklich, wachsam, unermüdet —
Ich will es glauben. Nicht der eigne Muth
Regiert Euch, Euch regiert allein der Vortheil

Des Souverains, des Landes. Eben darum
Mißtraut Euch, edler Lord, daß nicht der Nutzen
Des Staats Euch als Gerechtigkeit erscheine.
Nicht zweifl' ich dran, es sitzen neben Euch
Noch edle Männern unter meinen Richtern.
Doch sie sind Protestanten, Eiferer
Für Englands Wohl und sprechen über mich,
Die Königin von Schottland, die Papstin!
Es kann der Dritte gegen den Schotten nicht
Gerecht seyn, ist ein uraltes Wort — Drum ist
Herkömmlich seit der Väter grüner Zeit,
Daß vor Gericht kein Dritte gegen den Schotten,
Kein Schotte gegen jenen zeugen darf.
Die Noth gab dieses seltsame Gesetz;
Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen:
Man muß sie ehren, Mylord — die Natur
Warf diese beiden feurigen Völkerschaften
Auf dieses Brett im Meer; ungleich
Vertheilte sie's und hieß sie darum kämpfen.
Der Zweite schmales Bette trennt allein
Die heiligen Geister; oft vermischte sich
Das Blut der Kämpfenden in ihren Wellen.
Die Hand am Schwerte, schau'n sie sich drohend
Von beiden Ufern an seit tausend Jahren.
Kein Feind bedrängte Engelland, dem nicht
Der Schotte sich zum Helfer anstellte;
Kein Bürgerkrieg entzündet Schottlands Städte,
In dem der Dritte nicht den Zunder trug.
Und nicht erlösch'n wird der Haß, bis endlich
Ein Parlament sie brüderlich vereint.
Ein Scepter waltet durch die ganze Insel

Burleigh.

Und eine Stuart sollte dieses Glück
Dem Reich gewähren?

Maria.

Warum soll ich's leugnen?

Ja, es geüß's, daß ich die Hoffnung nährte,
Zwei edle Nationen unterm Schatten
Des Lorbaums frei und glücklich zu vereinen.
Nicht ihres Völkerhaües Opfer glaubt' ich
Zu weiden; ihre lange Griefschicht,
Die alten Zwietracht unglücksel'ge Wut
Hofft' ich auf ew'ge Tage zu erlösch'n
Und, wie mein Ahnherr Richmond die zwei Reien
In einem Band nach blut'gem Streit, die Kreuze
Schottland und England friedlich zu vermählen.

Burleigh.

Auf schlimmem Weg verfolget Ihr dies Ziel.
Da Ihr das Reich entzündet, durch die Flammen
Des Bürgerkriegs zum Throne steigen wolltet.

Maria.

Das wollt' ich nicht — beim großen Gott des Himmels!
Wann hätt' ich Das gewollt? Wo sind die Breben?

Burleigh.

Nicht Streitens wegen kam ich her. Die Sache
Ist keinem Wertgesetzt mehr unterworf'n.
Es ist erkannt durch vierzig Stimmen gegen zwei,
Daß Ihr die Acte vom vergangenen Jahr
Gebrochen, dem Gesetz verfallen seid.
Es ist verordnet im vergangenen Jahr:
„Wenn sich Unmuth im Königreich erhebe
„Im Namen und zum Nutzen irgend einer
„Person, die Rechte verzicht an die Krone,
„Daß man gerichtlich gegen sie verfähre,
„Wie in den Tod die Schalkige verfolge“ —
Und, da bewiesen ist —

Maria.

Mylord von Burleigh!

Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz, ausdrücklich

Auf mich gemacht, verfaßt, mich zu verderben,
Sich gegen mich wird brauchen lassen — Wehe
Dem armen Opfer, wenn derselbe Mund,
Der das Gesetz gab, auch das Urtheil spricht!
Könn't Ihr es leugnen, Lord, daß jene Acte
Zu meinem Untergang' erfunden ist?

Burleigh.

Zu Eurer Warnung sollte sie gereichen;
Zum Halsstrick habt Ihr selber sie gemacht.
Den Abgrund saht Ihr, der vor Euch sich aufthat,
Und, treu gewarnt, stürztet Ihr hinein.
Ihr wart mit Wabington, dem Hochverräter,
Und seinen Mordgesellen einverstanden,
Ihr hattet Wissenschaft von Allem, lenktet
Aus Eurem Kerker planvoll die Verchwörung.

Maria.

Wann hätt' ich Das gethan? Man zeige mir
Die Documente auf.

Burleigh.

Die hat man Euch

Schon neulich vor Gericht vorgewiesen.

Maria.

Die Copien, von fremder Hand geschrieben!
Man bringe die Beweise mir herbei,
Daß ich sie selbst dictirt, daß ich sie so
Dictirt, gerade so, wie man gelesen.

Burleigh.

Daß es dieselben sind, die er empfangen,
Hat Wabington vor seinem Tod bekannt.

Maria.

Und warum stelte man ihn nicht lebend
Vor Augen? Warum ente man so sehr,
Ihn aus der Welt zu tödren, eh man ihn
Mit, Straue gegen Straue, vergelübt?

Burleigh.

Auch Eure Schreiber, Karl und Nan, erdärten
Mit einem Eid, daß es die Briefe seien,
Die sie aus Eurem Munde niederschrieben.

Maria.

Und auf das Zeugnis meiner Hausbedienten
Verdammt man mich? Auf Treu' und Glauben Derer,
Die mich verrathen, ihre Königin,
Die in demselben Augenblick die Treu'
Mir brachen, da sie gegen mich gezeugt?

Burleigh.

Ihr selbst erkündet send den Schotten Karl
Für einen Mann von Tugend und Gewissen.

Maria.

So kannt' ich ihn — doch eines Mannes Tugend
Gerecht allein die Straue der Geseidr.
Die Dolter kannt' ihn änsstigen, daß er
Ausfagte und aßand, was er nicht wagte!
Durch falsches Zeugnis glaubt' er sich zu retten
Und mir, der Königin, nicht viel zu schaden.

Burleigh.

Mit einem freien Eid hat er's beschworen.

Maria.

Vor meinem Angesichte nicht! — Wie, Sir?
Das sind zwei Zeugen, die noch beide leben!
Man stelle sie mir gegenüber, laße sie
Ihr Zeugnis mir ins Antlitz wiederholen!
Warum mir eine Gnuß, ein Recht verweigern,
Das man dem Mörder nicht vermagt? Ich weiß
Aus Jalters Munde, meines vergen Güters,
Daß unter dieser nämlichen Regierung
Ein Reichschluß durchgegangen, der befiehlt,
Den Mäßer dem Verklagten vorzustellen.
Wie? Oder hab' ich falsch gehört? — Sir Faulst!
Ich hab' Euch stets als Wiedermann erkundet,

Demeist es jehe. Sagt mir auf Gewissen,
Ist nicht so? Gib's kein solch Gesetz in England?
Paulet.

So ist's, Mylady. Das ist bei uns Rechtens.
Was wahr ist, muß ich sagen.

Maria.

Nun, Mylord!

Wenn man mich denn so streng nach englischem Recht
Behandelt, wo dies Recht mich unterdrückt,
Warum daselbe Landesrecht umgehen,
Wenn es mir Wohlthat werden kann? — Antwortet!
Warum ward Wabington mir nicht vor Augen
Gestellt, wie das Gesetz befiehlt? Warum
Nicht meine Schreiber, die noch beide leben?

Burleigh.

Greißt Euch nicht, Lady. Euer Einverständnis
Mit Wabington ist's nicht allein —

Maria.

Es ist's

Allein, was mich dem Schwerte des Mordes
Bloßstellt, wovon ich mich zu reinigen habe.
Mylord! bleibt bei der Sache. Vengt nicht aus.

Burleigh.

Es ist bewiesen, daß Ihr mit Mendoza,
Dem spanischen Verräther, unterhandelt —

Maria, was?

Bleibt bei der Sache, Lord!

Burleigh.

Daß Ihr Aufschläge
Geschmiedet, die Religion des Landes
Zu stützen, alle Könige Europas
Zum Krieg mit England aufgereizt —

Maria.

Und, wenn ich's

Gestau? Ich hab' es nicht gethan — noch
Gefügt, ich that's! — Mylord, man halt mich hier
Gefangen wider alle Völlerrechte.

Nicht mit dem Schwerte kam ich in dies Land,
Ich kam herein, als eine Wittene,
Das heilige Gattrecht fordernd, in den Arm
Der blutsverwandten Königin mich werfend —
Und so ergriß mich die Gewalt, bereitete
Mir Ketten, wo ich Schutz gehofft — Sagt an!

Ist mein Gewissen gegen diesen Staat
Gebunden? Hab' ich Missethat gegen England?
Ein heilig Freigerecht hab' ich aus, da ich
Aus diesen Banden strebe, Nacht mit Nacht
Abwende, alle Staaten dieses Welttheils
Zu meinem Schutz anrühre und bewege.

Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, Das darf ich üben;
Den Mord allein, die heimlich kurtze That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen.
Mord würde mich bestücken und entehren.
Gutheben, sag' ich — feindverges nach
Verdammen, einem Rechtspruch unterwerfen
Denn nicht vom Rechte, von Gewalt allein
Zu zwischen mir und England die Meer.

Burleigh, was?

Nicht auf der Stärke schließst du Recht beruht Gach,
Mylord! Es ist der Gefangenen nicht günstig.

Maria.

Ich bin die Schwache, Sie die Mächtige. — Wohl,
Sie brauche die Gewalt, Sie tödte mich,
Sie löse ihrer Sicherheit das Opfer;
Doch Sie gehehe dann, daß Sie die Macht
Allein, nicht die Gerechtigkeit, grüßt.
Nicht vom Gelege borge Sie das Schwert,
Sich der verhassten Feindin zu entladen.

Und bleibe nicht in heiliges Gewand
Der rohen Stärke blutiges Erkühnen.
Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!
Ermorden lassen kann Sie mich, nicht richten!
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heiligen Ehelu der Tugend zu vereinen.
Und, was Sie ist, das wage Sie zu scheinen!

Wie geht ab

Achter Auftritt. Burleigh. Paulet.

Burleigh.

Sie trogt uns — wird uns trogen, Ritter Paulet,
Wie an die Stufen des Schaffots — dies stolze Herz
Ist nicht zu brechen — Ueberraschte Sie
Der Urtheilspruch? Sacht Ihr Sie eine Thräne
Vergießen? Ihre Narbe nur verändern?
Nicht unser Mitleid ruft Sie an. Wohl kennt Sie
Den Zweifelmuth der Königin von England,
Und unsre Furcht ist's, was Sie muthig macht.

Paulet.

Reid Großschatzmeister! Dieser eitle Trog wird schnell
Verschwinden, wenn man ihm den Vorwand raubt.
Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen
In diesem Rechtsmeist, wenn ich's sagen darf.
Man hätte diesen Wabington und Tischburn
Ihr in Person vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber stellen sollen.

Burleigh, was?

Nein!

Nein, Ritter Paulet! Das war nicht zu wagen
Zu groß ist ihre Macht auf die Gemüther
Und ihrer Thränen weibliche Gewalt.
Ihre Schreiber Rur, Rind' er ihr gegenüber,
Kam' es dazu, das Wort nun auszusprechen,
An dem ihr Leben hängt — er würde wahrhaft
Zurückstehn, sein Gehörnig widerrufen!

Paulet.

So werden Englands Feinde alle Welt
Erfüllen mit geschäftigen Geräuschen,
Und des Processes heillosen Gering
Wird als ein lächerlicher Anekdote nur erscheinen.

Burleigh.

Dies ist der Kummer meiner Königin —
Daß diese Stürzen des Habebts doch
Weiterhin wäre, ehe Sie den Fuß
Auf Englands Boden setzte!

Paulet.

Dann sag' ich Amen.

Burleigh.

Das Rosetten Sie im Kerker angeschlossen!

Paulet.

Wie Unsöld für es diesem Land erspart.

Burleigh.

Doch, Rur! Ich gleich ein Zufall der Natur
Zu bringen — wir hüben auch die Wälder.

Paulet.

Wohl wahr, Man kan, die Menschen nicht zerrücken,
Zu se hen, was Sie wollen.

Burleigh.

Ja beweisen würd's

Doch nicht und würde weniger Geräusch erregen

Paulet.

Was es Geräusch erregen! Nicht der laute,
Aber der gerechte Ladel kann verlegen.

Burleigh.

O, auch die heilige Gerechtigkeit
Entsicht dem Ladel nicht. Die Meinung hält es

Mit dem Unglücklichen, es wird der Neid
Stets den obfliegend Glücklichen verfolgen.
Das Richterswort, womit der Mann sich ziert,
Verhaßt ist's in der Frauen Hand. Die Welt
Glaubt nicht an die Gerechtigkeit des Weibes,
Sobald ein Weib das Opfer wird. Umsonst,
Daß wir, die Richter, nach Gewissen sprachen!
Sie hat der Gnade königliches Recht,
Sie muß es brauchen; unerträglich ist's,
Wenn sie den strengen Lauf läßt dem Gesetze!

Paul et.

Und also —

Burleigh, *nach einfallen*

Nur soll sie leben? Nein!

Sie darf nicht leben! Nimmermehr! Dies, eben
Dies ist's, was unsre Königin bedrängt —
Warum der Schlaf ihr Lager flieht — Ich lese
In ihren Augen ihrer Seele Kampf,
Ihr Mund wagt ihre Wünsche nicht zu sprechen;
Doch vielbedeutend fragt ihr stummer Blick:
Ist unter allen meinen Dienern keiner,
Der die verhaßte Wahl mir spart, in ew'ger Furcht
Auf meinem Thron zu sitzen oder grausam
Die Königin, die eigne Bluterwande,
Dem Peil zu unterwerfen?

Paul et.

Das ist nun die Nothwendigkeit, steht nicht zu ändern.

Burleigh.

Wehl thät's zu ändern, meint die Königin,
Wenn sie nur aufmerksame Diener hätte

Paul et.

Aufmerksame?

Burleigh.

Die einen stummen Antrag
Zu deuten wissen.

Paul et.

(Einen stummen Antrag)

Burleigh.

Sie, wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig thönes Kleined hüten.

Paul et, *betheuernd*

Ein hebes Kleined in der gute Name,
Der unbescholtene Ruf der Königin.
Den kann man nicht zu wehl bewachen, Sir!

Burleigh.

Als man die Lady von dem Scherwenburn
Bekannt und Ritter Paulers Gut vertraute,
Da war die Meinung —

Paul et.

Ich will hoffen, Sir,
Die Meinung war, daß man den schwersten Auftrag
Den reinen Händen übergeben wollte.
Bei Gott! Ich hätte dieses Schergenamt
Nicht übernommen, rächt' ich nicht, daß es
Den besten Mann in England forterte.
Laßt mich nicht denken, daß ich's etwas Andern
Als meinem reinen Rufe schuldig bin

Burleigh.

Man breitet aus, sie schwärze, läßt sie kränkeln
Und kränkel werden, endlich still verschwinden:
So stirbt sie in der Menschen Angedenken —
Und Euer Ruf bleibt rein.

Paul et.

Nicht mein Gewissen.

Burleigh.

Wenn Ihr die eigne Hand nicht leihen wollt,
So werdet Ihr der fremden doch nicht wehren —

Paul et *nachbricht ihm.*

Kein Mörder soll sich ihrer Schwelle nahn,
Solang die Götter meines Dachs sie schützen.
Ihr Leben ist mir heilig, heil'ger nicht
Ist mir das Haupt der Königin von England.
Ihr seyd die Richter! Richtet! Brecht den Stab!
Und, wenn es Zeit ist, laßt den Zimmerer
Mit Art und Säge kommen, das Gerüst
Aufschlagen — für den Cherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen seyn.
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut,
Und seyd gewiß, ich werde sie bewahren,
Daß sie nichts Böies thun soll, noch erfahren!

Zweiter Aufzug.

Der Palast zu Westminster

Erster Auftritt.

Der Graf von Kent und Sir William Davison

begegnen einander.

Davison.

Seyd Ihr's, Mylord von Kent? Schon vom Turnierplatz
Zurück, und ist die Recklichkeit im Ende?

Kent.

Wie? Wohntet Ihr dem Hütenspiel nicht bei?

Davison.

Nich hielt mein Amt.

Kent.

Ihr habt das schönste Schauspiel
Verloren, Sir, das der Gesandte erkennen,
Und edler Anstand ausgeübt — denn, wißt,
Es wurde vorgeseht die feurige Zeichnung
Der Schönheit, wie sie vom Willen
Verleitet wird — Der Lord Marshall, Oberrichter,
Der Gerichtshall nebst ichen andern Ritters
Der Königin verteidigten die Zeichnung,
Und Frankreichs Cavaliere griffen an.
Voraus erklieten ein Herold, der das Schloß
Aufforterte in einem Matrigale,
Und von dem Wall antwortete der Kanaler.
Trauf spielte das Geschütz, und Blumensträuße,
Wehrlichsend tödliche Öffnungen wurden
Aus niedlichen Feldbuden abgefeuert.
Umsonst! die Stürme wurden abgeschlagen,
Und das Verlangen mußte sich zurückziehen.

Davison.

Ein Zeichen köfer Vorbedeutung, Graf,
Für die französische Brautwerbung.

Kent.

Nun, nun, Das war ein Scherz — Im Grunde, denk' ich,
Wird sich die Zeichnung endlich doch ergeben.

Davison.

Glaubt Ihr? Ich glaub' es nimmermehr.

Kent.

Die schwierigsten Artikel sind bereits
Berichtigt und von Frankreich zugesandt.
Monsieur begnügt sich, in verschlossener
Kapsel seinen Gottesdienst zu halten
Und öffentlich die Reichsreligion
Zu ehren und zu schützen — Hättet ihr den Jubel
Des Volks gesehn, als diese Zeitung sich verbreitet!
Denn Dieses war des Landes ew'ge Ducht.
Sie möchte Norden edne Leidskerden,
Und England wieder Pavles Kesseln tragen.
Wenn ihr die Stuart auf dem Throne folgte.

Davison.

Der Furcht kann es entleibt seyn — Sie geht
Ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.

Aent.

Die Königin kommt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Elisabeth, von Leicester geführt. Graf
Aubespine, Bellievre, Graf Schrewsbury, Lord
Purleigh mit noch andern französischen und englischen Herren treten

Elisabeth zu Aubespine.

Graf, ich beklage diese edeln Herrn,
Die ihr galanter Eifer über Meer
Hieher geführt, daß sie die Herrlichkeit
Des Hofs von St. Germain bei mir vermissen.
Ich kann so prächtige Götterfeste nicht
Erfinden, als die königliche Mutter
Von Frankreich — Ein geühtes süßlich Volk,
Das sich, so oft ich öffentlich mich zeige,
Mit Segnungen um meine Sänfte drängt:
Dies ist das Schauspiel, das ich fremden Augen
Mit ein'gem Stiche zeigen kann. Der Glanz
Der Gekrönten, die im Schönheitsgarten
Der Katharina blühen, verbürge nur
Mich selber und mein schimmerles Verdienst.

Aubespine.

Nur eine Dame zeigt Westminsterhof
Dem überraschten Fremden — aber Alles,
Was an dem reizenden Geschlecht entzückt,
Stellt sich versammelt dar in dieser Eichen.

Bellievre.

Erhabne Majestät von Engelland,
Vergönne, daß wir unsern Urlaub nehmen
Und Monsieur, unsern königlichen Herrn,
Mit der erlebten Dreiarbeit beglücken.
Ihn hat des Herrns heisse Ungeduld
Nicht in Paris gelassen, er erwartet
Zu Amiens die Boten seines Glücks,
Und bis nach Calais reichen seine Posten,
Das Jawort, das dein königlicher Mund
Ausgesprochen wird, mit Flügelgeschwindigkeit
Zu seinem trunkenen Thron hinkutragen.

Elisabeth.

Graf Bellievre, dringt nicht weiter in mich.
Nicht Zeit ist's jetzt, ich wiederhol' es Euch,
Die freudige Hochzeitsfeier anzunehmen.
Schwarz hängt der Himmel über diesem Land.
Und besser ziemte mir der Trauerherd,
Als das Gepränge bräutlicher Gewänder.
Denn nahe droht ein jammervoller Schlag
Mein Herz zu treffen mit mein' eignes Hand.

Bellievre.

Nur dein Versprechen gib uns, Königin,
In frohern Tagen folge die Erfüllung.

Elisabeth.

Die Könige sind nur Effären ihres Thrones.
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen.
Mein Wunsch war's immer, unvermählt zu sterben.
Und meinen Ruhm hatt' ich darein gesetzt
Daß man bereinigt auf meinem Grabstein las:
„Hier ruht die jungfräuliche Königin.“
Doch meine Untertanen wollen's nicht:
Sie denken jetzt schon fleißig an die Zeit,
Wo ich dahin seyn werde — Nicht genug,
Daß jetzt der Segen dieses Land beglückt:
Auch ihrem künft'gen Wohl soll ich mich opfern,
Auch meine jungfräuliche Freiheit soll ich,
Mein höchstes Gut, hingeben für mein Volk,

Und der Gebieter wird mir aufgedrungen.

Es zeigt mir dadurch an, daß ich ihm nur
Ein Weib bin, und ich meinte doch regiert
Zu haben, wie ein Mann und wie ein König.
Wohl weiß ich, daß man Gott nicht dankt, wenn man
Die Ordnung der Natur verläßt, und Lob
Verdienen sie, die vor mir hier gewaltet,
Daß sie die Klöster aufgethan und tausend
Schlachtopfer einer falschverstandnen Andacht
Den Pflichten der Natur zurückgegeben.
Doch eine Königin, die ihre Tage
Nicht ungenützt in müßiger Beschauung
Verbringt, die unverdrossen, unermüdet
Die schwerste aller Pflichten übt, die sollte
Von dem Naturgott ausgenommen seyn,
Der eine Hälfte des Geschlechts der Menschen
Der andern unterwürfig macht —

Aubespine.

Jedwede Tugend, Königin, daß du
Auf deinem Thron verherrlicht: nichts ist übrig,
Als dem Geschlechte, dessen Ruhm du bist,
Auch noch in seinen eignen Verdiensten
Als Muster vorzuleuchten. Freilich lebt
Kein Mann auf Erden, der es würdig ist,
Daß du die Freiheit ihm zum Opfer brächtest.
Doch, wenn Geburt, wenn Hebel, Heldentugend
Und Mänerschönheit einen Sterblichen
Der Ehre würdig machen, so —

Elisabeth.

Kein Zweifel.

Herr Abgeandter, daß ein Gebändrig
Mit einem königlichen Sohne Frankreichs
Mich ehrt. Ja, ich geh' es annehmlich.
Wenn es seyn mag — wenn ich's nicht ändern kann,
Dem Tuzen meines Vells nachzugeben —
Und es wird hafter seyn, als ich, bedacht ich —
So kenn' ich in Carera teilen können,
Dem ich mein höchstes Kleinod, meine Freiheit,
Mit minderm Widerwillen opfern würde.
Laßt dies Gebändrig Euch Genüge thun.

Bellievre.

Es ist die schönste Hoffnung: doch es ist
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünscht mehr —

Elisabeth.

Was wünscht er?

Es ist die schönste Hoffnung: doch es ist
Nur eine Hoffnung, und mein Herr wünscht mehr —
Hat die Königin doch nichts
Vorans vor dem gemeinen Bürgerweibe.
Das gleiche Glück weist auf gleiche Tücht.
Auf gleich' Leibarbeit — Der Ring macht Euch
Nur Altes, und's die eine Kette machen.
— Und, wenn Hebel dies Weibent. Es ist
Noch keine Kette, bindet mich noch nicht.
Doch laß ein Reif drans werden, der mich bindet.

Bellievre hat die Kette, die ich an mich geb.
In weinen Namen, große Königin,
Gewillig' ich kühnend dies Weibent und drucke
Den Ring der Halbjungfrau auf meiner Bürtin Hand.

Elisabeth

zum Grafen Bellievre. Ich hab' die Kette, die ich an mich geb.

Orlando, Mylord!

Willemt Seine Hebel

Mit diesem Schmutz, wie ich Euch hier damit
Besuche und in meines Erdens Pflichten nehme.
Honni soit qui mal y pense! — Es schwindet
Der Argwohn zwischen beiden Nationen.

Und ein vertraulich Band umschlinge fortan
Die Kronen Frankreich und Britannien!

Aubespine.

Erhabne Königin, Dies ist ein Tag
Der Freude! Möcht' er's Allen seyn, und möchte
Kein Leidender auf dieser Insel trauern!
Die Gnade glänzt auf deinem Angesicht!
O! daß ein Schimmer ihres heitern Lichts
Auf eine unglücksvolle Fürstin fiele,
Die Frankreich und Britannien gleich nahe
Angeht —

Elisabeth.

Nicht weiter, Graf! Vermengen wir
Nicht zwei ganz unvereinbare Geschäfte.
Wenn Frankreich ernstlich meinen Bund verlangt,
Muß es auch meine Sorge mit mir theilen
Und meiner Feinde Freund nicht seyn —

Aubespine.

Unwürdig

In deinen eignen Augen würd' es handeln,
Wenn es die Unglückselige, die Glaubens-
Verwandte und die Witwe seines Königs
In diesem Bund vergäße — Schon die Ehre,
Die Menschlichkeit verlangt —

Elisabeth.

In diesem Sinn
Weiß ich sein Aühwert nach Gebühr zu schätzen.
Frankreich erfüllt die Freundespflicht; mir wird
Verhättniß seyn, als Königin zu handeln.

Er ist nicht mehr, der sie geliebt hat, sondern nur noch ein Name.

Dritter Auftritt.

Elisabeth. Leicester. Burleigh. Calbot.

Die Acten des 1. Actes.

Burleigh.

Ruhmvolle Königin! Du hast heut
Die heissen Wünsche deines Volks. Nun erst
Gefiehn wir uns der segensvollen Tage.
Die du uns schenkt, da wir nicht ättern mehr
In eine finsternisse Zukunft schauen.
Nur eine Sorge kümmt noch dies Land,
Ein Dämon ist's, das alle Stimmen forciert
Gewähe' auch dieses, und der heutige Tag
Hat Englands Wehl auf immerdar gegründet.

Elisabeth.

Was wünscht mein Volk noch? Zerecht, Mylord.

Burleigh.

Gefordert

Das Haupt der Stuart — Wenn du deinen Volk
Der Freiheit köstliches Geschenk, das ihnen
Erwerbne Licht der Wahrheit willst versichern,
So muß sie nicht mehr seyn — Wenn wir nicht ewig
Als dein kostbares Leben ättern sollen.
So muß die Feindin untergehn! — Du weißt es.
Nicht alle deine Witten denken gleich:
Noch viele heimliche Verächter zählt
Der römische Gögendienst auf dieser Insel.
Die alle nähren feindliche Geanten:
Nach dieser Stuart steht ihr Herz, sie sind
Im Punkte mit den leibhaftigen Mürdern,
Den unversehbten Feinden deines Namens.
Es ist von dieser wüthenden Partei
Der grimmige Vertilgungskrieg geschworen,
Den man mit falschen Hölleuaffen führt.
Im Abteim, dem Bischofsitz des Cardinals,
Ist das Mißhaus, wo sie Missethäter schmieden,
Ist wird der Königsmord gelehrt — von dort,

Geschäftig, senden sie nach deiner Insel
Die Missionen aus, entschloss'ne Schwärmer,
In allerlei Gewand verummmt — von dort
Ist schon der dritte Mörder ausgegangen,
Und unerschöpflich, ewig neu erzeugen
Verborgne Feinde sich aus diesem Schlunde.
— Und in dem Schloß zu Rothinghay sitzt
Die Alte dieses ew'gen Kriegs, die mit
Der Liebesadel dieses Reich entzündet.
Für sie, die schmeichelnd Jedem Hoffnung gibt,
Weicht sich die Jugend dem gewissen Tod —
Sie zu befreien, ist die Lösung; sie
Auf deinen Thron zu setzen, ist der Zweck.
Denn dies Geschlecht der Lothinger erkennt
Dein heilig Recht nicht an: du heizest ihnen
Nur eine Räuberin des Throns, gekrönt
Vom Glück! Sie waren's, die die Abdrücke
Verführt, sich Englands Königin zu schreiben.
Kein Friede ist mit ihr und ihrem Stamm!
Du mußt den Streich erleiden oder führen.
Ihr Leben ist kein Tod, ihr Tod dein Leben!

Elisabeth.

Mylord! Ein traurig Amt verwaltet Ihr.
Ich keine Cures Erbes keinen Trich,
Weiß, daß gerietene Weisheit aus Euch redet.
Doch diese Weisheit, welche Blut befehlt,
Ich haße sie in meiner thönen Seele.
Sinnst einen mildern Rath aus — Welcher Feind
Den Schreckensburg! Sagt Ihr uns eure Meinung.

Calbot.

Du habst dem Völk ein gekühnend Lob,
Der Burleighs treue Mund bezeugt — Auch mir,
Stimmt es mir gleich nicht so bereit vom Munde,
Schlägt in der Brust kein milder neues Herz.
Mögt du nach lange leben, Königin,
Die Freude deines Volks zu fern, das Glück
Des Friedens diesem Reiche zu verlängern.
So schöne Tage hat dies Land nie
Gesehen, seit eigne Mürren es requieren.
Mögt es sein Glück mit seinem Ruhme nicht
Gefahren! Mögt Calbots Auge wenigstens
Geschlossen seyn, wenn Dies geschieht!

Elisabeth.

Verhalte Gott, daß wir den Ruhm bedecken!

Calbot.

Nun dann, so wilst du auf ein ander Mittel sinnen,
Dies Reich zu retten — denn die Hinrichtung
Der Stuart ist ein ungerichtetes Mittel.
Du kannst das Urtheil über Die nicht sprechen,
Die dir nicht unterthänig ist.

Elisabeth.

So irrst

Mein Staatsrath und mein Parlament; im Irrthum
Sind alle Richterheile dieses Landes.
Die mir dies Recht einstimmig anerkant —

Calbot.

Nicht Stimmenmehrheit in des Reiches Prede:
Onaland ist nicht zu Welt, dein Parlament
Nicht der Verein der menschlichen Geschlechter.
Dies heutige Onaland ist das heutige nicht,
Wie's das vergangne nicht mehr ist — Wie sich
Die Meinung anders wendet, also heizt
Und fällt des Urtheils wandelbare Wege.
Sag nicht, du müßest der Nothwendigkeit
Obedien und dem Drängen deines Volks.
Sobald du willst, in jedem Augenblick
Kannst du erproben, daß dein Wille frei ist.
Versuch's! Geklärt, daß du Blut verabscheust,
Der Schwester Leben willst gerettet sehn.

Seig denen, die dir anders rathen wollen,
Die Wahrheit deines königlichen Jorns:
Schnell wirst du die Nothwendigkeit verschwinden
Und Recht in Unrecht sich verwandeln sehn.
Du selbst mußt richten, du allein. Du kannst dich
Auf dieses unsterblich schwankte Rühr nicht lehnen.
Der eignen Milde folge du getrost.
Nicht Strenge legte Gott ins weiche Herz
Des Weibes — und die Stifter dieses Reichs,
Die auch dem Weib die Herrscherkrone gaben,
Sie zeigten an, daß Strenge nicht die Tugend
Der Könige seyn in diesem Lande.

Elisabeth.

Ein warmer Anwalt ist Graf Schrewsbury
Für meine Feindin und des Reichs. Ich ziehe
Die Nähe vor, die meine Wohlfahrt liebt.

Calbot.

Man gönnt ihr keinen Anwalt, Niemand wagt's,
Zu ihrem Vortheil sprechend, deinem Jern
Sich bloßzustellen — so verdamme mir,
Dem alten Manne, den am Grabesrand
Kein irdisch Hoffen mehr verführen kann,
Daß ich die Aufgebende beschütze.
Man soll nicht sagen, daß in deinem Staatsrath
Die Leidenschaft, die Selbstsucht eine Stimme
Gehabt, nur die Varmherzigkeit geschwiegen.
Verbündet hat sich Alles wider sie,
Du selber hast ihr Antlitz nie gesehen,
Nichts spricht in deinem Herzen für die Fremde.
— Nicht ihrer Schuld res' ich das Wort. Man sagt,
Sie habe den Gemahl ermorden lassen;
Wahr ist's, daß sie den Mörder eblichte.
Ein schwer Verbrechen! — Aber es geschah
Zu einer finstern unglücksvollen Zeit,
Im Angsteränge bürgerlichen Kriegs,
Wo sie, die Schwache, sich umringen sah
Von heitzgerinnenden Vassallen, sich
Dem Muthvollstärksten in die Arme warf —
Wer weiß, durch welcher Ränke Macht bezeugt:
Denn ein gebrechlich Wesen ist das Weib.

Elisabeth.

Das Weib ist nicht schwach. Es gibt starke Seelen
Zu dem Geschlecht — Ich will in meinem Weissen
Nichts von der Schwäche des Geschlechtes hören.

Calbot.

Du warst das Unglück eine strenge Schule.
Nicht seine Freudenfeier lehrte dir
Das Leben zu. Du habest keinen Thron
Von ferne, nur das Grab in deinen Äugen.
Zu Woodstock war's und in des Leiers Nacht,
Wo dich der quädelige Vater dieses Landes
Zur ernsten Pflicht durch Trübsal auferweckt.
Dort suchte dich der Schmeichler nicht. Fröhlich lernte,
Vom eiteln Weltgeräusche nicht verdrängt,
Dein Geist sich sammeln, dankend in sich gehn
Und dieses Lebens wahre Güter schätzen.
— Die Arme rettete kein Gott. Ein hartes Joch
Ward sie verhängt nach Frankreich, an den Tod
Des Leichtsinns, der gedankenlosen Arace.
Dort in der Feste zw'ger Trunkenheit
Vernahm sie nie der Wahrheit erste Stimme.
Geblendet ward sie von der Fäulnis Glanz
Und fortgeführt vom Strom des Verderbens.
Ihr ward der Schwärze eines Gutes zu Theil,
Sie überstrahlte Alles alle Weiber,
Und ich schaffal, nicht minder's Glück —

Elisabeth.

Kommt zu Euch selbst, Mylord von Schrewsbury!
Denkt, daß wir hier im ernsten Rathe sitzen.

Das müssen Reize sonder Gleichen seyn,
Die einen Greis in solches Feuer setzen.
— Mylord von Kester! Ihr allein schweigt still?
Was ihn beredt macht, blindet's Euch die Zunge?

Leicester.

Ich schweige vor Erstaunen, Königin,
Daß man dein Ohr mit Schrecknissen erfüllt,
Daß diese Märchen, die in Londons Gassen
Den gläubigen Pöbel ängsten, bis herauf
In deines Staatsraths heitre Mitte steigen
Und weise Männer ernst beschäftigen.
Verwunderung ergreift mich, ich gesteh's,
Daß diese kinderlose Königin
Von Schottland, die den eignen kleinen Thron
Nicht zu behaupten wußte, ihrer eignen
Vassallen Spott, der Auswurf ihres Landes,
Dein Schrecken wird auf Einmal im Gefängniß!
— Was, beim Allmächtigen! machte sie dir fürchtbar?
Daß sie dies Reich in Anspruch nimmt? daß dich
Die Gassen nicht als Königin erkennen?
Kann dieser Gassen Widerspruch das Recht
Entkräften, das Geburt dir gab, der Schluß
Der Parlamente dir bestätigte?
Ist sie durch Heinrichs letzten Willen nicht
Stillschweigend abgewiesen? und wird England,
So glücklich im Genuß des neuen Lichts,
Sich der Papstin in die Arme werfen?
Von dir, der angebeteten Monarchin,
Zu Darleys's Mörderin hinüberlaufen?
Was wollen diese ungehörnen Menschen,
Die sich noch lebend mit der Gekin quälen,
Dich nicht geschwind genug vermalen können,
Um Star und Gift von Gefahr zu retten?
Stehst du nicht blindend da in Jugenfrüh,
Welst Jene nicht mit jedem Tag zum Grabe?
Bei Gott! Du wirst, ich schwör's, noch viele Jahre
Auf ihrem Grabe wandeln, ohne daß
Du selber sie hinabstürzen brauchtest —

Burleigh.

Lord Kester hat nicht immer so geurtheilt.

Leicester.

Wahr ist's, ich habe selber meine Stimme
Zu ihrem Tod gegeben im Gericht.
— Im Staatsrath sprech' ich anders. Hier ist nicht
Die Idee von dem Recht, nur von dem Vertheid.
Ist's jetzt die Zeit, von ihr Gefahr zu fürchten,
Da Frankreich sie verläßt, ihr einziger Schutz,
Da du den Königsstern mit deiner Hand
Beglücken willst, die Hoffnung eines neuen
Regententhums diesem Lande blüht?
Womü soll's geschehen? Sie ist todt!
Verachtung ist der wahre Tod. Verhüte,
Daß nicht das Mitleid sie ins Leben rufe!
Denn ist mein Rath: Man lasse die Sentenz.
• Die ihr das Laub abspriht, in voller Kraft
Verwehn! Sie lebe — aber unterm Weile
Des Entsetzes ließe sie, und schnell, wie sich
Ein Arm für sie bewaffnet, soll's nicken.

Elisabeth.

Mylords, ich hab' nun eure Meinungen
Gehört und sag' euch Dank für euren Eifer.
Mit Gottes Willen, der die Könige
Erleuchtet, will ich eure Gründe prüfen
Und wählen, was das Beste mir dünkt.

Maria Stuart.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ritter Paulet mit Mortimer.

Elisabeth.

Da kommt Amias Paulet. Edler Sir,
Was bringt Ihr uns?

Paulet.

Glorwür'd'ge Majestät!

Mein Nefse, der unlängst von weiten Reisen
Zurückgekehrt, wies sich zu deinen Hüfen
Und leistet dir sein jugendlich Gelübde.
Empfange du es gnadenvoll und laß
Ihn wachsen in der Sonne deiner Gunst.

Mortimer,

laßt sich auf ein Knie nieder.

Vang lebe meine königliche Frau,
Und Glück und Ruhm bekröne ihre Stien!

Elisabeth.

Steht auf. Seyd mir willkommen, Sir, in England.
Ihr habt den großen Weg gemacht, habt Frankreich
Verließ und Rom und Euch zu Rheims verweilt.
Sagt mir denn an, was spinnen unsre Feinde?

Mortimer.

Ein Gott verwirre sie und weite rückwärts
Auf ihrer eignen Schützen Brust die Pfeile,
Die gegen meine Königin gesandt sind!

Elisabeth.

Zieht Ihr den Morgan und den ränke-spinnenden
Bischof von Ross?

Mortimer.

Alle schottische

Beckmarte lernt ich kennen, die in Rheims
Räth'ge schmieden gegen diese Zeit.
In ihr Vertrauen stahl ich mich, ob ich
Gewiss von ihren Mäulen was entdeckte.

Paulet.

Welche Thiere hat man ihm vertraut,
Da sehen, in der Königin von Schottland.
Die er mit seiner Hand uns überliefert.

Elisabeth.

Sagt, was sind ihre neuesten Entwürfe?

Mortimer.

Es hat sie alle wie ein Feuerstreich,
Dah' Frankreich sie verläßt, den neuen Bund
Mit England schließt; jetzt richten sie die Person
Auf Spanien.

Elisabeth.

So schreiet mir Walsingham.

Mortimer.

Auch eine Wulle, die Papst Sixtus jung
Dem Vatican gegen sich geschleudert.
Rom eben an zu Rheims, als ich's verließ:
Das nämliche Schiff bringt sie nach dieser Zeit.

Leicester.

Der solchen Waffen zittert England nicht mehr.

Burleigh.

Sie werden furchtbar in des Schwärmer Hand.

Elisabeth,

Wenden Sie sich zu mir.

Man gab Euch Schuld, daß Ihr in Rheims die Schalen
Verseht und Euren Glauben abschwören?

Mortimer.

Die Miene gab ich mir, ich leugn' es nicht,
So weit ging die Weisheit, die zu dienen!

Elisabeth

zu Paulet, der die das Papier liest.

Was sieht Ihr da bevor?

Paulet.

Es ist ein Schreibe,

Das die Königin von Schottland sendet.

Burleigh, hastig darnach greifend,
Gibt mir den Brief!

Paulet gibt das Papier der Königin.

Verzeiht, Lord Großschatzmeister!

In meiner Königin selbstgeigne Hand

Befahl sie mir den Brief zu übergeben.

Sie sagt mir stets, ich sey ihr Feind. Ich bin

Nur ihrer Kaiser Feind; was sich verdrägt

Mit meiner Pflicht, mag ich ihr gern erweisen.

Die Königin hat den Brief genommen. Wobey sie sagt, es ist, dass
Mortimer und Leicester einige Worte heimlich mit sich ver-

Burleigh zu Paulet.

Was kann der Brief enthalten? Gilt Klagen,
Mit denen man das mitleidvolle Herz
Der Königin versehen soll.

Paulet.

Was er

Enthält, hat sie mir nicht verhehlt. Sie bittet
Um die Vergünstigung, das Angesicht
Der Königin zu sehen.

Burleigh, zu Paulet.

Nimmermehr!

Calbot.

Warum nicht? Sie erhebt nichts Ungerechtes

Burleigh.

Die Günst der Königinen mag ich nicht
Hat sie vernunft, die Verdammnis zu
Die nach dem Blut der Königin geschrien.
Werd' tra mit seiner Rührung metzt, Der kann
Den falsch verurtheilten Rath nicht geben.

Calbot

Wenn die Monarchin sie begnaden will,
Wollt Ihr der Gnade sanfte Regung hindern?

Burleigh.

Sie ist vernunftvoll! Untem Weile liebt
Ihr Haupt. Monarchin ist der Majestät,
Das Haupt zu sehen, das dem Tod geweiht ist.
Das Leben kann nicht mehr verloren werden.
Wenn sich die Königin ihr genadet hat:
Denn Gnade bringt die künftige Rache —

Elisabeth,

erhebt sie den Brief, liest ihn, und spricht:

Was ist der Mensch? Was ist das Glück der Erde?
Wie weit ist diese Königin gebracht,
Die mit so heissen Hoffnungen begann,
Die auf den ältsten Thron der Christenheit
Versetzt werden, die in ihrem Sinn
Drei Kronen schon auf Haupt zu setzen meinte!
Weich andre Freude subet sie jetzt, als damals,
Da sie das Verrath England's angenommen
Und von der Schwärmerin ihres Geis sich Königin
Der zwei hitzigen Anfeindungen heß!
— Verzeiht, Werd' es, es schneidet mir ins Herz,
Rechnung erweist mich, und die Seele blutet,
Dah' Jüdisches nicht fester steht, das Schicksal
Der Menschheit, das entsehlige, so nahe
An meinem eignen Haupt verhängt liegt.

Calbot.

O Königin! Dein Herr hat Gott geküßt.

Oben die dieser himmlischen Vergeltung!

Schwer küßte sie wahrlich die schwere Schuld.

Reich' ihr die Hand, der Tiefgefallenen!

Was eines Engels Lichterscheinung zeige

In ihres Kerkers Glühernacht hinab —

Hurleigh.

Sey standhaft, große Königin. Laß nicht
Ein lebenswürdig menschliches Gefühl
Dich irre führen. Raube dir nicht selbst
Die Freiheit, das Nothwendige zu thun.
Du kannst sie nicht begnadigen, nicht retten:
So lade nicht auf dich verhassten Tadel,
Dass du mit grausam höhnendem Triumph
Am Anblick deines Opfers dich geweidet.

Leicester.

Laßt uns in unsern Schranken bleiben, Lords.
Die Königin ist weise, sie bedarf
Nicht unsers Rathes, das Würdigste zu wählen.
Die Unterredung beider Königinnen
Hat nichts gemein mit des Verdictes Gang.
Englands Oeig, nicht der Monarchin Wille,
Verurtheilt die Maria. Würdig ist's
Der großen Seele der Elisabeth,
Dass sie des Hörtens schönem Triebe folge.
Wenn das Gesetz den strengen Lauf behält.

Elisabeth.

Ocht, meine Lords. Wir werden Mittel finden
Was Gnade fordert, was Nothwendigkeit
Uns auferlegt, gemeinsam zu vereinen.
Jetzt — tretet ab!

Die Lords gehen. An der Thüre tritt der Herr Mortimer ein.

Sie Mortimer! Ein Wort!

Fünfter Auftritt.

Elisabeth. Mortimer.

Elisabeth,

Ihr sehtet einen hohen Platz und reiche
Beherrschung. Euer Reich ist über Jahre
Wer schon so früh der Laischung schwere Mann
Ausübte, Der ist würdig vor der Zeit,
Und er verlässt sich seine Pflichtenjahre.
— Auf eine große Fahn war Euch das Schicksal
Ich prophezeit es Euch, wie mein Trüfel
Kann ich, zu Eurer Gnade, selbst vollziehen.

Mortimer.

Erhabene Gebieterin, was ich
Vermag und bin, ist deinem Dienst gewidmet.

Elisabeth.

Ihr habt die Feinde Englands kennen lernen
Ihr Haß ist unverwundlich gegen mich,
Und unerschütterlich ihre Blutentwürde.
Wis tiefen Tag zwar schlugte mich die Allmacht;
Doch ewig wankt die Kron' auf meinem Haupt,
Solang sie lebt, die ihrem Schwermereiter
Den Vorwand leihet und ihre Hoffnung abart.

Mortimer.

Sie lebt nicht mehr, sobald du es gebietet.

Elisabeth.

Ach, Sir! Ich glaube mich am Ziele schon
Zu sehn und bin nicht weiter als am Anfang.
Ich wollte die Gesetze handeln lassen,
Die eigne Hand vom Plute rein behalten.
Das Urtheil ist gesprochen. Was gewinn' ich?
Es muß vollzogen werden, Mortimer!
Und ich muß die Vollziehung a. befehlen.
Mich immer trübt der Haß der That. Ich muß
Sie eingestehn und kann den Schrein nicht retten.
Das ist das Schlimmste!

Mortimer.

Was kümmert dich

Der böie Schrein bei der gerechten Sache?

Elisabeth.

Ihr kennt die Welt nicht, Ritter. Was man scheint,
Hat Jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen.
Von meinem Rechte überzeug' ich Niemand:
So muß ich Sorge tragen, daß mein Antheil
An ihrem Tod' in ew'gem Zweifel bleibe.
Bei solchen Thaten doppelter Gestalt
Gibt's keinen Schuß, als in der Dunkelheit.
Der schlimmste Schritt ist, den man eingestekt,
Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren.

Mortimer, ansehnend

Dann wäre wohl das Beste —

Elisabeth, wach

Reilich wahr's

Das Beste — O, mein guter Engel spricht
Aus Euch. Rahet fort, vollendet, werther Sir!
Euch ist es Ernst, Ihr bringt auf den Grund,
Seyd ein ganz anderer Mann, als Euer Theim —

Mortimer, verwehrt.

Entdecktest du dem Ritter deinen Wunsch?

Elisabeth.

Mich reuet, daß ich's that.

Mortimer.

Entschuldig

Den alten Mann. Die Jahre machen ihn
Bedenklich. Solche Wagenkürde fordern
Den festen Muth der Jugend —

Elisabeth, zornig

Darf ich Euch —

Mortimer.

Die Hand will ich die leben; rette du
Den Namen, wie du kannst —

Elisabeth.

Ja, Sir! wenn Ni-

Mich eines Morgens mit der Vorstube wecket
Maria Stuart, denn kurze Zeit.
Ich heute Nacht verdrücken!

Mortimer.

Ich halt auf mich

Elisabeth.

Wann wird mein Haart sich nicht schlafen legen?

Mortimer.

Der nächste Neumond erde deine Nacht.

Elisabeth.

Gehet Euch wohl, Sir! Laßt es Euch nicht leid thun,
Dass meine Dankbarkeit den Aler der Nacht
Entschlafen muß — Das Schweigen in der Welt
Der Glücklichen — Die ersten Worte sind's,
Die jenseits, die das Geheimniß stiert!

Sechster Auftritt.

Mortimer, zornig

Och, salbige, leichtsinnige Königin!
Wie du ein Wort, so täusch' ich dich. Recht ist's,
Dich zu verachten, eine gute That!
Zieh' ich aus, wie ein Mörder? Vastest du
Ruchlose Keckheit auf meiner Stirn?
Trau nur auf meiner Arm- und halte deinen
Jatund. Gib dir den frommen Heuchelichlein
Der Gnade vor der Welt! Indessen du
Geheim auf meine Niederhülle hoffst,
So werden wir zur Rettung Arth gewinnen!

Gehoben willst du mich — zeigst mir von fern
Verzents einen kostbaren Preis — und wärst
Du selbst der Preis und deine Brauengunst!
Wer bist du, Mortimer, und was kannst du geben?
Mich locket nicht des erteilten Ruhmes Geiz!
Bei ihr nur ist des Lebens Reiz —

Um sie, in ew'gem Freudenchore, schweben
Der Anmuth Götter und der Jugendluft;
Das Glück der Himmel ist an ihrer Brust;
Du hast nur todt' Götter zu vergeben!
Das eine Höchste, was das Leben schmückt,
Wenn sich ein Herz, entzückt und entzückt,
Dem Herzen schenkt in süßem Selbstvergessen,
Die Brautkrone hast du nie besessen,
Nie hast du liebend einen Mann beglückt!
— Ich muß den Tod erwarten, ihren Brief
Ihm übergeben. Ein verhaßter Auftrag!
Ich habe zu dem Höllinge kein Herz.
Ich selber kann sie retten, ich allein,
Gefahr und Ruhm und auch der Preis sey mein!

Indem er gehen will, begegnet ihm Paulet

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet.

Paulet.

Was sagte dir die Königin?

Mortimer.

Nichts, Sir.

Nichts — von Bedeutung.

Paulet *tritt ein und redet mit*

Hör, Mortimer!

Es ist ein schätzbare glatter Grund, auf den
Du dich begeben. Lebend ist die Günst
Der Königin, nach Götter geist die Jugend.
— Sag dich den Ohngefähr nicht verführen!

Mortimer.

Wart Ihr's nicht selbst, der an den Hof mich brachte?

Paulet.

Ich wünschte, daß ich's nicht gethan. Am Hofe
Ward eifersüchtig's Hautes Götter nicht gesammelt.
Zieh' zu, mein Wille. Manse nicht zu trauer!
Weg' zu dem Gewissen nicht!

Mortimer.

Was sollt Euch ein? Was für Befragnisse?

Paulet.

Wie groß sich auch die Königin zu machen
Verwünscht — nur ihrer Schmeichelei nicht.
Verlangen wird sie dich, wenn du gehst,
Und, ihren eignen Namen rein zu waschen,
Die Muthat rächen, die sie selbst beahnt.

Mortimer.

Die Muthat, sagt Ihr?

Paulet.

Weg' mit der Verstellung!

Ich weiß, was dir die Königin angeheuen:
Sie hofft, daß keine ruhmbegier'ge Jüngere
Willfährtiger seyn wird, als mein flammes Alter.
Hast du ihr zugesagt? Hast du?

Mortimer.

Mein Eheim!

Paulet.

Wenn du's gethan hast, so verfluch' ich dich,
Und dich verwerfe —

Leicester *tritt ein*

Werther Sir, erlaubt
Ein Wort mit Eurem Wesen. Die Menarchin
Ist quadenroll gesinnt für ihn: sie will,
Daß man ihm die Person der Lady Stuart
Uneingeschränkt vertraue — Sie verläßt sich
Auf seine Redlichkeit —

Paulet.

Verläßt sich — Gut!

Leicester.

Was sagt Ihr, Sir?

Paulet.

Die Königin verläßt sich

Auf ihn, und ich, Mylord, verlasse mich

Auf mich und meine beiden offenen Augen. *Er geht ab.*

Achter Auftritt.

Leicester. Mortimer.

Leicester, *vermündet.*

Was wandelte den Ritter an?

Mortimer.

Ich weiß es nicht — Das unerwartete
Vertrauen, das die Königin mir schenkt —

Leicester, *als sich dem anseht.*

Verdient Ihr, Ritter, daß man Euch vertraut?

Mortimer *erwidert.*

Die Frage thut' ich Euch, Mylord von Lester.

Leicester.

Ihr hattet mir was imgeheim zu sagen.

Mortimer.

Verfüchert mich erst, daß ich's wagen darf.

Leicester.

Wer gibt mir die Verfücherung für Euch?

— Laßt Euch mein Wistmann nicht beleitigen!

Ich seh' Euch zweierlei Gesichter zeigen

An diesem Hofe — Eins darunter ist

Nothwendig falsch: doch welches ist das wahre?

Mortimer.

Es geht mir eben so mit Euch, Graf Lester.

Leicester.

Wer soll nun des Vertrauens Anfang machen?

Mortimer.

Wer das Geringere zu wagen hat.

Leicester.

Nun, Der seht Ihr!

Mortimer.

Ihr seht es! Euer Zeugniß,

Des vielbedeutenden, gewaltigen Verdes,

Kann mich in Veden schlagen: meins vermag
Nichts gegen Euren Ring und Eure Günst.

Leicester.

Ihr hat Euch, Sir. In allem Andern bin ich

Hier mächtig, nur in diesem ersten Punkt.

Den ich jetzt Eurer Dien verachten soll.

Bin ich der schwächste Mann an diesem Hofe,

Und ein verächtlich Zeugniß kann mich führen.

Mortimer.

Wenn sich der allermächtigste Lord Lester

So tief zu mir herunterläßt, ein soch

Bekenntniß mir zu thun, so darf ich wohl

Ein wenig höher denken von mir selbst

Und ihm in Gremmth ein Gremmel geben.

Leicester.

Gehet mir voran im Jutraum, ich will folgen.

Mortimer.

Der Ritter ist ab.

Dies sendet Euch die Königin von Schottland.

Leicester

schreit platonisch und geht wieder ab.

Sprecht leise, Sir — Was seht ich! Ah! Es ist

Ihr Will!

Es ist ein Brief, den er mit seinem Briefe

Mortimer.

Er ist ein Brief, den er mit seinem Briefe

Mylord, nun glaub' ich Euch.

Leicester.

Indem er den Brief in der Hand hält

Sir Mortimer! Ihr wißt des Briefes Inhalt?

Mortimer.

Nichts weiß ich.

Leiceſter.

Nun! Sie hat Euch ohne Zweifel

Vertraut —

Mortimer.

Sie hat mir nichts vertraut. Ihr würdet

Dies Räthſel mir erklären, ſagte ſie.

Ein Räthſel iſt es mir, daß Graf von Leſter,

Der Günftling der Eliſabeth, Mariens

Erklärter Feind und ihrer Richter einer,

Der Mann ſeyn ſoll, von dem die Königin

Zu ihrem Unglück Rettung hofft — Und dennoch

Muß Dem ſo ſeyn: denn Eure Augen ſprechen

Zu deutlich aus, was Ihr für ſie empfindet.

Leiceſter.

Entdeckt mir ſelbſt erſt, wie es kommt, daß Ihr

Den ſeurigen Antheil nehm't an ihrem Schickſal.

Und was Euch ihr Vertrauen erwarb.

Mortimer.

Wolard,

Das kann ich Euch mit Wenigem erklären.

Ich habe meinen Glauben abgeſchworen

Zu Rom und ſteh' im Bündniß mit den Guiſen.

Ein Brief des Erzbischofs zu Rheims hat mich

Beglaubigt bei der Königin von Schottland.

Leiceſter.

Ich weiß von Eurer Glaubensänderung:

Sie iſt's, die mein Vertrauen zu Euch weckte.

Gebt mir die Hand. Verzeiht mir meinen Zweifel.

Ich kann der Verſicht nicht zu viel gebrauchen,

Denn Walsingham und Burleigh haſſen mich;

Ich weiß, daß ſie mir lauend Nege ſtellen.

Ihr konntet ihr Geiſchütz und Werkzeug ſeyn,

Mich in das Garn zu ſtehn —

Mortimer.

Wie kleine Schritte

Gebt ein ſo großer Verd an dieſem Hof!

Graf, ich beſlag' Euch.

Leiceſter.

Freudig werd' ich mich

An die vertraute Freundschaft, wo ich

Des langen Zwangs mich endlich ſann entladen.

Ihr ſeyd verwundert, Sir, daß ich ſo ſchnell

Das Herz geändert gegen die Maria.

Zwar in der That haß' ich ſie nie — der Zwang

Der Zeiten machte mich in ihrem Geſehr.

Sie war mir ungeracht ſeit langen Jahren,

Ihr wißt's, eh ſie die Hand dem Darnley gab,

Als noch der Glanz der Hebeit ſie umlachte.

Kalt ſtieß ich damals dieſes Glück von mir;

Jetzt im Gefängniß, an des Todes Pforten

Euch' ich ſie auf und mit Gefahr des Lebens.

Mortimer.

Das heißt großmüthig handeln!

Leiceſter.

— Die Geſtalt

Der Dinge, Sir, hat ſich indeß verändert.

Mein Ehrgeiz war es, der mich gegen Juend

Und Schönheit ſüßlos machte. Damals hielt ich

Mariens Hand für mich zu klein; ich hoffte

Auf den Beſitz der Königin von England.

Mortimer.

Es iſt bekannt, daß ſie Euch allen Männern

Vorzog —

Leiceſter.

So ſchien es, edler Sir — und nun, nach zehn

Verlorenen Jahren unverdorr'ten Verbens,

Verhaßten Zwangs — O Sir, mein Herz geht auf!

Ich muß des langen Unmuths mich entladen —
Man preiſt mich glücklich — Wüßte man, was es
Für Ketten ſind, um die man mich beneidet —
Nachdem ich zehn bittere Jahre lang
Dem Odßn ihrer Eitelkeit geopfert,
Mich jedem Wechſel ihrer Sultanslaunen
Mit Sklavendemuth unterwarf, das Spielzeug
Des kleinen grillenhaften Eigenſinns,
Geliebteſt jetzt von ihrer Zärtlichkeit
Und jetzt mit ſprödem Stolz zurückgeſtoßen,
Von ihrer Guut und Strenge gleich gepeinigt,
Wie ein Gefangener vom Argusblick
Der Eiferſucht gehütet, ins Verhör
Genommen wie ein Knabe, wie ein Diener
Geſcholten — O, die Sprache hat kein Wort
Für dieſe Hölle!

Mortimer.

Ich beſlag' Euch, Graf.

Leiceſter.

Künſcht mich am Ziel der Preis! Ein Andre'r kommt,

Die Frucht des theuren Verbens mir zu rauben.

An einen jungen, blühenden Gemahl

Verlier' ich meine lang beſeßnen Rechte!

Herunterſteigen ſoll ich von der Bühne,

Wo ich ſo lange als der Erste glänzte.

Nicht ihre Hand allein, auch ihre Guut

Dreht mir der neue Aufkümmling zu rauben.

Sie iſt ein Weib, und er iſt liebenswerth.

Mortimer.

Er iſt Kath'rinens Sohn. In guter Schule

Hat er des Schneidlers Nünſt ausgeübt.

Leiceſter.

So türken meine Hoffnungen — Ich ſuche

In dieſem Schickſal meines Glücks ein Vort

Zu ſehen — und mein Muth wendet ſich

Der erſten ſchönen Hoffnung wieder:

Mariens Bild, in ihrer Neuen Glanz,

Stand neu vor mir; Züchtheit war,

In ihre vollen Rechte wieder ein;

Nicht kalter Geiz mir, das Herz verſah

Und ich empfand, welch Marmel ich verlieren.

Mit Schweden ſieh' ich ſie in dieſes Gern

Herabgeſtürzt, geſtürzt durch mein Verſchulden

Da wird in mir die Hoffnung wach, eh ich

Sie jetzt noch retten ſonnte und beſſern.

Durch eine neue Hand gelangt es mir,

Ihr mein verarmter Herr zu erſchauen,

Und dieſer Vort, den Ihr mir überbracht,

Verſichert mir, daß ſie veracht, ſich mir

Zum Lode ſchenken will, wenn ich ſie rette.

Mortimer.

Ihr thatet nichts in ihrer Rettung!

Ihr ſieht — ſie, daß ſie verurtheilt wurde

Gibt Euch — ſie ſelbſt in ihrem Tod!

Ein Mund r' ich geſehen — Der Wahrheit ſieht

Mir, den Reſſen ihres Vaters, rühren,

Im Prieſter in Rom muß ich der Himmel

Den unverheißten Rett' r' erbitten,

Denn fand ſie nicht einmal den Weg zu Eu

Leiceſter.

Ah, Sir, es hat mir Lurien gung geſendet!

Um ſelbe Zeit ward ſie von Talbots Schloß

Nach Ketheringham weggeführt, der ſtrengen

Gewahrſam Eures Throns anvertraut.

Wenigſtens ward jeder Weg zu ihr; ich mußte

Kortagen vor der Welt, ſie zu verſolgen.

Doch denket nicht, daß ich ſie leidend hätte

Zum Lode gehen laſſen! Nein, ich hoffte

Und hoffe noch, das Aeußerste zu hindern,
Wie sich ein Mittel zeigt, sie zu befreien.

Mortimer.

Das ist gefunden — Lester, Euer edles
Vertraun verdient Erwiderung. Ich will sie
Befreien, darum bin ich hier, die Anstalt
Ist schon getroffen. Euer mächt'ger Beistand
Versichert uns den glücklichen Erfolg.

Lectester.

Was sagt Ihr? Ihr erschreckt mich. Wie? Ihr wolltet —

Mortimer.

Gewaltsam aufstehn will ich ihren Kerker;
Ich hab Gefährten, Alles ist bereit —

Lectester.

Ihr habt Mitwiffer und Vertraute! Weh mir!
In welches Wagniß reißt Ihr mich hinein!
Und diese wissen auch um mein Geheimniß?

Mortimer.

Sorgt nicht. Der Plan ward ohne Euch entworfen,
Dah' Euch wär' er vollbracht, bestände sie
Nicht drauf, Euch ihre Rettung zu verdanken.

Lectester.

So könnt Ihr mich für ganz gewiß versichern,
Dass in dem Bund mein Name nicht genannt ist?

Mortimer.

Verläßt Euch drauf! Wie? So bedenklich, Graf,
Bei einer Verschwörung, die Euch Hölle bringt!
Ihr wollt die Stuart retten und befreien,
Ihr seinet Freunde, plötzlich, unerwartet,
Dem Himmel fallen Euch die nächsten Mittel —
Doch zeigt Ihr mehr Verlegenheit als Freunde?

Lectester.

Es ist nichts mit Gewalt. Das Wagniß
Ist zu gefährlich.

Mortimer.

Auch das Sämen ist's!

Lectester.

Ich sag' Euch, Ritter, es ist nicht zu wagen.

Mortimer, raus.

Nein, nicht für Euch, der sie befreien will!
Wir wollen sie klag' retten und sind nicht so
Bedenklich —

Lectester.

Junger Mann, Ihr seht zu rasch
In so gefährlich dornenvoller Sacke.

Mortimer.

Ihr — sehr besorgt in solchem Fall der Obr.

Lectester.

Ich seh die Nege, die uns rings umgeben.

Mortimer.

Ich fühle Muth, sie alle zu durchkreuzen.

Lectester.

Tollkühnheit, Raserei ist dieser Muth.

Mortimer.

Nicht Tapferkeit ist diese Klugheit, Lord.

Lectester.

Euch lüthet's wohl, wie Waddington zu enden?

Mortimer.

Euch nicht, des Norfolk's Großmuth nachzuahmen.

Lectester.

Norfolk hat seine Braut nicht beimgesührt.

Mortimer.

Er hat bewiesen, daß er's würdig war.

Lectester.

Wenn wir verderben, reißt wie sie nach.

Mortimer.

Wenn wir uns scheuen, wird sie nicht gerettet.

Lectester.

Ihr überlegt nicht, hört nicht, werdet Alles
Mit heftig blindem Ungestüm zerstreuen,
Was auf so guten Weg geleitet war.

Mortimer.

Wohl auf den guten Weg, den Ihr gebahnt?
Was habt Ihr denn gethan, um sie zu retten?
— Und wie? Wenn ich nun Bube gnug gewesen,
Sie zu ermorden, wie die Königin
Mir anbefahl, wie sie zu dieser Stunde
Von mir erwartet — Nennt mir doch die Anstalt,
Die Ihr gemacht, ihr Leben zu erhalten.

Lectester, erhaucht.

Gab Euch die Königin tiefen Blutbefehl?

Mortimer.

Sie irrte sich in mir, wie sich Maria
In Euch.

Lectester.

Und Ihr habt zugesagt? habt Ihr?

Mortimer.

Tamit sie andre Hände nicht erkaufe,
Doch ich die meinen an.

Lectester.

Ihr thatet wohl.

Dies kann uns Raum verschaffen. Sie verläßt sich
Auf Euren kurzen Dienst, das Todesurtheil
Bleibt unvollbracht, und wir gewinnen Zeit —

Mortimer, wachend.

Nein, wir verlieren Zeit!

Lectester.

Sie läßt auf Euch:

So müht' sie sich Anstand nehmen, sich
Den Schein der Gnade der der Welt zu geben.
Vielleicht, daß ich durch List sie überrede,
Das Angeicht der Gerechtigkeit zu sehn,
Und dieser Schritt mag ihr die Hände binden.
Unleugbar hat Recht. Das Urtheil kann nicht mehr
Verleugert werden, wenn sie sie gesehn.

— Ja, ich verlaß' es, Alles hier' ich auf —

Mortimer.

Und was erreicht Ihr dadurch? Wenn sie sich
In mir getäuscht sieht, wenn Maria fortfährt,
Zu leben — ist nicht Alles, wie zuvor?
Niet wird sie niemals! Auch das Mörder,
Was kommen kann, ist ewiges Gedächtniß.
Mit einer klugen That müßt Ihr doch enden.
Warum wollt Ihr nicht gleich damit beginnen?
In Euren Händen ist die Macht: Ihr bringt
Ein Heer zusammen, wenn Ihr nur den Adel
Auf Euren vielen Schlössern waffnen wollt!
Maria hat noch viel verborgne Freunde:
Der Howard und der Percy edle Häuser,
Es ihre Häupter gleich geführt, sind noch
An Helden reich, sie barren nur darauf,
Dass ein gewalt'ger Lord das Reichthum gehet
Weg mit Verstellung! Handelt öffentlich!
Vertheidigt als ein Ritter die Geliebte,
Kämpft einen ehren Kampf um sie! Ihr seht
Herr der Person der Königin von England.
Sobald Ihr wollt. Redt sie auf Eure Schlösser,
Sie ist Euch eist dahin gefolgt. Dort zeigt Ihr
Den Mann! spricht als Gebieter! haltet sie
Verwahrt, bis sie die Stuart frei gegeben!

Lectester.

Ich danke, ich entsage mich — Wobin
Reißt Euch der Schwärzel? — Kennt Ihr diesen Vögel?
Wagt Ihr, wie's steht an diesem Hof, wie eng
Das Ansehnreich die Geister hat gebunden?
Sucht nach dem Heldengeist, der ehmal's wohl

Maria Stuart.

Diesem Land sich regte — Unterworfen
Alles unterm Schlüssel eines Weibes,
Und jedes Muthes Feder abgespannt.
Folgt meiner Leitung. Wagt nichts unbedachtsam.
— Ich höre kommen, geht.

Mortimer.

Maria hofft!

Rehr' ich mit leerem Trost zu ihr zurück?

Leicester.

Bringt ihr die Schwüre meiner ew'gen Liebe!

Mortimer.

Bringt Ihr die selbst! Zum Werkzeug' ihrer Rettung
Wot ich mich an, nicht Euch zum Liebesboten!

Er geht ab

Neunter Auftritt.

Elisabeth. Leicester.

Elisabeth.

Wer ging da von Euch weg? Ich hörte sprechen.

Leicester,

Ich auf ihre Rede schnell und erdröhen unmerklich

Es war Sir Mortimer.

Elisabeth.

Was ist Euch, Lord?

So ganz betreten?

Leicester (zu ihr)

— Ueber deinen Anblick!

Ich habe dich so reizend nie gesehen.

Gebendet steh' ich da von deiner Schönheit

— Ach!

Elisabeth.

Warum seufzt Ihr?

Leicester.

Hab' ich keinen Grund

Zu seufzen? Da ich deinen Reiz betrachte,

Genut' sich mir der namenlose Schmerz

Des drohenden Verlustes.

Elisabeth.

Was verliert Ihr?

Leicester.

Dein Herz, dein liebenswürdig Selbst verliert' ich.

Wald wirst du in den jugendlichen Armen

Des feurigen Gemahls dich glücklich fühlen,

Und ungerheit wird er dein Herz köstlich.

Er ist von königlichem Blut: Das bin

Ich nicht; doch Trug sey aller Welt geboten,

Ob Einer lebt auf diesem Erdenrund,

Der mehr Ansehung für dich fühlst, als ich.

Der Due von Anjou hat dich nie geliebt,

Nur deinen Ruhm und Schimmer kann er lieben,

Ich liebe dich. Wärest du die ärmste Hirtin,

Ich als der größte Fürst der Welt geboren,

Zu deinem Stand wärest' ich herunterstiegen,

Wien Diadem zu deinen Hüften legen.

Elisabeth.

Beklag mich, Duley, schilt mich nicht! — Ich darf

Mein Herz nicht fragen. Ach! das hätte anders

Gewählt. Und wie beneid' ich andre Weiber,

Die das erhöhen dürfen, was sie lieben.

So glücklich bin ich nicht, daß ich dem Manne,

Der mir vor allen theuer ist, die Krone

Aufsetzen kann! — Der Stuart ward's vergönnt,

Die Hand nach ihrer Preiung zu verschicken:

Die hat Ich Jegliches erlaubt, sie hat

Den vollen Kelch der Freuden ausgetrunken.

Leicester.

Jetzt trinkt auch den bittern Kelch des Leidens.

Elisabeth.

Sie hat der Menschen Urtheil nichts geachtet.
Leicht ward' es ihr zu leben, nimmer lud sie
Das Joch sich auf, dem ich mich unterwarf.
Hätt' ich doch auch Ansprüche machen können,
Des Lebens mich, der Erde Lust zu freun;
Doch zog ich strenge Königspflichten vor.
Und doch gewann sie aller Männer Gunst,
Weil sie sich nur beß, ein Weib zu seyn,
Und um sie buhlte die Jugend und das Alter.
So sind die Männer. Küstlinge sind alle!
Dem Leichtsinn' eilen sie, der Freude zu
Und schägen nichts, was sie verehren müssen.
Verjüngte sich nicht dieser Talbot selbst,
Als er auf ihren Reiz zu reden kam!

Leicester.

Vergib es ihm. Er war ihr Wächter einst:
Die Lüge hat mit Schmeicheln ihn betört.

Elisabeth.

Und ist's denn wirklich wahr, daß sie so schön ist?
So oft mußt' ich die Larve rühmen hören:
Wehl mücht' ich wissen, was zu glauben ist.
Gemälde schmeicheln, Schilderungen lügen;
Nur meinen eignen Augen wüß' ich trauen.
— Was schaut Ihr mich so seltsam an?

Leicester.

Ich stüfte

Dich in Gedanken neben die Maria.

— Die Freude wünscht' ich mir, ich beag' es nicht.
Wenn es ganz insgeheim gelieben könnte.
Der Thron gegenüber dich zu sehn!
Dann sollten du ein meines ganzen Lebens
Genossen! Die Verachtung gönnt' ich dir.
Daß sie mit eignen Augen — denn der Reiz
Hat scharfe Augen — überzeuget sich habe,
Wie sehr sie auch an Adel der Gestalt
Von dir bestet wird, der sie so unendlich
In jeder andern würdigen Jugend weicht.

Elisabeth.

Sie ist die Jüngste an Jahren.

Leicester.

Jünger?

Man sieht's ihr nicht an. Bretlich ihre Tugenden!
Sie mag wohl vor der Zeit gealtert haben
Ja, und, was ihre Mannung lüster machte,
Das wäre, dich als Mann zu sehn! Sie hat
Des Lebens schöne Hoffnung hinter sich.
Dich läßt sie dem Glück entgegenstreiten
Nur als die Prant des Königslebens von Trauerschick.
Da sie sie so viel gewohnt, so sehr
Gethan mit der königlichen Vermählung,
Noch jetzt hat es mehr als mächtige Hüte verdr!

Elisabeth, nach der Thronbesteigung.

Man peinigt mich ja, sie zu sehn.

Leicester, (zu ihr)

Sie fordert's

Als eine Gattin; gewährt' es ihr als Strafe!

Du kannst sie auf das Blutgerüste führen,

Es wird sie milder peinigen, als sich

Von neuen Reizen ausgelöscht zu sehn.

Todurch ermordest du sie, wie sie dich

Erworden wollte — Wenn sie keine Schönheit

Gibt, durch Ehrbarkeit bewacht, in Glorie

Gestellt durch einen unbedeckten Tugendreiß.

Denn sie, leichtsinnig bühelnd, von sich warf,

Erhellen durch der Krone Glanz und jetzt

Durch zarte Bräutlichkeit geschmückt — dann hat

Die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen.

Maria Stuart.

Ja — wenn ich jetzt die Augen auf dich werfe —
Nie warst du, nie zu einem Sieg der Schönheit
Gehöret, als eben jetzt — Mich selbst
Hast du umstrahlt wie eine Lichterscheinung,
Als du vorhin ins Zimmer tratest — Wie?
Wenn du gleich jetzt, jetzt, wie du bist, hinträtest
Vor sie, du findest keine schönere Stunde —

Elisabeth.

Jetzt — Nein — Nein — Jetzt nicht, Lester —
Nein, Das muß ich
Erst wohl bedenken — mich mit Vurleigh —

Lester, (betruhet Elisabeth).

Vurleigh!

Der kauft allein auf deinen Staatsvorthell;
Auch deine Weiblichkeit hat ihre Rechte;
Der harte Punkt gehört vor dein Gericht,
Nicht vor des Staatsmanns — ja, auch Staatskunstwillen.
Dag du sie siehst, die öffentliche Meinung
Durch eine That der Gerechtigkeit gewinnest!
Magst du nachher dich der verkagten Feindin,
Auf welche Weise dir's gefällt, entladen.

Elisabeth.

Nicht wehlaufändig war mir's, die Verwandte
Am Mangel und in Schmach zu sehn. Man sagt,
Dag sie nicht königlich umgeben sey:
Verwerfend war mir ihres Mangels Anblick.

Lester.

Nicht ihrer Schwelle brauchst du dich zu nahen.
Hör meinen Rath. Der Zufall hat es eben
Nach Wunsch genügt. Heut ist das große Jagen,
An Northumberland hebt der Weg seine Keit,
Dort kann die Staat sich im Park ergöhen,
Du kommst ganz wie von Ungeduld dahin,
Es darf nichts als vorherberachtet erscheinen,
Und, wenn es dir zuwider, redest du
Sie gar nicht an —

Elisabeth.

Wegst ich eine Freiheit,
So ist es Guts, Lester, nicht die meine.
Ich will Euch heute keinen Wunsch versagen,
Weil ich von meinen Untertanen allen
Euch heut' am Wehesten gethan.

Seht's eine Grille nur von Euch. Dadurch
Gibt Meinung sich ja kund, dag sie bewilligt
Aus freier Wahl, was sie auch nicht gebillt.

(Lester bringt zu ihrer Axt den Stein.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Maria tritt in (schneidet sich die Hand.)

Hanna

Kennedy folgt langsam

Kennedy.

Ihr eilet ja, als wenn Ihr Hügel stüet
So kann ich Euch nicht folgen, wartet doch!

Maria.

Lag mich der neuen Freiheit genießen,
Lag mich ein Kind sehn — sey es mit —
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Bräuen den leichten, gekügellen Schmitt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entfliehen?
Hält sie mich nicht mehr, die traurige Gruft?
Lag mich in vollen, in dursigen Augen
Trinken die freie, die himmlische Lust.

Kennedy.

O meine theure Lady! Euer Kerker
Ist nur um ein Klein Weniges erweitert.
Ihr seht nur nicht die Mauer, die uns einschließt,
Weil sie der Bäume dicht Gesträuch verdeckt.

Maria.

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verdecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen:
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelschoß?
Die Blicke, frei und seffellos,
Ergehen sich in ungemeinen Räumen.
Dort, wo die grauen Nebelberge ragen,
Dängt meines Reiches Gränze an,
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernem Ocean.

Stolze Welfen, Feigler der Lüste!

Wer mit euch wanderte, mir euch schiffte!

Grüßet mir freundlich mein Juuentland!

Ich bin gegangen, ich bin in Vanten:

Ach, ich hab keinen andern Gesandten!

Drei in Vanten ist eure Wahn,

Ihr seht nicht dieser Abnigin unterthan.

Kennedy.

Ach, theure Lady! Ihr seht außer Euch,
Die langentbehrte Freiheit macht Euch schwächen.

Maria.

Dort lag ein Fieber von Mäcken an.

Dieses elende Weibchen konnte mich retten.

Nächte mich schnell in besessenen Zirkeln.

Tränlich nährt es den dürstigen Mann.

Welchen wolle ich ihn reich mit Schätzen,

Guten Jua seht er thun, wie er seinen getha

Das Glück seht er finden in seinen Regnen,

Nahm' er mich ein in den rettenden Kahn.

Kennedy.

Verlorne Wünsche! Seht Ihr nicht, dag uns

— ferne seit die Zwabertulle folgen!

Si immer grausames Verbot schenkt jedes

Minutige Geistes aus unserm Wege.

Maria.

Nein, gute Hanna! Glaub mir, nicht umsonst

Ist meines Kerkers Thor geöffnet worden.

Die kleine Gnuß ist mir des größten Glücks

Verkauferin. Ich trete nicht. Es ist

Der Liebe thätige Hand, der ich sie danke.

Verd' Vaters mächtigen Arm erkenn' ich dem.

Allmählich will man mein Gefängniß weiten,

Durch Kleineres zum Größern mich gewöhnen.

Wie ich das Allthig Dösen endlich schaue,

Der mir die Bande löst auf immerdar.

Kennedy.

Ach, ich kann diesen Versuch nicht reimen!

Noch gehören kündigt man den Tod Euch an.

Und heute wird Euch rüchlich solche Richten.

Auch Demen, heist ich sagen, wird die Rette

Geistes, auf die die ewige Strafe wartet.

Maria.

Hörst du das Hüßern? Hörst du's Ringen,

Nächtigen Raues, durch Leid und Gnuß?

Ach, auf das mächtige Neß mich zu schwingen,

An den freiblichen Jag mich zu reiben!

Noch mehr — o die bekannte Stimme,

Schmerzlich süßer Erinnerung voll!

Ist vernahm sie mein Obr mit Freunden

Auf des Hochlands heizigen Feiden,

Wenn die lebende Jagd erscholl.

Zweiter Auftritt. Paul. Die Vorigen.

Paul.

Nun! Hab' ich's endlich recht gemacht, Mylady?
Verdien' ich einmal Euren Dank?

Maria.

Wie, Ritter?
Seyd Ihr's, der diese Gnuß mir ausgewirkt?
Ihr seyd's?

Paul.

Warum soll ich's nicht seyn? Ich war
Am Hof, ich überbrachte Euer Schreiben.

Maria.

Ihr übergabt es? Wirklich, thatet Ihr's?
Und diese Freiheit, die ich jetzt genieße,
Ist eine Frucht des Briefs —

Paul. mit Bedeutung

Und nicht die eing'ge!

Macht Euch auf eine größre noch gefaßt.

Maria.

Auf eine größre, Sir? Was meint Ihr damit?

Paul.

Ihr höret doch die Hörner —

Maria, zurücksehend, mit Muth.

Ihr erschreckt mich!

Paul.

Die Königin jagt in dieser Gegend.

Maria.

Was?

Paul.

In wenigen Augenblicken steht sie vor Euch.

Kennedy,

auf Maria zu laufend, welche zittert und bangen sehen droht

Wie wird Euch, theure Lady! Ihr verblaßt.

Paul.

Nun! Ist's nun nicht recht? War's nicht Eure Bitte?
Sie wird Euch früher gewährt, als Ihr gedacht.
Ihr wart sonst immer so geschwinde Junge:
Jetzt bringet Eure Worte an, jetzt ist
Der Augenblick, zu reden!

Maria.

O, warum hat man mich nicht vorbereitet!
Jetzt bin ich nicht darauf gefaßt, jetzt nicht.
Was ich mir als die höchste Gnuß erbeten,
Dünkt mir jetzt schrecklich, fürchterlich — Komm', Hanna,
Führ mich ins Haus, daß ich mich fasse, mich
Erhole —

Paul.

Wleibt. Ihr müßt sie hler erwarten.
Wohl, wohl mag's Euch beängstigen, ich glaub's,
Vor Eurem Richter zu erscheinen.

Dritter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Maria.

Es ist nicht darum! Gott, mir ist ganz anders
Zu Muth — Ach, erier Schrewsbury! Ihr kommt,
Vom Himmel mir ein Engel ausgesendet!
— Ich kann sie nicht sehn! Rettet, rettet mich
Vor dem verhassten Abblid —

Schrewsbury.

Kommt zu Euch, Königin! Laßt Euren Muth
Zusammen — Das ist die entscheidungsvolle Stunde.

Maria.

Ich habe drauß geharret — Sohre lang
Mich drauß bereitet, Alles hab' ich mir
— Jagt und ins Gedächtniß eingeschrieben,

Wie ich sie rühren wollte und bewegen!
Vergessen plötzlich, ausgelöscht ist Alles,
Nichts lebt in mir in diesem Augenblick,
Als meiner Leiden brennendes Gefühl.
In blut'gen Haß gewendet wider sie
Ist mir das Herz, es fliehen alle gute
Gedanken, und, die Schlangenhaare schüttelnd,
Umfliehen mich die finstern Höllegeistern.

Schrewsbury.

Gebietet Eurem wild empörten Blut,
Bewingt des Herzens Witterkeit! Es bringt
Nicht gute Frucht, wenn Haß dem Haß begegnet.
Wie sehr auch Euer Innres widerstrebe,
Gehorcht der Zeit und dem Geseß der Stunde!
Sie ist die Mächtige — demüthigt Euch!

Maria.

Vor ihr? Ich kann es nimmermehr!

Schrewsbury.

Thut's dennoch!

Sprecht ehrerbietig, mit Gelassenheit!
Ruht ihre Großmuth an, trotz nicht, jetzt nicht
Auf Euer Recht, jeso ist nicht die Stunde.

Maria.

Ach, mein Verderben hab' ich mir erklet,
Und mir zum Bluche wird mein Blehn erklet!
Nie hätten wir uns sehen sollen, niemals!
Daraus kann nimmer, nimmer Gutes kommen!
Es mögen Feur und Wasser sich in Liebe
Begegnen, und das Lamm den Tiger küssen —
Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Veleidigt — Nie ist zwischen uns Versöhnung!

Schrewsbury.

Seht sie nur erst von Angesicht!
Ich sah es ja, wie sie von Eurem Brief
Erschüttert war, ihr Auge schwamm in Thränen.
Nein, sie ist nicht gefühllos: begt Ihr selbst
Nur besseres Vertrauen — Darum eben
Bin ich vorausgeeilt, damit ich Euch
In Dammung sehen und ermahnen möchte.

Maria, ihre Hand ergreifend

Ach, Talbot, Ihr wart stets mein Freund — Daß ich
In Eurer milden Haß geblieben wäre!
Es ward mir hart begegnet, Schrewsbury!

Schrewsbury.

Vergeßt jetzt Alles. Darauf denkt allein,
Wie Ihr sie unterwürfig wollet empfangen.

Maria.

In Verleib auch mit ihr, mein böser Engel?

Schrewsbury.

Niemand begleitet sie, als Graf von Lester.

Maria.

Lord Lester!

Schrewsbury.

Rücktet nichts von ihm. Nicht er
Will Euren Untergang — Sein Werk ist es,
Daß Euch die Königin die Zusammenkunft
Bewilligt.

Maria.

Ach, ich wußt es wohl!

Schrewsbury.

Was sagt Ihr?

Paul.

Die Königin kommt!

Was er da auf die Erde nur Maria bliebt, auf die Kennedy geleitet

Vierter Auftritt.**Die Vorigen, Elisabeth, Graf Leicester, Gefolge.****Elisabeth zu Leicester.**

Wie heißt der Landfåg?

Leicester.

Botheringhayschloß.

Elisabeth zu Schrewsbury.

Schickt unser Jagdgefoll voraus nach London.

Das Volk dringt allzuheftig in den Straßen,

Wir suchen Schutz in diesem stillen Park.

Kaltot entfernt das Gefolge. Sie fixirt mit den Augen die Maria, indem sie zu Pauler weiter spricht.

Mein gutes Volk liebt mich zu sehr. Unmäßig,

Abgöttisch find die Zeichen seiner Freude:

So ehrt man einen Gott, nicht einen Menschen.

Maria,*welche diese Zeit über halb ebrunckigt auf die Maria gelebt hat, erhebt**sich und kommt zusammen und wirt sich wieder an der Mauer Wind.*

O Gott, aus diesen Jügen spricht kein Herz!

Elisabeth.

Wer ist die Lady?

*Sie allgem. mit Schreien***Leicester.**

— Du bist zu Botheringham, Königin.

Elisabeth*schreit sich überaus und schreut, dann höret sie sich auf zu schreien.*

Wer hat mir Das gethan? Verd Vester!

Leicester.

Es ist geschehen, Königin — und, nun

Der Himmel deinen Schritt hieher gelenkt,

So lag die Großmuth und das Mitleid liegen,

Schrewsbury.

Laß dich erbitten, königliche Frau,

Dein Aug' auf die Unglückliche zu richten.

Die hier steht vor deinem Anblick.

*Wiederum schreit sie zusammen und schreit auf die Elisabeth zu.***Elisabeth.**

Wie, Mylords?

Wer war es denn, der eine Tiefgebogene

Mir angelündigt? Eine Stolge find' ich.

Dem Unglück keineswegs geschmeidigt.

Maria.

Ew'!

Ich will mich auch noch Diesem unterwerfen.

Nah' hin, unmächt'ger Stolz der edeln Seele!

Ich will vergessen, wer ich bin, und was

Ich bin; ich will vor ihr mich niederwerfen,

Die mich in diese Schmach bernunterließ.

Sie wendet sich gegen die Königin.

Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester!

Front vom Sieg! ist Euer glücklich' Haupt:

Die Gerechtigkeit ber' ich an, die Euch erhebt!

Sie fällt vor ihr nieder.

Doch seyd auch Ihr nun edelmüthig, Schwester!

Laßt mich nicht schmachvoll liegen! — Ein Hand

Streckt aus, reicht mir die königliche Rechte,

Mich zu erheben von dem tiefen Fall!

Elisabeth, zu Leicester.

Ihr seyd an Euren Plaz, Lady Maria!

Und dankend preiß' ich meines Gottes Gnade,

Der nicht gewollt, daß ich zu Euren Füßen

So liegen sollte, wie Ihr jetzt in meinen.

Maria mit steigendem Wut.

Denkt an den Wechsel alles Menschlichen!

Es leben Götter, die den Hochmuth rächen!

Verhret, fürchtet sie, die schrecklichen,
Die mich zu Euren Füßen niederstürzen —
Um dieser fremden Zeugen willen ehrt
In mir Euch selbst! entweicht, schändet nicht
Das Blut der Tudor, das in meinen Adern,
Wie in den Euren, fließt — O Gott im Himmel!
Steht nicht da, schroff und unzugänglich, wie
Die Felsenklippe, die der Strandeude,
Vergeblich ringend, zu erfassen strebt.
Mein Alles hängt, mein Leben, mein Geschick
An meiner Worte, meiner Thränen Kraft:
Tödt mir das Herz, daß ich das Eure rühre!
Wenn Ihr mich anschaut mit dem Eisesblick,
Schleicht sich das Herz mir schauernd zu, der Strom
Der Thränen stockt, und kaltes Grausen seßelt
Die Stehensworte mir im Wusen an.

Elisabeth, kalt und streng.

Was habt Ihr mir zu sagen, Lady Stuart?

Ihr habt mich sprechen wollen. Ich vergesse

Die Königin, die schwer beleidigte,

Die fromme Pflicht der Schwester zu erfüllen,

Und meines Anblicks Trost gewäh'r' ich Euch.

Dem Trieb der Großmuth folg' ich, setze mich

Gerechtem Tadel aus, daß ich so weit

Heruntersteige — denn Ihr wißt,

Daß Ihr mich habt ermerden lassen wollen.

Maria.

Womit soll ich den Anfang machen? wie

Die Worte klüglich stellen, daß sie Euch

Das Herz erweichen, aber nicht verletzen?

O Gott, gib meiner Rede Kraft und nimm

Ihr jeden Stachel, der verwunden könnte!

Kann ich doch für mich selbst nicht sprechen, ohne Euch

Schwer zu verlagen, und Das will ich nicht.

— Ihr habt an mir gehandelt, wie nicht recht ist:

Denn ich bin eine Königin, wie Ihr,

Und Ihr habt als Gefangne mich gehalten.

Ich kam zu Euch als eine Wittende,

Und Ihr, des Gastrechts heilige Gesetze,

Der Völk' heilig Recht in mir verhöhrend,

Schloßt mich in Kerkermanern ein; die Freunde,

Die Diener werden grausam mir entrißen,

Unwürd'gem Mangel werd' ich preisgegeben,

Man stellt mich vor ein schimpfliches Gericht —

Nichts mehr davon! Ein ewiges Vergessen

Verdecke, was ich Grausames erlitt.

— Seht! Ich will Alles eine Schickung nennen:

Ihr seyd nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig;

Ein böser Geist stieg aus dem Abgrund' auf,

Den Haß in unsern Herzen zu entzünden,

Der unsre zarte Jugend schon entweit.

Er wuchs mit uns, und böse Menschen sahten

Der unglücksel'gen Flamme Athem zu,

Wabstun'ge Eiferer bewaffneten

Mit Schwert und Dolch die unberufne Hand —

Das ist das Glücksgeschick der Könige,

Daß sie, entweit, die Welt in Haß zerreißen

Und jeder Zwietracht Dürken entfesseln.

— Jetzt ist kein fremder Mund mehr zwischen uns,

stößt sie ihr zutraulich und mit schmerzlichem Ton.

Wir stehn einander selbst nun gegenüber.

Jetzt, Schwester, redet! nennt mir meine Schuld,

Ich will Euch völliges Genüge leisten.

Ach, daß Ihr damals mir Gehör geschenkt,

Als ich so dringend Euer Auge suchte!

Es wäre nie so weit gekommen, nicht

An diesem traur'gen Ort geschähe jetzt

Die unglücksel'g traurige Begegnung.

Maria Stuart.

Elisabeth.

Mein guter Stern bewahrte mich davor,
Die Natter an den Busen mir zu legen.
— Nicht die Geschichte, Euer schwarzes Herz
Klagt an, die wilde Ehrsucht Eures Hauses.
Nichts Feindliches war zwischen uns geschehn:
Da kündigte mir Euer Ohm, der stolze,
Herrschwillige Priester, der die freche Hand
Nach allen Kronen streckt, die Bekne an,
Verhörte Euch, mein Wappen anzunehmen,
Euch meine Königtitel zuzueignen,
Auf Tod und Leben in den Kampf mit mir
Zu gehn — Wen rief er gegen mich nicht auf?
Der Priester Jungen und der Völker Schwert,
Des frommen Wabstinius fürchterliche Waffen;
Hier selbst, im Friedensstige meines Reichs,
Blies er mir der Empörung Flammen an —
Doch Gott ist mit mir, und der stolze Priester
Verhält das Feld nicht — Meinem Haupte war
Der Streich getroffen, und das Eure fällt!

Maria.

Ich steh' in Gottes Hand. Ihr werdet Euch
So blutig Eurer Macht nicht überheben —

Elisabeth.

Wer soll mich hindern? Euer Oheim gab
Das Weisheit allen Königen der Welt,
Wie man mit seinen Feinden Frieden macht.
Die Sanct Bartholomi sey meine Schule!
Was ist mir Vatererwandschaft, Völkerracht?
Die Kirche trennet aller Pflichten Band,
Den Treubruch heiligt sie, den Königsmei:
Ich lerne nur, was Eure Priester lehren.
Sagt, welches Bünd gewährete mir ihr Euch,
Wenn ich geschmühtig Eure Bande löste?
Mit welchem Schloß verwaht ich Eure Thron?
Das nicht Sanct Peters Schlüssel öffnen kann!
Gewalt nur ist die einzige Sicherheit:
Kein Bündniß ist mit dem Gemüth der Adler.

Maria.

O, Das ist Euer traurig um der Argwe
Ihr habt mich stets als eine Feindin und
Und Fremdlingin betrachtet. Hattet Ihr
Zu Eurer Ehre mich erkannt wie mir
Gebühret, so hättet Dankbarkeit und Liebe
Euch eine treue Freundin und Bewahrerin
In mir erhalten.

Elisabeth.

Trachten, Lady Stuart.

Ist Eure Freundschaft, Euer Haus das Versteck
Der Mord in Euer Bruder — Euch nur Götter
Gefallen! Der verrätherische Hallerich!
Daß Ihr bei meinem — aber nicht mein Volk
Verführer, eine listige Armida,
Die eile Jugend meines Königreichs
In Eurem Vablernege schlau verführte:
Daß Alles sich der neu aufgehenden Sonne
Zuwendete, und ich —

Maria.

Regiert in Frieden!

Jedwem Ansehn auf des Reichs entzay ich.
Ach, meines Geistes Schwingen sind gelähmt
Nicht Größe lockt mich mehr — Ihr habt's ererbt:
Ich bin nur noch der Schatten der Maria.
Gebrochen ist in Lina: Kerkerfischmach
Der eile Muth — Ihr habt das Auserwählte an r
Gethan, habt mich verführt in meiner Wuthel!
— Jetzt macht ein Euer, Schwester! Erreicht es
Das Wort, um dessentwillen Ihr gekommen:
Denn nimmt will ich glauben, daß Ihr kamt,

Um Euer Opfer grausam zu verhöhnen.

Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: „Ihr seyd frei,
„Maria! Meine Macht habt Ihr geführt!

„Jetzt lernet meinen Ekelmuth verehren.“

Sagt's, und ich will mein Leben, meine Freiheit
Als ein Geschenk aus Eurer Hand empfangen.

— Ein Wort macht Alles ungeschehn. Ich warte
Daranf. O, laßt mich's nicht zu lang' erharren!
Weh' Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!
Denn, wenn Ihr jetzt nicht segensbringend, herrlich,
Wie eine Gottheit, von mir scheidet — Schwester!
Nicht um dies ganze reiche Giland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfließt,
Möcht' ich vor Euch so stehen, wie Ihr vor mir!

Elisabeth.

Bekennet Ihr endlich Euch für überwunden?

Ist's aus mit Euren Ränken? Ist kein Wider

Wehr unterwegs? Will kein Abenteuer

Für Euch die traur'ge Mitterschaft mehr wagen?

— Ja, es ist aus, Lady Maria. Ihr verführt

Mir Keinen mehr. Die Welt hat andre Sorgen.

Es lünet Keinen, Euer — vierter Mann

Zu werben: denn Ihr tödtet Eure Brüder,

Wie Eure Männer!

Maria, weint.

Schwester! Schwester!

O Gott! Gott! Oib mir Mäßigung!

Elisabeth.

Das alle sind die Meinungen, Lord Vener,

Die ungehört kein Mann erblickt, daneben

Kein andres Weib sich wagen darf zu stellen!

Du wahr! Der Thron war wackelnd in eurer

Es löst nichts, die allgemeine Schwachheit

Ja fern, als die gemeine Frau für Alle!

Maria.

Das ist zu viel!

Elisabeth.

Jetzt seht Ihr Euer, nicht's

Geht, bis jetzt war's um die Kaiser.

Maria,

Ich habe menschlich, jugendlich geliebt.

Die Macht verführte mich, ich habe es nicht

Bestimmt und erborgten falschen Ehem

Hab ich verführt mit königlichem Freimuth

Das Vergnügen der Welt von mir, und ich

Kann sagen, ich bin beider, als mein Hof

Weh' Euch, wenn Je von Euren Thronen ein

Der Ehemann steht, womit Ihr gleichend

Die reine Ehemannin Kunde redet.

Nicht bestimt, Ihr habt Ihr von Eurer Mutter

Geht, wie, um welcher Tugend willen

Kann von Euren das Schaffet bezeugen.

Schremsburg

Ich habe nicht's

O Gott der Himmel! Muß es dahin kommen!

Ist das die Mäßigung, die Unterwerfung,

Euer Maria?

Maria.

Mäßigung! Ich habe

Getragen, was ein Mensch ertragen kann.

Nach' her, lammherzige Gelassenheit!

Zum Himmel fliehe, lebende Geduld!

Erreicht endlich deine Wance, tritt hervor

Aus deiner Höhle, langverhaltener Groll!

Und du, der dem gereiten Vassillat

Den Merckblat gab, leg' auf die Zunge mir

Den giftigen Pfeil —

Schreusburg.

O, sie ist außer sich!
Verzeih der Rasenden, der schwer Gezielten!

Elizabeth, vor Zorn sprachlos, schickt wüthende Blicke auf Marien.

Leicester,

in der heftigen Wut, sucht die Elizabeth hinwegzuführen.

Höre

Die Wüthende nicht an! Hinweg, hinweg
Von diesem unglücksel'gen Ort!

Maria.

Der Thron von England ist durch einen Vassal
Entweicht, der Britten erelbergig Volk
Durch eine list'ge Gaunlerin betrogen.

-- Negierte Recht, so lüget Ihr vor mir
Im Staube jetzt; denn ich bin Euer König.

Elizabeth geht schnell ab. Die Blicke folgen ihr in der höchsten Wuth.

Fünfter Auftritt.

Maria. Kennedy.

Kennedy.

O, was habt Ihr gethan! Sie geht in Wuth!
Netzt ihr es aus, und alle Hoffnung schwinder.

Maria, *nach einer Pause.*

Sie geht in Wuth! Sie trägt den Tod im Herzen!

Die Kennedy um den Hals fassen.

O, wie mir wohl ist, Hanna! Gerecht, endlich,
Nach Jahren der Niedertrug, der Zeiten
Der Mangel der Rache, des Triumphs!
Die Bekehrten fällt's von meinem Herzen,
Das Wiener such ich in der Seelen Welt.

Kennedy.

Nur solche! Der Wahnsinn reißt Euch fort,
So halt die Unerschrockene zusammen.
Zieh' sie von Wuth, sie ist die Königin,
Der thut ein Volk, das Euch sie verehrt!

Maria.

Der Feind's Augen hab' ich sie einderzigt!
Er sah es, er bereuete seinen Sieg.
Nun ist sie unerschrocken von ihrer Höhe,
Er ward dabei, mich hätte seine Wuth!

Sechster Auftritt.

Mortimer *aus dem Vorigen.*

Kennedy.

O Sie! Welch ein Glück!

Mortimer.

Ich höre Alles.

Die Kennedy um den Hals fassen. Die Kennedy um den Hals fassen.

Du hast gehört! Du traust sie in den Staub!
Du wusst die Königin, sie der Verbrecher.
Ich bin entführt von deinem Muth, ich bete
Dich an, wie eine Göttin, groß und heilig,
Gefährdet du mich in diesem Augenblick!

Maria.

Ihr sprachet mit Ethern, überachtet dem
Wem Schreiben, mein Geschenk -- O veret, Sie!

Mortimer,

mit schmerzlichen Blicken zu Kennedy.

Wie dich der die königliche Zorn
Umglänzte, deine Kette mir verklärte!
Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!

Maria.

Ich bitt' Euch, Sir! Stillt meine Ungeduld.
Was sucht Mord? O sagt, was darf ich hoffen?

Mortimer.

Wer? Er? Das ist ein Feiger, Glenber!
Hofft nichts von ihm, verachtet ihn, vergeßt ihn!

Maria.

Was sagt Ihr?

Mortimer.

Er Euch retten und befehen!
Er Euch! Er soll es wagen! Er! Mit mir
Müß er auf Tod und Leben darum kämpfen!

Maria.

Ihr habt ihm meinen Brief nicht übergeben?
-- O, dann ist's aus!

Mortimer.

Der Feige liebt das Leben.
Wer dich will retten und die Seine nennen,
Der muß den Tod beherzt umarmen können.

Maria.

Er will nichts für mich thun?

Mortimer.

Nichts mehr von ihm!

Was kann er thun, und was bedarf man sein?
Ich will dich retten, ich allein!

Maria.

Ich, was vermögt Ihr?

Mortimer.

Lünet Euch nicht mehr,
Als ob es noch wie gestern mit Euch stünde!
So wie die Königin jetzt von Euch ging.
Wie dies Geheiß sich wendete, ist Alles
Verloren, jeder Gnadenweg geserrt.
Der That bedarf's jetzt, Muthheit muß entscheiden.
Nur Alles werde Alles frisch gewagt:
Acht müßt Ihr sein, noch ob der Wuthen tagt.

Maria.

Was spricht Ihr? Diese Nacht! Wie ist das möglich?

Mortimer.

Hört, was beschlossen ist. Versammelt hab' ich
In heimlicher Cavalle die Gelehrten;
Sie haben'se Liste unsrer Feinde an.
Nicht ist was erweist für alle Schanden,
Die wir bezwingen. Was ist im Voraus
Nur Alles, die wir noch bezwingen werden.
Das letzte Document unterschrieben wir.
Und fertig sind wir zu der letzten That.

Maria.

O, welche schreckliche Verurteilung!

Mortimer.

Dies Schloß verlassen wir in dieser Nacht,
Der Schlüssel bin ich mächtig. Wir ernennen
Die Güter, reizen dich aus deiner Kammer.
Gewaltam werden wir von unsrer Hand,
Ich niemand überlebe, der den Muth
Verathen konnte, jede lebende Seele

Maria.

Und Trutz, Tausend, meine Keisermeister?
O, aber werden sie ihr letztes Blut --

Mortimer.

Von meinem Tische sollen sie zuerst!

Maria.

Was? Euer Thron? Euer weites Vater?

Mortimer.

Von meinen Händen stirbt er. Ich ermord' ihn.

Maria.

O blut'ger Mord!

Mortimer.

Alle Krevel sind
Verzogen im Voraus. Ich laun das Vergn
Vergehen, und ich will's.

Maria.

O schrecklich, schrecklich!

Mortimer.

Und müßt' ich auch die Königin durchbohren.
Ich hab' es auf die Hostie geschworen.

Maria.

Nein, Mortimer! Oh so viel Blut um mich —

Mortimer.

Was ist mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe! Mag der Welten Band
Sich lösen, eine zweite Wasserflut
Hervogend alles Athmende verschlingen
— Ich achte nichts mehr! Oh ich dir entjage,
Oh nahe sich das Ende aller Tage.

Maria, zurücktretend

Gott! welche Sprache, Sir, und — welche Blicke!
— Sie schrecken, sie verschunden mich.

Mortimer

mit irem Blicken und im Ausdruck des stillen Mah Arnd.

Das Leben ist

Nur ein Moment! der Tod ist auch nur einer!
— Man schleife mich nach Töburen, Glied für Glied
Gerreißt man mit glühender Eisenzange,

indem er heftig auf sie zugeht, mit ausgebreiteten Armen.

Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange —

Maria, zurücktretend

Unfinniger, zurück! —

Mortimer.

An dieser Brust,
Auf diesem liebreathmenden Munde —

Maria.

Um Gotteswillen, Sir! Laßt mich hinein gehn!

Mortimer.

Der ist ein Rasender, der nicht das Glück
Besitzt in unauflöslicher Umarmung,
Wenn es ein Gott in seine Hand gegeben.
Ich will dich retten, keh' es tausend Leben!
Ich rette dich, ich will es, doch, so wahr
Gott lebt! ich schwör's, ich will dich auch besitzen.

Maria.

O, will kein Gott, kein Engel mich beschützen!
Furchtbares Schicksal! Grimmig schleudert du
Von einem Schreckniß mich dem andern zu.
Bin ich geboren, nur die Wuth zu wecken?
Verschwört sich Haß und Liebe, mich zu schrecken?

Mortimer.

Ja, glühend, wie sie haßen, lieb' ich dich!
Sie wollen dich enthauben, diesen Hals,
Den blendend weißen, mit dem Veil durchschneiden.
O, wehe du dem Lebensgott der Freuden,
Was du dem Haße blutig ertern müßt!
Mit diesen Reizen, die nicht dein make sind,
Beselige den glücklichen Geliebten!
Die schöne Locke, dieses seidne Haar,
Verfallen schon den finstern Leckermäcken.
Gebrauch's, den Sklaven ewig zu umschleichen!

Maria.

O, welche Sprache muß ich hören! Sie!
Wein Unglück sollt' Euch heilig seyn, mein Leiden.
Wenn es mein königliches Haupt nicht ist.

Mortimer.

Die Krone ist von deinem Haupt gefallen,
Du hast nichts mehr von irdischer Majestät,
Versuch' es, laß dein Händschermwort erschallen,
Ob dir 'n Freund im Ketten anseheleht.
Nichts blieb dir, als die rührende Gestalt,
Der hohen Schönheit göttlich- Gewalt,
Die läßt mich Alles wagen und vermögen,
Die treibt dem Veil des Hensers mich entgegen —

Maria.

O, wer errettet mich von seiner Wuth!

Mortimer.

Derwegner Dienst belohnt sich auch verwegen!
Warum verspricht der Lapsere sein Blut?
Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut!
Ein Rasender, der es umsonst verschleudert!
Erst will ich ruhn an seiner wärmsten Brust —

Er preßt sie heftig an sich.

Maria.

O, muß ich Hülfe rufen gegen den Mann,
Der mein Erretter —

Mortimer.

Du bist nicht gefühllos;
Nicht kalter Strenge klagt die Welt dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren,
Du hast den Säng'er Rizzio beglückt,
Und jener Nothwell durste dich entführen.

Maria.

Vermeßener!

Mortimer.

Er war nur dein Tyrann!
Du zittertest vor ihm, da du ihn liebtest!
Wenn nur der Schrecken dich gewinnen kann.
Weim Gott der Hölle! —

Maria.

Laßt mich! Laßt Ihr!

Mortimer.

Ersittern sollst du auch vor mir!

Kennedy, herbeigehend

Man naht. Man kommt. Bewaffnet Volk erfüllt
Den ganzen Garten

Mortimer.

Ich beschütze dich!

Maria.

O Hanna, rette mich aus seinen Händen!
Wo hat' ich Neumie einen Zufluchtsort?
Zu welchem Heiligen soll ich mich wenden?
Hier ist Gewalt, und trüben ist der Markt.

Es geht dem Gange zum Thore zu.

Siebenter Auftritt.

Mortimer. Paulet und Prun, welche aus der Thüre

herauskommen. **Befolge**

Paulet.

Versteht! O, Vorten. Zieht die Mäuden an!

Mortimer.

Them, was gut!

Paulet.

Wo ist die Mörderin?
Quab mit ihr das finstere Gefängniß!

Mortimer.

Was gilt's? Was ist geschehn?

Paulet.

Die Königin!
Verstümmelte Hände! Teufliches Erlühnen!

Mortimer.

Die Königin! Welche Königin?

Paulet.

Von England!
Sie ist ermordet auf der Londner Straße!

Ende des Aktes

Dritter Auftritt.

Mortimer, gleich darauf Okelly.

Mortimer.

Bin ich im Wahnwitz? Kam nicht eben Jemand Vorbei und rief: Die Königin sey ermordet? Nein, nein, mir träumte nur. Ein Biebewahn Bringt mir als wahr und wirklich vor den Sinn, Was die Gedanken gräßlich mir erfüllt. Wer kommt? Es ist Ocell'. So schreckenvoll!

Okelly, hereinflügend.

Flieht, Mortimer! Flieht! Alles ist verloren.

Mortimer.

Was ist verloren?

Okelly.

Tragt nicht lange. Denkt

Auf schnelle Flucht!

Mortimer.

Was gibts denn?

Okelly.

Sauvage führte

Den Streich, der Rasende.

Mortimer.

So ist es wahr?

Okelly.

Wahr, wahr! O, rettet Euch!

Mortimer.

Sie ist ermordet,

Und auf den Thron von England steigt Maria!

Okelly.

Ermordet! Wer sagt Das?

Mortimer.

Ihr selbst!

Okelly.

Sie lebt!

Und ic und Ihr, wir Alle sind des Todes.

Mortimer.

Sie lebt?

Okelly.

Der Stoß ging fehl, der Mantel fing ihn auf,
Und Schrewebury entwaffnete den Mörder.

Mortimer.

Sie lebt?

Okelly.

Lebt, um uns Alle zu verderben!

Kommt, man umzingelt schon den Park.

Mortimer.

Wer hat

Das Rasende gethan?

Okelly.

Der Barnabit

Aus Toulon war's, den Ihr in der Kayelle
Aussinnig sitzen saht, als uns der Mönch
Das Anathem' andeutete, worin
Der Papst die Königin mit dem Fluch belegt.
Das Nächste, Kürzeste wollt' er ergreifen,
Mit einem festen Streich die Kirche Gottes
Vefrein, die Martyrkrone sich erwerben!
Dem Priester nur vertraut' er seine That,
Und auf dem kühnen Weg ward sie vollbracht.

Mortimer

nach einem langen Stillstehen.

O, dich verfolgt ein grimmig wüthend Schicksal,
Unglückliche! Jetzt — ja! jetzt mußt du sterben,
Dein Engel selbst bereitet deinen Fall.

Okelly.

Sagt! wohin wendet Ihr die Flucht? Ich gehe,
Mich in des Nordens Wäldern zu verbergen.

Mortimer.

Flieht hin, und Gott geleite Eure Flucht!

Ich bleibe. Noch versuch' ich's, sie zu retten,
Wo nicht, auf ihrem Sarge mir zu betten.

Geht ab zu verschiedenen Seiten.

Vierter Aufzug.

Vorzimmer.

Erster Auftritt.

Graf Aubespine, Kent und Leicesfer.

Aubespine.

Wie steht's um Jeho Majestät? Mylords,
Ihr seht mich noch ganz anser mir vor Schrecken.
Wie ging Das zu? Wie konnte Das in Mitte
Des allertreuesten Volks geschehen?

Leicesfer.

Es geschah

Durch Keinen aus dem Volke. Der es that,
War Eures Königs Unterthan, ein Franke.

Aubespine.

Ein Rasender gewißlich!

Kent.

Ein Papst,

Graf Aubespine!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Burleigh im Gespräch mit Davison.

Burleigh.

So gleich muß der Befehl

Zur Hinrichtung verfaßt und mit dem Siegel
Versehen werden — Wenn er ausgefertigt,
Wird er der Königin zur Unterschrift
Gebraucht. Vecht! Keine Zeit ist zu verlieren.

Davison.

Es soll geschehn.

Geht ab.

Aubespine, Burleigh entgegen.

Mylord, mein treues Herz

Theilt die gerechte Freude dieser Insel.
Lob sey dem Himmel, der den Mörderstreich
Gewehrt von diesem königlichen Haupt!

Burleigh.

Er sey gelobt, der unsrer Feinde Bosheit
Zu Schanden machte!

Aubespine.

Mö' ihn Gott verdammen,

Den Thäter dieser furchtnerwerthen That!

Burleigh.

Den Thäter und den schändlichen Erfinder.

Aubespine zu Kent.

Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarschall,
Bei Jeho Majestät mich einzuführen,
Daß ich den Glückwunsch meines Herrn und Königs
Zu ihren Füßen schuldigh niederlege —

Burleigh.

Vermüht Euch nicht, Graf Aubespine.

Aubespine, schneidend.

Ich weiß,

Lord Burleigh, was mir obliegt.

Burleigh.

Euch liegt ob,

Die Insel auf das Schnelligste zu räumen.

Aubespine tritt entrüstet zurück.

Was? Wie ist Das?

Burleigh.

Der heilige Charakter
Beschützt Euch heute noch und morgen nicht mehr.

Aubespine.

Und was ist mein Verbrechen?

Burleigh.

Wenn ich es
Genannt, so ist es nicht mehr zu vergeben.

Aubespine.

Ich hoffe, Lord, das Recht der Abgesandten —

Burleigh.

Schützt — Reichsverräter nicht.

Leicester und Kent.

Ha! Was ist Das?

Aubespine.

Wylord,

Bedenkt Ihr wohl —

Burleigh.

Ein Pöhl, von Eurer Hand
Geschrieben, fand sich in des Mörders Taube.

Kent.

Ist's möglich?

Aubespine.

Viele Pässe theil' ich aus:

Ich kann der Menschen Innres nicht erforschen.

Burleigh.

In Eurem Hause beichtete der Mörder.

Aubespine.

Mein Haus ist offen.

Burleigh.

Jedem Feinde Englands.

Aubespine.

Ich fortre Untersuchung.

Burleigh.

Bürdet sie!

Aubespine.

In meinem Haupt' ist mein Monarch verlegt:
Zerreißen wird er das geschlossene Bündniß.

Burleigh.

Zerrißen schon hat es die Königin:
England wird sich mit Frankreich nicht vermählen.
Wylord von Kent! Ihr übernehmet es,
Den Grafen sicher an das Meer zu bringen.
Das aufgebrachte Volk hat sein Hotel
Gestürmt, wo sich ein ganzes Arsenal
Von Waffen fand; es droht, ihn zu zerreißen,
Wie er sich zeigt; verberget ihn, bis sich
Die Wuth gelegt — Ihr haßet für sein Leben!

Aubespine.

Ich gehe, ich verlasse dieses Land,
Wo man der Völker Recht mit Füßen tritt
Und mit Verträgen spielt — doch mein Monarch
Wird blut'ge Rechenschaft —

Burleigh.

Er hole sie!

Kent und Aubespine.

Dritter Auftritt.

Leicester und Burleigh.

Leicester.

So löst Ihr selbst das Bünd'iß wieder auf,
Das Ihr geschäftig unbrüchen knüpfet.
Ihr habt um England wenig Dank verdient,
Wylord, die Mühe konntet Ihr Euch sparen.

Burleigh.

Mein Zweck war gut. Gott leitete es anders.
Wohl Dem, der sich nichts Schlimmer's bewußt ist!

Leicester.

Man kennt Cecils geheimnißreiche Miene,
Wenn er die Jagd auf Staatsverbrechen macht.
— Jetzt, Lord, ist eine gute Zeit für Euch:
Ein ungeheurer Frevel ist geschehn,
Und noch umhüllt Geheimniß seine Thäter.
Jetzt wird ein Inquisitionsgericht
Eröffnet. Wort' und Blicke werden abgewogen,
Gedanken selber vor Gericht gestellt.
Da seyd Ihr der allwicht'ge Mann, der Atlas
Des Staats: ganz England liegt auf Euren Schultern.

Burleigh.

In Euch, Wylord, erken' ich meinen Meister:
Denn solchen Sieg, als Eure Rednerkunst
Erfocht, hat meine nie davon getragen.

Leicester.

Was meint Ihr damit, Lord?

Burleigh.

Ihr wart es doch, der hinter meinem Rücken
Die Königin nach Botheringhaylock
Zu locken wußte?

Leicester.

Hinter Eurem Rücken!

Wann schenken meine Thaten Eure Stirn?

Burleigh.

Die Königin hättet Ihr nach Botheringhay
Geführt? Nicht doch! Ihr habt die Königin
Nicht hingeführt! — Die Königin war es,
Die so gefällig war, Euch hinzuführen.

Leicester.

Was wollt Ihr damit sagen, Lord?

Burleigh.

Die edle
Person, die Ihr die Königin dort spielen ließt!
Der herrliche Triumph, den Ihr der arglos
Vertrauenden bereitet! — Oüt'ge Königin!
So schamlos frech verspottete man dich,
So schenungslos wardst du dahingezogen!
— Das also ist die Großmuth und die Milde,
Die Euch im Staatsrath plötzlich umgewandelt!
Dahin in diese Stuart ein so schwacher,
Verachtungswerther Feind, daß es der Müß
Nicht lohnt, mit ihrem Blut sich zu besetzen!
Ein feiner Plan! sein zugespitzt! nur, Schatz,
Zu sein geschärft, daß die Spitze brach!

Leicester.

Nichtswürdiger! Gleich folgt mir! An dem Throne
Der Königin sollt Ihr mir Rede sehn.

Burleigh.

Dort trefft Ihr mich — Und sehet zu, Wylord,
Daß Euch dort die Verrechtsamt nicht fehle!

Vierter Auftritt.

Leicester, Kent, gleich darauf Mortimer.

Leicester.

Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut — Wie kam
Der Unglückselige auf meine Spuren!
Neh' mir wenn er Beweise hat! Erschüt
Die Königin, daß zwischen mir und der Maria
Verständnisse gewesen — Gott, wie schuldig
Steh' ich vor ihr! Wie hinterlistig treulos
Erscheint mein Rath, mein unglückseliges
Vernüß, nach Botheringhay sie zu führen!
Grausam verspottet sieht sie sich von mir,
An die verhaßte Feindin sich verrathen!
O, nimmer, nimmer kann sie Das verzeihn!
Vorherbedacht wird Alles nun erscheinen,
Auch diese bittere Wendung des Gesprächs.

Der Gegnerin Triumph und Hohn gelächter,
Ja, selbst die Mörderhand, die blutig, schrecklich,
Ein unerwartet ungeheures Schicksal,
Dazwischen kam, werb' ich bewaffnet haben!
Nicht Rettung seh' ich, nirgends! Ha! Wer kommt!
Mortimer

Kommt in der bestigsten Wunde und blüht schon umher.

Graf Kester! Seyd Ihr's! Sind wir ohne Zeugen?

Leicester.

Unglücklicher, hinweg! Was sucht Ihr hier?

Mortimer.

Man ist auf unsrer Spur, auf Eurer auch;
Nehmt Euch in Acht!

Leicester.

Hinweg, hinweg!

Mortimer.

Man weiß,

Daß bei dem Grafen Aubespine geheime
Versammlung war —

Leicester.

Was kümmert's mich!

Mortimer.

Daß sich der Mörder

Dabei befunden —

Leicester.

Das ist Eure Sache!

Verwegener! was unterfangt Ihr Euch,
In Euren blut'gen Drevel mich zu flechten?
Vertheidigt Eure bösen Händel selbst!

Mortimer.

So hört mich doch nur an.

Leicester *in bestigem Zorn.*

Geht in die Hölle!

Was hängt Ihr Euch, gleich einem bösen Geist,
An meine Fersen! Bert! Ich kenn' Euch nicht!
Ich habe nichts gemein mit Völkermördern.

Mortimer.

Ihr werkt nicht hören. Euch zu warnen komm' ich:
Auch Eure Schritte sind verrathen —

Leicester.

Ha!

Mortimer.

Der Großschatzmeister war in Doberinghay
Sogleich, nachdem die Unglückthat geschehn war;
Der Königin Zimmer wurden streng durchsucht,
Da fand sich —

Leicester.

Was?

Mortimer.

Ein angefangner Brief

Der Königin an Euch —

Leicester.

Die Unglücksfelge!

Mortimer.

Worin sie Euch auffordert, Wort zu halten,
Euch das Versprechen ihrer Hand erneuert,
Des Bündnisses gedenkt —

Leicester.

Tod und Verdammniß!

Mortimer.

Lord Burleigh hat den Brief

Leicester.

Ich bin verloren!

Er geht während der folgenden Rede Mortimers verzweiflungsvoll auf und nieder.

Mortimer.

Ergreift den Augenblick! Kommt ihm zuvor!
Ergreift Euch, ergreift sie — Schwört Euch
Heraus, erstunt Entschuldigungen, wendet

Das Aergste ab! Ich selbst kann nichts mehr thun.
Zerstrent sind die Gefährten, auseinander
Gesprenkt ist unser ganzer Bund. Ich eile
Nach Schottland, neue Freunde dort zu sammeln.
An Euch ist's jetzt: versucht, was Euer Ansehn,
Was eine feste Stirn vermag!

Leicester *steht still, ploglich besonnen.*

Das will ich.

Er geht nach der Thür, öffnet sie und ruft.

He da! Trabanten!

Zu dem Officier, der mit Bewaffneten hereintritt.

Diesen Staatsverrätther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
Die schändlichste Verschwörung ist entdeckt:
Ich bringe selbst der Königin die Botschaft.

Mortimer

steht anfangs da — *Erwähnt: laßt sich aber bald und steht Leicester*
mit einem Blick der tiefsten Betrachtung nach.

Ha, Schändlicher! — Doch ich verdiene Das.
Wer hieß mich auch dem Elenden vertrauen?
Weg über meinen Nacken schreitet er;
Mein Fall muß ihm die Rettungsbrücke bauen.
— So rette dich! Verschlossen bleibt mein Mund,
Ich will dich nicht in mein Verderben flechten.
Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund:
Das Leben ist das ein'ge Gut des Schlechten.

Zu dem Officier der Wache, der herzutritt, um ihn gefangen zu nehmen.

Was willst du, feiler Sklav der Tyrannei?

Ich spottete deiner, ich bin frei!

Einen Dolch ziehend.

Officier.

Er ist bewehrt — Entreißt ihm seinen Dolch!

Die Dolche auf ihn — er bewehrt sich selbst.

Mortimer.

Und frei im letzten Augenblicke seß
Mein Herz sich öffnen, meine Zunge lösen!
Blut und Verderben euch, die ihren Gott
Und ihre wahre Königin verrathen!
Die von der irdischen Maria sich
Trenntes, wie von der himmlischen, gewendet.
Sich dieser Bastardkönigin verkauft —

Officier.

Hört ihr die Lärnung! Auf! Ergreift ihn!

Mortimer.

Geliebte! Nicht erreichen konnt' ich dich,
So will ich dir ein männlich Beispiel geben.
Maria, heil'ge, bitt' für mich
Und nimm mich zu dir in dein himmlisch Leben!

Er durchdringt sich mit dem Dolch und fällt der Wache in die Arme.

Zimmer der Königin.

Fünfter Auftritt.

Elisabeth, *einen Brief in der Hand* **Burleigh.**

Elisabeth.

Mich hinzuführen! Solchen Frey mit mir
Zu treiben! Der Verrätther! Im Triumph
Vor seiner Publerin mich aufzuführen!
O, so ward noch kein Weib betrogen, Burleigh!

Burleigh.

Ich kann es noch nicht fassen, wie es ihm,
Durch welche Macht, durch welche Zauberkräfte
Gelang, die Klugheit meiner Königin
So sehr zu überraschen.

Elisabeth.

O, ich sterbe

Vor Scham! Wie muß' er meiner Schwäche spotten!

Sie glaubt' ich zu erniedrigen und war,
Ich selber, ihres Spottes Ziel!

Durleigh.

Du siehst nun ein, wie treu ich dir gerathen!

Elisabeth.

O, ich bin schwer dafür gestraft, daß ich
Von Eurem weisen Rathe mich entfernte!
Und sollt' ich ihm nicht glauben? In den Schwüren
Der treuesten Liebe einen Fallstrick fürchten?
Wem darf ich traun, wenn er mich hinterging?
Er, den ich groß gemacht vor allen Geringen,
Dem ich verstattete, an diesem Hof
Sich wie der Herr, der König zu betragen!

Durleigh.

Und zu derselben Zeit verrieth er dich
An diese falsche Königin von Schottland!

Elisabeth.

O, sie bezahle mir's mit ihrem Blut!

— Sagt! ist das Urtheil abgefäht?

Durleigh.

Es liegt

Bereit, wie du befohlen.

Elisabeth.

Sterben soll sie!

Er soll sie fallen sehn und nach ihr fallen.
Verstehen hab' ich ihn aus meinem Herzen:
Fort ist die Liebe; Rache füllt es ganz.
So hoch er stand, so tief und schmähtlich sey
Sein Sturz! Er sey ein Denkmal meiner Strenge,
Wie er ein Beispiel meiner Schwäche war.
Man führ' ihn nach dem Tower; ich werde Peers
Ernennen, die ihn richten. Hinweggeben
Sei er der ganzen Strenge des Gesetzes.

Durleigh.

Er wird sich zu dir drängen, sich rechtfert'gen —

Elisabeth.

Wie kann er sich rechtfert'gen? Ueberläßt
Ihn nicht der Brief? O, sein Verbrechen ist
Klar, wie der Tag!

Durleigh.

Toch du bist mild und gnädig:

Sein Anblick, seine mächt'ge Gegenwart —

Elisabeth.

Ich will ihn nicht sehn. Niemals, niemals wieder!
Habt Ihr Befehl gegeben, daß man ihn
Zurück weist, wenn er kommt?

Durleigh.

So ist's befohlen!

Page tritt ein

Mylord von Lester!

Königin.

Der Abschiedslike!

Ich will ihn nicht sehn. Sagt ihm, daß ich ihn
Nicht sehen will.

Page.

Das wag' ich nicht dem Lord
Zu sagen, und er würde mir's nicht glauben.

Königin.

So hab' ich ihn erhöht, daß meine Diener
Vor seinem Ansehn mehr als meinem zittern!

Durleigh zum Page.

Die Königin verbiet' ihm, sich zu nahen!

Page geht jägernd ab.

Königin n. a. einer Pause.

Wenn's de. och mögli'ch wäre — Wenn er sich
Rechtfert'gen könnte! — Sagt mir, könnt' es nicht
Ein Fallstrick seyn, den mir Maria legte,
Mich mit dem treuesten Freunde zu entweihn?

O, sie ist eine abgefeimte Wübin!

Wenn sie den Brief nur schrieb, mir gift'gen Argwohn
Das Herz zu streun, ihn, den sie haßt, ins Unglück
Zu stürzen —

Durleigh.

Aber, Königin, erwäge —

Sechster Auftritt.

Vorige. Leicester.

Leicester

reißt die Thüren mit Gewalt auf und tritt mit gebieterischem Wesen herein

Den Unverschämten will ich sehn, der mir
Das Zimmer meiner Königin verbietet.

Elisabeth.

Ha, der Verwegene!

Leicester.

Mich abzuweisen!

Wenn sie für einen Durleigh sichtbar ist,

So ist sie's auch für mich!

Durleigh.

Ihr seyd sehr kühn, Mylord,

Hier wider die Erlaubniß einzustürmen.

Leicester.

Ihr seyd sehr frech, Lord, hier das Wort zu nehmen.
Erlaubniß? Was? Es ist an diesem Hofe
Niemand, durch dessen Mund Gratz Lester sich
Erlauben und verbieten lassen kann!

Aus meiner Königin's eigenem Munde will ich —

Elisabeth, *ohne ihn anzusehn.*

Aus meinem Angesicht, Nichtswürdiger!

Leicester.

Nicht meine gütige Elisabeth,
Den Lord vernicht' ich, meinen Feind, in diesen
Unheiligen Worten — Ich berufe mich auf meine
Elisabeth — du liebst ihm dein Ohr:
Das Gleiche forst' ich.

Elisabeth.

Nistet, Schändlicher!

Vergößert Euren Dreck! Lenquet ihn!

Leicester.

Laß diesen Ueberläutigen sich erst
Entfernen — Treter ab, Völsch! — Was ich
Mit meiner Königin zu verhandeln habe,
Braucht keinen Zeugen. Geht!

Elisabeth zu Durleigh

Wartet, ich befehl' es!

Leicester.

Was soll der Dritte zwischen dir und mir!
Mit meiner anabereuten Monarchin
Hab' ich's zu thun — die Rechte meines Plazes
Behauer' ich — G'sch' heilige Rechte!
Und ich beneide dich, daß sich der Lord
Entferne!

Elisabeth.

Geh' gegen die stolze Sprache!

Leicester.

Woh! nennt sie mir, denn ich bin der Beglückte,
Dem kein Günst den hohen Verzug gab:
Das hebt mich über ihn und über Alle!
Dein Herz verließ mir diesen stolzen Rang.
Und, was die Liebe gab, wehr' ich, bei Gott!
Mit meinem Leben zu behaupten wissen.
Er geh' — und zweier Augenblicke nur
Verlaß's, mich mit dir zu verständigen.

Elisabeth.

Ihr hofft umsonst, mich listig zu beschwägen.

Leicester.

Befchwagen konnte dich der Bänderer;
Ich aber will zu deinem Herzen reden,
Und, was ich im Vertrauen auf deine Günst
Gewagt, will ich auch nur vor deinem Herzen
Rechtfertigen — Kein anderes Gericht
Erkenn' ich über mir, als deine Neigung!

Elisabeth.

Schamloser! Eben diese ist's, die Euch zuerst
Verdammt — Zeigt ihm den Brief, Mylord!

Burleigh.

Hier ist er!

Leicester.

durchläßt den Brief, ohne die Fassung zu verändern.

Das ist der Stuart Hand!

Elisabeth.

Lest und verstummt!

Leicester,

nachdem er gelesen, lautig.

Der Schein ist gegen mich; doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde!

Elisabeth.

Könn' Ihr es leugnen, daß Ihr mit der Stuart
In heimlichem Verständniß wart, ihr Willniß
Empfangt, ihr zur Befreiung Hoffnung machtet?

Leicester.

Leicht wäre mir's, wenn ich mich schuldig fühlte,
Das Zeugniß einer Heindin zu verwerfen!
Doch frei ist mein Gewissen: ich bekenne,
Daß sie die Wahrheit schreibt!

Elisabeth.

Nun denn,

Unglücklicher!

Burleigh.

Sein eigener Mund verdammt ihn.

Elisabeth.

Aus meinen Augen! In den Tower — Verräther!

Leicester.

Der bin ich nicht. Ich hab' geschelt, daß ich
Aus diesem Schritt dir ein Geheimniß machte;
Doch redlich war die Absicht: es geschah,
Die Heindin zu erforschen, zu verderben.

Elisabeth.

Glende Ausflucht! —

Burleigh.

Wie, Mylord? Ihr glaubt —

Leicester.

Ich habe ein gewagtes Spiel gespielt,
Ich weiß, und nur Graf Kester durfte sich
An diesem Hofe solcher That: erlauben.
Wie ich die Stuart hasse, weiß die Welt.
Der Rang, den ich bekleide, das Vertrauen,
Wodurch die Königin mich ehrt, muß jeden Zweifel
In meine treue Meinung niederlagen.
Wohl darf der Mann, den deine Günst vor Allen
Auszeichnet, einen eignen fähnen Weg
Einschlagen, seine Pflicht zu thun.

Burleigh.

Warum,

Wenn's eine gute Sache war, verschwiegt Ihr?

Leicester.

Mylord! Ihr vllst zu schwagen, eh' Ihr handelt,
Und seyd die Glocke Eurer Thaten. Das
Ist Eure Weise, Lord. Die meine ist,
Erst handeln und dann reden!

Burleigh.

Ihr redet jezo, weil Ihr müßt.

Leicester,

ihn stolz und höhniß mit den Augen messend.

Und Ihr

Verühmt Euch, eine wundergroße That
Ins Werk gerichtet, Eure Königin
Gerettet, die Verrätherci entlarvt
Zu haben — Alles wißt Ihr, Eurem Scharfblick
Kann nichts entgehen, meint Ihr — Armer Prahler!
Trotz Eurer Spürkunst war Maria Stuart
Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert.

Burleigh.

Ihr hättet —

Leicester.

Ich, Mylord. Die Königin
Vertraute sich dem Mortimer, sie schloß
Ihr Innerstes ihm auf, sie ging so weit,
Ihm einen blutigen Auftrag gegen die Maria
Zu geben, da der Schein sich mit Abscheu
Von einem gleichen Auftrag abgewendet —
Sagt! Ist es nicht so?

Königin und Burleigh sehen einander betroffen an.

Burleigh.

Wie gelangtet Ihr

Dazu? —

Leicester.

Ist's nicht so? — Nun, Mylord! Wo hattet
Ihr Eure tausend Augen, nicht zu sehn,
Daß dieser Mortimer Euch hinterging?
Daß er ein wüthender Papist, ein Werkzeug
Der Gassen, ein Geißel des Stuart war,
Ein keck entschloss'ner Schwärmer, der gekommen,
Die Stuart zu befreien, die Königin
Zu morden —

Elisabeth mit zerschlagenem Schilde.

Dieser Mortimer!

Leicester.

Er war's, durch den
Maria Unterhandlung mit mir pflog,
Den ich auf diesem Wege kennen lernte.
Noch heute sollte sie aus ihrem Kerker
Gefien werden: diesen Augenblick
Gedachte mir's sein eigener Mund; ich ließ ihn
Gefanaen nehmen, und, in der Verwerfuna,
Sein Werk verrichten, sich entlarvt zu sehn,
Wob er sich selbst den Tod!

Elisabeth.

O, ich bin nachdüt

Betrogen — Dieser Mortimer!

Burleigh.

Und jetzt

Geschah Das? jetzt, nachdem ich Euch verlaßen?

Leicester.

Ich muß um meinerwillen sehr beklagen,
Daß es dies Ende mit ihm nahm. Sein Zeugniß,
Wenn er noch lebte, würde mich vollkommen
Gereinigt, aller Schuld entledigt haben.
Drum übergaß ich ihn des Richters Hand.
Die strengste Rechtsform sollte meine Unschuld
Vor aller Welt bewahren und bestärken.

Burleigh.

Er tödtete sich, sagt Ihr. Er sich selber? Oder
Ihr ihn?

Leicester.

Unwürdiger Verdacht! Man höre
Die Wache ab, der ich ihn übergab!

Es geht an die Thür und man hört hinaus. Der Sch. u. der Bur. schreien herein.

Erstattet Ihrer Majestät Bericht,
Wie dieser Mortimer umkam!

Officier.

Ich hielt die Wache

Im Vorfaal, als Mylord die Thüre schnell
Eröffnete und mir befahl, den Ritter
Als einen Staatsverräther zu verhaften.
Wir sahen ihn hierauf in Wuth gerathen,
Den Dolch ziehn, unter heftiger Verwünschung
Der Königin, und, eh wir's hindern konnten,
Ihn in die Brust sich stoßen, daß er todt
Zu Boden stürzte —

Leicester.

Es ist gut. Ihr könnt
Abtreten, Sir! Die Königin weiß genug!
Officier geht ab.

Elisabeth.

O, welcher Abgrund von Abscheulichkeiten!

Leicester.

Wer war's nun, der dich rettete? War es
Mylord von Burleigh? Wußt' er die Gefahr,
Die dich umgab? War er's, der sie von dir
Gewandt? — Dein treuer Kester war dein Engel!

Burleigh.

Graf! Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen.

Elisabeth.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich glaub' Euch
Und glaub' Euch nicht. Ich denke, Ihr seyd schuldig
Und seyd es nicht! O die Verhasste, die
Mir all dies Weh bereitete!

Leicester.

Sie muß sterben.

Jetzt stimm' ich selbst für ihren Tod. Ich rieth
Dir an, das Urtheil unvollstreckt zu lassen,
Bis sich aus Neu' ein Arm für sie erhebe.
Dies ist geschehn — und ich besuche drauf,
Daß man das Urtheil ungehäum vollstrecke.

Burleigh.

Ihr riethet dazu! Ihr!

Leicester.

So sehr es mich

Empört, zu einem Aeußersten zu greifen,
Ich sehe nun und glaube, daß die Wohlthat
Der Königin dies blut'ge Dvies heischt:
Drum trag' ich darauf an, daß der Befehl
Zur Hinrichtung gleich ausgefertigt werde!

Burleigh.

Da es Mylord so tren und ernstlich meint,
So trag' ich darauf an, daß die Vollstreckung
Des Richterspruchs ihm übertragen werde.

Leicester.

Mir?

Burleigh.

Euch. Nicht besser könnt Ihr den Verdacht,
Der jetzt noch auf Euch laftet, widerlegen,
Als wenn Ihr sie, die Ihr geliebt an haben
Beschuldigt werdet, selbst enthaupten laßt.

Elisabeth.

Leicester, mit der Königin.

Mylord rath gut. So sey's, und dabei bleib' es!

Leicester.

Mich sollte billig meines Ranges Höh'
Von einem Auftrag dießes traurigen Inhalts
Beheben, der sich in jedem Sinne böser
Für einen Burleigh ziemen mag als mich.
Wer seiner Königin so nahe steht,
Der sollte nichts Unglückliches vollbringen.
Noch, um meinen Eifer zu bewähren,
Um meiner Königin gennugzu thun,
Begeb' ich mich des Vorrechts in ihrer Würde
Und übernehme die verhasste Pflicht.

Elisabeth.

Lord Burleigh theile sie mit Euch!

Zu diesem.

Tragt Sorge,

Daß der Befehl gleich ausgefertigt werde.

Burleigh geht. Man draußen ein Getümmel.

Siebenter Auftritt.

Graf von Kent zu den Vorigen.

Elisabeth.

Was gib'ts, Mylord von Kent? Was für ein Auflauf
Erregt die Stadt — Was ist es?

Kent.

Königin,

Es ist das Volk, das den Palast umlagert,
Es fordert heftig dringend, dich zu sehn.

Elisabeth.

Was will mein Volk?

Kent.

Der Schrecken geht durch London,
Dein Leben sey bedroht, es gehen Wüthrer
Umher, vom Papste wider dich gesendet.
Verschworen seyen die Katholischen,
Dich Stuart aus dem Kerker mit Gewalt
Zu reizen und zur Königin auszureißen.
Der Pöbel glaubt's und wüthet. Nur das Haupt
Der Stuart, das noch heute fällt, kann ihn
Beruhigen.

Elisabeth.

Wie? Soll mir Zwang geschehn?

Kent.

Sie sind entschlossen, eher nicht zu weichen,
Bis du das Urtheil unterzeichnet hast.

Achter Auftritt.

Burleigh und Davison mit einer Schiffs. Die Vorigen.

Elisabeth.

Was bringt Ihr, Davison?

Davison nahet sich, verneigt sich.

Du hast befohlen,

O Königin —

Elisabeth.

Was ist's?

Indem sie die Schiffs ergreifen will, schreiet sie, während sie sich bewegt.

O Gott!

Burleigh.

Gehorche

Der Stimme des Volks, sie ist die Stimme Gottes.

Elisabeth.

unter Thränen mit sich selbst kämpfend.

O meine Vorf! Wer sagt mir, ob ich wirklich
Die Stimme in laes gauen Volks, die Stimme
Der Welt vernehme! Ach wie sehr befürcht' ich,
Wenn ich dem Wunsch der Menge nun gehorcht,
Daß eine ganz verführte Stimme sich
Wird hören lassen — ja, daß eben Sie,
Die jetzt gewaltthum in der That mich treiben,
Mich, wenn's vollbracht ist, strenge tadeln werden!

Neunter Auftritt.

Graf Schrewsbury zu den Vorigen.

Schrewsbury kommt in großer Bewegung.

Man will sich überreilen, Königin!

O, halte fest, sey standhaft!

Der Graf Davison mit der Schiffs gewahrt wird.

Doch ist es

Geschehen? Ist es wirklich? Ich erblicke
Ein unglücklich Blatt in dieser Hand.
Das komme meiner Königin jetzt nicht
Vor Augen.

Elisabeth.

Eder Schrewsbury! Man zwingt mich.

Schrewsbury.

Wer kann dich zwingen? Du bist Herrscherin:
Hier gilt es, deine Majestät zu zeigen!
Gebiete Schwellen jenen rohen Stimmen,
Die sich erdreisten, deinem Königswillen
Zwang anzuthun, dein Urtheil zu regieren,
Die Dürft, ein blinder Wahn bewegt das Volk,
Du selbst bist außer dir, bist schwer gereizt,
Du bist ein Mensch, und jetzt kannst du nicht richten.

Durleigh.

Gerecht ist schon längst. Hier ist kein Urtheil
Zu fällen, zu vollziehen ist's.

Kent,

Der sich bei Schrewsbury's Eintritt entfernt hat, kommt. S. 1.

Der Auslauf wächst, das Volk ist länger nicht
Zu bändigen.

Elisabeth zu Schrewsbury.

Ihr seht, wie sie mich drängen!

Schrewsbury.

Nur Aufschub ferde' ich. Dieser Forderung
Entscheidet deines Lebens Glück und Frieden.
Du hast es Jahre lang bedacht: soll dich
Der Augenblick im Sturme mit sich führen?
Nur kurzen Aufschub. Sammle dein Gemüth,
Erwarte eine ruhigere Stunde.

Durleigh, ruhig.

Erwarte, wäge, äume, bis das Reich
Im Klammern steht, bis es der Feindin endlich
Welknet, den Werdstreich wirklich zu vollführen.
Dreimal hat ihn ein Gott von dir entfernt;
Heut' hat er nahe dich berührt: noch einmal
Um Wande hoffen, hieße Gott versuchen.

Schrewsbury.

Der Gott, der dich durch seine Wunderhand
Viermal erhielt, der heut dem schwachen Arm
Des Greisen Krast gab, einen Wüthenden
Zu überwältigen — er verdient Vertrauen!
Ich will die Stimme der Gerechtigkeit
Jetzt nicht erheben: jetzt ist nicht die Zeit,
Du kommst in diesem Sturme sie nicht hören.

Dies Eine nur vernimm! Du ättest jetzt
Vor dieser lebenden Maria. Nicht
Die Lebende hast du zu fürchten. Zitter vor
Der Todten, der Enthaupteten. Sie wird
Vom Grab' erheben, eine Zwietrachtsgöttin,
Ein Nachgeist in deinem Reich' krummgehn
Und deines Volkes Herzen von dir wenden.
Jetzt haßt der Britte die Gefeuchete;
Er wird sie rächen, wenn sie nicht mehr ist.
Nicht mehr die Feindin seines Glaubens, nur
Die Enkeltochter seiner Könige,

Des Hasses Opfer und der Eifersucht,
Wird er in der Besammerten erblicken!
Schnell wirst du die Veränderung erfahren.
Durchziehe London, wenn die blut'ge That
Geschehen, zeige dich dem Volk, das sonst
Sich jubelnd um dich her ergoß, du wirst
Ein andres England sehn, ein andres Volk:
Denn dich umgibt nicht mehr die herrliche
Gerechtigkeit, die alle Herzen dir
Vesiegte! Dürft, die schreckliche Begleitung
Der Tyrannei, wird schauernd vor dir herziehen
Und jede Straße, wo du gehst, veröden.

Du hast das Letzte, Aeußerste gethan:
Welch Haupt steht fest, wenn dieses hell'ge siel!

Elisabeth.

Ach, Schrewsbury! Ihr habt mir heut das Leben
Gerettet, habt des Mörders Dolk von mir
Gewendet — Warum ließt Ihr ihm nicht
Den Lauf? So wäre jeder Streit geendigt,
Und, alles Zweifels ledig, rein von Schuld,
Läg' ich in meiner stillen Gruft! Fürwahr,
Ich bin des Lebens und des Herrschens müd!
Muß eine von uns Königinnen fallen,
Damit die andre lebe — und es ist
Nicht anders, Das erkenn' ich — kann denn ich
Nicht die seyn, welche weicht? Mein Volk mag wählen:
Ich geb' ihm seine Majestät zurück.
Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht für mich
Nur für das Beste meines Volks gelebt.
Hofft es von dieser schmeichlerischen Stuart,
Der jüngern Königin, glücklichere Tage,
So steig' ich gern von diesem Thron und kehre
In Woodstock's stille Einsamkeit zurück,
Wo meine anspruchslose Jugend lebte,
Wo ich, vom Land der Erdengröße fern,
Die Hebe in mir selber fand — Bin ich
Zur Herrscherin doch nicht gemacht! Der Herrscher
Muß hart seyn können, und mein Herz ist weich.
Ich habe diese Insel lange glücklich
Regiert, weil ich nur brauchte zu beglücken.
Es kommt die erste schwere Königsverpflicht,
Und ich empfinde meine Unmacht —

Durleigh.

Nun, bei Gott!

Wenn ich so ganz unnützliche Worte
Aus meiner Königin Mund vernehmen muß,
So wär's Verrath an meiner Pflicht, Verrath
Am Vaterlande, länger still zu schweigen.
— Du sagst, du liebst dein Volk, mehr als dich selbst,
Das zeige jetzt! Erwähle nicht den Frieden
Für dich und überlaß das Reich den Stürmen.
— Denk' an die Kirche! Soll mit dieser Stuart
D. alte Aberglaube wiederkehren?
Der Mönch aufs Neu' hier herrschen, der Legat
Aus Rom gezogen kommen, unsre Kirchen
Verschließen, unsre Altäre entweihen?
— Die Seelen aller deiner Unterthanen,
Ich fordre sie von dir — Wie du jetzt handelst,
Sind sie gerettet oder sind verloren.
Hier ist nicht Zeit zu weiblichem Erbarmen,
Des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht;
Hat Schrewsbury das Leben dir gerettet,
So will ich England retten — Das ist mehr!

Elisabeth.

Man überlasse mich mir selbst! Bei Menschen ist
Nicht Rath noch Trost in dieser großen Sache:
Ich trage sie dem höhern Richter vor;
Was der mich lehrt, Das will ich thun — Entfernt Euch,
Mylords!

Ihr, Sir, könnt in der Nähe bleiben!

Die drei

sich san-

in nicht noch einige Augenblicke
gehörtem Bild' zu entfernt er
is letzten Schmerzens

Zehnter Auftritt.

Elisabeth, allein.

O Sklaverei des Volkedienst! Schmächtige
Knechtschaft — Wie bin ich's müde, diesem Bögen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!

Wann soll ich frei auf diesem Throne stehn!
Die Meinung muß ich ehren, um das Lob
Der Menge kühlen, einem Pöbel muß ich's
Recht machen, dem der Gaukler nur gefällt.
O, Der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur Der ist's, der bei seinem Thron
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen.

Warum hab' ich Gerechtigkeit geübt,
Willkür gehaßt mein Leben lang? Daß ich
Für diese erste unvermeidliche
Gewalthat selbst die Hände mir gefesselt!
Das Muster, das ich selber gab, verdammt mich!
War ich tyrannisch, wie die spanische
Maria war, mein Vorfahr auf dem Thron, ich könnte
Nest ohne Tadel Königsblut versprigen!
Doch war's denn meine eigne freie Wahl,
Gerecht zu seyn? Die allgewaltige
Nothwendigkeit, die auch das freie Völkchen
Der Könige zwingt, gehet mir diese Jugend.

Umgeben rings von Feinden, hält mich nur
Die Volksgunst auf dem angefeindeten Thron.
Mich zu vernichten, streben alle Mächte
Des festen Landes. Unerschrocken schwebend
Der römische Papst den Vannus auf mein Haupt,
Mit falschem Vnderkuf verräth mich Frankreich,
Und offen, wüthend Vertilgungskrieg
Bereitet mir der Spanier auf den Meeren.
So steh' ich kämpfend gegen eine Welt,
Ein wehrlos Weib! Mit heben Jugenden
Müß ich die Wölfe meines Rechts bedecken,
Den Flecken meiner süßlichen Geburt,
Wodurch der eigne Vater mich geschändet.
Umsonst bedeck' ich ihn - Der Gegner Haß
Hat ihn entblößt und stellt mir diese Stuart,
Ein ewig drohendes Gespenst, entgegen.

Mein, diese Furcht soll endigen!
Ihr Haupt soll fallen. Ich will Frieden haben.
-- Sie ist die Furie meines Lebens, mir,
Ein Plagegeist, vom Schicksal' angeheftet.
Wo ich mir eine Freude, eine Hoffnung
Gestalt, da liegt die Hölleischlange mir
Im Wege. Sie entreißt mir den Geliebten,
Den Bräutigam raubt sie mir! Maria Stuart
Heißt jedes Unglück, das mich niederschlägt!
In sie aus den Lebendigen vertilgt,
Frei bin ich, wie die Luft auf den Gebirgen.

Nach einzigem Zuck-Aussetzen

Mit welchem Hohn sie auf mich niederfah,
Als sollte mich der Blick zu Boden bligen!
Unmächtige! Ich führe keine Waffen:
Sie treffen tödtlich, und du bist nicht mehr!

Mit welchem Ekel nach dem Tode gehst und sie gehet zugewandt
Ein Vassard bin ich dir? -- Unglückliche!
Ich bin es nur, solange du lebst und atmest.
Der Zweifel meiner süßlichen Geburt,
Er ist getilgt, sobald ich dich vertilge.
Sobald dem Britten seine Wahl' mehr bleibt,
Bin ich im eignen Ghebett geboren!

*Sie unterschreibt mit einem raschen, festen Zuck. g. St. d. ...
Jeder fallen und tritt mit einem Ausbruch des Schreckes ...
Nach einer Pause klingelt St.*

Gilster Auftritt.

Elisabeth. Davison.

Elisabeth.

Wo sind die andern Väter?

Davison.

Sie sind gegangen,

Das aufgebrachte Volk zur Ruh zu bringen.

Das Toben war auch augenblicks gestillt,
Sobald der Graf von Schrewsbury sich zeigte.
„Der ist's! Das ist er!“ riefen hundert Stimmen,
„Der rettete die Königin! Höret ihn,
„Den bravsten Mann in England!“ Nun begann
Der edle Talbot und verwies dem Volk
In sanften Worten sein gewaltiges
Beginnen, sprach so kraftvoll überzeugend,
Das Alles sich besänftigte und still
Vom Plage schlich.

Elisabeth.

Die wankelmüth'ge Menge,
Die jeder Wind herumtreibt! Wehe Dem,
Der auf dies Rohr sich lehnet! -- Es ist gut,
Sir Davison. Ihr könnt nun wieder gehn.

Wie sich Jene nach der Thüre gewendet,

Und dieses Blatt -- nehmt es zurück -- ich leg's
In Eure Hände.

Davison

muß einen Blick auf das Papier und erschrickt

Königin! Dein Name!

Du hast entschieden?

Elisabeth.

-- Unterscheiden soll' ich.

Ich hab's gethan. Ein Blatt Papier entscheidet
Noch nicht, ein Name tödtet nicht.

Davison.

Dein Name, Königin, unter dieser Schrift
Entscheidet Alles, tödtet, ist ein Strahl
Des Donners, der schlägt und trifft -- Dies Blatt
Besteht den Commissären, dem Scherif,
Nach Aethenabavichlos sich schubden Auges
Zur Königin von Schottland zu verfügen.
Den Tod ihr ankündigen und schnell,
Sobald der Morgen tagt, ihn zu vollziehen.
Hier ist kein Aufschub; Jene hat gelebt,
Wenn ich dies Blatt aus meinen Händen gebe.

Elisabeth.

Ja, Sir! Gott legt ein wichtig, groß Geschick
In Eure schwachen Hände. Nicht ihn an,
Daß er mit seiner Weisheit Euch erleuchte.
Ich geh' und überlaß' Euch Eurer Pflicht.

Sie w. d. gehen

Davison tritt vor in den Weg

Nein, meine Königin! Verlaß mich nicht,
Ob du mir deinen Willen kund gethan.
Bedarf es hier noch einer andern Weisheit,
Als dein Gebot buchstäblich zu befolgen?
-- Du legst dies Blatt in meine Hand, daß ich
Zu schneller Vollziehung es bestimme?

Elisabeth.

Das werde ich nach Eurer Klugheit --

Davison.

sch. oder

Nicht

Nach meiner! Das verhüte Gott! Gehorsam
Ist meine ganze Klugheit. Seinem Diener
Darf hier nichts zu entscheiden übrig bleiben.
Ein klein Versehen wär' hier ein Königsmord,
Ein unabsehbare ungeheures Unglück.
Bergütet mir, in dieser großen Sache
Dein blindes Versehen mitleidlos zu seyn.
In Hare Worte fasse deine Meinung:
Was soll mit diesem Blutbefehl geschehn?

Elisabeth.

-- Sein Name spricht es aus.

Davison.

So willst du, daß er gleich vollzogen werde?

Elisabeth, *sternend.*

Das sag' ich nicht und zittre, es zu denken.

Davison.

Du willst, daß ich ihn länger noch bewahre?

Elisabeth, zornig.

Auf Eure Gefahr? Ihr hasset für die Folgen.

Davison.

Ich? Heil'ger Gott! — Sprich, Königin, was willst du?

Elisabeth, ungeduldig.

Ich will, daß dieser unglücksel'gen Sache
Nicht mehr gedacht soll werden, daß ich endlich
Will Ruhe davor haben und auf ewig.

Davison.

Es kostet dir ein einzig Wort. O, sage,
Bestimme, was mit dieser Schrift soll werden!

Elisabeth.

Ich hab's gesagt, und quält mich nun nicht weiter.

Davison.

Du hättest es gesagt? Du hast mir nichts
Gesagt — O, es gefalle meiner Königin,
Sich zu erinnern.

Elisabeth stampft auf den Boden.

Unertöglich!

Davison.

Habe Nachsicht

Mit mir! Ich kam seit wenig Monaten erst
In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Königin — In schlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachsen:
Drum habe du Geduld mit deinem Knecht!
Laß dich das Wort nicht reuen, das mich belehrt,
Mich klar macht über meine Pflicht —

Er schreit sich in der Stellung — Sie hebt ihm den Knecht;

er steht in Verwirrung, dann spricht er mit erschüttertem Ton

Nimm dies Papier zurück! Nimm es zurück!
Es wird mir glühend Feuer in den Händen.
Nicht mich erwähle, die in diesem furchtbaren
Geschäft zu dienen.

Elisabeth.

Thut, was Eures Amts ist!

Er geht ab

Zwölfter Auftritt.

Davison, gleich darauf Burleigh.

Davison.

Sie geht! Sie läßt mich ratlos, zweigand stehn
Mit diesem furchterlichen Blatt — Was thu' ich?
Soll ich's bewahren? Soll ich's übergeben?

In Burleigh, der hereintritt.

O, gut, gut, daß Ihr kommt, Mylord! Ihr seyd's,
Der mich in dieses Staatsamt eingeführt.
Befreiet mich davon! Ich übernahm es,
Unkundig seiner Rechenchaft. Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet, ich gehöre nicht auf diesen Platz —

Burleigh.

Was ist Euch, Sir! Rapt Euch. Wo ist das Urtheil?
Die Königin ließ Euch rufen.

Davison.

Sie verließ mich

In best'gem Zorn. O, rathet mir! Helft mir!
Reißt mich aus dieser Hölleangst des Zweifels!
Hier ist das Urtheil — es ist unterschrieben.

Burleigh, zornig.

Ist es? O, gebt! Gebt her!

Davison.

Ich darf nicht.

Burleigh.

Was?

Davison.

Sie hat mir ihren Willen noch nicht deutlich —

Burleigh.

Nicht deutlich! Sie hat unterschrieben. Gebt!

Davison.

Ich soll's vollziehen lassen — soll es nicht
Vollziehen lassen — Gott! Weiß ich, was ich soll?

Burleigh, bestigter werdend.

Gleich, augenblicks sollt Ihr's vollziehen lassen.
Gebt her! Ihr seyd verloren, wenn Ihr säumt.

Davison.

Ich bin verloren, wenn ich's übereile.

Burleigh.

Ihr seyd ein Thor, Ihr seyd von Sinnen! Gebt!

Er reißt ihm die Schrift und eilt damit ab

Davison, ihm nachschauend.

Was macht Ihr? Bleibt! Ihr stürzt mich ins Verderben!

Fünfter Aufzug.

Die Scene ist das Zimmer des ersten Aufzugs.

Erster Auftritt.

Hanna Kennedy, in tiefe Trance gekleidet, mit verweinten
Augen und einem großen alten Scherz, in höchst aufgeregter, Färbung und
Kleidung zu verwechseln. Sie steht in der Mitte in ihrem Geßel,
und man stellt sie dann, den Kopf gegen **Paulet** und **Drury**,
gleichfalls in schwarzen Kleidern, deren ein jeder folgen viele **Bediente**,
welche gelbe und blaue Kleider tragen. Einmal mit andern Kopf-
bedeckungen tragen und den Hintergrund des Zimmers damit anfüllen. **Paulet**
überleitet die Scene ein Schmuckstück, hält einem Papier und bedeutet
ihm, sich zu setzen. Das ist ein Zeichen, daß der gedruckte Text erhalten.
Wenn **Melvil** dieser Beschreibung erwähnt sich der Schmerz des Amtes,
so verliert er ein tiefes Trauern, indem seine sich selbst wieder erkennen

Melvil tritt ein

Kennedy

Schreit auf, sobald sie ihn gewahrt.

Melvil, Ihr seyd es! Euch erblick' ich wieder!

Melvil.

Ja, treue Kennedy, wir sehn uns wieder!

Kennedy.

Nach langer, langer, schmerzvoller Trennung!

Melvil.

Ein unglücklich, schmerzvoll Wiedersehn!

Kennedy.

O Gott! Ihr kommt —

Melvil.

Den letzten, ewigen
Abschied von meiner Königin zu nehmen.

Kennedy.

Jetzt endlich, jetzt, am Morgen ihres Todes,
Wird ihr die langentbehrte Gegenwart
Der Ihrigen vergönnt — O theurer Sir,
Ich will nicht fragen, wie es Euch erging,
Euch nicht die Reiden nennen, die wir litten,
Seitdem man Euch von unsrer Seite riß.
Ach, dazu wird wohl einst die Stunde kommen!
O **Melvil**! **Melvil**! Müßten wir's erleben,
Den Anbruch dieses Tags zu sehn!

Melvil.

Laßt uns

Einander nicht erweichen! Weinen will ich,
Solang noch Leben in mir ist, nie soll
Ein Rächeln diese Wangen mehr erheitern.
Nie will ich dieses nächtliche Gewand
Mehr von mir legen! Ewig will ich trauern;
Doch heute will ich standhaft seyn — Versprecht

Nach Ihr mir, Euren Schmerz zu mäßigen —
Und wenn die Andern alle der Verzweiflung
Sich trostlos überlassen, laßt uns
Mit männlich edler Fassung ihr vorangehn
Und ihr ein Stab seyn auf dem Todesweg!

Kennedy.

Melvil! Ihr seyd im Irrthum, wenn Ihr glaubt,
Die Königin bedürfe unsers Beistands,
Um standhaft in den Tod zu gehn! Sie selber ist's,
Die uns das Beispiel edler Fassung gibt.
Seyd ohne Furcht, Maria Stuart wird
Als eine Königin und Heldin sterben.

Melvil.

Nahm sie die Todespost mit Fassung auf?
Man sagt, daß sie nicht vorbereitet war.

Kennedy.

Das war sie nicht. Ganz andre Schrecken waren's,
Die meine Lady ängstigten. Nicht vor dem Tod,
Vor dem Verräther zitterte Maria.

— Freiheit war uns verheißen. Diese Nacht
Versprach uns Mortimer von hier wegzuführen,
Und zwischen Dacht und Hoffnung, zweifelhaft,
Ob sie dem kaden Jüngling ihre Ehre
Und fürstliche Person vertrauen dürfe,
Erwartete die Königin den Morgen.

— Da wird ein Anlauf in dem Schloß, ein Pochen
Schreckt unser Ohr und vieler Hämmer Schlag,
Wir glauben, die Verräther zu vernahmen,
Die Hoffnung winkt, der süße Trieb des Lebens
Wacht unwillkürlich, allgewaltig auf —

Da öffnet sich die Thür — Ihr Paueret lü's,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unsern Füßen das Gerüst aufschlagen!

Sie hat das Stübchen schon verlassen, ehe wir es sehen.

Melvil.

Gerechter Gott! O, sagt mir, wie ertrag
Maria diesen fürchterlichen Wechsel?

Kennedy.

Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!
Mit einem Mal, schnell, augenblicklich mag
Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem
Und Ewigem, und Gott gewährete meiner Lady
In diesem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu stoßen mit entschlossener Seele
Und glaubensvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Weh der Klage
Entehrte meine Königin — Dann erst,
Als sie Lord Leithers schändlichen Verrath
Vernahm, das unglückselige Geschick
Des werthen Jünglings, der sich ihr geopfert,
Des alten Ritters tiefen Jammer sah,
Dem seine letzte Hoffnung farb durch sie,
Da flossen ihre Thränen; nicht das eigene Schicksal,
Der fremde Jammer presste sie ihr ab.

Melvil.

Wo ist sie jetzt, könnt Ihr mich zu ihr bringen?

Kennedy.

Den Rest der Nacht durchwachte sie mit Beten,
Nahm von den theuren Freunden schriftlich Abschied
Und schrieb ihr Testament mit eigener Hand.
Jetzt öffnet sie einen Augenblick der Auh;
Der letzte Schlaf ergriß sie.

Melvil.

Wer ist bei ihr?

Kennedy.

Ihr Selb! Burgoyne und ihre Frauen.

Zweiter Auftritt.

Margaretha Aurl zu den Vorigen.

Kennedy.

Was bringt Ihr, Mißtreß? Ist die Lady wach?

Aurl, ihre Bedenken trostend.

Schon angekleidet — Sie verlangt nach Euch.

Kennedy.

Ich komme.

Zu Melvil, der sie begleiten will.

Folgt mir nicht, bis ich die Lady

Auf Euren Anblick vorbereitet.

Gibt hinein.

Aurl.

Melvil!

Der alte Haushofmeister!

Melvil.

Ja, der bin ich!

Aurl.

O, dieses Haus braucht keines Meisters mehr!

— Melvil! Ihr kommt von London. Wißt Ihr mir
Von meinem Manne nichts zu sagen?

Melvil.

Er wird auf freien Fuß gesetzt, sagt man,
Sobald —

Aurl.

Sobald die Königin nicht mehr ist!

O der nichtswürdig schändliche Verräther!

Er ist der Mörder dieser theuren Lady:

Sein Zeugniß, sagt man, habe sie verurtheilt.

Melvil.

So ist's.

Aurl.

O, seine Seele sey verflucht

Bis in die Hölle! Er hat falsch gezeugt —

Melvil.

Melady Aurl! Bedenket Eure Reden!

Aurl.

Bedauern will ich's vor Urlichtes Schranken,

Ich will es ihm ins Antlitz wiederholen,

Die ganze Welt will ich damit erfüllen:

Sie steht unskuldig —

Melvil.

O, Das gebe Gott!

Dritter Auftritt.

Burgoyne zu den Vorigen. *Eintritt Hanna Kennedy.*

Burgoyne *tritt ein.*

O Melvil!

Melvil, *tritt ein.*

Burgoyne!

Burgoyne zu Margaretha Aurl.

Beforget einen Wecher

Mit Wein für unsre Lady! Machtet hurtig!

Aurl geht ab.

Melvil.

Wie? Ist der Lady nicht wohl?

Burgoyne.

Sie fühlt sich stark, sie täuscht ihr Heldeumuth,

Und keiner Speise glaubt sie zu bedürfen;

Doch ihrer wartet noch ein schwerer Kampf,

Und ihre Feinde sollen sich nicht rühmen,

Daß Furcht des Todes ihre Wangen bleichte,

Wenn die Natur aus Schwachheit unterliegt.

Melvil zur Hanna, welche hereintritt.

Will sie mich sehn?

Kennedy.

Gleich wird sie selbst hier seyn.

— Ihr scheint Euch mit Verwundrung umzusehn,

Und Eure Blide fragen mich: Was soll
Das Prachtgeräth' in diesem Ort des Todes?
— O Eir! Wir litten Mangel, da wir lebten;
Erst mit dem Tode kommt der Ueberfluß zurück.

Vierter Auftritt.

Vorige. Zwei andere Kammerfrauen der Maria,
gleichfalls in Trauerkleidern. Sie brechen bei Melvils Anblick in laute
Thänen aus.

Melvil.

Was für ein Anblick! Welch ein Wiederseh'n!
Gertrude! Rosamund!

Zweite Kammerfrau.

Sie hat uns von sich
Geschickt! Sie will zum Vegtenthal' allein
Mit Gott sich unterhalten!

*Es kommen noch zwei weibliche Bediente, wie die vorigen in Trauer,
die mit stummen Gebärden ihren Jammer ausdrücken*

Fünfter Auftritt.

Margaretha Aurl zu den Vorigen. Sie trägt einen
goldenen Becher mit Wein und setzt ihn auf den Tisch, indem sie sich bleich
und zitternd an einem Stuhle halt.

Melvil.

Was ist Euch, Mistris? Was entsetzt Euch so?

Aurl.

O Gott!

Burgoyne.

Was habt Ihr?

Aurl.

Was mußt' ich erblicken!

Melvil.

Kommt zu Euch! Sagt uns, was es ist!

Aurl.

Als ich

Mit diesem Becher Wein die große Treppe
Herauf stieg, die zur untern Halle führt,
Da that die Thür sich auf — ich sah hinein —
Ich sah — o Gott!

Melvil.

Was saht Ihr? Sagtet Euch!

Aurl.

Schwarz überzogen waren alle Wände,
Ein greß Geräusch, mit schwarzem Tuch beschlagen,
Erheb sich von dem Boden, mitten drauf
Ein schwarzer Fleck, ein Rissen und daneben
Ein blankgeschliffnes Weil — Voll Menschen war
Der Saal, die um das Mordgerüst sich drängten
Und, heiße Mutzler in dem Blick, das Opfer
Erwarteten.

Zweite Kammerfrau.

O Gott, sey unser Vadv gnädig!

Melvil.

Sagt Euch! Sie kommt!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Maria. Sie ist weiß und feilich gekleidet
am Hals trägt sie an einer Kette von kleinen Kugeln ein Agnus Dei, ein
Reisencruz hängt am Gürtel herab, sie hat ein Gewand in der Hand und
ein Diadem in den Haaren. Ihr hoher schwarzer Schleier ist zurückge-
schlagen. Bei ihrem Eintritt weichen die Anwesenden zu beiden Seiten zurück
und drücken den besiegten Schmerz aus. Melvil ist mit einer unwillkür-
lichen Bewegung auf die Knie gesunken

Maria,

mit ruhiger Fokosit um ganzen Körper herumwickelnd

Was klagt ihr? Warum weint ihr? Brennen solltet
Ihr euch mit mir, daß meiner Leiden Ziel

Nun endlich naht, daß meine Wunde fallen,
Mein Kerker aufgeht, und die frohe Seele sich
Auf Engelsflügeln schwingt zur ew'gen Freiheit.
Da, als ich in die Nacht der stolzen Feindin
Gegeben war, Unwürdiges erduldeud,
Was einer freien, großen Königin
Nicht ziemt, da war es Zeit, um mich zu weinen!
— Wohlthätig, heilend naht mir der Tod,
Der ernste Freund! Mit seinen schwarzen Flügeln
Bedeckt er meine Schmach — Den Menschen adelt,
Den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.
Die Krone fühl' ich wieder auf dem Haupt,
Den würd'gen Stolz in meiner edeln Seele!

Indem sie einige Schritte weiter vortritt.

Wie? Melvil hier? — Nicht also, edler Eir!
Steht auf! Ihr seyd zu Eurer Königin
Triumph, zu ihrem Tode nicht gekommen.
Mir wird ein Glück zu Theil, wie ich es nimmer
Gehoffet, daß mein Nachruhm doch nicht ganz
In meiner Feinde Händen ist, daß doch
Ein Freund mir, ein Wesen meines Glaubens,
Als Zeuge dasteht in der Todesstunde.
— Sagt, edler Ritter, wie erging es Euch
In diesem feindlichen, unheilten Lande,
Seitdem man Euch von meiner Seite riß?
Die Sorg' um Euch hat oft mein Herz besümmert.

Melvil.

Mich drückte sonst kein Mangel, als der Schmerz
Um dich und meine Unmacht, dir zu dienen.

Maria.

Wie sieht's um Trier, meinen alten Kämmerer?
Doch der Getreue schläft wohl lange schon
Den ew'gen Schlaf, denn er war hoch an Jahren.

Melvil.

Gott hat ihm diese Gnade nicht erzielet:
Er lebt, um deine Jugend zu begraben.

Maria.

Daß mir vor meinem Tode noch das Glück
Geworden wäre, ein geliebtes Paar
Der theuren Wintererwartung zu umfassen!
Doch ich soll sterben unter Fremdlingen,
Nur eure Thänen soll ich heißen sehn!

Melvil, die letzten Wünsche für die Andern
Veg' ich in Eure treue Brust — Ich segne
Den allerschönlichen König, meinen Schwager,
Und Frankreichs ganzes königliches Haus —
Ich segne meinen Thm, den Cardinal,
Und Heinrich Guise, meinen edeln Vetter.
Ich segne auch den Papst, den heiligen
Statthalter Christi, der mich wieder segnet,
Und den katholischen König, der sich edelmüthig
Zu meinem Vetter, meinem Mäher andet —
Sie Alle sehn in meinem Testament:
Sie werden die Geschenke meiner Liebe,
Wie arm sie sind, darum gering nicht achten.

Es zu ihren Dienern wendend

Euch hab' ich meinem königlichen Vetter
Von Frankreich anempfehlen: er wird sorgen
Für Euch ein neues Vaterland euch geben.
Und, ist euch meine letzte Bitte werth,
Bleibt nicht in England, daß der Dritte nicht
Sein stolzes Herz an eurem Unglück weide,
Nicht die im Staube seh, die mir ardent.
Bei diesem Bildniß des Gekrenzten
Gelobet mir, dies unglücksel'ge Land
Als bald, wenn ich dahin bin, zu verlassen!

Melvil

berührt das Gemähl.

Ich schwöre dir's im Namen Dieser aller.

Maria.

Was ich, die Arme, die Verwaute, noch besaß,
Vorüber mir vergönnt ist frei zu schalten,
Das hab' ich unter euch vertheilt: man wird,
Ich hoff es, meinen letzten Willen ehren.
Auch, was ich auf dem Todeswege trage,
Gehöret euch — Vergönnet mir noch einmal
Der Erde Glanz auf meinem Weg zum Himmel!

Zu den Fräulein.

Dir, meine Mir, Gertrud, Rosamund,
Bestimm' ich meine Perlen, meine Kleider,
Denn eure Jugend freuet sich noch des Puges.
Du, Margaretha, hast das nächste Recht
An meine Großmuth, denn ich lasse dich
Zurück als die Unglücklichste von Allen.
Daß ich des Vatten Schuld an dir nicht räche,
Wird mein Vermächtniß offenbaren — Dich,
O meine treue Hanna, reiset nicht
Der Werth des Geldes, nicht der Steine Pracht:
Dir ist das höchste Kleinod mein Vermächtniß.
Nimm dieses Tuch! Ich hab's mit eigener Hand
Für dich gestickt in meines Kammers Stunden
Und meine heißen Thränen eingewoben.
Mit diesem Tuch wirst du die Augen mir verbinden,
Wenn es so weit ist — Diesen letzten Dienst
Wünsch' ich von meiner Hanna zu empfangen.

Kennedy.

O Melvil! Ich ertrag' es nicht!

Maria.

Kommt Alle!

Kommt und empfängt mein letztes Lebenswohl!

*Sie reicht ihre Hände hin, Eins nach dem Andern hält ihr zu Füssen
und läßt die dargebotene Hand unter heiligem Wachen.*

Leb wohl, Margaretha — Mir, lebe wohl —
Auf, Burgeyn, für Eure treuen Dienste —
Dein Mund brennt heiß, Gertrude — Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!
Ein edler Mann beglücke meine Gertrud!
Denn Liebe fordert dieses glühende Herz —
Bertha, du hast das bestre Theil erwählt:
Die keusche Braut des Himmels willst du werden.
O, eile, dein Gelübde zu vollziehen,
Verrüthlich sind die Güter dieser Erden,
Das lern' an deiner Königin! — Nichts weiter!
Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt ewig wohl!

Sie wendet sich schnell von ihnen. Alle, bis auf Melvil, entfernen sich.

Siebenter Auftritt.

Maria. Melvil.

Maria.

Ich habe alles Zeitliche berichtigt
Und hoffe, keines Menschen Schuldnerin
Aus dieser Welt zu scheiden — Eins nur ist's,
Melvil, was der bestemnten Seele noch
Verwehrt, sich frei und freudig zu erheben.

Melvil.

Entdecke mir's. Erleichte keine Brust,
Dem treuen Freund vertraue keine Sorgen.

Maria.

Ich stehe an dem Rand der Ewigkeit;
Bald soll ich treten vor den höchsten Richter,
Und noch hab' ich den Heil'gen nicht verhöhet.
Versagt ist mir der Preis der meiner Kirche.
Des Sacramentes heilige Himmelspreise
Verschmä, ich aus den Händen falscher Priester.
Im Glauben meiner Kirche will ich sterben:
Denn der allein ist's, welcher selig macht.

Melvil.

Beruhige dein Herz. Dem Himmel glüht
Der feurig fromme Wunsch statt des Vollbringens.
Tyraunnenmacht kann nur die Hände fesseln,
Des Herzens Andacht hebt sich frei zu Gott;
Das Wort ist todt, der Glaube macht lebendig.

Maria.

Ach, Melvil! Nicht allein genug ist sich
Das Herz: ein irdisch Pfand bedarf der Glaube,
Das hohe Himmlische sich zuweigen.
Drum ward der Gott zum Menschen und verschloß
Die unsichtbaren himmlischen Geschenke
Geheimnißvoll in einem sichtbarn Leib.
— Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel uns die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholische heißt sie,
Denn nur der Glaube Aller stärkt den Glauben;
Wo Tausende anbeten und verehren,
Da wird die Glut zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.
— Ach die Verklärten, die das froh getheilte
Gebet versammelt in dem Haus des Herrn!
Geschmückt ist der Altar, die Kerzen leuchten,
Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut,
Der Bischof steht im reinen Weggewand,
Er faßt den Kelch, er segnet ihn, er kündet
Das hohe Wunder der Verwandlung an,
Und niederhüret dem gegenwärt'gen Wette
Das gläubig überreute Volk — Ach! Ich
Allein bin ausgeschlossen, nicht an mir
In meinen Kerker dringt der Himmelssegne.

Melvil.

Er dringt an dir! Er ist dir nah! Vertraue
Dem Allvermögenden — Der dürre Stab
Kann Zweige treiben in des Glaubens Hand!
Und, der die Quelle aus dem Felsen schlug,
Kann dir im Kerker den Altar bereiten,
Kann diesen Kelch, die irdische Gaudianz,
Die schnell in eine himmlische verwandeln.

Er erhebt den Kelch, der auf dem Tische steht.

Maria.

Melvil, versteh' ich Euch? Ja, ich versteh' Euch!
Hier ist kein Priester, keine Kirche, kein
Heilwüthiges — doch der Erzbischof spricht:
Wo Zwei versammelt sind in meinem Namen,
Da bin ich gegenwärtig unter ihnen.
Was weicht den Priester ein zum Mund des Herrn?
Das reine Herz, der unbefleckte Wandel.
— So seyd Ihr mir, auch ungeweiht, ein Priester,
Ein Vete Gottes der den Frieden bringt.
— Euch will ich meine letzte Weichte thun,
Und Euer Mund soll mir das Heil verkünden.

Melvil.

Wenn dich das Herz so mächtig dazu treibt,
So wisse, Königin, daß die zum Troste
Gott auch ein Wunder wohl verrichten kann.
Hier ist kein Priester, sagst du, keine Kirche,
Kein Veto des Herrn? — Du verstehst dich. Hier ist
Ein Priester, und ein Gott ist hier anwesend.

*Sie erhebt bei diesen Worten das Haupt, zugleich zeigt er die eine
Hosie in seiner goldenen Hand.*

— Ich bin ein Priester: bringe letzte Weichte
Zu hören, die auf deinem Todesweg
Den Frieden zu verkündigen, hab' ich
Die sieben Weizen auf meinem Haupt' empfangen,
Und diese Hosie überbring' ich dir
Vom heiligen Water, die er selbst geweiht.

Maria.

O, so muß an der Schwelle selbst des Todes
Mir noch ein himmlisch Glück bereitet seyn!
Wie ein Unsterblicher auf goldenen Wolken
Herniederfährt, wie den Apostel einst
Der Engel führte aus des Kerfers Banden —
Ihn hält kein Aegel, keines Hüters Schwert,
Er schreitet mächtig durch verschlossene Pforten,
Und im Gefängniß steht er glänzend da —
So überrascht mich hier der Himmelsbote,
Da jeder ird'sche Netter mich getäuscht!
— Und Ihr, mein Diener einst, seyd jetzt der Diener
Des höchsten Gottes und sein heil'ger Mund!
Wie Eure Knie sonst vor mir sich bogen,
So lieg' ich jetzt im Staub vor Euch.

Sie sinkt vor ihm nieder

Melvil,

indem er das Zeichen des Kreuzes über sie macht.

Im Namen

Des Vaters und des Sohnes und des Geistes!
Maria, Königin! hast du dein Herz
Erforschet, schwörst du, und gelobst du,
Wahrheit zu beichten vor dem Gott der Wahrheit?

Maria.

Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.

Melvil.

Zurück, welcher Sünde zeich' dich dein Gewissen,
Seitdem du Gott zum letztenmal versühnt?

Maria.

Von ird'schem Haß war mein Herz erfüllt,
Und Nachgedanken tobten in dem Busen.
Vergebung hofft' ich Sünderin von Gott
Und konnte nicht der Gegnerin vergeben.

Melvil.

Vereuhest du die Schuld, und ist's dein ernstest
Entschluß, versühnt aus dieser Welt zu scheiden?

Maria.

So wahr ich hoffe, daß mir Gott vergebe.

Melvil.

Welch andrer Sünde klagt das Herz dich an?

Maria.

Ach, nicht durch Haß allein, durch sünd'ge Liebe
Noch mehr hab' ich das höchste Gut beleidigt.
Das eitle Herz ward an dem Mann geüben,
Der treulos mich verlassen und betrogen.

Melvil.

Vereuhest du die Schuld, und hat dein Herz
Vom eiteln Abgott sich zu Gott gewendet?

Maria.

Es war der schwerste Kampf, den ich bestand:
Zerrissen ist das letzte ird'sche Band.

Melvil.

Welch andrer Schuld verklagt dich dein Gewissen?

Maria.

Ach, eine frühe Blutschuld, längst geheiltet,
Sie kehrt zurück mit neuer Schreckenskraft
Im Augenblick der letzten Lebensstalt
Und wälzt sich schwarz mir vor des Himmels Pforten.
Den König, meinen Gatten, ließ ich morden,
Und dem Verführer schenkt' ich Herz und Hand!
Streng büßt' ich's ab mit allen Kirchenstrafen,
Doch in der Seele will der Wurm nicht schlafen.

Melvil.

Verklagt das Herz dich keiner andern Sünde,
Die du noch nicht geheiltet und gebüßt?

Maria.

Jetzt weißt du Alles, was mein Herz belastet.

Melvil.

Denk an die Nähe des Allwissenden!
Der Strafen denke, die die heilige Kirche
Der mangelhaften Beichte droht! Das ist
Die Sünde zu dem ew'gen Tod: denn Das
Ist wider seinen heil'gen Geist gesrevelt.

Maria.

So schenke mir die ew'ge Gnade Sieg
Im letzten Kampf, als ich dir weisend nichts verschwiege.

Melvil.

Wie? Deinem Gott verbeihst du das Verbrechen,
Um dessen willen dich die Menschen strafen?
Du sagst mir nichts von deinem blut'gen Antheil!
An Vabingtons und Parrys Hochverrath?
Den zeitlichen Tod stürzt du für diese That:
Willst du auch noch den ew'gen dafür sterben?

Maria.

Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn:
Noch eh sich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne stehn;
Doch wiederhol' ich's: Meine Beichte ist vollendet.

Melvil.

Erwäg' es wohl! Das Herz ist ein Betrüger.
Du hast vielleicht mit list'gem Doppelsinn
Das Wort vermieden, das dich schuldig macht,
Obgleich der Wille das Verbrechen theilte.
Doch, wisse, seine Gauselfunst berückt
Das Blammenauge, das ins Innre blickt!

Maria.

Ich habe alle Fürsten aufgebeten,
Mich aus unwürd'gen Banden zu befreien;
Doch nie hab' ich durch Verasag eber That
Das Leben meiner Feindin angetastet!

Melvil.

So hätten deine Schreiber falsch gezeugt?

Maria.

Wie ich gesagt, so ist's. Was Jene zeugten,
Das richte Gott!

Melvil.

So stehst du, überzeugt
Von deiner Unschuld, auf des Blutgerüsts?

Maria.

Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
Die frühe schwere Blutschuld abzulösen.

Melvil wendet den Arm über sie

So gehe hin nun sterbend küsse sie!
Sink', ein ergebnes Opfer, am Altare!
Blut kann verzeihen, was das Blut verbrach.
Du sehnst nur aus weiblichem Gebrechen,
Dem sel'gen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verstärkung nach:
Ich aber künde dir, kraft der Gewalt,
Die mir verlieden ist, zu lösen und zu binden,
Erlassung an von allen deinen Sünden!
Wie du geglaubt, so geschehe dir!

Er reicht ihr die Hand.

Nimm hin den Arm, er ist für dich acquirirt!

*Er ergreift den Arm, der sie in die Höhe hebt, und wendet sich mit stillem
Gebet dann wieder zu ihr hin. Sie zeigt, ohne zu schmeicheln, nach
weinst ihm mit der Hand zuwinkend.*

Nimm hin das Blut, es ist für dich vergossen!
Nimm hin! Der Papst erzeigt dir dies Gnaß!
Im Tode noch sollst du das höchste Recht
Der Könige, das priesterliche, üben!

Sie empfängt den Arm.

Und, wie du jetzt dich in dem ird'schen Leib
Geheimnißvoll mit deinem Gott verbunden,
So wirst du dort in seinem Freudenreich,

Wo keine Schuld mehr seyn wird und kein Weinen,
Ein schön verklärter Engel, dich
Auf ewig mit dem Göttlichen vereinen.

Er legt den Kelch nieder. Auf ein Geräusch, das gehört wird, bedeckt er sich das Gesicht und geht an die Thüre: Maria bleibt in stiller Andacht auf den Knien liegen.

Melvil, zurückkommend.

Du bleibst ein harter Kampf noch zu bestehen.
Büßst du dich stark genug, um jede Regung
Der Bitterkeit, des Hasses zu besiegen?

Maria.

Ich fürchte keinen Rückfall. Meinen Haß
Und meine Liebe hab' ich Gott geopfert.

Melvil.

Nun, so bereite dich, die Lords von Lester
Und Burleigh zu empfangen. Sie sind da.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, Leicester und Paulet.

Leicester bleibt ganz in der Entfernung stehen, ohne die Augen aufzuschlagen. Burleigh, der seine Haltung beobachtet, tritt zwischen ihn und die Königin.

Burleigh.

Ich komme, Lady Stuart, Eure letzten
Befehle zu empfangen.

Maria.

Dank, Mylord!

Burleigh.

Es ist der Wille meiner Königin,
Daß Euch nichts Villiges verweigert werde.

Maria.

Mein Testament nennt meine letzten Wünsche.
Ich hab's in Ritter Paulets Hand gelegt
Und bitte, daß es treu vollzogen werde.

Paulet.

Verlaßt Euch drauf.

Maria.

Ich bitte, meine Diener ungefränkt
Nach Schottland zu entlassen oder Frankreich,
Wohin sie selber wünschen und begehren.

Burleigh.

Es sey, wie Ihr es wünscht.

Maria.

Und, weil mein Leichnam

Nicht in geweihter Erde ruhen soll,
So dulde man, daß dieser treue Diener
Mein Herz nach Frankreich bringe zu den Meinen.
— Ach, es war immer dort!

Burleigh.

Es soll geschehn.

Habt Ihr noch sonst —

Maria.

Der Königin von England
Bringt meinen schwermüthigen Gruß — Sigt in.
Daß ich ihr meinen Tod von ganzem Herzen
Vergebe, meine Hefigkeit von gestern
Ihr gütig abbitte — Gott erhalte sie
Und schenk' ihr eine glückliche Regierung!

Burleigh.

Acht! Habt Ihr noch nicht bessern Rath erwählt?
Schmäht Ihr noch den Pfand des Teufels?

Maria.

Ich bin mit meinem Gott versöhnt — Sir Paulet!
Ich hab' Euch schuldlos vieler Weh bereitet,
Daß Eures Stütze Euch geraubt — O, laßt

Mich hoffen, daß Ihr meiner nicht mit Haß
Gedenket —

Paulet gibt ihr die Hand.

Gott sey mit Euch! Geht hin im Frieden!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern
Frauen der Königin dringen herein mit Zeichen des Aufsehens; ihnen
folgt der Scherif, einen weißen Stab in der Hand, hinter demselben
steht man durch die offenbleibende Thüre gewaffnete Männer.

Maria.

Was ist dir, Hanna? — Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geschieden seyn! Lebt wohl! Lebt wohl!

Ihre Frauen hängen sich an sie mit heftigem Schmerz, zu Melvil.
Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna
Sollt mich auf diesem letzten Gang begleiten.
Mylord, versagt mir diese Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?

Die kleine Bitte könntet Ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geschlecht! Wer soll
Den letzten Dienst mir leisten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schwester seyn,
Daß mein Geschlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüthes
Mit Euch bestiegen — Ihr Geschrei und Jammer —

Maria.

Sie soll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gekränkte Seele meiner Hanna!
Seid still, Verd. O, trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflgerin und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leitete mich mit sanfter Hand zum Tod.

Paulet zu Burleigh

Laßt es geschehn!

Burleigh.

Es sey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr

Auf dieser Welt —

Sie nimmt das Kreuz und sagt es

Mein Heiland! mein Erlöser!

Wie du am Kreuz die Arme ausgebreitet,
So breite ne jetzt aus, mich zu empfangen.

*Sie weilt still und sagt: O diesem Augenblick bezeuget ihr Auge dem
Himmel, daß ich, der ich den Tod nicht scheue, mich dem Himmel ausgeben
Lasse, der ich den Tod nicht scheue. Der diesem Augenblick gütter Maria, die
Hanna Kennedy, die ich im Begriffe stand, zu sterben, sie
Sollte mich, die ich den Tod nicht scheue, in meinen Armen. Sie steht da eine
Stunde, die ich nicht vergehen lasse, er kann ihren Blick nicht aus
Mein Blick spricht sie.*

Ihr haltet Wort, Graf Lester — Ihr versprachet
Mir Euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und Ihr sehet mir ihn jetzt!

Es steht wie versteinert. Sie laßt mit sanfter Stimme hort

Ja, Lester, und nicht bloß
Die Freiheit wollt' ich Eurer Hand verdanken;
Ihr solltet mir die Freiheit theuer machen:
An Eurer Hand, beglückt durch Eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreuen.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt

Zu scheiden und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Kester, darf ich ohne Schamerröthen
Euch die besetzte Schwachheit eingestehn —
Lebt wohl, und, wenn Ihr könnt, so lebt beglückt
Ihr dürftet werben um zwei Königinnen:
Ein zärtlich liebend Herz habt Ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen.
Nütet zu den Küßen der Elisabeth!
Wäg' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden!
Lebt wohl! — Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden

*Sie geht ab, der Scherif voraus, Melvil und die Amme ihr zu
Seite. Burleigh und Paullet folgen, die Uebrigen sehen ihr sau-
mernd nach, bis sie verschwunden ist, dann entfernen sie sich dur-
ches andre Thüren*

Rehnter Auftritt.

Geceßter, allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich trag' es, noch zu leben!
Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich?
Thut sich kein Schlund auf, das elendeste
Der Wesen zu verschlingen? Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!
— Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,
Und mir bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
— Wo ist mein Versatz hin, mit dem ich kam,
Des Herzens Stimme fühllos zu erlösen?
Ihr fallend Haupt zu sehn mit unbewegten Blicken?
Wacht mir ihr Anblick die erstorbene Scham?
Müß sie im Tod mit Liebesbanden mich umstreifen?
— Verworrener, die sieht es nicht mehr an,
In artem Mitleid weiblich hin-zuschmecken.
Der Liebe Glück liegt nicht auf deiner Bahn;
Mit einem eh'rnen Harnisch angethan
Seu deine Brust! Die Sterne sey ein Kissen!
Willst du den Preis der Schandthat nicht verlieren,
Dreist mußt du sie behaupten und vollführen!
Verstumme, Mitleid! Augen, werdet Stein!
Ich seh sie fallen, ich will Zeuge seyn.

*Er geht mit beschleunigtem Schritt der Thüre zu, durch welche Maria
gegangen, bleibt aber auf der Wille des Werts stehen.*

Umsonst! umsonst! Mich sagt der Hölle Grauen,
Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
Kann sie nicht sterben sehen — Horch! Was war Das?
Sie sind schon unten — Unter meinen Füßen
Vereitelt sich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen — Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!

*Er will durch eine andere Thür entfliehen, findet sie aber verschlossen
und laßt zurück.*

Wie? Kesselt mich ein Gott an diesen Weden?
Müß ich anhören, was mir anzuschauen graut?
Die Stimme des Töckanten — Er ermahnet sie —
Sie unterbricht ihn — Horch! — Laut betet sie —
Mit fester Stimme — Es wird still — Ganz still!
Nur schluchzen hör' ich — und die Weiber weinen —
Sie wird entleidet — Horch! Der Schämel wird
Gerückt — Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt —

*Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen und eine
Weile inne gehalten, st. man ihn plötzlich mit einer jubelnden*

*erzählt von unten her. — dumpfes Getöse der Stimmen, welches
lange — lange fortzählt.*

Das zweite Zimmer des vierten Aufzugs.

Elfter Auftritt.

Elisabeth

*tritt aus einer Seitenthür, ihr Gang und ihre Gebärden drücken die
festigste Murebe aus.*

Noch Niemand hier — Noch keine Botschaft — Will es
Nicht Abend werden! Steht die Sonne fest
In ihrem himmlischen Lauf? Ich soll noch länger
Auf dieser Koller der Erwartung liegen.
— Ist es geschehen? Ist es nicht? — Mir graut
Vor Weidem, und ich wage nicht zu fragen!
Graf Kester zeigt sich nicht, auch Burleigh nicht,
Die ich ernaunt, das Urtheil zu vollstrecken.
Sind sie von London abgereist — dann ist's
Geschehn; der Pfeil ist abgedrückt, er fliegt,
Er trifft, er hat getroffen: gält's mein Reich,
Ich kann ihn nicht mehr halten — Wer ist da?

Zwölfter Auftritt.

Elisabeth. Ein Page.

Elisabeth.

Du kommst allein zurück — Wo sind die Verbs?

Page.

Mylord von Kester und der Großschazmeister —

Elisabeth in der höchsten Spannung.

Wo sind sie?

Page.

Sie sind nicht in London.

Elisabeth.

Nicht?

— Wo sind sie denn?

Page.

Das wußte Niemand mir zu sagen.

Der Tages Ausbruch hätten beide Verbs
Giltfertig und geheimnißvoll die Stadt
Verlassen.

Elisabeth, lebhaft aufbrechend.

Ich bin Königin von England!

Wut und nicht-gegend in der höchsten Bewegung.

Och! Ruhe mir — nein, bleibe — Sie ist todt!
Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde.
— Was tritt' ich? Was erregt mich diese Angst?
Das Grab deckt meine Ducht, und wer darf sagen,
Ich hab's gethan! Es soll an Thränen mir
Nicht fehlen, die Gefallne zu beweinen!

Zum Page.

Stehst du noch hier? — Mein Schreiber Davison
Soll augenblicklich sich hieher verfügen.
Schickt nach dem Grafen Schrewsbury — Da ist
Er selbst!

Page geht ab.

Dreizehnter Auftritt.

Elisabeth. Graf Schrewsbury.

Elisabeth.

Willkommen, edler Vord! Was bringt Ihr?
Nichts Kleines kann es seyn, was Euren Schritt
So spät hieher führt.

Schrewsbury.

Große Königin,

Mein sorgenvolles Herz, um deinen Ruhm
Bekümmert, trieb mich heute nach dem Tower,
Wo Karl und Nan, die Schreiber der Maria,
Gefangen sitzen: denn noch einmal wollt' ich
Die Wahrheit ihres Zeugnisses erproben.

Befürzt, verlegen weigert sich der Leutnant
Des Thurns, mir die Gefangenen zu zeigen;
Durch Drohung nur verschafft' ich mir den Eintritt.
— Gott, welcher Publikum zeigte mir sich da!
Das Haar verwildert, mit des Wahnsinns Blicken,
Wie ein von Furien Gequälter, lag
Der Schotte Rur auf seinem Lager — Raum
Erkennt mich der Unglückliche, so stürzt er
Zu meinen Füßen — schreiend, meine Knie
Umklammernd, mit Verzweiflung, wie ein Wurm,
Vor mir gekrümmt — steht er mich an, beschwört mich,
Ihm seiner Königin Schicksal zu verkünden:
Denn ein Gerücht, daß sie zum Tod verurtheilt sey,
War in des Towers Klüfte eingebrungen.
Als ich ihm Das bejahet nach der Wahrheit,
Hinzugefügt, daß es sein Zeugniß sey,
Wodurch sie sterbe, sprang er wüthend auf,
Fiel seinen Mitgefangenen an, riß ihn
Zu Boden mit des Wahnsinns Niesenkraft,
Ihn zu erwürgen strebend. Raum entriß ich
Den Unglückseligen seines Grimmes Händen.
Nun kehrt' er gegen sich die Wuth, zerstückt
Mit grimmigen Händen sich die Brust, verfluchte sich
Und den Geräderten allen Höllegeistern:
Er habe falsch gezeugt, die Unglücksbriefe
An Vabington, die er als echt beschworen,
Sie seyen falsch, er habe andre Worte
Geschrieben, als die Königin dictirt,
Der Böswicht Man hab' ihn dann verleitet.
Drauf rann' er an das Fenster, riß es auf
Mit wüthender Gewalt, schrie in die Gassen
Hinab, daß alles Volk zusammen lief:
Er sey der Schreiber der Maria, sey
Der Böswicht, der sie fälschlich angeklagt;
Er sey verflucht, er sey ein fälschlicher Zeuge!

Elisabeth.

Ihr sagtet selbst, daß er von Tinnen war.
Die Worte eines Rasenden, Verrückten
Beweisen nichts.

Schrewsbury.

Doch dieser Wahnsinn selbst
Beweiset desto mehr! O Königin,
Laß dich beschwören, überleide nichts,
Befiehl, daß man von Neuem unterfuche!

Elisabeth.

Ich will es thun — weil Ihr es wünschet, Graf,
Nicht, weil ich glauben kann, daß meine Peers
In dieser Sache übereilt geurtheilt.
Euch zur Veruhigung erneure man
Die Untersuchung — Gut, daß es noch Zeit ist!
An unsrer königlichen Ehre soll
Auch nicht der Schatten eines Zweifels haften.

Vierzehnter Auftritt.

Davison zu den Vorigen.

Elisabeth.

Das Urtheil, Sir, das ich in Eure Hand
Gelegt — wo ist's?

Davison im höchsten Erstaunen.

Das Urth.!!?

Elisabeth.

Das ich gestern

Euch in Verwahrung gab —

Davison.

Mir in Verwahrung?

Elisabeth.

Das Volk bestürmte mich, zu unterzeichnen,
Ich muß' ihm seinen Willen thun, ich that's,

Gezwungen that ich's, und in Eure Hände
Legt' ich die Schrift, ich wollte Zeit gewinnen.
Ihr wißt, was ich Euch sagte — Nun! Geht her!

Schrewsbury.

Geht, werther Sir! Die Sachen liegen anders,
Die Untersuchung muß erneuert werden.

Elisabeth.

Bedenkt Euch nicht so lang. Wo ist die Schrift?

Davison in Verzweiflung.

Ich bin gestürzt, ich bin ein Mann des Todes!

Elisabeth, hastig einfallend.

Ich will nicht hoffen, Sir —

Davison.

Ich bin verloren!

Ich hab sie nicht mehr.

Elisabeth.

Wie? Was?

Schrewsbury.

Gott im Himmel!

Davison.

Sie ist in Burleighs Händen — schon seit gestern.

Elisabeth.

Unglücklicher! So habt Ihr mir gehorcht?

Befahl ich Euch nicht streng, sie zu verwahren?

Davison.

Das haßt du nicht befehlen, Königin.

Elisabeth.

Willst du mich Lügen strafen, Glender?

Wann hieß ich dir die Schrift an Burleigh geben?

Davison.

Nicht in bestimmten klaren Worten — aber —

Elisabeth.

Nichtswürdiger! Du wagst es, meine Worte
Zu deuten? deinen eignen blut'gen Sinn
Hincin zu legen? — Wehe dir, wenn Unglück
Aus dieser eigenmächt'gen That erfolgt!

Mit deinem Leben sollst du mir's bezahlen.

— Graf Schrewsbury, Ihr sehet, wie mein Name
Gemißbraucht wird.

Schrewsbury.

Ich sehe — O mein Gott!

Elisabeth.

Was sagt Ihr?

Schrewsbury.

Wenn der Sanire sich dieser That
Vermaßen hat auf eigene Gefahr
Und ohne deine Wissenschaft gehandelt,
So muß er, o den Richterstuhl der Peers
Gefordert werden, weil er deinen Namen
Dem Abscheu aller Zeiten preisgegeben.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, ^{junior} Gent.

Burleigh

Beitritt aus einer Thür der Königin

Laß ich meine königliche Frau,
Und mögen alle Heilte dieser Insel
Wie diese Stuart enden!

Schrewsbury verbüßt sein Gesicht, Davison ringt verzweiflungsvoll die Hände.

Elisabeth.

Redet, Lord!

Habt Ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.
Nein, Oebeterin! Ich empfing ihn
Von Davison.

Elisabeth.
Hat Davison ihn Euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.
Nein!
Das hat er nicht —

Elisabeth.
Und Ihr vollstrecktet ihn
Rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln; aber Euch gebührte nicht,
Der Wille unsers Herzens vorzugreifen —
Drum seyð verbannt von unserm Angesicht!

In Davison.
Ein strengeres Gericht erwartet Euch,
Der seine Vollmacht frevelnd überschritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntrent.
Man führ' ihn nach dem Tower! Es ist mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
— Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erkundet unter meinen Rätben.
Ihr sollt fortan mein Führer seyn, mein Freund —

Schrewsbury.
Verbanne deine treuesten Freunde nicht,
Wirf sie nicht ins Gefängniß, die für dich

Gehandelt haben, die jetzt für dich schweigen!
— Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Elisabeth, betrossen.
Nein, Schrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlassen, jetzt —

Schrewsbury.
Verzeih', ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu versiegeln.

Elisabeth.
Verlassen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.
Ich habe wenig
Gethan — Ich habe keinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich!
Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten!

Elisabeth
zum Grafen Kent, der herbeikommt.
Graf Lester komme her!

Kent.
Der Lord läßt sich
Entschuldigen: er ist zu Schiff nach Frankreich.

Sie beugt sich und steht mit entsetzter Haltung da. Der Vorhang fällt.

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantische Tragödie.

Personen:

Karl VII., König von Frankreich.
Königin Isabeau, seine Mutter.
Agnes Sorel, seine Geliebte.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund.
Graf Dunois, Bastard von Orleans.
La Hire, } Königl. Officiere.
Du Chatel, }
Erzbischof von Rheims.
Chatillon, ein burgundischer Ritter.
Raoul, ein leiningauischer Ritter.
Talbot, Feldherr der Engländer.

Lionel, } englische Anführer.
Falkolf, }
Montgomery, ein Wallier.
Rathsherren von Orleans.
Ein englischer Herold.
Chibaut d'Arc, ein reicher Landmann.
Margot, } seine Töchter.
Louison, }
Johanna,
Etienne,
Claude Marie, } ihre Treier.
Raimond,

Bertrand, ein anderer Landmann.
Die Erscheinung eines schwarzen Ritters.
Möblier und Möblierweib.
Soldaten und Volk.
Königliche Kronbediente.
Bischöfe, Mönche.
Marischälle, Magistrats-Personen,
Hofleute und andere stumme Personen im Cieliae des Kronraatsjuges.

Prolog.

Die köstliche Gegend

von der Stadt

Die Acker grünen nachbarlich zusammen,
Die Herzen stimmen überein — Das stiftet
Ein gutes Eheband!

In dem zweiten

Erster Auftritt.

Chibaut d'Arc. Seine drei Töchter. Drei
junge Schäfer, ihre Treuen.

Chibaut.

Ja, liebe Nachbarn! Heute sind wir noch
Franzosen, freie Bürger noch und Herren
Des alten Bedend, den die Väter pflanzten;
Wer weiß, wer morgen über uns befiehlt!
Denn aller Eiten läßt der Engländer
Sein sieghaft Banner fliegen; seine Rösse
Berstampfen Frankreichs blühende Gefilde.
Paris hat ihn als Sieger schon empfangen,
Und mit der alten Krone Dagoberts
Schmückt es den Sproßling eines fremden Stammes.
Der Enkel unsrer Könige muß irren,
Enterbt und flüchtig, durch sein eignes Reich,
Und wider ihn im Heer der Feinde kämpft
Sein nächster Better und sein erster Feind,
Ja, seine Nebenmutter führt es an.
Ringe brennen Dörfer, Städte. Näher her
Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
An unsrer Thäler, die noch friedlich ruhn.
— O meine liebe Nachbarn, hab' ich mich mit Gott
Gelassen, weil ich's heute noch vermag,
Euch zu versorgen: denn das Weib
Der Kriegesgründigen des Beschüßers,
Und treue Lieb' hilft alle Lasten heben.

In dem ersten Chöre.

— Kommt, Etienne! Ihr werdet um meine Margot,

Glaube Marie! Ihr schweigt,
Und meine Louison schlägt die Augen nieder?
Werd' ich zwei Herzen trennen, die sich fanden,
Weil Ihr nicht Schätze mir zu bieten habt?
Wer hat jetzt Schätze? Haus und Scheune sind
Des nächsten Feindes oder Feuers Raub —
Die treue Brust des braven Manns allein
Ist ein sturmfestes Dach in diesen Zeiten.

Louison.

Mein Vater!

Claude Marie.

Meine Louison!

Louison,

Ich habe umarmt.

Liebe Schwester!

Chibaut.

Ich gebe drei reichlich Acker Landes
Und Stall und Hof und eine Heerde — Gott
Hat mich gesegnet, und so segn' er euch!

Margot,

Ich habe umarmt.

Gehet unsern Vater! Nehmt ein Beispiel!
Laß diesen Tag drei frohe Waude schließen!

Chibaut.

Gehet! Macht Anstalt! Morgen ist die Hochzeit!
Ich will, das ganze Dorf soll sie mit feiern.

Die zwei Paare gehen. Vom in dem geschlungen, ab

Zweiter Auftritt.

Chibaut. Raimond. Johanna.

Chibaut.

Jeannette, deine Schwestern machen Hochzeit,
Ich seh sie glücklich, sie erfreun mein Alter;
Du, meine Jüngste, machst mir Gram und Schmerz.

Raimond.

Was fällt Euch ein! Was scheltet Ihr die Tochter?

Chibaut.

Hier dieser wackre Jüngling, dem sich Keiner
Vergleicht im ganzen Dorf, der Treffliche,
Er hat dir seine Neigung zugewendet
Und wirbt um dich, schon ist's der dritte Herbst,
Mit stillem Wunsch, mit herzlichem Bemühn;
Du stößest ihn verschlossen, kalt zurück,
Noch sonst ein andrer von den Hürten allen
Mag die ein gültig Lächeln abgewinnen.
— Ich sehe dich in Jugentfülle prangen,
Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes;
Doch stets vergebens harret' ich, daß die Blume
Der zarten Lieb' aus ihrer Knospe breche
Und freudig reife zu der gelben Frucht!
O, Das gefällt mir nimmermehr und deutet
Auf eine schwere Irrung der Natur!
Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt
Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls.

Raimond.

Nach's gut seyn, Vater Arc! Kost sie gewähren!
Die Liebe meiner treusticken Johanna
Ist eine edle, rare Himmelsfrucht,
Und still, allmählich reist das Mästliche!
Jetzt liebt sie noch, zu wehnen auf den Bergen,
Und von der freien Heide fürchtet sie
Herabzustiegen in das tiefe Thal
Der Menschen, wo die engen Seelen wohnen.
Ist sehr ich ihr aus tieferm Thal mit stillem
Gehannen zu, wenn sie auf hoher Zeit
In Mitte ihrer Heerde ragend steht,
Mit edelm Leibe, und den erupen Blick
Herablenkt auf der Erde kleine Linder.
Da scheint sie mir was Höheres zu bedeuten,
Und dünkt mir's oft, sie stamm' aus andern Zeiten.

Chibaut.

Das ist es, was mir nicht gefallen will!
Sie steht der Schwestern fröhliche Gemeinschaft,
Die den Vergnügen sucht sie auf, verläßt
Ihr nächtlich Lager vor dem Hahnenruf,
Und in der Schreckensstunde, wo der Mensch
Sich gern vertraulich an den Menschen schließt,
Schleicht sie, gleich dem einsiedlerischen Vogel,
Heraus ins graulich düst're Geisterreich
Der Nacht, tritt auf den Kreuzweg hin und pflegt
Geheime Zweisprach mit der Luft des Verges.
Warum erwählt sie immer diesen Ort
Und treibt gerade hieher ihre Heerde?
Ich sehe sie zu ganzen Stunden sinnend
Dort unter dem Druidenbaume sitzen,
Den alle glückliche Geschöpfe flehn.
Denn nicht geheuer ist's hier: ein böses Wesen
Hat seinen Wohnsitz unter diesem Baume
Schon seit der alten, grauen Heidenzeit.
Die Ältesten im Dorf erzählen sich
Von diesem Baume schauerhafte Mähren;
Eelsamer Stimmen wundersamen Klang
Vernimmt man oft aus seinen düstern Zweigen.
Ich selbst, als mich in später Dämmerung einst
Der Weg an diesem Baume vorüberführte,
Hab' ein gespenstlich Weib hier sitzen sehn:

Das streckte mir aus weit gefaltetem
Gewande langsam eine dürre Hand
Entgegen, gleich als winkt' es; doch ich eilte
Fürbass, und Gott befohl ich meine Seele.

Raimond,

auf das Heiligenbild in der Kapelle zeigend.

Des Gnadenbildes segensreiche Nähe,
Das hier des Himmels Frieden um sich streut,
Nicht Satans Werk führt Eure Tochter her.

Chibaut.

O nein, nein! Nicht vergebens reizt sich's mir
In Träumen an und ängstlichen Gesichten.
Zu dreien Malen hab' ich sie gesehn
Zu Rheims auf unser Königin's Stuhle sitzen,
Ein funkelnd Diadem von sieben Sternen
Auf ihrem Haupt, das Scepter in der Hand,
Aus dem drei weiße Lilien entsprangen,
Und ich, ihr Vater, ihre beiden Schwestern
Und alle Fürsten, Grafen, Erzbischöffe,
Der König selber neigten sich vor ihr.
Wie kommt mir solcher Glanz in meine Hütte?
O, Das bedeutet einen tiefen Fall!
Zunächst stellt mir dieser Warnungsraum
Das eitle Trachten ihres Herzens dar.
Sie schämt sich ihrer Niedrigkeit — weil Gott
Mit reicher Schönheit ihren Leib geschmückt,
Mit hohen Wunderruben sie gekrönt
Vor allen Hirtensmärgen dieses Thals,
So nährt sie süßigen Hochmuth in dem Herzen,
Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen,
Woran der Höllegeist den Menschen faßt.

Raimond.

Wer begt bescheldern, tugendlichen Sinn,
Als Eure fromme Tochter? Ist sie's nicht,
Die ihren ältern Schwestern freudig dient?
Sie ist die hochbegabteste von allen;
Doch seht Ihr sie, wie eine niedere Maad,
Die schwersten Pächten still geberiam üben,
Und unter ihren Händen wunderbar
Werben Euch die Heerden und die Saaten;
Um Alles, was sie schafft, erjauchet sich
Ein unbegreiflich überchwänglich Glück.

Chibaut.

Ja wohl! Ein unbegreiflich Glück — Wie kommt
Ein eigen Grauen an bei diesem Sezen!
— Nichts mehr davon. Ich schweige. Ich will schweigen:
Soll ich mein eigen theures Kind anklagen?
Ich kann nichts thun, als warnen, für sie beten
Doch warnen muß ich — Bleibe diesen Baum,
Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
Um Mitternacht, bereite keine Tränke
Und schreibe keine Zeichen in den Sand! —
Leicht aufzurigen ist das Reich der Geister,
Sie liegen wartend unter dünner Decke,
Und, leise hörend, stürmen sie heran.
Bleib nicht allein! denn in der Wäute trat
Der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels.

Dritter Auftritt.

Bertrand tritt auf, einen Stein in der Hand. Chibaut.

Raimond. Johanna.

Raimond.

Still! Da kommt Bertrand aus der Stadt zurück.
Sieh, was er trägt!

Bertrand.

Ihr staunt mich an, ihr seyd
Verwundert ob des seltsamen Geräths
In meiner Hand.

Chibaut.

Das sind wir. Saget an,

Wie kamt Ihr zu dem Helm, was bringt Ihr uns
Das böse Zeichen in die Friedensgegend?

*Johanna, welche in beiden vorigen Scenen still und ohne Theil auf
der Seite gestanden, wird aufmerksam und tritt näher.*

Bertrand.

Raum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Geräth mir eingekauft zu Vaucouleurs;
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flücht'ges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegesroß.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,
Und, als ich Wahn mir machte durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Böhmerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich ins Auge scharf
Und spricht: Gesell', Ihr suchet einen Helm,
Ich weiß, Ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes steht er Euch zu Kaufe.
— Oeht zu den Längenfischen, sagt' ich ihr,
Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach fürs Haupt
Ist jezo mehr werth, als ein steinern Haus.
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufdrückend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupt's,
Und, da ich zweifelnd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Johanna, nach dem Begreiflichem darnach greifend
Oeht mir den Helm!

Bertrand.

Was fremmt Euch dies Geräth?
Das ist kein Schmuck für ein jungfräulich Haupt.

Johanna entsezt ihm den Helm
Mein ist der Helm, und mir gehört er zu

Chibaut.

Was fällt dem Mädchen ein?

Raimond.

Laßt ihr den Willen!
Wohl ziemt ihr dieser kriegerische Schmuck,
Denn ihre Brust verschließt ein männlich Herz.
Denkt nach, wie sie den Ligerwolf bewang,
Das grimmig wilde Thier, das unsre Heerden
Verwüthete, den Schrecken aller Hirtin.
Sie ganz allein, die löwenherz'ge Jungfrau,
Streift mit dem Wolf und rang das Lamm ihm ab,
Das er im blut'gen Rachen schon davon trug.
Welch tapfres Haupt auch dieser Helm bedeckt,
Er kann kein würdigeres zieren!

Chibaut zu Bertrand.

Sprecht!

Welch neues Kriegesunglück ist geschehn?
Was brachten jene Blüthigen?

Bertrand.

Gott helfe
Dem König' und erbarme sich des Landes!
Geschlag'n sind wir in zwei großen Schlachten,
Nitten in Frankreich steht der Feind, verloren
Sind alle Länder bis an die Loire —
Jetzt hat er seine ganze Macht zusammen
Geführt, womit er Orleans belagert.

Chibaut.

Gott schüze den König!

Bertrand.

Unermessliches

Geschüz ist aufgebracht von allen Enden,
Und, wie der Dienen dunkelnde Geschwader
Den Korb umschwärmen in des Sommers Tagen,
Wie aus geschwärzter Luft die Heuschreckwolke
Herunterfällt und meilenlang die Felser
Bedeckt in unabsehbarem Gewimmel:
So goß sich eine Kriegeswolke aus
Von Völkern über Orleans Gefilde,
Und von der Sprachen unverständlichem
Gemisch verworren, kumpf erbraust das Lager.
Denn auch der mächtige Burgund, der Länder-
Gewaltige, hat seine Mannen alle
Herbeigeführt, die Lütticher, Luxemburger,
Die Hennegauer, die vom Lande Namur,
Und die das glückliche Brabant bewohnen,
Die ägypt'gen Genter, die in Sammt und Seide
Stekiren, die von Seeland, deren Städte
Sich reichlich aus dem Meerwasser heben,
Die beerdenmelkenden Holländer, die
Von Utrecht, ja, vom äußersten Westfriesland,
Die nach dem Siegel schau'n — sie folgen Alle
Dem Heerbaum des gewaltig herrschenden
Burgund und wollen Orleans bezwingen.

Chibaut.

O des unselig jammervollen Zwists,
Der Frankreichs Waffen wider Frankreich wendet!

Bertrand.

Auch sie, die alte Königin, sieht man,
Die stolze Isabeau, die Waverfüßin,
In Stahl gekleidet, durch das Lager reiten.
Mit gir'gen Stachelworten alle Völker
Zur Wuth aufregen wider ihren Sohn,
Den sie in ihrem Mutterseß getragen!

Chibaut.

Auch treffe sie, und möge Gott sie ein!
Wie jene selbe Isabel, versterben!

Bertrand.

Der fürchterliche Salisbury, der Mauern-
Zertrümmerer, führt die Belagerung an,
Mit ihm des Löwen Bruder Lionel
Und Albot, der mit mörderischem Schwert
Die Völker niedermähet in den Schlachten.
In frechem Muths haben sie geschworen,
Der Schmach zu weihen alle Jungfrauen
Und, was das Schwer. geführt, dem Schwert zu opfern.
Wier hohe Warten haben sie erbaut,
Die Stadt zu überragen; oben späht
Graf Salisbury mit morrbegier'gem Blick
Und zählt die schnellen Wandrer auf den Gassen.
Viel tausend Kugeln schon von Centners Last
Sind in die Stadt geschleudert, Kirchen liegen
Zertrümmert, und der königliche Thurm
Von Notre Dame heugt sein erhabnes Haupt.
Auch Pulvergrube haben sie gegraben,
Und über einem Höllenurke steht
Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
Daß es mit Donners Krachen sich entzündet.

Johanna forcht mit gespannter Aufmerksamkeit und sezt sich den Helm auf.

Chibaut.

Wo aber waren denn die tapfern Degen
Caintrailles, La Hire und Frankreichs Brustwehr,
Der heldenmüth'ge Bastard, daß der Feind
So allgewaltig reißend vorwärts drang?
Wo ist der König selbst? und steht er müßig
Des Reiches Noth und seiner Städte Fall?

Bertrand.

Zu Orléans hält der König seinen Hof:
Es fehlt an Volk, er kann das Feld nicht halten.
Was nützt der Führer Muth, der Helben Arm,
Wenn bleiche Furcht die Heere lähmt?
Ein Schrecken, wie von Gott herabgesandt,
Hat auch die Brust der Tapfersten ergriffen.
Umsonst erschallt der Fürsten Aufgebot.
Wie sich die Schafe bang zusammendrängen,
Wenn sich des Wolfes Heulen hören läßt,
So sucht der Kranke, seines alten Ruhms
Vergessend, nur die Sicherheit der Burgen.
Ein einz'ger Ritter nur, hört' ich erzählen,
Hab' eine schwache Mannschaft aufgebracht
Und zieh dem König zu mit sechzehn Bahnen.

Johanna, *schnell*.

Wie heißt der Ritter?

Bertrand.

Baudricour. Doch schwerlich
Möcht' er des Feindes Kundschaft hintergehn,
Der mit zwei Heeren seinen Versen folgt.

Johanna.

Wo hält der Ritter? Sagt mir's, wenn Ihr's wißt.

Bertrand.

Er steht kaum eine Tagereise weit
Von Baucouleurs.

Chibaut *zu Johanna*.

Was kummert's dich! Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.

Bertrand.

Weil nun der Feind so mächtig, und kein Schutz
Dem König mehr zu hoffen, haben sie
Zu Baucouleurs einmüthig den Beschluß
Gefast, sich dem Burgund zu übergeben.
So tragen wir nicht fremdes Joch und bleiben
Weim alten Königsnamme — ja, vielleicht
Zur alten Krone fallen wir zurück,
Wenn einst Burgund und Frankreich sich versöhnen.

Johanna *in Begeisterung*.

Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!
Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.
Vor Orléans soll das Glück des Feindes scheitern!
Sein Maß ist voll, er ist zur Grube reit:
Mit ihrer Eichel wird die Jungfrau kommen
Und seines Stolzes Saaten niedermähen:
Herab vom Himmel reißt sie seinen Ruhm,
Den er hoch an den Sternen aufgehangen.
Veragt nicht! Fliehet nicht! Denn, eh der Regen
Gelb wird, eh sich die Wundescheibe füllt,
Wird kein engländisch Roß mehr aus den Wellen
Der prächtigströmenden Loire trinken.

Bertrand.

Ach, es geschehen keine Wunder mehr:

Johanna.

Es geschehn noch Wunder — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Weier
Aufsallen, die das Vaterland zerreißen.
Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen
Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot,
Den himmelstürmend hundertköpfigen,
Und diesen Salisbury, den Tempelschärder,
Und diese frechen Inselwohner alle
Wie eine Herde Lämmer vor sich jagen.
Der Herr wird mit ihr seyn, der Schlachten Gott.
Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine garbe Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächt'ge!

Chibaut.

Was für ein Geist ergreift die Dirn'?

Raimond.

Es ist

Der Helm, der sie so kriegerisch besetzt.
Seht Eure Tochter an. Ihr Auge blüht,
Und glühend Feuer sprühen ihre Wangen!

Johanna.

Dies Reich soll fallen? dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volks?
— Hier scheiterte der Heiden Macht. Hier war
Das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht:
Hier ruht der Staub des heil'gen Ludwig;
Von hier aus ward Jerusalem erobert.

Bertrand, *erhoben*.

Hört ihre Rede! Woher schöpft sie
Die hohe Offenbarung? — Vater Arc!
Euch gab Gott eine wundervolle Tochter!

Johanna.

Wir sollen keine eigne Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pfing beschützt,
Der die Trist beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeigenen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron,
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schrickt,
Der den Reid nicht kennt — denn er ist der Gröste —
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feinsteligen Erde! — Denn der Thron
Der Könige, der von Weide schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Warmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte
Und scherzt mit dem Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von Außen kommt,
Dem keines Abuherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruh'n, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Denn unsre Worte nicht zum Herzen röhnen,
Kann er ein Vater seyn in seinen Söhnen?

Chibaut.

Gott schütze Frankreich und den König! Wir
Sind friedliche Landleute, wissen nicht
Das Schwert zu führen, noch das kriegerische Roß
Zu tummeln. — Laßt uns still geherkend harren.
Wen uns der Sieg zum König geben wird,
Das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes.
Und unser Herr ist, wer die heil'ge Delung
Empfängt und sich die Kron' aufsetzt zu Rheims.
— Kommt an die Arbeit! Kommt! Und denke Jeder
Nur an das Nächste! Lassen wir die Großen,
Der Erde Fürsten, um die Erde losen:
Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Reisse Tritt:
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die liebten Hüthen wieder!

Alle, außer der Jungfrau, gehen ab

Vierter Auftritt.

Johanna, *allein*

Lebt wohl, ihr Verrä, ihr geliebte Trüben,
Ihr traulich stille Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln!
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,

Die ich gepflanzt, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühle Brunnen,
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieber,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Pläze alle meiner stillen Freuden,
Nach laß' ich hinter mir auf immerdar!
Zerstrenet euch, ihr Rämmer, auf der Heiden!
Ihr seyd jetzt eine hirtelose Schaar!
Denn eine andre Heerde muß ich weiden
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Denn, der zu Wolken auf des Horebs Höhen
Im feur'gen Busch sich flammend niederließ
Und ihm befahl, vor Pharaos zu stehen,
Der einst den frommen Knaben Moiss,
Den Hirten, sich zum Streiter auserwies,
Der stets den Hirten gnädig sich bewies,
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
„Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen
„In rauchem Erz sollst du die Mitter schürren
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust!“

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Dunois Du Chatel.

Dunois.

Nein, ich ertrag' es länger nicht. Ich fare
Mich los von diesem König, der unruhig
Sich selbst verläßt. Mi blutet in der Wund
Das tapfre Herz, und glühnde Thränen möcht' ich weinen,
Daß Räuber in das königliche Frankreich
Sich theilen mit dem Schwert, die edeln Töchter,
Die mit der Monarchie gealtert sind,
Dem Feind die roth'gen Schlüssel überliefern,
Indeß wir hier in thatenloser Noth
Die königliche Rettungszeit verschwenden
— Ich höre Orleans bedroht, ich fliehe
Herbei aus der entlegnen Normandie,
Den König denk' ich kriegerisch gerüstet
An seines Heeres Spitze schon zu finden
Und find' ihn — hier! marirt von Hantelspielern
Und Troubadours, spitzfind'ge Räthsel lösend
Und der Sorel galante Reize gebend,
Als waltete im Reich der tiefste Friede!
— Der Connetable geht, er kann den Ort!
Nicht länger ansehen. — Ich verlaß' ihn auch
Und übergeb' ihn seinem bösen Schicksal.

Du Chatel.

Da kommt der König.

Zweiter Auftritt.

König Karl von Vorigen.

Karl.

Connetable schick' sein Schwert zurück
Gut den Dienst mir auf — In Gottes Namen!
Ich will wie eines mürrischen Mannes los,
Unverträglich uns nur meistern wollte.

Dunois.

Mann ist viel werth in so theurer Zeit:
Möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren.

Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit süß'gen Flammen eitlem Erdenlust.
Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren,
Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust;
Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren,
Vor allen Erdenfrauen dich verklären.“

„Denn, wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Driflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen;
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldenjähnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen!“

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen:
Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm,
Mit Götterkraft berührt mich sein Eisen,
Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
In Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeflüm:
Den Reldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
Das Schlachtgeschrei steigt, und die Trompeten klingen.

Er geht ab

Karl.

Das sagst du nur aus Lust des Widerspruchs;
Zelang' er da war, wärst du nie sein Freund.

Dunois.

Er war ein fleh'ig verdrießlich schwerer Mann
Und wußte nie zu enden — diesmal aber
Weiß er's. Er weiß zu rechter Zeit zu gehn,
Wo keine Ehre mehr zu holen ist.

Karl.

Du bist in deiner angenehmen Laune:
Ich will dich nicht dein hören. — Du Chatel!
Er find' Gesandte da vom alten König
Kenne, beehrte Meister im Gesang,
Und weit berühmte. — Man muß sie wohl bewirthen
Und jedem eine getrene Kette reichen.

3. u. 4. u. 5.

Werüber lachst du?

Dunois.

Daß du goldne Ketten
Aus deinem Munde schüttelst.

Du Chatel.

Sieh! es ist

Kein Geld in deinem Sacke mehr vorhanden.

Karl.

So schaffe weiches. — Edle Säng'er dürfen
Nicht ungeehrt von meinem Hofe ziehn.
Sie machen aus den dürr'n Scepter blühen,
Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
Des Lebens in der unfruchtbare Krone,
Sie stellen her, und sich den Herrschern gleich,
Aus leichten Würsch'n bauen sie sich Throne,
Und nicht im Raume liegt ihr harmlos Reich:
Denn soll der Säng'er r'it dem König gehn,
Sie Reize wohnen auf der Menschheit Höhen!

Du Chatel.

Mein königlicher Herr! Ich hab dein Ohr
Verschont, solange noch Rath und Hülfe war:

* Anmerkung in der ersten Ausgabe. Nach des Gutes, Karl von Dreux, aus dem Pair de Anjou, sein Vater und Bruder waren Könige von Neapel, und er selbst machte nach seines Bruders Tode Anspruch auf dieses Reich, schritt aber in der Unternehmung, die ihn die alte französische Krone und die Linie d'Anjou wieder herzustellen und sogar einen Prince d'Amour ein alt köstliches Reich in Gaden der Plantagenet und Bräut. In demselben romantischen Geiste machte er sich mit seiner Gemahlin zum Kaiser.

Doch endlich löst die Nothdurft mir die Zunge.
— Du hast nichts mehr zu schenken, ach, du hast
Nicht mehr, wovon du morgen könnest leben!
Die hohe Blut des Reichthums ist zerfloßen,
Und tiefe Ebbe ist in deinem Schatz.
Den Truppen ist der Sold noch nicht bezahlt:
Sie drohen murrend abzuziehen. — Kaum weiß
Ich Rath, dein eignes königliches Haus
Nothdürftig nur, nicht fürklich, zu erhalten.

Karl.

Verpfände meine königlichen Hölle
Und laß dir Geld darleihen von den Lombarden.

Du Chatel.

Sire, deine Kroneinkünfte, deine Hölle
Sind auf drei Jahre schon voraus verpfändet.

Dunois.

Und unterdeß geht Pfand und Land verloren.

Karl.

Uns bleiben noch viel reiche schöne Länder.

Dunois.

Solang' es Gott gefällt und Falbots Schwert!
Wenn Orleans genommen ist, magst du
Mit deinem König René Schafe hüten.

Karl.

Stets übst du deinen Witz an diesem König;
Doch ist es dieser länderlose Fürst,
Der eben heut mich königlich beschenkte.

Dunois.

Nur nicht mit seiner Krone von Navar,
Um Geites willen nicht! Denn die ist theil.
Hab' ich gehört, seitdem er Schafe weidet.

Karl.

Das ist ein Scherz, ein heitres Spiel, ein Fest,
Das er sich selbst und seinem Herzen gibt,
Zich eine schuldlöse reine Welt zu gründen
In dieser rauh barbarischen Wirklichkeit.
Tsch, was er Großes, Königliches will —
Er will die alten Zeiten wieder bringen,
Wo zarte Milne herrschte, wo die Liebe
Der Mutter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Reine schlichtend.
In jenen Zeiten wehnt der heitre Preis,
Und, wie sie noch in alten Kledern leben,
So will er sie, wie eine Himmelsstadt
In goldenen Wolken, auf die Erde setzen —
Gegründet hat er einen Liebeshof,
Wobin die edeln Ritter sollen wachen,
Wo keusche Frauen herrlich sollen thronen,
Wo reine Milne wiederkehren soll,
Und mich hat er erwählt zum Fürst der Liebe.

Dunois.

Ich bin so sehr nicht aus der Art geschlagen,
Daß ich der Liebe Herrschaft sollte schmähen.
Ich nenne mich nach ihr, ich bin ihr Sohn,
Und all mein Erbe liegt in ihrem Reich.
Mein Vater war der Prinz von Orleans,
Ihm war kein weiblich Herz unüberwindlich;
Doch auch kein feindlich Schloß war ihm zu fest.
Willst du der Liebe Fürst dich würdig nennen,
So sey der Tapfern Tapferster! — Wie ich
Aus jenen alten Büchern mir gelesen,
War Liebe stets mit hoher Ritterthat
Gepaart, und Helden, hat man mich gelehrt,
Nicht Schächer saßen an der Tafelrunde.
Wer nicht die Schönheit tapfer kann beschützen,
Verdient nicht ihren goldenen Preis. — Hier ist
Der Rechtsplaz! Kampf um deiner Väter Krone!
Vertheidige mit ritterlichem Schwert

Dein Eigenthum und edler Frauen Ehre —
Und, hast du die aus Strömen Feindesbluts
Die ausgestammte Krone kühn erobert,
Dann ist es Zeit und steht dir fürklich an,
Dich mit der Liebe Myrten zu bekrönen.

Karl

zu einem Edelknecht, der herzutritt.

Was gibt's?

Edelknecht.

Rathsherrn von Orleans sehn um Gehör.

Karl.

Führ sie herein!

Edelknecht geht ab.

Sie werden Hölle fordern;

Was kann ich thun, der selber hüllos ist!

Dritter Auftritt.

Drei Rathsherrn zu den Vorigen.

Karl.

Willkommen, meine vielgetreuen Bürger
Aus Orleans! Wie steht's um meine gute Stadt?
Näht sie noch fort, mit dem gewohnten Muth
Dem Feind zu widerstehn, der sie belagert?

Rathsherr.

Ach, Sire! Es drängt die höchste Noth, und stündlich
wachsend

Schwillt das Verderben an die Stadt heran.
Die äußern Werke sind zerört, der Feind
Gewinnt mit jedem Sturme neuen Boden.
Entblößt sind von Vertheidigern die Mauern,
Denn, rathlos sechtend, fällt die Mannschaft aus;
Doch Wen'ge sehn die Heimatspforte wieder,
Und auch des Hungers Plage droht der Stadt.
Dum hat der edle Graf von Nechepierre,
Der ihn befehlt, in dieser höchsten Noth
Vertragen mit dem Feind, nach altem Brauch,
Zich zu ergeben auf den zwölften Tag,
Wenn binnen dieser Zeit kein Heer im Feld'
Erschienen, zahlreich genug, die Stadt zu retten.

Dunois macht eine eilige Bewegung des Besatz.

Karl.

Die Frist ist kurz.

Rathsherr.

Und jage sind wir hier
Mit Feinds Geleit, daß wir dein fürklich Herz
Ansehen, deiner Stadt dich zu erbarmen
Und Hülft zu senden binnen dieser Frist,
Sonnst übergibt er sie am zwölften Tage.

Dunois.

Saintrailles konnte seine Stimme geben
Zu solchem schimpflichen Vertrag?

Rathsherr.

Nein, Herr!

Solang der Layre lebte, durfte nie
Die Rede seyn von Fried' und Uebergabe.

Dunois.

So ist er todt?

Rathsherr.

An unsern Mauern saß
Der edle Held für seines Königs Sache.

Karl.

Saintrailles todt! O, in dem einz'gen Mann
Sinkt mir ein Heer!

Ein Ritter kommt und spricht einige Worte leise mit dem Kaiser,
welcher betrocken aufstehet.

Dunois.

Auch Das noch!

Karl.

Nun! Was gibt's?

Dunois.

Graf Douglas sendet her. Die schott'schen Völker
Empören sich und drohen abzuziehen,
Wenn sie nicht heut den Rückstand noch erhalten.

Karl.

Du Chatel!

Du Chatel juchet die Wagnern.
Sire! ich weiß nicht Rath.

Karl.

Versprich.

Versprich, was du hast, mein halbes Reich —

Du Chatel.

Hilft nichts! Sie sind zu oft verdröset worden!

Karl.

Es sind die besten Truppen meines Heers!
Sie sollen mich jetzt nicht, nicht jetzt verlassen!

Rathsherr mit einem Jussatz.

O König, hilf uns! unsrer Noth gedenke!

Karl, verzweifelnd.

Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?
Reißt mich in Stücke, reißt das Herz mir aus
Und münzet es statt Goldes! Blut hab' ich
Für euch, nicht Silber hab' ich, noch Soldaten!

Er hebt die Carl vereintreten und eilt ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Vierter Auftritt.

Agnes Sorel, ein Kätzchen in der Hand, zu den Vorigen.

Karl.

O meine Agnes, mein geliebtes Leben!
Du kommst, mich der Verweilung zu entreißen!
Ich habe dich, ich flieh' an deine Brust,
Nichts ist verloren, denn: du bist noch mein.

Sorel.

Mein theurer König!

Mit Anglick fragendem Blick umhersehend

Dunois! ist's wahr?

Du Chatel?

Du Chatel.

Leider!

Sorel.

Ist die Noth so groß?

Es fehlt an Gold? Die Truppen wollen abziehen?

Du Chatel.

Ja, leider ist es so!

Sorel, ihm das Kätzchen aufbringen.

Hier, hier ist Gold,

Hier sind Juwelen — Schmelzt mein Silber ein —
Verkauft, verpfändet meine Schlösser — Lehet
Auf meine Güter in Provence — Macht Alles
Zu Gelde und befriediget die Truppen!
Fort! Keine Zeit verloren!

Karl.

Nun, Dunois? Nun, Du Chatel? Bin ich euch
Noch arm, da ich die Krone aller Frauen
Besitze? Sie ist edel, wie ich selbst,
Geboren selbst das königliche Blut
Der Valois ist nicht reiner; jenen würde sie
Den ersten Thron der Welt — doch sie verschmäht ihn,
Nur meine Liebe wird sie seyn und heißen.
Erlaubte sie mir jemals ein Geschenk
Von höherm Werth, als eine frühe Plume
Im Wink oder seltne Frucht? Von mir
Nimmt sie kein Opfer an und bringt mir alle,

Wagt ihren ganzen Reichtum und Vorrath
Großmüthig an mein unterflukend Glück.

Dunois.

Ja, sie ist eine Rasende, wie du,
Und wirft ihr Alles in ein brennend Haus
Und schöpft ins leere Faß der Danaiden.
Dich wird sie nicht erretten, nur sich selbst
Wird sie mit dir verderben —

Sorel.

Glaub' ihm nicht!

Er hat sein Leben zehnmal für dich
Gewagt und jüret, daß ich mein Gold jetzt wage.
Wie? Hab' ich dir nicht Alles froh geopfert,
Was mehr geachtet wird, als Gold und Perlen,
Und sollte jetzt mein Glück für mich behalten?
Komm! Laß uns allen überflüssigen Schmutz
Des Lebens von uns werfen! Laß mich dir
Ein edles Beispiel der Entsagung geben!
Verwandle deinen Hofstaat in Soldaten,
Dein Gold in Eisen! Alles, was du hast,
Wirf es entschlossen hin nach deiner Krone!
Komm! Komm! Wir theilen Mangel und Gefahr!
Das kriegerische Roth laß uns befeigen,
Den zarten Leib dem glühenden Pfeil der Sonne
Preisgeben, die Gewölke über uns
Zur Decke nehmen und den Stein zum Pflü.
Der rauhe Krieger wird sein eignes Weh
Geduldig tragen, sieht er seinen König,
Dem Nermsten gleich, ausdauern und entbehren!

Karl, lachend.

Ja, nun erfüllt sich mir ein altes Wort
Der Weissagung, das eine Nonne mir
Zu Clermont im prophet'schen Geiste sprach.
Ein Weib, verbieth eine Nonne, würde mich
Zum Sieger machen über alle Feinde
Und meiner Väter Krone mir erkämpfen.
Benn such' ich sie im Feindeslager auf:
Das Herz der Mutter hoff' ich zu erschauen;
Hier steht die Heldin, die nach Rheims mich führt:
Durch meiner Agnes Liebe werd' ich siegen!

Sorel.

Du wirst's durch deiner Freunde tapfres Schwert.

Karl.

Auch von der Feinde Zwietracht hoff' ich viel —
Denn mir ist sichere Kunde zugekommen,
Daß zwischen diesen stolzen Lords von England
Und meinem Vetter von Burgund nicht Alles mehr
So steht wie sonst — Drum hab' ich den La Hire
Mit Vorkraft an den Herzog abgefertigt.
Ob mir's gelänge, den erzühten Pair
Zur alten Fälist und Tren zurückzuführen —
Mit jeder Stunde wart' ich seiner Ankunft.

Du Chatel am Fenster.

Der Ritter sprengt so eben in den Hof.

Karl.

Willkommener Be'e! Nun, so werden wir
Bald wissen, ob wir weichen oder siegen.

Fünfter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Karl geht ihm entgegen

La Hire! Bringst du uns Hoffnung oder Leine?
Erklär dich kurz. Was hab' ich zu erwarten?

La Hire.

Erwarte nichts mehr, als von deinem Schwert.

Karl.

Der stolze Herzog läßt sich nicht versöhnen?
O, sprich! Wie nahm er meine Vorkraft auf?

La Hire.

Vor allen Dingen, und bevor er noch
Ein Ohr dir könne leihen, fordert er,
Daß ihm Du Chatel ausgeliefert werde,
Den er den Mörder seines Vaters nennt.

Karl.

Und, weigern wir uns dieser Schmachbedingung?

La Hire.

Dann sey der Bund getrennt, noch eh' er aufing.

Karl.

Gast du ihn drauß, wie ich dir anbefahl,
Zum Kampf mit mir gefordert auf der Brücke
Zu Monterreau, allwo sein Vater fiel?

La Hire.

Ich warf ihm deinen Handschuh hin und sprach:
Du wolltest deiner Hoheit dich begeben
Und als ein Ritter kämpfen um dein Reich.
Doch er versetzte: nimmer thät's ihm Noth,
Um Das zu fechten, was er schon besitze.
Doch, wenn dich so nach Kämpfen lüstete,
So würdest du vor Orleans ihn finden,
Wohin er morgen Willens sey zu gehn.
Und damit kehrt' er lachend mir den Rücken.

Karl.

Erhob sich nicht in meinem Parlamente
Die reine Stimme der Gerechtigkeit?

La Hire.

Sie ist verstummt vor der Parteien Wuth.
Ein Schluß des Parlaments erklärte dich
Des Throns verlustig, dich und dein Geschlecht.

Dunois.

Ha, frecher Stolz des herrgewordenen Bürgers!

Karl.

Gast du bei meiner Mutter nichts versucht?

La Hire.

Bei deiner Mutter?

Karl.

Ja! Wie ließ sie sich vernehmen?

La Hire,

nachdem er sich einige Augenblicke bedacht.

Es war gerade das Fest der Krönung,
Als ich zu Saint Denis eintrat. Geschmückt,
Wie zum Triumph, waren die Pariser;
In jeder Gasse stiegen Ehrenbogen,
Durch die der engelländ'sche König zog.
Besetzt mit Blumen war der Weg, und jauchzend,
Als hätte Frankreich seinen schönsten Sieg
Erfochten, sprang der Pöbel um den Wagen.

Sorel.

Sie jauchzten — jauchzten, daß sie auf das Herz
Des lieberollen, sanften Königs traten!

La Hire.

Ich sah den jungen Harry Lancaster,
Den Knaben, auf dem königlichen Stuhl
Sanet Ludwigs sitzen; seine stolzen Lehne
Bedorft und Glosier standen neben ihm,
Und Herzog Philipp kniet am Throne nieder
Und leistete den Eid für seine Länder.

Karl.

O ehrvergess'ner Pair! Unwürd'ger Vetter!

La Hire.

Das Kind war bang und strauchelte, da es
Die hohen Stufen an dem Thron' hinan kleg.
Ein böses Omen! murmelte das Volk,
Und es erhob sich schallendes Gelächter.
Da trat die alte Königin, deine Mutter,
Hing, und — mich entsetzt, es zu sagen!

Karl.

Run?

La Hire.

Zu die Arme sagte sie den Knaben
Und setzt' ihn selbst auf seines Vaters Stuhl.

Karl.

O Mutter! Mutter!

La Hire.

Selbst die wüthenden
Burgundier, die mordgewohnten Banden,
Erglüheten vor Scham bei diesem Anblick.
Sie nahm es wahr, und, an das Volk gewendet,
Rief sie mit lauter Stimme: Dankt mir's, Franzosen,
Daß ich den kranken Stamm mit reinem Zweig
Vereble, euch bewahre vor dem miß-
Gebornen Sohn des hirnverrückten Vaters!

Der König verhält sich. Agnes eilt auf ihn zu und schließt ihn in die Arme, alle Umstehende drücken ihren Abscheu, ihr Entsetzen aus.

Dunois.

Die Wölfin! die wuthschraubende Megäre!

Karl

nach einer Pause zu den Rathsherren.

Ihr habt gehört, wie hier die Sachen stehn.
Verweilt nicht länger, geht nach Orleans
Zurück und meldet meiner treuen Stadt:
Des Eides gegen mich entlass' ich sie.
Sie mag ihr Heil beherzigen und sich
Der Gnade des Burgundiers ergeben:
Er heißt der Gatte, er wird menschlich seyn.

Dunois

Wie, Eire! du wolltest Orleans verlassen?

Rathsherr *triet nieder.*

Mein königlicher Herr! Zieh deine Hand
Nicht von uns ab! Gib deine treue Stadt
Nicht unter Englands harte Herrschaft hin.
Sie ist ein edler Stein in deiner Krone,
Und keine hat den Königen, deinen Ahnherrn,
Die Treue heiliger bewahrt.

Dunois.

Sind wir
Gefschlagen? Ist's erlaubt, das Feld zu räumen,
Oh noch ein Schwertstreich um die Stadt geschahn?
Mit einem leichten Wörtlein, ehe Blut
Geflossen ist, denkst du die beste Stadt
Aus Frankreichs Herzen weg zu geben?

Karl.

Gung

Des Blutes ist geflossen und vergebens!
Des Himmels schwere Hand ist gegen mich:
Geschlagen wird mein Heer in allen Schlachten,
Mein Parlament verwirft mich, meine Hauptstadt,
Mein Volk nimmt meinen Gegner jauchzend auf,
Die mir die Nächsten sind am Blut, verlassen,
Verrathen mich — die eigne Mutter nährt
Die fremde Feindesbrut an ihren Brüsten.
— Wir wollen jenseits der Loire uns ziehn
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen,
Der mit dem Engelländer ist.

Sorel.

Das wolle Gott nicht, daß wir, an uns selbst
Verzweifeln, diesem Reich den Rücken wenden!
Dies Wort kam nicht aus deiner tapfern Brust.
Der Mutter unnatürlich rohe That
Hat meines Königs Helmschmuck gebrochen!
Du wirst dich wiederfinden, männlich fassen,
Mit edelm Muth dem Schicksal widerstehen,
Das grimmig dir entgegen kämpft.

Karl,

in höchst sinnverloren.

Ist es nicht wahr?
Ein finster furchtbares Verhängniß waltet

Durch Balois' Geschlecht; es ist verworfen
Von Gott; der Mutter Lasterthaten führten
Die Furien herein in dieses Haus;
Mein Vater lag im Wahnsinn zwanzig Jahre,
Drei ältere Brüder hat der Tod vor mir
Hinweggemäht, es ist des Himmels Schluß,
Das Haus des sechsten Karl soll untergehn.

Sorel.

In dir wird es sich neu verjüngt erheben!
Hab Glauben an dich selbst. — O! nicht umsonst
Hat dich ein gnädig Schicksal aufgespart,
Von deinen Brüdern allen dich, den jüngsten,
Gerufen auf den ungehofften Thron.
In deiner sanften Seele hat der Himmel
Den Art für alle Wunden sich bereitet,
Die der Parteien Wuth dem Lande schlug.
Des Bürgerkrieges Flammen wirst du löschen,
Mir sagt's das Herz, den Frieden wirst du pflanzen,
Des Frankreichs neuer Stifter seyn.

Karl.

Nicht ich. Die rauhe, sturmbewegte Zeit
Heischt einen kräftigern Steuermann.
Ich hätte ein friedlich Volk beglücken können;
Ein mild emporsteigend kann ich nicht bezähmen,
Nicht mir die Herzen öffnen mit dem Schwert,
Die sich entfremdet mir in Haß verschließen.

Sorel.

Verblindet ist das Volk, ein Wahn betäubt es.
Doch dieser Lärmel wird vorübergehn;
Erwachen wird, nicht fern mehr ist der Tag,
Die Liebe zu dem angestammten Könige,
Die tief gepflanzt ist in des Franken Brust.
Der alte Haß, die Eifersucht erwachen,
Die heide Völker ewig feindlich trennt;
Den stolzen Sieger stürzt sein eignes Glück.
Darum verlasse nicht mit Ueberstimmung
Den Kampfsplatz, ring' um jeden Fußbreit Erde.
Wie deine eigne Brust vertheilige
Dies Orleans! Laß alle Fahren lieber
Versenken, alle Brücken niederbrennen,
Die über diese Scheide deines Reichs,
Das stog'sche Wasser der Loire, dich führen.

Karl.

Was ich vermocht, hab' ich gethan. Ich habe
Mich dargestellt zum ritterlichen Kampf
Um meine Krone. — Man verweigert ihn.
Umsonst verschwend' ich meines Volkes Leben,
Und meine Kräfte sinken in den Staub.
Soll ich, gleich jener unnatürlichen Mutter,
Mein Kind zertheilen lassen mit dem Schwert?
Nein, daß es lebe, will ich ihm entsagen.

Dunois.

Wie, Eire, ist Das die Sprache eines Königs?
Gibt man so eine Krone auf? Es seht
Der Schlechteste deines Volkes Gut und Blut
An seine Meinung, seinen Haß und Liebe;
Partei wird Alles, wenn da: blut'ge Zeichen
Des Bürgerkrieges ausgehangen ist.
Der Adersmann verläßt den Pflug, das Weib
Den Rocken, Kinder, Greise waffnen sich,
Der Bürger stündet seine Stadt, der Landmann
Mit eignen Händen seine Aenten an,
Um nicht zu schaden oder wohl zu thun
Eines Herzens Wollen zu behaupten.
Es thut er selber und erwartet sich
Keine Schonung, wenn die Ehre ruft, wenn er
Götter oder Götzen kämpft.
Es mit diesem weichtlichen Mitleiden,
Das einer Königsbrust nicht ziemt. — Laß du

Den Krieg austragen, wie er angefangen.
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muß das Volk sich opfern:
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Kranke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Karl zu den Rathherren.

Erwartet keinen anderen Bescheid —
Gott schütz' euch. Ich kann nicht mehr.

Dunois.

Nun, so kehre

Der Siegesgott auf ewig dir den Rücken,
Wie du dem väterlichen Reich. Du hast
Dich selbst verlassen: so verlaß' ich dich.
Nicht Englands und Burgunds vereinte Macht,
Dich stürzt der eigne Kleinmuth von dem Thron.
Die Könige Frankreichs sind geborne Helden;
Du aber bist unfriedfertig gezeugt.

Zu den Rathherren

Der König gibt euch auf. Ich aber will
In Orleans, meines Vaters Stadt, mich werfen
Und unter ihren Trümmern mich begraben.

Er wird getren. Sorel tritt von an

Sorel zum Karl.

O, laß ihn nicht im Berne von dir gehn!
Sein Mund spricht rauhe Worte, doch sein Herz
Ist treu, wie Gold; es ist Verleumdung.
Der warm dich liebt und oft für dich geblutet.
Kommt, Dunois! Giebt, daß auch die Hirc
Des edeln Jungs in weit geliebt — Du aber
Verzeih dem treuen Freund die heft'ge Aere'
O, kommt, kommt! Laß mich eure Herzen schnell
Vereinigen, eh sich der rasche Zorn
Unlöslich, der verderblich, entflammt!

Dunois tritt von an. Sorel tritt von an.

Karl zu Dunois.

Wir gehen über die Loire. Laß mein
Geräth zu Schiffe bringen!

Dunois zu Sorel.

Lebet wohl!

Dunois tritt von an. Sorel tritt von an.

Sorel

Er geht zurück, um die Hände

O, wenn er geht, so sind wir ganz verlassen!
— Folgt ihm, La Hirc. O, sucht ihn zu begütigen.

La Hirc tritt von an.

Secunder Auftritt.

Karl. Sorel. Du Chatel.

Karl.

Ist denn die Krone ein so einzig Gut?
Ist es so bitter schwer, davon zu scheiden?
Ich kenne, was noch schwerer sich erträgt.
Von diesen heft'ig herrischen Gemüthern
Sich menschen zu fern, von der Gnade leben
Hochmüthig eigenwilliger Vasallen:
Das ist das Harte für ein edles Herz
Und kühner, als dem Schicksal unterliegen!

Er tritt von an. Du Chatel tritt von an.

Ich, was ich dir befohlen!

Du Chatel wendet sich zu seinen Hütern

O mein König!

Karl.

Es ist beschlossen. Keine Worte weiter!

Du Chatel.

Mach Frieden mit dem Herzog von Burgund!
Sonst seh' ich keine Rettung mehr für dich.

Karl.
Du räthst mir Dieses, und dein Blut ist es,
Womit ich diesen Treiben soll versiegeln?

Du Chatel.
Hier ist mein Haupt. Ich hab' es oft für dich
Gewagt in Schlachten, und ich leg' es jetzt
Für dich mit Freuden auf das Blutgerüste.
Befriedige den Herzog! Ueberliefe mich
Der ganzen Strenge seines Horns und laß
Mein fließend Blut den alten Haß versöhnen!

Karl.
Blickt ihn eine Zeilung gerührt und schweigend an.
Ist es denn wahr? Steht es so schlimm mit mir,
Daß meine Freunde, die mein Herz durchschauen,
Den Weg der Ehre mir zur Rettung zeigen?
Ja, jetzt erkenn' ich meinen tiefen Fall,
Denn das Vertrauen ist hin auf meine Ehre.

Du Chatel.
Verdenk —

Karl.
Kein Wort mehr! Bringe mich nicht auf!
Müß' ich zehn Meile mit dem Rücken schauen,
Ich rette mich nicht mit des Freundes Leben.
— Ihu, was ich dir befohlen. Geh' und laß
Mein Heergeräth' einschiffen.

Du Chatel.
Es wird schnell
Gethan seyn.

Siebenter Auftritt.

Karl und Sorel.

Karl, ihre Hand fassend.
Sei nicht traurig, meine Agnes!
Neh' jenseits der Loire liegt noch ein Frankreich,
Wir gehen in ein glücklicheres Land.
Da lacht ein milder, nie bewölkt' Himmel,
Und leichtre Kiste wehn, und sanfter Sitten
Empfangen uns; da wohnen die Gefänge.
Und schöner blüht das Leben und die Liebe.

Sorel.
O, muß ich diesen Tag des Jammers schauen!
Der König muß in die Verbannung gehn,
Der Sohn auswandern aus des Vaters Hause
Und seine Wiege mit dem Rücken schauen.
O angenehmes Land, das wir verlassen,
Nie werden wir dich freudig mehr betreten!

Achter Auftritt.

La Hire kommt zurück. Karl und Sorel.

Sorel.
Ihr kommt allein. Ihr bringt ihn nicht zurück?
Indem sie ihn näher ansieht
La Hire! Was gibts? Was ist mir Euer Blick?
Ein neues Unglück ist geschehn!

La Hire.
Das Unglück
Hat sich erschöpft, und Sonnenschein ist wieder!

Sorel.
Was ist's? Ich litt' Euch.

La Hire.
Auf die Abgesandten
Von Orleans zurück!

Karl.
Warum? was gibts?

La Hire.
Auf sie zurück! Dein Glück hat sich gewendet,
Ein Treffen ist geschehn, du hast gesiegt.

Sorel.
Gesiegt! O himmlische Musik des Wortes!

Karl.
La Hire! Dich täuscht ein fabelhaft Gerücht.
Gesiegt! Ich glaub' an keine Siege mehr.

La Hire.
O, du wirst bald noch größere Wunder glauben.
— Da kommt der Erzbischof. Er führt den Bastard
In deinen Arm zurück —

Sorel.
O schöne Blume
Des Siegs, die gleich die edeln Himmelsfrüchte,
Fried' und Versöhnung, trägt!

Neunter Auftritt.

Erzbischof von Rheims. Dunois. Du Chatel
mit **Raoul**, einem geharnischten Ritter, zu den **Vorigen**.

Erzbischof
führt den Bastard zu dem König und legt ihre Hände in einander.
Umarmt euch, Prinzen!
Laßt allen Groll und Hader jeto schwinden,
Da sich der Himmel selbst für uns erklärt.

Dunois umarmt den K. 13.
Karl.
Neigt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen.
Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an?
Was wirkte diesen schnellen Wechsel?

Erzbischof
führt den Ritter herzu und stellt ihn vor den K. 13.
Nidet!

Raoul.
Wir hatten sechzehn Büchlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu deinem Heer zu stoßen,
Und Ritter Vandricour aus Baucouleurs
War unser Führer. Als wir nun die Höhen
Bei Vermanten erreicht und in das Thal,
Das die Sonne durchströmt, herunter stiegen,
Da stand in weiter Ebene vor uns der Feind,
Und Waffen blitzten, da wir rückwärts sahn.
Umrungen sahn wir uns von beiden Heeren,
Nicht Hoffnung war zu siegen noch zu fliehen:
Da sank dem Tageslicht das Herz, und Alles,
Verzweiflungseröll, will schon die Waffen strecken.
Als nun die Führer mit einander noch
Rath suchten und nicht fanden — sich, da stellte sich
Ein seltsam Wunder unsern Augen dar!
Denn aus der Tiefe des Gehölzes plötzlich
Trat eine Jungfrau, mit behelmt'm Haupt
Wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich
Und schrecklich anzusehn; um ihren Nacken
In dunkeln Ringen fiel das Haar; ein Glanz
Vom Himmel schien die Höhe zu umschweben,
Als sie die Stimm' erhub und also sprach:
Was jagt ihr, tapfre Franken! Auf den Feind!
Und wären sein mehr denn des Sands im Meere,
Gott und die heilige Jungfrau führt euch an!
Und schnell dem Bahcenträger aus der Hand
Riß sie die Fahne, und vor dem Jago der
Mit süßem Anstand schritt die Mächtige.
Wir, stumm vor Staunen, selbst nicht wollend, folgten
Der hohen Fahne und ihrer Trägerin,
Und auf den Feind gerad' an stürmen wir.
Der, hochbetroffen, steht bewegungslos,
Mit weit geöffnet starrer Blick das Wunder
Anschauend, das sich seinen Augen zeigt —

Doch schnell, als hätten Gottes Schrecken ihn
Ergrißen, wendet er sich um
Zur Flucht, und, Wehr' und Waffen von sich werfend,
Entschart das ganze Heer sich im Gefilde;
Da hilft kein Machtwort, keines Führers Ruf;
Vor Schrecken stumlos, ohne rückwärtschauen,
Stürzt Mann und Roß sich in des Blusses Wette
Und läßt sich würgen ohne Widerstand;
Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht, zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild,
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unfern ward kein Mann vermisst.

Karl.

Seltzam, bei Gott! höchst wunderbar und seltsam!

Sorcl.

Und eine Jungfrau wirkte dieses Wunder?
Wo kam sie her? Wer ist sie?

Naoul.

Wer sie sey,
Will sie allein dem König' offenbaren.
Sie nennt sich eine Seherin und gott-
Gesendete Prophetin und verspricht,
Orléans zu retten, eh der Mond noch wechselt.
Ihr glaubt das Volk und dürstet nach Gesichten.
Sie folgt dem Heer, gleich wird sie selbst hier seyn.

*Man hört Glocken und ein Getöse von Waffen, die aneinander ge-
schlagen werden.*

Hört ihr den Auflauf? das Geläut der Glocken?
Sie ist's, das Volk begrüßt die Gottgesandte.

Karl zu Du Guescl.

Führt sie herein —

Zum Erzbischof

Was soll ich davon denken?

Ein Mädchen bringt mir Sie, und eben jetzt,
Da nur ein Götterarm mich retten kann!
Das ist nicht in dem Laufe der Natur,
Und darf ich — Bischof, darf ich Wunder glauben?

Viele Stimmen *unter der Menge*
Heil! Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Karl.

Sie kommt!

3. Du Guescl.

Nehmt meinen Platz ein, Dunois!

Wir wollen dieses Wundermädchen krönen.
Ist sie begeistert und von Gott gesandt,
Wird sie den König zu entdecken wissen.

*Durch legt sich der König auf die Erde nieder, und ruft: Sorcl, der Truchsel, und den Heiligen angesprochen, tritt er vor und
sagt: Naum, so ist sie.*

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johanna, begleitet von den Rathsherren
und vielen Kittern, welche den Grund der Jungfrau'sen
mit edelm Anstande trug sie vorwärts und hant die Kittern der
Reihe nach an.

Dunois nach einer tiefen feierlichen Pause
Bist du es, wunderbares Mädchen —

Johanna

Beckneht ihn, mit Klarheit und Hobeit ihn anschauend.

Vassard von Orléans! Du willst Gott versuchen!
Steh' auf von diesem Plaz, der dir nicht ziemt!
An diesen Größeren bin ich gesendet.

*Sie geht mit entschlossenem Schritt auf den König zu, beruht ein Augen-
blick vor ihm und hebt langsam wieder auf, zurückweisend. Alle Munde
sind drüben im Staunen. Dunois verläßt seinen Ort, und
sagt: Naum vor dem König.*

Karl.

Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmal:
Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?

Johanna.

Ich sah dich, wo dich Niemand sah, als Gott.

Sie nähert sich dem König und spricht geheimnißvoll.

In jüngst verwichener Nacht — besinne dich —
Als Alles um dich her in tiefem Schlaf
Begraben lag, da standst du auf von deinem Lager
Und thatst ein brünstiges Gebet zu Gott.
Laß Die hinausgehn, und ich nenne dir
Den Inhalt des Gebets.

Karl.

Was ich dem Himmel
Vertraut, brauch' ich vor Menschen nicht zu bergen.
Entdecke mir den Inhalt meines Hehns,
So zweifl' ich nicht mehr, daß dich Gott begeistert.

Johanna.

Es waren drei Gebete, die du thatst:
Gib wohl Acht, Dauphin, ob ich dir sie nenne!
Zum Ersten flehest du den Himmel an,
Wenn unrecht Gut an dieser Krone hänge,
Wenn eine andre schwere Schuld, noch nicht
Gehüßt, von deiner Väter Zeiten her,
Diesen thränenvollen Krieg herbeigerufen,
Dich zum Opfer annehmen für dein Volk
Und auszugießen auf dein einzig Haupt
Die ganze Schale seines Jorns.

Karl tritt mit Schrecken zurück.

Wer bist du, mächtig Wesen? Woher kommst du?

Alle zeigen ihr Staunen.

Johanna.

Du thatst dem Himmel diese zweite Bitte:
Wenn es sein hoher Schluß und Wille sey,
Das Scepter deinem Stamme zu entwenden,
Dir Alles zu entreißen, was deine Väter,
Die Könige in diesem Reich, besaßen —
Drei ein'ge Güter flehest du ihn an
Dir zu bewahren: die zufriedne Brust,
Des Freundes Herz und deiner Aynes Liebe.

*Der König verbeugt das Haupt, heilig menschen-gerade Bewegung, hat
Johanna's Worte den Anwesenden nicht ohne Eindruck*

Soll ich dem dritt Gebet dir nun noch nennen?

Karl.

Genna! Ich glaube dir! So viel vermag
Kein Mensch! Dich hat der höchste Gott gesendet.

Erzbischof.

Wer bist du, heilig wunderbares Mädchen?
Welch glücklich Land erbar dich? Syrich! Wer sind
Die gottgeliebten Kittern, die dich zeugten?

Johanna.

Ehrwürdiger Herr, Johanna nennt man mich.
Ich bin nur eines späten niedere Tochter
Aus meines Vaters Klecken Dom Remi,
Der in dem Klösterjüngel liegt von Leul,
Und hütete die Schafe meines Vaters
Von Kittern. Und ich hörte viel und eif
Verstehen von dem fröhlichen Insektvolk,
Das aus Meer gekommen, uns zu Knechten
Zu machen uns den freizugeborenen Herrn
Uns aufzuwingen, der das Volk nicht liebt,
Und daß sie schon die große Stadt Paris
Jum' hätten und des Reiches sich ermächtigt.
Da rief ich stehend Gottes Mutter an,
Von uns zu wenden fremder Ketten Schmach,
Und den einheimischen König zu bewahren.
Und vor dem Dorf, wo ich geboren, steht
Ein uralter Muttergottesbild, zu dem
Der frommen Pilgersfahrten viel geschah,

Und eine heil'ge Eiche steht daneben,
Durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.
Und in der Eiche Schatten saß ich gern,
Die Herde weidend, denn mich zog das Herz,
Und, glug ein Lamm mir in den wüsten Bergen
Verloren, immer zeigte mir's der Traum,
Wenn ich im Schatten dieser Eiche schlief.
— Und einmahl, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter diesem Baum
Geseffen und dem Schlafe widerstand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber sonst, wie ich,
Als Schäferin gekleidet, und sie sprach zu mir:
„Ich bin's. Steh' auf, Johanna! Laß die Herde!
„Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft.
„Nimm diese Fahne! Dieses Schwert umgürte dir!
„Damit vertilge meines Volkes Feinde
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber sprach: Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Maid,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und sie versetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn sie der irdischen Liebe widersteht.
„Sieh mich an! Eine keusche Maid, wie du,
„Hab' ich den Herrn, den göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich selbst!“ — Und sie berührte
Mein Aug'lied, und, als ich aufwärts sah,
Da war der Himmel voll von Engelsknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und süßer Ton verflochte in den Lüften.
— Und so drei Mächte nach einander ließ
Die Heilige sich sehn und rief: „Steh' auf, Johanna!
„Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft.“
Und, als sie in der dritten Nacht erschien,
Da küßte sie, und scheltend sprach sie dieses Wort:
„Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden ist ihr schweres Los;
„Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden:
„Die hier gebietet, ist dort oben groß.“
Und also sprechend ließ sie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel stand sie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen sie hinauf,
Langsam verschwindend, in das Land der Wonnen.

*Alle sind gerührt. Agnes Corel, festig meinent, verbirgt ihr Gesicht
an des Königs Brust.*

Erzbischof nach einem langen Stillstehen.
Vor solcher göttlichen Beglaubigung
Muß jeder Zweifel ird'scher Klugheit schweigen.
Die That bewährt es, daß sie Wahrheit spricht:
Nur Gott allein kann solche Wunder wirken.

Dunois.

Nicht ihren Wundern, ihrem Auge glaub' ich,
Der reinen Unschuld ihres Angesichts.

Karl.

Und bin ich Schuld'ger solcher Gnade werth?
Nützlich allerforschend Aug, zu siehst
Mein Innerstes und kennest meine Demuth!

Johanna.

Der Hohen Demuth leuchtet hell dort oben:
Du beugtest dich, drum hat er dich erhoben.

Karl.

So werd' ich meinen Feinden widerstehn?

Johanna.

Bezwungen leg' ich Frankreich dir zu Füßen!

Karl.

Und Orléans, sagst du, wird nicht übergehn?

Johanna.

Oh siehst du die Loire zurücke fließen.

Karl.

Werd' ich nach Rheims als Ueberwinder ziehn?

Johanna.

Durch tausend Feinde führ' ich dich dahin.

*Alle anwesende Ritter erregen ein Getöse mit ihren Rängen und Schilde-
n und geben Zeichen des Muths.*

Dunois.

Stell' uns die Jungfrau an des Heeres Spitze!
Wir folgen blind, wohin die Götliche
Uns führt! Ihr Eherränge soll uns leiten,
Und schützen soll sie dieses tapf're Schwert!

La Hire.

Nicht eine Welt in Waffen fürchten wir,
Wenn sie einher vor unsern Schaaren zieht.
Der Gott des Sieges wandelt ihr zur Seite.
Sie führ' uns an, die Mächtige, im Streite!

Die Ritter erregen ein großes Aufsehen und treten vor.

Karl.

Ja, heilig Mädchen, führe du mein Heer,
Und seine Rüssten sollen dir gehorchen.
Dies Schwert der höchsten Kriegsgewalt, das uns
Der Kronfeldherr im Jern zurücksendet,
Hat eine würdigere Hand gefunden.
Empfange du es, heilige Prophetin,
Und sey fertig —

Johanna.

Nicht alle, edler Dauid!

Nicht durch dies Werkzeug irdischer Gewalt
Ist meinem Herrn der Sieg verliehn. Ich weiß
Ein and'ers Schwert, durch das ich siegen werde.
Ich will es dir bezeichnen, wie's der Geist
Mich lehrte: sende hin und laß' es holen.

Karl.

Reim' es, Johanna.

Johanna.

Ende nach der alten Stadt
Hierboys, dort, auf Sanct Katharinen's Kirchhof,
Ist in Gewölb, wo vieles Eisen liegt,
Von alter Siegesbeute aufgehäuft.
Das Schwert ist drunter, das mir dienen soll.
An dreien goldenen Lilien ist's zu kennen,
Die auf der Klinge eingeschlagen sind.
Dies Schwert laß' holen, denn durch dieses wirst du
siegen.

Karl.

Man sende hin und thue, wie sie sagt.

Johanna.

Und eine weiße Fahne laß' mich tragen,
Mit einem Saum von Purpur eingefaßt.
Auf dieser Fahne sey die Himmelekönigin
Zu sehen mit dem schönen Jesu'knaben,
Die über einer Ordenskugel schwebt,
Denn also zeigte mir's die heil'ge Mutter.

Karl.

Es sey so, wie du sagst.

Johanna zum Erzbischof.

Erzbischof, der Bischof.

Legt Eure priesterliche Hand auf mich
Und sprecht den Segen über Eure Tochter!

Karl ruft.

Erzbischof.

Du bist gekommen, Segen auszuheilen,
Nicht zu empfangen — Oh mit Gottes Kraft!
Wir aber sind Unwürdige und Sünder.

Sie steht auf.

Edelknecht.

Ein Herold kommt vom engelländ'schen Feldherrn.

Johanna.

Läßt ihn eintreten, denn ihn sendet Gott!

Der König winkt dem Edelknecht, der hinausgeht.

Gilster Auftritt.

Der Herold zu den Vorigen.

Karl.

Was bringst du, Herold? Sage deinen Auftrag!

Herold.

Wer ist es, der für Karl von Valois,
Den Grafen von Ponthieu, das Wort hier führt?

Dunois.

Nichtswürd'ger Herold! niederträcht'ger Dube!
Erschreißt du dich, den König der Franzosen
Auf seinem eignen Boden zu verleugnen?
Dich schützt dein Wappenrock, sonst solltest du —

Herold.

Frankeich erkennt nur einen einz'gen König,
Und dieser lebt im engelländ'schen Lager.

Karl.

Seid ruhig, Vetter! Deinen Auftrag, Herold!

Herold.

Mein edler Feldherr, den des Blutes jammert,
Das schon geflossen und noch fließen soll,
Hält seiner Krieger Schwert noch in der Scheide,
Und, ehe Orleans im Sturme fällt,
Läßt er noch gütlichen Vergleich dir bieten.

Karl.

Läßt hören!

Johanna *tritt vor.*

Sire! Laß mich an deiner Statt

Mit diesem Herold reden.

Karl.

Ihu Das, Mädchen!

Entscheide du, ob Krieg sey oder Frieden.

Johanna *zum Herold.*

Wer sendet dich und spricht durch deinen Mund?

Herold.

Der Dritten Feldherr, Graf von Salisbury.

Johanna.

Herold, du lügst! Der Lord spricht nicht durch dich.
Nur die Lebend'gen sprechen, nicht die Todten.

Herold.

Mein Feldherr lebt in Hülle der Gesundheit
Und Kraft und lebt auch Allen zum Verrecken.

Johanna.

Er lebte, da du abgingst. Tiefen Morgen
Streckt' ihn ein Schuss aus Orleans zu Boden,
Als er vom Thurm La Tournelle niedersah.

— Du lachst, weil ich Entsetztes dir verkünde?
Nicht meiner Nere, deinen Augen glaube!
Begegnen wird dir seiner Leiche Zug,
Wenn deine Hüte dich zurücke tragen!

Jetzt, Herold, sprich und sage deinen Auftrag.

Herold.

Wenn du Verborgnes zu enthüllen weisst,
So kennst du ihn, noch eh' ich dir ihn sage.

Johanna.

Ich brauch' ihn nicht zu wissen; aber du
Bernimm den meinen jetzt und diese Worte
Schändige den Fürsten, die dich sandten!

König von England und ihr Herzoge,
Bedford und Gloster, die das Reich verwesen!
Gebt Rechenschaft dem Könige des Himmels
Um des vergoss'nen Blutes! Gebt

die Schlüssel alle von den Städten,

die bezwungen wider göttlich Recht!

Die Jungfrau kommt vom Könige des Himmels,

Guch Frieden zu bieten oder blut'gen Krieg.
Wählt! Denn Das sag' ich euch, damit ihr's wißt:
Euch ist das schöne Frankreich nicht beschieden
Vom Sohne der Maria — sondern Karl,
Mein Herr und Dauphin, dem es Gott gegeben,
Wird königlich einzuziehen zu Paris,
Von allen Großen seines Reichs begleitet.
— Jetzt, Herold, geh und mach dich eilends fort,
Denn, eh du noch das Lager magst erreichen
Und Botschaft bringen, ist die Jungfrau dort
Und pflanzt in Orleans das Siegeszeichen.

Sie geht. Alles setzt sich in Bewegung, der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Legend. von Julien begängt.

Erster Auftritt.

Calbot und **Lionel**, englische Heerführer. **Philipp**, Herzog
von Burgund. **Witter Jasfoll** und **Chatillon** mit Soldaten
und Jähnen.

Calbot.

Hier unter diesen Bellen laßt uns
Halt machen und ein festes Lager schlagen,
Ob wir vielleicht die flücht'gen Völker wieder sammeln,
Die in dem ersten Schrecken sich zerstreut.
Stellt gute Wachen aus, besetzt die Höhen!
Zwar sichert uns die Nacht vor der Verfolgung,
Und, wenn der Gegner nicht auch Klügel hat,
So fürcht' ich keinen Ueberfall. Dennoch
Bedarfs der Vor sicht, denn wir haben es
Mit einem festen Heere und sind geschlagen.

Unter Jasfoll geht ab mit den Soldaten

Lionel.

Geschlagen! Feldherr, nennt das Wort nicht mehr.
Ich darf es mir nicht denken, daß der Franke
Des Engelländers Rücken heut geschin.
— O Orleans! Orleans! Grab unsers Ruhms!
Auf deinen Feldern liegt die Ehre Englands.
Welch unglückliche Niederlage!
Wer wird es glauben in der künft'gen Zeit!
Die Sieger bei Poitiers, Brequi
Und Agincourt gesagt von einem Weibe!

Burgund.

Das muß uns trösten. Wir sind nicht von Menschen
Besiegt, wir sind vom Teufel überwunden.

Calbot.

Vom Teufel rufer Märrheit! — Wie, Burgund?
Schreckt das Gekreusch des Pöbels auch die Fürsten?
Der Überghaum ist ein schlechter Mantel
Für Eure Dummheit! — Eure Völker stohn zuerst.

Burgund.

Nemand hielt Stand. Das Blicke war allgemein.

Calbot.

Mein, Herr! An, ~~dem~~ Klügel fang' es an.
Ihr schreiet Euch in unser Lager, schreiet:
Die Hölle ist los, der Satan kämpft für Frankreich!
Und brachtet so die Andern in Verwirrung.

Lionel.

Ihr könnt's nicht leugnen. Euer Klügel wich
Zuerst.

Burgund.

Weil dort der erste Angriff war.

Calbot.

Das Mädchen kannte unser Lagers Möße:
Sie wußte, wo die Fürsten zu finden war.

Burgund.

Wie? Soll Burgund die Schuld des Unglücks tragen?

Lionel.

Wir Engländer, waren wir allein,
Bei Gott, wir hätten Orleans nicht verloren!

Burgund.

Nein — denn ihr hättet Orleans nie gesehn!
Wer bahnte euch den Weg in dieses Reich,
Reicht' euch die treue Freundschaftsband, als ihr
An diese feindlich fremde Küste stieget?
Wer krönte euren Heinrich zu Paris
Und unterwarf ihm der Franzosen Herzen?
Bei Gott! wenn dieser starke Arm euch nicht
Herein geführt, ihr sahet nie den Rauch
Von einem fränkischen Kamine steigen!

Lionel.

Wenn es die großen Worte thäten, Herzog,
So hättet Ihr allein Frankreich erobert.

Burgund.

Ihr seyd unzufrieden, weil euch Orleans
Entging, und laßt nun eures Hornes Galle
Auf mir, dem Bundesfreund, aus. Warum entging
Uns Orleans, als eurer Habsucht wegen?
Es war bereit, sich mir zu übergeben,
Ihr, euer Meid allein hat es verhindert.

Calbot.

Nicht Euretwegen haben wir's belagert.

Burgund.

Wie stände's um euch, zög' ich mein Heer zurück?

Lionel.

Nicht schlimmer, glaubt mir, als bei Agincourt,
Wo wir mit Euch und mit ganz Frankreich fertig
wurden.

Burgund.

Doch that's euch sehr um unsre Freundschaft Noth,
Und theuer kaufte sie der Reichsverweiser.

Calbot.

Ja, theuer, theuer haben wir sie heut
Vor Orleans bezahlt mit unsrer Ehre.

Burgund.

Treibt es nicht weiter, Lord, es könnt' Euch reuen!
Verließ ich meines Herrn gerechte Rathen,
Und auf mein Haupt den Namen des Verräthers,
Um von dem Fremdling Solches zu ertragen?
Was thut' ich hier und setze gegen Frankreich?
Wenn ich dem Undankbaren dienen soll,
So will ich's meinem angeborenen König.

Calbot.

Ihr steht in Unterhandlung mit dem Dauphin,
Wir wissen's; doch wir werden Mittel finden,
Aus vor Verrath zu schützen.

Burgund.

Tod und Hölle!
Begegnet man mir so? — Chatillon!
Laß meine Wälder sich zum Aufbruch rüden.
Wir gehn in unser Land zurück.

Chatillon geht ab.

Lionel.

Glück auf den Weg!
Nie war der Ruhm des Briten glänzender,
Als da er, seinem guten Schwert allein
Vertrauend, ohne Helfershelfer focht.
Es kämpfte Jeder seine Schlacht allein,
Denn ewig bleibt es wahr: Französisch Blut
Und englisch kann sich redlich nie vermischen.

Zweiter Auftritt.

1, von einem Pagen begleitet, zu den Vorigen.

Isabeau.

Was muß ich hören, Kelbherrn! Haltet ein!
Was für ein hirnerweichender Planet
Verwirrt euch also die gesunden Sinne?
Ietzt, da euch Eintracht nur erhalten kann,
Wollt ihr in Haß euch trennen und euch selbst
Befehlend euren Untergang bereiten?
— Ich bitt' Euch, edler Herzog, ruft den raschen
Befehl zurück. Und Ihr, ruhmvoller Calbot,
Besänftiget den aufgebrachtten Freund!
Kommt, Lionel, helft mir die stolzen Geister
Zufrieden sprechen und Versöhnung stiften.

Lionel.

Ich nicht, Mylady. Mir ist Alles gleich.
Ich denke so: Was nicht zusammen kann
Bestehen, thut am Besten, sich zu lösen.

Isabeau.

Wie? Wirft der Hölle Gaukelkunst, die uns
Im Treffen so verderblich war, auch hier
Noch fort, uns sinnverwirrend zu bethören?
Wer sing den Zank an? Redet! — Edler Lord!

Im Takt.

Seyd Ihr's, der seines Vortheils so vergaß,
Den werthen Bundesgenossen zu verlegen?
Was wollt Ihr schaffen ohne diesen Arm?
Er hante Eurem König seiner Thron:
Er hält ihn noch und stützt ihn, wenn er will;
Sein Heer verstärkt Euch und noch mehr sein Name.
Ganz England, strömt' es alle seine Bürger
Auf unsre Küsten aus, vermächte nicht
Dies Reich zu zwingen, wenn es einig ist;
Nur Frankreich konnte Frankreich überwinden.

Calbot.

Wir wissen den getreuen Freund zu ehren;
Dem falschen wehren, ist der Klugheit Pflicht.

Burgund.

Wer trenntes sich des Dankes will entschlagen,
Dem fehlt des Künigers stolze Stirne nicht.

Isabeau.

Wie, edler Herzog? Könntet Ihr so sehr
Der Scham ablagen und der Büßenscheu,
In jene Hand, die Euren Vater mordete,
Die Gurige zu legen? Wärt Ihr rasend
Genug, an eine redliche Versöhnung
Zu glauben mit dem Dauphin, den Ihr selbst
An des Verderbens Rand geschleudert habt?
So nah dem Falle wolltet Ihr ihn halten
Und Euer Werk wahnsinnig selbst zerstören?
Hier stehen Eure Freunde. Euer Heil
Nicht in dem festen Wunde nur mit England.

Burgund.

Kern ist mein Sinn vom Frieden mit dem Dauphin;
Doch die Verachtung und den Uebermuth
Des stolzen Englands kann ich nicht ertragen.

Isabeau.

Kommt! Haltet ihm ein rasches Wort zu gut.
Schwer ist der Kummer, der den Kelbherrn drückt,
Und ungerecht, Ihr wißt es, macht das Unglück.
Kommt! Kommt! Umarmt euch, laßt mich diesen Miß
Schnell heilend schließen, eh' er ewig wird.

Calbot.

Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz
Bekent sich gern von der Vernunft besiegt.
Die Königin hat ein kluges Wort geredet:
Laß diesen Händedruck die Wunde heilen,
Die meine Zunge übereilend schlug.

Burgund.

Madame sprach ein verständig Wort, und mein Gerechter Zorn weicht der Nothwendigkeit.

Isabeau.

Wohl! So besiegelt den erneuten Bund Mit einem brüderlichen Kuß, und mögen Die Winde das Gesprochene verwehn.

Burgund und Calbot umarmen sich.

Lionel betrachtet die Gruppe, für sich.

Glück zu dem Frieden, den die Surie stiftet!

Isabeau.

Wir haben eine Schlacht verloren, Feldherren! Das Glück war uns zuwider; darum aber Entfink' euch nicht der edle Muth. Der Dauphin Verzweifelt an des Himmels Schutz und ruft Des Satans Kunst zu Hülfe; doch er habe Umsonst sich der Verdammniß übergeben, Und seine Hölle selbst ertret' ihn nicht. Ein flegelhaft Mädchen führt des Feindes Heer; Ich will das eure führen, ich will euch Statt einer Jungfrau und Prophetin seyn.

Lionel.

Madame, geht nach Paris zurück! Wir wollen Mit guten Waffen, nicht mit Weibern siegen.

Calbot.

Geht, geht! Seit Ihr im Lager seid, geht Alles Zurück, kein Segen ist mehr in unsern Waffen.

Burgund.

Geht! Eure Gegenwart schafft hier nichts Gutes: Der Krieger nimmt ein Aergerniß an Euch.

Isabeau

Nicht Euren um den Rücken erklaunt an.

Ihr auch, Burgund? Ihr nehmet wider mich Partei mit diesen undankbaren Lords?

Burgund.

Geht, der Soldat verliert den guten Muth, Wenn er für Eure Sache glaubt zu sechten.

Isabeau.

Ich hab kaum Frieden zwischen euch gestiftet, So macht ihr schon ein Bündniß wider mich?

Calbot.

Geht, geht mit Gott, Madame! Wir fürchten uns Vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr weg seyd.

Isabeau.

Bin ich nicht eure treue Bundesgenossin? Ist eure Sache nicht die meinige?

Calbot.

Doch Eure nicht die unfreie. Wir sind In einem ehrlich guten Streit begriffen.

Burgund.

Ich räche eines Vaters blutigen Mord: Die fromme Sohnspflicht heiligt meine Waffen.

Calbot.

Doch, grad' heraus, was Ihr am Dauphin thut, Ist weder menschlich gut, noch göttlich recht.

Isabeau.

Fluch soll ihn treffen bis ins zehnte Glied! Er hat gefesselt an dem Haupt der Mutter.

Burgund.

Er rächte einen Vater und Gemahl.

Isabeau.

Er warf sich auf zum Richter meiner Eitten!

Lionel.

Das war unehrerblich von dem Sohn!

Isabeau.

In die Verbannung hat er mich geschickt.

Calbot.

Die öffentliche Stimme zu vollziehn.

Isabeau.

Fluch treffe mich, wenn ich ihm je vergebe! Und, eh' er herrscht in seines Vaters Reich —

Calbot.

Eh' opfert Ihr die Ehre seiner Mutter!

Isabeau.

Ihr wißt nicht, schwache Seelen, Was ein beleidigt Mutterherz vermag. Ich liebe, wer mir Gutes thut, und hasse, Wer mich verletzt, und, ist's der eigne Sohn, Den ich geboren, desto hassenswerther. Dem ich das Daseyn gab, will ich es rauben, Wenn er mit ruchlos frechem Uebermuth Den eignen Schoß verletzt, der ihn getragen. Ihr, die ihr Krieg fühlet gegen meinen Sohn, Ihr habt nicht Recht, noch Grund, ihn zu berauben. Was hat der Dauphin Schweres gegen euch Verschuldet? Welche Pflichten brach er euch? Euch treibt die Ehrsucht, der gemeine Neid; Ich darf ihn hassen: ich hab' ihn geboren.

Calbot.

Wohl, an der Rache fühlt er seine Mutter!

Isabeau.

Armst'ge Gleisner, wie veracht' ich euch, Die ihr euch selbst, so wie die Welt, belügt! Ihr Engländer streckt die Räuberhände Nach diesem Frankreich aus, wo ihr nicht Recht Noch künftigen Anspruch habt auf so viel Gede, Als eines Vierdes Fuß bedeckt. — Und dieser Herzog, Der sich den Guten schelten läßt, verkauft Sein Vaterland, das Erbreich seiner Ahnen, Dem Reichsfeind und dem fremden Herrn. — Gleichwohl Ist euch das dritte Wort Gerechtigkeit. — Die Heuchelei veracht' ich. Wie ich bin, So sehe mich das Aug der Welt.

Burgund.

Wahr ist's!

Den Ruhm habt Ihr mit starkem Geist behauptet.

Isabeau.

Ich habe Leidenschaften, warmes Blut, Wie eine Andre, und ich kam als Königin In dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen. Sollt' ich der Treue absterben, weil der Muth Des Schicksals meine lebensfrohe Jugend Zu dem wahnstinnigen Gatten hat gestellt? Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit, Und, wer mich hier verwundet — Doch warum Mit euch mich streiten über meine Rechte? Schwer flieht das dicke Blut in euren Adern: Ihr kennt nicht das Vergnügen, nur die Wuth! Und dieser Herzog, der sein Lebenlang Geiszwankt hat zwischen Böß und Gut, kann nicht Von Herzen haßen, noch von Herzen lieben. — Ich geh' nach Melun. Gebt mir Tiesen da,

auf Lionel zeigend.

Der im ~~Wald~~ zur Kurweil' und Gesellschaft, Und dann macht, was ~~er~~ will! Ich frage nichts Nach den Burgundern noch den Engländern.

Er weist ihren Weg an und will gehen.

Lionel.

Verlaßt Euch drauf. Die schönsten Krankenknaben, Die wir erbeuten, schicken wir nach Melun.

Isabeau, zurückkommend

Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte drein zu schlagen; Der Franke nur weiß Hierliches zu sagen.

Sie geht ab.

Dritter Auftritt.

Calbot, Burgund, Lionel.

Calbot.

Was für ein Weib!

Lionel.

Nun eure Meinung, Feldherrn!

Hlehn wir noch weiter oder wenden uns
Zurück, durch einen schnellen, kühnen Streich
Den Schimpf des heut'gen Tages auszulöschen?

Burgund.

Wir sind zu schwach, die Völker sind zerstreut,
Zu neu ist noch der Schrecken in dem Heer'.

Calbot.

Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt,
Der schnelle Eindruck eines Augenblicks.
Dies Furchtbild der erschrocken Einbildung
Wird, näher angesehen, in nichts verschwinden.
Trum ist mein Rath, wir führen die Arme
Mit Tagesanbruch übern Strom zurück,
Dem Feind entgegen.

Burgund.

Überlegt —

Lionel.

Mit Eurer

Erlaubniß. Hier ist nichts zu überlegen.
Wir müssen das Verlorne schnellig wieder
Gewinnen oder sind beschimpft auf ewig.

Calbot.

Es ist beschlossen. Morgen schlagen wir,
Um dies Phantom des Schreckens zu zerstören,
Das unsre Völker blendet und entmannt.
Laßt uns mit diesem jungfräulichen Teufel
Uns messen in persönlichem Gesecht.
Stellt sie sich unserm tapfern Schwert, nun dann,
So hat sie uns zum letztenmal geschadet;
Stellt sie sich nicht — und sey's gewiß, sie meidet
Den ersten Kampf — so ist das Heer entzaubert.

Lionel.

So sey's! Und mir, mein Feldherr, überlaßt
Dies leichte Kampfspiel, wo kein Blut soll fließen.
Denn lebend den! ich das Gespenst zu fangen,
Und vor des Bastards Augen, ihres Wuhlen,
Trag' ich auf diesen Armen sie herüber,
Zur Lust des Heers in das britann'sche Lager.

Burgund.

Verspricht nicht zu viel.

Calbot.

Erreich' ich sie,

Ich denke sie so faul nicht zu umarmen.
Kommt jezo, die ermüdete Natur
Durch einen leichten Schlummer zu erquickn,
Und dann zum Aufbruch mit der Morgenröthe!

Sie gehen ab.

Vierter Auftritt.

Johanna mit der Fahne, im Rücken ein Kreuz, steht aber
weilich gelassen. **Dunois, La Hire, Ritter und Soldaten**
zeigen sich oben auf dem Felsen vgl. ziehen sich darüber hinweg und erscheinen
gleich darauf auf der Scene.

Johanna

zu den Rittern, die sie umgeben, indem der Zug oben immer noch fortwährt.
Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegenen Nacht
Von euch, die euren stillen Zug verhehlte,
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund — Gott und die Jung-
frau!

Alle rufen laut unter wildem Waffengeklirr.
Gott und die Jungfrau!

Trommeln und Trompeten.

Schildwache hinter der Scene.

Feinde! Feinde! Feinde!

Johanna.

Setzt Hackeln her! Werft Feuer in die Zelte!
Der Flammen Wuth vermehre das Entsetzen,
Und drohend rings umfange sie der Tod!

Soldaten eilen fort, sie soll folgen.

Dunois tritt sie zurück.

Du hast das Deine nun erfüllt, Johanna!
Mitten ins Lager hast du uns geführt,
Den Feind hast du in unsre Hand gegeben.
Jetzt aber bleibe von dem Kampf zurück,
Und überlaß die blutige Entscheidung!

La Hire.

Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer,
Die Fahne trag' uns vor in reiner Hand,
Doch nimm das Schwert, das tödtliche, nicht selbst,
Versuche nicht den falschen Gott der Schlachten:
Denn blind und ohne Schonung waltet er.

Johanna.

Wer darf mir Halt gebieten? Wer dem Geist
Vorschreiben, der mich führt? Der Pfeil muß fliegen,
Wohin die Hand ihn seines Schüßers treibt.
Wo die Gefahr ist, muß Johanna seyn;
Nicht heut, nicht hier ist mir bestimmt zu fallen:
Die Krone muß ich sehn auf meines Königs Haupt.
Dies Leben wird kein Gequerr mir entreißen,
Bis ich vollendet, was mir Gott geheißn,

Sie geht ab.

La Hire.

Kommt, Dunois! Laßt uns der Helden folgen
Und ihr die tapf're Brust zum Schilde leihn!

Gehen ab.

Fünfter Auftritt.

Englische Soldaten stehen über die Bühne, **herauf Calbot.**

Erster.

Das Mädchen! mitten im Lager!

Zweiter.

Nicht möglich! nimmermehr! Wie kam sie in das Lager?

Dritter.

Durch die Lust! Der Teufel hilft ihr!

Vierter und Fünfter.

Flieht! flieht! Wir sind Alle des Todes!

Gehen ab.

Calbot kommt.

Sie hören nicht — Sie wollen mir nicht stehn!
Geldet sind alle Bande des Gehorsams!
Als ob die Hölle ihre Regionen
Verdammter Geister ausgesperrt, reißt
Ein Taumelwahn den Tapfern und den Feigen
Gefährtes fort; nicht eine kleine Schar
Kann ich der Feinde Blut entgegenstellen,
Die wachend, wogend in das Lager dringt!
— Bin ich der einzig Mächtige, und Alles
Muß um mich her in Niebers Hitze rasen?
Vor diesen fränkischen Weichlingen zu flieh'n,
Die wir in zwanzig Schlachten überwunden! —
Wer ist sie denn, die Unbezwingliche,
Die Schreckensgöttin, die der Schlachten Gluck
Auf Einmal wendet und ein schüchtern Heer
Von Feigen Nehn in Löwen umgewandelt?
Eine Gauflerin, die die gelehrte Bielle
Der Helden spielt, soll wahre Helden schrecken?
Ein Weib entriß mir allen Siegesruhm?

Soldat nähert herein.
Das Mädchen! Flieh! flieh, Feldherr!
Calbot sagt ihn nieder.

Flieh zur Hölle
Du selbst! Den soll dies Schwert durchbohren,
Der mir von Furcht spricht und von selger Flucht!
Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Der Prospekt öffnet sich. Man sieht das englische Lager in vollen Flammen stehen. Trommeln, Flucht und Verfolgung. Nach einer Weile kommt
Montgomery.

Montgomery, allein.

Wo soll ich hinkiehn? Feinde rings umher und Tod!
Hier der ergrimmete Feldherr, der, mit drohendem Schwert

Die Flucht versperrend, und dem Tod entgegenreißt.
Dort die Fürchterliche, die verderblich um sich her
Wie die Brunst des Feuers raset — und ringsum kein Wunsch,

Der mich verbürge, keiner Höhle sicherer Raum!
O, wär' ich nimmer über Meer bisher geschifft,
Ich Unglücksheil'ger! Eitler Wahn bethörte mich,
Wohlfühlen Ruhm zu suchen in dem Krankenkrieg,
Und jetzt führt mich das verderbliche Geschick
In diese blut'ge Mordschlacht. — Wär' ich weit von hier

Dahem noch an der Savern blühendem Gestad',
Im sichern Vaterhause, wo die Mutter mir
In Gram zurück blieb und die zarte, süße Braut.

Johanna zeigt sich in der Ferne.

Weh mir! Was seh' ich! Dort erscheint die Schreckliche!
Aus Brandes Flammen, düster leuchtend, hebt sie sich,
Wie aus der Hölle Rachen ein Gespenst der Nacht,
Hervor. — Wohin entrihm' ich! Schon ergreift sie mich
Mit ihren Feueraugen, wirft von fern
Der Blitze Schlingen nimmer fehlend nach mir aus.
Um meine Hüfte, fest und fester, wirret sich
Der Zauberknäuel, daß sie gefesselt mir die Klucht
Versagen! Hinschn muß ich, wie das Herz mir auch
Dagegen kämpfe, nach der tödtlichen Gestalt!

Johanna thut einige Schritte ihm entgegen und bleibt wieder stehen.

Sie naht! Ich will nicht warten, bis die Grimmige
Zuerst mich anfaßt! Wirtens will ich ihre Knie
Umfassen, um mein Leben flehn — sie ist ein Weib —
Ob ich vielleicht durch Thränen sie erweichen kann!

Indem er auf sie zugehen will, tritt sie ihm rasch entgegen.

Siebenter Auftritt.

Johanna. Montgomery.

Johanna.

Du bist des Todes! Eine brit'sche Mutter jagte dich.

Montgomery (setzt ihn zu Boden).

Halt' ein, Furchtbare! Nicht der Unrechtthätigen
Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild.
Zu deinen Füßen knie ich wehlos, stehend kein.
Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!
Reich an Verstand wohnt der Vater mir dahem
In schönen Lande Wallis, wo die schlängelnde
In durch grüne Auen rollt den Silberstrom.
Fünftzig Dörfer kennen seine Herrschaft an.
Mit reichem Gelde lost er den geliebten Sohn,
Wenn er mich im Frankenslager lebend noch vernimmt.

Johanna.

Vetrogner Thor! Verräther! In der Jungfrau Haub
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.

Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gestreuten Tigers Klau,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit!
Doch tödtlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geistesreich, dem strengen, unverleglichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegen schickt.

Montgomery.

Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft;
Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzusehn;
Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt.
O, bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts
Flieh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geschlecht beschwöre! Nenne mich nicht Weib!
Gleichwie die körperlosen Geister, die nicht sein
Auf ird'sche Weise, schließ' ich mich an kein Geschlecht
Der Menschen an, und dieser Panzer deckt kein Herz.

Montgomery.

O, bei der Liebe heilig waltendem Gesch,
Dem alle Herzen huldigen, beschwör' ich dich!
Dahem gelassen hab' ich eine holde Braut,
Schön, wie du selbst bist, blühend in der Jugend Reiz.
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft.
O, wenn du selber je zu lieben hoffst und hoffst
Beglückt zu seyn durch Liebe, trenne grausam nicht
Zwei Herzen, die der Liebe heilig Bündniß knüpft!

Johanna.

Du rufst lauter irdisch fremde Götter an,
Die mir nicht heilig, noch vererbt sind. Ich weiß
Nichts von der Liebe Bündniß, das du mir beschwörst,
Und nimmer kennen werd' ich ihren eiteln Dienst.
Vertheilige dein Leben, denn dir ruft der Tod.

Montgomery.

O, so erbarme meiner jammervollen Eltern dich,
Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß auch du
Verließest Eltern, die die Sorge quält um dich.

Johanna.

Unglücklicher! Und du erinnerst mich daran,
Wie viele Mütter dieses Landes kinderlos,
Wie viele zarte Kinder väterlos, wie viel
Verlokte Bräute Wittwen worden sind durch euch!
Auch Englands Mütter mögen die Verzweiflung nun
Erfahren und die Thränen kennen lernen.
Die Frankreichs jammervolle Wastlunen geweint.

Montgomery.

O, schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint.

Johanna.

Wer rief euch in das fremde Land, den blühenden Acker
Der Felten zu verwüsten, von dem heim'schen Herd'
Uns zu verjagen und des Krieges Feuerbrand
Zu werfen in euer Städte friedlich Heiligtum?
Ihr träumtet schon in eures Herzens eitlem Wahn,
Der freigebornen Franken in der Anechtlichkeit Schmach
Zu stützen und das große Land, gleichwie ein Voet,
An zwei stolzes Wiederstand zu beschützen!
Ihr Thoren! Frankreichs königliches Wappen hängt
Am Throne Gottes; aber rührt ihr einen Stein
Vom Himmelswagen, als ein Dorf aus diesem Reich.
Dem untrennlich ewig einigen! Der Tag
Der Rache ist gekommen: nicht lebendig mehr
Zurück messen werdet ihr das heilige Meer,
Das Gott zur Länderscheide zwischen euch und uns
Gelegt, und das ihr frevelnd überschritten habt.

Montgomery (setzt ihre Hand los).

O, ich muß sterben! Grausend saßt mich schon der
Tod.

Johanna.

Stirb, Freund! Warum so jagst du zittern vor dem Tod,
Dem unentfleckbaren Geschick? — Gleich mit mir! Gleich!
Ich bin nur eine Jungfrau, eine Schächerin
Geboren; nicht des Schwerts gewohnt ist diese Hand,
Die den unschuldig frommen Hirtenstab geführt.
Doch, weggerissen von der heimatlichen Flur,
Von Vaters Busen, von der Schweftern lieber Brust,
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götter-

stimme, nicht
Eignes Gelüsten — auch zu bitterm Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Geschenk des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer seyn zuletzt!
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn,
Noch Vielen von den Euren werd' ich tödlich seyn,
Noch viele Wittwen machen; aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und erfüllen mein Geschick.
— Erfülle du auch deines. Greife frisch zum Schwert',
Und um des Lebens süße Beute kämpfen wir.

Montgomery *sieht auf.*

Nun, wenn du sterblich bist, wie ich, und Waffen dich
Verwunden, kann's auch meinem Arm beschieden seyn,
Zur Hölle dich sendend, Englands Noth zu endigen.
In Gottes gnäd'ge Hände leg' ich mein Geschick.
Auf du, Verdamnte, deine Höllegeistern an,
Dir beizustehen! Wehre deines Lebens dich!

*Er ergreift Schild und Schwert und bringt auf sie ein; heftigerer
Kampf erhebt sich in der Ferne, nach ein n. kurzen Geschehnisse fällt
Montgomery.*

Achter Auftritt.

Johanna, allein.

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

Sie tritt von ihm weg und bleibt gedankenvoll stehen.

Gehabue Jungfrau, du wirfst Mächtiges in mir:
Du rüstest den unfriederischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele, und die Hand erbebt,
Als brähe sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verlegen,
Echon vor des Eisens blauer Scheide schaudert mir;
Doch, wenn es Noth thut, alsbald ist die Kraft mir da,
Und, nimmer irrend in der zitternden Hand, regiert
Das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist.

Neunter Auftritt.

Ein Ritter *mit geblutetem Visir.* **Johanna.**

Ritter.

Versuchte! Deine Stunde ist gekommen,
Dich such' ich auf dem ganzen Feld der Schlacht,
Verderblich Blendwerk! Fahre zu der Hölle
Zurück, aus der du aufgestiegen bist.

Johanna.

Wer bist du, den dein böser Engel mir
Entgegen schickt? Gleich eures Surten ist
Dein Anstand; auch kein Weitle scheinst du mir:
Denn dich bezeichnet die burgund'sche Wunde,
Vor der sich meines Schwertes Spitze neigt.

Ritter.

Verworfen, du verdienst nicht zu fallen
Von eines Hürken edler Hand. Das Weil
Des Henkers sollte dein verdammtes Haupt
Von Rumpfe trennen, nicht der tapf're Degen
Des königlichen Herzogs von Burgund.

Johanna.

So bist du dieser edle Herzog selbst.

Ritter *schlägt das Visir auf.*

Ich bin's. Glende, zittere und verzweifle!
Die Satanskünste schügen dich nicht mehr.
Du hast bis jetzt nur Schwächlinge bezwungen;
Ein Mann steht vor dir.

Zehnter Auftritt.

Dunois und **La Hire** zu den Vorigen.

Dunois.

Wende dich, Burgund!
Mit Männern Kämpfe, nicht mit Jungfrauen.

La Hire.

Mir schügen der Prophetin heilig Haupt:
Erst muß dein Degen diese Brust durchbohren —
Burgund.

Nicht diese hahlerische Gierc fürch' ich,
Noch euch, die sie so schimpflich hat verwandelt.
Erörthe, Vassard, Schande dir, La Hire,
Dass du die alte Tapferkeit zu Künften
Der Höl' erniedrigst, den verächtlichen
Schildknappen einer Teufelsknecht machst.
Kommt her! Euch Allen hier' ich's! Der verzweifelt
An Gottes Schuß, der zu dem Teufel flieht.

Sie bereiten sich zum Kampf, Johanna tritt dazwischen.

Johanna.

Haltet inne!

Burgund.

Zitterst du für deinen Vahlen?
Vor deinen Augen soll er —

Er legt auf Dunois ein.

Johanna.

Haltet inne!

Trennt sie, La Hire — Kein französisch Blut soll fließen!
Nicht Schwerter sollen diesen Streit entscheiden.
Ein Andres ist beschlossen in den Sternen —
Aus einander, sag' ich — Höret und verehret
Den Geist, der mich ergreift, der aus mir redet!

Dunois.

Was hältst du meinen aufgehobnen Arm
Und hemmst des Schwertes blutige Entschidung?
Das Eisen ist geüdt, es fällt der Streich,
Der Frankreich rächen und verheuen soll.

Johanna

*Stellt sich in die Mitte und trennt beide Theile durch einen weiten
Zwischenraum, zum Nachsicht.*

Tritt auf die Seite!

La Hire

Wenig gefesselt stehen'

Ich habe mit dem Herzoge zu reden.

Nachdem Alles ruhig ist.

Was willst du thun, Burgund? Wer ist der Feind,
Den deine Blicke mordbegierig suchen?
Dieser edle Prinz ist Frankreichs Sohn, wie du;
Dieser Tapfre ist dein Waffenfreund und Landemann;
Ich selbst bin meines Vaterlandes Tochter.
Wir Alle, die du zu vertilgen strebst,
Gehören zu den Deinen — unsre Arme
Sind aufgethan, dich zu empfangen, unsre Knie
Vereit, dich zu verehren — unser Schwert
Hat keine Spitze gegen dich. Ehrwürdig
Ist uns das Antlitz, selbst im Feindesheilm,
Das unsers Königs theure Züge trägt.

Burgund.

Mit süßer Rede schmeichlerischem Ton
Willst du, Eirene, deine Opfer locken.
Arglist'ge, mich bethört du nicht. Verwahrt
Ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen,
Und deines Auges Feuerpfeile gleiten

Am guten Harnisch meines Busens ab.
Zu den Waffen, Dunois!
Mit Streichen, nicht mit Worten laß uns fechten.

Dunois.

Erst Worte und dann Streiche. Fürchtest du
Vor Worten dich? Auch Das ist Feigheit
Und der Verräther einer bösen Sache.

Johanna.

Uns treibt nicht die gebieterische Noth
Zu deinen Tügen; nicht als Blebende
Erscheinen wir vor dir. — Wilt' um dich her!
In Asche liegt das engelländ'sche Lager,
Und eure Todten decken das Gesicht.

Du hörst der Franken Kriegertrummete tönen:
Gott hat entschieden, unser ist der Sieg.
Des schönen Vorbeers frisch gebrochener Zweig
Sind wir bereit mit unserm Freund zu theilen.

— O, komm' herüber! Oder Flüchtling, komm'
Herüber, wo das Recht ist und der Sieg.
Ich selbst, die Gottgesandte, reiche dir
Die schwesterliche Hand. Ich will dich rettend
Herüberziehn auf unsre reine Seite. —
Der Himmel ist für Frankreich. Seine Engel —
Du siehst sie nicht — sie fechten für den König;
Sie alle sind mit Lilien geschmückt.
Lichtweiß, wie diese Bahn', ist unsre Sache;
Die reine Jungfrau ist ihr keusches Sinnbild.

Burgund.

Verstrickend ist der Lüge trügl'ich Wort,
Doch ihre Rede ist wie eines Kindes.
Wenn böse Geister ihr die Worte leihen,
So ahnen sie die Unschuld siegreich nach.
Ich will nicht weiter hören. Zu den Waffen!
Mein Ehr, ich fühl's, ist schwächer, als mein Arm.

Johanna.

Du nennst mich eine Zauberin, gibst mir Ränke
Der Hölle Schuld — Ist Frieden stützen, Haß
Versöhnen ein Geschäft der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Vüßl' hervor?
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist um's Vaterland?
Seit wann ist die Natur so mit sich selbst
Im Streite, daß der Himmel die gerechte Sache
Verläßt, und daß die Teufel sie beschützen?
Ist aber Das, was ich dir sage, gut,
Wo anders als von Oben komm' ich's schöpfen?
Wer hätte sich auf meiner Schärferkrist
Zu mir gestellt, das kind'sche Hirtenmädchen
In königlichen Dingen einzuweihn?
Ich bin vor hohen Thüren nie gestanden,
Die Kunst der Rede ist dem Munde fremd.
Doch jetzt, da ich's bedarf, dich zu bewegen,
Besitz' ich Einsicht, hoher Dinge Kunde,
Der Länder und der Könige Geschick
Liegt sonnenhell vor meinem Kindesbild,
Und einen Donnerkeil führ' ich im Munde.

Burgund,

schleift bewegt, schlägt die Augen zu, so auf und betrauert sie. —
Rennen und Wehrung.

Wie wird mir? Wie geschieht mir? Ist's ein Gott,
Der mir das Herz im tiefsten Busen wendet?
— Sie trägt nicht, diese rührende Gestalt!
Nein, nein! Bin ich durch Zauber's Macht geblendet,
So ist durch eine himmlische Gewalt;
Wie jagt das Herz, sie ist von Gott gesendet.

Johanna.

Er ist gerührt, er ist's! Ich habe nicht
Umsonst geklagt: des Jörner's Donnerwolke schmilzt
Von seiner Stirne thränenthauend hin,
Und aus den Augen, Friede strahlend, bricht

Die goldne Sonne des Gefühls hervor.
— Weg mit den Waffen — drückt Herz an Herz —
Er weint, er ist bezwungen, er ist unser!

Schwert und Hahn' entsinken ihr, sie eilt auf ihn zu mit ausgebreiteten
Armen und umschlingt ihn mit leidenschaftlichem Ungestüm. La Hire
und Dunois lassen die Schwerter fallen und züßen, ihn zu umarmen.

Dritter Aufzug.

Hoflager des Königs zu Chalons an der Marne.

Erster Auftritt.

Dunois und La Hire.

Dunois.

Wir waren Herzenfreunde, Waffenbrüder,
Für eine Sache hoben wir den Arm
Und hielten fest in Noth und Tod zusammen.
Laßt Weiberliebe nicht das Band zertrennen,
Das jeden Schicksalswechsel ausgehalten!

La Hire.

Prinz, hört mich an!

Dunois.

Ihr liebt das wunderbare Mädchen,
Und mir ist wohl bekannt, worauf Ihr sinnt.
Zum König denkt Ihr stehenden Fußes jetzt
Zu gehen und die Jungfrau zum Geschenk
Euch zu erbitten — Eurer Tapferkeit
Kann er den wohlverdienten Preis nicht weigern.
Doch wißt — eh' ich in eines Andern Arm
Sie sehe —

La Hire.

Hört mich, Prinz!

Dunois.

Es zieht mich nicht

Der Augen flüchtig schnelle Lust zu ihr.
Den unbewungenen Sinn hat nie ein Weib
Gerührt, bis ich die Wunderbare sah,
Die eines Gottes Schickung diesem Reich
Zur Kriegerin bestimmt und mir zum Weibe,
Und in dem Augenblick gelobt' ich mir
Mit heiligem Schwur, als Braut sie heimzuführen.
Denn nur die Starke kann die Brennin sehn
Des starken Mannes, und dies glühnde Herz
Sehnt sich, an einer gleichen Brust zu ruhn,
Die seine Kraft kann fassen und ertragen.

La Hire.

Wie könnt' ich's wagen, Prinz, mein schwach Verdienst
Mit Eures Namens Heldennam zu messen!
Wo sich Graf Dunois in die Schranken stellt,
Muß jeder andre Mitbewerber weichen.
Doch eine nichte Schärferin kann nicht
Als Gattin würdig Euch zur Seite stehn.
Das königliche Blut, das Eure Adern
Durchströmt, vermischet so niedrige Vermischung.

Dunois.

Sie ist das Götterkind der heiligen
Natur, wie ich, und ist mir ebenbürtig.
Sie sollte eines Fürsten Hand entehren,
Die eine Braut der reinen Engel ist,
Die sich das Haupt mit einem Götterschein'
Umgibt, der heller strahlt, als ird'sche Kronen,
Die jedes Größte, Höchste dieser Erde
Klein unter ihren Tüßen liegen steht?
Denn alle Fürstenthrone, alle Thronen
Gestellt, bis zu den Sternen Ortgebaut,
Erreichten nicht die Höhe, wo Sie steht
In ihrer Engelsmajestät!

La Hire.
Der König mag entschelden.

Dunois.
Nein, sie selbst
Entschelde! Sie hat Frankreich frei gemacht,
Und selber frei muß sie ihr Herz verschenken.

La Hire.
Da kommt der König!

Zweiter Auftritt.

Karl. Agnes Sorel. Du Chatel und Chatillon
zu den Vorigen.

Karl zu Chatillon.
Er kommt? Er will als seinen König mich
Erkennen, sagt Ihr, und mir huldigen?

Chatillon.
Hier, Eure, in seiner königlichen Stadt
Chalons will sich der Herzog, mein Gebieter,
In deinen Hüfen werfen. — Mir befohl er,
Als meinem Herrn und König dich zu grüßen.
Er folgt mir auf dem Fuß, gleich naht er selbst.

Sorel.
Er kommt! O schöne Sonne dieses Tags,
Der Freude bringt und Frieden und Versöhnung.

Chatillon.
Mein Herr wird kommen mit zweihundert Ritters,
Er wird zu deinen Hüfen niederknien;
Doch er erwartet, daß du es nicht duldest,
Als deinen Vetter freundlich ihn umarmest.

Karl.
Mein Herz glüht, an dem seinigen zu schlagen.

Chatillon.
Der Herzog bittet, daß des alten Streits
Beim ersten Wiedersehn mit keinem Worte
Weldung gescheh!

Karl.
Versenkt im Lethesey
Auf ewig das Vergangene. Wir wollen
Nur in der Zukunft heit're Tage sehn.

Chatillon.
Die für Burgund gefochten, Alle sollen
In die Versöhnung aufgenommen seyn.

Karl.
Ich werbe so mein Königreich verdoppeln!

Chatillon.
Die Königin Isabeau soll in dem Irthum
Mit eingeschlossen seyn, wenn sie ihn annimmt.

Karl.
Sie führet Krieg mit mir, nicht ich mit ihr.
Unser Streit ist aus, sobald sie selbst ihn endigt.

Chatillon.
Zwölf Ritter sollen bürgen für dein Wort.

Karl.
Mein Wort ist heilig.

Chatillon.
Und der Erzbischof
Soll eine Hostie theilen zwischen dir und ihm
Zum Pfand und Siegel redlicher Versöhnung.

Karl.
So sey mein Antheil an dem ew'gen Heil,
Als Herz und Handschlag bei mir einig sind.
Welch andres Pfand verlangt der Herzog noch?

Chatillon
mit einem Blick auf Du Chatel.
Hier seht ich Einen, den Gegenwart
Den ersten Gruß von Euch zu können.

Du Chatel geht schweigend.

Karl.

Geh,
Du Chatel! Bis der Herzog deinen Anblick
Ertragen kann, magst du verborgen bleiben!

Er folgt ihm mit den Augen, dann eilt er ihm nach und umarmt ihn.
**Rechtschaffner Freund! Du wolltest mehr als Dies
Für meine Ruhe thun!** *Du Chatel geht ab.*

Chatillon.
Die andern Punkte nennt dies Instrument.

Karl zum Erzbischof.
Bringt es in Ordnung. Wir genehm'gen Alles:
Für einen Freund ist uns kein Preis zu hoch.
Geh, Dunois! Nehmt hundert edle Ritter
Mit Euch und holt den Herzog freundlich ein.
Die Truppen alle sollen sich mit Zweigen
Bekränzen, ihre Brüder zu empfangen.
Zum Feste schmücke sich die ganze Stadt,
Und alle Gassen sollen es verkünden,
Daß Frankreich und Burgund sich neu verbinden.

Ein Getöse kommt. Man hört Trompeten.
Hört, was bedeutet der Trompeten Ruf?

Erbknecht.
Der Herzog von Burgund hält seinen Einzug. *Geh: ab.*
Dunois

geht mit La Hire und Chatillon.
Auf, ihm entgegen!

Karl zur Sorel.
Agnes, du weinst? Weinah gebricht auch mir
Die Stärke, diesen Austritt zu ertragen.
Wie viele Todesopfer mußten fallen,
Bis wir uns friedlich konnten wiedersehen!
Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dicke Nacht, und, kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätesten Früchte!

Erzbischof am Fenster.
Der Herzog kann sich des Gedränges kaum
Erledigen. Sie heben ihn vom Pferd,
Sie küssen seinen Mantel, seine Ewren.

Karl.
Es ist ein gutes Volk, in seiner Liebe
Mitschodernd, wie in seinem Zorn. — Wie schnell
Vergessen wir's, daß eben dieser Herrzog
Die Väter ihnen und die Söhne schlug;
Der Augenblick verichlingt ein ganzes Leben!
— Haß dich, Sorel! Nach deine heit'ge Freude
Wöcher' ihm ein Stachel in die Seele seyn:
Nichts soll ihn hier beschämen, noch betrüben.

Dritter Auftritt.

Herzog von Burgund. Dunois. La Hire. Cha-
tilion und noch zwei andere Ritter von des Herzogs Gefolge.

Der Herzog bleibt am Eingange stehen; der König bewegt sich gegen ihn, segleich naht sich Burgund, und in dem Augenblick, wo er sich auf ein Knie will niederlassen, empfangt ihn der König in seinen Armen.

Karl.
Ihr habt uns überrascht — Euch einzuholen
Gedachten wir — Doch Ihr habt schnelle Pferde.

Burgund.
Sie trugen mich zu meiner Pflicht.

Er umarmt die Sorel und küßt sie auf die Stirn.
Karl.
Mit Eurer
Erlaubniß, Vase! Das ist unser Herrenrecht
Zu Arras, und kein schönes Weib darf sich
Der Sitte weigern.

Karl.
Eure Gastmahl ist
Der Sitz der Minne, sagt man, und der Markt,
Wo alles Schöne muß den Stapel halten.

Burgund.

Wir sind ein handeltreibend Volk, mein König!
Was köstlich wächst in allen Himmelsstrichen,
Wird ausgestellt zur Schau und zum Genuß!
Auf unserm Markt zu Brügge; das höchste aber
Von allen Gütern ist der Frauen Schönheit.

Sorel.

Der Frauen Treue gilt noch höhern Preis;
Doch auf dem Markte wird sie nicht gesehen.

Karl.

Ihr steht in bösem Ruf und Leumund, Vetter,
Daß Ihr der Frauen schönste Jugend schmähst.

Burgund.

Die Kezerei straft sich am Schwersten selbst.
Wohl Euch, mein König! Fröh hat Euch das Herz,
Was mich ein wildes Leben spät, gelehrt!

Er bemerkt den Festbaldach und

Hand.

Ehrwürdiger Mann Gottes, Euren Segen!
Euch trifft man immer auf dem rechten Plaz:
Wer Euch will finden, muß im Guten wandeln.

Erzbischof.

Mein Meister rufe, wann er will, dies Herz
Ist freudensatt, und ich kann fröhlich schreiben,
Da meine Augen diesen Tag gesehn!

Burgund *zu Karl.*

Man spricht, Ihr habt Euch Eurer edeln Steine
Veranbt, um Waffen gegen mich daraus
Zu schmieden? Wie? Seyd Ihr so kriegerisch
Gesinnt? War's Euch so ernst, mich zu verderben?
Doch unser Streit ist nun vorbei: es findet
Sich Alles wieder, was verloren war.
Auch Euer Schmutz hat sich zurück gefunden;
Zum Kriege wider mich war er bestimmt:
Nehmt ihn aus meiner Hand zum Friedenszeichen.

Er empfängt von einem seiner Bedienten das Schmuckstückchen und überreicht es ihm geküßt. Als er Karl sieht, den König hinterher an

Karl.

Nimm das Geschenk, es ist ein zweifach theures Pfand
Der schönen Liebe mir und der Versöhnung.

Burgund,

indem er eine brillante Nadel in ihre Haare steckt

Warum ist es nicht Frankreichs Königskrone?
Ich würde sie mit gleich geneigtem Herzen
Auf diesem schönen Haupt besetzigen.

Ihre Hand bedeutend fassend.

Und — zählt auf mich, wenn Ihr dereinst des Freundes
Bedürfen solltet!

Hugues Sorel, in Thränen ausbrechend, tritt auf die Seite, auch der König befaßt eine große Bewegung, die Anwesende bliden gelehrt auf die beiden Füßen:

Burgund.

Nachdem er Alle der Reihe nach angelesen, wendet er sich an die Königin
O mein König!

In bemerkl. Augenblick eilen die drei burgundischen Ritter mit Sorel, La Hire und den Erzbischof zu und umarmen einander. Wie sie ihn den liegen eine Zeitlang einander zu schloß in den Armen

Euch kommt' ich haßten! Euch kommt' ich entsagen!

Karl.

Still, still! Nicht weiter!

Burgund.

Dieser Ungeländer
Konn' ich krönen: einem Fremdling Treue schwören!
Euch, meinen König, ins Verderben stürzen!

Karl.

Neht es! Alles ist vergeben. Alles
Lagt dieser ein'ge Augenblick. Es war
Ein Schicksal, ein unglückliches Geschehn!

Burgund *setzt seine Hand.*

Ich will gut machen! Glaubt mir, ich will's.
Alle Leiden sollen Euch erstatet werden,
Euer ganzes Königreich sollt Ihr zurück
Empfangen — nicht ein Dorf soll daran fehlen!

Karl.

Wir sind vereint. Ich fürchte keinen Feind mehr.

Burgund.

Glaubt mir, ich fürchte nicht mit frohem Herzen
Die Waffen wieder Euch. O, wüßtet Ihr —
Warum habt Ihr mir Diese nicht geschickt?

Auf die Sorel zeigend.

Nicht widerstanden hätt' ich ihren Thränen.
— Nun soll uns keine Macht der Hölle mehr
Entweisen, da wir Brust an Brust geschlossen!
Jetzt hab' ich meinen wahren Ort gefunden:
An diesem Herzen endet meine Irrfahrt.

Erzbischof *tritt zwischen Beide*

Ihr seyd verehlicht, Fürsten! Frankreich steigt,
Ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche;
Uns lächelt eine schöne Zukunft an.
Des Landes tiefe Wunden werden heilen,
Die Dörfer, die verwüsteten, die Städte
Aus ihrem Schutt sich prangender erheben,
Die Felder decken sich mit neuem Grün —
Doch, die das Oxyer eures Zwists gefallen,
Die Todten stehen nicht mehr auf; die Thränen,
Die eurem Streit geschlossen, sind und bleiben
Geweint! Das kommende Geschlecht wird blühen;
Doch das vergangne war des Klenz Raub,
Der Enkel Glück erweckt nicht mehr die Väter.
Das sind die Früchte eures Bruderkwits!
Lah't's euch zur Lehre dienen! Fürchtet die Gottheit
Des Schwerts, eh ihr's der Erde entzieht. Voslaffen
Kann der Gewaltige den Krieg, doch nicht
Gelehrig, wie der Falk sich aus den Klauen
Zurückschwingt auf des Jägers Hand, gehorcht
Der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.
Nicht zweimal kommt im rechten Augenblick,
Wie heut, die Hand des Velters aus den Wolken.

Burgund.

O Sire! Euch wohnt ein Engel an der Seite.
— Wo ist sie? Warum seh' ich sie nicht hier?

Karl.

Wo ist Johanna? Warum fehlt sie uns
In diesem festlich schönen Augenblick,
Den sie uns schenkte?

Erzbischof.

Sire! Das heil'ge Mädchen
Licht nicht die Ruhe eines müßigen Heis,
Und, ruft sie nicht der göttliche Befehl
Aus Licht der Welt hervor, so meidet sie
Verschäm't von einem Blick gemeiner Augen!
Gewiß beir'icht sie sich mit Gott, wenn sie
Für Frankreichs Wohlfahrt nicht geschäftig ist:
Denn allen ihren Schritten folgt der Segen.

Vierter Auftritt.**Johanna** *von Vorigen.*

(Karl, Sorel, aber ohne Helm und Krone)

Karl.

Du kommst als Priesterin geschmückt, Johanna,
Den Wund, den du heilst, einzuweihen?

Burgund.

Wie schrecklich war die Jungfrau in der Schlacht,
Und wie umstrahlt mit Numen sie der Friede!
— Hab' ich mein Wort gegeben, Johanna? Wißt du
Befriedigt, und verdient' ich diesen Beifall?

Johanna.

Du selbst hast du die größte Günst' erzeigt.
Doch schimmerst du in segenvollem Licht,
Da du vorhin in blutroth düstern Schein',
Ein Schreckensmond, an diesem Himmel hingst.

Sich umschauend.

Viel edle Ritter find' ich hier versammelt,
Und alle Augen glänzen freudenhell:
Nur einem Traurigen hab' ich begegnet,
Der sich verbergen muß, wo Alles jauchzt.

Burgund.

Und wer ist sich so schwerer Schuld bewußt,
Daß er an unsrer Hulb verzweifeln müßte?

Johanna.

Darf er sich nahen? O, sage, daß er's darf!
Nach dein Verdienst vollkommen. Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.
— Kein Unrecht sey so blutig, daß Burgund
An diesem Freudentag' es nicht vergebe!

Burgund.

Ja, ich verstehe dich!

Johanna.

Und willst verzeihn?

Du willst es, Herzog? — Komm' herein, Du Chatel!

Die öffnet die Thür und läßt Du Chatel herein; dieser bleibt in der Entfernung stehen.

Der Herzog ist mit seinen Feinden allen
Versöhnt, er ist es auch mit dir.

Du Chatel tritt einige Schritte näher und sucht in den Augen des Herzogs zu lesen.

Burgund.

Was machst du
Aus mir, Johanna? Weißt du, was du forderst?

Johanna.

Ein gült'ger Herr thut seine Pforten auf
Für alle Gäste, keinen schließt er aus:
Aci, wie das Firmament die Welt umspannt,
So muß die Gnade Freund und Feind umschließen:
Es schießt die Sonne ihre Strahlen gleich
Nach allen Räumen der Unendlichkeit;
Gleichmessennd gießt der Himmel seinen Thau
Auf alle durstende Gewächse aus;
Was irgend gut ist und von Oben kommt,
Ist allgemein und ohne Vorbehalt;
Doch in den Falten wohnt die Finsterniß!

Burgund.

O, sie kann mit mir schalten, wie sie will:
Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch.
Geißt meines Vaters, zürne nicht, wenn ich
Die Hand, die dich getödtet, freundlich fasse.
Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein schrecklich Nachgelübde breche.
Wei ich dort unten in der ew'gen Nacht,
Da schlägt kein Herz mehr, da ist Alles ewig,
Steht Alles unbeweglich fest — doch anders
Ist es hier oben in der Sonne Licht.
Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks.

Karl zur Johanna.

Was dank' ich dir nicht Alles, du Jungfrau!
Wie schön hast du dein Wort gelöst!
Wie schnell mein ganzes Schicksal umgewandelt!
Die Freunde hast du mir versöhnt, die Feinde
Mir in den Staub gestürzt und meine Städte
Dem fremden Joch' entrissen. — Du allein
Vollbrachtst Alles. — Sprich, wie lohn' ich dir!

Johanna.

Sey immer menschlich, Herr, im Glück, wie du's
Im Unglück warst — und auf der Größe Stupfel
Vergiß nicht, was ein Freund wiegt in der Noth:
Du hast's in der Erniedrigung erfahren.
Verweigre nicht Gerechtigkeit und Gnade
Dem Letzten deines Volks: denn von der Heerde
Berief dir Gott die Retterin — Du wirfst
Ganz Frankreich sammeln unter deinen Scepter,
Der Ahn- und Stammherr großer Fürsten seyn;
Die nach dir kommen, werden heller leuchten,
Als die die auf dem Thron vorangegangen.
Dein Stamm wird blühen, solange er sich die Liebe
Bewahrt im Herzen seines Volks.
Der Hochmuth nur kann ihn zum Falle führen,
Und von den niedern Hütten, wo dir jetzt
Der Retter ausging, droht geheimnißvoll
Den schuldbesteckten Enkeln das Verderben!

Burgund.

Erlenchtet Mädchen, das der Geist befeelt!
Wenn deine Augen in die Zukunft dringen,
So sprich mir auch von meinem Stamm! Wird er
Sich herrlich breiten, wie er angefangen?

Johanna.

Burgund! Hoch bis zu Throneshöhe hast
Du deinen Stuhl gesetzt, und höher strebt
Das stolze Herz, es hebt bis in die Wolken
Den kühnen Bau. — Doch eine Hand von Oben
Wird seinem Wachsthum schnellig Halt gebieten.
Doch fürchte drum nicht deines Hauses Fall!
In einer Jungfrau lebt es glänzend fort,
Und sceptertragende Monarchen, Hirten
Der Völker, werden ihrem Schoß' entblühen.
Sie werden herrschen auf zwei großen Thronen,
Gefüge schreiben der bekannten Welt
Und einer neuen, welche Gottes Hand
Noch zudeckt hinter unbeschrifteten Meeren.

Karl.

O, sprich, wenn es der Geist dir offenbaret,
Wird dieses Freundsckündniß, das wir jetzt
Erneut, auch noch die späten Enkelstämme
Vereinigen?

Johanna

nach langem Stillstehen

Ihr Könige und Herrscher!

Fürchtet die Zwietracht! Decket nicht den Streit
Aus seiner Höhle, wo er schläft: denn, einmal
Erwacht, bedrängt er spät sich wieder! Enkel
Erzeugt er sich, ein eisernes Geschlecht,
Fortzündet an dem Brande sich der Brand.
— Verlangt nicht mehr zu wissen! Brennt euch
Der Gegenwart. Laßt mich die Zukunft still
Verdecken!

Sorel.

Heilig Mädchen, du erforschest
Mein Herz, du weißt, ob es nach Größe eitel strebt:
Auch mir gib ein erfreuliches Orakel.

Johanna.

Mir zeigt der Geist nur große Weltgeschicke;
Dein Schicksal ruht in deiner eignen Brust!

Dunois.

Was aber wird dein eigen Schicksal seyn,
Erhabnes Mädchen, das der Himmel liebt?
Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erde,
Da du so fromm und heilig bist.

Johanna.

Das Glück
Wohnt trocken in dem Schoß des ew'gen Vaters.

Karl.

Dein Glück sey fortan deines Königs Sorge!
Denn deinen Namen will ich herrlich machen
In Frankreich; selig preisen sollen dich
Die spätesten Geschlechter — und gleich jetzt
Erfüll' ich es. — Knie nieder!

Er zieht das Schwert und berührt sie mit demselben.

Und sey' auf

Als eine Gode! Ich erhebe dich,
Dein König, aus dem Stande deiner dunkeln
Geburt — Im Grabe ab! ich deine Väter —
Du sollst die Lilie im Wappen tragen,
Den Besten sollst du ebenbürtig seyn
In Frankreich; nur das königliche Blut
Von Valois sey edler, als das deine!
Der Grösste meiner Großen fühle sich
Durch deine Hand geehrt; mein sey die Sorge,
Dich einem edeln Gatten zu vermählen.

Dunois tritt vor.

Mein Herr erfor sie, da sie niedrig war:
Die neue Ehre, die ihr Haupt umglänzt,
Erhöht nicht ihr Verdienst, noch meine Liebe.
Hier in dem Angesichte meines Königs
Und dieses heiligen Bischofs reich' ich ihr
Die Hand als meiner fürstlichen Gemahlin,
Wenn sie mich würdig hält, sie zu empfangen.

Karl.

Unwiderstehlich Mädchen, du häußt Wunder
Auf Wunder! Ja, nun glaub' ich, daß dir nichts
Unmöglich ist. Du hast dies stolze Herz
Bewungen, das der Liebe Allgewalt
Hohn sprach bis jetzt.

La Hire tritt vor.

Johanna's schönster Schmuck,

Kenn' ich sie recht, ist ihr bescheidenes Herz.
Der Guldigung des Größten ist sie werth.
Doch nie wird sie den Wunsch so hoch erbeben.
Sie strebt nicht schwindelnd eitler Hocht zu nach;
Die treue Neigung eines redlichen
Gemüths genügt ihr und das stille Los,
Das ich mit dieser Hand ihr anerbiete.

Karl.

Auch du, La Hire? Zwei treffliche Bewerber,
An Heldentugend gleich und Kriegesruhm!
— Willst du, die meine Feinde mir versöhnt,
Mein Reich vereinigt, mir die liebsten Freunde
Entzweien? Es kann sie Einer nur beugen,
Und Leben acht' ich solchen Preises werth.
So rede du, dein Herz muß hier entscheiden.

Sorel tritt vor.

Die edle Jungfrau seh' ich überrascht,
Und ihre Wangen färbt die züchtige Scham.
Man geb' ihr Zeit, ihr Herz zu fragen, sich
Der Freundin zu vertrauen und das Siegel
Zu lösen von der festverschloss'nen Brust.
Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo
Auch ich der strengen Jungfrau schwererlich
Mich nahen, ihr den treu verschwiegenen Busen
Darbieten darf. — Man laß' uns weiblich erst
Das Weibliche bedenken und erwarte,
Was wir beschließen werden.

Karl, im Weg? zu gehen.

Also sey's!

Johanna.

Nicht also, Eire! Was meine Wangen färbte,
Wird die Verwunderung nicht der blöden Scham.
Ich habe dieser edeln Frau nicht zu vertraun,
Desh' ich vor Männern mich zu schämen hätte.
— ehret mich dieser edeln Ritter Wahl;

Doch nicht verließ ich meine Schloßertrist,
Um weltlich eitle Hohelt zu ersagen,
Noch, mir den Brautkranz in das Haar zu flechten,
Legt' ich die ehre Waffenhülfe an.
Verufen bin ich zu ganz anderm Werk,
Die reine Jungfrau nur kann es vollenden.
Ich bin die Kriegerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin seyn.

Erzbischof.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am Würdigsten dem Himmel!
Und, hast du dem Befehle deines Gottes,
Der in das Feld dich rief, genug gethan,
So wirst du deine Waffen von dir legen
Und wiederkehren zu dem sanfteren
Geschlecht, das du verlungnet hast, das nicht
Verufen ist zum blutigen Werk der Waffen.

Johanna.

Ehrrwürd'ger Herr, ich weiß noch nicht zu sagen,
Was mir der Geist gebieten wird zu thun;
Doch, wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme
Nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr.
Jetzt aber heißt er mich mein Werk vollenden.
Die Stirne meines Herren ist noch nicht
Gekrönt, das heil'ge Del hat seine Scheitel
Noch nicht benetzt, noch heißt mein Herr nicht König.

Karl.

Wir sind begriffen auf dem Weg nach Rheims.

Johanna.

Laß' uns nicht still stehn, denn geschäftig sind
Die Heinde rings, den Weg dir zu verstopfen.
Doch mitten durch sie Alle fähr' ich dich!

Dunois.

Wenn aber Alles wird vollendet seyn,
Wenn wir zu Rheims nun siegend eingezogen,
Wirst du mir dann vergönnen, heilig Mädchen —

Johanna.

Will es der Himmel, daß ich sieggekront
Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre,
So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin
Hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause.

Karl, ihre Hand fassend.

Dich treibt des Weibes Stimme jetzt, es schweigt
Die Liebe in dem gotterfüllten Busen;
Sie wird nicht immer schweigen, glaube mir!
Die Waffen werden ruhn, es führt der Sieg
Den Frieden an der Hand; dann lehrt die Freude
In jeden Busen ein, und sanftere
Gefühle wachen auf in allen Herzen —
Sie werden auch in deiner Brust erwachen,
Und Abtöten süßer Sehnsucht wirst du weinen,
Wie sie dein Auge nie vergoß — dies Herz,
Das jetzt der Himmel ganz erfüllt, wird sich
In einem irdischen Freunde liebend wenden —
Jetzt hast du zehntausende beglückt,
Und, denen zu beglücken, wirst du enden!

Johanna.

Dauphin! Willst du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gesicht verstörest,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst du lebendigen gemelnen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubige!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Daz' sich ein Weib mit kriegerischem Erz'
Umgeben, in die Mannerschlacht sich mischen?
Weh mir, wenn ich das Nachschwert meines Gottes

In Händen führete und im eiteln Herzen
Die Reizung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär nie geboren!
Rein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zührend wollt entrißten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

Karl.

Brecht ab. Es ist umsonst, sie zu bewegen.

Johanna.

Befehl, daß man die Kriegstrommete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille;
Es jagt mich auf aus dieser müßigen Ruh'
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Orbietrißch mahnend meinem Schicksal zu.

Fünfter Auftritt.

Ein Ritter, eilfertig.

Karl.

Was ist's?

Ritter.

Der Feind ist über die Marne gegangen
Und stellt sein Heer zum Treffen.

Johanna, begeistert.

Schlacht und Kampf!

Jetzt ist die Seele ihrer Wunde frei.

Bewaffnet euch, ich ordn' indeß die Schaaren.

Sie eilt hinaus.

Karl.

Kolst ihr, La Hire — Sie wollen uns am Thore
Von Rheims noch um die Krone kämpfen lassen!

Dunois.

Sie treibt nicht wahrer Muth. Es ist der letzte
Versuch unmächtig wüthender Verzweiflung.

Karl.

Vargund, Euch sporn' ich nicht. Heut' ist der Tag,
Um viele böse Tage zu vergüten.

Vargund.

Ihr sollt mit mir zufrieden seyn.

Karl.

Ich selbst

Will Euch vorangehn auf dem Weg des Ruhms
Und in dem Angesicht der Krönungsstadt
Die Krone mir erschleichen. — Meine Agnes,
Dein Ritter sagt dir Lebewohl!

Agnes umarmt ihn.

Ich weine nicht, ich zittere nicht für dich,
Mein Glauben greift vertrauend in die Wolken.
So viele Wänder seiner Gnade gab
Der Himmel nicht, daß wir am Ende trauern.
Vom Sieg gekrönt umarm' ich meinen Herrn,
Wir sagt's das Herz, in Rheims bezwungenen Mauern.

• Trompeten erschallen mit muthigem Ton und gehen, während ver-
wandelt wird, in ein wildes Kriegsgelärm über, das Oester-
fällt ein bei offener Scene und wird von freigeistlichen Instrumenten
hinter der Scene begleitet.

Der Schauspiel verwandelt sich in eine freie Gegend, die von Bäumen
begrenzt wird. Man sieht während der Ruht Soldaten über den Hinter-
grund schnell wegziehen.

Sechster Auftritt.

Calbot, auf Jaskolf gestützt und von Soldaten begleitet.

Gleich darauf **Lionel**

Calbot.

Hier unter diesen Bäumen setz' ich mich nieder,
Und Ihr begehrt Euch in die Schlacht zurück:
Ich brauche keines Weistands, um zu sterben.

Jaskolf.

O unglücklich jammervoller Tag!

Lionel tritt auf.

Au welchem Anblick kommt Ihr, Lionel!

Hier liegt der Feldherr auf den Tod verwundet.

Lionel.

Das wolle Gott nicht! Edler Lord, steht auf!

Jetzt ist's nicht Zeit, ermattet hinzusinken.

Weicht nicht dem Tod, gebietet der Natur

Mit Eurem mächt'gen Willen, daß sie lebe.

Calbot.

Umsonst! Der Tag des Schicksals ist gekommen,

Der unsern Thron in Frankreich stürzen soll.

Vergebens in verweilungsvollem Kampf

Wagt' ich das Letzte noch, ihn abzuwenden.

Vom Strahl dahingeschmettert lieg' ich hier,

Um nicht mehr aufzustehn. — Rheims ist verloren.

So eilt, Paris zu retten.

Lionel.

Paris hat sich vertragen mit dem Dauphin:

So eben bringt ein Eilbot' uns die Nachricht.

Calbot reißt den Verband auf.

So strömet hin, ihr Wäde meines Bluts,

Denn überdrüssig bin ich dieser Sonne!

Lionel.

Ich kann nicht bleiben. — Jaskolf, bringt den Feldherrn

An einen sichern Ort: wir können uns

Nicht lange mehr auf diesem Posten halten.

Die Unfern fliehen schon von allen Seiten:

Unwiderstehlich bringt das Mädchen vor —

Calbot.

Unnütz, du siehst, und ich muß untergehn;

Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Erhabene Vermuth, liebliche Tochter

Des göttlichen Hauptes, weiße Gründerin

Des Weltgebäudes, Nährerin der Sterne,

Wer bist du denn, wenn du, dem tollsten Noß

Des Überwiges an den Schweif gebunden,

Unmächtig rufend, mit dem Trunkenen

Sich sehend in den Abgrund stürzen mußt!

Verflucht sey, wer sein Leben an das Große

Und Würd'ge wendet und bedachte Plane

Mit weissem Gein' entwirft! Dem Narrentönl

Gehört die Welt —

Lionel.

Mylord! Ihr habt nur noch

Für wenige Augenblicke Leben — Denkt

An Euren Schöpfer!

Calbot.

Wären wir als Taysere

Durch andre Taysere besiegt, wir könnten

Uns trösten mit dem allgemeinen Schicksal,

Das immer wechselnd seine Kugeln dreht —

Doch solchem groben Gaukelspiel' erliegen!

War unser ernstes arbeitvelles Leben

Keines ernsthaften Ausganges werth?

Lionel reißt ihm die Hand.

Mylord, fahrt wohl! Der Thränen schuldigen Zoll

Will ich Euch redlich nach der Schlacht entrichten,

Wenn ich alsdann noch übrig bin. Jetzt aber

Ruft das Geschick mich fort, das auf dem Schlachtfeld

Noch richtend sitzt und seine Leise schüttelt.

Auf Wiedersehn in einer andern Welt!

Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft.

Gedr. ab.

Calbot.

Wald ist's vorüber, und der Erde geb' ich,

Der ew'gen Sonne die Atome wieder,

Die sich zu Schmerz und Luß in mir gefügt —

Und von dem mächt'gen Talbot, der die Welt
Mit seinem Kriegsrühm füllte, bleibt nichts übrig,
Als eine Handvoll leichten Staubs. — So geht
Der Mensch zu Ende — und die einzige
Anbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles Dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswerth. —

Siebenter Auftritt.

Karl. Burgund. Dunois. Du Chatel und
Soldaten treten auf.

Burgund.

Die Schanze ist erstürmt.

Dunois.

Der Tag ist unser.

Karl, Talbot bemerkt.

Seht, wer es ist, der dort vom Licht der Sonne
Den unfreiwillig schweren Abschied nimmt?
Die Rüstung zeigt mir keinen schlechten Mann.
Geht, springt ihm bei, wenn ihm noch Hülfe fremmt.

Soldaten aus des Königs Gefolge treten hinzu

Karl.

Zurück! Bleibt fern! Habt Achtung vor dem Todten.
Dem ihr im Leben nie zu nahen gewünscht!

Burgund.

Was seht ihr! Talbot liegt in seinem Blut!

Er geht auf ihn zu. Talbot blickt ihn starr an und stirbt

Karl.

Hinweg, Burgund! Den letzten Blick des Helden
Bergisse nicht der Anblick des Verräthers!

Dunois.

Burcharders Talbot! Unbewinglicher!
Nimmst du verließ mit so geringem Raum,
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Hiefengeistes genügen.
Erst jetzt, Sire, begrüß' ich Euch als König:
Die Krone zitterte auf Eurem Haupt,
Solang' ein Geist in diesem Körper lebte.

Karl,

nachdem er das Leben Talbots noch einmal betrachtet

Ihn hat ein Höherer besiegt, nicht wir!
Er liegt auf Frankreichs Erde, wie der Held
Auf seinem Schild, den er nicht lassen wollte.
Bringt ihn hinweg!

Soldaten heben den Leichnam auf und tragen ihn fort.

Fried sey mit seinem Staube!

Ihm soll ein ehrenvolles Denkmal werden.
Mitten in Frankreich, wo er seinen Lauf
Als Held geendet, ruhe sein Gebein!
So weit, als er, drang noch kein feindlich Schwert;
Seine Grabchrift sey der Ort, wo man ihn findet.

Karl.

Herr, ich bin dein Gefangener.

Karl

gibt ihm sein Schwert zurück.

Nicht also!

Die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg,
Frei sollt Ihr Eurem Herrn zu Grabe folgen.
Jetzt eilt, Du Chatel — Meine Agnes zittert —
Entzeiße sie ihrer Angst um uns — bringt ihr
Die Botschaft, daß wir leben, daß wir siegen,
Und führt sie im Triumph nach Orleans!

Du Chatel geht ab.

Achter Auftritt.

La Hire zu den Vorigen.

Dunois.

La Hire,

Wo ist die Jungfrau?

La Hire.

Wie? Das frag' ich Euch.

An Eurer Seite sehtend ließ ich sie.

Dunois.

Von Eurem Arme glaub' ich sie beschützt,
Als ich dem König heizuspringen eilte.

Burgund.

Im dichtsten Heindeshaufen sah ich noch
Vor Kurzem ihre weiße Bahne wehn.

Dunois.

Weh' uns, wo ist sie? Böses ahnet mir!
Kommt, eilen wir, sie zu befreien. — Ich fürchte,
Sie hat der süßen Ruth zu weit geführt,
Umringt von Feinden kämpft sie ganz allein,
Und hilflos unterliegt sie jetzt der Menge.

Karl.

Eilt, rettet sie!

La Hire.

Ich folg' Euch, kommt!

Burgund.

Wir Alle!

Was steht die Jungfrau von Orleans in der Ferne von der Schanze?

Neunter Auftritt.

Ein Ritter in ganz schwarzer Rüstung, mit geschlossener Waffe.
Johanna tritt auf die erste Bühne, wo sie sich aufhält.

Johanna.

Arglößiger! Jetzt erkenn' ich deine Lüge!
Du hast mich trüglich durch verstellte Nacht
Vom Schlachtfeld weggeleitet und Tod und Schicksal
Von vieler Wirtensöhne Haupt entfernt.
Doch jetzt ereilt dich selber das Verderben.

Schwarzer Ritter.

Warum verfolgst du mich und heitest dich
So wuthentbrannt an meine Fersen? Wie
Ist nicht bestimmt, von deiner Hand zu fallen.

Johanna.

Verhaßt in tiefster Seele bist du mir,
Gleichwie die Nacht, die deine Lampe ist.
Dich weg zu tilgen von dem Licht des Tags,
Treibt mich die unbewingliche Begier.
Wer bist du? Deiner dein Wiff. — Hätt' ich
Den kriegsweisen Talbot in der Schlacht
Nicht fallen sehen, so sag' ich, du wärst Talbot.

Schwarzer Ritter.

Schweigt dir die Stimme des Prophetengeistes?

Johanna.

Sie redet laut in meiner tiefsten Brust,
Doch mir das Unglück an der Seite steht.

Schwarzer Ritter.

Johanna d'Arc! Bis an die Thore Orleans
Bist du gedungen auf des Sieges Flügeln.
Dir anhebe der erworbene Ruhm. Entlasse
Das Glück, das dir als Sklave hat gedient.
Oh' es sich zühnend selbst befreit: es haßt
Die Treu', und keinem dient es bis ans Ende.

Johanna.

Was heißest du in Mitte meines Laufs
Mich stille stehen und mein Werk verlassen?
Ich führ' es aus und löse mein Geißel!

Schwarzer Ritter.

Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn,
In jedem Kampfe siegst du. — Aber gehe
In keinen Kampf mehr. Höre meine Warnung!

Johanna.

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England niederliegt.

Schwarzer Ritter.

Schau' hin! Dort hebt sich Rheims mit seinen Thürmen,
Das Ziel und Ende deiner Fahrt — die Kuppel
Der hohen Kathedrale siehst du leuchten:
Dort wirst du einziehen im Triumphgepräng,
Deinen König krönen, dein Gelübde lösen.
— Geh nicht hinein! Keh' um! Hör meine Warnung!

Johanna.

Wer bist du, doppelzüngig falsches Wesen,
Das mich erschrecken und verwirren will?
Was magest du dir an, mir falsch Drafel
Betrüglisch zu verkündigen?

Der schwarze Ritter will abgehen, sie tritt ihm in den Weg.

Rein, du siehst

Mir Rede oder stichst von meinen Händen!

Sie will einen Streich auf ihn führen.

Schwarzer Ritter

Gerückt sie mit der Hand, sie bleibt unbeweglich stehen.

Tödt, was sterblich ist!

Macht, Blitz und Donner Schlag. Der Ritter verstirbt.

Johanna

Sieht anfangs erschauert, faßt sich aber bald wieder
Es war nichts Lebendes. Ein trügl'ich Bild
Der Hölle war's, ein widerspenst'ger Geist,
Heraufgestiegen aus dem Feuerpfuhl,
Mein edles Herz im Wuthen zu erschüttern.
Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
Und, kühn die Hölle selber in die Schranken,
Wird soll der Wuth nicht weichen und nicht wanken!

Sie will abgehen.

Dritter Auftritt.**Lionel. Johanna.****Lionel.**

Verfluchte! rüste dich zum Kampf — Nicht Beide
Verlassen wir lebendig diesen Plaz.
Du hast die Weissen meines Volks getödtet;
Der edle Lalbot hat die große Seele
In meinen Wunden ausgeschauet. — Ich räche
Den Tapfern oder theile sein Geschick.
Und, daß du wissest, wer dir Ruhm verleiht,
Er sterbe oder siege — Ich bin Lionel,
Der letzte von den Fürsten unsers Heers,
Und unbezwungen noch ist dieser Arm.

Er bringt auf sie ein, nach einem kurzen Gelechte schlägt sie ihm das

Schwert aus der Hand.

Trennloses Glück!

Er ringt mit ihr.

Johanna

ergreift ihn von hinten zu am Helm und reißt ihm den Helm gewaltsam herunter, daß sein Gesicht entblößt wird, zugleich greift sie das Schwert mit der Rechten.

Erleide, was du suchtest!

Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich!

In diesem Augenblick hebt sie ihm ins Gesicht; sein Antlitz ergreift sie, sie bleibt unbeweglich stehen und läßt dann langsam den Arm sinken.

Lionel.

Was zauberst du und hemmst dein Todesreich?
Nimm mir das Leben auch, du nimmst den Ruhm;
Ich bin in deiner Hand, will nicht Schonung.

Sie gibt ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zu entfernen.

Entfliehen soll ich? Dir soll ich mein Leben
Verdanken? — Eher sterben!

Johanna mit abgewandtem Gesicht.

Ich will nichts davon wissen, daß dein Leben
In meine Macht gegeben war.

Lionel.

Ich hasse dich und dein Geschenk — Ich will
Nicht Schonung — Tödt deinen Feind, der dich
Verabscheut, der dich tödten wollte.

Johanna.

Tödt mich

— Und fliehe!

Lionel.

Ha! was ist Das?

Johanna versteckt das Gesicht.

Wehe mir!

Lionel tritt ihr näher.

Du tödest, sagt man, alle Engelländer,
Die du im Kampf bezwingst — Warum nur mich
Verschonst?

Johanna

erhebt das Schwert mit einer raschen Bewegung gegen ihn, läßt es aber, wie sie ihn ins Gesicht schlägt, schnell wieder sinken.

Heil'ge Jungfrau!

Lionel.

Warum nennst du

Die Heil'ge? Sie weiß nichts von dir; der Himmel
Hat keinen Theil an dir.

Johanna in der beständigsten Bewegung.

Was hab' ich

Gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!

Sie ringt verzweifelt die Hände

Lionel

betrachtet sie mit Verachtung und tritt ihr näher.

Unglücklich Mädchen! Ich beklage dich.

Du rührst mich, du hast Großmuth ausgenüßt

An mir allein, ich fühle, daß mein Haß

Verschwundet, ich muß Antheil an dir nehmen!

— Wer bist du? woher kommst du?

Johanna.

Bert! Entfliehe!

Lionel.

Mich sammelt deine Jugend, deine Schönheit!
Dein Anblick dringt mir in das Herz. Ich möchte
Dich gerne retten — Sage mir, wie kann ich's?
Komm! komm! Entlasse dieser gräßlichen
Verbindung — Wirst sie von dir diese Waffen!

Johanna.

Ich bin unwürdig, sie zu führen!

Lionel.

Wirst

Sie von dir, schnell, und folge mir!

Johanna mit Entsetzen.

Sie folgen!

Lionel.

Du kannst gerettet werden. Folge mir!
Ich will dich retten, aber säume nicht.
Nicht sagt ein ungeheurer Schmerz um dich
Und ein unnenubar Sehnen, dich zu retten —

Demächtigt sich ihres Knecht.

Johanna.

Der Vastard naht! Sie sind's! Sie suchen mich!
Wenn sie dich finden —

Lionel.

Ich beschütze dich!

Johanna.

Ich sterbe, wenn du fällst von ihren Händen!

Lionel.

Bin ich dir theuer?

Johanna.
Heilige des Himmels!
Lionel.

Werb' ich dich wiedersehen? von dir hören?
Johanna.

Nie! Niemals!

Lionel.

Dieses Schwert zum Pfand, daß ich
Dich wiedersehe!

Er entreißt ihr das Schwert.

Johanna.

Masender, du wagst es?

Lionel.

Reht weich' ich der Gewalt, ich seh dich wieder!

Er geht ab.

Filster Auftritt.

Dunois und La Hire. Johanna.

La Hire.

Sie lebt! Sie ist's!

Dunois.

Johanna, fürchte nichts!

Die Freunde stehen mächtig dir zur Seite.

La Hire.

Bleibt dort nicht Lionel?

Dunois.

Laß ihn entfliehn!

Johanna, die gerechte Sache siegt.

Rheims öffnet seine Thore; alles Volk
Strömt jauchzend seinem Könige entgegen —

La Hire.

Was ist der Jungfrau? Sie erbleicht, sie sinkt!

Johanna schenkt sich nicht zu sehen.

Dunois.

Sie ist verwundet — Bleibt der Banger auf —

Es ist der Arm, und leicht ist die Verlegung.

La Hire.

Ihr Blut entfliehet!

Johanna.

Laßt es mit meinem Leben

Hinströmen!

Die Freunde schenken sich nicht zu sehen.

Vierter Aufzug.

Die Engländer sind mit Heeresmacht in die Stadt von Orléans gekommen.

Erster Auftritt.

Johanna.

Die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen,
Auf blut'ge Schlachten folgt Gejang und Tanz,
Durch alle Straßen tönt der muntre Reigen,
Altar und Kirche prangt in Festesglanz,
Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen,
Und um die Säule windet sich der Kranz;
Das weite Rheims faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Völkerfeste.

Und einer Freude Hochgefühl entbrennet,
Und ein Gedanke schlägt in jeder Brust.
Was sich noch jüngst in blut'gem Haß getrennet,
Das theilt entzündt die allgemeine Lust.
Wer nur zum Stamm der Kranken sich bekennet,
Der ist des Namens Folger sich bewußt:
Schwer ist der Glanz der alten Krone,
Und Frankreich huldigt seinem Königssohne.

Doch mich, die all dies Herrliche vollendet,
Mich rührt es nicht, das allgemeine Glück;
Mir ist das Herz verwandelt und gewendet,
Es flieht von dieser Festlichkeit zurück,
Ins brit'sche Lager ist es hingewendet,
Hinüber zu dem Belübe schweift der Blick,
Und aus der Freude Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Wusens zu verhehlen.

Wer? Ich? Ich eines Mannes Bild

In meinem reinen Busen tragen?

Dies Herz, von Himmelsglanz erfüllt,

Darf einer ird'schen Liebe schlagen?

Ich, meines Landes Retterin,

Des höchsten Gottes Kriegerin,

Für meines Landes Feind entbrennen?

Darf ich's der keuschen Sonne nennen,

Und mich vernichtet nicht die Scham?

Die Nacht hinter der Scene geht in eine weiche schmelzende Melodie über.

Wehe! weh mir! Welche Thue!

Wie verführen sie mein Ohr!

Jeder ruft mir seine Stimme,

Baubert mir sein Bild hervor!

Daß der Sturm der Schlacht mich fahie,

Eyere tausend mich umtönten

In des heißen Streites Wuth!

Wieder jäh' ich meinen Muth!

Diese Stimmen, diese Thue,

Wie umstricken sie mein Herz!

Jede Kraft in meinem Busen

Können sie in weichem Erbnen,

Schmelzen sie in Wehmuths-Thränen!

Sollt' ich ihn tödten? Konnt' ich's, da ich ihm
Ins Auge sah? Ihn tödten! Oher hält' ich
Den Mordtadel auf die eigne Brust gedrückt!
Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
In Mitleid Sünde? — Mitleid! Hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den Andern, die dein Schwert gepöbert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der rarte Jüngling, um sein Leben flehte?
Unglücklich Herz! du läßt dem ew'gen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!

Warum mußt' ich ihm in die Augen sehn!

Die Züge schau'n des edeln Angesichts!

Mit reinem Blick hing dein Verbrechen an,

Unglückliche! Ein blindes Verlangen fordert Gott;

Mit blinden Augen mußt'est du's vollbringen!

Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schuld,

Ergrißest dich der Hölle Schlingen!

Die Scene hinter der Scene geht in eine stille Wehmuth.

Armer Stab! o, hält' ich nimmer

Mit dem Schwerte dich vertauscht!

Hätt' es nie in deinen Zweigen,

Heilige Stiche, mir geraucht!

Wärest du nimmer mir erschienen,

Höbe Himmelsdämon!

Nimm, ich kann sie nicht verdienen,

Deine Krone, nimm sie hin!

Ach, ich sah den Himmel offen

Und der Sel'gen Angesicht!

Doch auf Erden ist mein Hoffen,

Und im Himmel ist es nicht!

Mußt'est du ihn auf mich laden,

Diesen furchtbaren Beruf?

Konnt' ich diesen Herz verhärtet,

Das der Himmelsfahrend schuf?

Wißt du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die, frei von Sünden,
Stehn in deinem ew'gen Haus;
Deine Geister sende aus,
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin weiche Seele!

Kümmert mich das Los der Schlachten,
Mich der Zwist der Könige?
Schuldlos trieb ich meine Kämmer
Auf des stillen Berges Hüh.
Doch du riffest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben,
Ach, es war nicht meine Wahl!

Zweiter Auftritt.

Agnes Sorel. Johanna.

Sorel

Kommt in lebhafter Mährung; wie sie die Jungfrau erblickt, eilt sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals, pleglich beknnt sie sich, laßt sie los und fällt vor ihr nieder.

Mein! Nicht so! Hier im Staub vor dir —

Johanna will sie aufheben.

Steh' auf!

Was ist dir? Du vergiffest dich und mich.

Sorel.

Laß mich, es ist der Freude Drang, der mich
Zu deinen Füßen niederwirft — ich muß
Mein überwallend Herz vor Gott ergießen:
Den Unsihtbaren bet' ich an in dir.
Du bist der Engel, der mir meinen Herrn
Nach Rheims geführt und mit der Krone schmückt.
Was ich zu sehen nie geträumt, es ist
Erfüllt! Der Krönungsang bereitet sich,
Der König steht im festlichen Ornat,
Versammelt sind die Pärs, die Mächtigen
Der Krone, die Insignien zu tragen;
Zur Kathedrale wallend strömt das Volk:
Es schallt der Reigen, und die Glocken tönen.
O, dieses Glückes Hülle trag' ich nicht!

Johanna hebt sie sanft in die Höhe. Agnes Sorel hält einen Augenblick inne, indem sie der Jungfrau nader und Auge steht.

Doch du bleibst immer ernst und streng; du kannst
Das Glück erschaffen, doch du theilst es nicht.
Dein Herz ist kalt, du fühlst nicht unsre Freuden,
Du hast der Himmel Herrlichkeit gesehn,
Die reine Brust bewegt kein irdisch Glück.

Johanna ergreift ihre Hand mit Heftigkeit, laßt sie aber schnell wieder fahren.

O, könntest du ein Weib seyn und empfinden!
Weg diese Rüstung ab, kein Krieg ist mehr,
Bekenne dich zum sanfteren Geschlechte!
Mein liebend Herz flieht schon vor dir zurück,
Solange du der strengen Pallas gleichst.

Johanna.

Was forderst du von mir!

Sorel.

Entwaffne dich!

Leg diese Rüstung ab! Die Liebe fürchtet,
Sich dieser stahlbedeckten Brust zu nahen.
O, sey ein Weib, und du wirst Liebe fühlen!

Johanna.

Jetzt soll ich mich entwaffnen! Jetzt! Dem Tod
Will ich die Brust entblößen in der Schlacht!
Jetzt nicht — o, möchte ich das Schwert
Vor euren Festen, vor mir selbst mich schüzen!

Sorel.

Dich liebt Graf Dunois. Sein edles Herz,
Dem Ruhm nur offen und der Helbentugend,
Es glüht für dich in heiligem Gefühl!
O, es ist schön, von einem Helden sich geliebt
Zu sehn — es ist noch schöner, ihn zu lieben!

Johanna wendet sich mit stischen Finoweg.

Du haßest ihn! — Nein, nein, du kannst ihn nur
Nicht lieben — Doch wie solltest du ihn haßen!
Man haßt nur Den, der den Geliebten uns
Entreißt; doch dir ist Keiner der Geliebte!
Dein Herz ist ruhig — Wenn es fühlen könnte —

Johanna.

Beklage mich! Beweine mein Geschick!

Sorel.

Was könnte dir zu deinem Glück mangeln?
Du hast dein Wort gelöt, Frankreich ist frei,
Bis in die Krönungsstadt hast den König
Siegreich geführt und hohen Ruhm erkritten;
Dir huldigt, dich preist ein glücklich Volk;
Von allen Zungen überströmend fließt
Dein Lob; du bist die Göttin dieses Festes;
Der König selbst mit seiner Krone strahlt
Nicht herrlicher, als du.

Johanna.

O, könnt' ich mich
Verbergen in den tiefsten Schoß der Erde!

Sorel.

Was ist dir? Welche seltsame Bewegung!
Wer dürfte frei aufschau an diesem Tage,
Wenn du die Blicke niederschlagen sollst?
Mich laß' erdöhen, mich, die neben dir
So klein sich fühlt, zu deiner Heidenstärke sich,
Zu deiner Hoheit nicht erheben kann!
Denn soll ich meine ganze Schwäche dir
Gestehen? Nicht der Ruhm des Vaterlandes,
Nicht der erucnte Glanz des Thrones, nicht
Der Völker Hochgefühl und Siegesfreude
Beschäftigt dieses schwache Herz. Es ist
Nur Einer, der es ganz erfüllt; es hat
Nur Raum für dieses einzige Gefühl:
Er ist der Angebetete, ihm jauchzt das Volk,
Ihn segnet es, ihm streut es diese Blumen,
Er ist der Meine, der Geliebte ist's.

Johanna.

O, du bist glücklich! Selig preise dich!
Du liebst, wo Alles liebt! Du darfst dein Herz
Aufschließen, laut aussprechen dein Entzücken
Und offen tragen vor der Menschen Blicken!
Dies Rest des Reichs ist deiner Liebe Best.
Die Völker alle, die unendlichen,
Die sich in diesen Mauern stehend drängen,
Sie theilen dein Gefühl, sie heil'gen es;
Sie jauchzen sie, die flechten sie den Kranz.
Eins bist du mit der allgemeinen Wonne,
Du liebst das Allerfreuende, die Sonne,
Und, was du siehst, ist deiner Liebe Glanz!

Sorel, die um den Hals fallend.

O, du entzückst mich, du veröthst mich ganz!
Ja, ich verkannte dich, du kennst die Liebe,
Und, was ich fühle, sprichst du mächtig aus.
Von seiner Furcht und Schene löst sich mir
Das Herz, es wallt vertrauens dir entgegen —

Johanna

entreißt sich mit Heftigkeit ihrem Arnen.

Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner pestersüllten Nähe!
Sei glücklich, geh! Mich laß' in uefter Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen —

Sorel.

Du erschreckst mich, ich begreife
Dich nicht; doch ich begriff dich nie — und stets
Verhüllt war mir dein dunkel tiefes Wesen.
Wer möcht' es fassen, was dein heilig Herz,
Der reinen Seele Bartgefühl erschreckt!

Johanna.

Du bist die Heilige! du bist die Reine!
Sähst du mein Innerstes, du stiehest schauernd
Die Freundin von dir, die Verrätherin!

Dritter Auftritt.

Dunois. Du Chatel und La Hire mit der Fahne der
Johanna.

Dunois.

Dich suchen wir, Johanna. Alles ist
Bereit; der König sendet uns, er will,
Daß du vor ihm die heilige Fahne tragest;
Du sollst dich schließen an der Fürsten Reithu,
Die Nächste an ihm selber sollst du gehn:
Denn er verlengert's nicht, und alle Welt
Soll es bezeugen, daß er dir allein
Die Ehre dieses Tages ankennt.

La Hire.

Hier ist die Fahne. Nimm sie, edle Jungfrau!
Die Fürsten warten, und es harret das Volk.

Johanna.

Ich vor ihm herrschen? Ich die Fahne tragen?

Dunois.

Wem anders ziemt' es! Welche andre Hand
Ist rein genug, das Heiligtum zu tragen!
Du schwangst sie im Gefecht; trage sie
Zur Fierde nun auf diesem Weg der Kunde.

Es folgt eine Pause, während derer sie die Fahne an sich nimmt.

Johanna.

Hinweg! Hinweg!

La Hire.

Was ist dir? Du erschrickst
Vor deiner eignen Fahne! — Zieh sie an!

Es folgt eine Pause, während derer sie die Fahne an sich nimmt.

Es ist dieselbe, die du siegend schwangst.
Die Himmelskugeln in drauß gebildet,
Die über einer Eidenagel schwebt:
Denn also lebte dich's die heilige Mutter.

Johanna, mit Entsetzen.

Eie ist's! Sie selbst! Ganz so erdrien sie mir.
Echt, wie sie herblüht und die Sterne faltet,
Zernglühend aus den finstern Wimpern schaut!

Sorel.

O, sie ist außer sich! Komm zu dir selbst!
Erkenne dich! Du siehst nichts Wirkliches!
Das ist ihr irdisch nachgeahmtes Bild.
Sie selber wandelt in des Himmels Chören!

Johanna.

Furchtbare, kommst du, dein Geschöps zu strafen?
Werderbe, strafe mich, nimm keine Woge
Und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt:
Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweicht,
Gelästert hab' ich deinen heiligen Namen!

Dunois.

Weg' uns! Was ist das? Welch' unselige Reden!

La Hire, erschauert zu Du Chatel.

Ist Ihr diese seltsame Bewegung?

Du Chatel.

Ich sehe, was ich seh'. Ich hab' es längst
Gefürchtet.

Dunois.

Wie? was sagt Ihr?

Du Chatel.

Was ich denke,
Darf ich nicht sagen. Wollte Gott, es wäre
Vorüber, und der König wär gekrönt!

La Hire.

Wie? Hat der Schrecken, der von dieser Fahne
Ausging, sich auf dich selbst zurück gewendet?
Den Dritten laß vor diesem Felsen zittern,
Den Feinden Frankreichs ist es fürchterlich,
Doch seinen treuen Bürgern ist es gnädig.

Johanna.

Ja, du sagst recht: den Freunden ist es hold,
Und auf die Feinde sendet es Entsetzen!

Man hört den Rüstungsmarsch.

Dunois.

So nimm die Fahne! Nimm sie! Sie beginnen
Den Zug, kein Augenblick ist zu verlieren!

Pause.

Alle gehen ab. Es folgt eine Pause.

Vierter Auftritt.

Zuschauer. *Es sieht den Zuschauer aus, als wären heraus tretende Per-*
trand, Claude Marie und Etienne *und kommen her-*
vortretend in der Folge auch Margot und Louison. *Der An-*
sichtnahme der Zuschauer gegenüber steht der Herr.

Bertrand.

Hört die Musik! Sie sind's! Sie haben schon!
Was ist das Beste? Steigen wir hinauf
Auf die Plattform oder drängen uns
Durchs Volk, daß wir vom Aufzug nichts verlieren!

Etienne.

Es ist nicht durchzukommen. Alle Straßen sind
Von Menschen vollgedrängt zu Fuß und Wagen.
Laßt uns lieber an diese Häuser treten:
Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüber kommt.

Claude Marie.

It's doch, als ob
Halb Frankreich sich zusammen hier gesunden;
So allgewaltig ist die Mut, daß sie
Auch uns im heinen lothringischen Land'
Hat aufgehoben und höher gespült!

Bertrand.

Wer wird

In seinem Winkel müßig sitzen, wenn
Das Große sich begibt im Vaterland!
Es hat auch Schweiß und Blut genug gekostet,
Als das zu Arzenei kam aufs rechte Haupt!
Und nun? — Ach, der der wahre ist,
Dem wir die Arzenei jetzt geben, soll nicht schlecht
Begeleitet sein, als der Pariser ihrer,
Dem sie zu Saint Denis gekrönt! Der ist
Kein Wohlgefinnter, der von diesem Best'
Begeleitet und nicht mißtraut! Es lebe der König!

Fünfter Auftritt.

Margot und Louison treten zu ihnen.

Louison.

Wir werden unsre Schwester sehen, Margot!
Wir rocht das Herz.

Margot.

Wir werden sie im Glanz'
Und in der Hoheit sehen und zu uns sagen:
Es ist Johanna, es ist unsre Schwester!

Louison.

Ich kann's nicht glauben, bis ich sie mit Augen
Gesehn, daß diese Mächtige, die man
Die Jungfrau nennt von Orleans, unsre Schwester
Johanna ist, die uns verloren ging.

Der Marsch kommt immer näher.

Margot.

Du zweifelst noch? du wirst's mit Augen sehn!

Bertrand.

Orbt Acht! Sie kommen!

Sechster Auftritt.

Flötenspieler und Hoboisten eröffnen den Zug; Kinder
folgen, weiß gekleidet, mit Zweigen in der Hand, hinter diesen zwei
Herolde; darauf ein Zug von Hellesbardierern, Ma-
gistratspersonen in der Mitte folgen, darauf zwei Mar-
schälle mit dem Stabe, Herzog von Burgund, das
Schwert tragend, Dunois mit dem Scepter, andere Große mit
der Krone, dem Reichsapfel und dem Gesichtsbügel, andere mit Opfer-
gaben; hinter diesen Ritter in ihrem Edelrock; Chorkna-
ben mit dem Knäuel, dann zwei Bischöfe mit der Eke. Hinter,
Erzbischof mit dem Crucifix, ihm folgt Johanna mit der
Fahne. Sie geht mit geordnetem Schritt und unermüdeten Schritten die
Schwerden gehen bei ihrem Muth Zeichen des Entschlusses und der Freude.
Hinter ihr kommt der König unter einem Baldachin, welchen vier
Barone tragen, gefolgt von Soldaten. Wenn der
Zug in die Kirche hinein ist, schweigt der Marsch.

Siebenter Auftritt.

Louison. Margot. Claude Marie. Etienne.

Bertrand.

Margot.

Siehst du die Schwester?

Claude Marie.

Die im goldenen Harnisch,
Die vor dem König herging mit der Fahne?

Margot.

Sie war's. Es war Johanna, unsre Schwester!

Louison.

Und sie erkannt' uns nicht! Sie ahnete
Die Nähe nicht der schwesterlichen Brust.
Sie sah zur Erde und erschien so blaß,
Und unter ihrer Fahne ging sie zitternd —
Ich konnte mich nicht freun, da ich sie sah.

Margot.

So hab' ich unsre Schwester nun im Glanz!
Und in der Herrlichkeit gesehn. — Wer hätte
Auch nur im Traum geahnet und gedacht,
Da sie die Heerde trieb auf unsern Bergen,
Daß wir in solcher Pracht sie würden schaun.

Louison.

Der Traum des Vaters ist erfüllt, daß wir
Zu Rheims uns vor der Schwester würden neigen.
Das ist die Kirche, die der Vater sah
Im Traum, und Alles hat sich nun erfüllt.
Doch der Vater sah auch traurige Gesichter:
Ach, mich bekümmert's, sie so groß zu sehn!

Bertrand.

Was sehn wir müßig hier? Kommt in die Kirche,
Die heilige Handlung anzusehn!

Margot.

Ja, kommt!

Vielleicht, daß wir der Schwester dort begegnen.

Louison.

Wir haben sie gesehen. Kehren wir
Zu unser Dorf zurück.

Margot.

Was? eh' wir sie
Begrüßt und angeredet?

Louison.

Sie gehört

Uns nicht mehr an; bei Fürsten ist ihr Platz
Und Königen — Wer sind wir, daß wir uns
Zu ihrem Glanze rühmend eitel drängen?
Sie war uns fremd, da sie noch unser war!

Margot.

Wird sie sich unser schämen, uns verachten?

Bertrand.

Der König selber schämt sich unser nicht;
Er grüßte freundlich auch den Niedrigsten.
Sei sie so hoch gestiegen, als sie will,
Der König ist doch größer!

Trumpfen und Pauken ertönen aus der Kirche.

Claude Marie.

Kommt zur Kirche!

Sie eilen nach dem Hintergunde, wo sie sich unter dem Volke verlieren.

Achter Auftritt.

Thibaut kommt, schwarz gekleidet. Raimond folgt ihm und will
ihn zu hülfe rufen.

Raimond.

Bleibt, Vater Thibaut, bleibt aus dem Gedränge
Zurück! Hier seht Ihr lauter frohe Menschen,
Und Euer Gram beleidigt dieses Fest.
Kommt! Bleich wir aus der Stadt mit eil'gen Schritten

Thibaut.

Siehst du mein unglücklich Kind? Hast du
Sie recht betrachtet?

Raimond.

O, ich bit' Euch, nicht!

Thibaut.

Bemerkst du, wie ihre Schritte wankten,
Wie bleich und wie verstört ihr Antlitz war!
Die Unglückselige fühlt ihren Zustand;
Das ist der Augenblick, mein Kind zu retten,
Ich will ihn nutzen.

Er will gehen.

Raimond.

Bleibt! Was wollt Ihr thun?

Thibaut.

Ich will sie überraschen, will sie stürzen
Von ihrem eiteln Glück; ja, mit Gewalt
Will ich zu ihrem Gott, dem sie entsagt,
Zurück sie führen.

Raimond.

Ach, erwägt es wohl!

Stürzt Euer eigen Kind nicht ins Verderben!

Thibaut.

Lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.

Johanna stürzt aus der Kirche heraus auf ihre Fahne. Volk drängt
zu, abernt sie und legt ihre Kleider. Sie wird durch das Gedränge
im Hintergunde aufgehalten.

Sie kommt! Sie ist's! Bleich stürzt sie aus der Kirche.
Es treibt die Angst sie aus dem Heiligtum.
Das ist das göttliche Gericht, das sich
An ihr verkündigt! —

Raimond.

Lebt wohl!

Verlangt nicht, daß ich länger Euch begleite!
Ich kam voll Hoffnung, und ich geh voll Schmerz.

Ich habe Eure Tochter wieder gesehn
Und fühle, daß ich sie aufs Neu verliere.
Er geht ab. Archaus entfernt sich auf der entgegengesetzten Seite.

Neunter Auftritt.

Johanna. Volk. *Hernach ihre Schwestern.*

Johanna

hat sich des Volks bemächtigt und kommt vorwärts.

Ich kann nicht bleiben — Geister jagen mich,
Wie Donner schallen mir der Orgel Töne,
Des Doms Gewölbe stürzen auf mich ein,
Des freien Himmels Weite muß ich suchen!
Die Fahne ließ ich in dem Heiligtum,
Nie, nie soll diese Hand sie mehr berühren!
Mir war's, als hätt' ich die geliebten Schwestern,
Margot und Louison, gleich einem Traum'
An mir vorüber gleiten sehen. — Ach,
Es war nur eine täuschende Erscheinung!
Fern sind sie, fern' und unerreichbar weit,
Wie meiner Kindheit, meiner Unschuld Glück!

Margot, *herunterstehend.*

Sie ist's! Johanna ist's!

Louison *steht ihr entgegen.*

O, meine Schwester!

Johanna.

So war's kein Wahn — ihr seyd es — ich umfass' euch,
Dich, meine Louison! dich, meine Margot!
Hier in der fremden, menschenreichen Stede
Umfang' ich die vertraute Schwesterbrust!

Margot.

Sie kennt uns noch, ist noch die gute Schwester.

Johanna.

Und eure Liebe führt euch zu mir her
So weit, so weit! Ihr züht der Schwester nicht,
Die lieblos ohne Abschied euch verließ!

Louison.

Dich führte Gottes dunkle Schickung fort.

Margot.

Der Ruf von dir, der alle Welt bewegt,
Der deinen Namen trägt auf allen Zungen,
Hat uns erweckt in unserm stillen Dorf'
Und hergeführt zu dieses Festes Feiern.
Wir kommen, deine Herrlichkeit zu sehn,
Und wir sind nicht allein!

Johanna, *schreit.*

Der Vater ist mit euch!

Wo, wo ist er? Warum verbirgt er sich?

Margot.

Der Vater ist nicht mit uns.

Johanna.

Nicht? Er will sein Kind
Nicht sehn? Ihr bringt mir seinen Segen nicht?

Louison.

Er weiß nicht, daß wir hier sind.

Johanna.

Weiß es nicht

Warum nicht? — Ihr verwirret euch? Ihr schweigt
Und seht zur Erde! Sagt, wo ist der Vater?

Margot.

Seitdem du weg bist. —

Louison *schreit.*

Margot!

Margot.

Ja der Vater

Schweremüthig werden.

Johanna.

Schweremüthig!

Louison.

Tröste dich!

Du kennst des Vaters ahnungsvolle Seele!
Er wird sich fassen, sich zufrieden geben,
Wenn wir ihm sagen, daß du glücklich bist.

Margot.

Du bist doch glücklich? Ja, du mußt es seyn,
Da du so groß bist und gerecht!

Johanna.

Ich bin's,

Da ich euch wieder sehe, eure Stimme
Vernehme, den geliebten Ton, mich beim
Erinnre an die väterliche Blur.
Da ich die Herde trieb auf unsern Höhen,
Da war ich glücklich, wie im Paradies —
Kann ich's nicht wieder seyn, nicht wieder werden?

Sie verbirgt ihr Gesicht an Louisen's Brust. Claude Marie, Etienne und Bertrand zeigen sich und bleiben schweigend in der Ferne stehen.

Margot.

Kommt, Etienne! Bertrand! Claude Marie!
Die Schwester ist nicht stolz; sie ist so sanft
Und spricht so freundlich, als sie nie gethan,
Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt.

Jene treten näher und wollen ihr die Hand reichen. Johanna hebt sie mit flüchtigen Blicken an und fällt in ein tiefes Schauen.

Johanna.

Wo war ich? Sagt mir, war Das alles nur
Ein langer Traum, und ich bin aufgewacht?
Bin ich hinweg aus Dem Nemi? Nicht wahr?
Ich war entschlafen unterm Zauberbaum'
Und bin erwacht, und ihr steht um mich her,
Die wohlbekannten traulichen Gestalten?
Mir hat von diesen Rönigen und Schlachten
Und Kriegesthaten nur geträumt — Es waren
Nur Schatten, die an mir vorüber gingen:
Denn lebhaft träumt sich's unter diesem Baum.
Wie kämet ihr nach Rheims? Wie käm' ich selbst
Hieher? Nie, nie verließ ich Dem Nemi!
Gesieht mir's offen und erfreut mein Herz.

Louison.

Wir sind zu Rheims. Ihr hat von diesen Thaten
Nicht bloß geträumt; du hast sie alle wirklich
Vollbracht. — Erkenne dich; blick' um dich her.
Befühle deine glänzend goldne Rüstung!

Johanna schaut mit der Hand nach der Brust, befühl' sich und erschrickt.

Bertrand.

Aus meiner Hand empfangt Ihr diesen Helm.

Claude Marie.

Es ist kein Wunder, daß Ihr denkt zu träumen.
Denn, was Ihr ausgerichtet und gethan,
Kann sich in Traum nicht wunderbarer fügen.

Johanna, *schreit.*

Kommt, laßt uns gehn! Ich geh mit euch, ich kehre
In unser Dorf, in Vaters Schoß zurück.

Louison.

O, kommt, kommt mit uns!

Johanna.

Tiefe Menschen alle
Erheben mich weit über mein Verdienst!
Ihr habt mich kindisch, klein und schwach gesehn:
Ihr liebt mich, doch ihr betet mich nicht an!

Margot.

Du wolltest allen diesen Glanz verlassen?

Johanna.

Ich weiß ihn von mir, den verhassten Schmuck,
Der euer Herz von meinem Herzen trennt,
Und eine Hirtin will ich wieder werden.
Wie eine niedre Magd will ich euch dienen,

Und hühen will ich's mit der strengsten Buße,
Daß ich mich eitel über euch erhob!

Trompeten erschallen.

Zehnter Auftritt.

Der König tritt aus der Kirche; er ist im Rönungsmantel. **Agnes Sorel, Erzbischof, Burgund, Dunois, La Hire, Du Chatel; Ritter, Hofleute und Volk.**

Alle Stimmen

rufen wiederholt, während der König vermehrt kommt.

Es lebe der König, Karl der Siebente!

Trompeten fallen auf: Zeichen, daß der König gibt, gebieten die Herolde im Stabe Stillstehen.

König.

Mein gutes Volk, habt Dank für eure Liebe!
Die Krone, die uns Gott aufs Haupt gesetzt,
Durchs Schwert ward sie gewonnen und erobert,
Mit edelm Bürgerblut ist sie benezt;
Doch friedlich soll der Delzweig sie umgrünen.
Gedankt sey Allen, die für uns gesochten,
Und Allen, die uns widerstanden, sey
Verziehn, denn Gnade hat uns Gott erzeigt,
Und unser erstes Königswort sey — Gnade!

Volk.

Es lebe der König, Karl der Gütige!

König.

Von Gott allein, dem höchsten Herrschenden,
Empfangen Frankreichs Könige die Krone.
Wir aber haben sie sichtbarer Weise
Aus seiner Hand empfangen.

Zur Jungf. an sich wendend.

Hier steht die Gottgesendete, die euch
Den angestammten König wieder gab,
Das Joch der fremden Tyrannei zerbrochen!
Ihr Name soll dem heiligen Denis
Gleich seyn, der dieses Landes Schützer ist,
Und ein Altar sich ihrem Ruhm' erheben!

Volk.

Heil, Heil der Jungfrau, der Erretterin!

Trompeten.

König zur Johanna.

Wenn du von Menschen bist gezeugt, wir wir,
So sage, welches Glück dich kann erfreuen?
Doch, wenn dein Vaterland dort oben ist,
Wenn du die Strahlen himmlischer Natur
In diesem jungfräulichen Leib verhältst,
So nimm das Band hinweg von unsern Einnen
Und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt,
Wie dich der Himmel sieht, daß wir anbetend
Im Staube dich verehren.

Ein allgemeines Stillstehen, jedes ist auf die Jungfrau gerichtet.

Johanna, plötzlich aufstehend.

Gott! Mein Vater!

Elfter Auftritt.

tritt aus der Menge und steht ihr gerade gegenüber

Mehrere Stimmen.

Ihr Vater!

Chibaut.

Ja, ihr jammervoller Vater,
Der die Unglückliche gezeugt, den Gottes
Gericht hertreibt, die eigne Tochter anzuklagen.

Burgund.

Ha! was ist Das?

Du Chatel.

Jetzt wird es schrecklich tagen!

Chibaut zum König.

Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
Vetrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.

Alle treten mit Entsetzen zurück.

Dunois.

Rast dieser Mensch?

Chibaut.

Nicht ich, du aber rasest,
Und diese hier, und dieser weise Bischof,
Die glauben, daß der Herr der Himmel sich
Durch eine schlechte Magd verkünden werde.
Laß sehn, ob sie auch in des Vaters Stirn
Der dreisten Lüge Gaukelspiel behauptet,
Womit sie Volk und König hinterging.
Antworte mir im Namen des Dreieinen:
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?

Allgemeine Stille; alle Blicke sind auf sie gespannt. Sie steht unbeweglich.

Sorel.

Gott, sie verstummt!

Chibaut.

Das muß sie vor dem furchtbarn Namen,
Der in der Hölle tiefen selbst
Gefürchtet wird! — Sie eine Heilige,
Von Gott gesendet? — An verfluchter Stätte
Ward es erfunden, unterm Zauberbaum,
Wo schon von Alters her die bösen Geister
Den Sabbath halten — Hier verkaufte sie
Dem Feind der Menschen ihr unsterblich Theil,
Daß er mit kurzem Weltruhm sie verherrliche.
Laßt sie den Arm aufstreifen, seht die Punkte,
Womit die Hölle sie gezeichnet hat!

Burgund.

Entsetzlich! — Doch dem Vater muß man glauben,
Der wider seine eigne Tochter zeugt.

Dunois.

Nein, nicht zu glauben ist dem Rasenden,
Der in dem eignen Kind sich selber schändet.

Sorel zur Johanna.

O, rede! Wird dies unglücksel'ge Schweigen!
Wir glauben dir. Wir trauen fest auf dich.
Ein Wort aus deinem Mund, ein einzig Wort
Soll uns genügen — Aber sprich! Vernichte
Die gräßliche Verschuldigung — Erkläre,
Du seyst unschuldig, und wir glauben dir.

La Hire.

Sie ist erschreckt. Erstaunen und Entsetzen
Schleicht ihr den Mund. — Vor solcher gräßlichen
Anlage muß die Unschuld selbst erbeben.

Er nähert sich ihr.

Daß dich, Johanna. Fühle dich. Die Unschuld
Hat eine Sprache, einen Siegeblick,
Der die Verleumdung mächtig niederbligt!
In edelm Jörn' erhebe dich, blick' auf,
Verschäume, strafe den unwürdigen Zweifel,
Der deine heil'ge Jugend schmächt.

Johanna steht unbeweglich. La Hire tritt entsetzt zurück. Die Bewegung vermischt sich.

Dunois.

Was jagt das Volk? Was zittern selbst die Fürsten?
Sie ist unschuldig — ich verbürge mich,
Ich selbst für sie mit meiner Fürstenehre!
Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin:
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen?

Ein heftiger Donnerstoss; Alle stehen entsetzt.

Chibaut.

Antworte bei dem Gott, der droben donnert!
Spreich, du seyst schuldlos. Leugn' es, daß der Feind
In deinem Herzen ist, und straf mich Lügen!

Ein zweiter stärkerer Schlag; das Volk erschrickt zu allen Seiten.

Burgund.

Gott schütz' uns! Welche fürchterliche Zeichen!

Du Chatel zum König.

Kommt, kommt, mein König! Nächst diesen Ort!

Erzbischof zur Johanna.

Im Namen Gottes frag' ich dich: Schweigst du
Aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?
Wenn dieses Donners Stimme für dich zeugt,
So fasse dieses Kreuz und gib ein Zeichen!

Johanna bleibt unbeweglich. Neue heftige Donnerschläge. Der König.

Hugues Correl, Erzbischof, Burgund, La Pucelle und Du Chatel gehen ab.

Zwölfter Auftritt.

Dunois. Johanna.

Dunois.

Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, — und also denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Jern, verachtest es,
In deine heilige Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.
— Veracht' es, aber mir vertraue dich:
An deiner Unschuld hab' ich nie gezweifelt.
Sag mir kein Wort; die Hand nur reiche mir
Zum Pfand' und Zeichen, daß du meinem Arme
Getrost vertraut und deiner guten Sache.

Er reicht ihr die Hand hin. Sie wendet sich mit einem zuckenden Bemerken zu ihm hinweg. Er bleibt in heftigem Zittern stehen.

Dreizehnter Auftritt.

Johanna. Du Chatel. Dunois. Aufsteigend Raimond.

Du Chatel, zurückkommend.

Johanna d'Arc! Der König will erlauben,
Daß Ihr die Stadt verlaßt ungekränkt.
Die Thore stehn Euch offen. Fürchtet keine
Veleitigung. Euch schützt des Königs Frieden —
Folgt mir, Graf Dunois — Ihr habt nicht Obre,
Hier länger zu verweilen. — Welch ein Ausgange!

Er geht. Dunois steht und schaut nach ihm mit einem Blick auf Johanna und geht ab. Doro steht einen Augenblick ganz allein. Endlich erhebt sich Raimond. Er sieht eine Weile in der Ferne stehen und betrachtet sie mit einem Schrecken. Dann tritt er auf sie zu und sagt sie bei der Hand.

Raimond.

Ergreift den Augenblick. Die Straßen
Sind leer. Geht mir die Hand. Ich will Euch führen.

Bei seinem Hinhin geht sie das erste Zeichen der Empfindung. Sie steht von Raimond an und blickt zum Himmel. Dann erhebt sie die Hand und geht ab.

Fünfter Aufzug.

Ein wilder Wald.

In der Ferne Röhler. Es ist ganz dunkel. Heftiges Getöse. Zwischen Röhler.

Erster Auftritt.

Röhler und Röhlerweib.

Röhler.

Das ist ein grausam mörderisch Ungewitter:
Der Himmel droht in Feuerbächen sich

Gerabzulegen, und am hellen Tag!

Ihr's Nacht, daß man die Sterne könnte sehn.
Wie eine losgelass'ne Hölle tobt
Der Sturm, die Erde bebt, und krachend beugen
Die alt verjährten Eschen ihre Krone,
Und dieser fürchterliche Krieg dort oben,
Der auch die wilden Thiere Sanftmuth lehrt,
Daß sie sich zahm in ihre Gruben bergen,
Kann unter Menschen keinen Frieden stiften —
Aus dem Gehul der Winde und des Sturms
Heraus hört ihr das Knallen des Geschüßes;
Die beiden Heere stehen sich so nah,
Daß nur der Wald sie trennt, und jede Stunde
Kann es sich blutig, fürchterlich entladen.

Röhlerweib.

Gott fleh' uns hei! Die Feinde waren ja
Eben ganz aufs Haupt geschlagen und zerstreut.
Wie kommt's, daß sie aus Neu' uns ängstigen?

Röhler.

Das macht, weil sie den König nicht mehr fürchten.
Seitdem das Mäddchen eine Here ward
Zu Rheims, der böse Feind uns nicht mehr hilft,
Geht Alles rückwärts.

Röhlerweib.

Horch! Wer naht sich da?

Zweiter Auftritt.

Raimond und Johanna zu den Vorigen.

Raimond.

Hier seht ihr Hütten. Kommt, hier finden wir
Ein Obdach vor dem wüth'gen Sturm. Ihr haltet's
Nicht länger aus: drei Tage schon seht Ihr
Herumgeirrt, der Menschen Auge fliehend,
Und wilde Wurzeln waren Eure Zwiße.

Der Sturm legt sich. Es wird hell und heiter.

Es sind mitleid'ge Köhler. Kommt herein!

Röhler.

Ihr scheint der Ruhe zu bedürfen. Kommt!
Was unser schlechtes Dach vermag, ist euer.

Röhlerweib.

Was will die zarte Jungfrau unter Waffen?
Doch, freilich, jetzt ist eine schwere Zeit,
Wo auch das Weib sich in den Panzer stekt!
Die Königin selbst, Frau Yvonne, sagt man,
Lügt sich gewaffnet sehn in Feindes Lager,
Und eine Jungfrau, eines Schüfers Dien',
Hat für den König unsern Herrn geschehen.

Röhler.

Was redet Ihr? Geht in die Hütte, bringt
Der Jungfrau einen Becher zur Erquickung.

Röhlerweib geht nach der Hütte.

Raimond zur Johanna.

Ihr seht, es sind nicht alle Menschen grausam;
Auch in der Wildniß wohnen sanfte Herren.
Verheißt Euch! Der Sturm hat ausgetobt,
Und friedlich wachend geht die Sonne nieder.

Röhler.

Ich dank, ihr wollt zu unsers Königs Heer,
Weil ihr in Waffen zisset — Seht euch vor!
Die Engelländer stehn nah gelagert,
Und ihre Schaaren streifen durch den Wald.

Raimond.

Weg' uns! Wie ist da zu entkommen?

Röhler.

Weib.

Wis daß mein Dub zurück ist aus der Stadt,
Der soll euch auf verkorkten Pfaden führen,
Daß ihr nichts zu befürchten habt. Wir kennen
Die Schliche.

Raimond zur Johanna.

Legt den Helm ab und die Rüstung:
Eie macht Euch kenntlich und beschützt Euch nicht.

Johanna schüttelt den Kopf.

Köhler.

Die Jungfrau ist sehr traurig — Still! wer kommt da?

Dritter Auftritt.

Köhlerweib kommt aus der Hütte mit einem **Köhlerbub.**

Köhlerweib.

Es ist der Bub, den wir zurück erwarten.

Zur Johanna.

Trinkt, edle Jungfrau! Wäg's Euch Gott gesegnet!

Köhler zu seinem Sohn.

Kommst du, Auet? Was bringst du?

Köhlerbub

hat die Jungfrau ins Haus gelockt, welche eben den Vater an den Thürrand
erwartet hat. Jetzt ist sie zu und steht vor dem Vater vom Hau-

Mutter! Mutter!

Was macht Ihr? Wen bewirthe't Ihr? Das ist die Here
Von Orleans!

Köhler und Köhlerweib.

Gott sey uns gnädig!

Beide setzen sich und entsetzen.

Vierter Auftritt.

Raimond. Johanna.

Johanna, geleht und furcht.

Du siehst, mir folgt der Gluck, und Alles flieht mich:
Sorg für dich selber und verlaß mich auch.

Raimond.

Ich Euch verlassen! jetzt! Und wer soll Euer
Begleiter seyn?

Johanna.

Ich bin nicht unbegleitet.

Du hast den Donner über mir gehört.

Mein Schicksal führt mich. Sorge nicht, ich werde
Aus Ziel gelangen, ohne daß ich's suche.

Raimond.

Wo wollt Ihr hin? Hier stehn die Engelländer,
Die Euch die grimmig blut'ge Rache schwören —
Dort stehn die Unsern, die Euch ausgehöhelt,
Verbannt —

Johanna.

Mich wird nichts treffen, als was seyn muß.

Raimond.

Wer soll Euch Nahrung suchen? wer Euch schützen
Vor wilden Thieren und noch wildern Menschen?
Euch pflegen, wenn Ihr krank und elend werdet?

Johanna.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln:
Von meinen Schafen lernt' ich das Gesunde
Vom Gist'gen unterscheiden — Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör' ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig, und an Leben reich
Ist die Natur.

Raimond sieht sie frei der Hand.

Wollt Ihr Nicht in Euch gehn?

Euch nicht mit Gott versöhnen — in den Schoß
Der heil'gen Kirche rennend wiederkehren?

Johanna.

Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig?

Raimond.

Muß ich nicht? Euer schwebendes Geständniß —

Johanna.

Du, der mir in das Elend nachgefolgt,
Das ein'ge Wesen, das mir treu geblieben,

Sieh an mich fettet, da mich alle Welt
Anstieß, du hältst mich auch für die Verwerfne,
Die ihrem Gott entsagt —

Raimond schweigt.

D. Das ist hart!

Raimond, erschauend.

Ihr wäret wirklich keine Zauberin?

Johanna.

Ich eine Zauberin!

Raimond.

Und diese Wunder,

Ihr hättet sie vollbracht mit Gottes Kraft
Und seiner Heiligen?

Johanna.

Mit welcher sonst?

Raimond.

Und Ihr verheimlicht auf die gräßliche
Beschuldigung? Ihr redet jetzt, und vor dem König,
Wo es zu reden galt, verheimlicht Ihr!

Johanna.

Ich unterwarf mich schweigend dem Gericht,
Das Gott, mein Meister, über mich verhängte.

Raimond.

Ihr konntet Euerem Vater nichts erwidern!

Johanna.

Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott,
Und väterlich wird auch die Prüfung seyn.

Raimond.

Der Himmel selbst bezeugte Eure Schuld!

Johanna.

Der Himmel sprach: drum schwieg ich.

Raimond.

Wie? Ihr konntet

Mit einem Wort Euch reinigen und ließt
Die Welt in diesem unglückseligen Irrthum?

Johanna.

Es war kein Irrthum, eine Schickung war's.

Raimond.

Ihr lüget alle diese Schmach unschuldig,
Und keine Klage kam von Euren Lippen!

— Ich stanne über Euch, ich ließ' erwidern:

Im tiefsten Unsen kehrt sich mir das Herz!

O, gerne nehm' ich Euer Wort für Wahrheit:

Denn schwer ward mir's, an Eure Schuld zu glauben.

Doch konnt' ich träumen, daß ein menschlich Herz
Das Ungeheure schweigend würde tragen!

Johanna.

Verdient' ich's, die Gesandete zu seyn,
Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?

Und ich bin nicht so elend, als du glaubst.

Ich leide Mangel, doch Das ist kein Unglück

Für meinen Stand; ich bin verbannt und flüchtig,

Doch in der Tiefe lern' ich mich erkennen.

Da, als der Ehre Schimmer mich umgab,

Da war der Streit in meiner Brust: ich war

Die Unglückseligste, da ich der Welt

Am Meisten zu beneiden schien — Jetzt bin ich

Geheilt, und dieser Sturm in der Natur,

Der ihr das Ende drohte, war mein Freund:

Er hat die Welt gereinigt und auch mich.

In mir ist Frieden — Komme, was da will,

Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

Raimond.

O, kommt, kommt, laßt uns eilen, Eure Aufschub
Laut, laut vor aller Welt zu offenbaren!

Johanna.

Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen!

Nur, wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Druch!

Ein Tag wird kommen, der mich reiniget,

Und, die mich jetzt verworfen und verbannt,
Sie werden ihres Wahnes inne werden,
Und Thränen werden meinem Schicksal fließen.

Naimond.

Ich sollte schweigend dulden, bis der Zufall —

Johanna, *von ganz bei der Hand stehend*

Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
Denn deinen Blick umhüllt das Irdische Band.
Ich habe das Unerblichke mit Augen
Gesehen — Ohne Götter fällt kein Haar
Vom Haupt des Menschen — Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehen — So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit!

Fünfter Auftritt.

Königin Isabeau mit Soldaten *erschreckt am Eingange.*

Isabeau *nach hinten des Baus*

Dies ist der Weg ins engländ'sche Lager!

Naimond.

Weh' uns! Die Feinde!

*Isabeau tritt zurück, kommt fort, die Soldaten kommen die Johanna mit tau-
melt e. d. Feinde.*

Isabeau.

Nun! was hält der Zug?

Soldaten.

Gott sieh' uns bei!

Isabeau.

Erscheint euch ein Geissen?

Ergib ihr Soldaten? Memmen seyd ihr! — Wie?

*Sie bedrängt sich durch die Reihen, tritt zurück, und ist fort gelaufen, wie
sie die Jungfrau entlockt.*

Was seht ihr! Ha!

Sie ist fort gelaufen, und ist fort gelaufen.

Ergib dich! Du bist meine

Gefangene!

Johanna.

Ich bin's.

Naimond e. Hand mit d. Hand der Gefangenen.

Isabeau *zu den Soldaten*

Legt sie in Ketten!

*Die Soldaten haben sich der Johanna bemächtigt, sie reicht den Helm
hin und wird gefesselt.*

Ist Das die Mächtige, Gefürchtete,
Die eure Schaaren wie die Vämmer schenkte,
Die jetzt sich selber nicht beschützen kann?
Thut sie nur Wunder, wo man Glauben hat,
Und wird zum Weib, wenn ihr ein Mann begegnet?

3. u. 4. u. 5.

Warum verlässest du dein Heer? Wo bleibt
Graf Dunois, dein Ritter und Beschützer?

Johanna.

Ich bin verbannt.

Isabeau, *erschrocken zurück*

Was? Wies? Du bin verbannt?

Verbannt vom Lauphin?

Johanna.

Frage nicht! Ich bin

In deiner Macht, bestimme mein Geschick.

Isabeau.

Verbannt, weil du vom Alquand ihn gerettet,
Die Krone ihm hat aufgesetzt zu Rheims,
Zum König über Frankreich ihn gemacht?
Verbannt! Daran erkenn' ich deinen Sohn!
— Bühet sie ins Lager. Zeigt der Arme
Das Durchgespenst, vor dem sie so gezittert!
Sie eine Zauberin! Ihr ganzer Zauber
Nur um euer feiges Herz!

Eine Märrin ist sie, die für ihren König
Sich opferte und jetzt den Königslohn
Dafür empfängt — Bringt sie zu Lionel —
Das Glück der Franken send' ich ihm gebunden;
Gleich selb' ich selbst!

Johanna.

Zu Lionel? Ermorde mich

Gleich hier, eh du zu Lionel mich sendest.

Isabeau zu den Soldaten.

Gehorcht dem Befehle! Tödt mir ihr!

Ab.

Sechster Auftritt.

Johanna. Soldaten.

Johanna zu den Soldaten.

Engländer! Tödtet nicht, daß ich lebendig
Aus eurer Hand entkomme! Mähet euch!
Zieht eure Schwerter, taucht sie mir ins Herz!
Reißt mich entseelt an eures Feldherren Hüften!
Denkt, daß ich's war, die eure Trefflichkeiten
Verleitet, die kein Mitleid mit euch trug,
Die ganze Ströme engländ'schen Bluts
Verworfen, euren tapfern Heldenköpfen
Den Tag der frohen Wiederkehr geraubt!
Nehmt eine blutige Rache! Tödet mich!
Ihr habt mich jetzt; nicht immer möchtet ihr
So schwach mich sehn —

Anführer der Soldaten.

Thut, was die Königin befahl!

Johanna.

Erlöb' ich

Noch unglückseliger werden, als ich war!
Fürchtbare Heil'ge! Deine Hand ist schwer!
Hast du mich ganz aus deiner Huld verstoßen?
Kein Gott erscheint, kein Engel zeigt sich mehr,
Die Wunder ruhn, der Himmel ist verschlossen.

Die Soldaten ziehen ab.

Siebenter Auftritt.

Dunois *gesprochen dem Erzbischof und Du Chatel.*

Erzbischof.

Verwundet Euren finstern Unmut, Prinz!
Kommt mit uns! Kehrt zurück zu Eurem König!
Verlaßt nicht die allgemeine Sache
In diesem Augenblick, da wir, aus Neu
Bedrängt, Eures Heldenarms bedürfen.

Dunois.

Warum Irre wir bedrängt? Warum erbeht
Der Held sich wieder? Alles war gethan,
Frankreich war liegend, und der Krieg geendigt.
Die Ketterin hat ihr verbannt: nun rettet
Sich selbst! Ich aber will das Lager
Nicht wieder sehen, wo sie nicht mehr ist.

Du Chatel.

Nehmt Euren Rath an, Prinz! Entlast uns nicht
Mit einer solchen Antwort!

Dunois.

Schweigt, Du Chatel!

Ich hasse Euch, von Euch will ich nichts hören:
Ihr seyd es, der zuerst an ihr gezweifelt.

Erzbischof.

Wer ward nicht irr' an ihr und hätte nicht
Gewankt an diesem unglückseligen Tage,
Da alle Zeichen gegen sie bewiesen!
Wir waren überrast, beläut; der Schlag
Tras zu erschütternd unser Herz — Wer konnte
In dieser Schreckensstunde prüfend wägen?

Jetzt kehrt uns die Besonnenheit zurück:

Wir sehn sie, wie sie unter uns gewandelt,
Und keinen Tadel finden wir an ihr.

Wir sind verwirrt — Wir fürchten, schweres Unrecht
Gethan zu haben. — Keine fühlt der König,
Der Herzog klagt sich an, La Hire ist trostlos,
Und jedes Herz hüllt sich in Trauer ein.

Dunois.

Sie etne Lügnerin? Wenn sich die Wahrheit
Verkörpern will in sichtbar Gestalt,
So muß sie ihre Flügel an sich tragen!
Wenn Unschuld, Treue, Herzensreinigkeit
Auf Erden irgend wohnt — auf ihren Lippen,
In ihren klaren Augen muß sie wohnen!

Erzbischof.

Der Himmel schlage durch ein Wunder sich
Ins Mittel und erleuchte dies Geheimniß,
Das unser sterblich Auge nicht durchdringt —
Doch, wie sich's auch entwirren mag und lösen,
Eins von den Weiden haben wir verschuldet:
Wir haben uns mit höll'schen Zaubern
Vertheidigt oder eine Heilige verbannt,
Und Beides ruft des Himmels Zorn und Strafen
Gerad auf dieses unglücksel'ge Land!

Achter Auftritt.

Ein Edelmann zu den Vorigen, hernach Raimond.

Edelmann.

Ein junger Schärer fragt nach deiner Hohelt,
Er fordert dringend, mit dir selbst zu reden,
Er komme, sagt er, von der Jungfrau —

Dunois.

Eile!

Bringt ihn herein! Er kommt von ihr!

Edelmann öffnet dem Raimond die Thür. Dunois eilt ihm entgegen.

Wo ist sie?

Wo ist die Jungfrau?

Raimond.

Heil Euch, edler Prinz!

Und Heil mir, daß ich diesen frommen Bischof,
Den heil'gen Mann, den Schirm der Unterdrückten,
Den Vater der Verlassnen, bei Euch finde!

Dunois.

Wo ist die Jungfrau?

Erzbischof.

Sag' es uns, mein Sohn!

Raimond.

Herr, sie ist keine schwarze Zauberin!
Bei Gott und allen Heiligen bezeug' ich's.
Im Irrthum' ist das Volk. Ihr habt die Unschuld
Verbannt, die Gottgefandete verstoßen!

Dunois.

Wo ist sie? Sage!

Raimond.

Ihr Gefährte war ich

Auf ihrer Flucht in dem Ardennerwald;
Mir hat sie dort ihr Innerstes gebeichtet.
In Martern will ich sterben, meine Seele
Hab keinen Antheil an dem ew'gen Heil,
Wenn sie nicht rein ist, Herr, von aller Schuld!

Dunois.

Die Sonne selbst am Himmel ist nicht reiner!
Wo ist sie? Sprich!

Raimond.

O, wenn Euch Gott das Herz
Gewendet hat — so eilt, so rettet sie!
Sie ist gefangen bei den Engländern.

Dunois.

Gefangen? Was?

Erzbischof.

Die Unglückselige!

Raimond.

In den Ardennen, wo wir Obdach suchten,
Ward sie ergriffen von der Königin
Und in der Engelländer Hand geliefert.
O, rettet sie, die euch gerettet hat,
Von einem grausvollen Tode!

Dunois.

Zu den Waffen! Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die
Trommeln!

Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet.
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie seyn, noch eh der Tag sich endet!

Wart oben eine Cell'

Neunter Auftritt.

Johanna und Lionel.

Fastlos, eilig hereinretend.

Das Volk ist länger nicht zu bändigen.
Sie fordern wüthend, daß die Jungfrau sterbe.
Ihr widersteht vergebens. Tödet sie
Und werft ihr Haupt von dieses Thurmes Zinnen.
Ihr fließend Blut allein verjähret das Heer.

Jabeau kommt.

Sie setzen Reitern an, sie laufen Sturm.
Besriediget das Volk! Wollt Ihr erwarten,
Bis sie den ganzen Thurm in blinder Wuth
Umkehren, und wir Alle mit verderben?
Ihr könnt sie nicht beschützen. Geht sie hin.

Lionel.

Laßt sie anflürmen! Laßt sie wüthend toben!
Dies Schloß ist fest, und unter seinen Trümmern
Begrab' ich mich, eh mich ihr Wille zwingt.
— Antworte mir, Johanna! Sey die Meine.
Und gegen eine Welt beschütz' ich dich.

Jabeau.

Seyd Ihr ein Mann?

Lionel.

Verloßen haben dich

Die Deinen: aller Pflichten bist du ledig
Für dein unwürdig Vaterland. Die Deigen,
Die um dich warben, sie verließen dich;
Sie wagten nicht den Kampf um deine Ehre.
Ich aber, gegen mein Volk und das deine
Behaupt' ich dich. — Einst liehest du mich glauben,
Daß dir mein Leben theuer sey! Und damals
Stand ich im Kampf als Feind dir gegenüber
Jetzt hast du keinen Freund, als mich!

Johanna.

Du bist

Der Feind mir, der verhaßte, meines Volks.
Nichts kann gemein seyn zwischen dir und mir.
Nicht lieben kann ich dich; doch, wenn dein Herz
Sich zu mir neigt, so laß es Segen bringen
Für unsre Völker. — Führe deine Heere
Hinweg von meines Vaterlandes Boden
Die Schlüssel aller Städte gib heraus,
Die ihr bezwungen, allen Raub vergüte,
Gib die Gefangnen ledig, sende Geiseln
Des heiligen Vertrags, so hier' ich dir
Den Frieden an in meines Königs Namen.

Jabeau.

Wißt du in Banden uns Gefesse geben?

Johanna.

Ihn' es bei Zeiten, denn du mußt es doch.
Frankreich wird nimmer Englands Fesseln tragen.
Nie, nie wird Das geschehen! Oher wird es
Ein weites Grab für eure Heere seyn.
Gefallen sind euch eure Wessen, denkt
Auf eine sichere Rückkehr; euer Ruhm
Ist doch verloren, eure Macht ist hin.

Isabeau.

Könn' Ihr den Trog der Rasenden ertragen?

Zehnter Auftritt.

Ein Hauptmann kommt ein.

Hauptmann.

Gilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu stellen!
Die Franken rücken an mit fliegenden Bahnen;
Von ihren Waffen blüht das ganze Thal

Johanna, *beginnt*

Die Franken rücken an! Jetzt, heiles England,
Heraus ins Feld! Jetzt gilt es, frisch zu sechten!

Isakolf.

Unsinne, beschäme deine Arzende!
Du wirst das Ende dieses Tags nicht sehn.

Johanna.

Mein Volk wird siegen, und ich werde sterben!
Die Tapfern brauchen meines Namens nicht mehr.

Lionel

Ich spottete dieser Weichlinge. Wir haben
Sie vor uns hergeschickt in zwanzig Schlachten,
Oh dieses Heldenmädchen für sie mit!
Das ganze Volk verachtet ich bis auf diese,
Und diese haben sie verbannt. — Kommt, Isakolf!
Wir wollen ihnen einen zweiten Tag
Bei Greoni und Poitiers bereiten.
Ihr, Königin, bleibt in diesem Thurm, bewacht
Die Jungfrau, bis das Treiben sich entscheidet;
Ich laß' Euch flüchtig Ritter zur Bedeckung.

Isakolf.

Was? Sollen wir dem „dine“ entgegen gehn
Und diese Wüthende im Rücken lassen?

Johanna.

Geschreckt dich ein gerichtet Weib?

Lionel.

Ob mir
Dein Wort, Johanna, dich nicht zu befeien?

Johanna.

Wich zu befeien ist mein einziger Wunsch.

Isabeau.

Legt ihr dreifache Fesseln an! Mein Leben
Verbürg' ich, daß sie nicht entkommen soll.

Es wird mit schwerer Kette um den Hals und um die Hände gefesselt.

Lionel *zum Isakolf*

Du willst es so! du zwingst uns! Noch nichts sei dir!
Entlasse Frankreich, trage Englands Fahne,
und du bist frei, und diese Wüthende,
die jetzt dein Blut verlangen, dienen dir

Isakolf, *beginnt*

Fort, fort, mein Feldherr!

Johanna.

Erare deine Worte!

Die Franken rücken an. Wertheid'ge dich!

Isabeau, Lionel eilt fort.

Isakolf.

Ihr wißt, was Ihr zu thun habt, Königin!
Erklärt das Glück sich gegen uns, seht Ihr,
Daß unsre Wüther fliehen —

Isabeau, *einen Dolch ziehend.*

Forget nicht,

Sie soll nicht leben, unsern Fall zu sehn.

Isakolf *zum Isabeau.*

Du weißt, was dich erwartet. Jetzt ersehe
Glück für die Waffen deines Volks!

Er geht ab.

Elfter Auftritt.

Isabeau. Johanna. Soldaten.

Johanna.

Das will ich!

Daran soll Niemand mich verhindern. — Horch!
Das ist der Kriegsmarsch meines Volks! Wie muthig
Er in das Herz mir schallt und siegverkündend!
Verderben über England! Sieg den Franken!
Auf, meine Tapfern! Auf! Die Jungfrau ist
Euch nah: sie kann nicht vor Euch her, wie sonst,
Die Bahne tragen — schwere Bande fesseln sie;
Doch frei aus ihrem Kerker schwingt die Seele
Sich auf den Flügeln eures Kriegsgefangs.

Isabeau *zu den Soldaten.*

Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld!
Gib siehst, und sag' uns, wie die Schlacht sich wendet.

Johanna.

Muth, Muth, mein Volk! Es ist der letzte Kampf!
Den einen Sieg noch, und der Feind liegt nieder!

Isabeau.

Was siehst du?

Soldat.

Zehn sind sie an einander.

Ein Wüthender auf einem Verberber,
Im Agerfeld, strengt vor mit den Gend'armen.

Johanna.

Das ist Graf Dunois! Drisch, wacker Streiter!
Der Sieg ist mit dir!

Soldat.

Der Burgunder greift

Die Brücke an.

Isabeau.

Daß sehen Laugen ihm

Ius falsche Herz einträngen, dem Verräther!

Soldat.

Lord Isakolf thut ihm manndast Widerstand.
Sie sitzen ab, sie kämpfen Mann für Mann,
Des Herzogs Leute und die unsrigen.

Isabeau.

Ziehst du den Dauphin nicht? Gienast du nicht
Die königlichen Zeichen?

Soldat.

Alles ist

In Staub vermengt. Ich kann nichts unterscheiden.

Johanna.

Hätt' er mein Auge, oder stünd' ich oben,
Das Klische nicht entginge meinem Blick!
Das wilde Huhn kann ich im Auge zählen,
Den Falk erkenne ich in den höchsten Lüften.

Soldat.

Am Graben ist ein fürchterlich Gedräng:
Die Größten, spint's, die Ersten kämpfen dort.

Isabeau.

Schwebt unsre Fahne noch?

Soldat.

Hoch flattert sie.

Johanna.

Könn' ich nur durch der Mauer Ritze schauen,
Mit meinem Blick wollt' ich die Schlacht regieren!

Soldat.

Weh mir, was seh' ich! Unser Feldherr ist
Umgelegt!

Isabeau zieht den Dolch auf Johanna.
Stirb, Unglückliche!

Soldat, *schneil.*

Er ist befreit.

Im Rücken faßt der tapfere Bastolf
Den Feind — er bricht in seine dichtesten Schaaren.

Isabeau zieht den Dolch zurück
Das sprach dein Engel!

Soldat.

Sieg! Sieg! Sie entfliehen!

Isabeau.

Wer flieht?

Soldat.

Die Franken, die Burgunder fliehn.
Verdeckt mit Flüchtigen ist das Gefilde.

Johanna.

Gott! Gott! So sehr wirst du mich nicht verlassen!

Soldat.

Ein schwer Verwundeter wird dort geführt.
Viel Volk sprengt ihm zu Hülfe, es ist ein Fürst.

Isabeau.

Der Unsern Einer oder Kränklichen?

Soldat.

Sie lösen ihm den Helm; Graf Dunois ist's.

Johanna

geht mit triumphierender Andeutung in ihre Ketten
Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

Soldat.

Sieh! Halt! Wer trägt den himmelblauen Mantel,
Verbrämt mit Gold?

Johanna, tritt.

Das ist mein Herr, der König!

Soldat.

Sein Kopf wird schen — es überschlägt sich — stürzt —
Er windet schwer arbeitend sich hervor —

Johanna begleitet diese Worte mit leidenschaftlichen Bewegungen
Die Unsern nahen schon in vollem Lauf —
Sie haben ihn erreicht — umringen ihn —

Johanna.

O, hat der Himmel keine Engel mehr?

Isabeau, herbeiläufend.

Jetzt ist es Zeit! Jetzt, Mitternacht, errette!

Johanna

stürzt auf die Knie, mit gewaltigem heftiger Stöhnen beend.
Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth!

Hinauf zu dir in heißem Lebenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Du kannst die Fäden eines Spinnwebes
Stark machen, wie die Fane eines Schiffs;
Leicht ist es deiner Allmacht, ehre Bande
In dünnes Spinnweb zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Thurmwand spaltet sich — Du halbst
Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bitteren Spott
Erduldet. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an
Und neigte sich und stürzte das Gebäude —

Soldat.

Triumph! Triumph!

Isabeau.

Was ist's?

Soldat.

Der König ist

Gefangen!

Johanna *springt auf.*

So sey Gott mir gnädig!

*Sie bat ihre Ketten mit beiden Händen kraftvoll gefaßt und gerissen.
In demselben Augenblick stürzt sie sich auf den nächststehenden Sol-
daten, entreißt ihm sein Schwert und eilt hinaus. Alle sehen ihr
mit starrtem Gesichte nach*

Zwölfter Auftritt.**Vorige Johanna.****Isabeau** *nach einer langen Pause.*

Was war Das? Träumte mir? Wo kam sie hin?
Wie brach sie diese centnerschweren Bande?
Nicht glauben würd' ich's einer ganzen Welt,
Hätt' ich's nicht selbst gesehn mit meinen Augen.

Soldat *auf der Warte.*

Wie? Hat sie Flügel? Hat der Sturmwind sie
Hinabgeführt?

Isabeau.

Eyrich, ist sie unten?

Soldat.**Mitten**

Im Kampfe schreitet sie — Ihr Lauf ist schneller,
Als mein Gesicht — Jetzt ist sie hier — jetzt dort —
Ich sehe sie zugleich an vielen Orten!
— Sie theilt die Haufen — Alles weicht vor ihr;
Die Franken fliehn, sie stellen sich aufs Neu!
— Weh mir! Was seh' ich! Unsere Völker werfen
Die Waffen von sich, unsre Fahnen sinken —

Isabeau.

Was? will sie uns den sichern Sieg entreißen?

Soldat.

Grab' auf den König bringt sie an — sie hat ihn
Erreicht — Sie reißt ihn mächtig aus dem Kampf.
— Lord Bastolf stürzt — Der Feldherr ist gefangen.

Isabeau.

Ich will nicht weiter hören. Komm' herab!

Soldat.

Flieht, Königin! Ihr werdet überfallen.
Gewaffnet Volk dringt an den Thurm heran.

*Er steigt herunter.***Isabeau, das Schwert ziehend**

So sehtet, Memmen!

Dreizehnter Auftritt.

La Hire mit **Soldaten** *kommt. Bei seinem Eintritt brecht das
Volk der Königin die Wachen.*

La Hire *nach ihr eilend.***Königin, unterwerft Euch**

Der Allmacht — Eure Ritter haben sich
Ergeben, aller Widerstand ist unnütz!
— Nehmt meine Dienste an. Befehlt, wohin
Ihr wollt begleitet seyn.

Isabeau.**Jedweder Ort**

Gilt gleich, wo ich dem Dauphin nicht bezeuge.

*Gibt ihr Schwert ab und folgt ihm mit den Soldaten.**Die Scene verwandelt sich in das Schlachtfeld.***Vierzehnter Auftritt.**

Soldaten mit fliegenden Fahnen erfüllen den Hintergrund. Vor ihnen
der **König** und der **Herzog von Burgund**; in den
Armen beider Fürsten liegt **Johanna**, tödtlich verwundet, ohne Zeichen
des Lebend. Sie treten langsam vorwärts. **Agnes Sorel** stürzt herein.

Sorel *wirft sich an des Königs Brust.*

Ihr seyd befreit — Ihr lebt — Ich hab' Euch wieder!

König.

Ich bin befreit — Ich bin's um diesen Preis!

*Zeigt auf Johanna.***Sorel.**

Johanna! Gott! Sie stirbt!

Burgund.*Sie hat gesehnet!*

Seht einen Engel scheiden! Seht, wie sie daliegt,
Schmerzlos und ruhig, wie ein schlafend Kind!
Des Himmels Friede spielt um ihre Züge;
Kein Athem hebt den Busen mehr, doch Leben
Ist noch zu spüren in der warmen Hand.

König.

Sie ist dahin — Sie wird nicht mehr erwachen,
Ihr Auge wird das Irdische nicht mehr schauen.
Schon schwebt sie droben, ein verklärter Geist,
Steht unsern Schmerz nicht mehr und unsre Reue.

Sorel.

Sie schlägt die Augen auf, sie lebt!

Burgund, *erschauet**Rehrt sie*

Uns aus dem Grab zurück? Zwingt sie den Tod?
Sie richtet sich empor! Sie steht!

Johanna*Steht ganz aufgeschreckt und schaut umher.**Wo bin ich?***Burgund.**

Bei deinem Volk, Johanna, bei den Deinen!

König.

In deiner Freundschaft, deines Königs Armen!

Johanna,*nachdem sie ihn lange Rast angeteilt*

Rein, ich bin keine Zauberin! Gewiß,
Ich bin's nicht.

König.

Du bist heilig, wie ein Engel;
Doch unser Auge war mit Nacht bedeckt.

Johanna*Steht besser lächelnd umher.*

Und bin ich wirklich unter meinem Volk
Und bin nicht mehr verachtet und verstoßen?
Man flucht mir nicht, man steht mich gütig an?
— Ja, jetzt erkenn' ich deutlich Alles wieder!
Das ist mein König! Das sind Frankreichs Fahnen!
Doch meine Fahne seh' ich nicht — Wo ist sie?
Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen;
Von meinem Meister ward sie mir vertraut:
Vor seinem Thron muß ich sie niederlegen;
Ich darf sie zeigen, denn ich trug sie treu.

König*mit abgewandtem Gesichte*

Gebt ihr die Fahne!

Man reicht sie ihr. Sie steht ganz frei aufgeschreckt. Die Fahne in der Hand. — Der Himmel ist von neuem rothgen schweben beleuchtet.

Johanna.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet seine goldnen Thore,
Im Chor der Engel steht sie glänzend da,
Sie hält den ew'gen Sohn an ihrer Brust,
Die Arme streckt sie liebend mir entgegen.
Wie wird mir? — Leichte Wolken heben mich —
Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide.
Hinauf — hinauf — die Erde flieht zurück —
Nur ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!

Die Fahne entfällt ihr. Sie steht todt darauf nieder. — Sie steht so ganz in traumhafter Ekstase. — Vor einem leeren Thron hat sie sich niedergelassen. — Das Licht fällt auf sie niedergelassen. — Das Licht fällt ganz davon bedeckt wird.

Die Braut von Messina.

Ueber den Gebrauch des Chors in der Tragödie.

Ein poetisches Werk muß sich selbst rechtfertigen, und, wo die That nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen. Man könnte es also gar wohl dem Chor überlassen, sein eigener Sprecher zu seyn, wenn er nur erst selbst auf die gehörige Art zur Darstellung gebracht wäre. Aber das tragische Dichtertalent wird erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte gibt der Dichter, Musik und Tanz müssen hinzu kommen, sie zu beleben. Solange also dem Chor diese unnützlich mächtige Beistellung fehlt, solange wird er in der Action des Trauerspiels als ein Auspendel, als ein fremdartiger Körper und als ein Aufenthalt erscheinen, der nur den Gang der Handlung unterbricht, der die Aufschauung stört, der den Zuschauer erfaltet. Um dem Chor sein Recht anzuerkennen, muß man sich also von der wirklichen Bühne auf eine ideale heben; aber das muß man überall, wo man zu etwas Höherem gelangen will. Was die Kunst noch nicht hat, das soll sie erwerben; der zufällige Mangel an Hülfsmitteln darf die schaffende Einbildungskraft des Dichters nicht beschränken. Das Würdigste setzt er sich zum Ziel, einem Ideale strebt er nach, die ausübende Kunst mag sich nach den Umständen bequemen.

Es ist nicht wahr, was man gewöhnlich behauptet hat, daß das Publicum die Kunst herabzieht; der Künstler zieht das Publicum herab, und zu allen Zeiten, wo die Kunst vernüth, ist sie durch die Künstler gefallen. Das Publicum braucht nichts als Empfänglichkeit, und diese beizugehen, ist es vor den Vorhang mit einem unbestimmten Verlangen, mit einem vielseitigen Vermögen. Zu dem Höchsten bramat es eine Fähigkeit mit; es erstreut sich an dem Verständigen und Rechten, und, wenn es damit angefangen hat, nicht mit dem Schlechten zu beunruhigen, so wird es zuverlässig damit aufhören, das Vortreffliche zu fordern, wenn man es ihm erst gegeben hat.

Der Dichter, hört man einwenden, hat gut nach einem Ideal arbeiten, der Künstler hat gut nach Ideen urtheilen; die bedimnte, beschränkte, ausübende Kunst ruht auf dem Bedürfnis. Der Unternehmer will bestehen, der Schauspieler will sich zeigen, der Zuschauer will unterhalten und in Vergnügen gesetzt seyn. Das Vergnügen sucht er und ist ungründlich, wenn man ihm da eine Anstrengung zumuthet, wo er ein Spiel und eine Erholung erwartet.

Aber, indem man das Theater empfindlicher behandelt, will man das Vergnügen des Zuschauers nicht aufheben, sondern veredeln. Es soll ein Spiel bleiben, aber ein poetisches. Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und keine empfindlichere Aufgabe, als die Menschen zu bezaubern. Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft. Der höchste Genuß aber ist die Freiheit des Gemüths in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte.

Sicher Mensch zwar erwartet von den Künsten der Einbildungskraft eine gewisse Beilegung von den Schranken des Wirklichen; er will sich an dem Wirklichen ergözen und seiner Phantasie Raum geben. Der am Wenigsten erwartet, will doch sein Verstand, sein gemeines Leben, sein Individuum veranlassen, er will sich in außerordentlichen Tagen fühlen, sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von empfindlicher Natur ist, die moralische Welt erheben, die er im wirklichen Leben vermisst, auf der Schaubühne finden. Aber er weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn nicht nur an Träumen weidet, und, wenn er von dem Schauspieler wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen bedrückenden Enge, er ist ihr Raub, wie vorher; denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen, als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet.

Und eben darum, weil es hier nur auf eine vorübergehende Aufschauung abgesehen ist, so ist auch nur ein Schein der Wahrheit oder die bestmögliche Wahrscheinlichkeit nöthig, die man so gern an die Stelle der Wahrheit setzt.

Die wahre Kunst aber hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr Ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich und in der That frei zu machen, und Dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, abt und ausbildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde

Macht auf uns drückt, in eine objectiv Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsers Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.

Und eben darum, weil die wahre Kunst etwas Reelles und Objectives will, so kann sie sich nicht bloß mit dem Schein der Wahrheit begnügen; auf der Wahrheit selbst, auf dem festen und tiefen Grunde der Natur errichtet sie ihr ideales Gebäude.

Wie aber nun die Kunst zugleich ganz ideell und doch im tiefsten Sinne reell seyn — wie sie das Wirkliche ganz verlassen und doch aufs Genauste mit der Natur übereinstimmen soll und kann, Das ist's, was Wenige fassen, was die Ansicht poetischer und plastischer Werke so schielend macht, weil beide Forderungen einander im gemeinen Urtheil geradezu auszubehnen scheinen.

Auch begreuet es gewöhnlich, daß man das Eine mit Aufopferung des Andern zu erreichen sucht und eben deswegen Weisheit verliert. Wenn die Natur zwar einen treuen Sinn und eine Unmöglichkeit des Gefühls verleiht, aber die schaffende Einbildungskraft versagt. Der wird ein neuer Mater des Wirklichen seyn, er wird die zufälligen Erscheinungen, aber nie den Geist der Natur ergreifen. Nur den Stoff der Welt wird er uns widerbringen; aber es wird eben darum nicht unser Werk, nicht das freie Product unser bildenden Geistes seyn, und kann also auch die wohlbethätigte Wirkung der Kunst, welche in der Freiheit besteht, nicht haben. Ernst zwar, doch unersichtlich ist die Stimmung, mit der uns ein solcher Künstler und Dichter entläßt, und wir sehen uns durch die Kunst selbst, die uns befreien sollte, in die gemeine enge Wirklichkeit zurückgeführt. Wenn hingegen zwar eine rege Phantasie, aber ohne Gemüth und Charakter, zu Theil geworden, Der wird sich um keine Wahrheit bekümmern, sondern mit dem Weltschmerz nur spielen, nur durch phantastische und kluge Combinationen zu überraschen suchen, und, wie sein ganzes Thun nur Schall und Echo ist, so wird er zwar für den Augenblick unterhalten, aber im Gemüth nichts erbauen und begründen. Sein Spiel ist, so wie der Ernst des Andern, kein poetisches. Phantastische Gebilde willkürlich aneinander reihen, heißt nicht ins Ideale geben und, das Wirkliche nachahmend wieder bringen, heißt nicht die Natur darstellen. Welche Forderungen stehen so wenig im Widerspruch mit einander, daß sie vielmehr — eine und dieselbe sind, daß die Kunst nur dadurch wahr ist, daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird. Die Natur selbst ist nur eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinungen liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Also der Kunst des Ideals ist es verleben, oder vielmehr, es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Ales zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt von der Einbildungskraft bringen und dadurch wahrer seyn, als alle Wirklichkeit, und realer, als alle Erfahrung. Es ergibt sich daraus von selbst, daß der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, daß sein Werk in allen seinen Theilen ideell seyn muß, wenn es als ein Ganzes Realität haben und mit der Natur übereinstimmen soll.

Was von Poesie und Kunst im Ganzen wahr ist, gilt auch von allen Gattungen derselben, und es läßt sich ohne Mühe von dem jetzt Gesagten auf die Tragödie die Anwendung machen. Auch hier hatte man lange und hat noch jetzt mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet. Der bildende Kunst gibt man zwar noch das Recht, doch mehr oder conventionellen als aus innern Gründen, eine gewisse Idealität zu; aber von der Poesie und von der dramatischen insbesondere verlangt man Aufmerksamkeit, die, wenn sie auch wirklich zu leisten wäre, immer nur ein armseliger Gaudium sein würde. Alles Aeußere bei einer dramatischen Vorstellung steht diesem Begriff entgegen — Alles ist nur ein Symbol des Wirklichen. Der Tag selbst auf dem Theater ist nur ein künstlicher, die Architektur ist nur eine symbolische, die metrische Sprache selbst ist ideal; aber die Handlung soll nun einmal real seyn, und der Theil das Ganze zerstören. So haben die Franzosen, die den Geist der Alten zuerst ganz unverständlich, eine Einheit des Dirs und der Zeit nach dem gemeinen empirischen Sinn auf der Schaubühne eingeführt, als ob hier

ein anderer Ort wäre, als der bloße ideale Raum, und eine andere Zeit, als bloß die stetige Folge der Handlung.

Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man indes der poetischen Tragödie schon um einen großen Schritt näher gekommen. Es sind einige herrliche Versuche auf der Schaubühne glücklich durchgegangen, und die Poesie hat sich durch ihre eigene lebendige Kraft im Einzelnen manchen Sieg über das herrschende Vorurtheil errungen. Aber mit dem Einzelnen ist wenig gewonnen, wenn nicht der Irrthum im Ganzen fällt, und es ist nicht genug, daß man das nur als eine poetische Freiheit duldet, was doch das Wesen aller Poesie ist. Die Einführung des Chors wäre der letzte, der entscheidende Schritt — und, wenn derselbe auch nur dazu diente, dem Naturalismus in der Kunst offen und ehrlich den Krieg zu erklären, so sollte er und eine lebendige Poesie sein, die die Tragödie um sich herumzieht, um sich von der wirklichen Welt rein abzuschließen und sich ihren idealen Boden, ihre poetische Freiheit zu bewahren.

Die Tragödie der Griechen ist, wie man weiß, aus dem Chor entsprungen. Aber, so wie sie sich historisch und der Zeitfolge nach daraus löst, so kann man auch sagen, daß sie poetisch und dem Geiste nach aus demselben entstanden, und daß ohne diesen hebräitischen Zeugen und Träger der Handlung eine ganz andere Dichtung aus ihr geworden wäre. Die Abschaffung des Chors und die Zusammenziehung dieses unnützlich mächtigen Organs in die charakterlose langweilige widerlebende Natur eines armselichen Vertrauten war also seine so große Verbesserung der Tragödie, als die Franzosen und ihre Nachfolger sich eingebildet haben.

Die alte Tragödie, welche sich ursprünglich nur mit Göttern, Helden und Königen abgab, brauchte den Chor als eine nothwendige Begleitung; sie fand ihn in der Natur und brauchte ihn, weil sie ihn fand. Die Handlungen und Schicksale der Helden und Könige sind schon an sich selbst öffentlich und waren es in der einfachen Urzeit noch mehr. Der Chor war folglich in der alten Tragödie mehr ein natürlicher Organ, er folgte schon aus der poetischen Gestalt des wirklichen Lebens. In der neuen Tragödie wird er zu einem Kunstorgan; er hilft die Poesie hervorbringen. Der neuere Dichter findet den Chor nicht mehr in der Natur, er muß ihn poetisch erschaffen und einführen. Das ist, er muß mit der Fabel, die er behandelt, eine solche Veränderung vornehmen, wodurch sie in jene kindliche Zeit und in jene einfache Form des Lebens zurückversetzt wird.

Der Chor leistet daher dem neuern Tragiker noch weit wesentlicheres Dienste, als dem alten Dichter, eben deswegen, weil er die moderne gemeine Welt in die alte poetische verwandelt, weil er ihm alles Das unbrauchbar macht, was der Poesie widersteht, und ihn auf die einfachsten, ursprünglichen und naturreichen Motive hinarbeitet. Der Palast der Könige ist jetzt geschlossen, die Gerichte haben sich von den Thoren der Städte in das Innere der Häuser zurückgezogen, die Schrift hat das lebendige Wort verdrängt, das Volk selbst, die unnützlich lebendige Masse, in, wo sie nicht als rebe Gewalt wirkt, zum Staat, folglich zu einem abstrakten Begriff geworden, die Götter sind in die Brust des Menschen zurückgekehrt. Der Dichter muß die Paläste wieder aufthun, er muß die Gerichte unter freiem Himmel heraufzuführen, er muß die Gerichte wieder aufheben, er muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wieder herstellen und alles künstliche Nachwerk an dem Menschen und um denselben, das die Erscheinung seiner innern Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen äußern Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht.

Aber eben so, wie der bildende Künstler die salzige Fülle der Gewänder um seine Figuren breitet, um die Räume seines Bildes reich und anmuthig auszufüllen, um die getrennten Partien desselben in ruhigen Massen stetig zu verbinden, um der Farbe, die das Auge reizt und erheitert, einen Spielraum zu geben, um die menschlichen Formen zugleich geistlich zu verhüllen und sichtbar zu machen, eben so durchsichtig und umgibt der tragische Dichter seine streng abgemessene Handlung und die faden Linien seiner handelnden Figuren mit einem lyrischen Prachtgewebe, welches sich, als wie in einem weit gefalteten Purpur, um die handelnden Personen frei und edel mit einer gehaltenen Würde und hoher Ruhe bewegt.

In einer höhern Organisation darf der Stoff oder das Elementarische nicht mehr sichtbar sein; die chemische Farbe verschwindet in der feinen Carnation des Lebendigen. Aber auch der Stoff hat seine Herrlichkeit und kann als solcher in einem Kunstkörper aufgenommen werden. Dann aber muß er sich durch Leben und Fülle und durch Harmonie seinen Platz verdienen unter die Formen, die er umgibt, geltend machen, anstatt sie durch seine Schwere zu erdrücken.

In Werken der bildenden Kunst ist Dieses Jedem leicht verständlich; aber auch in der Poesie und in der tragischen, von der hier die Rede ist, finde: Dasselbe Statt. Alles, was sich im Allmeinen ausdrückt, ist eben so, was bloß die Sinne reizt, nur Stoff und rohes einem Dichtervort und wird da, wo es vor-

herrscht, unaussprechlich das Poetische zerstören; denn dieses liegt gerade in dem Indifferenzpunkt des Ideellen und Sinnlichen. Nun ist aber der Mensch so gebildet, daß er immer von dem Besondern ins Allgemeine gehen will, und die Reflexion muß also auch in der Tragödie ihren Platz erhalten. Soll sie aber diesen Platz verlieren, so muß sie Das, was ihr an sinnlichem Leben fehlt, durch den Vortrag wieder gewinnen; denn, wenn die zwei Elemente der Poesie, das Ideale und Sinnliche, nicht innig verbunden zusammen wirken, so müssen sie neben einander wirken, oder die Poesie ist aufgehoben. Wenn die Waage nicht vollkommen inne steht, da kann das Gleichgewicht nur durch eine Schwankung der beiden Schalen hergestellt werden.

Und Dieses leistet nun der Chor in der Tragödie. Der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentirt sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor verläßt den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu geben und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Aber er thut Dieses mit der vollen Macht der Phantasie, mit einer köhnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge, wie mit Schritten der Götter, einhergeht — und er thut es, von der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen begleitet.

Der Chor verleiht also das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft aufrüstet; eben so, wie der bildende Künstler die gemeine Nothwendigkeit der Beileidung durch eine reiche Draperie in einen Reiz und in eine Schönheit verwandelt.

Aber eben so, wie sich der Maler gezwungen sieht, den Farbenton des Lebendigen zu verändern, um den natürlichen Stoffen das Gleichgewicht zu halten, so laßt die lyrische Sprache des Chors dem Dichter aus, verhältnismäßig die ganze Sprache des Gedichts zu erheben und dadurch die sinnliche Gewalt des Ausdrucks überhaupt zu verstärken. Nur der Chor berechtigt den tragischen Dichter zu dieser Erhebung des Tons, die das Ohr ausfüllt, die den Geist anspannt, die das ganze Gemüth erweitert. Diese eine Dreierzahl in seinem Willen nöthigt ihn, alle seine Atonen auf den Atonen zu stellen und seinem Gemüthe dadurch die tragische Größe zu geben. Nimmt man den Chor hinweg, so muß die Sprache der Tragödie im Ganzen sinken, oder, was jetzt groß und mächtig ist, wird gezwungen und überspannt erscheinen. Der alte Chor, in das französische Trauerspiel eingeführt, würde es in seiner ganzen Virilität darstellen und zunichte machen; eben derselbe würde ohne Zweifel Shakespeare's Tragödie erst ihre wahre Bedeutung geben.

So wie der Chor in die Sprache Leben bringt, so bringt er Ruhe in die Handlung, aber die schöne und hohe Ruhe, die der Charakter eines edeln Kunstwerks sein muß. Denn das Gemüth des Zuschauers soll auch in der beständigen Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eintritte sein, sondern sich immer klar und heiter von den Nüchternheiten scheiden, die es erleidet. Was das gemeine Urtheil an dem Chor zu tadeln pflegt, daß er die Fäulnis aufhebe, daß er die Gewalt der Affekte breche, Das beweist ihm zu seiner höchsten Empfehlung; denn eben diese blinde Gewalt der Affekte ist es, die der wahre Künstler vermeidet; diese Fäulnis ist es, die er zu erlösen vermag. Wenn die Schicksale, womit die Tragödie unter Herz tritt, ohne Unterbrechung auf einander folgen, so würde das Verdrüß über die Thätigkeit gehen. Wir würden uns mit dem Stoffe verengen und nicht mehr über denselben schweben. Dadurch, daß der Chor die Theile auseinander hält und zwischen die passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns in der Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde. Auch die tragischen Personen selbst bedürfen dieses Anhalts, dieser Ruhe, um sich zu sammeln; denn sie sind keine wirkliche Wesen, die bloß der Gewalt des Moments gehorchen und bloß ein Individuum darstellen, sondern ideale Personen und Repräsentanten ihrer Charakters, die das Tiefe der Menschheit aussprechen. Die Gegenwart des Chors, der als ein richtender Zeuge ne vernimmt und die ersten Ausbrüche ihrer Leidenschaft durch seine Dazwischentritt so abt, mildert die Besonnenheit, mit der sie handeln, und die Würde, mit der sie leben. Sie stehen gewissermaßen schon auf einem natürlichen Theater, weil sie vor Zuschauern sprechen und handeln, und werden eben deswegen desto tauglicher, von dem Kunstseer zu einem Publikum zu reden.

So viel über meine Besinnung, den alten Chor auf die tragische Bühne zurückzuführen. Ehre kennt man zwar auch schon in der modernen Tragödie; aber der Chor des griechischen Trauerspiels, so wie ich ihn hier gebraucht habe, der Chor als eine einzige ideale Person, die die ganze Handlung trägt und begleitet, dieser ist von seinen operatischen Chören wesentlich verschieden, und, wenn ich bei Gelegenheit der griechischen Tragödie von Chören anstatt von einem Chor sprechen höre, so entsteht mir der Verdacht, daß

man nicht recht wisse, wovon man rede. Der Chor der alten Tragödie ist meines Wissens seit dem Verfall derselben nie wieder auf der Bühne erschienen.

Ich habe den Chor zwar in zwei Theile getrennt und im Streit mit sich selbst dargestellt; aber Dies ist nur dann der Fall, wo er als wirkliche Person und als blinde Menge mithandelt. Als Chor und als ideale Person ist er immer Eins mit sich selbst. Ich habe den Ort verändert und den Chor mehrmals abgehen lassen; aber auch Mischluß. Der Schöpfer der Tragödie, und Sophokles, der größte Meister in dieser Kunst, haben sich dieser Freiheit bedient.

Eine andere Freiheit, die ich mir erlaubt, möchte schwerer zu rechtfertigen seyn. Ich habe die christliche Reli-

gion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen theils lebendig, theils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen. Und dann halte ich es für ein Recht der Poesie, die verschiedenen Religionen als ein collectives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem Alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet. Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst, die Idee eines Göttlichen, und es muß dem Dichter erlaubt seyn, Dieses auszusprechen, in welcher Form er es jedesmal am Bequemsten und am Treuesten findet.

Die Braut von Messina

oder

die feindlichen Brüder.

Ein Trauerspiel mit Chören.

Personen:

Donna Isabella, Fürstin von Messina.
Don Manuel, } ihre Söhne.
Don Cesar, }
Beatrice.

Diego.
Boten.
Chor, besteht aus dem Gefolge der Brüder.
Die Aeltesten von Messina, reden nicht.

2. Scene in eine geräumige Säulenhalle, auf beiden Seiten sind Es. zu se-
eine große Flügeltür in der Tiefe führt zu einer Kutsche.

Donna Isabella in tiefer Trauer. Die Aeltesten von
Messina stehen um sie her.

Isabella.

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Tret' ich, ihr greise Hüfter dieser Stadt,
Heraus zu euch aus den verschwiegenen
Gemächern meines Braunsaaßs, das Anflig
Vor euren Männerblicken zu entschleiern.
Denn es geniet der Wittwe, die den Gatten
Verloren, ihres Lebens Licht und Ruhm,
Die schwarz umflorte Nachtgestalt dem Aug
Der Welt in stillen Mauern zu verbergen;
Doch unerbittlich, allgewaltig treibt
Des Augenblicks Gebieterkümm mich
An das entwohnte Licht der Welt hervor.
Nicht zweimal hat der Mond die Lichtgestalt
Erneut, seit ich den fürstlichen Gemahl
In seiner letzten Ruhestätte trug,
Der mächtigwaltend dieser Stadt gebet,
Mit starkem Arme gegen eine Welt
Euch schützend, die euch feindlich ums umlagert.
Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist
In einem tapfern Heldenpaare fort
Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz.
Ihr habt sie unter euch in freud'ger Kraft
Aufwachsen sehen, doch mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
Auch ein unsel'ger Bruderhaß empor,
Der Blindheit frohe Eitigkeit zerreißend,
Und reißte furchtbar mit dem Grast der Jahre.
Nie hab' ich ihrer Eintracht mich erfreut;

An diesen Brüsten nährt' ich Beide gleich;
Gleich unter sie vertheilt' ich Lieb' und Sorge,
Und Beide weiß ich kindlich mir geneigt.
In diesem ein'gen Triebe sind sie Eins,
In allem Andern trennt sie blut'ger Streit.

Zwar, weil der Vater noch gefährdet herrschte,
Hielt er durch gleicher Strenge furchtbare
Gerechtigkeit die Heißigbrautenten im Jügel,
Und unter eines Joches Eisen schwere
Bog er vereindend ihren starrn Sinn.
Nicht waffentragend durften sie sich nahen,
Nicht in denselben Mauern übernachten.
So hemmt' er zwar mit strengem Nachtgebot
Den rehen Ausbruch ihres wilden Triebs!
Doch ungeheßert in der tiefen Brust
Ließ er den Haß — der Starke achtet es
Gering, die leise Quelle zu verstopfen,
Weil er dem Strome mächtig wehren kann.

Was kommen mußte, kam. Als er die Augen
Im Lode schloß, und seine starke Hand
Sie nicht mehr bündigt, bricht der alte Orell,
Gleichwie des Feuers eingepreßte Glut,
Zur offnen Flamme sich entzündend, los.
Ich sag' euch, was ihr Alle selbst bezeugt:
Messina theilte sich, die Brudersebbe
Vör' alle heil'ge Waude der Natur,
Dem allgemeinen Streit die Lösung gebend.
Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die
Stadt.

Ja, diese Hallen selbst besprigte Blut.
Des Staates Waude sahet ihr zerreißen,
Doch mir zerriß im Innersten das Herz —
Ihr fühltet nur das öffentliche Leiden
Und fragtet wenig nach der Mutter Schmerz.

Wollen auch wir jetzt Worte des Friedens
Harmlos wechseln mit ruhigem Blut:
Denn auch das Wort ist, das heilende, gut.
Aber, treff ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Der ganze Chor.

Aber, treff ich dich draußen im Freien,
Da mag der blutige Kampf sich erneuen,
Da erprobe das Eisen den Muth.

Erster Chor. *Verenger.*

Dich nicht haß' ich! Nicht du bist mein Feind!
Eine Stadt ja hat uns geboren,
Jene sind ein fremdes Geschlecht.
Aber, wenn sich die Fürsten bescheiden,
Müssen die Diener sich morden und tödten,
Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Zweiter Chor. *Veremund.*

Mögen sie's wissen,
Warum sie sich blutig
Hassend bekämpfen! Mith sieht es nicht an.
Aber wir sechten ihre Schlachten:
Der ist kein Laysirer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Der ganze Chor.

Aber wir sechten ihre Schlachten:
Der ist kein Laysirer, kein Ehrenmann,
Der den Gebieter läßt verachten.

Einer aus dem Chor. *Verenger.*

Hört, was ich bei mir selbst erwogen,
Als ich müßig daber gewogen
Durch des Kerns hochwallende Gassen,
Meinen Gedanken überlassen.

Wir haben uns in des Kampfes Wuth
Nicht besonnen und nicht berathen,
Denn uns kettbörte das brausende Wuth.

Sind sie nicht unser, diese Saaten?
Diese Auen, mit Neben umflossen,
Sind sie nicht Kinder unsrer Sonnen?
Könnten wir nicht in frechem Genuß
Harmlos verquälgliche Tage sinnen,
Vunig das leichte Leben gewinnen?
Warum ziehn wir mit rasendem Vagieren
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesen Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
Von der Sonne röthlichem Untergang!
Gastlich haben wir's aufgenommen,
(Unser Väter — die Zeit ist lang)
Und jetzt sehen wir uns als Räubte.
Nur wir thun diesem fremden Geschlecht!

Ein Zweiter. *Veremund.*

Woh! wir bewohnen ein glückliches Land,
Das die himmelumwandelnde Sonne
Ansieht mit immer freundlicher Helle,
Und wir können es fröhlich genießen;
Aber es läßt sich nicht sperren und schließen,
Und des Meers rings umgebende Welle,
Sie verräth uns dem kühnen Corsaren,
Der die Küste verwegen durchkreuzt.
Ginen Egen haben wir zu bewahren,
Der das Schwert nur des Zwangs reißt.
Eklaven sind wir in den ehen Eigen,
Das Land kann seine Kinder nicht schügen:
Nicht, wo die goldene Geres lacht
Und der friedliche Pan, der Blumenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Vorge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Erster Chor. *Sajetan.*

Ungleich vertheilt sind des Lebens Güter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
Uns verleihe sie das Mark und die Zülle,
Die sich immer erneuend erschafft;
Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Nähren sie aus, was dem Herzen gelüstet,
Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
Aber hinter den großen Höhen
Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.

Darum lob' ich mir, niedrig zu stehen,
Mich verbergend in meiner Schwäche!
Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wellenbrüchen zusammen geflossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeischwemme,
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme;
Doch nur der Augenblick hat sie geboren:
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht verrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur.
— Die fremden Erbecker kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Die beiden Edlen hören sich. Donna Isabella erscheint, begleitet
von Don Manuel und Don Cesar.

Beide Chöre. *Sajetan.*

Preis ihr und Ehre,
Die uns dort aufgeht,
Eine glänzende Sonne!
Kniend verbeugt ich dein herrliches Haupt.

Erster Chor.

Schön ist des Mondes
Milde Klarheit
Unter der Sterne blühendem Glanz:
Schön ist der Mutter
Liebliche Hobeit
Zwischen der Söhne feuriger Kraft.
Nicht auf der Erden
Ist ihr Bild und ihr Gleichniß zu sehn.

* Hoch auf des Lebens

Gipfel gestellt,
Schließt sie blühend den Kreis des Schönen:
Mit der Mutter und ihren Söhnen
Krönt sich die herrlich vollendete Welt.

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron;
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geberne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Zweiter Chor. *Veremund.*

Freudig sieht sie aus ihrem Schoße
Ginen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewig sprossend erneut.
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,
Welches wandeln wird mit der Sonne
Und den Namen geben der rollenden Zeit.

Reget

Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Dünstre Vergessenheit

* Anmerkung:
sollte die Stelle: Hoch
beachtet werden

beachtet. Nach der Absicht des Verfassers
des Lebens — ihrem Sohn. — auf den

Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus.

Aber der Fürsten

Einsame Häupter

Glängen erhellet,

Und Aurora berührt sie

Mit den ewigen Strahlen

Als die ragenden Gipfel der Welt.

Isabella, mit ihren Söhnen bevoortetend

Bliss nieder, hohe Königin des Himmels,

Und halte deine Hand auf dieses Herz;

Dass es der Uebermuth nicht schwellend hebe:

Denn leicht vergäße sich der Mutter Freude,

Wenn sie sich spiegelt in der Söhne Glanz.

Zum Erstenmal, seitdem ich sie geboren,

Umfass' ich meines Glückes Fülle ganz.

Denn bis auf diesen Tag mußt' ich gewaltsam

Des Herzens fröhliche Ergießung theilen:

Bergessen ganz mußt' ich den einen Sohn,

Wenn ich der Nähe mich des andern freute.

O, meine Mutterliebe ist nur Eine,

Und meine Söhne waren ewig Zwei!

— Sagt, darf ich ohne Zittern mich der süßen
Gewalt des trunkenen Herzens überlassen?

In Des Manuel.

Wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke,
Stoß' ich den Stachel nicht in deine Brust?

In Des Cesar.

Wenn ich das Herz an seinem Anblick weide,

Ist's nicht ein Raub an dir? — O, ich muß zittern.

Dass meine Liebe selbst, die ich euch zeige,

Nur eures Hasses Flamme heit'ger schüre.

Nachdem sie Worte gesagt u. gehen

Was darf ich mir von euch versprechen? Redet!

Mit welchem Herzen kamet ihr hieher?

Ist's noch der alte unverdiente Haß,

Den ihr mit herbringt in des Vaters Haus,

Und wartet draußen vor des Schloßes Thoren

Der Krieg, auf Augenblicke nur gebähnt

Und knirschend in das eiserne Geß,

Um abzuwandeln, wenn ihr den Rücken mir

Gesehrt, mit neuer Wuth sich zu entseßeln?

Chor. Antwort.

Krieg oder Frieden! Noch liegen die Lose

Tümel verhält in der Zukunft Schöße!

Toch es wird sich noch, eh wir uns trennen, entscheiden;

Wir sind bereit und gerüstet zu Weiden.

Isabella, im ganzen Kreis umhergehend

Und welcher fürchtbar kriegerische Anblick!

Was sollen diese hier? Ist's eine Schlacht,

Die sich in diesen Zälen zubereitet?

Wozu die fremde Schaar, wenn eine Mutter

Das Herz aufschließen will vor ihren Kindern?

Bis in den Schoß der Mutter fürchtet ihr

Der Arglist Schlingen, tödtlichen Verrath.

Dass ihr den Rücken euch besorglich deckt?

— O, diese wilden Banden, die euch folgen,

Die raschen Diener eures Zorns — sie sind

Nicht eure Freunde! Glaubet nimmermehr,

Dass sie euch wohlgesinnt zum Besten raten!

Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,

Den Fremdlingen, dem eingebrungenen Stamm,

Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,

Wie sie der Herrschaft anzumacht?

Wacht auf! Es liebt ein Jeder, frei sich selbst

Zu leben nach dem eignen Gesetz;

Die fremde Herrschaft wird mit Reid ertragen.

Von eurer Macht allein und ihrer Furcht

Erhaltet ihr den gern versagten Dienst.

Kennt dies Geschlecht, das heizlos falsch, kennen!

Die Schadenfreude ist's, wodurch sie sich
An eurer Glück, an eurer Größe rächen.

Der Herrscher Fall, der hohen Haupter Sturz

Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gesurach,

Was sich vom Sohn zum Enkel forterzählt,

Womit sie sich die Winternächte kürzen.

— O meine Söhne! Feindlich ist die Welt

Und falsch gesinnt! Es liebt ein Jeder nur

Sich selbst; unsicher, los und wandelbar

Sind alle Bande, die das leichte Glück

Geflochten — Lanne löst, was Lanne knüpfte —

Nur die Natur ist redlich! Sie allein

Liegt an dem ew'gen Ausergrunde fest,

Wenn alles Andre auf den sturmbeugten Wellen

Des Lebens ungetrieben — Die Neigung gibt

Den Freund, es gibt der Vortheil den Gefährten;

Wohl Dem, dem die Geburt den Bruder gab!

Ihn kann das Glück nicht geben! Auserwählen

Ist ihm der Freund, und gegen eine Welt

Voll Kriegs und Luges steht er zweifach da!

Chor. Antwort.

Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,

Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn:

Ueber der Menschen Thun und Verkehren

Bläst sie mit ruhiger Macht hin.

Was aber treibt das verworrene Streben

Blind und sinnlos durchs wüste Leben.

Isabella zu Des Cesar.

Du, der das Schwert auf deinen Bruder rüßt!

Zieh dich umher in dieser ganzen Schaar,

Wo ist ein edler Wild als meines Bruders?

In Des Manuel.

Wer unter diesen, die du Freunde nennst,

Darf deinem Vater sich zur Seite stellen?

Gib Jeder ist ein Bruder seines Alters,

Und Keiner gleicht, und Keiner weicht dem Andern.

Wagt es, euch in das Angesicht zu sehn!

O Haererei der Eifersucht, des Neides!

Ihn würdest du aus Tausenden heraus

Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz

Geschlossen haben als den Einzigen;

Und jetzt, da ihn die heilige Natur

Du gab, die in der Wiege schon ihn schenkte,

Trübst du, ein Aerelei an dem eignen Mut,

Mit stolzer Willkür ihr Geßteuf mit Käßen,

Sich wegzurufen an den schlechteren Mann,

Sich an den Feind und Acemling anzuheften!

Don Manuel.

Höre mich, Mutter!

Don Cesar.

Mutter, höre mich!

Isabella.

Nicht Weissung uns, die diesen traurigen Streit

Erleiden — Hier ist das Wein und Tein,

Die Rache von der Schuld nicht mehr zu sondern.

— Wer möchte noch das alte Vette finden

Des Schwermertens, der glühend sich ergoß?

Das unterirdischen Feuers schreckliche

Geburt ist Alles, eine Lavastunde

Kein aufgeschichteter über den Gefunden,

Und jeder Haupttritt wandelt auf Zerstörung.

— Nur dieses Eine leg' ich euch ans Herz:

Das Böse, das der Mann, der mündige,

Dem Manne zugeht, das, ich will es glauben,

Vergibt sich und verliert sich schwer. Der Mann

Will seinen Haß, und keine Zeit verändert

Den Rathschluß, den er wohl besonnen faßt.

Doch eures Hasses Ursprung folgt hinauf

In unverständ'ger Kindheit frühe Zeit:

Sein Alter ist's, was ihn entwaffnen sollte.

Braget zurück, was euch zuerst entzweite;
Ihr wißt es nicht, ja, fündet ihr's auch aus,
Ihr würdet euch des kind'schen Habers schämen.
Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezogen in unglücksel'ger Kette,
Die neuße Unbill dieses Tags geboren.
Denn alle schwere Thaten, die bis jetzt geschahn,
Sind nur des Argwohns und der Rache Kinder.
— Und jene Knabenfehde wolltet ihr
Noch jetzt fortkämpfen, da ihr Männer seyd?

Beide Hände lassend.

O meine Söhne! Kommt, entschließet euch,
Die Rechnung gegenseitig zu vertilgen,
Denn gleich auf beiden Seiten ist das Unrecht.
Seyd edel und großherzig schenkt einander
Die unabtragbar ungeheure Schuld.
Der Siege göttlichster ist das Vergeben!
In eures Vaters Gruft werft ihn hinab,
Den alten Haß der frühen Kinderzeit!
Der schönen Liebe sey das neue Leben,
Der Eintracht, der Versöhnung sey's geweiht.

Sie tritt einen Schritt zwischen Beiden zurück, als wolle sie ihnen Raum geben, sich einander zu nähern. Beide bleiben zur Erde, ohne einander anzusehen.

Chor. Gesellen.

Höret der Mutter vernahnende Rede,
Wahelich, sie spricht ein gewichtiges Wort!
Laßt es genug seyn und endet die Befehle,
Denn, gefällt's euch, so seget sie fort:
Was euch genehm ist, Das ist mir gerecht,
Ihr seyd die Herrscher, und ich bin der Knecht.

Isabella,

nachdem sie einige Zeit innegehalten und vergehend eine Weisung der Brüder erwartet, mit unterdrücktem Schmerz

Nest weiß ich nichts mehr. Ausgeleert hab' ich
Der Worte Röcher und erschöpft der Bitten Kraft.
Am Grabe ruht, der euch gewaltsam bändigte,
Und machtlos steht die Mutter zwischen euch.
— Vollendet! Ihr habt freie Macht! Gehorcht
Dem Tönnern, der euch stummlos wüthend treibt!
Ehrt nicht des Hausgotts heiligen Altar!
Laßt diese Halle selbst, die euch geboren,
Den Schauplatz werden eures Wechelmords.
Vor eurer Mutter Aug' zerstreut euch
Mit euren eignen, nicht durch fremde Hände.
Leib gegen Leib, wie das thebanische Paar,
Nüßt auf einander an, und, wuthvoll ringend,
Umfangt euch mit eherner Umarmung!
Leben um Leben tausend siege Jeder,
Den Dolch einbohrend in des Andern Brust,
Daß selbst der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme selbst, des Feuers rothe Säule,
Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander theile,
Ein schauernd Bild, wie ihr gestorben und gelebt.

Sie geht ab. Die Brüder bleiben noch in der vorigen Entfernung voneinander stehen.

Beide Brüder. Beide Chöre.

Chor. Gesellen.

Es sind nur Worte, die sie gesprochen,
Aber sie haben den frühlichen Muth
In der seltsamen Brust mir gebrochen.
Ich nicht vergaß das verwandte Blut.
Nein, zum Himmel erhebt' ich die Hände:
Ihr seyd Brüder! Bedenket das Ende!

Don Cesar, ohne Don Manuel anzusehen.

Du bist der ältere Bruder, rede du!
Dem Erstgeborenen weich' ich, ohne Schande.

Don Manuel in derselben Stellung.

Sag' etwas Gutes, und ich folge gern
Dem edeln Beispiel, das der Jüngere gibt.

Don Cesar.

Nicht, weil ich für den Schulbigeren mich
Erkenne oder schwächer gar mich fühle —

Don Manuel.

Nicht Kleinmuths zeugt Don Cesar, wer ihn kennt:
Büht' er sich schwächer, würd' er stolzer reden.

Don Cesar.

Denkst du von deinem Bruder nicht geringer?

Don Manuel.

Du bist zu stolz zur Demuth, ich zur Lüge.

Don Cesar.

Verachtung nicht erträgt mein edles Herz;
Doch in des Kampfes heftigster Erbitterung
Gedachtest du mit Würde deines Bruders.

Don Manuel.

Du willst nicht meinen Tod: ich habe Proben.
Ein Mönch erbot sich dir, mich meuchlerisch
Zu morden; du bestraftest den Verräther.

Don Cesar tritt etwas näher

Hätt' ich dich früher so gerecht erkannt,
Es wäre Vieles ungeheuer geblieben.

Don Manuel.

Und, hätt' ich dir ein so versöhnlich Herz
Gewußt, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

Don Cesar.

Du wurdest mir viel stolzer abgeschildert.

Don Manuel.

Es ist der Kluch der Hohen, daß die Niedern
Sich ihres offenen Thrs bemächtigen.

Don Cesar, lebhaft.

So ist's. Die Diener tragen alle Schuld.

Don Manuel.

Die unser Herz in bitterm Haß entfremdet.

Don Cesar.

Die böse Worte hin und wieder tragen.

Don Manuel.

Mit falscher Deutung jede That vergiftet.

Don Cesar.

Die Wunde nährten, die sie heilen sollten.

Don Manuel.

Die Flamme schürten, die sie löschen konnten.

Don Cesar.

Wir waren die Verführten, die Betrogenen!

Don Manuel.

Das blinde Werkzeug fremder Leidenschaft!

Don Cesar.

Ist's wahr, daß alles Andre treulos ist —

Don Manuel.

Und falsch! Die Mutter sagt's: du darfst es glauben!

Don Cesar.

So will ich diese Bruderhand ergreifen —

Er reicht ihm die Hand hin.

Don Manuel ergreift sie lebhaft.

Die mir die nächste ist auf dieser Welt.

Beide setzen Hand in Hand und betrachten einander eine Zeitlang schweigend

Don Cesar.

Ich seh dich an, und überrascht, erstaunt
Bünd' ich in dir der Mutter theure Züge.

Don Manuel.

Und eine Aehnlichkeit entdecket sich mir
In dir, die mich noch wunderbarer rührt.

Don Cesar.

Bißt du es wirklich, der dem jüngern Bruder
So hold begegnet und so gütig spricht?

Don Manuel.

Ist dieser freundlich sanftgestimmte Jüngling
Der übelwollend mir geschäftige Bruder?

Wie denn? Zwei Aelzen; Jeder steht in des And'rs Blick des Andern vor!

Don Cesar.

Du nimmst die Pferde von arabischer Zucht
In Anspruch aus dem Nachlaß' unsers Vaters.
Den Ritttern, die du schicktest, schlug ich's ab.

Don Manuel.

Sie sind dir lieb, ich denke nicht mehr dran.

Don Cesar.

Nein, nimm die Rosse, nimm den Wagen auch
Des Vaters, nimm sie, ich beschwöre dich!

Don Manuel.

Ich will es thun, wenn du das Schloß am Meere
Beziehen willst, um das wir heftig stritten.

Don Cesar.

Ich nehm' es nicht, doch bin ich's wohl zufrieden,
Daß wir's gemeinsam kräftiglich bebauen.

Don Manuel.

So sey's! Warum ausschüßend Eigenthum
Besitzen, da die Herzen einsig sind?

Don Cesar.

Warum noch länger abgesondert leben,
Da wir, vereint, Jeder reicher werden?

Don Manuel.

Wir sind nicht mehr getrennt, wir sind vereint.

Es ist, es ist, es ist!

Erster Chor. *von beiden Seiten*

Was stehen wir hier noch feindslich gedehnt,
Da die Jürsten sich liebend umfassen?
Ihrem Weisheit selb' ich und Hiere die Aelzen:
Wollen wir einander denn ewig haßen?
Sind sie Brüder durch Vaters Bande,
Sind wir Bürger und Söhne von einem Lande.

Es ist, es ist, es ist!

Ein Note.

Zweiter Chor. *von beiden Seiten*

Den Trüber, den du angesehnt, bene,
Erblick' ich wiederkehrend. Adieu dich,
Don Cesar! Gute Besicht' hatet dein:
Denn süßlich mächt' der Blick des Kommenden.

Note.

Heil mir und Heil der glücklichsten Stadt!
Des schönsten Anblicks wird mein Auge froh.
Die Söhne meines Herrn, die Aelzen seh' ich
In freierlichem Gespräch, Hand in Hand,
Die ich in heißer Kampfessucht verlassen.

Don Cesar.

Du siehst die Liebe aus des Hades Klammern
Wie einen neu verjüngten Phönix steigen.

Note.

Ein zweites laß' ich in dem ersten Glück!
Mein Votenstab erquält von süßen Jaesigen!

Don Cesar, *zu den Aelzen*

Laß' hören, was du bringst.

Note.

Ein einziger Tag
Will Alles, was erfreulich ist, versammeln.
Auch die Verlorene, nach der wir suchten,
Sie ist gesunde Herr, sie ist nicht weit.

Don Cesar.

A gefunden! O, wo ist sie? Sprich!

Note.

Hier in Messina, Herr, verbirg' sie sich.

Don Manuel, *zu dem ersten Chorus*
Ist die Wange so roth, so die Wangen
rubers glänzen, und sein Auge blüht.

Ich weiß nicht, was es ist; doch ist's die Farbe
Der Freude, und mitfreudig theil' ich sie.

Don Cesar *zu dem Voten.*

Komm, führe mich! — Leb wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier.

Er will gehen.

Don Manuel.

Verzieh' es nicht. Das Glück begleite dich.

Don Cesar *schaut sich und kommt zurück.*

Don Manuel! Mehr, als ich sagen kann,
Arent mich dein Anblick — ja, mir ahnet schon.
Wir werden uns wie Herzensfreunde lieben:
Der langgebundene Trieb wird freud'ger nur
Und mächt'ger streben in der neuen Sonne:
Nachholen werd' ich das verlorne Leben.

Don Manuel.

Die Blüthe deutet auf die schöne Frucht.

Don Cesar.

Es ist nicht recht, ich fühl's und tadle mich,
Daß ich mich jetzt aus deinen Armen reiße:
Denk nicht, ich fühle weniger, als du,
Weil ich die süßlich schöne Stunde rasch zerhauere.

Don Manuel *mit schmerzlicher Zerknirschung*

Gehst du dem Augenblick? Der Liebe
Gehst von heute an das ganze Leben.

Don Cesar.

Guttedr' ich dir, was mich von bannen raßt —

Don Manuel.

Nah mir dein Herz! Dir bleibe dein Weisheit.

Don Cesar.

Nach kein Weisheit trenn' uns keiner mehr:
Bald soll die letzte dunkle Nacht schwinden!

Es ist, es ist, es ist!

Gut kühn' ich's an, damit ihr's Alle wißt:
Der Streit in abgeklungen zwischen mir
Und dem geliebten Bruder! Den stillst' ich
Als meinen Feind und Bekämpfer
Und weis' ihn haßen, wie der Hölle Feinden.
Der den erlöschenden Aunen unsers Streits
Auchblät in neuen Klammern — Heißt Ruher
Mir zu gefallen oder Tauf zu ernten.
Der von dem Bruder Böses mir beandtet.
Mit salbender Treutheiler den bitteren Feind
Des vollen Worts geschworen weiter feind.
— Nicht Wunder, daß der Wille schlägt das Wort,
Das unbeachtet dem schlanken Jern' entflohen;
Doch, von dem Ehr' der Argwohn angestochen,
Ardet es wie Schlingkraut endlos wehene fest
Und hängt aus jeder sich an mit tausend Asten.
So treu, so treu in Verweirrenheit
Unkerst' sich die Guten und die Bösen!

Es ist, es ist, es ist!

Don Manuel *und der erste Chor.*

Chor. *Chorus*

Verwundernsworth, o Herr, betracht' ich dich,
Nah sah mich ich heute ganz erkennen.
Mit targer Aere kann erwidert du
Des Bruders Liebeswort, der gutmeintend
Mit offenem Herzen die entgegen kommt.
Verlaufen in dich selber steht du da,
Gleich einem Träumenden, als wäre nur
Dein Leib zugegen, und die Seele fern.
Wer so dich sähe, möchte leicht der Kälte
Dich reihen und stolz unfreundlichen Gemüths:
Ich aber will dich drum nicht fühllos schelten:
Denn heiter blickst du, wie ein Glücklicher,
Um dich, und Lächeln spielt um deine Wangen.

Don Manuel.

Was soll ich sagen? was erwidern? Mag
Der Bruder Worte finden! Ihn ergreift
Ein überraschend neu Gefühl: er sieht
Den alten Haß aus seinem Busen schwinden,
Und wundernd fühlt er sein verwandelt Herz.
Ich — habe keinen Haß mehr mitgebracht:
Kann weiß ich noch, warum wir blutig stritten.
Denn über allen ird'schen Dingen hoch
Schwebt mir auf Freudenfüßigen die Seele,
Und in dem Glanzmeer, das mich umfängt,
Sind alle Wolken mir und finstre Kalten
Des Lebens ausgeglättet und verschwunden.
— Ich sehe diese Hallen, diese Säle,
Und denke mir das freudige Erschrecken
Der überraschten, hoch erstaunten Braut,
Wenn ich als Fürstin sie und Herrscherin
Durch dieses Hauses Pforten führen werde.
— Noch liebt sie nur den Liebenden! Dem Fremdling,
Dem Namenlosen hat sie sich gegeben.
Nicht ahnet sie, daß es Don Manuel,
Messina's Fürst ist, der die goldne Vinde
Ihr um die schöne Stirne flechten wird.
Wie süß ist's, das Geliebte zu beglücken
Mit ungehefter Größe, Glanz und Schein!
Künftig wart' ich mir dies höchste der Entzücken:
Wohl bleibt es stets sein höchster Schmuck allein;
Doch auch die Hebeit darf das Schöne schmücken.
Der goldne Reif erhebt den Edelstein.

Chor. *Capran.*

Ich höre dich, o Herr, vom laugen Schweigen
Zum erstenmal den stummen Mund entriegeln.
Mit Späberangen folgt' ich dir schon längst,
Ein seltsam wunderbar Geheimnis abend;
Doch nicht erfüllt' ich mich, was du vor mir
In tiefes Dunkel hüllst, dir abzusagen.
Dich reizt nicht mehr der Jagden muntre Lust,
Der Reize Wettlauf und des Falken Sieg.
Aus der Gefährten Ang verschwindest du,
So oft die Sonne sinkt zum Himmelsrande,
Und Keiner unsers Ehre, die wir dich sonst
In jeder Kriegs- und Jagdgeräthe begleiten,
Mag keines stillen Pfades Gefährte sein.
Warum verkleiderst du bis diesen Tag
Dein Liebesglück mit dieser welt'schen Hüll?
Was zwingt den Mächtigen, daß er verhehle?
Denn Nacht ist fern von deiner großen Seele.

Don Manuel.

Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden:
Nur in verschlossener Lade wird's bewahrt.
Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
Und rasch entflieht es, wenn Leichtgläubigkeit
Voreilig wagt, die Decke zu erheben.
Doch jetzt, dem Ziel so nahe, darf ich wohl
Das lange Schweigen brechen, und ich will's.
Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die Meine, und des Dämons Reid
Wird keine Macht mehr haben über mich.
Nicht mehr verstoßen werd' ich zu ihr schleichen,
Nicht rauben mehr der Liebe goldne Frucht,
Nicht mehr die Freude haschen auf der Nacht,
Das Morgen wird dem schönen Heute gleichen,
Nicht Migen gleich, die schnell vorüber schießen
Und plötzlich von der Nacht verschlungen sind,
Mein Glück wird seyn, Ach wie des Baches Liegen,
Gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt.

Chor. *Capran.*

So nenne sie uns, Herr, die dich im Stillen
Beglückt, daß wir dein Los beneidend rühmen

Und würdig ehren unsern Fürsten Braut.

Sag' an, wo du sie fandest, wo verbirgst,
In welches Orts verschwiegener Heimlichkeit?
Denn wir durchziehen schwärmend weit und breit
Die Insel auf der Jagd verschlungenen Pfaden;
Doch keine Spur hat uns dein Glück verrathen,
So daß ich bald mich überreden möchte,
Es hülle sie ein Zaubernebel ein.

Don Manuel.

Den Zauber löst' ich auf: denn heute noch
Soll, was verborgen war, die Sonne schauen.
Vernehmst denn und hörst, wie mir geschah.
Nünf Meute find's, es herrschte noch im Lande
Des Vaters Macht und beugete gewaltiam
Der Jugend starren Nacken in das Joch —
Nichts kannt' ich als der Waffen wilde Freuden
Und als des Walwerks kriegerische Lust.
— Wir hatten schon den ganzen Tag gejagt
Entlang des Waldgebirges — da geschah's,
Daß die Verfolgung einer weißen Hindin
Mich weit hinweg aus eurem Hause riß.
Das schone Thier floh durch des Thales Krümmen,
Durch Busch und Kluft und kahnenloses Gestrüpp;
Auf Wüsten Weite sah ich's stets vor mir,
Doch kennst' ich's nicht erreichen, noch erteilen,
Bis es anlegt an eines Gartens Pforte mir
Verschwand. Schnell von dem Reif' herab mich werfend
Trug' ich ihm nach, schon mit dem Zweere zielend:
Da sah' ich nunmehr das erdreckte Thier
Zu einer Quelle süßen ätternad liegen,
Die es mit larten Händen schmeichelnd fest.
Verwundenes starr' ich das Wunder an,
Den Jagdvieh in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen stehend
Mich an. So stehn wir schweigend gegen einander —
Wie lange Zeit, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.
Tief in die Seele drückt sie mir den Blick,
Und umgewandelt schnell ist mir das Herz.
— Was ich nun sprach, was die Hellselge mir
Erwidert, möge Niemand mich befragen,
Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen.
An meiner Brust fühl' ich die ihre schlagen,
Als die Besinnungskraft mir wieder kam.
Da hör' ich einer Glocke helles Läuten,
Den Ruf zur Hora schien es zu bedeuten,
Und schnell, wie Geister in die Luft verwehen,
Entschwand sie mir und ward nicht mehr gesehen.

Chor. *Capran.*

Mit Furcht, o Herr, erfüllt mich dein Bericht.
Naub hast du an dem Götlichen begangen,
Des Himmels Braut berührt mit irdigem Verlangen,
Denn furchtbar heilig ist des Klosters Pflicht.

Don Manuel.

Jetzt hatt' ich eine Straße nur zu wandeln:
Das unsterblich schwankte Sebnen war gebunden,
Dem Leben war sein Inhalt angeschlossen;
Und, wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte sich mein Hoffen und mein Sebnen
Dem einen hellen Himmelsbunke zu.
Kein Tag entsieg dem Meer' und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten still war unser Herzen Bund,
Nur der allsehende Herber über uns
War des verschwiegenen Glücks vertrauter Zeuge:
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.
Das waren goldne Stunden, selge Tage!

— Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gesehelt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.

Chor. Gajetan.

So war das Kloster eine Freistatt nur
Der zarten Jugend, nicht des Lebens Grab?

Don Manuel.

Ein heilig Pfand ward sie dem Gotteshaus
Vertraut, das man zurück einst werde fordern.

Chor. Gajetan.

Doch welches Blutes rühmt sie sich zu seyn?
Denn nur vom Edeln kann das Edle stammen.

Don Manuel.

Sich selber ein Geheimniß wuchs sie auf.
Nicht kennt sie ihr Geschlecht, noch Vaterland.

Chor. Gajetan.

Und leitet keine dunkle Spur zurück
Zu ihres Vaseyns unbekannten Quellen?

Don Manuel.

Daß sie von edelm Blut, gesteht der Mann,
Der einzige, der um ihre Herkunft weiß.

Chor. Gajetan.

Wer ist der Mann? Nichts halte mir zurück,
Denn wissend nur kann ich dir nützlich rathen.

Don Manuel.

Ein alter Diener naht von Zeit zu Zeit,
Der einzige Bote zwischen Kind und Mutter.

Chor. Gajetan.

Von diesem Alten hast du nichts erforcht?
Beigherzig und geschwätzig ist das Alter.

Don Manuel.

Nie wagst' ich's, einer Neugier nachzugeben,
Die mein verschwiegnes Glück gefährden konnte.

Chor. Gajetan.

Was aber war der Inhalt seiner Worte,
Wenn er die Jungfrau zu beünden kam?

Don Manuel.

Auf eine Zeit, die Alles lösen würde,
Hat er von Jahr zu Jahren sie vertrießt.

Chor. Gajetan.

Und diese Zeit, die Alles lösen soll,
Hat er sie näher deutend nicht bezeichnet?

Don Manuel.

Zeit wenig Monden drohete der Kreis
Mit einer nahen Wendung ihres Schicksals.

Chor. Gajetan.

Er drohte, sagst du? Wiso fürchtest du
Ein Licht zu schöpfen, das dich nicht erleucht?

Don Manuel.

Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen:
Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust.

Chor. Gajetan.

Doch konnte die Entdeckung, die du fürchtest,
Auch deiner Liebe gütliche Zeichen bringen

Don Manuel.

Auch stürzen konnte sie mein Glück: denn wählt' ich
Das Sicherste, ihr schnell zuvor zu kommen

Chor. Gajetan.

Wie das, o Herr? Mit Furcht erfüllst du mich,
Und eine rasche That muß ich besorgen.

Don Manuel.

Schon seit den letzten Monden ließ der Kreis
Geheimnißvolle Winke sich entfallen,
Daß nicht mehr ferne sey der Tag, der sie
Dem Hellen zurücke geben werde.
Seit gestern aber sprach er's deutlich aus,
Daß mit der nächsten Morgenröthe Strahl —
Dies aber ist der Tag, der heute leuchtet —
Ihr Schicksal sich entscheidend werde lösen.

Kein Augenblick war zu verlieren: schnell
War mein Entschluß gefaßt und schnell vollbracht.
In dieser Nacht raubt' ich die Jungfrau weg
Und brachte sie verborgen nach Messina.

Chor. Gajetan.

Welch kühn verwegne räuberische That!

— Verzeih', o Herr, die freie Tadelrede!
Doch Solches ist des weisern Alters Recht,
Wenn sich die rasche Jugend kühn vergibt.

Don Manuel.

Unfern vom Kloster der Barmherzigen
In eines Gartens abgeschlossener Stille,
Der von der Neugier nicht betreten wird,
Trennt' ich mich eben jetzt von ihr, hieher
Zu der Versöhnung mit dem Bruder eilend.
In banger Furcht ließ ich sie dort allein
Zurück, die sich nichts weniger erwartet,
Als in dem Glanz der Fürstin eingeholt
Und auf erhabnem Fußgestell des Ruhms
Vor ganz Messina ausgestellt zu werden.
Denn anders nicht soll sie mich wiedersehn,
Als in der Größe Schmuck und Staat und festlich
Von eurem ritterlichen Chor umgeben.
Nicht will ich, daß Don Manuels Verlobte
Als eine Heimathlose, Flüchtige
Der Mutter nahen soll, die ich ihr gebe,
Als eine Fürstin fürstlich will ich sie
Einführen in die Hofburg meiner Väter.

Chor. Gajetan.

Gebiete, Herr! Wir harren deines Winks.

Don Manuel.

Ich habe mich aus ihrem Arm gerissen,
Doch nur mit ihr werb' ich beschäftigt seyn.
Denn nach dem Bazar sollt' ihr mich ansezt
Begleiten, wo die Weibern zum Verkauf
Ausstellen, was das Morgenland erzeugt
An edelm Stoff und feinem Kunstgebild.
Gut wählet aus die zierlichen Sandalen,
Der gartageformten Bühe Schuh und Zier;
Dann um Gewande wählet das Kunstgewebe
Des Indiers, hellglänzend, wie der Schnee
Des Helma, der der Nächste ist dem Licht! —
Und leucht' umfliegt' es, wie der Morgenröthe,
Den ganzen Bau der jugendlichen Glieder.
Von Purpur sey, mit zarten Adern Goldes
Durchwinkt, der Gürtel, der die Tunica
Unter dem üchtigen Vusen reichend knüpft.
Dazu den Mantel wählet, von glänzender
Seide gewebt, in gleichem Purpur schimmernd;
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldene
Kicade — Auch die Spangen nicht vergeßt,
Die schön u. Aene reichend zu umgürten,
Auch nicht der Perlen und Korallen Schmuck,
Der Weibesprödeit wundersame Gaben.
Um die Veden wurde sich ein Diadem,
Gefüg't aus dem köstlichsten Gestein,
Derin der heurig glühende Rubin
Mit dem Smaragd die Farbenblige kreuzt.
Ihr im Haarschmuck sey der lange Schleier
Verfestigt, der die g. Jüngende Gestalt,
Gleich einem hellen Lichtgewölbe, umfliegt,
Und mit der Wyrthe jungfräulichem Kranze
Vollende krönend sich das schöne Gange.

Chor. Gajetan.

Es soll geschehen, Herr, wie du gebietest,
Denn fertig und vollendet habet sich
Dies Alles in dem Bazar ausgestellt.

Don Manuel.

Den schönsten Zeller führet dann hervor
Aus meinen Ställen; seine Farbe sey

Lichtweiß, gleichwie des Sonnengottes Pferde,
 Von Purpur sey die Decke, und Geschirr
 Und Bügel reich besetzt mit edeln Steinen:
 Denn tragen soll er meine Königin.
 Ihr selber haltet euch bereit, im Glanz
 Des Ritterstaates, unterm freud'gen Schall
 Der Hörner, eure Fürstin heimzuführen.
 Des Alles zu besorgen, geh' ich jetzt;
 Zwei unter euch erwähl' ich zu Begleitern;
 Ihr Andre wartet mein. — Was ihr vernahmt,
 Bewahrt's in eures Busens tiefem Grunde,
 Bis ich das Band gelöst von eurem Munde.

Er geht ab, von Zweien aus dem Chor begleitet.

Chor. *Capetan.*

Sage, was werden wir jetzt beginnen,
 Da die Fürsten ruhen vom Streit?
 Auszufüllen die Leere der Stunden
 Und die lange unendliche Zeit?
 Etwas fürchten und hoffen und sorgen
 Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
 Daß er die Schwere des Tages ertrage
 Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
 Und mit erfrischendem Windeswehen
 Kräftelnd bewege das stöckende Leben.

Einer aus dem Chor. *Manteb.*

Schön ist der Friede! Ein lieblicher Knabe
 Liegt er gelagert am ruhigen Pacht,
 Und die hüpfenden Kämmerer grasen
 Lustig um ihn auf dem sonnigen Rasen;
 Süßes Lächeln entlockt er der Blüte,
 Und das Echo des Verges wird wach,
 Oder im Schimmer der Abendröthe
 Wiegt ihn in Schlummer der murrende Wacht —
 Aber der Krieg auch hat seine Ehre,
 Der Beweger des Menschengeschicks;
 Mir gefällt ein lebendiges Leben,
 Ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
 Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.

Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
 Müßige Ruh' ist das Grab des Muths.
 Das Gesetz ist der Freund des Schwachen:
 Alles will es nur eben machen,
 Möchte gern die Welt verflachen;
 Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
 Alles erhebt er zum Ungemeinen,
 Selbst dem Feigen erzeugt er den Muth.

Ein Zweiter. *Herengar.*

Stehen nicht Amors Tempel offen?
 Wallet nicht zu dem Schönen die Welt?
 Da ist das Fürchten! da ist das Hoffen!
 König ist hier, wer den Augen gefällt!
 Auch die Liebe bewegt das Leben,
 Daß sich die graulichen Narben erheben.
 Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre,
 Die gefällige Tochter des Schaums;
 In das Gemeine und Traurigwahre
 Webt sie die Bilder des goldenen Traums.

Ein Dritter. *Capetan.*

Bleibe die Blume dem blühenden Kinde,
 Scheine das Schöne, und stecke sich Kränze,
 Wem die Locken noch jugendlich grünen;
 Aber dem männlichen Alter ziemt's,
 Einem ernsteren Gott zu dienen.

Erster. *Manteb.*

Der strengen Diana, der Freundin der Jagden,
 Lasset uns folgen ins wilde Gehölz,
 Wo die Wälder am Dunkelfirn nachten,
 Und den Springbock stürzen vom Fels.
 Denn die Jagd ist ein Gleichniß der Schlachten,
 Des ersten Kriegsgottes lustige Braut —

Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
 Wenn die schmetternden Hörner laden
 Lustig hinaus in das dampfende Thal,
 Ueber Berge, über Klüfte,
 Die ermatteten Glieder zu baden
 In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Zweiter. *Herengar.*

Oder wollen wir uns der blauen
 Göttin, der ewig bewegten, vertrauen,
 Die uns mit freudlicher Spiegelhelle
 Ladet in ihren unendlichen Schoß?
 Bauen wir auf der taugenden Welle
 Uns ein lustig schwimmendes Schloß?
 Wer das grüne, kristallene Feld
 Pflügt mit des Schiffes eileudem Riele,
 Der vermählt sich das Glück, Dem gehört die Welt:
 Ohne die Saat erblüht ihm die Ernte!
 Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung
 Und der Zufälle launisch Reich!
 Hier wird der Reiche schnell zum Armen,
 Und der Armste dem Fürsten gleich.
 Wie der Wind mit Gedankenschnelle
 Läuft um die ganze Windrose,
 Wechseln hier des Geschicks Lose,
 Dreht das Glück seine Riegel um:
 Auf den Wellen ist Alles Welle,
 Auf dem Meer' ist kein Eigenthum.

Dritter. *Capetan.*

Aber nicht bloß im Wellenreiche,
 Auf der wogenden Meeresflut,
 Auch auf der Erde, so fest sie ruht
 Auf den ewigen, alten Säulen,
 Wanket das Glück und will nicht weilen.
 — Sorge gibt mir dieser neue Frieden;
 Und nicht fröhlich mag ich ihm vertraun;
 Auf der Lava, die der Berg geschieden,
 Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
 Denn zu tief schon hat der Haß gefressen,
 Und zu schwere Thaten sind geschehn,
 Die sich nie vergeben und vergeßen;
 Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
 Und mich schrecken abnungsvolle Träume!
 Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
 Aber sehr mißfällt mir dies Geheime,
 Dieser Ehe segensloser Bund,
 Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
 Dieses Klosterrausch verwegne That:
 Denn das Gute liebt sich das Gerade;
 Böse Früchte trägt die böse Saat.

Herengar.

Auch ein Raub war's, wie wir Alle wissen,
 Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
 In ein frevelnd Ehebett gerissen,
 Denn sie war des Vaters Wahl.
 Und der Ahnherr schüttete im Zorne
 Grauensvoller Blüthe schrecklichen Samen
 Auf das sündige Ehebett aus.
 Gräueltathen ohne Namen,
 Schwarze Verbrechen verbirgt dies Band.

Chor. *Capetan.*

Ja, es hat nicht gut begonnen,
 Glaubt mir, und es endet nicht gut:
 Denn gebüht wird unter der Sonne
 Jede That der verblendeten Muth.
 Es ist kein Zufall und blindes Los,
 Daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören:
 Denn verflucht ward der Mutterschoß,
 Sie sollte den Haß und den Streit gebären.
 — Aber ich will es schweigend verhüllen,

Denn die Nachgötter schaffen im Stillen;
Zeit ist's, die Unfälle zu bewein'n,
Wenn sie nahen und wirklich erscheinen.

Der Ober geht ab.

Die Scene verwandelt sich in einen Garten, der die Aussicht auf das Meer
eröffnet. Aus einem ansehnlichen Gartenpale tritt

Beatrice,

geht unruhig auf und nieder, nach allen Seiten umhersehend. Pflögl
steht sie still und beacht

Er ist es nicht — Es war der Winde Spiel,
Die durch der Pinie Wipfel tausend streichen;
Schon neigt die Sonne sich zu ihrem Ziel;
Mit trägern Schritt seh' ich die Stunden schleichen,
Und mich ergreift ein schauerndes Gefühl,
Es schreßt mich selbst das wesentlose Schweigen.
Nichts zeigt sich mir, wie weit die Mäie tragen;
Er läßt mich hier in meiner Angst veragen.

Und nahe hör' ich, wie ein rauschend Wehr,
Die Stadt, die völkermimmelnde, ertosen;

Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpfverbrausend stoßen.
Es stürmen alle Schrecken auf mich her;
Klein fühl' ich mich in diesem Ruchbargetosen,
Und, fortgeschleudert, wie das Blatt vom Baume,
Verlier' ich mich im gründerlosen Raume.

Warum verließ ich meine stille Zelle?
Da lebe' ich ohne Sehnsucht, ohne Harm!
Das Herz war ruhig, wie die Wiesenaue,
An Wünschen leer, doch nicht an Freuden arm.
Ergriffen jetzt hat mich des Lebens Welle,
Mich faßt die Welt in ihren Riesenarm;
Zerissen hab' ich alle frühere Bande,
Vertrauend eines Schwures leichtem Bande.

Wo waren die Sinne?

Was hab' ich gethan?

Ergriff mich bethörend

Ein rasender Wahn?

Den Schleier zerriß ich

Jungfräulicher Zucht;

Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle!
Umstrich mich bierend ein Zauber der Hölle?

Dem Manne folgt' ich,

Dem kühnen Entführer, in sträflicher Flucht.

O, komm, mein Geliebter!

Wo bleibst du und säumest? Befreie, befreie

Die kämpfende Seele! Mich naget die Neue,

Es faßt mich der Schmerz.

Mit liebender Nähe verführe mein Herz!

Und sollt' ich mich dem Manne nicht ergeben,

Der in der Welt allein sich an mich schloß?

Denn ausgefesselt ward ich ins fremde Leben,

Und früher schon hat mich ein strenges Loß

(Ich darf den dunkeln Schleier nicht erheben)

Gerissen von dem mütterlichen Schloß.

Nur einmal sah ich sie, die mich geboren.

Doch wie ein Traum gieng mir das Bild verloren.

Und so erwuchs ich still am stillen Orte,

In Lebensglut den Schatten beigezelt:

— Da stand er plötzlich an des Klosters Pforte,

Eh'n, wie ein Gott, und männlich, wie ein Held.

— mein Empfinden nennen seine Worte!

Und kam er mir aus einer fremden Welt,

Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,

Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.

Vergiß, du Heerliche, die mich geboren,

Dass ich, vorgreifend der verlängerten Stunden,

Unmächtig mein Geschick erkoren.

— erwähl' ich's; es hat mich gefunden:

Eindringt der Gott auch zu verschloss'nen Thoren;
In Perseus Thurm hat er den Weg gefunden.
Dem Dämon ist sein Opfer unverloren.
Wär' es an öde Klippen angebunden
Und an des Atlas himmeltragende Säulen,
So wird ein Klügelroß es dort ertölen.

Nicht hinter mich begehrt' ich mehr zu schauen,
In keine Heimat sehn' ich mich zurück;
Der Liebe will ich liebend mich vertrauen:
Gibt es ein schöneres als der Liebe Glück?
Mit meinem Loß will ich mich gern bescheiden,
Ich kenne nicht des Lebens andre Freuden.

Nicht kenn' ich sie und will sie nimmer kennen,
Die sich die Stifter meiner Tage nennen,
Wenn sie von dir mich, mein Geliebter, trennen.
Ein ewig Räthsel bleiben will ich mir;
Ich weiß genug: ich lebe dir!

Aufmerksam.

Gerst, der lieben Stimme Schall!

— Nein, es war der Widerhall

Und des Meeres dumpfes Brausen,

Das sich an den Wern bricht,

Der Geliebte ist es nicht!

Weh mir! Weh mir! Wo er weilet!

Mich umschlingt ein kaltes Grausen!

Immer tiefer

Sinkt die Sonne! Immer öder

Wird die Erde! Immer schwerer

Wird das Herz — Wo ist er?

Aus des Gartens sichern Mauern
Wag' ich meinen Schritt nicht mehr.

Kalt ergriff mich das Entsetzen,

Als ich in die nahe Kirche

Wagte meinen Fuß zu setzen:

Denn mich trieb's mit mächt'gem Drang,

Aus der Seele tiefsten Tiefen,

Als sie zu der Heia tiefen,

Grausamen an heil'ger Stätte.

Zu der Göttlichen zu stehn,

Nimmer konnt' ich widerstehn.

Wenn ein Kaufher mich erpähte?

Voll von Reinden in die Welt,

Arglist hat auf allen Pfaen,

Bromme Unschuld zu verrathen,

Ist kühnlich Nieß gestellt.

Manchmal hab' ich's schon erfahren,

Als ich, aus des Klosters Gut,

In die fremden Menschenmaaren

Mit kühnem, mit freudem Muth.

Tret, — so es bestes Reiter.

Da der Aue Graben ward —

Mein Gefühnen küßt' ich theuer;

Nur da Gott hat mich bewahrt —

Da der Mordung mir, der fremde,

Nacht, mit dem Klammenauge,

Und mit Blicken, die mich schredten,

Wur das Zurechte durchwunden,

In das stille Herz mir schaute —

Noch durchschauert kaltes Grauen,

Da ich's denke mir die Brust!

Nimmer, nimmer kann ich schauen

In die Augen des Geliebten,

Tiefer stillen Schuld bewußt!

Aufmerksam.

Stimmen im Garten!

Er ist's, der Geliebte!

Er selber! Argst kauschte

Rein Blendwerk mein Ohr.

Es naht, es vermehrt sich!
In seine Arme!
An seine Brust!

Die tritt mit ausgebreiteten Armen nach der Tiefe des Gartens. Don Cesar tritt ihr entgegen.

Don Cesar. Beatrice. Der Chor.

Beatrice, mit Schreden zurückstreichend
Weh mir! Was seh' ich!

In demselben Augenblick tritt auch der Chor ein

Don Cesar.

Holbe Schönheit, fürchte nichts!

In dem Chor.

Der rauhe Anblick eurer Waffen schreckt
Die zarte Jungfrau — Weicht zurück und bleibt
In ehrerbiet'ger Ferne!

In Beatrice.

Fürchte nichts!

Die holbe Scham, die Schönheit ist mir heilig.

Der Chor hat sich zurückgezogen. Er tritt ihr näher und ergreift ihre Hand.

Wo warst du? Welches Gottes Macht entrückte,
Verborg dich diese lange Zeit? Dich hab' ich
Gesucht, nach dir geforscht; wachend, träumend
Wart' du des Herzens einziges Gefühl,
Zeit ich bei jenem Reichentest des Fürsten,
Wie eines Engels Lichterscheinung, dich
Zum erstenmal erblickte — Nicht verborgen
Wies dich die Macht, mit der du mich bezwangst.
Der Wille Feuers und der Lippe Stammeln,
Die Hand, die in der deinen zitternd lag,
Verrieth sie dir — ein kühneres Gesändniß
Verbet des Ortes ernste Majestät.

— Der Messe Hochamt rief mich zum Gebet,
Und, da ich von den Knien jetzt erstanden,
Die ersten Wille schnell auf dich heften,
Wart' du aus meinen Augen weggerückt;
Ich nachgezogen mit allmächt'gen Zauberkunden
Hast du mein Herz mit allen seinen Kräften.
Zeit diesem Tage suchst' ich rastlos dich
An aller Kirchen und Paläste Pforten;
An allen offenen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann,
Hab' ich das Neg der Späher ausgebreitet:
Doch meiner Mühe sah ich keine Frucht,
Bis endlich heut, von einem Gott geleitet,
Des Spähers glückbetrübte Wachsamkeit
Zu dieser nächsten Kirche dich entdeckte.

Hier kommt Beatrice, welche in die er aus dem Jenseits und herkommt.

Ich habe dich wieder, und der Geist verlasse
Eher die Glieder, eh' ich von dir scheide!
Und, daß ich fest sogleich den Zufall fasse
Und mich verwahre vor des Tämons Neide,
So red' ich dich vor diesen Zungen allen
Als meine Gattin an und reiche dir
Zum Pfande Teß die ritterliche Rechte.

Er stellt sie dem Chor dar.

Nicht forschen will ich, wer du bist — Ich will
Nur dich von dir: nichts frag' ich nach dem Andern.
Daß deine Seele, wie dein Ursprung, rein,
Hat mir dein erster Wille verbürgt und geschworen,
Und, wärst du selbst die Aebrißte geboren,
Du müßtest dennoch meine Liebe seyn:
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren.

Und, daß du wissen müßest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sey und hoch genug
Gestellt auf dieser Welt, auch das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarfs nur, meinen Namen dir zu nennen.

— Ich bin Don Cesar, und in dieser Stadt
Messina ist kein Orßrer über mir.

Beatrice schauert zurück; er bemerkt es und fahet nach einer kleinen Weile fort.

Dein Staunen lob' ich und dein stiftsam Schweigen:
Schamhafte Demuth ist der Reize Krone,
Denn ein Verborgenes ist sich das Schöne,
Und es erschrickt vor seiner eignen Macht.
— Ich geh' und überlasse dich dir selbst,
Daß sich dein Geist von seinem Schrecken löse:
Denn jedes Neue, auch das Glück, erschreckt.

In dem Chor.

Gebt ihr — sie ist's von diesem Augenblick —
Die Ehre meiner Braut und eurer Kürstin!
Belehret sie von ihres Standes Größe.
Wald fehr' ich selbst zurück, sie heimzuführen,
Wie's meiner würdig ist und ihr gebührt.

Er geht ab.

Beatrice und der Chor.

Chor. *Rebendend*

Heil dir, o Jungfrau,
Liebliche Herrscherin!
Dein ist die Krone,
Dein ist der Sieg!
Als die Erhalterin
Dieses Geschlechtes,
Künftiger Helden
Blühende Mutter begrüß' ich dich!

Reger

Dreifaches Heil dir!
Mit glücklichen Zeichen,
Glückliche, trittst du
In ein götterbegünstigtes, glückliches Haus,
Wo die Kränze des Ruhmes hängen,
Und das gelehrte Gevort in stetiger Reihe
Wandert vom Ahnherren zum Enkel hinab.

Rebendend.

Deines lieblichen Eintritts
Werden sich freuen
Die Penaten des Hauses,
Die hohen, die ernsten,
Verehrten Alten.
An der Schwelle empfangen
Wird dich die immer blühende Heve
Und die goldne Victoria,
Die geflügelte Göttin,
Die auf der Hand schwebt des ewigen Vaters,
Ewig die Schwingen zum Siege gespannt.

Reger.

Nimmer entweicht
Die Krone der Schönheit
Aus diesem Geschlechte;
Scheidend reicht
Eine Kürstin der andern
Den Gürtel der Anmuth
Und den Schleier der züchtigen Scham.
Aber das Schönste
Erlebt mein Auge:
Denn ich sehe die Blume der Tochter,
Ehe die Blume der Mutter verblüht.

Beatrice, aus ihrem Schreden erwachend

Wehe mir! In welche Hand
Hat das Unglück mich gegeben!
Unter allen,
Welche leben,
Nicht in diese sollt' ich fallen!
Setzt verßch' ich das Entsetzen,
Das geheimnißvolle Grauen,
Das mich schauernd stets gefaßt,

Wenn man mit den Namen nannte
Dieses furchtbaren Geschlechtes,
Das sich selbst vertilgend haßt,
Gegen seine eignen Glieder
Wüthend mit Erbitterung rast!
Schauernd hört' ich oft und wieder
Von dem Schlangenhaf der Brüder,
Und jetzt reißt mein Schreckenschicksal
Mich, die Arme, Rettungslose,
In den Strudel dieses Hasses,
Dieses Unglücks mich hinein!

Sie steht in den Gassenhau.

Chor. Pothmann

Den begünstigten Sohn der Götter beneid' ich,
Den beglückten Besitzer der Macht!
Immer das Köstlichste ist sein Antheil,
Und von Allem, was hoch und herrlich
Von den Sterblichen wird gepriesen,
Bricht er die Blume sich ab.

Reyer.

Von den Perlen, welche der tauchende Fischer
Aufsängt, wählt er die reinsten für sich.
Für den Herrscher legt man zurück das Beste,
Was gewonnen ward mit gemeinsamer Arbeit.
Wenn sich die Diener durchs Los vergleichen,
Ihm ist das Schönste gewiß.

Pothmann.

Aber Eines doch ist sein köstlichstes Kleinod —
Jeder andre Vorzug sey ihm gegönt,
Dieses beneid' ich ihm unter Allem —
Daß er heimführt die Blume der Brauen,
Die das Entzücken ist aller Augen,
Daß er sie eigen besitzt.

Reyer.

Mit dem Schwerte springt der Corsar an die Küste
Zu dem nächstlich erwartenden Ueberfall;
Männer führt er davon und Frauen
Und erfüllt die wilde Voglerde.
Nur die schönste Gestalt darf er nicht berühren:
Die ist des Königes Gut.

Pothmann.

Aber jetzt folgt mir, zu bewachen den Eingang
Und die Schwelle des heiligen Raums,
Daß kein Ungeheuer in dieses Geheimniß
Tringe, und der Herrscher uns lebe,
Der das Köstliche, was er besitzt,
Unserer Bewahrung vertraut.

Der Chor entfernt sich nach dem Festzugwache.

1. Scene verändert sich:

1. des Palastes

Donna Isabella *Reht zurück.* **Don Manuel** und
Don Cesar.

Isabella.

Nun endlich ist mir der erwünschte Tag,
Der lang ersuchte, heilige, erschienen —
Vereint seht ich die Herzen meiner Kinder,
Wie ich die Hände leicht zusammenfüge,
Und im vertrauten Kreis zum erstenmal
Kann sich das Herz der Mutter freudig öffnen.
Fern ist der fremden Jengen rohe Schaar,
Die zwischen uns sich kampferregt helle —
Der Waffen Klänge erschreckt mein Ohr nicht mehr,
Und, wie der Felsen nachgewohnte Brut
Von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang
Mit altverjährtem Eigenthum genüßet,
Aufsteigt in düstern Schwarm, den Tag verbunkelnd,
Wenn sich die lang vertriebenen Bewohner
Nahen mit der Freude Schall,

Den neuen Bau lebendig zu beginnen:
So flieht der alte Haß mit seinem nächstlichen
Gefolge, dem höhlungigen Verdacht,
Der schreien Mißgunst und dem bleichen Netze,
Aus diesen Thoren murrend zu der Hölle,
Und mit dem Frieden zieht geselliges
Vertraun und holde Eintracht lächelnd ein.

Sie hält inne.

— Doch nicht genug, daß dieser heut'ge Tag
Jedem von Weiden einen Bruder schenkt:
Auch eine Schwester hat er euch geboren.
— Ihr staunt? Ihr seht mich mit Verwunderung an?
Ja, meine Edhne, es ist Zeit, daß ich
Mein Schweigen breche und das Siegel löse
Von einem lang verschlossenen Geheimniß.
— Auch eine Tochter hab ich euren Vater
Geboren — eine jüngre Schwester lebt
Euch noch — Ihr sollt noch heute sie umarmen.

Don Cesar.

Was sagst du, Mutter? Eine Schwester lebt und,
Und nie vernahmen wir von dieser Schwester!

Don Manuel.

Wohl hörten wir in froher Kindheit,
Daß eine Schwester uns geboren worden;
Doch in der Wiege schon, so ging die Sage,
Nahm sie der Tod hinweg.

Isabella.

Die Sage lügt!

Sie lebt!

Don Cesar.

Sie lebt, und du verschwiegest uns?

Isabella.

Von meinem Schweigen geb' ich Rechenschaft.
Hört, was gescheh' ward in früherer Zeit
Und jetzt zur frohen Kunde reisen soll.
— Ihr wart noch arme Knaben, aber schon
Entweitete euch der jammervolle Zwist,
Der ewig nie mehr wiederkehren möge,
Und häuete Gram auf eurer Eltern Herz.
Da wurde euren Vater eines Tages
Ein seltsam wunderbarer Traum. Ihm dämmte,
Er sei' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Lorbeerbäume wachsen, ihr Geweig
Nicht in einander flechtend — zwischen beiden
Wuchs eine Kiste empor — Sie ward
Zur Kränze, die, der Bäume dicht Geweig
Und das Gebüß ergreifend, prägnant aufstieg
Und, um sich wüthend, schnell, das ganze Haus
In ungeheurer Heuerflut verbrüllte.

Gestürzt von diesem seltsamen Gesichte,
Vertrau' der Vater einen ferneständigen
Arabier, der sein Tafel war,
An dem sein Herz mehr hing, als mir gefiel,
Um die Bedeutung. Der Arabier
Erklärte: wenn mein Schoß von einer Tochter
Entbunden würde, tödten würde sie ihm
Die beiden Edhne, und sein ganzer Stamm
Durch sie vergehn — Und ich ward Mutter einer
Tochter;

Der Vater aber gab den grausamen
Befehl, die Neugeborene alsbald
Aus Meer zu werfen. Ich bereitete
Den blutigen Vortag und erhielt die Tochter
Durch eines kenen Knichts verschwiegenen Dienst.

Don Cesar.

Beseget sey er, der dir hülfreich war!
L, nicht an Rath gebricht's der Mutterliebe!

Isabella.

Der Mutterliebe mächt'ge Stimme nicht
Allein trieb mich, das Kindlein zu verschonen.

Auch mir ward eines Traumes seltsames
 Orakel, als mein Schoß mit dieser Tochter
 Gesegnet war! Ein Kind, wie Liebesgötter schön,
 Sah ich im Grase spielen, und ein Löwe
 Kam aus dem Wald, der in dem blut'gen Rachen
 Die frisch gesagte Beute trug, und ließ
 Sie schmeichelnd in den Schoß des Kindes fallen.
 Und aus den Küssen schwang ein Adler sich
 Herab, ein zitternd Neh in seinen Fängen,
 Und legt' es schmeichelnd in den Schoß des Kindes.
 Und Weide, Löw' und Adler, legten, fromm
 Gepaart, sich zu des Kindes Füßen nieder.
 — Des Traums Verständnis löste mir ein Mönch,
 Ein gottgeliebter Mann, bei dem das Herz
 Rath fand und Trost in jeder ird'schen Noth.
 Der sprach: „Genesen würd' ich einer Tochter,
 „Die mir der Söhne streitende Gemüther
 „In heißer Liebesglut vereinen würde.“
 — Im Innersten bewahrt' ich mir dies Wort:
 Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
 Vertrauend, rettet' ich die Gottverheißne,
 Des Segens Tochter, meiner Hoffnung Pfand,
 Die mir des Friedens Werkzeug sollte seyn,
 Als euer Haß sich wachsend stets vermehrte.

Don Manuel,

seinen Bruder umarmend.

Nicht mehr der Schwester brauch't's, der Liebe Band
 Zu flechten, aber fester soll sie's knüpfen.

Isabella.

So ließ ich an verborgner Stätte sie,
 Von meinen Augen fern, geheimnißvoll
 Durch fremde Hand ergiehn — den Blick selbst
 Des lieben Angesichts, den heißerleuchten,
 Versagt' ich mir, den strengen Vater scheuend,
 Der, von des Argwohns ruheloser Fein
 Und finster grübelndem Verdacht genagt,
 Auf allen Schritten mir die Späher pflanzte.

Don Cesar.

Drei Monde aber deckt den Vater schon
 Das stille Grab — Was wehrte dir, o Mutter,
 Die lang Verborgne an das Licht hervor
 Zu ziehn und unsre Herzen zu erfreuen?

Isabella.

Was sonst, als euer unglücksel'ger Streit,
 Der, unaußlöschlich wüthend, auf dem Grab
 Des kaum entseelten Vaters sich entflamte,
 Nicht Raum noch Stätte der Versöhnung gab?
 Konnt' ich die Schwester zwischen eure wild
 Entblöpten Schwerter stellen? Konntet ihr
 In diesem Sturm die Mutterstimme hören?
 Und sollt' ich sie, des Friedens theures Pfand,
 Den letzten heil'gen Anker meiner Hoffnung,
 An eures Hasses Wuth unzeitig wagen?
 — Erst müßtet ihr's ertragen, euch als Brüder
 Zu sehn, eh' ich die Schwester zwischen euch
 Als einen Friedensengel stellen konnte.
 Jetzt kann ich's, und ich führe sie euch zu.
 Den alten Diener hab' ich ausgesendet,
 Und stündlich harr' ich seiner Wiederkehr,
 Der, ihrer stillen Zuflucht sie entreißend,
 Zurück an meine mütterliche Brust
 Sie führt und in die brüderlichen Arme.

Don Manuel.

Und sie ist nicht die Einz'ge, die du heut'
 In deine Mutterarme schlichen wirst.
 Es zieht die Freude ein durch alle Pforten;
 Es füllt sich der verdödete Palast
 Und wird der Sitz der blühenden Anmuth werden.
 — Vernimm, o Mutter, jetzt auch mein Geheimniß.
 Eine Schwester gibst du mir — Ich will dafür

Dir eine zweite liebe Tochter schenken.
 Ja, Mutter, segne deinen Sohn! — Dies Herz,
 Es hat gewählt; gefunden hab' ich sie,
 Die mir durchs Leben soll Gefährtin seyn.
 Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führ' ich
 Die Gattin dir Don Manuels zu Füßen.

Isabella.

An meine Brust will ich sie freudig schließen,
 Die meinen Erstgeborenen mir beglückt;
 Auf ihren Pfaden soll die Freude sprechen,
 Und jede Blume, die das Leben schmückt,
 Und jedes Glück soll mir den Sohn belohnen,
 Der mir die schönste reichet der Mutterkronen!

Don Cesar.

Verschwende, Mutter, deines Segens Hülle
 Nicht an den einen erstgeborenen Sohn!
 Wenn Liebe Segen gibt, so bring' auch ich
 Dir eine Tochter, solcher Mutter werth,
 Die mich der Liebe neu Gefühl gelehrt.
 Eh' dieses Tages Sonne sinkt, führt auch
 Don Cesar seine Gattin dir entgegen.

Don Manuel.

Allmächt'ge Liebe! Ödtliche! Wohl nennt
 Man dich mit Recht die Königin der Seelen!
 Dir unterwirft sich jedes Element,
 Du kannst das Feindlichstreitende vermählen;
 Nichts lebt, was deine Hoheit nicht erkennt,
 Und auch des Bruders wilden Sinn hast du
 Besiegt, der unbezungen stets geblieken.

Don Cesar umarmend.

Jetzt glaub' ich an dein Herz und schließe dich
 Mit Hoffnung an die brüderliche Brust;
 Nicht zweifl' ich mehr an dir, denn du kannst lieben.

Isabella.

Dreimal gesegnet sey mir dieser Tag,
 Der mir auf Einmal jede bange Sorge
 Vom schwerbeladenen Busen hebt — Begründet
 Auf festen Säulen seh' ich mein Geschlecht,
 Und in der Zeiten Unermeßlichkeit
 Kann ich hinabsehn mit zufriednem Geist.
 Noch gestern sah ich mich im Wittwenschleier,
 Gleich einer Abgeschiednen, kinderlos,
 In diesen öden Sälen ganz allein,
 Und heute werden in der Jugend Glanz
 Drei blühnde Töchter mir zur Seite stehn.
 Die Mutter zeige sich, die glückliche
 Von allen Weibern, die geboren haben,
 Die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht!
 — Doch welcher Fürsten königliche Töchter
 Geblühen denn an dieses Landes Grängen,
 Davon ich Kunde nie vernahm? — denn nicht
 Unwürdig wählen konnten meine Söhne!

Don Manuel.

Nur heute, Mutter, fordere nicht, den Schleier
 Hinwegzuheben, der mein Glück bedeckt.
 Es kommt der Tag, der Alles lösen wird.
 Am Besten mag die Braut sich selbst verkünden:
 Deß sey gewiß, du wirst sie würdig finden.

Isabella.

Des Vaters eignen Sinn und Geist erkenn' ich
 In meinem erstgeborenen Sohn! Der liebt
 Von jeher, verborgen in sich selbst
 Zu spinnen und den Rathschluß zu bewahren
 Im unzugangbar fest verschlossenen Gemüth!
 Gern mag ich dir die kurze Frist vergönnen;
 Doch mein Sohn Cesar, deß bin ich gewiß,
 Wird jetzt mir eine Königs Tochter nennen.

Don Cesar.

Nicht meine Weise ist's, geheimnißvoll
 Mich zu verhalten, Mutter. Frei und offen,

Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth;
 Doch, was du jetzt von mir begehrt zu wissen,
 Das, Mutter — laß mich's redlich dir gestehn,
 Hab' ich mich selbst noch nicht gefragt. Fragt man,
 Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
 Die alle Welt verklärt, erklärt sich selbst;
 Ihr Licht bezeugt, daß sie vom Lichte flamme.
 Ins klare Auge sah ich meiner Braut,
 Ins Herz des Herzens hab' ich ihr geschaut,
 Am reinen Glanz will ich die Perle kennen;
 Doch ihren Namen kann ich dir nicht nennen.

Isabella.

Wie, mein Sohn Cesar? Kläre mir Das auf!
 Zu gern dem ersten mächtigen Gefühl
 Vertrauest du, wie einer Götterstimme.
 Auf rascher Jugendthat erwart' ich dich,
 Doch nicht auf thöricht kindischer — Laß' hören,
 Was deine Wahl gelenkt.

Don Cesar.

Wahl, meine Mutter?

Ist's Wahl, wenn des Gestirnes Macht den Menschen
 Greift in der verbängnißvollen Stunde?
 Nicht, eine Braut zu suchen, ging ich aus,
 Nicht, wahrlich, solches Eile konnte mir
 Zu Sinne kommen in dem Haus des Todes:
 Denn dorten fand ich, die ich nicht gesucht.
 Gleichgültig war und nichtsbedeutend mir
 Der Frauen leer geschwätziges Geschlecht:
 Denn eine weite sah ich nicht, wie dich,
 Die ich gleich wie ein Götterbild verehere.
 Es war des Vaters ernste Leichenfeier:
 Im Volksgedräng vorbeigeh'n, wohnten wir
 Ihr bei, du weißt's, in unbekannter Kleidung:
 So hatten wir's mit Weisheit angetraut,
 Daß unsers Haders wild ausbrechende
 Gewalt des Heiles Würde nicht verlege.
 — Mit schwarzem Flor behangen war das Schiff
 Der Kirche, ananzig Oertern umstanden,
 Mit Tafeln in den Händen, den Altar,
 Vor dem der Leichenlag erhaben ruhte,
 Mit weißbefeumtem Grabestuch bedeckt.
 Und auf dem Grabstuch sahe man den Stab
 Der Herrschaft liegen und die Hüftenkrone,
 Den ritterlichen Schmuck der goldenen Zweren,
 Das Schwert mit diamantnem Gehäng'.
 — Und Alles lag in stiller Andacht kniend,
 Als ungeheuer jetzt vom hohen Chor
 Herab die Orgel anfing sich zu regen,
 Und hundertstimmig der Gesang begann —
 Und, als der Chor noch fortklang, stieg der Sarg
 Mit sammt dem Boden, der ihn trug, allmählich
 Versinkend in die Unterwelt hinab;
 Das Grabstuch aber überschleuterte,
 Weit ausgebreitet, die verborgne Mündung,
 Und auf der Erde blieb der ird'iche Schmuck
 Zurück, dem Niederfahrenen nicht folgend —
 Doch auf den Seraphflügel des Gesangs
 Schwang die befreite Seele sich nach Oben,
 Den Himmel suchend und den Schoß der Gnade
 — Dies alles, Mutter, ruf' ich dir, genau
 Beschreibend, ins Gedächtniß jetzt zurück,
 Daß du erkennst, ob zu jener Stunde
 Einweltlich Wünschen mir im Herzen war.
 Diesen festlich crassen Augenblick
 Blicke dich der Zenit meines Lebens,
 Ich zu berühren: mit der Liebe Strahl
 Beschah, frag' ich mich selbst vergebend.

Isabella.

nnoch! Laß mich Alles hören!

Don Cesar.

Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
 Gefunden, Dieses frage nicht — Als ich
 Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
 Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
 Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
 Nicht ihres Lächeln holder Zauber war's,
 Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
 Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
 Es war ihr tieftes und geheimstes Leben,
 Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
 Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
 Die Seelen schienen ohne Worteslaut
 Sich ohne Mittel geistig zu berühren,
 Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
 Fremd war sie mir und innig doch vertraut,
 Und klar auf Einmal fühl' ich's in mir werden:
 Die ist es oder Keine sonst auf Erden!

Don Manuel, mit Feuer einfallend.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
 Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
 Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet:
 Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
 Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.
 — Dem Bruder fall' ich bei, ich muß ihn loben,
 Mein elgen Schicksal ist's, was er erzählt.
 Den Schicksal hat er glücklich aufgehoben
 Von dem Gefühl, das dunkel mich beiseit.

Isabella.

Den eignen freien Weg, ich seh' es wohl,
 Will das Verbängniß geh'n mit meinen Kindern.
 Vom Verrath führt der ungeheure Strom,
 Wühlt sich sein Vette selbst und bricht sich Wahn;
 Nicht des gemein'gen Fades achtet er,
 Den ihm die Klugheit vorberächtigt baut.
 So unterwerf' ich mich — wie kann ich's ändern —
 Der unregierfam härtern Götterhand,
 Die meines Hauses Schicksal dunkel spinnt.
 Der Zöhne Herz ist meiner Hoffnung Pfand:
 Sie denken groß, wie sie geboren sind.

Isabella. Don Manuel. Don Cesar. Diego

steht sie an der Thüre

Isabella.

Doch, sieh, da kommt mein treuer Knecht zurück!
 Nur näher, näher, redlicher Diego!
 Wo ist mein Kind? — Sie wissen Alles! Hier
 Ist kein Geheimniß mehr — Wo ist sie? Zurück!
 Verbinde sie länger nicht! Wir sind gefaßt,
 Die höchste Anrede zu ertragen. Komm!

Sie will mit ihm nach der Thüre geh'n

Was ist Das? Wie? Du zögern? Du verstummst?
 Das ist kein Muth, der Gutes mir verkündet!
 Was ist dir? Zurück! Ein Schauer sagt mich an.
 Wo ist sie? Wo ist Beatrice?

Sie hinaus.

Don Manuel vor sie tretend.

Beatrice!

Diego tritt sie zurück.

Woh!?

Isabella.

Wo ist sie? Mich, aufseht die Angst.

Diego.

Sie folgt

Mir nicht. Ich bringe sie die Tochter nicht.

Isabella.

Was ist geschehn? Bei allen Heiligen, rede!

Don Cesar.

Wo ist die Schwester? Unglücksel'ger, rede!

Diego.

Sie ist geraubt! gestohlen von Corsaren!
O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!

Don Manuel.

Kuß dich, o Mutter!

Don Cesar.

Mutter, sey gefaßt!

Begwinde dich, bis du ihn ganz vernommen!

Diego.

Ich machte schnell mich auf, wie du befohlen,
Die oft betretne Straße nach dem Kloster
Zum letztenmal zu gehn — Die Freude trug mich
Auf leichten Flügeln fort.

Don Cesar.

Zur Sache!

Don Manuel.

Nede!

Diego.

Und, da ich in die wohlbekannten Höfe
Des Klosters trete, die ich oft betrat,
Nach deiner Tochter ungeduldig frage,
Zeh' ich des Schreckens Bild in jedem Auge,
Entsetzt vernehm' ich das Entsetzliche.

Isabella stift bleich und zitternd auf einen Stuhl, Don Manuel ist um sie besorgt.

Don Cesar.

Und Mauren, sagst du, raubten sie hinweg?
Zah man die Mauren? Wer bezwang Dies?

Diego.

Ein maurisch Räuberschiff gewahrte man
Ja einer Bucht, unfern dem Kloster ankernd.

Don Cesar.

Manch Segel rettet sich in diese Buchten
Vor des Orkanes Wuth — Wo ist das Schiff?

Diego.

Fast fröhe sah man es in hoher See
Mit voller Segel Kraft das Weite suchen.

Don Cesar.

Hört man von anderm Raub noch, der geschehn?
Dem Mauren genügt einfache Beute nicht.

Diego.

Hinweg getrieben wurde mit Gewalt
Die Minderherde, die dort weidete.

Don Cesar.

Wie konnten Räuber aus des Klosters Mäuer
Die Wohlverschlossene heimlich raubend stehlen?

Diego.

Des Klostergartens Mauern waren leicht
Auf hoher Leiter Sprossen überstiegen.

Don Cesar.

Wie brachen sie ins Innerste der Zellen?
Deln fromme Nonnen hält der strenge Zwang.

Diego.

Die noch durch kein Gelübde sich gebunden,
Sie durfte frei im Freien sich ergehen.

Don Cesar.

Und pflegte sie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieses sage mir.

Diego.

Oft sah man sie des Gartens Stille suchen;
Der Wiederkehr vergaß sie heute nur.

Don Cesar, nachdem er sich zum Weite bekehrt.
Raub, sagst du? War sie frei genug dem Räuber,
So konnte sie in Freiheit auch entfliehen.

Isabella geht auf.

Es ist Gewalt! Es ist verwegener Raub!
Nicht pflichtvergessen konnte meine Tochter
Ans freier Neigung dem Entführer folgen!
— **Don Manuel!** **Don Cesar!** Eine Schwester

Dacht' ich euch zuzuführen; doch ich selbst
Soll jetzt sie eurem Heldenarm verdanken.
In eurer Kraft erhebt euch, meine Söhne!
Nicht ruhig duldet es, daß eure Schwester
Des frechen Diebes Beute sey — Ergreift
Die Waffen! Küßt Schiffe aus! Durchforscht
Die ganze Küste! Durch alle Meere seht
Dem Räuber nach! Erobert euch die Schwester!

Don Cesar.

Leb wohl! Zur Rache flieg' ich, zur Entdeckung!

*Er geht ab. Don Manuel, aus einer tiefen Bestürzung erwachend,
wendet sich beunruhigt zu Diego.*

Don Manuel.

Wann, sagst du, sey sie unsichtbar geworden?

Diego.

Seit diesem Morgen erst ward sie vermißt.

Don Manuel zu **Donna Isabella.**

Und Beatrice nennt sich deine Tochter?

Isabella.

Dies ist ihr Name! Eile! Frage nicht!

Don Manuel.

Nur Eines noch, o Mutter, laß mich wissen —

Isabella.

Fliehe zur That! Des Bruders Beispiel folge!

Don Manuel.

In welcher Gegend, ich beschwöre dich —

Isabella, ihn fortsetzend.

Sieh meine Thränen, meine Todesangst!

Don Manuel.

In welcher Gegend hieltst du sie verbergen?

Isabella.

Verbergner nicht war sie im Schoß der Erde!

Diego.

O, jetzt ergreift mich plötzlich bange Furcht.

Don Manuel.

Furcht, und worüber? Sage, was du weißt.

Diego.

Daß ich des Raubs unschuldig Ursach sey.

Isabella.

Unglücklicher, entdecke, was geschehn!

Diego.

Ich habe dir's verhehlt, Gebieterin,
Dein Mutterherz mit Sorge zu versehen.
Am Tage, als der Fürst beerdigt ward,
Und alle Welt, begierig nach dem Neuen,
Der ernsten Feier sich entgegendrängte,
Lag deine Tochter — denn die Kunde war
Auch in des Klosters Mauern eingedrungen —
Lag sie mit an mit unablässigem Flehn,
Ihr dieses Bestes Anblick zu gewähren.
Ich Unglückseliger ließ mich bewegen,
Verhüllte sie in ernste Trauertracht,
Und also war sie Zeugin jenes Festes.
Und dort, besüß ich, in des Volks Gewühl,
Das sich herbeigedrängt von allen Enden,
Ward sie vom Aug des Räubers ausgespäht:
Denn ihrer Schönheit Glanz birgt keine Hülle.

Don Manuel von ihm, erschrocken.

Glücksel'ges Wort, das mir das Herz befreit!
Das gleicht ihr nicht! Dies Zeichen trifft nicht zu.

Isabella.

Wahnsinn'ger Alter! so verirriest du mich!

Diego.

Gebieterin! Ich dacht' es gut zu machen.
Die Stimme der Natur, die Macht des Bluts
Glaub' ich in diesem Wunsche zu erkennen;
Ich hielt es für des Himmels eignes Wort,
Der, mit verbergen ahnungsvollem Zuge,
Die Tochter hintrieb zu des Vaters Grab!

Der frommen Pflicht wollt' ich ihr Recht erzeigen,
Und so, aus guter Meinung, schaff' ich Böses!

Don Manuel vor sich.

Was steh' ich hier in Furcht und Zweifelsqualen?
Schnell will ich Licht mir schaffen und Gewißheit.
Will gehen.

Don Cesar, der zurückkommt.

Verzieh, Don Manuel, gleich folg' ich dir.

Don Manuel.

Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge Niemand!

Er geht ab.

Don Cesar steht ihm vernunftlos nach.

Was ist dem Bruder? Mutter, sage mir's.

Isabella.

Ich kenn' ihn nicht mehr. Ganz verkenn' ich ihn.

Don Cesar.

Du stehst mich wiederkehren, meine Mutter:
Denn in des Eifers heftiger Wogier
Vergaß ich, um ein Zeichen dich zu fragen,
Woran man die verlorne Schwester kennt.
Wie find' ich ihre Spuren, eh' ich weiß,
Aus welchem Ort die Räuber sie gerissen?
Das Kloster nenne mir, das sie verbarg.

Isabella.

Der heiligen Cecilia ist's gewidmet,
Und hinterm Waldgebirge, das zum Aetna
Sich langsam steigend hebt, liegt es versteckt,
Wie ein verschwiegener Aufenthalt der Seelen.

Don Cesar.

Sei gutes Muths! Vertraue deinen Söhnen!
Die Schwester bring' ich dir zurück, müßt' ich
Durch alle Länder sie und Meere suchen.
Doch Eines, Mutter, ist es, was mich kummert:
Die Braut verließ ich unter fremdem Schutz.
Nur dir kann ich das theure Pfand vertrauen;
Ich sende sie dir her, du wirst sie schauen;
An ihrer Brust, an ihrem lieben Herzen
Wirst du des Grams vergessen und der Schmerzen.

Er geht ab.

Isabella.

Wann endlich wird der alte Kluch sich lösen,
Der über diesem Hause lastend ruht?
Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wuth.
So nahe glaubt' ich mich dem sichern Hafen,
So fest vertraut' ich auf des Glückes Pfand,
Und alle Stürme glaubt' ich eingeschlafen,
Und freudig winkend sah ich schon das Land
Im Abendglanz der Sonne sich erheben:
Da kommt ein Sturm, aus heftiger Luft gesandt,
Und reißt mich wieder in den Kampf der Wellen!

Sie geht nach dem innern Hause, wo ihr Dorn sitzt.

Die Scene verändert.

Bride Chöre. 3. tritt Beatrice.

Der Chor des Don Manuel kommt, schüchtern, un-
geschmückt und die oben beschriebenen Bräutigamsleute begleitend, der
Chor des Don Cesar will ihm den Austritt verwehren.

Erster Chor. *Gajetan.*

Du würdest wohl thun, diesen Platz zu leeren.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Ich will's, wenn bessere Männer es begehren.

Erster Chor. *Gajetan.*

Du könntest merken, daß du lässig bist.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Hier bleib' ich, wenn es dich verdriebt.

Erster Chor. *Gajetan.*

Ein Platz. Wer darf zurück mich halten?

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Ich darf es thun, ich habe hier zu walten.

Erster Chor. *Gajetan.*

Mein Herrscher sendet mich, Don Manuel.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Ich stehe hier auf meines Herrn Befehl.

Erster Chor. *Gajetan.*

Dem ältern Bruder muß der jüngere weichen.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Dem Erstbesitzenden gehört die Welt.

Erster Chor. *Gajetan.*

Verhaftet, geh' und räume mir das Feld!

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Nicht, bis sich unsre Schwerter erst vergleichen.

Erster Chor. *Gajetan.*

Sind' ich dich überall in meinen Wegen?

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Wo mir's gefällt, da tret' ich dir entgegen.

Erster Chor. *Gajetan.*

Was hast du hier zu horchen und zu hüten?

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Was hast du hier zu fragen, zu verbieten?

Erster Chor. *Gajetan.*

Du steh' ich nicht zur Red' und Antwort hier.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Und nicht des Wortes Ehre gönnt' ich dir.

Erster Chor. *Gajetan.*

Chrißthum gebührt, o Jüngling, meinen Jahren.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

In Tapferkeit bin ich, wie du, erfahren!

Beatrice *steht heraus.*

Weh mir! Was wollen diese wilden Schaaren?

Erster Chor zum zweiten. *Gajetan.*

Nichts acht' ich dich und deine stolze Miene!

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Ein besser ist der Herrscher, dem ich kneue!

Beatrice.

O, weh mir, weh mir, wenn er jetzt erschiene!

Erster Chor. *Gajetan.*

Du lügst! Don Manuel besiegt ihn weit!

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Den Preis gewinnt mein Herr in jedem Streit.

Beatrice.

Jetzt wird er kommen, Dies ist seine Zeit!

Erster Chor. *Gajetan.*

Wäre nicht Friede, Recht verhängt' ich mir!

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Wär's nicht die Furcht, kein Friede webte dir.

Beatrice.

O, wär' er tausend Meilen weit von hier!

Erster Chor. *Gajetan.*

Das Geizig fürcht' ich, nicht deiner Blicke Trug.

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Wohl thust du dran, es ist des Feigen Schutz.

Erster Chor. *Gajetan.*

Heng' an, ich folge!

Zweiter Chor. *Wohemund.*

Mein Schwert ist heraus!

Beatrice *u. der heiligen Bräutigamsleute.*

Sie werden handgemein, die Feigen bligen!

Ihr Himmelsmächte, haltet ihn zurück!

Weist euch in seinen Weg, ihr Hindernisse,

Eine Schlinge legt ein Netz um seine Hüfte,

Dah er verfehle diesen Augenblick!

Ihr Engel alle, die ich stehend bat,

Ihn herzuführen, löscht meine Bitte,

Weit, weit von hier entferntet seine Schritte!

Er eilt hinein, indem die Andern einaander anfallen, erscheint

Manuel

Don Manuel. Der Chor.

Don Manuel.

Was seh' ich! Haltet ein!

Erster Chor, Cajetan, Berenger, Maniced, zum zweiten.
Kommt' an! Kommt' an!Zweiter Chor, Rehemund, Neger, Poppelst.
Nieder mit ihnen! Nieder!Don Manuel tritt zwischen sie, mit gezogenem Schwert.
Haltet ein!

Erster Chor. Cajetan

Es ist der Büß.

Zweiter Chor. Rehemund.

Der Bruder! Haltet Friede!

Don Manuel.

Den streck' ich todt auf dieses Rasens Grund,
Der mit geuckter Augenwimper nur
Die Rechte fortsetzt und dem Gegner droht!
Nast ihr? Was für ein Dämon reißt euch an,
Des alten Zwistes Flammen aufzublasen,
Der zwischen uns, den Fürsten, abgethan
Und ausgeglichen ist auf immerdar?
— Wer sing den Streit an? Redet! Ich will's wissen.

Erster Chor. Cajetan, Berenger.

Sie standen hier —

Zweiter Chor, Neger, Rehemund, unterbrochen.
Sie kamen —Don Manuel, zum ersten Chor.
Rede du!

Erster Chor. Cajetan.

Wir kamen her, mein Büß, die Hochzeitgaben
Zu überreichen, wie du uns befohlst.
Geschmückt zu einem Feite, keineswegs
Zur Krieg bereit, du siehst es, zogen wir
In Frieden unsern Weg, nichts Arges denkend
Und traunend dem beschworenen Vertrag:
Da fanden wir sie feindlich hier gelagert
Und uns den Eingang sperrend mit Gewalt.

Don Manuel.

Unsinuige! Ist keine Freistadt sicher
Genug vor eurer blinden, tollern Wuth?
Auch in der Unschuld still verborgnen Eig
Wirst euer Gader friedestörend ein?

Zum zweiten Chor

Weiche zurück! Hier sind Geheimnisse,
Die deine Kühne Gegenwart nicht dulden.

Da beruhte jetzt.

Zurück! dein Herr gebietet dir's durch mich:
Denn wir sind jetzt ein Haupt und ein Gemüth,
Und mein Befehl ist auch der seine. Geh!

Du bleibst und wachst des Eingangs.

Zweiter Chor. Rehemund.

Was beginnen?

Die Fürsten sind verschönt, Das ist die Wahrheit,
Und in der hohen Häupter Spahn und Streit
Sich unberufen, vielgeschäftig drängen,
Bringt wenig Dank und öfter noch Gefahr.
Denn, wenn der Mächtige des Streits ermüdet,
Wirst er behend' auf den geringen Mann,
Der arglos ihm gebient, den blut'gen Mantel
Der Schuld, und leicht gereinigt steht er da.
Drum mögen sich die Fürsten selbst vergleichen.
Ich ach! es für gerathen, wir gehorchen.

Der zweite Chor geht ab, der erste geht sich nach dem Hintergrund der
Szene zurück. In demselben Augenblick stürzt Beatrice herein und
wirft sich in Don Manuel's Arme.

Beatrice. Don Manuel.

Beatrice.

Du bist's. Ich habe dich wieder — Grausamer!
Du hast mich lange, lange schmachten lassen,
Der Furcht und allen Schrecknissen zum Raub
Dahin gegeben! — Doch nichts mehr davon!
Ich habe dich — In deinen lieben Armen
Ist Schutz und Schirm vor jeglicher Gefahr.
Komm! Sie sind weg! Wir haben Raum zur Flucht,
Dort, laß' uns keinen Augenblick verlieren!

Sie will ihn mit sich fortziehen und steht ihn jetzt erst genauer an.

Was ist dir? So verschlossen feierlich
Emsfängst du mich — entziehst dich meinen Armen,
Als wolltest du mich lieber ganz verstoßen?
Ich kenne dich nicht mehr — Ist Dies Don Manuel,
Mein Gatte, mein Geliebter?

Don Manuel.

Beatrice!

Beatrice.

Nein, rede nicht! Jetzt ist nicht Zeit zu Worten!
Fort laß' uns eilen, schnell! Der Augenblick
Ist kostbar —

Don Manuel.

Bleib! Antworte mir!

Beatrice.

Dort, fort!

Gib diese wilden Männer wiederkehren!

Don Manuel.

Bleib! Jene Männer werden uns nicht schaden.

Beatrice.

Doch, doch! du kennst sie nicht. O, komm! entlicke!

Don Manuel.

Von meinem Arm beschütze, was kannst du fürchten?

Beatrice.

O, glaube mir, es gibt hier mächtige Menschen!

Don Manuel.

Geliebte, keinen Mächtiger als mich.

Beatrice.

Du, gegen diese Vielen ganz allein?

Don Manuel.

Ich ganz allein! Die Männer, die du fürchtest —

Beatrice.

Du kennst sie nicht, du weißt nicht, wem sie dienen.

Don Manuel.

Mir dienen sie, und ich bin ihr Gebieter.

Beatrice.

Du bist — Ein Schreden fliegt durch meine Seele!

Don Manuel.

Lerne mich endlich kennen, Beatrice!

Ich bin nicht Der, der ich dir schien zu seyn,
Der arme Ritter nicht, der Unbekannte,
Der liebend nur um deine Liebe warb.
Wer ich wahrhaftig bin, was ich vermag,
Weher ich stamme, hab' ich dir verborgen.

Beatrice.

Du bist Don Manuel nicht! Weh mir, wer bist du?

Don Manuel.

Don Manuel heiß' ich — doch ich bin der Höchste,
Der diesen Namen führt in dieser Stadt:

Ich bin Don Manuel, Büß von Messina.

Beatrice.

Du wärst Don Manuel, Don Cesars Bruder?

Don Manuel.

Don Cesar ist mein Bruder.

Beatrice.

Ist dein Bruder!

Don Manuel.

Wie? Dies erschreckt dich? Kennst du den Don Cesar?
Kennst du noch jenseits Jemand meines Bluts?

Beatrice.

Du bist Don Manuel, der mit dem Bruder
In Hesse lebt und unverföhnter Sehde?

Don Manuel.

Wir sind verföhnt, seit heute sind wir Brüder,
Nicht von Geburt nur, nein, von Herzen auch.

Beatrice.

Verföhnt, seit heute!

Don Manuel.

Sage mir, was ist Das?

Was bringt dich so in Aufsehr? Kennst du mehr
Als nur den Namen bloß von meinem Hause?
Weiß ich dein ganz Geheimniß? Hast du nichts,
Nichts mir verschwiegen oder vorenthalten?

Beatrice.

Was denkst du? Wie? Was hätt' ich zu gestehen?

Don Manuel.

Von deiner Mutter hast du mir noch nichts
Gesagt. Wer ist sie? Würdest du sie kennen,
Wenn ich sie dir beschriebe — dir sie zeigte?

Beatrice.

Du kennst sie — kennst sie und verbargest mir?

Don Manuel.

Weh dir und wehe mir, wenn ich sie kenne!

Beatrice.

O, sie ist gütig, wie das Licht der Sonne!
Ich seh sie vor mir, die Erinnerung
Belebt sich wieder, aus der Seele Tiefen
Erhebt sich mir die göttliche Gestalt.
Der braunen Locken dunkle Ringe seh' ich
Des weißen Halses edle Form beschatten!
Ich seh der Stirne reingewölbten Bogen,
Des großen Auges dunkelhellen Glanz,
Auch ihrer Stimme seelenvolle Töne
Erwachen mir —

Don Manuel.

Weh mir! Du schilderst sie!

Beatrice.

Und ich entließ ihr! Konnte sie verlassen,
Vielleicht am Morgen eben dieses Tages,
Der mich auf ewig ihr vereinen sollte!
O, selbst die Mutter gab ich hin für dich!

Don Manuel.

Messina's Fürstin wird dir Mutter seyn.
Zu ihr bring' ich dich jetzt; sie wartet deiner.

Beatrice.

Was sagst du? Deine Mutter und Don Cesar?
Zu ihr mich bringen? Nimmer, nimmermehr!

Don Manuel.

Du schauerst? Was bedeutet dies Entsetzen?
Ist meine Mutter keine Fremde dir?

Beatrice.

O unglücklich traurige Entdeckung!
O, hätt' ich nimmer diesen Tag gesehn!

Don Manuel.

Was kann dich ängstigen, nun du mich kennst,
Den Fürsten findest in dem Unbekannten?

Beatrice.

O, gib mir diesen Unbekannten wieder,
Mit ihm auf ödem Eiland wär' ich selb!

Don Cesar *hinter der Scene.*

Zurück! Welch vieles Volk ist hier versammelt?

Beatrice.

Gott, diese Stimme! Wo verberg' ich mich?

Don Manuel.

Erkennst du diese Stimme? Nein, du hast
Ist und kannst sie nicht erkennen!

Beatrice.

O, laß uns fliehen! Komm' und weile nicht!

Don Manuel.

Was? flieh? Es ist des Bruders Stimme, der
Mich sucht; zwar wundert mich, wie er entdeckte —

Beatrice.

Bei allen Heiligen des Himmels, meld' ihn!
Begegne nicht dem heftig Stürmenden,
Laß dich von ihm an diesem Ort nicht finden!

Don Manuel.

Geliebte Seele, dich verwirrt die Furcht!
Du hörst mich nicht: wir sind verföhnte Brüder!

Beatrice.

O Himmel, rette mich aus dieser Stunde!

Don Manuel.

Was ahnet mir! Welch ein Gedanke faßt
Mich schauernd? — Wär' es möglich — wäre
Die Stimme keine fremde? — **Beatrice,**
Du warst — mir granet, weiter fort zu fragen —
Du warst — bei meines Vaters Leichenseier?

Beatrice.

Weh mir!

Don Manuel.

Du warst zugegen?

Beatrice.

Jürne nicht!

Don Manuel.

Unglückliche, du warst?

Beatrice.

Ich war zugegen.

Don Manuel.

Entsetzen!

Beatrice.

Die Begierde war zu mächtig!
Verzih mir! Ich gestand dir meinen Wunsch,
Doch, plötzlich erst und finster, liehest du
Die Bitte fallen, und so schwieg auch ich.
Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Mich trieb mit unbewinglichem Gelüsten.
Des Herzens heißen Drang muß' ich vergnügen;
Der alte Diener lich mir seinen Beistand,
Ich war dir ungehorsam, und ich ging.

*Sie schmeigt sich an ihn, indem tritt Don Cesar herein, von dem ganzen
Chor begleitet.*

Beide Brüder. Beide Chöre. Beatrice.

Zweiter Chor, *Wahemund, zu Don Cesar*

Du glaubst uns nicht — glaub deinen eignen Augen!
Don Cesar

tritt langsam ein und schaut dem Publikum seinen Bruder mit Entsetzen an.
Blendwerk der Hölle! Was? In seinen Armen!

Waher tritt ein, zu Don Manuel.

Giftvolle Schlange! Das ist deine Liebe?
Schwegen legst du tückisch mir Verföhnung?
O, eine Stimme Gottes war mein Haß!
Fahre zur Hölle, falsche Schlangenseele!

Er ersucht ihn.

Don Manuel.

Ich bin des Todes — **Beatrice!** — Bruder!

Er stürzt und stirbt. Beatrice fällt neben ihm ohnmächtig nieder.

Erster Chor, *Gajetan.*

Mord! Mord! Herbei! Greift zu den Waffen Alle!
Mit Blut gerächet sey die blut'ge That!

Alle ziehen die Degen.

Zweiter Chor, *Wahemund.*

Heil uns! Der lange Zwiespalt ist gerendigt.
Nur einem Herrscher jetzt gehorcht Messina.

Erster Chor, *Gajetan, Berengar, Manfred.*

Nache! Nache! Der Mörder falle! falle,
Ein sühnend Opfer dem Gemordeten!

Zweiter Chor. *Hohemund, Heger, Hippolit.*
Herr, fürchte nichts, wir stehen treu zu dir!

Don Cesar, *mit Ansehn zwischen sie tretend*
Zurück — ich habe meinen Feind getödtet,
Der mein vertrauend redlich Herz betrog,
Die Brudersliebe mir zum Fallstrick legte.
Ein furchtbar gräßlich Ansehn hat die That;
Doch der gerechte Himmel hat gerichtet.

Erster Chor. *Gajetan.*
Weh dir, Messina! Wehe! wehe!
Das gräßlich Ungeheure ist geschehn
In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern
Und Kindern, deinen Jünglingen und Greisen,
Und wehe der noch ungeborenen Frucht!

Don Cesar.
Die Klage kommt zu spät — Hier schafft Hülfe!

Auf Plautinen zeigend.
Ruft sie ins Leben! Schnell entfernt sie
Von diesem Ort des Schreckens und des Todes!
— Ich kann nicht länger weilen, denn mich ruft
Die Sorge fort um die geraubte Schwester.
— Bringt sie in meiner Mutter Schloß und spricht:
Es sey ihr Sohn, Don Cesar, der sie sende!

Er geht ab; die ohnmächtige Plautine wird von dem zweiten Chor auf eine Bank gesetzt und so hinweg getragen; der erste Chor bleibt bei dem Reichthum zurück, um welchen auch die Knaben, die die Braut geschenke tragen, in einem Halbtrüge beunruhigen

Chor. *Gajetan.*
Sagt mir! ich kann's nicht fassen und denken,
Wie es so schnell sich erfüllend genahrt.
Künftig wohl sah ich im Geist mit weiten
Schritten das Schreckensgespenst herschreiten
Dieser entsetzlichen, blutigen That.
Dennoch überfließt mich ein Granen,
Da sie vorhanden ist und geschehen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.
All mein Blut in den Adern erstarrt
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart.

Einer aus dem Chor. *Marsilio*
Lasset erschallen die Stimme der Klage! —
Halter Jüngling!
Da liegt er entseelt,
Hingestreckt in der Blüthe der Tage,
Schwer umfangen von Todesnacht,
An der Schwelle der bräutlichen Kammer!
Aber über dem Stummen erwacht
Lauter, unermesslicher Jammer.

Ein Zweiter. *Gajetan.*
Wir kommen, wir kommen,
Mit festlichem Prangen
Die Braut zu empfangen:
Es bringen die Knaben
Die reichen Gewande, die bräutlichen Gaben,
Das Fest ist bereitet, es warten die Zeugen;
Aber der Bräutigam höret nicht mehr,
Nimmer erweckt ihn der fröhliche Reigen,
Denn der Schlummer der Todten ist schwer.

Ganzer Chor.
Schwer und tief ist der Schlummer der Todten:
Nimmer erweckt ihn die Stimme der Braut,
Nimmer des Hifthorns süßlicher Laut;
Starr und süßlos liegt er am Boden!

Ein Dritter. *Gajetan.*
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche, baut?
Heute umarmtet ihr euch als Brüder,
Einig gestimmt mit Herzen und Munde,
Diese Sonne, die jezo nieder

Geht, sie leuchtete eurem Wunde!
Und jezt liegst du, dem Staube vermählt,
Von des Brudermords Händen entseelt,
In dem Busen die gräßliche Wunde!
Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Chor. *Pereraz.*
Zu der Mutter will ich dich tragen,
Eine unbeglückende Laß!
Diese Cypresse laßt uns zerschlagen
Mit der mörderischen Schneide der Art,
Eine Wahre zu flechten aus ihren Zweigen,
Nimmer soll sie Lebendiges zeugen,
Die die tödtliche Frucht getragen,
Nimmer in fröhlichem Wuchs sich erheben,
Keinem Wanderer mehr Schatten geben;
Die sich genährt auf des Mordes Boden,
Soll verflucht seyn zum Dienst der Todten!

Erster. *Gajetan.*
Aber wehe dem Mörder, wehe,
Der dahin geht in thörichtem Muth!
Hinab, hinab in der Erde Rügen
Rinnet, rinnet, rinnet dein Blut.
Drunten aber im Tiefen sitzen
Lichtlos, ohne Gesang und Sprache,
Der Themis Töchter, die nie vergessen,
Die Untrüglichen, die mit Gerechtigkeit messen,
Angen es auf in schwarzen Gefäßen,
Rühren und mengen die schreckliche Rache.

Zweiter. *Pereraz.*
Leicht verschwindet der Thaten Spur
Von der sonnebeleuchteten Erde,
Wie aus dem Antlig die leichte Gerbe —
Aber nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
An den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen —
Die Zeit ist eine blühende Flur,
Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht, und Alles ist Samen.

Dritter. *Gajetan.*
Wehe, wehe dem Mörder, wehe,
Der sich gerät die tödtliche Saat!
Ein andres Antlig, eh sie geschehen,
Ein andres zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und küßt dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber, ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erblickenden Wangen.
Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Drosses die höllischen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an;
Mit der Gerechtigkeit heiligen Rügen
Wußten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber, da er den Schoß jezt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe, da kehrt sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfrau,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jezt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangengiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphische Heiligthum.

Der Chor geht ab, den Reichthum Don Manriello auf einer Waise tragend.

Die Säulenhalle.

Es ist Nacht, die Scene ist von oben herab durch eine große Lampe erleuchtet.

Donna Isabella und Diego treten auf.

Isabella.

Noch keine Kunde kam von meinen Söhnen,
Ob eine Spur sich fand von der Verlorenen?

Diego.

Noch nichts, Gebieterin! — doch hoffe Alles
Von deiner Söhne Ernst und Emsigkeit.

Isabella.

Wie ist mein Herz geängstigt, Diego!
Es stand bei mir, dies Unglück zu verhüten.

Diego.

Drück nicht des Vorwurfs Stachel in dein Herz.
An welcher Vorsicht ließeß du's ermangeln?

Isabella.

Hätt' ich sie früher an das Licht gezogen,
Wie mich des Herzens Stimme mächtig trieb!

Diego.

Die Klugheit wehrte dir's: du thatest weise;
Doch der Erfolg ruht in des Himmels Hand.

Isabella.

Ach, so ist keine Freude rein! Mein Glück
Wär' ein vollkommenes ohne diesen Zufall.

Diego.

Dies Glück ist nur verzögert, nicht zerstört;
Genieße du jetzt deiner Söhne Frieden.

Isabella.

Ich habe sie einander Herz an Herz
Umarmen sehn — ein nie erlebter Anblick!

Diego.

Und nicht ein Schauderflügel blieb, es ging von Herzen:
Denn ihr Geradüß haßt der Lüge Zwang.

Isabella.

Ich seh' auch, daß sie irdischer Gefühle,
Der schönen Neigung fähig sind; mit Wonne
Entdeck' ich, daß sie ehren, was sie lieben.

Der ungeheurnen Freiheit wollen sie
Entsagen, nicht dem Jügel des Gesetzes
Entzieht sich ihre brandend wilde Jugend,
Und sittlich selbst blieb ihre Leidenschaft.

Ich will dir's jezo gern gestehen, Diego,
Daß ich mit Sorge diesem Augenblick,
Der aufgeschloss'nen Blume des Gefühls
Mit bangter Furcht entgegen sah — Die Liebe
Wird leicht zur Wuth in heftigen Naturen.

Wenn in den aufgeschauften Jenermunder
Des alten Hasses auch noch dieser Witz,
Der Eifersucht feindsel'ge Flamme schlug —
Mir schaudert, es zu denken — ihr Gefühl,
Das niemals einig war, gerade hier
Zum erstenmal' unselig sich begegnet —
Wohl mir! Auch diese dennerschwere Welle,
Die über mir schwarz drohend niederhing,
Sie führte mir ein Engel still vorüber,
Und leicht nun athmet die befreite Brust.

Diego.

Zu, freue deines Werkes dich. Tu haß
Mit zartem Sinn' und ruhigem Verstand
Vollendet, was der Vater nicht vermochte
Mit aller seiner Herrschermacht — Dein ist
Der Ruhm; doch auch dein Glücksestern ist zu leben!

Isabella.

Vieles gelang mir. Viel auch that das Glück!
Nichts Kleines war es, solche Heimlichkeit
Verhüllt zu tragen diese langen Jahre,
Den Mann zu täuschen, den unsichtigsten
Der Menschen, und ins Herz zurückzudrängen

Den Trieb des Bluts, der mächtig, wie des Feuers
Verschloßner Gott, aus seinen Banden strebte!

Diego.

Ein Pfand ist mir des Glückes lange Gnuß,
Daß Alles sich erfreulich lösen wird.

Isabella.

Ich will nicht eher meine Sterne loben,
Bis ich das Ende dieser Thaten sah.
Daß mir der böse Genius nicht schlummert,
Erinnert warnend mich der Tochter Muth.
— Schilt oder lobe meine That, Diego!
Doch dem Gerreuen will ich nichts verbergen.
Nicht tragen kenn' ich's, hier in müß'ger Ruh
Zu harren des Erfolgs, indeß die Söhne
Geschäftig forschen nach der Tochter Spur.
Gehandelt hab' auch ich — Wo Menschenkunnst
Nicht zureicht, hat der Himmel oft gerathen.

Diego.

Entdecke mir, was mir zu wissen ziemt.

Isabella.

Giniedelnd auf des Aetna Höhen baust
Ein frommer Klausner, von Alters her
Der Greis genannt des Berges, welcher, näher
Dem Himmel wohnend, als der andern Menschen
Dies wandelndes Geschlecht, den ird'schen Sinn
Zu leichter, reiner Aetherluft geklärt
Und von dem Berg der aufgewählten Jahre
Hinabsieht in das aufgelöste Spiel
Des unverständlich krumm gewundenen Lebens.
Nicht fremd ist ihm das Schicksal meines Hauses:
Dit hat der heilige Mann für uns den Himmel
Gefragt und manden Muth hinweggeholt.
Zu ihm hinauf gelangt hab' ich alsbald
Des raschen Vaters jugendliche Kraft,
Daß er mir Kunde von der Tochter gebe,
Und süßlich har' ich seinen Wiederkehr.

Diego.

Trübt mich mein Auge nicht, Gebieterin,
So ist's derselbe, der dort eilend naht,
Und Lob fürwahr verdient der Gmüthe!

Note. Die Vorigen.

Isabella.

Sag' an und weder Schlimmes hehle mir
Noch Gutes, sondern schreie rein die Wahrheit!
Was gab der Greis des Bergs dir zum Bescheide?

Note.

Ich soll mich schnell zurückbegeben, war
Die Antwort, die Ferne sey gefunden.

Isabella.

Glücklich, — Mund, eigentlich Himmelswort!
Stets laß' das Gewünschte mir verkündet!
Und welchem väterlichen Söhne war's verlichen,
Die Spur zu jagen u der Verlorenen?

Note.

Die Liebesbräute fand dein ältester Sohn.

Isabella.

Den Mannel ist es, dem ich sie verdanke!
Ach! stets war dieser mir ein Kind des Segens!
— Hast du dem Greis' auch die geweihte Kerze
Gebracht, die zum Geschenk' ich ihm gesendet,
Zie anzuzünden seinem Heiligen?
Denn, was von Gaben sonst der Menschen Herzen
Gefrent, verschmählt der fromme Vereckener.

Note.

Die Kerze nahm er schweigend von mir an,
Und, zum Altar hinstretend, wo die Lampe
Dem Heiligen brannte, ründet' er sie flugs
Dort an, und schnell in Brand steckt' er die Hütte,
Worin er Gott verehrt seit neunzig Jahren.

Isabella.

Was sagst du? Welches Schreckniß nennst du mir?

Note.

Und, dreimal Wehe! Wehe! rufend, stieg er
Herab vom Berg; mir aber winkt' er schweigend,
Ihm nicht zu folgen, noch zurückzuschauen.
Und so, gesagt von Grausen, eilt' ich her!

Isabella.

Zu neuer Zweifel wogende Bewegung
Und ängstlich schwankende Verwirrenheit
Stürzt mich das Widersprechende zurück.
Gefunden sey mir die verlorne Tochter
Von meinem ältesten Sohn, Don Manuel?
Die gute Rede kann mir nicht geheißen,
Begleitet von der unglückseligen That.

Note.

Wlick' hinter dich, Gebieterin! du siehst
Des Klausners Wort erfüllt vor deinen Augen:
Denn Alles müßt' mich trügen, oder Dies
Zu die verlorne Tochter, die du suchst,
Von deiner Ehre Ritterchaar begleitet.

*Beatrice wird von dem zweiten Kavalier auf einem Trauergelb gebracht
und auf der vordern Bühne niedergelegt. Sie ist noch ohne Leben
und Bewegung.*

Isabella. Diego. Note. Beatrice. Chor.

Beatrice, Mezer. Furcht, und die andern vom Mutter Don Cesar

Chor. *Beatrice.*

Des Herrn Geheiß erfüllend, segnen wir
Die Jungfrau hier zu deinen Füßen nieder,
Gebieterin! — Also befahl er uns
Zu thun und die zu melden dieses Wort:
Es sey dein Sohn Don Cesar, der sie sendet!

Isabella

Isabella mit ausgebreiteten Armen auf sie gesenkt und tritt mit Schrecken zurück.

O Himmel! Sie ist bleich und ohne Leben!

Chor. *Beatrice.*

Sie lebt! Sie wird erwachen! Ödum' ihr Zeit,
Von dem Verstandlichen sich zu erholen,
Das ihre Geister noch gebunden hält.

Isabella.

Mein Kind, Kind meiner Schmerzen, meiner Sorgen!
So sehen wir uns wieder! So mußt du
Den Gering halten in des Vaters Haus!
O, laß' an meinem Leben mich das deineige
Anzünden! An die mütterliche Brust
Will ich dich pressen, bis, vom Todesroß
Gelöst, die warmen Adern wieder schlagen!

Zum Chor.

O, sprich! Welch Schreckliches ist hier geschehn?
Wo fandst du sie? Wie kam das theure Kind
In diesen kläglich jammervollen Zustand?

Chor. *Beatrice.*

Gefahr' es nicht von mir, mein Mund ist stumm.
Dein Sohn Don Cesar wird dir Alles deutlich
Verkündigen, denn er ist's, der sie sendet.

Isabella.

Mein Sohn Don Manuel, so willst du sagen?

Chor. *Beatrice.*

Dein Sohn Don Cesar sendet sie dir an.

Isabella zu dem Vater.

War's nicht Don Manuel, den der Seher nannte?

Note.

So ist es, Herrin, Das war seine Rede.

Isabella.

Welcher es sey, er hat mein Herz erfreut;
Die Tochter dank' ich ihm, er sey gezeugt!
O, muß ein weiblicher Dämon mir die Wonne
Des heiß ersuchten Augenblicks verbittern!
Ankämpfen muß ich gegen mein Entzücken!

Die Tochter seh' ich in des Vaters Haus;
Sie aber sieht nicht mich, vernimmt mich nicht,
Sie kann der Mutter Freude nicht erwidern.

O, öffnet euch, ihr lieben Augenlichter!

Erwärmet euch, ihr Hände! Hebe dich,

Vebloßer Wuse, und schlage der Luü!

Diego! Das ist meine Tochter — Das

Die Langverborgne, die Verettete:

Vor aller Welt kann ich sie jetzt erkennen!

Chor. *Beatrice.*

Ein seltsam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu sehn und stehe wundernd, wie
Das Irthal sich entwirren soll und lösen.

Isabella

zum Chor. der Prüfung und Verlegenheit anhebt

O, ihr seyd undurchdringlich harte Herzen!
Vom ehren Harnisch eurer Brust, gleichwie
Von einem schroffen Meeresselsen, schlägt
Die Arende meines Herzens mir zurück!
Umsonst in diesem ganzen Kreis' umher
Zwäh' ich nach einem Auge, das empfindet.
Wo weilen meine Söhne, daß ich Antheil
In einem Auge lese: denn mir ist,
Als ob der Wüste unmittelebige Schaaren,
Des Meeres Ungeheuer mich umständen!

Diego.

Sie schlägt die Augen auf! Sie regt sich, lebt!

Isabella.

Sie lebt! Ihr erster Wlick sey auf die Mutter!

Diego.

Das Auge schließt sie schauernd wieder zu.

Isabella zum Chor

Weichet zurück! Sie schreckt der fremde Anblick.

Chor zu Isabella *Beatrice.*

Gern meid' ich's, ihrem Wlick zu begegnen.

Diego.

Mit großen Augen mißt sie stannend dich.

Beatrice.

Wo bin ich? Diese Züge sollt' ich kennen.

Isabella.

Langsam hebt die Verwundung ihr zurück.

Diego.

Was macht sie? Auf die Knie senkt sie sich.

Beatrice.

O, schönes Engelsantlitz meiner Mutter!

Isabella.

Kind meines Herzens! Komm' in meine Arme!

Beatrice.

Zu deinen Füßen sich die Schuldige.

Isabella.

Ich habe dich wieder! Alles sey vergessen!

Diego.

Betracht' auch mich! Erkennst du meine Züge?

Beatrice.

Des redlichen Diego greißes Haupt!

Isabella.

Der treue Wächter deiner Kinderjahre.

Beatrice.

So bin ich wieder in dem Schoß der Meinen?

Isabella.

Und nichts soll uns mehr scheiden, als der Tod.

Beatrice.

Du willst mich nicht mehr in die Fremde lassen?

Isabella.

Nichts trennt uns mehr: das Schicksal ist befriedigt.

Beatrice stellt an ihre Brust.

Und find' ich wirklich mich an deinem Herzen?

Und Alles war ein Traum, was ich erlebte?

Ein schwerer, fürchterlicher Traum — O Mutter!

Ich sah ihn todt zu meinen Füßen fallen!

— Wie komm' ich aber bleich? Ich besinne
Mich nicht — Ach, wohl mir, wohl, daß ich gerettet
In deinen Armen bin! Sie wollten mich
Zur Fürstin Mutter von Messina bringen.
Oher ins Grab!

Isabella.

Komm zu dir, meine Tochter!

Messina's Fürstin —

Beatrice.

Nenne sie nicht mehr!

Mir gießt sich bei dem unglücksel'gen Namen
Ein Frost des Todes durch die Glieder.

Isabella.

Höre mich.

Beatrice.

Sie hat zwei Söhne, die sich tödtlich hassen;
Don Manuel, Don Cesar nennt man sie.

Isabella.

Ich bin's ja selbst! Erkenne deine Mutter!

Beatrice.

Was sagst du? Welches Wort hast du geredet?

Isabella.

Ich, deine Mutter, bin Messina's Fürstin.

Beatrice.

Du bist Don Manuels Mutter und Don Cesars?

Isabella.

Und deine Mutter! Deine Brüder nennst du!

Beatrice.

Weh, weh mir! O entsegenvolles Licht!

Isabella.

Was ist dir? Was erschüttert dich so seltsam?

Beatrice,

wild um sich her schauend, erblickt den Chor.

Das sind sie, ja! Jetzt, jetzt erkenn' ich sie.

Mich hat kein Traum getäuscht — Die find's! Die waren
Zugegen — es ist fürchterliche Wahrheit!
Unglückliche, wo habt ihr ihn verbergen?

Sie geht mit heiligem Schritt auf den Chor zu, der sich von ihr ab-
wendet. Ein Tränenruch läßt sich in der Ferne hören.

Chor.

Wehe! Wehe!

Isabella.

Wen verbergen? Was ist wahr?

Ihr schweigt bestürzt — Ihr scheint sie zu verstehen.
Ich les' in euren Augen, eurer Stimme
Gebrochenen Tönen etwas Unglücksel'ges,
Das mir zurückgehalten wird — Was ist's?
Ich will es wissen. Warum heiset ihr
So schreckenevolle Blide nach der Ehre?
Und was für Töne hör' ich da erschallen?

Chor. Begehrt.

Es naht sich! Es wird sich mit Schrecken erklären.

Sei stark, Gebieterin, stähle dein Herz!

Mit Fassung ertrage, was dich erwartet,

Mit männlicher Seele den tödtlichen Schmerz!

Isabella.

Was naht sich? Was erwartet mich? — Ich höre

Der Todtenklage fürchterlich'n Ton

Das Haus durchdringen — Wo sind meine Söhne?

Der erste Halbchor bringt den Leichnam Don Manuels mit einer Palla
getragen, die er auf der leer gelassenen Seite der Türe nieder-
legt. Ein schwarzes Tuch ist darüber gestreut.

Isabella. Beatrice. Diego. Beide Chöre.

Erster Chor. Capitan

Durch die Straßen der Städte,

Vom Jammer gefolgt,

Schreitet das Unglück —

Lauernd umschleicht es

Die Häuser der Menschen,

Heute an dieser
Pforte pocht es,
Morgen an jener,
Aber noch Keinen hat es verschont.
Die unerwünschte,
Schmerzliche Vorkraft,
Früher oder später,
Bestellt es an jeder
Schwelle, wo ein Lebendiger wohnt.

Revergen

Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnernte Greise,
Da gehorcht die Natur
Nüchtern nur
Ihrem alten Gesetze,
Ihrem ewigen Brauch,
Da ist nichts, was den Menschen entsege!
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im irdischen Leben!
Mit gewalttätiger Hand
Löst der Werd auch das heiligste Band.
In sein ägyptisches Boot
Klaffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben!

Capitan

Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dymstlosend der Donner hallt,
Da, da fühlten sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.
Aber auch aus entwölfter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen.
Dahin in deinen schicksaligen Tagen
Rührte des Unglücks tödtliche Nähe!
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer heisset, Der lerne verlieren;
Wer im Glück ist, Der lerne den Schmerz!

Isabella.

Was soll ich hören? Was verkündet dies Auch?

Sie macht einen Schritt gegen die Türe, steht aber unthätig zum-
rück.

Es zieht mich grausend hin und zieht mich schauernd
Mit dunkler, kalter Schredenhand zurück.

In Beatrices Melde sich zwischen sie und die Türe gemessen.
Läß mich! Was es auch sey, ich will's enthüllen!

Sie tritt das Tuch auf und entdeckt Don Manuels Leichnam.
O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!

Sie bleibt mit barem Entsetzen stehen — Beatrice steht mit einem
Schrei — Schmerzschrei neben der Türe zurück.

Chor. Capitan, Revergen, Manfried

Unglückliche Mutter! Es ist dein Sohn!

Du hast es geirrt, das Wort des Jammers;
Nicht meinen Lippen ist es entflohen.

Isabella.

Mein Sohn! Mein Manuel! — O ewige
Erkennung — So muß ich dich wieder finden!
Du deinem Leben müdest du die Schwester
Verkaufen aus des Märsers Hand! — Wo war
Dein Bruder, daß sein Arm dich nicht beugte?
— O, Fluch der Hand, die diese Wunde grub!
Fluch ihr, die den Verderblichen geboren,
Der mir den Sohn entriß! Fluch seinem ganzen
Geschlecht!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella.

So haltet ihr mir Wort, ihr Himmelsmächte?
Das, Das ist eure Wahrheit? Wehe Dem,

Die Braut von Messina.

Der euch vertraut mit reblichem Gemüth!
Voraus hab' ich gehofft, wovon gegittert,
Wenn Dies der Ausgang ist! — O, die ihr hier,
Mich schreckensvoll umsteht, an meinem Schmerz
Die Wille weidend, lernt die Lügen kennen,
Womit die Träume uns, die Seher täuschen!
Glaube noch Einer an der Götter Mund!
— Als ich mich Mutter fühlte dieser Tochter,
Da träumte ihrem Vater eines Tags,
Er seh' aus seinem hochzeitlichen Bette
Zwei Vorbeerbäume wachsen — Zwischen ihnen
Wuchs eine Lilie empor; sie ward
Zur Flamme, die der Wanne dicht Gezweig' ergriff
Und, um sich wüthend, schnell das ganze Haus
In ungeheurer Feuerflut verschlang.
Erschreckt von diesem seltsamen Gesichte,
Besatz der Vater einen Vogelschauer
Und schwarzen Magier um die Bedeutung.
Der Magier erklärte: wenn mein Schoß
Von einer Tochter sich entbinden würde,
So würde sie die beiden Söhne ihm
Ermorden und vertilgen seinen Stamm!

Chor. Cajetan und Notemund.

Gebieten, was sagst du? Wehe! Wehe!

Isabella.

Darum befahl der Vater, sie zu tödten;
Doch ich entrückte sie dem Jammerschicksal.
— Die arme Unglückselige! Verstoßen
Ward sie als Kind aus ihrer Mutter Schoß,
Taj sie, erwachsen, nicht die Brüder morden!
Und jetzt durch Männershände fällt der Bruder;
Nicht die Unschuldige hat ihn getödet!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe! Wehe!

Isabella.

Keinen Glauben
Verteile mir des Götendieners Spruch;
Ein bess'res Hoffen stärkte meine Seele.
Denn mir verkündigte ein anderer Mund,
Den ich für wahrhaft hielt, von dieser Tochter:
„In heil'ger Liebe würde sie vereint
„Der Söhne Herzen mir vereinigen.“
— So widersprachen die Drafel sich,
Den Fluch zugleich und Segen auf das Haupt
Der Tochter legend — Nicht den Fluch hat sie
Verschuldet, die Unglückliche! Nicht Zeit
Ward ihr gegönnt, den Segen zu vollziehen.
Ein Mund hat, wie der andere, gelogen!
Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts:
Vertrüger stund sie oder sind betrogen.
Nichts Wahres läßt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpdest trunten an der Hölle Äpfeln,
Du schöpdest troben an dem Quell des Lichts.

Erster Chor. Cajetan.

„Wehe! Wehe! Was sagst du? Halt' ein, halt' ein!
Besähme der Zunge verwegenes Loben!
Die Drafel sehen und treffen ein:
Der Ausgang wird die Wahrhaftigen loben.“

Isabella.

Nicht zähmen will ich meine Zunge, laut,
Wie mir das Herz gebietet, will ich reden.
Warum besuchen wir die heil'gen Häuser
Und heben zu dem Himmel fromme Hände?
Gutmüth'ge Thoren, was gewinnen wir
Mit unserm Glauben? So unmöglich ist's,
Die Götter, die hochwohnenden, zu treffen,
Als in den Mond mit einem Pfeil zu schießen.
Vermannert ist dem Eterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehren Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,

Die Sterne so sich oder anders fügen!
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur:
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen.

Zweiter Chor. Notemund.

Halt' ein, Unglückliche! Wehe! Wehe!
Du leugnest der Sonne leuchtendes Licht
Mit blinden Augen! Die Götter leben.
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

Alle Mitter.

Die Götter leben.

Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!

Beatrice.

O Mutter! Mutter! Warum hast du mich
Gerettet! Warum warst du mich nicht hin
Dem Fluch, der, eh' ich war, mich schon verfolgte?
Unlücksel'ge Mutter! Warum dünnstest du
Dich weißer, als die Allessehenden,
Die Nah' und Fernes an einander knüpfen
Und in der Zukunft späte Saaten sehn?
Dir selbst und mir, uns Allen zum Verderben
Hast du den Todesgöttern ihren Raub,
Den sie gefordert, frevelnd verenthalten;
Jetzt nehmen sie ihn zweifach, dreifach selbst.
Nicht dank' ich dir das traurige Geschenk:
Dem Schmerz, dem Jammer hast du mich erhalten!

Erster Chor, Cajetan.

in bestiger Bewegung nach der Thüre gehend

Brechet auf, ihr Wunden!

Fliehet, fliehet!

In schwarzen Güssen

Stürzet hervor, ihr Wäde des Bluts!

Perengar

Oberer Hübe

Rauschen vernehm' ich,

Höllischer Schlangen

Zischendes Tönen.

Ich erkenne der Furien Schritte!

Cajetan.

Stürzet ein, ihr Wände!

Verfinst' o Schwelle,

Unter der schrecklichen Hübe tritt!

Schwarze Dämpfe, entseiget, entseiget

Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages

Kiehlischen Schein!

Schützende Götter des Hauses, entweichet!

Lasset die rächenden Götinnen ein!

Don Cesar. Isabella. Beatrice. Der Chor.

Beim Eintritt des Don Cesar zertheilt sich der Chor in niederer Bewegung vor ihm, er bleibt allein in der Mitte der Scene stehen.

Beatrice.

Weh mir, er ist's!

Isabella tritt ihm entgegen.

O mein Sohn Cesar! Muß ich so
Dich wiedersehen — O, blick' her und sich
Den Brevel einer gottverfluchten Hand!

Wendet sich zu dem Leichnam.

Don Cesar

tritt mit Entsetzen zurück, das Gesicht verklärend.

Erster Chor. Cajetan, Perengar.

Brechet auf, ihr Wunden!

Fliehet, fliehet!

In schwarzen Güssen

Strömet hervor, ihr Wäde des Bluts!

Isabella.

Du schauerst und erscharrst! — Ja, Das ist Alles,
Was dir noch übrig ist von deinem Bruder!
Da liegen meine Hoffnungen — Sie stirbt

Im Keim, die junge Blume eures Friedens,
Und keine schöne Frucht sollt' ich schauen.

Don Cesar.

Tröste dich, Mutter! Nedlich wollten wir
Den Frieden, aber Blut beschloß der Himmel.

Isabella.

O, ich weiß, du liebst ihn, ich sah entzückt
Die schönen Bände zwischen euch sich flechten!
An deinem Herzen wolltest du ihn tragen,
Ihm reich ersezen die verlorenen Jahre.
Der blut'ge Mord kam deiner schönen Liebe
Zuvor — Jetzt kannst du nichts mehr, als ihn rächen.

Don Cesar.

Komm, Mutter, komm! Hier ist kein Ort für dich.
Entreiß dich diesem unglücksel'gen Anblick!

Er will sie fortjeden.

Isabella fällt ihm um den Hals

Du lebst mir noch! Du, jetzt mein Einziger!

Beatrice.

Weh, Mutter! was beginnst du?

Don Cesar.

Weine dich aus

An diesem treuen Busen! Unverloren
Ist dir der Sohn, denn seine Liebe lebt
Unsterblich fort in meines Cesars Brust.

Erster Chor. *Cezar, Beatrice, Wächter*

Brechet auf, ihr Wunden!

Redet, ihr Stumme!

In schwarzen Blüten

Stürzet hervor, ihr Wäße des Bluts!

Isabella, *Wieder fande sie*

O meine Kinder!

Don Cesar.

Wie entzückt es mich,

In deinen Armen sie zu sehen, Mutter!

Ja, laß sie deine Tochter sein! Die Schwester —

Isabella *unterbricht ihn.*

Du dank' ich die Gerechtigkeit, mein Sohn!

Du hieltest Wort, du hast sie mir gesendet.

Don Cesar, *erhebt sich.*

Wen, Mutter, sagst du, hab' ich dir gesendet?

Isabella.

Sie mein' ich, die du vor dir siehst, die Schwester.

Don Cesar.

Sie meine Schwester!

Isabella.

Welche Andre kennst?

Don Cesar.

Meine Schwester?

Isabella.

Die du selber mir gesendet.

Don Cesar.

Und seine Schwester!

Chor.

Wehe! Wehe! Wehe!

Beatrice.

O meine Mutter!

Isabella.

Ich erlaube — Jetzt!

Don Cesar.

So sey der Tag verflucht, der mich geboren!

Isabella.

Was ist dir? Gott!

Don Cesar.

Verflucht der Schoß, der mich
Getragen! — Und verflucht sey deine Heimlichkeit,
Die all' dies Gräßliche verschuldet! Falsch
Der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert!
Nicht länger halt' ich schon ab ihn zurück —
Er, wiff' es, ich erschlug den Bruder,

In ihren Armen überrascht' ich ihn;
Sie ist es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand ich
In ihren Armen — Alles weißt du nun!
— Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Gräueltthat,
Die keine Reu' und Büssung kann versöhnen!

Chor. *Hohemund.*

Es ist gesprochen, du hast es vernommen:
Das Schlimmste weißt du, nichts ist mehr zurück!
Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen:
Denn noch Niemand entfloß dem verhängten Geschick.
Und, wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Isabella.

Was kümmert's mich noch, ob die Götter sich
Als Lügner zeigen oder sich als wahr
Verstärken? Wir haben sie das Aergste
Gethan — Troß biet' ich ihnen, mich noch härter
Zu treffen, als sie trafen — Wer für nichts mehr
Zu zittern hat, Der fürchtet sie nicht mehr.
Ermerdet liegt mir der geliebte Sohn,
Und von dem lebenden schreid' ich mich selbst.
Er ist mein Sohn nicht — Einen Bastarden
Hab' ich erzeugt, genährt an meiner Brust,
Der mir den bessern Sohn zu Tode stach.
— Komm, meine Tochter! Hier ist unsers Weibens
Nicht mehr — den Nachgeheimern überlaß' ich
Dies Haus — Ein Brevel führte mich herein,
Ein Brevel treibt mich aus — Mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Ducht bewohnt,
Und in Verweisung räum' ich's — Alles Dies
Erleid' ich schuldlos; doch bei Oben bleiben
Die Drafel, und gereitet sind die Götter.

Er geht ab. Trage die Leiche.

Beatrice. Don Cesar. Der Chor.

Don Cesar, *Beatrice, Wächter*

Weib, Schwester! Scheide du nicht so von mir!
Mag mir die Mutter stuchen, mag dies Blut
Antragend gegen mich zum Himmel rufen,
Mich alle Welt verdammen! Aber du
Zünche nur nicht! Wen dir kann ich's nicht fragen!

Beatrice

zeigt mit abgewandtem Gesicht auf den Leichnam

Don Cesar.

Nicht den Geliebten hab' ich dir getödtet!
Den Bruder hab' ich dir und hab' ihn mir
Gemoindet — Dir gehört der Abgeschiedne jetzt
Nicht näher an, als ich, der Lebende,
Und ich bin mitleidswürdiger, als er,
Denn er wird sich hinweg, und ich bin schuldig.

Beatrice

führt die Leiche fort.

Don Cesar.

Wein' nur den Bruder, ich will mit dir weinen,
Und — mehr noch — rächen will ich ihn! Doch nicht
Um den Geliebten weine! Diesen Verrug,
Der zu dem Leeten gibst, ertrag' ich nicht.
Den elatgen Trost, den leugn, laß mich schöpfen
Aus uaders Jammers lothenloser Tiefe,
Daß er dir näher nicht gehöret, als ich —
Denn unser furchtbar aufgellühtes Schicksal
Nacht unsre Nothe gleich, wie unser Unglück.
In einen Ball verstrickt, drei liebende
Geschwister, gehen wir vereint unter
Und theilen gleich der Thränen traurig Recht.
Doch, wenn ich denken muß, daß deine Trauer
Mehr dem Geliebten als dem Bruder gilt,
Dann mischt sich Wuth und Reid in meinen Schmerz.

Und mich verläßt der Wehmuth letzter Trost.
Nicht freudig, wie ich gerne will, kann ich
Das letzte Opfer seinen Manen bringen;
Doch sanft nachsenden will ich ihm die Seele,
Weiß ich nur, daß du meinen Staub mit seinem
In einem Aschenurne sammeln wirst.

Den Arm um sie schlingend, mit einer leidenschaftlich zärtlichen Festigkeit.
Dich lieb' ich, wie ich nichts zuvor geliebt,
Da du noch eine Fremde für mich warst.
Weil ich dich liebte über alle Gränzen,
Trag' ich den schweren Fluch des Brudermords;
Liebe zu dir war meine ganze Schuld.
— Setzt bist du meine Schwester, und dein Mitleid
Fordr' ich von dir als einen heil'gen Zoll.

Er steht sie mit forschenden Blicken und schmerzlicher Erwartung an, kann
merken er sich mit Festigkeit von ihr.

Nein, nein, nicht sehen kann ich diese Thränen —
In dieses Todten Gegenwart verläßt
Der Muth mich, und die Brust zerreißt der Zweifel —
— Laß mich im Irrthum! Weine im Verborgnen!
Sieh nie mich wieder — niemals mehr — Nicht dich,
Nicht deine Mutter will ich wieder sehen.
Sie hat mich nie geliebt! Verrathen endlich
Hat sich ihr Herz, der Schmerz hat es geöffnet.
Sie nennt' ihn ihren bessern Sohn! — So hat sie
Verstellung ausgeübt ihr ganzes Leben!
— Und du bist falsch, wie sie! Zwing' dich nicht!
Zeig keinen Abscheu! Mein verhasstes Antlitz
Sollst du nicht wieder sehn! Geh' hin auf ewig!

Er geht ab Sie steht unglücklich, im Kampf widersprechender Gefühle,
dann tritt sie sich leb und ger.

Chor. *Gesetzt.*

Wohl Dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Hür,
Denn von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kürsch'ich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!

Und auch Der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswille,
Zeitig gewarnt, sich heraus gerettet
In des Klosters friedliche Zelle,
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Ihn ergreift in dem Lebenegewühle
Nicht der Leidenschaft wilde Gewalt;
Nimmer in seinem stillen Asyl
Sieht er der Menschheit traur'ge Gestalt.
Nur in bestimmter Höhe ziehet
Das Verbrechen hin und das Ungemach,
Wie die Fess die erhabenen Orte fliehet;
Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach.

Oceano, Polennord und Wankend.

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüste
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;
Die Welt ist vollkommen überau,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Der ganze Chor wiederholt.

Auf den Bergen u. s. w.

Don Cesar. *Der Chor.*

Don Cesar, geküßt.

Das Recht des Herrschers hab' ich aus zum letzten Mal,
Dem Grab zu übergeben diesen theuren Leib;
Denn Dieses ist der Todten letzte Herrlichkeit.

Vernehm denn meines Willens ernstlichen Beschluß,
Und, wie ich's euch gebiete, also übt es aus
Genau — Euch ist im frischen Angebenken noch
Das ernste Amt, denn nicht von langen Zeiten ist's,
Daß ihr zur Gruft begleitet eures kühnen Leib.
Die Todtenklage ist in diesen Mauern kaum
Verhallt, und eine Leiche drängt die andre fort
Ins Grab, daß eine Sackel an der andern sich
Ankündet, auf der Treppe Stufen sich der Zug
Der Mlagemänner fast begegnen mag.
So eruct denn ein feierlich Begräbnißfest
In dieses Schlosses Kirche, die des Vaters Staub
Bewahrt, geräuschlos bei verblüfften Thüren an,
Und Alles werde, wie es damals war, vollbracht.

Chor. *Polennord.*

Mit schnellen Händen soll dies Werk bereitet seyn,
O Herr — denn aufgerichtet steht der Katastak,
Ein Denkmal jener ersten Heiligkeit, noch da,
Und an den Bau des Lebes rührte keine Hand.

Don Cesar.

Das war kein glücklich Zeichen, daß des Ombes Mund
Geöffnet blieb im Hause der Lebendigen.
Wie kam's, daß man das unglückselige Gerüst
Nicht nach vollbrachtem Dienste alsobald zerbrach?

Chor. *Polennord.*

Die Noth der Zeiten und der jammervolle Zwist,
Der gleich nachher, Messina feindlich theilend, sich
Entkamm, sez unsre Augen von den Terten ab,
Und der blieb, verflüßten dieses Heiligthum.

Don Cesar.

Ans Werk denn eilet unausgänzt! Noch diese Nacht
Vollende sich das mitternächtliche Gedächtniß!
Die nächste Sonne finde von Verbrechen rein
Das Haus und leuchte einem süßlichen Geschlecht.

Der zweite Chor entfernt sich mit Don Manuels Leichnam.

Erster Chor. *Cesar.*

Soll ich der Wände fremde Bräderschaft hieher
Verufen, daß sie nach der Kirche alten Brauch
Das Seelenamt verwalte und mit heil'gem Lied
Zur ew'gen Ruh' einseque den Begrabenen?

Don Cesar.

Ihr frommes Lied mag fort und fort an unserm Grab
Auf ew'ge Zeiten schallen bei der Kerze Schein;
Doch heute nicht bedarf es ihres reinen Amtes:
Der blut'ge Mord verschleucht das Heilige.

Chor. *Cesar.*

Beschließe nichts gewaltiam Muthiges, o Herr,
Wider dich selber wüßend mit Verweisungsthat!
Denn auf der Welt lebt Niemand, der dich strafen kann,
Und fremde Währung faßt den Zorn des Himmels ab.

Don Cesar.

Nicht auf der Welt lebt, wer mich richtend strafen kann:
Drum muß ich selber an mir selber es vollziehen.
Unfert'ge Sühne, weiß ich, nimmt der Himmel an;
Doch nur mit Blute küßt sich ab der blut'ge Mord.

Chor. *Gesetzt.*

Des Jammers Kluten, die auf dieses Haus geschürt,
Bient dir zu brechen, nicht zu häufen Leid auf Leid.

Don Cesar.

Den alten Kluch des Hauses hab' ich sterbend auf,
Der freie Tod nur brich die Kette des Geschicks.

Chor. *Gesetzt.*

Zum Herrn bist du dich schuldig dem verwaisten Land,
Weil du des andern Herrscherbaupres uns beraubt.

Don Cesar.

Zuerst den Todegöttern zahl' ich meine Schuld,
Ein anderer Gott mag sorgen für die Lebenden.

Chor. *Gesetzt.*

So weit die Sonne leuchtet, ist die Hoffnung auch;
Nur von dem Tod gewinnt sich nichts! Wehent' es wohl!

Don Cesar.

Du selbst bedenke schweigend deine Dienerpflcht!
Mich laß dem Geist gehorchen, der mich furchtbar treibt:
Denn in das Innre kann kein Glücklicher mir schaun.
Und, ehst du fürchtend auch den Herrscher nicht in mir,
Den Verbrecher fürchte, den der Klüche schwerster drückt!
Das Haupt verehere des Unglücklichen,
Das auch den Göttern heilig ist — Wer Das erfuhr,
Was ich leide und im Busen fühle,
Gibt keinem Irdischen mehr Menschenschaft.

Donna Isabella. Don Cesar. Der Chor.

Isabella

Kommt mit jähern Schritten und wach unerschütterliche Blässe auf Don Cesar.

Endlich tritt sie ihm näher und spricht mit gekränktem Ton.

Dich sollten meine Augen nicht mehr schauen,
So hatt' ich mir's in meinem Schmerz gelobt;
Doch in der Luft verwehen die Entschlüsse,
Die eine Mutter, unnatürlich wüthend,
Wider des Herzens Stimme sagt — Mein Sohn!
Mich treibt ein unglückseliges Gerücht
Aus meines Schmerzens den Wohnungen
Hervor — Soll ich ihm glauben? Ist es wahr,
Daß mir ein Tag zwei Söhne rauben soll?

Chor. *aparte.*

Entschlossen steht du ihn, setzen Muths,
Hinab zu gehen mit freiem Schritte
Zu des Todes traurigen Thoren.
Erprobe du jetzt die Kraft des Muths,
Die Gewalt der rührenden Mutterbitte!
Meine Worte hab' ich umsonst verloren.

Isabella.

Ich rufe die Verwünschungen zurück,
Die ich im blinden Wahnwitz der Verzweiflung
Auf dein geliebtes Haupt herunter rief.
Eine Mutter kann des eignen Busens Kind,
Das sie mit Schmerz geboren, nicht verfluchen.
Nicht hört der Himmel solche süßige
Gebete; schwer von Thränen, fallen sie
Zurück von seinem leuchtenden Gewölke.
— Lebe, mein Sohn! Ich will den Mörder lieber sehn
Des einen Kindes, als um beide weinen.

Don Cesar.

Nicht wohl bedenkst du, Mutter, was du wünschst
Dir selbst und mir — Mein Plag kann nicht mehr seyn
Bei den Lebendigen — Ja, könntest du
Des Mörders gottverhaßten Anblick auch
Ertragen, Mutter, ich ertrüge nicht
Den kummern Vorwurf deines ewigen Grams.

Isabella.

Kein Vorwurf soll dich kränken, keine laute
Noch stumme Klage in das Herz dir schneiden.
In milder Wehmuth wird der Schmerz sich lösen.
Gemeinsam trauernd, wollen wir das Unglück
Beweinen und bedecken das Verbrechen.

Don Cesar *sieht ihre Hand, mit sanfter Stimme.*

Das wirst du, Mutter. Also wird's geschehn.
In milder Wehmuth wird dein Schmerz sich lösen —
Dann, Mutter, wenn ein Todtenmal den Mörder
Zugleich mit dem Gemordeten umschließt,
Ein Stein sich wölbel über Beider Stauhe,
Dann wird der Bluth entwaftet seyn — dann wirst
Du deine Söhne nicht mehr unterscheiden;
Die Thränen, die dein schön's Auge weint,
Werken Einem wie dem Andern gelten:
Mächtiger Vermittler ist der Tod.

Ja lösch' alle Zornesflammen aus,
Der Hoz versöhnt sich, und das schöne Mittelb
Neigt sich, ein weinend Schwesterbild, mit sanft
über Umarmung auf die Urne.

Drum, Mutter, wehre du mir nicht, daß ich
Gruunterfelge und den Bluth versöhne.

Isabella.

Reich ist die Christenheit an Gnadenbildern,
Zu denen wallend ein gequältes Herz
Kann Ruhe finden. Manche schwere Bürde
Ward abgeworfen in Loreto's Haus,
Und segensvolle Himmelskraft umweht
Das heil'ge Grab, das alle Welt entsündigt.
Vielkräftig auch ist das Gebet der Frommen:
Sie haben reichen Vorrath an Verdienst,
Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

Don Cesar.

Wohl läßt der Pfeil sich aus dem Herzen ziehn,
Doch nie wird das Verletzte mehr gesund.
Lebe, wer's kann, ein Leben der Verküpfung,
Mit strengen Bußleistungen allmählich
Abschöpfend eine ew'ge Schuld — ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochenem Herzen:
Aufblicken muß ich freudig zu den Brothen
Und in den Aether greifen über mir
Mit freiem Geist — Der Meid vergiftete mein Leben,
Da wir noch deine Liebe gleich getheilt:
Denkst du, daß ich den Vorzug werde tragen,
Den ihm dein Schmerz gegeben über mich?
Der Tod hat eine reinigende Kraft,
Zu seinem unvergänglichen Palaste
Zu echter Jugend reinem Diamant
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der mangelhaften Menschheit zu vertreiben.
Weil, wie die Sterne absteihn von der Erde,
Wird er erhaben stehen über mir,
Und, hat der alte Meid uns in dem Leben
Getrennt, da wir noch gleiche Brüder waren,
So wird er rastlos mir das Herz zernagen,
Nun er das Gewie mir abgewann
Und, jenseits alles Weltkreits, wie ein Gott
In der Erinnerung der Menschen wandelt.

Isabella.

O, hab' ich euch nur darum nach Messina
Gerufen, um euch Beide zu begraben!
Euch zu versöhnen, rief ich euch hieher,
Und ein verderblich Schicksal kehret all
Mein Hoffen in sein Gegenheil mir um!

Don Cesar.

Schilt nicht den Ausgang, Mutter! Es erfüllt
Sich Alles, was versprochen ward. Wir legen ein
Mit Friedenshoffnungen in diese Thore,
Und friedlich werden wir insammen ruhn,
Versöhnt auf ewig, in dem Haus des Todes.

Isabella.

Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
Fremdlos in Land der Fremdlinge zurück,
Nothetziger Verabshnung preisgegeben,
Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.

Don Cesar.

Wenn alle Welt dich hertzlos kalt verhöhnt,
So flüchte du dich hin zu unserm Grabe
Und rufe deiner Söhne Gerechtigkeit an:
Denn Götter hab wir dann, wir hören dich.
Und, wie des Himmels Zwillinge, dem Schiffer
Ein leuchtend Sternbild, wollen wir mit Trost
Dir nahe seyn und deine Seele stärken.

Isabella.

Lebe, mein Sohn! Für deine Mutter lebe!
Ich kann's nicht tragen, Alles zu verlieren!

*Die Schlichte über ihrem Arm und lebhaftlicher Beschäftigung um ihn: er
nicht: sie ist in der Hand und reicht ihr die Hand mit abge-
nommenem Kopf.*

Leb wohl!

Don Cesar.

Isabella.

Ach, wohl erfahr' ich schmerzlich fühlend nun,
Daß nichts die Mutter über dich vermag!
Gib's keine andre Stimme, welche die
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?

Sie geht nach dem Ausgang der Scene.

Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn so gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schwester, die geliebte,
Mit schöner Lebenshoffnung Zauberschein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Beatrice *erschreckt am Ausgang der Scene.* Donna Isabella.

Don Cesar und der Chor.

Don Cesar,

bei ihrem Mitleid festig bewegt sich verhalten.

O Mutter! Mutter! Was erfannest du?

Isabella

führt sie vorwärts.

Die Mutter hat umsonst zu ihm gesagt:
Verschwöre du, ersch' ihn, daß er lebe!

Don Cesar.

Arglist'ge Mutter! Also prüfst du mich!
In neuen Kampf willst du zurück mich stürzen?
Das Licht der Sonne mir noch theuer machen
Auf meinem Wege zu der ew'gen Nacht?

— Da steht der holde Lebensengel mächtig
Vor mir, und tausend Blumen schüttet er
Und tausend gelbe Früchte lebendstend
Aus reichem Hüllhorn strömend vor mir aus;
Das Herz geht auf im warmen Strahl der Sonne,
Und neu erwacht in der erstorbenen Brust
Die Hoffnung wieder und die Lebenslust.

Isabella.

Nieh' ihn — dich oder Niemand wird er hören —
Daß er den Stab nicht raube dir und mir.

Beatrice.

Ein Opfer fordert der geliebte Tote;
Es soll ihm werden, Mutter — Aber mich
Laß dieses Opfer seyn! Dem Tode war ich
Geweiht, eh' ich das Leben sah. Mich fordert
Der Fluch, der dieses Haus verfolgt, und Raub
Am Himmel ist das Leben, das ich lebe.
Ich bin's, die ihn gemordet, eures Streits
Entschlafne Furien gewecket — Mir
Gebührt es, seine Mänen zu versöhnen!

Chor. *Gajetan.*

O jammervolle Mutter! Hin zum Tod
Drängen sich eifern alle deine Kinder
Und lassen dich allein, verlassen stehn
Im freudlos öden, liebeleeren Leben.

Beatrice.

Du, Bruder, rette dein geliebtes Haupt!
Für deine Mutter lebe! Sie bedarf
Des Sohns; erst heute fand sie eine Tochter,
Und leicht entbehrt sie, was sie nie besaß.

Don Cesar *mit tief verwundeter Seele.*

Wir mögen leben, Mutter, oder sterben,
Wenn sie nur dem Geliebten sich vereinigt!

Beatrice.

Veneidest du des Bruders todten Staub?

Don Cesar.

Er lebt in deinem Schmerz, ein selig Leben;
Ich werde ewig todt seyn bei den Todten.

Beatrice.

O Bruder!

Don Cesar

mit dem Ausdruck der heftigsten Leidenschaft.

Schwester, weine! du um mich?

Beatrice.

Lebe für unsre Mutter!

Don Cesar *laßt ihre Hand los, zurückweisend.*

Für die Mutter?

Beatrice *neigt sich an seine Brust.*

Lebe für sie und tröste deine Schwester.

Chor. *betrunken.*

Sie hat gesagt! Dem rührenden Flehen
Der Schwester konnt' er nicht widerstehen.
Trostlose Mutter! gib Raum der Hoffnung,
Er erwählt das Leben, dir bleibt dein Sohn!

*In diesem Augenblick laßt sich ein Geisergesang hören. Die Hingelichteten
wird großmüthig, man steht in der Reihe den Kaiser aufgeführt und
den Sarg von Gaietaten umgeben.*

Don Cesar, *gegen den Sarg gemeldet*

Nein, Bruder! Nicht dein Opfer will ich dir
Entziehen — deine Stimme aus dem Sarg
Ruft mächt'ger dringend als der Mutter Thränen
Und mächt'ger als der Liebe Flehn — Ich halte
In meinen Armen, was das ird'sche Leben
Zu einem Los der Götter machen kann —
Doch ich, der Mörder, sollte glücklich seyn,
Und deine heil'ge Unschuld ungerächt
Im tiefen Grabe liegen? — Das verhüte
Der allgerechte Lenker unsrer Tage,
Daß solche Theilung sey in seiner Welt —
— Die Thränen sah ich, die auch mir geßossen:
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.

*Er blickt sich mit einem Dolch und gleitet stehend an ihr, er schwärmt
nieder, die sich der Mutter in die Arme wirft.*

Chor, *Gajetan, nach einem tiefen Schweigen.*

Erschüttert sich' ich, weiß nicht, ob ich ihn
Bekammern oder preisen soll sein Los.
Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

ilhelm Tell.

Schauspiel.

Personen:

Herrmann Gessler, Reichsboys in Schwyz und Uri.

Werner, Freiherr von Nunninghausen, Bannerherr.

Ulrich von Rudenz, sein Neffe.

Werner Stauffacher,

Konrad Hunn,

Niel Nedding,

Hans auf der Mauer,

Jörg im Hofe,

Ulrich der Schmid,

Jost von Weiler,

Walther Fürst,

Wilhelm Tell,

Höfelmann, der Pfarrer,

Petermann, der Eigriß,

Kuoni, der Firt,

Werni, der Jäger,

Kuodi, der Fischer.

Landleute
aus
Schwyz.

aus Uri.

Arnold vom Melchtal,

Konrad Baumgarten,

Meier von Sarnen,

Stenuth von Winkelried,

Klaus von der Klüe,

Burkhart am Büchel,

Arnold von Sewa,

Pfeiler von Luzern.

Annz von Gersau.

Jenni, Finkertnabe.

Scppi, Finkertnabe.

Gertrud, Stauffachers Gattin.

Gedwig, Tell's Gattin, Jannis Tochter.

Bertha von Brunn, eine reiche Erbin.

Armgarth,

Mechthild,

Elisabeth,

Hildegard,

Bäuerinnen

Walther, } Tell's Knaben.

Wilhelm, } Tell's Knaben.

Freihardt, } Seidner.

Leuthold, } Seidner.

Kudolph der Garraz, Gessler's Stallmeister.

Johannes Parricida, Herzog von Schwaben.

Stüss, der Kurfürst.

Der Stier von Uri.

Ein Reichsbote.

Frohnvogt.

Meister Steinmetz, Gesellen und Hundlanger.

Essentielle Anrufer.

Barmherzige Brüder.

Gesslerische und Landenbergische Reiter.

Viele Landleute, Männer und Weiber aus den Waldnäthen.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Hohes Felsenufer des Vierwaldstättersees. Schwyz gegenüber.

Der See macht eine Ruck ins Land, eine Pforte in unweit dem Ufer. **Fischerknabe** sitzt in einem Kahn. Neben dem See hinweg steht man die grünen Matten. Dazwischen und Felsen von Schwyz im vollen Sonnenschein liegen. Zur Rechten des Zuschauer's zeigen sich die Zugen des Felsen, mit Wäldern umgeben; zur Linken im letzten Hintergrund steht man die Götterberge. Noch ehe der Vorhang aufgeht, hört man das Rauschen und das harmonische Gelächter der See'se, welches sich auch bei nächster Scene noch eine Zeitlang fortsetzt.

Fischerknabe singt im Kahn

Melodie des Rührband.

Es lächelt der See, er ladet zum Lade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klängen,
Wie Flügel so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.

Und als er erwachet in selbiger Lust,
Da rufen die Wälder ihm um die Brust.

Und es ruft aus den Tiefen:

Knabe, bist melu'
locke den Schläfer,
zieh ihn herzu.

Firt sitzt auf dem Felsen

Variation des Rührband.

Ihr Matten, lebt wohl!

Ihr sonnige Weiden!

Der Sonne muß scheiden,

Der Sommer ist hin.

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Rufus ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Bräutlein fliegen im lieblichen Mai.

Ihr Matten, lebt wohl!

Ihr sonnige Weiden!

Der Sonne muß scheiden,

Der Sommer ist hin.

Alpenjäger

gegenüber auf der Höhe des Felsen:

Da

Es töhnen die Höhen, es sittet der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg!
Er schreiet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da prangt kein Frühling,
Da grünet kein Reis;

Und, unter den Füßen ein nebligtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wälder
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wässern
Das grüne Feld.

Die Landkaskade verändert sich, man hört ein dumpfes Rauschen von den Bergen, Schatten von Wölfen laufen über die Gegend.

Kuodi, der Fischer, kommt aus der Hütte. **Werni**, der Jäger, steigt vom Felsen. **Auoni**, der Hirt, kommt mit dem Weisknapf auf der Schulter; **Seppi**, sein Handbube, folgt ihm.

Kuodi.
Mach' hurtig, Junni. Zieh die Nane ein.
Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Birn,
Der Mythenstein zieht seine Haube an,
Und kalt her bläet es aus dem Wetterloch:
Der Sturm, ich mein, wird da seyn, eh wir's denken.

Auoni.
's kommt Regen. Bährmann. Meine Schafe fressen
Mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni.
Die Fische springen, und das Wasserhuhn
Taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Auoni zum Buben.
Lug, Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?

Seppi.
Die braune Piesel kenn' ich am Geläut.
Auoni.
So fehlt uns keine mehr, die geht am Weitesten.

Kuodi.
Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.
Werni.
Und schmuckes Vieh — Ist's Euer eignes, Landemann?

Auoni.
Bin nit so reich — 's ist meines gnäd'gen Herrn,
Des Attinghüusers, und mir zugezählt.

Kuodi.
Wie schön der Ruh das Wand zu Halse steht.

Auoni.
Das weiß sie auch, daß sie den Reichen füttert,
Und, achm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Kuodi.
Ihr seyd nicht klug! Ein unvernünft'ges Vieh —
Werni.

Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft:
Das wissen wir, die wir die Genssen jagen.
Die stellen klug, wo sie zur Weide gehn,
'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnt
Mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Kuodi zum Futen.
Treibt Ihr jetzt heim?

Auoni.
Die Alpy ist abgeweidet.
Werni.
Glücksfel'ge Heimkehr, Eenn!

Auoni.
Die wünsch' ich Euch.
Von Eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Kuodi.
Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni.
Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Konrad Baumgart, atemlos, beeilungsvoll

Baumgarten.
Um Gotteswillen, Bährmann, Euren Rahn!

Kuodi.
Nun; nun, was gib't's so eilig?

Baumgarten.
Winde! los!
Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Auoni.
Landemann, was habt Ihr?

Werni.

Wer verfolgt Euch denn?
Baumgarten zum Fischer.
Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon an den Fersen!
Des Landvogts Reiter kommen hinter mir;
Ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Kuodi.
Warum verfolgen Euch die Reissigen?
Baumgarten.
Erst rettet mich, und dann sieh' ich Euch Rede.

Werni.
Ihr seyd mit Blut besetzt, was hat's gegeben?

Baumgarten.
Des Kaisers Burgvogt, der auf Rospberg saß —

Auoni.
Der Wolfenschießen? Läßt Euch der verfolgen?

Baumgarten.
Der schadet nicht mehr: ich hab' ihn erschlagen.

Alle fahren zurück.
Gott sey Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?

Baumgarten.
Was jeder freie Mann an meinem Plaz!
Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt
Am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Auoni.
Hat Euch der Burgvogt an der Ehr' geschädigt?

Baumgarten.
Daß er sein böß Gelüsten nicht vollbracht,
Hat Gott und meine gute Art verhütet.

Werni.
Ihr habt ihm mit der Art den Kopf zerspalten?

Auoni.
O, laßt uns Alles hören, Ihr habt Zeit,
Bis er den Rahn vom Ufer losgebunden.

Baumgarten.
Ich hatte Holz gefällt im Wald, da kommt
Mein Weib gelaufen in der Angst des Todes:
„Der Burgvogt lieg' in meinem Haus, er hab'
Ihr anberohlen, ihm ein Bad zu rüsten.
Drauf hab' er Ungebüßliches von ihr
Verlangt, sie sey entspringen, mich zu suchen.“
Da lief ich frisch hinzu, so wie ich war,
Und mit der Art hab' ich ihm 's Bad gesegnet.

Werni.
Ihr thatet wohl, kein Mensch kann Euch drum schelten.

Auoni.
Der Wütherich! Der hat nun seinen Lohn!
Hat's lang verdient uns Wolf von Unterwalden.

Baumgarten.
Die That ward ruckbar, mir wird nachgesetzt —
Indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit —

Es fängt an zu donnern.
Auoni.
Frisk, Bährmann — schaff den Wiedermann hinüber!

Kuodi.
Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist
Im Anzug'. Ihr müßt warten.

Baumgarten.
Heil'ger Gott!
Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tödtet —

Auoni zum Fischer.
Greif' an mit Gott! Dem Nächsten muß man helfen:
Es kann uns Allen Gleiches ja bezeugen.

Prakten und Donnern.
Kuodi.
Der Böhu ist los; ihr seht, wie hoch der See geht:
Ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten umfaßt seine Arme.
So helf' Euch Gott, wie Ihr Euch mein erbarmet —

Werni.

Es geht ums Leben. Sey barmherzig, Fährmann!

Auoni.

's ist ein Hausvater und hat Weib und Kinder!

Wiederholte Donnerschläge

Kuodi.

Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren,
Hab Weib und Kind dabei, wie er — Seht hin,
Wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht
Und alle Wasser aufrührt in der Tiefe.
— Ich wollte gern den Wiedermann erretten;
Doch es ist rein unmöglich, ihr seht selbst.

Baumgarten *noch auf den Anen.*

So muß ich fallen in des Feindes Hand,
Das nahe Rettungsufer im Gesichte!
— Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen,
Hinüberbringen kann der Stimme Schall,
Da ist der Rahn, der mich hinübertrüge,
Und muß hier liegen, hilflos, und verzagen!

Auoni.

Seht, wer da kommt!

Werni.

Es ist der Tell aus Würglen.

Tell *mit der Hand.*

Tell.

Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Auoni.

's ist ein Alzeiler Mann: er hat sein' Ehr
Vertheidigt und den Welsenschieß erschlagen,
Des Königs Vurzogt, der auf Rospberg saß —
Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen.
Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt;
Der fürcht' sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Kuodi.

Da ist der Tell, er führt das Ruder auch:
Der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen.

Heftige Donnerklage, der See rauht auf.

Ich soll mich in den Hüllenrachen stürzen?
Das thäte Keiner, der bei Stinnen ist.

Tell.

Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.
Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten!

Auodi.

Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen!
Da ist der Rahn, und dort der See. Versuch's!

Tell.

Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen.
Versuch' es, Fährmann!

Hirten und Jäger.

Reit' ihn! Reit' ihn! Reit' ihn!

Kuodi.

Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind,
Es kann nicht seyn; 's ist heut Simons und Judä,
Da rast der See und will sein Opfer haben.

Tell.

Mit eitler Rede wird hier nicht's geschafft;
Die Stunde dringt, dem Mann muß Hülfe wol. —
Sprich, Fährmann, willst du fahre?

Kuodi.

Nein, nicht ich!

Tell.

In Gottes Namen denn! Gib her den Rahn!
Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Auoni.

Ha, Werni Tell!

Werni.

Das gleicht dem Waidegesellen!

Baumgarten.

er seyde Ihr und mein Engel, Tell!

Tell.

Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
Aus Sturmes Nothen muß ein Anderer helfen.
Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand
Als in der Menschen!

In dem Fischen.

Landmann, tröstet Ihr

Mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet.
Ich hab gethan, was ich nicht lassen konnte.

Er springt in den Rahn.

Auoni *zum Fischen.*

Ihr seyd ein Meister, Steuermann. Was stich
Der Tell getraut, Das konntet Ihr nicht wagen?

Kuodi.

Wohl beß're Männer thun's dem Tell nicht nach:
Es gibt nicht Zwei, wie der ist, im Gebirge.

Werni ist auf den Fels geschlagen

Er stößt schon ab. Gott helf dir, braver Schwimmer!
Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt!

Auoni *am Ufer.*

Die Blut geht drüber weg — Ich seh's nicht mehr.
Doch, halt, da ist es wieder! Kräftiglich
Arbeitet sich der Wadre durch die Brandung.

Seppi.

Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

Auoni.

Weiß Gott, sie sind's! Das war Hül' in der Noth.

Ein Trupp Landenbergischer Reiter.

Erster Reiter.

Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter.

Des Wegs kam er: umfouß verhehlt ihr ihn.

Auoni *und Kuodi.*

Wen meint ihr, Reiter?

Erster Reiter *ertrüdt den Rahn.*

Ha, was seh' ich! Teufel!

Werni *sten.*

It's der im Rachen, den ihr sucht? — Reit zu!
Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter.

Verwünscht! Er ist entwich.

Erster *zum Fischen und Jäger.*

Ihr habt ihm fortgeholfen.

Ihr sollt uns büßen — Fallt in ihre Herde!

Die Hütte reißet ein, brennt und schlägt nieder!

Silber farr

Seppi *sticht nach*

O meine Lämmer!

Auoni *selbst*

Beh mir, meine Heerde!

Werni.

Die Wälfische!

Kuodi *trägt die Hand.*

Gerechtigkeit des Himmels!

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Folgt ihnen.

Zweite Scene.

*Ed. J. Fische, der Stauffacher, der
Vandstraße, nächst der Mühle.*

Werner Stauffacher, Pfister von Luzern

kommen im Gespräch

Pfister.

Ja, ja, Herr Stauffacher, wie ich Euch sagte,
Schwört nicht zu Destrach, wenn ihr's könnt vermeiden.
Haltet fest am Reich und wacker, wie bisher!
Gott schirme euch bei eurer alten Freiheit!

Drückt ihm herzlich die Hand und will gehen.

Stauffacher.

Wleibt doch, bis meine Wirthin kommt — Ihr seyd
Mein Gast zu Schwyz, ich in Luzern der Eure.

Pfeifer.

Viel Dank! Muß heute Gersau noch erreichen.
— Was Ihr auch Schweres mögt zu leiden haben
Von eurer Wägte Weiz und Uebermuth,
Tragt's in Geduld! Es kann sich ändern schnell:
Ein andrer Kaiser kann ans Reich gelangen.
Seyd ihr erst Oesterreichs, seyd ihr's auf immer.

Er geht ab. Stauffacher legt sich kummervoll auf eine Bank unter der Linde. So hinter ihm Gertrud, seine Frau, die sich neben ihn stellt und ihn eine Zeitlang schweigend betrachtet.

Gertrud.

So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr.
Schon viele Tage seh' ich's schweigend an,
Wie finst'rer Trübfinn deine Stirne furcht.
Auf deinem Herzen drückt ein still Gebrechen.
Vertrau' es mir: ich bin dein treues Weib,
Und meine Hälfte forder' ich deines Grams.

Stauffacher reißt ihr die Hand und schweigt.

Was kann dein Herz beklemmen, sag' es mir.
Gefegnet ist dein Bleib, dein Glücksstand blüht,
Voll sind die Scheunen, und der Minder Schaaren,
Der glatten Pferde wohlgenährte Zucht
Ist von den Bergen glücklich heimgebracht
Zur Winterung in den bequemen Ställen.
— Da steht dein Haus, reich, wie ein Oedelsitz;
Von schönem Stammholz' ist es neu gezimmert
Und nach dem Nichtmay' ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohllich, hell;
Mit bunten Wappenschildern in's bemalt
Und weißen Sprichen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

Stauffacher.

Woh! steht das Haus gezimmert und gefügt,
Doch, ach — es wankt der Grund, auf dem wir bauten.

Gertrud.

Mein Werner, sage, wie verhältst du Das?

Stauffacher.

Vor dieser Linde saß ich jüngst, wie heut,
Das schön Vollbrachte freudig überdenkend:
Da kam davor von Kügnacht, seiner Burg,
Der Vogt mit seinen Reifigen geritten.
Vor diesem Hause hielt er wundernd an;
Doch ich erhob mich schnell, und unterwürfig,
Wie sich's gebührt, trat ich dem Herrn entgegen,
Der uns des Kaisers richterliche Macht
Verstelt im Lande. Wessen ist das Haus?
Tragt' er bösmeynend, denn er wußt' er wohl.
Doch schnell bejennen ich entgegen ihm so:
Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn des Kaisers
Und Gutes und mein Lehen — Da versteht er:
„Ich bin Regent im Land' an Kaisers Statt
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
Hinsieh', als ob er Herr wär' in dem Lande:
Ich werd' mich unterstehn, Euch Das zu wehren.“
Dies sagend, ritt er truglich von dannen;
Ich aber blieb mit kummervoller Seele,
Das Wort bedeutend, das der Böie sprach.

Gertrud.

Mein lieber Herr und Ehemann! Magst du
Ein rechtlich Wort von deinem Weib vernehmen?
Des edeln Berge Tochter rühm' ich mich,
Des vielerfahren Manns. Wir Schwestern saßen,
Die Wolle spinnend, in den langen Nächten,
Wenn bei dem Vater sich des Volkes Häupter

Versammelten, die Pergamente lasen

Der alten Kaiser, und des Landes Wohl
Bedachten in vernünft'gem Gespräch'.
Aufmerksam hört' ich da manch kluges Wort,
Was der Verständ'ge denkt, der Gute wünscht,
Und still im Herzen hab' ich mir's bewahrt.
So höre denn und ach! auf meine Rede!
Denn, was dich preßte, sieh, Das wußt' ich längst.
— Dir großt der Landvogt, möchte gern dir schaden,
Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwyger nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan. —
Ist's nicht so, Werner? Sag' es, wenn ich lüge!

Stauffacher.

So ist's, Das ist des Geßlers Groll auf mich.

Gertrud.

Er ist dir neidisch, weil du glücklich wohnst,
Ein freier Mann auf deinem eignen Erbe,
— Denn er hat keins. Dem Kaiser selbst und Reich
Trägtst du dies Haus zu Lehn; du darfst es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über dir erkennst du keinen Herrn,
Als nur den Höchsten in der Christenheit —
Er ist ein jüngerer Sohn und seines Hauses;
Nichts nennt er sein als seinen Rittermantel:
Drum steht er jedes Weiermannes Glück
Mit schelen Augen jitziger Mißgunst an.
Dir hat er längst den Untergang geschworen —
Nicht siehst du unversehrt — Willst du erwarten,
Daß er die böse Lust an dir gebüßt?
Der kluge Mann baut vor.

Stauffacher.

Was ist zu thun?

Gertrud *tritt näher.*

So höre meinen Rath! Du weißt, wie hier
Zu Schwyz sich alle Redliche beklagen
Ob dieses Landvogts Geiz und Wütherei.
So zweifle nicht, daß sie dort drüben auch
In Unterwalden und im Aemter Land
Des Tranges müd sind und des harten Jochs —
Denn, wie der Geßler hier, so schafft es frech
Der Landenberger überm See —
Es kommt kein Hüchertahn zu uns herüber,
Der nicht ein neues Unheil und Gewalt-
Beginnen von den Wägten uns verkündet.
Drum thät es gut, daß euer Gilde,
Die's rechtlich meinen, still zu Rathe gingen,
Wie man des Drucks sich möcht' erledigen:
So ach! ich wohl, Gott würd' euch nicht verlassen
Und der gerechten Sache gnädig seyn —
Hast du in Uri keinen Gastsfreund, syrich,
Dem du dein Herz magst rechtlich offenbaren?

Stauffacher.

Der naderen Männer kenn' ich viele dort
Und angesehen grebe Herrenleute,
Die mir geheim sind und gar wohl vertraut.

Er tritt auf.

Frau, welchen Sturm gefährlicher Gedanken
Weckt du mir in der stillen Brust! Mein Innerstes
Reißt du aus Licht des Tages mir entgegen,
Und, was ich mir zu denken still verbod,
Du sprichst's mit leichter Zunge festlich aus.
— Hast du auch wohl bedacht, was du mir räthst?
Die wilde Zwiethacht und den Klang der Waffen
Rufst du in dieses friedgewohnte Thal —
Wir wagten es, ein schwaches Volk der Hirten,

In Kampf zu gehen mit dem Herrn der Welt?
Der gute Schein nur ist's, worauf sie warten,
Um loszulassen auf dies arme Land
Die wilden Fordan ihrer Kriegesmacht,
Darin zu schalten mit des Siegers Rechten
Und unterm Schein gerechter Bückigung
Die alten Freiheitsbriefe zu vertilgen.

Gertrud.

Ihr seyd auch Männer, wisset eure Art
Zu führen, und dem Muthigen hilft Gott!

Stauffacher.

O Weib! Ein fürchtbar wüthend Schreckniß ist
Der Krieg: die Heerde schlägt er und den Hirten.

Gertrud.

Ertragen muß man, das der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Stauffacher.

Dies Haus erkreut dich, das wir neu erbauten;
Der Krieg, der ungeheure, brennt es nieder.

Gertrud.

Wüßt' ich mein Herz an zeitlich Gut gefesselt,
Den Brand wär' ich hinein mit eigner Hand.

Stauffacher.

Du glaubst an Menschlichkeit! Es schenkt der Krieg
Auch nicht das zarte Kindlein in der Wiege.

Gertrud.

Die Unschuld hat im Himmel einen Freund!
— Sieh vorwärts, Werner, und nicht hinter dich!

Stauffacher.

Wir Männer können tapfer sterben;
Welch Schicksal aber wird das eure sein?

Gertrud.

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen:
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.

Stauffacher *nähert sich dem Felsen.*

Wer selch ein Herz an seinen Wunden drückt,
Der kann für Herd und Hof mit Freunden sechten,
Und keines Königs Heermacht fürchtet er —
Nach Uri fahr' ich stehenden Fußes gleich.
Dort lebt ein Gattfreund mir, Herr Walther Büß,
Der über diese Zeiten denkt, wie ich.
Auch sind' ich dort den edeln Bannerherrs'n
Von Attinghaus — obgleich von hohem Stamm,
Liebt er das Volk und ehrt die alten Sitten.
Mit ihnen Weiden pfleg' ich Rath's, wie man
Der Landesfeinde muthig sich erwehrt —
Leb wohl — und, weil ich fern bin, führe du
Mit klugem Sinn das Regiment des Hauses —
Dem Pilger, der zum Gotteshause wallt,
Dem frommen Mönch, der für sein Kloster sammelt,
Sich reichlich und entlass' ihn wohlgepflegt.
Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äuserst
Am offnen Heerweg steht's, ein wüthlich Fach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren.

*Indem sie nach dem Hintergrunde abgehen, tritt Wilhelm Tell
mit Baumgarten vorn auf die Scene.*

Tell *zu Baumgarten.*

Ihr habt jetzt meiner weiter nicht vonnöthen.
Zu jenem Hause gehet ein: dort wohnt
Der Stauffacher, ein Vater der Bedrängten.
Sieh, da ist er selber — folgt mir, kommt!

Die Scene verandert sich.

Dritte Scene.

Deffentlicher Plaz bei Uridorf.

*Auf einer Anhöhe im Hintergrund steht man eine Wesse bauen, welche
schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintere
Seite ist fertig, an der vordern wird eben gebaut, das Gerüste steht noch,
an welchem die Werkleute auf und nieder steigen; auf dem höchsten Dach
hängt der Schieferbedeck — Alles ist in Bewegung und Arbeit.*

**Frohnvogt. Meister Steinmeh. Gefellen und
Handlanger.**

Frohnvogt,

mit dem Stabe *tritt die Arbeiter.*

Nicht lang gefeiert, frisch! Die Mauersteine
Herbei! den Kalk, den Mörtel zugefahren,
Wenn der Herr Landvogt kommt, daß er das Werk
Gewachsen sieht! — Das schlendert, wie die Schnecken!

Zu zwei Handlangern, welche tragen.

Heißt Das geladen? Gleich das Doppelte!
Wie die Tagelöhne ihre Pflicht bestehlen!

Erster Gefell.

Das ist doch hart, daß wir die Steine selbst
Zu unserm Zwing und Kerker sollen fahren!

Frohnvogt.

Was murret ihr? Das ist ein schlechtes Volk,
Zu nichts ansehnlich, als das Vieh zu melken
Und faul herum zu schlendern auf den Bergen.

Alter Mann *tritt auf.*

Ich kann nicht mehr.

Frohnvogt *schreiet zu.*

Alte Mann, an die Arbeit!

Erster Gefell.

Habt Ihr denn gar kein Eingeweide, daß Ihr
Den Greis, der kaum sich selber schleppen kann,
Zum harten Frohndienst treibt?

Meister Steinmeh *und Gefellen.*

Es ist himmelschreiend!

Frohnvogt.

Eorget ihr für euch; ich thu, was meines Amtes.

Zweiter Gefell.

Frohnvogt, wie wird die Wesse sich denn nennen,
Die wir da bauen?

Frohnvogt.

Zwing Uri soll sie heißen:
Denn unter dieses Joch wird man euch bengen.

Gefellen.

Zwing Uri!

Frohnvogt.

Nun, was gibts dabei zu lachen?

Zweiter Gefell.

Mit diesem Lacheln wollt ihr Uri zwingen?

Erster Gefell.

Sag sehn, wie viel man solcher Mantwurschausen
Weg über'manter setzen, bis ein Berg
Draus wird, wie der geringste nur in Uri!

Man hört sehr nach dem Firsitz und

Meister Steinmeh.

Den Hammer werf' ich in den tiefsten See,
Der mir gekient bei diesem Kuchengebäude!

Tell *und Stauffacher* *kommen.*

Stauffacher.

O, hätt' ich nie gelebt, um Das zu schauen!

Tell.

Hier ist nicht gut seyn. Laßt uns weiter gehn.

Stauffacher.

Bin ich zu Uri, in der Freiheit Land?

Meister Steinmeh.

O Herr, wenn Ihr die Keller erst gesehn
Unter den Thürmen! Ja, wer die bewohnt,
Der wird den Hahn nicht früher krähen hören.

Stauffacher.

O Gott!

Steinmeh.

Seht diese Balken, diese Strebepfeiler,
Die stehn, wie für die Ewigkeit gebaut!

Tell.

Was Hände bauten, können Hände stürzen.

Nach den Weigen zeigend.

Das Haus der Freiheit hat uns Gott gegründet.

*Man hört eine Trommel, es kommen Leute, die einen Hut auf einer
Stange tragen, ein Ausrufer folgt ihnen. Weiter und Ruder
beugen tumultuarisch nach.*

Erster Gesell.

Was will die Trommel? Gehet Acht!

Meister Steinmeh.

Was für

Ein Fastnachtsaufzug, und was soll der Hut?

Ausrufer.

In des Kaisers Namen! Höret!

Gesellen.

Still doch! Höret!

Ausrufer.

Ihr sehet diesen Hut, Männer von Uri!
Auf'sichten wird man ihn auf hoher Säule,
Mitten in Altdorf, an dem höchsten Ort,
Und Dieses ist des Landvogts Will' und Meinung:
Dem Hut soll gleiche Ehre, wie ihm selbst, geschehn.
Man soll ihn mit gebognem Knie und mit
Entblößtem Haupt verehren — Daran will
Der König die Gehorsamen erkennen.
Verfallen ist mit seinem Leib' und Gut
Dem Könige, wer das Gehot verachtet.

Der Tell lacht laut auf, die Trommel wird gerührt, sie gehen vor über.

Erster Gesell.

Welch neues Unerhörtes hat der Vogt
Sich ausgedenkt! Wir 'nen Hut verehren!
Sagt! Hat man je vernommen von Vergleich'n?

Meister Steinmeh.

Wie unfre Knie beugen einem Hut!
Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würd'gen Leuten?

Erster Gesell.

Wär's noch die kaiserliche Kron! So ist's
Der Hut von Oesterreich; ich sah ihn hangen
Ueber dem Thron, wo man die Lehen gibt!

Meister Steinmeh.

Der Hut von Oesterreich! Gehet Acht, es ist
Ein Halsstrick, uns an Oesterreich zu verrathen!

Gesellen.

Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen.

Meister Steinmeh.

Kommt, laßt uns mit den Andern Abred nehmen.

Sie gehen nach der Türe.

Tell zum Staufacher.

Ihr wißt nun Bescheid. Lebt wohl, Herr Werner!

Stauffacher.

Wo wollt Ihr hin? O, eilt nicht so von dannen.

Tell.

Mein Haus entbehrt des Vaters. Lebet wohl!

Stauffacher.

Mir ist das Herz so voll, mit Euch zu reden.

Tell.

Das schwere Herz wird nicht durch Worte leicht.

Stauffacher.

Doch könnten Worte uns zu Thaten führen.

Tell.

Die einzig' That ist jetzt Geduld und Schweigen.

Stauffacher.

Soll man ertragen, was unleichlich ist?

Tell.

Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
— Wenn sich der Hühu erhebt aus seinen Schlünden,
Löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geist
Geht ohne Schaden spurlos über die Erde.
Ein Jeder lebe still bei sich daheim:
Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.

Stauffacher.

Meint Ihr?

Tell.

Die Schlange sticht nicht ungereizt.
Sie werden endlich doch von selbst ermüden,
Wenn sie die Lande ruhig bleiben sehn.

Stauffacher.

Wir könnten viel, wenn wir zusammen ständen.

Tell.

Beim Schiffbruch' hilft der Einzelne sich leichter.

Stauffacher.

So kalt verlaßt Ihr die gemeine Sache?

Tell.

Ein Jeder zählt nur sicher auf sich selbst.

Stauffacher.

Verbunden werden auch die Schwachen mächtig.

Tell.

Der Starke ist am Mächtigsten allein.

Stauffacher.

So kann das Vaterland auf Euch nicht zählen,
Wenn es verzweiflungswill' zur Nothwehr greift?

Tell zu ihm die Hand.

Der Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund'
Und sollte seinen Freunden sich entziehen?
Doch, was Ihr thut, laßt mich aus eurem Rath'
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Verfügt ihr meiner zu bestimmter That,
Dann ruft den Tell! Es soll an mir nicht fehlen.

Meister Steinmeh zu ihm.

Was gib's?

Erster Gesell kommt vor, er lacht.

Der Schieferdecker ist vom Dach gestürzt.

Bertha mit Geselege.

Bertha läuft herein.

Ist er zerschmettert? Rennet, rettet, helft —
Wenn Hülfe möglich, rettet, hier ist Geld —

Winkt ihr Geselege unter das Volk.

Meister.

Mit eurem Gold' — Alles ist euch feil
Um Geld: wenn ihr den Vater von den Kindern
Gerissen und den Mann von seinem Weibe
Und Jammer habt gebracht über die Welt,
Denkt ihr's mit Golde zu vergüten — Weht!
Wir waren frohe Menschen, eh' ihr kamt;
Mit euch ist die Verzweiflung eingezo-gen.

Bertha zu dem Frohnwagt, der zurückkommt.

Lebt er?

Frohnwagt gibt ein Zeichen des Gegenfalls.

O unglücksel'ges Schloß, mit Blüthen
Erbaut, und Blüthe werden dich bewohnen!

Geht ab.

Vierte Scene.

Walthers Fürst Wohnung.

Walthers Fürst und Arnold von Melchthal treten
jünglich ein von verschiedenen Seiten.

Melchthal.

Herr Walthers Fürst —

Walthers Fürst.

Wenn man uns überraschte!
Bleibt, wo Ihr seyd. Wir sind umringt von Spähern.

Melchthal.

Bringt Ihr mir nichts von Unterwalden? nichts
Von meinem Vater? Nicht ertrag' ich's länger,
Als ein Gefangener müßig hier zu liegen.
Was hab' ich denn so Sträfliches gethan,
Um mich gleich einem Mörder zu verbergen?
Dem frechen Vuben, der die Töchter mir,
Das treffliche Gespann, vor meinen Augen
Weg wollte treiben auf des Vogts Geheiß,
Hab' ich den Vinger mit dem Stab gebrochen.

Walthers Fürst.

Ihr seyd zu rasch. Der Vube war des Vogts;
Von Eurer Obrigkeit war er gesendet.
Ihr wart in Straf gefallen, mußtet Euch,
Wie schwer sie war, der Woge schweigend fügen.

Melchthal.

Ertragen sollt' ich die leichtfert'ge Rede
Des Unverschämten: „Wenn der Bauer Fred
Wollt' essen, müß' er selbst am Pfluge ziehn!“
In die Seele schnitt mir's, als der Vub die Töchter,
Die schönen Thiere, von dem Pfluge ravnnte:
Dummp brüllten sie, als hätten sie Gefühl
Der Ungebühr, und stießen mit den Hörnern:
Da übernahm mich der gerechte Zorn,
Und, meiner selbst nicht Herr, schlug ich den Voten.

Walthers Fürst.

O, kaum bezwingen wir das eigne Herz:
Wie soll die rasche Jugend sich bezähmen!

Melchthal.

Mich jammert nur der Vater — Er bedarf
So sehr der Pflege, und sein Sohn ist fern.
Der Vogt ist ihm gehässig, weil er stets
Ihr Recht und Freiheit redlich hat gestritten.
Drum werden sie den alten Mann bedrängen,
Und Niemand ist, der ihn vor Unglimpf schütze.
— Werde mit mir, was will, ich muß hinüber.

Walthers Fürst.

Erwartet nur und sagt Euch in Geduld,
Bis Nachricht uns herüber kommt vom Walde.
— Ich höre klopfen, geht — Vielleicht ein Vote
Vom Landvogt — Geht hinein — Ihr seyd in Uri
Nicht sicher vor des Vandenbergers Arm:
Denn die Tyrannen reichen sich die Hände.

Melchthal.

Sie lehren uns, was wir thun sollten.

Walthers Fürst.

Geht!

Ich ruß Euch wieder, wenn's hier sicher ist.

Melchthal geht hinein.

Der Unglücksfelige, ich darf ihm nicht
Gesellen, was mir Böses schwant — Wer klopft?
Die Thüre rauscht, erwart' ich Unglück.
Ich und Argwohn lauscht in allen Ecken;
In das Innerste der Häuser dringen
Die Voten der Gewalt: bald thät' es Noth,
Wir hätten Schloß und Riegel an den Thüren.

Er öffnet und tritt erkannt zu, da Werner Stauffacher
bevorsteht.

Welch' ich? Ihr, Herr Werner! Nun, bei Gott!
Ihr, theurer Voss — kein besserer Mann

Ist über diese Schwelle noch gegangen.
Eeyd hoch willkommen unter meinem Dach!
Was führt Euch her? Was sucht Ihr hier in Uri?
Stauffacher, ihm die Hand reichend.
Die alten Zeiten und die alte Schweiz.

Walthers Fürst.

Die bringt Ihr mit Euch — Sieh, mir wird so wohl,
Warm geht das Herz mir auf bei Eurer Anblick.
— Erbl' Euch, Herr Werner — Wie verlieset Ihr
Frau Gertrud, Eure angenehme Wirthin,
Des weisen Bergs hochverständ'ge Tochter?
Von allen Wandrern aus dem deutschen Land,
Die über Kleinrads Zell nach Wälschland fahren,
Rühmt jeder Euer gastlich Haus — Doch, sagt,
Kommt Ihr so eben frisch von Bluelen her
Und habt Euch nirgend sonst noch umgesehen,
Oh! Ihr den Fuß gesetzt auf diese Schwelle?

Stauffacher sezt so.

Wohl ein erstaunlich neues Werk hab' ich
Vereiten sehen, das mich nicht erfreute.

Walthers Fürst.

O Freund, da habt Ihr's gleich mit einem Blitze!

Stauffacher.

Ein Solches ist in Uri nie gewesen —
Seit Menscheneden war kein Zwinghof hier,
Und fest war keine Wohnung, als das Grab.

Walthers Fürst.

Ein Grab der Freiheit ist's! Ihr nennt's mit Namen.

Stauffacher.

Herr Walthers Fürst, ich will Euch nicht verhalten:
Nicht eine müß'ge Neugier führt mich her;
Mich drücken schwere Sorgen — Trübsal hab' ich
In Haus verlassen. Trübsal find' ich hier.
Denn ganz unheimlich ist's, was wir erdulden,
Und dieses Tranges ist kein Ziel zu sehn.
Drei war der Schweizer von Uralters her;
Wir sind's gewohnt, daß man uns gut begegnet.
Ein Solches war im Lande nie erlebt,
Solang' ein Hirte trieb auf diesen Bergen.

Walthers Fürst.

Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben!
Auch unser edler Herr von Attinghausen,
Der noch die alten Zeiten hat gesehen,
Meint selber, es sey nicht mehr zu ertragen.

Stauffacher.

Auch drüben unterm Wald geht Schweres vor,
Und blutig wird's geküßt — Der Welschenschießen,
Des Kaisers Vogt, der auf dem Nöbberg' haunte,
Gelüsten trug er nach verbottener Frucht:
Baumgartens Weib, der haushält zu Altsen,
Wollt' er in frecher Ungebühr mißbrauchen,
Und mit der Ar. hat ihn der Mann erschlagen.

Walthers Fürst.

O, die Gerichte Gottes sind gerecht!
Baumgarten, sagt Ihr? ein bescheidner Mann!
Er ist gerettet doch und wohl geborgen?

Stauffacher.

Euer Sidam hat ihn über See geschlüttet;
Bei mir zu Zeiren h'lt' ich ihn verborgen —
— Noch Gräntschers hat mir derselbe Mann
Verichtet, was zu Zarnen ist geschehn.
Das Herz muß jedem Wiedermanne bluten.

Walthers Fürst, aufmerksam

Sagt an, was ist's?

Stauffacher.

Im Melchthal, da, wo man
Eintritt bei Kerns, wohnt ein gerechter Mann,
Sie nennen ihn den Helrich von der Halden,
Und seine Stimme gilt was in der Gemeinde.

Walther Fürst.

Wer kennt ihn nicht! Was ist's mit ihm? Vollendet!

Stauffacher.

Der Landenberger küßte seinen Sohn
Um kleinen Fehlers willen, ließ die Döfen,
Das beste Paar, ihm aus dem Pfluge spannen:
Da schlug der Knab den Knecht und wurde flüchtig.

Walther Fürst in höchster Spannung.

Der Vater aber — sagt, wie steht's um den?

Stauffacher.

Den Vater läßt der Landenberger fordern,
Zur Stelle schaffen soll er ihm den Sohn,
Und, da der alte Mann mit Wahrheit schwört,
Er habe von dem Flüchtling keine Kunde,
Da läßt der Vogt die Vollerfuchte kommen —

Walther Fürst

springt auf und will ihn auf die andere Seite führen.

O, still, nichts mehr!

Stauffacher mit steigendem Ton.

„Ist mir der Sohn entgangen,
So hab' ich dich!“ — läßt ihn zu Boden werfen,
Den spitzen Stahl ihm in die Augen bohren —

Walther Fürst.

Harmherz'ger Himmel!

Melchthal stürzt heraus.

In die Augen, sagt Ihr?

Stauffacher, erdauert zu Walther's Anblick.

Wer ist der Jüngling?

Melchthal sagt ihm mit sammtlicher Gestalt.

In die Augen? Neket!

Walther Fürst.

O der Bejammernswürdige!

Stauffacher.

Wer ist's?

Da Walther Fürst ihm ein Zeichen gibt.

Der Sohn ist's? Allgerechter Gott!

Melchthal.

Und ich

Muß ferne seyn! — In seine beiden Augen?

Walther Fürst.

Bezwinget Euch! Ertragt es, wie ein Mann!

Melchthal.

Um meiner Schuld, um meines Krevels willen!
— Blind also? wirklich blind und ganz geblendet?

Stauffacher.

Ach sagt's. Der Quell des Schues ist angestossen:
Das Licht der Sonne schaut er niemals wieder.

Walther Fürst.

Schont seines Schmerzens!

Melchthal.

Niemals! niemals wieder!

Er drückt die Hand vor die Augen und schreut einige Momente, dann wendet er sich von dem Gehen zu dem Stehen und spricht mit harter, von Thänen erlöster Stimme.

O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben
Dem Lichte, jedes glückliche Geschöpf —
Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen, fühlen, in der Nacht,
Im ewig Finstern — ihn erankt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Birnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts — doch leben und nicht sehen,
Das ist ein Unglück — Warum seht ihr mich
So jammernd an? Ich hab' zwei frische Augen
Und kann dem blinden Vater keines geben,
Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir ins Auge bringt.

Stauffacher.

Ach, ich muß Euren Jammer noch vergrößern,
Statt ihn zu hellen — Er bedarf noch mehr!
Denn Alles hat der Landvogt ihm geraubt;
Nichts hat er ihm gelassen als den Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern.

Melchthal.

Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne,
Des Armsten allgemeines Gut — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Weiben, von Verbergen!
Was für ein feiger Glender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht
Und nicht auf deine! — dein geliebtes Haupt
Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!
Reiherz'ge Vorsicht, fahre hin — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken.
Hinüber will ich — Keiner soll mich halten —
Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reistigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute fühle. Er will gehen.

Walther Fürst.

bleibt!

Was könnt Ihr gegen ihn? Er sitzt zu Sarnen
Auf seiner hohen Herrenburg und frottet
Unmüth'gen Jerns in seiner sichern Weste.

Melchthal.

Und, wehnt' er droben auf dem Eisvase
Des Schreckhorns eter höher, wo die Jungfrau
Seit Ewigkeit verschleiert sitzt — ich mache
Mir Bahn zu ihm; mit wankig Jünglingen,
Gesinnt, wie ich, zerbrech' ich seine Weste.
Und, wenn mir Niemand folgt, und wenn ihr Alle,
Für eure Hütten bang und eure Heerden,
Euch dem Tyrannenjoch beugt — die Hirtin
Will ich zusammenrufen im Gebirg,
Dort, unterm freien Himmelsdache, wo
Der Sinn noch frisch ist, und das Herz gesund,
Das ungeheuer Gräßliche erzählen.

Stauffacher zu Walther Fürst.

Es ist auf seinem Gipfel — Wollen wir
Erwarten, bis das Neueste —

Melchthal.

Welch Neuestes!

Ist noch zu fürchten, wenn der Stern des Auges
In seiner Höhle nicht mehr sicher ist?
— Sind wir denn wehrlos? Woher lernten wir
Die Armbrust spannen und die schwere Wucht
Der Streitart schwingen? Jedem Wesen ward
Ein Nothgewehr in der Verweislung Anst: —
Es stellt sich der erschöpfte Hirsch und zeigt
Der Meute sein gesüchtetes Geweih,
Die Gemse reizt den Jäger in den Abgrund —
Der Pflanzler selbst, der sanfte Hausgenos
Des Menschen, der die ungeheure Kraft
Des Halses dulddam unters Joch gebogen,
Springt auf, gereizt, wagt sein gewaltig Horn
Und schleudert seinen Feind den Wolken zu.

Walther Fürst.

Wenn die drei Lanke dächten, wie wir Drei,
So möchten wir vielleicht etwas vermögen.

Stauffacher.

Wenn Uri ruft, wenn Unterwalden hilft,
Der Schwyger wird die alten Wände ehren.

Melchthal.

Groß ist in Unterwalden meine Freundschaft,
Und Jeder wagt mit Freuden Leib und Blut,

Wenn er am Andern einen Rücken hat
Und Schirm — O fromme Väter dieses Landes!
Ich sehe, nur ein Jüngling, zwischen euch,
Den Vielerfahren — meine Stimme muß
Verscheiden schweigen in der Landsgemeinde.
Nicht, weil ich jung bin und nicht viel erlebte,
Verachtet meinen Rath und meine Rede;
Nicht lüftern jugendliches Blut, mich treibt
Des höchstenammers schmerzliche Gewalt,
Was auch den Stein des Felsen muß erbarmen.
Ihr selbst seyd Väter, Häupter eines Hauses
Und wünscht euch einen tugendhaften Sohn,
Der eures Hauptes heilige Locken ehre
Und euch den Stern des Auges fromm bewache.
O, weil ihr selbst an eurem Leib' und Gut
Noch nichts erlitten, eure Augen sich
Noch frisch und hell in ihren Kreisen regen,
So sey euch darum unsre Noth nicht fremd.
Auch über euch hängt des Tyrannen Schwert:
Ihr habt das Land von Dürre abgewendet;
Kein Anderes war meines Vaters Unrecht;
Ihr seyd in gleicher Missethat und Verdammniß.

Stauffacher zu Walther Fürst.

Verschließet Ihr! Ich bin bereit zu folgen.

Walther Fürst.

Wir wollen hören, was die edeln Herrn
Von Sillinen, von Attinghausen rathen —
Ihr Name, denk' ich, wird uns Freunde werben.

Melchthal.

Wo ist ein Name in dem Völkergewalt
Schwüritiger, als Eurer und der Eurer?
An solcher Namen echte Währung glaubt
Das Volk, sie haben guten Klang im Lande.
Ihr habt ein reiches Erb von Vätertugend
Und habt es selber reich vermehrt — Was braucht'
Des Geelmanns? Laßt's uns allein vollenden!
Wären wir doch allein im Land! Ich meine,
Wir wollten uns schon selbst zu schirmen wissen.

Stauffacher.

Die Ebeln drängt nicht gleiche Noth mit uns:
Der Strom, der in den Niederungen wüthet,
Als jetzt hat er die Höhen noch nicht erreicht —
Doch ihre Hüfte wird uns nicht entbehren,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken.

Walther Fürst.

Wäre ein Obmann zwischen uns und Dürre,
So möchte Recht entscheiden und Gesch.
Doch, der uns unterdrückt, ist unser Kaiser
Und höchster Richter — so muß Gott uns helfen
Durch unsern Arm — Erreichet Ihr die Männer
Von Schwyz, ich will in Uri Freunde werben.
Wen aber senden wir nach Unterwalden? —

Melchthal.

Mich sendet hin — Wem laß' es näher an —

Walther Fürst.

Ich geb's nicht zu: Ihr seyd mein Gast, ich muß
Für Eure Sicherheit gewähren!

Melchthal.

Laßt mich!

Die Schliche kenn' ich und die Felsensteige;
Auch Freunde find' ich genug, die mich dem Feind
Verhehlen und ein Obdach gern gewähren.

Stauffacher.

Laßt ihn mit Gott hinhin gehn. Dort trüben
Ist kein Verträher — So verabscheut ist
Die Tyranneri, daß sie kein Werkzeug findet.

Alzeller soll uns mit dem Wald
Werben und das Land erregen.

Melchthal.

Wie bringen wir uns sichere Kunde zu,
Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?

Stauffacher.

Wir könnten uns zu Brunnen oder Treib
Versammeln, wo die Kaufmannsschiffe landen.

Walther Fürst.

So offen dürfen wir das Werk nicht treiben.
— Hört meine Meinung. Rufs am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgerentet ward.
Dort ist's, wo unsre Landmark und die Eure

zu Melchthal

Zusammen gränzen, und in kurzer Fahrt

zu Stauffacher

Trägt Euch der leichte Kahn von Schwyz herüber.
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die heimlich sind mit uns,
So können wir gemeinsam das Gemeine
Versprechen und mit Gott es frisch beschließen.

Stauffacher.

So sey's. Jetzt reicht mir Eure biedre Rechte,
Reicht Ihr die Eure her, und so, wie wir
Drei Männer jeho, unter uns die Hände
Zusammen flechten, verlich, ohne Falch.
So wollen wir drei Länder auch, in Schwyz
Und Zug, zusammen stehn auf Tod und Leben.

Walther Fürst und Melchthal.

Auf Tod und —

Melchthal.

Blinder, alter Vater,

kannst den Tag der Freiheit nicht mehr schauen;
sollst ihn hören — Wenn von Alp zu Alp
Die Feuerzeichen flammend sich erheben,
Die festen Schließler der Tyrannen fallen:
In deine Hütte soll der Schweiger wallen,
In deinem Ohr die Freudenkunde tragen,
Und hell in deiner Nacht soll es dir tagen!

Sie gehen auseinander

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

1. Zeit.

Der Herrschaft *Die verschuldet und gel*
Freiherr, *von fünf und achtzig Jahr*

vorant ein Clementen

wonnt geblieben. *Freud und noch sechs Aechte geben um*

ist der alte Herr und Tante. *Ulrich von Rudenz*

im in Unterwalden.

Ulrich von Rudenz.

Hier bin ich, Schirm — Was ist Euer Wille?

Attinghausen.

Erlaubt, daß ich nach altem Hausgebrauch
Den Brühtrunk erst mit meinen Knechten theile.

Er trinkt aus einem Becher, der kann in der Mitte bezeugt.

Zunft war ich selber mit in Feld und Wald,
Mit meinem Auge ihren Fleiß regierend,
Wie sie mein Banner führte in der Schlacht;
Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen,

Nub, kommt die warme Sonne nicht zu mir,
Ich kann sie nicht mehr suchen auf den Bergen.
Und so, in engem Kreis und engem Kreise,
Beweg' ich mich dem engen und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu.
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.

Ruoni zu Rudenz mit dem Becher.

Ich bring''s Euch, Junker.

Da Rudenz jähzornig, den Becher zu nehmen.

Trinket frisch! Es geht

Aus einem Becher und aus einem Herzen.

Attinghausen.

Geht, Kinder, und, wenn's Felerabend ist,
Dann reden wir auch von des Lands Geschäften.

Knechte gehen ab.

Attinghausen und Rudenz.

Attinghausen.

Ich sehe dich gegürtet und gerüstet:
Du willst nach Altdorf in die Herrenburg?

Rudenz.

Ja, Rhein, und ich darf nicht länger säumen —

Attinghausen sagt.

Hast du's so eilig? Wie? Ist deiner Jugend
Die Zeit so farg gemessen, daß du sie
An deinem alten Rhein mußt ersparen?

Rudenz.

Ich sehe, daß Ihr meiner nicht bedürft,
Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause.

Attinghausen

hat die Hände mit den Augen gem. streift

Ja leider bist du's! Leider ist die Heimat
Zu Fremde dir geworden! Uly! Uly!
Ich kenne dich nicht mehr. In Seide prangst du,
Du Frauenfester trägtst du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
Du Landmann blickst du mit Verachtung an
Und schämst dich seiner fräulichen Begrüßung.

Rudenz.

Die Ehr, die ihm gebührt, geb' ich ihm gern;
Das Recht, das er sich nimmt, verweig' ich ihm.

Attinghausen.

Das ganze Land liegt unterm schweren Joch
Des Königs — jedes Wiedermannes Herz
Ist kummervoll ob der tyrannischen Gewalt,
Die wir erdulden — dich allein rührt nicht
Der allgemeine Schmerz — dich sieht man,
Abtrünnig von den Deinen, auf der Seite
Des Landesfeindes stehen, unsrer Noth
Hohnsprechend, nach der leichten Freude jagen
Und kühlen um die Kürstengunst, indeß
Dein Vaterland von schwerer Geißel blutet.

Rudenz.

Das Land ist schwer bedrängt — Warum, mein Rhein?
Wer ist's, der es gestürzt in diese Noth?
Es kostete ein einzig leichtes Wort,
Um augenblicks des Tranges los zu seyn
Und einen gnäd'gen Kaiser zu gewinnen.
Weh' ihnen, die dem Volk die Augen halten,
Daß es dem wahren Willen widerstrebt.
Um eignen Vortheils willen hindern sie,
Daß die Waldstätte nicht zu Dürftreich schwören,
Wie ringsum alle Laube doch gethan.

Wohl thut es ihnen, auf der Herrenbank
Zu sitzen mit dem Edelmann — den Kaiser
Will man zum Herrn, um keinen Herrn zu haben.

Attinghausen.

Muß ich Das hören und aus deinem Munde!

Rudenz.

Ihr habt mich aufgefordert, laßt mich enden.

— Welche Person ist's, Rhein, die Ihr selbst
Hier spielt? Habt Ihr nicht höhern Stolz, hier
Landammann oder Bannerherr zu seyn
Und neben diesen Hirten zu regieren?
Wie? Ist's nicht eine rühmlichere Wahl,
Zu huldigen dem königlichen Herrn,
Sich an sein glänzend Lager anzuschließen,
Als Eurer eignen Knechte Pair zu seyn
Und zu Gericht zu sitzen mit dem Bauer?

Attinghausen.

Ach, Uly! Uly! Ich erkenne sie,
Die Stimme der Verführung! Sie ergriff
Dein offnes Ohr, sie hat dein Herz vergiftet.

Rudenz.

Ja, ich verberg' es nicht — in tiefer Seele
Schmerzt mich der Spott der Fremdlinge, die uns
Den Bauernadel schelten — Nicht ertrag' ich's,
Indeß die edle Jugend rings umher
Sich Ehre sammelt unter Habeburgs Fahnen,
Auf meinem Erb' hier müßig still zu liegen
Und bei gemeinem Tagewerk den Lenz
Des Lebens zu verlieren — Anderswo
Geschehen haben, eine Welt des Ruhms
Bewegt sich glänzend jenseits dieser Berge —
Wir reiten in der Halle Helm und Schild;
Der Kriegstrommete muthiges Getöse,
Der Heroldsruf, der zum Turniere ladet,
Er dringt in diese Thäler nicht herein;
Nichts als den Ruhreihn und der Heerdeglocken
Einförmiges Geläut vernehm' ich hier.

Attinghausen.

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralten frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich bereinigt
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Heerdenreichens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!
Die summe, falsche Welt ist nicht für dich:
Dort an dem stolzen Kaiserhof bleibst du
Dir ewig fremd mit deinem treuen Herzen!
Die Welt, sie fordert andre Tugenden,
Als du in diesen Thälern dir erworben.
— Geh' hin, verkaufe deine freie Seele,
Nimm Land zu Lehen, werd' ein Bürenknecht,
Da du ein Selbstherr sein kannst und ein Fürst
Auf deinem eignen Erb' und freien Boden.
Ach, Uly! Uly! Bleibe bei den Deinen!
Geh nicht nach Altdorf — O, verlaß sie nicht,
Die heilige Sache deines Vaterlands!

— Ich bin der Letzte meines Stamms — Mein Name
Endet mit mir. Da hängen Helm und Schild:
Die werden sie mir in das Grab mitgeben.
Und muß ich denken bei dem letzten Hauch,
Daß du mein brechend Auge nur erwartest,
Um hinzugehn vor diesen neuen Lehenhof
Und meine edeln Güter, die ich frei
Von Gott empfing, von Dürftreich zu empfangen!

Rudenz.

Vergebens widerstreben wir dem König.
Die Welt gehört ihm: wollen wir allein
Uns eigensinnig steifen und verstocken,
Die Länderkette ihm zu unterbrechen,
Die er gewaltig rings um und gezogen?
Sein sind die Märkte, die Gerichte, sein

Die Kaufmannsstraßen, und das Saumroß selbst,
Das auf den Gotthardt ziehet, muß ihm zollen.
Von seinen Kindern wie mit einem Netz
Sind wir umgarnet rings und elugeschlossen.
— Wieb uns das Reich beschützen? Kann es selbst
Sich schügen gegen Des Reichs wachsende Gewalt?
Hilft Gott uns nicht, kein Kaiser kann uns helfen.
Was ist zu geben auf der Kaiser Wort,
Wenn sie in Geld- und Kriegenoth die Städte,
Die untern Schirm des Adlers sich gestützet,
Verpfänden dürfen und dem Reich veräußern?
— Nein, Oheim! Wohlthat ist's und weise Vorsticht
In diesen schweren Zeiten der Parteilung,
Sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.
Die Kaiserkrone geht von Stamm zu Stamm:
Die hat für treue Dienste kein Gedächtniß.
Doch, um den mächt'gen Erbherrn wohl verdienen,
Sitzt Saaten in die Zukunft streun.

Attinghausen.

Wist du so weise?

Willst heller sehn, als deine edeln Väter,
Die um der Freiheit köstbar'n Oelstein
Mit Gut und Blut und Heldenkraft gestritten?
— Schiß nach Luzern hinunter, frage dort,
Wie Des Reichs Herrschaft laftet auf den Kindern:
Sie werden kommen, unsre Schatz' und Kinder
Zu zählen, unsre Älven abzumessen,
Den Hochsitz und das Hochgewilke bannen
In unsern freien Wäldern, ihren Schlagbaum
An unsre Brücken, unsre Thore setzen,
Mit unsrer Armuth ihre Länderkänfe,
Mit unserm Blute ihre Kriege zahlen —
— Nein, wenn wir unser Blut dran setzen sollen,
So sey's für uns — wohlfeiler kaufen wir
Die Freiheit als die Knechtschaft ein!

Rudenz.

Was können wir,

Ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heer?

Attinghausen.

Vern dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's: ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es sechten sehen bei Savenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind nicht zu ertragen!
— O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Hitterschein
Die echte Perle deines Werthes hin —
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weicht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod —
Das sey dein Stolz, deß Adels rühme dich —
Die angeborenen Bande knüpfe fest,
Aus Vaterland, aus theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerbricht.
O, komm, du hast uns lang nicht mehr gesehn,
Versuch's mit uns nur einen Tag — nur heute
Geh nicht nach Altdorf — hörst du? heute nicht;
Den einen Tag nur schenke dich den Deinen!

Er legt die Hand.

Rudenz.

Ich gab mein Wort — Kist mich — Ich bin gebunden.

Attinghausen *legt seine Hand los mit Tenth.*

Du bist gebunden — Ja, Unglücklicher,
Du bist's, doch nicht durch Wort und Schwur,
Gebunden bist du durch der Liebe Seile!

Rudenz wendet sich weg.

— Verbleib dich, wie du willst. Das Fräulein ist's,
Vertha von Brunck, die zur Herrenburg
Dich zieht, dich fesselt an des Kaisers Dienst.
Das Ritterfräulein willst du dir erwerben
Mit deinem Abfall von dem Land — Betrüg dich nicht!
Dich anzulocken, zeigt man dir die Braut;
Doch deiner Unschuld ist sie nicht beschieden.

Rudenz.

Genug hab' ich gehört. Gehabt Euch wohl.

Er geht ab.

Attinghausen.

Wahnsinn'ger Jüngling, bleib! Er geht dahin!

Ich kann ihn nicht erhalten, nicht erretten —

So ist der Wolfenschießen abgefallen

Von seinem Land — so werden Andre folgen:

Der fremde Jander reißt die Jugend fort,

Gewaltsam strebend über unsre Verge.

— O unglücksel'ge Stunde, da das Fremde

In diese still beglückten Thäler kam,

Der Sitten fromme Anschuld zu zerstören!

Das Neue dringt herein mit Macht, das Alte,

Das Würd'ge scheidet, andre Zeiten kommen,

Es lebt ein andersdenkendes Geschlecht!

Was thu' ich hier? Sie sind begraben Alle

Mit denen ich gewallet und gelebt.

Unter der Erde schon liegt meine Zeit;

Wohl Dem, der mit der neuen nicht mehr braucht

zu leben! *Geht ab.*

Zweite Scene.

Eine Wiese, von hohen Felsen und Wald umgeben:

Auf den Felsen sind Stege mit Feldsteinen, auch Reuten, von denen man
nähher die Landleute herabsehen sieht. Im Hintergrund da zeigt sich der
See, über welchem anfangs ein Wäldergelände zu sehen ist. Den Vordergrund
schließen hohe Berge, hinter welchen noch höhere Gebirge liegen. Es ist
noch Nacht auf der Scene, nur der See und die weißen Gletscher leuchten
im Mondlicht.

Melchthal, Baumgarten, Winkelried, Maier
von Sarnen, Burkhardt am Bühel, Arnold
von Sewa, Klaus von der Flüe und noch vier andere
Landleute, alle bewaffnet.

Melchthal nach hinten der Scene.

Der Vergeweg öffnet sich, nur trich mir nach!
Den Fels erkenn' ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel, hier ist das Mülli.

Arten a' mit Winkelriedern

Winkelried.

Gorch!

Sewa.

Gang leer.

Meier.

's ist noch kein Landmann da. Wir sind
Die Ersten auf 'm Plaz, wir Unterwaldner.

Melchthal.

Wie weit ist's in der Nacht?

Baumgarten.

Der Feuerwächter
Vom Seilsberg hat eben Zwei gerufen.

Man hört in der Ferne lauten.

Meier.

Am Bühel.

Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.

Von der Flüe.

Die Luft ist rein und trägt den Schall so weit.

Melchthal.

Sehn Einige und zünden Reisholz an,
Dass es loth brenne, wenn die Männer kommen.

Zwei Landleute gehen.

Sewa.

's ist eine schöne Mondennacht. Der See
Liegt ruhig da, als wie ein ebner Spiegel.

Am Büchel.

Sie haben eine leichte Fahrt.

Winkelried zeigt nach dem See.

Ha, seht!

Seht dorthin! Seht ihr nichts?

Meier.

Was denn? — Ja, wahrlich!

Ein Regenbogen mitten in der Nacht!

Melchthal.

Es ist das Licht des Mondes, das ihn bildet.

Von der Klüt.

Das ist ein seltsam wunderbares Zeichen!

Es leben Viele, die Das nicht gesehn.

Sewa.

Er ist coppelt: seht, ein kläfferer steht drüber.

Parungarten.

Ein Rachen fährt so eben brunter weg.

Melchthal.

Das ist der Staufacher mit seinem Rahu!

Der Wiedermann läßt sich nicht lang' erwarten.

Gibt mit Parungarten nach dem Meer.

Meier.

Die Ueuer sind es, die am Längsten säumen.

Am Büchel.

Sie müssen weit umgehen durchs Gebirg,

Dass sie des Landvogts Kundschaft hintergehen.

Wiedemann haben die zwei Landleute in der Mitte des Fluges ein

Geruch wahrgenommen.

Melchthal am Meer.

Wer ist da? Gebt das Wort!

Staufacher von hinten.

Freunde des Landes.

Alle gehen nach der Tiefe, den kommenden entgegen. Aus dem Mohn

steigen **Staufacher, Juel Neding, Hans auf**

der Mauer, Jörg im Hofe, Konrad

Hunn, Ulrich der Schmid, Jost von

Weiler und noch drei andere Landleute gleichfalls benachbart.

Alle rufen.

Willkommen!

Indem die Uebrigen in der Tiefe verweilen und sich begrüßen, kommt

Melchthal mit Staufacher vorwärts.

Melchthal.

O Herr Staufacher! Ich hab' ihn

Gesehn, der mich nicht wiedersehen konnte!

Die Hand hab' ich gelegt auf seine Augen,

Und glühend Nachgefühl hab' ich gezogen

Aus der erloschnen Sonne seines Blicks.

Staufacher.

Epricht nicht von Rache. Nicht Geschehnes rächen,

Gedrohtem Uebel wollen wir beegnen.

— Jetzt sagt, was Ihr im Unterwaldner Land

Geschafft und für gemeine Sach geworden,

Wie die Landleute denken, wie Ihr selbst

Den Stricken des Verraths entzungen seyd.

Melchthal.

Durch der Eurenen furchtbares Gebirg',

Auf weit verbreitet den Eisesfeldern,

Wo nur der heisse Lämmergeller krächzt,

Gelangt' ich zu der Alpenrist, wo sich

Aus Uri und vom Engelberg die Hirten

Arufend grüßen und gemeinsam weiden,

Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Klüften schäumend niederquillt.

In den einsamen Senenhütten kehrt' ich ein,

Wein eigener Wirth und Gast, bis daß ich kam

Zu Wohnungen gesellig lebender Menschen.

— Erschollen war in diesen Thälern schon

Der Ruf des neuen Gräuels, der geschehn,

Und fromme Ehrfurcht schaffte mir mein Unglück

Vor jeder Pforte, wo ich wandernd klopfte.

Entrüstet fand ich diese graben Seelen

Ob dem gewaltsam neuen Regiment:

Denn, so wie ihre Alpen fort und fort

Dieselben Kräuter nähren, ihre Brunnen

Gleichförmig fließen, Wellen selbst und Winde

Den gleichen Strich unwandelbar besolgen,

So hat die alte Sitte hier vom Ahn

Zum Enkel unverändert fort bestanden.

Nicht tragen sie verwegene Aenderung

Im altgewohnten gleichen Gang des Lebens.

— Die harten Hände richten sie mir dar,

Von den Wänden langten sie die roth'gen Schwerter,

Und aus den Augen bligte freundiges

Gefühl des Muths, als ich die Namen nannte,

Die im Gebirg dem Landmann' heilig sind,

Den Gurigen und Walther Fürst — Was euch

Nacht würde dünken, schworen sie zu thun:

Euch schworen sie bis in den Tod zu folgen.

— So eilt' ich sicher unterm heil'gen Schirm

Des Gaitrechts von Gehörte zu Gehörte —

Und, als ich kam ins heimatliche Thal,

Wo mir die Vettern viel verbreitet wohnen —

Als ich den Vater fand, beraubt und blind,

Auf fremdem Stroh, von der Varmherzigkeit

Wildthürger Diensten lebend —

Staufacher.

Herr im Himmel!

Melchthal.

Da weint' ich nicht! Nicht in unnüch'tigen Thränen

Goh ich die Kraft des heißen Schmerzens aus;

In tiefer Brust, wie einen theuren Schatz,

Verschloß ich ihn und dachte nur auf Thaten.

Ich krich durch alle Krümmen des Gebirgs;

Kein Thal war so vernebt, ich späht' es aus;

Bis an der Gletscher eiskerkerten Röh

Erwartet' ich und fand bewohnte Hütten,

Und überall, wohin mein Fuß mich trug,

Fand ich den gleichen Haß der Tyrannei:

Denn bis an diese letzte Gränze selbst

Delehter Schöpfung, wo der starre Boden

Aufhört zu geben, raubt der Wöge Geiz —

Die Herzen alle dieses biedern Volks

Erregt' ich mit dem Stachel meiner Worte,

Und unser sind sie All' mit Herz und Mund.

Staufacher.

Großes habt Ihr in kurzer Frist geleistet.

Melchthal.

Ich that noch mehr. Die beiden Vösten sind's,

Rosberg und Sarnen, die der Landmann fürchtet:

Denn hinter ihren Felsenwällen schirmt

Der Feind sich leicht und schädigt das Land.

Mit eignen Augen wellt' ich es erkunden:

Ich war zu Sarnen und besah die Burg.

Staufacher.

Ihr wagtet Euch bis in des Tigers Höhle?

Melchthal.

Ich war verkleidet dort in Pilgerstracht:

Ich sah den Landvogt an der Tafel schwelgen —

Urtheilt, ob ich mein Herz bezwingen kann —

Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht.

Stauffacher.

Hürwahr, das Glück war Eurer Kühnheit heil.

Unterdesen sind die andern Landleute vorwärts gekommen und nähern sich den Feinden.

Doch jetzt sagt mir, wer die Freunde sind
Und die gerechten Männer, die Euch folgten?
Macht mich bekannt mit ihnen, daß wir uns
Zutraulich nahen und die Herzen öffnen.

Meier.

Wer kennt Euch nicht, Herr, in den drei Landen?
Ich bin der Meier von Sarnen; Dies hier ist
Mein Schwesterjohn, der Struth von Winkelried.

Stauffacher.

Ihr nennt mir keinen unbekannten Namen.
Ein Winkelried war's, der den Drachen schlug
Im Ennpy bei Weiler und sein Leben ließ
In diesem Strauß.

Winkelried.

Das war mein Ahn, Herr Werner.

Melchthal. geht auf zwei Landleute

Die wohnen hinterm Wald, sind Aelterleute
Vom Engelberg! — Ihr werdet sie drum nicht
Verachten, weil sie eigne Leute sind
Und nicht, wie wir, frei sitzen auf dem Erbe —
Sie lieben's Land, sind sonst auch wohl berufen.

Stauffacher. zu den Feinden.

Gebt mir die Hand! Es preise sich, wer Keinem
Mit seinem Leibe pflichtig ist auf Erden;
Doch Redlichkeit gedeiht in jedem Stande.

Konrad Hunn.

Das ist Herr Neding, unser Altlandamann.

Meier.

Ich kenn' ihn wohl. Er ist mein Widerpart,
Der um ein altes Erbstück mit mir rechet.
— Herr Neding, wir sind Feinde vor Gericht:
Hier sind wir einig.

Stauffacher. zu den Feinden.**Stauffacher.**

Das ist brav gesprochen.

Winkelried.

Hört ihr? Sie kommen. Hört das Horn von Uri!

Recht und Laß steht man, kommt die Mauer und die Mauer, die
Gellen, zu schlagen.

Auf der Mauer.

Seht! Steigt nicht selbst der fromme Diener Gottes,
Der würd'ge Pfarrer mit herab? Nicht scheint er
Des Weges Mühen und das Graun der Nacht,
Ein treuer Hirte für das Volk zu sorgen.

Daumgarten.

Der Sigrif folgt ihm und Herr Walther Fürst.
Doch nicht den Tell erblick' ich in der Menge.

Walther Fürst, Rösselmann, der Pfarrer Peter-
mann, der Sigrif, Anoni, der Herr Werni,
der Jäger, Anodi, der Jäger, und die drei
Landleute. Alle zusammen, die und die, die
sind vorwärts und herab, die und die, die

Walther Fürst.

So müssen wir auf unserm eignen Erb
Und sterblichen Boden uns erstohlen
Zusammen schleichen, wie die Mörder thun,
Und bei der Nacht, die ihren schwarzen Mantel
Nur dem Verbrecher und der sonnenfeuen
Verschwörung leiht, unser gutes Recht
Uns holen: das doch lauter ist und klar,
Gleichwie der glanzvoll' offene Schoß des Tages.

Melchthal.

Laß's gut seyn. Was die dunkle Nacht gesponnen,
Soll frei und frohlich an das Licht der Sonnen.

Rösselmann.

Hört, was mir Gott ins Herz gibt, Eidgenossen!
Wir stehen hier statt einer Landsgemeine
Und können gelten für ein ganzes Volk.
So laßt uns tagen nach den alten Bräuchen
Des Lauds, wie wir's in ruhigen Zeiten pflegen;
Was ungeseglich ist in der Versammlung,
Entschuldige die Noth der Zeit. Doch Gott
Ist überall, wo man das Recht verwaltet,
Und unter seinem Himmel stehen wir.

Stauffacher.

Wohl, laßt uns tagen nach der alten Sitte:
Ist es gleich Nacht, so leuchtet unser Recht.

Melchthal.

Ist gleich die Zahl nicht voll, das Herz ist hier
Des ganzen Volks: die Besten sind zugegen.

Konrad Hunn.

Sind auch die alten Wäcker nicht zur Hand,
Sie sind in unsre Herzen eingeschrieben.

Rösselmann.

Wohlan, so sey der Ring sogleich gebildet.
Man pflanze auf die Schwerter der Gewalt!

Auf der Mauer.

Der Landesamann nehme seinen Platz,
Und seine Wäibel stehen ihm zur Seite!

Sigrif.

Es sind der Wäiler dreie. Welschem nun
Gehört's, das Haupt zu geben der Gemeinde?

Meier.

Um diese Ehr mag Schwyz mit Uri streiten:
Wir Unterwaldner stehen frei zurück.

Melchthal.

Wir stehn zurück: wir sind die Lebenden,
Die Hülfe heißen von den mächt'gen Freunden.

Stauffacher.

So nehme Uri denn das Schwert: sein Banner
Zieht bei den Römerzügen uns voran.

Walther Fürst.

Des Schwertes Ehre werde Schwyz zu Theil:
Denn seines Stammes rühmen wir uns Alle.

Rösselmann.

Den edeln Westreit laßt mich freundlich schlichten:
Schwyz soll im Rath, Uri im Felde führen.

Walther Fürst reicht dem Stauffacher das Schwert.
So nehmt!

Stauffacher.

Nicht mir, dem Alter sey die Ehre!

Im Hofe.

Die meisten Jahre zählt Ulrich der Schmid.

Auf der Mauer.

Der Mann ist wacker, doch nicht freien Stands:
Kein eigner Mann kann Richter seyn in Schwyz.

Stauffacher.

Steht nicht Herr Neding hier, der Altlandamann?
Was suchen wir noch einen Würd'gern?

Walther Fürst.

Er sey der Ammann und des Tages Haupt!
Wer es zu stimmt: erhebe seine Hände.

Alle heben die Hand auf.

Neding tritt in die Mitte.

Ich kann die Hand nicht auf die Wäcker legen:
Es schmerzt' ich droben bei den ew'gen Sternen,
Daß ich mich nimmer will vom Recht entfernen.

Was richtet die zwei Schwerter vor ihm auf, der Ring bildet sich um
die Hand. Schwyz hält die Mitte, rechts steht Uri und links
Unterwalden. Er hebt auf sein Schwertschwert gestützt.

Was ist's, das die drei Wäiler des Gebirgs
Hier an des Sees unwirthlichem Ufer
Zusammenführte in der Geisterstunde?

Was soll der Inhalt seyn des neuen Bundes,
Den wir hier unterm Sternenhimmel stiften?

Stauffacher tritt in den Ring.

Wir stiften keinen neuen Bund; es ist
Ein uralt Bündniß nur von Väter Zeit,
Das wir erneuern! Wißet, Eidgenossen!
Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
Und jedes Volk sich für sich selbst regiert,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimat ist's, aus der wir zogen.

Winkelried.

So ist es wahr, wie's in den Liedern lautet,
Daß wir von fern' her in das Land gewallt?
O, theilt's uns mit, was Euch davon bekannt,
Daß sich der neue Bund am alten stärke.

Stauffacher.

Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Los
Der Väter Land verlasse — Das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Walzgebirge;
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Motta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschen Spuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam.
Da saß ein Mann und wartete der Bähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Thäler
Des Heizes und entdeckten gute Brunnen
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden — Da beschloßen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz
Und hatten manchen sauren Tag, den Wald
Mit weit verschlungenen Wurzeln auszuoden —
Drauf, als der Boden nicht mehr Nutzen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja, bis ans Weisland hin,
Wo, hinter ew'gem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbaute sie am Kernwald,
Den Flecken Altdorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk;
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Huden die Schwyzer Männer sich heraus:
Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

Recht: rechts und links die Hand hin.

Auf der Mauer.

Ja, wir sind eines Herzens, eines Bluts!

Alle, *sich die Hände reichend:*

Wir sind ein Volk, und einzig wollen wir handeln.

Stauffacher.

Die andern Völker tragen fremdes Joch;
Sie haben sich dem Sieger unterworfen.
Es leben selbst in unsern Landeismärlen
Der Sassen viel, die fremde Pflichten tragen,
Und ihre Knechtschaft erbt auf ihre Kinder.
Doch wir, der alten Schweizer echter Stamm,
Wir haben stets die Freiheit uns bewahrt.
Nicht unter Fürsten bogen wir das Knie;
Freiwillig wählten wir den Schirm der Kaiser.

Höfslmann.

Drei wählten wir des Reiches Schut und Schirm:
So steht's bemerkt in Kaiser Friedrichs Brief.

Stauffacher.

Denn herrenlos ist auch der Freie nicht.
Ein Oberhaupt muß seyn, ein höchster Richter,
Wo man das Recht mag schöpfen in dem Streit.
Denn haben unsre Väter für den Voden,
Den sie der alten Wildniß abgewonnen,
Die Ehr gegönnt dem Kaiser, der den Herrn
Sich nennt der deutschen und der wälschen Erde,
Und, wie die andern Freien seines Reichs,
Sich ihm zu edelm Waffendienst gelobt:
Denn Dieses ist der Freien einz'ge Pflicht,
Das Reich zu schirmen, das sie selbst beschirmt.

Melchthal.

Was drüber ist, ist Werkmal eines Knechts.

Stauffacher.

Sie folgten, wenn der Heerkamm erging,
Dem Reichsbanier und schlugen seine Schlachten.
Nach Wälschland zogen sie gewappnet mit,
Die Römertkron' ihm auf das Haupt zu setzen.
Dahem regierten sie sich schließlich selbst
Nach altem Brauch' und eigenem Geis:
Der höchste Blutbann war allein des Kaisers;
Und dazu war bestellt ein großer Graf,
Der hatte seinen Sitz nicht in dem Lande.
Wenn Blutschuld kam, so rief man ihn herein,
Und unter offenem Himmel, schlicht und klar,
Sprach er das Recht und ohne Ruch der Menschen.
Wo sind hier Spuren, daß wir Knechte sind?
Ist Einer, der es anders weiß, Der rede!

Im Hofe.

Nein, so verhält sich Alles, wie Ihr sprecht:
Gewaltherrschaft ward nie bei uns geduldet.

Stauffacher.

Dem Kaiser selbst verlagten wir Gehorsam,
Da er das Recht zu Gunt der Sassen bez.
Denn, als die Leute von dem Gottesbau'
Einsiedelten uns die Alpe in Anspruch nahmen,
Die wir beweidet seit der Väter Zeit,
Der Abt befürzog einen alten Brief,
Der ihm die herrenlose Wäldte schenkte —
Denn unser Talsen hatte man vererbt —
Da sprachen wir: „Erbskinder ist der Brief!
Kein Kaiser kann, was unser ist, verschenken;
Und, wird uns Recht versagt vom Reich, wir können
In unsern Bergen auch des Reichs entbehren.“
— So sprachen unsre Väter! Sollen wir
Des neuen Jochs Schändlichkeit erdulden,
Erleiden von dem fremden Knecht, was uns
In seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?
— Wir haben diesen Voden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Reich, den alten Wald,
Der sonst der Varen wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt:
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwellen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerissen,
Die ewig grau um diese Wildniß hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Beis
Der Voden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach anthun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?

Eine große Bewegung unter den Knaben.

Nein, eine Gränze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,

Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrossen Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Versagen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Alle, an ihre Schwerter schlagend.

Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

Rösselmann tritt in den Ring.

Oh! ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!
Ihr könnt es füglich mit dem Kaiser schlichten.
Es kostet euch ein Wort, und die Tyrannen,
Die euch jetzt schwer bedrängen, schmelzeln euch.
— Greift, was man euch oft geboten hat:
Trennt euch vom Reich, erkennet Oesterreichs Hoheit —

Auf der Mauer.

Was sagt der Pfarrer? Wir in Oesterreich schwören!

Am Hügel.

Hört ihn nicht an!

Winkelried.

Das rath uns ein Verräther,

Ein Feind des Landes!

Ueding.

Müdig, Eidgenossen!

Sewa.

Wir Oesterreich huldigen, nach solcher Schmach?

Von der Flue.

Wir uns abtrogen lassen durch Gewalt,

Was wir der Güte weigerten?

Meier.

Dann wären

Wir Sklaven und verdienten, es zu seyn!

Auf der Mauer.

Der sey gestochen aus dem Reich der Schweizer,

Wer von Ergebung spricht an Oesterreich!

— Landammann, ich befehle drauf: Dies sey

Das erste Landsgesetz, das wir hier geben.

Melchthal.

So sey's. Wer von Ergebung spricht an Oesterreich,

Soll rechtlos seyn und aller Ehren baar,

Kein Landmann nehm' ihn auf an seinem Feuer.

Alle heben die rechte Hand auf.

Wir wollen es, Das sey Gesetz!

Ueding nach einer Pause.

Es ist's.

Rösselmann.

Jetzt seyd ihr frei, ihr seyd's durch dies Gesetz.

Nicht durch Gewalt soll Oesterreich ertragen,

Was es durch freundlich Werden nicht erhielt —

Jost von Weiler.

Zur Tagesordnung, weiter!

Ueding.

Eidgenossen!

Sind alle sanfte Mittel auch versucht?

Vielleicht weiß es der König nicht; es ist

Wohl gar sein Wille nicht, was wir erbulden.

Auch dieses Letzte sollten wir versuchen,

Erst unsre Klage bringen vor sein Ohr,

Oh! wir zum Schwerte greifen. Schrecklich immer,

Auch in gerechter Sache, ist Gewalt.

Gott hilft nur dann, wenn Menschen nicht mehr helfen.

Staufferacher zu Konrad Gynn.

Ist's an Euch, Berath zu geben. Redet!

Konrad Gynn.

Ich war zu Rheinfeld an des Kaisers Pfalz,
Wider der Bögte harten Druck zu Klagen,
Den Brief zu heben unsrer alten Freiheit,
Den jeder neue König sonst bestätigt.
Die Voten vieler Städte fand ich dort,
Vom schwäb'schen Lande und vom Lauf des Rheins,
Die all' erkleten ihre Pergamente
Und kehrten freudig wieder in ihr Land.
Mich, euren Voten, wies man an die Räthe,
Und die entließen mich mit leerem Trost:
„Der Kaiser habe diesmal keine Zeit;
„Er würde sonst einmal wohl an uns denken.“
— Und, als ich traurig durch die Gasse ging
Der Königsburg, da sah ich Herzog Hansen
In einem Orser weinend stehn, um ihn
Die edeln Herrn von Wart und Zegersfeld,
Die riefen mir und sagten: „Helfst euch selbst!
„Gerechtigkeit erwartet nicht vom König.
„Veraubt er nicht des eignen Bruders Kind
„Und hinterhält ihm sein gerechtes Erbe?
„Der Herzog steht ihn um sein Mütterliches:
„Er habe seine Jahre voll, es wäre
„Nun Zeit, auch Land und Leute zu regieren.
„Was ward ihm zum Bescheid? Ein Kränlein legt' ihm
„Der Kaiser auf: Das sey die Zier der Jugend.“

Auf der Mauer.

Ihr hab't's gehört. Recht und Gerechtigkeit
Erwartet nicht vom Kaiser! Helft euch selbst!

Ueding.

Nichts Andres bleibt uns übrig. Nun geht Rath,
Wie wir es klug zum frohen Ende leiten.

Walther Fürst tritt in den Ring.

Abtreiben wollen wir verhassten Zwang;

Die alten Rechte, wie wir sie ererbt

Von unserm Väter, wollen wir bewahren,

Nicht ungenüßelt nach dem Neuen greifen.

Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist:

Wer einen Herrn hat, dien' ihm pfllichtgemäß.

Meier.

Ich trage Gut von Oesterreich zu Lehen.

Walther Fürst.

Ihr fahret fort, Oesterreich die Pflicht zu leisten.

Jost von Weiler.

Ich steure an die Herren von Napperswil.

Walther Fürst.

Ihr fahret fort, zu rufen und zu steuern.

Rösselmann.

Der große Rieu in Zürich bin ich vereidet.

Walther Fürst.

Ihr gebt dem Kloster, was des Klosters ist.

Staufferacher.

Ich trage keine Lehen, als des Reichs.

Walther Fürst.

Was seyn uns. Das geschehe, doch nicht drüber.

Die Bögte wollen wir mit ihren Rnechten

Verjagen und die festen Schlösser brechen;

Doch, wenn es seyn mag, ohne Blut. Es sehe

Der Kaiser, das wir nothgedrungen nur

Der Ehrfurcht fromme Pflichten abgeworfen.

Und, sieht er uns in unsern Schrauben bleiben,

Vielleicht besiegt er staatsklug seinen Zorn:

Denn bill'ge Furcht erwecket sich ein Volk,

Das mit dem Schwerte in der Faust sich mäßigt.

Ueding.

Doch, laßet hören, wie vollenden wir's?

Es hat der Feind die Waffen in der Hand,

Und nicht fürwahr in Frieden wird er weichen.

Stauffacher.

Er wird's, wenn er in Waffen uns erblickt:
Wir überraschen ihn, eh' er sich rüstet.

Meier.

Ist bald gesprochen, aber schwer gethan.
Uns ragen in dem Land zwei feste Schlösser,
Die geben Schirm dem Feind' und werden furchtbar,
Wenn uns der König in das Land sollt fallen.
Nossberg und Earnen muß bezwungen seyn,
Oh man ein Schwert erhebt in den drei Länden.

Stauffacher.

Stümt man so lang, so wird der Feind gewarnt;
Zu Viele find's, die das Geheimniß theilen.

Meier.

In den Waldstädten findet sich kein Verräther.

Rösselmann.

Der Eifer auch, der gute, kann verrathen.

Walther Fürst.

Schiebt man es auf, so wird der Tving vollendet
In Altdorf, und der Vogt besetzt sich.

Meier.

Ihr denkt an euch.

Sigrisf.

Und ihr seyd ungerecht.

Meier, aufliegend.

Wir ungerecht! Das darf uns Uri bieten!

Neding.

Bei eurem Eide, Ruh!

Meier.

Zu, wenn sich Schwyz
Versieht mit Uri, müssen wir wohl schweigen.

Neding.

Ich muß euch weisen vor der Landsgemeinde,
Daß ihr mit heiligem Sinn den Frieden stürt!
Stehn wir nicht Alle für dieselbe Sache?

Winkelried.

Wenn wir's verschieben bis zum Fest des Herrn,
Dann bringt's die Sitte mit, daß alle Eassen
Dem Vogt Geschenke bringen auf das Schloß:
So können zehn Männer oder zwölf
Sich unverdächtig in der Burg versammeln,
Die führen heimlich spitz'ge Eisen mit,
Die man geschwind kann an die Stäbe stecken,
Denn Niemand kommt mit Waffen in die Burg.
Zunächst im Wald hält dann der große Haufe.
Und, wenn die Andern glücklich sich des Thors
Ermächtigt, so wird ein Horn geblasen,
Und Jene brechen aus dem Hinterhalt:
So wird das Schloß mit leichter Arbeit unser.

Meiethal.

Den Nossberg übernehm' ich zu erüben,
Denn eine Thür des Schlosses ist mir heil.
Und leicht bethör' ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwauke Leiter mir zu reichen;
Win ich droben erst, zieh' ich die Freunde nach.

Neding.

Ist's Aller Wille, daß verschieben werde?

Die Wahrheit erhebt die Faust.

Stauffacher zollt die Stimmen.

Es ist ein Mehr von Zwanzig gegen Zwölf!

Walther Fürst.

Wenn am bestimmten Tag die Burgen fallen,
So geben wir von einem Berg zum andern
Das Zeichen mit dem Rauch; der Landsturm wird
Angeboten, schnell, im Hauptort jedes Landes;
Wenn dann die Wögte sehn der Waffen Ernst,
Glaubt mir, sie werden sich des Streits begeben
Und gern ergreifen friedliches Geleit,
Aus unsern Landesmäthen zu entweichen.

Stauffacher.

Nur mit dem Gehler fürcht' ich schweren Stand:
Furchtbar ist er mit Reissigen umgeben;
Nicht ohne Blut räumt er das Feld, ja, selbst
Vertrieben bleibt er furchtbar noch dem Land.
Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.

Baumgarten.

Wo's halbsgefährlich ist, da stellt mich hin!
Dem Tell verdank' ich mein gerettet Leben:
Wern schlag' ich's in die Schanze für das Land,
Mein' Ehr' hab' ich beschützt, mein Herz bestiebtig.

Neding.

Die Zeit bringt Rath. Erwartet's in Geduld!
Man muß dem Augenblick' auch was vertrauen.
— Doch, seht, indeß wir nützlich hier noch tagen,
Stellt auf den höchsten Bergen schon der Morgen
Die glühnde Hochwacht aus — Kommt, laßt uns scheiden,
Oh' uns des Tages Leuchten überrascht.

Walther Fürst.

Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern.

Alle haben unwillkürlich die Hüte abgenommen und betrachten mit Stillsammlung die Morgenrothe.

Rösselmann.

Bei diesem Licht, das uns zuerst begrüßt
Von allen Völkern, die tief unter uns
Schwer athmend wehen in dem Qualm der Städte,
Laßt uns den Eid des neuen Bundes schwören.
— Wir wollen seyn ein einzig Volk von Brüdern,
In seiner Noth uns trennen und Gefahr.

Alle brechen es nach mit erhebten drei Fingern.

— Wir wollen frei seyn, wie die Väter waren:
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Wie eben.

— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Wie eben. Die Paktrollen zusammen einander.

Stauffacher.

Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seine. Freundschaft und Genossame!
Wer Hirt ist, winter ruhig seine Heerde
Und werb' im Stillen Freunde für den Bund!
— Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besondre Schuld auf Einmal zahlt.
Bezähme Jeder die gerechte Wuth
Und spare für das Ganze seine Rache:
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.

Jedem lie zu drei verschiedenen Seiten in größter Ruhe abgehen. fällt das Orchester mit einem prächtvollen Schwing ein; die leere Scene bleibt noch eine Zeit lang offen und zeigt das Schauspiel des auf-

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Vor der Telle's Hütte.

Tell ist mit des Zimmermanns **Hedwig** mit einer Handl' den Kestel
bedeckte. **Walther** und **Wilhelm** in der Tiefe spielen mit
einer kleinen Armbrust.

Walther sagt.

Mit dem Pfeil, dem Voge',
Durch Gebirg' und Thal
Kommt der Schuß gezogen
Früh am Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüste
König ist der Weis —
Durch Gebirg' und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.
Ihm gehöret das Weite:
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da krencht und flucht.

Stimmt gepen

Der Strang ist mir entwei. Nach mir ihn, Vater.

Tell.

Ich nicht. Ein rechter Schütze hilft sich selbst.

Knaben verstehen sich

Hedwig.

Die Knaben fangen zeitig an zu schießen.

Tell.

Küh' löst sich, was ein Weiber werden will.

Hedwig.

Ich, wollte Gott, sie lernten's nie!

Tell.

Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben
Sich fröhlich will schlagen, muß in Schutz und Trug
Geübet seyn.

Hedwig.

Ach, es wird keiner seine Ruh
Zu Hause finden.

Tell.

Mutter, ich kann's auch nicht!

Zum Hirten hat Natur mich nicht geildet;
Nastlos muß ich ein flüchtig Ziel verfolgen.
Dann erst genueß' ich meines Lebens recht.
Wenn ich mir's jeden Tag aufs Neu' erbeute.

Hedwig.

Und an die Angst der Hanstian denkst du nicht,
Die sich indessen, deiner wartend, härt.
Denn mich erfüllt's mit Grausen, was die Knechte
Von euren Wafefahrten sich erzählen.
Bei jedem Abschied zittert mir das Herz,
Daß du mir nimmer werdest wiederkehren.
Ich sehe dich, im wilden Eisgebirg
Verirrt, von einer Klippe zu der andern
Den Fehlsprung thun, seh, wie die Gense dich
Rückspringend mit sich in den Abgrund reißt,
Wie eine Windlawine dich verschüttet,
Wie unter dir der trügerische Firn
Einbricht, und du hinabstürzt, ein lebendig
Begräbnis, in die schauerliche Gruft —
Ach, den verwegnen Alvenjäger haucht
Der Tod in hundert wechselnden Gestalten!
Das ist ein unglückseliges Gewerbe,
Das halbesfährlich fährt am Abgrund hin!

Tell.

Wer fröhlich umherwählt mit geizigen Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelehrte Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth.
Den schreckt der Berg nicht, wer darauf geboren.

Er hat seine Arbeit collected, legt das Geschütz hin.

Jetzt, mein' ich, hält das Thor auf Jahr und Tag.
Die Art im Haus' erwartet den Zimmermann.

Nimmt den Hut

Hedwig.

Wo gehst du hin?

Tell.

Nach Altdorf, zu dem Vater.

Hedwig.

Einnst du auch nichts Gefährliches? Gesieh mir's!

Tell.

Wie kommst du darauf, Frau?

Hedwig.

Es spinnt sich etwas

Gegen die Böhte — Auf dem Mühl warb
Getaht, ich weiß, und du bist auch im Bunde.

Tell.

Ich war nicht mit dabei — doch werd' ich mich
Dem Lande nicht entziehen, wenn es ruft.

Hedwig.

Sie werden dich hinstellen, wo Gefahr ist;
Das Schwerste wird dein Antheil seyn, wie immer.

Tell.

Ein Jeder wird besteuert nach Vermögen.

Hedwig.

Den Unterwaldner hast du auch im Sturme
Ueber den See geschafft — Ein Wunder war's,
Daß ihr entkommen — Dachtest du denn gar nicht
An Kind und Weib?

Tell.

Lieb Weib, ich dacht' an euch:
Denn reitet' ich den Vater seinen Kindern.

Hedwig.

Zu schiffen in dem wüth'gen See! Das heißt
Nicht Gott vertrauen; Das heißt Gott versuchen!

Tell.

Wer gar zu viel bedenkt, wird wenig leisten.

Hedwig.

Ja, du bist gut und hülfreich, dienest Allen,
Und, wenn du selbst in Noth kommst, hilfst dir Keiner.

Tell.

Verhör' es Gott, daß ich nicht Hülfe brauche!

Er nimmt die Armbrust und Pfeile

Hedwig.

Was willst du mit der Armbrust? Laß sie hier!

Tell.

Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt.

Die Knaben kommen zurück

Walther.

Vater, wo gehst du hin?

Tell.

Nach Altdorf, Ruabe,

Zum Chui — Willst du mit?

Walther.

Ja, freilich will ich.

Hedwig.

Der Landvogt ist jetzt dort. Bleib weg von Altdorf.

Tell.

Er geht, noch heute.

Hedwig.

Denn laß' ihn erst fort seyn.
Gemahn' ihn nicht an dich, du weißt, er greift uns.

Tell.

Mir soll sein böser Wille nicht viel schaden.
Ich thue rich, und bene keinen Feind.

Hedwig.

Dje recht than eben Die haßt er am Meisten.

Tell.

Weil er nicht an sie kommen kann — Mich wird
Der Vater wohl in Frieden lassen, mein' ich.

Hedwig.

So, weißt du Das?

Tell.

Es ist nicht lange her,
Da ging ich jagen durch die wilden Gründe
Des Schächenthals auf menschenleerer Spur,
Und, da ich einsam einen Helsensteig
Verfehlte, wo nicht auszuweichen war —
Denn über mir hing schroff die Felswand her,
Und unten rauschte furchterlich der Schäch —

*Die Knaben drängen sich rechts und links an ihn und sehen mit gespannter
Blick an ihm hinauf.*

Da kam der Landvogt gegen mich daher,
Er ganz allein mit mir, der auch allein war,
Vloß Mensch zu Mensch, und neben uns der Abgrund.
Und, als der Herr mein aufschüßig ward
Und mich erkannte, den er kurz zuvor
Um kleiner Ursach willen schwer gebüßt,
Und sah mich mit dem stattlichen Gewehr
Daher geschritten kommen, da verblaß' er,
Die Knie versagten ihm, ich sah es kommen,
Daß er jetzt an die Felswand würde sinken.
— Da jammerte mich sein, ich trat zu ihm
Bescheidenlich und sprach: Ich bin's, Herr Landvogt.
Er aber konnte keinen andern Laut
Aus seinem Munde geben — Mit der Hand nur
Wink' er mir schweigend, meines Wegs zu gehn:
Da ging ich fort und sandt' ihm sein Gefolge.

Hedwig.

Er hat vor dir gezittert — Wehe dir!
Daß du ihn schwach gesehn, vergibt er nie.

Tell.

Drum meiß' ich ihn, und er wird mich nicht suchen.

Hedwig.

Wleib' heute nur dort weg! Geh lieber jagen!

Tell.

Was fällt dir ein?

Hedwig.

Mich ängstigt's. Bleibe weg!

Tell.

Wie kannst du dich so ohne Ursach quälen?

Hedwig.

Weil's keine Ursach' hat — Tell, bleibe hier!

Tell.

Ich hab's versprochen, liebes Weib, zu kommen.

Hedwig.

Mußt du, so geh — nur lasse mir den Knaben!

Walther.

Nein, Mütterchen. Ich gehe mit dem Vater.

Hedwig.

Wälty, verlassen willst du deine Mutter?

Walther.

Ich bring dir auch was Hübsches mit vom Chui.

Geh mit dem Vater.

Wilhelm.

Mutter, ich bleibe bei dir!

Hedwig *umarmt ihn.*

Ja, du bist

Mein liebes Kind: du bleibst mir noch allein!

Sie geht an das Fenster und folgt den Abgehenden lange mit den Augen

Zweite Scene.

Eine eingesehlossene wilde Waldgegend. Strauchwerk flücht.

Bertha *im Jagdkleid. Gleich darauf Rudenz.*

Bertha.

Er folgt mir. Endlich kann ich mich erklären.

Rudenz *tritt rasch ein.*

Knäulein, jetzt endlich find' ich Euch allein.

Abgründe schließen rings umher uns ein;

In dieser Wildnis fürcht' ich keinen Zeugen:

Vom Herzen wälz' ich dieses lange Schweigen —

Bertha.

Seyd Ihr gewiß, daß uns die Jagd nicht folgt?

Rudenz.

Die Jagd ist dort hinaus — Jetzt aber nie!

Ich muß den theuren Augenblick ergreifen —

Entschieden sehen muß ich mein Geschick.

Und soll' es mich auf ewig von Euch scheiden.

— O, waffnet Eure gü'tigen Blicke nicht

Mit dieser finstern Strenge — Wer bin ich,

Daß ich den kühnen Wunsch zu Euch erhebe?

Mich hat der Ruhm noch nicht genannt; ich darf

Mich in die Reih nicht stellen mit den Rittern,

Die siegberühmt und glänzen Euch umwerben.

Nichts hab' ich, als mein Herz voll Treu' und Liebe —

Bertha, *einst und streng.*

Dürst Ihr von Liebe reden und von Treue,

Der treulos wird an seinen nächsten Pflichten?

Rudenz *tritt zurück.*

Der Sklave Oesterreichs, der sich dem Fremdling

Verkauft, dem Unterdrücker seines Volks?

Rudenz.

Von Euch, mein Knäulein, hö'r' ich diesen Vorwurf?

Wen such' ich denn, als Euch, auf jener Seite?

Bertha.

Mich denkt Ihr auf der Seite des Verraths

Zu finden? Oher wollt' ich meine Hand

Dem Gessler selbst, dem Unterdrücker, schenken.

Als dem naturvergeß'nen Sohn der Schweiz,

Der sich zu seinem Verkauf machen kann!

Rudenz.

O Gott, was muß ich hören!

Bertha.

Wie? Was liegt

Dem guten Menschen näher, als die Seinen?

Gibt's schönere Pflichten für ein edles Herz,

Als ein Vertheidiger der Unschuld seyn,

Das Recht der Unterdrückten zu beschirmen?

— Die Seele blutet mir um Euer Volk:

Ich leide mit ihm, denn ich muß es lieben,

Das so bescheiden ist und doch voll Kraft;

Es zücht mein ganzes Herz mich zu ihm hin;

Mit jedem Tage lern' ich's mehr verehren.

— Ihr aber, den Natur und Ritterpflicht

Ihm zum geborenen Beschützer gaben,

Und der's verläßt, der treulos übertritt

Zum Feind und Ketten schmiedet seinem Land',

Ihr seyd's, der mich verletzt und hänkt: ich muß

Mein Herz bezwingen, daß ich Euch nicht hasse.

Rudenz.

Will ich denn nicht das Beste meines Volks?

Ihm unter Oesterreichs mächt'gem Scepter nicht

Den Frieden —

Bertha.

Knechtschaft wollt' Ihr ihm bereiten!

Die Freiheit wollt' Ihr aus dem letzten Schloß,

Das ihr noch auf der Erde blick, verjagen.

Das Volk versteht sich besser auf sein Glück;

Kein Schein verführt sein süßeres Gefühl.

Euch haben sie das Herz um's Haupt geworfen —

Rudenz.

Bertha! Ihr haßt mich, Ihr verachtet mich!

Bertha.

Thät' ich's, mir wäre besser — Aber den

Verachtet sehen und verachtungswerth,

Den man gern lieben möchte —

Rudenz.

Bertha! Bertha!

Ihr zeigt mir das höchste Glücksglück

Und stürzt mich tief in einem Augenblick.

Bertha.

Nein, nein, das Gste ist nicht ganz erloscht

In Euch! Es schlummert nur, ich will es wecken;

Ihr müßt Gewalt ausüben an Euch selbst,

Die angestammte Angend zu erlöden;

Doch, wohl Euch! sie ist mächtiger, als Ihr,

Und trotz Euch selber seyd Ihr gut und edel!

Rudenz.

Ihr glaubt an mich! O Bertha, Alles läßt

Mich Eure Liebe seyn und werden!

Bertha.

Ceyd,
Wozu die herrliche Natur Euch machte!
Erfüllt den Platz, wohin sie Euch gestellt:
In Eurem Volke steht und Eurem Lande
Und kämpft für Euer heilig Recht!

Rudenz.

Weh mir!

Wie kann ich Euch erringen, Euch besitzen,
Wenn ich der Macht des Kaisers widerspreche?
Ist's der Verwandten mächt'ger Wille nicht,
Der über Eure Hand tyrannisch waltet?

Bertha.

In den Waldbüden liegen meine Güter,
Und, ist der Schweizer frei, so bin auch ich's.

Rudenz.

Bertha, welch einen Blick thut Ihr mir an!

Bertha.

Hofft nicht durch Oestreichs Günst mich zu erringen:
Nach meinem Erbe strecken sie die Hand.

Das will man mir dem großen Erb vermehren.
Dieselbe Ländergier, die Eure Freiheit
Verächten will, sie drohet auch der meinen!
— O Freund, zum Erben bin ich anseriehn.
Vielleicht, um einen Günstling zu belehnen —
Dort, wo die Falschheit und die Ränke wehnen,
Hin an den Kaiserhof will man mich ziehn:
Dort harren mein verkaufter Ehe Ketten;
Die Liebe nur — die Eure kann mich retten!

Rudenz.

Ihr könntet Euch entschließen, hier zu leben,
In meinem Vaterlande mein zu sehn?
O Bertha, all mein Sehnen in die Weite,
Was war es, als ein Streben nur nach Euch?
Euch sucht' ich einzig auf dem Weg des Ruhms,
Und all mein Ehrgeiz war nur meine Liebe.
Könnt Ihr mit mir Euch in dies stille Thal
Einschließen und der Erde Glanz entzagen —
O, dann ist meines Strebens Ziel gefunden:
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans sichere Ufer dieser Berge schlagen —
Kein flüchtiges Verlangen hab' ich mehr
Hinans zu senden in des Lebens Weiten —
Dann mögen diese Felsen um uns her
Die undurchbringlich feste Mauer breiten,
Und dies verschlossene sel'ge Thal allein
Zum Himmel offen und gelichtet seyn!

Bertha.

Jetzt bist du ganz, wie dich mein ahnend Herz
Geträumt: mich hat mein Glaube nicht betrogen!

Rudenz.

Jahr' hin, du eitler Wahn, der mich betörte!
Ich soll das Glück in meiner Heimat finden.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgewüchset,
Wo tausend Freuden Spuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben,
Im Vaterland willst du die Meinen werden!
Ach, wohl hab' ich es stets geliebt! Ich fühl's,
Es fehlte mir zu jedem Glück der Erden.

Bertha.

Wo wär die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land,
Hier, wo die alte Freue heimlich wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden?
Da trübt kein Mord die Quelle unsers Glücks,
Und glüh' hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich dich im edlen Männerwerth,
Den Ersten von den Freien und den Gleichen,
Der, freier Huldigung verehrt,
Wie ein König wirkt in seinen Reichen.

Rudenz.

Da seh' ich dich, die Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling seine Blumen streut,
Mit schöner Anmuth mir das Leben schmücken
Und Alles rings beleben und beglücken!

Bertha.

Sieh, theurer Freund, warum ich trauerte,
Als ich dies höchste Lebensglück dich selbst
Zerstören sah — Weh mir! Wie ständ's um mich,
Wenn ich dem stolzen Ritter müßte folgen,
Dem Landbedrucker, auf sein finstres Schloß!
— Hier ist kein Schloß. Mich scheiden keine Mauern
Von einem Volk, das ich beglücken kann!

Rudenz.

Doch wie mich retten — wie die Schlinge lösen,
Die ich mir thöricht selbst ums Haupt gelegt?

Bertha.

Erreiß sie mit männlichem Entschluß!
Was auch draus werde — steh zu deinem Volk!
Es ist dein angeborener Pfad.

Jagdhörner in der Ferne.

Die Jagd

Kommt näher — fort, wir müssen scheiden — Kämpfe
Fürs Vaterland! Du kämpfst für deine Liebe!
Es ist ein Feind, vor dem wir Alle zittern,
Und eine Freiheit macht uns Alle frei!

Ende 3.

Dritte Scene.

Die drei Rathbäre.

In Vordergrund Bäume, in der Tiefe der Gut auf einem Hügel.
Die drei Rathbäre sitzen auf dem Hügel.

Frischhardt und Leuthold sitzen auf dem Hügel.

Frischhardt.

Wir passen auf unsen. Es will sich Niemand
Heran begeben und dem Gut sein Reverenz
Erzeigen. 's war doch sonst wie Jahrmarkt hier;
Jetzt ist der ganze Anger wie verödet,
Seitdem der Popanz auf der Stange hängt.

Leuthold.

Nur schlecht Gefindel läßt sich sehn und schwingt
Uns zum Verdrüß die zerlumpten Mägen.
Was rechte Leute sind, die machen lieber
Den langen Umweg um den halben Acker,
Oh sie den Rücken brachten vor dem Gut.

Frischhardt.

Sie müßen über diesen Pfad, wenn sie
Zum Rathhaus kommen um die Mittagsstunde.
Da meint' ich schon, 'nen guten Gang zu thun,
Denn Reine wachte dran, den Gut zu grüßen.
Da sieht's der Pfaff, der Rößelmann — kam just
Mit einem Kranken her — und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigem, grad vor die Stange —
Der Sigris müßte mit dem Glücklein schellen:
Da fielen All' aufs Knie, ich selber mit,
Und grüßten die Monfranz, doch nicht den Gut.

Leuthold.

Höre, Gesell, es fängt mir an zu dänken,
Wir stehen hier am Pranger vor dem Gut;
's ist doch ein Schimpf für einen Rittersmann,
Schidwach zu stehn vor einem leeren Gut! —
Und jeder rechte Kerl muß uns verachten.
— Die Reverenz zu machen einem Gut,
Es ist doch, trann, ein närrischer Befehl!

Friesshardt.

Warum nicht einem leeren, hohlen Gut?
Blickst du dich doch vor manchem hohlen Schädel.

Hildegard, Mechthild und Elsbeth treten auf
Kindern und stellen sich um die Stange.

Leuthold.

Und du bist auch so ein dienstfert'ger Schurke
Und brächtest wad're Leute gern ins Unglück.
Nag, wer da will, am Hut vorübergehn;
Ich drück die Augen zu und seh nicht hin.

Mechthild.

Da hängt der Landvogt — hab's Respect, ihr Vuben!

Elsbeth.

Wollt's Gott, er ging' und ließ' uns seinen Hut:
Es sollte drum nicht schlechter stehn uns Land!

Friesshardt verschluckt sie.

Wollt ihr vom Flag! Verwünschtes Volk der Weiber!
Wer fragt nach euch! Schickt eure Männer her,
Wenn sie der Muth sticht, dem Befehl zu trogen.

Weiber gehen.

Tell mit der Aembruß tritt auf, den Knaben an der Hand führend, sie
gehen an dem Hut vorbei gegen die vordere Scene, ohne darauf zu achten.

Walther zeigt nach dem Rannenberg.

Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Trauf führte mit der Art?

Tell.

Wer sagt Das, Knabe?

Walther.

Der Weidler Hirt erzählt's. — Die Bäume seyen
Gebaunt, sagt er, und, wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Tell.

Die Bäume sind gebaunt, Das ist die Wahrheit.
— Siehst du die Hirnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

Walther.

Das sind die Gletscher, die des Nachts so dennern
Und uns die Schlaglawinen niederfenden.

Tell.

So ist's, und die Lawinen hätten längst
Den Aefen Altdorf unter ihrer Last
Verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
Als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Walther nach einem Besinnen.

Oib's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

Tell.

Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in laugen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Walther.

Gi, Vater, warum steigen wir denn nicht
Gesamwind hinab in dieses schöne Land,
Statt daß wir hier uns ängstigen und plagen?

Tell.

Das Land ist schön und gütig, wie der Himmel;
Doch, die's bebauen, sie genießen nicht
Den Regen, den sie pflanzen.

Walther.

Wahnen sie
Nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Tell.

Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

Walther.

So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?

Tell.

Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Walther.

Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?

Tell.

Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Walther.

Wer ist der König denn, den Alle fürchten?

Tell.

Es ist der Eine, der sie schützt und nährt.

Walther.

Sie können sich nicht muthig selbst beschützen?

Tell.

Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Walther.

Vater, es wird mir eng' im weiten Land:
Da wohn' ich lieber unter den Lawinen.

Tell.

Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
Im Rücken haben, als die bösen Menschen.

Walther.

Gi, Vater, sieh den Hut dort auf der Stange!

Tell

Was kummert uns der Hut! Komm, laß uns gehen!

So um er abgehen will, tritt ihm Friesshardt mit vergeblichen Tob
entgegen.

Friesshardt.

In des Kaisers Namen! Haltet an und steht!

Tell greift in die Pfe

Was wollt Ihr? Warum haltet Ihr mich auf?

Friesshardt.

Ihr habt's Manda: verlegt: Ihr müßt uns folgen.

Leuthold.

Ihr habt dem Gut nicht Reuerenz bewiesen.

Tell.

Brennd, laßt mich gehen!

Friesshardt.

Hort, fort ins Gefängniß!

Walther.

Den Vater ins Gefängniß! Hülf! Hülf!

In die Scene eulend.

Herbei, ihr Männer, gute Leute, helft!
Gewalt, Gewalt! Sie führen ihn gefangen.

Höffelmann, der Pfarrer, und Petermann, der

Sigriß, kommen rechts mit drei andern Männern.

Sigriß.

Was gibt's?

Höffelmann.

Was legst du Hand an diesen Mann?

Friesshardt.

Er ist ein Feind des Kaisers, ein Verräther!

Tell sagt ihn festig

Ein Verräther, ich!

Höffelmann.

Du siehst dich, Freund. Das ist
Der Tell, ein Ehrenmann und guter Bürger.

Walther

willt's Weidner fassen und eilt ihm entgegen.

Großvater, hilf! Gewalt geschieht dem Vater.

Friesshardt.

Ins Gefängniß, fort!

Walther fürßt, verheulend.

Ich leihe Bürgschaft, haltet!

— Um Gottes willen, Tell, was ist geschehen?

Melchthal und Stauffacher kommen.

Frieschhardt.

Des Landvogts oberherrliche Gewalt
Verachtet er und will sie nicht erkennen.

Stauffacher.

Das hält der Tell gethan?

Melchthal.

Das lügst du, Vabe!

Leuthold.

Er hat dem Gut nicht Reverenz bewiesen.

Walther Fürst.

Und darum soll er ins Gefängniß? Freund,
Nimm meine Bürgschaft an und laß' ihn ledig.

Frieschhardt.

Bürg du für dich und deinen eignen Leib!

Wir thun, was unsers Amtes — Fort mit ihm!

Melchthal zu den Knechten.

Nein, das ist schreiende Gewalt! Ertragen wir's,
Daß man ihn fortführt, frech, vor unsern Augen?

Sigris.

Wir sind die Stärkern. Freunde, duldet's nicht!

Wir haben einen Rücken an den Andern!

Frieschhardt.

Wer widersteht sich dem Befehl des Vogts?

Noch drei Landleute, verheißend.

Wir helfen euch. Was gibts? Schlagt sie zu Boden!

Hildegard, Retschold und Elisabeth kommen zurück.

Tell.

Ich helfe mir schon selbst. Geht, gute Leute!
Meint ihr, wenn ich die Kraft gebrauchen wollte,
Ich würde mich vor ihren Speichen fürchten?

Melchthal zu Retschold.

Wag's, ihn aus unser Mitte wegzuführen!

Walther Fürst und Stauffacher.

Gelassen! ruhig!

Frieschhardt (schreiend).

Aufruhr und Empörung!

Man hört Jagdhörner.

Weiber.

Da kommt der Landvogt!

Frieschhardt erhebt die Stimme.

Meuterei! Empörung!

Stauffacher.

Schrei, bis du berstest, Schurke!

Höfelmann und Melchthal.

Willst du schweigen?

Frieschhardt ruft noch lauter.

In Hülf, in Hülf den Dienern des Gesezes!

Walther Fürst.

Da ist der Vogt! Weh' uns, was wird Das werden!

**Gessler zu Pferd, das Fellen auf der Faust. Rudolph der
Harras, Bertha und Rudenz, ein großes Gefolge von bewaff-**

neten Bürgern, welche einen Kreis von Fellen um die ganze Ebene schließen.

Rudolph der Harras.

Platz, Platz dem Landvogt!

Gessler.

Treibt sie auseinander!

Was läuft das Volk zusammen? Wer ruft Hülfe?

Allgemeine Z.B.

Wer war's? Ich will es wissen.

Zu Frieschhardt.

Du trittst vor!

Wer bist du, und was hältst du diesen Mann?

Er gibt den Fellen ein Diener.

Frieschhardt.

Gestrenger Herr, ich bin dein Waffenknecht
Und wohlbestellter Wächter bei dem Gut.
Diesen Mann ergriff ich über frischer That,

Wie er dem Gut den Ehrengriß versagte.
Verhaften wollt' ich ihn, wie du befehlst,
Und mit Gewalt will ihn das Volk entreißen.

Gessler nach einer Pause.

Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Daß du die Ehr versagst dem Gut, den ich
Ihr Prüfung des Gehorsams aufgehangen?
Dein böses Trachten hast du mir verrathen.

Tell.

Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
Nicht aus Verachtung Euer ist's geschehn.
Wär' ich besonnen, hieß' ich nicht der Tell.
Ich bitt' um Guad, es soll nicht mehr begegnen.

Gessler nach einigen Entschuldigungen.

Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell:
Man sagt, du nimmst es auf mit jedem Schützen?

Walther.

Und Das muß wahr seyn, Herr: 'nen Apfel schießt
Der Vater dir vom Baume auf hundert Schritte.

Gessler.

In Das dein Knabe, Tell?

Tell.

Ja, lieber Herr.

Gessler.

Hast du der Kinder mehr?

Tell.

Zwei Knaben, Herr.

Gessler.

Und welcher ist's, den du am Meisten liebst?

Tell.

Herr, beide sind sie mir gleich liebe Kinder.

Gessler.

Nun, Tell! weil du den Apfel triffst vom Baume
Auf hundert Schritt, so wilst du deine Kunst
Vor mir bewähren müssen — Nimm die Armbrust —
Du hast sie gleich zur Hand — und mach dich fertig.
Gib den Apfel von des Knaben Kopf zu schießen.
Doch, will ich rathe, zieh' gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß:
Denn, schließt du ihn, so ist dein Kopf verloren.

Alle gehen Jorden des Scherens.

Tell.

Herr — welches Ungeheuer sinnet Ihr
Mir an? — Ich soll vom Haupte meines Kindes —
— Nein, nein doch, lieber Herr, Das kommt Euch nicht
In Sinn — Verbit's der gnädige Gott — Das könnt Ihr
Im Ernst von einem Vater nicht begehren!

Gessler.

Du wirst den Apfel schießen von dem Kopf
Des Knaben — ich begehre's und will's.

Tell.

Ich soll

Mit meiner Armbrust auf das liebe Haupt
Des eignen Kindes zielen? — Oher sterb' ich!

Gessler.

Du schleichst oder stirbst mit deinem Knaben.

Tell.

Ich soll der Mörder werden meines Kindes!
Herr, Ihr habt keine Kinder — wißet nicht,
Was Ich bewegt in eines Vaters Herzen.

Gessler.

Hi, Tell, du bist ja plötzlich so besonnen!
Man jagte mir, daß du ein Träumer seyst
Und dich entfernst von andrer Menschen Weise.
Du liebst das Eselfenne — drum hab' ich jetzt
Ein eigen Wagniß für dich ausgesucht.
Ein Andern wohl bedächte sich — du drückst
Die Augen zu und greiffst es herzhast an.

Bertha.

Scherzt nicht, o Herr, mit diesen armen Leuten!
Ihr seht sie bleich und zitternd stehn — So wenig
Sind sie Kurzweils gewohnt aus Eurem Munde.

Gessler.

Wer sagt Euch, daß ich scherze?

Greift nach einem Ranzymeige, der über ihn herhängt.

Hier ist der Apfel.

Man mache Raum — er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist — achtzig Schritte geh' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr — Er rühmte sich,
Auf ihrer hundert seinen Mann zu treffen —
Jetzt, Schütze, tritt und fehle nicht das Ziel!

Rudolph der Farsas.

Gott, Das wird ernsthaft — Falle nieder, Knabe,
Es gilt, und fleh den Landvogt um dein Leben!

Walther Fürst

bei Seite zu Melchthal, der kaum seine Ungeduld bezwingt.

Haltet an Euch! ich fleh' Euch drum, bleibt ruhig!

Bertha zum Landvogt.

Laßt es genug seyn, Herr! Unmenschlich ist's,
Mit eines Vaters Angst also zu spielen.
Wenn dieser arme Mann auch Leib und Leben
Verwirkt durch seine leichte Schuld, bei Gott!
Er hätte jetzt zehnfachen Tod empsunden.
Entlast ihn ungekränkt in seine Hütte:
Er hat Euch kennen lernen; dieser Stunde
Wird er und seine Kindestinder denken.

Gessler.

Deffnet die Gasse — Frisch! was zauderst du?
Dein Leben ist verwirkt: ich kann dich tödten,
Und, sieh, ich lege gnädig dein Geschick
In deine eigne kunstgeübte Hand.
Der kann nicht klagen über harten Spruch,
Den man zum Meister seines Schicksals macht.
Du rühmst dich deines sichern Blicks. Wohlau!
Hier gilt es, Schütze, deine Kunst zu zeigen:
Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!
Das Schwarze treffen in der Scheibe, Das
Kann auch ein Andern; Der ist mir der Meister,
Der seiner Kunst gewiß ist überall,
Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge.

Walther Fürst wußt sich vor ihm nieder.

Herr Landvogt, wir erkennen Eure Hoheit;
Doch laßt Euch Gnade für Recht ergehen, nehmt
Die Hälfte meiner Habe, nehmt sie ganz!
Nur dieses Gräßliche erlasst einem Vater!

Walther Tell.

Großvater, knie nicht vor dem falschen Mann!
Sagt, wo ich hinstehn soll. Ich fürcht' mich nicht.
Der Vater trifft den Vogel ja im Flug!
Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes.

Stauffacher.

Herr Landvogt, rührt Euch nicht des Kindes Unschuld?

Rösselmann.

O, denkt, daß ein Gott im Himmel ist,
Dem Ihr müßt Rede stehn für Eure Thaten.

Gessler zeigt auf den Knaben.

Man bind' ihn an die Linde dort!

Walther Tell.

Mich binden!

Nein, ich will nicht gebunden seyn. Ich will
Still halten, wie ein Lamm, und auch nicht athmen.
Wenn ihr mich bindet, nein, so kann ich's nicht,
So werd' ich toben gegen meine Bande.

Rudolph der Farsas.

Die Augen nur laß die verbinden, Knabe!

Walther Tell.

Warum die Augen? Denket Ihr, ich fürchte
Den Pfell von Vaters Hand? Ich will ihn fest

Erwarten und nicht zucken mit den Wimpern.

— Frisch, Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist!
Er glaubt dir's nicht, er denkt uns zu verderben —
Dem Wüthrich zum Verdrusse schließ' und tritt!

Er geht an die Linde, man legt ihm den Apfel auf.

Melchthal zu den Landleuten.

Was? Soll der Trevel sich vor unsern Augen
Vollenben? Wozu haben wir geschworen?

Stauffacher.

Es ist umsonst. Wir haben keine Waffen;
Ihr seht den Wald von Lanzen um uns her.

Melchthal.

O, hätten wir's mit frischer That vollendet!
Verzeih's Gott Denen, die zum Aufschub rietten!

Gessler zu Tell.

Ans Werk! Man führt die Waffen nicht vergebens.
Gefährlich ist's, ein Mordgewehr zu tragen,
Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück.
Dies stolze Recht, das sich der Vauer nimmt,
Veleibiget den höchsten Herrn des Landes.
Gewaffnet sey Niemand, als wer gebietet.
Krent's Euch, den Pfeil zu führen und den Vogen,
Wohl, so will ich das Ziel Euch dazu geben.

Tell

spannt die Keutent und legt den Pfeil auf.

Deffnet die Gasse! Platz!

Stauffacher.

Was, Tell? Ihr woltet — Nimmermehr — Ihr zittert,
Die Hand erhebt Euch, Eure Knie wanken —

Tell löst die Keutent fest.

Mir schwimmt es vor den Augen!

Weiber.

Gott im Himmel!

Tell zum Landvogt.

Erlasst mir den Schuß. Hier ist mein Herz!

Er reißt die Brust auf.

Ruft Eure Reissigen und stoß mich nieder!

Gessler.

Ich will dein Leben nicht, ich will den Schuß.
— Du kannst ja Alles, Tell! An nichts verzagst du;
Das Steueruder führst du wie den Vogen;
Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt;
Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettetest Alle!

Tell steht in furchtseligen Kampf, mit den Händen zuckend und die redenden Augen bald auf den Landvogt, bald zum Himmel gerichtet.
— Tieflich greift er in seinen Röcher, nimmt einen zweiten Pfeil heraus und steckt ihn in seinen Koller. Der Landvogt bemerkt alle diese Bewegungen.

Walther Tell unter der Linde.

Vater, schließ zu! Ich fürcht' mich nicht.

Tell.

Es muß!

Er raßt sich zusammen und legt an.

Rudenz,

der die ganze Zeit über beständigen Spannung gestanden und mit Gewalt an sich gehalten, tritt hervor.

Herr Landvogt, weiter werdet Ihr's nicht treiben,
Ihr werdet nicht — Es war nur eine Prüfung —
Den Zweck habt Ihr erreicht — Zu weit getrieben
Verfehlt die Strenge ihres weisen Zwecks,
Und, allzustraff gespannt, zerspringt der Vogen.

Gessler.

Ihr schweigt, bis man Euch aufruft.

Rudenz.

Ich will reden!

Ich darf's! Des Königs Ehre ist mir heilig;
Doch solches Regiment muß Haß erwerben.
Das ist des Königs Wille nicht — ich darf's

Behaupten — Solche Grausamkeit verdient
Mein Volk nicht, dazu habt Ihr keine Vollmacht.
Gefler.

Ha, Ihr erkühnt Euch!

Rudenz.

Ich hab still geschwiegen
Zu allen schweren Thaten, die ich sah;
Mein sehend Auge hab' ich zugeschlossen,
Mein überswellend und empörtes Herz
Hab' ich hinabgedrückt in meinen Busen.
Doch länger schweigen wär Verrath zugleich
An meinem Vaterland' und an dem Kaiser.

Bertha

nurte sich zwischen ihn und den Landvogt.

O Gott, Ihr reizt den Wüthenden noch mehr.

Rudenz.

Mein Volk verließ ich, meinen Blutsverwandten
Entsagt' ich, alle Bande der Natur
Zerriss ich, um an Euch mich anzuschließen —
Das Beste Aller glaub' ich zu befördern,
Da ich des Kaisers Macht befestige —
Die Vinde fällt von meinen Augen — Schauernd
Erb' ich an einen Abgrund mich geführt —
Mein freies Urtheil habt Ihr irr geleitet,
Mein redlich Herz verführt — Ich war daran,
Mein Volk in besser Meinung zu verderben.

Gefler.

Verwegner, diese Sprache deinem Herrn?

Rudenz.

Der Kaiser ist mein Herr, nicht Ihr — Frei bin ich
Wie Ihr geboren, und ich messe mich
Mit Euch in jeder ritterlichen Tugend.
Und, stündet Ihr nicht hier in Kaisers Namen,
Den ich verehere, selbst, wo man ihn schändet,
Den Handschuh wär' ich vor Euch hin, Ihr solltet
Nach ritterlichem Brauch mir Antwort geben.
— Ja, winkt nur Euren Reisigen — Ich stehe
Nicht wehrlos da, wie Die —

Auf das Volk geizend.

Ich hab' ein Schwert,

Und, wer mir naht —

Stauffacher ruft

Der Apfel ist gefallen!

*Indem sich Alle nach dieser Seite genehmt und Bertha zwischen Rudenz
und den Landvogt sich gemessen, hat Zell den Pfeil abgefeuert.*

Höfsekmann.

Der Knabe lebt!

Viele Stimmen.

Der Apfel ist getroffen!

Welcher Jägerschwan! und dreht zu fliehen. Bertha hält ihn.

Gefler, erkannt.

Er hat geschossen? Wie? Der Rasende!

Bertha.

Der Knabe lebt! Kommt zu Euch, guter Vater!

Walther Zell

kommt mit dem Apfel geklungen.

Vater, hier ist der Apfel — Wüßt' ich's ja,
Du würdest deinen Knaben nicht verlegen.

Zell

*Hand mit vorgebogenem Arm, als wüßte er dem Pfeile folgen — die
Kumbrust entsetzt seine Hand — wie er den Knaben kommen sieht,
eilt er ihm mit ausgedehnten Armen entgegen und hebt ihn mit
bestiger Inbrunst zu sei em Herzen hinauf, in dieser Stellung hält
er trautlos zusammen. Alle haben gewartet.*

Bertha.

O güt'ger Himmel!

Walther stürzt zu Vater und Sohn.
Kinder! meine Kinder!

Stauffacher.

Gott sey gelobt!

Leuthold.

Das war ein Schuß! Davon
Wird man noch reden in den spätesten Zeiten.

Hudolph der Garsas.

Erzählen wird man von dem Schützen Zell,
Solang die Berge stehn auf ihrem Grunde.

Reicht dem Landvogt den Apfel.

Gefler.

Bei Gott, der Apfel mitten durch geschossen!
Es war ein Meistererschuß, ich muß ihn loben.

Höfsekmann.

Der Schuß war gut; doch wehe Dem, der ihn
Dazu getrieben, daß er Gott versuchte.

Stauffacher.

Kommt zu Euch, Zell, steht auf, Ihr habt Euch männlich
Gelöst, und frei könnt Ihr nach Hause gehen.

Höfsekmann.

Kommt, kommt und bringt der Mutter ihren Sohn!

Die wollen ihn wegführen.

Gefler.

Zell, höre!

Zell kommt zurück

Was befehlt Ihr, Herr?

Gefler.

Du stehst

Noch einen zweiten Pfeil zu dir — Ja, ja,
Ich sah es wohl — Was meinstest du damit?

Zell, weilen.

Herr, Das ist also bräunlich bei den Schützen.

Gefler.

Nein, Zell, die Antwort laß' ich dir nicht gelten:
Es wird was Andres wohl bedeutet haben.
Sag mir die Wahrheit freich und fröhlich, Zell!
Was es auch sey, dein Leben sich' ich dir.
Wozu der zweite Pfeil?

Zell.

Wohlan, o Herr,

Weil Ihr mich meines Lebens habt gesichert,
So will ich Euch die Wahrheit gründlich sagen.

Er zieht den Pfeil an

Koller und steht den Landvogt mit

schützenden Mund

Mit diesem zweiten Pfeil durchschoss ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Quer — wahrlich, hätt' ich nicht gefehlt.

Gefler.

Wohl, Zell! Des Lebens hab' ich dich gesichert;
Ich gab mein Ritterwort, das will ich halten —
Doch, weil ich deinen bösen Sinn erkannt,
Will ich dich führen lassen und verwahren,
Wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,
Damit ich sicher sey vor deinen Pfeilen.
Ergreift ihn! Ruchte! Bindet ihn!

Zell wird gekümdet

Stauffacher.

Wie, Herr!

So könntet Ihr, an einem Manne handeln,
An dem sich Gottes Hand sichtbar verkündigt?

Gefler.

Laß' sehen, ob sie ihn zweimal retten wird.
— Man bring' ihn auf mein Schiff! Ich folge nach
Sogleich, ich selbst will ihn nach Rügen führen.

Höfsekmann.

Das dürst Ihr nicht, Das darf der Kaiser nicht,
Das widerspreitet unsern Freiheitsbriefen!

Gefler.

Wo sind sie? Hat der Kaiser sie bestätigt?
Er hat sie nicht bestätigt — Diese Günst

Wilhelm Tell.

Muß erst erworben werden durch Gehorsam.
Rebellen seyd ihr Alle gegen Kaisers
Gericht und nährt verwegene Empörung.
Ich kenn' euch Alle — ich durchschau' euch gang —
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte;
Doch Alle seyd ihr theilhaft seiner Schuld.
Wer klug ist, lerne schweigen und gehorchen!

*Er entfernt sich, Wertha, Ribenz, Karras und Ruedte folgen. Greich-
hardt und Leuthold bleiben zurück.*

Walther Fürst in festigem Schmerz.
Es ist vorbei: er hat's beschlossen, mich
Mit meinem ganzen Hause zu verderben!

Stauffacher zu Tell.
O, warum mühtet Ihr den Wüthrich reizen!
Tell.

Bezwinge sich, wer meinen Schmerz gefühlt!
Stauffacher.
O, nun ist Alles, Alles hin! Mit Euch
Sind wir gefesselt Alle und gebunden!

Handleute umzingeln den Tell.
Mit Euch geht unser letzter Trost dahin!

Leuthold nähert sich.
Tell, es erbarmt mich — Doch ich muß gehorchen.
Tell.

Lebt wohl!

Walther Tell,
sich mit festigem Schmerz an ihn schmerzend
O Vater! Vater! lieber Vater!

Tell
hebt die Arme zum Himmel.
Dort droben ist dein Vater! Den ruf' an!
Stauffacher.

Tell, sag' ich Eurem Weibe nichts von Euch?

Tell
hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust.
Der Knab' ist unverlegt; mir wird Gott helfen.
Reißt sich schnell los und folgt den Wägenkutschern.

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Leptisches Ufer des Vierwaldstättersees

*Die seltsam gestalteten schiefen Felsen im Weken schliefen den See vor.
Der See ist bewegt, heftiges Rauschen und Tosen, heftiges Wühen und
Donnerschläge.*

Kunz von Gersau. Fischer und Fischerknabe.

Kunz.
Ich sah's mit Augen an, Ihr könnt mir's glauben;
's ist Alles so geschehen, wie ich Euch sagte.

Fischer.
Der Tell gefangen abgeführt nach Rühnacht.
Der beste Mann im Land, der bravste Arm,
Wenn's einmal gelten sollte für die Freiheit.

Kunz.
Der Landvogt führt ihn selbst den See herauf:
Sie waren eben dran, sich einzuschiffen,
Als ich von Blüelen abfuhr; doch der Sturm,
Der eben jetzt im Anzug' ist, und der
Nuch mich gezwungen, eilends hier zu landen,
Mag ihre Abfahrt wohl verhinbert haben.

Fischer.
Der Tell in Fesseln, in des Vogts Gewalt!
O, glaubt, er wird ihn tief genug vergraben,
Daß er des Tages Licht nicht wieder sieht!
Denn fürchten muß er die gerechte Rache
Des freien Mannes, den er schwer gereizt!

Kunz.
Der Altlandammann auch, der edle Herr
Von Aetinghausen, sagt man, liegt' am Tode.
Fischer.

So bricht der letzte Anker unsrer Hoffnung!
Der war es noch allein, der seine Stimme
Erheben durfte für des Volkes Rechte!

Kunz.
Der Sturm nimmt überhand. Gehabt Euch wohl!
Ich nehme Herberg' in dem Dorf: denn heut'
Ist doch an keine Abfahrt mehr zu denken.

Geht ab.
Fischer.
Der Tell gefangen, und der Freiherr todt!
Erheb die freche Stirne, Tyrannei,
Wirf alle Scham hinweg! Der Mund der Wahrheit
Ist stumm, das sehnde Auge ist geblendet,
Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!

Anabe.
Es hagelt schwer: kommt in die Hütte, Vater,
Es ist nicht kummlich, hier im Freien haufen.

Fischer.
Raset, ihr Winde! Flammt herab, ihr Blitze!
Ihr Völkchen, berstet! Gießt herunter, Ströme
Des Himmels, und ersäufet das Land! Zerstört
Im Keim die ungeborenen Geschlechter!
Ihr wilde Elemente, werdet Herr!
Ihr Völkchen, kommt, ihr alte Wölfe wieder
Der großen Wüste! euch gehört das Land.
Wer wird hier leben wollen ohne Freiheit!

Anabe.
Hört, wie der Abgrund rast, der Wirbel brüllt,
So hat's noch nie geraut in diesem Schlunde!

Fischer.
Zu zielen auf des eignen Kindes Haupt,
Solches ward keinem Vater noch geboten!
Und die Natur soll nicht in wildem Grimm
Eich drob empören — O, mich soll's nicht wundern,
Wenn sich die Felsen bücken in den See,
Wenn jene Zacken, jene Eifelhürme,
Die nie aufstauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niedererschmelzen,
Wenn die Berge brechen, wenn die alten Klüfte
Einstürzen, eine zweite Sündflut alle
Wohnstätten der Lebendigen verschlingt!

Man hört lauten

Anabe.
Hört Ihr, sie läuten droben auf dem Berg.
Gewiß hat man ein Schiff in Noth gesehen
Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.

Stürzt auf eine Kiste.

Fischer.
Wehe dem Fahrzeug, das, jetzt unterwegs,
In dieser furchtbarn Wiege wird gewiegt!
Hier ist das Steuer unnütz und der Steuerer,
Der Sturm ist Meister, Wind und Welle spielen.
Vall mit dem Menschen — Da ist nah' und fern
Kein Rufen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Handlos und schroff ansteigend starren ihm
Die Felsen, die unwirthlichen, entzogen
Und weisen ihm nur ihre steinern schroffe Brust.

Anabe deutet links.
Vater, ein Schiff! es kommt von Blüelen her.

Fischer.
Gott helf den armen Leuten! Wenn der Sturm
In dieser Wasserluft sich erst versangen,
Dann rast er um sich mit des Raubthiers Augst,
Das an des Bitters Eisenstäbe schlägt!
Die Pforte sucht er heulend sich vergebens:

Denn ringum schenkten ihn die Felsen ein,
Die himmelhoch den engen Paß vermauern.
Er steigt auf die Anhöhe.

Anabe.
Es ist das Herrenschiff von Uri, Vater,
Ich kenn's am roten Dach' und an der Fahne.

Fischer.
Gerichte Gottes! Ja, er ist es selbst,
Der Landvogt, der da fährt — Dort schiffet er hin
Und führt im Schiffe sein Verbrechen mit!
Schnell hat der Arm des Rächers ihn gefunden;
Jetzt kennt er über sich den stärkern Herrn.
Diese Wellen geben nicht auf seine Stimme;
Diese Felsen hücken ihre Häupter nicht
Vor seinem Gute — Ruabe, bete nicht!
Oreiß nicht dem Richter in den Arm!

Anabe.
Ich bete für den Landvogt nicht — Ich bete
Für den Tell, der auf dem Schiff sich mit befindet.

Fischer.
O Unvernunft des blinden Elements!
Müßt du, um einen Schuldigen zu treffen,
Das Schiff mit sammt dem Steuermann verderben!

Anabe.
Sieh, sieh, sie waren glücklich schon vorbei
Am Buggisgrat; doch die Gewalt des Sturms,
Der von dem Teufelsmünster widerprallt,
Wirft sie zum großen Ardenberg zurück.
— Ich seh sie nicht mehr.

Fischer.
Dort ist das Hackmesser,
Wo schon der Schiffe mehrere gebrochen.
Wenn sie nicht weislich dort verüberleuten,
So wird das Schiff verschmettert an der Kluh.
Die sich gähntregig abseufzt in die Tiefe.
— Sie haben einen guten Steuermann
Am Vord: könnt' Einer retten, wär's der Tell;
Doch dem sind Arm' und Hände ja gefesselt.

Wilhelm Tell mit der Sturmhut.

Er kommt mit raschen Schritten, blickt erschauert umher und zeigt die bestiegne Höhe. Wenn er mitten auf der See ist, wühlt er sich nieder, die Hände zu der See und dann zum Himmel ausstreckend.

Anabe *kennt ihn.*
Sieh, Vater, wer der Mann ist, der dort kniet?

Fischer.
Er faßt die Erde an mit seinen Händen
Und scheint wie außer sich zu seyn.

Anabe *kennt ihn.*
Was seh' ich! Vater! Vater, kommt und seht!

Fischer *nähert sich.*
Wer ist es? — Gott im Himmel! Was! der Tell?
Wie kommt Ihr hieher? Redet!

Anabe.
Wart Ihr nicht
Dort auf dem Schiff gefangen und gebunden?

Fischer.
Ihr wurdet nicht nach Rühnacht abgeführt?

Tell *steht auf.*
Ich bin befreit.

Fischer *und* *Anabe.*
Befreit! O Wunder Gottes!

Anabe.
Wo kommt Ihr her?

Tell.
Dort aus dem Schiffe.
Fischer.

Anabe *zugleich.*
Wo ist der Landvogt?

Was?

Tell.

Auf den Wellen treibt er.

Fischer.

Ist's möglich? Aber Ihr? wie seyd Ihr hier?
Seyd Euren Vanden und dem Sturm' entkommen?

Tell.

Durch Gottes gnäd'ge Fürsichung — Hört an!

Fischer *und* *Anabe.*

O, redet, redet!

Tell.

Was in Altdorf sich
Begeben, wißt ihr's?

Fischer.

Alles weiß ich, redet!

Tell.

Daß mich der Landvogt fassen ließ und binden,
Nach seiner Burg zu Rühnacht wollte führen.

Fischer.

Und sich mit Euch zu Flüelen eingeschiffet.
Wir wissen Alles. Sprechet, wie Ihr entkommen?

Tell.

Ich lag im Schiff, mit Stricken fest gebunden,
Wehrlos, ein aufgegeben Mann — Nicht hofft' ich,
Das frohe Licht der Sonne mehr zu sehn,
Der Gattin und der Kinder liebes Antlitz,
Und trostlos blidt' ich in die Wasserwüste —

Fischer.

O armer Mann!

Tell.

So fuhren wir dahin,
Der Vogt, Rudolph der Harras und die Knechte.
Mein Köcher aber mit der Armbrust lag
Am hintern Grausen bei dem Steuerruder.
Und, als wir an die See jetzt gelangt
Weim kleinen Aren, da verhängt' es Gott,
Daß solch ein grausam mörderisch Ungewitter
Gählings herfürbrach aus des Gottbarts Schlünden,
Daß allen Rudernern das Herz entfaul,
Und meinten Alle, elend zu ertrinken.
Da hört' ich's, wie der Diener einer sich
Zum Landvogt wendet und die Worte sprach:
Ihr sehet Eure Noth und unsrer, Herr,
Und daß wir All' am Rand des Todes schweben —
Die Steuerleute aber wissen sich
Vor großer Furcht nicht Rath und sind des Fahrens
Nicht wohl berichtet — Nun aber ist der Tell
Ein starker Mann und weiß ein Schiff zu steuern.
Wie, wenn wir sein jetzt brauchten in der Noth?
Da sprach der Vogt zu mir: Tell, wenn du dir's
Getrauteß, uns zu helfen aus dem Sturm,
So möcht' ich dich der Bande wohl entled'gen.
Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Vertrau' ich mir's und helf' uns wohl hiedannen.
So wart ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin;
Doch schiel' ich seitwärts, wo mein Schießzeug lag,
Und an dem Ufer merkt' ich scharf umher,
Wo sich ein Vortheil aufthät zum Entspringen.
Und, wie ich eines Brissartigs gewahre,
Das abgeplattet vorsprang in den See —

Fischer.

Ich kenn's, es ist am Fuß des großen Aren,
Doch nicht für möglich acht' ich's — so gar still
Geht's an — vom Schiff es springend abzureißen —

Tell.

Schrie ich den Knechten, handlich zuzugehn,
Bis daß wir vor die Felsenplatte kämen,

Dort, rief ich, sey das Aergste überstanden —
Und, als wir sie frischrudend bald erreicht,
Kieb' ich die Gnabe Gottes an und drückte,
Mit allen Leibeskraften angestemmt,
Den hintern Grausen an die Felswand hin.
Jetzt, schnell mein Schießzeug fassend, schwing' ich selbst
Hochspringend auf die Platte mich hinauf,
Und mit gewalt'gem Instoß' hinter mich
Schleudr' ich das Schiffelein in den Schlund der Wasser —
Dort mag's, wie Gott will, auf den Wellen treiben!
So bin ich hier, gerettet aus des Sturms
Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen.

Fischer.

Tell, Tell! ein sichtbar Wunder hat der Herr
An Euch gethan; kaum glaub' ich's meinen Sinnen —
Doch, sagt, wo gedenket Ihr jetzt hin?
Denn Sicherheit ist nicht für Euch, wofern
Der Landvogt lebend diesem Sturm' entkommt.

Tell.

Ich hör' ihn sagen, da ich noch im Schiff
Gebunden lag, er wolle bei Brunnen landen
Und über Schwyz nach seiner Burg mich führen.

Fischer.

Will er den Weg dahin zu Lande nehmen?

Tell.

Er denkt's.

Fischer.

O, so verbergt Euch ohne Säumen!
Nicht zweimal hilft Euch Gott aus seiner Hand.

Tell.

Nennt mir den nächsten Weg nach Arth und Rüsnach.

Fischer.

Die offene Straße zieht sich über Steinen;
Doch einen kürzern Weg und heimlichern
Kann Euch mein Knabe über Lowertz führen.

Tell gibt ihm die Hand.

Gott lohn' Euch Eure Gutthat. Lebet wohl.

Geht und lebet wieder um.

— Habt Ihr nicht auch im Rüttli mitgeschworen?
Mir dünkt, man nannt' Euch mir —

Fischer.

Ich war dabei

Und hab den Eid des Bundes mit beschworen.

Tell.

So eilt nach Würglen, thut die Lieb mir an!
Mein Weib verzagt um mich: verkündet ihr,
Daß ich gerettet sey und wohl geborgen.

Fischer.

Doch wohin sag' ich ihr, daß Ihr geklohn?

Tell.

Ihr wezdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und Andre, die im Rüttli mit geschworen —
Sie sollen wacker seyn und gutes Muths:
Der Tell sey frei und seines Armes mächtig;
Wald werden sie ein Weित्रes von mir hören.

Fischer.

Was habt Ihr im Gemüth? Entdeckt mir's frei!

Tell.

Ist es gethan, wird's auch zur Rede kommen.

Geht ab.

Fischer.

Zeig' ihm den Weg, Jenni — Gott steh' ihm bei!
Er fährt's zum Ziel, was er auch unternommen.

Geht ab.

Zweite Scene.

Schloß zu Küssnacht.

Der Freiherr, in einem Armisiegel, stehend. **Walther**
Fürst, Stauffacher, Melchthal und Baumgarten,
um ihn beschützt. **Walther Tell,** knieend vor dem Sterbenden.

Walther Fürst.

Es ist vorbei mit ihm, er ist hinüber.

Stauffacher.

Er liegt nicht, wie ein Todter — Seht, die Feder
Auf seinen Lippen regt sich! Ruhig ist
Sein Schlaf, und friedlich lächeln seine Züge.

Baumgarten geht an die Thür

Jemand.

Walther Fürst zu **Baumgarten**

Wer ist's?

Baumgarten kommt zurück.

Es ist Frau Hedwig, Eure Tochter;
Sie will Euch sprechen, will den Knaben sehn.

Walther Tell richtet sich auf.

Walther Fürst.

Kann ich sie trösten? Hab' ich selber Trost?
Häuft alles Leiden sich auf meinem Haupt?

Hedwig, hereinbringend.

Wo ist mein Kind? Laßt mich, ich muß es sehn —

Stauffacher.

Laßt Euch! Bedenkt, daß Ihr im Haus des Todes —

Hedwig stürzt auf den Knaben.

Mein Wälsky! O, er lebt mir!

Walther Tell hängt an ihr.

Arme Mutter!

Hedwig.

Ist's auch gewiß? Bißt du mir unverleßt?

Wetrachtet ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

Und es ist möglich? Kennst' er auf dich zielen?
Wie konnt' er's? O, er hat kein Herz — Er konnte
Den Pfeil abdrücken auf sein eignes Kind!

Walther Fürst.

Er that's mit Angst, mit schmerzzerzitterter Seele;
Gezwungen that er's, denn es galt das Leben.

Hedwig.

O, hätt' er eines Vaters Herz, eh' er's
Gethan, er wäre tausendmal gestorben!

Stauffacher.

Ihr solltet Gottes gnädige Schickung preisen,
Die es so gut gelenkt —

Hedwig.

Kann ich vergessen,
Wie's hätte kommen können? — Gott des Himmels!
Und, lebt' ich achtzig Jahr — ich seh' den Knaben ewig
Gebunden stehn, den Vater auf ihn zielen,
Und ewig fliegt der Pfeil mir in das Herz.

Melchthal.

Frau, wüßtet Ihr, wie ihn der Vogt gereizt!

Hedwig.

O rohes Herz der Männer! Wenn ihr Stolz
Beleidigt wird, dann achten sie nichts mehr;
Sie sehen in der blinden Wuth des Spiels
Das Haupt des Kindes und das Herz der Mutter!

Baumgarten.

Ist Eures Mannes Los nicht hart genug,
Daß Ihr mit schwerem Tadel ihn noch fränkt?
Für seine Leiden habt Ihr kein Gefühl?

Hedwig

Lebet sich nach ihm um und seht ihn mit einem großen Blick an.

Haßt du nur Thränen für des Freundes Unglück?
— Wo waret ihr, da man den Trefflichen
In Bande schlug? Wo war da eure Hülfe?
Ihr sahet zu, ihr ließt das Gräßliche geschehn;
Geduldig littet ihr's, daß man den Freund

Aus eurer Mitte führte — Hat der Tell
Auch so an euch gehandelt? Stand er auch
Behauernd da, als hinter die die Reiter
Des Landvogts drangen, als der wüth'ge See
Vor dir erbrauste? Nicht mit müß'gen Thränen
Beklagt' er dich, in den Nachen sprang er, Weib
Und Kind vergaß er und befreite dich —

Walther Fürst.

Was konnten wir zu seiner Rettung wagen,
Die kleine Zahl, die unbewaffnet war!

Hedwig wies sich an seine Brust.

O Vater! Und auch du hast ihn verloren!
Das Land, wie Alle haben ihn verloren!
Uns Allen fehlt er, ach, wir fehlen ihm!
Gott rette seine Seele vor Verzweiflung.
In ihm hinab ins die Vurgverließ
Dringt keines Freundes Trost — Wenn er erkrankte!
Ach, in des Kerkers feuchter Finsterniß
Muß er erkranken — Wie die Alpenrose
Bleicht und verkümmert in der Sumpfesluft:
So ist für ihn kein Leben als im Licht
Der Sonne, in dem Balsamstrom der Lüfte.
Gefangen! Er! Sein Athem ist die Freiheit:
Er kann nicht leben in dem Hauch der Gräfte.

Stauffacher.

Bernhigt Euch! Wir Alle wollen handeln,
Um seinen Kerker aufzuthun.

Hedwig.

Was könnt ihr schaffen ohne ihn? — Solang
Der Tell noch frei war, ja, da war noch Hoffnung.
Da hatte noch die Unschuld einen Freund,
Da hatte einen Helfer der Verfolgte,
Euch Alle rettete der Tell — Ihr Alle
Zusammen könnt nicht seine Fesseln lösen!

Der Herrscher sprach:

Daumgarten.

Er regt sich, still!

Attinghausen, *so auch die andern.*

Wo ist er?

Stauffacher.

Wer?

Attinghausen.

Er fehlt mir,

Verläßt mich in dem letzten Augenblick!

Stauffacher.

Er meint den Junfer — Schickt man nach ihm?

Walther Fürst.

Es ist nach ihm gesendet — Tröstet Euch!
Er hat sein Herz gefunden, er ist unser.

Attinghausen.

Hat er gesprochen für sein Vaterland?

Stauffacher.

Mit Heldenkühnheit.

Attinghausen.

Warum kommt er nicht,
Um meinen letzten Segen zu empfangen?
Ich fühle, daß es schnellig mit mir endet.

Stauffacher.

Nicht also, edler Herr! Der kurze Schrei
Hat Euch erquickt, und hell ist Euer Blick.

Attinghausen.

Der Schmerz ist Leben, er verließ mich auch.
Das Leiden ist, so wie die Hoffnung, aus.

Er bemerkt den Kranken.

Wer ist der Kranke?

Walther Fürst.

Segnet ihn, o Herr!

Er ist mein Enkel und ist vaterlos.

Hedwig stürmt mit dem Kranken vor dem Sterbenden nieder.

Attinghausen.

Und vaterlos laß ich euch Alle, Alle
Zurück — Weh mir, daß meine letzten Blicke
Den Untergang des Vaterlands gesehn!
Muß ich des Lebens höchstes Maß erreichen,
Um ganz mit allen Hoffnungen zu sterben!

Stauffacher zu Walther Fürst.

Soll er in diesem finstern Kummer scheiden?
Erheben wir ihm nicht die letzte Stunde
Mit schönem Strahl der Hoffnung? — Edler Freiherr!
Erhebet Euren Geist! Wir sind nicht ganz
Verlassen, sind nicht rettungslos verloren.

Attinghausen.

Wer soll euch retten?

Walther Fürst.

Wir uns selbst. Vernehmt!

Es haben die drei Lände sich das Wort
Ergeben, die Tyrannen zu versagen.
Geschlossen ist der Bund, ein heil'ger Schwur
Verbindet uns. Es wird gehandelt werden.
Oh noch das Jahr den neuen Kreis beginnt.
Euer Staub wird ruhn in einem freien Lande.

Attinghausen.

O, saget mir! Geschlossen ist der Bund?

Melchthal.

Am gleichen Tage werden alle drei
Waldstädte sich erheben. Alles ist
Vereit, und das Geheimniß wohlbewahrt
Bis jetzt, obgleich viel Hunderte es theilen.
Hohl ist der Boden unter den Tyrannen:
Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt,
Und bald ist ihre Spur nicht mehr zu finden.

Attinghausen.

Die festen Burgen aber in den Länden?

Melchthal.

Sie fallen alle an dem gleichen Tag.

Attinghausen.

Und sind die Erlen dieses Bundes theilhaftig?

Stauffacher.

Wir harren ihres Weistands, wenn es gilt;
Jetzt aber hat der Landmann nur geschworen.

Attinghausen

richtet sich langsam in die Höhe, mit großem Verhasse.

Hat sich der Landmann selber That verwogen,
Aus eigenem Mitleid ohne Hülf der Edeln,
Hat er der eignen Kraft so viel vertraut —
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr:
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.

Er legt seine Hand auf das Haupt des Kindes, das vor ihm auf den Boden sinkt.

Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird euch die neue, bess're Freiheit grünen:
Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Stauffacher zu Walther Fürst.

Gehi, welcher Glanz sich um sein Aug' ergiebt!
Das ist nicht das Geleschen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens.

Attinghausen.

Der Adel steigt von seinen alten Burgen
Und schwört den Städten seinen Bürgered;
Im Necht Land schon, im Thurgau hat's begonnen;
Die edle Bern erhebt ihr herrschend Haupt;
Freiburg ist eine sichere Burg der Freien;
Die rege Zürich waffnet ihre Mäusle.

**Zum kriegerischen Heer' — es bricht die Macht
Der Könige sich an ihren ew'gen Wällen —**

Er spricht das Folgende mit dem Ton eines Gebers — seine Rede steigt
sich zur Begeisterung.

Die Fürsten seht ich und die edeln Herrn
In Harnischen herangezogen kommen,
Ein harmlos Volk von Hirten zu bekriegen.
Auf Tod und Leben wird gekämpft, und herrlich
Wird mancher Paß durch blutige Entscheidung.
Der Landmann stürzt sich mit der nackten Brust,
Ein freies Opfer, in die Schaar der Lanzen!
Er bricht sie, und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne.

Walthers Fürst und Stauffacher's Hände lassend.

Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —
Kein Ort der Freiheit sey dem andern fremd —
Hochwachten stellet aus auf euren Bergen,
Daß sich der Bund zum Bunde rasch versammle —
Seyd einig — einig — einig —

Er fällt in das Rufen zurück — seine Hände kalten entseelt noch die
Kündern geliebt. Fürst und Stauffacher betrachten ihn noch eine Zeit
lang schweigend; dann treten sie hinweg, Jeder seinem Schmerz
lassen. Unterdrücken sind die Kräfte sich heringedrungen, sie
ren sich mit Zeichen eines stillen oder besitzigen Schmerzens,
ige knien bei ihm nieder und weinen auf seine Da b; während
Ein und die Rungglocke gelai

Ruden z zu den Vorigen.

Ruden z, rasch eintretend.

Lebt er? O, saget, kann er mich noch hören?

Walthers Fürst

deutet hin mit weggewandtem Gesicht.

Ihr seyd jetzt unser Lehensherr und Schirmer,
Und dieses Schloß hat einen andern Namen.

Ruden z

erschüttert den Reichenam und steht von heftigem Schmerz ergriffen.

O güte Gott! — Kommt meine Men zu spät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht! — er ist
Dahin, ist fort auf immerdar und läßt mir
Die schwere, unbezahlte Schuld! — O, saget!
Schied er dahin in Muth gegen mich?

Stauffacher.

Er hörte sterbend noch, was Ihr gethan,
Und segnete den Muth, mit dem Ihr sprach!

Ruden z kniet an dem Todten nieder.

Ja, heil'ge Reste eines theuren Mannes!
Entseelter Leichnam! hier gelob' ich dir's
In deine kalte Todtenhand — zerrissen
Hab' ich auf ewig alle fremde Bande;
Zurückgegeben bin ich meinem Volk;
Ein Schweizer bin ich, und ich will es seyn
Von ganzer Seele — —

Auffstehend.

Trauert um den Freund,

Den Vater Aller, doch verzaget nicht!
Nicht bloß sein Erbe ist mir zugefallen:
Es steigt sein Herz, sein Geist auf mich herab,
Und leisten soll euch meine frische Jugend,
Was euch sein greises Alter schuldig blieb.
— Ehrwürdig'ger Vater, gebt mir Eure Hand!
Gebt mir die Tüchtige! Melchthal, auch Ihr!
Bedenkt Euch nicht! O, wendet Euch nicht weg!
Empfanget meinen Schwur und mein Gelübde!

Walthers Fürst.

Gibt ihm die Hand! Sein widerkehrend Herz
Verdient Vertrauen.

Melchthal.

Ihr habt den Landmann nichts geachtet.

Sprecht, wessen soll man sich zu Euch versehen?

Ruden z.

O, denket nicht des Irrthums meiner Jugend!

Stauffacher zu Melchthal.

Seyd einig! war das letzte Wort des Vaters.
Gedenket dessen!

Melchthal.

Hier ist meine Hand!

Des Bauern Handschlag, edler Herr, ist auch
Ein Manneswort! Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter, als der Eure.

Ruden z.

Ich ehr' ihn, und mein Schwert soll ihn beschützen.

Melchthal.

Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoß besucht,
Kann auch des Mannes Brust beschützen.

Ruden z.

Ihr

Sollt meine Brust, ich will die eure schützen,
So sind wir Einer durch den Andern stark.
— Doch wozu reden, da das Vaterland
Ein Raub noch ist der fremden Tyrannei?
Wenn erst der Boden rein ist von dem Feind,
Dann wollen wir's in Frieden schon vergleichen.

Nachdem er einen Augenblick inne gehalten.

Ihr schweigt? Ihr habt mir nichts zu sagen? Wie!
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?
So muß ich wider euren Willen mich
In das Geheimniß eures Bundes drängen.
— Ihr habt getagt — geschworen auf dem Rüttli —
Ich weiß — weiß Alles, was ihr dort verhandelt,
Und, was mir nicht von euch vertraut ward,
Ich hab's bewahrt gleichwie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir,
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt.
— Doch übel thatet ihr, es zu verschieben,
Die Stunde dringt, und rascher That bedarfs —
Der Tell ward schon das Opfer eures Säumens —

Stauffacher.

Das Christfest abzuwarten, schworen wir.

Ruden z.

Ich war nicht dort, ich hab nicht mitgeschworen.
Wartet ihr ab, ich handie.

Melchthal.

Was? Ihr wolltet —

Ruden z.

Des Landes Väteru zähl' ich mich jetzt bei,
Und meine erste Pflicht ist, euch zu schützen.

Walthers Fürst.

Der Erde diesen theuren Staub zu geben,
Ist Eure nächste Pflicht und heiligste.

Ruden z.

Wenn wir das Land befreit, dann legen wir
Den frischen Kranz des Siegs ihm auf die Wähe.
— O Freunde! eure Sache nicht allein,
Ich habe meine eigne anzusechten
Mit dem Tyrannen — Hört und wißt! Verschwunden
Ist meine Bertha, heimlich weggeraubt,
Mit jeder Treue that, aus unsrer Mitte!

Stauffacher.

Solcher Gewaltthat hätte der Tyrann
Wider die freie Erde sich verwogen?

Ruden z.

O meine Freunde! euch versprach ich Hülfen,
Und ich zuerst muß sie von euch ersehn.
Geraubt, entrißen ist mir die Geliebte.

Wer weiß, wo sie der Wälfende verbirgt,
Welcher Gewalt sie frevelnd sich erlühnen,
Ihr Herz zu zwingen zum verhassten Band!
Verlaßt mich nicht, o, helft mir sie erretten —
Sie liebt euch, o, sie hat's verdient ums Land,
Daß alle Arme sich für sie bewaffnen —

Walt her Fürst.

Was wollt Ihr unternehmen?

Rudenz.

Weiß ich's? Ach,
In dieser Nacht, die ihr Geschick umhüllt,
In dieses Zweifels ungeheurer Angst,
Wo ich nichts Festes zu erfassen weiß,
Ist mir nur Dieses in der Seele klar:
Unter den Trümmern der Tyrannenmacht
Allein kann sie hervorgegraben werden;
Die Wessen alle müssen wir bewingen,
Ob wir vielleicht in ihren Kerker bringen.

Meinthal.

Kommt, führt uns an! Wir folgen Euch. Warum
Bis morgen sparen, was wir heut vermögen?
Frei war der Tell, als wir im Mülli schworen,
Das Ungeheure war noch nicht geschehen.
Er bringt die Zeit ein anderes Geßeg:
Wer ist so feig, der jetzt noch könnte zagen!

Rudenz zu Stauffacher und Walter Fürst.

Indeß, bewaffnet und zum Werk bereit,
Erwartet ihr der Berge Feuerzeichen:
Denn schneller, als ein Wetterschlag, stiegt,
Soll euch die Botenschaft unsers Siegs erreichen,
Und, seht ihr leuchten die willkommenen Flammen,
Dann auf die Feinde stürzt, wie Wetters Strahl,
Und bricht denn Bau der Tyrannei zusammen.

Dritte Scene.

Die hohle Gasse der Rüschnacht.

Man steigt von Hütten zwischen Felsen herunter, und die Wandrer werden, ehe sie auf der Scene erscheinen, schon von der Feste griehen. Felsen umschließen die ganze Scene, auf einem der vorderen ist ein Vorsprung, mit Gesträuch bewachsen.

Tell tritt auf mit der Rembrist.

Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es fährt kein andrer Weg nach Rüschnacht — Hier
Hollenb' ich's — Die Gelegenheit ist günstig.
Dort der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von dort herab kann ihn mein Pfeil erlangen;
Des Weges Enge wehret den Verfolgern.
Mach deine Rechnung mit dem Himmel, Vogt!
Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.

Ich lebte still und harmlos — das Geschloß
War auf des Waldes Thiere nur gerichtet,
Meine Gedanken waren rein von Mord —
Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt;
Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt —
Wer sich des Kindes Haupt zum Ziele setzte,
Der kann auch treffen in das Herz des Feinds.

Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wuth
Geschützen, Landvogt! — Da, als ich den Vogenstrang
Anzog — als mir die Hand erzitterte —
Als du mit grausam teuflischer Lust
Mich grangst, auf's Haupt des Kindes anzulegen —
Als ich unmächtig stehend rang vor dir:
Damals gelob' ich mir in meinen Innern

Mit furchtbarem Eidschwur, den nur Gott gehört,
Daß meines nächsten Schusses erstes Ziel
Dein Herz seyn sollte — Was ich mir gelobt
In jenes Augenblickes Höllequalen,
Ist eine heilige Schuld: ich will sie zahlen.

Du bist mein Herr und meines Kaisers Vogt;
Doch nicht der Kaiser hätte sich erlaubt,
Was du — Er sandte dich in diese Lande,
Um Recht zu sprechen — strenges, denn er zürnet —
Doch nicht, um mit der mörderischen Lust
Dich jedes Gräuels straflos zu erfreuen:
Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.

Komm du hervor, du Bringer bitterer Schmerzen,
Mein theures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz —
Ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt
Der frommen Bitte undurchdringlich war —
Doch dir soll es nicht widerstehn — Und du,
Vertraute Vogenschnur, die so oft
Mir treu gedient hat in der Freude Spielen,
Verlaß mich nicht im furchterlichen Ernst!
Nur jetzt noch halte fest, du treuer Strang,
Der mir so oft den herben Pfeil befügelt —
Entdann' er jago kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Wandrer gehen über die Scene.

Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereit —
Denn hier ist keine Heimat — Jeder treibt
Sich an dem Andern rasch und fremd vorüber
Und fraget nicht nach seinem Schmerz! — Hier geht
Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
Der düstre Räuber und der heitere Spielmann,
Der Säumer mit dem schwer beladenen Ruck,
Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
Denn jede Straße führt aus End der Welt.
Sie Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geschäft — und meines ist der Mord!

E. g. st.

Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder,
Da war ein Freuen, wenn er wieder kam:
Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas,
War's eine schöne Alpenblume, war's
Ein seltner Vogel oder Ammonshorn,
Wie es der Wanderer findet auf den Bergen —
Jetzt geht er einem andern Maidwerk nach:
Am wilden Weg sitzt er mit Mordgedanken;
Des Feindes Leben ist's, worauf er lauert.
— Und doch an euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — Euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Vogen spannen.

E. tritt auf.

Ich laure auf ein edles Wild — Läßt sich's
Der Jäger nicht verdrängen, Tage lang
Umher zu streifen in des Winters Strenge,
Von Fels zu Fels den Vagesprung zu thun,
Hinan zu klimmen an den glatten Wänden,
Wo er sich ankennt mit dem eignen Blut',
— Um ein armfellig Crotthier zu erjagen.
Hier gilt es einen köstlicheren Preis,
Das Herz des Todfeinds, der mich will verderben.

Man hört von fern eine heitere Musik, welche sich nähert.

Mein ganzes Leben lang hab' ich den Vogen
Gehandhabt, mich geübt nach Schützenregel;
Ich habe oft geschossen in das Schwarze
Und manchen schönen Preis mir heimgebracht
Vom Freudenschleßen — Aber heute will ich

Den Meisterschuss thun und das Beste mir
Im ganzen Umkreis des Oberrheins gewinnen.

Eine Hochzeit zieht über die Scene und durch den Fohlweg hinauf. Tell betrachtet sie, auf seinen Wegen gefolgt; Stüssi, der Gluckshaus, grüßt sich zu ihm.

Stüssi.

Das ist der Klostermair von Mörlißbach,
Der hier den Brautlauf hält — ein reicher Mann:
Er hat wohl zehn Centen auf den Alpen.
Die Braut holt er jetzt ab zu Amsee,
Und diese Nacht wird hoch geschwelgt zu Rüschnacht.
Kommt mit! 's ist jeder Wiedermann geladen.

Tell.

Ein creuser Gast stimmt nicht zum Hochzeitshaus.

Stüssi.

Drückt Euch ein Kummer, werft ihn frisch vom Herzen!
Rehnt mit, was kommt; die Zeiten sind jetzt schwer:
Denn muß der Mensch die Freude leicht ergreifen.
Hier wird gefreit und anderwärts begraben.

Tell.

Und oft kommt gar das Eine zu dem Andern.

Stüssi.

So geht die Welt nun. Es gibt allerwegen
Unglücks genug — Ein Ruß ist gegangen
Im Glarner Land, und eine ganze Elite
Vom Glärnisch eingesunken.

Tell.

Wanken auch

Die Berge selbst? Es steht nichts fest auf Erden.

Stüssi.

Auch anderwärts vernimmt man Wunderdinge.
Da sprach ich Einen, der von Baden kam.
Ein Ritter wollte zu dem König reiten,
Und unterwegs begegnet ihm ein Schwarm
Von Hornissen: die fallen auf sein Ross,
Doch es vor Märlen tot zu Boden sinkt,
Und er zu Tode ankommt bei dem König.

Tell.

Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben.

Armgarth kommt mit mehreren Kindern und stellt sich an den
Eingang des Fohlwegs.

Stüssi.

Man deutet's auf ein großes Landesunglück,
Auf schwere Thaten wider die Natur.

Tell.

Vergleichen Thaten bringet jeder Tag;
Kein Wunderzeichen braucht sie zu verkünden.

Stüssi.

Ja, wohl Dem, der sein Feld bestellt in Ruh'
Und ungekränkt daheim sitzt bei den Seinen.

Tell.

Es kann der Trümmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.

Tell steht oft mit unruhiger Erwartung nach der Höhe des Berges.

Stüssi.

Gehabt Euch wohl — Ihr wartet hier auf Jemand?

Tell.

Das thut ich.

Stüssi.

Brohe Heimkehr zu den Eltern!
— Ihr seyd aus Uri? Unser gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, wird noch heut von dort erwartet.

Wanderer kommt.

Den Vogt erwartet hent nicht mehr. Die Wasser
Sind ausgetreten von dem großen Regen,
Und alle Brücken hat der Strom zerissen.

Tell steht auf.

Armgarth kommt vorwärts.

Der Landvogt kommt nicht!

Stüssi.

Sucht Ihr was an ihn?

Armgarth.

Ach, freilich!

Stüssi.

Warum stellet Ihr Euch denn
In dieser hohlen Gass' ihm in den Weg?

Armgarth.

Hier weicht er mir nicht aus, er muß mich hören.

Frieschhardt

kommt eilfertig den Fohlweg herab und ruft in die Scene.

Man fahre aus dem Weg — Mein gnäd'ger Herr,
Der Landvogt, kommt nicht hinter mir geritten.

Tell geht ab.

Armgarth, leise.

Der Landvogt kommt!

Sie geht mit ihren Kindern nach der vordern Scene. Gessler und Rudolph der Harras zeigen sich zu Weib auf der Höhe des Bergs.

Stüssi zum Frieschhardt.

Wie kamt ihr durch das Wasser,
Da doch der Strom die Brücken fortgerührt?

Frieschhardt.

Wir haben mit dem See gefochten, Freund,
Und fürchten uns vor keinem Alpenwasser.

Stüssi.

Ihr wart zu Schiff in dem gewaltigen Sturm?

Frieschhardt.

Das waren wir. Mein Vebtag den! ich dran —

Stüssi.

O, bleibt, erzählt!

Frieschhardt.

Laß mich, ich muß voraus,
Den Landvogt muß ich in der Burg verkünden.

ab.

Stüssi.

Wären gute Leute auf dem Schiff gewesen,
In Grund gesunken wär's mit Mann und Maus;
Dem Volk kann weder Wasser bei noch Feuer.

Er setzt sich um.

Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich sprach?

Gest. ab.

Gessler und Rudolph der Harras zu Weib.

Gessler.

Sagt, was Ihr wollt, ich bin des Kaisers Diener
Und muß drauf denken, wie ich ihm gefalle.
Er hat mich nicht ins Land geschickt, dem Volk
Zu schmeicheln und ihm Laus zu thun — Gehorsam
Erwartet er: der Streit ist, ob der Bauer
Soll Herr seyn in dem Lande oder der Kaiser.

Armgarth.

Jetzt ist der Augenblick! Jetzt bring' ich's an!

Madett sich fort.

Gessler.

Ich hab den Gut nicht aufgesteckt zu Alders
Des Eberges wegen, oder um die Herzen
Des Volks zu kränzen: diese kenn' ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Wir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das Unbequeme hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug' und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen.

Rudolph.

Das Volk hat aber doch gewisse Rechte —

Gessler.

Die abwägen, ist jetzt keine Zeit!
— Weitschicht'ge Dinge sind im Werk und Werden;
Das Kaiserhaus will wachsen; was der Vater
Glorreich begonnen, will der Sohn vollenden.

Dies kleine Volk ist uns ein Stein im Weg —
So oder so — es muß sich unterwerfen.

Die wollen vorüber. Die Frau wußt sich vor dem Landvogt nieder.

Armgarth.

Warmherzigkeit, Herr Landvogt! Gnade! Gnade!

Gessler.

Was drängt Ihr Euch auf offener Straße mir
In Weg — Zurück!

Armgarth.

Mein Mann liegt im Gefängniß;
Die armen Waisen schreien nach Brod — Habt Mitleid,
Gestrenger Herr, mit unserm großen Glend!

Rudolph.

Wer seyd Ihr? Wer ist Euer Mann?

Armgarth.

Ein armer

Wildheuer, guter Herr, vom Nigiberge,
Der überm Abgrund weg das freie Gras
Abmählet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen —

Rudolph *zum Landvogt.*

Bei Gott, ein elend und erbärmlich Leben!
Ich bitt' Euch, gebt ihn los, den armen Mann!
Was er auch Schweres mag verschuldet haben,
Strafe genug ist sein entsetzlich Hantwerk.

zu der Frau.

Euch soll Recht werden — Trümmen auf der Burg
Nennt Eure Witte — Hier ist nicht der Ort.

Armgarth.

Nein, nein, ich weide nicht von diesem Platz,
Bis mir der Vogt den Mann zurückgegeben!
Schon in den sechsten Wend liegt er im Thurm
Und harret auf den Richterpruch vergebens.

Gessler.

Weib, wollt Ihr mir Gewalt anthun? Hinweg!

Armgarth.

Gerechtigkeit, Landvogt! Du bist der Richter
Im Lande an des Kaisers Statt und Gottes.
Thu deine Pflicht! So du Gerechtigkeit
Vom Himmel hoffest, so erleihe sie uns!

Gessler.

Fort! Schafft das freche Volk mir aus den Augen!

Armgarth *geht in die Stadt des Thores.*

Nein, nein, ich habe nichts mehr zu verlieren.
— Du kommst nicht von der Stelle, Vogt, bis du
Mir Recht gesprochen — Halte deine Stimme,
Wolle die Augen, wie du willst — Wir sind
So grenzenlos unglücklich, daß wir nichts
Nach deinem Zorn mehr fragen —

Gessler.

Weib, mach Platz.

Oder mein Roß geht über dich hinweg.

Armgarth.

Lass' es über mich dahin gehn — Da —

Die reißt ihre Kinder zu Boden und stößt sich mit dem Kopf an den Felsen.

Armgarth' ich

Mit meinen Kindern — Sag die armen Waisen
Von deines Pferdes Huf getreten werden!
Es ist das Vergelt nicht, was du gethan —

Rudolph.

Weib, seyd Ihr rasend?

Armgarth, *schreit fortstehend.*

Traten du doch längst

Das Land des Ritters unter deine Hügel!
— Ich bin nur ein Weib! Wär' ich ein Mann,
Ich wüßte wohl was Besseres, als hier
Im Staub zu liegen —

Man hört die vorige Nacht wieder auf der Höhe des Bergs, aber gedämpft.

Gessler.

Wo sind meine Knechte?

Man reiße sie von hinnen, oder ich
Vergesse mich und thue, was mich reuet.

Rudolph.

Die Knechte können nicht hindurch, o Herr!
Der Hohlweg ist gesperrt durch eine Hochzeit.

Gessler.

Ein allzu milder Herrscher bin ich noch
Gegen dies Volk — die Zungen sind noch frei,
Es ist noch nicht ganz, wie es soll, gebändigt —
Doch es soll anders werden, ich gelob' es:
Ich will ihn brechen, diesen starren Sinn,
Den festen Geist der Freiheit will ich bengen.
Ein neu Gesetz will ich in diesen Landen
Verkündigen — Ich will —

*Ein Pfeil durchbohrt ihn: er fällt mit der Hand ans Herz und mit
seiner Wut mannes Stimme.*

Gott sey mir gnädig!

Rudolph.

Herr Landvogt — Gott! Was ist Das? Woher kam Das?

Armgarth, *auffahrend.*

Mord! Mord! Er taumelt, sinkt! Er ist getroffen!

Rudolph *springt vom Fels.*

Welch gräßliches Ereigniß — Gott — Herr Ritter —
Nacht die Erbarmung Gottes an! — Ihr seyd
Ein Mann des Todes!

Gessler.

Das ist Tell's Geschick.

*Ein vom Fels herab dem Ritter's Fackel in den Arm geschleudert und
mit der Hand zertrümmert.*

Tell

erschrickt über die That des Mörders.

Du kennst den Schützen, und seinen andern!
Drei sind die Hütten, sicher in die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden.

Verdammte der von der Höhe des Bergs herab.

Stüssi *ruft.*

Was gibt es hier? Was hat sich zgetragen?

Armgarth.

Der Landvogt ist von einem Pfeil durchschossen.

Volk *im Thore stehend.*

Wer ist erschossen?

Ein Mann der Höhe herab: der Landvogt, auf dem Rücken liegend, mit der Hand zertrümmert.

Rudolph der Harras.

Er verblutet sich.

Hört, schafftet Hüfte! Seht dem Wörder nach!
— Berthener Mann, so muß es mir dir enden;
Doch meine Warnung wolltest du nicht hören!

Stüssi.

Bei Gott, so hast er bleich und ohne Leben!

Viele Stimmen.

Wer hat die That gethan?

Rudolph der Harras.

Nas: dieses Volk,

Daß es dem Word Muth macht? Laßt sie schweigen!

Ein Mann der Höhe herab: der Landvogt, auf dem Rücken liegend, mit der Hand zertrümmert.
Herr Landvogt, rettet wenn Ihr könnt — Habt Ihr
Mir nichts mehr zu vertrauen?

Ein Mann der Höhe herab: der Landvogt, auf dem Rücken liegend, mit der Hand zertrümmert.

Wo soll ich hin?

— Nach Rügnacht? Ich versteh' Euch nicht — O, werdet
Nicht ungeduldig — Laßt das Irdische!

Denkt jetzt, Euch mit dem Himmel zu versöhnen.
Ein Mann der Höhe herab: der Landvogt, auf dem Rücken liegend, mit der Hand zertrümmert.

Wilhelm Tell.

Stüssi.

Steh, wie er bleich wird — Seht, seht tritt der Tod
Ihm an das Herz — Die Augen sind gebrochen.

Armgarth *setzt ein Kind empor.*

Seht, Kinder, wie ein Wüthendich verschelbet!

Rudolph der Harnas.

Wahnsinnige Weiber, habt ihr kein Gefühl,
Daß ihr den Blick an diesem Schreckniß weidet?
— Geist! — leget Hand an — Steht mir Niemand bei,
Den Schmerzensepfeil ihm aus der Brust zu ziehn?

Weiber *treten zurück.*

Wir ihn berühren, welchen Gott geschlagen!

Rudolph der Harnas.

Bluth treff' euch und Verdammniß!

zieht das Schwert.

Stüssi *fällt ihm in den Arm.*

Wagt es, Herr!

Euer Walten hat ein Ende. Der Tyrann
Des Landes ist gefallen. Wir erbulden
Keine Gewalt mehr. Wir sind freie Menschen.

Alle, *tumultuös.*

Das Land ist frei!

Rudolph der Harnas.

Ist es dahin gekommen?

Endet die Furcht so schnell und der Gehersam?

In den Waffentochten, die herbeiliegen.

Ihr seht die grausenvolle That des Mordes,
Die hier geschehen — Hülfe ist umsonst —
Vergeßlich ist's, dem Mörder nachzusetzen.
Uns drängen andre Sorgen — Auf, nach Rüpnacht,
Daß wir dem Kaiser seine Reste retten!
Denn aufgelöst in diesem Augenblick
Sind aller Eidenung, aller Pflichten Bande,
Und keines Mannes Treu' ist zu vertrauen.

Da er mit den Waffentochten abgeht, erscheinen sechs barmherzige Brüder.

Armgarth.

Plag! Plag! Da kommen die barmherz'gen Brüder.

Stüssi.

Das Opfer liegt — die Raben steigen nieder.

Darmherzige Brüder

schließen einen Halbkreis um den Todten und singen in tiefer Ton.

Blasch tritt der Tod den Menschen an;

Es ist ihm keine Frist gegeben.

Es stürzt ihn mitten in der Bahn,

Es reißt ihn fort vom vollen Leben.

Vereiset oder nicht, zu gehen,

Er muß vor seinen Richter stehen!

Indem die letzten Zeilen wiederholt werden, fällt der Todt.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Essent über Plag bei

Im Hin regnete recht die Welle Jüng' und alt

*in viele Wege hin, auf welchen allen Signal einer kleinen — Es ist eben
Tagesanbruch. Gläser erheben sich von der — Feiern*

Kuodi, Kuoni, Werni, Meister Steinmeh
und viele andere **Fandleute, auch Weiber und Kinder.**

Kuodi.

Seht ihr die Feuersignale auf den Bergen?

Steinmeh.

Hört ihr die Glocken drüben überm Wald?

Kuodi.

Die Feinde sind verjagt.

Steinmeh.

Die Burgen sind erobert.

Kuodi.

Und wir im Lande Uri dulden noch
Auf unserm Boden das Tyrannenschloß?
Sind wir die Letzten, die sich frei erklären?

Steinmeh.

Das Joch soll stehen, das uns zwingen wollte?
Auf, reißt es nieder!

Alle.

Nieder! nieder! nieder!

Kuodi.

Wo ist der Stier von Uri?

Stier von Uri.

Hier. Was soll ich?

Kuodi.

Steigt auf die Hochwacht, bläst in Euer Horn,
Daß es weitschmetternd in die Berge schalle
Und, jedes Echo in den Felsenklüften
Aufweckend, schnell die Männer des Gebirgs
Zusammenrufe!

Stier von Uri geht ab. Walther Fürst kommt.

Walther Fürst.

Haltet, Freunde! Haltet!

Noch fehlt uns Kunde, was in Unterwalden
Und Schwyz geschehen. Laßt uns Voten erst
Erwarten.

Kuodi.

Was erwarten? Der Tyrann
Ist todt, der Tag der Freiheit ist erschienen.

Steinmeh.

Ist's nicht genug an diesen flammenden Voten,
Die rings herum auf allen Bergen leuchten?

Kuodi.

Kommt Alle, kommt, legt Hand an, Männer und
Weiber!

Dreht das Gerüste! Sprengt die Wogen! Reißt
Die Mauern ein! Kein Stein bleib' auf dem andern!

Steinmeh.

Gefellen, kommt! Wir haben's aufgebaut:
Wir wissen's zu zerstören.

Alle.

Kommt, reißt nieder!

Ein Sägen- und Hauen-Getöse auf dem Bau.

Walther Fürst.

Es ist im Lauf. Ich kann sie nicht mehr halten.

Melchthal und Baumgarten kommen.

Melchthal.

Was? Steht die Burg noch, und Schloß Sarnen liegt
In Asche, und der Roßberg ist gebrochen?

Walther Fürst.

Seyd Ihr es, Melchthal? Bringt ihr uns die Freiheit?
Sagt, sind die Lande alle rein vom Feind?

Melchthal *umarmt ihn.*

Rein ist der Boden. Treut Euch, alter Vater!

In diesem Augenblicke, da wir reden,

Ist kein Tyrann mehr in der Schweizer Land.

Walther Fürst.

O, spricht, wie wurdet ihr der Burgen mächtig?

Melchthal.

Der Rubenz war es, der das Sarnen Schloß
Mit männlich kühner That gewann.
Den Roßberg hatt' ich Nachts zuvor erkliegen.
— Doch höret, was geschah. Als wir das Schloß
Vom Feind geleert, nun freudig angezündet,
Die Flamme prasselnd schon zum Himmel schlug,
Da stürzt der Diethelm, Gessler's Bub', hervor
Und ruft, daß die Brunnackerin verbrenne.

Walther Fürst.

Gerechter Gott!

Man hört die Rallen des Geräusches hören.

Melchthal.

Sie war es selbst, war heimlich
Hier eingeschlossen auf des Bogts Geheiß.
Rasend erhob sich Rindenz — denn wir hörten
Die Rallen schon, die festen Pfosten stürzen
Und aus dem Rauch' hervor den Jammerruf
Der Unglücksheiligen.

Walther Fürst.

Sie ist gerettet?

Melchthal.

Da galt Geschwindsehn und Entschlossenheit!
— Wär' er nur unser Edelmann gewesen,
Wir hätten unser Leben wohl geliebt;
Doch er war unser Eidgenoss', und Vertha
Ehrte das Volk — so setzten wir getrost
Das Leben dran und stürzten in das Feuer.

Walther Fürst.

Sie ist gerettet?

Melchthal.

Sie ist's. Rindenz und ich,
Wir trugen sie selbänder aus den Flammen,
Und hinter uns fiel krachend das Gebälk.
— Und jetzt, als sie gerettet sich erkannte,
Die Augen aufschlag zu dem Himmelslicht,
Jetzt stürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und schweigend ward ein Bündniß jetzt beschworen,
Das, fest geknüpft in des Helden's Blut,
Bestehen wird in allen Schicksalswehen.

Walther Fürst.

Wo ist der Landenbera?

Melchthal.

Ueber den Hügel.
Nicht lag's an mir, daß er das Licht der Augen
Davortrag, der den Vater mir geblendet,
Nach jagt' ich ihm, erreichte ihn auf der Mündt
Und riß ihn zu den Füßen meines Vaters.
Geschwungen über ihn war schon das Schwert;
Von der Warmherzigkeit des blinden Greises
Erhielt er stehend das Geschenk des Lebens.
Upphebe schwer er, nie zurück zu kehren;
Er wird sie halten: unser Arm hat er
Gefühlt.

Walther Fürst.

Wohl Euch, daß Ihr den reinen Sieg
Mit Blute nicht geschämzt!

Kinder

rufen mit Schreien des Schmerzes und der Freude.

Freiheit! Freiheit!

Das Herz von Wäldern und Bergen erschallen.

Walther Fürst.

Seht, welch ein Fest! Des Tages werden sich
Die Kinder spät als Greise noch erinnern.

*Graben bringen den Tod auf ihrer Stirne gelagert, die sie
alle sich mit Blut an.*

Uuodi.

Hier ist der Hut, dem wir uns beugen müßten.

Baumgarten.

Gibt uns Bescheid, was damit werden soll.

Walther Fürst.

Gott! Unter diesem Hute stand mein Gefe!

Meyrere Stimmen.

Hörst du das Dement der Tyrannenmacht!
Ins Feuer mit ihm!

Walther Fürst.

Mein, laßt ihn aufbewahren!

Der Tyrannei muß' er zum Werkzeug dienen;
Er soll der Freiheit ewig Zeichen seyn!

*Die Landleute, Männer, Weiber und Kinder stehen und legen auf den
Wällen des zerbrochenen Geräusches malerisch gruppiert in einem großen
Halbkreis umher.*

Melchthal.

So stehen wir nun fröhlich auf den Trümmern
Der Tyrannei, und herrlich ist's erfüllt,
Was wir im Rüttel schworen, Eidgenossen!

Walther Fürst.

Das Werk ist angefangen, nicht vollendet.
Jetzt ist uns Muth und feste Eintracht noth:
Denn, seyd gewiß, nicht säumen wird der König,
Den Tod zu rächen seines Bogts und den
Vertriebenen mit Gewalt zurück zu führen.

Melchthal.

Er zieh' heran mit seiner Heeremacht!
Ist aus dem Innern doch der Feind verjagt;
Dem Feind von Augen wollen wir begegnen.

Uuodi.

Nur wenn die Pässe öffnen ihm das Land:
Sie wollen wir mit unsern Keibern decken.

Baumgarten.

Wir sind vereint durch ein ewig Band,
Und seine Heere sollen uns nicht schrecken!

Rösselmann und Stauffacher kommen

Rösselmann im Sturz.

Das sind des Himmels furchtbare Gerichte.
Landleute.

Was gibts?

Rösselmann.

In welchen Zeiten leben wir!

Walther Fürst.

Sagt an, was ist es? Ha, seyd Ihr's, Herr Werner?
Was bringt Ihr uns?

Landleute.

Was gibts?

Rösselmann.

Hört und erschauet!

Stauffacher.

Von einem großen Dacht sind wir bereit —

Rösselmann.

Der Kaiser ist ermordet.

Walther Fürst.

Gnädiger Gott!

Es hören machen einen Ruch und andern von Stauffacher

Alle.

Ermerdet! Was? Der Kaiser! Hört! Der Kaiser!

Melchthal.

Nicht möglich! Woher kam Euch diese Kunde?

Stauffacher.

Es ist wahr! Der Feind fiel König Albrecht
Durch Wörtern's Hand — ein glaubenswerther Mann,
Bekannter Mitter, bracht' es von Schaffhausen.

Walther Fürst.

Wer wagt solche ansehnliche That?

Stauffacher.

Sie sind noch ansehnlicher durch den Thäter.
Es war sein Neffe, seines Bruders Kind,
Herzog Johann von Schwaben, der's vollbracht.

Melchthal.

Was trieb ihn zu der That des Vätermords?

Stauffacher.

Der Kaiser hielt das väterliche Erbe
Dem ungebuldig Mahnenden zurück;
Es trieb, er dent' ihn ganz karm zu fügen,
Mit einem Wische ihn abzuftuden.

Wie Dem auch sey — der Jüngling öffnete
Der Waffenfreunde höchstem Rath sein Ohr,
Und mit den edeln Herrn von Eschenbach,
Von Tegerfelden, von der Wart und Palm
Beschoß er, da er Recht nicht konnte finden,
Sich Rath zu holen mit der eignen Hand.

Walther Fürst.

O, sprecht, wie ward das Gräßliche vollendet?

Stauffacher.

Der König ritt herab vom Stein zu Baden,
Den Rheinfeld, wo die Hofstatt war, zu ziehn,
Mit ihm die Fürsten Hans und Leopold
Und ein Gefolge hochgeborner Herren.
Und, als sie kamen an die Reuß, wo man
Auf einer Fährre sich läßt übersezen,
Da drängten sich die Mörder in das Schiff,
Daß sie den Kaiser vom Gefolge trennten.
Drauf, als der Fürst durch ein geackert Feld
Hinreitet — eine alte große Stadt
Soll drunter liegen aus der Heidenzeit —
Die alte Weste Habsburg im Gesicht,
Wo seines Stammes Hoheit ausgegangen —
Stößt Herzog Hans den Dolch ihm in die Kehle,
Rudolph von Palm durchrennt ihn mit dem Speer,
Und Eschenbach zerpalтет ihm das Haupt,
Daß er herunterstürzt in seinem Blut,
Gemerdet von den Seinen auf dem Seinen.
Am andern Ufer sahen sie die That;
Doch, durch den Strom geschieden, konnten sie
Nur ein unmächtig Wehgeschrei erheben;
Am Wege aber saß ein armes Weib:
In ihrem Schrey verblutete der Kaiser.

Melchthal.

So hat er nur sein frühes Grab gegraben,
Der unerfättlich Alles wollte haben!

Stauffacher.

Ein ungeheurer Schrecken ist im Land' umher:
Gefreyet sind alle Pässe des Gebirgs;
Jedweder Stand verwahret seine Gränzen;
Die alte Zürich selbst schloß ihre Thore,
Die dreißig Jahr lang offen standen, zu,
Die Mörder fürchtend und noch mehr — die Rächer.
Denn, mit des Vannes Fluch bewaffnet, kommt
Der Ungarn Königin, die strenge Agnes,
Die nicht die Milde kennt ihres zarten
Geschlechts, des Vaters königliches Blut
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm'.
An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen
Hinabzufenden in des Vaters Grab,
In Blut sich, wie in Waienthan, zu baden.

Melchthal.

Weiß man, wo sich die Mörder hingeflüchtet?

Stauffacher.

Sie flohen alsbald nach vollbrachter That
Auf fünf verschiednen Straßen auseinander
Und trennten sich, um nie sich mehr zu sehn —
Herzog Johann soll ihren im Gebirge.

Walther Fürst.

So trägt die That ihr keine Frucht!
Rache trägt keine Frucht! Sich selbst ist sie
Die fürchterliche Nahrung, ihr Genuß
Ist Mord, und ihre Sättigung das Grausen.

Stauffacher.

Den Mördern bringt die That nicht Gewinn;
Wir aber brechen mit der reinen Hand
Des blut'gen Breuels segensvolle Frucht.
Denn einer großen Furcht sind wir entledigt:
Gefallen ist der Freiheit größter Feind,

Und, wie verlautet, wird das Scepter gehn
Aus Habsburgs Haus zu einem andern Stamm:
Das Reich will seine Wahlfreiheit behaupten.

Walther Fürst und Mehrere.

Vernahmt Ihr was?

Stauffacher.

Der Graf von Luxemburg
Ist von den meisten Stimmen schon bezeichnet.

Walther Fürst.

Wohl uns, daß wir beim Reiche tren gehalten:
Best ist zu hoffen auf Gerechtigkeit!

Stauffacher.

Dem neuen Herrn thun tapfre Freunde noth:
Er wird uns schirmen gegen Desraths Rache.

Die Parteute umarmen einander.

Sigrift mit einem Reichsboten.

Sigrift.

Hier sind des Landes würd'ge Oberhäupter.

Rösselmann und Mehrere.

Sigrift, was gibts?

Sigrift.

Ein Reichsbot bringt dies Schreiben.

Alle zu Walther Jun.

Erbrecht und leset.

Walther Fürst liest.

„Den becheiden Männern
„Von Uri, Schwyz und Unterwalden bietet
„Die Königin Elisabeth Gnad' und alles Gute.“

Viele Stimmen.

Was will die Königin? Ihr Reich ist aus.

Walther Fürst liest.

„In ihrem großen Schmerz' und Wittwenleit,
„Verein der blut'ge Hinfahrt ihres Herrn
„Die Königin verjetzt, gedenkt sie noch
„Der alten Tren' und Lieb der Schwyzerlande.“

Melchthal.

In ihrem Glück hat sie Das nie gethan.

Rösselmann.

Still! Lasset hören!

Walther Fürst liest.

„Und sie versieht sich in dem treuen Volk,
„Daß es gerechten Abichten werde tragen
„Vor den verfluchten Thätern dieser That:
„Darum erwartet sie von den drei Landen,
„Daß sie den Mördern nimmer Vorhub thua,
„Vielmehr getrenlich dazu helfen werden,
„Sie auszuliefern in des Rächers Hand,
„Der Lieb gedenkend und der alten Gnuß,
„Die sie von Rudolphs Fürstenhaus' empfangen.“

Beiden des Mannes unter den Vorlesenden

Viele Stimmen.

Der Lieb' und Gnuß!

Stauffacher.

Wir haben Gnuß empfangen von dem Vater:
Doch wessen rühmen wir uns von dem Sohn?
Hat er den Brief der Freiheit uns bestätigt,
Wie vor ihm alle Kaiser doch gethan?
Hat er gerichtet nach gerechtem Spruch?
Und der bedrängten Unschuld Sühn' verlihn?
Hat er auch nur die Voten wollen hören,
Die wir in unsrer Angst zu ihm gesendet?
Nicht Eins von Diesem allen hat der Könia
An uns gethan, und, hätten wir nicht selbst
Uns Recht verschafft mit eigener muth'ger Hand,
Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?
Nicht Dank hat er gesät in diesen Thälern.
Er stand auf einem hohen Plaz', er konnte
Ein Vater seiner Völker seyn; doch ihm

Gefiel es, nur zu sorgen für die Seinen:
Die er gemeinet hat, mögen um ihn weinen!

Walthher Fürst.

Wir wollen nicht frohlocken seines Falls,
Nicht des empfangnen Bösen jezt gedenken,
Bern sey's von uns! Doch, daß wir rächen sollten
Des Königs Tod, der nie uns Gutes that,
Und die verfolgen, die uns nie betrübten,
Das ziemt uns nicht und will uns nicht gebühren.
Die Liebe will ein freies Opfer seyn:
Der Tod entbindet von erzwungenen Pflichten:
— Ihn haben wir nichts weiter zu entrichten.

Melchthal.

Und, weint die Königin in ihrer Kammer,
Und klagt ihr wilder Schmerz den Himmel an,
So seht ihr hier ein angstbefreites Volk
Zu eben diesem Himmel dankend stehen —
Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen.

Wachtere geht ab.

Stauffacher in dem Thale.

Wo ist der Tell? Soll er allein uns fehlen,
Der unsrer Freiheit Stütze ist? Das Größte
Hat er gethan, das Härteste erduldet.
Kommt Alle, kommt, nach seinem Haus zu wallen,
Und ruhet Heil dem Retter von uns Allen.

Alle gehen ab.

Zweite Scene.

Tell's Haus.

Ein Jünger kommt auf dem Felsen. Die Aue hinter der Thüre zeigt sich.

Hedwig. Walthher und Wilhelm.

Hedwig.

Heut kommt der Vater. Kinder, liebe Kinder!
Er lebt, ist frei, und wir sind frei und Alles!
Und Euer Vater ist's, der's Land gerettet.

Walthher.

Und ich bin auch dabei gewesen, Mutter!
Mich muß man auch mit neuen Vaters Pfeil
Ging mir am Leben hart vorbei, und ich
Hab nicht gezittert.

Hedwig umarmt ihn.

Ja, du bist mir wieder
Gegeben! Zweimal hab' ich dich gegeben!
Zweimal litz ich den Mutterdorn um dich!
Es ist vorbei — Ich hab' euch Beide, Beide!
Und heute kommt der liebe Vater wieder!

Ein Mönch eilt von der Felsenhöhe.

Wilhelm.

Sieh, Mutter, sieh — dort steht ein frommer Bruder:
Gewiß wird er um eine Gabe sehn.

Hedwig.

Rühr' ihn herein, damit wir ihn erwidern:
Er fühl's, daß er ins Brendenhaus gekommen.

Der Mönch tritt ein und kommt bald mit einem Korb zurück.

Wilhelm zum Mönch.

Kommt, guter Mann! die Mutter will Euch sehen.

Walthher.

Kommt, ruht Euch aus und geht gestärkt von dannen.

Mönch.

Ich bin umhergeirrt mit euren Bitten.

Wo bin ich? Saget an, in welchem Lande?

Walthher.

Seyd Ihr verirret, daß Ihr das nicht wißt?
Ihr seyd im Würge, hier, im Lande Uri,
Wo man hineingeht in das Schächtel.

Mönch zu Hedwig, welche in der Aue steht.

Seyd Ihr allein? Ist Euer Vater zu Hause?

Hedwig.

Ich erwart' ihn eben — doch was ist Euch, Mann?
Ihr seht nicht aus, als ob Ihr Gutes brähtet.
— Wer Ihr auch seyd, Ihr seyd bedürftig, nehmt!

Reicht ihm den Becher.

Mönch.

Wie auch mein lechzend Herz nach Labung schmachtet,
Nichts rühr' ich an, bis Ihr mir zugesagt —

Hedwig.

Berührt mein Kleid nicht, tretet mir nicht nah,
Bleibt ferne stehn, wenn ich Euch hören soll.

Mönch.

Bei diesem Feuer, das hier gässhch lodert,
Bei Eurer Kinder theurem Haupt, das ich
Umfasse —

Er greift die Knaben.

Hedwig.

Mann, was sinnet Ihr? Zurück
Von meinen Kindern! — Ihr seyd kein Mönch! Ihr seyd
Es nicht! Der Friede wohnt in diesem Kleide;
In Euren Bügen wohnt der Friede nicht.

Mönch.

Ich bin der unglücklichste der Menschen.

Hedwig.

Das Unglück spricht gewaltig zu dem Herzen;
Doch Euer Blick schürt mir das Innre zu.

Walthher, aufmunternd.

Mutter, der Vater!

Erst hi auf.

Hedwig.

O mein Gott!

Walthher eilt und hält sie.

Wilhelm eilt nach.

Der Vater!

Walthher trübselnd.

Da bist du wieder!

Wilhelm zu Hedwig.

Vater, lieber Vater!

Tell eilt her.

Da bin ich wieder — Wo ist eure Mutter?

Tell eilt zu.

Walthher.

Da steht sie an der Thür' und kann nicht weiter:
So ätzt sie vor Schrecken und vor Freude.

Tell.

O Hedwig! Hedwig! Mutter meiner Kinder!
Gott hat geholfen — uns trennt kein Tyrann mehr.

Hedwig an ihrem Vater.

O Tell! Tell! welche Angst litz ich um dich!

Alle eilen zu Hedwig.

Tell.

Versteh sie, Hedwig, und lebe nur der Freude!

Da bin ich — dort! Das ist meine Hütte!

Ich habe weiter auf dem Meinigen!

Wilhelm.

Wo aber bist du deine Armbrust, Vater?

Ich seh sie nicht!

Tell.

Du wirst sie nie mehr sehn.

An heiliger Stätte ist sie aufbewahrt:

Sie wird hinfest zu seiner Jagd mehr dienen.

Hedwig.

O Tell! Tell!

Tell greift sich an die Brust.

Tell.

Was erschreckt dich, liebes Weib?

Hedwig.

Wie -- wie kommst du mir wieder? — Diese Hand
-- Darf ich sie fassen? — Diese Hand — O Gott!

Tell, *vergl. und muthig.*
 Hat euch vertheidigt und das Land gerettet:
 Ich darf sie frei hinauf zum Himmel heben.

Wort macht eine rasche Bewegung, er erblüdt ihn.

Wer ist der Bruder hier?

Hedwig.

Ach, ich vergaß ihn!
 Sprich du mit ihm: mir graut in seiner Nähe.

Mönch tritt näher.

Seyd Ihr der Tell, durch den der Landvogt fiel?

Tell.

Der bin ich, ich verberg' es keinem Menschen.

Mönch.

Ihr seyd der Tell! Ach, es ist Gottes Hand,
 Die unter Euer Dach mich hat geführt.

Tell nickt ihn mit den Augen.

Ihr seyd kein Mönch! Wer seyd Ihr?

Mönch.

Ihr erschlagt

Den Landvogt, der Euch Böses that — Auch ich
 hab' einen Feind erschlagen, der mir Recht
 Versagte — Er war Euer Feind, wie meiner —
 Ich hab das Land von ihm befreit.

Tell, zurückgehend.

Ihr seyd —

Eufsegen! — Kinder! Kinder, geht hinein!
 Oeh, liebes Weib! Oeh! geh! — Unglücklicher!
 Ihr wäret —

Hedwig.

Gott, wer ist es?

Tell.

Frage nicht!

Hort, hort! Die Kinder dürfen es nicht hören.
 Weh! aus dem Hause — weit hinweg — Du darfst
 Nicht unter einem Dach mit Diebem wohnen.

Hedwig.

Weh mir, was ist Das? Kommt!

Geh mit den Kindern.

Tell zu dem Mönch.

Ihr seyd der Herzog
 Von Oesterreich — Ihr seyd's! Ihr habt den Kaiser
 Erschlagen, Euren Sohn und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war

Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euren Sohn
 Erschlagen, Euren Kaiser! Und Euch trägt
 Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Parricida.

Tell, hört mich, eh' Ihr —

Tell.

Von dem Bunte trübsend
 Des Vaternordes und des Kaiserworts,
 Wagst du zu treten in mein reines Haus?
 Du wagst's, dein Antlitz einem guten Menschen
 Zu zeigen und das Gasterrecht zu begehren?

Parricida.

Bei Euch hofft' ich Warmherzigkeit zu finden:
 Auch Ihr nahmt Rach' an Eurem Feind'.

Tell.

Unglücklicher!

Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
 Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?
 Hast du der Kinder liebes Haupt vertheidigt?
 Des Herdes Heiligtum beschützt? das Schrecklichste,
 Das Letzte von den Deinen abgewehrt?
 — Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
 Verfluche dich und deine That — Gerächt

Hab' ich die heilige Natur, die du
 Geschändet — Nichts theil' ich mit dir — Gemordet
 Hast du, ich hab mein Theuerstes vertheidigt.

Parricida.

Ihr stoßt mich von Euch, trostlos, in Verzweiflung?

Tell.

Mich faßt ein Grausen, da ich mit dir rede.
 Fort! Wandle deine fürchterliche Straße!
 Laß rein die Hütte, wo die Unschuld wohnt!

Parricida wendet sich zu gehen.

So kann ich, und so will ich nicht mehr leben!

Tell.

Und doch erbarmt mich deiner — Gott des Himmels!
 So jung, von solchem adeligen Stamm,
 Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaisers,
 Als Mörder flüchtig, hier an meiner Schwelle,
 Des armen Mannes — stehend und verzweifend —

Verflucht sich das Geschick.

Parricida.

O, wenn Ihr weinen könnt, laßt mein Geschick
 Euch jammern: es ist fürchterlich — Ich bin
 Ein Dürst — ich war's — ich konnte glücklich werden,
 Wenn ich der Wünsche Ungeheiß bezwang.
 Der Reid zernagte mir das Herz — Ich sah
 Die Jugend meines Veters Leopold
 Gefrönt mit Ehre und mit Land belehnt
 Und mich, der gleiches Alters mit ihm war,
 In slavischer Unmündigkeit gehalten —

Tell.

Unglücklicher, wohl kannte dich dein Sohn,
 Da er die Land und Leute weigerte!
 Du selbst mit raucher, wilder Wahnwitzthat
 Rechtfertigt furchtbar seinen weißen Schuß.
 — Wo sind die blutigen Helfer deines Worts?

Parricida.

Wohin die Nachgesser sie geführt;
 Ich sah sie seit der Unglückthat nicht wieder.

Tell.

Weißt du, daß dich die Acht verfolgt, daß du
 Dem Freund verboten und dem Feind' erlaubt?

Parricida.

Darum vermeid' ich alle offene Straßen:
 An keine Hütte wag' ich anzuklopfen —
 Der Wüthe fehr' ich meine Schritte zu:
 Mein eignes Schreckniß irr' ich durch die Berge
 Und fahre schauernd vor mir selbst zurück,
 Zeigt mir ein Bach mein unglücklich Bild.
 O, wenn Ihr Mitleid fühlt und Menschlichkeit —

Rast vor ihm nieder.

Tell, abgewandt.

Steht auf! Steht auf!

Parricida.

Nicht, bis Ihr mir die Hand gereicht zur Hülfe.

Tell.

Kann ich Euch helfen? Kann's ein Mensch der Sünde?
 Doch steht auf — Was Ihr auch Gräßliches
 Verübt — Ihr seyd ein Mensch — Ich bin es auch —
 Dem Tell soll Keiner angetröstet scheiden —
 Was ich vermag, Das will ich thun.

Parricida

aufsteigend und seine Hand mit der sein eigenend.

Tell!

Ihr rettet meine Seele von Verzweiflung.

Tell.

Laßt meine Hand los — Ihr müßt fort. Hier könnt
 Ihr unentdeckt nicht bleiben, könnt entdeckt
 Auf Euch nicht rechnen — Wo gebet Ihr hin?
 Wo hofft Ihr Auh zu finden?

Parricida.

Weiß ich's? Ach!

Tell.

Hört, was mir Gott ins Herz gibt — Ihr müßt fort
Ins Land Italien, nach Sanct Peters Stadt!
Dort werft Ihr Euch dem Papst zu Füßen, beichtet
Ihm Eure Schuld und löset Eure Seele!

Parricida.

Wird er mich nicht dem Mächer überliefern?

Tell.

Was er Euch thut, Das nehmet an von Gott.

Parricida.

Wie komm' ich in das unbekannte Land?
Ich bin des Wegs nicht kundig, wage nicht
Zu Wandern die Schritte zu gesellen.

Tell.

Den Weg will ich Euch nennen, merket wohl!
Ihr steigt hinauf, dem Strom der Reuß entgegen,
Die wilden Laufe von dem Verge stürzt —

Parricida *erschrickt.*

Seh' ich die Reuß? Sie floß bei meiner That.

Tell.

Am Abgrund geht der Weg, und viele Kreuze
Bezeichnen ihn, erröthet zum Gedächtniß
Der Wanderer, die die Lawine begraben.

Parricida.

Ich fürchte nicht die Schwere der Natur,
Wenn ich des Herzens wilde Qualen zähne.

Tell.

Vor jedem Kreuze fallet hin und küßt
Mit heißen Kußthränen Eure Schuld —
Und, seyd Ihr glücklich durch die Schreckensstraße,
Sendet der Berg nicht seine Windeswehen
Auf Euch herab von dem beizten Foch,
So kommt Ihr auf die Brücke, welche stänbet.
Wenn sie nicht einbricht unter Eurer Schuld,
Wenn Ihr sie glücklich hinter Euch gelassen,
So reißt ein schwarzes Felsenthor sich auf —
Kein Tag hat's noch erblickt — da geht Ihr durch,
Es führt Euch in ein heitres Thal der Freude —
Doch schnellen Schritts müßt Ihr vorüber eilen:
Ihr dürft nicht weilen, wo die Ruhe wohnt.

Parricida.

O Rudolph! Rudolph! Königlich Aha!
So zieht dein Ufcl ein auf deines Reiches Voten!

Tell.

So immer steigend kommt Ihr auf die Höhen
Des Gottthards, wo die ew'gen Seen sind,
Die von des Himmels Strömen sich füllen.
Dort nehmt Ihr Abschied von der deutschen Erde,
Und muntern Laufs führt Euch ein andrer Strom
Ins Land Italien hinab, Euch das gelobte —

Man hört den Aufreihen von vielen Klatschern gefolgt.

Ich höre Stimmen. Dort!

Hedwig *ist herein.*

Wo bist du, Tell?

Der Vater kommt! Es naht in frohem Zug
Die Eidgenossen alle —

Parricida *verhüllt sich.*

Wehe mir!

Ich darf nicht weilen bei den Glücklichen.

Tell.

Och, liebes Weib. Erfrische diesen Mann!
Belad' ihn reich mit Gaben: denn sein Weg
Ist weit, und keine Herberg findet er.
Eile! Sie naht.

Hedwig.

Wer ist er?

Tell.

Forsche nicht!

Und, wenn er geht, so wende deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt!

Parricida geht auf den Tell zu mit einer reichen Bewegung; dieser aber bedeckt ihn mit der Hand und geht. Wenn Beide zu verschiedenen Seiten abgegangen, verändert sich der Schauplatz, und man sieht in der

letzten Scene

den ganzen Thalgrund vor Tell's Wohnung, nebst den Anhöhen, welche ihn umschließen, mit Landleuten besetzt, welche sich zu einem Ganzen anzuordnen. Andre kommen über einen hohen Fels, der über den Schachen führt, gezogen. Walter Furst mit den beiden Ruten. Melchthal und Stauffacher kommen vornan. Andre tragen noch, wie Tell heraustritt, empfangen ihn Alle mit lautem Anstöhnen.

Alle.

Es lebe Tell! der Schütz' und der Erretter!

Indem sich die Vorherge in den Tell drängen und ihn umarmen, erscheinen noch Rudenz und Bertha, jeder die Rantlöse über die Schulter umarmend. Die Wäpfl vom Verge begleitet diese summe Scene. Wenn sie geendigt, tritt Bertha in die Mitte des Volks.

Bertha.

Landleute! Eidgenossen! Nehmt mich auf
In Euren Mund, die erste Glückliche,
Die Schutz gefunden in der Freiheit Land.
In eure tap're Hand leg' ich mein Recht.
Wollt ihr als eure Würgerin mich schützen?

Landleute.

Das wollen wir mit Gut und Blut.

Bertha.

Wohlan!

So reich' ich diesem Jüngling meine Rechte,
Die freie Schweizerin dem freien Mann!

Rudenz.

Und frei ertän' ich alle meine Knechte.

Indem die Wäpfl in Rudenz einfällt, fällt der Vorhang

Die Huldigung der Künste.

Ein lyrisches Spiel.

Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbprinzessin von Weimar, Maria Paulowna,
Großfürstin von Rußland, in Ehrfurcht gewidmet

und vorgestellt auf dem Hoftheater zu Weimar am 12. November 1804.

Personen:

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.

Chor von Landleuten.
Genius.
Die sieben Künste.

Die Scene ist eine freie ländliche Gegend

in der Mitte ein Orangbaum, mit Früchten beladen und mit Pändern geschmückt. **Landleute** sind eben beschäftigt, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die **Mädchen** und **Kinder** ihn zu beiden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachse, wachse, blühender Baum
Mit der goldnen Früchtekrone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in den heimischen Raum!
Fülle süßer Früchte berge
Deine immer grünen Zweige!

Alle Landleute.

Wachse, wachse, blühender Baum,
Strebebend in den Himmelsraum!

Jüngling.

Mit der duft'gen Blüthe paare
Brangend sich die goldne Frucht!
Stehe in dem Sturm der Jahre,
Dauere in der Zeiten Flucht!

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Dauere in der Zeiten Flucht!

Mutter.

Nimm ihn auf, o heilige Erde,
Nimm den zarten Fremdling ein!
Führer der gesteckten Heerde,
Hoher Blurgott, pflanze sein!

Mädchen.

Pflanz ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz ihn, schütz ihn, Vater Pan!
Und ihr, freien Dreaden,
Daß ihm keine Wetter schaden,
Besselt alle Stürme an!

Alle.

Pflanz ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz ihn, schütz ihn, Vater Pan!

Jüngling.

Pächle dir der warme Aether
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Alle.

Sonne, gib ihm deine Strahlen!
Erde, gib ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Mögest du jedem Wanderer geben:
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektarauben
Noch den spätesten Enkel laben,
Und erquicket segn' er dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mögest du jedem Wanderer geben:
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzten in einem bunten Reiden um den Baum. Die Musik des
Cellophers begleitet sie und geht allmählich in einen edlern Ton über,
während man im Hintergrunde den **Genius** mit den **sieben**
Göttinnen verabschieden sieht. Die Landleute ziehen sich nach
beiden Seiten der Bühne, indem der **Genius** in die Mitte tritt, und
die drei bildenden Künste sich zu seiner Rechten, die vier redenden
und musikalischen sich zu seiner Linken stellen.

Chor der Künste.

Wir kommen von fern' her,
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten:
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus,
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen,
In schaffender Stille,
In wirkender Hülle,
Wir wandern und suchen und finden's nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer sind sie, die hier nahen,
Eine göttergleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie sie sahen:
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklingen
Mit eisernem Klang,
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren,
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künste.

Wir haßen die Falschen,
Die Götterverächter;
Wir suchen der Menschen
Aufrecht'ge Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten
Und siebeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf Einmal!
Wie ist mir geschehn!
Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn!

Alle Landleute.

Wie wird mir auf Einmal!
Wie ist mir geschehn!

Genius.

Aber, still! da seht ihr Menschen,
Und sie scheinen doch beglückt;
Reich mit Wäldern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt.
— Sind Dies nicht der Freude Spuren?
Redet, was begibt sich hier?

Vater.

Hirtin sind wir dieser Hürden,
Und ein Fest begehen wir.

Genius.

Welches Fest? O, laßt hören!

Mutter.

Unserer Königin zu Ehren,
Der erhabnen, gütigen,
Die in unser stillen Thal
Niederstieg, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaiserthron.

Jüngling.

Sie, die alle Reize schmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling.

Ah, sie kommt aus fernem Land!
Und ihr Herz blickt in die Ferne!
Kesseln möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimlich werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ah, so viele zarte Bäume
Ziehen sie zum Augenlande.
Alles, was sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies
Und den heiligen Schatz der Mütter
Und das große Herz der Brüder
— der Schwestern zarte Trast —

Können wir es ihr ersetzen?

Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freunden, solchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne,
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andre wachsend fort —
Was sie Theures dort besessen,
Unverloren bleibt es ihr;
Hat sie Liebe dort verlassen,
Bindet sie die Liebe hier.

Mutter.

Ah, sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe sich gefallen
Hier, wo über freien Auen
Nur die goldne Sonne lacht?

Genius.

Hirtin, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schauen!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Jüngling.

O schöne Fremdlinge! lehrt uns sie binden,
O, lehret uns, ihr wohlgefällig seyn!
Oern wollten wir ihr duft'ge Kränze winden
Und führten sie in unsre Hütten ein!

Genius.

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden:
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und, wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft und fest sich kettet,
So rankt das Gedie sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Alle Landleute.

O schöner Fremdling! sag, wie wir sie binden,
Die Herrliche, in unsern stillen Gründen?

Genius.

Es ist gefunden schon, das zarte Band;
Nicht Alles ist ihr fremd in diesem Land:
Mich wird sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns ihr verkündigen und nennen.

Hier tritt der Genius hin und vertritt sich, die beiden Hirtinnen thun das Gleiche, so daß sie ganz vorn einen Palastkreis bilden. In dem Moment, wo sie vorsetzen, enthüllen sie ihren Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten.

Genius gegen die Fürstin.

Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und, die mir zeigt, ist der Künste Schaar.
Wir sind, die alle Menschenwerke krönen,
Wir schmücken den Palast und den Altar.
Längst wohnen wir bei deinem Kaiserthron,
Und sie, die Herrliche, die dich gebär,
Sie nährt uns selbst die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf ihrem Hausaltar.
Wir sind dir nachgefolgt, von ihr gesendet:
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architektur

mit einer Krone auf dem Haupt, ein goldnes Schiff in der Rechten.
Mich sahest du thronen an der Nawa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut ich ihm ein zweites Rom;
Durch mich ist es ein Kaiserthum geworden.
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag.

Jetzt rauscht des Lebens lustiges Getöse,
Wo vormals nur ein düsterer Nebel lag;
Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Welt in seinem Meerpalaste.

Sculptur mit einer Victoria in der Hand.

Auch mich hast du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerin der alten Götterwelt.
Auf einen Felsen — er wird ewig stehen —
Hab' ich sein großes Helbenbild gestellt;
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen,

die Victoria zeigend,

Dein hoher Bruder schwingt's in mächt'ger Hand;
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen,
Er hat's auf ewig an sein Heer gebannt.
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden;
Er schafft sich ein gestittet Volk aus Wilden.

Malerei.

Auch mich, Erhabne, wirst du nicht verkennen,
Die heitre Schöpferin der tausenden Gestalt.
Von Leben blüht es, und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen,
Ja, durch die Augen täusch' ich selbst das Herz;
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüß' ich oft der Sehnsucht bitteren Schmerz.
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und sind nicht ganz geschieden.

Poesie.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schraube,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort.
Mein unermesslich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleiern und entsegeln werden,
Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft;
Doch Schönes find' ich nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Musik mit der Lyra.

Der Löne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, du übst sie mächtig aus.
Was ahnungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um deine Sinnen,
Erzieh' ich meinen Strom von Harmonien;
Zu süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn;
Und, setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage dich hinauf zum höchsten Schönen.

Tanz mit der Symbole.

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;
Mit stillem Geist will es empfunden seyn.

Das Leben regt sich gern in äpp'ger Fülle;
Die Jugend will sich äußern, will sich freun.
Die Freude führ' ich an der Schönheit Flügel,
Die gern die zarten Gränzen übertritt;
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel,
Das Gleichmaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe:
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Schauspielkunst

mit einer Doppelmaske

Ein Janusbild laß' ich vor dir erscheinen:
Die Freude zeigt es hier und hier den Schmerz.
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen,
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen,
Roll' ich das Leben ab vor deinem Blick.
Wenn du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrt du reicher in dich selbst zurück:
Denn, wer den Sinn aufs Ganze hält gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Genius.

Und Alle, die wir hier vor dir erschienen,
Der hohen Künste heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstin, dir zu dienen.
Gebiete du, und schnell, auf dein Geheiß,
Wie Ihebens Mauer bei der Leier Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein,
Entfaltet sich dir eine Welt des Schönen.

Architektur.

Die Säule soll sich an die Säule reihn.

Sculptur.

Der Marmor schmelzen unter Hammers Schlägen.

Malerei.

Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.

Musik.

Der Strom der Harmonien dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den munteren Reigen schlingen.

Schauspielkunst

Die Welt sich dir auf dieser Bühne spiegeln.

Poesie.

Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild!

Malerei.

Und, wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben,
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebenssteppich weben!

Alle Künste, so umfassend.

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Geht sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Macbeth.

Ein Trauerspiel von Shakespeare.

Zur Vorstellung auf dem Hoftheater zu Weimar eingerichtet.

Personen:

Duncan, König von Schottland.
Malcolm, } seine Söhne.
Donalbain, }
Macbeth, } seine Feldherren.
Banquo, }
Macduff, }
Hesse, } schottische Edelleute.
Angus, }
Lenor, }

Fleance, Banquo's Sohn.
Seiward, Feldherr der Engländer.
Sein Sohn.
Seyton, Macbeth's Diener.
Ein Arzt.
Ein Pförtner.
Ein alter Mann.
Drei Mörder.

Lady Macbeth.
Ihre Kammerfrau.
Hekate und drei Hexen.
Fords.
Officiere.
Soldaten.
Banquo's Geist und andere Erscheinungen.

Erster Aufzug.

Ein offener Platz.

Erster Auftritt.

Es donnert und regnet. Die drei Herren treten zu.

Erste Here.

Wann kommen wir Drei uns wieder entgegen?
In Donner, in Blitzen oder in Regen?

Zweite Here.

Wann das Kriegsgetümmel schweigt,
Wann die Schlacht den Sieger zeigt.

Dritte Here.

Also eh der Tag sich neigt.

Erste Here.

Wo der Ort?

Zweite Here.

Die Heide dort.

Dritte Here.

Dort führt Macbeth sein Heer zurück.

Zweite Here.

Dort verkünden wir ihm sein Glück!

Erste Here.

Aber die Weislerin wird uns abelken,
Wenn wir mit trüglichen Schicksalswort'
Ins Verderben führen den edeln Helden,
Ihn verlocken zu Sünd' und Mord.

Dritte Here.

Er kann es vollbringen, er kann es haben;
Doch er ist glücklich: wir müssen ihn haßen.

Zweite Here.

Wenn er sein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren.

Dritte Here.

Wir streuen in die Luft die böse Saat,
Aber dem Menschen gehört die That.

Erste Here.

Er ist tapfer, gerecht und gut:
Warum versuchen wir sein Blut?

Zweite und dritte Here.

Strauchelt der Gute, und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die höllischen Mächte.

Donner und Reg.

Erste Here.

Ich höre die Geister!

Zweite Here.

Es ruft der Meister!

Alle drei Herren.

Wadok ruft. Wir kommen! Wir kommen!
Regen wechselt mit Sonnenschein!
Häßlich soll schön, Schön häßlich seyn!
Auf! Durch die Luft den Weg genommen!

Es verdrängen unter Donner u. Reg.

Zweiter Auftritt.

Der König. Malcolm. Donalbain. Gefolge.

Die begreifen einem vermuntenen Ritter, der von zwei Soldaten geführt wird.

König.

Hier bringt man einen Ritter aus der Schlacht:
Zerst werden wir des Treffens Ausschlag hören.

Malcolm.

Es ist der Ritter, ich erkenn' ihn,
Der mich unlängst aus Feindes Hand befreit.
Willkommen, Kriegsgefährte! Sag dem König,
Wie stand das Treffen, als du es verließest?

Ritter.

Es wogte lange zweifelnd hin und her,
Wie zweier Schwimmer Kampf, die, auseinander
Gekammert, Kunst und Stärke ringend messen.
Der wüth'ge Macdonal, werth, ein Nebel
Zu seyn, führt' aus dem Westen wider dich
Die Kernen und die Gallogassen an,
Und, wie ein rasender Gewitterstrom,
Durchbrach er würgend unsre Reihen, Alles
Unwiderstehlich vor sich nieder mähend.
Verloren war die Schlacht, als Macbeth kam,
Dein heldenmüth'ger Feldherr. Mit dem Schwert
Durch das gedrängteste Gewühl der Schlacht

Macht' er sich Bahn bis zum Rebellen, faßt' ihn,
Mann gegen Mann, und wick nicht, bis er ihn
Vom Wirbel bis zum Kinn' entzweigespaltet
Und des Verfluchten Haupt zum Siegeszeichen
Vor unser Aller Augen aufgesteckt.

König.

O tapf'rer Vetter! Heldeumüth'ger Thau!

Ritter.

Doch, gleichwie von demselben Osten, wo
Die Sonne ihre Strahlenbahn beginnt,
Schiffbrechende Gewitter sich erheben,
So brach ein neues Schreckniß aus dem Schoße
Des Siegs hervor. Vernimm es, großer König!
Kaum wendeten die Kerneu sich zur Flucht,
Wir zur Verfolgung, als mit neuem Volk
Und hellgeschliffnen Waffen König Eueno,
Norwegens Herrscher, auf den Kampfsplatz trat,
Den Zweifel des Gefechtes zu erneuern!

König.

Erschreckte Das nicht uns're Obersten,
Macbeth und Banquo?

Ritter.

Wohl! — wie Sperlinge
Den Adler schrecken, und das Reh den Löwen!
Noch, ehe sie den Schweiß der ersten Schlacht
Von ihrer Stirn gewischt, versuchten sie
Das Glück in einem neuen Kampf', und, hart
Zusammentreffend, ließ ich beide Heere.
Nehr weiß ich nicht zu sagen: ich bin ganz
Erschöpft, und meine Wunden fordern Hülfe.

König.

Sie sind dir rühmlich, Freund, wie deine Worte.
Geh, holt den Wundarzt! Sieh! wer naht sich hier?

Dritter Auftritt.

Vorige. Koffe und Fenor.

Donalbain.

Der würd'ge Thau von Noth!

Malcolm.

Und welche Haß
Aus seinen Augen bligt! So bligt nur Der,
Der etwas Großes meldet.

Koffe.

Gott erhalte den König!

König.

Von wannen kommt Ihr, ehrenvoller Thau?

Koffe.

Von Bise, mein König, wo Norwegens Bahnen,
Vor wenig Tagen stolz noch ausgebreitet,
Vor deiner Macht darnieder liegen. König Eueno,
Dem jener treuvergeß'ne Thau von Gaudor.
Der Reichsverrät'her, heimlich Vorschub that,
Ergriff den Augenblick, wo dieses Reich
Von bürgerlichem Krieg zerrüttet war,
Und überraschte dein geschwächtes Heer!
Hartnäckig, grimmig war der Kampf, bis endlich
Macbeth mit unbegreiflich tapferm Arm
Des Normanns Stolz gekämpft — Mit einem Wort:
Der Sieg ist unser.

König.

Nun, gelebt sey Gott!

Koffe.

Nun bittet König Eueno dich um Erleben;
Doch wir gestatteten ihm nicht einmal
Die Freiheit, seine Todten zu begraben,
Bis er zehntausend Pfund in deinen Schatz
Bezahlt hat auf der Insel Sanct Columbus.

König.

Nicht länger spotte dieser eibvergeß'ne Thau
Von Gaudor unsers fürstlichen Vertrauens! — Geh,
Sprecht ihm das Todesurtheil und begrüßt
Macbeth mit seinem Titel!

Koffe.

Ich gehorche.

König.

Was er verlor, gewann der edle Macbeth.

Sie gehen ab.

Eine Heide.

Vierter Auftritt.

Die drei Herren begegnen einander

Erste Herr.

Schwester, was hast du geschafft? Laß hören!

Zweite Herr.

Schiffe trieb ich um auf den Meeren.

Dritte Herr zur ersten.

Schwester! was du?

Erste Herr.

Einen Fischer fand ich, zerlumpt und arm,
Der flüchte fündend die Nege
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäß' er köpliche Schätze,
Und den Morgen und Abend, nimmer müd,
Begrüßt' er mit seinem lustigen Lied.
Mich verdross des Bettlers froher Gesang,
Ich hatt's ihm geschworen schon lang' und lang'
Und, als er wieder zu fischen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden:
Im Nege, da lag es blank und baar,
Daß faßt ihm die Augen erblinden.
Er nahm den höllischen Feind ins Haus:
Mit seinem Gesange, da war es aus.

Die zwei andern Herren.

Er nahm den höllischen Feind ins Haus:
Mit seinem Gesange, da war es aus!

Erste Herr.

Und lebte, wie der verlorne Sohn,
Ließ allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Dammion, er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Herengold
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Die zwei andern Herren.

Er vertraute, der Thor! auf Herengold
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt!

Erste Herr.

Und, als nun der bitter Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wick die Scham:
Er ergab sich dem höllischen Feinde.
Dreiwillich bot er ihm Herz und Hand
Und zog als Räuber durch das Land.
Und, als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Nege gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn,
Mit bleich gebärmten Wangen,
Und hörte, wie er verzweifelt sprach:
Falsche Mire, du hast mich betrogen!
Du gabst mir das Geld, du ziehst mich nach
Und stürzt sich hinab in die Wogen.

Die zwei andern Herren.

Du gabst mir das Geld, du ziehst mich nach!
Und stürzt sich hinab in den wogenden Bach!

Erste Herr.

Trommeln! Trommeln! Macbeth kommt.

Alle Drei, einen Ring schließend.
 Die Schicksalschweftern, Hand in Hand,
 Schwärmen über See und Land,
 Drehen so im Kreise sich!
 Dreimal für dich,
 Und dreimal für mich,
 Noch dreimal, daß es Neune macht.
 Halt! der Zauber ist vollbracht!

Fünfter Auftritt.

Macbeth und Banquo. Die drei Heren.

Macbeth.
 Solch einen Tag, so schön zugleich und häßlich,
 Sah ich noch nie.

Banquo.

Wie weit ist's noch nach Boris?
 — Steh, wer sind Diese da, so grau von Haaren,
 So tiefenhaft und schrecklich anzusehn!
 Sie sehen keinen Erdbewohnern gleich
 Und stehn doch hier. Sprecht! lebt ihr, oder seyd
 Ihr etwas, dem ein Sohn der Erde Fragen
 Vorlegen darf? Ihr scheint mich zu verstehen.
 Denn Erde seh' ich den verkürzten Finger
 Bedeutend an die weisen Lippen legen.
 Ihr solltet Weiber seyn, und doch verbietet
 Mir euer männlich Ansehn, euch dafür zu halten.

Macbeth.

Sprecht, wenn ihr eine Sprache habt, wer seyd ihr?

Erste Here.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Ihan von Glamis!

Zweite Here.

Heil dir, Macbeth! Heil dir, Ihan von Cawdor!

Dritte Here.

Heil dir, Macbeth! der einst König seyn wird!

Banquo zu Macbeth.

Wie? Warum hebt Ihr so zurück und schandert
 Vor einem Gruße, der so lieblich klingt?

Zu den Heren.

Im Namen des Wahrhaftigen,
 Sprecht, seyd ihr Geister, oder seyd ihr wirklich,
 Was ihr von Außen scheint?
 Ihr grüßt meinen edeln Kriegsgefährten
 Mit gegenwärt'gem Glück und glänzender
 Verheißung künft'ger königlicher Größe.
 Mir sagt ihr nichts. Vermögt ihr in die Saat
 Der Zeit zu schauen und vorher zu sagen,
 Welch Samenorn wird aufgehen, welches nicht,
 So sprecht zu mir, der eure Gnuß nicht sucht,
 Noch eure Abgunst fürchtet.

Erste Here.

Heil!

Zweite Here.

Heil!

Dritte Here.

Heil!

Erste Here.

So groß nicht, aber größer doch, als Macbeth!

Zweite Here.

So glücklich nicht und doch glückseliger!

Dritte Here.

Du wirst kein König seyn, doch Könige zeugen.
 Drum heileuch Weilen, Macbeth, Banquo, heil euch!

Erste Here.

Banquo und Macbeth, Heil euch!

Macbeth.

Bleibt, ihr geheimnißvolle Sprecherinnen,
 Und sagt mir mehr!

durch Einels, meinet Waters, Tod,
 Je Nacht verschleden, bin ich Ihan

Von Glamis! Aber wie von Cawdor?
 Der Ihan von Cawdor lebt und lebt im Schoße
 Des Glücks, und, daß ich König einst seyn werde,
 Ist eben so unglaublich, da dem Duncan
 Zwei Söhne leben! Sagt, von wannen kam euch
 Die wunderbare Wissenschaft? Warum
 Verweilet ihr auf dieser dürren Helde
 Durch solch prophetisch Grüßen unsern Zug?
 Sprecht, ich beschwör' euch!

Die Heren verschwinden.

Banquo.

Die Erde bildet Vlasen, wie das Wasser,
 Und Diese mögen davon seyn!
 Wo sind sie hingelommen?

Macbeth.

In die Luft,
 Und, was uns Körper schien, zerfloß wie Athem
 In alle Winde — Daß sie noch da wären!

Banquo.

Wie? Waren diese Dinge wirklich hier,
 Wovon wir reden, oder aßen wir
 Von jener tollen Wurzel, die die Sinne
 Vethört?

Macbeth.

Eure Kinder sollen Könige werden!

Banquo.

Ihr selbst sollt König seyn!

Macbeth.

Und Ihan von Cawdor

Dazu: war's nicht so?

Banquo.

Wörtlich und buchstäblich
 Doch, seht, wer kommt da?

Sechster Auftritt.

Vorige. Rosse. Angus.

Rosse.

Ruhmgekrönter Macbeth!

Dem König kam die Freudenbotschaft zu
 Von deinen Siegen, wie du die Rebellen
 Verjaagt, den furchtbarn Macdonal besiegt:
 Das schien ihm schon das Maß des ird'schen Ruhms.
 Doch seine Zunge überströmte noch
 Von deinem Lob, als er das Glück schon vernahm,
 Was du im Kampfe mit dem furchtbaren
 Norweger ausgeführt, wie du der Reiter
 Des Reichs geworden; nicht wie Hagelschläge
 Kam Post auf Post, je mehr schwer beladen
 Mit deiner Thaten Ruhm, und schüttete
 Dein Lob in sein erstauntes Ohr.

Angus.

Wir sind
 Gesandt, dir seinen Dank zu überbringen,
 Als Herold dich bei ihm aufzuführen,
 Dich zu belohnen nicht.

Rosse.

Zum Pfande nur
 Der größern Ehren, die er dir bestimmt,
 Besch' uns der Monarch, dich Ihan von Cawdor
 Zu grüßen; und in diesem neuen Titel
 Heil dir, ruhmwürd'ger Cawdor, denn du bist's!

Banquo zu Rosse.

Wie? Sagt der Teufel wahr?

Macbeth.

Der Ihan von Cawdor lebt:
 Wie kleidet Ihr mich in geborgten Schmuck?

Rosse.

Der einfluss Ihan gewesen, lebt, doch nur
 So lange, bis das Bluturtheil an ihm

Vollstreckt ist. Ob er mit dem Normann, ob
Mit den Rebellen einverstanden war,
Ob er mit Weiden sich zum Untergang
Des Reichs verschworen, weiß ich nicht zu sagen.
Das ist gewiß, daß Hochverrath, erwiesen
Und von ihm selber eingestanden, ihn
Gestürzt.

Macbeth.

Glams und Than von Gawdor!
Das Größte steht noch aus! — Habt Dank, ihr Herren.

zu Banquo.

Hofft Ihr nun nicht, daß Eure Kinder Könige
Seyn werden, da derselbe Mund, der mir
Den Than von Gawdor gab, es Euch verhieß?

Banquo.

Hum! Ständ' es so, möcht' es Euch leicht verleiten,
Den Gawdor zu vergessen und die Krone
Zu suchen. — Es ist wunderbar! Und oft
Lockt uns der Hölle schadenfrohe Macht
Durch Wahrheit selbst an des Verderbens Rand.
Unschuld'ge Kleinigkeiten dienen ihr,
Uns zu Verbrechen fürchterlicher Art
Und grausenhafter Folgen hinzureißen!

zu Hoffe und Angus.

Wo ist der König?

Angus.

Auf dem Weg' hieher.

Banquo spricht schwärmend mit Weiden.

Macbeth für sich.

Zwei Theile des Drakels sind erfüllt,
Ein hoffnungsvolles Pfand des höchsten Dritten!
— Habt Dank, ihr Herren — Diese wunderbare
Eröffnung kann nicht böse seyn — sie kann
Nicht gut seyn. Wäre sie böse, warum sing
Sie an mit einer Wahrheit? Ich bin Than
Von Gawdor! Wäre sie gut, warum
Verschleicht mich die eisenfeste Versuchung,
Die mir das Haar aufsträubt, mir in der Brust
Das eisenfeste Männerherz erschüttert?
Die Handlung selbst ist minder grausenvoll,
Als der Gedanke der geschrocknen Seele.
Dies Bild, die bloße That des Gehirns,
Regt meine innere Welt so heftig auf,
Daß jede andre Lebensarbeit ruht,
Und mir nichts da ist, als das Wesenlose.

Banquo zu den Andern.

Bemerket doch, wie unser Freund verzückt ist!

Macbeth.

Will es das Schicksal, daß ich König sey,
So kröne mich's, und ohne daß ich's suche!

Banquo.

Die neuen Ehren, die ihn schmücken, sind
Wie fremde Kleider, die uns nicht recht passen,
Als wir durch öftres Tragen sie gewohnen.

Macbeth für sich.

Komme, was kommen mag!

Die Stunde rennt auch durch den rauhesten Tag!

Banquo zu Macbeth.

Mein edler Than, wir warten nur auf Euch.

Macbeth.

Vergeßt, ihr Herren! Mein verstärkter Kopf
War in vergangne Zeiten weggerückt.
— Glaubet, edle Freunde, eure Dienste sind
In meinem dankbaren Herzen eingeschrieben,
Und jeden Tag durchblättr' ich meine Schuld.
Jetzt zu dem König!

zu Banquo.

Denkt des Vorgefallnen!

Und, wenn wir's reiflich bei uns selbst bedacht,
Dann laßt uns frei und offen davon reden.

Banquo.

Sehr gern.

Macbeth.

Wie dahin gung davon! Kommt Freunde!

Sie gehen ab.

Königlicher Palast.

Siebenter Auftritt.

König. Malcolm. Donalbain. Macduff.
Gefolge.

König.

Ist die Sentenz an Gawdor schon vollstreckt?
Sind, die wir abgesandt, noch nicht zurück?

Donalbain.

Sie sind noch nicht zurückgekehrt, mein König,
Doch sprach ich Einen, der ihn sterben sah.
Er habe seinen Hochverrath aufrichtig
Bekannt und tiefe Reue blicken lassen.
Das Würdigste in seinem ganzen Leben
War der ergebne Sinn, womit er es
Verließ! Er starb wie Einer, der aufs Sterben
Studirte, und das Kostbarste der Güter
Warf er gleichgültig hin, als wär' es Staub.

König.

Es gibt noch keine Kunst, die innerste
Gestalt des Herzens im Gesicht zu lesen!
Er war ein Mann, auf den ich Alles baute.

Achter Auftritt.

Vorige. Macbeth. Banquo. Hoffe. Lenor.

König.

O theurer Vetter, Stütze meines Reichs!
Die Sünde meines Unthuns lastete
So eben schwer auf mir! Du bist so weit
Vorans geeilt, daß dich der schnellste Flug
Der Dankbarkeit nicht mehr erreichen kann!
Fast möcht' ich wünschen, daß du weniger
Verdient, damit mir's möglich wäre, dich
Nach Würden zu belohnen! Jetzt bleibt mir nichts,
Als zu bekennen, daß ich dir als Schuldner
Verfallen bin mit meiner ganzen Habe.

Macbeth.

Was ich geleistet, Eire, belohnt sich selbst:
Es ist nicht mehr, als was ich schuldig war.
Euch kommt es zu, mein königlicher Herr,
Die Dienste Eurer Knechte zu empfangen.
Sie sind des Thrones Kinder und des Staats
Und Euch durch heil'ge Lebenspflicht verpfändet.

König.

Sey mir willkommen, edler, theurer Held!
Ich habe angefangen, dich zu pflanzen,
Und für dein Wachsthum sorg' ich — edler Banquo!
Du hast nicht weniger verdient: es soll
Vergolten werden. Laß mich dich umarmen
Und an mein Herz dich drücken.

Umarmt ihn.

Banquo.

Wach' ich da,

So ist die Ernte Euer.

König.

Meine Freude ist
So groß, daß sie vom Kummer Thränen bergt,
Sich zu entladen. Edhne! Vettern! Thans!
Und die zunächst an meinem Throne stehen!
Wißt, daß wir Malcolm, unsern Aeltesten,
Zum künft'gen Erben unsers Reichs bestimmt
Und ihn zum Prinzen Gumberlands ernennen.
Der ein'ge Vorzug soll ihn kennbar machen

Aus unsrer trefflichen Baronen Zahl,
Die gleich Gestirnen unsern Thron umschimmern!

In Macbeth.

Setzt, Vetter, nach Inverness! Denn wir sind
Entschlossen, Euer Gast zu seyn heut' Abend.

Macbeth.

Ich selbst will Eurer Ankunft Wote seyn
Und meinem Weib den hohen Gast verkünden!
Und so, mein König, nehm' ich meinen Urlaub.

König, ihn umarmend

Mein würd'ger Gawdor!

Er geht ab mit dem Gefolge

Macbeth, allein

Prinz von Cumberland!

Das ist ein Stein, der mir im Wege liegt,
Den muß ich überspringen, oder ich stürze!
Verhüllet, Sterne, euer himmlisch Licht,
Damit kein Tag in meinen Wunden falle!
Das Auge selber soll die Hand nicht sehen,
Damit das Ungeheure kann geschehen!

Vorhalle in Macbeths Schloss

Neunter Auftritt.

Lady Macbeth, allein, in einem Stuhle sitzend

„Ich traf sie grade an dem Tag des Siegs,
„Und die Erfüllung ihres ersten Grußes
„Verbürgte mir, sie wissen mehr als Menschen.
„Da ich nach neuen Dingen forschen wollte,
„Verschwanden sie. Ich stand noch voll Ersäunen,
„Als Abgeordnete vom König kamen,
„Die mich als Thron von Gawdor grüßten, mit
„Demselben Titel, den mir kurz zuvor
„Die Zauberschwestern gaben, und worauf
„Der dritte königliche Gruß gefolgt!
„Dies eil' ich dir zu melden, theuerste
„Genossin meiner Größe, daß du länger nicht
„Unwissend sehest, welche Höheit uns
„Erwartet. Leg' es an dein Herz! Leb wohl!“

„Glamis und Gawdor bist du und sollst seyn,
„Was dir verheißen ist — Und dennoch fürcht' ich
„Dein weichliches Gemüth — Du bist zu sanft
„Geartet, um den nächsten Weg zu gehn.
„Du bist nicht ohne Ehrgeiz, möchtest gerne
„Groß seyn, doch dein Gewissen auch bewahren.
„Nicht abgeneigt bist du vor ungerechtem
„Gewinn; doch widersteht dir's, falsch zu spielen.
„Du möchtest gern Das haben, was dir zutrifft:
„Das muß geschehn, wenn man mich haben will!
„Und hast doch nicht die Reizheit, es zu thun!
„O, eile! eile her!

Damit ich meinen Geist in deinen gieße,
Durch meine tawfre Zunge diese Zweifel
Und Furchtsvenen aus dem Felde schlage,
Die dich wegschrecken von dem goldenen Reif,
Womit das Glück dich gern bekronen möchte.

Zehnter Auftritt.

Lady Macbeth. Pförtner.

Lady.

Was bringt Ihr?

Pförtner.

Der König kommt aus diese Nacht hieher.

Lady.

Du bist nicht klug, wenn du Das sagst — Ist nicht
Dein Herr bei ihm? Und, wahr' es, wie du sprichst,
V' er den Gast mir nicht verkündigt haben?

Pförtner.

Gebieten, es ist so, wie ich sage!
Der Thron ist unterwegs; ein Eilbot sprengte
In vollem Lauf voraus: der hatte kaum
Noch so viel Athem übrig, seines Auftrags
Sich zu entled'gen.

Lady.

Pflegt ihn wohl! Er bringt
Uns eine große Post.

Pförtner geht.

Der Rab' ist heifer,
Der Duncan's tödtlichen Einzug in mein Haus
Ankrähen soll — Kommt jetzt, ihr Geister alle,
Die in die Seele Mordgedanken sä'n!
Kommt und entweicht mich hier! Vom Wirbel bis
Zur Zehe füllt mich an mit Tigers Grimm!
Verdickt mein Blut, sperrt jeden Weg der Reue,
Damit kein Stich der wiederkehrenden Natur
Erschüttere meinen gräßlichen Entschluß
Und ihn verhindere, zur That zu werden.
An meine Weibesbrüste leget euch,
Ihr Unglücksgeister, wo ihr auch, in welcher
Gestalt unsichtbar auf Verderben lauert,
Und sauget meine Milch anstatt der Galle!
Komm, dicke Nacht, in schwarzen Höllendampf
Gebüllt, damit mein blinder Dolch nicht sehe,
Wohin er trifft, der Himmel nicht, den Vorhang
Der Finsterniß zerreißend, rufe! Halt!
Halt' inne!

Elfter Auftritt.

Lady Macbeth. Macbeth.

Lady.

Großer Glamis! Würd'ger Gawdor,
Und größer noch durch das prophetische
„Heil dir, der eint!“ — dein Brief hat mich heraus
Gerückt aus dieser engen Gegenwart,
Und trunken seh' ich schon das Künftige
Verwirklicht!

Macbeth.

Theuerste Liebe! Duncan kommt
Heut' Abend.

Lady.

Und wann geht er wieder?

Macbeth.

Morgen, denkt er.

Lady.

O, nimmer sieht die Sonne diesen Morgen!
Dein Angesicht, mein Thron, ist, wie ein Buch,
Werin Eitelliches geschrieben steht.
Läß deine Plänen ansehn, wie die Zeit
Es heißet, ohne freundlichen Willkommen
Auf deinen Lippen deiner Hand! Sieh' aus,
Wie die unschuldige Blume; aber sey
Die Schlange unter ihr! — Weh, denke jetzt
Auf nichts, als deinen Gast wohl zu empfangen.
Wein sey die große Arbeit dieser Nacht,
Die allen unsern künft'gen Tag und Nächten
Die königliche Freiheit soll ersetzen!

Macbeth.

Wir sprechen mehr davon.

Lady.

Nur heiter, Sir!
Denn, wo die Ägide schnell verändert wanken,
Berräth sich stets der Zweifel der Gedanken,
In allem Andern überlaß dich mir!

Sie gehen ab. Man hört klagen.

Du wolltest Weide machen — Weide haben sich
 Von selbst gemacht; dich haben sie vernichtet.
 Ich habe Kinder aufgefängt und weiß,
 Wie allgewaltig Mutterliebe zwingt,
 Und dennoch — ja, bei Gott! den Säugling selbst
 An meinen eignen Brüsten wollt' ich morden,
 Gätt' ich's geschworen, wie du Jenes schworst.

Macbeth.

Wird uns der blut'ge Mord zum Ziele führen?
 Steht dieser Cumberland nicht zwischen mir
 Und Schottlands Thron? Und lebt nicht Donalbain?
 Für Duncans Erben nur und nicht für uns
 Arbeiten wir, wenn wir den König tödten.

Lady.

Ich kenne diese Thand. Wie wird ihr Stolz
 Sich einem schwachen Knaben unterwerfen.
 Ein bürgerlicher Krieg entflammt sich:
 Dann trittst du auf, der Tapferste, der Beste,
 Der Nächste an dem königlichen Stamm,
 Die Rechte deiner Mündel zu behaupten.
 In ihrem Namen gründest du den Thron,
 Und, steht er fest, wer stürzte dich herab?
 Nicht in die ferne Zeit verliere dich!
 Den Augenblick ergreife! der ist dein.

Macbeth.

Wenn wir's verfehlen — wenn der Streich mißlänge?

Lady.

Mißlingen! Hör' es aus mit Männermuth
 Und fester Hand, so kann es nicht mißlingen.
 — Wenn Duncan schläft — und diese starke Reise
 Wird seinen Schlaf befördern — übernehm' ich's,
 Die beiden Kämmerer mit herauschendem
 Getränk so anzufüllen, zu betäuben,
 Daß ihr Gedächtniß, des Gehirnes Wächter,
 Ein bloßer Dunst seyn soll! Und, wenn sie nun
 In riesigem Schlafe wie im Tode liegen,
 Was können dann wir Beide mit dem un-
 Bewachten Duncan nicht beginnen, nicht
 Mit seinen überfüllten Kämmerern,
 Die unsers Mordes Sünde tragen sollen?

Macbeth.

Gebiet mir keine Lächer! Männer nur
 Soll mir dein unbezwinglich Herz erzenzen!
 Wird man nicht glauben, wenn wir jene Weiden,
 Die in des Königs eigenem Zimmer schlafen,
 Mit Blut bestreichen, ihrer Dolche uns
 Zum Mord bedient, daß sie die That gethan?

Lady.

Wer wird bei dem Gesannner, dem Geschrei,
 Das wir erheben wollen, etwas Andres
 Zu denken wagen?

Macbeth.

Weib! ich bin entschlossen,
 Und alle meine Sehnen spannen sich
 Zu dieser That des Schreckens an. Komm, laß uns
 Den blut'gen Voratz mit der schönsten Larve
 Bedecken! Falsche Freundlichkeit verhehle
 Das schwarze Werk der heuchlerischen Seele!

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

anquo. Fleance, der ihm eine Tafel vorträgt.

Danquo.

Wursche?

Fleance.

Herr, der Mond ist unter.

Die Glocke hab' ich nicht gehört!

Danquo.

Er geht

Um zwölf Uhr unter.

Fleance.

's ist wohl später, Herr.

Danquo.

Da, nimm mein Schwert! Man ist haushälterisch im
 Himmel.

Die Lichter sind schon alle aus. Hier, nimm
 Auch Das noch! Eine schwere Schlafsucht liegt
 Wie Blei auf mir, doch möcht' ich nicht gern schlafen.
 Ihr gute Mächte, wehrt die sträflichen
 Gedanken von mir, die dem Schlummernden
 So leicht sich nahen! — Gib mir mein Schwert! Wer da?

Zweiter Auftritt.

Vorige. Macbeth, dem ein Bedienter leuchtet.

Macbeth.

Ein Freund.

Danquo.

Wie, edler Sir, noch nicht zur Ruh?
 Der König schläft schon. Er war äußerst fröhlich,
 Und Eure Diener hat er reich beschenkt.
 Hier diesen Demant schickt er Eurer Lady
 Und grüßt sie, seine angenehme Wirthin.
 Er ging recht glücklich in sein Schlafgemach.

Macbeth.

Da wir nicht vorbereitet waren, mußte
 Der gute Wille wohl dem Mangel dienen.

Danquo.

Es mangelte an nichts. Nun, Sir, mir träumte
 Verwischne Nacht von den drei Zauberschwestern.
 Euch haben sie doch etwas Wahres
 Gesagt.

Macbeth.

Ich denke gar nicht mehr an sie.
 Indes, wenn's Euch bequem ist, möcht' ich gern
 Ein Wort mit Euch von dieser Sache sprechen.
 Kennt nur die Zeit.

Danquo.

Wie's Euch gelegen ist.

Macbeth.

Wenn Danquo mein Begnügen unterläßt,
 Und es gelingt, so soll er Ehre davon haben.

Danquo.

Eosern' ich sie nicht in die Schanze schlage,
 Indem ich sie zu mehren meine, noch
 Mein gut Gewissen und mein Herz dabei
 Gefährdet, sind, bin ich zu Euren Diensten.

Macbeth.

Gut! Nach! Indes

Danquo.

Ich dank' Euch. Schlafet wohl!

Danquo und Fleance gehen ab.

Macbeth zum Bedienten.

Sag deiner Lady, wenn mein Trank bereit,
 Soll sie die Glocke ziehn. — Du geh zu Bette!

Bedienter geht ab.

Dritter Auftritt.

Macbeth, allein.

In Dies ein Dolch, was ich da vor mir sehe,
 Den Griff mir zugewendet? Komm! Laß mich dich fassen.
 Ich hab' dich nicht und sehe dich doch immer.
 Dürstbares Bild! bist du so fähbar nicht der Hand,

Als du dem Auge sichtbar bist? Wißt du
Nur ein Gedankenbolz, ein Wahngesilde
Des fieberhaft entzündeten Gehirns?
Ich seh dich immer, so lebhaftig wie
Den Dolch, den ich in meiner Hand hier züde.
Du weist mir den Weg, den ich will gehn:
Solch ein Geräth, wie du bist, wollt' ich brauchen.
Entweder ist mein Auge nur der Nare
Der andern Sinne oder mehr werth, als sie alle.
— Noch immer seh' ich dich und Tropfen Bluts
Auf deiner Klinge, die erst nicht waren.
— Es ist nichts Wirkliches. Mein blutiger
Gedanke ist's, der so heraustritt vor das Auge!

Jetzt scheint die eine Erdenhälfte todt,
Und böse Träume schrecken hinterm Vorhang
Den unbeschügten Schlaf! Die Zauberei beginnt
Den furchtbarn Dienst der bleichen Hekate,
Und, aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter,
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste, geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.
Du sichere, unbeweglich feste Erde!
Hör' meine Tritte nicht, wohin sie gehn,
Damit nicht deine stummen Steine selbst
Mein Werk aufschreien und zusammenklingend
Dies tiefe Todtenschnweigen unterbrechen,
Das meinem Mordgeschäft so günstig ist.
Ich drohe hier, und drinnen lebt er noch! —

Man hört die Glocke.

Nach vorwärts, Macbeth, und es ist gethan!
Die Glocke ruft mir — Höre sie nicht, Duncan!
Es ist die Glocke, die dich augenblicks
Zum Himmel fordert oder zu der Hölle. *Er geht ab.*

Vierter Auftritt.

Lady Macbeth. *Wald darauf* Macbeth.

Lady.

Was sie beauschte, hat mich kühn gemacht;
Was ihnen Keuer nahm, hat mir gegeben.
Horch! Still!
Die Gule war's, die schrie — der traurige
Nachtwächter sagt uns gräßlich gute Nacht.
— Er ist dabei. Die Kammerthür ist offen,
Und die beauschten Kämmerlinge spotten
Mit Schnarchen ihres Wächteramts.
So einen kräft'gen Schlaftrunk hab' ich ihnen
Gemischt, daß Lob und Leben drüber rechen,
Ob sie noch athmen oder Leichen sind.

Macbeth drinnen.

Wer ist da? He!

Lady.

O weh! Ich fürchte, sie sind aufgewacht,
Und es ist nicht geschehen! Der Versuch
Und nicht die That wird uns verderben — Horch!
Die Dolche legt' ich ihm zurecht. Er mußte
Sie finden auf den ersten Blick. Hätt' es mich nicht,
Wie er so schlafend lag, an meinen Vater
Gemahnt, ich hätt' es selbst gethan — Nun, mein Ge-
mahl?

Macbeth *tut auf.*

Sie ist gethan, die That! Vernahmst du kein
Geräusch?

Lady.

Die Gule hört' ich schreien und
Die Grillen singen — Sagtest du nicht was?

Macbeth.

Wann?

Lady.

Jetzt.

Macbeth.
Wie ich herunter kam?
Lady.

Ja.

Macbeth.

Horch!

Wer liegt im zweiten Zimmer?

Lady.

Donalbain.

Macbeth *besieht seine Hände*

Das ist ein traur'ger Anblick! Ich!

Lady.

Ihr seyd

Nicht klug! Das nennt Ihr einen traur'gen Anblick!

Macbeth.

Der Eine lacht' im Schlaf, der Andere
Schrie: Mord! daß sie sich wechselweise weckten.
Ich stand und hörte zu, sie aber sprachen
Ihr Nachtgebet und schliefen wieder ein.

Lady.

Es sind dort ihrer Zwei in einer Kammer.

Macbeth.

Gnäd' uns Gott! rief Einer — Amen, sprach
Der Andere, als hätten sie mich sehen
Mit diesen Hensers Händen stehn und horchen
Auf die Geberben ihrer Furcht — Ich konnte
Nicht Amen sagen, als sie schrien: Gott gnäd' uns!

Lady.

Denkt ihm so tief nicht nach!

Macbeth.

Warum denn aber konnt' ich
Nicht Amen sagen? Brauch' ich doch so sehr
Die Gnade Gottes in dem Augenblick,
Und Amen wollte nicht aus meiner Kehle.

Lady.

Man muß dergleichen Thaten hinterher
Nicht so beschaun. Das könn' uns rasend machen.

Macbeth.

Es war, als hört' ich rufen: Schlaft nicht mehr!
Den Schlaf ermordet Macbeth, den unschuld'gen,
Den arglos heil'gen Schlaf, den unbeschügten,
Den Schlaf, der den verworrenen Knäuel der Sorgen
Entwirrt, der jedes Tages Schmerz und Lust
Begräbt und wieder weckt zum neuen Morgen,
Das süße Bad der unendlichen Ruhest,
Das lichte Ziel für jede Hergensqual,
Die beste Speise an des Lebens Wahl!

Lady.

Wie, Sir? Was soll Das alles?

Macbeth.

Immer, immer,

Im ganzen Hause rief es fort und fort:
Schlaft nicht mehr! Glamis hat den Schlaf ermordet!
Dahum soll Candor nicht mehr schlafen, Macbeth
Soll nicht mehr schlafen!

Lady.

Wie? Wer war's denn, der
So rief? Mein theurer Ihan, was für Phantome
Sind Das, die deines Herzens edeln Muth
So ganz entmenschen! Weh! nimm etwas Wasser
Und wasche dies verrätherische Zeugniß
Von deinen Händen — Warum brachtest du
Die Dolche mit heraus? Sie müssen drinn
Gefunden werden. Trage sie zurück, bestreiche
Die Kammern mit dem Blut —

Macbeth.

Ich geh nicht wieder
Hinein. Mir graut vor dem Gedanken, was ich that:
Weh du hinein. Ich wag's nicht.

Lady.

Schwache Seele!

Gib mir die Dolch! Schlafende und Tödt
Sind nur Gemälde; nur ein kindisch Aug
Schreckt ein gemalter Teufel. Ich beyrrepre
Der Kämmerer Gesicht mit seinem Blut:
Denn diese muß man für die Thäter halten.

Sie geht hinein. Man hört drinnen Klopfen.

Macbeth.

Woher dies Klopfen? Wohin kam's mit mir,
Daß jeder Laut mich aufschreckt! — Was für Hände!
Sie reißen mir die Augen aus — Weh! Wehe!
Kann der gewässerreiche Meeragott selbst
Mir seinen Muten allen dieses Blut
Von meiner Hand abwaschen? Ober färbten
Sich alle Meere roth von dieser Hand!

Lady, zurückkommend.

So ist die blut'ge That von uns hinweg
Gewäkt, und Jene tragen unsre Schuld
Auf ihren Händen und Gesichtern — Horch!
— Ich hör' ein Klopfen an der Thür nach Süden.
Gehn wenig Wasser reinigt uns
Von dieser That. Wie leicht ist sie also!
Komm! Deine Stärke hat dich ganz verlassen.

Neues hartes Pochen.

— Es klopft schon wieder! Wisst dein Nachtleid über!
Geschwind, damit uns Niemand überrasche
Und seh, daß wir gewacht! — O, sey ein Mann!
Verlier dich nicht so kläglich in Gedanken!

Macbeth.

Mir dieser That bewußt zu seyn! O, besser,
Mir ewig meiner selbst nicht mehr bewußt seyn!

Das Klopfen wird härter.

Poch' ihn nur auf aus seinem Todeschlaf!
Was gab' ich drum, du könntest es!

Lady, im Fortgehen.

Komm! Komm!

Gehet hinein.

Fünfter Auftritt.

Pfortner mit Schlüssel, Macduff und Roffe.

Pfortner kommt herzu.

Verschwinden ist die finst're Nacht,
Die Kerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Franzen
Am Himmel aufgegangen.
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheint durch des Verräthers Dach,
Und, was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

Macduff und Roffe treten auf.

Poch' poch! Gehnd da draußen, wer's auch ist!
Den Pfortner laßt sein Morgenlied vollenden.
Ein guter Tag hängt an mit Gottes Reich:
's ist kein Geschäft so eilig, als das Veten.

Trifft weiter.

Lob sey dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heil'gen Schaaren
Uns gnädig wollt bewahren.
Wohl! Mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr:
Drum freue sich, wer, neu belebt,
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Sie schließt. Macduff und Roffe treten auf.

Roffe.

Nun, D's muß wahr seyn, Freund, Ihr führt eine
So helle Orgel in der Brust, daß Ihr damit
Schottland könntet aus dem Schlaf posaunen.

Pfortner.

Das kann ich auch, Herr, denn ich bin der Mann,
Der Euch die Nacht ganz Schottland hat gehütet.

Roffe.

Wie Das, Freund Pfortner?

Pfortner.

Nun, sagt an! Nacht nicht
Des Königs Auge für sein Volk, und ist's
Der Pfortner nicht, der Nachts den König hütet?
Und also bin ich's, seht Ihr, der heut Nacht
Gewacht hat für ganz Schottland.

Roffe.

Ihr habt Recht.

Macduff.

Den König hütet seine Gnad' und Milde.
Er bringt dem Hause Schutz, das Haus nicht ihm:
Denn Gottes Schaaren wachen, wo er schläft.

Roffe.

Sag, Pfortner! ist dein Herr schon bei der Hand?
Sieh! unser Pochen hat ihn aufgeweckt.
Da kommt er.

Sechster Auftritt.

Macbeth. Macduff. Roffe.

Roffe.

Guten Morgen, edler Sir!

Macbeth.

Den wünsch' ich Beiden.

Macduff.

Ist der König munter?

Macbeth.

Noch nicht.

Macduff.

Er trey' mir auf, ihn früh zu wecken:

Ich habe die bestimmte Stunde bald
Verfehlt.

Macbeth.

Ich führ' Euch zu ihm.

Macduff.

O, ich weiß,
Es wär' Euch eine angenehme Nähe;
Doch ist es eine Nähe.

Macbeth.

Eine Arbeit,

Die uns Vergnügen macht, heißt ihre Müh'.
Hier ist die Thür.

Macduff.

Ich bin so dreißig und rufe:
Denn so ist mir befohlen.

Sie geht hinein.

Siebenter Auftritt.

Macbeth und Roffe.

Roffe.

Reist der König

Heut wieder ab?

Macbeth.

Ja, so bestellte er's.

Roffe.

Sir! Das war eine unglückliche Nacht.
Im Hause, wo wir schliefen, ward der Schlot
Herabgeweht, und in der Luft will man
Ein glühlich Angstgeschrei vernommen haben,
Gehul des Todes, glühlich tönende
Prophezenstimmen, die Verklündiger
Entsetzlicher Ereignisse, gewalttätiger
Verwirrungen des Staats, davon die Zeit
Entbunden ward in bangen Mutterwehen.

Die Gese schrie die ganze Nacht; man sagt,
Die Erde habe fieberhaft gezittert!

Macbeth.

's war eine rauhe Nacht.

Kosse.

Ich bin nicht alt
Genug, mich einer gleichen zu erinnern.

Achter Auftritt.

Vorige. Macduff kommt zurück.

Macduff.

Entsetzlich! Gräßlich! Gräßlich! O, entsetzlich!

Macbeth.

Was ist's?

Kosse.

Was gibt es?

Macduff.

Grausenvoll! Entsetzlich!

Kein Herz kann's fassen, keine Zunge nennen!

Macbeth.

Was ist es denn?

Macduff.

Der Brevel hat sein Aergstes
Vollbracht! Der Kirchenväuberische Mord
Ist in des Tempels Heiligtum gebrochen
Und hat das Leben draus hinweggestohlen.

Macbeth.

Das Leben! Wie versteht Ihr Das?

Kosse.

Meint Ihr

Den König?

Macduff.

Geht hinein! Geht und ersparret

Vor einer neuen, gräßlichen Gorgona.

Verlangt nicht, daß ich's nenne! Seht und dann
Sprecht selbst!

Macbeth und Kosse gehen ab.

Macduff.

Wacht auf! wacht auf! Die Jenergleise
Gekläutet! Mord und Hochverrath! Auf! auf!
Erwacht, Banquo! Malcolm! Donalbain!
Werst diesen flammweichigen Schlaf von euch,
Des Todes Scheinbild, und erblickt ihn selbst!
Auf, auf, und seht des Weltgerichtes Morgen!
Malcolm und Banquo! wie aus euren Gräbern
Erhebt euch, und wie Geister schreitet her,
Das gräßlich Ungeheure anzuschauen!

Neunter Auftritt.

Macduff. Lady Macbeth. Gleich darauf Banquo mit
Fenor und Angus und nach diesen Macbeth. Kosse.

Lady.

Was gibt's, daß solche gräßliche Trompete
Die Schlüfer dieses Hauses weckt? Sagt! redet!

Macduff.

O zarte Lady! es taugt nicht für Euch,
Zu hören, was ich sagen kann. Ein weiblich Ohr
Damit zu schrecken, wär' ein zweiter Mord!

Auf Banquo, Fenor und Angus tretend die Vorzutreten.

O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!

Lady.

Hilf Himmel! Was? In unserm Haus?

Banquo.

Entsetzlich,

Wo immer auch — Macduff, ich bitte dich,
Nimm es zurück und sag', es sey nicht so!

Macbeth kommt mit Kosse zurück.

Macbeth.

O, wär' ich eine Stunde nur
Vor diesem Unfall' aus der Welt gegangen,
Ich wär' gestorben als ein Glücklicher.
Von nun an ist nichts Schätzenswerthes mehr
Auf Erden! Land ist Alles! Ihr' und Gnade
Sind todt! Des Lebens Wein ist abgezogen,
Und nur die Gese blieb der Welt zurück.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Donalbain.

Donalbain.

Was ist verloren —

Macbeth.

Ihr! und wißt es nicht!

Zu Donalbain.

Der Brunnen meines Blutes ist verstopft,
Ja, seine Quelle selber ist verstopft.

Macduff zu Malcolm.

Ein königlicher Vater ist ermordet!

Malcolm.

O Gott! Von wem?

Kosse.

Die Kämmerer sind allem Ansehn nach
Die Thäter. Ihre Hände und Gesichter waren
Voll Blut, auch ihre Dolche, welche wir
Unabgewischt auf ihrem Rissen fanden.
Sie sahen wild aus, waren ganz von Sinnen,
Und Niemand wagte sich an sie heran.

Macbeth.

O, jezo reut mich's, daß ich sie im Wahnwitz
Der ersten Wuth getödtet.

Macduff.

Warum thatst du Das?

Macbeth.

Wer ist im nämlichen Moment zugleich
Gesäßt und wüthend, sinnlos und besonnen,
Rechtliebend und partellos? Niemand ist's!
Die rauche That der heiligen Liebe rannte
Der zaudernden Vernunft zuvor. — Hier lag
Duncan — sein königlicher Leib von Dolchen
Entstellt, zerrissen! Seine offenen Wunden
Erschienen wie ein Riß in der Natur,
Wodurch der Tod den breiten Einzug nahm!
Dort seine Mörder, in die Farbe ihres Handwerks
Gefleidet, ihre Dolche froh bemalt mit Blut!
Wer, der ein Herz für seinen König hatte
Und Muth in diesem Heren, hätte da
Sich halten und sich selbst gebieten können!

Lady steht sich, als ob sie ohnmächtig werde.

Helft mir von hinnen — Oh!

Macduff.

Sorgt für die Lady!

Macduff, Banquo, Kosse und Angus sind um sie besorgt.

Malcolm zu Donalbain.

Wir schweigen still, die dieser Trauerfall
Am Nächsten trifft?

Donalbain.

Was läßt sich sagen, hier,

Wo unser Feind, in unsichtbarer Spalte
Verborgen, jeden Augenblick hervor
Zu stürmen, auf uns herzufallen droht?
Laß' uns davon gehn, Brüder! Unse Thränen
Sind noch nicht reif.

Malcolm.

Noch unser heft'ger Schmerz
Im Stand, sich von der Stelle zu bewegen.

Macbeth.

Banquo zu **Donen**, welche die Lady wegführen.

Nehmt euch der Lady an! — Und, wenn wir uns
Von der Verwirrung unsers ersten Schreckens
Erholt und unsre Wölfe erst bedeckt,
Dann laßt uns hier aufs Neu zusammenkommen
Und dieser ungeheuren Blutschuld weiter
Nachforschen. Uns erschüttern Kurcht und Zweifel.
Hier in der großen Hand des Höchsten steh' ich,
Und unter diesem Schirme kämpf' ich jeder
Verschuldigung entgegen, die Verrath
Und Bosheit wider mich ersinnen mögen!

Macbeth.

Das th' ich auch.

Macduff.

Und ich.

Hoffe, Angus und Lenor.

Das thun wir Alle.

Macbeth.

Jetzt werfen wir uns schnell in unsre Kleider
Und kommen in der Halle dann zusammen!

Alle.

Wir sind's zufrieden.

Sie gehen ab.

Elfter Auftritt.

Malcolm. Donalbain.

Malcolm.

Was gedenkt Ihr, Bruder?

Ich find' es nicht gerathen, ihrer Treu'
Uns zu vertrauen. Einen Schmerz zu zeigen,
Von dem das Herz nichts weiß, ist eine Pflicht,
Die dem Mordelichen nicht schwer ankommt.
Ich geh nach England.

Donalbain.

Ich nach Irland.

Gerathener ist's für unser Weiter Wohl,
Wir trennen unser Schicksal! Wo wir sind,
Erh' ich aus jedem Lächeln Dolche drohn:
Je näher am Blut, so näher dem Verderben.

Malcolm.

Der Morderspeil, der unsern Vater traf,
Liegt noch, ist noch zur Erde nicht gefallen.
Das Beste ist, vom Ziel' hinweg zu gehn.
Drum schnell zu Pferde! Keine Zeit verloren
Mit Absichtenehmen! Da ist's wohl gethan,
Sich wegzunehmen, wo das kleinste Weilen
Tod und Verderben bringen kann.

Sie gehen ab.

Zwölfter Auftritt.

Hoffe. Ein alter Mann.

Alter Mann.

Ja, Herr, von achtzig Jahren her besinn' ich mich,
Und in dem langen Zeitraum' hab' ich Bittres
Erlebt und Unglückseliges erfahren.
Doch diese Schreckensnacht hat all mein vorig Wissen
Zum Kinderpiel gemacht.

Hoffe.

Ach, guter Vater!

Du siehst, wie selbst der Himmel düster bleich
Auf diesen blut'gen Schauplatz niederhängt,
Wie von der Menschen Gräueltthat empört!
Der Glöck' nach ist's hoch am Tag, und doch
Dämpft finstre Nacht den Schein der Himmelslampe.

Alter Mann.

Es ist so unnatürlich, wie die That,
Doch wir erleben. Neulich ward ein Kasse,
Der triumphirend thurnhoch in den Lüften
erschwebte, kühn von einer tausenden
Hände angefallen und zerdrückt.

Hoffe.

Und Duncans Pferde — so verwundersam
Es klingt, so wahr ist's! — diese schönen Thiere,
Die Hiebe ihrer Gattung, wurden toll
Auf Einmal, brachen wild aus ihren Ställen
Und schossen wüthend um sich her, dem Ruf
Des Führers starr und müdig widerstrebend,
Als ob sie Krieg ankündigten den Menschen.

Alter Mann.

Man sagt, daß sie einander aufgefressen.

Hoffe.

Das thaten sie. Raum traut' ich meinen Sinnen,
Als ich es sah. — Hier kommt der wackre Macduff.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Macduff.

Hoffe.

Nun, Sir, wie geht die Welt?

Macduff.

Wie? Seht Ihr's nicht?

Hoffe.

Weiß man, wer diese mehr als blut'ge That
Verübt?

Macduff.

Sie, die Macbeth tödtete.

Hoffe.

Die Kämmerer? Gott! Und aus welchem Antriebe?
Was bracht' es ihnen für Gewinn?

Macduff.

Sie waren
Erkaut. Des Königs eigne Söhne, Malcolm
Und Donalbain, sind heimlich weggeflohn
Und machten sich dadurch der That verdächtig.

Hoffe.

O, immer, immer wider die Natur!
Unmäß'ge Herrschsucht, die mit blinder Eier
Sich ihre eignen Lebensäfte raubt!
— So wird die Krone wohl an Macbeth fallen?

Macduff.

Er ist schon ausgerufen und nach Scene
Zur Krönung abgegangen.

Hoffe.

Wo ist Duncans Leiche?

Macduff.

Nach Colmekill gebracht, der heil'gen Gruft,
Wo die Gebeine seiner Väter ruhen.

Hoffe.

Geht Ihr nach Scene?

Macduff.

— Nein! Ich geh nach Dife.

Hoffe.

Gut! So will ich nach Scene.

Macduff.

Lebet wohl!

Und mögt Ihr Alles dort nach Wunsch finden!
Möchten uns die alten Räder besser
Gelesen haben, fürcht' ich, als die neuen!

Hoffe, dem Mann.

Nun, alter Vater, lebet wohl!

Alter Mann.

Gott sey

Mit Euch und Jedem, der es redlich meint,
Das Böse gut macht und den Feind zum Freund!

Sie gehen ab.

Dritter Aufzug.

Ein Zimmer.

Erster Auftritt.

Banquo, allein.

Du hast's nun! Glamis! Cawdor! König! Alles,
Wie es die Zauberschwester'n dir verhießen.
Ich fürchte sehr, du hast ein schändlich Spiel
Darum gespielt. — Und doch ward prophezeit,
Es sollte nicht bei deinem Hause bleiben;
Ich aber sollte der beglückte Eifer,
Die Wurzel eines Königsstammes seyn.
Wenn Wahrheit kommen kann aus solchem Munde —
Und der erfüllte Gruß an dich beweist's —
Wie sollten sie nicht eben sowohl mein
Drauf seyn, wie deins, und mich zur Hoffnung
Aufreissen? Aber, still, nichts mehr davon!

Zweiter Auftritt.

Trompeten.

Macbeth als König. Lady Macbeth. Rasse.
Angus. Lenor. Banquo. Befolge.

Macbeth.

Sieh da! Hier ist der Erste unsrer Gäste!

Lady.

Wlief er hinweg, so war gleichsam ein Riß
In unserm Feste, und die Krone fehlt' ihm.

Macbeth.

Banquo! Wir geben diese Nacht ein festlich Mahl
Und bitten Euch um Eure Gegenwart.

Banquo.

Nach meines Herrn Befehl, dem zu gehorchen
Wir heil'ge Pflicht ist.

Macbeth.

Ihr verreisst heut?

Banquo.

Ja, Eure!

Macbeth.

Const hätten wir uns Euren Rath,
Der stets so weiß' als glücklich war, in heutiger
Versammlung ausgebeten. Doch Das kann auch ruhn
Bis morgen. Geh't die Reise weit?

Banquo.

So weit,

Daß alle Zeit von jetzt zum Abendessen
Drauf gehen wird. Thut nicht mein Pferd sein Bestes,
Werd' ich der Nacht verschuldet werden müssen
Für eine dunkle Stunde oder zweien.

Macbeth.

Behlt ja nicht bei dem Best!

Banquo.

Gewißlich nicht.

Macbeth.

Wir hören, unsre blut'gen Vetter'n sind
Nach Engelland und Irland, leugnen dort
Ihrer gedrückten Mord und füllen
Mit seltsamen Gedichtungen die Welt.
Doch hievon morgen nebst dem Andern, was
Den Staat betrifft und unsre Sorgen heischt.
Lebt wohl bis auf die Nacht! Geh't Blance mit Euch?

Banquo.

Ja, Eure! Wir können länger nicht verweilen —

Macbeth.

So wünsch' ich Euren Pferden Schnelligkeit
Und sichere Büße! Lebet wohl!

Banquo geht ab. Zu den Andern.

Wie Andrach

Der Nacht sey Jedermann Herr seiner Zeit.
Die Freuden der Gesellschaft desto besser
Zu schmecken, bleiben wir bis dahin selbst
Für uns allein. Und damit Gott befohlen!

Lady und Cordo gehen ab.

Dritter Auftritt.

Macbeth, zurückbleibend.

Macbeth zu einem Bedienten.

Hört, Freund! Sind jene Männer bei der Hand?

Bedienter.

Ja, Eure! Sie warten draußen vor dem Schloßthor.

Macbeth.

Führt sie herein.

Bedienter ab.

So weit seyn, ist noch nichts;
Doch, es mit Sicherheit zu seyn!
Vor diesem Banquo haben wir zu zittern.
In seiner königlichen Seele herrscht
Dasjenige, was sich gefürchtet macht.
Vor nichts erschrickt sein Muth, und dieser festen
Entschlossenheit wohnt eine Klugheit bei,
Die ihm zum Führer dient und seine Schritte
Versichert. Ihn allein, sonst Keinen fürcht' ich.
Ihm gegenüber wird mein Geist gezüchtigt,
Wie Marc Anton's vor Cäsars Genius.
Er schalt die Zauberschwester'n, da sie mich
Zuerst begrüßten mit dem Königtitel,
Und forderte sie auf, zu ihm zu reden;
Und darauf grüßten sie prophetisch ihn
Den Vater einer königlichen Reihe!
Auf meine Stirne setzten sie
Nur eine unfruchtbare Krone, gaben
Mir einen dürr'n Scepter in die Hand,
Damit er einst von fremden Händen mir
Entwunden werde! Ist's an Dem, so hab' ich
Für Banquo's Entfelter mein Gewissen
Besetzt, für sie den quadenreichen Duncan
Gewürgt, für sie — allein für sie — auf ewig
Den Frieden meiner Seele hingemordet
Und mein unsterbliches Juwel dem all=
Gemeinen Feind der Menschen hingeopfert,
Um sie zu Königen zu machen! Banquo's
Geschlecht zu Königen! Oh Dies geschieht,
Oh komme du, Verhängniß, in die Schranken
Und laß' uns kämpfen bis aufs Blut!

Bedienter kommt mit den Mördern.

Wer ist da?

Geh vor die Thür' und warte, bis Wir rufen.

Vierter Auftritt.

Macbeth. Zwei Mörder.

Macbeth.

War es nicht gestern, daß ich mit euch sprach?

Die Mörder.

Ja, königlicher Herr!

Macbeth.

Nun? Habt ihr meinen Morden nachgedacht?
Ihr wißt nun, daß es Banquo war, der euch
In vor'gen Zeiten so im Weg gestanden.
Ihr gabet fälschlich mir die Schuld; doch aus
Der letzten Unterredung, die wir führten,
Habt ihr es sonnenklar erkannt, wie schändlich
Man euch betrog —

Erster Mörder.

Ja, Herr! Ihr überzeugtet uns.

Macbeth.

Das that ich.

Nun auf den andern Punkt zu kommen. Sagt,
Seyd ihr so lämmersfromm, so taubenmäßig

Geartet, daß ihr Solches ungeahndet
Könnt hingehn lassen? so verfühnlischen Gemüths,
Daß ihr für diesen Banquo beten könnt,
Dess schwere Hand euch und die Eurigen
In Schande stürzte und zu Bettlern machte?

Erster Mörder.

Mein König, wir sind Männer!

Macbeth.

Ja, ja, ihr laßt so auf der Lüste mit!
Wie Dachs und Windspiel alle Hunde heißen;
Die eigne Race aber unterscheidet
Den schlauen Spürer, den getreuen Wächter,
Den flüchtigen Jäger. So auch mit den Menschen.
Doch, wenn ihr wirklich Männer seyd, und zwar
An echter Mannheit nicht die allerlegten,
So zeigt es jago! Rähet euch und mich
An einem Feinde, der uns gleich verhaßt ist.

Erster Mörder.

Ich bin ein Mann, Eire, den die harten Stöße
Der Welt so aufgebracht, daß ich bereit bin,
Der Welt zum Troge Jegliches zu wagen.

Zweiter Mörder.

Und mir, mein König, hat das falsche Glück
So grausam mitgespielt, daß ich mein Schicksal
Verbessern oder gar nicht leben will.

Macbeth.

Ihr wißt also, euer Feind war Banquo.

Die Mörder.

Ja, Eire!

Macbeth.

Er ist auch meiner, und er ist's
Mit solchem blutig unversöhnten Haß,
Daß jeder Augenblick, der seinem Leben
Zuwächet, das meine mir zu rauben droht.
Zwar sieht's in meiner königlichen Macht,
Ihn, ohne alle andre Rücksicht,
Als meinen Willen, aus der Welt zu schaffen;
Doch darf ich's nicht um eurer Aversion willen,
Die auch die seinen sind, und deren Gnuß
Ich nügern in die Schanze schlage! Ja,
Die Klugheit will es, daß ich Den beweine,
Auf den ich selbst den Streich geführt! Darum
Verdarf ich eures Arms in dieser That,
Die ich aus ganz besonders wichtigen Gründen
Dem öffentlichen Aug verbergen mag.

Erster Mörder.

Mein König, wir erwarten keinen Wink.

Zweiter Mörder.

Und wenn auch unser Leben —

Macbeth.

Eure Stühnheit bligt

Aus euch hervor. Der Feind, von dem wir reden,
Wird diesen Abend hier zurück erwartet.
Im nächsten Holsie kann die That geschehen,
Doch etwas fern vom Schloß, versteht ihr wohl,
Daß kein Verdacht auf mich geleitet werde.
Zugleich mit ihm muß, um nichts halb zu thun,
Auch Alexeer, sein Sohn, der bei ihm ist,
An dessen Untergange mir nicht minder
Gelegen ist, als seinem eignen — hört ihr?
Das Schicksal dieser finstern Stunde theilen.
Habt ihr verstanden?

Mörder.

Wohl! Wir sind entschlossen,

o König!

Macbeth.

Nun, so geht auf euren Posten!

Vielleicht steht noch der dritte Mann an euch,
Daß nichts dem Zufall überlassen bleibe!

Die Mörder gehen ab

Beschlossen ist's! Banquo, erwartest du,
Zum Himmel eingezehn, fliegst du ihm heut noch zu!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth.

Lady.

Wie, mein Gemahl? Warum so viel allein?
Was kann es helfen, daß Ihr Eure Träume
Zur traurigen Gesellschaft wählt und mit
Gedanken spricht, die Dem, an den sie denken,
Ins nicht'ge Grab hinab gefolgt seyn sollten?
Auf Dinge, die nicht mehr zu ändern sind,
Wuß auch kein Blick zurück mehr fallen! Was
Gethan ist, ist gethan und bleibt's.

Macbeth.

Wir haben

Die Schlange nur verwundet, nicht getödet:
Sie wird zuheilen und dieselbe seyn
Aufs Neue; unser machtlos selzer Grimm
Wird, nach wie vor, vor ihrem Jahn' erzittern.
Doch ehe soll der Dinge feste Form
Sich lösen, ehe mögen beide Welten
Zusammenbrechen, eh wir unser Vrad
Mit Zittern essen und uns fernerhin
In ängstlich bangen Schredensträumen wälzen.
Weit besser wär' es, bei den Todten seyn,
Die wir zur Ruh geschickt, uns Flag zu machen,
Als fest und fest in ruheloser Qual
Auf dieser Felterbank der Todesfurcht
Zu liegen. — Duncan ist in seinem Grabe;
Sanft schläft er auf des Lebens Liebevangel.
Verrätherbeise hat ihr Auserkies
An ihm gethan! Man kann nicht Stabl noch Wist,
Nicht Knie von Augen, nicht Verrätherci
Von Janen, nichts den Schläfer mehr berühren!

Lady.

Kommt, kommt, mein König, mein geliebter Herr,
Küßt Eure finstern Wüde auf! Seyd heiter
Und hell heut! Abend unter Euren Waken!

Macbeth.

Das will ich, liebes Weib! und sey du's auch
Und spare nicht die glatte Schneidelerde.
Noch küßt's die Zeit, daß wir uns unsers Ranges
Entäußern, zu unwürdiger Viebsosung
Herunterheizen, unser Angesicht
Zur schönen Karze unsrer Herzen machen.

Lady.

Laßt Das!

Macbeth.

O, angefüllt mit Skorpionen
Ist meine Seele! Ahnues Weib, du weißt,
Noch lebet Banquo und sein Sohn!

Lady.

Doch Keinem gab
Natur das Vorrecht der Unsterblichkeit.

Macbeth.

Das ist mein Trost, daß sie zerstörbar sind:
Dram gutes Wuths! Oh noch die Niedermaus
Des unerschütterlichen Aug beginnt, eh' auf
Der blinden Gekete der Räder,
Am tohlen Baum' ergaßt, die müde Nacht
Mit seinem schlürigen Gumm' einlämmt,
Soll eine That von furchtbarer Natur
Vollzogen seyn.

Lady.

Was soll geschehn?

Macbeth.

Sey lieber schuldlos durch Unwissenheit,
Mein trantes Weib, bis du der fertigen That

Zusammenhau. — Stets nieder, blinde Nacht,
Des Tages järtlich Auge schließe zu!
Mit deiner unsichtbaren blut'gen Hand
Durchstreiche, reiß' in Stücken diesen großen
Schuldbrief, der auf mir lastend mich so bleicht!
— Schon sinkt der Abend, und die Krähe fliegt
Dem dohlenwimmelnden Gehölze zu;
Ginnicken alle freudige Geschöpfe
Des Tags, indeß die schwarzen Hausgenossen
Der traur'gen Nacht auf ihren Plaub ausgehen.
Du stau'st ob meiner Rede! Doch sey ruhig!
Was blutig anfang mit Verrath und Mord,
Das setzt sich nur durch blut'ge Thaten fort!
Damit laß dir genügen! Folge mir! Sie gehen ab.

Unter Bäumen.

Sechster Auftritt.

Drei Mörder treten auf

Erster zum Dritten

Wer aber hieß dich zu uns stoßen?

Dritter.

Macbeth.

Erster zum Zweiten.

Wie? Sind wir Beide ihm nicht Manns genug,
Daß er, besorgt, uns den Gehäusen sendet?
Was meint Ihr? Dürfen wir ihm traun?

Zweiter.

Wir können's dreist. Die Zeichen treffen zu,
Es ist der Mann, von dem der König sprach.

Erster.

So steh zu uns. Am abendlichen Himmel
Verglimmt der letzte bleiche Tageschein.
Der Wanderer, der sich auf dem Weg verspätet,
Strengt seiner Schritte letzte Kraft noch an,
Die Nachtherberge zeitig zu erreichen,
Und der, auf den wir lauern, nähert sich.

Zweiter.

Still! Horch! Ich höre Pferde.

Banquo hinter der Scene.

Licht! He da!

Erster.

Das ist er! Denn die Andern, die beim Gastmahl
Erwartet wurden, sind schon alle da.

Zweiter.

Die Pferde machen einen Umweg.

Erster.

Wohl eine Viertelmile. Aber er
Pflügt, so wie Jedermann, den Weg zum Schloß
Durch dies Gehölz zu Fuß zurück zu legen,
Weil es hier näher ist und angenehmer.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Banquo und Fleance mit einer Jagd.

Zweiter Mörder.

Ein Licht! Ein Licht!

Dritter.

Er ist es.

Erster Mörder.

Macht euch fertig!

Banquo, verwundet, lein send.

Es wird heut Nacht gewittern.

Zweiter Mörder.

Es schlägt ein.

Sie fallen über ihn her.

Banquo, indem er sich wehet.

Verrätherel! Flieh! Flieh, mein Sohn! Flieh! flieh!
Du kannst mein Rächer seyn! — O Vöswicht!

Er fällt tödtlich getroffen nieder. Fleance wirft die Fackel weg; erster Mörder tritt darauf und löst sie aus; dieser ansieht.

Dritter Mörder.

Wer lösch das Licht? —

Erster Mörder.

War es nicht wohl gethan?

Zweiter Mörder.

Es liegt nur Einer;

Der Sohn entsprang.

Erster Mörder.

Verdammt! Wir haben

Die beste Hälfte unsers Werks verloren.

Dritter Mörder.

Gut! Laßt uns gehn und melden, was gethan ist!

Sie gehen ab.

Leßlicher Saal, erleuchtet

Eine mit Spitzen besetzte Tafel im Hintergrunde

Achter Auftritt.

Macbeth. Lady Macbeth. Hofs. Lenor.

Angus und sechs andere Lords.

Macbeth.

Ihr kennet euren Rang. Setzt euch, ihr Herren.
Vom Ersten bis zum Untersten willkommen!

Hofs. Angus. Lenor.

Wir danken Eurer Majestät.

Macbeth.

Wir selber wollen uns bald hier, bald dort
In die Gesellschaft mischen und das Amt
Des aufwartenden Hauswirts übernehmen:
Denn unsre Wirthein, seht ich, ist zu lässig
In ihrer Pflicht. Wir wollen sie erjuchen,
Geschäftiger zu seyn um ihre Gäste.

Sie setzen sich außer Macbeth.

Lady.

Thut Das, mein König, und erinnert mich,
Wodern ich was in meiner Pflicht versäumte.
Mein Herz zum Wenigsten bewillkommt Alle.

Der erste Mörder kommt an die Thüre

Macbeth.

Wie ihre Herzen dir entgegen wallen!
Gut! Keine Zeiten, seht ich, sind bestraft:
So will ich dort mich in die Mitte setzen.
Nun, überlaßt euch ganz der Trübsal:
Bald soll der Becher um die Tafel kreisen.

An dem Thüre an der Thüre

Auf deinem Kleid' ist Blut.

Erster Mörder.

So ist es Banquo's.

Macbeth.

Liegt er am Boden?

Erster Mörder.

Herr! Die Keht' ist ihm

Zerschnitten! Diesen Dienst erwies ich ihm.

Macbeth.

Du bist der erste aller Kehtabschneider!
Doch gleiches Lob verdient, wer seinem Sohn
Denselben Dienst gethan! Bist du der auch,
So suchst du deines Gleichen.

Erster Mörder.

Gnäd'ger Herr!

Fleance ist entwischt!

Macbeth.

So kommt mein Lieber

Zurück! Sonst war ich ganz gesund, vollkommen
Genesen, fest wie Marmor, wie ein Fels
Ge gründet, wie das freie Element,
Das uns umgibt, unendlich, allverbreitet.
Jetzt bin ich wieder eingeengt, gebunden
Und meinen alten Schrecknissen aufs Neu

Zum Raub dahingegeben. — Aber Banquo ist
Doch sicher —?

Erster Mörder.

Herr! Er liegt in einem Graben,
Mit zwanzig Hieben in dem Kopf, der kleinste
Schon eine Todeswunde. —

Macbeth.

Dank für Das!

Dort liegt sie also, die erwachsene Schlange!
Der Wurm, der floh, hat das Vermögen, einft
Gift zu erzeugen, doch für jetzt noch keine Zähne!
Gut! Morgen wollen wir's noch einmal hören!

Wörter geht ab.

Lady.

Mein König! Ihr verkürzter Eure Gäste.
Das reichste Mahl ist freudenleer, wenn nicht
Des Wirthes Zuspruch und Geschäftigkeit
Den Gästen zeigt, daß sie willkommen sind.
Satt essen kann sich Jeglicher zu Hause;
Geselliges Vergnügen, munteres
Gespräch muß einem Bestmahl Würze geben.

Banquo's Geist

steht immer und regt sich zwischen Kissen und
Kissen an den Flügeln, die für Macbeth in der Mitte des Tisches leer
gelassen ist.

Macbeth.

Willkommene Erinnerung —

In den Vorher.

Nun! Wohl

Befomm' es meinen vielgeliebten Gästen!

Kosse.

Gefällt es meinem König, Flügeln zu nehmen?

Macbeth.

Hier wären alle unsre Gäste nun,
Die Glieder unsers Königreichs, beisammen,
Wenn unsers Banquo schätzbare Person
Zugegen wäre. — Wüßte ich ihn doch lieber
Der Ungefalligkeit zu zeigen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!

Kosse.

Sein Nichterscheinen, Sir, schwimmt sein Versprechen.

Gefällt es meinem Könige, die Tafel

Mit seiner hohen Gegenwart zu zieren?

Macbeth

und Göttern, indem er den Geist erbl. 4

Die Tafel ist voll!

Lenor,

aus glücklich auf den Geist deutend

Hier, Sir, ist noch ein aufbehaltner Flügeln!

Macbeth.

Wo?

Kosse in der Ferne.

Hier, mein König! Was sagt Eure Heheit
So in Bewegung?

Macbeth, aus der Ferne

Wer von euch hat Das

Gethan?

Kosse und Lenor.

Was denn, mein königlicher Herr?

Macbeth im Geist.

Du kannst nicht sagen, ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht so gegen mich!

Kosse.

Steht auf, ihr Herrn, dem König ist nicht wohl.

Lady.

Bleibt sitzen, meine Lords. Der König ist
Ist so und ist's von Lagen auf gewesen:
Ich bin euch drum, behaltet euer Plätze.
Der Anstoß währt nur einen Augenblick!
In zwei Minuten ist er wieder besser.

Wenn ihr so scharf ihn anseht, bringt ihr ihn
Nur auf und macht sein Uebel länger dauern.
Ght fort und gebt nicht Acht auf ihn!

Präliminär zu Macbeth.

Seyd Ihr ein Mann, Sir?

Macbeth, immer starr auf das Gespenst schend.

Ja, und ein beherzter

Dazu, der Muth hat, etwas anzuschauen,
Wovor der Teufel selbst erblassen würde!

Lady.

O, schön! Vortrefflich! Das sind wieder
Die Malereien deiner Furcht! Das ist
Der in der Luft gezeigte Dolch, der, wie
Du sagtest, dich zu Duncan hingleitet!
Wahrhaftig, dieses Schauern, dies Entsetzen,
So ganz um nichts, um gar nichts, paßt gut
Zu einem Ammenmärchen, am Kamin
Erzählt, wo wir Großmutter Würze wird.
O, schäme dich! Was zerrst du für Gesichter?
Am Ende siehst du doch nicht weniger,
Noch mehr, als einen Stuhl.

Macbeth.

Ich bitte dich!

Schau dorthin! dorthin schaue! Nun! was sagst du?

Im Geist

Wie? Was sieht's mich an? Wenn du nicht kannst,
So red' auch. — Schickt das Weinhaus und die Gruft
Uns die Begrabenen zurück, so soll
Der Rauch der Grier unser Grabmal werden.

Der Geist verschwindet.

Lady.

Ist's möglich, Sir! so ganz unmannlich thöricht?

Macbeth.

So wahr ich vor Euch stehe! Er war's. Ich sah ihn.

Lady.

O, schämet Euch!

Macbeth.

Es ist von jeder Mut
Vergessen werden, schon in alten Zeiten,
Ob menschliche Geister noch die friedliche
Gemeinheit säuberten. — Ja, auch hernach
Geschahen Morde genug, zu gräßlich schon
Dem Ohr. Sonst, wenn Einem das Gehirn
Heraus war, stach der Mann, und so war's aus.
Nest steigen sie mit zwanzig Todeswunden
An ihrem Kopfe wieder aus dem Grab!
Und treiben uns von unsern Stühlen. — Das
Ist noch weit seltsamer, als solch ein Mord.

Lady.

Sir! Eure Gäste warten —

Macbeth.

Ich vergaß mich!

Reht euch zu mich nicht, meine werthen Freunde,
Ich bin nur einer wunderlichen Schwachheit
Behaftet; wer mich kennt, gewöhnt sich dran.
Kommt! kommt! Auf eure Freundschaft und Gesundheit!
Hernach will ich mich setzen! Gebt mir Wein!
Voll eingesät! Ich trinke auf das Wohlseyn
Der ganzen gegenwärtigen Versammlung
Unsers theuren Freundes Banquo auch,
Den wir vermissen. — Wäre er doch zugegen!
Auf sein und euer Aller Wehlergehn!

Der Geist steht wieder da.

Kosse. Lenor. Angus.

Wir danken unterthänigst.

Macbeth,

den Geist erbl. 4 und bestig ankommend.

Hinweg aus meinem Angesicht! Laß dich
Die Gruft verbergen! Dein Gehirn ist marklos!

Dein Blut ist kalt; du hast nicht Kraft zu sehn
In diesem Aug, mit dem du mich anstarrest!

Lady.

Verwundert euch nicht, meine edeln Thans,
Nehmt es für etwas ganz Gewöhnliches.
Es ist nichts weiter, glaubt mir! Schade nur,
Daß es die Freude dieses Abends stört!

Macbeth.

Was Einer wagt, Das wag' ich auch — Komm du
In der Gestalt des rauhen Eisbärs auf mich an,
Des lib'schen Tigers, des geharnischten
Rhinoceros, in welcher andern Schreckens-
Gestalt du immer willst, nur nicht in dieser,
Und meine festen Nerven sollen nicht
Erbeben — Oder lebe wieder auf
Und fordre mich aufs Schwert in eine Wüste.
Wenn ich mich zitternd weigere, dann schilt
Mich eine weib'sche Memme! Weg! Hinweg!
Furchtbarer Schatten! Wesenloses Schreckbild!

Der Geist verschwindet.

Ja — nun — Sobald du fort bist, bin ich wieder
Ein Mann.

Zu den Gästen, welche aufstehen wollen.

Ich bitte euch, Brennde, bleibet sitzen!

Lady.

Ihr habt durch diesen fieberhaften Anstoß
Den Schrecken unter Eure edeln Gäste
Gebracht und alle Fröhlichkeit verbannt.

Macbeth.

Ich bitte dich! Kann man denn solche Dinge
Wie eine Sommerwolke vor sich weg
Zieh'n lassen, ohne außer sich zu seyn?
Du machst mich irr' an meinem eignen Selbst,
Seh' ich, daß du dergleichen Furchterscheinungen
Anschau'n und den natürlichen Rubin
Auf deinen Wangen kannst behalten, wenn
Die meinen das Entsetzen bleicht.

Kosse.

Was für

Erscheinungen, mein König?

Lady.

Nebet nicht,

Ich bitte euch! Es wird schlimmer stets und schlimmer.
Viel Fragen bringt ihn vollends ganz von Sinnen.
Gut Nacht auf Einmal Allen! Wartet nicht
Erst auf Befehl zum Aufbruch! Geht zugleich!

Kosse. Angus. Lenor.

Wir wünschen unserm König gute Nacht
Und bessere Gesundheit!

Lady.

Allerwärts gut Nacht!

Die Lords gehen ab. von der Lady begleitet

Neunter Auftritt.

Macbeth. Gleich darauf Lady Macbeth.

Macbeth.

Es fordert Blut! Blut, sagt man, fordert Blut!
Man hat Erfahrungen, daß Steine sich
Gerührt, daß Wäme selbst geredet haben!
Wahrsager, die das tiefverborgne Vanc
Der Dinge kennen, haben schon durch Kräh'n
Und Dohlen die geheimte Mörderthat
Uns Licht gebracht — Wie weit ist's in der Nacht?

Lady ist zurückgekommen.

So weit, daß Nacht und Morgen schon im Streit
Begriffen, wer die Herrschaft führen soll.

Macbeth.

Und Macduff, sagst du, weigert sich zu kommen?

Lady.

Hast du ihn laden lassen?

Macbeth.

Nein, ich hör' es

Nur vor der Hand; doch will ich nach ihm senden.
Es ist nicht Einer unter diesen Thans,
In dessen Haus' ich meinen Horcher nicht
Besolde. — Morgen mit dem Frühesten
Such' ich die Zauberschwestern auf. Sie müssen
Mir mehr entdecken, denn ich muß nun schon
Das Vergste wissen auf dem ärgsten Weg'.
Ich bin so tief in Blut hineingestiegen,
Daß die Gefahr dieselbe ist, ich mag
Zurück schreiten oder vorwärts geh'n.
— Eeltfame Dinge wälzt mein Geist bei sich
Herum, die einen raschen Arm erfordern
Und That seyn müssen, eh sie Worte sind.

Lady.

Euch mangelt die Erquickung aller Wesen,
Der Schlaf.

Macbeth.

Ja, komm! Wir wollen auch nun schlafen.
Mein Fehler ist nur eines Neulings Furcht,
Den die Gewohnheit noch nicht abgehärtet.
Wir sind in Thaten dieser Art noch Kinder.

Sie gehen ab

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Kosse und Lenor.

Kosse.

Ich führe Das nur an, Euch auf die Spur
Zu bringen. Seht Euch selber nun zusammen!
Der gnadenreiche Duncan ward von Macbeth
Vetruert! Freilich wohl: er war ja tott.
Und der getreue, biedre Banquo reiste
Zu spät des Nachts. Wer Lust hat, kann auch sagen,
Bleance hab' ihn umgebracht, denn Bleance entfloh.
Man sollte eben in so später Nacht nicht reisen.
Wer dachte je, daß dieser Donaldbain
Und Malcolm solche Angeheuer wären,
Den zärtlichen der Väter zu ermerden!
Verdammenswerthe That! Wie schmerzte sie nicht
Den fremmen Macbeth! Würar' er nicht sogleich
In heil'ger Wuth die beiden Thäter, die
Von Wein und Schlummer überwältigt lagen!
War Das nicht brav von ihm? Gewiß, und weiße
Nicht minder: denn wer hält' es ohne Grimm
Auhören können, wenn die Vaten es
Gelenquet! Also, wie gesagt, sehr Ang! —
Und, seyd gewiß, sollt' er der Söhne Duncans
Je habhaft werden — welches Gott verbüte!
Sie sollten lernen, was es auf sich hat,
Den Vater morden! Und Das sollt' auch Bleance!
— Doch still! Um einiger freien Worte willen,
Und weil er von dem Gaßmahl des Tyrannen
Ausblick, lud Macduff seinen Jörn auf sich.
Könnt Ihr mir Nachricht geben, wo er jetzt
Sich aufhält?

Lenor.

Malcolm, Duncans Aeltester,
Dem der Tyrann das Erbreich vorenthält,
Lebt an dem Hof des frommen Eduard,
Geehrt, wie einem Könige geehmt,
Und der Verbannung Bitterkeit vergessend.
Dahin ist nun auch Macduff abgegangen,

Englands großmüth'gen König anzusehn,
 Daß er den tapfern Edward uns zum Beistand'
 Herfende, der mit Gottes mächt'gem Schutz
 Die Tyrannei zerstöre, unsern Mächten Schlaf
 Uns unsern Tischen Speise wieder gebe,
 Den mörderischen Dolch von unsern Festen
 Entferne, uns aufs Neue um den Thron
 Des angestammten Königes versammle,
 Damit wir ohne Niederträchtigkeit
 Zu Ehren kommen können — Darnach sehnen wir
 Und jetzt umsonst. — Die Nachricht von Dem allen
 Hat den Tyrannen so in Wuth gesetzt,
 Daß er zum Kriege schleunig Anstalt macht.

Rosse.

So schickte er nach Macduff?

Lenor.

Ja. Und mit einem runden, kurzen: Sir,
 Ich komme nicht! ward der Gesandte ab-
 Gefertigt, der mit einem finstern Blick
 Den Rücken wendete, als wolle' er sagen:
 Ihr werdet Euch die Stunde reuen lassen,
 Da Ihr mit solcher Antwort mich entleht.

Rosse.

Es sey ihm eine Warnung, sich so weit
 Als möglich zu entfernen. Jemand ein
 Wohlthätiger Oberub fliehe vor ihm her
 Nach England und enthalte sein Gesicht,
 Noch eh' er kommt, damit ein schneller Arm
 Zu Rettung dieses Landes sich bewaffne,
 Dem eine Teufelsband Verderben droht.

Lenor.

Wo geht Ihr hin?

Rosse.

Ich will nach Dife, sein Weib
 Zu trösten und vermag ich's, sie zu schützen.
 Lebt wohl!

Die große und herrliche Halle

Das Reich steht in der Wuth über dem Jensei

Zweiter Auftritt.

Hekate. Die drei Herren.

Erste Here.

Was ist dir, hohe Meisterin?

Zweite und Dritte.

Was jurnet unsre Königin?

Hekate.

Und soll ich's nicht, da ihr vermessen
 Und schamlos eure Pflicht vergessen
 Und eigenmächtig, unbefragt
 Mit Macbeth solches Spiel gewagt.
 Mit Rathseln ihn und Zauberworten
 Versucht zu gränksellen Worten?
 Und mich, die Göttin eurer Kraft,
 Die einzig alles Unheil schafft,
 Mich riefet ihr nicht, euch beizustehn
 Und eurer Kunst Triumph zu sehn?
 Und liberbies, was ihr gethan,
 Geschah für einen schlechten Mann,
 Der eitel, stolz, wie's Viele gibt,
 Nur seinen Ruhm, nicht euren, liebt!
 Wacht's wieder gut, und den Vetrug,
 Den ihr begannet, vollendet klug!
 Ich will unsich'bar nur euch sehn
 Und selber meine Wacht euch lehn.
 Denn, eh' es noch beginnt zu tagen,
 Erscheint er, das Geschick zu iragen.
 Drum schnell aus Vorrath mit rüh'gen Händen,
 Ich will euch meine Geister senden

Und solche Truggebilde weben
 Und täuschende Drakel geben,
 Daß Macbeth, von dem Blendwerk voll,
 Verwirrt und tollkühn werden soll!
 Dem Schicksal soll er trogen kühn,
 Nichts fürchten, sinnlos Alles wagen,
 Nach seinem eiteln Trugbild jagen.
 Den Sterblichen, Das wißt ihr lange.
 Führt Sicherheit zum Untergange!

Sie verflucht hinter dem Kessel

Dritter Auftritt.

Die drei Herren, um den Kessel tanzend

Erste Here.

Um den Kessel schlingt den Reihn!
 Werst die Eingeweid' hinein!
 Kröte du, die Nacht und Tag
 Unterm kalten Steine lag,
 Wenatlanges Gift sog ein,
 In den Topf zuerst hinein!

Alle Drei.

Nützig! Nützig! Nimmer müde!
 Feuer, brenne! Kessel, siede!

Erste Here.

Schlangen, die der Sumpf genährt,
 Recht und list auf unserm Herd'
 Broschebn thun wir auch daran,
 Nledermaushaar, Hundesgahn,
 Otterungen, Stacheligel,
 Gidecksypoten, Eulenflügel,
 Zaubers halber, werth der Müh,
 Sieb' und koch wie Höllebrüh!

Alle.

Nützig! Nützig! Nimmer müde!
 Feuer brenne! Kessel, siede!

Erste Here.

Thut auch Drachenschuppen dran,
 Herenmumien, Wolfesgahn,
 Des gesträhen Zechens Schlund,
 Schierlingswur, zur finstern Stund'
 Ausgegraben überall!
 Judenleber, Ziegenzall,
 Eibenwurze, abgerissen
 Bei des Mondes Hindernissen,
 Türkennasen thut hinein,
 Tartarlippen, Nügerlein
 In Geburt erwürgter Knaben,
 Abgelegt in einem Graben!
 Misch und rühret es, daß der Drei
 Tüchtig, dick und schleimig sey.
 Werst auch, dann wird's fertig seyn,
 Ein Oel, vom Tiger drein!

Alle.

Nützig! Nützig! Nimmer müde!
 Feuer, brenne! Kessel, siede!

Erste Here.

Kühl's mit eures Sänglings Mut,
 Dann ist der Zaubrer fest und gut!

Zweite Here.

Gelber, schwarz, weiß, blau und grau,
 Wie ihr euch auch nennt,
 Rühret um, rühret um, rühret um,
 Was ihr rühren könnt!

Es zu dreien zur ghalten Meister, welche in dem Kessel

Dritte Here.

Aufend sagt mein Dammn mir:
 Unwas Wöses naht sich hier!
 Nur herein,
 Wer's mag sehn!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Die drei Herren. *Nachher verschiedene**Erscheinungen.***Macbeth.**Nun, ihr geheimnißvolle schwarze Herren,
Was macht ihr da?**Die drei Herren** zugleich.
Ein namenloses Werk.**Macbeth.**Bei eurer dunkeln Kunst beschwör' ich euch:
Antwortet mir, durch welche Mittel ihr's
Auch mögt vollbringen! Wüßtet ihr die Winde
Entfesseln und mit Kircken kämpfen lassen;
Wüß' auch das schäumend aufgeregte Meer
Im allgemeinen Sturm die ganze Schifffahrt
Verschlungen; müßte finst'rer Hagelregen
Die Ernte niederschlagen, feste Schlöffer
Einstürzen überm Haupte ihrer Hüter,
Paläste, Pyramiden ihren Gipfel
Erschüttert beugen bis zu ihrem Grunde;
Ja, müßte gleich der Weltbau brüder brechen:
Antwortet mir auf Das, was ich euch frage.**Erste Here.**

Sprich!

Zweite Here.

Frage!

Dritte Here.

Dir soll Antwort werden.

Erste Here.Sprich! Willst du sie aus unserm Munde lieber,
Willst du von unsern Weistern sie vernehmen?**Macbeth.**

Ruht sie! Ich will sie sehn!

Die drei Herren.

Groß oder klein,

Erschein! Erschein!

Und weige dich

Und deine Pflicht bescheidenlich!

*Donner. Ein Comagier's Haupt erhebt sich hinter dem Regal.***Macbeth.**

Sag mir, du unbekannte Macht —

Erste Here.

Was du denkst, entgeht ihm nicht.

Höre schweigend, was er spricht!

Haupt.

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Nürchte Macduff's kriegerisch Haupt!

Bittre vor dem Thron zu Bise.

Laß mich! Mehr ist nicht erlaubt. *Steigt hinunter.***Macbeth.**Wer du' auch seyst, hab Dank für diese Warnung,
Du zeigst meiner ungewissen Angst
Das Ziel! Nur noch ein Wort —**Erste Here.**

Er läßt sich nicht befehlen!

Hier ist ein Andre, mächtiger als Jener!

*Donner. Erscheinung von einem klugen Kinde.***Kind.**

Macbeth! Macbeth! Macbeth!

Macbeth.

Hät' ich drei Ohren, du erfülltest sie.

Kind.

Sei fest und kühn und dürste Blut!

Verlache deiner Feinde Wuth!

Denn Keiner, den ein Weib gebor,

Bringt Macbeth je Gefahr.

*Steigt hinunter.***Macbeth.**So lebe, Macduff, immerhin! Was brauch'
Ich dich zu fürchten — Aber nein! Ich will
Die Sicherheit verdoppeln und ein Pfand
Vom Schicksal nehmen — Du sollst sterben, Macduff,
Daß ich die Furcht zur Lügnerin kann machen
Und sorglos schlafen in des Sturmes Rachen.*Ein gekröntes Kind mit einem Baumzweig.*Was ist's, das wie ein königlicher Sprößling
Sich dort erhebt, um seine Kinderstirn
Den goldnen Reif der Herrscherwürde tragend?**Die drei Herren.**

Höre, aber rede nicht!

Schweigend merke, was er spricht.

Gekröntes Kind.Sei ein Löwe! Keinen schene,
Wer auch murre, wer dir dräue,
Wer sich gegen dich verbunden!
Macbeth bleibt unüberwunden,
Bis der Birnamwald auf ihn heran
Rückt zum Schlosse Dunsinane. *Steigt hinunter.***Macbeth.**Dahin kommt's niemals! Wer kann Bäume wie
Soldaten pressen, daß sie ihre tief
Verschlungenen Wurzeln aus der Erd' entfesseln
Und, die Bewegungslösen, wandelnd nahn?
Glückselige Drafelsprüche! Wohl!
Aufruhr, dein Haupt erhebt du nicht, bis sich
Der Birnamwald erhebt von seiner Stelle.
Macbeth wird leben bis ans Ziel der Zeit
Und keinem Andern seinen Hauch bezahlen,
Als dem gemeinen Los der Sterblichkeit.
Und dennoch pecht mein Herz, nur Eines noch
Zu wissen. Sagt mir — wenn sich eure Kunst
So weit erstreckt — wird Banquo's Same je
In diesem Reich regieren?**Die drei Herren.**

Derische nichts mehr.

Macbeth.Ich will befriedigt seyn. Verjagt mir Das
Und send verflucht auf ewig! Laß mich's wissen.
Was sinkt der Kessel! Welch Getös' ist Das?*Feilen.***Erste Here.**

Erscheint!

Zweite Here.

Erscheint!

Dritte Here.

Erscheint!

Alle Drei.

Erscheint und macht sein Herz nicht froh!

Wie Schatten kommt und schwindet so.

*Nicht Könige e**an Macbet**in der Hand.**mit langem**ist der letzte und hat ein**Spiegel***Macbeth,***indem die Erscheinungen an ihm vorüber gehen.*Du gleichst zu sehr dem Geist des Banquo! Fort!
Hinab mit dir! Die Kron' auf deinem Haupt
Verwundet meine Augen! — Deine Miene,
Du zweite goldumzogene Stirne, glüht
Der ersten — Fort! Ein Dritter, völlig wie
Der Vorige! — Verfluchte! Warum zeigt ihr mir Das?
Ein Vierter — O, erscharet, meine Augen!
Was? Will Das währen bis zum jüngsten Tag?
Noch Einer — Was? Ein Seibenter!
Ich will nicht weiter hinfehn — Aber, sieh!
Da kommt der Achte noch mit einem Spiegel,
Worin er mir noch viele Andre zeigt!

Was seh' ich? Wie? Die Kronen, die Reichsapfel
Verdoppeln sich, die Scepter werden dreifach!
Abscheuliches Gesicht! Ja, nun ist's wahr!
Ich seh' es, denn der blut'ge Banquo grinzet
Mich an und zeigt auf sie, wie auf die Seinen.
— Was? Ist es nicht so?

Erste Here.

Alles ist so; doch warum
Steht der König starr und stumm?
Seine Seele zu erfreuen,
Schwestern, schlingt den Keenreihen!
Kommt! Von unsern schönsten Festen
Geht ihm einen Tanz zum Besten!
Lust, du sollst bezaubert klingen,
Wenn wir unsre Kreise schlingen,
Daß der große König soll gesehen,
Ehre sey ihm hier geschehen.

Sie machen einen Tanz und verschwinden

Macbeth.

Wo sind sie? Weg! Versucht auf ewig stehe
Die Unglücksstunde im Kalender — Komm!
Herein, du draußen!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Lenor.

Lenor.

Was befehlt mein König?

Macbeth.

Sahst du die Zauberschwestern?

Lenor.

Nein, mein König.

Macbeth.

Sie kamen nicht bei dir vorbei?

Lenor.

Nein, wirklich nicht.

Macbeth.

Verpflset sey die Luft, auf der sie reiten!
Verdammt sey, wer den Väterinnen traut!
Ich hörte Pferdgalopp. Wer kam vorbei?

Lenor.

Zwei oder Drei, die Euch die Nachricht bringen,
Daß Macduff sich nach Engelland geflüchtet.

Macbeth.

Nach Engelland geflüchtet?

Lenor.

Ja, mein König!

Macbeth.

O Zeit, du greifst in meinen furchtbarn Plan!
Der flücht'ge Verräth in nicht einzuheilen,
Es gehe denn die rasche That gleich mit.
Von nun an sey der Erstling meines Herzens
Auch gleich der Erstling meiner Hand — Und jetzt,
Gleich jetzt das Wort durch That zu krönen, sey's
Gedacht, gethan. Ich überfalle Macduffs Schloß,
Grobere Rixe im Sturme — Mütter, Kinder, alle
Verlorne Seelen seines Unglücksnamens
Erwürgt mein Schwert! Das ist kein eitles Prahl'n!
Oh der Entschluß noch kalt ist, sey's gethan!
Doch keine Geister mehr!
Wo sind die Männer? Führe mich zu ihnen.

Sie gehen ab

Die Scene ist in einem Garten

Sechster Auftritt.

Malcolm und Macduff.

Malcolm.

Komm! Laß' uns irgend einen hohen Schatten
Aufsuchen, unsern Kummer auszuweinen.

Macduff.

Laß' uns vielmehr das Todeschwert festhalten
Und über unserm blutgeschürzten Rechte
Als wackre Männer kämpfend stehn!
Mit jedem neuen Morgen heulen neu
Verlass'ne Wittwen, heulen neue Waisen,
Schlägt neuer Jammer an den Himmel an,
Der Klagen wieder tönt und bange Stimmen
Des Schmerzens von sich gibt, als ob er selbst
Mit Schottland litte.

Malcolm.

Was ich glaube, will ich
Beweinen. Was ich weiß, Das will ich glauben,
Und, was ich ändern kann, Das will ich thun,
Wenn ich die Zeit zum Freunde haben werde.
Es mag sich so verhalten, wie du sprichst.
— Dies Ungeheuer, dessen bloßer Name
Die Jungen lähmt, hier einst ein Wiedermann;
Du liebtest ihn, und noch hat er dich nicht
Veleidigt — Ich bin jung — doch könntest du
Durch mich dir ein Verdienst um ihn erwerben,
Und weißlich gibst man ein unschuldig Lamm
Dem Messer hin, um einen zürnenden
Gott zu versöhnen.

Macduff.

Ich bin kein Verräther.

Malcolm.

Doch Macbeth ist's — Und das Gebot des Herrschers
Kann auch den Besten in Versuchung führen!
Verzih mir, Macduff, meinen Zweifelsinn.
Du bleibst derselbe, der du bist. Mein Denken
Wacht dich zu keinem Andern. Engel glängen
Noch immer, ob die glänzendsten auch fielen.
Wenn alle böse Dinge die Gestalt
Des Guten boraten, dennoch muß das Gute
Stets diese nämliche Gestalt behalten.

Macduff.

Ich habe meine Hoffnungen verloren.

Malcolm.

Da eben fand ich meine Zweifel — Wie?
Du hättest deine Gattin, deine Kinder,
Die heilig theuren Pfänder der Natur,
So schnell im Stich gelassen ohne Abschied?
Verzih mir! Meine Vorwitz soll dich nicht
Veleidigen, nur sicher stellen soll
Sie mich — du bleibst ein ehrenwerther Mann,
Mag ich auch von dir denken, was ich will.

Macduff.

So blute, blute, armes Vaterland!
Du, kröte Tyranni, begründe fest
Und setze deinen angemachten Thron!
Dich mag Gerechtigkeit nicht zu erschüttern.
Du, Fiesco, hab dich wohl! — Um alles Land,
Das der Tyrann in seinen Klauen hält,
Und um den reichen Ort dazu möcht' ich
Der Schändliche nicht seyn, für welchen du
Mich aufsehest.

Malcolm.

Fürne nicht. Mein Zweifel ist
Nicht eben Mißtraun. Unser Vaterland
Geliebt, ich denk' es, dem Tyrannenjoch!
Es weint, es blutet; jeder neue Tag,
Ich will es glauben, schlägt ihm neue Wunden.
Auch weiß' ich nicht, es würden Hände genug
Sich für mein Recht erheben, zeigt' ich mich.
Und hier gleich bietet Englands Edelmuth
Mir deren viele Laufend an! — Bedach, gesetzt,
Ich träte stehend auf des Wüthrichs Haupt,
Ich trüg's auf meinem Schwert — das arme Schottland

Wird dann nur desto schlimmer sich befinden
Und unter Dem, der nach ihm kommen wird,
Der Leiden mehr und härtere erdulden.

Macduff.

Wer wäre Das?

Malcolm.

Mich selber mein' ich — mich,
Dem aller Laster mannigfache Reime
So eingesprenzt sind, daß, wenn die Gewalt
Sie nun entfaltet, dieser schwarze Macbeth
Schneeweiß dastehen und der Blütherich,
Mit mir verglichen, als ein mildes Lamm
Erscheinen wird!

Macduff.

Aus allen Höllenschlünden steigt
Kein teuflischerer Teufel auf, als Macbeth.

Malcolm.

Er ist blutgierig, grausam, ich gesteh's,
Wollüstig, geizig, falsch, veränderlich,
Vetrügerisch: ihn schändet jedes Laster,
Das einen Namen hat! — Doch meine Wollust
Kennt keinen Zügel, keine Sättigung.
Nicht Unschuld, nicht der klösterliche Schleier,
Nichts Heiliges ist meiner wilden Gier,
Die trotzig alle Schranken überspringt.
Nein, besser Macbeth herrscht, denn ein Solcher!

Macduff.

Unmäßigkeit ist wohl auch Tyrannei,
Hat manchen Thron frühzeitig leer gemacht
Und viele Könige zum Fall geführt.
Doch fürchte darum nicht, nach Dem zu greifen,
Was dein gehört. — Ein weites Feld eröffnet
Die höchste Würde deiner Lüsterheit.
Du kannst erhabne Herrscherverspflichten üben,
Ein Gott seyn vor der Welt, wenn dein Palast
Um deine Menschlichkeiten weiß.

Malcolm.

Und dann
Reimt unter meiner andern Laster Zahl
Auch solch ein Geiz und eine Habsucht auf,
Daß, wär' ich unumschränkter Herr, ich würgte
Um ihrer Länder willen meine Edeln;
Den tödtete sein Hans und Den sein Gold,
Und kein Verigthum machte je mich satt.
Mein Reichthum selbst wär' eine Würze nur,
Des Habens Hunger heftiger zu nacheln,
Und Streit erregt' ich allen Redlichen,
Um mir das Ihre sträflich zuzueignen.

Macduff.

Dies Laster gräbt sich tiefer ein und schlägt
Verderblichere Wurzeln, als die leicht
Entflammte Lust, die schnell sich wieder kühlt.
Geiz war das Schwert, das unsre Könige
Erschlagen. Dennoch fürchte du dich nicht!
Schottland ist reich genug für deine wildesten
Begierden. Das ist alles zu ertragen,
Wenn es durch andre edle Tugenden
Vergütet wird.

Malcolm.

Doch die best' ich nicht
Von allen jenen königlichen Trüben,
Gerechtigkeit, Wahrheit, Enthaltksamkeit,
Eudul und Demuth, Güte, Frömmigkeit,
Herzhaftigkeit und Großmuth ist kein Funke
In mir — Dagegen überfließt mein Herz
Von allen Lasten, die zusammen streiten.
Ja, ständ's in meiner Macht, ich schüttete
Die süße Milch der Eintracht in die Hölle,
Und allen Frieden haunt' ich aus der Welt.

Macduff.

O Schottland! Schottland!

Malcolm.

It ein Solcher fähig
Zu herrschen? Sprich! Ich bin so, wie ich sagte.

Macduff.

Zu herrschen? Nein, nicht würdig, daß er lebe!
— O armes Vaterland, mit blut'gem Scepter
Von einem Räuber unterdrückt, wann wirst
Du deine heitern Tage wieder sehen,
Da der gerechte Erbe deines Throns
Sich selbst das Urtheil der Verwerfung spricht
Und lästert seines Lebens reinen Quell.
— Dein Vater war der beste, heiligste
Der Könige, und sie, die dich gebor,
Weit öfter auf den Knien als im Glanz;
Sie starb an jedem Tage, den sie lebte.
Gehab dich wohl, Prinz! Eben diese Laster,
Die du dir beilegst, haben mich aus Schottland
Verbannt — O Herz, hier endet deine Hoffnung!

Malcolm.

Macduff! Dies edle Ungethüm, das Kind
Der Wahrheit, hat den Argwohn ausgelöscht
Aus meiner Seele und verpönt mein Herz
Mit deiner Ehr' und Wiederherzhaftigkeit!
Schon oft hat dieser teuflische Macbeth
Auf solchem Wege Nege mir gestellt,
Und nur bescheidene Verentlichkeit
Verwahrte mich vor übereiltem Glauben.
Doch, Gott sey Zeuge zwischen mir und dir!
Von nun an geb' ich mich in deine Hand
Und widerrufe, was ich fälschlich sprach.
Ab ich wör' ich die Beschuldigungen alle,
Die ich verstellter Weise auf mich selbst
Gehäuft: mein Herz weiß nichts von jenen Lastern.
Nein hab' ich meine Unschuld mir bewahrt;
Nie maßt' ich fremdes Gut mir an, ja, kaum
Ließ ich des eignen Gutes mich gelüsten.
Nie schwor ich falsch: nicht theurer ist das Leben
Mir, als die Wahrheit; meine erste Lüge
War, was ich jezo gegen mich gesprochen.
Was ich in That und Wahrheit bin, in dein
Und meinem armen Land! — Noch eh du kamst,
Zit schon der alte Edward, wohlgerüet,
Mit einem Heer nach Schottland aufzubrechen,
Wir folgen ihm so gleich, und möge nun
Der Sieg an die Gerechtigkeit sich heften!
— Warum so stille?

Macduff.

So Willkommenes
Und Schmerzlich's läßt sich nicht leicht vereinen.

Malcolm.

Gut! Nachher mehr davon! Sieh, wer da kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Koffe.

Macduff.

Ein Landemann, ob ich gleich ihn noch nicht kenne.

Malcolm.

Willkommen, werther Vetter!

Macduff.

Jetzt erkenn' ich ihn.

Entferne bald ein guter Engel, was
Uns fremd macht für einander!

Koffe.

Amen, Sir!

Macduff.

Steht es um Schottland noch wie vor?

Hoffe.

Ach, armes Land!
Es schaudert vor sich selbst zurück. Nicht unser
Geburtsland, unser Grab nur kann man's nennen,
Wo Niemand lächelt, als das Wiegenkind,
Wo Seufzer, Klagen und Geschrei die Luft
Zerreißt, und ohne daß man darauf achtet,
Wo Niemand bei der Sterbeglocke Klang
Mehr fragen mag: Wem gilt es? wo das Leben
Rechtschaffner Leute schneller hin ist, als
Der Strauß auf ihren Hüten; wo man stirbt,
Oh man erkrankt —

Macduff.

O schreckliche Beschreibung,
Und doch nur allzuwahr!

Malcolm.

Was ist denn jetzt

Die neueste Beschwerde?

Hoffe.

Wee das Unglück

Der vor'gen Stunde meldet, sagt was Altes:
Jedweder Augenblick gebiert ein neues.

Macduff.

Wie steht es um mein Weib?

Hoffe.

Wie? O ganz wohl!

Macduff.

Und meine Kinder —

Hoffe.

Auch wohl.

Macduff.

Der Tyrann

Hat ihre Ruh nicht angefochten?

Hoffe.

Nein!

In Ruhe waren Alle, da ich ging.

Macduff.

Seyd nicht so wortkarg. Sagt mir, wie es geht.

Hoffe.

Als ich mich eben auf den Weg gemacht,
Um Euch die Zeitungen zu überbringen,
Womit ich schwer beladen bin, ging ein Gerücht,
Verschiedne brave Leute seyen kürzlich
Ermordet — was mir desto glaublicher
Erschien, da ich die Wälder des Tyrannen
Auerücken sah. Nun ist's die höchste Zeit!
Ehen Euer bleicher Anblick würde Krieger
Erschaffen, Weiber selbst zum Jechen treiben:
So müd' ist Schottland seiner langen Noth.

Malcolm.

Läß' es sein Trost seyn, daß wir schnellig nahn.
Großmüthig leibt uns England zehntausend
Streitfert'ge Männer, die der tapf're Edward
Auführt, der bravste Heib der Christenheit.

Hoffe.

Daß ich dies Trosteswort mit einem gleichen
Erwidern könnte! Doch ich habe Dinge
Zu sagen, die man lieber in die Ohr
Hinsammerte, wo sie kein Ohr vernimmt.

Macduff.

Wen treffen sie? das Ganze? Oder ist's
Einzig'ner Schmerz für eine ein'ge Brust?

Hoffe.

Es ist kein reches Herz, das ihn nicht theilt,
Obgleich das Ganze — nur für dich gehört.

Macduff.

Wenn's für mich ist, so enthalte mir's
Nicht länger vor! Geschwinde laß mich's haben!

Hoffe.

Sey meiner Stimme nicht auf ewig gram,
Wenn sie dir jetzt den allerhängsten Schall
Angibt, der je dein Ohr durchdrungen.

Macduff.

Ha!

Ich ahn' es.

Hoffe.

Deine Burg ist überfallen,
Dein Weib und Kinder grausam hingemordet!
Die Art zu melden, wie's geschah, Das hieße
Auf ihren Tod auch noch den deinen häufen.

Malcolm.

Warmherz'ger Gott! Wie, Mann? Trück deinen Hut
Nicht so ins Aug. Gib deinen Schmerzen Worte.
Harm, der nicht spricht, erstickt das volle Herz
Und macht es brechen.

Macduff.

Meine Kinder auch?

Hoffe.

Weib, Kinder, Knechte, was zu finden war.

Macduff.

Und ich muß fern seyn! — Auch mein Weib getödtet?

Hoffe.

Ich sagt' es.

Malcolm.

Raffe dich! Aus unsrer blut'gen Rache
Laß' uns für diesen Todeschmerz Arznei
Bereiten.

Macduff.

Er hat keine Kinder! — Alle!

Was? Meine arten kleinen Engel alle!
O höllischer Geier! Alle! — Mutter, Kinder
Mit einem einzigen Fingergreif!

Malcolm.

Rämpf deinem Schmerz entgegen, wie ein Mann!

Macduff.

Ich will's, wenn ich als Mann ihn erst gefühlt.
Ich kann nicht daran denken, daß Das lebte,
Was mir das Lebensziel auf Eiden war!
Und konnten du Das ansehen, Gott, und kein
Erbarmen haben! — Süntenvoller Macduff!
Um demetwillen wurden sie erschlagen!
Nichtwürdiger, für keine Missethat,
Nicht für die ihre, büßten ihre Seelen!
Gib' ihnen Gott nun seines Himmels Frieden!

Malcolm.

Laß Das den Wegstein deines Schwertes seyn,
Laß deinen Kummer sich in Wuth verwandeln!
Erwecke nicht dein Herz, entzünd' es!

Macduff.

Oh!

Ich kann's wissen, wie ein Weib, und mit
Der Jange leben — Aber schneide du,
Gerechter Himmel, allen Aufschub ab!
Stehn gegen Stien bring diesen Teufel Schottlands
Und mich zusammen — Nur auf Schwertecklänge
Bring' ihn mir nahe, und, entkommt er, dann
Wagt du ihm auch vergeben!

Malcolm.

Das klingt männlich!

Kommt! Gehen wir zum König! Alles ist
Vereit, wir brauchen Abschied bloß zu nehmen.
Macbeth ist reif zum Schneiden, und die Mächte
Tert oben setzen schon die Sichel an.
Kommt, stärket euch zum Marsch' und zum Gesichte!
Die Nacht ist lang, die niemals tagen kann.

Die gehen ab.

Fünfter Aufzug.

Zimmer. Es ist Nacht.

Erster Auftritt.

Arzt. Kammerfrau. *(Schreit darauf Lady Macbeth.)*

Arzt.

Zwei Nächte hab' ich nun mit Euch durchwacht
Und nichts entdeckt, was Eure seltsame Erzählung
Befähigte. Wann war es, daß die Lady
Zum letztenmal nachtwandelte?

Kammerfrau.

Seitdem der König

Zu Feld gezogen, hab' ich sie gesehn,
Daß sie von ihrem Bette sich erhob,
Den Schlafrock überwarf, ihr Cabinet
Aufschloß, Papier herausnahm, darauf schrieb,
Es las, zusammenlegte, siegelte,
Dann wiederum zu Bett gieng — und Das alles
Im tiefsten Schläfe.

Arzt.

Eine große Störung

In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat
Des Schlafs genießen und Geschäfte
Des Wachens thun! Doch, außer dem Herumgeh'n,
Und was sie sonst noch vernahm, habt Ihr sie
In diesem Zustand' etwas reden hören?

Kammerfrau.

Nicht, was ich weiter sagen möchte, Sir!

Arzt.

Mir dünkt Ihr's sagen, und ich muß es wissen.

Kammerfrau.

Nicht Euch, noch irgend einem lebenden
Geschöpf werd' ich entdecken, was ich weiß,
Da Niemand ist, der mir zum Zeugen diene!
— Seht, seht, da kommt sie! So pflegt sie zu geh'n,
Und in dem tiefsten Schlaf, so wahr ich lebe!
Geht Acht auf sie, doch machet kein Geräusch!

Lady Macbeth kommt mit einem Lichte

Arzt.

Wie kam sie aber zu dem Licht?

Kammerfrau.

Es stand

An ihrem Bette. Sie hat immer Licht
Auf ihrem Nachttisch. Das ist ihr Weschl.

Arzt.

Ihr seht, sie hat die Augen völlig offen.

Kammerfrau.

Ja, aber die Empfindung ist verschlossen!

Arzt.

Was macht sie jetzt? Seht, wie sie sich die Hände reibt!

Kammerfrau.

Das bin ich schon von ihr gewohnt, daß sie
So thut, als ob sie sich die Hände wüschte.
Ich hab sie wohl zu ganzen Viertelstunden
An Einem fort nichts Anderes thun sehn.

Lady.

Hier ist doch noch ein Kleben.

Arzt.

Still! Sie redet!

Ich will mir Alles merken, was sie sagt,
Damit ich nichts vergesse.

Lady.

Weg, du verdammt' Kleben! Weg, sag' ich!
Gins! Zwei! — Nun, so ist's hohe Zeit! — Die
Hölle ist

Sehr dunkel — Pfui doch! Ein Soldat und feige!
Laßt es auch ruchtbar werden! Ist doch Niemand
So mächtig, uns zur Menschenschaft zu ziehen!

Wer dacht' es aber, daß der alte Mann
Noch so viel Blut in Adern hätte!

Arzt.

Hört Ihr?

Lady.

Der Thau von Hise hatt' eine Frau — wo ist
Sie nun? Was? Wollen diese Hände nimmer
Rein werden? Nichts mehr, mein Gemahl! —
O, nicht doch! nicht doch! Ihr verderbet Alles
Mit diesem starren Hinsch'n!

Arzt.

Gehet! geht!

Ihr wißt etwas, das Ihr nicht wissen solltet.

Kammerfrau.

Sie sprach etwas, das sie nicht sprechen sollte,
Das ist kein Zweifel. Weiß der Himmel, was
Sie wissen mag!

Lady.

Das riecht noch immer fort

Nach Blut! — Arabiens Wohlgerüche alle
Versüßen diese kleine Hand nicht mehr.
Oh! oh!

Arzt.

Hört! hört! Was für ein Senfzer war Das!
O, sie hat etwas Schweres auf dem Herzen!

Kammerfrau.

Nicht für die ganze Hebeit ihres Standes
Wücht' ich ihr Herz in meinem Busen tragen.

Arzt.

Wehl! wehl!

Kammerfrau.

Das gebe Gott, daß es so sey!

Arzt.

Ich kann mich nicht in diese Krankheit finden;
Doch kannt' ich mehr dergleichen, die im Schlaf
Gewandelt und als gute Christen doch
Auf ihrem Bette starben.

Lady.

Wascht die Hände!

Den Schlafrock über! Sebet nicht so bleich aus!
Ich sag's Euch, Banquo liegt im Grab: er kann
Aus seinem Grab nicht wieder kommen.

Arzt.

Wirklich?

Lady.

Zu Bett! zu Bett! — An die Pforte wird
Geklopft! Kommt! kommt! Kommt! Geht mir Eure
Hand!

Geschekue Dinge sind nicht mehr zu ändern.

Zu Bett! zu Bett!

Sie geht ab

Arzt.

Geht sie nun zu Bett?

Kammerfrau.

Gerades Wege.

Arzt.

Man raunt sich Grauenvolles
In die Ohren: unnatürlich ungeheure
Verbrechen wecken unnatürliche
Gewissensangst, und die beladue Seele beichtet
Dem tauben Rissen ihre Schuld — Ihr ist
Der Geistliche nothwend'ger, als der Arzt.
Gott! Gott! vergib uns Allen! — Sebet zu,
Nehmt Alles weg, womit sie sich ein Leides
Thun könnte! Laßt sie ja nicht aus den Augen!
Nun gute Nacht! Mir ist ganz schauerlich zu Muth'.
Ich denke, aber wage nicht zu reden.

Sie geht ab.

Offe. legend. Prospect, ein Wald.

Zweiter Auftritt.

Angus. Lenor. Lords und Soldaten *im Hintergrund.*

Angus.

Das Heer der Engländer ist im Anzug,
Von Malcolm, unserm Prinzen, angeführt,
Von Seiward, seinem tapfern Ohm, und Macduff.
Der Rache heilig Feuer treibt sie an:
Denn solche tödtliche Verleumdungen,
Als der Tyrann auf sie gebäuft, entflammten
Selbst abgestorbne Wüßende zur Wuth
Und stachelten sie auf in blut'gen Thaten.

Lenor.

Dort ist das Birnamser Gehölz. Sie ziehn
Durch diesen Wald: da können wir am Besten
In ihrem Heere stoßen — Weiß Jemand,
Ob Donalbain bei ihnen ist?

Angus.

Es ist gewiß.

Daß er bei diesem Heer sich nicht befindet.
Ich habe ein Verzeichniß aller Geleu,
Die Malcolms Fahnen folgen. Seiwards Sohn
Ist unter ihnen nebst noch vielen andern
Unbärtigen Knaben, die noch keine Schlacht
Gesehn und ihres Muthes Grütlinge
In diesem heiligen Krieg beweisen wollen.

Lenor.

Sie finden keinen würdigeren Kampf
Und keine bess're Sache. Laßt uns eilen,
Den Fahnen des Tyrannen, welchen Gott
Verfluchte, zu entziehen und an das Heer,
Bei dem der Sieg ist, muthvoll uns zu schließen.
Dort, wo das Recht, ist unser Vaterland.

Angus.

Auf, gegen Birnam!

Man hört Trommeln in der Ferne.

Lenor.

Hört ihr jene Trommeln?

Die brittischen Völker haben. Laßt sie uns
Mit unsern Trommeln kriegerisch begrüßen!

Trommeln auf der Ziere ausfallen kann hinter bleiben

Dritter Auftritt.

Vorige. Malcolm. Seiward, Vater und Sohn. Macduff. Hoffs. Soldaten *mit Hufeisen, die um sie herum sind.*

Malcolm.

Ich hoffe, Vettern, nah' ist nun der Tag,
Wo Schlafgemächer wieder frei seyn werden.

Hoffe.

Wir zweifeln nicht daran.

Seiward.

Sieh! Wer sind Diese,
Die sich bewaffnet gegen uns bewegen?

Malcolm.

Steht!

Macduff.

Haltet an!

Hoffe.

Wer seyd ihr?

Lenor.

Freunde Schottlands

Und Feinde des Tyrannen.

Hoffe.

Jetzt, mein Feldherr,
Erkenn' ich sie. Es ist der edle Thau
Von Lenor und von Angus.

Malcolm.

Seyd willkommen!

Was bringt ihr, ehrenvolle Thau?

Lenor.

Uns selbst,

Ein treues Herz und Schwert für unsern König!

Angus.

Wir kommen, unsre Treu' und Dienstespflicht
Dahin zu tragen, wo sie hingehört,
Und suchen Schottland unter Englands Fahnen.

Malcolm.

Glücksel'ge Vorbedeutung! Brohes Pfand
Des Siegs — Laßt euch umarmen, edle Freunde!
Ja, unsre Waffen werden glücklich seyn,
Da sich die besten Herzen zu uns wenden.

Seiward.

Womit geht der Tyrann jetzt um? Wir hören,
Er liegt voll Zuversicht in seiner Burg
Und will dort die Belagerung erwarten?

Angus.

Er hat sich in das Verschloß Dunstman
Geworfen, das er stark besetzt.
Er soll von Sinnen seyn, sagt man. Sein Anhang
Nennet's eine kriegerische Begeisterung.
Wehl mag er seiner selbst nicht Meister bleiben
In diesem Kampf der Wuth und der Verzweiflung.

Lenor.

Nun schießt die Bluthaat, die er ausgesät,
Zur fürchterlichen Ernte rächend auf.
Jedweder Augenblick zeugt einen Abfall,
Der seinen eignen Treubruch ihm vergilt.
Die Wenigen, die ihm noch treu geblieben,
Knüpft Liebe nicht, nur Furcht an seine Fahnen;
Wo nur ein Weg zur sichern Flucht sich zeigt,
Verläßt ihn Greif und Klein.

Hoffe.

Jetzt fühlst er, daß der angemessne Purpur
Der Majestät so schlotterig und lose
Um ihn herumhängt, wie des Liefen Red
Um eines Zwerges Schuftern, der ihn stahl.

Macduff.

Laßt unsern Tadel, so gerecht er ist,
Bis nach dem Ausschlag des Gefechtes schweigen,
Und führen wir als Männer jetzt das Schwert!

Seiward.

Wie heißt der Wald hier vor uns?

Hoffe.

Birnamwald.

Seiward.

Laßt jeden Mann sich einen Ast abhauen
Und vor sich bei ihn tragen. Wir beschatten
Dadurch die Anzahl unsers Heers und machen
Die Unmöglichkeit des Tyrannen an uns irre.

Alle.

Es soll gelingen!

Vierter Auftritt.

Macbeth. Der Arzt. Bediente.

Macbeth.

Verkündiget mir nichts mehr! Laßt sie Alle
Zum Feind entfliehen! Bis der Birnamwald
Sich in Bewegung setzt auf Dunstman,
Nicht eher kennt mein tapfres Herz die Furcht.
Was ist der Knabe Malcolm? Ward er nicht
Von einem Weib geboren? Geister, die
Die ganze Folge irdischer Geschehe
Durchschauen, sprachen dieses Wort:

Seu furchtlos, Macbeth! Keiner, den ein Weib
Gehat, hat über dich Gewalt! — So flieht,
Flieht hin, ihr eibvergeßne Thaus, schließt euch
An diese britt'schen Färlinge! Der Geist,
Der mich beherrscht, dies Herz, das in mir schlägt,
Wird nicht von Furcht, von Zweifeln nicht bewegt.

Zu einem Bedienten, der hereintritt.

Daß dich der Teufel bräune, Milchgesicht!
Wie kommst du zu dem gänsemäß'gen Ansehn?

Bedienter, erschrocken, athemlos.

Zehntausend —

Macbeth.

Gänge, Schuft?

Bedienter.

Soldaten, Herr!

Macbeth.

Reiß dein Gesicht und streiche deine Furcht
Erst roth an, du milchlebriger Gefelle!
Was für Soldaten, Geck! — Verdamm dich Gott!
Dein weiblich Ansehn steckt mir noch die Andern
Mit Feigheit an — Was für Soldaten, Memme?

Bedienter.

Die englische Armee, wenn Ihr's erlaubt.

Macbeth.

Schaff dein Gesicht mir aus den Augen! — Seyton!
— Ich kriege Herzwisch, wenn ich's sehe — Seyton!
Das muß entscheiden! Dieser Stoß versichert
Mein Glück auf immer oder stürzt mich jetzt!
— Ich habe lang genug gelebt! Mein Brühling
Sank bald ins Weissen hin, in gelbes Laub,
Und, was das hohe Alter schmücken sollte,
Geheersam, Liebe, Ehre, Freundschaften,
An alles Das ist nun gar nicht zu denken!
Statt Dessen sind mein Erbtheil Haß und Blüche,
Nicht laut, doch desto inn'ger, Heuschreckwerter,
Ein leerer Munddienst, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürste — Seyton!

Fünfter Auftritt.

Macbeth. Arzt. Seyton.

Seyton.

Was ist zu Eurem gnädigsten Befehl?

Macbeth.

Vik's sonst was Neues?

Seyton.

Herr, es hat sich Alles

Bestätigt, was erzählt ward.

Macbeth.

Ich will sechten,

Bis mir das Fleisch von allen Knochen ab-

Gehakt ist — Meine Rüstung!

Seyton.

Herr, es eilt nicht.

Macbeth.

Ich will sie anziehen. Schickt mehr Reiter aus,
Durchstreift das ganze Land, und an den Galgen,
Wer von Gefahr spricht — Gib mir meine Rüstung!
— Wie steht's um unsre liebe Kranke, Doctor?

Arzt.

Krank nicht sowohl, mein König, als beängstigt
Von Phantasien, die ihr die Nage rauten.

Macbeth.

So heile sie davon. Kannst du ein krankes
Gemüth von seinem Grame nicht befreien,
Ein tief gewurzelt quälendes Bewußtseyn
Nicht aus der Seele heilend ziehen, nicht
Die tiefen Furchen des Gehirns glätten,
Nicht sonst mit irgend einem süßen Mohn
Den Krampf auflösen, der das Herz ersticht?

Arzt.

Herr, darin muß die Kranke selbst sich rathen.

Macbeth.

So fluch' ich deiner Kunst: mir frommt sie nicht.

Zu dem Diener.

Kommt! Meine Rüstung! Gebt mir meinen Stab!

Indem er sich wappet.

— Du, Seyton, schide — Doctor! mich verlassen
Die Thaus — Komm! komm! Mach' hurtig! —

Unter Doctor,

Wenn du die Krankheit meines Königreichs
Auswahn, sein scharfes Blut versüßen, ihm
Das ver'ge Wohlseyn könntest wieder geben,
Dann wolle' ich deiner Thaten Herold seyn
Und Scho selbst mit deinem Lob' ermüden.
— Was für Rhabarber, Zenna oder andre
Purganzen möchten wohl dies britt'sche Heer
Abführen? Sprich! vernahmst du nichts davon?

Arzt.

Ja, mein Gebieter. Eure kriegsrischen
Anstalten machen, daß wir davon hören.

Macbeth.

Laßt sie heran ziehn — Mich erschreckt kein Feind,
Bis Birnam's Wald vor Dunsinaw erscheint.

Arzt für sich.

Wär' ich nur erst mit ganzer Haut davon,
Zurück brächte mich kein Dürstlehn!

Macbeth.

Dies feste Schloß trogt der Belagerung!
Laßt sie da liegen, bis der Hunger sie.
Die Pest sie aufgerieben. Ständen ihnen
Nicht die Verräther bei, die uns verlassen,
Wir hätten sie, Bart gegen Bart, empfangen
Und heimgepeitscht —

Hinter der Scene wird gemurmelt.

Was für ein Lärm ist Das?

Seyton.

Es sind die Weiber, welche schreien, mein König!

Die hinaus mit dem Arzt.

Macbeth.

Ich habe keinen Sinn mehr für die Furcht.
Zonst gab es eine Zeit, wo mir der Schrei
Der Gule Grauen machte, wo mein Haar
Bei jedem Schreckniß' in die Höhe starrte,
Als wäre Leben drin — Jetzt ist es anders.
Ich hab zu Nacht gegessen mit Geisendern,
Und voll gesättigt bin ich von Entsegen.

Ersten kommt zurück.

Was gibt's? Was ist geschehn?

Sechster Auftritt.

Macbeth. Seyton.

Seyton.

Die Königin

Ist todt!

Macbeth nach einem langen Stillstehen

Wär sie ein Andernmal gestorben!

Es wäre wohl einmal die Zeit gekommen
Zu solcher Botschaft!

Nachdem er gedankenvoll auf und ab gegangen.

Morgen, Morgen

Und wieder Morgen kriecht in seinem kurzen Schritt
Von einem Tag zum andern, bis zum letzten
Buchstaben der uns zugemessnen Zeit,
Und alle unsre Gester haben Narren
Zum modervollen Grabe hingelocktet!
— Aus, aus, du kleine Kerze! Was ist Leben?
Ein Schatten, der vorüber streicht, ein armer Gaukler,
Der seine Stunde lang sich auf der Bühne

Gerquält und tobt; dann hört man ihn nicht mehr.
Ein Märchen ist es, das ein Thor erzählt,
Voll Wortschwall, und bedeutet nichts.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Vöte.

Macbeth.

Du kommst,

Die Zunge zu gebrauchen. Sag dich kurz!

Vöte.

Herr! Ich — ich sollte sagen, was ich sah,
Und weiß nicht, wie ich's sagen soll.

Macbeth.

Out! sag' es!

Vöte.

Als ich auf meinem Felsen stand am Hügel,
Sah ich nach Birnam, und da dachte mir,
Als ob der Wald anfing, sich zu bewegen.

Macbeth *sagt ihn weiter ab.*

Du Lügner und verdammter Völschwicht!

Vöte.

Herr, laßt mich Euren ganzen Grimm erfahren,
Wenn's nicht so ist. Auf Weilenweite könnt Ihr ihn
Selbst kommen sehen. Wie ich sage, Herr!
Ein Wald, der wandelt!

Macbeth.

Mensch! hast du gelogen,

So hängst du lebend an dem nächsten Baum,
Bis dich der Hunger ausgeleert. Sagst du
Die Wahrheit, nun, so frag' ich nichts darnach,
Ob du mit mir das Gleiche thust — Mein Glaube
Beginnt zu wanken; mir entweicht der Muth.
Ich fürchte einen Toppentum des Teufels,
Der Lügen sagt, wie Wahrheit — Fürchte nichts,
Bis Birnams Wald auf Dunsinan herandrückt!
Und jezo kommt ein Wald auf Dunsinan!
Die Waffen an! die Waffen und hinaus!
Verhält sich's wirklich also, wie er sagt,
So ist kein Weiben hier, so hilft kein Mähdten.
Ich fange an, der Sonne müd zu seyn.
Könn' ich mit mir die ganze Welt vernichten!
Schlagt Lärmen! Winde, stümet! Brich herein,
Zerstörung! Will das Schicksal mit uns enden,
So fallen wir, die Waffen in den Händen. *us.*

Ein Lärmen. Die Trommeln der Heere.

*Wenn Malcolm, der König, und die jungen Lords des Reichs
aus der Ferne her kommen, so hören sie die Trommeln
und die Lärmen der Heere.*

Achter Auftritt.

Malcolm, Siward, Siwards Sohn, Mac-
duff, Ross, Angus, Lenor, Soldaten. *us.*

Alle eilen aus der hinteren Thüre des Schlosses mit Laubzweigen, die sie in der Hand tragen.

Malcolm,

nachdem der Zug bis in die Mitte der Scene vorgerückt.

Nun sind wir nahe genug — Werft eure grünen Edelle
Hinweg und zeigt euch, wie ihr seht. — *us.* führt
Das erste Treffen an, mein würd'ger Onkel,
Neß Euren edeln Sohn! — indessen wir
Und dieser würd'ge Hehl, aus Macduff's Jüngling, nach unserm Plan,
Das Uebrige besorgen.

*Die vor dem Schloss stehenden Jünger an die Thüre, von wo sie zu
Glocke schlagen. Thüren klappen. Ein Lärm.*

Siward.

Lebet wohl!

Und, sinden wir den Feind noch vor der Nacht,
Es steht der Morgen die geschlagene Schlacht.

Macduff.

Gebt Athem allen kriegsräthlichen Trompeten,
Den Herolden zum Morden und zum Töden.
Kriegsräthliche Musik. Schlacht im Hintergrunde.

Neunter Auftritt.

Macbeth. Dann der junge Siward.

Macbeth.

Sie haben mich an einen Pfosten angebunden;
Entfliehen kann ich nicht. Ich muß mein Leben
Vertheidigen, wie ein gehegter Bär!
Wer ist der, den kein Weib gebar? Ihn hab' ich
Zu fürchten, keinen sonst.

Junger Siward *tritt auf.*

Wie ist dein Name?

Macbeth.

Hör' ihn und zitter!

Junger Siward.

Zittern werd' ich nicht,
Und gäb' du dir auch einen heißern Namen,
Als einer in der Höl.

Macbeth.

Mein Nam' ist Macbeth.

Junger Siward.

Der Satan selbst kann seinen schenklichern nie nennen.

Macbeth.

Und keinen fürchtbarern!

Junger Siward.

Du läst, verworfener

Tyrann! Mit meinem Schwert will ich beweisen,
Dag du Läst!

Die beiden. Der junge Siward fällt.

Macbeth.

Ich hat ein Weib geboren!

Der Schwert' lach' ich, die von Sterblichen
Geschwungen werden, die ein Weib gebar!

Er geht ab. Die Schlacht dauert fort.

Zehnter Auftritt.

Macduff *tritt auf.*

Der Lärm ist dorthin! — Zeige dich, Tyrann!
Nimmst du von einer andern Hand als meiner,
So plagen mich die Geister meines Weibes
Und meiner Kinder ruhelos. Ich kann
Das Schwert nicht ziehen gegen jene Kernen,
Die man gezogen hat, den Speer zu tragen.
Du bist es, Macbeth — oder ungebraucht
Stech' ich mein Schwert zurück in seine Scheide.
Dort mußt du seyn — Der große Lärm und Trang
Macht einen Krieger kund vom ersten Rang.
Sag mir von Jorden, Glück! Ich will nicht mehr. *us.*

Elfter Auftritt.

Siward und Malcolm *treten auf.*

Siward.

Lieber, mein Feind — Das Schloß hat sich ergeben.
Die Wälder der Thronen weichen schon;
Die eckeln Thane sechten tapfer, nur
Noch wen'ge Mächt, und der Tag ist unser!

Malcolm.

Wir haben es mit Feinden, die zu Zwecken
An uns vorbei gehn!

Siward.

Folgt mir in die Bestung! *us.*

Zwölfter Auftritt.**Macbeth.** *Gleich darauf Macduff.***Macbeth.**

Warum soll ich den röm'schen Narren spielen
Und in das eigne Schwert mich stürzen? Nein,
Solang' ich Lebende noch um mich sehe,
Wend' ich es besser an!

*Indem er abgehen will, kommt Macduff auf die Scene.***Macduff.****Eteb', Höllenhund!****Macbeth.**

Du bist der Einzige von allen Menschen,
Den ich vermied — Oeh! meine Seele ist
Genug beladen schon mit deinem Blut'.

Macduff.

Ich hab nicht Worte, meine Stimme ist
In meinem Schwert — Du Böswicht, blutiger,
Als Worte es beschreiben!

*Er bringt während auf ihn ein: Sie sehen eine Zeitlang ohne Entscheidung.***Macbeth,** *inne haltend.**Du verlierst die Muth.*

So leicht vermöchtest du die geist'ge Lust
Mit deines Schwertes Schneide zu verlegen,
Als Macbeth bluten machen! Laß dein Eisen
Auf Schädel fallen, die verwundbar sind;
In meiner Brust wohnt ein bezaubert Leben,
Das Keinem weicht, den ein Weib gebär.

Macduff.

Nun, so verzeihe denn an deinem Zauber
Und laß den Teufel dir, dem du von je
Gedient, kund thun, daß Macduff vor der Zeit
Aus seiner Mutter Leib geschnitten ist.

Macbeth.

Die Zunge sey verflucht, die mir Das sagt!
Sie hat das Beste meiner Männerkraft
Entneret! Verflucht, wer diesen gaulenden
Tämenen ferner traut, die hinterlistig
Mit Doppelthum uns täuschen, unserm Ohr
Wort halten, unsre Hoffnung hintergehn!
— Ich will nicht mit dir fechten.

Macduff.

So ergib dich, Memme,
Und lebe, um die Fabel und das Schauspiel
Der Zeit zu seyn. Wir wollen dich, wie irgend
Ein festnes Ungeheuer, abgemalt
Auf einer Stange tragen und darunter schreiben.
Hier ist zu sehen der Tyrann!

Macbeth.

Ich will
Mich nicht ergeben, um vor diesem Knaben
Malcolm zu knien und den Staub zu küssen
Und eures Böbels Kluch ein Ziel zu seyn.
Ist gleich der Birnamwald auf Dunsinane
Heran gerückt, bist du, mein Geuer, gleich
Vom Weibe nicht geboren, dennoch sey
Das Aeußerste versucht! Hier halt' ich
Den kriegerischen Schild vor meinen Leib.
Kalt' aus, triff, und verdammt sey, wer zuerst
Lust: Halt, genug!

*Sie gehen schweigend ab.***Dreizehnter Auftritt.***Man hört: ganz Abzug.***Malcolm. Siward. Rosse. Angus. Lenox.
Soldaten.****Malcolm.**

Möcht' ich die edeln Freunde, die wir wissen,
Doch wohl erhalten wiedersehn!

Siward.

Bring! Ein'ge müssen schon das Opfer werden,
Und, wie ich seh', ist dieser große Tag
Wohlfeil genug erkauft.

Malcolm.

Macduff und Euren edelmüth'gen Sohn
Vermißt man.

Rosse.

Euer edler Sohn, mein Feldherr,
Bezahlt als ein Krieger seine Schuld,
Und nicht so bald hatt' er sein tapfres Herz
Im Kampf bewährt, so starb er als ein Mann.

Siward.

So ist er todt?

Rosse.

Vom Schlachtfeld schon getragen.
Nest Euren Schmerz nicht ab nach seinem Werth:
Sonst wär' er gräßenlos.

Siward.

Hat er die Wunden vorn?

Rosse.

Ja, auf der Stirn.

Siward.

Nun denn, so sey er Gottes Mann! Hätt' ich
So viel der Ebnue, als ich Haare habe,
Ich wünschte keinem einen schönerm Tod.
Sein Grablied ist gesungen.

Malcolm.

Ihm gebührt
Ein größer Lieb: das soll ihm werden.

Siward.

Ihm
Gebührt nicht mehr. Sie sagen, er schied wohl
Und zahlte seine Zechen. Gott mit ihm!
— Da kommt uns neuer Trost!

Letzter Auftritt.**Vorige. Macduff** *mit der Malcolms und Rosse Macbeths.***Macduff.**

Heil dir, o König, denn du bist's! Im Staube
Liegt der Tyrann, und hier ist seine Vente.
Die Zeit ist wieder frei! Ich sehe dich
Umgeben von den Geeln deines Reichs;
Sie sprechen meinen Gruß im Herzen nach,
Und ihre Stimmen mischen sich mit meiner:
Heil Schottlands König!

Alle.

Heil dem König Schottlands!

*Leuchtend ab.***Malcolm.**

Wir wollen keinen Augenblick verlieren,
Mit euer Aller Liebe Abrechnung
Zu halten und mit Jedem quitt zu werden.
Ruhmvolle Thans und Vettern, ihr seyd Grafen
Von heute an, die Ertzen, welche Schottland
Mit diesem Ehrennamen grüßt — Was nun
Die erste Sorge unsers Regiments
Seyn muß, die Rückertung der Verbannten,
Die vor der Tyrannei geflohen, die Verurteilung
Der blut'gen Diener dieses todtten Schläichters
Und seiner teuflischen Königin,
Die, wie man sagt, gewaltiam blut'ge Hand
Gelegt hat an sich selbst — Dies, und was sonst
Noch Noth thut, wollen wir mit Gottes Gnade
Nach Maß und Ort und Zeit zu Ende bringen.
Und somit danken wir auf Einmal Allen
Und laden euch nach Erene zu unsrer Krönung.

T u r a n d o t,

Prinzessin von China.

Ein tragikomisches Märchen nach Gozzi.

Personen:

Altoun, fabelhafter Kaiser von China.
Turandot, seine Tochter.

Adelma, eine satarische Prinzessin,
ihre Stavin.

Belima, eine andere Stavin der Turandot.

Shirina, Mutter der Belima

Darak, ihr Oatte, ehemals Hofmeister des

Kalaf, Prinzen von Mirachan.

Timur, vertriebener König von Mirachan.

Ismael, Beisitzer des Prinzen von Samartand.

Cartaglia, Minister.

Pantalon, Kämmerer.

Crusaldin, Aufseher der Verschmitzenen.

Brigella, Hauptmann der Wache.

Doctoren des Divans.

Sklaven und Sklavinnen des Serails.

Erster Aufzug.

P e r t e n.

Preis

Wissen und so. daß sie als eine Berrath er kennen können. Commetisch aufgezogen sind.

Erster Auftritt.

Prinz Kalaf, in tararischem Gewand, etwas phantastisch gekleidet, tritt auf einem Haule. Gleich darauf **Darak**, aus der Stadt kommend.

Kalaf.

Habt Dank, ihr Götter! Auch zu Peking sollt' ich Eine gute Seele finden!

Darak,

in prachtiger Tracht, tritt auf, erblickt ihn und faher erkannt gnack

Seh' ich recht?

Prinz Kalaf! Wie? Er lebt noch!

Kalaf erkennt ihn.

Darak!

Darak, auf ihn zeisend:

Herr!

Kalaf.

Dich find' ich hier!

Darak.

Guch seht' ich lebend wieder!

Und hier zu Peking!

Kalaf.

Schweig! Berrath' mich nicht!

Beim großen Lama, sprich, wie bist du hier?

Darak.

Durch ein Geschick der Götter, muß ich glauben,
Da es mich hier mit Euch zusammenführt.
An jenem Tag des Unglücks, als ich sah,
Daß unsre Völker kohen, der Tyrann
Von Tessis unaushaltbar in das Reich
Einbrang, floh ich nach Mirachan zurück,
Bedeckt mit schweren Wunden. Hier vernahm ich,
Daß Ihr und König Timur, Euer Vater,

Im Treffen umgekommen. Meinen Schmerz
Erzähl' ich nicht: verloren gab ich Alles,
Und sinnlos eilt' ich zum Palaste nun,
Glimmen, Eure königliche Mutter,
Zu retten, doch ich suchte sie vergebens!
Schon zog der Sieger ein zu Mirachan,
Und in Verzweiflung eilt' ich aus den Thoren.
Von Land zu Land irr' ich flüchtig nun
Drei Jahre lang' umher, ein Drah suchend,
Bis ich inleht nach Peking mich gefunden.
Hier unterm Namen Hassan glückte mir's,
Durch treue Dienste einer Wittwe Günst
Mir zu erwerben, und sie ward mein Weib.
Sie kennt mich nicht; ein Perser bin ich ihr.
Hier leb' ich nun, obwohl gering und arm
Nach meinem vorigen Voss, doch überreich
In diesem Augenblicke, da ich Euch,
Den Prinzen Kalaf, meines Königs Sohn,
Den ich erzogen, den ich Jahre lang
Für tot beweint, im Leben wieder sehe!
— Wie aber lebend? wie in Peking hier?

Kalaf.

Reue mich nicht! Nach jener unglücksel'gen Schlacht
Bei Mirachan, die uns das Reich gekostet,
Gilt' ich mit meinem Vater zum Palast;
Schnell rafften wir das Kostbarste zusammen,
Was sich an Edelsteinen fand, und flohn.
In Panest: ist verhöllt, durchkreuzten wir
Der Kälte und Glut, meine Mutter,
Die Wüsten und das felsige Gebirg
Gott, was erlitten wir nicht da! Am Fuß
Des Kaufajas raubt eine wilde Horde
Von Malandrinen uns die Schätze; nur
Das nackte Leben blieb uns zum Gewinn.
Wir mußten kämpfen mit des Hungers Qualen
Und jedes Glucks mannigfacher Noth.
Den Vater trug ich bald und bald die Mutter
Auf meinen Schultern, eine theure Last.
Kann wehrt' ich seiner wüthenden Verzweiflung,
Daß er den Dolch nicht auf sein Leben suchte;

Die Mutter hielt ich kaum, daß sie, von Gram
Erschöpft, nicht niedersank! So kamen wir
Nach Sais endlich, der Tatarenstadt,
Und hier, an der Moscheen Thor, mußte ich,
Ein Bettler, stehen um die magre Kost,
Der theuren Eltern Leben zu erhalten.
— Ein neues Unglück! Unser grimm'ger Feind,
Der Khan von Tefils, voll Tyrannensucht,
Misstrauend dem Gerücht von unserm Tode,
Er ließ durch alle Länder uns verfolgen.
Vorausgeeilt schon war uns sein Befehl,
Der alle kleine Könige seiner Herrschaft
Ausbot, uns nachzuspähn. Nur schnelle Flucht
Entzog uns seiner Spürer Wachsamkeit —
Ach, wo verbürg' sich ein gefall'ner König!

Barak.

O, nichts mehr! Eure Worte spalten mir
Das Herz! Ein großer Kriest in solchem Elend!
Doch, sagt, lebt mein Gebieter noch, und lebt
Elmaje, meine Königin?

Kalaf.

Sie leben.

Und wisse, Barak, in der Noth allein
Bewähret sich der Adel großer Seelen.
— Wir kamen in der Karaganen Land.
Dort, in den Gärten König Keicobads,
Mußt' ich zu Knechtendiensten mich bequemen,
Dem bittern Hungertode zu entfliehn.
Wich sah Adelmata dort, des Königs Tochter;
Mein Anblick rührte sie; es schien ihr Herz
Von jüdtlichern Gefühlen, als des Mitleids,
Sich für den fremden Gärtner zu bewegen.
Scharf sieht die Liebe: nimmer glaubte sie
Wich zu dem Los, wo sie mich fand, geboren.
— Doch weiß ich nicht, welch bösen Sternes Macht
Der Karaganen König Keicobad
Verblendete, den mächt'gen Altoun,
Den Großkhan der Chinesen, zu bekriegen.
Das Volk erzählte Seltsames davon.
Was ich berichten kann, ist Dies: Vessiget
Ward Keicobad, sein ganzer Stamm vertilgt;
Adelmata selbst mit sieben andern Töchtern
Des Königs ward ertränkt in einem Strome.
— Wir aber flohen in ein andres Land.
So kamen wir nach langem Irren endlich
Zu Verlas an — Was bleibt mir noch zu sagen?
Vier Jahre lang schaffte ich den Eltern Brod,
Daß ich um dürft'gen Tagelohn Lasten trug.

Barak.

Nicht weiter, Prinz. Vergessen wir das Elend,
Da ich Euch jetzt in kriegerischem Schmuck
Und Heldestaat' erblicke. Sagt, wie endlich
Das Glück Euch günstig ward?

Kalaf.

Mir günstig! Höre!

Dem Khan von Verlas war ein edler Sperber
Entwischt, den er in hohem Werthe hielt.
Ich fand den Sperber, überbracht' ihn selbst
Dem König — Dieser fragt nach meinem Namen;
Ich gebe mich für einen Elenden,
Der seine Eltern nährt mit Lastentragen.
Drauf ließ der Khan den Vater und die Mutter
Im Hospital versorgen.

Er hält inne.

Barak! dort,

Im Aufenthalt des allerhöchsten Glends,
Dort ist dein König — deine Königin;
Auch dort nicht sicher, dort noch in Gefahr,
Erkannt zu werden und getödtet!

Barak.

Gott!

Kalaf.

Mir ließ der Kaiser diese Börse reicken,
Ein schönes Pferd und dieses Mitterkleid.
Den greisen Eltern sagt' ich Lebewohl:
Ich gehe, rief ich, mein Geschick zu ändern;
Wo nicht, dies traur'ge Leben zu verlieren!
Was thaten sie nicht, mich zurückzuhalten
Und, da ich standhaft blieb, mich zu begleiten!
Berühr' es Gott, daß sie, von Angst gequält,
Nicht wirklich meinen Spuren nachgefolgt!
Hier bin ich nun, zu Peking, unerkannt,
Viel hundert Meilen weit von meiner Heimat.
Entschlossen komm' ich her, dem großen Khan
Vom Laube China als Soldat zu dienen,
Ob mir vielleicht die Sterne günstig sind,
Durch tapfre That mein Schicksal zu verbessern.
— Ich weiß nicht, welche Festlichkeit die Stadt
Mit Fremden füllt, daß kein Karvanserai
Mich aufnahm — Dort in jener schlechten Hütte
Gab eine Frau aus gutem Herzen mir
Herberge.

Barak.

Prinz, Das ist mein Weib.

Kalaf.

Dein Weib?

Preiße dein Glück, daß es ein fühlend Herz
Zur Gattin dir gegeben!

Er reicht ihm die Hand.

Jetzt leb wohl.

Ich geh zur Stadt. Mich treibt's, die Festlichkeit
Zu sehn, die so viel Menschen dort versammelt.
Dann zeig' ich mich dem großen Khan und bitt'
Ihn um die Günst, in seinem Heer zu dienen.

Er geht fort. Barak hält ihn zurück.

Barak.

Bleibt, Prinz! Wo wollt Ihr hin? — Müßt Ihr
das Ang'

An einem grausenvollen Schauspiel weiden?
O, wisset, edler Prinz — Ihr kamt hieher
Auf einen Schauplatz unerhörter Thaten.

Kalaf.

Wie so? Was meinst du?

Barak.

Wie? Ihr wißt es nicht,
Daß Turandot, des Kaisers einz'ge Tochter,
Das ganze Reich in Leid versenkt und Thränen?

Kalaf.

Ja, schon vorlängst im Karaganenland
Hört' ich dergleichen — und die Rede ging,
Es sey der Prinz des Königs Keicobad
Auf eine seltsam jammervolle Art
Zu Peking angekommen — Eben Dies
Hab jenes Kriegesfeuer angeflammt,
Das mit dem Falle seines Reichs gerndigt.
Doch Manches glaubt und schwagt ein dummer Pöbel,
Vorüber der Verstand'ge laßt — Darum
Sag' an, wie sich's verhält mit dieser Sache?

Barak.

Des Großkhans einz'ge Tochter, Turandot,
Durch ihren Geist berühmt und ihre Schönheit,
Die keines Waters Finsel noch erreicht,
Wie viele Bildnisse von ihr auch in der Welt
Herumgehn, hegt so übermüth'gen Sinn,
So großen Abscheu vor der Ehe Banden,
Daß sich die größten Könige umsonst
Um ihre Hand bemüht. —

Kalaf.

Das alte Märchen
Nahm ich schon am Hofe Keicobads
Und lachte drob — Doch fahre weiter fort.

Barak.

Es ist kein Märchen. Ist schon wollte sie
Der Khan, als einz'ge Erbin seines Reichs,
Mit Ednen großer Könige vermählen.
Stets widerlegte sich die stolze Tochter,
Und, ach! zu blind ist seine Vaterliebe,
Als daß er Zwang zu brauchen sich erkühnte.
Viel schwere Kriege schon erregte sie
Dem Vater, und, obgleich noch immer Sieger
In jedem Kampf, so ist er doch ein Greis,
Und unberührt wankt er dem Grabe zu.
Dum sprach er einstmals ernst und wohlbedächtig
Zu ihr die strengen Worte: Störrig Kind!
Entschließe dich einmal, dich zu vermählen;
Wo nicht, so sinn' ein ander Mittel aus,
Dem Reich die ew'gen Kriege zu ersparen:
Denn ich bin alt; zu viele Könige schon
Hab' ich zu Feinden, die dein Stolz verschmähte.
Dum nenne mir ein Mittel, wie ich mich
Der wiederholten Verbängnisse erwehre,
Und leb' hernach und stib, wie dir's gefällt —
Erschütter ward von diesem ernsten Wort
Die Stolz, rang umsonst, sich loszuwinden.
Die Rinn der Thränen und der Witten Nacht
Erschöpfte sie, den Vater zu bewegen;
Doch unerbittlich blieb der Khan — Zuletzt
Verlangt sie von dem unglücksel'gen Vater,
Verlangt — Hört, was die Furie verlangte!

Kalaf.

Ich hab's gehört. Das abgeschmackte Märchen
Hab' ich schon oft belacht — Hör', ob ich's weiß!
Sie fordert ein Erbt von ihrem Vater,
Daß jedem Prinzen königlichen Stamms
Vergönt seyn soll, um ihre Hand zu werben.
Doch Tiefes sollte die Verdingung seyn:
Im öffentlichen Trian, vor dem Kaiser
Und seinen Räten allen, wollte sie
Drei Räthsel ihm vorlegen. Löste sie
Der Freier auf, so müß' er ihre Hand
Und mit derselben Kron' und Reich empfangen.
Löset er sie nicht, so soll der Kaiser sich
Durch einen heil'gen Schwur auf seine Götter
Verpflichten, den Unglücklichen enthaupten
Zu lassen. — Sprich, ist's nicht so? Nun vollende
Dein Märchen, wenn du's kannst vor langer Weile.

Barak.

Mein Märchen? Wollte Gott! — Der Kaiser zwar
Empört' sich erst dagegen; doch die Schlange
Verstand es, bald mit Schmeicheln, bald
Mit list'ger Redekunst das furchtbare
Gefeh dem schwachen Alten zu entlocken.
Was ist's denn auch? sprach sie mit arger List;
Kein Prinz der Erde wird so thöricht seyn,
In solchem blut'gen Spiel sein Haupt zu wagen.
Der Freier Schwarm zieht sich geschreckt zurück,
Ich werd' in Frieden leben. Wagt es dennoch
Ein Rasender, so ist's auf seine eigne
Gefahr, und meinen Vater trifft kein Tadel,
Wenn er ein heil'iges Gesez vollzieht. —
Beschworen ward das unnatürliche
Gesez und kund gemacht in allen Landen.

Der Kalaf den Kopf schüttelt.

— Ich wünschte, daß ich Märchen nur erzählte
u dürste: Alles war ein Traum!

Kalaf.

Weil du's erzählst, so glaub' ich das Gesez.
Doch sicher war kein Prinz wahnsinnig genug,
Sein Haupt daran zu setzen.

Barak zeigt nach dem Stadthor.

Sehet, Prinz!

Die Köpfe alle, die dort auf den Thoren
Zu sehen sind, gehörten Prinzen an,
Die toll genug das Abenteuer wagten
Und kläglich ihren Untergang drin fanden,
Weil sie die Räthsel dieser Sphinx zu lösen
Nicht fähig waren.

Kalaf.

Grausenvoller Anblick!

Und lebt ein solcher Thor, der seinen Kopf
Wagt, um ein Ungeheuer zu bestigen!

Barak.

Nein, sagt Das nicht! Wer nur ihr Genterfei
Erblickt, das man sich zelt in allen Ländern,
Kühlt sich bewegt von solcher Zaubermacht,
Daß er sich blind dem Tod' entgegen stürzt,
Das göttergleiche Urbild zu besigen.

Kalaf.

Irgend ein Ged.

Barak.

Nein, wahrlich! auch der Klügste.
Heut' ist der Zulauf hier, weil man den Prinzen
Von Samarkanda, den Verständigsten,
Den je die Welt gesehn, enthaupten wird.
Der Khan besenft die fürchterliche Pflicht;
Doch ungerührt frohlockt die stolze Edne.

Man hört in der Ferne den Schall von getaumelten Trommeln.
Hört! Hört! Dieser dumpfe Trommelschlag
Verkündet, daß der Todesstreich geschicht:
Ihn nicht zu sehen, wich ich aus der Stadt.

Kalaf.

Barak, du sagst mir unerhörte Dinge.
Was? Konnte die Natur ein weibliches
Geschöpf wie diese Turandot erzeugen,
So ganz an Liebe leer und Menschlichkeit?

Barak.

Mein Weib hat eine Tochter, die im Harem
Als Skavin dient und uns Unglaubliches
Von ihrer schönen Königin berichtet.
Ein Tiger ist sie, diese Turandot,
Doch gegen Männer nur, die um sie werben.
Sonst ist sie gütig gegen alle Welt;
Stolz ist das einz'ge Kaster, das sie schändet.

Kalaf.

Zur Hölle, in den tiefsten Schlund hinab
Mit du! Ungeheuern der Natur,
Die hat uns heillos nur sich selber liehen!
Wär' ich ihr Vater, Klammern sollten sie
Verzehren.

Barak.

Hier kommt Ismael, der Freund
Des Prinzen, der sein Leben jetzt verloren.
Er kommt voll Thränen — Ismael!

Zweiter Auftritt.

Ismael zu den Vorigen.

Ismael

weist dem Barak die Hand bestig meined.

Gelebt — Der Streich des Todes ist gefallen.
Ach, warum fiel er nicht auf dieses Haupt!

Die es dort aufgespannt, erwarten Euch,
O, kehret um! kehret um! Nicht möglich ist's,
Die Räthsel dieser Löwin aufzulösen.
Ich sehl' im Geiſt schon Euer theures Haupt,
Ein Warnungszeichen allen Jünglingen,
In dieser furchtbarn Reihe ſich erheben.

Alaſ

hat das aufgesteckte Haupt mit Nachdenken und Rührung betrachtet
Verlorner Jüngling! Welche dunkle Macht
Reißt mich geheimnißvoll, unwiderstehlich
Hinauf in deine löbliche Geſellſchaft?

Er bleibt nachdenkend ſtehen: dann wendet er ſich zu Turandot.

— Wozu die Thränen, Turandot? Haſt du mich
Nicht einmal schon für todt beweint? Komm, komm!
Entdecke keiner Seele, wer ich bin.
Vielleicht — wer weiß, ob nicht der Himmel, ſatt,
Mich zu verfolgen, mein Beginnen ſegnet
Und meinen armen Eltern Troſt verleibt.
Wo nicht — was hat ein Glender zu wagen?
Für deine Liebe will ich dankbar ſeyn,
Wenn ich die Räthſel löſe — Lebe wohl!

*Er will gehen. Turandot hält ihn zurück. Hinterher kommt Skirina.
Turandot's Blick auf den Jüngling.*

Turandot.

Nein, rückernecht! Komm mir zu Hülfe, Frau!
Laß ihn nicht weg — Er geht, er iſt verloren,
Der theure Fremdling geht, er will es wagen,
Die Räthſel dieſer Durie zu löſen.

Vierter Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina tritt von der Seite.

O weh! Was hör' ich? Seid Ihr nicht mein Gaſt?
Was treibt den jarten Jüngling in den Tod?

Alaſ.

Hier, gute Mutter, dieſes Götterbild
Luſt mich zu meinem Schickſal.

Er ſieht das Bild.

Skirina.

Wehe mir!

Wie kam das hölliſche Bild in ſeine Hand?

Turandot.

Durch bloßen Zufall.

Alaſ *tritt zurück.*

Hör' an! gute Frau!

Zum Dank für eure Gaſtfreundſchaft behaltet
Mein Pferd! Auch dieſe Körbe nehmet hin!
Sie iſt mein ganzer Reichthum — Ich — ich brauche
Hortan nichts weiter — denn ich komm' entweder
Reich wie ein Kaiſer oder — nie zurück!
— Wollt ihr, ſo opfert einen Theil davon
Den ew'gen Göttern, theilt den Armen aus,
Damit ſie Glück auf mich herab erſehen.
Lebt wohl — Ich muß in mein Verhängniß gehen!

Er geht in die Stadt.

Fünfter Auftritt.

Turandot und Skirina.

Turandot *mit ihm ſolger.*

Mein Herr! mein armer Herr! Umſonſt! er geht
Er hört mich nicht!

Skirina, *neugierig.*

Dein Herr? Du kennſt ihn alſo?

O, ſprich, wer in der eitelherz'ge Fremdling,
Der ſich dem Tode weibt?

Turandot.

Laß dieſe Neugier!

Er iſt geboren mit ſo hohem Geiſt,

Daß ich nicht ganz an dem Erfolg verzweifle.
— Komm, Skirina! All dieſes Gold laß' uns
Und Alles, was wir Eigenes beſitzen,
Dem Bohi opfern und den Armen ſpenden!
Gebete ſollen ſie für ihn gen Himmel ſenden
Und ſollen wund ſich knien an den Altären,
Biß die erweichten Götter ſie erhören!

Sie gehen nach ihrem Ha-

Zweiter Aufzug.

Im Saal des D.

*mit zwei Thoren, von welchen die eine zu den Zimmern des Kaiſers, die
andere zum Gemach der Prinzessin Turandot führt.*

Erſter Auftritt.

Truffaldin, *als Führer der Bedienten, tritt gravitätisch in der
Mitte der Scene auf und begrüßt einen Schwarzen, welcher herbeikommt.*
Er ſieht den Saal in Ordnung zu ſehen. Weilt darauf. **Brigella.**

Truffaldin.

Küß an das Werk! Küßt euch! Gleich wird der Divan
Verſammelt ſeyn. — Die Teppiche gelegt,
Die Throne aufgerichtet! Hier zur Rechten
Kommst kaiſerliche Majestät, links meine
Scharmante Hoheit, die Prinzeß, zu ſitzen!

Brigella.

kommt und ſetzt ſich vornehmend um.

Mein! Sagt mir, Truffaldin, was gibt's denn Neues,
Daß man den Divan ſchmückt in ſolcher Eile?

Truffaldin.

Er ſieht ihn zu ſehen. In den Schwarzen.

Nicht Zettel dorthin für die Herrn Doctoren!
Sie haben hier zwar nicht viel zu deciren;
Doch müſſen ſie, weil's was Gelehrtes gibt,
Mit ihren langen Wörtern figuriren.

Brigella.

So redet doch! Warum, wenn Das alles?

Truffaldin.

Warum? wein? Weil ſich die Majestät
Und meine ſchöne Königin, mit ſammt
Den acht Doctoren und den Cicellonen,
Zugleich im Divan hier verſammeln werden.
's hat ſich ein neuer, früher Prinz gemeldet,
Dem ſucht, um einen Keß ſich zu verkürzen.

Brigella.

Was? Nicht drei Stunden ſind's, daß man den letzten
Hat abgethan —

Truffaldin.

Ja, Gott ſey Dank! es geht
Von Feiertag die Geſchäfte gehen gut.

Brigella.

Und damit kommt Ihr ſchweren, vorher Keß!
Guch ſieht weil das barbariſche Gemekel?

Truffaldin.

Warum ſoll mich's nicht freuen? Seht's doch immer
Für m. in. Schnabel was, wenn ſo ein Neuer
Die große Reiße macht — denn jedes Mal,
Loß meine Hoheit an der Hochzeitklippe
Vorbeſchiffen, gibt's im Harem Hochzeitſuchen.
Das iſt einmal der Brauch, wir thun's nicht anders.
So viele Köpfe, ſo viel Feiertage!

Brigella.

Das ſind mir heilloſes niederträchtige
Geſinnungen, ſo ſchwarz, wie eure Larve.
Man ſieht's Euch an, daß Ihr ein Halbmann ſeyd.
Ein ſchmutziger Gumm! — Ein Menſch, ich meine
Einer, der ganz iſt, hat ein menſchlich Herz
Im Leib' und fühlt Erbarmen.

Crussaldin.

Was! Erbarmen!

Es heißt kein Mensch die Prinzen ihren Hals
Nach Beckin tragen, Niemand ruft sie her.
Sind sie freiwillig solche Tollhausnarren,
Mögen sie's haben! Auf dem Stadthor steht's
Mit blut'gen Köpfen leserlich geschrieben,
Was hier zu holen ist — Wir nehmen Keinem
Den Kopf, der einen mitgebracht. Der hat
Ihn schon verloren, längst, der hier ihn setzt!

Brigella.

Ein saubrer Einfall, den galanten Prinzen,
Die ihr die Ehr' anthun und um sie werben,
Drei Räthsel aufzugeben und, wenn's einer
Nicht auf der Stelle trifft, ihn abzuschlachten!

Crussaldin.

Mit nichts, Freund! Das ist ein prächtiger,
Ercellenter Einfall! — Werben kann ein Jeder:
Es ist nichts leichter, als aufs Treiben reisen.
Man lebt auf fremde Kosten, thut sich gütlich,
Legt sich dem künft'gen Schwäher in das Haus,
Und mancher jünger Sohn und Krippenreiter,
Der alle seine Staaten mit sich führt
Im Mantelsack, lebt bloß vom Körbeholen.
Es war nicht anders hier, als wie ein großes
Wirthshaus von Prinzen und von Abenteuern,
Die um die reiche Kaisertochter streiten:
Denn auch der Schlechteste dünkt sich gut genug,
Die Hände nach der Schönen auszustrecken.
Es war wie eine Treikomödie,

Wo Alles kommt, bis meine Königin
Auf den scharmanten Einfall kam, das Haus
In vier und zwanzig Stunden rein zu machen.
— Eine Andre hätte ihre Liebeswerber
Auf blutig schwere Abenteuer aus-
Gesendet, sich mit Riesen 'rum zu schlagen,
Dem Schwab zu Nabel, wenn er Tafel hält,
Drei Hakenlöcher köstlich auszuziehen,
Das lauzente Wasser und den jingenden Baum
Zu holen und den Vogel, welcher redet —
Nichts von Dem allem! Räthsel haben ihr
Beliebt! drei zierlich wohlgelegte Fragen!
Man kann dabei bequem und säuberlich
In warmer Stube sitzen, und kein Schwab
Wird naß! Der Regen kommt nicht aus der Scheide
Der Wig, der Scharfsinn aber muß heraus.
— Brigella, Die versiehr's! Die hat's gefunden,
Wie man die Narren sich vom Leibe hält!

Brigella.

's kann Einer ein rechtschaffner Cavalier
Und Ohmann sein und doch die spitz'gen Dinger,
Die Räthsel, just nicht handzuhaben wissen.

Crussaldin.

Da siehst du, Kamerad, wie gut und ehrlich
Es die Prinzen mit ihrem Treier meint,
Daß sie die Räthsel vor der Hochzeit aufgibt.
Nachher wär's noch viel schlimmer. Wödt er sie
Jetzt nicht, ei nun! so kommt er schnell und kurz
Mit einem frischen Gnadenbich davon.
Doch, wer die schachtigen Räthsel nicht
Aufsüßt, die seine Frau ihm in der Ech'
Aufgibt, Der ist verloren und verloren!

Brigella.

Ihr seyd ein Narr: mit Euch ist nicht zu reden.
— So mögen's denn meintwegen Räthsel seyn,
Wenn sie einmal die Wuth hat, ihren Wig
Zu zeigen — Aber muß sie denn die Prinzen
Auf Köpfen lassen, die nicht sinnreich genug
Für ihre Räthsel sind — Das ist ja ganz
Barbarisch, rasend, toll und unvernünftig.

Wo hat man je gehört, daß man den Leuten
Den Hals abschneidet, weil sie schwer begreifen?

Crussaldin.

Und wie, du Schafskopf, will sie sich der Narren
Erwehren, die sich klug zu seyn bedünken,
Wenn weiter nichts dabei zu wagen ist,
Als einmal sich im Divan zu beschimpfen?
Auf die Gefahr hin, sich zu prostituiren
Mit heiler Haut, läuft Jeder auf dem Eis.
Wer fürchtet sich vor Räthseln? Räthsel sind's
Gerad, was man fürs Leben gern mag hören.
Das hieß den Köder statt des Poyanz's brauchen.
Und, wäre man auch wegen der Prinzessin
Und ihres vielen Gelds daheim geblieben,
So würde man der Räthsel wegen kommen.
Denn Jedem ist sein Scharfsinn und sein Wig
Am Ende lieber, als die schöne Frau!

Brigella.

Was aber kommt bei diesem ganzen Spiel
Heraus, als daß sie sitzen bleibt? Kein Mann,
Der seine Ruh liebt und bei Zinnen ist,
Wird so ein spitz'ges Nadelsticken nehmen.

Crussaldin.

Das große Unglück, keinen Mann zu kriegen!

Man hört einen Marsch in der Ferne.

Brigella.

Der Kaiser kommt.

Crussaldin.

Marsch ihr in eure Küche!

Ich gehe, meine Hoheit herzubelen.

Gehen ab zu verschiedenen Seiten.

Zweiter Auftritt.

Ein Zug von Soldaten und Spielleuten. Dazwischen acht
Doctoren, beabzweckt herauszuarbeiten, alldam **Pantolon** und
Doctaglia, beide in Staatsarmaturen. Folgt der Oberst **Al-**
toun, in schweizerischem Gewand mit einiger Unschicklichkeit gekleidet.
Pantolon und Doctaglia stellen sich dem Kaiserlichen Hof zu. Die
acht Doctoren in den Hintergrund. Das übrige Gesinde auf der Seite. Der
Kaiserliche Hof ist. Dem Kaiser, der Kaiserin, stehen sich alle an
ihren Stellen auf. Die Kaiserin und Kaiserin in ihrer Stellung. Die
acht Doctoren auf. Die Doctoren nehmen an ihren Stellen. Die
acht Doctoren auf. Die Doctoren nehmen an ihren Stellen. Die

Altoun.

Wann, treue Diener, wird mein Zimmer enten?
Kann in der edle Prinz von Samarkand
Begraben, unsie Thronen fliegen noch,
Und schon ein neues Todesopfer naht,
Mein blutend Herz von Neuem zu verwunden.
Grausame Tochter, mir zur Qual geboren!
Was hilfe's, daß ich den Augenblick versuche,
Da ich auf das barbarische Gesetz
Dem furchtbaren Jehi den Schwur gethan.
Nicht brechen darf ich meinen Schwur, nicht rühren
Läßt sich die Tochter, nicht zu schrecken sind
Die Treier! Nirgends Rath in meinem Unglück!

Pantolon.

Rath, Majestät? Hat sich da was zu rathe'n!
Bei mir zu Hause, in der Christen Land,
In meiner lieben Vaterstadt Venedig,
Schwört man auf solche Mordgesetze nicht;
Man weiß da nichts von närrischen Mandaten:
Da hat man gar kein Beispiel und Exempel,
Daß sich die Herrn in Wilderchen vergafft
Und ihren Hals gewagt für ihre Mädchen.
Kein Bräutigam bei uns geboren wird,
Wie Dame Kieselstein, die alle Männer
Verschworen hätte — Gott soll uns bewahren!

Das fiel uns auch im Traum nicht ein. Als ich
Dahem noch war, in meinen jungen Jahren,
Oh mich die Ehrensache, wie Ihr wißt,
Von Hause trieb, und meine guten Sterne
An meines Kaisers Hof hieher geführt,
Wo ich als Kanzler mich jetzt wohl befinde,
Da wußt' ich nichts von China, als, es sey
Ein trefflichs Pulver gegen kalte Fieber.
Und jetzt erstaun' ich über alle Maßen,
Daß ich so curiose Träume hier
Vorfinde, so curiose Schwüre und Geseze
Und so curiose Frauen und Herrn.
Erzählt' ich in Europa diese Sachen,
Sie würden mir unter die Nase lachen.

Altoum.

Tartaglia, habt Ihr den neuen Waghals
Besucht?

Tartaglia.

Ja, Majestät. Er hat den Flügel
Des Kaiserschlosses inn, den man gewöhnlich
Den fremden Prinzen anzuweisen pflegt.
Ich bin entzückt von seiner angenehmen
Gestalt und seinen vortreflichen Manieren.
's ist Jammer schade um das junge Blut,
Daß man es auf die Schlachtbank führen soll.
's Herz bricht mir! Ein so angenehmes Bräutchen!
Ich bin verliebt in ihn. Weiß Gott, ich sah
In meinem Leben keinen hübschern Vuben!

Altoum.

Unseliges Gesez! Verhaßter Schwur!
— Die Dyer und dem Dobi doch gebracht
Daß er dem Unglückseligen sein Licht
Verleihe, diese Räthsel zu ergännen?
Ach, immer geb' ich dieser Hoffnung Raum!

Pantalon.

An Dyrern, Majestät, ward nichts gespart.
Dreihundert feine Schen haben wir
Dem Dien dargebracht, dreihundert Pferde
Der Sonne, und dem Mond dreihundert Schweine

Altoum.

So ruht ihn denn vor unser Angesicht!

Er tritt bei Gesezen ein.

— Man such' ihm seinen Vorlag auszurufen.
Und ihr, gelehrte Richter meines Trams,
Kommt mir zu Hülfe, nehmt das Wort für mich,
Laßt's nicht an Grünnen fehlen, wenn mir selbst
Der Schmerz die Zunge bindet.

Pantalon.

Majestät!

Wir werden unsern alten Witz nicht sparen,
Den wir in langen Jahren eingebracht.
Was hilft's? Wir predigen und sprechen uns
Die Lungen heißer, und er läßt sich eben
Den Hals abhauen, wie ein wädhches Huhn.

Tartaglia.

Mit Eurer Gnuß, Herr Kanzler Pantalon!
Ich habe Schariffen und Verstand bei ihm
Bemerkt: wer weiß! — Ich will nicht ganz verzagen.

Pantalon.

Die Räthsel dieser Schlange solte' er lösen?
Nein, nimmermehr!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kalaf, *von einer Wache begleitet.* — *Er tritt
von dem Th. her, und stellt sich auf der Rechten.*

Altoum,

nachdem er einen Augenblick betrachtet.

Sieh auf, unglück'ger Jüngling!

Kalaf steht auf und stellt sich mit einem Anlauf in die Mitte des Trams.

Die reizende Gestalt! der edle Anstand!
Wie mir's aus Herz greift! — Sprich, Unglücklicher!
Wer bist du? Welches Land gab dir das Leben?

Kalaf

Schweigt einen Augenblick verlegen, dann mit einer edeln Verbeugung.
Monarch, vergönne, daß ich meinen Namen
Verschweige.

Altoum.

Wie? Mit welcher Stirn darfst du,
Ein unbekannter Fremdling, namenlos,
Um unsre kaiserliche Tochter werben!

Kalaf.

Ich bin von königlichem Blut, ein Prinz geboren.
Verhängt der Himmel meinen Tod, so soll
Mein Name, mein Geschlecht, mein Vaterland
Kund werden, eh' ich sterbe, daß die Welt
Erfahre, nicht unwürdig hab' ich mich
Des Bundes angemacht mit deiner Tochter.
Nur jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoum.

Welcher Adel

In seinen Werten! Wie beklag' ich ihn!
— Doch wie, wenn du die Räthsel nun gelöst
Und nicht von würd'ger Herkunft —

Kalaf.

Das Gesez,

Monarch, ist nur für Könige geschrieben.
Verleihe mir der Himmel, daß ich siege,
Und dann, wenn ich unglücklichen Trams
Gesanten werde, soll mein fallend Haupt
Die Schuld der süßnen Namahung bezahlen,
Und unbedrückt liege mein Gebein,
Der Krähen Beute und der wilden Thiere.
Schon eine Zeit lebt in dieser Stadt,
Die meinen Stand und Namen kann bezengen.
Nur jetzt geruhe meines Kaisers Gnade
Mich unerkannt zu lassen.

Altoum.

Wohl! Es sey!

Dem Adel deiner Mienen, deiner Weite,
Heldischer Jüngling, kann ich Glauben nicht,
Gewißung nicht versagen — Wirst auch du
Genetzt seyn, einem Kaiser in willfahren,
Der dich von seinem Thron' herab dich sticht!
Entwische, o, entwische der Gefahr,
Der du verbleudet willst entgegen stürzen!
Steh' ab und ferne meines Reiches Hölle!
So mächtig wird's dir thut in meiner Brust,
Daß ich dir gleichen Theil an meinem Thron'
Auch ohne meiner Tochter Hand verspreche.
D, verlaß du mich nicht, Tyrann zu seyn!
Schon so ver genug drückt mich der Weiser Fluch.
Das Blut der Prinzen, die ich hingepfercht:
Frum, wenn das eigne Unglück dich nicht rührt,
Laß meines ich erbarmen! Swere mir
Den Jammer deine Leiche zu beweinen,
Die Tochter zu verfluchen und mich selbst,
Der die Verfallende gegenwärtig die Plage
Der Welt, die bittere Duelle meiner Thänen!

Kalaf.

Verhige dich, Zire. Der Himmel weiß,
Wie ich im tiefsten Herzen dich beklage.
Nicht, wahrlich, von so mildgesinntem Vater
Hat Turandot Unmenschlichkeit geerbt.
Du hast nicht: Schand, es wäre denn Verbrechen,
Sein Kind zu lieben und das Götterbild,
Das uns bezaubert und uns selbst entzückt,
Der Welt geschenkt zu haben — Deine Grehmuth
Spar' einem Glücklicheren auf. Ich bin

Nicht würdig, Eire, dein Reich mit dir zu theilen.
Entweder ist's der Götter Schluß und Rath,
Durch den Besitz der himmlischen Prinzessin
Mich zu beglücken — oder enden soll
Dies Leben, ohne sie mir eine Last!
Tod oder Turandot! Es gibt kein Drittes.

Pantalon.

Ei, sagt mir, liebe Hoheit! habt Ihr auch
Die Köpfe überm Stadthor wohl besetzt?
Mehr sag' ich nicht. Was, Herr, in aller Welt
Treibt Euch, aus fernem Landen herzukommen
Und Euch frisch weg, wie Ihr vom Pferd gestiegen,
Mir nichts, dir nichts, wie einen Ziegenbock
Abthun zu lassen? Dame Turandot,
Das seyd gewiß, brecht Euch drei Räthselschen,
Darum die sieben Weisen Griechenlands
Mit sammt den süßen Dolmetschern sich
Die Nügel Jahre lang umsonst zerkaute.
Wir selbst, so alte Braktici und grau
Geworden übern Büchern, haben Noth,
Das Tiefe dieser Räthsel zu ergründen.
Es sind nicht Räthsel aus dem Kinderfreund,
Nicht solches Zeug, wie Das:

„Wer's sieht, für Den ist's nicht bestellt,
„Wer's braucht, Der zahlt dafür kein Geld,
„Wer's macht, Der will's nicht selbst ausfüllen,
„Wer's bewohnt, Der thut es nicht mit Willen.“

Nein, es sind Räthsel von dem neuesten Schnitz',
Und sind verfluchte Mäße aufzuknacken.
Und, wenn die Antwort nicht zum guten Glück
Auf dem Papier, das man den Herrn Doctoren
Versiegelt übergibt, geschrieben stünde,
Sie möchten's Euch mit allem ihrem Wiß
In einem Sæculum nicht ausfindiren.
Darum, Herr Milchbart, zieht in Frieden heim!
Vor jammert mich, seyd ein so junges Blut,
Und Schade wär's um Eure schönen Haare.
Behut! Ihr aber drauß, so sieht ein Kettig
Des Wärtners fester, Herr, als Euer Kopf.

Kalaf.

Ihr secht verlorne Worte, guter Alter.
Tod oder Turandot!

Cartaglia, heraus.

Zu — Turandot!

Zum Henker, welcher Streiffen und Verblendung!
Hier spielt man nicht um wässrige Mäße, Herr,
Noch um Cassanien — 's ist um den Kopf
Zu thun — den Kopf — bedenkt Das wohl! Ich will
Euch keinen Grund anführen als den einen:
Er ist nicht klein: — den Kopf! Es gilt den Kopf.
Die Majestät höchstselbst, auf ihrem Thron,
Küßt sich herab, Euch väterlich zu warnen
Und abzurathen — Dreihundert Pferde sind
Der Sonne dargebracht, dreihundert Ochsen
Dem höchsten Himmels Gott, dreihundert Kühe
Den Sternen, und dem Mond dreihundert Schweine,
Und Ihr seyd störrig gnuß und undankbar,
Das kaiserliche Herz so zu betrüben?
Wär' überall auch keine andre Dame
Mehr in der Welt, als diese Turandot,
Wüß's immer doch ein loser Streich von Euch,
Nehmt mir's nicht übel, junger Herr! Es ist.
Weiß Gott! die pure Liebe und Erbarmniß,
Die mich so frei läßt von der Leber sprechen.
Den Kopf verlieren! Wißt Ihr, was Das heißt?
Es ist nicht möglich —

Kalaf.

So in Wind zu reden!

Ihr habt in Wind gesprochen, alter Meister!
Tod oder Turandot!

Altoun.

Nun denn, so hab' es!

Verderbe dich, und mich stürz' in Verzweiflung!

In der Wache.

Man geh' und rufe meine Tochter her.

Wache geht hinaus.

Sie kann sich heut' am zweiten Opfer weiden.

Kalaf,

gegen die Thür gewendet, in heftiger Verengung.

Sie kommt! Ich soll sie sehen! Große Mächte!
Das ist der große Augenblick! O, stärket
Mein Herz, daß mich der Aublick nicht verwirre,
Des Geistes Helle nicht mit Nacht umgebe!
Ich fürchte keine als der Schönheit Nacht.
Ihr Götter, gebt, daß ich mir selbst nicht fehle!
Ihr seht es, meine Seele wankt; Erwartung
Durchstößt mein Gebein und schnürt das Herz
Mir in der Brust zusammen. — Weiße Richter
Des Divans! Richter über meine Tage!
O, zieht mich nicht strafbaren Uebermuths,
Daß ich das Schicksal zu versuchen wage!
Bedauret mich! Weheint den Unglücksvollen!
Ich habe hier kein Wählen und kein Wollen!
Unwiderstehlich zwingend reißt es mich
Von hinnen: es ist mächtiger, als ich.

Vierter Auftritt.

Man hört einen Rausch

Trussaldin tritt auf, den Sabel an der Schulter, die Schwarzen

hinter ihm. Darauf mehrere Sklavinnen, die zu dem Trussaldin
angehängen. Nach diesen Adelma und Zelima, jede in
seltener Kleidung, beide verkleidet. Zelima trägt eine Schürze mit
verzierten Passereen. Trussaldin und seine Schwarzen werfen sich im Vor-
beigehen vor dem Kaiser mit der Stirn auf die Erde und stehen festlich
wieder auf. Die Sklavinnen knien nieder mit der Hand auf der Stirn. Zuletzt
erschient Turandot verkleidet, in reicher hinesischer Kleidung, majes-
tätsvoll und heilig. Die Sklavinnen werfen sich vor ihr mit dem
Kopfe auf die Erde. Al- : auf: die Prinzessin macht ihm, die
se Bekleidung steigt dann auf ihren

Platz, und die Begleiter des Kaisers um nachdem. Trussaldin nimmt
die Zelima die Hand und verbeugt sich unter feierlichen Ceremonien die
Beide unter die acht Tactoren. Darauf entfernt er sich mit beider Ver-
knechtungen, wie am Anfang, und der Marsch hört auf.

Turandot nach einer langen Pause.

Wer ist's, der sich auf's Neu' vermessen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warmer Erfahrung,
In meine tiefen Räthsel einzudringen?
Der, seines eignen Lebens Feind, die Zahl
Der Todesopfer zu vermehren kommt?

Altoun

zeigt auf Kalaf, der erscheint in der Mitte des Divans.

Der ist es, Tochter — Würdig wohl ist er's,
Daß du freiwillig zum Gemahl' ihn wählst.
Denn ihn der furchtbarn Probe auszuweisen
Und neue Trauer diesem Land, dem Herzen
Des Vaters neue Stacheln zu bereiten.

Turandot,

nachdem sie ihn eine Zeitlang betrachtet, wendet sie zu Zelima

O Himmel! Wie geschieht mir, Zelima!

Zelima.

Was ist dir, Königin?

Turandot.

Noch Keiner trat

Im Divan auf, der dieses Herz zu rühren
Verstanden hätte. Dieser weiß die Kunst.

Belima.

Drei leichte Räthsel denn, und Stolz — fahr' hin!

Turandot.

Was sagst du? Wie, Verwegene? Meine Ehre?

Adelma

hat während dieser Reden den Prinzen mit höchstem Erstaunen betrachtet, für sich

Läuscht mich ein Traum? Was seh' ich, große Götter!
Er ist's! der schöne Jüngling ist's, den ich
Am Hofe meines Vaters Reicobad
Als niedern Knecht gesehn! — Er war ein Prinz!
Ein Königssohn! Wohl sagte mir's mein Herz;
D, meine Ahnung hat mich nicht betrogen!

Turandot.

Prinz, noch ist's Zeit. Geht das verwegene
Beginnen auf! Geht's auf! Weicht aus dem Thron!
Der Himmel weiß, daß jene Zungen lügen,
Die mich der Härte zeihn und Grausamkeit.
— Ich bin nicht grausam. Drei nur will ich leben:
Wog keines Andern will ich seyn: dies Recht,
Das auch dem allermüthigsten der Menschen
Im Leib der Mutter anerkannt ist,
Will ich behaupten, eine Kaiserstochter.
Ich sehe durch ganz Asien das Weib
Erntertrag und zum Elendjoch verdammt.
Und rächen will ich mein beleidigtes Geschlecht
An diesem stolzen Männervolk, dem
Kein andrer Vorzug vor dem ärttern Weibe
Als rebe Stärke ward. Zur Waffe gab
Natur mir den erfindenden Verstand
Und Scharfsinn, meine Freiheit zu beschützen.
— Ich will nun einmal von dem Mann nichts wissen:
Ich haß' ihn, ich verachte seinen Stolz
Und Uebermuth — Nach allem Können
Streckt er begehlich seine Hände aus:
Was seinem Sinn gefällt, will er besitzen.
Hat die Natur mit Reizen mich geschmückt,
Mit Geist begabt — Warum ist's denn das Loß
Des Weib in der Welt, daß es allein
Des Jägers wilde Jagd nur reist, wenn das Gemeine
In seinem Unwerth ruhig sich verbirgt?
Muß denn die Schönheit eine Preute seyn
Für Einen? Sie ist frei, so wie die Sonne.
Die allbeglückende, am Himmel,
Der Quell des Lichts, die Kreuze aller Art:
Doch keines Sklavin und Leibeigenthum.

Anlaf.

So hoher Sinn, so seltner Geisteszadel
In dieser göttlichen Gestalt! Wer darf
Den Jüngling scheitern, der sein Leben
Für solchen Kampfwetz freudig legt! — Wagt doch
Der Kaufmann, um geringe Güter, Schiff
Und Mannschaft an ein wildes Element;
Es jagt der Held dem Schattenbild des Ruhms
Durchs blut'ge Feld des Todes nach — Und nur
Die Schönheit war gefah'los zu erwerben,
Die aller Güter erstes, höchstes Gut?
Ich also zeih' Euch keiner Grausamkeit:
Doch nennt auch Ihr den Jüngling nicht, der sein Leben
Und haßt ihn nicht, weil er mit glühender Seele
Nach dem Unschätzbaren zu streben wagt!
Ihr selber hab' ihm seinen Preis gesetzt,
Womit es zu erkaufen ist — die Schranken
Sind offen für den Würdigen — Ich bin
Ein Prinz, ich hab' ein Leben dran zu wagen —
Kein Leben zwar des Glücks; doch ist's mein Alles,
Und, hätt' ich's tausendmal, ich gäb' es hin.

Belima, zu Turandot

Hört Ihr, Prinzessin? Um der Götter Willen!
Drei leichte Räthsel! Er verdienet's.

Adelma.

Wie edel! welche Lebenswürdigkeit!

O, daß er mein seyn könnte! Hätt' ich damals
Gewußt, daß er ein Prinz geboren sey,
Als ich der süßen Freiheit mich noch freute!
— O, welche Liebe flammt in meiner Brust,
Seidern ich ihn mir ebenbürtig weis!
— Muth, Muth, mein Herz! Ich muß ihn noch besitzen.

In Turandot.

Prinzessin! Ihr verwirret Euch! Ihr schweigt!
Vedenket Euren Ruhm! Es gilt die Ehre!

Turandot.

Und er allein riß mich zum Mitleid' hin?
Nein, Turandot, du mußt dich selbst besiegen!
— Verwegener, wohlan, macht Euch bereit!

Alto um.

Prinz, Ihr beharrt noch?

Anlaf.

Eure! ich wiederhol' es.

Tod oder Turandot!

Pantalon und Tazaglia arbeiten sich ungestaltig

Alto um.

So lese man

Das blutige Mandat. Er hör's und zittre!

Tazaglia nimmt das Mandat aus dem Buch. Pant. es liegt es da
A. die Hand. Pant. auf die Stuhl. Taz. unter d. es 4. Pant.
Pantalon

Pantalon

erzählt das Mandat. nachdem er sich mit der Prinzessin die Hand
gegeben, steht A. 4. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

„Es kann sich jeder Prinz um Turandot bewerben,
„Doch erst drei Räthsel legt die Königin ihm vor.
„Löset er sie nicht, muß er vom Pöbel sterben,
„Und hängen von wild sein Haupt auf Baldus Thor.
„Löset er die Räthsel auf, hat er die Braut gewonnen.
„So lautet das Geheiß. Wir schwören's beider Könige.“

nach demselben Geheiß hat er das Buch. Taz. es liegt es da
A. die Hand. Pant. auf die Stuhl. Taz. unter d. es 4. Pant.
Pantalon

Alto um

„Mutter! zu meine Thal und Pein!
Ich schwör's bei Dehrs Haupt, du sollst volliegen seyn.
Tazaglia A. 4. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Turandot zu Adelma

Der Baum, auf dem die Rinder

Der Sterblichen verblühen,

Steinalt, nichts desto minder

Stets wieder jung und grün,

Er steht auf einer Zeile

Die Wälder in dem Thale:

Doch kahl und schwarz ist die weite

Und steht die Sonne nicht.

Er setzt neue Ringe,

So oft er blühet, an.

Das Alter aller Thiere

Zeigt er den Menschen an.

In seine grünen Wälder

Trübt sich ein Name leicht,

Der nicht mehr ist zu finden.

Wem sie verdient und bleicht.

So sprich, laßt du ergründen,

Was diesem Baume gleicht?

Er legt die Räthsel

Anlaf,

erzählt das Mandat. nachdem er sich mit der Prinzessin die Hand
gegeben, steht A. 4. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

In glücklich, Adalgin, ist Quersklav,
Wenn seine dunklern Räthsel auf ihn warten.

Dieser alte Baum, der immer sich erneut,
Auf dem die Menschen wachsen und verblühen,
Und dessen Blätter auf der einen Seite
Die Sonne suchen, auf der andern fliehen,
In dessen Rinde sich so mancher Name schreibt,
Der nur, so lang sie grün ist, bleibt:
— Er ist — das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

Pantalon, freudig.

Tartaglia! getroffen!

Tartaglia.

Auf ein Haar!

Doctoren erbrechen ihre Beutel.

Optime! Optime! Optime! Das Jahr, das Jahr,
Das Jahr! Es ist das Jahr. Muß' fällt ein.

Altoun, freudig.

Der Götter Gnade sey mit dir, mein Sohn,
Und helfe dir auch durch die andern Räthsel!

Belima bei Seite.

O Himmel, schüß' ihn!

Adelma gegen die Zuschauer.

Himmel, schüß' ihn nicht!

Laß nicht geschehn, daß ihn die Grausame
Gewinne, und die Liebende verliere!

Turandot, trauet, für sich.

Er sollte fliegen? mir den Ruhm entreißen?
Nein, bei den Göttern!

Zu Kalaf.

Selbstzufriedener Thor!

Trochloke nicht zu früh! Wierf' auf und löse!

Sieht wieder auf und fährt in declamatorischem Ton fort

Reußt du das Wild auf zartem Grunde?

Es gibt sich selber Licht und Glanz.

Ein Andres ist's zu jeder Stunde,

Und immer ist es frisch und ganz.

Im engsten Raum' ist's ausgefühet,

Der kleinste Rahmen faßt es ein;

Doch alle Größe, die dich rühret,

Reußt du durch dieses Wild allein.

Und kannst du den Krytall mir nennen?

Ihm gleicht an Werth kein Edelstein:

Er leuchtet, ohne je zu brennen,

Das ganze Weltall faugt er ein.

Der Himmel selbst ist abgemalt

In seinem wundervollen Ring';

Und doch ist, was er von sich strahlet,

Ist schöner, als was er empfing.

Kalaf,

nach einem kurzen Nachdenken, sich gegen die Zuschauer verbeugend

Zürnt nicht, erhabne Schöne, daß ich mich

Gedreiste, Eure Räthsel aufzulösen.

— Dies zarte Bild, das, in den kleinsten Rahmen

Gefast, das Unmögliche uns zeigt,

Und des Krytall, in dem dies Bild sich malt,

Und der noch Schöneres von sich strahlt —

Er ist das Aug', in das die Welt sich drückt,

Dein Auge ist's, wenn es mir Liebe blüht.

Pantalon lachend freudig auf

Tartaglia! Mein Seel! Aus schwarze Bleck
Geschossen.

Tartaglia.

Mitten hinein, so wahr ich lebe!

Doctoren haben die Beutel eröffnet.

Optime! Optime! Optime! Das Auge, das Auge!
Es ist das Auge. Muß' fällt ein.

Altoun.

Welch unverhofftes Glück! Ihr güt'ge Götter!

O, laßt ihn auch das letzte Ziel noch treffen!

Belima bei Seite.

O, wäre dies das letzte!

Adelma gegen die Zuschauer.

Weh mir! Er siegt! Er ist für mich verloren!

Zu Turandot.

Prinzessin, Euer Ruhm ist hin! Kommt Ihr's
Ertragen? Eure vor'gen Siege alle
Verschlengt ein einz'ger Augenblick.

Turandot steht auf in bestigem Zorn.

Ich soll

Die Welt zu Grunde gehn! Verwehner, wisse!

Ich haße dich nur desto mehr, je mehr

Du hoffst, mich zu besiegen, zu besiegen.

Erwarte nicht das letzte Räthsel! Knie!

Weich' aus dem Thron! Nette keine Seele!

Kalaf.

Nur Euer Haß ist's, angebetete

Prinzessin, was mich schreckt und ängstigt.

Dies unglücksel'ge Haupt sink' in den Staub,

Wenn es nicht werth war, Euer Herz zu rühren.

Altoun.

Steh' ab, geliebter Sohn! Versuche nicht

Die Götter, die dir zweimal günstig waren.

Jetzt kannst du dein gerettet Leben noch,

Gekrönt mit Ehre, aus dem Thron tragen.

Nichts heißen dir zwei Siege, wenn der dritte

Dir, der entscheidende, mißlingt — Je näher

Dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall.

— Und du — laß' es genug seyn, meine Tochter!

Steh' ab, ihm neue Räthsel vorzulegen.

Er hat geleidet, was kein andrer Feind

Wer ihm. Gib ihm die Hand, er ist sie werth,

Und endige die Proben.

Belima macht stehende, Adelma drohende Gebärden gegen Turandot

Turandot.

Ihm die Hand?

Die Proben ihm erlassen? Nein, drei Räthsel

Sagt das Gesez. Es habe seinen Lauf.

Kalaf.

Es habe seinen Lauf. Mein Schicksal liegt

In Götterhand. Tod oder Turandot!

Turandot.

Tod also! Tod! Hörst du's?

Sie steht auf und fährt auf die vorige Art zu declamiren fort

Wie heißt das Ding, das Wen'ge schätzen?

Doch zieht's des größten Kaisers Hand;

Es ist gemacht, um zu verletzen;

Am Nächsten ist's dem Schwert verwandt.

Rein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden.

Niemand kernt's und macht doch reich;

Es hat den Erdkreis überwunden;

Es macht das Leben sanft und gleich.

Die größten Reiche hat's gegründet,

Die ältesten Städte hat's erbaut;

Doch niemals hat es Krieg entzündet,

Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

Brembling, kannst du das Ding nicht ratthen,

So weich' aus diesen blühenden Staaten!

Mit den letzten Worten reißt sie sich ihren Schleier ab.

Sieh' her und bleibe deiner Sinne Meister!

Stich oder nenne mir das Ding!

Kalaf,

reißt sich die Hand vor die Augen.

O Himmelsglanz! O Schönheit, die mich blendet!

Altoun.

Gott, er verwirrt sich, er ist außer sich!

Paß dich, mein Sohn! O, sammle deine Sinne!

Belima für sich.

Mir bebt das Herz.

Adelma gegen die Zuschauer

Mein bist du, theurer Fremdling!

Ich rette dich, die Liebe wird mich's lehren.

Pantalon zu Kalaf.

Um Gotteswillen, nicht den Kopf verloren!
Nehmt Euch zusammen! Herz gefaßt, mein Prinz!
O weh', o weh! Ich fürcht', er ist geliefert.

Cartaglia, gravitätisch ihr st. h.

Nicht es die Würde zu, wir gingen selbst zur Küche
Nach einem Essigglass.

Turandot

Hat den Prinzen, der noch ...

Unglücklicher!

Du wolltest dein Verderben. Hab' es nun!

Kalaf

Hat sich gefaßt und verbirgt sich mit einem cut gen Pöbeln gegen Turandot.
Nur Eure Schönheit, himmlische Prinzessin,
Die mich auf Einmal überraschend, blendend
Umleuchtete, hat mir auf Augenblicke
Den Sinn geraubt. Ich bin nicht überwunden.
Dies Ding von Eisen, das nur Wen'ge schätzen,
Das China's Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahres,
Dies Werkzeug, das, unschuld'ger als das Schwert,
Dem frommen Reich den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden, wüsten Steppen
Der Tatarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in dies blühnde Land
Und sähe rings die Saatgefilde grünen
Und hundert volkreiche Städte steigen,
Von friedlichen Gesetzen still beglückt,
Und ehre nicht das köstliche Geräthe,
Das allen diesen Segen schuf — den Pflug?

Pantalon.

O, sey gebenedeit! Laß dich umhalsen!
Ich halte mich nicht mehr vor Freud' und Jubel.

Cartaglia.

Gott segne Eure Majestät! Es ist
Vorbei, und aller Jammer hat ein Ende.

Doctoren haben die Bestrafung ...

Der Pflug, der Pflug! Es ist der Pflug!

Alle Instrumente fallen ein mit großem Geräusch. Turandot ist mit
ihrem Leben in Schmach gelassen.

Belima, um Turandot beklagt zu

Blickt auf, Prinzessin! Häßet Euch! Der Sieg
Ist sein; der schöne Prinz hat überwunden.

Adelma an die Zuschauer.

Der Sieg ist sein! Er ist für mich verloren.

— Nein, nicht verlieren! Hoffe noch, mein Herz!

Altoom ist voll Freude. Bedeutet der Pflug, der die Tatarei ...
Ihre Gefangen. Die Doctoren haben sich alle ...

Man sieht die Welt ...

Altoom ...

Nun hörst du auf, mein Vater zu betrüben,

Grausames Kind! Genug ist dem Gesez

Gesehehen, alles Unglück hat ein Ende.

— Kommt an mein Herz, geliebter Prinz! Mit Freunden
Begrüß' ich Euch als Cicam!

Turandot

ist wieder zu sich gekommen und parirt in höchster Eile ...

Haltet ein!

Er hoffe nicht, mein Ehgemahl zu werden!

Die Probe war zu leicht. Er muß aufs Neue

Im Divan mir drei andre Räthsel lösen.

Man überraschte mich. Mir ward nicht Zeit

Der Hunt, mich zu bereiten, wie ich sollte.

Altoom.

Grausame Tochter, deine Frist ist um!

Nicht hoffe mehr, uns listig zu beschwagen.

Erfüllt ist die Bedingung des Gesezes:

Mein ganzer Divan soll den Ausspruch thun.

Pantalon.

Mit Eurer Gunst, Prinzessin Kieselberg!

Es braucht nicht neue Räthsel anzupflügen

Und neue Köpfe abzuhacken — Da!

Hier steht der Mann! Der hat's errathen! Kurz:

Das Gesez hat seine Endschaft, und das Essen

Steht auf dem Tisch — Was sagt der Herr Collega?

Cartaglia.

Das Gesez ist aus, ganz aus, und damit Punctum.

Was sagen Ihre Würden, die Doctoren?

Doctoren.

Das Gesez ist aus. Das Köpfen hat ein Ende.

Auf Leid folgt Freud. Man gebe sich die Hände.

Altoom.

So trete man den Zug zum Tempel an.

Der Fremde nenne sich, und auf der Stelle

Wollige man die Trauung —

Turandot wußt sich schon in den Weg

Ausschub, Vater!

Um aller Götter willen!

Altoom.

Keinen Ausschub!

Ich bin entschlossen. Undankbares Kind!
Eben allzulang zu meiner Schmach und Pein
Willfahr' ich deinem grausamen Begehren.
Dein Urtheil ist gesprochen: mit dem Blut
Von zehn Todesopfern in's geschrieben,
Die ich um deinetwillen werden ließ.
Mein Wort hab' ich gelöst, nun löse du
Das deine, oder, bei dem furchtbarn Haupt
Des Bohi sew's geschworen —

Turandot wußt sich schon in den Weg

o mein Vater!

Nur einer neuen Tax verpönt mir —

Altoom.

Nichts!

Ich will nichts weiter hören. Fort zum Tempel!

Turandot ...

So werde mir der Tempel denn zum Grab!

Ich kann und will nicht seine Gattin sein,

Ich kann es nicht. Ich tausend Tode sterben.

Als diesem stolzen Mann mich unterwerfen.

Der kleine Name schon, schon der Gedanke,

Ihm unterthan zu seyn, vernichtet mich.

Kalaf.

Grausame, Unerbittliche, steht auf!

Wer könnte Euch Irthümern widerstehen?

Altoom.

Nicht Euch erbitzen, Eire! Ich stehe selbst

Darum. Winkt ihr den Ausschub, den sie fordert.

Wie kann ich glücklich seyn, wenn sie mich haßt!

Zu ... Ich ... Ich kann's nicht tragen.

Ihr ... ihren Schmerz zu sehn — Räthsel!

Wenn dich ... treuesten Herzens treue Liebe

Nicht ... kann, wohlant, so triumphire!

Ich werde ... dein Gatte seyn mit Zwang.

... hab' ich ... in dies gerathene Herz,

Welch, du ... Wittern — Dich gelüftet

Nach ... Blut? ... Verhätet,

Die Probe zu erneuern, Eire — Willkommen

Ist mir der Tod. Ich wünsche nicht zu leben.

Altoom.

Nichts, nichts! Es ist beschloffen. Fort zum Tempel!

Kein anderer Versuch — Unkluger Jüngling!

Turandot ...

Zum Tempel denn! Doch am Altar wird Eure Tochter

Zu sterben wissen.

... geht einen Schritt und will gehen

Ataf.

Sterben! Große Götter!

Nein, es' es dahin kommt — Hört mich, mein Kaiser!

Obn' Eure Gnade mir die ein'ge Gnuß!

— Zum Zweitemale will ich ihr im Divan,

Ich — ihr ein Räthsel aufzulösen geben.

Und dieses ist: Des Stammes und Namens ist

Der Prinz, der, um das Leben zu erhalten,

Gezwungen ward, als niederer Knecht zu dienen

Und Lasten um geringen Lohn zu tragen,

Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung

Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?

— Grausame Seele! Morgen früh' im Divan

Nennst mir des Vaters Namen und des Prinzen.

Vernicht' Ihr's nicht, so laßt mein Leiden enden

Und schenkt mir diese theure Hand! Nennst Ihr

Die Namen mir, so mag mein Haupt zum Opfer fallen.

Turandot.

Ich bin's zufrieden, Prinz! Auf die Bedingung

Bin ich die Eulge.

Belima für sie.

Ich soll von Neuem zittern!

Adelma für mich.

Ich darf von Neuem hoffen!

Altoum.

Ich bin's nicht

Zufrieden. Nichts gestatt' ich. Das Gesetz

Will ich vollzogen wissen.

Ataf fällt ihm zu Füßen.

Mächt'ger Kaiser!

Wenn Bitten dich bewegen — wenn du mein,

Wenn du der Tochter Leben liebst, so duld' es!

Bewahren mich die Götter vor der Schuld,

Daß sich ihr Geist nicht sättige. Er werde

Mit Wollust sich an meinem Blut — Sie löse

Im Divan, wenn sie Scharffinn hat, mein Räthsel!

Turandot für sie.

Er spart'et meiner noch, wagt's, mir zu tragen!

Altoum zu Ataf.

Unfinniger! Ihr wißt nicht, was Ihr fordert,

Wißt nicht, welch einen Geist sie in sich hat:

Das Tiefste auch versteht sie zu ergründen.

— Sey's denn! Die neue Probe sey veranlet!

Sie sey des Bandes mit Euch los, kann sie

Im Divan morgen und die Namen nennen.

Doch eines neuen Wortes Trauerspiel

Gestatt' ich nicht — Erräth' sie, was sie soll,

So zieht in Frieden Euren Weg! — Genug

Des Blutes ist gestossen. Folgt mir, Prinz!

— Unfluger Jüngling! was habt Ihr gethan?

Der March wird wieder geblät. Altoum geht geräuschlos mit dem
Prinzen, Pantolon, Tartaglia, den Doctor und der Leibwache
durch die Pforte ab, durch die er gekommen. Turandot, Adelma,
Belima, Scharf und Trufaldin mit den Verschnittenen eilen
sich durch die andere Pforte, ihren ersten March wiederholen.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Adelma, allein

Jetzt oder nie entspring' ich diesen Wanden.
Fünf Jahre trag' ich schon den glühenden Haß
In meiner Brust verschlossen, heuchle Freundschaft
Und Treue für die Grausame, die mir
Den Bruder raubte, die mein ganz Geschlecht
Vertilgte, mich zu diesem Sklavenloß
Herunterstieß — In diesen Andern rinnt,

Wie in den ihren, königliches Blut;

Ich achte mich, wie sie, zum Thron geboren.

Und dienen soll ich ihr, mein Knie ihr beugen,

Die meines ganzen Hauses Mörderin,

Die meines Falles blut'ge Ursach' ist.

Nicht länger duld' ich den verhassten Zwang,

Erschöpft ist mir die Kraft, ich unterliege

Der lang getragenen Bürde der Verstellung.

Der Augenblick ist da, mich zu befreien:

Die Liebe soll den Rettungsweg mir bahnen.

All meine Künste hier' ich auf — Entweder

Entdeck' ich sein Geheimniß oder schreck' ihn

Durch List aus diesen Mauern weg — Verhasste,

Du sollst ihn nicht besitzen! Tiefen Dienst

Will ich aus falschem Herzen dir noch leisten.

Mir selber dien' ich, süße Rache üb' ich,

Dein Herz zerreiß' ich, da ich meinem Stolz

Verräthrisch diene — ich durchschaute dich!

Du liebst ihn, aber darfst es nicht gestehn.

Du mußt ihn von dir stoßen und verwerfen,

Wider dich selber mußt du thöricht wüthen,

Den lächerlichen Ruhm dir zu bewahren;

Doch ewig bleibt der Pfeil in deiner Brust,

Ich kenn' ihn: nie vernarben seine Wunden.

— Dein Frieden ist vorbei! Du hast empfunden!

Turandot erscheint im Hintergrund. (Adelma) gelächelt, welche Reizhaft-
keit ist sie zu denkwürdig.

Sie kommt, sie ist's! verzehrt von Scham und Wuth

Und von des Stolzes und der Liebe Streit!

Wie lab' ich mich an ihrer Seele Pein!

— Sie nähert sich — Laß' hören, was sie spricht!

Zweiter Auftritt.

Turandot im Gespräch mit Belima. Adelma, links stehend.

Turandot.

Hilf, rath mir, Belima. Ich kann's nicht tragen,

Mich vor dem ganzen Divan überwinden

Zu geben! — Der Gedanke tödtet mich.

Belima.

Ist's möglich, Königin? Ein so edler Prinz,

So liebeathmend und so liebenswerth,

Kann nichts als Haß und Abhohn —

Turandot.

Abhohn? Haß?

Sie lächelt.

— Ich haß' ihn, ja. Abhöhnlich ist er mir!

Er hat im Divan meinen Ruhm vernichtet.

In allen Landen wird man meine Schande

Erfahren, meiner Niederlage spotten.

D, rette mich — In aller Frühe, will

Mein Vater, soll der Divan sich versammeln,

Und, löst' ich nicht die aufgegeben Frage,

So soll in gleichem Augenblick das Band

Gestochen seyn — „Weß Stammes und Namens ist

„Der Prinz, der, um sein Leben zu erhalten,

„Gezwungen ward, als niederer Knecht zu dienen

„Und Lasten um geringen Preis zu tragen,

„Der endlich auf dem Gipfel seiner Hoffnung

„Noch unglücksel'ger ist, als je zuvor?“ —

— Daß dieser Prinz er selbst ist, seh' ich leicht;

Wie aber seinen Namen und Geschlecht

Entdecken, da ihn Niemand kennt, der Kaiser

Ihm selbst veranlet, unerkant zu bleiben?

Geängstigt, wie ich war, geschreckt, gedrängt,

Ging ich die Wette unbedachtsam ein:

Ich wollte Frist gewinnen — aber wo

Die Möglichkeit, es zu errathen? Sprich!

Wo eine Spur, die zu ihm leiten könnte?

Turandot.

Belima.

Es gibt hier kluge Frauen, Königin,
Die aus dem Thron- und Kaffeesag wahr sagen —
Turandot.

Du spottest meiner! Dahin kam's mit mir!

Belima.

Wem auch überall der fremden Künste?
— O, seht ihn vor Euch stehn, den schönen Prinzen!
Wie rührend seine Klage war! Wie jählich
Er aus gerissnem Herzen zu Euch stehete,
Zu Eures Vaters Büßen für Euch bat,
Für Euch, die kein Erbarmen mit ihm trug.
Zum Zweitemal sein kaum gerettet Leben
Verloren, um Eure Wünsche zu vergnügen!

Turandot, weggenommen

Still, still davon!

Belima.

Ihr kehrt Euch von mir ab!

Ihr seyd gerührt! Ja, ja! verbergt es nicht!
Und eine Thräne glänzt in Eurem Auge —
O, schämt Euch nicht der zarten Menschlichkeit!
Nie sah ich Euer Angesicht so schön.
O, macht ein Ende! Kommt —

Belima, A. um P. 6. herbeigekommen

Turandot.

Nichts mehr von ihm!

Er ist ein Mann. Ich haß' ihn, muß ihn haßen.
Ich weiß, daß alle Männer treulos sind,
Nichts lieben können als sich selbst; hinweg-
Geworfen ist an dies verrätherische Geschlecht
Die schöne Neigung und die schöne Treue.
Geschmeid'ge Sklaven, wenn sie um uns werben,
Sind sie Tyrannen gleich, wo sie besitzen.
Das blinde Wollen, den gereizten Stolz,
Das eigensinnig heftige Begehren,
Das nennen sie ihr Lieben und Verehren,
Das reißt sie blind zu unerhörter That,
Das treibt sie selber auf den Todespfad;
Das Weib allein kennt wahre Liebestreue.

— Nicht weiter, sag' ich dir. Gewinnt er morgen,
Ist mir der Tod nicht schrecklicher, als er.
Mich läßt die Welt, die mir gehässig ist,
Zu dem gemeinen Volk' herabgewürdigt,
An eines Mannes und Obdieters Hand!
Nein, nein! so tief soll Turandot nicht sinken!
— Ich seine Braut? Oh! in das ew'ge Grab
Mich stürzen, als in eines Mannes Arme!

Belima hat sich wieder zurückgezogen

Belima.

Wohl mag's Euch kosten, Königin, ich glaub' es,
Von Eurer stolzen Höb' herabzustiegen,
Auf der die Welt Euch staunend hat gesehn.
Was ist der eitle Ruhm, wenn Liebe spricht?
Gefiehet es, Eure Stunde ist gekommen!
Weg mit dem Stolz! Weicht der stärkeren
Gewalt — Ihr haßt ihn nicht, könnt ihn nicht haßen.
Warum dem eignen Herzen widersprechen?
Ergebt Euch dem geliebten Mann', und mag
Alldann die Welt die Glückliche verzeihen!

Adelma

ist fortwährend nach und nach näher gekommen und tritt jetzt hervor

Wer von geringem Stand geboren ist,
Dem steht es an, wie Belima zu denken,
Ein königliches Herz fählt königlich.
— Vergib mir, Belima! Dir ist es nicht gegeben,
An einer Fürstin Platz dich zu versehen,
Die sich so hoch wie unsre Königin
Gestellt und jetzt, vor aller Menschen Augen,
Im Divan so herunter steigen soll,
Von einem schlechten Fremdling' überwunden.

Mit meinen Augen sah ich den Triumph,
Den stolzen Hohn in aller Männer Willen,
Als er die Räthsel unsrer Königin,
Als wären's Klüberfragen, spielend löste,
Der überlegnen Einsicht stolz bewußt.
O, in die Erde hätt' ich stufen mögen
Vor Scham und Wuth — Ich liebe meine schöne
Gebieterin; ihr Ruhm liegt mir am Herzen.
— Sie, die dem ganzen Volk der Männer Hohn
Gesprochen, dieses Mannes Frau!

Turandot.

Erbitte mich

Nicht mehr!

Belima.

Das große Unglück, Frau zu werden!

Adelma.

Schweig, Belima! Man will von dir nicht wissen,
Wodurch ein edles Herz beleidigt wird.
Ich kann nicht schmeicheln. Grausam wär' es, hier
Zu schweigen und die Wahrheit zu verhehlen.
Ist es schon hart genug, daß wir den Mann,
Den Uebermüthigen, zum Herrn uns geben,
So liegt doch Trost darin, daß wir uns selbst
Mit freier Wahl und Gnuß an ihn verschicken,
Und seine Großmuth festelt seinen Stolz.
Doch welches Los trifft unsre Königin,
Wie hat sie selbst sich ihr Geschick verschlimmert!
Nicht ihrer freien Gnuß und Jählichkeit,
Sich selbst nur, seinem stegenden Verstand
Wird sie der Stolz zu verdanken haben.
Als seine Peine führt er sie davon —
Wird er sie achten, Großmuth an ihr üben,
Die keine gegen ihn bewies, auf Tod
Und Leben ihn um sie zu kämpfen zwang,
Ihm nur als Preis des Sieges heimgefallen?
Wird er bescheiden seines Rechtes brauchen,
Das er nur seinem Necht verdankt?

Turandot in der heftigsten Bewegung

Adelma, wisse!

Sind' ich die Namen nicht, mitten im Tempel
Durchstos' ich diese Brust mit einem Dolch.

Adelma.

Raßt Wuth, Gebieterin. Verwehret nicht!
Kunst oder List muß uns das Räthsel lösen.

Belima.

Gut. Wenn Adelma mehr versteht, als ich,
Und Euch so zugethan ist, wie sie sagt,
So helfe sie und schaffe Rath!

Turandot.

Adelma!

Geliebte Freund'n! Hilf mir, schaffe Rath!
Ich kenn' ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt.
Wie kann ich sein Geschlecht und Namen wissen?

Adelma, nachdenklich

Laß sehn. — Ich hab' es — hörte man ihn nicht
Im Divan sagen, hier in dieser Stadt,
In Pectia liebt Jemand, der ihn kenne?
Man muß verschweigen, muß die ganze Stadt
Umkehren, weder Gold noch Schätze sparen —

Turandot.

Nimm Geld und Geschenke, spare nichts!
Rein Schatz ist mir zu groß, nur daß ich's wisse!

Belima.

An wen uns damit wenden? Wo uns Rath's
Erholen? — Und, gesetzt, wir sänden wirklich
Auf diesem Wege seinen Stand und Namen,
Wird es verborgen bleiben, daß Verrathung,
Nicht ihre Kunst das Räthsel uns verrathen?

Adelma.

Wird Belima wohl der Verräther seyn?

Belima.

Das geht zu weit — Spart Euer Gold, Prinzessin!
 Ich schwieg, ich hoffte Euer Herz zu rühren,
 Euch zu bewegen, diesen würdigen
 Von allen Prinzen, den Ihr selbst nicht hasset,
 Freiwillig zu belohnen — Doch Ihr wollt es!
 So stege meine Pflicht und mein Gehorsam!
 — Wißt also! Meine Mutter Selima
 War eben bei mir, war entzückt zu hören,
 Daß dieser Prinz die Räthsel aufgelöst,
 Und, von dem neuen Wettstreit noch nichts wissend,
 Verrieth sie mir in ihrer ersten Freude,
 Daß dieser Prinz in ihrem Haus geherbergt,
 Daß Hassan ihn, ihr Gatte, sehr wohl kenne,
 Wie seinen Herrn und lieben Freund ihn ehre.
 Ich fragte nun nach seinem Stand' und Namen;
 Doch, Dies sey noch ein Räthsel für sie selbst,
 Spricht sie, das Hassan standhaft ihr verberge;
 Doch hofft sie noch es endlich zu ergründen.
 — Verdien' ich es nun noch, so zeigste meine
 Gebieterin an meiner Treu' und Liebe!

Geht ab mit Empfindlichkeit

Turandot, ihr nachgehend.

bleib, Selima! Wißt du beleidigt? — Bleib!
 Vergib der Freundin!

Adelma tritt her.

Lassen wir sie ziehen!

Prinzessin, auf die Spur hat Selima
 Geholfen: unsre Sache ist es nun,
 Mit Klugheit die Entdeckung zu verfolgen.
 Denn Thorheit wär's, zu hoffen, daß uns Hassan
 Gutwillig das Geheimniß beichten werde,
 Nun er den ganzen Werth desselben kennt.
 Verschlagne List, ja, wenn die List nicht hilft,
 Gewalt muß das Geständniß ihm entreißen:
 Drum schnell — kein Augenblick ist zu verlieren —
 Fortei mit diesem Hassan ins Serail,
 Oh' er gewarnt sich unserm Arm' entzieht!
 Kommt! Wo sind Eure Knechten?

Turandot fällt ihr um den Hals.

Wie du willst,

Adelma! Freundin! Ich genehmige Alles,
 Nur daß der Fremde nicht den Sieg erhalte! Geht ab

Adelma.

Jetzt, Liebe, steh mir bei! Dich ruf ich an,
 Du Mächtige, die Alles kann bezwingen!
 Laß mich entzückt der Sklaverei entspringen:
 Der Stolz der Feindin öffne mir die Bahn!
 Glük die Verhaftete listig mir betrügen,
 Den Freund gewinnen und mein Herz vergnügen!

Vorhänge des Palastes.

Dritter Auftritt.

Akalaf und Barak kommen im Gespräch.

Akalaf.

Wenn aber Niemand lebt in dieser Stadt,
 Der Kundschaft von mir hat, als du allein,
 Du treue Seele — Wenn mein väterliches Reich
 Viel' hundert Meilen weit von hier entlegen
 Und schon acht Jahre lang verloren ist.
 — Indessen, weißt du, leuchten wir verborgen.
 Und das Gerücht verbreitet unsern Tod —
 Ach, Barak! wer in Unglück fällt, verliert
 Sich leicht aus der Erinnerung der Menschen!

Barak.

Nein, es war unbeacht' gehandelt, Prinz!
 Vergebt mir! Der Unglückliche muß auch
 Unmögliches fürchten. Gegen ihn erheben
 Die stummen Steine selber sich als Zeugen;

Die Wand hat Ohren, Mauern sind Verräther.
 Ich kann, ich kann mich nicht zufrieden geben!
 Das Glück begünstigt Euch, das schönste Weib
 Gewinnt Ihr wider Hoffen und Erwarten,
 Gewinnt mit ihr ein großes Königreich,
 Und Eure weib'sche Zärtlichkeit raubt Euch
 Auf Einmal Alles wieder!

Akalaf.

Hättest du

Ihr Leiden, ihren wilden Schmerz gesehn!

Barak.

Auf Eurer Eltern Schmerz, die Ihr zu Verlaß
 Trostlos verlassen, hättet Ihr und nicht
 Auf eines Weibes Thränen achten sollen!

Akalaf.

Echelt meine Liebe nicht! Ich wollt' ihr gerne
 Gefällig seyn. Vielleicht, daß meine Großmuth
 Sie rührt, daß Dankbarkeit in ihrem Herzen —

Barak.

Im Herzen dieser Schlange — Dankbarkeit?
 Das hoffet nie.

Akalaf.

Entgehn kann sie mir nicht.

Wie fände sie mein Räthsel aus? Du, Barak,
 Nicht wahr? du hast mich nicht verrathen? Nicht!
 Vielleicht, daß du im Stillen deinem Weibe
 Vertraut hast, wer ich sey?

Barak.

Ich? Keine Silbe!

Barak weiß Euren Willen zu gehorchen;
 Doch weiß ich nicht, welch schwarze Ahnung mir
 Den Sinn umnachtet und das Herz beklemmt!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pantalon, Cartaglia und Brigella
 mit Soldaten.

Pantalon.

Sieh, steh! da ist er ja! Pöb' Clement,
 Wo steht Ihr, Prinz? Was habt Ihr hier zu schaffen?

Den Barak mit den Augen suchend

Und wer ist dieser Mann, mit dem Ihr schwagt?

Barak tritt her.

Weh' uns! Was wird Das?

Cartaglia.

Spricht! wer ist dieser Mann?

Akalaf.

Ich kenn' ihn nicht. Ich fand ihn hier nur so
 Von Ungefähr, und, weil ich müßig war,
 Tragt' ich ihn um die Stadt und ihre Bräuche.

Cartaglia.

Haltet zu Gnaden, Prinz! Ihr seyd zu grad
 Für diese falsche Welt; das gute Herz
 Kennt mit dem Kopf davon — Heut früh' im Divan!
 Wie Teufel kamt Ihr zu dem Narrenstreich,
 Den Vogel wieder aus der Hand zu lassen?

Pantalon.

Laßt's gut seyn. Was geschöbn ist, ist geschöbn.
 Ihr wißt nicht, lieber junger Prinz, wie tief Ihr
 Im Wasser steht, wie Euch von allen Seiten
 Betrug umlauert und Verrätherstricke
 Umgeben — Lassen wir Euch aus den Augen,
 So richtet man Euch ab, wie einen Staar.

zu Barak.

Herr Nachbar Nasewais, stekt Eure Nase
 Wo anders hin! — Beliebt es Eurer Hoheit,
 Ins Haus herein zu gehn — Se da, Soldaten!
 Nehmt ihn in eure Mitte! — Ihr, Brigella,
 Wißt Eure Pflicht — Bewachet seine Thür

Turandot.

zu früh zu des Divans Stunde.
darf zu ihm ein! So will's der Kaiser.
In Kalaf.

Ihr? Er ist verliebt in Euch und fürchtet,
Es möchte noch ein Unheil zwischen kommen.
Seid Ihr bis morgen nicht sein Schwiegersohn,
So, fürcht' ich, tragen wir den alten Herrn
In Grabe — Nichts für ungut, Prinz! Doch Das
Von heute Morgen war — mit Eurer Günst —
Ein Narrenstreich! — Uns Himmelswillen, gebt Euch
Nicht bloß! laßt Euch den Namen nicht entlocken!

Ihm und Dir, jüttaulich.
Doch wollt Ihr ihn dem alten Pantalon
Ganz fachtchen, fachtchen in die Ohren wispern,
So wird er sich gar schön dafür bedanken.
Bekommt er diese Recompens?

Kalaf.

Wie, Alter?
Gehorcht Ihr so dem Kaiser, Eurem Herrn?

Pantalon.

Bravo! Charmant! — Nun marich' Voran, Brigella!
Habt Ihr's gehört? Was steht Ihr hier und gasset?
Brigella.

Beliebet nur das Plaudern einustellen,
So werd' ich thun, was meines Amtes ist.

Cartaglia.

Past ja wohl auf! Der Kopf steht drauf, Brigella.

Brigella.

Ich habe meinen Kopf so lieb, als Ihr
Den Euren, Herr! 's braucht der Ermahnung nicht.

Cartaglia.

Es juckt und brennt mich nach dem Namen — Ah!
Gerüchtet Ihr, ihn mir zu sagen, Hebeir,
Nicht wie ein Kriemelt wollt' ich ihn bei mir
Vergraben und bewahren — ja, Das wollt' ich!

Kalaf.

Umsonst versucht Ihr mich. Am nächsten Morgen
Erfahrt Ihr ihn, erfährt ihn alle Welt.

Cartaglia.

Bravo! Braviissimo! Hel mich der Teufel!

Pantalon.

Nun, Gott befohlen, Prinz!

In Kalaf.

Und Ihr, Herr Schlingel!
Ihr thätet besser, Eurer Arbeit nach
Zu gehn, als im Palast hier aufzuspaßn.
Versteht Ihr mich?

Cartaglia geht ihr fort an.

Ja wohl! ja wohl! Ihr habt mir
So ein gewisses Ansehn — eine Miene,
Die mir nicht außerordentlich gefällt.

Ich rath' Euch Gutes: Geh! Folgt dem Pantalon.

Brigella zu Kalaf.

Erlaubt mir, Prinz,
Daß ich Dem, der befehlen kann, gehorche.
Laßt's Euch gefallen, in dies Haus zu gehn.

Kalaf.

Das will ich gerne.

In Kalaf laßt.

Freund auf Wiedersehen!
Zu besserer Gelegenheit! Leb wohl!

Barak.

Herr, ich bin Euer Sklav!

Brigella.

Nur fort, nur fort,
nd macht den Ceremonien ein Ende!

Kalaf folgt den Soldaten. Da ihn in ihre Mitte nehmen, Timur tritt
von der entgegengesetzten Seite auf, bemerkt ihn und macht Gebärden
des Schreckens und Erkennens.

Barak, ihn nachfolgend.
Der Himmel seih die bei, treuherziger Unschuld!
Was mich betrifft, ich hüt' meine Lunge.

Fünfter Auftritt.

Timur, ein Greis in dürftiger Kleidung. Barak.

Timur, entsetzt, für sich.

Weh mir! mein Sohn! Soldaten führen ihn
Gefangen fort! Sie führen ihn zum Tode!
Gewiß, gewiß, daß der Tyrann von Teflis,
Der Räuber meines Reichs, ihn bis nach Bedin
Verfolgen ließ und seine Rache sättigt!

Wilt ihm nach und ruft laut.

Kalaf! Kalaf!

Barak

Leit' ihn in den Weg und halt' ihm das Schwert auf die Brust.
Halt' ein, Unglücklicher! Du bist des Todes!

Pause. Beide sehen einander erschrocken an. Unterbeugen hat sich Kalaf
mit den Soldaten entfernt.

Wer bist du, Alter? Woher kommst du, sprich,
Daß du den Namen dieses Jünglings weißt?

Timur.

Was seih' ich? Gott! du, Barak? du in Bedin?
Du sein Verräther? ein Rebbe! und zückst
Das Schwert auf deinen König?

Barak laßt erkannt das Schwert fallen.

Große Götter!

Ist's möglich? — Timur?

Timur.

Ja, Verräther!
Ich bin es, dein unglücklicher Monarch,
Von aller Welt, nun auch von dir verrathen!
Was jagest du? Nimm dieses Leben hin!
Verhaßt ist mir! Da ich die treuesten Diener
Um schändlichen Verraths willen unanfechtbar
Und meinen Sohn dem Tod geweiht sehe!

Barak.

Herr! — Herr! — O Gott! Das ist mein Fürst, mein König!
Geht's! Nur allemwohl erkenn' ich ihn.

Wilt ihm zu Hufen.

In diesem Staub! In dieser Niedrigkeit!
Ihr Götter, mach' mein Auge Dies erleben!
— Verzeiht, Gebieter, meiner blinden Wuth!
Die Liebe ist's zu Eurem Sohn, die Angst,
Die treue Sorge, die mich hingerissen.
So lieb Euch Eures Sohnes Heil, so komme
Der Name Kalaf nie aus Eurem Munde!
— Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak —
— Ah, weh mir! Wenn uns Jemand hier behörchte! —
Sagt, ob Elmagr, meine Königin,
Sich auch mit Euch in dieser Stadt befindet?

Timur.

Still, Wer? Still! O, sprich mir nicht von ihr!
In unserm morgigen Aufenthalt zu Verlas
Berichte sie der Gram um unsern Sohn.
— Sie starb in diesen lebensmüden Armen.

Barak.

O! te Wehamernswürdige!

Timur.

Ich Hah!

Ich konnt' es, einsam, fort nicht mehr ertragen.
Des Sohnes Euren folgend, frag' ich mich
Von Land zu Land, von einer Stadt zur andern.
Und jetzt, da mich nach laugem Irren endlich
Der Götter Hand hieher geleitet, ist
Mein erster Anblick der gesangne Sohn,
Den man zum Tode führt.

Barak.

Komm, kommt, mein König!
Besürchtet nichts für Euren Sohn! Vielleicht

Daß ihn, eh noch der nächste Tag verlaufen,
Das höchste Glück besohnt und Euch mit ihm!
Nur daß sein Name nicht, noch auch der Eure,
Von Euren Lippen komme — Merkt Euch Das!
Ich nenne mich hier Hassan, nicht mehr Barak.

Cimur.

Was für Geheimnisse — Erklär mir doch!

Barak.

Kommt! hier ist nicht der Ort davon zu reden!
Folgt mir nach meiner Wohnung — Doch, was seh' ich?

Cimur tritt aus dem Palast.

Mein Weib aus dem Serail! O wehe mir!
Wir sind entdeckt!

In Timur's Kell.

Was hast du hier zu suchen?

Unglückliche! wo kommst du her?

Sechster Auftritt.

Skirina zu den Vorigen.

Skirina.

Nun! Nun!

Aus dem Serail komm' ich, von meiner Tochter.
Die Freude trieb mich hin, daß unser Gast,
Der fremde Prinz, den Sieg davon getragen.
Die Neugier auch — nun ja — Ich wollte sehn,
Wie dieser männerscheuen Unholdin
Der Brautstand läßt — und freute mich darüber
Mit meiner Tochter Zel'ma.

Barak.

Dacht' ich's doch!

Weib! Weib! Du weißt nicht Alles, und geschwätzig
Wie eine Gister läufst du ins Serail;
Ich suchte dich, es dir zu untersagen.
Umsonst! zu spät! Des Weibes Unverstand
Nennt immer vor des Mannes weisem Rath
Vorans — Was ist nicht Alles dort geträtscht,
Geplaudert worden! Nur heraus! Mir ist.
Ich höre dich in deiner albernen
Entzückung sagen: Dieser Unbekannte
Ist unser Gast; er wehnt bei uns; mein Mann
Kennt ihn und hält ihn hoch in Ehren — Sprich!
Hast du's gesagt?

Skirina.

Und wenn ich nun? was wär's?

Barak.

Nein, nein, gesteh' es mir! hast du's gesagt?

Skirina.

Ich hab's gesagt. Warum sollt' ich's verbergen?
Sie wollten auch den Namen von mir wissen,
Und — daß ich's nur gestehe, ich versprach's.

Barak.

Weh mir! wie sind verloren! — Rasente! —

In Timur's Kell.

Wir müssen fort! Wir müssen fliehn!

Cimur.

So sag mir doch, was für Geheimnisse —

Barak.

Hört! Hört aus Peshin! Keine Zeit verloren!

Truffaldin zeigt sich im Hintergrund mit seinen Schwärzen.

— Weh' uns! es ist zu spät. Sie kommen schon!
Sie suchen mich, die Schwärzen, die Verschnittenen
Der fürchterlichen Turandot — Einlöse!
Da welchen Jammer stürzt uns deine Zunge!

*Truffaldin hat ihn bemerkt und bedeutet den Verschnittenen durch Ge-
berden, daß sie sich seiner bemächtigen sollen.*

Ich kann nicht mehr entfliehen — Fliehe du,
Verbirg dich, rette dich und diesen Alten!

Cimur.

So sag mir doch!

Barak.

Fort! Keine

Ich bin entdeckt! — Verschlossen,
Seh' Euer Mund! Nie komme Euer
Nie, nie der seine über Eure Lippen!
— Und du, Unglückliche, wenn du das Uebel,
Das deine Zunge über uns gebracht,
Gut machen willst, verbirg dich, nicht in deiner,
In einer fremden Wohnung! Halte diesen
Verborgenen, bis der nächste Tag zur Hälfte
Verstrichen ist —

Skirina.

Willst du mir denn nicht sagen?

Cimur.

Willst du nicht mit uns fliehn?

Barak.

Thut, was ich sage!

Werde mit mir, was will, wenn ihr euch rettet.

Skirina.

Sprich, Hassan! worin hab' ich denn gefehlt?

Cimur.

Erklär mir diese Räthsel.

Barak, küssig.

Welche Marter!

Um aller Götter willen, fort, und frag!
Nicht weiter! Sie umringen uns: es ist
Zu spät, und alle Flucht ist jetzt vergebens.
— Die Namen, alter Mann, die Namen nur
Verschweig, und Alles kann noch glücklich enden!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Truffaldin mit den Verschnittenen.

Truffaldin

*ist nach und nach näher gekommen, hat die Aufgänge besetzt und tritt nun
bevor, mit übertrübeneren Geberden den Barak den Fegen auf die Brust haltend.
Halt' an und steht! Nicht von der Stelle! Nicht
Gemeuchel! Der ist des Todes, der sich rührt.*

Skirina.

O wehe mir!

Barak.

Ich weiß, Ihr sucht den Hassan.

Hier bin ich. Führt mich fort.

Truffaldin.

Wär! keinen Lärmen!

's ist gut gemeint. Es soll Euch eine ganz
Absenderliche Gnad' und Ehr' geschehn.

Barak.

Ja, ins Serail wollt Ihr mich führen: kommt!

Truffaldin.

Gemach! gemacht! Ei, seht doch, welche Günst
Euch widerfährt! Ins Harem! ins Serail
Der Königin — Ihr glückliche Personen!

's kommt keine Fliege ins Serail, sie wird
Erst wohl beschäftigt und beschaute, ob sie
Ein Männchen oder Weib, und, ist's ein Männchen,
Wird's ohne Gnad' gefrenzt und gepöhl't.
— Wer ist der Alte da?

Barak.

Ein armer Bettler,

Den ich nicht kenne — Kommt und laßt uns gehn.

Truffaldin betrachtet den Timur mit lacherlicher Genauigkeit.

Gemach! gemacht! Ein armer Bettler! Ei!
— Wir, haben uns großmüthig vorgesetzt,
Auch dieses armen Bettlers Glück zu machen.

Bemerkt und betrachtet die Skirina.

— Wer ist die Weibsperson?

Barak.

Was jügerst du?

Ich weiß, daß deine Königin mich erwartet.

blesen Oeis! Das Weibsbild kenn' ich nicht,
Hab's nie gesehn und weiß nicht, wer sie ist.

Crussaldin, zornig.

Du kennst sie nicht? du hast sie nie gesehn?
Verdammte Lüge! Was! Kenn' ich sie nicht
Als deine Frau und als die Mutter nicht
Der Sklavin Zelima? Hab' ich sie nicht
Zu hundert Malen im Serail gesehn,
Wenn sie der Tochter weiße Wäsche brachte?

Mit tömlicher Gravität zu den Verschnittenen.

Merkt, Sklaven, den Befehl, den ich euch gebe!
Die drei Personen hier nehmt in Verwahrung!
Bewacht sie wohl, hört ihr, laßt sie mit keiner
Lebend'gen Seele reden, und bei Nacht,
Sobald es still ist, führt sie ins Serail!

Timur.

O Gott, was wird aus mir!

Skirina.

Ich faß es nicht.

Barak zu Timur.

Was aus dir werden soll, und was aus mir?
Ich werde Alles leiden. Leid' auch du!
Vergiß nicht, was ich dir empfahl! — und, was
Dir auch begegne, hüte deine Zunge!
— Jetzt hast du, thöricht Weib, was du gewollt.

Skirina.

Gott steh' uns bei!

Crussaldin zu den Schwarzen.

Ergreift sie! Fort mit ihnen!

(Neben ab)

Vierter Aufzug.

Vorhof mit Säulen.

In der Mitte eine Treppe mit einem mächtig großen Becken, voll roth Goldtauben

Erster Auftritt.

Turandot. Zelima. Skirina. Timur. Barak.

Barak und Timur stehen, Jeder an einer Säule, einander gegenüber,
die Verschnittenen um sie herum, alle mit entbloßten Säbeln und
Dolchen. Zelima und Skirina stehen weinend auf der einen. Turan-
dot drohend und streng auf der andern Seite.

Turandot.

Noch ist es Zeit. Noch laß' ich mich herab
Zu bitten — Dieser aufgehäuften Berg
Von Gold ist euer, wenn ihr mir in Gutem
Des Unbekannten Stand und Namen nennt.
Besteht ihr aber drauf, ihn zu verschweigen,
So sollen diese Dolche, die ihr hier
Auf euch gezückt seht, euer Herz durchbohren!
Ge da, ihr Sklaven! macht euch bereit.

Die Verschnittenen halten ihnen ihre Dolche auf die Brust

Barak zu Skirina.

Nun, heillos Weib, nun siehst du, Skirina,
Wohin uns deine Plauderhaftigkeit geführt.
— Prinzessin, sättigt Eure Wuth! Ich biete
Den Martern Trost, die Ihr ersinnen könnt,
Ich bin bereit, den herbsten Tod zu leiden.
— Herbei, ihr Schwarze! Auf, ih. Marternknechte,
Tyrannische Werkzeuge der Tyrannie,
Zerfleischt mich, tötet mich, ich will es dulden.
— Sie hat ganz Recht, ich kenne diesen Prinzen
Und seinen Vater. Welcher Namen weiß ich.
Doch keine Marter preßt sie von mir aus;
Kein Gold verführt mich; weniger als Staub,
Als schlechte Erde acht' ich diese Schätze!
Du, meine Gattin, sammle nicht um mich!
Für diesen Alten spare deine Thränen,
Für ihn erweiche dieses Felsenherz,

Daß der Unschuldige gerettet werde!
Sein ganz Verbrechen ist, mein Freund zu seyn.

Skirina, stehend zu Turandot.

O Königin, Erbarmen!

Timur.

Niemand sammle sich

Um einen schwachen Alten, den die Götter
Zu Horn verfolgen, dem der Tod Erlösung,
Das Leben eine Marter ist. Ich will
Dich retten, Freund, und sterben. Wisse denn,
Du Grausame —

Barak unterbricht ihn.

Um aller Götter willen, schweigt!

Der Name komme nicht aus Eurem Munde!

Turandot, neugierig.

Du weißt ihn also, Oeis?

Timur.

Ob ich ihn weiß?

Unmenschlische! — Freund, sag mir das Geheimniß!
Warum darf ich die Namen nicht entdecken?

Barak.

Ihr tötet ihn und uns, wenn Ihr sie nennt.

Turandot.

Er will dich schrecken, Alter, fürchte nichts!
Herbei, ihr Sklaven! züchtigt den Verwegnen!

Die Verschnittenen umgeben den Barak.

Skirina.

Ihr Götter, helft! Mein Mann! mein Mann!

Timur tritt dazwischen.

Halt! haltet!

Was soll ich thun? Ihr Götter, welche Marter!
— Prinzessin, schwört mir's zu bei Eurem Haupt,
Bei Euren Göttern schwört mir, daß sein Leben
Und dieses Fremdling's Leben ungeschädet
Seyn soll — Mein eignes acht' ich nichts und will
Es freudig Eurer Wuth zum Opfer geben —
Schwört mir Das zu, und Ihr sollt Alles wissen.

Turandot.

Bei meinem Haupt, zum furchtbarn Kobi schwör' ich,
Daß weder seinem Leben, noch des Prinzen,
Noch irgend Eines hier Gefährde droht —

Barak unterbricht sie

Halt, Lügnerin! nicht weiter — Glaubt ihr nicht
Verrätherei lauscht hinter diesem Schwur.

— Schwört, Turandot, schwört, daß der Unbekannte
Euer Gatte werden soll, im Augenblick,
Da wir die Namen Euch entdeckt, wie recht
Und billig ist: Ihr wißt es, Undankbare!
Schwört, wenn Ihr könnt und dürst, daß er, verschmäht
Von Euch, nicht in Verweigerung sterben wird
Durch seine eigne Hand — und schwört uns zu,
Daß, wenn wir Euch die Namen nun entdeckt,
oder unser Leben nichts zu fürchten sey,
Nicht, daß ein ew'ger Kerker uns lebendig
Begraben und der Welt verbergen soll —
Dies schwört uns, und der Erste bin ich selbst,
Der Euch die beiden Namen nennt!

Timur.

Was für Geheimnisse sind Dies! Ihr Götter,
Nehmt diese Qual und Herzensangst von mir!

Turandot.

Ich bin der Worte müd! — Ergreift sie, Sklaven!
Durchbohret sie!

Skirina.

O Königin! Erbarmen!

Die Verschnittenen sind im Begriff zu gehorchen, aber Skirina und Zelima
werfen sich dazwischen.

Barak.

Nun siehst du, Oeis, das Herz der Tigerin!

Turandot.

Timur, niedergeworfen.

Mein Sohn! dir weih' ich freudig dieses Leben.
Die Mutter ging voran, ihr folg' ich nach.

Turandot, betroffen, wehrt den Sklaven.

Sein Sohn! Was hör' ich? Haltet! — Du ein Prinz?
Ein König? Du des Unbekannten Vater?

Timur.

Ja, Grausame! ich bin ein König — bin
Ein Vater, den der Jammer niederbrückt!

Barak.

O König! was habt Ihr gethan!

Skirina.

Ein König!

In solchem Glend!

Belima.

Allgerechte Götter!

Turandot, in tiefen Traumen verloren, nicht ohne Mühnung.

Ein König und in solcher Schmach! — Sein Vater!
Des unglücksel'gen Jünglings, den ich mich
Zu hassen zwingte und nicht hassen kann!

— O der Besammernswürdige — Wie wird mir!

Das Herz im tiefsten Busen wendet sich!

Sein Vater! — Und er selbst — sagt' er nicht so?

Gendhigt, als ulerer Knecht zu dienen

Und Lasten um geringen Sold zu tragen!

O Menschlichkeit! O Schicksal!

Barak.

Turandot!

Dies ist ein König! Ehenet Euch und schändet

Zurück, die heil'gen Glieder zu verletzen!

Wenn solches Jammers Größe Euch nicht rührt,

Euch nicht das Mitleid, nicht die Menschlichkeit

Entwaffnen kann: laßt Euch die Scham besiegen!

Ehrt Eures eignen greisen Vaters Haupt

In diesem Greis! — O, schändet Euch nicht selbst

Zur eine That, die Euer Blut entehrte!

Genug, daß Ihr die Jünglinge gemordet!

Ehonet das Alter, das unmächtige,

Das auch die Götter zum Erbarmen zwingt!

Belima wucht sich zu ihren Füßen.

Ihr seud bewegt, Ihr könnt nicht widerstehn.

O, gebt dem Mitleid' und der Gnade Raum!

Laßt Euch die Größe dieses Jammers rühren!

Zweiter Auftritt.

Adelma zu den Vorigen.

Turandot ihr entgegen.

Kommst du, Adelma? Hilf mir! o, schaff Rath!

Ich bin entwandt — ich bin außer mir!

Dies ist sein Vater, ein Monarch und König!

Adelma.

Ich hörte Alles. Fort mit diesen Weiden!

Schafft dieses Gold hinweg! Der Kaiser naht!

Turandot.

Mein Vater? Wie?

Adelma.

Ist auf dem Weg' hieher.

zu den Schmarzen.

Fort, eh wir überfallen werden! Sklaven,

Führt diese Weiden in die untersten

Gewölbe des Serails! Dort haltet sie

Verborgen bis auf weitere Befehle!

zu Turandot.

Es ist umsonst. Wir müssen der Gewalt

Entsagen. Nichts kann retten, als die List.

— Ich habe einen Anschlag — Skirina,

Ihr bleibt zurück. Auch Jelima soll bleiben.

Barak zu Timur.

Weh' uns, mein Fürst! Die Götter mögen wissen,

Welch neues Schreckniß ausgebrütet wird!

— Weib! Tochter! Seyd getreu, o, haltet fest,
Laßt euch von diesen Schlangen nicht verführen!

Turandot zu den Schmarzen.

Ihr wißt den Befehl. Fort, fort mit ihnen
In des Serails verborgenste Gewölbe!

Timur.

Halt' Eure ganze Nacht auf mein Haupt!

Nur ihm, nur meinem Sohn' erzeiget Mitleid!

Barak.

Mitleid in dieser Furie! Berrathen

Ist Euer Sohn, und uns, ich seh' es klar,

Wird ew'ge Nacht dem Aug der Welt verbergen.

Man führt uns aus dem Angesicht der Menschen,

Wohin kein Lichtstrahl und kein Auge bringt,

Wo unser Schmerz kein jählend Ohr erreicht!

zur Prinzessin.

Die Welt kannst du, der Menschen Auge blenden

Doch zittre vor der Götter Nachgericht!

Magst du im Schlund der Erde sie verdecken,

Laß tausend Todtengrüfte sie bedecken,

Sie bringen keine Uebelthat ans Licht.

Er folgt mit Timur

selbst zugleich die Tafel

das Beden mit

Dritter Auftritt.

Turandot. Adelma. Jelima und Skirina.

Turandot zu Adelma.

Auf dich verlaß' ich mich, du ein'ge Freundin!

O, sage, sprich, wie du mich retten willst.

Adelma.

Die Wachen, die auf Altoms Befehl

Des Prinzen Zimmer hüten, sind gewonnen.

Man kann zu ihm hineingehn, mit ihm sprechen —

Und was ist dann nicht möglich, wenn wir klug

Die Furcht, die Ueberzeugung spielen lassen.

Denn arglos ist sein Herz und gibt sich leicht

Der Schmeichelstimme des Verräthers hin.

Wenn Skirina, wenn Jelima mir nur

Behülflich sind und ihre Rolle spielen,

So zweifelt nicht, mein Anschlag soll gelingen.

Turandot zu Skirina

So lieb dir Hassans Leben, Skirina!

Er ist in meiner Nacht, ich kann ihn tödten.

Skirina.

Was Ihr befehlt, ich bin bereit zu Allem,

Wenn ich nur meines Hassans Leben rette.

Turandot zu Jelima

So werth dir meine Gunst ist, Jelima —

Jelima.

Auf meinen Eifer zählt und meine Treue!

Adelma.

So kommt. Kein Augenblick ist zu verlieren.

Sie gehen ab.

Turandot.

Geht, geht! Thut, was sie sagt.

Vierter Auftritt.

Turandot, allein.

Was sinn' Adelma?

Wird sie mich retten? Götter, sucht ihr bei!

Kann ich mich noch mit diesem Siege krönen.

Wesh' Name wird dann größer seyn, als meiner?

Wer wird es wagen, sich in Geisteskraft

Mit Turandot zu messen? — Welche Lust,

Im Divan, vor der wartenden Versammlung,

Die Namen ihm ins Angesicht zu werfen

Und ihn beschämt von meinem Thron zu welfen!

— Und doch ist mir's, als würd' es mich betrüben!

Turandot.

Mit ist, als säh' ich ihn, verzweiflungsvoll,
Zu meinen Füßen seinen Geist verhauchen,
Und dieser Anblick bringt mir an das Herz.
— Wie, Turandot! wo ist der edle Stolz
Der großen Seele? Hat's ihn auch gekränkt,
Im Divan über dich zu triumphiren?
Was wird dein Antheil seyn, wenn er auch hier
Den Sieg dir abgewinnt? — Recht hat Abelman!
Zu weit ist es gekommen! Umkehr ist
Nicht möglich! — Du mußt siegen oder fallen!
Besiegt von Einem, ist besiegt von Allen!

Fünfter Auftritt.

Turandot. Altoum. Pantalon und Cartaglia
folgen ihm in einiger Entfernung nach

Altoum,

in einem Briefe lesend und in tiefen Gedanken. (Er sch.)

So mußte dieser blutige Tyrann
Von Teflis enden! Kalaf, Timur's Sohn,
Aus seiner Väter Reich vertrieben, flüchtig
Von Land zu Lande schweifend, muß hieher
Nach Peking kommen und durch seltsame
Verfettung der Gesandte glücklich werden!
So führt das Schicksal an verborgenem Band
Den Menschen auf geheimnißvollen Pfaden;
Doch über ihm wacht eine Götterhand,
Und wunderbar entwirret sich der Faden.

Pantalon, (er zu Cartaglia.)

Rappelt's der Majestät? Was kommt sie an,
Daß sie in Versen mit sich selber spricht?

Cartaglia, (er zu Pantalon.)

Still, still! Es ist ein Vote angelangt
Aus fernen Landen — Was er brachte, mag
Der Teufel wissen!

Altoum

liest den Brief in den Händen und wendet sich zu seiner Tochter

Turandot! Die Stunden

Entfliehen, die Entscheidung rückt heran,
Und schlaflos irrst du im Serral umher,
Berküßt dich, das Unmögliche zu wissen.
— Vergebens küßt du dich. Es ist umsonst!
Ich aber hab' es ohne Müß' erfahren.
— Sieh diesen Brief. Hier stehen beide Namen
Und Alles, was sie kenntlich macht. So eben
Bringt ihn ein Vote mir aus fernen Landen.
Ich halt' ihn wohl verschlossen und bewacht,
Bis dieser nächste Tag vorüber ist.
Der unbekannte Prinz ist wirklich König
Und eines Königs Sohn — Es ist unmöglich,
Daß du errathest, wer sie Beide seyen.
Ihr Reich liegt allzufern von hier, der Name
Ist kaum zu Peking ausgesprochen worden.
— Doch, sieh, weil ich's als Vater mit dir theile,
Komm' ich in später Nacht noch her — Kann es
Die Freude machen, dich zum Zweitemal!
Im Divan dem Gelächter bloßzustellen,
Dem Hohn des Pöbels, der mit Ungebulb
Drauf wartet, deinen Stolz gebeugt zu sehen?
Denn abgestimmt, du weißt's, ist die ganze Welt:
Kaum werd' ich seiner Wuth gebieten können.
Wenn du im Divan nun verstummen mußt.
— Sieh, liebes Kind, Dies führet mich hieher.

zu Pantalon und Cartaglia.

Laßt uns allein!

(Sie entfernen sich ungerne und jauchzend.)

Sechster Auftritt.

Turandot und Altoum.

Altoum,

nachdem Jene weg sind, nähert sich ihr und sagt sie vertraulich bei der Hand.

Ich komme, deine Ehre

zu retten.

Turandot.

Meine Ehre, Eire? Spart Euch

Die Müß! Nicht Rettung brauch' ich meiner Ehre —
Ich werde mir im Divan morgen selbst
zu helfen wissen.

Altoum.

Ach, du schmeichelst dir

Mit eitler Hoffnung. Glaube mir's, mein Kind,
Unmöglich ist's, zu wissen, was du hoffst.
Ich les' in deinen Augen, deinen wild
Verwirrten Zügen deine Qual und Angst.
Ich bin dein Vater; sieh', ich hab dich lieb.
— Wir sind allein — sey offen gegen mich!
Bekenn' es frei — weißt du die beiden Namen?

Turandot.

Ob ich sie weiß, wird man im Divan hören.

Altoum.

Nein, Kind, du weißt sie nicht, kanst sie nicht wissen
Wenn du sie weißt, so sag mir's im Vertrauen.
Ich lasse dann den Unglücksfelgen wissen,
Daß er verrathen ist, und laß' ihn still
Aus meinen Staaten ziehn: so meidest du
Den Haß des Volks, und mit dem Sieg zugleich
Trägst du den Ruhm der Großmuth noch davon,
Daß du dem Ueberwundenen die Schmach
Der öffentlichen Niederlage spardest.
— Um dieses Einz'ge bitt' ich dich, mein Kind!
Wirst du? dem Vater, der dich liebt, versagen?

Turandot.

Ich weiß die Namen oder weiß sie nicht,
Genug! Hat er im Divan meiner nicht
Geschont, brauch' ich auch seiner nicht zu schonen.
Gerechtigkeit geschehe! Deffentlich,
Wenn ich sie weiß, soll man die Namen hören.

Altoum

ist ungetulgt werden, zwingt sich aber und fahrt mit Aufregung und
Wille fort.

Durst' er dich schonen? Galt es nicht sein Leben?
Galt es nicht, was ihm mehr war, deine Hand?
Dich zu gewinnen und sich selbst zu retten,
Mußt' er den Sieg im Divan dir entreißen.
— Nur einen Augenblick leg deinen Zorn
Bei Seite, Kind — Gib Raum der Ueberlegung!
Sieh, dieses Haupt setz' ich zum Pfand, du weißt
Die Namen nicht — Ich aber weiß sie — hier,

auf den Brief zeigend.

ist: an sie geschrieben, und ich sag sie dir.

Der Divan soll sich in der Früh versammeln,
Der Unbekannte öffentlich erscheinen;
Mit seinem Namen redest du ihn an:
Er soll beschämt, vom Witz getroffen, stehen,
Verzweifelt jammern und vor Schmerz vergehen;
Vollkommen sey sein Fall und dein Triumph.
— Doch nun, wenn du so tief ihn hast gebeugt,
Erhebt' ihn wieder! Frei, aus eigner Wahl
Reich' ihm die Hand und endige sein Leiden!
— Komm, meine Tochter, schwöre mir, daß du
Das thun willst, und sogleich — wir sind allein —
Sollst du die Namen wissen. Das Geheimniß,
Ich schwöre dir, soll mit uns Beiden sterben.
So löst der Knoten sich erfreulich auf:
Du krönst dich mit neuem Siegesruhm,

Verstehst du durch neue Ebelthat
Die Herzen meines Volks, gewinnst du selbst
Den Würdigen der Erde zum Gemahl,
Erfreuest, tröstest nach so langem Gram
In seinem hohen Alter deinen Vater.

Turandot

ist während dieser Rede in eine immer zunehmende Bewegung gerathen.
Ach, wie viel arge List gebraucht mein Vater!
— Was soll ich thun? Mich auf Adelmata's Wort
Verlassen und dem ungewissen Glück
Vertrauen? Soll ich vom Vater mir die Namen
Entdecken lassen und den Nacken beugen
In das verhasste Joch? — Furchtbare Wahl!

Sie steht unentschieden in heftigem Kampf mit sich selbst.

Herunter, stolzes Herz! bequeme dich!
Dem Vater nachzugeben, ist nicht Schande!

Indem sie einige Schritte gegen Altoun macht, steht sie plötzlich wieder still.
Doch, wenn Adelmata — sie versprach so kühn,
So zuversichtlich — wenn sie's nun erforschte,
Und übereilt hätt' ich den Schwur gethan!

Altoun.

Was stinnest du und schwankst, meine Tochter,
In zweifelnden Gedanken hin und her?
Soll etwa diese Angst mich überreden,
Daß du des Sieges dich verächtlich haltest?
O Kind, gib deines Vaters Bitte nach! —

Turandot.

Es sey! Ich wag' es drauf. Ich will Adelmata
Erwarten — So gar dringend ist mein Vater?
Ein solches Zeichen, daß es möglich ist,
Ich könne, was er fürchtet, durch mich selbst
Erfahren — Er versteht sich mit dem Prinzen!
Nicht anders! Von ihm selbst hat er die Namen;
Es ist ein abgeredet Spiel; ich bin
Verrathen, und man spottet meiner!

Altoun.

Nun?

Was lauerst du? Hör' auf, dich selbst zu quälen!
Entschließe dich!

Turandot.

Ich bin entschlossen — Morgen
In aller Fröh versammelt sich der Divan.

Altoun.

Du bist entschlossen, es auf's Aeußerste,
Auf öffentliche Schande hin zu wagen?

Turandot.

Entschlossen, Eire, die Probe zu bestehen.

Altoun *in heftigem Zorn.*

Unstunne! Verstockte! Blindes Herz!
Noch blinder, als die Aeltern des Pöbels!
Ich bin gewiß, wie meines eignen Haupt,
Daß du dich öffentlich beschimpfst, daß dir's
Unmöglich ist, das Räthsel aufzulösen.
Wohlan! der Divan soll versammelt werden,
Und in der Nähe gleich sey der Altar;
Der Priester halte sich bereit, im Augenblick,
Da du verstummst, beim lauten Hohn gelächter
Des Volks die Trauung zu vollziehen. Du hast
Den Vater nicht gehört, da er dich flehte:
Leb' oder stirb, er wird dich auch nicht hören!

Er geht ab.

Turandot.

Adelmata! Freundin! Reiterin! wo bist du?
Verlassen bin ich von der ganzen Welt.
Mein Vater hat im Zorn mich ausgegeben;
Von dir allein erwart' ich Heil und Leben.

Entfernt sich auf der andern Seite.

Die Scene verwandelt sich in ein prächtiges Gemach mit mehreren Angängen. Im Hintergrund steht ein orientalisches Ruhebett für Kalaf. Es ist kühle Nacht.

Siebenter Auftritt.

Kalaf. Brigella mit einer Fackel.

Kalaf geht in tiefen Gedanken auf und ab, Brigella betrachtet ihn in Kopfschütteln.

Brigella.

's hat eben Drei geschlagen, Prinz, und Ihr
Seyd nun genau dreihundert sechzigmal
In diesem Zimmer auf und ab spaziert.
Verzeiht! mir liegt der Schlaf in allen Gliedern,
Und, wenn Ihr selbst ein Wenig ruhen wolltet,
Es könnt nicht schaden.

Kalaf.

Du hast Recht, Brigella.

Mein sorgenvoller Geist treibt mich umher;
Doch du magst gehen und dich schlafen legen.

Brigella geht, kommt aber gleich wieder zurück.

Ein Wort zur Nachricht, Hoheit — Wenn Euch hier
Von ungefähr so was erscheinen sollte —
Macht Eure Sache gut — Ihr seyd gewarnt!

Kalaf.

Erscheinungen? Wie so? An diesem Ort?

Erstreckt mit unruhigen Füssen das Zimmer.

Brigella.

Du lieber Himmel! Uns ist zwar verboten
Bei Lebensstrafe, Niemand einzulassen.
Doch — arme Diener! Herr, Ihr wißt ja wohl!
Der Kaiser ist der Kaiser, die Prinzeß
Ist, so zu sagen, Kaiserin — und, was
Die in den Kopf sich setzt, Das muß geschehn!
's wird Einem sauer, Hebeist, zwischen zwei
Tachtraufen trocknen Kleides durchzukommen.
— Verzeht mich wohl. Man möchte seine Pflicht
Gern' ehrlich thun — doch man erübrigte
Auch gern' etwas für seine alten Tage.
Herr, Unser Herr ist halt'r übel dran!

Kalaf.

Wie? Sollte man mir gar ans Leben wollen?
Brigella, rede!

Brigella.

Gott soll mich bewahren!

Allein bedenkt die Reugier, die man hat,
Zu wissen, wer Ihr seyd. Es könnte sich
Zum Weiriel fügen, daß — durchs Schlüsselloch —
Ein Geist — ein Unhold — eine Here käme,
Euch zu versuchen — Oua! Ihr seyd gewarnt!
Verzeht mich — Arme Diener, arme Schelme!

Kalaf, *lachend.*

Sey außer Sorgen! Ich versetze dich
Und werde mich in Akt zu nehmen wissen.

Brigella.

Thut Das, und somit Gott beschlen, Herr.
Uns Himmels willen, bringt mich nicht ins Unglück!

Gegen die Thür.

Es kann geschehen, daß man einen Beutel
Mit Gold'erschlägt — möglich ist's! Was mich betrifft,
Ich that mein Bestes, und ich konnt' es nicht.

Er geht ab.

Kalaf.

Er hat mir Argwehn in mein Herz gesflanzt.
Wer könnte mich hier überfallen wollen?
Und laß die Teufel aus der Hölle selbst
Aufkommen, dieses Herz wird standhaft bleiben.

Er tritt auf und hinaus.

Der Tag ist nicht mehr weit, ich werde nun
Nicht lange mehr auf dieser Wölter liegen.

Indeß versuch' ich es, ob ich vielleicht
Den Schlaf auf diese Augen locken kann.

*Indem er sich auf das Kissen niederlassen will, öffnet sich eine von
den Thüren.*

Achter Auftritt.

Kalaf. *Skirina* in unruhlicher Kleidung und mit einer Maske
vor dem Gesichte.

Skirina, furchtsam sich nähernd.

Mein lieber Herr — Herr — O, wie zittert mir
Das Herz!

Kalaf, *auffahrend.*

Wer bist du, und was suchst du hier?

Skirina nimmt die Maske vom Gesichte.

Kennt Ihr mich nicht? Ich bin ja *Skirina*,
Des armen Hassan's Weib und Eure Wirthin.
Verkleidet hab' ich durch die Wachen mich
Herein gestohlen — Ach! was hab' ich Euch
Nicht Alles zu erzählen — Doch die Angst
Erstickt mich, und die Knie zittern mir:
Ich kann vor Thränen nicht zu Worte kommen.

Kalaf.

Sprecht, gute Frau! was habt Ihr mir zu sagen?

Skirina, sich immer schauernd umherdrehend.

Mein armer Mann hält sich versteckt. Es ward
Der Turandot gesagt, daß er Euch kenne.
Nun wird ihm nachgespürt an allen Orten,
Ihn ins Serrail zu schleppen und ihm dort
Gewalttham Euren Namen abzunpressen.
Wird er entdeckt, so ist's um ihn geschehn:
Denn eher will er unter Martern sterben,
Als Euch verrathen.

Kalaf.

Ireuer, wahrer Diener!

— Ach, die Unmenschen!

Skirina.

Ihr habt noch mehr

Von mir zu hören — Euer Vater ist
In meinem Haus.

Kalaf.

Was sagt du? Große Götter!

Skirina.

Von Eurer Mutter zum trostlosen Wittwer
Gemacht —

Kalaf.

O meine Mutter!

Skirina.

Hört mich weiter!

Er weiß, daß man Euch hier bewacht; er zittert
Für Euer Leben; er ist außer sich;
Er will verzweifeln vor den Kaiser dringen,
Eich ihm entdecken, kost' es, was es wolle;
Mit meinem Sohne, ruft er, will ich sterben!
Vergebens such' ich ihn zurück zu halten,
Eim Ohr ist taub, er hört nur seinen Schmerz;
Nur das Versprechen, das ich ihm gethan,
Ein tröstend Schreiben ihm von Eurer Hand
Mit Eures Namens Unterschrift zu bringen,
Das ihm Verzeihung gibt von Eurem Leben,
Hielt ihn vom Aeußersten zurück. So hab' ich mich
Hieher gewagt und in Gefahr gesetzt,
Dem kummervollen Greise Trost zu bringen.

Kalaf.

Mein Vater hier in Pedin! Meine Mutter
Im Grab! — Du hintergehst mich, *Skirina*!

Skirina.

Mich strafe Jochi, wenn ich Euch Das lüge!

Kalaf.

Bejammernswerther Vater! Arme Mutter!

Skirina, dringend.

Kein Augenblick ist zu verlieren! Kommt!

Bedenkt Euch nicht; schreibt diese wen'gen Worte.
Bleibt Euch das Nöthige, ich bracht' es mit.

Sie zieht eine Schreibtafel hervor.

Genug, wenn dieser kummervolle Brief
Zwei Zeilen nur von Eurer Hand erhält,
Daß Ihr noch lebt, und daß Ihr Gutes hofft.
Sonst treibt ihn die Verzweiflung an den Hof;
Er nennt sich dort, und Alles ist verloren.

Kalaf.

Ja, gib mir diese Tafel!

*Er ist im Begriff zu schreiben, hält aber plötzlich inne und steht be-
sorgend an.*

Skirina!

Hast du nicht eine Tochter im Serrail?

— Ja, ja, ganz recht. Sie dient als Sklav'n dort
Der Turandot: dein Mann hat mir's gesagt.

Skirina.

Nun ja! Wie kommt Ihr darauf?

Kalaf.

Skirina!

Geh nur zurück und sage meinem Vater
Von meinethwegen, daß er ohne Furcht
Geheimen Zutritt bei dem Kaiser fordre
Und ihm entdecke, was sein Herz ihn heißt:
Ich bin's zufrieden.

Skirina, getroffen.

Ihr verweigert mir

Den Brief? Ein Wort von Eurer Hand genügt.

Kalaf.

Nein, *Skirina*, ich schreibe nicht. Erst morgen
Erfährt man, wer ich bin — Ich wundere mich,
Daß Hassan's Weib mich zu verrathen sucht.

Skirina.

Ich Euch verrathen! Outer Gott!

Sie sch.

Adelma mag denn selbst ihr Spiel vollenden.

In Kalaf.

Wohl, Prinz, wie's Euch beliebt! Ich geh nach Hause,
Ich richte Eure Botschaft aus; doch glaub' ich nicht,
Nach so viel übernommener Gefahr
Und Mühe Euren Argwohn zu verdienen.

Im Abgehen

Adelma wacht, und Dieser schlummert nicht.

Kalaf.

Erscheinungen! — Du sagtest recht, *Brigella*!
Doch, daß mein Vater hier in Pedin sey,
Und meine Mutter todt, hat dieses Weib
Mit einem heil'gen Eide mir bekräftigt!
Kommt doch das Unglück nie allein! Ach, nur
Zu glaubhaft ist der Mund, der Böses meldet!

Die entgegengelegte Thür öffnet sich.

Hör' ein Gespenst! Laß sehen, was es will!

Neunter Auftritt.

Kalaf. *Adelma.*

Adelma.

Prinz, ich bin eine Sklav'n der Prinzessin
Und bringe gute Botschaft.

Kalaf.

Oß's der Himmel!

Wohl wär' es Zeit, daß auch das Gute käme!
Ich hoffe nichts, ich schmeichle mir mit nichts:
Zu frühlos ist das Herz der Turandot.

Adelma.

Wohl wahr, ich leugn' es nicht — und dennoch, Prinz,
Gelang es Euch, dies stolze Herz zu rühren,

Euch ganz allein; Ihr seyd der Erste — Zwar
Sie selbst besteht darauf, daß sie Euch hasse;
Doch ich bin ganz gewiß, daß sie Euch liebt.
Die Erde thu sich auf und reihe mich
In ihren Schlund hinab, wenn ich Das lüge!

Alaf.

Gut, gut! ich glaube dir. Die Botschaft ist
Nicht schlimm. Hast du noch Mehreres zu sagen?

Belima, näher tretend.

Ich muß Euch im Vertrauen sagen, Prinz!
Der Stolz, der Ehrgeiz treibt sie zur Verzweiflung.
Sie sieht nun ein, daß sie Unmögliches
Sich aufgebürdet, und vergeht vor Scham,
Daß sie im Divan nach so vielen Siegen
Vor aller Welt zu Schanden werden soll.
Der Abgrund öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich mit Lügen Euch berichte!

Alaf.

Auf nicht so großes Unglück auf dich her!
Ich glaube dir. Geh, sage der Prinzessin:
Leicht sey es ihr, in diesem Streit zu siegen:
Mehr als durch ihren glänzenden Verstand
Wird sich ihr Ruhm erheben, wenn ihr Herz
Empfinden lernt, wenn sie der Welt beweist,
Sie könne Mitleid fühlen, könne sich
Entschließen, einen Liebenden zu trösten
Und einen greisen Vater zu erfreuen.
Ist Dies etwa die gute Botschaft, sprich,
Die ich zu hören habe?

Belima.

Nein, mein Prinz!

Wir geben uns so leichten Rautes nicht;
Man muß Geduld mit unsrer Schwachheit haben
-- Hört an!

Alaf.

Ich höre.

Belima.

Die Prinzessin schickt mich.

- Sie bittet Euch um einen Diener — Laßt sie
Die Namen wissen, und im Uebrigen
Vertraut Euch kühnlich ihrer Großmuth an.
Sie will nur ihre Eigenliebe retten,
Nur ihre Ehre vor dem Divan lösen.
Voll Güte steigt sie dann von ihrem Thron'
Und reicht freiwillig Euch die süße Nectar.
— Entschleift Euch, Prinz. Ihr waget nichts dabei.
Gewinnt mit Güte dieses stolze Herz,
So wird nicht Zwang, so wird die Liebe sie,
Die gütlichste, in Eure Arme führen.

Alaf.

Setzt ihr scharf ins Gesicht, mit einem kaltem Lächeln

Hier, Sklavin, hast du den gewohnten Schluß
Der Rede weggelassen.

Belima.

Welchen Schluß?

Alaf.

Die Erde öffne sich und schlinge mich
Hinab, wenn ich Unwahres Euch berichte.

Belima.

So glaubt Ihr, Prinz, daß ich Euch Lügen sage?

Alaf.

Ich glaub' es fast — und glaub' es so gewiß,
Daß ich in dein Begehren nimmermehr
Kann willigen. Kehrt um zu der Prinzessin!
Sagt ihr, mein einz'ger Ehrgeiz sey ihr Herz,
Und meiner glühenden Liebe müge sie
Verzeihn, daß ich die Bitte muß versagen.

Belima.

Verachtet Ihr, was dieser Eigensinn
Euch kosten kann?

Alaf.

Mag er mein Leben kosten!

Belima.

Es bleibt dabei, er wird's Euch kosten, Prinz!

— Beharrt Ihr drauf, mir nichts zu offenbaren?

Alaf.

Nichts!

Belima.

Liebet wohl!

Im Abgehen

Die Mühe konnt' ich sparen!

Alaf, allein.

Och, weissenlose Larven! Meinen Sinn
Macht ihr nicht wankend. Andre Sorgen find's,
Die mir das Herz beklemmen — Skirina's
Bericht ist's, was mich ängstigt — Mein Vater
In Pedin! Meine Mutter tobt! — Muth, Muth,
mein Herz!

In wenig Stunden ist das Los geworfen.

Könn' ich den kurzen Zwischenraum im Arm
Des Schlafs verträumen! Der gequälte Geist
Sucht Ruhe, und mich dünkt, ich fühle schon
Den Gott die sanften Flügel um mich breiten.

Er legt sich auf das Ankerbett und schläft ein.

Behuter Auftritt.

Adelma tritt auf, das Gesicht verdeckt mit einer Mantelkappe in der
Hand **Alaf**, schlafend.

Adelma.

Nicht Alles soll mißlingen — Hab' ich gleich
Vergebens alle Künste des Betrugs
Verschwendet, ihm die Namen zu entlocken,
So werd' ich doch nicht eben so umsonst
Versuchen, ihn aus Pedin wegzuführen
Und mit dem schönen Raube zu entfliehn.
— O heißerfleht Augenblick! Zieh, Liebe,
Die mir bis jetzt den kühnen Muth verliehn,
So manche Schwank mir schon überwiegen,
Dein Feuer laß' auf meinen Lippen glühn!
Hilf' mir in diesem schwersten Kampfe siegen!

Sie betrachtet den Schlafenden

Der Liebste schläft. Sey ruhig, vedwete Herr,
Erwarte nicht! Nicht gern, ihr heile Augen,
Schreck' ich den goldenen Schlummer von euch weg;
Doch schon ergraut der Tag, ich darf nicht säumen.

Sie rätzelt sich ihm nah und berührt ihn leicht

Prinz! Wacht auf!

Alaf, erwacht.

Wer rührt meinen Schlummer?

Ein neues Trugbild? Nachtgespenst, verschwinde!

Wird mir kein Augenblick der Ruh vergönnt?

Adelma.

Warum so heftig, Prinz? Was fürchtet Ihr?

Nicht eine Feindin ist's, die vor Euch steht:

Nicht Euren Namen will ich Euch entlocken.

Alaf.

Ist Dies dein Zweck, so spare deine Müh'!

Ich sag' es dir voraus, du wirst mich nicht betrügen.

Adelma.

Betrügen? ich? Verdien' ich den Verdacht?

Sagt an, war hier nicht Skirina bei Euch,

Mit einem Brief' Euch lüthig zu versuchen?

Alaf.

Wohl war sie hier.

Adelma.

Doch hat sie nichts erlangt?

Alaf.

Daß ich ein solcher Thor gewesen wäre!

Adelma.

Gott sey's gedankt! — War eine Sklavin hier,
Mit trüglicher Vorpiegelung Euch zu blenden?

Kalaf.

Solch eine Sklavin war in Wahrheit hier,
Doch zog sie leer ab — wie auch du wirst gehn.

Adelma.

Der Argwohn schmerzt, doch leicht verzeih' ich ihn.
Lernt mich erst kennen! Seht Euch! Hört mich an
Und dann verdammt mich als Verrätherin!

Sie seht sich zu ihm hin.

Kalaf.

So redet denn und sagt, was ich Euch soll.

Adelma.

Erst seht mich näher an! — Beschaut mich wohl!
Wer denkt Ihr, daß ich sey?

Kalaf.

Dies hohe Wesen,
Der edle Anstand zwingt mir Ehrfurcht ab.
Das Kleid bezeichnet eine niedere Sklavin,
Die ich, wo ich nicht irre, schon im Tivau
Gesehen und ihr Los beklagt.

Adelma.

Auch ich

Hab' Euch — die Götter wissen es, wie innig —
Bemammert, Prinz! Es sind fünf Jahre nun,
Da ich, noch selber eine Hinniltingin
Des Glücks, in niederem Sklavenstand' Euch sah.
Schon damals sagte mir's mein Herz, daß Euch
Geburt zu einem bessern Los berufen.
Ich weiß, daß ich gethan, was ich gekonnt,
Euch ein unwürdig Schicksal zu erleichtern,
Weiß, daß mein Aug sich Euch verständlich machte,
Soweit es einer Königtöchter ziemte.

Sie schenkt ihm ein Blick.

Seht her, mein Prinz, und sagt mir! Dies Gesicht,
Habt Ihr es nie gesehen in Eurem Leben?

Kalaf.

Adelma! ew'ge Götter! Seht' ich recht?

Adelma.

Ihr sehet in unwürd'gen Sklavenbanden
Die Tochter Reicobads, des Königs
Der Karakenen, einst zum Thron bestimmt,
Jetzt zu der Knechtschaft Schmach herabgestoßen!

Kalaf.

Die Welt hat Euch für todt beweint. In welcher
Gestalt, weh mir, muß ich Euch wieder finden!
Euch hier als eine Sklavin des Serails,
Die Königin, die edle Hinnentöchter!

Adelma.

Und als die Sklavin dieser Turandot,
Der grausamen Ursache meines Falles!
Bemehmt mein ganzes Unglück, Prinz! Mir lebte
Ein Bruder, ein geliebter, theurer Jüngling,
Den diese stolze Turandot, wie Euch,
Begauberte — Er wagte sich im Tivau —

Sie hält inne, von Schreien und Thränen unterbrochen.

Unter den Häuptern, die man auf dem Thore
Zu Pechin sieht — entgegenvoller Anblick! —
Erblicket Ihr auch das geliebte Haupt
Des theuren Bruders, den ich noch beweine.

Kalaf.

Unglückliche! So laß die Sage nicht!
So ist sie wahr, die klägliche Geschichte,
Die ich für eine Fabel nur gehalten!

Adelma.

Mein Vater Reicobad, ein kühner Mann,
Nur seinem Schmerz gehorchend, überzog
Die Staaten Altoums mit Heeresmacht,
Hies Mord zu rächen — Ach, das Glück

War ihm nicht günstig! Männlich festend fiel er
Mit allen seinen Söhnen in der Schlacht!
Ich selbst, mit meiner Mutter, meinen Schwestern,
Ward auf Befehl des wüthenden Veziers,
Der unsern Stamm verfolgte, in den Strom
Geworfen. Jene kamen um; nur mich
Errettete die Menschlichkeit des Kaisers,
Der in dem Augenblick aus Ufer kam.
Er schalt die Gräueltthat und ließ im Strom
Nach meinem jammervollen Leben fischen.
Schon halb entseelt werd' ich zum Strand gezogen;
Man ruft ins Leben mich zurück; ich werde
Der Turandot als Sklavin übergeben,
Zu glücklich noch, das Leben als Geschenk
Von eines Feindes Großmuth zu empfangen.
O, lebt in Eurem Busen menschliches Gefühl,
So laßt mein Schicksal Euch zu Herzen gehn!
Denkt, was ich leide! Denkt, wie es ins Herz
Mir schneidet, sie, die meinen ganzen Stamm
Vertilgt, als eine Sklavin zu bedienen.

Kalaf.

Mich jammert Euer Unglück. Ja, Prinzessin,
Austricht'ge Thränen zoll' ich Euren Leiden —
Doch Euer grausam Los, nicht Turandot
Klagt an — Eu'r Bruder fiel durch eigne Schuld;
Eu'r Vater stürzte sich und sein Geschlecht
Durch übereilten Rathschluß ins Verderben.
Sagt, was kann ich, selbst ein Unglücklicher,
Ein Ball der Schicksalsmächte, für Euch thun?
Erstelig' ich morgen meiner Wünsche Sipfel,
So sollt Ihr frei und glücklich seyn — Doch jetzt
Kann Euer Unglück nichts als mein vermehren.

Adelma.

Der Unbekannten konntet Ihr mißtrauen;
Ihr kennt mich nun — der Fürstin werdet Ihr,
Der Königtöchter, glauben, was sie Euch
Aus Mitleid sagen muß und lieber noch
Aus Zärtlichkeit, aus Liebe sagen möchte.
— O, möchte dies besangene Herz mir trauen,
Wenn ich jetzt wider die Geliebte zeuge!

Kalaf.

Adelma, spricht, was habt Ihr mir zu sagen?

Adelma.

Wißt also, Prinz — Doch nein! Ihr werdet glauben,
Ich sey gekommen, Euch zu täuschen, werdet
Mit jenen feilen Seelen mich verwechseln,
Die für das Sklavenjoch geboren sind.

Kalaf.

Laßt mich nicht länger! Ich beschwör' Euch, sprecht!
Was ist's? Was habt Ihr mir von ihr zu sagen,
Die meines Lebens einz'ge Göttin ist?

Adelma zu ihm.

O, Himmel, daß ich jetzt ihn überrede!

Sie schenkt ihm einen Blick.

Wißt, diese Turandot, die Schändliche,
Herzlose, Dämon hat Befehl gegeben,
Euch heut' am frühen Morgen zu ermorden.
— Hier ist die Liebe Eurer Lebensgöttin!

Kalaf.

Mich zu ermorden?

Adelma.

Ja, Euch zu ermorden!

Reim ersten Schritt! aus diesem Zimmer tauchen
Eich zwanzig Degenspitzen Euch ins Herz:
So hat es die Unmensliche befohlen.

Kalaf reißt sich auf und geht gegen die Thüre.

Ich will die Wache unterrichten.

Adelma hält ihn zurück.

Wleibt!

Wo wollt Ihr hin? Ihr hofft noch, Euch zu retten?

Unglücklicher, Ihr wißt nicht, wo Ihr seyd,
Daß Euch des Mordes Neze rings umgeben!
Dieselben Wachen, die der Kaiser Euch
Zu Hütern Eures Lebens gab, sie sind —
Gebingt von seiner Tochter, Euch zu tödten.

Kalaf

auf der St. laut und heftig mit dem Ausdruck des innigsten Leidens.
O Timur! Timur! unglücksel'ger Vater!
So muß dein Kalaf endigen! Du mußt
Nach Peking kommen, auf sein Grab zu weinen!
Das ist der Trost, den dir dein Sohn versprach!
— Furchtbares Schicksal!

Er verhält sein Gesicht ganz seinem Schmerz hingeben.

Adelma zur St. mit frohem Entsetzen.

Kalaf! Timurs Sohn!
Glücksel'ger Hund! Fall' es nun, wie es wolle!
Entgeh' er meinen Schlingen auch, ich trage
Mit diesem Namen sein Geschick in Händen.

Kalaf.

So bin ich mitten unter den Soldaten,
Die man zum Schutz mir an die Seite gab,
Verrathen! Ach, wohl sagte mir's vorhin
Der feilen Sklaven einer, daß Bestechung
Und Furcht des Mächtigen das schwache Band
Der Treue lösen — Leben, fahre hin!
Vergeßlich ist's, dem grausamen Gestirn,
Das uns verfolgt, zu widerstehn — Du sollst
Den Willen haben, Grausame — dein Aug'
An meinem Blute weiden! Süßes Leben,
Zahr' hin! Nicht zu entfliehn ist dem Schicksal.

Adelma mit Feuer.

Bring, zum Entfliehn zeig' ich Euch die Wege:
Nicht müß'ge Thränen bloß hab' ich für Euch.
Gewacht hab' ich indeß, gesorgt, gehandelt,
Kein Gold gespart, die Hüter zu bestechen.
Der Weg ist offen. Folgt mir! Euch vom Tode,
Mich aus den Banden zu befreien, komm' ich.
Die Pferde warten, die Gefährten sind
Bereit. Laßt uns aus diesen Mauern fliehn,
Worauf der Bluth der Götter liegt. Der Khan
Vor Verlas ist mein Freund, ist mir durch Bande
Des Bluts verknüpft und heilige Verträge.
Er wird uns schützen, seine Staaten öffnen,
Uns Waffen leihen, meiner Väter Reich
Zurück zu nehmen, daß ich's mit Euch theile,
Wenn Ihr der Liebe Opfer nicht verschmäht.
Verschmäht Ihr's aber und verachtet mich.
So ist die Tatarel noch reich genug
An Fürstentöchtern, dieser Turandot
An Schönheit gleich und zärtlicher als sie.
Aus ihnen wählt Euch eine würdige
Gemahlin aus! Ich — will mein Herz bestegen.
Nur rettet, rettet dieses theure Leben!

Sie spricht das Folgende mit immer steigender Lebhaftigkeit, indem sie
ihn bei der Hand ergreift und mit sich fortzureißen sucht.

O, kommt! Die Zeit entflieht, indem wir sprechen.
Die Gähne krähen; schon regt sich's im Palaß;
Tödrbringend steigt der Morgen schon herauf.
Vort, eh der Rettung Pforten sich verschließen!

Kalaf.

Großmüthige Adelma! ein'ge Freundin!
Wie schmerzt es mich, daß ich nach Verlas Euch
Nicht folgen, nicht der Freiheit süß Geschenk,
Nicht Euer väterliches Reich zurück
Euch geben kann — Was würde Altkomm
Zu dieser heimlichen Entweichung sagen?
Wach' ich nicht schändlichen Verraths mich schuldig,
Wenn ich, des Vaters heilige Gebräuche
Verlegend, aus dem innersten Cerail
Die werthgehaltne Sklavin ihm entführte?

— Mein Herz ist nicht mehr mein, Adelma. Selbst
Der Tod, den jene Stolge mir bereitet,
Wird mir willkommen seyn von ihrer Hand.
— Steht ohne mich, flieht, und geleiten Euch
Die Götter! Ich erwarte hier mein Schicksal.
Noch tröstlich ist's, für Turandot zu sterben,
Wenn ich nicht leben kann für sie — Lebt wohl!

Adelma.

Sinnloser! Ihr beharrt? Ihr seyd entschlossen?

Kalaf.

Zu bleiben und den Mordstreich zu erwarten.

Adelma.

Ha, Undankbarer! Nicht die Liebe ist's,
Die Euch zurückhält — Ihr verachtet mich!
Ihr wählt den Tod, um nur nicht mir zu folgen!
Verschmähet meine Hand, verachtet mich!
Nur flieht, nur rettet, rettet Euer Leben!

Kalaf.

Verschwendet Eure Worte nicht vergebens!
Ich bleibe und erwarte mein Geschick.

Adelma.

So bleibet denn! Auch ich will Sklavin bleiben,
Denn Euch verschmäh' ich auch der Freiheit Glück.
Laß sehn, wer von uns Weiden, wenn es gilt,
Dem Tode kühner trogt!

Von ihm wegretend.

Wär' ich die Erste,

Die durch Beständigkeit ans Ziel gelangte?

Zur St. mit Accent.

Kalaf, Sohn Timurs!

Verneigt sich spottend.

Unbekannter Prinz!

Lebt wohl!

Gest. ab.

Kalaf, allein.

Wird diese Schreckensnacht nicht enden?
Wer hat auf solcher Folter je geittert?
Und, endet sie, welch neues größtes Schreckniß
Vereitet mir der Tag! aus welchen Händen!
Hat meine edelmüthig treue Liebe
Solches um dich verdient, tyrannisch Herz!
— Wehlan! Den Himmel färbt das Morgengroth,
Die Sonne steigt herauf, und allen Wesen
Bringt sie das Leben; mir bringt sie den Tod!
Geduld, mein Herz! Dein Schicksal wird sich lösen!

Fünfter Auftritt.

Brigella. Kalaf.

Brigella.

Der Divan wird versammelt, Herr. Die Stunde
Ist da. Macht Euch bereit!

Kalaf wagt ihn mit Willen, seinen Blicken.

Wißt du das Werkzeug?

Wo hast du deinen Dolch versteckt? Mach's kurz!
Vollziehe die Befehle, die du hast!
Du raubst mir nichts, worauf ich Werth noch lege.

Brigella.

Was für Befehle, Herr? Ich habe keinen
Befehl, als Euch zum Divan zu begleiten,
Wo Alles schon versammelt ist.

Kalaf nach kurzem Nachsinnen, resiguit.

Laßt uns denn gehn!

Ich weiß, daß ich den Divan lebend nicht
Erreichen werde — Sieh', ob ich dem Tod
Vehertzt entgegen treten kann.

Brigella steht ihn erbaunt an.

Was Teufel schwagt er da von Tod und Sterben?
Verwünschtes Weibervolk! Sie haben ihn
In dieser ganzen Nacht nicht schlafen lassen:
Nun ist er gar im Kopf verrückt!

Kalaf wirft das Schwert auf den Boden.

Da liegt

Mein Schwert. Ich will mich nicht zur Wehre setzen.
Die Grausame erfahre wenigstens,
Daß ich die unbeschnittene Brust von selbst
Dem Streich des Todes dargeboten habe!

Er geht ab und wird, sowie er hinaustritt, von kriegerischem Gepläusch empfangen.

Fünfter Aufzug.

Die Scene ist die vom zweiten Aufzug.

Im Hintergrund des Divans steht ein Altar mit einer chinesischen Gottheit und zwei Priestern, welche nach Aufhebung eines Vorhanges sichtbar werden.

— Bei Eröffnung des Aktes sitzt Kium auf seinem Throne Pantalon und Tartaglia stehen zu seinen beiden Seiten; die acht Doctoren an ihrem Platz; die Wache unter dem Gewebe.

Erster Auftritt.

Altoum. Pantalon. Tartaglia. Doctoren
Wache. Gleich darauf Kalaf.

Kalaf

tritt mit einer stürmischen Bewegung in den Saal, voll Wuth hinter sich schauernd. In der Mitte der Scene verbeugt er sich gegen den Kaiser dann für sich.

Wie? Ich bin lebend hier — Mit jedem Schritt
Erwartet' ich die zwanzig Schwerter in der Brust
Zu fühlen, und, von Niemand angefallen,
Hab' ich den ganzen Weg zurückgelegt?
So hätte mir Adelpa falsche Verschaft
Verkündet — oder Turandot entdeckte
Die Namen, und mein Unglück ist gewiß!

Altoum.

Mein Sohn! Ich sehe deinen Blick untrübt;
Dich quälten Furcht und Zweifel — Fürchte nichts mehr!
Bald werd' ich deine Stirn' erheitert sehn:
In wenig Stunden endet deine Prüfung.

— Geheimnisse von freudreichem Inhalt
Hab' ich für dich — Noch will ich sie im Busen
Verschließen, theurer Jüngling, bis dein Herz,
Der Freude offen, sie vernehmen kann.
— Doch merke dir: Nie kommt das Glück allein;
Es folgt ihm stets, mit reicher Gaden Fülle
Beladen, die Begleitung nach — Du bist
Mein Sohn, mein Sidam! Turandot ist dein!
Dreimal hat sie in dieser Nacht an mir
Gesendet, mich beschworen und geschwört,
Sie von der furchtbaren Probe loszusprechen.
Daraus erkenne, ob du Ursach' hast,
Sie mit getrostem Herzen zu erwarten.

Pantalon, zuversichtlich

Das könnt Ihr, Hoheit! Auf mein Wort! Was Das
Betrifft, damit hat's seine Richtigkeit!
Nehmt meinen Glückwunsch an! Heut' ist die Hochzeit.
Zweimal ward ich in dieser Nacht zu ihr
Geholt; sie hatt' es gar zu eilig; kaum
Ließ sie mir Zeit, den Fuß in die Pantoffel
Zu stecken; ungefrühstückt ging ich hin;
Es war so grimmig kalt, daß mir d. Bart
Noch zittert — Aufschub sollt' ich ihr verschaffen,
Rath schaffen sollt' ich — Bei der Majestät
Fürsprach' einlegen — Ja, was sollt' ich nicht!
's war mir ein rechtes Gaudium und Labfal,
Ich leugn' es nicht, sie desperat zu sehn.

Tartaglia.

Ich ward um sechs Uhr zu ihr hin geschieden;
Der Tag brach eben an; sie hatte nicht
Geschlafen und sah aus, wie eine Gule.
Wohl eine halbe Stunde hat sie mich,

Gab mir die schönsten Worte, doch umsonst!
Ich glaube gar, ich hab' ihr blutige Dinge
Gesagt vor Ungebuld und grimmer Kälte.

Altoum.

Seht, wie sie bis zum letzten Augenblick
Noch zaudert! Doch sie sperret sich umsonst.
Gemessene Befehle sind gegeben,
Daß sie durchaus im Divan muß erscheinen,
Und, ist's mit Güte nicht, so ist's mit Zwang.
Sie selbst hat mich durch ihren Eigensinn
Berechtigt, diese Strenge zu gebrauchen.
Erfahre sie die Schande nun, die ich
Umsonst ihr sparen wollte — Irene dich,
Mein Sohn! Nun ist's an dir, zu triumphiren!

Kalaf.

Ich dank' Euch, Eire. Mich freuen kann ich nicht.
Zu schmerzlich leid' ich selbst, daß der Geliebten
Um meinwillen Zwang geschehen soll.
Viel lieber wollt' ich — Ach, ich könnte nicht!
Was wäre Leben ohne sie? — Vielleicht
Gelingt es endlich meiner zärtlichen
Vererbung, ihren Abscheu zu besiegen,
Ihn einst vielleicht in Liebe zu verwandeln.
Mein ganzes Wollen soll ihr Sklave seyn,
Und all mein höchstes Wünschen ihre Liebe.
Wer eine Günst' bei mir erlangen will,
Wird keines andern Fürsprachs nöthig haben,
Als eines Winks aus ihrem schönen Aug.
Kein Wein aus meinem Munde soll sie kränken,
Solang die Parce meinen Raten spinnet;
Soweit die Welle meines Lebens rinnt,
Soll sie mein einzig Träumen seyn und Denken!

Altoum.

Auf denn! Man zög're länger nicht! Der Divan
Werde zum Tempel! Man erhebe den Altar!
Der Priester halte sich bereit! Sie soll
Bei ihrem Eintritt gleich ihr Schicksal lesen
Und soll erfahren, daß ich wollen kann,
Was ich ihr schwer.

Der hintere Vorhang wird aufgezogen, man erblickt den durch den
Vorhang den Altar und die Priester. Alles mit Reigen beleuchtet!

Man öffne alle Pforten!

Das ganze Volk soll freien Eingang haben!
Zeit ist's, daß dieses unankaufbare Kind
Den tausendfachen Kummer uns beahle,
Den es auf unser greißes Haupt gehäuft.

Man hört einen lustigen Marsch mit getampften Trommeln. Volk
darauf zeigt sich Trübsal mit Verschwörten, hinter ihnen die
Schwarzen. Darauf Turandot. Alle in schwarzen Blüten, die Frauen
in schwarzen Schleieren.

Pantalon.

Sie kommt! Sie kommt! Still! Welche Klage!
Welch' trauriges Gepräng! Ein Hochzeitmarsch,
Der völlig einem Leichenzuge gleicht!

Der Marsch erfolgt ganz auf dieselbe Weise und mit denselben Ceremonien
wie im zweiten Akt.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Turandot. Adelpa. Zelima.

Turandot,

nachdem sie ihren Thron bestiegen, und eine allgemeine Stille erfolgt, zu
Dies Traurigepränge, unbekannter Priester
Und dieser Schmerz, den mein Gesolge zeigt,
Ich weiß, ist Eucem Auge süße Weide.
Ich sehe den Altar geschmückt, den Priester
Zu meiner Trauung schon bereit, ich lese
Den Hohn in jedem Blick und möchte weinen.
Was Kunst und tiefe Wissenschaft' nur immer

Vermochten, hab' ich angewandt, den Sieg
 Euch zu entreißen, diesem Augenblick,
 Der meinen Ruhm vernichtet, zu entfliehen;
 Doch endlich muß ich meinem Schicksal weichen.

Kalaf.

O, läse Turandot in meinem Herzen,
 Wie ihre Trauer meine Freude dämpft,
 Gewiß, es würde ihren Zorn entwaffnen.
 War's ein Vergehn, nach solchem Gut zu streben?
 Ein Trevel wär's, es jaghaft aufzugeben!

Altoum.

Prinz, der Herablassung ist sie nicht werth.
 An ihr ist's jezo, sich herabzugeben!
 Kann sie's mit edelm Anstand nicht, mag sie
 Sich darein finden, wie sie kann — Man schreite
 Zum Werk! Der Instrumente froher Schall
 Verkünde laut —

Turandot.

Gemach! damit ist's noch zu früh!

Aufstehend und zu Kalaf sich wendend.

Vollkommner konnte mein Triumph nicht seyn,
 Als dein getäushtes Herz in süße Hoffnung
 Erst einzuwiegen und mit Einemmal
 Nun in den Abgrund nieder dich zu schleudern.

Langsam und mit erhabener Stimme.

Hör, Kalaf, Timars Sohn! Verlaß den Divan!
 Die beiden Namen hat mein Geist gefaßt.
 Euch' eine andre Brant — Weh dir und Allen,
 Die sich im Kampf mit Turandot versuchen!

Kalaf.

O ich Unglücklicher!

Altoum.

Ist's möglich? Götter!

Pantalon.

Heilige Katharina!

In Cartaglia.

Geht heim! Laßt Euch den Bart auszwicken, Doctor!

Cartaglia.

Wüßtest' Tien! Mein Verstand steht still!

Kalaf.

Alles verloren! alle Hoffnung todt!

— Wer steht mir bei? Ach, mir kann Niemand helfen!

Ich bin mein eigener Mörder; meine Liebe

Verlier' ich, weil ich allzusehr geliebt!

— Warum hab' ich die Räthsel gestirnt nicht

Mit Fleiß verfehlt, so läge dieses Haupt

Jetzt ruhig in dem ew'gen Schlaf des Todes,

Und meine bange Seele hätte Lust.

Warum, zu gürger Kaiser, mußtet Ihr

Das Blutgefäß zu meinem Vortheil mildern,

Das ich mit meinem Haupt dafür bezahlte,

Wenn sie mein Räthsel aufgelöst — so wäre

Ihr Sieg vollkommen, und ihr Herz befriedigt!

Ein unwilliges Gemurmel entsteht im Hintergrund.

Altoum.

Kalaf! Mein Alter unterliegt dem Schmerz;
 Der unversehne Witzstrahl schlägt mich nieder.

Turandot bei Seite zu Zelima.

Sein tiefer Jammer rührt mich, Zelima!

Ich weiß mein Herz nicht mehr vor ihm zu schützen.

Zelima, leise zu Turandot.

O, so ergebt Euch einmal! Macht ein Ende!

Ihr seht, Ihr hört, das Volk wird ungeduldig!

Adelma (zu Kalaf).

An diesem Augenblick hängt Tod und Leben!

Kalaf.

Und brauchst's denn des Gesetzes Schwert, ein Leben
 Zu endigen, das länger mir zu tragen
 Unmöglich ist?

Er tritt an den Thron der Turandot.

Ja, Unversöhnliche!

Steh' hier den Kalaf, den du kennst — den du
 Als einen namenlosen Fremdling habtest,
 Den du seht kennst und fortstößest zu verschmähen!
 Verlohnst' sich's, ein Daseyn zu verlängern,
 Das so ganz werthlos ist vor deinen Augen?
 Du sollst befriedigt werden, Grausame!
 Nicht länger soll mein Anblick diese Sonne
 Beleidigen — Zu deinen Füßen —

*Er zieht einen Dolch und will sich durchsetzen. In demselben Augenblick
 macht Zelima eine Bewegung, ihn zurück zu halten, und Turandot
 stürzt von ihrem Thron.*

Turandot,

ich in den Arm fallend, wie dem Nachbarn des Schreckens und der Liebe.

Kalaf!

*Beide sehen einander mit bangen Blicken an und bleiben eine
 Zeitlang unbeweglich in tiefer Stellung.*

Altoum.

Was seh' ich!

Kalaf nach einer Pause.

Du? du hinderst meinen Tod?

Ist Das dein Mitleid, daß ich leben soll,
 Ein Leben ohne Hoffnung, ohne Liebe?
 Meiner Verzweiflung denkst du zu gebieten?
 — Hier endet deine Macht. Du kannst mich tödten;
 Doch mich zum Leben zwingen kannst du nicht.
 Laß mich, und, wenn noch Mitleid in dir glimmt,
 So zeig' es meinem jammervollen Vater!
 Er ist zu Pechin; er bedarf des Trostes;
 Denn auch des Alters letzte Stütze noch,
 Den theuren, einzigen Sohn raubt ihm das Schicksal.

Er will sich tödten.

Turandot wendet sich ihm in die Arme.

Lebt, Kalaf! Leben sollt Ihr — und für mich!
 Ich bin besiegt. Ich will mein Herz nicht mehr
 Verbergen — Gile, Zelima, den beiden
 Verlassenen, du kennst sie, Trost zu bringen,
 Freiheit und Freude zu verkünden — Gile!

Zelima.

Ach, und wie gerne!

Adelma (zu Kalaf).

Es ist Zeit zu sterben.

Die Hoffnung ist verloren.

Kalaf.

Träum' ich, Götter?

Turandot.

Ich will mich keines Ruhms anmaßen, Prinz,
 Der mir nicht zukommt. Wißt denn — es wißt'
 Es alle Welt! Nicht meiner Wissenschaft,
 Dem Zufall Eurer eignen Uebereilung
 Verdank' ich das Geheimniß Eures Namens.
 Ihr selbst, Ihr liebet gegen meine Sklavin
 Adelma beide Namen Euch entschließen.
 Durch sie bin ich dazu gelangt — Ihr also habt
 Besiegt, nicht ich, und Euer ist der Preis.
 — Doch nicht bloß, um Gerechtigkeit zu üben
 Und dem Gesetz genug zu thun — nein, Prinz!
 Um meinem eignen Herzen zu gehorchen,
 Schenk' ich mich Euch — Ach, es war Euer, gleich
 Im ersten Augenblick, da ich Euch sah!

Adelma.

O nie gefühlte Marter!

Kalaf,

*Der diese ganze Zeit über wie ein Traumbild der gestanden. Jetzt tritt er sich
 sich selbst zu kommen und schließt die Augen mit Entsetzen an seine Arme.*

Ihr die Meinen?

O, tödte mich nicht, Uebermaß der Wonne!

Altoum.

Die Götter segnen dich, geliebte Tochter,
 Daß du mein Alter endlich willst erfreuen.

Vergehen sey dir jedes vor'ge Leid:
Der Augenblick heilt jede Herzenswunde.

Pantalon.

Hochzeit! Hochzeit! Nacht! Nacht! Ihr Herrn Doctoren!
Cartaglia.

Plas! Plas! Der Bund sey alsogleich beschworen!
Adelma.

Ja, lebe, Grausamer, und lebe glücklich
Mit ihr, die meine Seele haßt!

zu Turandot.

Ja, wisse,

Daß ich dich nie geliebt, daß ich dich haßte
Und nur aus Haß gehandelt, wie ich that.
Die Namen sag' ich dir, um den Geliebten
Aus deinem Arm zu reißen und mit ihm,
Der meine Liebe war, eh du ihn sahst,
Zu glücklichere Länder mich zu flüchten.
Noch diese Nacht, da ich zu deinem Dienst
Geschäftig schien, versucht' ich alle Listen —
Selbst die Verleumdung spart' ich nicht — zur Flucht
Mit mir ihn zu bereben; doch umsonst!
In seinem Schmerz' entschloßten ihm die Namen,
Und ich verrieth sie dir: du solltest fliehen;
Verbannt von deinem Angesicht sollt' er
In meinen Arm sich werfen — Eitle Hoffnung!
Zu innig liebt' er dich und wählte lieber,
Durch dich zu sterben, als für mich zu leben!
Verloren hab' ich alle meine Mühen;
Nur Eins steht noch in meiner Macht. Ich stamme,
Wie du, von königlichem Blut' und muß erdhen,
Daß ich so lange Sklavenseffeln trug.
In dir muß ich die blut'ge Feindin haßen.
Du haßt mir Vater, Mutter, Brüder, Schwestern,
Mir Alles, was mir theuer war, geraubt,
Und nun auch den Geliebten raubst du mir.
So nimm auch noch die Letzte meines Stammes,
Mich selbst zum Raube hin — Ich will nicht leben!

Verzweiflung zückte diesen Dolch: er hat
Das Herz gefunden, das er spalten soll.

Sie will sich erschßen.

Kalaf fällt ihr in den Arm

faßt Euch, Adelma!

Adelma.

Laß mich, Undankbarer!

In ihrem Arm dich sehen? Nimmermehr!

Kalaf.

Ihr sollt nicht sterben. Eurem glücklichen
Berrathe dank' ich's, daß dies schöne Herz,
Dem Zwange feind, mich edelmüthig frei
Beglücken konnte — Gütiger Monarch,
Wenn meine heißen Witten was vermögen,
So habe sie die Freiheit zum Geschenk,
Und unsers Glückes erstes Unterpfand
Sey eine Glückliche!

Turandot.

Auch ich, mein Vater,

Verzeih' mein Witten mit dem sein:
Zu haßenswerth, ich sag' es, muß ich ihr
Erscheinen: mir verzeihen kann sie nie
Und könnte nie an mein Verzeihen glauben
Sie werde frei, und, ist ein größ' Glück
Für sie noch übrig, so gewährt es ihr!

Wir haben viele Thränen fließen machen
Und müssen eilen, Freude zu verbreiten.

Pantalon.

Um's Himmelswillen, Eire, schreibst ihr den Laufpaß,
So schnell Ihr könnt, und gebt ihr, wenn sie's fordert,
Ein ganzes Königreich noch auf den Weg.
Mir ist ganz weh' und bang, daß unsre Freude
In Rauch aufgeht, solang' ein wüthend Weib
Sich unter einem Dach mit Euch befindet.

Altoun zu Turandot.

An solchem Freudentag, den du mir schenkst,
Soll meine Milde keine Gränzen kennen.
Nicht bloß die Freiheit schenkt' ich ihr; sie nehme
Die väterlichen Staaten auch zurück
Und theile sie mit einem würd'gen Gatten,
Der klug sey und den Mächtigen nicht reize.

Adelma.

Eire — Königin — ich bin beschämt, verwirrt —
So große Huld und Milde drückt mich nieder.
Die Zeit vielleicht, die alle Wunden heilt,
Wird meinen Kummer lindern — Jetzt vergnügt mir
Zu schweigen und von Eurem Angesicht
Zu gehn — denn nur der Thränen bin ich fähig,
Die unaufhaltsam diesem Aug' entströmen.

*Sie geht ab mit verträumtem Gesicht, noch einen glücklichen Blick auf
Kalaf werfend, eh sie scheidet.*

Letzter Auftritt.

Die Vorigen ohne Adelma. Gegen das Ende Timur,
Parah. Shirina und Jelima.

Kalaf.

Mein Vater, o, wo find' ich dich, wo bist du,
Daß ich die Hülle meines Glücks in deinen Armen
Ausgieße?

Turandot, verlegen und erschämt.

Kalaf, Euer elter Vater ist

Bei mir, ist hier — In diesem Augenblicke
Fühlt er sein Glück — Verlangt nicht mehr zu wissen,
Nicht ein Geständniß, das mich schamroth macht,
Vor allen diesen Zeugen zu vernehmen.

Altoun.

Timur bei dir? Wo ist er? — Treue dich,
Mein Sohn! Dies Kaiserreich haßt du gewonnen;
Auch dein verlorenes Reich ist wieder dein.
Ermordet ist der grausame Tyrann,
Der dich beraubte! Deines Volkes Stimme
Ruft dich zurück auf deiner Väter Thron,
Den dir ein treuer Diener aufbewahrt.
Durch alle Länder hat dich seine Botschaft
Gesucht, und selbst zu mir ist sie gedrungen.
— Dies Blatt enthält das Ende deines Unglücks.

Ueberrischt ihm einen Brief

Kalaf

ist einer Witz hinein und steht eine Beslang in sprachloser Rührung
Götter des Himmels! Mein Entzücken ist
Droben bei euch — die Lippe ist versiegelt.

In diesem Augenblicke öffnet sich der Vorhang. Timur und Parah treten
heran, von Jelima und ihrer Mutter begleitet. Wie Kalaf seinen
Vater erblickt, eilt er ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen.
Kalaf ist zu Kalaf's Füßen, indem sich Jelima und ihre Mutter
vor ihr Turandot niederwerfen, welche sie gütig aufhebt. Altoun,
Pantalon und Cartaglia stehen gerührt. Unter diesen Bewegungen
fällt der Vorhang.

Phädra.

Trauerspiel von Racine.

Personen:

Theseus, König von Athen.

Phädra, seine Gemahlin, Tochter des Minos und der Pasiphaë.

Hippolyt, Sohn des Theseus und der Antiope, Königin der Amazonen.

Arcia, aus dem königlichen Geschlechte der Pallantiden zu Athen.

Theramien, Erzieher des Hippolyt.

Oenone, Anime und Vertraute der Phädra.

Ismene, Vertraute der Arcia.

Panope, vom Gesolge der Phädra.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Theramien.

Hippolyt.

Beschlossen ist's, ich gehe, Theramien!
Ich scheide von dem lieblichen Arzene;
Nicht länger trag' ich's, müßig hier zu weilen
In tiefen Zweifeln, die mich ängstigen.
Sechs Monde weilt mein Vater schon entfernt;
Nichts will von seinem theuren Haupt verlauten,
Nichts von dem Orte selbst, der ihn verbirgt.

Theramien.

Wohin, o Herr, willst du ihn suchen gehn?
Dich zu beruhigen, durchkreuzt' ich schon
Die belken Meere, die der Isthmus trennt;
Nach Theseus fragt' ich an den Ufern, wo
Der Acheron im Todtenreiche schwindet;
Eis hab' ich durchsucht, den Tánarus
Ließ ich im Rücken, ja, aus Meer sogar
Bin ich gedrungen, welchem Klarus
Den Namen gab — Was hoffst du ferner noch?
In welchen glücklicheren Himmelsstrichen
Gedenkst du seine Spuren aufzufinden?
Ja, wissen wir, ob uns der König nicht
Vorsätzlich seinen Aufenthalt verbirgt
Und, während daß wir für sein Leben zittern,
Sich still vergnügt in neuen Liebesbänden?

Hippolyt.

Halt, Freund, und sprich mit Ehrfurcht von dem König!
Unwürd'ge Ursach' hält ihn nicht zurück;
Entsagt hat er dem wilden Recht der Jugend;
Phädra hat seinen flücht'gen Sinn gesehelt
Und fürchtet keine Nebenbuhl'rin mehr.
Gern, ich such' ihn, folge meiner Pflicht
Und fliehe diesen Ort, der mich bedrängst.

Theramien.

Wie, Herr, seit wann denn fürchtest du Gefahr
In diesem stillen Land, das deiner Kludheit
So theuer war, wohin du dich so gern
Geflüchtet aus dem rauschenden Athen?
Was kann dich hier bedrohen oder kränken?

Hippolyt.

Freund, jene sel'gen Tage sind dahin;
Ein ganz verändert' Aussehn hat jetzt Alles,
Seitdem die Götter uns des Minos Tochter
Und der Pasiphaë hieher gesandt.

Theramien.

Herr, ich versteh', ich fühle, was dich drückt.
Dein Kummer ist es, Phädra hier zu sehen —
Stiefmütterlich geküßt, sah sie dich kaum,
Gleich übte sie verderblich ihre Macht;
Dich zu verbannen war ihr erstes Werk.
Doch dieser Haß, den sie dir sonst geschworen,
Ist sehr geschwächt, wenn er nicht ganz verschwand.
Und welches Unheil kann ein Weib dir bringen,
Das stirbt, und das entschlossen ist zu sterben?
Die Unglückselige wird einem Schmerz
Zum Raub, den sie mit Eigensinn verbirgt;
Sie ist der Sonne müd' und ihres Lebens;
Wie kann sie gegen dich Verderben spinnen?

Hippolyt.

Nicht ihr ohnmächt'ger Haß ist's, was ich fürchte,
Ganz eine andre Feindin will ich flieh'n:
Es ist Arcia, ich will's gesehn,
Die Letzte jenes unglücksel'gen Stammes,
Der gegen uns feindselig sich verschworen.

Theramien.

Auch du verfolgst sie, Herr? Die holde Schwester
Der wilden Pallantiden, hat sie je
Der Brüder schwarze Meuterei getheilt?
Und könntest du die schöne Unschuld hassen?

Hippolyt.

Wenn ich sie haßte, würd' ich sie nicht flieh'n.

Theramien.

Herr, wag' ich's, keine Klucht mir zu erklären?
Wärst du vielleicht der strenge Hippolyt
Nicht mehr, der stolze Feind der schönen Liebe,
Der muthige Verächter eines Jochs,
Dem Theseus sich so oft, so gern gebengt?
So lang von dir verachtet, hätte Venus
Des Vaters Ehre nun an dir gerächt?
Sie hält' in eine Reihe dich gestellt
Mit Andern, dich gezwungen, ihr zu opfern?
— Du liebtest, Herr?

Hippolyt.

Freund, welche Rede wagst du?

Du, der mein Inneres kennt, seitdem ich atme,
Verlangst, daß ich den edeln Stolz verleugne,
Den dieses freie Herz von je bekannt?
Nicht an der Brust der Amazone nur,
Die mich geboren, schöpft' ich diesen Stolz.
Ich selbst, sobald ich meiner mir bewußt,
Befürchte mich in diesem edeln Triebe.
Du warst der Freund, der Führer meiner Jugend;
Dit sprachst du mir von meines Vaters Thaten;
Du weißt, wie ich die lauschte, wie mein Herz
Bei seinen edeln Waffenthaten schlug —
Wenn du den kühnen Helden mir beschreibst,
Wie er der Welt den Hercules erstegte,
Mit Ungeheuern kämpfte, Räuber strafte,
Wie er den Einis, den Prokrustes schlug,
Dem Periphetes seine Keul' entrang,
Den Kerkyon besiegte, mit dem Blut
Des Minotaurus Kreta's Boden färbte.
Doch, wenn du auf das minder Rühmliche
Zu reden kamst, die leichten Liebeschwüre,
Die oft gelobte und gebrochne Treu —
Wenn du die spartische Helena mir nanntest,
Den Ithigen entrißest — Periböa
In ihrem Schmerz zu Salamin verlassen —
Und alle die Betrognen ohne Zahl,
Die seinen Schwüren allzu leicht geglaubt,
Bis auf den Namen selbst von ihm vergessen —
Ariadne, die dem tauben Felsenmüser
Sein Unrecht klagt, und Phädra, ihre Schwester,
Wie sie, geraubt, doch glücklicher, als sie —
Du weißt, wie peinlich mir bei der Erzählung
Zu Muth war, wie gern ich sie verklärte!
Wie hält' ich nicht gewünscht, sie zu schönem Leben
Die minder würdige Hölle zu erbaren!
Und sollte selbst mich jetzt gebunden sehn?
So tief herunter ließ ein Gott mich sinken!
Mich, den noch kein erlegter Feind verheerlicht,
Der sich durch keine Heldentugend noch
Das Recht erkaufte, schwach zu seyn, wie Theseus!
Und sollte dieses stolze Herz empfinden,
Muß' es Aricia seyn, die mich besiegte?
Vergaß ich ganz in meinem trunkenen Wahn
Das Hinderniß, das uns auf ewig trennt?
Verwirft sie nicht mein Vater? Wehrt mir nicht
Ein streng Gesetz, das feindlich denkende
Geschlecht der Pallantiden fortzupflanzen?
Auf ewig soll's mit ihr verächtet seyn;
In Aufsicht soll sie bleiben bis zum Grab,
Und nie soll ihr die Fadel Hymens lodern!
Und hör' ich meinem Vater solchen Trog,
Wilt ihrer Hand ihr Recht mir aufzufreien?
Zu solcher Katerrei riß mich die Jugend —

Theramene, dem das Wort fehlend.

Ach, Herr, wenn deine Stunde kam, so fragt
Kein Gott nach unsern Gründen! Theseus selbst
Schärfte seinen Blick, da er ihn schließend will.
Das Herz empört sich gegen Zwang, und selbst
Sein Haß giebt neuen Keiz um die Geliebte.
Warum auch schreist dich eine keusche Liebe,
Und, wenn sie glücklich macht, mißgönnt du dir's?
Besiege doch die schene Furcht! Kann man
Sich auf der Wahn des Hercules verirren!
Wie stolze Herzen hat nicht Venus schon
Bezähmt! Du selbst, der ihre Macht bestreitet,
Wo war's tu, hält' Antiope dem Trieb
Der Götter immer stehend widerstanden,
Der Liebe keusche Blume nie gefühlt!
Doch, Herr, wogu mit großen Worten prunken?

Gesteh's, du bist der Vorige nicht mehr!
Schon lang steht man dich seltener als sonst
Stolz und unbändig deinen Wagen lenken
Und, in der edeln Kunst Neptuns geküßt,
Das wilde Jagdroß an den Baum gewöhnen.
Viel seltener erklingen Torst und Wald
Von unserm Jagdruf — ein verborgner Gram
Senkt deiner Blicke feur'ge Kraft zur Erde.
Ja, ja, du liebst, du glühst von Liebe! Dich
Verzehrt ein Feuer, Herr, das du verheimlichst!
Gesteh's, du liebst Aricia!

Hippolyt.

Ich — reise

Und suche meinen Vater, Thera men!

Theramen.

Herr, siehst du Phädra nicht, bevor du gehst?

Hippolyt.

Das ist mein Vorsatz. Bring' ihr diese Nachricht!
Gehn wir zu ihr, weil es die Pflicht so will.
— Doch, sieh, was für ein neues Mißgeschick
Bekümmert ihre zärtliche Denone?

Zweiter Auftritt.**Hippolyt. Theramen. Denone.****Denone.**

Ach, welcher Jammer ist dem meinen gleich!
Herr, meine Königin ist dem Tode nah!
Vergebens laß' ich sie so Nacht als Tag
Nicht aus den Augen — sie stirbt mir in den Armen
An einem Uebel, das sie mir verhehlt.
In ewiger Zerrüttung ist ihr Gei;
Die Muth treibt sie auf von ihrem Lager;
Sie will ins Freie, will die Sonne schauen;
Doch keinem Zeugen will ihr Schmerz begegnen.
— Sie kommt!

Hippolyt.

Ich geh', ich laß' ihr ihren freien Mann
Und spar' ihr einen Anblick, den sie haßt.

Hippolyt und Theramen gehen ab.

Dritter Auftritt.**Phädra. Denone.****Phädra.**

Gehn wir nicht weiter, ruh'n wir hier, Denone!
Ich halte mich nicht mehr, die Kräfte schwinden,
Mich schmerzt des Tages ungewohnter Glanz,
Und meine Kniee zittern unter mir.
Ach!

Sei ruhig.

Denone.

Große Götter, schaut auf unsre Thränen!

Phädra.

Die diese schweren Hüllen auf mir lasten,
Prunk! Welch ungebetene Hand
Zöpfe künlich mir gedreht,
Mit undankbarer Mühe mir das Haar
Um meine Stirn geordnet? Wußt sich Alles
Verschwören, mich zu kränken, mich zu quälen?

Denone.

So ist sie ewig mit sich selbst im Streit!
— Du selbst, o Königin, besinn dich doch,
Dein trauriges Beginnen widerrufend,
Hast untern Klei ermuntert, dich zu schmücken.
Du fühltest die noch Kräfte, dich hervor
Zu wagen und der Sonne Licht zu sehn.
Du siehst es jetzt und biffest seinen Strahl!

Phädra.

Glanvoller Stifter meines traurigen Geschicks!
Du, dessen Unseltochter ich mich rühme!

Der über meine schmähliche Verwirrung
Vielleicht erröthet — hoher Sonnengott!
Zum letztenmale seh' ich deine Strahlen.

Denone.

Weh mir, noch immer nährst du, Königin,
Den traur'gen Vorfas und entlastest dem Leben?

Phädra, *schmerzlicher.*

O, süß' ich drauhen in der Wälder Grün! —
Wann wird mein Aug' auf der bestäubten Bahn
Des raschen Wagens flücht'gen Lauf verfolgen?

Denone.

Wie, Königin? Was ist Das?

Phädra.

Ach, ich bin

Von Sinnen — Was hab' ich gesagt? — Denone —
Ich weiß nicht, was ich wünsche, was ich sage;
Ein Gott hat die Besinnung mir geraubt —
Rüht' her, wie meine Wange glüht, Denone!
Du sehr verrieth ich meine Schwäche dir,
Und wider Willen stürzen mir die Thränen.

Denone.

Mußt du erröthen, über dieses Schweigen
Erörthe, über diesen strafbaren Widerstand,
Der nur die Stacheln deiner Schmerzen schärft!
Willst du, von unserm Blehen ungerührt,
Hartnäckig alle Hülfe von dir stoßen
Und rettungslos dein Leben schwinden sehn?
Was für ein Wahnsinn setzt ihm vor der Zeit
Ein frühes Ziel? Was für ein Zauber, welcher
Ein heimlich Gift macht seine Quellen stocken?
Dreimal umzog den Himmel schon die Nacht,
Seitdem kein Schlummer auf dein Auge sank,
Und dreimal wich die Finsterniß dem Tag,
Seitdem dein Körper ohne Nahrung schmachtet.
Welch gräßlichem Entschlusse gibst du Raum?
Darfst du mit Trevelmuth dich selbst zerören?
Das heißt den Göttern trogen, ist Verrath
Am Garten, dem du Treue schworst, Verrath
An deinen Kindern, den unschuld'gen Seelen,
Die du zu hartem Sklavenjoch verdammst.
Der Tag, der ihre Mutter ihnen raubt,
Verdenk' es, Königin, er gibt dem Sohn
Der Amazone seine Fesslung wieder,
Dem stolzen Feinde deines Mutes, ihm,
Dem Fremdling, diesem Hippolyt! —

Phädra.

Ihr Götter!

Denone.

Ergreift die Wahrheit dieses Vorwurfs dich?

Phädra.

Unglückliche! Wen hast du jetzt genannt?

Denone.

Mit Recht empöret sich dein Gemüth. Mich freut's,
Daß dieser Unglücksname dich entriestet!
Drum lebe! Laß die Liebe, laß die Pflicht
Es dir gebieten! Lebe! Dulde nicht,
Daß dieser Scythie das verhaßte Joch
Auf deine Kinder lege, der Barbar
Dem schönsten Blute Griechenlands gebiete!
Jetzt aber eile — jeder Augenblick,
Den du versäumst, bringt näher dich dem Tode —
Verschieb's nicht länger, die erliegende
Natur zu stärken, weil die Lebensflamme
Noch brennt und noch aus Neu sich läßt entzünden.

Phädra.

Schon allzu lang nährt' ich ein schuldvoll Daseyn.

Denone.

So klagt dein Herz geheimer Schuld dich an?
Ist's ein Verbrechen, das dich so beängstigt?
Du hast doch nicht unschuldig Blut verspritzt!

Phädra.

Die Hand ist rein. Wär' es mein Herz, wie sie!

Denone.

Und welches Ungeheure sann dein Herz
Sich aus, das solchen Schauer dir erregt?

Phädra.

Genug sagt' ich. Verschone mich! Ich sterbe,
Um das Unselige nicht zu gestehen!

Denone.

So stirb! Beharr' auf deinem trotz'gen Schweigen!
Doch, dir das Aug' im Tode zu verschließen,
Sich' eine andre Hand! Obgleich dein Leben
Auf deiner Lippe schon entfliehend schwebt,
Dräng' ich mich doch im Tode dir voran,
Es führen tausend Stiege dort hinauf;
Mein Jammer wählt den kürzesten sich aus.
Grausame, wann betrog ich deine Treu?
Vergaßest du, wer deine Kindheit pflegte?
Um deinetwillen Freunde, Vaterland
Und Kind verließ? So lehnst du meiner Liebe?

Phädra.

Was hoffst du durch dein Bleben mir abzustürmen?
Entsetzen wirst du dich, brech' ich mein Schweigen.

Denone.

Was kannst du mir Entsetzlicheres nennen,
Als dich vor meinen Augen sterben sehn!

Phädra.

Weißt du mein Unglück, weißt du meine Schuld,
Nicht minder sterb' ich trumm, nur schalt'ger sterb' ich.

Denone, *mit der Niederstiege d.*

Bei allen Thränen, die ich um dich weinte,
Bei deinem zitternden Knie, das ich umfasse,
Nach meinem Zweifel, meiner Angst ein Ende!

Phädra.

Du willst es so. Stich' auf.

Denone.

O, sprich, ich höre.

Phädra.

Gott! was will ich ihr sagen! und wie will ich's!

Denone.

Mit deinen Zweifeln kränkst du mich. Tollende!

Phädra.

O schwerer Zorn der Venus! Strenge Rache!
Zu welchem Wahnsinn triebst du meine Mutter!

Denone.

Sprich nicht davon! Ein ewiges Vergessen
Bedecke das unselige Vergehn!

Phädra.

O Ariadne, Schwester, welch Geschick
Hat Liebe dir am Iden Strand bereitet!

Denone.

Was ist dir? Welcher Wahnsinn treibt dich an,
In allen Wunden deines Stamms zu wühlen?

Phädra.

So will es Venus! Von den Meinen allen
Soll ich, die Letzte, soll am Tiefsten fallen!

Denone.

Du liebst?

Phädra.

Der ganze Wahnsinn rast in mir.

Denone.

Wen liebst du?

Phädra.

Sey auf Gräßliches gefaßt.

Ich liebe — das Herz erittert mir, mir schaudert,
Es heraus zu sagen — Ich liebe —

Cenone.

Wen?

Phädra.

— Du kennst ihn,

Den Jüngling, ihn, den ich so lang verfolgte,
Den Sohn der Amazone —

Cenone.

Hippolyt!

Gerechte Götter!

Phädra.

Du nanntest ihn, nicht ich.

Cenone.

Gott! All mein Blut erstarrt in meinen Adern.
O Jammer! O verbrechenvolles Haus
Des Minos! Unglückseliges Geschlecht!
O dreimal unglücksel'ge Fahrt! Daß wir
An diesem Unglücksufer müßten landen!

Phädra.

Schon früher fing mein Unglück an. Kaum war
Dem Sohn des Aegeus meine Treu versündigt,
Mein Erbe schien so sicher mir gegründet,
Mein Glück mir so gewiß, da zeigte mir
Zuerst Athenä meinen stolzen Feind.
Ich sah ihn, ich erröthete, verblähte
Bei seinem Anblick, meinen Geist ergriff
Unendliche Verwirrung, finster ward's
Vor meinen Augen, mir versagte die Stimme,
Ich fühlte mich durchschauert und durchflammt,
Der Venns furchtbare Gewalt erkannt' ich
Und alle Dualen, die sie zürnend sendet.
Durch fromme Opfer hofft' ich sie zu wenden,
Ich baut' ihr einen Tempel, schmückte ihn reich,
Ich ließ der Göttin Gefatomben fallen,
Im Blut der Thiere suchte ich die Vernunft,
Die mir ein Gott geraubt — Unmächtige
Schutzwehren gegen Venns Macht! Umsonst
Verbraunt' ich köstlich Rauchwerk auf Altären;
In meinem Herzen herrschte Hippolyt,
Wenn meine Lippe zu der Göttin flete.
Ihn sah ich überall und ihn allein;
Am Fuße selbst der rauchenden Altäre
War er der Gott, dem ich die Opfer brachte.
Was fremdete mir's, daß ich ihn überall
Vermeid — O unglückseliges Verhängniß!
In des Vaters Jügen fand ich ihn ja wieder.
Mit Ernst bekämpfte ich endlich mein Gefühl;
Ich that Gewalt mir an, ihn zu verfolgen.
Stiefmütterliche Launen gab ich mir,
Den allzu theuren Feind von mir zu bannen.
Ich ruhte nicht, bis er verwiesen ward;
In den Vater stürmt' ich ein mit ew'gem Dringen,
Bis ich den Sohn aus seinem Arm gerissen —
Ich athmete nun wieder frei, Cenone,
In Unschuld flossen meine stillen Tage,
Verschlossen blieb in tiefer Brust mein Gram,
Und, unterwürfig meiner Gattinpflicht,
Pflagte ich die Pfänder unsrer Unglückshe! —
Verlorne Muth! O Tücke des Geschicks!
Mein Gatte bringt ihn selbst mir noch Trägheit;
Ich muß ihn wiedersehn, den ich verbannt,
Und neu entbrannt die nie erlöschte Glut.
Kein heimlich schleichend Feuer ist es mehr;
Mit voller Wuth treibt mich der Venns Feind.
Ich schauere selbst vor meiner Schuld zurück,
Mein Leben haßt ich und verdamme mich,
Ich warte schweigend zu den Todten gehn,
Im tiefen Gabe meine Schuld verhehlen —
Dein Seh'n bezwang mich, ich gestand dir Alles,
Und nicht bereuen will ich, daß ich's that,
Wenn du fortan mit ungerechtem Tadel

Die Sterbende verschonst, mit eiller Muth
Mich nicht dem Leben wieder geben willst.

Vierter Auftritt.

Phädra. Cenone. Panope.

Panope.

Oern, Königin, erspart ich dir den Schmerz;
Doch nöthig ist's, daß du das Aergste wissest.
Den Gatten raubte dir der Tod. Dies Unglück
Ist kein Geheimniß mehr, als dir allein.

Cenone.

Panope, was sagst du?

Panope.

Die Königin

Erleht des Gatten Wiederkehr vergebens.
Ein Schiff, das eben einlief, überbringt
Dem Hippolyt die Kunde seines Todes.

Phädra.

O Himmel!

Panope.

Die neue Königswahl theilt schon Athen:

Der Eine stimmt für deinen Sohn; ein Andre
Wagt es, den Landesordnungen zum Hohn,
Sich für den Sohn der Fremden zu erklären.
Aricia selbst, der Pallantiden Wuth,
Hat einen Anhang — Dies wollt' ich dir melden.
Schon rüht Hippolyt sich, abzureisen,
Und Alles fürchtet, wenn er plötzlich sich
In dieser Gährung zeigt, er möchte leicht
Die wankelmüth'gen Herzen an sich reißen.

Cenone.

Genug, Panope! Die Königin hat es
Gehört und wird die große Vorsehung nutzen.

Panope geht ab.

Fünfter Auftritt.

Phädra. Cenone.

Cenone.

Gebieterin, ich drang nicht mehr in dich,
Zu leben — Selbst entschlossen, dir zu folgen,
Vertritt ich deinen tödtlichen Entschluß
Nicht länger — Dieser neue Schlag des Unglücks
Gebietet anders und verändert Alles.
— Der König ist todt, an seinen Platz trittst du.
Dem Sohn, den er dir läßt, bist du dich schuldig.
Dein Sohn ist König oder Sklav, wie du
Lebst oder stirbst. Verliert er auch noch dich,
Wer soll den ganz Verlassenen beschützen?
Drum lebe! — Aller Schuld bist du jetzt ledig:
Gemeine Schwäche nur ist's, was du fühlst.
Zerrißen sind mit Theseus' Tod die Bande,
Die uns Liebe zum Verbrechen machten.
Nicht mehr so furchtbar ist dir Hippolyt;
Du kannst fortan ihn ohne Vorwurf sehn.
Er glaubt sich jetzt von dir gehäht und stellt
Sich nicht an die Spitze der Empörer.
Nimm ihn aus seinem Wahn, such' ihn zu rühren!
Zein Erbtheil ist das glückliche Ardien;
Hier ist er König; deinem Sohn gehören
Die stolzen Wäner der Minervestadt.
Guch Weiden droht derselbe Feind Gefahr;
Verbindet euch, Aricia zu bekämpfen!

Phädra.

Wohlan, ich gebe keinen Gründen nach:
Wenn Leben möglich ist, so will ich leben,
Wenn Liebe zu dem hilfberaubten Sohn
Mir die verlorne Kraft kann wieder geben.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Aricia. Ismene.

Aricia.

Er will mich sehen? Hippolyt? Und hier?
Er sucht mich und will Abschied von mir nehmen?
Ist's wahr, Ismene? Lästest du dich nicht?

Ismene.

Das ist die erste Frucht von Theseus' Tod.
Bald flehst du alle Herzen, die die Schen
Vor ihm entfernt hielt, dir entgegen fliegen.
Aricia hat endlich ihr Geschick
In ihrer Hand, und Alles wird ihr huld'gen.

Aricia.

So wär' es keine unverbürgte Sage?
Ich wäre frei und meines Feinds entledigt?

Ismene.

So ist's. Dir kämpft das Glück nicht mehr entgegen;
Theseus ist deinen Brüdern nachgefolgt.

Aricia.

Weiß man, durch welches Geschick er umgekommen?

Ismene.

Man spricht Unglaubliches von seinem Tod.
Das Meer, sagt man, verschlang den Ungetreuen,
Da er aus Neue Weiberraub verübt;
Ja, ein Gerücht verbreitet sich durchs Land,
Er sey hinabgestiegen zu den Todten
Mit seinem Freund Pirithous, er habe
Die schwarzen Ufer und den Etyr gesehen
Und sich den Schatten lebend dargestellt;
Doch keine Wiederkehr sey ihm geworden
Vom traur'gen Strand, den man nur einmal sieht.

Aricia.

Ist's glaublich, daß ein Mensch, ein Sterblicher,
Ins tiefe Haus der Todten Lebend dringe?
Was für ein Zauber denn zog ihn hinab
An dieses allgefürchtete Gestade?

Ismene.

Theseus ist todt, Gebieterin! Du bist's
Allein, die daran zweifelst. Den Verlust
Besenzt Athen. Trözene hat bereits
Den Hippolyt als Herrscher anerkannt.
Phädra, voll Angst für ihren Sohn, hält Rath
Hier im Palast mit den bestürzten Freunden.

Aricia.

Und glaubst du wohl, daß Hippolyt an mir
Großmüth'ger werde handeln, als sein Vater?
Daß er die Knechtschaft mir erleichtern werde,
Von meinem Los gerührt?

Ismene.

Ich glaub' es, Fürstin.

Aricia.

Den stolzen Jüngling, kennst du ihn auch wohl?
Und schmeichelt dir, er werde mich beklagen
Und ein Geschlecht, das er verachtet, ehren
In mir allein? Du siehst, wie er mich mißdet.

Ismene.

Man spricht von seinem Stolz viel; doch hab' ich
Den Stolgen gegenüber dir' gesehn.
Sein Ruf, gesteh' ich, schärfte meine Neugier.
Doch schien er mir, als ich ihn wirklich sah,
Dem Ruf nicht zuzusagen. Sichtbar war's,
Wie er bei deinem Anblick sich verwirrte,
Wie er umsonst die Augen niederzuschlug,
Die zärtlich schmachkend an den deinen hingen.
Gesieht sein Stolz nicht ein, daß er dich liebe:
Sein Auge spricht's, wenn es sein Mund nicht sagt.

Aricia.

O Freundin, wie begierig lauscht mein Herz
Der holden Rede, die vielleicht mich täuscht!
Dies Herz, du kennst es, stets von Gram genährt
Und Thränen, einem grausamen Geschick
Zum Raub dahingegen, sollt' es sich
Der Liebe eitle Schmerzen noch erträumen?
Die Letzte bin ich übrig von dem Blut
Des hohen Königs, den die Erde zeugte,
Und ich allein entraun der Kriegeswuth.
Sechs Brüder sah ich in der Blüthe fallen,
Die Hoffnung meines fürstlichen Geschlechts.
Das Schwert vertilgte alle, und die Erde
Trank ungern' ihrer Entseßhne Blut.
Du weißt, welch streng Gesetz der Griechen Eöhen
Seit jener Zeit verwehrt, um mich zu werben.
Man fürchtet, daß der Schwester Rachegeist
Der Brüder Asche neu beleben möchte.
Doch weißt du auch, wie dieses freie Herz
Die feige Vorsicht der Tyrannenfürcht
Verachtete. Der Liebe Feindin stets,
Wußt' ich dem König Dank für eine Strenge,
Die meinem eignen Stolz zu Hülfe kam.
— Da hatt' ich seinen Sohn noch nicht gesehn!
Nein, denke nicht, daß seine Wohlgestalt
Mein leicht betrogenes Aug verführt, der Reiz,
Der ihn umgibt, den Jeder an ihm preiset,
Die Gaben einer gütigen Natur,
Die er verschmäht und nicht zu kennen scheint.
Ganz andre herrlichere Gaben lieb' ich,
Schäß' ich in ihm! — Die hohen Tugenden
Des Vaters, aber frei von seinen Schwächen,
Den edeln Stolz der großen Seele lieb' ich,
Der unter Amors Macht sich nie gebeugt.
Seh Phädra stolz auf ihres Theseus Liebe;
Mir genügt die leichtste Ehre nicht, ein Herz
Zu fesseln, welches Tausende gewannen.
Den Muth zu brechen, welchen nichts gebeugt,
Ein Herz zu rühren, welches nie gefühlt,
Den stolzen Mann als Siegerin zu fesseln,
Der nicht begreift, wie ihm geschieht, umsonst
Sich einem Joch' entwindet, das er liebt,
Das lockt mich an und reizt mich. Mindern Ruhm
Braucht' es, den großen Hercules zu rühren
Als Hippolyt — Viel öfter war der Held
Besiegt und leichtern Kampfes überwunden.
Doch, ach, wie beg' ich solchen eiteln Sinn!
Zu sehr nur, fürcht' ich, widersteht man mir,
Und bald vielleicht siehst du mich, tief gebeugt,
Den Stolz beweinen, den ich jetzt bewundre.
Er sollte lieben! Hippolyt! Ich hätte
Sein Herz zu rühren —

Ismene.

Hör' ihn selbst! Er kommt!

Zweiter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt.

Hippolyt.

Oh' ich von bannen gebe, Königin,
Künd' ich das Los dir an, das dich erwartet.
Mein Vater starb. Ach, nur zu wahr erklärte sich
Mein ahnend Herz sein langes Augenbleiben.
Den edeln Kämpfer konnte nur der Tod
So lange Zeit dem Aug der Welt vorbeugen.
Die Götter endlich haben über ihn
Entschieden, den Gefährten und den Freund,
Den Waffenfreund des herrlichen Alcibiades.
Dein Haß, ich darf es hoffen, Königin,
Auch gegen Feindes Tugenden gerecht,

Wohnt ihm den Nachruhm gern, den er verdient.
Sins trübet mich in meinem tiefen Leid:
Ich kann dich einem harten Joch' entreißen;
Den schweren Bann, der auf dir lag, vernicht' ich;
Du kannst fortan frei schalten mit dir selbst,
Und in Trögen, das mir zum Los gefallen,
Auf mich ererbt von Pithiens, meinem Ahn,
Das mich bereits als König anerkannt,
Lass ich dich frei — und freier noch als mich.

Aricia.

Herr, mäß'ge diesen Edelmuth, der mich
Besäumt! Mehr, als du denkst, erschwerst du mir
Die Befehl, die du von mir nimmst, wenn du
So große Günst an der Gefangenen übst.

Hippolyt.

Athen ist noch im Streit, wer herrschen soll:
Es spricht von dir, nennt mich und Phädra's Sohn.

Aricia.

Von mir?

Hippolyt.

Ich weiß und will mir's nicht verbergen,
Daß mir ein solz Gesetz entgegensteht.
Die fremde Mutter wird mir vorgeworfen;
Doch hält' ich meinen Vnder nur zum Gegner,
Nicht wehren sollte mir's ein grüßenhaft
Gesetz, mein gutes Anrecht zu behaupten.
Ein höheres Recht erkenn' ich über mir:
Dir tret' ich ab, vielmehr ich geb dir wieder
Den Thron, den deine Väter von Cretheus,
Der Erde Sohn, dem Mächtigen, ererbte.
Er kam auf Aegens durch der Kindschast Recht;
Athen, durch meinen Vater groß gemacht,
Erkannte freudig diesen Held zum König,
Und in Vergessenheit sank dein Geschlecht.
Athen ruft dich in seine Mauern wieder;
Genug erlitt es von dem langen Streit;
Genug hinabgetrunken hat die Erde
Des edeln Blutes, das aus ihr entsprang.
Mein Antheil ist Trögen; Arieta bietet
Dem Sohn der Phädra reichlichen Ersatz;
Dir bleibt Athen! Ich geh jetzt, um für dich
Die noch getheilten Stimmen zu vereinen.

Aricia.

Erkannt, besäumt von Allem, was ich höre,
Besücht' ich fast, ich fürchte, daß ich träume.
Wach' ich, und ist Dies alles Wirklichkeit?
Herr, welche Gottheit gab dir's in die Seele?
Wie wahr rühmt dich der Ruf durch alle Welt!
Wie weit noch überflügelt ihn die Wahrheit!
Zu meiner Günst willst du dich selbst berauben?
War es nicht schon genug, mich nicht zu hassen?

Hippolyt.

Ich, Königin, dich hassen! Was man auch
Von meinem Stolz verbreitet: glaubt man denn,
Daß eine Tigermutter mich geboren?
Und welche Wiltheit wär's, welch eingewurzelt
Verstockter Haß, den nicht dein Anblick zähnte!
Konnt' ich dem holden Zauber widerstehn?

Aricia *unterbricht ihn.*

Was sagst du, Herr?

Hippolyt.

Ich bin zu weit gegangen.
Zu mächtig ward es mir — Und, weil ich denn
Mein lauges Schweigen brach, so will ich enden —
So magst du in Geheimniß denn vernehmen,
Das diese Punct nicht mehr verschleppen kann.
— Ja, Königin, du siehst mich vor dir stehen,
Ein warnend Beispiel tief gefallenen Stolzes.
Ich, der der Liebe trüg'ig widerstand,

Der ihren Opfern grausam Hohn gesprochen
Und, wenn die Andern kämpften mit dem Sturm,
Stets von dem Ufer hoffte zuzusehn,
Durch eine stärkere Macht mir selbst entrissen,
Erfahr' auch ich nun das gemeine Los.
Ein Augenblick bezwang mein kühnes Herz;
Die freie stolze Seele, sie empfundet.
Sechs Monde trag' ich schon, gequält, zerrissen
Von Scham und Schmerz, den Pfeil in meinem Herzen.
Umsonst bekämpf' ich dich, bekämpf' ich mich;
Dich flieh' ich, wo du bist, dich find' ich, wo du siehst;
Dein Bild folgt mir ins Innerste der Wälder;
Das Licht des Tages und die stille Nacht
Muß mir die Reize deines Wildes malen.
Ach, Alles unterwirft mich dir, wie auch
Das stolze Herz dir widerstand — Ich suche
Mich selbst und finde mich nicht mehr. Zur Last
Ist mir mein Pfeil, mein Wurfspieß und mein Wagen;
Vergessen ganz hab' ich die Kunst Neptuns;
Mit meinen Sennern nur erfüllt' ich jetzt
Der Wälder Stille; meine müß'gen Rosse
Vergessen ihres Führers Ruf.

Nach einer Pause.

Wielleicht

Schämst du dich keines Werks, da du mich hörst,
Und dich beleidigt meine wilde Liebe?
In welcher rauhen Sprache biet' ich auch
Mein Herz dir an! Wie wenig würdig ist
Der rohe Sklave solcher schönen Laude!
Doch eben darum nimm ihn gütig auf!
Ein neu Gefühl, ein fremdes, sprech' ich aus,
Und, sprech' ich's übel, denke, Königin,
Daß du die Erste bist, die mich's gelehrt.

Dritter Auftritt.

Aricia. Ismene. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Die Königin naht sich, Herr! Ich eile ihr vor:
Sie sucht dich.

Hippolyt.

Mich?

Theramen.

Ich weiß nicht, was sie will.
Doch eben jetzt hat sie nach dir gesendet;
Phädra will mit dir sprechen, eh du gehst.

Hippolyt.

Phädra! Was soll ich ihr? was kann sie wollen?

Aricia.

Herr, nicht versagen kannst du ihr die Günst:
Wie sehr sie deine Keudin auch, du bist
Ein wenig Mitleid ihren Thränen schuldig.

Hippolyt.

Du aber gehst! Du gehst — und ich soll gehen!
Und ohne daß ich weiß, ob du dies Herz —
Ob meine kühne Liebe dich beleidigt? —

Aricia.

Geh, deinen edeln Voratz auszuführen!
Erzinge mir den Thron Athens! Ich nehme
Aus deinen Händen jegliches Geschenk;
Doch diesen Thron, wie herrlich auch, er ist
Mir nicht die gewerzte von deinen Gaben!

Gehst ab mit Ismene.

Vierter Auftritt.

Hippolyt. Theramen.

Hippolyt.

Breund, ist nun Alles — doch die Königin naht!

Phädra zeigt sich im Hintergrund mit Dienern.

Lass' Alles sich zur Abfahrt fertig halten!

Gib die Signale, Eile! Komm zurück!
So schnell als möglich und erlöse mich
Von einem widerwärtigen Gespräch!

Theramon geht ab.

Fünfter Auftritt.
Hippolyt. Phädra. Menone.

Phädra

nach in der Tiefe des Theaters.

Er ist's, Menone — All mein Blut tritt mir
Aus Herz zurück — Vergessen hab' ich Alles,
Was ich ihm sagen will, da ich ihn sehe.

Menone.

Bedenke deinen Sohn, der auf dich hofft.

Phädra, vortretend, zu Hippolyt.

Man sagt, o Herr, du willst uns schnell verlassen.
Ich komme, meine Thränen mit den deinen
Zu mischen; ich komme, meines Sohnes wegen
Dir meine bangen Sorgen zu gestehn.
Mein Sohn hat keinen Vater mehr, und nah
Nützt schon der Tag, der ihm die Mutter raubt.
Von tausend Feinden seh' ich ihn bedroht.
Herr, du allein kannst seine Kindheit schützen;
Doch ein geheimer Vorwurf quält mein Herz.
Ich fürchte, daß ich selbst dein Herz verhärtet;
Ich zittere, Herr, daß dein gerechter Zorn
An ihm die Schuld der Mutter möchte strafen.

Hippolyt.

Ich denke nicht so niedrig, Königin.

Phädra.

Wenn du mich habtest, Herr, ich müßt' es dulden.
Du sahst mich entbraunt auf dein Verderben;
In meinem Herzen konntest du nicht lesen.
Geschäftig war ich, deinen Haß zu reizen;
Dich konnt' ich nirgends dulden, wo ich war;
Geheim und offen wirkt' ich dir entgegen;
Nicht ruht' ich, bis uns Meere selbst geschieden.
Selbst deinen Namen vor mir auszusprechen,
Verbot ich durch ein eigenes Gesetz.
Und dennoch — wenn an der Belatzung
Sich Rache mißt, wenn Haß nur Haß erwirbt,
War nie ein Weib noch keines Mitleids werth,
Und keines milder deines Hasses werth.

Hippolyt.

Es eifert jede Mutter für ihr Kind;
Dem Sohn der Fremden kann sie schwer vergeben.
Ich weiß Das alles, Königin. War doch
Der Argwohn stets der zweiten Ehe Frucht!
Von jeder Andern hätt' ich gleichen Haß,
Vielleicht noch mehr Mißhandlungen erfahren.

Phädra.

Ach, Herr, wie sehr nahm mich der Himmel aus
Von dieser allgemeinen Sinnesart:
Wie ein ganz Andres ist's, was in mir tobt!

Hippolyt.

Laf, Königin, dich keine Sorge quälen!
Noch lebt vielleicht kein Gatte, und der Himmel
Schenkt unsern Thränen seine Wiederkehr.
Beschützt ihn doch der mächtige Neptun:
Zu solchem Helfer steht man nicht vergebens.

Phädra.

Herr, zweimal sieht kein Mensch die Todesufer.
Theseus hat sie gesehn: drum hoffe nicht,
Daß ihn ein Gott uns wieder schenken werde:
Der farge Etyr gibt seinen Raub nicht her.
— Tott wär' er? Nein, er ist nicht todt! Er lebt
In dir! Noch immer glaub' ich ihn vor Augen
Zu sehn! Ich spreche ja mit ihm! Mein Herz —

— Ach, ich vergesse mich! Herr, wider Willen
Reißt mich der Wahnsinn fort —

Hippolyt.

Ich seh' erstaunt

Die wunderbare Wirkung deiner Liebe.
Theseus, obgleich im tiefen Grabe, lebt
Vor deinen Augen! Von der Leidenschaft
Zu ihm ist deine Seele ganz entzündet.

Phädra.

Ja, Herr, ich schmachte, brenne für den Theseus,
Ich liebe Theseus, aber jenen nicht,
Wie ihn der schwarze Acheron gesehn,
Den flatterhaften Wuhler aller Weiber,
Den Frauenräuber, der hinunterstieg,
Des Schattenkönigs Bette zu entehren.
Ich seh' ihn tren, ich seh' ihn stolz, ja selbst
Ein wenig scheu — Ich seh' ihn jung und schön
Und reizend alle Herzen sich gewinnen.
Wie man die Götter bildet, so wie ich
— Dich sehe! Deinen ganzen Anstand hatt' er,
Dein Auge, deine Sprache selbst! So färbte
Die edle Röthe seine Helkenwangen,
Als er nach Kreia kam, die Töchter Minos'
Mit Lieb' entzündete — Wo warst du da?
Wie konnt' er ohne Hippolyt die besten,
Die ersten Helden Griechenlands versammeln?
O, daß du, damals noch zu jarten Alters,
Nicht in dem Schiff mit warst, das ihn gebracht!
Den Minotaurus hättest du getödtet
Trog allen Krümmen seines Labyrinths.
Dir hätte meine Schwester jenen Faden
Gereicht, um aus dem Irrgang dich zu führen.
O nein, nein, ich kam ihr darh, zuvor!
Mir hätt' es zuerst die Liebe eingegeben,
Ich, Herr, und keine Andre zeigte dir
Den Pfad des Labyrinths. Wie hätt' ich nicht
Für dieses liebe Haupt gewacht! Ein Faden
War der besorgten Liebe nicht genug:
Gefahr und Noth hätt' ich mit dir getheilt;
Ich selbst, ich wäre vor dir hergezogen;
Ins Labyrinth stieg ich hinab mit dir,
Mit dir war ich gerettet oder verloren.

Hippolyt.

Was hör' ich, Götter! Wie? Vergiffest du,
Daß Theseus dein Gemahl, daß er mein Vater —

Phädra.

Wie kannst du sagen, daß ich Das vergaß?
Gewah! ich meine Ehre denn so wenig?

Hippolyt.

Verzeihung, Königin. Schamroth geseh' ich,
Daß ich unschuld'ge Worte falsch gedeutet.
Nicht länger halt' ich deinen Anblick aus.

Will gehen.

Phädra.

Grausamer, du verstandst mich nur zu gut.
Genug sagt' ich, die Augen dir zu öffnen.
So sey es denn! So lerne Phädra kennen
Und ihre ganze Raserei! Ich liebe.
Und denke ja nicht, daß ich dies Gefühl
Vor mir entschuld'ge noch mehr selbst verberge,
Daß ich mit feiger Schonung gegen mich
Das Gift genährt, das mich wahnsinnig macht.
Dem ganzen Zorn der Himmlißen ein Ziel,
Haß! ich mich selbst noch mehr, als du mich haßtest.
Zu Zeugen Des ru' ich die Götter an,
Sie, die das Feuer in meiner Brust entzündet,
Das all den Melnen so verderblich war,
Die sich ein grausam Spiel damit gemacht,
Das schwache Herz der Sterblichen zu verführen.

Auf das Vergangne dir zurück! Dich fliehen
 War mir zu wenig. Ich verbannte dich!
 Gefährlich, grausam wollt' ich dir erscheinen;
 Dir desto mehr zu widerstehn, ward ich
 Um deinen Haß — Was frommte mir's! Du hastest
 Mich desto mehr, ich — liebte dich nicht minder,
 Und neue Reize nur gab dir dein Unglück.
 In Blut, in Thränen hab' ich mich vergehrt;
 Dies zeigte dir ein einz'ger Blick auf mich,
 Wenn du den einz'gen Blick nur wolltest wagen.
 — Was soll ich sagen? Dies Geständniß selbst,
 Das schimpfliche, denkst du, ich that's mit Willen?
 Die Sorge trieb mich her für meinen Sohn;
 Für ihn wollt' ich dein Herz ersiehn — Umsonst!
 In meiner Liebe einzigem Gefühl
 Konnt' ich von nichts dir reden als dir selbst.
 Auf, räche dich und strafe diese Blamme,
 Die dir ein Gräul ist! Reinige, befreie,
 Des Helden werth, der dir das Leben gab,
 Von einem schwarzen Ungeheur die Erde!
 Des Theseus Wittwe glüht für Hippolyt!
 Nein, laß sie deiner Rache nicht entrinnen.
 Hier treffe deine Hand, hier ist mein Herz!
 Voll Ungebuld, den Frevel abzubüßen,
 Schlägt es, ich fühl' es, deinem Arm' entgegen.
 Triff! Oder, bin ich keines Streichs nicht werth,
 Mißgünst dein Haß mir diesen süßen Tod,
 Entehret deine Hand so schmähtlich Blut,
 Leih mir dein Schwert, wenn du den Arm nicht willst.
 Gib!

Entreißt ihm das Schwert.

Denone.

Königin, was machst du? Große Götter!
 Man kommt. O, fieh den Blick verhafter Zeugen!
 Komm, folge mir und rette dich vor Schmach!

Sie führt Phädra ab.

Sechster Auftritt. Hippolyt. Theramen.

Theramen.

Flieht dort nicht Phädra oder wird vielmehr
 Gewaltfam fortgezogen? — Herr, was seht
 Dich so in Wallung? — Ich seh dich ohne Schwert,
 Bleich, voll Entsetzen —

Hippolyt.

Fliehn wir, Theramen!

Du siehst mich in dem äußersten Erstaunen.
 Ich kann mich selbst nicht ohne Grauen sehn.
 Phädra — Doch, große Götter, wein!
 Das Gräßliche bedeck' ein ewig Schweigen!

Theramen.

Willst du von bannen, das Schiff ist segelfertig;
 Doch, Herr, Athen hat sich bereits erklärt.
 Man hat das Volk nach Zünften Stimmen lassen;
 Dein Bruder hat die Stimmen; Phädra siegt!

Hippolyt macht eine Bewegung des Erstaunens.

Ein Herold kommt so eben von Athen,
 Der ihr den Schluß des Volkes überbringt.
 Ihr Sohn ist König.

Hippolyt

Phädra! Große Götter.

Ihr kennt sie! Ist's der Lohn für ihre Tugend?

Theramen.

Indeß schleicht ein Verächter umher, der König
 Sey noch am Leben. Man will ihn in Epirus
 Gesehen haben — Aber hab' ich ihn nicht dort
 Erfragt, und weiß ich nicht zu gut —

Hippolyt.

Thut nichts.

Man muß auf Alles hören, nichts versäumen

Und forschen na. Quelle des Gerüchts.
 Verbleib es nicht, daß wir die That einstellen,
 So gehn wir, was es auch kosten mag,
 Der Würdigsien das Scepter zuzuwenden!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Phädra und Denone.

Phädra.

Einweg, hinweg! Zu Andern wendet euch
 Mit diesen Ghen, die man auf mich häuft!
 Unglückliche, wie kannst du in mich bringen,
 Daß ich mich zeige? O, verbirg mich vielmehr!
 Ach, nur zu offen hab' ich mich gezeigt.
 Mein rasend Wünschen wagt' ich kund zu geben,
 Ich hab gesagt, was man nie hören sollte!
 — Wie horcht' er auf! Wie lange wußt' er nicht
 Ausweichend meiner Liebe zu entchlüpfen!
 Wie kann er nur auf schnelle Flucht, und wie
 Vermehrte sein Gerösch meine Scham!
 O, warum hieltst du meinen Arm zurück!
 Als ich sein Schwert auf meinen Wufen rückte,
 Erblass' er nur für mich? Entriß er mir's?
 Genug, daß meine Hand daran gerührt;
 Ein Gräuel war's in seinem Aug', es war
 Geschändet und entehrte seine Hände!

Denone.

So deinem eiteln Jammer ewig nur
 Dahingegeben, nährst du deine Glut,
 Die du erlöschn solltest. Wär's nicht besser,
 Nicht würdiger des Bluts, das in dir fließt,
 Dein Herz in edlern Sorgen zu zerstreuen,
 Den Undankbaren, der dich haßt, zu fliehn,
 Zu herrschen und das Scepter zu ergreifen!

Phädra.

Ich herrschen, ich ein Reich mir unterwerfen,
 Und bin nicht Meister meiner selbst und bin
 Nicht mächtig meiner Sinne mehr! Ich herrschen,
 Die einer schimpflichen Gewalt erliegt,
 Die stirbt!

Denone.

So flieh!

Phädra.

Ich kann ihn nicht verlassen.

Denone.

Ihn nicht verlassen und verbanntest ihn!

Phädra.

Es ist zu spät: er weiß nun meine Liebe.
 Die Gränge keuscher Scham ist überschritten,
 Das schimpfliche Geständniß ist gethan,
 So 7. ung' schlich wider Willen in mein Herz.
 Und riefst du selbst nicht meine fliehende Seele
 Mit schmeichelhaftem Trosteswort zurück?
 Du zeigtest mir verdeckt, ich könnt' ihn lieben.

Denone.

Dich zu erhalten, ach, was hält' ich nicht,
 Unschuldbig oder sträflich, mir erlaubt!
 Doch, wenn du je Weisung empfangst,
 Kannst du vergessen, wie der Stolz dich
 Verachtete! wie grausam höhne er
 Dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen!
 Wie machte dieser Stolz ihn mir verhaßt!
 O, daß du ihn nicht sahst mit meinen Augen!

Phädra.

Denone, diesen Stolz kann er verlieren:
 Wild ist er, wie der Wald, der ihn erzog;

Er hört, aus rauhe Jagdwort nur gewohnt,
Zum Erstenmale jetzt von Liebe reden;
Er schwieg wohl gar aus Ueberraschung nur,
Und Unrecht thut wir ihm mit unsern Klagen.

Denone.

Wedenk, daß eine Scythia ihn gebat.

Phädra.

Obgleich sie Scythia war, sie liebte doch.

Denone.

Er haßt, du weißt es, unser ganz Geschlecht.

Phädra.

So werd' ich keiner Andern aufgeopfert.

— Zur Unzeit kommen alle deine Gründe,
Hilf meiner Leidenschaft, nicht meiner Tugend!
Der Liebe widersteht sein Herz. Laß sehn,
Ob wir's bei einer andern Schwäche fassen!
Die Herrschaft lockt' ihn, wie mir schlen; es zog
Ihn nach Athen; er konnt' es nicht verbergen.
Die Schnäbel seiner Schiffe waren schon
Herumgekehrt, und alle Segel flogen.
Och, schmeltzte seiner Ehrbegier, Denone,
Mit einer Krone Glanz — Er winde sich
Das Diadem um seine Stirne! Mein
Sey nur der Ruhm, daß ich's ihm umgebunden!
Behaupten kann ich meine Macht doch nicht:
Nehm' er sie hin! Er lehre meinen Sohn
Die Herrscherkunst und sey ihm statt des Vaters!
Mutter und Sohn geb' ich in seine Macht.
Och, laß nichts unversucht, ihn zu bewegen!
Dich wird er hören, wenn er mich nicht hört.
Dring' in ihn, seufze, weine, schilbre mich
Als eine Sterbende, o, schäme dich
Auch selbst der Flehensworte nicht! Was du
Gut findest, ich bekenne mich zu Allem.
Auf dir ruht meine letzte Hoffnung. Och!
Bis du zurückgekehrt, beschließ' ich nichts.

Denone geht ab.

Zweiter Auftritt.

Phädra, allein.

Du siehst, in welche Tiefen ich gefallen,
Furchtbare Venus, unverschämte!
Bin ich genug gesunken? Weiter kann
Dein Grimm nicht gehn; vollkommen ist dein Sieg;
Getroffen haben alle deine Pfeile.
Grausame, willst du deinen Ruhm vermehren,
Such' einen Feind, der mehr dir widersteht.
Dich fliehet Hippolyt, er spricht dir Hohn,
Und nie hat er ein Knie vor dir gebeugt;
Dein Name schon entweiht sein stolzes Ohr.
Nähe dich, Odette! räche mich! Er liebe!
— Doch was ist Das? Du schon zersch, Denone?
Man verabscheut mich, man will dich gar nicht hören!

Dritter Auftritt.

Phädra. Denone.

Denone.

Ersticken mußt du jeglichen Gedanken
An deine Liebe jetzt, Gebieterin!
Sey wieder ganz du selbst! Auf deine Tugend
Zurück! Der König, den man todt geglaubt,
Er wird sogleich vor deinen Augen stehn.
Ihesus ist angelangt! Ihesus ist hier!
Entgegen stürzt ihm alles Volk — Ich ging,
Wie du befaßt, den Hippolyt zu suchen,
Als tausend Stimmen plötzlich himmelan —

Phädra.

Mein Gatte lebt, Denone! Mir genug!
Ich habe eine Leidenschaft gestanden,
Die ihn beschimpft. Er lebt. Es braucht nichts weiter.

Denone.

Wie, Königin?

Phädra.

Ich sagte dir's vorher;
Du aber hörtest nicht, mit deinen Thränen
Besiegest du mein richtiges Gefühl.
Noch heute früh starb ich der Thränen werth;
Ich folgte deinem Rath', und ehrlos sterb' ich.

Denone.

Du stirbst?

Phädra.

Ihr Götter! Was hab' ich gethan!
Mein Gemahl wird kommen und sein Sohn mit ihm.
Ich werd' ihn sehn, wie er ins Aug mich saßt,
Der furchtbare Vertraute meiner Schuld,
Wie er drauf Achtung gibt, mit welcher Stirn'
Ich seinen Vater zu empfangen wage!
Das Herz von Seufzern schwer, die er verachtet,
Das Aug von Thränen feucht, die er verschmäht!
Und glaubst du wohl, er, so voll Barmherzigkeit,
So eifersüchtig auf des Vaters Ehre —
Er werde meiner schonen? den Verrath
An seinem Vater, seinem König, dulden?
Wird er auch seinem Abscheu gegen mich
Gebieten können? Ja, und schwieg' er auch,
Denone, ich weiß meine Schuld, und nicht
Die Rache bin ich, die, sich im Verbrechen
In sanfte Ruh' einwiegend, aller Scham
Mit ehrer Stirne, nie erröthend, trochte.
Mein Unrecht kenn' ich, es steht ganz vor mir.
Schon seh' ich diese Mauern, diese Wogen
Sprache bekommen und, mich anzuklagen
Vereit, des Gatten Ankunft nur erwarten,
Furchtbares Zeugniß gegen mich zu geben!
— Nein, laß mich sterben! Diesen Schrecknissen
Entziehe mich der Tod — er schreckt mich nicht!
Mich schreckt der Name nur, den ich verlasse,
Ein gräßlich Erbtheil meinen armen Kindern!
Die Abkunft von dem Zeus erhebt ihr Herz;
Der Mutter Schuld wird schwer auf ihnen lasten.
Denone, mit Entsetzen denk' ich es:
Erröthen werden sie, wenn man mich nennt,
Und wagen's nicht, die Augen aufzuschlagen.

Denone.

Das wird gewiß geschehen, zweifle nicht!
O wahrlich, nie war eine Furcht gerechter.
Doch warum willst du sie der Schmach bloß stellen?
Warum dich selbst anklagen? — Ach, es ist
Um uns geschehen! Phädra, hör' ich sagen,
Bekennst sich schuldig! Phädra trägt ihn nicht,
Den furchtbarn Anblick des verrathnen Gatten.
Wie glücklich ist dein Feind, daß du ihm selbst
Gewonnen gibst auf Kosten deines Lebens!
Was werd' ich ihm antworten, wenn er nun
Als Kläger auftritt? Ach, ich muß verstummen!
Er aber wird sich seines gräßlichen
Triumphs mit Uebermuth erfreuen und Jedem,
Der's hören will, von deiner Schmach erzählen.
Och Dies geschieht, zerschmettere mich der Wuth!
— Sag mir die Wahrheit! Ist er dir noch theurer?
Mit welchem Auge siehst du jetzt den Stolzen?

Phädra.

Ein Ungeheuer ist er in meinen Augen.

Denone.

Warum den leichten Sieg ihm also lassen?
Du fürchtest ihn — So wag' es, ihn zuerst

Der Schuld, die er dir vorwirft, anzuklagen.
 Wer kann dich Lügen strafen? Alles verdammt ihn.
 Sein Schwert, zum Glück in deiner Hand gelassen,
 Dein jeß'ger Schrecken, dein bläßer'ger Gram,
 Die vorgefaßte Meinung seines Vaters
 Und deine frühern Klagen über ihn,
 Auch Dies, daß du schon einmal ihn verbannt —

Phädra.

Ich soll die Unschuld unterdrücken, lästern?

Onone.

Mir ist an deinem Schweigen schon genug.
 Ich zittre, so wie du: auch mein Gewissen
 Regt sich, und tausend Tode stärb' ich lieber!
 Doch ohne dieses Mittel der Verzeihung
 Verlierst' ich dich! Es gilt zu hohen Preisen!
 So weiche jedes Andre deinem Leben!
 — Ich werde reden — Theseus, glaube mir,
 Wenn mein Bericht ihn aufgereizt, wird sich
 Mit der Verbannung seines Sohns begnügen:
 Ein Vater bleibt auch Vater noch im Strafen.
 Doch, müßt' auch selbst das Blut der Unschuld fließen,
 Dein Ruf steht auf dem Spiel! es gilt die Ehre:
 Der muß man Alles opfern, auch die Tugend.
 Man kommt. Ich sehe Theseus.

Phädra.

Wehe mir!

Ich sehe Hippolyt. Ich lese schon
 In seinen stolzen Blicken mein Verderben.
 — Ihn, was du willst! Dir überlass' ich mich;
 In meiner Angst kann ich mir selbst nicht raten.

Vierter Auftritt.

Phädra. Onone. Theseus. Hippolyt.

Cheramen.

Theseus.

Das Glück ist mit mir ausgeföhnt, Gemahlin!

Es führt in deine Arme —

Phädra.

Theseus, halt!

Entweiche nicht die zärtlichen Gefühle!
 Nicht mehr verdien' ich diese Liebeszeichen.
 Du bist beschimpft. Das neidische Glück verschonte,
 Seitdem du fern warst, deine Gattin nicht.
 Ich bin nicht werth, dir fernerhin zu nahen,
 Und gehe, mich auf ewig zu verbergen.

Geht ab mit Ononen.

Fünfter Auftritt.

Theseus. Hippolyt. Cheramen.

Theseus.

Wie? Welch ein seltsamer Empfang? — Mein Sohn?

Hippolyt.

Phädra mag das Geheimniß dir erklären.
 Doch, wenn mein Flehn was über dich vermag,
 Erlaub', o Herr, daß ich sie nicht mehr sehe.
 Laß den erschrocknen Hippolyt den Ort,
 Wo deine Gattin lebt, auf ewig meiden.

Theseus.

Verlassen willst du mich, mein Sohn?

Hippolyt.

Ich suchte

Sie nicht! du brachtest sie an diese Küste!
 Du warst es selbst, o Herr, der mir beim Schreiben
 Arzelen an, die Königin anvertraut,
 Ja, mich zum Hüter über sie bestellte.
 Was aber könnte nun mich hier noch halten?
 Zu lange schon hat meine maß'ge Jugend

Sich an dem schönen Wüde nur versucht.
 Wär's nun nicht Zeit, unwärd'ge Ruhe fliehend,
 Mit edlerm Blute mein Geschloß zu färben?
 Noch hättest du mein Alter nicht erreicht,
 Und manches Ungeheuer fühlte schon
 Und mancher Räuber deines Armes Schwere.
 Des Uebermuthes Rächer hättest du
 Das Ufer zweier Meere schon gesichert;
 Der Wanderer zog seine Straße frei,
 Und Hercules, als er von dir vernahm,
 Stieg an, von seiner Arbeit auszuruhen.
 Doch ich, des Helben unberühmter Sohn,
 That es noch nicht einmal der Mutter gleich!
 O, gönne, daß mein Muth sich endlich zeige,
 Und, wenn ein Ungeheuer dir entging,
 Daß ich's besiegt zu deinen Füßen lege,
 Wo nicht, durch einen ehrenvollen Tod
 Mich aller Welt als deinen Sohn bewähre.

Theseus.

Was muß ich sehen? Welch ein Schreckniß ist's,
 Das, ringsum sich verbreitend, all die Meinen
 Zurück aus meiner Nähe schreckt? Rehr' ich
 So ungewünscht und so gefürchtet wieder,
 Warum, ihr Götter, erbracht ihr mein Gefängniß?
 — Ich hatte einen ein'gen Freund. Die Gattin
 Wollt' er dem Herrscher von Cypris rauben,
 Von blinder Liebeswuth bethört. Ungern
 Bot ich zum kühnen Frevel meinen Arm;
 Doch zürnend nahm ein Gott uns die Besinnung.
 Mich überraschte wehrlos der Tyrann;
 Den Waffenbruder aber, meinen Freund,
 Pirithous — o jammervoller Anblick! —
 Mußt' ich den Tigern vorgeworfen sehn,
 Die der Tyrann mit Menschenblute nährte.
 Mich selbst schloß er in eine finstre Gruft,
 Die, schwarz und tief, ans Reich der Schatten gränzte.
 Sechs Monate hatt' ich hilflos hier geschmachtet;
 Da sahen mich die Götter gnädig an;
 Das Aug der Hüter wußt' ich zu betrügen;
 Ich reinigte die Welt von einem Feind,
 Den eignen Tigern gab ich ihn zur Speise.
 Und jeto, da ich fröhlich heimgekehrt
 Und, was die Götter Theures mir gelassen,
 Mit Herzensfreude zu umfassen denke —
 Jetzt, da die Seele sich nach langem Durst
 An dem erwünschten Anblick laben will —
 Ist mein Empfang Entsetzen, Alles flieht mich.
 Entzieht sich meiner liebenden Umarmung,
 Ja, und ich selbst, von diesem Schrecken an-
 Geseckt, der von mir ausgeht, wünsche mich
 Zurück in meinen Kerker zu Cypris.
 — Sprich! Phädra klagt, daß ich beleidigt sey.
 Wer verrieth mich? Warum bin ich nicht gerächt?
 Hat Griechenland, dem dieser Arm so oft
 Klient, Zuflucht gegeben dem Verbrecher?
 Du gibst mir nichts zur Antwort. Solltest du's,
 Mein eignen Sohn, mit meinen Feinden halten?
 — Ich geh' hinein. Zu lang bewahr' ich schon
 Den Zweifel, der mich niederdrückt. Auf Einmal
 Will ich den Frevel und den Brevel kennen.
 Von diesem Schrecken, den sie bilden läßt,
 Soll Phädra endlich Rechenschaft mir geben.

Sechster Auftritt.

Hippolyt und Cheramen.

Hippolyt.

Was wollte sie mit diesen Worten sagen,
 Die mich durchschauerten? Will sie vielleicht,

Ein Raub jedes äußeren Gefühls,
 Sich selbst auflagen und sich selbst verderben?
 Was wird der König sagen, große Götter!
 Wie schwer verfolgt die Liebe dieses Haus!
 Ich selbst, ganz einer Leidenschaft zum Raube,
 Die er verdammt, wie hat mich Theseus einst
 Gesehen, und wie findet er mich wieder?
 Mir träben schwarze Ahnungen den Geist;
 Doch Unschuld hat ja Böses nicht zu fürchten.
 — Oehn wir, ein glücklich Mittel anzufinnen,
 Wie wir des Vaters Liebe wieder wecken,
 Ihm eine Leidenschaft gestehn, die er
 Verfolgen kann, doch nimmermehr erschüttern.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Theseus. Menone.

Theseus.

Was hör' ich! Götter! Solchen Angriff wagte
 Ein Nasender auf seines Vaters Ehre!
 Wie hart verfolgt du mich, ergrimmes Schicksal!
 Ich weiß nicht, was ich soll, nicht, was ich bin!
 O, wird mir solcher Dank für meine Liebe?
 Kluchwerthe That! Verdammliches Erkühnen!
 Und, seiner wilden Lust genug zu thun,
 Erlaubte sich der Freche gar Gewalt!
 Erkant hab' ich's, das Werkzeug seiner Wuth,
 Dies Schwert, zu edlern Dienst' ihm umgehungen;
 Nicht hielt ihn selbst die heil'ge Scheu des Bluts!
 Und Phädra säumte noch, ihn anzulagen,
 Und Phädra schwieg und schonte des Verräthers.

Menone.

Des unglücksel'gen Vaters schonte Phädra.
 Vom Angriff dieses Wüthenden beschämt
 Und dieser frevelhaften That, die sie
 Schuldlos entzündet, wollte Phädra sterben.
 Schon suchte sie die mörderische Hand,
 Das schöne Licht der Augen auszulöschen;
 Da fiel ich ihr in den erhobnen Arm.
 Ja, ich allein erhielt sie deiner Liebe.
 Und jetzt, o Herr, von ihrem großen Leiden,
 Von deiner Burcht gerührt, entdeckt' ich dir,
 Ich that's nicht gern, die Ursach' ihrer Thränen.

Theseus.

Wie er vor mir erblaßte, der Verräther!
 Er konnte mir nicht ohne Zittern nahn;
 Ich war erstaunt, wie wenig er sich freute!
 Sein frostiger Empfang erstickte schnell
 Die frohe Wallung meiner Zärtlichkeit.
 — Doch dieser Liebe frevelhafte That,
 O, sprich, verrieth sie sich schon in Athem?

Menone.

Denk' an die Klagen meiner Königin,
 O Herr! Aus einer frevelhaften Liebe
 Entsprang ihr ganzer Haß.

Theseus.

Und diese Liebe
 Entflammte sich von Neuem in Trözene?

Menone.

Herr, Alles, was geschehen, sag' ich dir! —
 Zu lang ließ ich die Königin allein
 In ihrem Schmerz; erlaube, daß ich dich
 Verlasse, Herr, und meiner Pflicht gehorche.

Menone geht ab.

Zweiter Auftritt.

Theseus. Hippolyt.

Theseus.

Da ist er! Götter! Dieser edle Anstand!
 Welch Auge würde nicht davon getäuscht!
 Darf auf der frechen Stirn des Ehebruchs
 Die heil'ge Majestät der Tugend leuchten?
 Wär' es nicht billig, daß der Schall im Herzen
 Durch ähne Zeichen sich verkündete?

Hippolyt.

Herr, darf ich fragen, welche düst're Wolke
 Dein königliches Angesicht umschattet?
 Darfst du es deinem Sohne nicht vertraun?

Theseus.

Darfst du, Verräther, mir vors Auge treten?
 Ungeheuer, das der Muth zu lang verschont!
 Unreiner Ueberrest des Raubgefühls,
 Von dem mein tapf'rer Arm die Welt befreite!
 Nachdem sich deine frevelhafte That
 Bis zu des Vaters Wette selbst verwogen,
 Zeigst du mir frech noch dein verhasstes Haupt?
 Hier an dem Ort, der deine Schande sah,
 Darfst du dich zeigen, und du wendest dich
 Nicht fremden fernen Himmelsstrichen zu,
 Wo meines Namens Schall nie hingebungen?
 Entflieh, Verräther! Reize nicht den Grimm,
 Den ich mit Muth bezwinge — Schwer genug
 Büß' ich dafür mit ew'ger Schmach, daß ich
 So frevelhaftem Sohn das Leben gab;
 Nicht auch dein Tod soll mein Gedächtniß schänden
 Und schwärzen meiner Thaten Glanz — Entflieh!
 Und, willst du nicht, daß eine schnelle Rache
 Dich den Frevlern, die ich straffe, beigeselle,
 Gib Acht, daß dich das himmlische Gestirn,
 Das uns erleuchtet, den verneigten Fuß
 Nie mehr in diese Gegend setzen sehe!
 Entflieh, sag' ich, ohne Wiederkehr!
 Reiß dich von dannen! Hart und reinige
 Vom Gräuel deines Anblicks meine Staaten!
 — Und du, Neptun, wenn je mein Arm dein Ufer
 Von Raubgefühlen säuberte, gedenk,
 Wie du mir einst zu meiner Thaten Lohn
 Gelobt, mein erstes Wünschen zu erhören!
 Nicht in dem Traug der langen Keckernoth
 Ersieht' ich dein unsterbliches Vermögen:
 Ich geigte mit dem Wort, das du mir gahst,
 Der dringenderen Noth sparr' ich dich auf.
 Jetzt steh' ich dich, Erschütterer der Erde,
 Nächst' einen Vater, der verrathen ist!
 Ein geb' ich diesen Frevler deinem Zorn!
 Erstick' in seinem Blut sein frech Gelüsten!
 An deinem Grimm laß deine Guld mich kennen!

Hippolyt.

Phädra verklagt mich einer strafbarn Liebe!
 Dies Uebermaß des Gräuels schlägt mich zu Boden.
 So viele Schläge, unvorgezahn, auf einmal,
 Zerschmettern mich und rauben mir die Sprache!

Theseus.

Verräther, dachtest du, es werde Phädra
 In feiges Schweigen deine Schuld begraben,
 So müßtest du beim Blieben nicht das Schwert,
 Das dich verdammt, in ihren Händen lassen.
 Du müßtest, deinen Frevel ganz vollendend,
 Mit einem Streich' ihr Stimm' und Leben rauben.

Hippolyt.

Mit Recht entrüßt von so schwarzer Lüge,
 Sollt' ich die Wahrheit hier vernehmen lassen;
 Doch, Herr, ich unterdrücke ein Geheimniß,
 Das dich betrifft, aus Ehrfurcht unterdrück' ich's.

Du, billige das Gefühl, das mir den Mund
Verschließt, und, statt dein Leiden selbst zu mehrern,
Prüfe mein Leben! Denke, wer ich bin!
Vor großen Trefeln gehen andre stets
Vorher; wer einmal aus den Schranken trat,
Der kann zuletzt das Heiligste verlegen.
Wie die Tugend, hat das Laster seine Grabe;
Nie sah man noch unschuld'ge Schüchternheit
In wilder Frechheit plötzlich übergehn.
Ein Tag macht keinen Mörder, keinen Schänder
Des Bluts aus einem tugendhaften Mann.
An einer Helbin keuscher Brust genährt,
Hab' ich den reinen Ursprung nicht verleugnet;
Aus ihrem Arm' hat Pittheus mich empfangen,
Der fromm vor allen Menschen ward geachtet;
Ich möchte mich nicht selbst zu rühmlich schildern;
Doch, ist mir einge Tugend zugesallen,
So denk' ich, Herr, der Abscheu eben war's
Vor diesen Gräueln, deren man mich zeist,
Was ich von je am Lautesten bekannt.
Den Ruf hat Hippolyt bei allen Griechen!
Selbst bis zur Nothheit trieb ich diese Tugend;
Man kennt die Härte meines strengen Sinns;
Nicht reiner ist das Licht, als meine Seele,
Und ein strafbares Feuer soll' ich nähren?

Theseus.

Ja, eben dieser Stolz, o Schändlicher,
Spricht dir das Urtheil. Deines Weiberhaffes
Verhaßte Quelle liegt nunmehr am Tag.
Nur Phädra rührte dein verkehrtes Herz,
Und fühllos war es für erlaubte Liebe.

Hippolyt.

Nein, nein, mein Vater, dieses Herz — nicht länger
Verberg' ich dir's — nicht fühllos war dies Herz
Für keusche Liebe! Hier zu deinen Füßen
Bekenn' ich meine wahre Schuld — Ich liebe,
Mein Vater, liebe gegen dein Verbot!
Aricia hat meinen Schwur — sie ist's,
Pallantes' Tochter, die mein Herz besiegte.
Sie bet' ich an, nur sie, wie sehr ich auch,
Herr, dein Gebot verlege, kann ich lieben.

Theseus.

Du liebst sie! — Nein, der Kunstgriff täuscht mich nicht.
Du gibst dich strafbar, um dich rein zu waschen.

Hippolyt.

Herr, seit sechs Wunden weid' ich — Lieb' ich sie!
Ich kam mit Zittern, dies Geständniß dir
Zu thun —

Da Theseus sich mit Unwillen abwendet

Woh mir! Kann nichts dich überzeugen?
Durch welche gräßliche Verheurungen
Soll ich dein Herz beruhigen — So möge
Der Himmel mich, so mögen mich die Götter —

Theseus.

Mit Meineid hilfst sich jeder Bösewicht.
Hör' auf, hör' auf, mit eitlen Worzgepräng
Mir deine Heucheltugend vorzurühmen!

Hippolyt.

Erheuchelt scheint sie dir. Phädra erzeigt mir
In ihrem Herzen wehe Gerechtigkeit.

Theseus.

Schamloser, deine Frechheit geht zu weit!

Hippolyt.

Wie lang soll ich verbannt seyn und wohin?

Theseus.

Und gingst du weiter als bis Hercules Säulen,
Noch glaub' ich dem Verräther mich zu nah.

Hippolyt.

Beladen mit so gräßlichem Verdacht,
Wo find' ich Freunde, die mir Mitleid schenken,
Wenn mich ein Vater von sich stößt?
Theseus.

Geh' hin!

Geh, suche die Freunde, die den Ehrbruch ehren,
Blutschande loben, schändliche, pflichtlose
Verräther ohne Schamgefühl und Ehre,
Werth, einen Schändlichen, wie du, zu schützen!

Hippolyt.

Du sprichst mir immerfort von Ehebruch,
Von — doch ich schwelge. Aber Phädra stammt
Von einer Mutter — Phädra ist erzeugt
Aus einem Blut, du weißt es, das vertrauter
Mit solchen Gräueln ist, als meines!

Theseus.

Ha!

So weit darf deine Frechheit sich vergessen
Mir in das Angesicht? Zum Letztenmal!
Aus meinen Augen! Geh' hinaus, Verräther!
Erwarte nicht, daß ich in Zorneswuth
Dich mit Gewalt von hinnen reissen lasse!

Hippolyt geht ab.

Dritter Auftritt.

Theseus, allein.

Geh', Glender! Du gehst in dein Verderben!
Denn bei dem Fluß, den selbst die Götter scheuen,
Gab mir Neptun sein Wort und hält's. Dir folgt
Ein Nachedämon, dem du nicht enttriffst.
— Ich liebte dich und fühle zum Voraus
Mein Herz bewegt, wie schwer du mich auch kränkest.
Doch zu gerechte Ursach gabst du mir,
Dich zu verdammen — Nein, gewiß, nie ward
Ein Vater mehr beleidigt — Große Götter,
Ihr seht den Schmerz, der mich zu Weiden drückt!
Kann' ich ein Kind so schlimmer Art erzeugen?

Vierter Auftritt.

Phädra. Theseus.

Phädra.

Ich komm', o Herr, von Schrecken hergetrieben,
Die Stimme deines Zorns drang in mein Ohr;
Der Drohung, fürch' ich, folgte rasch die That.
D. wenn's noch Zeit ist, schone deines Bluts!
Ich fleh dich drum — Erspare mir den Gräuel,
Daß es um Rache schreie wider mich.
D. gib mich nicht dem ew'gen Schmerz zum Raub,
D. gib ich den Sohn durch Vaters Hand gemordet!

Theseus.

Nein, Phädra, meine Hand besiedte sich
Mit meinem Blute nicht! Dennoch ist mir
Der Frevel nicht entwischt. Mit selber Rache
Wird eine Götterhand beschäftigt seyn.
Neptun ist mir sie schuldig. Sey gewiß:
Du wirst gerächt!

Phädra.

Neptun ist sie dir schuldig!

Was? Hättest du den Gott in deinem Zorn —

Theseus.

Wie? Fürchtest du, daß mich der Gott erhö're?
D. theile vielmehr mein gerechtes Flehn!
In aller Schwärze zeh' mir seine Schuld!
Erhöhe meinen allzuträgen Zorn!
Du kennest seine Frevel noch nicht alle.
Der Wüthende, er wagt's noch, dich zu schmäh'n;

Dein Mund sey voll Betrugs. Aricia habe
Sein Herz und seine Treu'. Er liebe sie.

Phädra.

Was?

Theseus.

Er behauptet's mir ins Angesicht!
Doch solchen Kunstgriff welsch ich zu verachten.
Schaff uns, Neptun, nur schnell Gerechtigkeit!
Ich gehe selbst, in seinem Tempel ihn
An sein unsterblich Ödterwort zu mahnen.

Er geht ab.

Fünfter Auftritt.

Phädra, allein.

Er geht — Welch eine Rede traf mein Ohr!
Welch kaum ersticktes Feuer zündet sich
Aufs Neu' in meinem Herzen an! O Schlag
Des Donners, der mich trifft! Unsel'ge Nachricht!
Ich flog hieher, ganz Eifer, seinen Sohn
Zu retten; mit Gewalt entriß ich mich
Den Armen der erschrockenen Denone;
Die Stimme des Gewissens wollte fliehen;
Wer weiß, wohin die Reue mich geführt!
Vielleicht glug ich so weit, mich anzuklagen.
Vielleicht, wenn man ins Wort mir nicht gefallen,
Entwischte mir die fürchterliche Wahrheit.
— Gefühl hat Hippolyt, und keins für mich!
Aricia hat sein Herz und seine Schwüre!
Ihr Ödter, da der Undankbare sich
Mir gegenüber mit dem stolzen Blick,
Mit dieser strengen Stirn bewaffnete,
Da glaubt' ich ihn der Liebe ganz verschlossen,
Gleich unempfindlich für mein ganz Geschlecht,
Und eine Andre doch wußt' ihn zu rühren!
Vor seinem Etolz fand eine Andre Gnade!
Vielleicht hat er ein lechzt zu rührend Herz;
Duc ich bin seinen Augen unerträglich!
Und ich bemühe mich, ihn zu vertheidigen!

Sechster Auftritt.

Phädra. Oenone.

Phädra.

O, weißt du, was ich jetzt vernahm, Oenone?

Oenone.

Nein, aber zitternd komm' ich her; ich wil's
Nicht leugnen. Mich erschreckte der Entschluß,
Der dich herausgeführt. Ich fürchtete,
Du müchtest dich in blindem Eifer selbst
Verrathen.

Phädra.

Ach, wer hält's geglaubt, Oenone!
Man liebte eine Andre!

Oenone.

Wie? Was sagst du?

Phädra.

Hippolyt liebt! Ich kann nicht daran zweifeln.
Ja, dieser schone Wilde, den die Ehrfurcht
Veleidigte, der Liebe gütlich flehn
Verschonte, dem ich niemals ohne Furcht
Genaht, der wilde Tiger ist gebändelt:
Aricia fand den Weg zu seinem Herzen.

Oenone.

Phädra.

O wie gefühlter Schmerz!
Zu welcher neuen Qual spart' ich mich auf!
Was ich erlitten bis auf diesen Tag,

Die Furcht, die Angst, die Maserelen alle
Der Leidenschaft, der Wahnsinn meiner Liebe,
Des innern Vorwurfs grauenvolle Pein,
Die Kränkung selbst, die unerträglich,
Verschmäht zu seyn, es war ein Anfang nur
Der Folterqualen, die mich jetzt zerreißen.
Sie lieben sich! Durch welches Zaubers Macht
Vermochten sie's, mein Auge so zu täuschen?
Wie sahn sie sich? seit wann? an welchem Ort?
Du wußtest drum: wie liebest du's gesehn
Und gabst mir keinen Wink von ihrer Liebe?
Sah man sie oft sich sprechen und sich suchen?
Der dunkle Wald verbarg sie? — Wehe mir!
Sie konnten sich in voller Freiheit sehn;
Der Himmel billigte ihr schuldlos Lieben;
Sie folgten ohne Vorwurf, ohne Furcht
Dem sanften Zug der Herzen. Hell und heller
Ging jedes Tages Sonne für sie auf!
Und ich, der traur'ge Auswurf der Natur,
Verborg mich vor dem Licht; der einz'ge Gott,
Den ich zu rufen wagte, war der Tod.
Ihn sah ich schon mit schnellen Schritten nah;
Mit Thränen nähr' ich mich, mit bitterm Gram',
Und selbst in meinen Thränen durst' ich nicht
Nach Herzenswünsche mich ersättigen!
Vom Blick der Neugier allzu scharf bewacht,
Genoß ich zitternd diese traur'ge Lust;
Ja, oft mußt' ich sie gänzlich mir versagen
Und unter heit'rer Stirn den Gram verbergen.

Oenone.

Was hoffen sie für Frucht von ihrer Liebe?
Sie werden nie sich wiedersehn!

Phädra.

Sie werden

Sich ewig lieben! Jetzt, indem ich rede,
Verlassen sie — o tödender Gedanke! —
Den ganzen Wahnsinn meiner Liebeswuth!
Umsonst verbannt man ihn: sie schwören sich's
Mit tausend Schwüren, nie sich zu verlassen.
Nein, ich ertrag's nicht, dieses Glück zu sehn,
Denone, das mir Hohn spricht — Habe Mitleid
Mit meiner eifersüchtigen Wuth! Aricia
Wird fallen! Man muß den alten Haß des König
Erregen wider dies verhaßte Blut!
Nicht leicht soll ihre Strafe seyn: die Schwester
Hat schwerer sich vergangen, als die Brüder.
In meiner Eifersucht, in meiner Wuth
Erlebe ich's von dem König!

Wie sie gehen will, hält sie stand: sie will nicht gehn.

Was will ich thun?

Wo reißt die Wuth mich hin? Ich eifersüchtig?
Und Theseus ist's, den ich erlösen will!
Mein Gatte lebt, und mich durchdrast noch Liebe!
Für wen? Um welches Herz wag' ich zu buhlen?
Es sträubt mir graufend jedes Haar empor;
Das Maß des Gräßlichen hab' ich vollendet.
Blutschande athm' ich und Betrug zugleich;
Ins Blut der Unschuld will ich, raschbeglühend,
Die Mörderhände tauchen — Und ich lebe!
Ich Glende! Und ich ertrag' es noch,
Zu dieser heil'gen Sonne aufzublicken,
Von der ich meinen reinen Ursprung zog.
Den Vater und den Oberherrn der Götter
Hab' ich zum Abherrn; der Olympus ist,
Der ganze Weltkreis voll von meinen Abneen.
Wo mich verbergen? Flieh' ich in die Nacht
Des Todtenreichs hinunter? Wehe mir!
Dort hält mein Vater des Geschickes Urne;
Das Los gab sie in seine strenge Hand;
Der Todten bleiche Schaaren richtet Minos.

Wie wird sein ernster Schatten sich entfegen,
Wenn seine Tochter vor ihn tritt, gezwungen,
In Treuen sich, zu Erduein zu bekennen;
Davon man selbst im Abgrund nie vernahm!
Was wirst du, Vater, zu der gräßlichen
Begrüßung sagen? Ach, ich sehe schon
Die Schreckensurne deiner Hand entfallen;
Ich sehe dich, auf neue Qualen sinnend,
Ein Fenster werden deines eignen Bluts.
Vergib mir! Ein erzürnter Gott verderbte
Dein ganzes Haus; der Wahnsinn deiner Tochter
Ist seiner Rache fürchterliches Werk!
Ach, von der schweren Schuld, die mich befiel,
Hat dieses traur'ge Herz nie Frucht geerntet!
Ein Raub des Unglücks bis zum letzten Hauch,
End' ich in Martern ein gequältes Leben.

Penone.

Verbanne endlich doch den leeren Schrecken,
Gebieten! Sieh' ein vergeißliches
Vergehn mit andern Augen an! Du liebst!
Nun ja! Man kann nicht wider sein Geschick.
Du warst durch eines Zaubers Macht verführt;
Ist Dies denn ein so nie erhörtes Wunder?
Wißt du die Götze, die der Liebe Macht
Empfindet? Die Schwache Menschen sind wir Alle;
Sterblich geboren, darfst du sterblich fehlen.
Ein altes Joch ist's, unter dem du leidest!
Die Götter selbst, die himmlischen dort oben,
Die auf die Frevler ihren Donner schleudern,
Sie braunten manchmal von verbotener Blut.

Phädra.

Was hör' ich? Welchen Rath darfst du mir geben?
So willst du mich denn ganz im Grund vergiften,
Unsel'ge! Sieh, so hast du mich verderbt!
Dem Leben, das ich floh, gabst du mich wieder;
Dein Flehen ließ mich meine Pflicht vergessen:
Ich flohe Hippolyt; du triebst mich, ihn zu sehn.
Wer trug dir auf, die Unschuld seines Lebens
Mit schändlicher Verschuldigung zu schwären?
Sie wird vielleicht sein Tod, und in Erfüllung
Seht seines Vaters mörderischer Muth.
— Ich will dich nicht mehr hören. Dahre hin,
Fluchwürdige Verführerin! Mich selbst
Laß sorgen für mein jammervolles Loos!
Möge dir's der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsegen seyn
Für Alle, die mit schändlicher Geschäftigkeit,
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen.
Und noch hinstoßen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworfenne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Jorn zu Freunden hat gegeben!

Sie geht ab.

Penone, allein.

Geopfert hab' ich Alles, Alles hab' ich
Gethan, um ihr zu dienen! Große Götter!
Das ist mein Lohn! Mir wird, was ich verdiene.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Hippolyt. Aricia. Jomene.

Aricia.

Du schwigst in dieser äußersten Gefahr?
Du lässest einen Vater, der dich liebt,
In seinem Wohn'! O, wenn dich meine Thränen

Nicht rühren, Grausamer, wenn du so leicht
Dich drein ergibst, mich ewig zu verlieren,
Geh' hin, verlaß mich, trenne dich von mir,
Doch sichere wenigstens zuvor dein Leben!
Vertheilige deine Ehre! Reinige dich
Von einem schändlichen Verbach! Erzwing's
Von deinem Vater, seinen blut'gen Wunsch
Zu widerrufen! Noch ist's Zeit. Warum
Das Feld frei lassen deiner blut'gen Feindin?
Verständige den Thesens!

Hippolyt.

Hab' ich's nicht

Gethan? Soll' ich die Schande seines Bettes
Enthüllen ohne Schonung und die Stirn
Des Vaters mit unwürd'ger Röthe färben?
Du allein durchdrangst das gräßliche Geheimniß;
Dir und den Göttern nur kann ich mich öffnen.
Dir konnt' ich nicht verbergen, was ich gern
Mir selbst verbarg — Urtheil, ob ich dich liebe!
Jedoch bedenke, unter welchem Siegel
Ich dir's vertraut! Vergiß, wenn's möglich ist,
Was ich gesagt, und deine reinen Lippen
Besetze nie die gräßliche Geschichte!
Laß' uns der Götter Willigkeit vertrauen;
Ihr eigner Vortheil ist's, mir Recht zu schaffen,
Und früher oder später, sey gewiß,
Wird Phädra schmachvoll ihr Verbrechen büßen.
Hierin allein leg' ich dir Schonung auf;
Drei folg' ich meinem Jorn' in allem Andern.
Verlaß die Knechtschaft, unter der du lebstest!
Wag's, mir zu folgen! theile meine Bluth!
Entreiß dich diesem unglücksel'gen Ort,
Wo Unschuld eine schwere Gifflust athmet!
Jetzt, da mein Unfall allgemeinen Schrecken
Verbreitet, kannst du unbemerkt entkommen.
Die Mittel geb' ich dir zur Flucht; du hast
Bis jetzt noch keine Wächter als die meinen.
Und stehen mächtige Beschützer bei;
Argos und Sparta reichen uns den Arm.
Komm! Bieten wir für unsre gute Sache
Die Hülfe deiner, meiner Freunde auf!
Ertragen wir es nicht, daß Phädra sich
Vereichre mit den Trümmern unsers Glücks,
Uns unserm Erb' uns treibe, dich und mich,
Und ihren Sohn mit unserm Raube schmücke!
Komm', eilen wir! Der Augenblick ist günstig.
— Was fürchtest du? Du scheinst dich zu bedenken.
Dein Vortheil ja macht einzig mich so kühn,
Und lauter Eis bist du, da ich voll Blut?
Du fürchtest, dich dem Flüchtling zu gesellen?

Aricia.

— schönes Loos, mich so verbannt zu sehn!
Gefühlet an dein Geschick, wie selig froh
Wollt' ich von aller Welt vergessen leben!
Loch, du so schönes Band uns nicht vereint,
Erlaubt's die Ehre mir, mit dir zu flieh'n?
Aus deines Vaters Macht kann ich mich wohl
Belohn der strengsten Ehre unbeschadet:
Das heißt sich lieben Freunden nicht entreißen;
Flucht ist erlaubt, wenn man Tyrannen flieht.
Doch, Herr — du liebst mich — Furcht für meine
Ehre —

Hippolyt.

Nein, nein, zu heilig ist mir deine Ehre!
Mit edlerem Entschlusse kam ich her.
Blieh deinen Feind und folge deinem Gatten!
Drei macht uns unser Unglück. Wir sind Niemande.
Drei können wir jetzt Herz und Hand verschenken,
Die Backeln stüb's nicht, die den Hymen weihen.

Unfern dem Thor Argens, bei jenen Oravern,
Wo meiner Ahnherren alte Male sind,
Stellt sich ein Tempel dar, furchtbar dem Melneid.
Hier wagt man keinen falschen Schwur zu thun:
Denn schnell auf das Verbrechen folgt die Rache;
Das Graun des unvermeidlichen Geschicks
Gält unter fürchterlichem Zaum die Lüge.
Dort laß' uns hingehn und den heil'gen Bund
Der ew'gen Liebe feierlich geloben!
Den Gott, der dort verehrt wird, nehmen wir
Zum Zeugen; Beide stehen wir ihn an,
Daß er an Vaters Statt uns möge seyn!
Die heiligsten Gottheiten ruß' ich an,
Die keusche Diane, die erhabne Juno,
Sie Alle, die mein liebend Herz erkannt,
Sie ruß' ich an zu meines Schwures Bürgen!

Aricia.

Der König kommt. O, fliehe eilends, fliehe!
Um meine Flucht zu bergen, well' ich noch.
Geh, geh', und laß' mir einen treuen Freund,
Der meinen bangen Schritt zu dir geleite.

Hippolyt geht ab.

Zweiter Auftritt.

Theseus. Aricia. Ismene.

Theseus

im Eintreten für sich.

Ihr Götter, schaff mir Licht in meinem Zweifel!
Deckt mir die Wahrheit auf, die ich hier suche!

Aricia zu Ismene.

Halt! Alles zu der Flucht bereit, Ismene!

Ismene geht ab.

Dritter Auftritt.

Theseus. Aricia.

Theseus.

Du entschäfst dich, Königin? Du scheinst erschrocken!
Was wollte Hippolyt an diesem Ort?

Aricia.

Er sagte mir ein ewig Lebewohl.

Theseus.

Du wußtest dieses stolze Herz zu rühren,
Und deine Schönheit lehrte ihn die Liebe.

Aricia.

Wahr ist's, o Herr! den ungerechten Haß
Hat er von seinem Vater nicht geerbt,
Hat mich nicht als Verbrecherin behandelt.

Theseus.

Ja, ja, ich weiß. Er schwor dir ew'ge Liebe;
Doch baue nicht auf dieses falsche Herz!
Auch Andern schwor er eben Das.

Aricia.

Er that es?

Theseus.

Du hättest ihn beständ'ger machen sollen!
Wie ertrugst du diese gräßliche Gemeinschaft?

Aricia.

Und wie erträgst du, daß die gräßliche
Beschuldigung das schönste Leben schmäh't?
Kennst du sein Herz so wenig? Kannst du Schuld
Von Unschuld denn so gar nicht unterscheiden?
Wußt ein verhaßter Rebel deinem Aug'
Allen die hohe Reinigkeit verbergen,
Die hell in Aller Augen strahlt? Du hast
Zu lang' ihn falschen Zungen preisgegeben.
Geh' in dich, Herr! Verneue, widerrufe
Die blut'gen Wünsche! Fürchte, daß der Himmel

So sehr dich hasse, um sie zu gewähren!
Oft nimmt er unser Opfer an im Horn'
Und straft durch seine Gaben unsre Frevel.

Theseus.

Nehn, nehn, umsonst bedeckst du sein Vergehn!
Dich blendet Liebe zu dem Undankbaren.
Ich halte mich an zuverläss'ge Zeugen;
Ich habe wahre Thränen fließen sehn.

Aricia.

Sieh Acht, o Herr! Unzähl'ge Ungeheuer
Vertilgte deine tapfre Hand; doch Alles
Ist nicht vertilgt, und leben ließeß du
Noch ein — Dein Sohn verwehrt mir fortzufahren:
Des Vaters Ehre, weiß ich, ist ihm heilig;
Ich würd' ihm weh thun, wenn ich endete.
Nachsehr' ich seiner edeln Scham und flieh'
Aus deinen Augen, um nicht mehr zu sagen.

Sie geht ab.

Vierter Auftritt.

Theseus, allein.

Was kann sie meinen? Was verhüllen mir
Die halben Worte, die man nie vollendet?
Will man mich hintergehn? Versiehn sich Beide
Zusammen, mich zu ängstigen? — Doch ich selbst?
Trotz meines schweren Jornes, welche Stimme
Des Jammers ruft in meiner tiefsten Seele?
Ein heimlich Mitleid rührt mich wunderbar.
Zum zweitenmal laßt uns Denonen fragen:
Den ganzen Frevel will ich hell durchschauen.

Zu der Wache.

Denone komme vor mich, und allein!

Fünfter Auftritt.

Theseus. Panope.

Panope.

Ich weiß nicht, Herr, worauf die Fürstin sinnt,
Doch ihre Schwermuth läßt mich Alles fürchten.
In ihren Zügen malt sich die Verzweiflung,
Und Todesblässe deckt ihr Angesicht.
Schon hat Denone sich, die sie mit Schmach
Verließ, ins tiefe Meer binabgestürzt.
Man weiß den Grund nicht der Verzweiflungsthat;
Vor unserm Aug verschlungen sie die Wellen.

Theseus.

Was hör' ich!

Panope.

Doch ihr Tod hat Phädra nicht beruhigt,
Ja, steigend immer mehrt sich ihre Angst.
Wald stürzt sie sich im heftigen Gefühl'
Auf ihre Kinder, hadet sie in Thränen,
Als brächt' es Linderung ihrem großen Schmerz',
Und plötzlich stößt sie sie mit Grauen weit
Von sich, das Herz der Mutter ganz verlungend.
Sie schweift umher mit ungewissem Schritt',
Ihr irrer Blick scheint uns nicht mehr zu kennen;
Dreimal hat sie geschrieben, dreimal wieder
Den Brief zerrissen, ihre Meinung ändernd.
O, eile, sie zu sehen! sie zu retten!

Theseus.

Denone tod, und Phädra stirbt! Ihr Götter!
— Ruft meinen Sohn zurück! Er komme, spreche,
Vertheidige sich! Ich will ihn hören! Eilt!

Panope geht ab.

O, nicht zu rasch, Neptun, erzeige mir
Den blut'gen Dienst! Magst du mich lieber nie erhören!

In viel vielleicht vertraut' ich falschen Zeugen;
In rasch hab' ich die Hand zu dir erhoben!
Weß mir! Verzweiflung hätt' ich mir erseht!

Sechster Auftritt.

Theseus. Theramen.

Theseus.

Wißt du es, Theramen? Wo bleibt mein Sohn?
Dir hab' ich ihn als zartes Kind vertraut!
Doch was bedeuten diese Thränen, sprich,
Die ich dich weinen seh? — Was macht mein Sohn?

Theramen.

O allzu späte, überflüss'ge Sorgfalt!
Fruchtlose Vaterliebe! Hippolyt
— Ist nicht mehr!

Theseus.

Götter!

Theramen.

Sterben sah ich ihn,
Den Edelsten der Sterblichen und auch
Den mindest Schuldigen, ich darf es sagen.

Theseus.

Mein Sohn ist todt! Weß mir! Jetzt, da ich ihn
Die Arme öffnen will, beschleunigen
Die Götter ungeduldig sein Verderben!
Welch Unglück hat ihn, welcher Vlist entraft?

Theramen.

Raum sahen wir Trüene hinter uns —
Er war auf seinem Wagen, um ihn her
Still, wie er selbst, die trauernden Begleiter,
Tief in sich selbst gekehrt folgt' er der Straße,
Die nach Mycenä führt, die lassen Jügel
Nachlässig seinen Pferden überlassend.
Die stolzen Thiere, die man seinem Rufe
Mit edler Hufe sonst gehorchen sah,
Sie schlenen jetzt, starr blickend und das Haupt
Gesenkt, in seine Schwermuth einzustimmen —
Plötzlich zerriß ein schreckenvoller Schrei,
Der aus dem Meer' aufstieg, der Lüste Stille,
Und schwer aufsteigend aus der Erde Schoß
Antwortet eine fürchterliche Stimme
Dem grausenvollen Schrei'. Es trat uns Allen
Eiskalt bis an das Herz hinan; aufhorchten
Die Kasse, und es sträubt' sich ihre Mähne.
Indem erhebt sich aus der flüss'gen Ebne
Mit großem Wallen hoch ein Wasserberg,
Die Woge naht sich, öffnet sich und speit
Vor unsern Augen, unter Blüten Schaums,
Ein wüthend Unthier aus. Furchtbare Hörner
Bewaffnen seine breite Stirne; ganz
Bedeckt mit gelben Schuppen ist sein Leib;
Ein grimm'ger Stier, ein wilder Drache ist's;
In Schlangenwindungen krümmt sich sein Rücken.
Sein hohles Brüllen macht das Ufer zittern,
Das Echoesal steigt der Himmel mit Entsetzen,
Auf bebt die Erde, weit verpefekt ist
Von seinem Hauch die Luft, die Woge flüßt,
Die es heran trug, springt zurück mit Brausen.
Alles entflieht und sucht, weil Gegenwehr
Umsonst, im nächsten Tempel sich zu retten.
Nur Hippolyt, ein wahr'ger Heldensohn,
Galt seine Werke an, saßt sein Geschick,
Bleibt auf das Unthier, und, aus starrer Hand
Den mächt'gen Wurffpieß schleudernd, schlägt er ihm
Tief in den Weichen eine weiße Wunde.
Auf springt das Ungethüm vor Wuth und Schmerz,
Stürzt vor den Pferden brüllend hin, wälzt sich

Und gähnt sie an mit weitem flammendem Rachen,
Der Rauch und Blut und Feuer auf sie speit.
Sie rennen schon davon, nicht mehr dem Ruf
Der Stimme, nicht dem Jügel mehr gehorchend.
Umsonst strengt sich der Führer an; sie röhren
Mit blut'gem Geister das Geßiß; man will
Sogar in dieser schrecklichen Verwirrung
Einen Gott gesehen haben, der den Stachel
In ihre staubbedeckten Lenden schlug.
Duer durch die Felsen reißt die Furcht sie hin,
Die Achse kracht, sie bricht; dein kühner Sohn
Sieht seinen Wagen morsch in Stücke fliegen,
Er selbst stürzt und verwirrt sich in den Jügel.
— O Herr, verzeihe meinen Schmerz! Was ich
Jetzt sah, wird ew'ge Thränen mir entlocken.
Ich sahe deinen heldenmüth'gen Sohn,
Sah ihn geschleift, o Herr, von diesen Rassen,
Die er gesättet mit der eignen Hand.
Er will sie stehen machen; seine Stimme
Erschreckt sie nur: sie rennen um so mehr.
Wald ist sein ganzer Leib nur eine Wunde.
Die Ebne hallt von unserm Klagegeschrei';
Ihr wüthend Ungethüm läßt endlich nach;
Sie halten still, unsern den alten Gräbern,
Wo seine königlichen Ahnen ruhn.
Ich eile seufzend hin, die Andern folgen,
Der Spur nachgehend seines edeln Bluts;
Die Felsen sind davon gefährdet; es tragen
Die Dornen seiner Haare blut'gen Raub.
Ich lange bei ihm an, ruh' ihn mit Namen;
Er streckt mir seine Hand entgegen, öffnet
Ein sterbend Aug' und schließt es alebald wieder:
„Der Himmel,“ spricht er, „entreißt mir mit Gewalt
„Ein schuldlos Leben. O, wenn ich dahin,
„Nimm theurer Freund, der ganz verlassen
„Aricia dich an! — Und, kommt dereinst
„Mein Vater zur Erkenntniß, jammert er
„Um seinen fälschlich angeklagten Sohn,
„Sag' ihm, um meinen Schatten zu versöhnen,
„Wög' er an der Gefangenen gütig handeln,
„Ihr wiedergeben, was —“ Hier hauchte er
Die Heldenseele aus; in meinen Armen
Blieb ein entstellter Leichnam nur zurück,
Ein traurig Denkmal von der Götter Zorn,
Unkenntlich selbst für eines Vaters Auge!

Theseus.

O süße Hoffnung, die ich selbst mir raubte!
Mein Sohn! mein Sohn! Ihr unerweichte Götter,
Mir habt ihr nur zu gut gedient! — Mein Leben
Hab' ich dem ew'gen Jammer aufgespart!

Theramen.

Aricia kam jetzt, entschlossen kam sie,
Vor ihrem Zorn zu stehen, im Angesicht
Der Götter ihn zum Vatten zu empfangen.
Sie nähert sich, sie steht das Gras gedübelt
Und rauchend noch, sie steht — steht Hippolyt —
O, wie ein Anblick für die Liebende! —
Dahin gestreckt, gestalllos, ohne Leben!
Sie will noch jetzt an ihrem Unglück zweifeln;
Ihr Aug' erkennt nicht mehr die theuren Züge;
Sie steht ihr vor sich, und sie sucht ihn noch.
Doch, als es endlich schrecklich sich erklärt,
Da klagt ihr Schmerzensbild die Götter an.
Und mit gebrochnem Eufzer, halb entseelt,
Entsinkt sie bleich zu des Geliebten Füßen.
Jomene ist bei ihr und ruft sie weinend
Zum Leben, ach! zum Schmerz vielmehr, zurück.
Und ich, das Licht der Sonne hassend, kam,
Den letzten Willen dieser Heldenseele

Dir Schuld zu thun, o Herr, und mich des Amtes,
Das er mir sterbend auftrug, zu entladen.
— Doch hier erblick' ich seine blut'ge Gelubin.

Siebenter und letzter Auftritt.

Theseus. Phädra. Theramen. Panope.

Theseus.

Nun wohl, du hast gesiegt, mein Sohn ist todt.
Ach, wie gerechten Grund hab' ich, zu fürchten!
Welch grausamer Verdacht erhebt sich furchtbar
In mir und spricht ihn frei in meinem Herzen!
Doch — er ist todt! Unschuldig oder schuldig!
Nimm hin dein Opfer! Freu dich seines Falls!
Ich will'ge drein, mich ewig zu betrügen!
Du klagst ihn an, so sey er ein Verbrecher!
Schon genug der Thränen kostet mir sein Tod;
Nicht brauch' ich's, ein verhaßtes Licht zu suchen,
Das meinem Schmerz' ihn doch nicht wieder gibt,
Vielleicht das Maß nur meines Unglücks füllt.
Laß mich, weit, weit von dir und diesem Ufer
Das Schreckbild fliehen des zerrissnen Sohns!
Heraus fliehn möcht' ich aus der ganzen Welt,
Um dieser Dual-Grinnung zu entweichen.
Was mich umgibt, rückt mir mein Unrecht vor;
Zur Strafe wird mir jetzt mein großer Name;
Minder bekannt, verbürg' ich mich so mehr;
Die Huld sogar der Götter muß ich hassen;
Beweinen will ich ihre blut'ge Günst;
Mein eitles Flehn soll sie nicht mehr bestürmen.
Was sie auch für mich thun, ihr traur'ger Eifer
Ersetzt mir nie mehr, was er mir geraubt!

Phädra.

Es sey genug des ungerechten Schweigens,
Theseus! Recht widerfahre deinem Sohn!
Er war nicht schuldig.

Theseus.

O ich unglücksel'ger Vater!
Weh mir, und auf dein Wort verdammt' ich ihn!
Grausame, damit glaubst du dich entschuldigt?

Phädra.

Die Zeit ist kostbar. Theseus, höre mich!
Ich selbst war's, die ein lasterhaftes Auge
Auf deinen keuschen Sohn zu richten wagte.
Der Himmel zündete die Unglücksflamme
In meinem Busen an — Was nun geschah,
Vollführte die verdammlische Denone.
Sie fürchtete, daß Hippolyt, empört
Von meiner Schuld, sie dir entdecken möchte,
Und eilte, die Verrätherin, weil ich
Nur schwach ihr Widerstand, ihn anzuklagen.
Sie hat sich selbst gerichtet und, verbannt
Aus meinem Angesicht, im Schoß des Meers
Allen gelinden Untergang gefunden.
Mein Schicksal würde längst ein schneller Stahl
Geendigt haben; doch dann schmachtete
Nur unter schimpflichem Verdacht die Tugend.
Um meine Schuld dir reuend zu gestehn,
Wähl' ich den langsamern Weg zum Grabe.
Ein Gift flößt' ich in meine glühenden Aderu,
Das einst Medea nach Athen gebracht;
Schon fühl' ich es zu meinem Herzen steigen;
Mich faßt ein fremder, nie gefühlter Frost.
Schon seh' ich nur durch einer Wolke Flor
Den Himmel und das Angesicht des Vaters,
Den meine Gegenwart entehrt. Der Tod
Raubt meinem Aug das Licht und gibt dem Tag,
Den ich besteckte, seinen Glanz zurück.

Panope.

Ach, Herr, sie stirbt!

Theseus.

O, färbe doch mit ihr
Auch die Erinnerung so schwarzer That!
Komm, laß uns nunmehr, da wir unser Unrecht,
Ach, nur zu hell erkennen, mit dem Blut
Des lieben Sohnes unsre Thränen mischen!
Komm, seine theuren Reite zu umfassen
Und unsers Wunsches Wahnstinn abzubüßen!
Wie er's verdiente, soll ihm Ehre werden,
Und, kann es seine aufgebrachten Mänu
Besänftigen, sie, die er liebte, nehm' ich
Zur Tochter an, was auch ihr Stamm verschuldet.

Der Parasit

oder

die Kunst, sein Glück zu machen.

Ein Lustspiel nach dem Französischen.

Personen:

Narbonne, Minister.
Madame Belmont, seine Mutter.
Charlotte, seine Tochter.
Selicour,
La Roche, } Eubalternen des Ministers.
Firmin, }

Karl Firmin, des Lepstern Sohn, Lieutenant.

Michel, Kammerdiener des Ministers.

Robineau, ein junger Bauer, Selicours
Wetter.

Die Scene ist zu Paris in einem Vorgemach des Ministers.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Firmin, der Vater, und Karl Firmin.

Karl. Welch glücklicher Zufall! — Denken Sie doch, Vater! —

Firmin. Was ist's?

Karl. Ich habe sie wieder gefunden.

Firmin. Wen?

Karl. Charlotten. Seitdem ich in Paris bin, suchte ich sie an allen öffentlichen Plätzen vergebens — und das Erstmal, daß ich zu ihnen aufs Bureau komme, führt mein Glückstern sie mir entgegen.

Firmin. Aber wie denn? —

Karl. Denken Sie doch nur! Dieses herrliche Mädchen, das ich zu Colmar im Haus ihrer Tante besuchte — diese Charlotte, die ich liebe und ewig lieben werde — sie ist die Tochter! —

Firmin. Wessen?

Karl. Ihres Principals, des neuen Ministers. — Ich kannte sie immer nur unter dem Namen Charlotte.

Firmin. Sie ist die Tochter?

Karl. Des Herrn von Narbonne.

Firmin. Und du liebst sie noch?

Karl. Mehr als jemals, mein Vater! — Sie hat mich nicht erkannt, glaub' ich; ich wollte ihr eben meine Verbeugung machen, als Sie hereintrat. — Und gut, daß Sie mich störten! Denn was hätte zu ihr sagen können! Meine Verwirrung mußte ihr sichtbar werden und meine Gefühle verrathen! — Ich beherrsche mich nicht mehr. Seit den sechs Monaten, daß ich von ihr getrennt bin, ist sie mein einziger Gedanke — sie ist der Inhalt, die Seele meiner Gedichte — der Beifall, den man mir gewollt, ihr allein gebührt er: denn meine Liebe ist der Gott, der mich beglückt.

Firmin. Ein Wort und ein Verliebter überredet sich Vieles, wenn er zwanzig Jahre alt ist. — Auch ich habe

in deinen Jahren meine Verse und meine Zeit verloren. — Schade, daß über dem schönen Wahn des Lebens beste Hälfte dahin geht. — Und wenn doch nur wenigstens einige Hoffnung bei dieser Liebe wäre! — Aber nach etwas zu streben, was man niemals erreichen kann! — Charlotte Narbonne ist eines reichen und vornehmen Mannes Tochter — Unser ganzes Reichthum ist meine Stelle und keine Lieutenantssage.

Karl. Aber ist Das nicht ein Wenig Ihre eigene Schuld, mein Vater? Verteilen Sie! Mit Ihren Fähigkeiten, wernach könnten Sie nicht streben! Wollten Sie Ihren Werth geltend machen, Sie wären vielleicht selbst Minister, anstatt sein Commis zu seyn, und Ihr Sohn dürfte ungeschont seine Ansprüche zu Charlotten erheben.

Firmin. Dein Vater ist das größte Genie, wenn man dich hört! Laß gut seyn, mein Sohn! Ich weiß besser, was ich werth bin! Ich habe einige Übung und bin zu brauchen — Aber wie viele ganz andere Männer, als ich bin, bleiben im Dunkeln und sehen sich von unverschämten Glückspilzen verrängt — Nein, mein Sohn! Laß uns nicht zu hoch hinaus wollen!

Karl. Aber auch nicht zu wenig auf uns halten! Wo? Sollten Sie nicht unendlich mehr werth seyn, als Aler Selicour, Ihr Vorgesetzter — dieser aufgeblasene Hohlkopf, der unter dem vorigen Minister Alles machte, er sich durch Niederträchtigkeiten in seine Gunst einschmeichelte, Stellen vergab, Pensionen erschlück, und der jetzt auch schon bei dem neuen Minister Alles gilt, wie ich höre?

Firmin. Was hast du gegen diesen Selicour? Wird sein Verschänt nicht gethan, wie es seyn soll?

Karl. Ja, weil Sie ihm helfen. — Sie können nicht leugnen, daß Sie drei Viertel seiner Arbeit verrichten.

Firmin. Man muß einander wechselseitig zu Gefallen seyn. Verzieh' ich seine Stelle, so versichert er auch oft die meinige.

Karl. Ganz recht! Darum sollten Sie an seinem Plage stehen, und er an dem Ihren.

Firmin. Ich will keinen Andern aus seinem Plaze verdrängen und bin gern da, wo ich stehe, in der Dunkelheit.

Karl. Sie sollten so hoch streben, als Sie reichen können — Daß Sie unter dem vorigen Minister sich in der Entfernung hielten, machte Ihrer Denkart Ehre, und ich bewunderte Sie darum nur desto mehr. — Sie fühlten sich zu edel, um durch die Gunst erlangen zu wollen, was Ihrem Verdienst gebührte. Aber Marbomme, sagt man, ist ein vortrefflicher Mann, der das Verdienst auffucht, der das Gute will. Warum wollen Sie aus übertriebener Bescheidenheit auch jetzt noch der Unfähigkeit und Intrigue das Feld überlassen?

Firmin. Deine Leidenschaft verführt dich, Selicours Zehrer und mein Verdienst zu übertreiben. — Sey es auch, daß Selicour für sein mittelmäßiges Talent zu hoch hinaus will, er ist redlich und meint es gut. Mag er seine Arbeit thun oder durch einen Andern thun lassen — wenn sie nur gethan wird! — Und, gesetzt, er tauge weniger, tauge ich um dessentwillen mehr? Wächst mir ein Verdienst zu aus seinem Unwerth? Ich habe mir bisher in meiner Verborgenheit ganz wohl gefallen und nach keinem höhern Ziel gestrebt. Soll ich in meinem Alter meine Gesinnung ändern? Mein Plaz sey zu schlecht für mich! Immerhin! Weit besser, als wenn ich zu schlecht für meine Stelle wäre.

Karl. Und ich müßte also Charlotten entsagen!

Zweiter Auftritt.

La Roche. Beide Firmin.

Firmin. Kommt da nicht La Roche?

La Roche, *niederbegeugt* Er selbst.

Firmin. So schwermüthig? Was ist Ihnen bequeen?

La Roche. Sie gehen aufs Bureau! Wie glücklich sind Sie! — Ich — ich will den angenehmen Morgen genießen und auf dem Wall promeniren.

Firmin. La Roche! Was ist Das? Sollten Sie nicht mehr —

La Roche *zuckt die Achseln.* Nicht mehr. — Mein Plaz ist vergeben. Seit gestern Abend hab' ich meinen Kaufpass erhalten.

Karl. Um Gotteswillen!

La Roche. Meine Frau weiß noch nichts davon. Lassen Sie sich ja nichts gegen sie merken. Sie ist krank: sie würde den Tod davon haben.

Karl. Sorgen Sie nicht. Von uns soll sie nichts erfahren.

Firmin. Aber sagen Sie mir, La Roche, wie —

La Roche. Hat man mir das Geringste vorgeworfen? Ich will mich nicht selbst loben; aber ich kann ein Register halten, meine Correspondenz führen, denk' ich, so gut als ein Anderer. Ich habe keine Schulden, gegen meine Sitten ist nichts zu sagen. — Auf dem Bureau bin ich der Erste, der kommt, und der Letzte, der abgeht, und doch verabschiedet!

Firmin. Wer Sie kennt, muß Ihnen das Zeugniß geben.

Karl. Aber wer kann Ihnen diesen schlimmen Dienst geleistet haben?

La Roche. Wer? Es ist ein Acundschaftsdiener von dem Selicour.

Karl. Ist's möglich?

La Roche. Ich hab' es von guter Hand.

Firmin. Aber wie?

La Roche. Der Selicour ist aus meinem Ort, wie Sie wissen. Wir haben Beide gleiches Alter. Sein Visschen Schreiben hat er von mir gelernt, denn mein Vater war Cantor in unserm Dorf. Ich hab' ihn in die Geschäfte eingeführt. Zum Dank dafür schickt er mich jetzt

fort, um, ich weiß nicht, welchen Vetter von dem Kammerdiener unsers neuen Ministers in meinen Plaz einzuschieben.

Karl. Ein faubres Plänchen!

Firmin. Aber wäre da nicht noch Rath zu schaffen?

La Roche. Den erwart' ich von Ihnen, Herr Firmin! — Zu Ihnen wollt' ich mich eben wenden. — Sie denken rechtschaffen. — Hören Sie! Um meine Stelle ist mir's nicht zu thun; aber rächen will ich mich. Dieser unverschämte Vube, der gegen seine Obern so geschmeichlig, so kriechend ist, glaubt einem armen Schlucker, wie ich bin, ungestraft ein Bein unterschlagen zu können. — Aber nimm dich in Acht, Freund Selicour! — Der verachtete Gegner soll dir sehr ernsthafte Händel anrichten! — Und sollt' es mir meine Stelle, meine Versorgung auf immer kosten — ich muß Rache haben! Für meine Freunde gehe ich ins Feuer; aber meine Feinde mögen an mich denken!

Firmin. Nicht doch, lieber La Roche! — Vergeben und Vergeben ist die Rache des braven Mannes.

La Roche. Keine Varnherzigkeit, Herr, mit den Schelmen! Schlechte Vursche zu entlarven, ist ein gutes, ein verdienstliches Werk. — Seine Stelle, Das wissen Sie recht gut, gebührt von Gott und Rechts wegen Ihnen — und Das aus mehr als einem Grund. Aber arbeitet, zerschwitzet euch, laßt's euch sauer werden, ihr habt doch nur Zeit und Mühe umsonst vergeudet! Wer fragt nach eurem Verdienste? wer bekümmert sich darum? — Arriecht, schmeichelt, macht den Krumbuckel, streicht den Ragenschwanz, Das empfiehlt seinen Mann! Das ist der Weg zum Glück und zur Ehre! — So hat's dieser Selicour gemacht, und ihr seht, wie wohl er sich dabei befindet!

Firmin. Aber thun Sie dem guten Manne nicht Unrecht, lieber La Roche?

La Roche. Ich ihm Unrecht! Nun, nun — ich will mich eben für keinen tiefen Menschenkenner geben; aber diesen Selicour, den seh' ich durch! den hab' ich — ich kenne mich selbst nicht so gut, als ich den kenne. — Schon in der Schule sah man, welch Krüchtlchen Das geben würde! Das schwänzelte um den Lehrmeister herum und wußte sich fremdes Verdienst zuweigen und seine Eier in fremde Nester zu legen. Das erschrad vor seiner Niederrichtigkeit, um sich einzuschmeicheln, einzunisten. Als er älter ward, ging Das alles ins Große. Bald triebte er den Heuchler, bald den Zwagemacher, wie's die Zeit beifalte: mit jedem Winde wußt' er zu segeln. Denken Sie nicht, daß ich ihn verleumde! Man weiß, wie es unter dem vorigen Minister zugeh. — Nun, er ist todt — ich will ihm nichts Böses nachreden. — Aber wie wußte dieser Selicour seinen Schwächen, seinen Fehlern durch die schändlichsten Kupplerdienste zu schmeicheln! — Und, kaum fällt der Minister, so ist er der Erste, der ihn verläßt, der ihn verleugnet!

Karl. Aber wie kann er sich bei dem neuen Herrn behaupten, der ein so würdiger Mann ist?

La Roche. Wie? Mit Heucheln. Der weiß sich nach seinen Venten zu richten und seinen Charakter nach den Umständen zu verändern. Nach auf eine gute Handlung kommt's ihm nicht an, wenn dabei etwas zu gewinnen ist, so wenig, als auf ein Vudennück, wenn es zum Zwecke führt.

Karl. Aber Herr Marbomme hat einen durchdringenden Geist und wird seinen Mann bald ausgesunden haben.

La Roche. Das ist's eben, was er fürchtet. — Aber, so leer sein Kopf an allen nützlichen Kenntnissen ist, so reich ist er an Kniffen. — So, zum Beispiel, spielt er den Ueberhäufsten, den Geschäftsvollen und weiß dadurch jeder gründlichen Unterredung zu entschlüpfen, wo seine Unwissenheit aus Licht kommen könnte. — Uebrigens trägt er sich mit seinen kleinen Projecten; ich kenne sie recht gut, ob er sie gleich tief zu verbergen glaubt.

Sirmin. Wie so? Was sind Das für Projecte?

La Roche. Narbonne, der bei dem Gouvernement jetzt sehr viel zu sagen hat, sucht eine fähige Person zu einem großen Gesandtschaftsposten. Er hat die Präsentation; wen er dazu empfiehlt, Der ist's. Nun hat dieser Narbonne auch eine einzige Tochter, siebenzehn Jahre alt, schön und liebenswürdig und von unermesslichem Vermögen. — Gelingt's nun dem Selicour, in einem so hohen Posten aus dem Land und dem herrschenden Minister aus den Augen zu kommen, so kann er mit Hülfe eines geschickten und discreten Secretärs seine Hohlköpfigkeit lange verbergen. — Kommt sie aber auch endlich an den Tag, wie es nicht fehlen kann, was thut Das alsdann dem Schwiegersohn des Ministers? Der Minister muß also zuerst gewonnen werden, und da gibt man sich nun die Mühe eines geübten Diplomaters. — Die Mutter des Ministers ist eine gute schwachhafte Alte, die eine Kennerin seyn will und sich viel mit der Musik weis. — Bei dieser Alten hat er sich eingenistet, hat ihr Charaden und Sonette vorgesagt, ja, und der Stümper hat die Treistigkeit, ihr des Abends Arien und Lieder auf der Guitarre vorzuklimpern. — Das Fräulein hat Romane gelesen: bei ihr macht er den Empfindsamen, den Verliebten, und so ist er der Liebling des ganzen Hauses, von der Mutter geschätzelt, von der Tochter geschägt. Die Gesandtschaft ist ihm so gut als schon gewiß, und nächstens wird er um die Hand der Tochter anhalten.

Karl. Was hör' ich! Er sollte die Kühnheit haben, sich um Charlotten zu bewerben?

La Roche. Die hat er, Das können Sie mir glauben.

Karl. Charlotten, die ich liebe! die ich anbede!

La Roche. Sie lieben sie? Sie?

Sirmin. Er ist ein Narr! Er ist nicht bei Sinnen! Hören Sie ihn nicht an!

La Roche. Was hör' ich! ist's möglich? — Nein, nein, Herr Sirmin! diese Liebe ist ganz und gar keine Narrheit — Wart — wart, die kann uns zu etwas führen. — Diese Liebe kommt mir erwünscht — die paßt ganz in meine Projecte!

Karl. Was träumt er?

La Roche. Dieser Selicour ist in die Luft gesprengt! In die Luft, sag ich. — Nein verloren! — In seinem Ehrgeiz soll ihn der Vater, in seiner Liebe soll ihn der Sohn aus dem Sattel heben.

Sirmin. Aber ich bitte Sie —

La Roche. Laßt nur mich machen! Laßt mich machen, sag' ich! Und über kurz oder lang sind Sie Ambassadeur, und Karl heirathet Fräulein Charlotten.

Karl. Ich Charlotten heirathen?

Sirmin. Ich Ambassadeur?

La Roche. Nun! nun! warum nicht? Sie verdienen es besser, soll' ich meinen, als dieser Selicour.

Sirmin. Lieber La Roche, eh Sie uns Andern so große Stellen verschaffen, möchte ich, Sie sorgten, Ihre eigene wieder zu erhalten.

Karl. Das gleicht unserm Freund! So ist er! Immer unternehmend, immer Pläne schmiedend! Aber damit langt man nicht aus! Es braucht Gewandtheit und Klugheit zur Ausführung — und, daß d. Freund es so leicht nimmt, Das hat ihm schon schwer: Hö' sel angesetzt!

La Roche. Es mag seyn, ich verspreche vielleicht mehr, als ich halten kann. Aber Alles, was ich sehe, belebt meine Hoffnung, und der Versuch kann nichts schaden. — Für mich selbst möchte ich um keinen Preis eine Intrigue spielen — Aber, diesen Selicour in die Luft zu sprengen, meinen Freunden einen Dienst zu leisten — Das ist löblich, Das ist löblich, Das macht mir ein himmlisches Vergnügen — Und an dem Erfolg — an dem ist gar nicht zu zweifeln.

Sirmin. Nicht zu zweifeln? So haben Sie Ihren Plan schon in Ordnung? —

La Roche. In Ordnung — wie? Ich habe noch gar nicht daran gedacht; aber Das wird sich finden, wird sich finden.

Sirmin. Ei! — Ei! Dieser gefährliche Plan ist noch nicht weit gediehen, wie ich sehe.

La Roche. Sorgen Sie nicht — Ich werde mich mit Ehren herausziehen; dieser Selicour soll es mir nicht abgewinnen, Das soll er nicht, dafür steh' ich. — Was brauch's der Umwege? Ich gehe gerade zu, ich melde mich bei dem Minister, es ist nicht schwer, bei ihm vorzukommen: er liebt Gerechtigkeit, er kann die Wahrheit vertragen. —

Sirmin. Wie? Was? Sie hätten die Kühnheit? —

La Roche. Ei was! Ich bin nicht furchtsam. — Ich fürchte Niemand. — Kurz und gut — ich — spreche den Minister — ich öffne ihm die Augen. — Er sieht, wie schändlich er betrogen ist — Das ist das Werk einer halben Stunde — Der Selicour muß fort, fort — mit Schimpf und Schande fort, und ich genieße den vollkommensten Triumph. — Ja, ich stehe nicht dafür, daß mich der arme Teufel nicht dauert, wenn er so mit Schande aus dem Hause muß. —

Karl. Was Sie thun, lieber La Roche! — mich und meine Liebe lassen Sie auf jeden Fall aus dem Spiel! — Ich hoffe nichts — ich darf meine Wünsche nicht so hoch erheben — Aber für meinen Vater können Sie nie zu viel thun.

Sirmin. Laß du mich für mich selbst antworten, mein Freund! — Sie meinen es gut, lieber La Roche, aber der gute Wille geht mit der Ueberlegung durch. Was für ein lustiges Project ist's, daß Sie sich ansetzen haben! Ein leeres Hirngespinnst! — und, wäre der Erfolg eben so sicher, als er es nicht ist, so würde ich doch nie meine Stimme dazu geben. Diese glänzenden Stellen sind nicht für mich, und ich bin nicht für sie; Neigung und Schicksal haben mir eine beschreibendere Sphäre angewiesen. Warum soll ich mich verändern, wenn ich mich wohl befinde? Ich hoffe, der Staat wird mich nicht suchen, und ich bin zu stolz, um ein Amt zu betteln — noch viel mehr aber, um einen Andern für mich betteln zu lassen. — Sorgen Sie also nur für sich selbst! Sie haben Freunde genug; es wird sich Jeder gern für Sie verwenden.

La Roche. Ihr wollt also Weide meine Dienste nicht? — Liegt nichts dran! Ich mache euer Glück, ihr mögt es wollen oder nicht!

Er geht ab.

Sirmin. Er ist ein Narr, aber ein guter, und sein Unfall geht mir zu Herzen.

Karl. Auch mich bedauern Sie, mein Vater! Ich bin unglücklicher, als er! Ich werde meine Charlotte verlieren!

Sirmin. Ich höre kommen — Es ist der Minister mit seiner Mutter — Laß uns gehen! Ich will auch den Schein vermeiden, als ob ich mich ihm in den Weg gestellt hätte —

Gehen ab.

Dritter Auftritt.

Narbonne. Madame Belmont.

Mad. Belmont. War Herr Selicour schon bei dir? Narbonne. Ich hab' ihn heute noch nicht gesehen!

Mad. Belmont. Das mußt du doch gestehen, mein Zehn, das du einen wahren Schatz in diesem Manne besiegest.

Narbonne. Er scheint sehr brav in seinem Fach! Und, da ich mich einmal von meinem ländlichen Aufenthalt in diese große Stadt und in einen so schwierigen Posten versetzt sehe, wo es mit der Wücherweltlichkeit

keineswegs gethan ist, so muß ich's für ein großes Glück achten, daß ich einem Manne, wie Selicour, begegnete.

Mad. Belmont. Der Alles versteht — dem nichts fremd ist! Geschmack und Kenntniß — die geistreichste Unterhaltung, die angenehmsten Talente. — Musik, Malerei, Verse, man frage, wonach man will, er ist in Allem zu Hause.

Marbonne. Nun, und meine Tochter?

Mad. Belmont. Gut, daß du mich darauf bringst. Sie hat ihre siebzehn Jahre; sie hat Augen; dieser Selicour hat so viele Vorzüge. — Und er ist galant! Sein Ausdruck belebt sich in ihrer Gegenwart. — O, es ist mir nicht entgangen! Diese Delicatesse, diese zarten Aufmerksamkeit, die er ihr beweiht, sind nur einen kleinen Schritt weit von der Liebe!

Marbonne. Nun, es wäre keine üble Partie für unser Kind! Ich sehe nicht auf die zufälligen Vorzüge der Geburt: hab' ich nicht selbst meinen Weg von unten auf gemacht? Und dieser Selicour kann es mit seinem Geist, seinen Kenntnissen, seiner Rechtschaffenheit noch weit bringen. Ich habe selbst schon bei einem ehrenvollen Posten, wozu man einen tüchtigen und würdigen Mann sucht, an ihn gedacht. — Nun! ich will seine Fähigkeiten prüfen — zeigt er sich, wie ich nicht zweifle, eines solchen Postens würdig und weiß er meiner Tochter zu gefallen, so werde ich ihn mit Freuden zu meinem Sohn annehmen.

Mad. Belmont. Das ist mein einziger Wunsch! Er ist ein gar zu artiger, gefälliger, allerliebster Mann!

Vierter Auftritt.

Vorige. Charlotte.

Charlotte. Guten Morgen, lieber Vater!

Marbonne. Sieh da, mein Mädchen! — Nun, wie gefällt dir die große Stadt?

Charlotte. Ach, ich wünsche mich doch wieder aus! und hinaus — denn hier muß ich die Zeit abpassen, um meinen Vater zu sehen.

Marbonne. Ja, ich selbst vermiße meine redlichen Landleute. Mit ihnen scherzte ich und war fröhlich — doch Das hoffe ich auch hier zu bleiben. — Mein Posten soll meine Gemüthsart nicht verändern: man kann ein Geschäftsmann seyn und doch seine gute Laune behalten.

Mad. Belmont. Mich entzückt dieser Aufenthalt. Ich — ich bin hier wie im Himmel. Mit aller Welt bin ich schon bekannt — Alles kommt mir entgegen — und Herr Selicour wollte mich bei dem Lycée abholen.

Charlotte. Denken Sie, Großmama, wen ich heute gelaunt habe zu sehen! —

Mad. Belmont. Wen denn?

Charlotte. Den jungen Officier —

Mad. Belmont. Welchen Officier?

Charlotte. Den jungen Karl Birmin —

Mad. Belmont. Der zu Colmar alle Abende zu deiner Tante kam —

Charlotte. Der sich immer mit Ihnen unterhielt —

Mad. Belmont. Ein artiger junger Mensch!

Charlotte. Nicht wahr, Großmama?

Mad. Belmont. Der auch so hübsche Verse machte?

Charlotte. Ja, ja, der!

Mad. Belmont. Nun, da er hier ist, wird er sich auch wohl bei uns melden.

Marbonne. Wo doch der Selicour bleibt? Er läßt diesmal auf sich warten!

Mad. Belmont. Da kommt er eben!

Fünfter Auftritt.

Selicour zu den Vorigen.

Selicour, *nach becomplementirend.* Ganz zum Entzücken find' ich Sie Alle hier beisammen!

Marbonne. Guten Morgen, lieber Selicour!

Selicour zu Marbonne. *Papier übergebend.* Hier überbringe ich den bewußten Aufsatz — ich hielt's für dienlich, ein Paar Zeilen zur Erläuterung beizufügen.

Marbonne. Vortrefflich!

Selicour, *der Mad. me ein Billet übergebend.* Der gnädigen Frau habe ich für das neue Stück eine Loge besprochen.

Mad. Belmont. Allerliebste!

Selicour. Dem gnädigen Fräulein bring' ich diesen moralischen Roman.

Charlotte. Sie haben ihn doch gelesen, Herr Selicour?

Selicour. Das erste Bändchen, ja, hab' ich flüchtig durchgeblättert.

Charlotte. Nun, und —

Selicour. Sie werden eine rührende Scene darin finden. — Ein unglücklicher Vater — eine ausgeartete Tochter! — Eltern hilflos, im Stich gelassen von undankbaren Kindern! — Gräuel, die ich nicht fassen — davon ich mir keinen Begriff machen kann! — Denn wiegt wohl die ganze Dankbarkeit unsers Lebens die Sorgen auf, die sie unserer hilflosen Kindheit beweisen?

Mad. Belmont. In Alles, was er sagt, weiß der würdige Mann doch etwas Delicates zu legen!

Selicour zu Marbonne. In unserm Bureau ist eben jetzt ein Chei nöthig. — Der Platz ist von Bedeutung, und Viele bewerben sich darum.

Marbonne. Auf Sie verlass' ich mich. Sie werden die Ansprüche eines Jeden zu prüfen wissen — die Dienstjahre, der Eifer, die Fähigkeit und vor Allem die Rechtschaffenheit sind in Betrachtung zu ziehen. — Aber ich ver-
geste, daß ich zu unterzeichnen habe. Ich gehe.

Selicour. Und ich will auch gleich an meine Geschäfte. —

Marbonne. Ich bitte Sie recht sehr, erwarten Sie mich hier, wir haben mit einander zu reden! —

Selicour. Aber ich hätte vor Tische noch so Mancherlei anzufertigen.

Marbonne. Weichen Sie, oder kommen Sie schleunigst wieder! Ich habe Ihre Gegenwart nöthig. Ein Mann von Ihrer Kenntniß, von Ihrer Rechtschaffenheit ist's, was ich gerade brauche. Kommen Sie ja bald zurück! —
Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Vorige *und* Marbonne.

Mad. Belmont. Sie können es sich gar nicht vorstellen, Herr Selicour, wie große Stücke mein Sohn auf Sie hält! — Aber ich hätte zu thun, dacht' ich. — Unsere Verwandten, unsere Freunde speisen diesen Abend hier. — Wird man Sie auch sehen, Herr Selicour?

Selicour. Wenn anders meine vielen Geschäfte —

Mad. Belmont. Daß Sie mir ja nicht ausbleiben, sonst würde unserm Fest seine Krone fehlen. Sie sind die Seele unserer Gesellschaft! — Und Charlotte, wollte ich wohl wetten, würde es recht sehr übel nehmen, wenn Sie nicht kämen.

Charlotte. Ach, Mama? Nun ja! Ihre und Papa's Freunde sind mir immer herzlich willkommen.

Mad. Belmont. Schon gut! schon gut! Jetzt zieh dich an! Es ist die höchste Zeit! — Sie müssen wissen, Herr Selicour, daß ich bei dem Fug präsidire.

Selicour. So kommt die schöne Kunst noch der schönen Natur zu Hülfe — wer könnte da widerstehen?

Mad. Belmont. Er ist scharmant! Scharmant ist er! Nicht den Mund öffnet er, ohne etwas Geistreiches und Galantes zu sagen.

Gibt mit Graciosa

Siebenter Auftritt.

Selicour. Michel.

Michel im Verzeihen. Endlich ist sie fort! — Nun kann ich mein Wort anbringen! — Hab' ich die Ehre, mit Herrn Selicour —

Selicour, groß und verärgert. Das ist mein Name!

Michel. Vergönnen Sie, mein Herr! —

Selicour. Muß ich auch hier belästigt werden? Was will man von mir? —

Michel. Mein Herr! —

Selicour. Gewiß eine Bittesei — ein Anliegen. — Ich kann nicht dienen. —

Michel. Erlauben Sie, mein Herr!

Selicour. Nichts! Hier ist der Ort nicht — In meinem Cabinet mag man einmal wieder anfragen! —

Michel. Einen so übeln Empfang glaubte ich nicht —

Selicour. Was beliebt?

Michel. Ich komme ja gar nicht, um etwas zu bitten — ich komme, dem Herrn Selicour meine gehorsame Dankagung abzustatten.

Selicour. Dankagung? Wofür?

Michel. Daß Sie meinem Neffen die Stelle verschafft haben.

Selicour. Was? Wie?

Michel. Ich bin erst seit gestern hier im Hause, weil mich mein Herr auf dem Lande zurückließ. Als ich Ihnen schrieb, hatte ich nicht die Ehre, Sie von Person zu kennen.

Selicour. Was Sie sagen, mein Wertheiter! Sie wären im Dienst des Ministers?

Michel. Sein Kammerdiener, Ihnen zu dienen!

Selicour. Mein Gott, welcher Irrthum! Monsieur Michel, Kammerdiener, Kuchendiener, Vertrauter des Herrn Ministers! — Bitte tausendmal um Verzeihung, Monsieur Michel! — Wahrhaftig, ich schäme mich — ich bin untröstlich, daß ich Sie so barsch angelassen. Auf Ehre, Monsieur Michel! — ich hielt Sie für einen Commis.

Michel. Nur wenn ich es auch wäre! —

Selicour. Man wird von so vielen Jüdlingen belagert! Man kann es nicht allen Leuten am Hock ansehen. —

Michel. Aber gegen Alle kann man höflich seyn, läßt' ich!

Selicour. Freilich! freilich! Es war eine unglückliche Zerstreuung! —

Michel. Eine sehr unangenehme für mich, Herr Selicour!

Selicour. Es thut mir leid, sehr leid — ich kann mir's in Ewigkeit nicht vergeben —

Michel. Lassen wir's gut seyn!

Selicour. Nun! nun! — ich habe Ihnen meinen Eifer bewiesen — der liebe, liebe Neffe, der wäre denn nun versorgt!

Michel. Eben kommt' ich von ihm her: er ist nicht auf den Kopf gefallen, der Bursch!

Selicour. Der junge Mann wird seinen Weg machen. Zählen Sie auf mich!

Michel. Schreibt er nicht seine saubere Hand?

Selicour. Er schreibt gar nicht übel!

Michel. Und die Orthographie —

Selicour. Ja! Das ist das Wesen!

Michel. Hören Sie, Herr Selicour! Von meinem Briefe an Sie lassen Sie sich gegen den gnädigen Herrn nichts merken. Er hat uns, da er zur Stadt reiste, streng anbefohlen, um nichts zu sollicitiren. — Er ist so etwas wunderbar, der Herr!

Selicour. Ist er Das? So! so! — Sie kennen ihn wohl sehr gut, den Herrn Minister?

Michel. Da er auf einem vertrauten Fuß mit seiner Dienerschaft umgeht, so weiß ich ihn auswendig — und kann Ihnen, wenn Sie wollen, völlige Auskunft über ihn geben.

Selicour. Ich glaub's! Ich glaub's! Aber ich bin eben nicht neugierig, ganz und gar nicht! Sehen Sie, Monsieur Michel, mein Grundsatz ist: Handle recht! scheue Niemand!

Michel. Schön gesagt!

Selicour. Nun also weiter! Fahren Sie nur fort, Monsieur Michel! — Der gute Herr ist also ein Wenig eigen, sagen Sie?

Michel. Er ist wunderbar, aber gut. Sein Herz ist lauter, wie Gold!

Selicour. Er ist reich, er ist ein Wittwer, ein angenehmer Mann und noch in seinen besten Jahren. — Verstehen Sie's nur — er haßt die Weiber nicht, der liebe, würdige Mann.

Michel. Er hat ein gefühlvolles Herz.

Selicour *lacht*. He! he! So einige kleine Liebsschaften, nicht wahr?

Michel. Mag wohl seyn; aber er ist über diesen Punkt —

Selicour. Verstehe, verstehe, Monsieur Michel! Sie sind bescheiden und wissen zu schweigen. — Ich frage in der besten Absicht von der Welt: denn ich bin gewiß, man kann nichts erfahren, als was ihm Ehre bringt.

Michel. Ja! Hören Sie! In einer von den Verständen sucht er ein Quartier.

Selicour. Ein Quartier, und für wen?

Michel. Das will ich schon noch herausbringen. Aber lassen Sie sich ja nichts verlauten, hören Sie? —

Selicour. Bewahre Gott!

Michel. Galant war er in der Jugend. —

Selicour. Und da glauben Sie, daß er jetzt noch sein Liebchen —

Michel. Das eben nicht! Aber —

Selicour. Sey's, was es will! Als ein treuer Diener des würdigen Herrn müssen Sie einen christlichen Mantel auf seine Schwachheit werfen. Und warum könnte es nicht eine heimliche Wohlthat seyn? Warum Das nicht, Herr Michel? — Ich haße die schlechten Auslegungen. In den Tod haße ich, was einer übeln Nachrede gleicht.

Man muß immer das Beste von seinen Wohlthätern denken. — Nun! nun! Nun, wir sehen uns wieder, Monsieur Michel! — Sie haben mir doch meinen treuen Empfang versprochen? Haben Sie? — Auf Ehre! Ich bin noch ganz schamroth darüber! *Gibt ihm die Hand*

Michel *weicht ab*. Nicht doch, nicht doch, Herr Selicour! Ich kenne meinen Plag und weiß mich zu bedienen

Selicour. Ohne Umstände! Zählen Sie mich unter Ihre Freunde! — Ich bitte mir Das aus, Monsieur Michel!

Michel. Das werd' ich mich nimmer unterstehen — ich bin nur ein Bedienter.

Selicour. Mein Freund! mein Freund! Kein Unterschied zwischen uns. Ich bitte mir's recht aus, Monsieur Michel! — *Er ihm die Hand*

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Marbonne und Selicour *Appt.*

Marbonne. Sind wir endlich allein?

Selicour, *vertraulich*. — Ja!

Marbonne. Es liegt mir sehr viel an dieser Unterredung. — Ich hab's schon eine sehr gute Meinung von Ihnen, Herr Selicour, und bin gewiß, sie wird sich um ein Großes vermehren, ehe wir auseinander gehen. Zur Sache also, und die falsche Bescheidenheit bei Seite. Sie sollen in der Diplomatie und im Staatsrecht sehr bewandert seyn, sagt man?

Selicour. Ich habe viel darin gearbeitet und vielleicht nicht ganz ohne Frucht. Aber für sehr kundig möchte ich mich denn darum doch nicht —

Marbonne. Gut, gut! Hörs Erste also lassen Sie hören — Welches halten Sie für die ersten Erfordernisse zu einem guten Gesandten?

Selicour. *stehend.* Vor allen Dingen habe er eine Gewandtheit in Geschäften.

Marbonne. Eine Gewandtheit, ja, aber die immer mit der strengsten Redlichkeit bestehe.

Selicour. So mein' ich's.

Marbonne. Weiter.

Selicour. An dem fremden Hofe, wo er sich aufhält, suche er sich beliebt zu machen.

Marbonne. Ja! Aber ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Er behaupte die Ehre des Staats, den er vorstellt, und erwerbe ihm Achtung durch sein Betragen.

Selicour. Das ist's, was ich sagen wollte. Er lasse sich nichts bieten und wisse sich ein Ansehen zu geben.

Marbonne. Ein Ansehen, ja, aber ohne Annäherung.

Selicour. So mein' ich's.

Marbonne. Er habe ein wachsam's Auge auf Alles, was —

Selicour. *unterbrechend.* Ueberall habe er die Augen; er wisse das Verborgenste auszuspihren —

Marbonne. Thue den Aufpasser zu machen.

Selicour. So mein' ich's. Thue eine ängstliche Neugierde zu verrathen.

Marbonne. Ohne sie zu haben. — Er wisse zu schweigen und eine bescheidene Zurückhaltung —

Selicour. *stehend.* Sein Gesicht sey ein versiegelter Brief.

Marbonne. Thue den Geheimnißräther zu machen. —

Selicour. So mein' ich's.

Marbonne. Er besitze einen Geist des Friedens und suche jeder gefährlichen Mißthelligkeit —

Selicour. Möglichst vorzubeugen.

Marbonne. Ganz recht. Er habe eine genaue Kenntniß von der Volksmenge der verschiedenen Länder —

Selicour. Von ihrer Lage — ihren Ereignissen — ihrer Ein- und Ausfuhr — ihrer Handelsbilanz. —

Marbonne. Ganz recht.

Selicour. *im Blick der Rede.* Ihren Verfassungen — ihren Bündnissen — ihren Hülfesquellen — ihrer bewaffneten Macht. —

Marbonne. Zum Beispiel: angenommen also, es wäre Schweden oder Rußland, wohin man Sie verschickte — so würden Sie wohl von diesen Staaten vorläufig die nöthige Kunde haben.

Selicour. *rechtsgem.* Ich muß gestehen, daß — Ich hab' mich mehr mit Italien beschäftigt. Den Norden kenn' ich weniger.

Marbonne. So! Ihm!

Selicour. Aber ich bin jetzt eben daran, ihn zu studiren.

Marbonne. Von Italien also!

Selicour. Das Land der Cäsaren fesselte billig meine Aufmerksamkeit zuerst. Hier war die Wiege der Künste, das Vaterland der Helden, der Schauplatz der erhabensten Tugend! Welche rührende Erinnerungen für ein Herz, das empfindet!

Marbonne. Wohl! wohl! Aber, auf unser Thema zurück zu kommen —

Selicour. Wie Sie befehlen! Ach, die schönen Künste haben so viel Anziehendes! Es läßt sich so Vieles dabei denken!

Marbonne. Venedig ist's, was mir zunächst einfällt.

Selicour. Venedig! — Recht! Gerade über Venedig habe ich einen Aufsatz angefangen, worin ich mich über Alles ausführlich verbreite. — Ich eile, ihn herzuholen. —

Geht auf.

Marbonne. Nicht doch! nicht doch! Eine kleine Geduld.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. Es ist Jemand draußen, der in einer dringenden Angelegenheit ein geheimes Gehör verlangt. —

Selicour. *sehr eilig.* Ich will nicht stören.

Marbonne. Nein! Bleiben Sie, Selicour! Dieser Jemand wird sich ja wohl einen Augenblick gedulden.

Selicour. Aber — wenn es dringend —

Marbonne. Das Dringendste ist mir jetzt unsere Unterredung.

Selicour. Erlauben Sie, aber —

Michel. Es sey in ein Paar Minuten geschehen, sagt der Herr, und habe gar große Eile. *Selicour eilt ab.*

Marbonne. Kommen Sie ja gleich wieder, ich bitte Sie, wenn der Besuch fort ist.

Selicour. Ich werde ganz zu Ihren Befehlen seyn.

Marbonne. *zu Michel.* Laßt ihn eintreten!

Dritter Auftritt.

Marbonne. La Roche.

La Roche. *mit vielen Pachtzügen.* Ich bin wohl — ich vermute — Es ist des Herrn Ministers Excellenz, vor dem ich —

Marbonne. Ich bin der Minister. Treten Sie immer näher!

La Roche. Bitte sehr um Vergebung — ich — ich komme — es ist — ich sollte — ich bin wirklich in einiger Verwirrung — der große Respekt —

Marbonne. Ei, so lassen Sie den Respekt und kommen zur Sache! Was führt Sie her?

La Roche. Meine Pflicht, mein Gewissen, die Liebe für mein Land! — Ich komme, Ihnen einen bedeutenden Wink zu geben.

Marbonne. Reden Sie!

La Roche. Sie haben ihr Vertrauen einem Manne geschenkt, der weder Fähigkeit noch Gewissen hat.

Marbonne. Und wer ist dieser Mann?

La Roche. Selicour heißt er.

Marbonne. Was? Sel —

La Roche. Gerade heraus. Dieser Selicour ist eben so unwissend, als er niederträchtig ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen eine kleine Schilderung von ihm mache.

Marbonne. Eine kleine Geduld! *Wartet.* — Michel kommt. Ruft Herrn Selicour!

La Roche. Mit nichts, Ihr Excellenz! — Er ist uns bei diesem Gespräch keinewegs nöthig.

Marbonne. Nicht für Sie, Das glaub' ich, aber Das ist nun einmal meine Weise. Ich nehme keine Anklage wider Leute an, die sich nicht vertheidigen können. — Wenn er Ihnen gegenüber steht, mögen Sie Ihre Schilderung anfangen.

La Roche. Es ist aber doch mißlich, Jemand ins Angesicht —

Marbonne. Wenn man keine Beweise hat, allerdings — Ist Das Ihr Fall —

La Roche. Ich hatte nicht darauf gerechnet, es ihm gerade unter die Augen zu sagen. — Er ist ein feiner Schelm, ein besonnener Spionbube. — Ei nun! Meinestwegen auch ins Angesicht! — Zum Fenster, ich fürchte mich nicht vor ihm. — Er mag kommen! Sie sollen sehen, daß ich mich ganz und gar nicht vor ihm fürchte.

Marbonne. Wohl! wohl! Das wird sich gleich zeigen. Da kommt er!

Vierter Auftritt.

Vorige. Selicour.

Marbonne. Kennen Sie diesen Herrn?

Selicour, *sehe verlegen.* Es ist Herr La Roche.

Marbonne. Ich habe Sie rufen lassen, sich gegen ihn zu vertheidigen. Er kommt, Sie anzuklagen. Nun, reden Sie!

La Roche, *nachdem er gekußet.* Ich muß Ihnen also sagen, daß wir Schulcameraden zusammen waren, daß er mir vielleicht einige Dankbarkeit schuldig ist. Wir fingen Beide unsern Weg zugleich an — es sind jetzt fünfzehn Jahre — und traten Beide in dem nämlichen Bureau als Schreiber ein. Herr Selicour aber machte einen glänzenden Weg, ich — sitze noch da, wo ich ausgelaufen bin. Daß er den armen Teufel, der sein Jugendfreund war, seit vielen Jahren vergessen, Das mag seyn! Ich habe nichts dagegen. Aber nach einer so langen Vergessenheit an seinen alten Jugendfreund nur darum zu denken, um ihn unverdienter Weise aus seinem Brod zu treiben, wie er gethan hat, Das ist hart. Das muß mich ausbringen! Er kann nicht das geringste Böse wider mich sagen; ich aber sage von ihm und behaupte dreist, daß dieser Herr Selicour, der jetzt gegen Euer Excellenz den redlichen Mann spielt, einen rechten Spigbuben machte, da die Zeit dazu war. Jetzt hilft er Ihnen das Gute ausführen; Ihrem Vorgänger, weiß ich gewiß, hat er bei seinen schlechten Stückchen redlich beigehtanzen. Wie ein spigbüßischer Lakai weiß der Heuchler mit der Lirre auch jedesmal den Ton seines Herrn anzunehmen. Ein Schmeichler ist er, ein Lügner, ein Großprahler, ein übermüthiger Gesell! Niederträchtig, wenn er etwas sucht, und hochmüthig, unverschämt gegen Alle, die das Unglück haben, ihn zu brauchen. Als Knabe hatte er noch etwas Gutmüthiges; aber über diese menschliche Schwachheit ist er jetzt weit hinaus. — Nun hat er sich in eine prächtige Stelle eingeschlichen, und ich bin überzeugt, daß er ihr nicht gewachsen ist. Auf sich allein zieht er die Augen seines Chefs, und Leute von Fähigkeiten, von Genie, Männer, wie Herrn Firmin, läßt er nicht auffommen.

Marbonne. Firmin! Wie? — Ist Herr Firmin in unsern Bureau?

La Roche. Ein trefflicher Kopf, Das können Sie mir glauben.

Marbonne. Ich weiß von ihm. — Ein ganz vorzüglicher Geschäftsmann!

La Roche. Und Vater einer Familie! Sein Sohn machte in Colmar die Bekanntschaft Ihrer Tochter.

Marbonne. Karl Firmin! Ja, ja, ganz richtig!

La Roche. Ein talentvoller junger Mann!

Marbonne. — Fahren Sie fort!

La Roche. Nun, Das wär' es! Ich habe genug gesagt, denk' ich!

Marbonne zu Selicour. Verantworten Sie sich!

Selicour. Des Undanks zeugt man mich. — Mich des Undanks! Ich hätte gedacht, mein Freund La Roche sollte mich besser kennen! — Da mein in Einfluß und nicht an meinem guten Willen fehlte es, wenn er so lange in der Dunkelheit geblieben. — Welche harte Beschuldigungen gegen einen Mann, den er seit zwanzig Jahren treu gefunden hat! Mit seinem Verdacht so rasch zuzufahren, meine Handlungen aufs Schlimmste auszulegen und mich mit dieser Hitze, dieser Wille zu verfolgen! — Zum Beweis, wie sehr ich sein Freund bin —

La Roche. Er mein Freund! Hält er mich für einen Dummkopf? — Und welche Proben hat er mir davon gegeben!

Marbonne. Er hat Sie ausreden lassen!

La Roche. So werde ich Unrecht behalten!

Selicour. Man hat einem Andern seine Stelle gegeben, Das ist wahr, und Keiner verdiente diese Zurücksetzung weniger, als er. Aber ich hätte gehofft, mein Freund La Roche, anstatt mich wie ein Feind anzuklagen, würde als Freund zu mir aufs Zimmer kommen und eine Erklärung von mir fordern. Darauf, ich gesteh' es, hatte ich gewartet und mich schon im Voraus der angenehmen Ueberraschung gefreut, die ich ihm bereitere. Welche süße Freude für mich, ihn über alle Erwartung glücklich zu machen! Eben zu jenem Chef, wovon ich Euer Excellenz heute sagte, hatte ich meinen alten Freund La Roche vorzuschlagen.

La Roche. Mich zum Chef! Großen Dank, Herr Selicour! — Ein Schreiber bin ich und kein Geschäftsmann! Meine Feder und nicht mein Kopf muß mich empfehlen, und ich bin Keiner von Denen, die eine Last auf sich nehmen, der sie nicht gewachsen sind, um sie einem Andern heimlich aufzuladen und sich selbst das Verdienst zuzueignen.

Selicour. Die Stelle schickt sich für dich, Camerad! Glaub mir, der dich besser kennt, als du selbst. —

Marbonne. — Er ist ein trefflicher Arbeiter, genau, unermüdlich, voll gesunden Verstandes; er verdient den Vorzug vor allen seinen Mitbewerbern. — Ich lasse Männer von Genie nicht aufkommen, gibt er mir Schuld, und Herr Firmin ist's, den er anführt. — Das Beispiel ist nicht gut gewählt, so trefflich auch der Mann ist. — Erstlich ist seine jetzige Stelle nicht schlecht — aber ihm gebührt allerdings eine bessere, und sie ist auch schon gefunden — denn eben Herrn Firmin wollte ich Euer Excellenz zu meinem Nachfolger empfehlen, wenn ich in jenen Posten versetzt werden sollte, den mir mein gütiger Gönner bestimmt. — Ich sey meinem jetzigen Amte nicht gewachsen, behauptet man. — Ich weiß wohl, daß ich nur mittelmäßige Gaben besitze. — Aber man sollte bedenken, daß diese Anlage mehr meinen Gönner trifft, als mich selbst! — Bin ich meinem Amte in der That nicht gewachsen, so ist der Chef zu tadeln, der es mir anvertraut und mit meinem schwachen Talent so oft seine Zufriedenheit bezeugt. — Ich soll endlich der Mitschuldige des vorigen Ministers gewesen seyn! — Die Stimme der Wahrheit habe ich ihn hören lassen; die Sprache des redlichen Mannes habe ich kühnlich zu einer Zeit geredet, wo sich meine Ankläger vielleicht im Staube vor ihm krümmten. — Zwanzigmal wollte ich diesem unfähigen Minister den Dienst aufkündigen; nichts hielt mich zurück, als die Hoffnung, meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Welche süße Belohnung für mein Herz, wenn ich hier etwas Böses verhindern, dort etwas Gutes wirken konnte! — Seiner Macht habe ich getreut; die gute Sache habe ich gegen ihn versucht. Da er noch im Ansehen war! Er fiel, und ich sollte seine Unglück das herzlichste Mitleid. Ist Das ein Verbrechen, ich bin stolz darauf und rühme mich desselben. — Es ist hart, sehr hart für mich, lieber La Roche, daß ich dich unter meinen Feinden sehe — daß ich genöthigt bin mich gegen einen Mann zu vertheidigen, den ich schätze und liebe! — Aber komm! laß uns Frieden machen, schenk' mir deine Freundschaft wieder, und Alles sey vergessen!

La Roche. Der Spigbube! — Rührt er mich doch fast selbst!

Marbonne. Nun, was haben Sie darauf zu antworten?

La Roche. Ich? — Nichts! Der verwünschte Schelm bringt mich ganz aus dem Concepte.

Marbonne. Herr La Roche! es ist brav und löblich, einen Bösewicht, wo er auch stehe, furchtlos anzugreifen und ohne Schonung zu verfolgen — aber auf einem

ungerechten Haß eigensinnig bestehen, zeigt ein verderbtes Herz.

Selicour. Er haßt mich nicht! ganz und gar nicht! Mein Freund La Roche hat das beste Herz von der Welt! Ich kenne ihn — aber er ist hitzig vor der Stirn — er lebt von seiner Stelle — Das entschuldigt ihn! Er glaubte sein Brod zu verlieren! Ich habe auch gefehlt — ich gefehlt es — Komm! komm! Laß dich umarmen, Alles sey vergessen!

La Roche. Ich ihn umarmen? In Ewigkeit nicht! — Zwar, wie er's anstellt, weiß ich nicht, um mich selbst — um Guec Excellenz zu betrügen — aber kurz! ich bleibe bei meiner Anklage. — Kein Friede zwischen uns, bis ich ihn entlarzt, ihn in seiner ganzen Blöße dargestellt habe!

Harbounne. Ich bin von seiner Unschuld überzeugt. — Wenn nicht Thatfachen, vollwichtige Beweise mich eines Uebeln überführen —

La Roche. Thatfachen! Beweise! Tausend für einen!

Harbounne. Heraus damit!

La Roche. Beweise genug — die Menge — aber Das ist's eben — ich kann nichts damit beweisen! — Soldaten abgefeimten Schelmen läßt sich nichts beweisen. — Vormal's war er so arm, wie ich; jetzt sitzt er im Ueberfluß! Sagt ich Ihnen, daß er seinen vorigen Einfluß zu Geld gemacht, daß sich sein ganzer Reichthum davon herdreht — so kann ich Das zwar nicht, wie man sagt, mit Brief und Siegel belegen — aber Gott weiß es, die Wahrheit ist's, ich will darauf leben und sterben.

Selicour. Diese Anklage ist von zu niedriger Art, um mich zu treffen — übrigens unterwerf ich mich der strengsten Untersuchung! — Was ich bezeuge, ist die Armut eines fünfzehnjährigen Kleises; ich habe es mit saurem Schweiß und Nachtwachen erworben, und ich glaub' es nicht unedel zu verwenden. Es ernährt meine armen Verwandten; es fristet das Leben meiner dürftigen Mutter!

La Roche. Gelogen! erlogen! Ich kann es freilich nicht beweisen! Aber gelogen, unverschämte gelogen!

Harbounne. Wäpigen Sie sich!

Selicour. Mein Gott! was erleb' ich! Mein Freund La Roche ist's, der so hart mit mir umgeht! — Was für ein Wahnsinn hat dich ergriffen? Ich weiß nicht, soll ich über diese Wuth lachen oder böse werden. — Aber lachen auf Kosten eines Freundes, der sich für beleidigt hält — nein, Das kann ich nicht! Das ist zu ernsthaft! — Deinen alten Freund so zu verfeinden! — Komm doch zu dir selbst, lieber La Roche, und bringe dich wenigstens nicht aus übel angebrachtem Trotz um eine so treffliche Stelle, als ich dir zugebracht habe.

Harbounne. Die Wahrheit zu sagen, Herr La Roche, diese Halesstarrigkeit gibt mir keine gute Meinung von Ihnen. — Muß auch ich Sie bitten, gegen Ihren Freund gerecht zu sein? — Auf Ehre! der arme Herr Selicour dauert mich von Herzen!

La Roche. Ich will Das wohl glauben, gnädiger Herr! Hat er mich doch fast selbst, tres meines gerechten Unwillens, auf einen Augenblick irremacht — aber nein, nein! ich kenne ihn zu gut — zu gewiß bin ich meiner Sache. — Krieg, Krieg zwischen uns und keine Verzeßnung! Hier, sehe ich, würde alles weitere Reden vergeblich sein; aber, wiewohl der Spigbube mich aufs Aeußerste treibt, lieber tausendmal Hungers sterben, als ihm mein Brod verdanken. Ich empfehle mich zu Gnaden!

Fünfter Auftritt.

Harbounne. Selicour.

Harbounne. Begreifen Sie diese hartnäckige Verhöhnlichkeit —

Selicour. Hat nichts zu sagen! Er ist ein guter Narr! Ich will ihn bald wieder besänftigen.

Harbounne. Er ist rasch und unbefonnen, aber im Grunde mag er ein guter Mann sein.

Selicour. Ein seelenguter Mann, dafür steh' ich — dem aber der Kopf ein Wenig verschoben ist. — Es kann auch sein, daß ihn sonst Jemand gegen mich aufhetzt.

Harbounne. Meinen Sie?

Selicour. Es mag so etwas dahinter stecken. — Wer weiß? irgend ein heimlicher Feind und Reizer — denn dieser arme Teufel ist nur eine Maschine.

Harbounne. Wer sollte aber —

Selicour. Es gibt so Viele, die meinen Untergang wünschen!

Harbounne. Haben Sie vielleicht einen Verdacht?

Selicour. Ich unterwürfe ihn! Denn, daß ich so etwas von Herrn Armin denken sollte — Psiu! psiu! Das wäre schändlich! Das ist nicht möglich!

Harbounne. So denk' ich auch! Der Mann scheint mir dazu viel zu rechtlich und zu bescheiden.

Selicour. Bescheiden, ja, Das ist er!

Harbounne. Sie kennen ihn also?

Selicour. Wir sind Freunde.

Harbounne. Nun, was halten Sie von dem Manne?

Selicour. Herr Armin, muß ich sagen, ist ein Mann, wie man sich ihn für das Bureau eigentlich wünscht — wenn auch eben kein Meß, noch ein geschickter Arbeiter.

Nicht zwar, als ob es ihm an Verstand und Kenntnissen fehlte — Meineswegs! Er mag viel wissen, aber man sieht's ihm nicht an.

Harbounne. Sie machen mich neugierig, ihn zu kennen.

Selicour. Ich hab' ihm schon längst darum angelegen, sich zu zeigen — aber vielleicht fürcht' er sich für eine subalterne Stelle und für die Dunkelheit geben. Ich will ihn indessen —

Harbounne. Bemühen Sie sich nicht! — Wegen einen Mann von Verdiensten kann Unseiner unbeschadet seines Rangs die erste Schritte thun. — Ich selbst will Herrn Armin aufsuchen. — Aber, jetzt wieder auf unser voriges Thema zurück zu kommen, das dieser La Roche unterbrochen hat. —

Selicour. Entge! Es ist schon etwas spät. —

Harbounne. Hat nichts zu sagen.

Selicour. So wie auch jetzt er selbst zur Audienz sein.

Harbounne. Das ist ja so. Ja, wahrhaftig.

Selicour. Wir kennen ja es auf merac!

Harbounne. Gut! Auch Das!

Selicour. Ich will also —

Harbounne. Red ich den Rest —

Selicour. Was beliebt?

Harbounne. Ein Gedacht kann ich Ihnen wenigstens noch auftragen, das ungleich Fähigkeit und Muth erfordert.

Selicour. Befehlen Sie!

Harbounne. Mein Vorgänger hat durch seine üble Verwaltung ein Heer von Mißbräuchen eintreiben lassen, die tief aller unserer Bemühungen noch nicht abgetilgt sind. Es wäre daher ein Memoire aufzusetzen, worin man alle Gebrechen anzeigte und der Regierung selbst ohne Schonung die Wahrheit sagte.

Selicour. Erlauben aber Guec Excellenz — eine solche Schritt könnte für ihren Verfasser, könnte für Sie selbst bedenkliche Folgen haben.

Harbounne. Das kümmert uns nicht — Keine Gefahr, keine persönliche Rücksicht darf in Anschlag kommen, wo die Pflicht gebietet.

Selicour. Das ist würdig gedacht!

Harbounne. Sie sind der Mann zu diesem Werk — Ich brauche Ihnen weiter nichts darüber zu sagen. Sie kennen das Uebel so gut und besser noch, als ich selbst.

Selicour. Und ich bin, hoffe ich, mit Ihnen darüber einerlei Meinung.

Marbonne. Ohne Zweifel. Dies Geschäft hat Eile. Ich verlasse Sie; verlieren Sie keine Zeit; es ist gerade jetzt der günstige Augenblick — ich möchte es wo möglich noch heute an die Behörde absenden. — Kurz und bündig — es kann mit Wenigem viel gesagt werden! Leben Sie wohl! Gehen Sie ja gleich an die Arbeit! Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Selicour. Madame Belmont.

Mad. Belmont. Sind Sie allein, Herr Selicour? Ich wollte abwarten, bis er weggegangen wäre — er darf nichts davon wissen.

Selicour. Wovon ist die Rede, Madame?

Mad. Belmont. Wir wollen heute Abend ein kleines Concert geben, und meine Charlotte soll sich dabei hören lassen.

Selicour. Sie singt so schön!

Mad. Belmont. Sie gehen sich auch zuweilen mit Versen ab? Nicht wahr?

Selicour. Wer macht nicht einmal in seinem Leben Verse!

Mad. Belmont. Nun, so machen Sie uns ein Lied oder so etwas für heut Abend!

Selicour. Eine Romange meinen Sie?

Mad. Belmont. Oht, die Romangen lieben wir besonders!

Selicour. Wenn der Gifer den Mangel des Genies ersetzen könnte —

Mad. Belmont. Edlen gut! schon gut! Ich verstehe.

Selicour. Und ich brauchte allerdings so ein leichtes Spielwerk zu meiner Erholung! — Ich bin die ganze Nacht aufgewesen, um Aeten durchzugehen und Rechnungen zu corrigiren!

Mad. Belmont. Eine niederträchtige Leidenschaft!

Selicour. Daß ich mich wirklich ein wenig angegriffen fühle. — Wer weiß! die Blume der Dichtkunst erquickt mich vielleicht mit ihrem lieblichen Hauch, und du, Balsam der Herzen, heilige Freundschaft!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Robineau.

Robineau *aus der Scene.* Nu! nu! wenn er drinn ist, wird mir's wohl auch erlaubt seyn, den! ich —

Mad. Belmont. Was gib's da?

Robineau *im Zimmer.* Dieses Bedientenpaß bilzet sich mehr ein, als seine Herrschaft. — Ich will den Herrn Selicour sprechen.

Selicour. Ich bin's.

Robineau. Das will ich bald sehen. — Ja, mein Geel, Das ist er! Leibhaftig — Ich seh' ihn noch, wie Er sich im Dorf mit den Jungen herum jagte. — Nun seh' Er jetzt auch 'mal mich an — betrach' Er mich wohl. Ich bin wohl ein Bißchen verändert — Kennt Er mich?

Selicour. Nein!

Robineau. Ei, ei, ich bin ja des Robineau's Grifftoph, des Wingers, der die dicke Welen heirathete, seines Großvaters Ruhme, Herr Selicour!

Selicour. Ach so!

Robineau. Nun — Vetter pflegen sich sonst in umarmen, den! ich.

Selicour. Mit Vergnügen. — Seyd mir willkommen, Vetter!

Robineau. Großen Dank, Vetter!

Selicour. Aber laßt uns auf mein Zimmer gehen ich bin hier nicht zu Hause.

Mad. Belmont. Lassen Sie sich nicht stören, Herr Selicour! Thun Sie, als wenn ich gar nicht da wäre.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß, Madame, Sie sind gar zu gütig! Man muß ihm sein schlichtes Wesen zu gute halten; er ist ein guter ehelicher Landmann und ein Vetter, den ich sehr lieb habe.

Mad. Belmont. Das sieht Ihnen ähnlich, Herr Selicour!

Robineau. Ich komme so eben an, Herr Vetter!

Selicour. So? und woher denn?

Robineau. Ei, woher sonst als von unserm Dorf. — Dieses Paris ist aber auch wie zwanzig Dörfer. — Schon über zwei Stunden, daß ich aus dem Postwagen gestiegen, treib' ich mich herum, um ihn und den La Roche aufzusuchen, Er weiß ja, Seinen Nachbar und Schulkameraden. — Nun, da find' ich ihn ja endlich, und nun mag's gut seyn!

Selicour. Er kommt in Geschäften nach Paris, Vetter?

Robineau. In Geschäften! Hat sich wohl! Ein Geschäft hab' ich freilich —

Selicour. Und welches denn?

Robineau. A nun — mein Glück hier zu machen, Vetter!

Selicour. Ha! ha!

Robineau. Nun, das Geschäft ist wichtig genug, den! ich.

Selicour *zu Mad. Belmont.* Greußten Sie.

Mad. Belmont. Er belüthigt mich.

Selicour. Er ist sehr freundlich.

Robineau. Peter, der Märrner, meinte, der Vetter habe sich in Paris seine Pfeifen gut geschnitten. Als er noch klein war, der Vetter, da sey er ein loiser Schelm gewesen; da hätt's geheißen: Der verdirbt nicht. — Er wird seinen Weg schon machen! — Wir hatten auch schon von ihm gehört; aber die Nachrichten lauteten gar zu schön, als daß wir sie hätten glauben können. Wie wir aber nach länger daran zweifeln konnten, sagte mein Vater zu mir: Geh hin, Bräutle! such' den Vetter Selicour in Paris auf! Die Heiße wird dich nicht reuen — Vielleicht machst du dein Glück mit einer guten Heirath. — Ich gleich auf den Weg, und da bin ich nun! — Nehmen Sie mir's nicht übel, Madame! die Robineaus gehen gerade aus; was das Herz denkt, muß die Junge sagen — und, wie ich den lieben Herrn Vetter da so vor mir sah, sehen Sie, so ging mir das Herz an!

Mad. Belmont. Ei, Das ist ganz natürlich.

Robineau. Hör' Er, Vetter, ich möchte herzlich gern auch mein Glück machen! Er weiß das Geheimniß, wie man's anfangt; theil' Er mir's doch mit.

Selicour. Sey immer redlichhaft, wahr und bescheiden! Das ist mein ganzes Geheimniß, Vetter! weiter hab' ich feins. — Es ist doch Alles wohl zu Hause?

Robineau. Zum Preis Gottes, ja! Die Kamillie gedeiht. Der Vertraut hat seine Zusage geirathet; wir werden bald niederkommen und heiß, der Herr Vetter wird uns besatten sehen. Es ist Alles in guten Umständen bei uns arme Mutter. — Die meint, es wäre doch hart, daß sie Noth leiden müsse und einen so feinsinnigen Sohn in der Stadt habe.

Selicour. *zu Selicour's Mutter.* Trummle!

Mad. Belmont. Was sagt er von der Mutter?

Selicour. *zu Robineau.* Ist's möglich? Die tausend Thaler, die ich ihr geschickt, sind also nicht angekommen? — Das thut mir in der Seele weh! — Was Das doch für schlechte Anstalten sind auf diesen Kosten! — Die arme, gute Mutter! Was mag sie ausgestanden haben!

Mad. Belmont. Ja wohl! Man muß ihr helfen.

Selicour. Das versteht sich! Soalich bitte ich den Minister um Urlaub — es ist eine gerechte Aderlaß. Ich kann darauf bestehen. — Die Pflicht der Natur gebt allen anern vor. — Ich eile nach meinem Ort — in acht Tagen ist Alles abgethan! — Sie hat sich nicht in Paris

niederlassen wollen, wie sehr ich sie auch darum bat! Die liebe alte Mutter hängt gar zu sehr an ihrem Geburtsort.

Robineau. So kann ich gar nicht aus ihr flug werden: denn zu uns sagte sie, sie wäre gern nach Paris gekommen, aber der Vetter habe es durchaus nicht haben wollen!

Selicour. Die gute Frau weiß selbst nicht immer, was sie will! — Aber, sie nothleidend zu wissen — ach Gott! Das jammert mich und schneidet mir ins Herz.

Mad. Belmont. Ich glaub's Ihnen wohl, Herr Selicour! Aber Sie werden bald Rath geschafft haben. Ich gehe jetzt und lasse Sie mit Ihrem Vetter allein. — Glückliche ist die Gattin, die Sie einst besorgen wird! Ein so pflichtvoller Sohn wird gewiß auch ein zärtlicher Gatte werden!

Achter Auftritt.

Selicour und Robineau.

Robineau. Meiner Tren, Herr Vetter, ich bin ganz verwundert über ihn — eine so herzliche Aufnahme hätte ich mir gar nicht von ihm erwartet. Der ist gar stolz und hochmüthig, hieß es, Der wird dich gar nicht mehr erkennen!

Selicour, *nachdem er wohl nachgesehen, ob Madame Belmont auch dort ist.* Sage mir, du Osel! was fällt dir ein, daß du mir hier so zur Unzeit über den Hals kommst!

Robineau. Nun, nun! Wie ich ihm schon sagte, ich komme, mein Glück zu machen!

Selicour. Dein Glück zu machen! Der Schafstey!

Robineau. Wi, ei, Vetter! wie Er mit mir umgeht; ich lasse mir nicht so bezaugen.

Selicour. Du thust wohl gar empfindlich — Schwere um deinen Jern. Von seinem Dersie weg nach Paris zu laufen! der Laqstich!

Robineau. Aber was Das auf Einmal für ein Bezaugen ist, Herr Vetter! — Erst der feumliche Empfang, und jetzt diesen barischen Ton mit mir! — Das ist nicht ehrlich und gerade gehandelt, nehm' Er mir's nicht übel, Das ist falsch — und, wenn ich Das weiter erzählte, wie Er mit mir umgeht — 's würde ihm schlechte Ohre bringen! ja, Das würd' es!

Selicour, *erschrocken.* Weiter erzählen! was?

Robineau. Ja, ja, Vetter!

Selicour. Unterstich dich, Dube! — Ich will dich unterbringen — ich will für die Mutter sorgen. Sey rubig, ich schaffe dir einen Plag! Verlaß dich darauf!

Robineau. Nun, wenn Er Das

Selicour. Aber hier können wir nicht davon reden! Dort! auf mein Zimmer!

Robineau. Ja, hör' Er, Vetter! Ich möchte so gern ein recht ruhiges und bezaunetes Brod. Wenn Er mich so bei der Reise unterbringen könnte.

Selicour. Verlaß dich drauf: ich schaffe dich an den rechten Plag. — Ins Dersie mit dem dummen Dersienel über Hals und Kopf!

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche und Karl Firmin *begibt sich aus dem Saal.*

La Roche. Ich suchte Sie schon längst. — Hören Sie! — Nun, ich habe Wert gehalten — ich habe ihn dem Minister abgeseildert, diesen Selicour.

Karl. Wirklich? Und es ist also vorbei mit ihm? ganz vorbei?

La Roche. Das nun eben nicht! — Noch nicht ganz — denn ich muß Ihnen sagen, er hat sich herausgelogen,

daß ich da stand, wie ein rechter Dummkopf — Der Heuchler stellte sich gerührt, er spielte den zärtlichen Freund, den Großmüthigen mit mir, er überhäufte mich mit Freundschaftsversicherungen und will mich bei dem Bureau als Chef anstellen.

Karl. Wie? was? Das ist ja ganz vortreflich! Da wünschte ich Glück.

La Roche. Für einen Glücksjäger hielt ich ihn; ich hatte geglaubt, daß es ihm nur um Stellen und um Geld zu thun wäre; für so falsch und verrätherisch hätte ich ihn nie gehalten. Der Heuchler mit seinem süßen Geschwäg! Ich war aber sein Narr nicht und hab' es rundweg ausgeblagen!

Karl. Und so sind wir noch, wo wir waren? Und mein Vater ist nicht besser daran, als vorher?

La Roche. Wohl wahr — aber lassen Sie mich nur machen! Lassen Sie mich machen!

Karl. Ich bin auch nicht weiter. In den Garten hab' ich mich geschlichen, ob ich dort vielleicht meiner Geliebten begegnen möchte. — Aber vergebens! Einige Strophen, die ich mir in der Einsamkeit ausdachte, sind die ganze Ausbeute, die ich zurückbringe.

La Roche. Vortreflich! brav! Machen Sie Verse an Ihre Geliebte! Unteressen will ich die Spur meines Wildes verfolgen. Der Schelm betrügt sich sehr, wenn er glaubt, ich habe meinen Plan aufgegeben!

Karl. Lieber La Roche! Das ist unter unserer Würde. Lassen wir diesen Glenzen sein schmutziges Handwerk treiben und Das durch unser Verzeihen erzwingen, was er durch Niederträchtigkeit erschleibt.

La Roche. Weg mit diesem Stolz! es ist Schwachheit, es ist Verantheit! — Wie? wollen wir warten, bis die Nothlichkeit die Welt regiert — da würden wir lange warten müssen. Alles schmiedet Hände! Wohl, so wollen wir einmal für die gute Sache ein Gleiches versuchen. — Das geht übrigens Sie nichts an. — Machen Sie Ihre Verse, bilden Sie Ihr Talent aus; ich will es getend machen, ich — Das ist meine Sache!

Karl. Ja, aber die Muzkeit nicht vergessen. — Sie haben sich heute übel ertragen lassen.

La Roche. Und es wird nicht das Legtemal sein. — Aber thut nichts! Ich schreite vorwärts, ich lasse mich nicht abschrecken: ich werde ihm so lange und so oft inszen, daß ich ihm endlich doch Eins beibringe. Ich bin lange sein Narr gewesen: jetzt will ich auch ihm einen Pessen spielen. Lassen wir's den Duben so fortstreiben, wie er's angetanzen, so werde ich bald der Schelm, und Ihr Vater der Dummkopf sein müssen!

Karl. Man kommt!

La Roche. Er ist es selbst!

Karl. Ich kann seinen Anblick nicht ertragen. In den Garten will ich zurückgehen und mein Gedicht vollenden.

La Roche. Ich will auch fort! Auf der Stelle will ich Hand ans Werk legen. Doch nein — es ist besser, ich bleibe. Der Osel glaubte sonst, ich fürchte mich vor ihm!

Zweiter Auftritt.

Selicour und La Roche.

Selicour. Ach, sieh da! Binde ich den Herrn La Roche hier?

La Roche. Ihn selbst, Herr Selicour!

Selicour. Sehr bezaunt, wie ich sehe.

La Roche. Nicht sonderlich.

Selicour. Ihr wüthender Ausfall gegen mich hat nichts gefruchtet — Der Dremd hat seine Folgen unumstößlich verschessen.

La Roche. Hat nichts zu sagen.

Selicour. Wahrlich, Freund La Roche! so hart Sie mir auch zusetzen — Sie haben mir leid gethan mit Ihren närrischen Grillen.

La Roche. Herr Narbonne ist jetzt nicht zugegen. — Zwingt Euch nicht!

Selicour. Was beliebt?

La Roche. Seid unverschämt nach Herzensgelüsten.

Selicour. Zieh doch!

La Roche. Prüfnet Euch mit Eurem Triumph. Ihr habt mir's abgewonnen!

Selicour. Freilich, es kann Einen Noth machen, über einen so fürchterlichen Ozean gefloht zu haben.

La Roche. Wenn ich's heute nicht recht machte, in Eurer Schule will ich's bald besser lernen.

Selicour. Wie, Herr La Roche? Sie haben es noch nicht aufgegeben, mir zu schaden?

La Roche. Um eines unglücklichen Zugs willen verläßt man das Spiel nicht!

Selicour. Ein treuer Schüßnappe also des ehrlichen Firmin! — Zieh, zieh!

La Roche. Er muß dir erst aus der Noth helfen, dieser ehrliche Firmin.

Selicour. Was gibt er dir für seine Ritterthät?

La Roche. Was bezahlt du ihm für die Exercitien, die er dir ausarbeitet?

Selicour. Nimm dich in Acht, Freund Roche! — Ich könnte dir schlimme Hänzel anrichten.

La Roche. Werde nicht böse, Freund Selicour! — Der Zorn verräth ein böses Gewissen.

Selicour. Freilich selte ich über deine Thorheit nur lachen.

La Roche. Du verachtetest einen Feind, der dir zu schwach scheint. Ich will darauf denken, seine Rättung zu verdienen!

Dritter Auftritt.

Selicour,

Sie wollen den Firmin zum Gesandten haben. Gemach, Camerad! — So weit sind wir noch nicht. — Aber Firmin betrug sich immer so gut gegen mich. — Es ist der Sohn vermuthlich — der junge Mensch, der so mit Versen abjagt, ganz gewiß — und dieser La Roche, der sie heert! — Dieser Firmin hat Verdienste, er muß es gestehen, und, wenn sie je seinen Obergehalt auf sich setzen will, so kenne ich Keinen, der mir gefährlicher wäre. — Das muß verhütet werden! — Aber in welcher Absicht ich mich! — Oben diese beiden Firmins wären gerade höchst nothig, der Vater mit seinem Einfluß der Sohn mit seinen Versen. — Ach, uns rath Grise Plagen von ihnen ziehen, und dann schaut man sie schon gelegentlich vom Halbe.

Vierter Auftritt.

Firmin, zu Selicour.

Selicour. Sind Sie's, Herr Firmin? Oben wollte ich zu Ihnen.

Firmin. Zu mir?

Selicour. Mich mit Ihnen zu erla.

Firmin. Worüber?

Selicour. Ueber eine Armieeliste! — Ueber Firmin, es ist mir ein rechter Trost, Sie zu sehen. — Man hat uns verurtheilen wollen!

Firmin. Uns verurtheilen?

Selicour. Ganz gewiß. Aber es soll Ihnen mit gelingen, Herr ich. Ich bin Ihr wahrer und aufrichtiger Freund, und ich hab' es heute bewiesen, denn ich, La Roche, der tollköpfige La Roche mich beim Minister antworten wollte.

Firmin. Wie? Hätte der La Roche —

Selicour. Er hat mich auf das Abscheulichste preisgegeben.

Firmin. Er hat seine Stelle verloren. — Erzen Sie sich an seinen Platz!

Selicour. Er ist ein Undankbarer! Nach Allem, was ich für ihn gethan habe — Und es geschehe, sagte er, um Ihnen dadurch einen Dienst zu leisten. — Er diente Ihnen aber schlecht, da er mir zu schaden suchte. — Was will ich denn anders, als Ihr Glück? — Aber ich weiß besser, als dieser Branstopf, was Ihnen dient. Darum habe ich mir schon ein Pländchen mit Ihnen ausgedacht. — Das lärmende Treiben der Bureau ist Ihnen verhaßt, das weiß ich; Sie lieben nicht, in der geräuschvollen Stadt zu leben. — Es soll für Sie gesorgt werden, Herr Firmin! — Sie suchen sich irgend ein einsames stilles Plätzchen aus, ziehen einen guten Gehalt, ich schicke Ihnen Arbeit hinaus, Sie mögen gern arbeiten, es soll Ihnen nicht daran fehlen.

Firmin. Aber wie —

Selicour. Das sind aber bloß noch Ideen, es hat noch Zeit bis dahin. — Glückliche, der auf der ländlichen Natur seine Tage lebt! Ach, Herr Firmin! so wohl wird es mir nicht! Ich bin in die Stadt gebannt, ein Kastbier der Verhältnisse, den Pfeilen der Bosheit preisgegeben. Auch hielt ich's für die Pflicht eines guten Verwandten, einen Vetter, der sich hier niederlassen wollte, über Hals und Kopf wieder aufs Land zurück zu schicken. — Der gute Vetter! Ich bezahlte ihm gern die Reisekosten — denn, sagen Sie selbst, ist's nicht unendlich besser, auf dem Land in der Dunkelheit frei zu leben, als hier in der Stadt sich zu placken und zu qualen?

Firmin. Das ist meine Meinung auch. Aber was wollten Sie eigentlich bei mir?

Selicour. Nun, wie ich sagte, vor allen Dingen mich von der Ardeur meines lieben Mitbruders abbringen — und alsdann Sie haben mir so oft schon aus der Verlegenheit geholfen; ich verhehle es nicht, ich bin Ihnen so viel — so Vieles schuldig. Mein Vetter bringt mich um — mir liegt so Vieles an dem Halbe — wahrhaftig, es braucht meinen ganzen Kopf, um herum zu kommen. — Sie sind zufrieden mit unserm Minister?

Firmin. Ich bewundere ihn.

Selicour. Ja, Das nennt ich einmal einen tüchtigen Chef! Nun, wahrlich, es war auch die höchste Noth, das ein Felder an den Tag kam, wenn nicht Alles in Brände gehen sollte. — Es ist noch nicht Alles, wie es soll, sagte ich ihm heute — wollen Sie, daß Alles seinen rechten Gang gehe, so müssen Sie ein Memoire einreichen, worin Alles, was noch zu verbessern ist, mit der strengsten Wahrheit angezeigt wäre. Diese meine Idee hat er mit Orer erwiesen und will eine solche Schrift unverzüglich aufgesetzt haben. Er trug sie mir auf — aber die verschiedenen Geschäfte, die auf mich liegen — in der That, wenn ich an einen Zuwachs denke.

Firmin. Und da rechnen Sie denn auf mich — nicht wahr?

Selicour. Nun ja, ich will's gestehen!

Firmin. Sie konnten sich diesmal an seinen Vetter wenden!

Selicour. O, Das weiß ich! Das weiß ich!

Firmin. Denn, da ich so lange Zeit von den Mühen erlöset unter der vorigen Verwaltung Angenommen war — so habe ich, um nicht bloß als müßiger Zuschauer darüber zu stehen, meine Beschwerden und Verbesserungsvorschläge dem Fürstere anvertraut — und so findet sich, daß die Arbeit, die man von Ihnen verlangt, von mir wirklich schon gethan ist! — Ich hatte mir keinen besondern Gebrauch dabei gedacht — ich schreib' Lieb nieder, um mein Herz zu erleichtern.

Selicour. Ist's möglich? Sie hätten —
Firmin. Es liegt Alles bereit, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen.

Selicour. Ob ich Das will! O, mit Freuden! — Das ist ja ein ganz erwünschter Zufall!

Firmin. Aber die Papiere sind nicht in der besten Ordnung!

Selicour. O, diese kleine Mühe übernehme ich gern. Noch heute Abend soll der Minister das Memoire haben — Ich nenne Sie als Verfasser; Sie sollen den Ruhm davon haben.

Firmin. Sie wissen, daß mir's darauf eben nicht ankommt! Wenn ich nur Gutes stifte, gleichviel, unter welchem Namen.

Selicour. Würdiger, scharmanter Mann! Niemand läßt Ihrem bescheidenen Verdienst mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ich. — Sie wollen mir also die Papiere —

Firmin. Ich kann Sie gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Selicour. Ja, gehen Sie! Ich will hier warten.

Firmin. Da kommt mein Sohn — Er kann Ihnen unterdessen Gesellschaft leisten — Aber sagen Sie ihm nichts davon — Hören Sie! Ich bitte mir's aus!

Selicour. So! warum denn nicht?

Firmin. Aus Ursachen.

Selicour. Nun, wenn Sie wollen! — Es wird mir zwar sauer werden, Ihre Gefälligkeit zu verschweigen. — Wenn Firmin fort ist. Der arme Schelm! Er fürchtet wohl gar, sein Sohn werde ihn auszufinden.

Fünfter Auftritt.

Karl. Selicour.

Karl kommt, in einem Bogen leuchtend, daß er beim Nachtlicht Selicours sich verirrt. Erden wieder dieser Selicour — Wie gehen.

Selicour. Bleiben Sie doch, mein junger Freund! — Warum stehen Sie so die Gesellschaft?

Karl. Verzeihung, Herr Selicour! — Zu spät. Daß ich dem Schwäger in den Weg laufen mußte!

Selicour. Ich habe mich schon längst darnach gesucht, Sie zu sehen, mein Vetter! — Was machen die Minister? wie stehen uns die Verle? — Der gute Herr Firmin hat Allerlei daragen, ich weiß, aber er hat Unrecht. — Sie haben ein so entscheidendes Talent! Wenn die Welt Sie erst konnte — aber Das wird kommen! Noch heute früh sprach ich von Ihnen.

Karl. Von mir?

Selicour. Mit der Mutter uners Herrn Ministers — und man hat schon ein gutes Verurtheil für Sie nach der Art, wie ich Ihrer erwähnte.

Karl. So! Bei welchem Anlaß war Das?

Selicour. Sie macht die Kennerin — ich weiß nicht, wie sie dazu kommt — Man hat nicht ihr ihres Schönes wegen. — Wie? wenn Sie ihr an' eine geschickte feine Art den Hof machten — deswegen wollte ich Sie eben aufsuchen. — Sie verlangte ein paar Couverts von mir für diesen Abend. — Nun habe ich zwar in meiner Zeit auch meinen Vers gemacht, wie ein Anderer, aber der Witz ist eingetroffen in den leidigen Geschäften! Wie wär's nun, wenn Sie statt meiner die Verschen machten. — Sie vertrauten sie mir an — Ich lese sie vor — in ist davon bezaubert — man will von mir wissen — Ich — ich nenne Sie! Ich ergreife diese Gelegenheit, Ihnen eine Rede zu halten. — Alles ist voll von Ihrem Ruhm, und nicht lange, so ist der neue Poet fertig, eben so berühmt durch seinen Witz, als seinen Tadel!

Karl. Sie eröffnen mir eine glänzende Aussicht!

Selicour. Es steht ganz in Ihrer Gewalt, sie wirklich zu machen!

Karl für sich. Er will mich beschwägen! Es ist lauter Falschheit; ich weiß es recht gut, daß er falsch ist — aber, wie schwach bin ich gegen das Lob! Wider meinen Willen könnte er mich beschwägen. — Zu Selicour. Man verlangt also für diesen Abend —

Selicour. Eine Kleinigkeit! ein Nichts! ein Klebchen — wo sich auf eine ungewöhnliche Art so ein feiner Zug zum Lobe des Ministers anbringen ließe.

Karl. Den Lobredner zu machen, ist meine Sache nicht! Die Würde der Dichtkunst soll durch mich nicht so erniedrigt werden. Jedes Lob, auch wenn es noch so verdient ist, ist Schmeichelei, wenn man es an die Großen richtet.

Selicour. Der ganze Stolz eines echten Musensohns! Nichts von Lobsprüchen also — aber so etwas von Liebe — Bärtlichkeit — Empfindung —

Karl steht sein Papier an. Konnte ich denken, da ich sie niederschrieb, daß ich so bald Gelegenheit haben würde? —

Selicour. Was? wie? Das sind doch nicht gar Verse —

Karl. O, verzeihen Sie! Eine sehr schwache Arbeit —

Selicour. O! was! Mein Gott! da hätten wir ja gerade, was wir brauchen! — Her damit, geschwind! — Sie sollen bald die Wirkung davon erfahren — Es braucht auch gerade keine Romane zu sein — diese Kleinigkeiten — diese artigen Spielereien thun oft mehr, als man glaubt — dadurch gewinnt man die Frauen, und die Frauen machen Alles. — Geben Sie! geben Sie! — Wie? Sie stehen an? Nun, wie Sie wollen! Ich wollte Ihnen nützlich sein — Sie bekannt machen — Sie wollen nicht bekannt sein — Behalten Sie Ihre Verse! Es ist Ihr Vertheil, nicht der meine, den ich dabei beabsichtigte.

Karl. Wenn nur —

Selicour. Wenn Sie sich rieren —

Karl. Ich weiß aber nicht —

Selicour. recht ihm das Papier auf der Hand — Sie sind ein Kind! Geben Sie! Ich will Ihnen wider Ihren Willen dienen — Ihr Vater selbst soll Ihrem Talente bald Gerechtigkeit erzeigen. Da kommt er! Er liest das Papier in der Hand.

Sechster Auftritt.

Beide Firmins. Selicour.

Firmin. Hier, mein Freund! — aber reinen Mund gehalten! —

Selicour. Ich weiß zu schweigen. —

Karl für sich. Ich habe Unrecht, sie ihm zu geben. — Was kann er aber auch am Ende mit meinen Versen machen?

Selicour. Meine werthen Freunde! Sie haben mir eine köstliche Viertelstunde geschenkt — aber man verzeiht sich in Ihrem Umgang. Der Minister wird auch noch warten — ich werde mich ungern von Ihnen los machen — man gewinnt immer etwas bei so würdigen Verleuten. —

Siebenter Auftritt.

Beide Firmins.

Firmin. Das ist nun der Mann, den du einen Panfichmied und Cabalenmacher nennst — und kein Mensch nimmt hier mehr Antheil an mir, als er!

Karl. Sie mögen mich nun für einen Tränmer halten — aber, je mehr er Ihnen schön thut, desto weniger traue ich ihm — Dieser süße Ton, den er bei Ihnen annimmt — Entweder er braucht Sie, oder er will Sie zu Grunde richten.

Firmin. Pst! über das Mißtrauen! — Mein, mein Sohn! und, wenn ich auch das Opfer der Posheit werden sollte — so will ich doch so spät als möglich das Schlechte von Andern glauben.

Achter Auftritt.

Vorige. La Roche.

La Roche. Sind Sie da, Herr Firmin? — Es macht mir herliche Freude! — der Minister will Sie besuchen.

Karl. Meinen Vater? —

Firmin. Nicht?

La Roche. Ja, Sie! — Ich hab' es wohl bemerkt, wie ich ein Wort von Ihnen fallen ließ, daß Sie schon seine Aufmerksamkeit erregt hätten. — Diesem Selicour ist auch gar nicht wohl dabei zu Muthe — So ist mein heutiger Schritt doch zu etwas gut gewesen.

Karl. O, so sehen Sie sich doch wider Ihren eigenen Willen ans Licht hervorgehen! — Welche glückliche Vergebenheit!

Firmin. Ja, ja! Du siehst nicht in deinen Gedanken schon als Ambassadeur und Minister — Herr von Harbonne wird mir einen kleinen Auftrag zu geben haben, Das wird Alles sein!

La Roche. Nein, nein, sag' ich Ihnen — er will Ihre nähere Bekanntschaft machen — Und Das ist's nicht allein! Nein, nein! die Augen sind ihm endlich aufgegangen! Dieser Selicour, ich weiß es, ist seinem Fall nahe! Noch heute — es ist schändlich und abscheulich — doch ich sage nichts. — Der Minister ließ in Ihrem Hause nach Ihnen fragen; man sagte ihm, Sie seien auf dem Bureau — Ganz gewiß sucht er Sie hier auf! Sagt' ich's nicht? Sieh, da ist er schon! —

Neunter Auftritt.

Harbonne zu den Vorigen.

Harbonne. Ich habe Arbeiten von Ihnen gesehen, Herr Firmin, die mir eine hohe Idee von Ihren Fähigkeiten geben, und von allen Seiten hör' ich Ihre Nützlichkeiten, Ihre Fleißigkeit rühmen. — Männer Ihrer Art brauche ich höchst nöthig — Ich komme deswegen, mir Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihre Mitwirkung in dem schweren Amte auszubitten, das mir anvertraut ist. — Willen Sie mir Ihre Freundschaft schenken, Herr Firmin?

Firmin. So viel Vertrauen beehret mich und macht mich stolz. — Mir Freude und Dankbarkeit nehme ich dieses gütige Anerbieten an — aber ich fürchte, man hat Ihnen eine zu hohe Meinung von mir gezeihen.

Karl. Man hat Ihnen nicht mehr gesagt, als was er ist, Herr von Harbonne! — Ich bitte Sie, meinem Vater in diesem Punkte nicht zu glauben.

Firmin. Mache nicht zu viel heugens, mein Sohn, von einem ganz gemeinen Verehrer.

Harbonne. Das ist also der Sohn, Herr Firmin?

Firmin. Ja.

Harbonne. Der Karl Firmin, der ist meine Mutter und Tochter noch heute Miragen gemacht worden!

Karl. Ihre Mutter und die liebezwürdige Tharotte haben sich noch an Karl Firmin erinnert!

Harbonne. Sie haben mir sehr viel Schmeicheletzen von Ihnen gesagt?

Karl. Möchte ich so viele Güte verdienen!

Harbonne. Es soll mich freuen, mit Ihnen, lieber junger Mann, und mit Ihrem würdigen Vater mich näher zu verbinden. — Herr Firmin! wenn es meine Pflicht ist, Sie aufzusuchen, so ist es die Ihre nicht weniger, sich finden zu lassen. Mag sich der Unabgige einer

schimpflichen Trägheit ergeben! — Der Mann von Talent, der sein Vaterland liebt, sucht selbst das Auge seines Chefs und bewirbt sich um die Stelle, die er zu verdienen sich bewußt ist. — Der Dummkopf und der Nichtswürdige sind immer bei der Hand, um sich mit ihrem anmaßlichen Verdienste zu brüsten — Wie soll man das wahre Verdienst unterscheiden, wenn es sich mit seinen verächtlichen Nebenbuhlern nicht einmal in die Schranken stellt? — Bedenken Sie, Herr Firmin, daß man für das Gute, welches man nicht thut, so wie für das Böse, welches man zuläßt, verantwortlich ist.

Karl. Hören Sie's nun, mein Vater!

Firmin. Geben Sie mir Gelegenheit, meinem Vaterlande zu dienen, ich werde Sie mit Freuden ergreifen!

Harbonne. Und mehr verlang' ich nicht — Damit wir besser mit einander bekannt werden, so speisen Sie Beide diesen Abend bei mir. Sie führen eine angenehme Gesellschaft — ein Paar gute Freunde, einige Verwandte

Aller Zwang wird entfernt sein, und meine Mutter, die durch meinen neuen Stand nicht störrisch geworden ist, wird Sie aufs Freundlichste empfangen, Das verzeiht' ich Ihnen.

Firmin. Wir nehmen Ihre gütige Einladung an.

Karl. Ich werde Charlotte sehen!

La Roche. Die Sachen sind auf gutem Wege — der Augenblick ist günstig — früh, noch einen Anfall auf diesen Selicour! — So lassen Sie endlich dem Verdienst Gerechtigkeit widerfahren, auch ihm ist noch übrig, auch das Vaster zu entlassen. Glücklicherweise finde ich Sie hier und kann da fort fahren, wo ich es diesen Menschen gelohnt. — Dieser Selicour brachte mich heute zum Stillstehen — Ich machte es ungeschick, ich geüß' es, daß ich so mit ihm ins Haus fiel; aber wahr bleibt wahr! Ich bin doch recht! Sie verlangen Tharotten — Ich bin damit versehen.

Harbonne. Was? wie?

La Roche. Dieser Mensch, der sich das Ansehen gibt, als ob er seiner Mutter und seiner armen Familie ein Stütz dienste, er hat einen armen Densel von Bettelkindern empfangen, der heute in seiner Gestalt, in gutem Putze, in ihm in die Stadt kam, um eine kleine Verheirathung durch ihn zu erhalten. Ausgejagt wie einen Längens hat ihn der Heuchler! So geht er mit seinen Verwandten um — und, wie schlecht sein Herz ist, davon kann man noch

Firmin. Sie thun ihm sehr Unrecht, lieber La Roche! Oben dieser Bettel, den er soll fortgejagt haben, hat mit seine Werkstätten — kann mit von falschen Namen arbeitet, in sein Loth ran!

Harbonne. Oben mit dem Bettel hat er recht gut getragen.

La Roche. Wie? was?

Harbonne. Meine Mutter war bei dem Wort!

Firmin. Lieber La Roche! folgen Sie doch nicht der Trübsinnung einer blinden Mache.

La Roche. Sehen, Herr Firmin! reden Sie ihm noch das Wort!

Firmin. Er ist abwesend, es ist meine Pflicht, ihn zu vertheuern.

Harbonne. Diese Meinung macht Ihnen Oben, Herr Firmin! auch hat sich Herr Selicour in Anbacht Ihrer noch heute eben so betragen. Wie er sich so mich, mich von so würdigen Personen umgeben zu sehen —

La Roche. Sie aber, der den armen Selicour so unverschämlich verläßt, Sie scheinen mir der gute Mann nicht zu sein, für den man Sie hält! — Was ich bis jetzt noch von Ihnen sah, bringt Ihnen wahrlich schiedlich Oben!

La Roche 19. 24. Ich möchte verstehen — aber nur Geduld!

Marbonne. Ich bin geneigt, von dem guten Selicour immer besser zu denken, je mehr Schlimmes man mir von ihm sagt, und ich gehe damit um, ihn mir näher zu verbinden.

Karl, betreten. Wie so?

Marbonne. Meine Mutter hat gewisse Pläne, die ich vollkommen gutheisse — Auch mit Ihnen habe ich es gut vor, Herr Firmin! — Diesen Abend ein Wiedersehen. — Bleiben Sie ja nicht lange aus. **zu Karl.** Sie, mein junger Freund, legen sich auf die Dichtkunst, hör' ich; meine Mutter hat mir heute Ihr Talent gerühmt. — Lassen Sie uns bald etwas von Ihrer Arbeit hören! — Auch ich liebe die Mäusen, ob ich gleich ihrem Dienst nicht leben kann. — Ihr Diener, meine Herren! — Ich verbitte mir alle Umstände. G. geht ab.

Sehnter Auftritt.

Vorige *etwa* **Marbonne.**

Karl. Ich werde sie sehen! Ich werde sie sprechen! — Aber diese gewissen Pläne der Großmutter — O Gott! ich zittere. — Es ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß sie diesem Selicour bestimmt ist.

Firmin. Nun, mein Sohn, Das ist ja heute ein glücklicher Tag!

La Roche. Für Sie wohl, Herr Firmin — aber für mich?

Firmin. Söwn Sie außer Sorgen! Ich helfe, Alles wieder ins Gleiche zu bringen. — **zu Karl.** Betrage dich ruhig, mein Sohn! Wenigstens unter den Augen des Vaters verläßt dich nicht!

Karl. Sorgen Sie nicht! Aber auch Sie, mein Vater, führen Sie sich einmal!

Firmin. Schön! Ich erhalte auch meine Lection.

Karl. Und habe ich nicht Recht, Herr La Roche?

Firmin. Was dir dein Vorgesetzter wenigstens in einer Meinung dienen. — Muth gefaßt, La Roche! Wenn meine Hürsprache etwas gilt, so ist Ihre Sache noch nicht verloren. G. geht ab.

Fünftes Auftritt.

Karl Firmin *und* **La Roche.**

La Roche. Nun, was sagen Sie? Ist Das erlaubt, daß Ihr Vater selbst mich küssen darf und den Schelm in Schutz nimmt?

Karl. Meiner Freund, ich habe heute früh Ihre Dienste verschmäht, jetzt stehe ich um Ihre Güte. Es ist nicht mehr zu zweifeln, daß man ihr den Selicour zum Gemahl bestimmt. Ich bin nicht werth, sie zu besitzen; aber noch weniger verdient es dieser Nichtswürdige!

La Roche. Brandt's noch eines Exorats, mich zu beugen? Sie sind Jenae gewesen, wie man mich um fernwillen mißhandelt hat! Hören Sie mich an! Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Minister ihm noch heute eine sehr wichtige und thätige Arbeit aufgetragen, die noch vor Abend fertig sein soll. Er wird sie entweder gar nicht leisten oder doch etwas höchst Glances zu Martte bringen. So kommt seine Unfähigkeit aus Nichts. Trotz seiner süßlichen Manieren haßen ihn Alle und wünschen seinen Fall. Keiner wird ihm helfen, dafür steht ich, so verhaßt ist er! —

Karl. Meinen Vater will ich schon davon abhalten. — Ich sehe jetzt wohl, zu welchem Zweck er mir mein Gewicht abschwaigte. Sollte er wohl die Stirn haben, sich in meiner Gegenwart für den Verfaller auszugeben?

La Roche. Kommen Sie mit mir in den Garten! Er darf uns nicht beisammen antreffen. — Du nennst dich

meinen Meister, Freund Selicour! Nimm dich in Acht — dein Kehrting formirt sich, und noch vor Abend sollst du bei ihm in die Schule gehen! Gefen ab.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Belmont. **Charlotte.**

Mad. Belmont. Bleib da, Charlotte! wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden, ob die Gesellschaft kommt. — Sage mir, mein Kind, was hältst du von dem Herrn Selicour?

Charlotte. Ich, Mama?

Mad. Belmont. Ja, du!

Charlotte. Nun, ein ganz angenehmer, verdienstvoller, würdiger Mann scheint er mir zu sein.

Mad. Belmont. Das hör' ich gern! Ich freue mich, liebes Kind, daß du eine so gute Meinung von ihm hast — denn, wenn dein Vater und ich etwas über dich vermögen, so wird Herr Selicour bald dein Gemahl sein.

Charlotte, betreten. Mein Gemahl! —

Mad. Belmont. Fällt dir Das auf?

Charlotte. Herr Selicour?

Mad. Belmont. Wir glauben nicht besser für dein Glück sorgen zu können.

Charlotte. Von Joren und meines Vaters Händen will ich kein einen Gatten annehmen — Aber, Sie werden mich für grüßlich halten, liebe Großmama! — Ich weiß nicht — dieser Herr Selicour, den ich übrigens bedürftige — gegen den ich nichts einzuwenden habe — ich weiß nicht, wie es kommt — wenn ich mir ihn als meinen Gemahl denke, so — so empfinde ich in der Tiefe meines Herzens eine Art von —

Mad. Belmont. Doch nicht von Abneigung?

Charlotte. Von Grauen müßt ich's sogar nennen! Ich weiß, daß ich ihm Unrecht thue; aber ich kann es nun einmal nicht überwinden. — Ich fähle weit mehr Aua. t vor ihm, als Liebe.

Mad. Belmont. Schon gut! Diese Dürft kennen wir, meine Tochter!

Charlotte. Nein! Hören Sie! —

Mad. Belmont. Eine angenehme mädchenhafte Zerknirschtheit! Das muß ich wissen, glaube mir.

Von ich nicht auch einmal jung gewesen? — Uebrigens ist diese Partie deiner Familie an. — Ein Mann, der Alles weiß — ein Mann von Geldmacht — ein feiner Kenner — und ein so geschickter, bewährter Freund. — Nach reißt man sich in allen Häusern um ihn. — Wäre er nicht eben jetzt seiner Mutter wegen bekümmert, so hätte er mir diesen Abend eine Romanze für dich vorgesungen — denn er kann Alles, und dir möchte er gern in jeder Vereinigkeit zu Gefallen sein. — Aber ich hör' ihn kommen! Er läßt doch niemals auf sich warten! Hast du, es gibt Zeugnissen nicht!

Zweiter Auftritt.

Selicour *zu den Vorigen.*

Selicour. Sie verlangen heute ein gefühlsvolles Art-Liebes Lied von mir! Ich habe mein Möglichstes gethan, Madame! — und lege es Ihnen hier zu Füßen.

Mad. Belmont. Wie, Herr Selicour? Sie haben es wirklich schon fertig! — In der That, ich fürchtete, daß die übeln Nachrichten —

Selicour. Welche Nachrichten?

Mad. Belmont. Von Ihrer Mutter —

Selicour. Von meiner Mutter! — Ja — ich — ich habe eben einen Brief von ihr erhalten — einen Brief, worin sie mir meldet, daß sie endlich —

Mad. Belmont. Daß sie die tausend Thaler erhalten — nun, Das freut mich —

Selicour. Hätte ich sonst die Rassung haben können? — Aber, dem Himmel sey Dank! — jetzt ist mir dieser Stein vom Herzen, und in der ersten Freude setzte ich diese Strophen auf, die ich die Ehre gehabt Ihnen zu überreichen.

Mad. Belmont *zu Selicour.* Er hätte dich gekammert, wenn du ihn gesehen hättest — Da war's, wo ich sein ganzes treffliches Herz kennen lernte. — Herr Selicour, ich liebe Ihre Romane, noch eh' ich sie gelesen.

Dritter Auftritt.

Vorige. Narbonne.

Narbonne. Selicour hier bei Ihnen! Oi, ei, liebe Mutter, Sie lieben mir ihn von nöthigen Dingen ab. — Er hat so dringend zu thun, und Sie beladen ihn noch mit unnützen Anträgen.

Mad. Belmont. Sieh, sieh, mein Sohn! Will er nicht gar böse werden!

Narbonne. Was soll aus dem Auftrag werden, der doch so wichtig und so dringend ist?

Selicour. Der Auftrag ist fertig. Hier ist er!

Narbonne. Was, schon fertig?

Selicour. Und ich bitte Sie, zu glauben, daß ich weder Zeit noch Mühe dabei gespart habe.

Narbonne. Aber wie ist Das möglich?

Selicour. Die Mißbräuche der vorigen Verwaltung haben mir nur zu oft das Herz schwer gemacht — Ich konnte es nicht dabei bewenden lassen, sie bloß müßig zu beklagen — dem Vavere vertraute ich meinen Unwillen, meinen Tadel, meine Verbesserungspläne an, und so triefft es sich, daß die Arbeit, die Sie mir auftragen, schon seit lange im Stillen von mir gemacht ist — Es sollte mir wahrlich auch nicht an Muth gefehlt haben, öffentlich das mit hervorzutreten, wenn die Regierung nicht endlich von selbst zur Einsicht gekommen wäre und in Ihrer Person einen Mann aufgestellt hätte, der Alles wieder in Ordnung bringt. — Jetzt ist der Zeitpunkt da, von diesen Vavere öffentlichen Gebrauch zu machen — Es fehlte nichts, als die Mäntel zurecht zu legen, und Das war in wenig Augenblicken geschehen.

Mad. Belmont. Nun, mein Sohn! du kannst zufrieden seyn, denk' ich. — Herr Selicour hat deinen Wunsch erfüllt, eh' er ihn wollte, hat dir in die Hand gearbeitet, und ihr kommt einander durch den glücklichsten Zufall entgegen —

Narbonne. Mit Freunden seh' ich, daß wir einverstanden sind. — Geben Sie, Herr Selicour! noch heute Abend sende ich den Auftrag an die Behörde.

Selicour *zu Mad.* Alles geht gut — Jetzt diesen Herrn weggeschafft, der mir im Weg ist. — Werden Sie mir versprechen, Herr von Narbonne? — Es thut mir leid, es zu sagen — aber ich muß fürchten, daß die Anklage des Herrn La Roche diesen Herrn noch einen Eindruck gemacht haben könnte. —

Narbonne. Nicht den mindesten.

Selicour. Ich habe es beflüchtet. — Nach Allem, was ich sehe, hat dieser La Roche meine Stelle schon an Jemanden vergeben. —

Narbonne. Wie?

Selicour. Ich habe immer sehr gut gedacht von Herrn Kirmin; aber, ich gesteh' es — ich fange doch endlich an, an ihm irre zu werden.

Narbonne. Wozu? Sie haben mir ja noch heute seine Gutmüthigkeit gerühmt.

Selicour. Ist auch dem Gutmüthigsten bis auf einen gewissen Punkt zu trauen? — Ich sehe mich von Feinden umgeben. Man legt mir Kallstricke. —

Narbonne. Sie thun Herrn Kirmin Unrecht. Ich kenne ihn besser, und ich stehe für ihn.

Selicour. Ich wünschte, daß ich eben so von ihm denken könnte.

Narbonne. Der schändliche Umdank dieses La Roche muß Sie natürlicherweise mißtrauisch machen. Aber, wenn Sie auch nur den Schatten eines Zweifels gegen Herrn Kirmin haben, so werden Sie sogleich Gelegenheit haben, von Ihrem Irrthum zurück zu kommen.

Selicour. Wie Das?

Narbonne. Er wird im Augenblick selbst hier seyn.

Selicour. Herr Kirmin hier?

Narbonne. Hier — Ich konnte mir's nicht versagen. Ich hab' ihn gesehen!

Selicour. Gesehen! Vortrefflich!

Narbonne. Er und sein Sohn speisen diesen Abend mit uns.

Selicour. Zweifen — Sein Sohn! Vortrefflich!

Mad. Belmont *zu Charlotte.* Karl Kirmin?

Narbonne. Der junge Officier, dessen Verdienste Sie mir so oft gerühmt haben. — Ich habe Vater und Sohn zum Nachessen eingeladen.

Mad. Belmont. Ich werde Sie mit Vergnügen willkommen heißen.

Narbonne *zu Selicour.* Sie haben doch nichts dawider?

Selicour. Ich bitte sehr — ganz im Gegentheil!

Mad. Belmont. Ich bin dem Vater schon im Voraus gut um des Sohnes willen. Und was sagt unsere Charlotte dazu?

Charlotte. Ich, Mama — ich bin ganz Ihrer Meinung!

Narbonne. Sie können sich also ganz offenbarend gegen einander erklären.

Selicour. O, Das bedarf's nicht — im Uebrigsten nicht. — Wenn ich's schreiben soll, ich habe Herrn Kirmin immer für den rechtlichen Mann gehalten — und, that ich ihm einen Augenblick Unrecht, so bekenne ich mit Ihnen meinen Irrthum. — Ich für meinen Theil bin überzeugt, daß er mein Freund ist.

Narbonne. Er hat es bewiesen! Er spricht mit großer Achtung von Ihnen — Zwar kenn' ich ihn nur aus dem Heute, aber gewiß verdient er —

Selicour. *zu Mad.* Alle die Versicherungen, die ich Ihnen wie Sie wissen, noch vor Kurzem erteilt habe — So bin ich einmal! Mein Herz wechelt nichts von Mißgunst.

Narbonne. Er verkündet einen gesunden Kopf mit einem vortrefflichen Herzen, und kein Mensch kann von Ausholung freier seyn, als er. Was gilt's, er wäre im Vergleich, einem Andern das ganze Verdienst von Dem zu thun, was er geleistet hat!

Selicour. Meinem Sie?

Narbonne. Er wäre der Mann dazu!

Mad. Belmont. Sein Sohn möchte in diesem Sinn nicht gern so denken.

Charlotte. Ja wohl, der ist ein junger feuriger Charakter, der seinen Ehemann versteht.

Selicour. Würde er wohl einem Andern den Namen seines Weibs abstreiten?

Charlotte. O, daran zweifle ich sehr.

Narbonne. Ich liebe dies's Heuer an einem jungen Kriegsmann.

Selicour. O allerdings, Das verspricht!

Narbonne. Aber an seinen rechten Platz gestellt, werden sie seine Vortrefflichkeit zu brauchen seyn.

Selicour. Es ist doch gar schön, wie Sie die Fähigkeiten Leute so anschauen!

Narbonne. Das ist meine Pflicht. *Er geht mit dem Sohn.*

Selicour. Das war's! In Madame Belmont bei Seite ein Wort, Madame! — Man könnte doch glauben, Sie zerstreuten mich von meinen Vergnügungsgeschäften — Wenn also diesen Abend mein Gedicht sollte gesungen werden, so — nennen Sie mich nicht!

Mad. Belmont. Wenn Sie nicht wollen, nein.

Selicour. Ja — mir fällt ein — Wie? wenn ich, größerer Sicherheit wegen, Jemanden aus der Gesellschaft darum anspräche, sich als Verfasser zu bekennen —

Mad. Belmont. Wie? Sie könnten einem Andern den Ruhm davon abtreten?

Selicour. Pah! Das ist eine Kleinigkeit! Beide Jungs treten ein.

Charlotte erblickt sie, lechzt. Da kommen sie!

Vierter Auftritt.

Vorige. Beide Firmins.

Marbonne ihnen entgegen. Ich habe Sie längst erwartet, meine Herren! — Nur herein! nur näher! Sehen Sie herzlich willkommen! — Hier, Herr Firmin, meine Mutter und hier meine Tochter — Sie sind kein Fremdling in meiner Familie.

Mad. Belmont zu Karl Firmin. Ich hatte mir's nicht erwartet, Sie hier in Paris zu sehen; es ist sehr angenehm, sich mit lieben Freunden so unvermuthet zusammen zu finden.

Karl. Dieser Name hat einen hohen Werth für mich. Zu Charlotte. Sie haben Ihre Tante doch wohl verlassen?

Charlotte. Ja, Herr Firmin!

Karl. Es waren unvergeßliche Tage, die ich in Ihrem Hause verlebte. Dort war's, mein Fräulein —

Marbonne zu Anna dem Vater. Lassen wir die jungen Leute ihre Bekanntschaft erneuern. — Nun, Herr Firmin, da ist Selicour!

Selicour zu Anna. In der That — ich bin — ich kann nicht genug sagen, wie erfreut ich bin — Sie bei e — in Haven von Marbonne eingeführt zu sehen.

Marbonne. Sie sind Beide die Männer dazu, einander Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu Firmin. Er hat etwas auf dem Herzen: ich wünschte, daß Sie sich gegen einander erklärten, meine Herren!

Selicour. D nicht doch! nicht doch! Herr Firmin kennt mich als seinen Freund.

Marbonne. Und wenn Sie versichert, er ist auch der Ihrige. Ich wünschte, Sie hätten es gehört, mit welcher Wärme er noch heute Ihre Partei nahm. Ganz gewis hat dieser La Roche wieder —

Selicour. Aber was in aller Welt mag doch den La Roche so gegen mich aufheizen?

Marbonne. Dieser La Roche ist mein Mann nicht weniger hab' ich eine schlechte Meinung von seinem Charakter.

Firmin. Sie thun ihm Unrecht. Ich hab' heute gegen ihn gesprochen, aber diesmal muß ich ihn verteidigen.

Selicour. Es ist ganz und gar nicht nöthig. Ich schäme ihn, ich kenne sein gutes Herz und kenne auch seine Sparren —

Und, mag er mich am Ende bei der ganzen Welt anschwärzen, wenn er nur bei denen keinen Glauben fand! Sie sehen, wir sind fertig — unser Streit ist beigelegt: es braucht keiner weitem Erklärung!

Mad. Belmont. Nun, wollen Sie nicht Platz nehmen, meine Herren?

Selicour zu Karl Firmin. Es ist schon übergeben, das Gedicht.

Karl. Wirklich?

Selicour. Die alte Mama hat es, und den Verfasser habe ich ihr nicht verschwiegen. Madame Belmont bei Seite laufend. Wissen Sie, was ich gemacht habe?

Mad. Belmont. Nun!

Selicour. Der junge Firmin — Sie wissen, er gibt sich mit Veremachen ab.

Mad. Belmont. Ja! — Nun?

Selicour. Ich hab' ihn ersucht, sich für den Verfasser des Liedchens zu bekennen — Er läßt sich's gefallen!

Mad. Belmont. Läßt sich's gefallen? Das glaub' ich!

Selicour. Daß Sie mich ja nicht kügen strafen!

Marbonne. Aber, bis unsere andern Gäste kommen, liebe Mutter, lassen Sie uns eine kleine Unterhaltung austauschen — Zum Spiel lade ich Sie nicht ein — wir können uns besser beschäftigen.

Firmin. Sie haben zu befehlen.

Karl. Es wird von Madame abhängen.

Charlotte. Lieben Sie noch immer die Musik, Herr Firmin?

Marbonne. Es ist ja wahr, du singst nicht übel — Laß hören! — Hast du uns nicht irgend etwas Neues vorzutragen?

Karl. Wenn es Fräulein Charlotten nicht zu viel Nähe macht —

Charlotte. Hier hat man mir so eben einige Strophen zugehellt.

Marbonne. Gut! Ich werde, mit Ihrer Erlaubniß, unterdessen das Memoire unsers Freundes durchlesen.

Selicour. Aber wir werden Sie stören, Herr von Marbonne!

Marbonne. Nicht doch! Ich bin gewohnt, im ärgsten Gedränge zu arbeiten — und hier ist nur vom Lesen die Rede. *Er geht auf die entgegengelegte Seite, wo er sich niederlegt.*

Selicour. Wenn Sie aber doch lieber —

Marbonne. Vereichen Sie! Aber es leidet keinen Aufschub. Die Pflicht geht Allen vor.

Mad. Belmont. Lassen wir ihn denn, wenn er es so will, und nehmen unser Thee vor. *Alle setzen sich. Charlotte und Karl, Madame Belmont, Karl Firmin, Selicour, Anna, Madame Belmont zu Karl, neben Anna, Firmin, der Vater.*

Charlotte. Die Melodie ist gleich gut gewählt, wie ich sehe.

Mad. Belmont. Der Verfasser ist nicht weit — ich kann ihn ohne Brille sehen.

Selicour zu Madame Belmont. Sie verrathen Sie mich nicht. — Zu Karl Firmin. Das gilt Ihnen, mein Lieber!

Charlotte. Ihm? Wie?

Firmin. Ist Das wahr, Karl? Wären du —

Selicour. Er ist der Verfasser.

Charlotte zu Karl Firmin. Wie? Herr Firmin wäre der Verfasser?

Mad. Belmont, laut. Ja! — *kommt e.* Nenne den wahren Verfasser ja nicht —

Charlotte. Warum nicht?

Mad. Belmont. Aus Ursachen. Zu Selicour. Wollen Sie Charlotten nicht accompagniren?

Selicour. Mit Vergnügen.

Firmin, arglos e zu Karl Firmin. Gewiß wieder eine überciltte Arbeit — aber Das muß einmal geachtet seyn —

Karl. Aber, lieber Vater, hören Sie doch erst, ob Sie richten!

Charlotte singt

An der Quelle saß der Knabe.

Blumen wand er sich um Krans.

Und er las ne fortarröden.

Zweien in der Weiden Tanz —

„Und so thoben meine Tage.“

„Wie die Quelle, rausch es hin!“

„Und so schwand meine Jugend.“

Mad. Belmont, Selicour arglos e. Dieser Anfang spricht schon viel!

Selicour, auf **Karl Firmin** zeigend. Diesem Herrn da gehört das Compliment.

Mad. Belmont. Gut, gut! Ich verstehe!

Firmin. Der Gedanke ist alltäglich, gemein.

Karl. Aber er ist doch wahr.

Narbonne, auf der entgegengelegten Seite mit dem Aufschlag der schalligen. Die Einleitung ist sehr gut und erweckt sogleich die Aufmerksamkeit.

Charlotte singt wieder

„Traget nicht, warum ich traure

„In des Lebend's Blüthenzeit!

„Alles freuet sich und bosset,

„Wenn der Frühling sich erneut.

„Über diese tausend Stimmen

„Der erwachenden Natur

„Weden in dem tiefen Büten

„Mir den schweren Kummer nur!“

Mad. Belmont. Zum Entzücken!

Firmin. Nicht übel.

Selicour zu **Karl Firmin**. Sie sehen, wie Alles Sie bewundert.

Narbonne, leise. Trefflich entwickelt und nachdrücklich vorgetragen — Lesen Sie doch mit mir, Herr Firmin!

Firmin reißt zum Wunder und liest über seine letzte Schuler

Mad. Belmont. Ganz göttlich!

Selicour, zu **Narbonne** leise. Ich habe aber freilich dem Herrn Firmin viel, sehr, sehr viel dabei zu danken. *Er wieder auf die andere Seite zu dem Karl Firmin und Madame Belmont, doch ohne die andere Gruppe auf den Augen zu verlieren*

Charlotte singt weiter.

„Was kann mir die Freude frommen,

„Die der schöne Jüng' mir deut?

„Eine nur ist's, die ich suche,

„Sie ist nah' und ewig weit.

„Sehnend brei' ich meine Arme

„Nach dem theuren Schattenbild;

„Ach, ich kann es nicht erreichen,

„Und das Herz bleibt ungetrübt!“

„Komm' herab, du schöne Holde,

„Und verlaß dein seltes Schicksal!

„Blumen, die der Jüng' ackeren,

„Streu' ich dir in deinen Schoß.

„Horch, der Hahn erschallt von Nidern,

„Und die Quelle rieselt klar!

„Raum ist in der kleinsten Hütte

„Für ein glücklich lebend Paar.“

Mad. Belmont. Wie rührend der Schluß ist! — Das liebe Kind ist ganz davon bewegt worden.

Charlotte. Ja, es mag es gemacht haben, wer will, es ist aus einem Herzen geflossen, das die Liebe kennt!

Selicour, leise zu **Narbonne**. Dies ist ein schmeichelhaftes Lob.

Karl. Was? Er bekennt sich —

Selicour, leise zu **Karl Firmin** sich wendend. Nicht wahr, lieber Freund?

Mad. Belmont. Ich bin ganz davon hingerissen —

Selicour leise zu **Mad. Belmont**. War zu gutig, Madame!

Karl. Wie versteh' ich Das?

Selicour eben so schnell wieder zu **Karl Firmin**. Nun! sagt' ich's Ihnen nicht? Sie haben den vollkommensten Sieg davon getragen.

Karl. Fällt er mich zum Narren?

Narbonne. Das Werk ist vortrefflich! ganz vortrefflich!

Selicour zu **Firmin** leise. Sie sehen, ich habe mich ganz an ihre Ideen gehalten.

Firmin leise. Ich muß gestehen, ich merke so etwas.

Charlotte. Ich weiß nicht, welchem von beiden Herren —

Selicour zu **Charlotten**, indem er auf **Karl Firmin** deutet. Ein süßer Triumph für den Verfasser.

Narbonne, den Aufschlag zusammenlegend. Ein wahres Meisterwerk — in der That!

Selicour lacht sich gegen **Narbonne**. War zu viel Ehre!

Mad. Belmont wiederholt die letzte Strophe.

Horch, der Hahn erschallt von Nidern,

Und die Quelle rieselt klar!

Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich lebend Paar.

Schön! himmlisch! Dem widerstehe, wer kann! — **Selicour**, es bleibt dabei, Sie heirathen meine Charlotte!

Karl. O Himmel!

Charlotte. Was hör' ich!

Narbonne leise auf. Ich kenne wenig Arbeiten, die so vortrefflich wären — **Selicour**, Sie sind Gesandter!

Karl. Mein Gott!

Narbonne. Sie sin's! Ich stehe Ihnen für Ihre Ernennung! Wer Das schreiben konnte, muß ein rechtschaffener Mann, muß ein Mann von hohem Genie seyn!

Selicour. Aber, erlauben Sie — ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf — Zufrieden mit meinem jetzigen Lose —

Narbonne. Sie müssen sich von Allem losreißen, wenn der Staat Sie wo anders nöthig hat.

Selicour. Dürfte ich mir nicht wenigstens Herrn Firmin zu meinem Secretair aanbitten?

Firmin. Wozurufen Sie ihn? Mich? mich? zu Ihrem Secretair?

Selicour. Ja, Herr Firmin! Ich habe Sie sehr nöthig.

Karl. Das will ich glauben.

Narbonne. Das wird sich finden! Nun! wie ist die Musik abgelaufen?

Selicour. Fräulein Charlotte hat ganz himmlisch gesungen.

Fünfter Auftritt.

Michel zu den Vorigen.

Michel. Die Gesellschaft ist im Saal versammelt —

Narbonne. Sie sind so gütig, liebe Mutter, Sie zu empfangen — Ich will Dieses jetzt auf der Stelle absenden — *Er zu Charlotte*. Gewinnen Sie die Einwilligung meiner Tochter, und mit Freuden erwähle ich Sie zum Sohn — Noch einmal! das Werk ist vortrefflich, und ich habe viel darum, es gemacht zu haben.

Selicour zu **Narbonne**. Nun, genießen Sie Ihres Triumphs, Herr Firmin! — *zu Charlotte*. Unser junger Freund weiß die Complimente ganz gut anzunehmen.

Charlotte. Nach den hübschen Sachen, die ich von Ihnen gehört, hätte ich nicht geglaubt, daß er nöthig haben würde, sich mit fremden Redern zu schmücken.

Selicour. Wofür Gefälligkeit, mein Fräulein! — *Während die Gesellschaft wartet* —

Firmin zu **Selicour** leise. Nun, du hast ja ganz gewaltiges Lob eingeerntet! — *Charlotte geht zu Charlotte's Freundin*

Karl. Ja, ich hab' Ursache, mich zu rühmen.

Mad. Belmont zu **Selicour**. Recht, recht! Rühren Sie Charlotten — Es reizet ihn doch Alles. Er ist ein schärmerlicher Mann! *Er kommt zu Michel*

Selicour, auf **Firmin** zeigend. Diesem Herrn, nicht mir, gebührt das Lob — ich weiß in der That nicht, wie ich mir's zueignen darf — Alles, was ich bin, was ich gelte, ist ja sein Verdienst.

Ende d.

Sechster Auftritt.

Karl, allein zurückbleibend.

Meine Unruhe würde mich verrathen. — Ich muß mich erst fassen, eh' ich ihnen folgen kann. Habe ich wirklich die Geduld gehabt, Dies alles zu tragen! — Ein schöner Triumph, den ich davon trug. — Aus Spott machten Sie mir das Compliment. — Es ist offenbar, daß sie ihn, und nicht mich für den Verfasser halten. Ich bin ihr Narr, und der Schelm hat allein die Ehre.

Siebenter Auftritt.

Karl. La Roche.

La Roche. Sieh da, Herr Herrin! — So ganz allein? — Es geht Alles nach Wunsch vermuthlich.

Karl. O, ganz vortrefflich!

La Roche. Ich habe auch gute Hoffnung.

Karl. Selicour steht in größerem Ansehen, als jemals.

La Roche. Sieh doch! was Sie sagen!

Karl. Es gibt keinen fähigern Kopf, keinen braven Niedermann.

La Roche. Ist's möglich! Aber dieser wichtige Aufsat, den der Minister ihm aufgetragen, und dem er so ganz und gar nicht gewachsen ist?

Karl. Der Aufsatz ist fertig.

La Roche. Oehn Sie doch!

Karl. Er ist fertig, sag' ich Ihnen.

La Roche. Sie spotten meiner. Es ist nicht möglich!

Karl. Ein Meisterstück an Styl und Inhalt!

La Roche. Es ist nicht möglich, sag' ich Ihnen.

Karl. Ich sage Ihnen, es ist! — Der Aufsatz ist gelesen, bewundert und wird jetzt eben abgeschickt.

La Roche. So muß er einen Teufel in seinem Solde haben, der für ihn arbeitet.

Karl. Und diese Gesandtschaftsstelle!

La Roche. Nun, die Gesandtschaft —

Karl. Er erhält sie, er erhält die Hand des Fräuleins!

La Roche. Sie kann ihn nicht leiden.

Karl. Sie wird nachgeben.

La Roche. Die Gesandtschaft mit sammt dem Mädchen! Nein, beim Teufel! Das kann nicht sein! Das darf nicht sein! — Wie? was? Dieser Heuchler, dieser niederträchtige Bube sollte einen Preis hinwegsnappen, der nur der Lohn des Verdienstes ist? — Nein, so wahr ich lebe! Das dürfen wir nicht zugeben, wir, die wir ihn kennen. Das ist gegen unser Gewissen! wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir Das duldeten!

Karl. Gleich, auf der Stelle will ich die Großmutter auffuchen. — Ich will ihr die Augen öffnen wegen des Gedichts —

La Roche. Wegen des Gedichts — von dem Gedicht ist hier auch die Rede — Bei der alten Mama mag er sich damit in Gnuß setzen; aber meinen Sie, daß der Minister sich nach so einer Kleinigkeit bestimmen lasse? — Nein, Herr! dieses Memoire ist's, das so vortrefflich sein soll, und das er irgendwo muß herbeigehebert haben — denn, gemacht hat er's nicht, nun und nimmer, darauf schwör' ich — aber seine ganze Hererei sind seine Kniffe! Und mit seinen eigenen Waffen müssen wir ihn schlagen. Auf dem geraden Wege ging's nicht — so müssen wir einen krummen verschaffen. Halt, da fällt mir ein — Ja, Das wird gehen — nur fers — fers, daß man uns nicht beisammen findet.

Karl. Aber keine Unbesonnenheit, Herr La Roche! Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht!

La Roche. Meine Ehre steht auf dem Spiele, junger Herr! und die liegt mir nicht weniger am Herzen, als Euch die Liebe — Fort! hinein! Sie sollen weiter von mir hören.

Achter Auftritt.

La Roche, allein.

La Roche. Laß sehen — Er suchte von jeher die schwachen Seiten seiner Obern auszuspiiren, um sich ihnen nothwendig zu machen. Noch diesen Morgen hatte er's mit dem Kammerdiener — Der Kerl ist ein Plauderer — Es wollte etwas von einem galanten Abenteuer des Ministers verlauten — er habe Zimmer besprochen in der Vorstadt. — Ich glaube kein Wort davon; aber man könnte versuchen — Doch, still! da kommt er!

Neunter Auftritt.

La Roche und Selicour.

Selicour, ohne ihn zu bemerken. Alles geht nach Wunsch, und doch bin ich nicht ganz ohne Sorgen — Noch hab' ich weder die Stelle noch die Braut, und da ist Sohn und Vater, die mir auf den Dienst lauern und mir jeden Augenblick Beides wegziehen können — Wenn ich sie entfernen könnte — Aber wie? Dem Minister ist nicht beizukommen — Diese Leute, die ihren geraden Weg gehen, brauchen Niemand — man kann sie nicht in seine Gewalt bekommen — Ja, wenn er etwas zu vertuschen hätte — wenn ich ihm eine Schwäche ablauern könnte, die mich ihm unentbehrlich machte!

La Roche. So! Recht so! Der läuft mir in die Hände!

Selicour. Ach! sieh da! Herr La Roche!

La Roche. Ich bin's, und ich komme, Herr Selicour! —

Selicour. Was wollen Sie?

La Roche. Mein Unrecht einzugehen.

Selicour. Aha!

La Roche. Das mir nicht einmal etwas geholfen hat.

Selicour. Das ist das Beste! Denn es laa wahrlich nicht an Ihrer beschaffen Zunge, wenn ich nicht ganz zu Grunde gerichtet bin.

La Roche. Das ist leider wahr, und ich darf daher kaum hoffen, daß Sie mir verzeihen können.

Selicour. Aha! steht es so? Bangen wir an, geschmeidiger zu werden?

La Roche. Zu der schönen Stelle, die Sie mir zugesagt haben, kann ich mir nun wohl keine Hoffnung mehr machen — Aber, um unsern alten Freundschaft willen, schaden Sie mir wenigstens nicht!

Selicour. Ich Ihnen schaden!

La Roche. Ihn Sie's nicht! Haben Sie Mitleid mit einem armen Teufel!

Selicour. Aber —

La Roche. Und, da sich Jemand gefunden, der sich bei dem Minister meiner annehmen will —

Selicour. So! Hat sich Jemand? Und wer ist Das?

La Roche. Eine Dame, an die der Kammerdiener Michel mich gewiesen hat.

Selicour. Kammerdiener Michel! So! Kennen Sie diesen Michel?

La Roche. Nicht viel! Aber, weil es kein Neffe ist, der mich aus meiner Stelle vertreibt, so will er mir gern einen Gefallen erzeigen —

Selicour. Die Dame ist wohl eine Auerwandte vom Minister?

La Roche. Sie soll ein schönes Frauenzimmer seyn — er soll in der Vorstadt ein Quartier für Sie suchen —

Sellicour. Gut, gut! ich will ja Das alles nicht wissen. — Und wie heißt die Dame?

La Roche. Das weiß ich nicht.

Sellicour. Gut, gut!

La Roche. Michel wird Ihnen wohl Auskunft darüber geben können.

Sellicour. Mir? Meinen Sie, daß mir so viel daran liege?

La Roche. Ich sage Das nicht.

Sellicour. Ich frage nichts darnach — Ich beklammere mich ganz und gar nicht um diese Sachen — Morgen wollen Sie diese Dame sprechen?

La Roche. Morgen.

Sellicour. Es scheint da ein großes Geheimniß —

La Roche. Freilich! freilich! Darum bitte ich Sie, sich ja nichts davon merken zu lassen —

Sellicour. Gut, gut! nichts mehr davon — Ich werde Ihnen nicht schaden, Herr La Roche! — Es ist einmal mein Schicksal, Undankbare zu verpflichten — Treg der schlimmen Dienste, die Sie mir haben leisten wollen, liebe ich Sie noch — und, daß Sie sehen, wie weit meine Gefälligkeit geht, so will ich mit Ihrer Verschägerin gemeine Sache machen — Ja, Das will ich — zählen Sie darauf!

La Roche. Ach, Sie sind gar großmüthig!

Sellicour. Aber lassen Sie sich Das künftig zur Lehre dienen —

La Roche. O, gewiß, Sie sollen sehen —

Sellicour. Ouma, lassen wir's gut sein.

La Roche. Er hat angedeutet. Er ist so gut, als schon gefangen! Wie viel schneller kommt man doch mit der Spigbüberei, als mit der Ehrlichkeit!

Sellicour. Jetzt gleich zu diesem Kammerdiener Michel! — Es ist hier ein Kuckuckhandel. Ouma, gewiß — Vortrefflich! Ich halte mich fest, Harbounne! — Du bist also auch ein Mensch — du hast Schwachheiten — und ich bin dein Gebieter.

bestehe — Alles, was ich bis jetzt versucht habe, diesen Herrn Sellicour in Ihrer guten Meinung zu stürzen, ist zu seiner Ehre und zu meiner Beschämung ausgeschlagen — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, ihn endlich zu entlarven.

Harbounne. Das geht zu weit! meine Geduld ist am Ende!

La Roche. Ein einziges Wort, Herr Minister! — Sie suchen eben jetzt ein Quartier in der Vorstadt? Ist's nicht so?

Harbounne. Wie? Was ist Das?

La Roche. Es ist für ein Brauzimmer bestimmt, die sich mit ihrer ganzen Familie im größten Glende befinden? Hab' ich nicht Recht?

Harbounne. Wie? was? Sie crevireßen sich, meinen Schritten nachzuwahren?

La Roche. Fürnen Sie nicht — ich hab' es bloß Ihrem Freund Sellicour nachgethan. Er war es, der diesen Morgen zuerst diese Nachricht von Ihrem Kammerdiener heraus zu locken wußte — Er gab der Sache sogleich die beleidigendste Auslegung — Ich hingegen habe Ursache, ganz anders davon zu denken. Denn, daß ich's nur gehebe, ich stellte genauere Nachforschung an — ich war dort — ich sah das Brauzimmer, von dem die Rede ist — Sie hat ein ganz ansehnliches Alter — Sellicour hält sie für eine junge Schönheit — O, entrüsten Sie sich nicht — Ich bitte, lassen Sie ihn ankommen! Hören Sie ihn zu Ende, und, wenn Sie ihn nicht als einen ganzem Schurken kennen lernen, so will ich mein ganzes Leben lang ein Schelm sein. — Da kommt er — Ich will ihm nur Platz machen, damit Sie's auf der Stelle begründen.

Harbounne. Der rasende Mensch! wie weit ihn seine Leidenschaft verblendet! Wie? Sellicour könnte — Nein, nein, nein, es ist nicht möglich! nicht möglich!

Dritter Auftritt.

Harbounne. Sellicour.

Sellicour. Er ist allein! Jetzt kann ich's anbringen! — Wenn ich jetzt nicht eile, mich ihm nothwendig zu machen, so legt dieser Narrin sich in seine Quark. — Hab' ich einmal sein Geheimniß, so ist er ganz in meinen Händen.

Harbounne. Ich denke eben daran, lieber Sellicour, was man im Ministerium zu Ihrem Auftrag sagen wird — Ich hab' ihn sogleich abgeben lassen; er wird diesen Augenblick gelesen, und ich weißte nicht, er wird den vollkommensten Verfall haben.

Sellicour. Wenn er den Abzügen hat, so sind alle meine Wünsche befriedigt. — Wie lein' ich's nur — Was kann ich dabei nichts, denn die Sache ist — Ich will nur gerade umgehen —

Harbounne. Sie scheinen in Gedanken, lieber Sellicour! — **Sellicour.** Ja — ich — ich denke nach, welche besten Auslegungen doch die Verleumdung den unschuldigen Thagen zu geben im Stand ist!

Harbounne. Was meinen Sie damit?

Sellicour. Ge mich heraus — ich darf es nicht länger bei mir behalten — Wie Jungen haben sich Anariffe geg — Sie er — Es hat verlaunt wollen — Ich bitte — beantworten Sie mir ein Paar Fragen, und verzeihen Sie der betragten Freundschaft, wenn ich unscheiden ichme.

Harbounne. Fragen Sie! ich will Alles beantworten. **Sellicour.** Wenn ich Ihrem Kammerdiener glauben darf, so suchen Sie ein Quartier in der Vorstadt!

Harbounne. Weil Sie es denn wissen — ja.

Sellicour. Und ganz ingheim, hör' ich.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

La Roche.

Sie sitzen noch an der Tafel — Er wird gleich heraus kommen, der Minister — Hab' ich mich doch ganz außer Athem gelaufen — Aber dem Himmel sey Dank! ich bin auf der Spur, ich weiß Alles. — Hab' ich mich endlich, Freund Sellicour! — Mit dem Minister war nichts für dich zu machen, solange er taugendheit war — aber Welt seane mir seine Väter! Da gibts Geheimnisse zu verschweigen, da gibts Dienste zu erzeigen! Und der Betraute, der Kuppeler hat gewonnen Spiel — Er glaubt, dem Minister eine Schwachheit abgemerkt zu haben Welch herrlicher Spielraum für seine Niederträchtigkeit! — Nur zu! nur zu! Wir sind besser unterrichtet, denn Sellicour! — Und die ahnet nicht, daß wir die eine böse, böse Schlange legen — Der Minister kommt — Warb gefaßt! Jetzt gilt es, den entscheidenden Streich zu thun.

Zweiter Auftritt.

Harbounne. La Roche.

Harbounne. Was ich? Sind Sie es schon wieder? — Hat herausrufen lassen?

La Roche. Möge Dies die letzte Unterredung sein, die Sie mir bewilligen, Herr von Harbounne, wenn ich Sie auch diesmal nicht überzeugen kann — Ihre eigene Ehre aber und die meine erfordern es, daß ich darauf

Narbonne. Ich habe bis jetzt wenigstens ein Geheimniß daraus gemacht.

Selicour. Für ein unverheirathetes Frauenzimmer?

Narbonne. Ja.

Selicour. Die Ihnen sehr — *poëte* — sehr werth ist?

Narbonne. Ich gestehe es, ich nehme großen Antheil an ihr.

Selicour *sur ses pas.* Er hat es gar keinen Hehl — die Sache ist richtig. — Und Sie möchten gern das Aussehen vermeiden, nicht wahr?

Narbonne. Wenn es möglich wäre, ja!

Selicour. Ach, gut! gut! ich verstehe! Die Sache ist von zärtlicher Natur, und die Welt urtheilt so boshaft. — Aber ich kann Ihnen dienen.

Narbonne. Sie?

Selicour. Kann Ihnen dienen! Verlassen Sie sich auf mich!

Narbonne. Aber wie denn?

Selicour. Ich schaffe Ihnen, was Sie brauchen.

Narbonne. Wie denn? was denn?

Selicour. Ich hab's! Ich schaff's Ihnen — Ein stilles Häuschen, abgelegen — einfach von außen und unverdächtig! — Aber innen aufs Zärtlichste eingerichtet — die Meubles, die Tapeten nach dem neuesten Geschmack — ein Cabinet — himmlisch und reizend — kurz — das schönste Voudoir, das weit und breit zu finden.

Narbonne *sur ses pas.* Sollte La Roche Recht behalten — ganz! Und welche geheime Ursache hätte ich, ein solches Quartier zu suchen?

Selicour, *nachdenk.* In Sachen, die man vor mir geheim halten will, weiß ich mich einer verlauten Neugier zu enthalten — Erkennen Sie übrigens einen dienfertigen Freund in mir — Es ist nichts, worin ich nicht bereit wäre, um Ihnen gefällig zu seyn. Befehlen Sie, was Sie wollen, ich werde gehorchen, ohne zu unterzücken — Sie verzeihen mich.

Narbonne. Willkommen.

Selicour. Man muß Nachsicht haben. — Ich — ich hatte zwar auf gute Sitten — Aber, was diesen Punkt betrifft — wenn man nur den öffentlichen Anstoß vermeidet — Ich gehe vielleicht darin zu weit — aber das gute Herz reizt mich hin — und mein höchster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehen —

Vierter Auftritt.

Vorige. Michel.

Michel. So eben gibt man diese Briefe ab.

Narbonne *zu Selicour.* Die sind für Sie.

Selicour. Mit Ihrer Erlaubniß! Es sind Geschäftsbriefe, die gleich expedirt seyn wollen — frisch zur Arbeit und frisch aus Vergnügen. So bin ich einmal!

Fünfter Auftritt.

Narbonne, *allein.*

Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — Dieser Selicour — ja, nun zweifle ich nicht mehr, dieser Selicour war der schändliche Helfschelher meines Vergängers — Ich gehe mich nicht für besser, als Andere: Jeder hat seine Fehler — aber sich mit dieser Schamlosigkeit anzubieten! — Und diesem Nichtswürdigen wollte ich mein Kind hinopfern — mit diesem Verräther wollte ich den Staat betrügen? — Aus Freundschaft will er Alles für mich thun, sagt er. Sind Das unsere Freunde, die unsern Lastern dienen?

Sechster Auftritt.

Narbonne und La Roche.

La Roche. Nun, er ging so eben von Ihnen hinweg — darf ich fragen?

Narbonne. Ich habe Sie und ihn unrecht beurtheilt — Sie haben mir einen wesentlichen Dienst erzeigt, Herr La Roche, und ich lasse Ihnen endlich Gerechtigkeit widerfahren.

La Roche *mit freudiger Mißgung.* Bin ich endlich für einen rechtlichen Mann erkannt? Darf ich das Haupt wieder frei erheben?

Narbonne. Sie haben es erreicht — Sie haben den Verrüger entlarvt — aber wie soll ich eine so lang bewährte Ueberzeugung aufgeben, daß Geist und Talent bei keinem verderbten Herrn wohnen? — Dieser Mensch, den ich jetzt als einen Niederträchtigen kennen lerne, er hat mir noch heute eine Schrift zugestellt, die dem größten Staatsmann und Schriftsteller Ehre machte — Ist es möglich? Ich begreife es nicht — So gesunde Begriffe, so viel Geist bei einem so weggeworfenen Charakter! Ich habe das Memoire auf der Stelle aus Gouvernament gesendet, und ich will wetten, daß die Briefe, die ich so eben erhalte, von dem Kob desselben voll sind. *Er erhebt einen der Briefe aus dem Korb.* Ganz richtig! Es ist, wie ich sagte!

La Roche. Ich kann nicht daraus Hug werden — Das Werk ist also wirklich gut?

Narbonne. Vortreflich!

La Roche. So wollte ich wetten, daß er nicht der Verfaßer ist.

Narbonne. Wer sollte es denn seyn?

La Roche. Er ist's nicht, ich will meine Seele zum Pand legen — denn am Ende will ich ihm doch noch eher Herz als Kopf angetheben. — Wenn man versucht — Ja! — richtig — ich hab' es! — Das muß gelingen — Herr von Narbonne! wenn Sie mir beistehen wollen, so soll er sich selbst vernichten.

Narbonne. Wie denn?

La Roche. Lassen Sie mich machen — Er kommt! Unterzücken Sie mich!

Siebenter Auftritt.

Vorige. Selicour.

La Roche *mit heftiger Hast.* Mein Gott! welches entsetzliche Unglück!

Selicour. Was gibt's, Herr La Roche?

La Roche. Welche Veränderung in einem einzigen Augenblick!

Selicour. Was haben Sie? Was bedeutet dieses Jammern, dieser Ausruf des Schreckens?

La Roche. Ich bin wie vom Donner getroffen!

Selicour. Aber was denn?

La Roche. Dieser Unglücksbrief — So eben erhält ihn der Minister — so *Narbonne.* Darf ich? Soll ich?

Narbonne. Sagen Sie Alles!

La Roche. Er ist gestürzt!

Selicour. Um Gotteswillen!

La Roche. Seines Amtes entlassen!

Selicour. Es ist nicht möglich!

La Roche. Nur zu wahr! Es wollte schon verbin etwas davon verlauten: ich wollt' es nicht glauben, ich eilte daher, mich selbst zu unterrichten — und nun bestätigt es der Minister selbst!

Selicour. So ist sie wahr, diese schreckliche Neuigkeit?

Narbonne bestaunt es mit einem stummen Zeichen.

Letzter Auftritt.

Vorige. Madame Belmont. Charlotte.
Beide Firmin.

La Roche. Kommen Sie, Madame! Kommen Sie, Herr Firmin!

Mad. Belmont. Was gibts?

La Roche. Trösten Sie unsern Herrn — Sprechen Sie ihm Muth zu in seinem Unglück!

Mad. Belmont. Seinem Unglück?

Charlotte. Mein Gott! was ist Das?

La Roche. Er hat seine Stelle verloren.

Charlotte. Großer Gott!

Selicour. Ich bin erstaunt, wie Sie!

Mad. Belmont. Wer konnte ein solches Unglück vorhersehen?

Karl Firmin, leidenschaftlich. So ist das Talent geachtet, so ist die Keckheit ein Verbrechen in diesem verderbten Lande! Der rechtschaffene Mann behauptet sich kaum einen Tag lang, und das Glück bleibt nur dem Nichtswürdigen getreu.

Narbonne, *etc. etc.* Nichts übereilt, junger Mann! — Der Himmel ist gerecht, und früher oder später erreicht den Schuldigen die Strafe.

Selicour. Aber, sagen Sie mir, kennt man denn nicht wenigstens die Veranlassung dieses unglücklichen Vorfalls?

La Roche. Leider, nur zu gut kennt man sie. Ein gewisses Memoire ist schuld an dem ganzen Unglück.

Firmin, *leise*. Ein Memoire! Zu was denn. Daselbe vielleicht, das ich Sie heute lesen sah?

Selicour. Wo die Regierung selbst mit einer Freiheit, einer Mühsamkeit behandelt wurde —

La Roche. Ganz recht! das nämliche.

Selicour. Nun, da haben wir's! Hatte ich nun Unrecht, zu sagen, daß es nicht immer räthlich ist, die Wahrheit zu sagen?

Narbonne. Wo die Pflicht spricht, da bekenne ich nichts. Und, was auch der Erfolg sey, nie werde ich's bereuen, meine Pflicht gethan zu haben.

Selicour. Schön gedacht! allerdings! Aber es kostet Ihnen auch einen schönen Plag!

La Roche. Und damit ist's noch nicht alle! Es könnten wohl auch noch Andere um den übrigen kommen. — Man weiß, daß ein Minister selten Verfasser der Schriften ist, die aus seinen Bureau heraus kommen.

Selicour. Wie so? wie Das?

La Roche *etc. etc.* Bei Dem fällt kein Streich auf die Erde!

Firmin. Erklären Sie sich deutlicher!

La Roche. Man will schlechterdings herausbringen, wer diese heftige Schrift geschmiedet hat.

Selicour. Will man? Und da würde er wohl in den Sturz des Ministers mit verwickelt werden?

La Roche. Freilich! Das ist sehr zu beforgen.

Selicour. Nun, ich bin's nicht!

Firmin. Ich bin der Verfasser!

Narbonne. Was hör' ich?

Mad. Belmont. Was? Sie, Herr Firmin?

Firmin. Ich bin's, und ich rühme mich Dessen

La Roche *zu Narbonne*. Nun, was sagt' ich Ihnen?

Firmin. Den Ruhm dieser Arbeit konnte ich dem Herrn Selicour gern überlassen, aber nicht so die Gefahr und die Verantwortung — Ich habe geschwiegen bis jetzt, aber nun muß ich mich nennen.

Karl. Nicht so, mein Vater! Das heißt als ein Mann von Ehre gesprochen — Erken Sie auf Ihr Unglück

folg, Herr von Narbonne! — Mein Vater kann nichts Strafbares geschrieben haben — O, mein Herz sagt mir, dieser Unfall kann eine Quelle des Glückes werden — Charlottens Hand wird kein Opfer der Verhältnisse mehr seyn — die Größe verschwindet, und Muth gewinnt die furchtsame Liebe.

Mad. Belmont. Was hör' ich! Herr Firmin!

Firmin. Verzeihen Sie der Wärme seines Antheils; sein volles Herz vergeist sich im Ausdruck seiner Gefühle.

Narbonne. So hat denn Jeder von Ihnen sein Geheimniß verrathen — Herr Firmin! Sie sind der Verfasser dieses Memoire, so ist es billig, daß Sie auch den Ruhm und die Belohnung davon ernten. — Das Gouvernement ernennet Sie zum Gesandten — *da sie es schienen bezogen*. Ja, ich bin noch Minister, und ich freue mich, es zu seyn, da ich es in der Gewalt habe, das wahre Verdienst zu belohnen.

Mad. Belmont. Was ist Das?

Selicour *in der größten Verwirrung*. Was hab' ich gemacht!

Narbonne *zu Selicour*. Sie sehen Ihr Spiel verrathen — Wir kennen Sie nun, Heuchler an Talent und an Tugend! — Niedriger Mensch! konnten Sie mich für Ihre Gleichen halten?

La Roche. Wie schändlich er eine edle That anlegte! Ich weiß Alles aus dem Mund der Dame selbst. Dieses Auentimmer, für das er Ihnen eine strafbare Meinung andichtete — es ist eine franke, eine besehrte Matrone, die Wittve eines verdienstvollen Officiers, der im Dienst des Vaterlandes sein Leben ließ, und gegen den Sie die Schuld des Staates bezahlten.

Narbonne. Nichts mehr davon, ich bitte Sie! *zu Selicour*. Sie sehen, daß Sie hier überflüssig sind. *Selicour entfernt sich*.

La Roche. Es thut mir leid um den armen Schwelm — Wohl wußt' ich's vorher, mein Haß würde sich legen, sobald es mit seiner Herrlichkeit aus seyn würde.

Firmin *zu La Roche*. Lassen Sie's gut seyn! Wir wollen ihn zu trösten suchen.

La Roche. Wassa, ich bin dabei!

Narbonne *zu Karl*. Unter lebhafter junger Areuden ist auf einmal ganz stumm geworden — Ich habe in Ihrem Herzen gelesen, lieber Firmin! — Der Ueberrasschung danke ich Ihr Geheimniß und werde es nie vergessen, daß Ihre Meinung bei unserm Glück beschneiden schmeiz und nur laut wurde bei unserm Unglück. — Charlotte! *etc. etc.* Ich danke Ihnen, Herr Baron. Gut, wir verstehen uns! Erwarte Alles von deines Vaters Liebe!

La Roche. Und ich will darauf schwören, Karl Firmin ist der wahre Verfasser des Gedichts.

Mad. Belmont. Wär's möglich?

Charlotte *mit einem zärtlichen Blick auf Karl*. Ich habe nie davon gewußt! *Karl hat die Hand mit Ja und Nein*.

Mad. Belmont. O der bescheidene junge Mann! *etc.* er wird unter Glück glücklich machen!

Narbonne. Wären Sie sich nach Ihrem Vater, und mit Areuden werde ich Sie zum Sohn annehmen. *etc.* Dießmal hat das Verdienst den Sieg behalten. Nicht immer ist es so. Das Geheimniß der Künge unterdrückt den Weissen, der Niederliche kann nicht durchdringen; die friedende Mittelmäßigkeit kommt weiter, als das gesungelte Talent; der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne.

Der Nefse als Onkel.

U n s t s p i e l i n d r e i A u f z ü g e n .

Aus dem Französischen des Picard.

P e r s o n e n :

Obrist von Dorsigny.

Frau von Dorsigny.

Sophie, ihre Tochter.

Franz von Dorsigny, ihr Nefse.

Frau von Mirville, ihre Nierte.

Laureuil, Coppiens Bedienter.

Valcour, Freund des jungen Dorsigny.

Champagne, Bedienter des jungen Dorsigny.

Ein Notar.

Zwei Unterofficiere.

Ein Postillon.

Jasmin, Diener in Dorsigny's Hause.

Drei Lakaien.

Die Scene ist ein Saal mit einer Thür im Fond, die zu einem Garten führt. Auf beiden Seiten sind Cabinetsthüren.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Valcour (eilfertig herein, und, nachdem er sich überall umgesehen, ob Niemand zugegen, tritt er zu einem von den Wächtern ein. Die vor ihm auf einem Stuhl sitzendem Frauen. und liest ein Billet)

„Herr von Valcour wird ersucht, diesen Abend um sechs Uhr sich im Gartensaal des Herrn von Dorsigny einzufinden. Er kann zu dem kleinen Pförtchen herein kommen, das den ganzen Tag offen ist.“ — Meine Unterschrift! — Hm! hm! Ein seltsames Abenteuer — Ist's vielleicht eine hübsche Frau, die mir hier ein Rendezvous geben will? — Das wäre allerliebste. — Aber, still! Wer sind die beiden Figuren, die eben da eintreten, wo ich hereingelassen bin?

Zweiter Auftritt.

Franz Dorsigny und Champagne, Beide in Mäntel eingewickelt. Valcour.

Dorsigny, seinen Mantel an Champagne gebe. O, guten Abend, lieber Valcour!

Valcour. Was? Bist du's, Dorsigny? Wie kommst du hieher? und wozu diese sonderbare Ausstaffierung — diese Perrücke und diese Uniform, die nicht von deinem Regiment ist?

Dorsigny. Meiner Sicherheit wegen. — Ich habe mich mit meinem Obristlieutenant geschlagen, er ist schwer verwundet, und ich komme, mich in Paris zu verbergen. Weil man mich aber in meiner eignen Uniform gar zu leicht erkennt, so habe ich's fürs Sicherste gehalten, daß Costume meines Onkels anzunehmen. Wir sind so ziemlich von einem Alter, wie du weißt, und einander an Gestalt, an Größe, an Farbe bis zum Verwechseln ähnlich und führen überdies noch einerlei Namen. Der einzige Unterschied ist, daß der Obrist eine Perrücke trägt, und ich meine eignen Haare — Jetzt aber, seitdem ich mir seine Perrücke und die Uniform seines Regiments zulegte, erkenne ich selbst über die große Ähnlichkeit mit ihm. In diesem Augenblick komme ich an und bin erfreut, dich so pünktlich bei dem Rendezvous zu finden.

Valcour. Bei dem Rendezvous? Wie? hat sie dir auch was davon vertraut?

Dorsigny. Sie? Welche sie?

Valcour. Nun, die hübsche Dame, die mich in einem Billet hieher beschieden! Du bist mein Freund, Dorsigny, und ich habe nichts Geheimen vor dir.

Dorsigny. Die allerliebste Dame!

Valcour. Worüber lachst du?

Dorsigny. Ich bin die schöne Dame, Valcour.

Valcour. Du?

Dorsigny. Das Billet ist von mir.

Valcour. Ein schönes Quiproquo, zum Teufel! — Was fällt dir aber ein, deine Briefe nicht zu unterzeichnen? — Leute von meinem Schlag können sich bei solchen Billets auf etwas ganz Anderes Rechnung machen — Aber, da es so steht, gut! Wir nehmen einander nichts übel, Dorsigny — Also ich bin dein gehorsamer Diener.

Dorsigny. Warte doch! Warum eilst du so hinweg? Es lag mir viel daran, dich zu sprechen, ehe ich mich vor jemand Anderm sehen ließ. Ich brauche deines Beistands; wir müssen Abrede mit einander nehmen.

Valcour. Gut — Du kannst auf mich zählen; aber jetzt laß mich, ich habe dringende Geschäfte —

Dorsigny. So? Jetzt, da du mir einen Dienst erzeigen sollst? — Aber zu einem galanten Abenteuer hattest du Zeit übrig.

Valcour. Das nicht, lieber Dorsigny! Aber ich muß fort; man erwartet mich.

Dorsigny. Wo?

Valcour. Beim Hembre.

Dorsigny. Die große Angelegenheit!

Valcour. Scherz bei Seite! Ich habe dort Gelegenheit, die Schwester des Obristlieutenants zu sehen — Sie hält was auf mich; ich will dir bei ihr das Wort reden.

Dorsigny. Nun, meinetwegen. Aber ich mir den Gefallen, meiner Schwester, der Frau von Mirville, im Vorbeigehen wissen zu lassen, daß man sie hier im Gartensaal erwarte — Kenne mich aber nicht, hörst du?

Valcour. Da sey außer Sorgen! Ich habe keine Zeit dazu und will es ihr hinauf sagen lassen, ohne sie nur einmal zu sehen. Uebrigens behalte ich mir's vor, bei

einer andern Gelegenheit ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Ich schätze den Bruder zu sehr, um die Schwester nicht zu lieben, wenn sie hübsch ist, versteht sich. »

Dritter Auftritt.

Dorsigny. Champagne.

Dorsigny. Zum Glück brauche ich keinen Beistand so gar nöthig nicht — Es ist mir weniger um das Verbergen zu thun (denn vielleicht fällt es Niemand ein, mich zu verfolgen), als um meine liebe Cousine Sophie wieder zu sehen.

Champagne. Was Sie für ein glücklicher Mann sind, gnädiger Herr! — Sie sehen ihre Geliebte wieder, und ich, sage, meine Frau! Wann geht's wieder zurück ins Elßaß — Wir lebten wie die Engel, da wir fünfzig Meilen weit von einander waren.

Dorsigny. Still! da kommt meine Schwester!

Vierter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Ah! sind Sie es? Sey'n Sie von Herzen willkommen!

Dorsigny. Nun, Das ist doch ein herrlicher Empfang!

Fr. v. Mirville. Das ist ja recht schön, daß Sie uns so überraschen! Sie schreiben, daß Sie eine lange Reise vorhätten, von der Sie frühestens in einem Monat zurück seyn könnten, und vier Tage darauf sind Sie hier.

Dorsigny. Geschrieben hätt' ich? und an wen?

Fr. v. Mirville. An meine Tante! Der Herr von Champagne, der seinen Waisel anlegt. Wo ist denn aber Herr von Vermeuil?

Dorsigny. Wer ist der Herr von Vermeuil?

Fr. v. Mirville. Ihr künftiger Schwiegerstein.

Dorsigny. Sage mir, für wen hältst du mich?

Fr. v. Mirville. Nun, doch wohl für meinen Onkel!

Dorsigny. Ist's möglich! Meine Schwester erkennt mich nicht?

Fr. v. Mirville. Schwester? Sie — mein Bruder?

Dorsigny. Ich — dein Bruder.

Fr. v. Mirville. Das kann nicht seyn. Das ist nicht möglich. Mein Bruder ist bei seinem Regiment in Strassburg, mein Bruder trägt sein eigenes Haar, und Das ist auch seine Uniform nicht — und, so groß auch sonst die Ähnlichkeit —

Dorsigny. Gm. Ohnachts, die aber sonst nicht viel zu bedeuten haben wird, hat mich genöthigt, meine Uniform in aller Geschwindigkeit zu verlassen; um nicht erkannt zu werden, steckte ich mich in diesen Rock und diese Perrücke.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich? — O, so laß dich herzlich umarmen. Lieber Bruder — Ja, nun kann ich an, dich zu erkennen! Aber die Ähnlichkeit ist doch ganz erstaunlich.

Dorsigny. Mein Onkel ist also abwesend?

Fr. v. Mirville. Freilich, der Heirath wegen.

Dorsigny. Der Heirath? — Welcher Heirath?

Fr. v. Mirville. Sophie's, meiner Cousine.

Dorsigny. Was hält' ich? Sophie soll heirathen?

Fr. v. Mirville. Sie freilich! Weist du es denn nicht?

Dorsigny. Mein Gott! nein!

Champagne. Nicht ein Wort wissen wir.

Fr. v. Mirville. Herr von Vermeuil, ein alter Kriegsgemeine des Onkels, der zu Toulon weilt, hat für seinen Sohn um Sophie angehalten — Der junge Vermeuil soll ein sehr feinen, würdiger Mann seyn, sagt man; wir haben von noch nicht gesehen. Der Onkel hielt

ihn zu Toulon ab; dann wollen sie eine weite Reise zusammen machen, um, ich weiß nicht, welche Erbschaft in Besitz zu nehmen. In einem Monat denken sie zurück zu seyn, und, wenn du alsdann noch da bist, so kannst du zur Hochzeit mit tanzen.

Dorsigny. Ach, liebe Schwester! — Lieblicher Champagne! Rathet, helfet mir! Wenn ihr mir nicht beisteht, so ist es aus mit mir, so bin ich verloren!

Fr. v. Mirville. Was hast du denn, Bruder? Was ist dir?

Champagne. Mein Herr ist verliebt in seine Cousine.

Fr. v. Mirville. Ah, ist es Das!

Dorsigny. Diese unglückselige Heirath darf nun und nimmermehr zu Stand kommen.

Fr. v. Mirville. Es wird schwer halten, sie rückgängig zu machen. Beide Väter sind einig, das Wort ist gegeben, die Artikel sind aufgesetzt, und man erwartet bloß noch den Bräutigam, sie zu unterzeichnen und abzuschließen.

Champagne. Oeuldi! — Hören Sie — Trübsal! Ich habe einen solchen sublimen Einfall!

Dorsigny. Rede!

Champagne. Sie haben einmal den Anfang gemacht. Ihren Onkel vorzustellen! Weichen Sie dabei! Hören Sie die Rolle durch!

Fr. v. Mirville. Ein schönes Mittel, um die Nichte zu heirathen!

Champagne. Nur gemacht! Lassen Sie mich meinen Plan entwickeln. — Sie spielen also Ihren Onkel! Sie sind nun Herr hier im Hause, und Ihr erstes Geschäft ist, die bewusste Heirath wieder aufzuheben — Sie haben den jungen Vermeuil nicht mitbringen können, weil er — weil er gestorben ist — — Unter dessen erhalt Frau von Dorsigny einen Brief von Ihnen, als dem Nefsen, wenn Sie um die Cousine anhalten — Das ist mein Amt! Ich bin der Geuntier, der den Brief von Strassburg bringt. — Frau von Dorsigny ist verliebt in ihren Onkel — Ich nimm diesen Vorschlag mit der besten Art von der Welt an; sie theilt ihn Ihnen, als ihrem Oberherrn, mit, und Sie lassen sich's, wie billig, gefallen. Nun sollen Sie sich, als wenn Sie aufs Gütliche verzeihen müßten; Sie geben der Tante unbedingte Vollmacht, diese Sache zu Gure zu bringen. Sie reisen ab, und den andern Tag erscheinen Sie in Ihren natürlichen Haaren und in der Uniform Ihres Regiments wieder, als wenn Sie eben sprastisch von Ihrer Garnison berückten. Die Heirath geht vor sich; der Onkel kommt stattlich angethan mit seinem Bräutigam, der den Flay glücklich besetzt findet, und nichts Besseres zu thun hat, als umzukehren, und sich entweder zu Toulon oder in Zürich eine Frau zu holen.

Dorsigny. Glaubt zu, mein Onkel werde Das zu thun!

Champagne. O, er wird aufbrausen, Das versteht sich! Es wird heiß werden am Anfang — Aber er hält sich! er liebt seine Tochter! Sie geben ihm die böse Idee, verzeihen ihm eine Stube voll arztger Götzen, er will alle zu abthun sehen wollen, wie Sie sieht. Er laßt, er bestärkt sich, und Alles ist vergessen.

Fr. v. Mirville. Ich weiß nicht, ist es das tolle eines Einfalls, oder er hängt an, mich zu reiten.

Champagne. O, er ist bornirter, der Einfalt!

Dorsigny. Ganz genug ist er, aber über nicht annehmbar — Meine Tante wird mich wohl für den Onkel anerkennen!

Fr. v. Mirville. Habe ich's doch!

Dorsigny. Ja, im ersten Augenblicke.

Fr. v. Mirville. Wir müssen Ihre Zeit lassen, und der Landung zu kommen. Wenn wir die Zeit benutzen, so brauchen wir auch nur einen Augenblick — So

ist jetzt Abend, die Dunkelheit kommt uns zu Statten; diese Lichter leuchten nicht hell genug, um den Unterschied bemerklich zu machen. Den Tag brauchst du gar nicht zu erwarten — du erklärst zugleich, daß du noch in der Nacht wieder fortreisen müßtest, und morgen erscheinst du in deiner wahren Person. Geschwind ans Werk! wir haben keine Zeit zu verlieren — Schreibe den Brief an unsere Tante, den dein Champagne als Courier überbringen soll, und worin du um Sophien anhältst.

Dorsigny, an den Schreibtisch gehend. Schwester! Schwester! du machst mit mir, was du willst.

Champagne, sich die Hand reibend. Wie freue ich mich über meinen klugen Einfall! Schade, daß ich schon eine Frau habe; ich könnte hier eine Hauptrolle spielen, anstatt jetzt bloß den Vertrauten zu machen.

Fr. v. Mirville. Wie Das, Champagne?

Champagne. Einun, Das ist ganz natürlich. Mein Herr gilt für seinen Dufel, ich würde den Herrn von Vormeuil vorstellen, und wer weiß, was mir am Ende nicht noch blühen könnte, wenn meine verdammte Heirath —

Fr. v. Mirville. Wahrhaftig, meine Cousine hat Ursache, sich darüber zu betrüben!

Dorsigny steckt den Brief und gibt ihn an Champagne. Hier ist der Brief. Nicht es nun ein, wie du willst! Dir überlass ich mich.

Champagne. Sie sollen mit mir zufrieden seyn — In wenig Augenblicken werde ich damit als Courier von Strassburg aufkommen, gesponsert und gestieft, triefend von Schweiß. — Sie, gnädiger Herr, halten sich wacker. — Muth, Dreistigkeit, Unerschämtheit, wenn's nöthig ist. — Den Dufel gespielt, die Tante angeführt, die Nichte geheirathet und, wenn Alles vorbei ist, den Ventel gezogen und den redlichen Diener gut bezahlt, der Ihnen in allen diesen Herrlichkeiten verholsten hat.

Fr. v. Mirville. Da kommt die Tante. Sie wird sich für den Dufel ansehen. Thut, als wenn du nothwendig mit ihr zu reden hättest, und schick dich weg.

Dorsigny. Aber was werd ich ihr denn sagen?

Fr. v. Mirville. Alles, was ein galanter Mann seiner Frau nur Artiges sagen kann.

Fünfter Auftritt.

**Frau von Mirville. Frau von Dorsigny.
Franz von Dorsigny.**

Fr. v. Mirville. Kommen Sie doch, liebe Tante! Geschwind! der Dufel ist angekommen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? was? mein Mann? — Ja wahrhaftig, da ist er! — Herlich willkommen, lieber Dorsigny — So bald erwartete ich Sie nicht — Nun! Sie haben doch eine glückliche Reise gehabt? — Aber wie so allein? wo sind Ihre Leute? Ich hörte doch Ihre Rufe nicht — Nun wahrhaftig — ich besinne mich kaum — ich zittere vor Ueberraschung und Freude —

Fr. v. Mirville, leuchtend in ihrem Bruder. Nun, so rede doch! Antworte freich weg!

Dorsigny. Weil ich nur auf einen kurzen Besuch hier bin, so komm' ich allein und in einer Mietzkutsche — Was aber die Reise betrifft, liebe Frau — die Reise — ach! die ist nicht die glücklichste gewesen.

Fr. v. Dorsigny. Sie erschrecken mich! Es ist Ihnen doch kein Unglück zugestoßen?

Dorsigny. Nicht eben mir! mir nicht! — Aber diese Heirath — zu Frau von Mirville. Nicht, ich habe mit der Tante —

Fr. v. Mirville. Ich will nicht hören, mein Dufel.

Sechster Auftritt.

Frau von Dorsigny. Franz von Dorsigny.

Fr. v. Dorsigny. Nun, lieber Mann! diese Heirath —

Dorsigny. Aus dieser Heirath wird — nichts.

Fr. v. Dorsigny. Wie? Haben wir nicht das Wort des Vaters?

Dorsigny. Freilich wohl! Aber der Sohn kann unsere Tochter nicht heirathen.

Fr. v. Dorsigny. So? Und warum denn nicht?

Dorsigny mit hartem Ton. Weil — weil er — todt ist.

Fr. v. Dorsigny. Mein Gott! welcher Zufall!

Dorsigny. Es ist ein rechter Jammer. Dieser junge Mann war, was die meisten jungen Leute sind, so ein kleiner Wüßling. Einen Abend bei einem Ballo fiel's ihm ein, einem artigen hübschen Mädchen den Hof zu machen; ein Nebenbuhler mischte sich drein und erlaubte sich beleidigende Scherze. Der junge Vormeuil, lebhaft, aufbrausend, wie man es mit zwanzig Jahren ist, nahm Das übel; zum Unglück war er an einen Käufer von Professoren gerathen, der sich nie schlägt, ohne seinen Mann — zu tödten. Und diese böse Gewohnheit behielt auch jetzt die Oberhand über die Geschicklichkeit seines Gegners; der Sohn meines armen Freundes blieb auf dem Platz mit drei tödtlichen — Stichen im Leibe.

Fr. v. Dorsigny. Varmherziger Himmel! Was muß der Vater dabei gelitten haben!

Dorsigny. Das können Sie denken! Und die Mutter!

Fr. v. Dorsigny. Wie? die Mutter! Die ist ja im letzten Winter gestorben, so viel ich weiß.

Dorsigny. Diesen Winter — ganz recht! Mein armer Freund Vormeuil! Den Winter stirbt ihm seine Frau, und jetzt im Sommer muß er den Sohn in einem Duell verlieren! — Es ist mir auch schwer angekommen, ihn in seinem Schmerz zu verlassen! Aber der Dienst ist jetzt so schwarz! Auf den Zwanzigsten müssen alle Officiere — beim Regiment seyn! Heute ist der neunzehnte, und ich habe nur einen Sprung nach Paris gethan und muß schon heute Abend wieder — nach meiner Garnison zurückreisen.

Fr. v. Dorsigny. Wie? so bald?

Dorsigny. Das ist einmal der Dienst! Was ist zu machen? Jetzt auf unsere Tochter zu kommen —

Fr. v. Dorsigny. Das liebe Kind ist sehr niedergeschlagen und schwermüthig, seitdem Sie weg waren.

Dorsigny. Wissen Sie, was ich denke? Diese Partie, die wir ihr angedacht, war — nicht nach ihrem Geschmack.

Fr. v. Dorsigny. So? Wissen Sie?

Dorsigny. Ich weiß nichts — Aber sie ist fünfzehn Jahre alt — Kann sie nicht für sich selbst schon gewählt haben, eh wir es für sie thaten?

Fr. v. Dorsigny. Ach Gott, ja! Das begegnet alle Tage.

Dorsigny. Zwingen möchte ich ihre Neigung nicht gern.

Fr. v. Dorsigny. Bewahre uns Gott davor!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie, dem Anden Dorsigny's sagend. Ah! mein Vater —

Fr. v. Dorsigny. Nun, was ist dir? Fürchtest du dich, deinen Vater zu umarmen?

Dorsigny, nachdem er den Arm um sie geschlungen. Sie haben's doch gar gut, diese Väter! Alles umarmen sie!

Fr. v. Dorsigny. Du weißt wohl noch nicht, Sophie, daß ein unglücklicher Zufall deine Heirath getrennt hat?

Sophie. Welcher Zufall?

Fr. v. Dorigny. Herr von Vormeuil ist todt.

Sophie. Mein Gott!

Dorigny hat sie mit den Augen sieht. Ja, nun — was sagst du dazu, meine Sophie?

Sophie. Ich, mein Vater? — Ich beklage diesen unglücklichen Mann von Herzen — aber ich kann es nicht anders als für ein Glück ansehen, daß — daß sich der Tag verzögert, der mich von Ihnen trennt.

Dorigny. Aber, liebes Kind, wenn du gegen diese Heirath — etwas einzuwenden hättest, warum sagtest du uns nichts davon? Wir denken ja nicht daran, deine Neigung zwingen zu wollen.

Sophie. Das weiß ich, lieber Vater — aber die Schlichterheit —

Dorigny. Weg mit der Schlichterheit! Rede offen! Entdecke mir dein Herz!

Fr. v. Dorigny. Ja, mein Kind, höre deinen Vater! Er meint es gut! Er wird dir gewiß das Beste rathe.

Dorigny. Du hastest also diesen Vormeuil zum Voraus — recht herzlich?

Sophie. Das nicht — aber ich liebte ihn nicht.

Dorigny. Und du möchtest Keinen heirathen, als den du wirklich liebst?

Sophie. Das ist wohl natürlich.

Dorigny. Du liebst also — einen Andern?

Sophie. Das habe ich nicht gesagt.

Dorigny. Nun, nun, beinahe doch — Heraus mit der Sprache! Laß mich Alles wissen.

Fr. v. Dorigny. Rasse Muth, mein Kind! Vergiß, daß es dein Vater ist, mit dem du redest.

Dorigny. Wille dir ein, daß du mit deinem besten, deinem zärtlichsten Freunde sprächst — und Der, den du liebst, weiß er, daß er — geliebt wird?

Sophie. Behüte der Himmel! Nein.

Dorigny. Ist's noch ein junger Mensch?

Sophie. Ein sehr liebenswürdiger junger Mann, und der mir darum doppelt werth ist, weil Jedermann findet, daß er Ihnen gleicht — Ein Verwanter von uns, der unsern Namen führt — Ach! Sie müssen ihn erathen.

Dorigny. Noch nicht ganz, liebes Kind!

Fr. v. Dorigny. Aber ich errath' ihn! Ich wette, es ist ihr Vetter, Arant Dorigny.

Dorigny. Nun, Sophie! du antwortest nichts?

Sophie. Willigen Sie meine Wahl?

Dorigny, *seine Freude ausdrückend, wie Fr.* Wir müssen den Vater spielen — Aber, mein Kind — Das müssen wir denn doch bedenken.

Sophie. Warum bedenken? Mein Vetter ist der beste, verständigste —

Dorigny. Der? Ein Schwindelkopf ist er, ein Willefang, der in den drei Jahren, daß er weg ist, nicht zweimal an seinen Onkel geschrieben hat.

Sophie. Aber mir hat er desto fleißiger geschrieben, mein Vater!

Dorigny. So? hat er Das? Und du hast ihm wohl — frischweg geantwortet? Hast du?

Sophie. Nein, ob ich gleich große Lust dazu hatte. — Nun, Sie rathe mir ja diesen Augenblick, daß Sie meiner Neigung nicht entgegen seyn wollten — Liebe Mutter, reden Sie doch für mich!

Fr. v. Dorigny. Nun, nun, gib nach, lieber Dorigny! Es ist da weiter nichts zu machen — und gesthe nur, Sie hätten nicht besser wählen können.

Dorigny. Es ist wahr, es läßt sich Manches dafür sagen — Das Vermögen ist von beiden Seiten gleich, und, gesetzt, der Vetter hätte auch ein Bißchen leichtsinnig gewirthschaftet, so weiß man ja, die Heirath bringt einen

jugen Menschen — schon in Ordnung — Wenn sie ihn nun überdies lieb hat —

Sophie. O, recht sehr, lieber Vater! — Erst in dem Augenblicke, da man mir den Herrn von Vormeuil zum Gemahl vorschlug, merkte ich, daß ich dem Vetter gut sey — so was man gut seyn nennt — Und, wenn mir der Vetter nun auch wieder gut wäre —

Dorigny, *seurig.* Und warum sollte er Das nicht, meine Theuerste — sich besinnend — meine gute Tochter! — Nun wohl! Ich bin ein guter Vater und ergebe mich.

Sophie. Ich darf also jetzt an den Vetter schreiben?

Dorigny. Was du willst — Ihr so. Wie hübsch spielt sich's den Vater, wenn man so allerliebste Gesandnisse zu hören bekommt.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville. Champagne,

als Bedienter, mit der Perle Hand.

Champagne. He, bella!

Fr. v. Mirville. Plag! da kommt ein Courier.

Fr. v. Dorigny. Es ist Champagne.

Sophie. Meines Vettters Bedienter!

Champagne. Gnädiger Herr — gnädige Frau! reißn Sie mich aus meiner Nruhe! — Das Dräulein ist doch nicht schon Arant von Vormeuil?

Fr. v. Dorigny. Nein, antw. Freund, noch nicht.

Champagne. Noch nicht? Dem Himmel sey Dank, ich bin doch noch zeitig genug gekommen, meinem armen Herrn das Leben zu retten.

Sophie. Wie! Dem Vetter ist doch kein Unglück begegnet?

Fr. v. Dorigny. Mein Nefse ist doch nicht krank?

Fr. v. Mirville. Du machst mir Angst, was ist meinem Bruder?

Champagne. Verubigen Sie sich, gnädige Frau! Mein Herr befindet sich ganz wohl; aber wir sind in einer armen Lage — Wenn Sie wüßten — doch Sie werden Alles erfahren. Mein Herr hat sich zusammen genommen, der gnädigen Frau, die er seine gute Tante nennt, sein Herz auszuschnitten: Ihnen verräth er Alles, was er ist; zu Ihnen hat er das größte Vertrauen — Hier schreibt er Ihnen, lesen Sie, und beklagen Sie ihn!

Dorigny. Mein Gott, was ist Das?

Fr. v. Dorigny *seu.* „Meine Tante! Ich erfahre so eben, daß Sie im Begriffe sind, meine Cousine zu verheirathen. Es ist nicht mehr Zeit, zurückhalten: ich liebe Sie sehr. — Ich flehe Sie an, beste Tante, wenn Sie nicht eine heftige Neigung zu Ihrem bestimmten Bräutigam hat, so schenken Sie sie mir! Ich liebe Sie so innig, daß ich gewiß noch ihre Liebe gewinne. Ich folge dem Champagne auf dem Fuße nach; er wird Ihnen diesen Brief überbringen, Ihnen erzählen, was ich seit jener schrecklichen Nachricht ausgestanden habe.“

Sophie. Der gute Vetter!

Fr. v. Mirville. Armer Dorigny!

Champagne. Nein, es läßt sich gar nicht beschreiben, was mein armer Herr gelitten hat! Aber, lieber Herr, sagte ich zu ihm, vielleicht ist noch nicht Alles verloren — Oh, Schurke, sagte er zu mir, ich schneide dir die Kehle ab, wenn du zu spät kommst — Er kann zu weilen derb seyn, Ihr lieber Herr.

Dorigny. Unverschämter!

Champagne. Nun, nun, Sie werden ja erdentlich böse, als wenn ich von Ihnen spräche; was ich sage, geschieht aus lauter Freundschaft für ihn, damit Sie ihn bessern, weil Sie sein Onkel sind.

Fr. v. Mirville. Der gute, redliche Diener! Er will nichts als das Beste seines Herrn!

Der Kasse als Onkel.

Fr. v. Dorigny. Geh, guter Freund, ruhe dich aus! Du wirst es nötig haben.

Champagne. Ja, Ihr Gnaden, ich will mich ausruhen in der Küche.

Neunter Auftritt.

Vorige ohne Champagne.

Dorigny. Nun, Sophie! was sagst du dazu?

Sophie. Ich erwarte Ihre Befehle, mein Vater!

Fr. v. Dorigny. Es ist da weiter nichts zu thun: wir müssen sie ihm ohne Zeitverlust zur Frau geben.

Fr. v. Mirville. Aber der Wetter ist ja noch nicht hier.

Fr. v. Dorigny. Seinem Briefe nach kann er nicht lang ausbleiben.

Dorigny. Nun — wenn es denn nicht anders ist — und wenn Sie so meinen, meine Liebe — so sey's! Ich bin's zufrieden und will mich so einrichten, daß der Lärm der Hochzeit — vorbei ist, wenn ich zurückkomme — He da! Bediente!

Zehnter Auftritt.

Zwei Bediente treten ein und warten im Hintergrunde. **Vorige.**

Fr. v. Dorigny. Noch Eins! Ihr Pächter hat mir während Ihrer Abwesenheit zweitausend Thaler in Wechseln ausbezahlt — ich habe ihm eine Quittung darüber gegeben — Es ist Ihnen doch recht?

Dorigny. Mir ist Alles recht, was Sie thun, meine Liebe! Während sie die Wechsel aus einer Schreinthele hervorholt, zu Frau von Mirville. Darf ich das Geld wohl nehmen?

Fr. v. Mirville. Nimm es ja, sonst machst du dich verächtlich.

Dorigny, heimlich zu ihr. In Gottes Namen! Ich will meine Schulden damit bezahlen! Vort. indem er die Wechsel der Frau von Dorigny in Empfang nimmt. Das Geld erinnert mich, daß ein verwünschter Schelm von Wucherer mich schon seit lange um hundert Pistolen plagt, die — mein Neffe von ihm geborgt hat — Wie ist's? Soll ich den Posten bezahlen?

Fr. v. Mirville. Ei, Das versteht sich! Sie werden doch meine Vase keinem Bruder Väterlich zur Frau geben wollen, der bis an die Ohren in Schulden steckt?

Fr. v. Dorigny. Meine Nichte hat Recht, und, was übrig bleibt, kann man zu Hochzeitgeschenken anwenden.

Fr. v. Mirville. Ja, ja, zur Hochzeitgeschenken!

Ein dritter Bedienter kommt. Die Wochenhändlerin der Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Sie kommt wie gerufen. Ich will gleich den Brautanzug bei ihr bestellen.

Elfster Auftritt.

Vorige ohne Frau von Mirville.

Dorigny zu den Bedienten. Kommt her! — Zur Frau von Dorigny. — Man wird nach dem Herrn Gaspar, unserm Notar, schicken müssen —

Fr. v. Dorigny. Lassen Sie ihn lieber gleich zum Nachessen einladen: dann können wir Alles nach Bequemlichkeit abmachen.

Dorigny. Das ist wahr! Zu einem von den Bedienten. Du, geh zum Juwelier und laß ihn das Neueste herbringen, was er hat — Zu einem andern. Du gehst zum Herrn Gaspar, unserm Notar, ich laß' ihn bitten, heute mit mir zu Nacht zu essen — Dann bestellest du vier Postpferde; Punkt elf Uhr müssen sie vor dem Hause seyn, denn ich muß in der Nacht noch fort — Zu einem dritten. Für dich, Jasmin, hab' ich einen eiglichen Auftrag — du hast Kopf: die kann man was anvertrauen.

Jasmin. Gnädiger Herr. Das beliebt Ihnen so zu sagen.

Dorigny. Du weißt, wo Herr Simon wohnt, der Geldmäkler, der sonst meine Geschäfte machte — der meinem Neffen immer mein eigenes Geld borgte.

Jasmin. Ei ja wohl! warum sollt' ich ihn nicht kennen! Ich war ja immer der Postillon des gnädigen Herrn, Ihres Neffen.

Dorigny. Geh zu ihm, bring' ihm diese hundert Pistolen, die mein Neffe ihm schuldig ist, und die ich ihm hiermit bezahle! Vergiß aber nicht, die einen Empfangschein geben zu lassen.

Jasmin. Warum nicht gar — Ich werde doch kein solcher Esel seyn!

Die Bedienten gehen ab.

Fr. v. Dorigny. Wie er sich verwundert wird, der gute Junge, wenn er morgen ankommt und die Hochzeitgeschenke eingekauft, die Schulden bezahlt findet!

Dorigny. Das glaub' ich! Es thut mir nur leid, daß ich nicht Zeuge davon seyn kann.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville tritt herein, heimlich zu ihrem Bruder. Nach, daß du fortkommst, Bruder! Eben kommt der Däsel mit einem Herrn an, der mir ganz so aussieht, wie der Herr von Formeuil.

Dorigny, in ein Cabinet tretend. Das wäre der Teufel!

Fr. v. Dorigny. Nun, warum eilen Sie denn so schnell fort, Dorigny?

Dorigny. Ich muß — ich habe — Gleich werde wieder da seyn.

Fr. v. Mirville, ruffend. Kommen Sie. Lante! Sehen Sie doch die schönen Wagen an, die man mir gebracht hat.

Fr. v. Dorigny. Du thust recht, mich zu Rath zu ziehen — Ich verstehe mich darauf. Ich will dir ausfinden helfen.

Dreizehnter Auftritt.

Oberst Dorigny. Formeuil. Frau von Dorigny. Sophie. Frau von Mirville.

Oberst. Ich komme früher zurück, Madame, als ich gedacht habe, aber desto besser! — Erlauben Sie, daß ich Ihnen hier diesen Herrn —

Fr. v. Dorigny. Bitte tausendmal um Vergebung, meine Herren — die Pughändlerin wartet auf uns, wir sind gleich wieder da — Komm, meine Tochter!

Oberst. Nun, nun! Diese Pughändlerin könnte wohl auch einen Augenblick warten, nicht? ich.

Sophie. Eben darum, weil sie nicht warten kann — Entschuldigen Sie, meine Herren.

Oberst. Das mag seyn — aber ich sollte doch denken —

Fr. v. Mirville. Die Herren, wissen wir wohl, fragen nach Pughändlerinnen nichts; aber für uns sind Das sehr wichtige Personen.

Geht ab. Ist tief gegen Formeuil verzagt.

Oberst. Zum Teufel, Das seh' ich, daß man uns ihrentwegen stehen läßt.

Vierzehnter Auftritt.

Oberst Dorigny. Formeuil.

Oberst. Ein schöner Empfang, Das muß ich sagen! **Formeuil.** Ist Das so der Brauch bei den Pariser Damen, daß sie den Pughändlerinnen nachlaufen, wenn ihre Männer ankommen?

Der Kasse als Onkel.

Oberst. Ich weiß gar nicht, was ich daraus machen soll. Ich schrieb, daß ich erst in sechs Wochen zurück seyn könnte; ich bin unversehens da, und man ist nicht im Geringsten mehr darüber erstaunt, als wenn ich nie aus der Stadt gekommen wäre.

Formeuil. Wer sind die beiden jungen Damen, die mich so höflich grüßten?

Oberst. Die eine ist meine Nichte, und die andere meine Tochter, Ihre bestimmte Braut.

Formeuil. Sie sind beide sehr hübsch.

Oberst. Der Heiser auch! Die Frauen sind alle hübsch in meiner Familie. Aber es ist nicht genug an dem Hübschseyn — man muß sich auch artig betragen.

Fünfte Auftritt.

Vorige. Die drei Bedienten, die nach und nach here

Zweiter Bedienter zur Linken des Obersten. Der Notar läßt sehr bedauern, daß er mit Euer Gnaden nicht zu Nacht speisen kann — er wird sich aber nach Tisch einzufinden.

Oberst. Was schwagt der da für närrisches Zeug?

Zweiter Bedienter. Die Postpferde werden Schlags elf Uhr vor dem Hause seyn.

Oberst. Die Postpferde, jetzt, da ich eben ankomme?

Erster Bedienter zu seiner linken Seite. Der Juwelier, Euer Gnaden, hat Bankrott gemacht und ist diese Nacht auf und davon gegangen.

Oberst. Was geht das mich an? Er war mir nichts schuldig.

Jasmin an seiner linken Seite. Ich war bei dem Herrn Simon, wie Euer Gnaden befehlen. Er war krank und lag im Bette. Hier schickt er Ihnen die Quittung.

Oberst. Was für eine Quittung, Schurke?

Jasmin. Nun ja, die Quittung, die sie in der Hand haben. Bekleben Sie sie zu lesen.

Oberst les. „Ich Guesunterzeichneter bekenne, von dem Herrn Oberst von Dorsigny zweitausend Viores, welche ich seinem Herrn Neffen vorgeschoffen, richtig erhalten zu haben.“

Jasmin. Euer Gnaden sehen, daß die Quittung richtig ist.

Oberst. O, vollkommen richtig! Das begreife, wer's kann; mein Verstand steht still — Der ärgste Gauner in ganz Paris ist krank und schickt mir die Quittung über Das, was mein Neffe ihm schuldig ist.

Formeuil. Vielleicht schlägt ihn das Gewissen.

Oberst. Kommen Sie! Kommen Sie, Formeuil! Suchen wir herauszubringen, was uns diesen angenehmen Empfang verschafft — und hole der Teufel alle Notare, Juweliere, Postpferde, Geldmäkler und Buchmacherinnen!

Weide ab.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorsigny kommt aus einem Zimmer linker Hand und steht sich sorglos um.

Fr. v. Mirville von der entgegengelegten Seite. Wie ausbedonnen! Der Onkel wird den Augenblick da seyn.

Dorsigny. Aber sage mir doch, was mit mir werden soll? Ist Alles entdeckt, und weiß meine Tante, daß ihr vornehmster Mann nur ihr Neffe war?

Frau von Mirville. Nichts weiß man! Nichts ist entdeckt! Die Tante ist noch mit der Modenhändlerin eingeschlossen; der Onkel kocht auf seine Frau — Herr von Formeuil ist ganz verblüfft über die sonderbare Aufnahme, und ich will suchen, die Entdeckung, die nicht mehr

lange anstehen kann, so lang als möglich zu verzögern, daß ich Zeit gewinne, den Onkel zu meinem Vortheil zu stimmen oder, wenn's nicht anders ist, den Formeuil in mich verliebt zu machen — denn, eh' ich zugebe, daß er die Cousine heirathet, nehm' ich ihn lieber selbst.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Valcour.

Valcour kommt schnell. Ah, schön, schön, daß ich dich hier finde, Dorsigny. Ich habe dir tausend Sachen zu sagen, und in der größten Eile.

Dorsigny. Hol' ihn der Teufel! Der kommt mir jetzt gelegen.

Valcour. Die gnädige Frau darf doch —

Dorsigny. Wer meiner Schwester hab' ich kein Geheimniß.

Valcour, zur Frau von Mirville sich wendend. Wie freue ich mich, meine Gnädige, Ihre Bekanntschaft gerade in diesem Augenblicke zu machen, wo ich so glücklich war, Ihrem Herrn Bruder einen wesentlichen Dienst zu erzeigen.

Dorsigny. Was hör' ich? Seine Stimme! Aber in das Zimmer, wo er heraufgekommen.

Valcour, ohne Dorsigny's Blick zu vermeiden, fährt fort. Sollte ich jemals in den Fall kommen, meine Gnädige, Ihnen nützlich seyn zu können, so betrachten Sie mich als Ihren ergebenden Diener. Er bemerkt nicht, daß außer der Oberst Dorsigny, kein anderer noch da ist.

Dritter Auftritt.

Vorige. Oberst Dorsigny. Formeuil.

Oberst. Ja — diese Weiber sind eine wahre Plageprobe für ihre Männer.

Valcour tritt ein und stellt sich dem Obersten gegenüber. Ich wollte dir also sagen, lieber Dorsigny, daß dein Oberstlieutenant nicht todt ist.

Oberst. Mein Oberstlieutenant?

Valcour. Mit dem du die Schlägerei gehabt hast. Er hat an meinen Areund Valcour schreiben lassen, er laßt dir vollkommene Gerechtigkeit widerfahren und bekent, daß er der Angreifer sey. Die Familie hat zwar schon angetragen, dich gerichtlich zu verfolgen; aber wir wollen Alles anwenden, die Sache bei Zeiten zu unterdrücken. Ich habe mich losgemacht, dir diese gute Nachricht zu überbringen, und muß gleich wieder zu meiner Gesellschaft.

Oberst. Sehr obliert — aber —

Valcour. Du kannst also ganz ruhig schlafen. Ich wache für dich.

Vierter Auftritt.

Frau von Mirville. Oberst Dorsigny. Formeuil.

Oberst. Sage mir doch, was der Mensch will?

Fr. v. Mirville. Der Mensch ist verrückt, Das sehen wir ja.

Oberst. Dies scheint also eine Epidemie zu seyn, die alle Welt ergriffen hat, seitdem ich weg bin; denn Das ist der erste Fall nicht, dem ich seit einer halben Stunde hier begegne.

Fr. v. Mirville. Sie müssen den trocknen Empfang meiner Tante nicht so hoch aufnehmen. Wenn von Engländern die Rede ist, da darf man ihr mit nichts Anderem kommen.

Oberst. Nun, Gott sey Dank! da hör' ich doch endlich einmal ein vernünftiges Wort! — So magst du denn die Erste seyn, die ich mit dem Herrn von Formeuil bekannt mache.

Formeuil. Ich bin sehr glücklich, mein Bräulein, daß ich mich der Einwilligung Ihres Herrn Vaters erfreuen darf — Aber diese Einwilligung kann mir zu nichts helfen, wenn nicht die Ihrige —

Oberst. Nun fängt Der auch an! Hat die allgemeine Naserei auch dich angesteckt, armer Freund? Dein Compliment ist ganz artig, aber bei meiner Tochter und nicht bei meiner Nichte hättest du das anbringen sollen.

Formeuil. Vergeben Sie, gnädige Frau! Sie sagen der Beschreibung so vollkommen zu, die mir Herr von Dorsigny von meiner Braut gemacht hat, daß mein Irrthum vergehlich ist.

Fr. v. Mirville. Hier kommt meine Cousine, Herr von Formeuil! Betrachten Sie sie recht, und überzeugen Sie sich mit Ihren eignen Augen, daß sie alle die schönen Sachen verdient, die Sie mir zugebracht haben.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Sophie.

Sophie. Bitte tausendmal um Verzeihung, bester Vater, daß ich Sie vorhin so habe stehen lassen; die Mama rief mir, und ich mußte ihrem Befehl gehorchen.

Oberst. Nun, wenn man nur seinen Fehler einsieht und sich entschuldigt —

Sophie. Ach, mein Vater! wo finde ich Worte, Ihnen meine Freude, meine Dankbarkeit auszudrücken, daß Sie in diese Heirath willigen.

Oberst. So, so! Gefällt sie dir, diese Heirath?

Sophie. O, gar sehr!

Oberst. So, so zu Vermähl. Du siehst, wie sie dich schon liebt, ohne dich zu kennen! Das kommt von der schönen Beschreibung, die ich ihr von dir gemacht habe, sich abriebte.

Formeuil. Ich bin Ihnen sehr verbunden.

Oberst. Ja, aber nun, mein Kind, wird es doch wohl Zeit sein, daß ich mich nach deiner Mutter ein wenig umsehe; denn endlich werden mir doch die Pughändlerinnen Flay machen, hoffe ich — Reiste du indeß diesem Herrn Gesellschaft. Er ist mein Freund, und mich soll's freuen, wenn er auch bald der deinige wird — verstehst du? *zu Formeuil.* Setz frisch daran — Das ist der Augenblick! Suche noch heute ihre Neigung zu gewinnen, so ist sie morgen deine Frau — *zu Frau v. Mirville.* Kommt, Nichte! Sie mögen es mit einander allein anemachen. *u.*

Sechster Auftritt.

Sophie. Formeuil.

Sophie. Sie werden also auch bei der Hochzeit seyn? **Formeuil.** Ja, mein Bräulein — Sie scheint Ihnen nicht zu missfallen, diese Heirath?

Sophie. Sie hat den Beifall meines Vaters.

Formeuil. Wohl! Aber, was die Väter veranstalten, hat darum nicht immer den Beifall der Töchter.

Sophie. O, was diese Heirath betrifft — die ist auch ein wenig meine Anstalt.

Formeuil. Wie Das, mein Bräulein?

Sophie. Mein Vater war so gütig, meine Neigung um Rath zu fragen.

Formeuil. Sie lieben also den Mann, der Ihnen zum Gemahl bestimmt ist?

Sophie. Ich verberg' es nicht.

Formeuil. Wie? und kennen ihn nicht einmal?

Sophie. Ich bin mit ihm erzogen worden.

Formeuil. Sie wären mit dem jungen Formeuil erzogen worden?

Sophie. Mit dem Herrn von Formeuil — nein!

Formeuil. Das ist aber Ihr bestimmter Bräutigam.

Sophie. Ja, Das war anfangs.

Formeuil. Wie, anfangs?

Sophie. Ich sehe, daß Sie noch nicht wissen, mein Herr —

Formeuil. Nicht weiß ich! Nicht das Geringste weiß ich.

Sophie. Er ist todt.

Formeuil. Wer ist todt?

Sophie. Der junge Herr von Formeuil.

Formeuil. Wirklich?

Sophie. Ganz gewiß.

Formeuil. Wer hat Ihnen gesagt, daß er todt sey?

Sophie. Mein Vater!

Formeuil. Nicht doch, Bräulein! Das kann ja nicht seyn, Das ist nicht möglich.

Sophie. Mit Ihrer Erlaubniß, es ist! Mein Vater, der von Toulon kommt, muß es doch besser wissen, als Sie. Dieser junge Edelmann bekam auf einem Walde Handel, er schlug sich und erhielt drei Degenstiche durch den Leib.

Formeuil. Das ist gefährlich.

Sophie. Ja wohl! er ist auch erkrankt gestorben.

Formeuil. Es beliebt Ihnen, mit mir zu scherzen, gnädiges Bräulein! Niemand kann Ihnen vom Herrn von Formeuil bessere Auskunft geben, als ich.

Sophie. Als Sie! Das wäre doch lustig.

Formeuil. Nun, für wen bieltten Sie mich denn sonst? Denn, um es auf Einmal heranzusagen — ich selbst bin dieser Formeuil und bin nicht todt, soviel ich weiß.

Sophie. Sie wären Herr von Formeuil?

Formeuil. Nun, für wen bieltten Sie mich denn sonst?

Sophie. Für einen Freund meines Vaters, den er zu meiner Hochzeit eingeladen.

Formeuil. Sie hatten also immer noch Hochzeit, ob ich gleich todt bin?

Sophie. Ja freilich!

Formeuil. Und mit wem denn, wenn ich fragen darf?

Sophie. Mit meinem Cousin Dorsigny.

Formeuil. Aber Ihr Herr Vater wird doch auch ein Wort dabei mit zu sprechen haben.

Sophie. Das hat er, Das versteht sich! Er hat ja seine Einwilligung gegeben.

Formeuil. Wann hätt' er sie gegeben?

Sophie. Eben jetzt — ein Paar Augenblicke vor Ihrer Ankunft.

Formeuil. Ich bin ja aber mit ihm zugleich gekommen.

Sophie. Nicht doch, mein Herr! Mein Vater ist vor Ihnen hier gewesen.

Formeuil. an den Kopf greifend. Mir schwindelt — es wird mir drehend vor den Augen — Jedes Wort, das Sie sagen, setzt mich in Erstaunen — Ihre Worte in Ehren, mein Bräulein, aber hierunter muß ein Geheimniß stecken, das ich nicht ergründe.

Sophie. Wie, mein Herr — sollten Sie wirklich im Ernst gesprochen haben?

Formeuil. Im vollen höchsten Ernst, mein Bräulein —

Sophie. Sie wären wirklich der Herr von Formeuil? Mein Gott, was hab' ich da gemacht — Wie werde ich meine Unbesonnenheit —

Formeuil. Lassen Sie sich's nicht leid seyn, Bräulein — Ihre Neigung zu Ihrem Vetter ist ein Unfland, den man lieber vor als nach der Heirath erfährt —

Sophie. Aber ich begreife nicht —

Formeuil. Ich will den Herrn von Dorsigny aufsuchen — vielleicht löst er mir das Räthsel. — Wie es sich aber auch immer lösen mag, Bräulein, so sollen Sie mit mir zufrieden seyn, hoff' ich.

Sophie. Er scheint ein sehr artiger Mensch — und, wenn man mich nicht zwingt, ihn zu heirathen, so soll es mich recht sehr freuen, daß er nicht erstochen ist.

Siebenter Auftritt.

Sophie. Oberst. Frau von Dorigny.

Fr. v. Dorigny. Laß uns allein, Sophie. Sophie geht ab. Wie, Dorigny, Sie können mir ins Angesicht behaupten, daß Sie nicht kurz vorhin mit mir gesprochen haben? Nun, wahrhaftig, welcher Andere als Sie, als der Herr dieses Hauses, als der Vater meiner Tochter, als mein Gemahl endlich, hätte Das thun können, was Sie thaten?

Oberst. Was Teufel hätte ich denn gethan?

Fr. v. Dorigny. Muß ich Sie daran erinnern? Wie? Sie wissen nicht mehr, daß Sie erst vor Kurzem mit unserer Tochter gesprochen, daß Sie ihre Neigung zu unserm Nefsen entdeckt haben, und daß wir Eins worden sind, sie ihm zur Frau zu geben, sobald er wird angekommen seyn?

Oberst. Ich weiß nicht — Madame, ob Das alles nur ein Traum Ihrer Einbildungskraft ist, oder ob wirklich ein Anderer in meiner Abwesenheit meinen Platz eingenommen hat. Ist das Vorge, so war's hohe Zeit, daß ich kam — Dieser Jemand schlägt meinen Schwiegersohn todt, verheirathet meine Tochter und sticht mich aus bei meiner Frau, und meine Frau und meine Tochter lassen sich's Beide ganz vorzüglich gefallen.

Fr. v. Dorigny. Welche Verthörung! — In Wahrheit, Herr von Dorigny, ich weiß mich in Ihr Betragen nicht zu finden.

Oberst. Ich werde nicht klug aus dem Ihrigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville. Tadt' ich's doch, daß ich Sie beide würde beisammen finden! — Warum gleichen doch nicht alle Haushaltungen der Ihrigen? Nie Zank und Streit! Immer ein Herr und eine Seele! Das ist erbaulich! Das ist doch ein Verdienst! Die Tante ist gefällig, wie ein Engel, und der Onkel geuldtig, wie Hieb.

Oberst. Wahr gesprochen, Nichte! Man muß Hiebs Geulte haben, wie ich, um sie bei solchem Geschwätz nicht zu verlieren.

Fr. v. Dorigny. Die Nichte hat Recht, man muß so gefällig seyn, wie ich, um solche Albernheiten zu ertragen.

Oberst. Nun, Madame! wäre Nichte hat mich seit meinem Hierseyn fast nie verlassen. Wollen wir sie zum Schiedsrichter nehmen?

Fr. v. Dorigny. Ich bin's vollkommen zufrieden und unterwerfe mich ihrem Auspruch.

Fr. v. Mirville. Wovon ist die Rede?

Fr. v. Dorigny. Stelle dir vor, mein Mann untersteht sich, mir ins Gesicht zu behaupten, daß er's nicht gewesen sey, den ich vorhin für meinen Mann hielt.

Fr. v. Mirville. Ist's möglich?

Oberst. Stelle dir vor, Nichte, meine Frau will mich glauben machen, daß ich hier, hier in diesem Zimmer, mit ihr gesprochen haben soll in denselben Augenblicke, wo ich mich auf der Londoner Poststraße schüttele.

Fr. v. Mirville. Das ist ja ganz unbegreiflich.

— Hier muß ein Mißverständniß seyn — Lassen mich ein Paar Worte mit der Tante reden.

Oberst. Sieh, wie du ihr den Kopf zurecht sehest, wenn's möglich ist, aber es wird schwer halten.

Fr. v. Mirville. Laß sie zur Frau von Dorigny. Liebe Tante, Das all's ist wohl nur ein Scherz von dem Onkel?

Fr. v. Dorigny. — So. Freilich wohl, er müßte ja rasend seyn, solches Zeug im Ernst zu behaupten.

Fr. v. Mirville. Wissen Sie was? Bezahlen Sie gleicher Münze — geben Sie's ihm heim! Lassen

Sie ihn fühlen, daß Sie sich nicht zum Besten haben lassen.

Fr. v. Dorigny. Du hast Recht. Laß mich nur machen!

Oberst. Wird's bald? Jetzt, denk' ich, wär's genug.

Fr. v. Dorigny. seetweife. Ja wohl ist's genug, mein Herr — und, da es die Schuldigkeit der Frau ist, nur durch ihres Mannes Augen zu sehen, so erkenn' ich meinen Irrthum und will mir Alles einbilden, was Sie wollen.

Oberst. Mit dem spöttischen Ton kommen wir nicht weiter.

Fr. v. Dorigny. Ohne Groll, Herr von Dorigny! Sie haben auf meine Unkosten gelacht, ich lache jetzt auf die Ihrigen, und so heben wir gegen einander auf. — Ich habe jetzt einige Besuche zu geben. Wenn ich zurückkomme, und Ihnen der spaßhafte Humor vergangen ist, so können wir ernsthaft mit einander reden.

Oberst zur Frau von Mirville. Verstehst du ein Wort von Allem, was sie da sagt?

Fr. v. Mirville. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich will ihr folgen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen.

Oberst. Ihn Das, wenn du willst. Ich geb' es rein auf — so ganz toll und närrisch hab' ich sie noch nie gesehen. Der Teufel muß in meiner Abwesenheit meine Gestalt angenommen haben, um mein Haus unterst zu oberst zu lehren, anders beargröß' ich's nicht. —

Neunter Auftritt.

Oberst Dorigny. Champagne, ein wenig betrunken.

Champagne. Nun, Das muß wahr seyn! — Hier lebt's, wie im Wirthshaus! — Aber wo Teufel stecken sie denn Alle? Keine lebendige Seele hab' ich mehr gesehen, seitdem ich als Courier den Kärm angestrichet habe.

Doch, sieh da, mein quäziger Herr, der Hauptmann! Ich muß doch hören, wie unsere Sachen stehen. Was sagen die Obersten Bröder des Teufels und auch selbstredend.

Oberst. Was Teufel! Ist Das nicht der Schelm, der Champagne? — Wie kommt Der hieher, und was will der Onkel mit seinen einfältigen Grimassen?

Champagne zu Oberst. Nun, nun, quäziger Herr?

Oberst. Ich glaube, der Kerl ist betoffen.

Champagne. Nun, was sagen Sie? Hab' ich meine Rolle gut gespielt?

Oberst zu Oberst. Seine Rolle? Ich merke etwas. Ja, Freund Champagne, nicht übel.

Champagne. Nicht übel! Was? Zum Entsetzen hab' ich sie gespielt. Mit einer Peitsche und den Courierstiefeln, sah ich nicht einem ganzen Postillon gleich? Wie?

Oberst. Ja! ja! zu so. Weiß der Teufel, was ich ihm antworten soll.

Champagne. Nun, wie steht's drinnen? Wie weit sind Sie jetzt?

Oberst. Wie weit ich bin — wie's steht — nun, du kannst dir leicht vorstellen, wie's steht.

Champagne. Die Heirath ist richtig, nicht wahr? — Sie haben als Vater die Einwilligung gegeben?

Oberst. Ja.

Champagne. Und morgen treten Sie in Ihrer wahren Person als Liebhaber auf.

Oberst zu Oberst. Es ist ein Streich von meinem Nefsen!

Champagne. Und heirathen die Wittve des Herrn von Vormeuil — Wittve! Hahaha! — Die Wittve von meiner Erfindung.

Oberst. Worüber lachst du?

Champagne. Das fragst Sie? Ich lache über die Gesichter, die der ehrliche Onkel schneiden wird wenn

er in vier Wochen zurückkommt und Sie mit seiner Tochter verheirathet findet.

Oberst für sich. Ich möchte rasend werden!

Champagne. Und der Bräutigam von Toulon, der mit ihm angezogen kommt und einen Andern in seinem Nefse findet — Das ist himmlisch!

Oberst. Zum Entzücken!

Champagne. Und wenn haben Sie alles Das zu verdanken? Ihrem treuen Champagne!

Oberst. Dir? Wie so?

Champagne. Nun, wer sonst hat Ihnen denn den Rath gegeben, die Person Ihres Onkels zu spielen?

Oberst für sich. Ha, der Schurke!

Champagne. Aber Das ist zum Erstaunen, wie Sie Ihrem Onkel doch so ähnlich sehen! Ich würde drauf schwören, er sey es selbst, wenn ich ihn nicht hundert Meilen weit von uns wüßte.

Oberst für sich. Mein Schelm von Nefse macht einen schönen Gebrauch von meiner Gestalt.

Champagne. Nur ein wenig zu ältlich sehen Sie aus — Ihr Onkel ist ja so ziemlich von Ihren Jahren: Sie hätten nicht nöthig gehabt, sich so gar alt zu machen.

Oberst. Meinst du?

Champagne. Doch was that's! Ist er doch nicht da, daß man eine Vergleichung anstellen könnte — Und ein Glück für uns, daß der Alte nicht da ist! Es würde uns schlecht bekommen, wenn er zurück käme.

Oberst. Er ist zurückgekommen.

Champagne. Wie? was?

Oberst. Er ist zurückgekommen, sag' ich.

Champagne. Um Gotteswillen, und Sie stehen hier? Sie bleiben ruhig? Thun Sie, was Sie wollen — lassen Sie sich, wie Sie können — ich suche das Weite.

Will fort.

Oberst. Bleib, Schurke! zweifacher Galunke, bleib! Das also sind deine schönen Gründungen, he, Schurke?

Champagne. Wie, gnädiger Herr, ist Das mein Amt?

Oberst. Bleib, Galunke! — Wahrlich, meine Frau, die mich Champagne eine Bewegung des Schreckens, ist die Märrin nicht, für die ich sie hielt — und einen solchen Schelmstreich sollte ich so hingehen lassen? — Nein, Gott verdamme mich, wenn ich nicht auf der Stelle meine volle Rache dafür nehme. — Es ist noch nicht so spät. Ich eile zu meinem Notar. Ich bring' ihn mit. Noch heute Nacht heirathet Formeuil meine Tochter — Ich überrasche meinen Nefsen — er muß mir den Heirathcontract seiner Waise noch selbst mit unterzeichnen — Und, was dich betrifft, Galunke —

Champagne. Ich, gnädiger Herr, ich will mit unterzeichnen — ich will auf der Hochzeit mit tanzen, wenn Sie's befehlen.

Oberst. Ja, Schurke, ich will dich tanzen machen! — Und die Quittung über die hundert Pistolen, merk' ich jetzt wohl, habe ich auch nicht der Ehrlichkeit des Bucherers zu verdanken. — Zu meinem Glück hat der Juwelier Wanzeroth gemacht — Mein Taugenichts von Nefse begnügte sich nicht, seine Schulden mit meinem Gelde zu bezahlen; er macht auch noch neue auf meinen Credit. — Schon gut! Er soll mir dafür bezahlen! — Und du, ehrlicher Wesell, rechne auf eine tüchtige Lohnung. — Es thut mir leid, daß ich meinen Stock nicht bei mir habe; aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Champagne. Ich falle aus den Wolken! Muß dieser verwünschte Onkel auch gerade jetzt zurückkommen und mir in den Weg laufen, recht ausdrücklich, um mich plaudern zu machen — Ich Gsel, daß ich ihm auch erzählen mußte — Ja, wenn ich noch wenigstens ein Glas zu viel getrunken hätte — Aber so!

Behuter Auftritt.

Champagne. Franz Dorigny. Frau von Mirville.

Fr. v. Mirville kommt lachend hervor und spricht in die Scene zurück. Das Keld ist rein — du kannst heraus kommen — es ist Niemand hier als Champagne.

Dorigny tritt ein.

Champagne hebt sich um und lachet zurück. da er ihn erblickt. Mein Gott, da kommt er schon wieder zurück! Jetzt wird's losgehen! Ich Dorigny zu Fußten wartend. Varmherzigkeit, gnädiger Herr! Gnade — Gnade einem armen Schelm, der ja unschuldig — der es freilich verdient hätte —

Dorigny. Was soll denn Das vorstellen? Steh' auf! Ich will dir ja nichts zu Leide thun.

Champagne. Sie wollen mir nichts thun, gnädiger Herr —

Dorigny. Mein Gott, nein! Ganz im Gegentheil, ich bin recht wohl mit dir zufrieden, da du deine Rolle so gut gespielt hast.

Champagne erkennt ihn. Wie, Herr, sind Sie's?

Dorigny. Treulich bin ich's.

Champagne. Ach Gott! Wissen Sie, daß Ihr Onkel hier ist?

Dorigny. Ich weiß es. Was denn weiter?

Champagne. Ich hab' ihn gesehen, gnädiger Herr. Ich hab' ihn angetroffen — ich dachte, Sie wären's; ich hab' ihm Alles gesagt; er weiß Alles.

Fr. v. Mirville. Unsinniger! was hast du gethan?

Champagne. Kann ich dafür? Sie sehen, daß ich eben jetzt den Nefsen für den Onkel genommen — ist's zu verwundern, daß ich den Onkel für den Nefsen nahm?

Dorigny. Was ist zu machen?

Fr. v. Mirville. Da ist jetzt kein anderer Rath, als auf der Stelle das Haus zu verlassen.

Dorigny. Aber, wenn er meine Cousine zwingt, den Formeuil zu heirathen —

Fr. v. Mirville. Davon wollen wir morgen reden! Jetzt fort, geschwind, da der Weg noch frei ist! Sie fahren ihn 1/2 an die hintere Thür, aber, da er's nicht will, tritt Formeuil aus dem

Fünftster Auftritt.

Die Vorigen. Formeuil.

Formeuil. Sind Sie's? Ich suchte Sie eben.

Fr. v. Mirville, kommt zu Dorigny. Es ist der Herr von Formeuil. Er hält dich für den Onkel. Gib ihm so bald als möglich seinen Abschied!

Formeuil zur Frau v. Mirville. Sie verlassen uns, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Verzeihen Sie, Herr von Formeuil. Ich bin sogleich wieder hier. (Gg. ab. Champagne folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Formeuil. Franz Dorigny.

Formeuil. Sie werden sich erinnern, daß Sie mich mit Ihrer Törclein Tochter vorhin allein gelassen haben?

Dorigny. Ich erinnere mich's.

Formeuil. Sie ist sehr liebenswürdig; ihr Wesen würde mich zum glücklichsten Manne machen.

Dorigny. Ich glaub' es.

Formeuil. Aber ich muß Sie bitten, ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun.

Dorigny. Wie ist Das?

Formeuil. Sie ist das liebenswürdigste Kind von der Welt, Das ist gewiß! Aber Sie haben mir so oft von

Ihrem Nefsen Franz Dorfsigny gesprochen — er liebt Ihre Tochter!

Dorfsigny v. Ist Das wahr?

Formeuil. Wie ich Ihnen sage, und er wird wieder geliebt!

Dorfsigny v. Wer hat Ihnen Das gesagt?

Formeuil. Ihre Tochter selbst.

Dorfsigny. Was ist aber da zu thun? — Was rathen Sie mir, Herr von Formeuil?

Formeuil. Ein guter Vater zu seyn.

Dorfsigny. Wie?

Formeuil. Sie haben mir hundertmal gesagt, daß Sie Ihren Nefsen wie Ihren Sohn liebten — Nun denn, so geben Sie ihm Ihre Tochter! Machen Sie ihre beiden Kinder glücklich.

Dorfsigny. Aber was soll denn aus Ihnen werden?

Formeuil. Aus mir? — Man will mich nicht haben, Das ist freilich ein Unglück! Aber beklagen kann ich mich nicht darüber, da Ihr Nefse mir zuvorgekommen ist.

Dorfsigny. Wie? Sie wären fähig zu entsagen?

Formeuil. Ich halte es für meine Pflicht.

Dorfsigny, wem. Ach, Herr von Formeuil! wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!

Formeuil. Ich verstehe Sie nicht.

Dorfsigny. Nein, nein, Sie wissen nicht, welch großen, großen Dienst Sie mir erzeigten — Ach, meine Sophie, wir werden glücklich werden!

Formeuil. Was ist Das? Wie? Das ist Herr von Dorfsigny nicht — Wär's möglich —

Dorfsigny. Ich habe mich verrathen.

Formeuil. Sie sind Dorfsigny, der Nefse? Ja, Sie sind's — Nun, Sie habe ich zwar nicht hier gesucht, aber ich freue mich, Sie zu sehen. — Zwar sollte ich billig auf Sie böse seyn wegen der drei Tugendstücke, die Sie mir so großmüthig in den Leib geschickt haben —

Dorfsigny. Herr von Formeuil!

Formeuil. Zum Glück sind sie nicht tödlich: also mag's gut seyn! Ihr Herr Onkel hat mir sehr viel Gutes von Ihnen gesagt, Herr von Dorfsigny, und, weit entfernt, mir Ihnen Händel anzufangen zu wollen, biete ich Ihnen von Herzen meine Freundschaft an und bitte um die Ihrige.

Dorfsigny. Herr von Formeuil!

Formeuil. Also zur Sache, Herr von Dorfsigny — Sie lieben Ihre Gousine und haben vollkommen Ursache dazu. Ich verspreche Ihnen, allen meinen Einfluß bei dem Obersten anzuwenden, daß sie Ihnen zu Theil wird — dagegen verlange ich aber, daß Sie auch Ihrerseits mir einen wichtigen Dienst erzeigen.

Dorfsigny. Neben Sie! fordern Sie! Sie haben sich ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben.

Formeuil. Sie haben eine Schwester, Herr von Dorfsigny. Da Sie aber für Niemand Augen haben, als für Ihre Nase, so bemerken Sie vielleicht nicht, wie sehr Ihre Schwester lebenswürdig ist — ich aber — ich habe es recht gut bemerkt — und, daß ich's kurz mache — Frau von Mirville verdient die Handlung eines Vaters! Ich habe sie gesehen, und ich —

Dorfsigny. Sie lieben sie? Sie ist die Ihre! Können Sie auf mich! — Sie soll Ihnen bald gut seyn, wenn sie es nicht schon jetzt ist — dafür fleh' ich. Wie sich doch glücklich fügen muß! — Ich erwarte einen so mir behülflich seyn will, meine Geliebte zu und ich bin im Stand, ihn wieder glücklich zu machen.

Formeuil. Das steht zu hoffen; aber so ganz anders ist es doch nicht — Hier kommt Ihre Schwester! — r von Dorfsigny — sprechen Sie für mich!

Führen Sie meine Sache! Ich will bei dem Onkel die Ihrige führen.

Dorfsigny. Das ist ein herrlicher Mensch, dieser Formeuil! Welche glückliche Frau wird meine Schwester!

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Mirville. Franz Dorfsigny.

Fr. v. Mirville. Nun, wie steht's, Bruder?

Dorfsigny. Du hast eine Erhebung gemacht, Schwester! Der Formeuil ist Knall und Fall sterblich in dich verliebt worden. Eben hat er mir das Geständniß gethan, weil er glaubte mit dem Onkel zu rehen! — Ich sagte ihm aber, diese Gedanken sollte er sich nur vergehen lassen — du hättest das Heirathen auf immer verworren — Ich habe recht gethan, nicht?

Fr. v. Mirville. Allerdings — aber — du hättest eben nicht gebraucht ihn auf eine so raube Art abzuweisen. Der arme Junge ist schon übel genug daran, daß er bei Zephen durchfällt.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Champagne.

Champagne. Nun, gnädiger Herr! machen Sie, daß Sie fort kommen. Die Taute darf Sie nicht mehr hier antreffen, wenn sie zurückkommt —

Dorfsigny. Nun, ich gehe! Bin ich doch nun gewiß, daß mir Formeuil die Gousine nicht wegnimmt.

Nu mit Frau von Mirville

Fünftehnter Auftritt.

Champagne, —

Da bin ich nun allein! — Freund Champagne, du bist ein Dummkopf, wenn du deine Unbesonnenheit von vorn nicht gut machst — Dem Onkel die ganze Karte zu verrathen! Aber, laß sehen! was ist da zu machen? Gut, weder den Onkel oder den Bräutigam müssen wir uns auf die nächsten zwei Tage vom Haile schaffen, sonst geht's nicht — Aber wie Onkel's da anfangen? — Wart — laß sehen — Mein Herr und tiefer Herr von Formeuil sind zwar als ganz gute Freunde aneinander gegangen, aber es hätte doch Händel zwischen ihnen segen können! Können, Das ist mir genug! davon laßt uns ausgehen — Ich muß als ein guter Diener Unglück verhindern! Nichts als redliche Beirathung für meinen Herrn — Also gleich zur Feiher! Man nimmt seine Maßregel, und ich dann meine Schuld, wenn sie den Onkel für den Neben nehmen? — Wer kann für die Nebenlichkeit? — Das Wort ist groß, groß, aber ich mag's. Mitbringen kann nicht, und, wenn auch — Es kann nicht misslingen — Ich verheiß' dich, daß du ich gedest! Ich habe nur meine Pflicht zu thun! Und, mag dann der Onkel gegen mich toben, so viel er will — Ich verstecke mich hinter den Nefsen, ich theil ihm zu seiner Braut, er muß erkenntlich seyn — Ich, Champagne, aus Werk — Hier ist (Spre ein

Ritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Oberst Dorfsigny kommt. Gleich darauf Formeuil.

Oberst. Muß der Teufel auch diesen Notar gerade heute zu einem Nachteffen führen! Ich hab' ihm ein Billet dort gelassen, und mein Herr Nefse hatte schon vorher die Mühe auf sich genommen.

Formeuil. Für Diesmal denke ich doch wohl den Onkel vor mir zu haben und nicht den Nefsen.

Der Nefse als Onkel.

Oberst. Wohl bin ich's selbst! Sie dürfen nicht zweifeln.
Formeuil. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Herr von Dorfsigny.

Oberst. Ich glaub' es wohl, guter Junge! Du wirst rasend seyn vor Zorn — Aber keine Gewaltthätigkeit, lieber Freund, ich bitte darum! — Denken Sie daran, daß Der, der Sie beleidigt hat, mein Nefse ist — Ihr Ehrenwort verlang' ich, daß Sie es mir überlassen wollen, ihn dafür zu strafen.

Formeuil. Aber so erlauben Sie mir —

Oberst. Nichts erlaub' ich! Es wird nichts daraus! So seyd ihr junge Leute! Ihr wißt keine andere Art, Unrecht gut zu machen, als daß ihr einander die Hülfe brecht.

Formeuil. Das ist aber ja nicht mein Fall. Hören Sie doch nur.

Oberst. Mein Gott! ich weiß ja! Bin ich doch auch jung gewesen! — Aber laß dich Das alles nicht ansetzen, guter Junge! du wirst doch mein Schwiegersohn! Du wirst's — dabei bleibst's!

Formeuil. Ihre Güte — Ihre Freundschaft erkenn' ich mit dem größten Dank — Aber, so wie die Sachen stehen —

Oberst. lauter. Nichts! kein Wort mehr!

Zweiter Auftritt.

Champagne mit zwei Unterofficieren. Vorige.

Champagne zu diesen. Sehen Sie's, meine Herren? sehen Sie's? Oben wollten sie an einander gerathen.

Formeuil. Was suchen diese Leute bei uns?

Erster Unterofficier. Ihre ganz gehobenen Dien-
ner, meine Herren! Habe ich nicht die Ehre, mit Herrn von Dorfsigny zu sprechen?

Oberst. Dorfsigny heiß' ich.

Champagne. Und Dieser hier ist Herr von Formeuil?

Formeuil. Der bin ich, ja. Aber was wollen die Herren von mir?

Zweiter Unterofficier. Ich werde die Ehre haben, Euer Gnaden zu begleiten.

Formeuil. Mich zu begleiten? Wohin? Es fällt mir gar nicht ein, ausgehen zu wollen.

Erster Unterofficier zum Oberst. Und ich, gnädiger Herr, bin beordert, Ihnen zur Escorte zu dienen.

Oberst. Aber wohin will mich der Herr escortiren?

Erster Unterofficier. Das will ich Ihnen sagen, gnädiger Herr. Man hat in Erfahrung gebracht, daß Sie auf dem Sprung ständen, sich mit diesem Herrn zu schlagen, und, damit nun —

Oberst. Mich zu schlagen! Und weshalb denn?

Erster Unterofficier. Weil Sie Nebenbuhler sind — weil Sie Beide das Fräulein von Dorfsigny lieben. Dieser Herr hier ist der Bräutigam des Fräuleins, den ihr der Vater bestimmt hat — und Sie, gnädiger Herr, sind ihr Cousin und ihr Liebhaber — O, wir wissen Alles!

Formeuil. Sie sind im Irrthum, meine Herren.

Oberst. Wahrlich, Sie sind an den Unrechten gekommen.

Champagne zu den Wachen. Frisch zu! Lassen Sie sich nichts weiß machen, meine Herren! Zu Herrn von Dorfsigny. Lieber, gnädiger Herr, werfen sie endlich Ihre Maske weg! Erstehen Sie, wer Sie sind! Geben Sie ein Spiel auf, wobei Sie nicht die beste Rolle spielen!

Oberst. Wie, Schurke, Das ist wieder ein Streich von dir —

Champagne. Ja, gnädiger Herr, ich hab' es so veranstaltet, ich leugn' es gar nicht — ich rühme mich Dessen — Die Pflicht eines rechtshaffenen Dieners habe ich erfüllt, da ich Unglück verhütete.

Oberst. Sie können mir's glauben, meine Herren! Der, den Sie suchen, bin ich nicht; ich bin sein Onkel.

Erster Unterofficier. Sein Onkel? Ohn Sie doch! Sie gleichen dem Herrn Onkel außerordentlich, sagt man; aber uns soll diese Aehnlichkeit nicht betrügen.

Oberst. Aber sehen Sie mich doch nur recht an! Ich habe ja eine Perrücke, und mein Nefse trägt sein eignes Haar.

Erster Unterofficier. Ja, ja, wir wissen recht gut, warum Sie die Tracht ihres Herrn Onkels angenommen — Das Stückchen war sinnreich; es thut uns leid, daß es nicht besser gequält ist.

Oberst. Aber, mein Herr, so hören Sie doch nur an —

Erster Unterofficier. Ja, wenn wir Jeden anhören wollten, den wir festzunehmen beordert sind — wir würden nie von der Stelle kommen — Belieben Sie uns zu folgen, Herr von Dorfsigny! Die Postkutsche hält vor der Thür und erwartet uns.

Oberst. Wie? was? die Postkutsche?

Erster Unterofficier. Ja, Herr! Sie haben Ihre Garnison heimlich verlassen! Wir sind beordert, Sie stehenden Fußes in den Wagen zu packen und nach Straßburg zurückzubringen.

Oberst. Und Das ist wieder ein Streich von diesem verwünschten Längens! Ha, Letterbube!

Champagne. Ja, gnädiger Herr, es ist meine Veran-
staltung — Sie wissen, wie sehr ich dawider war, daß Sie Straßburg ohne Urlaub verlassen.

Oberst. ~~von dem Oberst aus.~~ Nein, ich halte mich nicht mehr —

Beide Unterofficiere. Mäßigen Sie sich, Herr von Dorfsigny!

Champagne. Halten Sie ihn, meine Herren! ich bitte — Das hat man davon, wenn man Unanfbare verpflichtet. Ich rette vielleicht Ihr Leben, da ich diesem unbilligen Duell vorbeuge, und zum Dank hätten Sie mich todt gemacht, wenn diese Herren nicht so gut gewesen wären, es zu verhindern.

Oberst. Was ist hier zu thun, Formeuil?

Formeuil. Warum berufen Sie sich nicht auf die Personen, die Sie kennen müssen?

Oberst. An wen, zum Teufel! soll ich mich wenden? Meine Frau, meine Tochter sind ausgegangen — meine Nichte ist vom Complot — die ganze Welt ist bebert.

Formeuil. So bleibt nichts übrig, als in Gottes Namen nach Straßburg zu reisen, wenn diese Leute nicht mit sich reden lassen.

Oberst. Das wäre aber ganz verwünscht —

Erster Unterofficier zu Champagne. Sind Sie aber auch ganz gewiß, daß es der Nefse ist?

Champagne. Freilich! freilich! Der Onkel ist weit weg — Nur Stand gehalten! nicht gewankt!

Dritter Auftritt.

Ein Postillon. Vorige.

Postillon. ~~bestenfalls.~~ He! Holla! Wird's bald, ihr Herren? Meine Pferde stehen schon eine Stunde vor dem Hause, und ich bin nicht des Wartens wegen da.

Oberst. Was will der Bursche?

Erster Unterofficier. Es ist der Postillon, der Sie fahren soll.

Postillon. Sieh doch! Sind Sie's, Herr Hauptmann, der abreist? — Sie haben kurze Beschäfte hier gemacht — Heute Abend kommen Sie an, und in der Nacht geht's wieder fort.

Oberst. Woher weißt denn du?

Postillon. Ei! ei! War ich's denn nicht, der Sie vor etlichen Stunden an der Hintertür dieses Hauses absetzte? Sie sehen, mein Capitain, daß ich Ihr Geld

wohl angewendet — ja, ja, wenn mir Einer was zu ver-
trinken gibt, so erfüll' ich gewissenhaft und redlich die
Absicht.

Oberst. Was sagst du, Kerl? Mich hättest du ge-
fahren? Nicht?

Postillon. Sie, Herr! — Ja doch, beim Teufel,
und da steht ja Ihr Bedienter, der den Vorreiter machte
— Gott grüß dich, Gaudieb! Eben Der hat mir's ja im
Vertrauen gesteckt, daß Sie ein Herr Hauptmann seyen
und von Sträßburg heimlich nach Paris gingen. —

Oberst. Wie, Schurke? Ich wäre Das gewesen?

Postillon. Ja, Sie! Und der auf dem ganzen Wege
laut mit sich selbst sprach und an Einem fort rief: Meine
Sophie! Mein liebes Väschen! Mein englisches Cou-
sinchen! — Wie? haben Sie Das schon vergessen?

Champagne zum Oberst. Ich bin's nicht, gnädiger
Herr, der ihm diese Worte in den Mund legt — Wer
wird aber auch auf öffentlicher Poststraße so laut von
seiner Gebieterin reden?

Oberst. Es ist beschloffen, ich seh's, ich soll nach
Sträßburg um der Sünden meines Neffen willen —

Erster Unterofficier. Also, mein Herr Haupt-
mann —

Oberst. Also, mein Herr Geleitsmann, also muß
ich freilich mit Ihnen fort, aber, ich kann Sie versichern,
sehr wider meinen Willen.

Erster Unterofficier. Das sind wir gewohnt,
mein Capitain, die Leute wider ihren Willen zu bedienen.

Oberst. Du bist also mein Bedienter?

Champagne. Ja, gnädiger Herr.

Oberst. Dergleichen bin ich dein Gebieter.

Champagne. Das versteht sich.

Oberst. Ein Bedienter muß seinem Herrn folgen —
du gehst mit mir nach Sträßburg.

Champagne zu so. Verflucht!

Postillon. Das versteht sich — Marisch!

Champagne. Es thut mir leid, Sie zu betrüben,
gnädiger Herr — Sie wissen, wie groß meine Anhäng-
lichkeit an Sie ist — ich gebe Ihnen eine starke Probe
daron in diesem Augenblick — aber Sie wissen auch, wie
sehr ich mein Weib liebe. Ich habe Sie heute nach einer
langen Trennung wieder gesehen! Die arme Frau be-
zeugte eine so herrliche Freude über meine Zurückkunft,
daß ich beschloffen habe, sie nie wieder zu verlassen und
meinen Abschied von Ihnen zu begehren. Sie werden
sich erinnern, daß Sie mir noch von drei Monaten Gage
schuldig sind.

Oberst. Dreihundert Stoderrügel bin ich dir schul-
dig, Rube!

Erster Unterofficier. Herr Capitain, Sie haben
kein Recht, diesen ehrlichen Diener wider seinen Willen
nach Sträßburg mitzunehmen — und, wenn Sie ihm noch
Rückstand schuldig sind —

Oberst. Nichts, keinen Heller bin ich ihm schuldig.

Erster Unterofficier. So ist Das kein Grunde,
ihn mit Brügeln abzulehnen.

Formeuil. Ich muß sehen, wie ich ihm heraus helfe
— Wenn es nicht anders ist — in Gottes Namen, reisen
Sie ab, Herr von Dorisang — Nun — läst bin ich frei,
ich habe Freunde; ich eile, sie in Bewegung zu setzen,
und bringe Sie zurück, eh' es Tag wird.

Oberst. Und ich will den Postillon dahin befehlen,
daß er so langsam fährt als möglich, damit Sie mich
noch einholen können — Zum Postillon — Hier, Schwa-
ger! Das auf meine Gesundheit — aber du mußt mich
fahren —

Postillon, leise. Daß die Pferde dampfen.

Oberst. Nicht doch! nein! so mein' ich's nicht —

Postillon. Ich will Sie fahren, wie auf dem Her-
weg! als ob der Teufel Sie davon führte.

Oberst. Hole der Teufel dich selbst, du verdammt
Trunkenbold! Ich sage dir ja —

Postillon. Sie haben's eilig! Ich auch! Sey'n Sie
ganz ruhig! Fort soll's gehen, daß die Hunden hinaus
fliegen.

Oberst ihm nach. Der Kerl macht mich rasend! Warte
doch, höre!

Formeuil. Beruhigen Sie sich! Ihre Reise soll nicht
lange dauern.

Oberst. Ich glaube, die ganze Hölle ist heute losge-
lassen. Guck ab, der erste Unterofficier folgt.

Formeuil zum zweiten. Kommen Sie, mein Herr, fol-
gen Sie mir, weil es Ihnen so befohlen ist — aber ich
sage Ihnen vorher, ich werde Ihre Weine nicht schonen!
Und, wenn Sie sich Rechnung gemacht haben, diese Nacht
zu schlafen, so sind Sie garstig betrogen, denn wir wer-
den immer auf den Straßen seyn.

Zweiter Unterofficier. Nach Ihrem Gefallen,
gnädiger Herr — Zwingen Sie sich ganz und gar nicht —
Ihr Diener, Herr Champagne!

Formeuil und der zweite Unterofficier ab

Vierter Auftritt.

Champagne. Frau von Mirville.

Champagne, allein. Sie sind fort — Glück zu, Cham-
pagne! der Sieg ist unser! Jetzt frisch ans Werk, daß
wir die Heirath noch in dieser Nacht zu Stande bringen
— Da kommt die Schwester meines Herrn; ihr kann ich
Alles sagen.

Fr. v. Mirville. Ah, bist du da, Champagne?
Weißt du nicht, wo der Dufel ist?

Champagne. Auf dem Weg nach Sträßburg.

Fr. v. Mirville. Wie? was? (Erkläre dich!)

Champagne. Nicht gern, Ihr Gnaden. Sie wissen
vielleicht nicht, daß mein Herr und dieser Formeuil einen
heftigen Zank zusammen gehabt haben

Fr. v. Mirville. Ganz im Gegentheil. Sie sind
als die besten Freunde geschieden, Das weiß ich.

Champagne. Nun, so habe ich's aber nicht ge-
wußt. Und in der Hitze meines Winters ging ich hin, mir
bei der Polizei Hülfe zu suchen. Ich kamte her mit zwei
Sergeanten, davon der eine Befehl hat, dem Herrn von
Formeuil an der Seite zu bleiben, der andere, meinen
Herrn nach Sträßburg zurück zu bringen. — Nun reitet
der Teufel diesen verwünschten Sergeanten, daß er den
Dufel für den Neffen nimmt, ihn beinahe mit Gewalt in
die Kutsche packt, und fort mit ihm, jagst du nicht, so
gilt's nicht, nach Sträßburg!

Fr. v. Mirville. Wie, Champagne! du schickst
meinen Dufel anstatt meines Bruders auf die Reise!
Nein, Das kann nicht dein Ernst seyn.

Champagne. Um Vergebung, es ist mein voller
Gruß — Das Elfaß ist ein scharmautes Land; der Herr
Liebt haben sich noch nicht darin umgesehen, und ich
verschaffe Ihnen diese kleine Glückseligkeit.

Fr. v. Mirville. Du kannst noch scherzen? Was
macht aber der Herr von Formeuil?

Champagne. Er führt seinen Sergeanten in der
Stadt spazieren.

Fr. v. Mirville. Der arme Junge! Er verdient
wohl, daß ich Mitleid an ihm nehme.

Champagne. Ah, gnädige Frau! ans Werk! Keine
Zeit verlieren! Wenn mein Herr seine Cousine nur erst
geheirathet hat, so wollen wir den Dufel zurückholen.
Ich suche meinen Herrn auf; ich bringe ihn her, und,
wenn nur Sie uns beistehen, so muß diese Nacht Alles
richtig werden.

Fünfter Auftritt.

Frau von Mirville. Dann Frau von Dor-
signy. Sophie.

Fr. v. Mirville. Das ist ein verzweifelter Bube; aber er hat seine Sache so gut gemacht, daß ich mich mit ihm verstehen muß — Hier kommt meine Tante; ich muß ihr die Wahrheit verbergen.

Fr. v. Dorigny. Ach, liebe Nichte! hast du deinen Onkel nicht gesehen?

Fr. v. Mirville. Wie? Hat er denn nicht Abschied von Ihnen genommen?

Fr. v. Dorigny. Abschied! Wie?

Fr. v. Mirville. Ja, er ist fort.

Fr. v. Dorigny. Er ist fort? Seit wann?

Fr. v. Mirville. Diesen Augenblick.

Fr. v. Dorigny. Das begreif ich nicht. Er wollte ja erst gegen elf Uhr abfahren. Und wo ist er denn hin, so eilig?

Fr. v. Mirville. Das weiß ich nicht. Ich sah ihn nicht abreisen — Champagne erzählte mir's.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Franz Dorigny in seiner eigenen Mi-
form und ohne Perücke. Champagne.

Champagne. Da ist er, Ihr Gnaden, da ist er!

Fr. v. Dorigny. Wer? Mein Mann?

Champagne. Nein, nicht doch! Mein Herr, der Herr Hauptmann.

Sophie ihm entgegen. Lieber Vetter!

Champagne. Ja, er hatte wohl recht, zu sagen, daß er mit seinem Brief zugleich eintreffen werde.

Fr. v. Dorigny. Mein Mann reist ab, mein Neffe kommt an! Wie schnell sich die Begebenheiten drängen!

Dorigny. Seht! ich Sie endlich wieder, beste Tante! Ich komme voll Ruhe und Erwartung —

Fr. v. Dorigny. Guten Abend, lieber Neffe!

Dorigny. Welcher frostige Empfang!

Fr. v. Dorigny. Ich bin herzlich erfreut, dich zu sehen. Aber mein Mann —

Dorigny. Ist dem Onkel etwas zugefallen?

Fr. v. Mirville. Der Onkel ist heute Abend von einer großen Reise zurückgekommen, und in diesem Augenblick verschwindet er wieder, ohne daß wir wissen, wo er hin ist.

Dorigny. Das ist sonderbar!

Champagne. Es ist ganz zum Erstaunen!

Fr. v. Dorigny. Da ist ja Champagne! Der kann uns Allen aus dem Traume helfen.

Champagne. Ich, gnädige Frau?

Fr. v. Mirville. Ja, du! Mit dir allein hat der Onkel ja gesprochen, wie er abreiste.

Champagne. Das ist wahr! Mit mir allein hat er gesprochen.

Dorigny. Nun, so sage nur, warum verzeigte er so plötzlich?

Champagne. Warum? Ei, er mußte wohl! Er hatte ja Befehl dazu von der Regierung.

Fr. v. Dorigny. Was?

Champagne. Er hat einen wichtigen geheimen Auftrag, der die größte Eilfertigkeit erfordert — der einen Mann erfordert — einen Mann — Ich sage nichts mehr! Aber Sie können sich etwas darauf einbilden, gnädige Frau, daß die Wahl auf den Herrn gefallen ist.

Fr. v. Mirville. Allerding! Eine solche Auszeichnung ehrt die ganze Familie!

Champagne. Quer Gnaden begreifen wohl, daß er sich da nicht lange mit Abschiednehmen aufhalten konnte.

Champagne, sagte er zu mir, ich gehe in wichtigen Staatsangelegenheiten nach — nach Sanct Petersburg. Der Staat befiehlt, ich muß gehorchen — beim ersten Postwechsel schreib' ich meiner Frau — was übrigens die Heirath zwischen meinem Neffen und meiner Tochter betrifft — so weiß sie, daß ich vollkommen damit zufrieden bin.

Dorigny. Was hör' ich! mein lieber Onkel sollte —

Champagne. Ja, gnädiger Herr! er willigt ein. — Ich gebe meiner Frau unumschränkte Vollmacht, sagte er, Alles zu beendigen, und ich hoffe bei meiner Zurückkunft unsere Tochter als eine glückliche Frau zu finden.

Fr. v. Dorigny. Und so reiste er allein ab?

Champagne. Allein? Nicht doch! Er hatte noch einen Herrn bei sich, der nach etwas recht Vornehmen ausah —

Fr. v. Dorigny. Ich kann mich gar nicht drein finden.

Fr. v. Mirville. Wir wissen seinen Wunsch. Man muß dahin sehen, daß er sie als Mann und Frau findet bei seiner Zurückkunft.

Sophie. Seine Einwilligung scheint mir nicht im Geringsten zweifelhaft, und ich trage gar kein Bedenken, den Vetter auf der Stelle zu heirathen.

Fr. v. Dorigny. Aber ich trage Bedenken — und will seinen ersten Brief noch abwarten.

Champagne. Bedenke. Da sind wir nun schön gedröbert, daß wir den Onkel nach Petersburg schicken.

Dorigny. Aber, beste Tante!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Notarius.

Notar tritt zwischen Dorigny und seine Leute. Ich empfehle mich der ganzen hochgeneigten Gesellschaft zu Gnaden.

Fr. v. Dorigny. Sieh da, Herr Gaspar, der Notar unsers Hauses.

Notar. Zu Dero Befehl, gnädige Frau! Es besuchte Dero Herrn Gemahl, sich in mein Haus zu versetzen.

Fr. v. Dorigny. Wie? Mein Mann wäre vor seiner Abreise noch bei Ihnen gewesen?

Notar. Vor Dero Abreise! Was Sie mir sagen! Sieh, sieh doch! Darum hatten es der gnädige Herr so eilig und wollten mich gar nicht in meinem Hause erwarten. Dieses Billet ließen mir Hochdieselben zurück — Belieben Ihre Gnaden es zu durchlesen. *Er leiht der Frau von Dorigny das Billet.*

Champagne, leiht zu Dorigny. Da ist der Notar, den Ihr Onkel bestellt hat.

Dorigny. Ja, wegen Cormeills Heirath.

Champagne, leiht. Wenn wir ihn zu der Ihrigen brauchen könnten?

Dorigny. Stille! hören wir, was er schreibt!

Fr. v. Dorigny leiht. Haben Sie die Güte, mein „Herr, sich noch diesen Abend in mein Haus zu bemühen und den Ehecontract mit zu bringen, den Sie für meine Tochter aufgesetzt haben. Ich habe meine Urkunden, diese Heirath noch in dieser Nacht abzuschließen.“ — Dorigny.

Champagne. Da haben wir's schwarz auf weiß! Nun wird die gnädige Frau doch nicht mehr an der Einwilligung des Herrn Onkels zweifeln?

Sophie. Es ist also gar nicht nöthig, daß der Papa Ihnen schreibt, liebe Mutter, da er diesem Herrn geschrieben hat.

Fr. v. Dorigny. Was denken Sie von der Sache, Herr Gaspar?

Notar. Nun, dieser Brief wäre deutlich genug, daß' ich.

Fr. v. Dorigny. In Gottes Namen, meine Kinder! Seyd glücklich! Hebt euch die Hände, weil mein Mann selbst den Notar herschickt.

Dorigny. Frisch, Champagne! einen Tisch, Feder und Tinte; wir wollen gleich unterzeichnen.

Achter Auftritt.

Oberst Dorigny. Valcour. Vorige.

Fr. v. Mirville. Himmel! der Onkel!

Sophie. Mein Vater!

Champagne. Rührt ihn der Teufel zurück?

Dorigny. Ja wohl, der Teufel! Dieser Valcour ist mein böser Genius.

Fr. v. Dorigny. Was seh' ich? Mein Mann!

Valcour, den alten Dorigny anerkennend. Wie schön! Ich mich glücklich, einen geliebten Nefen in den Schoß seiner Familie zurückführen zu können! Wie er den seinen doch nur gewahr wird. Wie Teufel, da bist du ja — Ich zum ersten Mal wieder zu Hause. Und wer sind Sie denn, mein Herr?

Oberst. Sein Onkel, mein Herr.

Dorigny. Aber erkläre mir, Valcour —

Valcour. Gekläre du mir selbst! Ich bringe in Erfahrung, daß eine Orde ausgefertigt sey, dich nach deiner Garnison zurück zu schicken — Nach unsäglicher Mühe erlange ich, daß sie widerrufen wird — Ich werfe mich auf's Pferd, ich erreiche noch bald genug die Postkutsche, wo ich dich zu finden glaubte, und finde auch wirklich —

Oberst. Ihren gehorsamen Diener, Knecht und todt über einen verwünschten Postknecht, dem ich Geld gegeben hatte, um mich langsam zu fahren, und der mich wie ein Sturmwind davon führte.

Valcour. Dein Herr Onkel findet es nicht für gut, mich aus meinem Irthum zu reizen; die Postkutsche leut wieder um, nach Paris zurück, und da bin ich nun — Ich hoffe, Dorigny, du kannst dich nicht über meinen Eifer beklagen.

Dorigny. Sehr verbunden, mein Freund, für die mächtigen Dienste, die du mir geleistet hast! Es thut mir nur leid um die unendliche Mühe, die du dir gegeben hast.

Oberst. Herr von Valcour! Mein Nefc erkennt Ihre große Güte vielleicht nicht mit der gehörigen Dankbarkeit; aber rechnen sie dafür auf die meinige.

Fr. v. Dorigny. Sie waren also nicht unterwegs nach Rußland?

Oberst. Was Teufel sollte ich in Rußland?

Fr. v. Dorigny. Nun, wegen der wichtigen Commissionen, die das Ministerium Ihnen auftrug, wie Sie dem Champagne sagten.

Oberst. Also wieder der Champagne, der mich zu diesem hohen Posten befördert. Ich bin ihm unendlich dank schuldig, daß er so hoch mit mir hinaus will — Herr Gaspar, Sie werden um Laufe mein Willst gekanden haben; es würde mir lieb seyn, wenn der Checon-tract noch diese Nacht unterzeichnet würde.

Notar. Nichts ist leichter, gnädiger Herr! wir waren eben im Begriff, dieses Ge- hätt auch in Ihrer Abwesenheit vorzunehmen.

Oberst. Sehr wohl! Man verheirathet sich inzwischen ohne den Vater; aber, wie ohne den Bräutigam. Das ist mir doch nie vorgekommen.

Fr. v. Dorigny. Hier ist der Bräutigam! Unser lieber Nefc

Dorigny. Ja, lieber Onkel! Ich bin's.

Oberst. Mein Nefc ist ein ganz hübscher Junge; aber seine Tochter bekommt er nicht.

Fr. v. Dorigny. Nun, wer soll sie denn sonst bekommen.

Oberst. Wer, fragen Sie? Zum Fenster! der Herr von Formeuil soll sie bekommen.

Fr. v. Dorigny. Er ist also nicht todt, der Herr von Formeuil?

Oberst. Nicht doch, Madame! er lebt, er ist hier. Sehen Sie sich nur um, dort kommt er.

Fr. v. Dorigny. Und wer ist denn der Herr, der mit ihm ist?

Oberst. Das ist ein Kammerdiener, den Herr Champagne beliebt hat ihm an die Seite zu geben.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Formeuil mit seinem Kofferthor, der hat um Fortsetzung des Dialogs mitzureden:

Formeuil zum Obersten. Sie schicken also Ihren Onkel an Ihrer Statt nach Strassburg? Das wird Ihnen nicht so bingehen, mein Herr.

Oberst. Sieh, sieh doch! Wenn du dich ja mit Gewalt schlagen willst, Formeuil, so schlage dich mit meinem Nefen und nicht mit mir.

Formeuil erseht an. Wie? Sind Sie's? Und wie haben Sie's gemacht, daß sie so schnell zurückkommen?

Oberst. Hier, bei diesem Herrn von Valcour danken Sie sich, der mich aus Freundschaft für meinen Nefen heraufreichs zurückholte.

Dorigny. Ich bezeuge Sie nicht, Herr von Formeuil! Wir waren ja als die besten Freunde von einander geschieden — Haben Sie mir nicht selbst, noch ganz kürzlich, alle Ihre Ansprüche auf die Hand meiner Gattin abgetreten?

Oberst. Nichts, nichts! Daran wird nichts! Meine Frau, meine Tochter, meine Nichte, mein Nefc, Alle zusammen sollen mich nicht hindern, meinen Willen durchzusetzen.

Formeuil. Herr von Dorigny! Mich freut's von Herzen, daß sie von einer Reise zurück sind, die Sie wider Ihren Willen angetreten — Aber wir haben gut reden und Eirathespläne schmieden, Aramien Zerbie wird darum doch Ihren Nefen lieben.

Oberst. Ich verstehe nichts von Dingen allem! Aber ich werde den Formeuil nicht von London nach Paris gesprengt haben, daß er als ein Jung'fell zurück- kehren soll.

Dorigny. Was Das betrifft, mein Onkel — Sie ließe sich vielleicht eine Auskunft treffen, daß Herr von Formeuil seinen vergeblichen Weg gemacht hätte. — Dragen Sie meine Schwester.

Fr. v. Mirville. Mich? Ich habe nichts zu sagen. **Formeuil.** Nun, so will ich denn reden — Herr von Dorigny, Ihre Nichte ist frei; bei der Freundschaft, davon sie mir noch heute einen so großen Beweis geben wollten, bitte ich Sie, verwenden Sie allen Ihren Einfluß bei Ihrer Nichte, daß sie es übernehmen möge, ihre Wortbrüchigkeit gegen mich gut zu machen.

Oberst. Was? wie? — Ihr sollt ein Paar werden — Und dieser Schelm, der Champagne, soll mir für Alle zusammen bezahlen.

Champagne. Gott soll mich verdammen, gnädiger Herr, wenn ich nicht selbst zuerst von der Hebrlichkeit betrogen wurde! — Verzeihen Sie mir die kleine Spatiers- fahrt, die ich Sie machen ließ! Es geschah meinem Herrn zum Besten.

Oberst zu beiden Seiten. Nun, so unterzeichnet!

Nachlaß.

I.

Demetrius

Erster Aufzug.

Der Reichstag zu Krakau

Wenn der Vorhang ausgeht, steht man die polnische Reichsversammlung in dem großen Senatssaal. Auf einer drei Stufen hohen Stube, mit rothem Teppich belegt, ist der königliche Thron, mit einem Himmel bedeckt, zu beiden Seiten hängen die Wappen von Polen und Litthauen. Der **König** sitzt auf dem Thron; zu seiner Rechten und Linken auf der Stube stehen die zehn **Kronbeamten**. Unter der Stube zu beiden Seiten des Theaters sitzen die **Bischöfe**, **Palatinen** und **Castellane**. Dazwischen gegenüber stehen mit unbedecktem Haupt die **Landboten** in zwei Reihen. Alle demüthet. Der **Erzbischof von Gnesen**, als der Primas des Reichs, sitzt dem Thron am nächsten, hinter ihm steht sein **Caplan**.

Erzbischof von Gnesen.

So ist denn dieser stürmische Reichstag
Zum guten Ende glücklich eingeleitet;
König und Stände scheiden wohlgefunnt.
Der Adel willigt ein, sich zu entwaffnen,
Der widerspenstige Kosak,* sich zu lösen,
Der König aber gibt sein heilig Wort,
Abhülfe zu leisten den gerechten Klagen.

Und nun im Innern Friede! ist, können wir
Die Augen richten auf das Ausland.

Ist es der Wille der erlauchten Stände,
Daß Prinz Demetrius, der Rußlands Krone
In Anspruch nimmt, als Iwan's echter Sohn,
Sich in den Schranken stelle, um sein Recht
Vor diesem Seym Walny** zu erweisen?

Castellan von Krakau.

Die Ehre fordert's und die Willigkeit;
Unzweifelnd wär's, ihm dies Gesuch zu weigern.

Bischof von Wermeland.

Die Documente seines Rechtsanspruches
Sind eingesehen und bewährt gefunden.
Man kann ihn hören.

Mehrere Landboten.

Hören muß man ihn.

Leo Sapieha.

Ihn hören heißt ihn anerkennen.

Odowalsky.

Nicht hören heißt ihn ungehört verwerfen.

* Kussland des Adels

** Reichstag.

Erzbischof von Gnesen.

Ihr's euch genehm, daß er vernommen werde!
Ich frag zum zweiten — und zum dritten Mal!

Krongroßkanzler.

Er stelle sich vor unserm Thron!

Senatoren.

Er rede!

Landboten.

Wir wollen ihn hören.

Stade.

Leo Sapieha.

Schreibt nieder, Kanzler!

Ich mache Einspruch gegen dies Verfahren
Und gegen Alles, was draus folgt, zuwider
Dem Bricken Polens mit der Krone zu Moskau.

Demetrius tritt ein, geht einige Schritte auf den Thron zu und macht mit bedecktem Haupt drei Verbeugungen: eine gegen den König, darauf gegen die Senatoren, endlich gegen die Landboten. Ihn wird von jedem Theile, dem ich geh, mit einer Mischung des Feindes und Feindes, begrüßt. Ich sage, daß er einen großen Theil der Bewunderung und des Vertrauen, von welchem angenommen wird, daß es im Reichstag mit ihm, im Tage der Wahl und dem folgenden Thron, nur nicht den Rußland wehret.

Erzbischof von Gnesen.

Prinz Dmitri, Iwan's Sohn! wenn dich der Glanz
Der königlichen Reichs-Versammlung schreckt,
Des Anblicks Majestät die Jung dir bindet,
So magst du, die vergönnt es der Senat,
Dir nach Gefallen einen Anwalt wählen
Und eines fremden Mundes dich bedienen.

Demetrius.

Herr Erzbischof, ich stehe hier, ein Reich
Zu fordern und ein königliches Scepter.
Schlecht stünde mir's, vor einem edeln Volk
Und seinem König und Senat zu zittern.
Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis;
Doch dieser Anblick macht das Herz mir groß
Und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen,
Um so willkommener sind sie mir; ich kann
Vor keiner glänzenderen Versammlung reden.

Erzbischof von Gnesen.

Die erlauchte Republik,

Ist wohl genügt,

Demetrius.

Großmächt'ger König! Würd'ge, mächtige
Bischöf und Palatinen, gnäd'ge Herren,
Landboten der erlauchten Republik!
Verwundert, mit nachdenklichem Erstaunen,

Erblück' ich mich, des Gzaaren Iwan's Sohn,
Auf diesem Reichstag vor dem Volk der Polen.
Der Haß entzweite blutig beide Reiche,
Und Friede wurde nicht, solang' er lebte.
Doch hat es jetzt der Himmel so gewendet,
Daß ich, sein Blut, der mit der Milch der Amme
Den alten Erbhaß in sich sog, als Blehender
Vor euch erscheinen und in Polens Mitte
Mein Recht mit suchen muß. Drum, eh' ich rede,
Vergesst edelmüthig, was geschehn,
Und daß der Gzaar, des Sohn ich mich bekenne,
Den Krieg in eure Gräben hat gewälzt.
Ich sehe vor euch, ein beraubter Fürst;
Ich suche Schutz; der Unterdrückte hat
Ein heilig Recht an jede edle Brust.
Wer aber soll gerecht seyn auf der Erde,
Wenn es ein großes, tapfres Volk nicht ist,
Das frei in höchster Machtvollkommenheit
Nur sich allein braucht Rechenschaft zu geben
Und unbeschränkt — — — — —

Der schönen Menschlichkeit gehorchen kann.

Erzbischof von Gnesen.

Ihr gebt Euch für des Gzaaren Iwan's Sohn.
Nicht wahrlich Euer Anstand widerspricht,
Noch Eure Rede diesem stolzen Anspruch.
Doch überzeugt uns, daß Ihr der Seyd,
Dann heftet Alles von dem Ekelmuth
Der Republik. — Sie hat den Russen nie
Im Feld getürchet; Weidtes liebt sie gleich,
Ein edler Feind und ein gefälliger Freund zu seyn.

Demetrius.

Iwan Wasilowitsch, der große Gzaar
Von Moskau, hatte fünf Gemahlinnen
Gefreit in seines Reiches langer Dauer.
Die erste, aus dem heldenreichen Stamm
Der Romanow, gab ihm den Theodor,
Der nach ihm herrschte. Einen einzigen Sohn
Dimitri, die späte Blüthe seiner Kraft,
Erbte ihm Marfa, aus dem Stamm Nagori,
Ein zartes Kind noch, da der Vater starb.
Gzaar Theodor, ein Jüngling schwacher Kraft
Und blöden Geists, ließ seinen obersten
Stallmeister walten, Boris Godunow,
Der mit verschlagener Hofkunst ihn beherrschte.
Theodor war kinderlos, und seinen Erben
Versprach der Gzaarin unfruchtbarer Schoß.
Als nun der listige Wojar die Günst
Des Volks mit Schmeichelflüßen sich erschlichen,
Erhob er seine Wünsche bis zum Thron;
Ein junger Prinz nur stand noch zwischen ihm
Und seiner stolzen Hoffnung, Prinz Dimitri
Iwanowitsch, der untern Aug der Mutter
Zu Uglitsch, ihrem Wittwensohn, heranwuchs.

Als nun sein schwarzer Anschlag zur Vollziehung
Gereift, sandt' er nach Uglitsch Mörder aus,
Den Gzaarowitsch zu tödten. — — —
Ein Feuer ergriff in tiefer Mitternacht
Des Schlosses Flügel, wo der junge Fürst
Mit seinem Wärter abgesondert wohnte.
Ein Raub gewaltiger Flammen war das Haus,
Der Prinz verschwunden aus dem Aug der Menschen
Und blieb's: als roth bewelnt' ihn alle Welt.
Bekannte Dinge meld' ich, die ganz Moskau kennt.

Erzbischof von Gnesen.

Was Ihr berichtet, ist uns Allen kund.
Erschollen ist der Ruf durch alle Reiche,
Daß Prinz Dimitri bei der Feuerbrunst
Zu Uglitsch seinen Untergang gefunden.
Und, weil sein Vater der Gzaar, der jetzt herrscht,
Zum Glück Ausbruch, so trug man sein Verdenken,

Ihn anzuklagen dieses schweren Mords.
Doch nicht von seinem Tod' ist jetzt die Rede!
Es lebt ja dieser Prinz! Er lebt in Euch,
Behauptet Ihr. Davon gebt uns Beweise.
Woburch beglaubigt Ihr, daß Ihr der Seyd?
An welchen Zeichen soll man Euch erkennen?
Wie bleibt Ihr unentdeckt von dem Verfolger
Und tretet jetzt, nach sechsgehnjähriger Stille,
Nicht mehr erwartet, an das Licht der Welt?

Demetrius.

Kein Jahr ist's noch, daß ich mich selbst gefunden:
Denn bis dahin lebte ich mir selbst verborgen,
Nicht ahnend meine fürstliche Geburt.
Wüthend unter Mönchen fand ich mich, als ich
Anfang zum Selbstbewußtseyn zu erwachen,
Und mich umgab der strenge Klosterzwang.
Der engen Pfaffenweise widerstand
Der muth'ge Geist, und dunkel mächtig in den Aetern
Empörte sich das ritterliche Blut.
Das Mönchsgewand warf ich entschlossen ab
Und floh nach Polen, wo der edle Fürst
Von Sendomir, der holde Freund der Menschen,
Mich gastlich aufnahm in sein Fürstenhaus
Und zu der Waffen edelm Dienst' erzog.

Erzbischof von Gnesen.

— — — — — Wie? Ihr kanntet Euch noch nicht,
Und doch erfüllte damals schon der Ruf
Die Welt, daß Prinz Demetrius noch lebe?
Gzaar Boris zitterte auf seinem Thron
Und stellte seine Saffas an die Gräben,
Um Ichari auf jeden Wanderer zu achten.
Wie? Diese Sage ging nicht aus von Euch?
Ihr hättet Euch nicht für Demetrius
Gegeben?

Demetrius.

Ich erzähle, was ich weiß.
Ging ein Gerücht umher von meinem Tode.
So hat geschäftig es ein Gott verbreitet.
Ich kannt' mich nicht. Im Haus des Palatinus,
Und unter seiner Dienerschaft verloren,
Lebte ich der Jugend frühlich dunkle Zeit.
— — — — — Mit stiller Huldigung
Verehrt' ich seine reizgeschnüßte Tochter,
Doch damals von der Kindheit weit entfernt,
Den Wunsch zu solchem Glück' empor zu wagen.
Den Castellan von Lemberg, ihren Aetier,
Veleidigt meine Leidenschaft. Er segt
Mich stolz zur Rede, und in blinder Wuth
Verzückt er sich so weit, nach mir zu schlagen.
So schwer gereizt, greif ich zum Gewehr;
Er sinnlos, wüthend, stürzt in meinen Tegen
Und fällt durch meine willenlose Hand.

Anischa.

Ja, so verhält sich — — — — —

Demetrius.

Mein Unglück war das höchste! Ohne Namen,
Ein Puff' und Fremdling, hatt' ich einen Großen
Des Reichs getödtet, hatte Mord verübt
Im Hause meines gastlichen Beschüßers,
Ihm seinen Eidam, seinen Freund getödtet.
Nichts half mir meine Unschuld, nichts das Mitleid
Des ganzen Hofgesindes, nicht die Günst
Des edeln Palatinus kann mich retten:
Denn das Gesetz, das nur den Polen gnädig,
Doch streng ist allen Fremdlingen, verdammt mich.
Mein Urtheil ward gefällt: ich sollte sterben.
Schon Inlet' ich nieder an den Block des Todes.
Entblößte meinen Hals dem Schwert'. —
— In diesem Augenblicke ward ein Kreuz
Von Gold mit kostbarn Edelsteinen sichtbar,

Demetrius.

Das in der Tauf mir umgehungen ward.
Ich hatte, wie es Sitte ist bei uns,
Das heil'ge Pfand der christlichen Erlösung
Verborgen stets an meinem Hals getragen
Von Kludesebelnen an, und eben jetzt,
Wo ich vom süßen Leben scheiden sollte,
Ergriff ich es als meinen letzten Trost
Und drück' es an den Mund mit frommer Andacht.

Die Polen geben durch Nummes Spiel ihre Absicht zu erkennen.

Das Kleinod wird bemerkt; sein Glanz und Werth
Erregt Erstaunen, weckt die Neugier auf.
Ich werde losgebunden und befragt,
Doch weiß ich keiner Zeit mich zu bestunen,
Wo ich das Kleinod nicht an mir getragen.
Nun fügte sich's, daß drei Bojarenkinder,
Die der Verfolgung ihres Czars entflohn,
Bei meinem Herrn zu Sambor eingesprochen;
Sie sahn das Kleinod und erkannten es
An neun Smaragden, die mit Amethysten
Durchschlungen waren, für dasselbige,
Was Knäs Westskowsky dem jüngsten Sohn
Des Czars bei der Taufe umgehungen.
Sie sahn mich näher an und sahn erkannt
Ein seltsam Spielwerk der Natur, daß ich
Am rechten Arme für:er hin geboren.
Als sie mich nun mit Fragen ängstigten,
Besann ich mich auf einen kleinen Psalter,
Den ich auf meiner Brust mit mir geführt.
In diesem Psalter standen griech'sche Worte,
Vom Iqumen* mit eigener Hand hinein
Geschrieben. Selbst hatt' ich sie nie gelesen,
Weil ich der Sprach nicht kundig bin. Der Psalter
Wird jetzt herbeigebracht, die Schrift gelesen;
Ihr Inhalt ist: daß Wender Wasilil Philaret
(Dies war mein Klostersam), des Wuchs Westger,
Prinz Dmitri sey, des Wans jüngster Sohn,
Den Andrei, ein reblicher Diak,
In jener Winternacht heimlich weggeführt;
Urkunden dessen lagen aufbewahrt
In zweien Klöstern, die bezeichnet waren.
Hier stürzten die Bojaren mir zu Füßen,
Besiegt von dieser Zeugnisse Gewalt,
Und grüßten mich als ihres Czars Sohn,
Und also jählings aus des Unglücks Tiefen
Riß mich das Schicksal auf des Glückes Höhen.

Erzbischof von Gnesen.

Demetrius.

Und jetzt stiel's auch wie Schuppen mir vom Auge!
Erinnerungen belebten sich auf Einmal —
Im fernsten Hintergrund vergangner Zeit;
Und, wie die letzten Thürme aus der Ferne
Erglänzen in der Sonne Gold, so wurden
Wir in der Seele zwei Gestalten hell,
Die höchsten Sonnengipfel des Bewußtseyns.
Ich sah mich fliehen in einer dunkeln Nacht,
Und eine lohe Flamme sah ich steigen
In schwarzem Nachtraum, als ich rückwärts sah.
Ein uraltes frühes Denken mußt' es seyn:
Denn, was vorherging, was darauf gefolgt,
War ausgelöscht in langer Zeitenferne;
Nur abgerissen, einsam leuchtend, stand
Dies Schreckensbild mir im Gedächtniß da;
Doch wohl besann ich mich aus spätern Jahren,
Wie der Gefährten einer mich im Jorn
Den Sohn des Czars genannt. Ich hielt's für Spott
Und rächte mich dafür mit einem Schlage.
Dies alles traf jetzt blitzschnell meinen Geist,
Und vor mir stand's mit leuchtender Gewißheit,

* Mit dem Klostern.

Ich sey des Czars todtgeglaubter Sohn.
Es lösten sich mit diesem einzigen Wort
Die Räthsel alle meines dunkeln Wesens.
Nicht bloß an Zeichen, die betrüglisch sind,
In tiefer Brust, an meines Herzens Schlägen
Kühl' ich in mir das königliche Blut,
Und eher will ich's tropfenweis versprigen,
Als meinem Recht' entsagen und der Krone.

Erzbischof von Gnesen.

Und sollen wir auf eine Schrift vertrauen,
Die sich durch Zufall bei Euch finden mochte?
Dem Zeugniß ein'ger Blüthlinge vertraun?
Verzeihet, edler Jüngling! Euer Ton
Und Anstand ist gewiß nicht eines Künners;
Doch könntet Ihr selbst der Betrogene seyn:
Es ist dem Menschenherzen zu verzeihen,
In solchem großen Spiel sich zu betrügen.
Was stellt Ihr uns für Würden Eures Wortes?

Demetrius.

Ich stelle fünfzig Eideshelfer auf,
Piaßen Alle, freigeborne Polen
Untadeligen Rufs, die Jegliches
Erhärten sollen, was ich hier behauptet.
Dort sitzt der edle Fürst von Sendomir,
Der Castellan von Lublin ihm zur Seite.
Die zeugen mir's, ob Wahrheit ich geredet.

Erzbischof von Gnesen.

Was nun bedünket den erlauchten Ständen?
So vieler Zeugnisse vereinter Kraft
Muß sich der Zweifel überwunden gehen.
Ein schleichendes Gerücht durchläuft schon längst
Die Welt, daß Dmitri, Wans Sohn, noch lebe;
Czar Boris selbst bestärkt's durch seine Furcht.
— Ein Jüngling zeigt sich hier, an Alter, Bildung
Bis auf die Fülle-Spiele der Natur,
Ganz dem Verschwindenen ähnlich, den man sucht,
Durch edeln Geist des großen Anspruchs werth.
Aus Klostermauern ging er wunderbar,
Geheimnißvoll hervor, mit Rittertugend
Begabt, der nur der Dönche Jüngling war;
Ein Kleinod zeigt er, das der Czarowitsch
Einst an sich trug, von dem er nie sich trennte;
Ein schriftlich Zeugniß noch von frommen Händen
Beglänzt seine künftliche Geburt.
Und kräftiger noch aus seiner schlichten Rede
Und reinen Sitten spricht uns die Wahrheit an.
Nicht solche Züge borst sich der Betrug;
Der küßt sich läusend ein in große Worte
Und in der Sprache reberischen Schmutz.
Nicht länger denn versag' ich ihm den Namen,
Den er mit Zug und Recht in Anspruch nimmt,
Und, meines alten Vorrechts mich bedienend,
Geb' ich als Primas ihm die erste Stimme.

Erzbischof von Semberg.

Ich stimme wie der Primas.

Mehrere Bischöfe.

Wie der Primas.

Mehrere Palatinen.

Auch ich!

Odwalsky.

Auch ich!

Landboten, so auf einander.

Wir Alle!

Sapieha.

Unäd'ge Herren!

Bedenkt es wohl! Man überlebe nichts!
Ein edler Reichetag lasse sich nicht rasch
Hinstellen zu — — —

Odwalsky.

Hier ist

Nichts zu bedenken; Alles ist bedacht.
Unwiderleglich sprechen die Beweise.
Hier ist nicht Moskau; nicht Despotenfurcht
Schnürt hier die freie Seele zu. Hier darf
Die Wahrheit wandeln mit erhabenem Haupt.
Ich will's nicht hoffen, edle Herrn, daß hier
Zu Krasn auf dem Reichstag selbst der Polen
Der Gzaar von Moskau feile Sklaven habe.

Demetrius.

O! habet Dank, erlauchte Senatoren!
Daß ihr der Wahrheit Zeichen anerkannt.
Und, wenn ich euch nun Der wahrhaftig bin,
Den ich mich nenne, o! so duldet nicht,
Daß sich ein frecher Räuber meines Guts
Annähe und den Scepter länger schände,
Der mir, dem echten Gzaarowitsch, gebührt.

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht.
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh, was Rechtens ist,
Und Jedem auf der Welt das Seine werde:
Denn da, wo die Gerechtigkeit regiert,
Da freut sich Jeder, sicher seines Guts,
Und über jedem Haupte, jedem Thron
Schwebt der Vertrag wie eine Oberwache.

Gerechtigkeit

Geist der kunstreiche Van des Weltgewölbes,
Wo Alles Eines, Eines Alles hält,
Wo mit dem Einen Alles flüßt und fällt.

Demetrius.

O, sieh mich an, ruhmvoller Sigismund!
Großmüth'ger König! Greif in deine Brust
Und sieh dein eignes Schicksal in dem meinen!
Auch du erlähst die Schläge des Geschicks;
In einem Kerker kamst du zur Welt;
Dein erster Blick fiel auf Gefängnißmauern,
Du brauchtest einen Ketten und Befeieler,
Der aus dem Kerker auf den Thron dich hob.
Du sandest ihn. Großmuth hast du erfahren;
O, übe Großmuth auch an mir! —

Und ihr, erhabne Männer, des Senats,
Ehrwürdige Bischöfe, der Kirche Säulen,
Ruhmreiche Palatin' und Castellane,
Hier ist der Augenblick, durch edle That
Zwei lang entwehte Völker zu versöhnen.
Erwerbet euch den Ruhm, daß Polens Kraft
Den Moskowitern ihren Gzaar gegeben,
Und in dem Nachbar, der euch feindlich drängte,
Erwerbt euch einen dankbaren Freund.

Und ihr,

Landboten der erlauchten R. publil.
Räumt eure schnellen Kasse! Eilet auf!
Euch öffnen sich des Glückes goldne Thore;
Mit euch will ich den Raub des Feindes theilen.
Moskau ist reich an Gütern; unermesslich
An Geld und Edelsteinen ist der Schatz
Des Gzaars; ich kann die Freunde königlich
Belohnen, und ich will's. Wenn ich als Gzaar
Einsieße auf dem Kreml, dann, ich schwör's,
Soll sich euer Armste unter euch, der mir
Dahin gefolgt, in Sammt und Nobel kleiden,
Wilt reichen Perlen sein Geschloß bedecken,

Und Silber sey das schlechteste Metall,
Um seiner Pferde Hufe zu beschlagen.

Es entsteht eine große Bewegung unter den Landboten.

Komla, Aoiaten-Heimann.

erklärt sich bereit, ihm ein Heer zuzuführen.

Odwalsky.

Soll der Kosak' uns Ruhm und Beute rauben?

Wir haben Friede mit dem Tartarfürst
Und Türken, nichts zu fürchten von dem Schweden.
Schon lang verzehrt sich unser tapfrer Muth
Im trügen Frieden; unsre Schwerter rosten.
Auf! Laßt uns fallen in das Land des Gzaars
Und einen dankbaren Bundesfreund gewinnen,
Indem wir Polens Macht und Größe mehren.

Viele Landboten.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Andere.

Man beschließe es!

Gleich sammle man die Stimmen!

Sapichas Rede.

Kronarchmarschall.

Gebietet Stille! Ich verlang das Wort.

Eine Menge von Stimmen.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Sapicha.

Ich verlang das Wort.

Marschall, thut Euer Amt!

Kronarchmarschall.

Ihr seht, es ist

Vergebens.

Sapicha.

Was? der Marschall auch befehlen?

In seine Arbeit auf dem Reichstag mehr?

Verst Euren Stab hin und gebietet Schweigen!

Ich ford' es, ich begeh's und will's.

Kronarchmarschall, nicht mehr Wort in der Sitzung des Reichstags.

Ihm ist es egal.

Was denkt ihr? Was beschließt ihr? Stehn wir ni

In tieferm Frieden mit dem Gzaar zu Moskau?

Ich selbst, als euer königlicher Vot,

Gerichtete den zwanzigjährigen Bund;

Ich habe meine rechte Hand erhoben

Zum feierlichen Eidschwur auf dem Kreml,

Und redlich hat der Gzaar uns Wort gehalten.

Was ist beschworne Treu? Was sind Verträge,

Wenn ein solcher Reichstag sie zerbrechen darf?

Demetrius.

Hört Leo Sapicha! Ihr habt Frieden
Geschlossen, sagt Ihr, mit dem Gzaar zu Moskau.
Das habt Ihr nicht; denn ich bin dieser Gzaar.
In mir ist Moskau's Majestät, ich bin
Der Sohn des Iwan und sein rechter Erbe.
Wenn Polen Frieden schließen will mit Rußland,
Mir muß es geschehen! Eu'r Vertrag
Ist nichtig, mit dem Nichtigten errichtet.

Odwalsky.

Was kümmert Eu'r Vertrag uns! Damals haben
Wir so geschloß, und heute woll'n wir anders.

Sapicha.

Ist es dahin gekommen? Will sich Niemand
Erheben für das Recht, nun, so will ich's.
Zerreißen will ich das Geweb der Arglist;
Aufdecken will ich Alles, was ich weiß.
— Ehrwürdig'ger Primas! Wie? bist du im Verth
So gutmüthig oder launst dich so verstellen?
Seyd ihr so gläubig, Senatoren? König,
Bist du so schwach? Ihr wißt nicht, wollt nicht wissen,

Daß ihr ein Spielwerk seyd des list'gen Woiwode
Von Sandomir, der diesen Gaar aufstellte,
Deß ungemeßner Ehrgeiz in Gedanken
Das glückreiche Moskau schon verschlingt?
Muß ich's euch sagen, daß bereits der Wund
Gefnüpft ist und beschworen zwischen Weiden?
Daß er die jüngste Tochter ihm verlobte?
Und soll die edle Republik sich blind
In die Gefahren eines Krieges stürzen,
Um den Woiwoden groß, um seine Tochter
Zur Gaarin und zur Königin zu machen?
Verstoßen hat er Alles und erkaufte,
Den Reichstag, weiß ich wohl, will er beherrschen;
Ich sehe seine Action gewaltig
In diesem Saal, und nicht genug, daß er
Den Seym Walny durch die Mehrheit leitet,
Bezogen hat er mit dreitausend Pferden
Den Reichstag und ganz Krakau überflümmet
Mit seinen Lehensleuten. Eben jetzt
Erfüllen sie die Hallen dieses Hauses.
Man will die Freiheit unsrer Stimmen zwingen.
Doch seine Furcht bewegt mein tapfres Herz;
Solang noch Blut in meinen Adern rinnt,
Will ich die Freiheit meines Worts behaupten.
Wer wohl gekümt ist, tritt zu mir herüber.
Solang' ich Leben habe, soll kein Schluß
Durchgehn, der wider Recht ist und Vernunft.
Ich hab mit Moskau Frieden abgeschlossen,
Und ich bin Mann dafür, daß man ihn halte.

Odwalsky.

Man höre nicht auf ihn! Sammelt die Stimmen!

Reichs- von Krakau und Warschau stehen auf und gehen hinter den Seym her, um die Stimmen zu sammeln.

Viele.

Krieg! Krieg mit Moskau!

Erzbischof von Gnesen zu Sapieha.

Gebt Euch, edler Herr!

Ihr seht, daß Euch die Mehrheit widerspricht.
Treibt's nicht zu einer unglücksel'gen Spaltung!

Krongroßkanzler

kommt von dem Thron herab, zu Sapieha.

Der König läßt Euch bitten, nachzugehen:
Herr Woiwode, und den Reichstag nicht zu spalten.

Chürhüter, heimlich zu Odwalsky.

Ihr sollt Euch tapfer halten, melden Euch
Die vor der Thür. Ganz Krakau steht zu Euch.

Krongroßmarschall zu Sapieha.

Es sind so gute Schlüsse durchgegangen:
O, gebt Euch! Um des andern Guten willen,
Was man beschlossen, fügt Euch in die Mehrheit!

Bischof von Krakau

hat auf seiner Seite die Stimmen, sammelt.

Auf dieser rechten Bank ist Alles einig.

Sapieha.

Laßt Alles einig seyn. — Ich sage Nein.

Ich sage Veto, ich zerreiße den Reichstag.

Man schreite nicht weiter! Aufgehoben, null

Ist Alles, was beschlossen ward!

Allgemeiner Aufruf, der König steigt vom Thron, die Schranken werden eingeführt, es entsteht ein tumultuöses Getöse. Landknechte greifen zu den Säbeln und stürzen die links und rechts auf Sapieha. Reichsleute treten auf beiden Seiten dazwischen und verteidigen sich mit ihren Stölen.

Die Mehrheit?

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unfinn;

Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.

Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?

Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl?

Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt,

Um Brod und Stiefel seine Stimme verkaufen.

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;

Der Staat muß untergehn, früh oder spät,

Wo Mehrheit siegt, und Unverstand entscheidet.

Odwalsky.

Hört den Verräther! —

Landboten.

Nieder mit ihm! Haut ihn in Stücke!

Erzbischof von Gnesen

Geht aus der Thür, folgt mit Tapferkeit.

Friede!

Zell Blut der Bürger auf dem Reichstag fließen?

Dürst Sapieha! mäht Euch!

zu den Landknechten.

Bringt ihn

Hinweg! Macht eure Brust zu seinem Schilde!

Durch jene Seitenthür entfernt ihn still,

Daß ihn die Menge nicht in Stücke reiße!

Sapieha, sich immer mit den Händen deckend, wird von den Landknechten mit Gewalt fortgeführt. In dem Augenblicke, als er aus der Thür tritt, sieht man die Bürger von Gnesen und von Posenberg die andern guten Landknechte von ihm abtreiben. Weiter tritt ein Woiwode in das Saal und ruft sich der Saal aus, daß man

Odwalsky.

Das schlug uns fehl —

Doch darum soll Euch Hülfe nicht entstehen;

Hält auch die Dienbil mit Moskau Frieden,

Wir führen's aus mit unsern eignen Kräften.

Korela.

Wer hält' auch Das gedacht, daß er allein

Dem ganzen Reichstag würde Spitze bieten!

Meischek.

Der König kommt.

König Sigismund, begleitet von dem **Krongroß-**
kanzler, **Krongroßmarschall** und einigen **Bischöfen.**

König.

Mein Prinz, laßt Euch umarmen!

Die hebe Republik erweist Euch endlich

Gerechtigkeit; mein Herz hat es schon längst.

Dies rührt mich Euer Schicksal. Wohl muß es

Die Herzen aller Könige bewegen.

Demetrius.

Vergessen hab' ich Alles, was ich litt;

An Eurer Brust fühl' ich mich neugeboren.

König.

Viel Worte lieb' ich nicht; doch, was ein König

Vermag, der über reichere Vasallen

Gebietet, als er selbst, biet' ich Euch an.

Ihr habt ein böies Schauspiel angesehen.

Denkt drum nicht schlimmer von der Polen Reich,

Weil wilder Sturm das Schiff des Staats bewegt.

Meischek.

In Sturmes Brausen laßt der Steuermann

Das Fahrzeug schnell und führt's zum sichern Hafen.

König.

Der Reichstag ist zerissen. Wollt' ich auch,

Ich darf den Frieden mit dem Gaar nicht brechen.

Doch habt Ihr mächtige Freunde. Will der Pole

Auf eigene Gefahr sich für Euch waffnen,

Will der Kosak des Krieges Glücksspiel wagen,

Er ist ein freier Mann, ich kann's nicht wehren.

Meischek.

Der ganze Kosak steht noch unter Waffen.

Gefällt dir's, Herr, so kann der wilde Strom,

Der gegen deine Hobeit sich empörte,

Unschädlich über Moskau sich ergießen.

Aönig.

Die besten Waffen wird dir Rußland geben;
Dein bester Schirm ist deines Volkes Herz.
Rußland wird nur durch Rußland überwunden.
So wie du heute vor dem Reichstag sprachst,
So rede dort in Moskau zu den Bürgern;
Ihr Herz erobere dir, und du wirst herrschen.
In Schweden hab' ich, als geborner König,
Ging friedlich den ererbten Thron bestiegen
Und doch mein väterliches Reich verloren,
Weil mir die Volksgestimmung widerstrebte.

Marina tritt auf

Meishek.

Erhabne Majestät, zu deinen Füßen
Wirft sich Marina, meine jüngste Tochter.
Der Prinz von Moskau bietet ihr sein Herz;
Du bist der hohe Schirmvogt unsers Hauses:
Von deiner königlichen Hand allein
Bezieht es ihr den Gatten zu empfangen.

Marina tritt vor dem König

Aönig.

Wohl, Vetter, ist es Euch genehm, will ich
Des Vaters Stelle bei dem Gaar vertreten.

In Demetrius' dem er die Hand der Marina überreicht

So führ' ich Euch in diesem schönen Plande
Des Glückes heitere Götter zu. — Und mög' es
Mein Aug' erleben, dieses holde Paar
Sich zu sehen auf dem Thron zu Moskau!

Marina.

Herr! demuthvoll verehr' ich deine Gnade,
Und deine Sklavin bleib' ich, wo ich bin.

Aönig.

Steht auf, Gaariga! Dieser Flag ist nicht
Für Euch, nicht für die gaarische Verlobte,
Nicht für die Tochter meines ersten Weiveds.
Ihr seyd die Jüngste unter Euren Schwestern;
Doch Euer Geiſt fliegt ihrem Glück vor,
Und nach dem Höchsten strecht Ihr hochgejüht.

Demetrius

Ery Zeuge, großer König, meines Schwurs:
Ich leg' als Bürg' ihn in des Fürsten Hand!
Die Hand des edeln Boiwods nehm' ich an
Als ein heilbares Pfand des Glück. Ich schwöre,
Sobald ich meiner Väter Thron bestiegen,
Als meine Braut sie feilich heimzuführen,
Wie's einer großen Königin ziemt.
Zur Morgengabe schenk' ich meiner Braut
Die Fürstenthümer Woskow und Groß-Neugard,
Mit allen Städten, Dörfern und Bewohnern,
Mit allen Hoheitsrechten und Gewalten,
Zum freien Eigenthum auf ew'ge Zeit,
Und diese Schenkung will ich ihr als Gaar
Bestätigen in meiner Hauptstadt Moskau.
Dem edeln Boiwod zahl' ich zum Ersatz
Für seine Rüstung eine Million
Ducaten polnischen Geprägs. —

So helf' mir Gott und seine Heiligen.
Als ich Dies treulich schwor und halten werde.

Aönig.

Ihr werdet es; Ihr werdet nie vergessen,
Wahr! Ihr dem edeln Boiwod schuldig seyd,
Der sein gewisses Glück an Eure Wünsche,
Ein theures Kind an Eure Hoffnung wagt.
So seltsam, Freund ist tödlich zu bewahren!
Denn, wenn Ihr glücklich seyd, vergeſſet nie,
Auf welchen Sprossen Ihr zum Thron gestiegen,
Und mit dem Kleide wechselt nicht das Herz!

Denkt, daß Ihr Euch in Polen selbst gefunden,
Daß Euch dies Land zum Zweitemal geboren.

Demetrius.

Ich bin erwachsen in der Niedrigkeit;
Das schöne Band hab' ich verehren lernen,
Das Mensch an Mensch mit Wechselneigung bindet.

Aönig.

Ihr tretet aber in ein Reich jetzt ein,
Wo andre Sitten und Gebräuche gelten.
Hier in der Polen Land regiert die Freiheit;
Der König selbst, wiewohl an Glanz der Höchste,
Muß oft des mächtigen Adels Diener seyn;
Dort herrscht des Vaters heilige Gewalt,
Der Sklave dient mit leidendem Gehorsam.

Demetrius.

Die schöne Freiheit, die ich hier gefunden,
Will ich verpflanzen in mein Vaterland;
Ich will aus Sklaven freie Menschen machen;
Ich will nicht herrschen über Sklavenseelen.

Aönig.

Thut's nicht zu rasch und lernt der Zeit gehorchen!
Hört, Prinz, zum Abschied noch von mir drei Lehren!
Befolgt sie treu, wenn Ihr zum Reich gelangt.
Ein König gibt sie Euch, ein Greis, der viel
Erfuhr, und Eure Jugend kann sie nugen.

Demetrius.

O, lehrt mich Eure Weisheit, großer König!
Ihr seyd gerecht von einem freien Volke —
Wie mach' ich's, um dasselbe zu erreichen?

Aönig.

— — — Ihr kommt vom Ausland;
Euch mühen fremde Reiterkrieger ein.
Dies erste Unrecht habt Ihr gut zu machen.
Denn zeigt Euch als Moskau's wahrer Sohn.
Indem Ihr Achtung tragt vor seinen Sitten.
Dem Feind haltet Wort und ehret ihn:
Denn Freunde braucht Ihr auf dem neuen Thron.
Der Arm, der Euch einführte, kann Euch führen
Hoch haltet ihn, doch ahmet ihm nicht nach.
Nicht fremder Brauch gedeiht in einem Lande

Doch, was Ihr auch beginnt — ehrt Eure Mutter —
Ihr findet eine Mutter —

Demetrius.

O mein König!

Aönig.

Wohl habt Ihr Ursach, lüthlich sie zu ehren.
Berecht sie — Zwischen Euch und Eurem Volk
Steht sie, ein heilig theures Band. — Drei ist
Der Gaar Gewalt von menschlichen Gesegen:
Das ist nichts Ausrückbares, als die Natur;
A in bessres Pfand für Eure Menschlichkeit
Hat Euer Volk, als Eure Kinderliebe. —
Der sage nichts mehr. Manches ist noch übrig.
Ob' Ihr das goldne Widerfell erobert.
Erwartet keinen leichtern Sieg! — — —
Gaar Boris herrscht mit Ansehn und mit Kraft;
Mit keinem Weichling geht Ihr in den Streit.
Wer durch Verdienst sich auf den Thron geschwungen,
Den stürzt der Wind der Meinung nicht so schnell,
Und seine Thaten sind ihm statt der Ahnen. —
Ich überlaß' Euch Eurem guten Glück.
Es hat zu zweien Malen durch ein Wunder
Euch aus der Hand des Todes schon gerettet:
Es wird sein Werk vollenden und Euch krönen.

Marina. Odowalsky.**Odowalsky.**

Nun, Bräulein, hab' ich meinen Auftrag wohl
Erfüllt, und wirst du meinen Eifer loben?

Marina.

Recht gut, daß wir allein sind, Odowalsky,
Wir haben wicht'ge Dinge zu besprechen,
Davon der Prinz nichts wissen soll. Mag er
Der Götterstimme folgen, die ihn treibt!
Er glaub' an sich, so glaubt ihm auch die Welt.
Laß' ihn nur jene Dunkelheit bewahren,
Die eine Mutter großer Thaten ist. —
Wir aber müssen hell sehn, müssen handeln.
Er gibt den Namen, die Begeisterung;
Wir müssen die Besinnung für ihn haben,
Und, haben wir uns des Erfolgs versichert
Mit kluger Kunst, so wahn' er immerhin,
Daß es aus Himmels Höhen ihm zugesallen.

Odowalsky.

Gebiete, Bräulein! deinem Dienste leb' ich.
Bekümmert mich des Moskowitzers Sache?
Du bist es, deine Größe und Herrlichkeit,
An die ich Blut und Leben setzen will.
Mir blüht kein Glück; abhängig, güterlos,
Darf ich die Wünsche nicht zu dir erheben.
Verdienen aber will ich deine Gnuß.
Dich groß zu machen, sey mein einzig Trachten.
Mag immer dann ein Anderer dich besitzen;
Mein bist du doch, wenn du mein Werk nur bist.

Marina.

Drum leg' ich auch mein ganzes Herz auf dich.
Du bist der Mann, dem ich die That vertraue;
Der König meint es falsch. Ich schau' ihn durch. —
Ein abgeredet Spiel mit Sapieha
War Alles nur. Zwar ist's ihm wohl gelegen,
Daß sich mein Vater, dessen Macht er fürchtet,
In dieser Unternehmung schwächt, daß sich
Der Prind des Adels, der ihm fürchtbar war,
In diesem fremden Kriegerzug entladet;
Doch will er selbst neutral im Kampfe bleiben.
Des Kampfes Glück denkt er mit uns zu theilen.
Sind wir besiegt, so leichter hofft er uns
Sein Herrscherjoch in Polen aufzulegen.
Wir stehn allein. Geworfen ist das Los.
Sorgt er für sich, wir sorgen für das Unse.

Du führst die Truppen nach Kiow. Sie schwören
Dem Prinzen Treue dort und schwören mir,
Mir, hörst du? Es ist eine nöth'ge Voricht.

Odowalsky.**Marina.**

Nicht deinen Arm bloß will ich, auch dein Auge.

Odowalsky.

Gebiete, sprich

Marina.

Du führst den Gzaarowitsch.
Bewach' ihn gut! Weich nie von seiner Seite,
Von jedem Schritt gibst du mir Rechenschaft.

Odowalsky.

Vertrau' auf mich, er soll uns nie entbehren.

Marina.

Kein Mensch ist dankbar. Büßt er sich als Gzaar
Schnell wird er unsre Bessel von sich werfen.

Der Russe haßt den Polen, muß ihn hassen;
Da ist kein festes Herzensband zu knüpfen.

Marina. Odowalsky. Opalinsky. Bielsky*und mehrere polnische Edellente.***Opalinsky.**

Schaff Geld, Patronin, und wir ziehen mit.
Der lange Reichstag hat uns aufgezehrt;
Wir machen dich zu Rußlands Königin.

Marina.

Der Bischof von Kaminiac und von Kulm
Schickt Geld auf Pfandschaft vor von Land und Leuten.
Verkauft, verpfändet eure Bauernhöfe,
Versilbert Alles, steck's in Pferd und Rüstung!
Der beste Kaufmann ist der Krieg. Er macht
Aus Eisen Gold. — Was zehrt ihr auch verliert,
In Moskau wird sich's zehnfach wiederfinden.

Bielsky.

Es sitzen noch Zweihundert in der Trinkschub:
Wenn du dich zeigst und einen Becher leerst
Mit ihnen, sind sie dein — ich kenne sie.

Marina.

Erwarte mich! Du sollst mich hingleiten.

Opalinsky.

Gewiß, du bist zur Königin geboren.

Marina.

So ist's. Drum muß' ich's werden. —

Bielsky.**Ja, bestiege**

Du selbst den weißen Zelter, waffne dich,
Und, eine zweite Wanda, führe du
Zum sichern Siege deine muth'gen Schaaren.

Marina.

Mein Geist führt euch. Der Krieg ist nicht für Weiber.
In Kiow ist der Sammelplatz. Dort wird
Mein Vater aufstehn mit dreitausend Pferden.
Mein Schwager gibt weitausend. Von dem Don
Erwarten wir ein Hülfsheer von Kosaken.
Schwört ihr mir Treue?

Alle.**Ja, wir schwören!***Ich die Gattin***Einige.****Vivat Marina!**

*Marina gerückt ihren Schleier
Alle gehen ab — außer Marina*

Audere.**Russiae Regina!****Meischek. Marina.****Marina.**

Warum so ernst mein Vater, da das Glück
Uns lacht, da jeder Schritt nach Wunsch gelingt,
Und alle Arme sich für uns bewaffnen?

Meischek.

Das eben, meine Tochter! Alles, Alles
Steht auf dem Spiel. In dieser Kriegsrüstung
Erschöpft sich deines Vaters ganze Kraft.
Wehl hab' ich Grund, es ernstlich zu bedenken:
Das Glück ist falsch, unsicher der Erfolg.

Marina.**Meischek.**

Gefährlich Mädchen, wegn hast du mich
Gebraucht! Was bin ich für ein schwacher Vater.
Daß ich nicht deinem Dringen widerstand.
Ich bin der reichste Weibweda des Reichs,
Der Erste nach dem König. — Hätten wir
Uns damit nicht bescheiden, unsers Glücks
Genießen können mit vergnügter Seele?
Du strebst höher — nicht das möß'ge Los

Ich will mich nicht beruhigen, will nicht
Vergeffen. Das ist eine feige Seele,
Die eine Stellung annimmt von der Zeit,
Ersah fürs Unersehbliche! Mir soll
Nichts meinen Gram abkaufen. Wie des Himmels
Gewölbe ewig mit dem Wanderer geht,
Ihn immer, unermesslich, ganz umfängt,
Wohin er fliehend auch die Schritte wende:
So geht mein Schmerz mit mir, wohin ich wandle;
Er schließt mich ein, wie ein unendlich Meer;
Nie ausgeschöpft hat ihn mein ewig Weinen.

Olga.

O, sieh doch, was der Fischerknabe bringt,
Um den die Schwestern sich begierig drängen!
Er kommt von fern' her, von bewohnten Grängen,
Er bringt uns Vostschast aus der Menschen Land.
Der See ist auf, die Straßen wieder frei:
Reizt keine Neugier dich, ihn zu vernehmen?
Denn, sind wir gleich gestorben für die Welt,
So hören wir doch gern von ihrem Wechsel,
Und an dem Ufer ruhig mögen wir
Den Brand der Wellen mit Verwundrung schauen.

Nonnen kommen zurück mit einem Fischerknaben.

Jenia. Helena.

Sag' an, erzähle, was du Neues bringst.

Alexia.

Was draußen lebt im Seculum, erzähle.

Fischer.

Laßt mich zum Worte kommen, heil'ge Frauen!

Jenia.

Mit's Krieg? — Ist's Friede?

Alexia.

Wer regiert die Welt?

Fischer.

Ein Schiff ist zu Archangel angekommen,
Herab vom Eispol, wo die Welt erstarret.

Olga.

Wie kam ein Fahrzeug in das wilde Meer?

Fischer.

Es ist ein engelländisch Handelschiff.
Den neuen Weg hat es zu uns gefunden.

Alexia.

Was doch der Mensch nicht wagt für den Gewinn!

Jenia.

So ist die Welt doch nirgends zu verschließen!

Fischer.

Das ist noch die geringste Neuigkeit.
Ganz anderes Geschick bewegt die Erde.

Alexia.

O, sprich, erzähle!

Olga.

Sage, was geschehn.

Fischer.

Erstaunliches erlebt man in der Welt:
Die Todten stehen auf, Verstorbene leben.

Olga.

Erklär dich, sprich!

Fischer.

Prinz Dmitri, Zwans Sohn,
Den wir als todt beweinen: sechzehn Jahr',
Er lebt und ist in Polen aufgestanden.

Olga.

Prinz Dmitri lebt?

Marfa, aufstehend

Mein Sohn!

Olga.

O, fasse dich! O, halte,
Halte dein Herz, bis wir ihn ganz vernommen!

Alexia.

Wie kann er leben, der ermordet ward
Zu Mglitsch und im Feuer umgekommen?

Fischer.

Er ist entkommen aus der Heuersnoth;
In einem Kloster hat er Schutz gefunden;
Dort wuchs er auf in der Verborgenheit,
Bis seine Zeit kam, sich zu offenbaren.

Olga zu Marfa.

Du zitterst, Fürstin, du verbleichst?

Marfa.

Ich weiß,

Daß es ein Wahn ist — doch so wenig noch
Bin ich verhärtet gegen Furcht und Hoffnung,
Daß mir das Herz in meinem Busen wankt.

Olga.

Warum wär' es ein Wahn? O, hör' ihn! hör' ihn!
Wie könnte solch Gerücht sich ohne Grund
Verbreiten?

Fischer.

Ohne Grund? Zur Waffe greift
Das ganze Volk der Lithauer, der Polen.
Der große Fürst erhebt in seiner Hauptstadt!
Marfa, an allen Theatern zitternd, miß sich an Olga und Alexia lehnen.

Jenia.

O, rede! Sage Alles! Sage, was du weißt.

Alexia.

Sag' an, wo du das Neue aufgerafft?

Fischer.

Ich aufgerafft? Ein Brief ist ausgegangen
Dem Gaar in alle Lande seiner Herrschaft;
Den hat uns der Postadmit* unser Stadt
Verlesen in versammelter Gemeinde.
Tarinuen steht, daß man uns täuschen will,
Und daß wir den Verrug nicht sollen glauben!
Denn eben glauben wir's: denn, wär's nicht wahr,
Der große Fürst verachtete die Lüge.

Marfa.

Ist Dies die Fassung, die ich mir errang?
Gehört mein Herz so sehr der Zeit noch an,
Daß mich ein leeres Wort im Innersten erschütterst?
Schon sechzehn Jahr beweint' ich meinen Sohn
Und glaubte nun auf Einmal, daß er lebe?

Olga.

Du hast ihn sechzehn Jahr' als todt beweint,
Doch seine Asche hast du nie gesehn!
Nichts widerlegt die Wahrheit des Gerüchts.
Wacht doch die Vorsicht über dem Geschick
Der Völker und der Fürsten Haupt. — O, öffne
Dein Herz der Hoffnung. — Mehr, als du begreifst,
Geschieht — wer kann der Allmacht Gränzen setzen?

Marfa.

Soll ich den Blick zurück ins Leben wenden,
Von dem ich endlich abgeschieden war?

Nicht bei den Todten wohnte meine Hoffnung.
O, sagt mir nichts mehr! Laßt mein Herz sich nicht
An dieses Trugbild hängen! Laßt mich nicht
Den theuren Sohn zum Zweitenmal verlieren!
O, meine Ruh' ist hin, bin ich mein Frieden!
Ich kann dies Wort nicht glauben, ach, und kann's
Nun ewig nicht mehr aus der Seele löschen!
Weh mir! erst jetzt verlier' ich meinen Sohn;
Jetzt weiß ich nicht mehr, ob ich bei den Todten,
Ob bei den Lebenden ihn suchen soll.
Endlosem Zweifel bin ich hingegeben!

* Richter, Schlichter &c.

Man hört eine Glöde, Schwester Pförtnerin kommt.

Olgä.

Was ruft die Glöde, Schwester Pförtnerin?
Pförtnerin.

Der Erzbischof steht draußen vor den Pforten;
Er kommt vom großen Gaar und will Gehör.

Olgä.

Es steht der Erzbischof vor unsern Pforten!
Was führt ihn Anherordentliches her? —

Tenia.

Kommt Alle, ihn nach Würden zu empfangen!

*Sie gehen nach der Pforte, indem tritt der Erzbischof ein.
Lagen sich Alle vor ihm auf eine Knie nieder, er macht das gescheh.
Kreuz über sie.*

Hiob.

Den Ruh des Friedens bring' ich euch im Namen
Des Vaters und des Sohnes und des Geistes,
Der ausgeht von dem Vater!

Olgä.

Herr! wir küssen
In Demuth deine väterliche Hand!

Gebiete deinen Töchtern!

Hiob.

Au Schwester Marfa laute meine Sendung.

Olgä.

Hier steht sie und erwartet dein Gebot.

Alle Warten aufeinander.

Hiob u. Marfa.

Hiob.

Der große Fürst ist's, der mich an dich sendet.
Auf seinem fernen Throne denkt er dein.
Denn wie die Sonn mit ihrem Flammenaug
Licht durch die Welt und Hölle rings verbreitet,
So ist das Aug des Herrschers überall;
Bis an die fernsten Enden seines Reichs
Wacht seine Sorge, späht sein Blick umher.

Marfa.

Wie weit sein Arm trifft, hab' ich wohl erfahren.

Hiob.

Er kennt den hohen Geist, der dich befeelt:
Drum theilt er zürnend die Weisung,
Die ein Verwegener dir zu bieten wagt.

Marfa.

Hiob.

Nimm, ein Frevler in der Polen Land,
Ein Renegat, der, sein Gelübde als Mönch
Ruchlos abschwörend, seinen Gott verleugnet,
Mißbraucht den edeln Namen deines Sohnes,
Den die der Tod geraubt im Kindesalter.
Der dreiste Gauller rühmt sich deines Bluts
Und gibt sich für des Gaaren Zwans Sohn.
Ein Wortwob bricht den Frieden, führt aus Polen
Den Akerkönig, den er selbst erschaffen,
Mit Heereskraft in unsre Gräben ein;
Das treue Herz der Neuzen führt — ihre
Und reizt sie auf zu Abfall und Verrath.

Mich schickt

Der Gaar zu dir in väterlicher Meinung

— Du ehst die Manen deines Sohns: du wirst
Nicht dulden, daß ein frecher Abenteurer
Ihm aus dem Grabe seinen Namen stiehlt
Und sich verweg'n drängt in seine Rechte.
Ekläria wirst du laut vor aller Welt,
Daß du ihn nicht für deinen Sohn erkennst.
Du wirst nicht fremdes Bastardblut ernähren
An deinem Herzen, das so edel schlägt;

Du wirst, der Gaar erwartet es von dir,
Der schändlichen Erfindung widersprechen,
Mit dem gerechten Zorn, den sie verdient.

Marfa

hat während dieser Rede die heftigsten Bewegungen bekämpft.

Was hör' ich, Erzbischof! Ist's möglich? — O, sagt an!
Durch welcher Zeichen und Beweise Kraft
Beglaubigt sich der kette Abenteurer
Als Zwans Sohn, den wir als todt beweinen?

Durch eine flüchtige Ähnlichkeit mit Zwan,
Durch Schriften, die der Zufall ihm verschaffte,
Und durch ein köstlich Kleinod, das er zeigt,
Täuscht er die Menge, die sich gern betrügt.

Marfa.

Was für ein Kleinod? O, Das sagt mir an!

Hiob.

Ein goldnes Kreuz, belegt mit neun Smaragden,
Das ihm der Knäs Zwan Westolowesky,
So sagt er, in der Taufe umgehangen.

Marfa.

Was sagt Ihr? — Dieses Kleinod weist er auf!

mit gewungener Haltung.

— Und wie behauptet er, daß er entkommen?

Hiob.

Ein treuer Diener und Diak hab' ihn
Dem Vord' entrißen und dem Feuerbrand'
Und nach Smolensk heimlich weggeführt.

Marfa.

Wo aber hielt er sich — wo gibt er vor,
Daß er bis diese Stunde sich verborgen?

Hiob.

Im Kloster Tschudow sey er aufgewachsen.
Sich selber unbekannt; von dort hab' er
Nach Litthauen und Polen sich geflüchtet.
Wo er dem Fürst von Zandomir getient,
Bis ihm ein Zufall seinen Stand entreckt.

Marfa.

Mit solcher Fabel kann er Freunde finden,
Die Gut und Blut an seine Sache wagen?

Hiob.

O Gaarin' falsches Gerücht ist der Feind,
Und neidisch sieht er unsers Landes Aler.
Ihm ist ein jeder Vorwand sehr willkommen.
Den Krieg in unsern Wäldern anzuzünden!

Marfa.

Doch gib' es selbst in Moskau gläub'ge Seelen.
Die dieses Werk des Trugs so leicht berückt?

Hiob.

Der Wälder Herz ist wankelmüthig, düst'rin!
Sie lieben die Veränderung; sie glauben
Durch eine neue Herrschaft zu gewinnen.
Der kuge kette Zuversicht reizt hin,
Das Wunderbare findet Gnuß und Glauben.

Trum wünscht der Gaar, daß du den Wahn des Volks
Zerstreust, wie du allein vermagst. Ein Wort
Von dir, und der Betrüger ist vernichtet,
Der sich verweg'n lügt in deinem Sohn.
Mich freut's, dich so bewegt zu sehen. Dich
Empört, ich seh's, das freche Gaukelspiel,
Und deine Wangen färbt der edle Zorn.

Marfa.

Und wo — Das sagt mir — wo verweilt er noch?
Der sich für unsern Sohn zu geben wagt?

Schon rückt er gegen Tschernisow heran.
Von Klow, hört man, sey er aufgebrochen.
Ihm folgt der Polen leicht bewittne Schaar
Sammt einem Heerzug doulcher Kosaken.

Marfa.

O höchste Allmacht, habe Dank! Dank! Dank!
Dass du mir endlich Rettung, Rache sendest!

Hiob.

Was ist dir, Marfa? — Wie versteh' ich Das?

Marfa.

O Himmelsmächte, führt ihn glücklich her!

Ihr Engel alle, schwebt um seine Fahnen!

Hiob.

Ist's möglich? — Wie? Dich konnte der Betrüger —

Marfa.

Er ist mein Sohn. An diesen Zeichen allen
Erkenn' ich ihn. An deines Czaren Furcht
Erkenn' ich ihn. Er ist's! Er lebt! Er naht!
Herab von deinem Thron, Tyrann! Ergiltre!
Es lebt ein Sprößling noch von Muriks Stamm;
Der wahre Czar, der rechte Erbe kommt,
Er kommt und fordert Rechnung von dem Seinen.

Wahnsinnige, bedenkst du, was du sagst?

Marfa.

Erschienen endlich ist der Tag der Rache,
Der Wiederherstellung. Der Himmel zieht
Aus Grabes Nacht die Unschuld an das Licht.
Der stolze Gubunow, mein Todfeind, muß
Zu meinen Füßen kriechend Gnade flehn;
O, meine heißen Wünsche sind erfüllt!

Hiob.

Kann dich der Haß zu solchem Grad verblenden?

Marfa.

Kann deinen Czar der Schrecken so verblenden,
Dass er Errettung hofft von mir — von mir —
Der unermesslich schwer Veleidigten?

Ich soll den Sohn verleugnen, den der Himmel
Mir durch ein Wunder aus dem Grabe ruft?
Ahm, meines Hauses Mörder, zu Gefallen,
Ihr über mich unsäglich Weh gehäut?
Die Rettung von mir stoßen, die mir Gott
In meinem tiefen Jammer endlich sendet?

Hiob.

Marfa.

Nein, du entrinntst mir nicht. Du sollst mich hören.
Ich habe dich, ich lasse dich nicht los.

O, endlich kann ich meine Brust entladen,
Ausschütten endlich gegen meinen Feind
Der tiefsten Seele lang verhaltenen Groll!

— — — Wer war's, der mich

In diese Gruft der Lebenden versieß
Mit allen frischen Kräften meiner Jugend,
Mit allen warmen Trieben meiner Brust?
Wer riß den theuren Sohn mir von der Seite
Und sandte Mörder aus, ihn zu durchbohren?
O, seine Sprache nennt, was ich gelitten,
Wenn ich die langen hellgeflürzten Nächte
Mit ungestillter Sehnsucht durchgewacht,
Der Stunden Lauf an meinen Thränen zählte!
Der Tag der Rettung und der Rache kommt;
Ich seh den Mächtigen in meiner Macht.

Hiob.

Du glaubst, es fürchte dich der Czar —

Marfa.

Er ist

In meiner Macht — Ein Wort aus meinem Munde,
Ein einziges, kann sein Geschick entscheiden! —
Das ist's, warum dein Herrscher mich beschützte!
Das ganze Volk der Reußen und der Polen
Sieht jetzt auf mich. Wenn ich den Czarenwitsch
Für meinen Sohn und Zwang anerkenne,

So huldigt Alles ihm; das Reich ist sein.

Verleugn' ich ihn, so ist er ganz verloren.

Denn wer wird glauben, dass die wahre Mutter,

Die Mutter, die, wie ich, beleidigt war,

Verleugnen könnte ihres Herzens Sohn,

Mit ihres Hauses Mörder einverstanden?

Ein Wort nur kostet's mich, und alle Welt

Verläßt ihn als Betrüger. — Ist's nicht so?

Dies Wort will man von mir. — Den großen Dienst,
Gesteh's, kann ich dem Gubunow erzeigen!

Hiob.

Dem ganzen Vaterland' erzeigst du ihn:

Aus schwerer Kriegenoth rettest du das Reich.

Wenn du der Wahrheit Ehre gibst. Du selbst,

Du zweifelst nicht an deines Sohnes Tod

Und könntest zeugen wider dein Gewissen?

Marfa.

Ich hab' um ihn getrauert sechzehn Jahr,

Doch seine Asche sah ich nie. Ich glaubte

Der allgemeinen Stimme seinen Tod

Und meinem Schmerz. Der allgemeinen Stimme

Und meiner Hoffnung glaub' ich jetzt sein Leben.

Es wäre ruchlos, mit verwegnem Zweifel

Der höchsten Allmacht Grenzen setzen wollen.

Doch, wär' er auch nicht meines Herzens Sohn,

Er soll der Sohn doch meiner Rache seyn.

Ich nehm' ihn an und auf an Kindes Statt,

Den mir der Himmel rächend hat geboren.

Hiob.

Unglückliche! dem Starken trogest du?

Vor seinem Arme bist du nicht gebergen

Auch in des Klosters Abgeschiedenheit.

Marfa.

Er kann mich tödten; meine Stimme kann

Im Grab' ersticken oder Kerfers Nacht,

Dass sie nicht mächtig durch die Welt erschalle:

Das kann er; doch mich reden lassen, was

Ich nicht will, Das vermag er nicht — auch nicht

Durch deine List — den Zweck hat er verloren!

Hiob.

Ist Dies dein letztes Wort? Besinn dich wohl!

Bring' ich dem Czar nicht besseren Bescheid?

Marfa.

Er hoffe auf den Himmel, wenn er darf,

Auf seines Volkes Liebe, wenn er kann.

Hiob.

Genug! — Du willst entschlossen dein Verderben,

Du hältst dich an ein schwaches Rohr, das bricht:

Du wirfst mit ihm zu Grunde gehen. —

Marfa, allein.

Es ist mein Sohn, ich kann nicht daran zweifeln.

Die wilden Stämme selbst der freien Wüste

Bewaffnen sich für ihn; der stolze Pole,

Der Palatinus, wagt die edle Tochter

An seiner guten Sache reines Gold,

Und ich allein verworf' ihn, seine Mutter?

Und mich allein durchschauerte der Sturm

Der Freude nicht, der schwindelnd alle Herzen

Ergreift und in Erschütterung bringt die Erde?

Er ist mein Sohn; ich glaub' an ihn, ich will's.

Ich fasse mit lebendigem Vertrauen

Die Rettung an, die mir der Himmel sendet!

Er ist's, er zieht mit Heerestraft heran,

Mich zu befreien, meine Schmach zu rächen!

Hört seine Trommeln, seine Kriegsbrommeln!

Ihr Wälder, kommt vom Morgen und Mittag

Aus euren Steppen, euren ew'gen Wäldern!

In allen Zungen, allen Trachten kommt!

Stummet das Roß, das Renuthier, das Kameel!
Wie Meeresthoren stummet zahllos her
Und drängen euch zu eures Königs Bahnen!
O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du, ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sey du die Botin meiner Wünsche!
Du, allverbreitet ungehemmte Lust,
Die schnell die weitste Wanderung vollendet,
O, trag' ihm meine glühnde Sehnsucht zu!
Ich habe nichts, als mein Gebet und Flehn:
Das schöpf' ich flammend aus der tiefsten Seele,
Besüßelt send' ich's zu des Himmels Höhn,
Wie eine Heerschaar send' ich dir's entgegen.

Zweite Scene.

Eine Hölle.

Eine weite und lachende Hölle
durch die Landschaft ausgegossen, die von dem jungen Mann des Saates befestet
ist. Weiter und tiefer steht man die Trümmern einiger Städte leuchtend.
Trommeln und Kriegsmusik hinter der Scene. **Odowalsky** und andere
Officiere treten auf, gleich da auf **Demetrius**.

Odowalsky.
Lagt die Armee am Wald' hinunter ziehn,
Indeß wir uns hier umschau'n auf der Höhe.

Die Geister des Demetrius tritt auf.

Demetrius, *phantasirt*.
Ha! welch ein Anblick!

Odowalsky.
Herr! du siehst dein Reich
Vor dir geöffnet. — Das ist russisch Land.

Nazin.
Hier diese Säule trägt schon Moskau's Wappen;
Hier hört der Polen Herrschgebiete auf.

Demetrius.
Ja das der Dnieper, der den stillen Strom
Durch diese Auen gießt?

Odowalsky.
Das ist die Dnepr.
Dort heben sich die Thürme Ißernigowe.

Nazin.
Was dort am fernen Himmel glänzt, Das sind
Die Kuppeln von Sewerisch Morogrod.

Demetrius.
Welch heitrer Anblick! Welche schöne Auen!

Odowalsky.
Der Pory hat sie mit seinem Schmutz bedeckt:
Denn Hülle Korn erzeugt der süß'ge Boden.

Demetrius.
Der Blick schweift hin im Unermesslichen.

Nazin.
Doch ist's ein kleiner Anfang nur, o Herr,
Des großen Reichthums. Denn unabsehbar
Streckt es der Morgensonne sich entgegen,
Und keine Grängen hat es noch dem Nord,
Als die lebend'ge Zeugungskraft der Erde.

Nazin.
Eich', unser Gjaar ist ganz nachdenkend werden.

Demetrius.
Auf diesen schönen Auen wohnt noch der Fricke,
Und mit des Kruges furchbarem Geräth'
Erscheint ich jetzt, sie feindlich zu verheeren!

Odowalsky.
Vergleichen, Herr, bedient man hinterdrein.

Demetrius.
Du süßst als Vögel, ich bin Moskau's Sohn,
Es ist das Land, das mir das Leben gab.

Vergib mir, theurer Boden, heim'sche Erde,
Du heiliger Gränpfeller, den ich lasse,
Auf den mein Vater seinen Adler grub,
Daß ich, dein Sohn, mit fremden Helms Wappen
In deines Friedens ruhigen Tempel falle.
Mein Erb zurückzufordern, komm' ich her,
Und den geraubten edeln Waternamen.
Hier herrschten die Waräger, meine Ahnherrn,
In langer Reih seit dreißig Menschenaltern;
Ich bin der Letzte ihres Stamms, dem Nord'
Entrißnen durch ein göttliches Verhängniß.

Dritte Scene.

Ein russisches Dorf.

Am Tag vor des R. G. Wan hat die Dornenlade. **Gleb**, **Ilin**
und **Timoska** eilen, mit Herten bewaffnet, auf die Scene.

Gleb, auf dem Fasse kommend.
Was reunt das Volk?

Ilin, aus einem andern Hause kommend.
Wer sog die Feuersglocke? —

Timoska.
Nachbarn, heraus! Kommt Alle, kommt zu Rath!

Oleg und **Igor** mit einem d. dem Dornenlade. *Wieder auf y. y. y.*
Wieder. Oleg's Töchter.

Gleb.
Wo kommt ihr her mit Weibern und mit Kindern?
Igor.

Nicht, nicht! Der Vögel ist ins Land gefallen
Bei Moromeiß und mordet, was er findet.

Oleg.
Nicht, nicht ins innere Land, in feste Städte!
Wir haben unsre Hütten angezündet,
Uns aufgemacht, ein ganzes Dorf, und fliehn
Landeinwärts zu dem Heer des Gjaaren.

Timoska.
Da kommt ein neuer Trupp von Mächtigen.

Iwanska und **Petruschka** mit bewaffneten Knechten treten
auf. *Die Gjaaren sind im Dorf.*

Iwanska.
Es leb der Gjaar! der große Fürst Dimitri!

Gleb.
Wie? was ist das?

Ilin.
Wo wollt ihr hin?

Timoska.
Wer seyd ihr?

Petruschka.
Wer treu ist unserm Fürstenthum, kommt mit!

Timoska.
Was ist denn das? Da flieht ein ganzes Dorf
Landeinwärts, vor den Polen sich zu retten,
Und ihr wollt hin, wo diese hergestoßn?
Wollt übergehen zu dem Feind des Landes?

Petruschka.
Was Feind? Es ist kein Feind, der kommt; es ist
Ein Freund des Volks, der rechte Erb des Landes.

Es tritt der Postadmit (Dorfrichter) auf, um ein
Manifest des Demetrius abzulesen. Schwanken der
Einwohner des Dorfs zwischen beiden Parteien. Die
Bauernmänner werden zuerst für Demetrius gewonnen
und geben den Ausschlag.

Lager des Demetrius. Er ist in der ersten Action
geschlagen, aber die Armee des Gjaaren Voris steht

gewissermaßen wider ihren Willen und verfolgt ihre Vortheile nicht. Demetrius, in Verzweiflung, will sich tödten und wird mit Mühe von Komla und Deswalefsky daran verhindert. Uebermuth der Kosaken selbst gegen Demetrius.

Lager der Armee des Gzaaren Boris. Er selbst ist abwesend, und Dies schadet seiner Sache, weil er gesüchtet, aber nicht geliebt wird. Die Armee ist stark, aber unzuverlässig. Die Anführer sind uneinig und neigen sich zum Theil auf die Seite des Demetrius aus verschiedenen Bewegungsgründen. Einer von ihnen, Seltisow, erklärt sich aus Ueberzeugung für ihn. Sein Uebergang ist von den wichtigsten Folgen; ein großer Theil der Armee fällt dem Demetrius zu.

Boris in Moskau. Noch zeigt er sich als absoluter Herrscher und hat treue Diener um sich; aber er ist schon erbittert durch schlimme Nachrichten. Durch einen Aufstand in Moskau hält ihn ab, zur Armee zu gehen. Auch schämt er sich, als Gzaar in Person gegen den Betrüger zu sehn. Scene zwischen ihm und dem Erzbischof.

Unglücksboten kommen von allen Seiten, und die Gefahr wird immer dringender für Boris. Er hört vom Abfall des Pantwells und der Provincial-Städte, von der Unthätigkeit und Meuterei der Armee, von den Bewegungen in Moskau, von Demetrius' Vorbringen. Romanow, den er schwer beleidigt hat, kommt in Moskau an. Dies erregt neue Beforgnisse. Jetzt kommt die Nachricht, daß die Wosaren in das Lager des Demetrius fliehen, und daß die ganze Armee zu ihm übergeht.

Boris und Arinia. Der Gzaar erscheint während als Vater, und im Gespräch mit der Tochter schließt sich sein Innerstes auf.

Boris hat sich durch Verbrechen zum Herrscher gemacht, aber alle Pflichten des Herrschers übernommen und geleistet; dem Lande gegenüber ist er ein schätzbare Fürst und ein wahrer Vater des Volks. Nur in Anlässen seiner Perien gegen Einzelne ist er arabisch, rachsüchtig und grausam. Sein Geist erhebt ihn, wie sein Rang, über Alles, was ihn umgibt. Der lange Besitz der höchsten Gewalt, die gewohnte Beherrschung der Menschen und die despotische Form der Regierung haben seinen Stolz so genährt, daß es ihm unmöglich ist, seine Größe zu überleben. Er sieht klar, was ihn besorrt, aber noch ist er Gzaar und nicht erniedrigt, wenn er zu sterben beschließt.

Er glaubt an Vorherverkündigungen, und in seiner jetzigen Stimmung erscheinen ihm Dinge als bedeutend, die er sonst verachtet hatte. Ein besonderer Umstand, worin er eine Stimme des Schicksals findet, wird für ihn entscheidend.

Kurz vor seinem Tode ändert er seine Natur, wird sanfter auch gegen die Unglücksboten und schämt sich der Aufwallungen des Zorns, womit er die früheren empfing. Er läßt sich das Schlimmste erzählen und beschenkt sogar den Erzähler.

Sobald er das für ihn entscheidende Unglück vernimmt, geht er ab ohne weitere Erklärung, mit Gelassenheit und Resignation. Kurz nachher tritt er in Mönchskleibern wieder auf und entfernt seine

Tochter von seinem letzten Augenblicke. In einem Kloster soll sie Schutz vor Verleumdungen suchen; sein Sohn Fedor wird als ein Kind vielleicht weniger zu fürchten haben. Er nimmt das Gift und geht auf ein einsames Zimmer, um in der Stille zu sterben.

Allgemeine Verwirrung bei der Nachricht vom Tode des Gzaaren. Die Wosaren bilden einen Reichsrath und herrschen im Kreml. Romanow (nachheriger Gzaar und Stammvater des jetzt regierenden Hauses) tritt auf an der Spitze einer bewaffneten Macht, schwört an der Waise des Gzaaren seinem Sohn Becker den Eid der Treue und nöthigt die Wosaren, seinem Beispiel zu folgen. Rache und Ghabacht sind fern von seiner Seele; er folgt bloß dem Noth. Arinia liebt er ohne Hoffnung und wird, ohne es zu wissen, wieder geliebt.

Romanow eilt zur Armee, um diese für den jungen Gzaar zu gewinnen. Aufbruch in Moskau, von den Anhängern des Demetrius bewirkt. Das Volk reißt die Wosaren aus ihren Häusern, bemächtigt sich des Fedor und der Arinia, setzt sie gefangen und schickt Abgeordnete an Demetrius.

Demetrius in Tula auf dem Gipfel des Glücks. Die Armee ist sein; man bringt ihm die Schlüssel vieler Städte. Moskau allein scheint noch zu widerstehen. Er ist mild und liebenswürdig, zeigt eine edle Haltung bei der Nachricht vom Tode des Boris, befragt einen entdeckten Anschlag gegen sein Leben, verschmäht die kühnen Ehrenbezeugungen der Russen und will sie abschaffen. Die Polen dagegen, von denen er umgeben ist, sind rauh und behandeln die Russen mit Verachtung. Demetrius verlangt nach einer Zusammenkunft mit seiner Mutter und sendet Boten an Marina.

Unter der Menge von Russen, die sich in Tula zum Demetrius drängen, erscheint ein Mann, den Demetrius sogleich erkennt; er reut sich höchlich, ihn wieder zu sehen. Er entfernt alle Andere, und, halb er mit diesem Manne allein ist, dankt er ihm mit vollem Herzen als seinem Retter und Wehrbater. Dieser gibt zu verstehen, daß Demetrius allerdings eine große Verbindlichkeit gegen ihn habe, und eine größere, als er selbst wisse. Demetrius brängt in ihn, sich deutlicher zu erklären, und der Mörder des echten Demetrius entdeckt nun den wahren Hergang der Sache. Für diesen Verd wurde er nicht belohnt, hatte vielmehr von Boris nichts als den Tod zu erwarten. Durstend nach Rache, traf er auf einen Knaben, dessen Nebenlichkeit mit dem Gzaar Ivan ihm anstieß. Dieser Umstand mußte benutzt werden. Er nahm sich des Knaben an, floh mit ihm aus Uglisch, brachte ihn zu einem Geistlichen, den er für seinen Plan zu gewinnen wußte, und übergab diesem das Kleinod, das er selbst dem ermordeten Demetrius abgenommen hatte. Durch diesen Knaben, den er nachher nie aus den Augen verloren, und dessen Schritte er jederzeit unvermerkt geleitet hat, ist er nunmehr gerächt. Sein Werkzeug, der falsche Demetrius, herrscht über Rußland an Boris Stelle.

Während dieser Erzählung geht im Demetrius eine ungeheure Veränderung vor. Sein Stillischweigen ist furchtbar. In dem Momente der höchsten Noth und Verzweiflung bringt ihn der Mörder aufs Aeußerste, da er mit Zorn und Uebermuth seinen Lohn fordert. Er stößt ihn nieder.

Monolog des Demetrius. Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, sich als Czar zu behaupten.

Die Abgeordneten der Stadt Moskau kommen an und unterwerfen sich dem Demetrius. Sie werden finster und mit drohenden Anstalten empfangen. Unter ihnen ist der Patriarch. Demetrius entsetzt ihn seiner Würde und verurtheilt kurz darauf einen vornehmen Russen, der an seiner Echtheit gezweifelt hatte.

Marfa und Elga erwarten den Demetrius unter einem prächtigen Zelt. Marfa spricht von der bevorstehenden Zusammenkunft mit mehr Zweifel und Furcht, als Hoffnung, und ächtet diesem Moment entgegen, der ihre höchste Glückseligkeit seyn sollte. Elga setzt ihr zu, selbst ohne Glauben. Auf der langen Reise hatten Beide Zeit gehabt, sich an alle Umstände zu erinnern; die erste Exaltation hatte dem Nachdenken Raum gemacht. Das dünnere Schweigen und die zurückschreckenden Blicke der Wachen, die das Zelt umgeben, vermehren noch ihre Zweifel.

Die Trompeten erschallen. Marfa ist unschlüssig, ob sie dem Demetrius entgegen gehen soll. Jetzt steht er vor ihr, allein. Der kleine Rest von Hoffnung schwindet ganz bei seinem Anblick. Ein unbekanntes Etwas tritt zwischen Beide, die Natur spricht nicht, sie sind ewig geschieden. Der erste Moment war ein Verwund, sich zu nähern; Marfa ist die Erste, die eine zurückweichende Bewegung macht. Demetrius bemerkt es und bleibt einen Augenblick betroffen stehen. Bedeutendes Schweigen.

Demetrius. Sagt dir das Herz nichts? Erkennst du nicht in mir?

Marfa antwortet.

Demetrius. Die Stimme der Natur ist heilig und frei; ich will sie weder zwingen noch erlösen. Hätte dein Herz bei meinem Anblicke gesprochen, so hätte das meinige geantwortet; du würdest einen frommen, einen liebenden Sohn in mir gefunden haben. Das Nothwendige wäre mit Neigung, mit Liebe, mit Innigkeit geschehen. Doch, wenn du nicht als Mutter für mich fühlst, so denk' als Rürin, fasse dich als Königin! Das Schicksal gab mich dir ungehebt zum Sohn; nimm du mich an als ein Geschenk des Himmels. Wär' ich dein Sohn auch nicht, der ich jetzt scheine, so raub' ich deinem Sohne nichts. Ich raubte es deinem Demre. Ich und dein Blut hab' ich gerächt, habe dich aus der Gruft, in der du lebendig begraben wart, gerissen und auf den Rürstenthron zurückgeführt. — Daß dein Schicksal an meines befestigt ist, begreiffst du. Du siehst mit mir, und mit mir gehst du unter. Die Wälder alle sehn auf uns.

Ich haße die Ganslei, und, was ich nicht empfinde, mag ich nicht zeigen; aber ich fühle wirklich eine Furcht gegen dich, und dies Gefühl — das meine Knie vor dir beugt, es ist mein Gnuß.

Elga.

Demetrius. Entschleße dich! Laß deines Willens freie Fassung seyn, was die Natur dir verlegt. Ich fordere keine Henschelei, keine Küge von dir; ich fordere wahre Gefühle. Schelne du nicht meine Mutter, sey es. — Was das Vergangene von dir, ergreife das Gegenwärtige mit ganzem Herzen! Bin ich dein Sohn nicht, so bin ich der Czar; ich habe die Macht, ich Glück. — Der, welcher im Grabe liegt, ist

Staub; er hat kein Herz, dich zu lieben, kein Auge, dir zu lächeln. — Wende dich zu dem Lebenden. —

Marfa bricht in Thränen aus.

Demetrius. O, diese goldnen Tropfen sind mir willkommen. Laß sie fließen! Zeige dich so dem Volk!

Auf einen Wink des Demetrius öffnet sich das Zelt, und die versammelten Augen werden Zeugen dieser Scene.

Einzug des Demetrius in Moskau. Große Pracht, aber kriegerische Anstalten. Polen und Kosaken sind es, die den Zug anführen. Das Düstre und Schreckliche mischt sich in die öffentliche Freude. Mißtrauen und Unglück umschweben das Gange.

Romanow, der zu spät zur Armee kam, ist nach Moskau zurückgeschickt, um Boeder und Arminen zu schügen. Alles ist vergebens; er selbst wird gefangen gesetzt. Arminia flüchtet zur Czarin Marfa und sucht in ihren Hügen um Schutz vor den Polen. Hier sieht sie Demetrius, und ihr Anblick entzündet bei ihm eine heftige unwiderstehliche Leidenschaft. Arminia verabschiedet ihn.

Demetrius als Czar — Ein furchtbares Element trägt ihn, aber er beherrscht es nicht; er wird von der Gewalt fremder Leidenschaften geführt. — Sein inneres Bewußtseyn erzeugt ein allgemeines Mißtrauen; er hat keinen Freund, keine treue Seele. Polen und Kosaken schaden ihm durch ihre Riechheit in der Meinung des Volks. Selbst, was ihm zur Ehre gereicht, seine Popularität, Einfachheit und Verschmähung des steifen Ceremoniells erzeugt Unzufriedenheit. Jaweilen verlegt er aus Unbedacht die Gebäude des Czaars. Er verachtet die Mönche, weil er viel unter ihnen gelitten hat. Auch ist er nicht frei von despotischen Launen in den Momenten des belebten Stolzes. — Demetrius weiß sich ihm stets nothwendig zu machen, entfernt die Studien aus seiner Nähe und behauptet seinen überwiegenden Einfluß.

Demetrius sinnt auf Untreue gegen Marina. Er spricht darüber mit dem Czarbischer Fried, der, um die Polen zu enternnen, seinem Wunsche entgegen kommt und ihm von der Czarischen Gewalt eine hohe Belohnung gibt.

Marina erscheint in Moskau mit einem großen Gefolge. Zusammenkunft mit Demetrius. Häßlicher und halter Emwanz in beiden Seiten; jedoch weiß sie es besser zu verstellen. Sie dringt auf baldige Vermählung. Es werden Anstalten zu einem rauschenden Genu gemacht.

Auf Geheiß der Marina wird Arminia ein Czarbischer gebracht. Der Tod ist ihr willkommen. Sie fürchtet, dem Czaaren zum Altare folgen zu müssen.

Heftiger Schmerz des Demetrius. Mit gerissenem Herzen geht er zur Trauung mit Marina.

Nach der Trauung entdeckt ihm Marina, daß sie ihn nicht für den echten Demetrius hält und nie dafür gehalten hat. Kalt überläßt sie ihn sich selbst in einem fürchterlichen Zustande.

Unterdessen benugt Schukot, einer der ehemaligen Feldherren des Czaaren Boris, das wachsende Mißvergnügen des Volks und wird das Haupt einer Verschwörung gegen Demetrius.

Romanow im Gefängniß wird durch eine überirdische Erscheinung getödtet. Arinsens Geist steht vor ihm, öffnet ihm einen Blick in künftige schönere Zeiten, und befehlt ihm, ruhig das Schicksal reifen zu lassen und sich nicht mit Blut zu beslecken. Romanow erhält einen Wink, daß er selbst zum Thron berufen sey. Kurz nachher wird er zur Theilnehmung an der Verschwörung aufgefordert, er lehnt es ab.

Soltikow macht sich bittere Vorwürfe, daß er sein Vaterland an den Demetrius verrathen hat. Aber er will nicht zum Zweitenmal ein Verräther seyn, und aus Rechtlichkeit behauptet er, wider sein Gefühl, die einmal ergriffene Partei. Da das Unglück einmal geschehen ist, so sucht er es wenigstens zu vermindern und die Macht der Polen zu schwächen. Er bezieht diesen Versuch mit seinem Leben; aber er nimmt seinen Tod als verdiente Strafe an und bekennt Dies sterbend dem Demetrius selbst.

Casimir, ein Bruder der Lubowka, einer jungen Polin, die den Demetrius im Hause des Woiwoden

von Sendomir heimlich und ohne Hoffnung liebt, hat ihn auf Bitten seiner Schwester auf dem Heerzuge begleitet und in jedem Gefecht tapfer vertheidigt. In dem Momente der höchsten Gefahr, da alle übrige Anhänger des Demetrius auf ihre Rettung denken, bleibt Casimir allein ihm getreu und opfert sich für ihn auf.

Die Verschwörung kommt zum Ausbruch. Demetrius ist bei der Gzarin Marfa, und die Anführer dringen in das Zimmer. Die Würde und Kühnheit des Demetrius wirkt einige Augenblicke auf die Rebellen. Es gelingt ihm beinahe, sie zu entwaffnen, da er ihnen die Polen preisgeben will. Aber jetzt stürzt Schuiskoi mit einer andern wüthenden Schaar herein. Von der Gzarin wird eine bestimmte Erklärung gefordert: sie soll das Kreuz drauf küssen, daß Demetrius ihr Sohn sey. Auf eine so feierliche Art gegen ihr Gewissen zu zeugen, ist ihr unmöglich. Stumm wendet sie sich ab von Demetrius und will sich entfernen. „Zieschweig!“ ruft die tobende Menge, „sie verleugnet ihn? So stirb denn, Verrüger!“ — Und durchbohrt liegt er zu den Füßen der Marfa.

II.

a r b e c k.

P e r s o n e n :

Margaretha von York, Herzogin von Burgund.
 Adelaide, Prinzessin von Bretagne.
 Erich, Prinz von Gothland.
 Warbeck, vorgeblicher Herzog Richard von York.
 Simmel, vorgeblicher Prinz Eduard von Clarence.
 Eduard Plantagenet, der wirkliche Prinz von Clarence.
 Graf Hereford, ausgewanderter englischer Lord.
 Seine fünf Söhne.

Sir William Stanley, Vorkämmerer Heinrichs VII. von England.
 Graf Aildare.
 Belmont, Bischof von Overn.
 Sir Richard Blunt, Abgesandter des falschen Eduards.
 Bürger von Brüssel.
 Kuchdiener der Margaretha.

Erster Akt.

Lord Hereford, ein Anhänger Yorks, hat mit seinen fünf Söhnen England verlassen auf die Nachricht, daß sich Richard von York, zweiter Sohn Edwards IV., den man schon als Knabe ermordet glaubte, lebend in Brüssel befindet und sein Erbrecht zurückfordert. Die Anerkennung des Prätendenten durch seine Tante, die Herzogin Margaretha von Burgund, durch Frankreich und Portugal und die öffentliche Stimme waren ihm hinreichende Gründe, von Heinrich VII. abzufallen, und seine Befestigungen an seine Hoffnungen zu wagen. Er tritt in den Palast der Margaretha, wo er die Bildnisse der Yorks ausgestellt findet; er setzt sich nun, auf einem Boden zu seyn, wo er seine Neigung zu dem Hause York frei bekennen dürfe.

Lord Stanley, Vorkämmerer Heinrichs VII. am Hofe der Margaretha, tritt ihm hier entgegen und sucht umsonst ihm die Augen über den gespielten Verrug zu öffnen. Beide gerathen in Hige. Und der Streit der zwei Rosen erneuert sich in der Vorhalle der Margaretha.

Der Bischof von Overn, vertrauter Rath der Herzogin, kommt dazu und bringt sie auseinander. Er rühmt die Pietät der Herzogin gegen ihre unterdrückte Partei und ihre schadloßen Verwandten und spricht dasjenige aus, wofür Margaretha gern gehalten seyn möchte.

Bürger und Bürgerfrauen von Brüssel erfüllen die Vorhalle, um die Herzogin mit dem Prinzen von York zu erwarten. Stanley schildert ihre Verblendung: sie gerathen aber durch die Schmähungen, die er gegen ihren angebeteten Prinzen ausstößt, in eine solche Wuth, daß sie ihn zu zerreißen drohen. Man hört Trompeten, welche die Ankunft des York verkünden.

Richard tritt zwischen sie, rettet den Abgesandten, haranguiert das Volk und bringt es zur Ruhe. Während er spricht, tritt Margaretha mit dem Prinzen von Gothland, der Prinzessin von Bretagne und andern Großen ein. — Hereford wird von dem Anblick Richards hungerissen, überzeugt und überwältigt. Er wirft sich vor ihm nieder und huldigt ihm als dem Sohn seines

Adriana. Margaretha nimmt nun das Wort und erklärt sich über ihren Neffen mit der Zärtlichkeit der mütterlichen Verwandtin. — Sie fordert den Prinzen auf, den Vord wohl aufzunehmen.

Richard umarmt ihn und äußert sich mit Gefühl und zugleich mit fürstlicher Würde. Hereford wird zunehmend von ihm eingenommen und fragt jetzt nach seiner Geschichte. —

Richard will answenden.

Die Herzogin übernimmt es, hervorzutragen, indem sie den Richard entschuldigt. —

Nun folgt die Erzählung von Richards fabelhafter Geschichte, welche großen Eindruck macht und öfters von dem Affekt der Zuhörer unterbrochen wird. —

Stanley protestirt noch einmal dagegen und gebt ab, ohne Glauben zu finden. Richards edle Erklärung lösch den Eindruck seiner Worte aus.

Hereford verstärkt seine Versicherungen und verspricht dem Herzog Richard einen zunehmenden Anhang in England. Richard erinnert sich mit Nüchternheit an seine vorige Unbekanntschaft mit sich selbst und vergleicht seinen sorglosen Zustand mit seiner jetzigen Lage. — Es ist eine schwere Pflicht und kein Glück, daß er seine Rechte bekämpfen muß. Er scheint sich noch einmal zu bedenken und es der Herzogin zu bedenken zu geben, ob er das blutige Kampfspiel unternehmen soll, welches den Frieden zweier Länder zerstört.

Sie erinnert ihn dazu, wie schwer ihr auch die Trennung von ihm werde und der Gefahr, ihn den Zufällen des Krieges auszuliefern. — Lebhaftige Vergengungen ihrer Zärtlichkeit. —

Jetzt spricht sie von dem zweifachen Anliegen ihres Herzens, der Restitution ihres Neffen und der Vermählung Melaisens, welche nächstens mit dem Prinzen von Gorkland soll gefeiert werden.

Prinz Erich von Gorkland bleibt allein mit der Prinzessin von Vestaque zurück und brodet über die vorhergegangene Scene. Melaide ist noch in einer großen Gemüthsbewegung und zeigt ihre Unzufriedenheit über Erichs kühllose Kälte. Er verhetzt sie und spricht von dem Prinzen von York mit Verachtung. Sie nimmt mit Lebhaftigkeit Warbecks Partei, an dessen Wahrhaftigkeit sie nicht zweifelt, und stellt wissen ihm und Erich eine dem Vergern nachtheilige Vergleichung an. Ihre Zärtlichkeit für den verachteten Verräth verräth sich. Erich demonstirt ihr aus Warbecks Benehmen, daß jener kein Fürst seyn könne, und führt solche Beweise an, welche seine eigenen gemeinen Begriffe von einem Fürsten verrathen. Melaide verbirgt ihre Verachtung gegen ihn nicht und setzt ihn aufs Tiefste neben dem vorläufigen Prinzen herab.

Erich hat wohl bemerkt, daß Melaide für diesen Zärtlichkeit empfindet, aber seine Schamtreue ist größer, als seine Gütersucht; er läßt ein Vergnügen daran, daß jene Weiden sich hoffnungslos lieben, er selbst aber die Prinzessin besüßen warte. Der Beiß, meint er, mache es aus, und es gibt ihm einen süßen Genuß, dem Warbeck, den er haßt die Geliebte zu entreißen.

Melaide spricht in einem Monolog ihre Liebe, ihr Mitleid mit Warbeck und ihren Schmerz über ihre eigene Lage am Hofe der Margaretha aus. Sie findet eine Aehnlichkeit in Richards und ihrem eigenen Schicksale: Beide leben von der Gnade einer stolzen, gebietenden Verwandtin und sind hilflose Opfer der Gewalt.

Zweiter Akt.

Der erste Akt zeigte Warbeck in seinem öffentlichen Verhältniß; jetzt erblickt man ihn in seinem innern. Die glänzende Hülle fällt; man sieht ihn von den eigenen Dienern, welche Margaretha ihm zugegeben hatte, vernachlässigt und unwürdig behandelt. Einige zweifeln an seiner Person und verachten ihn bezweigen; Andere, die an seine Person glauben, begegnen ihm mit Geringschätzung, weil er arm ist und von der Gnade seiner Anverwandtin lebt. Das doppelte Glend eines Verräthers, der die Rolle des Fürsten spielt, und eines wirklichen Prinzen, der ohne Mittel ist, häuft sich auf seinem Haupte zusammen. Er leidet Mangel an dem Nothwendigen und vermißt in seinem fürstlichen Stande sogar das Glück und den Ueberfluß seines vorigen Privatstandes.

Warbeck spielt seine Rolle mit einem gefesteten Grund, mit einer gewissen Gravität und mit eigenem Glauben. Solange er den Richard vernimmt, ist er Richard; er ist es auch gewissermaßen für sich selbst, ja sogar zum Theil für die Mittheiler des Betrugs. Dieser Schein darf allerdings nichts Kommerciantisches haben; es muß mehr ein Amt seyn, das er bekleidet, und mit dem er sich identifiziert, als eine Maske, die er vernimmt. Nachdem der erste Schritt gethan ist, hat er seine vorige Person ganz weggeworfen. Alle Schritte, die aus dem ersten hießer, hat er mit seinem ersten Entschlusse adoptirt, nur er trägt über das Einzelne nicht mehr, nachdem er das Ganze einmal auf sich genommen hat. Eine gewisse vertrocknete Dunkelheit, die er über sich selbst und seine Rolle hat, ein Uberglaube, eine Art von Wahnsinn hirt seine Moralität retten. Oben Das, was ihn in den Augen der Herzogin zu einem Rasenden macht, dient ihm zur Entschuldigung.

Er darf nie klagen, als zuletzt, wenn die Liebe ihn aufgelöst hat. Klänkungen erleidet er mit verbittertem Muth, und Gutes that er mit netter Größe und einer gewissen Trockenheit, nicht sentimentalisch, sondern realistisch, aus einer gewissen Grandezza, aus Natur und ohne Reflexion.

Es muß fühlbar gemacht werden, wie natürlich es ist, daß in dem Herzen der Prinzessin sich ein liebreicher Antheil an dem verachteten Richard einfindet und dort zur vollen Reife wächst — eine Wirkung des Betrugs, an die man nicht dachte, und die doch so nahe lag. Gut traglich, wie ein schönes Gemüth durch die menschliche Empfindung in ein unglückliches Verhältniß verwickelt wird, wie sich da, wo man nur Verderbliches säet, ein schönes Leben bildet.

Die Prinzessin ist ein einfaches Mädchen ohne alles Künstliche — ihre Geburt und ihr Stand erheben sie nur als hindernde Schranken, die ihrer schönen Natur widerstreben. Die Größe hat für sie keinen Reiz; sie hat allein Sinn für das Glück des Herzens, und nur dadurch erinnert sie an ihre Geburt, daß sie mit einer gewissen Gratulation von dem einfachen Stande spricht, der ihr darum eben, weil er außer ihr ist, weil sie ihn aus der Ferne anschaut, poetischer vorkommt.

Melaide beschäftigt sich mehr mit ihrer Liebe zu Warbeck, als mit der seinigen zu ihr. Sie ist von einer resignirten Natur, ein Schlachtopfer erzogen. Ihre Hoffnungen zu dem Gekochten zu erheben, waßt sie nicht; sie beneidet nur die Glückliche, die ihn einmal besüßen soll.

Er muß eine reiche oder mächtige Königs-tochter heirathen; aber sie ist eine arme Waise, die nur von der Gnade ihrer Verwandtin lebt.

Warbeck, eine nach Selbstständigkeit strebende Natur, ist in der Gewalt eines falschen, gebieterischen, mächtigen, unversöhnlichen Weibes, wie eines bösen Geistes. Er hat sich ihr verkauft: sein Verhältniß zu ihr ist erniedrigend und tödtend für ihn, und umsonst wendet er Alles an, es zu veredeln. Sie sieht in ihm ewig nur ihr Werkzeug, den falschen York, den Verräther, und ihre Forderungen an ihn sind durchaus ohne Tactgefühl, ohne alle Rücksicht auf sein eigenes Ehrgefühl. Umsonst will er empor streben; immer wird er von ihr an das schändliche Verhältniß erinnert, das er so gern vergessen möchte, ja, das er vergessen haben muß, um seine Rolle gut zu spielen. Öffentlich ehrt, liebt sie ihn, in'sgeheim macht sie seine Tyrannin. Sie befehlt ihm und verbietet ihm, was er öffentlich wollen und nicht wollen soll; öffentlich thut sie, als ob seine Wünsche Befehle für sie wären, und redet ihm zu, Das zu thun, was sie ihm streng verboten hat. Wehe ihm, wenn er sich eigenmächtig etwas herausnehmen wollte! Dennoch thut er es zuweilen: daher ihre Ungnade und Abneigung.

Adelaide kennt Warbecks eingeschränkte Lage und sucht sie zu verbessern. Ob er gleich das Geschenk ihrer Großmuth nicht annimmt, so macht ihn doch der Beweis ihrer Liebe glücklich.

Griech sucht einen kostbaren Anschlag gegen Warbeck auszuüben, um ihn zu beschwören. Er braucht einen verworfenen Menschen, dessen Ansehen für Warbeck äußerlich demüthigend sind. Warbeck benimmt sich fest und edel. Der Verrug wird entdeckt, und Griech beschämt.

Die Herzogin ist von diesem Vorfall durch Belmont auf der Stelle unterrichtet worden und kommt selbst, die beiden Prinzen mit einander auszuüben. Sie will, daß Warbeck dem Feind seine Hand biete, und, da jener sich weigert, so gibt sie ihm zu verstehen, daß sie es so haben wolle. Sie legt einen Nachdruck darauf, daß Griech ein Prinz sey, und läßt den Warbeck, wiewohl auf eine nur ihm allein bewerkende Art, seine Abhängigkeit von ihr, seine Nützlichkeit fühlen.

Ein abenteuerlicher Abgesandter kommt im Namen Edwards von Clarence, um sich eine Sauergarde nach Brüssel zu erbitten, damit er sich der Herzogin, seiner Taute, vorstellen und die Beweise seiner Gehurt beibringen dürfe. Er sey aus dem Tower zu London entflohen und komme, seine Ansprache an den englischen Thron geltend zu machen. Margaretha zweifelt seinen Augenblick an der Verrätherei; aber es trifft mit ihren Zwecken zusammen, sie zu begünstigen. Sie zeigt sich daher geneigt, die Hand zu bieten; aber Warbeck redet mit Heftigkeit dagegen. Margaretha weist ihn, auf die ihr eigene gebieterische Art, in seine Schranken zurück und läßt ihn fühlen, daß er hier keine Stimme habe. Warbeck muß schweigen; aber er geht ab mit der Erklärung, daß er es mit dem Prinzen von Clarence durch das Schwert ausmachen werde.

Margaretha ist nun mit Belmont allein und bemerkt mit stolzem Unwillen, daß Warbeck anfangs, sich gegen sie etwas herauszunehmen. Sie hat schon längst eine Abneigung gegen ihn gehabt; nun fangen seine Annäherungen an, ihren Haß zu erregen. Sie findet

ihn nicht nur nicht unterwürfig genug; der Verrug selbst, den sie durch ihn spielt, ist ihr lästig, und seine Existenz als York, als ihr Nefse, beschämt ihren Fürstenthum.

In dieser ungünstigen Stimmung findet sie Adelaide, welche in großer Bewegung kommt, sie zu bitten, daß sie von den Bewerbungen des Prinzen von G. befreit werden möchte. Adelaide verräth zugleich ihr zärtliches Interesse für Warbeck und bringt dadurch die schon erkrankte Herzogin noch mehr gegen diesen auf. Sie wird mit Härte von ihr entlassen und erhält den Befehl, an den Leibern nicht mehr zu denken und jenen als ihren Gemahl anzusehen. Die Hochzeit wird aufs Schnellste beschloffen, und Adelaide sieht sich in der heftigsten Bedrängniß.

Dritter Akt.

Ein offener Plag, Thron für die Herzogin, Schranken sind errichtet, Anstalten zu einem gerichtlichen Zweikampfe. Zuschauer erfüllen den Hintergrund der Scene.

Edward Plantagenet läßt sich von einem der Anwesenden erzählen, was diese Anstalten bedeuten. — Erpostrien von Simmels und Warbecks Rechtsandel, der durch einen gerichtlichen Zweikampf entschieden werden soll. Edward vernimmt diesen Bericht mit dem höchsten Grauen, und seine Ängste, die zugleich eine tiefe Unwissenheit des Menschen und das größte Interesse für diese Angelegenheit verrathen, erregen die Verwunderung des Andern.

Der englische Botschafter ist auch zugegen, und der seltsame Jüngling hat schnell seine ganze Aufmerksamkeit erregt. Er scheint ihn zu kennen und zu erschrecken.

Simmel zeigt sich mit seinem Anhang und haranguiert das Volk. Er spricht von seinem Geschlecht, seiner Aucht aus dem Tower, und die Menge theilt sich über ihn in zwei Parteien. Der englische Botschafter macht sich an Edward und sucht ihn auszuweisen; aber er findet ihn höchst schüchtern und misstrauisch und bestärkt sich eben dadurch in seinem Verdachte.

Die Herzogin kommt mit ihrem Hofe; Griech, Adelaide und Warbeck begleiten sie; Trompeten ertönen, und Margaretha setzt sich auf den Thron.

Unterdessen hat Warbeck eine kurze Scene mit Adelaide, worin diese ihren Unwillen und Schmerz über die bevorstehende unwürdige Scene, Warbeck aber seinen leichten Muth über den Kampf zu erkennen gibt.

Ein Herold tritt auf, und, nachdem er die Veranlassung dieser Feindschaft verkündigt hat, ruft er die beiden Kämpfer in die Schranken. Zuerst den Simmel, der sich öffentlich für Edward Plantagenet bekennet und seine Ansprüche vorlegt; darauf den Herzog von York, welcher Simmels Vorgehen für falsch und furchtbar erklärt und bereit ist, Dieses mit seinem Schwerte zu beweisen. Beide Kämpfer beugen sich auf das Urtheil Gottes; man schreitet zu den gewöhnlichen Formalitäten, worauf sich beide entfernen, um in den Schranken zu kämpfen.

Während die üblichen Vorbereitungen gemacht werden, hat der junge Plantagenet durch seine große Gemüthsbewegung und durch seine rührende Gestalt die Aufmerksamkeit der Herzogin und der Prinzessin erregt.

Jene fragt nach ihm; er gibt einige sinnvolle Antworten und zeigt etwas Leidenschaftliches in seinem Benehmen gegen die Herzogin. Ehe sie Zeit hat, ihre Neugierde wegen des interessanten Jünglings zu befriedigen, ertönen die Trompeten, welche das Signal zum Kampfe geben.

Der Kampf. — Einmhel wird überwunden und fällt. — Alles steht auf; die Schranken werden eingebrochen; das Volk dringt schreulend hinzu. Einmhel bekümmert sterbend seinen Verrug und die Anführer; er erkennt den Warbeck für den echten York und bittet ihn um Verzeihung. Freunde des Volks.

Warbeck, als Sieger und anerkannter Herzog, ergreift diesen Augenblick, der Prinzessin öffentlich seine Liebe zu erklären und die Herzogin um ihre Einwilligung zu bitten.

Die englischen Lords legen sich darein und unterstützen seine Bitte. Erich wüthet, die Herzogin knirscht vor Zorn, ruft die Prinzessin hinweg und geht ab mit wüthenden Blicken.

Nest sammeln sich die Lords um ihren Herzog, schwören ihm Treue und Weisand und begleiten ihn im Triumph nach Hause.

Plantagenet allein fühlt sich verlassen, seine Persönlichkeit verloren, ohne Stütze, hat nichts für sich, als sein Recht. Er entschließt sich dennoch, sich der Herzogin zu nähern. Stanley tritt zu ihm und versucht, ihn hinweg zu ängstigen.

Vierter Akt.

Die Herzogin kommt voll Zorn und Gift nach Hause. Ihr Haß gegen Warbeck ist durch sein Glück und seine Kühnheit gestiegen; die erhaltene Nachricht von der Entführung des echten Plantagenet aus dem Tower macht ihr den Betrüger entbehrlich; sie ist entschlossen, ihn fallen zu lassen, und fängt gleich damit an, daß sie der Prinzessin, welche ihr nachgefolgt ist, mit Härte verbietet, an ihn zu denken, und sogar einen Zweifel über seine Person erregt. Warbeck läßt sich melden; sie schickt die Prinzessin, welche zu bleiben bittet, in Thränen von sich.

Warbeck und die Herzogin. Warbeck, kühn gemacht durch sein Glück und auf seinen Anhang bauend, zugleich durch seine Liebe erhoben und entschlossen, seine blöherige unerträgliche Lage zu ensigen, nimmt gegen die Herzogin einen muthigen Ton an und waagt es, sie wegen ihres widersprechenden Betragens gegen ihn zur Rede zu setzen. Sie ermahnt über seine Treulosigkeit und begegnet ihm mit der tiefsten Verachtung. Je mehr sie ihn zu erniedrigen sucht, desto mehr Selbstständigkeit setzt er ihr entgegen. — Er bezieht sich darauf, daß sie es gewesen, die ihn aus seinem Privatstand, wo er glücklich war, auf diesen Platz gestellt, daß sie verpflichtet sey, ihn zu halten, daß sie sein Recht habe, mit seinem Glück zu spielen.

Ihre Antworten zeigen ihren fühllosen Hordenstolz, ihre kalte egoistische Seele; sie hat sich nie um sein Glück gekümmert, er ist ihr bloß das Werkzeug ihrer Pläne gewesen, das sie wegwirft, sobald es unnütz wird. Aber dieses Werkzeug ist selbstständig, und eben Das, was ihn fähig machte, den Büsten zu spielen, gibt ihm

die Kraft, sich einer schmerzlichen Abhängigkeit zu entziehen. Endlich sieht sich die Herzogin genöthigt, ihre innere Wuth zu verbergen, und verläßt ihn, scheinbar versöhnt, aber Rache und Grimm in ihrem Herzen.

Die Prinzessin wird durch die Furcht vor einer verhassten Verbindung, und weil sie alle Hoffnung aufgibt, etwas von der Güte der Herzogin zu erhalten, dem Verräther gewaltsam in die Arme getrieben. Im vollen Vertrauen auf seine Person kommt sie und schlägt ihm selbst die Entführung vor. Sie zeigt ihm ihre ganze Zärtlichkeit und überläßt sich verdachtlos seiner Ehre und Liebe. Sie nennt ihn den Grafen Rildare, einen ehrwürdigen Greis und alten Freund des Yorkischen Hauses; zu dem wollten sie miteinander fliehen. Sie übergibt ihm Alles, was sie von Kostbarkeiten besitzt. Je mehr Vertrauen sie ihm zeigt, desto qualvoller fühlt er seine Verrätherie; er darf ihre dargebotene Hand nicht annehmen und noch weniger das Geständniß der Wahrheit wagen; sein Kampf ist fürchterlich; er verläßt sie in Verzweiflung.

Sie bleibt verwundert über sein Betragen zurück und macht sich Vorwürfe, daß sie vielleicht zu weit gegangen sey, entschuldigt sich mit der Gefahr, mit ihrer Liebe.

Plantagenet tritt auf, schüchtern und erschrocken sich umhiehend und den theuren Familienboden mit schwerlicher Nührung begründend. Er erblickt die Yorkischen Familienbilder, kniet davor nieder und weint über sein Geschlecht und sein eigenes Schicksal.

Warbeck kommt zurück, entschlossen, der Prinzessin Alles zu sagen. Er erblickt den kühnen Plantagenet, erkannt, firtet ihn, läßt sich mit ihm ins Gepräch ein; was er hört, was er sieht, vermehrt seinen Schrecken und sein Gishannen.

Endlich zweifelt er nicht mehr, daß er den wahren York vor sich habe. Plantagenet entfernt sich mit einer edeln und bedeutenden Neugierung und läßt ihn schreckenvoll zurück.

Er hat kaum angefangen, seine Abnung und seine Furcht auszusprechen, als der englische Vorkschafter eintritt und ein Gepräch mit ihm verlangt. Dieser bestätigt ihm augenblicklich seine Abnung und trägt ihm einen Vergleich mit dem englischen König an, wenn er den rechten York aus dem Wege schaffen helte. Beide haben ein gemeinschaftliches Interesse, den wahren York zu verderben. Warbeck fühlt die ganze Gefahr seiner Situation; doch sein Haß gegen Lancaster und seine bessere Natur siegen, und er schickt den Vorkschafter fort.

Ab er gehandelt muß werden. Der rechtmäßige York ist da, er kann zurückfordern, was sein ist; die Herzogin wird eilen, ihn anzuerkennen und dem falschen York sein Theaterkleid abzunehmen; Alles ist auf dem Spiel; die Prinzessin ist verloren, wenn der rechte York nicht entfernt wird. Jetzt fühlt der Unglückliche, daß ein Verrug nur durch eine Reihe von Verbrechen behauptet werden kann; er verwünscht seinen ersten Schritt; er wünscht, daß er nie geboren wäre.

Die Herzogin kommt mit ihrem Rath. Man erzählt, daß der Graf Rildare auf dem Wege nach Brüssel sey, daß er dort den jungen Plantagenet zu finden hoffe, der ihm Nachricht gegeben, er eile dorthin. Die Herzogin ist zugleich erfreut und verlegen über seine Ankunft,

verlegen wegen Warbeck, doch sie ist fest entschlossen, diesen aufzuopfern, sobald der rechte Plantagenet sich gefunden. Aber wo ist er denn, dieser theure Neffe? Rildare schreibt, er sey geraden Wegs nach Brüssel, so könnte er schon da seyn. — Sie erinnert sich des Jünglings — ein Tuch wird auf dem Boden bemerkt — Sie erkennt es für dasselbe, welches sie dem Eduard vor vor neun Jahren geschenkt — Sie fragt voll Erstaunen, wer in das Zimmer gekommen. Man antwortet ihr: Niemand als Warbeck. Es durchfährt sie wie ein Blitz. Sie sendet nach dem unbekannten Jüngling, nach Warbeck.

Fünfter Akt.

Herzogin. Ihr Rath. Prinzessin. Lords. Vergeblich sind alle Nachforschungen nach Eduard, er ist nirgends zu finden. Die Herzogin hat einen gräßlichen Argwohn. Sie schickt nach Warbeck.

Erich und der Botschafter erzählen von einem Mord, der geschehen seyn müßte; sie hätten um Hülfe schreien hören; wie sie herbeigeeilt, sey Blut auf dem Boden gewesen. Die Herzogin und Prinzessin in der größten Bewegung.

Warbeck kommt. Herzogin empfängt ihn mit den Worten: Wo ist mein Neffe? Wo habt Ihr ihn hingeschafft? Wie er flucht, nennt sie ihn gerade heraus einen Mörder. Auf dieses Wort gerathen alle Lords in Bewegung. Sie wiederholt es heftiger. Jene machen ihr Vorwürfe, daß sie den Herzog, ihren Neffen, einer so schrecklichen That beschuldige. Jetzt entreißt der Zorn ihr das Geheimniß. Herzog, sagt sie, ein Vork! Er mein Neffe! — und erzählt den ganzen Betrug mit wenigen Worten. Die Prinzessin warnt, will fliehen; Warbeck will zu ihr treten. Die Prinzessin stürzt der Herzogin in die Arme. Warbeck will sich an die Lords wenden; sie treten mit Abscheu zurück. In diesem Augenblick wird der gesüchtete Graf Rildare angemeldet. Die Herzogin sagt: „Er kommt zur rechten Zeit. Ich habe seine Ankunft nie gewünscht. Jetzt ist sie mir willkommen. Er kennt meine Neffen, er hat ihre Kindheit erzogen.“ — Sie wendet sich zu Warbeck: „Verbirg dich, wenn du kannst! Sieh zu, ob du dich gegen diesen Zeugen behaupten wirst.“

Rildare tritt herein, Warbeck steht am Meisten von ihm entfernt und hat das Gesicht zu Boden geschlagen. — Die Herzogin geht ihm entgegen. „Ihr kommt, einen Vork zu umarmen; unglücklicher Mann, Ihr findet keinen,“ u. s. w. Er: Rildare noch antwortet, sieht er sich im Kreis um und bemerkt den Warbeck. Er tritt näher, flucht, flamm, ruft: Was seh' ich! Warbeck richtet sich bei diesen Worten auf, sieht dem Grafen ins Gesicht und ruft: Mein Vater! — Rildare ruft ebenfalls: Mein Sohn! — Sein Sohn? — wiederholen Alle. Warbeck eilt an die Brust seines Vaters. Rildare steht voll Erstaunen, weiß nicht, was er dazu sagen soll. Er bittet die Umstehenden, ihn einen Augenblick mit Warbeck allein zu lassen. Man thut es aus Achtung gegen ihn; zugleich wird gemeldet, daß man zwei Mörder eingebracht habe; die Herzogin eilt ab, sie zu vernehmen.

Warbeck bleibt mit Rildare, der noch voll Erstaunen ist, in dem vermeinten Vork seinen Sohn zu finden. Warbeck erzählt ihm in kurzen Worten Alles; Rildare apostrophirt die Vorsicht und preist ihre Wege. Er

erklärt dem Warbeck, daß er nicht sein Sohn sey — daß er den Namen geraubt, der ihm wirklich gebühre. Er sey ein natürlicher Sohn Eduards IV, ein geborner Vork. Das Räthsel seiner dunkeln Gefühle löst sich ihm; das Räthsel seines Schicksals entwirrt sich auf Einmal. In einer unendlichen Freudenzeit wirft er die ganze Last seiner bisherigen Qualen ab; er bittet den Rildare, ihn einen Augenblick weggehen zu lassen.

Rildare und die Lords. Sie sind in Verzweiflung über den gespielten Betrug und beklagen ihre verlorne Existenz, ihre zerstörte Hoffnung.

Indem erscheint Warbeck, den Plantagenet an der Hand führend. Alle erstaunen; Rildare erkennt den jungen Prinzen; dieser weiß nicht, wie ihm geschieht, bis Warbeck das ganze Geheimniß löst und damit endigt, dem Plantagenet als seinem Herrn zu huldigen und ihn als seinen Vetter, zu umarmen. Warbeck hat den Plantagenet vor dem Vorkischen Monumente schlafend gefunden und ihn von zwei Mördern gerettet, die im Begriff waren, ihn zu tödten. Freude der Lords, Edelmuth des Plantagenet.

Herzogin kommt zu dieser Scene, sie umarmt ihren Neffen und schließt ihn an ihr Herz. Die Lords verlangen, daß sie gegen Warbeck ein Gleiches thue. — Erste Erklärung Warbecks, der als ihr Neffe zu ihren Füßen fällt — Sie ist gerührt, sie ist gütig und zeigt es dadurch, daß sie geht, um die Prinzessin abzuholen.

Zwischenhandlung, solange sie weg ist. Erich und des Botschafters Mordanschlag kommt ans Licht; ihnen wird verziehen, und sie stehen beschämt da. Warbeck zeigt sich dem Botschafter in der Stellung, wie er den Plantagenet umarmt, und schickt ihn zu seinem König mit der Erklärung, daß sie Beide gemeinschaftlich ihre Rechte an den Thron geltend machen wollten.

Die Herzogin kommt mit der Prinzessin zurück. Schluß.

Fragmente

aus den

ersten Scenen des ersten Akts.

Hof der Herzogin Margaretha zu Brüssel. Eine große Halle

Erster Antritt.

Graf Heresford mit seinen fünf Söhnen tritt auf. Sir William Stanley steht ihm an der Seite.

Heresford.

Dies ist der heilige Herd, zu dem wir fliehen, Ihr Söhne! Dies der wirthliche Palast, Wo Margaretha, die Beherrscherin Des reichen Niederlands, ein hohes Weib, Der theuren Ahnen denkt, die Freunde schützt Des unterdrückten alten Königsamms Und den Verfolgten eine Zukunft deut. Seht um euch her! Gleich freundlichen Penaten Empfangen euch — — — Der edeln Herks erhabene Gestalten. Erkennt ihr sie — — — Die weiße Rose glänzt in ihrer Hand,

Mit diesem Reichen, das wir freudig jetzt
Auf unsre Güte strecken — — —

Stanley und Hereford.

Zweiter Auftritt. Belmont. Die Vorigen.

Belmont.

Haltet Ruhe,
Mylords! Dem Frieden heilig ist dies Haus.

Hereford.

Hinweg mit diesem Sklaven Lancaster!
Ich steh' hierher — — —
Und an der Schwelle gleich muß ein verhaßter
Lancastrier die freche Stirn mir zeigen.

Stanley.

Verräther nenn' ich so, wo ich sie finde.

Belmont.

Nicht weiter, edle Lords — — —
Die hohe Frau, die hier gebietend waltet,

Geduldet hat sie ihren Türkenhof
Zu Brüssel allen kämpfenden Parteien,
Und zu vermitteln ist ihr schönster Ruhm.

Stanley.

Woh! ein willkommener Gast ist Jeder hier,
Der gegen England böse Ränke spinn't.

Belmont.

Sie ist die Schwester zweier Könige
Von York — — —
Und büßreich, wie's den Auserwählten ziemt,
Gedenkt sie ihres (fürlichen) Geschlechts,
Das unterm Mißgeschick der Zeiten fiel.
Wo stünd' es Schutz auf der feindseligen Erde,
Wo stünd', als hier an ihrem fremden Herd?
Doch auch dem Feind' erweist sie sich gerecht,
Und in dem Haupte dieses edeln Lords
Ehrt sie den Abgesandten — — —

Vierter Auftritt.

Hereford.

Kommt, meine Söhne! Kommet alle! Kommt!
Mir spricht es laut im innern Eingeweide,
Er ist es! Das sind König Eduards Züge,

Das ist das edle Antlitz meines Herrn,
Auch seiner Stimme Klang erkenn' ich wieder
Sich zu seinen Füßen werfend.

O Richard! Richard, meines Königs Sohn!

Warbeck.

Steht auf, Mylord! Nicht hier ist Euer Platz
Kommt an mein Herz! — — —

Hereford.

Wie entkamet Ihr
Den Wüderhänden? Redet! Wo verbarg Euch
Des Himmels Rettungshand — — —
Um jetzt auf Einmal in der rechten Stunde
Uns vielwillkommen zu erscheinen?

Warbeck.

— — — Jetzt nicht — Laßt mich
Den Schleier ziehen über das Verborgene.
Es ist vorüber — ich bin unter euch —
Ich sehe von den Meinigen mich umgeben.
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.

Margaretha.

Richard von Glöster stieg auf Englands Thron;
Des Bruders Söhne schloß der Tower ein.
Das in die Wahrheit, und die Welt will wissen,
Dag Liriel sich mit ihrem Blut besetzt.
Ja, selbst den Tod bezeichn't das Geächtet,
Der ihr Gebein verwahren soll — — —
Doch Nacht und undurchdringliches Geheimniß
Bedeckte jenes furchtbare Geheiß
Im Tower — — — war die letzte Belagerung
Hat jetzt den Schleier davon weggewogen.
Wahr ist's, der Mörder Liriel ward geschickt,
Die Prinzen zu ermerden; einen Nacht-
Befehl vom König Richard leit' er auf;
Der Prinz von Wallis fiel durch seinen Tod.
Den Bruder stellte glühendes Schicksal trennen;
Doch sey's, daß das Gewissen des Barbaren
Erwachte, daß des Mordes während kleben
Sein euer'n Herz im Wahn wankend machte — — —
Er übte einen ungewissen Streich,
Und, gränzend vor der mörderischen That,
Entfloh er

III.

Die Malteser.

Malta ist von der ganzen Macht Solimans belagert,
Dem Orden den Untergang schwur. Mit den türki-
schen Weichlobabern Mustapha und Piali sind die Gor-
aren Muzziaty und Tragut und die Algerier Hascem
und Chaoelissa vereinigt. Die Flotte der Turken liegt
vor den beiden Seehäfen, und, ohne eine Schlacht mit
ihnen zu wagen, kann kein Entsatz auf die Insel gebracht
werden. Zu Lande haben die Feinde das Fort St.
Elmo ausgegraben und schon große Vortheile darüber

gewonnen. Der Befehl dieses Raths macht sie zu Herren
der zwei Seehäfen und setzt sie in Stand, St. Angelo,
St. Michael und St. Vorgo mit Success anzugreifen,
in welchen Plätzen die ganze Stärke des Ordens ent-
halten ist.

Va Valette ist Großmeister zu Malta. Er hat den
Angriff der Türken erwartet und sich darauf bereitet.
Die Ritter sind nach der Insel berufen worden und
in großer Anzahl darauf erschienen. Außer ihnen sind

noch gegen zehntausend Soldaten vorhanden; es fehlt nicht an Kriegs- und Mundvorrath, und die Festungswerke sind in gutem Stande. Aber gleichwohl ist auf einen Entsatz von Sicilien aus gerechnet, weil die Feinde durch ihre Menge und Beharrlichkeit die Werke zu Grunde richten und die Mannschaft aufreiben müssen.

La Valette hat alle Ursache, von Sicilien Hülfe zu hoffen, da der Untergang von Malta die Staaten des Königs von Spanien in die größte Gefahr setzen würde. Philipp der Zweite hat ihm daher auch alle Unterstützung zugesagt und seinem Vicekönig in Sicilien deshalb Befehle gegeben. Eine Flotte liegt ausgerüstet in den Häfen dieser Insel; viele Ritter und andere Krieger sind herbeigeströmt, sich nach Malta einschiffen zu lassen; die Geschützträger des Großmeisters sind bei dem spanischen Vicekönig unermüdet, um das Auslaufen dieser Flotte zu beschleunigen.

Aber die spanische Politik ist viel zu eigennützig, um an diese große Sache etwas Großes zu wagen. Die Macht der Türken schreckt die Spanier, und sie suchen Zeit zu gewinnen, bis diese Feinde geschwächt sind. Dies hoffen sie von dem Widerstand des Ordens bei der Tapferkeit seiner Ritter und erwarten alsdann entweder die Aufhebung der Belagerung oder einen leichtern Sieg. Ob der Orden dabei seine Kräfte zusetzt, ist ihnen gleichgültig; nur ganz untergehen soll er nicht. Der Vicekönig von Sicilien verspricht also von Zeit zu Zeit Hülfe, aber er leistet nichts.

Unterdessen wird das Fort St. Elmo von dem Feinde immer heftiger bedrängt. Es ist an sich selbst, wegen des engen Raums, auf welchem nicht Werke genug angebracht werden konnten, kein sehr haltbarer Platz und fast wenige Mannkraft. Die Türken haben schon einige Augenwerke im Besitz; ihr Geschütz beherbergt die Wälle, und es sind schon bedeutende Breschen geschaffen. Die Besatzung wird durch die Werke nicht beschützt und ist bei aller ihrer Tapferkeit ein leichter Raub des feindlichen Geschüßes.

Unter diesen Umständen suchen die Ritter, denen dieser Posten anvertraut ist, bei dem Großmeister an, sich an einen haltbarern Ort zurückziehen zu dürfen, weil keine Hoffnung sey, Elmo zu behaupten. Auch die übrigen Ritter stellen dem Großmeister vor, daß er die Elmo'schen Ritter ohne Augen aufopere, daß es nicht gut sey, die Kraft des Ordens durch festgesetzte Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes nach und nach zu schwächen, daß es besser seyn würde, die ganze Stärke an dem Hauptort zu concentriren.

Diese Gründe sind sehr scheinbar, aber der Großmeister denkt ganz anders. Ob er selbst gleich überzeugt ist, daß St. Elmo nicht behauptet werden kann, und die Ritter schmerzlich beklagt, die dabei aufgeopfert werden, so halten ihn doch zwei Gründe ab, den Platz preiszugeben. Erstlich liegt Alles daran, daß sich St. Elmo so lange als möglich halte, um der sicilischen Hülfsflotte Zeit zu verschaffen, heranzukommen. Denn, ist jenes Fort in den Händen des Feindes, so kann dieser beide Seehäfen verschließen, und der Entsatz ist schwerer. Auch würden die Spanier alsdann, wie sie gedroht haben, zurücksegneln. Zweitens muß die Macht der Türken physisch und moralisch geschwächt werden, wenn sie St. Elmo im Sturz zu erobern genöthigt sind. Ihr Verlust bei dieser Unternehmung erdwert ihnen die ferneren Angriffe des Hauptorts, und ein solches Beispiel verweisselter Gegenwehr gibt ihnen einen so hohen Begriff von der christlichen Tapferkeit, daß sie an der Gewissheit des Siegs zu zweifeln anfangen und zu neuen Kämpfen weniger bereit sind.

Der Großmeister hat also überwiegende Gründe, einen Theil seiner Ritter, die Vertheidiger des Forts

St. Elmo, der Wohlfahrt des Ganzen aufzuopfern. Ein solches Verfahren streitet nicht mit den Gesetzen des Ordens, da jeder Ritter sich bei der Aufnahme anheischig gemacht hat, sein Leben mit blindem Gehorsam für die Religion hinzugeben. Aber zur Unterwerfung unter ein so strenges Gesetz gehört der reine Geist des Ordens, weil eine solche That von innen heraus geschehen muß und nicht durch äußere Gewalt kann erzwungen werden.

Aber dieser reine Ordensgeist, der in diesem Augenblick so nothwendig ist, fehlt. Kühn und tapfer sind die Ritter, aber sie wollen es auf ihre eigene Weise seyn und sich nicht mit blinder Resignation dem Gesetz unterwerfen. Der Augenblick fordert einen geistlichen Sinn, und ihr Sinn ist weltlich. Sie sind von ihrem ursprünglichen Stiftungsgeist ausgeartet; sie lieben noch andere Dinge als ihre Pflicht; sie sind Helden, aber nicht christliche Helden. Die Liebe, der Reichthum, der Ehrgeiz, der Nationalstolz und ähnliche Triebfedern bewegen ihre Herzen.

Die Unordnungen im Orden haben im Moment der Belagerung ihren höchsten Gipfel erreicht. Viele Ritter überlassen sich offenbar ihren Ausschweifungen und tragen darauf, daß Krieg und Gefahr die Freiheit begünstigen. La Valette war zeither nachsichtig, theils aus liberaler Denkart, theils weil er sich selbst von gewissen Menschlichkeiten nicht frei wußte; aber jetzt zieht er sich genöthigt, den Orden in seiner ersten Reinheit herzustellen und gleichsam neu zu erschaffen.

Fragment der ersten Scene.

Eine offene Halle, die den Prospect nach dem Hafen eröffnet.

Romegas und **Biron** stehen um eine griechische Ölelampe, deren Licht sie geträgt, jener muß sich ihnen bedanken.

Romegas.

Verwehner, halt! Die Sklavin raubst du mir,
Die ich erobert und für mein erklart?

Biron.

Die Freiheit geb' ich ihr. Sie wähle selbst
Den Mann, dem sie am Liebsten folgen mag.

Romegas.

Mein ist sie durch des Kriegers Recht und Brauch;
Auf dem Gefarenschiff gewann ich sie.

Biron.

Den roheerzigen Gebrauch verächte,
Wer freien Herzen zu gefallen will.

Romegas.

Der Frauen Schönheit ist der Preis des Muths.

Biron.

Der Frauen Ehre schützt des Ritters Tegen.

Romegas.

Sanct Elm' vertheidige! Dort ist dein Flag.

Biron.

Dort ist der Kampf und hier des Kampfes Lohn.

Romegas.

Wohl sicher ist es, Weiber hier zu stellen,
Als männlich dort dem Tüfeln widerstehn.

Biron.

Vom heißen Kampf, der auf der Welsche glüht,
Läßt sich's gemächlich hier im Kloster reden.

Romegas.

Gehorche dem Gebietenden! Zurück!

Biron.

Auf deiner Blotte herrsche du, nicht hier!

Romegas.

Das große Kreuz auf dieser Brust verehere!

Biron.

Das Kleine hier bedeckt ein großes Herz.

Romegas.

Ruhmredig ist die Zunge von Provence.

Biron.

Noch schärfer ist das Schwert.

Romegas.

Ritter *kommen herein.*

Recht hat der Spanier — der Uebermuth
Des Provenzalen muß gezüchtigt werden.

Andere Ritter *kommen von der andern Seite*

Drei Klängen gegen eine! — — —

Zu Hülf! zu Hülf! Drei Klängen gegen eine!

Auf den Castiller! Brisch, wacker Bruder!

Wir stehn zu dir. Du hilfst die ganze Zunge.

Ritter.

Zu Boden mit den Provenzalen!

Andere Ritter.

Nieder

Mit den Hispaniern!

Es kommen noch mehrere Ritter von beiden Seiten hinzu. Der Chor tritt auf und trennt die Fechtenden. Er besteht aus sechzehn geistlichen Rittern in ihrer langen Ordenstracht, die in zwei Reihen die übrigen umgeben. Der Chor schilt die Ritter, daß sie sich selbst in diesem Augenblick befänden. Schilderung der drohenden Gefahr und Besorgniß, die auf die äußere Lage des Ordens und seinen innern Zustand sich gründeten. Uebermuth der Ritter, die auf Hülf aus Sicilien rechnen.

La Valette erscheint mit Miranda, einem Abgesandten aus Sicilien. Der Großmeister fordert die Ritter auf, nichts von irdischem Verlaude zu erwarten, sondern dem Himmel und ihrem eigenen Muth zu vertrauen. Miranda erklärt, daß von Spanien versetzt noch nichts zu hoffen sey, daß St. Elmo behauptet werden müsse, wenn die sicilische Flotte erscheinen solle, und daß sie zurückzueilen würde, wenn bei ihrer Ankunft jenes Fort schon in den Händen der Türken wäre. Murren der Ritter über die spanische Politik. Miranda entschließt sich freiwillig, auf der Insel zu bleiben und das Schicksal des Ordens zu theilen.

Ein alter Christensklave wird vom Ritter Montalto zum Großmeister gebracht. Er ist vom türkischen Vesselschaber unter dem Vorwand abgeendet, eine Unterhandlung wegen des Forts St. Elmo anzuknüpfen, aber eigentlich, um mit einem Verräther einen Briefwechsel zu eröffnen. Der Großmeister will von seinem Vertrage zwischen den Rittern und den Ungläubigen hören und droht, jeden künftigen Herold tödten zu lassen. Dem Christensklaven, der sein hartes Schicksal beklagt, wird freigesetzt, in Malta zu bleiben. Er zieht vor, in seine Gefangenenschaft zurückzugehen, weil er überzeugt ist, daß Malta sich nicht halten könne. Ehe er abgeht, läßt er ein Wort von Verrätherie fallen.

Es erscheinen zwei Abgeordnete von der Besatzung in St. Elmo. Diese Besatzung ist nicht von dem Großmeister ausgewählt, sondern ohne sein Rath durch eine gesetzliche Deputation bestimmt worden. Ein zwanzigjähriger Ritter, St. Priest, der von Allen geliebt und vom Großmeister besonders ausgezeichnet wird, gehört zu den Verteidigern von St. Elmo. Er gleicht an Gehalt und Tapferkeit einem jugendlichen Miralao. Er ist eine Geißel der Türken und, so sehr man ihn zu schonen sucht bei jedem Kampfe der Erste. Aber

mitten in Tod und Gefahr bleibt er unverletzt; sein Anblick scheint den Feind zu entwaffnen, oder eine Wache von Engeln ihn zu umgeben. Grequi, ein anderer junger Ritter von heftiger Gemüthsart, wird durch ein leidenschaftliches, aber edles Gefühl an ihn gefesselt. Die Abgeordneten schildern die Lage von St. Elmo, die Fortschritte des Feindes, die Unhaltbarkeit der Besatzung und bitten, der Besatzung zu gestatten, sich auf einen andern Posten zurückzuziehen. Die jüngern Ritter, besonders Grequi, unterstützen dies Gesuch mit Nachdruck; aber der Großmeister schlägt es ab. Er gibt seine Theilnehmung an dem Schicksal der Besatzung deutlich zu erkennen; aber mit Ernst und Bestigkeit erklärt er, St. Elmo müsse behauptet werden, und entfernt sich mit den ältern Rittern.

Murren der jüngern Ritter über den Großmeister. Grequi fragt ängstlich nach St. Priest und hört von den Abgeordneten, wie sehr er vorzüglich der Gefahr ausgesetzt ist. Montalto kommt von der Begleitung des Christensklaven zurück und nährt die Erbitterung gegen den Großmeister durch boshafte Winke über seine Härte und Willkür.

Die Mißvergnügten entfernen sich; der Chor bleibt zurück. Er klagt über den Verfall des Ordens und über Ungerechtigkeit gegen den Großmeister, dessen Verdienste er anerkennt. Erinnerungen aus der Geschichte des Ordens.

La Valette, der Ober. Der Großmeister zeigt sich als Mensch. Er fürchtet, nicht Stärke genug zu haben, auf der Nothwendigkeit zu beharren. Die Aufopferung der tapfern Verteidiger von St. Elmo schmerzt ihn tief. Auch ist er bekümmert über die im Orden eingedrungenen Mißbräuche. Der Ober macht ihm die Folgen seiner Nachsicht bemerklich und erinnert ihn an den Streit über die Griechen. La Valette gesteht seinen Fehler und will Alles versuchen, um eine gänzliche Reform des Ordens zu bewirken. Jene Griechen hat er schon wegzubringen lassen.

Romegas, Biron und die Vorigen. Die beiden Ritter beklagen sich über die Wegführung der Griechen. La Valette erinnert die Ritter an ihr Gelübde. Sie behaupten, der jetzige Zeitpunkt gebe ihnen ein Recht auf Nachsicht. Es zeigt sich ihre wilde Natur, die bei der höchsten Gefahr alle Schranken durchbricht. Den Augenblick wollen sie genießen, da ihnen die nächste Stunde vielleicht nicht mehr gehört. Der Tapfere, dessen man bedarf, glaubt dem Befehle folgen zu können. Der Obermeister spricht zu ihnen mit Ernst als Gebieter und entfernt sich.

Romegas und Biron, aufs Höchste erbittert, vereinigen sich gegen den Großmeister. Romegas hält ihn ohnehin schon für seinen Feind.

Grequi kommt herzu und spricht ohne Schonung über die Härte des Großmeisters. Das Gespräch wird durch Montalto unterbrochen, der neue Abgeordnete von St. Elmo ankündigt. Der Zustand des Forts hat sich sehr verschlimmert; die Türken sind im Besitz eines bedeutenden Außenwerks. Die Besatzung dringt nochmals auf Erlaubniß zum Abzuge oder will dem gewissen Tod in einem Anfall entgegengehen. Unter den Abgeordneten ist St. Priest, durch den man den Großmeister zu gewinnen hoffte. La Valette weicht sich, sie zu sprechen. Diese scheinbare Härte empört die Ritter noch mehr, ob sie wohl eine Wirkung seiner

Weichheit ist, da er sich nicht Festigkeit genug zutraut, um einen Jüngling, der ihn näher angeht, in solchen Verhältnissen zu sehen. St. Priest ist sein natürlicher Sohn; aber Niemand weiß davon, als La Valette selbst.

Die Abgeordneten treten auf, begleitet von mehreren Rittern, die über den Großmeister ihren Unwillen laut werden lassen. St. Priest selbst ist still, aber Grequi überläßt sich dem heftigsten Ausbruche der Leidenschaft. Romegas und Viron stimmen ihm bei. Montalto benützt diesen Moment, die Ritter gegen den Großmeister aufzuklären. Vergebens erinnert sie der Chor mit Nachdruck an ihre Pflicht. Es entsteht ein furchtbarer Bund gegen den Großmeister.

La Valette gibt dem Ingenieur Caspriotto den Auftrag, den Zustand von St. Elmo zu untersuchen.

Der Großmeister hat Verdacht auf Montalto und läßt ihn genau beobachten. Er spricht ihn allein, um ihn mit Eufmuth zu warnen, aber ohne Erfolg. Montalto leugnet beharrlich und dreist und trozt auf seine Würde als Commandeur.

Nach seinem Abgange erscheint St. Priest vor La Valette. Der Jüngling denkt ganz anders, als die übrigen Abgeordneten von St. Elmo. Er wünscht nicht zurückberufen zu werden und kommt jetzt, dem Großmeister mit kindlich offenem Vertrauen die Empörung der Ritter zu entdecken. La Valette verbirgt sein Gefühl mit Mühe. Er spricht noch mit St. Priest als Großmeister und entläßt ihn mit Aufträgen. Begeisterung des Jünglings für seine Pflicht und für das Persönliche des Großmeisters.

Romegas, Viron, Grequi und mehrere ihrer Anhänger treten auf. Sie beginnen mit nachdrücklichen Vorstellungen wegen der Besatzung von St. Elmo, und auf des Großmeisters Weigerung sprechen sie als Empörer. Grequi vergeht sich am Meisten. Auf den Vorwurf, daß La Valette durch seine Hartnäckigkeit den Orden zum Untergang führe, antwortet er, der Orden sey schon untergegangen, sey in in diesem Augenblicke nicht mehr, und nicht durch die Macht des Feindes, sondern durch innern Verfall. Er entfernt sich mit Würde und gebietet den Rittern, seine Befehle zu erwarten.

Die Ritter sind durch die letzte Rede des Großmeisters erschüttert: und einige unter ihnen fangen an, ihr Unrecht einzusehen. Ein Ritter bringt die Nachricht, ein Renegat habe sich mit Aufträgen vom türkischen Veschlehaber gezeigt, ungeachtet La Valette jeden feindlichen Unterhändler mit dem Tode bedroht habe. Bei dem Renegaten habe man Briefe mit großen Versprechungen an Montalto gefunden. Montalto sey zu dem Feinde entflohen. Die Ritter beschließen sich, daß er es war, der am Meisten die Erbitterung gegen den Großmeister nährte.

Miranda, der spanische Oriental, nach ihm die jüngsten Ritter, sodann einige der ältesten Ritter und zuletzt der Chor, treten bewaffnet auf. Ihnen folgt der Großmeister mit Caspriotto. Der Ingenieur erhält Befehl, vor der ganzen Versammlung über den Zustand von St. Elmo seinen Bericht zu erstatten. Er behauptet, daß es noch möglich sey, die Werke von St. Elmo eine Zeitlang zu vertheidigen. Jetzt fragt der Groß-

meister die jüngsten und ältesten Ritter, dann den Chor und Miranda, ob sie unter seiner Anführung diese Vertheidigung übernehmen wollen. Alle sind bereit, und nun bewilligt der Großmeister der Besatzung von St. Elmo den Abzug, entläßt die aufrührerischen Ritter und befiehlt nur dem Romegas, zu bleiben.

La Valette spricht mit ihm als ein Sterbender, der seinen letzten Willen eröffnet. Nur Romegas, der den Orden ins Verderben gestürzt habe, sey im Stande, ihn zu retten. Ihn habe er zu seinem Nachfolger erwählt und die wichtigsten Stimmen für ihn gewonnen. Romegas wird nun auf den Standpunkt eines Türken gestellt, wo er fähig ist zu stehen, und erkennt das Verwerfliche seines zeitigen Betragens. Aeußerst beschämt durch die Großmuth eines Mannes, den er so sehr verkannte, entfernt er sich in der Absicht, durch die That zu zeigen, daß er eines solchen Vertrauens nicht unwerth sey.

St. Priest erscheint, um vom Großmeister Abschied zu nehmen. La Valette ist aus Aeußerste bewegt. Er entdeckt sich als Vater, segnet seinen Sohn und sagt ihm, daß er dem Tode mit ihm auf St. Elmo entgegen gehen werde. Der Chor ist hierbei gegenwärtig.

Romegas tritt auf mit den aufrührerischen Rittern und den Abgeordneten von St. Elmo. Alle bereuen ihr Vergehen, und jeder ist bereit, sich auf St. Elmo für die Erhaltung des Ordens aufzuopfern. Der Chor beschämt die Ritter noch tiefer, indem er ihnen entdeckt, daß St. Priest der Sohn des Großmeisters ist, und daß er ihn eben jetzt dem Tode geweiht hat. La Valette weigert sich anfänglich, von seinem ersten Entschlusse abzugehen, bis er von einer gänzlischen Sinnesänderung der Ritter überzeugt ist. Endlich willigt er ein, daß die Vertheidiger von St. Elmo diesen Posten noch ferner behaupten dürfen, und ergibt sich aus Pflicht in die Nothwendigkeit, sich selbst als Großmeister in dem jetzigen Zeitpunkt dem Orden zu erhalten. Alle drängen in ihn, sich nicht von seinem Sohne zu trennen. Jeder ist bereit, die Stelle des treulichen Jünglings zu vertreten. St. Priest widersetzt sich und bleibt unbeweglich. Die höchste Begeisterung spricht aus ihm. Auch La Valette will von keiner Ausnahme, von keiner persönlichen Rücksicht etwas hören. St. Priest nimmt Abschied vom Großmeister und von Grequi.

Der Chor allein, in der höchsten Würde, begeistert durch Alles, was den Menschen erhebt, Pflichtgefühl, Rittergeist, Religion.

Nachrichten von St. Elmo. — Das Aert wird gestimmt. Grequi ist nach St. Elmo entflohen, um mit dem Freunde zu sterben. — La Valette tritt auf, äußerst bekümmert, aber mit männlichem Ernst. Er fühlt tief, was er aufopfert.

St. Elmo ist erobert. Ein Ordeke, Caffaris, aus einem Geschlechte, das auf dem griechischen Kaiserthron regiert hat, entflieht mit äußerster Lebensgefahr aus dem türkischen Heer, wo er einen hohen Posten besetzte, zu den Maltesern, deren Herrsinnus er bewundert, und an deren Religion ihn die ersten Eindrücke der Jugend fesselte. Er gibt ausführlichen Bericht von den unglaublichen Thaten der Vertheidiger von St. Elmo, von dem ungeheuren Verlust der Türken, von

ihrem Entschien, als sie den Zustand der Festung und die geringe Anzahl ihrer Verteidiger gewahr wurden, von einer besonders wichtigen Einbuße der Feinde in der Person eines ihrer ersten und erfahrensten Befehlshaber, des Beherrschers von Tripoli, Dragut, der bei dieser Belagerung fiel. — Von Montalto's Verrätherie ist nichts weiter zu fürchten. Er ist bei dem Sturme auf St. Priest getroffen und hat seinen Lohn gefunden.

Der Leichnam des St. Priest ist aus den Wällen aufgefunden worden. Er wird gebracht, und die Ritter begleiten ihn in stummer Trauer. La Valette erhebt sich über sich selbst. Er preist die hohe Bestimmung seines verklärten Sohns, sieht in allen Mittern seine Ehre und vertraut fest auf die Kraft des Ordens, die jetzt als unbedingt und unendlich dasiebt. Durch ein großes Opfer ist der Sieg so gut als entschieden, so wie in dem verfluchten Kriege durch den Tod des Leonidas. — Der Erfolg hat diesen Glauben bewährt.

IV.

Die Kinder des Hauses.

Vor Erinnerung.

Die Idee eines dramatischen Gemäldes von der Polizei in Paris unter Ludwig XIV. hat Schillern einst Zeit verschänkt. Ueber dem bunten Gewühl der mannigfaltigen Gestalten einer Pariser Welt sollte die Polizei gleich einem Wesen höherer Art emporstehen, dessen Blick ein unermessliches Feld überblickt und in die geheimsten Tiefen dringt, so wie für dessen Arm nichts unerreichbar ist.

„Paris erscheint in seiner Allbeut. Die äußersten Extreme von Zuständen und sittlichen Fällen in ihren höchsten Spitzen und charakteristischen Punkten kommen zur Darstellung, die einfachste Unschuld, wie die naturwidrigste Verderbnis, die idyllische Ruhe, wie die düstere Verzweiflung.“

„Ein höchst verwickeltes, durch viele Familien verflochtenes Verbrechen, welches bei sorgfältiger Nachforschung immer zusammengefasst wird und immer andere Entdeckungen mit sich bringt, ist der Hauptgegenstand. Es gleicht einem unüberhauften Baum, der seine Äste weit herum mit andern verflochten hat, und welchen auszuwurzeln man eine ganze Gegend durchwühlen muß. So wird ganz Paris durchwühlt, und alle Arten von Ereignissen werden bei dieser Gelegenheit nach und nach an das Licht gezogen.“

„Der Fall ist scheinbar unauf löslich, aber Argenson — an der Spitze der Polizei — nachdem er sich gewisse Data hat geben lassen, verspricht, im Vertrauen auf seine Macht, einen glücklichen Erfolg und gibt sogleich seine Aufträge.“

„Nach langem Forchten verliert er die Spur des Missethätigen und steht sich in Gefahr, sein dreist gegebenes Wort doch nicht halten zu können. Aber nun tritt gleichsam das Verhängnis selbst ins Spiel und treibt den Mörder in die Hände des Herrs.“

„Argenson hat die Menschen zu oft von ihrer schändlichen Seite gesehen, als daß er einen edeln Beizuf von der menschlichen Natur haben könnte. Er ist unglaublich gegen das Gute und gegen das Schlechte tolerant geworden; aber er hat das Gefühl für das Böse nicht verloren, und da, wo er es ungewollt antrifft, reißt er desto lebhafter davon gerührt. Er kommt in diesen Fall und hat, ist der berühmte Tugend.“

„Er erscheint im Laufe des Stücks als Privatmann, wo er einen ganz andern, sozialistischen und geselligen Charakter zeigt und als seiner Gesellschaft, als Mann von Herz und Geist Wohlwollen und Achtung verdient. Er findet wirklich ein Herz, das ihn liebt, und sein schönes Betragen erwidert ihm eine liebenswürdige Gemahlin.“

„Der Polizeiminister kennt, wie der Weltvater, die Schwächen und Mängel vieler Familien und hat eben so, wie dieser, die höchste Discretion nöthig. Es kommt ein Fall vor, wo Jemand durch die Allwissenheit desselben in Erfahrung und Fahren gesetzt wird, aber einen schonenden Freund an ihm findet.“

„Scene Argenson mit einem Philosophen und Schriftsteller. Sie enthält eine Gegenüberstellung des Realen mit dem Realen, und es zeigt sich die Uebereinstimmung des Realen über den Theoretiker.“

„Argenson warnt auch zuweilen die Unschuld sowohl als die Schuld. Er läßt nicht nur den Verbrechern, sondern auch solchen Unschuldlichen, die es durch Verweigerung werden können, Ausrufcharakter fassen. Ein solcher Verweigerer kommt vor, gegen den sich die Polizei als eine rettende Vorrichtung zeigt.“

„Auch die Nachteile der Polizeiverfassung sind darzustellen. Die Vorsehung kann sie zu ihren Abzichten brauchen, der Unschuldige kann durch sie leiden; sie ist oft nöthig, schlimmer Verbrechen sich zu bedienen, schlimme Mittel anzuwenden. Selbst die Verbrechen ihrer eignen Süchtigen haben eine gewisse Straffbarkeit.“

Von einer weitem Ausführung dieser Ideen in ihrem ganzen Umfange findet sich nichts in Schillers Papieren, aber dagegen der Plan eines Drama, wobei nur ein sehr kleiner Theil jenes Stoffs zum Grunde liegt. Es war in Schillers Charakter, daß sich der erste Gedanke nicht beschränkte, sondern erweiterte, wenn es zur Ausführung kam. Man sollte daher glauben, folgender Plan sei trüger — etwa bei Besetzung der Causer erleben des Pitaval — entstanden und vielleicht eben deswegen aufgegeben worden. — Ist er auf jene Ideen führt, die einen so großen Reichtum von Charakteren und Situationen darbieten.

Marbonne ist ein reicher angesehener Particulier in einer französischen Provinzialstadt — Bourdeaux. Von oder Mantis — ein Mann in seinen besten Jahren zwischen vierzig und fünfzig. Er steht in aller meiner schätzlicher Achtung, und die Marbonna, die man in seinem verstorbenen Bruder, Pierre Marbonne, gehabt hatte, hat sich schon auf seinen Namen vererbt. Er hinterläßt die übrige Hälfte dieses Hauses, weil sein Bruder seinen Erben hinterließ; denn zwei Kinder desselben verunglückten bei einer Feuerbrunst durch Sorglosigkeit der Bedienten.

Nach dem Tode Pierre's war Louis der einzige Erbe. Er war damals abwesend und kam zurück, um

seinen beständigen Aufenthalt in dieser Stadt zu nehmen.

Seit dieser Zeit sind zehn Jahre verfloßen, und Narbonne ist nun im Begriff, eine Heirath zu thun und sein Geschlecht fortzupflanzen. Er hat eine Neigung zu einem schönen, edeln und reichen Fräulein, Victoire von Pontis, deren Eltern sich durch seine Anträge gereizt finden und ihm mit Freude ihre Tochter zusagen.

Nun war vor ungefähr sechs Jahren ein junger Mann, Namens Saint-Noir, in Narbonne's Haus als eine hüßlose Waise aufgenommen worden und hatte viele Wohlthaten, besonders eine gute Erziehung von ihm erhalten. Er lebte bei ihm nicht auf dem Fuß eines Hausbedienten, sondern eines armen Verwandten, und die ganze Stadt bewunderte die Großmuth Narbonne's gegen diesen jungen Menschen, den man schon zu beneiden anfangt.

Saint-Noir machte schnelle Fortschritte in der Bildung, die ihm Narbonne geben ließ. Er zeigte treffliche Anlagen des Kopfs und Charakters, zugleich aber auch einen gewissen Adel und Stolz, der dem armen aufgezogenen Waisen nicht recht zukommen schien. Er war voll dankbarer Ehrfurcht gegen seinen Wohlthäter, aber sonst zeigte er nichts Gedrücktes noch Erniedrigtes; er schien, indem er Narbonne's Wohlthaten empfing, sich nur seines Rechts zu bedienen. Sein Muth schien oft an Uebermuth, eine gewisse Naivität und Bröchlichkeit an Leichtsinne zu gränzen. Er war verschwenderisch, frei und eiferrüchtig auf seine Ehre.

Victoire hatte öfters Gelegenheit gehabt, diesen Saint-Noir zu sehen, und empfand bald eine Neigung für ihn, welche aber hoffnungslos schien. Die Bewerbungen Narbonne's um ihre Hand, vor denen sie ein sonderbares Grauen hatte, verstärkten ihre Gefühle für Saint-Noir um so mehr, da dieser von Narbonne selbst bei dieser Gelegenheit öfters an sie geschickt wurde. Saint-Noir betete Victoire von dem ersten Augenblicke an, als er sie kennen lernte, aber seine Wünsche wagten sich nicht zu ihr hinauf.

Er hatte ein anderes Mädchen kennen lernen, welches so wie er elternlos war, und dem er einen großen Dienst geleistet hatte. Für diese hatte er eine väterliche Freundschaft, zwischen ihr und Victoiren war sein Herz getheilt; aber er unterschieb sehr wohl seine Gefühle.

Von den zahlreichen Hausgenossen Narbonne's, worunter ein einziger alter Diener Pierre Narbonne's, Namens Thierry, sich noch erhalten hatte, wurde Saint-Noir zum Theil gehaßt und beneidet; nur eine weibliche Person unter denselben hatte für ihn eine Neigung und Pläne auf seine Hand. Sie war viel älter und ohne einen andern Anspruch auf ihn als das kleine Glück, was sie mit ihm theilen konnte, und das nicht aufs Beste erworben war. Ihr Name war Mabelon.

So verhielten sich die Sachen, als die Handlung des Stücks eröffnet wurde.

Mabelon kommt von einer kleinen Wallfahrt zurück, wo sie für ihre Unruhe Trost gesucht hatte. Ein begangenes Unrecht quält sie; sie bringt keinen Trost zurück.

Sie findet Narbonne zurück, muthig und sicher; Alles scheint ihm nach Wunsch zu gehen. Nur ist er ärgerlich über einen weggekommenen Schmutz, den er seiner Braut hatte verhehren wollen, und er will die Gerichte deswegen in Bewegung setzen.

Mabelon erschrickt. Laßt die Gerichte ruhen! sagt sie. Nehmt das kleine Unglück willig hin! — „Es ist kein kleines Unglück.“ — Nehmt's an als eine Buße! Schon lange hat mich die ununterbrochene Dauer Eures

Wohlstandes bekümmert. — „Ich will aber mein Recht verfolgen.“ — Euer Recht! seufzt Mabelon.

Noch größere Unruhe zeigt Mabelon, wie sie hört, daß eine Zigeunerin im Hause gewesen sey, welche man des Schmutzes wegen im Verdacht habe. Sie beklagt sehr, daß sie nicht hier gewesen. „Ach, indem ich eine fruchtlose Wallfahrt anstellte, um mein Herz zu beruhigen, habe ich die einzige Gelegenheit verfehlt, meines langen Grams los zu werden.“

Herr von Pontis, Vaillif des Orts und künftiger Schwiegervater Narbonne's, kommt, wegen des verwendeten Schmutzes die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Dies geschieht mit einiger Höflichkeit und mit Zuziehung eines Gerichtsschreibers. Der Schmutz wird beschrieben, die Hausgenossen werden aufgezählt, und bei dieser Gelegenheit exponirt sich ein Theil der Geschichte. Besonders ist die Rede von Saint-Noir. Seine Geschichte wird erzählt und zeigt den Narbonne im Licht eines Wohlthäters. Er scheint keinem Verdacht gegen Saint-Noir Raum zu geben.

Nach diesen officiellen Dingen wird von der Heirath gesprochen. Pontis zeigt, wie sehr er und die ganze Stadt den Narbonne verehrt, und ist glücklich in dem Gedanken einer Verbindung mit ihm.

Saint-Noir im Gespräch mit dem alten Thierry. Der junge Mensch zeigt die leidenschaftlichste Unruhe; es ist ihm zu enge in dem Hause, er strebt ins Weite fort; dabei hat er etwas Geheimnißvolles, Unsicheres, Scheues, Gewaltthätiges, was aussieht wie Gewissensangst. Besonders scheint er sich eines großen Unkants gegen Narbonne anzuklagen. Wie von der Heirath desselben die Rede ist, steigt seine Unruhe aufs Höchste. Seine Scene mit Thierry gleicht einem ewigen Abschiede. Er nimmt auch Abschied von den leblosen Gegenständen, und so reißt er sich los in der gewaltsamsten Stimmung.

Thierry schüttelt das Haupt und scheint sich mit Macht gegen einen aufsteigenden Verdacht zu wehren. In seinem Monolog spricht sich's aus, wie es in alten Zeiten hier war, und wie es jetzt ist.

Saint-Noir mit Adelaide. Spuren einer unthätigen Neigung, Dankbarkeit des Mädchens, Mitleiden des Hinglings. Sie erzählt ihre Schicksale, er die seinigen. Adelaide ist einer gefährlichen Zigeunerin entführt, die sie tyrannisirte und zum Bösen verleiten wollte. Saint-Noir hat sie in einer hüßlosen Lage gefunden und zu guten Leuten gebracht, bei denen sie sich noch heimlich aufhält.

Adelaide hat aus Armuth ihren einzigen Reichtum, eine Köstlichkeit, verkaufen wollen; der Goldschmied, dem sie gebracht wird, erkennt sie für eine Arbeit, die er selbst für die Frau von Narbonne gefertigt hat, gibt es an, und Dies veranlaßt die Eingekerkung Adelaide's.

Die Polizeidiener erscheinen und fordern von Adelaide, daß sie ihnen zum Vaillif folgen soll. Saint-Noir widersetzt sich vergebens.

Victoire und ihre Mutter. Jene zeigt ihren Abscheu vor der Bewerbung Narbonne's, von welcher die ganze Welt sie beneidet. Man bemerkt an ihr außer diesem Widerwillen vor Narbonne's Person auch eine geheime und hoffnungslose Neigung.

Pontis kommt und berichtet, daß man dem gestohlenen Schmuck auf der Spur sey.

Adelaide wird gebracht, und, wie Pontis fortgeht, um sie zu verhören, kommt Saint-Feir in großer Bewegung zur Victoire, um ihren Weisstand und ihre Verwendung für Adelaide aufzurufen. Eine affectvolle Scene zwischen Beiden, die zur gegenseitigen Entdeckung ihrer Liebe führt.

Narbonne kommt zu dieser Scene und findet in Saint-Feir seinen Nebenbuhler.

Pontis tritt wieder herein nach geendigtem Verhör und erklärt Saint-Feir für mitschuldig. Narbonne hört, daß ein Theil des Schmucks sich gefunden habe; aber, wie er diesen Schmuck sieht, geräth er in große Verstörung.

Scene zwischen Pontis und Narbonne. Dieser macht den Großmüthigen, will die Untersuchung fallen lassen und beide verdächtige Personen nach den Inseln schicken. Pontis besteht auf der strengsten Untersuchung. Wie sie noch beisammen sind, wird dem Vaillif gemeldet, daß man die Zigeunerin angebracht habe, und daß Adelaide bei ihrem Anblick in Schrecken gerathen sey.

Madelon und Narbonne. Jene hat die Zigeunerin erkannt als diejenige, der sie die beiden Kinder Pierre Narbonne's übergeben hatte, als sie ausprengte, daß sie bei einem Brande umgekommen wären. Es entdeckt sich, daß Adelaide die Tochter sey; aber, wo der Knabe hingekommen, bleibt noch unbekannt.

Pontis kommt und meldet, daß sich Adelaide und Saint-Feir als Geschwister erkannt hätten, und daß die Zigeunerin beide vor sechzehn Jahren erhalten habe. Saint-Feir hatte nur fünf Jahre bei ihr zugebracht und war ihr schon in seinem zehnten Jahre entlaufen.

Narbonne will nun dazwischen treten und die weitere Erörterung hemmen; Pontis aber will die Eltern der Kinder entdeckt haben und erinnert sich an den Schmuck.

Narbonne schlägt dem Saint-Feir und Adelaide eine heimliche Flucht vor, aber Beide weigern sich.

Narbonne und Madelon. Madelon hat die Kinder erkannt und bringt in Narbonne, sie an Kindesstatt anzunehmen und zu seinen Erben einzusetzen. Narbonne ist in größter Verlegenheit; er weiß keinen Ausweg, als durch den Tod der Madelon, und ermordet sie.

Die Kinder des Hauses sind erkannt und werden von einer jubelnden Menge zu Narbonne gebracht.

Der Mörder Pierre Narbonne's kennt eine geheime Thür zu Louis Narbonne's Zimmer; er ist auf diesem Wege heimlich hereingekommen, hat den Schmuck liegen gesehen und ist mit diesem davon gegangen. Dem Narbonne ließ er ein Paar Zeilen zurück, worin er ihm anzeigte, daß er nun in die weite Welt gehe, weil er einer Mordthat wegen fliehen müsse. Auf dieser Klucht wird er aufgehalten, welches eine Folge der Polizeiveranstaltung ist.

Narbonne findet auf seinem Zimmer die Spuren des Mörders.

Pontis meldet triumphirend den gefundenen Schmuck.

Narbonne versucht umsonst, zu entfliehen. Er und der Mörder werden confrontirt. Sein Versuch, sich zu tödten, wird vereitelt; er wird ganz entlarvt und den Gerichten übergeben. Saint-Feir erhält die Hand der Victoire.

Profaische Schriften.

Erste Periode.

Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.*

Einleitung.

§. 1.

Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sey, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Klug zur Vollkommenheit hemme. Wiederum ist von manchem Philosophen mehr oder weniger bestimmt die Meinung gehegt worden, daß Wissenschaft und Tugend nicht sowohl Zweck, als Mittel zur Glückseligkeit seyen, daß sich alle Vollkommenheit des Menschen in der Verbesserung seines Körpers versammle.

Mich dünkt, es ist Dies von beiden Theilen gleich einseitig gesagt. Vesteres System wird beinahe völlig aus unseren Moralen und Philosophien verwiesen seyn und ist, scheint es mir, nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden — es ist gewiß der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden. — Das Erstere ist wohl im Ganzen am Mehrsten geduldet worden, indem es am Fährlichsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen, und seinen Werth an wahrhaftig großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starkfinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurels, den Gleichmuth eines Epiktets und Seneca? Aber dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das Allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechts historisch wissen und philosophisch erklären können, schnur gerade zuwiderläuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier, wie überall, am Rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehremeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen. Da aber gewöhnlicher Weise mehr darin gefehlt worden ist, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, insofern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hint-ansetzung dieses Vesteren geschrieben hat, so wird sich gegenwärtiger Versuch mehr damit beschäftigen, den

merkwürdigen Beitrag des Körpers zu den Actionen der Seele, den großen und realen Einfluß des thierischen Empfindungssystems auf das Geistliche in ein helleres Licht zu setzen. Aber darum ist Das noch gar nicht die Philosophie des Epikurus, so wenig es Stoicismus ist, die Tugend für das höchste Gut zu halten.

Ehe wir die höheren moralischen Zwecke, die mit Beihülfe der thierischen Natur erreicht werden, zu erforschen suchen, müssen wir zuerst ihre physische Nothwendigkeit festsetzen und in einigen Grundbegriffen einig werden. Darum der erste Gesichtspunkt, aus welchem wir den Zusammenhang der beiden Naturen betrachten.

Physischer Zusammenhang.

Thierische Natur besetzt die Thätigkeit des Geistes.

§. 2.

Organismus der Seelenwirkungen — der Ernährung — der Zeugung.

Alle Anstalten, die wir in der sittlichen und körperlichen Welt zur Vollkommenheit des Menschen gewahrnehmen, scheinen sich zuletzt in den Elementarsatz zu vereinigen: Vollkommenheit des Menschen liegt in der Uebung seiner Kräfte durch Betrachtung des Weltplans; und, da zwischen dem Maße der Kraft und dem Zweck, auf den sie wirkt, die genaueste Harmonie seyn muß, so wird Vollkommenheit in der höchstmöglichen Thätigkeit seiner Kräfte und ihrer wechselseitigen Unterordnung bestehen. Aber die Thätigkeit der menschlichen Seele ist — aus einer Nothwendigkeit, die ich noch nicht erkenne, und auf eine Art, die ich noch nicht begreife — an die Thätigkeit der Materie gebunden. Die Veränderungen in der Körperwelt müssen durch eine eigene Classe mittlerer organischer Kräfte, die Sinne, medifizirt und so zu sagen verfeinert werden, ehe sie vermögend sind, in mir eine Vorstellung zu erwecken; so müssen wiederum andere organische Kräfte, die Musciken der willkürlichen Bewegung, zwischen Seele und Welt treten, um die Veränderung der Erreger auf die Vesteren fortzupflanzen; so müssen endlich selbst die Derivationen des Denkens und Empfindens gewissen Bewegungen des innern Sensoriums correspondiren. Alles Dieses macht den Organismus der Seelenwirkungen aus.

Aber die Materie ist ein Raub des ewigen Wechsels und reißt sich selbst auf, sowie sie wickelt, unter der Bewegung wird das Element aus seinen Fugen getrieben, verjaht und verliert. Weil nun im Oegentheil das einfache Wesen die Seele Dauer und Bestandtheit in sich selber hat und in ihrem Wesen weder gewinnt noch verliert, so kann die Materie nicht gleichen Schritt mit der Geistes-thätigkeit halten, und bald würde also der Organismus des geistigen Lebens, mit ihm alle

* Dieser Versuch, bisher in die sammtlichen Werke Schillers nicht aufgenommen worden, ist von seinen Söhnen keine bestimmte, erschien schon im Jahre 1790 im Tübingen und zwar als: Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart der herzoglichen Durchlaucht, während der öffentlichen akademischen Prüfungen, vorgelesen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Candidat der Recht. in der herzoglichen Willkür.

dem gegenwärtigen Zustand der Maschine, 2) im Empfindungsvermögen.

Nun läßt sich begreifen, warum thierische Empfindungen mit unwiderstehlicher und gleichsam tyrannischer Macht die Seele zu Leidenschaften und Handlungen fortreißen und über die geistigsten selbst nicht selten die Oberhand bekommen. Diese nämlich hat sie vermittlest des Denkens hervorgebracht, diese also kann sie wiederum durch das Denken auflösen und gar vernichten. Dies ist die Gewalt der Abstraction und überhaupt der Philosophie über die Leidenschaften, über die Meinungen, kurz, über alle Situationen des Lebens, jene aber sind ihr durch eine blinde Nothwendigkeit, durch das Gesetz des Mechanismus aufgedrungen worden; der Versuch, der sie nicht schuf, kann sie auch nicht auflösen, ob er dieselben schon durch eine entgegengesetzte Richtung der Aufmerksamkeit um Vieles schwächen und verdunkeln kann. Der hartnäckigste Stoiker, der an Steinschmerzen darniederliegt, wird sich niemals rühmen können, keinen Schmerz empfunden zu haben; aber er wird, in Betrachtungen über seine Entursachen verloren, die Empfindungskraft theilen, und das überwiegende Vergnügen der großen Vollkommenheit, die auch den Schmerz der allgemeinen Glückseligkeit unterordnet, wird über die Unlust siegen. Nicht Mangel der Empfindung war es, nicht Vernichtung derselben, daß Mucius, die Hand in lohen Flammen bratend, den Feind mit dem römischen Blick der stolzen Ruhe anstarren konnte, sondern der Gehaß des großen ihn bewundernden Roms, der in seiner Seele herrschte, hielt sie gleichsam innerhalb ihrer selbst gefangen, daß der heftige Reiz des thierischen Uebels zu wenig war, sie aus dem Gleichgewicht zu heben. Aber darum war der Schmerz des Römers nicht geringer, als der des weichsten Vollstüglings. Freilich wohl wird Derjenige, der gewohnt ist, in einem Zustand dunkler Ideen zu existiren, weniger fähig seyn, sich in dem kritischen Augenblick des sinnlichen Schmerzes zu ermannen, als Der, der beständig in hellen deutlichen Ideen lebt; aber dennoch schützt weder die höchste Tugend, noch die tiefste Philosophie, noch selbst die göttliche Religion vor dem Gesetz der Nothwendigkeit, ob sie schon ihre Anbeter auf dem einflüßenden Holsstoß beseligern kann.

Eben diese Macht der thierischen Zühlungen auf die Empfindungskraft der Seele hat die weiseste Absicht zum Grunde. Der Geist, wenn er einmal in den Geheimnissen einer höhern Vollust eingeweiht worden ist, würde mit Verachtung auf die Bewegungen seines Gefährten herabsehen und den niedrigen Bedürfnissen des physischen Lebens nicht leicht mehr opfern wollen, wenn ihn nicht das thierische Gefühl dazu zwänge. Den Mathematiker, der in den Regionen des Unendlichen schweifte und in der Abstractionswelt die wirkliche verträumte, jagt der Hunger aus seinem intellectuellen Schlummer empor; den Physiker, der die Mechanik des Sonnensystems zergliedert und den irrenden Planeten durch Unermeßliche begleitet, reißt ein Nadelstich zu seiner mütterlichen Erde zurück; den Philosophen, der die Natur der Gottheit entfaltet und wähnet, die Schranken der Sterblichkeit durchbrochen zu haben, weht ein kalter Nordwind, der durch seine haussällige Hütte streicht, zu sich selbst zurück und lehrt ihn, daß er das unselige Mittelglied von Vieh und Engel ist.

Wider die überhandnehmenden thierischen Zühlungen vermag endlich die höchste Anstrengung des Geistes nichts mehr, die Vernunft wirkt, so wie sie wachsen, mehr und mehr überhäut, und die Seele gewaltsam an den Organismus gekettet. Hunger und Durst zu löschen, wird der Mensch Thaten thun, worüber die

Menschlichkeit schauert, er wird wider Willen Verräther und Mörder, er wird Cannibal —

„Aber! In deiner Mutter Busen wolltest du deine Zähne setzen?“

So heftig wirkt die thierische Zühlung auf den Geist. So wachsam hat der Schöpfer für die Erhaltung der Maschine gesorgt, die Pfeiler, auf denen sie ruht, sind die festesten, und die Erfahrung hat gelehrt, daß mehr das Uebermaß, als der Mangel der thierischen Empfindung verborben hat.

Thierische Empfindungen besitzigen also den Wohlstand der thierischen Natur, so wie die moralischen und intellectuellen den Wohlstand der geistigen oder die Vollkommenheit. Das System thierischer Empfindungen und Bewegungen erschöpft den Begriff der thierischen Natur. Diese ist der Grund, auf dem die Beschaffenheit der Seelenwerkzeuge beruht, und die Beschaffenheit dieser Letztern bestimmt die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenhältigkeit selbst. Hier also ist schon das erste Glied des Zusammenhangs der beiden Naturen.

S. 6.

Einwürfe wider den Zusammenhang der beiden Naturen aus der Moral.

Aber man wird Dieses einräumen und weiter sagen: hier entsetzt sich auch die Bestimmung des Körpers. Ueber diese hinaus ist er ein träger Gefährte der Seele, mit dem sie ewig zu kämpfen hat, dessen Bedürfnisse ihr alle Mühe zum Denken rauben, dessen Anschauungen den Faden der vertieftesten Speculation zerreißen und den Geist von seinen deutlichsten und heilsten Begriffen in sinnliche Vornommenheit stürzen; dessen Küsse den größten Theil unserer Mitgeschöpfe von ihrem hohen Urbild entfernen und in die Classe der Thiere erniedern, kurz, der sie in eine Sklaverei verthickt, woraus der Tod sie endlich befreien muß. Ist es nicht widersinnig und ungerecht, dürfte man fortfahren zu klagen, das einfache, nothwendige, für sich Bestand habende Wesen mit einem andern Wesen zu verwickeln, das in ewigem Wirbel umhergerollt, jedem Ungefähr preisgegeben, jeder Nothwendigkeit zum Opfer wird? — Vielleicht sehen wir bei kälterem Nachdenken aus dieser anscheinenden Verwirrung und Planlosigkeit eine große Schönheit hervorgehen.

Philosophischer Zusammenhang.

Thierische Triebe wecken und entwickeln die geistigen.

Methode.

Die sicherste Methode, einiges Licht auf diese Materie zu werfen, mag vielleicht folgende seyn: man denkt sich vom Menschen Alles weg, was Organisation heißt. Das ist, man trennt den Körper vom Geist, ohne ihm jedoch die Möglichkeit, zu Vorstellungen zu gelangen und Handlungen in der Körperwelt hervorbringen, abzuschneiden, und untersucht dann, wie er in Wirkung gekommen, wie er seine Kräfte entwickelt, was für Schritte er wohl zu seiner Vollkommenheit würde gethan haben; das Resultat dieser Untersuchung muß durch Facta bestätigt werden. Man untersiebt also die wässrige Bildung des einzelnen Menschen und wirft einen Blick über die Entwicklung des gesammten Geschlechts. Zuerst also den abstracten Fall: es ist Vorstellungskraft und Wille da, es ist Kreis der Wirkung da und freier Uebergang von Seele zu Welt, von Welt zu Seele. Fragt sich nun, wie wird er wirken?

§. 8.

Die Seele außer Verbindung mit dem Körper.

Wir können keinen Begriff setzen ohne einen vorhergehenden Willen, ihn zu machen, keinen Willen ohne die Erfahrung unseers durch diese Handlung verbesserten Zustandes, ohne Empfindung. Keine Empfindung ohne vorhergehende Idee (denn wir schlossen ja zugleich mit dem Körper auch die körperlichen Empfindungen aus), also keine Idee ohne Idee.

Nun betrachte man das Kind, Das hieße nach der Voraussetzung einen Geist, der die Fähigkeit Ideen zu formiren in sich begreift, aber diese Fähigkeit jetzt zum ersten Mal in Uebung bringen soll. Was wird ihn zum Denken bestimmen, wenn es nicht die daraus entspringende angenehme Empfindung ist? was kann ihm die Erfahrung dieser angenehmen Empfindung verschafft haben? Wir sehen ja eben, daß Dies wieder nichts als Denken seyn konnte, und er soll nun zum ersten Mal denken. Ferner, was kann ihn zur Betrachtung der Welt einladen? Nichts Anderes, als die Erfahrung ihrer Vollkommenheit, insofern sie seinen Trieb zur Activität befriedigt, und diese Befriedigung ihm Vergnügen gewähret. Was kann ihn zu Uebung seiner Kräfte determiniren? Nichts als die Erfahrung ihres Dafeyns, aber alle diese Erfahrungen soll er ja zum ersten Mal machen. — Er müßte also von Ewigkeit her thätig gewesen seyn, und Dieses ist wider den angenommenen Fall, oder er wird ewig niemals in Thätigkeit kommen, gleichwie die Maschine ohne den Stoß von außen träg und ruhig bleibt.

§. 9.

In Verbindung.

Jetzt sehe man zu dem Geiste das Thier. Man verflechte diese beiden Naturen so innig, als sie wirklich verflochten sind, und lasse ein unbekanntes Etwas, aus der Oekonomie des thierischen Leibes geboren, die Empfindungskraft anfallen — man versetze die Seele in den Zustand des physischen Schmerzens. Das war der erste Stoß, der erste Lichtstrahl in die Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf die Laute der Natur. Jetzt ist Empfindung da, und Empfindung war es ja auch nur allein, was wir vorher vermistien. Diese Art von Empfindung scheint mit Absicht recht dazu gemacht zu seyn, alle jene Schwierigkeiten zu heben. Dort konnten wir keine herausbringen, weil wir keine Idee voraussetzen durften; hier vertritt die Modification in dem körperlichen Werkzeug die Stelle der Ideen, und so hilft thierische Empfindung das innere Uhrwerk des Geistes, wenn ich so sagen darf, in den Gang bringen. Der Uebergang von Schmerz zu Abscheu ist Grundgesetz der Seele. Der Wille ist thätig, und die Thätigkeit einer einzigen Kraft ist hinlänglich, alle übrige in Wirkung zu setzen. Die nachfolgenden Operationen entwickeln sich von selbst und gehören auch nicht in dieses Capitel.

§. 10.

Aus der Geschichte des Individuums.

Nun verfolge man das Seelenwachsthum des einzelnen Menschen in Beziehung auf den zu erweisenden Satz und gebe Acht, wie sich alle seine Geistesfähigkeiten aus sinnlichen Trieben entwickeln.

a) Das Kind. Noch ganz Thier oder, besser, mehr oder auch weniger als Thier; menschliches Thier. (Denn dasjenige Wesen, das einmal Mensch heißen sollte, darf niemals nur Thier gewesen seyn.) Kinder, als ein Thier, weil es auch nicht einmal Thiermutter darf ihr Junges eher verlassen, als die Mutter ihr Kind. Der Schmerz mag ihm wohl Geschrei ausdrücken, aber

er wird es niemals auf die Quelle desselben aufmerksam machen. Die Milch mag ihm wohl Vergnügen gewähren, aber sie wird niemals von ihm gesucht werden. Es ist ganz leidend —

„Sein Denken steigt nur noch bis zum Empfinden, „Sein ganzes Kennntnis ist Schmerz, Hunger und die Binden.“

b) Der Knabe. Hier ist schon Reflexion, aber immer nur in Bezug auf Stillung thierischer Triebe. „Er lernt,“ wie Garve sagt, „die Dinge anderer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dadurch schätzen, weil sie ihm (sinnliches) Vergnügen gewähren.“ Liebe zur Arbeit, Liebe zu den Eltern, zu Freunden, ja selbst Liebe zur Gottheit geht durch den Weg der Sinnlichkeit in seine Seele. „Die allein ist die Sonne,“ wie Garve an einem andern Orte anmerkt, „die durch sich selbst leuchtet und wärmt,“ alle übrige Gegenstände sind dunkel und kalt; „aber sie können auch erleuchtet und erwärmt werden, wenn sie mit ihr in eine solche Verbindung treten, daß sie die Strahlen derselben bekommen können.“ Die Güter des Geistes erhalten beim Knaben nur durch Uebertragung einigen Werth, sie sind geistiges Mittel zu thierischem Zweck.

c) Jüngling und Mann. Oftmalige Wiederholung dieser Schlüsse macht sie nach und nach zur Fertigkeit, und Uebertragung will in dem Mittel selbst Schöndtheit gefunden haben. Er wird gern darauf verweilen, ohne zu wissen warum. Er wird unvermerkt hingezogen werden, darüber zu denken. Jetzt können schon die Strahlen der geistigen Schöndtheit selbst seine offene Seele rühren; das Gefühl seiner Kraftäüßerung ergötzt ihn und stößt ihm Neigung zu dem Gegenstand ein, der bisher nur Mittel war; der erste Zweck ist vergessen. Aufklärung und Ideenbereicherung decken ihm zuletzt die ganze Würde geistiger Vergnügungen auf — das Mittel ist höchster Zweck worden.

Dies lehrt mehr oder weniger die Individualgeschichte jedes Menschen, der nur einige Bildung hat, und einen bessern Weg konnte wohl die Weisheit nicht wählen, den Menschen zu führen; wird nicht auch jetzt noch der Pöbel gegängelt wie unser Knabe? Und hat uns nicht der Prophet aus Venedig ein auffallend deutliches Beispiel zurückgelassen, wie man den rohen Sinn der Saccanen im Jügel halten sollte?

(Hierüber kann nichts Vortrefflicheres gesagt werden, als was Garve in seinen Anmerkungen zu dem Capitel über die natürlichen Triebe in Bergsons Moralphilosophie auf folgende Art entwickelt hat: „Der Trieb der Erhaltung und der Reiz der sinnlichen Lust setzt zuerst den Menschen wie das Thier in Thätigkeit; er lernt die Dinge anderer Menschen und seine Handlungen gegen sie erstlich dadurch schätzen, weil sie ihm Vergnügen verschaffen. Sowie sich die Anzahl der Dinge erweitert, deren Wirkungen er erfährt, so breiten sich seine Begierden aus; sowie sich der Weg verlängert, auf welchem er zu diesen Wirkungen gelangt, so werden seine Begierden künstlicher. Hier ist die erste Gränzbeschreibung zwischen Mensch und Thier, und hier findet sich selbst ein Unterschied zwischen einer Thierart und der andern. Bei wenig Thieren folgt die Handlung des Fressens unmittelbar auf die Begierde des Hungers; die Hitze der Jagd oder der Kriech des Sammelns geht vorher. Aber bei keinem Thiere erfolgt die Befriedigung der Begierde so spät auf die Anstalten, die es zu diesem Ende macht, als bei dem Menschen; bei keinem wird die Bestrebung des Thiers durch eine

* Anmerkungen zu Bergsons Moralphilosophie. S. 319.

** Moralphil. S. 392.

„so lange Kette von Mitteln und Absichten fortgeführt, ehe sie bis an dieses letzte Glied gelangt. Wie weit sind die Arbeiten des Handwerkmannes oder des Ackerbauers, wenn sie gleich alle auf nichts weiter abzielen, als ihm Brod oder ein Kleid zu verschaffen, doch von diesem Ziele entfernt? Aber Das ist noch nicht Alles. Wenn die Mittel der Erhaltung für den Menschen, durch Errichtung der Gesellschaft, weltlicher werden; wenn er Ueberfluß für sich findet, zu dessen Herbeischaffung er nicht seine ganze Zeit und Kräfte braucht; wenn er zugleich durch die Mittheilung der Ideen aufgeklärt wird: dann fängt er an, einen Endzweck seiner Handlung in sich selbst zu finden; dann bemerkt er, daß, wenn er auch völlig satt, bekleidet, unter einem guten Dach, mit allem Hausgeräthe versehen ist, doch noch für ihn etwas zu thun übrig bleibe. — Er geht noch einen Schritt weiter: er wird gewahr, daß in diesen Handlungen selbst, wodurch der Mensch sich Nahrung und Bequemlichkeit verschafft hat, insofern sie aus gewissen Kräften eines Geistes entstehen, insofern sie diese Kräfte üben, ein höheres Gut liege, als in den äußern Endzwecken selbst, die durch sie erreicht werden. Von diesem Augenblick an arbeitet er zwar in Gesellschaft mit dem übrigen menschlichen Geschlecht und mit dem Reich aller lebendigen Wesen, dazu, sich zu erhalten und sich und seinen Freunden die Hülfsmittel des physischen Lebens zu verschaffen: — denn was wollte er Anderes thun? welche andere Sphäre von Thätigkeit könnte er sich schaffen, wenn er aus dieser herausginge? Aber er weiß nun, daß die Natur nicht sowohl diese vielen Triebe im Menschen erweckt hat, um ihm jene Bequemlichkeiten zu gewähren, als ihm vielmehr den Reiz jener Vergnügen und Vortheile anstelle, um diese Triebe in Bewegung zu setzen, um einem denkenden Wesen Materie zu Vorstellungen, einem empfindlichen Geiste Stoff zu Empfindungen, einem wohlwollenden Geiste Mittel der Gütthätigkeit, einem thätigen Geiste Gelegenheit zu Beschäftigungen zu geben. — Dann nimmt jede Sache, leblose und lebendige, eine andere Gestalt für ihn an. Die Gegenstände und Veränderungen wurden zuerst von ihm nur angesehen, insofern sie ihm nur Vergnügen oder Verdruss machen; jezo, insofern sie Handlungen und Ansehnungen seiner Vollkommenheit veranlassen. In jener Betrachtung sind die Vorfälle bald gut, bald böse; in dieser sind sie alle auf gleiche Weise gut. Denn es ist keiner, wo nicht die Ausübung einer Tugend oder die Beschäftigung einer besondern Fähigkeit möglich wäre. — Zuerst liebte er die Menschen, weil er glaubte, daß sie ihm nugen können; jezo liebt er sie noch mehr, weil er das Wohlwollen für den Zustand eines vollkommenen Geistes hält.“)

§. 11.

Aus der Geschichte des Menschengeschlechts.

Nun noch ein gewagter Blick über die Universalgeschichte des ganzen menschlichen Geschlechts — von seiner Wiege an bis zu seinem männlichen Alter — und die Wahrheit des bisher Gesagten wird in ihrem vollsten Lichte stehen.

Hunger und Kälte haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der Einzelnen zog Horden zusammen. Hier schon die ersten Wurzeln der geselligen Pflichten. Bald mußte der anwachsende Menschenmenge der Acker zu arm werden, der Hunger zerstreute sie in ferne Klimate und Lände, die dem forschenden Bedürfnis ihre Producte enthielten und sie neue Refinements, sie zu bearbeiten

und ihrem schädlichen Einfluß zu begegnen, lehrten. Diese einzelnen Erfahrungen gingen durch Tradition vom Großvater zum Urenkel über und wurden erweitert. Man lernte die Kräfte der Natur wider sie selbst benutzen, man brachte sie in neue Verhältnisse und ersand — hier schon die ersten Wurzeln der einsachen und heilsamen Künste. Zwar immer nur Kunst und Erfindung für das Wohl des Thieres, aber doch Uebung der Kraft, doch Gewinn an Kenntniß, und — an eben dem Feuer, woran der rohe Naturmensch seine Fische bratete, spähte nachher Voerhave in die Mischungen der Körper; aus eben dem Messer, mit dem der Wilde sein Wildpret zerlegte, ersand Lionet dasjenige, womit er die Nerven der Insecten aufdeckte; mit eben dem Girkel, mit dem man anfangs nur Hufen maß, mißt Newton Himmel und Erde. So zwang der Körper den Geist, auf die Erscheinungen um ihn her zu achten, so machte er ihm die Welt interessant und wichtig, weil er sie ihm unentbehrlich machte. Der Drang einer innern thätigen Natur, verbunden mit der Thätigkeit der mütterlichen Gegend, lehrte unsere Stammväter klüger denken und ersand ihnen ein Haus, worin sie im Geleite der Gestirne auf Flüssen und Oceanen sicher dahinglitten und neuen Zonen entgegenkamen. —

Fluctibus ignotis insultare carinae.

Hier wiederum neue Producte, neue Gefahren, neue Bedürfnisse, neue Anstrengungen des Geistes. Die Collision der thierischen Triebe stößt Horden wider Horden, schmiedet das rohe Erz zum Schwert, zengt Abenteurer, Helden und Despoten. Städte werden besetzt, Staaten errichtet, mit den Staaten entstehen bürgerliche Pflichten und Rechte. Künste, Ziffern, Gesetzbücher, schlaue Priester — und Götter.

Und, nun die Bedürfnisse angeordnet in Eurus — welch unermessliches Feld eröffnet sich unserm Auge! Jetzt werden die Aderu der Erde durchwühlt, jetzt wird der Grund des Meeres betreten, Handel und Wandel blühen —

Latet sub classicis aequor.

Der Ost wird in West, der West in Ost bewundert, die Geburten des Auslandes gewöhnen sich unter künstlichen Himmeln, und die Gartenkunst bringt die Producte von drei Welttheilen in einem Garten zusammen. Künstler lernen der Natur ihre Werke ab, Adre schmelen die Wilden, Schönheit und Harmonie veredeln Sitten und Geschmack, und die Kunst geleitet zu Wissenschaft und Tugend hinüber. „Der Mensch,“ sagt Schöpper, „dieser mächtige Unterzoo, räumt Felsen aus der Wahn, gräbt Seen ab und pflüget, wo man sonst schiffte. Durch Canäle trennt er Welttheile und Provinzen von einander, leitet Ströme zusammen und führet sie in Sandwüsten hin, die er dadurch in lachende Fluren verwandelt; er plündert dreien Welttheilen ihre Producte ab und versetzt sie in den vierten. Selbst Klima, Luft und Witterung gehorchen seiner Macht. Indem er Wälder ausreutet und Sümpfe austrocknet, so wird ein heiterer Himmel über ihm, Mäße und Nebel verlieren sich, die Winter werden sanfter und kürzer, die Flüsse frieren nicht mehr in.“ — Und der Geist verfeinert sich mit dem feineren Klima.

Der Staat beschäftigt den Bürger für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens. Arbeitsamkeit gibt dem Staat Sicherheit und Ruhe von außen und innen, die dem Denker und Künstler jene fruchtbare Muße gewährt, wodurch das Zeitalter des Augustus zum goldenen Alter geworden. Jetzt nehmen die Künste einen fähneren, ungehinderten Schwung, jetzt gewinnen die Wissenschaften ein reines gelduntertes Licht, Naturgeschichte und Physik führen den Aberglauben, die

* Siehe Schöppers Darstellung seiner Universalhistorie. S. 6.

Geschichte reicht den Spiegel der Vorwelt, und die Philosophie lacht über die Thorheit der Menschen. Wie aber nun der Lurus, in Welchlichkeit und Schwelgerei ausgeartet, in den Gebeinen der Menschen zu toben anfängt und Seuchen ausbrütet und die Atmosphäre verpestet, da eilt der bekränzte Mensch von einem Reich der Natur zum andern, die lindernden Mittel auszuspähen, da findet er die göttliche Rinde der China, da gräbt er aus den Eingeweiden der Berge den mächtig wirkenden Mercur und preßt den kostbaren Saft aus dem orientalischen Mohn. Die verhohlenen Winkel der Natur werden durchsucht, die Scheidekunst zertrümmert die Producte in ihre letzten Elemente und schafft sich eigene Welten, Goldmacher herrschen die Naturgeschichte, der mikroskopische Blick eines Swammerdam ertappt die Natur bei ihren geheimnißten Processen. Der Mensch geht noch weiter. Noth und Neugierde überspringen die Schranken des Aberglaubens, er ergreift muthig das Messer — und hat das größte Meisterstück der Natur, den Menschen, entdeckt. So mußte das Schlimmste das Größte erreichen helfen, so mußte uns Krankheit und Tod drängen zum *proci creator*. Die Pest bildete unsere Hippokrate und Enderhamme, wie der Krieg Generale gebär, und der einreißenden Lußseuche haben wir eine totale Deformation des medicinischen Geschmacks zu verdanken.

Wir wollten den rechtmäßigen Genuß der Sinnlichkeit auf die Vollkommenheit der Seele zurückführen, und wie wunderbar drehte sich der Stoff unter unsern Händen! Wir fanden, daß auch ihr Uebermaß, ihr Mißbrauch im Ganzen die Realitäten der Menschheit befördert hat. Die Verirrungen vom ersten Zwecke der Natur, Kaufleute, Eroberer und Lurus haben unstreitig die Schritte dahin unendlich beschleunigt, die eine einfachere Lebensart regelmäßiger wohl, aber auch langsam genug würde gemacht haben. Man halte die alte Welt gegen die neue! Dort waren die Vegetieren einfach und ihre Befriedigung leicht; aber wie abscheulich wurde auch über die Natur und ihre Gesetze geurtheilt! Jetzt ist sie durch tausend Krümmungen erschwert, aber welch volles Licht hat sich über alle Begriffe verbreitet!

Noch einmal also: der Mensch mußte Thier seyn, ehe er erwachte, daß er ein Geist war; er mußte am Staube kriechen, ehe er den Newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit.

Thierische Empfindungen begleiten die geistigen.

§. 12.

G e s e h.

Der Verstand des Menschen ist äußerst beschränkt, und darum müssen es auch nothwendig alle Empfindungen seyn, die aus seiner Thätigkeit resultiren. Diesen also einen größeren Schwung zu geben und den Willen mit geboppelter Kraft zum Volke hinanzuhelfen und vom Uebel zurück zu reißen, werden beide Naturen, geistige und thierische, also eng in einander verschlungen, daß ihre Modifikationen sich wechselseitig mittheilen und vertheilen. Daraus erwächst nun ein Fundamentalgeseß der gemischten Naturen, das, in seine letzten Grundtheile aufgelöst, ungefähr also lautet: Die Thätigkeiten des Körpers entsprechen den Thätigkeiten des Geistes: d. h. jede Ueberspannung von Geistes-thätigkeit hat jederzeit eine Ueberspannung gewisser körperlicher Actionen zur Folge, so wie das

Gleichgewicht der erstern oder die harmonische Thätigkeit der Geisteskräfte mit der vollkommensten Uebereinstimmung der letztern vergesellschaftet ist. Berner: Trägheit der Seele macht die körperlichen Bewegungen träg, Nichtthätigkeit der Seele hebt sie gar auf. Da nun Vollkommenheit jederzeit mit Lust, Unvollkommenheit mit Unlust verbunden ist, so kann man dieses Geseß auch also ausdrücken: Geistige Lust hat jederzeit eine thierische Lust, geistige Unlust jederzeit eine thierische Unlust zur Begleiterin.

§. 13.

Geistiges Vergnügen befördert das Wohl der Maschine.

Also eine Empfindung, die das ganze Seelenwesen einnimmt, erschüttert in eben dem Grade den ganzen Bau des organischen Körpers; Herz, Adern und Blut, Muskelfasern und Nerven, von jenen mächtigen wichtigen, die dem Herzen den lebendigen Schwung der Bewegung geben, bis hinaus zu jenen unbedeutenden geringen, die die Härchen der Haut spannen, nehmen daran Theil. Alles geräth in heftigere Bewegung. War die Empfindung angenehm, so werden alle jene Theile einen höhern Grad harmonischer Thätigkeit haben, das Herz wird freier, lebhafter und gleichförmig schlagen, das Blut wird ungehemmt, mild oder feurig rasch, jenachdem der Affect von der sanften oder heftigen Art ist, durch die weichen Canäle fließen, Coaction, Secretion und Excretion wird frei und ungehindert von Stellen gehen, die reizbaren Fasern werden im milden Dampfbad geschmeidig spielen, so Reizbarkeit als Empfindlichkeit wird durchaus erhöht seyn. Darum ist der Zustand der größten augenblicklichen Seelenlust augenblicklich auch der Zustand des größten körperlichen Wohls.

So viel dieser Partialthätigkeiten sind (und ist nicht jeder Puls das Resultat von vielleicht tausenden), so viel dunkle Sensationen werden sich zumal vor die Seele drängen, wovon jede Vollkommenheit anreizt. Aus der Verworrenheit dieser aller bildet sich nun die Totalempfindung der thierischen Harmonien, d. h. die höchstaufgebaute Empfindung von thierischer Lust, die sich an die ursprüngliche intellectuelle oder moralische gleichsam anreicht und solche durch diesen Zutritt unendlich vergrößert. So ist demnach jeder angenehme Affect die Quelle unzähliger körperlicher Lust.

Dieses beständigen am Augenscheinlichsten die Weispieler der Kranken, die die Freude erlirrt hat. Man bringe Ginen, den das fürchterliche Heimweh bis zum Skelet verderren gemacht hat, in sein Vaterland zurück: er wird sich in blühender Gesundheit verjüngen. Man trete in die Gefangenhäuser, wo Unglückliche seit zehn und zwanzig Jahren im faulen Dampf ihres Unraths wie begraben liegen und kaum noch Kraft finden, von der Stelle zu gehen, und verkündige ihnen auf Einmal Erlösung. Das einzige Wort wird jugendliche Kraft durch ihre Glieder gießen, die erforderten Augen werden Leben und Feuer funkeln. Die Seefahrer, die der Nod- und Wassermangel auf der ungewissen See sich und elend niedergeworfen hat, werden durch das einzige Wort: Land! das der Steuermann vom Weirde erpöht, halb gesund, und gewiß würde der sehr irren, der hier den frischen Lebensmitteln alle Wirkung zuschreiben wollte. Der Anblick einer geliebten Person, nach der er lange geschmacht hat, hält die stehende Seele des Agonizanten noch auf, er wird kräftiger und augenblicklich besser. Wahr ist es, daß die Freude das Nervensystem in lebhaftere Wirkksamkeit setzen kann, als alle Herzstärkungen, die man aus Apotheken holen

muß, und selbst inveterirte Stockungen in den labyrinthischen Gängen der Eingeweide, die weder die Nubia durchbringt, noch selbst der Mercur durchreißt, durch sie zertheilt worden sind. Wer begreift nun nicht, daß dieselbige Verfassung der Seele, die aus jeder Vergessenheit Vergnügen zu schöpfen und jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß, auch den Verrichtungen der Maschine am Zuträglichsten seyn muß? Und diese Verfassung ist die Tugend.

§. 14.

Geistiger Schmerz untergräbt das Wohl der Maschine.

Auf eben diese Weise erfolgt das Gegentheil beim unangenehmen Affect; die Ideen, die sich beim Zornigen oder Erschrockenen so intensiv stark herausheben, könnte man mit eben dem Recht, als Plato die Leidenschaften Fieber der Seele nannte, als Convulsionen des Denkorgans betrachten. Diese Convulsionen pflanzen sich schnell durch den ganzen Umriß des Nervengebäudes fort, bringen die Kräfte des Lebens in jene Mißstimmung, die seinen Flor zernichtet und alle Actionen der Maschine aus dem Gleichgewicht bringt. Das Herz schlägt ungleich und ungestüm; das Blut wird in die Lungen gepreßt, wenn in den Extremitäten kaum so viel übrig bleibt, den verlorenen Puls zu erhalten. Alle Prozesse der thierischen Chemie durchkreuzen einander. Die Scheidungen überflürzen sich, die gutartigen Säfte verirren und wirken feindlich in fremden Gebieten, wenn zu gleicher Zeit die bössartigen, die im Urath dahingeschwemmt werden sollten, in den Kern der Maschine zurücksinken. Mit einem Wort: der Zustand des größten Seelenschmerzens ist zugleich der Zustand der größten körperlichen Krankheit.

Die Seele wird durch tausend dunkle Sensationen vom drohenden Ruin ihrer Werkzeuge unterrichtet und von einer ganzen Schmerzempfindung übergoßen, die sich an die ursprüngliche geistige ansetzt und solcher einen desto schärfern Stachel gibt.

§. 15.

Beispiele.

Tiefe chronische Seelenschmerzen, besonders wenn sie von einer Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenen Zorn, den man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus. Diese Leute sehen abgezehrt und bleich, und der innere Gram verräth sich aus den hohlen, tiefliegenden Augen. „Ich muß Leute um mich haben, die fett sind,“ sagt Gäsar, „Leute mit runden Backen, und die des Nachts schlafen. Der Cassius dort hat ein hageres, hungrißes Gesicht; er denkt zu viel; dergleichen Leute sind gefährlich.“ Furcht, Unruhe, Gewissensangst, Verzweiflung wirken nicht viel weniger als die heftigsten Fieber. Dem in Angst gejagten Richard fehlt die Munterkeit, die er sonst hat, und er wähnt sie mit einem Glas Wein wieder zu gewinnen. Es ist nicht Seelenleiden allein, das ihm seine Munterkeit verschweicht, es ist eine ihm aus dem Kern der Maschine aufgedrungene Empfindung von Unbehaglichkeit, es ist eben diejenige Empfindung, welche die bössartigen Fieber verflüchtigt. Der von Freveln schwer gedrückte Moor, der sonst spitzfindig genug war, die Empfindungen der Menschlichkeit durch Esketisierung der Begriffe in nichts aufzulösen, springt eben jetzt bleich, athemlos, den kalten Schweiß auf seiner Stirne, aus einem schrecklichen Traum auf. Alle die Bilder zukünftiger Straferichte, die er vielleicht in den Jahren der Kindheit eingesaugt und als Mann obsovert hatte, haben den unnebelten Zustand unter dem Traum überrumpelt. Die Sensationen sind allzu verworren, als daß der langsamere Gang der Vernunft sie einholen

und noch einmal zerfasern könnte. Noch kämpfet sie mit der Phantasie, der Geist mit den Schrecken des Mechanismus. — *

Moor. Mein, ich zittere nicht. War's doch ledig ein Traum — die Todten stehen noch nicht auf — Wer sagt, daß ich zittere und bleich bin? Es ist mir ja so leicht, so wohl.

Bed. Ihr seht todesbleich, Eure Stimme ist bang und fallend.

Moor. Ich habe das Fieber. Ich will morgen zur Alder lassen. Sage du nur, wenn der Priester kommt, ich habe das Fieber.

Bed. O, Ihr seht ernstlich krank.

Moor. Ja freilich, freilich, Das ist Alles; und Krankheit versüßet das Wehen und brühet tolle, wunderliche Träume — Träume bedeuten nichts — Psst, psst der weiblichen Feigheit! — Träume kommen aus dem Bauch, und Träume bedeuten nichts — Ich hatte so eben einen lustigen Traum —

Er starr ohnmächtig nieder.

Hier bringt das plötzlich auffahrende Integralbild des Traums das ganze System der dunkeln Ideen in Bewegung und rüttelt gleichsam den ganzen Grund des Denkorgans auf. Aus der Summe aller entspringt eine ganze äußerst zusammengelegte Schmerzempfindung, die die Seele in ihren Tiefen erschüttert und den ganzen Bau der Nerven per consensum lähmt.

Die Schauer, die Denjenigen ergreifen, der auf eine laßterhafte That ausgeht oder eben eine ausgeführt hat, sind nichts Anderes, als eben der Horror, der den Fabricanten schüttelt, und welcher auch auf eingenommene widerwärtige Arzneien empfunden wird. Die nächtlichen Jactationen Derer, die von Gewissenbissen gequält werden, und die immer mit einem febrischen Nachschlag begleitet sind, sind wahrhaftige Fieber, die der Consens der Maschine mit der Seele veranlaßt, und, wenn Lady Macbeth im Schlaf geht, so ist sie eine pyrenitische Delirante. Ja, schon der nachgemachte Affect macht den Schauspieler augenblicklich krank, und, wenn Garrick seinen Lear oder Diabolo gespielt hatte, so brachte er einige Stunden in gichterischen Zuckungen auf dem Bette zu. Auch die Illusion des Zuschauers, die Sympathie mit künstlichen Leidenschaften hat Schauer, Schitter und Ohnmachten gewirkt.

Ist also nicht Derjenige, der mit der bösen Laune geplagt ist und aus allen Situationen des Lebens Gift und Galle zieht: ist nicht der Laßterhafte, der in einem steten chronischen Zorn dem Haß lebt, der Neidische, den jede Vollkommenheit seines Mitmenschen martert, sind nicht alle Diese die größten Feinde ihrer Gesundheit? Sollte das Laster noch nicht genug Abschreckendes haben, wenn es mit der Glückseligkeit auch die Gesundheit zernichtet?

§. 16.

Ausnahmen.

Aber auch der angenehme Affect hat getödtet, auch der unangenehme hat Wundercuren gethan? — Beides lehrt die Erfahrung; sollte Das die Gränzen des aufgestellten Gesetzes verrücken?

Die Freude tödtet, wenn sie zur Ekstase hinaufsteigt, die Natur erträgt den Schwung nicht, in den in einem Moment das ganze Nervengebäude geräth, die Bewegung des Gehirns ist nicht Harmonie mehr, sie ist Convulsion; ein höchster augenblicklicher Wiger, der aber auch gleich in den Ruin der Maschine übergeht, weil er über die Gränzlinie der Gesundheit gewichen ist (denn schon in die Idee der Gesundheit ist die Idee einer gewissen Temperatur der natürlichen Bewegungen wesentlich eingeflochten); auch die Freude der endlichen Wesen hat ihre Schranken, so wie der Schmerz; diese darf sie nicht überschreiten, oder sie muß untergehen.

* Life of Moor. Tragedy by Krake. Act. V. Sc. 1.

Was den zweiten Fall betrifft, so hat man viele Beispiele, daß ein mäßiger Grad des Jorns, der Gewalt hat, frei anzubrausen, die langwierigsten Verstopfungen durchrissen, daß der Schrecken, z. B. über eine Feuersbrunst, alte Gliederschmerzen und unheilbare Lähmungen plötzlich gehoben hat. — Aber auch die Dysenterie hat Verstopfungen der Pfortader geschmolzen, auch die Kräge hat Melancholien und Tobsuchten geheilt — ist die Kräge darum weniger Krankheits, oder die Ruhe darum Gesundheit?

§. 17.

Trägheit der Seele macht die Bewegungen der Maschine träger.

Da die Wirksamkeit des Geistes während der Geschäften des Tages nach dem Zeugniß des Herrn von Gallen den abendlichen Puls zu beschleunigen vermag: wird ihre Trägheit ihn nicht schwächen, wird ihre Nichtthätigkeit ihn vielleicht nicht gar aufheben müssen? Denn, obgleich die Bewegung des Bluts nicht so sehr von der Seele abhängig zu seyn scheint, so läßt sich doch nicht ohne allen Grund schließen, daß das Herz, welches doch immerhin den größten Theil seiner Kraft vom Gehirn entlehnt, nothwendig, wenn die Seele die Bewegung des Gehirns nicht mehr unterhält, einen großen Kraftverlust erleiden müsse? — Das Phlegma führt einen trägen langsamen Puls, das Blut ist wässrig und schleimig, der Kreislauf durch den Unterleib leidet Noth. Die Stupiden, die uns Ruzell * beschrieben hat, athmeten langsam und schwer, hatten weder Trieb zum Essen und Trinken, noch zu den natürlichen Excretionen, der Ader Schlag war selten, alle Verrichtungen des Körpers waren schläfrig und matt. Die Erstarrung der Seele unter dem Schrecken, dem Erstaunen u. s. w. wird zuweilen von einer allgemeinen Aufhebung aller physischen Thätigkeit begleitet. War die Seele die Ursache dieses Zustandes, oder war es der Körper, der die Seele in diese Erstarrung versetzte? Aber diese Materie führt uns auf Spigfinbigkeiten und muß ja auch gerade hier nicht entwickelt werden.

§. 18.

Zweites Gesetz.

Nun ist Das, was von Uebertragung der geistigen Empfindungen auf thierische gesagt worden, auch vom umgekehrten Fall, von Uebertragung der thierischen auf die geistige, gültig. Krankheiten des Körpers, mehrtheils die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit, strafen an sich schon durch sinnlichen Schmerz; aber auch hier mußte die Seele in ihrem Grundwesen angegriffen werden, daß der gedoppelte Schmerz ihr die Einschränkung der Begierden desto dringender einschärfe. Eben so mußte zu dem körperlichen Wohlgefühl der körperlichen Gesundheit auch die feinere Empfindung einer geistigen Realverbesserung treten, daß der Mensch um so mehr gespoynet werde, seinen Körper im guten Zustand zu erhalten. So ist es also ein zweites Gesetz der gemischten Naturen, daß mit der freien Thätigkeit der Organe auch ein freier Fluß der Empfindungen und Ideen, daß mit der Zerrüttung derselben auch eine Zerrüttung des Denkens und Empfindens sollte verbunden seyn. Also kürzer: daß die allgemeine Empfindung thierischer Harmonie die Quelle geistiger Lust, und die thierische Unlust die Quelle geistiger Unlust seyn sollte.

Man kann in diesen verschiedenen Rücksichten Seele und Körper nicht gar unrecht zweien gleichgestimmten Saiteninstrumenten vergleichen, die neben einander

* Ruzell medic. ph. un. chirurg. de Wahrnehmungen.

gestellt sind. Wenn man eine Saite auf dem einen rührt und einen gewissen Ton angibt, so wird auf dem andern eben diese Saite freiwillig anschlagen und eben diesen Ton, nur etwas schwächer, angeben. So weckt, vergleichungsweise zu reden, die fröhliche Saite des Körpers die fröhliche in der Seele, so der traurige Ton des Ersten den traurigen in der Zweiten. Dies ist die wunderbare und werkwürdige Sympathie, die die heterogenen Principien des Menschen gleichsam zu einem Wesen macht, der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen.

§. 19.

Die Stimmungen des Geistes folgen den Stimmungen des Körpers.

Daher die Schwere, die Gedankenlosigkeit, das mürrische Wesen auf Ueberladungen des Magens, auf Excesse in allen sinnlichen Lüsten; daher die wunderthätigen Wirkungen des Weins bei Denen, die ihn mit Mäßigkeit trinken. „Wenn ihr Wein getrunken habt,“ sagt Bruder Martin, „so seyd ihr Alles doppelt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so leicht unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.“ Daher die gute Laune, die Behaglichkeit bei heiterem und gesundem Wetter, die zwar theilweis auch in der Association der Begriffe, mehrtheils aber in dem dadurch erleichterten Gang der natürlichen Actionen ihren Grund hat. Diese Leute pflegen sich gemeinlich des Ausdrucks zu bedienen: Ich spüre, daß mir wohl ist, und zu dieser Zeit sind sie auch zu allen Arbeiten des Geistes mehr aufgelegt und haben ein offeneres Herz für die Empfindungen der Menschlichkeit und die Ausübung moralischer Pflichten. Eben Dieses gilt von dem Nationalcharakter der Völker. Die Bewohner düsterer Gegenden trauern mit der sie umgebenden Natur; der Mensch verwildert in wilden stürmischen Zonen, lacht in freundlichen Lüssen und fühlt Sympathie in gereinigten Atmosphären. Nur unter dem feinen griechischen Himmel gab es einen Homer, einen Plato und Phidias; dort nur standen Wäsen und Oragen auf, wenn das uebliche Kappland kaum Menschen, ewig niemals ein Genie gebiert. Als unser Deutschland noch waldig, rauch und sumyfig war, war der Deutsche ein Jäger, roh wie das Wild, dessen Fell er um seine Schultern schlang. Sobald die Arbeitsamkeit die Gestalt seines Vaterlandes umänderte, fing die Epoche seiner Sittlichkeit an. Ich will nicht behaupten, daß das Klima die einzige Quelle des Charakters sey; aber gewiß muß, um ein Volk aufzuklären, eine Haupttrübsicht dahin genommen werden, seinen Himmel zu verfeinern.

Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen. Ein durch Wollüste ruinierter Mensch wird leichter zu Extremis gebracht werden können, als der, der seinen Körper gesund erhält. Dies eben ist ein abentheurerlicher Kunstgriff Derrers, die die Jugend verderben, und jener Raubritzenwerber muß den Menschen genau gefannt haben, wenn er sagt: „Man muß Leib und Seele verderben.“ Catilina war ein Wollüstling, eher ein Mordbrenner wurde; und Doria hatte sich gewaltig getraut, wenn er den wollustigen Biscro nicht fürchten zu dürfen glaubte. Ueberhaupt beobachtet man, daß die Verschiedenheit der Seele gar oft in kranken Körpern wohnt.

In den Krankheiten ist diese Sympathie noch auffallender. Alle Krankheiten von Bedeutung, diejenigen vorzüglich, die man die böartigen nennt, und die aus der Dekonomie des Unterleibs hervorgehen, künstigen

sich mehr oder weniger mit einer sonderbaren Revolution im Charakter an. Damals, wenn sie im Stillen noch in den verborgenen Winkeln der Maschine schleichen und die Lebenskraft der Nerven untergraben, fängt die Seele an, den Fall ihres Gefährten in dunkeln Ahnungen voraus zu empfinden. Das ist mit ein großes Zugreifen zu demjenigen Zustand, den uns ein großer Arzt unter dem Namen der Vorschauer (Horrores) mit Weistherzügen geschildert hat. Daher die Morosität dieser Leute, davon Niemand die Ursache weiß anzugeben, die Aenderung ihrer Neigungen, der Ekel an Allem, was ihnen sonst das Liebste war. Der Sanftmüthige wird zänfisch, der Lachende mürrisch, und der sich vorher im Geräusch der geschäftigen Welt verlor, flieht den Anblick der Menschen und entweicht in düstere melancholische Stille. Unter dieser heimtückischen Ruhe rüht sich die Krankheit zum tödtlichen Ausbruch. Der allgemeine Tumult der Maschine, wenn die Krankheit mit offener Wuth hervorbricht, gibt uns den lebendsten Beweis von der erstaunlichen Abhängigkeit der Seele vom Körper an die Hand. Die aus tausend Schmerzgefühlen zusammengekommenne Empfindung des allgemeinen Umsturzes der Organe richtet im System ihrer geistigen Empfindungen eine fürchterliche Zerrüttung an. Die schrecklichsten Ideen leben wieder auf. Der Bösewicht, den nichts gerührt hat, unterliegt der Uebermacht thierischer Schrecken. Der Sterbende Wüthender hüllt in wüthender Verzweiflung. Die Seele scheint mit Fleiß nach Allem zu haschen, was sie in noch tiefere Verfinsternung stürzt, und vor allen Trostgründen mit rasendem Widerwillen zurückzuschandern. Der Ton der unangenehmen Empfindung ist herrschend, und, wie dieser tiefe Schmerz der Seele aus den Zerrüttungen der Maschine entspringen ist, so hilft er rückwärts diese Zerrüttungen heftiger und allgemeiner machen.

§. 20.

Einschränkung des Vorigen.

Aber man hat tägliche Beispiele von Kranken, die sich voll Muth über die Leiden des Körpers erheben, von Sterbenden, die mitten in den Bedrängnissen der kämpfenden Maschine fragen: Wo ist dein Stachel, Tod? Sollte die Weisheit, dürfte man einwenden, nicht vermögend seyn, wider die blinden Schrecken des Organismus zu waffnen? Sollte, was noch mehr ist als Weisheit, sollte die Religion ihre Freunde so wenig gegen die Anfechtungen des Staubes beschützen können? Oder, welches eben so viel heißt, kommt es nicht auch auf den vorübergehenden Zustand der Seele an, wie sie die Alterationen der Lebensbewegungen aufnimmt?

Dieses nun ist eine unleugbare Wahrheit. Philosophie und noch weit mehr ein muthiger und durch die Religion erhobener Sinn sind jähln den Einfluß der thierischen Sensationen, die das Gemüth des Kranken bestürmen, durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Cohärenz mit der Materie zu reißen. Der Gedanke an die Gottheit, die, wie durchs Universum, so auch im Tode wehet, die Harmonie des vergangenen Lebens und die Vorfühle einer ewig glücklichen Zukunft breiten ein volles Licht über alle ihre Begriffe, wenn die Seele des Thoren und Ungläubigen von allen jenen dunkeln Fühlungen der Mechanismus umnachtet wird. Wenn auch unwillkürliche Schmerzen dem Christen und Weisen sich aufdrängen (benn ist er weniger Mensch?), so wird er selbst das Gefühl seiner zerfallenden Maschine in Wollust auflösen. —

The Soul, secur'd in her existence, smiles
At the drawn dagger, and deems its point,
The stars shall fade away, the sun himself

Grow dim with age, and nature sink in years,
But thou shalt flourish in immortal youth,
Unhurt amidst the war of Elements,
The wreck of Matter, and the Crash of worlds.

Eben diese ungewöhnliche Heiterkeit der tödtlich Kranken hat mehrmalen auch eine physische Ursache zum Grunde und ist äußerst wichtig für den praktischen Arzt. Man findet sie oft in Gesellschaft der tödtlichsten Zeichen des Hippokrates, und ohne sie aus irgend einer vorgängigen Krisis begreifen zu können; diese Heiterkeit ist böseartig. Die Nerven, welche während der Höhe des Fiebers auf das Schärffste waren angefochten worden, haben jetzt ihre Empfindlichkeit verloren, die entzündeten Theile, weiß man wohl, hören auf zu schmerzen, sobald sie brandig werden; aber es wäre ein unglücklicher Gebanke, sich Glück zu wünschen, daß die Entzündungsperiode nunmehr überstanden sey. Der Reiz weicht von den todtten Nerven zurück, und eine tödtliche Indolenz läßt baldige Genesung. Die Seele befindet sich in der Illusion einer angenehmen Empfindung, weil sie einer lang anhaltenden schmerzhaften los ist. Sie ist schmerzfrei, nicht, weil der Ton ihrer Werkzeuge wieder hergestellt ist, sondern, weil sie den Mysterion nicht mehr empfindet. Die Sympathie hört auf, sobald der Zusammenhang wegfällt.

§. 21.

Weitere Ausichten in den Zusammenhang.

Wenn ich nun erst tiefer hineingehen — wenn ich vom Wahnsinn selbst, vom Schummer, vom Stupor, von der fallenden Sucht und der Katalepsis u. s. f. sprechen dürfte, wo der freie und vernünftige Geist dem Despotismus des Unterleibs unterworfen wird, wenn ich mich überhaupte in das große Feld der Hysterie und Hypochondrie ausbreiten dürfte, wenn es mir erlaubt wäre, von Temperamenten, Idiosynkrasien und Consensus zu reden, welches für Aerzte und Philosophen ein Abgrund ist — mit einem Wort: wenn ich die Wahrheit des Bisherigen von dem Krankenbett aus beweisen wollte, welches immerhin eine Hauptschule des Psychologen ist, so würde mein Stoff sich ins Unendliche dehnen. Genug, dünkt es mich, ist es nunmehr bewiesen, daß die thierische Natur mit der geistigen sich durchaus vermischt, und daß diese Vermischung Vollkommenheit ist.

Körperliche Phänomene verrathen die Bewegungen des Geistes.

§. 22.

Physiognomik der Empfindungen.

Eben diese innige Correspondenz der beiden Naturen stützt auch die ganze Lehre der Physiognomik. Durch eben diesen Nervenzusammenhang, welcher, wie wir hören, bei der Mittheilung der Empfindungen zum Grunde liegt, werden die geheimsten Nübrungen der Seele auf der Außenseite des Körpers geoffenbart, und die Leidenschaft dringt selbst durch den Schleier des Geuchlers. Jeder Affect hat seine specifischen Aeußerungen und, so zu sagen, seinen eigenthümlichen Dialekt, an dem man ihn kennt. Und zwar ist Dies ein bewundernswürdiges Gesetz der Weisheit, daß jeder edle und wohlwollende den Körper verschönert, den der niederträchtige und gehässige in viehische Formen zerrißt. Je mehr sich der Geist vom Ebenbild der Gottheit entfernt, desto näher scheint auch die äußere Uebung dem Viehe zu kommen, und immer demjenigen am Nächsten, das diesen Hauptthang mit ihm gemein hat. So ladet das sanfte Augenbild des Menschenfreunds den Hülsbedürftigen ein, wenn der trostige

Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur

Blick des hornigen Zedens zurückschreucht. Dies ist der unentbehrlichste Zeitfaden im gesellschaftlichen Leben. Es ist merkwürdig, wie viel Ähnlichkeit die körperlichen Erscheinungen mit den Affecten haben, Gelbennuth und Unerfrorenheit strömen Leben und Kraft durch Adern und Muskeln, Funken sprühen aus den Augen, die Brust steigt, alle Glieder rüsten sich gleichsam zum Streit, der Mensch hat das Aussehen des Rosses. Schrecken und Furcht erschöpfen das Feuer der Augen, die Glieder sinken kraftlos und schwer, das Mark schreit in den Knochen erfroren zu seyn, das Blut fällt dem Herzen zur Last, allgemeine Unmacht lähmt die Instrumente des Lebens. Ein großer, kühner, erhabener Gedanke zwingt uns, auf die Zehen zu stehen, das Haupt empor zu richten, Nase und Mund weit aufzusperren. Das Gefühl der Unendlichkeit, die Aussicht in einen weiten offenen Horizont, das Meer und dergleichen dehnt unsre Arme aus, wir wollen ins Unendliche ausfliegen. Mit Bergen wollen wir gen Himmel wachsen, auf Stürmen und Wellen dahinschweifen; gäbe Abgründe stürzen uns schwindelnd hinunter; der Haß äußert sich im Körper gleichsam durch eine zurückstoßende Kraft, wenn im Gegentheil selbst unser Körper durch jeden Händedruck, jede Umarmung in den Körper des Freundes übergehen will, gleichwie die Seelen harmonisch sich mischen; der Stolz richtet den Körper auf, so wie die Seele steigt; Kleinmuth senket das Haupt, die Glieder hängen; knechtische Furcht spricht aus dem kriechenden Gang; die Idee des Schmerzens verzerrt unser Gesicht, wenn wollüstige Vorstellungen eine Grazie über den ganzen Körper verbreiten; so hat ferner der Zorn die härtesten Wunden gerissen, und die Noth beinahe die Unmöglichkeit überwunden. — Durch was für eine Mechanik, möcht' ich nun fragen, geschieht es, daß gerade diese Bewegungen auf diese Empfindungen erfolgen, gerade diese Ereignisse bei diesen Affecten interessiert werden? Ist dies nicht eben so viel, als wollt' ich wissen, warum gerade eine solche Verletzung der Haut die untere Kinnlade erstarren mache?

Wird der Affect, der diese Bewegungen der Maschine sympathetisch erweckt, öfters erneuert, wird diese Empfindungsart der Seele habituell, so werden es auch diese Bewegungen des Körpers. Wird der zur Fertigkeit gewordene Affect dauernder Charakter, so werden auch die consensuellen Züge der Maschine tiefer eingegraben, sie bleiben, wenn ich das Wort von dem Pathologen entlehnen darf, *deutero pathisch* zurück und werden endlich organisch. So formirt sich endlich die feste perennirende Physiognomie des Menschen, daß es beinahe leichter ist, die Seele nachher noch umzuändern als die Bildung. In diesem Verstande also kann man sagen, die Seele bildet den Körper, ohne ein Stahliauer zu seyn, und die ersten Jugendjahre bestimmen vielleicht die Gesichtszüge des Menschen durch sein ganzes Leben, so wie sie überhaupt die Grundlage seines moralischen Charakters sind. Eine unthätige und schwache Seele, die niemals in Leidenschaften überwallt, hat gar keine Physiognomie; wer nicht eben der Mangel derselben die Physiognomie der Fimbel ist. Die Grundzüge, die die Natur ihnen anerschuf und die Nutrition vollendete, dauern unangestastet fort. Das Gesicht ist glatt, denn keine Seele hat darauf geipelt. Die Augenbrauen behalten einen vollkommenen Bogen, denn kein wilder Affect hat sie gerissen. Die ganze Bildung behält eine Runde, denn das Fett hat Ruhe in seinen Zellen; das Gesicht ist regelmäßig, vielleicht auch sogar schön, aber ich bedauere die Seele.

Eine Physiognomie organischer Theile, z. B. der Figur und Größe der Nase, der Augen, des Mundes,

der Ohren u. s. w., der Farbe der Haare, der Höhe des Halses u. s. f. ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launigen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie tiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt hat, unter Classen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuren kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eins werde.

(Noch eine Art von Sympathie verdient bemerkt zu werden, indem sie in der Physiologie von großer Gehilichkeit ist: ich meine die Sympathie gewisser Empfindungen mit den Organen, aus denen sie kamen. Ein gewisser Krampf des Magens erregte in uns die Empfindung von Ekel; die Reproduction dieser Empfindung bringt rückwärts diesen Krampf hervor. Wie geschieht Das?)

Auch der Nachlaß der thierischen Natur ist eine Quelle von Vollkommenheit.

§. 23.

Scheint sie zu hindern.

Noch kann man sagen, wenn auch der thierische Theil des Menschen ihm alle die großen Vortheile gewährt, von denen bisher gesprochen worden, so bleibt er doch immer noch in einer andern Rücksicht verwerflich. Nämlich die Seele ist also slavisch an die Thätigkeit ihrer Werkzeuge gefesselt, daß die periodische Abspannung dieser Letztern ihr eine thatenlose Pause verschreibt und sie gleichsam veriodisch vernichtet. Ich meine den Schlaf, der, wie man nicht leugnen kann, uns wenigstens den dritten Theil unsers Tages raubt. Ferner ist unsere Denkkraft von den Gesetzen der Maschine äußerst abhängig, daß der Nachlaß dieser Letztern dem Gang der Gedanken plötzlich Halt auferlegt, wenn wir eben auf dem geraden offenen Pfade zur Wahrheit begriffen sind. Der Verstand darf kaum ein wenig auf einer Idee gehaftet haben, so verlagert ihm die träge Materie; die Saiten des Denkforgans erschlaffen, wenn sie kaum ein wenig angestrengt worden; der Körper verläßt uns, wo wir sein am Weissten bedürfen. Welche erstaunliche Schritte, dürfte man einwenden, würde der Mensch in Bearbeitung seiner Fähigkeiten machen, wenn er in einem Zustand ununterbrochener Intensität fortentfalten könnte? Wie würde er jede Idee in ihre letzten Elemente zerfasern, wie würde er jede Erscheinung bis zu ihren verhöhltesten Quellen verfolgen, wenn er sie unaussprechlich vor seiner Seele festhalten könnte? — Aber es ist nun einmal nicht so; warum ist es nicht so?

§. 24.

Nothwendigkeit des Nachlasses.

Folgendes wird uns auf die Spur der Wahrheit leiten.

- 1) Die angenehme Empfindung war nothwendig, den Menschen zur Vollkommenheit zu führen, und er ist ja nur darum vollkommen, daß er angenehm empfinde.
- 2) Die Natur eines endlichen Wesens macht die unangenehme Empfindung unvermeidlich. Das Uebel erfüllt nicht aus der besten Welt, und die Weltweisen wollen ja darin Vollkommenheit finden.
- 3) Die Natur eines gemischten Wesens bringt sie nothwendig mit sich, weil sie größtentheils darauf ruhet.

Also: Schmerz und Lust sind nothwendig.

Schwerer scheint es, aber es ist dennoch auch wahr:

- 4) Jeder Schmerz wächst seiner Natur nach, so wie jede Lust, ins Unendliche.
 5) Jeder Schmerz und jede Lust eines gemischten Wesens zielt auf seine Auflösung.

§. 25.

Erklärung.

Nämlich Das will so viel sagen: Es ist ein bekanntes Gesetz der Ideenverbindung, daß eine jede Empfindung, welcher Art sie auch immer sey, also gleich eine andere ihrer Art ergreife und sich durch diesen Zuwachs vergrößere. Je größer und vielfältiger sie wird, desto mehr gleichartige weckt sie nach allen Directionen des Senses auf, bis sie nach und nach allgemein herrschend wird und die ganze Fläche der Seele einnimmt. So wächst demnach jede Empfindung durch sich selbst; jeder gegenwärtige Zustand des Empfindungsvermögens enthält den Grund eines nachfolgenden ähnlichen heftigern. Dies ist an sich klar. Nun ist, wie wir wissen, jede geistige Empfindung mit einer ähnlichen thierischen vergesellschaftet, d. i. mit andern Worten: jede ist mit mehr oder weniger Nervenbewegungen verknüpft, die sich nach dem Grad ihrer Stärke und Ausbreitung richten. Also: so wie die geistigen Empfindungen wachsen, müssen auch die Bewegungen im Nervensystem zunehmen. Dies ist nicht minder deutlich. Aber nun lehrt uns die Pathologie, daß keine Nerve jemals allein leide, und sagen: hier ist Uebermaß von Kraft, eben so viel heiße als: dort ist Mangel der Kraft. Also wächst zugleich noch jede Nervenbewegung durch sich selbst. Ferner ist oben gesagt worden, daß die Bewegungen des Nervensystems auf die Seele zurückwirken und die geistigen Empfindungen verstärken; die verstärkten Empfindungen des Geistes vermehren und verstärken wiederum die Bewegungen der Nerven. Also ist hier ein Kreis, und die Empfindung muß stets wachsen, und die Nervenbewegungen müssen in jedem Moment allgemeiner und heftiger werden. Nun wissen wir, daß die Bewegungen der Maschine, welche die Empfindung des Schmerzens verursachen, dem harmonischen Ton zuwiderlaufen, durch den sie erhalten wird. Das heißt, daß sie Krankheit sind. Aber Krankheit kann nicht ins Unendliche wachsen, also endigen sie sich mit der totalen Destruction der Maschine. In Abticht auf den Schmerz ist es also erwiesen, daß er auf den Tod des Subjects abzielt.

Aber die Bewegungen der Nerven unter dem Zustand des angenehmen Affects sind ja so harmonisch, der Fortdauer der Maschine so günstig — der Zustand der größten Seelenlust ist ja der Zustand des größten körperlichen Wohls — sollte nicht vielmehr umgekehrt der angenehme Affect den Flor des Körpers ins Unendliche verlängern? — Dieser Schluß ist sehr übereilt. In einem gewissen Grade der Moderation sind diese Nervenbewegungen heilsam und wirklich Gesundheit. Wachsen sie über diesen Grad hinaus, so können sie wohl höchste Activität, höchste augenblickliche Vollkommenheit seyn, aber dann sind sie Greß der Gesundheit, dann sind sie nicht mehr Gesundheit. Nur diejenige gute Beschaffenheit der natürlichen Actionen heiße wir Gesundheit, in denen der Grund zukünftiger ähnlicher liegt, d. h. die die Vollkommenheit der darauf folgenden Actionen besitzgen: also gehört die Verminderung des Fortdauernden wesentlich mit in den Begriff der Gesundheit. So hat z. B. der Körper des entrüstetsten Wollüstlings im Momente der Ausschweifung seine höchste Harmonie erreicht; aber sie ist nur augenblicklich, und ein desto tieferer Nachlaß lehrt zur Genüge, daß Ueberspannung nicht Gesundheit war. So kann man denn mit Recht behaupten, daß der

übertriebene Vigor der physischen Actionen den Tod so sehr beschleunigt, als die höchste Disharmonie oder die heftigste Krankheit. Und also reizen uns Beide, Schmerz und Vergnügen, einem unvermeidlichen Tod entgegen, wenn nicht etwas vorhanden ist, das ihr Wachsthum beschränkt.

§. 26.

Vortrefflichkeit dieses Nachlasses.

Und eben Dieses leitet nun der Nachlaß der thierischen Natur. Eben diese Einschränkung unserer zerbrechlichen Maschine, die unsern Gegnern einen so starken Einwurf wider ihre Vollkommenheit schien gelichen zu haben, mußte es auch seyn, die alle die übeln Folgen verbesserte, die der Mechanismus anderwärts unvermeidlich macht. Eben dieses Hinsinken, dieses Erschlaffen der Organe, worüber die Denker so klagen, verhindert, daß uns unsere eigene Kraft nicht in kurzer Zeit aufreibt, und läßt es nicht zu, daß unsere Affecte in immer steigenden Graden zu unserm Verderben fortwachsen. Sie zeichnet jedem Affect die Perioden seines Wachstums, seiner Höhe und seiner Deservescenz, wenn er nicht gar in einer totalen Relaxation des Körpers erstickt, die den empörten Geistern Zeit läßt, wiederum ihren harmonischen Ton zu nehmen, und den Organen, sich wiederum zu erholen. Daher die höchsten Grade des Entzückens, des Schreckens und des Zorns eben dieselben sind, nämlich Ermattung, Schwäche oder Thumacht. —

„Jego muß“ er entweder ohnmächtig niedersinken“ — Noch mehr gewährt der Schlaf, der, wie unser Shakespeare sagt, „den verwirrten Anäuel der Sorgen auseinander löst, das Rad der wunden Arbeit, die Geburt von jedes Tages Leben, der zweite Gang der großen Natur ist.“ Unter dem Schlaf ordnen sich die Lebensgeister wiederum in jenes heilsame Gleichgewicht, das die Fortdauer unsers Daseyns so sehr verzlangt; alle jene kramptigen Ideen und Empfindungen, alle jene überspannten Thätigkeiten, die uns den Tag durch gepeinigt haben, werden jetzt in der allgemeinen Erschlaffung des Sensoriums aufgelöst, die Harmonie der Seelenwirkungen wird wiederum hergestellt, und ruhiger schläft der neu erwachte Mensch den kommenden Morgen.

Auch in Hinsicht auf die Einrichtung des Ganzen können wir den Werth und die Wichtigkeit dieses Nachlasses nicht genug bewundern. Eben diese Einrichtung brachte es nothwendig mit sich, daß Manche, die nicht minder glücklich seyn sollten, der allgemeinen Ordnung angepörrt wurden und das Los der Unterdrückung davon trugen. Eben so mußten wiederum Viele, die wir vielleicht mit Unrecht zu beneiden pflegen, ihre Geistes- und Leibeskraft in rastloser Anstrengung festern, damit die Ruhe des Ganzen erhalten werde. So ferner die Kranken, so das unvernünftige Vieh. Der Schlaf versiegelt gleichsam das Auge des Kummer, giebt Lebenskraft in die Adern des Kranken und Ruhe in seine zerrissene Seele; er nimmt dem Fürsten und Staatsmann die schwere Bürde der Regierung ab; auch der Tagelöhner hört die Stimme des Drängers nicht mehr, und das mißhandelte Vieh entflieht den Tyrannen der Menschen. Alle Sorgen und Lasten der Geschöpfe begräbt der Schlaf, setzt Alles ins Gleichgewicht, rühret Jeden mit ungeborenen Kräften aus, die Freuden und Leiden des folgenden Tages zu ertragen.

§. 27.

Trennung des Zusammenhangs.

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geist den Zweck seines Daseyns in diesem Kreise erfüllt hat, bat zugleich eine inwendige unbegreifliche Mechanik auch

seinen Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu seyn. Alle Anordnungen zur Aufrechthaltung des körperlichen Aërs scheinen nur bis auf diese Epoche zu reichen; die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unserer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß, ungeachtet der steten Compensationen, doch die Consumtion immer das Uebergewicht behalte, daß die Freiheit den Mechanismus mißbrauche, und der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Keime, sich entwickele. Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andern Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, andern Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in andern Kreisen ihre Denkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im Geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen können; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jezo manches Buch weg, das wir nicht verstehen; aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser.

Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.

Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehnts in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch von den vorherigen aus, daß er dem Drama feind in allen Provingen des Vaterlandes einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelenstärke in beklaßten und Schwachheiten anzuspüren gefunden hat, als eben in dieser Epoche — Schwache, daß Dies nur auf der Bühne ist. Die Haupttugenden bestellten für jedes Glied einen eigenen Post, und der Kranke ging unter dem Gewicht seiner Missethaten zu Grunde — wir halten jeder Leidenschaft ihren eigenen Heuler und haben täglich legend ein unatürliches Opfer derselben zu beweiuen. Jede Tugend findet bei uns ihren Vorkühner, und wir scheinen sie über ihrer Bewunderung zu vergessen. Wils dänkt, es verhalte sich damit, wie mit den unterirdischen Schätzen des Weisenhermeschen: Verschreiet den Geist nicht, ist die ewige Bedingung des Fortschritts. — Mit Stillstehenden erhebt man das Gold — ein Pant über die Junge, und hinunter sinkt reitend das Klavier die Kiste.

Allerdings sollte man denken, ein offener Spiegel des menschlichen Lebens, auf welchem sich die geheimen Winkelzüge des Herzens illuminirt und freies ausdrücken, wo alle Evolutionen von Jugend und Alter, alle die verworrenen Intrigen des Glücks, die merkwürdige Dekonomie der ebernen Vorsicht, die sich im wüthlichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, wo, sage ich, Dieses alles, in kleineren Blättern und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfsten Auge überschaubar in Gesichte liegt — der Tempel, wo der wahre natürliche Apoll, wie einst in Delphi und Delphoi, seine Orakel mündlich zum Vortritt reit; eine solche Anstalt, möchte man erwarten, sollte die reinern Begriffe von Glückseligkeit und Glück um so nachdrücklicher in die Seele prägen, als die sinnliche Anschauung lebendiger ist, denn nur Traditionen und Zeugnissen. Sollte, sage ich — und was sollten die Waaren nicht, wenn man den Verkäufer hört? Was sollten jene Troten und Hauer nicht, wenn nur der Wagen des Patienten sie verbrachte, wenn nur seinem Gann nicht davor stelte? — So viele Ton Dantes

sehen ihren eigenen Narrenkopf aus dem Savoyardenlasten der Komödie gucken, so viele Tartuffes ihre Masken, so viele Bailasse ihre Hörner; und doch deutet einer dem andern ein Oseleohr und beklascht den witzigen Dichter, der seinem Nachbar eine solche Schlappe anhängen gewußt hat. Gemälde voll Nüchternheit, die einen ganzen Schanplan in Thränen auflösen — Gruppen des Entsetzens, unter deren Anblick die zarten Epimachos eines hysterischen Nervensystems reizen — Situationen voll schaukelnder Erwartung, die den leiseren Dem sesselt und das beklemmte Herz in ungewissen Schlägen wiegt — alles Dieses, was wirkt es denn mehr, als ein buntes Farbenspiel auf der Fläche, gleich dem lieblichen Jütern des Sonnenlichts auf der Welle. — Der ganze Himmel scheint in der Blut zu liegen — ihr stürzt euch wonnetrunken hinein und — klappt in kalt Wasser. Wenn der teuflische Macbeth, die kalten Schweistropfen auf der Stirne, bebenden Kusses, mit kinschauerndem Auge aus der Schlafkammer wanket, wo er die That gethan hat — welchem Zuschauer laufen nicht eiskalte Schauer durch die Gebeine? — Und doch welcher Macbeth unter dem Volke läßt seinen Dolch aus dem Kleide fallen, ob er die That that? oder seine Larve, wenn sie gethan ist? — Es ist ja eben König Duncan nicht, den er zu verdrängen eilet. Werden darum weniger Mädchen verführt, weil Sara Samson ihren Schrit mit Gift küßt? Gibt ein einziger Gemann weniger, weil der Mohr von Venetia sich so tragisch überleitet? Tyrannisiert etwa die Conventienz die Natur darum weniger, weil jene unnatürliche Mutter, nach der That reut, vor einem Thron das rauchende Gelächter trillert? — Glückselig genug, wenn eine Emilia, wenn sie so verführerisch jammert, so nachlässig schon dabin fällt, so voll Delicatsie und Grazie anseht, nicht noch mit stehenden Ketten die welltätige Kante entwirrt, und einer tragischen Kunst aus dem Steigbügel hinter den Geulissen ein demüthigendes Opfer gebracht wird. Nämlich möchte man den Marionetten wieder das Wort reden, und die Maschinen ermuntern, die Garrickschen Kunst in ihre hökernern Heiden zu verpflanzen, so wäre doch die Aufmerksamkeit des Publikums, die sich gewöhnlichermassen in den Jubel, den Lächer und Spieler drückt, von dem Vegetar zurücktreten und sich mehr auf dem Gassen versammeln. Eine abgespinnne italienische Sophistia, die uns vielleicht durch ein glückliches Ziel nach Nullis gereinigt hatte, weiß mit einem schelmischen Blick durch die Maske ihr eigenes Jauern wohlbedacht weiter zu zerören, Sophistia und Nullis sind wegschwarz, die Sympathie nicht in der Bewunderung ihrer Gewandtheit. Wie sollten ja die Reizungen des schönen Geschlechts aus seiner Melancholie kennen? Die hohe Elisabeth hätte eher eine Verlegung ihrer Majestät als einen Zweifel gegen ihre Schönheit vergeben. — Sollte eine Actrice philosophisch denken? Sollte diese — wenn der Fall der Anordnung käme — mehr auf ihren Ruhm außerhalb der Gassen, als hinter denselben bedacht seyn? Ich weiß es nicht. Solange die Schicksalstheorie der Wollust durch die Räuber der Wollust gespielt werden, solange die Zeichen des Jammers, der Dürst und des Schreckens mehr zum dienen, den schlaffen Wank, die netten Tische, die Verwendungen der Spielerin zu Wille in tragen, mit einem Wort, solange die Tragödie mehr die Gelegenheitsmacherin verführter Wollüste spielen muß — ich will weniger sagen — solange das Schauspielhaus weniger Schule, als Zeitvertreib ist — mehr dazu gebraucht wird, die eintägige Langeweile zu beleben, unersündliche Winternächte zu betügel und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaume der Weisheit, dem Papiergeld der

Empfindung und galanten Zoten zu bereichern — so lange es mehr für die Toilette und die Schenke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volks zu seyn. Bevor das Publicum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publicum bilden.

Aber daß wir auch hier nicht zu weit gehen — daß wir dem Publicum nicht die Fehler des Dichters zur Last legen. Ich bemerke zwei vorzügliche Moten im Drama, die zwei äußersten Euben, zwischen welchen Wahrheit und Natur inne liegen. Die Menschen des Peter Corneille sind freistige Vohorcher ihrer Leidenschaft — allkluge Pedanten ihrer Empfindung. Den bedrängten Roderich hör' ich auf offener Bühne über seine Verlegenheit Vorlesung halten und seine Gemüthsbewegungen sorgfältig, wie eine Pariserin ihre Grimassen vor dem Spiegel, durchmustern. Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschüttet. -- Ihr Kothurn ist in einen niedlichen Tanzschuh verwandelt. In England und Deutschland (doch auch hier nicht früher, als bis Goethe die Schleichhändler des Geschmacks über den Rhein zurückgejagt hatte) deckt man der Natur ihr Blöße auf, vergrößert ihre Sinnen und Leberflecken unter dem Hohlspiegel eines unbändigen Wüthes, die muthwillige Phantastie glühender Poeten lügt sie zum Ungeheuer und trommelt von ihr die schändlichsten Anekdoten aus. Zu Paris liebt man die glatten zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff. Man wägt die Empfindung nach Gramen und schneidet die Speisen des Geistes diätetisch vor, den zärtlichen Wagen einer schwächlichen Marasmin zu schenken; wir Deutsche muthen uns, wie die Starkberzigen Britten, kühnere Tosen an, unsere Helden gleichen einem Goliath auf alten Tapeten, grob und gigantisch, für die Entfernung gemalt. Zu einer guten Copie der Natur gehört Weidese, eine edelmüthige Kühnheit, ihr Wark auszusagen und ihre Schwungkraft zu erreichen, aber zugleich auch eine schüchterne Blößeigkeit, um die groben Züge, die sie sich in großen Wandstücken erlaubt, bei Miniaturgemälden zu mildern. Wir Menschen stehen vor dem Universum wie die Ameise vor einem groben majestätischen Palaste. Es ist ein ungeheures Gebäude, unser Insectenblick verweilet auf diesem Flügel und findet vielleicht diese Säulen, diese Statuen übel angebracht; das Auge eines bessern Wesens umfaßt auch den gegenüberstehenden Flügel und nimmt dort Statuen und Säulen gewahr, die ihren Cameradiinnen hier symmetrisch entsprechen. Aber der Dichter male für Ameisenaugen und bringe auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen, von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen und lasse uns letztere in der ersten bewundern. Ein Versehen in diesem Punkt ist eine Ungerechtigkeit gegen das ewige Wesen, das nach dem unendlichen Umriß der Welt, nicht nach einzelnen herausgehobenen Fragmenten, beurtheilt seyn will.

Bei der getreuen Copie der Natur, soweit unsere Augen sie verfolgen, wird die Vorscbung verlieren, die auf das angefangene Werk in diesem Jahrhundert vielleicht erst im folgenden das Siegel drückt.

Aber auch der Dichter kann schuldlos seyn, wenn der Zweck des Drama mißlingt. Man trete auf die Bühne selbst und gebe Acht, wie sich die Geschöpfe der Phantasie im Spieler verkörpern. Es sind diesem zwei Dinge schwer, aber nothwendig. Einmal muß er sich selbst und die herrschende Menge vergeffen, um in der Rolle zu leben; dann muß er wiederum sich selbst und den Zuschauer gegenwärtig denken, auf den Geschmac des Letztern reflectiren und die Natur maßigen.

Zehnmahl finde ich das Erste dem Zweiten aufgeopfert, und doch — wenn das Genie des Auteurs nicht Weidese andreichen kann — möchte er immerhin gegen Dieses zum Vorthail Jenes verstößen. Von Empfindung zum Ausdruck der Empfindung herrscht eben die schnell und ewig bestimmte Succession, als von Wetterleuchten zu Donnererschlag, und bin ich des Affectes voll, so darf ich so wenig den Körper nach seinem Tone stimmen, daß es mir vielmehr schwer, ja, unmöglich werden dürfte, den freiwilligen Schwung des Letztern zurückzuhalten. Der Schauspieler befindet sich einigermaßen im Fall eines Nachwandler, und ich beobachte zwischen Weiden eine merkwürdige Aehnlichkeit. Kann der Letztere, bei einer aufscheinenden völligen Abwesenheit des Bewußtseyns, in der Grabruhe der äußern Sinne, auf seinem mitternächtlichen Pfate, mit der unbereiflichen Bestimmtheit jeden Austritt gegen die Gefahr abwägen, die die größte Geistesgegenwart des Wachenden aufordern würde; kann die Gewohnheit seine Tritte so wunderbar sichern; kann — wenn wir doch, um das Phänomen zu erklären, zu etwas mehr unsere Zuflucht nehmen müssen, kann eine Sinnesdämmerung, eine superficielle und flüchtige Bewegung der Sinne so viel zu Stand bringen: warum sollte der Körper, der doch sonst die Seele in allen ihren Veränderungen so getrenlich begleitet, in diesem Falle so ziellos über seine Linien schweifen, daß er ihren Ton mißstimmt? Erlaubt sich die Leidenschaft keine Extravagation (und Das kann sie nicht, wenn sie echt ist, und Das soll sie nicht in einer gebildeten Seele), so weiß ich gewiß, daß auch die Organe sich in kein Menstrum verirren. Sollte denn bei der größten Abwesenheit der Perception, deren die Illusion den Spieler nur fähig macht, nicht eben so gut wie dort eine unmerkliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen fortauern, die den Spieler eben so leicht an dem Heber, anten und Unanständigen vorbei über die schmale Brücke der Wahrheit und Schönbrit führt? Ich sehe die Unmöglichkeit nicht. Sinegegen welcher Nebelstand auf der andern Seite, wenn der Spieler das Vorausseyn seiner gegenwärtigen Lage sorgsam und ängstlich unterhält, und das künstliche Traumbild durch die Idee der wirklich ihn umgebenden Welt zernichtet. Schlimm für ihn, wenn er weiß, daß vielleicht tausend und mehr Augen an jeder seiner Gebarden hangen, daß eben so viel Ohren jeden Laut seines Mundes vernehmen. — Ich war einst ungegen, als dieser unglückliche Geranke: Man beobachtet mich! den zärtlichen Romeo mitten aus dem Arme der Eutzükung schleppte. — Es war gerade der Sturz des Nachwandler, den ein warnender Ruf auf gäher Dachzige schwindelnd racht. — Die verbergene Gefahr war ihm keine; aber der steilen Höhe plöglcher Anblick warf ihn tödtlich herunter. Der erschreckene Spieler stand steif und albern; die natürliche Gracie der Stellung entartete in eine Venugung — als ob er sich ein Kleid wollte anmessen lassen. — Die Sympathie der Zuschauer verirrte in ein Gelächter.

Gewöhnlich haben unsere Spieler für jede Gattung von Leidenschaft eine avarte Leidenschaft einstudirt, die sie mit einer Fertigkeit, die unweilen gar — dem Affecte verbringt, an den Mann zu bringen wissen. Dem Stolz fehlt das Reddreden auf eine Absiel und das Ausstemmen des Ellenbogens selten. — Der Jörn sitzt in einer geballten Faust und im R. frischen der Bühne. — Die Verachtung habe ich auf einem gewissen Theater ordentlichweise durch einen Stoß mit dem Fuße charakterisiren gesehen — die Traurigkeit der Theaterheldinnen reizirt sich hinter ein weiß gewaschenes Schnupstuch, und der Schrecken, der noch am Kürzesten weg kommt, wirft sich auf dem nächsten

dem besten Block seine Würde und dem Publicum einen — Stümper vom Halbe. Die Spieler starker tragischer Rollen — und Dies sind gewöhnlich die Bassisten, die Matadore der Bühne, pflegen ihre Empfindung murrendköpfig herzugeben und ihre schlechte Bekanntheit mit dem Affekt, den sie wie einen Mißethäter von unten auf rädern, mit einem Gepolter der Stimme und der Glieder zu überlärmen, wenn im Gegentheil die sanften rührenden Spieler ihre Gütlichkeit und Wehmuth in einem monotonischen Gewimmer schleifen, das die Ohren zum Ekel ermüdet. Declamation ist immer die erste Klippe, woran unsere mehresten Schauspieler scheitern, und Declamation wirkt immer zwei Drittheile der ganzen Illusion. Der Weg des Chrs ist der ganzbarste und nächste zu unsern Herzen — Musik hat den rauhen Creberer Bagdads bezwungen, wo Mengs und Coreggio alle Mälerkraft vergebens erschöpft hätten. Auch kommt es uns leichter an, die beleidigten Augen zu schließen, als die mißhandelten Ohren mit Baumwolle zu verstopfen.*

Wenn denn nun freilich Dichter, Spieler und Publicum falliren, so dürfte leicht von der vollwichtigen Summe, die ein patriotischer Verfechter der Bühne auf dem Papiere erhebt, ein garstiger Bruch zurückbleiben. Sollte Das dieser verdienstvollen Anstalt einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit entziehen? Das Theater tröste sich mit seinen würdigeren Schwestern, der Moral und — furchtsam wage ich die Vergleichung — der Religion, die, ob sie schon in heiligem Kleide kommen, über die Verfechtung des blöden und schmutzigen Hausens nicht erhaben sind. Verdienst genug, wenn sie und da ein Freund der Wahrheit und gesunden Natur hier seine Welt wieder findet, sein eigen Schicksal in fremdem Schicksal verträumt, seinen Muth an Scenen des Leidens erhärtet und seine Empfindung an Situationen des Unglücks übet. — Ein eitles unverfälschtes Gemüth fängt neue belebende Wärme vor dem Schauspiel — beim rohen Hausen summt doch zum Mindesten eine verlassene Saite der Menschheit verloren noch nach.

Der Spaziergang unter den Linden.

Wollmar und Edwin waren Freunde und wohnten in einer friedlichen Gasse, die bestimmt, in welche sie sich aus dem Geräusch der geschäftigen Welt zurückgezogen hatten, hier in aller philosophischen Ruhe die merkwürdigen Schicksale ihres Lebens zu entwickeln. Edwin, der Glückliche, umfagte die Welt mit frohherziger Wärme, die der trübere Wollmar in die Trauerfarbe seines Mißgeschicks kleidete. Eine Allee von Linden war der Lieblingsplatz ihrer Betrachtungen. Ginst an einem lieblichen Maientage spazierten sie wieder, ich erinnere mich folgenden Gespräches:

Edwin. Der Tag ist so schön — die ganze Natur hat sich aufgereizt, und Sie so nach? Freund, Wollmar?

Wollmar. Lassen Sie mich. Sie wissen, es ist meine Art, daß ich ihr ihre Kannen verdecke.

Edwin. Aber ist es denn möglich, den Wucher der Freude so anzusehn?

Wollmar. Wenn man eine Spinne darin findet — warum nicht? Sehen Sie, Ihnen malt sich jetzt

* Es ist noch zu sagen, ob eine Rolle durch einen hohen Vorhang und durch einen Schauspieler geminnt? Bei dem letzten steht.

die Natur wie ein rothwangiges Mädchen an seinem Brauttag. Mir erscheint sie als eine abgelebte Matrone, rothe Schminke auf ihren grüngelben Wangen, gerorbte Tanten in ihrem Haar. Wie sie sich in diesem Sonntagsausflug belächelt! Aber es sind abgetragene Kleider und schon hunderttausendmal gewandt. Eben diesen grünen wallenden Schlepp trug sie schon vor Denkalien, eben so parfümirt und eben so bunt verbräunt. Jahrtausende lang vergeht sie nur den Abtrag von der Tafel des Todes, secht sich Schminke aus den Gebeinen ihrer eigenen Kinder und stugt die Verwesung zu blendenden Glittern. Junger Mensch, weißt du wohl auch, in welcher Gesellschaft du vielleicht jetzt spazierest? Dachte ich je, daß dieses unendliche Rund das Grabmal deiner Ahnen ist, daß dir die Winde, die dir die Wohlgerüche der Linden herunterbringen, vielleicht die zerstoßene Kraft des Arminius in die Nase blasen, daß du in der erfrischenden Quelle vielleicht die zermalmtene Gebeine unsrer großen Heiriche kostest? — Der Atem, der in Plato's Gehirn dem Gedanken der Gottheit bebt, der im Herzen des Titus der Erbarmung zittert, suchst vielleicht jetzt der viehischen Brunnst in den Aeren der Sardanapale oder wild in dem Nas eines gehackten Sandiebs von den Raben zerstreut. Sie scheinen Das lustig zu finden, Edwin?

Edwin. Vergeben Sie! Ihre Betrachtungen eröffnen mir komische Scenen. Wie? wenn unsre Körper nach eben den Gesetzen wanderten, wie man von unsern Geistern behauptet? Wenn sie nach dem Tod der Maschine eben das Amt fortsetzen müßten, das sie unter den Befehlen der Seele verwalteten; gleichwie die Geister der Abgeschiedenen die Beschäftigungen ihres vorigen Lebens wiederholen, quae cura fuit vivis, eadem sequitur tellure repostos.

Wollmar. So mag die Nische des Lysurgus noch bis jetzt und ewig im Ocean liegen!

Edwin. Hören Sie dort die zärtliche Philomela schlagen? Wie? wenn sie die Urne von Iubulls Nische wäre, der zärtlich wie sie sang? Steigt vielleicht der erhabene Pindar in jenem Ader zum blauen Schimmer des Horizonts? flattert vielleicht in jenem duhlenden Zephyr ein Atom Anakreons? Wer kann es wissen, ob nicht die Körper der Sühlinge in zarten Puderstäbchen in die Locken ihrer Gebieterinnen fliegen? ob nicht die Ueberbleibsel der Wucherer im hundertjährigen Moß an die verscharrten Münzen gefesselt liegen? ob nicht die Leiber der Polygraphen verdammt sind, zu Lettern geschmolzen oder zu Papier gewalzt zu werden, ewig nun unter dem Trud der Presse zu ächzen und den Unsin ihrer Kollegen verewigen zu helfen? Sehen Sie, Wollmar! Aus eben dem Reiche, woraus Sie die bittere Galle schöpfen, schöpft meine Kanne lustige Scherze.

Wollmar. Edwin! Edwin! Wie Sie den Grund wieder mit lächelndem Witz übertünchen! — Lassen Sie mich fortfahren. Die gute Sache schreit die Verachtung nicht.

Edwin. Wollmar beschäftigt, wenn er glücklicher ist.

Wollmar. O psui! Da bohren Sie gerade in die gelblichste Wunde. Die Weisheit wäre also eine wachstaste Mälerin, die in jedem Hause schwarzen geht und geschmeidig in jede Kanne plant, bei dem Unglücklichen die Gnade selbst verleumdet, bei dem Glücklichen auch das Uebel verunfärbt. Ein verdorbener Magen erschwärt diesen Planeten zur Hölle, ein Glas Wein kann seine Tensel vergöttern. Wenn unsre Kannen die Modelle unsrer Philosophien sind — sagen Sie mir doch, Edwin, in welcher wird die Wahrheit gegossen? Ich fürchte, Edwin, Sie werden weiß seyn, wenn Sie erst flüster werden.

Edwin. Das möcht ich nicht, um weiß zu werden!

Wollmar. Sie haben das Wort „glücklich“ genannt. Wie wird man Das, Edwin? Arbeit ist die Verbindung des Lebens, das Ziel Weisheit, und Glückseligkeit, sagen Sie, ist der Preis. Tausend und abermal tausend Segel flogen ausgepaukt, die glückliche Insel zu suchen im gestablosen Meere und dieses goldene Glück zu erobern. Sage mir doch, du Weiser, wie viel sind ihrer, die es finden? Ich sehe hier eine Flotte im ewigen Ringe des Bedürfnisses herumgewirbelt, ewig von diesem Ufer stoßend, um ewig wieder daran zu landen, ewig landend, um wieder davon zu stoßen. Sie tummelt sich in den Vorhöfen ihrer Bestimmung, kreuzt furchtsam längs dem Ufer, Proviant zu holen, um das Tafelwerk zu flicken, und steuert ewig nie auf die Höhe des Meeres. Es sind Diejenigen, die heute sich abmühen, auf daß sie sich morgen wieder abmühen können. Ich ziehe sie ab, und die Summe ist um die Hälfte geschmolzen. Wieder Andre reißt der Strudel der Sinnlichkeit in ein ruhmloses Grab. — Es sind Diejenigen, die die ganze Kraft ihres Tactes verschwenden, den Schweiß der vorigen zu genießen. Man rechne sie weg, und ein armes Viertel bleibt noch zurück. Bang und schlichtern segelt es ohne Compas, im Geleit der betrügerischen Sterne, auf dem furchtbaren Ocean fort; schon flimmt wie weißes Gewölk am Rande des Horizonts die glückliche Küste, Land! ruft der Steuermann, und, siehe! ein elendes Bretchen berstet, das lecke Schiff verflucht hart am Gestade. Apparent rari nantes in gurgite vasto. Ohnmächtig lämpt sich der geschickteste Schwimmer zum Lande, ein Fremdling in der ätherischen Zone irrt er einsam umher und sucht thranenden Auges seine nordische Heimath. So ziehe ich von der großen Summe eurer freigebigen Systeme eine Million nach der andern ab. — Die Kinder trennen sich auf den Harnisch der Männer, und diese weinen, daß sie nimmermehr Kinder sind. Der Strom unseres Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmerig wie der Morgen, in der nämlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben. Nun, Edwin! Rechtfertigen Sie den Löpfer gegen den Topf; antworten Sie, Edwin!

Edwin. Der Löpfer ist schon gerechtfertigt, wenn der Topf mit ihm rechten kann.

Wollmar. Antworten Sie!

Edwin. Ich sage, wenn sie auch die Insel verfehlt, so ist doch die Fahrt nicht verloren.

Wollmar. Etwa das Auge an den malerischen Landschaften zu weiden, die zur Rechten und Linken vorbei fliegen? Edwin? Und darum in Stürmen herumgeworfen zu werden, darum an spitzigen Klippen vorbei zu zittern, darum in der wogenen Wüste einem dreifachen Tode um den Nacken zu schwanke! Reden Sie nichts mehr, mein Gram ist bereiteter als Ihre Zufriedenheit.

Edwin. Und soll ich darum das Weilchen unter die Hüfte treten, weil ich die Rose nicht erlangen kann? Oder soll ich diesen Maistag verlieren, weil ein Gewitter ihn verflüsten kann? Ich schöpfe Feiheitsart unter der wolkenlosen Bläue, die mir hernach seine stürmische Langeweile verflüzt. Soll ich die Blume nicht brechen, weil sie morgen nicht mehr riechen wird? Ich werfe sie weg, wenn sie welk ist, und pflücke ihre junge Schwester, die schon reizend aus der Knospe bricht. —

Wollmar. Umsonst! Vergeltens! Wohin nur ein Samen Korn des Vergnügens fiel, sprossen schon tausend Krime des Sammers. Wo nur eine Thräne der Freude liegt, liegen tausend Thränen der Verzweiflung begraben. Hier an der Stelle, wo der Mensch jauchzte,

krümmten sich tausend sterbende Insecten. In eben dem Augenblick, wo unser Entzücken zum Himmel wirbelt, heulen tausend Flüche der Verdamniß empor. Es ist ein betrügerisches Lotto, die wenigen armseligen Treffer verschwinden unter den zahllosen Nieten. Jeder Tropse Zeit ist eine Sterbeminute der Freuden, jeder wehende Staub der Leichenstein einer begrabenen Bounce. Auf jeden Punkt im ewigen Universum hat der Tod sein monarchisches Siegel gedrückt. Auf jedem Atome lese ich die trostlose Aufschrift: Vergangen!

Edwin. Und warum nicht: Gewesen? Mag jeder Laut der Sterbegefang einer Seligkeit seyn — er ist auch die Hymne der allgegenwärtigen Liebe — Wollmar, an dieser Linde küßte mich meine Juliette zum erstenmal.

Wollmar, ruhig davon gehend. Junger Mensch! Unter dieser Linde hab' ich meine Laura verloren.

Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte.

Schauspiele und Romane eröffnen uns die glänzendsten Blicke des menschlichen Herzens; unsre Phantasie wird entzündet; unser Herz bleibt kalt; wenigstens ist die Glut, welein es auf diese Weise verfest wird, nur augenblicklich und erstirrt fürs praktische Leben. In dem nämlichen Augenblick, da uns die schmucklose Gutherzigkeit des christlichen Rufes bis beinahe zu Thränen rührt, taufen wir vielleicht einen anklopfenden Bettler mit Ungeßüm ab. Wer weiß, ob nicht eben diese gesüßteste Grinsen in einer idealischen Welt unsere Existenz in der wirklichen untergräbt? Wir schreiben hier gleichsam um die zwei äußersten Enden der Moralität, Engel und Teufel, und die Mitte — den Menschen — lassen wir liegen.

Gegenwärtige Anekdoten von zwei Deutschen — mit stolzer Aenide schreib' ich Das nieder — hat ein unabstreißbares Verdienst — sie ist wahr. Ich hoffe, daß sie meine Leser wärmer zurücklassen werde, als alle Bände des Grandisén und der Pamela.

Zwei Brüder — Baronen von Wrmbs — hatten sich beide in ein junges vorzügliches Fräulein von Wrbir verliebt, ohne daß der eine um des andern Leidenschaft wußte. Weider Liebe war jählich und stark, weil sie die erste war. Das Fräulein war schön und zur Empfindung geschaffen. Beide ließen ihre Neigung zur ganzen Leidenschaft aufwachsen, weil keiner die Gefahr kannte, die für sein Herz die schrecklichste war — seinen Bruder zum Nebenbuhler zu haben. Beide verschonten das Mädchen mit einem frühen Geständniß, und so hintergingen sich beide, bis ein unerwartetes Begegniß ihrer Empfindungen das ganze Geheimniß entdeckte.

Schon war die Liebe eines jeden bis auf den höchsten Grad gestiegen, der unglücklichste Affect, der im Geschlechte der Menschen beinahe so grausame Verwünschungen angedichtet hat, als sein abscheuliches Gegentheil, hatte schon die ganze Fläche ihres Herzens eingenommen, daß wohl von keiner Seite eine Aufopferung möglich war. Das Fräulein, voll Gefühl für die traurige Lage dieser beiden Unglücklichen, wagte es nicht, anschließend für einen zu entscheiden, und unterwarf ihre Neigung dem Urtheil der brüderlichen Liebe.

Sieger in diesem zweifelhaften Kampfe der Pflicht und Empfindung, den unsre Philosophen so allegirt fertig entscheiden, und der praktische Mensch so langsam unternimmt, sagte der ältere Bruder zum jüngern: „Ich weiß, daß du mein Mädchen liebst, feurig wie ich.

Ich will nicht fragen, für wen ein älteres Recht entscheidet. — Bleibe du hier, ich suche die weite Welt, ich will streben, daß ich sie vergesse. Kann ich Das — Bruder: dann ist sie dein, und der Himmel segne deine Liebe! — Kann ich es nicht — nun dann, so geh' auch du hin — und thu' ein Gleiches.“

Er verließ gählings Deutschland und eilte nach Holland — aber das Bild seines Mädchens eilte ihm nach. Fern von dem Himmelsstrich seiner Liebe, aus einer Gegend verbannt, die seines Herzens ganze Seligkeit einschloß, in der er allein zu leben vermochte, erkrankte der Unglückliche, wie die Pflanze dahin schwindet, die der gewaltthätige Europäer aus dem mütterlichen Asien entführt und fern von der milderen Sonne in rauhere Beete zwingt. Er erreichte verweiselt Amsterdam; dort warf ihn ein bißiges Fieber auf ein gefährliches Lager. Das Bild seiner Ginzigen herrschte in seinen wahnsinnigen Träumen, seine Genesung hing an ihrem Besitze. Die Ärzte zweifelten für sein Leben; nur die Versicherung, ihn seiner Geliebten wieder zu geben, riß ihn mühsam aus den Armen des Todes. Ein wandelndes Gespinnst, das erschreckliche Bild des zehrenden Kammers, kam er in seiner Vaterstadt an — schwindelte er über die Treppe seiner Geliebten, seines Bruders.

„Bruder, hier bin ich wieder. Was ich meinem Herzen zumuthete, weiß Der im Himmel — Mehr kann ich nicht.“

Schmächtig sank er in die Arme des Bräutleins.

Der jüngere Bruder war nicht minder entschlossen. In wenigen Wochen stand er reisefertig da:

„Bruder, du trugst deinen Schmerz bis nach Holland. — Ich will verhindern, ihn weiter zu tragen. Nimm sie nicht zum Altar, bis ich die weiter schreite. Nur diese Bedingung erlaubt sich die brüderliche Liebe. Bin ich glücklicher als du — in Gottes Namen, so sey sie dein, und der Himmel segne eure Liebe. Bin ich es nicht — nun dann, so möge der Himmel weiter über uns richten! Lebe wohl. Behalte dieses verpackte Päckchen, erbrich es nicht, bis ich von binnen bin — Ich geh' nach Batavia.“

Hier sprang er in den Wagen.

Halb entsezt starrten ihm die Hinterbleibenden nach. Er hatte den Bruder an Gelutmuth übertroffen. Auf den Zurückbleibenden stürzte die Liebe und zugleich der Schmerz über den Verlust des edelsten Mannes. Das Geräusch des fliehenden Wagens durchdenkerte sein Herz. Man besorgte für sein Leben. Das Bräutlein — doch nein! Darum nie das Gede reden.

Man erbrach das Paket. Es war eine vollständige Verschreibung aller seiner deutschen Besitzungen, die der Bruder erheben sollte, wenn es dem Fliehenden in Batavia glückte. Der Ueberwinder seiner selbst zum mit holländischen Kaufahrern unter Segel und kam glücklich in Batavia an. Wenige Wochen, so überfandte er dem Bruder folgende Zeilen:

„Hier, wo ich Gott dem Allmächtigen danke, hier auf der neuen Erde denk' ich deiner und unserer Lieben mit aller Wonne eines Mannes. Die neuen Scenen und Schicksale haben mich sehr erweitert. Gott hat mir Kraft geschenkt, der Auenbarkeit, das höchste Opfer zu bringen, dein ist — Gott! hier fiel eine Thräne — die letzte — ich hab' überwunden — dein ist das Bräutlein. Bruder, ich habe sie nicht befehen sollen. Das heißt, sie wäre mit mir nicht glücklich gewesen. Wenn ihr je der Gedanke käme — sie wäre es mit mir gewesen — Bruder! — Bruder! — Schwer wälze ich sie auf deine Seele. Vergiß nicht, Wie schwer sie zu erwerben werden mußte — Engel immer, wie es jetzt keine

junge Liebe dich lehrt — Behandle sie als ein theures Vermächtniß eines Bruders, den deine Arme nimmer umfassen werden. Lebe wohl! Schreibe mir nicht, wenn du deine Brautnacht feierst. Meine Wunde blutet noch immer. Schreibe mir, wie glücklich du bist. Meine Liebe hat ist mir Würge, daß auch mich Gott in der fremden Welt nicht verlassen wird.“

Die Vermählung wurde vollzogen. Ein Jahr dauerte die seligste der Ehen — Dann starb die Frau. Sterbend erst bekannte sie ihrer Vertrauten das unglücklichste Geheimniß ihres Busens: sie hatte den Entflohenen stärker geliebt.

Beide Brüder leben noch wirklich. Der ältere auf seinen Gütern in Deutschland, aufs Neue vermählt. Der jüngere blieb in Batavia und geübt zum glücklichen glänzenden Mann. Er that ein Gelübde, niemals zu heirathen, und hat es gehalten.

Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

Gezogen bei einer öffentlichen Sitzung des holländischen deutschen Gesellschaften in Amsterdam im Jahr 1784

Ein allgemeiner unwiderstehlicher Hang nach dem Neuen und Außerordentlichen, ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat, nach Zuckers Vermuthung, der Schaubühne die Entstehung gegeben. Erhöht von den höhern Anstrengungen des Geistes, ermattet von den einbüßenden, oft niederdrückenden Geschäften des Berufs und von Sinnlichkeit gesättigt, mußte der Mensch eine Leerheit in seinem Wesen fühlen, die dem ewigen Trieb nach Thätigkeit zuwider war. Unsere Natur, gleich unartig, länger im Zustande des Thieres fortzubauern, als die irdischen Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Naturen vereinigte, die harte Spannung in sanfter Harmonie beabstimmte und den wechselweisen Uebergang eines Zustandes in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leitet überhaupt nur der ästhetische Sinn oder das Gefühl für das Schöne. Da aber eines weisen Gesetzgebers erstes Augenmerk sein muß, unter zwei Wirkungen die höchste heraus zu lesen, so wird er sich nicht beanügen, die Neigungen seines Volkes nur entwaffnet zu haben; er wird sie auch, wenn es irgend nur möglich ist, als Werkzeuge höherer Pläne gebrauchen und in Quellen von Glückseligkeit zu verwandeln bemüht sein, und darum wählte er vor allem Andern die Bühne, die dem nach Thätigkeit dürstenden Geist einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.

Lejenige, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sey — ohne sie die Gesetze selbst ihre Kraft verlieren, hat vollkommen, ohne es zu wollen oder zu wissen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Eben diese Unzulänglichkeit, diese schwankende Eigenschaft der menschlichen Gesetze, welche dem Staat die Religion unentbehrlich macht, bestimmt auch den sittlichen Einfluß der Bühne. Gesetze, wollte er sagen, brechen sich nur um vernünftige Pflichten — Religion behut ihre Verbindungen auf wirkliches Handeln aus. Gesetze hemmen nur Wirkungen, die den Zusammenhang der Gesellschaft auslösen — Religion befiehlt solche, die ihn inniger machen. Neue herrschen nur über die offenbaren Neigungen des Willens, nur Thaten sind ihnen unterthan

— diese setzt ihre Verachtbarkeit bis in die verborgenen Winkel des Herzens fort und verfolgt den Gedanken bis an die innerste Quelle. Gesetze sind glatt und geschmeidig, wandelbar wie Laune und Leidenschaft — Religion bindet streng und ewig. Wenn wir nun aber auch voraussetzen wollten, was nimmermehr ist — wenn wir der Religion diese große Gewalt über jedes Menschen Herz einräumen, wird sie oder kann sie die ganze Bildung vollenden? — Religion (ich trenne hier ihre politische Seite von ihrer göttlichen), Religion wirkt im Ganzen mehr auf den sinnlichen Theil des Volks — sie wirkt vielleicht durch das Sinnliche allein so unschätzbare. Ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen — und wodurch wirkt die Bühne? Religion ist dem größeren Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Kerkern aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Koltern der Leidenschaft seine leissigen Regungen beichtet, alle Laster fallen, alle Schminke verfliehet, und die Wahrheit unbestechlich wie Ithamantius Gericht hält.

Die Verachtbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Unmacht spotten, und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl. Das ganze Reich der Phantasie und Geschichte, Vergangenheit und Zukunft, stehen ihrem Willkür zu Gebot. Räuber, Verbrecher, die längst schon im Staub vermodern, werden durch den allmächtigen Ruf der Dichtkunst jetzt vorgeladen und wiederholen zum schauerlichen Unterricht der Nachwelt ein schändliches Leben. Unmächtig, gleich den Schatten in einem Hohlspiegel, wandeln die Schrecken ihres Jahrhunderts vor unsern Augen vorbei, und mit wollüstigem Entsetzen versuchen wir ihr Gedächtniß. Wenn keine Moral mehr gelebt wird, keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Geisig mehr vorhanden ist, wird uns Mædea noch anschauen, wenn sie die Treppe des Palastes herunter wandt, und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen prüfen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als lediger Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder als Moral und Gesetze.

Aber hier nützt erst nicht sie die weltliche Gerechtigkeit nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Laster und Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand. Wie sehr herrlichen Empfindungen, Entschlüssen, Leidenschaften schwellt sie unsere Seele, welche göttliche Ideale stellt sie uns zur Nachahmung auf! — Wenn der gütige August dem

Verräther Sinna, der schon den tödtlichen Spruch auf seinen Lippen zu lesen meint, groß wie seine Götter, die Hand reicht: „Laß uns Freunde seyn, Sinna!“ — Wer unter der Menge wird in dem Augenblick nicht gern seinem Todfeind die Hand drücken wollen, dem göttlichen Römer zu gleichen? — Wenn Franz von Sickingen, auf dem Wege, einen Fürsten zu züchtigen und für fremde Rechte zu kämpfen, unversehens hinter sich schaut und den Blaus aufsteigen sieht von seiner Brust, wo Weib und Kind hilflos zurückblieben, und er — weiter steht, Wort zu halten — wie groß wird mir da der Mensch, wie klein und verächtlich das gefürchtete unüberwindliche Schicksal!

Oben so häßlich, als liebenswürdig die Tugend, malen sich die Laster in ihrem furchtbaren Spiegel ab. Wenn der hilflose kindische Lear in Nacht und Ungewitter vergebens an das Haus seiner Tochter pocht, wenn er sein weißes Haar in die Lüfte streut und den todbenden Elementen erzählt, wie unnatürlich seine Kegan gewesen, wenn sein wüthender Schmerz inlegt in den schrecklichen Worten von ihm strömt: „Ich gab euch Alles!“ — wie abscheulich zeigt sich uns da der Undank? wie feierlich geloben wir Christus und sinnliche Liebe! —

Aber der Wirkungskreis der Bühne dehnt sich noch weiter aus. Auch da, wo Religion und Gesetze es unter ihrer Würde achten, Menschenemphyndungen zu begleiten, ist sie für unsere Bildung noch geschäftig. Das Glück der Gesellschaft wird eben so sehr durch Thorheit als durch Verbrechen und Laster getrübt. Eine Erfahrung lehrt es, die soalt ist als die Welt, daß im Gewebe menschlicher Dinge oft die größten Gewichte an den kleinsten und zartesten Fäden hängen, und, wenn wir Handlungen zu ihrer Quelle zurück begleiten, wir zehnmal lächeln müssen, ehe wir uns einmal entsetzen. Mein Verzeichniß von Vorfällen wird mit jedem Tage, den ich älter werde, kürzer, und mein Register von Thoren vollständiger und länger. Wenn die ganze moralische Verurtheilung des einen Geschlechtes aus einer und eben der Quelle hervorspringt, wenn alle die ungeheuren Extreme von Lastern, die es jemals gebrandmarkt haben, nur veränderte Formen, nur höhere Grade einer Eigenschaft sind, die wir anlegt alle einstimmig belächeln und lieben: warum sollte die Natur bei einem andern Geschlechte nicht die nämlichen Wege gegangen seyn? Ich kenne nur ein Geheimniß, das Menschen vor Verschlimmerung zu bewahren, und dieses ist — sein Herz gegen Schwächen zu schützen.

Einen großen Theil dieser Wirkung können wir von der Schaubühne erwarten. Sie ist es, die der großen Classe von Thoren den Spiegel erhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spott bespottet. Was sie oben durch Nührung und Schrecken wirkte, leistet sie hier (schneller vielleicht und unschätzbare) durch Scherz und Satire. Wenn wir es unternehmen wollten, Lustspiel und Trauerspiel nach dem Maß der erreichten Wirkung zu schätzen, so würde vielleicht die Erfahrung dem Ersten den Vorrang geben. Spott und Verachtung verwunden den Stolz des Menschen empfindlicher, als Verabschönerung sein Gewissen soltet. Vor dem Schrecklichen verkrümmt sich unsere Achtung, aber eben diese Achtung überliefert uns dem Stachel der Satire. Gesetz und Gewissen schügen uns oft vor Verbrechen und Lastern — Lächerlichkeiten verlangen einen eigenen feinem Sinn, den wir nirgends mehr als vor dem Schaulag üben. Vielleicht, daß wir einen Freund bevollmächtigen, unsere Sitten und unser Herz angreifen, aber es kostet uns Mühe, ihm ein einziges Lachen zu vergeben. Unsere Vergehungen ertragen einen Aufseher und Richter, unsere Unarten kaum einen Zeugen. — Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen

besuchen, weil sie unserer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung.

Aber ihr großer Wirkungskreis ist noch lange nicht geendigt. Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staats eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unschätzbare Schlüssel zu den geheimsten Zügen der menschlichen Seele. Ich gebe zu, daß Eigenliebe und Abhärtung des Gewissens nicht selten ihre beste Wirkung vernichten, daß sich noch tausend Laster mit frecher Stirne vor ihrem Spiegel behaupten, tausend gute Gefühle vom kalten Herzen des Zuschauers fruchtlos zurückfallen — ich selbst bin der Meinung, daß vielleicht Molière's Harpagon noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Beverley noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird — aber, wenn wir auch diese große Wirkung der Schaubühne einschränken, wenn wir so ungerecht seyn wollen, sie gar aufzuheben — wie unendlich viel bleibt noch von ihrem Einfluß zurück? Wenn sie die Summe der Laster weber tilgt noch vermindert, hat sie uns nicht mit denselben bekannt gemacht? — Mit diesen Lasterhaften, diesen Thoren müssen wir leben. Wir müssen ihnen ausweichen oder begegnen; wir müssen sie untergraben oder ihnen unterliegen. Jetzt aber überraschen sie uns nicht mehr. Wir sind auf ihre Anschläge vorbereitet. Die Schaubühne hat uns das Geheimniß verrathen, sie ausfindig und unschädlich zu machen. Sie zog dem Heuchler die künstliche Maske ab und entdeckte das Neg, womit uns List und Cabale umstrickt. Betrug und Falschheit riß sie aus krummen Labyrinth hervor und zeigte ihr schreckliches Angesicht dem Tag. Vielleicht, daß die sterbende Sara nicht eine Wollüstling schreckt, daß alle Gemälde gestrafter Verführung seine Blut nicht erkälten, und daß selbst die verschlagene Spielerin diese Wirkung ernstlich zu verheßen bedacht ist — glücklich genug, daß die arglose Unschuld jetzt seine Schlingen kennt, daß die Bühne sie lehrte seinen Schwüren mißtrauen und vor seiner Anbetung zittern.

Nicht bloß auf Menschen und Menschencharakter, auch auf Schicksale macht uns die Schaubühne aufmerksam und lehrt uns die große Kunst, sie zu extrahiren. Im Gewebe unsers Lebens spielen Zufall und Plan eine gleich große Rolle; den Fäden laufen wir, dem Erstem müssen wir uns blind unterwerfen. Gewinn genug, wenn unausbleibliche Verhängnisse uns nicht ganz ohne Faßung finden, wenn unser Muth, unsere Klugheit sich einst schon in ähnlichen üben, und unser Herz zu dem Schlag sich gehärtet hat. Die Schaubühne führt uns eine mannigfaltige Scene menschlicher Leben vor. Sie zieht uns künstlich in fremde Verdrängnisse und besohnt uns das augenblickliche Leiden mit wollüstigen Thränen und einem herrlichen Zuwachs an Muth und Erfahrung. Mit ihr folgen wir der verlassenen Ariadne durch das Labyrinth der Maros, steigen mit ihr in den Hungerturm Nabuccodonosors, bereiten mit ihr das entsetzliche Blutgericht und beäugen mit ihr die herrliche Stunde des Todes. Hier hören wir, was unsere Seele in leisen Ahnungen fühlte, die überaschte Natur laut und unwiderstehlich bekräftigen. Im Gewölbe des Towers verläßt den betrogenen Liebling die Gnuß seiner Königin. — Jetzt, da er sterben soll, entfliehet dem geängstigten Moor seine treulos verheißene Weisheit. Die Ewigkeit entläßt einen Todten, Geheimnisse zu offenbaren, die kein Lebendiger offen kann, und der sichere Vöfewicht verliert seinen

letzten gräßlichen Gluterkalt, weil auch Gräber noch ausplaudern.

Aber, nicht genug, daß uns die Bühne mit Schicksalen der Menschheit bekannt macht, sie lehrt uns auch gerechter gegen den Unglücklichen seyn und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann nur, wenn wir die Tiefe seiner Verdrängnisse ausmessen, dürfen wir das Urtheil über ihn aussprechen. Kein Verbrechen ist schändlicher, als das Verbrechen des Diebs — aber mischen wir nicht Alle eine Thräne des Mitleids in unsern Verdammungsspruch, wenn wir uns in den schrecklichen Drang verlieren, worin Eduard Ruyberg die That vollbringt? — Selbstmord wird allgemein als Frevel verabscheut; wenn aber, bestürzt von den Drohungen eines wüthenden Vaters, bestürzt von Liebe, von der Vorstellung schrecklicher Klostermauern, Mariane das Gift trinkt: wer von uns will der Erste seyn, der über dem beweinenwürdigen Schlachtopfer einer verruchten Marine den Stab bricht? — Menschlichkeit und Duldsamkeit fangen an, der herrschende Geist unsrer Zeit zu werden; ihre Strahlen sind bis in die Gerichtssäle und noch weiter — in das Herz unserer Fürsten gedrungen. Wie viel Antheil an diesem göttlichen Werk gehört unsern Bühnen? Sind sie es nicht, die den Menschen mit dem Menschen bekannt machten und das geheime Räderwerk aufdeckten, nach welchem er handelt?

Eine merkwürdige Classe von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrige gegen die Bühne zu seyn. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.

So groß und vielfach ist das Verdienst der bessern Bühne um die sittliche Bildung; kein geringeres gebührt ihr um die ganze Aufklärung des Verstandes. Eben hier in tiefer höhern Sphäre weilt der große Kopf, der feurige Patriot sie erst ganz zu gebrauchen.

Er wirft einen Blick durch das Menschengeschlecht, vergleicht Völker mit Völkern, Jahrhunderte mit Jahrhunderten und findet, wie slavisch die größere Masse des Volks an Ketten des Vorurtheils und der Meinung gefangen liegt, die seiner Glückseligkeit ewig entgegen arbeiten — daß die reinen Strahlen der Wahrheit nur wenige einzelne Köpfe beleuchten, welche den kleinen Gewinn vielleicht mit dem Aufwand eines ganzen Lebens erkaufen. Wodurch kann der weise Gesetzgeber die Nation derselben theilhaftig machen?

Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Canal, in welchen von dem denkenden, bessern Theile des Volks das Licht der Weisheit herunter strömt und von da aus in mildern Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtige Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volks; der Nebel der Barbarei, des finstern Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Unter so vielen herrlichen Früchten der bessern Bühne will ich nur zwei anzeichnen. Wie allgemein ist nur seit wenigen Jahren die Tölpelung der Religionen und Secten geworden? — Noch ehe uns Nathan der Jude und Saladin der Saracene beschämten und die göttliche Lehre uns predigten, daß Ergebenheit in Gott von unserm Wagnis über Gott so gar nicht abhängig sey — ehe noch Joseph der Zweite die fürchterliche Hybris des frommen Hasses bekämpfte, pflanzte die Schaubühne Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischen Pöffenmuth lehten uns Religionshader vermeiden — in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecken ab. Mit eben so glücklichem Erfolge würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen

lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinne des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist. Nur die Schaubühne könnte die unglücklichen Schlachtopfer vernachlässigter Erziehung in rührenden, erschütternden Gemälden an ihm vorüberführen; hier könnten unsere Väter eigensinnigen Maximen entsagen, unsere Mütter vernünftiger lieben lernen. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Met hode brüsten und den zarten Schöpfung in Philanthropinen und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten.

Nicht weniger ließen sich — verständen es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — von der Schaubühne aus die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut würden, und besänftige seine Zweifelsucht, ohne es zu scheuen. Sogar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der Mühe werth hielten, Patrioten zu seyn, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören.

Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Classen in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihete mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was fettete Griechenland so fest an einander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? — Nichts Anderes, als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne — ein Verdienst, daß ich jetzt um so lieber in Anschauung bringe, weil ich vermuthete, daß ihr Verstandhandel mit ihren Verfolgern

ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft — daß sie unter allen Erfindungen des Luxus und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber, was sie hier leistet, ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Hölle der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach besserer auserlesenern Vergnügungen oder stürzt ziellos in wilde Zerstreuungen, die seinen Sinnfall beschleunigen und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Nachantische Freuden, verderbliches Spiel, tausend Vagereien, die der Mühsal ausheben, sind unvermeidlich, wenn der Gesetzgeber diesen Gang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staate so großmüthig hingeweiht, mit dem unseligen Spleen abzugeben — der Gelehrte, zum dumpfen Pedanten herabzusinken — der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stütze, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Kosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Lanne unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anfehlen, wenn tausend Kassen unsere Seele drücken, und unsere Heilbarkeit unter Arbeiten des Veruns zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus — der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich — welch ein Triumph für dich, Natur — so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur! — wenn Menschen aus allen Kreisen und Zeiten und Ländern, abgeworfen jede Befehl der Künsterei und der Mode, herangerissen aus jedem Trange des Schicksals, durch eine allwobende Sympathie verbrüderet, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust gibt jetzt nur einer Empfindung Raum — es ist diese: ein Mensch zu seyn.

Zweite Periode.

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Ges. 1.

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Capitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen. Bei jedem großen Ver-

brechen war eine verhältnißmäßig große Kraft in Bewegung. Wenn sich das geheime Spiel der Begehrungskraft bei dem matten Licht gewöhnlicher Affecte versteckt, so wird es im Zustand gewaltiger Leidenschaft desto hervorbringender, folgerichtiger, lauter; der feinere Menschenforscher, welcher weiß, wie viel man auf die Mechanik der gewöhnlichen Willensfreiheit eigentlich rechnen darf, und wie weit es erlaubt ist, analogisch zu

schließen, wird manche Erfahrung aus diesem Gebiete in seine Seelenlehre herübertragen und für das sittliche Leben verarbeiten.

Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausendlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigung gesponnen seyn, wenn auch der Mensch, von welchem die Rede ist, nichts weniger denn eine solche Verwandtschaft ahnet. Stände einmal, wie für die übrigen Reiche der Natur, auch für das Menschengeschlecht ein Cinnäus auf, welcher nach Trieben und Neigungen classifizierte, wie sehr würde man erstaunen, wenn man so manchen, dessen Vater in einer engen bürgerlichen Sphäre und in der schmalen Umgänzung der Gesetze jetzt ersticken muß, mit dem Ungeheuer Dorgia in einer Ordnung beisammen fände!

Von dieser Seite betrachtet, läßt sich Manches gegen die gewöhnliche Behandlung der Geschichte einwenden, und hier, vermuthet es, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derselben für das bürgerliche Leben noch immer so fruchtlos geblieben. Zwischen der heftigen Gemüthsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers, welchem diese Handlung vorgelegt wird, herrscht ein so widriger Contrast, liegt ein so breiter Zwischenraum, daß es dem Lesern schwer, ja, unmöglich wird, einen Zusammenhang nur zu ahnen. Es bleibt eine Lücke zwischen dem historischen Subject und dem Leser, die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnt, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt. Wir sehen den Unglücklichen, der doch in eben der Stunde, wo er die That bezing, so wie in der, wo er dafür büßt, Mensch war, wie wir, für ein Geschöpf fremder Gattung an, dessen Blut anders umläuft, als das unsrige, dessen Wille andern Regeln gehorcht, als der unsrige; seine Schicksale rühren uns wenig, denn Nüchtern gründet sich ja nur auf ein dunkles Bewußtseyn ähnlicher Gefahr, und wir sind weit entfernt, eine solche Ähnlichkeit auch nur zu träumen. Die Belehrung geht mit der Beziehung verloren, und die Geschichte, anstatt eine Schule der Bildung zu seyn, muß sich mit einem armfeligen Verdienste um unsere Neugier begnügen. Soll sie uns mehr seyn und ihren großen Endzweck erreichen, so muß sie nothwendig unter diesen beiden Methoden wählen — entweder der Leser muß warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten.

Ich weiß, daß von den besten Geschichtschreibern neuerer Zeit und des Alterthums manche sich an die erste Methode gehalten und das Herz ihres Lesers durch hinreißenden Vortrag bezaubert haben. Aber diese Dorianer ist eine Usurpation des Schriftstellers und beleidigt die republicanische Freiheit des lebenden Publicums, dem es zukommt, selbst zu Gericht zu sitzen; sie ist zugleich eine Verletzung der Götter-Gerechtigkeit, denn diese Methode gehört ausschließlich dem Redner und Dichter. Dem Geschichtschreiber bleibt nur die letztere übrig.

Der Held muß kalt werden, wie der Leser, od. i. was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten. Und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen seiner Thaten. Man hat das Verzeihen des Verfassers untersucht, sich die Entstehung

seines Braubes zu erklären: warum scheut man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? Den Träumer, der das Wunderbare liebt, reizt eben das Seltsame und Abenteuerliche einer solchen Erscheinung; der Freund der Wahrheit sucht eine Mutter zu diesen verlorenen Kindern. Er sucht sie in der unveränderlichen Structur der menschlichen Seele und in den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen bestimmen, und in diesen Beiden findet er sie gewiß. Ihn überrascht es nun nicht mehr, in dem nördlichen Weete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Thorheit, Laster und Tugend in einer Wiege beisammen zu finden.

Wenn ich auch keinen der Vortheile hier in Aufschlag bringe, welche die Seelenkunde aus einer solchen Behandlungart der Geschichte zieht, so behält sie schon allein darum den Vorzug, weil sie den grausamen Hohn und die stolze Sicherheit ausrottet, womit gemeinlich die ungeprüfte aufrechtstehende Tugend auf die gesallne herunterblickt; weil sie den sanften Geist der Tugend verbreitet, ohne welchen kein Knüttling zurückkehrt, keine Ausöhnung des Gesetzes mit seinem Veleidiger stattfindet, kein angestrichtes Glied der Gesellschaft von dem gänzlichen Braude gerettet wird.

Ob der Verbrecher, von dem ich jetzt sprechen werde, auch noch ein Recht gehabt hätte, an jenen Geist der Tugend zu appelliren? Ob er wirklich ohne Rettung für den Körper des Staats verloren war? — Ich will dem Ausspruche des Lesers nicht verargen. Unsere Ohlindigkeit fruchtet ihm nichts mehr, denn er starb durch des Hefers Hand — aber die Reichenöffnung seines Lasters unterrichtet vielleicht die Menschheit und — es ist möglich, auch die Gerechtigkeit.

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirths in einer . . . schen Landstadt (deren Namen man, aus Gründen, die sich in der Folge ausklären, verschweigen muß) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirthschaft betreiben. Die Wirthschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen lesen Unken bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens kultivirten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Ausblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm abschreckte und dem Witz seiner Cameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrogen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, sehte er sich vor, zu gefallen. Er war stumm und bereckte sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herr, das seinen Rathenungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch eine schlechte Wirthschaft erwarb. Zu bequem und zu unwillig, seinem zerrütteten Hauswesen durch Speculation aufzuhelfen; zu stolz, auch, weillich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauern zu vertauschen

und seiner angebotenen Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, hounet zu stehlen. Seine Vaterstadt gränzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchen's war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Eifersucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der Sonne — Dies war das Schild zu dem Wirthshause — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edict gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Uebertreter zum Zuchthause verdammt. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphtre. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen, und Hannchen's Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besizer seiner Johanne. Trüben des Gefühl des Mangels gefellte sich zu beleidigtem Stolze, Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweiten Mal Wilddieb; aber Robert's verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweiten Mal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gefeges: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Troß unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Raun erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint; man sieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an und will für den Tagelohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Jüngling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sieht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens; aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zugewiesen, wird er zum dritten Mal Wilddieb, und zum dritten Mal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamten Feinde in die Hände zu fallen.

Der doppelte Mißfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Größe, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer förmlichen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf wurde verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er glug von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung,“ sagte er, „als ein Stritter und verlief

sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu dreihundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästereien gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein lieberlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte; aber, was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floß ich dieses Volk und verfloß mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Getränk, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper fränklich; ich brauchte Beistand, und, wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese mußte ich mit dem letzten Ueberreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheuliche, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

Von jetzt an lebte ich nach dem Tage meiner Freiheit, wie ich nach Rache lebte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gerechtigkeit. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht in zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Lustlöcher meines Thurmes pfliff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals geliebte ich unverdöulichen glühenden Haß Allem, was dem Menschen gleicht, und, was ich geliebte, habe ich redlich gehalten.

Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopte wilder, als der Kirchturm von Weitem aus dem Gebölge stieg. Es war nicht mehr das herliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte — das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit Einemmale aus einem schrecklichen Todes Schlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erwiderte mich im Voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürdete jetzt eben so sehr nach neuer Geniedrigung, als ich damals davor gegittert hatte.

Die Glocken läuteten zur Bescher, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; Jedermann, der mir auslief, trat schon zurück. Ich hatte von jeder die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angestekt. Thränen, wie ich sie nie gewint hatte, liefen über meine Backen.

„Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme,“ sagte ich halblaut zu mir selbst, und doch merkte

er mich wie ein schädliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirn gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann? — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galionsdienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten Keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht Einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannnte ich gegen meine Johanne. „Sonnenwirth!“ schrie sie laut auf und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirth! Gott sey Dank, daß du wieder kommst!“ Hunger und Elend sprach aus ihrer Verehrung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte; ihr Anblick verkündigte die verworfenste Creatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen seyn möchte; einige fürsliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, daß Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendien!“ rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte Niemand und nichts mehr. Alle Welt stoh mich, wie einen Eistigen, aber ich hatte endlich gelernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergöhte mich, sie zu verschmähen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

„Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich jede Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Gütlichkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschloffen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Geseze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt; also faßte ich den Voratz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinne gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber Dies war es nicht allein; es folgte mich, das flüchtige Thier zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergifftes zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entree bereit, und Das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir anstieg; nur wenigles machte ich auf der Gränze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd

wurden ruchtbar, aber mich brückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf Einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Gutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödtliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just Das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am Gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. Zu diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Blitzenstich läge, und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare, fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenuhrweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Kinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen wie im Niefersrost, und der Dem sperrte sich erslickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Kinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanke — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft; aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse Mörder stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!“ sagte ich und trat lech hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten anwärts schaute. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft und schwieg plötzlich wieder stille. Es hing mir an, seltsam zu wirken.

„Wo hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gestrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlimmeres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt hing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber ein, ich weiß nicht welche? Verwirrte Erinnerung an Strauß und Schwert, und die Creation einer Räuber-Mörderin, die ich als Schuljung mit angesehen hatte. Was ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirrt sey. Am Mehreren besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugesügt hatte, aber, furchtbar! mein Gedächtniß war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle Dem hervorufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einziger Peltchen und das Geknurre von

Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Gränge zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Plage umzuwenden, wo der Todte lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und an eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Wäldchen noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich Beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Umwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trost, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten seyn.“

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Grängen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittag lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.“

„In mich gefehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich Dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unmerklich einen schmalen Küßlich verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe beschlende Stimme vor mir her: „Halt!“ rufte. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der hernuntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenhäßige — meine erste Verflärung wenigstens hatte mich Dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Graffen hervortrat. Er hatte, statt eines Hutes, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole steck. Der Huf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Rant eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bärenwichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redblichen Manne, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.“

„Wer da?“ sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen,“ war meine Antwort, „wenn du Der wirklich bist, dem du gleich stehst!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?“

„Was hast du hier zu fragen?“ versetzte ich trotzig. „Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte — Du sprichst brutal, wie ein Bettler,“ sagte er endlich.“

„Das mag seyn. Ich bin's noch gestern gewesen.“

„Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören,“ rief er, „du wollest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.“

„Für etwas Schlechteres also“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?“

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam, „das Leben ist kurz,“ sagte ich langsam, „und die Hölle währt ewig.“ „Er sah mich stier an. „Ich will verdammt seyn,“ sagte er endlich, „oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigefahren.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Camerad!“

„Topp, Camerad!“ — schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entzücklichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labjal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine und frischer Muth in mein Herz, und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre: so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich besennte es, mein Zustand gränzte wieder an einen glücklichen: denn endlich, nach tausend sehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Cameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.“

„Der Mann hatte sich ans Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.“

„Dein Trunk hat mir wohlgethan,“ sagte ich. „Wir müssen bekannter werden.“

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.“

„Treibst du das Handwerk schon lange?“

„Er sah mich fest an. „Was willst du damit sagen?“ „War Das schon oft blutig?“ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.“

„Wer bist du?“ sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.“

„Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger.“

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.“

„Du bist nicht hier zu Hause?“ sagte er endlich.“

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirth in L..., wenn du von mir gehört hast.“

„Der Mann sprang auf, wie ein Weisener. „Der Wildschüze Wolf?“ schrie er heftig.“

„Der nämliche.“

„Willkommen, Camerad! Willkommen!“ rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirth! Jahr und Tag schon stunn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um Alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.“

Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gebrückt, Wolf! Man hat dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen.“

„Der Mann wurde hitzig — „Weil du ein Paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Aedern und Feldern füttert, haben sie dich Jahre lang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirthschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Gase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie du, konnte Das dulden?“

„Konnst ich's ändern?“

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber, sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?“

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm, Bruder Sonnenwirth,“ sagte er, „jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willst du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge!“ — Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegbarer und wilder, Keiner von uns sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am starkem Abhang eines Felsens, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbüchte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsens, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich ließ er warten, bis er wieder käme. Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen, setzte er hinzu; du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen. Damit ging er.“

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mir nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzusehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich Das that. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an, vor der Laufbahn zu schaukeln, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschloß diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf Einmal donnert's in meinen Ohren, es umhüllt mich wie Hohnelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?“ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt, wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Ungleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß „kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.“

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlf Feuer gesagert hatte. „Hier, Kameraden,“ sagte mein Führer und stellte mich mitten in den Kreis. „Unser Sonnenwirth heißt ihn willkommen!“

„Sonnenwirth!“ schrie Alles zugleich, und Alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gesehen? Die Freude war ungeheuerlich und herzlich. Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; Dieser brückte mir die Hand, Jener schüttelte mich vertraulich am Knie; der ganze Ansturm war wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der Einem werth ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort und nützte mich, den Willkomm zu trinken. Witzpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu befeelen, und Alles weitete seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts; aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Motte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarette, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen und konnte kaum fünfundzwanzig seyn. Sie sprach sehr frech, und ihre Gebärden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheirathet, aber einem Mann entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schwächlich und fiel weniger ins Auge, als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarette kam meiner Blödsichtigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwiefer, und mein Herz hatte die schwächtere Marie auf immer gefangen.“

„Du siehst, Bruder Sonnenwirth,“ fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „du siehst, wie wir untereinander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?“

„Jeder Tag, wie der heutige!“ wiederholte die ganze Bande.

„Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sey unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seyd ihr's zuzustimmen, Kameraden?“

„Ein fröhliches „Ja!“ antwortete aus allen Reihen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen, wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehr. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höhern Preis verkaufen. Wollust war meine wildenste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Genuß und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß bedauerte mir wenig. „Ich bleibe bei euch, Kameraden,“ rief ich laut mit Entschlossenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei euch,“ rief ich nochmals, „wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!“ — „Ja!“ kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen. Ich war erklärter Eigenthümer einer H*** und das Haupt einer Diebesbande.“

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Ahsenuliche hat nichts Unterhaltendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe herunter sank, mußte sich endlich Alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in Kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden

unflüchtig, nachlässige Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirths wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wunderthätigen Bauern zu seiner Eicherheit zu benutzen. Seine Gehülfen mußten ansprengen, er habe einen Wund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der District, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands: man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war geschützt. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stände.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfang ihm unerträglich zu werden. Die Nothe, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Tausel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abschendlich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Ueberflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener krüppelichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworrenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte Demjenigen, der ihn lebendig ausgeliefert würde, Belohnung und, wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Heuchelei derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlimmes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst versatz seine Ruhe; das gräßliche Geipenit des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinkloß, peinigete ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstümmte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Mitter der Neue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und fehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand Niemand als sich allein zu verfluchen.

Das Kaster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war; ruhiger Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verflümmung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Bekehrung gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Verbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich anzugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht eckelt, bis zu mir herunter zu steigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe

zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben und fürchte den Tod nicht; aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu verzeihen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel seyn für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Kaster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande fürchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirrt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich stehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu e-kitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet seyn. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschloffen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige thun.“

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplicant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung in einem Pardon erlosch gänzlich: er sagte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen und im Dienste des Kaisers von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwichte glücklich seiner Bande und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachtet wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärfte Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schloß saß, als der Sonnenwirth geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possirliches und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack, als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rathe gezogen war, contrastirte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affecte, gleich den verflümmelten Leichen auf einem Wahlfeld, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stugte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unsichtbaren Pöhsloguemen aller Landstreicher erzogen. Der Balkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadthor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Fügels versicherte. Wolf war auf Hälle dieser Art vorbereitet und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbenet hatte. Aber dieses einzelne Zeugniß war nicht

genug, eine vierzigjährige Observanz umzustößen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war geneigt, ihm nach dem Amtshause zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradezu aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und schickte einen Secretair mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirth vor dem Amtshause; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens schaarenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselseitig auf das Ross und den Reiter; der Muthwille des Böbels steigt endlich bis zu einem lautem Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt Alles mit Singern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sey in Stechbriefen beschriebenen und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für angemacht, daß die Verrügerei seines PASSES verrathen, und diese Einladung nur die Schlinge sey, ihn lebendig und ohne Widersehung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er gibt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Klucht ist die Lösung zum Aufstand.

„Ein Spießbube!“ ruft Alles, und Alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Eck, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gestränge bahnen. „Dieser Schuß,“ ruft er, „soll dem Tollkühnen, der mich halten will —“ Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein heftigster Schloßergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen und im Triumphe nach dem Amtshause zurück geschleppt.

„Wer seyd Ihr?“ fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf seine Brag zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet.“

„Wer sind Sie?“

„Für was ich mich ausgaß. Ich abe ganz Deutichland durchreist und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden.“

„Ihre schnelle Klucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Böbels zu sehn.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“ Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?“

„Weil ich Sachen von Werth bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirth gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

„Man führe ihn nach dem Thurm.“

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern.“

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind.“

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig seyn; die beschlehaberiſche Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen; es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Auſtand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschwornen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ.“

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen.“

„Unsere Gesetze sind streng, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Adel ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte.“

„Wenn ich nun nichts wüßte?“

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung.“

„Und dann?“

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Gränze gereiſcht zu werden oder, wenn's quädet geht, unter die Werber zu fallen.“

Er schwieg einige Minuten und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein seyn?“

Die Geschwornen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?“

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr in einem Gesändniß gebracht, denn ich trage der Gewalt die Verschidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind.“

„Was haben Sie mir zu sagen?“

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht, wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand.“

„Wo will Das hinaus?“

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lange in der Welt gewesen — haben der Reiben wohl viel erhabt — nicht wahr? — und sind menschlicher worden?“

„Mein Herr — Wozu soll Das?“

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Warmherzigkeit bei Welt. Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?“

„Was ist Das? Sie erschrecken mich.“

„Ahnen Sie noch nicht — Schreiben Sie es Ihrem Hürten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — daß ihm Gott einmal gnädig seyn werde, wie er jetzt mir es seyn wird — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Verzicht eine Thräne fallen: ich bin der Sonnenwirth.“

Spiel des Schicksals.

Ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte.

Aloysius von G*** war der Sohn eines Bürgerlichen von Stande in ***schen Diensten, und die Reime seines glücklichen Genies wurden durch eine liberale Erziehung frühzeitig entwickelt. Noch sehr jung, aber mit gründlichen Kenntnissen versehen, trat er in Militärdienste bei seinem Landesherren, dem er als ein junger Mann von großen Verdiensten und noch größeren Hoffnungen nicht lange verborgen blieb. G*** war in vollem Feuer der Jugend, der Fürst war es auch; G*** war rasch, unternehmend; der Fürst, der es auch war, liebte solche Charaktere. Durch eine reiche Ader von Witz und eine Fülle von Wissenschaft wußte G*** seinen Umgang zu besetzen, jeden Girkel, in den er sich mischte, durch eine immer gleiche Sozialität aufzuheitern und über Alles, was sich ihm darbot, Reiz und Leben auszugießen; und der Fürst verstand sich darauf, Tugenden zu schätzen, die er in einem hohen Grade selbst besaß. Alles, was er unternahm, seine Spielereien selbst, hatten einen Anstrich von Größe; Hindernisse schreckten ihn nicht, und kein Befehlsschlag konnte seine Beharrlichkeit besiegen. Den Werth dieser Eigenschaften erhöhte eine empfehlende Gestalt, das volle Bild blühender Gesundheit und herculischer Stärke, durch das beredte Spiel eines regen Geistes besetzt; im Blick, Gang und Wesen eine anerschaute natürliche Majestät, durch eine edle Bescheidenheit gemildert. War der Prinz von dem Geiste seines jungen Gesellschafters bezaubert, so riß diese verführerische Augen seine Sinnlichkeit unwiderstehlich hin. Gleichheit des Alters, Harmonie der Neigungen und der Charaktere stifteten in Kurzem ein Verhältniß zwischen Beiden, das alle Stärke von der Freundschaft und von der leidenschaftlichen Liebe alles Feuer und alle Heftigkeit besaß. G*** flog von einer Beförderung zur andern; aber diese äußerlichen Zeichen schienen sehr weit hinter Dem was er dem Fürsten in der That war, zurückzubleiben. Mit erstaunlicher Schnelligkeit blühte sein Glück empor, weil der Schöpfer desselben sein Anbeter, sein leidenschaftlicher Freund war. Noch nicht zwei und zwanzig Jahre alt, sah er sich auf einer Höhe, womit die Glücklichen sonst ihre Laufbahn beschließen. Aber sein thätiger Geist konnte nicht lange im Scherz müßiger Eitelkeit rasten, noch sich mit dem schimmernden Gefolge einer Größe begnügen, zu deren gründlichem Gebrauch er sich Muth und Kräfte genug fühlte. Während der Fürst nach dem Ringe des Vergnügens flog, vergaß sich der junge Wüstling unter Aeten und Büschern und widmete sich mit lasttragendem Fleiß den Geschäften, deren er sich endlich so geschickt und so vollkommen bemächtigte, daß jede Angelegenheit, die nur einigermaßen von Belange war, durch seine Hände ging. Aus einem Gespielen seiner Vergnügen wurde er bald erster Rath und Minister und endlich Beherrscher seines Fürsten. Bald war kein Weg mehr zu diesem, als durch ihn. Er vergaß alle Aemter und Würden; alle Belohnungen wurden aus seinen Händen empfangen.

G*** war in zu früher Jugend und mit zu raschen Schritten zu dieser Größe emporgestiegen, um ihrer mit Mäßigung zu genießen. Die Höhe, worauf er sich erblickte, machte seinen Ehrgeiz schwindeln; die Bescheidenheit verließ ihn, sobald das letzte Ziel seiner Wünsche erstiegen war. Die demuthsvolle Unterwürfigkeit, welche von den Ersten des Landes, von Allen, die durch Geburt, Ansehen und Glücksgüter so weit über ihn erhoben waren, welche, von Greisen selbst, ihm, einem Jünglinge,

gezollt wurde, berauschte seinen Hochmuth, und die unumschränkte Gewalt, von der er Besitz genommen, machte bald eine gewisse Härte in seinem Wesen sichtbar, die von jeher als Charakterzug in ihm gelegen hatte und ihm auch durch alle Abwechslungen seines Glückes geblieben ist. Keine Dienstleistung war so mühevoll und groß, die ihm seine Freunde nicht zumuthen durften; aber seine Feinde mochten zittern: denn, so sehr er auf der einen Seite sein Wohlwollen übertrieb, so wenig Maß hielt er in seiner Rache. Er gebrauchte sein Ansehen weniger, sich selbst zu bereichern, als viele Glückliche zu machen, die ihm, als dem Schöpfer ihres Wohlstandes, huldigen sollten; aber Laune, nicht Gerechtigkeit, wählte die Subjekte. Durch ein hochfahrendes, gebieterisches Wesen entfremdete er selbst die Herzen Derjenigen von sich, die er am Meisten verpflichtet hatte, indem er zugleich alle seine Nebenbuhler und heimlichen Feinde in eben so viele unverföhnliche Feinde verwandelte.

Unter denen, welche jeden seiner Schritte mit Augen der Eifersucht und des Neides bewachten und in der Stille schon die Werkzeuge zu seinem Untergange zurechteten, war ein piemontesischer Graf, Joseph Martinengo, von der Suite des Fürsten, den G*** selbst, als eine unschädliche und ihm ergebene Creatur, in diesen Posten eingeschoben hatte, um ihn bei den Vergnügungen seines Herrn den Platz ausfüllen zu lassen, dessen er selbst überdrüssig zu werden anfang, und den er lieber mit einer gründlicheren Beschäftigung vertauschte. Da er diesen Menschen als ein Kind seiner Hände betrachtete, das er, sobald es ihm nur einfiel, in das Nichts wieder zurückwerfen konnte, wozu er es gezogen: so hielt er sich denselben, durch Dürst sowohl als durch Dankbarkeit, versichert und versiel dadurch in eben den Fehler, den Richelieu beging, da er Ludwig dem Dreizehnten den jungen Le Grand zum Spielzeug überließ. Aber, ohne diesen Fehler mit Richelieu's Geiste verbessern zu können, hatte er es mit einem verschlagenen Feinde zu thun, als der französische Minister zu bekämpfen gehabt hatte. Anstatt sich seines guten Glücks zu überheben und seinen Wohlthäter fühlen zu lassen, daß man seiner nun entübrigt sey, war Martinengo vielmehr aufs Sorgfältigste bemüht, den Schrein dieser Abhängigkeit zu unterhalten und sich mit verstellter Unterwürfigkeit immer mehr und mehr an den Schöpfer seines Glücks anzuschließen. Zu gleicher Zeit aber unterließ er nicht, die Gelegenheit, die sein Posten ihm verschaffte, öfters um den Fürsten zu seyn, in ihrem ganzen Umfange zu benutzen und sich diesem nach und nach nothwendig und unentbehrlich zu machen. In kurzer Zeit wußte er das Gemüth seines Herrn auswendig, alle Zugänge zu seinem Vertrauen hatte er ausgespäht und sich unvermerkt in seine Gunst eingestohlen. Alle jene Künste, die ein edler Stolz und eine natürliche Erhabenheit der Seele den Minister verachten gelehrt hatte, wurden von dem Italiener in Anwendung gebracht, der zu Erreichung seines Zwecks auch das niedrigste Mittel nicht verschmähte. Da ihm sehr gut bewußt war, daß der Mensch nirgends mehr eines Führers und Gehülfen bedarf, als auf dem Wege des Laßers, und daß nichts zu kühnern Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mittheilung geheimerhaltener Mächte: so wachte er Lebensschaffen bei dem Prinzen, die bis jetzt noch in ihm geschlummert hatten, und dann drang er sich ihm selbst zum Vertrauten und Helfershelfer dabei auf. Er riß ihn zu solchen Ausschweifungen hin, die die wenigsten Zeugen und Mitwisser dulden; und dadurch gewöhnte er ihn unvermerkt, Geheimnisse bei ihm niederzulegen, wovon jeder Dritte ausgeschloffen war. So gelang es ihm endlich, auf die Verschlimmerung des Fürsten seinen schändlichen Glückspilz zu gründen, und eben darum, weil das Geheimniß ein wesentliches Mittel dazu war, so war das

Herz des Fürsten sein, ehe sich G*** auch nur träumen ließ, daß er es mit einem Andern theilte.

Man dürfte sich wundern, daß eine so wichtige Veränderung der Aufmerksamkeit des Regenten entging; aber G*** war seines eigenen Werthes zu gewiß, um sich einen Mann, wie Martinengo, als Nebenbuhler auch nur zu denken, und dieser sich selbst zu gegenwärtig, zu sehr auf seiner Hut, um durch irgend eine Unbesonnenheit seinen Gegner aus dieser stolzen Sicherheit zu reißen. Was Tausende vor ihm auf dem glatten Grunde der Fürstengunst straucheln gemacht hatte, brachte auch G*** zum Falle — zu große Zuversicht zu sich selbst. Die geheimen Vertraulichkeiten zwischen Martinengo und seinem Herrn beunruhigten ihn nicht. Wenn gönnte er einem Aufkömmling ein Glück, das er selbst im Herzen verachtete, und das nie das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Nur, weil sie allein ihm den Weg zu der höchsten Gewalt bahnen konnte, hatte die Freundschaft des Fürsten einen Reiz für ihn gehabt, und leichtsinnig ließ er die Leiter hinter sich fallen, sobald sie ihm auf die erwünschte Höhe geholfen hatte.

Martinengo war nicht der Mann, sich mit einer so untergeordneten Rolle zu begnügen. Mit jedem Schritte, den er in der Gunst seines Herrn vorwärts that, wurden seine Wünsche kühner, und sein Ehrgeiz fing an, nach einer grüßlichen Verfriedigung zu streben. Die künstliche Rolle von Unterrücktheit, die er bis jetzt noch immer gegen seinen Wohlthäter beibehalten hatte, wurde immer drückender für ihn, je mehr das Wachsthum seines Ansehens seinen Hochmuth weckte. Da das Vertrauen des Ministers gegen ihn sich nicht nach den schnellveränderlichen Verhältnissen, die er in der Gunst des Fürsten machte, im Gegentheil oft sichtbar genug darauf eingerichtet schien, seinen aufsteigenden Stolz durch eine heilsame Mindernehmung an seinen Ursprung niederzuschlagen: so wurde ihm dieses gezwungene und widerwärtige Verhältniß endlich so lästig, daß er einen ernstlichen Plan entwarf, es durch den Untergang seines Nebenbuhlers auf einmal zu endigen. Unter dem undurchdringlichsten Schleier der Verschönerung brütete er diesen Plan zur That. Noch durfte er es nicht wagen, sich mit seinem Nebenbuhler in offenbarem Kampfe zu messen: denn, obgleich die erste Blüthe von G***s Raveritschaft dahin war, so hatte sie doch in frühzeitig angefangen und in tiefe Wurzeln im Gemüthe des jungen Fürsten geschlagen, um so schnell daraus verdrängt zu werden. Der kleinste Umstand konnte sie in ihrer ersten Stärke zurückbringen: darum begriff Martinengo wohl, daß der Streich, den er ihm beibringen wollte, ein tödtlicher Streich sein müßte. Was G*** an des Fürsten Liebe vielleicht verloren haben mochte, hatte er an seiner Ehrfurcht gewonnen; je mehr sich Regent der Regierungsgeschäften entzog, desto weniger konnte er des Mannes entbehren, der, selbst auf Kosten des Landes, mit der gewissenhaftesten Ergebenheit und Treue seinen Augen besorgte — und, so theuer er ihm ebenem als Freund gewesen war, so wichtig war er ihm jetzt als Minister.

Was für Mittel es eigentlich gewesen, wodurch der Stallener zu seinem Zweck gelangte, ist ein Geheimniß zwischen den Wenigen geblieben, die der That theilhaftig waren, und die ihn führten. Man mutmaßt, daß er dem Kaiser die Originalien einer heimlichen und sehr verdächtigen Correspondenz vorgelegt, welche G*** mit einem benachbarten Hofe soll unterhalten haben; ob echt oder unterworfen, darüber sind die Meinungen getheilt. Wie dem aber auch gewesen seyn möge, so erreichte er seine Absicht in einem fürchterlichen Grade. G*** erschien in den Augen des Fürsten als der unaufrichtigste und schwärzeste Verräther, dessen Verbrechen so außer allen Zweifel gesetzt war, daß man ohne fernere Untersuchung sogleich

gegen ihn verfahren zu dürfen glaubte. Das Ganze wurde unter dem tiefsten Geheimniß zwischen Martinengo und seinem Herrn verhandelt, daß G*** auch nicht einmal von ferne das Gewitter merkte, das über seinem Haupte sich zusammenzog. In dieser vorerblicklichen Sicherheit verhartete er bis zu dem schrecklichen Augenblick, wo er von einem Gegenstande der allgemeinen Anbetung und des Meides zu einem Gegenstande der höchsten Erbarmung herunter sinken sollte.

Als dieser entscheidende Tag erschienen war, besuchte G*** nach seiner Gewohnheit die Wachparade. Vom Säburch war er in einem Zeitraum von wenigen Jahren bis zum Rang eines Obristen hinaufgerückt; und auch dieser Posten war nur ein bescheidener Name für die Ministerwürde, die er in der That bekleidete, und die ihn über die Gränzen im Lande hinaussetzte. Die Wachparade war der gewöhnliche Ort, wo sein Stolz die allgemeine Huldigung einnahm, wo er in einer kurzen Stunde einer Größe und Herrlichkeit genoß, für die er den ganzen Tag über Kassen getragen hatte. Die Gränzen vom Range nahben sich ihm hier nicht anders als mit ererblicher Schüchternheit, und, die sich seiner Wohlgelegenheit nicht ganz sicher wußten, mit Zittern. Der Fürst selbst, wenn er sich je zuweilen hier einfand, sah sich neben seinem Bezier vernachlässigt, weil es weit gefährlicher war, diesem Regenten zu mißfallen, als es Jagen brachte, Jenen zum Freunde zu haben. Und eben dieser Ort, wo er sich sonst als einem Gott hatte beugen lassen, war jetzt zu dem schrecklichen Schauplatz seiner Erniedrigung erhoben.

Zorglos trat er in den wohlbekannten Girkel, der sich eben so unwissend über Das, was kommen sollte, als er selbst, heute, wie immer, überbietet vor ihm anbot, seine Befehle erwartend. Nicht lange, so erschien in Begleitung einiger Adjutanten, Martinengo, nicht mehr der geachtete, hochgebildete, lächelnde Heilung — froh und bauerntoll, wie ein zum Herrn gewordener Kakt, mit treuem seinem Tritte schreitet er ihm entgegen, nur mit berechtigtem Haupte sieht er vor ihm still, im Namen des Fürsten seinen Tadel jurend. Man reicht ihm diesen mit einem Blide schweigender Bestärkung, er stemmt die entblößte Klinge gegen den Boden, sprengt sie durch einen Austritt entzwei und läßt die Splitter zu G***s Füßen fallen. Auf dieses gegebene Signal fallen beide Adjutanten über ihn her, der eine beidhändig, ihm das Ordenskreuz von der Brust zu schneiden, der andere, beide Adelsbänder, nebst den Aufschlägen der Uniform, abzulösen und Gerden und Aederbusch von dem Hute zu reißen. Während dieser ganzen schrecklichen Operation, die mit unglaublicher Schnelligkeit von Statten geht, hört man von mehr als fünfshundert Menschen, die dicht umher stehen, nicht einen einzigen Laut, nicht einen einzigen Schreie in der ganzen Versammlung. Mit bleichen Gesichtern, mit klopfendem Herzen und in totenähnlicher Ordnung sieht die erschrockene Menge im Kreis um ihn herum, der in dieser furchtbaren Ausfährung ein jellamer Anblick von Väterlichkeit und Outgegn!

Im Augenblick durchlebt, den man ihm nur auf ein Hochgerichte nachempfindet. Tausend Andere an seinem Plage würde die Gewalt des ersten Schreckens sinnlos zu Boden gestreckt haben; sein robuster Nervensystem und seine starke Seele dauerten diesen fürchterlichen Zustand aus und ließen ihn alles Gräßliche desselben erschöpfen.

Kaum ist diese Operation beendet, so führt man ihn durch die Reihen zahlloser Zuschauer bis ans äußerste Ende des Paradeplatzes, wo ein bedeckter Wagen ihn erwartet. Ein stummer Ruf befiehlt ihm, in denselben zu steigen; eine Escorte von Husaren begleitet ihn. Das Gerücht dieses Vorgangs hat sich unterdessen durch

die ganze Residenz verbreitet, alle Fenster öffnen sich, alle Straßen sind von Neugierigen erfüllt, die schreiend dem Zuge folgen und unter abwechselnden Ausrufungen des Hohns, der Schabenfreude und einer noch weit kränkelnderen Bewundern seinen Namen wiederholen. Endlich steht er sich im Freien, aber ein neuer Schrecken wartet hier auf ihn. Seitab von der Heerstraße lenkt der Wagen, einen wenig befahrenen menschenleeren Weg — den Weg nach dem Hochgerichte, gegen welches man ihn, auf einen ausdrücklichen Befehl des Fürsten, langsam heranzieht. Hier, nachdem man ihm alle Qualen der Todesangst zu empfinden gegeben, lenkt man wieder nach einer Straße ein, die von Menschen besucht wird. In der sengenden Sonnenhitze ohne Kabung, ohne menschlichen Zuspruch, bringt er sieben schreckliche Stunden in diesem Wagen zu, der endlich mit Sonnenuntergang an dem Orte seiner Bestimmung — der Festung — stille hält. Des Bewußtseyns beraubt, in einem mittlern Zustande zwischen Leben und Tod (ein zwölfstündiges Rasten und der brennende Durst hatten endlich seine Niesennatur überwältigt) zieht man ihn aus dem Wagen — und in einer schrecklichen Grube unter der Erde wacht er wieder auf. Das Erste, was sich, als er die Augen zum neuen Leben wieder aufschlägt, ihm darbietet, ist eine grauenvolle Kerkerwand, durch einige Mondesstrahlen matt erleuchtet, die in einer Höhe von neunzehn Klaisern durch schmale Ritzen auf ihn herunterfallen. — An seiner Seite findet er ein rüchtes Prob nebst einem Wasserkrug und daneben eine Schütte Stroh zu seinem Lager. In diesem Zustande verharrt er bis zum folgenden Mittag, wo endlich in der Mitte des Thurmes ein Rachen sich aufthut, und zwei Hände sichtbar werden, von welchen in einem hängenden Korbe dieselbe Kost, die er gestern hier gefunden, heruntergelassen wird. Jetzt, seit diesem ganzen fürchterlichen Glückwechsel zum Erstemal, entriß ihn Schmerz und Sehnsucht einige Fragen: wie er hieher komme? und was er verbrochen habe? Aber keine Antwort von oben: die Hände verschwanden, und der Rachen geht wieder zu. Ohne das Gesicht eines Menschen zu sehen, ohne auch nur eines Menschen Stimme zu hören, ohne irgend einen Aufschluß über dieses entsetzliche Schicksal, über Künftiges und Vergangenes in gleich fürchterlichen Zweifeln, von keinem warmen Lichtstrahl erquickt, von keinem gefunden Küsschen erfrischt, aller Hülfe unerreichbar und vom allgemeinen Mitleid vergessen, zählt er in diesem Orte der Verdammniß vierhundert und neunzig gräßliche Tage an den kümmerlichen Broden ab, die ihm von einer Mittagsstunde zur andern in trauriger Einsamkeit hinunter gereicht werden. Aber eine Entdeckung, die er schon in den ersten Tagen seines Hierseyns macht, vollendet das Maß seines Elends. Er kennt diesen Ort — er selbst war es, der ihn, von einer niedrigen Nachgier getrieben, wenige Monate vorher neu erbaute, um einen verdienstlichen Officier darin verdammt zu lassen, der das Unglück gehabt hatte, seinen Unwillen auf sich zu laden. Mit erfinderscher Grausamkeit hatte er selbst die Mittel angegeben, den Aufenthalt in diesem Kerker grauenvoller zu machen. Er hatte vor nicht gar langer Zeit in eigener Person eine Reise hieher gethan, den Bau in Augenschein zu nehmen und die Vollendung desselben zu beschleunigen. Um seine Marter aufs Neueste zu treiben, muß es sich fügen, daß derselbe Officier, für den dieser Kerker eingerichtet worden, ein alter, würdiger Oberster, dem eben verstorbenen Commandanten der Festung im Amte nachfolgt und aus einem Schlachtopfer seiner Rache der Herr seines Schicksals wird. So floh ihn auch der letzte traurige Trost, sich selbst zu bemitleiden, und das Schicksal, so hart es ihn auch behandelte, einer Ungerechtigkeit zu zeihen. Zu dem sinnlichen Gefühl seines Elends gesellte sich noch eine wüthende Selbstverachtung und der

Schmerz, der für stolze Herzen der bitterste ist, von der Großmuth eines Feindes abzuhängen, dem er keine gezeigt hatte.

Aber dieser rechtschaffene Mann war für eine niedere Rache zu edel. Unendlich viel kostete seinem menschenfreundlichen Herzen die Strenge, die seine Instruction ihm gegen den Gefangenen auflegte; aber, als ein alter Soldat gewöhnt, den Buchstaben seiner Orde mit blinder Treue zu befolgen, konnte er weiter nichts, als ihn bedauern. Einen thätigern Helfer fand der Unglückliche an dem Garnisonsprediger der Festung, der, von dem Glend des gefangenen Mannes gerührt, wovon er nur swät und nur durch dunkle unzusammenhängende Gerüchte Wissenschaft bekam, sogleich den festen Entschluß faßte, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Dieser achtungswürdige Geistliche, dessen Namen ich ungeru unterdrücke, glaubte seinem Hirtenberufe nicht besser nachkommen zu können, als wenn er ihn jetzt zum Besen eines unglücklichen Mannes geltend machte, dem auf keinem andern Wege mehr zu helfen war.

Da er von dem Commandanten der Festung nicht erhalten konnte, zu dem Gefangenen gelassen zu werden, so machte er sich in eigener Person auf den Weg nach der Hauptstadt, sein Gesicht dort unmittelbar bei dem Fürsten zu betreiben. Er that einen Fußfall vor demselben und flehte seine Erbarmung für den unglücklichen Menschen an, der ohne die Wohlthaten des Christenthums, von denen auch das ungeheuerste Verbrechen nicht ausschließen könne, hilflos verdammt und der Verweissung vielleicht nahe sey. Mit aller Unsichertheit und Würde, die das Bewußtseyn erfüllter Pflicht verleiht, forderte er einen freien Zutritt zu dem Gefangenen, der ihm als Verdichtene angehöre und für dessen Seele er dem Himmel verantwortlich sey. Die gute Sache, für die er sprach, machte ihn beredt, und den ersten Unwillen des Fürsten hatte die Zeit schon in etwas gebrochen. Er bewilligte ihm seine Bitte, den Gefangenen mit einem geistlichen Besuche erfreuen zu dürfen.

Das erste Menschenantitz, das der unglückliche G*** nach einem Zeitraume von sechzehn Monaten erblickte, was das Gesicht seines Helfers. Den einzigen Freund, der ihm in der Welt lebte, dankte er seinem Glende; sein Wohlstand hatte ihm seinen erworben. Der Besuch des Predigers war für ihn eines Engels Erscheinung. Ich beschreibe seine Umstände nicht. Aber von diesem Tage an flossen seine Thränen gelinder, weil er sich von einem menschlichen Wesen bewirt sah.

Entsetzen hatte den Geistlichen ergriffen, da er in die Mordgrube hineintrat. Seine Augen suchten einen Menschen — und ein Orkan erschreckendes Schreien trach aus einem Winkel ihm entgegen, der mehr dem Lager eines wilden Thieres, als dem Wohnorte eines menschlichen Geschöpfes glich. Ein blaßes totenähnliches Gerippe, alle Härte des Lebens aus einem Angesicht verschwunden, in welches Gram und Verweissung tiefe Runden gerissen hatten, Bart und Nägel durch eine so lange Vernachlässigung bis zum Schrecklichen gewachsen, vom langen Gebrauche der Kleidung halb vermodert, und aus gänzlichem Mangel der Reinigung die Lust um ihn verpestet — so fand er diesen Liebling des Glücks, und diesem allem hatte seine eiserne Gesundheit widerstanden! Von diesem Anblicke noch außer sich gesetzt, eilte der Prediger auf der Stelle in den Gewerksraum, um auch noch die zweite Wohlthat für den armen Unglücklichen auszuwirken, ohne welche die erste für sei zu rechnen war.

Da sich dieser abermals mit dem äußerlichen Buchstaben seiner Instruction entschuldigt, entschließt er sich großmüthig in einer zweiten Reise nach der Residenz, die Gnade des Fürsten noch einmal in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er sich, ohne die Würde des Sacraments

zu verleihen, nimmermehr entschließen könne, irgend eine heilige Handlung mit seinem Gefangenen vorzunehmen, wenn ihm nicht zuvor die Aehnlichkeit mit Menschen zurückgegeben würde. Auch Dieses wird bewilligt, und erst von diesem Tage an lebte der Gefangene wieder.

Noch viele Jahre brachte G*** auf dieser Festung zu, aber in einem weit leidlicheren Zustande, nachdem der kurze Sommer des neuen Günstlings verblüht war, und Andere an seinem Posten wechselten, welche menschlicher dachten oder doch keine Rache an ihm zu sättigen hatten. Endlich, nach einer zehnjährigen Gefangenschaft, erschien ihm der Tag der Erlösung — aber keine gerichtliche Untersuchung, keine förmliche Verurtheilung. Er empfing seine Freiheit als ein Geschenk aus den Händen der Gnade; zugleich ward ihm auferlegt, das Land auf ewig zu räumen.

Hier verlassen mich die Nachrichten, die ich, bloß aus mündlichen Ueberlieferungen, über seine Geschichte habe sammeln können, und ich sehe mich gezwungen, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren hinwegzuschreiten. Während desselben fing G*** in fremden Kriegsdiensten von Neuem seine Laufbahn an, die ihn endlich auch dort auf eben den glänzenden Gipfel führte, wovon er in seinem Vaterlande so schrecklich heruntergestürzt war. Die Zeit endlich, die Freundin der Unglücklichen, die eine langsame, aber unausbleibliche Gerechtigkeit übet, nahm endlich auch diesen Rechtschandel über sich. Die Jahre der Leidenschaften waren bei dem Fürsten vorüber, und die Menschheit fing allgemach an, einen Werth bei ihm zu erlangen, wie seine Haare sich bleichten. Noch am Grabe erwachte in ihm eine Sehnsucht nach dem Kieblinge seiner Jugend. Um, wo möglich, dem Greise die Kränkungen zu vergüten, die er auf den Mann gehäuft hatte, lud er den Vertriebenen freundlich in seine Heimath zurück, nach welcher auch in G***s Herzen schon längst eine stille Sehnsucht zurückgekehrt war. Während war dieses Wiedersehen, warm und läuschend der Empfang, als hätte

man sich gestern erst getrennt. Der Fürst ruhte mit einem nachdenkenden Blicke auf dem Gesichte, das ihm so wohl bekannt und doch wieder so fremd war; es war, als zählte er die Furchen, die er selbst darein gegraben hatte. Vorsehend suchte er in des Greises Gesicht die geliebten Züge des Jünglings wieder zusammen; aber, was er suchte, fand er nicht mehr. Man zwang sich zu einer frostigen Vertraulichkeit. — Weiber Herzen hatten Scham und Furcht auf immer und ewig getrennt. Ein Anblick, der ihm seine schwere Uebereilung wieder in seine Seele rief, konnte dem Fürsten nicht wohl thun; G*** konnte den Urheber seines Unglücks nicht mehr lieben. Doch getröstet und ruhig sah er in die Vergangenheit, wie man sich eines überstandenen schweren Traumes erfreuet.

Nicht lange, so erblickte man G*** wieder im vollkommnen Besitze aller seiner vorigen Würden, und der Fürst bezwang seine innere Abneigung, um ihm für das Vergangene einen glänzenden Ersatz zu geben. Aber konnte er ihm auch das Herz dazu wiedergeben, das er auf immer für den Genuß des Lebens verstümmelt? Konnte er ihm die Jahre der Hoffnungen wiedergeben? oder für den abgelebten Greis ein Glück erdenken, das auch nur von Weitem den Raub ersetzte, den er an dem Manne begangen hatte?

Noch neunzehn Jahre genoss G*** diesen heitern Abend seines Lebens. Nicht Schicksale, nicht die Jahre hatten das Feuer der Leidenschaft bei ihm aufzuheben, noch die Voraltität seines Geistes ganz bewölken können. Noch in seinem siebenzigsten Jahre hauchte er nach dem Schatten eines Guts, das er im zwanzigsten wirklich beissen hatte. Er starb endlich — als Befehlshaber von der Festung **, wo Staatsgefangene aufbewahrt wurden. Man wird erwarten, daß er gegen diese eine Menschlichkeit geübt, deren Werth er an sich selbst hatte schätzen lernen müssen, aber er behandelte sie hart und launisch, und eine Aufwallung des Zorns gegen einen derselben streckte ihn auf den Sarg in seinem achtzigsten Jahre.

Der Geisterseher.

Aus den Papiere des Grafen von L**.

Erstes Buch.

Ich erzähle eine Begebenheit, die Vielen unglaublich scheinen wird, und von der ich größtentheils selbst Augenzeuge war. Den Wenigen, welche von einem gewissen politischen Vorfälle unterrichtet sind, wird sie — wenn anders diese Blätter sie noch am Leben finden — einen willkommenen Aufschluß darüber geben; und auch ohne diesen Schlüssel wird sie den Uebrigen, als ein Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, vielleicht wichtig sein. Man wird über die Kühnheit des Zwecks erstaunen, den die Wahrheit zu entwerfen und zu verfolgen im Lichte ist: man wird über die Mittel erstaunen, die sie anzubieten vermag, um sich dieses Zwecks zu verschern. Keine, strenge Wahrheit wird meine Feder leiten: denn, wenn diese Blätter an die Welt treten, bin ich nicht mehr, und nie werde ich ihr Schicksal erfahren.

Es war zu meiner Zurückreise nach Kurland im Jahr 17** um die Carnivalzeit, als ich den Prinzen von ** in Venedig besuchte. Wir hatten uns in **schen Kriegsdiensten kennen lernen und erneuerten hier eine Bekanntschaft, die der Friebe unterbrochen hatte. Weil ich ohne-

dies wünschte, das Merkwürdige dieser Stadt zu sehen, und der Prinz nur noch Wechsel erwartete, um nach ** zurückzureisen, so beredete er mich leicht, ihm Gesellschaft zu leisten und meine Abreise so lange zu verschieben. Wir kamen überein, uns nicht von einander zu trennen, solange unser Aufenthalt in Venedig dauern würde, und der Prinz war so gefällig, mir seine eigene Wohnung im Morier anzubieten.

Er lebte hier unter dem strengsten Incognito, weil er sich selbst leben wollte, und seine geringe Apanage ihm auch nicht gestattet hätte, die Höhe seines Ranges zu heben. Zwei Cavaliere, auf deren Verschwiegenheit er sich vollkommen verlassen konnte, waren, nebst einigen treuen Bedienten, sein ganzes Gefolge. Den Aufwand vermied er mehr aus Temperament als aus Sparsamkeit. Er floß die Vergnügungen; bis zu seinem fünf und dreißigsten Jahre hatte er allen Reizungen dieser wollüstigen Stadt widerstanden. Das schöne Geschlecht war ihm gleichgültig. Tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschte in seiner Gemüthsart. Seine Neigungen waren still, aber hartnäckig bis zum Uebermaß, seine Wahl langsam und schüchtern, seine Anhänglichkeit warm und ewig; mitten in einem geräuschvollen

Gewühle von Menschen ging er einsam. In seine eigne Phantastenwelt verschlossen, war er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen — und, weil er wohl wußte, wie schlecht er beobachtete, so verbot er sich jedes Urtheil und übertrieb die Gerechtigkeit gegen fremdes. Niemand war mehr dazu geboren, sich beherrschen zu lassen, ohne schwach zu seyn. Dabel war er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt war, und besaß gleich großen Muth, ein erkanntes Vorurtheil zu bekämpfen und für ein anderes zu sterben.

Als der dritte Prinz seines Hauses hatte er keine wahrscheinliche Aussicht zur Regierung. Sein Ehrgeiz war nie erwacht. Seine Leidenschaften hatten eine andere Richtung genommen.

Zufrieden, von keinem fremden Willen abhängen, brang er den feindlichen Niemand zum Gesetze auf; die geräuschlose Ruhe eines zwanglosen Privatlebens begränzte alle seine Wünsche. Er las viel, doch ohne Wahl. Eine nachlässige Erziehung und frühe Kriegsdienste hatten seinen Geist nicht zur Reife kommen lassen. Alle Kenntniffe, die er nachher schöpfte, vermehrten nur das verworrene Chaos seiner Begriffe, weil sie auf keinen festen Grund gebaut waren.

Er war Protestant, wie seine ganze Familie — durch Geburt, nicht nach Untersuchung, die er nie angestellt hatte, ob er gleich in einer Epoche seines Lebens Schwärmer darin gewesen war. Wacon ist er, soviel ich weiß, nie geworden.

Eines Abends, als wir nach Gewohnheit in tiefer Maske und abgefondert auf dem Plage St. Marcus spaziren gingen — es fing an spät zu werden, und das Gestränge hatte sich verloren — bemerkte der Prinz, daß eine Maske uns überall folgte. Die Maske war ein Armenier und ging allein. Wir beschleunigten unsere Schritte und suchten sie durch öftere Veränderung unseres Weges irre zu machen — umsonst, die Maske blieb immer dicht hinter uns. „Sie haben doch keine Intrigue hier gehabt?“ sagte endlich der Prinz zu mir. „Die Ghemänner in Venedig sind gefährlich.“ — „Ich kenne keine einzige Dame,“ gab ich zur Antwort. „Lassen Sie uns hier niedersitzen und deutsch sprechen,“ fuhr er fort. „Ich bilde mir ein, man verkennt uns.“ Wir setzten uns auf eine steinerne Bank und erwarteten, daß die Maske vorübergehen sollte. Sie kam gerade auf uns zu und nahm ihren Platz dicht an der Seite des Prinzen. Er zog die Uhr heraus und sagte mir laut auf französisch, indem er aufstand: „Neun Uhr vorbei. Kommen Sie. Wir vergessen, daß man uns im Louvre erwartet.“ Dies erwiderte er nur, um die Maske von unserer Spur zu entfernen. „Neun Uhr,“ wiederholte sie in eben der Sprache nachdrücklich und langsam. „Wünschen Sie sich Glück, Prinz“ (indem sie ihn bei seinem wahren Namen nannte). „Um neun Uhr ist er gestorben.“ Damit stand sie auf und ging. Wir saßen uns bestürzt an. — „Wer ist gestorben?“ sagte endlich der Prinz nach einer langen Stille. „Lassen Sie uns ihr nachgehen,“ sagte ich, „und eine Erklärung fordern.“ Wir durchstrochen alle Winkel des Marcus — die Maske war nicht mehr zu finden. Unbefriedigt kehrten wir nach unserm Gasthose zurück. Der Prinz sagte mir unterwegs nicht ein Wort, sondern ging seitwärts und allein und schien einen gewaltsamen Kampf zu kämpfen, wie er mir auch nachher gestanden hat. Als wir zu Hause waren, öffnete er zum ersten Male wieder den Mund. „Es ist doch lächerlich,“ sagte er, „daß ein Wahnsinniger die Ruhe eines Mannes mit zwei Worten so erschüttern soll.“ Wir wünschten uns eine gute Nacht, und, sobald ich auf meinem Zimmer war, merkte ich mir in meiner Schreibtafel den Tag und die Stunde, wo es geschehen war. Es war ein Donnerstag.

Am folgenden Abend sagte mir der Prinz: „Wollen wir nicht einen Gang über den Marcusplatz machen und unsern geheimnißvollen Armenier auffuchen? Mich verlangt doch nach der Entwicklung dieser Komödie.“ Ich war's zufrieden. Wir blicben bis elf Uhr auf dem Plage. Der Armenier war nirgends zu sehen. Das Räthliche wiederholten wir die vier folgenden Abende und jedesmal mit demselben schlechten Erfolge.

Als wir am sechsten Abend unser Hotel verließen, hatte ich den Einfall — ob unwillkürlich oder aus Absicht, besinne ich mich nicht mehr — den Bedienten zu hinterlassen, wo wir zu finden seyn würden, wenn nach uns gefragt werden sollte. Der Prinz bemerkte meine Vorsicht und lebte sie mit einer lächelnden Miene. Es war ein großes Gestränge auf dem Marcusplatz, als wir da ankamen. Wir hatten kaum dreißig Schritte gemacht, so bemerkte ich den Armenier wieder, der sich mit schnellen Schritten durch die Menge arbeitete und mit den Augen Jemand zu suchen schien. Eben waren wir im Begriff, ihn zu erreichen, als der Baron von B. aus der Suite des Prinzen athemlos auf uns zukam und dem Prinzen einen Brief überbrachte. „Er ist schwarz gestiegelt,“ setzte er hinzu. „Wir vermutheten, daß es Gile hätte.“ Das fiel auf mich wie ein Donnerschlag. Der Prinz war zu einem Stambeau getreten und fing an zu lesen. „Mein Cousin ist gestorben!“ rief er. „Wann?“ fürzte ich ihm heftig ins Wort. Er sah noch einmal in den Brief. „Vorigen Donnerstag, Abends um neun Uhr.“

Wir hatten nicht Zeit, von unserm Erstaunen zurückzukommen, so stand der Armenier unter uns. „Sie sind hier erkannt, gnädigster Herr,“ sagte er zu dem Prinzen. „Gilen Sie nach dem Wohren. Sie werden die Abgeordneten des Senats dort finden. Tragen Sie kein Bedenken, die Ehre anzunehmen, die man Ihnen erweisen will. Der Baron von B. vergaß, Ihnen zu sagen, daß Ihre Wechsel angekommen sind.“ Er verlor sich in dem Gestränge.

Wir eilten nach unserm Hotel. Alles fand sich, wie der Armenier es verkündigt hatte. Drei Nobili der Republik standen bereit, den Prinzen zu bewillkommen und ihn mit Pracht nach der Assemblée zu begleiten, wo der hohe Adel der Stadt ihn erwartete. Er hatte kaum so viel Zeit, mir durch einen flüchtigen Wink zu verstehen zu geben, daß ich für ihn wach bleiben möchte.

Nachts gegen Gils kam er wieder. Ernst und gedankenvoll trat er ins Zimmer und ergriff meine Hand, nach dem er die Bedienten entlassen hatte. „Graf,“ sagte er mit den Worten Hamlets zu mir, „es gibt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als wir in unsern Philosophien träumen.“

„Gnädigster Herr,“ antwortete ich, „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie um eine große Hoffnung reicher zu Vette gehen.“ (Der Verstorbene war der Erbprinz.)

„Erinnern Sie mich nicht daran,“ sagte der Prinz. „Und, wenn eine Krone für mich wäre gewonnen worden, ich hätte jetzt mehr zu thun, als dieser Kleinigkeit nachzudenken. — Wenn dieser Armenier nicht bloß errathen hat“ —

„Wie ist Das möglich, Prinz?“ fiel ich ein. —

„So will ich Ihnen alle meine fürstlichen Hoffnungen für eine Mönchskutte abtreten.“

Ich führe Dieses mit Aile hier an, weil ich glaube, daß es zu einem Beweise dienen kann, wie entfernt er noch damals von jeder herrschsüchtigen Absicht gewesen ist.

Den folgenden Abend fanden wir uns zeitiger, als gewöhnlich, auf dem Marcusplatz ein. Ein plötzlicher Regenguß nöthigte uns, in ein Caffeehaus einzukehren, wo gespielt wurde. Der Prinz stellte sich hinter den Stuhl eines Spaniers und beobachtete das Spiel. Ich war in ein anstößendes Zimmer gegangen, wo ich Zeitungen las. Eine Weile darauf hörte ich Lärmen. Vor

der Ankunft des Prinzen war der Spanier unaussprechlich im Verluste gewesen; jetzt gewann er auf alle Karten. Das ganze Spiel ward auffallend verändert, und die Paß war in Gefahr, von dem Pointeur, den diese glückliche Wendung führer gemacht hatte, aufgefördert zu werden. Ein Venetianer, der sie hielt, sagte dem Prinzen mit beleidigendem Tone, er störe das Glück, und er solle den Tisch verlassen. Dieser sah ihn kalt an und blieb; dieselbe Fassung behielt er, als der Venetianer seine Beleidigung französisch wiederholte. Der Letztere glaubte, daß der Prinz beide Sprachen nicht verstehe, und wandte sich mit verachtungsvollem Lachen zu den Uebrigen: „Sagen Sie mir doch, meine Herren, wie ich mich diesem Valordo verhältnißlich machen soll?“ Zugleich stand er auf und wollte den Prinzen beim Arme ergreifen; diesen verließ hier die Geduld, er packte den Venetianer mit starker Hand und warf ihn unsanft zu Boden. Das ganze Haus kam in Bewegung. Auf das Geräusch stürzte ich herein, unwillkürlich rief ich ihn bei seinem Namen „Nehmen Sie sich in Acht, Prinz,“ sagte ich mit Unbesonnenheit hinzu, „wir sind hier in Venedig.“ Der Name des Prinzen gebot eine allgemeine Stille, woraus bald ein Gemurmel wurde, das mir gefährlich schien. Alle anwesende Italiener retteten sich zu Häuten und traten bei Seite. Einer um den Andern verließ den Saal, bis wir uns Beide mit dem Spanier und einigen Franzosen allein fanden. „Sie sind verloren, gnädigster Herr,“ sagten diese, „wenn Sie nicht sogleich die Stadt verlassen.“ Der Venetianer, den Sie so übel behandelt haben, ist reich genug, einen Bravo zu dinnen. Es kostet ihm nur fünfzig Zechinen, Sie aus der Welt zu schaffen.“ Der Spanier bot sich an, zur Sicherheit des Prinzen Wache zu halten und uns selbst nach Hause zu begleiten. Dasselbe wollten auch die Franzosen. Wir standen noch und überlegten, was zu thun wäre, als die Thür sich öffnete und einige Bediente der Staatsinquisition hereintraten. Sie zeigten uns eine Trere der Regierung, worin uns Befehl befanden war, ihnen schleunig zu folgen. Unter einer starken Bedeckung führte man uns bis zum Canal. Hier erwartete uns eine Gondel, in die wir uns setzen mußten. Ehe wir ausstiegen, wurden uns die Augen verbunden. Man führte uns eine große steinerne Treppe hinauf und dann durch einen langen gewundenen Gang über Gewölbe, wie ich aus dem vielfachen Echo schloß, das unter unsern Füßen hallte. Endlich gelangten wir vor eine andere Treppe, welche uns sechs und zwanzig Stufen in die Tiefe hinunter führte. Hier öffnete sich ein Saal, wo man uns die Binde wieder von den Augen nahm. Wir befanden uns in einem Kreise ehrwürdiger alter Männer, alle schwarz gekleidet, der ganze Saal mit schwarzen Tüchern behangen und sparsam erleuchtet, eine Totenstille in der ganzen Versammlung, welches einen schreckhaften Eindruck machte. Einer von diesen Greisen, wahrscheinlich der oberste Staatsinquisitor, näherte sich dem Prinzen und fragte ihn mit einer feierlichen Miene, während man ihm den Venetianer vorführte:

„Erkennen Sie diesen Menschen für den nämlichen der Sie auf dem Kaffeehause beleidigt hat?“

„Ja,“ antwortete der Prinz.

Darauf wandte Jener sich zu dem Spanier: „Ist das dieselbe Person, die Sie heute Abend wollten ermorden lassen?“

Der Gefangene antwortete mit Ja.

Sogleich öffnete sich der Kreis, und mit Entsetzen sahen wir den Kopf des Venetianers vom Rumpfe trennen. „Sind Sie mit dieser Verrüthung zufrieden?“ fragte der Staatsinquisitor. — Der Prinz lag ohnmächtig in den Armen seiner Begleiter — „Gehen Sie nun,“ fuhr Jener mit einer schrecklichen Stimme fort, indem er sich

gegen mich wandte, „und urtheilen Sie künftig weniger vorschnell von der Gerechtigkeit in Venedig.“

Wer der verborgene Freund gewesen, der uns durch den schnellen Arm der Justiz von einem gewissen Tode errettet hatte, konnten wir nicht errathen. Starr von Schrecken erreichten wir unsere Wohnung. Es war nach Mitternacht. Der Kammerjunker von Z*** erwartete uns mit Ungeduld an der Treppe.

„Wie gut war es, daß Sie geschickt haben!“ sagte er zum Prinzen, indem er uns leuchtete. — „Eine Nachricht, die der Baron von Z*** gleich nachher von dem St. Markusplatz nach Hause brachte, hatte uns wegen Ihrer in die tödlichste Angst gesetzt.“

„Geschick hätte ich? Wann? Ich weiß nichts davon.“

„Diesen Abend nach acht Uhr. Sie ließen uns sagen, daß wir ganz außer Sorgen seyn dürften, wenn Sie heute später nach Hause kämen.“

Hier sah der Prinz mich an. „Haben Sie vielleicht, ohne mein Wissen, diese Sorgfalt gebraucht?“

Ich wußte von gar nichts.

„Es muß doch wohl so seyn, Ihro Durchlaucht,“ sagte der Kammerjunker — „denn hier ist ja Ihre Nepetrubur, die Sie zur Sicherheit mitgeschickten.“ Der Prinz griff nach der Uhrtafel. Die Uhr war wirklich fort, und er erkannte jene für die seinige. „Wer brachte sie?“ fragte er mit Verstörung.

„Eine unbekannte Maske in armenischer Kleidung, die sich sogleich wieder entfernte.“

Wir standen und sahen uns an. — „Was halten Sie davon?“ sagte endlich der Prinz nach einem langen Stillstehen. „Ich habe hier einen verbergenden Aufseher in Venedig.“

Der schreckliche Antritt dieser Nacht hatte dem Prinzen ein Fieber zugezogen, das ihn acht Tage nöthigte, das Zimmer zu hüten. In dieser Zeit wimmelte das Hotel von Einheimischen und Fremden, die der entdeckte Stand des Prinzen vorbeigeleitet hatte. Man wetteiferte unter einander, ihm Dienste anzubieten, und wir bemerkten mit Vergnügen, wie immer der Nachfolger der Weggehabenen verdächtigt wurde. Liebesbriefe und Arcana überschwemmten uns von allen Seiten. Jeder suchte nach seiner Art sich geltend zu machen. Des ganzen Vorgangs in der Staatsinquisition wurde nicht mehr erwähnt. Weil der Hof zu** die Abreise des Prinzen noch aufgeschoben wünschte, so erhielten einige Banquiers in Venedig Anweisung, ihm beträchtliche Summen anzuzahlen. So ward er wider Willen in den Stand gesetzt, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern, und auf sein Witten entschloß ich mich auch, meine Abreise noch zu verschieben.

Sobald er so weit genesen war, um das Zimmer wieder verlassen zu können, bereedete ihn der Arzt, eine Excurse auf der Brenta zu machen, um die Luft zu verändern. Das Wetter war hell, und die Partie ward angenommen. Als wir eben im Begriff waren, in die Gondel zu steigen, vermählte der Prinz den Schlüssel zu einer kleinen Schatulle, die sehr wichtige Papiere enthielt. Sogleich kehrten wir um, ihn zu suchen. Er besann sich auf das Genaueste, die Schatulle noch den vorigen Tag verbleiben zu haben, und seit dieser Zeit war er nicht aus dem Zimmer gekommen. Aber alles Suchen war umsonst, wir mußten davon absehen, um die Zeit nicht zu verlieren. Der Prinz, dessen Seele über jeden Argwohn erhaben war, erklärte ihn für verloren und bat uns, nicht weiter davon zu sprechen.

Die Fahrt war die angenehmste. Eine malerische Landschaft, die mit jeder Krümmung des Flusses sich an Reichthum und Schönheit zu übertreffen schien — der heiterste Himmel, der mitten im Harnung einen Maientag bildete — reizende Gärten und geschmackvolle Landhäuser ohne

Zahl, welche beide Ufer der Brenta schmücken — hinter uns das majestätische Venedig, mit hundert aus dem Wasser springenden Thürmen und Mästen, alles Dies gab uns das herrlichste Schauspiel von der Welt. Wir überließen uns ganz dem wohlthätigen Zauber dieser schönen Natur, unsere Laune war die heiterste, der Prinz selbst verlor seinen Ernst und wetteiferte mit uns in fröhlichen Scherzen. Eine lustige Musik schallte uns entgegen, als wir, zwei italienische Reiten von der Stadt, aus Laud stiegen. Sie kam aus einem kleinen Dorfe, wo eben Jahrmarkt gehalten wurde; hier wimmelte es von Gesellschaft aller Art. Ein Trupp junger Mädchen und Knaben, alle theatralisch gekleidet, bewillkommte uns mit einem pantomimischen Tanz. Die Erfindung war neu, Leichtigkeit und Grazie besaßen jede Bewegung. Ob der Tanz noch völlig zu Ende war, schien die Anführerin desselben, welche eine Königin vorstellte, plötzlich wie von einem unsichtbaren Arme gehalten. Leblos stand sie und Alles. Die Musik schwieg. Kein Odem war zu hören in der ganzen Versammlung, und sie stand da, den Blick auf die Erde gebettet, in einer tiefen Erstarrung. Auf Einmal fuhr sie mit Wuth der Begeisterung in die Höhe, blinzte wild um sich her. „Ein König ist unter uns,“ rief sie, riß ihre Krone vom Haupte und legte sie — zu den Füßen des Prinzen. Alles, was da war, richtete hier die Augen auf ihn, lange Zeit ungewiß, ob Bedeutung in diesem Gankenspiel wäre, so sehr hatte der affectvolle Ernst dieser Spielerin getäuscht. — Ein allgemeines Händeklatschen des Beifalls unterbrach endlich diese Stille. Meine Augen suchten den Prinzen. Ich bemerkte, daß er nicht wenig betroffen war und sich Mühe gab, den forschenden Blicken der Zuschauer auszuweichen. Er warf Geld unter diese Kinder und eilte, aus dem Gewühle zu kommen.

Wir hatten nur wenige Schritte gemacht, als ein ehrwürdiger Barfüßer sich durch das Volk arbeitete und dem Prinzen in den Weg trat. „Herr,“ sagte der Mönch, „gib der Madonna von deinem Gelde! Tu wirst ihr Gebet brauchen.“ Er sprach Dies mit einem Tone, der uns bestreten machte. Das Gewand riß ihn weg.

Unser Gefolge war unterdessen gewachsen. Ein englischer Lord, den der Prinz schon in Vizza gesehen hatte, einige Kaufleute aus Livorno, ein deutscher Domherr, ein französischer Abbé mit einigen Damen und ein russischer Officier gesellten sich zu uns. Die Physiognomie des Letztern hatte etwas ganz Ungewöhnliches, das unsere Aufmerksamkeit an sich zog. Nie in meinem Leben sah ich so viele Züge und so wenig Charakter, so viel ansehnliches Wohlwollen mit so viel zurückstößendem Drost in einem Menschengeichte beisammen wohnen. Alle Leidenschaftlichkeiten schienen darin gewählt und es wieder verlassen zu haben. Nichts war übrig, als der stille, durchdringende Blick eines vollendeten Menschenenners, der jedes Auge verschendete, worauf er tr. Dieser seltsame Mensch folgte uns von Weitem, schien aber an Allem, was vorging, nur einen nachlässigen Antheil zu nehmen.

Wir kamen vor eine Bude zu stehen, wo Lotterie gezogen wurde. Die Damen setzten ein, wir Andere folgten ihrem Beispiele; auch der Prinz forderte ein Los. Es gewann eine Tabatiere. Als er sie aufmachte, sah ich ihn blaß zurückfahren. — Der Schlüssel lag darin.

„Was ist Das?“ sagte der Prinz zu mir, als wir einen Augenblick allein waren. „Eine höhere Gewalt jagt mich. Allwissenheit schwebt um mich. Ein unsichtbares Wesen, dem ich nicht entfliehen kann, bewacht alle meine Schritte. Ich muß den Armenier aufsuchen und muß Licht von ihm haben.“

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als wir vor dem Lusthause ankamen, wo das Abendessen servirt war. Der Name des Prinzen hatte unsere Gesellschaft bis zu

sechzehn Personen vergrößert. Außer den oben Erwähnten waren noch ein Virtuoso aus Rom, einige Schweizer und ein Aventurier aus Palermo, der Uniform trug und sich für einen Capitain ausgab, zu uns gestoßen. Es ward beschlossen, den ganzen Abend hier zuzubringen und mit Hackeln nach Hause zu fahren. Die Unterhaltung bei Tische war sehr lebhaft, und der Prinz konnte nicht umhin, die Begebenheit mit dem Schlüssel zu erzählen, welche eine allgemeine Verwunderung erregte. Es wurde heftig über diese Materie gestritten. Die Meisten aus der Gesellschaft behaupteten dreist weg, daß alle diese geheimen Künste auf eine Taschenspielerlei hinausliefen; der Abbé, der schon viel Wein bei sich hatte, forderte das ganze Geisterreich in die Schranken heraus; der Engländer sagte Blasphemien; der Musikus machte das Kreuz vor dem Teufel. Wenige, worunter der Prinz war, hielten dafür, daß man sein Urtheil über diese Dinge zurückhalten müsse; während Desssen unterhielt sich der russische Officier mit den Frauenzimmern und schien das ganze Gespräch nicht zu achten. In der Hitze des Streits hatte man nicht bemerkt, daß der Sicilianer hinausgegangen war. Nach Verfluß einer kleinen halben Stunde kam er wieder, in einen Mantel gehüllt, und stellte sich hinter den Stuhl des Franzosen. „Sie haben vorhin die Bravour geübert, es mit allen Geistern anzunehmen — wollen Sie es mit einem versuchen?“

„Lepp!“ sagte der Abbé — „wenn Sie es auf sich nehmen wollen, mir einen herbeizuschaffen.“

„Das will ich,“ antwortete der Sicilianer (indem er sich gegen uns kehrte), „wenn diese Herren und Damen uns werden verlassen haben.“

„Warum Das?“ rief der Engländer. „Ein herzhafter Geist fürchtet sich vor keiner lustigen Gesellschaft.“

„Ich stehe nicht für den Ausgang,“ sagte der Sicilianer.

„Um des Himmels willen! Nein!“ schrien die Frauenzimmer an dem Tische und jubelten erschrocken von ihren Stühlen.

„Lassen Sie Ihren Geist kommen,“ sagte der Abbé trozig, „aber warnen Sie ihn vorher, daß es hier spitzige Klängen gibt“ (indem er einen von den Vätern um seinen Tegen bat).

„Das mögen Sie alsdann halten, wie Sie wollen,“ antwortete der Sicilianer kalt, „wenn Sie nachher noch Lust dazu haben.“ Hier kehrte er sich zum Prinzen. „Unädigster Herr,“ sagte er zu diesem, „Sie behaupten, daß Ihr Schlüssel in fremden Händen gewesen — Können Sie vermuthen, in welchen?“

„Nein.“

„Nathan Sie auch auf Niemand?“

„Ich hatte freilich einen Verdanken —“

„Würden Sie die Person erkennen, wenn Sie sie vor sich sähen?“

„Dunc Zweifel.“

Hier schlug der Sicilianer seinen Mantel zurück und zog einen Spiegel hervor, den er dem Prinzen vor die Augen hielt.

„Ist es diese?“

Der Prinz trat mit Schrecken zurück.

„Was haben Sie gesehen?“ fragte ich.

„Den Armenier.“

Der Sicilianer verbarg seinen Spiegel wieder unter den Mantel. „War es dieselbe Person, die Sie meinen?“ fragte die ganze Gesellschaft.

„Die nämliche.“

Hier veränderte sich jedes Gesicht; man hörte auf zu lachen. Alle Augen bingen neugierig an dem Sicilianer.

„Monsieur l'Abbé, das Ding wird ernsthaft,“ sagte der Engländer, „ich rieth' Ihnen, auf den Rückzug zu denken.“

„Der Kerl hat den Teufel im Leibe!“ schrie der Fran-
zose und stieg aus dem Hause — die Frauenzimmer stürzten
mit Geschrei aus dem Saale — der Virtuose folgte ihnen
— der deutsche Domherr schnarchte in einem Sessel —
der Russe blieb, wie bisher, gleichgültig sitzen.

„Sie wollten vielleicht nur einen Grobbsprecher zum
Gelächter machen,“ fing der Prinz wieder an, nachdem
Jene hinaus waren — „oder hätten Sie wohl Lust, uns
Wort zu halten?“

„Es ist wahr,“ sagte der Sicilianer. „Mit dem Abbé
war es mein Ernst nicht. Ich habe ihn beim Wort ge-
nommen, weil ich wohl wußte, daß die Memme es nicht
so weit würde kommen lassen. Die Sache selbst ist übr-
gens zu ernsthaft, um bloß einen Scherz damit auszu-
führen.“

„Sie räumen also doch ein, daß Sie in Ihrer Ge-
walt ist?“

Der Magier schwieg eine lange Zeit und schien den
Prinzen sorgfältig mit den Augen zu prüfen.

„Ja,“ antwortete er endlich.

Die Neugierde des Prinzen war bereits auf den höch-
sten Grad gespannt. Dies war jederzeit seine Lieblings-
schwärmerei gewesen, und seit jener ersten Erscheinung
des Armeniers hatten sich alle Ideen wieder bei ihm ge-
meldet, die seine reifere Vernunft und eine bessere Lec-
ture so lange abgewiesen hatten. Er ging mit dem Sici-
lianer bei Seite, und ich hörte ihn sehr angelegentlich
mit ihm unterhandeln.

„Sie haben hier einen Mann vor sich,“ fuhr er fort,
„der von Ungeduld brennt, in dieser wichtigen Materie
es zu einer Uebersetzung zu bringen. Ich würde Ten-
jenigen als meinen Wohltäter, als meinen ersten Freund
umarmen, der hier meine Zweifel zerstreute und die
Decke von meinen Augen zöge — Wollen Sie sich dieses
große Verdienst um mich erwerben?“

„Was verlangen Sie von mir?“ sagte der Magier mit
Beben.

„Für jetzt nur eine Probe Ihrer Kunst. Lassen Sie
mich eine Erscheinung sehen.“

„Wozu soll Das führen?“

„Dann mögen Sie aus meiner nähern Bekanntschaft
urtheilen, ob ich eines höhern Unterrichts werth bin.“

„Ich schätze Sie über Alles, durchlauchtigster Prinz.
Eine geheime Gewalt in Ihrem Angesichte, die Sie selbst
noch nicht kennen, hat mich beim ersten Anblick unwider-
stehlich an Sie gebunden. Sie sind mächtiger, als Sie
selbst wissen. Sie haben unumhändert über meine ganze
Gewalt zu gebieten — aber —“

„Also lassen Sie mich eine Erscheinung sehen.“

„Aber ich muß erst gewiß seyn, daß Sie diese Forde-
rung nicht aus Neugierde an mich machen. Wenn gleich
die unsichtbaren Kräfte mir einigermaßen zu Willen sind,
so ist es unter der heiligen Bedingung, daß ich meine
Gewalt nicht mißbrauche.“

„Meine Absichten sind die reinsten. Ich will Wahrheit.“

Hier verließen sie ihren Platz und traten zu einem
entfernten Fenster, wo ich sie nicht weiter hören konnte.
Der Engländer, der diese Unterredung gleichfalls mit
angehört hatte, zog mich auf die Seite.

„Ihr Prinz ist ein edler Mann; er thut mir leid um
ihn. Ich verwette meine Seele, daß er mit einem Schur-
ken zu thun hat.“

„Es wird darauf ankommen,“ sagte ich, „wie er sich
aus dem Handel zieht.“

„Wissen Sie was?“ sagte der Engländer. „Jetzt macht
der arme Teufel sich festbar. Er wird seine Kunst nicht
aufbrauchen, bis er Geld klingen hört. Es sind unser
Neune. Wir wollen eine Collecte machen. Das bricht
ihm den Hals und öffnet vielleicht Ihrem Prinzen die
Augen.“

„Ich bin's zufrieden.“

Der Engländer warf sechs Guineen auf einen Teller
und sammelte in der Reihe herum. Jeder gab einige
Pouls; dem Russen gefiel unser Vorschlag ungemein, er
legte eine Banknote von hundert Rechnen auf den Teller
— eine Verschwendung, über welche der Engländer er-
schrak. Wir brachten die Collecte dem Prinzen. „Haben
Sie die Güte,“ sagte der Engländer, „bei diesem Herrn
für uns anzusprechen, daß er uns eine Probe sei-
ner Kunst sehen lasse und diesen kleinen Beweis unserer
Erkenntlichkeit annehme.“ Der Prinz legte noch einen
kostbaren Ring auf den Teller und reichte ihn dem Sici-
lianer. Dieser bedachte sich einige Secunden — „Meine
Herren,“ fing er darauf an, „diese Großmuth erniedrigt
mich — aber ich gebe Ihrem Verlangen nach. Ihr Wunsch
soll erfüllt werden“ (indem er eine Glocke zog). „Was die-
ses Gold betrifft, worauf ich selber kein Recht habe, so
werden Sie mir erlauben, daß ich es in dem nächsten
Venedictinerkloster für milde Stiftungen niederlege. Die-
sen Ring behalte ich als ein schätzbares Denkmal, das
mich an den würdigsten Prinzen erinnern soll.“

Hier kam der Wirth, dem er das Geld sogleich über-
lieferte.

„Und er ist dennoch ein Schurke,“ sagte mir der Eng-
länder ins Ohr. „Das Geld schlägt er aus, weil ihm jetzt
mehr an dem Prinzen gelegen ist.“

„Was verlangen Sie?“ fragte jetzt der Magier den
Kegler.

Der Prinz besann sich einen Augenblick — „Kieber
gleich einen großen Mann,“ rief der Lord. „Fordern Sie
den Papst Ganganelli. Dem Herrn wird Das gleich wenig
kosten.“

Der Sicilianer biß sich in die Lippen — „Ich darf
keinen citiren, der die Weihung empfangen hat.“

„Das ist schlimm,“ sagte der Engländer. „Vielleicht
hätten wir von ihm erfahren, an welcher Krankheit er
gestorben ist.“

„Der Marquis von Canoy,“ nahm der Prinz jetzt das
Wort, „war französischer Brigadier im vorigen Kriege
und mein vertrautester Freund. In der Bataille bei Hasten-
beck empfing er eine tödtliche Wunde; man trug ihn nach
meinem Zelte, wo er bald darauf in meinen Armen starb.
Als er schon mit dem Tode rang, winkte er mich noch zu
sich. „Prinz,“ fing er an, „ich werde mein Vaterland
nicht wieder sehen, erfahren Sie also ein Geheimniß,
wovon Niemand, als ich, den Schlüssel hat. In einem
Kloster auf der flandrischen Gränze lebt eine —“
Hier verschied er. Die Hand des Todes zer trennte den
Aaden seiner Rede, ich möchte ihn hier haben und die
Fortsetzung hören.“

„Niel gefordert, bei Gott!“ rief der Engländer. „Ich
erkläre Sie für den größten Künstler des Erdbodens,
wenn Sie diese Aufgabe lösen.“ —

Wir bewunderten die sinnreiche Wahl des Prinzen und
gaben ihr einstimmig unsern Beifall. Unter dessen ging
er Magier mit starken Schritten auf und nieder und
schien unentschlossen mit sich selbst zu kämpfen.

„Und Das war Alles, was der Sterbende Ihnen zu
hinterlassen hatte?“

„Alles.“

„Haben Sie keine weitere Nachfragen bezweigen in
seinem Vaterlande?“

„Sie waren alle vergebens.“

„Der Marquis von Canoy hatte untadelhaft gelebt? —
Ich darf nicht jeden Todten rufen.“

„Er starb mit Reue über die Ausschweifungen seiner
Jugend.“

„Tragen Sie irgend etwa ein Andenken von ihm bei
sich?“

„Ja“ — (Der Prinz führte wirklich eine Tabatiere bei sich, worauf das Miniaturbild des Marquis in Email war, und die er bei der Tafel neben sich hatte liegen gehabt.)

„Ich verlange es nicht zu wissen — — Lassen Sie mich allein. Sie sollen den Verstorbenen sehen.“

Wir wurden gebeten, uns so lange in den andern Pavillon zu begeben, bis er uns rufen würde. Zugleich ließ er alle Meubeln aus dem Saale räumen, die Fenster ausheben und die Käden auf das Genaueste verschließen. Dem Wirth, mit dem er schon vertraut zu seyn schien, befahl er, ein Gefäß mit glühenden Kohlen zu bringen und alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser zu löschen. Ehe wir weggingen, nahm er von Jedem insbesondere das Ehrenwort, ein ewiges Stillschweigen über Das zu beobachten, was wir sehen und hören würden. Hinter uns wurden alle Zimmer auf diesem Pavillon verriegelt.

Es war nach elf Uhr, und eine Todtenstille herrschte im ganzen Hause. Beim Hinausgehen fragte mich der Russe, ob wir geladene Pistolen bei uns hätten? — „Wozu?“ sagte ich — „Es ist auf alle Fälle,“ versetzte er. „Warten Sie einen Augenblick, ich will mich darnach umsehen.“ Er entfernte sich. Der Baron von Z** und ich öffneten ein Fenster, das jenem Pavillon gegenüber sah, und es kam uns vor, als hörten wir zwei Menschen zusammen flüstern und ein Geräusch, als ob man eine Kette anlegte. Doch war Das nur eine Muthmaßung, und ich getraute mir nicht, sie für wahr auszugeben. Der Russe kam mit einem Paar Pistolen zurück, nachdem er eine halbe Stunde ausgeblieben war. Wir sahen sie ihn scharf laden. Es war beinahe zwei Uhr, als der Magier wieder erschien und uns ankündigte, daß es Zeit wäre. Ehe wir hinein traten, ward uns befohlen, die Schuhe auszuziehen und im bloßen Hemde, Strümpfen und Unterkleidern zu erscheinen. Hinter uns wurde, wie das erste Mal, verriegelt.

Wir fanden, als wir in den Saal zurückkamen, mit einer Kohle einen weiten Kreis beschrieben, der uns alle zehn bequem fassen konnte. Ringsherum, an allen vier Wänden des Zimmers, waren die Dielen weggehoben, daß wir gleichsam auf einer Insel standen. Ein Altar, mit schwarzem Tuch behangen, stand mitten im Kreise errichtet, unter welchem ein Teppich von rothem Atlas gebreitet war. Eine chaldäische Bibel lag bei einem Todtenkopf aufgeschlagen auf dem Altar, und ein silbernes Crucifix war darauf fest gemacht. Statt der Kerzen brannte Spiritus in einer silbernen Gaspel. Ein dicker Rauch von Olibanum verflüchtete den Saal, davon das Licht beinahe erstickte. Der Beschwörer war entkleidet, wie wir, aber barfuß; um den bloßen Hals trug er ein Amulet an einer Kette von Menschenhaaren, um die Leuten hatte er eine weiße Schürze geschlagen, die mit geheimen Chiffren und symbolischen Figuren bezeichnet war. Er hieß uns einander die Hände reichen und eine tiefe Stille beobachten; vorgütlich empfahl er uns, ja keine Frage an die Erscheinung zu thun. Den Engländer und mich (gegen uns Beide schien er das meiste Mißtrauen zu hegen) ersuchte er, zwei bloße Fingerringe zu kreuzweise, einen Zoll hoch, über seinem Scheitel zu halten, solange die Handlung dauern würde. Wir standen in einem halben Mond mit ihm herum, der russische Pfister drängte sich dicht an den Engländer und stand zunächst an dem Altar. Das Gesicht gegen Morgen gerichtet, stellte sich der Magier jetzt auf den Teppich, sprengte Weihwasser nach allen vier Weltgegenden und neigte sich dreimal gegen die Bibel. Eine halbe Viertelstunde dauerte die Beschwörung, von welcher wir nichts verstanden; nach Endigung derselben gab er Denen, die zunächst hinter ihm standen, ein Zeichen, daß sie ihn jetzt fest bei den Haaren fassen sollten. Unter den heftigsten Zuckungen

rief er den Verstorbenen dreimal mit Namen, und das dritte Mal streckte er nach dem Crucifix die Hand aus — —

Auf Einmal empfanden wir Alle zugleich einen Streich, wie vom Blitze, daß unsere Hände auseinander flogen; ein plötzlicher Donnerschlag erschütterte das Haus, alle Schläffer klangen, alle Thüren schlugen zusammen, der Deckel an der Gaspel fiel zu, das Licht löschte aus, und an der entgegenstehenden Wand über dem Kamine zeigte sich eine menschliche Figur in blutigem Hemde, bleich und mit dem Gesicht eines Sterbenden.

„Wer ruft mich?“ sagte eine hohle, kaum hörbare Stimme.

„Dein Freund,“ antwortete der Beschwörer, „der dein Andenken ehret und für deine Seele betet.“ Zugleich nannte er den Namen des Prinzen.

Die Antworten erfolgten immer nach einem sehr großen Zwischenraume.

„Was verlangt er?“ fuhr diese Stimme fort.

„Dein Bekenntniß will er zu Ende hören, das du in dieser Welt angefangen und nicht beschlossen hast.“

„In einem Kloster auf der flandrischen Gränze lebt — — —“

Hier erzitterte das Haus von Neuem. Die Thür sprang freiwillig unter einem heftigen Donnerschlag auf, ein Blitz erleuchtete das Zimmer, und eine andere körperliche Gestalt, blutig und blaß, wie die erste, aber schrecklicher, erschien an der Schwelle. Der Spiritus fing von selbst an wieder zu brennen, und der Saal wurde heller wie zuvor. „Wer ist unter uns?“ rief der Magier erschrecken und warf einen Blick des Entsetzens durch die Versammlung — „Dich hab' ich nicht gewollt.“ Die Gestalt ging mit majestätischem, leisem Schritt gerade auf den Altar zu, stellte sich auf den Teppich und uns gegenüber und sagte das Crucifix. Die erste Figur sahen wir nicht mehr.

„Wer ruft mich?“ sagte diese zweite Erscheinung.

Der Magier fing an, heftig zu zittern. Schrecken und Erstaunen hatten uns gefesselt. Ich griff nach einer Pistole, der Magier riß sie mir aus der Hand und drückte sie auf die Gestalt ab. Die Kugel rollte langsam auf dem Altar, und die Gestalt trat unverändert aus dem Rauche. Jetzt sank der Magier ohnmächtig nieder.

„Was wird Das?“ rief der Engländer voll Erstaunen und wollte einen Streich mit dem Degen nach ihr thun. Die Gestalt berührte seinen Arm, und die Klinge fiel zu Boden. Hier trat der Augschweiß auf meine Stirn. Baron Z** gestand uns nachher, daß er gebetet habe. Diese ganze Zeit über stand der Prinz furchtlos und ruhig, die Augen starr auf die Erscheinung gerichtet.

„Ja, ich erkenne dich!“ rief er endlich voll Nüchternheit aus, „du bist Lanoy, du bist mein Freund — — Woher kommst du?“

„Die Ewigkeit ist stumm. Frage mich aus dem vergangenen Leben.“

„Wer lebt in dem Kloster, daß du mir bezeichnet hast?“

„Meine Tochter.“

„Wie? Du bist Vater gewesen?“

„Weh mir, daß ich es nicht war!“

„Bist du nicht glücklich, Lanoy?“

„Gott hat gerichtet.“

„Kann ich dir auf dieser Welt noch einen Dienst erzeigen?“

„Keinen, als an dich selbst zu denken.“

„Wie muß ich Das?“

„In Rom wirst du es erfahren.“

Hier erfolgte ein neuer Donnerschlag — eine schwarze Rauchwolke erfüllte das Zimmer; als sie zerfloßen war, fanden wir keine Gestalt mehr. Ich riß einen Fensterladen auf. Es war Morgen.

Jetzt kam auch der Magier aus seiner Betäubung zurück. „Wo sind wir?“ rief er aus, als er Tageslicht erblickte. Der russische Officier stand dicht hinter ihm und sah ihm über die Schulter. „Taschenspieler,“ sagte er mit schrecklichem Blick zu ihm, „du wirst keinen Geist mehr rufen.“

Der Sicilianer drehte sich um, sah ihm genauer ins Gesicht, that einen lauten Schrei und stürzte zu seinen Füßen.

Jetzt sahen wir Alle auf Einmal den vermeintlichen Kassen an. Der Prinz erkannte in ihm ohne Mühe die Züge seines Armeniers wieder, und das Wort, das er eben hervorstößt wollte, erstarrte auf seinem Munde. Schrecken und Ueberraschung hatten uns Alle wie versteinert. Lautlos und unbeweglich starrten wir dieses geheimnißvolle Wesen an, das uns mit einem Blick stiller Gewalt und Größe durchschaute. Eine Minute dauerte dies Schweigen — und wieder eine. Kein Ehem war in der ganzen Versammlung.

Einige kräftige Schläge an die Thür brachten uns endlich wieder zu uns selbst. Die Thür fiel zertrümmert in den Saal, und herein drangen Gerichtsdiener mit Wache. „Hier finden wir sie ja beisammen!“ rief der Anführer und wandte sich zu seinen Begleitern. „Im Namen der Regierung!“ rief er uns zu. „Ich verhafte euch.“ Wir hatten nicht so viel Zeit, uns zu besinnen; in wenig Augenblicken waren wir umringt. Der russische Officier, den ich jetzt wieder den Armenier nenne, zog den Anführer der Häfcher auf die Seite, und, soviel mir diese Verwirrung zuließ, bemerkte ich, daß er ihm einige Worte heimlich ins Ohr sagte und etwas Schriftliches vorzeigte. Sogleich verließ ihn der Häfcher mit einer stummen und ehrerbietigen Verbengung, wandte sich darauf zu uns und nahm seinen Hut ab. „Vergeben Sie, meine Herren,“ sagte er, „daß ich Sie mit diesem Verräther vermengen konnte. Ich will nicht fragen, wer Sie sind — aber dieser Herr versichert mir, daß ich Männer von Ehre vor mir habe.“ Zugleich winkte er seinen Begleitern, von uns abzulaufen. Den Sicilianer befahl er wohl zu bewachen und zu binden. „Der Verräther da ist überreif,“ setzte er hinzu. „Wir haben schon sieben Monate auf ihn gelauert.“

Dieser elende Mensch war wirklich ein Gegenstand des Jammers. Das doppelte Schrecken der zweiten Geistererscheinung und dieses unerwarteten Ueberfalls hatte seine Besinnungskraft überwältigt. Er ließ sich binden, wie ein Kind; die Augen lagen weit aufgesperrt und stier in einem todenähnlichen Glanz, und seine Lippen bebten in stillen Zuckungen, ohne einen Laut auszustößen. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Ausbruch von Convulsionen. Der Prinz fühlte Mitleid mit seinem Zustande und unternahm es, seine Loslassung bei dem Gerichtsdiener auszuwirken, dem er sich zu erkennen gab.

„Gnädigster Herr,“ sagte dieser, „wissen Sie auch, wer der Mensch ist, für welchen Sie sich so großmüthig verwenden? Der Verräther, den er Ihnen zu spielen gedachte, ist sein geringstes Verbrechen. Wir haben seine Helfershelfer. Sie sagen abscheuliche Dinge von ihm aus. Er mag sich noch glücklich preisen, wenn er mit der Galeere davon kommt.“

Unterdessen sahen wir auch den Wirth nebst seinen Hausgenossen mit Stricken gebunden über den Hof führen — „Auch Dieser?“ rief der Prinz. „Was hat denn Dieser verschuldet?“ — „Er war sein Mitschuldiger und Helfer,“ antwortete der Anführer der Häfcher, „wer ihm zu seinen Taschenspielerstückchen und Diebereien behülflich gewesen und seinen Raub mit ihm getheilt hat. Gleich sollen Sie überzeugt seyn, gnädigster Herr“ (indem er sich zu seinen Begleitern schritt). „Man durchsucht das

ganze Haus und bringe mir sogleich Nachricht, was man gefunden hat.“

Jetzt sah sich der Prinz nach dem Armenier um — aber er war nicht mehr vorhanden; in der allgemeinen Verwirrung, welche dieser Ueberfall anrichtete, hatte er Mittel gefunden, unbemerkt zu entkommen. Der Prinz war untröstlich; gleich wollte er ihm alle seine Leute nachschicken, er selbst wollte ihn auffuchen und nicht mit sich fortreißen. Ich eilte ans Fenster; das ganze Haus war von Neugierigen umringt, die das Gerücht dieser Begebenheit herbeigeführt hatte. Unmöglich war es, durch das Gedränge zu kommen. Ich stellte dem Prinzen Dieses vor. „Wenn es diesem Armenier ein Ernst ist, sich vor uns zu verbergen, so weiß er unschlagbar die Schliche besser, als wir, und alle unsere Nachforschungen werden vergebens seyn. Lieber lassen Sie uns noch hier bleiben, gnädigster Prinz. Vielleicht kann uns dieser Gerichtsdiener etwas Näheres von ihm sagen, dem er sich, wenn ich anders recht gesehen, entzückt hat.“

Jetzt erinnerten wir uns, daß wir noch ausgekleidet waren. Wir eilten nach unserm Zimmer, uns in der Eile in unsere Kleider zu werfen. Als wir zurückkamen, war die Hausdurchsuchung geschehen.

Nachdem man den Altar weggeräumt und die Dielen des Saals aufgebrochen, entdeckte man ein geräumiges Gewölbe, worin ein Mensch gemächlich aufrecht sitzen konnte, mit einer Thür versehen, die durch eine schmale Treppe nach dem Keller führte. In diesem Gewölbe fand man eine Elektrifirmaschine, eine Uhr und eine kleine silberne Glocke, welche Letztere, so wie die Elektrifirmaschine, mit dem Altar und dem darauf befestigten Crucifixe Communication hatte. Ein Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüberstand, war durchbrochen und mit einem Schieber versehen, um, wie wir nachher erfuhren, eine magische Laterne in seine Oeffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamine gefallen war. Vom Dachboden und aus dem Keller brachte man verschiedene Trommeln, woran große bleierne Kugeln an Schnüren befestigt hingen, wahrscheinlich, um das Geräusch des Donners hervorzubringen, das wir gehört hatten. Als man die Kleider des Sicilianers durchsuchte, fand man in einem Stui verschiedene Pulver, wie auch lebendigen Mercur in Phiole und Büchsen, Phosphorus in einer gläsernen Flasche, einen Ring, den wir gleich für einen magnetischen erkannten, weil er an einem stählernen Knöpfe hängen blieb, dem er von ungefähr nahe gebracht worden, in den Rocktaschen ein Paternoster, einen Judenbart, Terzerole und einen Dolch. „Laß doch sehen, ob sie geladen sind,“ sagte einer von den Häfchern, indem er eines von den Terzerolen nahm und ins Kamin abschob. „Jesus Maria!“ rief eine hohle menschliche Stimme, eben die, welche wir von der ersten Erscheinung gehört hatten — und in demselben Augenblicke sahen wir einen blutenden Körper aus dem Schlot hervorstürzen. — „Noch nicht zur Ruhe, armer Geist?“ rief der Engländer, während wir Andere mit Schreien zurückführten. „Gehe heim zu deinem Grabe. Du hast geschienen, was du nicht warst; jetzt wirst du seyn, was du schienst.“

„Jesus Maria, ich bin verwundet!“ wiederholte der Mensch im Kamine. Die Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert. Sogleich besorgte man, daß die Wunde verbunden wurde.

„Aber wer bist du denn, und was für ein böser Dämon muß dich hieher führen?“

„Ein armer Barfüßer,“ antwortete der Verwundete. „Ein fremder Herr hier hat mir eine Zechine geboten, daß ich —“

„Eine Formel hersagen sollte. Und warum hast du dich denn nicht gleich wieder davon gemacht?“

„Er wollte mir ein Zeichen geben, wenn ich fortfahren sollte; aber das Zeichen blieb aus, und, wie ich hinaussteigen wollte, war die Leiter weggezogen.“

„Und wie heißt denn die Formel, die er dir eingelehrt hat?“

Der Mensch bekam hier eine Ohnmacht, daß nichts weiter aus ihm herauszubringen war. Unterdessen hatte sich der Prinz zu dem Anführer der Häfcher gewendet.

„Sie haben uns,“ sagte er, indem er ihm zugleich einige Goldstücke in die Hand drückte, „Sie haben uns aus den Händen eines Betrügers gerettet und uns, ohne uns noch zu kennen, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wollen Sie nun unsere Verbindlichkeit vollkommen machen und uns entdecken, wer der Unbekannte war, dem es nur ein Paar Worte kostete, uns in Freiheit zu setzen?“

„Wen meinen Sie?“ fragte der Anführer der Häfcher mit einer Miene, die deutlich zeigte, wie unnöthig diese Frage war.

„Den Herrn in russischer Uniform meine ich, der Sie vorhin bei Seite zog, Ihnen etwas Schriftliches vorwies und einige Worte ins Ohr sagte, worauf Sie uns sogleich wieder losgaben.“

„Sie kennen diesen Herrn also nicht?“ fragte der Häfcher wieder. „Er war nicht von Ihrer Gesellschaft?“

„Nein,“ sagte der Prinz — „und aus sehr wichtigen Ursachen wünschte ich näher mit ihm bekannt zu werden.“

„Näher,“ antwortete der Häfcher, „kenn' ich ihn auch nicht. Sein Name selbst ist mir unbekannt, und heute habe ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen.“

„Wie? und in so kurzer Zeit, durch ein Paar Worte konnte er so viel über Sie vermögen, daß Sie ihn selbst und uns Alle für unschuldig erklärten?“

„Allerdings, durch ein einziges Wort.“

„Und dieses war? — Ich gestehe, daß ich es wissen möchte.“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Herr“ — indem er die Rechnung in seiner Hand wog — „Sie sind zu großmüthig gegen mich gewesen, um Ihnen länger ein Geheimniß daraus zu machen — dieser Unbekannte war — ein Officier der Staatsinquisition.“

„Der Staatsinquisition! — Dieser! —“

„Nicht anders, gnädigster Herr — und davon überzeugte mich das Papier, welches er mir vorzeigte.“

„Dieser Mensch, sagten Sie? Es ist nicht möglich.“

„Ich will Ihnen noch mehr sagen, gnädigster Herr. Eben Dieser war es, auf dessen Denunciation ich hieher geschickt worden bin, den Geisterbeschwörer zu verhaften.“

Wir sahen uns mit noch größerm Erstaunen an.

„Da hätten wir es ja heraus,“ rief endlich der Engländer, „warum der arme Teufel von Beschwörer so erschrocken zusammenfuhr, als er ihm näher ins Gesicht sah. Er erkannte ihn für einen Spion, und darum that er jenen Schrei und stürzte zu seinen Füßen —“

„Nimmermehr!“ rief der Prinz. „Dieser Mensch ist Alles, was er seyn will, und Alles, was der Augenblick will, daß er seyn soll. Was er wirklich ist, hat keines Menschen Sohn erfahren. Sahen Sie den Sicilianer zusammenstürzen, als er ihm die Worte ins Ohr schrie: Du wirst keinen Geist mehr rufen? Dahinter ist mehr. Daß man vor etwas Menschlichem so zu erschrecken pflegt, soll mich Niemand überreden.“

„Darüber wird uns der Magier selbst wohl am Besten zurichtweisen können,“ sagte der Lord, „wenn uns dieser Herr (sich zu dem Anführer der Gerichtsblener wendend) Gelegenheit verschaffen will, seinen Gefangenen zu sprechen.“

Der Anführer der Häfcher versprach es uns, und wir redeten mit dem Engländer ab, daß wir ihn gleich den andern Morgen aufsuchen wollten. Jetzt begaben wir uns nach Venedig zurück.

Mit dem frühesten Morgen war Lord Seymour da (Dies war der Name des Engländers), und bald nachher erschien eine vertraute Person, die der Gerichtsblener abgeschickt hatte, uns nach dem Gefängnisse zu führen. Ich habe vergessen, zu erzählen, daß der Prinz schon seit etlichen Tagen einen seiner Jäger vermißte, einen Bremer von Geburt, der ihm viele Jahre redlich gedient und sein ganzes Vertrauen besessen hatte. Ob er verunglückt oder gestohlen oder auch entlaufen war, wußte Niemand. Zu dem Letztern war gar kein wahrscheintlicher Grund vorhanden, weil er jederzeit ein stiller und ordentlicher Mensch gewesen, und nie ein Tadel an ihm gefunden war. Alles, worauf seine Cameraden sich besinnen konnten, war, daß er in der letzten Zeit sehr schwermüthig gewesen und, wo er nur einen Augenblick erhaschen konnte, ein gewisses Minoritenkloster in der Giudecca besucht habe, wo er auch mit einigen Brüdern öfters Umgang gepflegt. Dies brachte uns auf die Vermuthung, daß er vielleicht in die Hände der Pfaffen gerathen seyn möchte und sich katholisch gemacht hätte; und, weil der Prinz über diesen Artikel damals noch sehr tolerant oder sehr gleichgültig dachte, so ließ er's, nach einigen fruchtlosen Nachforschungen, dabei bewenden. Doch schmerzte ihn der Verlust dieses Menschen, der ihm auf seinen Belästigungen immer zur Seite gewesen, immer treu an ihm geblieben und in einem fremden Lande so leicht nicht wieder zu ersetzen war. Heute nun, als wir eben im Begriff standen, auszugehen, ließ sich der Banquier des Prinzen melden, an den der Antrag ergangen war, für einen neuen Bedienten zu sorgen. Dieser stellte dem Prinzen einen gut gebildeten und wohlgekleideten Menschen in mittlern Jahren vor, der lange Zeit in Diensten eines Procurators als Secrétaire gestanden, französisch und auch etwas deutsch sprach, übrigens mit den besten Kenntnissen versehen war. Seine Physiognomie gefiel, und, da er sich übrigens erklärte, daß sein Gehalt von der Zufriedenheit des Prinzen mit seinen Diensten abhängen sollte, so ließ er ihn ohne Verzug eintreten.

Wir fanden den Sicilianer in einem Privatgefängnisse, wehin er, dem Prinzen zu Gefallen, wie der Gerichtsblener sagte, einstweilen gebracht worden war, ehe er unter die Bleidächer gesetzt wurde, zu denen kein Zugang mehr offen steht. Diese Bleidächer sind das fürchterlichste Gefängniß in Venedig, unter dem Dache des St. Marcuspalastes, worin die unglücklichen Verbrecher von der dörrenden Sonnenuhige, die sich auf der Bleifläche sammelt, oft bis zum Wahnsinn leiden. Der Sicilianer hatte sich von dem gestrigen Zufalle wieder erholt und stand ehrerbietig auf, als er den Prinzen ansichtig wurde. Ein Bein und eine Hand waren gesehelt, sonst aber konnte er frei durch das Zimmer gehen. Bei unserm Eintritt entfernte sich die Wache vor die Thür.

„Ich komme,“ sagte der Prinz, „über zwei Punkte eine Erklärung von Ihnen zu verlangen. Die eine sind Sie mir schuldig, und es wird Ihr Schade nicht seyn, wenn Sie mich über den andern befriedigen.“

„Meine Rolle ist ausgespielt,“ verneigte der Sicilianer. „Mein Schicksal steht in Ihren Händen.“

„Ihre Aufrichtigkeit allein ist es, die es erleichtern kann.“

„Bragen Sie, gnädigster Herr. Ich bin bereit zu antworten, denn ich habe nichts mehr zu verlieren.“

„Sie haben mich das Gesicht des Armeniers in Ihrem Spiegel sehen lassen. Wodurch bewirkten Sie Dieses?“

„Es war kein Spiegel, was Sie gesehen haben. Ein bloßes Pastellgemälde hinter einem Glase, das einen

ich ihn große Pausen beobachten, die er an Schlägen einer Uhr abzählen mußte.“

„Sie gaben dem Wirthse Befehl, alle Feuer im Hause sorgfältig mit Wasser löschen zu lassen: Dies geschah ohne Zweifel —“

„Um meinen Mann im Kamine außer Gefahr des Erstickens zu setzen, weil die Schornsteine im Hause ineinander laufen, und ich vor Ihrer Suite nicht so recht sicher zu seyn glaubte.“

„Wie kam es aber,“ fragte Lord Seymour, „daß Ihr Geist weder früher noch später da war, als Sie ihn brauchten?“

„Mein Geist war schon eine gute Weile im Zimmer, ehe ich ihn eintrete; aber, solange der Spiritus brannte, konnte man diesen matten Schein nicht sehen. Als meine Beschwörungsformel geendet war, ließ ich das Gefäß, worin der Spiritus flammte, zusammenfallen, es wurde Nacht im Saal, und jetzt erst wurde man die Figur an der Wand gewahr, die sich schon längst darauf reflectirt hatte.“

„Aber in eben dem Moment, als der Geist erschien, empfanden wir Alle einen elektrischen Schlag. Wie bewirkten Sie diesen?“

„Die Maschine unter dem Altar haben Sie entdeckt. Sie sahen auch, daß ich auf einem seidnen Fußteppich stand. Ich ließ Sie in einem halben Mond um mich herumstehen und einander die Hände reichen; als es nahe dabei war, winkte ich Einem von Ihnen, mich bei den Haaren zu fassen. Das silberne Crucifix war der Conductor, und Sie empfingen den Schlag, als ich es mit der Hand berührte.“

„Sie befahlen uns, dem Grafen von D** und mir,“ sagte Lord Seymour, „zwei bloße Tegen kreuzweise über ihrem Scheitel zu halten, solange die Beschwörung dauern würde. Wozu nun Dieses?“

„Zu nichts weiter, als um Sie Beide, denen ich am Wenigsten traute, während des ganzen Actus zu beschäftigen. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen ausdrücklich einen Zoll hoch bestimmte: dadurch, daß Sie diese Entfernung immer in Acht nehmen mußten, waren Sie verhindert, Ihre Blicke dahin zu richten, wo ich sie nicht gern haben wollte. Meinen schlimmsten Feind hatte ich damals noch gar nicht ins Auge gefaßt.“

„Ich gestehe,“ rief Lord Seymour, „daß Dies vorsichtig gehandelt heißt — aber warum mußten wir angekleidet seyn?“

„Woh, um der Handlung eine Feierlichkeit mehr zu geben und durch das Ungewöhnliche Ihre Einbildungskraft zu spannen.“

„Die zweite Erscheinung ließ Ihren Geist nicht zum Worte kommen,“ sagte der Prinz. „Was hätten wir eigentlich von ihm erfahren sollen?“

„Weinake Dasselbe, was Sie nachher gehört haben. Ich fragte Eure Durchlaucht nicht ohn: Absicht, ob Sie nützlich Alles gesagt, was Ihnen der Sterbende aufgetragen, und ob Sie keine weitere Nachfragen wegen seiner in seinem Vaterlande gethan: Dieses fand ich nöthig, um nicht gegen Thatsachen anzustoßen, die der Aussage meines Geistes hätten widersprechen können. Ich fragte, gewisser Jugendünden wegen, ob der Verstorbene untadelhaft gelebt, und auf die Antwort, welche Sie mir gaben, gründete ich alsdann meine Erfindung.“

„Ueber diese Sache,“ fing der Prinz nach einigem Stillschweigen an, „haben Sie mir einen befriedigenden Aufschluß gegeben. Aber ein Hauptumstand ist noch zurück, worüber ich Licht von Ihnen verlange.“

„Wenn es in meiner Gewalt steht, und —“

„Keine Bedingungen. Die Gerechtigkeit, in deren Händen Sie sind, dürfte so bescheiden nicht fragen. Wer war dieser Unbekannte, vor dem wir Sie niederschlugen

sahen? Was wissen Sie von ihm? Woher kennen Sie ihn? Und was hat es für eine Bewandniß mit dieser zweiten Erscheinung?“

„Gnädigster Prinz —“

„Als Sie ihm genauer ins Gesicht sahen, stießen Sie einen lauten Schrei aus und stürzten nieder. Warum Das? Was bedeutete Das?“

„Dieser Unbekannte, gnädigster Prinz — — Er hielt inne, wurde sichtbarlich unruhiger und sah uns Alle in der Reihe herum mit verlegenen Blicken an — „Ja, bei Gott, gnädigster Prinz, dieser Unbekannte ist ein schreckliches Wesen.“

„Was wissen Sie von ihm? Wie steht er mit Ihnen in Verbindung? — Hoffen Sie nicht, uns die Wahrheit zu verhehlen.“ —

„Davor werd' ich mich wohl hüten — denn wer steht mir dafür, daß er nicht in diesem Augenblicke mitten unter uns steht?“

„Wo? Wer?“ riefen wir Alle zugleich und schauten uns halb lachend, halb bestürzt im Zimmer um — „Das ist ja nicht möglich.“

„O! diesem Menschen — oder wer er seyn mag — sind Dinge möglich, die noch weit weniger zu begreifen sind.“

„Aber wer ist er denn? Woher stammt er? Armenier oder Russe? Was ist das Wahre an Dem, wofür er sich ausgibt?“

„Keines von Allem, was er scheint. Es wird wenige Stände und Nationen geben, davon er nicht schon die Maske getragen. Wer er sey? woher er gekommen? wohin er gehe? weiß Niemand. Daß er lange in Aegypten gewesen, wie Viele behaupten, und dort aus einer Katakombe seine verborgene Weisheit geholt habe, will ich weder bejahen noch verneinen. Bei uns kennt man ihn nur unter dem Namen des Unergründlichen. Wie alt, zum Beispiel, schätzen Sie ihn?“

„Nach dem äußern Anschein zu urtheilen, kann er kaum Vierzig zurückgelegt haben.“

„Und wie alt denken Sie, daß ich sey?“

„Nicht weit von Fünzig.“

„Ganz recht — und wenn ich Ihnen nun sage, daß ich noch ein Vursche von siebenzehn Jahren war, als mir mein Großvater von diesem Wundermanne erzählte, der ihn ungefähr in eben dem Alter, worin er jetzt zu seyn scheint, in Jamaquira gesehen hat.“ —

„Das ist lächerlich, unglauublich und übertrieben.“

„Nicht um einen Zug. Hielten mich diese Kesseln nicht ab, ich wollte Ihnen Würgen stellen, deren ehrwürdiges Ansehen Ihnen keinen Zweifel mehr übrig lassen sollte. Es gibt glauwürdige Leute, die sich erinnern, ihn in verschiedenen Weltgegenden zu gleicher Zeit gesehen zu haben. Keines Degen's Spitze kann ihn durchbohren, kein Gift ihm etwas anhaben, kein Feuer sengt ihn, kein Schiff geht unter, worauf er sich befindet. Die Zeit selbst scheint an ihm ihre Macht zu verlieren, die Jahre trocknen seine Säfte nicht aus, und das Alter kann seine Haare nicht bleichen. Niemand ist, der ihn Erweise nehmen sah, nie ist ein Weib von ihm berührt worden, kein Schlaf besucht seine Augen, von allen Stunden des Tages weiß man nur eine einzige, über die er nicht Herr ist, in welcher Niemand ihn gesehen, in welcher er kein irdisches Geschäft verrichtet hat.“

„So?“ sagte der Prinz. „Und was ist Dies für eine Stunde?“

„Die zwölfte in der Nacht. Sobald die Glocke den zwölften Schlag thut, gehört er den Lebendigen nicht mehr. Wo er auch seyn mag, er muß fort; welches Geschäft er auch verrichtet, er muß es abbrechen. Dieser schreckliche Glockenschlag reißt ihn aus den Armen der Freundschaft, reißt ihn selbst vom Altar und würde ihn

auch aus dem Todeskampf abrufen. Niemand weiß, wo er dann hingehet, noch, was er da verrichtet. Niemand wagt es, ihn darum zu befragen, noch weniger, ihm zu folgen: denn seine Gesichtszüge ziehen sich auf Einmal, sobald diese gefürchtete Stunde schlägt, in einen so finstern und schreckhaften Ernst zusammen, daß Jedem der Muth entfällt, ihm ins Gesicht zu blicken oder ihn anzureden. Eine tiefe Todesstille erbigt dann plötzlich das lebhafteste Gespräch, und Alle, die um ihn sind, erwarten mit ehrerbietigem Schauern seine Wiederkunft, ohne es nur zu wagen, sich von der Stelle zu heben oder die Thür zu öffnen, durch die er gegangen ist."

"Aber," fragte Einer von uns, "bemerkt man nichts Außerordentliches an ihm bei seiner Zurückkunft?"

"Nichts, als daß er bleich und abgemattet aussieht, ungefähr wie ein Mensch, der eine schmerzhafteste Operation ausgestanden oder eine schreckliche Zeitung erhält. Einige wollen Blutstropfen auf seinem Hemde gesehen haben; Dieses aber lasse ich dahingestellt seyn."

"Und hat man es zum Wenigsten nie versucht, ihm diese Stunde zu verbergen oder ihn so in Zerstreuung zu verwickeln, daß er sie übersehen mußte?"

"Ein einziges Mal, sagt man, überschritt er den Termin. Die Gesellschaft war zahlreich, man verspätete sich bis tief in die Nacht, alle Uhren waren mit Fleiß falsch gerichtet, und das Feuer der Unterredung riß ihn dahin. Als die gefetzte Stunde da war, verstummte er plötzlich und wurde starr, alle seine Gliedmaßen verharrten in derselben Richtung, worin dieser Zufall sie überraschte, seine Augen standen, sein Puls schlug nicht mehr, alle Mittel, die man anwendete, ihn wieder zu erwecken, waren fruchtlos; und dieser Zustand hielt an, bis die Stunde verstrichen war. Dann belebte er sich plötzlich von selbst wieder, schlug die Augen auf und fuhr in der nämlichen Sylbe fort, worin er war unterbrochen worden. Die allgemeine Beschürzung verräth ihm, was geschehen war, und da erklärte er mit einem fürchterlichen Ernste, daß man sich glücklich preisen dürfte, mit dem bloßen Schrecken davon gekommen zu seyn. Aber die Stadt, worin ihm Dieses begegnet war, verließ er noch an demselben Abend auf immer. Der allgemeine Glaube ist, daher in dieser geheimnißvollen Stunde Unterredungen mit seinem Genius halte. Einige meinen gar, er sey ein Verstorbenen, dem es gestattet sey, dreißigzwanzig Stunden vom Tage unter den Lebenden zu wandeln; in der letzten aber müsse seine Seele zur Unterwelt heimkehren, um dort ihr Gericht abzuhalten. Viele halten ihn auch für den berühmten Apollonius von Tyana, und Andere gar für den Jünger Johannes, von dem es heißt, daß er bleiben würde bis zum letzten Gericht."

"Ueber einen so außerordentlichen Mann kann es freilich nicht an abenteuerlichen Muthmaßungen fehlen. Alles Bisherige aber haben Sie bloß von Hörensagen; und doch schien mir sein Benehmen gegen Sie und das Ihrige gegen ihn auf eine genauere Bekanntschaft zu deuten. Liegt hier nicht irgend eine besondere Geschichte zum Grunde, bei der Sie selbst mit verwickelt gewesen? Berzählen Sie uns nichts!"

Der Sicilianer sah uns mit einem zweifelhaften Blicke an und schwieg.

"Wenn es eine Sache betrifft," fuhr der Prinz fort, "die Sie nicht gern laut machen wollen, so versichere ich Sie, im Namen dieser beiden Herren, der unverbrüchlichsten Verschwiegenheit. Aber reden Sie aufrichtig und unverhohlen."

"Wen ich hoffen kann," fing der Mann nach einem langen Stillstehen endlich an, "daß Sie solche nicht gegen mich zeugen lassen wollen, so will ich Ihnen wohl eine merkwürdige Begebenheit mit diesem Armenier erzählen, von der ich Augenzeuge war, und die Ihnen über

die verborgene Gewalt dieses Menschen keinen Zweifel mehr übrig lassen wird. Aber es muß mir erlaubt seyn," setzte er hinzu, "einige Namen dabei zu verschweigen."

"Kann es nicht auch ohne diese Bebingung geschehen?"

"Nein, gnädigster Herr. Es ist eine Familie darein verwickelt, die ich Ursache habe zu ehren."

"Lassen Sie uns hören!" sagte der Prinz.

"Es mögen nun fünf Jahre seyn," fing der Sicilianer an, "daß ich in Neapel, wo ich mit ziemlichem Glücke meine Künste trieb, mit einem gewissen Lorenzo del M^{ante}, Chevalier des Ordens von St. Stephan, Bekanntschaft machte, einem jungen und reichen Cavalier aus einem der ersten Häuser des Königreichs, der mich mit Verbindlichkeiten überhäufte und für meine Geheimnisse große Achtung zu tragen schien. Er entdeckte mir, daß der Marchese del M^{ante}, sein Vater, ein eifriger Verehrer der Kabbala wäre und sich glücklich schätzen würde, einen Weltweisen (wie er mich zu nennen beliebte) unter seinem Dache zu wissen. Der Greis wohnte auf einem seiner Landgüter an der See, ungefähr sieben Meilen von Neapel, wo er beinahe in gänzlicher Abgeschlossenheit von Menschen das Andenken eines theuren Sohnes beweinte, der ihm durch ein schreckliches Schicksal entrisen ward. Der Chevalier ließ mich merken, daß er und seine Familie in einer sehr ernsthafte Angelegenheit meiner wohl gar einmal bedürfen könnten, um von meiner geheimen Wissenschaft vielleicht einen Aufschluß über etwas zu halten, wobei alle natürliche Mittel fruchtlos erschöpft worden wären. Er insbesondere, setzte er bedeutungsvoll hinzu, würde einst vielleicht Ursache haben, mich als den Schöpfer seiner Ruhe und seines ganzen irdischen Glücks zu betrachten. Die Sache selbst aber verhielt sich folgendergestalt. Dieser Lorenzo war der jüngere Sohn des Marchese, weßwegen er auch zu dem geistlichen Stande bestimmt war; die Güter der Familie sollten an seinen ältern Bruder fallen. Jeronymo, so hieß dieser ältere Bruder, hatte mehrere Jahre auf Reisen zugebracht und kam ungefähr sieben Jahre vor der Begebenheit, die jetzt erzählt wird, in sein Vaterland zurück, um eine Heirath mit der einzigen Tochter seines benachbarten gräflichen Hauses, von G^{enti}, zu vollziehen, worüber beide Familien schon seit der Geburt dieser Kinder übereingekommen waren, um ihre ansehnlichen Güter dadurch zu vereinigen. Ungeachtet dieser Verbindung blieb das Werk der älterlichen Conventien war, und die Herzen beider Verlobten bei der Wahl nicht um Rath gefragt wurden, so hatten sie sie doch stillschweigend schon beschworen. Jeronymo del M^{ante} und Antonio G^{enti} waren mit einander auferzogen worden, und der wenige Zwang, den man dem Umgange zweier Kinder anlegte, die man schon damals gewohnt war, als ein Paar zu betrachten, hatte frühzeitig ein zärtliches Verhältniß zwischen Beiden entstehen lassen, das durch die Harmonie ihrer Charaktere noch mehr befestigt ward und sich in reifern Jahren leicht zur Liebe erhöhte. Eine vierjährige Entfernung hatte es vielmehr angefeuert, als erlöst, und Jeronymo lehrte eben so treu und eben so eifrig in die Arme seiner Braut zurück, als wenn er sich niemals daraus gerissen hätte.

"Die Entzückungen des Wiedersehens waren noch nicht vorüber, und die Anstalten zur Vermählung wurden auf das Lebhafteste betrieben, als der Bräutigam — ver- schwand. Er pflegte öfters ganze Abende auf einem Landhause zuzubringen, das die Aussicht aufs Meer hatte, und sich da zuweilen mit einer Wasserfahrt zu vergnügen. Nach einem solchen Abende geschah es, daß er ungewöhnlich lange ausblieb. Man schickte Boten nach ihm aus, Fahrzeuge suchten ihn auf der See; Niemand wollte ihn gesehen haben; von seinen Bedienten wurde keiner vermisst, daß ihn also seiner begleitet haben konnte. Es

wurde Nacht, und er erschien nicht. Es wurde Morgen — es wurde Mittag und Abend, und noch kein Jeronymo. Schon fing man an, den schrecklichsten Muthmaßungen Raum zu geben, als die Nachricht einlief, ein algerischer Corsar habe vorigen Tages an dieser Küste gelandet, und verschiedene von den Einwohnern frey gefangen weggeführt worden. Sogleich werden zwei Galeeren bemannt, die eben segelfertig liegen; der alte Marchese besteigt selbst die erste, entschlossen, seinen Sohn mit Gefahr seines eigenen Lebens zu befreien. Am dritten Morgen erblickten sie den Corsaren, vor welchem sie den Vortheil des Windes voraus haben; sie haben ihn bald erreicht, sie kommen ihm so nahe, daß Lorenzo, der sich auf der ersten Galeere befindet, das Zeichen seines Bruders auf dem feindlichen Verdecke zu erkennen glaubt, als plötzlich ein Sturm sie wieder von einander trennt. Mit Mühe stehen ihn die beschädigten Schiffe aus; aber die Brise ist verschwunden, und die Noth zwingt sie, auf Malta zu landen. Der Schmerz der Familie ist ohne Grenzen; trostlos raunt sich der alte Marchese die eiegrienen Haare aus; man fürchtet für das Leben der jungen Gräfin.

„Fünf Jahre gehen in fruchtlosen Erkundigungen hin. Nachfragen geschehen längs der ganzen barbarischen Küste; ungeheure Preise werden für die Freiheit des jungen Marchese geboten; aber Niemand meldet sich, sie zu verdienen. Endlich blieb es bei der wahrscheinlichen Vermuthung, daß jener Sturm, welcher beide Fahrzeuge trennte, das Räuberschiff zu Grunde gerichtet habe, und daß seine ganze Mannschaft in den Kluten umgekommen sey.

„So scheinbar diese Vermuthung war, so schloß ihr doch noch viel zur Gewißheit, und nichts berechtigte, die Hoffnung ganz aufzugeben, daß der Verlorne nicht einmal wieder sichtbar werden könnte. Aber, gesagt nun, er würde es nicht mehr, so erlosch mit ihm zugleich die Familie, oder der zweite Bruder mußte dem geistlichen Stande entsagen und in die Rechte des Erstgebornen eintreten. So wenig Tiefes die Gerechtigkeit gegen den Letztern zu erlauben schien, so wenig durfte auf der andern Seite die Familie durch eine zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt werden. Gram und Alter näherten den alten Marchese dem Grabe; mit jedem neu vereitelten Versuche sank die Hoffnung, den Verschwundenen wiederzufinden; er sah den Untergang seines Hauses, der durch eine kleine Ungerechtigkeit zu verhüten war, wenn er sich nämlich nur entschließen wollte, den jüngern Bruder auf Unkosten des ältern zu begünstigen. Um seine Verbindungen mit dem gräßlichen Hause von C****ti zu erfüllen, brauchte nur ein Name geändert zu werden; der Zweck beider Familien war auf gleiche Art erreicht, Gräfin Antonie mochte nun Lorenzo's oder Jeronymo's Gattin heißen. Die schwache Möglichkeit einer Wiedererscheinung des Letztern kam gegen das gewisse und bringende Uebel, den gänzlichen Untergang der Familie, in keine Betrachtung, und der alte Marchese, der die Annäherung des Todes mit jedem Tage stärker fühlte, wünschte mit Ungeduld, von dieser Unruhe wenigstens frei zu sterben.

„Wer diesen Schritt allein verzögerte und am Hartnäckigsten bekämpfte, war Derjenige, der das Meiste dabei gewann — Lorenzo. Ungerührt von dem Reiz unermesslicher Güter, unempfindlich selbst gegen den Besitz des liebendwürdigsten Geschöpfes, das seinen Armen überliefert werden sollte, weigerte er sich mit der edelmüthigsten Gewissenhaftigkeit, einen Bruder zu berauben, der vielleicht noch am Leben wäre und sein Eigenthum zurückfordern könnte. Ist das Schicksal meines theuren Jeronymo, sagte er, durch diese lange Gefangenschaft nicht schon schrecklich genug, daß ich es noch durch einen Diebstahl verbittern sollte, der ihn um Alles bringt, was ihm das Theuerste war? Mit welchem Herzen würde ich den

Himmel um seine Wiederkunft ansehen, wenn sein Weib in meinen Armen liegt? mit welcher Eile ihm, wenn endlich ein Wunder ihn uns zurückbringt, entgegen eilen? Und, gesetzt, er ist uns auf ewig entzissen, wodurch können wir sein Andenken besser ehren, als wenn wir die Lücke ewig unausgefüllt lassen, die sein Tod in unserm Ferkel gerissen hat? als wenn wir alle unsre Hoffnungen auf seinem Grabe opfern, und Das, was sein war, gleich einem Heiligthume unberührt lassen?

„Aber alle Gründe, welche die brüderliche Delicatesse ausstaud, waren nicht vermögend, den alten Marchese mit der Idee auszuföhnen, einen Stamm erlöschen zu sehen, der bereits neun Jahrhunderte geblüht. Alles, was Lorenzo ihm abgewann, war noch eine Frist von zwei Jahren, ehe er die Braut seines Bruders zum Altare führte. Während dieses Zeitraums wurden die Nachforschungen aufs Eifrigste fortgesetzt. Lorenzo selbst that verschiedene Seereisen, setzte seine Person manchen Gefahren aus; keine Mühe, keine Kosten wurden gespart, den Verschwundenen wiederzufinden. Aber auch diese zwei Jahre verstrichen fruchtlos, wie alle vorige.“

„Und Gräfin Antonie?“ fragte der Prinz. „Von ihrem Zustande sagen Sie uns nichts. Sollte sie sich so gelassen in ihr Schicksal ergeben haben? Ich kann es nicht glauben.“

„Antonien's Zustand war der schrecklichste Kampf zwischen Pflicht und Neigung, Haß und Verwunderung. Die unheimliche Großmuth der brüderlichen Liebe rührte sie; sie fühlte sich hingerissen, den Mann zu verehren, den sie nimmermehr lieben konnte; zerrissen von widersprechenden Gefühlen, blutete ihr Herz. Aber ihr Widerwille gegen den Chevalier schien in eben dem Grade zu wachsen, wie sich seine Ansprüche auf ihre Achtung vermehrten. Mit tiefem Leiden bemerkte er den stillen Gram, der ihre Jugend verzehrte. Ein väterliches Mitleid trat unvermerkt an die Stelle der Gleichgültigkeit, mit der er sie bisher betrachtet hatte; aber diese verrätherische Empfindung hinterging ihn, und eine wüthende Leidenschaft fing an ihm die Ausübung einer Tugend zu erschweren, die bis jetzt ohne Beispiel gewesen war. Doch selbst noch auf Unkosten der Liebe gab er den Eingebungen seines Erbmunths Gehör: er allein war es, der das unglückliche Opfer gegen die Willfür der Familie in Schutz nahm. Aber alle seine Bemühungen mißlangen; jeder Sieg, den er über seine Leidenschaft davon trug, zeigte ihn ihrer um so würdiger, und die Großmuth, mit der er sie ausglich, diente nur dazu, ihre Widersetzlichkeit jeder Entschuldigung zu berauben.

„So standen die Sachen, als der Chevalier mich beredete, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Die warme Empfehlung meines Gönners bereitete mir da einen Empfang, der alle meine Wünsche übertraf. Ich darf nicht vergessen, hier noch anzuführen, daß es mir durch einige merkwürdige Operationen gelungen war, meinen Namen unter den dortigen Vögen berühmt zu machen, welches mit dazu beitragen mochte, das Vertrauen des alten Marchese zu vermehren und seine Erwartungen von mir zu erhöhen. Wie weit ich es mit ihm gebracht, und welche Wege ich dabei gegangen, erlassen Sie mir zu erzählen; aus den Gesändnissen, die ich Ihnen bereits gethan, können Sie auf alles Uebrige schließen. Da ich mir alle mystische Bücher zu Nuzze machte, die sich in der sehr anschaulichen Bibliothek des Marchese befanden, so gelang es mir bald, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mein Entzern von der unsichtbaren Welt mit den abenteuerlichsten Erfindungen aufzuklaren. In Kurzem glaubte er, was ich wollte, und hätte eben so zuverlässlich auf die Regattungen der Philosophen mit Salamandrinen und Sphyliden als auf einen Artikel des Kanons geschworen. Da er überdies sehr religiös war,

Der Geisterseher.

und seine Anlage zum Glauben in dieser Schule zu einem hohen Grade ausgebildet hatte, so fanden meine Mährchen bei ihm desto leichter Eingang, und zuletzt hatte ich ihn mit Mysticität so umstrickt und umwunden, daß nichts mehr bei ihm Credit hatte, sobald es natürlich war. In Kurzem war ich der angebetete Apostel des Hauses. Der gewöhnliche Inhalt meiner Vorlesungen war die Exaltation der menschlichen Natur und der Umgang mit höhern Wesen, mein Gewährsmann der untrügliche Graf von Cabalis. Die junge Gräfin, die seit dem Verluste ihres Geliebten ohnehin mehr in der Geisterwelt als in der wirklichen lebte und überdies eine große Mischung von Melancholie in ihrem Charakter hatte, fing meine hingeworfenen Winke mit schauerndem Wohlbehagen auf; ja, sogar die Bedienten des Hauses suchten sich im Zimmer zu thun zu machen, wenn ich redete, um hier und da eins meiner Worte aufzufassen, welche Bruchstücke sie alsdann nach ihrer Art an einander reichten.

„Ungefähr zwei Monate mochte ich so auf diesem Niststige zugebracht haben, als eines Morgens der Chevalier auf mein Zimmer trat. Tiefer Gram malte sich auf seinem Gesichte, alle seine Züge waren zerstört, er warf sich in einen Stuhl mit allen Gevärdern der Verzweiflung. „Capitain,“ sagte er, „mit mir ist es vorbei. Ich muß fort. Ich kann es nicht länger aushalten.“

„Was ist Ihnen, Chevalier? Was haben Sie?“

„O diese fürchterliche Leidenschaft!“ (Hier fuhr er mit Festigkeit von dem Stuhle auf und warf sich in meine Arme.) — „Ich habe sie bekämpft, wie ein Mann — Jetzt kann ich nicht mehr.“

„Aber an wem liegt es denn, liebster Freund, als an Ihnen? Steht nicht Alles in Ihrer Gewalt? Vater, Familie —“

„Vater! Familie! Was ist mir Das? — Will ich eine erzwungene Hand oder eine freiwillige Neigung? — Hab ich nicht einen Nebenbuhler? — Ach! Und welchen? — Einen Nebenbuhler vielleicht unter den Töchten! O, lassen Sie mich! lassen Sie mich! Ging es auch bis ans Ende der Welt, ich muß meinen Bruder finden.“

„Wie? Nach so viel fehlgeschlagenen Versuchen können Sie noch Hoffnung —“

„Hoffnung! — In meinem Herzen starb sie längst. Aber auch in jenem? — Was liegt daran, ob ich hoffe? — Bin ich glücklich, solange noch ein Schimmer dieser Hoffnung in Antoniens Herzen glimmt? — Zwei Worte, Freund, könnten meine Marter enden — Aber umsonst! Mein Schicksal wird elend bleiben, bis die Ewigkeit ihr langes Schweigen bricht, und Gräber für mich zeugen.“

„Ist es diese Gewißheit also, die Sie glücklich machen kann?“

„Glücklich? O, ich zweifle, ob ich es je wieder seyn kann! — Aber Ungewißheit ist die schrecklichste Verdammniß!“ (Nach einigem Stillschweigen wägte er sich und fuhr mit Wehmuth fort.) „Daß er meine Leiden sähe! — Kann sie ihn glücklich machen, diese Treue, die das Elend seines Bruders macht? Soll ein Lebendiger eines Todten wegen schmerzen, der nicht mehr genießen kann? — Wüßte er meine Qual —“ (hier fing er an, heftig zu weinen, und drückte sein Gesicht auf meine Brust) „vielleicht — ja, vielleicht würde er sie selbst in meine Arme führen.“

„Aber sollte dieser Wunsch so ganz unerfüllbar seyn?“

„Freund! Was sagen Sie?“ Er sah mich erschrocken an.

„Weit geringere Anlässe,“ fuhr ich fort, „haben die Abgeschiedenen in das Schicksal der Lebenden verflochten. Sollte das ganze zeitliche Glück eines Menschen — eines Bruders —“

„Das ganze zeitliche Glück! O, Das fühl' ich! Wie wahr haben Sie gesagt! Meine ganze Glückseligkeit!“

„Und die Ruhe einer trauernden Familie keine würdige Aufforderung seyn? Gewiß! wenn je eine trübliche Gelegenheit dazu berechtigen kann, die Ruhe der Seligen zu stören — von einer Gewalt Gebrauch zu machen —“

„Um Gotteswillen, Freund,“ unterbrach er mich, „nichts mehr davon! Ehemals wohl, ich gesteh es, hegte ich einen solchen Gedanken — mir dünkt, ich sagte Ihnen davon — aber ich habe ihn längst als ruchlos und abscheulich verworfen.“

„Sie sehen nun schon,“ fuhr der Sicilianer fort, „wohin uns Dieses führte. Ich bemühte mich, die Verantwortlichkeiten des Mitters zu zerstreuen, welches mir endlich auch gelang. Es ward beschlossen, den Geist des Verstorbenen zu citiren, wobei ich mir nur vierzehn Tage Frist ausbedingte, um mich, wie ich vorgab, würdig darauf vorzubereiten. Nachdem dieser Zeitraum verstrichen, und meine Maschinen gehörig gerichtet waren, benutzte ich einen schauerlichen Abend, wo die Familie auf die gewöhnliche Art um mich versammelt war, ihr die Einwilligung dazu abzulösen oder sie vielmehr unvermerkt dahin zu leiten, daß sie selbst diese Bitte an mich that. Den schwersten Stand hatte man bei der jungen Gräfin, deren Gegenwart doch so wesentlich war; aber hier kam uns der schwärmerische Alog ihrer Leidenschaft zu Hülfe, und vielleicht mehr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung, daß der Fortgegläubte noch lebe und auf den Ruf nicht erscheinen werde. Mißtrauen in die Sache selbst, Zweifel in meine Kunst war das einzige Hinderniß, welches ich nicht zu bekämpfen hatte.“

„Sobald die Einwilligung der Familie da war, wurde der dritte Tag zu dem Werke angelegt. Gebete, die bis in die Mitternacht verlängert werden mußten, Fasten, Wachen, Einsamkeit und mystischer Unterricht waren, verbunden mit dem Gebrauch eines gewissen, noch unbekannten musikalischen Instruments, das ich in ähnlichen Fällen sehr wirksam fand, die Vorbereitungen zu diesem feierlichen Acte, welche auch so sehr nach Wünschen einschlugen, daß die fanatische Begeisterung meiner Zuhörer meine eigene Phantasie erbigte und die Illusion nicht wenig vermehrte, zu der ich mich bei dieser Gelegenheit aufreizen mußte. Endlich kam die erwartete Stunde —“

„Ich errathe,“ rief der Prinz, „wen Sie uns jetzt aufzuführen werden — Aber fahren Sie nur fort — fahren Sie nur fort —“

„Nein, gnädigster Herr. Die Verschwörung ging nach Wünschen vorüber.“

„Aber wie? wo bleibt denn der Armenier?“

„Dürchten Sie nicht,“ antwortete der Sicilianer, „der Armenier wird nur zu zeitig erscheinen.“

„Ich lasse mich in keine Beschreibung des Gankelspiels ein, die mich ohnehin auch zu weit führen würde. Wenn es erfüllte alle meine Erwartungen. Der alte Marschese, die junge Gräfin nebst ihrer Mutter, der Chevalier und noch einige Verwandte waren zugegen. Sie können leicht denken, daß es mir in der langen Zeit, die ich in diesem Hause zugebracht, nicht an Gelegenheit werde gemangelt haben, von Allem, was den Verstorbenen anbetraf, die genaueste Erkundigung einzuziehen. Verschiedene Gemälde, die ich da von ihm vorfand, setzten mich in den Stand, der Erscheinung die täuschendste Aehnlichkeit zu geben und, weil ich den Geist nur durch Zeichen sprechen ließ, so konnte auch seine Stimme keinen Verdacht erwecken. Der Tote selbst erschien in barbarischem Sklavenkleide, eine tiefe Wunde am Halse. Sie bemerken,“ sagte der Sicilianer, „daß ich hierin von der allgemeinen Rathemassung abging, die ihn in den Wellen umkommen lassen, weil ich Ursache hatte, zu hoffen, daß gerade das Unerwartete dieser Wendung die Glaubwürdigkeit der Vision selbst nicht wenig verwehren würde, so

wie mir im Gegentheil nichts gefährlicher schien, als eine zu gewissenhafte Annäherung an das Natürliche.“

„Ich glaube, daß Dies sehr richtig geurtheilt war,“ sagte der Prinz. „In einer Reihe außerordentlicher Erscheinungen mußte, dünkt mir, just die wahrscheinlichere fördern; die Leichtigkeit, die erhaltene Entdeckung zu begreifen, würde hier nur das Mittel, durch welches man dazu gelangt war, herabgewürdigt haben, die Leichtigkeit, sie zu erfinden, dieses wohlgar verdächtig gemacht haben: denn wozu einen Geist bemühen, wenn man nichts Weiteres von ihm erfahren soll, als was auch ohne ihn, mit Hülfe der bloß gewöhnlichen Vernunft, herauszubringen war? Aber die überraschende Neuheit und Schwierigkeit der Entdeckung ist hier gleichsam eine Gewährleistung des Wunders, wodurch sie erhalten wird — denn wer wird nun das Uebernatürliche einer Operation in Zweifel ziehen, wenn Das, was sie leistete, durch natürliche Kräfte nicht geleistet werden kann? — Ich habe Sie unterbrochen,“ setzte der Prinz hinzu, „vollenden Sie Ihre Erzählung.“

„Ich ließ,“ fuhr dieser fort, „die Frage an den Geist ergehen, ob er nichts mehr sein nenne auf dieser Welt und nichts darauf hinterlassen habe, was ihm theuer wäre? Der Geist schüttelte dreimal das Haupt und streckte eine seiner Hände gen Himmel. Ehe er wegging, streifte er noch einen Ring vom Finger, den man nach seiner Verschwindung auf dem Fußboden liegend fand. Als die Gräfin ihn genauer ins Gesicht faßte, war es ihr Trauring.“

„Ihr Trauring!“ rief der Prinz mit Befremdung. „Ihr Trauring! Aber wie gelangten Sie zu diesem?“

„Ich — — — Es war nicht der rechte, gnädigster Prinz — — — Ich hatte ihn — — — Es war nur ein nachgemachter.“ —

„Ein nachgemachter!“ wiederholte der Prinz. „Zum Nachmachen brauchten Sie ja den rechten, und wie kamen Sie zu diesem, da ihn der Verstorbene gewiß nie vom Finger brachte?“ —

„Das ist wohl wahr,“ sagte der Sicilianer, nicht ohne Zeichen der Verwirrung — „aber aus einer Beschreibung, die man mir von dem wirklichen Trauringe gemacht hatte —“

„Die ihnen wer gemacht hatte?“

„Schon vor langer Zeit,“ sagte der Sicilianer — — „Es war ein ganz einfacher goldener Ring, mit dem Namen der jungen Gräfin, glaub' ich — — — aber Sie haben mich ganz aus der Frennung gebracht —“

„Wie erging es weiter?“ sagte der Prinz mit sehr unbefriedigter und zweideutiger Miene.

„Jetzt hielt man sich für überzeugt, daß Jeronymo nicht mehr am Leben sey. Die Familie machte von diesem Tage an seinen Tod öffentlich bekannt und legte förmlich die Trauer um ihn an. Der Umstand mit dem Ringe erlaubte auch Antonien keinen Zweifel mehr und gab den Bewerbungen des Chevaliers einen größern Nachdruck. Aber der heftige Eindruck, den diese Erscheinung auf sie gemacht, stürzte sie eine gefährliche Krankheit, welche die Hoffnungen ihres Liebhabers bald auf ewig vereitelt hätte. Als sie wieder genesen war, bestand sie darauf, den Schleier zu nehmen, wovon sie nur durch die nachdrücklichsten Gegenwärtstellungen ihres Leichtsüßers, in welchen sie ein unumschränktes Vertrauen setzte, abzubringen war. Endlich gelang es den vereinigten Bemühungen dieses Mannes und der Familie, ihr das Antwort abzufragen. Der letzte Tag der Trauer sollte der glückliche Tag seyn, den der alte Marschese durch Abtretung aller seiner Güter an den rechtmäßigen Erben noch stilllicher zu machen gesonnen war.

„Er erschien, dieser Tag, und Lorenzo empfing seine lebende Braut am Altare. Der Tag ging unter; ein

prächtiges Mahl erwartete die frohen Gäste im hell erleuchteten Hochzeitssaale, und eine lärmende Musik begleitete die ausgelassene Freude. Der glückliche Greis hatte gewollt, daß alle Welt seine Fröhlichkeit theilte; alle Zugänge zum Palaste waren geöffnet, und willkommen war Jeder, der ihn glücklich pries. Unter diesem Gedränge nun —“

Der Sicilianer hielt hier inne, und ein Schauer der Erwartung hemmte unsern Odem — —

„Unter diesem Gedränge also,“ fuhr er fort, „ließ mich Derjenige, welcher zunächst an mir saß, einen Franciscaner Mönch bemerken, der unbeweglich, wie eine Säule, stand, langer hagerer Statur und abschleichen Augesichts, einen ersten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Freude, welche ringsherum auf allen Gesichtern lachte, schien an diesem Einzigen vorüberzugehen; seine Miene blieb unwandelbar dieselbe, wie eine Wüste unter lebenden Figuren. Das Außerordentliche dieses Anblicks, der, weil er mich mitten in der Lust überraschte und gegen Alles, was mich in diesem Augenblicke umgab, auf eine so grelle Art abstrich, um so tiefer auf mich wirkte, ließ einen unausslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück, daß ich dadurch allein in den Stand gesetzt worden bin, die Gesichtszüge dieses Mönchs in der Physiognomie des Ruffen (denn Sie begreifen wohl schon, daß er mit diesem und Ihrem Armenier eine und dieselbe Person war) wieder zu erkennen, welches sonst schlechterdings unmöglich würde gewesen seyn. Ist versucht ich's, die Augen von dieser schreckhaften Gestalt abzuwenden, aber unfreiwillig fielen sie wieder darauf und fanden sie jedesmal unverändert. Ich stieß meinen Nachbar an, dieser den feinen; dieselbe Neugierde, dieselbe Befremdung durchlief die ganze Tafel, das Gespräch stockte, eine allgemeine plötzliche Stille, den Mönch hörte sie nicht. Der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen ersten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Einen Augenblick entsetzte diese Erscheinung; die junge Gräfin allein fand ihren eigenen Kummer im Gesichte dieses Fremdlings wieder und hing mit stiller Wollust an dem einzigen Gegenstande in der Versammlung, der ihren Gram zu verjagen, zu theilen schien. Allgemach verließ sich das Gedränge, Mitternacht war vorüber, die Musik fing an stiller und verlärmer zu tönen, die Kerzen dunkler und endlich nur einzeln zu brennen, das Gespräch leiser und immer leiser zu flüstern — und öder ward es und immer öder im trüb erleuchteten Hochzeitssaale; der Mönch stand unbeweglich und immer derselbe, einen stillen und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet. Die Tafel wird aufgehoben, die Gäste zerstreuen sich dahin und dorthin, die Familie tritt in einen engeren Kreis zusammen, der Mönch bleibt ungeladen in diesem engeren Kreise. Ich weiß nicht, woher es kam, daß Niemand ihn ansprechen wollte; Niemand redete ihn an. Schon drängen sich ihre weiblichen Bekannten um die zitternde Braut herum, die einen bittenden, Hülfe suchenden Blick auf den ehrwürdigen Fremdling richtet; der Fremdling erwiedert ihn nicht. Die Männer sammeln sich auf gleiche Art um den Bräutigam — Eine gedrückte erwartungs-volle Stille — „Daß wir unter einander da so glücklich sind,“ hub endlich der Greis an, der allein unter uns Allen den Unbekannten nicht zu bemerken oder sich doch nicht über ihn zu verwundern schien: „Daß wir so glücklich sind,“ sagte er, „und mein Sohn Jeronymo muß fehlen!“ — „Hast du ihn denn geladen, und er ist ausgeblieben?“ fragte der Mönch. Es war das erste Mal, daß er den Mund öffnete. Mit Schrecken sahen wir ihn an.

„Ach! er ist hingegangen, wo man auf ewig ausbleibt,“ versetzte der Alte. „Ehrwürdiger Herr, Ihr versteht mich unrecht. Mein Sohn Jeronymo ist todt.“

„Vielleicht fürchtet er sich auch nur, sich in solcher Gesellschaft zu zeigen,“ fuhr der Mönch fort — „Wer weiß, wie er aussehen mag, dein Sohn Jeronymo! — Laß ihn die Stimme hören, die er zum letzten Male hörte! — Bitte deinen Sohn Lorenzo, daß er ihn rufe!“

„Was soll Das bedeuten?“ murmelte Alles. Lorenzo veränderte die Farbe. Ich leugne nicht, daß mir das Haar aufging zu steigen.

„Der Mönch war unterdessen zum Schenkische getreten, wo er ein volles Weinglas ergriff und an die Lippen setzte — „Das Andenken unsers theuren Jeronymo!“ rief er. „Wer den Verstorbenen lieb hatte, thue mir's nach.“

„Woher Ihr auch seyn mögt, ehrwürdiger Herr,“ rief endlich der Marchese, „Ihr habt einen theuren Namen genannt. Seyd mir willkommen! — Kommt, meine Freunde!“ (indem er sich gegen uns lehnte und die Gläser herumgehen ließ) — „laßt einen Fremdling uns nicht beschämen! — Dem Andenken meines Sohnes Jeronymo!“

„Nie, glaube ich, ward eine Gesundheit mit so schlimmem Muthe getrunken.“

„Ein Glas steht noch voll da — Warum weigert sich mein Sohn Lorenzo auf diesen freundlichen Trunk Verschaid zu thun?“

„Bedenk empying Lorenzo das Glas aus des Franciscaners Hand — bedenk brachte er es an den Mund — „Meinem vielgeliebten Bruder Jeronymo!“ stammelte er, und schauernd setzte er's nieder.“

„Das ist meines Mörders Stimme,“ rief eine fürchterliche Gestalt, die auf Einmal in unserer Mitte stand, mit bluttriefendem Kleide und entstellt von gräßlichen Wunden. —

„Aber um das Weitere frage man mich nicht mehr,“ sagte der Sicilianer, alle Zeichen des Entsetzens in seinem Angesichte. „Meine Sinne hatten mich von dem Augenblicke an verlassen, als ich die Augen auf die Gestalt warf, so wie Jeden, der ungenau war. Da wir wieder zu uns selber kamen, rang Lorenzo mit dem Tode; Mönch und Erscheinung waren verschwunden. Den Ritter brachte man unter schrecklichen Zuckungen zu Bette; Niemand, als der Geistliche, war um den Sterbenden, und der jammervolle Geis, der ihm, wenige Wochen nachher, im Tode folgte. Seine Geständnisse liegen in der Brust des Vaters versenkt, der seine letzte Weichte hörte, und kein lebendiger Mensch hat sie erfahren. Nicht lange nach dieser Begebenheit geschah es, daß man einen Brunnen auszuräumen hatte, der im Hinterhofe des Landhauses unter wildem Gesträuche versteckt und viele Jahre lang verschüttet war; da man den Schutt durcheinander hörte, entdeckte man ein Leetengerübr. Das Haus, wo sich Dieses zutrug, steht nicht mehr; die Familie del Visconte ist erloschen, und in einem Kloster, unweit Salerno, zeigt man Ihnen Antoniens Grab.“

„Sie sehen nun,“ fuhr der Sicilianer fort, als er sah, daß wir noch Alle stumm und betreten standen, und Niemand das Wort nehmen wollte, „Sie sehen nun, worauf sich meine Bekanntschaft mit diesem russischen Officiere oder diesem Franciscanermönche oder diesem Armenier gründet. Urtheilen Sie ja, ob ich Ursache gehabt habe, vor einem Wesen zu zittern, das sich mir zweimal auf eine so schreckliche Art in den Weg warf.“

„Beantworten Sie mir noch eine einzige Frage,“ sagte der Prinz und stand auf. „Sind Sie in Ihrer Erzählung über Alles, was den Ritter betraf, immer aufrichtig gewesen?“

„Ich weiß nicht anders,“ versetzte der Sicilianer.

„Sie haben ihn also wirklich für einen rechtschaffenen Mann gehalten?“

„Das hab' ich, be! Gott, Das hab' ich,“ antwortete jener.

„Auch da noch, als er Ihnen den bewußten Ring gab?“

„Wie? — Er gab mir keinen Ring — Ich habe ja nicht gesagt, daß er mir den Ring gegeben.“

„Gut,“ sagte der Prinz, an der Glocke ziehend und im Begriff wegzugehen. „Und den Geist des Marquis von Canoy“ (fragte er, indem er noch einmal zurückkam), „den dieser Ruffe gestern auf den Ihrigen folgen ließ, halten Sie also für einen wahren und wirklichen Geist?“

„ — — — „Ich kann ihn für nichts Anderes halten,“ antwortete jener.“

„Kommen Sie,“ sagte der Prinz zu uns. Der Schließer trat herein. „Wir sind fertig,“ sagte er zu diesem. „Sie, mein Herr, sollen weiter von mir hören.“

Die Frage, gnädigster Herr, welche Sie zuletzt an den Gaukler gethan haben, möchte ich an Sie selbst thun, sagte ich zu dem Prinzen, als wir wieder allein waren. Halten Sie diesen zweiten Geist für den wahren und echten?

„Ich? Nein, wahrhaftig, Das thue ich nicht mehr.“

Nicht mehr? Also haben Sie es doch gethan?

„Ich leugne nicht, daß ich mich einen Augenblick habe hinreizen lassen, dieses Blendwerk für etwas mehr zu halten.“

Und ich will Den sehen, rief ich aus, der sich unter diesen Umständen einer ähnlichen Vermuthung erwehren kann. Aber was für Gründe haben Sie nun, diese Meinung zurückzunehmen? Nach Dem, was man uns eben von diesem Armenier erzählt hat, sollte sich der Glaube an seine Wundergewalt eher vermehrt als vermindert haben.

„Was ein Nichtswürdiger uns von ihm erzählt hat?“ fiel mir der Prinz mit Grundsichtigkeit ins Wort. „Denn deutlich zweifeln Sie nun nicht mehr, daß wir mit einem solchen zu thun gehabt haben?“

Nein, sagte ich. Aber sollte ich wegen sein Zeugniß —

„Das Zeugniß eines Nichtswürdigen — gesagt, ich hätte auch weiter keinen Grund, es in Zweifel zu ziehen — kann gegen Wahrheit und gesunde Vernunft nicht in Anschlag kommen. Vereint ein Mensch, der mich mehrmal betrogen, der den Betrug zu seinem Handwerke gemacht, in einer Sache gehört zu werden, wo die aufrichtigste Wahrheitsliebe selbst sich erst reinigen muß, um Glauben zu verdienen? Verdient ein solcher Mensch, der vielleicht nie eine Wahrheit um ihrer selbst willen gesagt hat, da Glauben, wo er als Zeuge gegen Menschenvernunft und ewige Naturordnung auftritt? Das hängt eben so, als wenn ich einen gebrandmarkten Dieb nicht bevollmächtigen wollte, gegen die nie bescholtene und nie bescholtene Unschuld zu klagen.“

Aber was für Gründe sollte er haben, einem Mann, den er so viele Ursache hat zu hassen, wenigstens zu fürchten ein so glorreiches Zeugniß zu geben?

„Wenn ich diese Gründe auch nicht einsehe, soll er sie deswegen weniger haben? Weiß ich, in wessen Feld er mich beleg? Ich gestehe, daß ich das ganze Gewebe seines Betrugs noch nicht ganz durchschaue; aber er hat der Sache, für die er streitet, einen sehr schlechten Dienst gethan, daß er sich mir als einen Verrüger — und vielleicht als etwas noch Schlimmeres — entlarvte.“

Der Umstand mit dem Ringe scheint mir freilich etwas verdächtig.

„Er ist mehr als Das,“ sagte der Prinz, „er ist entscheidend. Diesen Ring empfing er von dem Mörder, und er mußte in demselben Augenblicke gewiß seyn, daß es der Mörder war. Wer, als der Mörder, konnte dem Verstorbenen einen Ring abgezogen haben, den dieser gewiß nie vom Finger ließ? Und suchte er die ganze Erzählung hindurch zu überreden, als ob er selbst von dem Ritter getäuscht worden, und als ob er geglaubt hätte, ihn zu täuschen. Wozu diesen Winkelfug, wenn er nicht

selbst bei sich fühlte, wie viel er verloren gab, wenn er sein Verhältniß mit dem Mörder einräumte? Seine ganze Erzählung ist offenbar nichts als eine Reihe von Erfindungen, um die wenigen Wahrheiten an einander zu hängen, die er uns preiszugeben für gut fand. Und ich sollte größeres Bedenken tragen, einen Nichtswürdigen, den ich auf zehn Kügen ertappte, lieber auch noch der eilften zu beschuldigen, als die Grundordnung der Natur unterbrechen zu lassen, die ich noch auf keinem Mißflange betrat?"

Ich kann Ihnen darauf nichts antworten, sagte ich. Aber die Erscheinung, die wir gestern sahen, bleibt mir darum nicht weniger unbegreiflich.

„Auch mir,“ versetzte der Prinz, „ob ich gleich in Versuchung gerathen bin, einen Schlüssel dazu ausfindig zu machen.“

Wie? sagte ich.

„Erinnern Sie sich nicht, daß die zweite Gestalt, sobald sie herein war, auf den Altar zuging, das Crucifix in die Hand faßte und auf den Teppich trat?“

So schien mir's. Ja.

„Und das Crucifix, sagt uns der Sicilianer, war ein Conductor. Daraus sehen Sie also, daß sie eilte sich elektrisch zu machen. Der Streich, den Lord Seymour mit dem Degen nach ihr that, konnte also nicht anders als unwirksam bleiben, weil der elektrische Schlag seinen Arm lähmte.“

Mit dem Degen hätte Dieses seine Wichtigkeit. Aber die Kugel, die der Sicilianer auf sie abschoss, und welche wir langsam auf dem Altare rollen hörten?

„Wissen Sie auch gewiß, daß es die abgeschossene Kugel war, die wir rollen hörten? — Davon will ich gar nicht einmal reden, daß die Marienette oder der Mensch, der den Geist vorstellte, so gut umkannert sein konnte, daß er schuß- und degenfest war — Aber denken Sie doch ein Wenig nach, wer es war, der die Pistolen geladen.“

Es ist wahr, sagte ich — und ein plötzliches Licht rief mir auf — der Russe hatte sie geladen. Aber Dieses geschah vor unsern Augen, wie hätte da ein Betrug vergehen können?

„Und warum hätte er nicht sollen vergehen können? Setzen Sie denn schon damals ein Mißtrauen in diesen Menschen, daß Sie es für nöthig befunden hätten, ihn zu beobachten? Untersuchten Sie die Kugel, ob er sie in den Kauf brachte, die eben so gut eine anedilberne oder auch nur eine bemalte Ihenkugel seyn konnte? Gaben Sie Acht, ob er sie auch wirklich in den Kauf der Pistole oder nicht nebenbei in seine Hand fallen ließ? Was überzeugte Sie — gesagt, er hätte sie auch wirklich scharf geladen — daß er gerade die geladenen in den andern Pavillon mit hinüber nahm und nicht vielmehr ein anderes Paar unterschob, welches so leicht anging, da es Niemand einfiel, ihn zu beobachten, und wir überdies mit dem Auskleiden beschäftigt waren? Und konnte die Gestalt nicht in dem Augenblicke, da der Pulverrauch sie uns entzog, eine andere Kugel, womit sie auf den Nothfall versehen war, auf den Altar fallen lassen? Welcher von allen diesen Fällen ist der unmögliche?“

Sie haben Recht. Aber diese treffende Aehnlichkeit der Gestalt mit Ihrem verstorbenen Freunde — Ich habe ihn ja auch sehr oft bei Ihnen gesehen, und in dem Geiste hab' ich ihn auf der Stelle wieder erkannt.

„Auch ich — und ich kann nicht anders sagen, als daß die Täuschung aufs Höchste getrieben war. Wenn aber nun dieser Sicilianer, nach einigen wenigen verflochtenen Blicken, die er auf meine Tabatiere warf, auch in sein Gemälde eine Aehnlichkeit zu bringen wußte, die Sie und mich hinterging, warum nicht um so viel mehr der Russe, der während der ganzen Tafel den freien

Gebrauch meiner Tabatiere hatte, der den Vortheil genoß, immer und durchaus unbeobachtet zu bleiben, und dem ich noch außerdem im Vertrauen entdeckt hatte, wer er mit dem Wilde auf der Dose gemeint sey? — Setzen Sie hinzu — was auch der Sicilianer anmerkte — daß das Charakteristische des Marquis in lauter solchen Gesichtszügen liegt, die sich auch im Groben nachahmen lassen — wo bleibt dann das Unerklärbare in dieser ganzen Erscheinung?“

Aber der Inhalt seiner Worte? Der Aufschluß über Ihren Freund?

„Wie? sagte uns denn der Sicilianer nicht, daß er aus dem Wenigen, was er mir abfragte, eine ähnliche Geschichte zusammengesezt habe? Verweist Dieses nicht, wie natürlich gerade auf diese Erfindung zu fallen war? Ueberdies klangen die Antworten des Geistes so orakelmäßig dunkel, daß er gar nicht Gefahr laufen konnte, auf einem Widerspruche betreten zu werden. Setzen Sie, daß die Creatur des Gauklers, die den Geist machte, Scharfsinn und Besonnenheit besaß und von den Umständen nur ein Wenig unterrichtet war — wie weit hätte diese Gaukelei nicht noch geführt werden können?“

Aber überlegen Sie, gnädigster Herr, wie weitläufig die Anstalten zu einem so zusammengesezten Betrage von Seiten des Armeniers hätten seyn müssen! Wie viele Zeit dazu gehört haben würde! wie viele Zeit nur, einen menschlichen Kopf einem andern so getreu nachzumalen, als hier vorausgesetzt wird! wie viele Zeit, diesen untergehobenen Geist so gut zu unterrichten, daß man vor einem groben Irrthum gesichert war! wie viele Aufmerksamkeit die kleinen unmerklichen Nebendinge werden erfordern haben, welche entweder mithelfen, oder denen, weil sie stören konnten, auf irgend eine Art doch bezaugnet werden mußte! Und nun erwägen Sie, daß der Russe nicht über eine halbe Stunde abwesend war. Konnte wohl in nicht mehr als einer halben Stunde Alles angeordnet werden, was hier nur das Unerklärliche war? — Wahrlich, gnädigster Herr, selbst nicht einmal ein dramatischer Schriftsteller, der um die unerbittlichen drei Einheiten seines Aristoteles verlegen war, würde einem Zwischenact so viel Handlung aufgelastet, noch seinem Parterre einen so starken Glauben einermüthet haben.

„Wie? Sie halten es also schlechterdings für unmöglich, daß in dieser kleinen halben Stunde alle diese Anstalten hätten getroffen werden können?“

In der That, rief ich, für so gut als unmöglich. —

„Diese Redensart verheißt ich nicht. Widerspricht es allen Gesetzen der Zeit, des Raums und der physischen Wirkungen, daß ein so gewandter Kopf, wie doch unwidersprechlich dieser Armenier ist, mit Hülfe seiner vielleicht eben so gewandten Creaturen, in der Hülle der Nacht, von Niemand beobachtet, mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, von denen sich ein Mann dieses Handwerks ohnehin niemals trennen wird, daß ein solcher Mensch, von solchen Umständen begünstigt, in so weniger Zeit so viel zu Stande bringen könnte? In es geradezu undenkbar und abgeschmackt, zu glauben, daß er mit Hülfe weniger Worte, Befehle oder Winke seinen Helfershefeln weitläufige Aufträge geben, weitläufige und zusammengesezte Operationen mit wenigem Wortaufwande bezeichnen könne? — Und darf etwas Anderes, als eine holl eingesehene Unmöglichkeit gegen die ewigen Gesetze der Natur aufgestellt werden? Willen Sie lieber ein Wunder glauben, als eine Unwahrheitlichkeit zugeben? Lieber die Kräfte der Natur umstürzen, als eine künstliche und weniger gewöhnliche Combination dieser Kräfte sich gefallen lassen?“

Wenn die Sache auch eine so süßne Folgerung nicht rechtfertigt, so müssen Sie mir doch eingestehen, daß sie weit über unsere Begriffe geht.

„Beinahe hätte ich Lust, Ihnen auch Dieses abzustreiten,“ sagte der Prinz mit schallhafter Munterkeit. „Wie, lieber Graf? wenn es sich, zum Beispiel, ergäbe, daß nicht bloß während und nach dieser halben Stunde, nicht bloß in der Eile und nebenher, sondern den ganzen Abend und die ganze Nacht für diesen Armenier gearbeitet worden? Denken Sie nach, daß der Sicilianer beinahe drei volle Stunden zu seinen Zurüstungen verbrauchte.“

Der Sicilianer, gnädigster Herr!

„Und womit beweisen Sie mir denn, daß der Sicilianer an dem zweiten Gespenste nicht eben so vielen Antheil gehabt habe, als an dem ersten?“

Wie, gnädigster Herr?

„Daß er nicht der vornehmste Helfershelfer des Armeniers war — kurz — daß Beide nicht miteinander unter einer Decke liegen?“

Das möchte schwer zu erweisen seyn, rief ich mit nicht geringer Verwunderung.

„Nicht so schwer, lieber Graf, als Sie wohl meinen. Wie? Es wäre Zufall, daß sich diese beiden Menschen in einem so seltsamen, so verwickelten Anschlag auf dieselbe Person, zu derselben Zeit und an demselben Orte begegneten, daß sich unter ihren beiderseitigen Operationen eine so auffallende Harmonie, ein so durchdachtes Einverständnis fände, daß einer dem andern gleichsam in die Hände arbeitete? Sehen Sie, er habe sich den größten Gaukelspieler bedient, um dem feinern eine Rolle unterzulegen. Er schuf sich einen Hektor, um sein Abhiles zu seyn. Sehen Sie, er habe jenes vorausgeschickt, um den Grad von Glauben auszufinden, werauf er bei mir zu rechnen hätte, um die Zugänge zu meinem Vertrauen auszuwählen, um sich durch diesen Versuch, der, unbeschadet seines übrigen Planes, verunglücken konnte, mit seinem Subjecte zu familiarisiren, kurz, um sein Instrument damit anzuprüfen. Sehen Sie, er habe es gethan, um eben dadurch, daß er meine Aufmerksamkeit auf einer Seite vorsätzlich aufforderte und wach erhielt, sie auf einer andern, die ihm wichtiger war, einschlummern zu lassen. Sehen Sie, er habe einige Erkundigungen einzuziehen gehabt, von denen er wünschte, daß sie auf Rechnung des Taschenspielers geschrieben würden, um den Argwohn von der wahren Spur zu entfernen.“

Wie meinen Sie Das?

„Kaffen Sie uns annehmen, er habe einen meiner Leute befohlen, um durch ihn gewisse geheime Nachrichten — vielleicht gar Documente — zu erhalten, die zu seinem Zwecke dienen. Ich vermiße meinen Jäger. Was hindert mich, zu glauben, daß der Armenier bei der Entweichung dieses Menschen mit im Spiele sey? Aber der Zufall kann es fügen, daß ich hinter diese Schliche komme; ein Brief kann aufgefangen werden, ein Bedienter plaudern. Sein ganzes Ansehen scheitert, wenn ich die Quellen seiner Allwissenheit entdecke. Er schiebt also diesen Taschenspieler ein, der diesen oder jenen Anschlag auf mich haben muß. Von dem Tatheln und den Absichten dieses Menschen unterläßt er nicht, mir frühzeitig einen Wink zu geben. Was ich also auch entdecken mag, so wird mein Verdacht auf Niemand Anderes, als auf diesen Gaukler, fallen; und zu den Nachforschungen, welche ihm, dem Armenier, zu gute kommen, wird der Sicilianer seinen Namen geben. Dieses war die Puppe, mit der er mich spielen läßt, während daß er selbst, unbetrachtet und unverdächtig, mit unsichtbaren Fäden mich umwindet.“

„Sehr gut! Aber wie läßt es sich mit diesen Absichten reimen, daß er selbst diese Täuschung zerstören hilft und die Geheimnisse seiner Kunst profanen Augen preisgibt?“

„Was sind es für Geheimnisse, die er mir preisgibt? Keines von denen zuverlässig, die er Lust hat, bei mir in Ausübung zu bringen. Er hat also durch ihre

Profanation nichts verloren — Aber wie viel hat er im Gegentheil gewonnen, wenn dieser vermeintliche Triumph über Betrug und Taschenspielerkunst mich sicher und zuverlässig macht, wenn es ihm dadurch gelang, meine Wachsamkeit nach einer entgegengesetzten Richtung zu lenken, meinen noch unbestimmt umherschweifenden Argwohn auf Gegenständen zu fixiren, die von dem eigentlichen Orte des Angriffs am weitesten entlegen sind? — Er konnte erwarten, daß ich, früher oder später, aus eiguem Mißtrauen oder fremdem Antriebe, den Schlüssel zu seinen Wundern in der Taschenspielerkunst aufsuchen würde. — Was konnte er Besseres thun, als daß er sie selbst neben einander stellte, daß er mir gleichsam den Maßstab dazu in die Hand gab und, indem er der Letztern eine künstliche Gränze setzte, meine Begriffe von den Erstern desto mehr erhöhte oder verwirrte. Wie viele Muthmaßungen hat er durch diesen Kunstgriff auf Einmal abgeschnitten! wie viele Erklärungsarten im Voraus widerlegt, auf die ich in der Folge vielleicht hätte fallen mögen.“

So hat er wenigstens sehr gegen sich selbst gehandelt, daß er die Augen Derer, die er täuschen wollte, schärfte und ihren Glauben an Wunderkraft durch Entzifferung eines so künstlichen Betrugs überhaut stinken machte. Sie selbst, gnädigster Herr, sind die beste Widerlegung seines Plans, wenn er ja einen gehabt hat.

„Er hat sich in mir vielleicht geirrt — aber er hat darum nicht weniger scharfsinnig raisonnirt. Konnte er voraussehen, daß mir gerade Dasjenige im Gedächtnisse bleiben würde, was der Schlüssel zu dem Wunder werden könnte? Lag es in seinem Plane, daß mir die Creatur, deren er sich bediente, solche Wägen geben sollte? Wissen wir, ob dieser Sicilianer seine Vollmacht nicht weit überschritten hat? — Mit dem Dinge gewiß — und doch ist es hauptsächlich dieser einzige Umstand, der mein Mißtrauen gegen diesen Menschen entschieden hat. Wie leicht kann ein so zugespielter seiner Plan durch ein größeres Organ verunstaltet werden? Siderlich war es seine Meinung nicht, daß uns der Taschenspieler seinen Ruhm im Marktschreiere tone vorposaunen sollte — daß er uns jene Währden aufschäffeln sollte, die sich beim leichtesten Nachdenken widerlegen. So zum Beispiel — mit welcher Eizn kann dieser Charlatan behaupten, daß sein Wunderthäter auf den Glockenschlag Zwölfe in der Nacht jeden Umgang mit Menschen aufheben müsse? Haben wir ihn nicht selbst um diese Zeit in unserer Mitte gesehen?“

Das ist wahr, rief ich. Daß muß er vergessen haben!

„Aber es liegt im Charakter dieser Art Leute, daß sie solche Aufträge übertreiben und durch das Zuviel Alles verschlimmern, was ein bescheidener und mäßiger Betrug vortreflich gemacht hätte.“

Ich kann es deßungeachtet noch nicht über mich gewinnen, gnädigster Herr, diese ganze Sache für nichts mehr, als ein angestelltes Spiel zu halten. Wie? Der Schrecken des Sicilianers, die Zukunften, die Dummheit, der ganz klägliche Zustand dieses Menschen, der uns selbst Erbarmen einflößte — alles Dieses wäre nur eine eingeleitete Rolle gewesen? Zugegeben, daß sich das theatralisch-Gaukelspiel auch noch so weit treiben lasse, so kann die Kunst des Acteurs doch nicht über die Organe seines Lebens gebieten.

„Was Das anbetrifft, Freund — Ich habe Richard den Dritten von Garrick gesehen — Und waren wir in diesem Augenblicke kalt und müßig genug, um unbefangene Beobachter abzugeben? Konnten wir den Affekt dieses Menschen prüfen, da uns der unsrige übermischte? Ueberdies ist die entscheidende Krise, auch sogar eines Betrugs, für den Betrüger selbst eine so wichtige Angelegenheit, daß bei ihm die Erwartung gar leicht

so gewaltfame Symptome erzeugen kann, als die Ueberaschung bei dem Betrogenen. Rechnen Sie dazu noch die unvermuthete Erscheinung der Häfcher —“

Eben diese, gnädigster Herr — Gut, daß Sie mich daran erinnern — Würde er es wohl gewagt haben, einen so gefährlichen Plan dem Auge der Gerechtigkeit bloß zu stellen? die Treue seiner Creatur auf eine so bedenkliche Probe zu bringen? — Und zu welchem Ende?

„Dafür lassen Sie ihn sorgen, der seine Leute kennen muß. Wissen wir, was für geheime Verbrechen ihm für die Verschwiegenheit dieses Menschen haften? — Sie haben gehört, welches Amt er in Venedig bekleidet — Wie viel wird es ihm wohl kosten, diesem Karl durchzuhelfen, der keinen andern Ankläger hat als ihn?“

(Und in der That hat der Ausgang den Verdacht des Prinzen in diesem Stücke nur zu sehr gerechtfertigt. Als wir uns einige Tage darauf nach unserm Gefangenen erkundigen ließen, erhielten wir zur Antwort, daß er unsichtbar geworden sey.)

„Und zu welchem Ende, fragen Sie? Auf welchem andern Wege, als auf diesem gewaltsamen, konnte er dem Sicilianer eine so unwahrscheinliche und schimpfliche Weichte abfordern lassen, worauf es doch so wesentlich ankam? Wer, als ein verzweifelter Mensch, der nichts mehr zu verlieren hat, wird sich entschließen können, so erniedrigende Aufschlüsse über sich selbst zu geben? Unter welchen andern Umständen hätten wir sie ihm geglaubt?“

Alles zugegeben, gnädigster Prinz, sagte ich endlich. Beide Erscheinungen sollen Oankelspiele gewesen seyn; dieser Sicilianer soll uns meinerthalben nur ein Märchen aufgeschwatzt haben, das ihn sein Princival einlernen ließ. Beide sollen zu einem Zwecke, mit einander einverstanden, wirken, und aus diesem Einverständnisse sollen alle jene wunderbaren Zufälle sich erklären lassen, die uns im Laufe dieser Begebenheit in Erstaunen gesetzt haben. Jene Prophezeiung auf dem Marcuseyplaz, das erste Wunder, welches alle übrige eröffnet hat, bleibt nichtsdestoweniger unerklärt; und was hilft uns der Schlüssel zu allen übrigen, wenn wir an der Auflösung dieses einzigen verzweifeln?

„Rehren Sie es vielmehr um, lieber Graf,“ gab mir der Prinz hierauf zur Antwort. „Sagen Sie, was beweisen alle jene Wunder, wenn ich herausbringe, daß auch nur ein einziges Taschenspiel darunter war? Jene Prophezeiung — ich bekenn' es Ihnen — geht über alle meine Fassungskraft. Stünde sie einzeln da, hätte der Armenier seine Rolle mit ihr beschlossen, wie er sie damit eröffnete — ich gestehe Ihnen, ich weiß nicht, wie weit sie mich noch hätte führen können. In dieser niedrigen Gesellschaft ist sie mir ein klein Wenig verdächtig. — Die Zeit wird sie aufklären oder auch nicht aufklären — aber, glauben Sie mir, Freund“ (indem er seine Hand auf die meinige legte und eine sehr ernsthafte Miene annahm), „ein Mensch, dem höhere Kräfte zu Gebote stehen, wird keines Oankelspiels bedürfen, oder er wird es verachten.“

So endigte sich eine Unterredung, die ich darum ganz hieher gesetzt habe, weil sie die Schwierigkeiten zeigt, die bei dem Prinzen zu besorgen waren, und weil sie, wie ich hoffe, sein Andenken von dem Vorwurfe reinigen wird, daß er sich blind und unbefonnen in die Schlinge gestürzt habe, die eine unerhörte Teufelerei ihm bereitetete. Nicht Alle — fährt der Graf von D** fort — die in dem Augenblicke, wo ich Dieses schreibe, vielleicht mit Hohn gelächert auf seine Schwachheit herabsehen und ihm solchen Dünkel ihrer nie angefochtenen Vernunft sich für berechtigt halten, den Stab der Verdammung über ihn zu brechen, nicht Alle, fürchte ich, würden diese erste Probe so männlich bestanden haben. Wenn man ihn nunmehr auch nach dieser glücklichen Vorbereitung Dessen

ungeachtet fallen sieht; wenn man den schwarzen Anschlag, vor dessen entferntester Annäherung ihn sein guter Genius warnte, nichtsdestoweniger an ihm in Erfüllung gegangen findet: so wird man weniger über seine Thorheit spotten, als über die Größe des Vubenstücks erstauern, dem eine so wohl vertheidigte Vernunft erlag. Weltliche Rücksichten können an meinem Zeugnisse keinen Antheil haben: denn er, der es mir danken soll, ist nicht mehr. Sein schreckliches Schicksal ist geendigt; längst hat sich seine Seele am Thron der Wahrheit gereinigt, vor dem auch die meinige längst steht, wenn die Welt Dieses liest — aber man verzeihe mir die Thräne, die dem Andenken meines theuersten Freundes unfreiwillig fällt — doch zur Steuer der Gerechtigkeit schreib' ich es nieder: er war ein edler Mensch, und gewiß war' er eine Zierde des Thrones geworden, den er durch ein Verbrechen erstiegen zu wollen sich beethören ließ.

Zweites Buch.

Nicht lange nach diesen letztern Begebenheiten — fährt der Graf von D** zu erzählen fort — fing ich an, in dem Gemüthe des Prinzen eine wichtige Veränderung zu bemerken, die theils eine unmittelbare Folge des letztern Vorfalls war, theils auch durch den Zusammenfluß mehrerer zufälliger Umstände hervergebracht worden. Bis jetzt nämlich hatte der Prinz jede strengere Prüfung seines Glaubens vermieden und sich damit begnügt, die rohen und sinnlichen Religionsbegriffe, in denen er aufgezogen worden, durch die bessern Ideen, die sich ihm nachher aufdrangen, zu reinigen oder mit diesen auszugleichen, ohne die Fundamente seines Glaubens zu untersuchen. Religionsgegenstände überhaupte, gestand er mir mehrmals, seyen ihm jederzeit wie ein unbekanntes Schloß vorgekommen, in das man nicht ohne Grauen seinen Fuß setze, und man thue weit besser, man gehe mit ehrerbietiger Resignation daran vorüber, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich in seinen Labyrinth zu verirren. Eine bigotte, kuschliche Erziehung war die Quelle dieser Furcht; diese hatte seinem karten Gebirne Schreckbilder eingedrückt, von denen er sich während seines ganzen Lebens nie ganz losmachen konnte. Religiöse Melancholie war eine Erbkrankheit in seiner Familie; die Erziehung, welche man ihm und seinen Brüdern geben ließ, war dieser Disposition angemessen, die Menschen, denen man sie anvertraute, aus diesem Gesichtspunkte gewählt, also entweder Schwärmer oder Heuchler. Alle Lebhaftigkeit des Knaben in einem dumpfen Geisteszwange zu ersticken, war das einzige Mittel, sich der höchsten Zufriedenheit der fürstlichen Eltern zu versichern. Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unsers Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Furcht verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Furchterliches an sich, und eben das Grauenvolle und Terbe war es, was sich seiner lebhaften Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knochtliches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit ersäufende Ergebung. Auf allen seinen kindischen und jugendlichen Religionen, denen ein derber Körper und eine blühende Gesundheit um so kräftigere Erweisungen g.b. stand ihm die Religion im Wege; mit Allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen. So entbrannte allmählich eine stille Inbignation gegen sie in seinem Herzen, welche mit einem respectvollen Glauben und blinder Furcht in seinem

Köpfe und Herzen die biggareste Mischung machte — einen Widerwillen gegen einen Herrn, vor welchem er zitterte.

Kein Wunder, daß er die erste Gelegenheit ergriff, einem so strengen Joch zu entfliehen — aber er entließ ihm, wie ein leibeigener Sklave seinem harten Herrn, der auch mitten in der Freiheit das Gefühl seiner Knechtschaft herumträgt. Eben darum, weil er dem Glauben seiner Jugend nicht mit ruhiger Wahl entsagt, weil er nicht gewartet hatte, bis seine reife, gereinigte Vernunft sich gemächlich davon abgelöst hatte, weil er ihm als ein Flüchtling entstrungen war, auf den die Eigenthumsrechte seines Herrn immer noch fortdauern — so mußte er auch, nach so großen Distractionen, immer wieder zu ihm zurückkehren. Er war mit der Kette entsprungen, und eben darum mußte er der Klau eines jeden Betrügers werden, der sie entdeckte und zu gebrauchen verstand. Daß sich ein solcher fand, wußte man es noch nicht errathen hat, der Verfolg dieser Gesichte ausweitete.

Die Veränderungen des Sicilianers ließen in seinem Gemüthe wichtigere Folgen zurück, als dieser ganze Gegenstand werth war, und der kleine Sieg, den seine Vernunft über diese schwache Täuschung davon getragen, hatte die Zuversicht in seiner Vernunft überhaupt merklich erhöht. Die Reichthümer, mit der es ihm gelungen war, diesen Betrug aufzulösen, schienen ihm selbst überrascht zu haben: in diesem Reize hatten sich Wahrheit und Irrthum noch nicht so genau von einander getrennt, daß es ihm nicht oft bequeem wäre, die Tugenden der Einen mit den Tugenden der Andern zu verwechseln: daher kam es, daß der Schlag, der seinen Glauben an Wunder stürzte, das ganze Gebäude seines Glaubens ungleich zum Wanken brachte. Es erging ihm hier, wie einem unerschaffenen Menschen, der in der Fremdschaft oder unter hintergangen worden, weil er schlecht gewählt hatte, und der nun seinen Glauben an diese Empfindungen überhaupt sinken läßt, weil er bloße Zufälligkeiten für wesentliche Kennzeichen derselben aufnimmt. Ein entlarvter Betrug machte ihm auch die Wahrheit verdächtig, weil er sich die Wahrheit unglücklicherweise durch gleich schlechte Gründe bewiesen hatte.

Dieser vermeintliche Triumph geschiel ihm um so mehr, je schwerer der Trud gewesen, wovon er ihn zu befreien schien. Von diesem Zeitpunkte an regte sich eine Zweiselfucht in ihm, die auch das Ohrwürde nicht verschonte.

Es halfen mehrere Dinge zusammen, ihn in dieser Gemüths Lage zu erhalten und noch mehr darin zu bestärken. Die Zurückgezogenheit, in der er hieher gelebt hatte, hörte jetzt auf und mußte einer zerstreuten Lebensart Platz machen. Sein Stand war entdeckt. Aufmerksamkeit, die er erwidern mußte, Gifette, die er seinem Range schuldig war, rissen ihn unvermerkt in den Wirbel der großen Welt. Sein Stand sowohl, als seine persönlichen Eigenschaften, öffneten ihm die geistvollsten Circel in Venedig: bald sah er sich mit den hellsten Köpfen der Republik, Welchen sowohl als Staatsmännern, in Verbindung. Dies zwang ihn, den einseitigen, engen Kreis zu erweitern, in welchem sein Geist sich bisher bewegt hatte. Er fing an, die Armuth und Beschränktheit seiner Begriffe wahrzunehmen und das Bedürfnis hohere Bildung zu fühlen. Die altmodische Form seines Geistes, von so vielen Vorzügen sie auch sonst begleitet war, stand mit den gangbaren Begriffen der Gesellschaft in einem nachtheiligen Kontraste, und seine Brentheit in den bekanntesten Dingen setzte ihn zuweilen dem Lächerlichen aus; nichts fürchtete er so sehr, als das Lächerliche. Das unangenehme Vorurtheil, das auf seinem Geburtslande haften, schien ihm eine Aufforderung zu seyn, es in seiner Person zu widerlegen. Dazu kam noch die

Sonderbarkeit in seinem Charakter, daß ihn jede Aufmerksamkeit verdroß, die er seinem Stande und nicht seinem persönlichen Werthe danken zu müssen glaubte. Vorzüglich empfand er diese Demüthigung in Gegenwart solcher Personen, die durch ihren Geist glänzten, und durch persönliche Verdienste gleichsam über ihre Geburt triumphierten. In einer solchen Gesellschaft sich als Bräutigam unterscheiden zu sehen, war jederzeit eine tiefe Beschämung für ihn, weil er unglücklicherweise glaubte, durch diesen Namen schon von jeder Concurrenz ausgeschloffen zu seyn. Alles Dieses zusammen genommen überführte ihn von der Nothwendigkeit, seinem Geiste die Bildung zu geben, die er bisher verabsäumt hatte, um das Jahrsüßel der ewigen und der denkenden Welt einzuholen, hinter welchem er so weit zurückgeblieben war. Er wählte dazu die modernste Lecture, der er sich nun mit allem dem Ernste hingab, womit er Alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte. Aber die schlimme Hand, die bei der Wahl dieser Schriften im Spiele war, ließ ihn unglücklicherweise immer auf solche stoßen, bei denen seine Vernunft und sein Herz wenig gebessert waren. Und auch hier waltete sein Lieblingsphantaſie vor, der ihn immer zu Allem, was nicht begriffen werden soll, mit unwiderstehlichem Reize hingezogen hatte. Nur für Dasjenige, was damit in Beziehung stand, hatte er Aufmerksamkeit und Gedächtniß: seine Vernunft und sein Herz blieben leer, während sich diese Räucher seines Gehirns mit verwirrten Begriffen anfüllten. Der blendende Stolz des Einen riß seine Imagination dahin, indem die Zwigzuchtigkeiten des Andern seine Vernunft verstrickten. Zeiten wurde es leicht, einen Geist zu unterjochen, der ein Klau eines Jochs war, der sich ihm mit einer gewissen Dreistigkeit andrang. Eine Lecture, die länger als ein Jahr mit Leidenschaft fortgesetzt wurde, hatte ihn beinahe mit der Vernunft wohlthätigen Begriffe bereichert, wohl aber seinen Kopf mit Zweifeln angefüllt, die, wie es bei diesem consequenten Charakter unausweichlich folgte, bald einen unglücklichen Weg zu seinem Herzen fanden. Da ich es kurz sage — er hatte sich in dieses Labrynth begeben als ein gläubender Schwärmer, und er verließ es als ein Zweifler und zuletzt als ein angedämmerter Freigeist.

Unter den Circeln, in die man ihn zu ziehen gewillt hatte, war eine gewisse geschlossene Gesellschaft, der Vucen-tauro genannt, die unter dem äußerlichen Scheine einer eben vernünftigen Geistesfreiheit die innerste Krenz der Meinungen wie der Sitten bequähte. Da sie unter ihren Mitglie-dern viele Geheimnisse abhielt und sogar die Namen einiger Cardinäle an ihrer Zuzug, so wurde der Prinz um so leichter bewegt, sie darin einführen zu lassen. Gewisse gefährliche Wahrheiten der Vernunft, meinte er, könnten nirgends besser aufgehoben seyn, als in den Händen solcher Personen, die ihr Stand schon zur Mäßigung verpflichtete, und die in Vortheil hätten, auch die Gegenpartei gehört und gewarnt zu haben. Der Prinz vergaß hier, daß Libertinage des Geistes und der Sitten bei Personen dieses Standes eben darum weiter um sich greift, weil sie hier einen Rückzug weniger findet. Und Dieses war der Fall bei dem Vucen-tauro, dessen mehrste Mitglieder durch eine verdammliche Philosophie und durch Sitten, die einer solchen Führerin würdig waren, nicht ihren Stand allein, sondern selbst die Menschheit beschimpften. Die Gesellschaft hatte ihre geheimen Orate, und ich weiß, zur Ehre des Prinzen, glauben, daß man ihn des innersten Geistes nicht nie gewürdigt habe. Jeder, der in diese Gesellschaft eintrat, mußte, wenigstens solange er in ihr lebte, seinen Rang, seine Nation, seine Religionspartei, kurz, alle conventionelle Unterscheidungszeichen ablegen und sich in einen gewissen Stand universeller Gleichheit begeben. Die Wahl der Mitglieder war in der That streng,

weil nur Vorzüge des Geistes einen Weg dazu bahnten. Die Gesellschaft rühmte sich des feinsten Tons und des ausgebildetesten Geschmacks, und in diesem Rufe stand sie auch wirklich in ganz Venedig. Dieses sowohl, als der Schein von Gleichheit, der darin herrschte, zog den Prinzen unwiderstehlich an. Ein geistvoller, durch seinen Witz aufgeheiteter Umgang, unterrichtende Unterhaltungen, das Beste aus der gelehrten und politischen Welt, das hier, wie in seinem Mittelpunkt, zusammenfloß, verbargen ihm lange Zeit das Gefährliche dieser Verbindung. Wie ihm nach und nach der Geist des Instituts durch die Maske hindurch sichtbar wurde, oder man es auch müde war, länger gegen ihn auf seiner Hut zu seyn, war der Rückweg gefährlich, und falsche Scham sowohl, als Sorge für seine Sicherheit zwangen ihn, sein inneres Mißfallen zu verbergen. Aber schon durch bloße Vertraulichkeit mit dieser Menschenglasse und ihren Gesinnungen, wenn sie ihn auch nicht zur Nachahmung hinrißen, ging die reine, schöne Einsicht seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verloren. Seine durch so wenig gründliche Kenntnisse unterstützte Vernunft konnte, ohne fremde Beihilfe, die seinen Trugschlüsse nicht lösen, womit man sie hier verstrickt hatte, und unvermerkt hatte dieses schreckliche Corrosiv Alles — beinahe Alles verzehrt, worauf seine Moralität ruhen sollte. Die natürlichen und notwendigen Stützen seiner Glückseligkeit gab er für Sophismen hinweg, die ihn im entscheidenden Augenblicke verließen und ihn dadurch zwangen, sich an den ersten besten willkürlichen zu halten, die man ihm zuwarf.

Vielleicht wäre es der Hand eines Freundes gelungen, ihn noch zur rechten Zeit von diesem Abgrunde zurückzuziehen — aber außerdem, daß ich mit dem Innern des Bucentauro erst lange nachher bekannt worden bin, als das Nebel schon geziehen war, so hatte mich schon zu Anfang dieser Periode ein dringender Verfall aus Venedig abgerufen. Auch Wolore Seymour, eine schätzbare Bekanntschaft des Prinzen, dessen kalter Kopf jeder Art von Täuschung unzugänglich war, und der ihm unfehlbar zu einer sichern Stütze hätte dienen können, verließ uns in dieser Zeit, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diejenigen, in deren Händen ich den Prinzen ließ, waren zwar redliche, aber unerfahrene und in ihrer Religion äußerst beschränkte Menschen, denen es sowohl an der Einsicht in das Nebel, als an Ansehen bei dem Prinzen fehlte. Seinen versöhnlichen Vorbildern wußten sie nichts, als die Wadtsprüche eines blinden ungeprüften Glaubens entgegenzusetzen, die ihn entweder aufbrachten oder belustigten; er überließ sie gar zu leicht, und sein überlegener Verstand brachte diese schlechten Vertheidiger der guten Sache bald zum Schwiegen, wie aus einem Weispiele, das ich in der Folge anführen werde, erhellen wird. Den Andern, die sich in der Folge seines Vertragens bemächtigten, war es vielmehr darum zu thun, ihn immer tiefer darcin zu versenken. Als ich im folgenden Jahre wieder nach Venedig zurückkam — wie anders fand ich da schon Alles!

Der Einfluß dieser neuen Philosophie zeigte sich bald in des Prinzen Leben. Je mehr er zusehends in Venedig Glück machte und neue Freunde sich erwarb, desto mehr fing er an, bei seinen ältern Freunden zu verlieren. Mir gefiel er von Tag zu Tage weniger, auch sahen wir uns seltener, und überhaupt war er weniger zu haben. Der Strom der großen Welt hatte ihn gefaßt. Nie wurde seine Schwelle leer, wenn er zu Hause war. Eine Lustbarkeit drängte die andere, ein Fest das andere, eine Glückseligkeit die andere. Er war die Schöne, um welche Alles buhlt, der König und der Abgott aller Circel. So schwer er sich in der vorigen Stille seines beschränkten Lebens den großen Weltlauf gedacht hatte, so leicht fand er ihn

nunmehr zu seinem Erstaunen. Es kam ihm Alles so entgegen, Alles war trefflich, was von seinen Lippen kam, und, wenn er schwieg, so war es ein Haub an der Gesellschaft. Man verstand die Kunst, ihm die Gedanken mit einer angenehmen Leichtigkeit von der Seele gleichsam abzulösen und durch eine feine Nachhülfe ihn selbst damit zu überraschen. Auch machte ihn dieses ihn überall verfolgende Glück, dieses allgemeine Gelingen, wirklich zu etwas mehr, als er in der That war, weil es ihm Muth und Zuversicht zu ihm selbst gab. Die erhöhte Meinung, die er dadurch von seinem eigenen Werthe erlangte, gab ihm Glauben an die übertriebene und beinahe abgöttische Verehrung, die man seinem Geiste widerfahren ließ, die ihm, ohne dieses vergrößerte und gewissermaßen gegründete Selbstgefühl, nothwendig hätte verdrängt werden müssen. Jetzt aber war diese allgemeine Stimme nur die Betätigung dessen, was sein selbstzufriedener Stolz ihm im Stillen sagte — ein Tribut, der ihm von Nichts wegen gebührte. Unfehlbar würde er dieser Schlinge entgangen seyn, hätte man ihn zu Athem kommen lassen, hätte man ihm nur ruhige Mäße gegönnt, seinen eigenen Werth mit dem Bilde zu vergleichen, das ihm in einem so lieblichen Zwiesel vorgehalten wurde. Aber seine Eristenz war ein fortdauernder Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Je höher man ihn gestellt hatte, desto mehr hatte er zu thun, sich auf dieser Höhe zu erhalten; diese immerwährende Aufmerksamkeit verzehrte ihn langsam; selbst aus seinem Schlafe war die Ruhe gestoben. Man hatte seine Mäßen durchschaut und die Leidenschaft gut berechnet, die man in ihm entzündet hatte.

Wald mußten es seine redlichen Cavaliers entgelten, daß ihr Herr zum großen Korye geworden war. Ernsthafte Empfindungen und ehrwürdige Wahrheiten, an denen sein Herz sonst mit aller Wärme gehangen, gingen nun an, Gegenstände seines Spotts zu werden. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Trunk, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten; aber, weil eine nicht zu verfälschende Stimme seines Herzens die Taumeleien seines Kopfes bekämpfte, so war mehr Bitterkeit, als frühlicher Muth in seinem Wige. Sein Naturell fing an, sich zu ändern, konnten stellen sich ein. Die schönste Fierde seines Charakters, seine Bescheidenheit, verschwand; Schmeichler hatten sein treffliches Herz verärgert. Die schonende Delicatesse des Umgangs, die es seine Cavaliers sonst ganz vergerissen gemacht hatte, daß er ihr Herr war, machte jetzt nicht selten einem gebieterischen, entscheidenden Tone Platz, der um so empfindlicher schmerzte, weil er nicht auf den äußerlichen Abstand, worüber man sich mit leichter Mühe tröstet, und den er selbst wenig achtete, sondern auf eine beleidigende Voraussetzung seiner persönlichen Erhabenheit gegründet war. Weil er zu Hause doch öfters Betrachtungen Raum gab, die ihn im Taumel der Gesellschaft nicht hatten angehen dürfen, so sahen ihn seine eigenen Leute selten anders als finstern, mürrisch und unglücklich, während daß er fremde Circel mit einer erzwungenen Fröhlichkeit besetzte. Mit theilnehmenden Leiden sahen wir ihn auf dieser gefährlichen Bahn hinwandelnd, aber in dem Tumult, durch den er geworfen wurde, hörte er die schwache Stimme der Freundschaft nicht mehr und war jetzt auch noch zu glücklich, um sie zu verstehen.

Schon in den ersten Zeiten dieser Epoche forderte mich eine wichtige Angelegenheit an den Hof meines Souverains, die ich auch dem feurigsten Interesse der Freundschaft nicht nachsagen durfte. Eine unsichtbare Hand, die sich mir erst lange nachher entdeckte, hatte Mittel gefunden, meine Angelegenheiten dort zu verwirren und Gerüchte von mir auszubreiten, die ich eilen mußte durch meine persönliche Gegenwart zu widerlegen. Der

Abschied vom Prinzen ward mir schwer, aber ihm ward er desto leichter. Schon seit geraumer Zeit waren die Bande gelöst, die ihn an mich gekettet hatten. Aber sein Schicksal hatte meine ganze Theilnehmung erweckt; ich ließ mir deßwegen von dem Baron von Z*** versprechen, mich durch schriftliche Nachrichten damit in Verbindung zu erhalten, was er auch aufs Gewissenhafteste gehalten hat. Von jetzt an bin ich also auf lange Zeit kein Augenzeuge dieser Begebenheiten mehr; man erlaube mir, den Baron von Z*** an meiner Statt aufzuführen und diese Lücke durch Auszüge aus seinen Briefen zu ergänzen. Ungeachtet die Vorstellungsart meines Freundes Z*** nicht immer die meinige ist, so habe ich dennoch an seinen Worten nichts ändern wollen, aus denen der Leser die Wahrheit mit wenig Mühe herausfinden wird.

Baron von Z* an den Grafen von W**.**
Erster Brief.

Wien, 17**.

Dank Ihnen, sehr verehrter Freund, daß Sie mir die Erlaubniß erteilt haben, auch abweisend den vertrauten Umgang mit Ihnen fortzusetzen, der während Ihres Hierseins meine beste Freude ansmachte. Hier, das wissen Sie, ist Niemand, gegen den ich es wagen dürfte, mich über gewisse Dinge herauszulassen. — Was Sie mir auch dagegen sagen mögen, dieses Volk ist mir verhaßt. Seitdem der Prinz Einer davon geworden ist, und seitdem vollends Sie uns entzissen sind, bin ich mitten in dieser vollstehenden Stadt verlassen. Z*** nimmt es leichter, und die Schönen in Venedig wissen ihm die Kränkungen vergessen zu machen, die er zu Hause mit mir theilen muß. Und was hätte er sich auch darüber zu grämen? Er sieht und verlangt in dem Prinzen nichts als einen Herrn, den er überall nützt — aber ich! Sie wissen, wie nahe ich das Wohl und Weh unsers Prinzen an meinem Herzen fühle, und wie sehr ich Ursache dazu habe. Sechzehn Jahre sind's, daß ich um seine Person lebe, daß ich nur für ihn lebe. Als ein neunjähriger Knabe kam ich in seine Dienste, und seit dieser Zeit hat mich kein Schicksal von ihm getrennt. Unter seinen Augen bin ich geworden; ein langer Umgang hat mich ihm zugebildet; alle seine großen und kleinen Abenteuer hab' ich mit ihm bestanden. Ich lebe in seiner Glückseligkeit. Bis auf dieses unglückliche Jahr hab' ich nur meinen Freund, meinen ältern Bruder in ihm gesehen; wie in einem heitern Sonnenschein hab' ich in seinen Augen gelebt — seine Wolke trübte mein Glück, und alles Dies soll mir nun in diesem unseligen Venedig zu Trümmern gehen!

Seitdem Sie von uns sind, hat sich Allerlei bei uns verändert. Der Prinz von *** ist vorige Woche mit einer zahlreichen und glänzenden Suite hier angelangt und hat unsern Virel ein neues tumultuarisches Leben gegeben. Da er uns unser Prinz so nahe verwandt sind und jetzt auf einem ziemlich guten Fuß zusammen stehen, so werden sie sich während seines hiesigen Aufenthalts, der, wie ich höre, bis zum Himmelfahrtsfest dauern soll, wenig von einander trennen. Der Anfang ist schon bestands gemacht; seit zehn Tagen ist der Prinz kaum zu Hause gekommen. Der Prinz von *** hat es gleich sehr hoch angefangen, und Das mochte er immer, da er sich bald wieder entfernt; aber das Schlimme dabei ist, er hat unsern Prinzen damit angeekelt, weil er sich nicht wohl davon ausschließen konnte und bei dem besondern Verhältnisse, das zwischen beiden Häusern obwaltet, dem bestreiten Range des seinigen hier etwas schuldig zu seyn glaukte. Dazu kommt, daß in wenigen Wochen auch unser Abschied von Venedig herannahet, wodurch er ohnehin überhoben wird, diesen außerordentlichen Aufwand in die Länge fortzuführen.

Der Prinz von *** wie man sagt, ist in Geschäften des *** Ordens hier, wobei er sich einbildet eine wichtige Rolle zu spielen. Daß er von allen Bekanntschaften unsers Prinzen sogleich Weisß genommen haben werde, können Sie sich leicht einbilden. In den Ducatauro besonders ist er mit Pomp eingeführt worden, da es ihm seit einiger Zeit beliebt hat, den wüthigen Kopf und den starken Geist zu spielen, wie er sich denn auch in seinen Correspondenzen, deren er in allen Weltgegenden unterhält, nur den Prince philosophe nennen läßt. Ich weiß nicht, ob Sie je das Glück gehabt haben, ihn zu sehen. Ein vielversprechendes Aeußere, beschäftigte Augen, eine Milde voll Kunstverständigkeit, viel Prunk von Lecture, viel erworbene Natur (vergönnen Sie mir dieses Wort) und eine fürstliche Herablassung zu Menschengefühlen, dabei eine heroische Zuversicht auf sich selbst und eine Alles niederstreichende Vereinfachtheit. Wer könnte, bei so glänzenden Eigenschaften, einer K. K. seine Huldigung verweigern? Wie indessen der stille, wortarme und gründliche Werth unsers Prinzen neben dieser schreienden Vortrefflichkeit auskommen wird, muß der Ausgang lehren.

In unserer Einrichtung sind seit der Zeit viele und große Veränderungen geschehen. Wir haben ein neues prächtiges Haus, der neuen Procuratie gegenüber, bezogen, weil es dem Prinzen im Wohnen zu eng wurde. Unsere Suite hat sich um zwölf Köpfe vermehrt, Pagen, Mohren, Heidenen u. dgl. m. — Alles geht jetzt ins Große. Sie haben während Ihres Hierseins über Aufwand geklagt — jetzt sollten Sie erst sehen!

Unsere innern Verhältnisse sind noch die alten — außer daß der Prinz, der durch Ihre Gegenwart nicht mehr in Schranken gehalten wird, wo möglich noch einwilliger und freistiger gegen uns geworden ist, und daß wir ihn jetzt, außer dem Aus- und Ankleiden, wenig haben. Unter dem Vorwande, daß wir das Französische schlecht und das Italienische gar nicht reden, weiß er uns von seinen mehrten Gesellschaften auszuschießen, weodurch er mir für meine Person eben keine große Kränkung antbut; aber ich glaube, das Wahre davon einzusehen: er schämt sich unser — und Das schmerzt mich, Das haben wir nicht verdient.

Von unsern Leuten (weil Sie doch alle Kleinigkeiten wissen wollen) bedient er sich jetzt fast ganz allein des Bionello, den er, wie Sie wissen, nach Entweichung unsers Jägers in seine Dienste nahm, und der ihm jetzt, bei dieser neuen Lebensart, ganz unentbehrlich geworden ist. Der Mensch kennt Alles in Venedig, und Alles weiß er zu gebrauchen. Es ist nicht anders, als wenn er tausend Augen hätte: tausend Hände in Bewegung setzen könnte. Er bewerkstelligt Alles mit Hilfe der Bionellos, sagt er. Dem Prinzen kommt er dadurch ungemein zu Statten, daher ihn vorläufig mit allen neuen Gesichtern bekannt macht, die diesem in seinen Gesellschaften vorkommen, und die zu seinen Notizen, die er gibt, hat der Prinz immer richtig bei den. Dabei spricht und schreibt er das Italienische und das Französische vortrefflich, weodurch er sich auch bereits zum Secretair des Prinzen aufgeschwungen hat. Ein Zug von uneigennütziger Treue muß ich Ihnen doch erzählen, der bei einem Menschen dieses Standes in der That selten ist. Neulich ließ ein angesehener Mann aus Rimini bei dem Prinzen um Gehör ansuchen. Der Gegenstand war eine sonderbare Beschwerde über Bionello. Der Procurator, sein voriger Herr, der ein wunderlicher Heiliger gewesen seyn mochte, hatte mit seinen Verwandten in unversöhnlicher Feindschaft gelebt, die ihn auch, wo möglich, noch überleben sollte. Sein ganzes ausschließendes Vertrauen hatte Bionello, bei dem er alle Geheimnisse niederzulegen pflegte; dieser mußte ihm noch am Todtbette angeloben, sie heilig zu bewahren und, zum Vortheil der Verwandten, niemals

Gebrauch davon zu machen; ein ansehnliches Legat sollte ihn für diese Verschwiegenheit belohnen. Als man sein Testament eröffnete und seine Papiere durchsuchte, fanden sich große Lücken und Verwirrungen, worüber Biondello allein den Aufschluß geben konnte. Dieser leugnete hartnäckig, daß er etwas wisse, ließ den Erben das sehr beträchtliche Legat und behielt seine Geheimnisse. Große Erbietungen wurden ihm von Seiten der Verwandten gethan, aber alle vergeblich; endlich, um ihrem Bdrängen zu entgehen, weil sie drohten, ihn rechtlich zu belangen, begab er sich bei dem Prinzen in Dienste. An diesen wandte sich nun der Hauptide, dieser Kaufmann, und that noch größere Erbietungen, als die schon geschehen waren, wenn Biondello seinen Sinn ändern wollte. Aber auch die Ausrufung des Prinzen war umsonst. Diesem gestand er zwar, daß ihm wirklich dergleichen Geheimnisse anvertraut wären; er leugnete auch nicht, daß der Verstorbene ihm Haffe gegen seine Familie vielleicht zu weit gegangen sey; aber, setzte er hinzu, er war mein guter Herr und mein Wohltäter, und im festen Vertrauen auf meine Redlichkeit starb er hin. Ich war der einzige Freund, den er auf der Welt verließ — um so weniger darf ich seine einzige Hoffnung hintergehen. Zugleich ließ er merken, daß diese Gröffnungen dem Andenken seines verstorbenen Herrn nicht sehr zur Ehre gereichen dürften. Ist Das nicht fein gedacht und edel? Auch können Sie leicht denken, daß der Prinz nicht sehr darauf beharrte, ihn in einer so löblichen Gesinnung wandeln zu machen. Diese seltene Treue, die er gegen einen Toten bewies, hat ihm einen Lebenden gewonnen!

Leben Sie glücklich — lieber Freund. Wie sehr ich mich nach dem stillen Leben zurück, in welchem Sie uns hier fanden, und wofür Sie uns so angenehm entschädigten! Ich fürchte, meine guten Zeiten in Venedig sind vorbei, und Gewinn genug, wenn von dem Prinzen nicht das Nämliche wahr ist. Das Clement, worin er jetzt lebt, ist dasjenige nicht, worin er in die Känge glücklich seyn kann, oder eine sechszehnjährige Erfahrung müßte mich betrogen.

Baron von F** an den Grafen von C**.

Zweiter Brief.

18. Mai.

Hätt' ich doch nicht gedacht, daß unser Aufenthalt in Venedig noch zu irgend etwas gut seyn würde! Er hat einem Menschen das Leben gerettet, ich bin mit ihm ausgesöhnt.

Der Prinz ließ sich neulich, bei später Nacht, aus dem Bucentauro nach Hause tragen; zwei Bediente, unter denen Biondello war, begleiteten ihn. Ich weiß nicht, wie es quacht, die Sänfte, die man in der Eile aufgerafft hatte, geht entzwei, und der Prinz stieß sich genöthigt, den Rest des Weges zu Fuß zu machen. Biondello geht voran, der Weg führte durch einige dunkle, abgelegene Straßen, und, da es nicht weit mehr von Tages Anbruch war, so brannten die Lampen dunkel oder waren schon ausgegangen. Eine Viertelstunde mochte man gegangen seyn, als Biondello die Entdeckung machte, daß er verirrt sey. Die Neugierde der Bräuten hatte ihn getäuscht, und, anstatt in St. Markus überzuiegen, befand man sich im Schloß von Castello. Es war in einer der abgelegenen Gassen, und nichts Lebendes weit und breit, man mußte umkehren, um sich in einer Hauptstraße zu orientiren. Sie sind nur wenige Schritte gegangen, als nicht weit von ihnen in einer Gasse ein Mordgeschrei erschallt. Der Prinz, unbewaffnet, wie er war, reißt einem Bedienten den Stock aus den Händen und mit dem entschlossenen Muth, den Sie an ihm kennen, nach der Gegend zu, woher diese Stimme erschallte. Drei fürchterliche Kerle sind eben im Begriff,

einen Vierten niederzustößen, der sich mit seinem Begleiter nur noch schwach vertheidigt; der Prinz erscheint noch eben zu rechter Zeit, um den tödtlichen Stich zu hindern. Sein und der Bedienten Ruin bestürzt die Mörder, die sich an einem so abgelegenen Orte auf seine Ueberraschung versehen hatten, daß sie nach einigen leichten Dolchstichen von ihrem Manne ablassen und die Flucht ergreifen. Halb ohnmächtig und vom Mingen erschöpft, sinkt der Verwundete in den Arm des Prinzen; sein Begleiter entdeckt diesem, daß er den Marsche von Civitella, den Knechten des Cardinals A**, gerettet habe. Da der Marsche viel Blut verlor, so machte Biondello, so gut er konnte, in der Eile den Wundarzt, und der Prinz trug Sorge, daß er nach dem Palaste seines Theims geschickt wurde, der am Nächsten gelegen war, und wohin er ihn selbst begleitete. Hier verließ er ihn in der Stille, und ohne sich zu erkennen gegeben zu haben.

Aber durch einen Bedienten, der Biondello erkannt hatte, ward er verrathen. Gleich den folgenden Morgen erschien der Cardinal, eine alte Bekanntschaft aus dem Bucentauro. Der Besuch dauerte eine Stunde, der Cardinal war in großer Bewegung, als sie herauskamen, Thränen standen in seinen Augen, auch der Prinz war gerührt. Noch am denselben Abend wurde bei dem Kranken ein Besuch abgewartet, von dem der Wundarzt übrigens das Beste versichert. Der Mantel, in den er gehüllt war, hatte die Stöße unthätig gemacht und ihre Stärke gebrochen. Seit diesem Vorfalle verrieth kein Tag, an welchem der Prinz nicht im Hause des Cardinals Besuche gegeben oder empfangen hatte, und eine starke Freundschaft sang an sich zwischen ihm und diesem Hause zu bilden.

Der Cardinal ist ein ehrwürdiger Sechziger, majestätisch von Ansehen, voll Heiterkeit und frischer Gesinnung. Man hält ihn für einen der reichsten Palatinen im ganzen Gebiete der Republik. Sein unvermuthliches Vermögen soll er noch sehr jugendlich verwalten und bei einer vernünftigen Sparsamkeit seine Weltfreude verschmähen. Dieser Neffe ist sein einziger Erbe, der aber mit seinem Theil nicht immer zu besten Vornehmen stehen soll. So wenig der Alte ein Jemand des Vermögens ist, so soll doch die Ausübung des Neffen auch die bestie Toleranz erköpfen. Seine freien Meinungsäußerungen und seine ungelohnte Treueart, ungeschlicherweise durch Alles unterfugt, was Kaiser schmunden und die Einkünften bürsten kann, machen ihn zum Schrecken aller Väter und zum Muth aller Ohnmäher; auch diesen letzten Muth will er sich, wie man laut behauptet, durch eine Intrigue zugeeignet haben, die er mit der Gestalt des A**den Verstandes angenommen hatte: anderer schlimmen Handel nicht zu gedenken, weraus ihn das Ansehen und das Geld des Cardinals nur mit Mühe hat retten können. Dieses abgerechnet, wäre Vetterer der beneidestte Mann in ganz Italien, weil er Alles befigt, was das Leben wünschenswürdig machen kann. Mit diesem einzigen Familienleiden nimmt das Glück alle seine Waben zurück und verfällt ihm den Genuß seines Vermögens durch die immerwährende Durd, seinen Erben dazu zu finden.

Alle diese Nachrichten habe ich von Biondello. In diesem Menschen hat der Prinz einen wahren Schatz erhalten. Mit jedem Tage macht er sich unentbehrlicher, mit jedem Tage entdecken wir irgend ein neues Talent an ihm. Neulich hatte sich der Prinz erbtzt und konnte nicht einschlafen. Das Nachtlidht war ausgelöscht, und kein Klingeln konnte den Kammerdiener erwecken, der außer dem Hause bei einer Dvartium schlafen gegangen war. Der Prinz entließ sich selbst, selbst aufzustehen, um einen seiner Kente zu erröten. Erst nach nicht weit gegangen, als ihm von ferne eine liebliche Musik entgegen schallt. Er geht, wie bezaubert, dem Schalle nach und findet Biondello auf seinem Zimmer, auf der Stute blasend, seine

Camoraden um ihn her. Er will seinen Augen, seinen Ohren nicht trauen und besticht ihn fortzufahren. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit extemporirt dieser nun daselbe schmelzende Madrigal mit den glücklichsten Variationen und allen Feinheiten eines Virtuosen. Der Prinz, der ein Kenner ist, wie Sie wissen, behauptet, daß er sich getrost in der besten Capelle hören lassen dürfte.

„Ich muß diesen Menschen entlassen,“ sagte er mir den Morgen darauf: „ich bin unvernünftig, ihn nach Verdienst zu belohnen.“ Biordello, der diese Worte aufgefangen hatte, trat herzu. „Gnädigster Herr,“ sagte er, „wenn Sie Das thun, so rauben Sie mir meine beste Belohnung.“

„Du bist zu etwas Besserm bestimmt, als zu dienen,“ sagte mein Herr. „Ich darf dir nicht vor deinem Glücke seyn.“

„Dringen Sie mir doch kein anderes Glück auf, gnädigster Herr, als das ich mir selbst gewählt habe.“

„Und ein solches Talent zu vernachlässigen — Nein! ich darf es nicht zugeben.“

„So erlauben Sie mir, gnädigster Herr, daß ich es zuweilen in Ihrer Gegenwart über.“

Und dann wurden auch sogleich die Anstalten getroffen. Biordello erhielt ein Zimmer unächst am Schlafgemach seines Herrn, wo er ihn mit Musik in den Schimmer wiegen und mit Musik daraus erwecken kann. Seinen Gehalt wollte der Prinz verdoppeln, welches er aber verbat, mit der Erklärung: der Prinz möchte ihm erlauben, diese ungedachte Gnade als ein Capital bei ihm zu deponiren, welches er vielleicht in kurzer Zeit nöthig haben würde zu erheben. Der Prinz erwartet nunmehr, daß er nächstens kommen werde, um etwas zu bitten; und, was es auch seyn möge, es ist ihm am Voraus gewährt. Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich erwarte mit Ungeduld Nachrichten aus R***n.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Dritter Brief.

4 3-4

Der Marschese von Civitella, der von seinen Wunden nun ganz wieder hergestellt ist, hat sich vorige Woche durch seinen Onkel, den Cardinal, bei dem Prinzen eingeführt lassen, und seit diesem Tage folgt er ihm, wie sein Schatten. Von diesem Marschese hat nur Biordello noch nicht die Wahrheit gesagt, wenigstens hat er sie weit übertrieben. Ein sehr lebenswürdiger Mensch von Ansehen und unwiderstehlich im Umgange. Es ist nicht möglich, ihm gram zu seyn, der erste Anblick hat mich erobert. Denken Sie sich die beraubernde Figur, mit Würde und Anmuth getragen, ein Gesicht voll Geist und Seele, eine offene einladende Miene, einen einschmelzenden Ton der Stimme, die flüsternde Verstecktheit, die blühendste Jugend, mit allen Grazien der feinsten Erziehung vereinigt. Er hat gar nichts von dem geringschätzigen Stolz, von der feierlichen Steifheit, die uns an den übrigen Nobili so unerträglich fällt. Alles an ihm athmet jugendliche Arochtheit, Wohlwollen, Wärme des Gefühls. Seine Ausdrucksweisen, auch man mir weit übertrieben haben: „Ich sah ich ein vollkommeneres, schöneres Bild der Güte. Wenn er so schön ist, als mir Biordello sagt, so ist es eine Lüge, der kein Mensch widerstehen kann.“

Oegen mich war er gleich sehr offen. Er stand mir mit der angenehmen Treuebereitschaft, daß er nicht am Besten bei seinem Onkel angeschrieben stehe und es auch wohl nicht haben möge. Er sey aber ernstlich entschlossen, sich zu bessern, und das Verdienst davon würde ganz dem Prinzen anfallen. Zugleich hoffe er, durch diesen mit seinem Onkel wieder ausgesöhnt zu werden, weil der Prinz Alles bei dem Cardinal vermöge. Es habe

ihm bis jetzt nur an einem Freunde und Führer gefehlt, und Beides hoffe er sich in dem Prinzen zu erwerben.

Der Prinz bedient sich auch aller Rechte eines Führers gegen ihn und behandelt ihn mit der Wachsamkeit und Strenge eines Mentors. Aber eben dieses Verhältniß gibt auch ihm gewisse Rechte an den Prinzen, die er sehr gut geltend zu machen weiß. Er kommt ihm nicht mehr von der Seite, er ist bei allen Partien, an denen der Prinz Theil nimmt: für den Vucentauro ist er — und Das ist sein Glück! bis jetzt nur zu jung gewesen. Ueberall, wo er sich mit dem Prinzen einfindet, entführt er diesen der Gesellschaft durch die seine Art, womit er ihn zu beschäftigen und auf sich zu ziehen weiß. Niemand, sagen Sie, habe ihn bändigen können, und der Prinz verdiene eine Legende, wenn ihm dieses Meisterwerk aufbehalten sey. Ich fürchte aber sehr, das Blatt möchte sich vielmehr wenden, und der Führer bei seinem Jüngling in die Schule gehen, wozu sich auch bereits alle Umstände anzuzeigen scheinen.

Der Prinz von *** ist nun abgereist, und zu unserm allerseitigen Vergnügen, auch meinen Herrn nicht angenommen. Was ich voraus gesagt habe, liebster S**, ist auch richtig eingetroffen. Bei so entgegengegesetzten Charakteren, bei so unvermeidlichen Collisionen konnte dieses gute Vernehmen auf die Dauer nicht bestehen. Der Prinz von *** war nicht lange in Venedig, so entstand ein beneidliches Schisma in der virtuellen Welt, das unsern Prinzen in Gefahr setzte, die Hälfte seiner bisherigen Bewunderer zu verlieren. Wo er sich nur sehen ließ, fand er diesen Nebenbuhler in seinem Wege, der gerade die gehörige Dosis Heiner Nist und selbstgehaltener Gütlichkeit besaß, um jeden noch so kleinen Vortheil geltend zu machen, den ihm der Prinz über sich gab. Weil ihm ungleich alle heimliche Manipulationen zu Gebote standen, deren Gebrauch dem Prinzen ein edles Selbstgefühl unterlagte, so konnte es nicht fehlen, daß er nicht in kurzer Zeit die Schwachköpfe auf seiner Seite hatte und an der Spitze einer Partie prangte, die seiner würdig war. Das Vermittelte wäre freilich wohl gewesen, mit einem Oequer dieser Art sich in gar keinen Wettbewerb einzulassen, und einige Monate früher wäre Dies gewiß die Partie gewesen, welche der Prinz gewonnen hätte. Jetzt aber war er schon zu weit in den Streit gerathen, um das Unerlöschliche wieder erreichen zu können. Diese Kistigkeiten hatten, wenn auch nur spärlich die Umstände, einen gewissen Werth bei ihm erlangt, nur, hatte er sie auch wirklich erachtet, so erlaubte ihm kein Stolz nicht, ihnen in einem Zeitpunkte zu entsagen, wo sein Nachgeben weniger für einen freiwilligen Entschluß, als für ein Geständniß seiner Niederlage würde gegolten haben. Das unglückliche Hin- und Wiederbringen von Kistigkeiten, Schneidender Reden von beiden Seiten kam dazu, und der Geist von Rivalität, der seine Anhängerschaftigte, hatte auch ihn ergriffen. Um also seine Größe zu bewahren und sich auf dem schmerzlichen Flecke zu erhalten, den ihm die Meinung der Welt einmal angedreht hatte, glaubte er die Gelegenheiten häufen zu mühen, wo er glänzen und verbinden konnte, und Dies konnte nur durch einen fürstlichen Aufwand erreicht werden: daher ewige Feste und Melage, kostbare Genüsse, Präfate und hebes Spiel. Und, weil sich diese selbstsüchtige Hoferei bald auch der beiderseitigen Zute und Dienerschaft mittheilte, die, wie Sie wissen, über den Anseh der Ehre noch weit wachsammer zu halten pflegt, als über die Heirath, so mußte er dem guten Willen seiner Leute durch seine Dreizeigigkeit zu Hülfe kommen. Eine ganze

Das Parte Weib, welches sich der Baron von F*** an den Grafen von O** angeschlossen hatte, einen großen Theil der Zeit, die das Glück hat, diesen Prinzen zu überleben, haben und es dem jungen Prinzen die Weisheit zu gute halten.
Nun, das

lange Kette von Armseligkeiten, Alles unvermeidliche Folgen einer einzigen ziemlich verzeihlichen Schwachheit, von der sich der Prinz in einem unglücklichen Augenblick überheulichen ließ!

Den Nebenbuhler sind wir zwar nun los; aber, was er verbrochen hat, ist nicht so leicht wieder gut zu machen. Des Prinzen Schatulle ist erschöpft; was er durch eine weise Oekonomie seit Jahren erspart hat, ist dahin; wir müssen eilen, aus Venedig zu kommen, wenn er sich nicht in Schulden stürzen soll, wovon er sich bis jetzt auf das Sorgfältigste gehütet hat. Die Abreise ist auch fest beschlossene, sobald nur erst frischer Wechsel da sind.

Wüsste indess aller dieser Aufwand gemacht sein, wenn mein Herr nur eine einzige Freude dabei gewonnen hätte! Aber nie war er weniger glücklich, als jetzt! Er fühlt, daß er nicht ist, was er sonst war — er sucht sich selbst — er ist unzufrieden mit sich selbst und stürzt sich in neue Zerstreuungen, um den Folgen der alten zu entfliehen. Eine neue Bekanntschaft folgt auf die andere, die ihn immer tiefer hinein reißt. Ich sehe nicht, wie Das noch werden soll. Wir müssen fort — hier ist keine andere Rettung — wir müssen fort aus Venedig.

Aber, liebster Freund, noch immer keine Zeile von Ihnen! Wie muß ich dieses lange hartnäckige Schweigen mir erklären?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Vierter Brief.

12 JUNE.

Haben Sie Dank, liebster Freund, für das Zeichen Ihres Andenkens, das mir der junge V***hl von Ihnen überbrachte. Aber was sprechen Sie darin von Briefen, die ich erhalten haben soll? Ich habe keinen Brief von Ihnen erhalten, nicht eine Zeile. Welchen weiten Umweg müssen die genommen haben! Künftig, liebster O**, wenn Sie mich mit Briefen beehren, senden Sie solche über Trient und unter der Adresse meines Herrn.

Endlich haben wir den Schritt doch thun müssen, liebster Freund, den wir bis jetzt so glücklich vermeiden haben. — Die Wechsel sind ausgeblieben, jetzt in diesem dringenden Bedürfnisse zum ersten Male ausgeblieben, und wir waren in die Nothwendigkeit gesetzt, unsere Zuflucht zu einem Wucherer zu nehmen, weil der Prinz das Geheimniß gern etwas theurer bezahlt. Das Schlimmste an diesem unangenehmen Vorfall ist, daß er unsere Abreise verzögert.

Bei dieser Gelegenheit kam es zu einigen Erläuterungen zwischen mir und dem Prinzen. Das ganze Gespräch war durch Diambello's Hände gegangen, und der Obrer war da, ob ich etwas davon ahnete. Den Prinzen zu dieser Extremität gebracht zu sehen, preßte mir das Herz, und machte alle Erinnerungen der Vergangenheit, alle Schrecken für die Zukunft in mir lebendig, daß ich freilich etwas grämlich und düster ausgesehen haben mochte, als der Wucherer hinaus war. Der Prinz, den der vorübergehende Auftritt ebenhin sehr reich gemacht hatte, ging mit Muth im Zimmer auf und nieder, die Rollen lagen noch auf dem Tische, ich stand am Fenster und beschäftigte mich, die Schreiben in der Procuratie zu zählen; es war eine lange Stille, endlich brach er los.

„B***!“ rief er an: „Ich kann keine finstere Gesichter um mich leiden.“

Ich schwieg.

„Warum antworten Sie mir nicht? — Ach! ich nicht, daß es Ihnen das Herz abrücken will, Ihren Verdruss anzugießen? und ich will haben, daß Sie reden. Sie dürften sonst Wunder glauben, was für weise Dinge sie verschwiegen.“

Wenn ich finstler bin, gnädigster Herr, sagte ich, so ist es nur, weil ich Sie nicht heiter sehe.

„Ich weiß,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen nicht recht bin — schon seit geraumer Zeit — daß alle meine Schritte mißbilligt werden — daß — Was schreibt der Graf von O**?“

Der Graf von O** hat mir nichts geschrieben.

„Nichts? Warum wollen Sie es leugnen? Sie haben Herzensergießungen zusammen — Sie und der Graf. Ich weiß es recht gut. Aber gestehen Sie mir's immer. Ich werde mich nicht in Ihre Geheimnisse einmischen.“

Der Graf von O**, sagte ich, hat mir von drei Briefen, die ich ihm schrieb, noch den ersten zu beantworten.

„Ich habe Unrecht gethan,“ fuhr er fort. „Nicht wahr?“ (eine Rolle ergreifend) „Ich hätte Das nicht thun sollen?“

Ich sehe wohl ein, daß Dies nothwendig war.

„Ich hätte mich nicht in die Nothwendigkeit setzen sollen?“

Ich schwieg.

„Freilich! Ich hätte mich mit meinen Wünschen nie über Das hinauswagen sollen und darüber zum Geisse werden, wie ich um Wanne geworden bin! Weil ich aus der traurigen Einsidrigkeit meines bisherigen Lebens einmal herausgehe und herumkucke, ob nicht irgend anderwärts eine Quelle des Genusses für mich springt — weil ich —“

Wenn es ein Versuch war, gnädigster Herr, dann hab' ich nichts mehr zu sagen — dann sind die Erfahrungen, die er Ihnen verbracht haben wird, noch mit dreimal so viel nicht in Ihnen erlöst. Es that mir weh, ich gestehe es, daß die Meinung der Welt über eine Frage, wie Sie glücklich seyn sollen, zu entscheiden haben sollte.

„Wehl Ihnen, daß Sie verachten können die Meinung der Welt! Ich bin ihr Geckköp, ich muß ihr Sklave seyn. Was sind wir Anderes, als Meinung? Alles an uns hängen ist Meinung. Die Meinung ist unsere Anne und Gräberin in der Kindheit, unsere Geistesgeheim nur Gelechte in männlichen Jahren, unsere Kränze im Alter. Nehmen Sie uns, was wir von der Meinung haben, und der Schicksale aus den unteren Klassen ist besser daran, als wir, denn sein Schicksal hat ihm doch eine Philosophie seines Schicksals geschaffen. Ein Büß, der die Meinung verachtet, hebt sich selbst auf, wie der Priester, der das Daseyn eines Gottes leugnet.“

Und dennoch, gnädigster Prinz —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Ich kann den Kreis überschreiten, den meine Geburt um mich gezogen hat — aber kann ich auch alle Wabubegiffe aus meinen Gedächtnisse herausreißten, die Erziehung und frühe Gewohnheit darcin geslanat, und hunderttausend Thoren von euch immer fester und fester darin gegründet haben? Jeder will doch gern ganz seyn, was er ist, und unsere Gristenz ist nun einmal, glücklich seyn. Weil wir es nicht seyn können auf eure Weise, sollen wir es darum gar nicht seyn? Wenn wir die Freude aus ihrem reinen Quell unmittelbar nicht mehr schöpfen dürfen, sollen wir uns auch nicht mit einem künstlichen Genusse hintergehen, nicht von eben der Hand, die uns beraubte, eine schwache Entschädigung empfangen dürfen?“

Sonst fanden Sie diese in Ihrem Herzen.

„Wenn ich sie nun nicht mehr darin finde? — O, nie kommen wir darauf? Warum mußten Sie diese Erinnerungen in mir aufwecken? — Wenn ich nun

Der Geisterscher.

genüßreichen Anblick gegeben hat. Wir hätten so viele Stunden als Minuten gebraucht, um eine Composition von hundert und zwanzig Figuren zu umfassen, die über dreißig Fuß in der Breite hat. Welches menschliche Auge kann ein so zusammengefügtes Ganze erreichen und die ganze Schönheit, die der Künstler darin verschwendet hat, in einem Eindruck genießen! Schade ist es indessen, daß ein Werk von diesem Gehalte, das an einem öffentlichen Orte glänzen und von Tausenden genossen werden sollte, keine bessere Bestimmung hat, als eine Anzahl Bücher in ihrem Refectorium zu vergnügen. Auch die Kirche dieses Klosters verdient nicht weniger gesehen zu werden. Sie ist eine der schönsten in dieser Stadt.

Gegen Abend ließen wir uns in die Studecca überfahren, um dort in den reizenden Gärten einen schönen Abend zu verleben. Die Gesellschaft, die nicht sehr groß war, zerstreute sich bald, und mich zog Civitella, der schon den ganzen Tag über Gelegenheit gesucht hatte, mich zu sprechen, mit sich in eine Boetage.

„Sie sind der Freund des Prinzen,“ fing er an, „vor dem er keine Geheimnisse zu haben pflegt, wie ich von sehr guter Hand weiß. Als ich heute in sein Hotel trat, kam ein Mann heraus, dessen Gewerbe mir bekannt ist — und auf des Prinzen Stirn standen Wollen, als ich zu ihm hereintrat.“ — Ich wollte ihn unterbrechen — „Sie können es nicht leugnen,“ fuhr er fort, „ich kannte meinen Mann, ich hab' ihn sehr gut ins Auge gefaßt — und, wär' es möglich? der Prinz hätte Freunde in Venedig, Freunde, die ihm mit Muth und Leben verpflichtet sind, und sollte dahin gebracht sein, in einem dringenden Falle sich solcher Creaturen zu bedienen? Seyen Sie aufrichtig, Daren! — Ist der Prinz in Verlegenheit? — Sie bemühen sich umsonst, es zu verbergen. Was ich von Ihnen nicht erfahre, ist mir bei einem Manne gewiß, dem jedes Geheimniß feil ist.“

Herr Marchese —

„Verzeihen Sie. Ich muß lüthet sein, um nicht ein Undankbarer zu werden. Dem Prinzen dank' ich Leben und, was mir weit über das Leben geht, einen vernünftigen Gebrauch des Lebens. Ich sollte den Prinzen Schritte thun sehen, die ihm kosten, die unter seiner Würde sind? Es stünde in meiner Macht, sie ihm zu ersparen, und ich sollte mich leidend dabei verhalten?“

Der Prinz ist nicht in Verlegenheit, sagte ich. Einige Wechsel, die wir über Trient erwarteten, sind uns unvermuthet ausgeblieben. Zufällig ohne Zweifel — oder weil man, in Ungewissheit wegen seiner Abreise, noch eine nähere Weisung von ihm erwartete. Dies ist nun geschehen, und bis dahin —

Er schüttelte den Kopf. „Verkennen Sie meine Absicht nicht,“ sagte er. „Es kann hier nicht davon die Rede seyn, meine Verbindlichkeit gegen den Prinzen dadurch zu vermindern — würden alle Reichthümer meines Dufels dazu hinreichen? Die Rede ist davon, ihm einen einzigen unangenehmen Augenblick zu ersparen. Mein Oheim besitzt ein großes Vermögen, worüber ich so gut als über mein Eigenthum disponiren kann. Ein glücklicher Anfall führt mich der einzigen möglichen Fall entgegen, daß dem Prinzen von All. m., was in meiner Gewalt steht, etwas nützlich werden kann. Ich weiß,“ fuhr er fort, „was die Delicatesse dem Prinzen auslegt — aber sie ist auch gegenseitig — und es wäre großmüthig von dem Prinzen gehandelt, mir diese kleine Genugthuung zu gönnen, geschäh' es auch nur zum Scheine — um mir die Last von Verbindlichkeit, die mich niederdrückt, weniger fühlbar zu machen.“

Er ließ nicht nach, bis ich ihm versprochen hatte, mein Möglichstes dabei zu thun; ich kannte den Prinzen und hoffte darnum wenig. Alle Bedingungen wollte er sich von dem Letztern gefallen lassen, wiewohl er gestand, daß es ihn empfindlich kränken würde, wenn ihn der Prinz auf den Fuß eines Arzenden behandelte.

Wir hatten uns in der Hitze des Gesprächs weit von der übrigen Gesellschaft verloren und waren eben auf dem Rückwege, als B*** uns entgegen kam.

„Ich suche den Prinzen bei Ihnen — Ist er nicht hier?“

Oben wollen wir in ihm. Wir vermutheten, ihn bei der übrigen Gesellschaft zu finden —

„Die Gesellschaft ist beisammen, aber er ist nirgends anzutreffen. Ich weiß gar nicht, wie er uns aus den Augen gekommen ist.“

Hier erinnerte sich Civitella, daß ihm vielleicht eingefallen seyn könnte, die aufsteigende Kirche zu besuchen, auf die er ihn kurz vorher sehr aufmerksam gemacht hatte. Wir machten uns sogleich auf den Weg, ihn dort aufzusuchen. Schon von Weitem entdeckten wir Biondello, der am Eingang der Kirche wartete. Als wir näher kamen, trat der Prinz etwas häßig aus einer Seitenthür; sein Gesicht glühte, seine Augen suchten Biondello, den er herbeirief. Er schien ihm etwas sehr angelegentlich zu befehlen, wobei er immer die Augen auf die Thür richtete, die offen geblieben war. Biondello eilte schnell von ihm in die Kirche — der Prinz, ohne uns gewahr zu werden, drückte sich an uns vorbei, durch die Menge, und eilte zur Gesellschaft zurück, wo er noch vor uns anlangte.

Es wurde beschlossen, in einem offenen Pavillon dieses Gartens das Souper einzunehmen, wenn der Marchese ohne unser Wissen ein kleines Concert veranstaltet hatte, das ganz außerlesen war. Besonders ließ sich eine junge Sängerin dabei hören, die uns Alle durch ihre liebliche Stimme, wie durch ihre reizende Figur, entzückte. Auf den Prinzen schien nichts Eindruck zu machen; er sprach wenig und antwortete zerstückt; seine Augen waren unablässig nach der Gegend gefehrt, woher Biondello kommen mußte; eine große Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen. Civitella fragte, wie ihm die Kirche gefallen hätte: er wußte nichts davon zu sagen. Man sprach von einigen vorzüglichen Gemälden, die sie merkwürdig machten; er hatte kein Gemälde gesehen. Wir merkten, daß unsere Fragen ihn belästigten, und schwiegen. Eine Stunde verging nach der andern, und Biondello kam immer noch nicht. Des Prinzen Ungegend stieg aufs Höchste: er hob die Tafel frühzeitig auf und ging in einer abgelegenen Allee ganz allein mit starken Schritten auf und nieder. Niemand begriff, was ihm bezeugt seyn mochte. Ich wagte es nicht, ihn um die Ursache einer so seltsamen Veränderung zu befragen; es ist schon lange, daß ich mir die vorigen Veranlassungen nicht mehr bei ihm herausnehme. Mit desto mehr Ungegend erwartete ich Biondello's Zurückkunft, der mir dieses Räthsel aufklären sollte.

Es war nach zehn Uhr, als der wieder kam. Die Nachrichten, die er dem Prinzen mitbrachte, trugen nichts dazu bei, diesen gesprächiger zu machen. Wüßmüthig trat er zur Gesellschaft, die Gondel wurde bestellt, und bald darauf fuhren wir nach Hause.

Den ganzen Abend konnte ich keine Gelegenheit finden, Biondello zu sprechen: ich mußte mich also mit meiner unbefriedigten Neugierde schlafen legen. Der Prinz hatte uns frühzeitig entlassen; aber tausend Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, erbielten mich ununter. Lange hör' ich ihn über meinem Schlafzimmer auf- und niedergehen: endlich überwältigte mich der

Schlaf. Spät nach Mitternacht erweckte mich eine Stimme — eine Hand fuhr über mein Gesicht; wie ich aufsaß, war es der Prinz, der, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stand. Er könne nicht einschlafen, sagte er, und bat mich, ihm die Nacht verkürzen zu helfen. Ich wollte mich in meine Kleider werfen — er befahl mir, zu bleiben, und setzte sich zu mir vor das Bette.

„Es ist mir heute etwas vorgekommen,“ fing er an, „davan der Eindruck aus meinem Gemüthe nie mehr verlöschen wird. Ich ging von Ihnen, wie Sie wissen, in die *** Kirche, worauf mich Civitella neugierig gemacht, und die schon von ferne meine Augen auf sich gezogen hatte. Weil weder Sie, noch er mir gleich zur Hand waren, so machte ich die wenigen Schritte allein: Rondello ließ ich am Eingange auf mich warten. Die Kirche war ganz leer — eine schaufrühle Dunkelheit umfieng mich, als ich aus dem schwülen, blendenden Tageslicht hineintrat. Ich sah mich einsam in dem weiten Gewölbe, worin eine feierliche Grabhülle herrschte. Ich stellte mich in die Mitte des Doms und überließ mich der ganzen Fülle dieses Eindrucks; allmählich traten die großen Verhältnisse dieses majestätischen Baues meinen Augen bemerkbarer hervor, ich verlor mich in erhabener ergöggender Betrachtung. Die Abendglocke tönte über mir, ihr Ton verklang laut in diesem Gewölbe, wie in meiner Seele. Einige Altarstücke hatten von Weitem meine Aufmerksamkeit erweckt: ich trat näher, sie zu betrachten; unversehens hatte ich diese ganze Seite der Kirche bis zum entgegenstehenden Ende durchwandert. Hier leuchtete man am einen Pfeiler einige Treppen hinauf in eine Nebencapelle, worin mehrere kleinere Altäre und Statuen von Heiligen in Nischen angebracht stoben. Wie ich in die Capelle zur Rechten hineinträte — höre ich nahe an mir ein lautes Weinen, wie wenn Jemand leise spricht — ich wende mich nach dem Tone, und — zwei Schritte von mir hält mir eine weibliche Gestalt in die Augen — — Mein! ich kann sie nicht nachschätern, diese Gestalt! — Schreden war meine erste Gemüthsart, die aber bald dem süßesten Ginsten einen Platz machte.“

Nur diese Gestalt, gnädiger Herr? — Wissen Sie auch gewiß, daß sie etwas Lebendiges war, etwas Wirkliches, kein bloßes Gemälde, kein Gesicht Ihrer Phantasie?

„Hören Sie weiter — Es war eine Dame — nein! Ich hatte bis auf diesen Augenblick dies Geschlecht nicht gesehen! — Alles war eüster rings herum, nur durch ein einziges Fenster fiel der untergehende Tag in die Capelle, die Sonne war nirgends mehr, als auf dieser Gestalt. Mit unaussprechlicher Anmuth — halb knieend, halb liegend — war sie vor einem Altar hingekniet — der gewagteste, hellste, gelungenste Umriß, einzig und unnachahmlich, die schönste Linie in der Natur. In schwarzen Weir war sie gekleidet, der sich swamm um den reizendsten Leib, um die niedrigsten Arme schloß und in weiten Falten, wie eine spanische Aube, um sie breitete; ihr langes, lichtblaus Haar, in zwei breite Flechten geschlungen, die zu ihrer Schwere losgegangen und unter dem Schleiher hervorgedrungen waren, floß in reizender Unordnung weit über den Rücken hinab — eine Hand lag an dem Gemaure, und sanft hinabsinkend ruhte sie auf der andern. Aber wo stund ich Worte, Jemand das himmlische Angesicht zu beschreiben, wo eine Engelgestalt, wie aus ihrem Abreissbilde, wo eine Hülle ihrer Reize ausbreitete? Die Abendsee spielte darauf, und ihr lustiges Gold schien es mit einer künstlichen Glorie zu umgeben. Können Sie sich der Mad. und unser Florentiner zurückrufen?

— Hier war sie ganz, ganz bis auf die unregelmäßigen Eigenheiten, die ich an jenem Wibe so ausziehend, so unwiderstehlich fand.“

Mit der Madonna, wovon der Prinz hier spricht, verhält es sich so. Kurz, nachdem Sie abgereist waren, lernte er einen florentinischen Maler hier kennen, der nach Venedig berufen worden war, um für eine Kirche, deren ich mich nicht mehr entsinne, ein Altarblatt zu malen. Er hatte drei andere Gemälde mitgebracht, die er für die Galerie im Cornarischen Palaste bestimmt hatte. Die Gemälde waren eine Madonna, eine Heilige und eine fast ganz unbekleidete Venus — alle drei von ausnehmender Schönheit und, bei der höchsten Verschiedenheit, am Werthe einander so gleich, daß es beinahe unmöglich war, sich für eins von den dreien abschließend zu entscheiden. Nur der Prinz blieb nicht einen Augenblick unschlüssig: man hatte sie kaum vor ihm ausgestellt, als das Madonnabild seine ganze Aufmerksamkeit an sich zog; in den beiden übrigen wurde das Genie des Künstlers bewundert, bei diesem vergaß er den Künstler und seine Kunst, um ganz im Anschauen seines Werks zu leben. Er war ganz wunderbar davon gerührt; er konnte sich von dem Stücke kaum losreißen. Der Künstler, dem man wohl ansah, daß er das Urtheil des Prinzen im Herzen bekräftigte, hatte den Eigensinn, die drei Stücke nicht trennen zu wollen, und forderte fünfzehnhundert Zechinen für alle. Die Hälfte bot ihm der Prinz für dieses einzige an — der Künstler bestand auf seiner Forderung, und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn sich nicht ein entsetzlicher Käufer gemeldet hätte. Zwei Stunden darauf waren alle drei Stücke weg; wir haben sie nicht mehr gesehen. Dieses Gemälde kam dem Prinzen jetzt in Erinnerung.

„Ich stand,“ fuhr er fort, „ich stand in ihrem Blick reizen. Sie bemerkte mich nicht, sie ließ sich durch meine Tarnschürm nicht stören, so ganz war sie in ihrer Andacht vertieft. Sie betete in ihrer Welt fort, und ich betete zu ihr — ja, ich betete sie an. Alle diese Bilder der Heiligen, diese Altäre, die brennenden Kerzen hatten mich nicht davon entfernt, jetzt zum ersten Male ergriff mich's, als ob ich in einer Heilighalle wäre. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich glaubte in diesem Augenblicke lebhaft an Den, den ihre schöne Hand umfaßt hielt. Ich las ja seine Antwort in ihren Augen. Tauf ihrer reinenden Andacht! — machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch seine Himmel.“

„Sie stand auf, und jetzt erst kam ich wieder zu mir selbst. Mit schüchternem Bewirren wich ich auf die Seite; das Geräusch, das ich machte, entzückte mich. Die unversehene Nähe eines Mannes machte mich schrecken, meine Trübsal konnte sie belegen. Was von Verden war in dem Wibe, wenn sie mich ansah. Ruhe, unaussprechliche Ruhe war darin, und ein süßes Lächeln spielte um ihre Wangen. Sie kam aus ihrem Himmel — und ich war das erste glückliche Geschöpf, das sich ihrem Wohlwollen anbot. Sie schwebte noch auf der letzten Strophe des Gebets — sie hatte die Erde noch nicht berührt.“

„Ja ein: wenn die Capelle regte es sich auch. Eine ältere Dame war es, die dicht hinter mir von einem Stuhle aufstand. Ich hatte sie bis jetzt nicht wahrgenommen. Sie war nur wenige Schritte von mir, sie hatte alle meine Bewegungen gesehen. Das bestätigte mich — ich schlug die Augen zu Boden, und man riefte an mir vorüber.“

Über das Letzte glaubte ich den Prinzen beruhigen zu können.

„Eonderbar!“ fuhr der Prinz nach einem tiefen Stillschweigen fort. „Kann man etwas nie gekannt, nie gemißt haben und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freunden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich Das sah, seitdem dieses Wild hier wohnt — dieses lebendige mächtige Gefühl in mir: du kannst nichts mehr lieben, als Das, und in dieser Welt wird nichts mehr auf dich wirken!“

Denken Sie nach, gnädigster Herr, in welcher reizbaren Stimmung Sie waren, als diese Erscheinung Sie überraschte, und wie Vieles zusammen kam, Ihre Erbildungskraft zu spannen. Aus dem hellen, blendenden Tageslichte, aus dem Gewühle der Straße plötzlich in diese stille Dunkelheit versetzt — ganz den Empfindungen hingegeben, die, wie Sie selbst gestehen, die Stille, die Majestät dieses Orts in Ihnen rege machte — durch Betrachtung schöner Kunstwerke für Schönheit überhaupt empfänglicher gemacht — zugleich allein und einsam, Ihrer Meinung nach — und nun auf Einmal — in der Nähe von einer Wädchengestalt überrascht, wo Sie sich keines Zeugen verahnen — von einer Schönheit, wie ich Ihnen gern zugebe, die durch eine vortheilhafte Beleuchtung, eine glückliche Stellung, einen Ausruf begeisterter Anrache noch mehr erheben ward — was war natürlicher, als daß Ihre entzündete Phantasie sich etwas Idealisches, etwas Ueberschwengliches daraus zusammensetzte?

„Kann die Phantasie etwas geben, was sie nie empfangen hat? — und im ganzen Gebiete meiner Darstellung ist nichts, was ich mit diesem Wilde zusammenstellen könnte. Ganz und unverändert, wie im Augenblicke des Schauens, liegt es in meiner Erinnerung; ich habe nichts, als dieses Wild — aber Sie könnten mir eine Welt dafür bieten!“

Gnädigster Prinz, Das ist Liebe.

„Wußt es denn nothwendig ein Name seyn, unter welchem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher Andere hat gefühlt, was ich fühlte? Ein solches Wesen war noch nicht vorhanden, wie kann der Name früher da seyn, als die Empfindung? Es ist ein neues einziges Gefühl, neu entsprossen mit diesem neuen einzigen Wesen und für dieses Wesen nur möglich! — Liebe! Wer der Liebe bin ich sicher!“

Sie verschickten Viondello — ohne Zweifel, um die Spur Ihrer Unbekannten zu verfolgen, um Erkundigungen von ihr einzuziehen? Was für Nachrichten brachte er Ihnen zurück?

„Viondello hat nichts entdeckt — so viel als gar nichts. Er fand sie noch an der Kirchthür. Ein bejahrter, anständig gekleideter Mann, der eher einem hiesigen Bürger, als einem Bedienten gleich sah, erschien, sie nach der Gondel zu begleiten. Eine Anzahl Armer stellte sich in Reihen, wie sie vorüberging, und verließ sie mit sehr vergnügter Miene. Bei dieser Gelegenheit, sagt Viondello, wurde eine Hand sichtbar, woran einige kostbare Steine blitzten. Mit ihrer Begleiterin sprach sie Einiges, das Viondello nicht verstand; er behauptete, es sey griechisch gewesen. Da sie eine ziemliche Strecke nach dem Canale zu gehen hatten, so fing schon etwas Volk an, sich zu sammeln; das Außersordentliche des Blicks brachte alle Vorübergehende zum Stehen. Niemand kannte sie — aber die Schönheit ist eine geboren Königin. Was machte ihr ehrerbietig Platz. Sie ließ einen schwarzen Schleier

über das Gesicht fallen, der das halbe Gewand bedeckte, und eilte in die Gondel. Längs dem ganzen Canale der Vinterea behielt Viondello das Fahrzeug im Gesichte; aber, es weiter zu verfolgen, untersagte ihm das Getöse.“

Aber den Gondolier hat er sich doch gemerkt, um diesen wenigstens wieder zu erkennen?

„Den Gondolier getraut er sich ausfindig zu machen; doch ist es keiner von denen, mit denen er Verkehr hat. Die Armen, die er ausfragte, konnten ihm weiter keinen Bescheid geben, als daß Signora sich schon seit einigen Wochen, und immer Sonnabends, hier zeigt und noch allemal ein Goldstück unter sie vertheilt habe. Es war ein holländischer Ducaten, den er eingewechselt und mir überbracht hat.“

Eine Griechin also und von Stande, wie es scheint, von Vermögen wenigstens und wohlthätig. Das wäre fürs Erste genug, gnädigster Herr — genug und fast in viel! Aber eine Griechin und in einer katholischen Kirche!

„Warum nicht? Sie kann ihren Glauben verlassen haben. Uebrigens — etwas Geheimnißvolles ist hier immer — Warum die Woche nur einmal? Warum nur Sonnabends in diese Kirche, wo diese gewöhnlich verlassen seyn soll, wie mir Viondello sagt? — Spätestens der kommende Sonnabend muß Dies entscheiden. Aber bis dahin, lieber Freund, helfen Sie mir diese Klut von Zeit überbringen! Aber umsonst! Studen gehen ihren gelassenen Schritt, und meine Seele glühet!“

Und, wenn dieser Tag nun erscheint — was dann, gnädigster Herr? Was soll dann geschehen?

„Was geschehen soll? — Ich werde sie sehen. Ich werde ihren Aufenthalt ersehen. Ich werde erfahren, wer sie ist. — Das kann mich Dieses bestimmen? Was ich sah, machte mich glücklich: also weiß ich ja schon Alles, was mich glücklich machen kann!“

Und unsere Abreise aus Venedig, die auf den Ausgang kommenden Monats festgesetzt ist?

„Konnte ich im Voraus wissen, daß Venedig noch einen solchen Schlag für mich einschleuge? — Sie fragen mich aus meinem geistigen Leben. Ich sage Ihnen, daß ich nur von heute an hin und fern will.“

Jetzt glaubte ich die Gelegenheit gefunden zu haben, dem Viondello Wort zu halten. Ich machte dem Prinzen bequillich, daß sein längeres Weilen in Venedig mit dem geschwächten Zustande seiner Gasse durchaus nicht bestehen könne, und daß, im Falle er seinen Aufenthalt über den nachstehenden Termin verlängerte, auch von seinem Hofe nicht sehr auf Unterstützung würde zu rechnen seyn. Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich, was mir bis jetzt ein Geheimniß gewesen, daß ihm von seiner Schwester, der regierenden *** von **, ausschließlich vor seinen übrigen Brüdern und heimlich ansehnliche Zuschüsse bezahlt werden, die sie gern bereit seyn würde zu verdoppeln, wenn sein Hof ihn im Stiche ließe. Diese Schwester, eine fromme Schwärmerin, wie Sie wissen, glaubt die großen Givarrüsse, die sie bei einem sehr eingeschränkten Hofe macht, nirgends besser aufzuheben, als bei einem Bruder, dessen weiße Wohlthätigkeit sie kennt, und den sie entbauschend verehrt. Ich wußte zwar schon längst, daß zwischen Weiden ein sehr genaues Verhältniß stattfindet, auch viele Briefe gewechselt werden; aber, weil sich der bisherige Aufwand des Prinzen aus den bekannten Quellen hinlänglich bestreiten ließ, so war ich auf die verborgene Hilfsquelle nie gefallen. Es ist also klar, daß der Prinz Ausgaben gehabt hat, die nur ein Geheimniß waren und es noch jetzt sind; und, wenn ich aus seinem

übrigen Charakter schließen darf, so sind es gewiß keine andere, als die ihm zur Ehre gereichen. Und ich konnte mir einbilden, ihn ergründet zu haben? — Um so weniger glaubte ich, nach dieser Entdeckung, aufstehen zu dürfen, ihm das Anerbieten des Marchese zu offenbaren — welches, zu meiner nicht geringen Verwunderung, ohne alle Schwierigkeit angenommen wurde. Er gab mir Vollmacht, diese Sache mit dem Marchese auf die Art, welche ich für die beste hielt, abzumachen und dann sogleich mit dem Bucherer aufzubrechen. An seine Schwester sollte unverzüglich geschrieben werden.

Es war Morgen, als wir auseinander gingen. So unangenehm mir dieser Verfall, aus mehr als einer Ursache, ist und seyn muß, so ist doch das Allerverdrößlichste daran, daß er unsern Aufenthalt in Venedig zu verlängern droht. Von dieser anfangenden Leidenschaft erwarte ich viel mehr Gutes, als Schlimmes. Sie ist vielleicht das kräftigste Mittel, den Prinzen von seinen metaphysischen Träumereien wieder zur ordinären Menschheit herabzuziehen: sie wird die gewöhnliche Krise haben und, wie eine füngliche Krankheit, auch die alte mit sich hinwegnehmen.

Leben Sie wohl, lieber Freund. Ich habe Ihnen alles Dies nach stücker That hingeschrieben. Die Post geht sogleich: Sie werden diesen Brief mit dem vorhergehenden an einem Tage erhalten.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Zehnter Brief.

zu F. 14.

Dieser Givittella ist doch der dienstfertige Mensch von der Welt. Der Prinz hatte mich nemlich kaum verlassen, als schon ein Bote von dem Marchese erkömmt, worin mir die Sache aufs Dringendste empfohlen wurde. Ich schickte ihm sogleich eine Verschreibung, in des Prinzen Namen, auf sechshundert Zechinen, in weniger als einer halben Stunde folgte sie zurück, nicht der doppelten Summe, in Wechseln sowohl als barem Golde. In die Erhöhung der Summe müßte endlich der Prinz die Verschreibung aber, die nur auf sechs Wochen gestellt war, mußte angenommen werden.

Diese ganze Woche ging in Besundigungen nach der geheimnißvollen Griechen hin. Dondello sagte alle seine Maßregeln in Bezugung, bis jetzt aber war Alles vergeblich. Den Wendolier machte er zwar ausfindig; aus diesem war aber nichts weiter herauszubringen, als daß er beide Damen auf der Insel Murano ausgelegt habe, wo zwei Schützen auf sie gewartet hatten, in die sie erschießen senen. Er machte sie zu Engländerinnen, weil sie eine fremde Sprache gesprochen und ihn mit Geld bezahlt hätten. Auch ihren Begleiter konnte er nicht, — konnte ihm ver, wie ein Zwergeliebhaber aus Murano. Nun mußten wir wenigstens, daß wir sie nicht in der Gindecca zu suchen hätten, und daß sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf der Insel Murano zu Hause seyen, aber das Unglück war, daß die Verschreibung, welche der Prinz von ihr machte, schlechterdi. — nicht dazu taugte, sie einem Dritten kenntlich zu machen. — Ich ließ ihn schärfliche Aufmerksamkeit, womit er in der Kabbid geschäftig war, hatte ihn gebindert, sie zu sehen, nur alles Das, worauf andere Menschen ihr Augenmerk vorzüglich würden gerichtet haben, war er ganz blind geworden. Nach seiner Schilderung war man eher versucht, sie im Parach oder Tasso, als auf einer venetianischen Insel zu suchen. Außerdem mußte diese Nachfrage selbst mit größter Vorsicht geschehen, um weder die Dame auszufressen, noch sonst ein unglückliches Aufsehen zu erregen. Weil Dondello eher dem Prinzen der Ginnig war,

der sie, durch den Schleier wenigstens, gesehen hatte und also wieder erkennen konnte, so suchte er, wo möglich, an allen Orten, wo sie vermuthet werden konnte, zu gleicher Zeit zu seyn; das Leben des armen Menschen war diese ganze Woche über nichts, als ein beständiges Nennen durch alle Straßen von Venedig. In der griechischen Kirche besonders wurde keine Nachforschung gespart, aber Alles mit gleich schlechtem Erfolge; und der Prinz, dessen Ungeduld mit jeder fehlgeschlagenen Erwartung stieg, mußte sich endlich doch noch auf den nächsten Sonnabend vertragen.

Seine Unruhe war schrecklich. Nichts zerstreute ihn, nichts vermochte ihn zu fesseln. Sein ganzes Wesen war in fieberhafter Bewegung, für alle Gesellschaft war er verloren, und das Uebel wuchs in der Einsamkeit. Nun wurde er nie mehr von Besuchen belagert, als eben in dieser Woche. Sein naher Abschied war angekündigt. Alles drängte sich herbei. Man mußte diese Menschen beschäftigen, um ihre arqwürbnische Aufmerksamkeit von ihm abzuziehen; man mußte ihn beschäftigen, um seinen Geist zu zerstreuen. In diesem Bedrängnisse verfiel Givittella auf das Spiel, und, um die Menge wenigstens zu entfernen, sollte hoch gespielt werden. Zugleich kostete er, bei dem Prinzen einen vorübergehenden Geldschack an dem Spiel zu erwecken, der diesen romanhaften Schwung seiner Leidenschaft bald erlöschte, und den man immer in der Gewalt haben würde ihm wieder zu benehmen. „Die Karten,“ sagte Givittella, „haben mich vor mancher Freiheit bewahrt, die ich im Begriff war zu beachten, machte wieder gut gemacht, die ich bezogen war. Die Karte, die Vermuth, um die mich ein Paar schöne Augen brachten habe ich oft am Pharisäer wieder gefunden, und sie hatten die Weiber mehr Gewalt über mich, als wenn mir's an Geld gebrach, um zu spielen.“

Ich laße dahingestellt seyn, inwieweit Givittella Recht hatte — aber das Mädel, worauf wir gefallen waren, hing bald an, noch gefährlicher zu werden, als das Uebel, dem es abhelfen sollte. Der Prinz, der dem Spiele zu allem durch helles Wogen einen stützigen Reiz zu geben meinte, und bald seine Pranken mehr rarin. Er war einmal aus seiner Asche. Alles, was er that, nahm eine lacerandartige Gestalt an; Alles geschah mit der ungezügeltsten Heftigkeit, die jetzt in ihm herrschte. Sie bekam seine Gleichgültigkeit gegen das Geld; hier wurde sie der gänzligen Unvernunftlichkeit. Geldstücke zerriß er in Plättchen und in seinen Händen. Er verlor sich in das Lachen, weil er ganz und gar ohne Aufmerksamkeit spielte. Er verlor ungeheure Summen, weil er nicht vernünftiger Spieler war. — Lieber O**, mit dem Höfsten schreib' ich es nieder — in vier Tagen waren er zweihundert Zechinen — und noch darüber verloren.

Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich klage mich selbst genug an. Aber kommt es es hindern? Wäre nicht das Spiel? Konnte ich etwas Anderes, als ihm Verschreibung thun? Ich that, was in meinem Vermögen stand. Ich bin mich nicht schuldig finden.

Auch Givittella verlor beträchtlich; ich gewann gegen zweihundert Zechinen. Das beispiellose Unglück des Prinzen machte Aufsehen; um so weniger konnte er jetzt das Spiel verlassen. Givittella, dem man die Kreuze anhielt, ihn zu verbieten, frechte ihm sogleich die Summe von. Die Karte ist angeheft, aber der Prinz ist dem Marchese vierundzwanzigtausend Zechinen schuldig. O, wie schme ich mich nach dem Spargelde der frommen Schwäger! Sind alle Mädel so, lieber Freund? Der Prinz betrug sich nicht anders, als wenn er dem Marchese noch eine große Ehre erwiesen hätte, und dieser — spielt seine Rolle wenigstens gut.

Givittella hatte mich damit zu beruhigen, daß gerade diese Uebertreibung, dieses außerordentliche Unglück das

Kräftigste Mittel sey, den Prinzen wieder zur Vernunft zu bringen. Mit dem Gelde habe es keine Noth. Er selbst fühle diese Lücke gar nicht und stehe dem Prinzen jeden Augenblick mit noch dreimal so viel zu Diensten. Auch der Cardinal gab mir die Versicherung, daß die Gesinnung seines Neffen aufrichtig sey, und daß er selbst bereit stehe, für ihn zu gewähren.

Das Traurigste war, daß diese ungeheuren Aufopferungen ihre Wirkung nicht einmal erreichten. Man sollte meinen, der Prinz habe wenigstens mit Theilnehmung gespielt. Nichts weniger. Seine Gedanken waren weit weg, und die Leidenschaft, die wir unterdrücken wollten, schien von seinem Unglücke im Spiele nur mehr Nahrung zu erhalten. Wenn ein entscheidender Streich geschehen sollte, und Alles sich voll Erwartung um seinen Spieltisch herum drängte, suchten seine Augen Biondello, um ihm die Neugier, die er etwa mitbrächte, von dem Angefichte zu stehlen. Biondello brachte immer nichts — und das Blatt verlor immer.

Das Geld kam übrigens in sehr bedürftige Hände. Einige Crellenza, die, wie die böse Welt ihnen nachsagt, ihr frugales Mittagsmahl in der Senaturnähe selbst von dem Markte nach Hause tragen, traten als Bettler in unser Haus und verließen es als wohlhabende Leute. Civitella zeigte sie mir. „Sehen Sie,“ sagte er, „wie vielen armen Teufeln es zu gute kommt, daß es einem gescheiterten Kopf einfällt, nicht bei sich selbst zu seyn! Aber Das gefällt mir. Das ist fürstlich und königlich! Ein großer Mensch muß auch in seinen Verirrungen noch Glückliche machen und wie ein übertretender Strom die benachbarten Felder besaufen.“

Civitella denkt brav und edel — aber der Prinz ist ihm vierundzwanzigtausend Reckinen schuldig!

Der so sehnlich erwartete Sonnabend erschien endlich, und mein Herr ließ sich nicht abhalten, sich gleich nach Mittag in der *** Kirche einzumünden. Der Platz wurde vor eben der Capelle genommen, wo er seine Unbekannte das erste Mal gesehen hatte, doch so, daß er ihr nicht sogleich in die Augen fallen konnte. Biondello hatte Bescheid, an der Kirchthür Wache zu stehen und dort mit dem Begleiter der Dame Bekanntschaft anzuknüpfen. Ich hatte auf mich genommen, als ein unverdächtiger Verübergehender bei der Rückfahrt in derselben Gendel Platz zu nehmen, um die Spur der Unbekannten weiter zu verfolgen, wenn das Uebrige mißlingen sollte. An demselben Orte, wo sie sich, nach des Gendeliers Aussage, das vorige Mal hatte aussetzen lassen, wurden zwei Säulen gemiethet: zum Ueberflusse hieß der Prinz noch den Kammerjunker von *** in einer besondern Gendel nachfolgen. Der Prinz selbst wollte ganz ihrem Anblicke leben und, wenn es anginge, sein Glück in der Kirche versuchen. Civitella blieb ganz weg, weil er bei dem Drauzugymmer in Venedig in zu übelm Rufe stand, um durch seine Einnischung die Dame nicht mißtraulich zu machen. Sie sehen, lieber Graf, daß es an unsern Anstalten nicht lag, wenn die schöne Unbekannte uns entging.

Sie sind wohl in einer Kirche wärmere Wünsche gethan worden, als in dieser, und nie wurden sie grausamer getäuscht. Bis nach Sonnenuntergang harrete der Prinz aus, von jedem Geräusche, das seiner Capelle nahe kam, von jedem Narren der Kirchthür in Erwartung gesetzt — sieben volle Stunden — und keine Friedin! Ich sage Ihnen nichts von seiner Gemüthelage. Sie wissen, was eine schlaggeschlagene Hoffnung ist — und eine Hoffnung, von der man sieben Tage und sieben Nächte fast einzig gelebt hat.

Baron von *** an den Grafen von G**.

Ziebenter Brief.

Julius.

Die geheimnißvolle Unbekannte des Prinzen erinnerte den Marchese Civitella an eine romantische Erscheinung, die ihm selbst vor einiger Zeit vorgekommen war, und, um den Prinzen zu zerstreuen, ließ er sich bereit finden, sie uns mitzutheilen. Ich erzähle sie Ihnen mit seinen eigenen Worten. Aber der muntere Geist, womit er Alles, was er spricht, zu beleben weiß, geht freilich in meinem Vortrage verloren.

(Hieran folgt nachstehendes Fragment, das früher im achten Hefte der Italia erschienen und anfänglich für den zweiten Band des Geisterseher bestimmt war. Es fand hier eine Stelle, da Schiller die Vollendung des Geisterseher's aufgegeben hatte.)

„Voriges Frühjahr,“ erzählt Civitella, „hatte ich das Unglück, den spanischen Ambassador gegen mich aufzubringen, der in seinem siebenzigsten Jahre die Thorheit bezugnen hatte, eine achtzehnjährige Kömerin für sich allein heirathen zu wollen. Seine Rache verfolgte mich, und meine Freunde riefen mir an, mich durch eine geistige Flucht den Wirkungen derselben zu entziehen, bis mich entweder die Hand der Natur oder eine gütliche Beilegung von diesem gefährlichen Feind befreit haben würde. Weil es mir aber doch zu schwer fiel, Venedig ganz zu verlassen, so nahm ich meinen Aufenthalt in einem entlegenen Quartier von Murano, wo ich unter einem fremden Namen ein einsames Haus bewohnte, den Tag über mich verbergen hielt und die Nacht meinen Freunden und dem Vergnügen lebte.“

„Meine Fenster wiesen auf einen Garten, der von der Abendseite an die Ringmauer eines Klosters stieß, gegen Morgen aber wie eine kleine Halbinsel in die Laguna hineinlag. Der Garten hatte die reizendste Anlage, ward aber wenig besucht. Des Morgens, wenn mich meine Freunde verließen, hatte ich die Gewohnheit, ehe ich mich schlafen legte, noch einige Augenblicke am Fenster zuzubringen, die Sonne über dem Oeffen aufsteigen zu sehen und ihr dann gute Nacht zu sagen. Wenn Sie sich diese Lust noch nicht gemacht haben, gnädigster Prinz, so empfehle ich Ihnen diesen Standort, den ausgedehntesten vielleicht in ganz Venedig. Die herrliche Erscheinung zu genießen. Eine purpurne Nacht liegt über der Lido, und ein goldener Rauch verfluchtigt sie von fern am Saum der Laguna. Erwartungsvoll rücken Himmel und Meer. Zwei Winke, so steht sie da, ganz und vollkommen, und alle Wellen brennen — Es ist ein entzückendes Schauspiel!“

„Eines Morgens, als ich mich nach Gewohnheit der Lust dieses Anblicks überlasse, entdeckte ich auf Einmal, daß ich nicht der einzige Zeuge desselben bin. Ich glaube Menschenstimmen im Garten zu vernehmen, und, als ich mich nach dem Schall wende, nehme ich eine Gendel wahr, die an der Wasserseite landet. Wenige Augenblicke, so sehe ich Menschen im Garten hervorkommen und mit langsamen Schritten, Spaziergehenden gleich, die Allee herauf wandeln. Ich erkenne, daß es eine Mannsperson und ein Frauenzimmer ist, die einen kleinen Negler bei sich haben. Das Frauenzimmer ist weiß gekleidet, und ein Brillant spielt an ihrem Finger; mehr läßt mich die Dämmerung nicht unterscheiden.“

„Meine Neugier wird regt. Gern gewiß ein Rendezvous und ein liebendes Paar — aber an diesem Ort und zu einer so ganz ungewöhnlichen Stunde! denn kaum war es drei Uhr, und Alles lag noch in trübe Dämmerung verschleiert. Der Einfall schien mir neu, und zu einem Neman die Anlage gemacht. Ich wollte das Ende erwarten.“

„In den Pankgewölben des Gartens verlier' ich sie bald aus dem Gesicht, und es wird lange, bis sie wieder

erscheinen. Ein angenehmer Gesang erfüllt unterdessen die Gegend. Er kam von dem Gondolier, der sich auf diese Weise die Zeit in seiner Gondel verkürzte, und dem von einem Kameraden aus der Nachbarschaft geantwortet wurde. Es waren Stenzen aus dem Tasso; Zeit und Ort stimmten harmonisch dazu, und die Melodie verklang lieblich in der allgemeinen Stille.

„Mittlerweile war der Tag angebrochen, und die Gegenstände ließen sich deutlicher erkennen. Ich suchte meine Leute. Hand in Hand gehen sie jetzt eine breite Allee hinauf und bleiben öfters stehen; aber sie haben den Rücken gegen mich gekehrt, und ihr Weg entfernt sie von meiner Wohnung. Der Anstand ihres Ganges läßt mich auf einen vornehmen Stand, und ein edler, engelshöher Wuchs auf eine ungewöhnliche Schönheit schließen. Sie sprachen wenig, wie mir schien, die Dame jedoch mehr, als ihr Begleiter. An dem Schauspiel des Sonnenaufgangs, das sich jetzt eben in höchster Pracht über ihnen verbreitete, schienen sie gar keinen Antheil zu nehmen.

„Indem ich meinen Tubus herbeihole und richte, um mir diese seltene Größtsehung so nahe zu bringen als möglich, verschwimmen sie plötzlich wieder in einem Zeitwege, und eine lange Zeit veracht, ehe ich sie wieder erblicke. Die Sonne ist nun ganz aufgegangen, sie kommen dicht unter mir vor und sehen mir gerade entgegen.

— Welche himmlische Gestalt erblicke ich! — War es das Spiel meiner Einbildung, war es die Magie der Beleuchtung? Ich glaubte ein überirdisches Wesen zu sehen, und mein Auge steh zurück, geschlagen von dem blendenden Licht. — So viel Anmuth bei so viel Majestät! — So viel Geist und Adel bei so viel blühender Jugend! — Umsonst verfuhr ich, es Jenen zu beschreiben. Ich kannte keine Schönheit vor diesem Augenblick.

„Das Interesse des Gesichts verweilt sie in meiner Nähe, und ich habe volle Ruhe, mich in dem wunderbaren Anblick zu verlieren. Raum aber sind meine Blicke auf ihren Begleiter gefallen, so ist selbst diese Schönheit nicht mehr im Stande, sie zurückzurufen. Er schien mir ein Mann zu sein in seinen besten Jahren, etwas hager und von großer, edler Statue — aber von seiner Menschenstirn strahlte mir noch so viel Geist, so viel Hohen, so viel Göttliches entgegen. Ich selbst, obgleich vor aller Entdeckung geschützt, vermochte es nicht, dem durchbelebenden Blick Stand zu halten, der unter den düstern Augenbrauen bligewertend hervorstrich. Um seine Augen lag eine stille, rührende Traurigkeit, und ein Zug des Wohlwollens um die Lippen milderte den trüben Ernst, der das ganze Gesicht überschattete. Aber ein gewisser Schnitt des Gesichts, der nicht europäisch war, verbunden mit einer Kleidung, die aus den verschiedensten Trachten, aber mit einem Geschmaack, den Niemand ihm nachahmen wird, kühn und glücklich gewählt war, gaben ihm eine Miene von Sonderbarkeit, die den außerordentlichen Gernach seines ganzen Wesens nicht wenig erhöhte. Etwas Irres in seinem Blicke konnte einen Schwärmer vermuthen lassen, aber Gebarden und äußerer Anstand verkündigten einen Mann, den die Welt ausgebildet hat.“

„Jah, der, wie Sie wissen, Alles heransagen muß, was er denkt, konnte hier nicht! — Aber an sich halber. Unser Armenier: rief er aus. Unser junger Armenier. Niemand Anderes!“

Was für ein Armenier, wenn man fragen darf? sagte Giustella.

Hat man Ihnen die Farce noch nicht erzählt? sagte der Prinz. Aber keine Unterbrechung! Ich setze an, mich für Ihren Mann zu interessieren. Fahren Sie fort in Ihrer Erzählung.

„Etwas Unbegreifliches war in seinem Betragen. Seine Blicke ruhten mit Bedeutung, mit Leidenschaft ihr, wenn sie weg sah, und sie fielen zu Boden, wenn

sie auf die ihrigen trafen. Ist dieser Mensch von Sinnen? dachte ich. Eine Ewigkeit wollt' ich stehen und nichts Anderes betrachten.

„Das Gebüsch raubte sie mir wieder. Ich wartete lange, lange, sie wieder hervorkommen zu sehen, aber vergebens. Aus einem andern Fenster endlich entdeck' ich sie aufs Neue.

„Vor einem Bassin standen sie, in einer gewissen Entfernung von einander, Beide in tiefes Schweigen verloren. Sie mochten schon ziemlich lange in dieser Stellung gestanden haben. Ihr offenes, seelenvolles Auge ruhte forschend auf ihm und schien jeden aufkeimenden Gedanken von seiner Stirn zu nehmen. Er, als ob er nicht Muth genug in sich fühlte, es aus der ersten Hand zu empfangen, suchte verstoßen ihr Bild in der spiegelnden Blau oder blickte starr auf den Delphin, der das Wasser in das Becken spritzte. Wer weiß, wie lange dieses stumme Spiel noch gedauert haben würde, wenn die Dame es hätte anhaken können? Mit der lebenswürdigsten Heftigkeit ging das schöne Geschöpf auf ihn zu, sagte, den Arm um seinen Nacken flechtend, eine seiner Hände und führte sie zum Munde. Gelassen ließ der kalte Mensch es geschehen, und ihre Lieblosung blieb unerwidert.

Aber es war etwas an diesem Ausritte, was mich rührte. Der Mann war es, was mich rührte. Ein heftiger Affekt schien in seiner Brust in arbeiten, eine unvorstellbare Gewalt ihn zu ihr hinzuziehen, ein verheerender Arm ihn zurückzureißen. Still, aber schmerzhaft war dieser Kampf, und die Gefahr so schön an seiner Seite! Nein, dachte ich, er unternimmt zu viel. Er wird, er muß unterliegen.

„Auf einem heimlichen Wink von ihm verschwindet der kleine Reger. Ich erwarte nun einen Auftritt von empfindlicher Art, eine knieende Abbitte, eine mit tausend Thränen besetzte Besserkennung. Nichts von Dem allem. Der unbegreifliche Mensch nimmt aus einem Portfeuille ein veriegeltes Faaket und gibt es in die Hand der Dame. Trauer überzieht ihr Gesicht, ra sie es anseht, und eine Thräne schimmert in ihrem Auge.

Nach einem kurzen Stillstehen brechen sie auf. Aus einer Seitenallee tritt eine besetzte Dame zu ihnen. Die sich die ganze Zeit über entfernt gehalten hatte, und die ich jetzt erst entdecke. Langsam gehen sie hinab, beide Frauenzimmer in Gespräch mit einander, während dessen er der Gelegenheit wahrnimmt, unmerklich hinter ihnen zurückzubleiben. Unschlüssig und mit starrem Blicke nach ihr hingewendet, steht er und geht und steht wieder. Auf Einmal ist er weg im Gebüsch.

„Vorn steht man sich endlich um. Man scheint unruhig, ihn nicht mehr zu finden, und steht stille, wie es scheint, ihn zu erwarten. Er kommt nicht! Die Mädchen umgibt umher, die Schritte verdoppeln sich. Meine Augen helfen den ganzen Garten durchsuchen. Er bleibt aus. Er ist nirgends.

„Auf Einmal hör' ich am Canal etwas rauschen, und eine Gondel flößt vom Ufer. Er ist's, und mit Wuth enthalt' ich mich, es ihr zuzuschreiben. Jetzt also war's am Ende — es war eine Abschiedsscene.

„Sie schien zu ahnen, was ich wußte. Schneller, als die Andere ihr folgen kann, eilt sie nach dem Ufer. Zu spät. Pfeilschnell fliegt die Gondel dahin, und nur ein weißes Lach flutert noch fern in den Lüften. Bald darauf seh' ich auch die Frauenzimmer überfahren.

„Als ich von einem kurzen Schlummer erwachte, mußte ich über meine Verblendung lachen. Meine Phantasie hatte diese Begebenheit im Traume fortgesetzt, und nun wurde mir auch die Wahrheit zum Traume. Ein Mädchen, reizend wie eine Gorgone, die vor Tagesanbruch in einem abgelegenen Garten vor meinem Fenster mit ihrem Liebhaber lustwandelt, ein Liebhaber, der von einer

solchen Stunde keinen bessern Gebrauch zu machen weiß, Dies schien mir eine Composition zu seyn, welche höchstens die Phantasie eines Träumenden wagen und entschuldigen konnte. Aber der Traum war zu schön gewesen, um ihn nicht so oft als möglich zu erneuern, und auch der Garten war mir jetzt lieber geworden, seitdem ihn meine Phantasie mit so reizenden Gestalten bevölkert hatte. Einige unfreundliche Tage, die auf diesen Morgen folgten, verschreckten mich von dem Fenster, aber der erste heitere Abend zog mich unwillkürlich dahin. Urtheilen Sie von meinem Erstaunen, als mir nach kurzem Suchen das weiße Gewand meiner Unbekannten entgegenschimmerte. Sie war es selbst. Sie war's wirklich. Ich hatte nicht bloß geträumt.

„Die vorige Matrone war bei ihr, die einen kleinen Knaben führte; sie selbst aber ging in sich gefehrt und seitwärts. Alle Plätze wurden besucht, die ihr noch vom vorigen Male her durch ihren Begleiter merkwürdig waren. Besonders lange verweilte sie an dem Bassin, und ihr starr hingERICHTETES Auge schien das geliebte Bild vergebens zu suchen.

„Hatte mich diese hohe Schönheit das erste Mal hingewunden, so wirkte sie heute mit einer faustern Gewalt auf mich, die nicht weniger stark war. Ich hatte jetzt vollkommen Freiheit, das himmlische Bild zu betrachten; das Erstaunen des ersten Anblicks machte unvermerkt einer süßern Empfindung Platz. Die Glorie um sie verschwindet, und ich sehe in ihr nichts mehr, als das schönste aller Weiber, das meine Sinne in Glut setzt. In diesem Augenblick ist es beschlossen. Sie muß mein seyn.

„Indem ich bei mir selbst überlege, ob ich hinuntergehe und mich ihr nähere oder, ob ich Dieses wage, ein Erkundigungen von ihr einzuhole, öffnet sich eine kleine Pforte an der Klostermauer, und ein Carmelitermönch tritt aus derselben. Auf das Geräusch, das er macht, verläßt die Dame ihren Platz, und ich sehe sie mit lebhaften Schritten auf ihn zugehen. Er zieht ein Papier aus dem Busen, wornach sie begierig hascht, und eine schätsche Freude scheint in ihr Angesicht zu fliegen.

„In eben diesem Augenblick treibt mich mein gewöhnlicher Abendbesuch von dem Fenster. Ich vermeide es sorgfältig, weil ich keinem Andern diese Erlebung gönne. Eine ganze Stunde muß ich in dieser reinlichen Umgebung aushalten, bis es mir endlich gelingt, diesen Ueberlästigen zu entfernen. Ich eile an mein Fenster zurück, aber verschwunden ist Alles.

„Der Garten ist ganz leer, als ich hinuntergehe. Kein Fahrzeug mehr im Canal. Nirgends eine Spur von Menschen. Ich weiß weder, aus welcher Gegend sie kam, noch wohin sie gegangen ist. Indem ich, die Augen aller Orten herumgewandt, vor mich hinwandle, schwimmt mir von fern etwas Weißes im Sand entgegen. Wie ich hinzutrete, ist es ein Papier in Form eines Briefs geschlagen. Was konnte es Anderes seyn, als der Brief, den der Carmeliter ihr überbracht hatte. Glücklicher Fund! rief ich aus. Dieser Brief wird mir das ganze Geheimniß aufschließen; er wird mich zum Herrn ihres Schicksals machen.

„Der Brief war mit einer Sphinx gesiegelt, ohne Ueberschrift und in Chiffren verfaßt; Dies schreckte mich aber nicht ab, weil ich mich auf das Deciphriren verstehe. Ich copirte ihn geschwind, denn es war zu erwarten, daß sie ihn bald vermissen und zurückkommen würde, ihn zu suchen. fand sie ihn nicht mehr, so mußte ihr Dies ein Beweis seyn, daß der Garten von mehreren Menschen besucht würde, und diese Entdeckung konnte sie leicht auf immer daraus verschweigen. Was konnte meiner Hoffnung Schlimmeres begegnen?

„Was ich vermuthet hatte, geschah. Ich war mit meiner Copie kaum zu Ende, so erschien sie wieder mit

ihrer vorigen Begleiterin, Beide ängstlich suchend. Ich befestigte den Brief an einen Schiefer, den ich vom Dache losmache, und lasse ihn an einen Ort herabfallen, an dem sie vorbei muß. Ihre schöne Freude, als sie ihn findet, belohnt mich für meine Großmuth. Mit scharfem, prüfendem Blick, als wollte sie die unheilige Hand daran ausspähen, die ihn berührt haben konnte, musterte sie ihn von allen Seiten; aber die zufriedene Miene, mit der sie ihn einstecte, bewies, daß sie ganz ohne Arges war. Sie ging, und ein zurückfallender Blick ihres Auges nahm einen dankbaren Abschied von den Schutzgöttern des Gartens, die das Geheimniß ihres Herzens so treu gehütet hatten.

„Jetzt eile ich, den Brief zu entziffern. Ich versuchte es mit mehreren Sprachen; endlich gelang es mir mit der englischen. Sein Inhalt war mir so merkwürdig, daß ich ihn auswendig behalten habe.“

Ich werde unterbrochen, den Schluß ein ander Mal.

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Achter Brief.

7.3.11.

Mein, liebster Freund. Sie thun dem guten Biondello Unrecht. Gewiß, Sie hegen einen falschen Verdacht. Ich gebe Ihnen alle Italiener Preis, aber dieser ist ehlich.

Sie finden es sonderbar, daß ein Mensch von so glänzenden Talenten und einer so exemplarischen Aufzählung sich zum Dienen herabsetze, wenn er nicht geheime Absichten dabei habe, und daraus ziehen Sie den Schluß, daß diese Absichten verdächtig seyen. Wie? Ist es denn so etwas Neues, daß ein Mensch von Kraft und Verdiensten sich einem Fürsten gefällig zu machen sucht, der es in der Gewalt hat, sein Glück zu machen? Ist es etwa entehrend, ihm zu dienen? Könt Biondello nicht deutlich genug merken, daß seine Anhänglichkeit an den Prinzen persönlich sey? Er hat ihm ja gestanden, daß er eine Bitte an ihn auf dem Herzen habe. Diese Bitte wird uns ohne Zweifel das ganze Geheimniß erklären. Geheime Absichten mag er immer haben; aber können diese nicht unschuldig seyn?

Es befremdet Sie, daß dieser Biondello in den ersten Monaten, und Das waren die, in denen Sie uns Ihre Gegenwart noch schenkten, alle die großen Talente, die er jetzt an den Tag kommen laßt, vorherzugen gehalten und durch gar nichts die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Das ist wahr; aber wo hätte er damals die Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen? Der Prinz bedurfte seiner ja noch nicht, und seine übrigen Talente mußte der Zufall uns entdecken.

Aber er hat uns ganz kürzlich einen Beweis seiner Ergebenheit und Redlichkeit gegeben, der alle Ihre Zweifel zu Boden schlagen wird. Man beobachtet den Prinzen. Man sucht geheime Erkundigungen von seiner Lebensart, von seinen Bekanntschaften und Verhältnissen einzuziehen. Ich weiß nicht, wer diese Neugierde hat. Aber hören Sie an.

Es ist hier in St. Oeorg ein öffentliches Haus, wo Biondello öfters aus- und eingeht; er mag da etwas Liebes haben, ich weiß es nicht. Vor einigen Tagen ist er auch da, er findet eine Gesellschaft bestimmen, Advocaten und Officianten der Regierung, lustige Bräuer und alte Bekannte von ihm. Man verwundert sich, man ist erfreut, ihn wieder zu sehen. Die alte Bekanntschaft wird erneuert, Jeder erzählt seine Geschichte bis auf diesen Augenblick, Biondello soll auch die seinige zum Vortage geben. Er thut es in wenig Worten. Man wünscht ihm Glück zu seinem neuen Etablissement; man hat von der glänzenden Lebensart

des Prinzen von *** schon erzählen hören, von seiner Freigebigkeit gegen Leute besonders, die ein Geheimniß zu bewahren wissen; seine Verbindung mit dem Cardinal A***i ist weltbekannt, er liebt das Spiel u. s. f. Biondello stugt — man scherzt mit ihm, daß er den Geschäftsträger des Prinzen von *** sey. Die beiden Advocaten nehmen ihn in die Mitte; die Flasche leert sich fleißig, man nöthigt ihn zu trinken; er entschuldigt sich, weil er keinen Wein vertrage, trinkt aber doch, um sich zum Schein zu betrinken.

„Ja,“ sagte endlich der eine Advocat, „Biondello versteht sein Handwerk, aber angelernt hat er noch nicht. Er ist nur ein Halber.“

„Was fehlt mir noch?“ fragte Biondello.

„Er versteht die Kunst,“ sagte der Andere, „ein Geheimniß bei sich zu behalten, aber die andere noch nicht, es mit Vortheil wieder los zu werben.“

„Sollte sich ein Käufer dazu finden?“ fragte Biondello.

Die übrigen Gäste zogen sich hier aus dem Zimmer, er blieb eine Zeit mit seinen beiden Leuten, die nun mit der Sprache herumsingen. Daß ich es kurz mache, er sollte ihnen über den Umgang des Prinzen mit dem Cardinal und seinem Vassen Aufschlüsse verschaffen, ihnen die Quelle anzeigen, woraus der Prinz Geld schöpfe, und ihnen die Mittel, die an den Grafen von D** geschrieben würden, in die Hände spielen. Biondello beicht sie auf ein ander Mal; aber, wer sie angestellt habe, konnte er nicht aus ihnen herausbringen. Nach den glänzenden Dessen, die ihm gethan wurden, in solchen, mußte die Nachfrage von einem sehr reichen Manne herrühren.

Oben Abend entdeckte er meinem Herrn den ganzen Vorfall. Dieser war anfangs Willens, die Unterhändler kurz und gut beim Kopf nehmen zu lassen, aber Biondello machte Einwendungen. Auf seinen Rath wurde man sie doch wieder stellen müssen, und dann habe er seinen ganzen Credit unter dieser Classe, vielleicht sein Leben selbst in Gefahr gesetzt. Alle dieses Volk hänge unter sich zusammen, Alle ständen für Einen; er wolle lieber den hohen Rath in Venedig zum Feinde haben, als unter ihnen für einen Verräther verschrien werden. Er würde dem Prinzen auch nicht mehr nützlich seyn können, wenn er das Vertrauen dieser Volkseclasse verloren hätte.

Wir haben hin und her gerathen, von wem Dies wohl kommen möchte. Wer ist in Venedig, dem daran liegen kann, zu wissen, was mein Herr einnimmt und ausgibt, was er mit dem Cardinal A***i zu thun hat, und was ich Ihnen schreibe? Sollte es gar noch ein Vermächtniß von dem Prinzen von *** seyn? Oder regt sich etwa der Armenien-Platz?

Baron von F*** an den Grafen von O**.

Neunter Brief

Der Prinz schwimmt in Donne Liebe. Er hat seine Griechin wieder. Hören Sie, was

Ein Fremder, der über Chioggia gekommen war und von der schönen Lage dieser Stadt am Golf viel zu erzählen mußte, machte den Prinzen neugierig, sie zu sehen. Man wurde Dies ausgeführt, und, um allen Zwang und Aufwand zu vermeiden, sollte Niemand ihn begleiten, als B*** und ich, nebst Biondello, und mein Herr wollte unbekannt bleiben. Wir fanden ein Fahrzeug, das eben dahin abging, und miethten uns

darauf ein. Die Gesellschaft war sehr gemischt, aber unbedeutend, und die Gloriele hatte nichts Merkwürdiges.

Chioggia ist auf eingerammten Pfählen gebaut, wie Venedig, und soll gegen vierzigtausend Einwohner zählen. Abel findet man wenig, aber bei jedem Tritte stößt man auf Fischer oder Matrosen. Wer eine Perrücke und einen Mantel trägt, heißt ein Reicher; Mähe und Ueberflaß sind das Zeichen eines Armen. Die Lage der Stadt ist schön, doch darf man Venedig nicht gesehn haben.

Wir verweilten uns nicht lange. Der Patron, der noch mehr Passagiers hatte, mußte zeitig wieder in Venedig sehn, und den Prinzen festsetzte nichts in Chioggia. Alles hatte seinen Platz schon im Schiffe genommen, als wir ankamen. Weil sich die Gesellschaft auf der Herfahrt so beschwerlich gemacht hatte, so nahmen wir diesmal ein Zimmer für uns allein. Der Prinz erkundigte sich, wer noch mehr da sey. Ein Dominicaner, war die Antwort, und einige Damen, die retour nach Venedig gingen. Mein Herr war nicht neugierig, sie zu sehn, und nahm sogleich sein Zimmer ein.

Die Griechin war der Gegenstand unsers Gesprächs auf der Herfahrt gewesen, und sie war es auch auf der Rückfahrt. Der Prinz wiederholte sich ihre Erscheinung in der Kiste mit Feuer; Pläne wurden gemacht und verworfen; die Zeit verwich, wie ein Augenblick; ehe wir es uns versehen, lag Venedig vor uns. Einige von den Passagiers stiegen aus, der Dominicaner war unter diesen. Der Patron ging in den Damen, die wie wir jetzt erst erhuben, nur durch ein dünnes Gitter von uns getrennt waren, und fragte sie, wo er anlegen sollte. Auf der Insel Murano, war die Antwort, und das Haus wurde genannt. — Insel Murano ist der Ort, und ein Schauer der Abnung schien durch seine Seele zu fliegen. Ob ich ihm antworten konnte, mußte Biondello herein. „Wissen Sie auch, in welcher Gesellschaft wir reisen?“ — Der Prinz sprang auf. — „Sie ist hier! Sie selbst!“ fuhr Biondello fort. „Ich komme eben von ihrem Begleiter.“

Der Prinz drang hinaus. Das Zimmer ward ihm zu enge, die ganze Welt war es ihm in diesem Augenblicke gewesen. Tausend Umständungen stürmten in ihm, seine Knie zitterten, Mähe und Mähe wechselten in seinem Gesichte. Ich zitterte erwartungsvoll mit ihm. Ich kann Ihnen diesen Zustand nicht beschreiben.

In Murano ward angehalten. Der Prinz sprang ans Ufer. Sie kam. Ich las im Gesicht des Prinzen, daß sie's war. Ihr Anblick ließ mir keinen Zweifel übrig. Eine schönere Gestalt hab' ich nie gesehen; alle Beschreibungen des Prinzen waren unter ihr geblieben. Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht, als sie den Prinzen ansichtig wurde. Sie hatte unser ganzes Gespräch hören müssen, sie konnte auch nicht zweifeln, daß sie der Gegenstand derselben gewesen sey. Mit einem bedeutenden Wacke sah sie ihre Begleiterin an, — wollte sie sagen: Das ist er! und mit Verwirrung schloß sie ihre Augen nieder. Ein schmales Brett ward vom Schiffe an das Ufer gelegt, über welches sie zu gehen hatte. Sie schien ängstlich, es zu betreten — aber weniger, wie mir vorkam, weil sie ausangehten fürchtete, als weil sie es ohne fremde Hülfe nicht konnte, und der Prinz schon den Arm ausstreckte, ihr beizustehen. Die Roth flogte über die Bedenkslichkeit. Sie nahm seine Hand an und war am Ufer. Die heftige Gemüthsbewegung, in der der Prinz war, machte ihn unhöflich; die andere Dame, die auf den nämlichen Dienst wartete, vergaß er — was hätte er

in diesem Augenblicke nicht vergessen? Ich erwies ihr endlich diesen Dienst, und Dies brachte mich um das Vorspiel einer Unterredung, die sich zwischen meinem Herrn und der Dame angefangen hatte.

Er hielt noch immer ihre Hand in der seinigen — aus Verstreuung, denke ich, und ohne daß er es selbst wußte.

„Es ist nicht das erste Mal, Signora, daß — — daß — —“ Er konnte es nicht heraus sagen.

„Ich sollte mich erinnern,“ lispelte sie —

„In der ***Kirche,“ sagte er —

„In der ***Kirche war es,“ sagte sie —

„Und konnte ich mir heute vermuthen — — Ihnen so nahe — —“

Hier zog sie ihre Hand leise aus der seinigen — Er verwirrte sich augenscheinlich. Diondello, der indeß mit dem Bedienten gesprochen hatte, kam ihm zu Hülfe.

„Signor,“ fing er an, „die Damen haben Sänften hierher bestellt. Aber wir sind früher zurückgekommen, als sie sich's vermutheten. Es ist hier ein Garten in der Nähe, wo Sie so lange eintreten können, um dem Gekränke auszuweichen.“

Der Vorschlag ward angenommen, und Sie können denken, mit welcher Bereitwilligkeit des Prinzen. Man blieb in dem Garten, bis es Abend wurde. Es gelang uns, Z*** und mir, die Matrone zu beschäntigen, daß der Prinz sich mit der jungen Dame ungestört unterhalten konnte. Daß er diese Augenblicke gut zu benutzen gewußt habe, können Sie daraus abnehmen, daß er die Erlaubniß empfangen hat, sie zu besuchen. Eben jetzt, da ich Ihnen schreibe, ist er dort. Wenn er zurückkommt, werde ich mehr erfahren.

Gestern, als wir nach Hause kamen, fanden wir endlich auch die erwarteten Wechsel von unserm Hofe, aber von einem Briefe begleitet, der meinen Herrn sehr in Blammen setzte. Man ruft ihn zurück, und in einem Tone, wie er ihn gar nicht gewohnt ist. Er hat so gleich in einem ähnlichen geantwortet und wird bleiben. Die Wechsel sind eben hinführend, um die Zinsen von dem Capitale zu bezahlen, das er schuldig ist. Einer Antwort von seiner Schwester sehen wir mit Verlangen entgegen.

Baron von F*** an den Grafen von G***. Zehnter Brief.

Gen. m. r.

Der Prinz ist mit seinem Hofe zerfallen, alle unsere Ressourcen von daher abgeschnitten.

Die sechs Wochen, nach deren Verfluß mein Herr den Marchese bezahlen sollte, waren schon um einige Tage verstrichen, und noch keine Wechsel, weder von seinem Cousin, von dem er aufs Neu- und aufs Dringendste Vorschuß verlangt hatte, noch von seiner Schwester. Sie können wohl denken, daß Civitella nicht mahnte; ein desto treueres Gedächtniß aber hatte der Prinz. Gestern Mittag endlich kam eine Antwort vom regierenden Hofe.

Wir hatten kurz vorher einen neuen Contract, unseres Hotels wegen, abgeschlossen, und der Prinz hatte sein längeres Verbleiben schon öffentlich declarirt. Ohne ein Wort zu sagen, gab mir Herr mir den Brief. Seine Augen funkelten, ich las den Inhalt schon auf seiner Stirne.

Können Sie sich vorstellen, lieber F***? Man ist in *** von allen hiesigen Verhältnissen meines Herrn unterrichtet, und die Verleumdung hat ein abscheuliches Gewebe von Lügen daraus gesponnen. „Man habe mißfällig vernommen,“ heißt es unter Anderm, „daß der Prinz seit einiger Zeit angefangen habe,

seinen vorigen Charakter zu verleugnen und ein Betragen anzunehmen, das seiner bisherigen lobenswürdigen Art zu denken ganz entgegengesetzt sey. Man wisse, daß er sich dem Frauenzimmer und dem Spiele aufs Ausschweifendste ergebe, sich in Schulden stürze, Wissnairs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigen Verhältnissen stehe und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl als seine Einkünfte überschreite. Es heiße sogar, daß er im Begriff stehe, dieses höchst anstößige Betragen durch eine Aposiopse zur römischen Kirche vollkommen zu machen. Um sich von der letztern Verschuldigung zu reinigen, erwarte man von ihm eine ungesäumte Zurückkunft. Ein Banquier in Venedig, dem er den Etat seiner Schulden übergeben solle, habe Anweisung, so gleich nach seiner Abreise seine Gläubiger zu befriedigen, denn unter diesen Umständen finde man nicht für gut, das Geld in seine Hände zu geben.“

Was für Verschuldigungen und in welchem Tone! Ich nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal, ich wollte etwas darin auffinden, das ihn mildern konnte; ich fand nichts, es war mir ganz unbegreiflich.

Z*** erinnerte mich jetzt an die geheime Nachfrage, die vor einiger Zeit an Diondello ergangen war. Die Zeit, der Inhalt, alle Umstände kamen überein. Wir hatten sie fälschlich dem Remerier zugeschrieben. Jetzt war's am Tage, von wem sie herrührte. Aposiopse! — Aber wessen Interesse kann es seyn, meinen Herrn so abscheulich und so platt zu verleumdern? Ich fürchte, es ist ein Stückchen von dem Prinzen von ****, der es durchsetzen will, unsern Herrn aus Venedig zu entfernen.

Dieser schwieg noch immer, die Augen starr vor sich hingeworfen. Sein Stillschweigen ängstigte mich. Ich warf mich zu seinen Füßen. Um Gotteswillen, gnädigster Prinz, rief ich aus, beschließen Sie nichts Gewaltthätiges! Sie sollen, Sie werden die vollständige Genugthuung haben. Ueberlassen Sie mir diese Sache! Senden Sie mich hin! Es ist unter Ihrer Würde, sich gegen solche Verschuldigungen zu verantworten; aber mir erlauben Sie, es zu thun. Der Verleumder muß genannt und dem *** die Augen geöffnet werden.

In dieser Lage fand uns Civitella, der sich mit Erstaunen nach der Ursache unserer Bestürzung erkundigte. Z*** und ich schwiegen. Der Prinz aber, der zwischen ihm und uns schon lange keinen Unterschied mehr zu machen gewohnt ist, auch noch in so heftiger Wallung war, um in diesem Augenblicke der Klugheit Gehör zu geben, befahl uns, ihm den Brief mitzutheilen. Ich wollte zögern, aber der Prinz rief ihn mir aus der Hand und gab ihn selbst dem Marchese.

„Ich bin Ihr Schuldner, Herr Marchese,“ fing der Prinz an, nachdem dieser den Brief mit Erstaunen durchgesehen hatte; „aber lassen Sie sich das keine Unruhe machen. Geben Sie mir nur noch zwanzig Tage Frist, und Sie sollen befriedigt werden.“

„Gnädigster Prinz,“ rief Civitella heftig bewegt, „verdien' ich Dieses?“

„Sie haben mich nicht drängen wollen, ich erkenne Ihre Delicatesse und danke Ihnen. In zwanzig Tagen, wie gesagt, sollen Sie völlig befriedigt werden.“

„Was ist Das?“ fragte Civitella mich mit Bestürzung. „Wie hängt Dies zusammen? Ich faß' es nicht.“

Wir erklärten ihm, was wir wußten. Er kam außer sich. Der Prinz, sagte er, müsse auf Genugthuung bringen, die Verleumdung sey unerhört. Unter dessen beschwöre er ihn, sich seines ganzen Vermögens und Credits unumschränkt zu bedienen.

Der Marchese hatte uns verlassen, und der Prinz noch immer kein Wort gesprochen. Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, etwas Außerordentliches arbeitete in ihm. Endlich stand er still und murmelte vor sich zwischen den Zähnen. „Wünschen Sie sich Glück“ — sagte er — „Um neun Uhr ist er gestorben.“

Wir sahen ihn erschrocken an.

„Wünschen Sie sich Glück,“ fuhr er fort; „Glück — Ich soll mir Glück wünschen — Sagte er nicht so? Was wollte er damit sagen?“

Wie kommen Sie jetzt darauf? rief ich. Was soll Das hier?

„Ich habe damals nicht verstanden, was der Mensch wollte. Jetzt verstehe ich ihn — O, es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich zu haben!“

Mein theuerster Prinz!

„Der es uns fühlen lassen kann! — Ha! Es muß süß seyn!“

Er hielt wieder inne. Seine Miene erschreckte mich. Ich hatte sie nie an ihm gesehen.

„Der Glendeste unter dem Volke,“ fing er wieder an, „oder der nächste Prinz am Throne! Das ist ganz Dasselbe. Es gibt nur einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen und Herrschen!“

Er sah noch einmal in den Brief.

„Sie haben den Menschen gesehen,“ fuhr er fort, „der sich unterstehen darf, mir Dieses zu schreiben. Würden Sie ihn auf der Straße grüßen, wenn ihn das Schicksal nicht zu Ihrem Herrn gemacht hätte? Bei Gott! Es ist etwas Großes um eine Krone!“

In diesem Tone ging es weiter, und es fielen Reden, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Aber bei dieser Gelegenheit entdeckte mir der Prinz einen Umstand, der mich in nicht geringes Erstaunen und Schrecken setzte, und der die gefährlichsten Folgen haben kann. Ueber die Familienverhältnisse am *** Hofe sind wir bisher in einem großen Irrthum gewesen.

Der Prinz beantwortete den Brief auf der Stelle, so sehr ich mich auch dagegensetzte, und die Art, wie er es gethan hat, läßt keine gütliche Weilegung mehr hoffen.

Sie werden nun auch begierig seyn, liebster D**, von der Griechin endlich etwas Positives zu erfahren; aber eben Dies ist es, worüber ich Ihnen noch immer keinen befriedigenden Aufschluß geben kann. Aus dem Prinzen ist nichts herauszubringen, weil er in das Geheimniß gezogen ist und sich, wie ich vermüthe, hat verpflichten müssen, es zu bewahren. Daß sie aber die Griechin nicht ist, für die wir sie hielten, ist heraus. Sie ist eine Deutsche und von der edelsten Abkunft. Ein gewisses Gerücht, dem ich auf die Spur gekommen bin, gibt ihr eine sehr hohe Mutter und macht sie zu der Frucht einer unglücklichen Liebe, wovon in Europa viel gesprochen worden ist. Heimliche Nachstellungen von mächtiger Hand haben sie, laut dieser Sage, gezwungen, in Venedig Schutz zu suchen, und eben diese sind auch die Ursache ihrer Verborgenheit, die es dem Prinzen unmöglich gemacht hat, ihren Aufenthalt zu erforschen. Die Gerüchte, womit der Prinz von ihr spricht, und gewisse Rücksichten, die er gegen sie beobachtet, scheinen dieser Vermuthung Kraft zu geben.

Er ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächst. In der ersten Zeit waren die Besuche sparsam zugestanden; doch schon in der zweiten Woche verführte man die Träumungen, und jetzt vergeht kein Tag, wo der Prinz nicht dort wäre. Ganze Abende verschwanden, ohne daß wir ihn zu Gesicht bekommen; und, ist er auch nicht

in ihrer Gesellschaft, so ist sie es doch allein, was ihn beschäftigt. Sein ganzes Wesen scheint verwandelt. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hatte, kann ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abgewinnen.

Wohin wird Das noch kommen, liebster Freund? Ich zittere für die Zukunft. Der Bruch mit seinem Hofe hat meinen Herrn in eine erubdelnde Abhängigkeit von einem einzigen Menschen, von dem Marchese Civitella, gesetzt. Dieser ist jetzt Herr unserer Geheimnisse, unsers ganzen Schicksals. Wird er immer so edel denken, als er sich uns jetzt noch zeigt? Wird dieses gute Vernehmen auf die Dauer bestehen, und ist es wohlgethan, einem Menschen, auch dem vorzüglichsten, so viel Wichtigkeit und Macht einzuräumen?

An die Schwester des Prinzen ist ein neuer Brief abgegangen. Den Erfolg hoffe ich Ihnen in meinem nächsten Briefe melden zu können.

Der Graf von O** zur Fortsetzung.

Aber dieser nächste Brief blieb aus. Drei ganze Monate vergingen, ehe ich Nachrichten von Venedig erhielt — eine Unterbrechung, deren Ursache sich in der Folge nur zu sehr aufklärte. Alle Briefe meines Freundes an mich waren zurückgehalten und unterdrückt worden. Man urtheile von meiner Verwirrung, als ich endlich im December dieses Jahres folgendes Schreiben erhielt, das bloß ein glücklicher Zufall (weil Venedigo, der es zu bestellen hatte, plötzlich krank wurde) in meine Hände brachte.

„Sie schreiben nicht. Sie antworten nicht. Kommen Sie — o, kommen Sie auf Hügel der Freundschaft! Unsere Hoffnung ist dahin! Lesen Sie diesen Einschuß. Alle unsere Hoffnung ist dahin!“

„Die Wunde des Marchese soll tödtlich seyn. Der Cardinal brüdet Rache, und seine Mörder suchen den Prinzen. Mein Herr — o, mein unglücklicher Herr! — Ist es dahin gekommen? Unwürdiges, entsetzliches Schicksal! Wie Nichtwürdige müssen wir uns vor Mördern und Gläubigern verbergen.“

„Ich schreibe Ihnen aus dem *** Kloster, wo der Prinz eine Zuflucht gefunden hat. Eben ruht er auf einem harten Lager neben mir und schlüft — ach! den Schlummer der irdlichsten Trübsal, der ihn nur zu neuem Gefühl seiner Leiden stärken wird. Die zehn Tage, daß sie krank war, kam kein Schlaf in seine Augen. Ich war bei der Leichenöffnung. Man fand Spuren von Vergiftung. Heute wird man sie begraben.“

„Ach, liebster D**, mein Herz ist zerrissen. Ich habe einen Antritt erlebt, der nie aus meinem Gedächtnisse verlöschen wird. Ich stand vor ihrem Sterbette. Wie eine Heilige schied sie ab! — und ihre letzte sterbende Verehrtheit erschöpfte sich, ihren Geliebten auf den Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte — Alle unsere Standhaftigkeit war erschüttert, der Prinz allein stand fest, und, ob er gleich ihren Tod dreifach mit erlitt, so behielt er doch Stärke des Geistes genug, der frommen Schwärmerin ihre letzte Bitte zu verweigern.“

In diesem Briefe lag folgender Einschuß:

An den Prinzen von ***.

Von seiner Schwester.

„Die allein seligmachende Kirche, die an dem Prinzen von *** eine so glänzende Eroberung gemacht hat, wird es ihm auch nicht an Mitteln fehlen lassen, die Lebensart fortzusetzen, der sie diese Eroberung verdankt. Ich habe Thränen und Gebet für einen Verirrten, aber keine Wohlthaten mehr für einen Unwürdigen!

Henriette ***.“

Ich nahm sogleich Post, reiste Tag und Nacht, und in der dritten Woche war ich in Venedig. Meine Eilfertigkeit nützte mir nichts mehr. Ich war gekommen, einem Unglücklichen Trost und Hülfe zu bringen; ich

Ende des ersten Bandes.

fand einen Glücklichen, der meines schwachen Beistandes nicht mehr bedürftig war. *** lag krank und war nicht zu sprechen, als ich anlangte; folgendes Billet überbrachte man mir von seiner Hand:

„Reisen Sie zurück, liebster L., wo Sie hergekommen sind. Der Prinz bedarf Ihrer nicht mehr, auch nicht meiner. Seine Schulden sind bezahlt, der Cardinal versöhnt, der Marschese wieder hergestellt. Erinnern Sie sich des Armeniers, der uns voriges Jahr so zu verwirren suchte? In seinen Armen finden Sie den Prinzen, der seit fünf Tagen — — die erste Messe hörte.“

Ich drängte mich nichtbestoweniger zum Prinzen, ward aber abgewiesen. An dem Bette meines Freundes erfuhr ich endlich die unerhörte Geschichte.

Philosophische Briefe.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die unnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lecture den denkenden Theil des Publicums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Regeneration der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme, zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit befeuert, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Auschwülfungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuches.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es aufweisen, wie diese einseitigen oft überspannten, oft widersprechenden Behauptungen endlich in eine allgemeine, geklärte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Skepticismus und Freidenkerel sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisierten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit besitzigen helfen. Je blendender, je verführer der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je qualender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewissheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntnis der Krankheit mußte der Heilung vorgehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein bestiger Jüngling sie versteht, eben so wenig als die Tugend und die Religion, wenn ein Raucherhafter sie verleugnet.

Dies mußte vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

Julius an Raphael.

Im October.

Du bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel liegt, wie ein Wähtuch, über dem ausgestorbenen Gesilde. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus und jürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Klauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freunden der Vergangenheit aufgeschüttet, und jetzt stehst du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf und meldest dich mir auf jedem Liebungsplatz unserer Spaziergänge wieder. Diesen Belsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermeßliche Perspective durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen

erkennen wir zuerst das lähne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Gelfter zum ersten Mal auseinander rollten, und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entschloßener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Austritt unserer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück, auf den Klügeln der Liebe komm wieder, oder deine letzte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirn und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bauest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunksener — da all mein Glück und alle meine Wünsche an den Grängen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres ahnen ließ, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespensternäbchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebte und desto beruhlicher an der Gottheit hing. Ich umfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erbschaft zu beweinen.

Erbschaft? — Nein, Das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gefaßt hat. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sei. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Nicht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Gut! Und denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganz vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlt ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Zerfall meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wenn brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, so ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, als deine herrliche Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal fand ich vor dem Tische des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung, sahen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Göttlich, ja, göttlich muß die Lehre seyn, rief ich aus, die die Wesen unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so Viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmenensäule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Drama zu Ehren, den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidenthume so abscheulich findest, soll Das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung verfühnen, die ich einmal belacht. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Würgen auf einem Widerstande begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schläffen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrißt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem barmanischen Lacte meines Enseriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldene Licht und die unermessliche Tiefe haben meine Augen entzündet. Werbin genügte mir an dem leidenden Natur, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu heißen; du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Sinn in die Rechte der Gerechtigkeit. Ich duldete diese Glücklichen, weil Vetter mich duldeten. Ich erdöthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größeres übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Gerechtigkeit gekränkt wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schicht über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als der Beherrscher der Erde. Raphael schüttet alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entwei. Ich habe mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trag meinen Kaiserthron in meinem Gehirn. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen anseht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unabweisbare Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommenen Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir Alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verfindung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniß! aber — unglücklicher Widerspruch der Natur! — dieser freie emporsiehende Geist ist in das starre unwandelbare Uhlwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen verknüpft, seinen kleinen Schicksalen angefocht — dieser Gott ist in eine Welt von Wärmern verwiefen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf

nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegenkriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude kostet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Orakel aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussehender Aberschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfang zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sey. Die Verneinung ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finstlicher zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückliche Neugier des Dedalus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich aufbete:

„Wächstest du nimmer erfahren, wer du bist!“

Erfegst mir keine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußttest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,

Das ich zu thun vermeine, allzu nah

Was gar zu Schlimmes gränzt, so thu' ich lieber

Das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedrigerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todtten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück, wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Voe. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuße unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unserer Trennung ein leichtes Opfer zu setzen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Male. —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rücksalle sicher zu seyn. Je verlassenere du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wirst du dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Kräfte beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deine, früher oder später unausbleiblich beverstcht, und bei der Alles

darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es gibt Lagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe Dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Epifanigkeiten einer flügeluden Vernunft zu kämpfen hat. Was Dies heiße, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und, dich vor einem solchen Schicksale zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Zeuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberwindung der Preis ist. Wahrheit und Irthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genuße und deine Tugenden waren unabhängig von Weiden. Du beturtest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Anschauungen zurückzuweisen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir vererbt. Du warst gut aus Instinct, aus unentweichter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich keine dich besser, Julius!

Untaubbarer! Du schmähst die Vernunft, du verzweifelt, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es nicht für mich, die Genuße nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du einporstimmtest, bot dir Gefahr für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Enttäuschung du den Augenblick sequetest, da die Binde von deinen Augen fiel. jene Wärme, mit der du die Wahrheit anfingst, hat keine Alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, woer du erschrocken zurückgeblieben.

Ich muß dem Gange deiner Verirrungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier, und dann will ich dir antworten. —

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöbere ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatze wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner tiefen Begründung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzt Das alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterstob ihre Träume. Die Wärme war mir die wahre.

Ich forsche nach den Wesen der Geister — schwinde mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erkennen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stört meine Schöpfung.

Du wirst dies Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erlöbten Danten meines Enthusiasmus wieder anzukommen, mich weiter auszuübuen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius.

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat,

und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Veruß aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also gibt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammenfügung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommenen Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besizers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Planeten, das Natursystem des Einflusses, heißen wir neyrünglich eben Das, was eine Antike, in Herculannum hervorgegraben — Weides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Werke.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so fersehe rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstractesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhaftige Thätigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinten rollt; die Ewigkeit ist ein Wirbel; ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das fünfzigste Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Trakel der körperlichen Schöpfung vorher verständigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schoße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlags. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder ausleben sehen, die todte Raupe, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt, Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper emerde, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich an einen Gedanken. Wo kein Todter begraben liegt, wo kein Ausergehn seyn wird, redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

I d e e.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Verzerrungen, aber keine einseitige Annäherung — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besigen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich

eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Bestimmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Object. Verwirre mich hler durch kein zweideutiges Rätheln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Folgende gründe, und einzig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtseyn in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Verräth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsere Wangen färbt, daß unsere Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Veredlung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst nimmt sich in diesem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menschen und zeigt offenbar, daß unsere Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du ungenug warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahst du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weibhanch wartete, er selbst den Verfall aufzichte, der seinem Herzen geopfert wurde — und, wenn du der Erzähler warst, überraschest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Tu daß Weiseste, Raphael, wie lebhaft ich segar mit meinem Herzen wunde um die Vorstellung einer schönen That, eines vortrefflichen Geistes, mich ganz und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dann nur den Vorber mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleiter übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent in der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegengesetzte Gebrochen sich finde, daß selbst den Wörmich oft eine hebe Begreifung für das Vortreffliche anwandte, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus heber der cultischer Größe durchslamme. Ich weiß z. B., daß unser bewunderter Haller, der das geschätzte Nichts zu einem Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung sollte, daß eben dieser das noch eilere Nichts eines Mitternernes, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschem Schwung der Phantasie gewaltsam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet und das Herz der despotischen Willkür niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der widerbendere ist, daß die Neugoten der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtseyn eigener Vereb- lung, eigener Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstel- lung dreier Successionen. Nichts, sein Wille und Et- was. Es ist wüste und finster — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realidee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Voll- kommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Ma- terie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glück- seligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückselig- keit: also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu er- wecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortrefflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernach- lässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

L i e b e.

Jetzt, besser Raphael, laß mich herumschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer klärenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeß- lichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Be- griffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der belebten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist uns der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen Augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Ver- wechselung der Wesen.

Wenn ich haße, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um Das reicher, was ich liebe. Ver- zeihung ist das Wiederfinden eines verlängerten Eigen- thums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele, und ich weine um den Verlust meiner schönsten Gäfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsere Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Emphy- sungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthum- recht auf deine Vortrefflichkeit gelten — folger darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn, denn das Erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dies allmächtige Getriebe

„Das zum ew'gen Zuebund der Liebe

„Unsre Herzen an einander zwang?

„Raphael, an deinem Arm' — o Wonne!

„Was' auch ich zur Selbsterkennung

„Freudig den Vollendungsang.

„Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,

„Hab' aus Millionen dich umwunden,

„Und aus Millionen mein bist du.

„Laß das wilde Chaos wiederkehren,

„Durch einander die Atome stören,

„Ewig flehn sich unsre Herzen zu.

„Muß ich nicht aus deinen Flammenaugen

„Meiner Wollust Widerstrahlen saugen?

„Nur in dir besaun' ich mich.

„Schöner malt sich mir die schöne Erde,

„Seller spiegelt in des Freund's Geberde,

„Neigender der Himmel sich.

„Schwermuth wirft die bangen Thränenlasten,

„Züher von des Leidens Sturm zu rasten,

„In der Liebe Wüsten ab —

„Nicht nicht selbst das solternde Emzücken,

„Raphael, in deinen Seelenblicken

„Ungetridig ein wollust'ges Grab?

„Ständ' im All der Schöpfung ich alleine,

„Seelen träumt' ich in die Felsenfelsen,

„Und umarmend küßt' ich sie —

„Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,

„Freute mich, antworteten die Klüfte,

„Thor genug, der süßen Sympathie.“ —

Liebe findet nicht Statt unter gleichnondenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der reinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höhern, die mir mangeln. Eine Regel leitet Freunds- chaft und Liebe. Die sanfte Dædemonia liebt ihren Dethello wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche Dethello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weint.

Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Baum und jeden geachteten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserm Geliebten. Du verstichst mich, mein Raphael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schön- heit, Größe, Vortrefflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und in dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Vortrefflichkeit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinweg- zuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verweihen und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kal- ten tödtenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtegefühl ihrer eigenen Entwür- digung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phä- nomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem düstigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Ringe ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrie, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinnes und des Ge- nie's den Eigennutz ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer unermüdbaren Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unserer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entlehnt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Rücklicht auf eine belebende Zukunft schlicht die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslankt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Verdunkelung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die erste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die vorherrschende Würdigung eines blühenden Reichthums, Egoismus ein Despot in einer verwürsteten Schwärzung. Egoismus färbt für die Taubheit, Liebe für den Unzank. Liebe verschönt, Egoismus leidet — einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Finessen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohlthat — setze hinzu, diese Wahrheit verbannt ihren Befenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Klammernrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabnen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener aröthen Wirkung emporsteigen — — laß in dunkler Ahnung vorüber gehen an ihm alle Glücklichen, die er schaffen soll — laß die Gegenwart nur die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammenbrängen — und nun be- antworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergeffen und entbehrlich, wie ein Blutröthse schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit versprechen!

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Mäßen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck), die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Geseh es der Allmacht beruht, dieses Prisma zu zerbrechen, so flürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Wähe in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporsteigen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Loete Gruppen sind wir, wenn wir haften,
„Stetter, wenn wir liebend und umfaßen,
„Ketten nach dem süßen Kesselswana
„Aufwärts, durch die tausendfachen Stufen
„Zahlenloser Geister, die nicht schufen,
„Wartet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher steigt und höher,
„Vom Barbaren bis zum arisch'schen Ehret,
„Der sich an den letzten Seraph reibt,
„Wallen wir, einmüth'gen Angestanzes,
„Bis sich dort im Meer des ew'gen Glanzes
„Sterbend untertauchen Maß und Zeit.

„Freundlos war der große Weltenmelter,
„Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
„Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit.
„Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
„Aus dem Kelch des ganzen Weltenkelches
„Schäumt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arcan, den entstellten König des Goldes aus dem unscheinbaren Kalle wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergänglichem und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das große Orakel der Eauer zu reiten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser. Laßt uns vernant werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Brüderliebe anschließen an einander. Laßt uns Schönheit und Freude pflanzen, so ernten wir Schönheit und Freude. Laßt uns hell denken, so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens. Die schwache Menschheit erblagte bei diesem Gebote, darum erklärt er sich deutlicher: Liebet euch unter einander.

„Welchelt mit dem Sonnenblick,
„Große Göttin, tritt zurück,
„Weiche vor der Liebe!
„Wer die stille Sternenhahn
„Sich die heldenkühn voran
„Zu der Gottheit Ehre?
„Wer zerriß das Heiligthum,
„Zeigte dir Elusium
„Durch des Grabes Kiste?
„Lebte sie und nicht hinein,
„Möchten wir uns sterblich sehn?
„Suchten auch die Geister
„Ohne sie den Meister?
„Liebe, Liebe leitet nur
„Zu dem Vater der Natur,
„Liebe nur die Geister.“

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntnis meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriß meiner unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest, ging der Samen auf, den du selber in meine Seele streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein Herz gedehnt und die Perspective meines Lebens verschoben. Wägalich, mein Vester, daß das ganze Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen. — Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne meines Julius, wirklich — — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend, tausend Jahre jenes Nichters, wo der versprochene weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücke reiße — Alles Dies mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner seyn, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß ein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Zehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangenumwindungen der ausweichenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnige Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künstler, der, in tausend Copien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüthende Hand eines Stümpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Nebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unecht seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig seyn muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweise übereinkommen, auf eine conventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt sind Das wirklich, was wir davon halten. Unser Gesanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, solange dieses

Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, solange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse, nicht die Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstande, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Größenlehre der Chiffren, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Ähnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B und die Zeichen =, + und — mit dem Factum, das gewonnen werden soll? — und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Calculs geht der Welteutdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Karte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmetterte oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Calcul macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unfinnliche, mit Hilfe des Sinnlichen, ausmietet und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen: denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eignen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigene jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselseitig trösten; diese wird Raphael dem Knabenalter seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag seyn, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterschiebe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verlaufe; auch Das, mein Vater, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrende Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andere ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massige Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede Feinschärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit müßte Tausende erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein; sie umfaßt auch das bedingungsweise Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Nages hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größeren Sinne der Schöpfung. Im unentlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenügt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbedeckt läßt, wo noch

irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Olste, das den Menschen anseindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todtte Gebiet der Verwesung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnsinn sprossen kann, noch wirthschaftlich ausspannet, der das Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsterheit des Tarquinius Cereus zu spinnen wußte — dieser erfunderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen großen Zwecken verbrauchen und diese weiltläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit zur Empfangniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weiltläufigen Spinnweb der menschlichen Weisheit auch das Meinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdunggürtelten Oceans! Schande aber dem trüben, wolkigen Sonnenpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Kugel, gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — „Nähert euch dem Gotte, den ihr meint!“

Napheal an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erschlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufheben sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, werth; aber hier konntest und durdest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genuße für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürdest du nur ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgehöhlt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken und alsdann, bei gleicher Unverwundlichkeit, das Würschenerwertheite vorziehen oder vielleicht neue Begründungen auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen preisgeben müßtest.

Aber Dies alles ist nicht in mein Plane. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Wehelse nicht mehr bedarfst. Freilich ist Dies nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungsmitteln dringt dies fast immer am Ehesten. Selbst du, bei aller Elastizität deines Charakters, schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen verlaßt worden bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz

stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu verebeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du als hübsche Rache einer Sklavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du präugtest mit deinen Befehlen, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genuße deines blühenden Lebens und in Ausherrung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Konsequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handeltest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloß ich, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzufößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen ersetzten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schneidengange der kaltsblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dies begeisterte System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütere mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichen Anlagen befördert. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundhaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Laß ein System, wie das deinige, die Freie einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf sich nicht beirren. Alle Versuche dieser Art, die dem einzigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschenge schlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist verlor, war das Jecher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Grängen der Vernunft waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstieß das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von Neuem sich auferlegenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Gefahrung erhellbar werden konnte. Einigen gelang es sogar, een Resultat ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Verschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grängen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willkürlich zusammengekehrt war. Bald dient eine unmerkliche Veransetzung zur Grundlage einer Reihe

von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengefügten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und Dies sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publicum zu täuschen. Auch der redlichste, unbeschuldigste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre herv austritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach Dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Product einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Nachenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen; aber hierzu müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Grängen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das einzige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und, wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Grängen zu setzen, wo er mir am brauchbarsten zu werden anfing? Müßte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Feinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dies niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuße deines Daseyns hindert, den Keim jeder höhern Vegeirung — das Bewußtseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, Dies ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maß von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwendetest. Bis jetzt mochte Dies hingehen und war auch eine natürliche Folge einer neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am Meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der

Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eigenen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollenbung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Aufsehblicken das Weltall zu überschauen, mittheilig herabsieht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am Wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Welt schöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheint du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den tothen Stoff, den er zur Verknüpfung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile gesichert, und dieser erhaltende Blick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am Meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Mysterien ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen; aber auch alldann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edlern Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wihbegierde nicht überschreiten kann.

Und Dies ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgeöhnt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Bis dahin gürne immer mit mir, nur verzeihe nicht an dir selbst.

Briefe über Don Carlos.

Erster Brief.

Sie sagen mir, lieber Freund, daß Ihnen die bisherigen Beurtheilungen des Don Carlos noch wenig Befriedigung gegeben, und hatten dafür, daß der größte Theil derselben den eigentlichen Gesichtspunkt des Verfassers fehlgegangen sey. Es dünkt Ihnen noch wohl möglich, gewisse gewagte Stellen zu retten, welche die Kritik für unhaltbar erklärte; manche Zweifel, die dagegen rege gemacht worden, finden Sie in dem Zusammenhang des Stücks — wo nicht völlig beantwortet, doch vorhergesehen und in Anschlag gebracht. Bei den meisten Einwüffen fänden Sie weit weniger die Sagesittä der Beurtheiler, als die Selbstzufriedenheit zu bewundern, mit der sie solche als hohe Entdeckungen vortragen, ohne sich durch den natürlichsten Gedanken stören zu lassen, daß Uebertreibungen, die dem Widersichtigen sogleich ins Auge fallen, auch wohl dem Verfasser, der unter seinen Lesern selten der am Wenigsten Unterrichtete ist, dürften sichtbar gewesen seyn, und daß sie es also weniger mit der Sache selbst, als mit den Gründen zu thun haben, die ihn dabei bestimmten. Diese Gründe können allerdings unzulänglich seyn, können auf einer einseitigen Vorstellungsart beruhen; aber die Sache des Beurtheilers wäre es gewesen, diese Unzulänglichkeit, diese Einseitigkeit zu zeigen, wenn er anders in den Augen Desjenigen, dem er sich zum Richter anfertigt oder zum Rathgeber anbietet, einen Werth erlangen will.

Aber, lieber Freund, was geht es am Ende den Autor an, ob sein Beurtheiler Vernunft gehabt hat oder nicht, wie viel oder wenig Scharfsinn er bewiesen hat? Mag er das mit sich selbst ausmachen. Schlimm für den Autor und sein Werk, wenn er die Wirkung desselben auf die Divinationsgabe und Willkür seiner Kritiker ankommen ließ, wenn er den Eindruck desselben von Eigenschaften abhängig machte, die sich nur in sehr wenigen Köpfen vereinigen. Es ist einer der fehlerhaftesten Zustände, in welchen sich ein Kunstwerk befinden kann, wenn es in die Willkür des Betrachters gestellt worden, welche Auslegung er davon machen will, und, wenn es einer Nachhülfe bedarf, ihn in den rechten Standpunkt zu rücken. Wollten Sie mir andeuten, daß das meinige sich in diesem Falle befände, so haben Sie etwas sehr Schlimmes davon gesagt, und Sie veranlassen mich, es aus diesem Gesichtspunkte noch einmal genauer zu prüfen. Es läme also, dünkt mir, vorzüglich darauf an, zu untersuchen, ob in dem Stücke Alles enthalten ist, was zum Verständnisse desselben dient, und ob es in so klaren Ausdrücken angegeben ist, daß es dem Leser leicht war, es zu erkennen. Lassen Sie sich's also gef. len, lieber Freund, daß ich Sie eine Zeit lang von diesem Gegenstande unterhalte. Das Stück ist mir fremder geworden, ich finde mich jetzt gleichsam in der Mitte zwischen dem Künstler und seinem Betrachter, wodurch es mir vielleicht möglich wird, des Erstern vertraute Bekanntschaft mit seinem Gegenstande mit der Unbefangenheit des Letztern zu verbinden.

Es kann mir überhaupt — und ich finde nöthig, Dieses vorauszuschicken — es kann mir begegnet seyn, daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. Et. Reals Novelle,

vielleicht auch meine eignen Aeußerungen darüber im ersten Stücke der Thalia, mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, daß ich es ausarbeitete, welches, mancher Unterbrechungen wegen, eine ziemlich lange Zeit war, hat sich — in mir selbst Vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfange vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengeetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz anderes Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publicums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustößen — Ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen (und Das hätte mir doch wohl der kleinste Theil meiner Leser gethan), oder ich müßte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. Wenn Dies nicht überall auf die glücklichste Art gelassen ist, so dient mir zu einiger Verhütung, daß es einer geschicktern Hand, als der meinigen, nicht viel besser würde gelungen seyn. Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen: ein dramatisches Werk aber kann und soll nur die Blüthe eines einzigen Sommers seyn. Auch der Plan war für die Gängen und Regeln eines dramatischen Werks zu weitläufig angelegt. Dieser Plan z. B. forderte, daß Marquis Posa das uneingeschränkste Vertrauen Philipps davon trug; aber zu dieser außerordentlichen Wirkung erlaubte mir die Dekonomie des Stücks nur eine einzige Scene.

Bei meinem Freunde werden mich diese Aufschüsse vielleicht rechtfertigen, aber nicht bei der Kunst. Wollten Sie indeß doch nur die vielen Declamationen beschließen, womit von dieser Seite her von den Kritikern gegen mich ist Sturm gelaufen worden.

Zweiter Brief.

Der Charakter des Marquis Posa ist fast durchgängig für zu idealisch gehalten worden; inwiefern diese Behauptung Grund hat, wird sich dann am Besten ergeben, wenn man die eigenthümliche Handlungsdarstellung dieses Menschen auf ihren wahren Gehalt zurückgeführt hat. Ich habe es hier, wie Sie sehen, mit zwei entgegengeetzten Parteien zu thun. Denen, welche ihn aus der Classe natürlicher Wesen schlechterdings verwiesen haben wollen, müßte also dargethan werden, inwiefern er mit der Menschennatur zusammenhängt, inwiefern seine Gesinnungen, wie seine Handlungen, aus sehr menschlichen Trieben fließen und in der Verkettung äußerlicher Umstände gegründet sind; Diejenigen, welche ihm den Namen eines göttlichen Menschen geben, brauche ich nur auf einige Mängel an ihm aufmerksam zu machen, die gar sehr menschlich sind. Die

Gefinnungen, die der Marquis äußert, die Philosophie, die ihn leitet, die Lieblingsgefühle, die ihn befeuern, so sehr sie sich auch über das tägliche Leben erheben, können, als bloße Vorstellungen betrachtet, es nicht wohl seyn, was ihn mit Recht aus der Classe natürlicher Wesen verbannte. Denn was kann in einem menschlichen Kopfe nicht Daseyn empfangen, und welche Geburt des Gehirns kann in einem glühenden Herzen nicht zur Leidenschaft reifen? Auch seine Handlungen können es nicht seyn, die, so selten Dies auch geschehen mag, in der Geschichte selbst ihres Gleichen gefunden haben: denn die Aufopferung des Marquis für seinen Freund hat wenig oder nichts vor dem Heldentode eines Curtius, Regulus und Anderer voraus. Das Unrichtige und Unmögliche müßte also entweder in dem Widerspruch dieser Gefinnungen mit dem damaligen Zeitalter oder in ihrer Unmacht und ihrem Mangel an Lebendigkeit liegen, zu solchen Handlungen wirklich zu entzünden. Ich kann also die Einwendungen, welche gegen die Natürlichkeit dieses Charakters gemacht werden, nicht anders verstehen, als daß in Philipps des Zweiten Jahrhundert kein Mensch so, wie Marquis Posa, gedacht haben konnte — daß Gedanken dieser Art nicht so leicht, wie hier geschieht, in den Willen und in die That übergehen — und daß eine idealische Schwärmerei nicht mit solcher Consequenz realisirt, nicht von solcher Energie im Handeln begleitet zu werden pflege.

Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse, dünkt mir vielmehr für als wider ihn zu sprechen. Nach dem Beispiele aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsterniß und Licht, eine herverragende isolirte Erscheinung. Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Vöhrung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgen-dämmerung der Wahrheit — von jeder die Geburtsstunde außerordentlicher Menschen. Die Ideen von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine glänzende Erziehung, in diese rein organisirte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erschauern und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Gesehene, unter welchem sie ihr wahrheitlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindruckes erhöhen. Sie haben durch einen langen abnützenden Gebrauch das Triviale noch nicht, das heutzutage ihren Eindruck so stumpf macht; ihren großen Stempel hat weder das Geschwätz der Schulen, noch der Witz der Weltleute abgerieben. Seine Seele fühlt sich in diesen Zeiten gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihrem blendenden Lichte auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Gaud der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an die Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Sagen Sie selbst, mein Freund — das süßste Ideal einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldsamkeit und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als in der Nähe Philipps des Zweiten und seiner Inquisition?

Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis drehen sich um republikanische Jugend. Selbst seine Aufopferung für seinen Freund beweist Dieses, denn Aufopferungsfähigkeit ist der Inbegriff aller republikanischen Tugend.

Der Zeitpunkt, worin er auftrat, war gerade derjenige, worin stärker als je von Menschenrechten und Gewissensfreiheit die Rede war. Die vorhergehende Reformation hatte diese Ideen zuerst in Umlauf

gebracht, und die flandrischen Unruhen erhielten sie in Uebung. Seine Unabhängigkeit von außen, sein Stand als Malteserritter selbst, schenken ihm die glückliche Waise, diese speculative Schwärmerei zur Reife zu brüten.

In dem Zeitalter und in dem Staate, worin der Marquis auftritt, und in den Umgebungen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht, warum er dieser Philosophie nicht hätte fähig seyn, nicht mit schwärmerischer Anhänglichkeit ihr hätte ergeben seyn können.

Wenn die Geschichte reich an Beispielen ist, daß man für Meinungen alles Irdische hintanzusetzen kann, wenn man dem grundlosen Wahne die Kraft beilegt, die Gemüther der Menschen auf einen solchen Grad einzunehmen, daß sie aller Aufopferungen fähig gemacht werden: so wäre es sonderbar, der Wahrheit diese Kraft abzusprechen. In einem Zeitpunkte vollends, der so reich, wie jener, an Beispielen ist, daß Menschen Gut und Leben um Lehrlätze wagen, die an sich so wenig Begeistertes haben, sollte, dünkt mir, ein Charakter nicht auffallen, der für die Erhabenheit aller Ideen etwas Aehnliches wagt; man müßte denn annehmen, daß Wahrheit minder fähig sey, das Menschenherz zu rühren, als der Wahn. Der Marquis ist außerdem als Held angekündigt. Schon in früher Jugend hat er mit seinem Schwerte Proben eines Muths abgelegt, den er nachher für eine ernsthaftere Angelegenheit äußern soll. Begeisterte Wahrheiten und eine seelenerhebende Philosophie müßten, dünkt mir, in einer Heldenseele zu etwas ganz Anderm werden, als in dem Gehirn eines Schulgelehrten oder in dem abgenützten Herzen eines weichen Weltmannes.

Zwei Handlungen des Marquis sind es vorzüglich, an denen man, wie Sie mir sagen, Anstoß genommen hat: sein Verhalten gegen den König in der zehnten Scene des dritten Aufzuges und die Aufopferung für seinen Freund. Aber, es könnte seyn, daß die Freimüthigkeit, mit der er dem Könige seine Gefinnungen vorträgt, weniger auf Rechnung seines Muths, als seiner genauen Kenntniß von jenes Charakter käme, und mit aufgebobener Gefahr würde sonach auch der Haupteinwurf gegen diese Scene gehoben. Darüber ein ander Mal, wenn ich Sie von Philipps dem Zweiten unterhalte; jetzt hätte ich es kühn mit Posas Aufopferung für den Prinzen zu thun, worüber ich Ihnen im nächsten Briefe einige Gedanken mittheilen will.

Dritter Brief.

Sie wollten neulich im Don Carlos den Beweis gefunden haben, daß leidenschaftliche Freundschaft ein eben so rührender Gegenstand für die Tragödie seyn könne, als leidenschaftliche Liebe, und meine Antwort, daß ich mir das Gemälde einer solchen Freundschaft für die Zukunft zurückgelegt hätte, befremdete Sie. Also auch Sie nehmen es, wie die meisten meiner Leser, als angemacht an, daß es schwärmerische Freundschaft gewesen, was ich mir in dem Verhältnisse zwischen Carlos und Marquis Posa zum Ziel gesetzt habe? Und aus diesem Standpunkte haben Sie folglich diese beiden Charaktere und vielleicht das ganze Drama hieher betrachtet? Wie aber, lieber Freund, wenn Sie mir mit dieser Freundschaft wirklich zu viel gethan hätten? wenn es aus dem ganzen Zusammenhange deutlich erhellte, daß sie dieses Ziel nicht gewesen und auch schlechterdings nicht seyn konnte? wenn sich der Charakter des Marquis, so wie er aus dem Total seiner Handlungen hervorgeht, mit einer solchen Freundschaft durchaus nicht vertrüge, und wenn sich gerade aus seinen schönsten Handlungen,

die man auf ihre Rechnung schreibt, der beste Beweis für das Gegentheil führen ließe?

Die erste Ankündigung des Verhältnisses zwischen diesen Beiden könnte irrig geführt haben; aber Dies auch nur scheinbar, und eine geringe Aufmerksamkeit auf das abstrichende Benehmen Beider hätte hingereicht, den Irrthum zu heben. Dadurch, daß der Dichter von ihrer Jugendfreundschaft ausgeht, hat er sich nichts von seinem höhern Plane vergeben; im Gegentheil konnte dieser aus keinem bessern Aeden gesponnen werden. Das Verhältniß, in welchem Beide zusammen auftraten, war Reminiscenz ihrer früheren akademischen Jahre. Harmonie der Gefühle, eine gleiche Liebhaberei für das Große und Schöne, ein gleicher Enthusiasmus für Wahrheit, Freiheit und Tugend hatte sie damals an einander geknüpft. Ein Charakter, wie Posa's, der sich nachher so, wie es in dem Stücke geschieht, entfaltet, mußte frühe angefaßt haben, diese lebhaft empfindungskraft an einem fruchtbaren Gegenstande zu üben: ein Wohlwollen, das sich in der Folge über die ganze Menschheit erstrecken sollte, mußte von einem engeren Bande ausgegangen seyn. Dieser schöpferische und feurige Geist mußte bald einen Stoff haben, auf den er wirkte, konnte sich ihm ein schönerer anbieten, als ein kalt und lebendig fühlender, seiner Vergleichen empfänglicher, ihm freiwillig entgegenstehender Dürstern? Aber auch schon in diesen früheren Zeiten ist der Grund dieses Charakters in einigen Zügen sichtbar; schon hier ist Posa der kältere, der spätere Freund, und sein Herz, jetzt schon zu weit umfassend, um sich für ein einzelnes Wesen zusammenzuziehen, muß durch ein schweres Opfer errungen werden.

„Da hing ich an mit Hürlichkeiten
„Und inniger Bruderliebe dich zu quälen;
„Du stolzes Herz habst sie mir kalt zurück.
„— Verstimmben konntest du mein Herz, doch nie
„Von dir entfernen. Dreimal wieder du
„Den Hüften von dir, dreimal stand er wieder
„Als Reiter da, um Liebe dich zu stehn, u. s. f.
„— — — Mein demüthiges Blut
„Fließ schändlich unter unbarbarischen Streichen;
„So hoch kam mir der Eigenwinn zu stehn,
„Von Rodrigo geliebt zu sehn.“

Hier schon sind einige Winke gegeben, wie wenig die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen auf persönliche Uebereinstimmung sich gründet. Frühe denkt er sich ihn als Königssohn, frühe trängt sich diese Idee zwischen sein Herz und seinen kitzelnden Arcand. Carlos öffnet ihm seine Arme; der junge Weltbürger kniet vor ihm nieder. Gefühle für Freiheit und Menschenadel waren früher in seiner Seele reif, als Freundschaft für Carlos; dieser Zweig wurde erst nachher auf diesen härteren Stamm gepflanzt. Selbst in dem Augenblicke, wo sein Stolz durch das große Opfer seines Freundes bezwungen ist, verliert er den Dürsternsohn nicht aus den Augen. „Ich will bezahlen,“ sagt er, „wenn du — Königs bist.“ In es möglich, daß sich in einem so jungen Herzen, bei diesem lebendigen und immer gegenwärtigen Gefühl der Unvergleichlichkeit ihres Standes, Freundschaft ergangen hätte, deren wesentliche Bedingung doch Gleichheit ist? Als auch damals schon war es weniger Liebe als Dankbarkeit, weniger Freundschaft als Mitleid, was den Marquis dem Prinzen gewann. Die Gefühle, Ahnungen, Träume, Entschlüsse, die sich dunkel und verworren in dieser Knabenseele drängten, mußten mitgetheilt, in einer andern Seele angefaßt werden, und Carlos war der Einzige, der sie mit ahnen, mit träumen konnte, und der sie erwirkte. Ein Geist, wie Posa's,

mußte seine Ueberlegenheit frühzeitig zu genießen streben, und der liebevolle Karl schmeigte sich so unterwürfig, so gelehrt an ihn an! Posa sah in diesem schönen Spiegel sich selbst und freute sich seines Wildes. So entstand diese akademische Freundschaft.

Aber jetzt werden sie von einander getrennt, und Alles wird anders. Carlos kommt an den Hof seines Vaters, und Posa wirft sich in die Welt. Jener, durch seine frühe Anhänglichkeit an den edelsten und feurigsten Jüngling verwöhnt, findet in dem ganzen Umkreise eines Despotenhofes nichts, was sein Herz befriedigte. Alles um ihn her ist leer und unfruchtbar. Mitten im Gewühle so vieler Höflinge einsam, von der Gegenwart gedrückt, laßt er sich an süßen Nüchternungen der Vergangenheit. Bei ihm also dauern diese frühen Eindrücke warm und lebendig fort, und sein zum Wohlwollen gebildetes Herz, dem ein würdiger Gegenstand mangelt, verzieht sich in nie befriedigten Träumen. So verfiel er allmählich in einen Zustand müßiger Schwärmerci, untätiger Betrachtung. In dem fortwährenden Kampfe mit seiner Lage nützen sich seine Kräfte ab, die unfreundlichen Vegetationen eines ihm so ungleichen Vaters verbreiten eine dünnere Schwermuth über sein Wesen — den zehrenden Wurm jeder Geistesblüthe, den Tod der Vegetation. Zusammengedrückt, ohne Energie, geschäftlos, hinbrütend in sich selbst, von schweren fruchtlosen Kämpfen ermattet, zwischen schreckhaften Extremen herumgeschwankt, keines eigenen Aufschwungs mehr mächtig — so findet ihn die erste Liebe. In diesem Zustande kann er ihr keine Kraft mehr entgegensetzen; alle jene süßern Ideen, die ihr allein das Gleichgewicht hätten halten können, sind seiner Seele fremder geworden. Sie beherrscht ihn mit reißender Gewalt; so verfiel er in einen schmerzhaft wollüstigen Zustand des Verdens. Auf einen einzigen Gegenstand sind jetzt alle seine Kräfte zusammengezogen. Ein nie gestilltes Verlangen hält seine Seele innerhalb ihrer selbst gefesselt. — Wie sollte sie ins Unendliche ausströmen? Und in diesen Wunsch zu befriedigen, untätiger noch, durch innere Kraft in bestigen, schwindet er halb lebend halb sterbend, in sichtbarer Zehrung hin; seine Freundschaft für den brennenden Schmerz seines Vaters, sein mitfühlendes, sich ihm öffnendes Herz, in das er ihn ausströmen konnte.

„Ich habe Niemand — Niemand
„Auf dieser großen weiten Erde, Niemand.
„Soweit das Geister meines Vaters reicht,
„Soweit die Schiffahrt unsre Klagen sendet,
„In seine Stelle, keine, keine, wo
„Ich meiner Thränen mich entladen kann.“

Hülfslosigkeit und Armut des Herzens führen ihn jedoch über den Punkt zurück, wo Hülfe des Herzens ihm halt anzuzeigen laßt. Herrlicher fühlt er das Verdrüßliche der Schwermuth, weil er allein ist und unglücklich. So findet ihn sein untröstlicher Arcand.

Wenig anders ist es unterdessen diesem ergangen. Mit offenen Sinnen, mit allen Kräften der Jugend, allem Drange des Genies, aller Wärme des Herzens in das weite Unendliche geworfen, sieht er den Menschen im Großen wie im Kleinen, handeln; er findet Gelegenheiten, sein mitgetragenes Ideal an den wirkenden Kräften der ganzen Gattung zu prüfen. Alles, was er hört, was er sieht, wird mit lebendigem Enthusiasmus von ihm verschlungen, Alles in Beziehung auf jenes Ideal empfunden, gedacht und verarbeitet. Der Mensch zeigt sich ihm in mehreren Variationen; in mehreren Himmelsstrichen, Verfassungen, Graden der Bildung und Stufen des Glücks lernt er ihn kennen. So erzeugt sich

in ihm allmählich eine zusammengefaßte und erhabene Vorstellung des Menschen im Großen und Ganzen, gegen welche jedes einseitige kleinere Verhältniß verschwindet. Aus sich selbst tritt er jetzt heraus, im großen Weltraum dehnt sich seine Seele ins Weite. — Werthwürdige Menschen, die sich in seine Bahn werfen, zerstreuen seine Aufmerksamkeit, theilen sich in seine Achtung und Liebe. — An die Stelle eines Individuums tritt bei ihm jetzt das ganze Geschlecht; ein vorübergehender jugendlicher Affect erweitert sich in eine allumfassende unendliche Philanthropie. Aus einem müßigen Enthusiasten ist ein thätiger handelnder Mensch geworden. Seine ehemaligen Träume und Ahnungen, die noch dunkel und unentwickelt in seiner Seele lagen, haben sich zu klaren Begriffen geläutert, müßige Entwürfe in Handlung gesetzt; ein allgemeiner unbestimmter Drang, zu wirken, ist in zweckmäßige Thätigkeit übergegangen. Der Geist der Völker wird von ihm studirt, ihre Kräfte, ihre Hülfsmittel abgewogen, ihre Verfassungen geprüft; im Umgang mit verwandten Geistern gewinnen seine Ideen Vielseitigkeit und Form; geprüfte Weltleute, wie ein Wilhelm von Oranien, Colligny u. A., nehmen ihnen das Romantische und stimmen sie allmählich zu pragmatischer Brauchbarkeit herunter.

Vereichert mit tausend neuen fruchtbaren Begriffen, voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, fühner und weitumfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopfe, glühendem Herzen, von den großen begeisterten Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Rechts durchdrungen und feurig für die Glückseligkeit dieses großen Ganzen entzündet, das ihm in so vielen Individuen vergegenwärtigt war,* so kommt er jetzt von der großen Erde zurück, brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden, auf welchem er diese Ideale realisiren, diese gesammelten Schätze in Anwendung bringen könnte. Blanderns Zustand bietet sich ihm dar. Alles findet er hier zu einer Revolution vorbereitet. Mit dem Geiste, den Kräften und Hülfsmitteln dieses Reichs bekannt, die er gegen die Macht seines Unterdrückers berechnet, sieht er das große Unternehmen schon als geendigt an. Sein Ideal republicanischer Freiheit kann kein günstigeres Moment und keinen empfänglicheren Boden finden.

„So viele reiche blühende Provinzen!
„Ein kräftiges und großes Volk und auch
„Ein gutes Volk, und, Vater dieses Volks!
„Das, das ich, Das muß göttlich sein.“

Je elender er dieses Volk findet, desto näher drängt sich dieses Verlangen an sein Herz, desto mehr eilt er, es in Erfüllung zu bringen. Hier und hier erst erinnert er sich lebhaft des Freundes, den er, mit glühenden Gefühlen für Menschenglück, in Alcalá verließ. Ihn denkt er sich jetzt als Retter der unterdrückten Nation, als das Werkzeug seiner hohen Entwürfe. Voll unaussprechlicher Liebe, weil er ihn mit der Lieblingsangelegenheit seines Herzens zusammenkneuft, eilt er nach

Madrid in seine Arme, jene Samentrainer von Humanität und heroischer Tugend, die er einst in seine Seele gestreut, jetzt in vollen Saaten zu finden und in ihm den Befreier der Niederlande, den künftigen Schöpfer seines geräumten Staats zu umarmen.

Leidenschaftlicher als jemals, mit feberhafter Hestigkeit stürzt ihm dieser entgegen.

„Ich drück' an meine Seele dich, ich fühle
„Die deimige allmächtig an mir schlagen.
„O, jetzt ist Alles wieder gut. Ich liege
„Am Halse meines Rodrigo!“

Der Empfang ist der feurigste; aber wie beantwortet ihn Posa? Er, der seinen Freund in voller Blüthe der Jugend verließ und ihn jetzt einer wandelnden Leiche gleich wiederfindet, verweilt er bei dieser traurigen Veränderung? forschet er lange und ängstlich nach ihren Quellen? steigt er zu den kleineren Angelegenheiten seines Freundes herunter? Verührt und ernsthaft erwiedert er diesen unwillkommenen Empfang.

„So war es nicht, wie ich Don Philipps Sohn
„Erwartete — Das ist
„Der löwentühne Jüngling nicht, zu dem
„Ein unterdrücktes Heldenvolk mich sendet —
„Denn jetzt steh' ich als Rodrigo nicht hier,
„Nicht als des Knaben Carlos Spielgefelle —
„Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
„Umarm' ich Sie — es sind die Randrisse
„Provinzen, die an Ihrem Halse weinen“ u. s. f.

Unfreiwillig entwickelt ihm seine herrschende Idee gleich in den ersten Augenblicken des so lang entbehrten Wiedersehens, wo man sich doch sonst so viel wichtigere Kleinigkeiten zu sagen hat, und Carlos muß alles Dührende seiner Lage aufbieten, muß die entlegensten Seiten der Kindheit hervorgerufen, um diese Lieblingsidee seines Freundes zu verdrängen, sein Mitgefühl zu wecken und ihn auf seinen eigenen traurigen Zustand zu heften. Schrecklich sieht sich Posa in den Hoffnungen getäuscht, mit denen er seinem Freunde zusah. Einen Heldencharakter hatte er erwartet, der sich nach Thaten sehnte, wovon er ihm jetzt den Schauplatz eröffnen wollte. Er rechnete auf jenen Vorrath von erhabener Menschenliebe, auf das Gelübde, das er ihm in jenen schwärmerischen Tagen auf die entweichende Heide gethan, und findet Leidenschaft für die Gemahlin seines Vaters —

„Das ist der Karl nicht mehr.
„Der in Alcalá von dir Abschied nahm.
„Der Karl nicht mehr, der sich beherzt getraute,
„Das Paradies dem Schöpfer anzusehn
„Und vermalein, als unumkränkter Fürst,
„In Spanien zu pflanzen. O! der Einsatz
„War lindlich, aber göttlich schön. Weibei
„Sind diese Träume!“

Eine hoffnungslose Leidenschaft, die alle seine Kräfte verzehrt, die sein Leben selbst in Gefahr setzt. Wie würde ein sorgloser Freund des Prinzen, der aber ganz nur Freund allein und mehr nicht gewesen wäre, in dieser Lage gehandelt haben? Und wie hat Posa, der Weltbürger, gehandelt? Posa, des Prinzen Freund und Vertrauter, hätte viel zu sehr für die Sicherheit seines Carlos geantwortet, als daß er es hätte wagen sollen, zu einer gefühllichen Zusammenkunft mit seiner Königin die Hand zu bieten. Des Freundes Pflicht wäre es gewesen, auf Ordnung dieser Leidenschaft und keineswegs auf ihre Befriedigung zu denken. Posa, der Sachwalter Blanderns, handelt ganz anders. Ihm ist nichts wichtiger, als diesen hoffnungslosen Zustand, in welchem die thätigen Kräfte seines Freundes versinken, auf das Schnellste zu endigen, sollte es auch ein kleines Wagniß kosten. Solange sein

* In seiner nachherigen Unterredung mit dem Könige kennen diese Lieblingsideen an den Tag. Ein Abergang von ihrer Hand sagt er ihm, und neu erschaffen wird die Erde. (S. oben die Bedenkenstellung.)

„Großmüthig wie der Stier, Wendungspunkt
„Aus ihrem Aulken Reimen, der sein
„In ihrem Melanchant.
„Gießen Sie der Menschheit
„Verlorenen Welt wieder her. Der Fürger
„Der niederrum, was er ganz gewöhnlich
„Der kleine Juch, ihn habe eine Pflicht,
„Mit seiner Bruder alsbetrunkener Rede
„Der Landmann ruhme sich des Pflugs und sonne
„Dem König, der nicht Landmann ist, die Krone
„In seiner Werkstatt traume sich der Künstler
„Zum Bildner einer schönen Welt. Den Aug
„Der Denker kenne sein Schicksal mehr,
„Als die Bedingung endlicher Naturen“

Freund in unbefriedigten Wünschen verschmachtet, kann er fremdes Weiden nicht fühlen; solange seine Kräfte von Schwermuth niedergedrückt sind, kann er sich zu keinem heroischen Entschlusse erheben. Von dem unglücklichen Carlos hat Klaren nichts zu hoffen, aber vielleicht von dem glücklichen. Er eilt also, seinen heißesten Wunsch zu befriedigen, er selbst führt ihn zu den Füßen seiner Königin; und dabei allein bleibt er nicht stehen. Er findet in des Prinzen Gemüth die Motive nicht mehr, die ihn sonst zu heroischen Entschlüssen erheben hatten: was kann er Anderes thun, als diesen erloschenen Heldegeist an fremdem Feuer entzünden und die einzige Leidenschaft nützen, die in der Seele des Prinzen vorhanden ist? An diese muß er die neuen Ideen anknüpfen, die er jetzt bei ihr herrschend machen will. Ein Blick in der Königin Herz überzeugt ihn, daß er von ihrer Mitwirkung Alles erwarten darf. Nur der erste Entschlussumsatz ist es, den er von dieser Leidenschaft entlehnen will. Hat sie dazu gebilligt, seinem Freunde diesen heilsamen Schwung zu geben, so bedarf er ihrer nicht mehr, und er kann gewiß sein, daß sie durch ihre eigene Wirkung zerstört werden wird. Also selbst dieses Hinderniß, das sich seiner großen Angelegenheit entgegenwarf, selbst diese unglückliche Liebe, wird jetzt in ein Werkzeug zu jenem wichtigeren Zwecke umgeschaffen, und Klarens Schicksal muß durch den Mund der Liebe an das Herz seines Freundes reden.

„In dieser brennenden Flamme
„Erkannt' ich früh der Hoffnung goldenen Strahl.
„Ich wollt' ihn führen zum Vortheilichen;
„Die Hölle tödtliche Frucht, woran
„Nur Menschenalter langsam pflanzen, sollte
„Ein schneller Blitz der wunderbaren Liebe
„Beleuchten. Mir sollte seine Taube
„An diesem trüben Sonnenkluge reifen.“

Aus den Händen der Königin empfangt jetzt Carlos die Liebe, welche Posa aus Klaren für ihn mitbrachte. Die Königin ruft seinen entflohenen Genius zurück.

Noch sichtbar zeigt sich diese Unterordnung der Freundschaft unter das wichtigere Interesse bei der Zusammenkunft im Kloster. Ein Entwurf des Prinzen auf den König ist schlagend; Posa's und eine Entdeckung, welche er zum Vortheile seiner Leidenschaft glaubt gemacht zu haben, führen ihn heftiger in diese zurück, und Posa glaubt zu bemerken, daß sich Einnahme in diese Leidenschaft mische. Nichts konnte sich weniger mit seinem höhern Plane vertragen. Alle Hoffnungen, die er auf Carlos' Liebe zur Königin für seine Niederlande gegründet hat, stürzen dahin, wenn diese Liebe von ihrer Höhe herunterstank. Der Unwille, den er darüber empfindet, bringt seine Gesinnungen an den Tag.

„O, ich fühlte,
„Neben ich mich entzünden muß. Ja, einst,
„Einst war's ganz anders. Da warst du so reich,
„So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
„In deinem weiten Busen Raum. — Alles
„Nun dahin, von einer Leidenschaft,
„Von einem kleinen Elan aus verschlungen.
„Dein Herz ist ausgestorben. Keine Thräne,
„Dem ungeheuren Schicksal der Provinzen
„Nicht einmal eine Thräne mehr! O Karl,
„Wie arm bist du, wie bettelarm geworden,
„Zudem du Niemand liebst, als dich!“

Dang vor einem ähnlichen Rückfalle, glaubt er einen gewaltthätigen Schritt wagen zu müssen. Erlange Karl in der Nähe der Königin bleibt, ist er für die Angelegenheit Klaren verloren. Seine Gegenwart

in den Niederlanden kann dort den Dingen eine ganz andere Wendung geben: er steht also seinen Augenblick an, ihn auf die gewaltsamste Art dahin zu bringen.

„Er soll
„Dem König ungehorsam werden, soll
„Nach Brüssel heimlich sich begeben, wo
„Mit offenen Armen die Flämänder ihn
„Erwarten. Alle Niederlande stehen
„Auf seine Lösung auf. Die gute Sache
„Wird stark durch einen Königssohn.“

Würde der Freund des Carlos es über sich vermocht haben, so verweigern mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen? Aber Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Anforderung war, als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes, Posa, der Weltbürger, mußte gerade so und nicht anders handeln. Alle Schritte, die im Verlaufe des Stückes von ihm unternommen werden, verrathen eine wagen der Kühnheit, die ein heroischer Zweck allein einzustehen im Stande ist; Freundschaft ist oft vergagt und immer besorglich. Wo ist bis jetzt im Charakter des Marquis auch nur eine Spur dieser ängstlichen Förmlichkeit eines isolierten Geschöpfes, dieser Alles ausschließenden Neigung, worin doch allein der eigenthümliche Charakter der leidenschaftlichen Freundschaft besteht? Wo ist bei ihm das Interesse für den Prinzen nicht dem höhern Interesse für die Menschheit untergeordnet? Keß und beharrlich geht der Marquis seinen großen kosmopolitischen Gang, und Alles, was um ihn herum vergeht, wird ihm nur durch die Verbindung wichtig, in der es mit diesem höhern Gegenstande steht.

Vierter Brief.

Um einen großen Theil seiner Bewunderer dürfte ihn dieses Geständniß bringen, aber er wird sich mit dem kleinen Theile der neuen Verehrer trösten, die es ihm zuwendet, und zum allgemeinen Weisfall überhaupt konnte sich ein Charakter, wie der seinige, niemals Hoffnung machen. Hebes, wirkendes Wohlwollen gegen das Ganze schließt keineswegs die ästhetische Theilnahme an den Tugenden und Tadeln eines einzelnen Wesens aus. Daß er das Menschengeschlecht mehr liebt als Karln, thut seiner Freundschaft für ihn keinen Eintrag. Immer würde er ihn, hätte ihn auch das Schicksal auf seinen Thron gerufen, durch eine besondere ästhetische Aufmerksamkeit vor allen Uebrigen unterschieden haben; im Herzen seines Helden würde er ihn getragen haben, wie Hamlet seinen Herat. Man hält dafür, daß das Wohlwollen um so schwächer und laulicher werde, je mehr sich seine Gegenstände häufen; aber dieser Fall kann auf den Marquis nicht angewandt werden. Der Gegenstand seiner Liebe zeigt sich ihm im vollen Licht der Begeisterung; herrlich und verklärt steht dieses Bild vor seiner Seele, wie die Gestalt einer Geliebten.

Carlos ist, der dieses Ideal von Menschen wirklich machen soll, so trägt er es auf ihn über, so faßt er zuletzt Weides in einem Gesühle ungetrennlich annehmen. In Carlos allein schaut er seine feurig geliebte Menschheit jetzt an; sein Freund ist der Brennpunkt, in welchem alle seine Vorstellungen von seinem aufmerksamen Geistes Ganzen sich sammeln. Es wirkt also doch nur in einem Gegenstande auf ihn, den er mit allem Enthusiasmus und allen Kräften seiner Seele umfaßt.

„Mein Herz,
„Für einem Einzelnen gewelbt, umschloß
„Die ganze Welt. In meines Carlos Seele
„Schuf ich ein Paradies für Millionen.“

Hier ist also Liebe zu einem Wesen ohne Hinzufügung der allgemeinen — sorgsame Pflege der Freundschaft ohne das Unbillige, das Ausschließende dieser Leidenschaft. Hier allgemeine, Alles umfassende Philantropie, in einen einzigen Feuerstrahl zusammengeedrängt.

Und sollte eben Das dem Interesse geschadet haben, was es veredelt hat? Dieses Gemälde von Freundschaft sollte an Nüchternheit und Nüchternheit verlieren, was es an Umfang gewann? Der Freund des Carlos sollte darum weniger Anspruch auf unsere Thränen und unsere Bewunderung haben, weil er mit der beschränktesten Neugier der wohlwollenden Affecte seine weiteste Ausdehnung verbindet und das Göttliche der unversehrten Liebe durch ihre menschlichste Anwendung mildert?

Mit der neunten Scene des dritten Aufzugs öffnet sich ein ganz neuer Spielraum für diesen Charakter.

Fünfter Brief.

Leidenschaft für die Königin hat endlich den Prinzen bis an den Rand des Verderbens geführt. Beweise seiner Schuld sind in den Händen seines Vaters, und seine unbesonnene Hitze ließ ihm den lauernden Argwohn seiner Feinde die gefährlichsten Blößen geben; er schwebt in augenscheinlicher Gefahr, ein Opfer seiner wahnsinnigen Liebe, der väterlichen Eifersucht, des Priesterhasses, der Rachgier eines beleidigten Feindes und einer verschmähten Duhlerin zu werden. Seine Lage von außen fordert die dringendste Hülfe, noch mehr aber fordert sie der innere Zustand seines Gemüths, der alle Erwartungen und Entwürfe des Marquis zu vereiteln droht. Von jener Gefahr muß der Prinz befreit, aus diesem Seelenzustande muß er gerissen werden, wenn jene Entwürfe zu Spaniards Befreiung in Erfüllung gehen sollen; und der Marquis ist es, von dem wir Beides erwarten, der uns auch selbst dazu Hoffnung macht.

Aber auf eben dem Wege, welcher dem Prinzen Gefahr kommt, ist auch bei dem Könige ein Seelenzustand hervorgebracht worden, der ihn das Bedürfnis der Mittheilung zum ersten Male fühlen läßt. Die Schmerzen der Eifersucht haben ihn aus dem unnatürlichen Zwange seines Standes in den ursprünglichen Stand der Menschheit zurück versetzt, haben ihn das Leere und Gefühlslose seiner Tugendgröße fühlen und Wünsche in ihm aufsteigen lassen, die weder Macht noch Hoheit befriedigen kann.

„König! König nur

„Und wieder König! — Keine bess're Antwort,

„Als leeren hohlen Widerhall! Ich schlage

„An diesen Felsen und will Wasser, Wasser

„Für meinen heißen Fieberdurst. O. gibt

„Mir glühend Gold —“

Gerade ein Gang der Begebenheiten, wie der bisherige, dünkt mir, oder keiner, konnte bei einem Monarchen, wie Philipp der Zweite war, einen solchen Zustand erzeugen, und gerade so ein Zustand mußte in ihm erzeugt werden, um die nachfolgende Handlung vorzubereiten und den Marquis ihm nahe bringen zu können. Vater und Sohn sind auf ganz verschiedenen Wegen auf den Punkt geführt worden, wo der Dichter sie haben muß; auf ganz verschiedenen Wegen wurden Beide zu dem Marquis von Posa hingezogen, in welchem Einzigen das bisher getrennte Interesse sich nunmehr zusammenedrängt. Durch Carlos' Leidenschaft für die Königin und deren unannehmliche Folgen bei dem Könige wurde dem Marquis seine ganze Laufbahn geschaffen: darum war es nöthig, daß auch das ganze

Stück mit jener eröffnet wurde. Gegen sie mußte der Marquis selbst so lange in Schatten gestellt werden und sich, bis er von der ganzen Handlung Besitz nehmen konnte, mit einem untergeordneten Interesse begnügen, weil er von ihr allein alle Materialien zu seiner künftigen Thätigkeit empfangen konnte. Die Aufmerksamkeit des Zuschauers durfte also durchaus nicht vor der Zeit davon abgezogen werden, und darum war es nöthig, daß sie bis hieher als Haupthandlung beschäftigte, das Interesse hingegen, das nachher das herrschende werden sollte, nur durch Winke von ferne angelündigt wurde. Aber, sobald das Gebäude steht, fällt das Gerüste. Die Geschichte von Carlos' Liebe, als die bloß vorbereitende Handlung, weicht zurück, um derjenigen Platz zu machen, für welche allein sie gearbeitet hatte.

Nämlich jene verborgenen Motive des Marquis, welche seine andere sind, als Spaniards Befreiung und das künftige Schicksal der Nation — Motive, die man unter der Hülle seiner Freundschaft bloß geahnet hat — treten jetzt sichtbar hervor und fangen an, sich der ganzen Aufmerksamkeit zu bemächtigen. Carlos, wie aus dem Bisherigen zur Genüge erhellt, wurde von ihm nur als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet und als ein solches mit eben dem Enthusiasmus, wie der Zweck selbst, umfaßt. Aus diesem universellern Motive mußte eben der ängstliche Antheil an dem Wohl und Wehe seines Freundes, eben die ärtliche Sorgfalt für dieses Werkzeugs seiner Liebe fließen, als nur immer die stärkste persönliche Sympathie hätte hervorbringen können. Carlos' Freundschaft gewährt ihm den vollständigsten Genuß seines Ideals. Sie ist der Vereinigungspunkt aller seiner Wünsche und Thätigkeiten. Noch kennt er keinen andern und kürzern Weg, sein hohes Ideal von Freiheit und Menschen Glück wirklich zu machen, als der ihm in Carlos geöffnet wird. Es fiel ihm gar nicht ein, Dies auf einem andern Wege zu suchen; am Allerwenigsten fiel es ihm ein, diesen Weg unmittelbar durch den König zu nehmen. Als er daher in diesem geführt wird, zeigt er die höchste Gleichgültigkeit.

„Mich will er haben? — Mich? — Ich bin ihm nicht.

„Ich wahrlich nicht! — Mich hier in diesen Kammern!

„Wie zwecklos und wie ungereimt! — Was kann

„Ihm viel dran liegen, ob ich bin? — Sie sehen,

„Es führt zu nichts.“

Aber nicht lange überläßt er sich dieser müßigen, dieser kindischen Verwunderung. Einem Geiste, gewohnt, wie es dieser ist, jedem Umstande seine Angbarkeit abzumessen, auch den Zufall mit bildender Hand zum Plan zu gestalten, jedes Ereignis in Beziehung auf seinen Lieblingszweck sich zu denken, bleibt der hohe Gebrauch nicht lange verborren, der sich von dem jetzigen Augenblicke machen läßt. Auch das kleinste Element der Zeit ist ihm ein heilig ansehnliches Band, womit gewuchert werden muß. Noch ist es nicht klarer, zusammenhängender Plan, was er sich denkt; bloße dunkle Ahnung, und auch diese kaum; bloß flüchtig aufsteigender Einfall ist es, ob hier vielleicht gelegentlich etwas zu wirken seyn möchte? Er soll vor Denjenigen treten, der das Schicksal so vieler Millionen in der Hand hat. Man muß den Augenblick nutzen, sagt er zu sich selbst, der nur einmal kommt. Wäre auch nur ein Feuerfunke Wahrheit, in die Seele dieses Menschen geworfen, der noch keine Wahrheit gehört hat! Wer weiß, wie wichtig ihn die Vorhoff bei ihm verarbeiten kann? — Mehr denkt er sich nicht dabei, als

einen zufälligen Umstand auf die beste Art, die er kennt, zu benutzen. In dieser Stimmung erwartet er den König.

Sechster Brief.

Ich behalte mir auf eine andere Gelegenheit vor, mich über den Ton, auf welchen sich Posa gleich zu Anfang mit dem Könige stimmt, wie überhaupt über sein ganzes Verfahren in dieser Scene und die Art, wie dieses von dem Könige aufgenommen wird, näher gegen Sie zu erklären, wenn Sie Lust haben, mich zu hören. Jetzt begnüge ich mich bloß, bei Demjenigen stehen zu bleiben, was mit dem Charakter des Marquis in der unmittelbaren Verbindung steht.

Alles, was der Marquis nach seinem Begriffe von dem Könige vernünftigerweise hoffen konnte bei ihm hervorzubringen — war ein mit Demüthigung verbundenes Erstaunen, daß seine große Idee von sich selbst und seine geringe Meinung von Menschen doch wohl einige Ausnahmen leiden dürfte; alsdann die natürliche unausbleibliche Verlegenheit eines kleinen Geistes vor einem großen Geiste. Diese Wirkung konnte wohlthätig seyn, wenn sie auch bloß dazu diente, die Vorurtheile dieses Menschen auf einen Augenblick zu erschüttern, wenn sie ihn fühlen ließ, daß es noch jenseits seines georgenen Kreises Wirkungen gebe, von denen er sich nichts hätte träumen lassen. Dieser einzige Laut konnte noch lange nachhallen in seinem Leben, und dieser Eindruck mußte desto länger bei ihm haften, je mehr er ohne Verhültniß war.

Aber Posa hatte den König wirklich zu hoch, zu obenhin beurtheilt, oder, wenn er ihn auch gekannt hätte, so war er doch von der damaligen Gemüthslage desselben in wenig unterrichtet, um sie mit in Verrechnung zu bringen. Diese Gemüthslage war äußerst günstig für ihn und bereitete seinen hingeworfenen Ideen eine Aufnahme, die er mit keinem Grunde der Wahrscheinlichkeit hatte erwarten können. Diese unerwartete Gutsduna gibt ihm einen lebhaftern Schwung und dem Stücke selbst eine ganz neue Wendung. Kühn gemacht durch einen Erfolg, der all sein Hoffen übertrat, und durch einige Spuren von Humanität, die ihn an dem Könige überraschen, in Feuer gesetzt, verliert er sich auf einen Augenblick bis zu der ausschweifenden Idee, sein herrschendes Ideal von Andern's Glück u. s. w. unmittelbar an die Perlen des Königs anzuknüpfen, es unmittelbar durch diesen in Erfüllung zu bringen. Diese Voraussetzung setzt ihn in eine Leidenschaft, die den ganzen Grund seiner Seele eröffnet, alle Geburten seiner Phantasie, alle Resultate seines stillen Denkens ans Licht bringt und deutlich zu erkennen gibt, wie sehr ihn diese Ideale beherrschen. Jetzt, in diesem Zustande der Leidenschaft, werden alle die Triebfedern sichtbar, die ihn bis jetzt in Handlung gesetzt haben; jetzt ergreift es ihn, wie jedem Schwärmer, der von seiner herrschenden Idee überwältigt wird. Er kennt keine Grenzen mehr; in Feuer seiner Begeisterung veredelt er sich den König, der mit Erstaunen ihm zuhört, und vergißt sich so weit, Hoffungen auf ihn zu gründen, worüber er in den nächsten ruhigen Augenblicken erröthen wird. An Carlos wird jetzt nicht mehr gedacht. Was für ein langer Umweg, erst auf diesen zu warten! Der König bietet ihm eine weit näher und schnellere Befriedigung dar. Warum das Glück der Menschheit bis auf seinen Erben verschieben?

Würde sich Carlos' Vorfahre so weit vergessen, würde eine andre Leidenschaft, als die herrschende, den Marquis so weit hingerissen haben? Ist das Interesse

der Freundschaft so beweglich, daß man es mit so weniger Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übertragen kann? Aber Alles ist erklärt, sobald man die Freundschaft jener herrschenden Leidenschaft unterordnet. Dann ist es natürlich, daß diese, bei dem nächsten Anlasse, ihre Rechte reclamirt und sich nicht lange bedenkt, ihre Mittel und Werkzeuge umzutauschen.

Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Carlos und ihm Geheimnisse waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Vorfahre Karls wäre es eben so verdamulich, als es unbegreiflich seyn würde.

Länger als Augenblicke freilich sollte diese Verblendung nicht dauern. Der ersten Ueberraschung der Leidenschaft vergibt man sie leicht; aber, wenn er auch noch nüchtern fortführe, daran zu glauben, so würde er billig in unsern Augen zum Träumer herabsinken. Daß sie aber wirklich Eingang bei ihm gefunden, erblickt aus einigen Stellen, wo er darüber scherzt oder sich ernsthaft davon reinigt. „Gefegt.“ sagt er der Königin, „ich ginge damit um, meinen Glauben auf den Thron zu setzen?“

Königin.

„Nein, Marquis.“

„Auch nicht einmal im Scherz müßt' ich dieser

„Unreife Einbildung Sie sehn. Sie sind

„Der Träumer nicht, der etwas unternähme,

„Was nicht geendigt werden kann.“

Marquis.

„Das eben

„Ist noch die Frage, dent' ich.“

Carlos selbst hat tief genug in die Seele seines Vorfahren geschaut, um einen solchen Entschluß in seiner Vorstellungsgart ge gründet zu finden, und Das, was er selbst bei dieser Gelegenheit über ihn sagt, könnte allein hinreichen, den Gesichtspunkt des Verfassers außer Zweifel zu setzen. „Du selbst,“ sagt er ihm, „noch immer im Wahne, daß der Marquis ihn aufgeopfert,

„Du selbst wirst jetzt vollenden,

„Was ich gesollt und nicht gekonnt — du wirst

„Den Spaniern die goldenen Taae schenken,

„Die sie von mir umsonst gekostet. Mit mir

„Ist es ja aus, auf immer aus. Das hast

„Du eingesehn. O, diese fürchterliche Liebe

„Hat alle frühe Blüthen meines Geihs

„Unwiederbringlich hinerauß. Ich bin

„Für deine großen Hoffnungen gestorben.

„Verlebung oder Zufall führten dir

„Den König zu — Es kostet mein Geheimniß,

„Und er ist dein! Du kannst sein Engel werden;

„Mir nicht ist keine Rettung mehr. Vielleicht

„Für Spanien!“ u. s. f.

Also in einem andern Orte sagt er zum Grafen von Lerma, um die vermeintliche Treulosigkeit seines Freundes zu entschuldigen.

„— Er hat

„Mich lieb gehabt, sehr lieb. Ich war ihm theuer.

„Wie seine eigene Seele. O, Das weiß ich! —

„Das haben tausend Proben mir erwiesen.

„Doch sollen Millionen ihm, soll ihm

„Das Vaterland nicht theurer seyn, als Einer?

„Sein Vusen war für einen Freund zu groß,

„Und Carlos' Glück zu klein für seine Liebe.

„Er opferte mich seiner Tugend.“

Siebenter Brief.

Posa empfand es recht gut, wie viel seinem Freunde Carlos dadurch entzogen worden, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsgefühle gemacht und einen Versuch auf dessen Herz gethan hatte. Eben weil er fühlte, daß diese Lieblingsgefühle das eigentliche Band ihrer Freundschaft waren, so wußte er auch nicht anders, als daß er dieses in eben dem Augenblicke gebrochen hatte, wo er jene bei dem Könige profanierte. Das wußte Carlos nicht, aber Posa wußte es recht gut, daß diese Philosophie und diese Entwürfe für die Zukunft das heilige Palladium ihrer Freundschaft und der wichtige Titel waren, unter welchem Carlos sein Herz besaß; eben weil er Das wußte und im Herzen voraussetzte, daß es auch Karl nicht unbekannt seyn könnte — wie konnte er es wagen, ihm zu bekennen, daß er dieses Palladium verrannt hätte? Ihm gestehen, was zwischen ihm und dem Könige vorgegangen war, mußte in seinen Gedanken eben so viel heißen, als ihm ankündigen, daß es eine Zeit gegeben, wo er ihm nichts mehr war. Hatte aber Carlos' künftiger Beruf zum Throne, hatte der Königssohn keinen Antheil an dieser Freundschaft, war sie etwas für sich Bestehendes und durchaus nur Persönliches, so konnte sie durch jene Vertraulichkeit gegen den König zwar beleidigt, aber nicht verrathen, nicht zerissen werden seyn, so konnte dieser zufällige Umstand ihrem Wesen nichts anhaben. Es war Delicatesse, es war Milde, daß Posa, der Weltbürger, dem künftigen Monarchen die Erwartungen verschwie, die er auf den jetztigen gegründet hatte; aber Posa, Carlos' Freund, konnte sich durch nichts schwerer vergehen, als durch diese Zurückhaltung selbst.

Zwar sind die Gründe, welche Posa sowohl sich selbst, als nachher seinem Freunde, von dieser Zurückhaltung, der einzigen Quelle aller nachfolgenden Verwirrungen, angibt, von ganz anderer Art. 4. Act, 6. Auftritt.

„Der König glaubte dem Gesäß, dem er
„Sein heiliges Geheimniß übergeben,
„Und Glauben fordert Dankbarkeit. Was wäre
„Geschwägigkeit, wenn mein Vergessen dir
„Nicht Leiden bringt? vielleicht erstarrt? — Warum
„Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
„Die über seinem Scheitel hängt?“

Und in der dritten Scene des fünften Acts.

„— Doch ich, von falscher Bärtlichkeit besessen,
„Von stolzem Wahn geblendet, ohne dich
„Das Wegestück zu enden, unterschlaue
„Der Freundschaft mein gefährliches Geheimniß.“

Aber Jedem, der nur wenige Miße in das Menschenherz gethan, wird es einleuchten, daß sich der Marquis mit diesen eben angeführten Gründen (die an sich selbst bei Weitem zu schwach sind, um einen so wichtigen Schritt zu motiviren) nur selbst zu hintergeben sucht — weil er sich die eigentliche Ursache nicht zu gestehen wagt. Einen weit wahren Aufschluß über den damaligen Zustand seines Gemüths gibt eine andere Stelle, woraus deutlich erhellt, daß es Augenblicke müßte gegeben haben, in denen er mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu anzufragen sollte? „Es stand bei mir,“ sagt er zu der Königin,

„— elnen neuen Morgen
„Heraufzuführen über diese Kette.
„Der König schenkte mir sein Herz. Er nannte
„Mich seinen Sohn. Zu führe seine Siegel,
„Und seine Altkä sind nicht mehr“ u. s. f.

„Doch geb' ich

„Den König auf. In diesem starren Boden
„Müht keine meiner Rosen mehr. Das waren
„Nur Gauckelspiele kindischer Vernunft,
„Dem reifen Manne schamroth widerrufen.
„Den nahen hoffnungsvollen Keng sollt' ich
„Vertilgen, einen lauen Sonnenblick
„Im Norden zu erkünneln? Eines müden
„Tyrannen leyten Ruthensstreich zu mildern,
„Die große Freiheit des Jahrhunderts wagen?
„Glender Ruhm! Ich mag ihn nicht. Europens
„Verhängnis reißt in meinem großen Freunde.
„Auf ihn verweis' ich Spanien. Doch wehe,
„Weh mir und ihm, wenn ich bereuen sollte,
„Wenn ich das Schlimmere gewählt, wenn ich
„Den großen Wint der Vorzeit mißverstand,
„Der mich, nicht ihn, auf diesem Thron gewollt!“ —

Also hat er doch gewählt, und, um zu wählen, mußte er also ja den Gegenstand sich als möglich gedacht haben. Aus allen diesen angeführten Fällen erkennt man offenbar, daß das Interesse der Freundschaft einem höhern nachsteht, und daß ihr nur durch dieses letztere ihre Richtung bestimmt wird. Niemand im ganzen Stücke hat dieses Verhältnis zwischen beiden Freunden richtiger beurtheilt, als Philipp selbst, von dem es auch am ersten zu erwarten war. Im Munde dieses Menschenkenners legte ich meine Apologie und mein eignes Urtheil von dem Helden des Stücks nieder, und mit seinen Worten möge denn auch diese Untersuchung beschließen werden.

„Und wem tracht' er dies Opfer?
„Dem Anaben, meinem Sohne? Nimmermehr.
„Ich glaub' es nicht. Für einen Anaben stirbt
„Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
„Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
„Der ganzen Menschheit. Seine Neigung war
„Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.“

Achter Brief.

Aber, werden Sie sagen, wenn diese ganze Untersuchung? Gleichviel, ob es unfreiwilliger Zug des Herzens, Harmonie der Charaktere, wechselseitige persönliche Nothwendigkeit für einander oder von außen hinzugekommene Verhältnisse und freie Wahl gewesen, was das Band der Freundschaft zwischen diesen Weiden geknüpft hat — die Forderungen bleiben dieselben, und im Gange des Stücks selbst wird dadurch nichts verändert. Wozu daher diese weit ausgeheirte Mühe, den Leser aus einem Irrthume zu reißen, der ihm vielleicht angenehmer als die Wahrheit ist? Wie würde es um den Reiz der meisten moralischen Ercheinungen stehen, wenn man jedesmal in die innerste Tiefe des Menschenherzens hineinleuchten und sie gleichsam werden sehen müßte? Genug für uns, daß Alles, was Marquis Posa liebt, in dem Prinzen versammelt ist, durch ihn repräsentirt wird oder wenigstens durch ihn allein zu erhalten steht, daß er dieses zufällige, bedingte, seinem Freunde nur geliebene Interesse mit dem Wesen desselben unzertrennlich zusammenfaßt, und daß Alles, was er für ihn empfindet, sich in einer persönlichen Neigung äußert. Wir genießen dann die reine Schönheit dieses Freundschaftsbildes als ein einfaches moralisches Element, unbedünktelt, in wie viel Theile es auch der Philosoph noch zergliedern mag.

Wie aber, wenn die Verichtigung dieses Unterschiedes für das ganze Stück wichtig wäre? — Wird nämlich

das letzte Ziel von Posa's Bestrebungen über den Prinzen hinaus gerückt, ist ihm dieser nur als Werkzeug zu einem höhern Zwecke so wichtig, befriedigt er durch seine Freundschaft für ihn einen andern Trieb, als nur diese Freundschaft. So kann dem Stücke selbst nicht wohl eine engere Gränze gesteckt seyn — so muß der letzte Endzweck des Stücks mit dem Zwecke des Marquis wenigstens zusammenfallen. Das große Schicksal eines ganzen Staats, das Glück des menschlichen Geschlechts auf viele Generationen hinunter, worauf alle Bestrebungen des Marquis, wie wir gesehen haben, hinauslaufen, kann nicht wohl Episode zu einer Handlung seyn, die den Ausgang einer Liebesgeschichte zum Zweck hat. Haben wir einander also über Posa's Freundschaft mißverstanden, so fürchte ich, wir haben es auch über den letzten Zweck der ganzen Tragödie. Lassen Sie mich Sie Ihnen aus diesem neuen Standpunkte zeigen; vielleicht, daß manche Mißverhältnisse, an denen Sie bisher Anstoß genommen, sich unter dieser neuen Ansicht verlieren.

Und was wäre also die sogenannte Einheit des Stücks, wenn es Liebe nicht seyn soll, und Freundschaft nie seyn konnte? Von wem handeln die drei ersten Acte, von dieser die zwei übrigen; aber keine von Beiden beschäftigt das Ganze. Die Freundschaft opfert sich auf, und die Liebe wird aufgeopfert; aber weder diese, noch jene ist es, der dieses Opfer von der Andern gebracht wird. Also muß noch etwas Drittes vorhanden seyn, das verschieden ist von Freundschaft und Liebe, für welches Beide gewirkt haben, und welchem Beide aufgeopfert worden — und, wenn das Stück eine Einheit hat, wo anders, als in diesem Dritten, könnte sie liegen?

Außen Sie sich, lieber Freund, eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unserer Jahrzehnte — über Verbreitung reinerer sanfterer Humanität, über die höchstmögliche Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Mächtigkeit, kurz, über den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt — unter uns lebhaft wurde und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entführte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufalle, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyclus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen, mit eben dieser Lebendigkeit und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgeborenen Sohne eines künftigen Beherrschers von — oder von — auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken. Was bei einem ernsthaften Gespräch bloßes Spielwerk war, dürfte sich, wie mir vorkam, bei einem solchen Spielwerke, als die Tragödie ist, zu der Würde des Ernstes und der Wahrheit erheben lassen. Was ist der Phantasie nicht möglich? Was ist einem Dichter nicht erlaubt? Unsere Unterredung war längst vergessen, als ich unterdessen die Bekanntschaft des Prinzen von Spanien machte; und bald verfiel ich diesem geistvollen Jünglinge an, daß er wohl an derjenige seyn dürfte, mit dem wir unsern Entwurf zur Ausföhrung bringen könnten. Gedacht, gethan! Alles fand ich mir, wie durch einen dienbaren Geist, dabei in die Hände gearbeitet: Freiheitsföhn mit Despotismus im Kampfe, die Fesseln der Dummheit zerbrechen, tausendjährige Vorurtheile erschüttern, eine Nation, die ihre Menschenrechte wieder fordert, republikanische Tugenden in Ausübung gebracht, hellere Begriffe im Umlauf, die Köpfe in Wöhrung, die Gemüther von einem begeisterten Interesse gehoben — und nun, um

die glückliche Constellation zu vollenden, eine schön organisirte Jünglingsseele am Throne, in einsamer unangesehener Blüthe unter Druck und Leiden hervorgegangen. Unglücklich — so machten wir aus — müßte der Königssohn seyn, an dem wir unser Ideal in Erfüllung bringen wollten.

„Se'n Sie

„Ein Mensch auf König Philipp's Thron! Sie haben
„Auch Leiden kennen lernen —“

Aus dem Schoße der Sinnlichkeit und des Glücks durfte er nicht genommen werden; die Kunst durfte noch nicht Hand an seine Bildung gelegt, die damalige Welt ihm ihren Stempel noch nicht aufgedrückt haben. Aber wie sollte ein königlicher Prinz aus dem sechzehnten Jahrhundert — Philipps des Zweiten Sohn — ein Jögling des Mönchsvolks, dessen kaum aufwachende Vernunft von so strengen und so scharfsichtigen Hütern bewacht wird, zu dieser liberalen Philosophie gelangen? Sehen Sie, auch dafür war gesorgt. Das Schicksal schenkte ihm einen Freund — einen Freund in den entscheidenden Jahren, wo des Geistes Blume sich entfaltet, Ideale empfangen werden, und die moralische Empfindung sich ähnet — einen geistreichen, geföhlvollen Jüngling, über dessen Bildung selbst — was hindert mich, Dieses anzunehmen? — ein günstiger Stern gewacht, ungewöhnliche Glücksfälle sich ins Mittel geschlagen, und den irgend ein verborgener Weiser seines Jahrhunderts diesem schönen Geschäfte angebildet hat. Eine Geburt der Freundschaft also ist diese heitere menschliche Philosophie, die der Prinz auf dem Throne in Ausübung bringen will. Sie heidet sich in alle Reize der Jugend, in die ganze Anmuth der Dichtung; mit Licht und Wärme wird sie in seinem Herzen niedergelegt, sie ist die erste Blüthe seines Wesens, sie ist seine erste Liebe. Dem Marquis liegt äußerd viel daran, ihr diese jugendliche Lebendigkeit zu erhalten, sie als einen Gegenstand der Leidenschaft bei ihm fortdauern zu lassen, weil nur Leidenschaft ihm die Schwierigkeiten besiegen helfen kann, die sich ihrer Ausübung entgegensetzen werden. „Sagen Sie ihm,“ trägt er der Königin auf,

„Daß er für die Träume seiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann sehn wird,
„Nicht öfönen soll dem tödten Inbete
„Gerühmter besserer Vernunft das Herz
„Der jarten Osterblume; daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staates Weltkeit
„Begehrung, die Himmelstochter, lährt.
„Ich hab' es ihm zurer gesagt —“

Unter beiden Freunden bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand vorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Conflict mit der Leidenschaft erscheint, handelt das gegenwärtige Drama. Die Aere war also davon, einen Fürsten aufzustellen, der das höchste mögliche Ideal bürgerlicher Glückseligkeit für sein Zeitalter wirklich machen sollte — nicht diesen Fürsten erst zu diesem Zwecke zu erziehen; denn Dieses müßte längst vorhergegangen seyn und konnte auch nicht wohl zum Gegenstande eines solchen Kunstwerks gemacht werden, noch weniger ihn zu diesem Werke wirklich Hand anlegen zu lassen, denn wie sehr würde Dieses die engen Gränzen eines Trauerspiels überschritten haben? — Die Aere war davon, diesen Fürsten nur zu zeigen, den Gemüthszustand in ihm herrschend zu machen, der einer solchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre

subjective Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück und Zufall sie wirklich machen wollen.

Neunter Brief.

Ich will mich über das Vorige näher erklären.

Der Jüngling nämlich, zu dem wir uns dieser außerordentlichen Wirkung versichern sollen, mußte zuvor Vergeuden übermeister haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Manns genug sey, über den Schmerz zu siegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen und in diesem Feuer sich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegen werfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blute der Jugend, der Versuchung haben Trug bieten sehen, können wir ganz sicher seyn, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr seyn wird. Und welche Leidenschaft konnte mir diese Wirkung in größerem Maße leisten, als die mächtigste von allen, die Liebe?

Alle Leidenschaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufzarte, zu fürchten seyn könnte, diese einzige ausgenommen, sind aus seinem Herzen hinweggeräumt oder haben nie darin gewohnt. An einem vererbten sittenlosen Hofe hat er die Keuschheit der ersten Unschuld erhalten; nicht seine Liebe, auch nicht Anstrengung durch Grundsätze, ganz allein sein moralischer Instinct hat ihn vor dieser Verführung bewahrt.

„Der Weinstock ist zerbrochen an deiner Brust
„Kanz“, ehe noch Elisabeth hier herrschte.“

Der Prinzessin von Eboli gegenüber, die sich aus Leidenschaft und Plan so oft gegen ihn vergißt, ist er eine Unschuld, die der Einsicht sehr nahe kommt. Wie Viele, die diese Scene lesen, würden die Prinzessin weit schneller verstanden haben! Meine Absicht war, in seine Natur eine Keuschheit zu legen, der seine Verführung etwas anhaben kann. Der Kuß, den er der Prinzessin gibt, war, wie er selbst sagt, der erste seines Lebens, und Diesward doch gewiß ein sehr jugendhafter Kuß! Aber auch über eine feinere Verführung sollte man ihn erhaben sehen: daher die ganze Episode der Prinzessin von Eboli, deren bühlerische Künste an seiner besseren Liebe scheitern. Mit dieser Liebe allein hätte er also zu thun, und ganz wie ihn die Tugend haben, wenn es ihm gelungen seyn wird, auch noch diese Liebe zu besiegen; und davon handelt nur das Stück. Sie begreifen nun auch, warum der Prinz gerade so und nicht anders gezeichnet worden; warum ich es zugelassen habe, daß die edle Schönheit dieses Charakters durch so viel Heftigkeit, so viel unzüchtige Hitze, wie ein klares Wasser durch Wallungen, getrübt wird. Ein weiches, wohlwollendes Herz, Enthusiasmus für das Große und Edle, Delicatesse, Muth, Standhaftigkeit, uneigennütziges Großmuth sollte er besitzen, schöne und helle Blüthe des Geistes sollte er zeigen, aber weise sollte er nicht seyn. Der künftige große Mann sollte in ihm schlummern, aber ein feuriges Blut sollte ihm jetzt noch nicht erlauben, es wirklich zu seyn. Alles, was den trefflichen Regenten macht, Alles, was die Erwartungen seines Freundes und die Hoffnungen einer auf ihn blickenden Welt rechtfertigen kann, Alles, was sich vereinigen muß, sein vorgelegtes Ideal von einem künftigen Staate auszuführen, sollte sich in diesem

Charakter beisammen finden; aber entwickelt sollte es noch nicht seyn, noch nicht von Leidenschaft geschieden, noch nicht zu reinem Golde geläutert. Darauf kam es ja eigentlich erst an, ihn dieser Vollkommenheit näher zu bringen, die ihm jetzt noch mangelt; ein mehr vollendeter Charakter des Prinzen hätte mich des ganzen Stücks überhoben. Eben so begreifen Sie nunmehr, warum es nöthig war, den Charakteren Philipp und seiner Vorgesessenen Verwandten einen so großen Spielraum zu geben — ein nicht zu entschuldigender Fehler, wenn diese Charaktere weiter nichts als die Maschinen hätten seyn sollen, eine Liebesgeschichte zu verwickeln und aufzulösen — und warum überhaupt dem geistlichen, politischen und häuslichen Despotismus ein so weites Feld gelassen werden. Da aber mein eigentlicher Vorwurf war, den künftigen Schöpfer des Menschen glücks aus dem Stücke gleichsam hervorzurufen zu lassen: so war es sehr an seinem Orte, den Schöpfer des Glucks neben ihm aufzuführen und durch ein vollständiges schauerhaftes Gemälde des Despotismus sein reizendes Gegenheil desto mehr zu erheben. Wir sehen den Despoten auf seinem traurigen Throne, sehen ihn mitten unter seinen Schätzen darben, wir erfahren aus seinem Munde, daß er unter allen seinen Willkuren alle in ist, daß die Zuriere des Argwohn seinen Schlaf anfallen, daß ihm seine Creaturen geschmolzenes Gold statt eines Labetrunkts bieten; wir folgen ihm in sein einsames Gemach, sehen da den Beherrscher einer halben Welt um ein — menschliches Wesen bitten und ihn dann, wenn das Schicksal ihm diesen Wunsch gewährt hat, gleich einem Rasenden selbst das Geißel zerbrechen, dessen er nicht mehr würdig war. Wir sehen ihn unwissend den niedrigsten Leidenschaften seiner Skaven dienen, sind Augenzeugen, wie sie die Seele ziehen, woran sie den, der sich einbildet, der alleinige Heber seiner Thaten zu seyn, einem Knaben gleich lenken. Ihn, vor welchem man in seinen Weltthron sitzt, sehen wir vor einem herrlichen Priester eine erniedrigende Niederkunft ablegen und eine leichte Uebertretung mit einer schimpflichen Züchtigung büßen. Wir sehen ihn gegen Natur und Menschheit ankämpfen, die er nicht ganz besiegen kann, in sich, ihre Macht zu erkennen, in unmächtig, sich ihr zu unterwerfen; von allen ihren Genüssen geloben, aber von ihren Schwächen und Schrecknissen verfehlet; herausgetreten aus seiner Gattung, um als ein Mitteiler von Göttern und Schöpfer — unser Willkür zu erregen. Wir verachten diese Größe, aber wir trauern über seinen Mißverstand, weil wir auch selbst aus dieser Verzerrung noch Züge von Menschheit herauslesen, die ihn zu einem der Unseligen machen, weil er auch bloß durch die übrig gebliebenen Reste der Menschheit elend ist. Je mehr uns aber dieses schreckhafte Gemälde zurückstößt, desto stärker werden wir von demilde sanfter Humanität angezogen, die sich in Carlos, in seinem Freunde und in der Königin Gestalt vor unsern Augen verkörpert.

Und nun, lieber Freund, übersehen Sie das Stück aus diesem neuen Standorte noch ein Mal. Was Sie für Ueberladung gehalten, wird es jetzt vielleicht weniger seyn; in der Einheit, worüber wir uns jetzt verständig haben, werden sich alle einzelne Bestandtheile derselben auflösen lassen. Ich könnte den angesagten Baden noch weiter fortühren, aber es sey mir genug, Ihnen durch einige Winke angedeutet zu haben, worüber in dem Stücke selbst die beste Auskunft enthalten ist. Es ist möglich, daß, um die Hauptidee des Stücks herauszufinden, mehr ruhiges Nachdenken erfordert wird, als sich mit der Eilefertigkeit verträgt, womit man gewohnt ist dergleichen Schriften zu

durchlaufen; aber der Zweck, worauf der Künstler gear-
beitet hat, muß sich ja am Ende des Kunstwerks erfüllt
zeigen. Womit die Tragödie beschlossen wird, damit muß
sie sich beschäftigen haben, und nun höre man, wie Car-
los von uns und seiner Königin scheidet.

„— Ich habe
„In einem langen schweren Traum gelegen.
„Ich lebte — Sept bin ich erwacht. Vergessen
„Seu das Vergangne. Endlich seh' ich ein, es gibt
„Ein höher, wünschenswerther Gut, als dich
„Beugen — Hier sind Ihre Briefe
„Zurück. Vernichten Sie die meinen! Fürchten
„Sie keine Wallung mehr von mir. Es ist
„Vorbei. Ein reiner Feuer hat mein Wesen
„Geläutert — Einen Leidenschaft will ich
„Ihm legen, wie noch keinem Könige zu Theil
„Geworden — Ueber seiner Asche blühe
„Ein Paradies!“

Siéntalo.

„— — So hab' ich Sie gewollt!
„Das war die große Meinung seines Todes.“

Sehnter Brief.

Ich bin weder Illuminat noch Maurer; aber, wenn
beide Verbrüderungen einen moralischen Zweck mit ein-
ander gemein haben, und wenn dieser Zweck für die
menschliche Gesellschaft der wichtigste ist, so muß er
mit demjenigen, den Marquis Posa sich vorsetzte, we-
nigstens sehr nahe verwandt seyn. Was jene durch
eine geheime Verbindung mehrerer durch die Welt zer-
streuter thätiger Mitglieder zu bewirken suchen, will der
Letztere, vollständiger und kürzer, durch ein einziges
Subject ausführen: durch einen Künsten nämlich, der
Anwartschaft hat, den größten Thron der Welt zu be-
steigen, und durch diesen erhabenen Standpunkt zu einem
solchen Werk fähig gemacht wird. In diesem einzigen
Subjecte macht er die Freireiche und Emvündungsbart
herrschend, woraus jene wehrhätige Wirkung als eine
nothwendige Folge fließen muß. Vielen dürfte dieser
Gegenstand für die dramatische Behandlung zu abstract
und zu ernsthaft scheinen, und, wenn sie sich auf nichts,
als das Gemälde einer Leidenschaft gefaßt gemacht
haben, so hätte ich freilich ihre Erwartung getäuscht;
aber es schien mir eines Versuchs nicht ganz unwerth,
„Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung
„meint, die heiligsten seyn müssen, und die bis jetzt
„nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das
„Gebiet der schönen Künste herüberzuführen, mit Licht
„und Wärme zu besetzen und, als lebendig wirkende
„Motive, in das Menschenherz gepflanzt, in einem
„kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft zu zeigen.“
Hat sich der Genius der Tragödie für diese Grenzen-
verletzung an mir gerächt, so sind deswegen einige nicht
ganz unwichtige Ideen, die hier niedergelegt sind, für
— den rechtlichen Leser nicht verloren, den es vielleicht
nicht unangenehm überraschen wird, Bemerkungen,
deren er sich aus seinem Manteo zu erinnern, in
einem Trauerspieler angewandt und benutzt zu sehen.

Eilfter Brief.

Ohe ich, mich auf immer von unserm Freunde Posa
verabschiede, noch ein Paar Worte über sein räthselhaf-
tes Verhalten gegen den Prinzen und über seinen Tod.
Wiele nämlich haben ihm vorgeworfen, daß er, der
von der Freiheit so hohe Begriffe hegt und sie un-
aufhörlich im Munde führt, sich doch selbst einer despo-
tischen Willkür über seinen Freund anmaße, daß er ihn

blind, wie einen Unmündigen, leite und ihn eben
dadurch an den Rand des Untergangs führe. Womit,
sagen sie, läßt es sich entschuldigen, daß Marquis
Posa, anstatt dem Prinzen gerade heraus das Verhält-
niß zu entdecken, worin er jetzt mit dem Könige steht,
anstatt sich auf eine vernünftige Art mit ihm über die
nöthigen Maßregeln zu bereden und, indem er ihn
zum Mitwisser seines Planes macht, auf Einmal allen
Uebereilungen vorzubeugen, wozu Unwissenheit, Miß-
trauen, Furcht und unbefonnene Hitze den Prinzen
sonst hinreißen könnten und auch wirklich nachher hin-
gerissen haben, daß er, anstatt diesen so unschuldigen,
so natürlichen Weg einzuschlagen, lieber die äußerste
Gefahr läuft, lieber diese so leicht zu verhütenden Dol-
gen erwartet und sie alsdann, wenn sie wirklich ein-
getroffen, durch ein Mittel zu verbessern sucht, das eben
so unglücklich ausfallen kann, als es brutal und un-
natürlich ist, nämlich durch die Verhaftnehmung des
Prinzen? Er kannte das leutsame Herz seines Freun-
des. Noch kürzlich ließ ihn der Dichter eine Probe der
Gewalt ablegen, mit der er solches beherrschte. Zwei
Worte hätten ihm diesen widrigen Beistand erspart.
Warum nimmt er seine Zukunft zur Intrigue, wo
er durch ein gerades Verfahren ungleich schneller und
ungleich sicherer zum Ziele würde gekommen seyn?

Weil dieses gewaltthätige und fehlerhafte Betragen
des Maltefers alle nachfolgende Situationen und
vorzüglich seine Aufopferung herbeigeführt hat, so setzte
man, ein Wenig rath, voraus, daß sich der Dichter
von diesem unbereutenden Gewinn habe hinreißen las-
sen, der innern Wahrheit dieses Charakters Gewalt
anzuthun und den natürlichen Lauf der Handlung zu
verzerren. Da dieses allerdings der beabsichtigte und kür-
zeste Weg war, sich in dieses seltsame Betragen des
Maltefers zu fügen, so suchte man in dem ganzen
Zusammenhange dieses Charakters seinen nähern
Anschluß mehr: denn Das wäre zu viel von einem Kri-
tiker verlangt, mir seinem Urtheile bloß darum nach-
zugeben, weil der Schriftsteller übel dabei fährt. Aber
einiges Recht glaubte ich mir doch an diese Willkür
erwerben zu haben, weil in dem Stücke mehr als ein
Mal die glänzendere Situation der Wahrheit
nachgesetzt worden ist.

Unrichtig' der Charakter des Marquis von Posa
hätte an Lebendigkeit und Reizbarkeit gewonnen, wenn er
durchaus gerade gehandelt hätte und über die un-
edeln Hülfsmittel der Intrigue immer erhaben geblie-
ben wäre. Auch gestehe ich, dieser Charakter glich mir
nabe; aber, was ich für Wahrheit hielt, ging mir näher.
Ich halte für Wahrheit: „daß Liebe zu einem wirk-
lichen Gegenstande und Liebe zu einem Ideale
„sich in ihren Wirkungen eben so ungleich seyn müssen,
„als sie in ihrem Wesen von einander verschieden sind
„— daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch
„aus eithusastischer Anhänglichkeit an seine Ver-
„ehrung von Jugend und hervorwühlgendem Mitleid
„sehr oft ausgelegt ist, eben so willkürlich mit den In-
„teressen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste
„Despot, weil der Gegenstand von Beider Bestrebungen
„in Ruhen, nicht außer ihnen wohnt, und weil jeder,
„der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde
„modellirt, mit der Freiheit Anderer beinahe eben so im
„Streite liegt, als dieser, dessen letztes Ziel sein ei-
„gnes Ich ist.“ Wahre Größe des Gemüths richtet oft
nicht weniger zu Belegungen fremder Freiheit, als der
Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Frei-
heit, nicht um des einzelnen Subjects willen handelt.
Oben weil sie in steter Hinficht auf das Ganze wirkt,
verschwindet nur allzulicht das kleinere Interesse des
Individuums in diesem weiten Prospecte. Die Augen

handelt groß um des Gesetzes willen, die Schwärmerci um ihres Ideals willen, die Liebe um des Gegenstandes willen. Aus der ersten Classe wollen wir uns Gesetzgeber, Richter, Könige, aus der zweiten Helden, aber nur aus der dritten unsern Freund erwählen. Diese erste verehren, die zweite bewundern, die dritte lieben wir. Carlos hat Ursache gefunden, es zu bereuen, daß er diesen Unterschied außer Acht ließ und einen großen Mann zu seinem Vusenfreunde machte.

„Was geht die Königin dich an? Liebst du
 „Die Königin? Soll deine strenge Tugend
 „Die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
 „— — — Ach, hier ist nichts verdammtlich,
 „Nichts, nichts, als meine rasende Verblendung,
 „Was diesen Tag nicht eingesehn zu haben,
 „Daß du so — groß als ärtlich bist.“

Geräuschlos, ohne Gehülfsen, in stiller Größe zu wirken, ist des Marquis Schwärmerci. Still, wie die Wirsicht für einen Schlafenden sorgt, will er seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott — und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde. Daß er zu sehr nach seinem Ideal von Tugend in die Höhe und zu wenig auf seinen Freund herunterblickte, wurde Weiber Verderben. Carlos verunglückte, weil sein Freund sich nicht begnügte, ihn auf eine gemeine Art zu erlösen.

Und hier, dünkt mir, treffe ich mit einer nicht unmerkwürdigen Erfahrung aus der moralischen Welt zusammen, die Keinem, der sich nur einigermaßen Zeit genommen hat, um sich herumzuschauen oder dem Gange seiner eigenen Empfindungen zusehen, ganz fremd seyn kann. Es ist diese: daß die moralischen Motive, welche von einem zu erreichenden Ideale von Vortrefflichkeit hergenommen sind, nicht natürlich im Menschenherzen liegen und eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht werden, nicht immer wohlthätig wirken, gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauche angesetzt sind. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. Schon allein Dieses, daß jedes solche moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist, als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkte des Individuums Theil nimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig seyn kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pflegt, schon Dieses allein, sage ich, müßte sie zu einem äußerst gefährlichen Instrumente in seinen Händen machen; aber noch weit gefährlicher wird sie durch die Verbindung, in die sie nur allzu schnell mit gewissen Leidenschaften tritt, die sich mehr oder weniger in allen Menschenherzen finden: Herrschsucht meine ich, Eigendünkel und Stolz, die sie augenblicklich ergreifen und sich untrennbar mit ihr vermengen. Nennen Sie mir, lieber Freund — um aus unzähligen Beispielen nur eins auszuwählen — nennen Sie mir den Ordensstifter oder auch die Ordensverbüderung selbst, die sich — bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben — von Willkürlichkeit in der Anwendung, von Gewaltthätigkeit gegen fremde Freiheit, von dem Geiste der Heimlichkeit und der Herrschsucht immer rein erhalten hätte? die bei Durchsetzung eines von jeder unreinen Verunreinigung auch noch so freien moralischen Zwecks, insofern sie sich nämlich diesen Zweck als etwas für sich Bestehendes denken und ihn in der Lauterkeit errreichen wollten, wie er sich ihrer Vernunft dargestellt hatte, nicht unvermerkt wären

fortgerissen worden, sich an fremder Freiheit zu vergreifen, die Achtung gegen Anderer Rechte, die ihnen sonst immer die heiligsten waren, hintanzusetzen und nicht selten den willkürlichen Despotismus zu üben, ohne den Zweck selbst umgetauscht, ohne in ihren Motiven ein Verderbniß erlitten zu haben. Ich erkläre mir diese Erscheinung aus dem Bedürfnisse der beschränkten Vernunft, sich ihren Weg abzukürzen, ihr Geschäft zu vereinfachen und Individualitäten, die sie zerstreuen und verwirren, in Allgemeinheit zu verwandeln; aus der allgemeinen Hinnelzung unseres Gemüths zur Herrschbegierde oder dem Bestreben, Alles wegzubringen, was das Spiel unserer Kräfte hindert. Ich wählte deswegen einen ganz wohlwollenden, ganz über jede selbstfüchtige Begierde erhabenen Charakter, ich gab ihm die höchste Achtung für Anderer Rechte, ich gab ihm die Hervorbringung eines allgemeinen Freiheitsgesetzes sogar zum Zwecke, und ich glaube nicht auf keinem Vierspruche mit der allgemeinen Erfahrung zu befinden, wenn ich ihn, selbst auf dem Wege dahin, in Despotismus verirren ließ. Es lag in meinem Plane, daß er sich in dieser Schlinge verstricken sollte, die Allen gelegt ist, die sich auf einerlei Wege mit ihm befinden. Wie viel hätte es mir auch gekostet, ihn wohlbehalten davon vorbeizubringen und dem Leser, der ihn lieb gewann, den unvermischten Genuß aller übrigen Schönheiten seines Charakters zu geben, wenn ich es nicht für einen ungleich größern Gewinn gehalten hätte, der menschlichen Natur zur Seite zu bleiben und eine nie genug zu beherzogene Erfahrung durch sein Beispiel zu bekräftigen. Diese meine ich, daß man sich in moralischen Tugenden nicht ohne Gefahr von dem natürlichen praktischen Gefühle entfernt, um sich zu allgemeinen Abstractionen zu erheben, daß sich der Mensch weit sicherer den Eingebungen seines Herzens oder dem ihm gegenwärtigen und individuellen Gefühle von Recht und Unrecht vertraut, als der gefühllichen Leitung universeller Vernunftideen, die er sich künstlich erschaffen hat — denn nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.

Zwölfter Brief.

Es ist nur noch übrig, ein Paar Worte über seine Aufopferung zu sagen.

Man hat es nämlich getadelt, daß er sich muthwillig in einen gewaltigen Tod stürze, den er hätte vermeiden können. Alles, sagt man, war ja noch nicht verloren. Warum hätte er nicht eben so gut fliehen können, als sein Freund? War er schärfer bewacht, als dieser? Macht es ihm nicht selbst seine Freundschaft für Carlos zur Pflicht, sich diesem zu erhalten? Und konnte er ihm mit seinem Leben nicht weit mehr nützen, als wahrscheinlicher Weise mit seinem Tode, selbst wenn Alles seinem Plane gemäß eingetroffen wäre? Konnte er nicht — Freilich! Was hätte der ruhige Zuschauer nicht gekannt, und wie viel weiser und klüger würde dieser mit seinem Leben gewirthschaftet haben! Schade nur, daß sich der Marquis weder dieser glücklichen Rathblütigkeit, noch der Mühe zu erfreuen hatte, die an einer so vernünftigen Berechnung nothwendig war. Aber, wird man sagen, das gezwungene und sogar spißfindige Mittel, zu welchem er seine Zuflucht nimmt, um zu sterben, konnte sich ihm doch unmöglich aus freier Hand und im ersten Augenblicke anbieten, warum hätte er das Nachdenken und die Zeit, die es ihm kostete, nicht eben so gut anwenden können, einen vernünftigen Rettungsplan anzudeuten oder lieber gleich denjenigen zu ergreifen, der ihm so nahe lag, der auch dem

kurzschichtigsten Leser sogleich ins Auge springt? Wenn er nicht sterben wollte, um gestorben zu seyn, oder (wie einer meiner Recensenten sich ausdrückt) wenn er nicht des Märtyrthums wegen sterben wollte, so ist es kaum zu begreifen, wie sich ihm die so gesuchten Mittel zum Untergange früher, als die weit nachdrücklicheren Mittel zur Rettung haben darbieten können. Es ist viel Schein in diesem Vorwurfe, und um so mehr ist es der Mühe werth, ihn auseinander zu legen.

Die Auflösung ist diese:

Erstlich gründet sich dieser Einwurf auf die falsche und durch das Vorhergehende genugsam widerlegte Voraussetzung, daß der Marquis nur für seinen Freund sterbe, welches nicht wohl mehr Statt haben kann, nachdem bewiesen worden, daß er nicht für ihn gelebt, und daß es mit dieser Freundschaft eine ganz andere Bewandniß habe. Er kann also nicht wohl sterben, um den Prinzen zu retten: dazu dürften sich auch ihm selbst vermuthlich noch andere und weniger gewaltthätige Auswege gezeigt haben, als der Tod — „er stirbt, um für sein — in des Prinzen Seele niedergelegtes — Ideal Alles zu thun und zu geben, was ein Mensch für etwas thun und geben kann, das ihm das Leben rühe ist; um ihm auf die nachdrücklichste Art, die er in seiner Gewalt hat, zu zeigen, wie sehr er an die Wahrheit und Schönheit dieses Entwurfes glaube, und wie wichtig ihm die Erfüllung desselben sey.“ er stützt dafür, warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von Vielen befolgt und beherzigt haben wollten, um durch sein Beispiel darzutun, wie sehr sie es werth sey, daß man Alles für sie leide. Als der Gesetzgeber von Sparta sein Werk vollendet sah, und das Trüdel in Telubi den Anspruch gekostet hatte, die Republik würde blühen und dauern, solange sie Lykurgus' Gesetze ehrte, rief er das Volk von Sparta zusammen und forterzte einen Eid von ihm, die neue Verfassung so lange wenigstens unangefochten zu lassen, bis er von einer Deile, die er eben vorhabe, würde zurückgekehrt seyn. Als ihm Dieses durch einen feierlichen Eidschwur angelobt worden, verlieh Lykurgus das Gebiet von Sparta, hörte von diesem Augenblicke an auf, Erisse zu nehmen, und die Republik harrete seiner Rückkehr vergebens. Vor seinem Tode verordnete er noch ausdrücklich, seine Asche selbst in das Meer zu streuen, damit auch kein Atom seines Wesens nach Sparta zurückkehren und seine Mitbürger auch nur mit einem Schein von Recht ihres Eides entbinden möchte. Konnte Lykurgus im Grunde geglaubt haben, das laebämonische Volk durch diese Ewigkeitsfeier zu binden und seine Staatsverfassung durch ein solches Spielwerk zu sichern? Ist es auch nur denkbar, daß ein so weiser Mann für einen so romanhaften Einfall ein Leben sollte hingegen haben, das seinem Vaterlande so wichtig war? Aber sehr denkbar und seiner würdig scheint es mir, daß er es hingab, um durch das Große und Außerordentliche dieses Todes einen unausslöschlichen Eindruck selbst in das Herz seiner Spartaner zu graben und eine höhere Ehrwürdigkeit über das Werk auszusprechen, indem er den Schöpfer desselben zu einem Begrüßlande der Ruhmung und Bewunderung machte.

Zweitens kommt es hier, wie man leicht einsieht, nicht darauf an, wie notwendig, wie natürlich und wie nützlich diese Ausfunft in der That war, sondern wie sie Demjenigen vorkam, der sie zu ergreifen hatte, und wie leicht oder schwer er es darauf versiel. Es ist also wenig der Lage der Dinge, als die Gemüthsverfassung Dessen, auf den diese Dinge wirken, was hier in Betrachtung kommen muß. Sind

die Ideen, welche den Marquis zu diesem Selbstent-schlusse führen, ihm geläufig, und bieten sie sich ihm leicht und mit Lebhaftigkeit dar, so ist der Entschluß auch weder gesucht, noch gezwungen; sind diese Ideen in seiner Seele gar die vordringenden und herrschenden, und stehen diejenigen dagegen im Schatten, die ihn auf einen gelindern Ausweg führen konnten, so ist der Entschluß, den er faßt, nothwendig; haben diejenigen Empfindungen, welche diesen Entschluß bei jedem Andern bekämpfen würden, wenig Macht über ihn, so kann ihm auch die Ausführung desselben so gar viel nicht kosten. Und Dies ist es, was wir nun untersuchen müssen.

Zuerst: Unter welchen Umständen schreitet er zu diesem Entschlusse? — In der drangvollsten Lage, worin je ein Mensch sich befunden, wo Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmen. Schrecken: er sieht seinen Freund im Begriffe, derjenigen Person, die er als dessen fürchterlichste Feindin kennt, ein Geheimniß zu offenbaren, woran sein Leben hängt. Zweifel: er weiß nicht, ob dieses Geheimniß heraus ist oder nicht? Weiß es die Prinzessin, so muß er gegen sie als eine Mitwisslerin verfahren; weiß sie es noch nicht, so kann ihn eine einzige Sylbe zum Verräther, zum Mörder seines Freundes machen. Unwille über sich selbst: er allein hat durch seine unglückliche Zurückhaltung den Prinzen zu dieser Uebereilung hingeführt. Schmerz und Verzweiflung: er sieht seinen Freund verloren, er sieht in seinem Freunde alle Hoffnungen verloren, die er auf denselben gegründet hat.

„Verlassen von dem Einzigen, wirst du
„Der Fürst! Erst dich in die Arme —
„Unglücklicher! in eines Teufels Arme:
„Denn Diese war's, die dich vertrieb — Ich sehe
„Dich darin eilen. Eine schlimme Ahnung
„Alles durch mein Herz. Ich folge dir. Du sollst.
„Du liegst zu ihren Füßen. Das Gedächtniß
„Kloß über deine Lippen schon. Für dich
„Ist keine Rettung mehr — Da wird es Nacht vor vielen
„Sinnen!
„Nichts! Nichts! Kein Ausweg! Keine Hülf! Keine
„Im ganzen Umkreis der Natur! —“

In diesem Augenblicke nun, wo so verschiedene Gemüthsbewegungen in seiner Seele stürmen, soll er aus dem Stegreif ein Rettungsmittel für seinen Freund erkennen. Welches wird es seyn? Er hat den richtigen Gebrauch seiner Urtheilskraft verloren und mit diesem den Faden der Dinge, den nur die ruhige Vernunft zu verfolgen im Stande ist. Er ist nicht mehr Herr seiner Gedankenreihe — er ist also in die Gewalt derjenigen Ideen gegeben, die das meiste Licht und die größte Geläufigkeit bei ihm erlangt haben.

Aud von welcher Art sind nun diese? Wer entdedt nicht in dem ganzen Zusammenhange seines Lebens, wie er es hier in dem Stücke vor unsern Augen lebt, daß seine ganze Phantasie von wildern romantischer Größe angefüllt und durchdrungen ist, daß die Helden des Plutarch in seiner Seele leben, und daß sich also unter zwei Auswegen immer der heroische zuerst und zunächst ihm darbieten muß? Zeigte und nicht sein vorhergegangener Antritt mit dem Könige, was und wie viel dieser Mensch für Das, was ihm wahr, schön und vortrefflich dünkt, zu wagen im Stande sey? — Was ist wiederum natürlicher, als daß der Unwille, den er in diesem Augenblicke über sich selbst empfindet, ihn unter denjenigen Rettungsmitteln zuerst suchen läßt, die ihm etwas kosten; daß er es der Gerechtigkeit gewissermaßen schuldig zu seyn glaubt, die Rettung

seines Freundes auf seine Unkosten zu bewirken, weil seine Unbesonnenheit es war, die jenen in diese Gefahr stürzte? Bringen Sie dabei in Betrachtung, daß er nicht genug eilen kann, sich aus diesem leidenden Zustande zu reißen, sich den freien Genuß seines Wesens und die Herrschaft über seine Empfindungen wieder zu verschaffen. Ein Geist wie dieser aber, werden Sie mir eingestehen, sucht in sich, nicht außer sich, Hilfe; und, wenn der bloß kluge Mensch sein Erstes hätte seyn lassen, die Lage, in der er sich befindet, von allen Seiten zu prüfen, bis er ihr endlich einen Vortheil abgewonnen: so ist es im Gegentheile ganz im Charakter des heldenmüthigen Schwärmers gegründet, sich diesen Weg zu verkürzen, sich durch irgend eine außerordentliche That, durch eine augenblickliche Erhöhung seines Wesens bei sich selbst wieder in Achtung zu setzen. So wäre denn der Entschluß des Marquis gewissermaßen schon als ein heroisches Palliativ erklärbar, wodurch er sich einem augenblicklichen Gefühle von Dummheit und Verzagung, dem schrecklichsten Zustande für einen solchen Geist, zu entziehen sucht. Setzen Sie dann noch hinzu, daß schon seit seinem Knabenalter, schon von dem Tage an, da sich Carlos freiwillig für ihn einer schmerzhaften Strafe darbot, das Verlangen, ihm diese großmüthige That zu erstatten, seine Seele beunruhigte, ihn gleich einer unbezahlten Schuld marterte und das Gewicht der vorhergehenden Gründe in diesem Augenblicke also nicht wenig verstärken muß. Daß ihm diese Erinnerung wirklich vorge-schwebt, bewirkt eine Stelle, wo sie ihm unwillkürlich

entwischte. Carlos bringt darauf, daß er fliehen soll, ehe die Folgen seiner That eintreffen. „War ich auch so gewissenhaft, Carlos,“ gibt er ihm zur Antwort, „da du, ein Knabe, für mich geblutet hast?“ Die Königin, von ihrem Schmerze hingerissen, beschuldigt ihn sogar, daß er diesen Entschluß längst schon mit sich herumgetragen —

„Sie stürzten sich in diese That, die Sie
„Erhaben nennen. Leugnen Sie nur nicht.
„Ich kenne Sie. Sie haben längst darnach
„Gedürstet!“

Endlich will ich ja den Marquis von Schwärmerei durchaus nicht freigesprochen haben. Schwärmerei und Enthusiasmus berühren einander so nahe, ihre Unterscheidungslinie ist so fein, daß sie im Zustande leidenschaftlicher Erregung nur allzu leicht überschritten werden kann. Und der Marquis hat nur wenige Augenblicke zu dieser Wahl! Dieselbe Stellung des Gemüths, worin er die That beschließt, ist auch dieselbe, worin er den unwiderstehlichen Schritt zu ihrer Ausübung thut. Es wird ihm nicht so gut, seinen Entschluß in einer andern Seelenlage noch einmal anzuschauen, ehe er ihn in Erfüllung bringt — wer weiß, ob er ihn dann nicht anders gefaßt hätte! Eine solche andere Seelenlage z. B. ist die, worin er von der Königin geht. „D,“ ruft er aus, „das Leben ist doch schön!“ — Aber diese Entdeckung macht er zu spät. Er hüllt sich in die Größe seiner That, um keine Reue darüber zu empfinden.

Geschichte

des

Abfalls der vereinigten Niederlande

von der

spanischen Regierung.

Vorrede der ersten Ausgabe.

Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp II. in Vatisons vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsactionen nur selten erheben. Bei genauerer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eignen Vorstellungen gewesen war, die dem empfangenen Fichte gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese Wirkung wünschte ich bleibend zu machen, zu verewigen, zu verhärtigen; diese erhebenden Emotionen wandte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Theilhaftig daran nehmen zu lassen. Dies gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte, und Dies ist auch mein ganzer Wunsch, sie zu schreiben.

Die Ausführung dieses Vorhabens führte mich weiter, als ich anfangs dachte. Eine vertrautere Bekanntschaft mit meinem Stoffe ließ mich bald Vieles darin gewahr werden, die ich nicht vorausgesehen hatte, wozu keine Gründe, die ich aufstellen, annehmende Widergründe, die ich heben, künftige Facta, die ich an die übrigen anknüpfen mußte. Weniger, um meine Geschichte mit vielen neuen Begebenheiten anzufüllen, als um zu denen, die ich bereits hatte, einen Schlüssel aufzufinden, machte ich mich an die Quellen selbst, und so erweiterte sich zu einer ausgedehnten Geschichte, was anfangs nur bestimmt war, ein allgemeiner Umriss zu werden.

Bequemlicher erster Theil, der sich mit dem Abzuge der Personin von Parma aus den Niederlanden endigt, ist nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzusehen, die erst unter dem Reizement ihres Nachfolgers zum Ausbruche kam. Ich glaubte, dieser vorbereitenden Epoche um so mehr Vorsatz und Genauigkeit widmen zu müssen, je mehr ich diese Etappen bei den mehrern Scribenten vermehrte, welche diese Epoche vor mir behandelt haben, und je mehr ich mich überzeugte, daß alle nachfolgende auf ihr beruhen. Findet man daher diesen ersten Theil zu arm an wichtigen Begebenheiten, zu ausföhrlich in activen oder gering scheinenden, zu verschwenderisch in Wiederholungen und überhaupt zu langsam im Fortschritte der Handlung, so erinnere man sich, daß eben aus diesen geringen Anzeichen die ganze Revolution allmählich hervorging, daß alle nachherige große Resultate aus der Summe unzählig vieler kleinen sich ergeben haben. Eine Nation, wie diese war, die wir hier vor uns haben, thut die ersten Schritte immer langsam, zurückgezogen und ungewiß, aber die folgenden können desto rascher; denselben Gang habe ich mir auch bei Darstellung dieser Rebellion vorgezeichnet. Je länger der Leser bei der Einleitung verweilt worden, je mehr er sich mit den handelnden Personen familiarisirt und in dem Gespräche, auf welchen sie wirken, eingewohnt hat, mit desto rascher und sicherern Schritten kann ich ihn dann durch die folgenden Verlöben führen, wo mir die Aufhebung des Stoffs diesen langsamen Gang und diese Ausführlichkeit verbieten wird.

Ueber Vermuth an Quellen läßt sich bei dieser Geschichte nicht klagen, vielmehr eher über ihren Ueberfluß — weil man sie alle gelesen haben mußte, um die Klarheit wieder zu gewinnen, die durch das Lesen vieler in manchen Städten leidet. Bei so ungleichen, relativen, oft ganz widersprechenden Darstellungen derselben Sache hält es überhaupt schon schwer, sich der Wahrheit zu bemächtigen, die in allen theilweise verneht, in keiner aber ganz und in ihrer reinen Gestalt vorhanden ist. Bei diesem ersten Bande sind außer de Thou, Strada, Mend, Grotius, Merzen, Buraundius, Meursius, Bentivooglio und einigen Neuern, die Kennzeichen des Staatsraus Herodotus, das Leben und der Briefwechsel seines Arcades Plinius, die Processen der Voren von Hoorne und von Camont, die Revolte des Prinzen von Draken und wenige andere meine Führer gewesen. Eine ausführliche, mit Klein und Kunst zusammengearbeitete und mit seltener Mühseligkeit und Treue verfaßte Compilation, die wirklich noch einen bessern Namen verdient, hat mir sehr wichtige Dienste haben gethan, weil sie, außer vielen alten Büchern, die nie in meine Hände kommen konnten, die schätzbaren Werke von Bor, Boof, Brandt, le Clerc und Andern, die ich theils nicht zur Hand hatte, theils, da ich des Holländischen nicht mächtig bin, nicht benutzen konnte, in sich aufnehmen konnte. Es ist Dies die allmähliche Geschichte der vereinigten Niederlande, welche in diesem Jahrhundert in Bestand erschienen ist. Ein äußerst mittelaltiger Schrift, Richard Dinord, ist mir durch Zugabe aus einigen Proben seiner Zeit, die sich selbst überliefert haben, nützlich gewesen. Um den Vorbericht des Cardinals Brancella, der unrettung viel Licht, auch über diese Epoche, werthe verbreitet haben, habe ich mich verächtlich bemüht. Die erst kürzlich erschienene Schrift meines vortrefflichen Landmanns, Herrn Professors Spritter in Göttingen, über die spanische Inquisition kam mir zu spät zu Gesichte, als daß ich von ihrem schätzvollen und vollständigen Inhalte noch hätte Gebrauch machen können.

Daß es nicht in meiner Macht gestanden hat, diese reichhaltige Geschichte ganz, wie ich es wünschte, aus ihren ersten Quellen und gleichzeitigen Documenten zu machen, — nachhaken von der Form, in welcher sie mir von dem dankenden Theile meiner Vorgänger überliefert war, neu zu entlassen und mich dadurch von der Gewalt frei zu machen, welche jeder geistvolle Schriftsteller mehr oder weniger gegen seine Leser ausübt, beklage ich immer mehr, je mehr ich mich von ihrem Gehalt überzeuge. So aber hätte aus einem Werke von einigen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen. Meine Absicht bei diesem Versuch ist mehr als erreicht, wenn er einen Theil des lesenden Publicums von der Mäßigkeit überzeugt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne damit eine Schuldproceß für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Gedächtniß abgibt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden.

Wilmars, in der Michaelismesse 1786.

E i n l e i t u n g.

Eine der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten, die das sechzehnte Jahrhundert zum glänzendsten der Welt gemacht haben, dankt mir die Gründung der niederländischen Freiheit. Wenn die schlimmeren Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Mächtigkeiten der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfе vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein heroischer Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heidenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfquellen endlich erschöpfen kann. Nirgend durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufbruchs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte — und darum achte ich es des Versuchs nicht unwürdig, dieses schöne Denkmahl bürgerlicher Stürze vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwundliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und andrücken müßen durch Vereinigung.

Es ist nicht das Außerordentliche oder Heroische dieser Begebenheit, was mich anreizt, sie zu beschreiben. Die Lesebücher der Welt haben uns ähnliche Unternehmungen aufbewahrt, die in der Anlage noch kühner, in der Ausführung noch glänzender erscheinen. Manche Staaten stürzten mit einer prächtigen Erschütterung zusammen, mit erhabener Schwungung floßen andere auf. Auch erwartete man hier keine hervorragende kolossalische Menschen, keine der erlaunenswürdigen Thaten, die uns die Geschichte vergangener Zeiten in so reichlicher Fülle darbietet. Seine Seiten sind vorbei, jene Menschen sind nicht mehr. Im weidlichen Schoße der Verfeinerung haben wir die Kräfte erschaffen lassen, die jene Zeitalter übten und nothwendig machten. Mit niedergeschlagener Bewunderung staunen wir jetzt diese Riesenbilder an, wie ein entnervter Greis die mannhaften Spiele der Jugend. Nicht so bei vorliegender Geschichte. Das Volk, welches wir hier auftreten sehen, war das friedfertigste dieses Welttheils und wenigst, als seine Nachbarn, jenes Heldengeistes fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwingung gibt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eigenen Kraft und nöthigte ihn eine vorübergehende Wuth auf, die es nie haben sollte und vielleicht nie haben wird. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht, und, wenn sich Andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Noth das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Wäre es irgend erlaubt, in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte, so widersprechend erscheint sie der Vernunft und allen Erfahrungen. Philipp der Zweite, der mächtigste Souverain seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schläge die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige überwiegen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die, durch blutige Kriege und eine römische Raubbegierde gebildet, durch einen trophäen Nationalstolz begeistert und erlöst durch das Andenken eroftener Siege, nach Ehre und Beute dürsten und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgelsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, ein emharnendiges Entwürfe hingebend, ein Unternehmen die

raßlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hülfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!

Und gegen welche Nationen? Hier ein friedfertiges Fischer- und Hirtenvolk, in einem vergessenen Winkel Europas, den es noch mühsam der Meeresflut abgemann; die See sein Gewerbe, sein Reichthum und seine Plage, eine freie Armuth sein höchstes Gut, sein Ruhm, seine Tugend. Dort ein gutartiges, geistetes Handelsvolk, schwelgend von den üppigen Früchten eines geeigneten Fleißes, wachsam auf Besesse, die seine Wohlthäter waren. In der glücklichen Masse des Wohlstandes verläßt es der Bedürfnisse ängstlichen Kreis und lernt nach höherer Befriedigung dürsten. Die neue Wahrheit, deren erfreuender Morgen jetzt über Europa hervortritt, wirft einen befruchtenden Strahl in diese günstige Zone, und freudig empfängt der freie Bürger das Licht, dem sich gedrückte traurige Sklaven verschließen. Ein fröhlicher Mutzwille, der gern den Ueberflus und die Freiheit beglitter, reizt es an, das Ansehen verzärrter Meinungen zu prüfen und eine schimpfliche Kette zu brechen. Die schwere Suchtrube des Despotismus hängt über ihm, eine willkürliche Gewalt droht die Grundgesetze seines Glück einzuzerren, der Bewahrer seiner Siege wird sein Tyrann. Einfach in seiner Staatsweisheit wie in seinen Sitten, erkühnt es sich, einen veralteten Vertrag aufzuweisen und den Herrn beider Indien an das Naturrecht zu mahnen. Ein Name entscheidet den ganzen Ausgange der Dinge. Man nannte Rebellion in Madrid, was in Brüssel nur eine geistliche Handlung hieß; die Beschwerden Brabant forderten einen staatsklugen Mittler; Philipp der Zweite sandte ihm einen Feser, und die Lösung des Krieges war gegeben. Eine Tyrannin ohne Beispiel greift Leben und Eigentum an. Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfelde. Ein wehrabentes, kühniges Volk liebt den Frieden; aber es wird trügerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu glitzern, dem Alles mangeln soll, warum es wankenschwändig war. Die Wuth des Aufbruchs ergreift die entferntesten Provinzen; Handel und Wandel liegen darnieder; die Städte vertheilen den aus den Häfen, der Schmelzer aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüesteten Feldern. Tausende sterben in ferne Länder, tausend Opfer fallen auf dem Blutgerüst, und neue Tausende drängen sich hinzu; denn göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann. Noch fehlt die letzte vollendende Hand — der erleuchtete, unternehmende Geist, der diesen großen politischen Augenblick faßte und die Geburt des Zufalls zum Plane der Weisheit ergab.

Wilhelm der Stille weicht sich, ein zweiter Brutus, dem großen Anliegen der Freiheit. Ueber eine furchtsame Selbstsucht erhaben, kündigt er dem Throne prädicare Pflichten auf, entleidet sich großmüthig seines fürstlichen Daseins, steigt zu einer freiwilligen Armuth herunter und ist nichts mehr, als ein Bürger der Welt. Die gerechte Sache wird gewagt auf das Glücksfeld der Schlachten; aber zusammengerastete Missethäter und friedliches Landvolk können dem furchtbaren Andrange einer geübten Kriegsmacht nicht Stand halten. Zweimal führte er seine muthvolle Heere gegen den Tyrannen, zweimal verlassen sie ihn, aber nicht sein Muth. Philipp der Zweite sendet so viel Verstärkungen, als seines Mittlers grausame Habsucht Beutler machte. Flüchtlinge, die das Vaterland aufwarf, suchen sich ein neues auf dem Meere und auf den Schiffen ihres Feindes Sättigung ihrer Rache und ihres Hungers. Jetzt werden Seeherden aus Corsaren, aus Raubschiffen zieht sich

eine Marine zusammen, und eine Republik steigt aus Moränen empor. Sieben Provinzen zerrißen zugleich ihre Bande; ein neuer jugendlicher Staat, mächtig durch Eintracht, seine Wasserflut und Verzweiflung. Ein feierlicher Spruch der Nation entsetzt den Tyrannen des Thrones, der spanische Name verschwindet aus allen Gesetzen.

Jetzt ist eine That gethan, die keine Vergebung mehr findet; die Republik wird fürchterlich, weil sie nicht mehr zurück kann; Factionen zerreißen ihren Mund; selbst ihr schreckliches Element, das Meer, mit ihrem Unterdrücker verschworen, droht ihrem jarten Anfange ein frühzeitiges Grab. Sie fühlt ihre Kräfte der überlegenen Macht des Feindes erliegen und wirft sich bittend vor Europens mächtigste Throne, eine Souveränität wegzuschleichen, die sie nicht mehr beschützen kann. Endlich und mühsam — so verächtlich begann dieser Staat, daß selbst die Habgier fremder Könige seine junge Blüthe verschmähte — einem Fremdlinge endlich dringt sie ihre gefährliche Krone auf. Neue Hoffnungen erfrischen ihren sinkenden Muth, aber einen Verräther gab ihr in diesem neuen Landesvater das Schicksal, und in dem drangvollsten Zeitpunkt, wo der unerlöschliche Feind vor den Thoren schon stürmet, läßt Karl von Anjou die Freiheit an, zu deren Schutz er gerufen worden. Einem Neuchâtelnders Hand reißt noch den Steuermann von dem Ruder, ihr Schicksal scheint vollendet, mit Willhelm von Dranien alle ihre rettenden Engel geflohen — aber das Schiff fliegt im Sturme, und die wallenden Segel bedürfen des Ruderers Hüfte nicht mehr.

Philipp der Zweite sieht die Frucht einer That verloren, die ihm seine fürstliche Ehre und, wer weiß, ob nicht den heimlichen Stolz seines stillen Berufsionds kostet. Farnädisch und ungewiß ringt mit dem Despotismus die Freiheit; mörderische Schlachten werden gefochten; eine glänzende Felderthee wechelt auf dem Felde der Ehre; Flandern und Brabant war die Schule, die dem kommenden Jahrhundert Feldherren erzog. Ein langer verwünderter Krieg geriet in den Segen des offenen Landes, Sieger und Besiegte verlor, während das der werdende Wasserstaat den Liebenden Preis zu sich lockte und auf den Trümmern seines Nachbarn den herrlichen Bau seiner Größe erhob. Wierzig Jahre dauerte ein Krieg, dessen glückliche Entscheidung Philipp's sterbendes Auge nicht erreute, der ein Paradies in Europa vertilgte und ein neues aus seinen Ruinen erhob, der die Blüthe der kriegerischen Jugend verschlang, einen ganzen Welttheil bereicherte und den Besieger des goldreichen Peru zum armen Manne machte. Dieser Monarch, der, ohne sein Land zu drücken, neunmal hundert Tennen Goldes verschwendend durste, der noch weit mehr durch mannliche Künste erzwang, häuete eine Schuld von hundert und vierzig Millionen Ducaten auf sein entvölkertes Land. Ein unverzeihlicher Haß der Freiheit verschlang alle diese Schätze und verzehrte fruchtlos sein königliches Leben; aber die Reformation gebedte unter den Werwüthungen seines Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre liegende Fahne.

Diese unnatürliche Wendung der Dinge scheint an ein Wunder zu gränzen; aber Vieles vereinte sich, die Gewalt dieses Königs zu brechen und die Fortschritte des jungen Staats zu begünstigen. Wäre das ganze Gewicht seiner Macht auf die vereinigten Provinzen gefallen, so war seine Rettung für ihre Religion, ihre Freiheit. Sein eigener Ehrgeiz kam ihrer Schwäche zu Hülf, indem er ihn nöthigte, seine Macht zu theilen. Die kostbare Politik, in jedem Einzelnen Europens Verräther zu besitzen, die Unterstützung der Ligue in Frankreich, der Aufstand der Mauren in Grenada, Portugals Eroberung und der prächtige Bau von Oecurial erschöpfte endlich seine so unermesslich schwebenden Schätze und unterlagte ihm, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck im Felde zu handeln. Die deutschen und italienischen Truppen, die nur die Hoffnung der Beute unter seine Fahnen hockte hatte, empfanden sich jetzt, weil er sie nicht bezahlen konnte,

und verließen treulos ihre Führer im entscheidenden Moment ihrer Wirksamkeit. Diese fürchterlichen Werkzeuge der Unterdückung kehrten jetzt ihre gefährliche Macht gegen ihn selbst und wütheten feindlich in den Provinzen, die ihm treu geblieben waren. Tene unglückliche Ausrüstung gegen Britannien, an die er, gleich einem rasenden Spieler, die ganze Kraft seines Königthums wagte, vollendete seine Entnervung; mit der Armada ging der Tribut beider Indien und der Stern der spanischen Heibengucht unter.

Aber in eben dem Maße, wie sich die spanische Macht erschöpfte, gewann die Republik frisches Leben. Die Lücken, welche die neue Religion, die Tyrannei der Glaubensgerichte, die wüthende Raubsucht der Soldateska und die Verheerungen eines langwierigen Krieges ohne Unterlaß in die Provinzen Brabant, Flandern und Fennegau rissen, die der Waffenplag und die Vorrathskammer dieses feigen Krieges waren, machten es natürlicherweise mit jedem Jahre schwerer, die Armeen zu unterhalten und zu erneuern. Die katholischen Niederlande hatten schon eine Million Bürger verloren, und die zurückgebliebenen nährten ihre Pfüger nicht mehr. Spanien selbst konnte wenig Volk mehr entziehen. Diese Länder, durch einen schnellen Wohlstand überrascht, der den Müßiggang herbeiführte, hatten sehr an Bevölkerung verloren und konnten diese Menschenversendungen nach der neuen Welt und den Niederlanden nicht lange aushalten. Wenige unter diesen sahen ihr Vaterland wieder; diese Wenigen hatten es als Flüchtlinge verlassen und kamen nun als entrüstete Greise zurück. Das gemeiner gewordene Geld machte den Soldaten immer theurer; der überhandnehmende Mangel der Weichlichkeit steigerte den Preis der entragenswerthen Tugenden. Ganz anders verhielt es sich mit den Rebellen. Alle die Tausende, welche die Grausamkeit der königlichen Statthalter aus den südlichen Niederlanden, der Farnenontentrieg aus Frankreich und der Gewissenszwang aus andern Gegenden Europas vertrieben, alle gehörten ihnen. Vor Werbeplag war die ganze christliche Welt. Für sie arbeitete der Jonathans der Verfolger, wie der Verfolgten. Die trübe Regenzeit einer neu verkündigten Lehre, Nachsucht, Hunger und nahrungeloses Elend jagten aus allen Districten Emigrierte Abenteuer unter ihre Fahnen. Alles, was für die neue Lehre gewonnen war, was von dem Despotismus gelitten oder noch künftig von ihm zu fürchten hatte, machte das Schicksal dieser neuen Republik gleichsam zu seinem eigenen. Jede Kränkung, von einem Tyrannen erlitten, gab ein Bürgerrecht in Holland. Man drängte sich nach einem Lande, wo die Freiheit ihre erfreuende Fahne aufstiege, wo der stüchtigen Religion Mäßigung und Sicherheit und Mäde an ihren Unterdrückern gewiß war. Wenn alle den Zusammenfluß aller Völker in dem heutigen Holland betrachteten, die beim Eintritt in sein Gebiet ihre Menschlichkeit zurück empfangen, was muß es damals gewesen sein, wo vor das ganze übrige Europa unter einem traurigen Himmel leuchtete, wo Amsterdam beinahe der einzige Treuhüter aller Meinungen war? Viele hundert Familien verteten ihren Reichthum in ein Land, das der Ocean und die Gewalt gleich mächtig beschürmten. Die republikanische Armee war vollzählig, ohne daß man nöthig gehabt hätte, den Plag zu entblößen. Mitten unter dem Waffengetöse blühten Gewerbe und Handel, und der ruhige Bürger genoß im Voraus alle Früchte der Freiheit, die mit fremdem Blute erst ertritten wurden. Zu eben der Zeit, wo die Republik Holland noch um vor Dasein kämpfte, rückte sie die Gränzen ihres Gebiets über das Weltmeer hinaus und baute still an ihren ostindischen Thronen.

Noch mehr. Spanien führte diesen kostbaren Krieg mit todttem, unfruchtbarem Golde, das nie in die Hand gelangte, die es weggab, aber den Preis aller Bedürfnisse erhöhte. Die Schatzkammer der Republik waren Arbeitsamkeit und Handel. Jeder vermehrte, diese vermehrte die Zahl. In eben dem Maße, wie sich die Hülfquellen der Regierung bei der

langen Fortdauer des Krieges erschöpften, fing die Republik eigentlich erst an, ihre Ernte zu halten. Es war eine gesparte dankbare Aushaart, die spät, aber hundertfältig wiedergab; der Baum, von welchem Philipp sich Früchte brach, war ein umgehauener Stamm und grünte nicht wieder.

Philipp's widriges Schicksal wollte, daß alle Schätze, die er zum Untergange der Provinzen verschwendete, sie selbst noch bereichern halfen. Seine ununterbrochenen Ausflüsse des spanischen Goldes hatten Reichthum und Luxus durch ganz Europa verbreitet; Europa aber empfing seine vermehrten Bedürfnisse größtentheils aus den Händen der Niederländer, die den Handel der ganzen damaligen Welt beherrschten und den Preis aller Waaren bestimmten. So gar während dieses Krieges konnte Philipp der Republik Holland den Handel mit seinen eigenen Unterthanen nicht wehren, ja, er konnte Dieses nicht einmal wünschen. Er selbst bezahlte den Rebellen die Unkosten ihrer Verteidigung; denn eben der Krieg, der sie aufreiben sollte, vermehrte den Absatz ihrer Waaren. Der ungeheure Aufwand für seine Flotten und Armeen stieß größtentheils in die Schatzkammer der Republik, die mit den flämischen und brabantischen Handelsplätzen in Verbindung stand. Was Philipp gegen die Rebellen in Bewegung setzte, wirkte unmittelbar für sie. Alle die unermesslichen Summen, die ein vierzigjähriger Krieg verschlang, waren in die Fässer der Danaiden gegossen und zerrannen in einer bodenlosen Tiefe.

Der träge Gang dieses Krieges that dem Könige von Spanien eben so viel Schaden, als er den Rebellen Vortheile brachte. Seine Armee war größtentheils aus den Ueberresten jener siegreichen Truppen zusammengelassen, die unter Karl dem Fünften bereits ihre Vorbeeren gesammelt hatten. Alter und lange Dienste berechtigten sie zur Ruhe; Viele unter ihnen, die der Krieg bereichert hatte, wünschten sich ungeduldig nach ihrer Heimat zurück, ein mühevolltes Leben gemächlich zu enden. Ihr vormaliger Eifer, ihr Heldenseuer und ihre Mannszucht ließen in eben dem Grade nach, als sie ihre Ehre und Pflicht gelöst zu haben glaubten und die Früchte so vieler Feldzüge endlich zu ihren angingen. Dazu kam, daß Truppen, die gewohnt waren, durch den Ungestüm ihres Angriffs jeden Widerstand zu besiegen, ein Krieg ermüden mußte, der weniger mit Menschen, als mit Elementen geführt wurde, der mehr die Geduld übte, als die Ruhmbegierde vergnügte, wobei weniger Gefahr als Beschwerlichkeit und Mangel zu bekämpfen war. Weder ihr persönlicher Muth, noch ihre lange kriegerische Erfahrung konnten ihnen in einem Lande zu Statten kommen, dessen eigenthümliche Beschaffenheit oft auch dem Feigsten der Eingebornen über sie Vortheile gab. Auf einem fremden Boden endlich schabete ihnen eine Niederlage mehr, als viele Siege über einen Feind, der hier zu Hause war, ihnen nützen konnten. Mit den Rebellen war es gerade der umgekehrte Fall. In einem so langwierigen Kriege, wo keine entscheidende Schlacht geschah, mußte der schwächere Feind zuletzt von dem Stärkern lernen, kleine Niederlagen ihn an die Gefahr gewöhnen, kleine Siege seine Zuversicht befeuern. Bei Eröffnung des Bürgerkriegs hatte sich die republikanische Armee vor der spanischen im Felde kaum zeigen dürfen; seine lange Dauer übte und härtete sie. Wie die königliche Heere des Schlagens überdrüssig wurden, war das Selbstvertrauen der Rebellen mit ihrer bessern Kriegszucht und Erfahrung gestiegen. Endlich, nach einem halben Jahrhundert, gingen Reiter und Schützen, unüberwunden, als gleiche Kämpfer aus einander.

Ferner wurde im ganzen Verlaufe dieses Krieges von Seiten der Rebellen mit mehr Zusammenhang und Einheit gehandelt, als von Seiten des Königs. Ehe jene ihr erstes Oberhaupt verloren, war die Verwaltung der Niederlande durch nicht weniger als fünf verschiedene Hände gegangen. Die Unentschlüssigkeit der Herzogin von Parma theilte sich dem Cabinete zu Madrid mit und ließ es in kurzer Zeit beinahe alle Staatsmaximen durchwandern. Herzog

Alba's unbeugsame Härte, die Gelindigkeit seines Nachfolgers Requesens, Don Johann von Oesterreich's Hinterlist und Tücke und der lebhafteste casarische Geist des Prinzen von Parma gaben diesem Kriege eben so viel entgegengesetzte Richtungen, während daß der Plan der Rebellion in dem einzigen Kopfe, worin er klar und lebendig wohnte, immer derselbe blieb. Das größere Uebel war, daß die Maxime mehrentheils das Moment verfehlte, in welchem sie anzuwenden seyn mochte. Im Anfange der Unruhen, wo das Uebergewicht augenscheinlich noch auf Seiten des Königs war, wo ein rascher Entschluß und männliche Stetigkeit die Rebellion noch in der Wiege erdrücken konnten, ließ man den Fädel der Regierung in den Händen eines Weibes schlief hin und her schwanen. Nachdem die Empörung zum wirklichen Ausbruche gekommen war, die Kräfte der Faction und des Königs schon mehr im Gleichgewichte standen, und eine kluge Geschmeidigkeit allein dem nahen Bürgerkriege wehren konnte, fiel die Statthaltertschaft einem Manne zu, dem zu diesem Pösten gerade diese einzige Tugend fehlte. Einem so wachsamem Aufseher, als Wilhelm der Verschwoargene war, entging keiner der Vortheile, die ihm die fehlerhafte Politik seines Gegners gab, und mit stillem Fleiße rückte er langsam sein großes Unternehmen zum Ziele.

Aber warum erschien Philipp der Zweite nicht selbst in den Niederlanden? warum wollte er lieber die unnatürlichen Mittel erschöpfen, um nur das einzige nicht zu versuchen, welches nicht fehlschlagen konnte? Die kuppige Gewalt des Abels zu brechen, war kein Ausgange natürlicher, als die persönliche Gegenwart des Herrn. Neben der Majestät mußte jede Privatgröße versinken, jedes andere Ansehen erlöschen. Anstatt daß die Wahrheit durch so viele untreue Canäle langsam und trübe nach dem entlegenen Throne floß, daß die verzögerte Gegenwart dem Werte des Ungefahrts Zeit ließ, zu einem Werke des Verstandes zu reifen, hätte sein eigener durchdringender Blick Wahrheit von Irrthum geschieden; nicht seine Menschlichkeit, kalte Staatskunst allein hätte dem Lande eine Million Bürger gerettet. Je näher ihrer Quelle, desto nachdrücklicher wären die Edicte gewesen; je dichter an ihrem Ziele, desto untröstlicher und verzagter die Streiche des Aufruhrs gefallen. Es kostet unendlich mehr, das Böse, dessen man sich gegen einen abweisenden Feind wohl getrauen mag, ihm ins Angesicht zuzufügen. Die Rebellion schien anfangs selbst vor ihrem Namen zu zittern und schmückte sich lange Zeit mit dem künstlichen Vorwande, die Sache des Souverains gegen die willkürlichen Annahmen seines Statthalters in Ordnung zu nehmen. Philipp's Erscheinung in Brüssel hätte dieses Gaukelspiel auf Einmal geendigt. Jetzt mußte sie ihre Vorspiegelung erfüllen oder die Larve abwerfen und sich durch ihre wahre Gestalt verdammen. Und welche Erleichterung für die Niederlande, wenn seine Gegenwart ihnen auch nur diejenigen Uebel erspart hätte, die ohne sein Wissen und gegen seinen Willen auf sie gehäuft wurden! Welcher Gewinn für ihn selbst, wenn sie auch zu nichts weiter gedient hätte, als über die Anwendung der unermesslichen Summen zu wachen, die, zu den Bedürfnissen des Krieges widerrechtlich gehoben, in den räuberischen Händen seiner Verwalter verschwanden! Was seine Stellvertreter durch den unnatürlichen Befehl des Schreckens erzwingen mußten, hätte die Majestät in allen Gemüthern schon vorgesunden. Was jene zu Gegenständen des Abscheus machte, hätte ihm höchstens Furcht erworben: denn der Mißbrauch angeborner Gewalt drückt weniger schmerzhaft, als der Mißbrauch empfangener. Seine Gegenwart hätte Tausende gerettet, wenn er auch nichts als ein haushälterischer Despot war; wenn er auch nicht einmal der war, so würde das Schrecken seiner Person ihm eine Landschaft erhalten haben, die durch den Haß und die Veringschätzung seiner Maschinen verloren ging.

Gleichwie die Verdrückung des niederländischen Volks eine Angelegenheit aller Menschen wurde, die ihre Rechte fühlten, eben so, möchte man denken, hätte der Ungehorsam

und Abfall dieses Volkes eine Aufforderung an alle Fürsten seyn sollen, in der Gerechtsame ihres Nachbarn ihre eigene zu schätzen. Aber die Eifersucht über Spanien gewann es diesmal über diese politische Sympathie, und die ersten Mächte Europas traten, lauter oder stiller, auf die Seite der Freiheit. Kaiser Maximilian der Zweite, obgleich dem spanischen Hause durch Bande der Verwandtschaft verpflichtet, gab ihm gerechten Anlaß zu der Befehlshandlung, die Partei der Rebellen ingehem begünstigt zu haben. Durch das Anerkennen seiner Vermittelung gestand er ihren Beschwerden stillschweigend einen Grad von Gerechtigkeit zu, welches sie aufmuntern mußte, desto standhafter darauf zu beharren. Unter einem Kaiser, der dem spanischen Hofe aufrichtig ergeben gewesen wäre, hätte Wilhelm von Oranien schwerlich so viele Truppen und Gelder aus Deutschland gezogen. Frankreich, ohne den Frieden offenbar und förmlich zu brechen, stellte einen Prinzen vom Geblüte an die Spitze der niederländischen Rebellen; die Operationen der Rebellen wurden größtentheils mit französischem Gelde und Truppen vollführt. Elisabeth von England übte nur eine gerechte Rache und Wiedervergeltung aus, da sie die Aufständigen gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn in Schutz nahm, und, wenn gleich ihr spanischer Beistand höchstens nur beistand, den gänzlichen Ruin der Republik abzuwehren, so war dieselbe in einem Zeitpunkte schon unendlich viel, wo ihren erschöpften Muth Fesseln allein noch hindern konnte. Mit diesen beiden Mächten stand Philipp damals noch im Bündnisse des Friedens, und beide wurden zu Verräthern an ihm. Zwischen dem Eifer und Schwachen ist Redlichkeit oft keine Tugend; Dem, der gefürchtet wird, kommen selten die feinnern Bande zu gut, welche Gleiches mit Gleichem zusammenhalten. Philipp selbst hatte die Wahrheit aus dem politischen Umgange vertrieben, er selbst die Sittlichkeit zwischen Königen aufgelöst und die Hinterlist zur Geheiß des Cabinetts gemacht. Ohne seiner Ueberlegenheit jemals froh zu werden, mußte er sein ganzes Leben hindurch mit der Eifersucht ringen, die sie ihm bei Andern erweckte. Europa ließ ihn für den Mißbrauch einer Gewalt büßen, von der er in der That nie den ganzen Gebrauch gehabt hatte.

Bringt man gegen die Ungleichheit beider Kämpfer, die auf den ersten Anblick so sehr in Einklang sezt, alle Zufälle in Berechnung, welche jenen anfeindeten und diesen begünstigten, so verschwindet das Uebervorteilte dieser Begebenheit, aber das Außerordentliche bleibt — und man hat einen richtigen Maßstab gefunden, das eigene Verdienst dieser Republikaner um ihre Freiheit anzugeben zu können. Doch denke man nicht, daß dem Unternehmen selbst eine so genaue Berechnung der Kräfte voranzugesetzt sey, oder daß sie beim Eintritt in dieses ungewisse Meer schon das Ufer gewußt haben, an welchem sie nachher landeten. So reiß, als es zuerst da stand in seiner Vollendung, erschien das Werk nicht in der Idee seiner Urheber, so wenig, als vor Luthers Worte die ewige Glaubentrennung, da er gegen den Ablasskram aufstand. Welcher Unterschied zwischen dem bescheidenen Aufsatze jener Prediger in Brüssel, die um eine menschlichere Behandlung, als um eine Gnade, flehen, und der furchtbaren Majestät eines Feindes, der mit Königen als seines Gleichen unterhandelt und in weniger als einem Jahrhunderte den Thron seiner vormaligen Tyrannen verdrängt! Des Naturs Manns Hand warb den abgebräunten Pfeil in einem hohen Pöbel und ließ eine ganz andern Richtung fort, als ihm von der Ehre gegeben war. Im Schoße des glücklichen Vacants wird die Freiheit geboren, die, noch ein neugeborenes Kind, ihrer Mutter entrisst, das verachtete Holland besüßten soll. Aber das Unternehmen selbst darf und darum nicht kleiner erscheinen, weil es rührender ausfiel, als es gedacht worden war. Der Mensch verarbeitet, glättet und bildet den rohen Stein, den die Felsen herbeiführen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte stellt der Zufall. Wenn

die Leidenschaften, welche sich bei dieser Begebenheit geschäftig ergelieten, des Werths nur nicht unwürdig waren, dem sie unbenutzt dienten — wenn die Kräfte, die sie ausführen halfen, und die einzelnen Handlungen, aus deren Verfertigung sie wunderbar erwuchs, nur an sich edle Kräfte, schöne und große Handlungen waren, so ist die Begebenheit groß, interessant und fruchtbar für uns, und es steht uns frei, über die kühne Geburt des Zufalls zu ersäunen oder einem höhern Verstande unsere Bewunderung zuzutrauen.

Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingnisse bringen dieselben Erscheinungen zu ruck. Auf eben diesem Boden, wo jetzt die Niederländer ihrem spanischen Tyrannen die Spitze bieten, haben vor fünfzehn hundert Jahren ihre Stammväter, die Batavier und Welsen, mit ihrem römischen Joch gekämpft. Eben so, wie jene, einem hochmüthigen Beherrscher unwillig unterthan, eben so von habgierigen Satrapen mißhandelt, werfen sie mit ähnlichem Troge ihre Ketten ab und versuchen das Glück in eben so ungleichem Kampfe. Derselbe Erobererhoh, derselbe Schwung der Nation in dem Spanien des sechzehnten Jahrhunderts und in dem Römer des ersten, dieselbe Tapferkeit und Mannszucht in Weiber-Heeren, dasselbe Schreden vor ihrem Schlangenzuge. Dort, wie hier, leben wir Litz gegen Uebermacht streiten und Standhaftigkeit, unterstützt durch Eintracht, eine unausbreitbare Macht ermüden, die sich durch Treue entkräftet hat. Dort, wie hier, wagt Privatwuth die Nation; ein einziger Mensch, für seine Zeit geboren, deckt ihr das gefährliche Geheimnis ihrer Kräfte auf und bringt ihren stummen Groll zu einer blutigen Erklärung. „Gesiedet, Batavier!“ rief Claudius Celsus seine Mitbürger in dem bestialischen Haine an, „wird und von diesen Römern noch, wie sonst, als Feinde, Genossen und Freunden oder nicht vielmehr als dienbaren Knechten begegnet? Ihren Beamten und Statthaltern und wir auch geliefert, die, wenn unser Raub, unser Blut sie anstarrt hat, von andern abgelöst werden, welche dieselbe Gewaltthaten, nur unter andern Namen, erneuern. Geschieht es ja endlich einmal, daß uns Rom einen Ueberausseher sendet, so trübt er uns mit einem prächtigen theuren Geselze und noch unenträglichem Folge. Die Verbungen sind wieder nahe, welche Kinder von Eltern, Brüder von Brüdern auf ewig reifen und eure kaiservolle Jugend der römischen Ungerechtigkeit liefern. Jetzt, Batavier, ist der Augenblick unser. Nie hat Rom dardier, wie jetzt, Rasset euch diese Namen von Reatoren nicht in Schrecken jagen; ihre Kaiser enthalten nichts als alte Männer und Beute. Wir haben Fußvolk und Reiterei. Germanien ist unser, und Gallien lüßern, sein Joch abzuwerfen. Man ihnen Fortien dienen und Arien und der Aufgang, der Kintie braucht! Es sind noch unter uns, die geboren wurden, ehe man den Römern Schagung erlegte. Die Götter halten es mit dem Tapfersten.“ Heilige Sacramente reihen die Verschönerung, wie den Götterbund; wie dieser, hält sich bunterfüßig in den Schleier der Untertänigkeit, in die Mar nicht eines großen Namens. Die Cohorten des Civilis können am Rheine dem Vespasian in Fortien, wie es Compertus Philipp dem Zweiten. Derselbe Kampf erzeugt denselben Plan der Vertreibung, dieselbe Anstalt der Verpflegung, beide vertrauten ihr wankendes Glück einem befreundeten Elemente; in ähnlichem Bedrängnisse reißt Civilis seine Ansel — wie fünfzehn Jahrhunderte nach ihm Wilhelm von Oranien die Stadt Ronden — durch eine Kisthe Wasserflut. Die batavische Tapferkeit deckt die Unmacht der Weiberherrscher auf, wie der schone Muth ihrer Enkel den Verfall der spanischen Macht dem anwalt Europa zur Schau stellt. Derselbe Fruchtbart der Götter in den Seerführern beider Zeiten läßt den Arien eben so hartnäckig dauern und beinahe eben so greischaften; aber einen Unterschied bemerken wir doch: die Römer und Batavier strengen menschlich, denn sie trugen nicht für die Religion.

Erstes Buch.

Frühere Geschichte der Niederlande bis zum sechzehnten Jahrhundert.

Ehe wir in das Innere dieser großen Revolution hineingehen, müssen wir einige Schritte in die alte Geschichte des Landes zurückthun und die Verfassung entstehen sehen, worin wir es zur Zeit dieser merkwürdigen Veränderung finden.

Der erste Eintritt dieses Volkes in die Weltgeschichte ist das Moment seines Untergangs; von seinen Ueberwindern empfing es ein politisches Leben. Die weitläufige Landschaft, welche von Deutschland gegen Morgen, gegen Mittag von Frankreich, gegen Mitternacht und Abend von der Nordsee begränzt wird, und die wir unter dem allgemeinen Namen der Niederlande begreifen, war bei dem Einbruche der Römer in Gallien unter drei Hauptvölkern vertheilt, alle ursprünglich deutscher Abkunft, deutscher Sitte und deutschen Geistes.¹ Der Rhein machte ihre Gränzen. Zur Linken des Flusses wohnten die Belgen,² zu seiner Rechten die Friesen,³ und die Batavier⁴ auf der Insel, die seine beiden Arme damals mit dem Ocean bildeten. Jede dieser einzelnen Nationen wurde früher oder später den Römern unterworfen, aber ihre Ueberwinder selbst legen uns die rühmlichsten Zeugnisse von ihrer Tapferkeit ab. Die Belgen, schreibt Cäsar,⁵ waren die einzigen unter den gallischen Völkern, welche die einbrechenden Teutonen und Cimbern von ihren Gränzen abhielten. Alle Völker um den Rhein, sagt und Tacitus,⁶ wurden an Heldennuth von den Bataviern übertrroffen. Dieses wilde Volk erlegte seinen Tribut in Soldaten und wurde von seinen Ueberwindern, gleich Pfeil und Schwert, nur für Schlachten gepart. Die batavische Reiterei erklärten die Römer selbst für den besten Theil ihrer Heere. Lange Zeit machte sie, wie heutzutage die Schweizer, die Leibwache der römischen Kaiser aus; ihr wilder Muth erschreckte die Dacier, da sie in voller Rüstung über die Renan schwammen. Die nämlichen Batavier hatten den Agricola auf seinem Zuge nach Britannien begleitet und ihm diese Insel erobern helfen.⁷ Unter Allen wurden die Friesen zuletzt übermunden und setzten sich zuerst wieder in Freiheit. Die Moräste, zwischen welchen sie wohnten, reizten die Eroberer später und kosteten ihnen mehr. Der Römer Drusus, der in diesen Gegenden kriegte, führte einen Canal vom Rhein in den Flevo, die jetzige Südersee, durch welchen die römische Flotte in die Nordsee brang und aus dieser durch die Mündung der Ems und Weser einen leichtern Weg in das innere Deutschland fand.⁸

Vier Jahrhunderte lang finden wir Batavier in den römischen Heeren, aber nach den Zeiten des Honorius verschwindet ihr Name aus der Geschichte. Ihre Insel sehen wir von den Franken überschwemmt, die sich dann wieder in das benachbarte Belgien verlieren. Die Friesen haben das Joch ihrer entlegenen und unmächtigen Beherrscher zerbrochen und erscheinen wieder als ein freies und sogar eroberndes Volk, das sich

durch eigene Gebräuche und den Ueberrest der römischen Geseze regiert und seine Gränzen bis über die linken Ufer des Rheins erweitert. Friesland überhaupt hat unter allen Provinzen der Niederlande am Wenigsten von dem Einbruche fremder Völker, von fremden Gebräuchen und Gesezen gelitten und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten Spuren seiner Verfassung, seines Nationalgeistes und seiner Sitten behalten, die selbst heutzutage nicht ganz verschwunden sind.

Die Epoche der Völkerwanderung zernichtet die ursprüngliche Form dieser meisten Nationen; andere Mischungen entstehen mit andern Verfassungen. Die Städte und Lagerplätze der Römer verschwinden in der allgemeinen Verwüstung, und mit diesen so viele Denkmäler ihrer großen Negentenkunst, durch den Fleiß fremder Hände vollendet. Die verlassen Tüme ergeben sich der Wuth ihrer Ströme und dem eindringenden Ocean wieder. Die Wälder der Menschenhand, die künstlichen Canäle, vertrocknen, die Flüsse ändern ihren Lauf, das feste Land und die See verwirren ihre Gränzen, und die Natur des Bodens verwandelt sich mit seinen Bewohnern. Der Zusammenhang beider Zeiten scheint aufgehoben, und mit einem neuen Menschengeschlechte beginnt eine neue Geschichte.

Die Monarchie der Franken, die auf den Trümmern des römischen Galliens entstand, hatte im sechsten und siebenten Jahrhundert alle niederländische Provinzen verschlungen und den christlichen Glauben in diese Länder gepflanzt. Friesland, das letzte unter allen, unterwarf Karl Martel, nach einem hartnäckigen Kriege, der fränkischen Krone und bahnte mit seinen Waffen dem Evangelium den Weg. Karl der Große vereinigte alle diese Länder, die nun einen Theil der weitläufigen Monarchie ausmachten, welche dieser Eroberer aus Deutschland, Frankreich und der Lombardei erschuf. Wie dieses große Reich unter seinen Nachkommen durch Theilung wieder zerrissen ward, so zerfielen auch die Niederlande bald in deutsche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen, und zuletzt finden wir sie unter den beiden Namen von Friesland und Niederlotharingen.¹

Mit den Franken kam auch die Geburt des Nordens, die Lehnverfassung, in diese Länder, und auch hier artete, sie wie in allen übrigen, aus. Die mächtigen Vasallen trennten sich nach und nach von der Krone, und die königlichen Beamten rissen die Landesherrschaft, denen sie vorstehen sollten, als ein erbliches Eigenthum an sich. Aber diese abtrünnigen Vasallen konnten sich nur mit Hülfe ihrer Untersassen gegen die Krone behaupten, und der Beistand, den diese leisteten, mußte durch neue Verleihungen wieder erkaufet werden. Durch fromme Usurpationen und Schenkungen wurde die Geistlichkeit mächtig und errang sich bald ein eigenes unabhängiges Daseyn in ihren Abteien und bischöflichen Egen. So waren die Niederlande im zehnten, elften, zwölften und dreizehnten Jahrhundert in mehrere kleine Souverainetäten zerstückelt, deren Besitzer bald dem deutschen Kaiserthume, bald den fränkischen Königen huldigten. Durch Kauf, Heirathen, Vermächtnisse oder auch durch Eroberungen wurden oft mehrere derselben unter eine Hauptstamme wieder vereinigt, und im fünfzehnten Jahrhundert sehen wir das burgundische Haus im Besitze des größten Theils von den Niederlanden.² Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, hatte mit mehr oder weniger Rechte schon eif Provinzen unter seine Herrschaft versammelt, die Karl der Kühne, sein Sohn, durch die Gewalt der Waffen noch mit zwei neuen vermehrte.

1 Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande, 1. Theil, Abs. und 2. Theil.

2 Hist. Annal. I. 1 p. 2.

1 J. C. de Bello Gall. L. I. Tacit. de Morib. Germ. und Hist. L. IV.

2 In den Landesherrschaften, die jetzt größtentheils die katholischen Niederlande und Generalstatthalter ausmachen.

3 Im jetzigen Groningen, Ost- und Westfriesland, einem Theile von Holland, Utrecht, Utrecht und Overijssel.

4 In dem obern Theile von Holland, Utrecht und Overijssel, dem heutigen Utrecht u. s. f., zwischen der Ved und der Maas. Kleiner Völker die Rannunfart, Rattaler, Wersafat u. s. f. die einen Theil von Westfriesland, Holland und Overijssel bewohnten, können zu ihnen gerechnet werden. Tacit. Hist. L. IV. c. 15. 56. de Morib. Ger. 29.

5 De Bello Gall.

6 Hist. L. IV. c. 12.

7 Dio Cass. L. LXX. Tacit. Agricol. c. 36 Tacit. Annal. I. II.

8 Tacit. Annal. II. cap. 8. Sueton. in Claud. cap. I. n. 4.

So entstand unvermerkt ein neuer Staat in Europa, dem nichts als der Name fehlte, um das blühendste Königreich dieses Welttheils zu seyn. Diese weitläufigen Besitzungen machten die burgundischen Herzoge zu furchtbaren Gränznachbarn Frankreichs und versuchten Karls des Kühnen unruhigen Geist, den Plan einer Eroberung zu entwerfen, der die ganze geschlossene Landschaft von der Südersee und der Mündung des Rheins bis hinauf ins Elßaß begreifen sollte. Die unerschöpflichen Hülfquellen dieses Fürsten rechtfertigten einigermaßen diese kühne Chimäre. Eine furchtbare Heereemacht bracht sie in Erfüllung zu bringen. Schon zitterte die Schweiz für ihre Freiheit, aber das treulose Glück verließ ihn in drei schrecklichen Schlachten, und der schwindelnde Eroberer ging unter den Lebenden und Todten verloren.¹

Die einzige Erbin Karls des Kühnen, Maria, die reichste Fürstentochter und die unselige Helena jener Zeit, die das Glend über diese Länder brachte, beschäftigte jetzt die Erwartung der ganzen damaligen Welt. Zwei große Prinzen, König Ludwig der Elfte von Frankreich für den jungen Dauphin, seinen Sohn, und Maximilian von Oesterreich, Kaiser Friedrichs des Dritten Sohn, erschienen unter ihren Freiern. Derjenige, dem sie ihre Hand schenken würde, sollte der mächtigste Fürst in Europa werden, und hier zum ersten Male fing dieser Welttheil an, für sein Gleichgewicht zu fürchten. Ludwig, der Mächtigere von Beiden, konnte sein Gesuch durch die Gewalt der Waffen unterstützen; aber das niederländische Volk, das die Hand seiner Fürstin vergab, ging diesen gefürchteten Nachbar vorüber und entschied für Maximilian, dessen entlegene Staaten und beschränkte Gewalt die Landesfreiheit weniger bedrohten. Eine treulose, unglückliche Politik, die durch eine sonderbare Hülfsung des Himmels das traurige Schicksal nur beschleunigte, welches zu verhindern sie erkennen ward.

Philipp dem Schönen, der Maria und Maximilians Sohn, brachte seine spanische Braut diese weitläufige Monarchie, welche Ferdinand und Isabella kürzlich gegründet hatten; und Karl von Oesterreich, sein Sohn, war geborner Herr der Königreiche Spanien, beider Sicilien, der neuen Welt und der Niederlande.

Das gemeine Volk stieg hier früher, als in den übrigen Lehnreichen, aus der Leibeigenschaft empor und gewann bald ein eigenes bürgerliches Daseyn. Die günstige Lage des Landes an der Nordsee und an großen schiffbaren Flüssen weckte hier frühzeitig den Handel, der die Menschen in Städte zusammenzog, den Kunstfleiß ermunterte, Fremdlinge anlockte und Wohlstand und Ueberfluß unter ihnen verbreitete. So verächtlich auch die felegertische Politik jener Zeiten auf jede nützliche Handthierung herunter sah, so konnten dennoch die Landesherren die wesentlichen Vortheile nicht ganz verkennen, die ihnen daraus zufließen. Die anwachsende Bevölkerung ihrer Länder, die mancherlei Abgaben, die sie unter den verschiedenen Titeln von Zoll, Markt, Weggelt, Geleite, Brückengeld, W.-titelhof, Grimmsallrecht u. s. f. von Einheimischen und Fremden erpreßten, waren zu große Lockungen für sie, als daß sie

gegen die Ursachen hätten gleichgültig bleiben sollen, denen sie dieselben verbankten. Ihre eigene Habgucht machte sie zu Beförderern des Handels, und die Varel selbst, wie es oft geschieht, half so lange aus, bis endlich eine gesunde Staatskunst an ihre Stelle trat. In der Folge lockten sie selbst die lombardischen Kaufleute an, bewilligten den Städten einige kostbare Privilegien und eigene Gerichtsbarkeit, wodurch diese ungemein viel an Ansehen und Einfluß gewannen. Die vielen Kriege, welche die Grafen und Herzoge unter einander mit ihren Nachbarn führten, machten sie von dem guten Willen der Städte abhängig, die sich durch ihren Reichtum Gewicht verschafften und für die Subsidien, welche sie leisteten, wichtige Vorrechte zu erlangen wußten. Mit der Zeit wuchsen diese Privilegien der Gemeinheiten an, wie die Kreuzzüge dem Adel eine kostbare Ausrüstung nothwendig machten, wie den Producten des Morgenlandes ein neuer Weg nach Europa geöffnet ward, und der einreisende Luxus neue Bedürfnisse für ihre Fürsten erschuf. So finden wir schon im elften und zwölften Jahrhundert eine gemischte Regierungsverfassung in diesen Ländern, wo die Macht des Souverains durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, merklich beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß der Provinz es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neue Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern erhoben, keine Veränderung in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden. Die Regierung war erblich, aber der Sohn trat nicht eher, als nach feierlich beschworener Constitution, in die Rechte des Vaters.¹

Der erste Gesetzgeber ist die Noth: alle Bedürfnisse, denen in dieser Constitution begegnet wird, sind ursprüngliche Bedürfnisse des Handels gewesen. So ist die ganze Verfassung der Republik auf Kaufmannschaft gegründet, und ihre Gesetze sind später, als ihre Werke. Der letzte Artikel in dieser Constitution, welcher Ausländer von aller Verdiennung ausschließt, ist eine natürliche Folge aller vorhergegangenen. Ein so verwickeltes und künstliches Verhältniß des Souverains zu dem Volke, das sich in jeder Provinz und oftmals in einer einzelnen Stadt noch besonders abänderte, erforderte Männer, die mit dem lebhaftesten Eifer für die Erhaltung der Landesfreiheiten auch die gründlichste Kenntniß derselben konnten. Beides konnte bei einem Fremdlinge nicht wohl vorausgesetzt werden. Dieses Gesetz galt übrigens von jeder Provinz insbesondere, so daß in Brabant kein Fläminger, kein Holländer in Zeeland angestellt werden durfte, und es erhielt sich auch in der Folge, nachdem schon alle diese Provinzen unter einem Oberhaupt vereinigt waren.

Vor allen übrigen genos Brabant die höchste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar gehalten, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahinzogen, um da zu gebären und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Ordreiche veredelt.²

Nachdem das burgundische Haus mehrere Provinzen unter seine Herrschaft vereinigt hatte, wurden die einzelnen Provincialversammlungen, welche bisher unabhängige Tribunale gewesen, zu einem allgemeinen

¹ Ein Voge, der ihn fassen gesehen und die Greise einige Tage nach der That in dem Orte führte, setzte ihn nach von einer schmerzlichen Wundgenheit. Man sah seinen Leichnam nackt und von Wunden ganz entblößt aus einem Sumpfe, worin er selbstertrunken war, und

den Vogel, seiner Fänge, die er länger zu tragen pflegte, als ein anderer Kniff. Wer, daß es, dieser Schenken ungratet, noch immer thätige gab, bis seinen Tod bezugszeiten und seiner Wunden entgegnen sahen. Smecht eine Quelle aus dem Gendbereichen, worin Ludwig des Elften die burgundischen Städte aufzoberte, zur Meise Frankreichs geradestehen. Sollte ich, heißt die Stelle, Herzog Karl noch in Tetra hören. So wird er auch Eides gegen mich nicht ledig. Com. nov. T. III. Preuves des Memoires, 495. 497.

¹ Gr. I. 1. 3

² De Bello Belg. Dec. I. 1. II. 31. Guiccardini Deut. Belg.

Gerichtshof zu Mecheln gewiesen, der die verschiedenen Glieder in einen einzigen Körper verband und alle bürgerliche und peinliche Handel als die letzte Instanz entschied. Die Souveränität der einzelnen Provinzen war aufgehoben, und im Senat zu Mecheln wohnte jetzt die Majestät.

Nach dem Tode Karls des Kühnen versäumten die Stände nicht, die Verlegenheit ihrer Herzogin zu benutzen, die von den Waffen Frankreichs bedroht und in ihrer Gewalt war.¹ Die Staaten von Holland und Seeland zwangen sie, einen großen Freiheitsbrief zu unterzeichnen, der ihnen die wichtigsten Souveränitätsrechte versicherte.² Der Uebermuth der Genter verging sich so weit, daß sie die Sünstlinge der Maria, die das Unglück gehabt hatten, ihnen zu mißfallen, eigenmächtig vor ihren Richterstuhl rissen und vor den Augen dieser Fürstin enthaupteten. Während des kurzen Regiments der Herzogin Maria bis zu ihrer Vermählung gewann die Gemeinheit eine Kraft, die sie einem Freistaate sehr nahe brachte. Nach dem Absterben seiner Gemahlin übernahm Maximilian aus eigener Macht, als Vormund seines Sohnes, die Regierung. Die Staaten, durch diesen Eingriff in ihre Rechte beleidigt, erkannten seine Gewalt nicht und konnten nicht weiter gebracht werden, als ihn auf eine bestimmte Zeit und unter beschworenen Bedingungen als Statthalter zu dulden.

Maximilian glaubte die Constitution übertreten zu dürfen, nachdem er römischer Kaiser geworden war. Er legte den Provinzen außerordentliche Steuern auf, vergab Bedienungen an Burgunder und Deutsche und führte fremde Truppen in die Provinzen. Aber mit der Macht ihres Regenten war auch die Eifersucht dieser Republicaner gestiegen. Das Volk griff zu den Waffen, als er mit einem starken Gefolge von Ausländern in Brügges seinen Einzug hielt, bemächtigte sich seiner Person und setzte ihn auf dem Schlosse gefangen. Ungeachtet der mächtigen Fürsprache des kaiserlichen und päpstlichen Hofes erhielt er seine Freiheit nicht wieder, bis der Nation über die bestrittenen Punkte Sicherheit gegeben war.

Die Sicherheit des Lebens und Eigenthums, die aus mildern Gesetzen und einer gleichen Handhabung der Justiz entsprang, hatte die Betrieffsamkeit und den Fleiß in diesen Ländern ermuntert. In stetem Kampfe mit dem Ocean und den Wüthungen reisender Künfte, die gegen das niedrigere Land wütheten, und deren Gewalt durch Dämme und Canäle mußte gebrochen werden, hatte dieses Volk frühzeitig gelernt, auf die Natur um sich herum zu merken, einem überlegenen Elemente durch Fleiß und Standhaftigkeit zu trotzen und, wie der Aegyptier, den sein Nil unterrichtete, in einer kunstreichen Gegenwehr seinen Erfindungsgeist und Scharfsinn zu üben. Die natürliche Fruchtbarkeit seines Bodens, die den Ackerbau und die Viehzucht begünstigte, vermehrte zugleich die Bevölkerung. Seine glückliche Lage an der See und den großen schiffbaren Flüssen Deutschlands und Frankreichs, die zum Theil hier ins Meer fallen, so viele künstliche Canäle, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, belebten die Schifffahrt, und der innere Verkehr der Provinzen, der dadurch so leicht gemacht wurde, wachte bald einen Geist des Handels in diesen Völkern auf.

Die benachbarten britannischen und dänischen Küsten waren die ersten, die von ihren Schiffen besucht wurden. Die englische Wolle, die diese zurückbrachten, beschäftigte tausend fleißige Hände in Brügges, Gent und Antwerpen, und schon in der Mitte des zwölften

Jahrhunderts wurden flandrische Läger in Frankreich und Deutschland getragen. Schon im elften Jahrhundert finden wir friessische Schiffe im Welt und sogar in der levantischen See. Dieses mutthige Volk unterstand sich sogar, ohne Compas unter dem Nordpol hindurch bis in der nördlichen Spitze Rußlands zu steuern.¹ Von den wendischen Städten empfingen die Niederlande einen Theil des levantischen Handels, der damals noch aus dem schwarzen Meere durch das russische Reich nach der Ostsee ging. Als dieser im dreizehnten Jahrhundert zu sinken anfing, als die Kreuzzüge den indischen Waaren einen neuen Weg durch die mittelländische See eröffneten, die italienischen Städte diesen fruchtbaren Handelszweig an sich rissen, und in Deutschland die große Hanfa zusammentrat, wurden die Niederlande der wichtige Stapelort zwischen Norden und Süden. Noch war der Gebrauch des Compasses nicht allgemein, und man segelte noch langsam und umständlich längs den Küsten. Die baltischen Seeschiffe waren in den Wintermonaten mehrertheils zugefroren und jedem Fahrzeuge unzugänglich.² Schiffe also, die den weiten Weg von der mittelländischen See in den Welt in einer Jahreszeit nicht wohl beschließen konnten, wählten gern einen Vereinigungsplatz, der beiden Theilen in der Mitte gelegen war. Hinter sich ein unermeßliches festes Land, mit dem sie durch schiffbare Ströme zusammenhängen, gegen Abend und Mitternacht dem Ocean durch wirthbare Häfen geöffnet, schienen sie ansehnlich zu einem Sammelplatze der Völker und zum Mittelpunkt des Handels geschaffen. In den vornehmsten niederländischen Städten wurden Stapel errichtet. Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Briten, Deutsche, Dänen und Schweden floßen hier zusammen mit Producten aus allen Gegenden der Welt. Die Concurrenz der Verkäufer setzte den Preis der Waaren herunter; die Industrie wurde belebt, weil der Markt vor der Thür war. Mit dem nothwendigen Geldumlaufe kam der Wechselhandel auf, der eine neue fruchtbare Quelle des Reichthums eröffnete. Die Landesfürsten, welche mit ihrem wahren Vortheile endlich bekannter wurden, munterten den Kaufmann mit den wichtigsten Freiheiten auf und wußten ihren Handel durch vortheilhafte Verträge mit auswärtigen Mächten zu schütten. Als sich im fünfzehnten Jahrhundert mehrere einzelne Provinzen unter einem Wehrherrscher vereinigten, hörten auch ihre schädlichen Privatkriege auf, und ihre getrennten Vortheile wurden jetzt durch eine gemeinschaftliche Regierung genauer verbunden. Ihr Handel und Wohlstand gedieh im Schoß eines langen Friedens, den die überlegene Macht ihrer Fürsten den benachbarten Königen auferlegte. Die burgundische Flagge war gefürchtet in allen Meeren,³ das Ansehen ihres Souverains gab ihren Unternehmungen Nachdruck und machte die Versuche eines Privatmannes zur Angelegenheit eines fürchtbaren Staats. Ein so mächtiger Schutz setzte sie bald in den Stand, dem Hansebunde selbst zu entsagen und diesen treizigen Feind durch alle Meere zu verfolgen. Die hantischen Rauffahrer, denen die spanische Küste verschlossen wurde, mußten zuletzt wider Willen die flandrischen Messen besuchen und die spanischen Waaren auf niederländischem Stapel empfangen.

Brügges in Flandern war im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt des ganzen europäischen Handels und die große Messe aller Nationen. Im Jahr 1468 wurden hundert und fünfzig Rauffahrtsschiffe gezählt, welche auf Einmal in den Hafen von

¹ Mémoires de Philippe de Comines, T. I. 314

² H. G. d. v. W. II. 46.

¹ Ridders Oriënt. des d. Handels, I. 88 447

² Anderson, III.

³ Mémoires de Com L. III. chap. V.

aufgebrungen wurde, desto ungerner mußte er hier zu der bescheidenen Menschheit heruntersteigen, desto mehr mußte er gereizt werden, dieses Hinderniß zu besiegen. Schon eine große Jugend wird verlangt, die Macht, die sich unsern liebsten Wünschen widersetzt, nicht als eine feindliche zu bekriegen.

Das Uebergewicht Karls weckte zu gleicher Zeit das Mißtrauen bei den Niederländern auf, das stets die Unmacht begleitet. Nie waren sie für ihre Verfassung empfindlicher, nie zweifelhafter über die Rechte des Souverains, nie vorsichtiger in ihren Verhandlungen gewesen. Wir finden unter seiner Regierung die gewaltthätigsten Ausbrüche des republicanischen Geistes und die Annahmen der Nation oft bis zum Mißbrauch getrieben, welches die Fortschritte der königlichen Gewalt mit einem Scheine von Rechtmäßigkeit schmückte. Ein Souverain wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachtet, den er wieder gewinnen muß. Einem Völker ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Ufer überflutet. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ocean und gegen ihre Flüsse durch Constitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschaft und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts Anderes ist, als ein Kampf der Elemente und Körper um ihren Raum.

Die Niederlande empfanden bald, daß sie die Provinz einer Monarchie geworden waren. Solange ihre vorigen Herrscher kein höheres Anliegen hatten, als ihren Wohlstand abzuwarten, näherte sich ihr Zustand dem stillen Glück einer geschlossenen Familie, deren Haupt der Regent war. Karl der Fünfte führte sie auf den Schauplatz der politischen Welt. Jetzt machten sie ein Glied des Riesenkörpers aus, den die Ehrsucht eines Einzigen zu ihrem Werkzeuge gebrauchte. Sie hörten auf, ihr eigener Zweck zu seyn; der Mittelpunkt ihres Daseyns war in die Seele ihres Regenten verlegt. Da seine ganze Regierung nur eine Bewegung nach außen oder eine politische Handlung war, so mußte er vor allen Dingen seiner Gliedmaßen mächtig seyn, um sich ihrer mit Nachdruck und Schnelligkeit zu bedienen. Unmöglich konnte er sich also in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens verwickeln oder ihren eigenthümlichen Vorrechten die gewissenhafte Aufmerksamkeit widerfahren lassen, die ihre republicanische Unmündlichkeit verlangte. Mit einem kühnen Monarchenschritte trat er den künstlichen Van einer Wüstenwelt nieder. Er mußte sich den Gebrauch ihrer Kräfte erleichtern durch Einheit. Das Tribunal zu Mecheln war bis jetzt ein unabhängiger Gerichtshof gewesen; er unterwarf ihn einem königlichen Rathe, den er in Brüssel niedersezte, und der ein Organ seines Willens war. In das Innerste ihrer Verfassung führte er Ausländer, denen er die wichtigsten Bedienungen anvertraute. Menschen, die keinen Rückhalt hatten, als die königliche Gnade, konnten nicht anders als schlimme Hüter einer Gerechtigkeit seyn, die ihnen noch dazu wenig bekannt war. Der wachsame Antisinn seiner kriegerischen Regierung nöthigte ihn, seine Hülfquellen zu vermehren. Mit Hintansetzung ihrer heiligen Privilegien legte er den Provinzen ungewöhnliche Steuern auf; die Staaten, um ihr Ansehen zu retten, mußten bewilligen, was er so bescheiden gewesen war nicht zu ergeben zu wollen; die ganze Regierungsgeschichte dieses Monarchen in der Niederlande ist beinahe war ein fortlaufender Bereichnis eingesetzter, verweigeter und endlich doch bewilligter Steuern. Der Constitution zuwider führte er fremde Truppen in ihr Gebiet, ließ in den

Provinzen für seine Armeen werben und verwickelte sie in Kriege, die ihrem Interesse gleichgültig, wo nicht schädlich waren, und die sie nicht gebilligt hatten. Er bestrafte die Vergehungen eines Freistaats als Monarch, und Gents fürchterliche Züchtigung kündigte ihnen die große Veränderung an, die ihre Verfassung bereits erlitten hatte.

Der Wohlstand des Landes war in so weit gesichert, als er den Staatsentwürfen seines Beherrschers nothwendig war, als Karls vernünftige Politik die Gesundheitsregel des Körpers gewiß nicht verletzte, den er anzutreiben sich genöthigt sah. Glücklicherweise führen die entgegengesetzten Entwürfe der Herrschaft und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf Eins, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, wird unter einem August und Ludwig gelegentlich befördert.

Karl der Fünfte erkannte vollkommen, daß Handel die Stütze der Nation war, und ihres Handels Grundfeste Freiheit. Er schonte ihrer Freiheit, weil er ihrer Stärke bedurfte. Staatskundiger, nicht gerechter, als sein Sohn, unterwarf er seine Marinen dem Bedürfnisse des Orts und der Gegenwart und nahm in Antwerpen eine Verordnung zurück, die er mit allen Schrecken der Gewalt in Madrid würde behauptet haben.

Was die Regierung Karls des Fünften für die Niederlande besonders merkwürdig macht, ist die große Glaubensrevolution, welche unter ihr erfolgte, und welche uns, als die vornehmste Quelle des nachfolgenden Aufstandes, etwas umständlicher beschäfftigen soll. Sie zuerst führte die willkürliche Gewalt in das innerste Heiligthum ihrer Verfassung, lehrte sie ein schreckliches Verbrechen ihrer Gerechtigkeit ablegen, und machte sie gleichsam gesegnmäßig, indem sie den republicanischen Geist auf eine gefährliche Spitze stellte. So wie der Regent in Anarchie und Aufruhr hinüber schweifte, erstieg die monarchische Gewalt die äußerste Höhe des Despotismus.

Nichts ist natürlicher, als der Uebergang bürgerlicher Freiheit in Gewissensfreiheit. Der Mensch oder das Volk, die durch eine glückliche Staatsverfassung mit Menschenwerth einmal bekannt geworden, die das Gesetz, das über sie sprechen soll, einsehen gewöhnt werden sind oder es auch selber erschaffen haben, deren Geist durch Thätigkeit aufbelebt, deren Gefühle durch Lebensgenuss aufgeschlossen, deren natürlicher Muth durch innere Sicherheit und Wohlstand erhoben worden, ein solches Volk und ein solcher Mensch werden sich schwerer, als andere, in die blinde Herrschaft eines dumpfen despotischen Glaubens ergeben und sich früher, als andere, wieder davon emporrichten. Noch ein anderer Umstand mußte das Wachstum der neuen Religion in diesen Ländern begünstigen. Italien, damals der Sitz der größten Geistesverfeinerung, ein Land, wo sonst immer die heftigsten politischen Factionen gewüthet haben, wo ein brennendes Klima das Blut zu den wildesten Tugenden erhitze, Italien, könnte man einwenden, blieb unter allen europäischen Ländern beinahe am Meisten von dieser Neuerung frei. Aber einem romantischen Volke, das durch einen warmen und lieblichen Himmel, durch eine üppige, immer junge und immer lachende Natur und die mannigfaltigsten Zaubereien der Kunst in einem ewigen Sinnengenuß erhalten wird, war eine Religion angemessener, deren prächtiger Pomp die Sinne gefangen nimmt, deren geheimnißvolle Räthsel der Phantasie einen unendlichen Raum eröffnen, deren vornehmste Lehren sich durch malerische Normen in die Seele einschmeicheln. Einem Volke im Ueppentheile, das, durch die Geschäfte des gemeinen bürgerlichen

Lebens zu einer unblüthenreichen Blüthe herabgezogen, in deutlichen Begriffen mehr als in Bildern lebt und auf Unkosten der Einbildungskraft seine Menschenvernunft ausbildet — einem solchen Volke wird sich ein Glaube empfehlen, der die Prüfung weniger fürchtet, der weniger auf Mystik als auf Sittenlehre bringt, weniger angeschaut als begriffen werden kann. Mit kürzern Worten: die katholische Religion wird im Ganzen mehr für ein Künstlervolk, die protestantische mehr für ein Kaufmannsvolk taugen.

Dies vorausgesetzt, mußte die neue Lehre, welche Luther in Deutschland und Calvin in der Schweiz verbreiteten, in den Niederlanden das günstigste Erdreich finden. Ihre ersten Keime wurden durch die protestantischen Kaufleute, die sich in Amsterdam und Antwerpen sammelten, in die Niederlande geworfen. Die deutschen und schweizerischen Truppen, welche Karl in diese Länder einführte, und die große Menge französischer, deutscher und englischer Flüchtlinge, die dem Schwerte der Verfolgung, das in dem Vaterlande ihrer wartete, in den Freiheiten Flanderns zu entfliehen suchten, beförderten ihre Verbreitung. Ein großer Theil des niederländischen Adels studirte damals in Genf, weil die Akademie von Löwen noch nicht in Aufnahme war, die von Donat aber noch erst gestiftet werden sollte; die neuen Religionsbegriffe, die dort öffentlich gelehrt wurden, brachte die studierende Jugend mit in ihr Vaterland zurück. Bei einem unvermischten geschlossenen Volke konnten diese ersten Keime erdrückt werden. Der Zusammenfluß so vieler und so ungleicher Nationen in den holländischen und brabantischen Stapelstädten mußte ihr erstes Wachsthum dem Auge der Regierung entziehen und unter der Hülle der Verborgenheit beschleunigen. Eine Verschiedenheit in der Meinung konnte leicht Raum gewinnen, wo kein gemeinschaftlicher Volksscharakter, keine Einheit der Sitten und der Gesetze war. In einem Lande endlich, wo Arbeitsamkeit die gerühmteste Tugend, Bettel die verächtlichste Kaster war, mußte ein Orden des Müßiggangs, der Mönchshand, lange anstößig gewesen seyn. Die neue Religion, die dagegen eiferte, gewann daher schon unendlich viel, daß sie in diesem Stücke die Meinung des Volks schon auf ihrer Seite hatte. Liegende Schriften voll Bitterkeit und Satire, denen die neuerfundene Buchdruckerkunst in diesen Ländern einen schnellen Umlauf gab, und mehrere damals in den Provinzen herumziehende Predigerbanden, Niderkyfer genaunt, welche in theatraлистischen Vorstellungen oder Liedern die Mißstände ihrer Zeit verspotteten, trugen nicht wenig dazu bei, das Ansehen der römischen Kirche zu stürzen und der neuen Lehre in den Gemüthern des Volks eine günstige Aufnahme zu bereiten.¹

Ihre ersten Eroberungen gingen zum Erkennen geschwind; die Zahl Derer, die sich in kurzer Zeit, vorzüglich in den nördlichen Provinzen, zu der neuen Secte bekannten, ist ungeheuer; noch aber überwiegen hienü die Ausländer bei Weitem die gebornen Niederländer. Karl der Rükfte, der bei dieser großen Glaubens-trennung die Partie genommen hatte, die em Despot nicht verfehlen kann, setzte dem zunehmenden Strome der Neuerung die nachdrücklichsten Mittel entgegen. Zum Unglück für die verbesserte Religion war die politische Gerechtigkeit auf der Seite ihres Verfolgers. Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bett hätte aus-treten sollen. Der widerausfliehende Geist der Freiheit und der Prüfung, der doch nur in den Grängen

der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. — Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nunmehr allgemeiner ge-worben waren, mußten jetzt dem abenteuerlichsten Sa-natismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahr-heitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und jetzt erfolgte, was immer erfolgen wird, solange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das geschwindrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandtschaft dreister ge-macht, erschien in ihrer Gesellschaft und wurde mit ihr verwechselt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert — jeder freche Wüde, der in ihre Kirchen und Klöster brach und ihre Altäre beraubte, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubsucht, der Schwindelgeist, die Unruht kleideten sich in seine Farbe; die ungeborenen Verbrecher bekannten sich vor den Richtern zu seiner Secte. Die Reformation hatte den römischen Bischof zu der schändlichen Menschheit her-abgezogen — eine rasende Bande, vom Hunger begei-stert, will allen Unterschied der Stände vernichtet wis-sen. Natürlich, daß eine Lehre, die sich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigte, einen Monarchen nicht mit sich ausöhnen konnte, der schon so viele Ursachen hatte, sie zu vertilgen — und kein Wunder also, daß er die Waffen gegen sie benutzte, die sie ihm selbst angedrungen hatte!

Karl mußte sich in den Niederlanden schon als ab-soluten Fürsten betrachten, da er die Glaubensfreiheit, die er Deutschland angedeihen ließ, nicht auch auf jene Länder ausdehnte. Während daß er, von der nach-trübsamen Gegenwehr unserer Fürsten gezwungen, der neuen Religion hier eine ruhige Wohnung versicherte, ließ er sie dort durch die grausamsten Crüde verfolgen. Das Lesen der Evangelien und Prophet, alle öffentliche oder heimliche Versammlungen, zu denen nur irgend die Religion ihren Namen gab, alle Gespräche dieses Inhalts, zu Hause und über Tische, waren in diesen Gegenden bei strengen Strafen untersagt. In allen Pro-vinzen des Landes wurden besondere Gerichte nieder-gelegt, über die Vollstreckung der Crüde zu wachen. Der irtzige Meinungen legte, war, ohne Rücksicht seines Ranges, seiner Verdienste vernünftig. Wer über-wiesen wurde, fegerische Lehren verbreitet oder auch nur den geheimen Zusammenkünften der Glaubensver-besserer beigewohnt zu haben, war zum Tode verdammt, Mannspersonen mit dem Schwerte hingerichtet, Weiber aber lebendig begraben. Rückfällige Keger übergab man dem Feuer. Diese fürchterlichen Urtheilsprüche konnte selbst der Widerruf des Verbrechers nicht auf-heben. Wer seine Verthümer abjehwer, hatte nichts dabei gewonnen, als höchstens eine gelindere Todesart.¹

Die Lehenzgüter eines Verurtheilten fielen dem Für-ens an, gegen alle Privilegien des Landes, nach welchen es dem Erben gestattet war, sie mit wenigem Gelde zu lösen. Wegen ein außerordentlich kostbares Verrecht des holländischen Bürgers, nicht außerbaß seiner Provinz gerichtet zu werden, wurden die Schuldigen aus den Grängen der väterlichen Gerichtsbarkeit geführt und durch fremde Tribunale vernurtheilt. So mußte die Re-ligion dem Despotismus die Hand führen. Freibeiten, die dem weltlichen Arme unverleglich waren, mit heil-igem Griffe ohne Gefahr und Widerspruch anzutasten.²

Karl der Rükfte, durch den glücklichen Fortgang seiner Waffen in Deutschland kühn gemacht, glaubte

¹ H. G. d. v. Niederlande, II. Thl. 399; siehe die Note.

¹ Thuan. Hist. P. I. L. VI. 300. Gret. L. I.

² H. G. d. v. Niederlande, II. Thl. 517.

nun Alles wagen zu dürfen und dachte ernstlich darauf, die spanische Inquisition in die Niederlande zu pflanzen. Schon allein die Furcht dieses Namens brachte in Antwerpen plötzlich den Handel zum Stillstand. Die vornehmsten fremden Kaufleute standen im Begriff, die Stadt zu verlassen. Man kaufte und verkaufte nichts mehr. Der Werth der Gebäude fiel, die Handwerke standen stille. Das Geld verlор sich aus den Händen des Bürgers. Unvermeidlich war der Untergang dieser blühenden Handelsstadt, wenn Karl der Kühne, durch die Vorstellungen der Statthalterin überführt, diesen gefährlichen Aufschlag nicht hätte fallen lassen. Dem Tribunale wurde also gegen auswärtige Kaufleute Schonung empfohlen, und der Name der Inquisition gegen die mildere Benennung geistlicher Richter vertauscht. Aber in den übrigen Provinzen fuhr dieses Tribunal fort, mit dem unmenschlichen Despotismus zu wüthen, der ihm eigenthümlich ist. Man will berechnet haben, daß während Karls des Kühnen Regierung fünfzigtausend Menschen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Richters gefallen sind.¹

Wirft man einen Blick auf das gewaltsame Verfahren dieses Monarchen, so hat man Mühe zu begreifen, was den Aufbruch, der unter der folgenden Regierung so wüthend hervorbrach, während der seinigen in Schranken gehalten hat. Eine nähere Beleuchtung wird diesen Umstand aufklären. Karls gefürchtete Uebermacht in Europa hatte den niederländischen Handel zu einer Größe erhoben, die ihm vorher niemals geworben war. Die Majestät seines Namens schloß ihren Schiffen alle Häfen auf, vereinigte für sie alle Meere und bereitete ihnen die günstigsten Handelsverträge mit auswärtigen Mächten. Durch ihn vorzüglich richteten sie die Oberherrschaft der Spania in der Ostsee zu Grunde. Die neue Welt, Spanien, Italien, Deutschland, die unnnmehr einen Vöhrercher mit ihnen theilten, waren gleichsam als Provinzen ihres eigenen Vaterlandes zu betrachten und lagen allen ihren Unternehmungen offen. Er hatte ferner die noch übrigen sechs Provinzen mit der burgundischen Erbschaft vereinigt und diesem Staate einen Umfang, eine politische Wichtigkeit gegeben, die ihn den ersten Monarchien Europas an die Seite setzte.² Dadurch schmeichelte er dem Nationalstolze dieses Volks. Nachdem Oeltern, Urecht, Friedland und Ordnungen seiner Herrschaft einverleibt waren, hörten alle Privatsklagen in diesen Provinzen auf, die so lange Zeit ihren Handel beunruhigt hatten; ein ununterbrochener innerer Friede ließ sie alle Kräfte ihrer Betriehsamkeit ernten. Karl war also ein Wohltäter dieser Völker. Der Glanz seiner Siege hatte zugleich ihre Augen geblendet, der Ruhm ihres Souverains, der auch auf sie zurückfiel, ihre republikanische Wachsamkeit betörend; der furchtbare Nimbus von Unüberwindlichkeit, der den Vervieger Deutschlands, Frankreichs, Italiens und Africas umgab, erschreckte die Factionen. Und dann — wenn ist es nicht bekannt, wie viel der Mensch — er heißt Privatmann oder Fürst — sich erlaubt, zu darf, dem er

gelungen ist, die Bewunderung zu fesseln! Seine öftere persönliche Gegenwart in diesen Ländern, die er, nach seinem eigenen Geständnisse, zu zehn verschiedenen Malen besuchte, hielt die Mißvergünstigten in Schranken; die wiederholten Auftritte strenger und fertiger Justiz unterhielten das Schrecken der souverainen Gewalt. Karl endlich war in den Niederlanden geboren und liebte die Nation, in deren Schoß er erwachsen war. Ihre Sitten gefielen ihm, das Natürliche ihres Charakters und Umgangs gab ihm eine angenehme Erholung von der strengen spanischen Gravität. Er redete ihre Sprache und richtete sich in seinem Privatleben nach ihren Gebräuchen. Das drückende Ceremoniell, die unnatürliche Scheidewand zwischen König und Volk, war aus Brüssel verbannt. Kein schelmlicher Fremdling sperrte ihnen den Zugang zu ihrem Fürsten — der Weg zu ihm ging durch ihre eigenen Landleute, denen er seine Person anvertraute. Er sprach viel und gern mit ihnen; sein Anstand war gefällig, seine Neben verbindlich. Diese kleinen Kunstgriffe gewannen ihm ihre Liebe, und während daß seine Armeen ihre Saatsfelder niedertraten, seine räuberischen Hände in ihrem Eigenthume wühlten, während daß seine Statthalter verriethen, seine Nachrichter schlachteten, versicherte er sich ihrer Herzen durch eine freundliche Miene.

Oern hätte Karl diese Zuneigung der Nation auf seinen Sohn Philipp forterben gesehen. Aus keinem andern Grunde ließ er ihn noch in seiner Jugend aus Spanien kommen und zeigte ihn in Brüssel seinem künftigen Volke. An dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung empfahl er ihm diese Länder als die reichsten Erbsine in seiner Krone und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

Philipp der Zweite war in Allem, was menschlich ist, das Gegenbild seines Vaters. Christlich, wie dieser, aber weniger bekannt mit Menschen und Menschenwerth, hatte er sich ein Ideal von der königlichen Herrschaft entworfen, welches Menschen nur als dienbare Organe der Willkür behandelt und durch jede Aengstigung der Freiheit beleidigt wird. In Spanien geboren und unter der eisernen Zucht der Monarchie erwachsen, forderte er auch von Andern die nämliche Eindeutigkeit und den Zwang, die sein Charakter geworden waren. Der fröhliche Muthwille der Niederländer empörte sein Temperament und seine Gemüthsart nicht weniger, als ihre Privilegien seine Herrschsucht verwundeten. Er sprach keine andere, als die spanische Sprache, duldete nur Spanier um seine Person und hing mit Eigenkinn an ihren Gebräuchen. Umsonst, daß der Erfindungsgeist aller holländischen Städte, durch die er zog, in köstbaren Festen weiterte, seine Gegenwart zu verherrlichen! — Philipp's Auge blieb finster, alle Verschwendungen der Pracht, alle laute üppige Ergötzungen der verdorbenen Sinne konnten kein Lächeln des Beifalles in seine Miene locken.³

Karl verrieth seine Absicht ganz, da er seinen Sohn der Ältingern vorstellte. Weniger drückend würden sie in der Belge sein Joch gefnuhen haben, wenn er seinen Auf nicht in ihr Land gesetzt hätte. Aber sein Anblick kündigt es ihnen an; sein Eintritt in Brüssel hatte ihm alle Herzen verloren. Des Kaisers freundliche Hingebung an das Volk diente jetzt nur dazu, den hochmüthigen Ernst seines Sohnes desto widriger zu erheben. In seinem Angesicht hatten sie den verderblichen Anschlag gegen ihre Freiheit gelesen, den er schon damals in seiner Brust auf- und niederwühlte. Sie waren

1 Mezeren I. Theil I. Buch 56. 57. Gen. Annal. Belg. I. 12. 2. Vespere reuati hunc despotismum. H. G. d. v. H. Th. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

der so von Verfassung und Gütte bis zu Muth und Wuth überführten, trübten ihn von diesem Vorlage zurück. Westfälischer Feste des Reiches werden können, den es ihnen durch den burgundischen Vortritt zu sehen, wozu die Erhaltung zu dem deutschen Reiches selbst zu wurde. Törmum Verräthe, was sollten die spanischen Provinzen zu dem gemeinlichlichen Reich? H. G. d. v. H. Th. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

1444.

Der politische Fortschritt der Provinzen unangetastet, das bisher wieder auf, der, 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

1 Die Stadt Antwerpen allein verschmiedete bei einem Meißelstein 2 Millionen Holländischer Gulden. I. Theil I. Buch 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

vorbereitet, einen Tyrannen in ihm zu finden, und gerüßet, ihm zu begegnen.

Die Niederlande waren der erste Thron, von welchem Karl der Fünfte hernunterstieg. Vor einer feierlichen Versammlung in Brüssel löste er die Generalstaaten ihres Eides und übertrug ihn auf König Philipp, seinen Sohn. „Wenn Euch mein Tod“ (beschloß er endlich gegen diesen) „in den Besitz dieser Länder gesetzt hätte, so würde mir ein so kostbares Vermächtniß schon einen großen Anspruch auf Eure Dankbarkeit neben. Aber jetzt, da ich sie Euch aus freier Wahl überlasse, da ich zu sterben eile, um Euch den Genuß derselben zu schleunigen: jetzt verlange ich von Euch, daß Ihr diesen Wölfen bezahlet, was Ihr mir mehr, dafür schuldig zu seyn glaubt. Andere Fürsten wissen sich glücklich, mit der Krone, die der Tod ihnen abjorbert, ihre Kinder zu erfreuen. Diese Freude will ich noch selbst mit genießen, ich will Euch leben und regieren sehen. Wenige werden meinem Beispiel folgen, Wenige sind mir darin vorangegangen. Aber meine Handlung wird lobenswürdig seyn, wenn Euer künftiges Leben meine Zuversicht rechtfertigt, wenn Ihr nie von der Weisheit weicht, die Ihr bisher besaunt habt, wenn Ihr in der Reinigkeit des Glaubens unerschütterlich verharret, der die festeste Säule Eures Thrones ist. Noch Eines setze ich hinzu. Würd' der Himmel auch Euch mit einem Sohne beschenkt haben, dem Ihr die Herrschaft abtreten könntet — aber nicht müßtet.“

Nachdem der Kaiser geentbitt hatte, kniete Philipp vor ihm nieder, drückte sein Gesicht auf dessen Hand und empfing den väterlichen Segen. Seine Augen waren feucht zum letzten Male. Es weinte Alles, was herum stand. Es war eine unvergeßliche Stunde.¹

Diesem rührenden Gankelspiele folgte bald ein anderes. Philipp nahm von den versammelten Staaten die Fuldigung an; er legte den Eid ab, der ihm in folgenden Worten vorgelegt wurde: „Ich, Philipp, von Gottes Gnaden Prinz von Spanien, beider Sicilien u. s. f., gelobe und schwöre, daß ich in den Ländern, Grafschaften, Herzogthümern u. s. f. ein guter und gerechter Herr seyn, daß ich aller Edeln, Städte, Gemeinden und Untertanen Privilegien, die ihnen von meinen Vorfahren verliehen worden, und ferner ihre Gewohnheiten, Gerkommen, Gebräuche und Rechte, die jetzt überhaupt und insbesondere haben und besitzen, wohl und getreulich halten und halten lassen und ferner alles Dasjenige üben wolle, was einem guten und gerechten Prinzen und Herrn von Rechtswegen zukommt. So will ich mir Gott helfen und alle seine Heiligen!“²

Die Furcht, welche die willkürliche Regierung des Kaisers eingeßpät hatte, und das Mißtrauen der Stände gegen seinen Sohn sind schon in dieser Eidesformel sichtbar, die weit behutsamer und bestimmter verfaßt war, als Karl der Fünfte selbst und alle burgundische Herzoge sie beschworen haben. Philipp mußte nunmehr auch die Aufrechterhaltung ihrer Gebräuche und Gewohnheiten angeloben, welches vor ihm nie verlangt worden war. In dem Eide, den die Stände ihm leisteten,³ wird ihm kein anderer Gehorsam versprochen, als der mit den Privilegien des Landes bestehende kann. Seine Beamten haben nur dann auf Unterwerfung und Weisstand zu rechnen, wenn sie ihr anvertrautes Amt nach Obliegenheit verwalten. Philipp endlich wird in diesem Fuldigungseide der Stände nur der natürliche, der geborene Fürst, nicht Souverain oder Herr genannt, wie der Kaiser gewünscht hatte —

Beweise genug, wie klein die Erwartungen waren, die man sich von der Gerechtigkeit und Großmuth des neuen Landesherrn bildete!

Philipp der Zweite, Beherrscher der Niederlande.

Philipp der Zweite empfing die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes. Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollständig antrat. Sie bestanden nunmehr aus siebenzehn Landschaften, den vier Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, Geldern, den sieben Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zutphen, Holland und Seeland, der Markgrafschaft Antwerpen und den fünf Herrschaften Briceiland, Mecheln, Utrecht, Overijssel und Groningen, welche verbunden einen großen und mächtigen Staat anemachten, der mit Königreichen weiszueisern konnte. Höher, als er damals stand, konnte ihr Handel nicht mehr steigen. Ihre Goldgruben waren über der Erde, aber sie waren unerschöpflicher und reicher, als alle Minen in America. Diese siebenzehn Provinzen, die zusammen genommen kaum den fünften Theil Italiens betragen und sich nicht über dreihundert flandrische Meilen erstrecken, brachten ihrem Beherrscher nicht viel weniger ein, als ganz Britannien seinen Königen trug, ehe diese noch die geistlichen Güter zu ihrer Krone schlugen. Dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Vollwerke fest und ohne Mauern geschlossen, sechstausend dreihundert größere Blöden, geringere Dörfer, Mätereien und Vergschlöffer ohne Zahl, vereinigten dieses Reich ist eine einzige blühende Landschaft.⁴ Eben jetzt stand die Nation im Meridian ihres Glanzes; Fleiß und Ueberfluß hatten das Genie des Bürgers erhoben, seine Begriffe aufgestellt, seine Neigungen veredelt; jede Blüthe des Geistes erschien mit der Blüthe des Landes. Ein ruhigeres Blut, durch einen strengeren Himmel gekästet, läßt die Leidenschaften hier weniger flümen: Gleichmuth, Mäßigkeit und ausdauernde Geduld — Geschenke dieser nördlichen Zone — Redlichkeit, Gerechtigkeit und Glaube — die notwendigen Tugenden seines Gewerbes und seiner Freiheit liebliche Früchte — Wahrheit, Wohlwollen und patriotischer Stolz spielen hier in sanfteren Mischungen mit menschlichen Lastern. Kein Volk auf Erden wird leichter beherrscht durch einen verständigen Fürsten, und keines schwerer durch einen Gauner oder Tyrannen. Nirgends ist die Volkstimme eine so unsehbare Richterin der Regierung, als hier. Wahre Staatskunst kann sich in keiner rühmlicheren Probe versuchen, und solche gekünstelte Politik hat keine schlimmere zu fürchten.

Ein Staat, wie dieser, konnte mit Riesenstärke handeln und auebauern, wenn das dringende Bedürfniß seine Kraft aufbot, wenn eine kluge und schouende Verwaltung seine Quellen eröffuete. Karl der Fünfte verließ seinem Nachfolger eine Gewalt in diesen Ländern, die von einer gemäßigten Monarchie wenig verschieden war. Das königliche Ansehen hatte sich merklich über die republicanische Macht erhoben, und diese zusammengelegte Maschine konnte nunmehr benahbe so sicher und schnell in Bewegung gesetzt werden, als ein ganz unterwürfiger Staat. Der zahlreiche, sonst so mächtige Adel folgte dem Souverain jetzt willig in seinen Kriegen oder kahlte in Amtern des Friedens um das Lächeln der Majestät. Die verschlagene Politik der Krone hatte neue Güter der Einbildung erschaffen, von denen sie allein die Vertheilern war. Neue

¹ Strada, Dec. I. l. 1. 4. 5. Mezerien, l. 2. Buch 24. Thuan Hist. P. I. l. XVI. 769

² 24. 25. u. 26. 27. 28. 29. 30. 31.

³ Obenanstell. 516

⁴ Strad. Dec. I. l. 1. 17. 18. Thuan. II. 432

Leidenschaften und neue Meinungen von Glück verdrängten endlich die rohe Einsicht republicanischer Tugend. Stolz wich der Eitelkeit, Freiheit der Ehre, dürstige Unabhängigkeit einer welltütigen lachenden Sklaverei. Das Vaterland als unumschränkter Satrap eines unumschränkten Herrn zu drücken oder zu plündern, war eine mächtigere Religion für die Habsucht und den Ehrgeiz der Großen, als den hundertsten Theil der Souverainetät auf dem Reichstage mit ihm zu theilen. Ein großer Theil des Adels war überdies in Armuth und schwere Schulden versunken. Unter dem scheinbaren Vorwande von Ehrenbezeugungen hatte schon Karl der Fünfte die gefährlichsten Waisallen der Krone durch kostbare Gesandtschaften an fremde Höfe geschwächt. So wurde Wilhelm von Dranien mit der Kaiserkrone nach Deutschland und Graf von Camont nach England geschickt, die Vermählung Philipp's mit der Königin Maria zu schließen. Beide begleiteten auch nachher den Herzog von Alba nach Frankreich, den Frieden zwischen beiden Kronen und die neue Verbindung ihres Königs mit Marianne Elisabeth zu stiften. Die Unkosten dieser Reise belaufen sich auf dreihunderttausend Gulden, wovon der König auch nicht einen Heller ersiegte. Als der Prinz von Dranien, an der Stelle des Herzogs von Savoyen, Feldherr geworden war, mußte er allein alle Unkosten tragen, die diese Würde nothwendig machte. Wenn fremde Gesandte oder Fürsten nach Brüssel kamen, lag es den niederländischen Großen ob, die Ehre ihres Königs zu retten, der allein speiste und niemals öffentliche Tafel gab. Die spanische Politik hatte noch ärmerere Mittel erfinden, die reichsten Familien des Landes nach und nach zu entkräften. Alle Jahre erschien einer von den castilianischen Großen in Brüssel, wo er eine Pracht verschwendete und einen Aufwand machte, der sein Vermögen weit überstieg. Ihm darin nachzustehen, hätte in Brüssel für einen unaussprechlichen Schmerz gegolten. Alles wetteiferte, ihn zu überreffen, und erschöpfte in diesen theuren Wettkämpfen sein Vermögen, in dessen der Spanier noch zur rechten Zeit wieder nach Hause kehrte und die Verschwendung eines einzigen Jahres durch eine vierjährige Mäßigkeit wieder gut machte. Mit jedem Aufkommlinge um den Preis des Reichthums zu buhlen, war die Schwäche des niederländischen Adels, welche die Regierung recht gut in nugen verband. Treulich schlugen diese Ränke nachher nicht so glücklich für sie aus, als sie berechnet hatte; denn eben diese drückenden Schuldenlasten machten den Adel jeder Erneuerung günstig, weil Verjüngung, welcher Alles verlor, in der allgemeinen Verwüsthung nur zu gewinnen hat.

Die Geistlichkeit war von jeher eine Stütze der königlichen Macht und mußte es seyn. Ihre goldene Zeit fiel immer in die Gefangenenschaft des menschlichen Geistes, und, wie jene, sehen wir sie dem Wüthsturm und von der Sinnlichkeit eraten. Der bürgerliche Tand macht die Religion nothwendiger und theurer; bürde Ergebung in Tyrannengewalt bereitet die Gemüther zu einem blinden, brauenen Glauben, und mit Bucher erstattet dem Despotismus die Hiera. Die seine Dämonie wieder. Die Bischöfe und Prälaten in parmanente waren eifrige Sachwalter der Misethät und immer bereit, dem Nutzen der Kirche und dem Staatsvortheile des Souverains das Interesse des Bürgers zum Opfer zu bringen. Zahlreiche und tapfere Befestigungen hielten die Städte in Furcht, die zugleich noch durch Religionseigenstände und Factionen getrennt und ihrer mächtigsten Stütze so angewiesen waren. Wie wenig erforderte es also, dieses Ubergewicht zu bewahren, und wie ungeheuer mußte das Versehen seyn, wodurch es zu Grunde ging!

So groß Philipp's Einfluß in diesen Ländern war, so großes Ansehen hatte die spanische Monarchie damals in ganz Europa gewonnen. Kein Staat durfte sich mit ihr auf den Kampfbo den wagen. Frankreich, ihr gefährlichster Nachbar, durch einen schweren Krieg und noch mehr durch innere Reactionen entkräftet, die unter einer kindischen Regierung ihr Haupt erhoben, ging schon mit schnellen Schritten der unglücklichen Epoche entgegen, die es, beinahe ein halbes Jahrhundert lang, zu einem Schauplatz der Abscheulichkeit und des Glends gemacht hat. Kaum konnte Elisabeth von England ihren eigenen noch wankenden Thron gegen die Stürme der Parteien, ihre neue, noch unbestimmte Kirche gegen die verborgenen Versuche der vertreiben zu schügen. Erst auf ihren schöpferischen Auf sollte dieser Staat aus einer demüthigen Dunkelheit steigen, und die lebendige Kraft, womit er seinen Nebenbuhler endlich darniederbringt, von der fehlerhaften Politik dieses Letztern empfangen. Das deutsche Kaiserhaus war durch die zweifachen Bande des Bluts und des Staatsvortheils an das spanische geknüpft, und das wachsende Kriegsglück Soliman's zog seine Aufmerksamkeit mehr auf den Osten als auf den Westen von Europa. Dankbarkeit und Furcht versicherten Philipp die italienischen Küsten, und das Conclave beherrschten seine Gesandte. Die Monarchien des Nordens lagen noch in barbarischer Nacht oder saßen nur eben an, Gestalt anzunehmen, und das Staatssystem von Europa kannte sie nicht. Die geschicktesten Generale, zahlreiche sieggewohnte Armeen, eine gefürchtete Marine und der reiche goldene Tribut, der nun zu anfang, regelmäßig und sicher aus Westindien einzufließen — welche furchtbare Werkzeuge in der feinen und harten Hand eines geistreichen Fürsten! Unter so glücklichen Sternen eröffnete König Philipp seine Regierung.

Ob wir ihn handeln sehen, müssen wir einen püchlichen Blick in seine Seele thun und hier einen Schlüssel zu seinem politischen Leben auffinden. Freude und Wohlwollen fehlten in diesem Gemüthe. Jene verlor ihm sein Blut und seine frühen finstern Kinderjahre; dieses konnten Menschen ihm nicht geben, denen das süßeste und mächtigste Band an die Gesellschaft mangelte. Zwei Begriffe, sein Ich, und was über diesem Ich war, füllten seinen dürrigen Geist aus. Götter und Religion sind der Inhalt und die Ueberdacht seines ganzen Lebens. Er war König und Christ und war Beides schlecht; Mensch für Mensch war er niemals, weil er von seinem Selbst nur aufwärts, nie abwärts blickte. Sein Glaube war grausam und finster, denn seine Göttheit war ein schreckliches Wesen. Er hatte nichts mehr von ihr zu empfangen, aber zu fordern. Dem geringen Dianne erscheint sie als Trösterin, als Gütterin; ihm war sie ein aufgestelltes Anathema. Eine schmerzhaft, demüthigende Schraube seiner menschlichen Allmacht. Seine Ehrfurcht gegen sie war um so tiefer und inniger, je weniger sie sich auf andere Wesen verlor. Er zitterte kurchlich vor Gott, weil Gott das Einzige war, wovon er zu zittern hatte. Karl der Fünfte eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an sie glaubte. Jener ließ um des Dogma willen mit Ketten und Schwert gegen Tausende wüthen, und er selbst verspottete in der Person des Papstes, seines Gefangenen, den Schisam, dem er Menschenblut opferte; Philipp entschlicht sich zu dem gerechtesten Kriege gegen diesen nur mit Widerwillen und Gewissensangst und begibt sich aller Früchte seines Sieges, wie ein weniger Missethäter seines Raubes. Der Kaiser war barbar aus Berechnung, sein Sohn aus Empfindung.

Der Erste war ein stärker und aufgeklärter Geist, aber vielleicht ein desto schlimmerer Mensch; der Zweite war ein beschränkter und schwacher Kopf, aber er war ge rechter.

Weibe aber, wie mich dünkt, konnten bessere Menschen gewesen seyn, als sie wirklich waren, und im Ganzen nach denselben Maßregeln gehandelt haben. Was wir dem Charakter der Person zur Last legen, ist sehr oft das Gebrechen, die nothwendige Ausflucht der allgemeinen menschlichen Natur. Eine Monarchie von diesem Umfange war eine zu starke Versuchung für den menschlichen Stolz und eine zu schwere Aufgabe für menschliche Kräfte. Allgemeine Glückseligkeit mit der höchsten Freiheit des Individuums zu paaren, gehört für den unendlichen Geist, der sich auf alle Theile allgegenwärtig verbreitet. Aber welche Auskunft trifft der Mensch in der Lage des Schöpfers? Der Mensch kommt durch Classification seiner Beschränkung zu Hülfe, gleich dem Naturforscher setzt er Kennzeichen und eine Regel fest, die seinem schwankenenden Blicke die Uebersicht erleichtert, und wozu sich alle Individuen bekennen müssen; Dieses leistet ihm die Religion. Sie findet Hoffnung und Furcht in jede Menschenbrust gesetzt; indem sie sich dieser Triebe bemächtigt, diese Triebe einem Gegenstande unterjocht, hat sie Millionen selbstständiger Wesen in ein einförmiges Abstract verwandelt. Die unendliche Mannigfaltigkeit der menschlichen Willkür verwirrt ihren Beobachter jetzt nicht mehr — jetzt gibt es ein allgemeines Uebel und ein allgemeines Gut, das er zeigen und entziehen kann, das auch da, wo er nicht ist, mit ihm einverstanden wirkt. Jetzt gibt es eine Gränze, an welcher die Freiheit stille steht, eine ehrwürdige heilige Linie, nach welcher alle streitende Bewegungen des Willens zuletzt einlenken müssen. Das gemeinschaftliche Ziel des Despotismus und des Priestenthums ist Einförmigkeit, und Einförmigkeit ist ein nothwendiges Hülfsmittel der menschlichen Armuth und Beschränkung. Philipp mußte um so viel mehr Despot seyn, als sein Vater, um so viel enger sein Geist war; oder mit andern Worten: er mußte sich um so viel ängstlicher an allgemeine Regeln halten, je weniger er zu den Arten und Individuen herabsinken konnte. Was folgt aus Diesem allen? Philipp der Zweite konnte kein höheres Anliegen haben, als die Gleichförmigkeit des Glaubens und der Verfassung, weil er ohne diese nicht regieren konnte.

Und doch würde er seine Regierung mit mehr Gelindigkeit und Nachsicht eröffnen haben, wenn er sie früher angetreten hätte. In dem Urtheile, das man gewöhnlich über diesen Fürsten fällt, scheint man auf einen Umstand nicht genug zu achten, der bei der Geschichte seines Geistes und Herzens billig in Betrachtung kommen sollte. Philipp zählte beinahe dreißig Jahre, da er den spanischen Thron bestieg, und sein frühe reifer Verstand hatte vor der Zeit seine Volljährigkeit beschleunigt. Ein Geist, wie der seinige, der seine Reize fühlte und mit größeren Hoffnungen nur allzu vertraut worden war, konnte das Joch der kindlichen Unterwürfigkeit nicht anders als mit Widerwillen tragen; das überlegene Genie des Vaters und die Willkür des Alleinherrschers mußte den selbstzufriedenen Stolz dieses Sohnes drücken. Der Antheil, den ihm jener an der Reichsverwaltung gönnte, war eben erheblich genug, seinen Geist von kleineren Leidenschaften abzugelenken und den strengen Ernst seines Charakters zu unterhalten, aber auch gerade sparsam genug, sein Verlangen nach der unumschränkten Gewalt desto lebhafter zu entzünden. Als er wirklich davon Besitz nahm, hatte sie den Reiz der Neuheit für ihn verloren. Die süße Trunkenheit eines jungen Monarchen, der von der höchsten Gewalt

überrascht wird, jener freudige Taumel, der die Seele jeder sanftern Regung öffnet, und dem die Menschheit schon manche wohlthätige Stiftung abgemann, war bei ihm längst vorbei oder niemals gewesen. Sein Charakter war gehärtet, als ihn das Glück auf diese wichtige Probe stellte, und seine befestigten Grundsätze widerstanden dieser wohlthätigen Erschütterung. Fünfzehn Jahre hatte er Zeit gehabt, sich in diesem Uebergange anzuschicken, und, anstatt bei den Zeichen seines neuen Standes jugendlich zu verweilen oder den Morgen seiner Regierung im Mause einer müßigen Eitelkeit zu verlieren, blieb er gelassen und eruthalt genug, sogleich in den gründlichen Besitz seiner Macht einzutreten, um durch ihren vollständigen Gebrauch ihre lange Entbehrung zu rächen.

Das Inquisitionsgericht.

Philipp der Zweite sah sich nicht so bald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab und die Furcht seiner niederländischen Unterthanen wahr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name der Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, solange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser geistert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und einer Ordnung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocenzius der Dritte einen eigenen Richterstuhl und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Und dennoch sicherer zu seyn, daß kein Minderungsgefühl und keine Verrückung der Natur die starrte Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säcularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Märdern zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Creaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franciscanermönch sah bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherren zu Gerichte, einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschießen oder der weltlichen Gewalt zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Köln zu wenden.¹

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im fünfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der saracenische Gottesdienst endlich dem überlegenen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten

¹ Hopper. *Memoires d. Troubles des Pays bas en Vito Vigil* 68. 69.

christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele tausend Familien nach Africa getrieben; aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelreiche der Heimat gehalten, kaufte sich mit dem Gankelspiele verstellter Belehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. Solange es seine Gebete nach Vercra richtete, war Grenada nicht unterworfen; solange der neue Schritt im Innersten seines Hauses wieder zum Tadel und Mäuseln wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutranen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszureuten und einen hartnäckigen Gang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Siege gepflanzt worden und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Vercra und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchem der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters erschlagen, an die er aufs Innigste geheftet schien. In den verborgenen Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen und wo möglich selbst die Empfindlichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlichen Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Cardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominicanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Verbrechen; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Aende des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instincke der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am Heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf ihre Gattung sind für einen Keger verachtet: mit der lauthellen Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidener Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird gehandelt, wie Vaternord, und schändet, wie Sodomit; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Verurtheilen der Pest, die den gesunden Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Keger angehört, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schidial ihre unterdrücken; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt, und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entfesselten Arme.

Die Verwessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenslichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. In dem sie Körperliches mit Körperlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affect durch den Rißel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutsabne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Weggewande und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in ein Menschenfüßchen endigt, um welche Feuerflammen schlagen und schenöliche Dämonen herumliegen. Weggeführt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gefreuten getragen; ihm gilt die Geduld nicht mehr. Dem Fener gehbt sein sterblicher Leib, wie den Klammern der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Gesichte zu wecken und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im feierlichen Ornat, die Obrigkeit und der Adel; die Väter, die ihn gerichtet haben, beschließen den schauerlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unzulässlichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenpaart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigeren Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst verliert.¹

Die große Glaubensrevolution durch Luther und Calvin brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben; und, was anfänglich nur erfinden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Saracenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfnis der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an; sie folgten den Europäern nach Indien und errichteten in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmensliche Prozeduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzten, folgte ihr die Verwüstung; aber so, wie in Spanien, hat sie in keiner andern Welt irgend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie angefaßt hat, die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelreiche, worin es einheimisch war, das Volk verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte Karl der Fünfte im Jahre 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm

¹ Europ. Hist. Belg. 26. 127. Hopper 65. 66. 67. Gen. Mones. Tom. III. 10.

als Gehülfe an die Seite gegeben; aber er selbst war ein weltlicher. Nach dem Tode Adrians des Sechsten bestellte sein Nachfolger, Clemens der Siebente, drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und Paul der Dritte setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer angeschrieben, welche allen folgenden zum Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahre 1550 sah sich Karl der Fünfte durch das schnelle Wachsthum der Ketzer gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schärfen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Genius des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominicauer verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkür weniger unterworfen schienen und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser Letztern wollte Philipp einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu seyn schienen, den Geist dieses Volks zu verderben und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr anzunehmen, ihr Verfahren willkürlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominicauer. Woher Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schoße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszuziehen, und das so-wohlgezeugte Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Geseze hörten ihm auf. Ihn mahnte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesezen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Tellingent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen: ein ruchloser teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen und im Wahnwige der Folterpein oder im Ueberdruße einer langen lebenslänglichen Verurtheilung Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen, und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich seyn. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtenen Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder vorborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lösung einer unsichtbaren und unsichtbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst, alle des Bluts und der Liebe. Ein aufsteigendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen

redlichen Mann mehr und galt auch für keinen. Unter Name, Landmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für Jeden, und Jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht aneinander gezogen und aus einander geworfen durch Furcht. Alle Grundpfeiler der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist.¹

Andere Eingriffe in die Constitution der Niederlande.

Kein Wunder, daß ein so unnatürliches Gericht, das selbst dem duldsamen Geiste der Spanier unerträglich gewesen war, einen Freistaat empörte. Aber den Schrecken, den es einschloß, vermehrte die spanische Kriegsmacht, die auch nach wiederhergestelltem Frieden beibehalten wurde und, der Reichsconstitution zuwider, die Grenzstädte anfüllte. Karl der Fünfte hatte man diese Einführung fremder Armeen vergeben, weil man ihre Nothwendigkeit einsah und mehr auf seine guten Gesinnungen baute. Jetzt erblickte man in diesen Truppen nur die fürchterlichen Zurüchtungen der Unterdrückung und die Werkzeuge einer verhassten Hierarchie. Eine ansehnliche Meierei, von Eingekerkerten errichtet, war zum Schutze des Landes hinreichend und machte diese Ausländer entbehrlich. Die Zügellosigkeit und Raubgier dieser Spanier, die noch große Rückstände zu fordern hatten und sich auf Unkosten des Bürgers bezahlt machten, vollendeten die Erbitterung des Volks, und brachten den gemeinen Mann zur Verzweiflung. Als nachher das allgemeine Murren die Regierung bezog, sie von den Grenzen zusammen zu ziehen und in die seeländischen Inseln zu verlegen, wo die Schiffe zu ihrer Abfahrt ausgerüstet wurden, ging ihre Vermeßlichkeit so weit, daß die Einwohner aufhörten, an den Dämmen zu arbeiten, und ihr Vaterland lieber dem Meere überlassen wollten, als länger von dem vielschiden Muthwillen dieser rasenden Völker leiden.²

Sehr gern hätte Philipp diese Spanier im Lande behalten, um durch sie seinen Erbieten mehr Kraft zu geben und die Meinungen zu unterhüten, die er in der niederländischen Verfassung zu machen gesonnen war. Sie waren ihm gleichsam die Gewährsmänner der allgemeinen Ruhe und eine Kette, an der er die Nation gefangen hielt. Deswegen ließ er nichts unversucht, dem anhaltenden Zudringen der Reichstände auszuweichen, welche diese Spanier entfernt wissen wollten, und erschöpfte bei dieser Gelegenheit alle Hülfsmittel der Schicane und Ueberredung. Bald fürchtete er einen plötzlichen Ueberfall Frankreichs, das, von wüthenden Factionen zerrissen, sich gegen einen einheimischen Feind kaum behaupten kann; bald sollen sie seinen Sohn Don Carlos an der Gränze in Gefangenschaft nehmen, den er nie Willens war aus Castilien zu lassen. Ihre Unterhaltung soll der Nation nicht zur Last fallen, er selbst will aus seiner eigenen Schatzkammer alle Kosten davon bestreiten. Um sie mit desto besserem Scheine da zu behalten, hielt er ihnen mit Fleiß ihren rückständigen Sold zurück, da er sie doch sonst den einheimischen Truppen, die er völlig besriedigte, gewiß hätte vorgezogen haben. Die Furcht der Nation einzuschläfern und den allgemeinen Unwillen zu versöhnen, bot er den beiden Lieblings des Volks, dem Prinzen von

¹ Grotius. I. 9. 10.
² N. O. 9. 111. P. 21. P. 2. 23.

Dranke n und dem Grafen von Egmont, den Oberbefehl über diese Truppen an; Beide aber schlugen seinen Antrag aus mit der edelmüthigen Erklärung, daß sie sich nie entschließen würden, gegen die Gesetze des Landes zu dienen. Je mehr Begierde der König bliden ließ, seine Spanier im Lande zu lassen, desto hartnäckiger bestanden die Staaten auf ihrer Entfernung. In dem darauf folgenden Reichstage zu Gent mußte er mitten im Kreise seiner Höflinge eine republikanische Wahrheit hören. „Wozu fremde Hände zu unserm Schutze?“ sagte ihm der Syndicus von Gent. „Etwas, damit uns die übrige Welt für zu leichtsinnig oder gar für zu blödsinnig halte, uns selbst zu verteidigen? Warum haben wir Frieden geschlossen, wenn uns die Lasten des Kriegs auch im Frieden drücken? Im Kriege schärfte die Nothwendigkeit unsere Schuld, in der Ruhe unterliegen wir seinen Reizen. Oder werden wir diese ausgelassene Bande in Ordnung halten, da keine eigene Gegenwart nicht so viel vermocht hat? Hier stehen deine Unterthanen aus Cambray und Antwerpen und schreien über Gewalt. Thionville und Marienburg liegen wüste, und darum haß du uns doch nicht Frieden gegeben, daß unsere Städte zu Gärten werden, wie sie nothwendig werden müssen, wenn du sie nicht von diesen Jerrhöern erlösen? Vielleicht willst du dich gegen Ueberfall unserer Nachbarn verwahren? Diese Vorriht ist weise, aber das Gerücht ihrer Nüthung wird lange Zeit ihren Waffen voraus eilen. Warum mit schweren Kosten Fremdlinge mieten, die ein Land nicht schonen werden, das sie morgen wieder verlassen müssen? Noch stehen tapfere Niederländer in deinen Diensten, denen dein Vater in weit nützlichern Zeiten die Republik anvertraute. Warum willst du jetzt ihre Treue bezweifeln, die sie so viele Jahrhunderte lang deinen Vorfahren unverletzt gehalten haben? Sollten sie nicht vermögend seyn, den Krieg so lange hinauszulassen, bis deine Bundesgenossen unter ihre Fahnen eilen, oder du selbst aus der Nachbarschaft Güte sendest?“ Diese Sprache war dem Könige zu neu, und ihre Wahrheit zu einleuchtend, als daß er sie sogleich hätte beantwortet können. „Ich bin auch ein Niederländer!“ rief er endlich, „will man nicht lieber gar mich selbst aus dem Lande jagen?“ Sogleich stieg er vom Throne und verließ die Versammlung, aber dem Zwercher war seine Kühnheit vergeben. Zwei Tage darauf ließ er den Ständen die Erklärung thun: wenn er früher gewußt hätte, daß diese Truppen ihnen zur Last fielen, so würde er schon Anstalt gemacht haben, sie gleich selbst mit nach Spanien zu nehmen. Jetzt wäre Dieses freilich zu spät, weil sie unerbittlich nicht abreisen würden; doch verspreche er ihnen auf das Heftigste, daß diese Last sie nicht über vier Monate mehr drücken sollte. Nichtsdestoweniger blieben diese Truppen statt dieser vier Monate noch achtzehn im Lande und würden es vielleicht noch später verlassen haben, wenn das Bedürfnis des Reichs sie in einer andern Weltgegend nicht nöthiger gemacht hätte.¹

Die gewaltthätige Einführung Fremder in die wichtigsten Aemter des Landes veranlaßte eine Klage gegen die Regierung. Von allen Vorurtheilen der Fremden war keines den Spaniern so anhängig, als dieses, welches Fremdlinge von Bedienungen ausschloß, und keines hatten sie eifriger zu untergraben gesucht.² Italien, beide Indien und alle Provinzen dieser ungeliebten Monarchie waren ihrer Habsucht und ihrem Ehrgeize gewidmet; nur von der reichsten unter allen schloß sie ein unerbittliches Grundgesetz aus. Man

überzeugte den Monarchen, daß die königliche Gewalt in diesen Ländern nie würde besetzt werden können, solange sie sich nicht fremder Werkzeuge dazu bedienen dürfte. Schon der Bischof von Arras, ein Burgunder von Geburt, war den Flämändern widerrechtlich aufgedrungen worden, und jetzt sollte auch der Graf von Fexia, ein Castilianer, Sitz und Stimme im Staatsrath erhalten. Aber diese Unternehmung fand einen herzhaften Widerstand, als die Schmeichler des Königs ihn hatten erwarten lassen, und seine despotische Allmacht scheiterte diesmal an den Künsten Wilhelms von Oranien und der Festigkeit der Staaten.¹

Wilhelm von Oranien und Graf von Egmont.

So kündigte Philipp den Niederlanden seine Regierung an, und Dies waren ihre Beschwerden, als er im Begriffe stand, sie zu verlassen. Lange schon sehnte er sich aus einem Lande, wo er ein Fremdling war, wo so Vieles seine Neigungen beleidigte, sein despotischer Geist an den Gesetzen der Freiheit so ungestüme Gruntnen fand. Der Friede mit Frankreich erlaubte ihm endlich diese Entfernung; die Kämpfungen von Limas zogen ihn nach dem Süden, und auch Spanien fing an, seinen Herrn zu vermissen. Die Wahl eines obersten Statthalters für die Niederlande war die Hauptangelegenheit, die ihn jetzt noch beschäftigte. Herzog Emanuel Philibert von Savoyen hatte seit der Abdankung der Königin Maria von Ungarn diese Stelle bekleidet, welche aber, solange der König in den Niederlanden selbst anwesend war, mehr Ehre als wirklichen Einfluß gab. Seine Abwesenheit machte sie zu dem wichtigsten Amte in der Monarchie und dem glänzendsten Ziele, wernach der Ehrgeiz eines Bürgers nur streben konnte. Jetzt stand sie durch die Entfernung des Herrschers erledigt, den der Friede von Ghateau Cambrais wieder in den Besitz seiner Lande gesetzt hatte. Die beinahe unumschränkte Gewalt, welche dem Oberstatthalter verliehen werden mußte, die Abhängigkeit und Kenntnisse, die ein so ausgedehnter und delicater Posten erforderte, vorzüglich aber die gewaltigen Anschläge der Regierung auf die Freiheit des Landes, deren Ausübung von ihm abhängen sollte, mußten nothwendig diese Wahl erschweren. Das Gesetz, welches jeden Ausländer von Bedienungen entfernt, macht bei dem Oberstatthalter eine Ausnahme. Da er nicht aus allen Provinzen zugleich gebürtig seyn kann, so ist es ihm erlaubt, keiner von allen anzugehören; denn die Eifersucht eines Brabanter würde einem Flämänder, der eine halbe Meile von seiner Gränze zu Hause wäre, kein größeres Recht dazu einräumen, als dem Sicilianer, der eine andere Welt und einen andern Himmel hat. Hier aber schien der Vortheil der Treue selbst einem niederländischen Bürger zu lauzustehen. Ein geborner Brabanter, zum Verweil, dessen Vaterland sich mit uneingeschränktem Vertrauen ihm überlieferte, konnte, wenn er ein Verräther war, den tödtlichen Streich schon zur Hälfte gethan haben, ob ein Ausländer das Mißtrauen überwand, das über seine geistlichen Fähigkeiten wachte. Hatte die Regierung in einer Provinz ihre Absichten durchgesetzt, so war die Widersezung der übrigen eine Kühnheit, die sie auf das Strengste zu ahnden berechtigt war. In dem gemeinschaftlichen Ganzen, welches die Provinzen jetzt ausmachten, waren ihre individuellen Verfassungen gleichsam untergegangen; der Gehorsam einer einzigen war ein Gesetz für jede, und das Vorrecht, welches eine nicht zu bewahren mußte, war für alle andere verloren.

Unter den niederländischen Großen, die auf die Oberstatthalterschaft Anspruch machen konnten, waren die Erwartungen und Wünsche der Nation zwischen dem

¹ Buzenard. I. p. 38. 39. 40. Polden. L. I. p. 1. Motteux. I. 24.

² Buzenard. I. p. 1.

Grafen von Egmont und dem Prinzen von Oranien getheilt, welche durch gleich edle Abkunft dazu berufen, durch gleiche Verdienste dazu berechtigt und durch gleiche Liebe des Volks zu diesem Posten willkommen waren. Beide hatte ein glänzender Rang zunächst an den Thron gestellt, und, wenn das Auge des Monarchen zuerst unter den Würdigen suchte, so mußte es nothwendig auf Einen von diesen Beiden fallen. Da wir in der Folge dieser Geschichte beide Namen oft werden nennen müssen, so kann die Aufmerksamkeit des Lesers nicht frühe genug auf sie gezogen werden.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerngen und dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Dranien. Wilhelm ward im Jahr 1533 zu Tilsenburg, in der Grafschaft Nassau, von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eigenen Unterrichts in Regierungsgeschäften und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging. Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Anzieng gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angesehen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eigenen Unmöglichkeit wären entgangen seyn. Welche Erwartungen konnte man nicht von dem Geiste eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war!

Wilhelm war dreifundzwanzig Jahre alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofes, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden commandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abgerufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über diese Truppen an gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzu gewagt schien, den erfahren französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von Niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Günst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein wichtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohnes anzuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den bahren und klaffen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts

verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte und der List und der Liebe gleich unbefugbar war, einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen, bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren, stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister, als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofes, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen straffte, sondern weil er mit den Werthmalen seiner Günst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war und durch eine kluge Wirttschaft mit Denjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gehbar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerückterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gebuhlt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterwerfen war es der Furcht: aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe geübt hatte. Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung, aber er geizte mit Secunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft: ein beschreibener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beim Reine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltensamkeit würgten, und die ernste Sorge durste hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig; der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehen derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Küssenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreundschaft, das große Zaubermittel der Demagogie, war die Stütze seines Palastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Untermüthigkeit gegen die Regierung kaufte den Adel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Keuschheit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Zücker einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Festnehmung der Gelegenheit, eine Ubergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunterspringen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und feiernen Jugend, die mit festem Tritte auch auf der Gränze noch wandelt.

Ein Mensch, wie dieser, konnte seinem ganzen Zeitalter undurcherdinglich bleiben, aber nicht dem misstrauischsten Geiste seines Jahrhunderts. Philipp der Zweite schaute schnell und tief in einen Charakter, der, unter den gutartigen, seinem eigenen am Aehnlichsten war. Hätte er ihn nicht so vollkommen durchschaut, so wäre es unerklärbar, wie er einem Menschen sein Vertrauen nicht geschenkt haben sollte, in welchem sich beinahe alle Eigenschaften vereinigten, die er am Höchsten schätzte und am Besten würdigen konnte. Aber Wilhelm hatte noch einen andern Verührungspunkt mit Philipp dem Zweiten,

welcher wichtiger war. Er hatte seine Staatskunst bei demselben Meister gelernt und war, wie zu fürchten stand, ein fähigerer Schüler gewesen. Nicht weil er den Fürsten des Machiavelli zu seinem Studium gemacht, sondern weil er den lebendigen Unterricht eines Monarchen genossen hatte, der jenen in Ausübung brachte, war er mit den gefährlichen Künften bekannt worden, durch welche Throne fallen und steigen. Philipp hatte hier mit einem Gegner zu thun, der auf seine Staatskunst gerüstet war, und dem bei einer guten Sache auch die Hülfsmittel der schlimmen zu Gebote standen. Und eben dieser letztere Umstand erklärt uns, warum er unter allen gleichzeitigen Eterblichen diesen am Unversöhnlichsten haßte und so unnatürlich fürchtete.

Den Argwohn, welchen man bereits gegen den Prinzen gefaßt hatte, vermehrte die zweideutige Meinung von seiner Religion. Wilhelm glaubte an den Papst, solange der Kaiser, sein Wohltäter, lebte; aber man fürchtete mit Grund, daß ihn die Vorliebe, die seinem jungen Herzen für die verbesserte Lehre gegeben worden, nie ganz verlassen habe. Welche Kirche er auch in gewissen Perioden seines Lebens mag vorgezogen haben, so hätte sich jede damit beruhigen können, daß ihn keine einzige ganz gehabt hat. Wir sehen ihn in spätern Jahren beinahe mit eben so wenigem Bedenken zum Calvinismus übergehen, als er in früher Kindheit die lutherische Religion für die römische verließ. Gegen die spanische Tyrannei vertheidigte er mehr die Menschenrechte der Protestanten, als ihre Meinungen; nicht ihr Glauben, ihre Leiden hatten ihn zu ihrem Bruder gemacht.¹

Diese allgemeinen Gründe des Mißtrauens schienen durch eine Entdeckung gerechtfertigt zu werden, welche der Zufall über seine wahren Gesinnungen darbot. Wilhelm war als Geisel des Friedens von Chateau-Cambrésis, an dessen Stiftung er mitgearbeitet hatte, in Frankreich zurückgeblieben und hatte durch die Unvorsichtigkeit Heinrichs des Zweiten, der mit einem Vertrauten des Königs von Spanien in Vertheidigung glaubte, einen heimlichen Anschlag erfahren, den der französische Hof mit dem spanischen gegen die Protestanten beider Reiche entwarf. Diese wichtige Entdeckung eilte der Prinz seinen Freunden in Brüssel, die sie so nahe anging, mitzutheilen, und die Briefe, die er darüber wechselte, fielen unglücklicher Weise dem König von Spanien in die Hände. Philipp wurde von diesem entscheidenden Aufschlusse über Wilhelms Gesinnungen weniger überrascht, als über die Zerstörung seines Anschlags entrüstet; aber die spanischen Großen, die dem Prinzen jenen Augenblick noch nicht vergessen hatten, wo der größte der Kaiser im letzten Acte seines Lebens auf seinen Schultern ruhte, veräumten diese günstige Gelegenheit nicht, den Verräther eines Staatsgeheimnisses endlich ganz in der guten Meinung ihres Königs zu fügen.

Nicht minder edeln Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Österreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schwarzer Maximilian die Statthaltertschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahre 1546 in Virecht zum Ritter des goldenen Ordens geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms,

und die Schlachten bei St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am Dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, die dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande, und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheset war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgeschichten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bei ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Keuschheit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Orgebuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut und hatten nicht Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt: darum entschied bei ihm ein einziger gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Dranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sah die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer vornehmern Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Rebn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verleugnen und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tollereit, wie Gafar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtsein, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pflanze vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemeinen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Verraths konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, er auf dem Wutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Getränk. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleinern Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Dranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Vürzer der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Bläminger gewesen.¹

Philipp der Zweite stand noch in der Schuld des Siegers bei St. Quentin, und die Oberstatthalterchaft der Niederlande schien die einzig würdige Belohnung so glänzender Verdienste zu seyn. Geburt und Ansehen, die Stimme der Nation und persönliche Fähigkeiten sprachen so laut für Egmont als für Dranien, und wenn

¹ Strad. Dec. I. L. I. p. 24 und I. III. p. 55. sq. Orat. Annal. I. L. p. 7. Ruyter. I. L. III. 59. Mour. Ouil. Auried. L. I. p. 2. sq. Burg. 65. 66.

² Strad. Dec. I. L. III. 56. Thuan. I. 1010. Reiden. L. I. p. 2.

al. L. I. p. 7. Strad. L. I. 23 und I. III. 54.

dieser übergangen wurde, so konnte jener allein ihn verdrängt haben.

Zwei Mitbewerber von so gleichem Verdienste hätten Philipp bei seiner Wahl verlegen machen können, wenn es ihm je in den Sinn gekommen wäre, sich für einen von beiden zu bestimmen. Aber eben die Vorzüge, mit welchen sie ihr Recht darauf unterstützten, waren es, was sie ausschloß; und gerade durch diese feurigen Wünsche der Nation für ihre Erhebung hatten sie ihre Ansprüche auf diesen Posten unwiderruflich verwirkt. Philipp konnte in den Niederlanden keinen Statthalter brauchen, dem der gute Wille und die Kraft des Volks zu Gebote stand. Egmonts Abkunft von den geldrischen Herzogen machte ihn zu einem gebornen Feinde des spanischen Hauses, und die höchste Gewalt schien in den Händen eines Mannes gefährlich, dem es einfallen konnte, die Unterdrückung seines Ahnherrn an dem Sohne des Unterdrückers zu rächen. Die Hintansetzung ihrer Lieblinge konnte weder die Nation, noch sie selbst beleidigen, denn der König, hieß es, übergehe beide, weil er keinen vorziehen möge.¹

Die fehlgeschlagene Erwartung der Regentschaft benahm dem Prinzen von Oranien die Hoffnung noch nicht ganz, seinen Einfluß in den Niederlanden fester zu gründen. Unter den Uebrigen, welche zu diesem Amte in Vorschlag gebracht wurden, war auch Christina, Herzogin von Vothingen und Nichte des Königs, die sich als Mittlerin des Friedens von Chateau-Cambresis ein glänzendes Verdienst um die Krone erworben hatte. Wilhelm hatte Absichten auf ihre Tochter, die er durch eine thätige Verwendung für die Mutter zu befördern hoffte; aber er überlegte nicht, daß er eben dadurch ihre Sache verdarb. Die Herzogin Christina wurde verworfen, nicht sowohl, wie es hieß, weil die Abhängigkeit ihrer Länder von Frankreich sie dem spanischen Hofe verdächtig machte, als vielmehr deswegen, weil sie dem niederländischen Volke und dem Prinzen von Oranien willkommen war.²

Margaretha von Parma, Oberstatthalterin der Niederlande.

Indem die allgemeine Erwartung noch gespannt ist, wer über das Schicksal der Provinzen künftig zu gebieten haben würde, erscheint an den Grenzen des Landes Herzogin Margaretha von Parma, von dem Könige aus dem entlegenen Italien gerufen, um die Niederlande zu regieren.

Margaretha war eine natürliche Tochter Karls des Fünften, von einem niederländischen Bräulein Vangeest 1522 geboren. Um die Ehre ihres Hauses zu schonen, wurde sie anfangs in der Dunkelheit erzogen; ihre Mutter aber, die mehr Eitelkeit als Ehre besaß, war nicht sehr besorgt, das Geheimniß ihres Ursprungs zu verwahren, und eine königliche Erziehung verrieth die Kaiserstochter. Noch als Kind wurde sie der Statthalterin Margaretha, ihrer Großtante, nach Brüssel zur Erziehung gegeben, welche sie in ihrem achten Jahre verlor und mit ihrer Nachfolgerin, der Königin Maria von Ungarn, einer Schwester des Kaisers, vertauschte. Schon in ihrem vierten Jahre hatte sie ihr Vater mit einem Prinzen von Ferrara verlobt; nachdem aber diese Verbindung in der Folge wieder aufgelöst worden, bestimmte man sie Alexandern von Medici, dem neuen Herzoge von Florenz, zur Gemahlin, welche Vermählung auch wirklich, nach der siegreichen Rückkehr des Kaisers aus Africa, in Neapel begangen wurde. Noch im ersten Jahre einer unglücklichen Ehe entreißt ihr ein

gewaltsamer Tod den Gemahl, der sie nicht lieben konnte, und zum dritten Male muß ihre Hand der Politik ihres Vaters wuchern. Octavius Farnese, ein dreizehnjähriger Prinz und Nepote Pauls des Dritten, erhält mit ihrer Person die Herzogthümer Parma und Piacenza zum Brautschlag, und Margaretha wird, durch ein seltsames Schicksal, als eine Volljährige, mit einem Knaben getraut, wie sie ehemals, als Kind, einem Manne verhandelt worden. Ihr wenig weiblicher Geist machte diese letzte Verbindung noch unnatürlicher, denn ihre Neigungen waren männlich, und ihre ganze Lebensweise spottete ihres Geschlechts. Nach dem Beispielen ihrer Erzieherin, der Königin von Ungarn, und ihrer Urgroßtante, der Herzogin Maria von Burgund, die in dieser Liebhaberei den Tod fand, war sie eine leidenschaftliche Jägerin und hatte dabei ihren Körper so abgehärtet, daß sie alle Strapazen dieser Lebensart trotz einem Manne ausdauern konnte. Ihr Gang selbst zeigte so wenig Grazie, daß man vielmehr versucht war, sie für einen verkleideten Mann, als für eine männliche Frau zu halten, und die Natur, deren sie durch diese Gränzenverletzung gespottet hatte, rächte sich endlich auch an ihr durch eine Männerkrankheit, das Podagra. Diese so seltenen Eigenschaften krönte ein derber Mönchsglaube, den Ignatius Loyola, ihr Gewissensrath und Lehrer, den Ruhm gehabt hatte in ihre Seele zu pflanzen. Unter den Liebeswerken und Übungen, womit sie ihre Eitelkeit kreuzigte, ist eine der merkwürdigsten, daß sie in der Charwoche jedes Jahrs einer gewissen Anzahl Armen, denen auf das Schärfste untersagt war, sich vorher zu reinigen, eigenhändig die Füße wusch, sie bei Tische wie eine Magd bediente und mit reichen Geschenken entließ.

Es braucht nicht viel mehr, als diesen letzten Charakterzug, um den Verrug zu begreifen, den ihr der König vor allen ihren Nebenbuhlern gab; aber seine Verliebe für sie wurde zugleich durch die besten Gründe der Staatskunst gerechtfertigt. Margaretha war in den Niederlanden geboren und auch da erzogen. Sie hatte ihre erste Jugend unter diesem Volke verlebt und viel von seinen Sitten angenommen. Zwei Statthalterinnen, unter deren Augen sie erwachsen war, hatten sie in den Maximen nach und nach eingeweiht, nach welchen dieses eigenthümliche Volk am Besten regiert wird, und konnten ihr darin zu einem Vorbilde dienen. Es mangelte ihr nicht an Geist und einem besondern Sinn für Geschäfte, den sie ihren Erzieherinnen abgelernt und nachher in der italienischen Schule zu größerer Vollkommenheit gebracht hatte. Die Niederlande waren seit mehreren Jahren an weibliche Regierungen gewöhnt, und Philipp hoffte vielleicht, daß das scharfe Eisen der Tyrannei, dessen er sich jetzt gegen sie bedienen wollte, von weiblichen Händen sanfter einschneiden würde. Einige Rücksicht auf seinen Vater, der damals noch lebte und dieser Tochter sehr wohl wollte, soll ihn, wie man behauptet, bei dieser Wahl gleichfalls geleitet haben, so wie es auch wahrscheinlich ist, daß er den Herzog von Parma, dem er damals eine Witte abschlagen mußte, durch diese Aufmerksamkeit für seine Gemahlin verbinden wollte. Da die Ländereien der Herzogin von seinen italienischen Staaten umfingen und zu jeder Zeit seinen Waffen bloßgestellt waren, so konnte er mit um so weniger Gefahr die höchste Gewalt in ihre Hände geben. Zu seiner völligen Sicherheit blieb noch Alexander Farnese, ihr Sohn, als ein Unterpfand ihrer Treue an seinem Hofe. Alle diese Gründe zusammen hatten Gewicht genug, den König für sie zu bestimmen; aber sie wurden entscheidend, weil der Bischof von Arras und der Herzog von Alba sie unterstützten. Letzterer, scheint es, weil er alle übrigen Mitwerber haßte oder beneidete; jener, weil seine Herrschbegierde wahrscheinlich schon damals die große Befriedigung

¹ Stad. Dec. I. L. I. 24. Grot. Annal. p. 12.

² Burgund. L. I. 23. sq. Stad. Dec. I. L. I. 24. 23.

ahnete, die in dem schwankenden Gemüthe dieser Fürstin für sie bereitet lag.¹

Philipp empfing die neue Regentin mit einem glänzenden Gefolge an der Gränze des Landes und führte sie in prächtigem Pompe nach Gent, wo die Generalstaaten waren versammelt worden. Da er nicht Willens war, so bald nach den Niederlanden zurückzukehren, so wollte er noch, ehe er sie gänzlich verließ, die Nation durch einen solennen Reichstag befriedigen und den Anordnungen, die er getroffen hatte, eine größere Sanction und gefegmähige Stärke geben. Zum letzten Male zeigte er sich hier seinem niederländischen Volke, das von nun an sein Schicksal nur aus geheimnißvoller Ferne empfangen sollte. Den Glanz dieses feierlichen Tages zu erheben, schlug er eilf neue Ritter des goldenen Vlieses, ließ seine Schwester auf einem Stuhle neben sich niedersitzen und zeigte sie der Nation als ihre künftige Beherrscherin. Alle Beschwerden des Volks über die Glaubensedikte, die Inquisition, die Zurückhaltung der spanischen Truppen, die aufgelagten Steuern und die gefegwidrige Einführung Fremder in die Aemter des Landes kamen auf diesem Reichstage in Bewegung und wurden von beiden Theilen mit Heftigkeit verhandelt, einige mit List abgewiesen oder scheinbar gehoben, andere durch Machtsprüche zurückgeschlagen. Weil er ein Fremdling in der Landessprache war, redete der König durch den Mund des Bischofs von Arras zu der Nation, zählte ihr mit ruhmredigem Gepränge alle Wohlthaten seiner Regierung auf, versicherte sie seiner Gnade fürs Künftige und empfahl den Ständen noch einmal aufs Ernstlichste die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens und die Vertilgung der Ketzerei. Die spanischen Truppen, versprach er, sollten in wenig Monaten die Niederlande räumen, wenn man ihm nur noch Zeit gönnen wollte, sich von den vielen Ausgaben des letzten Krieges zu erholen, um diesen Truppen ihre Rückstände bezahlen zu können. Ihre Landesgesetze sollten unangefochten bleiben, die Auflagen sie nicht über ihre Kräfte drücken, und die Anstalten ihr Amt mit Gerechtigkeit und Mäßigkeit verwalten. Bei der Wahl einer Oberstatthalterin, setzte er hinzu, habe er vorzüglich die Wünsche der Nation zu Rathe gezogen und für eine Eingeborne entschieden, die in ihren Sitten und Gewohnheiten eingeweiht um ihnen durch Vaterlandsliebe zugethan sey. Er ermahnte sie also, durch ihre Dankbarkeit seine Wahl zu ehren und seiner Schwester, der Herzogin, wie ihm selbst zu gehorchen. Sollten, schloß er, unerwartete Hindernisse sich seiner Wiederkunft entgegenstellen, so verspreche er ihnen, an seiner Statt den Prinzen Karl, seinen Sohn, zu senden, der in Brüssel residiren sollte.²

Einige beherztere Glieder dieser Versammlung wagten noch einen letzten Versuch für die Gewissensfreiheit. Jedem Volke, meinten sie, müßte nach seinem Nationalcharakter bequeemt werden, wie jedem einzelnen Menschen nach seiner Verfassungskonstitution. So könne man zum Beispiel den Süden unter einem gewissen Grade des Zwangs noch für glücklich halten, der dem Norden unträglich fallen würde. Nimmermehr, sagten sie hin, würden sich die Gläubiger zu einem Tode verurtheilen, worunter sich Spanier vielleicht gaulbig beugen, wo, wenn man es ihnen aufzuringen wollte, lieber das Kreuzerthe wagen. Diese Vorstellung unterstützten auch einige Räte des Königs und drangen ernstlich auf Willkür jener schrecklichen Glaubensedikte. Aber Philipp blieb unerbittlich. Nieher nicht herrschen, war seine Antwort, als über Aegern.³

Nach einer Einrichtung, die schon Karl der Fünfte gemacht hatte, waren der Oberstatthalterin drei Rathversammlungen oder Kammern zugegeben, welche sich in die Verwaltung der Reichsgeschäfte theilten. Solange Philipp selbst in den Niederlanden anwesend war, hatten diese drei Gerichte sehr viel von ihrer Gewalt verloren, und das erste von ihnen, der Staatsrath, beinahe gänzlich geruht. Jetzt, da er das Geste der Regierung wieder aus den Händen gab, gewannen sie ihren vorigen Glanz wieder. In dem Staatsrath, der über Krieg und Frieden und die auswärtige Sicherheit wachte, saßen der Bischof von Arras, der Prinz von Dranien, der Graf von Egmont, der Präsident des geheimen Rathes, Viglius von Zuichem, von Nytt, und der Graf von Warlatmont, Präsident des Finanzrathes. Alle Ritter des goldenen Vlieses, alle Geheimräthe und Finanzräthe, wie auch die Mitglieder des großen Senats zu Mecheln, der schon durch Karl den Fünften dem geheimen Rathe in Brüssel untergeben war, hatten im Staatsrathe Sitz und Stimme, wenn sie von der Oberstatthalterin ausdrücklich dazu geladen wurden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte und Kammergüter gehörte dem Finanzrath, und der geheime Rath beschäftigte sich mit dem Gerichtswesen und der bürgerlichen Ordnung des Landes und fertigte die Regnadiungscheine und Freibriefe aus. Die erledigten Statthalterchaften der Provinzen wurden entweder neu besetzt, oder die alten bestätigt. Flandern und Artois erhielt der Graf von Egmont; Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland mit der Grafschaft Burgund der Prinz von Dranien; der Graf von Artemberg Sütfriesland, Overijssel und Oröningen; der Graf von Mansfeld Luxemburg; Warlatmont Namur; der Marquis von Bergen Hennegau, Chateau-Gambresis und Valenciennes; der Baron von Montigny Jurnay und sein Gebiet. Andere Provinzen wurden Andern gegeben, welche unserer Aufmerksamkeit weniger würdig sind. Philipp von Montmerency, Graf von Soern, dem der Graf von Neuen in der Statthalterchaft über Flandern und Jütyphen gefolgt war, wurde als Admiral der niederländischen Seemacht bestätigt. Jeder Provinzstatthalter war zugleich Ritter des Vlieses und Mitglied des Staatsrathes. Jeder hatte in der Provinz, der er vorstand, das Commando über das Kriegsvolk, welches sie deckte, die Oberaufsicht über die bürgerliche Regierung und das Gerichtswesen; nur Flandern ausgenommen, wo der Statthalter in Rechtsachen nichts zu sagen hatte. Präbent allein stand unmittelbar unter der Oberstatthalterin, welche, dem Verkommen gemäß, Brüssel zu ihrem beständigen Wohnsitz erwählte. Die Einsetzung der Prinzen von Dranien in seine Statthalterchaften geschah eigentlich gegen die Constitution des Landes, weil er ein Ausländer war; aber einige Voreereien, die er in den Provinzen zerstreut besaß oder als Vormund seines Sohns verwaltete, ein langer Aufenthalt in dem Lande und vorzüglich das uneingeschränkte Vertrauen der Nation in seine Bestimmungen, setzten an wirklichem Ansehen, was ihm an einem zufälligen abging.⁴

Die Nationalmacht der Niederländer, die, wenn sie vollständig war, aus dreitausend Pferden bestehen sollte, jetzt aber nicht viel über zweitausend betrug, wurde in vierzehn Escadronen vertheilt, über welche, außer den Statthaltern der Provinzen, noch der Herzog von Arschot, die Grafen von Hoogstraten, Vossu, Noeur und Broderode den Oberbefehl führten. Diese Reiterei, welche durch alle siebenzehn Provinzen zerstreut war, sollte nur für schnelle Bedürfnisse fertig stehen; so wenig sie auch zu größeren Unternehmungen hinreichte, so war sie

¹ Bur. L. I. 23. an. Strad. Dec. I. L. I. 24. bis 30.
² Hopper, T. II. Van Vriel. 18. 19.
³ Bur. L. I. 34. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.
⁴ Bur. L. I. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

doch zur Aufrechterhaltung der innern Ruhe des Landes genug. Ihr Muth war gekräftigt, und die vorigen Kriege hatten den Ruhm ihrer Tapferkeit durch ganz Europa verbreitet.¹ Außer ihr sollte auch noch Fußvolk angenommen werden, wozu sich aber die Staaten bis jetzt nicht verstehen wollten. Von den ausländischen Truppen waren noch einige deutsche Regimenter im Dienste, welche auf ihre Bezahlung warteten. Die viertausend Spanier, über welche so viel Beschwerde geführt wurde, standen unter zwei spanischen Anführern, Mendoza und Romero, und lagen in den Grenzstädten in Besatzung.

Unter den niederländischen Großen, welche der König bei dieser Stellenbesetzung vorzüglich auszeichnete, stehen die Namen des Grafen von Egmont und Wilhelms von Dranien oben an. So tief schon damals der Haß gegen diese Beiden und gegen den Kestern besonders bei ihm Wurzel gefaßt hatte, so gab er ihnen dennoch diese öffentlichen Merkmale seiner Gunst, weil seine Rache noch nicht reif war, und das Volk sie schwärmerisch verehrte. Weiber Güter wurden steuerfrei erklärt,² die einknächtesten Statthalterschaften wurden ihnen gegeben; durch das angebotene Commando über die zurückgelassenen Spanier schmeichelte er ihnen mit einem Vertrauen, das er sehr entfernt war wirklich in sie zu setzen. Aber zu eben der Zeit, wo er den Prinzen durch diese öffentlichen Beweise seiner Achtung verpflichtete, wußte er ihn heimlich desto empfindlicher zu verwunden. Aus Furcht, daß eine Verbindung mit dem mächtigen Hause Lothringen diesen verdächtigen Vasaillen zu kühnern Aufschlägen verleiten möchte, hintertrieb er die Heirath, die zwischen ihm und einer Prinzessin dieses Hauses zu Stande kommen sollte, und zernichtete seine Hoffnung, die ihrer Erfüllung so nahe war: eine Kränkung, welche der Prinz ihm niemals vergeben hat.³ Der Haß gegen diesen gewannen es sogar einmal über seine angeborene Verstellungskunst und verleitete ihn zu einem Schritte, worin wir Philipp den Zweiten gänzlich verfehlen. Als er zu Wilsinghem an Bord ging, und die Großen des Landes ihn um sich umgaben, vergaß er sich so weit, den Prinzen rauh anzulassen und ihn öffentlich als den Urheber der flandrischen Unruhen anzuklagen. Der Prinz antwortete mit Mäßigung, daß nichts geschehen wäre, was die Staaten nicht aus eigenem Antriebe und den rechtmäßigsten Beweggründen gethan. „Nein,“ sagte Philipp, indem er seine Hand ergriß und sie heftig schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Sie! Sie!“ Der Prinz stand verstummt, und, ohne des Königs Einschiffung abzuwarten, wünschte er ihm eine glückliche Reise und ging nach der Stadt zurück.⁴ So machte Privathaß die Erbitterung endlich unheilbar, welche Wilhelm gegen den Unterdrücker eines freien Volks längst schon im Busen trug, und diese doppelte Aufseinerregung brachte zuletzt das große Unternehmen zur Reife, das der spanischen Krone sieben ihrer edelsten Steine entriß.

Philipp hatte seinem wahren Charakter nicht wenig vergeben, da er die Niederlande noch so gnädig entließ. Die geschwähmte Form eines Reichstags, diese Willkürlichkeit, seine Spanier aus ihren Grenzen zu führen, diese Gefälligkeit, die wichtigsten Aemter des Landes durch die Lieblinge des Volks zu besetzen, und endlich das Opfer, das er ihrer Reichsverfassung brachte, da er den Grafen von Feria aus dem Staatsrath wieder zurücknahm, waren Aufmerksamkeiten, deren sich seine Großmuth in der Folge nie wieder schuldig machte. Aber er bedurfte jetzt mehr als jemals den guten Willen der Staaten, um mit ihrem Beistande, wo möglich, die große Schuldenlast

zu tilgen, die noch von den vorigen Kriegen her auf den Niederlanden lastete. Dadurch, daß er sich ihnen durch kleinere Opfer gefällig machte, hoffte er ihnen vielleicht die Genehmigung seiner wichtigen Usurpationen abzugewinnen. Er bezeichnete seinen Abschied mit Gnade, denn er wußte, in welchen Händen er sie ließ. Die fürchterlichen Auftritte des Todes, die er diesem unglücklichen Volke zugebracht hatte, sollten den heitern Glanz der Majestät nicht verunreinigen, die, gleich der Gottheit, nur mit Wohlthun ihre Pfade bezeichnet; jener schreckliche Ruhm war seinen Stellvertretern beschieden. Dennoch aber wurde durch Errichtung des Staatsraths dem niederländischen Adel mehr geschmeichelt, als wirklicher Einfluß gegeben. Der Geschichtschreiber Strada, der von Allem, was die Oberstatthalterin betraf, aus ihren eigenen Papieren unterrichtet seyn konnte,¹ hat uns einige Artikel aus der geheimen Instruction aufbehalten, die ihr das spanische Ministerium gab. Wenn sie merkte, heißt es darin unter Anderm, daß die Räthe durch Baccationen getheilt oder, was noch weit schlimmer wäre, durch Privatconferenzen vor der Sitzung gerüßelt und mit einander verschworen seyen, so sollte sie die ganze Rathssammlung aufheben und in einem engeren Ausschusse eigenmächtig über den streitigen Artikel verfügen. In diesem engeren Ausschusse, den man die Consulta nannte, saßen der Bischof von Arras, der Präsident Viglius und der Graf von Barlaumont. Eben so sollte sie verfahren, wenn dringende Fälle eine raschere Entscheidung erforderten. Wäre diese Anstalt nicht das Werk eines willkürlichen Despotismus gewesen, so könnte vielleicht die vernünftigste Staatskunst sie rechtfertigen, und selbst die republicianische Freiheit sie dulden. Bei großen Versammlungen, wo viele Privatverhältnisse und Lebensverhältnisse mit einwirken, wo die Menge der Hörer der Gütlichkeit und dem Ehrgeiz des Redners einen zu prächtigen Spielraum gibt, und die Parteien oft mit ungezogener Heftigkeit durch einander stürmen, kann selten ein Rathschluß mit derjenigen Mäßigkeit und Reife gefaßt werden, wie noch wohl in einem engeren Girkel geschieht, wenn die Mitglieder gut gewählt sind. Nicht zu gedenken, daß bei einer zahlreichern Menge mehr beschränkte als erleuchtete Köpfe vorauszusetzen sind, die durch das gleiche Recht der Stimmen die Mehrheit nicht selten auf die Seite der Unvernunft lenken. Eine zweite Maxime, welche die Statthalterin in Ansehung bringen sollte, war diese: diejenigen Glieder des Raths, welche gegen eine Verordnungsung gestimmt hätten, nachträglich anzubalten, diese Verordnung, wenn sie die Oberhand behalten, eben so bereitwillig zu befördern, als wenn sie ihre eifrigsten Beförderer gewesen wären. Dadurch würde sie nicht nur das Volk über die Urheber eines solchen Gesetzes in Unwissenheit erhalten, sondern auch den Privatgeiz der Mitglieder steuern und bei der Stimmgebung eine größere Freiheit einführen.²

Aller dieser Fürsorge ungeachtet hätte Philipp die Niederlande niemals ruhig verlassen können, solange er die Obergewalt im Staatsrath und den Gebersam der Provinzen in den Händen des verdächtigen Adels wußte: um also auch von dieser Seite seine Furcht zu beruhigen und sich zugleich der Statthalterin zu versichern, unterwarf er sie selbst und in ihr alle Rechtsangelegenheiten der höhern Einsicht des Bischofs von Arras, in welchem einzigen Manne er der fürchtbaren Cabale ein hinreichendes Gegengewicht gab. An diesen wurde die Herzogin, als an ein untrügliches Orafel der Majestät, angewiesen, und in ihm wachte ein strenger Aufseher ihrer Verwaltung. Unter allen gleichzeitigen Sterblichen war Granvella die einzige Ausnahme, die das Mißtrauen Philipps des Zweiten erlitten zu haben

¹ Burgund. I. 1. 26. Strad. L. 1. 21. sq. Hopper. 18. 19. sq. Thuan.

² I. 1. 489.

³ Wie auch des Grafen von Doorn. M. G. d. v. W. III. Q. 4.

⁴ Watson, T. I. 137.

⁵ Vie et Généalogie de Guillaume I. Prince d'Orange

¹ Strad. I. II. 49. und L. I. 31.

² Strad. Dec. I. L. I. 31.

scheint; weil er diesen in Brüssel wußte, konnte er in Segovia schlafen. Er verließ die Niederlande im September des Jahres 1559; ein Sturm versenkte seine Flotte, da er bei Laredo in Biscaya gerettet aus Land stieg, und seine künftige Freude dankte dem erhaltenden Gotte durch ein abschauliches Gelübde. In die Hände eines Priesters und eines Weibes war das gefährliche Steuer der Niederlande gegeben, und der feige Tyrann entwichte in seinem Betruble zu Madrid den Witten und Klagen und Verwünschungen seines Volks.¹

Zweites Buch.

Cardinal Granvella.

Anton Perenot, Bischof von Arras, nachheriger Erzbischof von Mecheln und Metropolitane der sämtlichen Niederlande, den uns der Haß seiner Zeitgenossen unter dem Namen des Cardinals Granvella verewigt hat, wurde im Jahr 1516 zu Besancon in der Grafschaft Burgund geboren. Sein Vater, Nikolaus Perenot, eines Eisenschmieds Sohn, hatte sich durch eignes Verdienst bis zum Geheimschreiber der Herzogin Margaretha von Savoyen, damaliger Regentin der Niederlande, emporgearbeitet; hier wurde er Karl dem Fünften als ein fähiger Geschäftsmann bekannt, der ihn in seine Dienste nahm und bei den wichtigsten Unterhandlungen gebrauchte. Zwanzig Jahre arbeitete er im Cabinete des Kaisers, bekleidete die Würde eines Geheimraths und Siegelbewahrers, theilte alle Staatsgeheimnisse dieses Monarchen und erwarb sich ein großes Vermögen.² Seine Würden, seinen Einfluß und seine Staatskunst erbte Anton Perenot, sein Sohn, der schon in frühen Jahren Proben der großen Fähigkeit ablegte, die ihm nachher eine so glorreiche Laufbahn geöffnet hat. Anton hatte auf verschiedenen hohen Schulen die Talente ausgebildet, womit ihn die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, und Beides gab ihm einen Vorzug vor seinem Vater. Bald zeigte er, daß er sich durch eigene Kraft auf dem Plage behaupten konnte, worauf ihn fremde Verdienste gestellt hatten. Er war vierundzwanzig Jahre alt, als ihn der Kaiser als seinen Bevollmächtigten auf die Kirchenversammlung zu Trident schickte, und hier ließ er die Erstlinge seiner Verehrsamkeit hören, die ihm in der Folge eine so große Ehre gewalt über zwei Könige gab.³ Karl bediente sich seiner noch bei verschiedenen schweren Gesandtschaften, die er mit dem größten Beifalle seines Monarchen beendigte, und, als endlich dieser Kaiser seinem Sohne das Scepter überließ, machte er dieses kostbare Geschenk mit einem Minister vollkommen, der es ihm führen half.

Granvella eröffnete seine neue Laufbahn gleich mit dem größten Meisterrstücke seines politischen Genies, von der Gnade eines solchen Vaters in die Gunst eines solchen Sohnes so leicht hinüberzuleiten. Bald gelang es ihm, sie in der That zu verdienen. Bei der geheimen Unterhandlung, welche die Herzogin von Lothringen 1558 zwischen den französischen und holländischen Ministern in Veronne vermittelt hatte, entwarf er mit dem Cardinal von Lothringen die Verschwörung gegen die Protestanten, welche nachher zu Chateau-Gambresis, wo auch er an dem Friedensgeschäfte mitarbeitete, zur Reife gebracht, aber eben dort auch verrathen wurde.

Ein besterzender, vielumfassender Verstand, eine seltene Fertigkeit in verwickelten großen Geschäften, die ausgebreitete Velehrsamkeit war mit lasttragendem Fleiße und nie ermüdender Geduld, das unternehmense-

Genie mit dem bedächtlichsten Maschinengange in diesem Manne wunderbar vereinigt. Tage und Nächte, schlaflos und nüchtern, fand ihn der Staat; Wichtiges und Geringses wurde mit gleich gewissenhafter Sorgfalt von ihm gewogen. Nicht selten beschäftigte er fünf Secretäre zugleich und in verschiedenen Sprachen, deren er sieben gerebet haben soll. Was eine prüfende Vernunft langsam zur Reife gebracht hatte, gewann Kraft und Annuth in seinem Munde, und die Wahrheit, von einer mächtigen Gnade begleitet, riß gewaltsam alle Hörer dahin. Seine Treue war unbestechlich, weil keine der Leidenschaften, welche Menschen von Menschen abhängig machen, sein Gemüth versuchte. Mit bewundernswürdiger Schärfe des Geistes durchspähte er das Gemüth seines Herrn und erkannte oft in der Miene schon die ganze Gedankenreihe, wie in dem vorangeschrittenen Schatten die nahende Gestalt. Mit hülfreicher Kunst kam er diesem trüglichen Geiste entgegen, bildete die rohe Geburt noch auf seinen Lippen zum vollendeten Gedanken und gönnte ihm großmüthig den Ruhm der Erfindung. Die schwere und so nützliche Kunst, seinen eigenen Geist zu verkleinern, sein Genie einem Andern leibigen zu machen, verstand Granvella: so herrschte er, weil er seine Herrschaft verbar, und nur so konnte Philipp der Zweite beherrscht werden. Zufrieden mit einer stillen, aber gründlichen Gewalt, haschte er nicht unerfüllt nach neuen Zeichen derselben, die sonst immer das wünschenswürdigste Ziel kleiner Geister sind; aber jede neue Würde kleidete ihn, als wäre sie nie von ihm geschieden gewesen. Kein Wunder, daß so außerordentliche Eigenschaften ihm die Gunst seines Herrn gewannen; aber ein wichtiges Vermögen der politischen Geheimnisse und Erfahrungen, welche Karl der Fünfte in einem thatenvollen Leben gesammelt und in diesem Keßf niedergelegt hatte, machte ihn seinem Thronfolger zugleich unentbehrlich. So selbstverwunden dieser Letztere auch seiner eigenen Vernunft zu vertrauen pflegte, so nothwendig war es seiner furchtsamen schleichenen Politik, sich an einen überlegenen Geist anzuschmiegen und ihrer eigenen Unentschlossenheit durch Ansehen, fremdes Beispiel und Eifersucht nachzuhelfen. Keine politische Negebenheit des königlichen Hauses kam, solange Philipp in den Niederlanden war, ohne Zureichung Granvella's zu Stande, und, als er die Reise nach Spanien antrat, machte er der neuen Statthalterin ein eben so wichtiges Geschenk mit diesem Minister, als ihm selbst von dem Kaiser, seinem Vater, in ihm hinterlassen werden war.

So gewöhnlich wir auch despotische Fürsten ihr Vertrauen an Creaturen verschwenken sehen, die sie aus dem Staube gezogen, und deren Schöpfer sie gleichsam sind, so vorzügliche Gaben wurden erfordert, die verschleierte Selbstsucht eines Charakters, wie Philipp war, so weit zu überwinden, daß sie in Vertrauen, ja sogar Vertraulichkeit überging. Das leiseste Anwalten des erlaubtesten Selbstgeföhls, wodurch er sein Eigenthumverrecht auf einen Gedanken zurückzuführen geschienen hätte, den der König einmal zu dem seinigen geahelt, hätte dem Minister seinen ganzen Einfluß gekostet. Es war ihm vergönnt, den niedrigsten Leidenschaften der Wollust, der Habgucht, der Machtgierbe zu dienen; aber die einzige, die ihn wirklich besetzte, das süße Bewußtseyn eigener Ueberlegenheit und Kraft, mußte er sorgfältig vor dem argwöhnischen Blicke des Despoten verhüllen. Dreiwüßig begab er sich aller Vorthüge, die er eigenthümlich besaß, um sie von der Großmuth des Königs zum zweiten Male zu empfangen. Sein Glück durfte aus keiner andern Quelle, als dieser, fließen, kein anderer Mensch Anspruch auf seine Dankbarkeit haben. Den Kurven, der ihm von Rom aus gesendet war, legte er nicht eher an, als bis die königliche Bewilligung aus Spanien anlangte;

¹ 1. B. d. 2. Th. III. Kap. 27. 28.
² 2. B. d. 2. Th. III. Kap. 47.
³ 3. B. d. 2. Th. II. Kap. 52.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

indem er ihn zu den Stufen des Throns niederlegte, schien er ihn gleichsam erst aus den Händen der Majestät zu erhalten.¹ Weniger Staatsmann, als er, errichtete sich Herzog Alba eine Trophäe in Antwerpen und schrieb unter die Siege, die er als Werkzeug der Krone gewonnen, seinen eigenen Namen — aber Alba nahm die Ungnade seines Herrn mit ins Grab. Er hatte mit frevelnder Hand in das Regale der Krone gegriffen, da er unmittelbar an der Quelle der Unsterblichkeit schöpfte.

Dreimal wechselte Grauvella seinen Herrn, und dreimal gelang es ihm, die höchste Gunst zu erlangen. Mit eben der Leichtgläubigkeit, womit er den gegrünneten Stolz eines Selbstherrschers und den spröden Egoismus eines Despoten geleitet hatte, wußte er die zarte Eitelkeit eines Weibes zu handhaben. Seine Geschäfte mit der Regentin wurden mehrertheils, selbst wenn sie in einem Hause beisammen waren, durch Willets abgehandelt, ein Gebrauch, der sich noch aus den Zeiten Augustus und Tibers herschreiben soll. Wenn die Statthalterin ins Gedränge kam, wurden dergleichen Willets zwischen dem Minister und ihr oft von Stunde zu Stunde gewechselt. Wahrscheinlich erwählte er diesen Weg, um die wachsame Eifersucht des Adels zu betrügen, der seinen Einfluß auf die Regentin nicht ganz kennen sollte; vielleicht glaubte er auch, durch dieses Mittel seine Rathschläge für die Letztere dauerhafter zu machen und sich im Nothfalle mit diesen schriftlichen Zeugnissen gegen Verschuldigung zu decken. Aber die Wachsamkeit des Adels machte diese Vorsicht umsonst, und bald war es in allen Provinzen bekannt, daß nichts ohne den Minister geschehe.

Grauvella besaß alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes für Monarchien, die sich dem Despotismus nähern, aber durchaus keine für Republiken, die Könige haben. Zwischen dem Thron und dem Reichstuhl erhoben, kannte er keine andere Verhältnisse unter Menschen, als Herrschaft und Unterwerfung, und das inwohnende Gefühl seiner eigenen Ueberlegenheit gab ihm Mitleidungsverachtung. Seiner Staatskunst fehlte Geschmeidigkeit, die einzige Tugend, die ihr hier unentbehrlich war. Er war hochfahrend und frech und bewaffnete mit der königlichen Vollmacht die natürliche Heftigkeit seiner Gemüthsart und die Leidenschaften seines geistlichen Standes. In das Interesse der Krone billigte er seinen eigenen Ehrgeiz und machte die Trennung zwischen der Nation und dem Könige unheilbar, weil er selbst ihm dann unentbehrlich blieb. An dem Adel rächte er seine eigene niedrige Abkunft und würdigte, nach Art aller Derjenigen, die das Glück durch Verdienste gewonnen, die Vorzüge der Geburt unter diejenigen herunter, wodurch er gestiegen war. Die Protestanten kannten ihn als ihren unverföhlichsten Feind; alle Lasten, welche das Land drückten, wurden ihm Schuld gegeben, und alle drückten desto unleidlicher, weil sie von ihm kamen. Ja, man beschuldigt ihn sogar, daß er die billigern Gesinnungen, die das dringende Anliegen der Staaten dem Monarchen endlich abgeloct hatte, zur Strenge zurückgeführt habe. Die Niederlande versuchten ihn als den schrecklichsten Feind ihrer Freiheiten und den ersten Urheber alles Elendes, welches nachher über sie gekommen ist.

(1559.) Offenbar hatte Philipp die Provinzen noch zu zeitig verlassen. Die neuen Maßregeln der Regierung waren diesem Volke noch zu fremd und konnten durch ihn allein Sanction und Nachdruck erhalten; die neuen Maschinen, die er spielen ließ, mußten durch eine gefürchtete starke Hand in Gang gebracht, ihre ersten Bewegungen zuvor abgewartet und durch Obsewanz erst gesichert werden. Jetzt stellte er diesen Minister allen Leidenschaften bloß, die auf Einmal die Fesseln der

königlichen Gegenwart nicht mehr fühlten, und überließ dem schwachen Arme eines Unterthans, woran selbst die Majestät mit ihren mächtigsten Stützen unterliegen konnte.

Zwar blühte das Land, und ein allgemeiner Wohlstand schien von dem Glücke des Friedens zu zeugen, dessen es kürzlich theilhaftig worden war. Die Ruhe des äußern Anblicks täuschte das Auge, aber sie war nur scheinbar, und in ihrem stillen Schoße loderte die gefährlichste Zwietracht. Wenn die Religion in einem Lande wankt, so wankt sie nicht allein; mit dem Heiligen hatte der Muthwillen angefangen und endigte mit dem Profanen. Der gelungene Angriff auf die Hierarchie hatte eine Keckheit und Küsternheit erweckt, Autorität überhaupt anzutasten und Gesetze wie Dogmen, Pflichten wie Meinungen zu prüfen. Dieser fanatische Wuth, den man in Angelegenheiten der Ewigkeit üben gelernt, konnte seinen Gegenstand wechseln, diese Geringschätzung des Lebens und Eigenthums furchtsame Bürger in tollkühne Empörer verwandeln. Eine beinahe vierzig Jahre lange weibliche Regierung hatte der Nation Raum gegeben, ihre Freiheiten geltend zu machen; anhaltende Kriege, welche die Niederlande zu ihrem Schauplatz machten, hatten eine gewisse Lizenz eingeführt, und das Recht der Stärkern an die Stelle der bürgerlichen Ordnung gerufen. Die Provinzen waren von fremden Abenteurern und Flüchtlingen angefüllt, lauter Menschen, die kein Vaterland, keine Familie, kein Eigenthum mehr band, und die noch den Samen des Aufruhrs aus ihrer unglücklichen Heimat herüberbrachten. Die wiederholten Schauspiele der Marter und des Todes hatten die zarten Fäden der Sittlichkeit zerrissen und dem Charakter der Nation eine unnatürliche Härte gegeben.

Dennoch würde die Empörung nur schüchtern und still am Boden gekrochen seyn, hätte sie an dem Adel nicht eine Stütze gefunden, woran sie furchtbar emporstieg. Karl der Fünfte hatte die niederländischen Großen verwöhnt, da er sie zu Theilhabern seines Ruhms machte, ihren Nationalstolz durch den parteiischen Vorzug nährte, den er ihnen vor dem castilianischen Adel gab, und ihrem Ehrgeiz in allen Theilen seines Reichs einen Schauplatz anwies. Im letzten französischen Kriege hatten sie um seinen Sohn diesen Vorzug wirklich verdient; die Vertheile, die der König aus dem Frieden von Chateau-Cambresis erntete, waren größtentheils Werke ihrer Tapferkeit gewesen, und jetzt vermieteten sie mit Empfindlichkeit den Dank, worauf sie so zuversichtlich gerechnet hatten. Es kam dazu, daß durch den Abgang des deutschen Kaiserthums von der spanischen Monarchie und den minder kriegerischen Geist der neuen Regierung ihr Wirkungskreis überhaupt verkleinert, und außer ihrem Vaterlande wenig mehr für sie zu gewinnen war. Philipp stellte jetzt seine Spanier an, wo Karl der Fünfte Niederländer gebraucht hatte. Alle jene Leidenschaften, welche die vorübergehende Regierung bei ihnen erweckt und beschäftigt hatte, brachten sie jetzt in den Frieden mit; und diese zügellose Triebe, denen ihr rechtmäßiger Gegenstand fehlte, fanden unglücklicherweise in den Beschwerden des Vaterlandes einen andern. Jetzt zogen sie die Ansprüche wieder aus der Vergessenheit hervor, die auf eine Zeit lang von neuern Leidenschaften verdrängt worden waren. Bei der letzten Stellenbesetzung hatte der König beinahe lauter Mißvergnügte gemacht; denn auch diejenigen, welche Aemter bekamen, waren nicht viel zufriedener, als Die, welche man ganz übergab, weil sie auf bessere gerechnet hatten. Wilhelm von Oranien erhielt vier Statthalterschaften, andere kleinere nicht einmal gerechnet, die zusammengekommen den Werth einer fünften betrugen; aber Wilhelm hatte sich auf Brabant und Flandern Hoffnung gemacht. Er und Graf Egmont vergaßen, was ihnen wirklich zu

¹ Strada, 63.

² Strad. Dec. I. L. II. 47. 48. 49. 50. Thuan. L. VI. 301. Burgundius.

Theil geworden, und erinnerten sich nur, daß die Regentschaft für sie verloren gegangen war. Der größte Theil des Adels hatte sich in Schulden gestürzt oder von der Regierung dazu hinreißen lassen. Jetzt, da ihnen die Aussicht verschlossen wurde, sich in einträglichen Aemtern wieder zu erholen, sahen sie sich auf Einmal dem Mangel bloßgestellt, der um so empfindlicher schmerzte, je mehr ihn die glänzende Lebensart des wohlhabenden Bürgers ins Licht stellte. In dem Extreme, wohin es mit ihnen gekommen war, hätten Viele zu einem Verbrechen selbst die Hände geboten: wie sollten sie also den verführerischen Anerbietungen der Calvinisten haben Trotz bieten können, die ihre Muttersprache und ihren Schutz mit schweren Summen bezahlten. Viele endlich, denen nicht mehr zu helfen war, fanden ihre letzte Zuflucht in der allgemeinen Verwüstung und standen jeden Augenblick fertig, den Feuerbrand in die Republik zu werfen.¹

Diese gefährliche Stellung der Gemüther wurde noch mehr durch die unglückliche Nachbarschaft Frankreichs verschlimmert. Was Philipp für die Provinzen zu fürchten hatte, war dort bereits in Erfüllung gegangen. In dem Schicksale dieses Reichs konnte er das Schicksal seiner Niederlande vorbildlich angekündigt lesen, und der Geist des Aufruhrs konnte dort ein verführerisches Muster finden. Nebuliche Zufälle hatten unter Franz dem Ersten und Heinrich dem Andern den Samen der Neuerung in dieses Königreich gesäet; eine ähnliche Raserei der Verfolgung und ein ähnlicher Geist der Faction hatte sein Wachsthum befördert. Jetzt rangen Hugonotten und Katholiken in gleich zweifelhaftem Kampfe, wüthende Parteien trieben die ganze Monarchie aus ihren Fugen und führten diesen mächtigen Staat gewaltsam an den Rand seines Untergangs. Hier wie dort konnten sich Eigennutz, Herrschsucht und Parteigeist in Religion und Vaterland hüllen, und die Leidenschaften weniger Bürger die vereinigte Nation bewässern. Die Gräme beider Länder gießt im wallonischen Andern; der Aufbruch kam, wie ein gehobenes Meer, bis hierher seine Wellen werfen — wird ihm ein Land den Uebergang versagen, dessen Sprache, Sitten und Charakter zwischen Gallien und Belgien wanken? Noch hat die Regierung keine Musterung ihrer protestantischen Unterthanen in diesen Ländern gehalten — aber die neue Secte, weiß sie, ist eine zusammenhängende ungeheure Republik, die durch alle Monarchien der Christenheit ihre Wurzeln breitet und die leiseste Erschütterung in allen Theilen gegenwärtig fühlt. Es sind drehende Vulkane, die, durch unterirdische Gänge verbunden, in furchtbarer Sympathie zu gleicher Zeit sich entzündten. Die Niederlande mußten allen Völkern geöffnet seyn, weil sie von allen Völkern lebten. Konnte er einen handeltreibenden Staat so leicht wie sein Spanien schließen? Wenn er diese Provinzen von dem Irraleuten reinigen wollte, so mußte er damit anfangen, ihn in Frankreich zu vertilgen.²

So fand Granvella die Niederlande beim Eintritt seiner Verwaltung (1560).

Die Einformigkeit des Papstthums in diese Länder zurückzuführen, die mitterherrliche Gewalt des Adels und der Stände zu brechen und auf den Trümmern der republikanischen Freiheit die königliche Macht zu erheben, war die große Angelegenheit der spanischen Politik und der Auftrag des neuen Ministers. Aber diesem Unternehmen standen Hindernisse entgegen, welche zu belegen neue Hülfsmittel ersatz: neue Maschinen in Bewegung gesetzt werden mußten. Zwar schienen die Inquisition und die Maronischen die hinreichend zu seyn, der lutherischen Ansteckung zu wehren; aber diesen fehlte es an Aufsehern

und jener an hinlänglichen Werkzeugen ihrer ausgebehn- ten Gerichtsbarkeit. Noch bestand jene ursprüngliche Kirchenverfassung aus den frühern Zeiten, wo die Provinzen weniger volkreich waren, die Kirche noch einer allgemeinen Ruhe genoß und leichter übersehen werden konnte. Eine Reihe mehrerer Jahrhunderte, welche die ganze innere Gestalt der Provinzen veränderte, hatte diese Form der Hierarchie unverändert gelassen, welche außerdem durch die besonderen Privilegien der Provinzen vor der Willkür ihrer Beherrscher geschützt war. Alle siebenzehn Provinzen waren unter vier Bischöfe vertheilt, welche zu Arras, Tournay, Cambray und Utrecht ihren Sitz hatten und den Erzstiften von Rheims und Köln untergeben waren. Zwar hatte schon Philipp der Gütige, Herzog von Burgund, bei zunehmender Bevölkerung dieser Länder auf eine Erweiterung der Hierarchie gedacht, diesen Entwurf aber im Austausch eines üppigen Lebens wieder verloren. Karl den Kühnen entzogen Ehrgeiz und Eroberungssucht den innern Angelegenheiten seiner Länder, und Maximilian hatte schon zu viele Kämpfe mit den Ständen, um auch noch diesen zu wagen. Eine stürmische Regierung unterwarf Karl dem Aunsten die Ausführung dieses weitläufigen Planes, welchen nunmehr Philipp der Zweite als ein Vermächtniß aller dieser Fürsten übernahm.³ Jetzt war der Zeitpunkt erschienen, wo die dringende Noth der Kirche diese Neuerung entschuldigen, und die Ruhe des Friedens ihre Ausführung begünstigen konnte. Mit der ungeheuren Volksmenge, die sich aus allen Gegenden Europas in den niederländischen Städten zusammen- drängte, war eine Verwirrung der Religionen und Meinungen entstanden, die von so wenigen Augen unmöglich mehr beleuchtet werden konnte. Weil die Zahl der Bischöfe so gering war, so mußten sich ihre Districte nöthwendig viel zu weit erstrecken, und vier Diöcesen konnten der Glaubensreinigung durch ein so weites Gebiet nicht gewachsen seyn.

Die Gerichtsbarkeit, welche die Erzbischöfe von Köln und Rheims in den Niederlanden ausübten, war schon längst ein Antheil für die Regierung gewesen, die dieses Reich noch nicht als ihr Eigenthum ansehen konnte, solange der wichtigste Zweig der Gewalt noch in fremden Händen war. Ihnen diesen zu entreißen, die Glaubens- untersuchungen durch neue thätige Werkzeuge zu beleben und zugleich die Zahl ihrer Anhänger auf dem Reichstage zu verstärken, war kein besseres Mittel, als die Bischöfe zu vermehren. Mit diesem Entwurfe stieg Philipp der Zweite auf den Thron; aber eine Neuerung in der Hierarchie mußte den beständigen Widerspruch bei den Staaten finden, ohne welche sie jedoch nicht vorgenommen werden durfte. Nimmermehr konnte er voraussehen, wäre der Adel eine Stiftung genehmigen, durch welche die königliche Partei einen so starken Zuwachs bekam, und ihn selbst das Uebergewicht auf dem Reichstage gewonnen wurde. Die Einkünfte, wovon diese neuen Bischöfe leben sollten, mußten den Aebten und Mönchen entzogen werden, und diese machten einen ansehnlichen Theil der Reichseinkünfte aus. Nicht zu rechnen, daß er alle Protestanten zu fürchten hatte, die nicht ermangeln haben würden, auf dem Reichstage verborgen gegen ihn zu wirken. Die ganze Angelegenheit wurde in Rom auf das Heiligste betrieben. Franz Connoi, ein Priester aus der Stadt Löwen, Granvella's unterrichtete Creatur, tritt vor Paul den Vierten und berichtet ihm, wie ausgedehnt diese Lande seyen, wie gesegnet und menschenreich, wie üppig in ihrer Glückseligkeit. Aber, fährt er fort, im unmaßigen Genuß der Arbeit wird der wahre Glaube vernachlässigt, und die Ketzer kommen auf. Diesem Uebel zu steuern

¹ Vite Voy. T. II. — A. Recueil des Troubles des Pays. — p. Honore 22. Strad. 47.

² Strad. L. III. 71. 72. 73.

römische Stuhl etwas Außerordentliches thun. Es fällt nicht schwer, den römischen Bischof zu einer Neuerung zu vermögen, die den Kreis seiner eigenen Gerichtsbarkeit erweitert. Paul der Vierte setzt ein Verdict von sieben Cardinälen nieder, die über diese wichtige Angelegenheit berathschlagen müssen; das Geschäft, wovon der Tod ihn abfordert, vollendet sein Nachfolger Pius der Vierte.¹ Die willkommene Botschaft erreicht den König noch in Seeland, ehe er nach Spanien unter Segel geht, und der Minister wird in der Stille mit der gefährlichen Vollstreckung belastet. Die neue Hierarchie wird bekannt gemacht (1560); zu den bisherigen vier Bisthümern sind dreizehn neue errichtet, nach den siebenzehn Provinzen des Landes, und vier derselben zu Erzsitzstühlen erhoben. Sechs solcher bischöflichen Stühle, in Antwerpen nämlich, Herzogenbusch, Gent, Brügge, Ypern und Airemonde, stehen unter dem Erzsitzstühle zu Mecheln; fünf andere, Haarlem, Middelburg, Veerwarden, Texelster und Groningen, unter dem Erzsitzstühle von Utrecht, und die vier übrigen, Arras, Tournay, St. Omer und Namur, die Frankreich näher liegen und Sprache, Charakter und Sitten mit diesem Lande gemein haben, unter dem Erzsitzstühle Cambray. Mecheln, in der Mitte Brabant's und aller siebenzehn Provinzen gelegen, ist das Primat aller übrigen und, nebst mehreren reichen Abteien, Grauwella's Belohnung. Die Einkünfte der neuen Bisthümer werden aus den Schätzen der Klöster und Abteien genommen, welche fromme Wohlthätigkeit seit Jahrhunderten hier aufgehäuft hatte. Einige aus den Aebten selbst erlangen die bischöfliche Würde, die mit dem Besitze ihrer Klöster und Prälaturen auch die Stimme auf dem Reichstage beibehalten, die an jene geheftet ist. Mit jedem Bisthume sind ungleich neun Präbenden verbunden, welche den geschicktesten Rechtsgelehrten und Theologen verliehen werden, um die Inquisition und den Bischof in ihrem geistlichen Amte zu unterstützen. Zwei aus diesen, die sich durch Kenntnisse, Erfahrungen und unbescholtenen Wandel diese Vorzüge am Würdigsten gemacht, sind wirkliche Inquisitoren und haben die erste Stimme in den Versammlungen. Dem Erzbischofe von Mecheln, als Metropolitane aller siebenzehn Provinzen, ist die Vollmacht gegeben, Erzbischofe und Bischöfe nach Willkür einzusetzen oder abzusetzen, und der römische Stuhl gilt nur die Genehmigung.²

In jeder andern Zeit würde die Nation eine solche Verbesserung des Kirchenwesens mit dankbarem Beifall aufgenommen haben, da sie hinreichend durch die Nothwendigkeit entschuldigt, der Religion beförderlich und zur Sittenverbesserung der Mönche ganz unentbehrlich war. Jetzt gaben ihr die Verhältnisse der Zeit die verhasste Gestalt. Allgemein ist der Unwille, womit sie empfangen wird. Allgemein ist der Wunsch, womit sie empfangen wird. Die Constitution, schreibt man, ist unter die Füße getreten, die Rechte der Nation sind verletzt, die Inquisition ist vor den Thoren, die ihren blutigen Gerichtshof von jetzt an hier, wie in Spanien, eröffnen wird; mit Schauern betrachtet das Volk diese neuen Diener der Willkür und der Verfolgung. Der Adel sieht die monarchische Gewalt in der Staatenversammlung durch vierzehn mächtige Stimmen verstärkt und die feste Stütze der Nationalfreiheit, das Gleichgewicht der königlichen und bürgerlichen Macht, aufgehoben. Die alten Bischöfe beklagen sich über Verminderung ihrer Güter und Einschränkung ihrer Districte; die Aebte und Mönche haben Macht und Einkünfte zugleich verloren und dafür strenge Aufseher ihrer Sitten erhalten. Adel und Volk, Laien und Priester, treten gegen diese gemeinschaftlichen Feinde zusammen, und, indem

Alles für einen kleinen Eigennuß kämpft, scheint eine furchtbare Stimme des Patriotismus zu schallen.³

Unter allen Provinzen widersteht sich Brabant am Lauteften. Die Unverletzlichkeit seiner Kirchenverfassung ist der wichtigen Vorrechte eines, die es sich in dem merkwürdigen Freiheitsbrieфе des fröhlichen Einzugs vorbehalten — Statuten, die der Souverain nicht verletzen kann, ohne die Nation ihres Gehorsams gegen ihn zu entbinden. Umsonst behauptete die hohe Schule zu Löwen selbst, daß in den frühmischen Zeiten der Kirche ein Privilegium seine Kraft verliere, das in ihren ruhigen Perioden verliehen worden sey. Durch Einführung der neuen Bisthümer ward das ganze Gebäude ihrer Freiheit erschüttert. Die Prälaturen, welche jetzt zu den Bischöfen übergingen, mußten von nun an einer andern Regel dienen, als dem Nutzen der Provinz, deren Stände sie waren. Aus freien patriotischen Märgen wurden jetzt Werkzeuge des römischen Stuhls und solgarnie Maschinen des Erzbischofs, der ihnen noch überdies als erster Prälat von Brabant besonders zu gebieten hatte.⁴ Die Freiheit der Stimmengabe war dahin, weil sich die Bischöfe, als dienstbare Anstalten der Krone, Jedem fürchterlich machten. „Wer,“ hieß es, „wird es künftighin wagen, vor solchen Ansehern die Stimme im Parlamente zu erheben oder die Rechte der Nation in ihrem Beiseyn gegen die ränberischen Gräber der Regierung in Schutz zu nehmen? Sie werden die Hülfssachen der Provinzen ausführen und die Geheimnisse unserer Freiheit und unsers Eigenthums an die Krone verrathen. Den Weg zu allen Ehrenämtern werden sie hüten: bald werden wir ihnen feile Hölzlinge folgen sehen: die Kinder der Ausländer werden künftig das Parlament besetzen, und der Eigennuß ihrer Gönner wird ihre gedungenen Stimmen leiten.“ „Welche Gewaltthätigkeit,“ führen die Mönche fort, „die heiligen Stiftungen der Anacht umzustreuen, den unverletzlichen Willen der Sterbenden zu verhöhnen und, was fremde Willkürthätigkeit in diesen Anstalten für die Unglücklichen niederlegt, der Uerpietät dieser Bischöfe dienen zu lassen und mit dem Raube der Aemuth ihren stolzen Pomp zu verberlichen?“ Nicht die Aebte und Mönche allein, welche das Unglück wirklich traf, durch diese Schmälerung zu leiden, alle Familien, welche bis zu den entferntesten Generationen hinunter mit irgend einem Schine von Hoffnung sich schmückeln konnten, daselbe Verdict dorein zu genossen, empfanden diesen Verlust ihrer Hoffnung, als wenn sie ihn wirklich erlitten hätten, und der Schmerz einiger Prälaten wurde die Angelegenheit ganzer Geschlechter.⁵

In diesem allgemeinen Tumulte haben uns die Geschichtschreiber den leisen Gang Wilhelms von Oranien wahrnehmen lassen, der diese durcheinanderstürmenden Leidenschaften einem Ziele entgegenzuführen bemüht ist. Auf sein Anstiften geschah es, daß die Brabantier sich von der Regentin einen Wortführer und Beschützer erbaten, weil sie allein unter allen übrigen niederländischen Unterthanen das Unglück hätten, in einer und eben der Person ihren Sachwalter und ihren Herrn zu vereinigen. Ihre Wahl konnte auf keinen Andern, als den Prinzen von Oranien fallen. Aber Grauwella zerriß diese Schlinge durch seine Besonnenheit. „Wer dieses Amt erhält,“ ließ er sich im Staatsrathe verlaute, „wird heftentlich einsehen, daß er Brabant mit dem Könige von Spanien theilt.“⁶ Das lange Ausbleiben der päpstlichen Diplome, die eine Irrung zwischen dem römischen und spanischen Hofe in Rom verzögerte, gab den Mißvergnügten Raum, sich zu einem Zwecke zu vereinigen. Ganz ingheim fertigten die Staaten von

¹ Burgund, 46. Metzer, 57. Vigl. VII. T. I. 34

² Burg. 49. 50. Donch de Bello civil. Belg. I. I. 8
Vigl. 34. Strad. 23. Reid. 6 Hoppe
Pays bas in Vigl. T. II. 23. 28.

³ Gentius, 15. sq. Vigl. T. II. 26

⁴ Mit von Westreem.

⁵ Burgundius, 55. 56. Vigl. Tom. II. 24. Strad. 26

⁶ Strad. III. 101. 51.

seyn und einen Ehrgeiz, den sie unüberlegt abwies, auf die Seite der wahren Größe zu schlagen. Die Glaubensverordnungen durchzusetzen, hatte sie den thätigsten Beistand der Statthalter nöthig; kein Wunder aber, daß diese wenig Eifer bewiesen, ihr diesen Beistand zu leisten. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß sie in der Stille daran arbeiteten, die Hindernisse des Ministers zu häufen und seine Maßregeln umzuwerfen, um durch sein schlimmes Glück das Vertrauen des Königs zu widerlegen und seine Verwaltung dem Spotte preiszugeben. Offenbar sind der Kautigkeit ihres Eifers die schnellen Fortschritte zuzuschreiben, welche die Reformation, trotz jener schrecklichen Ebdete, während seiner Regentchaft in den Niederlanden gemacht hat. Des Abels versichert, hätte er die Wuth des Pöbels verachtet, die sich kraftlos an den gefährdeten Schranken des Thrones bricht. Der Schmerz des Bürgers verweilte lange Zeit zwischen Thränen und stillen Seufzern, bis ihn die Klünste und das Beispiel der Ebdeten hervorlockten.¹

Indessen wurden bei der Menge der neuen Arbeiter (1561, 1562) die Glaubensuntersuchungen mit neuer Thätigkeit fortgesetzt, und den Ebdeten gegen die Regent ein fürchterlicher Gehorsam geleistet. Aber dieses abscheuliche Heilmittel hatte den Zeitpunkt überlebt, wo es anzuwenden seyn mochte; für eine so rohe Behandlung war die Nation schon zu ebel. Die neue Religion konnte jetzt nicht mehr anders als durch den Tod aller ihrer Befürworter vertilgt werden. Alle diese Hinrichtungen waren jetzt eben so viele verführerische Ausstellungen ihrer Verwerflichkeit, so viele Schauplätze ihres Triumphs und ihrer strahlenden Tugend. Die Heldengröße, mit der sie starben, nahm für den Glauben ein, für welchen sie starben. Aus einem Ermordeten lebten zehn neue Befürworter wieder auf. Nicht in Städten oder Dörfern allein, auch auf Heerstraßen, auf Schiffen und in Wagen wurde über das Ansehen des Papstes, über die Heiligen, über das Kreuz, über den Ablass gestritten, wurden Predigten gehalten, und Menschen bekehrt. Vom Lande und aus Städten stürzte der Pöbel zusammen, die Gefangenen des heiligen Gerichts aus den Händen der Ebdeten zu reißen, und die Obrigkeit, die ihr Ansehen mit Gewalt zu behaupten wagte, wurde mit Steinen empfangen. Er begleitete schaarweise die protestantischen Prediger, denen die Inquisition nachstellte, trug sie auf den Schultern zur Kirche und aus der Kirche und versteckte sie mit Lebensgefahr vor ihren Verfolgern. Die erste Provinz, welche von dem Schwindel des Aufruhrs ergriffen wurde, war, wie man gefürchtet hatte, das wallonische Flandern. Ein französischer Calvinist, Namens Launois, stand in Tournay als Wunderthäter auf, wo er einige Weiber bezahlte, daß sie Krankheiten vorgeben und sich von ihm heilen lassen sollten. Er predigte in den Wäldern bei der Stadt, zog den Pöbel schaarweise mit sich dahin und warf den Funder der Empörung in die Gemüther. Das Nämliche geschah in Lille und Valenciennes, in welcher letztern Stadt sich die Obrigkeit der Apostel bemächtigte. Indessen man aber mit ihrer Hinrichtung zauderte, wuchs ihre Partei zu einer so furchtbaren Anzahl, daß sie stark genug war, die Gefängnisse zu erbrechen und der Lust ihre Opfer mit Gewalt zu entreißen. Endlich brachte die Regierung Truppen in die Stadt, welche die Ruhe wieder herstellten. Aber dieser unbedeutende Vorfall hatte auf einen Augenblick die Hölle von dem Geheimnisse hinweggezogen, in welchem der Anhang der Protestanten bisher verschleiert lag, und den Ministern ihre ungeheure Anzahl errathen lassen. In Tournay allein hatte man ihrer fünf Tausend bei einer solchen Predigt erscheinen sehen und nicht viel weniger in Valenciennes. Was konnte man nicht von den nordischen Provinzen erwarten, wo die

Freiheit größer und die Regierung entlegener war, und wo die Nachbarschaft Deutschlands und Dänemarks die Quellen der Ansteckung vermehrten? Eine so furchtbare Menge hatte ein einziger Wink aus der Verborgenheit gezogen. — Wie viel größer war vielleicht die Zahl Ebdeten, welche sich im Herzen zu der neuen Secte bekannten und nur einem günstigen Zeitpunkte entgegen sahen, es laut zu thun?²

Diese Entdeckung beunruhigte die Regentin aufs Außerste. Der schlechte Gehorsam gegen die Ebdeten, das Bedürfnis des erschöpften Schatzes, welches sie nöthigte, neue Steuern auszusprechen, und die verdächtigen Bewegungen der Hugonoten an der französischen Gränze vermehrten noch ihre Bekümmernisse. Zu gleicher Zeit erhält sie Befehle von Madrid, zweitausend niederländische Reiter zu dem Heere der Königin Mutter in Frankreich stoßen zu lassen, die in dem Bedürfnis des Religionskriegs ihre Zuflucht zu Philipp dem Zweiten genommen hatte. Jede Angelegenheit des Glaubens, welches Land sie auch betraf, war Philipps eigene Angelegenheit. Er fühlte sie so nahe, wie irgend ein Schicksal seines Hauses, und stand in diesem Falle stets bereit, sein Eigenthum fremdem Bedürfnis aufzuopfern. Wenn es Eigennutz war, was ihn hier leitete, so war er wenigstens königlich und groß, und die tühe Haltung dieser Marine gewinnt wieder an unserer Bewunderung, was ihre Verderblichkeit an unserer Billigung verloren.

Die Statthalterin eröffnet dem Staatsrath den königlichen Willen, wo sie von Seiten des Abels den heftigsten Widerstand findet. Die Zeit, erklären Graf Gismont und Prinz von Dranien, wäre jetzt sehr übel gewählt, die Niederlande von Truppen zu entblößen, wo vielmehr Alles dazu riethe, neue zu werben. Die neuen Bewegungen Frankreichs drohen jeden Augenblick einen Ueberfall, und die innere Gährung der Provinzen fordere jetzt mehr, als jemals, die Regierung zur Wachsamkeit auf. Was jetzt, sagten sie, haben die deutschen Protestanten dem Kampfe ihrer Glaubensbrüder müßig zuzusehen: aber werden sie es auch noch dann, wenn wir die Macht ihrer Feinde durch unsern Beistand verhärfen? Werden wir nicht gegen uns ihre Rache wecken und ihre Waffen in den Norden der Niederlande rufen? Deunabe der ganze Staatsrath trat dieser Meinung bei: die Verhüllungen waren nachdrücklich und nicht zu widerlegen. Die Statthalterin selbst, wie der Minister, mußten ihre Wahrheiten fühlen, und ihr eigener Vortheil scheint ihnen die Vollziehung des königlichen Befehls zu verbieten. Sollten sich durch Entfernung des größten Theils der Armee der Inquisition ihre einzige Stütze nehmen und sich selbst, ohne Beistand in einem aufrührerischen Lande, der Willkür eines trotigen Abels wehrlos überliefern? Indem die Regentin zwischen dem königlichen Willen, dem dringenden Anliegen ihrer Rätthe und ihrer eigenen Furcht getheilt, nichts Entscheidendes zu beschließen wagt, stößt Wilhelm von Dranien auf und bringt in Vorschlag die Generalsstaaten zu versammeln. Dem königlichen Ansehen konnte kein tödtlicherer Streich widerfahren, als diese Zuziehung der Nation, eine in dem jetzigen Moment so verführerische Erinnerung an ihre Gewalt und ihre Rechte. Dem Minister entging die Gefahr nicht, die sich über ihm zusammenzog; ein Wink von ihm erinnerte die Herzogin, die Verathschlagung abzubringen und die Sitzung aufzuheben. „Die Regierung,“ schreibt er nach Madrid, „kann nicht nachtheiliger gegen sich selbst handeln, als wenn sie zugibt, daß die Stände sich versammeln. Ein solcher Schritt ist zu allen Zeiten mißlich, weil er die Nation in Versuchung führt, die Rechte der

Krone zu prüfen und einzuschränken; aber jetzt ist er dreimal verwerflich, jetzt, da der Geist des Aufruhrs schon weit umher sich verbreitet hat, jetzt, wo die Aebte, über den Verlust ihrer Einkünfte aufgebracht, nichts unterlassen werden, das Ansehen der Bischöfe zu verringern, wo der ganze Adel und alle Bevollmächtigte der Städte durch die Künste des Prinzen von Dranien geleitet werden, und die Mißvergünstigten auf den Beistand der Nation sicher zu rechnen haben.“ Diese Vorstellung, der es wenigstens nicht an Würdigkeit gebrach, konnte die erwartete Wirkung auf des Königs Gemüth nicht verfehlen. Die Staatenversammlung wird einmal für immer verworfen, die Strafbefehle wider die Regier mit aller Schärfe erneuert, und die Statthalterin zu schleuniger Abfertigung der verlangten Hilffestrukpen angehalten.

Aber dazu war der Staaterath nicht zu bewegen. Alles, was sie erhielt, war, statt der Subsidien Geld an die Königin Mutter zu schicken, welches ihr in dem jetzigen Zeitpunkt noch willkommen war. Um aber doch wenigstens die Nation mit einem Schattenbilde republicanischer Freiheit zu täuschen, beruft sie die Statthalter der Provinzen und die Ritter des goldenen Vlieses zu einer außerordentlichen Versammlung nach Brüssel, um über die gegenwärtigen Gefahren und Bedürfnisse des Staates zu berathschlagen. Nachdem ihnen der Präsident Viglius den Gegenstand ihrer Sitzung eröffnet hat, werden ihnen drei Tage Zeit zur Ueberlegung gegeben. Während dieser Zeit versammelt sie der Prinz von Dranien in seinem Palaste, wo er ihnen die Nothwendigkeit vorstellt, sich noch vor der Sitzung zu vereinigen und gemeinschaftlich die Nothregeln zu bestimmen, wernach, bei gegenwärtiger Gefahr des Staats, gehandelt werden müsse. Viele stimmten diesem Vorschlage bei; nur Parlament mit einigen wenigen Anhängern des Cardinals Granvelle hatte den Muth, in dieser Gesellschaft zum Vertheil der Meere und des Ministers zu reden. „Nun,“ erklärte er, „erhöhe es nicht, sich in die Sorgen der Regierung zu mengen, und diese Verbervereinigungen der Stimmen sey eine geschweidrige, strafbare Annahme, deren er sich nicht schuldig machen wolle“ — eine Erklärung, welche die ganze Zusammenkunft fruchtlos endete.¹ Die Statthalterin, durch den Grafen von Egmont von diesem Vorfalle unterrichtet, wachte die Mutter während ihres Aufenthalts in der Stadt so genau in beobachtend, daß sie zu fernern Versammlungen keine Zeit finden konnten. Indessen wurde mit ihrer Zustimmung noch in dieser Sitzung beschlossen, daß Alexander von Montmorency, Herr von Montigny, eine Reise nach Spanien thune sollte, um den König von dem jetzigen Zustande der Sachen zu unterrichten. Aber die Regentin schickte ihm einen andern geheimen Boten nach Madrid voran, der den König vorläufig mit Allem bekannt machte, was bei jener Zusammenkunft zwischen dem Prinzen von Dranien und den Rittersn ausgesprochen worden war. Dem spanischen Botschafter schmeichelte man in Madrid mit leeren Versprechungen königlicher Guld und väterlicher Gesinnungen für die Niederlande; der Regentin ward anbefohlen, die geheimen Verwagungen des Adels nach allen Kräften zu hintertreiben und, wo möglich, Uneinigkeit unter seinen vornehmsten Gliedern zu stiften.²

Eifersucht, Privatvortheil und Veräclichkeit der Religion hatte viele von den Großen lange Zeit getrennt; das gemeinschaftliche Schicksal ihrer Zurücksetzung und der Haß gegen den Minister hatte sie wieder verbunden. Solange sich der Graf von Egmont und der Prinz von Dranien um die Oberstatthalterschaft bewarben, konnte es nicht fehlen, daß sie auf den verschiedenen

Wegen, welche Jeder dazu erwählte, nicht zuweilen gegen einander stießen. Beide hatten einander auf der Bahn des Ruhms und am Throne begegnet; Beide trafen sich wieder in der Republik, wo sie um den nämlichen Preis, die Gunst ihrer Mitbürger, buhlten. So entgegengesetzte Charaktere mußten sich bald von einander entfernen, aber die mächtige Sympathie der Noth näherte sie einander eben so bald wieder. Jeder war dem Andern jetzt unentbehrlich, und das Bedürfnis knüpfte zwischen diesen beiden Männern ein Band, das ihrem Herzen nie gelungen seyn würde.³ Aber auf eben diese Ungleichheit ihrer Gemüther gründete die Regentin ihren Plan, und glückte es ihr, sie zu trennen, so hatte sie zugleich den ganzen niederländischen Adel in zwei Parteien getheilt. Durch Geschenke und kleine Aufmerksamkeiten, womit sie diese Beiden ausschließend beehrte, suchte sie den Adel und das Mißtrauen der Uebrigen gegen sie zu reizen, und, indem sie dem Grafen von Egmont vor dem Prinzen von Dranien einen Vorzug zu geben schien, bestreute sie, dem Letztern seine Treue verdächtig zu machen. Es traf sich, daß sie um eben diese Zeit einen außerordentlichen Gesandten nach Frankfurt zur römischen Aemtwahl schicken mußte; sie erwählte dazu den Herzog von Arschot, den eifrigsten Gegner des Prinzen, um in ihm gleichsam ein Beispiel zu geben, wie glänzend man den Haß gegen den Regenten belohne.

Die Dranische Faction, anstatt eine Verminderung zu leiden, hatte an dem Grafen von Hoorn einen wichtigen Zuwachs erhalten, der als Admiral der niederländischen Marine den König nach Bracara geleitet hatte und jetzt in den Staaterath wieder eingetreten war. Hoorns unabhängiger republicanischer Geist kam den vorwegenen Gutwarten Dranians und Egmonts entgegen, und bald bildete sich unter diesen drei Aemtern ein so heftiges Triumvirat, das die königliche Macht in den Niederlanden erschttelt, aber sich nicht für alle Theil gleich genhigt hat.

(1672) Unter diesen war auch Montigny von seiner Gewandtheit ausgezeichnet und hinterbrachte dem Staaterathe die gänzlichen Bestimmungen des Monarchen. Aber der Prinz von Dranien hatte durch eigene geheime Canale Nachrichten aus Madrid, welche diesen Vtschte ganz widerstachen und weit mehr Glauben verdienten. Durch sie erfuhr er alle die schlimmsten Lnbe, welche Granvelle ihm und seinen Anhangern bei dem Könige leistete, und die verhassten Benennungen, womit man dort das Betragen des niederländischen Adels belegte. Es war keine Hülfe vorhanden, solange der Minister nicht vom Munde der Regierung vertrieben würde, und dieses Unternehmen, so verwegen und abenteuerlich es schien, beschäftigte ihn jetzt ganz. Es wurde zwischen ihm und den beiden Grafen von Hoorn und Egmont beschlossen, im Namen des ganzen Adels einen gemeinschaftlichen Brief an den König aufzusetzen, den Minister darum zu verklagen und mit Nachdruck auf seine Entfernung zu drängen. Der Herzog von Arschot, dem dieser Vorschlag vom Grafen von Egmont mitgetheilt wird, verwirft ihn mit der stolzen Erklärung, daß er von Egmont und Dranien keine Befehle anzunehmen gesonnen sey; daß er sich aber Granvelle nicht zu befehlen habe und es übrigens sehr vermessend fände, dem Könige vorzuschreiben, wie er sich seiner Minister bedienen solle. Eine ähnliche Antwort erhalt Dranien von dem Grafen von Arnhem. Entweder hatte der Same des Mißtrauens, den die Regentin unter den Adel ausgesreut hatte, schon Wurzel geschlagen, oder überwog die Furcht vor der Macht des Ministers den Abscheu vor seiner Verwaltung; genug, der ganze Adel wich zaghaft und unentschieden vor diesem

¹ Bergend. 63. 65.
² Straad. L. III. 63.

Vgl. T. II. 25. 26. 207.

³ Bergend. 45. Straad. L. I. 41.

Antrage zurück. Diese fehlgeschlagene Erwartung schlägt ihren Muth nicht nieder, der Brief wird dennoch geschrieben, und alle Drei unterzeichnen ihn.¹ (1563.)

Granvella erscheint darin als der erste Urheber aller Zerrüttungen in den Niederlanden. Solange die höchste Gewalt in so strafbaren Händen sey, wäre es ihnen unmöglich, erklären sie, der Nation und dem Könige mit Nachdruck zu dienen; Alles hingegen würde in die vorige Ruhe zurücktreten, alle Widerseßlichkeit aufhören, und das Volk die Regierung wieder lieb gewinnen, sobald es Er. Majestät gefiele, diesen Mann vom Plut des Staats zu entfernen. In diesem Falle, setzten sie hinzu, würde es ihnen weder an Einfluß, noch an Eifer fehlen, das Ansehen des Königs und die Reinigkeit des Glaubens, die ihnen nicht minder heilig sey, als dem Cardinal Granvella, in diesen Ländern zu erhalten.²

So geheim dieser Brief auch abging, so erhielt doch die Herzogin noch zeitig genug davon Nachricht, um die Wirkung, die er gegen alles Vermuthen auf des Königs Gemüth etwa machen dürfte, durch einen andern zu entkräften, den sie ihm in aller Eile voranschickte. Einige Monate verstrichen, ehe aus Madrid eine Antwort kam. Sie war gelind, aber unbestimmt. „Der König,“ enthielt sie, „wäre nicht gewohnt, seine Minister auf die Anklage ihrer Feinde angehört zu verdammen. Wollte die natürliche Willigkeit verlange, daß die Ankläger des Cardinals von allgemeinen Beschuldigungen zu einzelnen Beweisen herabstiegen, und, wenn sie nicht Lust hätten, Dieses schriftlich zu thun, so möge Einer aus ihrer Mitte nach Spanien kommen, wo ihm mit aller gebührenden Achtung sollte begegnet werden.“³ Außer diesem Briefe, der an alle Drei zugleich gerichtet war, empfing der Graf von Egmont noch ein eigenes Handschreiben von dem Könige, worin der Wunsch geäußert war, von ihm besonders zu erfahren, was in jenem gemeinschaftlichen Briefe nur obenhin berührt worden sey. Auch der Regentin wird auf das Pünktlichste vorgeschrieben, was sie allen Dreien zugleich und dem Grafen von Egmont insbesondere zu antworten habe. Der König kannte seine Menschen. Er wußte, wie leicht auf den Grafen von Egmont zu wirken sey, wenn man es mit ihm allein zu thun hätte: darum suchte er ihn nach Madrid zu locken, wo er der leitenden Aussicht eines höhern Verstandes entzogen war. Indem er ihn durch dieses schmeichelhafte Merkmal seines Vertrauens vor seinen beiden Freunden auszeichnete, machte er die Verhältnisse ungleich, worin alle Drei zu dem Throne standen; wie konnten sie sich aber noch mit gleichem Eifer zu dem nämlichen Zwecke vereinigen, wenn ihre Aufforderungen dazu nicht mehr die nämlichen blieben? Diesmal zwar vereitelte Drancens Wachsamkeit diesen Plan; aber die Folge dieser Geschichte wird zeigen, daß der Same, der hier ausgestreut wurde, nicht ganz verloren gegangen war.⁴

(1563.) Den drei Verbundenen that die Antwort des Königs kein Genüge: sie hatten den Muth, noch einen zweiten Versuch zu wagen. „Es habe sie nicht wenig befremdet,“ schrieben sie, „daß Er. Majestät ihre Vorstellungen so weniger Aufmerksamkeit würdig geachtet. Nicht als Ankläger des Ministers, sondern als Rätthe Er. Majestät, deren Nicht es wäre, ihren Herrn von dem Zustande seiner Staaten zu benachrichtigen, haben sie jenes Schreiben an ihn ergehen lassen. Sie verlangen das Unglück des Ministers nicht, vielmehr sollte es sie freuen, ihn an jedem andern Orte der Welt, als hier in den Niederlanden, zu finden und glücklich zu wissen.

Davon aber seyen sie auf das Vollkommenste überzeugt, daß sich die allgemeine Ruhe mit der Gegenwart dieses Mannes durchaus nicht vertrage. Der jetzige gefährvolle Zustand ihres Vaterlandes erlaube keinem unter ihnen, es zu verlassen und um Granvella's willen eine weite Reise nach Spanien zu thun. Wenn es also Er. Majestät nicht gefiele, ihrer schriftlichen Bitte zu willfahren, so hofften sie in Zukunft damit verschont zu seyn, dem Senate beizuwohnen, wo sie sich nur dem Verdruße aussetzten, den Minister zu treffen, und wo sie weder dem Könige noch dem Staate etwas nützten, sich selbst aber nur verächtlich erschiene.“ Schließlich baten sie, Er. Majestät möchte ihnen die ungeschmückte Einsicht zu Gute halten, weil Leute ihrer Art mehr Werth darein setzten, gut zu handeln, als schön zu reden.¹ Daselbe enthielt auch ein besonderer Brief des Grafen von Egmont, worin er für das königliche Handschreiben dankte. Auf dieses zweite Schreiben erfolgte die Antwort: „man werde ihre Vorstellungen in Ueberlegung nehmen; in dessen ersuche man sie, den Staatsrath, wie bisher, zu beschuchen.“

Es war augenscheinlich, daß der Monarch weit davon entfernt war, ihr Gesuch stattfinden zu lassen: darum blieben sie von nun an aus dem Staatsrathe weg und verließen sogar Brüssel. Den Minister gegenwärtig zu entfernen, war ihnen nicht gelungen: sie versuchten es auf eine neue Art, wovon mehr zu erwarten war. Bei jeder Gelegenheit bewiesen sie und ihr Anhang ihm öffentlich die Verachtung, von welcher sie sich durchdrungen fühlten, und wußten Allem, was er unternahm, den Anschein des Väterlichen zu geben. Durch diese niedrige Behandlung hofften sie den Hochmuth dieses Priesters zu marnen und von seiner getränkten Eigenliebe leicht zu erhalten, was ihnen auf andern Wegen fehlgeschlagen war. Diese Absicht erreichten sie zwar nicht; aber das Mittel, worauf sie gefallen waren, führte endlich doch den Minister zum Sturze.

Die Stimme des Volks hatte sich lauter gegen diesen erhoben, sobald es gewahr worden war, daß er die gute Meinung des Adels verschleiert hatte, und daß Männer, denen es blindlings nachwubeten völkste, ihm in der Verabredung dieses Ministers veranlagten. Das herabwürdigende Betragen des Adels gegen ihn weichte ihn jetzt gleichsam der allgemeinen Verachtung und bevollmächtigte die Verleumdung, die auch das Heilige nicht schont, Hand an seine Ehre zu legen. Die neue Kirchenverfassung, die große Klage der Nation, hatte sein Glück gegründet — Dies war ein Verbrechen, das nicht verziehen werden konnte. Jedes neue Schauspiel der Hinrichtung, womit die Geschäftigkeit der Ministeren um allen freigeizig war, erhielt den Abscheu gegen ihn in schrecklicher Uebung, und endlich schrieben Herkommen und Gewohnheit zu jedem Trauerspiele seinen Namen. Fremdling in einem Lande, dem er gewaltsam aufgedrungen worden, unter Millionen Feinden allein, aller seiner Werkzeuge ungewiß, von der entlegenen Majestät nur mit schwachem Arme gehalten, mit der Nation, die er gewinnen sollte, durch lauter trennlose Glieder verbunden, lauter Menschen, deren höchster Gewinn es war, seine Handlungen zu verfälschen, einem Weibe endlich an die Seite gesetzt, das die Last des allgemeinen Fluchs nicht mit ihm theilen konnte — so stand er, bloßgestellt dem Muthwillen, dem Undanke, der Parteilucht, dem Neide und allen Leidenschaften eines zügellosen, aufgelösten Volks. Es ist merkwürdig, daß der Haß, den er auf sich lud, die Verschuldungen weit überschreitet, die man ihm zur Last legen konnte, daß es seinen Anklägern schwer, ja, unmöglich fiel, durch einzelne Beweisgründe den Verdammungspruch zu rechtfertigen, den sie im Allgemeinen über ihn fällten.

¹ Strad. 85. 86.

² Burgund. L. I. 67. H. per 31. Strad. 67. Thuan. II. 459.

³ V. Vigil. T. II. 32. 34. Grot. 16. Burg. 68.

⁴ Strad. 88.

Unterthanen könne leiden sehen — einem fremden Menschen zu Gefallen, den seine Geburt zu einem Unterthan des Kaisers, sein Purpur zu einem Geschöpfe des römischen Hofes machte. Ihm allein,“ setzte der Graf hinzu, „habe Granvella es zu danken, daß er bis jetzt noch unter den Lebendigen sey; künftighin aber würde er diese Sorge der Statthalterin überlassen und sie hie mit gewarnt haben.“ Weil sich der größte Theil des Adels, der Geringschätzung überdrüssig, die ihm dort widerfuhr, nach und nach aus dem Staatsrathe zurückzog, so verlor das willkürliche Verfahren des Ministers auch sogar noch den letzten republicanischen Schein, der es bisher gemildert hatte, und die Einöde im Senate ließ seine hochmüthige Herrschaft in ihrer ganzen Wüthigkeit sehen. Die Dientgen empfand jetzt, daß sie einen Herrn über sich hatte, und von diesem Augenblicke an war die Verbannung des Ministers beschloffen.

Sie fertigte zu diesem Ende ihren geheimen Secretair, Thomas Armenteros, nach Spanien ab, um den König über alle Verhältnisse des Cardinals zu belehren, ihm alle jene Aeußerungen des Adels zu hinterbringen und auf diese Art den Entschluß zu seiner Verbannung in ihm selbst entstehen zu lassen. Was sie ihrem Vrieze nicht anvertrauen mochte, hatte Armenteros Befehl auf eine geschickte Art in den mündlichen Bericht einzumischen, den ihm der König wahrscheinlich abfordern würde. Armenteros erfüllte seinen Auftrag mit aller Geschicklichkeit eines vollendeten Hofmannes; aber eine Anwesenheit von vier Stunden konnte das Werk vieler Jahre, die Meinung Philipps von seinem Minister, in seinem Gemüthe nicht umstürzen, die für die Ewigkeit darin gegründet war. Lange ging dieser Monarch mit der Staatsklugheit und seinem Vortheile zu Rathe, bis endlich Granvella selbst seinem zaudernden Vorsatze zu Hülfe kam und freiwillig um seine Entlassung bat, der er nicht mehr entgehen zu können fürchtete. Was der Abscheu der ganzen niederländischen Nation nicht weh mocht hatte, war dem geringfügigen Betragen des Adels gelungen; er war einer Gewalt endlich müde, welche nicht mehr gefürchtet war und ihn weniger dem Neide als der Schande bloßstellte. Vielleicht zitterte er, wie Einige geglaubt haben, für sein Leben, das gewiß in einer mehr als eingebildeten Gefahr schwebte; vielleicht wollte er seine Entlassung lieber unter dem Namen eines Geschenke, als eines Befehls, von dem Könige empfangen und einen Fall, dem nicht mehr zu entfliehen war, nach dem Beispiele jener Römer, mit Ausstand thun. Philipp selbst, scheint es, wollte der niederländischen Nation lieber jetzt eine Bitte großmüthig gewähren, als ihr später in einer Forderung nachgeben, und mit einem Schritte, den ihm die Nothwendigkeit auferlegte, wenigstens noch ihren Dank verdienen. Seine Zucht war seinem Eigensinne überlegen, und die Klugheit siegte über seinen Stolz.

Granvella zweifelte keinen Augenblick, wie die Entscheidung des Königs ausgefallen sey. Wenige Tage nach Armenteros' Zurückkunft sah er Demuth und Schmeichelei aus den wenigen Gesichtern entweichen, die ihm bis jetzt noch dienstfertig gelächelt hatten; das letzte kleine Gedränge seiner Augenbedienten zerfloß um seine Person, seine Schwelle wurde verlassen; er erkannte, daß die befruchtende Wärme von ihm gewichen war. Die Käse- rung, die ihn während seiner ganzen Verwaltung mißhandelt hatte, schonte ihn auch in dem Augenblicke nicht, wo er sie aufgab. Kurz vorher, eh er sein Amt niederlegte, untersteht man sich zu behaupten, soll er eine Ausöhnung mit dem Prinzen von Oranien und dem Grafen von Egmont gewünscht und sich sogar erbotten haben, ihnen, wenn um diesen Preis ihre Vergebung zu

hoffen wäre, auf den Aulcan Abbitte zu thun.¹ Es ist klein und verächtlich, das Gedächtniß eines außerordentlichen Mannes mit einer solchen Nachrede zu befuheln; aber es ist noch verächtlicher und kleiner, sie der Nachwelt zu überliefern. Granvella unterwarf sich dem königlichen Befehle mit anständiger Gelassenheit. Schon einige Monate vorher hatte er dem Herzog von Alba nach Spanien geschrieben, daß er ihm, im Falle er die Niederlande würde räumen müssen, einen Zufluchtsort in Madrid bereiten möchte. Lange bedachte sich dieser, ob es rathsam wäre, einen so gefährlichen Nebenbuhler in der Gunst seines Königs herbeizurufen oder einen so wichtigen Freund, ein so kostbares Werkzeug seines alten Hasses gegen die niederländischen Großen, von sich zu weisen. Die Rache siegte über seine Zucht, und er unterstützte Granvella's Wunsch mit Nachdruck bei dem Monarchen. Aber seine Verwendung blieb fruchtlos. Armenteros hatte den König überzeugt, daß der Aufenthalt dieses Ministers in Madrid alle Beschwerden der niederländischen Nation, denen man ihn aufgeopfert hatte, heftiger wieder zurückbringen würde: denn nummehr, sagte er, wäre man die Quelle selbst, deren Ausflüsse er bis jetzt nur verdorben haben sollte, durch ihn vergiftet glauben. Er schickte ihn also nach der Grafschaft Burgund, seinem Vaterlande, wozu sich eben ein anständiger Vorwand fand. Der Cardinal gab seinem Abzuge aus Brüssel den Schein einer unbedeutenden Reise, von der er nächster Tage wieder eintreffen würde. Zu gleicher Zeit aber erhielten alle Staatsräthe, die sich unter seiner Verwaltung freiwillig verbannt hatten, von dem Hofe Befehl, sich im Senate zu Brüssel wieder einzufinden. Ob nun gleich dieser letztere Umstand seine Wiederkunft nicht sehr glaublich machte, und man jene Erklärung nur für ein tragisches Spiel erklärte, so schlug dennoch die entfernteste Möglichkeit seiner Wiederkunft gar sehr den Triumph nieder, den man über seinen Abzug feierte. Die Statthalterin selbst scheint ungewiß gewesen zu seyn, was sie an diesem Gerüchte für wahr halten sollte: denn sie erneuerte in einem neuen Briefe an den König alle Vorstellungen und Gründe, die ihn abhalten sollten, diesen Minister zurückkommen zu lassen. Granvella selbst suchte in seinem Briefwechsel mit Barlaumont und Viglius dieses Gerücht zu unterhalten und wenigstens noch durch weissenhafte Träume seine Feinde zu schrecken, die er durch seine Gegenwart nicht mehr zwingen konnte. Auch war die Zucht vor dem Einflusse dieses Mannes so übertrieben groß, daß man ihn endlich auch aus seinem eigenen Vaterlande verjagte.

Nachdem Pius der Vierte gestorben war, machte Granvella eine Reise nach Rom, um der neuen Papstwahl beizuwohnen und dort zugleich einige Aufträge seines Herrn zu besorgen, dessen Vertrauen ihm unverloren geblieben war. Bald darauf machte ihn dieser zum Unterkönig von Neapel, wo er den Verführungen des Himmelstrichs erlag und einen Geist, den kein Schicksal gebeugt hatte, von der Wollust übermannen ließ. Er war zweinschsig Jahre alt, als ihn der König wieder nach Spanien zurücknahm, wo er fortfuhr, die italienischen Angelegenheiten mit unumschränkter Vollmacht zu besorgen. Ein finstres Alter und der selbstzufriedene Stolz einer sechzigjährigen Geschäftsverwaltung machte ihn zu einem harten und unbilligen Richter fremder Meinungen, zu einem Sklaven des Herkommens und einem lästigen Lobredner vergangener Zeiten.

Aber die Staatskunst des untergehenden Jahrhunderts war die Staatskunst des aufgehenden nicht mehr. Die Jugend des neuen Ministeriums wurde bald eines so ge-
bieterischen Aufsehers müde, und Philipp selbst fing

an, einen Rathgeber zu meiden, der nur die Thaten seines Vaters lobenswürdig fand. Nichtsdesto weniger vertraute er ihm noch zuletzt seine spanischen Länder an, als ihn die Eroberung Portugals nach Lissabon forderte. Er starb endlich auf einer italienischen Reise in der Stadt Mantua im drei und siebenzigsten Jahre seines Lebens und im Vollgenuße seines Ruhms, nachdem er vierzig Jahre ununterbrochen das Vertrauen seines Königs besessen hatte.¹

Der Staatsrath.

(1564.) Unmittelbar nach dem Abzuge des Ministers zeigten sich alle die glücklichen Folgen, die man sich von seiner Entfernung versprochen hatte. Die mißvergünstigten Großen nahmen ihre Stellen im Staatsrathe wieder ein und widmeten sich den Staatsgeschäften wieder mit gepöpeltem Eifer, um seiner Sehnsucht nach dem Vertriebenen Raum zu geben und durch den glücklichen Gang der Staatsverwaltung seine Unberücklichkeit zu erweisen. Das Gedränge war groß um die Herrschaft. Alles wetteiferte, einander an Bereitwilligkeit, an Unterwerfung, an Dienst-eifer zu übertreffen; bis in die späte Nacht wurde die Arbeit verlängert; die größte Einnacht unter allen drei Curien, das beste Verhältniß zwischen dem Hofe und den Ständen. Von der Gutherzigkeit des niederländischen Adels war Alles zu erhalten, sobald seinem Eigennume und Stolz durch Vertrauen und Willfährigkeit geschmeichelt war. Die Statthalterin benutzte die erste Freude der Nation, um ihr die Einwilligung in einige Steuern abzulesen, die unter der vorigen Verwaltung nicht zu entzogen gewesen war. Der große Gerecht des Adels bei dem Volke unterstützte sie darin auf das Nachsichtliche, und bald lernte sie dieser Nation das Geheimniß ab, das sich auf dem deutschen Reichstage so oft bewährt hat, daß man nur viel fordern müsse, um immer etwas von ihr zu erhalten. Sie selbst sah sich mit Vergnügen ihrer langen Rechtschaffenheit entleert; der wetteifernde Adel des Adels erleichterte ihr die Van der Geschäfte, und seine einschmeichelnde Demuth ließ sie die ganze Züchtigkeit ihrer Herrschaft entwirren.²

(1564.) Oranvella war zu Boden geworfen, aber noch stand sein Anhang. Seine Politik lebte in seinen Geschöpfen, die er im geheimen Rathe und im Finanzrathe zurückließ. Der Haß glühte noch unter den Parteien, nachdem der Anführer längst vertrieben war, und die Namen der Spanisch- und Königlich-Gesinn-ten, der Patrioten und Cardinalisten fuhren noch immer fort, den Senat zu theilen und das Feuer der Zwietracht zu unterhalten. Viglius von Zuichem von Antwa, Präsident des geheimen Rathes, Staatsrath und Siegelbewahrer, galt jetzt für den wichtigsten Mann im Senate und die mächtigste Stütze der Krone und der Flare. Dieser verdienstvolle Greis, dem wir einige schätzbare Beiträge zu der Geschichte des niederländischen Aufstehens verdanken, und dessen vertrauter Briefwechsel mit seinen Freunden uns in Erzählung derselben mehrmals geleitet hat, war einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, dabei noch Theolog und Poet und hatte schon unter dem Kaiser die wichtigsten Aemter bekleidet. Der Umgang mit den gelehrtesten Männern, welche jenes Zeitalter gien, und an deren Spitze sich Graemus von Rotterdam befand, mit öftern Reisen verbunden, die er in Geschäften des Kaisers anstellte, hatten den Kreis seiner Kenntnisse und Erfahrungen erweitert und seine Grundsätze in manchen Stücken über seine Zeiten erhoben. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit erfüllte sein ganzes Jahrhundert und hat seinen Namen zur Nachwelt getragen. Als im Jahre 1548 auf dem

Reichstage zu Augsburg die Verbindung der Niederlande mit dem deutschen Reiche festgesetzt werden sollte, schickte Karl der Fünfte diesen Staatsmann dahin, die Angelegenheit der Provinzen zu führen, und seine Geschicklichkeit vorzüglich half die Unterhandlungen zum Vortheile der Niederlande lenken.¹ Nach dem Tode des Kaisers war Viglius der Vorzüglichste einer, welche Philipp aus der Verlassenschaft seines Vaters empfing, und einer der Wenigen, in denen er sein Gedächtniß ehrte. Das Glück des Ministers Oranvella, an den ihn eine frühe Bekanntschaft gekettet hatte, trug auch ihn mit empor; aber er theilte den Fall seines Vönners nicht, weil er seine Herrschaft und seinen Haß nicht getheilt hatte. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in den Provinzen, wo ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut worden waren, die gepöpelte Treue gegen seinen Monarchen und die eifrige Anhänglichkeit an den katholischen Glauben machten ihn zum vorzüglichsten Werkzeuge der Monarchie in den Niederlanden.²

Viglius war ein Gelehrter, aber kein Denker, ein erfahrener Geschäftsmann, aber kein erleuchteter Herr, nicht starke Seele genug, die Fesseln des Wahns, wie sein Freund, Erasmus, zu brechen, und noch viel weniger schlimm genug, sie, wie sein Vorgänger, Oranvella, seiner Leidenschaft dienen zu lassen. Zu schwach und zu verärgert, der Inbarnen Zeitung seiner eigenen Verstandes zu folgen, vertraute er sich lieber dem bequemern Plaze des Gewissens an; eine Saube war gerecht, sobald sie ihm Pflicht war. Er gehörte zu den rechtschaffenen Menschen, die den schlimmen unentbehrlich sind; auf seine Nechlichkeit rechnete der Betrug. Ein halbes Jahrhundert später hätte er seine Unberücklichkeit von der Arzney empfangen, die er jetzt unterdrücken half. Nur geheimen Rathe zu Brüssel diente er der Veranlei; im Parlamente zu Venedig oder im Senate zu Amsterdam war er vielleicht wie Thomas Morus und Eiken Varnet vellekt gestorben.

Einen nicht weniger furchtbaren Gegner, als Viglius war, hatte die Action an dem Präsidenten des Ammanraths, dem Oraten Parlaumont. Es ist wenig, was uns die Geschichtsschreiber von dem Verdienste und den Gesinnungen dieses Mannes aufbewahrt haben; die blühende Größe seines Vorgängers, des Cardinals Oranvella, verdunkelte ihn; nachdem dieser von dem Schicksal verbannt war, erdachte ihn die Heberdenkheit der Gegenpartei nieder; aber auch nur das Wenige, was wir von ihm aufzeichnen können, verbreitet ein quäntliches Licht auf seinen Charakter. Mehr als einmal bewies sich der Feind von Trauten, ihn von dem Interesse des Cardinals abzuweichen und seiner eigenen Partei einzuverleiben — Beweis genug, daß er einen Werth auf die Eroberung legte. Alle seine Veruche schlugen fehl; ein Beweis, daß er mit seinem schwankenden Charakter zu thun hatte. Mehr als einmal sehen wir ihn, allein unter allen Mitglieedern des Rathes, gegen die überlegene Action heraustreten und das Interesse der Krone, das schon in Gefahr ist, aufcopiert zu werden, gegen den allgemeinen Widerspruch in Schutz nehmen. Als der Prinz von Trauten die Ritter des goldenen Vlieses in seinem Hause versammelt hatte, um über die Aufhebung der Inquisition vorläufig einen Schluß zu fassen, war Parlaumont der Erste, der die Gesehwierigkeit dieses Verfahrens rügte, und der Erste, der der Regentin davon Nachricht gab. Einige Zeit darauf fragte ihn der Prinz, ob die Regentin um jene Zusammenkunft wisse, und Parlaumont stand keinen Augenblick an, ihm die Wahrheit zu gestehen. Alle Schritte, die von ihm angesetzt sind, verrathen einen Mann, den weder Vorwitz

¹ Strud. Dec. I. 1. II. IV. 44. 99.
² Hopper. 35. Burg. 79. Strud. 95. 94.

¹ 17. 18. 19. 20. 11. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

noch Menschenfurcht versuchen, der mit festem Muth und unüberwindlicher Beharrlichkeit der Partei getreu bleibt, die er einmal gewählt hat, der aber zugleich zu stolz und despotisch dachte, um eine andere als diese zu wählen.¹

Noch werden uns unter dem königlichen Anhange zu Brüssel der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, Wegen und Artemberg genannt — alle Drei geborne Niederländer und also mit dem ganzen niederländischen Adel, wie es schien, auf gleiche Art aufgefodert, der Hierarchie und der monarchischen Gewalt in ihrem Vaterlande entgegen zu arbeiten. Um so mehr muß uns der entgegengelegte Geist ihres Betragens befremden, der desto auffallender ist, weil wir sie mit den vornehmsten Gliedern der Action in freundschaftlichen Verhältnissen finden und gegen die gemeinschaftlichen Kasten des Vaterlandes nichts weniger als unempfindlich sehen. Aber sie fanden in ihrem Vusen nicht Selbstvertrauen, nicht Heldemuth genug, einen ungleichen Kampf mit einem so überlegenen Gegner zu wagen. Mit feiger Klugheit unterwarfen sie ihren gerechten Unwillen dem Gesetze der Nothwendigkeit und legten ihrem Stolze lieber ein hartes Oxyer auf, weil ihre verzärtelte Eitelkeit keines mehr zu bezingen vermochte. Zu wirtschaftlich und zu weise, um das gewisse Gut, das sie von der freiwilligen Grobmuth ihres Herrn schon besaßen, von seiner Gerechtigkeit oder Dürft erst ertrogen zu wollen oder ein wirkliches Glück hinzugeben, um den Schatten eines andern zu retten, nutzten sie vielmehr den günstigen Augenblick, einen Wucher mit ihrer Beständigkeit zu treiben, die jetzt, bei dem allgemeinen Abfalle des Adels, im Preise gesunken war. Wenig empfindlich für den wahren Ruhm, ließen sie ihren Ehrgeiz entscheiden, welche Partei sie ergreifen sollten; Kleiner Ehrgeiz aber beugt sich unter das harte Joch des Zwanges weit lieber, als unter die sanfte Herrschaft eines überlegenen Geistes. Das Geschenk war klein, wenn es dem Fürsten von Dranien gaben, aber das Bündniß mit der Majestät machte sie zu seinen desto fürchtbaren Gegnern. Dort ging ihr Name unter dem zahlreichen Anhange und im Glanze ihres Nebenbuhlers verloren; auf der verlassen Seite des Hofes strahlte ihr düstiges Verdienst.

Die Geschlechter von Nassau und Croi, welchem letztern der Herzog von Arschot angehörte, waren seit mehreren Regierungen Nebenbuhler an Ansehen und Würde gewesen, und ihre Eifersucht hatte zwischen ihnen einen alten Familienhaß unterhalten, welchen Trennungen in der Religion zuletzt unversöhnlich machten. Das Haus Croi stand seit undenklichen Jahren in einem vorzüglichen Duse der Andacht und papistischen Heiligkeit; die Grafen von Nassau hatten sich der neuen Secte gegeben — Gründe genug, daß Philib. v. von Croi, Herzog von Arschot, eine Partei vorzog, die dem Prinzen von Dranien am Meisten entgegengelegt war. Der Hof unterließ nicht, einen Gewinn aus diesem Privathasse zu ziehen und dem wachsenden Ansehen des nassauischen Hauses in der Republik einen so wichtigen Feind entgegenzustellen. Die Grafen von Mansfeld und Wegen waren bisher die vertrautesten Freunde des Grafen von Egmont gewesen. Gemeinschaftlich hatten sie mit ihm ihre Stimme gegen den Minister erhoben, gemeinschaftlich die Inquisition und die Exiote bestritten und redlich mit ihm zusammengehalten bis hierher, bis an die letzten Linien ihrer Pflicht. — Diese drei Freunde trennten sich jetzt an dem Scheidewege der Gefahr. Egmonts unbefonnene Tugend riß ihn unaufhaltsam auf dem Pfade fort, der zum Verderben führte; seine gewarnten Freunde fügten noch bei guter Zeit an,

auf einen vortheilhaften Rückzug zu denken. Es sind noch Briefe auf uns gekommen, die zwischen den Grafen von Egmont und Mansfeld gewechselt worden, und die uns, obgleich in einer spätern Epoche geschrieben, doch eine getreue Schilderung ihrer damaligen Verhältnisse liefern. „Wenn ich,“ antwortete der Graf von Mansfeld seinem Freunde, der ihm freundschaftliche Vorwürfe über seinen Abfall zum Könige gemacht hatte, „wenn ich ehemals der Meinung gewesen bin, daß das gemeine Beste die Aufhebung der Inquisition, die Wüldigung der Exiote und die Entfernung des Cardinals Granvella nothwendig mache, so hat uns der König ja diesen Wunsch jetzt gewährt, und die Ursache unserer Klagen ist gehoben. Zu viel haben wir bereits gegen die Majestät des Monarchen und das Ansehen der Kirche unternommen; es ist die höchste Zeit, einzulenken, daß wir dem Könige, wenn er kommt, mit offener Stirn, ohne Pangigkeit entgegen gehen können. Ich für meine Person bin vor seiner Abardung nicht bange; mit getrostem Muth würde ich mich auf seinen Wink in Spanien stellen und von seiner Gerechtigkeit und Güte mein Urtheil mit Zuversicht erwarten. Ich sage Dieses nicht, als zweifelte ich, ob Graf Egmont Dasselbe von sich behaupten könnte; aber weisse wird Graf Egmont hanceln, wenn er je mehr und mehr seine Sicherheit befestigt und den Verdacht von seinen Handlungsungen entfernt. Höre ich,“ heißt es am Schlusse, „daß er meine Warnungen beherzigt, so bleibt es bei unserer Freundschaft; wo nicht, so fühle ich mich stark genug, meiner Pflicht und der Ehre aller menschliche Verhältnisse zum Opfer zu bringen.“¹

Die erweiterte Macht des Adels legte die Republik beinahe einem größeren Uebel aus, als dasjenige war, dem sie eben durch Vertreibung des Ministers entronnen war. Durch eine lange Herrschaft verarmt, die zugleich seine Sitten aufgelöst hatte, und mit der er bereits zu sehr vertraut worden war, um ihr nun erst entlagen zu können, unterlag er der gefährlichen Gelegtheit, seinem herrschenden Hange zu schmeicheln und den erlöschenden Glanz seines Glücks wieder herzustellen. Verschönerungen führten die Gewinnlust herbei, und riefen den Wucher. Weltliche und geistliche Aemter wurden feil, Ehrenstellen, Privilegien, Patente an den Reichthümlichen verkauft; mit der Gerechtigkeit selbst wurde ein Gewerbe getrieben. Wen der geheime Rath verdammt hatte, sprach der Staatsrath wieder los; was jener verweigerte, war von diesem für Geld zu erlangen. Zwar wählte der Staatsrath diese Verschuldigung nachher auf die zwei andern Curien zurück; aber sein eigenes Beispiel war es, was diese ansteckte. Die erfindrische Habgucht erschufte neue Quellen des Gewinns. Leben, Freiheit und Religion wurden, wie liegende Gründe, für gewisse Summen veräußert; für Geld waren Mörder und Uebelthäter frei, und die Nation wurde durch das Vetto beschloßen. Ohne Rücksicht des Mannes oder Verdienstes sah man die Dieniente und Creaturen der Staatsräthe und Provinzialhalter zu den wichtigsten Verdienungen vorgeschoben; wer etwas von dem Hofe zu erbitten hatte, mußte den Weg durch die Statthalter und ihre unteren Diener nehmen. Kein Kunstgriff der Verführung wurde gepart, den Geheimschreiber der Herzogin, Thomas Almonteros, einen bis jetzt unbescholtenen und richlichen Mann, in diese Auschwülfungen mit zu verwickeln. Durch vorgespiegelte Verbönerung von Ergebenheit und Freundschaft wußte man sich in seine Vertraulichkeit einzudringen und seine Grundsätze durch Wohlleben aufzulösen; das verderbliche Beispiel steckte seine Sitten an, und neue Bedürfnisse siegten über seine bis jetzt unbeschliche Tugend. Jetzt verblindete er zu Mißbräuchen,

¹ Strad 82. 83. Burg 91. 168. Vol. VI. 40.

deren Mitschuldiger er war, und zog eine Hülfe über fremde Verbrechen, um unter ihr auch die seinigen zu verbergen. Einverständnis mit ihm, beraubte man den königlichen Schatz und hinterlegte durch schlechte Verwaltung ihrer Hülfsmittel die Absichten der Regierung. Unterdeß taumelte die Regentin in einem lieblichen Wahne von Herrschaft und Thätigkeit dahin, den die Schmeichelei der Großen künstlich zu nähren wußte. Der Ehrgeiz der Parteien spielte mit den Schwächen einer Frau und kaufte ihr eine wahre Gewalt mit deren wesenlosen Zeichen und einer demüthigen Außenseite der Unterwürfigkeit ab. Bald gehörte sie ganz der Faction und änderte unmerklich ihre Maximen. Auf eine ihrem vorigen Verhalten ganz entgegengesetzte Weise brachte sie jetzt Fragen, die für die andern Curien gehörten, oder Vorstellungen, welche ihr Viglius ingehem gethan, widerrechtlich vor den Staatrath, den die Faction beherrschte, so wie sie ihn ehemals unter Oranvella's Verwaltung widerrechtlich vernachlässigt hatte. Weinade alle Geschäfte und alle Günstig wendeten sich jetzt den Staatbältern zu. Alle Wittschriften kommen an sie, alle Beneficien werden von ihnen vergeben. Es kam so weit, daß sie den Obrigkeit der Städte Rechtsfachen entzogen und vor ihre Gerichtsbarkeit brachten. Das Ansehen der Provinzialgerichte nahm ab, wie sie das ihrige erweiterten, und mit dem Ansehen der Obrigkeit lag die Rechtspflege und bürgerliche Ordnung darnieder. Bald folgten die kleinern Gerichtshöfe dem Beispiele der Landesregierung. Der Geist, der den Staatrath in Brüssel beherrschte, verbreitete sich bald durch alle Provinzen. Bestechungen, Indulgenzen, Mäurerien, Verkäuflichkeit des Rechts wurden allgemein auf den Richterstühlen des Landes, die Sitten fielen, und die neuen Secten benutzten diese Lücke, um ihren Kreis zu erweitern. Die rücksichtlosen Religionsgesinnungen des Abels, der entweder selbst auf die Seite der Neuerer hing oder wenigstens die Inquisition als ein Werkzeug des Despotismus verabscheute, hatten die Strenge der Glaubensrechte aufgelöst; durch die Freibriefe, welche man mehreren Protestanten ertheilte, wurden dem heiligen Amte seine besten Sympie entgegen. Durch nichts konnte der Abel seinen zunehmenden neuen Antheil an der Landesregierung dem Volke gefälliger ankündigen, als wenn er ihm das verhasste Tribunal der Inquisition zum Opfer brachte — und dazu bewog ihn seine Neigung noch mehr, als die Vorschrift der Politik. Die Nation ging augenblicklich von dem drückendsten Zwange der Intoleranz in einen Zustand der Freiheit über, dessen sie bereits zu sehr entwürdet war, um ihn mit Mühsigkeit anzukämpfen. Die Inquisition, des obrigkeitlichen Beistandes beraubt, sahen sich mehr verachtet, als gefürchtet. In Brügge ließ der Stadtrath selbst einige ihrer Diener, die sich eines Regers bemächtigen wollten, bei Wasser und Brod ins Gefängnis setzen. Um eben diese Zeit ward in Antwerpen, wo der Böbel einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, dem heiligen Amte einen Reges zu entreißen, eine mit Blut geschriebene Schrift auf öffentlichem Markte angeschlagen, welche enthielt, daß sich eine Anzahl Menschen verschworen habe, den Tod dieses Unthuns eigen zu rächen.

Von der Verderbniß, welche den ganzen Staatrath ergriffen, hatten sich der geheime Rath und der Finanzrath, in denen Viglius und Warlamont den Vorrang führten, noch größtentheils rein erhalten.

Da es der Faction nicht gelang, ihre Anhänger in diese zwei Curien einzuschleichen, so blieb ihr kein anderes Mittel übrig, als beide ganz außer Wirksamkeit zu setzen und ihre Geschäfte in den Staatrath zu verpflanzen. Um diesen Entwurf durchzuführen, suchte sich der Prinz von

Oranien des Beistandes der übrigen Staaträthe zu verschern. „Man nenne sie zwar Senatoren,“ ließ er sich öfters gegen seinen Anhang heraus, „aber Andere besitzen die Gewalt. Wenn man Geld brauche, um die Truppen zu bezahlen, oder wenn die Rede davon sey, der eindringenden Kegerel zu wehren oder das Volk in Ordnung zu erhalten, so halte man sich an sie, da sie doch weder den Schatz noch die Gesetze bewachen, sondern nur die Organe wären, durch welche die beiden andern Collegien auf den Staat wirkten. Und doch würden sie allein der ganzen Reichsverwaltung gewachsen seyn, die man unnöthiger Weise unter drei verschiedene Kammern vertheilt hätte, wenn sie sich nur unter einander verbinden wollten, dem Staatrath diese entzifferten Zweige der Regierung wieder einzuberleiben, damit eine Seele den ganzen Körper belebe.“ Man entwarf vorläufig und in der Stille einen Plan, welchem zufolge zwölf neue Ritter des Vlieses in den Staatrath gezogen, die Gerechtigkeitspflege an das Tribunal zu Mecheln, dem sie rechtmäßig zugehörte, wieder zurückzugeben, die Gnadenbriefe, Patente u. s. w. dem Präsidenten Viglius überlassen werden, ihnen aber die Verwaltung des Geldes anbeimgestellt seyn sollte. Nun sah man freilich alle Schwierigkeiten voraus, welche das Mißtrauen des Hofes und die Eifersucht über die zunehmende Gewalt des Abels dieser Neuerung entgegenzusetzen würden; um sie also der Regentin abzunöthigen, steckte man sich hinter einige von den vornehmsten Officieren der Armee, welche den Hof in Brüssel mit ungesüßten Mahnungen an den rückständigen Sold beunruhigten und im Verweigerungsfalle mit einer Rebellion drohen mußten. Man leitete es ein, daß die Regentin mit häufigen Zufällen und Memorialen angegangen wurde, die über verzögerte Gerechtigkeit klagten und die Gewalt übertrieben, welche von dem täglichen Wachstume der Kegerel zu befürchten sey. Nichts unterließ man, ihr von dem verrückten Zustande der bürgerlichen Ordnung, der Rechtspflege und der Finanzen ein so abschreckendes Gemälde zu geben, daß sie von dem Traum, worin sie bisher gewiegt worden war, mit Schrecken erwachte.¹ Sie beruht alle drei Curien zusammen, um über die Mittel zu berathschlagen, wie diesen Verrückungen zu begegnen sey. Die Mehrheit der Stimmen geht dahin, daß man einen außerordentlichen Gesandten nach Spanien senden müsse, welcher den König durch eine umständliche und lebendige Schilderung mit dem wahren Zustande der Sachen bekannt machen und ihn vielleicht zu bessern Maßregeln vermögen könnte. Viglius, dem von dem verbergenen Plane der Faction nicht das Mindeste ahnete, widersprach dieser Meinung. „Das Uebel,“ sagte er, „worüber man klagt, sey allerdings groß und nicht zu vernachlässigen, aber unheilbar sey es nicht. Die Gerechtigkeit werde schlecht verwaltet, aber aus keinem andern Grunde, als weil der Adel selbst das Ansehen der Obrigkeit durch sein verächtliches Betragen gegen sie herabwürdigte, und die Statthalter sie nicht genug unterstützten. Die Kegerel nehme überhand, weil der weltliche Arm die geistlichen Richter im Stiche lasse, und weil das gemeine Volk nach dem Beispiele der Ueblen die Verehrung gegen seine Obrigkeit angeteufelt habe. Nicht sowohl die schlechte Verwaltung der Finanzen, als vielmehr die vorigen Kriege und die Staatsbedürfnisse des Königs haben die Provinzen mit dieser Schuldenlast beschwert, von welcher billige Steuern sie nach und nach würden befreien können. Wenn der Staatrath seine Indulgenzen, Archibriefe und Erlassungen einschränkte, wenn er die Sittenverbesserung bei sich selbst anfinge, die Gesetze mehr achtete und die Obrigkeit in ihr voriges Ansehen

¹ Hopper 41. Grav. 1. Vita Vigl. 39. Burg 80. 87. 88. Strad. 99. Jan.

¹ Burgund 92. — 94. Hopper 41. Vita Vigl. 47. 48.

„wieder einsetzte, kurz, wenn nur die Collegien und die Statthalter erst ihre Pflichten erfüllen, so würden diese Klagen bald aufhören. Wozu also einen neuen Gesandten nach Spanien, da doch nichts Neues geschehen sey, um dieses außerordentliche Mittel zu rechtfertigen? Bestände man aber dennoch darauf, so wolle er sich dem allgemeinen Gutachten nicht entgegensetzen; nur bedinge er sich aus, daß der wichtigste Auftrag des Vorschalters alsdann seyn möge, den König zu einer baldigen Ueberkunft zu vermögen.“¹

Ueber die Wahl des Vorschalters war nur eine Stimme. Unter allen niederländischen Großen schien Graf Egmont der Einzige zu seyn, der beiden Theilen gleich Genüge thun konnte. Sein erklärter Haß gegen die Inquisition, seine vaterländischen und freien Gesinnungen und die unbescholtene Rechtschaffenheit seines Charakters leisteten der Republik hinlängliche Bürgschaft für sein Betragen; aus welchen Gründen er dem Könige willkommen seyn mußte, ist schon oben berührt worden. Da bei Fürsten oft schon der erste Anblick das Urtheil spricht, so konnte Egmonts einnehmende Bildung seine Veresamkeit unterstützen und seinem Gesuch eine Hilfe geben, deren die gerechteste Sache bei Königen nie entbehrt seyn kann. Egmont selbst wünschte die Gesandtschaft, um einige Familienangelegenheiten mit dem Könige zu berichtigen.²

Die Kirchenversammlung zu Trient war unterdessen auch geneigt, und die Schlüsse derselben der ganzen katholischen Christenheit bekannt gemacht worden. Aber diese Schlüsse, weit entfernt, den Zweck der Synode zu erfüllen und die Erwartungen der Religionsparteien zu befriedigen, hatten die Kluft zwischen beiden Kirchen vielmehr erweitert und die Glaubensstrennung unheilbar und ewig gemacht.

Der alte Lehrbegriff, anstatt geläutert zu seyn, hatte jetzt nur mehr Bestimmtheit und eine größere Würde erhalten. Alle Spitzfindigkeiten der Lehre, alle Künste der Annahmen des heiligen Stuhls, die bis jetzt mehr auf der Willkür beruht hatten, waren nunmehr in Gesetze übergegangen und zu einem System erhoben. Jene Gebräuche und Mißbräuche, die sich in den barbarischen Zeiten des Aberglaubens und der Dummheit in die Christenheit eingeschlichen, wurden jetzt für wesentliche Theile des Gottesdienstes erklärt, und Bannflüche gegen jeden Verwegenen geschleudert, der sich diesen Dogmen widersetze, diesen Gebräuchen entgegenwärtete; Bannflüche gegen Den, der an der Wunderkraft der Reliquien zweifeln, der die Knechten der Märtyrer nicht ehren und die Fürbitte der Heiligen für unkräftig zu halten sich erdreissen würde. Die Kraft der Indulgenzen, die erste Quelle des Abfalls von dem römischen Stuhle, war jetzt durch einen unumstößlichen Lehrsatz erwiesen, und das Mönchtum durch einen ausdrücklichen Schluß der Synode in Schutz genommen, welcher Mannspersonen gestattet, im sechzehnten Jahre, und Mädchen, im zwölften Profeß zu thun. Alle Dogmen der Pretestanten sind ohne Ausnahme verdammt; nicht ein einziger Schluß ist zu ihrem Vortheile gefaßt, nicht ein einziger Schritt geschehen, sie auf einem sanftern Wege in den Schoß der mütterlichen Kirche zurückzuführen. Die ärgerliche Chronik der Synode und die Ungereimtheit ihrer Entscheidungen vermehrte bei diesen wo möglich noch die hergliche Verachtung, die sie längst gegen das Papstthum hegten, und gab ihren Angriffen neue, bis jetzt noch übersehene Wäpfe preis. Es war ein unglücklicher Gedanke, die beleuchtende Fackel der Vernunft den Myserien der Kirche so nahe zu bringen und mit Vernunftschlüssen für Gegenstände des blinden Glaubens zu fechten.

Und die Schlüsse des Concilliums befriedigten auch nicht einmal alle katholische Mächte. Frankreich verwarf sie ganz, sowohl den Calvinisten zu Gefallen, als auch weil die Superiorität, deren sich der Papst über das Concilium anmaßte, es beleidigte; auch einige katholische Fürsten Deutschlands erklärten sich dagegen. So wenig Philipp der Zweite von gewissen Artikeln darin erbaut war, die zu nahe an seine eigenen Rechte streiften, worüber kein Monarch der Welt mit mehr Eifersucht wachen konnte, als er; so sehr ihn der große Einfluß des Papstes auf das Concilium und die willkürliche, übereilte Aufhebung desselben beleidigt hatte; so eine gerechte Ursache zur Reindigkeit ihm endlich der Papst durch die Zurücksetzung seines Gesandten gab: so willig zeigte er sich doch, die Schlüsse des Concilliums anzuerkennen, die auch in dieser Gestalt seinem Lieblingsentwurfe, der Regervertilgung, zu Statten kamen. Alle übrige politische Rücksichten wurden dieser Gelegenheit nachgesetzt, und er gab Befehl, sie in allen seinen Staaten abzukündigen.¹

Der Geist des Aufbruchs, der alle niederländische Provinzen bereits ergriffen hatte, bedurfte dieses neuen Zunders nicht mehr. Die Gemüther waren in Gährung, das Ansehen der römischen Kirche bei Vielen schon aufs Tiefste gesunken; unter solchen Umständen konnten die geheimerischen und oft abgeschmackten Entscheidungen des Concilliums nicht anders als anstößig seyn; aber so sehr konnte Philipp der Zweite seinen Charakter nicht verleugnen, daß er Völkern, die eine andere Sonne, ein anderes Erbreich und andere Gesetze haben, einen andern Glauben erlaubte. Die Regentin empfing den gemessensten Befehl, in den Niederlanden eben denselben Gehorsam gegen die Trientischen Schlüsse zu erpressen, der ihnen in Spanien und Italien geleistet ward.²

Die Schlüsse fanden den heftigsten Widerspruch in dem Staaterathe zu Brüssel. Die Nation — erklärte Wilhelm von Oranien — würde und könnte dieselben nicht anerkennen, da sie größtentheils den Grundgesetzen ihrer Verfassung zuwider liefen und aus ähnlichen Gründen von mehreren katholischen Fürsten verworfen worden seyen. Weinade der ganze Staaterath war auf Oranien's Seite; die meisten Stimmen gingen dahin, daß man den König bereden müsse, die Schlüsse entweder ganz zurückzunehmen oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen bekannt zu machen. Diesem widersetzte sich Viglius und bestand auf dem Buchstaben der königlichen Befehle. „Die Kirche,“ sagte er, „hat zu allen Zeiten die Reinigkeit ihrer Lehre und die Genauigkeit der Disciplin durch solche allgemeine Concilien erhalten. Den Glaubensstrennungen, welche unser Vaterland schon so lange beunruhigen, kann kein kräftigeres Mittel entgegengesetzt werden, als eben diese Schlüsse, auf deren Verwerfung man jetzt dringt. Wenn sie auch hier und da mit den Gerechtigkeiten des Bürgers und der Constitution im Widerspruch stehen, so ist Dieses ein Uebel, dem man durch eine kluge und scharfsinnige Handhabung derselben leicht begegnen kann. Uebrigens gereicht es unserm Herrn, dem Könige von Spanien, ja zur Ehre, daß er allein vor allen Fürsten seiner Zeit nicht gezwungen ist, sein besseres Wissen der Nothwendigkeit unterzuordnen und Maßregeln aus Furcht zu verwerfen, die das Wohl der Kirche von ihm befehlet, und das Glück seiner Unterthanen ihm zur Pflicht macht.“ Da die Schlüsse Verschiedenes enthielten, was gegen die Rechte der Krone selbst verstieß, so nahmen Einige davon Veranlassung, vorzuschlagen, daß man diese Capitel wenigstens bei der Bekanntmachung hinweglasse

¹ Remond 45 96 Hogen 41. 43
² Straada. 103

¹ Hist. de Philippe II. Watte T. II. L. V. Thuan. II. 20
491. 350. Essay sur les Moeurs T. III. Concile de Trente.
Meyers. 59. 64
² Straada. 104.

solle. Damit der König dieser anstößigen und seiner Würde nachtheiligen Punkte mit guter Art überhoben würde, so wollten sie die niederländische Nationalfreiheit verschüßen und den Namen der Republik zu diesem Eingriffe in das Concilium hergeben. Aber der König hatte die Schlüsse in seinen übrigen Staaten ohne Bedingung aufgenommen und durchsetzen lassen, und es war nicht zu erwarten, daß er den übrigen katholischen Mächten dieses Muster von Widerständigkeit geben und das Gebäude selbst untergraben werde, das er zu gründen so beflissen gewesen war.¹

Graf Egmont in Spanien.

Dem Könige dieser Schlüsse wegen Vorstellungen zu thun, ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen und auf die Einziehung der beiden andern Rathversammlungen anzutragen, war der Auftrag, der dem Grafen von Egmont von Seiten der Mißvergnügten gegeben war; die Widerständigkeit des niederländischen Volks gegen die Geiste vor das Ohr des Monarchen zu bringen, ihn von der Unmöglichkeit zu überführen, diese Geiste in ihrer ganzen Strenge zu handhaben, ihm über den schlechten Zustand des Kriegswesens und der Finanzen in seinen niederländischen Staaten die Augen zu öffnen, ward ihm von der Statthalterin empfohlen.

Die Bestallung des Grafen wurde von dem Präsidenten Viglius entworfen. Sie enthielt große Klagen über den Verfall der Gerechtigkeitssache, den Anwachs der Korruption und die Vertheuerung des Schatzes. Auf die persönliche Uebereinkunft des Königs wurde nachdrücklich gerungen. Das Uebrige war der Vereinfachung des Verschaffers vorbehalten, dem die Statthalterin einen Wink gab, eine so schöne Gelegenheit nicht von der Hand zu schlagen, um sich in der Gunst seines Herrn festzusetzen.

Die Verhaltungsbefehle des Grafen und die Vorstellungen, welche durch ihn an den König ergelien sollten, fand der Prinz von Oranien in viel zu allgemeinen und schwankenden Ausdrücken abgefaßt. „Die Schilderung“, sagt er, „welche der Präsident von unserm Reichswerden gemacht, ist weit unter der Wahrheit geblieben. Wie kann der König die schädlichsten Heilmittel anwenden, wenn wir ihm die Quellen des Übels verhehlen? Laßt uns die Zahl der Regier nicht geringer angeben, als sie wirklich ist; laßt uns aufrichtig eingestehen, daß jede Provinz, jede Stadt, jeder noch so kleine Flecken davon wimmelt; laßt uns auch nicht bergen, daß sie die Zerkübelungen verachten und wenig Gehör acht gegen die Drogenheit hegen. Wenn also noch diese Zurechtstellung? Aufrichtig dem Könige gestanden, daß die Republik in diesem Zustande nicht verharren kann. Der geheime Rath freilich wird anders urtheilen, dem eben diese allgemeine Zerkübelung willkommen heißt. Denn woher sonst diese schlechte Verwaltung der Gerechtigkeit, diese allgemeine Verderbnis der Richterämter, als von seiner Habsucht, die durch nichts zu ersättigen ist? Woher diese Pracht, diese schändliche Ueppigkeit seiner Creaturen, die wir aus dem Staate haben steigen sehen, wenn sie nicht durch Venedung dazu gekommen sind? Hören wir nicht täglich von dem Volke, daß kein anderer Schlüssel sie eröffnen könne, als Gold, und beweisen nicht ihre Trennungen unter einander selbst, wie schlecht sie von der Liebe zum Ganzen sich beherrschen lassen? Wie können Menschen zum allgemeinen Besten rathen, die von der Liebe ihrer eigenen Leidenschaft sind? Meinen sie etwa, daß wir, die Statthalter der Provinzen, dem Vertheuern eines infamen Vectors mit unsern Soldaten zu Grunde gehen sollen? Laßt sie ihren

„Indulgenzen und Erlassungen Gräzen sehen, womit sie gegen diejenigen, denen wir sie versagen, so verschwenderisch sind. Niemand kann Verbrechen erlassen, ohne gegen das Ganze zu sündigen und das allgemeine Uebel durch einen Beitrag zu vermehren. Wir, ich gestehe es, hat es niemals gefallen, daß die Geheimnisse des Staats und die Regierungsgeschäfte sich unter so viele Gellagen vertheilen. Der Staatsrath reicht hin für alle; mehrere Patrioten haben Dieses längst schon im Stillen empfunden, und ich erkläre es jetzt laut. Ich erkläre, daß ich für alle Uebel, worüber Klage geführt wird, kein anderes Gegenmittel weiß, als jene beiden Rammern in dem Staatsrathe aufhören zu lassen. Dieses ist es, was man von dem Könige zu erhalten suchen muß, oder diese neue Verfassung ist wiederum ganz zwecklos und unnütz gewesen.“ Und nun theilte der Prinz dem versammelten Senate den Entwurf mit, von welchem oben die Rede war. Viglius, gegen den dieser neue Vorschlag eigentlich und am Meisten gerichtet war, und dem die Augen jetzt plötzlich geöffnet wurden, unterlag der Heftigkeit seines Verdresses. Die Gemüthsbewegung war seinem schwächlichen Körper zu stark, und man fand ihn am folgenden Morgen vom Schlage gelähmt und in Gefahr des Lebens.²

Seine Stelle übernahm Joachi in Hoyerer, aus dem geheimen Rathe zu Brüssel, ein Mann von alter Sitte und unbedeckelter Redlichkeit, des Präsidenten vertrautester und würdiger Freund. Er machte zu Gunsten der Französischen Partei noch einige Zusätze in der Ausfertigung des Gesandten, welche die Abschaffung der Inquisition und die Vereinigung der drei Curien betrafen, nicht sowohl mit Genehmigung der Regentin, als vielmehr, weil sie es nicht verbot. Als darauf Orat von Egmont von dem Präsidenten, der sich unterdessen von seinem Analle wieder erholt hatte, Abschied nahm, bat ihn dieser, ihm die Entlassung von seinem Posten aus Spanien mitzugeben. Seine Zeiten, erklärte er, seien verüber; er wolle sich, nach dem Beispiele seines Vorgängers und Freundes, Oranien, in die Stille des Privatlebens zurückziehen und dem Wandeln des Glücks anerkennen. Sein Genius warne ihn vor einer glänzenden Zukunft, womit er sich nicht gern vermengen wolle.³

Der Graf von Egmont trat im Jänner des Jahres 1565 seine Reise nach Spanien an und wurde zunächst mit einer Güte und Achtung empfangen, die Keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle ephemerischen Großen, vom Vizekönig ihres Königs besetzt oder vielmehr seiner Staatskunst getrennt, schienen ihren verführten Groll gegen den flämischen Adel ausgegossen zu haben und beeiferten sich in die Wette, ihn durch ein ungerechtes Bezeugen zu gewinnen. Alle seine Bewandlungen wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, seine Vorstellungen hierin sogar überstiegen, und während der ganzen Zeit seines vorläufigen Aufenthaltes hatte er Ursache genug, sich der Gastfreundschaft des Monarchen zu rühmen. Diese gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zu dem niederländischen Volke und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sei, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen und von der Strenge der Glaubensverordnungen etwas nachzulassen. Zu gleicher Zeit aber setzte er in Madrid eine Commission von Theologen nieder, denen die Frage aufgelegt wurde, ob es nöthig sei, den Provinzen die verlangte Religionsänderung zu bewilligen? Da die Mehrsten darunter der Meinung waren, die besondere Verfassung der Niederlande und die

¹ Van Vliet, 31, 38, 39, Buz. 97, 102.

² Van Vliet, 31, 39. Der Präsident, aus dessen Memoires ich hier Rede, erzählt, über diese Episode, daß er, Oranien, nach Spanien mit dem Vizekönig kam, um ihm und dem Vizekönig vorzustellen, daß er, Oranien, das Verbot der Inquisition für nichtig erklärte.

³ Buzand, 104.

Furcht vor einer Empörung dürfte hier wohl einen Grab von Nachsicht entschuldigen, so wurde die Frage noch bündiger wiederholt: „Er verlange nicht zu wissen,“ hieß es, „ob er es dürfe, sondern ob er es müsse?“ Als man das Letzte vernahmte, so erhob er sich von seinem Sitze und setzte vor einem Crucifixe nieder. „So bitte ich dich denn, Majestät des Allmächtigen,“ rief er aus, „daß du mich nie so tief mögest sinken lassen, ein Herr Derer zu seyn, die dich von sich stoßen!“ Und nach diesem Muster ungefähr fielen die Maßregeln aus, die er in den Niederlanden zu treffen gesonnen war. Ueber den Artikel der Religion war die Entschließung dieses Monarchen einmal für ewig gefaßt; die dringende Nothwendigkeit konnte ihn vielleicht nöthigen, bei Durchsehung der Strafbefehle weniger streng zu seyn, aber niemals, sie gesetzlich zurückzunehmen oder nur zu beschränken. Egmont stellte ihm vor, wie sehr selbst diese öffentlichen Hinrichtungen der Regier täglich ihren Anhang verstärkten, da die Beispiele ihres Muths und ihrer Treue im Tode die Zuschauer mit der tiefsten Bewunderung erfüllten und ihnen hohe Meinungen von einer Lehre erweckten, die ihre Befürworter zu Helden machen kann. Diese Vorstellung fiel bei dem Könige zwar nicht auf die Erde, aber sie wirkte etwas ganz Anderes, als damit gemeint worden war. Um diese verführerischen Ausstritte zu vermeiden und der Strenge der Edicte doch nicht dadurch zu vergeben, verfiel er auf einen Ausweg und beschloß, daß die Hinrichtungen ins Künftige — heimlich geschehen sollten. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Ehe er ihn entließ, konnte er nicht umhin, ihn über sein Vorgehen gegen Granvella zur Rechenschaft zu ziehen, wobei er insbesondere auch der Ewottliereci gedachte. Egmont bezeugte, daß das Ganze nichts als ein Tafelschertz gewesen, und nichts damit gemeint worden sey, was die Achtung gegen den Monarchen verletzte. Wüste er, daß es einem Einzigen unter ihnen einfallen wäre, etwas so Schlimmes dabei zu denken, so würde er selbst ihn vor seinen Degen fordern.¹

Bei seiner Abreise machte ihm der Monarch ein Geschenk von fünfzigtausend Gulden und fügte noch die Versicherung hinzu, daß er die Versorgung seiner Töchter über sich nehmen würde. Er erlaubte ihm ungleich, den jungen Farnese von Parma mit sich nach Brüssel zu nehmen, um der Statthalterin, seiner Mutter, dadurch eine Aufmerksamkeit zu bezeigen.² Die verstellte Sanftmuth des Königs und die Beteuerungen eines Wohlwollens für die niederländische Nation, das er nicht empfand, hintergingen die Redlichkeit des Flämänders. Glücklich durch die Glückseligkeit, die er seinem Vaterlande zu überbringen meinte, und von der es nie weiter entfernt gewesen war, verließ er Madrid über alle Erwartung zufrieden, um alle niederländische Provinzen mit dem Ruhme ihres guten Königs zu erfüllen.

Gleich die Eröffnung der königlichen Antwort im Staatsrathe zu Brüssel stimmte diese angenehmen Hoffnungen schon merklich herunter. „Dahleich sein Entschluß „in Betreff der Glaubensedicle,“ lautete sie, „fest und unwandelbar sey, und er lieber tausend Leben verlieren, als nur einen Buchstaben daran abändern wolle, so habe er doch, durch die Vorstellungen des Grafen von Egmont bewogen, auf der andern Seite keines von den gelinden Mitteln unversucht lassen wollen, wodurch das Volk vor der kegerischen Verwerbnis bewahrt und jenen unaabänderlichen Strafen entzissen werden könnte. Da er nun aus des Grafen Bericht vernommen, daß die vornehmste Ursache der bisherigen

„Glaubensirungen in der Sittenverberbnis der niederländischen Geistlichkeit, dem schlechten Unterrichte des Volks und der verwahrlosten Erziehung der Jugend zu suchen sey, so trage er ihr hiemit auf, eine besondere Commission „von drei Bischöfen und einigen der geschicktesten Theologen niederzusetzen, deren Geschäft es wäre, sich über die nöthige Reform zu berathschlagen, damit das Volk nicht fernerhin aus Aergerniß wauke oder aus Unwissenheit in den Irrthum stürze. Weil er ferner gehört, daß die öffentlichen Todesstrafen der Regier diesen „nur Gelegenheit gäben, mit einem tollkühnen Muth zu prahlen und den gemeinen Haufen durch einen Schein von Märtyrerruhm zu betören, so solle die „Commission Mittel in Vorschlag bringen, wie diesen „Hinrichtungen mehr Geheimniß zu geben und den verurtheilten Regern die Ehre ihrer Staatshaftigkeit zu entreißen sey.“ Um aber ja gewiß zu seyn, daß diese Privatsynode ihren Auftrag nicht überschreite, so verlangte er ausdrücklich, daß der Bischof von Osnabrück, ein versicherter Mann und der strengste Eiferer für den katholischen Glauben, von den committirten Räten seyn sollte. Die Verathschlagung sollte so möglich in der Stille und unter dem Scheine, als ob sie die Einführung der Tridentischen Schlüsse zum Zweck hätte, vor sich gehen; wahrscheinlich um den römischen Hof durch diese Privatsynode nicht zu beunruhigen und dem Geiste der Rebellion in den Provinzen keine Aufmunterung dadurch zu geben. Bei der Sitzung selbst sollte die Herzogin nebst einigen treugesinnnten Staatsräthen anwesend seyn, und sodann ein schriftlicher Bericht von Dem, was darin ausgemacht worden, an ihn erlassen werden. Zu ihren dringendsten Bedürfnissen schickte er ihr einweilen einiges Geld. Er machte ihr Hoffnung zu seiner persönlichen Ueberkunft; erst aber müßte der Krieg mit den Türken beendet seyn, die man eben jetzt vor Malta erwartete. Die vorgeschlagene Vermehrung des Staatsraths und die Verbindung des geheimen Raths und Finanzraths mit demselben wurde ganz mit Stillschweigen übergegangen, außer daß der Herzog von Arschot, den wir als einen eifrigen Royalisten kennen, Sitz und Stimme in dem Kegern bekam. Viglius wurde der Präsidentenstelle im geheimen Rathe zwar entlassen, mußte sie aber dessen ungeachtet noch ganzer vier Jahre fort verwalten, weil sein Nachfolger, Karl Insensacone, aus dem Genseil der niederländischen Angelegenheiten in Madrid, so lange dort zurückgehalten wurde.¹

Geschärftere Religions-Edicte. Allgemeine Widersetzung der Nation.

Egmont war kaum zurück, als geschärftere Mandate gegen die Regier, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm bereiteten, die frohen Zeitungen kügen strasten, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der Tridentischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt worden waren und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden, wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Regier untergeschrieben. „Der Graf,“ hörte man jetzt von Wilhelm dem Stillen, „ist durch spanische Künste überlistet worden. Eigenliebe und Eitelkeit haben seinen Scharfsinn geblendet; über seinem eigenen Vortheile hat er das allgemeine Beste vergessen.“ Die Falschheit des spanischen Ministeriums lag jetzt offen da; dieses unredliche Verfahren empörte die Besten im Lande. Niemand aber litt empfindlicher dabei, als Graf Egmont, der sich jetzt als das Spielwerk der spanischen Arglist erkannte

¹ Grut. VI. Hopper. 43 44 45. Stad. 101. 105 106.
² Stad. 107.

¹ Hopper. 44 46 60. Stad. 107. 131. Vito Vipl. 43. Not. 24.
Vit. Vipl. 1-5. Buisand. 103. sq. 119.

und unwissender Weise an seinem Vaterlande zum Verräther geworden war. „Diese scheinbare Güte also,“ beschwerte er sich laut und bitter, „war nichts, als ein Kunstgriff, mich dem Spotte meiner Mitbürger preiszugeben und meinen guten Namen zu Grunde zu richten. Wenn der König die Versprechungen, die er mir in Spanien gethan, auf eine solche Art zu halten gesonnen ist, so mag Andern übernehmen, wer will; ich werde durch meine Zurückziehung von Geschäften öffentlich darthun, daß ich an dieser Worthörigkeit keinen Antheil habe.“ In der That konnte das spanische Ministerium schwerlich ein schicklicheres Mittel wählen, den Credit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen ihm anbetenden Mitbürgern öffentlich als Feind, den es zum Besten gehabt hatte, zur Schau stellte.¹

Unterdessen hatte sich die Synode im folgenden Gutachten vereinigt, welches dem Könige sogleich übersendet ward: „Für den Religionsunterricht des Volks, die Sittenverbesserung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend sey bereits in den Tridentischen Schläffen so viel Sorge getragen worden, daß es jetzt nur darauf ankomme, diese Schläffen in die schnellste Erfüllung zu bringen. Die kaiserlichen Edicte gegen die Reges dürfen durchaus keine Veränderung leiden; doch könne man den Gerichtshöfen in geheim zu verstehen geben, nur die hartnäckigen Reges und ihre Prediger mit dem Tode zu bestrafen, zwischen den Secten selbst einen Unterschied zu machen und dabei auf Alter, Rang, Geschlecht und Gemüthscharakter der angeklagten Personen zu achten. Wenn es an Dem wäre, daß öffentliche Einrichtungen den Aemtern noch mehr in Alarmen setzten, so würde vielmehr die unbedenkliche, weniger in die Augen fallende und doch nicht minder harte Strafe der Galeere am Angemessensten seyn, diese hohen Meinungen von Mächtigern beantragen zu lassen. Vergehungen des Fleißen Mißwillens, der Neugierde und des Leichtsinns könnte man durch Geldstrafen, Excommunication oder auch durch Verbannung abenden.“²

Während das unter diesen Veranschlagungen, die nun erst nach Madrid geschickt und von da wieder zurück erwartet werden mußten, wenig die Zeit verstrich, ruhten die Proceduren gegen die Sectirer oder wurden zum Wenigsten sehr schüchtern geführt. Seit der Vertreibung des Ministers Granvella hatte die Anarchie, welche in den ehern Curien herrschte und sich von da durch die Provincialgerichte vertheilte, verbunden mit den wildern Religionsäuführungen des Volks, den Muth der Secten erhoben und der Beschränkung ihrer Rechte freies Spiel gelassen. Die Inquisitionenrichter waren durch die schlechte Unterthügung des weltlichen Armes, der an mehreren Orten ihre Schlachtopfer offenbar in Schutz nahm, in Verachtung gekommen. Der katholische Theil der Nation hatte sich von den Schläffen der Tridentischen Kirchenversammlung, so wie von Camerlans Gefanenschaft nach Spanien, große Erwartungen gemacht, welche Letztere durch die eifrigen Nachrichten, die der Graf zurückgebracht und in der Richtigkeit seines Hergens zu verbreiten nicht unterlassen hatte, gerechtfertigt zu seyn schienen. Je mehr man die Härten von der Strenge der Glaubensproceduren entwehrt hatte, desto schmerzhafter mußte eine plötzliche und gewaltthätige Erneuerung derselben empfunden werden. Unter diesen Umständen langte das königliche Schreiben aus Spanien an, worin das Gutachten der Bischöfe und die letzte Anfrage der Oberkammer beantwortet wurde.

„Was die eine Auslegung auch der Graf von Comont,“ lautete sie, „den mündlichen Aeußerungen des Königs gegen habe, so wäre ihm nie, auch nicht einmal

von Weitem, in den Sinn gekommen, nur das Mindeste an den Strafbefehlen zu ändern, die der Kaiser, sein Vater, schon vor fünf und dreißig Jahren in den Provinzen aufgeschrieben habe. Diese Edicte, befahle er also, sollen fortan auf das Strengste gehandhabt werden, die Inquisition von dem weltlichen Arme die thätigste Unterstützung erhalten, und die Schläffen der Tridentischen Kirchenversammlung unwiderruflich und unbedingt in allen Provinzen seiner Niederlande gelten. Das Gutachten der Bischöfe und Theologen billige er vollkommen bis auf die Milde, welche sie darin in Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Charakter der Individuen vorge schlagen, indem er dafür halte, daß es seinen Edicten gar nicht an Mäßigung fehle. Dem schlechten Eifer und der Treulosigkeit der Richter allein sey die Fortschritte zuzuschreiben, welche die Kegeri bis jetzt in dem Lande gemacht. Welcher von diesen es also künftig an Eifer würde ermanqeln lassen, müsse seines Amtes entsetzt, und ein besserer an seinen Platz gestellt werden. Die Inquisition solle, ohne Rücksicht auf etwas Menschliches, fei, furchtlos und von Leidenschaft frei ihren Weg wandeln und weder vor sich noch hinter sich schauen. Er genehmige Alles, sie möge so weit gehen, als sie wolle, wenn sie nur das Aergerniß vermeide.“³

Dieser königliche Brief, dem die Spanische Partei alle nachherige Leiden der Niederlande zugeschrieben hat, verursachte die heftigsten Bewegungen unter den Staatsrathen, und die Aeußerungen, welche ihnen zufällig oder mit Absicht in Gesellschaft darüber entfielen, warfen den Schrecken unter das Volk. Die Angst der spanischen Inquisition kam erneuert zurück, und mit ihr sah man schon die ganze Verfassung zusammenstürzen. Schon hörte man Gefängnisse manern, Ketten und Galeeren schmieden und Scherbenhaufen zusammentragen. Alle Gesellschaften und mit diesen Gesprächen erfüllt, und die Angst hielt sie nicht mehr im Zaum. So wurden Schritten an die Häuser der Geceln geschlagen, worin man sie, wie ehemals dem heiligen Bratus, aufbereitete, die sterbende Freiheit zu retten. Verurtheilte Vasallen erschienen gegen die neuen Bischöfe, Kettenfesseln, wie man sie nannte, die Kleriker wurde in Komödien verpörrt, und die Verurtheilte von Allen so wenig, als den römischen Zahl.⁴

Ungeachtet von diesen Gerüchten, läßt die Regierung alle Staatsräthe und Rätter zusammenrufen, um sich zu Verbalten in dieser möglichen Lage von ihnen bestimmen zu lassen. Die Meinungen waren verschieden, und keine der Streit. Ungewiß wurden durch und Politik wagerte man, einen Schritt zu fassen, bis der Graf Fugius zuletzt aufstand und durch sein Rathsel die ganze Versammlung überraschte. — „Jetzt,“ sagte er, „kann man gar nicht daran denken, die königliche Verurtheilung zu machen, ehe man den Monarchen auf den Vorschlag vorbereitet habe, den sie jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach fünden würde; vielmehr müsse man die Inquisitionenrichter anhalten, ihre Gewalt ja nicht zu missbrauchen und ja ohne Härte zu verfahren.“ Aber noch mehr erkannte man, als der Prinz von Trauten jetzt auftrat und diese Meinung bekämpfte. „Der Wille des Königs,“ sagte er, „sey zu klar und zu bestimmt vorgetragen, daß auch zu viele Deliberationen überflüssig, als daß man es noch weiterhin wagen könnte, mit seiner Vollstreckung zurückzuhalten, ohne den Vorwurf der sträflichsten Halsstarrigkeit auf sich zu laden.“ — „Denk ich auf mich,“ fiel ihm Viglius in die Rede. „Ich stelle mich seiner Ungnade entgegen. Wenn wir ihm die Ruhe seiner Niederlande damit erkaufen, so wird uns diese Widersegligkeit endlich noch bei ihm Dank

¹ Strada 113.² Hopper 49. 50. Burgund 110. 111.³ Inquisitionenrichter, die in Spanien, Rom und anderswo sich befinden.⁴ Strada 113. Hopper 49. 50. Burgund 110. 111.⁵ Strada 113. Hopper 49. 50. Burgund 110. 111.

„erwerben.“ Schon fing die Regentin an, zu dieser Meinung hinüber zu wanden, als sich der Prinz mit Festigkeit dagegen warf. „Was,“ fiel er ein, „was haben die vielen Vorstellungen, die wir ihm gethan, die vielen Briefe, die wir an ihn geschrieben, was hat die Gesandtschaft ausgerichtet, die wir noch kürzlich an ihn gesendet haben? Nichts — was erwarten wir also noch? Wollen wir, seine Staatsräthe, allein seinen ganzen Unwillen auf uns laden, um ihm auf unsere Gefahr einen Dienst zu leisten, den er uns niemals danken wird?“ Unentschlossen und ungewiß schweigt die ganze Versammlung; Niemand hat Muth genug, dieser Meinung beizupflichten, und eben so wenig, sie zu widerlegen; aber der Prinz hat die natürliche Durchsichtigkeit der Regentin zu seinem Vortheile gerufen, die ihr jede Wahl unter sagt. Die Folgen ihres unglücklichen Gehorsams werden in die Augen leuchten — womit aber, wenn sie so glücklich ist, diese Folgen durch einen weissen Ungehorsam zu verhüten, womit wird sich beweisen lassen, daß sie dieselben wirklich zu fürchten gehabt habe? Sie erwählt also von beiden Rathschlägen den traurigsten; es geschehe daraus, was wolle, die königliche Verordnung wird der Bekanntmachung übergeben. Diesmal siegte also die Daction, und der einzige herzhafte Freund der Regierung, der, seinem Monarchen zu dienen, ihm zu mißfälligen Muth hatte, war aus dem Felde geschlagen.¹ Diese Sitzung machte der Ruhe der Oberstatthalterin ein Ende; von diesem Tage an zählen die Niederlande alle Stürme, die ohne Unterbrechung von nun an in ihrem Innern gewüthet haben. Als die Räte auseinander gingen, sagte der Prinz von Oranien zu einem, der zunächst bei ihm stand: „Nun,“ sagte er, „wird man uns bald ein großes Trauerspiel geben.“²

Es erging also ein Edict an alle Statthalter der Provinzen, worin ihnen befohlen war, die Placate des Kaisers, wie diejenigen, welche unter der jetzigen Regierung gegen die Regier ausgehrieben worden, die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung, wie die der neulich gehaltenen bischöflichen Synode, in die genaueste Ausübung zu bringen, der Inquisition hülfreiche Hand zu

leisten und die ihnen untergebenen Obrigkeiten ebenfalls aufs Nachdrücklichste dazu anzuhalten. Zu dem Ende sollte ein Jeder aus dem ihm untergeordneten Rathe einen tüchtigen Mann anstellen, der die Provinzen fleißig durchreise und strenge Untersuchungen anstelle, ob den gegebenen Verordnungen von den Unterbeamten die gehörige Folge geleistet werde, und dann jeden dritten Monat einen genauen Bericht davon in die Residenz einschieben. Den Erzbischöfen und Bischöfen wurde eine Abschrift der Tridentinischen Schlüsse nach dem spanischen Original zu gesendet, mit dem Verzeuten, daß, im Falle sie den Beistand der weltlichen Macht brauchten, ihnen die Statthalter ihrer Diöcesen mit Truppen zu Gebote stehen sollten; es sey denn, daß sie diese lieber von der Oberstatthalterin selbst annehmen wollten. Gegen diese Schlüsse gelte kein Privilegium; der König wolle und befehle, daß den besondern Territorialgerechtigkeiten der Provinzen und Städte durch ihre Vollstreckung nichts benommen seyn sollte.³

Diese Mandate, welche in jeder Stadt öffentlich durch den Herold verlesen wurden, machten eine Wirkung auf das Volk, welche die Furcht des Präsidenten Viglius und die Hoffnungen des Prinzen von Oranien aufs Vollkommenste rechtfertigte. Weinade alle Statthalter weigerten sich, ihnen Folge zu leisten, und drohten abzu danken, wenn man ihren Gehorsam würde erzwingen wollen. „Die Verordnung,“ schrieben sie zurück, „sey auf eine ganz falsche Angabe der Sectirer gegründet.“⁴ — „Die Gerechtigkeit entsehe sich vor der ungeheuren Menge der Opfer, die sich täglich unter ihren Händen häuften; 50 und 60,000 Menschen aus ihren Dürften in den Flammen unterkommen zu lassen, sey kein Antrag für sie.“ Gegen die Tridentinischen Schlüsse erklärte sich besonders die niedere Geistlichkeit, deren Unwissenheit und Sittenverderbnis in diesen Schlüssen aufs Grausamste angegriffen war, und die noch außerdem mit einer so verhassten Reform berecht wurde. Sie brachte jetzt ihrem Privatnutzen das höchste Interesse ihrer Kirche zum Opfer, griff die Schlüsse und das ganze Concilium mit bitteren Schmähungen an und streute den Samen des Aufruhrs in die Gemüther. Dasselbe Geschrei kam jetzt wieder zurück, welches ehemals die Mönche gegen die neuen Bischöfe erhoben hatten. Dem Erzbischof von Cambray gelang es endlich, die Schlüsse, doch nicht ohne vielen Widerstand, abkündigen zu lassen. Mehr Mühe kostete es in Mecheln und Utrecht, wo die Erzbischöfe mit ihrer Geizlichkeit zerfallen waren, die, wie man sie beschuldigte, lieber die ganze Kirche an den Rand des Untergangs führen, als sich einer Sittenverbesserung unterziehen wollten.⁵

Unter den Provinzen regte sich Brabants Stimme am Lautesten. Die Stände dieser Landschaft brachten ihr großes Privilegium wieder in Bewegung, nach welchem es nicht erlaubt war, einen Eingebornen vor einen fremden Gerichtshof zu ziehen. Sie sprachen laut von dem Eide, den der König auf ihre Statuten geschworen, und von den Bedingungen, unter welchen sie ihm Unterwerfung gelobt. Löwen, Antwerpen, Brüssel und Herogenbosch protestirten feierlich in einer eigenen Schrift, die sie an die Oberstatthalterin einschieden.⁶ Diese, immer ungewiß, immer zwischen allen Parteien her- und hinüberwankend,

¹ Burg. 123. 124. Meteren. 76. Vit. Vigl. 13.

² Die Geschichtschreiber der spanischen Väter haben nicht verabsäumt, Oranien's Verträge in dieser Sitzung ganz im jungen zu lagern und mit diesem Beweise von Unentschieden über seinen Charakter zu triumphiren. Er, sagen sie, hat im ganzen höchsten Lauf der Dinge die Weisheit des Hofes mit Worten und Thaten beschritten. Ist es so lange, sich noch mit einem Grunde furchen ließ, daß sie zurückgeben mochten, tritt jetzt zum ersten Male auf diesen Erde, da eine gewöhnliche Ausübung seiner Befehle ihm vortheilhaft der Thron zum Nachtheil gereichen wird. Um den König zu überzeugen, wie viel er gethan, daß er seine Warnungen in den Wind geschlagen, um sich rühmen zu können: Das hat sich vorher gesagt, regt er das Wohl seiner Nation aufs Spiel, für welches allein er doch die jetzt gelappt haben wollte. Der ganze Zusammenhang seines so tragenden Vertragens erweist, daß er die Durchführung der Edicte für ein Uebel gehalten, gleichwohl wird er jetzt auf einmal seinen Überzeugungen untreu und folgt einem entgegengelegten Plane, obgleich auf Seiten der Nation alle Gründe fortbauen, die ihm den ersten vorgeschrieben; und bloß deswegen thut er Diefes, weil die Folgen jetzt anders auf den König fallen. Also ist es ja am Tage, haben seine Gegner fort, daß das Volk seines Volles weniger Gewalt über ihn hat, als sein schlimmer Wille gegen den König. Und seinen Has gegen diesen zu bestreiden, kommt es ihm nicht darauf an, jene mit auszuheilen.

Aber ist es dann an dem, daß er die Nation durch Beförderung dieser Edicte ausheilt? oder, bestimmet er zu reden, bringt er die Edicte zur Vollstreckung, wenn er auf ihre Bekanntmachung dringt? Laßt sich nicht im Urtheile mit weit mehr Wahrscheinlichkeit denken, daß er jene allein durch diese hinterreden kann? Die Nation ist in Ordnung, und die ephigen Parteien werden, aller Vermuthung nach (obwohl furcht es nicht Arglist selbst), einen Widerstand tagen äußern, der den König zum Nachgeben zwingen muß. Jetzt, sagt Oranien, hat meine Nation die nothige Schwermuth, um mit Unrecht gegen die Kennen zu kämpfen. Verlaume ich diesen Zeitpunkt, so wird diese Letzt. Nicht haben, durch geheime Negotiationen und Kanäle zu erreichen, was die durch offene Gewalt mißlang. Die muß das falsche Ziel, nur mit mehr Bewusstsein und Schwere, verfolgen; aber die Excommunication abzuheben, was meine Nation zu einem Zweck vereinigen, zu einem hohen Schritte fähigere kann. Also ist es klar, daß der Prinz nur seine Sprache in Rücksicht auf den König verändert, in Rücksicht auf das Volk aber mit seinem ganzen vorhergehenden Vertragen sehr unvereinbar gehandelt hat. Und welche Pflichten kann er gegen den König haben, die von Dem, was er der Republik schuldig ist, verschieden sind? Soll er eine Gewaltthatigkeit gerade in dem Augenblicke verhindern, wo sie ihren Uebel der Krone wird? Handelt er gut an seinem Vaterlande, wenn er den Unterdrückten derselben eine Überzeugung ertheilt, durch die solches allein seinem unvermeidlichen Schicksale entziehen kann?

³ Strada, 114. Hopper. 53. 54. Burg. 113. Meteren. 76. 77. G. ot. 18.

⁴ Die Anzahl der Räte, welche die Rede von neuen Andalten der Unterdrückung, von Unterdrückung der Inquisitionsgesetze u. s. w. mußte der Anhang der Protestanten zahlreich und ununterbrochen sein. Wer dergleichen die Rede von Nachgiebigkeit gegen sie, von Bedingungen in ihrem Willen, so waren sie wieder in so geringer Anzahl vorhanden, daß es der Mühe nicht verlohnte, um ihnen wegen schlechten Raths willen eine Verurteilung anzujagen.

⁵ Hopper. 53. 62. Strada. 115. Burg. 113. Meteren. 76. 77.

⁶ Hopper. 63. 64.

zu muthlos, dem Könige zu gehorchen, und noch viel muthloser, ihm nicht zu gehorchen, läßt neue Sitzungen halten, hört dafür und dawider stimmen und tritt zuletzt immer derjenigen Meinung bei, die für sie die allermühseligste ist. Man will sich von Neuem an den König nach Spanien wenden; man hält gleich darauf dieses Mittel für viel zu langsam; die Gefahr ist dringend, man muß dem Ungestüm nachgeben und die königliche Verordnung aus eigener Macht den Umständen anpassen. Die Statthalterin läßt endlich die Annalen von Brabant durchsuchen, um in der Instruction des ersten Inquisitors, den Karl der Fünfte der Provinz vorgesetzt hatte, eine Vorschrift für den jetzigen Fall zu finden. Diese Instruction ist derjenigen nicht gleich, welche jetzt gegeben worden; aber der König hat sich ja erklärt, daß er keine Neuerungen einführe: also ist es erlaubt, die neuen Placate mit jenen alten Verordnungen auszugleichen. Diese Auskunft that zwar den hohen Forderungen der brabantischen Stände kein Genüge, die es auf die völlige Aufhebung der Inquisition angelegt hatten, aber den andern Provinzen gab sie das Signal zu ähnlichen Protestationen und gleich taffem Widerstande. Ohne der Herzogin Zeit zu lassen, sich darüber zu bestimmen, entließen sie eigenmächtig der Inquisition ihren Gehorsam und ihre Hülfsleistung. Die Glaubensrichter, noch kürzlich erst durch einen ausdrücklichen Befehl zu strenger Unterthänigkeit aufgerufen, sehen sich auf einmal wieder vom weltlichen Arme verlassen, alles Ansehens und aller Unterstützung beraubt, und erhalten auf ihre Klagen am Hofe nur leere Worte zum Bescheid. Die Statthalterin, um alle Theile zu befriedigen, hatte es mit allen ver-
dorben.¹

Während das Dieses zwischen dem Hofe, den Curien und den Ständen geschah, durchlief ein allgemeiner Geist des Auftrubs das Volk. Man sang an, die Rechte des Unterthanen hervorzuheben und die Gewalt der Könige zu prüfen. „So klüßmüßig wären die Niederländer nicht,“ hört man Viele und nicht sehr heimlich sagen, „daß sie nicht recht gut wissen sollten, was der Unterthan dem Herrn, und der Herr dem Unterthan schuldig sey, und daß man noch wohl Mittel würde ausfinden können, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wenn es auch jetzt noch keinen Ansehn dann habe.“ In Antwerpen fand man sogar an mehreren Orten eine Schrift angeschlagen, worin der Statthalter aufgefordert war: den König von Spanien, weil er seinen Eid gebrochen und die Freiheiten des Landes verlegt hätte, bei dem Kammergerichte zu zweyer zu verklagen, da Brabant, als ein Theil des burgundischen Reichs, in dem Religionsstriege von Passau und Augsburg mitbegriffen sey. Die Calvinisten stellten um eben diese Zeit ihr Glaubensbekenntniß an das Licht und erklärten in einer Vorrede, die an den König gerichtet war, daß sie, ob sie gleich gegen hunderttausend Mann stark waren, dennoch sich ruhig verhielten und alle Landesanlagen gleich den Uebrigen trügen; woraus erhelle, sehten sie hinzu, daß sie keinen Anspruch im Schilde führten. Man freut freie, jährliche Schriften ins Publicum, die die spandische Pranke mit den gefährlichsten Karben malen, die Nation an ihre Privilegien und gelegentlich auch an ihre Kräfte erinnern.²

Die Kragerührungen Philipps gegen die Pforte, wie die, welche Cäsar, Herzog von Brabant, um eben diese Zeit (Nemands wußte, zu welchem Ende) in

der Nachbarschaft machte, trugen mit dazu bei, den allgemeinen Verdacht zu bestärken, als ob die Inquisition den Niederlanden mit Gewalt aufgebracht werden sollte. Viele von den angesehensten Kaufleuten sprachen schon laut davon, sie wollten ihre Häuser und Güter verlassen, um die Freiheit, die ihnen hier entrisen würde, in einer andern Weltgegend aufzusuchen; Andere sahen sich nach einem Anführer um und ließen sich Winke von gewaltthätiger Widersehung und fremder Hülfe entfallen.³

Um in dieser drangvollen Lage vollends noch unberathen und ohne Stütze zu seyn, mußte die Statthalterin auch von dem Einzigen noch verlassen werden, der ihr jetzt unentbehrlich war, und der mit dazu beigetragen hatte, sie in diese Lage zu führen. „Ohne einen Bürgerkrieg zu entzünden,“ schrieb ihr Wilhelm von Oranien, „sey es jetzt schlechterdings unmöglich, den Reichthümern des Königs nachzukommen. Würde aber dennoch darauf bestanden, so müsse er bitten, seine Stelle mit einem Andern zu besetzen, der den Absichten Seiner Majestät mehr entspreche und mehr als er über die Gemüther der Nation vermöchte. Der Eifer, den er bei jeder andern Gelegenheit im Dienste der Krone bewiesen, werde, wie er hoffe, seinen jetzigen Schritt jeder schlimmen Auslegung sicher stellen: denn so, wie nunmehr die Sachen ständen, bleibe ihm keine andere Wahl, als entweder dem Könige unangehörig zu seyn, oder seinem Vaterlande und sich selbst zum Nachtheile zu handeln.“ Von dieser Zeit an trat Wilhelm von Oranien aus dem Staube, um sich in seine Stadt Brüssel zu begeben, wo er in beobachtender Stille, doch schwerlich ganz müßig, der Entwicklung entgegen sah. Seinem Beispieler folgte der Graf von Hoern: nur Gynmont, immer ungewis zwischen der Republik und dem Throne, immer in dem eiteln Versuche sich abarbeitend, den guten Bürger mit dem gebermsamen Unterthan zu vereinen, Gynmont, dem die Gnade des Monarchen weniger entbehrlich und also auch weniger gleichgültig war, konnte es nicht von sich erlassen, die Saaten seines Glücks zu verlassen, die an dem Hofe der Regentin jetzt eben in voller Blüthe standen. Die Entfernung des jungen von Oranien, dem die Noth sowohl, als sein überlegener Verstand allen den Einfluß auf die Regentin gegeben, der großen Weisheit bei kleinen Zielen mitzugeben kann, hatte in der Vertrauen eine Lücke gerissen, von welcher Graf Gynmont, vermöge einer Symmetrie, die zwischen der Feinheit und quibereitigen Schwärze sehr leicht gestrichet wird, einen unumschränkten Vorrath nahm. Da sie eben so sehr fürchtete, durch ein abschließendes Vertrauen in die Anhänger der Krone das Volk aufzubringen, als sie bange war, dem Könige durch ein zu enges Verhältniß mit den erklärten Feinden der Reaction zu mißfallen, so konnte sich ihrem Vorworte jetzt schwerlich ein besserer Gegenstand anbieten, als eben Graf von Gynmont, von dem es eigentlich nicht so recht ausgemacht war, welcher von beiden Parteien er angehörte.

Drittes Buch.

Verschwörung des Adels.

(1565.) Bis jetzt, scheint es, war die allgemeine Ruhe der aufrichtige Wunsch des Prinzen von Oranien, der Grafen von Gynmont und Hoern und ihrer Freunde gewesen. Der wahre Verstand des Königs, ihres Herrn, hatte sie eben so sehr, als das allgemeine Volk geleitet; ihre Bestrebungen wenigstens

1 Vgl. 1. Hopper 61. 62. Strad. 117. 118. Burg. 130. 131.
2 Ein Brief, worin dem Könige eine Zahl von 3000 solcher Schreiben
3 Ein merkwürdiges, was für eine große Rolle die Pub-

geleitet
zu
den
bei
der
geht

Einmaligkeiten.

Leidige

1 Hopper 61. 62. Strad. 117. 118. Meinen. 77. 8. 10. 11.
111. 112.
2 Hopper 67.

und ihre Handlungen hatten eben so wenig mit jenem, als mit diesem gestritten. Es war noch nichts geschehen, was sich nicht mit der Treue gegen ihren Fürsten vertrug, was ihre Absichten verdächtig machte oder den Geist der Empörung bei ihnen wahrnehmen ließ. Was sie gethan hatten, hatten sie als verpflichtete Glieder eines Staats gethan, als Stellvertreter und Sprecher der Nation, als Rathgeber des Königs, als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre. Die Waffen, mit denen sie die Annahmen des Hofes bestritten, waren Vorstellungen, beschreibende Klagen, Bitten gewesen. Nie hatten sie sich von dem gerechtesten Eifer für ihre gute Sache so weit hinreißn lassen, die Klugheit und Mäßigung zu verleugnen, welche von der Parteilucht sonst so leicht übertreten werden. Nicht alle Edeln der Republik hörten diese Stimmen der Klugheit, nicht alle verharren in diesen Gränzen der Mäßigung.

Während dem, daß man im Staatsrathe die große Frage abhandelte, ob die Nation elend werden sollte oder nicht, während daß ihre beeidigten Sachwalter alle Gründe der Vernunft und der Willigkeit zu ihrem Beistande aufboten, der Bürgerstand und das Volk aber in eiteln Klagen, Drohungen und Verwünschungen sich Luft machten, setzte sich ein Theil der Nation in Fandlung, der unter allen am Wenigsten dazu aufgefordert schien, und auf den man am Wenigsten geachtet hatte. Man rufe sich jene Classe des Adels ins Gedächtnis zurück, von welcher oben gesagt werden, daß Philipp bei seinem Regierungsantritt nicht für nöthig erachtet habe, sich ihrer Dienste und Bedürfnisse zu erinnern. Bei Weitem der größte Theil derselben hatte, einer weit dringenderen Ursache als der bloßen Ehre wegen, auf Beförderung gewartet. Viele unter ihnen waren auf Wegen, die wir oben angeführt haben, tief in Schulden versunken, aus denen sie sich durch eigene Hülfe nicht mehr emporzarbeiten hoffen konnten. Dadurch, daß Philipp sie bei der Stellenbesetzung überging, hatte er etwas noch weit Schlimmeres, als ihren Stolz, bekräftigt; in diesen Bettlern hatte er sich eben so viele müßige Aufseher und unbarmherzige Richter seiner Thaten, eben so viele schadensfrohe Sammler und Verschleger der Neuheit ergogen. Da mit ihrem Wohlstande ihr Hochmuth sie nicht zugleich verließ, so wucherten sie jetzt nothgedrungen mit dem einzigen Capitale, das nicht zu veräußern gewesen war, mit ihrem Adel und mit der republikanischen Wichtigkeit ihrer Namen und brachten eine Wüthe in Umlauf, die nur in einem solchen Zeitlauf, oder in keinem, für gute Zahlung gelten konnte, ihr Protection. Mit einem Selbstgefühl, dem sie um so mehr Raum gaben, weil es noch ihre einzige Habe war, betrachteten sie sich jetzt als die bedeutende Mittelmacht zwischen dem Souverain und dem Bürger und glaubten sich berufen, der bedrängten Republik, die mit Ungeduld auf sie, als auf ihre letzte Stütze, wartete, zu Hülfe zu eilen. Diese Idee war nur in so weit lächerlich, als ihr Eigendünkel daran Antheil hatte; aber die Vortheile, die sie von dieser Meinung zu ziehen wußten, waren gründlich genug. Die protestantischen Kaufleute, in deren Händen ein großer Theil des niederländischen Reichthums sich befand, und welche die unangesehene Uebung ihrer Religion für keinen Preis zu theuer erkaufen zu können glaubten, veräußerten nicht, den einzig möglichen Gebrauch von dieser Volkssclasse zu machen, die müßig am Markte stand, und welche Niemand geduldet hatte. Eben diese Menschen, auf welche sie zu jeder andern Zeit vielleicht mit dem Stolge des Reichthums würden herabgesehen haben, konnten ihnen nunmehr durch ihre Anzahl, ihre Herrschafftigkeit, ihren Credit bei der Menge, durch ihren Groll gegen die Regierung, ja, durch ihren

Vettersstolz selbst und ihre Verzweiflung sehr gute Dienste leisten. Aus diesem Grunde ließen sie sich's auf das Eifrigste angelegen seyn, sich genau an sie anzuschließen, die Gefinnungen des Aufzuehrs sorgfältig bei ihnen zu nähren, diese hohen Meinungen von ihrem Selbst in ihnen rege zu erhalten und, was das Wichtigste war, durch eine wohlangebrachte Selbsthilfe und schimmernde Versprechungen ihre Armuth zu dingen.¹ Wenige darunter waren so ganz unwichtig, daß sie nicht, wie es auch nur durch Verwandtschaft mit Hühnern, einigen Einfluß besaßen, und Alle zusammen, wenn es glückte sie zu vereinigen, konnten eine fürchterliche Stimme gegen die Krone erheben. Viele darunter zählten sich selbst schon zu der neuen Secte oder waren ihr doch im Stillen gewogen; aber auch Diejenigen unter ihnen, welche eifrig factisch waren, hatten politische oder Privatgründe genug, sich gegen die Aristocratischen Schlüsse und die Transition zu erklären. Alle endlich waren durch ihre Eitelkeit allein schon angefordert genug, den einzigen Moment nicht vorbeizuschwinden zu lassen, in welchem sie möglicherweise in der Uebung etwas vorstellen konnten.

Aber so viel sich von einer Vereinnigung dieser Menschen versprochen ließ, so grundlos und lächerlich wäre es gewesen, irgend eine Hoffnung auf einen Ein-
gelenk unter ihnen zu gründen; und es war nicht so
gar leicht, diese Vereinigung zu stiften. Sie nur mit
einander zusammenzubringen, mußten sich ungewöh-
nliche Zufälle ins Mittel schlagen, und glücklicherweise
sahen sich diese. Die Weimühlungsfeier des Herrn
Montigny, eines von den niederländischen Siegen,
wie auch die des Prinzen Alexander von Parma,
welche um diese Zeit in Brüssel vor sich gingen, ver-
sammelten einen großen Theil des niederländischen
Adels in dieser Stadt. Verwandte fanden sich bei dieser
Gelegenheit zu Verwandten; neue Freundschaften wur-
den geschlossen, und alte erneuert; die allgemeine Noth
des Landes in das Gespräch, Wein und Fröhllichkeit
schließen Mund und Herzen auf, es fallen Winke von
Verbüderung, von einem Bunde mit fremden Mächten.
Diese zufälligen Zusammenkünfte bringen bald absicht-
liche hervor; aus öffentlichen Geiräthen werden ge-
heime. Es muß sich fügen, daß um diese Zeit zwei
deutsche Parene, ein Graf von Holle und von
Schwarzenberg, in den Niederlanden verweilen,
welche nicht unterlassen, hohe Erwartungen von nach-
barlichem Beistande zu erwecken.² Schon einige Zeit
vorher hatte Graf Ludwig von Nassau gleiche An-
gelegenheiten persönlich an verschiedenen deutschen Hö-
fen betrieben.³ Einige wollen sogar geheime Ge-
schäftsträger des Admirals Golligny um diese Zeit in
Brabant gesehen haben, welches aber billig noch be-
zweifelt wird.

Wenn ein politischer Augenblick dem Versuche einer
Neuerung günstig war, so war es dieser. Ein Weib
am Muth der Staats; die Provinzialhalter verdres-
sen und zur Nachsicht geneigt; einige Staateräthe gang
außer Wirksamkeit; keine Armee in den Provinzen;
die wenigen Truppen schon längst über die zurückge-
haltene Zahlung schwierig und zu oft schon durch
falsche Versprechungen betrogen, um sich durch neue
locken zu lassen; diese Truppen noch außerdem von
Officieren angeführt, welche die Inquisition von Her-
zen verachteten und erdört haben würden, nur das
Schwert für sie zu beben; kein Geld im Schatz, um
geschwind genug neue Truppen zu werben, und eben

1 Strada. 52.

2 Burg. 130 Hopper. 67 68

3 Und umfaßt von aus der Prinz von Danie nicht so plötz-
lich und ohne Erwenden, von der der semich. Denigman im
Kranke eingehenden Eine Zusammenkunft in vieler deutigen Barben
müßte eine Negotiation sehr begünstigen. Sinda, Mö-

so wenig, um auswärtige zu mieten. Der Hof zu Brüssel, wie die drei Rathöverfassungen, durch innere Zwietracht getheilt und durch Sittenlosigkeit verdorben; die Regentin ohne Vollmacht, und der König weit entlegen; sein Anhang gering in den Provinzen, unsicher und nutzlos; die Faction zahlreich und mächtig; zwei Drittheile des Volks gegen das Papstthum aufgeregt und nach Veränderung lüstern — welche unglückliche Blöße der Regierung, und wie viel unglücklicher noch, daß diese Blöße von ihren Feinden so gut gekannt war.¹

Noch fehlte es, so viele Köpfe zweckmäßig zu verbinden, an einem Anführer und an einigen bedeutenden Namen, um ihrem Beginnen in der Republik ein Gewicht zu geben. Beides fand sich in dem Grafen Ludwig von Nassau und Heinrich Frederode, Beide aus dem vornehmsten Adel des Landes, die sich freiwillig an die Spitze der Unternehmung stellten. Ludwig von Nassau, des Prinzen von Oranien Bruder, vereinigte viele glänzende Eigenschaften, die ihn würdig machten, auf einer so wichtigen Bühne zu erscheinen. In Genf, wo er studierte, hatte er den Haß gegen die Hierarchie und die Liebe zu der neuen Religion eingegeben und bei seiner Zurückkunft nicht veräumt, diesen Grundsätzen in seinem Vaterlande Anhänger zu werben. Der republikanische Schwung, den sein Geist in eben dieser Schule genommen, unterhielt in ihm einen brennenden Haß gegen Alles, was spanisch hieß, der jede seiner Handlungen befeelte und ihn auch nur mit seinem letzten Athem verließ. Papstthum und spanisches Regiment waren in seinem Gemüthe nur ein einziger Gegenstand, wie es sich auch in der That verhielt, und der Abscheu, den er vor dem Einen hegte, half seinen Widerwillen gegen das Andere verdrängen. So sehr beide Wüster in ihrer Reizung und Abneigung übereinstimmten, so ungleich waren die Wege, auf welchen sie Beides befriedigten. Dem jüngeren Bruder erlaubte das heftige Blut des Temperaments und der Jugend die Räumungen nicht, durch welche sich der Ältere zu seinem Ziele wand. Ein kalter gelassener Blick führte diesen langsam, aber sicher zum Ziele; eine geschmeidige Klugheit unterwarf ihm die Dinge; durch ein tollkühnes Ungestüm, das Alles vor ihm her niederwarf, zwang der Andere zu weilen das Glück und beschleunigte noch öfter das Unglück. Daraus war Wilhelm ein Feldherr, und Ludwig nie mehr, als ein Abenteuerer, ein unverlässiger nerviger Arm, wenn ein weiser Kopf ihn regierte. Ludwigs Handelschlag galt für ewig; seine Verbindungen dauerten jedeswedes Schicksal aus, weil sie im Drange der Noth geknüpft waren, und weil das Unglück fester bindet, als die leichtsinnige Freude. Seinen Bruder liebte er, wie seine Sache, und für diese ist er gestorben.

Heinrich von Frederode, Herr von Blane und Burggraf von Utrecht, leitete seinen Ursprung von den alten holländischen Grafen ab, welche diese Provinz ehemals als souveräne Fürsten beherrscht hatten. Ein so wichtiger Titel machte ihn einem Adel theuer, unter welchem das Andenken seiner vormanigen Herren noch unvergessen lebte und um so werthvoller gehalten wurde, je weniger man bei der Veränderung gewonnen zu haben fühlte. Dieser angeerbte Glanz kam dem Eigendünkel eines Mannes zu Statte, der den Ruhm seiner Vorfahren stets auf der Junge trug und um so lieber unter den verfallenen Trümmern der vorigen Herrlichkeit wandelte, je trostloser der Blick war, den er auf seinen jetzigen Zustand warf. Von allen Tugenden und Bedenkungen ausgeschlossen, weyn ihm die hohe

Meinung von sich selbst und der Adel seines Geschlechts einen gegrübelten Anspruch zu geben schien (eine Schwadron leichter Reiter war Alles, was man ihm anvertraute), haßte er die Regierung und erlaubte sich, ihre Maßregeln mit verworrenen Schmähungen anzugreifen. Dadurch gewann er sich das Volk. Auch er begünstigte im Stillen das evangelische Bekenntniß; weniger aber, weil seine bessere Ueberzeugung dafür entschied, als überhaupt nur, weil es ein Abfall war. Er hatte mehr Mundwerk, als Veredsamkeit, und mehr Dreifigkeit, als Muth; herzhast war er, doch mehr, weil er nicht an Gefahr glaubte, als weil er über sie erhaben war. Ludwig von Nassau glühte für die Sache, die er beschützte, Frederode für den Ruhm, sie beschützt zu haben; jener begünstigte sich, für seine Partei zu handeln; dieser mußte an ihrer Spitze stehen. Niemand taugte besser zum Vortäuzer einer Empörung, aber schwerlich konnte sie einen schlimmern Führer haben. So verächtlich im Grunde seine Drohungen waren, so viel Nachdruck und Durchbarkeit konnte der Wahn des großen Hauses ihnen geben, wenn es diesem einfiel, einen Präbendenten in seiner Person aufzustellen. Seine Ansprüche auf die Besitzungen seiner Verfahren waren ein eitler Name; aber dem allgemeinen Unwillen war auch ein Name schon genug. Eine Brochure, die sich damals unter dem Volke verbreitete, nannte ihn öffentlich den Erben von Holland, und ein Kurferisch, der von ihm gezeigt wurde, führte die präherliche Handschrift:

*Sum Frederodus ego, Batavae non infima gentis
Gloria, virtutem non vnica pagina claudit.*²

(1563.) Außer diesen Weiden traten von dem vornehmsten niederländischen Adel noch der junge Graf Karl von Mansfeld, ein Sohn desjenigen, den wir unter den eifrigsten Royalisten gefunden haben, der Graf von Ruilemburg, zwei Grafen von Wergen und von Wattenburg, Johann von Maritz, Herr von Loulouze, Philipp von Maritz, Herr von St. Aldegonde, nebst mehreren Andern zu dem Bunde, der um die Mitte des Novembers im Jahr 1565 im Hause eines gewissen von Hammer, Wappentücher vom goldenen Blitze, zu Stande kam. Sechs Menschen waren es, die hier das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Gekerkten einst die schreckliche Freiheit, entschieden, die Fadel eines vierzigjährigen Kriegs antündeten und den Grund einer Ardeh legten, die ihnen selbst nie zu Gute kommen sollte. Der Zweck der Verbündung war in folgender Gitterformel enthalten, unter welche Philipp von Maritz in erst seinen Namen setzte.

„Nachdem gewisse übelgesinnte Personen unter der Laue eines frommen Eifers, in der That aber nur aus Antriebe ihres Geistes und ihrer Herrschbegierde, den König, unsern gnädigsten Herrn, verleitet haben, das verabscheuungswürdige Gericht der Inquisition in diesen Landschaften einzuführen (ein Gericht, das „der menschlichen und göttlichen Gesetzen zuwider“ läuft und alle barbarische Anstalten des blindesten Heidenthums an Unmenschlichkeit hinter sich läßt, das den Inquisitoren jede andere Gewalt unterwerfen macht, die Menschen zu einer immerwährenden Knechtschaft erniedrigt und durch seine Nachstellungen den rechtschaffenen Bürger einer ewigen Todesangst aussetzt, so daß es einem Priester, einem treulosen Freunde, einem Spanier, einem schlechten Kerl überhaupt frei steht, sobald er nur will, und wenn

¹ E. g. 351. 359. Grout. 20.

² Grout. citirten Salomons und des festgesetzten Maßes für den Rath der für ihn zu erheben gegen diesen Wille das Recht zu haben. Grout. 114.

³ Grout. 114. Grout. nennt nicht mehr. 114. G. d. d. 111. Grout. nennt nicht 57.

„er will, bei diesem Gerichte anzuklagen, gefangen-
 „setzen, verdammen und hinrichten zu lassen, ohne daß
 „es diesem vergbunt sey, seinen Ankläger zu erfahren
 „oder Beweise von seiner Unschuld zu führen; so ha-
 „ben wir Endesunterschiedene uns verbunden, über
 „die Sicherheit unserer Familien, unserer Güter und
 „unserer eigenen Person zu wachen. Wir verpflichten
 „uns und vereinigen uns zu dem Ende durch eine heilige
 „Verbrüderung und geloben mit einem feierlichen
 „Schwur, uns der Einführung dieses Gerichts in die-
 „sen Ländern nach unsern besten Kräften zu wider-
 „setzen, man versuche es heimlich oder öffentlich, und
 „unter welchen Namen man auch wolle. Wir erklären
 „zugleich, daß wir weit entfernt sind, gegen den König,
 „unsere Herrn, etwas Gesehndriges damit zu mel-
 „den; vielmehr ist es unser Aller unveränderlicher
 „Vorfaß, sein königliches Regiment zu unterstützen und
 „zu vertheidigen, den Frieden zu erhalten und jeder
 „Empörung nach Vermögen zu steuern. Diesem Vorfaß
 „gemäß haben wir geschworen und schwören jetzt wie-
 „der, die Regierung heilig zu halten und ihrer mit
 „Worten und Thaten zu schonen, des Zeuge sey der
 „allmächtige Gott!

„Weiter geloben und schwören wir, uns wechsels-
 „weise, Einer den Andern, zu allen Zeiten, an allen
 „Orten, gegen welchen Angriff es auch sey, zu schützen
 „und zu vertheidigen, angehend die Artikel, welche in
 „diesem Compromisse verzeichnet sind. Wir versich-
 „ren uns hiemit, daß keine Anklage unserer Verfolgung,
 „mit welchem Namen sie auch ausgeschmückt seyn
 „möge, sie heiße Rebellion, Aufstand oder auch anders,
 „die Kraft haben soll, unsern Eid gegen Den, der be-
 „schuldigt ist, aufzuheben oder unsers Versprechens
 „gegen ihn zu entbinden. Keine Handlung, welche
 „gegen die Inquisition gerichtet ist, kann den Namen
 „der Empörung verdienen. Wer also um einer solchen
 „Ursache willen in Verhaft genommen wird, Dem ver-
 „pflichten wir uns hier, nach unserm Vermögen zu
 „helfen und durch jedes nur immer erlaubte Mittel
 „seine Freiheit wieder zu verschaffen. Hier, wie in
 „allen übrigen Regeln unsers Verhaltens, sonderlich
 „aber gegen das Gericht der Inquisition, ergeben wir
 „uns in das allgemeine Gutachten des Bundes oder
 „auch in das Urtheil Derer, welche wir einstimmig zu
 „unsren Rathgebern und Führern ernennen werden.
 „Zum Zeugniß Dessen und zur Bestätigung dieses
 „Bundes berufen wir uns auf den heiligen Namen des
 „lebendigen Gottes, Schöpfers von Himmel und Erde
 „und Allem, was darinnen ist, der die Herzen, die Ge-
 „wissen und die Gedanken prüft und die Reinigkeit
 „der unsrigen kennt. Wir bitten ihn um den Beistand
 „seines heiligen Geistes, daß Glück und Ehre unser
 „Vorhaben kröne, zur Verherrlichung seines Namens
 „und unserm Vaterlande zum Segen und ewigen
 „Frieden.¹

Dieser Compromiß wurde sogleich in mehrere Spra-
 „chen übersetzt und schnell durch alle Provinzen zerstreut.
 „Jeder von den Verschworenen trieb, was er an Freun-
 „den, Verwandten, Anhängern und Dienstleuten hatte,
 „zusammen, um dem Bunde schnell eine Masse zu geben.
 „Große Gastmähler wurden gehalten, welche ganze Tage
 „lang dauerten — unwiderstehliche Versuchungen für
 „eine stümliche lüsterne Menschenart, bei der das tiefste
 „Elend den Gang zum Wohlleben nicht hatte ersticken
 „können. Wer sich da einsaß, und Jeder war willkom-
 „men, wurde durch zuvorkommende Freundschaftsver-
 „sicherungen müde gemacht, durch Wein erhit, durch
 „das Beispiel fortgerissen und überwältigt durch das
 „Feuer einer wilden Verehsamkeit. Vielen führte man

die Hand zum Unterzeichnen, der Zweifelsube wurde
 „gescholten, der Verzagte bedroht, der Treuegesinnte
 „überschrien; Manche darunter wußten gar nicht, was
 „es eigentlich war, worunter sie ihre Namen schreiben,
 „und schämten sich, erst lange darnach zu fragen. Der
 „allgemeine Schwund ließ keine Wahl übrig; Viele
 „trieb bloßer Leichtsin zu der Partei, eine glänzende
 „Cameradschaft lockte die Eringenen, den Furchtsamen
 „gab die große Anzahl ein Herz. Man hatte die List ge-
 „braucht, die Namen und Siegel des Prinzen von
 „Oranien, der Grafen von Egmont, von Hoorn,
 „von Megen und Anderer fälschlich nachzumachen, ein
 „Rundgriff, der dem Bunde viele Hunderte gewann.
 „Besonders war es auf die Officiere der Armee dabei
 „abgesehen, um sich auf alle Fälle von dieser Seite zu
 „decken, wenn es zu Gewaltthatigkeiten kommen sollte.
 „Es glückte bei vielen, vorzüglich bei Subalternen, und
 „Graf Dreberode zog auf einen Fährich, der sich
 „bedenken wollte, sogar den Regen. Menschen aus allen
 „Classen und Ständen unterzeichneten. Die Religion
 „machte keinen Unterschied, katholische Priester selbst
 „gestellten sich zu dem Bunde. Die Beweggründe waren
 „nicht bei Allen dieselben, aber ihr Vorwand war gleich.
 „Den Katholiken war es bloß um Aufhebung der Inqui-
 „sition und Wüldigung der Eccleie zu thun; die Protes-
 „tanten zielten auf eine uneingeschränkte Gewissensfrei-
 „heit. Einige verwegene Köpfe führten nichts Gerin-
 „geres im Schilde, als einen gänzlichen Umsturz der
 „gegenwärtigen Regierung, und die Dürftigsten darunter
 „gründeten niederträchtige Hoffnungen auf die allgemeine
 „Zerrüttung.²

Ein Abschiedsmahl, welches um eben diese Zeit den
 „Grafen von Schwarzenberg mit Holle in Breda
 „und kurz darauf in Hoogstraaten gegeben wurde, zog
 „Viele vom ersten Adel nach beiden Plätzen, unter denen
 „sich schon Mehrere befanden, die den Compromiß bereits
 „unterschieden hatten. Auch der Prinz von Oranien,
 „die Grafen von Egmont, von Hoorn und von
 „Megen fanden sich bei diesem Gastmahl ein, doch
 „ohne Verabredung und ohne selbst einen Antheil an
 „dem Bunde zu haben, obgleich einer von Egmonts
 „eigenen Secretairen und einige Dienstleute der Andern
 „demselben öffentlich beigetreten waren. Bei diesem
 „Gastmahl nun erklärten sich schon Dreihundert für den
 „Compromiß, und die Frage kam in Anregung, ob man
 „sich bewaffnet oder unbewaffnet, mit einer Rede oder
 „Wittschrift an die Oberstatthalterin wenden sollte.
 „Hoorn und Oranien (Egmont wollte das Unter-
 „nehmen auf keine Weise befördern) wurden dabei zu
 „Nichtern aufgerufen, welche für den Weg der Beschei-
 „denheit und Unterwerfung entschieden, eben dadurch
 „aber der Verschuldigung Raum gaben, daß sie das Un-
 „terfangen der Verschworenen auf eine nicht sehr ver-
 „steckte Weise in Schutz genommen hätten. Man beschloß
 „also, unbewaffnet und mit einer Wittschrift einzukom-
 „men, und bestimmte einen Tag, wo man in Brüssel
 „zusammentreffen wollte.²

Der erste Wink von dieser Verschwörung des Adels
 „wurde der Statthalterin durch den Grafen von Me-
 „gen gleich nach seiner Zurückkunft gegeben. „Es werde
 „eine Unternehmung geschmiedet, ließ er sich verlauten,
 „Dreihundert vom Adel seyen darin verwickelt, es gelte
 „die Religion, die Theilnehmer halten sich durch einen
 „Eidswur verpflichtet, sie rechnen sehr auf auswä-
 „rtigen Beistand, bald werde sie das Weitere erfahren.“
 „Mehr sagte er ihr nicht, so nachdrücklich sie auch in
 „ihn drang. „Ein Edelmann habe es ihm unter dem
 „Egeln der Verschwiegenheit anvertraut, und er habe

¹ Burgund. 156 — 159. Strada, 118.

² Strad. 119. Burgund. 159 — 161.
² Burgund. 159. 160.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

„Ihm sein Ehrenwort versündigt.“ Eigentlich war es wohl weniger diese Delicateſſe der Ehre, als vielmehr der Widerwille gegen die Inquisition, um die er sich nicht gern ein Verdienst machen wollte, was ihn abhalten mochte, sich weiter zu erklären. Bald nach ihm überreichte Graf Egmont der Regentin eine Abschrift des Compromisses, wobei er ihr auch die Namen der Verschwornen, bis auf einige wenige, nannte. Fast zu gleicher Zeit schrieb ihr der Prinz von Dranien: „es werde, wie er höre, eine Armee geworben, vier- hundert Officiere seien bereits ernannt, und zwanzigtausend Mann würden mit Nächstem unter den Waffen erscheinen.“ So wurde das Gerücht durch immer neue Zusätze abhichtlich übertrieben, und in jedem Munde vergrößerte sich die Gefahr.¹

Die Oberstatthalterin, vom ersten Schrecken dieser Zeitung betäubt und durch nichts als ihre Furcht geleitet, ruft in aller Eile zusammen, wer aus dem Staatsrathe so eben in Brüssel zugegen war, und laßt zugleich den Prinzen von Dranien nebst dem Grafen von Hoorn in einem dringenden Schreiben ein, ihre verlassenen Stellen im Senate wieder einzunehmen. Ob diese noch aufkommen, berathschlagt sie sich mit Egmont, Wiegen und Warlaimont, was in dieser mißlichen Lage zu beschließen sey. Die Frage war, ob man lieber gleich zu den Waffen greifen oder der Nothwendigkeit weichen und den Verschwornen ihr Gesuch bewilligen, oder ob man sie durch Versprechungen und eine scheinbare Nachgiebigkeit so lange hinahalten solle, bis man Zeit gewonnen hätte, Verabredungen aus Spanien zu holen und sich mit Geld und Truppen zu versehen. Zu dem ersten fehlte das nöthige Geld und das eben so nöthige Vertrauen in der Armee, die von den Verschwornen vielleicht schon gewonnen war. Das Zweite würde von dem Könige nimmermehr gebilligt werden und auch eher dem Feinde, den Krieg der Verbundenen zu erheben, als nützlich schlagen; da im Gegentheil eine wohlangebrachte Geschmeidigkeit und eine schnelle, unbefangene Vergeltung des Geschehenen den Aufrehr vielleicht noch in der Wiege erstickten würde. Letztere Meinung wurde von Wiegen und Egmont behauptet, von Warlaimont aber bestritten. „Das Gerücht habe übertrieben,“ sagte dieser; „unmöglich könne eine so furchtbare Waffenerüstung so geheim und mit solcher Geschwindigkeit vor sich gegangen seyn. Ein Zusammenlaß etlicher schlechten Leute, von zwei oder drei Enthusiasten angeführt, nichts weiter. Alles würde ruhen, wenn man einige Rösse abgeschlagen hätte.“ Die Oberstatthalterin beschließt, das Gerüchten des versammelten Staatsraths zu erwarten; doch verhält sie sich in dieser Zwischenzeit nicht müßig. Die Festungswerke in den wichtigsten Plätzen werden besichtigt und, wo sie gelitten haben, wieder hergestellt; ihre Wächter an fremden Höfen erhalten Befehl, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, Eilboten werden nach Spanien abgefertigt. Zugleich bemüht sie sich, das Gerücht von der nahen Ankunft des Königs aufs Neue in Umlauf zu setzen und in ihrem ängstlichen Betragen die Feigheit und den Gleichmuth zu zeigen, der den Angriff erwartet und nicht das Aussehen hat, ihm zu erliegen.²

Mit Ausgang des März, also vier volle Monate nach Ausrufung des Compromisses, versammelte sich der ganze Staatsrath in Brüssel. Zugegen waren der Prinz von Dranien, der Herzog von Arschot, die Grafen von Egmont, von Bergen, von Wiegen, von Aramberg, von Hoorn, von Hoogstraten, von Warlaimont und Andere, die Herren von

Montigny und Sachecourt, Alle Ritter vom goldenen Vliese, nebst dem Präsidenten Viglius, dem Staatsrathe Bruxelles und den übrigen Officieren des geheimen Consiliums.¹ Hier brachte man schon verschiedene Briefe zum Vorschein, die von dem Plane der Verschwörung nähere Nachrichten gaben. Die Extremität, worin die Oberstatthalterin sich befand, gab den Mißvergnügten eine Wichtigkeit, von der sie nicht unterließen jetzt Gebrauch zu machen und ihre lang unterdrückte Empfindlichkeit bei dieser Gelegenheit zur Sprache kommen zu lassen. Man erlaubte sich bittere Beschwerden gegen den Hof selbst und gegen die Regierung. „Erst uentlich,“ ließ sich der Prinz von Dranien heraus, „schickte der König vierzigtausend Goldgulden an die Königin von Schottland, um sie in ihren Unternehmungen gegen England zu unterstützen — und seine Niederlande läßt er unter ihrer Schuldenlast erliegen. Aber der Ungeiz dieser Subsidien und ihres schlechten Erfolgs? nicht einmal zu gedenken, warum weckt er den Zorn einer Königin gegen uns, die uns als Freundin so wichtig, als Feindin aber so fürchtenlich ist?“ Auch konnte der Prinz bei dieser Gelegenheit nicht umhin, aus den verborgenen Haß anzuspüren, den der König gegen die nassauische Familie und gegen ihn insbesondere hegen sollte. „Es ist am Tage,“ sagte er, „daß er sich mit den Völkern meines Hauses berathschlagt hat, mich, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu schaffen, und daß er mit Angehörigen auf eine Veranlassung dazu wartet.“ Sein Verſtand that auch dem Grafen von Hoorn und noch vielen Andern den Mund, die sich mit leidenschaftlicher Heftigkeit über ihre eigenen Verdienste und den Unthun des Königs verbreiteten. Die Regentin hatte Mühe, den Tumult zu stillen und die Aufmerksamkeit auf den eigentlichen Gegenstand der Sitzung zurückzuführen. Die Frage war, ob man die Verbundenen, von denen es nun bekannt war, daß sie sich mit einer Vitsuhr an den Hof wenden würden, zulassen sollte oder nicht? Der Herzog von Arschot, die Grafen von Aramberg, von Wiegen und Warlaimont vernahmen es. „Wenn fünfshundert Menschen,“ sagte der Letzte, „um eine kleine Schiit zu überreichen? Dieser Wegen, daß der Demuth und des Troges bedeutet nichts Gutes.“ Laßt sie einen achtungswürdigen Mann aus ihrer Mitte, ohne Feind, ohne Annäherung, zu uns schicken und auf diesem Wege ihr Anliegen vor uns bringen. Sonst vertriebe man ihnen die Thore oder belächelte sie, wenn man sie doch einlassen will, auf der Strengste und strafe die erste Kühnheit, deren sich Einer von ihnen schuldig macht, mit dem Tode.“ Der Graf von Mansfeld, dessen eigner Sohn unter den Verschwornen war, erklärte sich gegen ihre Partei. „Ihm Sohne hatte er mit Entbindung gedroht, wenn er dem Bunde nicht entginge. Auch die Grafen von Wiegen und Aramberg trugen Bedenken, die Vitsuhr anzunehmen; der Prinz von Dranien aber, die Grafen von Egmont, von Hoorn, von Hoogstraten und Mehrere stimmten mit Nachdruck dafür. „Die Verbundenen,“ erklärten sie, „wären ihnen als Menschen von Rechtschaffenheit und Ehre bekannt; ein großer Theil unter denselben sehe mit ihnen in Verhältnissen der Freundschaft und der Verwandtschaft, und sie vertrauen sich, für ihr Betragen zu gewähren. Eine Vitsuhr einzulassen, sey jedem Unterthan erlaubt; ohne Ungerechtigkeit könne man einer so aufsehnlichen Gesellschaft ein Recht nicht verweigern, dessen sich der niedrigste Mensch im Staate zu erfreuen habe.“ Man beschloß also, weil die meisten Stimmen

¹ Hopper 64 70. Burg 106. 167
² Brad. 120. Burgund 166 169

¹ Hopper 71 72. Burg 173
² Das Geld war in die Hände der Königin Elisabeth gefallen

für diese Meinung waren, die Verbundenen zuzulassen, vorausgesetzt, daß sie unbewaffnet erschienen und sich mit Bescheidenheit betragen. Die Anhänger der Katholiker hatten den größten Theil der Zeit weggenommen, daß man die fernere Verathschlagung auf eine zweite Sitzung verschieben mußte, die gleich den folgenden Tag eröffnet ward. ¹

Um den Hauptgegenstand nicht, wie gestern, unter unnützen Klagen zu verlieren, eilte die Regentin diesmal sogleich zum Ziele. „Frederode,“ sagte sie, „wird, wie unsere Nachrichten lauten, im Namen des Bundes um Aufhebung der Inquisition und Wiedereinführung der Edicte bei uns einkommen. Das Urtheil meines Senats soll mich bestimmen, was ich ihm antworten soll; aber, ehe Sie Ihre Meinungen vortragen, vergnügen Sie mir etwas Weniges voranzuschicken. Man sagt mir, daß es Viele, auch selbst unter Ihnen, gebe, welche die Glaubensedicte des Kaisers, meines Vaters, mit öffentlichem Tadel angreifen und sie dem Volke als unmensteichlich und barbarisch abschildern. Nun frage ich Sie selbst, Ritter des Vlieses, Räte Er. Majestät und des Staats, ob Sie nicht selbst Ihre Stimmen zu diesen Edicten gegeben, ob die Stände des Reichs sie nicht als recht, kräftig anerkannt haben? Warum tadelt man jetzt, was man ehemals für recht erklärte? Etwa darum, weil es jetzt mehr, als jemals, nothwendig geworden? Seit wann ist die Inquisition in den Niederlanden etwas so Ungewöhnliches? Hat der Kaiser sie nicht schon vor sechzehn Jahren errichtet, und worin soll sie grausamer seyn, als die Edicte? Wenn man zugeht, daß diese Letzteren das Werk der Weisheit gewesen, wenn die allgemeine Bestimmung der Staaten sie gebilligt hat — warum diesen Widerwillen gegen Jene, die doch weit menschlicher ist, als die Edicte, wenn diese nach dem Buchstaben beobachtet werden? Reden Sie jetzt frei, ich will Ihr Urtheil damit nicht bejagen haben; aber Ihre Sache ist es, dahin zu sehen, daß nicht Leidenschaft es lenke.“ ²

Der Staatsrath war in zwei Meinungen getheilt, wie immer; aber die Wenigen, welche für die Inquisition und die kirchliche Vollstreckung der Edicte sprachen, wurden bei Weitem von der Gegenseite überstimmt, die der Prinz von Oranien anführte. „Wollte der Himmel,“ fing er an, „man hätte meine Vorstellungen des Nachdenkens werth gehalten, so lange sie noch entfernter Berücksichtigung waren, so würde man nie dahin gebracht worden seyn, zu den äußersten Mittel zu schreiten, so würden Menschen, die im Irrthume lebten, nicht durch eben die Maßregeln, die man anwendete, sie aus demselben herauszuführen, tiefer darein versunken seyn. Wir Alle, wie Sie sehen, stimmen in dem Hauptzweck überein. Wir Alle wollen die katholische Religion außer Gefahr wissen: kann Dieses nicht ohne Hülfe der Inquisition bewerkstelligt werden, wohl, so bieten wir Gut und Blut zu ihren Diensten an; aber eben Das ist es, wie Sie hören, worüber die Meisten unter uns ganz anders denken.

„Es gibt zweierlei Inquisitionen: der einen magt sich der römische Stuhl an, die andere ist schon seit unendlichen Zeiten von den Bischöfen ausgeübt worden. Die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit hat uns die letztere erträglich und leicht gemacht. Sie wird in den Niederlanden wenig Widerspruch finden, und die vermehrte Anzahl der Bischöfe wird sie hinreichend machen. Wozu denn also die erste, deren bloßer Name alle Gemüther in Aufruhr bringt? Co

„viele Nationen entbehren ihrer, warum soll sie gerade uns aufgedrungen seyn? Vor Luther hat sie Niemand gekannt: der Kaiser war der Erste, der sie einführte; aber Dies geschah zu einer Zeit, als an geistlichen Auserkern Mangel war, die wenigen Bischöfe sich noch außerdem lässig zeigten, und die Elitenlosigkeit der Klerisei sie von dem Richteramt ausschloß. Jetzt hat sich Alles verändert; jetzt zählen wir eben so viele Bischöfe, als Provinzen sind. Warum soll die Regierungskunst nicht den Geist der Zeiten begleiten? Gelindigkeit brauchen wir, nicht Härte. Wir sehen den Widerwillen des Volks, den wir suchen müssen zu befriedigen, wenn er nicht in Empörung ausarten soll. Mit dem Tode Pius des Vierten ist die Vollmacht der Inquisitoren zu Ende gegangen; der neue Papst hat noch keine Bestätigung geschickt, ohne die es doch sonst noch keiner gewagt hat sein Amt auszuüben. Jetzt also ist die Zeit, wo man sie suspendiren kann, ohne Jemandes Rechte zu verletzen.

„Was ich von der Inquisition urtheile, gilt auch von den Edicten. Das Bedürfnis der Zeiten hat sie erzwungen; aber jene Zeiten sind ja vorbei. Eine so lange Erfahrung sollte uns endlich überwiesen haben, daß gegen Ketzerei kein Mittel weniger fruchtet, als Scheiterhaufen und Schwert. Welche unglaubliche Fortschritte hat nicht die neue Religion nur seit wenigen Jahren in den Provinzen gemacht, und, wenn wir den Gründen dieser Vermehrung nachspüren, so werden wir sie in der glorreichen Stankhaftigkeit derer finden, die als ihre Schlachtopfer gefallen sind. Hin gerissen von Mitleid und von Bewunderung, fängt man in der Stille an zu muthmaßen, daß es doch wohl Wahrheit seyn möchte, was mit so unüberwindlichem Muthe behauptet wird. In Frankreich und England ließ man die Protestanten dieselbe Strenge erfahren; aber hat sie dort mehr, als bei uns gesundet? Schon die ersten Christen berühmten sich, daß der Same ihrer Kirche Märtyrerblut gewesen. Kaiser Julian, der fürchterlichste Feind, den je das Christenthum erlebte, war von dieser Wahrheit durchdrungen. Ueberzeugt, daß Verfolgung den Euthanasmus nur mehr anzurege, nahm er seine Zuflucht zum Vöcklichen und zum Spott und fand diese Waffen ungleich mächtiger, als Gewalt. In dem griechischen Kaiserthume hatten sich zu verschiedenen Zeiten verschiedene Secten erhoben, Arius unter Constantin, Aetius unter dem Constantius, Nestorius unter dem Theodos; nirgends aber steht man weder gegen diese Irrlehrer selbst, noch gegen ihre Schüler Strafen geübt, die denen gleich kämen, welche unsere Länder verheeren — und wo sind jetzt alle diese Secten hin, die, ich möchte beinahe sagen, ein ganzer Weltkreis nicht zu fassen schien? Aber Dies ist der Gang der Ketzerei. Uebersteht man sie mit Verachtung, so zerfällt sie in ihr Nichts. Es ist ein Oesen, das, wenn es ruhig liegt, rostet und nur scharf wird durch Gebrauch. Man fetre die Augen von ihr, und sie wird ihren mächtigsten Reiz verlieren, den Zauber des Neuen und des Verbotenen. Warum wollen wir uns nicht mit Maßregeln begnügen, die von so großen Drogen bewahrt gefunden worden? Beispiele können uns am Sichersten leiten.

„Aber wozu Beispiele aus dem heidnischen Alterthume, da das glorreiche Kaiser Karls des Fünften, des größten der Könige, vor uns liegt, der endlich, besiegt von so vielen Erfahrungen, den blutigen Weg der Verfolgung verließ und viele Jahre vor seiner Thronentsagung zur Gelindigkeit überging. Philipp selbst, unser gnädigster Herr, schien sich ehemals zur Schonung zu neigen; die Rathschläge

„eines Granvella und seines Gleichen belehrten ihn eines Andern; mit welchem Rechte, mögen sie mit sich selbst ausmachen. Wir aber hat von jeher geschienen, die Gesetze müssen sich den Sitten, und die Marien den Zeiten anschmiegen, wenn der Erfolg sie begünstigen soll. Zum Schluß bringe ich Ihnen noch das genaue Verständniß in Erinnerung, das zwischen den Hugonotten und den flämischen Protestanten obwaltet. Wir wollen und hüten, sie noch mehr aufzubringen, als sie es jetzt schon seyn mögen. Wir wollen gegen sie nicht französische Katholiken seyn, damit es ihnen ja nicht einfallt, die Hugonotten gegen uns zu spielen und, wie diese, ihr Vaterland in die Schrecken eines Bürgerkriegs zu werfen.“¹

Nicht sowohl der Wahrheit und Unwiderlegbarkeit seiner Gründe, welche von der entscheidendsten Mehrheit im Senate unterstützt wurden, als vielmehr dem verfallenen Zustande der Kriegsmacht und der Erschöpfung des Schatzes, wodurch man verhindert war, das Gegentheil mit gewaffneter Hand durchzusetzen, hatte der Prinz von Oranien es zu danken, daß seine Vorstellungen diesmal nicht ganz ohne Wirkung blieben. Um wenigstens den ersten Sturm abzuwehren und die nöthige Zeit zu gewinnen, sich in eine bessere Verfassung gegen sie zu setzen, kam man überein, den Verbundenen einen Theil ihrer Forderungen zuzugestehen. Es wurde beschlossen, die Strafbefehle des Kaisers zu mildern, wie er sie selbst mildern würde, wenn er in jetzigen Tagen wieder anerkände — wie er einst selbst, unter ähnlichen Umständen, sie zu mildern nicht gegen seine Würde geachtet. Die Inquisition sollte, wo sie noch nicht eingeführt sey, unterbleiben, wo sie es sey, auf einen gelinderen Fuß gesetzt werden oder auch gänzlich ruhen, da die Inquisitoren (so drückte man sich aus, um ja den Protestanten die kleine Lust nicht zu gönnen, daß sie gesüchelt würden, oder daß man ihrem Ansuchen Gerechtigkeit angedauert) von dem neuen Papste noch nicht bestätigt worden wären. Dem geheimen Consilium wurde der Antrag gegeben, diesen Schluß des Senats ohne Verzug auszufertigen. So vorbereitet erwartete man die Verschwörung.

Die Geusen.

Der Senat war noch nicht aus einander, als ganz Brüssel schon von der Nachricht erschallte, die Verbundenen näherten sich der Stadt. Sie bestanden nur aus zweihundert Pferden, aber das Gerücht vergrößerte ihre Zahl. Die Regentin, voll Verwirrung, wies die Frage auf, ob man den Eintretenden die Thore schließen oder sich durch die Flucht retten sollte? Beides wird, als entehrend, verworfen; auch widerlegt der stille Einzug der Geeln bald die Furcht eines gewaltsamen Ueberfalls. Den ersten Morgen nach ihrer Ankunft versammeln sie sich im Kullenburgischen Hause, wo ihnen Brederode einen zweiten Eid abfordert, des Inhalts, daß sie sich unter einander mit Hinzufügung aller andern Pflichten und mit den Waffen seien, wenn es nöthig wäre, beizustehen gehalten seyn sollten. Hier wurde ihnen auch ein Brief aus Spanien vorgelegt, worin stand, daß ein gewisser Protestant, den sie Alle kannten und schätzten, bei langsamem Feuer lebendig dort verbrannt worden sey. Nach diesen und ähnlichen Präliminarien rief er Einen um den Andern mit Namen auf, ließ sie in ihrer eignen und in der Abwesenden Namen den neuen Eid ablegen und den alten erneuern. Gleich

der folgende Tag, als der fünfte April 1566, wird zu Ueberreichung der Wittschrift angelegt.²

Ihre Anzahl war jetzt zwischen Drei- und Vierhundert. Unter ihnen befanden sich viele Lehensleute des Königs selbst und der Herzogin.³ Den Grafen von Nassau und Brederode an ihrer Spitze, traten sie gliederweise, immer Vier und Vier, ihren Zug nach dem Palaste an; ganz Brüssel folgte dem ungewöhnlichen Schaupiele in stillem Erstaunen. Es wurde hier Menschen gewahrt, die kühn und trotzig genug auftraten, um nicht Supplicanten zu scheinen, von zwei Männern geführt, die man nicht gewohnt war bitten zu sehen; auf der andern Seite so viel Ordnung, so viel Demuth und bescheidene Stille, als sich mit keiner Rebellion zu vertragen pflegt. Die Oberstatthalterin empfängt den Zug, von allen ihren Räten und den Ritters des Elites umgeben. „Diese edeln Niederländer,“ ruft Brederode sie mit Ehrerbietung an, „welche sich hier vor Ew. Hoheit versammeln, und noch weit mehrere, welche nächstens eintreffen sollen, wünschen Ihnen eine Bitte vorzutragen, von deren Wichtigkeit, so wie von ihrer Demuth dieser feierliche Anzug Sie überzeugen wird. Ich, als Vorführer der Gesellschaft, ersuche Sie, diese Wittschrift anzunehmen, die nichts enthält, was sich nicht mit dem Wesen des Vaterlandes und mit der Würde des Königs vertrüge.“

„Wenn diese Wittschrift,“ erwiderte Margaretha, „wirklich nichts enthält, was mit dem Wohl des Vaterlandes und mit der Würde des Königs streitet, so ist kein Zweifel, daß sie gebilligt werden wird.“ — „Sie hätten,“ fuhr der Sprecher fort, „mit Unwillen und Besümmerniß vernommen, daß man ihrer Verbindung verdächtige Absichten unterlege und ihnen, bei Ihrer Hoheit nachtheiliger Anwesenheit, darum lägen sie Ihr an, ihnen die Urheber so schwerer Beschuldigungen zu nennen und solche anzuhaken, ihre Anklage in aller Form und öffentlich zu thun, damit Derjenige, welchen man schuldig finden würde, die verdiente Strafe leide.“ — „Allerdings,“ antwortete die Regentin, „könnte man ihr nicht verdenken, wenn sie auf die nachtheiligen Gerüchte von den Absichten und Allianzen des Bundes für nöthig erachtet, habe, die Statthalter der Provinzen anzuregen darauf zu machen; aber nennen würde sie die Urheber dieser Nachrichten niemals: Staatsgeheimnisse zu verathen,“ setzte sie mit einer Miene des Unwillens hinzu, „könnte mit keinem Rechte von ihr gefordert werden.“ Nun beistieg sie die Verbundenen auf den folgenden Tag, um die Antwort auf ihre Wittschrift abzuholen, worüber sie jetzt noch etmal mit den Räten in Rathe ging.⁴

„Ja,“ lautete diese Wittschrift (die nach Einigen den berühmten Walduin zum Verfasser haben soll), „wie hätten sie es an der Treue gegen ihren König er-mangeln lassen, und auch jetzt wären sie weit davon entfernt; doch wollten sie lieber in die Ungnade ihres Herrn in fallen Gefahr laufen, als ihn noch länger in der Unwissenheit der fabeln Folgen verharren lassen, womit die gewaltsame Einsetzung der Inquisition und die längere Bedrängung auf den Orloten ihr Vaterland bedrohen. Lange Zeit hätten sie sich mit der Hoffnung beruhigt, eine allgemeine Staatenversammlung würde diesen Beschwerden abhelfen; jetzt aber, da auch diese Hoffnung erloschen sey, hielten sie es für ihre Pflicht, die Statthalterin vor Schaden zu warnen. Sie hätten daher Ihre Hoheit, eine wohlgesinnte und wohlthätige, terichtete Person nach Madrid zu senden, die den

¹ Burg. 176. 141. II. pp. 72. Strad. 122. 126. 48. Carl Hermann schreibt, daß Burgund, ein tüchtiger Officier für die katholische Religion aus der span. Armee, daß und der Hebe dieser Prinz, so viel er kann, die Protestanten beneidete: es sollte sie aus dem Lande gangen mit Walduin gekloppt. 139.
² Strada, 124. 125.

³ 126.
⁴ II. pp. 73. Strad. 126. 127. Burg. 182. 151.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

„König vermögen könnte, dem einstimmigen Verlangen der Nation gemäß die Inquisition aufzuheben, die Edicte abzuschaffen und statt ihrer auf einer allgemeinen Staatenversammlung neue und menschlichere verfaßt zu lassen. Unterdessen aber, bis der König seine Entschließung kund gethan, möchte man die Edicte ruhen lassen und die Inquisition außer Wirksamkeit setzen. Wäre man,“ schlossen sie, „ihrem vermüthigen Gesuch kein Gehör, so nehmen sie Gott, den König, die Regentin und alle ihre Räthe zu Zeugen, daß sie das Ihrige gethan, wenn es unglücklich giuge.“¹

Den folgenden Tag erschienen die Verbundenen in eben demselben Aufzuge, aber in noch größerer Anzahl (die Grafen von Bergen und Kullenburg waren mit ihrem Anhange unterdessen zu ihnen gestoßen) vor der Regentin, um ihre Resolution in Empfang zu nehmen. Sie war an den Rand der Witschrift geschrieben und enthielt: „Die Inquisition und die Edicte ganz ruhen zu lassen, stehe nicht in ihrer Gewalt; doch wolle sie, dem Wunsche der Verbundenen gemäß, Einen aus dem Adel nach Spanien senden und ihr Gesuch bei dem Könige nach allen Kräften unterstützen. Einstweilen solle den Inquisitoren empfohlen werden, ihr Amt mit Mäßigung zu verwalten; dagegen aber erwarte sie von dem Vunde, daß er sich aller Gewaltthatigkeiten enthalten und nichts gegen den katholischen Glauben unternehmen werde.“ So wenig diese allgemeine und schwanke Zusage die Verbundenen befriedigte, so war sie doch Alles, was sie mit irgend einem Scheine von Wahrscheinlichkeit fürs Erste hatten erwarten können. Die Gewährung oder Nichtgewährung der Witschrift hatte mit dem eigentlichen Zwecke des Bündnisses nichts zu schaffen. Genug für jetzt, daß es überhaupt nur errichtet war, daß nunmehr etwas vorhanden war, wodurch man die Regierung, so oft es nöthig war, in Thrum setzen konnte. Die Verbundenen handelten also ihrem Plane gemäß, daß sie sich mit dieser Antwort beruhigten und das Uebrige auf die Entscheidung des Königs ankommen ließen. Wie überhaupt das ganze Gaukelspiel dieser Witschrift nur erfunden gewesen war, die verwegenern Pläne des Bundes hinter dieser Supplicantenformel so lange zu verbergen, bis er genugsam zu Kräften würde gekommen seyn, sich in seinem wahren Lichte zu zeigen: so mußte ihnen weit mehr an der Haltbarkeit dieser Maske und weit mehr an einer günstigen Aufnahme der Witschrift, als an einer schnellen Gewährung liegen. Sie drangen daher in einer neuen Schrift, die sie drei Tage darauf übergaben, auf ein ausdrückliches Zeugniß der Regentin, daß sie nichts als ihre Schuldigkeit gethan, und daß nur Dienstfeier für den König sie geleitet habe. Als die Herzogin einer Erklärung auswich, schickten sie noch von der Treppe Jemand an sie ab, der dieses Gesuch wiederholen sollte. „Die Zeit allein und ihr künftiges Betragen,“ antwortete sie diesem, „würden ihrer Absichten Richter seyn.“²

Gastmähler gaben dem Vunde seinen Ursprung, und ein Gastmahl gab ihm Form und Vollendung. An dem nämlichen Tage, wo die zweite Witschrift eingereicht wurde, tractirte Vrederoode die Verschwornen im Kullenburgischen Hause; gegen 300 Gäste waren zugegen; die Trunkenheit machte sie muthwillig, und ihre Bravour stieg mit ihrer Menge. Hier nun erinnerten sich Einige, daß sie den Grafen von Barlaumont der Regentin, die sich bei Ueberrückung der Witschriften zu entschärfen schien, auf Französisch hatten

zuflüstern hören: „Sie solle sich vor einem Gauner, Bettler (Gueux) nicht fürchten.“ Wirtlich war auch der größte Theil unter ihnen durch eine schlechte Wirthschaft so weit herabgekommen, daß er diese Bezeichnung nur zu sehr rechtfertigte. Weil man eben um einen Namen der Bruderschaft verlegen war, so haschte man diesen Ausdruck begierig auf, der das Vermeßene des Unternehmens in Demuth verdeckte, und der zugleich am Wenigsten von der Wahrheit entfernte. Sogleich trank man einander unter diesem Namen zu, und: es leben die Gueux! wurde mit allgemeinem Geschrei des Beifalls gerufen. Nach aufgehobener Tafel erschien Vrederoode mit einer Tasche, wie die herumziehenden Pilger und Bettelmönche sie damals trugen, hing sie um den Hals, trank die Gesundheit der ganzen Tafel aus einem hölzernen Becher, dankte Allen für ihren Beitritt zum Vunde und versicherte hoch, daß er für Jeden unter ihnen bereit stehe Gut und Blut zu wagen. Alle riefen mit lauter Stimme ein Gleiches, der Becher ging in der Runde herum, und ein Jedweder sprach, indem er ihn an den Mund setzte, dasselbe Gelübde nach. Nun empfing Einer nach dem Andern die Bettlertasche und hing sie an einem Nagel auf, den er sich zurechtgelegt hatte. Der Kärm, den dieses Possenspiel verurachtete, zog den Prinzen von Oranien, die Grafen von Camont und von Hoorn, die der Zufall so eben vorbeiführte, in das Haus, wo ihnen Vrederoode, als Wirth vom Hause, ungestüm zusetzte, zu bleiben und ein Glas mitzutrinken.¹ Die Ankunft dieser drei wichtigen Männer erneuerte den Jubel der Gäste, und ihre Freunde sang an bis zur Ausgelassenheit zu steigen. Viele wurden betrunken; Gäste und Aufwärter ohne Unterscheid, Grusfährtes und Possirliches, Sinnentaukel und Angelegenheit des Staats vermengten sich auf eine bursche Art mit einander, und die allgemeine Noth des Landes bereitete ein Bacchanal. Hierbei blieb es nicht allein: was man im Rasche beschloffen hatte, führte man nüchtern aus. Das Daseyn seiner Beschützer mußte dem Volke versinnlicht, und der Eifer der Partei durch ein sichtbares Zeichen in Aemern erhalten werden; dann war kein besseres Mittel, als diesen Namen der Gueux öffentlich zur Schau zu tragen und die Zeichen der Verbrüderung davon zu entbehren. In wenig Tagen wimmelte die Stadt Brüssel von aschgrauen Kleidern, wie man sie an Bettelmönchen und Wägen sah. Die ganze Familie mit dem Hausgesinde eines Verschwornen warf sich in diese Dreinstracht. Einige führten hölzerne Schüsseln mit dünnem Silberblech überzogen, eben solche Becher oder auch Messer, den ganzen Hausrath der Bettlerzunft, an den Hüften oder ließen sie an dem Gürtel herunterhängen. Um den Hals hingen sie eine goldene oder silberne Münze, nachher der Gueuxpfennig genannt, deren eine Seite das Brustbild des Königs zeigte, mit der Aufschrift: Dem Könige getreu. Auf der andern sah man zwei zusammengefaltete Hände, die eine Provianttasche hielten, mit den Worten: Bis zum Bettelack. Daher schreibt sich der Name der Gueux, den nachher in den Niederlanden alle diejenigen trugen, welche vom Papstbuche abfielen und die Waffen gegen den König ergriffen.²

Ehe die Verbundenen aus einander gingen, nun sich in den Provinzen zu erstrecken, erschienen sie noch einmal vor der Herzogin, um sie in der Zwischenzeit, bis

¹ Hopper 74. B. rg. 102. 166.

² Hopper. 9. 91. Strad. 127.

¹ „Aber,“ versetzte nachher Camont in seiner Verantwortungsschrift, „wir tranken nur ein einziges kleines Glas, und dabei schworen wir: Es lebe der König, und es leben die Gueux! Es war Dies zum Orde, mal, daß ich diese Bezeichnung hatte, und, gewiß, sie mußte mir „Aber die Zeiten waren so schlimm, daß man Wuthen gegen sein „Reignen mitmachen mußte, und ich glaubte, es auszubringen gegen sein „zu thun.“ Procès criminel des Comtes d'Oranien etc. T. I. 94 mont's Verantwortung.

² Hopper. 3. 94. Strada, 127 — 130. Burgund. 185. 187.

die Antwort des Königs aus Spanien anlangte, zu einem gelinden Verfahren gegen die Regier zu ermahnen, damit es mit dem Volke nicht aufs Heußerthe käme. Sollte aber, fügten sie hinzu, aus einem entgegenge- setzten Vertragen Schlimmes entstehen, so wollten sie als Leute angesehen seyn, die ihre Pflicht gethan hätten.

Darauf erwiederte die Regentin: sie hoffe solche Maßregeln zu ergreifen, daß keine Unordnung vorfallen könnte; geschehe Dieses aber dennoch, so würde sie es Niemand anders als den Verbundenen zuschreiben haben. Sie ermahne sie also ernstlich, auch ihren Ver- hältnissen gleichfalls nachzukommen, vorzüglich aber, keine neue Mitglieder mehr in ihren Bund aufzuneh- men, keine Privatzusammenkünfte mehr zu halten und überhaupt keine Neuerungen anzufangen. Um sie einzu- stellen zu beruhigen, wurde dem Geheimschreiber Wert besohlen, ihnen die Briefe vorzulegen, worin man den Inquisitoren und weltlichen Richtern Wäp- sung gegen alle Diejenigen empfahl, die ihre feyerliche Verschwörung nicht durch ein bürgerliches Verbrechen ersichert haben würden. Vor ihrem Abzug aus Brüssel ernannten sie noch vier Richter aus ihrer Mitte, welche die Angelegenheiten des Bundes besorgen muß- ten, und noch überdies eigene Geschäftsverweise für jede Provinz. In Brüssel selbst wurden einige zurück- gelassen, um auf alle Bewegungen des Hofes ein wach- sames Auge zu haben. Wederode, Ruilemburg und Bergen verließen endlich die Stadt, von 550 Rei- tern begleitet, begrüßten sie noch einmal außerhalb der Mauern mit Musketenfeuer und schieden dann von einander. Wederode nach Antwerpen, die bei- den Andern nach Geldern. Dem Geylen schickte die Re- gentin einen Eidboten nach Antwerpen voran, der den Magistrat dieser Stadt vor ihm warnen sollte; über- tausend Menschen drängten sich um das Hotel, wo er abgestiegen war. Er zeigte sich, ein volles Weinglas in der Hand, am Fenster: „Bürger von Antwerpen,“ rief er sie an, „ich bin hier mit Gefahr meiner „Güter und meines Lebens, euch die Raht der Inquisi- „tion abzunehmen. Wollt ihr diese Unternehmung mit „mir theilen und zu eurem Hüter mich erkennen, so „nehmt die Gesundheit an, die ich euch hier intrinke „und streckt zum Zeichen eures Beifalls die Hände empor.“ Damit trank er, und alle Hände flogen unter lärmendem Jubelgeschrei in die Höhe. Nach dieser Heldenthat verließ er Antwerpen.²

Gleich nach Uebergabung der Wittschrift der Edeln hatte die Regentin durch den geheimen Rath eine neue Formel des Edicts entwerfen lassen, die zwischen den Mandaten des Königs und den Forderungen der Ver- bundenen gleichsam die Mitte halten sollte. Die Frage war nun, ob es rathsamer sey, diese Milderung oder Moderation, wie sie gewöhnlich genannt wurde, geradezu abländigen zu lassen oder sie dem Könige erst zur Genehmhaltung vorzulegen.³ Der geheime Rath, der es für zu gewagt hielt, einen so wichtigen Schritt ohne Vorwissen, ja, gegen die ausdrückliche Vor- schrift des Monarchen zu thun, vertheilte sich dem Prinzen von Oranien, der für das Erste stimmte. Außerdem hatte man Grund, zu fürchten, daß die Na- tion mit dieser Moderation nicht einmal zufrieden seyn werde, die ohne Zuziehung der Stände, worauf man doch eigentlich dränge, verfaßt sey. Um nun den Stän- den ihre Bewilligung abzugewinnen oder vielmehr abzustechen, bediente sich die Regentin des Kunstgriffs, eine Landschaft nach der andern, einzeln, und die- jenigen, welche die wenigste Freiheit hatten, wie Artois,

Gennegan, Namur und Luxemburg, zuerst zu befragen, wodurch sie nicht nur vermied, daß eine der andern zur Widersegligkeit Muth machte, sondern auch noch so viel gewann, daß die freieren Provinzen, wie Flandern und Brabant, die man weltlich bis zuletzt aufsparte, sich durch das Beispiel der andern hinreißten ließen.⁴ Infolge eines äußerst geschwindigen Verfahrens über- raschte man die Bevollmächtigten der Städte, ehe sie sich noch an ihre Gemeinheiten wenden konnten, und legte ihnen über den ganzen Vorgang ein tiefes Still- schweigen auf. Dadurch erhielt die Regentin, daß einige Landschaften die Moderation unbedingt, andere mit wenigen Zusätzen gelten ließen. Luxemburg und Namur unterschrieben sie ohne Bedenken. Die Stände von Artois machten noch den Zusatz, daß falsche Angeber dem Rechte der Wiedervergeltung unterworfen seyn sollten; die von Gennegan verlangten, daß statt Einziehung der Güter, die ihren Privilegien widerstreite, eine andere willkürliche Strafe eingeführt würde. Flandern for- derte die gänzliche Aufhebung der Inquisition und wollte den Angeklagten das Recht, an ihre Provinz zu appelliren, gesichert haben. Brabants Stände ließen sich durch die Ränke des Hofes überlisten. Zeeland, Holland, Utrecht, Geldern und Brieland als welche durch die wichtigsten Privilegien geschützt waren und mit der meisten Eifersucht darüber wachten, wurden niemals um ihre Meinung befragt. Auch den Gerich- tshöfen der Provinzen hatte man ein Bedenken über die neuentworfenen Milderung abgefordert; aber es dürfte wohl nicht sehr günstig gelautet haben, weil es niemals nach Spanien kam.⁵ Aus dem Hauptinhalte dieser Milderung, die ihren Namen doch in der That ver- diente, läßt sich auf die Edikte selbst ein Schluß machen. „Die Schriftsteller der Secten,“ hieß es darin, „ihre „Verkörer und Lehrer, wie auch Die, welche einen von „diesen beherbergten, feyerliche Zusammenkünfte be- „stehen und vertheilten oder irgend sonst ein öffent- „liches Vergerniß gaben, sollten mit dem Galgen „bestraft, und ihre Güter (wo die Landesgesetze es „nämlich erlaubten) eingezogen werden; schwören sie „aber ihre Irthümer ab, so sollten sie mit der Strafe „des Schwerts davon kommen, und ihre Verlassenschaft „ihrer Familie bleiben.“ Eine grausame Schlinge für die elterliche Liebe! Leidten und bußfertigen Regier, hieß es ferner, „könne Gnade widerfahren; unbüß- „lige sollten das Land räumen, jedoch ohne ihre Güter „zu verlieren, es sey denn, daß sie sich durch Verführung „Anderer dieses Vorrechts beraubten.“ Von dieser Wohl- that waren jedoch die Wiedertäufer ausgeschlossen, die, wenn sie sich nicht durch die gründlichste Buße ver- saften, ihrer Güter verlustig erklärt und, wenn sie Relapsen, d. i. wiederabgefallene Regier, wären, ohne Verarmungsgefahr hingerichtet werden sollten.⁶ Die mehr- ere Achtung für Leben und Eigenthum, die man in diesen Verordnungen wahrnimmt und leicht vermisst werden möchte einer aufstehenden Sinnesänderung des spanischen Ministeriums zuschreiben, war nichts als ein nothgedrungenener Schritt, den ihm die staatskalte Widersegligkeit des Adels erpreßte. Auch war man in den Niederlanden von dieser Moderation, die im Grunde keine einzigen wesentlichen Mißbrauch abstellte, so wenig erbaut, daß das Volk sie in seinem Unwillen aufstalt Moderation (Milderung) Moer- deration, d. i. Mörderung, nannte.⁷

Nachdem man auf diesem Wege den Ständen ihre Einwilligung dazu abgelockt hatte, wurde die Mil- derung dem Staatsrathe vorgelegt und, von ihm

¹ Burg: „denn gibt nicht wieder, sondern Vorwissen, an welche das Volk fortwähren die ja „Wandel genau haben soll.“
² Hrode, 131.
³ Hopper, 1. 95.

Burgund, 196 197
 „ 111 72
 104
 „ 97 72.

unterschieden, an den König nach Spanien gesendet, um nunmehr durch seine Genehmigung eine gesetzliche Kraft zu empfangen.¹

Die Gesandtschaft nach Madrid, worüber man mit den Verschwornen übereingekommen war, wurde anfänglich dem Marquis von Bergen² aufgetragen, der sich aber aus einem nur zu gegründeten Mißtrauen in die gegenwärtige Disposition des Königs, und weil er sich mit diesem delikaten Geschäfte allein nicht befassen wollte, einen Gehülfen aushat. Er bekam ihn in dem Baron von Montigny, der schon ehedem zu denselben Geschäfte gebraucht worden war und es rühmlich beendigt hatte. Da sich aber während dieser Zeit die Umstände so gar sehr verändert hatten, und er wegen seiner zweiten Aufnahme in Madrid in gerechter Besorgniß war, so machte er seiner mehrern Sicherheit wegen mit der Herzogin aus: daß sie vorläufig darüber an den Monarchen schreiben möchte, unterdessen er mit seinem Gesellschafter langsam genug reisen würde, um von der Antwort des Königs noch unterwegs getroffen zu werden. Sein guter Genius, der ihn, wie es schien, von dem schrecklichen Schicksale, das in Madrid auf ihn wartete, zurückreißen wollte, störte seine Reise noch durch ein unvermuthetes Hinderniß, indem der Marquis von Bergen durch eine Wunde, die er beim Ballschlagen empfing, außer Stand gesetzt wurde, sie sogleich mit ihm anzutreten. Nichtsdestoweniger machte er sich, weil die Regentin ihm anlag, zu eilen, allein auf den Weg, nicht aber, wie er hoffte, die Sache seines Volks in Spanien durchzusetzen, sondern dafür zu sterben.³

Die Stellung der Dinge hatte sich nunmehr so verändert, und der Schritt, den der Adel gethan, einen völligen Bruch mit der Regierung so nahe herbeigeführt, daß es dem Prinzen von Oranien und seinen Freunden fortan unmöglich schien, das mittlere, schonente Verhältniß, das sie bis jetzt zwischen der Republik und dem Hofe beobachtet hatten, noch länger beibehalten und so widersprechende Pflichten zu vereinigen. So viel Ueberwindung es ihnen bei ihrer Denkart schon kosten mußte, in diesem Streite nicht Partei zu nehmen; so sehr schon ihr natürlicher Freiheitsinn, ihre Vaterlandsliebe und ihre Begriffe von Tugend unter dem Zwange litten, den ihr Posten ihnen auferlegte: so sehr mußte das Mißtrauen Philips gegen sie, die wenige Achtung, womit ihr Entschluß schon seit langer Zeit pflegte aufgenommen zu werden, und das zurücksetzende Betragen, das ihnen von der Herzogin widerfuhr, ihren Dienstleister erklären und ihnen die Fortsetzung einer Rolle erschweren, die sie mit so vielem Widerwillen und so wenigem Danke spielten. Dazu kamen noch verschiedene Winke aus Spanien, welche den Unwillen des Königs über die Wittschrift des Adels und seine wenige Infraktion mit ihrem eigenen Betragen bei dieser Gelegenheit außer Zweifel setzten und Maßregeln von ihm erwarten ließen, zu denen sie als Stützen der vaterländischen Freiheit und größtentheils als Freunde oder Blutsverwandte der Verbundenen nie würden die Hand bieten können.⁴ Von dem Namen, den man in Spanien der Verbindung des Adels beilegte, hing es überhaupt nun ab, welche Partei sie künftig zu nehmen hatten. Gleß die Wittschrift Empörung, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder mit dem Hofe vor der Zeit zu einer bedenklichen Erklärung zu kommen oder Diejenigen feindselig behandeln zu helfen, deren Interesse auch das

ihre war, und die nur aus ihrer Sache gehandelt hatten. Dieser misslichen Alternativen konnten sie sich durch eine gänzliche Zurückziehung von Geschäften zu weichen: ein Weg, den sie zum Theil schon erwählt hatten, und der unter den jetzigen Umständen mehr als eine bloße Nothhilfe war. Auf sie lag die ganze Nation. Das unumschränkte Vertrauen in ihre Gesinnungen und die allgemeine Ehrfurcht gegen sie, die nahe an Anbetung gränzte, adelte die Sache, die sie zu der ihrigen machten, und richtete die zu Grunde, die sie verließen. Ihr Antheil an der Staatsverwaltung, wenn er auch mehr nicht als bloßer Name war, hielt die Gegenpartei im Zügel; solange sie dem Senate noch beizuhohnten, vermied man gewaltsame Wege, weil man noch etwas von dem Wege der Güte erwartete. Ihre Mißbilligung, selbst wenn sie ihnen auch nicht von Herren gieng, machte die Faction muthlos und unsicher, die sich im Gegentheile in ihrer ganzen Stärke auftrug, sobald sie, auch nur entfernt, auf einen so wichtigen Weisfall rechnen durfte. Dieselben Maßregeln der Regierung, die, wenn sie durch ihre Hände gingen, eines günstigen Erfolgs gewiß waren, mußten ohne sie verdächtig und unnütz werden; selbst die Nachgiebigkeit des Königs, wenn sie nicht das Werk dieser Volksgenossen war, mußte den besten Theil ihrer Wirkung verfehlen. Außerdem, daß ihre Zurückziehung von Geschäften die Regentin zu einer Zeit von Rath entblödete, wo Rath ihr am Unentbehrlichsten war, gab diese Zurückziehung noch zugleich einer Partei das Uebergewicht, die, von einer bittern Abhängigkeit an den Hof geleitet und unbekannt mit den Eigenheiten des republikanischen Charakters, nicht unterlassen haben würde, das Uebel zu verschlimmern und die Erbitterung der Gemüther aus Aengstlichkeit zu treiben.

Alle diese Gründe, unter denen es Jedem freigestellt ist, nach seiner guten oder schlimmen Meinung von dem Prinzen, dessen Namen herauszusuchen, der bei ihm vergewaltigt haben möchte, bewegen ihn jetzt, die Regentin im Stiche zu lassen und sich aller Staatsgeschäfte zu begeben. Die Gelegenheit, diesen Voratz ins Werk zu richten, fand sich bald. Der Prinz hatte für die schleunige Bekanntmachung der neueränderten Edicte gestimmt; die Statthalterin felgte dem Gutachten des geheimen Raths und sandte sie zuror an den König. „Ich sehe nun deutlich,“ brach er mit verstellter Festigkeit aus, „daß allen Rathschlägen, die ich gebe, mißtraut wird. Der König bedarf seiner Diener, deren Treue er bezweifeln muß, und ferne sey es von mir, meinem Herrn Dienste aufzubringen, die ihm zuwider sind. Wesser also für ihn und mich, ich entsetze mich dem gemeinen Wesen.“¹ Das Nämlche ungefähr äußerte der Graf von Hoern; Ogmout bat um Urlaub, die Wälder in Aachen zu gebrauchen, die der Arzt ihm verordnet habe, wiewohl er (heißt es in seiner Anklage) ausah wie die Gesundheit. Die Regentin, von den Folgen erschreckt, die dieser Schritt unvermeidlich herbeiführen mußte, redete scharf mit dem Prinzen. „Wenn weder meine Vorstellungen, noch das gemeine Wesen so viel über Sie vermögen, Sie von diesem Voratz zurückzubringen, so sollten Sie wenigstens Ihres eignen Rufes mehr schonen. Ludwig von Nassau ist Ihr Bruder. Er und Graf Brederode, die Häupter der Verschwörung, sind öffentlich Ihre Gäste gewesen. Die Wittschrift enthält Dasselbe, wovon alle Ihre Vorstellungen im Staatsrathe bisher gehandelt haben. Wenn Sie nun plötzlich die Sache Ihres Königs verlassen, wird es nicht allgemein heißen, daß Sie die Verschwörung begünstigen?“ Es wird nicht gesagt, ob der Prinz

¹ Vgl. ad Hopper. VII. Brief.

² Dieser Marquis von Bergen ist von dem Grafen Wilhelm von Bergen zu unterscheiden, der von den Ersten gewesen war, die den Compagnon unterschrieben. Vgl. ad Hopper. VII. Brief.

³ Strad. 133. 134.

⁴ Motoren. 81.

² Burgund. 189.

diesmal wirklich aus dem Staatsrathe getreten ist; in er es aber, so muß er sich bald eines Andern besonnen haben, weil wir ihn kurz nachher wieder in öffentlichen Geschäften erblickten. Gmont, scheint es, ließ sich von den Vorstellungen der Regentin besiegen; Hoorn allein zog sich wirklich auf eines seiner Güter zurück, des Verjages, weder Kaiseru noch Königen mehr zu dienen.¹ Unterdessen hatten sich die Genfen durch alle Provinzen zerstreut und, wo sie sich zeigten, die gütlichsten Nachrichten von dem Erfolge ihres Unternehmens verbreitet. Ihren Versicherungen nach war für die Religionsfreiheit Alles gewonnen, und diesen Glauben recht zu befestigen, halfen sie sich, wo die Wahrheit nicht ausreichte, mit Lügen. So zeigten sie zum Beispiel eine nachgemachte Schrift der Ritter des Blieges vor, worin diese feierlich erklärten, daß künftighin Niemand weder Gefängniß, noch Landesverweisung, noch den Tod der Religion wegen zu fürchten haben sollte, er hätte sich denn zugleich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht, in welchem Falle gleichwohl die Verbundenen allein seine Richter seyn würden; und Dies sollte gelten, bis der König mit den Ständen des Reichs anders darüber verfügte. So sehr es sich die Ritter auf die erste Nachricht von dem gespielten Betrug angelegen seyn ließen, die Nation aus ihrer Täuschung zu reißen, so wichtige Dienste hatte diese Erfindung der Faction in dieser kurzen Zeit schon geleistet. Wenn es Wahrheiten gibt, deren Wirkung sich auf einen bloßen Augenblick einschränkt, so können Greuelthungen, die sich nur diesen Augenblick lang halten, gar leicht ihre Stelle vertreten. Außerdem, daß das ausgebreitete Gerücht zwischen der Statthalterin und den Rittersn Misstrauen erweckte und den Muth der Protestanten durch neue Hoffnungen aufstachelte, vielmals es denen, welche über Neuerungen brüsten, einen Schein von Recht in die Hände, der, wenn sie auch selbst nicht daran glaubten, ihrem Verfahren in einer Verschönerung diente. Wenn dieser fälschliche Wahn auch noch so bald widerrufen ward, so mußte er doch in dem kurzen Zeitraume, wo er Glauben fand, so viele Ausschweifungen veranlaßt, so viel Zügellosigkeit und Völlerei eingebracht haben, daß der Rückzug unmöglich werden, daß man den Weg, den man einmal betreten, aus Gewohnheit sowohl, als aus Verzweiflung fortzuwandeln sich genöthigt sehen mußte.² Gleich auf die erste Zeitung dieses glücklichen Erfolgs fanden sich die geschnittenen Protestanten in ihrer Heimath wieder ein, von der sie sich nur ungern geschieden hatten; die sich verstreut hatten, traten aus ihren Schlafswinkeln heraus; die der neuen Religion bisher nur in ihren Herzen gehuldigt hatten, herzhalt gemacht durch diese Töbungsacte, schenkten sich ihr jetzt öffentlich und laut.³ Der Name der Genfen wurde hoch gerühmt in allen Provinzen; man nannte sie die Stützen der Religion und Freiheit: ihre Partei wuchs mit jedem Tage, und viele Konvente fügten an, ihre Insignien zu tragen. Diese Letzteren trachten auf dem Genfepfennunge noch die Veränderung an, daß sie, wie freisweis gelegte Wankerssäbe darauf setzten, glückselig, um anzudeuten, daß sie jeden Augenblick fertig und bereit ständen, um der Religion willen Haus und Heerd zu verlassen. Die Errichtung des Genfensbundes hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unter, bisher, unmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Gerechtigkeit der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in einen Körper furchtbar zusammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder anführerische Kopf sah

sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungsplätzen des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmachtete dem Eitelu; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem großen Strome zu verlieren, lockte den Feigen. Das Gesicht, welches die Verschwörung der Nation zeigte, war demjenigen sehr ungleich, welches sie dem Heise zugekehrt hatte. Waren ihre Absichten auch die lautersten gewesen, hätte sie es wirklich so gut mit dem Throne gemeint, als sie äußerlich scheinen wollte, so würde sich der große Haufen dennoch nur an das Gesetzwidrige ihres Verfahrens gehalten haben, und ihr besserer Zweck gar nicht für ihn vorhanden gewesen seyn.

Öffentliche Predigten.

Rein Zeitpunkt konnte den Hugenotten und den deutschen Protestanten günstiger seyn, als dieser, einen Abzug ihrer gefährlichen Waare in den Niederlanden zu versuchen. Jetzt wimmelte es in jeder ansehnlichen Stadt von verdächtigen Aufwühlungen, verkappten Kundschaftern, von Regern aller Art und ihren Nesteln. Drei Religionsparteien waren es, die unter allen, welche von der herrschenden Kirche abwichen, erhebliche Fortschritte in den Provinzen gemacht hatten. Arianismus und die angrenzenden Landschaften hatten die Wiederläufer überhäufet, die aber, als die Tüfteligen von Allen, ohne Ehrigkeit, ohne Verfassung, ohne Kriegsmacht und noch überdies unter sich selbst im Streite, die wenigste Macht erweckten. Von weit mehr Bedeutung waren die Calvinisten, welche die südlichen Provinzen und Flandern insofern inne hatten, an ihren Nachbarn, den Hugenotten, der Republik Genf, den schweizerischen Cantons und einem Theile von Deutschland mächtige Stützen fanden, und deren Religion, wenige Abänderungen ausgenommen, in England auf dem Throne saß. Ihr Anhang war der zahlreichste von allen, besonders unter der Kaufmannschaft und den gemeinen Bürgern, und die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten hatten ihm größtentheils die Einführung gegeben. An Anzahl und Reichthum wichen ihnen die Lutheraner, denen aber ein desto größerer Anhang unter dem Adel Gewicht gab. Die hatten vorzüglich den östlichen Theil der Niederlande, der an Deutschland gränzt, in Besitz; ihr Vorkommen herrschte in einigen nördlichen Reichern; die mächtigen Reichsfürsten waren ihre Bundesgenossen, und die Religionsfreiheit dieses Landes, dem auch die Niederlande durch den burgundischen Vergleich angehörten, konnte mit dem besten Scheine des Rechts von ihnen geltend gemacht werden. In Antwerpen war der Zusammenschuß dieser drei Religionen, weil die Volkmenge sie hier verband, und die Vermischung aller Nationen in dieser Stadt die Freiheit begünstigte. Diese drei Kirchen hatten nichts unter sich gemein, als einen gleich ausschließlichen Haß gegen das Papstthum, gegen die Transsubstantiation insbesondere und gegen die spanische Regierung, deren Werkzeug diese war; aber eben die Eifersucht, womit sie einander selbst wechselseitig bewachten, erbielt ihren Eifer in Uebung und verbündete, daß die Blut des Fanatismus bei ihnen verglimmte.¹

Die Statthalterin hatte, in Erwartung, daß die erwartete Oberation Statt haben würde, einstweilen, um die Genfen zu befriedigen, den Statthaltern und Obrigkeit der Provinzen in den Prozeduren gegen

¹ Wo er drei Monate außer Thätigkeit blieb. Hoorn's Collage. 119.

² Ibidem, 131. 133.

³ Grot. 22.

die Reher Mäßigung empfahlen: ein Auftrag, den der größte Theil von diesen, der das traurige Straßamt nur mit Widerwillen verwaltete, begierig befolgte und in seiner weitesten Bedeutung nahm. Die meisten von den vornehmsten Magistratspersonen waren der Inquisition und der spanischen Tyrannei von Herzen gram, und viele von ihnen sogar selbst einer oder der andern Religionspartei heimlich ergeben; die es auch nicht waren, gönnten ihren abgezagten Feinden, den Spaniern, doch die Lust nicht, ihre Landeskente mißhandelt zu sehen.¹ Sie verstanden also die Regentin absichtlich falsch und ließen die Inquisition, wie die Exacte, fast ganz in Verfall gerathen. Diese Nachsicht der Regierung, mit den glänzenden Vorstregelungen der Genien verbunden, lockte die Protestanten, die sich ohnehin in sehr angehäuft hatten, um länger verstreut zu bleiben, aus ihrer Dunkelheit hervor. Bis jetzt hatte man sich mit stillen nächtlichen Versammlungen begnügt; nunmehr aber glaubte man sich zahlreich und gefürchtet genug, um diese Zusammenkünfte auch öffentlich wagen zu können. Diese Kicenz nahm ihren ersten Anfang zwischen Dubenaarde und Gent und ergriff bald das ganze übrige Vlaanderen. Ein gewisser Hermann Stricker, aus Overyssel gebürtig, verzeihen Wüth und dem Kloster entstrungen, ein verwegener Enthusiast von jähigem Geiste, imvoisanter Aigue und fertiger Zunge, in der Erste, der das Volk in einer Predigt unter freiem Himmel herausführt. Die Neuheit des Unternehmens versammelt einen Anhang von siebentaufend Menschen um ihn her. Ein Richter der Gegend, der, herrhafter als Klug, mit geeignetem Togen unter die Menge sprenzt, den Prediger in ihrer Mitte zu verhaften, wird von dem Volke, das in Ermangelung anderer Waffen nach Steinen greift, so übel empfangen, daß er, von schweren Wunden dahingestreckt, noch sieht, sein Leben durch Wunden zu retten.² Der erste gelungene Versuch macht in dem zweiten Wuth. In der Gegend von Nalst versammeln sie sich in noch größerer Menge wieder; jetzt aber sind sie schon mit Mörkieren, Feuerwecr und Gellebarten versehen, stellen Bösen aus und verarmen die Zugänge durch Karren und Wagen. Von der Zufall hier vorüberführt, muß, gern oder ungern, an dem Gottesdienste Theil nehmen, wenn besondere Aufpasser befehlt sind. An dem Eingange haben sich Buchhändler gelagert, welche den protestantischen Katechismus, Gebetungsschriften und Psalmen auf die Vordörse feil bieten. Der Apostel, Hermann Stricker, läßt sich von einer Rednerbühne hören, die von Karren und Baumstämmen aus dem Stegarcis aufgethürmt worden. Ein darüber getrautes Segelstück schützt ihn vor Sonne und Regen; das Volk stellt sich gegen die Windseite, um ja nichts von seiner Predigt zu verlieren, deren beste Würze die Schmähungen gegen das Papstthum sind. Man schöpft Wasser aus dem nächsten Risse, um die neugebornen Kinder ohne weitere Ceremonie, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, von ihm taufen zu lassen. Hier werden Sacramente auf calvinische Art empfangen, Brautpaare eingesegnet, und Ehen zerrißen. Halb Gent war auf diese Art aus seinen Thoren gezogen; der Zug verbreitete sich immer weiter und weiter und hatte in kurzer Zeit ganz Düsselndern überschwemmt. Westflandern brachte ein anderer abgefallener Wüth, Peter Dathen, aus Poperingen, gleichfalls in Bewegung; fünfzehntausend Menschen brängten sich aus

Blecken und Dörfern zu seiner Predigt; ihre Anzahl macht sie beherzt genug, mit stürmender Hand in die Gefängnisse zu brechen, wo einige Wiedertäufer zum Märtyrertode aufgespart waren. Die Protestanten in Tournay wurden von einem gewissen Ambrosius Wille, einem französischen Calvinisten, zu gleichem Uebermuth verführt. Sie dringen ebenfalls auf eine Losgebung ihrer Gefangenen und lassen sich bitere Drohungen entfallen, daß sie die Stadt den Franzosen übergeben würden. Diese war ganz von Garnison entblößt, die der Commandant, aus Furcht vor Verräthelei, in das Castell gezogen hatte, und welche sich noch außerdem weigerte, gegen ihre Mitbürger zu agiren. Die Sectirer gingen in ihrem Uebermuth so weit, daß sie eine eigene öffentliche Kirche innerhalb der Stadt für sich verlangten; da man ihnen diese verweigerte, traten sie in ein Bündniß mit Valenciennes und Antwerpen, um ihren Gottesdienst nach dem Beispiele der übrigen Städte mit öffentlicher Gewalt durchzusetzen. Diese drei Städte standen unter einander in dem genauesten Zusammenhange, und die protestantische Partei war in allen dreien gleich mächtig. Weil sich jedoch keine geordnete, den Tumult anzufangen, so kamen sie überein, daß sie zu gleicher Zeit mit den öffentlichen Predigten ausbrechen wollten. Wiederode's Erscheinung in Antwerpen machte ihnen endlich Muth. Sechstausend Menschen brachen an dem nämlichen Tage, wo Dasselbe in Tournay und Valenciennes geschah, aus der Stadt hinaus, Weiber und Männer durch einander; Mütter schlepyten ihre ganz kleinen Kinder hinter sich her. Sie schlossen den Platz mit Wagen, die sie zusammenbanden, hinter welchen sich Gewaffnete versteckt hielten, um die Anstalt gegen einen etwaigen Ueberfall zu decken. Die Prediger waren theils Deutsche, theils Engländer und redeten in wallonischer Sprache; manche darunter waren aus dem gemeinen Pöbel, und Handwerker sogar übten sich in diesem heiligen Werke denken. Kein Ansehen der Obrigkeit, kein Gesez, keines Häubers Erscheinung schreckte sie mehr. Viele zog bloße Neugier herbei, um doch zu hören, was für neue und seltsame Dinge diese fremden Aufständlinge, die so viel Redens von sich gemacht, ausframen würden. Andere leckte der Wohlthat der Palmen, die, wie es in Gent gebräuchlich war, in französischen Versen abgezungen wurden. Ein arger Theil wurde von diesen Predigern wie von laßigen Remedien angezogen, in welchen der Papst, die Väter der Tridentinischen Kirchenversammlung, das Segener und andere Theamen der herrschenden Kirche auf eine verächtliche Art heruntersgemacht wurden. Je toller Dieses ging, desto mehr tigelte es die Ohren der Gemeinde, und ein allgemeines Handelskrachen, wie im Schaupielhause, belobnte den Redner, der es dem andern an abenteuerlicher Uebertreibung zuvergethan hatte. Aber das lächerliche, das in diesen Versammlungen auf die herrschende Kirche geworfen ward, ging dessen ungeachtet in dem Gemüthe der Zuhörer nicht ganz verloren, so wenig, als die wenigen Körner von Vernunft, die gelegentlich mit unterließen; und Mander, der hier nichts weniger als Wahrheit gesucht hatte, brachte sie vielleicht, ohne es selbst zu wissen, mit zurück.³

Diese Versammlungen wurden mehrere Tage wiederholt, und mit jeder Wuchs die Vermessenheit der Sectirer, bis sie sich endlich sogar erlaubten, ihre Prediger nach vollbrachtem Gottesdienste mit einer Escorte von gewaffneten Reitern im Trümme heimzuführen und so das Gesez durch Gepräuge zu verhöhnen. Der Stadtrath sendete einen Gilboten nach dem andern an die Herzogin, um sie zu einer persönlichen Ueberkunft und

¹ Grot. 29. Burgund. 203. 204.

² Burgund. 213. 214. Diese unerhörte Brutalität eines einzelnen Menschen, mitten unter eine Schaar von siebentaufend schlaffen Menschen, die durch gemeinschaftliche Absicht noch mehr entzündet sind, zu bringen, um einen, den sie anstehen, vor ihren Augen zum Ueberwachen zu machen, beweist mehr als Alles, was man über die Wälsche sagen kann, und welche infanter Verachtung die davor in Kapellen auf der sogenannten Reher herabgefallen haben möge die sie als eine schlechtere Menschenart betrachteten.

³ Stad. 132. Burgund. 220. 232.

wo möglich, zur Residenz in Antwerpen zu vermögen, als dem einzigen Mittel, den Trog der Empörer zu zügeln und dem gänzlichen Verfall der Stadt vorzubeugen; denn die vornehmsten Kaufleute, vor Plünderung bange, standen schon im Begriffe, sie zu räumen. Furcht, das königliche Ansehen auf ein so gefährliches Spiel zu setzen, verbietet ihr zwar, diesem Begehren zu willfahren; aber an ihrer Statt wird der Graf von Wegen dahin gesendet, um mit dem Magistrat wegen Einföhrung einer Garnison zu unterhandeln. Der aufwüthrerische Pöbel, dem der Zweck seiner Ankunft nicht lange verborgen bleibt, sammelt sich unter tumultuarischem Geschrei um ihn herum. „Man kenne ihn als einen geschworenen Feind der Geseßen,“ wurde ihm zugeschieden; „er bringe Knechtschaft und Inquisition, und er solle unverzüglich die Stadt verlassen.“ Auch legte sich der Tumult nicht, bis Wegen wieder aus den Thoren war. Nun reichten die Calvinisten dieser Stadt bei dem Magistrat eine Schrift ein, worin sie bewiesen, daß ihre große Menge es ihnen fernerhin unmöglich mache, sich in der Stille zu versammeln, und ein eignes Gotteshaus innerhalb der Stadt für sich begehren. Der Stadtrath erneuert seine Vorstellungen an die Herzogin, daß sie der bedrängten Stadt doch durch ihre persönliche Gegenwart zu Hülfe kommen oder ihr wenigstens den Prinzen von Dranien schicken möchte, als den Einzigen, für den das Volk noch einige Rücksicht habe, und der noch überdies der Stadt Antwerpen durch den Erbittel ihres Burggrafen verpflichtet sey. Um das größere Uebel zu vermeiden, mußte sie in die zweite Forderung willigen und dem Prinzen, so schwer es ihr auch fiel, Antwerpen anvertrauen. Dieser, nachdem er sich lange umsonst hatte bitten lassen, weil er einmal fest entschlossen schien, an den Staatsgeschäften ferner keinen Antheil zu nehmen, ergab sich endlich dem ermittelten Jutenden der Regentin und den ungesümmen Wünschen des Volks. Vrederoede kam ihm eine halbe Meile von der Stadt mit großer Begleitung entgegen, und von beiden Seiten begrüßte man einander mit Abseuerung von Pistolen. Antwerpen schien alle seine Einwohner ausgezogen zu haben, um seinen Erretter zu empfangen. Die ganze Heerstraße wimmelte von Menschen; die Dächer auf den Landhäusern waren abgedeckt, um mehr Zuschauer zu fassen; hinter Zäunen, aus Kirchhofmauern, aus Gräbern sogar wuchsen Menschen hervor. Die Zuneigung des Volks gegen den Prinzen zeigte sich hier in kindischen Ergießungen. „Die Geseßen sollen leben!“ schrie Jung und Alt ihm entgegen. — „Sehet hin,“ schrien Andere. „Das ist Der, der uns Freiheit bringt.“ — „Der ist's,“ schrien die Lutheraner, „der uns das Augsbürgische Bekenntniß bringt.“ — „Nun brauchen wir fortan keine Geseßen mehr,“ riefen Andere; „wir brauchen den mühsamen Weg nach Brüssel nicht mehr. Er allein ist uns Alles!“ Diejenigen, welche gar nichts zu sagen wußten, machten ihrer angethanen Freude in Psalmen Lust, die sie tumultuarisch um ihn her aufstimmten. Er indessen verlor seinen Verstand nicht, winkte Stillstehenden um sich her und rief: „Ach, da ihm Niemand gehorchen wollte, zwischen Unwillen und Rührung: „bei Gott!“ rief er, „sie sollten zusehen, was sie thäten, es würde sie einmal reuen, was sie jetzt gethan.“¹ Das Jauchzen mehrte sich, als er in die Stadt selbst einritt: war. Gleich das erste Versprechen des Prinzen mit den Häuptern der verschiedenen Religionen activen, die er einzeln zu sich kommen ließ und befragte, belehrte ihn, daß die Hauptquelle des Übels in dem gegenseitigen Mißtrauen der Parteyen unter einander und in dem Argwohn der

Bürger gegen die Absichten der Regierung zu suchen sey, und daß sein erstes Geschäft also seyn müsse, die Gemüther zu versichern. Den Reformirten, als den Mächtigen an Anzahl, suchte er durch Ueberredung und List die Waffen aus den Händen zu winden, welches ihm endlich mit vieler Mühe gelang. Da aber bald darauf einige Wagen mit Kriegsmunition in Mecheln geladen wurden, und der Drossart von Brabant sich in dem Gebiete von Antwerpen öfters mit Bewaffneten sehen ließ, so fürchteten die Calvinisten, bei ihrem Gottesdienste feindlich gestört zu werden, und lagen dem Prinzen an, ihnen innerhalb der Mauern einen Platz zu ihren Predigten einzuräumen, wo sie vor einem Uebersall sicher seyn könnten.² Es gelang ihm noch einmal, sie zu vertrösten, und seine Gegenwart hielt den Ausbruch des Tumults sogar während des Festes von Mariä Himmelfahrt, das eine Menge Volks nach der Stadt gezogen, und wovon man Alles befürchtet hatte, glücklich zurück. Das Marienbild wurde mit dem gewöhnlichen Gepränge unangefochten herumgetragen; einige Schimpfworte und ein ganz stilles Murren von Gögendienst war Alles, was sich der unatholische Pöbel gegen die Procession herausnahm.³

(1566.) Indem die Regentin aus einer Provinz nach der andern die traurigsten Zeitungen von dem Uebermuth der Protestanten erhält und für Antwerpen zittert, das sie in Dranien gefährlichen Händen zu lassen gezwungen ist, wird sie von einer andern Seite her in nicht geringes Schrecken gesetzt. Gleich auf die ersten Nachrichten von den öffentlichen Predigten hatte sie den Bund aufgerufen, seine Zusagen jetzt zu erfüllen und ihr zu Wiederherstellung der Ordnung hülfsreiche Hand zu leisten. Diesen Vorwand gebrauchte Graf Vrederoede, eine Generalkonferenz des ganzen Bundes anzuordnen, wozu kein gefährlicherer Zeitpunkt als der jetzige hätte gewählt werden können. Eine so prablerische Ausstellung der innern Kräfte des Bundes, dessen Daseyn und Schutz allein den protestantischen Pöbel ermuntert haben konnte, so weit zu gehen, als er gegangen war, mußte jetzt in eben dem Grade die Zuversicht der Sectirer erheben, als bei dem Wuth der Regentin darniederzuschlag. Der Convent kam in einer lüttichischen Stadt, St. Truyen, zu Stande, wohin sich Vrederoede und Ludwig von Nassau an der Spitze von zweitausend Verbundenen gewiesen hatten. Da ihnen das lange Ausbleiben der königlichen Antwort aus Madrid von dorthier nicht viel Gutes zu Weissagen schen, so achteten sie auf alle Fälle für rathsam, einen Sicherheitsbrief für ihre Personen von der Herzogin zu erpressen. Diejenigen unter ihnen, die sich einer unreinen Sympathie mit dem protestantischen Pöbel bewußt waren, betrachteten seine Anwesenheit als ein glückliches Ereigniß für den Bund; das schwindende Glück Derer, zu deren Gemeinschaft sie sich herabsetzten, verführte sie, ihren Ton zu ändern; ihr vorhin ruhmvürdiger Eifer fing an, in Infolenz und Trog auszuarten. Viele meinten, man solle die allgemeine Verwirrung und die Verlegenheit der Herzogin nutzen, einen höhern Ton annehmen und Forderung an Forderung häufen. Die katholischen Mitglieder des Bundes, unter denen viele im Herzen noch sehr königlich dachten und mehr durch Gelegenheit und Beistand als einem Antheil an dem Bunde hingerissen worden, als aus innerem Triebe dazu getreten waren, hörten hier zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine allgemeine Religionsfreiheit in Vorschlag bringen und wurden jetzt mit Schrecken gewahrt, in welcher gefährlichen Unternehmung sie sich übereilt Weise verwickelt hatten.

Gleich auf diese Entdeckung trat der junge Graf Mansfeld zurück; und eine innere Zwietracht fing jetzt schon an, das Werk der Eile zu untergraben und die Fugen des Bundes unvermerkt aufzulösen.¹

Graf von Egmont und Wilhelm von Drante werden von der Regentin bevollmächtigt, mit den Verbundenen zu unterhandeln. Zwölf von den Letztern, unter denen Ludwig von Nassau, Brederode und Ruyter waren, besprachen sich mit ihnen in Duffel, einem Dorfe unweit Mecheln. „Wozu dieser neue Schritt?“ ließ ihnen die Regentin durch den Mund dieser Weiden entbieten. „Man hat Gesandte nach Spanien von mir gefordert; ich habe sie dahin gesendet. Man hat die Excite und Inquisition, allzu streng gesunden; ich habe Beide gemildert. Man hat auf eine allgemeine Versammlung der Reichsstände angetragen; ich habe diese Wirtte vor den König gebracht, weil ich sie aus eigener Gewalt nicht bewilligen durfte. Was hab' ich denn nun unwissender Weise noch unterlassen oder gethan, was diese Zusammenkunft in St. Truyen nothwendig machte? Ist es vielleicht Furcht vor dem Zorn des Königs und seinen Folgen, was die Verbundenen beunruhigt? Die Beleidigung ist groß, aber größer ist seine Gnade. Wo bleibt nun das Versprechen des Bundes, keine Unruhen unter dem Wolfe zu erregen? wo jene prächtig tönenden Worte, daß man bereit seyn würde, lieber zu meinen Hüften zu sterben, als dem Könige etwas von seinen Rechten zu vergeben? Schon nehmen sich die Neuerer Dinge heraus, die sehr nahe an Aufruhr grünen und die Republik zum Verderben führen; und der Bund ist's, auf den sie sich dabei berufen. Wenn er Dieses mit Stillschweigen duldet, so klagt er sich als Mitschuldigen ihres Trevels an; wenn er es redlich mit seinem Könige meint, so kann er bei dieser Gelegenheit die Pöbel nicht unnützlich feiern. Aber er selbst geht ja dem rasenden Pöbel durch sein gefährliches Beispiel voran, schließt Bündnisse mit den Feinden des Vaterlandes und bekräftigt diese schlimmen Verächte durch seine jetzige strafbare Versammlung.“²

Der Bund verantwortete sich dagegen förmlich in einer Schrift, welche er durch drei deputirte Mitglieder im Staatsrathe zu Brüssel einreichen läßt. „Alles,“ lautet diese, „was Ihre Hoheit in Rücksicht auf unsere Bittschrift gethan, haben wir mit dem lebhaftesten Danke empfangen; auch können wir über keine Neuerung Klage führen, welche in dieser Zeit, Ihrem Versprechen unwider, irgendwo gemacht worden wäre; aber, wenn wir Dessen ungeachtet jetzt noch immer und aller Orten her in Erfahrung bringen und mit eigenen Augen uns überzeugen, daß man unsere Mitbürger um der Religion willen vor Gericht schleppt und zum Tode führt, so müssen wir nothwendig daraus schließen, daß die Befehle Ihrer Hoheit von den Gerichtshöfen zum Mindesten — sehr wenig geachtet werden. Was der Bund seinerseits versprochen, hat er redlich erfüllt, auch den essentialen Predigten hat er nach Vermögen zu steuern gesucht; aber freilich ist es kein Wunder, wenn die so lange Verzögerung einer Antwort aus Madrid die Gemüther mit Argwohn erfüllt, und die getäuschte Hoffnung einer allgemeinen Staatenversammlung sie wenig geneigt macht, fernern Versicherungen zu glauben. Nie hat sich der Bund mit den Feinden des Landes verbunden, auch nie eine Versuchung dazu gefühlt. Sollten sich französische Waffen in den Provinzen sehen lassen, so werden wir, die Verbundenen, als die Ersten zu Pferde sitzen, sie daraus zu verreiben; aber wir wollen

„aufrichtig gegen Ew. Hoheit seyn. Wir glaubten, Zeichen Ihres Unwillens gegen uns in Ihrem Gesichte zu lesen; wir sehen Menschen im ausschließenden Besitze Ihrer Gnade, die durch ihren Haß gegen uns berückt sind. Täglich müssen wir hören, daß vor der Gemeinschaft mit uns, wie vor Verpödeten, gewarnt wird, daß man uns die Ankunft des Königs wie den Anbruch eines Gerichtstags verkündigt — was ist natürlicher, als daß der Argwohn gegen uns auch den unsrigen endlich erwecke? daß der Vorwurf der Majestätsverletzung, womit man unsere Verbindung zu schwärzen bemüht ist, daß die Kriegserüstungen des Herzogs von Savoyen und anderer Fürsten, die, wie das Gerücht sagt, uns gelten sollen, die Unterhandlungen des Königs mit dem französischen Hofe, um einer spanischen Armee, die nach den Niederlanden bestimmt seyn soll, den Durchzug durch dieses Reich auszuwirken, und dergleichen Vorfälle mehr uns aufgefordert haben, auf unsere Selbstvertheidigung zu denken und uns durch eine Verbindung mit unsern auswärtigen Freunden zu verstärken? Auf ein allgemeines, unparteiisches und schwankeendes Gerücht beschuldigt man uns eines Antheils an dieser Füglosigkeit des protestantischen Pöbels; aber wen klagt das allgemeine Gerücht nicht an? Wahr ist es allerdings, daß auch unter uns Protestanten sich befinden, denen eine Tüdtung der Religionen das willkommene Geschenk seyn würde; aber auch sie haben niemals vergessen, was sie ihrem Herrn schuldig sind. Furcht vor dem Zorne des Königs ist es nicht, was uns aufgefordert hat, diese Versammlung zu halten. Der König ist gut, und wir wollen hoffen, daß er gerecht ist. Es kann also nicht Verzeihung seyn, was wir bei ihm suchen, und eben so wenig kann es Vergeßlichkeit seyn, was wir uns über Handlungen erbitten, die unter den Verdiensten, so wir uns um E. Majestät erworben, nicht die unbeträchtlichsten sind. Wahr ist es wieder, daß sich Abgeordnete der Lutheraner und Calvinisten in St. Truyen bei uns eingefunden; so, noch mehr, sie haben uns eine Bittschrift übergeben, die wir an Ew. Hoheit überlegen. Sie erbieten sich darin, die Waffen bei ihren Predigten niederzulegen, wenn der Bund ihnen Sicherheit leisten und sich für eine allgemeine Versammlung der Stände verbürgen wolle. Beides haben wir zugehört, ihnen zugesagt zu müssen; aber unsere Versicherung allein hat keine Kraft, wenn sie nicht zugleich von Ew. Hoheit und einigen Ihrer vornehmsten Räte bestätigt wird. Unter diesen kann Niemand von dem Zustande unserer Sachen so gut unterrichtet seyn und es so redlich mit uns meinen, als der Prinz von Drante und die Grafen von Hoorn und von Egmont. Diese Drei nehmen wir mit Freuden als Mittler an, wenn man ihnen dazu die nöthige Vollmacht gibt und uns Versicherung leistet, daß ohne ihr Wissen keine Truppen geworben, und keine Verabredungen darüber ernannt werden sollen. Diese Sicherheit verlangen wir inessen nur auf einen gegebenen Zeitraum, nach dessen Verstreichung es bei dem Könige stehen wird, ob er sie aufheben oder bestätigen will. Geschieht das Erste, so ist es der Willigkeit gemäß, daß man uns einen Termin setze, unsere Personen und Güter in Sicherheit zu bringen; drei Wochen werden dazu genug seyn. Endlich und leztens machen wir uns auch unsrerseits anheischig, ohne Zuziehung jener drei Mittelpersonen nichts Neues zu unternehmen.“¹

Eine so kühne Sprache konnte der Bund nicht süßren, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt hatte

¹ Burgund. 235. Strada. 140.
² Mezer. 64. Burg. 235. 239.

55. Strad. 141 sq. Burgund. 240 — 251. Mezer. 1. 11. 12.

und sich auf einen gründlichen Schutz verließ; aber die Regentin sah sich eben so wenig im Stande, ihm die verlangten Punkte zu bewilligen, als sie unfähig war, ihm Ernst entgegenzusetzen. In Brüssel, das jetzt von den meisten Staatsrathen, die entweder nach ihren Provinzen abgegangen oder unter irgend einem andern Vorwande sich den Geschäften entzogen hatten, verlassen war, sowohl von Rath, als von Geld entblößt, dessen Mangel sie nöthigte, die Großmuth der Geistlichkeit anzusprechen und, da dieses Mittel nicht zureichte, ihre Insuper zu einem Lotto zu nehmen, abhängig von Befehlen aus Spanien, die immer erwartet wurden und immer nicht kamen, sah sie sich endlich zu der erniedrigenden Auskunft gebrach, mit den Verbundenen in St. Truyen den Vertrag einzugehen, daß sie noch vier und zwanzig Tage lang auf die Resolution des Königs warten wollten, bevor sie einen weitem Schritt unternehmen. Auffallend war es freilich, daß der König immer noch fortfuhr, mit einer entscheidenden Antwort auf die Bittschrift zurückzuhalten, ungeachtet man allgemein wußte, daß er weit jüngere Schreiben beantwortet hatte, und die Regentin deswegen auf das Nachdrücklichste in ihn drang. Auch hatte sie sogleich nach dem Ausbruche der öffentlichen Predigten den Marquis von Vergen dem Baron von Montigny nachgesandt, der, als ein Augenzeuge dieser neuen Begebenheiten, ihren schriftlichen Bericht desto lebhafter unterstützen und den König um so rascher bestimmen sollte.¹

(1566.) Unterdeß war der niederländische Gesandte, Florenz von Montigny, in Madrid eingetroffen, wo ihm auf das Höflichste begegnet ward. Der Inhalt seiner Instruction war die Abschaffung der Inquisition und Wiedereinsetzung der Placate, die Vermehrung des Staatsraths und Aufhebung der zwei übrigen Curien, das Verlangen der Nation nach einer allgemeinen Staatenversammlung und das Ansuchen der Regentin um die persönliche Uebersicht des Königs. Weil dieser aber immer nur Zeit zu gewinnen suchte, so wurde Montigny bis auf die Ankunft seines Gehülfen vertrödet, ohne welchen der König seinen endlichen Schluß fassen wollte. Der Alamänder indeß hatte jeden Tag und zu jeder ihm beliebigen Stunde Audienz bei dem Könige, der ihm auch jedes Mal die Depeschen der Herzogin und deren Verantwortung mitemtheilen befohl gab. Diefers wurde er auch in das Geseil der niederländischen Angelegenheiten gezogen, wo er nie unterließ, den König auf eine Generalversammlung der Staaten, als auf das einzige Mittel, den bisherigen Verwirrungen zu begegnen, und welches alle übrigen entbehrlich machen würde, hinzuweisen. So bewies er ihm auch, daß nur eine allgemeine und uneingeschränkte Vergebung alles Vergangenen das Mithtrauen würde tilgen können, das bei allen diesen Verbrechen zum Grunde läge und jeder noch so gut gewählten Maßregel ewig entgegenarbeiten würde. Auf seine gründliche Kenntniß der Dinge und eine genau Bekanntschaft mit dem Charakter seiner Landeskente war es, dem Könige für ihre unverrückliche Treue zu bürgen, sobald er sie durch ein gerates Verfahren von der Redlichkeit seiner Absichten überführt haben würde, da er im Gegentheil, von den dieser Kenntniß geleitet, alle Hoffnung davon absperrte, solange sie nicht von der Insuper geheilt würden, das Ziel seiner Unterdrückung seyn und dem Reiche der spanischen Ozean zum Opfer zu werden. Sein Gehülfe erschien endlich, und der Inhalt ihrer Gesandtschaft wurde wiederholten Vorschlägen unterworfen.²

(1566.) Der König war damals im Busch zu Ergoven, wo er auch seinen Staatsrath versammelte. Wesiger waren: der Herzog von Alba, Don Gomez de Sigueroa, Graf von Berla, Don Antonio von Toledo, Großcomendador vom Orden St. Johannes, Don Johann Mauriquez von Lara, Oberhofmeister der Königin, Dny Gomez, Prinz von Eboli und Graf von Melito, Ludwig von Quirada, Oberstallmeister des Prinzen, Karl Tyssenacque, Präsident des niederländischen Conseils, der Staatsrath und Siegelbewahrer Hopper¹ und der Staatsrath von Corteville.² Mehrere Tage wurde die Sitzung fortgesetzt; beide Abgesandte wohnten ihr bei, aber der König war nicht selbst zugegen. Hier nun wurde das Betragen des niederländischen Adels von spanischen Augen beleuchtet; man verfolgte es Schritt vor Schritt bis zu seiner entlegenen Quelle, brachte Vorfälle mit einander in Zusammenhang, die nie einen gehabt hatten, und einen reifen, weitsehenden Plan in Ereignisse, die der Augenblick geboren. Alle diese verschiedenen Vorgänge und Versuche des Adels, die nur der Zufall auf einander gereiht, und der natürlichste Lauf der Dinge so und nicht anders gelenkt hatte, sollten aus dem überdachten Entwurfe gesponnen seyn, eine allgemeine Religionsfreiheit einzuführen und das Steuer der Gewalt in die Hände des Adels zu bringen. Der erste Schritt dazu, hieß es, ward die gewaltsame Wegdrängung des Ministers Granvela, an welchem man nichts zu tadeln finden konnte, als daß er im Besiz einer Macht war, die man lieber selbst ausgeübt hätte. Den zweiten Schritt that man durch die Abienkung des Grafen von Garmont nach Spanien, der auf Abschaffung der Inquisition und Milderung der Strafbefehle dringen und den König zu einer Erweiterung des Staatsraths vermögen sollte. Da aber Dieses auf einem so beschrittenen Wege nicht zu erreichen gewesen, so versuchte man, es durch einen dritten und herrschtern Schritt, durch eine förmliche Verschwörung, der Geusenbund, von dem Hofe zu entzogen. Ein vierter Schritt zu dem nämlichen Ziele in diese neue Gesandtschaft, wo man endlich ungeachtet die Carre abwärts und durch die unthätigen Vorschläge, die man dem Könige zu thun sich nicht entbiethet, deutlich an den Tag legt, wohin alle jene vorhergesehenen Schritte gezielt haben. Oder, fährt man fort, kann die Abschaffung der Inquisition zu etwas Veringerm, als zu einer vollkommenen Glaubensfreiheit führen? Gicht mit ihr nicht das Steuer der Gewissen verloren? Führt diese vorgeschlagene Moderation nicht eine gänzliche Straflosigkeit aller Regieren ein? Was ist dieses Project von Erweiterung des Staatsraths und von Unterdrückung der zwei übrigen Curien? Anderes, als ein völliger Umsturz der Staatsregierung zu Gunsten des Adels? ein Generalgouvernement für alle Provinzen der Niederlande? Ist diese Zusammensetzung der Reger bei den öffentlichen Predigten nicht schon bereits die dritte Verbindung, die aus den nämlichen Absichten unternommen wird, da die Rique des Großen im Staatsrath und der Bund der Geusen nicht wirksam genug geschienen haben?³

Welches aber auch die Quellen dieses Nebels seyn mochten, so gestand man ein, daß es darum nicht weniger bedenklich und dringend sey. Die ungeführte persönliche Anwesenheit des Königs in Brüssel war allerdings das souveräne Mittel, es schnell und gründlich zu heben. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Zurüstungen zu dieser Reise die so kurze Zeit vor dem

¹ Hopper, S. 117. Burgund, 272. 262.

¹ Mit dem Namen Hopper, S. 117. er
als einer mittheilenden Person
erfand.
² Hopper, S. 117.
³ Hopper, S. 116.

Winter ganz hinwegnehmen mußten; da sowohl die sibirische Jahreszeit, als die Gefahr, von den französischen und englischen Schiffen, die den Ocean unsicher machten, den nördlichen Weg, als den kürzesten von beiden, nicht zu nehmen erlaubten; da die Rebellen selbst unterdessen von der Insel Walscheru Besitz nehmen und dem Könige die Landung streitig machen konnten: so war vor dem Frühlinge nicht an diese Reise zu denken, und man mußte sich in Ermangelung des einzigen gründlichen Mittels mit einer mittlern Auskunft begnügen. Man kam also überein, dem Könige vorzutragen: erstlich, daß er die päpstliche Inquisition aus den Provinzen zurücknehmen und es bei der bischöflichen bewenden lassen möchte; zweitens, daß ein neuer Plan zu Milde rung der Placate entworfen würde, wobei die Würde der Religion und des Königs mehr als in der eingesankten Moderation geschont wäre; drittens, daß er der Oberstatthalterin Vollmacht erteilen möchte, allen Denjenigen, welche nicht schon etwas Verdammliches begangen oder bereits gerichtlich verurtheilt seyen, doch mit Ausnahme der Prebiter und ihrer Fehler, Gnade angedeihen zu lassen, damit die Gemüther versichert, und kein Weg der Menschlichkeit unversucht gelassen würde. Alle Eiznen, Verbündungen, öffentliche Zusammenkünfte und Freizeiten müßten fortan bei strenger Abndung untersteht seyn; würde dennoch dagegen gehandelt, so sollte die Oberstatthalterin sich der ordinären Truppen und Besatzungen zur gewaltsamen Unterwerfung der Widerspenstigen zu bedienen, auch im Nothfalle neue Truppen zu werben und die Befehlshaber über dieselben nach ihrem Gutmüthen zu ernennen Freiheit haben. Endlich würde es wohlthatig seyn, wenn Sr. Majestät den vornehmsten Städten, Prälaten und den Häuptern des Adels, einigen eigenhändig und allen in einem adeligen Tone, schrieb, um ihren Dienstseier zu befehlen.¹

Seit dem Könige diese Resolution seines Staatsraths vorgelegt worden, war sein Geses, daß er an den vornehmsten Plätzen des Königreichs und auch in den Niederlanden öffentliche Umzüge und Gebete anstellen ließ, um die göttliche Leitung bei seinem Entschlusse zu ersuchen. Er erschien in eigener Person im Staatsrathe, um diese Resolution zu genehmigen und zugleich ausfertigen zu lassen. Den allgemeinen Reichstag erklärte er für unnütz und verweigerte ihn ganz, verpönte sich aber, einige deutsche Regimenter in seinem Solde zu behalten und ihnen, damit sie desto eifriger dienten, die alten Rückstände zu bezahlen. Der Regentin befohl er in einem Privat Schreiben, sich unter der Hand und im Stillen kriegerisch zu rüsten: dreitausend Mann Reiterei und zehntausend Mann Fußgänger sollte sie in Deutschland zusammenziehen lassen, wozu er sie mit den nöthigen Vriessen versah und ihr eine Summe von dreimalshunderttausend Goldgulden übermachte.² Er begleitete diese Resolution mit mehreren Handschreiben an einzelne Privatpersonen und Städte, worin er ihnen in sehr gnädigen Ausdrücken für ihren bewiesenen guten Eifer dankte und sie auch fürs Künftige dazu aufforderte. Ungeachtet er über den wichtigsten Punkt, worauf jetzt die Nation hauptsächlich geklagt war, über die Zusammenberufung der Staaten, unerbittlich blieb; ungeachtet diese eingeschränkte und zweideutige Begnadigung so gut als gar keine war und viel zu sehr von der Willkür abhing, als daß sie die Gemüther hätte versichern können; ungeachtet er endlich auch die entworfene Moderation als in gelinde verwarf, über deren Güte man sich doch beklagte—

so hatte er diesmal doch zu Gunsten der Nation einen ungewöhnlichen Schritt gethan: er hatte ihr die päpstliche Inquisition aufgeopfert und nur die bischöfliche gelassen, woran sie gewöhnt war. Sie hatte in dem spanischen Gonseil billigere Richter gefunden, als wahrscheinticherweise zu hoffen gewesen war. Ob diese Nachgiebigkeit zu einer andern Zeit und unter andern Umständen die erwartete Wirkung gethan haben würde, bleibt dahin gestellt. Jetzt kam sie zu spät: als (1566) die königlichen Briefe in Brüssel anlangten, war die Bilderstürmerei ausgebrochen.

Viertes Buch.

Der Bildersturm.

Die Triebfedern dieser außerordentlichen Begebenheit sind offenbar nicht so weit herzuholen, als viele Geschichtschreiber sich Mühe geben. Möglichen allerdinge und sehr wahrscheinlich, daß die französischen Protestanten emsig daran arbeiteten, in den Niederlanden eine Pflanzschule für ihre Religion zu unterhalten, und eine gütliche Vergleichung ihrer dortigen Glaubensbrüder mit dem Könige von Spanien durch jedes Mittel zu verhindern suchten, um diesem unversöhnlichen Feinde ihrer Partei in seinem eigenen Lande zu thun zu geben: sehr natürlich also, daß ihre Unterhändler in den Provinzen nicht unterlassen haben werden, die unterdrückten Religionsverwandten zu verwegenen Hoffnungen zu ermuntern, ihre Erbitterung gegen die herrschende Kirche auf alle Arten zu nähren, den Truf, worunter sie lebten, zu übertreiben und sie dadurch unvermerkt zu Unrathen fortzureißen. Möglich, daß es auch unter den Verbundenen Viele gab, die ihrer eigenen verlorren Sache dadurch aufzuhelfen meinten, wenn sie die Zahl ihrer Mitschuldigen vermehrten, die die Rechtmäßigkeit ihres Vundes nicht anders retten zu können glaubten, als wenn sie die unglücklichen Folgen wirklich herbeiriefen, wovor sie den König gewarnt hatten, und die in dem allgemeinen Verbuche ihr eigenes zu verthüllen hofften. Daß aber die Bilderstürmerei die Frucht eines überlegten Planes gewesen, der auf dem Gerichte in St. Arwen verabschiedet worden, daß in einer solennen Versammlung so vieler Oeden und Teyfen, unter denen noch bei Weitem der größere Theil dem Papsithum anhing, ein Rasender sich hätte erdreissen sollen, den Gmwurf in einer öffentlichen Schandthat zu geben, die nicht sowohl eine abgesonderte Religionspartei kränkte, als vielmehr alle Achtung für Religion überhaupt und alle Ertlichkeit mit Füßen trat, und die nur in dem schlaammigen Schöße einer verworfenen Föbelssee empfangen werden konnte, wäre allein schon darum nicht glaublich, weil diese wüthende That in ihrer Entstehung zu rasch, in ihrer Ausführung zu leidenschaftlich, zu ungeheuer erscheint, um nicht die Geburt des Augenblicks gewesen zu seyn, in welchem sie aus Licht trat, und weil sie aus den Umständen, die ihr vorbeigingen, so natürlich fließt, daß es so tiefer Nachbindungen nicht bedarf, um ihre Entstehung zu erklären.

Eine rohe zahlreiche Menge, zusammengefloßen aus dem untersten Pöbel, viehisch durch viehische Verhandlung, von Wortsbefehlen, die in jeder Stadt auf sie lauerten, von Gränge zu Gränge herumgeschleucht und bis zur Verzweiflung geest, gendstigt, ihre Andacht zu stehlen, ein allgemein geheiligtes Menschenrecht, gleich einem Werke der Finsterniß, zu verheimlichen — vor ihren Augen vielleicht die stolz aufsteigenden

¹ Hopper 5 110 111 112 113.
² Hopper 5 118 124. Burg 204.

Gotteshäuser der triumphirenden Kirche, wo ihre übermüthigen Brüder in bequemer und üppiger Andacht sich pflegten; sie selbst herausgedrängt aus den Mauern, vielleicht durch die schwächere Anzahl herausgedrängt, hier im wilden Walde, unter brennender Mittagshitze, in schimpflicher Heimschlichkeit, dem nämlichen Gott zu dienen — hinausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur und in einem schrecklichen Augenblicke an die Rechte dieses Standes erinnert! Je überlegener ihre Zahl, desto unnatürlicher ist dieses Schicksal: mit Verwunderung nehmen sie es wahr. Freier Himmel, bereitliegende Waffen, Wahnsinn im Gehirne und im Herzen Erbitterung kommen dem Winke eines fanatischen Redners zu Hülfe; die Gelegenheit ruft, keine Verabredung ist nöthig, wo alle Augen Dasselbe sagen; der Entschluß ist geberet, noch ehe das Wort ausgesprochen wird; in einer Unthat bereit, Keiner weiß es noch deutlich, zu welcher, kennt dieser wüthende Trupp auseinander. Der lachende Wohlstand der feindlichen Religion kränkt ihre Armuth, die Pracht jener Tempel spricht ihrem lauthätigen Glauben Hohn; jedes aufgestellte Kreuz an den Landstraßen, jedes Heiligenbild, worauf sie stoßen, ist ein Siegesmal, das über sie errichtet ist, und jedes muß von ihren rächerischen Händen fallen. Fanatismus gibt dem Gräuel seine Entstehung, aber niedrige Leidenschaften, denen sich hier eine reiche Befriedigung aufthut, bringen ihn zur Vollendung.

(1566.) Der Anfang des Wildersturms geschah in Westflandern und Artois, in den Landschaften zwischen dem Eys und dem Meere. Eine rasende Rote von Handwerkern, Schiffen und Bauern, mit öffentlichen Dinen, Bettlern und Mauthgefindel untermischt, etwa Dreihundert an der Zahl, mit Keulen, Aerten, Hämmern, Leitern und Strängen versehen, nur Wenige darunter mit Feuergewehr und Dolchen bewaffnet, warfen sich, von fanatischer Wuth begeistert, in die Dörfer und Städte bei St. Omer, sprengen die Pforten der Kirchen und Klöster, die sie verschlossen finden, mit Gewalt, stürzen die Altäre, zerbrechen die Bilder der Heiligen und treten sie mit Füßen. Erhitet durch diese verdammtliche That und durch neuen Zulauf verstärkt, bringen sie geraden Wegs nach Ypern vor, wo sie auf einen starken Anhang von Calvinisten zu rechnen haben. Unaufgehalten brechen sie dort in die Hauptkirche ein; die Wände werden mit Leitern erstiegen, die Gemälde mit Hämmern zer schlagen, Kanzeln und Kirchenbänke mit Aerten zerhackt, die Altäre ihrer Zierrathen entkleidet, und die heiligen Gefäße zertrümmert. Dieses Beispiel wird sogleich in Menin, Comines, Perre, Lille und Dubenaarde nachgeahmt; dieselbe Wuth ergreift in wenig Tagen ganz Flandern. Eben, als die ersten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Fest von Maria Himmelfahrt in dieser Stadt zusammen gedrängt hatte. Raum hält die Gegenwart des Prinzen von Draken die ausgelassene Wuth noch im Zügel, die es ihren Brüdern in St. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofes, der ihn eilfertig nach Trümpel rief, wo die Regentin eben ihren Staatrath versammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzulegen, gibt Antwerpen dem Muthwillen dieser Wunde preis. Seine Entfernung ist die Lösung zum Tumult. Vor der Ausgelassenheit des Pöbels bangend, die sich gleich in den ersten Tagen in spöttischen Anspielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor gehiehet, ohne es, wie sonst, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dies veranlaßte etliche muthwillige Wunden aus dem Volke, ihm dort einen Besuch zu geben und es spöttisch zu fragen, warum es sich neulich so

halb absentirt habe? Andere kletterten auf die Kanzel, wo sie dem Prediger nachsäßen und die Papisten zum Wettkampf herausforderten. Ein katholischer Schiffer, den dieser Spaß verdroß, wollte sie von da herunterreißen, und es kam auf dem Predigtstuhl zu Schlägen. Mehrliche Auftritte geschahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte sich, und Viele kamen schon mit verdächtigen Werkzeugen und heimlichen Waffen versehen. Endlich fällt es Einem bei, es leben die Geyßen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rote es nach, und das Marienbild wird aufgefodert, Dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verboten sind. Vieh während des Singswerkes sich Alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstochen es mit Schwertern und Dolchen und schlagen ihm das Haupt ab; Huren und Diebe reißen die großen Herzen von den Altären und leuchten zu dem Werke. Die schöne Tazegel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekrenkter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltare gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr werth gehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen und mit Weilen zer schlagen, indem man die beiden Wider in seiner Seite dreieckig schont. Die Hölzer streut man auf den Boden und tritt sie mit Füßen; in dem Nachmittagswein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geyßen getrunken; mit dem heiligen Leie werden die Schube gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leiden hervorgerissen und mit Füßen getreten. Alles Dies geschah in so wunderbarer Eile, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; Keiner, so halbbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden ungeachtet der dicken Dämmerung, ungeachtet die größten Gefahren um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Cyroffen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Herzen, welche ihnen zu ihrem Vubentück leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward ihr That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebenzig Altären, nach der Peterskirche in Rom einen der größten und prächtigsten in der Christenheit.

Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Tadeln und Herzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen Klöstern und Capellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehrten sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Dörfer geleckt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs Neue; die Mönche und Nonnen lassen Alles im Stiche, um der letzten Verwüstung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Verganges hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und, anstatt seinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verschlangte man sich in seinen Häusern und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch

verschont geblieben, auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Gräuel. Besorgt endlich, daß dieses rasende Wesend, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichern Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Wilderstürmer brechen, um in den angrenzenden Gegenden denselben Gräuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen: so sehr wurde sie durch die Uebermacht der Calvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schaden, den diese Verwüstung anrichtete, war unermesslich; bei der Marienkirche allein wird er auf vierhunderttausend Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet; viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatie, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei erbitterten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht, als Fanatismus und Rache sie befehlten, oder weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschloßen, um diese Anschuldigung künftig zu verhüten, fortan bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen.¹

Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksale. Gleich auf die erste Nachricht der Wilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltiam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestaltnen Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren dorein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Ceremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tollkühne Rote, mit dem unverschämten Antrage an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es sey ihnen,“ sagten sie, „von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiele der andern Städte die Wilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersezte man sich ihnen nicht, so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden sie stürmen;“ ja, sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hälfte der Gerichtsdienner dabel zu verlangen. Anfangs erklärte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Anschuldigungen durch das Aussehen der Geseze vielleicht mehr im Zaum gehalten werden könnten, so trug er kein Bedenken, ihnen die Häuser zu bewilligen.

In Tournay wurden die Kirchen, angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Wilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht werden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen

Kirchenschmucke unter die Erde vergraben, so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder aus Tageslicht, der einst an der Spitze der aufständischen Heuter im Treffen geblieben und in Tournay beigesetzt war. Dieser Adolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen und den überwundenen Preis einige Meilen weit barfuß zum Gefängnisse geschleppt; ihm selbst aber hatte Karl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vaternörders Gebeine noch einmal dem Fluche preiszugeben.²

Mit den Wilderstürmern aus Turnay verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breck und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau, hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein vierhundert Kirchen verwüstet.³

Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte, Amsterdam, Leyden und Gravenhaag, hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Dordrecht entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Derselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Dberpfäl und Ostingen erlitten die nämlichen Stürme. Brice land bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Negen vor einem ähnlichen Schicksale.⁴

Das Gerücht dieser Unordnungen, das aus allen Provinzen vergrößert einlief, verbreitete den Schrecken in Brüssel, wo die Oberstadthalterin eben eine außerordentliche Sitzung des Staateraths veranstaltet hatte. Die Schwärme der Wilderstürmer drangen schon weit ins Brabantische vor und drohen sogar der Hauptstadt, wo ihnen ein starker Anhang gewiß ist, hier unter den Augen der Majestät denselben Gräuel zu erneuern. Die Regentin, für ihre eigene Person in Furcht, die sie selbst im Herzen des Landes, im Kreise der Stadthalter und Ritter nicht sicher glaubt, ist eben im Begriffe, nach Mons, in Hennegau, zu flüchten, welche Stadt ihr der Herzog von Arschot zu einem Zufluchtsorte aufgehoben, um nicht, in die Willkür der Wilderstürmer gegeben, zu unanständigen Bedingungen gezwungen zu werden. Umsonst, daß die Ritter Leben und Gut für ihre Sicherheit versäuden und ihr auf das Dringendste anliegen, sie durch eine so schimpfliche Bluthoch der Schande nicht auszusetzen, als hätte es ihnen an Muth oder Eifer gefehlt, ihre Bürsen zu schügen; umsonst, daß die Stadt Brüssel selbst es ihr nahe legt, sie in dieser Extremität nicht zu verlassen, daß ihr der Staaterath nachdrückliche Vorstellungen macht, durch einen so jaghaften Schritt die Infolge der Rebellen nicht noch mehr aufzumuntern: sie beharrt unbeweglich auf

¹ Meieren. 86. Strada. 145. — 147. Burgund. 304. 305. 306. Hopper. 5. 126. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13. 14.

² Burgund. 315. 316.

³ Meieren. 83. 87. Strada. 149.

⁴ Burgund. 318. 319. Meurs. Guil. Auriac. L. II. 13.

diesem verzweifeltsten Entschlusse, da noch Boten über Boten kamen, ihr zu melden, daß die Bilderstürmer gegen die Hauptstadt im Anzuge seyen. Sie gibt Befehl, Alles zu ihrer Flucht bereit zu halten, die mit frühem Morgen in der Stille vor sich gehen sollte. Mit Anbruch des Tages steht der Graf Wigelius vor ihr, den sie, den Großen zu Gefallen, schon lange Zeit zu vernachlässigen gewohnt war. Er will wissen, was diese Zurüstung bedeute, worauf sie ihm endlich gesteht, daß sie fliehen wolle, und daß er wohl thun würde, wenn er sich selbst mit zu retten suchte. „Zwei Jahre sind es,“ nun,“ sagte ihr der Graf, „daß Sie dieses Ausgangs, der Dinge gewärtig seyn konnten. Weil ich freier gesprochen habe, als Ihre Höflinge, so haben Sie mir „Ihr fürstliches Ohr verschlossen, das nur verderblichen „Anschlägen geöffnet war.“ Die Regentin räumt ein, daß sie gefehlt habe und durch einen Schein von Rechtschaffenheit geblendet worden sey; jetzt aber dränge sie die Noth. „Sind Sie gekommen?“ versetzte Wigelius hierauf, „auf den königlichen Mandaten mit Beharrlichkeit zu bestehen?“ „Das bin ich,“ antwortete ihm die Herzogin. „So nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem „großen Geheimnisse der Regentenkunst, zur Verschölung, und schließen Sie sich scheinbar an die Fürsten an, bis Sie mit ihrer Hülfe diesen Sturm zurückgeschlagen haben. Zeigen Sie ihnen ein Zutrauen, wovon Sie im Herzen weit entfernt sind. Lassen Sie sie einen Eid ablegen, daß sie mit Ihnen gemeine Sache machen wollen, diesen Unordnungen zu beugen. Denjenigen, die sich bereitwillig dazu finden lassen, vertrauen Sie sich als Ihren Freunden; aber die Andern hüten Sie sich ja durch Ueberschätzung abzusprechen.“ Wigelius hielt sie noch lange durch Worte hin, bis die Fürsten kamen, von denen er wußte, daß sie die Flucht der Regentin keineswegs angethan würden. Als sie erschienen, entfernte er sich in der Stille, um dem Stadtrathe den Befehl zu ertheilen, daß er die Thore schließen und Allem, was zum Hofe gehörte, den Ausgang versagen sollte. Dieser letzte Schritt richtete mehr aus, als alle Vorstellungen gethan hatten. Die Regentin, die sich in ihrer eigenen Thronstube gefangen sah, ergab sich nun dem Zureden ihres Neels, der sich anheischig machte, bis auf den letzten Winterrevier bei ihr auszuharren. Sie machte den Grafen von Mansfeld zum Befehlshaber der Stadt, vermehrte in der Eile die Bewachung und bewaffnete ihren ganzen Hof.¹

Jetzt wurde Staatsrath gehalten, dessen endlicher Schluß dahin ging, der Nothwendigkeit nachzugeben, die Predigten an den Orten, wo sie bereits angefangen, zu gestatten, die Aufhebung der päpstlichen Inquisition öffentlich bekannt zu machen, die alten Erbiete gegen die Keger für abgeschafft zu erklären und vor allen Dingen dem verbündeten Neel die verlangte Sicherheit ohne Einschränkung zu bewilligen. Sogleich werden der Prinz von Dranien, die Grafen von Egmont, von Hoorn, nebst einigen Andern dazu ernannt, mit den Deputirten des Bundes deswegen zu unterhandeln. Dieser wird felerlich und in den weitestestigen Ausdrücken von aller Verantwortung wegen der evangelischen Bittschrift freigesprochen, und allen päpstlichen Beamten und Oberkeiten anbefohlen, dieser Versicherung nachzuleben und keinem der Verbündeten, weder noch in künftigen Zeiten, um jener Bittschrift willkürlich etwas anhaben. Dagegen verpflichten sich die Verbündeten in einem Revers, getreue Diener der Majestät zu seyn, zu Wiederherstellung der Ruhe und Befestigung der Bilderstürmer nach allen Kräften beizutragen, das Volk zur Niederlegung der Waffen zu vermögen und dem Könige gegen innere und äußere

Feinde thätige Hülfe zu leisten. Versicherung und Gegenversicherung wurden in Form von Instrumenten aufgesetzt und von den Bevollmächtigten beider Theile unterzeichnet, der Sicherheitsbrief noch besonders eigenhändig von der Herzogin signirt und mit ihrem Siegel versehen. Nach einem schweren Kampfe und mit weinenden Augen hatte die Regentin diesen schmerzlichen Schritt gethan, und mit Zittern gekandt sie ihn dem Könige. Sie wälzte alle Schuld auf die Großen, die sie in Brüssel wie gefangen gehalten und gewaltsam dazu hingerissen hätten. Besonders beschwerte sie sich bitter über den Prinzen von Dranien.¹

Dieses Geschäft berichtigt, eilen alle Statthalter nach ihren Provinzen; Egmont nach Blandern, Dranien nach Antwerpen. Hier hatten die Protestanten die verwüsteten Kirchen wie eine Sache, die dem ersten Binder gehört, in Besitz genommen und sich nach Kriegsgebrauch darin festgesetzt. Der Prinz gibt sie ihren rechtmäßigen Besitzern wieder, veranstaltet ihre Ausbesserung und stellt den katholischen Gottesdienst wieder darin her. Drei von den Bilderstürmern, deren man habhaft geworden, büßen ihre Tollkühnheit mit dem Strange, einige Anführer werden verwiesen, viele andere stehen Züchtigungen aus. Darauf versammelt er vier Deputirte von jeder Sprache oder, wie man sie nannte, von den Nationen und kommt mit ihnen überein, daß ihnen, weil der herannahende Winter die Predigten im freien Felde fortan unmöglich machte, drei Plätze innerhalb der Stadt eingeräumt werden sollten, wo sie entweder neue Kirchen bauen oder auch Privathäuser dazu einrichten könnten. Darin sollten sie jeden Sonn- und Festtag, und immer zu derselben Stunde, ihren Gottesdienst halten; jeder andere Tag aber sollte ihnen zu diesem Verbräuche unterlagt seyn. Siele kein Festtag in die Woche, so sollte ihnen der Mittwoch dafür gelten. Mehr als zwei Christen sollte keine Religionspartei unterhalten, und diese müßten geborne Niederländer seyn oder wenigstens von irgend einer angesehenen Stadt in den Provinzen das Bürgerrecht empfangen haben. Alle sollten einen Eid ablegen, der Ueberschneidung der Stadt und dem Prinzen von Dranien in bürgerlichen Dingen unterthan zu seyn. Alle Auflagen sollten sie gleich den übrigen Bürgern tragen. Niemand sollte bewaffnet zur Predigt kommen, ein Schwert aber sollte erlaubt seyn. Kein Prediger sollte die herrschende Religion außer Rand und Band, noch sich auf Controverspunkte einlassen, angenommen, was die Lehre selbst unvermeidlich machte, und was die Sitten anbetrafte. Außerhalb des ihnen angewiesenen Bezirks sollte kein Pfam von ihnen gefangen werden. Zu der Wahl ihrer Prediger, Vorsteher und Diakonen, so wie zu allen ihren übrigen Gonventenversammlungen sollte jeder Zeit eine obrigkeitliche Person gezogen werden, die dem Prinzen und dem Magistrat von Dem, was darin ausgemacht werden, Bericht abstaltete. Uebrigens sollten sie sich denselben Zwanges wie die herrschende Religion zu erweisen haben. Diese Einrichtung sollte Bestand haben, bis der König, mit Zugleichung der Staaten, es anders beschließen würde; dann aber Jedem frei stehen, mit seiner Familie und seinen Gütern das Land zu räumen.

Von Antwerpen eilte der Prinz nach Holland, See- land und Utrecht, um dort zu Wiederherstellung der Ruhe ähnliche Einrichtungen zu treffen; Antwerpen aber wurde während seiner Abwesenheit der Aufsicht des Grafen von Hoogstraten anvertraut, der ein sanfter Mann war und, unbeschadet seiner erklärten Anhänglichkeit an den Bund, es nie an Treue gegen

¹ Burg. 331. 331. Hopper. 1. 129. Vna Vigl. 49.

¹ Meeren. 69. 69. Hopper. 1. 129. 129 — 131. Emgund. 333 — 337. Meeren. L. II. 16. 17.

den König hatte ermangeln lassen. Es ist sichtbar, daß der Prinz bei diesem Vertrage seine Vollmacht weit überschritten und im Dienste des Königs nicht anders als wie ein souveräner Herr gehandelt hat. Aber er führte zu seiner Entschuldigung an, daß es dem Magistrat weit leichter seyn würde, diese zahlreiche und mächtige Secte zu bewachen, wenn er sich selbst in ihren Gottesdienst mischte, und wenn dieser unter seinen Augen vor sich ginge, als wenn die Sectirer im freien Felde sich selbst überlassen wären.¹

Strenger betrug sich der Graf von Megen in Orsbern, wo er die protestantische Secte ganz unterdrückte und alle ihre Prediger vertrieb. In Brüssel bediente sich die Regentin des Vortheils, den ihre Gegenwart ihr gab, die öffentlichen Predigten sogar außer der Stadt zu verhindern. Als deshalb der Graf von Nassau sie im Namen der Verbundenen an den gemachten Vertrag erinnerte und die Frage an sie that, ob die Stadt Brüssel weniger Rechte hätte, als die übrigen Städte? so antwortete sie: wenn in Brüssel vor dem Vertrage schon öffentliche Predigten gehalten worden, so sey es ihr Werk nicht, wenn sie jetzt nicht mehr stattfinden. Zugleich aber ließ sie unter der Hand der Bürgerschaft bedenken, daß dem Kaiser, der es wagen würde, einer öffentlichen Predigt beizuwohnen, der Galgen gewiß sey. So erhielt sie wenigstens die Befriedigung getren.²

Schwerer hielt es, Tournay zu beruhigen, welches Geschäft, an Montigny's Statt, zu dessen Gouvernment die Stadt gehörte, dem Grafen von Hoorn übertragen war. Hoorn befahl den Protestanten, sogleich die Kirchen zu räumen und sich außer den Mauern mit einem Gotteshause zu begnügen. Widerwanden ihre Prediger ein, die Kirchen seyen zum Gebrauche des Volks errichtet, das Volk aber sey, nicht wo die Väter, sondern wo der größere Theil sey. Versagte man sie an den katholischen Kirchen, so sey es billig, daß man ihnen das Geld schaffe, eigene zu bauen. Darauf antwortete der Magistrat: wenn auch die Partei der Katholiken die schwächere sey, so sey sie zuverlässiger die bessere. Kirchen zu bauen, sollte ihnen unabweisbar seyn; heftig aber würden sie der Stadt nach dem Schaden, den diese bereits von ihren Glaubensbrüdern, den Wilderführern, erlitten, nicht zumuthen, sich ihrer Kirchen wegen noch in Unkosten zu setzen. Nach langem Geränke von beiden Seiten wußten die Protestanten doch im Besitze einiger Kirchen zu bleiben, die sie zu mehrerer Sicherheit mit Wache besetzten.³ Auch in Valenciennes wollten sich die Protestanten den Bedingungen nicht fügen, die ihnen durch Philipp v. St. Audegonde, Herrn von Noircarmes, dem in Abwesenheit des Königs von Vexen die Statthaltertschaft darüber übertragen war, angeboten wurden. Ein reformirter Prediger, la Orange, ein Franzose von Geburt, verhegte die Gemüther, die er durch die Gewalt seiner Veredsamkeit unumskränkt beherrschte, auf eigenen Kirchen innerhalb der Stadt zu bestehen und im Verweigerungsfalle mit einer Uebergabe der Stadt an die Hugenotten zu drohen. Die überlegene Anzahl der Calvinisten und ihr Einvernehmen mit den Hugenotten verboten dem Gouverneur, etwas Gewaltfames gegen sie zu unternehmen.⁴

Auch der Graf von Camont bezwang jetzt die ihm natürliche Weichherzigkeit, um dem Könige seinen Eifer zu beweisen. Er brachte Besatzung in die Stadt Gent und ließ einige von den schlimmsten Auführern am

Leben strafen. Die Kirchen wurden wieder geöffnet, der katholische Gottesdienst erneuert, und alle Ausländer erhielten Befehl, die ganze Provinz zu räumen. Den Calvinisten, aber nur diesen, wurde außerhalb der Stadt ein Platz eingeräumt, sich ein Gotteshaus zu bauen; dagegen mußten sie sich zum strengsten Gehorsam gegen die Stadtoberkeit und zu thätiger Mitwirkung bei den Prozeduren gegen die Wilderführer verpflichten; ähnliche Einrichtungen wurden von ihm durch ganz Flandern und Artois getroffen. Einer von seinen Excellenzen und ein Anhänger des Bundes, Johann Cassembrot, Herr von Vesterzeel, verfolgte die Wilderführer an der Spitze einiger händischen Reiter, überfiel einen Schwarm von ihnen, der eben im Begriff war, eine Stadt im Hennegau zu überumpeln, bei Grammont in Flandern und besam ihrer dreißig gefangen, wovon auf der Stelle zweieundzwanzig aufgehängt, die übrigen aber aus dem Lande gepeitscht wurden.⁵

Dienste von dieser Wichtigkeit, sollte man denken, hätten es nicht verdient, mit der Ungnade des Königs belohnt zu werden; was Dranien, Egmont und Hoorn bei dieser Gelegenheit leisteten, zeugte wenigstens von eben so viel Eifer und schlug eben so glücklich aus, als was Noircarmes. Wegen und Arnhemberg vollführten, welchen der König seine Dankbarkeit in Worten und Thaten zu erkennen gab. Aber dieser Eifer, diese Dienste kamen zu spät. Zu laut hatten sie bereits gegen seine Ordiere gesprochen, zu heftig seinen Maßregeln widerstritten, zu sehr hatten sie ihn in der Person seines Ministers Oranveilla beleidigt, als daß noch Raum zur Vergebung gewesen wäre. Keine Zeit, keine Heile, kein noch so gewaltiger Erlaß konnte diese Verwicklungen aus dem Gemüthe ihres Herrn vertilgen.

(1566.) Philipp lag eben krank in Segorien, als die Nachrichten von der Wilderführerei und dem mit den Unathematischen eingezugenen Vergleiche bei ihm einliefen. Die Regentin erinnerte zugleich ihre dringende Bitte um seine persönliche Hekerkunft, von welcher auch alle Briefe handelten, die der Präsident Viglius mit seinem Freunde Hoyerens um diese Zeit wechselte. Nach von den niederländischen Großen legten viele, als z. B. Camont, Mansfeld, Megen, Arnhemberg, Noircarmes und Parlatimont, besondere Schreiben an ihn bei, worin sie ihm von dem Zustande ihrer Provinzen Bericht abnatteten und ihre allda getroffenen Einrichtungen mit den besten Gründen zu schmücken suchten. Um eben diese Zeit langte auch ein Schreiben vom Kaiser an, der ihn zu einem gelinden Verfahren gegen seine niederländischen Unterthanen ermahnte und sich dabei zum Mittler erbot. Er hatte auch deswegen unmittelbar an die Regentin selbst nach Brüssel geschrieben und an die Häupter des Adels besondere Wiße beigelegt, die aber nie übergeben wurden. Des ersten Unwillens mächtig, welchen diese verdaßte Begebenheit bei ihm rege machte, übergab es der König seinem Conleil, sich über diesen neuen Vorfall zu beraten.

Oranveilla's Partei, die in demselben die Oberhand hatte, wollte zwischen dem Vertrage des niederländischen Adels und den Ausweisungen der Tempelschänder einen sehr genauen Zusammenhang bemerkt haben, der aus der Aehnlichkeit ihrer beiderseitigen Forderungen und vorzüglich aus der Zeit erhellte, in welcher Letztere ihren Ausbruch genommen. Noch in demselben Monate, merkten sie an, wo der Adel seine drei Punkte eingereicht, habe die Wilderführerei aufgefangen; am Abend desselben Tages, an welchem

¹ Meteren. 91. Burgundine 340 - 351. Strada 153. Hopper

Mours, Gail. Andre. T. 1. 17 18

² Burgund 345. 346 351

³ Burgund 354 357

⁴ Burgund 359 361

⁵ Meteren. 91 92. Burgund 311 - 313.

Dranien die Stadt Antwerpen verlassen, seyen auch die Kirchen verwüstet worden. Während des ganzen Tumults habe sich kein Finger zu Ergreifung der Waffen gehoben; alle Mittel, deren man sich bedient, seyen zum Vortheil der Secten gewesen, alle andere hingegen unterlassen worden, die zu Aufrechthaltung des reinen Glaubens abzweckten. Viele von den Wilderführern, hieß es weiter, sagten aus, daß sie Alles mit Wissen und Bewilligung der Fürsten gethan; und nichts war natürlicher, als daß jene Nichtswürdigen ein Verbrechen, das sie auf eigene Rechnung unternommen, mit großen Namen zu beschönigen suchten. Auch eine Schrift brachte man zum Vorschein, worin der vornehme Adel den Genssen seine Dienste versprach, die Versammlung der Generalstaaten durchzusetzen, welche jener aber hartnäckig verweigerte. Man wollte überhaupt vier verschiedene Zusammenrottirungen in den Niederlanden bemerkt haben, welche alle mehr oder minder genau in einander griffen, und alle auf den nämlichen Zweck hinarbeiteten. Eine davon sollten jene verworfenen Kotten seyn, welche die Kirchen verwüstet; eine zweite die verschiedenen Secten, welche jene zur Schandthat gebrungen; die Genssen, die sich zu Beschüzern der Secten aufgeworfen, sollten die dritte, und die vierte der vornehme Adel ausmachen, der den Genssen durch Lehnsverhältnisse, Verwandtschaft und Freundschaft verbunden sey. Alles war demzufolge von gleicher Verderbniß angesteckt, und Alles ohne Unterschied schuldig. Die Regierung hatte es nicht blos mit einigen getrennten Gliedern zu thun, sie hatte mit dem Ganzen zu kämpfen. Wenn man aber in Erwägung zog, daß das Volk nur der verführte Theil, und die Aufmunterung zur Empörung von eben heruntergekommen war, so wurde man geneigt, den bisherigen Plan zu ändern, der in mehrerer Rücksicht fehlerhaft schien. Dadurch, daß man alle Classen ohne Unterschied drückte und dem gemeinen Volke eben so viel Strenge, als dem Adel Geringfügigkeit bewies, hatte man Weide gezwungen, einander zu suchen; man hatte dem Letztern eine Partei und dem Erstern Anführer gegeben. Ein ungleiches Verfahren gegen Weide war ein unzweifelbares Mittel, sie zu trennen; der Pöbel, stets juchsam und träge, wenn die äußerste Noth ihn nicht aufreckt, würde seine angebotenen Veschüzer sehr bald im Stiche lassen und ihr Schicksal als eine verdiente Strafe betrachten lernen, sobald er es nicht mehr mit ihnen theilte. Man trug demnach bei dem König darauf an, den großen Haufen künftig mit mehr Schonung zu behandeln und alle Härte gegen die Häupter der Faction zu heben. Um jedoch nicht den Schein einer schimpflichen Nachgiebigkeit zu haben, fand man für gut, die Fürsprache des Kaisers dabei zum Vorwande zu nehmen, welche allein, und nicht die Gerechtigkeit ihrer Forderungen, den König dahin vermocht habe, sie seinen niederländischen Unterthanen als ein großmüthiges Geschenk zu bewilligen.¹

Die Frage wegen der persönlichen Hinzureise des Königs kam jetzt abermals zurück, und alle Anstlichkeiten, welche ehemals dabei gesunden worden, sollten gegen die jegige dringende Nothwendigkeit zu verschwinden. Jetzt, ließen sich Tyssenaarque und Hoyer u. a. voraus, „sey die Angelegenheit wirklich vorhanden, an welche der König, laut seiner eigenen Erklärung, die er ehemals dem Grafen von Egmont gethan, tanjeat Leben zu wagen bereit sey. Die einzige Stadt Gent zu beruhigen, habe sich Karl der Erste einer beschwerlichen und gefährvollen Landreise durch feindliches Gebiet unterzogen; um einer einzigen Stadt willen, und jetzt gelte es die

„Ruhe, vielleicht sogar den Besitz aller vereinigten Provinzen.“ Dieser Meinung waren die Meisten und die Reise des Königs wurde als eine Sache angesehen, die er schlechterdings nicht mehr umgehen könne.

Die Frage war nun, mit wie vieler oder wenigster Begleitung er sie antreten sollte? und hierüber war der Prinz von Eboli und der Graf von Sigüera mit dem Herzoge von Alba verschiedener Meinung wie der Privatvorteil eines Jeden dabei verschieden war. Reiste der König an der Spitze einer Armee, so war Herzog von Alba der Muentbehrliche, der im Gegentheile bei einer friedlichen Beilegung, wo man seiner weniger bedurfte, seinen Nebenbuhlern das Feld räumen mußte. „Eine Armee,“ erklärte Sigüera, den die Reize zuerst traf, zu reden, „würde die Fürsten, durch deren Gebiet man sie führte, beunruhigen, vielleicht gar einen Widerstand von ihnen zu erfahren haben, die Provinzen aber, zu deren Beruhigung sie bestimmt wäre, unnötig belästigen und zu den Verschieden, welche diese bisher so weit gebracht, eine neue hinzufügen. Sie würde alle Unterthanen auf gleiche Art drücken, da im Gegentheile eine friedliche ausgeübte Gerechtigkeit den Unschuldigen von dem Schuldigen unterscheidet. Das Ungewöhnliche und Gewaltthätige eines solchen Schritts würde die Häupter der Faction in Verführung führen, ihr bisheriges Betragen, woran Muthwillen und Leichtsinns den größten Antheil gehabt, von einer ernsthaftern Seite zu sehen und nun erst mit Plan und Zusammenhang fortzuführen; der Gedanke, den König so weit gebracht zu haben, würde sie in eine Verzweiflung stürzen, worin sie das Aeußerste unternehmen würden. Stelle sich der König den Rebellen gewaffnet entgegen, so werde er sich des wichtigsten Vortheils, den er über sie habe, seiner Landesherren Würde, die ihn um so mächtiger schirme, je mehr er zeige, daß er auf sie allein sich verlasse. Er setze sich dadurch gleichsam in einen Rang mit den Rebellen, die auch ihrerseits nicht verlegen seyn würden, eine Armee aufzubringen, da ihnen der allgemeine Haß gegen spanische Heere bei der Nation vorarbeite. Der König vertausche auf diese Art die gewisse Ueberlegenheit, die ihm sein Verhältniß als Landesfürst gewähre, gegen den ungewissen Ausgange kriegerischer Unternehmungen, die, auf welche Seite auch der Erfolg falle, nothwendig einen Theil seiner eigenen Unterthanen zu Grunde richten müssen. Das Gerücht seiner gewaffneten Ankunft würde ihm frühe genug, in den Provinzen voranreifen, um Allen, die sich einer schlimmen Sache bewußt wären, hinreichende Zeit zu verschaffen, sich in Vertheidigungsstand zu setzen und sowohl ihre innern als auswärtigen Hülfquellen wirken zu lassen. Hierbei würde ihnen die allgemeine und große Dienste leisten; die Ungewißheit, wenn es eigentlich gelte, würde auch den minder Schuldigen zu dem großen Haufen der Rebellen hinüberziehen und ihm Beistand erzwingen, die es ohne das niemals würden geworden seyn. Würde man ihn aber ohne eine solche fürchterliche Begleitung im Auge, wäre seine Erschließung weniger die eines Muthwillers, als eines zännenden Waters, so würde der Muth aller Guten steigen, und die Schlimmen in ihrer eigenen Sicherheit verderben. Sie würden sich überreden, das Geschehene für weniger bedeutend zu halten, weil es dem Könige nicht wichtig genug erschienen, deswegen einen gewaltthätigen Schritt zu thun. Sie würden sich hüten, durch offenbare Gewaltthätigkeiten eine Sache ganz zu verschlimmern, die vielleicht noch zu retten sey. Auf diesem stillen friedlichen Wege

¹ Burgund. 363. 364. Hopper. 55. 139. 140. und 55. 152. 153.

¹ Hopper. 5. 142. Burgund. 366.

„würde also gerade Das erhalten, was auf dem andern unrettbar verloren ginge; der treue Unterthan würde auf keine Art mit dem strafwürdigen Rebellen vermengt; auf diesen allein würde das ganze Gewicht seines Fomes fallen. Nicht einmal zu gedenken, daß man dadurch zugleich einem ungeheuren Aufwande entginge, den der Transport einer spanischen Armee nach diesen entlegenen Gegenden der Krone verursachen würde.“¹

„Aber,“ hob der Herzog von Alba an, „kann das Ungemach einiger wenigen Bürger in Anschlag kommen, wenn das Ganze in Gefahr schwebt? Weil esulge Treugesinnte übel dabei fahren, sollen darum die Auführer nicht geächtet werden? Das Vergehen war allgemein, warum soll die Strafe es nicht seyn? Was die Rebellen durch ihre Thaten, haben die Uebrigen durch ihr Unterlassen verschuldet. Wessen Schuld ist es, als die ihrige, daß es jenen so weit gelungen ist? Warum haben sie ihrem Beginnen nicht frühzeitiger widerstanden? Noch, sagt man, sind die Umstände so verwickelt nicht, daß sie dieses gewaltsame Mittel rechtfertigen — aber wer steht uns dafür, daß sie es bei der Ankunft des Königs nicht seyn werden, da nach jeglichem Berichte der Regentin Alles mit schnellen Schritten zur Verschlimmerung eilt? Soll man es darauf wagen, daß der Monarch erst beim Eintritt in die Provinzen gewahr werde, wie nothwendig ihm eine Kriegsmacht gewesen? Es ist nur allzu gegründet, daß sich die Rebellen eines auswärtigen Beistandes versichert haben, der ihnen auf den ersten Wink zu Gebote steht — ist es aber dann Zeit auf eine Kriegsrüstung zu denken, wenn der Feind über die Grängen hereinbricht? Soll man es darauf ankommen lassen, sich mit den nächsten den besten niederländischen Truppen behelfen zu müssen, auf deren Treue so wenig zu rechnen ist? und kommt endlich die Regentin selbst nicht immer darauf zurück, daß nur der Mangel einer gehörigen Kriegsmacht sie bisher gehindert habe, den Gdieten Kraft zu geben und die Fortschritte der Rebellen zu hemmen? Nur eine wohlgeordnete und geübtete Armee kann diesen die Hoffnung ganz abschneiden, sich gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn zu behaupten, und nur die gewisse Aussicht ihres Verderbens ihre Forterrungen herabstimmen. Ohne eine hinreichende Kriegsmacht kann der König ohnehin seine Person nicht in feindliche Länder wagen, ohne sie kann er mit seinen rebellischen Unterthanen keine Verträge eingehen, die seiner Würde gemäß sind.“²

(1566.) Das Ansehen des Rectors gab seinen Grüanden das Ubergewicht, und die Frage war jetzt nur, wie bald der König die Reise antreten, und was für einen Weg er nehmen sollte. Da die Reise keineswegs auf dem Ocean für ihn zu wagen war, so blieb ihm keine andere Wahl, als entweder durch die Engen bei Trient über Deutschland dahin zu gehen oder von Caroyen aus die apenninischen Alpen zu durchbrechen. Auf dem ersten Wege hatte er von den deutschen Protestanten zu fürchten, denen der Zweck seiner Reise nicht gleichgültig seyn konnte; und über die Apenninen war in dieser späten Jahreszeit kein Durchgang zu wagen. Außerdem mußten die nöthigen Galeeren erst aus Italien geholt und ausgerüstet werden, welches mehrere Monate kosten konnte. Da endlich auch die Versammlung der Cortes von Castilien, wovon er nicht wohl wegbleiben konnte, auf den December bereits angesetzt war, so konnte die Reise vor dem Frühjahr nicht unternommen werden.³

Indessen drang die Regentin auf eine entscheidende Resolution, wie sie sich aus gegenwärtigem Bedrängnisse ziehen sollte, ohne dem königlichen Ansehen zu viel dabei zu vergeben; und etwas mußte nothwendig geschehen, ehe der König die Unruhen durch seine persönliche Gegenwart beizulegen unternahm. Es wurden demnach zwei verschiedene Schreiben an die Herzogin erlassen, ein öffentliches, das sie den Ständen und den Rathversammlungen vorlegen durfte, und ein geheimes, das für sie allein bestimmt war. In dem ersten kündigte er ihr seine Wiedergenesung und die glückliche Geburt der Infantin, Clara Isabella Eugenia, nachheriger Erzherzogin Albert von Oestreich und Fürstin der Niederlande, an. Er erklärte ihr seinen nunmehr festen Entschluß, die Niederlande in Person zu besuchen, wozu er bereits die nöthigen Zurüstungen mache. Die Ständerversammlung verworf er, wie das vorige Mal; des Vergleichs, den sie mit den Protestanten und mit dem Vunde eingegangen war, geschah in diesem Briefe gar keine Erwähnung, weil er es noch nicht rathsam fand, ihn entscheidend zu verwerfen, und noch viel weniger Lust hatte, ihn für gültig zu erklären. Dagegen befahl er ihr, das Heer zu verstärken, neue Regimenter aus Deutschland zusammenzuziehen und den Widerspenstigen Gewalt entgegenzusetzen. Uebrigens, schloß er, verlasse er sich auf die Treue des vornehmen Adels, worunter er Viele kenne, die es aufrichtig mit ihrer Religion und ihrem Könige meinten. In dem geheimen Schreiben wurde ihr noch einmal anbefohlen, die Staatenversammlung nach allen Kräften zu hinterreiben; dann aber, wenn ihr die allgemeine Stimme doch zu mächtig werden sollte, und sie der Gewalt würde nachgeben müssen, es wenigstens so vorfichtig einzurichten, daß seiner Würde nichts verzeihen, und seine Einwilligung darsin Niemand fund würde.⁴

(1566.) Während Dem, daß man sich in Spanien über diese Sache berathschlugte, machten die Protestanten in den Niederlanden von den Vorrechten, die man ihnen gewöhnlicher Weise bewilligt hatte, den weitesten Gebrauch. Der Bau der Kirchen kam, wo er ihnen gestattet war, mit unglaublicher Schnelligkeit zu Stande; Jung und Alt, der Adel, wie die Geringen, halfen Steine zutragen; Frauen ovierten sogar ihren Schmuß auf, um das Werk zu beschleunigen. Beide Religionsparteien errichteten in mehreren Städten eigene Consistorien und einen eigenen Kirchenrath, wozu in Antwerpen der Anfang gemacht war, und setzten ihren Gottesdienst auf einen gesetzmäßigen Fuß. Man trug auch darauf an, Gelder in einem gemeinschaftlichen Fond zusammenzuschreiben, um gegen unerwartete Fälle, welche die protestantische Kirche im Ganzen angingen, sogleich die nöthigen Mittel zur Hand zu haben. In Antwerpen wurde dem Grafen von Hoogstraten von den Calvinisten dieser Stadt eine Schrift übergeben, worin sie sich anheißig machten, für die freie Uebung ihrer Religion durch alle niederländische Provinzen drei Millionen Thaler zu erlegen. Von dieser Schrift gingen viele Copien in den Niederlanden herum; um die Uebrigen anzulocken, hatten sich Viele mit prahlerischen Summen unterschrieben. Ueber dieses ausschweifende Anerbieten fand von den Feinden der Reformirten verschiedene Auslegungen gemacht worden, welche alle einigen Schein für sich haben. Unter dem Vorwande nämlich, die nöthigen Summen zu Erfüllung dieses Versprechens zusammenzubringen, hoffte man, wie Einige glaubten, mit desto weniger Bedacht die Vesteuern einzutreiben, deren man zu einem kriegerischen Widerstande jetzt bedürftig war;

¹ Burgund. 396. 397.

² Burgund. 391. 390.

³ Hopper. ss. 154. 155. Burg. 390—392.

⁴ Moteren. 92. Hopper. ss. 144. 145. 146. Burg. 369. 370.

und, wenn sich die Nation nun doch einmal, sey es für oder gegen die Regentin, in Unkosten setzen sollte, so war zu erwarten, daß sie sich weit leichter dazu verstehen würde, zu Erhaltung des Friedens, als zu einem unterdrückenden und verheerenden Kriege beizutragen. Andere sahen in diesem Anerbieten weiter nichts, als eine temporäre Ausflucht der Protestanten, ein Blendwerk, wodurch sie den Hof einige Augenblicke lang unschlüssig zu machen gesucht haben sollten, bis sie Kräfte genug gesammelt, ihm die Stirn zu bieten. Andere erklärten es geradezu für eine Großsprecherei, um die Regentin dadurch in Furcht zu jagen und den Muth der Partei durch die Eröffnung so reicher Hilfsquellen zu erheben. Was auch der wahre Grund von diesem Anerbieten gewesen sey, so gewannen seine Urheber dadurch wenig: die Weisheiten floßen sehr sparsam ein, und der Hof beantwortete den Antrag mit stillschweigender Verachtung.¹

Aber der Groyß der Wilderthümer, weit entfernt, die Sache des Bundes zu befördern und die Protestanten emporzubringen, hatte Verden einen unersehblichen Schaden gethan. Der Anblick ihrer zerstörten Kirchen, die, nach Bigliu's Ausdruck, Viehhäulen ähnlicher sahen, als Gotteshäusern, entrißte alle Katholiken und am Meisten ihre Gemüthsruhe. Alle, die von dieser Religion dazu getreten waren, verließen jetzt den Bund, der die Ausweisungen der Wilderthümer, wenn auch nicht absichtlich angezettelt und befördert, doch unthätig von ferne veranlaßt hatte. Die Intoleranz der Calvinisten, die an den Plagen, wo ihre Partei die herrschende war, die Katholiken aus Grausamkeit bedrückten, riß diese vollends aus ihrer bisherigen Verblendung, und sie gaben es auf, sich einer Partei anzuschließen, von welcher, wenn sie die Oberhand behielte, für ihre eigene Religion so viel zu befürchten stand. So verlor der Bund viele seiner besten Glieder; die Freunde und Beförderer, die er bisher unter den gutgesinnten Bürgern gefunden, verließen ihn, und sein Ansehen in der Republik sank merklich an zu sinken. Die Strenge, mit der einige seiner Mitglieder, um sich der Regentin gefällig zu bezeigen und den Verdacht eines Verständnisses mit den Uebelgesinnten zu entfernen, gegen die Wilderthümer verfuhr, schadete ihnen bei dem Volke, das jene in Schutz nahm, und es war in Gefahr, es mit beiden Parteien zugleich zu verderben.

Von dieser Veränderung hatte die Regentin nicht so bald Nachricht erhalten, als sie den Plan entwarf, allmählich den ganzen Bund zu trennen oder wenigstens durch innere Spaltungen zu entkräften. Sie bediente sich zu dem Ende der Privatbriefe, die der König an Einige aus dem Adel an sie beigeschlossen, mit völliger Freiheit, sie nach Gutbefinden zu gebrauchen. Diese Briefe, welche von Wohlgelegenheit überfloßen, wurden Denen, für welche sie bestimmt waren, mit absichtlich verunglückter Heimlichkeit zugeestellt, so daß jeberzeit Einer oder der Andere von Denen, welche nichts dergleichen erhielten, einen Wink davon bekam; und zu mehrerer Verbreitung des Mißtrauens trug man Sorge, daß zahlreiche Abschriften davon herumgingen. Dieser Kunstgriff erreichte seinen Zweck. Viele aus dem Bunde fingen an, in die Standhaftigkeit Derer, denen man so glänzende Versprechungen gemacht, ein Mißtrauen zu setzen; aus Furcht, von ihren wichtigsten Beschützern im Stiche gelassen zu werden, ergriffen sie mit Ueberde die Bedingungen, die ihnen von der Statthalterin angeboten wurden, und drängten sich zu einer baldigen Verständigung mit dem Hofe. Das allgemeine

u der nahen Ankunft des Königs, welches

die Regentin aller Orten zu verbreiten Sorge trug, leistete ihr dabei große Dienste; Viele, die sich von dieser königlichen Erscheinung nicht viel Gutes versprochen, besannen sich nicht lange, eine Gnade anzunehmen, die ihnen vielleicht zum letzten Mal angeboten ward.¹

Von Denen, welche dergleichen Privatbriefe bekamen, waren auch Egmont und der Prinz von Dranien. Beide hatten sich bei dem König über die übeln Nachreden beschwert, womit man in Spanien ihren guten Namen zu brandmarken und ihre Absichten verdächtig zu machen suchte; Egmont besonders hatte mit der redlichen Einsicht, die ihm eigen war, den Monarchen aufgefordert, ihm doch nur anzudeuten, was er eigentlich wolle, ihm die Handlungsart zu bestimmen, wodurch man ihm gefällig werden und seinen Diensteifer darthun könnte. Seine Verleumdung, ließ ihm der König durch den Präsidenten von Tysfennacque zurückschreiben, könne er durch nichts besser widerlegen, als durch die vollkommenste Unterwerfung unter die königlichen Befehle, welche so klar und bestimmt abgefaßt seyen, daß es keiner neuen Auslegung und keines besondern Auftrages mehr bedürfe. Dem Souverain komme es zu, zu berathschlagen, zu prüfen und zu verordnen; dem Willen des Souverains unbedingt nachzuliegen, gehörte dem Unterthan; in seinem Gehorsam bestche dessen Ehre. Es siehe einem Gliede nicht an, sich für weiser zu halten, als sein Haupt. Allerdings gebe man ihm Schuld, daß er nicht Alles gethan habe, was in seinen Kräften gestanden, um der Ausgelassenheit der Sectirer zu steuern; aber auch noch jetzt stehe es in seiner Gewalt, das Verhängnis einzubringen, bis zur wirklichen Ankunft des Königs wenigstens Ruhe und Ordnung erhalten zu helfen.

Wenn man den Grafen von Egmont wie ein ungehorsames Kind mit Verweisen straffte, so behandelte man ihn, wie man ihn kannte; gegen seinen Aemter mußte man Kunst und Betrug zu Hülfe rufen. Auch Dranien hatte in seinem Briefe des schlimmen Verdachts erwähnt, den der König in seine Treue und Ergebenheit setze, aber nicht in der eiteln Hoffnung, wie Egmont, ihm diesen Verdacht zu benehmen, wovon er längst entsetzt gekommen war, sondern um von dieser Beschwerde den Uebergang auf die Witte zu nehmen, daß er ihn seiner Aemter entlassen möchte. Dit schon hatte er diese Witte an die Regentin gethan, Ne's aber unter den höchsten Vetheuerungen ihrer Achtung eine abschlägige Antwort von ihr erhalten. Auch der König, an den er sich endlich unmittelbar mit diesem Anliegen gewendet, ertheilte ihm jetzt die nämliche Antwort, die mit eben so starken Versicherungen seiner Zufriedenheit und Dankbarkeit ausgeschmückt war. Besonders bezeugte er ihm über die Dienste, die er ihm kürzlich in Antwerpen geleistet, seine höchste Zufriedenheit, beklagte es sehr, daß die Privatumsäure des Prinzen (von denen der letztere einen Hauptvorwand genommen, seine Entlassung zu verlangen) so sehr verfallen seyn sollten, entzigte aber mit der Erklärung, daß es ihm unmöglich sey, einen Diener von seiner Wichtigkeit in einem Zeitpunkte zu entbehren, wo die Zahl der Guten eher einer Vermehrung als einer Verminderung bedürfte. Er habe geglaubt, sagte er hinzu, der Prinz lege eine bessere Meinung von ihm, als daß er ihn der Schwachheit fähig halten sollte, dem grundlosen Geschwäge gewisser Menschen zu glauben, die es mit dem Prinzen und mit ihm selbst übel meinten. Um ihm zugleich einen Beweis seiner Aufrichtigkeit zu geben, beklagte er sich im Vertrauen bei ihm über seinen Bruder, den Grafen von Nassau, bat sich in dieser Sache zum Schluß

seinen Rath aus und äußerte zuletzt seinen Wunsch, den Grafen eine Zeit lang aus den Niederlanden entfernt zu wissen.¹

Aber Philipp hatte es hier mit einem Kopfe zu thun, der ihm an Schlaueit überlegen war. Der Prinz von Draken hielt ihn und sein geheimes Conseil in Madrid und Segovien schon lange Zeit durch ein Heer von Espionen bewacht, die ihm Alles hinterbrachten, was dort Merkwürdiges verhandelt ward. Der Hof dieses Geheimnisses von allen Despoten war seiner List und seinem Gelde zugänglich geworden; auf diesem Wege hatte er manche Briefe, welche die Regentin in geheim nach Madrid geschrieben, mit ihrer eignen Handschrift erhalten und in Brüssel unter ihren Augen gleichsam im Triumph circuliren lassen, daß sie selbst, die mit Erstaunen hier in Jedermanns Händen sah, was sie so gut aufgehoben glaubte, dem Könige anlag, ihre Depeschen ins Künftige sogleich zu vernichten. Wilhelm's Wachsamkeit schränkte sich nicht blos auf den spanischen Hof ein; bis nach Frankreich und noch weiter hatte er seine Kundschafter gestellt, und Einige beschuldigen ihn sogar, daß die Wege, auf welchen er zu seinen Erkundigungen gelangte, nicht immer die unschuldigsten gewesen. Aber den wichtigsten Aufschluß gab ihm ein aufgefangener Brief des spanischen Botschafters in Frankreich, Franz von Alava, an die Herzogin, worin sich dieser über die schöne Gelegenheit verbreitete, welche durch die Verschwendung des niederländischen Volks dem Könige jetzt gegeben sey, eine willkürliche Gewalt in diesem Lande zu gründen. Darum rath er ihr an, den Adel jetzt durch eben die Ränke zu hintergehen, deren er sich bis jetzt gegen sie bedient, und ihn durch glatte Worte und ein verbindliches Betragen sicher zu machen. Der König, schloß er, der die Grösste als die vorzüglichen Triebfedern aller bisherigen Unruhen kenne, würde sie zu seiner Zeit wohl zu finden wissen, so wie die Weiden, die er bereits in Spanien habe, und die ihm nicht mehr entweichen würden; und er habe geschworen, ein Beispiel an ihnen zu geben, wodurch die ganze Christenheit sich entsetzen solle, müßte er auch alle seine Erbländer daran wagen. Diese schlimme Entdeckung empfing durch die Briefe, welche Bergen und Montigny aus Spanien schrieben, und worin sie über die zukünftige Veranung der Grandschmied und das veränderte Betragen des Monarchen gegen sie bittere Beschwerden führten, die höchste Glaubwürdigkeit; und Draken erkannte nun vollkommen, was er von den schönen Versicherungen des Königs zu halten habe.²

(1566.) Den Brief des Ministers Alava, nebst einigen andern, die aus Spanien datirt waren und von der nahen gewaffneten Ankunft des Königs und seiner schlimmen Absichten wider die Ereln umständliche Nachricht gaben, legte der Prinz seinem Bruder, dem Grafen Ludwig von Nassau, dem Grafen von Camont, von Hoorn und von Hoogstraten bei einer Zusammenkunft, zu Dendermonde in Flandern vor, wohin sich diese fünf Ritters begeben hatten, gemeinschaftlich mit einander die nöthigen Maßregeln zu ihrer Sicherheit zu treffen. Graf Ludwig, der nur seinem Unwillen Gehör gab, behauptete todtreist, daß man ohne Zeitverlust zu den Waffen greifen und sich einiger festen Plätze versichern müsse. Dem Könige müsse man, es koste auch, was es wolle, den gewaffneten Eingang in die Provinzen versagen. Man müsse die Schweiz, die protestantischen Fürsten Deutschlands und die Hugonotten unter die Waffen bringen, daß sie ihm den Durchzug durch ihr Gebiet

erschweren und, wenn er sich Dessen ungeachtet durch alle diese Hindernisse hindurch schlage, ihn an der Gränze des Landes mit einer Armee empfangen. Er nehme es auf sich, in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland ein Schutzbündniß zu negociiren und aus letzterem Reiche viertausend Reiter nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl Fußvolk zusammenzubringen; an einem Vorwand fehle es nicht, das nöthige Geld einzutreiben, und die reformirten Kaufleute würden ihn, wie er sich versichert hielt, nicht im Stiche lassen. Aber Wilhelm, vorsichtiger und weiser, erklärte sich gegen diesen Vorschlag, der bei der Ausführung unendliche Schwierigkeiten finden und noch durch nichts würde gerechtfertigt werden können. Die Inquisition, stellte er vor, sey in der That aufgehoben, die Placate beinahe ganz in Vergessenheit gekommen, und eine billige Glaubensfreiheit vernattet. Bis jetzt also fehle es ihnen an einem gültigen Grunde, diesen feindlichen Weg einzuschlagen; indeß weiß er nicht, daß man ihnen jetzt genug einen darreichen werde. Seine Meinung also sey, diesen gelassen zu erwarten, unterdessen aber auf Alles ein wachsamcs Auge zu haben und dem Volke von der drohenden Gefahr einen Wink zu geben, damit es bereit sey, zu handeln, wenn die Umstände es verlangten.

Wären alle Diejenigen, welche die Versammlung ausmachten, dem Gutachten des Prinzen von Draken beigetreten, so ist kein Zweifel, daß eine so mächtige Ligue, fürchtbar durch die Macht und das Ansehen ihrer Glieder, den Absichten des Königs Hindernisse hätte entgegenzusetzen können, die ihn gezwungen haben würden, seinen ganzen Plan aufzugeben. Aber der Muth der versammelten Ritters wurde gar sehr durch die Erklärung niedergeschlagen, womit der Graf von Camont sie überraschte. „Lieber,“ sagte er, „mag Alles über mich kommen, als daß ich das Glück, so vorwegen versuchen sollte. Das Geschwäg des Spaniers Alava rührt mich wenig — wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Ohr müth seines Herrn zu schreien und seine Geheimnisse zu enttarnen? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen weiter nichts, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserm Diensteifer hegt und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen; und dann, dünkt mir, hätten wir ihm nur allzuviel Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Voratz, durch Vertöbelung meines Oifers seine Meinung von mir zu verbessern und durch mein künftiges Verhalten, wo möglich, den Verdacht auszuwischen, den meine bisherigen Handlungen auf mich geworfen haben mögen. Und wie sollte ich mich auch aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reisen, um mich an fremden Höfen als einen Leutflüchtigen herumzutragen, eine Last für Jeden, der mich aufnimmt, Jedes Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um einem leidlichen Zwange in meiner Heimath zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und theuer war, und der sich ein gegründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so billige, so gnädige Gesinnungen hegt und so nachdrücklich, so heilig mir befohlen hat, jetzt so beivertliche Anschläge dagegen schmieden soll. Haben wir dem Lande nur erst seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, daß man von seinen spanischen Truppen nicht hören wird; und Dies ist es, wozu ich Sie Alle durch meinen Rath und durch mein

¹ Hopper. 4. 149. Burgund. 397. Apologie de Guillaume Pr. d'Orange als Verlage.

² Reiz. Thun. 507. Burgund. 401. Meisen. 94. Strad. 160.

„Beispiel jetzt auffordere, und wozu auch bereits die Mehrsten unsrer Brüder sich neigen. Ich meines Theils fürchte nichts von dem Borne des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei; mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und seiner Gnade.“¹

Umsonst bemühten sich Nassau, Hoorn und Draaken, seine Standhaftigkeit zu erschüttern und ihm über die nahe unabweisliche Gefahr die Augen zu öffnen. Egmont war dem Könige wirklich ergeben; das Andenken seiner Wohlthaten und des verbindlichen Betragens, womit er sie begleitet hatte, lebte noch in seinem Gedächtnisse. Die Aufmerksamkeiten, wodurch er ihn vor allen seinen Freunden ausgezeichnet, hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Mehr aus falscher Scham, als aus Parteigeist, hatte er gegen ihn die Sache seiner Landsleute verfolgt, mehr aus Temperament und natürlicher Herzengüte, als aus geprüften Grundsätzen die harten Maßregeln der Regierung bekämpft. Die Liebe der Nation, die ihn als ihren Abgott verehrte, riß seinen Ehrgeiz hin. Zu eitel, einem Namen zu entsagen, der ihm so ansehnlich klang, hatte er doch etwas thun müssen, ihn zu verdienen; aber ein einziger Blick auf seine Familie, ein harter Name, unter welchem man ihm sein Betragen zeigte, eine bedenkliche Folge, die man daraus zog, der bloße Klang von Verbrechen schreckte ihn aus diesem Selbstbetrug auf und schenkte ihm eifrigst zu seiner Nicht zurück.

Draaken's ganzer Plan scheiterte, als Egmont zurücktrat. Egmont hatte die Herzen des Volks und das ganze Vertrauen der Armee, ohne die es schlechterdings unmöglich war etwas Nachdrückliches zu unternehmen. Man hatte so gewiß auf ihn gerechnet; seine unerwartete Erklärung machte die ganze Zusammenkunft fruchtlos. Man ging auseinander, ohne nur etwas beschlossen zu haben. Alle, die in Tendemende zusammengekommen waren, wurden im Staaterathe in Verwirrung erwartet; aber nur Egmont verfügte sich dahin. Die Regentin wollte ihn über den Inhalt der gehaltenen Unterredung ausforschen; aber sie brachte weiter nichts aus ihm heraus, als den Brief des Alava, den er in Abschrift mitgenommen hatte und unter den bittersten Vorwürfen ihr vorlegte. Anfangs entzürte sie sich darüber, aber sie sagte sich bald und erklärte ihn dreistweg für untergeschoben. „Wie kann,“ sagte sie, „dieser Brief wirklich von Alava herrühren, da ich doch keinen vermisste, und Derjenige, der ihn aufgefunden, haben will, die andern Briefe gewiß nicht geschont, haben würde? Ja, da mir auch nicht ein einziges „Bist noch gefehlt hat, und auch kein Votum ausgeblieben ist? Und wie läßt es sich denken, daß der König einen Alava zum Herrn eines Geheimnisses gemacht, haben sollte, das er mir selbst nicht einmal würde preisgegeben haben?“²

Bürgerlicher Krieg.

(1566.) Unterdeffen eilte die Regentin, den Vortheil zu benutzen, den ihr die Trennung unter dem Adel gab, um den Fall des Bundes, der schon durch mehrere Zwietracht wankte, zu vollenden. Sie zog ohne Zeitverlust Truppen aus Deutschland, der Herzog Erich von Braunschweig für sie in Bereitschaft hielt, verstärkte die Artillerie und errichtete fünf Regimente Wallonen, worüber die Grafen von Mansfeld, von Megen, von Arnhem und Andere den Oberbefehl bekamen. Auch dem Prinzen von Draaken mußten, um ihn nicht aufs Empfindlichste zu beleidigen, Truppen anvertraut werden, und um so mehr, da die Provinzen, denen er als Statthalter vorstand,

ihrer am Nothigsten bedurften; aber man gebrauchte die Vorsicht, ihm einen Obersten, mit Namen Waldenfinger, an die Seite zu geben, der alle seine Schritte bewachte und seine Maßregeln, wenn sie gefährlich zu werden schienen, rückgängig machen konnte. Dem Grafen von Egmont schenkte die Geistlichkeit in Flandern vierzigtausend Goldgulden bei, um fünfzehnhundert Mann zu unterhalten, davon er einen Theil in die bedenklichsten Plätze vertheilte. Jeder Statthalter mußte seine Kriegsmacht verstärken und sich mit Munition versehen. Alle diese Zurüstungen, welche aller Orten und mit Nachdruck gemacht wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, welchen Weg die Statthalterin künftig einschlagen werde.

Ihrer Ueberlegenheit versichert und dieses mächtigen Beistands gewiß, wagt sie es nun, ihr bisheriges Betragen zu ändern und mit den Rebellen eine ganz andere Sprache zu reden. Sie wagt es, die Einwilligungen, welche sie den Protestanten nur in der Angst und aus Nothwendigkeit ertheilt, auf eine ganz willkürliche Art auszulügen und alle Breisheiten, die sie ihnen stillschweigend eingeräumt, auf die bloße Vergünstigung der Predigten einzuschränken. Alle ihre übrigen Religionsübungen und Gebräuche, die sich doch, wenn jene gestattet wurden, von selbst zu verheben schienen, wurden durch neue Mandate für unerlaubt erklärt, und gegen die Uebertreter als gegen Feinde der Majestät verfahren. Man verdamnte den Protestanten, anders als die herrschende Kirche von dem Abendmahl zu denken, aber, es anders zu genießen, war frevel; ihre Art zu taufen, zu trauen, zu begraben, wurde bei angedrohten Todesstrafen untersagt. Es war grausamer Spott, ihnen die Religion zu erlauben und die Ausübung zu verfehlen; aber dieser unedle Kunstgriff, ihres gegebenen Wortes wieder los zu werden, war der Zuhaltigkeit würdig, mit der sie es sich hatte abzugeben lassen. Von den geringsten Menerungen, von den unbedeutendsten Uebertretungen nahm sie Anlaß, die Predigten zu stören; mehreren von den Prädicanten wurde unter dem Vorwande, daß sie ihr Amt an einem andern Plage, als der ihnen angewiesen worden, verwallt, der Proceß gemacht, und einige von ihnen sogar aufgehängt. Sie erklärte bei mehreren Gelegenheiten laut, daß die Verbundenen ihre Bist genugsam braucht, und daß sie sich durch einen Vertrag, den man ihr durch Drohungen abgepreßt, nicht für gebunden halte.³

Unter allen niederländischen Städten, welche sich des bilderstürmerischen Aufstreb's theilhaftig machten, hatte die Regentin für die Stadt Valenciennes in Hennegau am Weissen gezittert. Zu keiner von allen war die Partei der Calvinisten so mächtig, als in dieser, und der Geist des Aufstreb's, durch den sich die Provinz Hennegau vor allen übrigen stets ausgezeichnet hatte, schien hier einheimisch zu wohnen.⁴ Die Nähe Frankreichs, dem es sowohl durch Sprache, als durch Sitten noch weit näher als den Niederlanden angehörte, war Ursache gewesen, daß man diese Stadt von jeher mit größerer Gelindigkeit, aber auch mit mehr Vorsicht regierte, wodurch sie nur desto mehr ihre Wichtigkeit nützen konnte. Schon bei dem letzten Aufstande der Tempelschänder hatte wenig gefehlt, daß sie sich nicht den Hugonotten angeschlossen hätte, mit denen sie das genaueste Verhältniß unterhielt, und die geringste Veranlassung konnte diese Gefahr erneuern. Daher war unter allen niederländischen Städten Valenciennes die erste, welcher die Regentin eine verstärkte Besatzung zuschickte, sobald sie in die Verfassung gesetzt war, sie ihr zu geben. Philip von Noircarmes, Herr von St. Albans,

¹ Moten, 93. 94. Thon 597. Strode, 166. Mour, Guel. Annot. 21.

² Es war ein Bruchstück in Hennegau und es ist nicht mehr da. Provinz liegt nur unter Gott und unter der Sonne. Strode, 171.

Statthalter von Hennegau an der Stelle des abwesenden Marquis von Bergen, hatte diesen Auftrag erhalten und erschien an der Spitze eines Kriegsheers vor ihren Mauern. Aus der Stadt kamen ihm von Seiten des Magistrats Deputirte entgegen, sich die Besatzung zu verbiten, weil die protestantische Bürgerschaft, als der überlegene Theil, sich dawider erklärt habe. Noircarmes machte ihnen den Willen der Regentin kund und ließ sie zwischen Besatzung und Belagerung wählen. Mehr als vier Schwadronen Reiter und sechs Compagnien Fußvolk sollten der Stadt nicht aufgedrungen werden; darüber wollte er ihr seinen eignen Sohn zum Geißel geben. Als diese Bedingungen dem Magistrat vorgelegt wurden, der für sich sehr geneigt war, sie zu ergreifen, erschien der Prediger Vergotine le Graug an der Spitze seines Anhangs, der Apostel und Abgott seines Volks, dem es darum zu thun seyn mußte, eine Unterwerfung zu verhindern, von der er das Opfer werden würde, und verhegte durch die Gewalt seiner Beredsamkeit das Volk, die Bedingungen auszusprechen. Als man Noircarmes diese Antwort zurückbringt, läßt er die Gesandten, gegen alle Befehle des Völkerraths, in Fesseln schlagen und führt sie gefangen mit sich fort; doch muß er sie, auf der Regentin Begehr, bald wieder frei geben. Die Regentin, durch geheime Befehle aus Madrid zu möglichster Schonung angehalten, läßt die Stadt noch mehrmals aufsuchen, die ihr zugedachte Garnison einzunehmen; da sie aber hartnäckig auf ihrer Weigerung besteht, so wird sie durch eine öffentliche Acte für eine Rebellen erklärt, und Noircarmes erhält Befehl, sie förmlich zu belagern. Allen übrigen Provinzen wird verboten, dieser anführerischen Stadt mit Rath, Geld oder Waffen beizustehen. Alle ihre Güter sind dem Fiskus zugesprochen. Um ihr den Krieg zu zeigen, ehe er ihn wirklich anfing, und zu vernünftiger Nachdenken Zeit zu lassen, zog Noircarmes aus ganz Hennegau und Van-ay Truppen zusammen (1566), nahm St. Amant in Besitz und legte Garnison in alle nächstliegende Plätze. Das Verfahren gegen Valenciennes ließ alle übrige Städte, die in gleichem Falle waren, auf das Schicksal schließen, welches ihnen selbst zugedacht war, und setzte sogleich den ganzen Bund in Bewegung. Ein gewisses Heer, zwischen drei und viertausend Mann, das aus lauthätigem Gefindel und den überflüthigten Horden der Wilderthümer in der Gile zusammengepflückt worden, erscheint in dem Gebiete von Tournay und Lille, um sich dieser beiden Städte zu verschern und den Feind vor Valenciennes zu beunruhigen. Der Gouverneur von Lille hat das Glück, ein Detachement davon, das im Einverständniß mit den Protestanten dieser Stadt einen Anschlag gemacht hat, sich ihrer zu bemächtigen, in die Flucht zu schlagen und seine Stadt zu behaupten. Zu der nämlichen Zeit wird das geussische Heer, das bei Lannoy unnütz die Zeit verdirbt, von Noircarmes überfallen und beinahe ganz aufgerieben. Die Wenigen, welche sich mit verzweifelter Tapferkeit durchgeschlagen, werfen sich in die Stadt Tournay, die von dem Sieger sogleich aufgefodert wird, ihre Thore zu öffnen und Besatzung einzunehmen. Ihr schneller Gehorsam bereitet ihr ein leichteres Schicksal. Noircarmes begnügt sich, das protestantische Consistorium darin aufzuheben, die Prediger zu verweisen, die Anführer der Rebellen zur Strafe zu ziehen und den katholischen Gottesdienst, den er beinahe ganz unterdrückt findet, wieder herzustellen. Nachdem er ihr einen sichern Ratholiken zum Gouverneur gegeben und eine hinreichende Besatzung darin zurückgelassen, rückt er mit seinem siegenden Heer wieder vor Valenciennes, um die Belagerung fortzusetzen.

Diese Stadt, auf ihre Befestigung trozig, schloß sich lebhaft zur Vertheidigung an, fest entschlossen, es aufs Aeußerste kommen zu lassen. Man hatte nicht versäumt, sich mit Kriegsmunition und Lebensmitteln auf eine lange Belagerung zu versehen; Alles, was nur die Waffen tragen konnte, die Handwerker selbst nicht ausgeschlossen, wurde Soldat; die Häuser vor der Stadt, und vorzüglich die Klöster, riß man nieder, damit der Belagerer sich ihrer nicht gegen die Stadt bediente. Die wenigen Anhänger der Krone schwiegen, von der Menge unterdrückt; kein Katholik durfte es wagen, sich zu rühren. Anarchie und Aufruhr waren an die Stelle der guten Ordnung getreten, und der Fanatismus eines tollkühnen Priesters gab Befehle. Die Mannschaft war zahlreich, ihr Muth verzweifelt, fest ihr Vertrauen auf Entsatz, und ihr Haß gegen die katholische Religion aufs Aeußerste gestiegen. Viele hatten keine Gnade zu erwarten, Alle verabscheuten das gemeinschaftliche Joch einer befehlshaberischen Besatzung. Noch einmal versuchte es Noircarmes, dessen Heer durch die Hülfssoldaten, welche ihm von allen Orten her zuströmten, fürchtbar gewachsen und mit allen Erfordernissen zu einer langen Blockade reichlich versehen war, die Stadt durch Güte zu bewegen, aber vergebens. Er ließ also die Laufgräben eröffnen und schloß sich an, die Stadt einzuschließen.

Die Lage der Protestanten hatte sich unterdessen in eben dem Grade verschlimmert, als die Regentin zu Kräften gekommen war. Der Bund des Arelz war allmählich bis auf den dritten Theil geschmolzen. Einige seiner wichtigsten Beisitzer, wie der Graf von Egmont, waren wieder zu dem Könige übergegangen; die Geldbeiträge, worauf man so sicher gerechnet hatte, fielen sehr spärlich aus; der Eifer der Partei fing merklich an zu erkalten, und mit der gelinden Jahreszeit mußten nun auch die öffentlichen Preitigten aufhören, die ihn bis jetzt in Uebung erhalten hatten. Alles Dies zusammen bewog die unterliegende Partei, ihre Forderungen mäßiger einzurichten und, ehe sie das Aeußerste wagte, alle unschuldige Mittel vorher zu versuchen. In einer Generalconferenz der Protestanten, die zu dem Ende in Antwerpen gehalten wird, und welcher auch einige von den Verbundenen beizuhören, wird beschließen, an die Regentin zu deputiren, ihr dieser Werthbrüchigkeit wegen Vorstellungen zu thun, und sie an ihren Vertrag zu erinnern. Vredede übernimmt diesen Auftrag, muß sich aber auf eine harte und schimpfliche Art abgewiesen und von Brüssel selbst ausgeschlossen sehen. Er nimmt seine Zuflucht zu einem schriftlichen Auftrage, worin er sich im Namen des ganzen Bundes beklagt, daß ihn die Herzogin im Angesicht aller Protestanten, die auf des Bundes Würthschaft die Waffen niedergelegt, durch ihre Werthbrüchigkeit Lügen strafe und Alles, was die Verbundenen Gutes gestiftet, durch Zurücknahme ihrer Bewilligungen wieder zunichte mache; daß sie den Bund in den Augen des Volks herabzuwürdigen gesucht, Zwietracht unter seinen Gliedern erregt und viele unter ihnen als Verbrecher habe verfolgen lassen. Er lag ihr an, ihre neuen Verordnungen zu widerrufen, durch welche den Protestanten ihre freie Religionsübung benommen sey, vor allen Dingen aber die Belagerung von Valenciennes aufzuheben, die neugeworbenen Truppen abzudanken, unter welcher Bedingung ihr der Bund allein für die allgemeine Ruhe Sicherheit leisten könne.

Hierauf antwortete die Regentin in einem Tone, der von ihrer bisherigen Mäßigung sehr verschieden war. „Wer diese Verbundenen sind, die sich in dieser Schrift an

„mich wenden, ist mir in der That ein Geheimniß.
 „Die Verbundenen, mit denen ich zu thun hatte, sind,
 „wie ich nicht anders weiß, auseinander gegangen.
 „Alle wenigstens können an dieser Klagschrift nicht
 „Theil haben, denn ich selbst kenne Viele, die, in allen
 „ihren Forderungen befriedigt, zu ihren Pflichten zu-
 „rückgetreten sind. Wer es aber auch sey, der sich hier
 „ohne Zug und Recht und ohne Namen an mich wen-
 „det, so hat er meinen Worten wenigstens eine sehr
 „falsche Auslegung gegeben, wenn er daraus folgert,
 „daß ich den Protestanten Religionsfreiheit zugesichert
 „habe. Niemand kann es unbekannt seyn, wie schwer
 „es mir schon geworden ist, die Predigten an den De-
 „ten zuzugeben, wo sie sich selbst eingeführt haben,
 „und Dieses kann doch wohl nicht für eine bewilligte
 „Glaubensfreiheit gelten? Mir hätte es einfallen
 „sollen, diese gesegneten Constitutionen in Schutz zu
 „nehmen, diesen Staat im Staate zu dulden? Ich
 „hätte mich so weit vergessen können, einer verwerf-
 „lichen Erre die gesegnete Würde einzuräumen, alle
 „Ordnung in der Kirche und in der Republik unanfech-
 „ten und meine heilige Religion so absichtlich zu lä-
 „dern? Haltet euch an Den, der euch diese Erlaubnis-
 „gegeben hat: mit mir aber müßt ihr nicht rechten.
 „Ihr beschuldigt mich, daß ich den Vertrag verletzt
 „habe, der euch Strafflosigkeit und Sicherheit gewähre?
 „Das Vergangene hab' ich euch erlassen, nicht aber,
 „hätte ich künftig begeden wüßet. Eine Verrätherin vom
 „verigen April sollte Keinem von euch Nachtheil bring-
 „en, und Das hat sie, meines Wissens, auch nicht
 „gethan; aber, wer sich neuerdings gegen die Majestät
 „des Königs veranzen, mag die Folgen seines Trevels
 „tragen. Endlich, wie könnt ihr euch unterstehen,
 „mir einen Vertrag in Erinnerung zu bringen, den
 „ihr zuerst gebrochen habt? Auf weißen Aushitten wur-
 „den die Kirchen geschändert, die Häuser der Heiligen
 „geschändert, und die Städte zur Rebellion hingerissen?
 „Wer hat Vandalen mit fremden Wächtern erwidert,
 „unerlaubte Verbrennungen angezettelt und von den Unter-
 „thanen des Königs gesegnete Steuern weggenommen?
 „Deswegen habe ich Truppen zusammengezogen, daß
 „wegen die Geleite geschickt. Wer mir andagt, die
 „Waffen wieder niederzulegen, kann es nimmermehr
 „gut mit seinem Vaterlande und dem Könige meinen;
 „und, wenn ihr euch selbst liebt, so sehet zu, daß ihr
 „eure eigenen Handlungen entschuldigt, anstatt die
 „meinigen zu richten.“¹

Alle Hoffnung der Verbundenen in einer gütlichen
 Verlegung sank mit dieser hochtönenden Erklärung.
 Ohne sich eines mächtigen Rückhalts bewußt zu seyn,
 konnte die Regentin eine solche Sprache nicht führen.
 Eine Armee stand im Felde, der Feind vor Valenciennes,
 der Kern des Bundes war abgefallen, und die Re-
 gentin forcierte eine unbedingte Unterwerfung. Ihre
 Sache war jetzt so schlimm, daß eine offensbare Wider-
 setzung sie nicht schlimmer machen konnte. Vereinten
 sie sich ihrem aufgebrachtten Herrn wehlos in die Hände,
 so war ihr Untergang gewiß; aber der Mangel der Waffen
 konnte ihn wenigstens noch zweifelhaft machen. Also
 wählten sie das Beste und fingen mit Grust an zu ihrer
 Verteidigung zu schreiten. Um sich ein Recht auf den
 Beistand der deutschen Protestanten zu erwerben, wollte
 Ludwig von Nassau die Städte Austerdam, Ant-
 werpen, Dordrecht und Valenciennes bereden, der Augs-
 burgischen Confession beizutreten und sich auf diese
 Weise gegen ihre Religion anzuschließen: ein Vor-
 schlag, der nie in Erfüllung kam, weil der Religionshaß
 der Calvinisten gegen ihre evangelischen Brüder den

Absehn wo möglich noch überstieg, den sie gegen das
 Papstthum trugen. Nassau fing nun an, in Frank-
 reich, in der Pfalz und in Sachsen ernstlich wegen Sub-
 sidien zu unterhandeln. Der Graf von Bergen be-
 festigte seine Schlösser; Brederode warf sich mit
 einem kleinen Heere in seine feste Stadt Biane an dem
 Ves, über welche er sich Souverainitätsrechte annahm,
 und die er eilig in Verteidigungsstand setzte, um hier
 eine Verstärkung von dem Vunde und den Ausgang
 von Nassau's Unterhandlungen abzuwarten. Die
 Dähne des Kriegs war nun aufgesteckt; überall rührte
 man die Trommel; aller Orten sah man Truppen mar-
 schiren, wurde Geld eingetrieben, wurden Soldaten
 geworben. Die Unterhändler beider Theile begegneten
 sich oft in demselben Plage; und, kaum hatten die Ein-
 nehmer und Werber der Regentin eine Stadt geräumt,
 so mußte sie von den Vätern des Bundes dieselbe Ge-
 walthatigkeit leiden.²

(1566.) Von Valenciennes richtete die Regentin ihre
 Aufmerksamkeit auf Herzogenbusch, in welcher Stadt
 die Völkstürmer neue Auschwüfungen begannen, und
 die Partei der Protestanten in einer starken Ueberlegen-
 heit gelangt war. Um die Bürgerchaft auf einem fried-
 lichen Wege zur Annahme einer Besatzung zu veran-
 gen, schickte sie den Kamler Schreiff von Vianant
 mit einem Rathsherrn Merode von Petersheim, den
 sie zum Gouverneur der Stadt bestimmt hatte, als Ge-
 sandte dahin, welche sich auf eine gute Art derselben
 versichern und der Bürgerchaft einen neuen Eid des Ge-
 horsams abfordern sollten. Zugleich wurde der Graf
 der in der Stadt mit einem Corps stand,
 befohlen, gegen die Stadt anzurücken, um den Auftrag
 beider Gesandten zu unterstützen und zugleich Besatzung
 dazwischen zu können. Aber Brederode, der in
 Viane davon Nachricht bekam, schickte eine seiner Ge-
 sandten, einen gewissen Anten von Vomburg, einen
 hülfigen Calvinisten, der aber für einen braven Sol-
 daten bekannt war, dahin, um den Muth seiner Partei
 in dieser Stadt anzuheben und die Anschläge der Re-
 gentin zu hintertreiben. Diesem Vomburg gelang es,
 die Viele, welche der Kamler von der Regentin mit-
 gebracht, in seine Gewalt zu bekommen und raube un-
 terschiedliche, die auch ihre harte und eckelichte
 Sprache die Bürgerchaft anbrachten. Zugleich wußte
 er die guten Gesandten der Regentin in Veracht zu
 bringen, als ob sie schlimme Anschläge auf die Stadt
 hätten, welches ihm so gut bei dem Vöbel glückte, daß
 dieser sich in toller Wuth an den Gesandten selbst ver-
 griff und sie gefangen setzte. Er selbst stellte sich an der
 Spitze von achtshundert Mann, die ihn in ihrem An-
 führer gemacht, dem Grafen von Wegen entgegen,
 der zu Schlachternung gegen die Stadt anrückte, und
 empor, ihn mit großem Geschick so übel, daß Wegen
 umschien. Dinge zurückweichen mußte. Die Re-
 gentin ließ nachher ihre Gesandten durch einen Gerichts-
 diener anfordern und im Verweigerungsfalle mit
 einer Belagerung drohen; aber Vomburg besiegte mit
 seinem Anhang das Rathhaus und zwang den Magistrat,
 ihm die Schlüssel der Stadt auszuliefern. Der
 Gerichtsdienster wurde mit Spott abgewiesen, und der
 Regentin durch ihn geantwortet, daß man es auf Bre-
 derode's Befehl würde ankommen lassen, was mit den
 Gefangenen zu verfügen sey. Der Herold, der außen vor
 der Stadt hielt, erschien nunmehr, ihr den Krieg anzu-
 kündigen, welches aber der Kamler noch hintertrieb.

Nach dem verstellten Versuche auf Herzogenbusch
 warf sich der Graf von Wegen in Utrecht, um einem

¹ Thuan. 528. 529. Strada 107. 109. Burgund. 434. 435. 435.
 Meteren. 96. 97.

² Thuan. 528. Strada. 109. 225. G. v. M. XXII. 98. 99. 100.
 1. Hopper. Epist. 1.
 2. Thuan. 525. Strada. 170. Burgund. 423. 424. 427. 428. Vgl. ad
 Hopper. Epist. 6.

Anschlage zuvorzukommen, den Graf Brederode auf eben diese Stadt ausführen wollte. Diese, welche von dem Herrn der Verbundenen, das nicht weit davon bei Biane campirte, viel zu leiden hatte, nahm ihn mit offenen Armen als ihren Beschützer auf und bequeme sich zu allen Veränderungen, die er in ihrem Gottesdienste machte. Er ließ dann sogleich an dem Ufer des See eine Schanze aufwerfen, von wo aus er Biane beschreiben konnte. Brederode, der nicht Lust hatte, ihn in dieser Stadt zu erwarten, verließ mit dem besten Theile seines Heers diesen Waffenplatz und eilte nach Amsterdam.¹

So unnütz auch der Prinz von Dranien während dieser Bewegungen in Antwerpen seine Zeit zu verlieren schien, so geschäftig war er in dieser anscheinenden Ruhe. Auf sein Angeben hatte der Bund geworben, und Brederode seine Schlösser besetzt, wozu er ihm selbst drei Kanonen schenkte, die er zu Utrecht hatte gießen lassen. Sein Auge wachte über alle Bewegungen des Hofes, und der Bund wurde durch ihn vor jedem Anschlag gewarnt, der auf diese oder jene Stadt gemacht wurde. Aber seine Hauptangelegenheit schien zu seyn, die vornehmsten Pläge seiner Statthalterchaft in seine Gewalt zu bekommen, zu welchem Ende er Brederode's Anschlag auf Utrecht und Amsterdam im Stillen nach allen Kräften zu befördern gesucht hatte.²

Der wichtigste Plag war die seeländische Insel Walcheren, wo man eine Landung des Königs vermutete; und, diese zu überwinden, wurde jetzt ein Anschlag von ihm entworfen, dessen Ausübung einer aus dem verbundenen Adel, ein vertrauter Freund des Prinzen von Dranien, Johann von Maarnir, Herr von Thoulouze, Philippus von St. Aldegonde Bröder, über sich nahm (1567). Thoulouze unterhielt mit dem gewesenen Amtmann von Middelburg, Peter Haak, ein geheimes Verständniß, welches ihm Gelegenheit verschaffen sollte, in Middelburg und Vießlagen Bewegung zu werben; aber, was, welche für dieses Unternehmen in Antwerpen anstellt wurde, konnte so still nicht vor sich gehen, daß der Magistrat nicht Verdacht schöpfte. Um nun diesen in beruhigen und seinen Anschlag zugleich zu befördern, ließ der Prinz allen fremden Soldaten und andern Ausländern, die nicht in Diensten des Staats wären oder fern Geschäfte trieben, öffentlich durch den Herold verkündigen, daß sie ungehindert die Stadt können verlassen. Er hätte sich, sagen seine Gegner, durch Schließung der Thore aller dieser verdächtigen Soldaten leicht bemächtigen können; aber er jagte sie aus der Stadt, um sie desto schneller an den Ort ihrer Bestimmung zu treiben. Sie wurden dann sogleich auf der Schelde eingeschifft und bis vor Kammerlens gefahren; da man aber durch das Marktschiff von Antwerpen, welches kurz vor ihnen einlief, in Vießlingen schon vor ihrem Anschlag gewarnt war, so versagte man ihnen hier den Genuß in den Hafen. Die nämliche Schwierigkeit fanden sie bei Arnemuiden, unweit Middelburg, in welcher Stadt sich die Katholischen vergebens bemühten, zu ihrem Vortheile einen Aufruhr zu erregen. Thoulouze ließ also unverrichteter Dinge seine Schiffe drehen und segelte wieder rückwärts die Schelde bis nach Eierweel, eine Viertelmeile von Antwerpen, hinunter, wo er sein Volk auflegte und am Ufer ein Lager schlug, des Vorhabens, sich hier von Antwerpen aus zu verstärken und den Muth seiner Partei, die von dem Magistrat unterdrückt wurde, durch seine Nähe frisch zu erhalten. Durch Vorschub der reformirten Geistlichen, die in der Stadt Werberdienste für ihn verrichteten, wuchs mit

jedem Tage sein kleines Heer, daß er zuletzt anfang, den Antwerpern fürchterlich zu werden, deren ganzes Gebiet er verwüstete. Der aufgebrachte Magistrat wollte ihn hier mit der Stadtmiliz überfallen lassen, welches aber der Prinz von Dranien, unter dem Vorwande, daß man die Stadt jetzt nicht von Soldaten entblößen dürfe, zu verhindern wußte.

Unterdessen hatte die Regentin in der Eile ein kleines Heer gegen ihn aufgebracht, welches unter Anführung Philipps von Launoy in starken Märschen von Brüssel aus gegen ihn rückte. Zugleich wußte der Graf von Wlegen das genössche Heer bei Biane so gut einzuschließen und zu beschäftigen, daß es weder von diesen Bewegungen hören, noch seinen Bundesverwandten zu Hülfe eilen konnte. Launoy überfiel die zerstreuten Haufen, welche auf Blünderung ausgegangen waren, unversehens und richtete sie in einem schrecklichen Blutbade zu Grunde. Thoulouze warf sich mit dem kleinen Ueberreste seiner Truppen in ein Landhaus, das ihm zum Hauptquartier gedient hatte, und wehrte sich lange mit dem Muth eines Verweisselten, bis Launoy, der ihn auf keine andere Art herauszutreiben vermochte, Feuer in das Haus werfen ließ. Die Wenigen, welche dem Feuer entkamen, stürzten in das Schwert des Feindes oder fanden in der Schelde ihren Tod. Thoulouze selbst wollte lieber in den Flammen sterben, als in die Hände des Siegers fallen. Dieser Sieg, der über Launoy von den Feinden anstieß, war für den Ueberwinder wohlfeil genug erkauft: denn er vermochte nicht mehr als in drei Mann in seinem ganzen Heere. Dreihundert, welche sich lebendig ergaben, wurden, weil man von Antwerpen aus einen Anfall befürchtete, ohne Varmuthigkeit sogleich niedergeschossen.¹

Ehe die Schlacht anging, abate man in Antwerpen nichts von dem Anzuge. Der Prinz von Dranien, welcher feindselig davon benachrichtigt worden war, hatte die Vorstadt gebraucht, die Brücke, welche die Stadt mit Eierweel verbindet, den Tag zuvor abbrechen zu lassen, damit, wie er verzagte, die Calumnien der Stadt nicht verändert werden möchten, sich in dem Heere des Thoulouze zu schlagen, wahrscheinlicher aber, damit die Katholiken dem genösschen Heerführer nicht in den Rücken fielen, oder auch Launoy, wenn er Sieger wurde, nicht in die Stadt einzunageln. Aus eben diesem Grunde waren auf seinen Befehl auch die Thore verschlossen, und die Einwohner, welche von allen diesen Anstalten nicht bekräftigt, schwanken ungewiß zwischen Flucht und Tardit, bis der Schall des Geschüßes von Eierweel her ihnen verkündigte, was dort vorgehen möchte. Mit lärmendem Gedränge rennt jetzt Alles nach den Wällen und auf die Mauern, wo sich ihnen, als der Wind den Pulverrauch von den schlagenden Heeren vertheilte, das ganze Schaupiel einer Schlacht darbietet. Beide Heere waren der Stadt so nahe, daß man ihre Aahnen unterscheiden und die Stimmen der Ueberwunden wie der Ueberwundenen deutlich aus einander erkennen konnte. Schrecklicher als selbst die Schlacht war der Anblick, den diese Stadt jetzt gab. Jedes von den schlagenden Heeren hatte seinen Anhang und seinen Feind auf den Mauern. Alles, was unten vorging, erweckte hier eben Dreböcken und Entsetzen; der Ausgang des Treffens schien das Schicksal jedes Zuschauers zu entscheiden. Jede Bewegung auf dem Schlachtfelde konnte man in den Gesichtern der Antwerpener abgemalt lesen: Niederlage und Triumph, das Schrecken der Unterliegenden, die Wuth der Sieger. Hier ein schmerzhaftes eitles Bestreben, den Einfenden

zu halten, den Bleibenden zum Stehen zu bewegen; dort eine gleich vergessliche Begier, ihn einzuholen, ihn aufzureiben, zu vertilgen. Jetzt fliehen die Deusen, und zehntausend glückliche Menschen sind gemacht. Thoulouse's letzter Zufluchtsort steht in Flammen, und zwanzigtausend Bürger von Antwerpen sterben den Sterbend mit ihm.

Aber bald macht die Erstarrung des ersten Schreckens der wüthenden Begierde, zu helfen, der Rache Plaz. Laut schreien, die Hände ringend und mit aufgelöstem Haar stürzt die Witwe des geschlagenen Feldherrn durch die Haufen, um Rache, um Erbarmen zu flehen. Aufgereizt von Hermann, ihrem Apostel, greifen die Calvinisten zu den Waffen, entschlossen, ihre Weiber zu rächen oder mit ihnen umzukommen; gedankenlos, ohne Plan, ohne Führer, durch nichts als ihren Schmerz, ihren Wahnsinn geleitet, stürzen sie dem rothen Thore zu, das zum Schlachtfelde hinausführt; aber kein Ausweg! das Thor ist gesperrt, und die vordersten Haufen werfen sich auf die hintersten zurück. Tausend sammeln sich zu Tausenden, auf der Meerbrücke wird ein schreckliches Gedränge. „Wir sind verrathen, wir sind gesangen!“ schrien Alle. „Verderben über die Papisten, Verderben über Den, der uns verrathen hat!“ Ein dumpfes aufrehrerisches Murren durchläuft den ganzen Haufen. Man fängt an zu argwöhnen, daß alles Vieherge von den Katholiken angestiftet gewesen, die Calvinisten zu verderben. Ihre Vertheidiger habe man aufgerieben; jetzt würde man über die Wehrlosen selbst herfallen. Mit unglückseliger Behendigkeit verbreitet sich dieser Argwohn durch ganz Antwerpen. Jetzt glaubt man über das Vergangene Nicht zu haben und fürchtet etwas noch Schlimmeres im Hinterhalte; ein schreckliches Mißtrauen bemächtigt sich aller Gemüther. Jede Partei fürchtet von der andern; Jeder sieht in seinem Nachbar seinen Feind; das Geheimniß vermehrt diese Furcht und dieses Entgegen: ein schrecklicher Zustand für eine so menschenreiche Stadt, wo jeder zufällige Zusammenlaß sogleich zum Tumulte, jeder hingeworfene Einsall zum Gerüchte, jeder kleine Haufe zur lebenden Flamme wird, und durch die starke Reibung sich alle Leidenschaften heftiger entzünden. Alles, was reformirt heißt, kommt auf dieses Gerücht in Bewegung. Tausendzehntausend von dieser Partei setzen sich in Besitz der Meerbrücke und pflanzen schweres Geschütz auf dieselbe, das gewaltsam aus dem Zeughaufe genommen wird; auf einer andern Brücke geschieht Dasselbe; ihre Menge macht sie furchtbar, die Stadt ist in ihren Händen; um einer eingebildeten Gefahr zu entgehen, führen sie ganz Antwerpen an den Rand des Verderbens.

Gleich beim Anfange des Tumults war der Prinz von Dranien der Meerbrücke zugeeilt, wo er sich herzhast durch die wüthenden Haufen schlug, Friede gebot und um Schütz suchte. Auf der andern Brücke versuchte der Graf von Hoogstraten, von dem Bürgermeister Strahlen begleitet, Dasselbe; weil es ihm aber sowohl an Ansehen als an Vereinsamkeit mangelte, so wies er den tollen Haufen, der ihm selbst zu mächtig wurde, an den Prinzen, auf welchen jetzt um Antwerpen heranstürmte. Das Thor, suchte er ihnen begreiflich zu machen, wäre aus keiner andern Ursache geschlossen worden, als um den Sieger, wer er auch sey, von der Stadt abzuhalten, die sonst ein Raub der Soldaten würde geworden seyn. Umsonst, diese rasenden Rotten können ihn nicht, und Einer der Verwegensten darunter wagt es sogar, sein Feuergewehr auf ihn anzuhängen und ihn einen Verräther zu schelten. Mit tumultuarischem Geschrei fordern sie ihm die Schlüssel zum rothen Thore ab, die er sich endlich gezwungen sieht in die Hand des Preizers Hermann zu geben.

Aber, setzte er mit glücklicher Geistesgegenwart hinzu, sie sollten zusehen, was sie thaten; in der Vorstadt warteten sechshundert feindliche Reiter, sie zu empfangen. Diese Erwähnung, welche Noth und Angst ihm eingaben, war von der Wahrheit nicht so sehr entfernt, als er vielleicht selbst glauben mochte; denn der siegende Feldherr hatte nicht so bald den Tumult in Antwerpen vernommen, als er seine ganze Reiterei aufzügen ließ, um unter Vergünstigung desselben in die Stadt einzubrechen. Ich wenigstens, fuhr der Prinz von Dranien fort, werde mich bei Zeiten in Sicherheit bringen, und Neue wird sich Derjenige ersparen, der meinem Beispiele folgt. Diese Worte, zu ihrer Zeit gesagt und zugleich von frischer That begleitet, waren von Wirkung. Die ihm zunächst standen, folgten, und so die Nächsten an diesen wieder, daß endlich die Wenigen, die schon vorausgeeilt, als sie Niemand nachkommen sahen, die Luth verloren, es mit den sechshundert Reitern allein anzunehmen. Alles setzte sich nun wieder auf der Meerbrücke, wo man Wachen und Vorposten ausstellte und eine tumultuarische Nacht unter den Waffen durchwachte.

Der Stadt Antwerpen drohte jetzt das schrecklichste Blutbad und eine gänzliche Plünderung. In dieser dringenden Noth versammelt Dranien einen außerordentlichen Senat, wozu die reichschaffenen Bürger aus den vier Nationen gezogen werden. Wenn man den Uebermuth der Calvinisten niederzuschlagen wollte, sagte er, so müsse man ebenfalls ein Heer gegen sie aufstellen, das bereit sey, sie zu empfangen. Es wurde also beschossen, die katholischen Einwohner der Stadt, Inländer, Italiener und Spanier eilig unter die Waffen zu bringen und wo möglich auch die Lutheraner noch in der Partei zu ziehen. Die Heuschreck der Calvinisten, die, auf ihren Reichthum stolz und neugierig auf ihre überwiegende Anzahl, jeder andern Religionspartei mit Verachtung bezeugten, hatte schon längst die Lutheraner in ihren Feinden gemacht, und die Erbitterung dieser beiden protestantischen Kirchen gegen einander war von einer unverzeihlichen Art, als der Haß, in welchem sie sich gegen die herrschende Kirche vereinigten. Von dieser gegenseitigen Eifersucht hatte der Magistrat den wesentlichen Nutzen gezogen, eine Partei durch die andere, vorzüglich aber die Reformirten zu beschranken, von deren Wachsthum das Reich zu fürchten war. Aus diesem Grunde hatte er die Lutheraner, als den schwächern Theil und die Friedfertigeren von Weiden, stillschweigend in seinen Schutz genommen und ihren sogar geistliche Lehrer aus Deutschland verschrieben, die jenen wechselseitigen Haß durch Controverspredigten in steter Übung erhalten mußten. Die Lutheraner ließ er in dem Wahne, daß der König von einem Religionsbekenntnisse billiger denke, und ermahnte sie, ja ihre gute Sache nicht durch ein Verhängnis mit den Reformirten zu bestechen. Es hielt also nicht gar schwer, zwischen den Katholiken und Lutheranern eine Vereinigung für den Augenblick zu Stande zu bringen, da es darauf ankam, so verhasste Nebenbuhler zu unterdrücken. Mit Anbruch des Tages stellte sich den Calvinisten ein Heer entgegen, das dem übrigen weit überlegen war. An der Spitze dieses Heers lag die Vereinsamkeit Dranien an, eine weit größere Kraft zu gewinnen und einen weit leichtern Eingang zu finden. Die Calvinisten, obgleich im Besitz der Waffen und des Geschüzes, durch die überlegene Anzahl ihrer Feinde in Schrecken gesetzt, machten den Anfang, Gesandte zu schicken und einen friedlichen Vergleich anzutragen, der durch Dranien's Kunst zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen ward. Sogleich nach Bekanntmachung desselben legten die Spanier und Italiener in

der Stadt ihre Waffen uleber. Ihnen folgten die Reformirten, und diesen die Katholiken; am Allerlegten thaten es die Lutheraner.¹

Zwei Tage und zwei Nächte hatte Antwerpen in diesem fürchterlichen Zustande verharret. Schon waren von den Katholiken Pulvertonnen unter die Meerbrücke gebracht, um das ganze Heer der Reformirten, das sie besetzt hatte, in die Luft zu sprengen; eben Das war an andern Orten von den Letztern gegen die Katholiken geschehen.² Der Untergang der Stadt hing an einem einzigen Augenblick, und Drancens Besonnenheit war es, was ihn verhütete.

(1567.) Noch lag Noircarmes mit seinem Heere Wallonen vor Valenciennes, das in festem Vertrauen auf göttlichen Schutz gegen alle Vorstellungen der Regentin fortfuhr, unbeweglich zu bleiben und jeden Gedanken von Uebergabe zu verwerfen. Ein ausdrücklicher Befehl des Hofes verbot dem feindlichen Feldherrn, mit Nachdruck zu handeln, ehe er sich mit frischen Truppen aus Deutschland verstärkt haben würde. Der König, sey es aus Schonung oder Furcht, verabschiedete den gewaltsamen Weg eines Sturms, wobei nicht vermieden werden könnte, den Unschuldigen in das Schicksal des Schuldigen zu verflechten und den strengsinnigen Unterthan wie einen Feind zu behandeln. Da aber mit jedem Tage der Troß der Belagerten stieg, die, durch die Unthätigkeit des Feindes kühner gemacht, sich sogar vermaßen, ihn durch öftere Ausfälle zu beunruhigen, einige Klöster vor der Stadt in Brand zu stecken und mit Mene heimzufahren; da die Zeit, die man unnütz vor dieser Stadt verlor, von den Rebellen und ihren Vundgenossen besser benützt werden konnte: so lag Noircarmes der Herzogin an, ihm die Erlaubniß zur Sturmung dieser Stadt bei dem Könige auszuwirken. Schneller, als man es je von ihm gewohnt war, kam die Antwort zurück: noch möchte man sich begnügen, bis die Maschinen zu dem Sturme anzuordnen und, ehe man ihn wirklich anfüge, erst eine Zeit lang den Schrecken davon wissen zu lassen; wenn auch dann die Uebergabe nicht erfolgte, so erlaube er den Sturm, doch mit möglichster Schonung jedes Lebens. Ehe die Regentin in diesem äußersten Mittel schritt, bevollmächtigte sie den Grafen von Camont, nebst dem Herzog von Aleschet, mit den Rebellen noch einmal in Güte zu unterhandeln. Beide beschworen sich mit den Leydnern der Stadt und unterlassen nichts, sie aus ihrer bisherigen Verblendung zu reißen. Sie entdeckten ihnen, daß Thoulouze geschlagen, und mit ihm die ganze Flüge der Belagerten gefallen sey; daß der Graf von Mezen das geistliche Heer von der Stadt abgeschnitten, und daß sie sich allein durch die Nachsicht des Königs so lange gehalten. Sie bieten ihnen eine gänzliche Vergebung des Vergangenen an. Jedem soll es frei stehen, seine Unschuld, vor welchem Tribunal er wolle, zu vertheidigen. Jedem, der es nicht wolle, verordnet feyn, innerhalb vierzehn Tagen mit allen seinen Habseligkeiten die Stadt zu verlassen. Man verlange nichts, als daß sie Besatzung einnehmen. Diesen Vorschlag zu überdenken, wurde ihnen auf drei Tage Waffenstillstand bewilligt. Als die Leydnern nach der Stadt zurückkehrten, fanden sie ihre Mitbürger weniger als jemals zu einem Vergleiche geneigt, weil sich unterdessen falsche Gerüchte von einer neuen Truppenwerbung der Heusen darin verbreitet hatten. Thoulouze, bebauete man, habe obgesiegt, und ein mächtiges Heer sey im Anzuge, die Stadt zu entsetzen. Diese Zuversicht ging so weit, daß man sich sogar erlaubte, den Stillstand zu brechen und Feuer auf die Belagerer zu geben.

Endlich brachte es der Magistrat mit vieler Mühe noch dahin, daß man zwölf von den Rathsherren mit folgenden Bedingungen in das Lager schickte. Das Oriet, durch welches Valenciennes des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt und zum Feinde erklärt worden, sollte widerrufen, die gerichtlich eingezogenen Güter zurückgegeben, und die Gefangenen von beiden Theilen wieder auf freien Fuß gestellt werden. Die Besatzung sollte die Stadt nicht eher betreten, als bis Jeder, der es für gut fände, sich und seine Güter erst in Sicherheit gebracht; sie sollte sich verbindlich machen, die Einwohner in seinem Stücke zu belästigen, und der König die Unkosten davon tragen.

Noircarmes antwortete auf diese Bedingungen mit Entrüstung und war im Begriff, die Abgeordneten zu mißhandeln. Wenn sie nicht gekommen wären, redete er die Abgeordneten an, ihm die Stadt zu übergeben, so sollten sie auf der Stelle anrückwandern oder gewärtig seyn, daß er sie, die Hände auf den Hüften gebunden, wieder heimischlicke. Sie wälzten die Schuld auf die Halsstarrigkeit der Reformirten und katen ihn flehentlich, sie im Lager zu behalten, weil sie mit ihren rebellischen Mitbürgern nichts mehr zu thun haben und in ihr Schicksal nicht mit vermischt seyn wollten. Sie umfaßten sogar Camonts Knie, sich seine Fürsprache zu erwerben; aber Noircarmes blieb gegen ihre Bitten taub, und der Anblick der Ketten, die man herbeibrachte, trieb sie ungern nach Valenciennes zurück. Die Nothwendigsten war es, nicht fürte, was dem städtischen Feldherrn dieses strenge Betragen auferlegte. Das Zurückhalten der Gesandten hatte ihm schon ehemals einen Vorweis von der Herzogin eingebracht: ihr jegiges Ausbleiben würde man in der Stadt nicht ermanget haben der nämlichen Urache, wie das erstere, auszuweisen. Auch durfte er die Stadt nicht von dem keinen Ueberreste aufstehender Bürger entblößen, noch angeden, daß ein blinder, tollkühner Haube Herr ihres Schicksals würde. Camont war über den schlechten Erfolg seiner Gesandtschaft so sehr enttäuscht, daß er in der folgenden Nacht selbst die Stadt umritt, ihre Aemterweise reorganisirte und sehr zufrieden heimkehrte, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht länger haltbar sey.¹

Valenciennes macht sich von einer sanften Erhöhung in einer geraden und gleichen Ebene hin und genießt einer eben so reinen als lieblichen Lage. Auf der einen Seite von der Schelde und einem kleinen Staße umfassen, auf der andern durch tiefe Gräben, starke Mauern und Thürme bedrängt, scheint es jedem Angasse liegen zu können. Aber Noircarmes hatte einige Stellen im Stadtgraben bemerkt, die man nachlässiger Weise mit dem übrigen Weien hatte gleich werden lassen, und diese benutzte er. Er zieht alle zerstreute Gervs, wodurch er die Stadt bisher eingeschlossen gehalten, zusammen und erhebt in einer stürmischen Nacht die vergiftete Vertheid, ohne einen Mann zu verlieren. Darauf vertheilt er die Stadt unter den Grafen von Vessin, den jungen Grafen Karl von Mansfeld und den jüngern Parlaumont; einer von seinen Obersten nähert sich mit möglichster Schnelligkeit ihren Mauern, von welchen der Feind durch ein fürchterliches Feuer vertrieben wird. Nicht vor der Stadt und dem Thore gegenüber wird unter den Augen der Belagerten und mit sehr wenigem Verluste in gleicher Höhe mit den Festungswerken eine Batterie aufgeworfen, von welcher einundzwanzig Geschütze die Stadt vier Stunden lang mit ununterbrochener Kanonade beschürmen. Der Missethurm, auf welchen die Belagerten einiges Geschütz gepflanzt,

ist von den ersten, welche stürzen, und Viele finden unter seinen Trümmern ihren Tod. Auf alle hervorragende Gebäude wird Geschütz gerichtet, und eine schreckliche Niederlage unter den Einwohnern gemacht. In wenigen Stunden sind ihre wichtigsten Werke zerstört, und an dem Thore selbst eine so starke Breche geschossen, daß die Belagerten, an ihrer Rettung verzweifelnd, eilig zwei Trompeter absenden, um Gehör anzusuchen. Dieses wird bewilligt, mit dem Sturme aber ununterbrochen fortgesetzt. Desto mehr fördern sich die Gesandten, den Vergleich abzuschließen, um die Stadt auf eben die Bedingungen zu übergeben, welche sie zwei Tage vorher verworfen hat; aber die Umstände hatten sich jetzt verändert, und von Bedingungen wollte der Sieger nichts mehr hören. Das unausgesetzte Feuer ließ ihnen keine Zeit, die Mauern auszubessern, die den ganzen Stadtgraben mit ihren Trümmern anfüllten und dem Feinde überall Wege bahnten, durch die Breche einzudringen. Ihres göttlichen Untergrundes gewiß, übergeben sie mit Tagesanbruch die Stadt auf Gnade und Ungnade, nachdem der Sturm ohne Unterbrechung sechsunddreißig Stunden gedauert, und dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden. Unter strenger Mannsindacht führt Noircarmes sein siegendes Heer ein, von einer Schwarze Weiber und kleiner Kinder empfangen, welche ihm grüne Zweige entgegenbrachten und seine Barbareität anstehen. Sogleich wurden alle Bürger entwaffnet, der Gouverneur der Stadt und sein Sohn entbannt; sechsunddreißig der schlimmsten Rebellen, unter denen auch le Grange und Guise de Vresse, ein anderer reformirter Prediger, sich befanden, büßen ihre Halsstarrigkeit mit dem Strange, alle ekklesiastische Personen verlieren ihre Aemter, und die Stadt alle ihre Privilegien. Der katholische Gottesdienst wird sogleich in seiner ganzen Würde wiederhergestellt, und der protestantische vernichtet; der Widder von Arvas muß seine Residenz in die Stadt verlegen, und für den künftigen Gehorsam derselben hatet eine harte Bedingung.¹

(1567.) Der Uebergang von Valenciennes, auf welchen Plag Aller Augen gerichtet gewesen, war allen übrigen Städten, die sich auf eine ähnliche Weise vergangen, eine Schreckenspost und machte die Waffen der Regentin nicht wenig in Aufsehen. Noircarmes verfolgte seinen Sieg und rückte sogleich vor Mastricht, das sich ihm ohne Schwertstreich ergab und Belagung empfing. Von da marschirte er nach Tournay, die Städte Herzogenbusch und Antwerpen durch seine Nähe in Furcht zu setzen. Seine Ankunft erschreckte die gemischte Partei, welche unter Bombards Ausführung den Magistrat noch immer unter ihrem Zwange gehalten, so sehr, daß sie mit ihrem Anführer eilig die Stadt räumte. Noircarmes wurde ohne Widerstand aufgenommen, die Gesandten der Herzogin sogleich in Freiheit gesetzt, und eine starke Belagung anzuwerfen. Auch Cambray öffnete seinem Erzbischofe, den die herrschende Partei der Reformirten aus seinem Sitz vertrieben gehabt, unter freudigem Zurufe die Thore wieder; und er verdiente diesen Triumph, weil er seinen Einzug nicht mit Blut besetzte. Auch die Städte Gent, Overy und Dubonaarde unterwarfen sich mit empfangen Belagung. Weidern hatte der Graf von Bergen beinahe ganz von den Rebellen geräumt und zum Gehorsam zurückgebracht; das Nämliche war dem Grafen von Arumberg in Friesland und Groningen gelungen; jedoch etwas später mit größerer Schwierigkeit, weil seinem Betragen Gleichheit und Härlichkeit fehlte, weil diese freizügigen Republicaner strenger auf ihre Privilegien hielten und auf ihre

Befestigung trogten.² Aus allen Provinzen, Holland ausgenommen, wird der Anhang der Rebellen vertrieben, Alles weicht den siegreichen Waffen der Herzogin. Der Muth der Anführer sank dahin, und nichts blieb ihnen mehr übrig, als Flucht oder unbedingte Unterwerfung.³

Abdankung Wilhelms von Oranien.

Schon seit Errichtung des Senfubundes, merklicher aber noch seit dem Ausbruche der Wilderthürerei, hatte in den Provinzen der Geist der Widersetzlichkeit und der Trennung unter hohen und niedern Ständen so sehr überhand genommen, hatten sich die Parteien so in einander vermischt, daß die Regentin Wähe hatte, ihre Anhänger und Werkzeuge zu erkennen, und zuletzt kaum mehr wußte, in welchen Händen sie eigentlich war. Das Unterscheidungskreuz der Verdächtigen und Treuen war allmählich verloren gegangen, und die Gränzstrichen zwischen Beiden weniger merklich geworden. Durch die Abänderungen, die sie zum Vortheil der Freirechtanten in den Gesetzen hatte vornehmen müssen, und welche meistens nur Nothmittel und Geburten des Augenblicks waren, hatte sie den Gesetzen selbst ihre Bestimmtheit, ihre bindende Kraft genommen, und der Willkür eines Jeden, der sie auslegen hatte, freies Spiel gegeben. So geschah es denn endlich, daß unter der Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Auslegungen der Sinn der Gesetze verwich, und der Zweck des Gesetzgebers hintergangen wurde; daß bei dem genannten Zusammenhang, der zwischen Freirechtanten und Rathseligen, zwischen Genien und Moralisten obwaltete und ihr Interesse nicht selten gemeinschaftlich machte, Letztere die Hintertür benutzten, die ihnen durch das Schwanken in den Gesetzen offen gelassen war, und der Strenge ihrer Anträge durch kirchliche Diffinitionen entzogen. Ihren Veranlassen nach war es genug, kein erklärter Rebell, keiner von den Genien oder Regern zu seyn, um sich betruget zu glauben, seine Amtspflicht nach Unterborden zu setzen und seinem Gehorsam gegen den König die willkürlichen Grenzen zu setzen. Ohne dafür verantwortlich zu sein, waren die Statthalter, die hohen und niedern Beamten, die Stadtoberhäupten und Befehlshaber der Truppen in ihrem Dienste sehr nachlässig geworden und eben im Vertrauen auf diese Strafflosigkeit eine schändliche Indulgenz gegen die Rebellen und ihren Anhang aus die alle Maßregeln der Regentin nutzlos machten. Diese Unversöhnlichkeit so vieler wichtigen Menschen an Strafe hatte die nachtheilige Folge, daß die unzähligen Ränke auf einen weit stärkern Schutz rechneten, als ihr wirklich Ursache dazu hatten, weil sie Jenen, der es Pavia de Anise nur laulich nahm, in der ihnen selbst so tiefer Wahn sie unternehmender machte, so war es nicht viel anders, als wenn er wirklich geglaubt gewesen wäre, und die ungewissen Rathsalen wurden dadurch beinahe eben so schädlich, als die erklärten Feinde des Königs, ohne daß man sich einer gleichen Schärfe gegen sie hätte bedienen dürfen. Dies war vorzüglich der Fall mit dem Prinzen von Oranien, den Grafen von Camont, von Bergen, von Hoorbraken, von Hoorn und mit mehreren von dem höhern Adel. Die Statthalterin sah die Nothwendigkeit ein, diese zweideutigen Unterthanen zu einer Erklärung zu bringen, um entweder den Rebellen ihre eingebildete Stütze zu rauben oder die Feinde des Königs zu entlarven. Dies war jetzt um so dringender, da sie eine Armee ins Feld stellen

¹ Thoen 529. 529. Moteen 99. Stad 178-180. Burgund 465-467.

² V. J. ad Hopper, Epist. 1. 21.
³ F. J. J. ad Hopper, Epist. 1. 21.

mußte und sich gezwungen sah, mehreren unter ihnen Truppen anzuvertrauen. Sie ließ zu diesem Ende einen Eid aufsetzen, durch welchen man sich anheischig machte, den römisch-katholischen Glauben befördern, die Wildersthürmer verfolgen und Ketzereien aller Art nach bestem Vermögen ausrotten zu helfen. Man verband sich dadurch, jeden Feind des Königs als seinen eigenen zu behandeln und sich gegen Jeden ohne Unterschied, den die Regentin in des Königs Namen benennen würde, gebrauchen zu lassen. Durch diesen Eid hoffte sie nicht sowohl die Gemüther zu erweichen und noch weniger sie zu binden; aber er sollte ihr zu einem rechtlichen Vorwande dienen, die Verdächtigen zu entfernen, ihnen eine Gewalt, die sie mißbrauchen konnten, aus den Händen zu winden, wenn sie sich weigerten, ihn zu schwören, und sie zur Strafe zu ziehen, wenn sie ihn brachen. Dieser Eid wurde allen Rittersn des Blieges, allen hohen und niedern Staatsbedienten, allen Beamten und Obrikeiten, allen Officieren der Armee, Allen ohne Unterschied, denen in der Republik etwas anvertraut war, von Seiten des Hofs abgefordert. Der Graf von Mansfeld war der Erste, der ihn im Staaterathe zu Brüssel öffentlich leistete; seinem Beispiele folgte der Herzog von Arschot, der Graf von Egmont, die Grafen von Weyen und Warlamont; Hoogstraten und Hoorn suchten ihn auf eine feine Art abzulehnen. Ersterer war über einen Beweis des Mißtrauens noch empfindlich, den ihm die Regentin vor Ruam bei Gelegenheit seiner Statthaltertschaft von Mecheln gegeben. Unter dem Vorwande, daß Mecheln seinen Statthalter nicht länger müssen könne, antworten aber der Gegenwart des Grafen nicht weniger benöthigt sey, hatte sie ihm jene Kreuze entzogen und an einen Andern vergeben, der ihr sicherer war. Hoogstraten erklärte ihr seinen Dank, daß sie ihn einer seiner Vorfahren habe entziehen wollen, und sagte hinzu, daß sie seine Verdienste vollkommen machen würde, wenn sie ihn auch von der andern befreite. Nach immer lebte der Graf von Hoorn, seinem Besatze getreu, auf einem seiner Güter in der feinen Stadt Weert in glänzender Abgeschiedenheit von Gesäften. Weil er aus dem Dienste des Staats herausgetreten war und der Republik wie dem Könige nichts mehr schuldig zu seyn glaubte, so verweigerte er den Eid, den man ihm endlich auch nicht erlassen zu haben.

Dem Grafen von Brederode wurde die Wahl gelassen, entweder den verlangten Eid abzulehnen, oder sich des Oberbefehls über die Schwadron zu begeben, die ihm anvertraut war. Nach vielen vergeblichen Aufständen, die er davon hernahm, daß er sein öffentliches Amt in der Republik beleierte, entließ er sich endlich, zu dem Legtern, und entging dadurch einem Meineide.²

Umsonst hatte man versucht, den Prinzen von Oranien zu diesem Eide zu vermögen, der bei dem Verdachte, der längst auf ihm haftete, mehr als jeder Andere dieser Reinigung zu bedürfen schien und wegen der großen Gewalt, die man in seine Hände zu geben gezwungen war, mit dem größten Scheine des Rechts dazu angehalten werden konnte. Gegen ihn konnte man nicht mit der laienischen Kürze, wie gegen einen Brederode oder Seinesgleichen, verfahren, und mit der freiwilligen Vergeltung auf alle seine Missethaten, wozu er sich erbot, war der Regentin nicht gedient, die wohl voraussah, wie gefährlich ihr dieser Mann erst alsdann werden würde, wenn er sich unabhängig wissen und seine wahren Gesinnungen durch

keinen äußerlichen Anstand und keine Pflicht mehr gebunden glauben würde. Aber bei dem Prinzen von Oranien war es schon seit jener Verathschlagung in Dendermonde unwiderstehlich beschloffen, aus dem Dienste des Königs von Spanien zu treten und bis auf bessere Tage aus dem Lande selbst zu entweichen. Eine sehr niederschlagende Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie unsicher die Hoffnungen sind, die man gezwungen ist auf den großen Haufen zu gründen, und wie bald dieser vielversprechende Eifer dahin ist, wenn Thaten von ihm gefordert werden. Eine Armee stand im Felde, und eine weit stärkere näherte sich, wie er wußte, unter Herzog Alba's Weislen — die Zeit der Vorstellungen war vorbei, nur an der Spitze eines Heers konnte man hoffen vertheilbare Verträge mit der Regentin zu schließen und dem französischen Despoten den Eintritt in das Land zu versagen. Aber mehr dieses Heer nehmen, da ihm das nöthige Geld, die Seele aller Unternehmungen, fehlte, da die Protestanten ihre protestantischen Versicherungen unkräftig machten und ihn in diesem dringenden Verzuge im Stiche ließen? Eiferucht und Religionshaß trennten noch dann keine protestantische Kirchen und arbeiteten jeder heimlichen Vereinigung gegen den gemeinschaftlichen Feind ihres Glaubens entgegen. Die Abneigung der Reformirten vor dem Augsburgerischen Bekenntniß hatte alle protestantische Kirchengemeinschaften gegen sie aufgebrocht, daß nunmehr auch an den mächtigen Stütz dieses Reichs nicht mehr zu denken war. Mit dem Grafen von Egmont war das tüchtige Heer Walleren verloren, das mit hundert Graubünden dem Glücke seines Befehlsherrn folgte, der es bei St. Quentin und Gravelingen schon geleitet hatte. Die Gewaltthatigkeiten, welche die Niederländer an Kirchen und Klöstern verübt, hatten die zahlreich, begüterte und mächtige Classe der katholischen Kleriker von dem Bunde wiederum abgewandt, für den sie vor diesem unglücklichen Zwischenfalle schon zur Hälfte gewonnen war; und dem Lande selbst wachte die Regentin mit jedem Tage mehrere seiner Mitglieder durch Voth zu entziehen.

Alle diese Betrachtungen zusammen genommen bewogen den Prinzen, ein Verhaben, dem der jetzige Zustand nicht nach war, auf eine glücklichere Stunde auszuschlagen und ein Land zu verlassen, wo sein kühneres Verweilen nichts mehr genutzbar konnte, ihm selbst aber ein gewisses Verdröben bereitere. Aber die Gesinnungen Philipps gegen ihn konnte er nach so vielen empfangenen Gesandtschaften, so vielen Treben seines Mißtrauens, so vielen Warnungen aus Madrid nicht mehr zweifeln fern. Woher er es auch gewissen, so würde ihn die furchtbare Armee, die in Spanien aufgezogen wurde und nicht den König, wie man fälschlich verbreitete, sondern, wie er besser wußte, den Herzog von Alba, den Mann, der ihm am Meisten widerstand, und den er am Meisten zu fürchten Ursache hatte, zum Führer haben sollte, sehr bald aus seiner Ungewißheit gerissen haben. Der Prinz hatte zu tief in Philipps Seele gefahren, um an eine anständige Versöhnung mit diesem Fürsten zu glauben, von dem er einmal gefürchtet werden war. Auch beurtheilte er sein eigenes Betragen zu richtig, um, wie sein Freund Egmont, bei dem Könige auf einen Dank zu rechnen, den er nicht bei ihm gelöst hatte. Er

1 Die wider der W. H. und wie richtig die Erfüllung war, erhebt unter

sammengedrückt, bis eine Summe von einhundert Gulden beisammen war, die zum Dienst der gemeinen Sache verbraucht werden sollte. Eine Axt, mit einer Qualit im Kopf und durch drei Schläge verurteilt, bröckelte man zu Geringfügigkeit zerbrach. Als man sie nach auslaufendem Raume gestreut, entließ sich ein Schuß — ein Schuß, welche man der W. H. des Grafen von Brederode auf die W. H. seiner nicht bezahlten Axt überließ. W. H. d. A. M. III. 10.

1 Meeren, 99. Stroh. 190 sq. Grut. 24.
2 Burgund, 421. 422.

könnte also keine andere, als feindselige Gesinnungen von ihm erwarten, und die Klugheit rieth ihm an, sich dem wirklichen Ausbruche desselben durch eine zeitige Flucht zu entziehen. Den neuen Eid, den man von ihm forderte, hatte er bis jetzt hartnäckig verweigert, und alle schriftliche Ermahnungen der Regentin waren fruchtlos gewesen. Endlich sandte sie ihren geheimen Secretair Verti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden und alle üblen Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Schon die Verweigerung des verlangten Eides, ließ sie ihm durch ihren Gesandten sagen, habe einen Schatten auf seine Ehre geworfen und der allgemeinen Stimme, die ihn eines Verständnisses mit den Rebellen bezichtige, einen Schein von Wahrheit gegeben, den diese gewaltsame Abankung zur völligen Gewissheit erheben würde. Auch gebühre es nur dem Herrn, seinen Diener zu entlassen, nicht aber dem Diener, seinen Herrn aufzugeben. Der Geschäftsträger der Regentin fand den Prinzen in seinem Palaste zu Antwerpen schon ganz, wie es schien, dem öffentlichen Dienste abgetrieben und in Privatgeschäfte vergraben. Er habe sich geweigert, antwortete er ihm in Hoogstraten's Weisheit, den verlangten Eid abzulegen, weil er sich nicht zu entsinnen wisse, daß je ein Antrag von dieser Art an einen Statthalter vor ihm ergangen sei; weil er sich dem Könige schon einmal für immer verpflichtet habe, durch diesen neuen Eid also stillschweigend eingestehen würde, daß er den ersten gebrochen habe. Er habe sich geweigert, ihn abzulegen, weil ein älterer Eid ihm gebiete, die Rechte und Privilegien des Landes zu schützen, er aber nicht wissen könne, ob dieser neue Eid ihm nicht Handlungen auferlege, die jenem ersten entgegenlaufen; weil in diesem neuen Eide, der ihm nur Pflicht mache, gegen Jeden ohne Unterscheid, den man ihm nennen würde, zu dienen, nicht einmal der Kaiser, sein Vorgesetzter, ausgenommen sei, den er doch, als sein Vasall, nicht bekriegen dürfe. Er habe sich geweigert, ihn zu leisten, weil ihm dieser Eid auferlegen könnte, seine Freunde und Verwandten, seine eigenen Söhne, ja, seine Gemahlin selbst, die eine Lutheranerin sei, zur Schladtrbank zu führen. Kant dieses Eides würde er sich Allem unterwerfen müssen, was dem Könige einfiel ihm anzuathen; aber der König könnte ihm ja Dinge anathen, worer ihm schaudere, und die Härte, womit man jetzt und immer gegen die Protestanten verfahren, habe schon längst seine Gmüthsstimmung empört. Dieser Eid widerspreche seinem Menschengefühle, und er könne ihn nicht ablegen. Am Schlusse entfuhr ihm der Name des Herzogs von Alba mit einem Merkmale von Väterlichkeit, und gleich darauf schwieg er stille.¹

Alle diese Einwendungen wurden Punkt für Punkt von Verti beantwortet. Man habe noch seinem Statthalter vor ihm einen solchen Eid abgefordert, weil sich die Provinzen noch niemals in einem ähnlichen Falle befunden. Man verlange diesen Eid nicht, weil die Statthalter den ersten gebrochen, sondern, um ihnen jenen ersten Eid lebhafter ins Gedächtniß zu bringen und in dieser dringenden Lage ihre Thätigkeit anzukräftigen. Dieser Eid würde ihm nichts auferlegen, was die Rechte und Privilegien des Landes kränke; denn der König habe die Privilegien und Rechte so gut als der Prinz von Oranien beschworen. In diesem Eide, ja, weber von einem Ringe gegen den Kaiser, noch gegen irgend einen Fürsten aus des Prinzen Verwandtschaft Rede, und gewiß würde man ihn, wenn er sich

ja daran stieße, durch eine eigene Clausel ausdrücklich davon freisprechen. Mit Aufträgen, die seinem Menschengefühle widersprachen, würde man ihn zu verschonen wissen, und keine Gewalt auf Erden würde ihn nöthigen können, gegen Väter oder gegen Kinder zu handeln. Verti wollte nun zu dem letzten Punkte, der den Herzog von Alba betraf, übergehen, als ihn der Prinz, der diesen Artikel nicht gern beleuchtet haben wollte, unterbrach. „Der König würde nach den Niederlanden kommen“, sagte er, „und er kenne den König. Der König würde es nimmermehr dulden, daß einer von seinen Dienern eine Lutheranerin zur Gemahlin habe, und darum habe er beschlossen, sich mit seiner ganzen Familie freiwillig zu verbannen, ehe er sich diesem Lose aus Zwang unterwerfen müsse. Doch,“ schloß er, „würde er sich, wo er auch seyn möge, stets als ein Unterthan des Königs betragen.“ Man sieht, wie weit der Prinz die Beweggründe zu dieser Flucht herholte, um den einzigen nicht zu berühren, der ihn wirklich dazu bestimmte.²

Noch hoffte Verti von Gzmont's Veretbarkeit viellicht zu erhalten, was er aufgab durch die seinige zu wischen. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem Regenten in Voranschlag (1567), wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Gzmont vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen und den Verbündeten, wo möglich, von seinem gewissen Untergange zurückzuweisen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Vellebroek, einem Dorfe an der Ruyel, zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Secretair Verti war auch der junge Graf von Mansfeld dabei zugegen. Die Reformirten, denen letzte Hoffnung auf den Ausschlage dieser Unternehmung beruhte, hatten Mittel gefunden, den Inhalt derselben durch einen Spion zu erfahren, der sich in dem Schornstein des Zimmers verdeckt hielt, wo sie vor sich ging.³ Alle drei bekannten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Veretbarkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten“, trauten, wenn du auf diesem Verträge bestehst,“ sagte endlich der Prinz von Gzmont, indem er ihm festwärts in einem Stuhle saß. „Und dir dein Leben“, Gzmont, wenn du den demüthigen nicht ansehest,“ versetzte Jener. „Mir wenigstens wird es,“ traut seyn in jedem Schicksale, rief ich dem Vater, laude und meinen Freunden mit Rath und That habe nahe seyn wollen in der Stunde der Noth; du wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal zureichernd, als er je vorher gethan, sich einem Noth zu erweisen, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her gegen ihn im Anzuge sey.

Aber alle noch so lichtvolle Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Veretbarkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die jähliche Besinnungslosigkeit der Armuterschaft ihnen einhandeln konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstreuen, welche Gzmont's guten Verstand noch gebunden hielt. Oranien's Warnung kam aus einer trübfinstigen veragenden Seele; und für Gzmont leuchtete noch die Welt. Herausgetreten aus dem Schoße des Ueberflusses, des Wohllebens und der Pracht, worin es zum Jüngling und zum Manne geworden war, von allen den tausendfachen Gemüthlichkeiten

¹ Burgond. 456 — 459. Strad. 192. 193.

² Burgond. 456. 453. Strad. 192. 193.

³ Verti.

des Lebens zu scheiden, um bereitwillig allein es Werth für ihn besaß, und dies Alles, um einem Uebel zu entgehen, das sein leichter Muth noch so weit hinausdrückte — nein, Das war kein Opfer, das von Egmont zu verlangen war. Aber auch minder weidlich, als er war — mit welchem Herzen hätte er eine von langem Glücksstande verzärtelte Fürstentochter, eine liebende Gattin und Kinder, an denen seine Seele hing, mit Entbehrungen bekannt machen sollen, an welchen sein eigener Muth verzagte, die eine erhabene Philosophie allein der Sinnlichkeit abgewinnen kann. Nimmermehr wißt du mich bereuen, Dranien,“ sagte Egmont, „die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten abzustellen, die Wüsthümer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben?“ Der König ist gütig zu mich bereuen, Dranien,“ sprühe auf seine Dankbarkeit erworben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin.“ — „Wehlan,“ rief Dranien mit Unwillen und innerem Weiden, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Bürde sehn werdest, Egmont, über welche der Spanier in das Land segnet, und sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind.“ Er zog ihn, nachdem er Dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, drückte ihn sanft und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn gefest; Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder.¹

Gleich den folgenden Tag schrieb Dranien der Regentin den Abdikationsbrief, worin er sie seiner ewigen Abgunst versicherte und ihr nochmals anlag, seinen letzten Schritt aufs Beste zu deuten; dann ging er mit seinen drei Brüdern und seiner ganzen Familie nach seiner Stadt Vreda ab, wo er nur so lange verweilte, als nöthig war, um noch einige Privatgespräche in Ordnung zu bringen. Sein ältester Sohn, Philipp Wilhelm, allein blieb auf der hohen Schule zu Löwen zurück, weil er ihn unter dem Schutze der diabantischen Freheiten und den Vorrechten der Akademie hinlänglich sicher glaubte. Eine Unversichtigkeit, die, wenn sie wirklich nicht absichtlich war, mit dem richtigen Urtheile kaum zu vereinigen ist, das er in so viel andern Fällen von dem Gemüthscharakter seines Gegners gefaßt hatte. In Vreda wandten sich die Häupter der Calvinisten noch ein Mal mit der Frage an ihn, ob noch Hoffnung für sie wäre, oder ob Alles unrettbar verloren sey? — „Er habe ihnen ehemals den Rath gegeben,“ antwortete der Prinz, „und komme jetzt abermals darauf zurück, daß sie dem Augsburgischen Bekenntniß beitreten sollten: dann wäre ihnen Hilfe aus Deutschland gewiß. Wellten sie sich aber dazu noch immer nicht verstehen, so sollten sie ihm sechsmaalhunderttausend Gulden schassen oder auch mehr, wenn sie könnten.“ — „Das Erste,“ erwiderten sie, „streite mit ihrer Uebergengung und ihrem Gewissen; zu dem Gelde aber könne vielleicht Rath werden, wenn er sie nur wissen lassen wollte, wozu er solches gebrauchen würde.“ — „Ja,“ rief er mit Verdruss, „wenn ich Das wissen lassen muß, so ist es aus mit dem Gebrauche.“ Sogleich brach er das ganze Gespräch ab und entließ bald darauf die Gesandten. Es wurde ihm vorgeworfen, daß er sein Vermögen verschwendet und seiner drückenden Schulden

wegen Neuerungen begünstigt habe; aber er versicherte, daß er noch sechzigtausend Gulden jährlicher Renten genieße. Doch ließ er sich vor seiner Abreise von den Staaten von Holland noch zwanzigtausend Gulden vorschießen, worfür er ihnen einige Herrschaften verpfändete. Man konnte sich nicht überreden, daß er so ganz ohne Widerstand der Nothwendigkeit unterlegen und aller fernern Versuche sich begeben habe; aber, was er im Stillen mit sich herumtrug, wußte Niemand; Niemand hatte in seiner Seele gelesen. Es fragten ihn Einige, wie er sich ins Künftige gegen den König von Spanien zu verhalten gedächte. „Ruhig,“ war seine Antwort, „es sey denn, daß er sich an meiner Ehre oder meinen Gütern vergreife.“ Gleich darauf verließ er die Niederlande, um sich in seiner Geburtsstadt Vollenburg im Nassauischen zur Ruhe zu begeben; viele Huzare, sowohl von seinen Dienern, als Freiwillige, begleiteten ihn nach Deutschland; bald folgten ihm die Grafen von Hoogstraten, von Munitzemburg, von Wergen, die lieber eine selbstgewählte Verbannung mit ihm theilen, als einem ungewissen Schicksale leichtsinnig entgegentreten wollten. Die Nation sah ihren guten Engel mit ihm weichen; Viele hatten ihn angebetet, Alle hatten ihn verehrt. Mit ihm sank der Protestanten letzte Stütze; dennoch hofften sie von diesem entflohenen Manne mehr, als von Allen mit einander, die zurückgeblieben waren. Die Katholiken selbst sahen ihn nicht ohne Schmerz entweichen. Auch für sie hatte er sich der Tyrannei entgegengestellt; nicht selten hatte er sie gegen ihre eigene Kirche in Schutz genommen; Viele unter ihnen hatte er dem blutdürstigen Eifer der Secten entrißen. Wenige arme Seelen unter den Calvinisten, denen die angetragene Verbindung mit den Augsburgischen Confessionsverwandten ein Aergerniß gegeben, feierten mit stillen Dankesfern den Tag, wo der Feind von ihnen gewichen war (1567).¹

Verfall und Zerstreuung des Eusebenbundes.

Gleich nach genommenem Abdikate von seinem Freunde eilte der Prinz von Orange nach Brüssel zurück, um an dem Hofe der Regentin die Verlehnung für seine Standhaftigkeit in Empfang zu nehmen und dort im Hofgewühle und im Sonnenscheine seines Glücks die wenigen Wunden zu zerstreuen, die Dranien's erste Warnung über sein Gemüth gezogen hatte. Die Blinde des Regens überließ ihm allein jetzt den Schanplatz. Jetzt hatte er in der Republik keinen Nebenbuhler mehr, der seinen Ruhm verdunkelte. Mit gedoppeltem Eifer fuhr er nunmehr fort, um eine hinräthliche Ausrüstung zu kühlen, über die er doch so weit erhaben war. Ganz Brüssel mußte seine Freunde mit ihm theilen. Er stellte prächtige Gastmähler und öffentliche Feste an, denen die Regentin selbst öfters beizuhute, um jede Spur des Mißtrauens aus seiner Seele zu vertilgen. Nicht zufrieden, den verlangten Eid abgelegt zu haben, that er es den Andächtigen an Andacht, an Eifer den Eifrigen zuwer, den protestantischen Glauben zu vertilgen und die widerspenstigen Städte Blanderns durch die Waffen zu unterwerfen. Dem Grafen von Hoogstraten, seinem alten Freunde, wie auch dem ganzen Ueberreste der Euseben, kündigte er auf ewig seine Freundschaft auf, wenn sie sich länger bedenken würden, in den Schoß der Kirche zurückzutreten und sich mit ihrem Könige zu versöhnen. Alle vertraute Briefe, welche beide Theile von einander in Händen hatten, wurden ausgetauscht, und der Haß zwischen Beiden durch diesen letzten Schritt

¹ Thuan. 527. Strada, 153. Meteren. 95. Burgund. 470. 471. Meurs. 28.

¹ Meteren. 100. Meurs. Guil. Amsr. 31. Reidan. 5. Grotius. 26.

unheilbar und öffentlich gemacht. Egmonts Abfall und die Bluth des Prinzen von Oranien zerstörte die letzte Hoffnung der Protestanten und löste den ganzen Eusebenbund auf. Einer drängte sich dem Andern an Bereitwilligkeit, an Ungeduld vor, den Compromiß abzuschwören und den neuen Eid zu leisten, den man ihm vorlegte. Vergebens schrieen die protestantischen Kaufleute über diese Verthürlichkeit des Adels; ihre schwache Stimme wurde nicht mehr gehört, und verloren waren alle Stimmen, die sie an das Unternehmen des Bundes gewendet hatten.¹

Die wichtigsten Pläge waren unterworfen und hatten Befagung; die Anführer flohen oder starben durch des Henkers Hand: in den Provinzen war kein Retter mehr vorhanden; Alles wich dem Glücke der Regentin, und ihr siegreiches Heer war im Anzuge gegen Antwerpen. Nach einem schweren und hartnäckigen Kampfe hatte sich endlich diese Stadt von den schimmlichen Köpfen gereinigt; Hermann und sein Anhang waren entflohen; ihre inneren Stürme hatten ausgerotet. Die Gemüther fingen allmählich an, sich zu sammeln und, von keinem wüthenden Schwärmer mehr verhebt, bessern Rathschlägen Raum zu geben. Der wohlhabende Bürger schaute sich ernstlich nach Frieden, um den Handel und die Gewerbe wieder aufleben zu sehen, die durch die lange Anarchie schwer gelitten hatten. Alba's gefürchtete Annäherung wußte Wunder; um den Drangsalen zuvorzukommen, die eine spanische Armee über das Land verhängen würde, eilte man, in die gelinde Hand der Herzogin zu fallen. Von freien Stücken sandte man Bevollmächtigte nach Brüssel, ihr den Vergleich anzutragen und ihre Bedingungen zu hören. So angenehm die Regentin von diesem freiwilligen Schritte überrascht wurde, so wenig ließ sie sich von ihrer Freude überleiten. Sie erklärte, daß sie von nichts hören könne, noch wolle, bevor die Stadt Befagung eingenommen hätte. Auch dieses fand keinen Widerbruch mehr, und der Graf von Mansfeld zog den Tag darauf mit sechzehn Tausend in Schlachtordnung ein. Jetzt wurde ein feierlicher Vertrag zwischen der Stadt und der Herzogin errichtet, nach welchem jene sich anerkennend machte, den reformirten Gottesdienst ganz aufzuheben, alle Prediger dieser Kirche zu verbannen, die römisch-katholische Religion in ihre vorige Würde wieder einzuführen, die verwüesteten Kirchen in ihrem ganzen Schmucke wieder herzustellen, die alten Gebräuche wie vorher zu handhaben, den neuen Eid, den die andern Städte geschworen, gleichfalls zu leisten und Alle, welche die Majestät des Königs beleidigt, die Waffen ergriffen und an Entweihung der Kirchen Antheil gehabt, in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Dagegen machte sich die Regentin verbindlich, alles Vergangene zu vergessen und für die Verbrecher selbst bei dem Könige fürzubitten. Allen denen, welche, ihrer Vergnügung ungewiß, die Verbannung vorziehen würden, sollte ein Decret bewilligt seyn ihr Vermögen in Geld zu verwandeln und ihre Personen in Sicherheit zu bringen; doch mit Ausschluss aller Derer, welche etwas Verdammliches gethan und durch das Borige schon von selbst angenommen wären. Gleich nach Abschließung dieses Vertrags wurde allen reformirten und lutherischen Predigern in Antwerpen und dem ganzen umliegenden Gebiet durch den Herold verkündigt, innerhalb vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen. Alle Straßen, alle Thore waren jetzt von Blüthlingen vollgedrängt, die ihrem Gott zu Ehren ihr Vieh verließen und für ihren verfolgten Glauben einen glücklichen Himmelsreich suchten. Dort nahmen Männer von ihren Weibern, Väter

von ihren Kindern ein ewiges Lebenswohl; hier führten sie sie mit sich von dannen. Ganz Antwerpen glückte einem Trauerhause; wo man hinstellte, bot sich ein rührendes Schauspiel der schmerzlichsten Trennung dar. Alle protestantische Kirchen waren versiegelt, die ganze Religion war nicht mehr. Der zehnte April (1567) war der Tag, wo ihre Prediger auszogen. Als sie sich noch einmal im Stadthause zeigten, um sich bei dem Magistrate zu beurlauben, widerstanden sie ihren Thränen nicht mehr und ergossen sich in die bittersten Klagen. Man habe sie aufgeopfert, schrieen sie, lieberlich habe man sie verlassen. Aber eine Zeit werde kommen, wo Antwerpen schwer genug für diese Verthürlichkeit büßen werde. Am Bittersten beschwerten sich die lutherischen Geistlichen, die der Magistrat selbst in das Land gerufen, um gegen die Calvinisten zu predigen. Unter der falschen Vorpiegelung, daß der König ihrer Religion nicht ungewogen sey, hatte man sie in ein Bündniß wider die Calvinisten verflochten und Legtere durch ihre Weisheit unterdrückt; jetzt, da man ihrer nicht mehr bedürfte, ließ man Beide in einem gemeinschaftlichen Schicksale ihre Thorheit beweinen.¹

Wenige Tage darauf hielt die Regentin einen erangenen Einzug in Antwerpen, von tausend wallonischen Reitern, von allen Ritters des goldenen Vlieses, allen Statthaltern und Räten, von ihrem ganzen Hofe und einer großen Menge obrigkeitlicher Personen begleitet, mit dem ganzen Pomp einer Siegerin. Der erste Besuch war in der Kathedrale, die von der Vitterkammer noch überall königliche Ehren trug und ihrer Andacht die bittersten Thränen kostete. Gleich darauf wurden auf öffentlichem Markte vier Ketten hingestellt, die man auf der Mordt eingeholt hatte. Alle Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, mußten sie von katholischen Brüdern noch einmal erhalten; alle Schulen der Kister wurden aufgehoben, alle ihre Kirchen dem Garkoden gleich gemacht. Peinade alle niederländische Städte folgten dem Beispiele von Antwerpen, und aus allen mühten die protestantischen Prediger entweichen. Mit Ende des Aprils waren alle katholische Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle protestantische Gotteshäuser niedergehauen, und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebenzehn Provinzen vertrieben. Der gemeine Haufe, der in seiner Neigung gewöhnlich dem Glücke folgt, zeigte sich jetzt eben so geschäftig, den Fall der Unglücklichen zu beschleunigen, als er kurz vorher wüthend für sie gestritten hatte; ein schönes Gotteshaus, das die Calvinisten in Gent errichtet, verschwand in weniger als einer Stunde. Aus den Pallen der abgebrochenen Kirchen wurden Galgen für Diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergrißen hatten. Alle Hochgericht waren von Leichnamen, alle Kerker von Todtgeopfert, alle Landstraßen von Blüthlingen überfüllt. Keim Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre nicht zwischen Fünfzig und Tausend zum Tode geführt worden, Diejenigen nicht einmal gerechnet, welche auf offenem Lande den Drossarten in die Hände fielen und als Raubgeschweid ohne Schonung und ohne weiteres Verhör jegleich aufgeführt wurden.²

Die Regentin war noch in Antwerpen, als aus Brandenburg, Sachsen, Hessen, Würtemberg und Baden Gesandte sich meldeten, welche für ihre künftigen Glaubensbrüder eine Fürbitte bei ihr einzulegen faßen. Die verfangen Prediger der Augsburgerischen

¹ Strada, 184. Burgund 472.

¹ Moore, 33. 34. Thuan. 527. Roidan. 5. Strada, 187. 188. Mezer. 99. 100. Burgund 477. 478.
² Thuan. 529. Strada, 174. Mezer. 99. 100. Burgund. 482. 484.

Confession hatten den Religionsfrieden der Deutschen reclamirt, dessen auch Brabant, als ein Reichthum, theilhaftig wäre, und sich in den Schutz dieser Fürsten begeben. Die Erscheinung der fremden Minister beunruhigte die Regentin, und vergeblich suchte sie ihren Eintritt in die Stadt zu verhüten; doch gelang es ihr, sie unter dem Schutze von Ehrenbezeugungen so scharf bewachen zu lassen, daß für die Ruhe der Stadt nichts von ihnen zu befürchten war. Aus dem hohen Tone, den sie so sehr zur Unzeit gegen die Herzogin annahmen, möchte man beinahe schließen, daß es ihnen mit ihrer Forderung wenig Ernst gewesen sey. Willig, sagten sie, sollte das Augsburger Bekenntniß, als das einzige, welches den Sinn des Evangeliums erreiche, in den Niederlanden das herrschende seyn; aber äußerst unnatürlich und unerlaubt sey es, die Anhänger desselben durch so grausame Gebräuche zu verfolgen. Man ersuche also die Regentin im Namen der Religion, die ihr anvertrauten Völker nicht mit solcher Härte zu behandeln. Ein Eingang von dieser Art, antwortete diese durch den Mund ihres deutschen Ministers, des Grafen von Staremberg, verdiene gar keine Antwort. Aus dem Antheile, welchen die deutschen Fürsten an den niederländischen Flüchtlingen genommen, sey es klar, daß sie den Briefen Sr. Majestät, worin der Aufschluß über sein Verfahren enthalten sey, weit weniger Glauben schenkten, als dem Anbringen einiger Nichtswürdigen, die ihrer Thaten Gedächtniß in so vielen zerstörten Kirchen gestiftet. Sie möchten es dem Könige in Spanien überlassen, das Verthe seiner Völker zu besorgen, und der unruhigen Nähe entsagen, den Geist der Unruhen in fremden Ländern zu nähren. Die Gesandten verließen Antwerpen in wenigen Tagen wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben; nur der sächsische Minister that der Regentin insofern die Erklärung, daß sich sein Herr diesem Schritte aus Zwang unterworfen und dem überreichlichen Hause aufrichtig angezogen sey.¹ Die deutschen Gesandten hatten Antwerpen noch nicht verlassen, als eine Nachricht aus Holland den Triumph der Regentin vollkommen machte.

Der Graf von Vredereode hatte seine Stadt Mian und alle seine neuen Festungswerke, aus Furcht vor dem Grafen von Regens, im Stiche gelassen und sich mit Hälfte der Unathelichen in die Stadt Amsterdamm geworfen, wo seine Gegenwart den Magistrat, der kaum vorher einen innern Aufruhr mit Mühe abgestillt hatte, außerordentlich beunruhigte, den Muth der Protestanten aber aufs Neue belebte. Täglich versammelten sich hier sein Anhang, und aus Utrecht, Arlesien und Groningen strömten ihm viele Gelehrte zu, welche Regens und Arembergs siegreiche Waffen von dort verjagt hatten. Unter allerlei Verhinderung fanden sie Mittel, sich in die Stadt einzuschleichen, wo sie sich um die Person ihres Anführers versammelten und ihm zu einer starken Leibwache dienten. Die Oberstatthalterin, vor einem neuen Aufstande in Sorgen, sandte deswegen einen ihrer geheimen Secretaire, Jakob de la Torre, an den Rath von Amsterdam und ließ ihm befehlen, sich, auf welche Art es auch sey, des Grafen von Vredereode zu entsetzen. Weder der Magistrat, noch de la Torre selbst, der ihm in Person den Willen der Herzogin kund machte, vermochten etwas bei ihm anzukriechen; Letzterer wurde sogar von einigen Gelehrten aus Vredereode's Gefolge in seinem Zimmer überfallen, und alle seine Briefschaften ihm entziffen. Willleicht wäre es sogar sein Leben selbst geschehen gewesen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, eilig aus ihren Händen zu entweichen. Noch einen ganzen Monat nach diesem Verfall hing

Vredereode, ein unmächtiges Idol der Protestanten und eine Last der Katholiken, in Amsterdam, ohne viel mehr zu thun, als seine Wirthsrechnung zu vergrößern, während Dem, daß sein in Mian zurückgelassenes braaves Heer, durch viele Flüchtlinge aus den mittäglichen Provinzen verstärkt, dem Grafen von Regens genug zu thun gab, um ihn zu hindern, die Protestanten auf ihrer Flucht zu beunruhigen. Endlich entschließt sich auch Vredereode, nach dem Beispiele Oranien's, der Nothwendigkeit zu weichen und eine Sache aufzugeben, die nicht mehr zu retten war. Er entdeckte dem Stadtrathe seinen Wunsch, Amsterdam zu verlassen, wenn man ihn durch den Voranschuss einer mäßigen Summe dazu in den Stand setzen wolle. Um seiner los zu werden, eilte man, ihm dieses Geld zu schaffen, und einige Banquiers streckten es auf Bürgschaft des Stadtraths vor. Er verließ dann noch in derselben Nacht Amsterdam und wurde von einem mit Geiseln versehenen Fußgänger bis in das Vlie geleitet, von wo aus er glücklich nach Emden entkam. Das Schicksal behandelte ihn gelinder, als den größten Theil Derer, die er in sein tollkühnes Unternehmen verwickelt hatte; er starb das Jahr nachher, 1568, auf einem seiner Schlösser in Deutschland an den Folgen einer Völlerei, worauf er zuletzt sehr gefallen seyn, um seinen Gram zu zerstreuen. Ein schöneres Los fiel seiner Wittwe, einer gebornen Gräfin von Mörs, welche Friedrich der Dritte, Kaiser von der Pfalz, zu seiner Gemahlin machte. Die Sache der Protestanten verlor durch Vredereode's Hinterrath nur wenig; das Werk, das er angefangen, ward nicht mit ihm, so wie es auch nicht durch ihn geleitet hatte.¹

Das kleine Heer, das er durch seine schwindliche Macht sich selbst überließ, war muthig und tapfer und hatte einige entschlossene Anführer. Es war entlassen, sobald Truentege fleh, der es zu bezahlen hatte; aber sein guter Muth und der Hunger hielten es noch eine Zeit lang beisammen. Einige rückten, unter Anführung Friedrichs von Wattenburg, vor Amsterdam, in Hoffnung, diese Stadt zu erobern; aber der Graf von Regens, der mit dreizehn Tausend trefflicher Truppen zum Entsatz herbeieilte, nöthigte sie, diesem Auftrage zu entsagen. Sie begnügten sich damit, die umliegenden Klüften zu plündern, wobei besonders die Abtei in Segmont sehr hart mitgenommen wurde, und brachen abkann nach Waaterland auf, wo sie sich, der vielen Zimmer wegen, vor weitem Verfolgungen sicher glaubten. Aber auch dahin folgte ihnen Graf von Regens und nöthigte sie, ihre Rettung eilig auf der See zu suchen. Die Gebrüder von Wattenburg, nebst einigen frischen Gelehrten, Weima und Galama, warfen sich mit hundert und zwanzig Soldaten und der in den Klüften gemachten Beute bei der Stadt Geerne auf ein Schiff, um nach Friesland überzusetzen, hielten aber durch die Treulosigkeit des Steuermanns, der das Schiff bei Harlingen auf eine Sandbank führte, einem Arembergschen Hauptmann in die Hände, der Alle lebendig gefangen bekam. Dem gemeinen Volke unter der Mannschaft wurde durch den Grafen von Aremberg sogleich das Urtheil gesprochen; die dabei befindlichen Gelehrten schickte er der Regentin zu, welche sieben von ihnen enthaupten ließ. Sieben andere von dem edlen Geblüte, unter denen die Gebrüder Wattenburg und einige Friesen sich befanden, alle noch in der Blüthe der Jugend, wurden dem Herzog von Alba aufgegeben, um den Antritt seiner Verwaltung sogleich durch eine That verherrlichen zu können, die seiner würdig wäre. Glücklich waren die vier übrigen Schiffe, die von

¹ Stada 1564. Burgund

Niedemlick unter Segel gegangen und durch den Grafen von Megen in kleinen Fahrzeugen verfolgt wurden. Ein widriger Wind hatte sie von ihrer Fahrt verschlagen und an die Küste von Gelbern getrieben, wo sie wohlbehalten ans Land stiegen; sie gingen bei Heusen über den Rhein und entkamen glücklich ins Elzvische, wo sie ihre Bahnen zerrissen und aus einander gingen. Einige Geschwader, die sich über der Plünderung der Klöster verspätet hatten, erlitt der Graf von Megen in Nord-Holland und bekam sie gänzlich in seine Gewalt, vereinigte sich darauf mit Moicarmes und gab Amsterdam Besatzung. Drei Bahnen Kriegsvolk, den letzten Ueberrest der geussischen Armee, überfiel Herzog Erich von Brannschweig bei Biane, wo sie sich einer Schanze bemächtigen wollten, schlug sie aufs Haupt und bekam ihren Anführer, Rennesse, gefangen, der bald nachher auf dem Schlosse Freudenburg in Utrecht enthauptet ward. Als darauf Herzog Erich in Biane einrückte, fand er nichts mehr, als todte Straßen und eine menschenleere Stadt; Einwohner und Besatzung hatten sie im ersten Schrecken verlassen. Er ließ sogleich die Festungswerke schleifen, Mauern und Thore abbrechen und machte diesen Wappenplatz der Geusen zum Dorfe. ¹ Die ersten Elfter des Bundes hatten sich an einander verloren; Wred er ede und Ludwig von Nassau waren nach Deutschland geflohen, und die Grafen von Hoogstraten, Bergen und Ruilemburg ihrem Weisviele gefolgt; Mansfeld war abgefallen; die Gebrüder Vatterburg erwarteten im Gefängnisse ein schimpfliches Schicksal, und Thoulouse hatte einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Welche von den Verbundenen dem Schwerte des Feindes und des Heisers entronnen waren, hatten auch nichts als ihr Leben gerettet, und so haben sie endlich mit einer schrecklichen Wahrheit den Namen an sich erfüllt, den sie zu Schaa getragen hatten.

(1567.) So ein unruhntliches Ende nahm dieser lebenswürdige Bund, der in der ersten Zeit seines Werdens so schöne Hoffnungen von sich erweckt und das Ansehen gehabt hatte, ein mächtiger Stamm gegen die Unterdrückung zu werden. Einigkeit war seine Stärke, Mißtrauen und innere Zwietracht sein Unterpang. Viele seltene und schöne Tugenden hat er aus Licht gebracht und entwickelt; aber ihm mangelten die zwei unentbehrlichsten von allen, Mäßigung und Klugheit, ohne welche alle Unternehmungen unglücklich, alle Früchte des mühsamsten Fleißes verderben. Wären seine Zwecke so rein gewesen, als er sie angab, oder auch nur so rein geblieben, als sie bei seiner Gründung wirklich waren, so hätte er den Ruhm getreut, die ihn frühzeitig untergraben, und, auch unglücklich, wäre er ein ruhmvolles Andenken in der Geschichte verdienten. Aber es leuchtet allzu klar in die Augen, daß der verbundene Adel an dem Unfug der Wüsterkümer einen nähern Antheil hatte oder nahm, als sich mit der Würde und Unschuld seines Zwecks vertrug, und Viele unter ihm haben augenscheinlich ihre eigene Sache mit dem talenten Wegtänzen dieser nichtswürdigen Kette verwechselt. Die Einschränkung der Inquisition und eine etwas menschlichere Form der Gerechtigkeit war eine wohlthätigen Wirkung des Bundes; aber der Tod vieler Tausende, die in dieser Unternehmung starben, die Entblößung des Landes von so vielen tugendlichen Bürgern, die ihren Reich in eine andere Gegend trugen, die Herbeirufung des Herzogs von Alba und die Wiederkehr der spanischen Waffen in die Provinzen waren wohl ein zu theurer Preis für diese

vorübergehende Erleichterung. Manchen Guten und Friedliebenden im Volke, der ohne diese gefährliche Gelegenheit die Versuchung nie gekannt haben würde, erregte der Name dieses Bundes zu strafbaren Unternehmungen, deren glückliche Beendigung er ihn hoffte, und stürzte ihn ins Verderben, weil er diese Hoffnungen nicht erfüllte. Aber es kann nicht geleugnet werden, daß er Vieles von Dem, was er schlimm gemacht, durch einen gründlichen Nutzen wieder vergütete. Durch diesen Bund wurden die Individuen einander näher gebracht und aus einer zaghaften Selbstsucht herausgerissen; durch ihn wurde ein wohlthätiger Gemeingeist unter dem niederländischen Volke wieder gangbar, der unter dem bisherigen Drucke der Monarchie beinahe gänzlich erloschen war, und zwischen den getrennten Gliedern der Nation eine Vereinigung eingeleitet, deren Schwierigkeit allein Despoten so kost macht. Zwar verunglückte der Versuch, und die zu flüchtig geknüpften Bande lösten sich wieder; aber an mißlingenden Versuchen lernte die Nation das dauerhafte Band endlich finden, das der Vergänglichkeit trogen sollte.

Die Vernichtung des geussischen Heers brachte nun auch die holländischen Städte zu ihrem vorigen Oberflam zurück, und in den Provinzen war kein einziger Platz mehr, der sich den Waffen der Regentin nicht unterworfen hätte; aber die zunehmende Auswanderung Eingeborener und Fremder brachte dem Lande mit einer verderblichen Grischöpfung. In Amsterdam war die Menge der Flüchtenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südsee zu bringen, und diese blühende Handelsstadt sah dem gänzlichen Verfall ihres Wohlstandes entgegen. ¹ Grischocht von dieser allgemeinen Noth, eilte die Regentin, ermunternde Briefe an alle Städte zu schreiben und den sinkenden Muth der Bürger durch schöne Verheißungen aufzufrischen. Allen, die dem Könige und der Kirche gütwillig schwören würden, sagte sie in seinem Namen eine gänzliche Begnadigung zu und lud durch öffentliche Blätter die Rückenden ein, im Vertrauen auf diese königliche Guld wieder umzukehren. Sie versprach der Nation, sie von dem spanischen Kriegsheere zu befreien, wenn es auch schon an der Gänze stünde; ja, sie ging so weit, sich entsallen zu lassen, daß man noch wohl Mittel finden könnte, diesem Heere den Eingang in die Provinzen mit Gewalt zu versagen, weil sie gar nicht gesonnen sey, einem Andern den Ruhm eines Friedens abzutreten, den sie so mühsam errungen habe. Wenige lehnten auf Treu und Glauben zurück, und diese Wenigen haben es in der Folge bereut; viele Tausende waren schon voraus, und mehrere Tausende folgten. Deutschland und England waren von niederländischen Flüchtlingen angefüllt, die, wo sie sich auch nieder setzen, ihre Gewohnheiten und Sitten, bis selbst auf die Aberglauben, beibehielten, weil es ihnen doch zu schwer war, ihrem Vaterlande ganz abzusondern und selbst, da der Hoffnung ein er Wiederkehr zu schwezen. Wenige brachten noch einige Trümmer ihres vorigen Glückstandes mit sich; bei Weitem der größte Theil stellte sich dahin und schenkte seinem neuen Vaterlande nichts, als seinen Kunstfleiß, nützliche Hände und rechtschaffene Bürger. ²

Und nun eilte die Regentin, dem Könige eine Veltenschaft zu hinterbringen, mit der sie ihn während ihrer ganzen Verwaltung noch nicht hatte erfreuen können. Sie verkündigte ihm, daß es ihr gelungen sey, allen niederländischen Provinzen die Ruhe wieder zu schenken, und daß sie sich stark genug glaube, sie darin zu

erhalten. Die Secten seyen ausgerottet, und der römisch-katholische Gottesdienst prange in seinem vorigen Glanze; die Rebellen haben ihre verdienten Strafen empfangen oder erwarten sie noch im Gefängnisse; die Städte seyen ihr durch hinlängliche Besatzung versichert. Jetzt also bedürfte es keiner spanischen Truppen mehr in den Niederlanden, und nichts sey mehr übrig, was ihren Eintritt rechtfertigen könnte. Ihre Ankunft würde die Ordnung und Ruhe wieder zerstören, welche zu gründen ihr so viel Kunst gekostet habe, dem Handel und den Gewerben die Erholung erschweren, deren Beide so bedürftig seyen, und, indem sie den Bürger in neue Unkosten stürze, ihn zugleich des einzigen Mittels zur Herbeischaffung derselben berauben. Schon das bloße Gerücht von Ankunft des spanischen Heers habe das Land von vielen tausend nützlichen Bürgern entblößt; seine wirkliche Erscheinung würde es gänzlich zur Einöde machen. Da kein Feind mehr zu bezwingen, und keine Rebellion mehr zu dämpfen sey, so könnte man zu diesem Heere keinen andern Grund ausfinden, als daß es zu Züchtigung heranziehe; unter dieser Voraussetzung aber würde es seinen sehr ehrenvollen Einzug halten. Nicht mehr durch die Nothwendigkeit entschuldigt, würde dieses gewaltsame Mittel nur den verhassten Schein der Unterdrückung haben, die Gemüther aufs Neue erbittern, die Protestanten aufs Aeußerste treiben und ihre auswärtigen Glaubensbrüder in ihrem Schutze bewaffnen. Sie habe der Nation in seinem Namen Zusage gethan, daß sie von dem fremden Kriegsheere befreit seyn sollte, und dieser Verbindung vorzüglich danke sie jetzt den Frieden: sie stehe ihm also nicht für seine Dauer, wenn er sie Lügen fräse. Ihn selbst, ihren Herrn und König, würden die Niederlande mit allen Zeichen der Zuneigung und Ehrerbietung empfangen; aber er möchte als Vater und nicht als dringender König kommen. Er möchte kommen, sich zur Ruhe zu freuen, die sie dem Lande geschenkt, aber nicht, sie aufs Neue zu jähren.¹

Alba's Rüstung und Zug nach den Niederlanden.

Aber im Conseil zu Madrid war es anders beschlossen. Der Minister Granello, welcher auch abwesend durch seine Anhänger im spanischen Ministerium herrschte, des Cardinal Gregorians Minister Espinosa und der Herzog von Alba, Jeder von seinem Haffe, seinem Verfolgungsgeiste oder seinem Privatvertheile geleitet, hatten die gelinderen Rathschläge des Prinzen Ruy Gomez von Eboli, des Grafen von Feria und des königlichen Beichtvaters Kresceda überstimmt.² Der Tumult sey für jetzt zwar gekühlt, behaupteten sie, aber nur, weil das Gerücht von der gewaffneten Ankunft des Königs die Rebellen in Schrecken gesetzt habe; der Ducht allein, nicht der Ruhe, danke man diese Ruhe, um die es bald wieder geschehen seyn würde, wenn man sie von jener befreite. Da die Vergeltungen des niederländischen Volks dem Könige eine so schöne und erwünschte Gelegenheit darboten, seine despotischen Absichten mit einem Scheine von Recht auszuführen: so war diese ruhige Weisung, woraus die Regentin sich ein Verdienst machte, von seinem eigentlichen Zwecke sehr weit entlegen, der kein anderer war, als den Provinzen unter einem geschnappten Vorwande Freiheiten zu entreißen. In seinem herrschsüchtigen Geiste schon längst ein Anstöß gewesen waren.

Wie jetzt hatte er den allgemeinen Wahn, daß er die Provinzen in Person besuchen würde, mit der undurch-

dringlichsten Verstellung unterhalten, so entfernt er vielleicht immer davon gewesen war. Reisen überhaupt schienen sich mit dem maschinenmäßigen Tacte seines geordneten Lebens, mit der Beschränkung und dem stillen Gange seines Geistes nicht wohl vertragen zu können, der von der Mannigfaltigkeit und Neuheit der Eindrücke, die von außen her auf ihn eindrangen, allzu leicht auf eine unangenehme Art zerstreut und darniedergebrückt war. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit besonders diese Reise begleitet war, mußten also seine natürliche Verzagtheit und Weichlichkeit um so mehr abschrecken, je weniger er, der nur gewohnt war, aus sich herauszuwirken und die Menschen seinen Maximen, nicht seine Maximen den Menschen anzupassen, den Augen und die Nothwendigkeit davon einsehen konnte. Da es ihm überdies unmöglich war, seine Person auch nur einen Augenblick von seiner königlichen Würde zu trennen, die kein Fürst in der Welt so knechtisch und pedantisch hütete, wie er, so waren die Weitläufigkeiten, die er in Gedanken unumgänglich mit einer solchen Reise verband, und der Aufwand, den sie aus eben diesem Grunde verursachen mußte, schon für sich allein hinreichend, ihn davon zurückzuschrecken, daß man gar nicht nöthig hat, den Einfluß seines Günstlings, Ruy Gomez, der es gern gesehen haben soll, seinen Nebenbuhler, den Herzog von Alba, von der Person des Königs zu entfeinen, dabei zu Hülfe zu rufen. Aber, so wenig es ihm auch mit dieser Reise ein Ernst war, so nothwendig fand er es doch, den Schrecken derselben wirken zu lassen, um eine gefährliche Vereinigung der unruhigen Köpfe zu verhindern, um den Muth der Frengeköpfe anrecht zu erhalten und die fernern Fortschritte der Rebellen zu hemmen.

Um die Verstellung aufs Aeußerste zu treiben, hatte er die weitläufigsten Anstalten zu dieser Reise getroffen und Alles beobachtet, was in einem solchen Falle nur immer erforderlich war. Er hatte Schiffe auszurüsten befohlen, Truppiere angeworben und sein ganzes Gefolge bestimmt. Alle fremde Höfe wurden durch seine Gesandten von diesem Vorhaben benachrichtigt, um ihnen durch diese küniglichen Vorkehrungen seinen Verdacht zu geben. Bei dem Könige von Frankreich ließ er für sich und seine Begleitung um einen freien Durchzug durch dieses Reich ansuchen und den Herzog von Savoyen um Rath fragen, welcher von beiden Wegen vorzuziehen sey. Von allen Städten und festen Plätzen, durch die ihn irgend nur sein Weg führen konnte, ließ er ein Verdict aussetzen und ihre Entfernungen von einander aufs Genaueste bestimmen. Der ganze Strich Landes von Savoyen bis Burgund sollte aufgenommen, und eine eigene Karte davon entworfen werden, wozu er sich von dem Herzoge die nöthigen Künstler und Feldmesser anbot. Er trieb den Vorzug so weit, daß er der Regentin Befehl gab, wenigstens acht Fahrzeuge in Seeland bereit zu halten, um sie ihm soogleich entgegenzuwenden zu können, wenn sie hören würde, daß er von Spanien abgesegelt sey. Und wirklich ließ sie diese Schiffe auch ausrüsten und in allen Kirchen Gebete anstellen, daß seine Seereise glücklich seyn möchte, zugleich Manche sich in der Stille vermerken ließen, daß Se. Majestät in Ihrem Zimmer zu Madrid von Entscheidungen nicht viel zu befahren haben würden. Er spielte diese Rolle so meisterlich, daß die niederländischen Gesandten in Madrid, Vercgen und Montigny, welche Alles bis jetzt nur für ein Gaukelspiel gehalten, endlich selbst anfangen, darüber nachzudenken zu werden, und auch ihre Freunde in Brüssel mit dieser Ducht ansteckten. Ein Tertianfieber, welches ihn um diese Zeit in Segovia befiel oder auch nur von ihm geheuchelt wurde, reichte ihm einen scheinbaren Vorwand dar, die

zusammen, wovon nur der Sieg eine Ausnahme machte, und die Schlacht eine Erleichterung war. Hierin brachte er den Ausspruch des atheniensischen Feldherrn Xyphrates in Ausübung, der dem wollüstigen, gierigen Soldaten den Vorzug der Tapferkeit zugesand. Je schmerzhafter die Begierden unter dem langen Zwange zusammengehalten worden, desto wüthender mußten sie durch die einzige Pforte brechen, die ihnen offen gelassen ward.

Das ganze Fußvolk, ungefähr neuntausend Köpfe stark und größtentheils Spanier, vertheilte der Herzog in vier Brigaden, denen er vier Spanier als Befehlshaber vorsetzte. Alphonso von Alcoa führte die neapolitanische Brigade, die unter neun Fahnen dreitausend zweihundert dreißig Mann anemachte; Sancho von Lodogno die mailändische, zweitausend zweihundert Mann unter zehn Fahnen; die sicilianische Brigade zu eben so viel Fahnen und eintausend sechshundert Mann commandirte Julian Romero, ein erfahrener Kriegsmann, der schon ehemals auf niederländischem Boden gefochten,¹ und Gonsalo von Braccamonte die sardinische, die durch drei Fahnen neu mitgebrachter Recruten mit der vorigen gleichmäßig gemacht wurde. Jeder Fahne wurden noch außerdem fünfzehn spanische Musketiers beigegeben. Die Reiterei, nicht über zwölfhundert Pferde stark, bestand aus drei italienischen, zwei albanischen und sieben spanischen leichten und schwercarnischen Geschwadern, worüber die beiden Söhne des Herzogs, Ferdinand und Friedrich von Toledo, den Oberbefehl führten. Feldmarschall war Chiappin Vitelli, Marquis von Gersona, ein berühmter Officier, mit welchem Gomez von Florenz den König von Spanien befreundet hatte, und Gabriel Serbellon, General des Geschützes. Von dem Herzoge von Savoyen wurde ihm ein erfahrener Kriegskammermeister, Franz Faciotto, als Rathgeber überlassen, der ihm in den Niederlanden bei Uebersetzung neuer Festungen nützlich werden sollte. Seinen Fahnen folgte noch eine große Anzahl Freiwilliger, und die Auswahl des spanischen Adels, wovon der größte Theil unter Karl dem Fünften in Deutschland, Italien und vor Tunis gefochten; Christoph Mondragone, einer der zehn spanischen Helden, die umritt Wülzburg, den Tegen zwischen den Föhnen, über die Erde geschwommen und unter feindlichem Angeldregen von dem entgegengegangenen Ma die Röhne herübergezogen, aus denen der Kaiser nachher eine Schiffsbrücke schlug; Sancho von Avila, den Alba selbst zum Soldaten erzogen, Camillo von Monte, Franz Kerdugue, Karl Davila, Nikolaus Vasta und Graf Martinengo — alle von edelm Feuer begeistert, unter einem so trefflichen Führer ihre kriegerrische Laufbahn zu eröffnen oder einen bereits erfochtenen Ruhm durch diesen glorreichen Feldzug zu frönen.²

Nach geschehener Musterung rückte die Armee, in drei Haufen vertheilt, über den Berg Genis, desselben Wegs, den achtzehn Jahrhunderte vorher Hannibal soll gegangen seyn. Der Herzog selbst führte den Vortrab, Ferdinand von Toledo, dem er den Obersten Lodogno an die Seite gab, das Mittel und den Nachtrab der Marquis von Gersona. Voran schickte er den Proviantmeister Franz von Ibarra, nebst dem General Serbellon, die Armee Bahn zu machen und den Mundvorrath in den Standquartieren bereit zu halten. Wo der Vortrab des Morgens aufbrach, rückte Abends das Mittel ein, welches am folgenden Tage dem Nachtrabe wieder Platz machte. So

durchwanderte das Kriegsheer in mäßigen Tagereisen die savoyischen Alpen, und mit dem vierzehnten Marsche war dieser gefährliche Durchgang vollendet. Eine beobachtende französische Armee begleitete es seitwärts längs der Gränze von Dauphiné und dem Laufe der Rhone, und zur Rechten die alliierte Armee der Genfer, an denen es in einer Nähe von sieben Meilen vorbeizog; beide Heere ganz unthätig und nur darauf bedacht, ihre Gränze zu decken. Wie es auf den steilen abhüssigen Felsen bergauf und bergunter kletterte, über die reißende Iser setzte oder sich Mann für Mann durch enge Felsenbrücke wand, hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, seinen ganzen Marsch aufzuhalten und es rückwärts ins Gebirge zu treiben. Hier aber war es ohne Nöthigung verloren, weil auf jeglichem Lagerplatze immer nur auf einen einzigen Tag und für ein einziges Drittheil Proviant bestellt war. Aber eine unnatürliche Ehrfurcht und Furcht vor dem spanischen Namen schien die Augen der Feinde gebunden zu haben, daß sie ihren Vortheil nicht wahrnahmen oder es wenigstens nicht wagten, ihn zu benutzen. Um sie ja nicht daran zu erinnern, eilte der spanische Feldherr, sich mit möglicher Stille durch dieses gefährlichen Päß zu stellen, überzeugt, daß es um ihn geschehen seyn würde, sobald er befehligte: während des ganzen Marsches wurde die strengste Mannszucht beobachtet, nicht eine einzige Bauernhütte, nicht ein einziger Acker litt Gewalt;³ und nie ist vielleicht seit Menschenurdenken eine so zahlreiche Armee einen so weiten Weg in so trostlicher Uebung geführt worden. Ein schrecklicher Windsturm leitete dieses zum Nord gesandte Heer wohlhalten durch alle Gefahren, und schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob die Klugheit seines Führers, oder die Verbeugung seiner Feinde mehr unsere Verwunderung verdienen.

In der Graubündler Gegend stießen vier neugeworbene Geschwader burgundischer Reiter an der Hauptarmee, und drei deutsche Regimenter Infanterie in Nuremberg, welche die Grafen von Hohenheim, Schaumburg und Ledrona dem Herzoge anführten. Aus Thionville, wo er einige Tage rastete, ließ er die Oberstatthalterin durch Franz von Ibarra befragen, dem in gleich aufgetragen war, wegen Einmüthigung der Truppen Abrede mit ihr zu nehmen. Von ihrer Seite erließen Noirearmes und Varamont im spanischen Lager, dem Herzoge zu seiner Infanterie Glück zu wünschen und ihm die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Zugleich mußten sie ihm die königliche Vollmacht abfordern, die er ihnen aber nur zum Theil vorzeigte. Ihnen folgten ganze Scharen aus dem flämischen Adel, die nicht genug eilen zu können glaubten, die Gunst des neuen Statthalters zu gewinnen oder eine Rache, die gegen sie im Anzuge war, durch eine zeitige Unterwerfung zu verhindern. Als unter diesen auch der Graf von Gement herannahte, zeigte ihn Herzog Alba den Umstehenden. „Es kommt ein großer Keger,“ rief er laut genug, daß Gement es hörte, der bei diesen Worten betreten stille stand und die Farbe veränderte. Als aber der Herzog, seine Unbefonnenheit zu verbessern, mit erbeitem Gesicht auf ihn zuging und ihn mit einer Umarmung freundlich begrüßte, schämte sich der Flämänder seiner Furcht und spottete dieses warnenden Winks durch eine leichtsinnige Deutung. Er besiegelte diese neue

¹ Desfleur, unter dessen Befehlen einer von den spanischen Regimenten gefochten, wüthete schon Jahre vorher von den Generalstaaten so viel Streit erhoben worden.

² Sirada, 200. 201. Burgund, 398. Motern 101.

³ Einmal nur wagten es drei Reiter, am Eingange von Rothringen einen Haumen aus einer Herde wegzutreiben, wovon der Herzog nicht so sehr Nachsicht that, als er den Eigentümern das Gräbte wieder zugesandt und die Thiere zum Stränge verurtheilte. Dieses Mißgehe wurde auf die Fährte des löblichen Generals, der ihn an der Gränze zu begreifen gekommen war, nur an einem von den Truppen vortragen, den das Heer auf der Trommel traf. Sirada, 202. 2 Burgund 496. 497. Sirada, 1. c.

Freundschaft mit einem Geschenk von zwei trefflichen Pferden, das mit herablassender Grandezza empfangen ward.¹

Auf die Versicherung der Regentin, daß die Provinzen einer vollkommenen Ruhe genossen, und von keiner Seite Widersehung zu fürchten sey, ließ der Herzog einige deutsche Regimenter, die bis jetzt Wartgeld gezogen, auseinander gehen. Dreitausend sechshundert Mann wurden unter Lodrona's Befehlen in Antwerpen einquartiert, woraus die wallonische Garnison, der man nicht recht traute, sogleich abziehen mußte; eine verhältnißmäßig starke Besatzung warf man in Gent und in andere wichtige Plätze. Alba selbst rückte mit der mailändischen Brigade nach Brüssel vor, wohin ihn ein glänzendes Gefolge vom ersten Adel des Landes begleitete.²

Hier, wie in allen übrigen Städten der Niederlande, waren ihm Angst und Schrecken vorangekündigt, und, wer sich nur irgend einer Schuld bewußt war, oder wer sich auch keiner bewußt war, sah diesem Einzuge mit einer Bangigkeit wie dem Andrucke eines Gerichtstags entgegen. Wer nur irgend von Familie, Gutern und Vaterland sich besorgen konnte, floh oder war geflohen. Die Annäherung der spanischen Armee hatte die Provinzen, nach der Oberstatthalterin eigenem Bericht, schon um hunderttausend Bürger entvölkert, und diese allgemeine Furcht dauerte noch unausgesetzt fort.³ Aber die Ankunft des spanischen Generals konnte den Niederländern nicht verhaßter seyn, als sie der Regentin feindlich und niederdrückend war. Endlich, nach vielen sorgenvollen Jahren, hatte sie angefangen, die Fähigkeiten der Ruhe und einer unbedrängten Herrschaft zu kosten, die das erste alte Ziel ihrer achtjährigen Verwaltung gewesen und bisher immer ein stiller Wunsch geblieben war. Diß brachte ihr's ängstlichen Stieges, ihrer Sorgen und Nachwachen sollte ihr jetzt durch einen Aemtertag entfallen werden, der, auf einmal in den Besitz aller Vortheile gesetzt, die sie den Umständen nur mit langsamer Kunst abzugewinnen konnte, den Preis der Schnelligkeit leicht über sie daven tragen und mit vollen Erfolgen über ihr gründliches, aber weniger schimmerndes Verdienst triumphiren würde. Seit dem Abzuge des Ministers Granvela hatte sie den ganzen Stein der Unabhängigkeit geleistet, und die schwächliche Haltung des Reichs, der ihr den Schein der Herrschaft desto mehr in die Hände gab, je mehr er ihr von dem Wesen desselben entzog, hatte ihre Gütlichkeit allmählich in einem solchen Grade verwandelt, daß sie endlich auch ihren verbliebenen Dienern, den Staatsrath Viglius, der nichts als Wahrheit für sie hatte, durch Kälte von sich entfremdete. Jetzt stellte ihr auf einmal ein Aufseher ihrer Handlungen, ein Theilhaber ihrer Gewalt an die Seite, sie liegt, wo nicht gar ein Herr aufgetrungen werden, von dessen stolzem, störrigem und gebieterischem Geiste, den seine Hofsprache milderte, ihrer Eigenliebe die tödlichsten Kränkungen bevorstünden. Vergebens hatte sie, um seine Ankunft zu hinterrücken, alle Gründe der Staatskunst aufgebieten, dem Könige vorstellen lassen und vorgeschlagen, daß der gänzliche Ruin des niederländischen Handels, die unaussprechliche Folge dieser spanischen Einquartierung seyn würde; vergebens hatte sie sich auf den bereits wiederhergestellten Frieden des Landes und auf ihre eigenen Verdienste um diesen Frieden berufen, die sie zu einem bessern Danke berechtigten, als die Früchte ihrer Bemühungen einem fremden Aufstuhle abzutreten und alles von ihr gestiftete Gute durch ein entgegengegesetztes Versehen wieder vernichtet

zu sehen. Selbst nachdem der Herzog schon den Berg Genes herüber war, hatte sie noch einen Versuch gemacht, ihn wenigstens zu einer Verminderung seines Heers zu bewegen, aber auch diesen fruchtlos, wie alle vorige, weil sich der Herzog auf seinen Auftrag stützte. Mit dem empfindlichsten Verdrusse sah sie jetzt seiner Annäherung entgegen, und Thränen gekränkter Eigenliebe mischten sich unter die, welche sie dem Vaterlande weinte.⁴

Der 22te August 1567 war der Tag, an welchem der Herzog Alba an den Thoren von Brüssel erschien. Sein Herr wurde sogleich in den Vorstädten in Besatzung gesetzt, und er selbst ließ sein erstes Geschäft seyn, gegen die Schwester seines Königs die Pflicht der Exoribition zu beobachten. Sie empfing ihn als eine Kranke, entweder weil die erlittene Kränkung sie wirklich so sehr angegriffen hatte, oder wahrscheinlicher, weil sie dieses Mittel erwählte, seinem Hochmuth weh zu thun und seinen Triumph in etwas zu schmälern. Er übergab ihr Briefe vom Könige, die er aus Spanien für sie mitgebracht, und legte ihr eine Abschrift seiner eigenen Verfallung vor, worin ihm der Oberbefehl über die ganze niederländische Kriegsmacht übergeben war, der Regentin also, wie es schien, die Verwaltung der bürgerlichen Dinge, nach wie vor, anheimgestellt blieb. Sobald er aber sich mit ihr allein sah, brachte er eine neue Commission zum Vorschein, die von der vorhergehenden ganz verschieden lautete. Infolge dieser neuen Commission war ihm Macht verliehen, nach eigenem Gutdünken Krieg zu führen, Festungen zu bauen, die Statthalter der Provinzen, die Reichsblatthalter der Städte und die übrigen bürgerlichen Beamten nach Gefallen zu ernennen und abzusetzen, über die vergangenen Unruhen Nachforschung zu thun, ihre Urheber zu bestrafen und die Thugablickenen zu belohnen. Eine Vollmacht von diesem Umfange, die ihn beinahe einem Souverän gleich machte und diejenige weit übertraf, womit sie sich versehen werden war, bestärkte die Regentin nicht wenig, und es ward ihr schwer, ihre Empfindlichkeit zu verbergen. Sie fragte den Herzog, ob er nicht vielleicht noch eine dritte Commission oder besondere Befehle im Rückhalte hätte, die noch weiter gingen und bestimmter abgefaßt wären, welches er nicht unendlich bejahte, aber dabei zu erkennen gab, daß es für heute zu weitläufig seyn dürfte und nach Zeit und Gelegenheit besser würde geschehen können. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft ließ er den Rathversammlungen und Ständen eine Copie jener ersten Instruction vorlegen und beförderte sie zum Druck, um sie schneller in Jedermanns Hände zu bringen. Weil die Statthalterin den Palast inne hatte, besah er auch in dem das Rußenburgische Haus, dasselbe, worin die Genssevebrüder ihren Namen empfangen hatte, und vor welchem jetzt durch einen wunderbaren Wechsel der Dinge die spanische Tyrannei ihre Zeichen aufstellte.⁵

Eine todtte Stille herrschte jetzt in Brüssel, die nur anweilen das ungewohnte Geräusch der Waffen unterbrach. Der Herzog war wenige Stunden in der Stadt, als sich seine Begleiter, gleich losgelassenen Epheubunden, nach allen Gegenden zerstreuten. Ueberall fielen Gesichter, menschenleere Straßen, alle Häuser verriegelt, alle Spiele eingestellt, alle öffentliche Plätze verlassen, die ganze Wesensart wie eine Landschaft, welche die Pest hinter sich liegen ließ. Ohne, wie sonst, gesprächig beisammen zu verweilen, eilten Bekannte an

¹ 37. Strada, 202. Watson, Tom. II. p. 9.

¹ Motron, 104. Burgund, 470. Strada, 201. Vgl. ad Hopps IV. V. XXX. Fried.

² Strad. 203. Motron, 105. Memoir. Guil. Anir. L. IV. 38.

Bekannten vorüber; man förderte seine Schritte, sobald ein Spanier in den Straßen erschien. Jedes Geräusch jagte Schrecken ein, als wachte schon ein Gerichtsdiener an der Pforte; der Adel hielt sich bang erwartend in seinen Häusern; man vermied, sich öffentlich zu zeigen, um dem Verdächtnisse des neuen Statthalters nicht zu Hülfe zu kommen. Weiße Nationen schienen ihren Charakter umgetauscht zu haben, der Spanier war jetzt der Aesfelige, und der Brabanter der Stumme; Mißtrauen und Furcht hatten den Geist des Muthwillens und der Fröhlichkeit verschenkt, eine gezwungene Gravität sogar das Wiensenspiel gebunden. Jede nächste Minute fürchtete man den niederfallenden Streich. Seitdem die Stadt den spanischen Heerführer in ihren Mauern hatte, erging es ihr wie einem, der einen Giftbecher ausgeleert und mit bebender Angst jetzt die tödtliche Wirkung erwartet.

Diese allgemeine Spannung der Gemüther hieß den Herzog zur Vollstreckung seiner Anschläge eilen, ehe man ihnen durch eine zeitige Bluth zurorkäme. Sein Erbes mußte seyn, sich der verächtlichsten Greisen zu versichern, um der Faction für ein und alle Mal ihre Häupter und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen. Durch eine versteckte Freundschaft war es ihm gelungen, ihre erste Furcht einzuschläfern und den Grafen von Egmont besonders in seine ganze vorige Sicherheit zurückzuwerfen, wobei er sich auf eine geschickte Art seiner Söhne, Ferdinand und Friedrich Toledo, bediente, deren Geselligkeit und Jugend sich leichter mit dem hämischen Charakter vermischten. Durch dieses kluge Vertragen erlangte er, daß auch der Graf von Hoorn, der es bis jetzt für rathsamer gehalten, den ersten Bedrohungen von Weitem zuzusehen, von dem guten Glücke seines Freundes verführt, nach Brüssel geleckt wurde. Einige aus dem Adel, an deren Spitze Graf Egmont sich befand, singen sogar an, in ihrer vorigen lustigen Lebensart umzukehren, doch nur mit halbem Herzen, und ohne viel Nachahmer zu finden. Das Ruilemburgische Haus war unaußerlich von einer zahlreichen Welt belagert, die sich dort um die Person des neuen Statthalters herumdrängte und auf einem Gesichte, das Furcht und Unruhe spannten, eine geborgte Munterkeit schimmern ließ: Egmont besonders gab sich das Ansehen, mit leichtem Muth in diesem auf- und einzugehen, bewirthete die Söhne des Herzogs und ließ sich wieder von ihnen bewirtheten. Mittlerweile überlegte der Herzog, daß eine so schöne Gelegenheit zu Vollstreckung seines Anschlags nicht zum zweiten Male wiederkommen dürfte, und eine einzige Unvorsichtigkeit genug sey, diese Sicherheit zu zerstören, die ihm die Schlachtopfer von selbst in die Hände lieferte; doch sollte auch noch Hoorn, als der dritte Mann, in derselben Schlinge gefangen werden, den er deswegen unter einem scheinbaren Vorwande von Geschäften nach der Hanvstadt rief. Zu der nämlichen Zeit, wo er selbst sich in Brüssel der drei Grafen versichern wollte, sollte der Oberste von Lodrona in Antwerpen den Bürgermeister Strahlen, einen genauen Freund des Prinzen von Dranien, und der im Verachte war, die Calvinisten begünstigt zu haben, ein Anderer den geheimen Secretair und Oelmann des Grafen von Egmont, Johann Casembrot von Wederzeel, zugleich mit einigen Schreibern des Grafen von Hoorn, in Verhaft nehmen und sich ihrer Papiere bemächtigen.

Als der Tag erschienen, der zur Ausführung dieses Anschlags bestimmt war, ließ er alle Staatsräthe und Ritter, als ob er sich über die Staatsangelegenheiten mit ihnen besprechen müßte, zu sich entbieten, bei

welcher Gelegenheit von Seiten der Niederländer der Herzog von Arschot, die Grafen von Mansfeld, der von Barlaumont, von Arnhem und von spanischer Seite, außer den Söhnen des Herzogs, Willell, Erbellon und Barra zugegen waren. Dem jungen Grafen von Mansfeld, der gleichfalls bei dieser Versammlung erschien, winkte sein Vater, daß er sich eiligst wieder unsichtbar machte und durch eine schnelle Flucht dem Verderben entging, das über ihn, als einen ehemaligen Theilhaber des Genssbundes, verhängt war. Der Herzog suchte die Verathschlagung mit Bieiz in die Länge zu ziehen, um die Courier aus Antwerpen zuvor abzuwarten, die ihm von der Verhaftnehmung der Uebrigen Nachricht bringen sollten. Um Dieses mit desto weniger Verdacht zu thun, mußte der Kriegebaumeister Pacioti bei der Verathschlagung mit zugegen seyn und ihm die Pläne zu einigen Festungen vorlegen. Endlich ward ihm hinterbracht, daß Lodrona's Aufschlag glücklich von Statten gegangen sey, worauf er die Unterredung mit guter Art abbrach und die Staatsräthe von sich ließ. Und nun wollte sich Graf Egmont nach den Zimmern von Ferdinands begeben, um ein angefangenes Spiel mit ihm fortzusetzen, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Saach von Avila, in den Weg trat und im Namen des Königs den Regen abberberte. Zugleich sah er sich von einer Schaar spanischer Soldaten umringt, die, der Abrede gemäß, plötzlich aus dem Hintergrunde hervortraten. Dieser höchst unerwartete Streich griff ihn so heftig an, daß er auf einige Augenblicke Sprache und Besinnung verlor; doch sagte er sich bald wider und nahm seinen Degen mit gelassenem Anstande von der Seite. „Dieser Stahl,“ sagte er, indem er ihn in des Spaniers Hände gab, „hat die Sache des Königs schon einige Mal nicht ohne Glück vertheidigt.“ Zur nämlichen Zeit bemächtigte sich ein anderer spanischer Officier des Grafen von Hoorn, der ohne alle Ahnung der Gefahr so eben nach Hause fahren wollte. Hoorn's erste Frage war nach Graf Egmont. Als man ihm antwortete, daß seinem Freunde in eben dem Augenblicke Daselbe begegne, ergab er sich ohne Widerstand. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen,“ rief er aus: „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm theile.“ Beide Grafen wurden in verschiedenen Zimmern in Verwahrung gebracht. Indem Dieses innen vorging, war die ganze Garnison ausgerückt und stand vor dem Ruilemburgischen Haus unter dem Gewehre. Niemand wagte, was drinnen vorgegangen war; ein geheimnißvolles Schrecken durchlief ganz Brüssel, bis endlich das Gerücht diese unglückliche Begebenheit verbreitete. Sie ergriff alle Einwohner, als ob sie Jedem unter ihnen selbst widerfahren wäre; bei Vielen überwog der Unwille über Egmont's Verblendung das Mitleid mit seinem Schicksale; Alle freublickten, daß Dranien ertrunken sey. Auch soll die erste Frage des Cardinals Graubella, als man ihm in Rom diese Vosschaft brachte, gewesen seyn, ob man den Schweigenden auch habe. Da man ihm Dieses vernahm, schüttelte er den Kopf: „Man hat also gar nichts,“ sagte er, „weil man den Schweigenden entwisden ließ.“ Besser meinte es das Schicksal mit dem Grafen von Hoorn, den das Gerücht dieses Verfalls unterwegs nach Brüssel noch ereichte, weil er krankheitshalber war genöthigt worden, langsamer zu reisen. Er kehrte eilends um und entraun glücklich dem Verderben.

Gleich nach seiner Gefangennehmung wurde dem Grafen von Egmont ein Handschreiben an den

1 Merzen 108. Strals. 204. 205. Meuse. Guil. Anriac. 39. H. G. 21. III. 20. 112.

Befehlshaber der Citadelle von Gent abgedrungen, worin er diesem anbefahl, dem spanischen Obersten Alphonso von Alva die Festung zu übergeben. Beide Grafen wurden alsdann, nachdem sie einige Wochen lang in Brüssel, jeder an einem besondern Orte, gefangen gesessen, unter einer Bedeckung von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent abgeführt, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Zugleich hatte man sich aller ihrer Briefschaften bemächtigt. Viele aus dem ersten Adel, die sich von der verstellten Freundschaft des Herzogs von Alba hatten bethören lassen, zu bleiben, erlitten das nämliche Schicksal; und an Denjenigen, welche bereits vor des Herzogs Ankunft mit den Waffen in der Hand gefangen worden, wurde nunmehr ohne längeren Aufschub das letzte Urtheil vollzogen. Auf das Gerücht von Gignonts Verhaftung ergriffen abermals gegen zwanzigtausend Einwohner den Wandraß, außer den hunderttausend, die sich bereits in Sicherheit gebracht und die Ankunft des spanischen Feldherrn nicht hatten erwarten wollen. Niemand schätzte sich mehr sicher, nachdem sogar auf ein so edles Leben ein Angriff geschehen war; ¹ aber Viele fanden Ursache, es zu bereuen, daß sie diesen heilsamen Entschluß so weit hinausgeschoben hatten: denn mit jedem Tage wurde ihnen die Flucht schwerer gemacht, weil der Herzog alle Häfen sperren ließ und auf die Wanderung Todesstrafe setzte. Jetzt wies man die Bettler glücklich, welche Vaterland und Güter im Stiche gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten. ²

Alba's erste Anordnungen und Abzug der Herzogin von Parma.

Alba's erster Schritt, sobald er sich der verdächtigen Größen versichert hatte, war, die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder einzusetzen, die Schlüsse der Tridentinischen Kirchensynode wieder geltend zu machen, die Moderanten aufzuheben und die Placate gegen die Keger auf ihre ganze vorige Strenge zurückzuführen. ³ Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation, Katholiken und Irregläubige, Treugesinnte und Rebellen ohne Unterschied, diese, weil sie sich durch Thaten, jene, weil sie sich durch Unterlassen vergangen, einige Wenige ausgenommen, die man namentlich angucken sich vorbehielt, der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Er erklärte sich zugleich aller seiner Versprechungen quitt und aller Verträge entlassen, welche die Oberstatthalterin in seinem Namen mit dem niederländischen Volke eingegangen; und Gnade war alle Gerechtigkeit, die es künftig von ihm zu erwarten hatte. Alle, die zu Vertheidigung des Ministers Grandella beigetragen, an der Wittschrift des verbannten Adels Antheil gehabt oder auch nur Gutes davon gesprochen;

Alle, die gegen die Tridentinischen Schlüsse, gegen die Glaubensgebote oder gegen die Einföhrung der Altschöffe mit einer Supplik eingekommen; Alle, die das öffentliche Predigen zugelassen oder nur schwach gehindert; Alle, die die Insignien der Geusen getragen, Geusenlieder gesungen oder sonst auf irgend eine Weise ihre Freude darüber an den Tag gelegt; Alle, die einen un-katholischen Prediger beherbergt oder verheimlicht, calvinistischen Begräbnissen beigewohnt oder auch nur von ihren heimlichen Zusammenkünften gewußt und sie verschwiegen; Alle, die von den Privilegien des Landes Einwendungen hergenommen; Alle endlich, die sich äußert, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen — Alle, ohne Unterschied, seyen in die Strafe verfallen, die das Gesetz auf Majestätsverletzung und Hochverrath lege, und diese Strafe sollte ohne Schonung oder Gnade, ohne Rücksicht auf Rang, Geschlecht oder Alter, der Nachwelt zum Beispiele und zum Schrecken für alle künftige Zeiten, nach der Vorschrift, die man geben würde, an den Schuldigen vollzogen werden. ¹ Nach dieser Angabe war kein Meiner mehr in allen Provinzen, und der neue Statthalter hatte ein schreckliches Ansehen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer Eins von Beiden oder gar Beides rettete, empfing es von seiner Gremmtheit und Menschlichkeit zum Geschenk.

Durch diesen eben so fein ausgearbeiteten, als abscheulichen Kunstgriff wurde die Nation entworfen, und eine Vereinigung der Gemüther unmöglich gemacht. Weil es nämlich bloß von des Herzogs Willkür abhing, an Dem er das Urtheil vollstrecken lassen wollte, das über Alle, ohne Ausnahme, gefällt war, so hielt jeder Einzelne sich stille, um, wo möglich, der Aufmerksamkeit des Statthalters zu entweichen und die Todeswahl ja nicht auf sich zu lenken; so stand Jeder, mit dem es ihm gefiel, eine Ausnahme zu machen, gewissermaßen in seiner Schuld und hatte ihm für seine Person eine Verbindlichkeit, die dem Werthe des Lebens und des Eigenthums gleichsam. Da dieses Strafgericht aber bei Weitem nur an der kleineren Hälfte der Nation vollstreckt werden konnte, so hatte er sich also natürlicherweise der größeren durch die stärksten Bande der Furcht und der Dankbarkeit versichert, und für Einen, den er zum Schlachtopfer ausuchte, waren zehn Andere gewonnen; die er verübergab. Auch blieb er unter Strömen Bluts, die er stießen ließ, im ruhigen Besitze seiner Herrschaft, so lange er dieser Staatskunst getreu blieb, und versicherte diesen Vortheil nicht eher, als bis ihn Geldmangel zwang, der Nation eine Last aufzulegen, die Jeden, ohne Ausnahme, drückte. ²

Um aber nun diesem blutigen Geschäft, das sich täglich unter seinen Händen häuften, mehr wachsen zu lassen und aus Mangel der Werkzeuge ja kein Opfer zu verlieren; um auf der andern Seite sein Verfahren von den Ständen unabhängig zu machen, mit deren Privilegien es so sehr im Widerspruche stand, und die ihm überhand zu menschlich dachte, setzte er einen außerordentlichen Justizhof von zwölf Criminalrichtern nieder, der über die vergangenen Missethaten erkennen und nach dem Buchstaben der gegebenen Vorschrift Urtheil sprechen sollte. Schon die Einföhrung dieses Gerichtshofs war eine Verletzung der Landesfreiheiten, welche ausdrücklich mit sich brachten, daß kein Bürger außerhalb seiner Provinz gerichtet werden dürfte; aber er machte die Gewaltthätigkeit vollkommen, indem er, gegen die heiligen Privilegien des Landes, auch den erklärtesten Feinden der niederländischen Freiheit, seinen Spaniern, Eid und Stimme darin gab. Präsident dieses Gerichtshofs war

¹ Ein großer Theil dieser Anklagen stalt der Römischen Inquisition, die von dem Durchzuge des spanischen Heeres durch Rotterdam einen Vorwand genommen hatte, ihre Untersuchungen an, und Karl von Marnant legte auf Heubestie drückenden. Aus diesem Grunde glich die spanische Hof an Mord zu thun, bei dem Argwohn der Niederlande auf Entschließen zu bringen. Die Inquisition, sagte er an, hatten den Mord des spanischen Königs als eine Folge der Verurteilung angesehen, die zwischen beiden Hofen in Spanien gegen sie geschlossen worden sey, und wären dadurch auch ihrem Schicksal gleich gemacht worden. Von Rechts wegen konnte es also dem spanischen Hof zu den französischen Monarchen aus einer Verdrängung gehen, in welche dieser nur durch den Mord des Königs gezwungen sey. Alba ließ auch wirklich den Grafen von Brechtburg mit einem ansehnlichen Heere zu der Römischen Kaiserin in Spanien führen und erließ die Befehle, es in eigener Person zu vollziehen, welches letztere man sich aber verbat. (Strad. 208. Thon. 551.)

² Meurs. Gall. Aeneas. 80. Th. 2. S. 20. Motron. 119. M. G. d. v. 113.

³ Meurs. Gall. Aeneas. 38. Motron. 105.

¹ Motron. 107.

² Thon. II. 540. M. G. d. v. 111. 115.

er selbst und nach ihm ein gewisser Licentiat Vargas, ein Spanier von Geburt, den sein eigenes Vaterland wie eine Pestbeule ausgestoßen, wo er an einem seiner Mündel Nothzucht verübt hatte, ein schamloser, verhärteter Bösewicht, in dessen Gemüthe sich Geiz, Wollust und Blutbegier um die Oberherrschaft stritten, über dessen Nichtwürdigkeit endlich die Geschichtschreiber beider Parteien mit einander einstimmt sind.¹ Die vornehmsten Weiszer waren der Graf von Arnhem, Philipp von Noircarmes und Karl von Arlaumont, die jedoch niemals darin erschienen sind; Gaborian Nicolas, Causler von Geldern; Jakob Mertens und Peter Affet, Präsidenten von Artois und Flandern; Jakob Hesselets und Johann de la Porte, Räte von Gent; Ludwig del Rio, Doctor der Theologie und ein geborner Spanier; Johann du Bois, Oberanwalt des Königs, und de la Torre, Schreiber des Gerichts. Auf Viglius' Vorstellungen wurde der geheime Rath mit einem Antheile an diesem Gerichte verschont; auch aus dem großen Rathe zu Mecheln wurde Niemand dazu gezogen. Die Stimmen der Mitglieder waren nur ratthgebend, nicht beschließend, welches Letztere sich der Herzog allein vorbehielt. Für die Sitzungen war keine besondere Zeit bestimmt; die Räte versammelten sich des Mittags, so oft es der Herzog für gut fand. Aber schon nach Ablauf des dritten Monats fing dieser an, bei den Sitzungen seltener zu werden und seinem Lieblings Vargas zuletzt seinen ganzen Platz abzutreten, den dieser mit so abscheulicher Würdigkeit besetzte, daß in kurzer Zeit alle übrigen Mitglieder der Schandthaten müde, wovon sie Augenzeugen und Gehörten seyn mußten, bis auf den spanischen Doctor del Rio und den Secretair de la Torre, aus den Versammlungen weglieben.² Es empört die Empfindung, wenn man liest, wie das Leben der Edelsten und Besten in die Hände spanischer Vetterkublen gegeben war, und wie nahe es dabei war, daß sie selbst die Heilighümer der Nation, ihre Privilegien und Patente, durchwühlt, Siegel erbrochen und die geheimsten Contracte zwischen dem Landesherren und den Ständen profanirt und preisgegeben hätten.³

Von dem Rathe der Zwölfe, der, seiner Bestimmung nach, der Rath der Unruhen genannt wurde, seines Verfahrens wegen aber unter dem Namen des Unraths, den die anliegende Nation ihm beilegte, allgemeiner bekannt ist, fand keine Revision der Processen, keine Appellation Statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Kein Gericht des Landes durfte über Rechtsfälle erkennen, welche die letzte Emvörung betrafen, so daß beinahe alle andere Justizhöfe ruhten. Der große Rath zu Mecheln war so gut als nicht mehr; das Ansehen des Staatsraths fiel gänzlich, daß sogar seine Sitzungen eingingen. Selten geschah es, daß sich der Herzog mit einigen Mitgliedern des Regiers über Staatsgeschäfte besprach, und wenn es auch je zuweilen dazu kam, so war es in seinem Cabinet, in einer Privatunterredung, ohne eine rechtliche Form dabei zu beobachten. Kein Privilegium, kein noch so

sorgfältig besiegelter Freibrief kam vor dem Rathe der Unruhen in Anschlag.⁴ Alle Urkunden und Contracte mußten ihm vorgelegt werden und oft die gewaltthätigste Auslegung und Aenderung leiden. Ließ der Herzog eine Sentenz ausfertigen, die von den Ständen Brabants Widerspruch zu fürchten hatte, so galt sie ohne das brabantische Siegel. In die heiligsten Rechte der Personen wurden Eingriffe gethan, und eine beispiellose Despotie drang sich sogar in den Kreis des häuslichen Lebens. Weil die Unkatholischen und Rebellen bisher durch Heirathsverbindungen mit den ersten Familien des Landes ihren Anhang so sehr zu verstärken gewußt hatten, so gab der Herzog ein Mandat, das allen Niederländern, weß Standes und Würden sie auch seyn möchten, bei Strafe an Leib und Gut untersagte, ohne vorhergeschene Anfrage bei ihm und ohne seine Einwilligung eine Heirath zu schließen.⁵

Alle, die der Rath der Unruhen vorzuladen für gut fand, mußten vor diesem Tribunale erscheinen, die Geistlichkeit wie die Laien, die ehrwürdigsten Häupter der Senate, wie der Vilderflürmer vermorrenes Gesindel. Wer nicht erschien, wie auch fast Niemand that, war des Landes verwiesen, und alle seine Güter dem Fiskus beimgesallen; verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, oder den man sonst habhaft werden konnte. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Donnerstrahle immer die Nächsten. Geringere Bürger, die nichts besaßen, was ihnen Vaterland und Herd hätte lieb machen können, wurden ohne vorhergegangene Citation überrascht und verhaftet. Manche angefehene Kaufleute, die über ein Vermögen von sechzig- bis hunderttausend Gulden in gebieten gehabt hatten, sah man hier wie gemeines Gesindel, mit auf den Rücken gebundenen Händen, an einem Pferdegeschweif zu der Dickschäute schleifen, in Valenciennes zu einer Zeit fünf und fünfzig Häupter abschlagen. Alle Gefängnisse, deren der Herzog gleich beim Antritt seiner Verwaltung eine große Menge hatte neu erbauen lassen, waren von Delinquenten vollgepfreßt, Hängen, Köpfen, Vierteltheilen, Verbrennen waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages; weit seltener schon hörte man von Galerenstrafe und Verweisung, denn fast keine Verschuldung war, die man für Todesstrafe zu leicht geachtet hätte. Unermessliche Summen fielen dadurch in den Fiskus, die aber den Golddurst des neuen Statthalters und seiner Gehülfen viel mehr reizten, als löschten. Sein rasender Entwurf schien zu seyn, die ganze Nation zum Bettler zu machen und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände zu spielen. Der jährliche Ertrag dieser Consecrationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; man soll sie dem Monarchen, nach einer ganz ungläublichen Angabe, auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Aber dieses Verfahren war desto unmenslicher, da es gerade die tugendhaftesten Unterthanen und die redigläubigsten Katholiken, denen man nicht einmal Leides thun wollte, oft am Härtesten traf: denn mit Eingiehung der Güter sahen sich alle Gläubiger getränkt, die darauf zu fordern gehabt hatten; alle Hofväter und öffentliche Stiftungen, die davon unterhalten werden, gingen ein, und die Armuth, die sonst einen Nothwendig davon gezogen, mußte diese einzige Nahrungsquelle für sich verwerthen sehen. Welche es unternahmen, ihr gegründet Recht an diese Güter vor dem Rathe der Zwölfe zu verfolgen (denn kein anderer Gerichtshof durfte sich mit diesen

¹ Dignus belgie. Vigl. ad Hopper. XLV. LXVIII. LXXXI. Brief. Meieren. 105.

² Wie man denn auch wirklich zu die Centenzen gegen die ansehnlichsten Männer, z. B. das Todesurtheil über den Bürgermeister Strahlen von Antwerpen, nur von Vargas, del Rio und de la Torre unterschrieben fand. Meieren. 105.

³ Meieren. 106. In einem Beispiele, mit welchem selteneren Verhältnisse die wichtigsten Dinge, selbst Entscheidungen über Leben und Tod, in diesem Unrath behandelt werden, was zeigen, was von dem Rathe Hesselets erzählt wird. Er pflegte nämlich mehrertheil in der Versammlung zu schlafen und wenn die Räte an ihn kam, seine Stimme zu einem Todesurtheile zu geben. Er noch schlaftrunken aufstehen: Ad Patibulum! Ad Patibulum! Er gelauht war dieses Wort seiner Junge geworden. Von diesem Beispiel ist noch merkwürdig, daß ihm seine Gattin, eine Witwe des Grafen Viglius, in den Ohren ausdrücklich vorgeschrieben hatte, daß traurige Mord eines königlichen Kammerdieners niederkulegen, daß ihn der ganzen Nation verhasst machte. Vigl. ad Hopper. LXVII. Brief. W. G. d. v. R. 114.

⁴ In einem schlechten Latein richtete Vargas die niederländische Freiheit zu Grunde. Non eramus vestros privilegios, antwortete er einem, der die Freiheiten der hohen Schule zu Löwen gegen ihn geltend machen wollte. W. G. d. v. R. 117.

⁵ Meieren. 106-107. Thuan. 540.

verlasse und ihrem Nachfolger nichts als die Bestrafung der Verbrecher zu übermachen habe. Dasselbe mußte auch der König zu wiederholten Malen von ihr hören, und nichts wurde gespart, dem Ruhme vorzubeugen, den die glücklichen Erfolge des Herzogs ihm unverdienterweise erwerben möchten. Ihr eigenes Verdienst legte sie als etwas Entschiedenenes, aber zugleich als eine Last, die ihre Verschwiegenheit drückte, zu den Tüpfeln des Königs nieder.¹

Die unbefangene Nachwelt dürfte gleichwohl Bedenken tragen, dieses gefällige Urtheil ohne Einschränkung zu unterschreiben; selbst wenn die vereinigte Stimme ihrer Zeitgenossen, wenn das Zeugniß der Niederlande selbst dafür spräche, so würde einem Dritten das Recht nicht benommen seyn, es noch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Das leicht bewegliche Gemüth des Volks ist nur allzu sehr geneigt, einen Fehler weniger für eine Tugend mehr anzuschreiben und unter dem Drucke eines gegenwärtigen Übels das überstandene zu loben. Die ganze Verabscheuungskraft der Niederländer schien sich an dem spanischen Namen erschöpft zu haben; die Regentin als Urheberin eines Übels anzuklagen, hieß dem König und seinen Ministern Glücke entziehen, die man ihnen lieber allein und vollständig gönnte; und Herzog Alba's Regiment in den Niederlanden war der rechte Standpunkt wohl nicht, das Verdienst seiner Vorgängerin zu prüfen. Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ehre gegen die Rechte des niederländischen Volks und die Pflichten der Menschlichkeit anzustreßen; aber im Kampfe mit diesen zwei widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beiden erfüllt und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem Könige so wenig zu nützen. Wahr ist's, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerei that ihr dabei größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Wind des Auels, aber erst, nachdem durch seine innere Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehen war. Voran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein berühmtes Land; aber nicht zu leugnen ist es, daß die durch vor seiner Ankunft das Weste dabei gethan hatte. Durch ihre Verichte führte sie das Conseil in Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, die den Geist und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteien bekannt machte; ihre fehlerhafte Ver-

waltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbei, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverlässigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beizumessen seyen. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelehrte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden; aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, hatte sie den unglücklichen Einsall, ihre hinterlistige italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein verderbliches Mißtrauen in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freigebig zum Verdienste anrechnet, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hat sie sich aus selbstgebornem Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigener schöner Menschlichkeit mißverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsicherer zurückgelegener Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben, und sie vorlor die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau. Es stand bei ihr, nach Granvella's Vertreibung die Wohltäterin des niederländischen Volks zu werden, und sie ist es nicht geworden. Ihr höchstes Gut war das Wohlgefallen ihres Königs, ihr höchstes Unglück seine Mißbilligung; bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibt sie ein gemeines Geschöpf, weil ihrem Herzen der Adel fehlte. Mit vieler Mäßigung übte sie eine traurige Gewalt und bedeckte durch seine willkürliche Grausamkeit ihre Regierung; ja, hätte es bei ihr gestanden, sie würde immer menschlich gehandelt haben. Spät nachher, als ihr Abgett, Philipp der Zweite, ihrer lange veressen hatte, hielt das niederländische Volk ihr Gedächtniß noch in Ehren; aber sie war der Glorie bei Weitem nicht werth, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit um sie verbreitete. Sie verließ Brüssel gegen Ende des Christenmats 1567 und wurde von dem Herzoge bis an die Gränze Brabants geleitet, der sie hier unter dem Schutze des Grafen von Mansfeld verließ, um desto schneller nach der Hauptstadt zurückkehren und sich dem niederländischen Volke nunmehr als alleinigen Regenten zu zeigen.

¹ Menno. Guil. Ann. 40. Strada, 207. 208.

Beilagen.

I.

Proceß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorn.¹

Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Escorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr Proceß wurde in aller Form von dem Rath der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergelegt hatte, vorgenommen, und

¹ Dieser Proceß erschien zuerst im Jahr 1609 der Italia.

der Generalprocurator, Johann du Bois, mußte die Anklage auflegen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagepunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorn anging. Es würde zu weitläufig seyn, sie hier anzuführen; auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und

sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen.“ Granvella's Vertreibung, Egmont's Absendung nach Madrid, die Conföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten ertheilt — alles Dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan gesehen seyn, Alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorforgie die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man nun so leichter aus allen zusammen dieses Urtheil heranebringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Beceuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie Dieses gethan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Procuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verschattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Land as und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vlieses nur von dem Könige selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen, und darauf geordnungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie verfahren würde. Egmont hatte auf zweinudachtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet; auch der Graf von Hoorn beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klagschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Vertheidigung freigesprechen haben. Der Fiscal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Decrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur andern, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten versprochen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Vertheidigung verlustig erklärt.

Während das dieser Proceß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmont's Gemahlin, eine geborne Herzogin von Baiern, wandte sich mit Vitschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorn, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestirten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorn, als Reichsgraf, noch besondern Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vliese dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Verwegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Intercessionen belagert, die von Einem zum Andern gewiesen und von Beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorn sammelte vor allen Rittern des Vlieses aus Spanien, Deutschland, Italien Certificate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. „Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldigte, seyen in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen bezugnen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländische Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.“

Vier Monate hatte man dem Fiscal zu seiner Klagschrift eingeräumt, und fünf wurden den beiden Grafen zu ihrer Vertheidigung gegeben. Aber, anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genügt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützten. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urtheil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung seyn können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichts gaben sie dem Herzoge die Gelegenheit an die Hand, den Proceß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1sten Junius 1568, erklärte sie der Rath der Zwölfe für schuldig, und am 1ten dieses Monats folgte das letzte Urtheil gegen sie.

Die Hinrichtung von fünfundzwanzig edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksale, welches beide Grafen erwartete. Johann Casembrot von Weckersee, Secretair bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn, die er auch auf der Felleter Standhaft behauptete, und für seinen Väter im Dienste des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die Uebrigen waren entweder bei dem genüslichen Ausstande mit den Waffen in der Hand gefangen oder wegen ihres ehemaligen Antheils an der Vitschrift des Reichs als Hochverräther eingezogen und verurtheilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte den Grafen von Armburg bei dem Kloster Heiligeerice in Ordnungen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Ordnungen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Muth seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles Dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen nothwendig; aber, ehe das Schicksal zweier so wichtigen Gefangenen entscheiden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthußastischen Ergebenheit anhängen, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Theil gönnte dem Herzoge den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vortheil, den die Waffen der Rebellen über ihn davon trugen, ergab auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genaug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt wurden. Daru kam, daß der Rathsrath und Intercessionen die von Seiten der deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl, als bei dem Könige in Spanien einliefen, täglich mehr wurden; ja, das Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ: „sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen,“ welche wichtige Versicherungen den König endlich doch zum Vertheil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurtheil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog die Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällig war.

Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im

Brodhause auf dem großen Markte gefangen gesetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen versammelt; der Herzog erschien, gegen seine Gewohnheit, selbst, und die beiden Urtheile, convertirt und versiegelt, wurden von dem Secretair Pranz erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und befördert, die conföderirten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und andern Bedienungen dem Könige und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiscus zugesprochen. Das Urtheil war von dem Herzog allein und dem Secretair Pranz unterzeichnet, ohne daß man sich um die Bestimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hätte.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Ritbor, eingehändig, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil!“ rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich E. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheil gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefasster Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sacrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehrt habe, das Vater Unser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Si re!

Diesen Morgen habe ich das Urtheil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat über mich auszusprechen zu lassen. Soweit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Gehorsam, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen

oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgebrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5ten Juni 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuester Basail und Diener
Lamoral, Graf von Egmont.

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aus Trübsal; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Copie desselben an den Staaterath Viglius, den billigten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem Könige wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die, kraft des Urtheils, dem königlichen Fiscus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen besetzt wurden, Alles mit schwarzem Luche bedeckt. Zweiundzwanzig Röhren spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Verdicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich Dieses und erklärte, daß er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Wamme hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichten sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel, mit goldenen Treppen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Den Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevet des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, sah zu Pferd am Fuße des Gerüsts; der Nachrichten war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden oder, wenn Dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Verbot fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit etlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey, und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Execution, treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannah, wo er das letzte Sacrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob seine Vergnadigung für ihn zu hoffen sey. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und reichte ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete

den Streich. — Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterliche Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorn. Dieser, von einer heftigern Gemüthsart als sein Freund und durch mehr Gründe zum Hass gegen den König gereizt, hatte das Urtheil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringern Grade nurecht war. Er hatte sich harte Ansehnungen gegen den König erlaubt, und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen bessern Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er Viele aus seiner Bekanntschaft; er war umgeben, wie Gagnant, in schwarzem Wamms und Mantel, eine maländische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er eben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey. Da man ihm Dieses bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. — Alles schrie laut auf, als er den tödtlichen Streich empfing.

Weiße Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgeschraubt waren, wo sie bis nach drei Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigelegt wurden.

Die Gegenwart so vieler Anseher und Henser, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

II.

Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Element im Kampfe zu erblicken und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen hartnäckigen Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Kunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von Beiden liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiderrbringlich raubte, dem Feldherren hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erworb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone

zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämmtlichen, sowohl katholischen als protestantischen, Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verlor, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bei Zeiten zu verlieren, was mit Anwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen erzwungen, im Jahre 1581 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatte sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Mändern wiederum noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Obercommando der Armee mit eben so viel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs Neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte unter einander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erdverworte jede Eroberung, und der Besitz eines Fluges konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. Solange diese Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten folgen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städte Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Bevölkerung und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Aushalt zum Ruhm aller Städte Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christliche Kirchen in ihrem Schoße hatte, und die uneingeschränkte Religionsfreiheit einen großen Theil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch, bei Weitem am Meisten von der spanischen Herrschaft zu fürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantische Elemente von ihren Märkten zu verschrecken erobte. Die Brutalität spanischer Belagerungen kannte sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich

1 Dieser Besatz wurde zuerst in den Hoorn, Jahrgang 1793, Et. 4, S. 6. auf.

derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besitze dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Canal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hülfquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern.¹

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trost zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unzerstörlichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reichenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine decimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberflusse zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn, da sich die Blut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so geniesht Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zufließt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Tondermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockiren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden: es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Districten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Ansehn und siebenzehnhundert Pferde geschmolzen: eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Geldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man Alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes seyn mußte, durch lebhafteste Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.²

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete.

So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Aufschlage verzweifeln. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Cavignacchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagniß, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsrühm zu verschzeren.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorhabe nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Seiner genialische Instinct, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und, ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühle. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Officiere commandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Piste doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militairischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Muth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am Besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegehrte und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.¹

In dem Plane, den er sich nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und, diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Anzüge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs Erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Vesteilen bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und, wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganzen Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegende Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgange krönte.²

Weil aber Zeit erforderlich wurde, einen Plan von diesem Umfange in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich einstweilen, an den Canälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Tondermonde, Gent, Mecheln, Brüssel

¹ Thuan. Hist. Tom. II. 527. Gröt. Hist. de rebus Belgicis. 84.

² Strada de Bello Belgico, Dec. II. Lib. VI.

¹ Strada, l. c. 553.

² Strad. Dec. II. Lib. VI.

und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Wassergräben anzulegen und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartiert, welche das platte Land verwüsteten und durch ihre Streifereien die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen dreitausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art und vermittelst der geheimen Verständnisse, die er mit den katbolisch gesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Krieges, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen.¹

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Weeren in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschöntes Lager bezog. Das flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Hysburg, General der Reiterei, das brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, sich. Die beiden Vötern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegensteht wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum und nahmen bei Stadbroek, im Lande Bergen, ihren Posten. Einzelne detachirte Corps vertheilten sich längs der ganzen brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe im Lande zu verwerren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwei starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Liefkenshoek, auf der Insel Doel in Flandern, das andere zu Killo gerade gegenüber auf dem brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzoge von Parma anvertraut. Von dem Besitze dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beide Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher besetzt, und mit dem ersten waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Hysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke ging, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereit waren, und ein Sturm, den man auf Liefkenshoek wagte, brachte diese Festung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbündeten an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Telst durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freiwillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so daß in Kurzem das ganze flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Killo auf dem brabantischen Ufer leistete einen desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu besetzen und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerer unter der Anführung Detho von Tellegou vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwennung, welche man durch Öffnung der Schleusen bewirkte, verzögerte sie endlich nach einer drei Wochen langen Belagerung und mit einem Verluste von fast zweitausend Todten von dem Plage. Sie zogen sich nun in

ihr festes Lager bei Stadbroek und begnügten sich, von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrig Land von Bergen durchschneiden und der einbringende Osterschelde eine Brustwehr entgegensetzen.²

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Killo veränderte die Maßregeln des Herzogs von Parma. Es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhing, so beschloß er, den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn und Viele waren, die ihn für abenteuerlich hielten. So wohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reizende Gewalt desselben, die durch die Flut des nahen Meeres noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten und dann die gefährliche Stellung zwischen der antwerpischen und seeländischen Flotte, denen es ein Leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Elemente eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieure, Varocci und Plato, darüber zu Rathe gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Galloo in Flandern und Oudam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat und sich etwas im rechten Krümmt, welches die Schiffe aufhält und so nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Verdeckung der Brücke wurden an beiden Enden derselben starke Wassergräben ausgehauert, wovon die eine auf dem flandrischen Ufer das Fort St. Maria, die andere auf dem brabantischen dem Könige zu Ehren das Fort St. Philipp genannt wurde.³

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Antwerpen, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Tender mit der Schelde vereinigt. Solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzog freie Hand gegen beide Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Thore zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu legen. Die Hauptbastei der Stadt vor dem Brückenthore wurde sogleich heftig beschossen; aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine große Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Lohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte und unter den schändlichsten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Wassergräben geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Besatzung geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu beugen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweifelhafteigen mörderischen Gefechte war die Brustwehr erstickt, und, was das Beste Grimm der Spanier nicht aufzupferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten

¹ Motron. Verboek. p. 61. — — — 478. Stree. loc. cit.
² Thoon. Hist. Tom. II. p. 7.
³ Stree. Dec. II. Lib. VI. 337.

Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in Kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadtgraben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählich verschwinden sahen. Sie eilten, sich zu ergeben, und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In einem Zeitraume von nicht mehr als elf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheile der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich erschienen.¹

Die Stadt Gent, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe campirten, immer stärker und stärker bedrängt und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Weeren, um sich dem Könige auf die nämlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sei, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzkürten Monarchen befriedigen könne. Da, man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem Fünften sich hatten verstehen müssen, nämlich halbnackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu flehen. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück; aber schon am dritten Tage erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Äußerung eines Freundes von dem Herzog von Parma, der in Gentischer Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieren zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweimalhunderttausend Gulden erlegen, die verjaagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben; doch wurde den Letztern eine Frist von zwei Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs, die man zur Strafe anzeichnete, aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweitausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahres im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreitausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein.²

Wehr durch die Dürft seines Namens und durch den Schrecken des Hungers, als durch seine gewaffnete Macht, hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und feste in den Niederlanden, die an Umfang der inneren Stadt Paris nichts nachgibt, siebenunddreißigtausend Häuser zählt und aus zwanzig Inseln besteht, die durch achtundneunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erlangen gewußt hatte, näherten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Fries und Brechtel ausartete und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freiheits Sinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beide Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herbei,

durch welche sich dieselbe im Laufe des niederländischen Krieges zu ihrem Unglücke auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerlei Vangeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde.³

Noch ehe Gent an den König überging, waren die Städte Wilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blokhäuser unweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpenern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beistand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die eifrigsten Anstalten machte.⁴

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugehört, welche der Anblick ihres unbewingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu versetzen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Antwerpens sich zu Grunde richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zur Erhaltung dieser Stadt dienen könnte, berief er kurze Zeit vor seiner Ermordung den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marneir von St. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath ging dahin, den großen Damm zwischen Saurliet und Villo, der Blaauwgaarndijk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Düer-Schelde, sobald es noch thäte, über das niedrige Land von Bergen anzuleiten und den seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg nach der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Junft der Fleischher dagegen aufstand und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser legen wollte, war ein großer Strich Weideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Junft der Fleischher behielt die Oberhand und wußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags so lange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit sammt dem Weideland in Besitz genommen hatte.⁵

Auf den Antrieb des Bürgermeisters St. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bei demselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor Ankunft der Spanier die Festungswerke an beiden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bei Saftingen die Dämme durchstochen und die Wasser der Westerschelde beinahe über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angränzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsidien aus England und Frankreich erwartete. Vor Allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zur schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die

¹ Stad. loc. cit. Meteren. XII. Buch. 479. Thuan. II. 529.

² Meteren. XII. Buch. 479. 480. Stad. loc. cit. 562. 63. N. O. d. v. N. XXI. Buch. 470.

³ Meteren. am angeführten Orte.

⁴ N. O. d. v. N. 470. Meteren. 470. Thuan. II. 529.

⁵ N. O. d. v. N. 111. 469. Groetius. 88.

Feinde an beiden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Plag nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiterei alle Zugänge von der Landseite sperrte, so stiegen endlich bei den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünfundachtzigtausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalte derselben jährlich dreimalhunderttausend Viertel oder Centner Getreide erfordert. Einen solchen Vorrath aufzuschütten, fehlte es beim Anfange der Belagerung keinesweges weder an Vorräthen noch an Geld: denn trotz des feindlichen Geschüßes wußten sich die seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meeresflut Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reichern Bürgern diese Vorräthe aufkauften und dann bei eintretendem Mangel sich zu Weisern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu dem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Fiumm zu machen und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getreide einkaufen und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinne ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemainen Verdrängung Vortheil zu ziehen. Vielmehr bieten sie dafür, daß man einem Jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwei Jahre mit dem nöthigen Proviant zu versehen: ein Vorschlag, wobei sie sehr gut für sich, aber sehr schlecht für die ärmeren Einwohner sorgten, die sich nicht einmal auf so viele Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese Legteren entweder ganz aus der Stadt zu jagen oder von sich abhängig zu machen: als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respectirt werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkaufe nicht zu berufen.¹

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, das nur Einzelne gekrückt haben würde, erwählte dafür ein anderes, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höheren Gewinns hatte die Kaufleute zu dieser gewagten Speculation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edict ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß Einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß Alles aus freier Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Fahrt betrogen, spannten hütlich die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theile ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren.²

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine ganze Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst

gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen chimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an und meinte, daß der Eine so wenig als die Andere das spanische Joch auf sich selbst würde. „Ein Strom, der zweitausend vierhundert Fuß breit und, wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechzig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresflut hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, dieß es, sollte sich durch ein elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis auf den Grund zu reichen und über die Fläche empor zu ragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Flut ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gefälle treiben und es wie Glas zer-splittern wird? Der gedächte der Herzog eine Brücke von Schiffen zu erbauen; woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbeipassiren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren.“¹

Aber, indem man in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Vaseien St. Maria und St. Philips errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschüß decken konnten, so wurde von beiden entgegengesetzten Ufern aus ein Gerüste in den Strom hineingebaut, wozu man die Masse von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gefälles wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andränge des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gefälle, welches fest und sicher auf dem Grund des Wassers ruhte und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Straße formirten. Sie war so breit, daß acht Mann neben einander darauf Plaz hatten, und ein Geländer, das zu beiden Seiten hinweglief, schützte vor dem Musketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Escalade, wie man sie nannte, lief von beiden entgegengesetzten Ufern so weit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht rührte, so blieb noch immer zwischen beiden Escaladen ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine Proviantflotte bequem hindurchsegeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog mittelst einer Schrägbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dänkirchen sollten herbeigeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbeizubringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt und den Durchzug der feindlichen Schiffe um so viel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Escaladen in der Mitte des Stroms endigten, erweiterte sie sich beide in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war und mitten im Wasser zu einer Art Festung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Paß sich hindurchwagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Straße glücklich vorüberzogen.²

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung rief den Herzog auf Einmal aus seiner

Verlegenheit.—Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffsbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffnete ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bei Saftingen war ein großer Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Vorcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen und beorderte sie, nachdem sie Denendermonde und Nupelmonde passirt, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen und gegen Vorcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bei dem Flecken Vorcht eine Wastel errichtet, welche die Feinde im Zaume halten konnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgesandt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bei Galloo und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so größer, nachdem man erst die große Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entledigt, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Vilvo, Odet v. Teligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Wastel an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen.¹

Dadurch gerieth der Herzog von Parma aufs Neue ins Gedränge. Noch hatte er bei Weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke, noch zur Vertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbeigeschafft worden, war durch das Fort des Teligny gesperrt. Indem er nun die Gegend in der Absicht reconnoisirte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfindig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf Einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Etreden, im Lande Waes, von welchem Orte man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfange der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Meer, ein kleines Wasser, vorbei, das bei Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Canal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und, weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Canal zwischen Bevern und Perrebroek bis nach Galloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzenarbeiter arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und, um die Verdrossenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beispiel zweier berühmten Römer, Trajanus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee und die Maas mit dem Rheine verbanden.

Dieser Canal, den die Armee ihrem Ueberher zu Ehren den Canal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang und hatte eine verhältnismäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen sichern, sondern auch einen werthlich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, wofür sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitaufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bei Gent unmittelbar in die Meer traten und von da aus bei Etreden durch den Canal

und durch das überschwemmte Land bis nach Galloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenfloßen, so setzte dieser Canal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang. Von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herbei, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden.¹

Unter diesen Anstalten war der Winter herbeigekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werke höchst verderblich werden, den Feinden aber bei einem ernsthaften Angriffe auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreite ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Diebessflut starke Eiskollen sich in den Staketen verfangen und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten; aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

Unterdessen wurde in Antwerpen mit fruchtlosen Deliberationen eine kostbare Zeit verschwendet, und über dem Kampfe der Parteien das allgemeine Vertheilungslässigkeit. Die Regierung dieser Stadt war in allzu viele Hände vertheilt, und der stümischen Menge ein viel zu großer Antheil daran gegeben, als daß man mit Ruhe hätte überlegen, mit Einsicht wählen und mit Festigkeit ausführen können. Außer dem eigentlichen Magistrate, in welchem der Bürgermeister bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der Stadt noch eine Menge Corporationen vorhanden, denen die äußere und innere Sicherheit, die Privatantiquität, die Befestigung der Stadt, das Schiffwesen, der Commerce u. dgl. oblag, und welche bei keiner wichtigen Verhandlung übergangen seyn wollten. Durch diese Menge von Syrechern, die, so oft es ihnen beliebte, in die Rathversammlung stürmten und, was sie durch Grünze nicht vermochten, durch ihr Geschrei und ihre starke Anzahl durchzusetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Verathschlagungen, und der natürliche Widerstreit so entgegengelegter Interessen hielt die Ausführung jeder heilsamen Maßregel zurück. Ein so schwankendes und kraftloses Regiment konnte sich bei einem trotzigem Schiffsvolle und bei einer sich wichtig dünkenden Soldatesca nicht in Achtung setzen: daher die Befehle des Staats auch nur schlechte Befolgung fanden, und durch die Nachlässigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterei der Truppen und des Schiffsvolks, mehr als einmal der entscheidende Augenblick verloren ging.²

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mittel, durch welche man dem Feinde widerstehen wollte, würde indessen bei Weitem nicht so viel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwei entgegengesetzte Parteien getheilt, indem die Erstern nicht ohne Ursache von der Extremität Alles fürchteten und daher sehr geneigt waren, mit dem Herzoge von Parma in Unterhandlungen zu treten. Tiefe Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfang, für die Schifffahrt auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort und überließen die Stadt,

¹ Meesteren, 481. Straat, 364.

² Straat, 365.
Meesteren, 484. Thuan, II 529. Grolius, 88.

mit der sie das Gute genossen, aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksale. Eeßzig bis siebenzig der Zurückbleibenden aus dieser Classe übergaben dem Rathe eine Bittschrift, worin sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem Könige tractiren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsper- rung der Supplicanten und eine denselben angelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edict zu Stande kam, welches auf jeden heimlichen oder öffentlichen Versuch zum Briecken die Todesstrafe setzte.¹

Dem Herzoge von Parma, der in Antwerpen nicht weniger, als in den übrigen Städten Brabant's und Flandern's, geheime Verständnisse unterhielt und durch seine Rundschafter gut bedient wurde, entging keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vortheil davon zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu brängligen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu dem Ende im November dieses Jahres an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worin alle Kunstgriffe angeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Briefe als Verfälschter und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widerständigkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Dranien, von welchem die Strafgerichtsbarkeit des Himmels sie seit Kurzem befreit habe. Jetzt, meinte er, siehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen und in einem Könige, der zur Versöhnung geneigt sey, zurückzufehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worin er geboren sey und den glücklichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden tractiren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bei Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs Äußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wiederfindet, welche ein Herzog von Alba zehn Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Tone, und, indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Willigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Könige von Spanien und des Gelübde, daß derselbe dem Papste gethan habe; von dieser Seite sey all ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabei mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Dranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufstellte, welche diesen traurigen Krieg herbeigeführt und die Provinzen von der spanischen Krone

abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen seinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen.²

Die vereinigten Provinzen nämlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs zu treten und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beistand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich, war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nuge zu machen; aber die Unruhen, welche ihm die Intriquen der Spanier in seinem eigenen Königreiche zu erregen wußten, nöthigten ihn wider seinen Willen, davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuche an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beistand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete und nach einer fremden Hilfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.³

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, Et. Aldegond, nicht an wiederholten Anforderungen fehlen lassen, die seeländische Flotte zu einem Anzuge auf die schwachen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfter stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und, wenn zugleich die Besatzung zu Villo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Analle zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen, entschloß sich endlich T. Leligny, selbst nach Widdelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber, weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so konnte ihn dieser Versuch keine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Vertheidiger.⁴ Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Begünstigung der Nacht und mit eintretender Flut, trotz des feindlichen Feuers, durch die damals noch offene Brücke sich wagten, Proviant in die Stadt warfen und mit der Gabe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feinde in die Hände fielen, so veranlaßte der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten, welches die Folge hatte, daß Alles unterblieb, weil die erforderliche Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der Regten wurden erobert, andere versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber, so eifrig auch Et. Aldegond dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besorgen wollte.⁵

Unter diesenögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde

¹ Thuan. II. 530. 531. Metzeren 645. 646.

² Metzeren 646. und 10. g. W. II. 475. 481. Grat 80.

³ Strad. 505. Metzeren 646. Roiden. Annot. 60.

von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Eufte vorgenommen. Zwischen beiden Staketten blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zweihunddreißig Playten (platte Fahrzeuge), jede sechshundsechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Kabeltauen und eisernen Ketten an einander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß von einander abstanden und dem Strom einen freien Durchzug verstatteten. Jede Playte hing noch außerdem an zwei Anfertauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, jenachdem das Wasser mit der Flut stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Staketten, mit einem Geländer eingefast waren. Diese Schiffbrücke, davon beide Staketten nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammen genommen, eine Länge von zweitausend vierhundert Schritten. Dabei war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Zoces ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Commando der Flammen speien und auf Alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beiden Thors, St. Maria und St. Philipp, welche die Brücke an beiden Ufern begränzten, und außer den zwei hölzernen Wäffeln auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zweihunddreißig Schiffe noch dreißig Bewaffnete nebst vier Matrosen zu seiner Bedeckung und zeigte dem Feinde, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in Allem hundertundneunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehnhundert Mann, die theils die Wäffeln, theils die Schiffe besetzten und, wenn es Noth that, ein furchtbares Musketenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, war er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehr auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus dreihunddreißig Barken von beträchtlicher Größe, welche in einer Reihe quer über den Strom hingelagert und je drei und drei mit Mastbäumen an einander befestigt waren, so daß sie elf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem gliecke Pflaster, in horizontaler Richtung vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feinde eine eiserne Spitze entgegenkehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt und hingen jede an einem doppelten, aber schwachen Anfertau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können, daher sie auch in beständiger Bewegung waren und davon die Namen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Staketten wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als unterhalb der Brücke angebracht waren. In Allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beiden Ufern hielten und dem ganzen Werke zur Bedeckung dienten.¹

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahres 1585, als dem siebenten Monate der Belagerung, fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freuden-schießen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Roch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinwegfließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bei diesem Anblicke vergessen, und Keiner, dessen Hand nur irgend dabei geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die den großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Verstärkung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt wegzunehmen oder doch dem Feinde eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande.²

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darin ausgebreitet, und ein Rundschaffer, den der Bürgermeister ausgesandt hatte, um die feindlichen Werke zu reconnoisciren, vergrößerte durch seine Ansagen noch die allgemeine Verfürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen und besonders die Einrichtung der Brücke aufs Genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem Dies geschehen war, und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Geh,“ rief er, „und hinterbringe Tenen, die dich herschickten, was „du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein „fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trüm- „mern dieser Brücke zu begraben oder durch diese Brücke „in eure Stadt einzuziehen.“³

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf Einmal den Eifer der Verbündeten, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung ging. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugehört, welche zum Entfuge der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dort her zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der seeländischen und Antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Rörungen des seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf Einmal die Rüstung, und, ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Willelburg den Grafen Justin von Nassau mit so viel Schiffen, als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Kiekenhoeck, welches der Feind im Besitz hatte, und beschloß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüberliegenden Fort Willo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle

¹ Stad. Dec. II. L. VI. 566. 567. Mercur. 182. Thuan. III. Lib. LXXXII. 43. R. G. d. v. W. III. 497.

² Stad. 567. 2 Stad. 568.

³ 492. 494. Thuan. III. 44. 45.

in Kurzem zu Grunde gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darin zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Festung, der sich in Kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemächtigte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, ging dem Herzoge von Parma so nahe, daß er die Beschloßhaber vor das Kriegsgericht zog und den Schuldigsten darunter enthaupten ließ. Inzwischen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freien Paß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommenen Abrede mit den Antwerpern gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß, während man von Antwerpen aus durch schon bereitgehaltene Maschinen die Schiffbrücke sprengte, die seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrathe von Proviant in der Nähe seyn sollte, um so gleich durch die gemachte Oeffnung hindurch nach der Stadt zu segeln.¹

Denn, ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich vornehmer Erfolge zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig und hatte sich ehemals in Madrid gezeigt, um, wie Einige wollen, dem Könige Philipp seine Dienste in dem niederländischen Kriege anzubieten. Aber, vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsatzes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, das er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindin von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer.²

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und das Werk der Vollendung sich nahe, so hat er sich von dem Magistrats drei große Schiffe von hundertundfünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gebachte. Außer diesen verlangte er noch sechzig Playten, welche, mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden und, um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuche an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Ordanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerflun nicht zu verlegen zu wußten. Man fand seinen Vorschlag allzu kostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwei kleinere Schiffe von siebenzig und achtzig Tonnen nebst einer Anzahl Playten bewilligt wurden.

Mit diesen zwei Schiffen, davon er das eine das Glück, das andere die Hoffnung nannte, versuchte er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Paster von Quadersteinen mauern, der fünf Schuh breit, viertelhalb hoch und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechzig Centnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigeren Erfindung und bedeckte

denselben mit großen Grab- und Mählssteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuh hoch über den Schiffsrund emporragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft; auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oeffnungen für die Lunten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberflusse war noch ein Uhrwerk darin angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Lunten schlugen und, wenn auch die Lunten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meinung beizubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja, um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Siege der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zweiunddreißig Suxten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke braunten, und welche keine andere Bestimmung hatten, als dem Feinde ein Gauselwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunterlaufen und die Feinde zwei ganzer Stunden lang unausschreiblich in Athem erhalten, so daß sie endlich vom Schreien erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulcane lämen. Woran ließ er zum Ueberflusse noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fliegende Werk vor der Brücke zu sprengen und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefecht den Feinden zu thun zu geben, sie heranzulocken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulcans auszufehen.¹

Die Nacht zwischen dem 4ten und 5ten April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Anfertigung an den Schiffen hatten gerhanen wollen. Man war daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln und jagden besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je fortpflichtiger er derselben zu entfliehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daherschwimmen, dann noch drei andere und gleich darauf eben so viele. Man rüft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Inzwischen vermehren sich die Feuerschiffe und zogen, theils paarweise, theils zu dreien, i. einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfange noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der antwerpischen Flotte, Jacob Tacobsohn, hatte es, man wußte nicht, ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz, darin versehen, daß er die vier Schiffhaufen allzugewind hintereinander ablaufen und ihnen auch die zwei großen Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen

¹ Breda 573. 574. Moleroen 590.
² Breda 573. 574. Moleroen 590.

1 Thaan. III. 66. Breda. 574. 575. Moleroen. 590.

Anblick. Soweit das Auge dem Strome folgen konnte, war Alles Feuer, und die Brandur warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Bastionen längs dem Ufer, die Bahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerschne. Mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Zete als einem feindlichen Apparate gleich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Contrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweitausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Linten an, trieben die zwei Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, indem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Rähnen hurtig davon machten.¹

Jetzt verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bei den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vorern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblicke erhob, an das flandrische Ufer; selbst der eine von den beiden Brandern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahegelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß der andere und größere Brand, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und, hätte er in diesem Augenblicke sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Klammern zerstückt, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen, von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brand, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fing an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so vergeblich angekündigt hatten und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der Verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brand in der Nähe zu besehen und ihn auszulöschen, als derselbe vermittlest seiner Schwere sich durchdröh, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zerstreute und mit einer Gewalt, welche Alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt Alles in Bewegung, was der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten und die Flammen zu löschen, ehe sie das Geßel ergriffe.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblicke an dem äußersten Ende des linken Verückes, wo dasselbe eine Bastei im Wasser formirte und in die Schiffbrücke überging. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Hysburg, General der Reiterei und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheibiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war; der Freiherr von Villv, Gouverneur von Friesland und Chef der deutschen Regimenter; die Generale Gajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Officiere: alle ihrer besondern Gefahr vergessend und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Bährich und beschwor ihn, sich von einem Orte hinwegzubeben, wo seinem Leben augenscheinliche Gefahr drohe. Er wiederholte

diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und flehte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er Dies sagte, hatte er den Herzog am Rocke ergreifen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht, als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Gajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort St. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders, als bürste die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulcans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit mauerheber Blut über den Tamm, der sie umgab, hinausgetrieben worden, so daß alle Festungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Drei Meilen im Umkreise schütterte die Erde. Weinade das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theile der Schiffbrücke auseinander gesprengt, zerstückt und mit Allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulcans in die benachbarten Felsen geschleudert, so daß man nachher mehrere davon tausend Schritte weit von der Brücke aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücke gegangen. Aber schrecklicher als alles Dies war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Tausend, nach andern Verichten sogar achthundert, Menschen wurden das Opfer seiner Wuth, diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstückelten oder sonst beschädigten Gliedern davonkamen; und die entgegengesetzten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblicke. Einige wurden durch den Witz des Vulcans, Andere durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt, noch Andere erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluten, diese unter dem Hagel der geklenernten Steine begraben, Viele von den Messern und Haken zerstückt oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Rande der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verlegung entsetzt fand, mußte schon die bloße Lufterschütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige flaken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, Andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch Andere waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhob sich ein herzerstreuendes Geschrei nach Hülfe, welches aber, weil Jedermann mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein unwürdiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich Viele durch ein wunderbares Schicksal gerettet. Einen Officier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeit lang schwebend in der Höhe und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen Andern ergriß die Gewalt des Schusses auf dem flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher aussagte, auf dieser schnellen Lustreise nicht anders zu Muth, als ob er aus einer Ranne geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen, als in diesem

¹ Strad. 576.

Augenblicke, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort St. Maria gesetzt, so hob es ihn auf, wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupte und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeit lang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich Viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödlichen Schlage noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern, Cajetan und Quaso, sich aufrichtend: eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung über sah, die ein einziger Augenblick in dem Werke so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heeres, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Officiere getödtet; nicht, als ob es an diesem öffentlichen Unglücke noch nicht genug wäre, so mußte er noch die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Ruxburg, den er unter allen seinen Officieren vorzüglich werth hielt, nirgends anzufinden sey. Und doch stand das Aller schlimmste noch bevor: denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Vilvoorde die feindlichen Flotten erwarten, welche bei dieser schrecklichen Verfassung des Heeres durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war aus einander gesprengt, und nichts hinderte die feindlichen Schiffe, mit vollen Segeln hindurchzuziehen; dabei war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Felsen, wo man gestanden, in dem allgemeinen Aufruhr kaum mehr zu erkennen war. Dann kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grunde gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! ¹

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren ging, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte St. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulcan in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehle, Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurchvassirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradewegs nach Vilvoorde zu segeln, um die feindliche Hülfeslotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber, obgleich den auf Rundschafft ausgesandten Schiffen eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so warteten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern kehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Versicherung, daß die Schiffbrücke unversehrt, und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden ihre Aufkäufer gemacht, den wahren Zustand der Erfahrung zu bringen; und, da man die

Vilvoorde des glänzigen Windes ungeachtet gar Bewegung machen sah, so bekräftigte man sich in der Meinung, daß die Brandier nichts ausgerichtet hätten. fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Feinde, welche die Antwerper irre führte, auch bei Vilvoorde zu nützen könnte, wie es sich

auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Böbel in Stücken reißen wollte. Zwei Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Votum von Vilvoorde, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. ¹

Diese schnelle Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erholt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvorzukommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblicke belebte aufs Neue seine Hoffnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und, war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon Vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Wälle wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiele folgten alle Officiere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeupstes; die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und, obgleich die Brücke nur dem Scheine nach wieder hergestellt war, so schloß doch dieser Anblick die Rundschaffer, und der Angriff unterblieb. Mittlerweile gewann der Herzog Aris, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja, sogar in der Structur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfalle weggenommen, und den Brandern der Durchung geöffnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade in rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Officiere, wobei der spanische Hainrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde. ²

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Ueberschiffes in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem G. ander desselben eben so leidenschaftlich, als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und forderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Plänen, wie er sie anfangs, aber vergeblich, verlangt hatte, und diese rüstete er auf solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen und solche auch wirklich zum zweiten Male auseinander sprengten. Diesmal aber war der Wind der feindlichen Flotte entgegen, daß sie nicht auflaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweiten Male die nöthige Zeit, den Schaden auszubessern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese

Gefährliche Feindesirre machen. Er rüstete aus Neue zwei große Fahrzeuge aus, welche mit eiserne Ketten und ähnlichen Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber, wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich Niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht, wie die vorigen, von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada¹ nachzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms fortreiben könnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte: denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rann auch mit solcher Heftigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und schließlich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minenschiffe, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operirt hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpenern unmehr einfiel, auf einem andern Wege ihre Rettung zu suchen.²

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schiffsahrt auf dem Strome mit Gewalt wieder frei zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leyden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert, in einer zur rechten Zeit bewirkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Villo und Etabroek, im Lande Bergen, streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Gegenwälle gegen die eindringenden Wasser der Schelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glücke dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelt seiner Schiffsbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfalle die nämlichen Dienste leistete. Eben Dies war es auch, was der Prinz von Dranken gleich beim Anfange der Belagerung angestrichen, und St. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Geld aufzusopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück; aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Sene Ebene nämlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Namen führt und sich von dem Dorfe Etabroek in Bergen, drei Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich unweit Oedam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bei noch so hoher Flut keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, solange ein solcher Damm im Wege stand, der die seeländischen

Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzuweisen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstoßen wurde; aber eben, weil der Herzog von Parma Dieses voraussah, so hatte er gleich bei Eröffnung der Blockade von demselben Besitz genommen und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs Aeußerste zu behaupten. Bei dem Dorfe Etabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den franischen Magazinen zu Calloo. So bildete die Armee von Etabroek in Brabant bis nach Wevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten, aber nicht unterbrochen wurde und ohne eine klutige Schlacht nicht zerissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Officiere der Armee führten darüber das Commando. Da, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hierher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke und entschloß sich, in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz.¹

Die Niederländer hatten an mehreren Stellen, oberhalb und unterhalb Villo, den Damm durchstoßen, welcher dem brabantischen Ufer der Schelde folgt, und, wo sich kurz zuvor grüne Büten zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Grunde anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte und bald dieses, bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffsbrücke mit einem Sturme bedeckte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft und durch so oft getäuschte Furcht allmählich sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen, den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Blettille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurme sollten die Lösung seyn, daß diese sich auf dem Wege befände. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuerthürme wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils, wie sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In Kurzem hatte man auf dem Damme festen Fuß gefaßt und war schon im Begriffe, die übrige Mannschaft, zwei Tausend an der Zahl, nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen und, von dem schmalen Terrain begünstigt, auf den dichtgerängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und, da nun zugleich das Geschütz anging, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beistand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefechte überwältigt und von dem schon eroberten Damme wieder heruntergestürzt. Die stehenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen und zwangen die übrigen, mit einem großen

¹ Dec. II. Libr. VI. 396.
² Meteren. 497.

¹ Strad. 382. Thuan. III. 48.

Verluste sich zurückziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hätten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm.¹

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun und durch einen Hauptsturm, sowohl auf den Damm als auf die Brücke, die Belagerung zu endigen. Der sechzehnte Mai 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt und, von beiden Theilen wurde das Aeußerste aufgewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweihundert Schiffe zusammen, welche zu bemannten sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwei entgegengesetzten Seiten den Govensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die Schloßbrücke durch neue Maschinen von Camillelli's Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entziehen.²

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Damms, an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen und das Commando darüber den erfahrensten Officieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuz-Schanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Govensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mond ragen zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schloßes Govenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt und dem Commando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze und tausend Schritte von dieser die Pfahl-Schanze unter Gamboa's Befehlen, welche von dem Pfahlwerke, auf dem sie ruhte, den Namen führte. Am äußersten Ende des Damms, unweit Stabroek, lag eine fünfte Bastie, worin der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener, Gaviagnachi, den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken und noch überdies an beiden Seiten des Damms und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen.³

Früh Morgens, am sechzehnten Mai, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Vilvo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe dahergeschwommen, wodurch die spanischen Schilwachen auf dem Damme, welche sich jener furchtbaren Vulcane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade Dies war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Blander ausfahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich aus Kane sprangen und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen St. Georgs und der Pfahl-Schanze, glücklich anstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen und einer Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Welle, Baschinen, Schanzkörben u. dgl. beladen waren, um

so gleich, wo es noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben.⁴

Kaum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwei nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehr auf, welche die Feinde von einander abschneiden und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere Hundert an der Zahl, fielen nun von beiden Seiten mit ihren Schwerten den Damm an und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hoffnung hatte, beide Meere in Kurzem mit einander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwei nächsten Redouten herbeizueilen und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgs-Schanze unaufgehet auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Deich durchsah und die Brustwehr thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Gordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Värm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, oit bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden, setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem behändigen Treiben der Kanoniere, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolgs, der gewissermaßen ganz von ihrem Schwert abhing, ichen selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muth zu besetzen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und, fielen die vordersten Reiben, so drangen sogleich die hintersten herbei. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bei der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifelter Muth durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Köchern durchbohrten und mit den toten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden beargen hatten. Endlich aber, als ihre meisten Officiere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurückzuziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theile des Damms Meister, der von dem Fort St. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckte. Da es ihnen aber viel zu lange anstand, die völlige Durchbrechung des Damms abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein seeländisches Rastschiff aus und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Eilmarch nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf Einmal mit den frohesten Hoffnungen, und, als wäre der Sieg schon erreicht, überließ man sich einer todbenden Fröhlichkeit. Man läutete Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die aufgeschreckten Einwohner rannten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen.⁵

In der That war das Glück dem Belagertern noch nicht so günstig gewesen, als in diesem Augenblicke. Die

1 Strad. 552. Motoren. 494
2 Strad. 554. Motoren. 495
3 Strad. 552. 554

1 Strad. 557. 559. Motoren. 494. Thuan. III. 48.
2 Strad. 559. Motoren. 495.

Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und, weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten freitlig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Valfour, griffen die St. Georgsschanze an, welche Gamillo von Monte, der aus St. Jakob herbeieilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustande befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde und alle Augenblicke in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie commandirte, lag verwundet darin, und unglücklicherweise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgsschanze aufgethürmt hatten, allen Weistand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man sich einen Durchgang geöffnet und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung genügt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpenern im ganzen Laufe dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit anfangen, erkalte in demselben Maße, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Deich zu durchgraben; man hielt für besser, die großen Lastschiffe in kleinere anzuladen, welche man sodann mit fliehender Flut nach der Stadt schaffen wollte. St. Albegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Eifer der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren und dort die Lobsprieche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen.¹

Während daß auf dem Damme von beiden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gekämpft wurde, hatte man die Scheldebrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürzt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäitigen. Aber der Schall des Geschüßes vom Damme her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreit sah, in eigener Person den Deich zu entsetzen. Von zweihundert spanischen Pikenieren begleitet, flog er an den Ort des Angriffs und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatze, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Giltig warf er einige Kanonen, die er mitgebracht hatte, in die zwei nächsten Redoubten und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und, in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Geräusch seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Heftigkeit entzündete sich der Streit, den das Local des Schlachtfeldes noch wüthender machte. Auf dem schmalen Rücken des Damms, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fichten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, berubte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpenern galt es die letzte Wornauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Parteien fichten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beiden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und

Antwerper den Meißter spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Stallerer und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erregte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit Alles niederwerfendem Ungestüm auf die Brustwehr los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbesetzten Walle, und das Geschüß beider Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier, unter Gaviuzzi und Aquila, mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingebrungen, davon Meißter geworden und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beider Heere, und von beiden Seiten geschah das Aeußerste, sowohl diese Wäse zu erobern, als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land, um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander führte die Brustwehr von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen, und fünfmal wurden sie zurückgeschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblicke sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gekämpft. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da, wo die Schotten stochten, Niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurfwisch in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich, nach einem langwierigen Gefechte, gelang es den Mansfeldischen, mit Hilfe ihrer Hellebarden und Piken, eine Bresche in die Brustwehr zu machen und, indem der Eine sich auf die Schultern des Andern schwang, die Höhe des Walle zu ersteigen. Barthelmy Doralva, ein spanischer Hauptmann, war der Erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Gaviuzzi auf dem Rande der Brustwehr; und so wurde denn, gleich rühmlich für beide Nationen, der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italiener Gaviuzzi umarmte er vor den Augen der Truppen und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Officiers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Doralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eigenes Quartier zu Stabroek bringen, auf seinem eigenen Bette verbinden und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte.²

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die holländischen und seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feinde in der Nähe zu kämpfen, verloren auf Einmal den Muth, als sie um sich blickten und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Flut fing an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht, mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben und bei einem

unglücklichen Ausgange des Treffens dem Belnde zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damm zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte Dies Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald folgten die Seeländer ihrem Beispiele. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen; aber, weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst und stürzten haufenweise unter dem Schwerte des nachfolgenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden Viele noch ihr Grab, weil Jeder dem Andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge unter der Last Derer, die sich hineinwarfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Herd, ihren Glauben kämpften, waren auch die Letzten, die sich zurückzogen; aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe überreilt und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit sammt ihrer Mannschaft zu Grunde gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche vorausgelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen; aber die Wuth und Verwegenheit der Evanier ging so weit, daß sie, das Schwert zwischen den Zähnen, den fliehenden nachschwammen und Manche noch mitten ans den Schiffen herausholten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig: denn von den Spaniern waren gegen acht Hundert, von den Niederländern (die Getrunkenen nicht gerechnet) etliche Tausend auf dem Platz geblieben, und auf beiden Seiten wurden Viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderem Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreizehn verschiedenen Orten durchstoßen, und die Leichname Derer, welche ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oeffnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königl. noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Festung vorstellte und gegen den Gowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwande zu der nämlichen Zeit erbaut, wo man den

Ingenieur Giambelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abmies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Namen „Ende des Kriegs“ beigelegt, den es nachher mit der weit passenderen Benennung: „Verlorenes Geld“ vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich's, wie jeder Vernünftige vorhergesagt hatte, daß es seiner unbehülflichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey und kaum von der höchsten Flut konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Oudam fort, wo es, von der Flut verlassen, am Strande sitzen blieb und den Feinden zur Beute wurde.¹

Die Unternehmung auf den Gowensteinischen Damm war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an saß den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Trud der Gegenwart empfand, mit entfernten Hoffnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preise erhalten, obgleich die Verschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß eine Hungersnoth nahe bevorstand. Toch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hinzuhalten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einernnten können; aber, ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen und die ganze Crute sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bünderverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zuflucht aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts Anders übrig, als die Verzehrten zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremde, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beinahe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn St. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungebuld des Volks nachzugeben und am siebenzehnten August 1565 mit dem Herzoge von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu tractiren.²

¹ Th. III. 49. Metzen 185. 597 sq.

² M. 501. Stad. 1691. 111. 21. 22. gime. Oud. etc.
der vereinigten Niederlande. III. 199

Geschichte

des

dreißigjährigen Kriegs.

Erster Theil.

Erstes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutschland bis zum Münsterischen Frieden ist in der politischen Welt Europas kaum etwas Großes und Merkwürdiges geschehen, woran die Reformation nicht den vornehmsten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche sich in diesem Zeitraum ereignen, schließen sich an die Glaubensverbesserung an, wo sie nicht ursprünglich daraus herfloßen, und jeder noch so große und noch so kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derselben empfunden.

Veinake der ganze Gebrauch, den das spanische Haus von seinen ungeheuren politischen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Befürworter gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier stürmischen Regierungen in seinen Grundvesten erschütterte, ausländische Waffen in das Herz dieses Königreichs zog und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatz der traurigsten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das spanische Joch unerträglich und weckte bei diesem Volke das Verlangen nach dem Muth, dieses Joch zu zerbrechen, so wie sie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böse, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Elisabeth von England beschloß, war Nachtheil, die er dafür nahm, daß sie seine protestantischen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen und sich an die Spitze einer Religionspartei gestellt hatte, die er zu vertilgen strebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutschland eine fortdauernde politische Trennung zur Folge, welche dieses Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahin gab, aber auch zugleich gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es größtentheils, was die nordischen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerst in das Staatssystem von Europa zog, weil sich der protestantische Staatenbund durch ihren Beitritt verstärkte, und weil dieser Bund ihnen selbst unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden gewesen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Verührungspunkt zu erhalten und sich in einer neuen politischen Sympathie an einander zu schließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrscher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältnisse kamen, rückten durch sie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und so mußte es durch einen selbstamen Gang der Dinge die Kirchentrennung

seyn, was die Staaten unter sich zu einer engeren Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erste Wirkung, durch welche diese allgemeine politische Sympathie sich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee Länder entvölkerte, Gräben zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem viele tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglühenden Funken der Cultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte und die kaum auslebenden besseren Sitten der alten barbarischen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus diesem furchterlichen Kriege, in welchem es sich zum ersten Mal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Kriege eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. Eben diese allgemeine Staatensympathie, welche den Stolz in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der diesem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüstung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oesterreichs einen Weg fand, Deutschland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, so wird die Fackel der Cultur von diesen Staaten aus einen Weg sich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte Dieses alles. Durch sie allein wurde möglich, was geschah; aber es fehlte viel, daß es für sie und ihren Zwecken unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchentrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit oder Dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lästern machen und das Gewicht der innern Ueberzeugung

nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuth seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Calvinisten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheil seines Fürsten versprigte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufalle allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthan kalt, der sie selten einleuchtet, und den sie noch seltener interessieren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Cabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine fernerbare Vertiefung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwicklung gehabt haben würde. Diese waren: die auf Einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses Oesterreich, welche die Freiheit Europas bedrohte, und der thätige Eifer dieses Hauses für die alte Religion. Das Erste weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchste Gewalt in geistlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geistlichen Stifter waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführerisch seyn mußten; warum, könnte man fragen, wirkten sie nicht eben so gut auf die Prinzen des Hauses Oesterreich? Was hinderte dieses Haus, und insbesondere die deutsche Linie desselben, den dringenden Aufforderungen vieler seiner Unterthanen Gehör zu geben und sich nach dem Beispiele Anderer auf Unkosten einer wehrlosen Christlichkeit zu verbessern? Es ist schwer zu glauben, daß die Ueberzeugung vom Zerfällbarkeit der römischen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieses Hauses einen größern Antheil gehabt haben sollte, als die Ueberzeugung vom Regenthume an dem Abfalle der protestantischen Fürsten. Mehrere Gründe vereinigten sich, die österreichischen Prinzen zu Stützen des Papstthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die österreichische Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhäng-

lichkeit ergeben, welche die Spanier insbesondere schon zu den Zeiten der gothischen Herrschaft ausgezeichnet hat. Die geringste Annäherung an die verabscheuten Lehren Luthers und Calvin's mußte dem Beherrscher von Spanien die Herzen seiner Unterthanen unwiederbringlich entziehen; der Abfall von dem Papstthum konnte ihm dieses Königreich kosten. Ein spanischer König mußte ein rechtgläubiger Prinz seyn, oder er mußte von diesem Throne steigen. Den nämlichen Zwang legten ihm seine italienischen Staaten auf, die er fast noch mehr schonen mußte, als seine Spanier, weil sie das auswärtige Joch am Ungedulbigsten trugen und es am Leichtesten abschütteln konnten. Dazu kam, daß ihm diese Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papst zum Nachbarn gaben: Gründe genug, die ihn hinderten, sich für eine Partei zu erklären, welche das Aufsehen des Papstes vernichtete — die ihn aufforderten, sich Letztern durch den thätigen Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Diese allgemeinen Gründe, welche bei jedem spanischen Monarchen von gleichem Gewichte seyn mußten, wurden bei jedem insbesondere noch durch besondere Gründe unterstützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieses Land sich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl sich kaiserlicher Grundsätze verächtlich machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meisten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholischen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich gewesen seyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwischen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte sich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung setzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrscheinstlichste Hoffnung vorhanden. Bei seinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem Zweiten, vereinigte sich eine mächsigke Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unverfälschten Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstückt, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzuschließen, um die Quellen der kaiserlichen Ansehung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Päpste gegen die Neuerer schloßen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweiten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Weis; und, je mehr sich der Kiz in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholicismus haften.

Aber auch die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewogen zu seyn; aber, wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Äffeln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?). Infolge die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst war diesem Stuhle aus Gründen des Gewissens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutsch-österreichischen Prinzen nicht mächtig genug, der spanischen Unterstützung zu entbehren, die aber durch eine Begünstigung der neuen Religion durchaus verschert war. Auch forderte die Kaiserwürde

ste auf, das deutsche Reichsystern zu beschützen, wodurch sie selbst sich als Kaiser behaupteten, und welches der protestantische Reichstheil zu stützen strebte. Rechnet man dazu die Kälte der Protestanten gegen die Bedrängnisse der Kaiser und gegen die gemeinschaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltsamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche und ihre Feindseligkeiten, wo sie sich als die Stärkeren fühlten: so begreift man, wie so viele zusammenwirkende Gründe die Kaiser auf der Seite des Papstthums erhalten, wie sich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholischen Religion aufs Genaueste vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schicksal dieser Religion von dem Entschlusse abhing, den das Haus Oesterreich ergrieff, so mußte man die österreichischen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papstthums betrachten. Der Haß der Protestanten gegen Letzteres lehnte sich darum auch einstimmig gegen Oesterreich und vermengte nach und nach den Beschützer mit der Sache, die er beschützte.

Aber eben dieses Haus Oesterreich, der unveröhnliche Gegner der Reformation, setzte zugleich durch seine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterstützt waren, die politische Freiheit der europäischen Staaten und besonders der deutschen Stände in nicht geringe Gefahr. Dieser Umstand mußte Letztere aus ihrer Sicherheit aufschrecken und auf ihre Selbstvertheidigung aufmerksam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer so drohenden Macht zu widerstehen. Außerordentliche Anstrengungen mußten sie von ihren Unterthanen verlangen und, da auch diese bei Weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen und durch Bündnisse unter einander eine Macht aufzuwiegen suchen, gegen welche sie einzeln nicht bestanden.

Aber die großen politischen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, sich den Fortschritten Oesterreichs zu widersetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel sind es, welche das Volk in Handlung setzen; und diese darf eine gute Staatskunst nicht abwarten. Wie schlimm also für diese Fürsten, wenn nicht zum Glück ein anderes wirksames Motiv sich ihnen dargeboten hätte, das die Nation in Leidenschaft setzte und einen Enthusiasmus in ihr entflammte, der gegen die politische Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenstande mit derselben zusammentraf! Dieses Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oesterreich beschützte, die schwärmerische Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieses Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen strebte. Diese Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was sie anopfert. Was die entschiedenste Gefahr des Staats nicht über seine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöse Begeisterung. Für den Staat, für das Interesse des Fürsten würden sich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künstler, der Landbauer frudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürsten würde man sich auch der kleinsten außerordentlichen Abgabe in entziehen gesucht haben; an die Religion setzte man Gut und Blut, alle seine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach stärkere Summen strömen jetzt in den Schatz des Fürsten, dreifach stärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worin die nahe Religionsgefahr alle Gemüther versetzte, wühlte der Unterthan die Anstrengungen nicht, von denen er in einer ruhiger Gemüthsstimmung erschöpft würde niedergesunken seyn. Die Furcht vor der spanischen Inquisition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen von Draken, dem Admiral Coligny, der

britischen Königin Elisabeth, den protestantischen Fürsten Deutschlands Hülfsequellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich sind.

Mit noch so großen eigenen Anstrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigsten Fürsten, wenn er einzeln stand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umstände entfernte Staaten zu einer wechselseitigen Hülfleistung vermögen. Die Verschiedenheit der Verfassung, der Geseze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte und eine fortdauernde Scheidewand zwischen sie stellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Interesse als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältnissen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu befehlen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieses Band wegfallen. Der französische Calvinist hatte also mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eigenen katholischen Mitbürger nicht hatte. Er hörte also in einem sehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu seyn, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme auf diesen einzelnen Staat einzuschränken. Sein Kreis erweitert sich; er fängt an, aus dem Schicksale fremder Länder, die seines Glaubens sind, sich sein eigenes zu weisagen und ihre Sache zu der seinigen zu machen. Nun erst dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Versammlung ihrer Landstände zu bringen, nun erst hoffen, ein williges Ohr und schnelle Hülfe zu finden. Diese auswärtigen Angelegenheiten sind jetzt zu einheimischen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar und noch mehr dem fernem Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer seine Heimat, um für seinen französischen Glaubensbruder gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu kämpfen. Der französische Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt sieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutsche gegen Deutsche im Streit gerüstet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entscheiden. Der Däne geht über die Eiber, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutschland geschmiebet sind.

Es ist sehr schwer zu sagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutschen Reichs wohl geworden seyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oesterreich nicht Partei gegen sie genommen hätte. So viel aber scheint erwiesen, daß sich die österreichischen Prinzen auf ihrem Wege zur Universalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den sie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter diesem, war es den schwächern Fürsten möglich, die außerordentlichen Anstrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch sie der österreichischen Macht widerstanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, sich gegen einen gemeinschaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die österreichische Macht nie gestanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutschen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldischen Bunde lag die deutsche Freiheit, wie es schien, auf ewig darnieder; aber sie lebte wieder auf

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

in Moriz von Sachsen, ihrem gefährlichsten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergischen Sieges gehen auf dem Congresse zu Passau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anstalten zur weltlichen und geistlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutschland zerriß auf diesem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politische Parteien; jetzt erst zerriß es, weil die Trennung jetzt erst gesetzlich war. Bis hierher waren die Protestanten als Rebellen angesehen worden; jetzt beschloß man, sie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man sie dafür anerkannt hätte, sondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgerische Confession durfte sich um jetzt an neben den katholischen Glauben stellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einstweiligen schwesterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsstande ward das Recht zugestanden, die Religion, zu der er sich bekannte, auf seinem Grund und Boden zur herrschenden und einzigen zu machen und die entgegengesetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlassen, wo seine Religion unterdrückt war. Jetzt zum ersten Mal erfreute sich also die Luther's einer positiven Sanction, und, wenn sie auch in Baiern oder in Oesterreich im Staube lag, so konnte sie sich damit trösten, daß sie in Sachsen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlassen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder liegen sollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräsentanten hatte, war in diesem Frieden gar wenig gesorgt. Bloß allein in geistlichen Ländern, in welchen die katholische Religion unwiderrüßlich die herrschende blieb, wurde den protestantischen Unterthanen (welche es damals schon waren) die freie Religionsübung ausgesetzt; aber auch diese nur durch eine persönliche Versicherung des römischen Königs Ferdinand, der diesen Frieden zu Stande brachte: eine Versicherung, die, von dem katholischen Reichstheile widersprochen und, mit diesem Widerspruch, in das Friedensinstrument eingetragen, keine Gesetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen gewesen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieser Trennung zugehört! Aber an diesen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umstand, der die Scheidung unendlich erschwerte. Von zwei Vätern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinschaftlich genossen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheim bleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts bestimmt, weil ihm von dieser Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichthum der Kirche, innerhalb eines Jahrtausends, zusammengelassen, und diese Voreltern gehörten dem Weggehenden eben so gut an, als Dem, der zurückblieb. Hatte nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hause, oder hatete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholische Kirche geschehen, weil damals noch keine andere vorhanden war: an den erstgeborenen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erstgeburt, wie in irdeligen Geschlechtern? Galt die Vergünstigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberstehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuße dieser Güter ausgeschlossen seyn, an denen doch ihre Vorfahren mißthun hatten, bloß allein deswegen ausgeschlossen seyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterschied zwischen Lutheranern und Katholischen bestand? Beide Religionsparteien haben über diese Streitigkeiten mit scheinbaren Gründen gegeneinander gerechelt und rechten noch immer; aber es dürfte

dem einen Theile so schwer fallen, als dem andern, sein Recht zu erweisen. Das Recht hat nur Entscheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geistliche Stiftungen nicht unter diese; zum Wenigsten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatische Sätze erstreckt — wie ist es denkbar, eine ewige Ehenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entscheiden kann, so thut es die Stärke, und so geschah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheilte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachte Bisthümer und Abteien verblieben den Protestanten; aber die Päpisten verwahrten sich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Besitzer eines geistlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Kurfürst, Bischof oder Abt, hat seine Beneficien und Würden verwirkt, sobald er zur protestantischen Kirche abfällt. Sozgleich muß er seine Besitzungen räumen, und das Capitel schreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre seine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An diesem heiligen Anker des geistlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Existenz eines geistlichen Fürsten von seinem Glaubensbekenntnisse abhängig machte, ist noch bis heute die katholische Kirche in Deutschland befestigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieser Anker zerriß? Der geistliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerspruch von Seiten der protestantischen Stände, und, obgleich sie ihn zuletzt noch in das Friedensinstrument mitnahmen, so geschah es mit dem ausdrücklichen Besatze, daß beide Parteien sich über diesen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den protestantischen Theil mehr verbindlich seyn, als jene Versicherung Ferdinands zum Vortheile der protestantischen Unterthanen in geistlichen Stämmen es für die katholischen war? Zwei Streitpunkte blieben also in dem Frieden zurück, und an diesen entzündete sich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geistlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutsche Reichssystem berechnet, weil nur eine da war, als es sich bildete. Die Kirche hat sich getrennt, der Reichstag sich in zwei Religionsparteien geschieden — und doch soll das ganze Reichssystem ausschließlich einer einzigen folgen? Alle bisherige Kaiser waren Söhne der römischen Kirche gewesen, weil die römische Kirche in Deutschland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiser der Deutschen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutschland, welches sich in seinem Kaiser repräsentirte? In dem ganzen Deutschland gehört aber auch der protestantische Theil — und wie repräsentirt sich nun dieser in einer ununterbrochenen Reihe katholischer Kaiser? In dem höchsten Reichsgerichte richten die deutschen Stände sich selbst, weil sie selbst die Richter dazu stellen; daß sie sich selbst richteten: daß eine gleiche Gerechtigkeit allen zu Statten käme, war der Sinn seiner Stiftung — kann dieser Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin sitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutschland noch ein einziger Glaube herrschte, war Zufall; daß kein Stand den andern auf rechtlchem Wege unterdrücken sollte, war der wesentliche Zweck dieser Stiftung. Dieser Zweck aber ist verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausschließenden Besitze ist, den andern zu richten — darf nun ein Zweck geopfert werden, wenn sich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Protestanten ihrer Religion einen Sitz im Reichsgerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiserkrone hat noch kein protestantisches Haupt sich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit sagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwischen beiden deutschen Kirchen einführte, so ging die katholische doch unviersprechlich als Siegerin davon. Alles, was die lutherische erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholische hingab, opferte sie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwischen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwischen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus diesem Princip scheinen alle Prozeduren der katholischen Kirche gegen die protestantische hergestossen zu seyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur protestantischen Kirche abzufallen, weil es mit einem so schweren Verluste geahndet wurde, als der geistliche Vorbehalt über abtrünnige geistliche Fürsten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten setzte sich die katholische Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn, einen Rand zurückzunehmen, war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verlust; aber ein aufgegebenen Anspruch, ein den Protestanten zugestandenes Recht erschütterte die Grundpfeiler der katholischen Kirche. Bei dem Religionsfrieden selbst setzte man diesen Grundfag nicht aus den Augen. Was man in diesem Frieden den Evangelischen preisgab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, sollte nur bis auf die nächste allgemeine Kirchenversammlung gelten, welche sich beschaffigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erst, wenn dieser letzte Versuch mißlänge, sollte der Religionsfriede eine absolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieser Wiedervereinigung da war, so wenig es vielleicht den Katholischen selbst damit Ernst war, so viel hatte man dessenungeachtet schon gewonnen, daß man den Frieden durch diese Bedingung beschränkte.

Dieser Religionsfriede also, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erlöschen sollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunit, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholischen nicht geben, und, wenn man aufsehtig seyn will, einen solchen vertrugen die Evangelischen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholischen eine uneingeschränkte Willigkeit zu beweisen, unterdrückten sie, wo es in ihrer Macht stand, die Calvinisten, welche freilich eben so wenig eine Duldung in jenem bessern Sinne verdienten, da sie eben so weit entfernt waren, sie selbst auszuüben. In einem Religionsfrieden von dieser Natur waren jene Zeiten noch nicht reif und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er selbst zu leisten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte sie dem zufälligen Machtverhältnisse, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander gestanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältnis mußte also auch fürs Künftige fortdauern, oder der Friede verlor seine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand wurden die Gränzen zwischen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten sie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelbaste schreckenvolle Aussicht für Deutschlands Ruhe, die aus dem Frieden selbst schon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht schien die getrennten Glieder wieder in einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinschaftliche Wohlfahrt auf eine Zeit lang zurückkam. Aber die

Trennung hatte das innerste Wesen getroffen, und, die erste Harmonie wieder herzustellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgränzen beider Theile bestimmt zu haben schien, so ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdestoweniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigen Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zudeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; Beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verlegen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Wertschätzung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und, was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; um, wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegehrde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu un-mächtig war, Gewalt durch Gewalt abzumenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan gesorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem seine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlassen. Aber vor den Gewaltthatigkeiten, womit der Landesherr einen gehassten Unterthan trüben, vor den namenlosen Tragfalien, wodurch er den Auswandernden den Abzug erschwerte, vor den künstlich gelegten Schlingen, worin die Arglist, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verstricken kann, konnte der todte Buchstabe dieses Friedens ihn nicht schützen. Der katholische Unterthan protestantischer Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangelische noch lauter über die Verdrückungen, welche ihm von seiner katholischen Obrigkeit widerfuhr. Die Erbitterung und Streitsucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an sich unbedeutend war, und setzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn sich diese theologische Wuth an dem gemeinschaftlichen Religionsfeinde erschöpfte hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszusprühen.

Die Einigkeit der Protestanten unter sich selbst würde doch endlich hingereicht haben, beide streitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verschwand diese Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Calvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutschland an, festen Boden zu gewinnen und die Protestanten unter sich selbst zu entzweien, daß sie einander kaum mehr an etwas Andern als dem gemeinschaftlichen Haß gegen das Papstthum erkannten. Die Protestanten in diesem Zeitraum glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Ursache dieser Veränderung ist — in eben diesem Augsburger Bekenntnisse zu suchen. Dieses Bekenntniß setzte dem protestantischen Glauben eine

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

positive Gränze, ehe noch der erwachte Forschungsg Geist sich diese Gränze gefallen ließ, und die Protestanten verschertzen unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte. Gleiche Beschwerden gegen die römische Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieser Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholischen Lehrbegriffe würden hinreichend gewesen seyn, den Vereinigungspunkt für die protestantische Kirche abzugeben; aber sie suchten diesen Vereinigungspunkt in einem neuen positiven Glaubenssysteme, setzten in dieses das Unterscheidungszeichen, den Vorzug, das Wesen ihrer Kirche und bezogen auf dieses den Vertrag, den sie mit den Katholischen schlossen. Wlos als Anhänger der Confession gingen sie den Religionsfrieden ein; die Confessionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieses Friedens. Wie also auch der Erfolg seyn mochte, so stand es gleich schlimm um die Confessionsverwandten. Dem Geiste der Forschung war eine bleibende Schranke gesetzt, wenn den Vorschriften der Confession ein blinder Gehorsam geleistet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man sich über die festgesetzte Formel entweitete. Zum Unglück ereignete sich Beides, und die schlimmen Folgen von Beidem stellten sich ein. Eine Partei hielt standhaft fest an dem ersten Bekenntnisse; und, wenn sich die Calvinisten davon entfernten, so geschah es nur, um sich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuschließen.

Keinen scheinbarern Vorwand hätten die Protestanten ihrem gemeinschaftlichen Feinde geben können, als diese Uneinigkeit unter sich selbst, kein erfreuenderes Schauspiel, als die Erbitterung, womit sie einander wechselseitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholischen zum Verbrechen machen, wenn sie die Dreieinigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbesserer sich angemacht hatten, das einzige wahre Religionsystem zu verkündigen? wenn sie von Protestanten selbst die Waffen gegen Protestanten entlehnten? wenn sie sich bei diesem Widerspruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens festhielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit sprach? Aber die Protestanten kamen bei dieser Trennung auf eine noch ernsthaftere Art ins Gedränge. Auf die Confessionsverwandten allein war der Religionsfriede gestellt, und die Katholischen drangen nun auf Erklärung, wen diese für ihren Glaubensgenossen erkannt wissen wollten. Die Evangelischen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einschließen, ohne ihr Gewissen zu beschweren; sie konnten sie nicht davon anschießen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte diese unseltsame Trennung den Maschinen der Jesuiten einen Weg, Mißtrauen zwischen beide Parteien zu pflanzen und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerstören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen protestantischen Gegnern gebunden, veräußerten die Protestanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römischen zu erschreken. Und allen diesen Verlegenheiten wären sie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unschädlich gewesen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papstthum, nicht in Augoburgischen Confessionen, nicht in Concordaten gesucht hätte.

So sehr man aber auch in allem Andern getheilt war, so begriff man doch einstimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch diese Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der

andern, unterhielten die Wachsamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Lösung eines ewigen Streites. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieses Friedens abzelen; jeder, den man sich selbst erlaubte, geschah zur Aufrechthaltung dieses Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholischen hatten eine angreifende Absicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was sie thaten, machte ihnen die Selbstvertheidigung zur Pflicht. Die Protestanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholischen sich zu versehen hätten, wenn sie das Unglück haben sollten, der unterliegende Theil zu seyn. Die Küsternheit der Protestanten nach den geistlichen Gütern ließ sie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Protestanten war es zu verzeihen, wenn sie zu der Mordlichkeit der Papisten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treulose und barbarische Verhandlungsart, welche man sich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenossen erlaubte, durch die schändliche Ausfucht katholischer Fürsten, sich von den heiligsten Eiden durch den Papst loszusprechen zu lassen, durch den abscheulichen Grundsatz, daß gegen Keger kein Treu und Glaube zu beobachten sey, hatte die katholische Kirche in den Augen aller Mordlichen ihre Ehre verloren. Keine Versicherung, kein noch so fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papisten den Protestanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jesuiten durch ganz Deutschland nur als eine einseitige Conventien abschilderten, der in Rom selbst feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenversammlung, auf welche in diesem Artickeln hingewiesen worden, war unterdessen in der Stadt Trident vor sich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die streitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieser Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Protestanten auch nur beschiedt worden zu seyn. Feierlich waren diese nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräsentanten sich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Vann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der sich auf eine Bedingung stützte, welche der Schlag des Conciliums aufzuheben schien? An einem Schine des Nichts fehlte es also nicht mehr, wenn sich die Katholischen sonst mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an also schützte die Protestanten nichts mehr, als der Respekt vor ihrer Macht.

Weiteres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Erwiesen, an welche Macht das katholische Deutschland sich lebte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der spanischen Macht an die Gränzen Deutschlands gezogen hatte. Wie schnell stancen diese Truppen im Reiche, wenn ein entscheidender Streich sie hier nothwendig machte! Deutschland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für fast alle europäische Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten dangekauft, die der Friede außer Brod setzte. So viel von einander unabhängigen Fürsten war es leicht, Kriegsheere zusammenzubringen, welche sie alldann, ferns aus Gewinnsucht oder aus Parteiligkeit, an fremde Mächte verließen. Mit deutschen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutschen Truppen vertheidigten sie sich. Eine jede solche Truppenwerbung in Deutschland schreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; sie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Gesandter, ein außerordentlicher päpstlicher

Regat, eine Zusammenkunft von Fürsten, jede ungewöhnliche Erscheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So stand Deutschland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauschende Blatt erschreckte.

Ferdinand der Erste, König von Ungarn, und sein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieser bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroischen Geduld, hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt und an den undankbaren Versuch, beide Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verschwendet. Von seinem Neffen, dem spanischen Philipp, im Stiche gelassen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den flegelreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte sich dieser Kaiser sollen in den Sinn kommen lassen, den Religionsfrieden zu verlegen und sein eigenes mühevolltes Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer sich erneuernden Türkensriegs konnte von den sparsamen Beiträgen seiner erschöpften Erbländer nicht bestritten werden; er brauchte also den Bestand des Reichs, und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in einem Körper zusammen. Das ökonomische Bedürfnis machte ihm die Protestanten nicht weniger nöthig als die Katholischen und legte ihm also auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei so sehr widerstrebenden Forderungen ein wahres Riesenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprechen hätte: seine Nachgiebigkeit gegen die Protestanten hatte bloß dazu gedient, seinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der sein sterbendes Angeverschte. Nicht viel glücklicher war sein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umstände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben schelte, um die neue Religion auf den Kaiserthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Protestanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Willigkeit dictirten sie seinem Sohne. Der Enkel biß es theuer, daß er weder die Willigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteste von diesen, Erzherzog Rudolph, erbt seine Staaten und bestieg den kaiserlichen Thron: die übrigen Brüder wurden mit schwachen Anpannen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Rheim, fortführte; doch wurden auch diese schon unter Ferdinand und dem Zweiten, seinem Sohne, mit der übrigen Erbschaft vereinigt. Diese Länder also angenommen, versammelte sich nunmehr die ganze ansehnliche Macht des Hauses Oesterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer schwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menschen hätten erwerben müssen, wenn ihm das Los eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wissenschaften — besonders der Astronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er sich mit einem leidenschaftlichen Gange, der ihn aber zu einer Zeit, wo eine bedenkliche Lage der Dinge die angestrengteste Aufmerksamkeit heischte, und seine erschöpften Finanzen die höchste Sparsamkeit nöthig machten, von Regierungsgeschäften zurückzog und zu einer höchst schädlichen Verschwendung reizte. Sein Geschmaack an der Sternkunst verirrte sich in astrologische Träumereien, denen sich ein melancholisches und furchtbares Gemüth, wie das seinige war, so leicht überläßt. Dieses und eine in Spanien gebrachte Jugend öffnete sein Ohr den schlimmen Rathschlägen der

Jesuiten und den Eingebungen des spanischen Hofes, die ihn zuletzt unumschränkt beherrschten. Von Liebhabereien angezogen, die seines großen Postens so wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrsagungen geschreckt, verschwand er nach spanischer Sitte vor seinen Unterthanen, um sich unter seinen Gemmen und Antiken, in seinem Laboratorium, in seinem Markstalle zu verbergen, während daß die gefährlichste Zwietracht alle Bande des deutschen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung schon anfang an die Stufen seines Thrones zu schlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, versperret; unausgefertigt lagen die dringendsten Geschäfte; die Aussicht auf die reiche spanische Erbschaft verschwand, weil er unschlüssig blieb, der Infantin Isabella seine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichste Anarchie, weil er, obgleich selbst ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römischen König erwählen zu lassen. Die österreichischen Landstände sagten ihm den Gehorsam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriß sich seiner Hoheit, und Böhmen säumte nicht lange, diesem Beispielen zu folgen. Die Nachkommenschaft des so gefürchteten Karls des Fünften schwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Besitzungen an die Türken, den andern an die Protestanten zu verlieren und unter einem furchtbaren Fürstenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen sie zusammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutschlands geschah, was von jeher geschehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiser oder dem Kaiser an einem Kaiserthume fehlte. Gefränkt oder im Stiche gelassen von dem Reichsoberhaupt, helfen die Stände sich selbst, und Bündnisse müssen ihnen die fehlende Autorität des Kaisers ersetzen. Deutschland theilt sich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberstehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen und ein unmächtiger Beschützer der andern, steht müßig und überflüssig zwischen beiden, gleich unfähig, die erste zu zerstreuen und über die andere zu herrschen. Was hätte auch das deutsche Reich von einem Fürsten erwarten sollen, der nicht einmal vermögend war, seine eigenen Glieder gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des österreichischen Geschlechts aufzuhalten, tritt sein eigenes Haus gegen ihn zusammen, und eine mächtige Faction wirft sich seinem Bruder in die Arme. Aus allen seinen Erbstaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiserthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm diese letzte Schande zu ersparen.

Deutschlands schlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieser bedenklichen Epoche, wo nur eine geschmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiser gab. In einem ruhigeren Zeitpunkt hätte der deutsche Staatskörper sich selbst geholfen, und in einer mythischen Dunkelheit hätte Rudolph, wie so viele Andere seines Ranges, seine Wölfe verdeckt. Das dringende Bedürfnis der Tugenden, die ihm fehlten, riß seine Unfähigkeit ans Licht. Deutschlands Lage forderte einen Kaiser, der durch eigene Hülfsmittel seinen Entscheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten und noch dazu Stützen des Papstthums; aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingebracht, und, begünstigt von Ferdinands Bedrücknissen und Maximilians Güt,

Hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei Weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern mit Protestanten besetzt, und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkelnde Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verschleuderte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Christen. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlugen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von diesen Fürsten zu erpressen. Dem Herren- und Ritterstande gestattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlössern. Der unbeschreibene Schwärmerreißer der evangelischen Prediger überdriß dieses von der Weisheit gesteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen sich mehrere derselben in den Landstädten und selbst zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte sich schaarweise zu diesem neuen Evangelium, dessen beste Würge Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider einander so naheliegenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Fiebers vergiftet.

Unter den Erbstaaten des Hauses Oesterreich war Ungarn nebst Siebenbürgen die unsicherste und am Schwersten zu behauptende Besizung. Die Unmöglichkeit, diese beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte schon Ferdinand zu dem unrühmlichen Schritte veranlaßt, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberste Hohen über Siebenbürgen einzugeschieben — ein schädliches Bekenntniß der Unmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Ursache zu haben glaubte, sich über seinen Herrn zu beschweren. Die Ungarn hatten sich dem Hause Oesterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und fordberten trotz aller ständische Rechte, welche von dieser Wahlfreiheit unzertrennlich sind. Die nahe Nachbarschaft des türkischen Reichs und die Leichtgläubigkeit, ungestraft ihren Herrn zu wechseln, bestärkte die Magnaten noch mehr in diesem Troge; unzufrieden mit der österreichischen Regierung, warfen sie sich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von diesen, kehrten sie unter deutsche Hohen zurück. Der hitzige und rasche Uebergang von einer Herrschaft zur andern, hatte sich auch ihrer Denkart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwischen deutscher und ottomanischer Hohen schwebte, schwankte auch ihr Sinn zwischen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder sich fühlten, zu Provinzen einer answärtigen Monarchie herabgesetzt zu seyn, desto unüberwindlicher war ihr Bestreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und so wurde es einem unternehmenden Edelmann nicht schwer, ihre Huldbigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächste türkische Bassa einem Rebellen gegen Oesterreich Scepter und Krone; eben so bereitwillig bekrönte man in Oesterreich einen Andern den

Besiz der Provinzen, die er der Pforte entrißten hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hohen gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere solcher Magnaten, Batthory, Boschkai, Ragoczy, Bethlen, standen auf diese Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche sich durch keine andere Staatskunst erhielten, als diese: sich an den Feind anzuschließen, um ihrem Herrn desto furchtbarer zu seyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle Drei Beherrscher von Siebenbürgen und Ungarn, erschöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um diese beiden gegen die Ueberschwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Factionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerel. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boschkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriff, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle diese Länder in einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erbkönige von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verberben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugeesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erbkönig Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor. Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren und von einer kalten Ruhmbegierde überreizt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen seinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faction die Stimme des ganzen niederländischen Volks zu vernehmen glaubte, erschien auf diesen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entsprach eben so wenig den Wünschen der Brabanter, als seinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er sich aus einer unweisen Unternehmung. Tiefschmerzvoll war seine zweite Erscheinung in der politischen Welt.

Nachdem seine wiederholtesten Aufforderungen an den Kaiser ohne Wirkung geblieben, berief er die Erbkönige, seine Brüder und Vettern, nach Preßburg und pflog sich mit ihnen über des Hauses wachsende Gefahr. Einstimmig übertrugen die Brüder ihm, als dem Ältesten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödsinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen sie ihm die Hand dieses Ältesten und bekleiden ihn mit souveräner Vollmacht, über das gemeine Volk nach Einsicht zu verfügen. Alsobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungarischen Rebellen, und seiner Geschicklichkeit gelangt es, den Ueberrest Ungarns durch einen Frieden mit den Türken und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oesterreichs Ansprüchen auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben so eifersüchtig auf seine landesherrliche Gewalt, als nachlässig, sie zu

behaupten, hält mit der Bestätigung dieses Friedens zurück, den er als einen strafbaren Eingriff in seine Freiheit betrachtet. Er beschuldigt den Erzherzog eines Verständnisses mit dem Feinde und verrätherischer Absichten auf die ungarische Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennütigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Abels versichert und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten und die Waffen in der Hand mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit und jetzt von dem Erzherzoge durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand, Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Verräthung aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zer schneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luther'n das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen; in Böhmen emzündete sich ein Jahrhundert nach Luther'n die Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Secte, welcher Johann Hus die Entstehung gegeben, lebte seitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römischen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Hufsite in beiden Gestalten genoss. Dieses Vorrecht hatte die Vasallische Kirchenversammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmischen Compactaten) Hussens Anhängern zugesandt, und, wiewohl ihm nachher von den Päpsten widersprochen wurde, so führten sie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geseze zu genießen. Da der Gebrauch des Reichs das einzige erhebliche Unterscheidungszeichen dieser Secte ausmachte, so bezeichnete man sie mit dem Namen der Ultraquisten (der in beiderlei Gestalt Communicirenden), und sie giefen sich in diesem Namen, weil er sie an ihr so theures Vorrecht erinnerte. Aber in diesem Namen verbarg sich auch die weit strengere Secte der böhmischen und mährischen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrschenden Kirche abwichen und mit den deutschen Protestanten sehr viel Aehnliches hatten. Bei Weiden machten die deutschen sowohl als die schweizerischen Religionsneuerungen ein schnelles Glück, und der Name der Ultraquisten, womit sie ihre veränderten Grundsätze noch immer zu bedecken mußten, schützte sie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was sie mit jenen Ultraquisten gemein hatten; dem Wesen nach waren sie ganz Protestanten. Voll Zuversicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaisers Toleranz, wagten sie sich unter Maximilian's Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten nach dem Beispiele der Deutschen eine eigene Confession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre

Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen ultraquistischen Kirche auf diese neue Confession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Worte der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

Solange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Tuldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Ein kaiserliches Edict erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Ultraquisten: das Urtheil ihrer Verbannung mußte daher alle böhmische Confessionsverwandte auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich deswegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtag entgegen, aber ohne es umstößen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Compactaten und auf das böhmische Landrecht, worin sich deutlich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Secte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas Anderes, als Schiame, die Gränzen einer neu aufgetommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung Maximilian's und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt seyn wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bei Kollin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des Letztern Verlegenheit stieg aufs Höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszu sehen war, daß sie seine Noth zu Durchziehung ihrer Forderungen mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und, um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte: Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ansprüche zu verziehen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah Dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Verteidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts so sehr fürchtete, als in dieser sflavischen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete diesen nicht, sondern eilte, sich mit dem Erzherzoge, seinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entfagnungsacte überließ er denselben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oesterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als seinen Nachfolger auf dem böhmischen Throne.

Theuer genug hatte sich der Kaiser aus diesem Verdrüßnisse gezogen, um sich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächsten Landtag verwiesen worden; dieser Landtag erschien 1609. Sie

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

forbieten dieselbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiser, ein eigenes Consistorium, die Einrichtung der Prager Akademie und die Erlaubniß, Professoren oder Freiheitsbeschützer aus ihrem Mittel aufzustellen. Es blieb bei der ersten Antwort: denn der katholische Theil hatte alle Entschuldigungen des furchtsamen Kaisers gezeffelt. So oft und in so drohender Sprache auch die Stände ihre Vorstellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der ersten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiser, verabredeten unter sich eine eigenmächtige Zusammenkunft zu Prag, um sich selbst zu helfen.

In großer Anzahl erschienen sie zu Prag. Des kaiserlichen Verbots ungeachtet gingen die Verathschlagungen vor sich und fast unter den Augen des Kaisers. Die Nachgiebigkeit, die er anfangs zu zeigen, bewies ihnen nur, wie sehr sie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Zorn; in der Hauptsache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Trohungen und faßten ernstlich den Entschluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von selbst anzustellen und den Kaiser so lange in seinen Bedürfnissen zu verlassen, bis er diese Verfügung bestätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben sich selbst die Defensoren, die der Kaiser ihnen verweigerte. Jedem aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beschloß, auf das Schwierigste eine militairische Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieses Aufstandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeister angestellt wurde. Dieser Ernst brachte endlich den Kaiser zum Nachgeben, wozu jetzt sogar die Spanier ihm ratheten. Aus Aurcht, daß die aufs äußerste gebrachten Stände sich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majestätsbrief der Böhmen, durch welchen sie unter den Nachfolgern dieses Kaisers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmische Confession, welche die Stände dem Kaiser Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in diesem Majestätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholischen Kirche. Den Ultraquisten, wie die böhmischen Protestanten noch immer fortführen sich zu nennen, wird die Prager Universität und ein eigenes Consistorium zugestanden, welches von dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig ist. Alle Kirchen, die sie zur Zeit der Ausstellung dieses Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, sollen ihnen bleiben, und, wenn sie über diese Zahl noch neue erbauen lassen wollten, so soll Dieses dem Herren- und Ritterstande und allen Städten unverboden seyn. Diese letzte Stelle im Majestätsbrief ist es, über welche sich nachher der unglückliche Streit entspann, der Europa in Flammen setzte.

Der Majestätsbrief machte das protestantische Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die sie durch Standslosigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Mahregeln gewonnen. Dem Kaiser blieb nicht viel mehr, als ein Schatten seiner landesherrlichen Gewalt; in der Person der sogenannten Freiheitsbeschützer wurde dem Geiste des Aufstands eine gefährliche Nahrung gegeben. Böhmens Beispiel und Glück war ein verführerischer Wink für die übrigen Erbstaaten Oesterreichs, und alle schickten sich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpressen. Der Geist der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und, da es vorzüglich die Uneinigkeit zwischen den österreichischen Prinzen war, was die Protestanten so glücklich zu benutzen gewußt hatten, so

eilte man, den Kaiser mit dem Könige von Ungarn zu versöhnen.

Aber diese Versöhnung konnte nimmermehr aufrecht seyn. Die Beleidigung war zu schwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöschlichen Haß gegen Matthias in seinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmische Creyter in eine so verhasste Hand kommen sollte; und die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alledann war Ferdinand, Erzhertzog von Gräg, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den Matthias, von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, versiel er auf den Entwurf, Ferdinand's Bruder, dem Erzhertoge Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Anverwandten der Liebste und der Verdienstlichste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopold's Person schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem Rudolph mehr seine Parteilichkeit und Habsger, als das Beste seines Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber, um dieses Project durchzusetzen, bedurfte es einer militairischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bischof von Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wußte Niemand; aber ein unversehener Einfall, den es aus Abgang des Geldes und ohne Wissen des Kaisers in Böhmen that, und die Ausweichungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld: sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun: sie horten ihn nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjaugung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn gleich einem Gefangenen in seinem eigenen Schlosse bewachte und alle seine Rätke von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Troßloßen in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher Kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, daß er seinem Feinde noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hätte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entlassungsacte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that Dieses mit zerrißener Seele. Alles, auch die er sich am Weissen verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, war er den Hut zur Erde und zerbrach die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph eines seiner Erbkländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteyen, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Kosten der andern zu verbessern oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Creyter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben. Der unbekannte Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf

der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erbländern zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands reg; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Troge und an dem schnellen Stürze des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Eumselfigkeit des Kaisers oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Neglerung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Kaufrecht nicht ohne sie ausmachten, in höchster Instanz entschieden oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses eberrichterliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortbauernenden und stehenden Tribunal, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Weisger zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte stattfand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbewiesenen persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein befolhet, den Vortheil ihres Herrn zu ihrem höchsten Gesetze und das Beste der katholischen Religion, zu welcher sie sich bekannten, zu ihrer einzigen Richtschnur machen mußten — die höchste Justiz über die Reichsstände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwischen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu sprechen nur dem Kammergerichte gebührte, und vor Entstehung desselben dem Fürstenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Aussprüche dieses Gerichtshofs ihren Ursprung verriethen, wenn von katholischen Richtern und von Creaturen des Kaisers dem Interesse der katholischen Religion und des Kaisers die Gerechtigkeit geopfert wurde.

Obgleich alle Reichsstände Deutschlands Ursache zu haben schienen, einem so gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, so stellten sich doch bloß allein die Protestanten, welche er am Empfindlichsten drückte, und unter diesen nicht einmal Alle, als Vertheidiger der deutschen Freiheit auf, die ein so willkürliches Institut an ihrer heiligsten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verlegte. In der That würde Deutschland gar wenig Ursache gehabt haben, sich zu Abschaffung des Kaufrechts und Einsetzung des Kammergerichts Glück zu wünschen, wenn neben dem Ketzern noch eine willkürliche kaiserliche Gerichtsbarkeit stattfinden durfte. Die deutschen Reichsstände würden sich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbessert haben, wenn das Kammergericht, wo sie zugleich mit dem Kaiser zu Gerichte saßen, für welches sie doch das ehemalige Fürstenrecht aufgeben hatten, aufhören sollte, eine nothwendige Instanz zu seyn. Aber in den Köpfen dieses Zeitalters wurden oft die seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, lebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Ablich machte, aber nichts desto weniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, Einige ihres Glaubens in den Stadtrath zu bringen, so forberten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtreigimente, auf einem gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserliche Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Kurfürst Othard zu Köln, geborner Truchseß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutschland auf dieses Verhältniß gerichtet waren, so forberten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Calvinisten, Venuathung für die beleidigte Ehre ihres Hauses, die, solange der Kurfürst ein katholischer Bischof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Kurfürsten, in seinem und ihrer Schwefter Blute diese Ehre zu tilgen, wenn er nicht sogleich allem Umgange mit der Gräfin entsagte oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherstellte. Der Kurfürst, gleichgültig gegen alle Folgen dieses Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt schon geneigt war, oder daß die Reize seiner Geliebten allein dieses Wunder wirkten — er schwor den katholischen Glauben ab und führte die schöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchsten Bedenlichkeit. Nach dem Buchstaben des geistlichen Vorbehalts hatte der

Kurfürst durch diese Apostasie alle Rechte an sein Erbsitz verloren, und, wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geistlichen Vorbehalt durchzusetzen, so war es bei Kurfürstenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchsten Gewalt ein so harter Schritt, und um so härter für einen so zärtlichen Gemahl, der den Werth seines Herzens und seiner Hand durch das Geschenk eines Fürstenthums so gern zu erhöhen gewünscht hätte. Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Kur zu entreißen. Das Beispiel selbst war schon in mehreren geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domcapitularen aus Köln waren bereits Protestanten und auf des Kurfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Kurfürsten zu dem Entschlusse, auch bei veränderter Religion sein Erbsitz beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freiegebung des protestantischen Gottesdienstes in den kölnischen Ländern hatte bei den katholischen Landständen und Domcapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte und aller seiner sowohl geistlichen als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Capitel. Der Kurfürst sammelte eine militärische Macht; die Capitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Kurfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayerischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem großen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am Meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte heraus nehmen dürfen, aus angemessener apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden: wie viel mehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Theile gänzlich gestürzt war und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantische Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ seinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschland zu Freiheit. Wer protestantische Stimmen gegen drei katholische Fürstenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Kurfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen: dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsfürsten den Kurfürsten als den Ihrigen aufzufassen und als einen solchen mit Nachdruck unterstützen ihm zwar Muth zugesprochen und aber nur ein apanagirter Prinz des

pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Kasimir, ein calvinischer Eiferer, hielt ihm Wort. Dieser eilte, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, mit seinem kleinen Heer ins kölnische, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Kurfürst, selbst von dem Nothwendigsten entblößt, ganz und gar ohne Hilfe ließ. Desto schnellere Fortschritte machte der neupöbulirte Kurfürst, den seine bayerischen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs Kräftigste unterstützten. Die Gebhardischen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelassen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt sich noch etwas länger in seinen westfälischen Ländern, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Versuche zu seiner Wiederherstellung gethan, zog er sich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu sterben: das erste Opfer des geistlichen Vorbehalts oder vielmehr der schlechten Harmonie unter den deutschen Protestanten.

An diese kölnische Streitigkeit knüpfte sich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere protestantische Domcapitularen aus Köln, die der päpstliche Bannstrahl zugleich mit dem Kurfürsten getroffen hatte, hatten sich in dieses Bisthum geflüchtet, wo sie gleichfalls Präbenden besaßen. Da die katholischen Capitularen in dem Straßburger Stifte Vedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu gestatten, so setzten sie sich eigenmächtig und gewaltthätig in Besitz, und ein mächtiger protestantischer Anhang unter den Bürgern von Straßburg verdrängte ihnen bald die Ueberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entzogen sich Flucht nach Zabeln, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Capitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unecht erklärten. Unterdeß hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischen Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postulieren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulierten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Capitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hilfe Lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donaumündung einer schwäbischen Reichstadt, ereignete. In dieser katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügten und dem Aergerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche

entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen und eine öffentliche Procession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Procession wiederholte, schritt man zu offener Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthatigkeit; und, als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Commissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge Maximilian von Baiern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die sonst so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge von Baiern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So constitutionwidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deutschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das nördliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgestellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Protestanten benutzten und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, so waren die Calvinisten, als die Schwächern und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeschlossen waren, augenscheinlich in einer nähern Gefahr, und auf sie mußte der erste Streich niederfallen.

Weißes traf in dem pfälzischen Lande zusammen, welche an dem Herzoge von Baiern einen sehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangelischen Ständen wenig Beistand hoffen konnten. Kein deutsches Land hat in so kurzer Zeit so schnelle Religionswechsel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von sechzig Jahren sah man dieses Land, ein unglückliches

Spielwerk seiner Beherrscher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre schwören und diese Lehre zweimal für den Calvinismus verlassen. Kurfürst Friedrich der Dritte war der Augsburgerischen Confession zuerst untreu geworden, welche sein erstgeborener Sohn und Nachfolger, Ludwig, schnell und gewaltsam wieder zur herrschenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calvinisten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und selbst die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwiesen, und auch noch in seinem Testamente verfolgte sie der eifrig evangelische Fürst, indem er nur streng orthodoxe Lutheraner zu Vormündern seines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieses geschwindrige Testament vernichtete Pfalzgraf Johann Kasimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldenen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Kurfürsten (Friedrich dem Vierten) gab man calvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Regerglauben, selbst, wenn es seyn mußte, mit Schlägen, aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Unterthans schließen.

Unter diesem Friedrich dem Vierten war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Neben Dem, daß dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzten sich dieser Vereinigung entgegen, weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern; aber alle diese Versuche schlugen fehl und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu vermehren und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerstreut, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donaumörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. In Anhausen in Franken traten (1608) der Kurfürst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — also Lutheraner mit Calvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die untreuen Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer kaiserlichen Rechte, einander wechselseitig gegen jeden Verleibiger mit Rath und That unterstützen und alle für einen Mann stehen sollten;

daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigeprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Ränderen, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein jedes dazu gegeben, unter sämtliche Glieder vertheilt werden sollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Kurpfalz überlassen, doch mit eingeschränkter Gewalt, zur Verrichtung der Unkosten Vorschüsse gefordert und ein Fonds niedergelegt. Die Religionsverschiedenheit (zwischen Lutheranern und Calvinisten) sollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte sich ungleich anheischig machen müssen, neue Mitglieder anzuwerben. Kurbrandenburg ließ sich bereitwillig fügen; Kurfachsen mißbilligte den Bund. Hessen konnte keine freie Entschliebung fassen; die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenlichkeiten. Aber die drei Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Erwerbung für den Bund, weil man ihres Geldes sehr bedürftig war, und ihr Beispiel von mehreren andern Reichsstädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig geschützt, führten nach geschlossener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürsten Christian von Anhalt ihre gemeinschaftlichen Beschwerden und Forderungen vor den Kaiser, unter denen die Wiederherstellung Donauwörth's, die Aufhebung der kaiserlichen Hofprozesse und die Reformation seines eigenen Regiments und seiner Rathgeber den obersten Platz einnahmen. Zu diesen Vorstellungen hatten sie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiser von den Unruhen in seinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oesterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren und seine böhmische Krone bloß durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichische Succession schon von ferne ein neues Kriegsfieber unbereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschliebungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser Beide; und auf allen Seiten war Zucht und Erbitterung aufs Höchste geflogen. — Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkte mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbsfolge in den jülich-clevischen Landen eröffnen.

Nicht Competenten meldeten sich in dieser Erbschaft, deren Ungetrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeugte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Kurfürst von Sachsen, Albertinischer, und der Herzog von Sachsen, Ernestinischer Linie, behielten sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian der Erste beiden sächsischen Häusern bestätigt hatte. Auf die Ansprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächste Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs

und Neuburgs, und es schien beide Theile gleichmäßig gleich zu begünstigen. Beide Höfe ließen auch sogleich nach Eröffnung der Erbschaft Besitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an und würden ihn wahrscheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Tagwischenkunft des Kaisers, der diesen Rechtsbandel vor seinen Thron ziehen, einstweilen aber die streitigen Länder in Sequester nehmen wollte brachte beide streitende Parteien zu einem schnellen Vergleich, um die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinschaft zu regieren. Umsonst, daß der Kaiser die Landstände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umsonst daß er seinen eigenen Anverwandten, den Erzherrzog Leopold, Bischof von Passau und Straburg, ins Jülichische schickte, um dort durch seine persönliche Gegenwart der kaiserlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte sich den protestantischen Prinzen unterworfen, und die kaiserliche Partei wurde in dieser Hauptpart belagert.

Die jülichische Streitigkeit war dem ganzen deutschen Reiche wichtig und erregte sogar die Aufmerksamkeit mehrerer europäischer Höfe. Es war nicht sowohl die Frage: wer das jülichische Herzogthum besitzen, und wer es nicht besitzen sollte? — die Frage war: welche von beiden Parteien in Deutschland, die katholische oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war: ob Oesterreich abermals in seinen Annahmen durchdringen und seine Länderfucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Annahmen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbschaftstreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich aufseindeten. Die evangelische Union, Holland, England und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Oben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heillosen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen — aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergonnnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Vandalenthum vor Augen, den weber Widerwärtigkeit, noch selbst Geknechtsamuth, die doch sonst alle Leidenschaften mächtig, in einer Brust löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Aragoniers floß. Die österreichische Länderfucht hatte schon seit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden gerissen und in dem Innern seiner vornehmsten Staaten eine gewaltthätige Veränderung bewirkt. Sie hatte die Acker von Pflügern, die Wälder von Künftlern entblüht, um die Länder mit ungeheuren, nie gesehenen Heeresmassen, kaufmännische Meere mit feindseligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäischen Fürsten die Nothwendigkeit auferlegt,

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beschweren und die beste Kraft ihrer Staaten, für die Glückseligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erschöpfen. Für Europa war kein Friede, für seine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, solange es diesem gefährlichen Geschlechte überlassen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieses Welttheils zu stören.

Betrachtungen dieser Art umwölften Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekostet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben diesem Oesterreich angefacht und unterhalten, Frankreich gestürzt hatte? Jeder große Mensch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte diesem Könige für die Dauer des Wohlstandes, worin er Frankreich verließ, solange Oesterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ungefähr brauchte, um sich schnell wieder in einen Körper zusammenzuziehen und in ihrer ganzen Durchbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauflöslich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Ursprung geädelt.

Alle Mächte Europas hatten diese große Auferstehung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennütigen Muth, nach einer solchen Auferstehung sich in Handlung zu setzen. Jeden ohne Unterschied reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. Solange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere als chimärische Pläne, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Plänen eine Rolle für Barbarei, Habguth und Aberglauben hat; und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem ersten Falle hätte Heinrichs bekanntes Project, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer so freigebig gegen dasselbe gewesen ist; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollstreckern seines Projects auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich gewesen wäre, der ihn selbst und seinen Sully bei dieser Unternehmung besetzte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die stärksten Motive, die eine politische Macht nur immer in Handlung setzen können, zu der Rolle vermocht, die sie dabei zu übernehmen hatten. Von den Protestanten im Oesterreich verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Bestrebens schien, die Abwerfung des österreichischen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem spanischen. Dem Papste und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die spanische Tyrannei auf immer von ihrer Halbinsel zu verjagen; für England konnte nichts wünschenswürdiges seyn,

als eine Revolution, welche es von seinem abgesagtesten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieser Theilung des österreichischen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und, weil alle gewannen, so blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verschmähen, weil es durch Oesterreichs Untergang sich selbst wenigstens zweifach gewann und am Mächtigsten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß sie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten sich auszubreiten. Navailles Messerfische retteten Oesterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten.

Die Augen auf einen solchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangelische Union in Deutschland und den Erbfolgestreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigsten Ereignisse mit schnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen protestantischen Höfen Deutschlands geschäftig, und das Wenige, was sie von dem großen politischen Geheimnisse ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein so feuriger Haß gegen Oesterreich besetzte und die Vergrößerungsbegierde so mächtig beherrschte. Heinrichs staatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zusammen, und der mächtige Weistand, woyu er sich anheischig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur festesten Zuversicht. Eine zahlreiche französische Armee, von dem Könige in Person angeführt, sollte den Truppen der Union am Rheine begegnen und zuerst die Eroberung der jülich-clervischen Lande vollenden helfen, alddann in Verbindung mit den Deutschen nach Italien rücken (wo Savoyen, Venedig und der Papst schon einen mächtigen Weistand bereit hielten), um dort alle spanische Throne umzustürzen. Diese siegreiche Armee sollte dann von der Lombardei aus in das Habsburgische Erbtheil eindringen und dort, von einem allgemeinen Aufstande der Protestanten begünstigt, in allen seinen deutschen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das österreichische Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Weistand gehärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kühnlich gedroht hatte, Europas Freiheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, sollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Jülichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich der Vierte hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstände Ursache gegeben werden, diese Rüftung auf sich zu deuten und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten?

Die Raubvölker legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindesland, schrieben sie Brandschatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich Heinrich der Vierte und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur Demjenigen anvertraut werden darf, die Geduld zu verleihen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Vergegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüstung. Das tiefgefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegnenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man überein kam, waren ungefähr dieselben, welche die Union zum Grunde legte, Bischöfe ihre mehren Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich der Herzog Maximilian von Baiern, aber, als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größeren Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstände, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einfließen, als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überaschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Niddischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Niddisch war eng eingeschlossen, und das ganze Württemberg Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein: denn, wer es antreiben sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung befehlen sollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige: neues zuzuschicken, verlangten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich wegen der jülichischen Streifzüge in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausschließlich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus

der gemeinen Casse große Pensionen zulegten, und, vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der eintreffende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzog Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerrann diese vielversprechende Hülfsung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Aufmarschen ihres Zugs und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schifffahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionserwarteten eine runde und feste Erklärung, weissen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimnis ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Gratz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), eben so wenig vermist im Sarge, als wahrgenommen auf dem Thron. Lange, nachdem das Gland der folgenden Regierung das Gland der seintigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken, und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich entseufzte.

Man hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen Thätigkeit dieses Fürsten das Beste hofften; die Protestanten gaben ihm die übrigen, weil sie Alles von seiner Hinsichtigkeit horten. Es ist nicht schwer, diesen Widerspruch zu vereinigen. Jene verließen sich auf Das, was er gezeigt hatte; diese vertheilten nach Dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbesetzung ist immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erste Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich seine härteste Prüfung. Jede alte Beschwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeführt, um sie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung soll mit dem neuen Könige

beginnen. Die großen Dienste, welche ihre Glaubensbrüder in Oesterreich dem Matthias bei seinem Aufbruch geleistet, lebten bei den protestantischen Reichsständen noch in frischer Erinnerung, und besonders schien die Art, wie sich jene für diese Dienste bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muster zu dienen.

Durch Begünstigung der protestantischen Stände in Oesterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu seines Bruders Thronen gesucht und auch wirklich gefunden; aber, von seinen ehrgeizigen Entwürfen hingerissen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben. Diese Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit seines Glücks. Kaum zeigte er sich triumphirend nach dem böhmischen Zuge seinen österreichischen Unterthanen wieder, so wartete schon ein gehorsames Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm seinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geschritten würde, eine uneingeschränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwischen Katholiken und Protestanten und einen völlig gleichen Zutritt der Lektoren zu allen Bedienungungen. An mehreren Orten nahm man sich diese Freiheit von selbst und stellte, voll Zuversicht auf die veränderte Regierung, den evangelischen Gottesdienst eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiser aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verschmäht, die Beschwerden der Protestanten gegen den Kaiser zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen seyn, sie zu heben. Durch einen festen und entschlossenen Ton hoffte er diese Anmaßungen gleich am Anfange niederzuschlagen. Er sprach von seinen erblichen Ansprüchen auf das Land und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine solche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleistet; aber sie hatten bald Ursache gehabt, es zu bereuen. Von diesem Beispiele gewarnt, beharrten die österreichischen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltsam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen sie sogar die Hauptstadt, boten ihre katholischen Mitstände zu einer ähnlichen Widersehung auf und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, sie zogen die protestantischen Reichsfürsten in ihr Interesse und schickten sich in vollem Ernste an, ihr Gesuch mit den Waffen durchzusetzen.

Matthias hatte keinen Anstand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikanische Verfassung dieses Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm selbst, und seine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholischen Welt. In Oesterreich hingegen hatten seine Vorgänger weit größere Souveränitätsrechte ausgeübt, die er, ohne sich vor dem ganzen katholischen Europa zu beschimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung seiner eigenen katholischen Unterthanen auf sich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine streng katholischen Räte, unter denen der Bischof von Wien, Melchior Glesel, ihn am Meisten beherrschte, munterten ihn auf, eher alle Religionen gewaltsam von den Protestanten sich entreißen zu lassen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicherweise betraf ihn diese Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiser Rudolph noch lebte und ein Zuschauer dieses Auftritts war — wo dieser also leicht versucht werden konnte, sich der nämlichen Waffen gegen seinen Bruder zu bedienen, womit dieser über ihn gesiegt hatte — eines Verständnisses nämlich mit seinen

auführerischen Unterthanen. Diesem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mährischen Landstände bereitwillig an, welche sich zwischen den österreichischen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausschuß von beiden versammelte sich in Wien, wo von den österreichischen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die selbst im Londoner Parlament überrascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolphs sollte dem Matthias eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, daß er das Christliche nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich aufs Nachdrücklichste für diese ins Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den türkischen Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, übertrug sie ihn mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürstenrath; und, weil Alles nach der Stimmenmehrheit entschieden wurde, so pflegten die Evangelischen, auch wenn sie noch so sehr unter sich einig waren, gewöhnlich in keine Betheiligung zu kommen. Dieses Vortheils der Stimmenmehrheit wollten sich nun die Katholischen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei sollte es künftig erlaubt seyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach sich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangelische Religion auf dem Reichstage repräsentirt werden sollte, so schien es sich von selbst zu verstehen, daß ihr durch die Verfassung des Reichstags selbst nicht die Möglichkeit abgeschnitten würde, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Beschwerden über die angemessene Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Protestanten begleiteten diese Forderung, und die Vervollmächtigten der Stände hatten Befehl, so lange von allen gemeinschaftlichen Verathschlagungen wegzubleiben, bis eine günstige Antwort auf diesen vorläufigen Punkt erfolgte.

Diese gefährliche Trennung zerriß den Reichstag und drohte, auf immer die Einheit der Verathschlagungen zu zerstören. So aufrichtig der Kaiser gewünscht hatte, nach dem Beispiele Maximilians, seines Vaters, zwischen beiden Religionen eine staatskluge Mitte zu halten, so ließ ihm das jetzige Betragen der Protestanten nur eine bedenkliche Wahl zwischen beiden. In seinen dringenden Bedürfnissen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsstände unentbehrlich; und doch konnte er sich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verschmerzen. Da er in seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern,

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußte einen größern Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber aufs Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und, ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehr mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanden sahen, glaubten sie, daß die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Gehülfe und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Vethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Der auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte, bei allen noch so gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jüdischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Kurhause Brandenburg und dem Pfälzgrafen von Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ehrzeig, welche der Kurfürst von Brandenburg das Unglück hatte seinem Sidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessin von Bayern belebte ihn für diese Avestasse, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Weidem. Um dem Pfälzgrafen zum ausschließenden Besitz der jüdischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Kurfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen, erschienen, aber, wie es schien, bloß, um sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welcher ein unerschöpflicher Fundus lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterthein festen Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholische die Holländer über die Reichsgrenzen hereinbrechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland — nach der westlichen Gegenden waren und Erwartung hingeneigt — und aus Osten Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolphs des Zweiten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeit lang fort, bis in der Person Ferdinands von Gräg ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweite näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt und wurde deswegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsbesitzer besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begannen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden und durch hingeworfene Troh Worte bei den Protestanten ein schlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieses Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen seyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre und nicht durch besondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Besitzer einiger Güter in diesem Königreiche, hatte sich durch Eifer für die protestantische Religion und durch eine schwärmerische Anhänglichkeit an sein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Ultramontanen bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigsten Stellen bahnte. Seinen Tegen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einschmeichelndes Betragen gewann er sich die Herzen der Menge. Ein heißer ungestümer Nevi, der die Verwirrung liebte, weil seine Talente darin glänzten; unbesonnen und tollkühn genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewissenhaft genug, wenn es die Befriedigung seiner Leidenschaften galt, mit dem Schicksale von Tausenden zu spielen, und eben sein genug, eine Nation, wie damals die böhmische war, an seinem Gängelbände zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigsten Antheil genommen, und der Majestätsbrief, den die Stände von diesem Kaiser erpreßten, war vorzüglich sein Verdienst. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Karstein, die böhmische Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs in Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — sich selbst — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrißten ihm naßlich die Aufsicht über das Land, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihm übrig blieb, und fragten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz nicht schlief machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Wüthende nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu gute; bloß für

die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewohnt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstände überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerspruch; die geistlichen, denen eine Erklärung Kaiser Ferdinand's dasselbe streitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieser Erklärung bestritten. Was im Religionsfrieden ein bestritener Punkt war, war ein unbestimmter im Majestätsbriefe: dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlassen. Die Unterthanen geistlicher Landstände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu besitzen, das die Ferdinandische Erklärung den Unterthanen deutscher Bischöfe einräumte; sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieses Klosters angehörte, wurden von den protestantischen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt, und, ungeachtet des Widerspruchs ihres Oberherren und selbst der Mißbilligung des Kaisers, der Bau derselben vollendet.

Unterdeß hatte sich die Wachsamkeit der Defensoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernstlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaisers wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieses Schrittes; man schrieb über Verletzung des Majestätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Nachgier befeelt und durch sein Defensoramt noch mehr aufgefordert, zeigte sich besonders geschäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreisen des Königreichs wurden auf seinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieser gemeinschaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiser aufzusetzen und auf Verlesung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaisers, schon darum von den Ständen sehr übel aufgenommen, weil sie nicht an sie selbst, sondern an seine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geseghwerig und rebellisch, rechtfertigte den Vorgang in Klostergrab und Braunau durch einen kaiserlichen Befehl und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den schlimmen Eindruck zu vermehren, den dieses kaiserliche Schreiben unter den versammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, welcher alle Theilnehmer an dieser Witschrift schwebten, und wußte sie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltsamen Entschlüssen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiser zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt gewesen. Nur von Stufe zu Stufe führte er sie an dieses unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerst auf die Rätthe des Kaisers abzulenken, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiserliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgesetzt und

nur zu Wien unterschrieben worden sey. Unter den kaiserlichen Statthaltern waren der Kammerpräsident Slawata und der an Thurn's Statt zum Burggrafen von Karlstein erwählte Freiherr von Martiniß das Ziel des allgemeinen Hasses. Beide hatten den protestantischen Ständen schon ehemals ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und, was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am Härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hundten in die Messe hegen ließen und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhasste Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23ten Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß und drangen mit Ungehim in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martiniß, Kobowiz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mißgung empfing sie Sternberg; Martiniß und Slawata antworteten trozig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Kobowiz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arm aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martiniß, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Secretair Fabricius, eine Creatur von Weiden, schickte man ihnen nach. Ueber eine so seltsame Art zu exequiren verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigeten sie als einen landüblichen Gebrauch und fanden an diesem ganzen Vorfall nichts Wunderbar, als daß man von einem so hohen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Mißthäuer, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man sich durch diese rasche Execution in der Gnade des Kaisers sehr verbessert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten sich diese, aus Furcht vor einer noch ungewissen Gefahr, eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt, so mußte jetzt die gewisse Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfnis der Sicherheit sie noch tiefer hineinreißen. Durch diese brutale Handlung der Selbsthilfe war der Unentschlossenheit und Neue jeder Rückweg versperrt, und ein einzelnes Verbrechen schien nur durch eine Kette von Verbrechen angefochten werden zu können. Da die That selbst nicht ungeschehen zu machen war, so mußte man die strafende Macht entwaffen. Dreißig Directoren wurden ernannt, den Aufstand gesegmäßig fortzuführen. Man bemächtigte sich aller Regierungsgeschäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königliche Beamten und Soldaten in Pflichten und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmische Nation ergehen, sich der gemeinschaftlichen Sache anzunehmen. Die Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anlagte,

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

werden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschähen zur Aufrechterhaltung der königlichen Macht und der Geseze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeltung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei Weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehemals seinen König und Herrn mitten im Schoße seines Volkes aussuchen und von drei Thronen herunterstürzen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bei einer Unsurvation besetzt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Verteidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen — die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell in einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Theile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieser Art stimmten den Kaiser und seine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Versuchen des Friedens; aber eben in dieser Nachgiebigkeit wollten Andere die Ursache des Übels gefunden haben. Gräberzog Ferdinand von Orlös wünschte dem Kaiser vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmischen Protestanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorsam,“ hieß es, „die Gefesseltigkeit und der Aufruhr seyen immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten seine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Wegen die landesherrliche Gewalt seyen alle Schritte der Regier gerichtet; Außenwaise seyen sie von Trog zu Trog bis zu diesem letzten Angriffe hinauf gestiegen; in Kurzem würden sie auch an die noch übrig übrige Personen des Kaisers greifen. In den Waffen allein sey Hülfe gegen einen solchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieser Seite Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sey der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingelegenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich ersetzen, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren.“ — War es den böhmischen Protestanten zu verdanken, wenn sie sich gegen die Wirkungen solcher Grundsätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronwürger des Kaisers, nicht gegen ihn selbst, der nichts gethan hatte, die Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen, war der böhmische Aufstand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmischen Throne zu verschließen, ergriff man die Waffen schon unter Matthias; doch, solange dieser Kaiser lebte, wollte man sich in den Schranken einer schmeichlichen Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, offen durfte ihnen der Kaiser nicht einmal leiten. Spanien schloß Geld zur Rüstung

her und versprach, Truppen von Stallen und den Niederlanden aus zu schicken. Zum Generalissimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, commandirte unter seinen Befehlen. Ehe sich diese Armee in Bewegung setzte, versuchte der Kaiser den Weg der Güte durch ein vorausgeschicktes Manifest. In diesem erklärte er den Böhmen: „daß der Majestätsbrief ihm heilig sey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschloßen, daß selbst seine jetzige Rüstung ihm durch die ihrige sey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch er sein Heer verabschieden.“ Aber dieser gnädige Brief verfehlte seine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathsam fanden, den guten Willen des Kaisers dem Volke zu verbergen. Anstatt desselben verbreiteten sie auf den Ranzeln und in fliegenden Blättern die giftigen Gerüchte und ließen das hintergangene Volt vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Reye existirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweis, Krumman und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drei Städte, größtentheils katholisch, hatten allein den Muth, bei diesem allgemeinen Abfalle dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schmerzlicher Entschlossenheit erdient er vor Budweis und Krumman und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwinden. Krumman ergab sich ihm, aber von Budweis wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun hing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet und hingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Tode geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausweichungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Feind um Abfalle und den Feind zur Verzeiwung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen verdrängen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Ausflüchte, die sich ihnen aufboten, erheben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und aus Deutschland erdient ihnen in der Person des Grafen von Mansfeld ein eben so unverhofft als tapferer Beschüzer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig zugehört. Neue kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen sahen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volkes wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abgehandelt. Diefem Grundsatz getreu, stärkten sie den Muth der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mansfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernst von Mansfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeit lang mit vielem Ruhme befehligte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste

dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds in Böhmen und im Elsaß gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gekämpft. Aber, unvermerkt für die Grundzüge dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es sügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Allirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren Beistand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mansfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertausend Mann zum Gebrauch und auf Kosten des Herzogs in Deutschland bereit zu halten. Dieses Heer stand eben marschfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen ausbrach, und der Herzog, der gerade jetzt seiner Verstärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieser willkommenen seyn, als ihren Bundesgenossen in Böhmen auf fremde Kosten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mansfeld Befehl, diese viertausend Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmische Bestallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber seiner Rüstung verbergen.

Dieser Mansfeld zeigte sich jetzt in Böhmen und sagte durch Einnahme der festen und kaiserlich gestützten Stadt Pilsen in diesem Königreiche festen Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die schlesischen Stände ihnen zu Hülfe schickten. Zwischen diesen und den kaiserlichen Truppen kam es nun zu wenig entscheidenden, aber desto verheerenderen Gefechten, welche einem ernstlicheren Kriege zum Vorspiele dienten. Um die Lebhaftigkeit seiner Kriegsoperationen zu schwächen, unterhandelte man mit dem Kaiser und ließ sich sogar die angebotene sächsische Vermittelung gefallen. Aber, ehe der Ausgang bewiesen konnte, wie wenig aufrecht man versuhr, raffte der Tod den Kaiser von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz seines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu beissen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? Solange Matthias König war, büßte er für die Unzulänglichkeit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscheret. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eigenen Agnaten unter einem schimpflichen Zwange. Krank und kinderlos, sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegen, der ungeduldig dem Schicksale vorgriff und in des Greises absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen: denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Gräzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben und die ehemalige Größe Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnten und Steyermark, zum Vater, zur Mutter

eine Prinzessin von Baiern. Da er den Ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Baiern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionsseifer seiner Vorfahren; zwischen diesen beiden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge für die Kirche zubereitet, verließ er Väter nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnten und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungsseides die Bestätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Vercetto die Gnade der Jungfrau Maria und zu den Füßen Clements des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Districte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Toleranzacte, welche Ferdinand's Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmäßig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Jüngling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen, Reichsstände, welche das Reformationrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt und die Mißbräuche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Schen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lebenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch und, man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefährvolle Werk zum Erlöschen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber, indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn als ihren gefährlichsten Feind zu rufen. Nichts desto weniger fand das Geschick des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmbaren Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erst, nachdem sie den schlimmen Einfluß seiner Rathschläge auf die Regierung des Kaisers erfahren hatten, wachten ihre Vorsorgnisse auf; und verschiedene handschriftliche Aufsätze von ihm, die ein böser Wille in ihre Hände spielte, und die seine Gesinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchste. Besonders entrüstete sie ein geheimer Familienvertrag

mit Spanien, worin Ferdinand dieser Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verschrieben hatte, ohne die Nation erst zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche sich dieser Prinz durch seine Reformation in Steyermärk unter den Protestanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die schlimmsten Dienste; und besonders zeigten sich einige dahin gestülzte steyermärkische Emigranten, welche ein rascherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geschäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In so wideriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmische Nation, als Kaiser Matthias ihm Platz machte.

Ein so schlimmes Verhältnis zwischen der Nation und dem Throncandidate würde auch bei der ruhigsten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt im vollen Feuer des Aufstands, jetzt, da die Nation ihre Majestät zurückgenommen hatte und in den Zustand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da sie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeistertes Selbstvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichsten Erfolge, durch fremde Weisandversprechungen und schwindlige Hoffnungen zur festen Zuversicht erhoben war. Uebrigens dank des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungehindert. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Ansehen vorhanden, und, wollte sich Ferdinand im Besitze der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit allem Dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen lebte, stand Alles in hellen Flammen. Eschließen war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingegriffen; Wärrn war im Begriffe, diesem Beispiel zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Hülfung der Türken erschreckte alle östlich gelegene Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten hatten sie die Einkünfte im Besitze, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fügten an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernem Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Gesez der Noth unterjocht, den böhmischen Rebellen antatet — alle seine Vorschläge zum Frieden werden mit Uebermuth verschmäht. An der Spitze eines Heers zeigt sich der Graf von Thurn schon in Wärrn, diese einzige noch wankende Provinz zur Entscheidung zu bringen. Die Erscheinung der Freunde gibt den mährischen Protestanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachsend in seinem Laufe, führt der Rebellenstrom in Oberösterreich, wo eine gleichgesinnte Partei ihn mit freudigem Beifall empfängt. Kein Unterschied der Religion soll mehr seyn, gleiche Rechte für alle christliche

Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande gewonnen werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieses suche man auf, und bis nach Jerusalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern sich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo sie ihm nicht mehr sicher waren, nach Tyrol gestülzt; er selbst erwartete in seiner Kaiserstadt den Aufbruch. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenstellen konnte. Diesen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und selbst an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Protestanten, jeden Augenblick bereit, sich an die Böhmen anzuschließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten und zu einer Conföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrogen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamms. „Ferdinand!“ schraubte er ihn an, „wirst du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riefen Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feindeshände; mit Wien war Österreich, mit Österreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als am Einmal Trompetenschall den BurGPLatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechselte Zucht und Erstaunen — ein erschreckendes Geräusch durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele vom Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen. Diese schnelle Veränderung wirkte ein Regiment spanischer Gussbüchse, welches in diesem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, dem Erzherzog zu vertheidigen; bald folgte auch Kupfertschloß nach; viele katholische Bürger, durch diese Erscheinung mit neuem Muth belebt, und die Studierenden selbst ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die so eben aus Böhmen einlief, klangenete seine Errettung. Der niederländische Generl. Boucquoi hatte den Grafen Mansfeld bei Budweis aus Haupt geschlagen und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptstadt zu entsezen.

Und jetzt waren auch die Pässe wieder frei, die der Feind besetzt gehalten. Ferdinand den den Weg nach Frankfurt zur Reichswahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für seinen ganzen Plan wichtig war, den deutschen Thron zu bestreigen, so war es jetzt um so wichtiger, da seine Ernennung zum Kaiser das unverdächtigste und entscheidendste Zeugniß für die Würdigkeit seiner Person und die Gerechtigkeit seiner Sache ablegte und ihm zugleich zu einem Beistande des Reichs Hoffnungen machte. Aber dieselbe Cabale,

welche ihn in seinen Erbstaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei seiner Bewerbung um die Kaiserwürde entgegen. Kein österreichischer Prinz sollte den deutschen Thron mehr besteigen, am Wenigsten aber Ferdinand, der entschlossene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jesuiten. Dieses zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Baiern, und nach der Weigerung desselben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Verbindungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unruhen ließen nichts unversucht, Kurfürsten, welches an das österreichische Interesse geknüpft war, gegen Ferdinand anzunehmen und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privatangelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Kurstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Kurstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entscheidende Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besigungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Nach alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Troß jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17ten August 1619 erklärten sie den Kaiser auf einer Reichsversammlung für einen Feind der böhmischen Religion und Freiheit, der durch seine verderblichen Rathschläge den verstorbenen König gegen sie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben und es zuletzt gar, mit Verspottung ihrer Weltmajestät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verschrieben hatte, aller Ansprüche auf ihre Krone verlustig und schritten ohne Zuthun zu einer neuen Wahl. Da Protestanten diesen Anspruch thaten, so konnte diese Wahl nicht wohl auf einen katholischen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Baiern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangelischen und Reformirten unter einander selbst entzweite, machte eine Zeit lang auch die Wahl eines protestantischen Königs schwer, endlich die Beiläufigkeit und Thätigkeit der Calvinisten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieser Würde in Vorschlag kamen, hatte sich Kurfürst Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetsten Ansprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatinteresse einzelner Stände und die Huneigung des Volks durch so viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden schienen. Friedrich der Fünfte war

von einem freih und aufgeweckten Geiste, vieler Herzengüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutschland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote standen, ein naher Anverwandter des Herzogs von Baiern, ein Sidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterstützen konnte. Alle diese Vorzüge wurden von der calvinistischen Partei mit dem besten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsversammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geschah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich selbst war bei der ganzen Verhandlung zu thätig gewesen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überrascht werden sollen. Dennoch erschreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieser Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte seinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art schwacher Seelen wollte er sich erst durch fremdes Urtheil zu seinem Vorhaben stärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen seine Leidenschaft ansetzte. Sachsen und Baiern, wo er Rath verlangt hatte, alle seine Wittkurfürsten, Alle, welche diese Unternehmung mit seinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er sich stürzte. Selbst König Jakob von England wollte seinem Sidam lieber eine Krone entrißten sehen, als die geheiligte Majestät der Könige durch ein so schlimmes Beispiel verletzen helfen. Aber was vermehrte die Stimme der Klugheit gegen den verführerischen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchsten Kraftäußerung, wo sie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeschlechts von sich stößt, wirft sich ihm eine freie Nation in die Arme; auf seinen Muth vertrauend, wählt sie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beschützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — soll er kleinmüthig seine Furcht bekennen? soll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Oben diese Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Unmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der österreichischen Macht gegen Oesterreich bewaffnet und einen freitbaren Bundesgenossen von Siebenbürgen aus bereit, den schwachen Ueberrest dieser Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen sollten seinen Ehrgeiz nicht wecken? diese Hoffnungen seinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelassenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wagstücks und den geringen Werth des Preises zu zeigen — aber die Aufmunterung sprach zu seinen Sinnen, und die Warnung nur zu seiner Vernunft. Es war sein Unglück, daß die zunächst ihn umgebenden und hörbarsten Stimmen die Partei seiner Leidenschaft nahmen. Diese Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnlust aller seiner pfälzischen Diener ein unermessliches Feld der Befriedigung. Dieser Triumph seiner Kirche mußte jeden calvinischen Schwärmer erhitzen. Konnte ein so schwacher Kopf den Vorspiegelungen seiner Räthe widerstehen, die seine Hülfsmittel und Kräfte eben so unmäßig übertrieben, als sie die Macht des Feindes heruntersetzten? den Aufforderungen seiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatischen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Astrologische Traumereien erfüllten seinen Kopf mit chimärischen Hoffnungen; selbst durch den unwiderstehlichen Mund der Liebe beschränkte

ihn die Verführung. „Könntest du dich vermessen,“ sagte die Kurfürstin zu ihm, „die Hand eines Königs- tochter anzunehmen, und die hängt vor einer Krone, die man freiwillig dir entgegenbringt? Ich will lieber Brod essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schmelgen.“

Friedrich nahm die böhmische Krone. Mit beispiellosem Pompe geschah zu Prag die königliche Krönung; die Nation stellte alle ihre Reichthümer auf ihr eigenes Werk zu ehren. Schlesien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beispiele der Hauptstadt und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Aroblocken war ohne Grenzen, die Kreuze an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutsche Staaten erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich schickte sich nun an, seinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war seine größte Hoffnung gerichtet. Dieser furchtbare Feind Österreichs und der katholischen Kirche, nicht zufrieden mit seinem Fürstenthume, das er seinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hilfe der Türken entziffen hatte, ergriff mit Begierde diese Gelegenheit, sich auf Kosten der österreichischen Prinzen zu vergrößern, die sich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Österreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt stellten beide Heere zusammen. Unterdeffen verbarb Bethlen Gabor, unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsanstalt und versprach voll Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfsleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber fand er als Feind in Oberungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung: Alles unterwarf sich; in Pressburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, jitzte für die Hauptstadt. Giltfertig rief er den General Boncquet zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die böhmische Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftausend Siebenbürgen verstärkt und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie aus Neue, diese Hauptstadt zu überwinden. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, die Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiltig in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweiten Male am Rand des Verderbens. Mangel und raube Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück: zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die seinige durch Saumseltigkeit und schlechte Rathschläge herunterbrachte. Die Städte von Niederösterreich wurden zur Befestigung ihrer Privilegien zur Hülfsleistung gebracht, und die Wäpigen, welche anbleiben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So sah der Kaiser, einem seiner Erblande wieder setzen, und zugleich die Alles in Bewegung gesetzt, sich auszuweiden. Schon bei der Kaisermahl zu ihm durch mündliche Vorstellungen der Kurfürsten und zu München im Namen von Baiern für seine Theilnahme an dem Antheile, den die Union und

böhmischen Kriege nahmen, berührte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen; den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholische Kräfte in Deutschland, durch ihren Ansehensverlust zu gittern; unterlagen sie, so hätte die protestantischen Deutschland, durch ihren Ansehensverlust, die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewegten den Herzog von Baiern und alle Fürsten der Ligne, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Legtern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller zu erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Commando der ligistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen in Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligne mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligne zu einem erklärten Antheile an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitglieedern und Allirten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedeutlichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem erhebenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Baiern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigsten Beschüßers; seine Widersezung bewaffnete die ganze protestantische Partei und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen bestien. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe obnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während das Baiern und die Ligne sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Revenhüller glücklich. Außer einem Voranschuss von 100,000 Reichthalern, welche dem Kaiser zu entrichten waren, ward aber auch ein Anlehen auf die nämliche Summe von den spanischen Niederlanden beschloffen.

Indem man alle katholische Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der protestantischen auf das Nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Vorurtheile zu benehmen, welche die Union ausgebreitet hatte, daß die Rüstung der Ligne darauf abgesehen

sey, ihnen die säcularisirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Kurfürsten von Sachsen, den die Privatversucht gegen die Pfälz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verbrüß, von den Böhmen bei der Königswahl übergegangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Nationalismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rücken flogen, und der römische Antichrist nur dem helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein aufstößiges enges Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Allirten der Pförte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbefonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Wälder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkaltete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, gestreute er in unnützem theatralischem Prunk und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorglosem Leichtsinne bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistande verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichshände fesselte blinde Dürst vor dem Kaiser. Kurfürsten und Hessen-Darmstadt hatte Ferdinand sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Intervention erwartete, hatte dem Kaiser gehuldt, Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschüßeln, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der französischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König Jakob von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand. — So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der Letztern stand unter Maximilians Bahnen bei Donaueschingen versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm unter dem Markgrafen von Ansbach. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältniß beider Reichthümer in Deutschland unwiderruflich feststellen sollte. Als war auf beiden Seiten die Erwartung, als beide

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrößerung der Calvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Calvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faction in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faction der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und Ligue als Mittelsperson dar und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Handeln begeben und den Beistand, welchen sie Friedrich dem Künftigen leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte.“ Maximilians Entschlossenheit und die Dürst, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu geraten, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Baierns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm weit verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo die bedrängten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkannten. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Boucquoi an sich, und diese kaiserlich-bayerische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmische Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her: alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Thore: nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt commandirte, in die Nachbarchaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs und versicherte ihm den Sieg. Nicht dreißigtausend Mann hatte Friedrich beisammen; achtausend hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, zehntausend Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Zähnen stoßen. Ein Einfall des Kurfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfen abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Veruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dort her versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruss gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf Mansfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu stehen. Dem Soldaten, welchem auch das

Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Deere, gab dem Landmanne Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nachseifernng des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzten, als von der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Heiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Baiern und Wallonen vor, und die ungarische Heiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche Hunderte von den Kaiserlichen und Liguisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidene Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschleßen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch seinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Wall herab setzte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von vier und zwanzig Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt in flüchten. Die Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere, und Friedrich seine Krone zurüchließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mansfelds fliegendes Commando stand noch in Pilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Gränze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und raube Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erlangen.

Burn, und die in gleicher Verdamniß mit ihm waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entzichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloß nach Preßlau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; nämlich thaten die Schlesiern und Mähren. Drei Wochen des Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung des Vergangenen anstellte. Viele von denen,

welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Milde, wieder in der Hauptstadt. Aber an einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Commission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und, da Keiner sich meldete, als Hochverräter und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbenen Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und der Raub des Einen den Anderen bereicherte; desto schmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterschied über das ganze Königreich erging. Alle protestantische Prediger wurden des Landes verwiesen; die böhmischen sogleich, etwas später die deutschen. Den Majestätsbrief zerschnitt Ferdinand mit eigener Hand und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsübung gegen die Protestanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche sich der Kaiser gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterlagte er sich gegen ihre politische Constitution, und, indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen größmüthig noch das Recht, sich selbst zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge setzte Ferdinand in den Besitz aller seiner Staaten; ja, er gab sie ihm sogar mit einer größern Gewalt zurück, als sein Vorgänger darin besessen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleistet wurde, und sein Majestätsbrief seine landesherrliche Hoheit mehr beschränkte. Das Ziel aller seiner gerechten Wünsche war also erfüllt, und über alle seine Erwartungen.

Jetzt konnte er seine Bundesgenossen entlassen und seine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, so war's auch die Strafe. Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Leid beruhte auf dem Entschlusse, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand; nie rißte eines Menschen Verblendung so viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Executionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Beschaffenheit seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile zugen, nur in staatsfluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte und von der Reichsconstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke vollreicher Länder, freitbare Armeen, wohlhabende Reichstädte, die Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichstädte, die Herrschaft des Meers und auf

einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistand bewaffnen konnte, so öffneten die Republikken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Kurfürstencollegio drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Kurfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benützen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Eigne in der Scheide halten oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbenuzt blieb der entscheidende Moment, weil es den Mächtigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moriz, der Umfang seiner Länder und das Gewicht seiner Stimme stellten den Kurfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden freireicheren Parteien den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleich bedeutende Grobernung für den Kaiser und für den protestantischen Bund, vermied er sorgfältig sich, an Einen von Beiden ganz zu verhängen und durch eine unwillkürliche Erklärung sich entweder der Loyalität des Kaisers anzuvertrauen oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Hülfe dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangestrichen von dem Schwindel ritterlicher oder religiöser Begeisterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solidern Ruhme nach, das Seine zu kluge zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturm die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Gerettung des Vaterlandes nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergange bloßgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuelt der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundesgenossen täuschte und seiner Versprechungen sweltete — wenn Johann Georg Dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam tückte.

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Kurfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in weit schimpflicheren Fesseln. Was man diesen beiden Fürsten zum Vorwurf machte, hätte dem Kurfürsten von der Pfalz seinen Ruhm und seine Länder gerettet. Nachsichtes Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß französischer Rathschläge und der verführerische Glanz einer

Krone hatten diesen unglücklichen Fürsten zu einem Wagemuth hingeführt, dem weder sein Gemüthe noch seine politische Verfassung gewachsen war. Durch Zertheilung seiner Lande und die schlechte Harmonie seiner Beherrscher wurde die Macht des päpstlichen Hauses geschwächt, welche, in einer einzigen Hand versammelt, den Ausschlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Oben diese Zerstückelung der Lande entkräftete auch das Fürstenhaus Hessen, und die Verschiedenheit der Religion unterhielt zwischen Darmstadt und Kassel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmstadt, der Augsburgerischen Confeßion angethan, hatte sich unter die Flügel des Kaisers geschüchtet, der sie auf Unkosten der reformirten Linie Kassel begünstigte. Während daß seine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut versprigten, zog Landgraf Georg von Darmstadt Sold von dem Kaiser. Aber, ganz seines Absehens werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutschlands Freiheit gegen den furchtbaren Koll zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kassel die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürsten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Grite, der seinen Heldenmuth freiwillig dem schwächlichen Helden brachte und Deutschlands Furten ein Beispiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth sein Entschluß verrieth, so viel Standhaftigkeit zeigte seine Beharrung, so viel Tapferkeit seine Thaten. Mit ruhner Entschlossenheit stellte er sich vor sein künftiges Land und empfing einen Schlag mit Freude, dessen Hände noch von dem Mordende zu Magdeburg rachen.

Landgraf Wilhelm ist es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Ernestinen zur Unvergessenheit zu gehen. Langsam erdient die der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, eiler, unerschütterlicher Mann! Langsam, aber gleichwohl ging er auf. Seine Zeiten kamen wieder, und auf seine Gabel stieg sein Heldengeist herab. Ein tapferes Geschlecht von Fürsten geht herab aus Thüringens Wäldern, durch unsterbliche Thaten das Mitleid zu beschömen, das den Muth von deinem Haupte stieg, durch angedrückte blutige Leidenenyer seinen ärmlichen Schatten zu überleben. Deine Länder konnte der Schwund des Siegers ihnen rauben, aber nicht die patriotische Tugend, wodurch du sie verwickeltest, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert früher, den Thron seines Stuhls machen würde. Deine und Deutschlands Rache schloß ihnen gegen Habsburgs Geschlecht einen heiligen Bogen, und von einer Heldenhand zur andern erbi sich der unbeflegte Stahl. Als Männer verführten sie, was sie als Herrscher nicht vermögen, und überbea einen glorreichen Tod — als die tapfersten Soldaten der Freiheit. In schwach an Vändern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richteten sie fremde Deaner gegen ihn und führten fremde Rabnen zum Siege.

Deutschlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohltat zurückfiel, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche sie kaum einen Werth besaß. Der Reiz von Vändern und Würden erdörte den Muth; Mangel an Vändern machte Helden. Wenn Sachsen, Brandenburg u. A. m. sich schüchtern zurückzogen, so sah man die Anhalt, die Mansfeld, die Prinzen von Weimar u. A. ihr Blut in mörderischen Schlachten verschwenden. Die Herzoge von Kimmern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Württemberg, die Reichsstände in Oberdeutschland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen sich furchtsam dem

Kämpfe mit dem Kaiser und beugten sich murrend unter seine zermalnende Hand.

Oesterreich und das katholische Deutschland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben so mächtigen, als staatsklugen und tapfern Beschützer. Im ganzen Laufe dieses Krieges einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwischen seinem Staatsvortheile und seiner Religion, nie Sklave Oesterreichs, das für seine Größe arbeitete und vor seinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer bessern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholischen Stände, größtentheils geistliche Fürsten, zu untrügerisch, um den Schwärmen zu widerstehen, die der Wohlstand ihrer Länder anlockte, wurden durch einander Opfer des Kriegs und begnügten sich, im Cabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem sie sich im Felde nicht zu stellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oesterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erst in den Händen dieses Fürsten wurde ihre versammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und sein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigen ost- und westindischen Ländern unnatürlich zusammen zwangen, neigte sich schon unter Philipp dem Dritten und Viersten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Gedeih zu einer schnellen Größe geblüht, sah man diese Monarchie an einer langsamen Zehrung schwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die weitindischen Eroberungen hatten Spanien in Armut gestürzt, um alle Märkte Europas zu bereichern, und Wechsel zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten länger mit dem Gedeih, das noch in den Schachten von Peru schlief. Indiens wegen hatte man die spanischen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimärische Project, die französische Thronfolge umzustößen, an einen verunglückten Angriff auf England verschwendet. Aber der Stolz dieses Hauses hatte den Zeitpunkt seiner Größe, der Haß seiner Feinde seine Zuchtbarkeit überlebt, und der Schrecken schien noch um die verlassene Höhle des Löwen zu schweben. Das Mißtrauen der Protestanten ließ dem Ministerium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunst seines Vaters, und bei den deutschen Katholiken bestand noch immer das Vertrauen auf spanische Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Außerliches Gepränge verbergte die Wunden, an denen diese Monarchie sich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil sie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hause und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die spanischen Schattenkönige ihren deutschen Verwandten Gesetze: und es ist erlaubt, zu zweifeln, ob der Philipp, den sie leisteten, der schimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutschen Kaiser denselben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwissenden Vätern und räuberischen Günstlingen Europas Schicksal beschlossen. Aber auch in ihrem tiefsten Verfall mußte ein Macht furchtbar bleiben, die den ersten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus standhafter Politik, doch aus Gewohnheit demselben Staatssysteme unverändert getreu blieb, die grübe Armeen und treffliche Generale besaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, in dem Tölpel der Bananen griff und ihre öffentlichen Gesandten als Nothbrenner zu gebrauchen wußte. Was sie gegen drei Weltgegenden einbrachte, suchte sie gegen Osten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Aufbruch gelang, zwischen den Alpen und

dem adriatischen Meere mit den Erblanden Oesterreichs zusammenzuschließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte sich diese beschwerliche Macht in Italien eingebracht, wo ihr fortgesetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarte Souverains für ihre Besitzungen zittern machte. In der gefährlichsten Lage befand sich der Papst, den die spanischen Vizekönige zwischen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig sah sich zwischen dem österreichischen Tyrol und dem spanischen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwischen eben diesem Lande und Frankreich ins Gebränge. Dabei die wandelbare und zweideutige Politik, welche seit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beachtet wurde. Die doppelte Person, welche die Päpste vorstellten, erhielt sie schwankend zwischen zwei ganz widersprechenden Staatssystemen. Wenn der Nachfolger Petri in den spanischen Prinzen seine langsamsten Söhne, die standhaftesten Vertheidiger seines Stuhls verehrte, so hatte der Fürst des Kirchenstaats in eben diesen Prinzen seine schlimmsten Nachbarn, seine gefährlichsten Gegner zu fürchten. Wenn dem Cisterne keine Angelegenheit näher ging, als die Protestanten vertilgt und die österreichischen Waffen siegreich zu sehen: so hatte der Letzte Ursache, die Waffen der Protestanten zu segnen, die seinen Nachbar außer Stand setzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpste mehr um ihre weltliche Macht oder um ihre geistliche Herrschaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete sich die römische Staatskunst nach der dringenden Gefahr: und es ist bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu bestimmen vermag, als die Begierde, ein längst verlorne wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie sich der Statthalter Christi mit dem österreichischen Hause zum Untergange der Regier, und wie sich eben dieser Statthalter Christi mit eben diesen Regern zum Untergange des österreichischen Hauses verschwürden konnte. Bewundernswürdig verflochten ist der Faden der Weltgeschichte! Was möchte wohl aus der Reformation: was aus der Freiheit der deutschen Fürsten geworden seyn, wenn der Bischof zu Rom und der Fürst in Rom beständig ein Interesse gehabt hätten?

Franreich hatte mit seinem vortrefflichen Heinrich seine ganze Größe und sein ganzes Gewicht auf der politischen Waage Europas verloren. Eine stürmische Vierzehnjährigkeit vernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden trauvollen Regierung. Unrühige Minister, Geschicke der Günst und Intrigue, zerstreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sully's Oekonomie und Heinrichs Sparsamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermagend, ihre erdlichen Gewalt gegen innere Actionen zu bekämpfen, mußten sie es angeben, das große Steuer Europa's zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Turtillabas gegen Deutschland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt seine Volljährigkeit nur an, um seine eigene Mutter und seine protestantischen Untertanen zu bekriegen. Diese, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Ketten gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit angetrieben und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen sich im Staat zu einem eigenen Staat zusammen und bestimmen die feste und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weise Toleranz diesen Bürgerkrieg in der Geburt zu ersticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem

erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Calvinisten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erschoten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erst Michélicu sollte seine Staatskunst wieder hervorruhen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder herunterfiel, vollendete das freigewordene Holland den Van seiner Größe. Noch war der begeisterte Muth nicht verblaßt, der, von dem Geschlecht der *Dranier* entzündet, diese kaufmännische Nation in ein Heldenvolk verwandelte und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderischen Kriege gegen das spanische Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Veltande schuldig waren, braunten diese Republikaner von Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und Dies um so mehr, da Beide gegen den nämlichen Feind stritten, und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete faun gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der notwendigen Selbstverteidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten beßigt sey, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatz entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Sidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Geseßsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel anzufuchen, ließ er die Feinde auf Erden verfallen. Indem er seine Geseßsamkeit anstrenzte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige und verscherte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtiges Regal, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Krieger, Buckingham, spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Gütlichkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Sidam in Deutschland zu Grunde richtete und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, sog dieser blödsinnige Fürst mit glücklichem Wohlgefallen den Weibbrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Am seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der fröhliche Vater rüstete seinen

abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiele aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Kurhut seinem Sidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von Weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohne und nöthigten diesen bald, nach einigen unerheblichen Versuchen jedem Antheile an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Faction in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhme einander zwar bei Weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den europäischen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Christians des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die persönlichen Eigenschaften dieses Fürsten, eine vortreffliche Marine, auserlesene Truppen, wohlbestellte Finanzen und staatskluge Bündnisse vereinigten sich, diesem Staate einen blühenden Wohlstand von innen und Ansehen von außen zu verschaffen. Schweden hatte Gustav Wasa aus der Knechtschaft gerissen, durch eine weise Geseßgebung umgestaltet und den neuerschaffenen Staat zuerst an den Tag der Weltgeschichte hervorgerufen. Was dieser große Prinz nur im rohen Grumerisse andeutete, wurde durch seinen größern Enkel, Gustav Adolph, vollendet.

Beide Reiche, vormalis in eine einzige Monarchie unnatürlich zusammengewungen und kraftlos in dieser Vereinigung, hatten sich zu den Zeiten der Reformation gewaltiam von einander getrennt, und diese Trennung war die Epöche ihres Verfalls. So schädlich sich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwiesen, so nothwendig war den genannten Staaten nachbarliche Freundschaft und Harmonie. Auf beide nützte sich die evangelische Kirche, beide hatten dieselben Meere zu bewachen; ein Interesse hätte sie gegen denselben Feind vereinigen sollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längst getrennten Nationen feindselig zu entzweien. Noch immer konnten die dänischen Könige ihren Ansprüchen auf das schwedische Reich nicht entsagen, Schweden das Andenken der vermaligen dänischen Tyrannei nicht verbannen. Die zusammenstießenden Gränzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelscollisionen in den nördlichen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eines der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papstthume zurück, und dessen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karl, Herzog von Südermannland Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen heldenmüthigen Widerstand, woraus zuletzt ein offener Bürgerkrieg zwischen dem Theim und Nessen, zwischen dem Könige und der Nation sich entzündete. Herzog Karl,

während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismund's lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs Engste zu verbinden und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismund's beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverwesers von dem Rechte der Erstgeburt abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Gustav Adolph, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismund's, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verweigerten. Aber, wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine tote Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt sein, einem eierbrüchigen Herrscher ihre Pflicht anzukündigen und seinen Platz durch einen Würdigeren zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebenzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermachte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Wrabe, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Gemüthsart seines großen Herzens, und sein Entschluß war ansichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber, von Zeit und Umständen gezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugenden gewannen wieder ausschließlich ein Herz, das nicht bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzulassen.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Gräzen angefallen und über den Vater dieses Helden wichtige Vertheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkannte durch weise Anweisungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Väter in ungerechten Kämpfen zu versprützen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die heimsüchtigen Gesinnungen fort, wenn der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ seinen Angriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolph's in ihrer Treue wankend, seine Freunde talsinnig, seine Feinde unverföhllich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die gekündigten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Mürken von der thörichten Hoffnung heilen, den verlorenen Thron wieder zu besitzen. Alle Friedensverschlüsse Gustav's wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Livland und Pommern-Proußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Adolph immer der Erste bereit, die Hand zu bieten.

Dieser schwedisch-polnische Krieg fällt in den Anfang des dreißigjährigen in Deutschland, mit welchem er in Verbindung steht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die schwedische Krone einem protestantischen Prinzen freilich machte, um sich der thätigsten Freundschaft Spaniens und Oesterreichs versichert halten zu können; eine doppelte Verwandtschaft mit dem Kaiser gab ihm noch ein näheres Recht an seinen Schutz. Das Vertrauen auf eine so mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortsetzung eines Kriegs aufmunterte, der sich so sehr zu seinem Nachtheil erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahlerische Versprechungen bei gutem Winthe zu erhalten. Indem Sigismund in Livland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, sah er seinen Bundesgenossen in Deutschland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumschränkten Herrschaft entgegenzueilen — sein Vnner, wenn seine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältnisse mit seinen Niederlagen stieg. Die Festigkeit, mit der er seine chimärische Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die arglistige Politik seines Bundesgenossen, der auf seine Unkosten nur den schwedischen Helden beschäftigte, um desto ungestörter die Freiheit des deutschen Reichs umzustürzen und alsdann den erschöpften Norden als eine leichte Eroberung an sich zu reißen. Ein Umstand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Gustav's Heldengröße, zerriß das Gewebe dieser betrügerischen Staatskunst. Dieser achtjährige polnische Krieg, weit entfernt, die schwedische Macht zu erschöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Aelcherrngenie Gustav Adolph's zu zeitigen, in einer langen Aechtlung die schwedische Heere zu stärken und unvermerkt die neue Kriegskunst in Gang zu bringen, durch welche sie nachher auf deutschem Boden Vnner thum sellen.

Nach dieser notwendigen Digression über den damaligen Zustand der europäischen Staaten sey mir erlaubt, den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Anwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekostet hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Confiscationen in Böhmen und Mähren in seine Hände brachten, würde hinreichend gewesen sein, ihm und seinen Mürken alle Unkosten zu vergüten; aber diese unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jesuiten und seiner Mürklinge zertrömmert. Herzog Maximilian von Baiern, dessen reichem Arme der Kaiser fast allein den Besitz seiner Staaten verankte, der, um seiner Religion und seinem Kaiser zu dienen, einen nahen Verwandten angeworben hatte, Maximilian hatte die geprübeten Ansprüche auf seine Dankbarkeit; und in einem Urauge, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Krieges mit dem Kaiser schloß, hatte er sich ausdrücklich den Betrag aller Unkosten ausbedungen. Ferdinand trübte die ganze Verbindlichkeit, welche dieser Vertrag und jene Dienste ihm auferlegten; aber er hatte nicht Zeit, so mit eigenem Verluste zu erfüllen. Seine Absicht war, den Herzog auf das Glänzendste zu belohnen, aber ohne sich selbst zu berauben. Wie konnte Dieses besser geschehen, als auf Unkosten desjenigen Mürken, gegen welchen ihm der Krieg dieses Recht zu geben schien, dessen Vergeltungen schwer genug abgebildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Ansehen der Gesege zu rechtfertigen? Friedrich mußte also weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieses Erbkern zu verstärken. Bis hieher hatte Ferdinand bloß für seine Existenz gekämpft und keine andere Pflichten, als die der Selbstverteidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er seiner vermeintlichen höhern Pflichten und erinnerte sich an das Gelübde, das er zu Loreto und Rom seiner Generalissima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr seiner Krone und seines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Protestanten war mit diesem Gelübde unvereinbarlich verknüpft. Günstigere Umstände konnten sich zu Erfüllung desselben nicht vereinigen, als sich jetzt nach Endigung des böhmischen Kriegs beisammen fanden. Die protestantischen Länder in katholische Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unübersehblich wichtig waren die Folgen dieser Veränderung für das ganze katholische Deutschland. Zudem er den Herzog von Baiern mit dem Rande seines Verwundten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigennutze ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Cabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses Letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle notwendig machen, erklärte den Kurfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Verleider der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verurteilung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besiegerin des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Baiern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie verteidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hindernisse gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Baierns und der Ligue zu streiten. Das Vertheil der Reichsacht, welches über den Kurfürsten ausgesprochen war, schenkte sogleich alle Reichsstädte von dem Bündnisse hinweg, und die Fürsten folgten bald ihrem Beispiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen sie den Kurfürsten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaisers, schworen die Union ab und gelobten, sie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutschen Fürsten den unglücklichen Friedrich verlassen, Böhmen, Schlesien und während der fürchtbaren Nacht des Kaisers gekniet; ein einziger Mann, ein Glückritter, dessen ganzer Reichthum sein Degen war, Ernst Graf von Mansfeld, wagte es, in der böhmischen Stadt Pilsen der ganzen Macht des Kaisers zu trotzen. Von dem Kurfürsten, dem er seine Dienste gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelassen, unwissend sogar, ob ihm Friedrich seine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeit lang allein gegen die kaiserlichen Stände, bis seine Truppen, von der Noth getrieben, die Stadt Pilsen an den Kaiser verkauften; von diesem Schicksal nicht erschüttert, sah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbefläge anlegen, um die

Truppen an sich zu ziehen, welche die Union verabschiedet hatte. Ein neues, zwanzigtausend Mann starkes Heer entstand in Kurzem unter seinen Fahnen, um so fürchterlicher für alle Provinzen, auf die es sich warf, weil es durch Raub allein sich erhalten konnte. Unwissend, wohin dieser Schwarm stürzen würde, zitterten schon alle benachbarten Fürstthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzoge von Baiern, der als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz einbrang, mußte Mansfeld aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Beirath dem nachziehenden bayerischen General Tilly entsprungen, erschien er auf einmal in der Unterpfalz und übte dort an den rheinischen Fürstthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkischen zugeacht hatte. Während daß die kaiserlich-bayerische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General Amoros Espinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingedrungen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu verteidigen eintauschte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union aus einander gegangen war, der größte Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Gonsalves, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des Espinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenhofs auf, als Mansfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber, aufstach die Spanier aus dieser Provinz zu verreiben, eine dieser über den Rhein, um seinen bedrückten Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Plünderung wurden alle offene Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestört von diesem Zuge, zeigte sich Mansfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

Solang ein solcher Arm für ihn irrt, war Kurfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Ausfichten gingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke geschwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugeesehen hatte, wie sein Oheim die böhmische Krone verlor, erwachte aus seiner Apathie, da es die ganze Existenz seiner Tochter und seiner Enkel galt, und der siegreiche Feind einen Angriff auf die Kurlande wagte. Endlich genug öffnete er jetzt seine Schätze und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch verteidigte, und, als diese darin war, den Grafen von Mansfeld mit Geld und Truppen zu unterstützen. Durch ihn wurde auch sein naher Anverwandter, König Christian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der abstante Stillstand zwischen Spanien und Holland veranlaßte zugleich den Kaiser alles Verstandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles Dieses war die Hülfe, die dem Fürstbischöfen von Siebenbürgen und Ungarn aus erschien. Der Stillstand Wabors mit dem Kaiser war kaum zu Ende, als dieser fürchtbare alte Feind Oesterreichs Ungarn aufs Neue überschwemmte und sich in Presburg um Könige krönen ließ. Reißend schnell waren seine Fortschritte, daß Venetianer Böhmen verlassen mußten, um Ungarn und Oesterreich gegen Wabor zu verteidigen. Dieser tapfere General fand bei der Belagerung von Neubausel seinen Tod; schon vorher war der eben so tapfere Dampierre vor Presburg geblieben. Unausgehalten drang Wabor an die österreichische Gränze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geachtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit diesem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachrücklicher Angriff von deutscher

Seite, während daß Gabor den Kaiser von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfüngen, sich zu erholen.

Friedrich hatte indeß nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, Mansfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mansfeld und der bayerische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn entstanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzusetzen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehens ins Feld rückte und sich mit dem Grafen Mansfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Württemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Eufte daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reibe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Corduba an sich. Aber, indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich Mansfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem bayerischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Auenturier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete, und der Vater seiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er rubig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glückeritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Abentheuern, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener ausführen verweigerte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mansfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Weinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuth getrieben und voll Vegerie, sich auf Reiten der katholischen Geinlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. Gektes Freund und der Kaiser's Feind war der Wahlpruch, den er auf seinen Mäuzen von eingeschmolzenem Kirchenüber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung besudet. Durch Plünderung der niederländischen und westfälischen Stifter sammelte sie Kräfte, die Viehhüter am Ueberfließen zu plündern. Von Freund und Feind dort Vertrieben, näherte sich der Administrator bei der Mainischen Stadt Höchst dem Mainstrome, den er nach einem mörderischen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang streitig machen wollte, passirte. Mit Verluft seines halben Heeres erreichte er das jenfeitige Ufer, wo er den Ueberrest seiner Truppen schnell wieder

sammelte und mit demselben zu dem Grafen von Mansfeld stieß. Verfolgt von Tilly, stürzte sich dieser vereinigte Schwarm zum zweiten Mal über das Elß, um die Verwüstungen nachzuholen, die bei dem ersten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Kurfürst Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als seinen Herrn erkannte und mit seinem Namen sich schmückte, waren seine Freunde geschäftig, ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Ferdinand wollte diesen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingesetzt zu sehen. Voll Arglist und Verstellung, zeigte er sich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeußerste zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der österreichischen Arglist, wie immer, trug durch seine thörichte Geschäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaisers zu unterstügen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von sich legte, wenn er an die Gnade des Kaisers appellirte; und Jakob fand diese Forderung äußerst billig. Auf sein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf seinen einigen wahren Beschützern, dem Grafen von Mansfeld und dem Administrator, den Abschied und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mansfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Küftung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwarfen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für weissen Sache sie trieben. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen Mansfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich Beide nach Vethringen, wo die Ansdweimern ihrer Truppen bis in das innerste Aantreich Schreden verbreiteten. Eine Zeit lang barrierten sie hier vergebens auf einem Herrn, der sie dazun stellen wollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Mearus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Grscheinung den spanischen General so gleich vermachte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland ward dieser schlimmen Gäste bald müde und benahmte den ersten Augenblick von Erhelung, sich ihres gefährlichen Verstandes zu entledigen. Mansfeld ließ seine Truppen in der letzten Provinz Thüringens in neuen Thaten sich nützen. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegelustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hute und die Devise: Alles für Gott und die arf seinen Fahren. Weide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserliche Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mansfeld und Herzog Christian als dem Felde geschlagen, und die pfälzischen Bande von den Truppen der Reichserection überdewonnen. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankfurt den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrete der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch einen Aufstall den Zorn des Kaisers verüben zu dürfen; und ein sogenannter Kurfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Künftig war dieses am Hore des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach allem

Dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Kurfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Kurfürst ohne Land und Volk konnte den Kurhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog von Baiern um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Nachbegierde und dem Religionshaffe des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten Beide von der Dankbarkeit und dem Religionsbeifer des bayerischen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälzischen Kurwürde an Baiern, der katholischen Religion das entschiedenste Uebergewicht im Kurfürstenrathe und ein bleibender Sieg in Deutschland versichert.

Dieses Legte war genug, die drei geistlichen Kurfürsten dieser Erneuerung günstig zu machen; unter den protestantischen war nur die einzige Stimme Kurpfalzens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiser ein Recht freitritt machen, ohne welches er sein eigenes an den Kurhut dem Zweifel aussetzte? Einem Kurfürsten zwar, den seine Abkunft, seine Würde und seine Macht an die Spitze der protestantischen Kirche in Deutschland stellten, hätte, wie es schien, nichts heiliger seyn sollen, als die Rechte dieser Kirche gegen alle Angriffe der katholischen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht sowohl, wie man das Interesse der protestantischen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, sondern welcher von zwei gleich heftigen Religionen, der calvinischen oder der päpstlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich schlimmen Feinden man die pfälzische Kur zusprechen sollte; und im Ueberdriebe zwischen zwei entgegengefesten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaffe und dem Privatneigen den Ausschlag heimzustellen. Der gewohnte Beschützer der deutschen Freiheit und der protestantischen Religion ermunterte den Kaiser, über die pfälzische Kur nach kaiserlicher Machtvollkommenheit zu verfügen und sich im Geringsten nicht irren zu lassen, wenn man von Seiten Kurpfalzens, der Form wegen, sich seinen Maßregeln entgegensetzen sollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit seiner Einwilligung zurückhielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belohnung Baierns mit der pfälzischen Kur hörte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Kurfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Kauffig einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlcapitulation beschworen, den Herzog von Baiern zu Regensburg feierlich mit der pfälzischen Kur, doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen müßten. Dieser unglückliche Kurfürst sah sich jetzt unwiderwärtlich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdamnte, zuvor gehört worden zu seyn: eine Ungerechtigkeit, welche die Geseze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und, da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche

wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Cardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tiefgesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß. Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stützte zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins und Oesterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte, die Engenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mansfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem vernünftigen Aelzuge aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Veltlens in Wäbren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorige, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiser geendigt. Die Union war nicht mehr, kein protestantischer Aurführer mehr unter den Waffen, und an den Gräben von Niederdeutschland stand der bayerische General Tilly mit einem siegeswobnten Heere auf protestantischem Boden. Die Bewegungen Herzog Christian von Braunschweig hatten ihn nach dieser Wegeg und einmal schon in den niederländischen Kreis gezogen, wo er Vervinstadt, den Waffenplatz des Arminutators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, diesen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, sollte auch noch jetzt seinen Aufenthalt auf diesem Boden rechtfertigen. Aber Mansfeld und Christian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlassen, und die Armee des Grafen Tilly sah weit und breit keinen Feind mehr. Warum belästigte sie noch das Land, in dem sie stand?

Schwer ist es, aus dem Geschrei erhabter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterscheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligne sich nicht entwaffnete. Das vereitigte Arohleben der Katholiken mußte die Verstärkung vermehren. Der Kaiser und die Ligne standen gewaffnet und siegreich in Deutschland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerstand leisten konnte, wenn sie einen Versuch wagen sollten, die protestantischen Stände anzuhalten oder gar den Religionsfrieden umzuwerfen. Wenn Kaiser Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, seine Siege zu mißbrauchen, so mußte die Wehrlosigkeit der Protestanten den ersten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Jügel für einen Kurfürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte

und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entzogen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlorenen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingelegenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und, der Kirche zu dem Ihnigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefährlichen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'sche Heer in Niederachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eile bewaffnete sich der niedersächsisch-kreis. Außerordentliche Kriegskosten wurden erhoben, Truppen geworben, und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Nordens und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das körperliche Interesse der Religion und der Staatsseligkeit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begrenzen. Christian der Vierte, König von Dänemark, säßte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheil an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze baltische Küste war von dem Namen Gustav Adolfs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und, je mehr Verheeren er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie seinem benachbarten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitbewerber zu überbieten. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst seinen Fuß breit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Lütland, durch welche Länder er sich nach einer verlorenen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulassen, eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hatte er in Kurzem ein sechzigtausend Mann starkes Heer auf Heer-Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Weisheit, welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte

schmeichelte er sich, diesen Krieg in einem Selbstzuge zu endigen.

Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichsten Anstrengungen des Kreises und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Gemahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Rheinstroms und bemächtigte sich aller Pässe bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriff auf Münden und seinem Uebergange über den Strom überichwemmte er das Fürstenthum Kalenberg und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am rechten Ufer der Weiser agierte der König und verbreitete sich in den braunschweigischen Landen. Aber durch zu starke Detachements hatte er sein Hauptheer geschwächt, daß er mit dem Ueberreste nichts Sicheres ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit seines Gegners bewußt, vermied er eben so sorgfältig eine entscheidende Schlacht, als der liquidische Aelober sie suchte.

Bisher hatte der Kaiser bloß mit den Waffen Baierns und der Vique in Deutschland geschritten, wenn man die spanisch-niederländischen Hülfsvölker ansieht, welche die Unterthat überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberster der Reichsrecrutation, und Tilly, der sie befehligte, war ein bairischer Diener. Auf seine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiser den Waffen Baierns und der Vique zu danken: diese hatten also sein ganzes Glück und Ansehen in Händen. Diese Abhängigkeit von dem guten Willen Baierns und der Vique vertug sich nicht mit den weit aussehenden Entwürfen, denen man nach einem so glänzenden Anfange am kaiserlichen Hefe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Vique sich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaisers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befehigt war, so wenig war zu erwarten, daß sie diese Bereitwilligkeit auch auf die kaiserlichen Eroberungspläne erstrecken würde. Der, wenn sie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen bezog, so war zu fürchten, daß sie mit dem Kaiser nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für sich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine ansehnliche Heeresmacht, von ihm selbst aufgestellt, konnte ihn einer rückenden Abhängigkeit von Baiern überheben und ihm seine bisherige Ueberlegenheit in Deutschland baupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiserlichen Vant. viel zu sehr erschöpft, um die unermesslichen Kosten einer solchen Kriegserüstung bestreiten zu können. In diesen Umständen konnte dem Kaiser nichts willkommener seyn, als der Antrag, womit einer seiner Officiere ihn überraschte.

Graf Wallenstein war es, ein verdienter Officier, der reichste Goelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient und sich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Ruhmlichste ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberster beizugehört und nachher als Generalmajor eine ungarische Armee in Mähren geschlagen. Die Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Diensten gleich,

und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmischen Aufbruch confiscirten Güter war seine Belohnung. Im Besitz eines unermesslichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erbot er sich, für den Kaiser, auf eigene und seiner Freunde Kosten, eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden, ja selbst die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiser zu ersparen, wenn ihm gestattet würde, sie bis auf fünfzigtausend Mann zu vergrößern. Niemand war, der diesen Vorschlag nicht als die himmlische Geburt eines brausenden Kopfes verachtete — aber der Versuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Versprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreise in Böhmen zu Winterplätzen und fügte die Erlaubnis hinzu, Officiersstellen zu vergeben. Wenige Monate, so standen zwanzigtausend Mann unter den Waffen, mit welchen er die österreichischen Gränzen verließ; bald darauf erschien er schon mit dreißigtausend an der Gränze von Niederböhmen. Der Kaiser hatte zu der ganzen Ausrüstung nichts gegeben, als seinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Aussicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer unter seine Fahnen, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich jetzt, Regimenter für Oesterreich aufzustellen.

Jetzt also — zum ersten Mal in diesem Kriege — erschien eine kaiserliche Armee in Deutschland: eine schreckenvolle Erscheinung für die Protestanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholischen. Wallenstein hatte Befehl, seine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen und in Gemeinschaft mit dem bayerischen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber, längst schon eifersüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeugte er keine Lust, die Lorbeern dieses Feldzugs mit ihm zu theilen und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der seinigen zu verlieren. Sein Kriegssplan unterstützte zwar die Operationen des Ketzern, aber ganz unabhängig von denselben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfnisse seines Heeres bestritt, so mußte er das feindliche in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldhern zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Expreffungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja, wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen von Mansfeld, den er bisher verungelugt hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mansfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschaffte die Wallensteinische Macht an der Elbe und verhiinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König anzugreifen. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber, von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen und mit einem Verluste von dreitausend Todten seinen

Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mansfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzubringen und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der österreichischen Staaten zu versetzen. Da die kaiserlichen Erblande gegen einen solchen Feind unvertheiligt waren, so erhielt Wallenstein schleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu lassen, um Mansfeld den, wo möglich, den Weg durch Schlesien zu verlegen.

Die Diversion, welche den Wallensteinischen Truppen durch Mansfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil seines Heeres in das Westfälische zu schicken, um dort die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen. Dies zu verhinbern, verließ Tilly eilig den Weserstrom; aber die Bewegungen Herzog Christlans, welcher Miene machte, durch Hessen in die liguistischen Länder einzubringen und dahin den Krieg zu versetzen, riefen ihn aufs Schnellste wieder aus Westfalen zurück. Um nicht von diesen Ländern abgeschnitten zu werden und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Hessen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte sich Tilly eiligst aller haltbaren Plätze an der Werra und Zula und versicherte sich der Stadt Münden am Eingange der heffischen Gebirge, wo beide Ströme in die Weser zusammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüssel zu Braunschweig und Hessen, und hatte Northeim daselbe Schicksal zugebracht, welches aber zu verhindern der König mit seiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er diesen Ort mit allem Nöthigen versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, suchte er sich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguistischen Länder zu eröffnen. Schon war er Tuderstadt vorbei; aber durch schnelle Märsche hatte ihm Graf Tilly den Vorprung abgewonnen. Da die Armee des Ketzern, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmügel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Warzenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsausübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldhern errufen. Schützigen Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition gingen verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Plage, gegen viertausend von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amtshaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloß mit seiner Reiterei und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schwächern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber, indem er in alle haltbare Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstromes mächtig, verbreiteten sich über

die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein einbrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mansfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlessien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand und auf eine mächtige Diverſion in Niedersachsen, hatte Gabor aus Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diverſion brachte ihm jetzt Mansfeld die ganze Wallensteinische Macht mit und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Ueber-einkimmung unter den protestantischen Fürsten erlößte Gabor's Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entleiben. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mansfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz außer Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mansfeld Geschütz und Heergeräthe und ließ seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara überreichte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schiffsalegenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallenstein's ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den ligistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle feste Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen, der zerstreut, von Deutschland aus seine Hülfе, von England wenig Trost, seine Bundesgenossen in Niedersachsen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Hessen-Kassel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Rulthe gezwungen, der dänischen Allianz zu entsagen. Wallenstein's furchtbare Erscheinung vor Berlin brachte den Kurfürsten von Brandenburg zur Unterwerfung und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Kurfürsten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiserlichen Truppen überschwemmt,

beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutsche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheiligt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verlust aller Würden und Länder nach sich zog. Und doch war alles Dies nur das Vorſpiel ſchreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen sollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenstein seine ausschweifenden Versprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mansfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf seinen Meister. Dem Grundsätze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, hatte Mansfeld und Herzog Christian mit den Brandschatzungen, die sie von Freund und Feind ohne Unterschied erpreßten, die Bedürfnisse ihrer Truppen bestritten; aber diese räuberische Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unsicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten sie sich durch wachsame und erbitterte Feinde sehen, von einem Ende Deutschlands zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheiligte. Hatten Mansfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was mußte sich dann nicht aufrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war, — wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreiche genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen, — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die Straflosigkeit versicherte, — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche und an der Spitze eines überlegenen Heeres denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteuerer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getrene konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verbanderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaisers, und er konnte mit allen Territorien wie mit seinen Erblanden schalten. Allgemein war das Geschrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaisers; aber man war vor der Selbstsuche der gemißhandelten Fürsten sicher, solange sie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte sich zwischen dem Kaiser, der seinen Namen zu diesen Graueln gab, und dem Feldherrn, der seine Vollmacht überschritt — offenbar die Autorität seines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiser nahm man den Weg, um gegen seinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber, sobald er sich durch seine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenstein auch den Gehorsam gegen den Kaiser abgeworfen.

Die Erschöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrscheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenstein fort, die kaiserlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttausend Mann, zu verstärken. Obersten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verschwendung an seine Creaturen (nie schenkte er unter tausend Gulden),

unglaubliche Summen für Bestechungen am Hofe des Kaisers, um dort seinen Einfluß zu erhalten — alles dieses, ohne den Kaiser zu beschweren. Aus den Brandschagungen der niederdeutschen Provinzen wurden alle diese unermesslichen Summen gezogen; kein Unterschied zwischen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpressungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausschweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, so hätte Wallenstein in einem siebenjährigen Commando sechzigtausend Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutschlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpressungen, desto mehr Vorrath für seine Heere, desto stärker also der Zulauf zu seinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen schwellen an, indem alle Länder welken, durch die sie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klagggeschrei der Fürsten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen selbst setzte ihn in den Stand, alle Folgen desselben zu verlagern.

Man würde dem Kaiser Unrecht thun, wenn man alle die Ausschweifungen seiner Armeen auf seine Rechnung setzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er seinem Feldherrn alle deutsche Staaten zum Raube gab, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er selbst bei einem so unumschränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger sich das Band zwischen der Armee und ihrem Führer zusammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, desto mehr mußte es zwischen Beiden und dem Kaiser erschlaffen. Zwar geschah Alles im Namen des Ketzern; aber die Majestät des Reichsoberhauptes wurde von Wallenstein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutschland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundsatz dieses Mannes, die deutschen Reichsfürsten sichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwischen diesen Fürsten und dem Reichsoberhaupt zu zerbrechen und das Ansehen des Ketzern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiser die einzige gesetzgebende Macht in Deutschland, wer riichte alsdann hinauf an den Bezir, den er zum Vollzieher seines Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber, eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Meßlenburg zum einseitigen Untervasall für sich verlangte, bis die Geldvorschuße, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich, um seinem General einen Vorzug mehr vor dem kaiserlichen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenstein nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten gesehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft

hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil, um eine Creatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Wald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hansestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseit des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reiches zu verfolgen und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen Beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Kette zu umgeben. Wenn Dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nämlichen Plan zu besorgen. Festungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Uebersahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Diese Stadt, die sechste des hanseatischen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigsten Privilegien, und, völlig außer alle Verbindung mit Dänemark, hatte sie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entferntesten Antheil genommen. Aber weder diese Neutralität, noch ihre Privilegien konnten sie vor den Anmaßungen Wallenstein's schützen, der seine Absicht auf sie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieses Generals, kaiserliche Besatzung anzunehmen, hatte der Magistrat von Stralsund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch seinen Truppen den arglistig verlangten Durchmarsch verweigert. Jetzt schickte Wallenstein sich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordische Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralsund bei seiner Unabhängigkeit zu schützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinschaftliche Gefahr besiegte endlich die Privateifersucht, welche schon längst beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) versprachen sie einander, Stralsund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten und gemeinschaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Absicht in der Ostsee erscheinen würde. Christian der Vierte warf sogleich eine hinreichende Besatzung in Stralsund und stärkte durch seinen persönlichen Versuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsschiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiserlichen Feldherrn zu Hülfe schickte, wurden von der dänischen Flotte in Grund gebohrt, und, da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abschlug, so hatte der kaiserliche Generalissimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuschließen.

Nichts scheint abentheuerlicher zu seyn, als einen Creplag, der aufs Vortrefflichste besetzt war, erobern zu wollen, ohne seinen Hafen einzuschließen. Wallenstein, der noch nie einen Widerstand erfahren, wollte

nun auch die Natur überwinden und das Unmögliche befeigen. Stralsund, von der Seeseite frei, fuhr ungehindert fort, sich mit Lebensmitteln zu versehen und mit neuen Truppen zu verstärken; nichts desto weniger umzingelte es Wallenstein zu Lande und suchte durch prahlerische Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu ersetzen. „Ich will,“ sagte er, „diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden.“ Der Kaiser selbst, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er sich keinen rühmlichen Ausgang versprach, ergriff mit Begierde die scheinbare Unerwürdigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralsunder, seinem Generale den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenstein verachtete diesen Befehl und fuhr fort, den Belagerten durch unablässige Stürme zuzusetzen. Da die dänische Besatzung schon stark geschmolzen, der Ueberrest der rastlosen Arbeit nicht gewachsen war, und der König sich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an diese Stadt zu wagen, so warf sich Stralsund, mit Christians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der dänische Commandant verließ die Festung, um einem schwedischen Platz zu machen, der sie mit dem glücklichsten Erfolge vertheidigte. Wallensteins Glück scheiterte vor dieser Stadt, und zum ersten Male erlebte sein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verluste von zwölftausend Todten seinem Vorhaben zu entsagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er diese Stadt gesetzt hatte, den schwedischen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwischen Gustav Adolph und Stralsund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutschland nicht wenig erleichterte.

Wie bisher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaisers begleitet, und Christian der Vierte, in Deutschland überwunden, mußte sich in seinen Zufällen verbergen; aber die Lücke setzten diesen Eroberungen eine Gränze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, sondern setzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am Meisten hatte man von der Vereinigung beider nordischen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn sie Bestand hatte, dem Kaiser und seinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Ostsee eine Rolle zu spielen oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Geling es aber, die Sache dieser beiden Fürsten zu trennen und sich der Freundschaft des dänischen Königs insbesondere zu versichern, so konnte man die einzelne schwedische Macht desto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmischung fremder Mächte, aufrührerische Bewegungen der Protestanten in seinen eigenen Staaten, die ungeheuren Kosten des bisher geführten Kriegs und noch mehr der Sturm, den man im ganzen protestantischen Deutschland im Begriff war zu erregen, stimmten das Gemüth des Kaisers zum Frieden, und aus ganz entgegengesetzten Gründen beifizierte sich sein Feldherr, diesen Wunsch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünschen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatstandes herunterstürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch diesen einseitigen Frieden die Verwirrung verlängern. In Freundschaft Dänemarks, dessen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für seine weit aussehenden Entwürfe sehr wichtig, und er beschloß, selbst mit Hinterrückung der Vortheile seines Herrn, sich diesen Monarchen zu verpflichten.

Christian der Vierte hatte sich in dem Vertrage von Rappenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung keinen einseitigen Frieden mit dem Kaiser

Desen ungerachtet wurde der Anirag, den

ihm Wallenstein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congresse zu Lübeck (1629), von welchem Wallenstein die schwedischen Gesandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausdruckter Geringschätzung abwies, wurden von kaiserlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, sich in die Angelegenheiten Deutschlands fernern nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holstein gestattete, sich der niederdeutschen Stifter unter keinem Namen mehr anzumachen und die mecklenburgischen Herzoge ihrem Schicksale zu überlassen. Christian selbst hatte diese beiden Fürsten in den Krieg mit dem Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht die unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bairischen Kurwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplatz.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Trübsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habgucht seiner Feldherren hatten alle Gränzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mansfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichen Heerschaaren Tillys und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet und senkte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen banat war, die seiner warteten. Aber unglücklicherweise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege gehen; die Protestanten wollten nicht jähmer daraus gehen — der Kaiser, anstatt beide Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und so stürzte Deutschland aufs Neue in die Schrecken eines entsetzlichen Kriegs.

Schon seit Einzigung der böhmischen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in seinen Erbstaaten angefangen; wobei jedoch aus Rücksicht gegen einige evangelische Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche seine Feldherren in Niederdeutschland erröckten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Protestanten in seinen Erbländern wurde, diesem Entschlusse gemäß, angefündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entsagen — eine bittere, schreckliche Wahl, welche die fürchterlichsten Empörungen unter den Landlenten in Oesterreich erregte. In den pfälzischen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienst aufgehoben, und die Lehrer dieser Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Diese Neuerungen waren nur das Vorspiel zu größern. Auf einem Kurfürstencollect zu Wühlhausen forderten die Katholiken den Kaiser auf, alle seit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Protestanten eingezogene Erzbiöthümer, Biöthümer, mittelbare und unmittelbare Abteien und Klöster wieder an die katholische

Kirche zurückzubringen und dadurch die katholischen Stände für die Verluste und Bebrückungen zu entschädigen, welche sie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem so streng katholischen Fürsten, wie es Ferdinand war, konnte ein solcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch schien es ihm zu frühe, das ganze protestantische Deutschland durch einen so entscheidenden Schritt zu empören. Kein einziger protestantischer Fürst war, dem diese Zurückforderung der geistlichen Stifter nicht einen Theil seiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derselben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken bestimmt hatte, hatte man sie zum Nutzen der protestantischen Kirche verwendet. Mehrere Fürsten dankten diesen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterschied mußten durch die Zurückforderung derselben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede sprach ihnen das Recht an diese Stifter nicht ab, obgleich er es eben so wenig außer Zweifel setzte. Aber ein langer, bei Vielen fast ein Jahrhundert langer West, das Stillschweigen von vier bisherigen Kaisern, das Gesetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Vorfahren einen gleichen Antheil mit den Katholischen zusprach, konnte als ein völli-gültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluste, den sie durch Zurückgabe dieser Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unübersehblichen Verwirrungen, welche die Folge davon seyn mußten, war Dies kein geringer Nachtheil für sie, daß die wiederereingesetzten katholischen Bischöfe die katholische Partei auf dem Reichstage mit eben so viel neuen Stimmen verstärken sollten. So empfindliche Verluste auf Seiten der Evangelischen ließen den Kaiser die heftigste Widersezung befürchten, und, ehe das Kriegsgewitter in Deutschland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Kurfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Württemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher einge-zogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallenstein'sche Truppen jetzt überschwemmt. Zufälligerweise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absezung Christian Wilhelms, eines Brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischöfe und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Capitol zu Magdeburg, einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen zum Erzbischöfe zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemessener Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich, als der Lübeck'sche Friede den Kaiser von Seiten Dänemarks außer aller Furcht gesetzt hatte, die Protestanten in Deutschland gänzlich darniederzuliegen schienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und bringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das

durch so viel Unglück berückte *Restitutionsedict* (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholischen Kurfürsten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange spricht er sich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, dessen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelt kaiserlicher Machtvollkommenheit zu erklären und als oberster Schiedsmann und Richter zwischen beide streitende Parteien zu treten. Dieses Recht gründete er auf die Obervanz seiner Vorfahren und auf die ehemals geschehene Einwilligung selbst protestantischer Stände. Kurfürsten hatte dem Kaiser wirklich dieses Recht zugestanden; jetzt ergab es sich, wie großen Schaden dieser Hof durch seine Anhänglichkeit an Oesterreich der protestantischen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Wuchstabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwist beider Religionsparteien es genugsam bezeugte, so konnte doch auf keine Weise der Kaiser, der entweder ein katholischer oder ein protestantischer Reichsfürst und also selbst Partei war, zwischen katholischen und protestantischen Ständen einen Religionsstreit entscheiden — ohne den wesentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn, ohne die Freiheit des deutschen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieses angemessenen Rechts, den Religionsfrieden ausulegen, gab Ferdinand die Entscheidung: „daß jede nach dem Datum dieses Friedens von den Protestanten geschehene Einziehung sowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieses Friedens zuwiderlaufe und als eine Verlesung desselben widerrufen sey.“ Er gab ferner die Entscheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholischen Landesherrn auflege, protestantischen Unterthanen etwas mehr als freien Abzug aus seinen Landen zu bewilligen.“ Diesem Anspruche gemäß wurde allen unrichtmässigen Besitzern geistlicher Stifter — also allen protestantischen Reichsständen ohne Unterschied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieses unrechte Gut an die kaiserlichen Commissarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer standen auf der Liste; außer diesen eine unübersehbliche Anzahl von Klöstern, welche die Protestanten sich zugeeignet hatten. Dieses Erict war ein Donner Schlag für das ganze protestantische Deutschland: schrecklich schon an sich selbst durch Das, was es wirklich nahm, schrecklicher noch durch Das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt sahen es die Protestanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiser und der katholischen Ligue beschlossen sey, und daß der Untergang deutscher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorstellung wurde geachtet, die Commissarien wurden ernannt, und eine Armee zusammengezogen, ihnen Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geschlossen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Ebenso mußte der Herzog von Württemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelische Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande begünstern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fing ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deswegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edicts noch ein Jahr lang zu zögern, und Dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der

schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Kurfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beizuhohnte (1630), sollte nun mit allem Ernste an der gänzlichen Vernichtung Deutschlands und an Hebung aller Veschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder derselben durch Ertheilung der Kurwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Befehlgeber in Deutschland zu spielen und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Kurfürst von Baiern durch den kaiserlichen Feldherrn auf Einmal entbehrlich gemacht und seine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Ansehen der Ligue verschwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte seiner Siege zu ernten und alle seine vergangenen Dienste in Vergessenheit zu stürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, dessen süßester Triumph war, dem Ansehen der Fürsten Hohn zu sprechen und der Autorität seines Herrn eine verhasste Andeutung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Kurfürsten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiser und voll Mißtrauen gegen seine Gesinnungen, hatte er sich in ein Bündniß mit Frankreich eingelassen, dessen sich auch die übrigen Fürsten der Ligue vorzählig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungserwartungen des Kaisers, der Unwille über die gegenwärtigen schreitenden Uebel, hatte bei diesen jedes Gefühl der Dankbarkeit erloschen. Wallensteins Erpressungen waren bis zum Unentraglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Hessen auf sieben Millionen an, die übrigen nach Verhältnis. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geschrei um Hülfe, umfaßte alle Gegenstellungen, kein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Alles über diesen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Kluten von Wittschriften, alle wider Wallenstein gerichtet, härmte man auf den erschrockenen Kaiser ein und erschütterte sein Ohr durch die schauerhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthatigkeiten. Der Kaiser war kein Barbar. Wenn auch nicht unschuldig an den Abscheulichkeiten, die sein Name in Deutschland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derselben, begann er sich nicht lange, den Forderungen der Fürsten zu willfahren und von seinen im Felde stehenden Heeren sogleich achtzehntausend Mann Reiterei abzugeben. Als diese Truppenverminderung geschah, rüsteten sich die Schweden schon lebhaft zu ihrem Einmarsche in Deutschland, und der größte Theil der entlassenen kaiserlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Diese Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Kurfürsten von Baiern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Ansehen des Kaisers war unvollkommen, solange der Herzog von Friedland das oberste Commando behielt. Schwer rächten sich jetzt die Fürsten an dem Uebermuthe dieses Feldherrn, den sie alle ohne Unterschied hatten fühlen müssen. Die Absetzung desselben wurde daher von dem ganzen Kurfürstencollegium, selbst von den Spaniern, mit einer Einstimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiser in Erstaunen setzten. Aber selbst diese Einstimmigkeit, diese Heftigkeit, mit welcher die Kleider des Kaisers auf Wallensteins Absetzung drangen, mußte ihn von

der Wichtigkeit dieses Dieners überzeugen. Wallenstein, von den Cabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geschwiebet wurden, verabsäumte nichts, dem Kaiser über die wahren Absichten des Kurfürsten von Baiern die Augen zu öffnen. Er erschien selbst in Regensburg, aber mit einem Brumme, der selbst den Kaiser verdunkelte und dem Haße seiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haße der Fürsten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Kurfürsten. Er ging damit um, seinem Sohne Ferdinand, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Diese Angelegenheit war ihm die dringendste, und er scheute sich nicht, seinen wichtigsten Diener aufzuopfern, um den Kurfürsten von Baiern zu verpflichten.

Auf eben diesem Kurfürstentage zu Regensburg befanden sich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der sich zwischen dem Kaiser und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein nächster Anverwandter, Karl, Herzog von Nevers, hatte sogleich von dieser Erbschaft Besitz genommen, ohne dem Kaiser, als oberstem Lehnsheeren dieser Fürstenthümer, die schuldige Pflicht zu erweisen. Auf französischen und venetianischen Verstand gestützt, beharrte er auf seiner Weigerung, diese Länder bis zur Entscheidung seines Rechts in die Hände der kaiserlichen Commissarien zu übergeben. Ferdinand, in Aachen gefesselt von den Spaniern, denen, als Besitzern von Mailand, die nahe Nachbarschaft eines französischen Basillien äußerst bedenklich, und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaisers Eroberungen in diesem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Obachtbemühungen Papst Urbans des Achten ungeachtet, der den Krieg ungültig von diesen Gegenden zu entfernen suchte, schickte er eine deutsche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erscheinung alle italienische Staaten in Schrecken setzte. Seine Waffen waren reich durch ganz Deutschland, als Dies in Italien geschah, und die Alles vergrößern Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Despoten zur Universalmonarchie auf Einmal wieder ausleben zu sehen. Die Schrecken des deutschen Kriegs verbreiteten sich nun auch über die gesegneten Kluren, welche der Po durchfließt; die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüstende Gegenwart gefloherer Schaar empfinden. Zu den Verwünschungen, welche weit und breit durch ganz Deutschland wider den Kaiser erschollen, gesellten sich naumehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave selbst stiegen von jetzt an stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel.

Abgeschreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieser kaiserliche Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Kurfürsten ermüdet, die das Gesuch der französischen Minister mit Eifer unterstützten, gab der Kaiser den Vorschlägen Frankreichs Gehör und versprach dem neuen Herzoge von Mantua die Belohnung.

Dieser wichtige Dienst von Seiten Baierns war von französischer Seite einen Gegendienst werth. Die Schließung des Tractats gab den Bevollmächtigten Michelieu eine gewünschte Gelegenheit, den Kaiser während ihrer Anwesenheit zu Regensburg mit den

gefährlichsten Intriguen zu umspinnen, die mißvergnügten Fürsten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen und alle Verhandlungen dieses Kurfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich *Nicheli* in der Person des Capucinerpaters *Joseph*, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtigter Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instruktionen war, die Absetzung *Wallensteins* mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Siege geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Vater *Joseph*, mit dem Kurfürsten von *Bayern* einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich *Wallenstein* in alldenn schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der listige Capuciner war seines Mannes zu gewiß, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für *Ferdinand* den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ schreibt sein eigener Reichthum, „war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt.“ Geschehe es, pflögte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu einer Zeit und an einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweite Verheißung von ihm erhalten. *Wallensteins* Absetzung wurde beschlossen.

Zum Danke für dieses fremde Vertrauen arbeitete ihm der Capuciner mit solcher Geschicklichkeit in *Regensburg* entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von *Ungarn* die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlungen. In einem eigenen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß *Nicheli* mit dem Könige von *Schweden* bereits in Tractaten stand, ihn zum Kriege aufmunterte und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Vater *Joseph* mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde *Ferdinand* gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Capuciner,“ hörte man ihn sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine ruge Capuze geschoben.“

Betrug und List triummirten also über diesen Kaiser, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte, und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfhunderttausend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Wank eines Heeres ersetzte, verließ er *Regensburg*, ohne den Wunsch erfüllt zu sehen, um dessentwillen er alle diese Opfer brachte. Ehe ihn die *Schweden* im Felde schlugen, hatten ihn *Maximilian* von *Bayern* und Vater *Joseph* unheilbar verwundet. Auf eben dieser merkwürdigen Versammlung zu *Regensburg* wurde der Krieg mit

Schweden entschieden, und der in *Mantua* geendigt. Fruchtlos hatten sich auf demselben die Fürsten für die Herzoge von *Meklenburg* bei dem Kaiser verwendet, englische Gesandte eben so fruchtlos um einen Jahrgelt für den Pfalzgrafen *Friedrich* gebettelt.

Wallenstein hatte über eine Armee von beinahe hunderttausend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Absetzung ihm verkündigt werden sollte. Die meisten Officiere waren seine Geschöpfe, seine Winke Aussprüche des Schicksals für den gemeinen Soldaten. Gränzenlos war sein Ehrgeiz, unbegreiflich sein Stolz, sein gebieterischer Geist nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick sollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatstandes herunterführen. Eine solche Sentenz gegen einen solchen Verbrecher zu vollstrecken, schien nicht viel weniger Kunst zu kosten, als es geloset hatte, sie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deswegen die Vorsicht gebraucht, zwei von *Wallensteins* genauesten Freunden zu Ueberbringern dieser schlimmen Votschaft zu wählen, welche durch die schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortwährenden kaiserlichen Gnade so sehr als möglich gemildert werden sollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urtheilspruch überraschte ihn, ehe zu einem lähnen Schritte die Umstände reif, und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in *Böhmen* und *Mähren* zerstreut; durch Einzichung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht verschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genußthum, und in dieser Hoffnung bekräftigten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen unbändigen Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbunde führte. *Seni*, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie *Gustav Adolph* einen General wie *Wallenstein* nicht lange entbehren lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen,“ antwortete *Wallenstein* den Gesandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeblich ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des *Bayern* dominiert. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Günst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienste. Viele folgten ihm auf seine Güter nach *Böhmen* und *Mähren*; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit und schien dem Urtheilspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in *Prag* bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergebörstet werden, um dem Schloßhofs Raum zu machen. Nebenliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen

Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgeschlagen; in sechzig Carrossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geräusch der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang. Zinster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenigste, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Versuchungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen, wodurch Andere das kostbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel besorgte er selbst; die meisten Aufträge schrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verschwiegenheit Anderer so wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst lag auf seiner Stirn, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

In dieser vrablerischen Dunkelheit erwartete Wallenstein Stille, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde und der Rache ausgehenden Tag; bald ließ ihn Gustav Adolfs reißender Siegelauf ein Vorgefühl desselben genießen. Von seinen hochfliegenden Plänen ward kein einziger aufgegeben: der Untank des Kaisers hatte seinen Ehrgeiz von einem lästigen Jügel befreit. Der blendende Schwimmer seines Privatlebens verrieth den stolzen Schwung seiner Entwürfe, und verschwenkerisch, wie ein Dionarch, schien er die Güter seiner Hoffnung schon unter seine gewissen Besizungen zu zählen.

Nach Wallensteins Abdankung und Gustav Adolfs Landung mußte ein neuer Generalissimus aufgestellt werden; zugleich schien es nöthig zu seyn, das bisher getrennte Commando der kaiserlichen und liguistischen Truppen in einer einzigen Hand zu vereinen. Maximilian von Baiern trachtete nach diesem wichtigen Posten, der ihn zum Herrn des Kaisers machen konnte; aber eben Dies bewog Ferdinand, sich für den König von Ungarn, seinen ältesten Sohn, danna zu bewerben. Endlich, um beide Competenten zu entfernen und keinen Theil ganz unbefriedigt zu lassen, übergab man das Commando dem liguistischen General Tilly, der nunmehr den bairischen Dienst gegen den österreichischen vertauschte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutschem Boden stehen hatte, belagerten sich, nach Abzug der Wallensteinischen Truppen, auf etwa vierzigtausend Mann; nicht viel schwächer war die liguistische Kriegsmacht; beide durch treffliche Officiere durch viele Feldzüge geübt und stolz auf eine

lange Reihe von Siegen. Mit dieser Macht glaubte man um so weniger Ursache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutschland hereinkommen konnte.

Nach dem unglücklichen Versuch des Königs von Dänemark, die Progressen des Kaisers zu hemmen, war Gustav Adolph der einzige Fürst in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die stärksten politischen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt und durch persönliche Fähigkeiten dieser gewagten Unternehmung gewachsen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, schon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niedersachsen, bewegen, seine Person und seine Heere zur Vertheidigung Deutschlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu seinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieser Zeit hatte der Uebermuth Wallensteins und der despotische Stolz des Kaisers es nicht an Aufforderungen fehlen lassen, die ihn persönlich erziehen und als König bestimmen mußten. Kaiserliche Truppen waren dem polnischen Könige Sigismund zu Hülfe geschickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher sich über diese Feindseligkeit gegen Wallenstein beklagte, wurde geantwortet: „der Kaiser habe der Soldaten zu viel. Er müsse seinen guten Freunden damit anshelien.“ Von dem Congresse mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieser Wallenstein die schwedischen Gesandten mit beleidigendem Troge abgewiesen und, da sie sich dadurch nicht schrecken ließen, mit einer Verabhandlung bedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die schwedischen Klagen insultiren und Trepachen des Königs nach Siebenbürgen auffangen lassen. Er fuhr fort, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu erschweren, die Annäherungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstügen und Gustav Adolph den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genußthung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand und den Krieg, als das eigentliche Element seines Gewinns, mit Leidenschaft liebte. Aber, ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefährvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Factionen und den Dunkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen: denn auch dem größten Geiste möchte es ungestraft nicht

hingehen, den Wahnbegriffen seiner Zeit Hohn zu sprechen. Minister eines katholischen Königs und durch den Purpur, den er trug, selbst Fürst der römischen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündnisse mit dem Feinde seiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeschränkten Begriffen seiner Zeitgenossen schuldig war, schränkte seine politische Thätigkeit auf die behutsamen Versuche ein, hinter der Tede verborgen zu wirken und die Entwürfe seines erleuchteten Geistes durch eine fremde Hand zu vollstrecken. Nachdem er sich umsonst bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiser zu hindern, nahm er seine Zuflucht zu Gustav Adolph, dem Helden seines Jahrhunderts. Nichts wurde gespart, diesen König zur Entschliebung zu bringen und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnasse, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erschien in polnisch Preußen, wo Gustav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenstillstand oder Frieden zwischen ihnen zu Stande zu bringen. Gustav Adolph war längst dazu bereit, und endlich gelang es dem französischen Minister, auch dem Könige Sigismund über sein wahres Interesse und die betrügerische Politik des Kaisers die Augen zu öffnen. Ein Waffenstillstand wurde auf sechs Jahre zwischen beiden Königen geschlossen, durch welchen Gustav im Besitz aller seiner Eroberungen blieb und die lang gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu führen. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annahme derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Kesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Ausrückbar war war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfquellen, unüberwindlich bisher seine Macht: jeden Andern, als Gustav, würde ein so gefährvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav überließ alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege geblüht. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichthümern hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Gesinnung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren

und zu Fortsetzung des Krieges reichliche Hülfquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder durch die bisherigen Verdrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten obnein die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner americanischen Silberflotte geschwächt und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Tagelang machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung fand Gustav Adolph -- in sich selbst. Die Klugheit erforderte es, sich aller äußerlichen Hülfsmittel zu verschern und dadurch sein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu schützen; aus seinem Fusen allein nahm er seine Zuversicht und seinen Muth. Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts und der tapferste Soldat in seinem Heere, das er sich selbst erst geschaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine bessere Kriegskunst erfinden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muster diente. Die unbethächtlichen großen Casadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und schneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernungen aus einander. Er stellte seine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtorordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei mußte er dadurch zu ersetzen, daß er Fußgänger zwischen die Reiter stellte, welches sehr oft den Sieg entschied: die Wichtigkeit des Impulsts in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland hat die Manneskraft bewundert, durch welche sich die schwedischen Heere auf deutschem Boden in den ersten Zeiten so rühmlich unterschieden. Alle Ausschweifungen wurden aufs Strengste geahndet; am Strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Tüelle. In den schwedischen Kriegsgesegen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblühte man in dem schwedischen Lager, das Geizt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tüchtigkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem Diesem war der Befehlshaber zugleich Muster. Eine ungelünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz besetzte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Völkern des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andachtslei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der

Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzu oft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und seinem beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Veberrschers entzündete in der Nation ein begeistertes Selbstgefühl; Stolz auf diesen König, gab der Bauer in Friesland und Ostland freudig seine Armuth hin, versprigte der Soldat freudig sein Blut, und der hohe Schwung, den der Geist dieses einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit seinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, so sehr war man es über die Art, wie er geführt werden sollte. Ein angreifender Krieg schien selbst dem muthvollen Gauder Drenskierua zu gewagt, die Kräfte seines geldarmen und gewissenhaften Königs zu ungleich den unermesslichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutschland wie mit seinem Eigenthum schaltete. Diese furchtsamen Bedenklichkeiten des Ministers widerlegte die weiter sehende Klugheit des Helden. „Erwarten wir den Feind in Schweden,“ sagte Gustav, „so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles ist gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen. Entwische uns die feindliche Flotte, oder würde die unfrige geschlagen, so wäre es dann umsonst, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen. Solange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Düse behaupten und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber, um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verfrachten, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Meinet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verlieren. Schweden selbst darf keine feindliche Fahne sehen; und, werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, Euren Plan zu befolgen.“

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs Lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verrathen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Marstrand versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Gränzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Fuß bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verlegen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verleugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschleusen und an Zahlung statt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Eisenbürgen wurden vertraute

Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter vollständig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzuführen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber, so klein diese Armee war, so vortreflich war die Auswahl seiner Truppen in Disziplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größeren Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht, und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Drenskierua, zugleich General und Gangler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs geforgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Kasimir, dem Schwager des Königs, übertragen; seine Gemahlin, so ädeltich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Veberrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst immer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerließ die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise,“ fing er an, „fürte ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Gnae ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Verquern sechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs Grausamste beleidigt, er hat meine Arme unterflügt, er verfolgt meine Aennde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend stehen und die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und, wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.“

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.“

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königsreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Stand stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Schuppen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch Alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtigen Wünsche zum Himmel. Ich sage euch Allen mein zärtliches Lebenswohl. Ich sage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfenaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses eben so prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Größe des Wagensüßs oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Officiern, welche bei diesem Heere commandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Vaudissin, Banner, Teufel, Tott, Mülfensahl, Falkenberg, Kniphausen und Andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erst im Junius unter Segel gehen und erreichte am 24sten dieses Monats die Insel Rügen an der Küste von Pommern.

Gustav Adolph war der Erste, der hier ans Land stieg. Im Angesichte seines Erfolges kniete er nieder auf Deutschlands Erde und dankte der Allmacht für die Erhaltung seiner Armee und seiner Flotte. Auf den Inseln Wollin und Usedom setzte er seine Truppen ans Land; die kaiserlichen Besatzungen verließen segleich bei seiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Ueberraschung erschien er vor Stettin, sich dieses wichtigen Plazes zu versichern, ehe die Kaiserlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein schwacher und alternder Prinz, war lange schon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiserlichen in seinem Lande ausgeübt hatten und fortführen auszuüben; aber, zu kraftlos, ihnen Widerstand zu thun, hatte er sich mit stillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erscheinung seines Retters, anstatt seinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So sehr sein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiserlichen ihm geschlagen, so wenig konnte dieser Fürst sich entschließen, durch offenbare Begünstigung der Schweden die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen. Gustav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte diese Stadt auf, schwedische Garnison einzunehmen. Bogisla erschien selbst in dem Lager des Königs, sich diese Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Gustav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutschen Reiche, nur mit den Feinden desselben führe ich Krieg. In meinen Händen soll dieses Herzogthum heilig aufgehoben seyn, und sicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußkapsen der kaiserlichen Truppen in Ihrem Lande, sehen Sie die Spuren der meinen in Usedom und wählen Sie, ob Sie den Kaiser oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten

Sie, wenn der Kaiser sich Ihrer Hauptstadt bemächtigen sollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Gränzen setzen? Die Sache ist dringend, fassen Sie einen Entschluß und nöthigen Sie mich nicht, wirksamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war schmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaisers und das schreckenvolle Beispiel so vieler deutschen Fürsten, welche als Opfer dieser Rache im Glende herumwanderten. Die dringendere Gefahr bestimmte seinen Entschluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, schwedische Truppen rückten ein, und den Kaiserlichen, die schon in starken Märschen herbeieilten, wurde der Vorsprung abgewonnen. Stettins Ginnahme verschaffte dem Könige in Pommern festen Fuß, den Gebrauch der Oder und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogisla säumte nicht, den gethanen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen und dem Vorwurfe der Verrätherie im Voraus zu begegnen; aber, von der Unverföhllichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben und hing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifeste, in welchem alle schon angeführte Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, herzerhellt wurden. Unterdeß setzte er seine Progressen in Pommern fort und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mansfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gefochten, stellten sich Officiere sowohl als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen Hiegeleichen Röhnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei Weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchsten Gipfel getrieben, sah mit Geringschätzung auf einen Fürsten herab, der mit einer Handvoll Menschen aus einem verachteten Winkel Europas hervorkam und, wie man sich einbildete, seinen bisher erlangten Kriegeruhm bloß der Ungeschicklichkeit eines noch schwächeren Feindes verkannte. Die herabschende Schilderung, welche Wallenstein, nicht ohne Absicht, von der schwedischen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaisers: wie hätte er einen Feind achten sollen, den sein Feldherr sich getraute mit Muthen aus Deutschland zu verjagen? Selbst die reißenden Fortschritte Gustav Adolphs in Pommern konnten dieses Vorurtheil nicht ganz besiegen, welchem der Spott der Höflinge stets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajestät, welche die Kälte des Nordes jetzt zusammenhalte, die aber zu sehends schmelzen würde, je näher sie gegen Süden rückte. Die Kurfürsten selbst, welche in Regensburg versammelt waren, würdigten seine Vorstellungen keiner Aufmerksamkeit und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, sogar den Titel

eines Königs. Während man in Regensburg und Wien seiner spottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein fester Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieser Geringschätzung ungeachtet hatte sich der Kaiser doch bereitwillig finden lassen, die Mißbilligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu diesem Ende Bevollmächtigte nach Danzig gesendet. Aber aus ihren Instructionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernst war, da er Gustaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, um sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Drücklos, wie zu erwarten gewesen war, verschlug sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Schriftwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Plaze nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben: Damm, Stargard, Gamin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Heiß längst schon aufs Grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und es, wenn die Kaiserlichen einen Plaz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten nur dazu, das entgegengelegte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen und dem menschentrentlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Feldart besahnte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land erwüßte man daher die schwedischen Heere mit offenen Armen: alle kaiserliche Soldaten, welche dem pommerschen Kanvoss in die Hände fielen, wurden ohne Varmensartigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortheilhafter General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Orte zu vertreiben vermochte. Er verschante sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß in beherrschen und jener Stadt die Communication zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzu sehr entblößt, um angreifungsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hilfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizurufen und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettin zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit

zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste. Nicht zu leugnen ist es, daß Gustav Adolph bei diesem günstigen Anfang eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrung dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdanfung aufs Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst: ein ausgezehrt verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Officiere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquickern; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die tröstliche Antwort: „die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Commando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden. Unausführlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenbagen, ein wichtiger Plaz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungekürzt die nachrücklichsten Anstalten machte. Der stehende Feind nahm seinen Weg nach der Wart Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nachrückenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Feste bei Ribnitz und Tammgarten hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren und Alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernern Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indessen sie vertriebenen Herzoge von Mecklenburg durch die zu Regensburg versammelten Fürsten bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthilfe verschmäht. Auch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verweisung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Rostock von letzterem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt, sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So

verschwand dann aufs Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es vorbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu zeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaa ren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Gräuelt haten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichen Schatzungen einzufordern und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, gerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles Dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz Diesem allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Goldnoth geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülf e selbst von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Kurfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edicte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherren nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbststrafe zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Kurfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mansfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edeln Familie in Rüttich und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Batern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Commando der ligistischen Truppen und jetzt, nach Wallens Feins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterner Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Verschidenheit und Unnützigkeit

weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionsseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bigarr es und schreckhaftes Aeußere entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeschlitzten Ärmeln, auf dem Kopfe einen kleinen, hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamen, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Kurfürsterversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Kisländern, Finländern, Schotten und Engländern zusammengestossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben schon überaus viel gewonnen ist.“

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort commandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtausend Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Äußerste gebracht war. Aber, noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich Demmin, von dem Herzoge Saveli äußerst schlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungernoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Pässe nach Vorpommern aufs Beste besetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, so entsagte Tilly seinem ersten angreifenden Plane und zog sich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin stand es dem Könige frei, unaufgehalten ins Mecklenburgische zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog seine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum seinen Rückmarsch angetreten, als er sein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit seiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Diese Stadt war schlecht besetzt, aber durch eine achtausend Mann starke Besatzung vertheidigt, größtentheils Ueberrest jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemüßhandelt hatten. Der Angriff geschah mit Lebhaftigkeit, und schon am dritten Tage wurde die Stadt mit stürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Chamade schlugen, die Capitulation, um das schreckliche Recht der

Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach seiner Ankunft in diesen Gegenden eine schwedische Besatzung, die sich verspätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen lassen. Dieser Grausamkeit erinnerten sich jetzt die Schweden, als Frankfurt erstiegen ward. Neubrandenburgisch Quartier! antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tausend wurden erschlagen oder gefangen. Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern fortleitete, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs, und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsedicts und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeußerste zu treiben. Nothgebrungen schritt er jetzt auf den gewalthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenen, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch eben so willkürliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehblichen Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unversehrt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthilfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenkaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggerissen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes von dem Erbsitze zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand persönlich beleidigt, und der Feldmarschall von Arnheim, sein neuer Günstling und Minister, verabsäumte nichts, die Empfindlichkeit seines Herrn aufs Höchste zu treiben. Vormalis kaiserlicher General unter Wallensteins Commando und noch immer dessen eifrig ergebener Freund, suchte er seinen alten Wohlthäter und sich selbst an dem Kaiser zu rächen und den Kurfürsten von Sachsen von dem österreichischen Interesse abzuziehen. Die Erscheinung der Schweden in Deutschland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Gustav Adolph war unüberwindlich, sobald sich die protestantischen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiser mehr. Kurfürstens Beispiel konnte die Erklärung aller übrigen nach sich ziehen, und das Schicksal des Kaisers schien sich gewissermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der listige Günstling machte dem Ehrgeiz seines Herrn diese seine Wichtigkeit fühlbar und ertheilte ihm den Rath, den Kaiser durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu setzen, um von der Burch dieses Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit desselben nicht zu erwarten sey. Er hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuschließen, um immer wichtig zu seyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeisterte ihn für den solchen Plan (dem nichts als eine verständigere Hand zur Vollstreckung fehlte), die ganze Partei der Protestanten an sich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutschland aufzustellen und in der Mitte zwischen Schweden und Oesterreich die Entscheidung in den Händen zu tragen.

Dieser Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs mehr schmeicheln, da es ihm gleich unerträglich

war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen und länger unter der Tyrannei des Kaisers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er sich die Führung der deutschen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entrissen sehen, und, so wenig Fähigkeit er auch besaß, die erste Rolle zu spielen, so wenig ertrug es seine Eitelkeit, sich mit der zweiten zu begnügen. Er beschloß also, von den Progressen des schwedischen Königs die möglichsten Vortheile für seine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von diesem seinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu diesem Ende besprach er sich mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der aus ähnlichen Ursachen gegen den Kaiser entrüstet und auf Schweden mißtrauisch war. Nachdem er sich auf einem Landtage zu Torgau seiner eigenen Landstände versichert hatte, deren Bestimmung ihm zur Ausführung seines Planes unentbehrlich war, so lud er alle evangelische Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden sollte. Brandenburg, Hessen-Kassel, mehrere Fürsten, Grafen, Reichsstände, protestantische Bischöfe erschienen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte auf dieser Versammlung, welche der sächsische Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Gangelrede eröffnete. Vergebens hatte sich der Kaiser bemüht, diese eigenmächtige Zusammenkunft, welche augenscheinlich auf Selbsthilfe zielte und bei der Anwesenheit der Schweden in Deutschland höchst bedenklich war, zu hinterreiben. Die versammelten Fürsten, von den Fortschritten Gustav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schlusse aus einander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsedicts, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Executionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einseitigen aber eine vierzigtausend Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenkllichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückgehalten, und war am 13ten Jänner dieses 1631ten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schwabern nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Punkte über den Titel Majestät, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolz zu verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Verwalde in der Neumark wurde der Allianztractat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen und an den Gränzen, wie in dem Inneren Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von dreißigtausend Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen viermalhunderttausend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn und gegen Dese nichts unternommen

werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gethan hatte, von Frankreich Gold anzunehmen und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die aussehlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischentunst die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Tractate zu unterrichten und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuche und sparte keine Vorstellungen, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Lust bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennütigen Politik getreu, konnte sich zu seiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Wegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und kloß eine Armee felste ihm, um Frankreich wegen dieser seinen ganzen Unwillen empfinden zu lassen. Abmahnungsschreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengste untersagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht und fuhrten fort, sich in Rüstung zu setzen.

Die Generale des Kaisers sahen sich unterdessen aus Mangel an Truppen und an Geld in der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutschen Reichsstände außer Augen zu lassen, da sie mit einer getheilten Macht Beiden zugleich nicht gewachsen waren. Die Bewegungen der Protestanten zogen ihre Aufmerksamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progressen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiserlichen Erblande schon in der Nähe bedrohte, forderten sie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurt's Eroberung hatte sich der König gegen Landeberg an den Wartha gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu späten Versuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Eust fortzusetzen.

Das reichs Erzbisthum, dessen Hauptsiß die Stadt Magdeburg war, hatten schon seit geraumer Zeit evangelische Prinzen aus dem brandenburgischen Hause besessen,

welche ihre Religion darin einführten. Christian Wilhelm, der letzte Administrator, war durch seine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel sich bewogen sah, um nicht die Rache des Kaisers gegen das Erzbist zu reizen, ihn förmlich seiner Würde zu entsetzen. An seiner Statt postulirte es den Prinzen Johann August, zweiten Sohn des Kurfürsten von Sachsen, den aber der Kaiser verwarf, um seinem eigenen Sohne, Leopold, dieses Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürst von Sachsen ließ darüber unmächtige Klagen an dem kaiserlichen Hof erschallen; Christian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magistrats zu Magdeburg versichert und von himärischen Hoffnungen erhit, glaubte er sich im Stande, alle Hindernisse zu besiegen, welche der Ausspruch des Capitals, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Requisitionsedict seiner Wiederherstellung entgegensetzten. Er that eine Reise nach Schweden und suchte sich, durch das Versprechen einer wichtigen Diverfion in Deutschland, der Unterstützung Gustavs zu versichern. Dieser König entließ ihn nicht ohne Hoffnung seines nachdrücklichen Schutzes, schärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Christian Wilhelm die Landung seines Beschützers in Pommern erfahren, so schlich er sich, mit Hülfe einer Verkleidung, in Magdeburg ein. Er erschien plötzlich in der Rathsverammlung, erinnerte den Magistrat an alle Drangsale, welche Stadt und Land seitdem von den kaiserlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anschläge Ferdinands, an die Gefahr der evangelischen Kirche. Nach diesem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erschienen sey, und daß ihnen Gustav Adolph seine Allianz und allen Beistand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republicanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit besetzte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore und die Werbestreitigkeit auf ihrem Grund und Boden verstattete und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen und fing die Feindseligkeiten vortheilhaft an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Vortheilhaft, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, solange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag

zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glück unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Rauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Requisitions- edict nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und fühn und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Trist. Am 30sten März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheiligen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorübergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolks und einige hundert Reiterei: eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Tiefen Mangel zu erfühlen, bewaffnete man die Bürger: ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stützten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Wurren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamten Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere schon anfangen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und, so sehr man in allem Andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsezt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolfs; Sweden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemäße konnten den König von Schweden

vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschlossenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Jersb mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigte Ton seiner Schreibart bekräftigte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgeedrungen und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Obes neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsezt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit bestiger Sehnsucht alle Mäße nach der Gegend hingeseht, von welcher die schwedischen Bahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9. Mai sangt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Tobte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafs sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entseztliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Anbruch der Schweden der Stadt bemächtigern zu können: er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen, und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Maastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockener, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabei zu Statzen. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So

wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzusfertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtschen Thore, das der Feind schon überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts streckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglöcken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stützen in blinder Verämbung dem Feind entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiter, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringenden Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benützt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitain, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil seines Fußvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgespangte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Vergewaltigungen einer viehischen Seele zu fühlen. Vor manchem deutschen Ehre fand die stehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Croaten fürchterliche Vandalen gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Die Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schulfreie Kindheit, nicht das hilflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Lächer zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Verrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreihundertfünfzig Franzosen fanden man in einer Kirche enthauptet. Croaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu speien. Einige kaiserliche Officiere,

von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war seine Antwort, „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräueltaten fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Gränzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre lodete, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Bürger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten sechsend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu erpressen. Noch dazu waren es meistens Officiere der Ligue, welche diese Menschlichkeit zeigten, und die blinde Worbegier der kaiserlichen Soldaten ließ sie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte sich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiserlichen Schaaeren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Asche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erstickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Bestes in die Keller geschleht hatten. Am 13ten Mai erschien endlich Tilly selbst in der Stadt, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schanderhaft, gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorsprossen, herumirrende Kinder, die mit herzzersehndem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den toten Brüsten ihrer Mütter saugten! Mehr als sechstaufend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehret; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtausend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und, was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tausend Menschen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Vardon ankündigen und Brod unter sie theilen. Den Tag darauf ward in dieser Domkirche feierliche Messe gehalten und unter Absendung der Kanonen das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammenstellt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundesverwandte Stadt hilflos gelassen hatte. Auch der Willigste fand diese Unthätigkeit des Königs

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unüberbrücklich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Verragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich war sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich deswegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgefeße, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit der misstrauischsten Beobachtungsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. Der Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon seine Festung Küstrin den künftigen Kaiserlichen aufgethan und den nachtheiligen Schweden verschlossen. Sollte Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte eben dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter sich, ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwärtiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlangte er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festungen Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderung. Der große Dienst, welchen Gustav Adolph dem Kurfürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlichen aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ihm ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Verrathen der Schweden in Deutschland einen Anspruch auf sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe einer Festungen machte der Kurfürst den König von Schweden gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiser brach und seine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit sich selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsche Freiheit, sah er nichts, als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdeß näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg,“ sagte er. „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Nutzen. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vorschlag an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin bereit, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber, geht Magdeburg verloren, und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entzogen, so sehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Diese in rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Bittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber Dies konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freien Durchzug und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Kurfürsten bewegen, seinem Neutralitätssysteme zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale.

Tilly verkündigte sie mit dem Ton eines Siegers allen protestantischen Fürsten und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Aussehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich heruntergebracht, erhob sich fürchterlicher als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Decret aufgehoben, allen widersehligen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Durchgesetzte Bischof übergab die Legation sogleich in die Hände des Tilly und unterzeichnete die Cassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Württemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedict und allen Decreten des Kaisers unterwerfen, ja, noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von hunderttausend Thalern erlegen. Ähnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Verfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Gränzen der bisherigen Mißgunst hinweg und verleitete ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolfs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erste Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei Weitem am Meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht besiegelt, so lang er diese Weiden nicht entwaffnet sah. Wegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestischen und schwarzburgischen Ränke wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Braunsenhäusen, selbst unter den Augen des Tilly, von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann

dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte Tilly seinen Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bunde zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Contributionen zu entrichten und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst zu einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauerhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Lob verdient die Unerforschlichkeit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — Seine Truppen brauche er selbst — Gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an Weiden sey.“ Der Einbruch zweier kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt, als vermindert; und, je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Kurfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltblütigkeit desselben vielmehr mit jedem Tage stieg, so schickte er endlich seinem Commandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Kurfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers,“ antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Kurfürst in sein Lager schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Pläge, welche sie nur wollten, übergeben und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen und den Krieg von ihm zu entsagen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Kurfürst, entschließe sich eilends, ob er mich zum Freunde haben oder seine Hauptstadt geplündert sehen will.“ Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die

Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Kurfürst zu einer monatlichen Zahlung von dreißigtausend Thalern verband, Spandau in den Händen des Königs ließ und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen, und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum und genoß das entzückende Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Fest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Kzar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft erneuern und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friebfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefährlichen Kriege, dem er entgegenging, durch keinen feindseligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine Gemahlin, mit einer Verstärkung von achttausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechstaushend Engländern unter der Führung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Bayreuth behauptete während des thüringischen Zugs des Tilly das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detachements niederhieben und mehrere Pläge in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendste zurück und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bei Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden veränderte dem Tilly nichts Outes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Vagage hinweg und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feind einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmügeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückwege nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg sah ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im

Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Landgraf von Hessen-Kassel in seinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu schließen; der erste regierende Fürst in Deutschland, der sich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiser erklärte, aber auch durch die triftigsten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte sich verbindlich, den Feinden des Königs als seinen eigenen zu begegnen, ihm seine Städte und sein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte sich der König zu seinem Freunde und Beschützer und versprach, seinen Truppen einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiser verschafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Hessen-Kassel beharrte in diesem langen Kriege bei der schwedischen Allianz bis ans Ende, und es hatte Ursache, sich im westfälischen Frieden der schwedischen Freundschaft zu rühmen.

Tilly, dem dieser kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, schickte dem Grafen Jünger mit einigen Regimentern gegen ihn: zugleich versuchte er, die heßischen Unterthanen durch aufrührerische Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben so wenig, als seine Regimente, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht sehr zur Unzeit fehlten — und die heßischen Landstände konnten keinen Augenblick zweifelhaft seyn, ob sie den Beschützer ihres Eigenthums dem Räuber desselben vorziehen sollten.

Aber weit mehr als Hessen-Kassel beunruhigte den kaiserlichen General die zweideutige Gesinnung des Kurfürsten von Sachsen, der, des kaiserlichen Verbots ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Kurfürsten in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit fünfzigtausend Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und, voll Zuversicht auf seine Macht, glaubte er, den Kurfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstadt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Teutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Kurfürsten bisher unter allen deutschen Ländern am Meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausweisungen der Kaiserlichen in der Lausitz, Alles kam zusammen, den Kurfürsten gegen den Kaiser zu entzweien. Gustav Adolphs Nähe,

wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben. „So sehr es ihm auch auffallen müsse,“ setzte er hinzu, „die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande im Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lang erwartete sächsische Confect endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Misse und Schancken aufzutragen, die hart zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen und ließ von hier aus seinen Antrag auf den Kurfürsten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnerung man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Kosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erschauern, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entgehen und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Aeußerste zu bringen. Oder war eben Dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenkundigen Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten auferlegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Kurfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art gereichen zu können? so müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erschauern, der sein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Wenig nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs Eilefertigste in Gustavs Lager gesendet, diesen lange vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzufragen. Der König verband die innere Zufriedenheit, welche ihm diese feindlich gewünschte Entwicklung gewährte. „Mir thut es leid um den Kurfürsten,“ gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltblut zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben, und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sey, um des Kurfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt und seine Armee von den Grängen zurückzieht? Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhast entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß."

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am Besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hilfe kommen wollte, und verbürgte sich im Voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange,“ erwiderte Gustav, „daß mir der Kurfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geißel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Weistand zu leisten."

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Kurfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geißel übergeben; und, wenn ihm Das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Gehen Sie zurück und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen."

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen,“ sagte er, „welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hilfe kommen wollte, hat das meineige erweckt; das jetzige Vertrauen des Kurfürsten verdient, daß ich es erwidere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Aufgabe schadlos zu halten."

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schnellen Entsatzes machte der Commandant, Hans von der Porta, Anstalt, sich zu vertheibigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschossen. Beim Anblick der abgemalten Schüssel und Gabel, mit denen der Wirth sein Haus geschmückt hatte, entfarbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen, in Weisheit des Kurfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entschloßung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Los ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Vangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele

Gustav Adolfs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen,“ sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und mich auch selbst verlöre, noch eine Schanze zum Westen haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Grängen wohl verwahrt und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?"

Gustav Adolph zeigte das beschiedene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtseyn seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungebuld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alte Vorbeeren für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken und sich mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meinung bei, und beschloß, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiesenhach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda; der Kurfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hülfskruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungefüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Colonnen die schwedisch-sächsische Armee und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tilly'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lohr zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit zweitausend Entsätzern gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtfeldordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte commandirte

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

der Oberst Tensel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersichtbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so große unbehülliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiete seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Vogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über vierundereißig bis fünfunddreißigtausend Mann; von gleicher Stärke war die vereinte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber, wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, sollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe bestehen; einer von beiden muß seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklassen. Beide Hälften von Deutschland haben mit Furcht und Zittern diesen Tag herannahen sehen; bang erwartet die ganze Welt den Ausschlag desselben, und die späte Nachwelt wird ihn segnen oder beweinen.

Die Entschlossenheit, welche den Grafen Tilly sonst nie verließ, fehlte ihm an diesem Tage. Kein fester Vorsatz, mit dem Könige zu schlagen, eben so wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider seinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gekühlte Zweifel kämpften in seiner Brust, schwarze Ahnungen umwölkten seine immer freie Stirn. Der Geist von Magdeburg schien über ihm zu schweben.

Ein weißkündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem frisch beackerten, ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, sich unvermerkt gegen Norden zu schwenken, und die Schnelligkeit, mit der Solches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly seine Hügel und wagte den ersten Angriff auf die Schweden; aber von der Helligkeit ihres Feuers wandte er sich zur Rechten und fiel in die Sachsen mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder sich trennten, und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürst selbst begann sich erst in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfeld; Staub und retteten durch ihren

männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Croaten zur Plünderung, und Ellbogen wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König selbst, und unter ihm der General Vannier. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verlust und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heer entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Blucht der Sachsen entblöhte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Guitassiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt seinen Feind mehr hatten, konnten anderwärts besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geschütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in seinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer seiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf seiner Flanke das Feuer des Geschützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte sich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug selbst mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer verführter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde gestochen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geschlossenem Gliedern drangen sie mitten durch die siegende Armee und erreichten sechzend ein kleines Gehölz, wo sie auf Neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis sie auf sechshundert geschmolzen waren, Widerstand leisteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberrest des Tilly'schen Heers, und die Schlacht war entschieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Gustav Adolph sich nieder, und die erste feurigste Siegesfeier ergoß sich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, soweit das tiefe Dunkel der Nacht es verstattete, durch seine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglöken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergriminten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte sich der König zwischen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derselben Nacht anzugreifen. Siebentaufend waren von den Feinden auf dem Plage geblieben, über fünftausend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachsen wurden zweltausend, von den Schweden nicht über siebenhundert vermisst. Die Niederlage der Kaiserlichen war so groß, daß Tilly auf seiner Blucht nach Halle und Halberstadt nicht über sechshundert Mann, Pappenheim

nicht über vierzehnhundert zusammenbringen konnte. So schnell war dieses furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutschland in Schrecken gesetzt hatte.

Tilly selbst dankte seine Rettung nur dem Ungesähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er sich einem schwedischen Kittermeister, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und schon war dieser im Begriff, ihn zu tödten, als ein Pistolenschuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden streckte. Aber schrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, seinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle seine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erst die Krone aufsetzen sollte. Nichts blieb ihm übrig von seinen glänzenden Kriegsthaten, als die Blöße der Menschheit, von denen sie begleitet waren. Von diesem Tage an gewann Tilly seine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbst seinen letzten Trost, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot seines Herrn, sein entscheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler sind es vorzüglich, denen das Unglück dieses Tages beigemessen wird: daß er sein Geschütz hinter der Armee auf die Hügel pflanzte, daß er sich nachher von diesen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert sich in Schlachtordnung stellen ließ. Aber wie bald waren diese Fehler ohne die kaltblütige Besonnenheit, ohne das überlegene Genie seines Gegners verbessert! Tilly entfloß eilig von Halle nach Halberstadt, wo er sich kaum Zeit nahm, die Heilung von seinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weser eilte, sich mit den kaiserlichen Besatzungen in Niedersachsen zu verstärken.

Der Kurfürst von Sachsen hatte nicht gesäumt, sogleich nach überstandener Gefahr im Lager des Königs zu erscheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hatte, und Johann Georg, überrascht von diesem gütigen Empfang, versprach ihm in der ersten Freude — die römische Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Gustav gegen Merseburg, nachdem er es dem Kurfürsten überlassen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Zünftausend Kaiserliche, welche sich wieder zusammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meisten von diesen traten in seinen Dienst. Merseburg ergab sich sogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo sich der Kurfürst von Sachsen nach der Einnahme von Leipzig bei dem König einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathschlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weisse Benutzung konnte ihn entscheidend machen. Die kaiserliche Armee war aufgerieben, Sachsen sah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte sich nach Braunschweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niedersachsen erneuert, welches von den Drangsalen des vorhergehenden Krieges kaum erstanden war. Es wurde also beschlossen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unwertheiligt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholischen Fürsten fallen, man konnte zur Linken in die kaiserlichen Erbstaaten dringen und den Kaiser selbst in seiner Residenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden sollten. Gustav Adolph, an der Spitze einer siegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerstand

gefunden. Böhmen, Mähren, Oesterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Protestanten dieser Länder nach einer Veränderung lüßten; der Kaiser selbst nicht mehr sicher in seiner Burg; in dem Schrecken des ersten Ueberfalls hätte Wien seine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten diesem auch die Quellen, aus denen der Krieg bestritten werden sollte, und bereitwillig hätte sich Ferdinand zu einem Frieden verstanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen seiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieser kühne Kriegsplan geschmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Gustav Adolph, eben so vorsichtig als kühn und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höheren Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Kurfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arneim entgegengestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichsländern wieder mächtig wurde, wenn er den Wuth der Katholischen durch neue Siege belebte und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürsten, des Restitutionsedicts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt versammelt, wo Ferdinand alle Künste seiner arglistigen Politik in Bewegung setzte, die in Furcht gesetzten Protestanten zu einem schnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereeden. Nur die Annäherung ihres Beschützers konnte sie zu einem standhaften Widerstand ermuntern und die Anschläge des Kaisers zernichten. Gustav Adolph konnte hoffen, alle diese mißvergnügten Fürsten durch seine siegreiche Gegenwart zu vereinigen, die Uebrigen durch das Schrecken seiner Waffen von dem Kaiser zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutschlands, zerschnitt er die Nerven der kaiserlichen Macht, die sich ohne den Beistand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenossen, in der Nähe bewachen; und, wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunsches die Freundschaft der katholischen Kurfürsten wichtig war, so mußte er sich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schicksals machen, um durch eine großmüthige Schonung sich einen Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte also für sich selbst den Weg nach Franken und dem Rhein und überließ dem Kurfürsten von Sachsen die Eroberung Böhmens.

Geschichte

des

Dreißigjährigen Kriegs.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Gustav Adolfs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieses Monarchen, so wie in der Denkart seiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung bewirkt. Er hatte sich jetzt mit dem größten Heerführer seiner Zeit gemessen, er hatte die Kraft seiner Taktik und den Muth seiner Schweden an dem Kern der kaiserlichen Truppen, den geübtesten Europens, versucht und in diesem Wettkampf überwunden. Von diesem Augenblick an schloß er eine feste Zuversicht zu sich selbst, und Zuversicht ist die Mutter großer Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des schwedischen Königs einen kühnern und sicherern Schritt, mehr Entschlossenheit auch in den mißlichsten Lagen, eine stolzere Sprache gegen seine Feinde, mehr Selbstgefühl gegen seine Bundesgenossen und in seiner Wildheit selbst mehr die Herablassung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Lillys Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schoße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme hatten schon seit undenklichen Zeiten die Länderfurcht der Nachbarn in Schranken gehalten; und, so oft es auch den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn, und zu außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unbilliger Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke zu seine inneren Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbeywundlich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwerfen machte. Mit so viel Klugheit und Muth, wie ihm die Gunst der Augenblicke darbot, und, wie im Cabinet, wie im Felde, zerriß er die

Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschüßes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Gränze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Rheins hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Verwundung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Lillys bei Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer, als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionsseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschlüfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feltade und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege erkriegen; aber sein entschlossener Muth, seine tiefdringende Klugheit machte sich durch alle diese Hindernisse Bahn. Indem der glückliche Erfolg seiner Waffen seine mächtigeren Allirten, Frankreich und Sachsen, besorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die sich jetzt erst erdreiseten, mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht zu treten und öffentlich seine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Gustav Adolphs Größe wetteifern, noch durch seine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten desto mehr von der Großmuth dieses mächtigen Freundes, der sie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und, unbedeutend für sich selbst, erlangten sie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem schwedischen Helden. Dies war der Fall mit den

meisten Reichstädten und überhaupt mit den schwächern protestantischen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutschland führten, und die ihm den Rücken deckten, die seine Heere versorgten, seine Truppen in ihre Festungen aufnahmen, in seinen Schlachten ihr Blut für ihn versprigten. Seine staatskluge Schonung des deutschen Stolz, sein teuflisches Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, seine Achtung für die Gesetze, waren eben so viele Fesseln, die er dem besorglichen Geiste der deutschen Protestanten anlegte, und die schreienden Barbareien der Kaiserlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, seine und seiner Truppen Mäßigung in das günstigste Licht zu setzen.

Wenn Gustav Adolph seinem eigenen Genie das Weisse zu danken hatte, so darf man doch nicht in Abrede seyn, daß das Glück und die Lage der Umstände ihn nicht wenig begünstigten. Er hatte zwei große Vortheile auf seiner Seite, die ihm ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind verschafften. Indem er den Schauplatz des Krieges in die liguistischen Länder versetzte, die junge Mannschaft derselben an sich zog, sich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürsten als über sein Eigenthum schaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, und sich selbst machte er es dadurch möglich, einen kostbaren Krieg mit wenigem Aufwande zu unterhalten. Wenn ferner seine Gegner, die Fürsten der Ligue, unter sich selbst getheilt, von ganz verschiedenen, oft streitendem Interesse geleitet, ohne Einmüthigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Fehlherrn an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorsam, ihren zerstreuten Heeren an Zusammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Gesetzgeber und Staatsmanne getrennt war: so war hingegen in Gustav Adolph Weisheit vereinigt, er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, er allein die Seele seiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollstrecker desselben. In ihm erhielt also die Sache der Protestanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von solchen Vortheilen begünstigt, an der Spitze einer solchen Armee, mit einem solchen Genie begabt, sie zu gebrauchen, und von einer solchen politischem Klugheit geleitet, Gustav Adolph unwiderstehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, sieht man ihn jetzt Deutschland von einem Ende zum andern als Eroberer, Gesetzgeber und Richter durchschreiten, in nicht viel mehr Zeit durchschreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Lustreise zu besuchen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Festungen die Schlüssel entgegen getragen. Kein Schloß ist ihm unersteiglich, kein Strom hemmt seine siegreiche Bahn, oft siegt er schon durch seinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainstrom sieht man die schwedischen Fahnen aufgespflanzt, die untere Pfalz ist frei, die Spanier und Lothringer sind über den Rhein und die Mosel gewichen. Ueber die kurmainzischen, würzburgischen und bambergischen Lande haben sich Schweden und Hessen wie eine reisende Flut ergossen, und drei flüchtige Wüsthie hühen, fern von ihren Sitten, ihre unglückliche Ehenheit gegen den Kaiser. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf seinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abschreckende Schicksal seiner Bundesgenossen, noch die gütlichen Anerbietungen Gustavs, der mitten im Laufe seiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten

die Hartnäckigkeit dieses Prinzen besiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der sich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derselben stellt, wälzt sich der Krieg in die bayerischen Lande. Gleich den Ufern des Rheins, wimmeln jetzt die Ufer des Rheins und der Donau von schwedischen Krieger; in seine festen Schlösser versunken, überläßt der geschlagene Kurfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von seinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayerischen Landmannes zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenem Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Gränzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Fehlherrn ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzückt sich dem kaiserlichen Joche; die Elbe verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und der Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westfalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Kur-Trier die Franzosen fürchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europas umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des Rheins beschäftigt; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit geprängelten Processionen und elcten Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläufigen Monarchie umfängen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegesfeuer lodert schon nahe an den unverteidigten Gränzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Baiern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu verteidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Sieges, im Voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfnis ist ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Cabale des Neids von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so fürchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichtete und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufbringen muß. Ein neuer Geist fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beleben, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich

unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helben. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schwereren Kampfe unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich zwei gewittertragende Wolken, beide kämpfende Armeen drohend gegen einander, beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürstend, beide vor dem Augenblick zögend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidenden Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf Einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg hebrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der seltenen Günst, in der Hülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schütgender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die Bescheidenheit, in der Hülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlieren. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unerlässlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lobert die Kriegesflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolfs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durchheilen und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Aeußerste gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herabstürzt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht so bald ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den Letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die lignitischen Länder bestimmt; nicht so bald die Alltunen mit den benachbarten Fürsten von Weimar und von Anhalt geschlossen, und zu Wittererobrerung des Magdeburgischen Stiftes die Vortehrungen gemacht: als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verdächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrißen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, die feste Pläze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Stuter

seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolph überfah alle diese Hindernisse, aber auch die Mittel, sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsfürsten vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenben nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und Manchem schien es schon Erleichterung, das Joch umzutauschen. Einige Agenten waren bereits vorangeschickt worden, die wichtigern Reichsstädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf schwedische Seite zu neigen. Erfurt war der erste Plaz, an dessen Befestigung dem König gelegen war, und den er nicht unbesezt hinter dem Rücken lassen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der protestantisch gesinnten Bürgerschaft öffnete ihm ohne Schwertstreich die Thore der Stadt und der Festung. Hier, wie in jedem wichtigen Plaze, der nachher in seine Hände fiel, ließ er sich von den Einwohnern Treueschwören und versicherte sich derselben durch eine hinlängliche Besatzung. Seinem Allirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden sollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch seine Gemahlin anvertrauen und versprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Colonnen durchzog nun die schwedische Armee über Gotha und Arnstadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafschaft Henneberg den Händen der Kaiserlichen und vereinigte sich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken.

Franz, Bischof von Würzburg, der erbitterteste Feind der Protestanten und das eifrigste Mitglied der katholischen Ligue, war auch der Erste, der die schwere Hand Gustav Adolfs fühlte. Einige Trochworte waren genug, seine Gränzfestung Königshofen und mit ihr den Schlüssel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Verrückung ergriff auf die Nachricht dieser schnellen Eroberung alle katholische Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg jagten in ihrer Eile. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweicht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgelst und der Kriegsmannier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die widerholtesten Versicherungen des Königs, noch die gültigsten Beispiele der Menschlichkeit und Toleranz je ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem wüthigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Kuder im Stich und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerium gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unter dessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Martenberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition gesüßet, welches Alles dem Feinde in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Büchersammlung der Jesuiten, die er nach Upsal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit gesüßet. Dem Beispieler der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Vormundschaft brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Fuß zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräueltthaten, welche sich eine geschlossene Soldatesca in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Tractaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherren der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammengezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Niedersachsen verstärkt und sich in Hessen mit seinen beiden Untergenerälen Altringer und Tugger vereinigt. An der Spitze dieser ansehnlichen Kriegsmacht braunte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande seiner ersten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöschen. In seinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrete er sehnlichstvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Baiern, mit Gustav Adolph zu schlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutsam, das ganze Schicksal seiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu setzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle seines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marsch dieses Generals nach Franken verzögert, und Gustav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochstift zu überschwemmen. Umsonst, daß sich Tilly nachher zu Aschaffenburg durch zwölftausend Lothringer verstärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entsatz der Stadt Würzburg herbeieilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Baiern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weise, durch die allgemeine Stimme beschuldigt, den Ruin des Hochstifts durch seine Bedenklichkeiten beschleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte sich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur

sehr wenig Plätze konnte er dem Ungestüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Versuch, eine Truppenvermehrung in die von den Kaiserlichen schwach besetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Besitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenstadt über den Main und richtete seinen Lauf nach der Bergstraße, um die pfälzischen Lande gegen den Andrang des Siegers zu schützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Gustav Adolph in Franken auf seinem Wege fand und vor sich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbestand seines Charakters, seine eiteln Entwürfe und sein schlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte seinen kleinen Arm gegen den schwedischen Helben aufgehoben, um sich bei Kaiser Ferdinand dem Zweiten den Kurhut zu verdienen. Taub gegen die Vorschriften einer vernünftigen Staatskunst, folgte er bloß den Eingebungen einer stürmischen Ehrbegierde, reizte durch Unterstützung des Kaisers Frankreich, seinen furchtbaren Nachbar, und entblödete, um auf fernem Boden ein schimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, seine Erblande, welche ein französisches Kriegsheer gleich einer reißenden Blut überschwemmte. Vorn gönnte man ihm in Oesterreich die Ehre, sich, gleich den übrigen Fürsten der Ligue, für das Wohl des Erzhauses zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieser Prinz ein Heer von siebzehntausend Mann zusammen, das er in eigener Person gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich diesen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, so reizten sie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und, so sehr sie im Angeficht des Feindes ihre Bravour verbargen, so freilebend ließen sie solche an dem wehrlosen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheiligung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich gepuzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verschucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu befänstigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Brich zu, Herr,“ sagte der Bauer, „Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt.“

Das unglückliche Beispiel seines Nachbarn hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Arglist zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Bischofs an und nannte schon die Bedingungen, unter welchen er das Hochstift mit jeder feindlichen Behandlung verschonen wollte. Er zeigte sich um so mehr dazu geneigt, da ohnehin seine Absicht nicht

war, mit Bamberg's Eroberung die Zeit zu verlieren, und seine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieser Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldsummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem unmächtigen Bischof leicht hätte abhängigen können; denn dieser schlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, sobald sich das Kriegsgewitter von seinen Gränzen entfernte. Kaum hatte ihm Gustav Adolph den Rücken zugewendet, so warf er sich dem Grafen Tilly in die Arme und nahm die Truppen des Kaisers in die nämlichen Städte und Festungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen sich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin seines Bisthums durch diesen Kunstgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein schwedischer Feldherr, der in Franken zurückgelassen ward, übernahm es, den Bischof dieser Treulosigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weise verwüsteten.

Die Blucht der Kaiserlichen, deren drohende Gegenwart den Entschlüssen der fränkischen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menschenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel sowohl als den Bürgern dieses Kreises Muth, sich den Schweden günstig zu bezeigen. Nürnberg übergab sich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkische Ritterschaft wurde von ihm durch schmeichelhafte Manifeste gewonnen, in denen er sich herabließ, sich wegen seiner feindlichen Erscheinung in ihrem Lande zu entschuldigen. Der Wohlstand Frankens und die Gewissenhaftigkeit, welche der schwedische Krieger bei seinem Werke mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Kunst, in welche sich Gustav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreises zu setzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm seine glänzenden Thaten selbst bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man sich im Dienst eines stets siegreichen Königs versprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung sehr zu Statten, die der Abgang so vieler Besatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweise herbei, sobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hatte, es zu durchziehen; die Unterwerfung des ganzen Kreises zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Gustav Horn, einer seiner tüchtigsten Generale, mit einem achtaufend Mann starken Kriegsheere zurückgelassen. Er selbst eilte mit der Hauptarmee, die durch die Verbungen in Franken verstärkt war, gegen den Rhein, um sich dieser Gränze des Reichs gegen die Spanier zu versichern, die geistlichen Kurfürsten zu entwaffnen und in diesen wohlhabenden Ländern neue Hülfquellen zur Fortsetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Laufe des Mainstroms; Seligenstadt, Aschaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Flusses ward auf diesem Zuge zur Unterwerfung gebracht; selten erwarteten die kaiserlichen Besatzungen seine Ankunft, niemals behaupteten sie sich. Schon einige Zeit vorher war es einem seiner Obersten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly so bedacht gewesen war, den Kaiserlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichem Druck dieser Soldatesca befreit zu seyn, unterwarf sich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des schwedischen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichste Werk Gustav Adolphs gerichtet, dessen Maxime

es überhaupt auf deutschem Boden war, sich durch die Freundschaft und den Besitz der wichtigsten Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den ersten Reichsstädten gewesen, die er schon von Sachsen aus zu seinem Empfang hatte vorbereiten lassen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu gestatten und Besatzung einzunehmen. Gern wäre diese Reichsstadt mit der bedenklischen Wahl zwischen dem König von Schweden und dem Kaiser verschont geblieben: denn, welche Partei sie auch ergriff, so hatte sie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaisers auf sie fallen, wenn sie sich vorzeitig dem König von Schweden unterwarf, und dieser nicht mächtig genug bleiben sollte, seine Anhänger in Deutschland zu schützen. Aber noch weit verderblicher für sie war der Unwille eines unüberwindlichen Siegers, der mit einer fürchtbaren Armee schon gleichsam vor ihren Thoren stand und sie auf Unkosten ihres ganzen Handels und Wohlstandes für ihre Widersegligkeit züchtigen konnte. Umsonst führte sie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entschuldigung die Gefahren an, welche ihre Messen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichfreiheit selbst bedrohten, wenn sie durch Ergreifung der schwedischen Partei den Zorn des Kaisers auf sich laden sollte. Gustav Adolph stellte sich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer so äußerst wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutschlands und das Schicksal der protestantischen Kirche sey, von ihren Jahrmärkten spreche und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewissens hintansetze. Er habe, sagte er drohend hinzu, von der Insel Rügen an bis zu allen Festungen und Städten am Main den Schlüssel gefunden und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wissen. Das Beste Deutschlands und die Freiheit der protestantischen Kirche seyen allein der Zweck seiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtseyn einer so gerechten Sache sey er schlechterdings nicht gesonnen, sich durch irgend ein Hinderniß in seinem Lauf aufhalten zu lassen. Er sehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten; aber die ganze Hand müße er haben, um sich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche diese Antwort zurückbrachten, folgte er mit seiner ganzen Armee auf dem Fuße nach und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachsenhausen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, sich den Schweden zu unterwerfen, so war es bloß aus Furcht vor dem Kaiser geschehen; ihre eigene Meinung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwischen dem Unterbrücker der deutschen Freiheit und dem Beschützer derselben. Die drohenden Zurüstungen, unter welchen Gustav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaisers vermindern und den Schritt, den sie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beschönigen. Jetzt also öffnete man dem König von Schweden die Thore, der seine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch diese Kaiserstadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachsenhausen zur Besatzung zurück; der König selbst rückte mit der übrigen Armee noch an demselben Abend gegen die Mainzische Stadt Bock an, welche vor einbrechender Nacht schon erobert war.

Während daß Gustav Adolph längs dem Mainstrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen seiner Generale und Vundeeerwandten auch im nördlichen Deutschland. Rostock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen festen Orter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche

kaiserlicher Befehlungen seufzten, wurden von dem rechtmäßigen Besitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des schwedischen Feldherrn *Mathias Tott* bezwungen. Umsonst versuchte es der kaiserliche General *Wolf*, Graf von *Mansfeld*, den Schweden das Städt *Halberstadt*, von welchem sie sogleich nach dem Leipziger Siege Besitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Städt *Magdeburg* in ihren Händen lassen. Ein schwedischer General, *Wannier*, der mit einem achtausend Mann starken Heere an der Elbe zurückgeblieben war, hielt die Stadt *Magdeburg* auf das Engste eingeschlossen und hatte schon mehrere kaiserliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entsatz dieser Stadt herbeigeschickt worden. Der Graf von *Mansfeld* verteidigte sie zwar in Person mit sehr vieler Herzhaftigkeit; aber, zu schwach an Mannschaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerstand leisten zu können, dachte er schon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General *Pappenheim* zu seinem Entsatz herbeikam und die feindlichen Waffen anderswo beschäftigte. Dennoch wurde *Magdeburg* oder vielmehr die schlechten Hütten, die aus den Ruinen dieser großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiserlichen freiwillig geräumt und gleich darauf von den Schweden in Besitz genommen.

Auch die Stände des niedersächsischen Kreises wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den sie in dem unglücklichen dänischen Kriege durch *Wallenstein* und *Tilly* erlitten hatten. Sie hielten zu *Hamburg* eine Zusammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hilfe sie sich der äußerst drückenden kaiserlichen Befehlungen zu entziehen hofften. Dabei ließ es der Bischof von *Bremen*, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für sich besonders Truppen zusammen und ängstigte mit denselben wehrlose Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiserlichen General, Grafen von *Gronsfeld*, halb entwaffnet zu werden. Auch *Georg*, Herzog von *Lüneburg*, vormals Oberster in *Ferdinands* Diensten, ergriff jetzt *Gustav Adolphs* Partei und warb einige Regimenter für diesen Monarchen, wodurch die kaiserlichen Truppen in *Niedersachsen* zu nicht geringem Vortheil des Königs beschäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienste aber leistete dem König Landgraf *Wilhelm* von *Hessen-Kassel*, dessen siegreiche Waffen einen großen Theil von *Westfalen* und *Niedersachsen*, das Städt *Fulda* und selbst das Kurfürstenthum *Röln* zittern machten. Man erinnert sich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu *Werben* mit *Gustav Adolph* geschlossen hatte, zwei kaiserliche Generale, von *Fugger* und *Altringer*, von dem Grafen *Tilly* nach *Hessen* beordert wurden, den Landgrafen wegen seines Abfalls vom Kaiser zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieser Fürst den Waffen des Feindes, so wie seine Landknechte den Aufruhr predigenden Manifesten des Grafen *Tilly* widerstanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von diesen verwüthenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben so viel Muth als Entschlossenheit, eroberte in kurzer Zeit *Wach*, *Münden* und *Hörter* und ängstigte durch seine schnellen Fortschritte das Städt *Fulda*, *Paderborn* und alle an *Hessen* gränzende Städter. Die in Furcht gesetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Gränzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie

ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee *Gustav Adolphs*, und er selbst fand sich zu *Frankfurt* bei diesem Monarchen ein, um den ferneren Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandte waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe *Gustav Adolphs* zu huldigen, seine Günst anzusehen oder seinen Jorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von *Böhmen* und *Palatgraf*, *Friedrich* der Fünfte, der aus *Holland* dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. *Gustav Adolph* erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber, so viel sich auch *Friedrich* von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernte man dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widerständige Politik des englischen Hofes hatten den Eifer *Gustav Adolphs* erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erhebung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen *Georg* von *Hessen-Darmstadt* hatte die Furcht vor der unwiderstehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieser Fürst mit dem Kaiser stand, und sein geringer Eifer für die protestantische Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte sich, einen so unmächtigen Feind zu verspotten. Da der Landgraf sich selbst und die politische Lage Deutschlands wenig genau kannte, um sich, eben so unwissend als kreist, zum Mittler zwischen beiden Parteien aufzuwerfen, so pflegte ihn *Gustav Adolph* spottweise nur den Friedensstifter zu nennen. Dört hörte man ihn sagen, wenn er mit dem Landgrafen spielte und ihm Geld abzwang: „er freute sich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiserliche Münze sey.“ Landgraf *Georg* dankte es bloß seiner Verwandtschaft mit dem Kurfürsten von *Sachsen*, den *Gustav Adolph* zu schönen Urfache hatte, daß sich dieser Monarch mit Uebergabe seiner Festung *Müßelsheim* und mit der Zusage begnügte, eine strenge Neutralität in diesem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des *Westerwaldes* und der *Wetterau* waren in *Frankfurt* bei dem König erschienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beistand anzubieten, der ihm in der Folge sehr nützlich war. Die Stadt *Frankfurt* selbst hatte alle Ursache, sich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch seine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der Messen, die der Krieg sehr gestört hatte, durch die nachdrücklichsten Vorkehrungen wieder herstellte.

Die schwedische Armee war jetzt durch zehntausend *Hessen* verstärkt, welche Landgraf *Wilhelm* von *Kassel* dem König zugeführt hatte. Schon hatte *Gustav Adolph* Königsheim angreifen lassen, *Kosheim* und *Hörsheim* ergaben sich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrschte den ganzen *Mainstrom*, und zu Höchst wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den *Rhein* zu setzen. Diese Anstalten erfüllten den Kurfürsten von *Mainz*, *Aselm Kassel*, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er der Nächste sey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaisers und

eines der thätigsten Mitglieder der katholischen Ligue, hatte er kein besseres Los zu hoffen, als seine beiden Amtsbrüder, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage seiner Länder am Rheinstrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, sich ihrer zu versichern, und überdem war dieser segnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit seinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor sich hatte, schmeichelte sich der Kurfürst, Gewalt durch Gewalt abzutreiben und durch die Festigkeit seiner Wälle die schwedische Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Festungswerke seiner Residenzstadt ausbessern, versah sie mit Allem, was sie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitausend Spanier in seine Mauern auf, welche ein spanischer General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den schwedischen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeschlagene Pfähle verammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als unmächtigen Trost verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, nieder machte und übermäßige Contributionen erpreßte, ein Anderer die katholischen Dörfer des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bei Castel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäuseturm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen und dem Kurfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom Miene machte zu belagern und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Ausbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutschland den Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Marschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhafsten Widerstand der Nürnberger und den Abzug des Tilly und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Castel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Plazes und erschien zum zweiten Mal an den Ufern des Rheins bei Stockstadt zwischen Germsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil ver-

senkelt des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagten würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertige Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten Schiffer sich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren Rufen er den Grafen von Drahe mit dreihundert Schweden überlegen ließ. Nicht so bald hatte dieser Zeit gewonnen, sich am jenseitigen Ufer zu verschanzen, als er von vierzehn Compagnien spanischer Dragoner und Cuirassiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, so tapfer wehrte sich Drahe mit seiner kleinen Schaar, und sein heldenmüthiger Widerstand verschaffte dem König Zeit, ihn in eigener Person mit frischen Truppen zu unterstützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verlust von sechshundert Todten, die Flucht; Einige eilten, die feste Stadt Oppenheim, Andere, Mainz zu gewinnen. Ein marmornes Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch siebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unsterbliche König den Hauptstrom Germaniens passirte.

Gleich nach dieser glücklichen Action setzte Gustav Adolph das Geschick und den größten Theil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8ten December 1631 mit stürmender Hand erstrichen ward. Fünfhundert Spanier, welche diesen Ort so herzhast vertheidigt hatten, wurden insgesammt ein Opfer der schwedischen Furie. Die Nachricht von Gustavs Uebergang über den Rheinstrom erschreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenseitige Land besetzt und sich hinter diesem Flusse vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward aufs Eilfertigste verlassen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthatigkeiten gegen den wehrlosen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche sie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grausamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, sich in Frankenthal einzuschließen, in welcher Stadt sie sich Hoffnung machten den siegreichen Waffen Gustav Adolphs zu trogen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, seine Absichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche sich der Kern der spanischen Truppen geworfen hatte. Zudem er jenseits des Rheinstroms gegen diese Stadt anrückte, hatte sich der Landgraf von Hessen-Rassau dießseits des Flusses derselben genähert und auf dem Wege dahin mehrere feste Plätze unter seine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeschlossen, zeigten anfänglich viel Muth und Entschlossenheit, das Aeußerste zu erwarten, und ein ununterbrochenes, heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das schwedische Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten kostete. Aber dieses muthvollen Widerstandes ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden und waren dem Stadtgraben schon so nahe gerückt, daß sie sich ernstlich zum Sturm anschickten. Jetzt sank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten sie vor dem wilden Ungeßüm des schwedischen Soldaten, wovon der Marktfeldberg bei Würzburg ein schreckhaftes Zeugniß abgab. Ein fürchterliches Los erwartete die Stadt Mainz, wenn sie im Sturm

erliegen werden sollte, und leicht konnte der Feind sich versucht fühlen, Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr, um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, capitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleit bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am 13ten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt und nahm im Palast des Kurfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Kurfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich und schenkte sie seinem Reichscanzler Drenskierna, der sie dem Gymnasium zu Westerås abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unerforschlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reichenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwabronen zu schlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und sich der wichtigsten Städte am Rheinstrom von Boppard bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Festung Braunfels, welche die wetterauischen Grafen mit schwedischer Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten sie, außer Frankenthal, nur sehr wenige Städte retten. Landau und Kronweissenburg erklärten sich laut für die Schweden. Speyer bot sich an, Truppen zum Dienst des Königs zu werben. Manheim ging durch die Besonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachlässigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieses Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrscheinlich war selbst die Raubgier der Jahreszeit mit eine Ursache der Ueberlegenheit gewesen, welche der schwedische Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erschöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Gustav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er selbst benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit seinen kriegerischen Operationen auslegte, dazu, die Geschäfte des Cabinets mit seinem Reichscanzler abzuhandeln, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen und einige politische Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen sein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu seinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieser Staatsgeschäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung bilden ließ, als sich mit dem Interesse der deutschen Fürsten und mit dem kurzen Verfuße vertrug, den er dem Reiche hatte abthun wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkste besetzt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine

neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Gustavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffensraub, Pfaffenwang bekannter geworden ist.

Indem Gustav Adolph sich Meister vom Rhein machte und die drei angrenzenden Kurfürstenthümer mit seinen siegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von seinen wachsamten Feinden jeder Kunstgriff der Politik in Bewegung gesetzt, ihm den Beistand Frankreichs zu entziehen und ihn, wo möglich, mit dieser Macht in Krieg zu verwickeln. Er selbst hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom seine Freunde stutz gemacht und seinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in seine Absichten zu erregen. Nachdem er das Hochstift Würzburg und den größten Theil Frankens seiner Macht unterworfen hatte, stand es bei ihm, durch das Hochstift Bamberg und durch die obere Pfalz in Baiern und Oesterreich einzubringen; und die Erwartung war so allgemein als natürlich, daß er nicht säumen würde, den Kaiser und den Herzog von Baiern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen und durch Ueberwältigung dieser beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitenden Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und, anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Rheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungspläne am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuhalten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an Das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und sein eigenes feierlich ausgesprochenes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bitteren Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes und rüstete sich lebhaft, seine siegreichen Fahnen mit Nachstem in Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zigte sich äußerst geschäftig, die nachtheiligsten Gerüchte von seinen Absichten zu verbreiten. Schon längst hatte der Minister Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die französischen Grenzen mit Unruhe zugeschen, und das mißtrauische Gemüth seines Herrn öffnete sich nur allzuleicht den schlimmen Muthmaßungen, welche darüber angestellt wurden. Frankreich war um eben diese Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem protestantischen Theil seiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines siegreichen Königs von ihrer Partei ihren gesunkenen Muth neu beleben und sie zu dem gewaltsamsten Widerstand aufzuheben möchte. Dies konnte geschehen, auch wenn Gustav Adolph auf das Weiteste davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen und an seinem Bundesgenossen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der nachgerige Sinn des Bischofs von Würzburg, der den

Verlust seiner Länder am französischen Hofe zu verschmerzen suchte, die giftvolle Verebtheit der Jesuiten und der geschäftige Eifer des bayerischen Ministers stellten dieses gefährliche Verständniß zwischen den Hugonotten und dem König von Schweden als ganz erwiesen dar und wußten den furchtsamen Geist Ludwigs mit den schrecklichsten Besorgnissen zu befüllen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverständige Katholiken glaubten in vollem Ernst, der König werde mit Mächstem in das innerste Frankreich eindringen, mit den Hugonotten gemeine Sache machen und die katholische Religion in dem Königreich umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu leugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Waffe gab und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Baiern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religioneifer Frankreichs und von der eigenmüthigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav Adolph, von allen seinen übrigen Feinden in Deutschland befreit, konnte seine ungetheilte Macht gegen die kaiserlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des österreichischen Hauses, und dieses letzte große Ziel aller Bestrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürsten der Ligue auf ihrer Weigerung bestanden und dem österreichischen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben sollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa seine katholische Gesinnung erwiesen und seinen Pflichten als Glied der römischen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürsten der Ligue erschienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholische Deutschland unabwendlich verhängen mußte; sie allein waren es, die durch ihre eigenfünliche Anhänglichkeit an den Kaiser die Maßregeln ihres Beschüßers vereitelten, die Kirche in die äußerste Gefahr und sich selbst in Verderben stürzten.

Richelieu verfolgte diesen Plan mit so lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Kurfürsten von Baiern um französische Hülfe ins Gebränge gebracht wurde. Man erinnert sich, daß dieser Fürst schon seit der Zeit, als er Ursache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Gesinnungen des Kaisers zu setzen, in ein heimliches Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er sich den Besitz der pfälzischen Kurwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinand's zu versichern hoffte. So deutlich auch schon der Ursprung dieses Tractats zu er-

behte ihn Maximilian jetzt, wirklich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus und trug kein Bedenken, dieselbe Hülfsleistung, welche man ihm bloß gegen Oesterreich zugesagt hatte, auch gegen Gustav Adolph, den Allirten der französischen Krone, zu fordern. Durch diese widersprechende Allianz mit zwei einander entgegengesetzten Mächten in Verlegenheit gesetzt, wußte sich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindseligkeiten zwischen beiden ein schleuniges Ende machte; und, eben so wenig geneigt, Baiern preiszugeben, als durch seinen Vertrag mit Schweden außer Stand gesetzt, es zu schütten, verwendete er sich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, seinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leisten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu diesem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeschickt, seine Gesinnungen über diesen Punkt zu erforschen und für die allirten Fürsten günstige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber, so wichtige Ursachen Ludwig der Dreizehnte hatte, diese Neutralität zu Stande gebracht zu sehen, so triftige Gründe hatte Gustav Adolph, das Gegentheil zu wünschen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abscheu der liguistischen Fürsten vor der protestantischen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländische Macht der Schweden unanfechtlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich unvertilgbar sey, fürchtete er ihre offenbare Feindschaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung so sehr im Widerspruch stand. Da er sich überdies durch seine Lage auf deutschem Boden genöthigt sah, auf Kosten der Feinde den Krieg fortzusetzen, so verlor er augenscheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl seiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder also, wenn Gustav Adolph wenig Neigung bliden ließ, die Neutralität der katholischen Fürsten, wodurch ihm so wenig geholfen war, durch Aufopferung seiner errungenen Vortheile zu erkaufen.

Die Bedingungen, unter welchen er dem Kurfürsten von Baiern die Neutralität bewilligte, waren drückend und diesen Gesinnungen gemäß. Er forderte, von der katholischen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiserlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen protestantischen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguistische Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgesetzt wissen. Alle ihre Länder sollten den kaiserlichen Armeen verschlossen seyn, und dem Haus Oesterreich weder Mannschaft noch Lebensmittel und Munition aus denselben gestattet werden. So hart das Geßez war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, so schmeichelte sich der französische Mediateur noch immer, den Kurfürsten von Baiern zur Annehmung desselben vermögen zu können. Dieses Geschäft zu erleichtern, hatte sich Gustav Adolph bewegen lassen, dem Kestern einen Waffenstillstand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieser Monarch durch den französischen Agenten wiederholte Versicherungen von dem guten Fortgang dieser Verhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufseugener Brief des Kurfürsten an den General Pappenheim in Westfalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negotiation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos und hatte zu nichts geblent, als die Feindseligkeiten zwischen

Baiern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben, und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits dem Kurfürsten von Trier, Philipp von Sötern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt, und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber, so ungern der Kurfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Königs zu übergeben und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Klägeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Kurfürsten benützt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Allirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee stellte die Trierischen Lande decken, und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Kurfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt: denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem Dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnison gereinigt, und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Grobste zu beschützen, mußte der Reichskaiser Dreisslerua mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen der Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegszug glücklich gespritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Richtigkeit des Bischofs, der durch sein treulos Betragen seinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den schwedischen Waffen, und die Hauptstadt selbst, von der kaiserlichen Besatzung im Stich gelassen, lieferte ihm ein stürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Bischof den Kurfürsten von Baiern zum Beistand auf, der sich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl seines Herrn zur Wiedereinnahme des Bischofs bevollmächtigt, zog dieser General seine durch die Oberpfalz zerstreuten Truppen zusammen und näherte sich Bamberg mit einem zwanzigtausend Mann starken Heere. Gustav Horn, fest entschlossen, seine Eroberung gegen diese überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte sich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entziehen sehen, was er der ganzen versammelten Armee gehofft hatte streitig zu machen. Eine Verwirrung unter seinen Truppen, die keine

Geistesgegenwart des Feldherrn zu verbessern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geschütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieses Sieges; aber den schwedischen General, der sich in guter Ordnung über den Mainstrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geschwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erscheinung des Königs in Franken, welchem Gustav Horn den Rest seiner Truppen bei Kissingen zuführte, setzte seinen Eroberungen ein schnelles Ziel und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Bannier und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken: denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Baiern lagen jetzt dem König gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Baiern unvertheibigt zu lassen, um Oesterreichs Gränzen zu sichern; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Baiern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters stieg endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Baierns Gränzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Gustav selbst konnte sein Erstaunen nicht unterdrücken, sich hier in dieser Stadt, im Mittelpunkte Deutschlands, zu sehen, bis wohin er nie gehofft hatte seine Bahnen auszubreiten. Der edle schöne Anstand seiner Person vollendete den Eindruck seiner glorreichen Thaten, und die Herablassung, womit er die Begrüßungen dieser Reichsstadt erwiderte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Person bestätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Rheins mit derselben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinschaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er seiner Armee gegen die Donau und stand vor der Gränzfestung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayerische Besatzung vertheidigte diesen Platz, und der Anführer derselben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachsen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigste Entschlossenheit, sich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernst, mit welchem Gustav Adolph die Belagerung anfang, auf einen schnellen und sichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigsten Feuer des schwedischen Geschützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenseitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechstrom trennte ihn noch von Baiern. Diese nahe Gefahr seiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und, so leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle seiner Staaten zu bringen, so

entschlossen zeigte er sich nun, ihm den letzten Schritt zu erschweren. Jenseits des Lechs, bei der kleinen Stadt *Rain*, bezog *Tilly* ein wohlbesetztes Lager, welches, von drei Flüssen umgeben, jedem Angriffe Trost bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch starke Versagungen vertheidigt und sich dieser Reichsstadt selbst, welche längst schon ihre Ungebuld blicken ließ, dem Beispiel Nürnbergs und Straßburgs zu folgen, durch Einführung einer bayerischen Garnison und Entwaffnung der Bürger versichert. Der Kurfürst selbst schloß sich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das *Tilly'sche* Lager ein, gleich als ob an diesem einzigen Posten alle seine Hoffnungen hängten, und das Glück der Schweden an dieser äußersten Gränzmauer scheitern sollte.

Bald erschien *Gustav Adolf* am Ufer, den bayerischen Verschanzungen gegenüber, nachdem er sich das ganze Augsburger Gebiet diesseits des Lechs unterworfen und seinen Truppen eine reiche Zufuhr aus diesem Landstrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieser Strom von häufigen Regengüssen und von dem Schnee der tirolischen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe schwillt und zwischen steilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewisses Grab öffnete sich dem waghalsigen Stürmer in seinen Wellen, und am entgegenstehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderischen Schlünde. Ertröht er dennoch mitten durch die Wuth des Wassers und des Feuers den fast unmöglichen Uebergang, so erwartet die ermatteten Truppen ein frischer und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und, nach Erholung schmachtend, finden sie eine Schlacht. Mit erschöpfter Kraft müssen sie die feindlichen Schanzen ersteigen, deren Festigkeit jedes Angriffs zu spotten scheint. Eine Niederlage, an diesem Ufer erlitten, führt sie unvermeidlich zum Untergang; denn derselbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erschwert, verrißert ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück sie verlassen sollte.

Der schwedische Kriegerath, den der Monarch jetzt versammelte, machte das ganze Gewicht dieser Gründe geltend, um die Ausführung eines so gefährvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapfersten jagten, und eine ehrwürdige Schaar im Tienste grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Besorgnisse zu gestehen. Aber der Entschluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ sagte er zu *Gustav Horn*, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Däse, über so viele große Ströme, Deutschlands hätten wir gesetzt, und vor einem Bache, vor diesem Lech hier, sollten wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Vespütigung der Egernd, die er mit mancher Lebensgefahr anstellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesseitige Ufer über das jenseitige hervorrage und die Wirkung des schwedischen Geschüßes vorzugsweise vor dem des Feindes begünstige. Mit schneller Besonnenheit wußte er diesen Umstand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo sich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweierdsiebenzig Geschütze ein kreuzförmiges Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß diese wüthende Kanonen die Bayern von dem jenseitigen Ufer entfernte, ließ er an größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke schlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und nassem Strohh in Einem fort unterhalten, entzog das aufsteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der fast ununterbrochene Donner des Geschüßes das Geräusch der Zimmerlärme unhörbar machte. Er selbst ermunterte durch sein eigenes Beispiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über sechzig Kanonen ab. Mit gleichem Eifer und Thätigkeit wurde diese Kanonade zwei Stunden

lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenseitige niedere Ufer beherrschten, und die Höhe des Ufers ihnen gegen das feindliche Geschüß zur Brustwehr diente. Unsonst strebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerstören; das überlegene Geschüß der Schweden versuchte sie, und sie mußten die Brücke, fast unter ihren Augen, vollendet sehen. *Tilly* that an diesem schrecklichen Tage das Aeußerste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und seine noch so drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er suchte. Eine Balconetkugel gerschnitzte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch *Altringer*, sein gleich tapferer Streitenoff, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeisterten Gegenwart dieser beiden Führer verlassen, wankten endlich die Bayern, und wider seine Neigung wurde selbst *Maximilian* zu einem kleinmüthigen Entschluß fortgerissen. Von den Vorstellungen des sterbenden *Tilly* befestigt, dessen gewohnte Festigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig seinen unüberwindlichen Posten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Führt, durch welche die Keiterei im Begriff war den Uebergang zu wagen, beschleunigte seinen muthlosen Abzug. Noch in derselben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechstrom gesetzt hatte, sein Lager ab, und, ohne dem Könige Zeit zu lassen, ihn auf seinem Marsch zu beunruhigen, hatte er sich in besser Ordnung nach Neuburg und Ingolstadt gezogen. Mit Befremdung sah *Gustav Adolf*, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Bluth des Kurfürsten erregte seine Verwunderung noch mehr, als er die Festigkeit des verlassenen Lagers entdeckte. „Wär ich der Bayer gewesen,“ rief er erstaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel „Vart und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Posten, wie dieser da, verlassen und dem „Feinde meine Staaten geöffnet haben.“

Jetzt also lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grängen dieses Landes gestürzt hatte, wälzte sich zum ersten Male über seine lang verschonten gesegneten Fluren. Vorerst aber der König an Eroberung dieses feindlich gesinnten Landes wagte, entriß er erst die Reichsstadt Augsburg dem bayerischen Joch, nahm ihre Bürger in Pflichten und versicherte sich ihrer Treue durch eine zurückgelassene Besatzung. Darauf rückte er in beschleunigten Märschen gegen Ingolstadt an, um durch Einnahme dieser wichtigen Festung, welche der Kurfürst mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete *Tilly* in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße *Gustav Adolfs* zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Vorbeern seiner frühern Siege dahinwelken und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Mänen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und *Maximilian* von Bayern den treuesten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte und die Pflichten des Felsherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Kurfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm *Gustav Adolf* die

Belagerung der Stadt und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognosciren der Festung streckte ein Vierundzwanzigpfünder sein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden stürzte, und kurz darauf ward sein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückugel von seiner Seite weggerissen. Mit schneller Fassung erhob sich der König wieder und beruhigte sein erschrockenes Volk, indem er sogleich auf einem andern Pferde seinen Weg fortsetzte.

Die Besetzung der Stadt von Regensburg, welche Reichstadt der Kurfürst, dem Rath des Tilly gemäß, durch List überraschte und durch eine starke Besatzung in seinen Fesseln hielt, änderte schnell den Kriegsplau des Königs. Er selbst hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, diese protestantisch gesinnte Reichstadt in seine Gewalt zu bekommen und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenossin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derselben durch die Baiern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung seines vornehmsten Wunsches, sich der Donau zu bemächtigen und seinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuschneiden. Schnell verließ er Ingolstadt, an dessen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verschwembete, und drang in das Innerste von Baiern, um den Kurfürsten zur Verschäkung seiner Staaten herbeizulocken und so die Ufer der Donau von ihren Verteidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Moosburg, Landsbut, das ganze Stift Freising unterwarfen sich ihm; nichts konnte seinen Waffen widerstehen. Hand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf seinem Wege, so hatte er in der Brust jedes Baiern einen desto unversöhnlichen Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papst glaubten, waren auf diesem Boden eine neue, eine unerhörte Erscheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte sie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle und ihren Anführer als den Antichrist abgebildet. Kein Wunder, wenn man sich von allen Pflichten der Natur und der Menschlichkeit gegen diese Satansbrut lossprach und zu den schrecklichsten Gewaltthaten sich berechtigt glaubte. Wehe dem schwedischen Soldaten, der einem Haufen dieser Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Wörtern, welche die erfinderische Wuth nur erdenken mag, wurden an diesen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verstümmelten Körper entflammte die Armee zu einer schrecklichen Wiedervergeltung. Nur Gustav Adolph besetzte durch seine Handlung der Rache seinen Heldencharakter, und das schlechte Vertrauen der Baiern zu seinem Christenthum, weit entfernt, ihn von den Vorschriften der Menschlichkeit gegen dieses unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligsten Pflicht, durch eine desto strengere Mäßigung seinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptstadt, die, von Verteidigern entblößt und von den vornehmsten Einwohnern verlassen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung suchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte sie seinen Zorn zu besänftigen und schickte schon bis Freising Deputirte voraus, ihm ihre Thor Schlüssel zu Füßen zu legen. Wie sehr auch der König durch die Unmenschlichkeit der Baiern und durch die feindselige Gesinnung ihres Herrn zu einem grausamen Gebrauch seiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, selbst von Deutschen,

bestimmt wurde, Magdeburgs Schicksal an der Residenz ihres Zerstörers zu ahnden, so verachtete doch sein großes Herz diese niedrige Rache, und die Wehrlosigkeit des Feindes entwaffnete seinen Grimm. Zufrieden mit dem ersten Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit kaiserreichem Pomp in die Residenz desselben Fürsten zu führen, der das vornehmste Werkzeug seines Falls und der Räuber seiner Staaten war, erhöhte er die Pracht seines Einzugs durch den schüßern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlassen Palast, denn die Schätze des Kurfürsten hatte man nach Werfen gestrichet. Die Pracht des kurfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte den Aufseher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeisters. „Es ist kein anderer,“ versetzte dieser, „als der Kurfürst selbst.“ — „Ich möchte ihn haben, diesen Baumeister,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu schicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird sich der Baumeister zu hüten wissen.“ — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloße Lassetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die Legtern hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherie eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten,“ rief der König, „und kommet zum Gericht!“ — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtausend Tuncaten in Gold, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommnere Erscheinung würde die bayerische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken er ins Herz von Baiern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Kurfürsten vermögen, den letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrete er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte eintweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsätzliche Fälschung Wallensteins ließ Baiern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Gustav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Baiern und Schwaben, Franken's Biethümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen beunruhigt hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, den er glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er sich nach dem Breitenfelder Siege vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünschte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den protestantischen Reichständen durchzusetzen, so hatte er doch die Glieder der katholischen Ligue entwaffnet oder geschwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Kosten bestritten, die Hülfsquellen des Kaisers vermindert, den Muth der schwächeren Stände gestärkt und durch die gebrandschatzten Länder der kaiserlichen Allirten einen Weg nach den österreichischen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorsam erpressen konnte, da leistete

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

ihm die Freundschaft der Reichsstädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an sich zu fesseln gewußt hatte, die wichtigsten Dienste, und er konnte, solange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch seine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeschnitten, wenn ihnen der niederländische Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutschen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach seinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch so viele längs seines Zuges durch Deutschland zurückgelassene Besatzungen hatten sein Heer nicht vermindert, und noch eben so frisch, als es diesen Zug angetreten hatte, stand es jetzt mitten in Baiern, entschlossen und gerüstet, den Krieg in das Innerste von Oesterreich zu wälzen.

Während daß Gustav Adolph den Krieg im Reiche mit solcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück seinen Wundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünstigt. Man erinnert sich, daß bei der Verathschlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwischen beiden Fürsten zu Halle angestellt worden, die Eroberung Böhmens dem Kurfürsten von Sachsen zum Antheil fiel, indem der König für sich selbst den Weg nach den liguistischen Ländern erwählte. Die erste Frucht, welche der Kurfürst von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreises von den kaiserlichen Besatzungen folgte. Durch die Mannschaft verstärkt, welche von der feindlichen Garnison zu ihm übertrat, richtete der sächsische General von Arnheim seinen March nach der Lausitz, welche Provinz ein kaiserlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überschwemmt hatte, den Kurfürsten von Sachsen wegen seines Uebertritts zu Arnheim seinen March zu üchtigen. Schon hatte er in dieser schlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüstungen angefangen, mehrere Städte erobert und Treiben selbst durch seine drohende Annäherung erschreckt. Aber diese reizenden Fortschritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaisers, alle sächsische Besatzungen mit Krieg zu verschonen.

Zu spät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Kurfürsten von Sachsen aus Aeußerste zu bringen und dem König von Schweden diesen wichtigen Wundesgenossen gleichsam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Troz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben so übel angebrachte Mißgunst wieder gut machen, und er bezog einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsische Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entgegen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Kurhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenstoß glänziger Ereignisse ihr im Voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen

Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt und senkten unter dem verhassten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Maaße der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Glend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Gassenbühnen verspritzt worden, und, welche durch eine zeitige Bluthat dem Verderben entrannten, irrten ferne von ihrer Heimath im Glend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglich als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei des Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernstliche Widersehung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Befehrs-eifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schaffall der Kirche zurück zu ängstigen. Am Härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthal's im Gränzgebirge zwischen Böhmen und Meißern. Zwei kaiserliche Commissarien, durch eben so viele Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Kegnern zu predigen. Wo die Verdanktheit der Eßtern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Legtern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für dies Mal siegte die gute Sache, und der herzhafter Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Befehrsgecommandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Nachahmung ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten anzuknüpfen versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung gütig wurde und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Gränze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlöffenau, Tetschen, Aufsig, Rentmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Pächsen des Königreichs, und, eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heeres zu erwarten. Alles, was katholisch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff berathet und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbei zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Etanquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber

weit entfernt, seine Kriegserfahrung und das Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberst, Graf Maradas, bezeugte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagniß aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Zustimmung eines Höhern, ins Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte, und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurücksiehung von der politischen Bühne und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeit darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiel folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle Beamte der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, seine Personen, seine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Flüchtenden angefüllt, die sich nicht eher als in der Kaiserstadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas selbst, an Prag's Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen und führte seine kleine Mannschaft bis Labor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrschte in Prag, als die Sachsen am andern Morgen davor erschienen; keine Anstalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr sammelte sich eine Menge von Zuschauern um sie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit sie sich näherten, gleich vielmehr einer freundschaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfang. Aus dem übereinstimmenden Berichte dieser Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten, und die Regierung nach Undwißig geflüchtet sey. Dieser unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerstand erregte Antheil und Mißtrauen um so mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entsatzes aus Schlesien kein Geheimniß, und die sächsische Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig versehen, auch an Anzahl bei Weitem zu schwach war, um eine so große Stadt zu bestürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er seine Wachsamkeit; und er schwelte in dieser Furcht, bis ihm der Haushofmeister des Herzogs von Friedland, den er unter dem Hause entdeckte, diese unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt ist ohne Schwertstreich unser,“ rief er jeg. voll Verwunderung seinen Obersten zu und ließ sie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerschaft von Prag, von ihren Vertheidigern schimpflich im Stich gelassen, hatte ihren Entschluß längst gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Capitulation in Sicherheit zu setzen. Sobald diese von dem sächsischen General im Namen seines Herrn unterzeichnet war, öffnete

man ihm ohne Widersehung die Thore, und die Armee hielt am 11ten November des Jahres 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Kurfürst selbst nach, um die Huldigung seiner neuen Söhne befohlenen in Person zu empfangen: denn nur unter diesem Namen hatten sich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der österreichischen Monarchie sollte durch diesen Schritt nicht zerrissen seyn. So übertrieben groß die Furcht der Papisten vor den Repressalien der Sachsen gewesen war, so angenehm überraschte sie die Huldigung des Kurfürsten und die gute Mannszucht der Truppen. Besonders legte der Feldmarschall von Arnheim seine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieser Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Länderlein desselben auf seinem Hermarsch verschont zu haben, stellte er jetzt noch Wachen an seinen Palast, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten sich der vollkommensten Gewissensfreiheit, und von allen Kirchen, welche sie den Protestanten entziffen hatten, wurden diesen nur vier zurückgegeben. Die Jesuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherige Verdrückungen Schuld gab, waren von dieser Tuldung ausgeschlossen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verlenquete selbst als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiserliche Name einflößte, und, was sich ein kaiserlicher General, wie Tilly und Wallenstein, zu Dresden gegen ihn unsehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er sich zu Prag nicht gegen den Kaiser. Sorgfältig unterschied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht schuldig war. Er unterstand sich nicht, das Hausgeräth des Ketzern zu berühren, indem er sich ohne Bedenken die Kanonen des Erstern als gute Beute zuignete und sie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiserlichen Palast, sondern im lichtestfeinischen Hause nahm er seine Wohnung, zu beschneiden, die Zimmer Desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieser Zug von einem großen Mann und einem Helben berichtet, er würde uns mit Recht zur Verwunderung hinreizen. Der Charakter des Fürsten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieser Enthaltung mehr den schönen Sieg der Bescheidenheit ehren oder die kleinliche Gesinnung des schwachen Geistes bemitleiden sollen, den das Glück selbst nie kühn macht, und die Freiheit selbst nie der gewohnten Fesseln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der meisten Städte folgte, bewirkte eine schnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem protestantischen Adel, welche bisher im Glend herum geirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berühmte Urheber des böhmischen Aufbruchs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in Besitz ihrer Güter, deren jeztige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Manche unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortreflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren

die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber, mißtraulich gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürzte, eilten sie, diese unsicheren Besigungen wieder loszuschlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgefinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neu eröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das Papstthum erhalten hatte, wandten sich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken schworen freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren früheren Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewiesene Duldsamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieses mißhandelte Volk die Unterdrücker seiner heiligsten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es sich seiner wieder erlangten Rechte, und seinen Haß gegen die aufgedrängene Religion stillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdrücken war der Succurs, den die kaiserlichen Generale von Bösz und von Tiefenbach aus Schlessien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm stießen. Ihn zu zerstreuen, ehe sich seine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und that bei Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf seine Verschanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte schlug er endlich, nicht ohne großen Verlust, die Feinde aus ihrem besetzten Lager und zwang sie durch die Festigkeit seines Heeres, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubauen, die sie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiserlichen nicht in mehreren kleinen Gefechten Abbruch thaten, und die Croaten selbst bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erstreckten. Wie glänzend und viel versprechend auch die Sachsen den böhmischen Feldzug eröffnet hatten, so rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Gustav Adolfs Erwartungen. Anstatt mit unaufhaltsamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen sich zu der schwedischen Armee durchzuschlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiserlichen Macht anzugreifen, schwächten sie sich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verschwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, sich seines Vortheils über den Kaiser zu bedienen, und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirksamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiser verloren, und die Sachsen von dieser Seite her gegen Oesterreich im Anzug, während daß der schwedische Monarch durch Franken, Schwaben und Baiern nach den kaiserlichen Erbstaaten einen Weg sich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der österreichischen Monarchie verzehrt, die Länder erschöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorsam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem schwedischen Heerführer eine so entschiedene Ueberlegenheit im Felde verschaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenossen des Kaisers, oder die auf sie selbst hereinstürmende Gefahr hatte ihre Treue erschüttert. Selbst Maximilian von Baiern, Oesterreichs mächtigste Stütze, schien den verführerischen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige

Allianz dieses Fürsten mit Frankreich hatte den Kaiser längst schon mit Besorgnissen erfüllt. Die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Lothringen waren aus ihren Ländern vertrieben oder doch gefährlich bedroht; Trier stand im Vergriff, sich unter französischen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beschäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Gustav Adolph sie vom Rheinstrom zurückschlug; Polen fesselte noch der Stillstand mit diesem Fürsten. Die ungarischen Grenzen bedrohte der siebenbürgische Fürst Ragozy, ein Nachfolger Bethlen Gabor's und der Erbe seines unruhigen Geistes; die Pforte selbst machte bedenkliche Zurüstungen, den günstigen Zeitpunkt zu nutzen. Die meisten protestantischen Reichsfürsten, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beschützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Alle Hülfquellen, welche sich die Freiheit eines Tilly und Wallensteins durch gewaltsame Expressionen in diesen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle diese Werbestellen, diese Magazine, diese Zufluchtsörter für den Kaiser verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Kosten bestritten werden. Seine Bedrängnisse vollkommen zu machen, entzündet sich im Land ob der Ems ein gefährlicher Aufruhr; der ungeistige Befehlsbefehl der Regierung bewaffnet das protestantische Landvolk, und der Fanatismus schwingt seine Fackel, indem der Feind schon an den Pforten des Reiches stürmt. Nach einem so langen Glück, nach einer so glänzenden Reihe von Siegen, nach so herrlichen Eroberungen, nach so viel unnütz versprungenem Blute sieht sich der österreichische Monarch zum zweiten Mal an denselben Abgrund geführt, in den er beim Antritt seiner Regierung zu stürzen drohte. Ergriff Baiern die Neutralität, widerstand Kurfürst von der Verführung, und entschloß sich Frankreich, die spanische Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Catalonien angreifen, so stürzte der stolze Bau von Oesterreichs Größe zusammen, die allirten Kronen theilten sich in seinen Raub, und der deutsche Staatskörper sah einer gänzlichen Verwandelung entgegen.

Die ganze Reihe dieser Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längst schon entschiedenen Verfall der österreichischen Macht, den bloß der täuschende Scheimer eines großen Namens versteckt hatte, sichtbar machte. Ging man zu den Ursachen zurück, welche den Schweden eine so furchtbare Ueberlegenheit im Felde verschafften, so fand man sie größtentheils in der unumschränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte seiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte und, durch keine höhere Autorität in seinen Unternehmungen gefesselt, vollkommener Herr jedes günstigen Augenblicks, alle Mittel zu seinem Zwecke beherrschte und von Niemand als sich selbst Geseze empfing. Aber seit Wallensteins Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte sich auf Seiten des Kaisers und der Ligue von Tiesem allem gerade das Widerpiel. Von Generalen gebracht es an Ansehen bei den Truppen und an der so nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorsam und Mannszucht, den zerstreuten Corps an übereinstimmender Wirksamkeit, den Ländern an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entschlusses und an Festigkeit bei Vollstreckung desselben. Nicht ihre größere Macht, nur der bessere Gebrauch, den sie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaisers ein so entschiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiste, der sie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht besaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiser. Hätte Graf Tilly auch nie seinen Ruhm verloren, so ließ das

Mißtrauen gegen Baiern noch nicht zu, das Schicksal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der seine Anhänglichkeit an das bayerische Haus nie verleugnete. Ferdinands dringendstes Bedürfniß war also ein Feldherr, der gleich viel Erfahrung besaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der seine Dienste dem österreichischen Hause mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines solchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaisers beschäftigte und die Mitglieder desselben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu stellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, stellte sich Ferdinand im ersten Feuer des Affects selbst als den Führer seiner Armee dar; aber es kostete nicht Mühe, einen Entschluß umzustossen, den nur Verzweiflung eingab, und das erste ruhige Nachdenken widerlegte. Doch, was dem Kaiser seine Würde und die Last des Regentenamts verbot, erlaubten die Umstände seinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die österreichischen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch seine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefördert, von deren Kronen er zwei schon auf seinem Haupte trug, verband Ferdinand auch der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beistand ihm zur Führung des Krieges so unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hartbeschwerten Unterthan neue Lasten aufzulegen; nur seiner persönlichen Gegenwart bei der Armee schien es aufbehalten zu seyn, die verderbliche Eifersucht der Häupter zu ersticken und die erschöpfte Mannszucht der Truppen durch die Kraft seines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Übung erworben wird, so konnte man diesen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen ersetzen, die man unter der Hülle seines Namens mit der höchsten Autorität besetzte.

So scheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Minister diesen Vorschlag unterstützte, so große Schwierigkeiten setzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eifersucht des Kaisers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schicksal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung selbst so bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn seines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu stellen, dessen Fähigkeit zu diesem wichtigen Posten noch durch keine Unternehmung geprüft, dessen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthlosen Armee im Voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Last zugleich für den Unterthan, den kostbaren Staat zu bestreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit seiner Gegenwart beim Heer unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen selbst, seine politische Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel seines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrschen sollte!

Auch dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzusuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallensteins gewaltsamer Entfernung hatte sich der Kaiser mehr mit ligustischer und bayerischer Hilfe als durch eigene Armeen vertheidigt, und eben diese Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufstellung eines eigenen Generala zu entziehen suchte. Welche

Möglichkeit aber, ohne die Alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begreifendsten Namen eines fegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegerischem Geist und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordischen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein einziger Mann, der solch eine That gethan, und diesem einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewiesen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolz des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verschaffte. Das Schicksal selbst hatte sich zu seinem Rächer aufgestellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die seit dem Tage seiner Abdankung über Oesterreich hereinkürte, dem Kaiser selbst das Geständniß entriß, daß mit diesem Feldherrn sein rechter Arm ihm abgehauen worden sey. Jede Niederlage seiner Truppen erneuerte diese Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen seine Schwäche und seinen Undank vor. Glücklicherweise hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer seiner Heere, nur einen Vertheidiger seiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichsten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am Wenigsten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß seine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms sich Vorbeern sammelten, hatte der stolze Herzog dem Wechsel des Glücks mit verstellter Gelassenheit zugeesehen und im schimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düstern Entwürfe seines arbeitenden Geistes verborgen. Von einer glühenden Leidenschaft angerieben, während daß eine fröhliche Außenseite Ruhe und Mäßigkeit log, brütete er still die schreckliche Geburt der Nachbegierde und Ehrsucht zur Reife und näherte sich langsam, aber sicher dem Ziele. Erlöschten war Alles in seiner Erinnerung, was er durch den Kaiser geworden war; nur, was er für den Kaiser gethan hatte, stand mit glühenden Zügen in sein Gedächtniß geschrieben. Seinem unerfülllichen Durst nach Größe und Macht war der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entzündet und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußerer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegränzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem Dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar klebt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Gränzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen Ursprünglicher und übertragener Gewalt und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besaß, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrißen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst, nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung

gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschreiben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst, nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne.

Gustav Adolph durchwanderte den deutschen Norden mit siegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiserlichen Macht. Das Gerücht dieser Niederlage drang bald auch zu Wallensteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatstandes zurückgeschwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegssturm betrachtete. Was die Brust aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Gustav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, sich durch seine Kriegesthaten in Achtung zu setzen, so verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, seine Freundschaft zu suchen und mit diesem glücklichen Feinde Oesterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden schon längst seine Dienste gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallensteins Glückwünsche zu überbringen und ihn zu einem engern Bündnisse mit dem Herzog einzuladen. Fünfhundert Mann beehrte Wallenstein von dem Könige, um mit Hilfe derselben und mit den Truppen, die er selbst zu werben sich anheischig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen und den Kaiser, seinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So sehr das Unerwartete dieses Antrags und das Uebertriebene der gemachten Versprechungen das Mißtrauen Gustav Adolphs erregte, so war er doch ein in guter Kenner des Verdienstes, um einen so wichtigen Freund mit Kaltsinn zurückzuweisen. Nachdem aber Wallenstein, durch die günstige Aufnahme dieses ersten Versuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht seinen Antrag erneuerte und auf eine bestimmte Erklärung drang, trug der vorsichtige Monarch Bedenken, an die chimärischen Entwürfe dieses verwegenen Kopfs seinen Ruhm zu wagen und der Heiligkeit eines Mannes, der sich ihm als Verräther ankündigte, eine so zahlreiche Mannschaft anzuvertrauen. Er entschuldigte sich mit der Schwäche seiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine so starke Verminderung leiden würde, und verscherte aus übergroßer Vorsicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellste zu endigen. Zu spät versuchte er in der Folge die zerrissenen Unterhandlungen zu erneuern; der günstige Moment war vorüber, und Wallensteins beleidigter Stolz vergab ihm diese Veringschätzung nie.

Aber diese Weigerung des Königs beschleunigte wahrscheinlich nur den Bruch, den die Form dieser beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Gesetze zu geben, nicht sie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenseitige Opfer nothwendig macht. Wallenstein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenster Freiheit handeln. Eben so herrlich haßte Gustav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Annahmen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem östlichen Hofe nicht gefolgt zu haben, waren die gebietenden Annahmen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dann kam, sich in die Beute zu theilen. Der

stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen, und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller königliche Majestät so sehr aus den Augen sehen, um den Preis zu bekämpfen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte, nie eine nützliche Verrätherie mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Exceper die Hand ausstreckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallensteins zum Dictator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Mißtrauen hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es Dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das deutsche Reich „konnte nicht zwei solche Häupter brauchen.“

Der erste Versuch zur Rache an dem Hause Oesterreich war schlaggeschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Kurfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiß war nach seinem Willen zu lenken, als er bei Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortwährendem Einverständniß mit Archemim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einfluß, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolphs gereizt, und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältert war. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniß zu trennen und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Kriegs in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befricdigt, seine ver schmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt und auf dem Ruin von beiden den Van seiner eigenen Größe gegründet.

Aber, auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz erhabenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft, und der Aufschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzlichste Bestimmung vorder Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Auftritte des Verräthers gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlichem Herrschen und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte Dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen, und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz, noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu ersuchen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertragen stand. Um

sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Ruheim erteilte, und Dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen und den Widerspruch Baierns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er sich von jetzt an geschäftig, die Fortschritte des Feindes zu befördern und die Verdrängnisse seines Herrn zu vermehren. Sehr wahrscheinlich geschah es auf seine Einladung und Ermunterung, daß die Sachsen, schon auf dem Wege nach der Lausitz und Schlessen, sich nach Böhmen wandten und dieses unwertheidigte Reich mit ihrer Macht überschwemmten; ihre schnellen Eroberungen in demselben waren nicht weniger sein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erstickte er jeden Gedanken an Widerstand und überlieferte die Hauptstadt durch seinen vortheiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zusammenkunft mit dem sächsischen General zu Rantzau, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrscheinlich das Siegel auf die Verschörmung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erste Frucht dieser Verabredung. Zudem er selbst nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oesterreich zu häufen, und durch die raschen Fortschritte der Schweden am Rheinstrom aufs Nachdrücklichste dabei unterstützt wurde, ließ er seine freiwilligen und gezwungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigsten Klagen führen und die Abfegung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluste abschildern. „Dahin hätte Wallenstein es nicht kommen lassen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tausend Stimmen, und selbst im geheimen Rathe des Kaisers fand diese Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Bestärkung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienste seines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Baiern und der Ligue unenträglich; aber eben diese Abhängigkeit verurtheilte ihn nicht, sein Mißtrauen zu zeigen und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Kurfürsten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage stieg, und die Schwäche des bayerischen Reichthums immer sichtbar wurde, bedachte er sich nicht länger, den Freunden des Herzogs sein Ohr zu leihen und ihre Vorschläge wegen Zurückberufung dieses Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermesslichen Reichthümer, die der Letzte besaß, die allgemeine Achtung, in der er stand, die Schnelligkeit, womit er sechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtausend Streikern ins Feld gestellt, der geringe Kostenanwand, womit er dieses zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze desselben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaisers Ehre bewiesen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen und stellten ihm den Herzog als das schließliche Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwischen den kriegsführenden Mächten wieder herzustellen, Oesterreich zu retten und die katholische Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiserliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein so unzweideutiges Geständniß seiner ehemaligen Uebereilung und seiner gegenwärtigen Noth abzugeben; wie sehr es ihn schmerzte, von der Höhe seiner Herrscherwürde zu Bitten herabzusteigen; wie verdächtig auch die Treue eines so bitter beleidigten und so unversöhnlichen Mannes war; wie laut und nachdrücklich endlich auch die spanischen Minister und der Kurfürst von

Baiern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben: so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Cabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Verheertheit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Ruhe gekostet, um sie dem unthätigen Phantom des Ruhms und der unsichern Nützlichkeits aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seyen ausgelöscht, und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken und durch diese Auskunst den Kurfürsten von Baiern um so eher zum Stillstehen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers, von Duestenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieser schlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen seyn und unter Wallenstein's Führung die Kriegskunst erlernen sollte. Aber schon die bloße Nennung dieses Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in seinem Amte dulden, und wenn es Gott selbst wäre, mit dem er das Commando theilen sollte.“ Aber auch noch dann, als man von diesem verhassten Punkt abgestanden war, erschöpfte der kaiserliche Günstling und Minister, Fürst von Eggenberg, Wallenstein's standhafter Freund und Verfechter, den man in Person an ihn abgeschickt hatte, lange Zeit seine Verweigerung vergeblich, die verstellte Abneigung des Herzogs zu besiegen. „Der Monarch,“ gestand der Minister, „habe mit Wallenstein in den kostbarsten Stein aus seiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerstrebend habe er diesen, genug bereuten, Schritt gethan, und seine Hochachtung für den Herzog sey unverändert, seine Gunst ihm unverloren geblieben. Zum entscheidenden Beweise davon diene das ausschließende Vertrauen, das man jetzt in seine Treue und Fähigkeit setze, die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern und die ganze Gestalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt seyn, seinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und seiner würdig, die übeln Nachreden seiner Gegner durch die verdoppelte Wärme seines Eifers zu widerlegen. Dieser Sieg über sich selbst,“ schloß der Fürst, „würde seinen übrigen unerreichbaren Verdiensten die Krone aufsetzen und ihn zum größten Manne seiner Zeit erklären.“

So beschämende Geständnisse, so schmeichelhafte Versicherungsbüchlein endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis sich sein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiser entladen, bis er den ganzen Umfang seiner Verdienste in prahlerischem Pomp ausgebreitet und den Monarchen, der jetzt seine Hilfe brauchte, aufs Tiefste erniedrigt hatte, öffnete er sein Ohr den lockenden Anträgen des Ministers. Als ob er

nur der Kraft dieser Gründe nachgab, bewilligte er mit stolzer Großmuth, was der feurigste Wunsch seiner Seele war, und begnadigte den Abgesandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber, weit entfernt, die Verlegenheit des Kaisers durch eine unbedingte volle Gewährung auf Einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil seiner Forderung, um einen desto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu setzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee auszurüsten, nicht sie selbst anzuführen. Bloß seine Fähigkeit und Macht wollte er durch diesen Schöpfungsact kund thun und dem Kaiser die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallensteins Händen stände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die sein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, sollte sie ihm nur zur Lockspeise dienen, seinem Herrn desto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünschte Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verachtete, und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehreren Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Raum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeiströmten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gekochten, seine Größe als Augenzeugen bewundert und seine Großmuth erfahren hatten, traten bei diesem Anse aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Male Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den Letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichische Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Laren verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn verstand sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweimalhunderttausend Thaler von seinem eigenen Vermögen kosten, die Ausrüstung zu beschleunigen. Die ärmeren Officiere unterstützte er aus seiner eigenen Casse, und durch sein Beispiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Versprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Kosten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufstellte, war Commandeur desselben. Bei Anstellung der Officiere machte die Religion keinen Unterschied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch diese gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verschiedenen Religionsverwandten und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüstung mit der Religion nichts zu schaffen habe, wurde der protestantische Unterthan beruhigt und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Lasten bewogen. Zugleich versäumte der Herzog nicht, wegen Mannschaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Male für den Kaiser zu ziehen; Polen mußte ihm Kossaken, Itallen Kriegsbühnen liefern. Noch ehe der dritte Monat verstrichen war, belief sich die Armee, welche in Mähren versammelt wurde, auf nicht weniger

als vierzigtausend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreste Böhmens, aus Mähren, Schlesien und den deutschen Provinzen des Hauses Oesterreich gezogen. Was Jedem unausführbar erschienen, hatte Wallenstein, zum Erstaunen von ganz Europa, in dem kürzesten Zeitraume vollendet. So viele Tausende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zusammen zu bringen, hatte die Zauberkraft seines Namens, seines Goldes und seines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erfordernissen bis zum Ueberflusse ausgerüstet, von kriegsverständigen Officieren befehligt, von einem siegesversprechenden Enthusiasmus entflammt, erwartete diese neugeschaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um sich durch Thaten der Kühnheit seiner würdig zu zeigen.

Sein Versprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee stand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiser, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben so leicht gewesen seyn, noch eine zweite Armee, wie diese war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenstein, für sie aufzufinden. Dieses vielversprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaisers, war nichts als ein Blendwerk, sobald der Zauber sich löste, der es ins Daseyn rief; durch Wallenstein ward es, ohne ihn schwand es, wie eine magische Schöpfung, in sein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als seine Schuldner verpflichtet oder als seine Gläubiger aufs Engste an sein Interesse, an die Fortdauer seiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er seinen Verwandten, seinen Geschöpfen, seinen Münstlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausschweifenden Versprechungen zu halten, wodurch er sie in seinen Dienst gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf seine Allgewalt das einzige Band, das die verschiedenen Antriebe ihres Geistes in einem lebendigen Gemeingeist zusammenhielt. Geschehen war es um das Glück jedes Einzelnen, sobald Derjenige zurücktrat, der sich für die Erfüllung desselben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuhandeln. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mal erhielt also der Fürst von Gegenberg Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zu Uebernehmung des Commando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüsternt machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Gleitenden empfang der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr,“ gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth aufs Höchste gestiegen und von seinem Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werbe seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen, und die vorige Sicherheit den vorliegenden Unbanf zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche; sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge, sie zu befriedigen. Wald würde der alte Meid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Convenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen

Posten, von welchem früher oder später die Gabalen seiner Gegner ihn doch herabstürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwartete er nur im Schoße des Privatlebens, und, bloß um den Kaiser zu verbinden, habe er sich auf eine Zeit lang, ungern genug, seiner glücklichen Stille entzogen.“

Des langen Gaukelspiels müde, nahm der Minister jetzt einen ernsthaften Ton an und bedrohte den Halsstarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf seiner Widersehung beharren würde. „Tief genug,“ erklärte er, „habe sich die Majestät des Kaisers erniedrigt und, anstatt durch ihre Herablassung seine Großmuth zu rühren, nur seinen Stolz gekügelt, nur seinen Starrsinn vermehrt. Sollte sie dieses große Opfer vergeblich gebracht haben, so stehe er nicht dafür, daß sich der Bleibende nicht in den Herrn verwandle, und der Monarch seine beleidigte Würde nicht an dem rebellischen Unterthan räche. Wie sehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, so könne der Kaiser Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Mensch, aber der Herrscher nie seinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, so gebe es einen Ersatz für jeden Verlust, und Wunden, die sie selbst geschlagen, könne die Majestät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für seine Person und seine Würden, so werde die Willigkeit des Kaisers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majestät allein lasse sich durch keine Bückung versöhnen, und der Ungehorsam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzende Verdienst. Der Kaiser bedürfe seiner Dienste, und als Kaiser fordere er sie. Welchen Preis er auch darauf setzen möge, der Kaiser werde ihn eingehen. Aber Gehorsam verlange er, oder das Gewicht seines Zorns werde den widerspänstigen Diener zermalmen.“

Wallenstein, dessen weitläufige Besigungen, in die österreichische Monarchie eingeschlossen, der Gewalt des Kaisers jeden Augenblick bloßgestellt waren, fühlte lebhaft, daß diese Drohung nicht eitel sey; aber nicht Furcht war es, was seine verstellte Hartnäckigkeit endlich besiegte. Gerade dieser gebieterische Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er stammte, und die Willkürigkeit des Kaisers, jede seiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel seiner Wünsche sey. Jetzt also gab er sich der Bereitwilligkeit gegen den Kaiser überwinden und verließ ihn, um seine Forderungen aufzusetzen.

Nicht ohne Rangigkeit sah der Minister einer Schrift entgegen, worin der stolze Diener dem stolzen der Fürsten Befehle zu geben sich erdreistete. Aber, wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Bescheidenheit seines Freundes setzte, so überstieg doch der ausschweifende Inhalt dieser Schrift bei Weitem seine höchsten Erwartungen. Ein unumschränkte Oberherrschaft verlangte Wallenstein über alle deutsche Armeen des österreichischen und spanischen Hauses und unbegrenzte Vollmacht, zu strafen und zu belohnen. Weder dem Könige von Ungarn, noch dem Kaiser selbst solle es gegnütt seyn, bei der Armee zu erscheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle solle der Kaiser bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief desselben ohne Wallenstein's Bestätigung gültig seyn. Ueber Alles, was im Reiche confiscirt und erobert werde, solle der Herzog von Friedland allein, mit Ausschließung aller kaiserlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu seiner ordentlichen Belohnung müsse ihm ein kaiserliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geschenk überlassen werden. Jede österreichische Provinz solle ihm, sobald er

derselben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet seyn. Außerdem verlangte er die Versicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden sollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entsezen.

Umsonst bestürmte ihn der Minister, diese Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiser aller seiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Creatur seines Feldherrn erniedrigt würde. Zu sehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit seiner Dienste verrathen, um jetzt noch des Preises Meister zu seyn, womit sie erkaufte werden sollten. Wenn der Zwang der Umstände den Kaiser nöthigte, diese Forderungen einzugehen, so war es nicht bloßer Antriebe der Rücksicht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, sie zu machen. Der Plan zur künftigen Emvörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren sich Wallenstein in seinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen suchte. Dieser Plan erforderte, daß dem Kaiser alle Autorität in Deutschland entrisen und seinem General in die Hände gespielt würde; Dies war erreicht, sobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenstein von seiner Armee zu machen gesonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verschieden, zu welchem sie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die seinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu seyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schicksals erscheinen; um seinem Oberhaupt unvermerkt sich selbst unterzuschleichen und auf seine eigene Person die Souverainetätsrechte übertragen, die ihm von der höchsten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere sorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher seine hartnäckige Weigerung, seinen Prinzen des Hauses Oesterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reich eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm suchtbare Mittel dar, sich Anhänger und dienstbare Werkzeuge zu erkaufen und mehr, als je ein Kaiser in Friedenszeiten sich herausnahm, den Dictator in Deutschland zu spielen. Durch das Recht, sich der österreichischen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsorte zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiser in seinem eigenen Reich und durch seine eigene Armee so gut als gefangen zu halten, das Mark dieser Länder auszufangen und die österreichische Macht in ihren Grundfesten zu unterwühlen. Wie das Los nun auch fallen mochte, so hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiser erreichte, gleich gut für seinen Vortheil gesorgt. Zeigten sich die Vorfälle seinen vorwegenen Entwürfen günstig, so machte ihm dieser Vertrag mit dem Kaiser ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufe die Vollstreckung derselben, so hatte dieser nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendste entschädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der seinem Oberherrn abgetrogt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiser durch eine Vorschrift zu binden, welche Denjenigen, der so vermessen war, sie zu geben, zum Tode verdamnte? Doch dieser todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichste Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verstellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich also hatte die kaiserliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das diesen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, selbst des Kaisers, hörte in demselben Augenblick auf, da Wallenstein den Commandostab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was

von ihm nicht ausließ. Von den Ufern der Donau bis an die Weser und den Oberstrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Gestirns. Ein neuer Geist fängt an, die Soldaten des Kaisers zu befehlen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Frische Hoffnungen schöpfen die Papisten, und die protestantische Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müssen, zu so größern Erwartungen glaubte man sich am Hofe des Kaisers berechtigt; aber der Herzog überrückte sich nicht, diese Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er sich nur zeigen, um die geschwächte Macht der Sachsen zu überwinden und mit der Wiedereroberung dieses Königreichs seine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber, zufrieden, durch nichts entscheidende Eroberungsfeste den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den besten Theil dieses Reichs zum Raube und ging mit abgemessenem stillen Schritte seinem selbstischen Ziel entgegen. Nicht, die Sachsen zu bezwingen — sich mit ihnen zu vereinigen, war sein Plan. Einzig mit diesem wichtigen Werke beschäftigt, ließ er vor der Hand seine Waffen ruhen, um desto sicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu liegen. Nichts ließ er unversucht, den Kurfürsten von der schwedischen Allianz loszureißen, und Ferdinand selbst, noch immer zum Frieden mit diesem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden schuldig war, lebte noch in zu frischem Andenken bei den Sachsen, um eine so schändliche Untreue zu erlauben; und, hätte man sich auch wirklich dazu versucht gefühlt, so ließ der zweideutige Charakter Wallenstein's und der schlimme Ruf der österreichischen Politik zu der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen kein Vertrauen fassen. Zu sehr als betrügerischer Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrscheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumstände nicht, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung durch Aufdeckung seiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu setzen. Ungern also entschloß er sich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlingen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten öffnete die Verrätherei der Capuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigeren Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Augspurg und Pilsna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheim's Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Kurfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber, wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen

dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geschäfte nachzugeben. Während daß er die Sachsen aus Böhmen schlug, hatte Gustav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten und durch Franken und Schwaben den Krieg schon an Baierns Grenzen gewälzt. Am Lechstrom geschlagen und durch den Tod des Grafen Tilly seiner besten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiser dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufzuheulen, um Böhmen aus zu Hilfe zu schicken und durch Baierns Vertheidigung von Oesterreich selbst die Gefahr zu entfernen. Er wandte sich mit dieser Bitte an Wallenstein selbst und forderte ihn nach Angelegenheit auf, ihm, bis er selbst mit der Hauptarmee nachkäme, einstweilen nur einige Regimenter zum Beistand zu senden. Ferdinand unterstützte mit seinem ganzen Ansehen diese Bitte, und ein Hilbete nach dem andern ging an Wallenstein ab, ihn zum Marsch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es sich, wie viel der Kaiser von seiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über seine Truppen und die Macht zu befehlen aus seinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Witten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaisers, blieb Wallenstein müßig in Böhmen stehen und überließ den Kurfürsten seinem Schicksale. Das Andenken der schlimmen Dienste, welche ihm Maximilian ehemals auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiser geleistet, hatte sich tief in das unverföhlliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Kurfürsten, seine Wiedereinsetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, diese Kränkung zu rächen, und schwer empfand es der Kurfürst, daß er den nachgerichtigten der Menschen sich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieser, dürfe nicht unverteidigt bleiben, und Oesterreich könne nicht besser geschützt werden, als wenn sich die schwedische Armee vor den bayerischen Festungen schwäche. So rüchtigte er durch den Arm der Schweden seinen Feind, und, während daß ein Plag nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Kurfürsten zu Regensburg vergebens nach seiner Ankunft schmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entschuldigungsgründe mehr übrig ließ, und die Eroberungen Gustav Adolph's in Baiern Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Bestimmungen des Kurfürsten und des Kaisers nach und entschloß sich zu der lange gewünschten Vereinigung mit dem Erstern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholischen, das Schicksal des ganzen Belegzugs entscheiden sollte.

Gustav Adolph selbst, zu schwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallensteinischen Armee allein anzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier so mächtigen Heere, und mit Recht erstaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewiesen hat, sie zu hindern. Zu sehr, scheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter sich entzweite und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu spät, diesen Fehler zu verbessern, als der Erfolg seine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erste sichere Nachricht, die er von ihren Absichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Kurfürsten den Weg zu versperren; aber schon war ihm dieser zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geschah.

Diesen Grenzort hatte Wallenstein zum Schauplatz des Triumphes bestimmt, den er im Begriff war über seinen stolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn einem Blehenden gleich zu seinen Füßen zu sehen, legte er ihm auch noch das harte Geseß auf, seine Länder hilflos

hinter sich zu lassen, aus weiter Entfernung seinen Beschüßer einholen und durch diese weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geständniß seiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieser Demüthigung unterwarf sich der stolze Fürst mit Gelassenheit. Einen harten Kampf hatte es ihn gekostet, Demjenigen seine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach seinem Wunsche ging, nimmermehr diese Macht haben sollte; aber, einmal entschlossen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von seinem Entschlusse untrennlich war, und Herr genug seiner selbst, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber, so viel es schon gekostet hatte, diese Vereinigung nur möglich zu machen, so schwer ward es, sich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen sie stattfinden und Bestand haben sollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote stehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden sollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, sich der höhern Autorität des Andern zu unterwerfen. Wenn sich Maximilian auf seine Kurfürstenwürde, auf den Glanz seines Geschlechts, auf sein Ansehen im Reiche stützte, so grübelte Wallenstein nicht geringere Ansprüche auf seinen Kriegerühm und auf die uneingeschränkte Macht, welche der Kaiser ihm übergeben hatte. So sehr es den Fürstenhohes des Erstern empörte, unter den Befehlen eines kaiserlichen Dieners zu stehen, so sehr fand sich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geschmeichelt, einem so gebieterischen Geiste Gesetze vorzuschreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der sich aber durch eine wechselseitige Uebereinkunft zu Wallensteins Vortheil endigte. Diesem wurde das Obercommando über beide Armeen, besonders am Tage einer Schlacht, ohne Einschränkung zugestanden, und dem Kurfürsten alle Gewalt abgesprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marschroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er sich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über seine eigenen Soldaten und den freien Gebrauch derselben, sobald sie nicht mit den kaiserlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach diesen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergessenheit alles Vergangenen zugesagt, und die äußern Formalitäten des Versöhnungsacts aufs Genaueste berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten sich beide Prinzen im Angesicht ihrer Truppen und gaben einander gegenseitige Versicherungen der Freundschaft, indes die Herzen von Haß überfloßen. Maximilian war, in der Verstellungskunst ausgetarnt, besaß Herrschaft genug über sich selbst, um seine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallensteins Augen funkelte eine häßliche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen seinen Bewegungen sichtbar war, entdeckte die Macht des Affects, der sein stolzes Herz übermeisterete.

Die vereinigten kaiserlich-bayerischen Truppen machten nun eine Armee von beinahe sechzigtausend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der schwedische Monarch es nicht wagen durfte sich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er also, nachdem der Versuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, seinen Rückzug nach Franken und erwartete nunmehr eine entscheidende Bewegung des Feindes, um seine Entschlossenung zu fassen. Die Stellung der vereinigten Armee zwischen der sächsischen und bayerischen Gränze ließ es eine Zeit lang noch ungewiß, ob sie den Schauplatz des Kriegs nach dem Erstern der beiden Länder verpflanzen oder suchen würde, die Schweden von der

Donau zurückzutreiben und Baiern in Freiheit zu setzen. Sachsen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schlesien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Absicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Kurfürstenthum zu erleichtern und dem unentschlossenen Geiste Johann Georgs einen dringenden Sporn zum Vergleich mit dem Kaiser zu geben. Gustav Adolph selbst, in der gewissen Erwartung, daß die Absichten Wallensteins gegen Sachsen gerichtet seyen, schickte eilig, um seinen Bundesgenossen nicht hilflos zu lassen, eine ansehnliche Verstärkung dahin, fest entschlossen, sobald die Umstände es erlaubten, mit seiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckte ihm die Bewegungen der Friedländischen Armee, daß sie gegen ihn selbst im Augung begriffen sey, und der Marsch des Herzogs durch die Oberpfalz setzte Dies außer Zweifel. Jetzt galt es, auf seine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrschaft als um seine Existenz in Deutschland zu sechten und von der Fruchtbarkeit seines Genies Mittel zur Rettung zu entnehmen. Die Annäherung des Feindes überraschte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, seine durch ganz Deutschland zerstreuten Truppen an sich zu ziehen und die alliirten Fürsten zum Beistand herbeizurufen. An Mannschaft viel zu schwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als sich entweder in Nürnberg zu werfen und Gefahr zu laufen, von der Wallensteinischen Macht in dieser Stadt eingeschlossen und durch Hunger besiegt zu werden — oder diese Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donaunöth eine Verstärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beschwerden und Gefahren, wo die Menschlichkeit sprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erste, fest entschlossen, lieber sich selbst mit seiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieser bundesverwandten Stadt seine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Vorstädten in eine Verschanzung einzuschließen und innerhalb derselben ein festes Lager aufzuschlagen. Viele tausend Hände setzten sich alsbald zu diesem weiträumigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs besetzte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Reduten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Munde beschützt. Die Pforten, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Hauptcircel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem Dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen und sich mit allen Kriegs- und Wundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeitsanstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt, und ein neues Regiment von vierundzwanzig

Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Hessen-Kassel, zum Weistand aufgeboten und seine Generale am Rheinstrom, in Thüringen und Niedersachsen beordert, sich schnell in Marsch zu setzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu stoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieser Reichsstadt gelagert stand, betrug nicht viel über sechzehntausend Mann, also nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieses war unterdessen in langsamem Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Musterung anstellte. Vom Anblick dieser furchtbaren Macht hingerissen, konnte er sich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Vinnen vier Tagen soll sich ausweisen“, rief er, „wer von uns Weiben, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt seyn wird.“ Dennoch that er, seiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, diese stolze Versicherung wahr zu machen, und vernachlässigte sogar die Gelegenheit, seinen Feind auf das Haupt zu schlagen, als dieser verweigen genug war, sich außerhalb seiner Linien ihm entgegen zu stellen. „Schlachten hat man genug geliefert“, antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es ist Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier schon entdeckte sich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, dessen schon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benüthigt war, wodurch Andere eilen müssen sich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Ichnenste verkaufen, eine Niederlage aber, in diesen Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaisers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er sich damit, die kriegerische Hitze seines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzeihen und, indem er demselben alle Gelegenheit abschnitt, sich dem Ungestüm seines Muths zu überlassen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher so unüberwindlich gewesen war. Ohne also das Geringste zu unternehmen, bezog er jenseits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein stark besetztes Lager und entzog durch diese wohlgeordnete Stellung der Stadt sowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert und schmeichelte sich, den Muth seines Gegners, den er nicht lüftern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langsam, aber desto sicherer zu ermüden.

Aber, zu wenig mit den Hülfsmitteln und Kräften seines Gegners bekannt, hatte er nicht genugsam dafür gesorgt, sich selbst vor dem Schicksal zu bewahren, das er jenem bereite. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte sich das Landvolk mit seinen Vorräthen weggeführt, und um den wenigen Ueberrest mußten sich die friedländischen Bouragiren mit den schwedischen schlagen. Der König schonte die Magazine der Stadt, solange noch Möglichkeit da war, sich aus der Nachbarschaft mit Proviant zu versehen, und diese wechselseitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwischen den Groaten und dem schwedischen Volke, davon die ganze umliegende Landschaft die traurigsten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man sich die Bedürfnisse des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften sich die Parteien nicht mehr aus Bouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, sobald der Mangel sich einstellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuser, aber Wallenstein mußte seine Truppen aus weiter Ferne versorgen. Ein

großer, in Valern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tausend Mann wurden abgeschickt, ihn sicher ins Lager zu geleiten. Gustav Adolph, davon benachrichtigt, sandte sogleich ein Cavallerieregiment aus, sich dieser Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünstigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiserliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tausend mit Brod besetzte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand gesteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem schnell erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rücken der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander gesprengt und mit Hinterlassung von vierhundert Toden in das kaiserliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine so wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeistreichen lassen. Jetzt machte die Festigkeit des schwedischen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum Mindesten sehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünzig Tage schon hatten beide Armeen, durch gleich unerstickliche Verschamungen gereizt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Schwärmel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volkmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtvermehrung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen und die Kessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eile Fertigkeit ein Corps ausgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter und bald darauf bei Altingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Wirtensfeld dem König zu Hülfe schickten. Der Reichszonler Drenstern übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem schwedischen General Bannier vereinigt hatte, rückte er in beschleunigten Märschen bis Bruck und Ebersdorf, wo er die Rednitz passirte und glücklich in das schwedische Lager kam. Dieser Succurs zählte beinahe fünfzigtausend Mann und führte sechzig Stücke Geschütz und viertausend Bagagewagen bei sich. So sah sich denn Gustav Adolph an der Spitze von beinahe siebenzigtausend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtausend tüchtige Bürger ins Feld stellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüber stand! Der ganze Krieg schien jetzt zusammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich seine letzte

Entscheidung zu erhalten. Angstvoll blickte das getheilte Europa auf diesen Kampfsplatz hin, wo sich die Kraft beider streitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich sammelte.

Aber, hatte man schon vor der Ankunft des Succurses mit Brodmangel kämpfen müssen, so wuchs dieses Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenstein hatte neue Verstärkung aus Baiern an sich gezogen) zu einem schrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtausend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberstanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtausend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das schwedische Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallensteinischen Lager fünfzehntausend Weiber und eben so viel Zuhrlente und Knechte, nicht viel weniger in dem schwedischen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, seine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiserlichen schloß sich eine Menge gutwilliger Frauenpersonen an den Heereszug an, und die strenge Wachsamkeit über die Sitten im schwedischen Lager, welche keine Ausschweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldschulen errichtet, und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege sich durch sich selbst recrutiren konnten. Rein Munker, wenn diese wandernden Nationen jeden Landstrich anhängerten, auf dem sie verweilten, und die Bedürfnisse des Lebens durch diesen entbehrlichen Trost übermäßig im Preise gesteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verschlang, und fünfzigtausend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirkliche bewundernswürdige Sorgfalt des Nürnberger Magistrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menschen ins Grab jredte.

Dieser Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Gustav Adolph, voll Zuversicht auf seine überlegene Macht, am fünfundsünfzigsten Tage seine Linien, zeigte sich in voller Bataille dem Feind und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländische Lager beschießen. Aber unbeweglich stand der Herzog in seinen Verschanzungen und begnügte sich, die Herausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers seine Beharrlichkeit zu besiegen, war sein überlegter Entschluß, und keine Vorstellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes konnte diesen Vorsatz erschüttern. In seiner Hoffnung getäuscht und von der wachsenden Noth gedrungen, wagte sich Gustav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entschluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunst gleich unbezwingliche Lager zu stürmen.

Nachdem er das seinige dem Schutz der Nürnbergschen Wiltz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem achtundsünfzigsten, seitdem die Armee ihre Verschanzungen bezogen, in voller Schlachtfeldordnung heraus und passirte die Rednitz bei Bärth, wo er die feindlichen Vorposten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den steilen Anhöhen zwischen der Viber und Rednitz, die alte Weste und Altenberg genannt, stand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager selbst, von diesen Hügeln beherrscht, breitete sich unabsehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geschüßes war auf

diesen Hügeln versammelt. Tiefe Gräben umschlossen unerstigliche Schanzen, dichte Verhache und flache Ballisaden verrammelten die Zugänge zu dem steil anlaufenden Berge, von dessen Gipfel Wallenstein, ruhig und sicher wie ein Gott, durch schwarze Rauchwolken seine Wlke versendete. Hinter den Brustwehren lauerte der Musketen tüchtiges Feuer, und ein gewisser Tod blickte aus hundert offenen Kanonenschlünden dem verzwegenen Stürmer entgegen. Auf diesen gefährvollen Posten richtete Gustav Adolph den Angriff, und fünfshundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterstützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfsboden nicht zum Treiben kommen), hatten den unberechneten Vorzug, sich zuerst in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerstand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geschüßes ohne Brustwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen diese entschlossenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der sich in einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eisernen Hagel donnernd auf sie herunter speit. Zugleich dringt die schwere Cavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtfeldordnung reißen, die festgeschlossenen Glieder trennen sich, und die stankhafte Heldenchaar, von der gezwungenen Macht der Natur und der Menschen bezwungen, wendet sich nach hundert zurückgelassenen Todten zur Flucht. Deutsche waren es, denen Gustavs Parteilichkeit die tödliche Ehre des ersten Angriffs bestimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt seine Fintländer zum Sturm, durch ihren heftigen Wuth die deutsche Feigheit zu beschämen. Auch seine Fintländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein frisches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich schlechtem Erfolg den Angriff zu erneuern. Dieses wird von einem vierten und fünften und sechsten abgelöst, daß während des zehnständigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen, und alle blutend und zerrissen von dem Kampfsplatz zurückkehren. Tausend verstümmelte Körper bedecken das Feld, und unbefiegt setzt Gustav den Angriff fort, und unerschütterlich behauptet Wallenstein seine Weste.

Indessen hat sich zwischen der kaiserlichen Reiterel und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Busch an der Rednitz versetzt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechselndem Glück der Feind bald Besiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geschehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leib erschossen; dem König selbst reißt eine Stückfugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern sich Angriff und Widerstand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinstert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber sind die Schweden schon zu weit vorgebrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Nachdem der König einen Officier zu entdecken sucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu übersenden, stellt sich ihm der Christ Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß sein natürlicher Wuth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieses Tages zu theilen. Ueber den König erröthet, der ihm unlängst bei einer gefährvollen Action einen jüngern Christen vorgezogen, hatte er das rasche Gelübde gethan, seinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet sich Gustav Adolph, und, seinen Heldenmuth lobend, ersucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu commandiren. „Sire,“ erwidert

der tapfere Soldat, „Das ist der einzige Dienst, den ich Eurer Majestät nicht verweigern kann, denn es ist etwas dabei zu wagen;“ und sogleich sprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte sich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Weste bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beschreiben konnte. Aber ein heftiger Plagregen, der in derselben Nacht einfiel, machte den Abhang so schlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und so mußte man von freien Stücken diesen mit Strömen Bluts errungenen Posten verloren geben. Mißtrauisch gegen das Glück, das ihn an diesem entscheidenden Tage verlassen hatte, getraute der König sich nicht, mit erschöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzusetzen, und zum ersten Mal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er seine Truppen über die Mednis zurück. Zweitausend Tote, die er auf dem Wahlfeld zurückließ, bezeugten seinen Verlust, und unüberwunden stand der Herzog von Friedland in seinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieser Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln schmolz, desto schrecklicher wuchsen die Trübsale des Hungers, desto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer seiner thierischen Raubbucht. Die steigende Noth löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im schwedischen Lager auf, und besonders zeichneten sich die deutschen Regimenter durch die Gewaltthatigkeiten aus, die sie gegen Freund und Feind ohne Unterschied verübten. Die schwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Gefeslosigkeit zu steuern, die durch das Stillschweigen der untern Befehlshaber eine scheinbare Willkür und oft durch ihr eigenes verderbliches Beispiel Ermunterung erhielt. Tief schmerzte den Monarchen dieser schimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen so gegründeten Stolz gesetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutschen Officieren ihre Nachlässigkeit verweist, bezeugt die Bitterkeit seiner Empfindungen. „Ihr Deutsche,“ rief er aus, „ihr, ihr selbst seyd es, die ihr euer eigenes Vaterland bestehlt und gegen eure eigenen Glaubensgenossen wüthet. Gott sey mein Zeuge, ich verabscheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anschau. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr seyd Ursache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der schuldlosen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unser Freund, thut uns mehr Uebels an, als unsere grimmigsten Feinde. Guretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, von eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und, hättet ihr meine Befehle geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch angetheilt haben. Eure schlechte Diannacht überquagt mich, daß ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, eure Tapferkeit zu loben.“

Nürnberg hatte sich über Vermögen anstrengt, die ungeheure Menschenmenge, welche in seinem Gebiet zusammengepreßt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verfliegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte sich eben darum zuerst zum Abzug entschließen. Mehr als zehntausend seiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Gustav Adolf gegen zwanzigtausend seiner Soldaten durch

Krieg und Seuchen eingeblüht. Vertreten lagen alle umliegende Felder, die Dörfer in Asche, das beraubte Landvolk verschmachtete auf den Straßen, Mobergerüche verpesteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines so bevölkerten Lagers und so vieler verwesenden Leichname, durch die Blut der Hundstage ausgebrüht, wütheten unter Menschen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu besiegen, hob der König am achten September sein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürsorge mit einer hinlänglichen Besatzung versehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb und nicht das Geringste unternahm, seinen Abzug zu hören. Er richtete seinen Marsch nach Neustadt an der Aisch und Windsheim, wo er fünf Tage stehen blieb, um seine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu seyn, wenn der Feind etwas gegen diese Stadt unternehmen sollte. Aber Wallenstein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den feindlichen antreten zu können. Fünf Tage später verließ auch er sein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Hundert Rauchfäulen, die aus den eingestürzten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel stiegen, verkündigten seinen Abschied und zeigten der getrosteten Stadt, welchem Schicksale sie selbst entgegen war. Seinen Marsch, der gegen Korchheim gerichtet war, bezeichnete die schrecklichste Verheerung; doch war er schon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieser trennte nun seine Armee, die das erschöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derselben Kranken zu bekämpfen, und mit dem andern seine Eroberungen in Baiern in eigener Person fortzusetzen.

Unterdessen war die kaiserlich-bayerische Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Winterung darüber anstellte. Er fand diese sechzigtausend Mann starke Macht durch Desertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtausend Mann vermindert, von denen der vierte Theil aus bayerischen Truppen bestand. Und so hatte das Lager von Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg seinem Ende auch nur um etwas genähert oder die gespannten Erwartungen der europäischen Welt durch einen einzigen entscheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Baiern wurde zwar auf eine Zeit lang durch die Diversion bei Nürnberg ein Ziel gesetzt, und Oesterreich selbst vor einem feindlichen Einfall gesichert; aber durch den Abzug von dieser Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Vieren aufs Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbestimmt um das Schicksal dieses Landes und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Kurfürsten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland hier die Gelegenheit, sich von diesem lästigen Gezügel zu trennen und seine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernst zu verfolgen. Noch immer seiner ersten Mar'ne getreu, Sachsen von Schweden zu trennen, bestimmte er dieses Land zum Winteraufenthalt seiner Truppen und hoffte durch seine verderbliche Gegenwart den Kurfürsten um so eher zu einem besondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte diesem Unternehmen günstiger seyn. Die Sachsen waren in Schlessien eingefallen, wo sie, in Vereinigung mit brandenburgischen und schwedischen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem

andern über die Truppen des Kaisers erschrocken. Durch eine Diversion, welche man dem Kurfürsten in seinen eigenen Staaten machte, rettete man Schlesien; und das Unternehmen war desto leichter, da Sachsen durch den schlesischen Krieg von Vertheidigern entblößt und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein österreichisches Erbland zu retten, schlug alle Einwendungen des Kurfürsten von Baiern darnieder, und unter der Maske eines patriotischen Eifers für das Beste des Kaisers konnte man ihn mit um so weniger Bedenklichkeit anspornen. Zudem man dem König von Schweden das Ueberrest seiner Truppen zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachsen von ihm nicht gestört zu werden, und die zunehmende Kalküllosigkeit zwischen diesem Monarchen und den sächsischen Höfen ohnehin von seiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aus Neue also von seinem arglistigen Beschützer im Stich gelassen, trennte sich der Kurfürst zu Bamberg von Wallenstein, um mit dem kleinen Ueberrest seiner Truppen sein hilfloses Land zu vertheidigen, und die kaiserliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marsch durch Baiern und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiserlicher General, von Holk, war bereits mit sechstausend Mann in das Weigland vorausgeschickt worden, diese wehrlose Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Wallas nachgeschickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug seiner unmenthlichen Vefehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niedersachsen herbeigerufen, die geschwächte Armee des Herzogs zu verstärken und das Glend Sachsens vollkommen zu machen. Zerstörte Kirchen, eingeäscherte Dörfer, verwüstete Gärten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen begründeten den Marsch dieser Barbarenheere: das ganze Thüringen, Weigland und Meissen erlagen unter dieser dreifachen Geißel. Aber sie waren nur die Vorläufer eines größern Glends, mit welchem der Herzog selbst, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachsen bedrohte. Nachdem dieser auf seinem Zuge durch Franken und Thüringen die schauerhaftesten Denkmäler seiner Wuth hinterlassen, erschien er mit seiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreise und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Absicht war, bis nach Dresden vorzudringen und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Kurfürsten Geseze vorzuschreiben. Schon näherte er sich der Mulda, um die sächsische Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit seiner überlegenen Macht aus dem Felde zu schlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt seinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze setzte. Im Gedränge zwischen der sächsischen und schwedischen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niedersachsen aus noch zu verstärken drohte, wich er eilfertig gegen Merseburg zurück, um sich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Gustav Adolph den Kunstgriffen angesehen, welche Spanien und Oesterreich verschwanden, um seinen Allirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachsen war, so viel mehr Ursache hatte er, vor dem unbeständigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwischen ihm und dem Kurfürsten ein aufrichtiges, freundschaftliches Verhältniß stattgefunden. Einem Prinzen, der auf seine politische Wichtigkeit stolz und gewohnt war, sich als das Haupt seiner Partei zu betrachten, mußte die Einmischung einer

fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend seyn, und den Widerwillen, womit er die Fortschritte dieses unwillkommenen Fremdlinges betrachtete, hatte nur die äußerste Noth seiner Staaten eine Zeit lang besiegen können. Das wachsende Ansehen des Königs in Deutschland, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die nicht sehr zweideutigen Beweise seiner ehrgeizigen Absichten, bedenklich genug, die ganze Wachsamkeit der Reichsstände aufzufordern, machten bei dem Kurfürsten tausend Besorgnisse rege, welche die kaiserlichen Unterhändler geschickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Forderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Kurfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen neuen Bruch zu verkündigen schienen. Selbst unter den Generalen beider Theile zeigten sich, so oft sie vereinigt agiren sollten, vielfache Spuren der Eifersucht, welche ihre Beherrscher entzweite. Johann Georg natürlich die Abneigung vor dem Krieg und seine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oesterreich begünstigte Arnheims Bemühungen, der, in beständigem Einverständnisse mit Wallenstein, unermüdet daran arbeitete, seinen Herrn zu einem Privatvergleiche mit dem Kaiser zu vermögen; und, fanden seine Vorstellungen auch lange Zeit keinen Eingang, so lebte doch zuletzt der Erfolg, daß sie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Gustav Adolph, mit Recht vor den Folgen lange, die der Abfall eines so wichtigen Bundesgenossen von seiner Partei für seine ganze künftige Existenz in Deutschland haben mußte, ließ kein Mittel unversucht, diesen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten seine Vorstellungen ihren Eindruck auf den Kurfürsten nicht ganz verfehlt. Aber die sächsischen Allirten, womit der Kaiser seine verführerischen Vorschläge unterstützte, und die Transale, die er bei längerer Weigerung über Sachsen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn seinen theuren hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürsten überwinden, und diese Gleichgültigkeit gegen einen so wichtigen Bundesgenossen das Vertrauen aller übrigen Allirten Schwedens zu ihrem Beschützer auf immer darnieder schlagen. Diese Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Kurfürst an ihn ergah, zum zweiten Male nachzugeben und der Rettung dieses Bundesgenossen alle seine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingelftadt beschlossen, und die Schwäche des Kurfürsten von Baiern rechtfertigte seine Hoffnung, diesem erschöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzuerzwingen. Der Aufstand des Landvolks in Oberösterreich öffnete ihm dann den Weg in dieses Land, und der Sitz des Kaiserthrons konnte in seinen Händen seyn, ehe Wallenstein Zeit hatte, mit Eile herbeizueilen. Alle diese schimmernden Hoffnungen setzte er dem Wohl eines Allirten nach, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten; der, bei den dringendsten Aufforderungen des Gemeingeistes, nur seinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbstsucht diente; der nicht durch die Dienste, die man sich von ihm versprach, nur durch den Schaden, den man von ihm besorgte, bedeutend war. Und wer erwacht sich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Gustav Adolph jetzt zur Befreiung dieses Fürsten antritt, der große König das Ziel seiner Thaten findet?

Schnell zog er seine Truppen im fränkischen Kreise zusammen und folgte dem Wallenstein'schen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von

Welman, der gegen Pappenheim war vorausgeschickt worden, stieß bei Arnstadt zu dem Könige, der sich jetzt an der Spitze von zwanzigtausend Mann gelübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er sich von seiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weissenfels — im Sarge wieder sehen sollte; der bange gepreßte Abschied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am ersten November des Jahres 1632, ehe die dahin detachirten Corps des Herzogs von Friedland sich dieses Plazes bemächtigen konnten. Schaarenweise strömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzusehen, der ein Jahr vorher auf eben diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er sich sehen ließ; anbetend stürzte sich Alles vor ihm auf die Knie; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerts, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden empörte dieser unschuldige Tribut, den ihm die aufrichtigste Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott mache?“ sagte er zu seinen Begleitern. „Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gankelspiel strafen und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt sich uns Gustav, eh' er auf ewig von uns Abschied nimmt! Auch in der Hölle seines Glücks die rührende Nemesis ehrend, verschmäht er eine Huldigung, die nur den Unsterblichen gebührt, und sein Recht auf unsere Thränen verpöbelt sich, eben da er dem Augenblick nahe ist, sie zu erregen.

Unterdessen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weissenfels entgegen gezogen, entschlossen, die Winterquartiere in Sachsen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgesetzt, als ob er sich mit dem nordischen Helden nicht zu messen wagte, und sein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu schlagen zum zweiten Mal entwichen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als sie in der ersten Zeit des Nürnbergischen Lagers gewesen, machte ihm die wahrscheinlichste Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung desselben mit den Sachsen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber seine jegliche Inverstandtheit war nicht sowohl auf seine größere Truppenzahl, als auf die Versicherungen seines Astrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen gelesen hatte, daß das Glück des schwedischen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwischen Kamburg und Weissenfels enge Pässe, von einer fortläufigen Bergkette und der nahe strömenden Saale gebildet, welche es der schwedischen Armee äußerst schwer machten, vorzudringen, und mit Hilfe weniger Truppen gänzlich geschlossen werden konnten. Dem Könige blieb kaum eine andere Wahl, als sich mit größter Gefahr durch die Defileen zu wunden oder einen beschwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen und in einem verwüsteten Lande, wo es a jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil seiner Truppen einzubüßen. Die Geschwindigkeit, mit der Gustav Adolph von Naumburg Besitz nahm, vernichtete diesen Plan, und jetzt war es Wallenstein selbst, der den Angriff erwartete.

Aber in dieser Erwartung sah er sich getäuscht, als der König, anstatt ihm bis Weissenfels entgegen zu rücken, alle Anstalten traf, sich bei Naumburg zu verschanzen und hier die Verstärkungen zu erwarten, der Herzog von Küneburg im Begriff war ihm

zuzuführen. Unschlüssig, ob er dem König durch die engen Pässe zwischen Weissenfels und Naumburg entgegen gehen oder in seinem Lager unthätig stehen bleiben sollte, versammelte er seinen Kriegsrath, um die Meinung seiner erfahrensten Generale zu vernehmen. Keiner von allen fand es rathsam, den König in seiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieser zu Befestigung seines Lagers traf, schienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens sey, es so bald zu verlassen. Aber eben so wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern und eine der Ruhe so sehr bedürftige Armee durch fortgesetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten sich für die Eudigung des Feldzugs, um so mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländischen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortschritte des Feindes in Westfalen und am Unterrhein die nachdrücklichste Hilfe in diesen Gegenden erheischten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieser Gründe, und, beinahe überzeugt, daß von dem König für diese Jahreszeit kein Angriff mehr zu befürchten sey, bewilligte er seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs Schnellste versammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heeres entlassen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen und auf dem Wege dahin die Festung Moritzburg bei Halle in Besitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den schicklichsten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weissenfels, und Wallenstein selbst blieb mit dem Ueberreste unweit Wiersburg zwischen dem Klossgraben und der Saale stehen, von wo er gesonnen war, seinen Marsch über Leipzig zu nehmen und die Sachsen von dem schwedischen Heere abzuschneiden.

Raum aber hatte Gustav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. In beschleunigtem Marsche rückte er gegen Weissenfels vor, von wo aus sich das Gerücht von seiner Ankunft schnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchste Verwunderung setzte. Aber es galt jetzt einen schnellen Entschluß, und der Herzog hatte seine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtausend Mann starken Feinde nicht viel über zwölftausend entgegenzusetzen hatte, so konnte man doch hoffen, sich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der sich höchstens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Hilboten ab, ihn zu rufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Klossgraben und Lügen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschiffe, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weissenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die holländischen Vortruppen unter dem Commando des Truatengenerals Isolanı zusammen, die an der Elbpach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Elbpach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lügen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüberstellte. Die Landstraße, welche von Weissenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lügen und Markranstädt von dem Klossgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Wiersburg erstreckt und die Elster

mit der Saale verbindet. An diesen Canal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lügen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen führten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwermlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lügen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgestellt, von der man einen großen Theil der Ebene beschießen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäck ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armeen zu verbergen, mußten alle Truppsen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Papenhelmischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und, ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereit.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Klostergaben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße, und die Stadt Lügen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Drahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geschütz. Einem deutschen Felden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutsche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König selbst seine Schweden an, die Eifersucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demselben hielt ein Reservecorps unter Gendersons, eines Schottländers, Commando.

Also gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auserwahl als die Anzahl der Truppen fürchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europas, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lügens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands

Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkaufte worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniet hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitete den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und, bloß mit einem lebernen Koller und einen Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Rufsen verlange. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria.“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lügen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Kosung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geschüzes empfangen, setzen diese tapfern Bataillons mit unerbrochenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltamer Gewalt, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Nüchternheit ist er da, der Unordnung seines Fußvolkes zu steuern, und seinem Nachwort gelangt's, die fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimenten unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissenen Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schiefgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung. Mann schießt gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung, Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken Flügel des Feindes angefallen, schon der erste machtvolle Andrang der schweren finländischen Gütassiere zerstreute die leichtberittenen Polen und Croaten, die sich an diesen Flügeln anschlossen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem König, daß seine Infanterie über die Gräben zurückgewichen, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus fürchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General

von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuweichen. Sein edles Kopf trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am Gefährlichsten bedrängt war, und, indem er seine Blicke umhersendet, irgend eine Höhe des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Geleiter bemerkt, daß dem Vorüber sprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier auf ihn anzuschlagen. „Auf Den dort schieße,“ ruft er, „Das muß ein vornehmer Mann seyn.“ Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm geschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen dahersprengt, und ein verwirrtes Geschrei: „Der König blutet! — Der König ist erschossen!“ breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. „Es ist nichts — folgt mir!“ ruft der König, seine ganze Stärke zusammenfassend; aber, überwältigt von Schmerz und der Thumacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. Zudem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit sterbender Stimme; „finde du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferde, und, von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Croaten sein Leben. Bald entdeckte sein lechzendes, in Blut gebadetes Kopf der schwedischen Reiterei ihres Königs Halm, und während dringt sie herbei, dem glorigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durchläuft in kurzer Zeit das ganze schwedische Heer; aber, anstatt den Muth dieser tapfern Schaa ren zu erlösen, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preise, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte. Mit Vöwengrimm werfen sich die urländischen, smäländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter zum zweiten Mal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwalteten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolfs führt von Neuem seine siegreichen Schaa ren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschick an den Windmühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Muthwahn des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Ruyphausens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt und zum zweiten Male die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren Bataillons des

feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Muth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer wird verstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwagen, und unter schrecklichem Donnerhalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Verzückung gefetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschick in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Geschick des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltene Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückerief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich war's, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Cavallerie aufziehen und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu beugen und sich anfänglich selbst darin verwickelt zu sehen. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermutet, gegenüber zu stehen, bricht er furchtlos in die schwedischen Schaa ren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Muth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheim's nicht mehr gekostete Geduld, und schnell benutzte der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu fermiren. Die dicht geschlossenen schwedischen Bataillons werden unter einem mörderischen Gefecht über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlorenen Kanonen zum zweiten Mal ihren Händen entzogen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldennuths gaben, lag todt dahin gestreckt und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muth behauptet hatte. Ein ähnliches Los traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treuliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit forcierte. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugeltregen, mit kühler Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mißgeschick, dem Verzagten mit seinem stützenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Nachgötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Wette, wo Gustav erlag, sollte Wallenstein den schuldbehafteten Geist nicht verhauchen.

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamoner des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses

Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edeln Feind am Wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen; aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Vordergewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ehren, daß Der, den er suchte, entsetzt auf dem Wahlplatze liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer bligte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber freilich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unverföhnliche Feind meines Glaubens an einem Tage mit mir gefallen ist.“

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht so bald vermiste die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Verstärkung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimente ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obristen, Götz, Terzky, Colloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Verstärkung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, zichen sich beide Linien in eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male setzt sie über die Gräben, und zum dritten Male werden die dahinter gepflanzten Stüde erobert. Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachternungen auf einander treffen. Heftiger erhebt sich der Streit an seinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umsonst, die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen, und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Übung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwickeln. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefechte eine Gränze, dem die Wuth keine setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unsiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Kasse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für Den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Gilsfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Aufwöl, das seinem vorausseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimente stark, auf dem Wahlplatze; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrcheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfeldes die Artillerie des Herzogs gerettet und die schwedische erbeutet haben.

Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und, zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weissenfels, scheint es, ließ Herzog Bernhard die schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zu Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Bloßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen schweigt die Geschichte: ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim starb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an seinen Wunden: ein unerfeglicher Verlust für das kaiserliche Heer, das dieser treffliche Krieger so oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenstein als Christen beizuwohnt, öffnete seine Heldendahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeßüm seines Wuths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechselt, unter der Kaste seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfeldes entdeckten. Mit wenigem Woll überwand er die Nebellen in Oberösterreich, vierzigtausend an der Zahl, in drei verschiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tillys lange Zeit durch seine Tapferkeit auf und machte die Waffen des Kaisers an der Elbe und an dem Weiserstrom siegen. Das wilde stürmische Feuer seines Wuths, den auch die entschiedenste Gefahr nicht schreckte, und kaum das Unmögliche zwang, machte ihn zum furchtbarsten Arm des Feldherrn, aber untüchtig zum Oberhaupt des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausspruch Tillys glauben darf, durch seine ungeschüme Hitze verloren. Auch er tauchte bei Magdeburgs Zerstörung seine Hand in Blut; sein Geist, durch frühen jugendlichen Kleß und vielfältige Reisen zur schönsten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf seiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, womit die Natur schon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in spätern Jahren erschienen diese Flecken, so oft eine Leidenschaft sein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete sich leicht, daß der künftige Verus des Mannes schon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden sey. Ein solcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider österreichischen Linien den gegründeten Anspruch; aber den glänzendsten Beweis derselben erlebte er nicht mehr. Schon war der Giltbote auf dem Wege, der ihm das gelbene Wlitz von Madrid überbringen sollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahinraffte.

Ob man gleich in allen österreichischen und spanischen Landen über den ersuchten Sieg das Te Deum anstimmte, so gestand doch Wallenstein selbst durch die Gilsfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf

ganz Sachsen verließ, und auf die Winterquartiere in diesem Lande Verzicht that, öffentlich und laut seine Niederlage. Zwar that er noch einen schwachen Versuch, die Ehre des Siegs gleichsam im Fluge wegzuhassen, und schickte am andern Morgen seine Croaten aus, das Schlachtfeld zu umschwärmen; aber der Aublick des schwedischen Heers, das in Schlachtordnung da stand, verschreckte im Augenblick diese flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Groberung der Wahlstatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbestrittenen Besitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erst, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet ist, empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verlustes, und das Jubelgeschrei der Ueberwinder erstirbt in einer stummen, finstern Verzweiflung. Er, der sie in den Streit herausgeführt hatte, ist nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in seiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechselt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der schon hundert Jahre vorher zwischen dem Hofsgraben und Lügen gesehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schwedensteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entstellt, von den Füßen der Pferde getreten und durch räuberische Hände seines Schmucks, seiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weizenfels gebracht und dort dem Wechlagen seiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den ersten Tribut hatte die Rache geheißt, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer strömen: jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menschen. Der allgemeine Schmerz verschlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch besinnungslos, stehen die Anführer in dumpfer Erstarrung um seine Bahre, und keiner getraut sich noch, den ganzen Umfang dieses Verlustes zu denken.

Der Kaiser, erzählt uns Heyenhüller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“ Aber, wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Helden abnöthigt, und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet und gar dem Edelmuth Alexander gegen das Ansehen des Marius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sitzlicher Würde. Aber auch ein solches Vol ist bei Democriten schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsbes zu reinigen sich genöthigt findet.

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Gang der Menschen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm lassen würde, das wichtige Leben eines Gustav Adolfs gienbig zu haben. Der Tod dieses furchtbaren Gegners war für den Kaiser eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindseligen Partei den so leicht sich anbietenden Gedanken zu erregen, daß Das, was ihm nützte, von ihm

veranlaßt worden sey. Aber der Kaiser bedurfte zu Ausführung dieser schwarzen That eines fremden Armes, und auch diesen glaubte man in der Person Franz Alberts, Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gefunden zu haben. Diesem erlaubte sein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben diese ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer schändlichen Handlung hinweg zu setzen. Es braucht nun gezeigt zu werden, daß dieser Prinz einer solchen Abscheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, sie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngste von vier Söhnen Franz des Zweiten, Herzogs von Lauenburg, und durch seine Mutter verwandt mit dem Walschen Kurfürstengeschlechte, hatte in jüngern Jahren am schwedischen Hof eine freundschaftliche Aufnahme gefunden. Seine Unanständigkeit, die er sich im Zimmer der Königin Mutter gegen Gustav Adolph erlaubte, wurde, wie man sagt, von diesem feurigen Jüngling mit einer Ehrfurcht geahndet, die, obgleich im Augenblick berent und durch die vollständigste Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverföhllichen Feindschaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiserliche Dienste, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem Herzog von Friedland in die enge Verbindung trat und sich in einer heimlichen Unterhandlung am sächsischen Hofe gebrauchen ließ, die seinem Rang wenig Ehre machte. Thue eine erhebliche Ursache davon angeben zu können, verläßt er unvernünftet die österreichischen Rabnen und erscheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm seine Dienste als Volontair anzubieten. Durch seinen Eifer für die protestantische Sache und ein zuvorkommendes einschmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von Trennung eine vergeblich gewarnt, seine Gunst und Freundschaft an den verdächtigen Aufkümmling verschwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böser Dämon beständig zur Seite bleibt und erst, nachdem der König schon gefallen ist, von ihm scheidet. Witten unter den Augen der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiserlichen, um den Leib trägt. Er ist der Erste, der dem Herzog von Friedland, seinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauscht gleich nach dieser Schlacht die schwedischen Dienste mit den sächsischen, und, bei der Ermordung Wallensteins als ein Mitschuldiger dieses Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abschwörung seines Glaubens dem Schwerte des Richters. Endlich erscheint er aufs Neue als Befehlshaber einer kaiserlichen Armee in Schlesien und stirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbstüberwindung, sich der Unschuld eines Menschen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie diesen, gelebt hat; aber, wenn die moralische und physische Möglichkeit einer so verabscheuungswerthen That auch noch so sehr aus den angeführten Gründen erhellt, so zeigt schon der erste Blick, daß sie auf die wirkliche Begehung derselben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es ist bekannt, daß Gustav Adolph, wie der gemeinste Soldat in seinem Heere, sich der Gefahr bloßstellte, und, wo Tausende fielen, konnte auch er seinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt: aber mehr als irgendwo gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren.

Aber, durch welche Hand er auch mag gefallen seyn, so muß uns dieses außerordentliche Schicksal als eine That der großen Natur erscheinen. Die Geschichte, so oft nur auf das freudenlose Geschäft eingeschränkt, das einförmige Spiel der menschlichen Leidenschaft aus einander zu legen, sieht sich zuweilen durch Erscheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menschlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen. So ergreift uns Gustav Adolfs schnelle Verschwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politischen Uhrwerks mit einem Mal hemmt und alle Berechnungen der menschlichen Klugheit vereitelt. Gestern noch der belebende Geist, der große und einzige Beweger seiner Schöpfung — heute in seinem Adlerfluge unerbittlich dahingestürzt, herausgerissen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reisenden Saat seiner Hoffnungen ungestüm abgerufen, läßt er seine verwaiste Partei trostlos hinter sich, und in Trümmern fällt der stolze Bau seiner vergänglichen Größe. Schwer entwohnt sich die protestantische Welt von den Hoffnungen, die sie auf diesen unüberwindlichen Anführer setzte, und mit ihm fürchtet sie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bei Küken sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freiheit des deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist — zu sterben. Die Alles verschlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele versuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beistand eines übermächtigen Beschützers macht der rühmlichen Selbsthilfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu seiner Vergrößerung, fangen sie erst jetzt an, für sich selbst zu arbeiten. In ihrem eigenen Nothe suchen sie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die schwedische Macht, außer Stand gesetzt, in eine Unterbrückerin auszuarten, tritt in die bescheidenen Gränzen einer Alliierten zurück.

Unverkennbar strebte der Ehrgeiz des schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besingung im Mittelpunkt dieses Reiches. Sein Ziel war der Kaiserthron; und diese Würde, durch seine Macht unterstützt und geltend gemacht durch seine Thätigkeit, war in seiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgesetzt, als man von dem österreichischen Geschlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrschaft erzogen und aus frommer Schwärmerei ein abgesagter Feind der Papisten, war er nicht wohl geschickt, das Heiligthum deutscher Verfassung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anstößige Hulbigung, welche außer mehreren andern Städten die Reichsstadt Augsburg der schwedischen Krone zu leisten vermocht wurde, zeigte weniger den Beschützer des Reichs, als den Eroberer; und diese Stadt, stolzer auf den Titel einer Königsstadt, als auf den rühmlichen Vorzug der Reichsfreiheit, schmeichelte sich schon im Voraus, der Sig seines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Absichten auf das Erzstift Mainz, welches er anfangs dem Kurprinzen von Brandenburg als Mitgift seiner Tochter Christina und nachher seinem Kanzler und Freund Dreuxierena bestimmte, legte deutlich an den Tag wie viel er sich gegen die Verfassung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen protestantischen Fürsten machten Ansprüche an sein

Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkosten ihrer Mißstände und besonders der unmittelbaren geistlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf schon gemacht, die eroberten Provinzen nach Art jener alten barbarischen Horden, die das alte Römerreich überschwemmten, unter seine deutschen und schwedischen Kriegsgenossen, wie einen gemeinschaftlichen Raub, zu vertheilen. In seinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verlegnete er ganz die Großmuth des Helten und den heiligen Charakter eines Beschützers. Die Pfalz war in seinen Händen, und die Pflichten sowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, diese den Spaniern entriffene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurückzugeben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig ist und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten schändet, wußte er dieser Verbindlichkeit zu entflüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen sey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkür darüber zu verfügen. Aus Gnade also, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er sie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der schwedischen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derselben um die Hälfte verringerten und diesen Fürsten zu einem verächtlichen Vasallen Schwedens herabsetzten. Eine dieser Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorschreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der schwedischen Kriegsmacht, dem Weispel der übrigen Fürsten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schicksal thun, welches Deutschland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein schneller Abschied von der Welt sicherte dem deutschen Reiche die Freiheit und ihm selbst seinen schönsten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung ersparte, seine eigenen Bundesgenossen gegen ihn gewaffnet zu sehen und alle Früchte seiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte sich Sachsen zum Abfall von seiner Partei; Dänemark betrachtete seine Größe mit Unruh und Neid, und selbst Frankreich, sein wichtiger Alliirter, aufgeschreckt durch das furchtbare Wachsthum seiner Macht und durch den stolzen Ton, den er führte, sah sich schon damals, als er den Reichstrom passirte, nach fremden Bündnissen um, den sieghaften Lauf des Vorthes zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzustellen.

Viertes Buch.

Das schwache Band der Eintracht, wodurch Gustav Adolph die protestantischen Glieder des Reichs mühsam zusammenhielt, zerriss mit seinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder sie mußten sich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das Erste verloren sie alle Vortheile, welche sie mit so vielem Blut errungen hatten, und setzten sich der unvermeidlichen Erfahrung aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem sie durch ihre Vereinigung allein gewachsen und überlegen gewesen waren. Einzeln konnte es weder Schweden noch irgend ein Reichsstand mit der Ligue und dem Kaiser aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter solchen Umständen suchte, würde man gezwungen gewesen seyn, von dem Feinde Gefesse zu empfangen. Vereinigung war also die gleich nothwendige Bedingung, sowohl um einen Frieden zu schließen, als um den Krieg fortzusetzen. Aber ein Frieden, in der gegenwärtigen Lage gesucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte

geschlossen werden. Mit dem Tode Gustav Adolfs schöppte der Feind neue Hoffnung, und, wie nachtheilig auch seine Lage nach dem Treffen bei Lützen seyn mochte, so war dieser Tod seines gefährlichsten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiser, um ihn nicht zu den glänzenden Erwartungen zu berechtigen und zu Fortsetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Allirten mußte, für den Augenblick wenigstens, die unvermeidliche Folge desselben seyn; und wie viel gewann der Kaiser, gewann die Ligue bei einer solchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge versprach, konnte er also nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem er nicht das Meiste gewann; und einen solchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu schließen wünschen. Der natürlichste Schluß fiel also auf Fortsetzung des Krieges, so wie Vereinigung für das unentbehrlichste Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie diese Vereinigung erneuern, und wo zu Fortsetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des schwedischen Reiches, nur der Geist und das persönliche Ansehen seines verstorbenen Beherrschers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutschland und eine so große Herrschaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erst nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein schwaches und unsicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verschwand Alles, was nur durch ihn, durch seine persönlichen Eigenschaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte ungleich mit den Hoffnungen auf, auf die sie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab, das sie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilten, sich selbst des Anders in bemächtigen, das sie ungern genug in Gustavs Händen gesehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei seinen Vebreiten streitig zu machen. Andere werden von dem Kaiser durch verführerische Versprechungen in Versuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlassen; andere, von den Tragfalten des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, sehnen sich kleinmüthig nach einem, wenn auch vererblichen, Frieden. Die Anführer der Armen, zum Theil deutsche Fürsten, erkennen kein gemeinschaftliches Oberhaupt, und keiner will sich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verschwindet aus dem Cabinet und aus dem Felde, und das gemeine Wesen ist in Gefahr, durch diesen Geist der Trennung ins Verderben zu sinken.

Gustav hatte dem schwedischen Reiche keinen männlichen Nachfolger hinterlassen, seine sechsjährige Tochter Christina war die natürliche Erbin seines Thrones. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundschaftlichen Regierung vertrugen sich mit dem Nachdruck und der Entschlossenheit nicht gut, welche Schweden in diesem mißlichen Zeitlaufe zeigen sollte. Gustav Adolphs hochfliegender Geist hatte diesem schwachen und unerfahrenen Staat unter den Wüthen von Europa einen Platz angewiesen, den er ohne das Glück und den Geist seines Urhebers nicht wohl behaupten, und von dem er doch ohne das schimpflichste Geständniß der Unmacht nicht mehr herabsteigen konnte. Wenn gleich der deutsche Krieg größtentheils mit Deutschlands Kräften besritten wurde, so drückte doch schon der kleine Aufbruch, welchen Schweden aus seinen eigenen Mitteln an Geld und Mannschaft dazu gab, dieses dürftige Königreich zu Wölen, und der Landmann erlag unter den Lasten, die man auf ihn zu häufen gewungen war. Die in Deutschland gemachte Kriegesbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenstand, und Schweden

selbst blieb arm wie zuvor. Eine Zeit lang zwar söhnte der Nationalruhm den geschmeichelten Unterthan mit diesen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Gustav Adolfs herrliche Zinsen trug und von diesem dankbaren Monarchen nach einem glänzenden Frieden mit Wucher erstattet werden würde. Aber diese Hoffnung verschwand mit dem Tode des Königs, und das getäuschte Volk forderete nun mit fürchterlicher Einhelligkeit Erleichterung von seinen Lasten.

Aber der Geist Gustav Adolfs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie schrecklich auch die Post von seinem Tode sie überraschte, so beugte sie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geist des alten Roms unter Brennus und Hannibal besetzte diese edle Versammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkaufte hatte, desto weniger konnte man sich entschließen, ihnen freiwillig zu entsagen; nicht umsonst will man einen König eingebüßt haben. Der schwedische Reichsrath, gezwungen, zwischen den Tragfalten eines zweifelhaften, erschütternden Kriegs und einem nützlichen, aber schimpflichen Frieden zu wählen, ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erstaunen sieht man diesen ehrwürdigen Senat sich mit der ganzen Mühseligkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachsamem Feinden umgeben und an allen Kränten des Reichs von Gefahren umstürmt, waffnet er sich gegen alle mit so viel Klugheit als Selbennuth und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Gräben desselben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit seiner Tochter Christina erweckte aufs Neue die alten Ansprüche Polens auf den schwedischen Thron, und König Ladislaus, Sigismunds Sohn, sparte die Unterhandlungen nicht, sich eine Partei in diesem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus diesem Grunde keinen Augenblick, die sechsjährige Königin in Stockholm als Behercherin anzusurufen und die vormundschaftliche Verwaltung anzuverordnen. Alle Beamte des Reichs werden angehalten, der neuen Fürstin zu huldigen, aller Briefwechsel nach Polen gehemmt, und die Placate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundischen Erben durch eine feierliche Acte bekräftigt. Die Freundschaft mit dem Czar von Moskau wird mit Vorzicht erneuert, um durch die Waffen dieses Fürsten das feindselige Polen desto besser im Zaum zu halten. Die Eifersucht Dänemarks hatte der Tod Gustav Adolfs gebrochen und die Besorgnisse weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwischen diesen beiden Nachbarn im Wege standen. Die Bemühungen der Feinde, Christian den Vierten gegen das schwedische Reich zu bewaffnen, fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafteste Wunsch, seinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte sich mit den Vorschriften einer bessern Staatskunst, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kamen England, Holland und Frankreich dem schwedischen Reichsrath mit den erfreulichsten Versicherungen ihrer fortdauernden Freundschaft und Unterstützung entgegen und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortsetzung eines so rühmlich geführten Krieges. So viel Ursache man in Frankreich gehabt hatte, sich zu dem Tode des schwedischen Eroberers Glück zu wünschen, so sehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgesetzten Bündnisses mit den Schweden. Ohne sich selbst der größten Gefahr aussetzen, durfte man diese Macht in Deutschland nicht sinken lassen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte sie entweder zu einem schnellen

und nachtheiligen Frieden mit Oesterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, diese gefährliche Macht zu beschränken; oder Noth und Verzwelgung lehrten die Armeen in den Ländern der katholischen Reichsfürsten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an diesen Staaten, die sich seinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Gustav Adolfs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem schwedischen Reiche zu vernichten, hatte sie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erst, nachdem Terjenige dahin war, der seine Hand über Deutschland gehalten und die Grenzen dieses Reichs gegen die französische Raubsucht gesichert hatte, konnte es seine Entwürfe auf das Elsaß ungehindert verfolgen und den deutschen Protestanten seinen Verstand um einen desto höhern Preis verkaufen.

Durch diese Allianzen gestärkt, gesichert von innen, von außen durch gute Gränzbesatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unschlüssig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren und, wenn das Glück seine Waffen fruchtete, irgend eine deutsche Provinz, sey es als Kostenertrag oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in seinen Wassern, wagte es nicht viel mehr, wenn seine Armeen aus Deutschland herausgeschlagen wurden, als wenn sie sich freiwillig daraus zurückzogen; und Jenes war eben so rühmlich, als Dieses entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, desto mehr Vertrauen schloß man den Bundesgenossen, desto mehr Achtung den Feinden ein, desto günstigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man sich auch zu schwach, die weit aussehenden Entwürfe Gustavs zu vollführen, so war man doch seinem erhabenen Muster schuldig, das Aeußerste zu thun und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennuzes an diesem rühmlichen Entschlusse so viel Antheil hat, um ihn ohne Einschränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Traugsalen des Krieges für sich selbst nichts zu leiden hatten, ja, sich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer desselben zu stimmen — denn endlich war es doch nur das deutsche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man sich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutschen Armeen stellte, und mit der ehrenvollen Aufsicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben diese Aufsicht vertrat sich nicht mit der Entlegenheit der schwedischen Regentschaft von dem Schauplatz des Kriegs und mit der Langsamkeit, welche die collegialische Geschäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfassenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutschland selbst das Interesse des schwedischen Reichs zu besorgen und nach eigener Einsicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündnisse, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit dictatorischer Gewalt und mit dem ganzen Ansehen der Krone, die er repräsentirt, mußte dieser wichtige Magistrat bekleidet seyn, um die Würde derselben zu behaupten, um die gemeinschaftlichen Operationen in Uebereinstimmung zu bringen, um seinen Anordnungen Nachdruck zu geben und so den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rücksicht zu ersetzen. Ein solcher Mann fand sich in dem Reichscanzler Orenstierna, dem ersten Minister und, was mehr sagen will, dem Freunde des verstorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimnisse seines Herrn, vertraut mit den deutschen Geschäften und aller

europäischen Staatsverhältnisse kundig, ohne Widerspruch das tüchtigste Werkzeug war, den Plan Gustav Adolfs in seinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Orenstierna hatte eben eine Reise nach Oberdeutschland angetreten, um die vier obern Kreise zu versammeln, als ihn die Post von des Königs Tode zu Hanau überraschte. Dieser schreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Besinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran seine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutschland nur einen Beschützer, Orenstierna den Urheber seines Glücks, den Freund seiner Seele, den Schöpfer seiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am Härtesten getroffen, war er auch der Erste, der sich aus eigener Kraft darüber erhob, so wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick übersah alle Hindernisse, welche sich der Ausföhrung seiner Entwürfe entgegenstellten, die Muthlosigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenossen, die Eifersucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürsten, sich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieser tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Nebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu besiegen. Es kam darauf an, den gesunkenen Muth der schwächern Reichsstände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eifersucht der mächtign Alliierten zu schonen, die befreundeten Mächte, Frankreich besonders, zu thätiger Hülfsleistung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutschen Bundes zu sammeln und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges, dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Bestürzung, in welche der Verlust ihres Oberhauptes die deutschen Protestanten versetzte, konnte sie eben so gut zu einem festen Bündnisse mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiser antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von diesen beiden Wirkungen erfolgen sollte. Verloren war Alles, sobald man Muthlosigkeit blicken ließ; nur die Zuversicht, die man selbst zeigte, konnte ein edles Selbstvertrauen bei den Deutschen entflanmen. Alle Versuche des österreichischen Hofes, die Legtern von der schwedischen Allianz abzuziehen, verschliefen ihren Zweck, sobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete und sie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiser vermochte.

Freilich ging, ehe diese Maßregeln genommen, und die nöthigen Punkte zwischen der Regierung und ihrem Minister berichtigt waren, eine kostbare Zeit für die Wirksamkeit der schwedischen Armee verloren, die von den Feinden aus Weste benutzt wurde. Damals stand es bei dem Kaiser, die schwedische Macht in Deutschland zu Grunde zu richten, wenn die weisen Rathschläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenstein rieth ihm an, eine uneingeschränkte Amnestie zu verkündigen und den protestantischen Ständen mit günstigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem ersten Schrecken, den Gustav Adolfs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine solche Erklärung die entschiedenste Wirkung gethan und die gescheiterten Stände zu den Füßen des Kaisers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet und von spanischen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzenden Ausschlag, und, anstatt den Mediationsvorschlägen Gehör zu schenken, eilte er, seine Macht zu vernehren. Spanien, durch den Rechten der geistlichen Güter bereichert, den der Papst ihm bewilligte, unterstügte ihn mit beträchtlichen Vorschüssen, unterhandelte für ihn an dem sächsischen Hofe und ließ in Italien

eifertig Truppen werben, die in Deutschland gebraucht werden sollten. Auch der Kurfürst von Baiern verstärkte seine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte sein unruhiger Geist nicht, bei dieser glücklichen Wendung des Schicksals sich müßig zu verhalten. Aber, indem der Feind sich so geschäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, versäumte Drenstierna nichts, die schlimmen Folgen desselben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eifersucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutschland, dessen er sich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen versichert hielt, und machte sich in Person auf den Weg, die Stände von Niederdeutschland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter sich selbst, die für Schweden nicht viel weniger schlimm war, zurückzuhalten. Durch die Unmaßlichkeit beleidigt, mit der sich der Kanzler die Zuhörung der Geschäfte zueignete, und im Innersten empört von dem Gedanken, von einem schwedischen Edelmann Vorschriften anzunehmen, arbeitete der Kurfürst von Sachsen aufs Neue an einer gefährlichen Absonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man sich völlig mit dem Kaiser vergleichen oder sich zum Haupte der Protestanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutschland errichten sollte. Ähnliche Gesinnungen begte der Herzog Ulrich von Braunschweig, und er legte sie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in seinem Lande untersagte und die niedersächsischen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu stiften. Der Kurfürst von Brandenburg allein, über den Einfluß neidisch, den Kurpfälzen in Niederdeutschland gewinnen sollte, zeigte einigen Eifer für das Interesse der schwedischen Krone, die er schon auf dem Haupte seines Sohnes zu erblicken glaubte. Drenstierna fand war die ehrenvollste Aufnahme am Hofe Johann Georgs; aber schwankende Zusagen von fortwauernder Freundschaft waren Alles, was er, der persönlichen Verwendung Kurbrandenburgs ungeachtet, von diesem Fürsten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunschweig, gegen den er sich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erbstift Magdeburg im Beisitz, dessen Bischof die Befugniß hatte, den niedersächsischen Kreis zu versammeln. Der Kanzler behauptete das Recht seiner Krone, und durch dieses glückliche Machtwort vereitelte er für die Mal diese bedenkliche Versammlung. Aber die allgemeine Protestantenverbindung, der Hauptzweck seiner gegenwärtigen Reise und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer, und er mußte sich mit einzelnen unsichern Bündnissen in den sächsischen Kreisen und mit der schwächern Hülfe des obern Deutschlands begnügen.

Weil die Baiern an der Donau zu mächtig waren, so verlegte man die Zusammenkunft der vier oben Kreise, die zu Ulm hatte vor sich gehen sollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsräte und eine glänzende Menge von Doctoren, Grafen und Fürsten sich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, bejahten diesen Convent, und Drenstierna erschien auf demselben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majestät er bekapten sollte. Er selbst führte das Wort, und der Gang der Verathschlagungen wurde durch seine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen versammelten Ständen die Versicherung einer unerschütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß sie den Kaiser und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären sollten. Aber, so viel den Schweden

daran gelegen war, das üble Vernehmen zwischen dem Kaiser und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, so wenig Lust bezeugten die Stände, sich durch diesen entscheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausöhnung abzuschneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schicksal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That selbst spreche, unnütz und überflüssig sey, und ihr standhafter Widerstand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmste Punkt der Verathschlagungen, durch welchen die Mittel zu Fortsetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen bestimmt werden sollten. Drenstierna's Maxime, von den allgemeinen Lasten so viel, als möglich war, auf die Stände zu wälzen, vertrug sich nicht mit dem Grundsatz der Stände, so wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der schwedische Kanzler, was dreißig Kaiser vor ihm mit herber Wahrheit empfinden, daß unter allen müssigen Unternehmungen die allermühsamste sey, von den Deutschen Geld zu erheben. Anstatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit bereber Junge alles Unheil auf, welches die schon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Lasten, wo man sich neuen unterziehen sollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände versetzt hatte, brütete tausend Beschwören aus, und die Ausschweifungen der Truppen bei Durchmärschen und Quartieren wurden mit schauerhafter Wahrheit gezeichnet.

Drenstierna hatte im Dienst von zwei unumschränkten Fürsten wenig Gelegenheit gehabt, sich an die Feinlichkeiten und den bedächtlichen Gang republicanischer Verhandlungen zu gewöhnen und seine Geduld am Widerspruch zu üben. Jetzt zum Handeln, sobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eifern in seinem Entschluß, sobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconsequenz der meisten Menschen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haßen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieser Gelegenheit noch aus Grundsatz; denn jetzt kam Alles darauf an, durch eine feste zwerfliche Sprache die Unmacht des schwedischen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder also, wenn er bei solchen Gesinnungen unter deutschen Doctoren und Ständen ganz und gar nicht in seiner Sphäre war und durch die Umständlichkeit, welche den Charakter der Deutschen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmachte, zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der sich auch die mächtigsten Kaiser hatten bequemen müssen, verwarf er alle schriftliche Deliberationen, welche der deutschen Langsamkeit so antzäglich waren; er begriff nicht, wie man zehn Tage über einen Punkt sich besprechen konnte, der ihm schon durch den bloßen Vortrag so gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, so gefällig und bereitwillig fand er sie, ihm seine vierte Motion, die ihn selbst betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorsteher und Director zu geben, sprach man Schweden einstimmig diese Ehre zu, und ersuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit seinem erleuchteten Verstande zu dienen und die Last der Oberaufsicht auf seine Schultern zu nehmen. Um sich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch diese Bestallung in seine Hände gab, zu verwahren, setzte man ihm, nicht ohne französischen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine bestimmte Anzahl von

Auffebern an die Seite, die die Kasse des Bundes verwalteten und über die Werbungen, Durchzüge und Einquartierungen der Truppen mitzusprechen haben sollten. Drensterna wehrte sich lebhaft gegen diese Einschränkung seiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß erfordernden Entwurfs erschwerte, und errang sich endlich mit Mühe die Freiheit, in Kriegssachen seiner eigenen Einsicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den eigentlichen Punkt der Entschädigung, welche sich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit seiner Allirten zu versprechen hätte, und er schmeichelte sich mit der Hoffnung, auf Pommern angewiesen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens gerichtet war, und von den Ständen die Versicherung ihres kräftigen Beistands zu Erwerbung dieser Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und schwankenden Versicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stiche lassen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfassung des Reiches war, was die Stände über diesen Punkt so behutsam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkosten der heiligsten Reichsgesetze gegen den Kanzler beweisen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzstift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der französische Abgesandte diesen eben so unpolitischen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Erfüllung hinter den Wünschen Drensterna's zurückblieb, so hatte er doch seinen vornehmsten Zweck, die Direction des Ganzen, für seine Krone und für sich selbst erreicht, das Band zwischen den Ständen der vier obern Kreise enger und fester zusammengezogen und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von dritthalb Millionen Thaler errungen.

So viel Nachsichtigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Gustav Adolph's Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geädelt, nachdem dieser beklagenswerthe Fürst acht Monate lang den Hoffstaat seines Beschüßers vermehrt und im Gefolge desselben den kleinen Ueberrest seines Vermögens verschwendet hatte. Endlich näherte er sich dem Ziele seiner Wünsche, und eine freundlichere Zukunft that sich vor ihm auf, als der Tod seinen Beschüßer dahin raffte. Was er als das höchste Unglück betrachtete, hatte die günstigsten Folgen für seinen Erben. Gustav Adolph durfte sich herausnehmen, mit der Zurückgabe seiner Länder zu zögern und dieses Geschenk mit drückenden Bedingungen zu erschweren; Drensterna, dem die Freundschaft Englands, Hollands und Brandenburgs und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieser Versammlung zu Heilbronn sowohl die schon eroberten als die noch zu erobernden pfälzischen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geschickener Kostenersparung von den Schweden besetzt bleiben sollte. Der Kanzler schränkte seine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälzische Haus ein; auch die andern allirten Reichsfürsten erhielten, wiewohl einige Zeit später, Beweise von der Dankbarkeit Schwedens, welche die Krone eben so wenig von ihrem Eigenthum kosteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligste des Geschichtschreibers, verbindet ihn zu einem Geständniß, das den Verfechtern der deutschen Freiheit eben nicht sehr zur Ehre gereicht. Wie viel sich auch die protestantischen Fürsten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, so waren es

doch größtentheils sehr eigennützige Triebfedern, aus denen sie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigstens eben so viel Antheil an den angefangenen Feindseligkeiten, als die Furcht, sich beraubt zu sehen. Bald entdeckte Gustav Adolph, daß er sich von dieser unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotischen Empfindungen zu versprechen habe, und er unterließ nicht, sie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürsten erhielt von ihm die Zusicherung irgend einer dem Feinde schon entzogenen oder noch zu entreißenden Besitzung, und nur der Tod hinderte ihn, seine Zusagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rief, gebot die Nothwendigkeit seinem Nachfolger; und, wenn diesem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, so mußte er die Beute mit den verbundenen Fürsten theilen und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähern suchte, Vortheile versprechen. Und so sprach er dem Landgrafen von Hessen, dem Stifter Paderborn, Corvey, Münster und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkischen Bisthümer, dem Herzog von Würtemberg die in seinem Lande gelegenen geistlichen Güter und österreichischen Grafschaften zu. Alles unter dem Namen schwedischer Lehen. Den Kanzler selbst befremdete dieses widersinnige, den Deutschen so wenig Ehre bringende Schauspiel, und kaum konnte er seine Verachtung verbergen. „Man lege es in unserm Archiv nieder,“ sagte er einesmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutscher Reichsfürst von einem schwedischen Edelmann so etwas beehrte, und daß der schwedische Edelmann dem deutschen Reichsfürsten auf deutscher Erde so etwas zutheilte.“

Nach so wohl getroffenen Anstalten konnte man mit Ehren im Feld erscheinen und den Krieg mit frischer Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen sich die sächsischen und lüneburgischen Truppen mit der schwedischen Hauptmacht, und die Kaiserlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachsen herausgetrieben. Nunmehr trennt sich diese vereinigte Armee. Die Sachsen rücken nach der Lanitz und Schleien, um dort in Gemeinschaft mit dem Grafen von Törn zu gegen die Oesterreicher zu agiren; einen Theil der schwedischen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunschweig nach Westfalen und Niedersachsen.

Die Eroberungen am Neckar und an der Donau wurden, während daß Gustav Adolph den Zug nach Sachsen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Virnfels und dem schwedischen General Wanner gegen die Baiern vertheidigt. Aber, zu schwach, den siegreichen Fortschritten der Letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiserlichen Generals von Altringer unterstützt wurden, hinlänglichen Widerstand zu thun, mußten sie den schwedischen General von Horn aus dem Elsaß in Hülfe rufen. Nachdem dieser kriegserfahrene Feldherr die Städte Neufels, Schlettstadt, Colmar und Hagenu der schwedischen Herrschaft unterworfen, übergab er dem Obergrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derselben und eilte über den Rhein, um das Wanner'sche Heer zu verstärken. Aber, ungeachtet dieses nunmehr sechzehntausend Mann stark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der schwäbischen Gränze festen Fuß gewann, Rempten eroberte und sieben Regimente aus Böhmen an sich zog. Um die wichtigen Ufer des Neck und der Donau zu behaupten, entblöste man das Elsaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horn's Abzug Mühe gehabt hatte, sich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit seinen Truppen das Heer an der Donau verstärken; und, da auch dieser Succurs nicht hinreichte, so forderte man den Herzog Bernhard von Weimar

dringend auf, seine Waffen nach dieser Gegend zu führen.

Vernhard hatte sich bald nach der Eröffnung des Feldzugs im Jahr 1633 der Stadt und des ganzen Hochstifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schicksal zugebracht. Auf die Einladung Gustav Horns setzte er sich ungesäumt in Marsch gegen die Donau, schlug unterwegs ein bayerisches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde und vereinigte sich bei Donauwörth mit den Schweden. Diese zahlreiche, von den trefflichsten Generalen befehligte Armee bedroht Baiern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichstätt wird überschwemmt, und Ingolstadt selbst verspricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu spielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorschrift des Herzogs von Friedland gehindert, und, von Böhmen aus ohne Hilfe gelassen, kann er sich dem Andrang des feindlichen Heeres nicht entgegen setzen. Die günstigsten Umstände vereinigen sich, die Waffen der Schweden in diesen Gegenden siegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Officiere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutschland erwerben hatte; selbst Gustav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten. Wie künstlich man auch im Cabinet seine Pläne anlegte, so war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Lasten derselben. Alle große Entscheidungen in diesem Kriege waren durch eine wirklich barbarische Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märschen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltsam erzwungen worden, und es war Gustav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, sobald er ihm mehr nicht als Menschen kostete. Dem Soldaten konnte seine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er seinen Antheil an einem Gewinn, der mit seinem Blut errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Lohn bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter oder das Bedürfnis des Staats verschlang gewöhnlich den besten Theil der erpreßten Summen und der erworbenen Besitzungen. Für alle Mühseligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Aussicht auf Lohn oder auf Beförderung, und in Weiden mußte er sich nur zu oft hintergangen sehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltsamen Ausbruch der Unzufriedenheit, so lange Gustav Adolph lebte; aber nach seinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut, und der Soldat ergriff gerade den gefährlichsten Augenblick, sich seiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Officiere, Pfuhl und Wittschel, schon bei Lebzeiten des Königs als unrauspendende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beispiel, das in wenigen Tagen unter den Officiere der Armee eine fast allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet sich unter einander durch Wort und Handschlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der seit Monaten und Jahren noch rückständige Soldat entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnismäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt sey. „Ungehore Summen,“ hörte man sie sagen, „würden täglich durch Brandschatzungen erpreßt, und all dieses Geld gerinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man sie hinaus, und nirgends kein Dank für diese unendlichen Arbeit. Zu Heilbronn schreie man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdroß. Die Gelehrten schreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle diese Victorien

habe man doch nur durch ihre Häute erschöten.“ Das Heer der Mißvergnügten mehrte sich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum Glück aufgefangen wurden, suchten sie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachsen zu empören. Weder die Vorstellungen Vernhards von Weimar, noch die harten Verweise seines strengern Gehülfen waren vermögend, diese Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des Legtern vermehrte vielmehr den Trog der Empörer. Sie bestanden darauf, daß jedem Regiment gewisse Städte zu Erhebung des rückständigen Solbes angewiesen würden. Eine Frist von vier Wochen wurde dem schwedischen Gangler vergönnt, zu Erfüllung dieser Forderungen Rath zu schaffen; im Weigerungsfalle, erklärten sie, würden sie sich selbst bezahlt machen und nie einen Tegen mehr für Schweden entblähen.

Die ungestüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegscasse erschöpft und der Credit gefallen war, mußte den Gangler in das höchste Bedrängniß stürzen; und schnell mußte die Hilfe seyn, ehe derselbe Schwindel auch die übrigen Truppen ansteckte, und man sich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlassen sah. Unter allen schwedischen Heerführern war nur einer, der bei den Soldaten Ansehen und Achtung genug besaß, diesen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und seine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie seine Kriegserfahrung ihre höchste Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die schwedische Armee zu besänftigen; aber, seiner Wichtigkeit sich bewußt, ergriff er den günstigen Augenblick, zuvor für sich selbst zu sorgen und der Verlegenheit des schwedischen Ganglers die Erfüllung seiner eigenen Wünsche abzuängstigen.

Schon Gustav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geschmeichelt, das aus den beiden Hochstiften Bamberg und Würzburg erwachsen sollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieses Versprechens. Zugleich forderte er das Obercommando im Kriege als schwedischer Generalissimus. Dieser Mißbrauch, den der Herzog von seiner Unentbehrlichkeit machte, entzündete Orenstierna so sehr, daß er ihm im ersten Unwillen den schwedischen Dienst aufkündigte. Bald aber besann er sich eines Bessern, und, ehe er einen so wichtigen Feldherrn aufopferte, entschloß er sich lieber, ihn, um welchen Preis es auch sey, an das schwedische Intereße zu fesseln. Er übergab ihm also die fränkischen Bisthümer als Lehen der schwedischen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Festungen Würzburg und Königs- hofen, welche von den Schweden besetzt bleiben sollten; zugleich verband er sich im Namen seiner Krone, den Herzog im Besitz dieser Länder zu schützen. Das gesuchte Obercommando über die ganze schwedische Macht wurde unter einem anständigen Verwande verweigert. Nicht lange säumte Herzog Bernhard, sich für dieses wichtige Opfer dankbar zu zeigen; durch sein Ansehen und seine Thätigkeit stillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Officiere vertheilt und noch weit größere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indessen war der Moment zu einer großen Unternehmung verstrichen, und die vereinigten Anführer trennten sich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerstehen.

Nachdem Gustav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumarkt erobert hatte, richtete er seinen Marsch nach der schwäbischen Gegend, wo sich die Kaiserlichen unterdessen beträchtlich verstärkt hatten und Württemberg mit einem verwüstenden Einfall bedrohten. Durch seine Annäherung erschreckt, zichen sie sich an den Bodensee — aber nur, um auch

den Schweden den Weg in diese noch nie besuchte Gegend zu zeigen. Eine Besetzung am Eingange der Schweiz war von äußerster Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Kofnitz schien besonders geschickt zu seyn, sie mit den Eidgenossen in Verbindung zu setzen. Gustav Horn unternahm daher sogleich die Belagerung derselben; aber, entblößt von Geschütz, das er erst von Württemberg mußte bringen lassen, konnte er diese Unternehmung nicht schnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Frist zum Entsatz dieser Stadt zu vergönnen, die ohnehin vom See aus so leicht zu versorgen war. Er verließ also nach einem vergeblichen Versuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiser, hatte der Cardinal-Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntausend Mann ausgerüstet, welche bestimmt war, unabhängig von Wallensteins Befehlen an dem Rhein zu agiren und das Elsaß zu vertheidigen. Diese Armee erschien jetzt unter dem Commando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Baiern; und, um sie sogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, sogleich mit seinen Truppen zu ihr zu stoßen. Gleich auf die erste Nachricht von ihrer Erscheinung hatte Gustav Horn den Pfalzgrafen von Wirtensfeld von dem Rheinstrom zu seiner Verstärkung herbeigerufen, und, nachdem er sich zu Steckach mit demselben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtausend Mann starken Feind entgegen. Dieser hatte seinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Gustav Horn ihm einmal so nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geschieden waren. Aber, anstatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen sich die Kaiserlichen über die Waldstädte nach dem Weisgau und Elsaß, wo sie noch zeitig genug anlangten, um Weisach zu entsetzen und den siegreichen Fortschritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Gränze zu setzen. Dieser hatte kurz vorher die Waldstädte erobert und, unterstützt von dem Pfalzgrafen von Wirtensfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Vöhringen aus dem Felde schlug, den schwedischen Waffen in diesen Gegenden aus Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Wirtensfeld zu seinem Weisand herbei, und die Kaiserlichen sehen sich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elsaß vertrieben. Die rauhe Herbstzeit, welche sie auf diesem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren Anführer selbst, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdessen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimenten Fußvolk und hundert vierzig Cornetten Reitern seine Stellung an der Donau genommen, um sowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiserlich-bayerischen Armee an diesem Strome zu beobachten. Nicht so bald hatte Altringer diese Gränzen entblößt, um zu den italienischen Truppen des Herzogs von Feria zu stoßen, als Bernhard seine Entscheidung benutzte, über die Donau eilte und mit Blizeschnelligkeit vor Regensburg stand. Der Besitz dieser Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Baiern und Oesterreich entscheidend; er verschaffte ihnen festen Fuß an dem Donaustrom und eine sichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, so wie er sie allein in den Stand setzte, eine dauerhafte Eroberung in diesen Ländern zu machen. Regensburg

zu bewahren, war der letzte, bringende Rath, den der sterbende Tilly dem Kurfürsten von Baiern erstellte, und Gustav Adolph beklagte als einen nicht zu ersetzenden Verlust, daß ihm die Baiern in Besetzung dieses Platzes zuvorgekommen waren. Unbeschreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard diese Stadt überraschte und sich ernstlich anschickte, sie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Compagnien größtentheils neuengeworbener Truppen machten die Besatzung derselben aus: eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegensten Feind zu ermüden, sobald sie von einer gutgesinnten und kriegerischen Bürgerschaft unterstützt wurde. Aber gerade diese war der gefährlichste Feind, den die bayerische Garnison zu bekämpfen hatte. Die protestantischen Einwohner Regensburgs, gleich eifersüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Haß mit Widerwillen unter das bayerische Joch gebeugt und blickten längst schon mit Ungeduld der Erscheinung eines Retters entgegen. Bernhards Ankunft vor ihren Mauern erfüllte sie mit lebhafter Freude, und es war sehr zu fürchten, daß sie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterstützen würden. In dieser großen Verlegenheit läßt der Kurfürst die beweglichsten Schreiben an den Kaiser, an den Herzog von Friedland ergehen, ihm nur mit fünftausend Mann auszuheifen. Sieben Hilboten nach einander sendet Ferdinand mit diesem Auftrag an Wallenstein, der die schleunigste Hülfe zusagt und auch wirklich schon dem Kurfürsten die nahe Ankunft von zwölftausend Mann durch Gallas berichtet, aber diesem Feldherrn bei Lebensstrafe verbietet, sich auf den Weg zu machen. Unterdessen hatte der bayerische Commandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entsatzes, die besten Anstalten zur Vertheidigung getroffen, die katholischen Banern wehrhaft gemacht, die protestantischen Bürger hingegen entwaffnet und aufs Sorgfältigste bewacht, daß sie nichts Gefährliches gegen die Garnison unternehmen konnten. Da aber kein Entsatz erschien, und das feindliche Geschütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke beschrünte, sorgte er durch eine anständige Capitation für sich selbst und die Besatzung und überließ die bayerischen Beamten und Geistlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Besitze von Regensburg erweitern sich Herzog Bernhards Entwürfe, und seinem kühnen Muth ist Baiern selbst eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Gränzen von Oesterreich will er dringen, das protestantische Landvolk gegen den Kaiser bewaffnen und ihm seine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubing erobert, während daß ein anderer schwedischer Feldherr die nördlichen Ufer der Donau sich unterwürfig macht. An der Spitze seiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Isarstroms und setzt im Angesicht des bayerischen Generals von Werth, der hier gelagert steht, seine Truppen über. Jetzt zittern Passau und Linz, und der bestürzte Kaiser verdoppelt an Wallenstein seine Mahnungen und Versuche, dem bedrängten Baiern aufs Schleunigste zu Hülfe zu eilen. Aber hier setzt der siegende Bernhard seinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor sich den Inn, der durch viele feste Schlösser beschützt wird, hinter sich zwei feindliche Heere, ein übelgesinntes Land und die Isar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der aetzerne Boden keine Verschanzung gestattet, von der ganzen Macht Wallensteins bedroht, der sich endlich entschlossen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeschnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die

Isar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenstein zu vertheidigen und selbst eine Schlacht mit diesem Feldherrn nicht auszuslagen. Aber Wallenstein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet seine Annäherung nicht ab, und, ehe die Baiern recht anfangen seiner froh zu werden, ist er schon nach Böhmen verschwunden. Bernhard endigt also jetzt seinen glorreichen Feldzug und vergönnt seinen Truppen die wohlverdiente Rast in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Gustav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Virkenfeld, General Wandissin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober- und Niederrhein und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit solcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der schwedischen Waffen in Niedersachsen und Westfalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Hessen-Kassel nicht weniger glorreich behauptet. Die Festung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapfersten Gegenwehr, und über den kaiserlichen General von Gronsfeld, der an dem Weferstrom commandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Hessen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erröthet. Der Graf von Wasaburg, ein natürlicher Sohn Gustav Adolfs, zeigte sich in dieser Schlacht seines Ursprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäck der Kaiserlichen und vier- und siebenzig Fahnen fielen in schwedische Hände, gegen dreitausend von den Feinden blieben auf dem Platze, und fast eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnaabrück zwang der schwedische Oberst Kriephausen, und Paderborn der Landgraf von Hessen-Kassel zur Uebergabe; dafür aber ging Wülfburg, ein sehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiserlichen verloren. Weinahe an allen Enden Deutschlands sah man die schwedischen Waffen siegreich, und das nächste Jahr nach Gustav Adolfs Tode zeigte noch keine Spur des Verlustes, den man an diesem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwägung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bei Weitem die höchsten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erstaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in diesem Feldzuge beschäftigt haben, war keiner, der sich an Erfahrung, Talent und Kriegsrühm mit Wallenstein messen durfte; und gerade dieser verliert sich seit dem Treffen bei Lützen aus unsern Augen. Der Fall seines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerksamkeit Europa's ist auf die Thaten gespannt, die das Andenken seiner Niederlage auslöschen und seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst der Welt verkündigen sollen. Und doch liegt er still in Böhmen, indeß die Verluste des Kaisers in Baiern, in Niedersachsen, am Rhein seine Gegenwart dringend fordern; ein gleich unburchbringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaisers. Mit unerklärbarer Giltfertigkeit hatte er sich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten seiner Officiere in dieser Schlacht die strengsten Untersuchungen anstellte. Die das Kriegsgericht für schuldig erklärte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt, die sich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über brückte er die kaiserlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen und durch die Winterquartiere, die er absichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der

österreichischen Länder auszusaugen. Anstatt aber mit seiner wohl gepflegten und auserlesenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen Andern zu eröffnen und sich in seiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der Letzte, der im Feld erschien, und auch jetzt war es ein kaiserliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oesterreichs war Schlesien der größten Gefahr ausgesetzt. Drei verschiedene Armeen, eine schwedische unter dem Grafen von Thurn, eine sächsische unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgische unter Vordorf, hatten diese Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten sie die wichtigsten Plätze im West, und selbst Breslau hatte die Partei der Allirten ergriffen. Aber gerade diese Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiser dieses Land; denn die Eifersucht der Generale und der gegenseitige Haß der Schweden und Sachsen ließ sie nie mit Einstimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten sich um die Oberstelle; die Brandenburger und Sachsen hielten eifrig gegen die Schweden zusammen, die sie als überlästige Fremdlinge ansahen und, wo es nur immer thünlich war, zu verkürzen suchten. Hingegen lebten die Sachsen mit den Kaiserlichen auf einem viel vertraulicheren Fuß, und oft geschah es, daß die Officiere beider feindlichen Armeen einander Besuche abstatteten und Gastmähler gaben. Man ließ die Kaiserlichen ungehindert ihre Güter fortschaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß sie von Wien große Summen gezogen. Unter so zweideutig geöffneten Allirten sahen sich die Schweden verfaßt und verrathen, und an große Unternehmungen war bei einem so schlechten Verständniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abwesend, und, als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte sich Wallenstein schon mit einer fürchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtausend Mann stark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtausend hatten ihm die Allirten entgegen zu setzen. Nichts desto weniger wollten sie eine Schlacht versuchen und erschienen bei Münsterberg, wo er ein verschanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenstein ließ sie acht Tage lang hier stehen, ohne nur die geringste Bewegung zu machen; dann verließ er seine Verschanzungen und zog mit ruhigem stolzem Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch, nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beständig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vernied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen solchen Verdacht durfte Wallenstein auf seinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Gütlichkeit der Allirten ließ sie nicht bemerken, daß er sein Ziel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig schenkte, weil ihm — mit einem Sieg über sie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß er der Herr sey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Commandanten eines Schlosses, das in seine Hände fiel, niederstoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang standen beide Armeen einander einen Musketenschuß weit im Gesichte, als der Graf Torsky aus dem Wallenstein'schen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Allirten erschien, den General von Arnheim zu einer Conferenz einzuladen. Der Inhalt derselben war, daß Wallenstein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenstillstand von sechs Wochen in Vorschlag brachte. „Er sey gekommen,“ sagte er, mit Schweden und mit den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und jedem

Genugthuung zu verschaffen. Alles Dies stehe in seiner Hand, und, wenn man in Wien Anstand nehmen sollte, es zu bestätigen, so wolle er sich mit den Allirten vereinigen, und (was er Urtheimen zwar ins Ohr flüsterete) den Kaiser zum Tösel jagen.“ Bei einer zweiten Zusammenkunft ließ er sich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien,“ erklärte er, „sollten aufs Neue bestätigt, alle böhmische Erulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingesetzt werden, und er selbst wolle der Erste seyn, seinen Antheil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten, als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen, sollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf bestimmte Termine abgefunden, alles überflüssige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufschluß des ganzen Räthsels. „Wenn er die böhmische Krone davon trüge, so sollten alle Vertriebene sich seiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen sollte dann in dem Königreich herrschen, das päpstliche Haus in alle seine vorigen Rechte zurücktreten, und die Markgrafschaft Wäthren ihm für Mecklenburg zur Entschädigung dienen. Die allirten Armeen zögen dann unter seiner Anführung nach Wien, dem Kaiser die Genehmigung dieses Tractats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

Seht also war die Tücke von dem Plan weggezogen, worüber er schon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umstände, daß zu Vollstreckung desselben keine Zeit zu verlieren sey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegesglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiser die Festigkeit eingeflößt, allen Vorstellungen Baierns und Spaniens entgegen und auf Kosten seines eigenen Ansehens diesem gebieterischen Wanne ein so uneingeschränktes Commando zu übergeben. Aber dieser Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenstein's war durch seine lange Unthätigkeit längst erschüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Auf's Neue erwachten jetzt seine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaisers über den Zehlschlag seiner Hoffnungen verschaffte ihren Vorstellungen den gewünschten Eingang bei diesem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit heißender Kritik von ihnen gemüthet, sein hochfahrender Troß und seine Widersetzlichkeit gegen des Kaisers Befehle diesem eifersüchtigen Fürsten in Erinnerung gebracht, die Klagen der österreichischen Unterthanen über seine gränzenlosen Verdrückungen zu Hülfe gerufen, seine Treue verdächtig gemacht, und über seine geheimen Absichten ein schreckhafter Wink hingeworfen. Diese Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu sehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu schlagen: aber der Schritt war einmal geschehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entrißen werden. Sie unmerklich zu vermindern war Alles, was dem Kaiser übrig blieb; und um Dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man sie zu theilen, vor allen Dingen aber sich außer Abhängigkeit von seinem guten Willen zu setzen suchen. Aber selbst dieses Rechtes hatte man sich in dem Vertrage Begeben, den man mit ihm errichtet, und gegen jeden Versuch, ihm einen andern General an die Seite zu setzen oder einen unmittelbaren Einfluß auf seine Truppen zu haben, schützte ihn die eigenhändige Unterschrift des Kaisers. Da man diesen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, so mußte man sich durch einen Kunstgriff heraushelfen. Wallenstein war kaiserlicher Generallissimus in Deutschland

aber weiter erstreckte sich sein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er sich keine Herrschaft anmaßen. Man läßt also in Mailand eine spanische Armee errichten und unter einem spanischen General in Deutschland setzen. Wallenstein ist so der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu seyn, und im Nothfall hat man gegen ihn selbst eine Stütze.

Der Herzog fühlte es schnell und tief, woher dieser Streich kam, und wohin er zielte. Umsonst protestirte er bei dem Cardinal-Zusanten gegen diese vertragswidrige Aenderung; die italienische Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verstärkung zuzufenden. Zwar wußte er diesem durch strenge Verhaltungsbeefehle die Hände so sehr zu binden, daß die italienische Armee in dem Elsaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieser eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus seiner Sicherheit aufgeschreckt und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweiten Male sein Commando und mit demselben die Frucht aller seiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung seines Anschlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Officiere und durch seine Freigebigkeit gegen die andern hielt er sich der Treue seiner Truppen versichert. Alle andere Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, also rechnete er auf die Erkenntlichkeit derselben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beispiel des Undanks gegen den Schöpfer seines Glücks aufzustellen, baute er seine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweisen sollte.

Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Principalen keine Vollmacht, so etwas Großes, als Wallenstein in Vorschlag brachte, für sich allein abzuschließen, und selbst den verlangten Waffenstillstand getrauten sie sich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Gie sich der Herzog gegen die Schweden und Sachsen herausließ, hatte er noch für rathsam gefunden, sich bei seiner fühnen Unternehmung des französischen Schutzes zu versichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bei dem französischen Bevollmächtigten Tequière's zu Tressden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit sehr mißtrauischer Verficht, angeknüpft, welche ganz seinem Wunsche gemäß ausfielen. Tequière's erhielt Befehl von seinem Hofe, allen Vorstuh von Seiten Frankreichs zu versprechen und dem Herzog, wenn er deren benötigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade diese überflüge Sorgfalt, sich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der französische Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erstaunen, daß ein Aufschlag, der mehr als jeder andere des Geheimnisses bedurfte, den Schweden und den Sachsen mitgetheilt worden sey. Das sächsische Ministerium war, wie man allgemein wußte, im Interesse des Kaisers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzu weit hinter den Erwartungen derselben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Tequière's fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernste auf die Unterstützung der Erstern und auf die Verschwiegenheit der Letztern hätte Rechnung machen sollen. Er entdeckte seine Zweifel und Besorgnisse dem schwedischen Kanzler, der in die Absichten Wallenstein's ein gleich großes Mißtrauen setzte und noch weit weniger Geschmach an seinen Vorschlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog schon ehemals mit Gustav Adolph in ähnlichen Tractaten gestanden, so begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall

bewegen und seine übermäßigen Versprechungen würde wahr machen können. Ein so ausschweifender Plan und ein so unbefonnenes Verfahren schien sich mit der verschlossenen und mißtrauischen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man Alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an seiner Redlichkeit als an seiner Klugheit zu zweifeln. Orenstierna's Bedenklichkeiten steckten endlich selbst Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallensteins Aufrichtigkeit zu dem Cansler nach Gelnhausen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog seine besten Regimenter zum Gebrauch überlassen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künstlich gelegte Schlinge sey, die Alliirten zu entwandeln und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiser in die Hände zu spielen. Wallensteins bekannter Charakter widerlegte diesen schlimmen Verdacht nicht, und die Widersprüche, in die er sich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in sein Bündniß zu ziehen suchte und ihnen sogar ihre besten Truppen abforderte, ärgerte er sich gegen Arnheim, daß man damit anfangen müsse, die Schweden aus dem Reiche zu vertreiben; und, während daß sich die sächsischen Officiere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenstillstandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Versuch, sich ihrer Personen zu bemächtigen. Er brach zuerst den Stillstand, den er doch einige Monate darauf, nicht ohne große Mühe, erneuerte. Aller Glaube an seine Wahrhaftigkeit verschwand, und endlich glaubte man in seinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Künften zu sehen, um die Alliirten zu schwächen und sich selbst in Verfassung zu setzen. Dieses erreichte er zwar wirklich, indem seine Macht sich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Desertion und schlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von seiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entscheidenden Vorfalle entgegen sah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und, wenn der Waffenstillstand die Alliirten in Sicherheit stürzte, so erob er sich plötzlich, um die Feindseligkeiten zu erneuern. Alle diese Widersprüche flossen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiser und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachsen einen besondern Frieden zu schließen.

Ueber den schlechten Fortgang seiner Unterhandlungen ungeduldig, beschloß er endlich, seine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die steigende Unzufriedenheit am kaiserlichen Hofe keinen längern Aufschub gestatteten. Schon vor dem letzten Stillstand war der General von Holk von Böhmen aus in das Weisnische eingefallen, hatte Alles, was auf seinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüstet, den Kurfürsten in seine Festungen gejagt und selbst die Stadt Keipzig erobert. Aber der Stillstand in Schlessen setzte seinen Verwüstungen ein Ziel, und die Folgen seiner Ausschweifungen streckten ihr zu Mord auf die Bahr. Nach aufgehobenem Stillstand machte Wallenstein aufs Neue eine Verewegung, als ob er durch die Kauff in Sachsen fallen wollte, und ließ aussprechen, daß Piccolomini schon dahin aufgebrochen sey. Sogleich verläßt Arnheim sein Lager in Schlessen, um ihm nachzufolgen und dem Kurfürstenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Commando des Grafen von Thurn in sehr kleiner Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert standen: und gerade Dies war es, was der Herzog

gewollt hatte. Er ließ den sächsischen General sechzehn Meilen voraus in das Weisnische eilen und wendete sich dann auf Einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die schwedische Armee in der tiefsten Sicherheit überraschte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schafgotsch geschlagen, und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau vollständig eingeschlossen. Wallenstein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, sich mit dritthalbtausend Mann gegen mehr als zwanzigtausend zu wehren oder sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei solchen Umständen konnte keine Wahl stattfinden. Die ganze Armee gibt sich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut ist der vollkommenste Sieg erschoten. Fahnen, Bagage und Geschütz fallen in des Siegers Hand, die Officiere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergesteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechseln der Aufkister des böhmischen Aufstandes, der entfernte Urheber dieses ganzen verderblichen Krieges, der berückte Graf von Thurn, in der Gewalt seiner Feinde. Mit blutdürstiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieses großen Verbrechers und genießt schon im Voraus den schrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmstes Opfer zu schlachten. Aber, den Jesuiten diese Lust zu verderben, war ein viel süßerer Triumph, und Thurn erhielt seine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallenstein's Feinde auch die seinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; diese getäuschte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen?“ schreibt er mit beehaftem Spott an die Minister, die ihn über diese unzeitige Großmuth zur Rede stellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze der schwedischen Heere wird er uns weit bessere Dienste thun als im Verhängniß.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und selbst von Frankfurt an der Oder. Schafgotsch, der in Schlessen zurückblieb, um die Unterwerfung dieser Provinz zu vollenden, bloquirt Brieg und bedrängte Breslau vergebens, weil diese freie Stadt über ihre Privilegien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Obersten Allo und Göß schickte Wallenstein nach der Wartha, um bis in Pommern und an die Küste der Dänie zu dringen, und Landsberg, der Schlüssel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenstein selbst mit dem Rest der Armee in die Lausitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bausen zur Uebergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Kurfürsten von Sachsen zu schrecken, nicht, die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand setzte er bei Brandenburg und Sachsen seine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem bessern Erfolg, da er durch eine Kette von Widersprüchen alles Vertrauen verscherzt hatte. Jetzt würde er seine ganze Macht gegen das unglückliche Sachsen gewendet und seinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgesetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umstände ihn genöthigt hätte, diese Gegenden zu verlassen. Die Siege Herzog Bernhard's am Donaustrom, welche Oesterreich selbst mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachsen und Schweden aus Schlessen raubte ihm jeden Vorwand, sich den kaiserlichen Befehlen noch länger zu widersetzen und den Kurfürsten von Baiern

hilfslos zu lassen. Er zog sich also mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und sein Rückzug befreite Oberpfalzen auf immer von diesem furchtbaren Feinde.

Solang es nur möglich war, hatte er Baierns Rettung verschoben und durch die gesuchtesten Ausflüchte die Ordonnanz des Kaisers verhöhet. Auf wiederholtes Bitten schickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Rech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten suchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, sich bloß vertheidigungsweise zu verhalten. Den Kaiser und den Kurfürsten wies er, so oft sie ihn um Hülfe ansehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeschränkte Vollmacht von ihm erhalten habe; in Geheim aber hand er demselben durch die strengsten Instruktionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er seine Befehle überschreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war, und der Kaiser sowohl als der Kurfürst ihre Aufforderungen um Hülfe dringender erneuerten, stellte er sich an, als ob er den General Wallas mit einem ansehnlichen Heere an die Donau schicken würde; aber auch Dies unterblieb, und so gingen, wie vorher das Bisthum Eichstätt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich schlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernstlichen Befehlen des Hofes zu gehoramen, rückte er so langsam, als er konnte, an die bayerische Gränze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berannte. Er vernahm aber nicht so bald, daß man von schwedischer Seite daran arbeite, ihm durch die Sachsen eine Diversion in Böhmen zu machen, so benutzte er dieses Gerücht, um aufs Schnellste, und ohne das Geringste verrichtet zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müsse der Vertheidigung und Erhaltung der kaiserlichen Erblande nachstehen; und so blieb er in Böhmen wie angefesselt stehen und hütete dieses Königreich, als ob es jetzt schon sein Eigenthum wäre. Der Kaiser wiederholte in noch dringenderem Tone seine Mahnung, daß er sich gegen den Donaustrom ziehen solle, die gefährliche Niederlassung des Herzogs von Weimar an Oesterreichs Gränzen zu hindern — er aber endigte den Feldzug für dieses Jahr und ließ seine Truppen aufs Neue ihre Winterquartiere in dem erschöpften Königreiche nehmen.

Ein so fortgeführter Troß, eine so beispiellose Werthschätzung aller kaiserlichen Befehle, eine so vorsätzliche Vernachlässigung des allgemeinen Besten, verbunden mit einem so äußerst zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, woron längst schon ganz Deutschland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiser verschaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, seinen strafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zusammenkünfte kein anderer sey, als Deutschland den Frieden zu schenken. Aber, wie un durchbringlich er sich auch glaubte, so rechtferdigte doch der ganze Zusammenhang seines Betragens die Beschuldigungen, womit seine Gegner unaußwärtlich das Ohr des Kaisers befürmten. Um sich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derselben zu belehren, hatte Ferdinand schon zu verschiedenen Zeiten Kundschafter in das Wallenstein'sche Lager geschickt, die aber, da der Herzog sich hütete, etwas Schriftliches von sich zu geben, bloße Muthmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Minister selbst, seine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenstein mit gleichen Lasten gebrückt hatte, sich zur Partei seiner Feinde schlugen; da der Kurfürst von Baiern die

Drohung fallen ließ, sich, bei längerer Belbehaltung dieses Generals, mit den Schweden zu vergleichen, da endlich auch der spanische Abgesandte auf seiner Absetzung bestand und im Weigerungsfall die Subsidien-gelder seiner Krone zurückzuhalten drohte: so sah sich der Kaiser zum zweiten Mal in die Nothwendigkeit gesetzt, ihn vom Commando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaisers bei der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerrissen betrachtet, und seine Abdankung unvermeidlich sey. Einer seiner Unterfeldherrn in Oesterreich, dem Wallenstein bei Strafe des Beils untersagt hatte, dem Hofe zu gehoramen, empfing von dem Kaiser unmittelbaren Befehl, zu dem Kurfürsten von Baiern zu stoßen; und an Wallenstein selbst erging die gebieterische Weisung, dem Cardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verstärkung entgegen zu senden. Alle diese Aufstalten sagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht sey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann schwach und wehrlos auf Einmal zu Grunde zu richten.

Zu seiner Selbstvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan anzuführen, der anfangs nur zu seiner Vergrößerung bestimmt war. Länger, als die Klugheit rieth, hatte er mit der Ausführung desselben gezögert, weil ihm noch immer die günstigen Constellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld seiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen; aber die dringende Noth verstatte nicht mehr, die Gnußt der Sterne zu erwarten. Das Erste war, sich der Gesinnungen der vornehmsten Anführer zu versichern und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er so freigebig vorausgesetzt hatte. Drei derselben, die Obersten Kinsky, Terekly und Illo, waren schon längst in das Geheimniß gezogen, und die beiden Ersten durch das Band der Verwandtschaft an sein Interesse geknüpft. Eine gleiche Ehrsucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überschwenglicher Belohnungen verband sie aufs Engste mit Wallenstein, der auch die niedrigsten Mittel nicht verschmäht hatte, die Zahl seiner Anhänger zu vermehren. Den Obersten Illo hatte er einmals überredet, in Wien den Grafentitel zu suchen und ihm dabei seine kräftigste Fürsprache zugesagt. Heimlich aber schrieb er an die Minister, ihm sein Gesuch abzuslagen, weil sich sonst Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienste hätten und auf gleiche Belohnungen Anspruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war sein Erstes, ihn nach dem Erfolg seiner Bewerbungen zu fragen; und, da ihm dieser von dem schlechten Ausgange derselben Nachricht gab, so fing er an, die bittersten Klagen gegen den Hof auszustößen. „Das also hätten wir mit unsern treuen Diensten verdient,“ rief er, „daß meine Verwendung so gering geachtet, und Euren Verdiensten eine so unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem so undankbaren Herrn seine Dienste widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgesagte Feind des Hauses Oesterreich.“ Illo stimmte bei, und so wurde zwischen Beiden ein enges Bündniß gestiftet.

Aber, was diese drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein un durchbringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuversicht, mit der Wallenstein von der Ergebenheit seiner Officiere sprach, gründete sich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber diese schwankende Vermuthung mußte sich in Gewißheit verwandeln, ehe er seine Maske abwarf und sich einen

öffentlichen Schritt gegen den Kaiser erlaubte. Graf Piccolomini, derselbe, der sich in dem Treffen bei Lützen durch einen beispiellosen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erste, dessen Treue er auf die Probe stellte. Er hatte sich diesen General durch große Geschenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen Andern, weil Piccolomini unter einerlei Constellation mit ihm geboren war. Diesem erklärte er, daß er, durch den Untank des Kaisers und seine nahe Gefahr gezwungen, unwiderstlich entschlossen sey, die österreichische Partei zu verlassen, sich mit dem besten Theile der Armee auf feindliche Seite zu schlagen und das Haus Oesterreich in allen Gränzen seiner Herrschaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt sey. Auf Piccolomini habe er bei dieser Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm schon im Voraus die glänzenden Belohnungen zugesagt. — Als dieser, um seine Bestürzung über diesen überraschenden Antrag zu verbergen, von den Hindernissen und Gefahren sprach, die sich einem so gewagten Unternehmen entgegensetzen würden, spottete Wallenstein seiner Furcht. „Bei solchen Wagemäßen,“ rief er aus, „sey nur der Anfang schwer; die Sterne setzen ihm wegen, die Gelegenheit, wie man sie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müsse man etwas vertrauen. Sein Entschluß stehe fest, und er würde, wenn es nicht anders geschehen könnte, an der Spitze von tausend Pferden sein Heil versuchen.“ Piccolomini bittete sich sehr, durch einen längern Widerspruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen, und ergab sich mit anscheinender Ueberzeugung dem Gewicht seiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieses Mannes zu zweifeln, der seinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entscheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeure der Armee nach Pilsen zusammen, wohin er sich gleich nach seinem Rückzug aus Baiern gewendet hatte. Die neuesten Forderungen des Kaisers, die Erblande mit Winterquartieren zu verschonen, Regensburg noch in der rauhen Jahreszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verstärkung des Cardinal-Zusantzen um sechstausend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen versammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieser scheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zusammenberufung. Auch Schweden und Sachsen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu tractiren; mit den Befehlshabern entlegener Heere sollte schriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Commandeuren erschienen; aber gerade die wichtigsten, Galas, Colloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ seine Einladung an sie dringend wiederholen, einstweilen aber, in der Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptsache schreiten.

Es war nichts Eeringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einer stolzen cavaliern, auf seine Ehre wachsam haltenden Adel der schändlichsten Untreue fähig zu erklären und in den Augen Derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majestät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Geseze zu verehren, auf einmal als ein Niederträchtiger, als Verfährer, als Rebelle zu erscheinen. Nichts Eeringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befestigte, durch Religion und Geseze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erschüttern — alle jene Bezuberungen der Einbildungskraft

und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerstören; alle jene unverthigbaren Gefühle der Pflicht, die in der Brust des Unterthans für den gebornen Beherrscher so laut und so mächtig sprechen, mit gewaltsamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenstein den Abgrund nicht, der zu seinen Füßen sich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl seiner Kraft versäumte er — das gewöhnliche Los starker und kühner Seelen — die Hindernisse gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenstein sah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, seinem Ansehen mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Gesezgeber und Richter, zu beben, seine Befehle, gleich den Aussprüchen des Schicksals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man seiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine jügellose Soldatesca sich erlaubte und die wilde Licenz des Lagers entschuldigte, glaubte er die wahren Gesinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man selbst die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem so sehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er sich als etwas so Leichtes gedacht hatte, stand als der furchtbarste Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl seiner Truppen scheiterten alle seine Berechnungen. Verauscht von dem Ansehen, das er über so meisterlose Schaaeren behauptete, schrieb er Alles auf Rechnung seiner persönlichen Größe, ohne zu unterscheiden, wie viel er sich selbst und wie viel er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorsam gegen ihn Pflicht, weil sein Ansehen an die Majestät des Thrones befestigt war. Größe für sich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieses entscheidenden Vortheils beraubte er sich selbst in dem Augenblicke, da er sich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarschall von Alto übernahm es, die Gesinnungen der Commandeure zu erforschen und sie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neuesten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen, und durch die gehässige Wendung, die er denselben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Hohn der ganzen Versammlung zu entflammen. Nach diesem wohlgewählten Eingang verbreitete er sich mit vieler Veredsamkeit über die Verdienste der Armee und des Feldherrn und über den Untank, womit der Kaiser sie zu belohnen pflege. „Spanischer Einfluß,“ behauptete er, „lekte alle Schritte des Hofes; das Ministerium stehe in spanischem Colbe; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieser Tyrannei widerstanden und deswegen den tödtlichsten Haß der Spanier auf sich geladen. Ihn vom Commando zu entfernen oder ganz und gar wegzuräumen,“ fuhr er fort, „war längst schon das eifrigste Ziel ihrer Bestrebungen, und, bis es ihnen mit Einem von Beiden gelingt, sucht man seine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde ist man bemüht, dem König von Ungarn das Commando in die Hände zu spielen, bloß damit man diesen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumzuführen, die spanische Macht aber desto besser in Deutschland befestigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man sechstausend Mann für den

Cardinal-Infanten; bloß um sie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, bringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahreszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erschwert man der Armee, während daß sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiß der Provinzen bereichern und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden. Der General bekennt sein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienste, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hause Oesterreich geleistet, für alle Mühseligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiserlichem Dienste von dem Ceinulgen zugesagt, erwartet ihn eine zweite schimpfliche Entlassung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen lassen will. Von freien Stücken entsagt er dem Commando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies ist es,“ fuhr der Redner fort, „was er den Christen durch mich entbietet. Jeder frage sich nun selbst, ob es rathsam ist, einen solchen General zu verlieren. Jeder sehe nun zu, wer ihm die Summen ersehe, die er im Dienste des Kaisers angewendet, und wo er den verdienten Lohn seiner Tapferkeit ernte — wenn Der dahin ist, unter dessen Augen er sie bewiesen hat.“

Ein allgemeines Geschrei, daß man den General nicht ziehen lassen dürfe, unterbrach den Redner. Hier der Vornehmsten werden abgeredet, ihm den Wunsch der Versammlung vorzutragen und ihn scheinlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlassen möchte. Der Herzog weigerte sich zum Schein und ergab sich erst nach einer zweiten Gesandtschaft. Diese Nachgiebigkeit von seiner Seite schien einer Gegengeltigkeit von der ihrigen werth. Da er sich anheischig machte, ohne Wissen und Willen der Commandeure nicht aus dem Dienste zu treten, so forderte er von ihnen ein schriftliches Gegenversprechen, treu und fest an ihm zu halten, sich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu lassen und für ihn den letzten Blutetropfen aufzusetzen. Wer sich von dem Wunde absondern würde, sollte für einen treuvergeßenen Verräther gelten und von den Uebrigen als ein gemeinschaftlicher Feind behandelt werden. Die ausdrücklich angehängte Bedingung: „Solange Wallenstein die Armee zum Dienste des Kaisers gebrauchen würde,“ entfernte jede Mißdeutung, und keiner der versammelten Commandeure trug Bedenken, einem so unschuldig scheinenden und so billigen Begehren seinen vollen Beifall zu schenken.

Die Vorlesung dieser Schrift geschah unmittelbar vor einem Gastmahl, welches der Feldmarschall Allo ausdrücklich in dieser Absicht veranstaltet hatte; nach aufgehobener Tafel sollte die Unterzeichnung vor sich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Besinnungskraft seiner Gäste durch starke Getränke abzustumpfen, und nicht eher, als bis er sie von Weintrübungen taumeln sah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die Mehrtheil machten leichtsinnig ihren Namen hin, ohne zu wissen, was sie unterschrieben; nur einige Wenige, welche weniger oder mißtrauischer waren, durchliesen das Blatt noch einmal und entdeckten mit Erstaunen, daß die Clausel: „Solange Wallenstein die Armee zum Besten des Kaisers gebrauchen würde,“ hinweggelassen sey. Allo nämlich hatte mit einem geschickten Taschenspielerkniff das erste Exemplar mit einem andern ausgetauscht, in dem jene Clausel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten sich nun, ihre Unterschrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchschaute und bloß in der Absicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an diesem Austritte Theil nahm, vergaß sich in der Trunkenheit so, daß er die Ursachheit des Kaisers ausbrachte. Aber jetzt stand Graf Terczy auf

und erklärte Alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorstellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgesetzt war, das Beispiel der Menge und Allos Verstandigkeit überwandten endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von Jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenstein hatte nun zwar seinen Zweck erreicht, aber die ganz unerwartete Widersehung der Commandeure riß ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geschwebt hatte. Zudem waren die meisten Namen so unleserlich gekritzelt, daß man eine unredliche Absicht dahinter vermuthen mußte. Anstatt aber durch diesen warnenden Wink des Schicksals zum Nachdenken gebracht zu werden, ließ er seine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünschungen überströmen. Er berief die Commandeure am folgenden Morgen zu sich und übernahm es in eigener Person, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Allo den Tag vorher an sie gehalten hatte. Nachdem er seinen Unwillen gegen den Hof in die bittersten Vorwürfe und Schmähungen ausgegossen, erinnerte er sie an ihre gestrige Widersehglichkeit und erklärte, daß er durch diese Entdeckung bewogen worden sey, sein Versprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten sich die Christen, erschienen aber, nach einer kurzen Verathschlagung im Vorzimmer, aufs Neue, den Vorfall von gestern zu entschuldigen und sich zu einer neuen Unterschrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Versicherung zu erhalten oder sich im Weigerungsfalle ihrer Personen zu bemächtigen. Wallenstein erneuerte daher seine Einladung und trieb sie dringend an, ihre Ankunft zu beschleunigen. Aber noch ehe sie eintrafen, hatte sie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilsen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwande einer Krankheit in dem festen Schlosse Trautenberg liegen. Wallas fand sich zwar ein, aber bloß, um als Augenzeuge den Kaiser von der drohenden Gefahr desto besser unterrichten zu können. Die Aufschlüsse, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Besorgnisse des Hofes auf Einmal in die schrecklichste Gewißheit. Ähnliche Entdeckungen, welche man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die schnelle Veräusserung der Commandantenstellen in Schlesien und Oesterreich schien auf eine höchst bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend, und die Hülfe mußte schnell seyn. Dennoch wollte man nicht mit Völligkeit des Urtheils beginnen, sondern streng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ also an die vornehmsten Befehlshaber, deren Treue man sich versichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebst seinen beiden Anhängern, Allo und Terczy, auf was Art es auch seyn möchte, zu verhaften und in sichere Verwahrung zu bringen, damit sie gehört werden und sich verantworten könnten. Sollte Dies aber auf ruhigem Wege nicht zu bewirken seyn, so fordere die öffentliche Gefahr, sie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Wallas ein offenes Patent, worin allen Obersten und Officieren diese kaiserliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlassen und, bis ein neuer Generalissimus aufgestellt seyn würde, an den Generalleutnant von Wallas verwiesen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verwirrung zu stürzen, bewilligte man eine gänzliche Amnestie über Alles, was zu Pilsen gegen die Majestät des Kaisers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muth bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er besand sich zu Pilsen, unter den Augen Desjenigen, dessen Schicksal er bei sich trug, in der Gewalt seines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenstein das Geheimniß seines Auftrags, so konnte ihn nichts vor den Wirkungen seiner Rache und Verzweiflung schützen. War es schon bedenklich, einen solchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, so war es noch weit misslicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Gesinnungen der Commandeurs waren ungewiß, und es ließ sich wenigstens zweifeln, ob sie sich bereitwillig würden finden lassen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiserlichen Versicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoffnungen, die sie auf Wallenstein gebaut hatten, auf Einmal zu entsagen. Und dann, welch ein gefährliches Wagniß, Hand an die Person eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchsten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorsam zum Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht geworden und mit Allem, was äußere Majestät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — dessen Anblick schon ein fruchtliches Zittern einjagte, der mit einem Wink über Leben und Tod entschied! Einen solchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben schien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen und den Gegenstand einer so langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigsten zagen machte. So tief hatten sich Furcht und Achtung vor ihm in die Brust seiner Soldaten gegraben, daß selbst das ungeheure Verbrechen des Hochverraths diese Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs seinen Auftrag zu vollziehen, und sein heftigster Wunsch war, sich, eh er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu besprechen. Da das lange Ausbleiben des Letztern schon anfangs Verdacht bei dem Herzog zu erregen, so erbot sich Gallas, sich in eigener Person nach Trauenberg zu verfügen und Altringern, als seinen Verwandten, zur Herreise zu bewegen. Wallenstein nahm diesen Beweis seines Eifers mit so großem Wohlgefallen auf, daß er ihm seine eigene Equipage zur Reise hergab. Troß über die gelungene List, verließ Gallas ungesäumt Pilsen und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenstein's Schritte zu bewachen; er selbst aber zögerte nicht, von dem kaiserlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günstiger aus, als er je hatte erwarten können. Anstatt seinen Freund nach Pilsen mit zurückzubringen, schickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiser gegen einen gedrohten Angriff zu schützen, und er selbst ging nach Ober-Oesterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr besorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweis und Tabor aufs Neue für den Kaiser besetzt, und alle Anstalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers schnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken schien, so wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu stellen. Er bat sich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein ließ sich zum zweiten Mal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Probe seines Stolzes erklärbar, der sein Urtheil über eine Person nie zurücknahm und die Möglichkeit zu irren auch sich selbst nicht gestehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in seinem eigenen Wagen

nach Linz bringen, wo dieser sogleich dem Beispiel des Gallas folgte und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenstein versprochen, zurückzukehren; Dieses that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilsen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Sany nach Prag, um diese Hauptstadt in kaiserliche Pflicht zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigte sich Gallas allen zerstreuten Armeen Oesterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiserlichen Lagern werden Placate ausgestreut, die den Herzog nebst vier seiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beispiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Ansehen des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini nicht wieder sehen läßt, fällt die Decke von Wallenstein's Augen, und schrecklich erwacht er aus seinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrfähigkeit der Sterne und an die Treue der Armeen. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man ins Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm selbst oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüftet sich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens ist endlich seine Maaße abzumessen und sich öffentlich gegen den Kaiser zu erklären. Vor Prag sollten alle Truppen sich versammeln und von da aus mit Bligesschnelligkeit über Oesterreich herfürzen. Herzog Bernhard, der in die Verschwörung gezogen worden, sollte die Operationen des Herzogs mit schwerischen Truppen unterstützen und eine Diversion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Rest der treugebliebenen Regimente nachzufolgen. Aber, indem er mit der gespanntesten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegensteht, erfährt er den Verlust dieser Stadt, erfährt er den Abfall seiner Generale, die Desertion seiner Truppen, die Enthüllung seines ganzen Complots, den eilfertigen Anmarsch des Piccolomini, der ihm den Untergang geschworen. Schnell und schrecklich stürzen alle seine Entwürfe zusammen, täuschen ihn alle seine Hoffnungen. Einsam steht er da, verlassen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber solche Lagen sind es, die den großen Charakter erproben. In allen seinen Erwartungen hintergangen, entsagt er keinem einzigen seiner Entwürfe; nichts gibt er verloren, weil er sich selbst noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des so oft verlangten Beistandes der Schweden und der Sachsen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen verschwand. Und jetzt, nachdem Drensterna und Arnheim seinen ernstlichen Vorfall und seine Noth erkannten, bedachten sie sich auch nicht länger, die günstige Gelegenheit zu benutzen und ihm ihren Schutz zuzusagen. Von sächsischer Seite sollte ihm Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg vierzehntausend, von schwedischer Herzog Bernhard und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld sechstaufend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenstein verließ Pilsen mit dem Terzky'schen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder sich doch stellten, es zu seyn, und eilte nach Eger an die Gränze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu seyn und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erst zu Eger sollte ihn dieser Donnerstrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schaafsburg in

Schleßen für ihn bereit hielt, und schmeichelte sich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, selbst von denen, die längst von ihm abgefallen waren, beim ersten Schimmer seines wieder auflebenden Glückes zu ihm umkehren würden. Selbst auf der Flucht nach Eger — so wenig hatte die niederschlagende Erfahrung seinen verwegenen Muth gebändigt — beschäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiser zu entthronen. Unter diesen Umständen geschah es, daß Einer aus seinem Gefolge sich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Weim Kaiser,“ fing er an, „sind Eure fürstliche Gnaden ein gewisser, ein großer und hoch ästirter Herr; beim Feinde sind Sie noch ein ungewisser König. Es ist aber nicht weise gehandelt, das Gewisse zu wagen für das Ungewisse. Der Feind wird sich Eurer Gnaden Person bedienen, weil die Gelegenheit günstig ist; Ihre Person aber wird ihm immer verdächtig seyn, und stets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiser. Deshalb kehren Sie um, tiemell es noch Zeit ist.“ — „Und wie ist da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm ins Wort. — „Sie haben,“ erwiderte Jener, „vierzigtausend Armirte (Tucaten mit geharnischten Männern) in der Truhe. Die nehmen Sie in die Hand und reisen geraden Wegs damit an den kaiserlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiserlichen Diener auf die Probe zu stellen und die Reblichgesinnten von den Verdächtigen zu unterscheiden. Und, da nun die Meisten sich zum Abfall geneigt bewiesen, so seyen Sie jetzt gekommen, Seine kaiserliche Majestät vor diesen gefährlichen Menschen zu warnen. So werden Sie Jecem zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiserlichen Hof wird man Sie mit den vierzigtausend Armirten gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erste Friedländer werden.“ — „Der Vorschlag ist gut,“ antwortete Wallenstein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel trauet!“

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und frischen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter seinen Augen der Dolk geschliffen, der seinem Leben ein Ende machte. Der kaiserliche Urtheilspruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte seine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemesis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Unbücks erliegen sollte. Unter seinen Officieren hatte Wallenstein einen Irländer, Namens Leplic, mit vorzüglicher Gunst beehrt und das ganze Glück dieses Mannes gegründet. Eben dieser war es, der sich bestimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollstrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht so bald war dieser Leplic im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Commandanten dieser Stadt, Obristen Buttler, und dem Obristleutnant Gordon, zweien protestantischen Schottländern, alle schlimme Anschläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieser Unbesonnene auf der Herrreise vertraut hatte. Leplic fand hier zwei Männer, die eines Entschlusses fähig waren. Man hatte die Wahl zwischen Verrätherei und Pflicht, zwischen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlassenen Rebellen; wiewohl der Letztere der gemeinschaftliche Wohlthäter war, so konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet sich fest und feierlich zur Treue gegen den Kaiser, und diese fordert die schnellsten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit ist günstig, und sein böser Genius hat ihn von selbst in die Hände der Rache gestellt. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beschließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man scheidet von

einander mit dem gewagten Entschluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Dieses Geheimniß umhüllt dieses schwarze Complot, und Wallenstein, ohne Ahnung des ihm so nahe schwebenden Verderbens, schmeichelt sich vielmehr, in der Besatzung von Eger seine tapfersten und treuesten Verfechter zu finden.

Um eben diese Zeit werden ihm die kaiserlichen Patente überbracht, die sein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht sind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, seine fürchterlich verlassene Lage, die Nothwendigkeit, sich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leplic ergiebt sich der ganze Unmuth seiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affects entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckt diesem Officier seinen Entschluß, Eger und Eubogen, als die Pässe des Königreichs, dem Palzgrafen von Wirsfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieser Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Diese Entdeckung, welche Leplic seinen Mitverschwornen aufs Schleunigste mittheilt, ändert ihren ersten Entschluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen, und eine schnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit setzen. Diesem Unglück zuvorzukommen, beschließen sie, ihn sammt seinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit Dies mit um so weniger Geräusch geschehen möchte, sollte die That bei einem Gastmahl vollzogen werden, welches der Obrist Buttler auf dem Schlosse zu Eger veranstaltete. Die Andern alle erschienen; nur Wallenstein, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Gesellschaft zu taugen, ließ sich entschuldigen. Man mußte also, in Ansehung seiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beschloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In sorgloser Sicherheit erschienen die drei Obristen Illo, Terzky und Wilhelm Kinsky, und mit ihnen Rittmeister Neumann, ein Officier voll Fähigkeit, dessen sich Terzky bei jedem verwickelten Geschäft, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverlässigsten Soldaten aus der Besatzung, welche mit in das Complot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demselben wohl besetzt und in einer Kammer neben dem Speisesaal sechs Buttler'sche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorzubrechen und die Verräther niederstoßen sollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, überließen sich die sorglosen Gäste den Vergnügungen der Mahlzeit, und Wallenstein, nicht mehr des kaiserlichen Dieners, sondern des souverainen Fürsten, Gesundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und Illo entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee bestehen werde, dergleichen Wallenstein in niemals angeführt habe. — „Ja,“ fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, seine Hände in der kaiserlichen Blut zu waschen.“ Unter diesen Reden wird das Dessert aufgetragen, und nun gibt Leplic das verabredete Zeichen, die Aufzugsbrücke zu sperren, und nimmt selbst alle Thorschlüssel zu sich. Auf Einmal füllt sich der Speisesaal mit Bewaffneten an, die sich mit dem unerwarteten Gruße: Viva Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäste pflanzen. Bestürzt und mit einer übeln Ahnung springen alle Bier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden sogleich erstochen, ehe sie sich zur Wehr setzen können; Neumann allein

findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entweichen, wo er aber von den Wachen erkannt und sogleich wiedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geistes genug, sich zu vertheiligen. Er stellte sich an ein Fenster, von wo er dem Gordon seine Verrätherei unter den bittersten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, sich ehrlich und ritterlich mit ihm zu schlagen. Erst nach der tapfersten Gegenwehr, nachdem er zwei seiner Feinde todt dahin gestreckt, sank er, übermächtig von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schilwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen sahen, feuerten sie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber diese Schüsse brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's schnelle Gegenwart war nöthig, sie zu beruhigen. Er entdeckte ihnen nimmehr umständlich den ganzen Zusammenhang der Friedländischen Verschwörung und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schicksal der vier Rebellen, so wie dasjenige, welches den Anführer selbst erwartete. Als er sie bereitwillig fand, seinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen aufs Neue einen Eid ab, dem Kaiser getreu zu seyn und für die gute Sache zu leben und zu sterben. Nun wurden hundert Buttler'sche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelassen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich besetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländischen Schloß, das an den Markt stieß, mit einer zahlreichen und zuverlässigen Mannschaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Veror man aber zur Ausführung schritt, wurde von den Verschwornen auf der Burg noch eine lange Rathschlagsung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder sich nicht lieber begnügen sollte, ihn gefangen zu nehmen. Bespritzt mit Blut und gleichsam auf den Leichen seiner erschlagnen Genossen, schanderten diese wilden Seelen zurück vor der Gräueltbat, ein so merkwürdiges Leben zu enden. Sie sahen ihn, den Führer in der Schlacht, in seinen glücklichen Tagen, umgeben von seiner siegenden Armee, im vollen Glanz seiner Herrschergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald ersicht die Vorstellung der dringenden Gefahr diese flüchtige Reue. Man erinnert sich der Drohungen, welche Reumann und Illo bei der Tafel ausgesprochen, man sieht die Sachsen und Schweden schon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee und keine Rettung als in dem schleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt also bei dem ersten Entschluß, und der schon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deverour, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene Drei auf der Burg von Eger sein Schicksal bestimmten, beschäftigte sich Wallenstein in einer Unterredung mit Senl, es in den Sternen zu lesen. „Die Gefahr ist noch nicht über,“ sagte der Astrolog mit prophetischem Geiste. „Sie ist es,“ sagte der Herzog, der an dem Himmel selbst seinen Willen wollte durchgesehen haben. „Aber, daß du mit Nachsehm wirfst in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetischem Geiste fort. „Das, Freund Senl, steht in den Sternen geschrieben.“ Der Astrolog hatte sich bewundert, und Wallenstein war zu Bette, als Hauptmann Deverour mit sechs Hellesbardieren vor seiner Wohnung erschien und von der Wache, der es nichts Außersordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen

Zeit bei dem General aus- und eingehen zu sehen, ohne Schwierigkeit eingelassen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchstoßen. In dem Vorzimmer stoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach seines Herrn tritt und den Schlüßel zu demselben so eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutete sie der erschrockene Slav, seinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeschlafen sey. „Freund,“ ruft Deverour ihn an, „heut ist es Zeit zu lärmern!“ Unter diesen Worten rennt er gegen die verschlossene Thür, die auch von innen verriegelt ist, und sprengt sie mit einem Fußtritt.

Wallenstein war durch den Knall, den eine losgehende Klinte erregte, aus dem ersten Schlaf aufgewacht worden und aus Fenster gesprungen, um der Wache zu rufen. In diesem Augenblick hörte er aus den Fenstern des anstoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Rinský, die so eben von dem gewaltsamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, diesem schrecklichen Vorfall nachzudenken, stand Deverour mit seinen Mordgehilfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette gesprungen war, zunächst an dem Fenster an einen Tisch gelehnt. „Bist du der Schelm,“ schreit Deverour ihn an, „der des Kaisers Volk zu dem Feind überführen und seiner Majestät die Krone vom Haupt herunter reißen will? Jetzt mußt du sterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraschung und Trog verschließen Wallenstein's Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfangt er vorn in der Brust den tödtlichen Stoß der Partisane und fällt dahin in seinem Blut, ohne einen Laut auszustößen.

Den Tag darauf langt ein Expresseur von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieses Prinzen berichtet. Man versichert sich seiner Person, und ein anderer Kavalier wird in friedländischer Kivree an den Herzog abgeschickt, ihn nach Eger zu locken. Die List gelingt, und Franz Albrecht überliefert sich selbst den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog Bernhard von Weimar, der schon auf der Reise nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schicksal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von Wallenstein's Untergang noch früh genug Nachricht, um sich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entziehen. Ferdinand weihte dem Schicksale seines Generals eine Thräne und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitausend Seelenmessen lesen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnschlüsseln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte Wallenstein, in einem Alter von fünfzig Jahren, sein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrsucht gestürzt, bei allen seinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrschers und Helben, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, lagen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanfteren Tugenden des Menschen, die den Helben zieren und dem Herrscher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; auschweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer seiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und, gehorcht zu seyn wie er, konnte kein Selbstherr in mittlern und neuern Zeiten sich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch diese der Selbstherr handelt. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen und belohnte die

Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verschwendung, weil er den Gehorsam höher als den Gegenstand schätzte. Einmal ließ er bei Lebensstrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden sollten. Ein Rittmeister hatte diesen Befehl kaum vernommen, als er seine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füssen trat. Wallenstein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obristen. Stets war sein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkür verlor er doch nie den Grundsatze der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Märbereien der Soldaten in Fremdes Land hatten geschärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war Jedem gedreht, den man auf einem Diebstahl betreten würde. Da geschah es, daß Wallenstein selbst einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununtersucht als einen Uebertreter des Gesetzes ergreifen ließ und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung stattfand: „Laßt die Weste hängen!“ zum Galgen verdammt. Der Soldat bethenert und beweist seine Unschuld — aber die unwiderrüfliche Sentenz ist herans. „So hänge man dich unschuldig,“ sagt der Unmenschliche; „desto gewisser wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anstalten, diesen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der sich ohne Rettung verloren sieht, den verzweifeltsten Entschluß faßt, nicht ohne Rache zu sterben. Wütend fällt er seinen Richter an, wird aber, ehe er seinen Voratz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaftet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ sagte der Herzog. „Es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermessliche Einkünfte unterstügt, welche jährlich auf drei Millionen geschätzt wurden, die ungeheuren Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandschadungen zu erpressen wußte. Sein freier Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts, und die Jesuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr System durchschaute und in dem Papste nichts als einen römischen Bischof sah.

Aber, wie schon seit Samuels des Propheten Tagen Keiner, der sich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, so vermehrte auch Wallenstein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintrigen verlor er zu Regensburg den Commandostab und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als Weibes, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit gestehen, daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und sein Entwurf auf die böhmische Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheintliche Vermuthungen gründen. Noch hat sich das Document nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckt, und unter seinen öffentlichen, allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte gestossen seyn. Viele seiner getadeltesten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklärt und entschuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser und das vergebliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen gegen den Kurfürsten von Baiern von einer unedeln Nachsicht und einem unverföhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwiegen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann Dieses dem Urtheile selbst nicht

zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein, nicht weil er Rebelle war, sondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.

Fünftes Buch.

Wallensteins Tod machte einen neuen Generalissimus nothwendig, und der Kaiser gab nun endlich dem Jureben der Spanier nach, seinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieser Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Wallas das Commando, der die Functionen des Feldherrn ausübte, während daß der Priester diesen Posten eigentlich nur mit seinem Namen und Arzsehn schmückte. Bald sammelt sich eine beträchtliche Macht unter Ferdinand's Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Person Hülfsvölker zu, und aus Italien erscheint der Cardinal-Infant mit zehntausend Mann, seine Armee zu verstärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von seinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umsonst dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerste von Baiern, um den Feind von dieser Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit standhaftem Ernst, und die Reichsstadt öffnet ihm, nach der hartnäckigsten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schicksal, und nun wird Nördlingen in Schwaben belagert. Der Verlust so vieler Reichsstädte mußte der schwedischen Partei um so empfindlicher fallen, da die Freundschaft dieser Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt so entscheidend war, also Gleichgültigkeit gegen das Schicksal derselben um so weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöschlichen Schande, ihre Bundesgenossen in der Noth zu verlassen und der Nachsicht eines unverföhnlichen Siegers preiszugeben. Durch diese Gründe bewogen, setzt sich die schwedische Armee, unter der Anführung Horns und Bernhards von Weimar, nach Nördlingen in Bewegung, entschlossen, auch wenn es eine Schlacht kosten sollte, diese Stadt zu entsezen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der schwedischen merktlich überlegen war, und die Klugheit rieth um so mehr an, unter diesen Umständen nicht zu schlagen, da die feindliche Macht sich in kurzer Zeit trennen mußte, und die Bestimmung der italienischen Truppen sie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeffen eine solche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle diese Gründe machte Gustav Horn in dem schwedischen Kriegsrathe geltend; aber seine Vorstellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathschlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Ansehen Herzog Bernhards überstimmt, mußte sich Gustav Horn wider Willen zu einer Schlacht entschließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine schwarze Ahnung vorher schon verkündigte.

Das ganze Schicksal des Treffens schien von Befezung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiserliche Lager beherrschte. Der Versuch, dieselbe noch in der Nacht zu ersteigen, war mißlungen, weil der mühsame Transport des Geschüzes durch Hohlwege und Gehölze den Marsch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsstunde davor erschien, hatte der Feind die Anhöhe schon besetzt und durch starke Schanzen vertheidigt. Man erwartete also den Anbruch des Tages, um sie im Sturme

zu ersteigen. Die ungeheime Tapferkeit der Schweden machte sich durch alle Hindernisse Bahn, die mondbermigen Schanzen werden von jeder der dazu commandirten Brigaden glücklich ersteigen; aber, da beide zu gleicher Zeit von entgegengefügten Selten in die Verschanzungen dringen, so treffen sie gegen einander und verwirren sich. In diesem unglücklichen Augenblick geschieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den schwedischen Wölfen die größte Unordnung anrichtet. Die kaiserliche Reiterei bricht in die zerrissenen Glieder, und die Flucht wird allgemein. Kein Jutreden ihres Generals kann die Flüchtenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entschließt sich also, um diesen wichtigen Posten zu behaupten, frische Völker dagegen anzuführen; aber in dessen haben einige spanische Regimenter ihn besetzt, und jeder Versuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieser Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeschicktes Regiment setzt siebenmal an, und siebenmal wird es zurückgetrieben. Bald erwinkelt man den Nachtheil, sich dieses Postens nicht bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geschüßes von der Anhöhe richtet auf dem angränzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Gustav Horn, der ihn anführt, sich zum Rückzug entschließen muß. Anstatt diesen Rückzug seines Gefölges decken und den nachfolgenden Feinde anhalten zu können, wird Herzog Bernhard selbst von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo seine flüchtige Reiterei die Germanen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Weinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergelassen; mehr als zwölftausend Mann bleiben todt auf dem Schlachtfeld; achtzig Kanonen, gegen viertausend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiserliche Hände. Gustav Horn selbst geräth nebst drei andern Generalen in die Gefangenenschaft. Herzog Bernhard rettet mit Mühe einige schwache Trümmer der Armee, die sich erst zu Frankfurt wieder unter seine Fahnen versammeln.

Die Nördlinger Niederlage kostete dem Reichscanzler die zweite schlaflose Nacht in Deutschland. Unübersehbar groß war der Verlust, den sie nach sich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenossen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen protestantischen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholische erhob sich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfall. Schwaben und die nächsten Kreise empfanden die ersten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Württemberg besonders wurde von der siegenden Armee überschwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronner Bundes zitterten vor der Rache des Kaisers; was fliehen konnte, rettete sich nach Strassburg, und die hilflosen Reichsstädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schicksal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Besiegten wäre alle diese schwächern Stände unter die Herrschaft des Kaisers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen Diejenigen bewies, welche sich freiwillig unterwarfen, brachte die Uebrigen zur Verweigerung und ermunterte sie zu dem thätigsten Widerstande.

Alles suchte in dieser Verlegenheit Rath und Hülfe bei Drensterna; Drensterna suchte sie bei den deutschen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten und den alten die ungeheuren geforderten Rückstände zu bezahlen. Drensterna wendete sich an den Kurfürsten von Sachsen, der die schwedische Sache verläßt, um mit dem Kaiser zu Wirta über den Frieden zu tractiren. Er spricht die nieder-

sächsischen Stände um Beistand an; diese, schon längst der schwedischen Geldforderungen und Ansprüche müde, sorgen jetzt bloß für sich selbst, und Herzog Georg von Lüneburg, anstatt dem obern Deutschland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für sich selbst zu behalten. Von seinen deutschen Allirten hilflos gelassen, bemüht sich der Cansler um den Beistand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angesprochen, und, von der äußersten Noth getrieben, entschließt er sich endlich zu dem lange vermiedenen sauren Schritt, sich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erschienen, welchem Richelieu längst mit ungeduldiger Sehnsucht entgegenblickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, sich auf einem andern Wege zu retten, konnte die protestantischen Stände Deutschlands vermögen, die Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß zu unterstützen. Dieser äußerste Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ sich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutschen Kriege nahm, mit einem theuren Preise bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politischen Schauplatz. Schon hatte Drensterna, dem es wenig kostete, Deutschlands Rechte und Verfügungen zu verschenken, die Reichsfestung Philippsburg und die noch übrigen verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt schickte die oberdeutschen Protestanten auch in ihrem Namen eine eigene Gesandtschaft ab, das Elsaß, die Festung Breisach (die erst erobert werden sollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüssel zu Deutschland waren, unter französischen Schutz zu geben. Was der französische Schutz bedeuete, hatte man an den Bischöfern Metz, Toul und Verdun gesehen, welche Frankreich schon seit Jahrhunderten, selbst gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer beschützte. Das Triersche Gebiet hatte schon französische Besatzungen; Lothringen war so gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überschwemmt werden und seinem fürchterlichen Nachbar durch eigene Kraft nicht widerstehen konnte. Jetzt war die wahrscheinlichste Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elsaß zu seinen weitläufigen Verfügungen zu schlagen und, da man sich bald darauf mit den Holländern in die spanischen Niederlande theilte, den Rhein zu seiner natürlichen Gränze gegen Deutschland zu machen. So schimpflich wurden Deutschlands Rechte von deutschen Ständen an diese treulose, habgierige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennütigen Freundschaft nur nach Vergrößerung strebte und, indem sie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beschützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuspannen und in der allgemeinen Verwirrung sich selbst zu versorgen.

Für diese wichtigen Gesinnungen machte Frankreich sich anheischig, den schwedischen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diversion zu machen und, wenn es mit dem Kaiser selbst zu einem öffentlichen Bruch kommen sollte, diesseits des Rheins eine Armee von zwölftausend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutschen gegen Oesterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von diesen selbst die erwünschte Veranlassung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die französische Besatzung, die in derselben befindlich war, nieder, bemächtigten sich, gegen alle Rechte der Völker, der Person des Kurfürsten, der sich unter französischen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Andern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der spanischen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung abschlug

und sich weigerte, den gefangenen Fürsten in Freiheit zu setzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherald, zu Brüssel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verschiedenen Armeen, in Malland, in dem Beltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernst schien es dem französischen Minister mit dem Kriege gegen den Kaiser zu seyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu besiegen waren. Dennoch wurde unter der Aufsührung des Cardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutschland geschickt, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiser zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als selbst die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Ausföhnung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, welche, nach wiederholten wechselseitigen Versuchen, sie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befestigt wurde. Die hatte der Kurfürst von Sachsen die Annahmen der Schweden in Deutschland verschmerzen können, und seine Abneigung gegen diese ausländische Macht, die in dem deutschen Reiche Gezehe gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Turenne an die deutschen Reichsfürsten machte, gestiegen. Diese üble Stimmung gegen Schweden unterstützte aufrichtigste die Bemühungen des spanischen Hofes, einen Frieden zwischen Sachsen und dem Kaiser zu stiften. Ermüdet von den Unfällen eines so langen und verwüsten Krieges, der die sächsischen Länder vor allen andern zu seinem traurigen Schauplatz machte, gerührt von dem allgemeinen und schrecklichen Glende, das Freund und Feind ohne Unterschied über seine Unterthanen häufte, und durch die verführerischen Anträge des Hauses Oesterreich gewonnen, ließ endlich der Kurfürst die gemeine Sache im Stich und, weniger besorgt um das Los seiner Mitländer und um deutsche Freiheit, dachte er nur darauf, seine eigenen Vortheile, wär's auch auf Kosten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Glend in Deutschland zu einem so ansehnlichen Grade gestiegen, daß das Gebet um Frieden von tausendmalt tausend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligste noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüsten lagen da, wo sonst tausend frohe und fleißige Menschen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichsten Segen ergossen, und Wohlleben und Ueberfluß geberstet hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlassen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufschöß, oder eine lachende Ernte winkte, da zerstörte ein einziger Durchmarsch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des verschmachtenden Volks. Verbrannte Schlösser, verwüstete Felder, eingeäscherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerstörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren und, was sie selbst erlitten hatten, ihren verschonten Mitbürgern schrecklich zu erstatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als selbst unterdrücken zu helfen. Die Städte seufzten unter der Drücksel zügelloser und räuberischer Besatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verschlangen und die Freiheiten des Krieges, die Lizenz ihres Standes und die Vorrechte der Noth mit dem grausamsten Muthwillen geltend machten. Wenn schon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landstrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten oder durch Brandschatzungen ausgezogen wurden, so litten sie doch nur vorübergehende Plagen, und der

Fleiß eines Jahres konnte die Drangsale einiger Monate vergessen machen. Aber keine Erholung wurde Denjenigen zu Theil, die eine Besatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarschaft hatten, und ihr unglückliches Schicksal konnte selbst der Wechsel des Glücks nicht verbessern, da der Sieger an den Platz und in die Fußstapfen des Besiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewies. Die Vernachlässigung der Felder, die Zerstörung der Saat und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgezogenen Länder daherstürmten, hatten Hunger und Theuerung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Glend. Die Anhäufung der Menschen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der andern brachten pestartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verlor sich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein mit eisernem Scepter herrschte; üppig schossen unter dem Schirme der Anarchie und der Straflosigkeit alle Laster auf, und die Menschen verwilderten mit den Tündern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubsucht heilig. Der Soldat (um das Glend jener Zeit in ein einziges Wort zu fassen) der Soldat herrschte, und dieser brutalste der Despoten ließ seine eigenen Führer nicht selten seine Overmacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Person in dem Lande, worin er sich setzen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, sich vor ihm in seinen Schlössern zu verziehen. Ganz Deutschland wimmelte von solchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle diese Wunden schmerzten um so mehr, wenn man sich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutschland ihrer Gabelstift ansehten und die Drangsale des Krieges verlässlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden sich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutschland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich notwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutschen Reiche nicht erlöschen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die sich gegen den Frieden erklärten, und, wenn sowohl Schweden als deutsche Reichsfürsten die Fortdauer des Krieges aus unreiner Absicht wünschten, so sprach eine gesunde Staatskunst für sie. Konnte man nach der Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiser erwarten? Und, wenn man Dies nicht konnte, sollte man siebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verschwendet haben, um am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür so viel Blut vergossen, wenn Alles blieb, wie es gewesen, wenn man in seinen Rechten und Ansprüchen um gar nichts gebessert war? Wenn man Alles, was so sauer erzwungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünschenswerther, die lange getragene Last noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Erfolg einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, sobald nur Schweden und deutsche Protestanten, im Felde wie im Cabinet, handhaft zusammenhielten und ihr gemeinschaftliches Interesse mit wechselseitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer besorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens.

Und dieses größte aller Uebel fügte der Kurfürst von Sachsen der protestantischen Sache zu, indem er sich durch einen Separatvergleich mit Oesterreich versöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiser eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der Erstern beschleunigte die Abschließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beistand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob sie sich von diesem harten Schläge je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen Anführern, die schlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des schwedischen Reichs ließ keine große Thaten mehr von ihnen erwarten. Um so mehr glaubte man eilen zu müssen, sich die Großmuth des Kaisers zu Nuzen zu machen, der seine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Drenstierna, der die Stände in Frankfurt versammelte, forderte; der Kaiser hingegen gab: und so beendete es seiner langen Ueberlegung, welchem von Beiden man Gehör geben sollte.

Indessen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintansetzte und bloß auf seinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutsche Reichsstände, selbst die Schweden, waren eingeladen worden, zu diesem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Kurfürsten und der Kaiser die einzigen Mächte waren, die ihn schließen und sich eigenmächtig in Oesergebern über Deutschland auswarfen. Die Beschwerden der protestantischen Stände kamen in demselben zur Sprache, ihre Verhältnisse und Rechte wurden vor diesem willkürlichen Tribunale entschieden, und selbst das Schicksal der Religionen ohne Zuziehung der dabei so sehr interessirten Glieder bestimmt. Es sollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgesetz fern, als ein solches bekannt gemacht und durch ein Reichsrecrutionsheer, wie ein förmlicher Reichsschluß, vollzogen werden. Wer sich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reichs, und so mußte er, allen ständischen Rechten unwider, ein Geßig anerkennen, das er nicht selbst mit gegeben hatte. Der Pragische Friede war also, schon seiner Form nach, ein Werk der Willkür; und er war es nicht weniger durch seinen Inhalt.

Das Restitutionsedict hatte den Bruch zwischen Kurfürsten und dem Kaiser vertraglich veranlaßt; also mußte man auch bei der Wiederausöhnung zuerst darauf Rücksicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich anzukündigen, setzte man in dem Pragischen Frieden fest, daß alle unmittelbare Stifter und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Passauischen Vertrage von den Protestanten eingezogen und bebesen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichsstaatsstimme, in demjenigen Stande bleiben sollten, welchem das Restitutionsedict sie gefunden habe. Vor Ablauf dieser vierzig Jahre sollte dann eine Commission von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und geschnmähig darüber verfügen, nur, wenn es auch dann zu keinem Endurtheil Lame, jeder Theil in den Besitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Ertheilung des Restitutionsedicts ausgeübt habe. Diese Auskunst also, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu erstickn, suspendirte nur auf eine Zeit lang seine verderblichen Wirkungen, und der Jander eines neuen Krieges lag schon in diesem Artikel des Pragischen Friedens.

Die Festung Magdeburg bleibt dem Prinzen August von Sachsen und Halberstadt dem Erzhertzog Leopold Wilhelm. Von dem Magdeburgischen Gebiet werden vier Aemter abgerissen und an Kurfachsen verschenkt, der Administrator von Magdeburg, Christian

Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn sie diesem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das sie glücklicherweise längst schon durch Gustav Adolphs Großmuth besizen; Donaunwürth erlangt seine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Vorbereitung der psälzischen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem protestantischen Reichstheile war, diese Kurfürstliche nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutherischer Fürst einem reformirten keine Gerechtigkeit schuldig ist. Alles, was die protestantischen Stände, die Ligue und der Kaiser in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurückgegeben; Alles, was die answärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, sich zugeeignet, wird ihnen mit gesammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegeswölter aller contrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, diesen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollstrecken hat.

Da der Pragische Friede als ein allgemeines Reichsgesetz gelten sollte, so wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigelegt. In diesem wurde dem Kurfürsten von Sachsen die Kaufung als ein böhmisches Lehen zugesamt und über die Religionsfreiheit dieses Landes und Schlesiens noch besonders gehandelt.

Alle evangelische Stände waren zu Annahme des Pragischen Friedens eingeladen und unter dieser Bedingung der Amnestie theilhaftig gemacht; bloß die Fürsten von Württemberg und Baden — deren Länder man inne hatte und nicht geneigt war so ganz unbedingt wieder herauszugeben — die eigenen Untertanen Oesterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherren geführt, und diejenigen Stände, die unter Drenstierna's Direction den Rath der obererheinischen Kreise ausmachten, schloß man aus; nicht sowohl, um den Krieg gegen sie fortzusetzen, als vielmehr, um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden desto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Pfand, bis Alles herausgegeben und Alles in seinen vorigen Stand zurückgestellt seyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechselseitige Zutrauen zwischen Haupt und Gliedern, zwischen Protestanten und Papisten, zwischen Reformirten und Kutheranern zurückgeführt, und, verlassen von allen ihren Bundesgenossen, hätten die Schweden einen schimpflichen Abschied aus dem Reiche nehmen müssen. Jetzt bekräftigte diese ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Mißvertrauensgeist und erleichterte es den Schweden, das Heer des Krieges zu nähren und einen Anhang in Deutschland zu behalten.

Der Pragische Friede fand, wie vorher zu erwarten gewesen war, eine sehr ungleiche Aufnahme in Deutschland. Ueber dem Vernehmen, beide Parteien einander zu nähern, hatte man sich von beiden Verwürfe zugezogen. Die Protestanten klagten über die Einschränkungen, die sie in diesem Frieden erleiden sollten; die Katholiken fanden diese verwerfliche Secte, auf Kosten der wahren Kirche, viel zu günstig behandelt. Nach diesen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangelischen den vierzigjährigen Verzicht auf geistlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherie an der protestantischen Kirche begangen, weil man selbst Glaubensbrüdern in den österreichischen Ländern die Religionsfreiheit nicht erlangen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Kurfürst von Sachsen, den man als einen treulosen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit und als einen Mitverschwornen des Kaisers in öffentlichen Schriften darzustellen suchte.

Indessen tröstete er sich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangelischen Stände seinen Frieden notthgezwungen annahm. Der Kurfürst von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürsten von Anhalt, die Herzöge von Mecklenburg, die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, die Hansestädte und die mehresten Reichsstädte traten demselben bei. Landgraf Wilhelm von Hessen schien eine Zeit lang unschlüssig oder stellte sich vielmehr nur, es zu seyn, um Zeit zu gewinnen und seine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand schöne Länder in Westfalen errungen, aus denen er seine besten Kräfte zu Führung des Kriegs zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben sollte. Herzog Bernhard von Weimar, dessen Staaten noch bloß auf dem Papier existirten, kam nicht als kriegsführende Macht, desto mehr aber als kriegsführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rücksicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abscheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war seine Tapferkeit, und in seinem Tode lagen alle seine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg konnte die Entwürfe seines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Pragischen Frieden erhoben, erklärten sich die Schweden am Heftigsten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Ursache dazu. Von den Deutschen selbst in Deutschland hereingekufen, Vetter der protestantischen Kirche und der ständischen Freiheit, die sie mit so vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkaufen, sahen sie sich jetzt auf Einmal schimpflich im Stiche gelassen, auf Einmal in allen ihren Plänen getäuscht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewiesen, für welches sie bluteten, und von den nämlichen Fürsten, die ihnen Alles verkauften, dem Hohnschlächter des Feindes preisgegeben. An eine Genußthung für sie, an einen Ersatz ihrer aufgewandten Kosten, an ein Äquivalent für die Eroberungen, welche sie im Stiche lassen sollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nachher, als sie gekommen waren, sollten sie nun entlassen und, wenn sie sich dagegen sträubten, durch dieselben Hände, welche sie hereingekufen, aus Deutschland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Kurfürst von Sachsen ein Wort von einer Genußthung fallen, die in Geld bestehen und die Summe von dritthalb Millionen Gulden betragen sollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenthum zugelegt; eine so schimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennuz tranken und ihren Stolz empören. „Die Kurfürsten von Baiern und Sachsen,“ antwortete Drenstierna, „lieben sich den Beistand, den sie dem Kaiser leisteten und als Vasallen ihm schuldig waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unsern König für Deutschland dahingegeben, will man mit der armseligen Summe von dritthalb Millionen Gulden nach Hause weisen?“ Die getäuschte Hoffnung schmerzte um so mehr, je gewisser man darauf gerechnet hatte, sich mit dem Herzogthume Pommern, dessen gegenwärtiger Besitzer alt und ohne Succession war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartschaft auf dieses Land wurde in dem Prager Frieden dem Kurfürsten von Brandenburg zugesichert, und gegen die Befestigung der Schweden in diesen Gränzen des Reichs empörten sich alle benachbarte Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es schlimmer um die Schweden gestanden, als in diesem 1635ten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Pragischen Friedens. Viele ihrer Allirten, unter den Reichsräthen besonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; Andere wurden durch die flegelhaften

Waffen des Kaisers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger besetzt, unterwarf sich unter harten Bedingungen; Würzburg und Roßburg gingen an die Oesterreicher verloren. Der Heilbronnische Bund wurde förmlich getrennt. Weinade ganz Oberdeutschland, der Hauptstüz der schwedischen Macht, erkannte die Herrschaft des Kaisers. Sachsen, auf den Pragischen Frieden sich stützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberstadts, Magdeburgs, Philippsburg, der Waffenplatz der Franzosen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oesterreichern überrumpelt worden, und dieser große Verlust hatte die Thätigkeit Frankreichs geschwächt. Um die Bedrängnisse der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillstand mit Polen sich seinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutschen Reiche zugleich Krieg zu führen, überstieg bei Weitem die Kräfte des schwedischen Staats, und man hatte die Wahl, welches von diesen beiden Feinden man sich entlerigen sollte. Stolz und Ehrgeiz entschieden für die Fortsetzung des deutschen Kriegs, welsch ein hartes Opfer es auch gegen Polen kosten möchte; doch eine Armee kostete es immer, um sich bei den Polen in Achtung zu setzen und bei den Unterhandlungen um einen Stillstand oder Frieden seine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen diesen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinbrühten, setzte sich der Standhafte, an Hülfsmitteln unerschöpfliche Geist Drenstierna's entgegen, und sein durchdringender Verstand lehrte ihn, selbst die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu seinem Vortheile kehren. Der Abfall so vieler deutschen Reichsstände von der schwedischen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils seiner bisherigen Bundesgenossen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen sie: nun, je größer die Zahl seiner Feinde wurde, über desto mehr Länder konnten sich seine Armeen verbreiten, desto mehr Magazine öffneten sich ihm. Die schreiende Undankbarkeit der Stände und die stolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiser begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu tractiren), entzündete in ihm den Muth der Verweigerung und einen edeln Trotz, es bis ans Aeußerste zu treiben. Ein noch so unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der Schweden nicht schlimmer machen, als sie war; und, wenn man das deutsche Reich räumen sollte, so war es wenigstens anständiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden sich durch die Desertion ihrer Allirten befanden, warfen sie ihre Blicke zuerst auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndsten Anträgen entgegen eilte. Das Interesse beider Kronen war aufs Engste an einander gesetzt, und Frankreich haudelte gegen sich selbst, wenn es die Macht der Schweden in Deutschland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülflose Lage der Vesteren war vielmehr eine Aufforderung für dasselbe, sich fester mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutschland zu nehmen. Schon seit Abschließung des Allianztractats mit den Schweden in Weerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiser durch die Waffen Gustav Adolfs bedrödet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bis durch die Geldhülfe, die es den Gegnern desselben leistete, und durch seine Beschäftigung, die Zahl der Vesteren zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet schnellen und außerordentlichen Glück der schwedischen Waffen, schien es seinen ersten Zweck eine Zeit lang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder

herzustellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es suchte die katholischen Reichsfürsten durch Neutralitätsverträge gegen den schwedischen Eroberer zu schützen, und war schon im Begriff, da diese Versuche mißlangen, sich gegen ihn selbst zu bewaffnen. Nicht so bald aber hatte Gustav Adolphs Tod und die Hilflosigkeit der Schweden diese Muth zerstört, als es mit frischem Eifer zu seinem ersten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angeheißt ließ, den es den Mächtlichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerstande, den Gustav Adolphs Ehrgeiz und Wachsamkeit seinen Vergrößerungsentwürfen entgegen setzten, ergreift es den günstigen Augenblick, den das Vörlingler Unglück ihm darbietet, sich die Herrschaft des Kriegs zuaneignen, und denen, die seines mächtigen Schutzes bedürftig sind, Gesetze vorzuschreiben. Der Zeitpunkt begünstigt seine kühnsten Entwürfe, und, was vorher nur eine schöne Chimäre war, läßt sich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umstände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt also widmet es dem deutschen Kriege seine ganze Aufmerksamkeit, und, sobald es durch seinen Tractat mit den Deutschen seine Privatwede sicher gestellt sieht, erscheint es als handelnde und herrschende Macht auf der politischen Bühne. Während daß sich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampfe erschöpften, hatte es seine Kräfte gesichert und zehn Jahre lang den Krieg kühn mit seinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumstände es zur Thätigkeit rufen, ergreift es zum Schwert und stürzt sich in Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung setzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Armeen im Meere kreuzen und schickt sechs verächtliche Heere aus, während daß es mit seinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutsche Fürsten besetzt. Belehrt durch die Erfahrung seines mächtigen Schutzes, raffen sich die Schweden und Deutschen aus ihrem tiefen Verfall empor und vertrauen sich, mit dem Schwert in der Hand einen ruhmvollern Kriege als den Pragischen zu eröffnen. Von ihren Umständen verlassen, die sich mit dem Kaiser verfeindeten, schloßen sie sich nur desto enger an Frankreich an, das mit der wachsenden Noth seinen Beistand verdoppelt, an dem deutschen Kriege immer größern, wiewohl noch immer versteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz seine Masse abwirft und den Kaiser unmittelbar unter seinem eigenen Namen befehlet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oesterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polnischen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Naur, seinen Gesandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummecorf in Preußen der Waffenstillstand auf sechsundzwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verlust für die Schweden, welche beinahe das ganze polnische Preußen, Gustav Adolphs theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Hederzug einbüßten. Der Westwälder Tractat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umstände nöthig machten, anfangs in Gemüthe, dann zu Weimar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man schon im Mai des Jahres 1635 gebrochen und durch den lebhaften Angriff dieser Macht dem Kaiser seinen wichtigsten Beistand aus den Niederlanden entzogen: jetzt verschaffte man, durch Unterstützung des Landgrafen Wilhelm von Kassel und Herzogs Bernhard von Weimar, den schwedischen Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit und nöthigte den Kaiser durch eine Reihe Diverfion im Rhein, seine Macht zu theilen.

Gestärkt entzündete sich also der Krieg, und der Kaiser hatte durch den Pragischen Frieden zwar seine

Gegner im deutschen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit seiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte sich in Deutschland einen unumschränkten Einfluß erworben und sich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichstörpers und der Kräfte desselben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiser und Herr handeln konnte. Die erste Wirkung davon war die Erhebung seines Sohnes Ferdinand des Dritten zur römischen Königswürde, die, ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Triers und der pfälzischen Erben, durch eine entscheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen sich bewaffnet und in die innersten Angelegenheiten Deutschlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutschen Allirten eine eigene fest geschlossene Macht, der Kaiser mit den ihm anhängenden deutschen Staaten die andere. Die Schweden beweisen von jetzt an keine Schonung mehr, weil sie nicht mehr für Deutschland, sondern für ihr eigenes Interesse fechten. Sie handeln rascher, unumschränkter und kühner, weil sie es überleben sind, bei ihren deutschen Allirten herum zu fragen und Rücksicht von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die, von keinem übereinstimmenden Plane geleitet, von keinem Alles leitenden Weise benützt, für die ganze Partei schwache Aelgen haben und an dem Laufe des Krieges nur wenig verändern.

Sachsen hatte sich in dem Pragischen Frieden verbindlich gemacht, die Schweden aus Deutschland zu verjagen; von jetzt an also vereinigen sich die sächsischen Kräfte mit den kaiserlichen, und zwei Bundesgenossen haben sich in zwei unversöhnliche Feinde verwandelt. Das Gräffth Wagdeburg, welches der Pragische Friede dem sächsischen Prinzen zusprach, war noch in schwedischen Händen, und alle Versuche, sie auf einem friedlichen Wege in Abtretung desselben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindseligkeiten fangen also an, und der Kurfürst von Sachsen eröffnet sie damit, durch sogenannte Proccurationen alle sächsischen Unterthanen von der Bannrichen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert steht. Die Feindere, längst schon wegen des rückständigen Soldes schwierig, geben dieser Aufforderung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachsen zugleich eine Bewegung gegen Mecklenburg machten, um Lönitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Düster abzuschneiden, so zog sich Bannier eilfertig dahin, entsetzte Lönitz und schlug den sächsischen General Wandisfien mit siebentaufend Mann aus Haupt, daß gegen drei und blieben und eben so viel gefangen wurden. Verstärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polnisch Preußen gestanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stummecorf in diesem Lande entbehrlich wurden, brach dieser tapfere und ungestüme Krieger im folgenden 1636ten Jahr in das Kurfürstenthum Sachsen ein, wo er seinem alten Haße gegen die Sachsen die blutigsten Opfer brachte. Durch vieljährige Verwundungen aufgebracht, welche er und seine Schweden während ihrer gemeinschaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachsen hatten erleiden müssen, und jetzt durch den Abfall des Kurfürsten aufs Aeußerste gereizt, ließen sie die unglücklichen Unterthanen desselben ihre Rachsucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oesterreicher und Walern hatte der schwedische Soldat mehr aus Pflicht gekochten; gegen die Sachsen kämpfte er aus Privathaß und mit persönlicher Wuth, weil er sie

als Abtrünnige und Verräther verabscheute, weil der Haß zwischen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigste und unverföhlichste ist. Die nachdrückliche Diversion, welche dem Kaiser unterdessen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Hessen am Rhein und in Westfalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachsen eine hinlängliche Unterstützung zu leisten, und so mußte das ganze Kurfürstenthum von Banniers streifenden Horden die schrecklichste Behandlung erleiden. Endlich zog der Kurfürst den kaiserlichen General von Hasfeld an sich und rückte vor Wägburg, welches der herbeilebende Bannier umsonst zu entsetzen strebte. Nun verbreitete sich die vereinigte Armee der kaiserlichen und Sachsen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, sie bis an die Elbe zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der schon verloren gegebene Bannier die alliirte Armee am 24. September 1636 bei Wittstock an, und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich, und die ganze Nacht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Bannier selbst anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geschlagen worden wäre. Als endlich Bannier der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, setzte sein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das schwedische Hintertreffen, welches noch gar nicht geschehen hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber diesen zweiten Angriff wollte der Kurfürst von Sachsen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erschöpft, und die Knechte hatten sich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff also mit dem Grafen von Hasfeld noch in derselben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Wegen fünftausend von den Mörtern waren auf der Wahlstatt geblieben, Diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachfolgenden Schweden erschlagen wurden oder dem ergriminten Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, dreinzwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeschirr des Kurfürsten mitgerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zwölftausend Gefangene gemacht. Dieser glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft postirten Feind erscholten, setzte die Schweden auf Einmal wieder in Achtung; ihre Feinde sagten, ihre Freunde fingen an, frischen Muth zu schöpfen. Bannier benutzte das Glück, das sich so entscheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe und trieb die kaiserlichen durch Thüringen und Hessen bis nach Westfalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf sächsischem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzosen am Rhein verschafft wurde, würde es ihm schwer geworden seyn, diese herrlichen Victorien zu ersehten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geschlagenen Armee in der Wetterau versammelt; aber, verlassen von dem Heilbronnischen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterstützt, sah er sich außer Stand gesetzt, die Armee zu unterhalten und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte sein Herzogthum Franken verschlungen, und die Unmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, sein Glück durch diese Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieterische Betragen des schwedischen Reichkanzlers

anferlegte, richtete er seine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte und sich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünschte nichts so sehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutschen Krieg zu vermindern und sich selbst unter fremdem Namen die Führung desselben in die Hände zu spielen. Zu Erreichung dieses Zweckes konnte er kein besseres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapfersten Feldherrn abtrünnig machte, ihn aus Genueste in Frankreichs Interesse zog und sich, zu Ausföhrung seiner Entwürfe, seines Armes versicherte. Von einem Fürsten wie Bernhard, der sich ohne den Beistand einer fremden Macht nicht bekennen konnte, hatte Frankreich nichts zu befürchten, da auch der glücklichste Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieser Krone zu setzen. Bernhard kam selbst nach Frankreich und schloß im October 1635 in St. Germain en Laye, nicht mehr als schwedischer General, sondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieser Krone, worin ihm eine jährliche Pension von anderhalb Millionen Livres für ihn selbst und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen commandiren sollte, bewilligt wurden. Um seinen Eifer desto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von Elsaß durch ihn zu beschleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel diese Provinz zur Belohnung anzubieten: eine Großmuth, von der man sehr weit entfernt war, und welche der Herzog selbst nach Würden zu schätzen mußte. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und seinem Arme und setzte der Arglist Verstellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elsaß dem Feinde zu entreißen, so verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt also schuf er sich mit französischem Geld eine eigene Armee, die er zwar unter französischer Hebelei, aber doch so gut als unumschränkt, commandirte, ohne jedoch seine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete seine Operationen am Rheinstrom, wo eine andere französische Armee unter dem Cardinal La Valette die Feindseligkeiten gegen den Kaiser schon im Jahr 1635 eröffnet hatte.

Wegen diese hatte sich das österreichische Haupttheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen ersehten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankreichs unter der Anführung des Gallas gewendet und sie auch glücklich bis Weg zurückgeschickt, den Rheinstrom befreit und die von den Schweden besetzten Städte Mainz und Frankfurt erobert. Aber die Hauptabsicht dieses Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerstand der Franzosen vereitelt, und er sah sich genöthigt, seine Truppen in das erschöpfte Elsaß und Schwaben zurückzuführen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre passirte er zwar bei Breisach den Rhein und rüstete sich, den Krieg in das innere Frankreich zu spielen. Er fiel wirklich in die Grafschaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortschritte machten, und Johann von Werth, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne streifte und Paris selbst mit seiner drohenden Ankunft erschreckte. Aber die Tapferkeit der kaiserlichen scheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Action in Franche Comté, und zum zweiten Male mußten sie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiste Herzog Bernhards hatte die Abhängigkeit von einem französischen General, der seinem Priesterrock mehr als seinem Commandostab

Ehre machte, bisher zu enge Fesseln angelegt, und, ob er gleich in Verbindung mit demselben Elsaß-Jahern eroberte, so hatte er sich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der schlechte Fortgang der französischen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elsaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in diesen Gegenden eine desto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Fesseln entledigt und jetzt vollkommener Herr seiner Truppen, verließ Herzog Bernhard schon am Anfange des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Basel genommen hatte, und erschien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieser rauhen Jahreszeit nichts weniger als einen Angriff vermutete. Die Waldstädte Kaufenburg, Waldshut und Sickingen werden durch Ueberfall weggenommen, und Rheinfelden belagert. Der dort commandirende kaiserliche General, Herzog von Savelli, eilt mit beschleunigten Märschen diesem wichtigen Ort zu Hülfe, entlegt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verlust zurück. Aber gegen aller Menschen Vermuthen erscheint dieser am dritten Tage (den 21sten Februar 1638) wieder im Gesichte der Kaiserlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ansetzen, und schlägt sie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiserlichen Generale, Savelli, Johann von Werth, Guseford und Sperreuter, nebst zweitausend Mann in Gefangenen gemacht werden. Zwei derselben, von Werth und von Guseford, ließ Richelieu in der Folge nach Frankreich abführen, um der Stilleheit des französischen Volks durch den Anblick so berühmter Gefangenen zu schmeicheln und das öffentliche Gland durch das Schauspiel der erlittenen Siege zu hintergeben. Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieser Absicht unter einer feierlichen Procession in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geschwungen und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Köteln und Kaufenburg war die nächste Folge des durch Bernhard erlittenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und, so wie das Glück sich für ihn erklärte, erweiterten sich seine Entwürfe. Die Schlucht Breisach am Oberrhein wurde als die Beherrscherin dieses Stromes und als der Schlüssel zum Elsaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiser in diesen Gegenden wichtiger, auf seinen hatte man so große Zerküftung verwendet. Breisach in behaupten, war die vornehmste Bestimmung der italienischen Armee unter Feria gewesen: die Festigkeit seiner Werke und der Vortheil seiner Lage boten jedem gewaltthätigen Angriffe Fleg, und die kaiserlichen Generale, welche in diesen Gegenden commandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieses Places zu wagen. Aber Bernhard vertraute seinem Glück und beschloß den Angriff auf diese Festung. Unbezwinglich durch Gewalt, konnte sie nur durch Hunger besetzt werden; und die Zerküftung ihres Commandanten, der, seines Angriffs gewärtig, seinen ansehnlichen Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beschleunigte dieses Schicksal. Da sie unter diesen Umständen nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, so mußte man eilen, sie zu verlassen oder mit Proviant zu versorgen. Der kaiserliche General von Götz näherte sich daher aufs Eifrigste an der Spitze von zwölftausend Mann, von dreitausend Proviantwagen begleitet, die er in die Stadt werfen wollte. Aber, von Herzog Bernhard bei Witteweyer angegriffen, er sein ganzes Corps bis auf dreitausend Mann

und die ganze Fracht, die er mit sich führte. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr auf dem Ochsenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünftausend Mann zum Entsatz der Festung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Versuch des Generals von Götz zu Breisachs Rettung mißlungen war, ergab sich diese Festung, von der schrecklichsten Hungersnoth geängstigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7ten December 1638 ihrem eben so menschlichen als beharrlichen Sieger.

Breisachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein gränzenloses Feld, und jetzt fängt der Roman seiner Hoffnungen an, sich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, sich der Drüchte seines Schwerts zu Avantreichs Vortheil zu begeben, bestimmt er Breisach für sich selbst und kündigt diesen Entschluß schon in der Auslösung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in seinem eigenen Namen von den Ueberrannten fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge beaufschlagt und zu den stolzeften Hoffnungen hingekommen, glaubt er von jetzt an sich selbst genug zu seyn und die gemachten Eroberungen, selbst gegen Avantreichs Willen, behaupten zu können. In einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo persönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Soldaten, wie Bernhard, erlaubt, sich selbst etwas anzutun und an der Spitze einer treuen Armee, die sich unter seiner Anführung unüberwindlich fühlte, an seiner Unternehmung zu verzagen. Um sich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen gieng, an einen Drennen anzuschließen, warf er seine Augen auf die Landgräfin Amalia von Hessen, die Wittve des kürzlich verstorbenen Landgrafen Wilhelms, eine Dame von eben so viel Weisheit als Unschicklichkeit, die eine streitbare Armee, schöne Eroberungen und ein beträchtliches Aukenthum mit ihrer Hand zu verwalten hatte. Die Eroberungen der Hessen mit seinen eigenen am Rhein in einen einigten Staat und ihre beiderseitigen Armeen in eine militärische Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutschland bilden, die den Ausbruch des Kriegs in ihren Händen hielt. Aber diesem vielversprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herr Gesagt, Vater Jese! Breisach ist unser!“ rief Richelieu dem Caputiner in die Ohren, der sich schon zur Reise in jene Welt anschickte; so sehr hatte ihn diese Aeußerung bezaubert. Schon verabschiedet er in Gedanken das Elsaß, das Breisach und alle österreichische Vorlaube, ohne sich der Zusage zu erinnern, die er dem Herzog Bernhard gethan hatte. Der ernstliche Entschluß des Legtern, Breisach für sich zu behalten, den er auf eine sehr unweidentliche Art zu erkennen gab, stürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgesucht, den siegreichen Bernhard im französischen Interesse zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu seyn, womit man vor das Andenken seiner Triumphe beginge; Bernhard erkannte und foch die Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Cardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichthum schlug sie aus, um das sächsische Blut durch seine Ehe zu erheben. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch als solchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subsidienelder; man bestach den Gouverneur von Breisach und seine vornehmsten Officiere, um wenigstens nach dem Tode des Herzogs sich in den Besitz seiner Eroberungen und seiner Truppen zu setzen. Dem Legtern blieben diese Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er

in den eroberten Plätzen traf, bewiesen sein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber diese Irrungen mit dem französischen Hofe hatten den nachtheiligten Einfluß auf seine folgenden Unternehmungen. Die Anstalten, welche er machen mußte, um seine Eroberungen gegen einen Angriff von französischer Seite zu behaupten, nöthigten ihn, seine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subsidiengelder verzögerte seine Erscheinung im Felde. Seine Absicht war gewesen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Lust zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiser und Baiern zu agiren. Schon hatte er Vannieren, der im Begriff war, den Krieg in die österreichischen Lande zu wälzen, seinen Operationsplan entdeckt und versprochen, ihn abzulösen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639) im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters, mitten in seinem Heldenlauf überraschte.

Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahingerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Eintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verlieren die Allirten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefährdeten Nebenbuhler um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahnte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten, ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschranken, kein Fehlschlag seinen unbegrenzlichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer seiner Art stehen unter andern Mangeltegesetzen, als diejenigen sind, wornach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch verwegener Pläne entwerfen. Bernhard steht in der neuen Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Das beste Stück aus der Hinterlassenschaft des Herzogs war seine Armee, die er, nebst dem Elsaß, seinem Bruder Wilhelm vermachte. Aber an eben diese Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil sie im Namen dieser Krone erworben war und ihr gehuldigt hatte; dieses, weil sie von seinem Geld unterhalten worden. Auch der Kurprinz von der Pfalz trachtete nach dem Besiz derselben, um sich ihrer zu Wiedereroberung seiner Staaten zu bedienen, und versuchte anfangs durch seine Agenten und endlich in eigener Person, sie in sein Interesse zu ziehen. Selbst von kaiserlicher Seite geschah ein Versuch, diese Armee zu gewinnen; und Dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleisteten Dienste in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Weißbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entschlossener, überbot

alle Mitbewerber. Es erkaufte den General von Erlach, den Befehlshaber Breisachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breisach und die ganze Armee in die Hände spielten. Der junge Pfalzgraf Karl Ludwig, der schon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiser gethan hatte, sah auch hier seinen Anschlag scheitern. Im Begriff, Frankreich einen so schlimmen Dienst zu erzeigen, nahm er unbesonnener Weise seinen Weg durch dieses Reich. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, seinen Anschlag zu vereiteln. Er ließ ihn also zu Moulins gegen alles Völkerrecht anhalten und gab ihm seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Anlauf der Weimariischen Truppen berichtigt war. So sah sich Frankreich nun im Besiz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutschland, und jetzt fing es eigentlich erst an, den Kaiser unter seinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr Ferdinand der Zweite, gegen den es jetzt als ein offener Feind aufstand; diesen hatte schon im Februar 1637, im neunundfünfzigsten Jahre seines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den seine Herrschsucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während seiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt, nie, so lang er das Reichsceppter führte, die Wohlthat des Friedens geschmeckt. Mit den Talenten des guten Herrschers geboren, mit vielen Tugenden geschmückt, die das Glück der Völker begründen, sanft und menschlich von Natur, sehen wir ihn, aus einem übel verstandenen Begriff von Monarchenmacht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenschaften, seine wohlthätige Bestimmung verfehlen und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menschheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel seiner Völker ansarten. In seinem Privatleben liebenswürdig, in seinem Regentenamt achtungswerth, nur in seiner Politik schlimm berichtet, verirrte er auf seinem Haupt den Segen seiner katholischen Unterthanen und die Flüche der protestantischen Welt. Die Geschichte stellt mehr und schlimmere Despoten auf, als Ferdinand der Zweite gewesen, und doch hat nur einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieses einzigen mußte unglücklicherweise gerade in einem solchen Jahrhundert, mit solchen Vorbereitungen, mit solchen Mitteln der Zwietracht aufzumanteln, wenn er von so verderblichen Dingen begleitet seyn sollte. In einer friedlichen Zeit würde dieser Funke keine Nahrung gefunden, und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erstickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hochaufgetürmtes, lange gesammeltes Breuengeräthe, und Europa entzündete sich.

Sein Sohn, Ferdinand der Dritte, wenige Monate vor seines Vaters Hintritt zur Würde eines römischen Königs erhoben, erbte seine Thron, seine Grundsätze und seinen Krieg. Aber Ferdinand der Dritte hatte den Jammer der Völker und die Verwüstung der Länder in der Nähe gesehen und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jesuiten und Spaniern und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als sein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte sie und schenkte Europa den Frieden; aber erst nach einem eilfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerstand fruchtlos war, und die zwingende Noth ihm ihr hartes Gesez dictirte.

Das Glück begünstigte den Antritt seiner Regierung, und seine Waffen waren siegreich gegen die Schweden. Diese hatten unter Vanniers kraftvoller Auführung

nach dem Siege bei Wittstock Sachsen mit Winterquartieren belastet und den Belag der 1637ten Jahres mit der Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerstand der Besatzung und die Annäherung der kaiserlich-kaiserlichen Völker retteten diese Stadt, und Wanner, um nicht von der Elbe abgeschnitten zu werden, mußte sich nach Lorgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiserlichen verschonte ihn auch von hier, und, umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und vom Hunger verfolgt, mußte er einen höchst gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, dessen Rühmlichkeit und glücklicher Erfolg aus Romanabaste gränzt. Die ganze Armee durchwatete an einer feichten Stelle die Oder bei Jürstenberg, und der Soldat, dem das Wasser bis an den Hals trat, schleppte selbst die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. Wanner hatte darauf gerechnet, jenseits der Oder seinen in Pommern stehenden Untergeneral Wrangel zu finden und, durch diesen Zuwachs verstärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. Wrangel erschien nicht, und an seiner Statt hatte sich ein kaiserliches Heer bei Landsberg postirt, den stehenden Schweden den Weg zu verlegen. Wanner entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter sich ein ausgehungertes Land, die Kaiserlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiserlichen General Bucheim bewacht, keinen Uebergang gestattete, vor sich Landsberg, Küstrin, die Wartha und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man, des Stillstandes ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, sah er sich ohne ein Wunder verloren, und schon trümblichten die Kaiserlichen über seinen unvermeidlichen Fall. Wanners gerechte Ungründlichkeit klagte die Franzosen als die Urheber dieses Unglücks an. Sie hatten die versprochene Diverſion am Ibein unterlassen, und ihre Unthätigkeit erlankte dem Kaiser, seine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einst,“ brach der aufgebracht General gegen den französischen Residenten aus, der dem schwedischen Lager folgte, „stellten wir uns und die Deutschen einmal in Gesellschaft gegen Frankreich fechten, so werden wir nicht so viel Umstände machen, ehe wir den Rheinstrom passieren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verschwunden, Entschuldigung und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falsche Spur von der Oder hinweg zu locken, stellte sich Wanner, als ob er durch Polen entkommen wollte, schickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf diesem Wege voran und ließ seine Gemahlin sammt den übrigen Officiersfrauen dieser Marschkolonne folgen. Sogleich brachen die Kaiserlichen gegen die polnische Gränze auf, ihm diesen Paff zu verstopfen; auch Bucheim verläßt seinen Standort, und die Oder wird entblößt. Kaich wendet sich Wanner in der Dunkelheit der Nacht gegen diesen Strom zurück und setzt seine Truppen, sammt Bagage und Geschütz, eine Meile oberhalb Küstrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Jürstenberg, über. Ohne Verlast erreicht er Pommern, in dessen Vertheidigung er und Hermann Wrangel sich eilen.

Aber die Kaiserlichen, von Wallenstein angeführt, brachen bei Ribes in dieses Herzogthum und überstiegen es mit ihrer überlegenen Macht. Ufedom und Wolgast werden mit Sturm, Demmin in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, sich in diesem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisla der Bierzehnte in eben diesem Jahre stirbt, und das schwedische Reich seine Ansprüche auf Pommern geltend machen soll. Um den Kurfürsten von Brandenburg zu verhindern, seine auf eine Erbverbrüderung

und auf den Pragischen Frieden gegründeten Rechte an dieses Herzogthum geltend zu machen, strengt es jetzt alle seine Kräfte an und unterstützt seine Generale aus Nachdrücklichkeit mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günstigeres Aussehen, und sie fangen an, sich von dem tiefen Verfall zu erheben, worin sie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Allirten versunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten sie einen Plass nach dem andern in Obersachsen verloren; die mecklenburgischen Kürsten, von den kaiserlichen Waffen bedrängt, gingen an, sich auf die österreichische Seite zu neigen, und selbst Herzog Georg von Lüneburg erklärte sich feindlich gegen sie. Ehrenbreitstein, durch Hunger besetzt, öffnete dem bayerischen General von Werth seine Thore, und die Oesterreicher bemächtigten sich aller am Rheinstrom ausgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier verloren; und der Erfolg entsprach den prahlerischen Anstalten nicht, womit man den Krieg gegen diese Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutschland besaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten sich noch. Ein einziger Feldzug reißt sie aus dieser tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der stehende Bernhard den kaiserlichen Waffen an den Ufern des Ibeins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein schneller Umschwung gegeben.

Die Arrangements zwischen Frankreich und Schweden waren endlich bezeugt, und der alte Tractat zwischen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden bestätigt worden. In Hessen übernahm die staatskluge Landgräfin Amalia mit Bewilligung der Stände, nach dem Absterben Wilhelms, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entschlossenheit gegen den Widerspruch des Kaisers und der darmstadtischen Linie ihre Rechte. Der schwedisch-protestantischen Partei schon allein aus Religionsgründungen eifrig ergebend, erwartete sie bloß die Gnuß der Gelegenheit, um sich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdessen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und wenig angelegene Tractate den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geschlossen war, und Bernhards Siege den Angelegenheiten der Protestanten eine günstige Wendung gaben. Da warf sie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundschaft mit der schwedischen Krone. Auch den Kurfürsten von der Pfalz ermunterten Herzog Bernhards Rühmlichkeiten, sein Glück gegen den gemeinschaftlichen Feind zu versuchen. Mit englischem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu Dieppen ein Magazin und vereinigte sich in Westfalen mit schwedischen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, seine Armee wurde von dem Grafen Habsfeld bei Altha geschlagen; aber seine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeit lang beschäftigt und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Tugenden lebten auf, wie das Glück sich in ihrem Vertheil erklärte, und es war schon Gewinn genug für sie, daß die mecklenburgischen Stände die Neutralität ergreifen.

Von diesen wichtigen Vortheilen begünstigt und durch vierzehntausend Mann frischer Truppen aus Schweden und Livland verstärkt, eröffnete Wanner voll guter Hoffnungen im Jahre 1645 den Belag. Die Kaiserlichen, welche Brandenburg und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Posten oder liefen schaarenweise den schwedischen Bahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigsten Feind in diesen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So schrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das

ganze Land zwischen der Elbe und Oder verödet, daß Bannier, um in Sachsen und Böhmen einbrechen zu können und auf dem Wege dahin nicht mit seiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niedersachsen nahm und dann erst durch das halberstädtische Gebiet in Kursachsen einrückte. Die Ungebulb der niedersächsischen Staaten, einen so hungerrigen Gast wieder los zu werden, versorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für seine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger schon den Abscheu an Menschenfleisch überwunden hatte. Er erschreckte Sachsen mit seiner verwüstenden Anfunft; aber nicht auf dieses erschöpfte Land, auf die kaiserlichen Erbländer war seine Absicht gerichtet. Bernhard's Siege erhoben seinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauses Oesterreich lockten seine Raubsucht. Nachdem er den kaiserlichen General von Salis bei Eßterburg geschlagen, die sächsische Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderstehlicher Macht ein, setzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, schlug den General von Hoffkirch mit zehn Regimentern und verbreitete Schrecken und Verwüstung durch das ganze unverteidigte Königreich. Heute ward Alles, was sich fortzuschaffen ließ, und zerstört wurde, was nicht gewonnen und geraubt werden konnte. Um desto mehr Korn fortzuschleppen, schnitt man die Aebrn von den Halmen und verarbeitete den Ueberrest. Ueber tausend Schlösser, Flecken und Dörfer wurden in die Asche gelegt, und oft sah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schlesien, und selbst Mähren und Oesterreich sollten seine Raubsucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf Hassfeld aus Westfalen und Piccolomini aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog Leopold, ein Bruder des Kaisers, erhält den Commandostab, um die Ungeschicklichkeit seines Vorgängers Gallas wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Versalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung, und der Feldzug des 1610ten Jahres schien für die Schweden eine sehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und, nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen sie sich eilfertig über das weipnische Gebirge. Aber auch durch Sachsen von dem nachtheilenden Heine verfolgt und bei Plauen geschlagen, müssen sie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Weiskern des Feldes gemacht, stürzen sie eben so schnell wieder zu der tiefsten Schwäche herab, um sich aufs Neue zu erheben und so mit beständigem raschem Wechsel von einem Aufsteigen zum andern zu eilen. Bannier's geschwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergange nahe, erhebt sich auf Einmal wieder. Die Herzoge von Künburg verlassen den Pragischen Frießen und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die sie wenige Jahre vorher gegen ihn setzen ließen. Heffen schickt Hülf, und der Herzog von Longueville stößt mit der nachgelassenen Armee Herzog Bernhard's zu seinen Bahnen. Den Kaiserlichen aufs Neue an Macht überlegen, bietet ihnen Bannier bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Baiern sich von den Kaiserlichen trennen und ihren Marsch gegen Braunen richten, versucht Bannier auf dieses getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayerischen Anführers, von Mercy, und die schnelle Annäherung der kaiserlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen sich nunmehr in das

ausgehungerte Heffen, wo sie sich, nicht weit von einander, in ein festes Lager einschließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit sie aus diesem verarmten Landstriche verschleichen. Piccolomini erwählt sich die fetten Ufer der Weser zu Winterquartieren; aber, überflügelt von Banniern, muß er sie den Schweden einräumen und die fränkischen Biethümer mit seinem Besuche belästigen.

Um eben diese Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Veruhigung des Reichs gearbeitet, und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden sollte. Die Gegenwart des Kaisers, die Mehrheit der katholischen Stimmen im Kurfürstenthathe, die überlegene Anzahl der Bischöfe und der Abgang von mehreren evangelischen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaisers, und es fehlte viel, daß auf diesem Reichstage das Reich repräsentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Protestanten als eine Zusammenverschwörung Oesterreichs und seiner Creaturen gegen den protestantischen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienst scheinen, diesen Reichstag zu stören oder aus einander zu scheuchen.

Bannier entwarf diesen verwegenen Anschlag. Der Ruhm seiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um seinen vorigen Glanz wieder herzustellen. Ohne Jemand zum Vertrauten seines Aufschlags zu machen, verließ er in der strengsten Kälte des Winters im Jahr 1611 seine Quartiere in Lüneburg, sobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marschall von Quebriant, der die französische und weimarische Armee commandirte, richtete er durch Thüringen und das Voigtland seinen Marsch nach der Donau und stand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor seiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeschreiblich groß war die Verstärkung der versammelten Stände, und in der ersten Angst schickten sich alle Gesandte zur Flucht an. Nur der Kaiser erklärte, daß er die Stadt nicht verlassen würde, und stärkte durch sein Beispiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging und weder trocknen Fußes, noch wegen des starken Giegangs zu Schiffe passiert werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben und den Stolz des deutschen Kaisers zu kränken, beging Bannier die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenschüssen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieser Unternehmung getäuscht, beschloß er nunmehr, tiefer in Baiern und in das unverteidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere seine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den französischen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. Quebriant fürchtete, daß die Absicht der Schweden sey, die weimarische Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinschaft mit Frankreich abzuschneiden, bis man sie entweder gänzlich auf seine Seite gebracht oder doch außer Stand gesetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte sich also von Banniern, um nach dem Mainströme zurückzukehren, und dieser gab sich auf Einmal der ganzen kaiserlichen Macht bloßgestellt, die, zwischen Regensburg und Ingolstadt in aller Stille versammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen schnellen Rückzug zu denken, der im Angesicht eines an Heiterkeit überlegenen Heeres, zwischen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande kaum anders als durch ein Wunder möglich schien. Eilfertig zog er sich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachsen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche lassen. Diese hielten durch eine spartanische Gegenwehr hinter einer schlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß

Wannier den Vorsprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini setzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiserliche General nicht bei dem Pässe zu Prißnitz zuvor kam und die ganze schwedische Macht vertilgte. In Zwickau vereinigte sich Guebriant wieder mit dem Vannier'schen Heer, und Beide richteten ihren Marsch nach Halberstadt, nachdem sie umsonst versucht hatten, die Saale zu vertheiligen und den Oesterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberstadt fand endlich Vannier (im Mai 1641) das Ziel seiner Thaten, durch kein anderes als das Oest der Unmühsamkeit und des Verdrusses gefördert. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechselndem Glück, behauptete er das Ansehen der schwedischen Waffen in Deutschland und zeigte sich durch eine Kette von Siegesthaten seines großen Lehrers in der Kriegskunst werth. Er war reich an Aufschlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und schnell vollstreckte, keimten in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück und nie mehr fürchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte. Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Vässern gequart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutzmimmt. Oben so gebieterisch im Umgang als vor der Krone seines Heers, rauh wie sein Gewerbe und stolz wie ein Eroberer, trübte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth, als durch seine Excessen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaße trieb und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber übrig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, stürzte er sich mit gleicher Leichtfertigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Kriegs, und in seiner ganzen Feldherrngroße stand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtausend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen sechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm sandte, bekrönten seine Siege. Der Verlust dieses großen Führers wurde von den Schweden bald aufs Empfindlichste gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu ersetzen seyn würde. Der Geist der Umvernung und Jugellosigkeit, durch das überwiegende Ansehen dieses gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, sobald er dahin war. Die Officiere forten mit fürchtbarer Einstimmigkeit ihre Rücksände, und keiner der vier Generale, die sich nach Vannier in das Commando theilten, besaß Ansehen genug, diesen ungestümen Mähnern Genüge zu leisten oder Stillschweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erschlaffte; der zunehmende Mangel und die kaiserlichen Abrufungsbefehle vermindern mit jedem Tage die Armee; die französisch-weimarischen Völker zeigten wenig Eifer; die Künenburger verlassen die schwedischen Bahnen, da die Fürsten des Hauses Braunschweig nach dem Tode Herzog Georges sich mit dem Kaiser verglichen; und endlich sondern sich auch die Hessen von ihnen ab, um in Westfalen beständige Quartiere zu suchen. Der Feind benüzt dieses Verzeerb'ge Zwischenreich, und, obgleich in zwei Actionen aufs Haupt geschlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortschritte in Niedersachsen zu machen.

Endlich erschien der neu ernannte schwedische Generalissimus mit frischem Geld und Soldaten. Bernhard Torstensohn war es, ein Jüngling Gustav Adolfs und der glückliche Nachfolger dieses Helden, dem er schon in dem polnischen Kriege als Page zur Seite stand. Von dem Podagra gelähmt und an die Gänfte geschmiebt, besiegte er alle seine Gegner durch

Schnelligkeit, und seine Unternehmungen hatten Flügel, während daß sein Körper die schrecklichsten aller Fesseln trug. Unter ihm verändert sich der Schanplan des Krieges, und neue Maximen herrschen, die die Noth gebietet, und der Erfolg rechtfertigt. Erschöpft sind alle Länder, um die man bisher getritten hatte, und, in seinen hintersten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oesterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutschland blutet. Torstensohn verschafft ihm zuerst diese bittere Erfahrung, sättigt seine Schweden an dem fetten Fisch Oesterreichs und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaisers.

In Schlessien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den schwedischen Anführer Stalhantisch erröseten und ihn nach der Neuemark gejagt. Torstensohn, der sich im Künenburgerischen mit der schwedischen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an sich und brach im Jahr 1642 durch Brandenburg, das unter dem großen Kurfürsten angefangen hatte eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schlessien ein. Glogau wird ohne Apyroche, ohne Beschie, mit dem Tode in der Stadt eintreten, der Herzog Franz Albrecht von Pauenburg bei Schweidnitz geschlagen und selbst erschossen, Schweidnitz, wie fast das ganze diesseits der Oder gelegene Schlessien, erbebt. Nun drang er mit unaufhaltsamer Gewalt bis in das Innerste von Mahren, wohin noch kein Feind des Hauses Oesterreich gekommen war, bemästerte sich der Stadt Olmütz und machte selbst die Kaiserstadt beben. Unterdessen hatten Piccolomini und Gherberg Verwold eine überlegene Macht versammelt, die den schwedischen Eroberer aus Mahren und bald auch, nach einem vergeblichen Versuch auf Brieg, aus Schlessien verjagte. Durch Brangeln verhärtet, wagte er sich zwar aufs Neue dem überlegenen Feind entgegen und entsetzte Glogau; aber er konnte weiter den Feind um Schlagen bringen, noch seine Absicht auf Wöbmen ausführen. Er überdewann nun die Lausitz, wo er im Angesicht des Feindes Jittau wegnahm und nach einem kurzen Aufenthalt seinen Marsch durch Meissen an die Elbe richtete, die er bei Torgau passirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung und machte sich Öffnung, in tiefer wehlhabenden, seit zehn Jahren verödet gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und starke Brandschagungen zu erbeben.

Soziale eilen die Kaiserlichen unter Verwold und Piccolomini über Treggen zum Entsatz herbei, und Torstensohn, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtdrönnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zusammen, den Gustav Adolph ein Jahr vorher durch einen entscheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Versuchten-Heldentugend erhöhte ihre Nachfolger zu einem edeln Wettstreit auf dieser heiligen Erde. Die schwedischen Generale Stalhantisch und Willenberg werfen sich auf den noch nicht ganz in Ordnung gestellten linken Flügel der Oesterreicher mit solchem Ungestüm, daß die ganze ihn bedeckende Keiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden drohte schon ein ähnliches Schicksal, als ihm der siegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und seine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile stand einer Mauer gleich und wehrte sich, nachdem alles Pulver verschossen war, mit umgekehrten Mäuffen, bis endlich die Kaiserlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreistündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Außerstes

gethan, ihre flehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog Leopold war mit seinem Regimente der Erste beim Angriff und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitausend Mann und zwei ihrer besten Generale, Schlagen und Villenhöf, kostete den Schweden dieser blutige Sieg. Von den Kaiserlichen blieben fünftausend auf dem Platze, und beinahe eben so viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von sechs- und vierzig Kanonen, das Silbergeschirr und die Kasse des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torstensohn, zu sehr geschwächt durch seinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geschlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter sich wieder sammelten. Erzherzog Leopold konnte diese verlorne Schlacht nicht verschmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch seine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen seines Grimms. Zu Rasowitz in Böhmen erklärte er es im Angesicht der übrigen Truppen für ehrlos, herabte es aller seiner Pferde, Waffen und Insignien, ließ seine Standarten zerreißen, mehrere seiner Officiere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig selbst, welches drei Wochen nach dem Treffen bewungen wurde, war die schönste Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze schwedische Heer neu bekleiden und sich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handelsgüter, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taren beschwert wurden, von der Plünderung lösen. Torstensohn rückte noch im Winter vor Freiberg, trugte vor dieser Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung preisgegeben, ohne Abbruch umher und mußte gewöhnlich auf dem Schnee campiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde und beschützte in Schwaben das kaiserliche Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entziehen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feinde in das Elsaß zurückgedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahres 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Unmertsamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutschen Krieg abgezogen und diese Unmertsamkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese vollständige Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so setzte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Vergeltung, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Anspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Ungrien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren aufzutreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meßkirch von Rottweil, wo ihm ein kaiserliches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Plag wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit ruhet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedeutliche Befestigung der Franzosen jenseits des Rheins und in einer so großen Nähe von Baiern zu hindern und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien.

das Zweitausend blieben und noch einmal so viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieser wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Kurfürstenthum und die angränzenden Lande, daß sie nicht nur ihre Winterquartiere darin beaupteten, sondern auch große Verstärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den besüßlichen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von Hatzfeld zu verteidigen, und näherte sich Thüringen, um Torstensohn's Unternehmungen in Sachsen zu unterstützen. Aber, anstatt seine Macht mit der schwedischen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinstrom, von dem er sich schon weiter, als er sollte, entfernt hatte. Da ihm die Baiern unter Mercy und Johann von Werth in der Markgrafschaft Baden zuvorgekommen waren, so irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preisgegeben, ohne Abbruch umher und mußte gewöhnlich auf dem Schnee campiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er sich im folgenden Sommer wieder im Felde und beschützte in Schwaben das kaiserliche Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche Condé belagerte, nicht entziehen sollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feinde in das Elsaß zurückgedrückt, wo er eine Verstärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals Richelieu, der im November des Jahres 1642 erfolgt war, und der Thron- und Ministerwechsel, den das Absterben Ludwigs des Dreizehnten im Mai 1643 nach sich zog, hatte die Unmertsamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutschen Krieg abgezogen und diese Unmertsamkeit im Felde bewirkt. Aber Mazarin, der Erbe von Richelieu's Macht, Grundsätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan seines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der französische Unterthan diese vollständige Größe Frankreichs bezahlte. Wenn Richelieu die Hauptstärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, so setzte sie Mazarin gegen den Kaiser und machte durch die Vergeltung, die er dem Kriege in Deutschland widmete, seinen Anspruch wahr, daß die deutsche Armee der rechte Arm seines Königs und der Wall der französischen Staaten sey. Er schickte dem Feldmarschall von Guebriant, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verstärkung ins Elsaß; und damit diese Truppen sich den Mühseligkeiten des deutschen Kriegs desto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Ungrien, nachheriger Prinz von Condé, sie in eigener Person dahin führen. Jetzt fühlte sich Guebriant stark genug, um in Deutschland wieder mit Ehren aufzutreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um sich in Schwaben bessere Winterquartiere zu suchen, und machte sich auch wirklich Meßkirch von Rottweil, wo ihm ein kaiserliches Magazin in die Hände fiel. Aber dieser Plag wurde theurer bezahlt, als er werth war, und schneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeschickte Hand seines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe seines Verlustes wurde noch selbst an dem Tage seines Todes kund.

Die französische Armee, durch die Expedition in einer so rauhen Jahreszeit merklich vermindert, hatte sich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo sie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Besuchs, in tiefer Sicherheit ruhet. Unterdessen versammelt der Feind eine große Macht, die bedeutliche Befestigung der Franzosen jenseits des Rheins und in einer so großen Nähe von Baiern zu hindern und diese Gegend von ihren Erpressungen zu befreien.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

Die Kaiserlichen, von Hassfeld angeführt, verbündeten sich mit der bayerischen Macht, welche Maxey befehligte, und auch der Herzog von Lothringen, den man in diesem ganzen Krieg überall, nur nicht in seinem Herzogthum findet, stößt mit seinen Truppen zu ihren vereinigten Bahnen. Der Anschlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzosen in Tuttlingen und den angränzenden Dörfern aufzuschlagen, d. i. sie unvermuthet zu überfallen; eine in diesem Kriege sehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil sie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut kostete, als geordnete Schlachten. Hier war sie um so mehr an ihrem Plage, da der französische Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutschen Winter ganz andere Begriffe hegte und durch die Strenge der Jahreszeit sich gegen jede Ueberraschung für hinlänglich gesichert hielt. Johann von Werth, ein Meister in dieser Art Krieg zu führen, der seit einiger Zeit gegen Gustav Horn war ausgewechselt worden, führte die Unternehmung an und brachte sie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Pässe und Waldungen wegen am Wenigsten erwartet werden konnte, und ein starker Schnee, der an eben diesem Tage (den 24ten des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angesichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlassene Artillerie wird, so wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerstand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt, und aller Zusammenhang der in den Dörfern umher zerstreuten feindlichen Quartiere still und völlig gehemmt. Die Franzosen waren also schon besiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihrer Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche sie vor dem nachfolgenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zusammengehoben oder strackte freiwillig das Gewehr. Wegen Zweitausend blieben, Siebentausend geben sich mit hundertzwanzig Stabsofficieren und neunzig Capitains gefangen. Dies war wohl in diesem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlorende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte: beide waren Deutsche, und die Franzosen hatten sich beschimpft. Das Andenken dieses unholten Tages, der hundert Jahre später bei Hohenbach erneuert ward, wurde in der Folge war durch die Heldenthaten eines Turanne und Gonzé wieder ausgelöscht, aber es war den Deutschen zu gönnen, wenn sie sich für das Glend, das die französische Politik über sie häufte, mit einem Gassenhauer auf die französische Tapferkeit bezahlt machten.

Diese Niederlage der Franzosen hätte indeffen den Schweden sehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaisers gegen sie losgelassen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieser Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torstensohn hatte Wänern im September 1644 völlig verlassen und sich nach Schlesien gezogen. Niemand wußte die Ursache seines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung seines Marsches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schlesien aus näherte er sich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiserlichen folgten ihm bis in die Lausitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe schlagen und sprengte aus, daß er durch Meissen in die obere Pfalz und in Böhmen dringen würde. Auch bei Warby stellte er sich an, als wollte er diesen Strom passiren, zog sich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er

seiner erschauten Armee bekannt machte, daß er sie nach Holstein gegen die Dänen führe.

Längst schon hatte die Parteilichkeit, welche König Christian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mitterlande gegen die Schweden bliesen ließ, die Eifersucht, womit er dem Fortgange ihrer Waffen entgegenarbeitete, die Hindernisse, die er der schwedischen Schifffahrt im Sund entgegensezte, und die Lasten, mit denen er ihren aufblühenden Handel beschwerte, den Unwillen dieser Krone gereizt und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefodert. Wie gewagt es auch schien, sich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Last des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden sank, so erhob doch die Nachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle diese Bedenkllichkeiten, und die Verlegenden selbst, in welche man sich durch den Krieg in Deutschland verwickelt sah, waren ein Beweggrund mehr, sein Glück gegen Dänemark zu versuchen. Es war endlich so weit gekommen, daß man den Krieg nur forsetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verschaffen, daß man fast bloß um den Vortheil der Winterquartiere stritt und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptschlacht schätzte. Aber fast alle Provinzen des deutschen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menschen, und an allem Diesem hatte Holstein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieser Provinz recrutirte, Pferde und Soldaten sättigte und die Reiterei besser beritten machte — so war der Erfolg schon der Mühe und Gefahr des Versuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgesprächs Alles darauf an, den nachtheiligen dänischen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu kommen, den Dänen selbst, der die schwedische Krone nicht sehr zu begünstigen schien, durch Verwirrung der Interessen möglichst zu verzögern und, da es auf Bestimmung einer Genugthuung ankam, die Zahl seiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünschte, desto gewisser zu erlangen. Die schlechte Verfassung des dänischen Reichs berechnete zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anschlag schnell und geschwiegen ausführte. Verlich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß so gut, daß die dänischen Minister nicht das Geringste davon ahnwöhnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg selbst war die Kriegserklärung, und Torstensohn stand in Holstein, ehe man eine Feindschaft abtete. Durch keinen Widerstand aufgehalten, ergiessen sich die schwedischen Truppen wie eine Ueberschwemmung durch dieses Herzogthum und bemächtigten sich aller festen Plätze desselben, Helsingborg und Glückstadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerstand leistet, und nur die stürmische Jahreszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu passiren und den Krieg selbst nach Rügen und Seeland zu wälzen. Die dänische Flotte verunglückt bei Remern, und Christian selbst, der sich auf derselben befindet, verliert durch einen Splitter sein rechtes Auge. Abgeschnitten von der weit entlegenen Macht des Kaisers, seines Vorgesetzten, steht dieser König auf dem Punkte, sein ganzes Reich von der schwedischen Macht überfluthet zu sehen, und es ließ sich in allem Ernst zu Erfüllung der Wahrsagung an, die man sich von dem berühmten Tycho Brahe erzählte, daß Christian der Vierte im Jahre 1644 mit einem bloßen Steden aus seinem Reiche würde wandern müssen.

Aber der Kaiser durfte nicht gleichgültig zusehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Haub dieses Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie

groß auch die Schwierigkeiten waren, die sich einem so weiten Marsch durch lauter ausgehungerte Länder entgegensetzten, so säumte er doch nicht, den Grafen von Wallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Obercommando über die Truppen aufs Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holstein zu senden. Wallas erschien auch wirklich in diesem Herzogthum, eroberte Kiel und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die schwedische Armee in Jütland einzuschließen. Zugleich wurden die Hessen und der schwedische General von Königs mark durch Hassfeld und durch den Erzbischof von Bremen, den Sohn Christian des Vierten, beschäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Weissen nach Sachsen gezogen. Aber Torstensohn brang durch den unbefestigten Paß zwischen Schleswig und Stapelholm, ging mit seiner neuorganisirten Armee dem Wallas entgegen und drückte ihn den ganzen Elbstrom hinauf bis Vernburg, wo die Kaiserlichen ein festes Lager bezogen. Torstensohn passirte die Saale und nahm eine solche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam und sie von Sachsen und Böhmen abschchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbesserte nichts an dieser verzweifelten Lage. Die Cavallerie, welche nach Schlesien zu entkommen suchte, wird von Torstensohn bei Jüterbock eingeholt und zerstreut, die übrige Armee, nach einem vergeblichen Versuch, sich mit dem Schwert in der Hand durchzuschlagen, bei Magdeburg fast ganz aufgerieben. Von seiner großen Macht brachte Wallas bloß einige tausend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meister zu finden sey, eine Armee zu ruiniren. Nach diesem vernünftigen Versuch zu seiner Befreiung suchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Wismar im Jahre 1645 unter harten Bedingungen.

Torstensohn verfolgte seinen Sieg. Während daß einer seiner Untergenerale, Axel Lilienstern, Kurachsen ängstigte, und Königs mark ganz Bremen sich unterwürfig machte, brach er selbst an der Spitze von sechszehntausend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein und suchte nun den Krieg aufs Neue in die Erbstaaten Oesterreichs zu verpflanzen. Ferdinand eilte auf diese Nachricht selbst nach Prag, um durch seine Gegenwart den Muth seiner Völker zu entflammen und, da es so sehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinstimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsscenen desto schneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf seinen Befehl versammelte Hassfeld die ganze österreichische und bairische Macht und stellte sie — das letzte Heer des Kaisers und der letzte Wall seiner Staaten — wider seinen Rath und Willen dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Janfowiz am 24. Februar 1645 entgegen. Ferdinand verließ sich auf seine Reiterei, welche dreitausend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zusage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erschienen und einen gewissen Sieg versprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiserlichen schreckte Torstensohn nicht ab, der nie gewohnt war, seine Feinde zu zählen. Gleich beim ersten Angriff wurde der linke Flügel, den der lausitzische General von Götz in eine sehr unvorthellhafte Gegend zwischen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer selbst mit dem größten Theil seiner Völker erschlagen, und beinahe die ganze Kriegsmannschaft der Armee erbeutet. Dieser unglückliche Anfang entschied das Schicksal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten sich, immer vorwärts bringend, der wichtigsten

Anhöhen, und nach einem geshändlichen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiserlichen Reiterei und dem tapfersten Widerstand des Fußvolks waren sie Meister vom Schlachtfelde. Zweitausend Oesterreicher blieben auf dem Plage, und Hassfeld selbst mußte sich mit dreitausend gefangen geben. Und so war denn an einem Tage der beste General und das letzte Heer des Kaisers verloren.

Dieser entscheidende Sieg bei Janfowiz öffnete auf Einmal dem Feind alle österreichische Lande. Ferdinand entfloß eilig nach Wien, um für die Wertheilung dieser Stadt zu sorgen und sich selbst, seine Schätze und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, so brachen die siegenden Schweden in Mähren und Oesterreich wie eine Wasserflut herein. Nachdem sie beinahe das ganze Mähren erobert, Prüm eingeschlossen, von allen festen Schlössern und Städten bis an die Donau Besitz genommen und endlich selbst die Schanze an der Wolsbrücke, unsern von Wien, erstiegen, stehen sie endlich im Gesicht dieser Kaiserstadt, und die Sorgfalt, mit der sie die eroberten Pläze besetzten, scheint keinen kurzen Besuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutschen Reichs frümmt sich endlich der Kriegerstrom rückwärts zu seinem Anfang, und der Anall des schwedischen Geschehens erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmischen Hellen vor siebenundzwanzig Jahren in die Kaiserburg warfen. Dieselbe Kriegsbühne führt auch dieselben Werkzeuge des Angriffs wand. Wie Bethlen Gabor von den rebellischen Böhmen, so wird jetzt sein Nachfolger, Ragoczy, von Torstensohn zum Weistand herbei gerufen: schon ist Obernurgarn von seinen Truppen überschwemmt, und täglich fürchtet man seine Vereinigung mit den Schweden. Johann Georg von Sachsen, durch die schwedischen Einquartierungen in seinem Lande aufs Aeußerste gebracht, hülflos gelassen von dem Kaiser, der sich nach dem Janfowitzer Treffen selbst nicht beschützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillstand mit den Schweden zu schließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiser verliert einen Freund, indem an den Aehren seines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufsteht, indem seine Kriegsheere schmelzen, und seine Bundesgenossen an andern Enden Deutschlands geschlagen werden. Denn auch die französische Armee hatte den Schimpf der Lutlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöscht und die ganze Macht Baierns am Rhein und in Schwaben beschlagnahmt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verstärkt, die der große und jetzt schon durch seine Siege in Italien verherrlichte Turenne dem Herzog von Eng hien zuführte, erschienen sie am 8ten August 1644 vor Freiburg, welches Meren kurz vorher erobert hatte und mit seiner ganzen aufs Beine verschanzten Armee bedeckte. Das Unglück der französischen Tapferkeit scheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Walern, und der Herzog von Eng hien mußte sich zum Rückzug entschließen, nachdem er bei sechstausend seiner Leute umsonst hingeschlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über diesen großen Verlust, den aber der herzlose, für den Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris,“ hörte man ihn sagen, „gibt mehr Menschen das Leben, als diese Action gekostet hat.“ Indessen hatte doch diese mörderische Schlacht die Baiern so sehr entkräftet, daß sie, weit entfernt, das beängigte Oesterreich zu entsetzen, nicht einmal die Rheingrenze vertheidigen konnten. Speyer, Worms, Manheim ergeben sich, das feste Philippsburg wird durch Mangel bezwungen, und Mainz selbst

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.

eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oesterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torstensohn. Ragoczy war zwar mit seinen Völkern, fünf und zwanzigtausend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des schwedischen Lagers gedrungen; aber diese undisciplinirten und rohen Schaaren vermütheten nur das Land und vermehrten den Mangel im Lager der Schweden, anstatt daß sie die Unternehmungen Torstensohns durch eine zweckmäßige Wirksamkeit hätten befördern sollen. Dem Kaiser Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuliefern, war der Zweck, der den Ragoczyn wie Bethlen Gabor ins Feld rief, und Beide gingen heim, sobald sie diese Absicht erreicht hatten. Ferdinand, um seiner Los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer seine Staaten von diesem furchtbaren Feinde.

Unterdessen hatte sich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brunn auf's Aeußerste geschwächt. Torstensohn, der selbst dabei commandirte, erschöpfte vier Monate lang umsonst seine ganze Belagerungskunst; der Widerstand war dem Angriffe gleich, und Verweigerung erhöhte den Muth des Commandanten de Souches, eines schwedischen Ueberläufers, der seinen Vorden zu hoffen hatte. Die Muth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Mangel unreifer Früchte in seinem langwierigen verpesteten Lager erzeugte, und der schnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den schwedischen Befehlshaber, die Belagerung aufzugeben. Da alle Pässe an der Donau besetzt, seine Armee aber durch Krankheit und Hunger schon sehr geschwächt war, so entsagte er seiner Unternehmung auf Oesterreich und Mähren, bequimte sich, durch Zurücklassung schwedischer Besatzungen in den eroberten Schlössern, einen Schlüssel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm seinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiserlichen unter dem Herzog Leopold folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem Kestern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach seinem Abzuge von dem kaiserlichen General Wuchelmann bewungen, so daß die österreichische Gränze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war, und das stürmende Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schläen behaupteten sich die Schweden nur mit sehr abwechselndem Glück und durchirrten beide Länder, ohne sich darin behaupten zu können. Aber, wenn auch der Erfolg der Torstensohn'schen Unternehmung ihrem vielversprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, so hatte sie doch für die schwedische Partei die entscheidendsten Folgen. Tänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachsen zum Stillstand genöthigt, der Kaiser bei dem Friedenscongreß nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden selbst in seinem Betragen gegen die Aemten unverächtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Macht so glänzend entleitet, trat der Urheber die Fortbeile, mit Kreberr geschmückt, in die Stille der Erbkrankheit zurück, um gegen die Qualen seiner Krankheit Vinderung zu suchen.

Von der böhmischen Seite war sich der Kaiser nach Torstensohn's Abzug vor einem feindlichen Einbruch gesichert; aber bald näherte sich von Schwaben und Baiern her eine neue Gefahr den österreichischen Gränzen. Turenne, der sich von Gonds getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr 1645 unweit Mergentheim von Weren aufs Haupt geschla-

worden, und die siegenden Baiern drangen unter

ihrem tapfern Anführer in Hessen ein. Aber der Herzog von Eughien eilte sogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elsaß, Königsmark aus Mähren, die Hessen von dem Rheinstrom herbei, das geschlagene Heer zu verstärken, und die Baiern wurden bis an das äußerste Schwaben zurück gedrängt. Bei dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen hielten sie endlich Stand, die Gränze von Baiern zu vertheidigen. Aber der ungekürzte Muth des Herzogs von Eughien ließ sich durch kein Hinderniß erschrecken. Er führte seine Völker gegen die feindlichen Schanzen, und eine große Schlacht geschah, die der heldenmüthige Widerstand der Baiern zu einer der hartnäckigsten und blutigsten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen Weren, Turenne's Besonnenheit und die festeste Standhaftigkeit der Hessen zum Vortheil der Allirten entschied. Aber auch diese zweite barbarische Hinopferung von Menschen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das französische Heer, durch diesen blutigen Sieg entkräftet, verminderte sich noch mehr durch den Abzug der Hessen, und den Baiern führte Leopold kaiserliche Hülfsvölker zu, daß Turenne aufs Eilfertigkeit nach dem Rhein zurückziehen mußte.

Der Rückzug der Franzosen erlaubte dem Feind, seine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. Gustav Wrangel, sein unwürdiger Nachfolger Banniers und Torstensohns, hatte im Jahre 1646 das Obercommande über die schwedische Macht erhalten, die, außer Königsmark's fliegendem Corps und den vielen im Felde zerstreuten Besatzungen, ungefähr noch achttausend Pferde und fünftausend Mann Fußvolk zählte. Nachdem der Großherzog seine vier und zwanzigtausend Mann starke Macht durch zwei bayerische Cavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verstärkt hatte, ging er auf Wrangeln los und hoffte ihn, ehe Königsmark zu ihm stiehe, oder die Franzosen eine Ueberfluth machten, mit seiner überlegenen Macht zu erröthen. Aber dieser erwartete ihn nicht, sondern eilte durch Oberbayern an die Isar, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er sich nach Hessen, um sich mit Turenne zu vereinigen, und zog in seinem Lager zu Weglar die fliegende Armee des Königsmark an sich. Aber Turenne, begleitet durch Maximilian's Befehle, der dem Kriegsschluß und dem immer wachsenden Uebermuth Schwedens gern eine Gränze gesetzt sah, entschuldigte sich mit dem dringenden Bedürfnis, die niederländischen Gränzen des französischen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre versprochene Diversion in diesem Jahr unterlassen hätten. Da aber Wrangel verfuhr, auf seiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu bestehen, da eine längere Widersegligkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja, sie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oesterreich geneigt machen konnte, so erhielt endlich Turenne die erwünschte Erlaubniß, das schwedische Heer zu verstärken.

Die Vereinigung geschah bei Mierden, und jetzt fühlte man sich mächtig genug, dem Feinde die Stirne zu bieten. Er war den Schweden bis Hessen nachgefolgt, wo er ihnen die Lebensmittel abschneiden und die Vereinigung mit Turenne verhindern wollte. Weides mangelte, und die Kaiserlichen sahen sich nun selbst von dem Main abgeschnitten und nach dem Verlust ihrer Magazine dem größten Mangel ausgesetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung anzuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben sollte. Auch er hatte die Marine seines Vorgängers abgetirt, den Krieg in die österreichischen Staaten zu spielen; aber, von dem schlechten Fortgange

der Torstensohn'schen Unternehmung abgeschreckt, hoffte er denselben Zweck auf einem andern Wege sicherer und gründlicher zu erreichen. Er entschloß sich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Baiern gegen die österreichischen Gränzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte schon Gustav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallenstein'sche Macht und Sachsens Gefahr von seiner Siegesbahn zu frühzeitig abriefen. In seine Fußstapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklich als Gustav Adolph, hatte er schon zwischen der Isar und dem Inn seine siegreichen Zahren ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in seinem Helbenlaufe still zu stehen und seine Völker zurückzuführen. Was diesen Weiben mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um so mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiserlich-bayerischen Völker weit hinter ihm an der Isar standen und erst nach einem sehr weiten March durch Franken und die Oberpfalz in Baiern eintreffen konnten. Eilfertig zog er sich an die Donau, schlug ein Corps Baiern bei Donaauwörth und passirte diesen Strom, so wie den Rhen, ohne Widerstand. Aber durch die fruchtlose Belagerung von Augsburg verschaffte er den Kaiserlichen Zeit, sowohl diese Stadt zu entsetzen, als ihn selbst bis Vauingen zurückzutreiben. Nachdem sie sich aber aus Neuen, um den Krieg von den bayerischen Gränzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erlahmte er die Gelegenheit, den unbesezt gelassenen Rhen zu passiren, den er nunmehr den Kaiserlichen selbst versperrete. Und jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt vor ihm da: Franzosen und Schweden überschwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat belohnte sich durch die schrecklichsten Gewaltthaten, Märbereien und Expressionen für die überstandenen Vorfälle. Die Ankunft der kaiserlich-bayerischen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Rhen vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterschied plünderten.

Jetzt endlich -- jetzt, in diesem ganzen Kriege zum ersten Male, wankte der standhafte Muth Maximilian's, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härtesten Proben unerschütterlich geblieben. Ferdinand der Zweite, sein Gevater zu Inghart und der Freund seiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieses Freundes und Wohltäters war eins der stärksten Bande zerrissen, die den Kurfürsten an Oesterreichs Interesse geknüpft hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war seinem Herzen fremd, und nur das Staatsinteresse konnte ihn in der Treue gegen diesen Fürsten erhalten.

Und eben dieses Letztere war es, was die französische Arglist jetzt wirken ließ, um ihn von der österreichischen Allianz abzulösen und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Absicht hatte Mazzarin seiner Eifersucht gegen die wachsende Macht Schwedens Stillschweigen auferlegt und den französischen Völkern gestattet, die Schweden nach Baiern zu begleiten. Baiern sollte alle Schrecknisse des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit Maximilian's besiegten, und der Kaiser den ersten und letzten seiner Allirten verlore. Brandenburg hatte unter seinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachsen aus Noth ergreifen müssen, den Spaniern unterlag der französische Krieg jeden Antheil an dem deutschen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillstand

entwaffnet. Gelang es, auch noch den Kurfürsten von Baiern von dem österreichischen Bündniß loszureißen, so hatte der Kaiser im ganzen Deutschland keinen Helfer mehr, und schuglos stand er da, der Willkür der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er schwebte, und ließ kein Mittel unversucht, sie abzuwenden. Aber man hatte dem Kurfürsten von Baiern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ständen, und daß bloß spanischer Einfluß den Kaiser vermöge, sich gegen den Stillstand der Waffen zu erklären; Maximilian aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß sie ihm bei seiner Werbung um die pfälzische Kur entgegen gewesen waren. Und dieser feindseligen Macht zu Gefallen sollte er jetzt sein Volk aufgeopfert, seine Lande verunthet, sich selbst in Grunde gerichtet sehen, da er sich durch einen Stillstand aus allen Bedrängnissen reißen, seinem Volke die so nöthige Erholung verschaffen und durch dieses Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beschleunigen konnte? Jede Bedenkllichkeit verschwand, und, von der Nothwendigkeit dieses Schrittes überzeugt, glaubte er seinen Pflichten gegen den Kaiser genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenstillstandes theilhaftig machte.

In Ulm versammelten sich die Deputirten der drei Kronen und Baierns, um die Bedingungen des Stillstandes in Eile zu bringen. Aus der Instruction der österreichischen Abgesandten ergab sich aber bald, daß der Kaiser den Congreß nicht bestrich hatte, um die Abschließung desselben zu bessern, sondern vielmehr, um sie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren und von der Fortsetzung des Krieges mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillstand zu gewinnen, nicht ihnen denselben durch harte Bedingungen zu erschweren. Sie waren ja die Sieger; und doch mußte der Kaiser sich an, ihnen Gesetze vorzuschreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Gesandten nicht im ersten Zorn den Congreß verließen, und, um sie zurückzuhalten, mußten die Franzosen zu Drehungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Kurfürsten von Baiern auf diese Weise mißlungen war, den Kaiser mit in den Stillstand einzuschließen, so hielt er sich nunmehr für berechtigt, für sich selbst zu sorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den Stillstand erkaufen ließ, so bedachte er sich doch nicht lange, denselben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die seinigen auf Baiern und auf die pfälzischen Lande einzuschränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Allirten geräumt werden, die ihm überseits, was sie von Baiern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillstand war auch Köln und Hessen-Kassel eingeschlossen. Nach Abschließung dieses Tractats, am 14ten März 1647, verließen die Franzosen und Schweden Baiern und wählten sich, um sich selbst nicht im Wege zu stehen, verschiedene Quartiere, jene im Herzogthum Württemberg, diese in Oberschwaben, in der Nähe des Bodensees. An dem ändersten nördlichen Ende dieses Sees und Schwabens südlicher Spitze trogte die österreichische Stadt Bregenz durch ihren engen und steilen Fels jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man seine Güter und Personen in diese natürliche Festung geschüttet. Die reiche Beute, die der aufgehäuhte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Fels gegen Tirol, die Schweiz und Italien zu besitzen, reizte den schwedischen

General, einen Angriff auf diese für unüberwindlich gehaltene Gasse und die Stadt selbst zu versuchen. Beides gelang ihm, des Widerstandes der Landleute ungeachtet, die, sechstausend an der Zahl, den Paß zu verteidigen strebten. Unterdeß hatte sich Turenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Württembergischen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmstadt und den Kurfürsten von Mainz durch die Gewalt seiner Waffen zwang, nach dem Beispiel Baierns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich schien das große Ziel der französischen Staatskunst erreicht zu seyn, den Kaiser, alles Weistandes der Ligne und seiner protestantischen Allirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Widerthigung bloß zu stellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu dictiren. Eine Armee von höchstens zwölftausend Mann war Alles, was ihm von seiner Durchbarkeit übrig war, und über diese mußte er, weil der Krieg alle seine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Calvinisten, den bessischen Ueberläufer Melander, zum Befehlshaber setzen. Aber, wie dieser Krieg mehrmals den überraschendsten Glückswechsel aufstellte, und oft durch einen plötzlichen Zwischenfall alle Berechnungen der Staatskunst zu Schanden machte, so sträubte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief gesunkene Macht Oesterreichs arbeitete sich nach einer kurzen Krise aufs Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Gifersucht gegen die Schweden erlaubte dieser Krone nicht, den Kaiser zu Grunde zu richten und die schwedische Macht in Deutschland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich selbst leicht verderblich werden konnte. Oesterreichs hilflose Lage wurde daher von dem französischen Minister nicht benutzt, die Armee des Turenne von Wrangel getrennt und an die niederländischen Grenzen gezogen. Zwar versuchte Wrangel, nachdem er sich von Schwaben nach Raufen gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiserliche Besatzung unter seine Armee gesteckt hatte, ihr sich selbst in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüssel zu diesem Königreich. Um diese Action zu entseyn, ließ der Kaiser seine letzte Armee marschiren und fand sich in eigner Person bei derselben ein. Aber ein weiter Umweg, den sie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräsidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren March, und, ehe sie anlangte, war Eger schon verloren. Beide Armeen näherten sich jetzt einander, und man erwartete mehr als einmal eine entscheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiserlichen die größere Zahl für sich hatten, und beide Lager und Schlachtforderungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geschieden waren. Aber die Kaiserlichen begnügten sich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und schlimme Märsche zu ermüden, bis die mit Baiern eröffneten Unterhandlungen das gewünschte Ziel erreicht haben würden.

Baierns Neutralität war eine Wunde, die der kaiserliche Hof nicht verschmerzen konnte. Nachdem man umsonst versucht hatte, sie zu heilen, ward beschloffen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Officiere der bayerischen Armee waren über diesen Schritt ihres Herrn entrüstet, der sie auf einmal in Unthätigkeit versetzte und ihrem Gange zur Ungebundenheit eine lästige Fessel anlegte. Selbst der laßere Johann von Werth stand an der Spitze der Mißvergnügten, und, angemuntert von dem Kaiser, entwarf er das Complot, die ganze Armee von dem Kurfürsten abzurufen zu machen und dem Kaiser

zuguführen. Ferdinand erröthete nicht, diese Verätherei gegen den treuesten Allirten seines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die kurfürstlichen Völter förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er sie erinnerte, daß sie Reichstruppen seyen, die der Kurfürst bloß in kaiserlichem Namen besetzt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angesponnene Complot noch zeitig genug, um durch schnelle und zweckmäßige Anstalten der Ausführung desselben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaisers hatte ihn zu Repressalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein sprechen durfte, die Leidenschaft zu hören. Er hatte von dem Waffenstillstand die Vortheile nicht geerntet, die er sich davon versprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beschleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieser einseitige Stillstand vielmehr den Negotiationen in Münster und Snabrück eine schädliche Wendung gegeben und die Allirten in ihren Forderungen dreister gemacht. Die Franzosen und Schweden waren aus Baiern entfernt worden; aber durch den Verlust der Quartiere im schwäbischen Kreise sah er sich nun selbst dahin gebracht, mit seinen Truppen sein eigenes Land auszufangen, wenn er sich nicht entschließen wollte, sie ganz und gar abzugeben und in dieser Zeit des Ausstrechts unbefonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ob er eins dieser beiden gewissen Uebel erwählte, entschied er sich lieber zu einem dritten, das zum Wenigsten noch ungewiß war, den Stillstand aufzukündigen und aufs Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entschluß und die schnelle Hülfe, die er dem Kaiser nach Böhmen schickte, drohte den Schweden höchst verderblich zu werden, und Wrangel mußte sich aufs Eilfertigste aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Westfalen und Lüneburg, um die französische Armee unter Turenne an sich zu ziehen, und unter Melander und Orenseld folgte ihm die kaiserlich-bayerische Armee bis an den Weserstrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe Turenne zu ihm stieß; aber, was den Kaiser zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Witten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Ringheit den Lauf des Krieges, und die Wachsamkeit der Hölle vermehrte sich, je näher der Friede herbeistürzte. Der Kurfürst von Baiern durfte es nicht geschehen lassen, daß sich das Uebergewicht der Macht so entscheidend auf die Seite des Kaisers neigte, und durch diesen plötzlichen Umsturz der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abschließung der Tractate war jede einseitige Glücksveränderung außerordentlich wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den tractirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der schwierigsten Unterhandlungen zerstören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich seine Allirten, die Krone Schweden, in heilsamen Fesseln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluste, seine Laune zuzählte, so übernahm der Kurfürst von Baiern stillschweigend dieses Geschäft bei seinem Allirten, dem Kaiser, und suchte durch eine weise Abwägung seines Weistandes Meisters von Oesterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaisers auf einmal in einer gefährlichen Höhe zu steigen, und Maximilian hält plöglich inne, die schwedische Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repressalien Frankreichs, welches schon gedroht hatte, die ganze Macht Turenne's gegen ihn zu senden, wenn er seinen Truppen erlauben würde, über die Weser zu setzen.

Melander, durch die Baiern gebindert, Wrangeln weiter zu verfolgen, wendete sich über Jena und

Erfurt gegen Hessen und erscheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demselben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Nachgiebigkeit gegen seine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, so befreilgte er diese Lust auf das Schrecklichste. Hessen blutete unter seiner Geißel, und das Elend dieses so hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn aufs Aeußerste getrieben. Aber bald hatte er Ursache zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Nachgiebigkeit statt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Hessen brückte der äußerste Mangel die Armee, während daß Wrangel in Lüneburg frische Kräfte sammelte und seine Regimenter beritten machte. Viel zu schwach, seine schlechten Quartiere zu behaupten, als der schwedische General im Winter des 1648ten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Hessen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau seine Rettung suchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden auf's Neue getäuscht und die Armee des Turenne, aller Aufforderungen Wrangels ungeachtet, am Rheinstrom zurückgehalten. Der schwedische Heerführer hatte sich dadurch gerächt, daß er die weinariische Reiterei an sich zog, die dem französischen Dienst entsagte, durch eben diesen Schritt aber der Eifersucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt Turenne die Erlaubniß, zu den Schweden zu stoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in diesem Kriege eröffnet. Sie trieben Melanderu bis an die Donau vor sich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiserlichen belagert war, und schingen jenseits der Donau das kaiserlich-bayerische Heer, das bei Zusmarshausen sich ihnen entgegenstellte. Melander erhielt in dieser Action eine tödtliche Wunde, und der bayerische General von Gronsfeld postirte sich mit der übrigen Armee jenseits des Lechstroms, um Baiern vor einem feindlichen Einbruche zu schützen.

Aber Gronsfeld war nicht glücklicher als Tilly, der an eben diesem Posten für Baierns Rettung sein Leben hingeworfen hatte. Wrangel und Turenne wählten dieselbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg Gustav Adolphs bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe desselben Vortheils, welcher jenen begünstigt hatte. Jetzt wurde Baiern aufs Neue überschwemmt, und der Bruch des Stillstandes durch die grausamste Behandlung des bayerischen Unterthans gehandelt. Maximilian verkroch sich in Salzburg, indem die Schweden über die Isar setzten und bis an den Inn vordrangen. Ein anhaltender starker Regen, der diesen nicht sehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oesterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal versuchte der Feind, eine Schiffsbrücke über den Inn zu schlagen, und zehnmal vernichtete sie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholischen so groß gewesen, als jetzt, da die Feinde mitten in Baiern standen, und kein General mehr vorhanden

war, den man einem Turenne, Wrangel und Königsmark gegenüber stellen durfte. Endlich erschien der tapfere Held Piccolomini aus den Niederlanden, den schwachen Heer der kaiserlichen Heere anzuführen. Die Allirten hatten durch ihre Verwüstungen in Baiern sich selbst den längern Aufenthalt in diesem Lande erschwert, und der Mangel nöthigte sie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenapoßte ihre Thätigkeit endigt.

Mit seinem fliegenden Corps hatte sich Königsmark nach Böhmen gewendet, wo Ernst Dobrowsky, ein abgedankter Rittmeister, der im kaiserlichen Dienst zum Krüppel geschossen und kaum ohne Gnugthuung verabschiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. Königsmark vollführte ihn glücklich und erwarb sich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beschließen zu haben. Nicht mehr als einen Todten kostete den Schweden dieser entscheidende Streich, der endlich die Unentschlossenheit des Kaisers belegte. Die Altstadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren lebhaften Widerstand auch den Pfalzgrafen Karl Gustav, den Thronfolger der Christina, der mit frischen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze schwedische Macht aus Böhmen und Schlesiens vor ihren Manern versammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in diesen erreichte sie die Botschaft des zu Senabrück und Wülfster am vierundzwanzigsten October unterzeichneten Friedens.

Was für ein Riesenwerk es war, diesen unter dem Namen des westfälischen berühmten, unverleglichen und heiligen Friedens zu schließen, welche unendlich scheinende Hindernisse zu bekämpfen, welche streitende Interessen zu vereinigen waren, welche Heide von Zufällen zusammen wirken mußte, dieses mühsame, theure und dauernde Werk der Staatskunst zu Stande zu bringen, was es kostete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es kostete, die schon eröffneten unter den wechselnden Spielen des immer fortgesetzten Krieges im Ganzen zu erhalten, was es kostete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich abgetündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieses Friedens war, was durch dreißigjährige Anstrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden ist, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäische Gesellschaft im Großen und im Ganzen dabei mag gerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes und eigenes Ganze ist auch die Geschichte des westfälischen Friedens. Ein Abriß davon würde das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelet entstellen und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch sie die Aufmerksamkeit desjenigen Publicums fesseln könnte, für das ich schrieb, und von dem ich hier Abschied nehme.

Kleinere Schriften vermischten Inhalts.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Erfreulich und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H., an Ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortheilhaften jungen Männer, die eine edle Wissbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen. Ist mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben, als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht vermindere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichen Epoche seines Wirkens empfängt, und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entzünden, desto mehr Anforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Verengung und Täuschung nicht unnützlich verschwende.

Druckbar und weit umfänglich ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Besserung, begleitet sie ihn: von Allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben: aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbringen — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ob ich es aber unternehmen kann, meine h. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande abschätzen genauer zu bestimmen und die Verbindung anzuzeigen, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wage ich nicht überflüssig seyn, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit ihnen einzuversetzen. Eine verläßliche Berücksichtigung dieser Frage, welche mir vordringend und dringend genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studienplan, den sich der Brodgelahrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Prodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen Lehtern widmet, würde er seinem künftigen Verufe zu widmen glauben und sich diesen Lauf nie vergeben. Zeinen ganzen Fleiß wird er nach den Anforderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Kunst nicht zu fürchten. Hat er seinen Curfus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entlastet er seine Hörerinnen — denn wenn noch weiter sie kommen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die unsam mangelhaften Gedächtnisstücke um Schon zu tragen und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Prodwissenschaft benunziert ihn, weil sie ihm neue Arbeit aufsetzt oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie verdrängt die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieben, als der Haufe der Brodgelahrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sey, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar: sie sechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verweissung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie verteidigen, ungleich für ihr ganzes Daseyn sechten. Darum kein unversöhnlicher Feind, kein neidischerer Amtsgeldhülfe, kein bereitwilligerer Regermacher, als der Brodgelahrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn beleben, desto größere Vergeltung heischt er von außen: für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Muthmaßung klagen, als den Brodgelahrten; nicht bei seinen Gedankenschäzzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Vergütung. Schlägt ihm Dieses fehl, wer ist unglücklicher, als der Brodgelahrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geistert, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Kürstengunst verwandelt.

Beklagenwerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und anrichtet, als der Tagelöhner mit

* Anmerk. d. Herausg. d. H. Diese Rede wurde von der Vers. d. h. H. am 17. d. d. gehalten. Sie erschien zuerst im J. 1779, im November.

dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! — Noch heklagenswürdiger aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anerkeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mäßeliche, das Oeringfügige in seinen Berufsgeschäften brückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegensehen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Cultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu seyn und den entdeckten Mangel aus innerer Hülle zu verbessern. Der Arzt entzweit sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschlüsse die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den heiligen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Wen so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Gränzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander getrennt. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe in einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzünden den philosophischen Geist. Vielerleicht füllten sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzten den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein Sy stem, und gerne wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuen und schöneren vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Geste, der es unbefriedigt auseinanderlegt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortreflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdienstes, als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfunderisch

genug, um jede Thätigkeit zu nützen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte veräunnet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die haßfällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. In Allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen; der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Reize selbst Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt! Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht, was er treibt, sondern, wie er Das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkte des Ganzen: und, so weit ihn auch das Subject seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand: er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sey, welches von den beiden Gemaltes, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Mäther nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzu weit von ihrem höhern Endzweck entfernen und einen kleinen Gewinn mit einem in großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so reiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen und durch ihr Weisheit ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vermals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerschaften bis auf den Zeitpunkt aufzuarbeiten zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Sirkel wieder herzustellen. Wie beschränkt und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper; aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisefeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei Vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Wand der Ehe, dort noch keine Kenntniss des Eigentums; hier konnte die schlafte Seele noch nicht einmal eine Erfahrung festhalten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingehen, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei Allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Bei Andern, die, mit mehreren Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erriethen hatten, zeigten Knechtschaft und Despotismus ein schauerhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Africas seine Unterthanen für einen Schluß Braumwein verhandeln: — hier wurden sie auf seinem Orbe erschlagen, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Aetisch und hier vor einem grausamen Schenkel nieder: in seinen Weibern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglauben niederdrücken, so elend ist er hier durch das andere Extrem gequälter Freiheit. Immer zum Angriff und zur Verteidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgeschreckt, reißt der Wilde sein schones Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schlingert! Kein werthvoller Herd wird ihm rauben, kein süßes Gastrecht ihn entzweien. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer schändlichen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Dürst zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Gesichtsmasch sucht Verblöcktheit in der Betäubung, Schamheit in der Vergerung, Ruhm in der Hebelreißung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und Das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter hülfe stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Ateij hat sie angebahnt und den widerstrebenden Völkern durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürrn Lande Ströme gegeben. Jonen und Jahreszeiten hat der Mensch durch einander gemengt und die weidlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wo er Europa nach Asien und dem Südmere trug, hat er Asien in Europa ansetzeln lassen. Um heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, weid die starke Wiesenbunde zerriss — dem Seewind aufsthat, und in den Wellen des Lebens spicieren sich Asiens Neben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in münterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Willen, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weisse Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geknüpft und die Freiheit des Raubtiers

hingegen, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfnis nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Heerd zu verteidigen. Mit dem Arme des Landmannes füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Krieges schlägt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszuweisen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Ateijes, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstverteidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entziehen soll; seitdem er das testbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten und dem Hinf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben und dem Ateij neue Räume aufsthaten! — Die Schrauben sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Allende Meere verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Grasmus beschienen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen zeigen die barbarischen Verbrechen allmählich in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredelung ist geschehen, daß die Gesetze jugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangsverpflichten von dem Menschen ablassen, übernehmen ihn die Titten. Da keine Strafe droht, und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstandes und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen Eingdrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschätzlich, ja, wie nützlich hat er es gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lebensanarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leihet der Welt jetzt unendlich mehr Outas, als sein schreckhaftes Urtid im alten Rom — denn es läßt ein nütziges Staatssystem durch Gentracht in kommen; jenes dückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer slavischen Einförmigkeit darnieder. Erst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der besten Philosophie verkennen? Unsere Ketzereien und Ketere machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verkehrt, als — der Pöbel eines Nachbarn und Berreggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth, als vormalis durch die feierlichsten Verträge verbrüderet! Den Frieden bütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große

Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander ansehnlich, aber hoffentlich nicht mehr zersplittern.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Canadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenerwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Neupfersten zu diesem Neupfersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermesslich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht wenig auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern, darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Ainsternis und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Glend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aussuchen! Frei an der Themse und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel krafftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Hube krafftlos und elend, wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürrig und unglücklich an des Obro unbekanntem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfnis, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner eines Stroms durch eine andere Liturgie unermesslich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von America und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne und ließ in Frankreich alle, bis auf einen, verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß wir uns in diesem Augenblicke hier zusammenfinden, uns mit diesem Grade von Nationalculturbildung, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammenfinden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nöthig seyn, dieses einzige Moment zu erklären. Daß wir uns als Christen zusammenfinden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem, steigendem Lauf über die Welt zu verbreiten und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu bestiegen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einem Gregor und Innocenz alle ihre Gränze auf das Menschengeschlecht ausdehnen, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß und des geistlichen Despotismus schreiender Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch

auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europas zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn Dies geschehen sollte, so müßten die Waffen unserer Fürsten Karl V. einen Religionsfrieden abnötigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiß ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen und durch eine kriegerische Gausa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unserer ganzen Cultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Afiens Gräbern entladen, und der trostige Lehensadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Zählten seinen Empörungsgestirne ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern, und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wozu unsere jetzige Mühe der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausbringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstirbte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs Neue hervorbrehen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Staub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Glend der Barbarei mußte unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werththätigkeit schuf, von ferne einen Ersatz zubereiten, und der vorfane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustinischen Weltalters bis in den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhaltend. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Mäusen und Grazien schließen, wenn sie einen Weg zu dem Hohen finden und den Namen einer Menschenbilderin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstandes emporgedrungen wären, welche sie wirklich erlitten haben? mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Gründungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen müßten zusammen treffen, diesen neuen, noch jarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachstum und Ausbreitung zu geben? Wie viele Kriege müßten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zertrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsturz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichen Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schulener vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu

unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserm Nuzus. Die Kleider, die wir tragen, die Würge an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel und eben so viele neue Werkzeuge unseres Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der America entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Africa umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Gränzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen festgehalten worden. Dabin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Geschichte der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition, und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfinden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzuthellen, so geschah diese Mittheilung anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und, da sie durch Merkwürdiges, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte: daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich: unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Verwelt in die Zeiten der Vordruckerkunst gerettet. Bei Weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkenntlich gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verlißt und nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben die Wahrheit zu enträthseln: welchen Muth können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Mühen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Umfange. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwiderstehlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältnis eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die

Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Princip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensiehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprunge der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfange — nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren und an dem Zeitfaden dieser bezeichneten Acten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberslieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt seyn. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merktliches Mißverhältnis sichtbar. Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustande des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, wenn sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aus Menauche binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten isolirt erscheinen. Ein Actum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums nur besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Actum für die Weltgeschichte wird; aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas Anderes als ein Aggregat von Bruchstücken werden und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Zieht also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und, indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verketten, erhebt er das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von außen, in den neuesten Zeitaltären wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist wie überall, so auch in der Geschichte, ein mächtiges Hülfsmittel; aber sie muß durch einen erheblichen Zweck

gerechtfertigt und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt -- der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkennt, zum Gebanken zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherem Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er genügt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungesähr, der geschlossenen Freiheit zu entziehen und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verleihe; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem gelichenen Lichte des Verstandes angesehen hatte eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt und ein teleologisches Princip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal und hält es für sich gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend bestimmtere Facta bestätigt und durch eben so viele andere widerlegt; aber, solange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, solange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größere Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letztem Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung dieses großen Maßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung seyn, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und, auf solche Art behandelt, m. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Nicht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Aufsicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet,

wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Gränzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und schiebt von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blick auf die blutigen Arbeiten des Kriegs und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schullos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheint, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiel zu: denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines Regers und Cromwells geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert.“

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahintragen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was aufhört, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Elisenkranz frisch und zerbricht den Sdelisten, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit anordnet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist: so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie theilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und, indem sie uns auf unsere eigenen Beizungen aufmerksam macht, läßt sie uns die geprüften goldenen Zeiten Alexanders und Augusts nicht zurückwünschen.

Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen, haben sich -- ohne es zu wissen oder zu erzielen -- alle vorhergehende Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangesehener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare, theure Güter, an denen das Blut der Weissen und Gelben hebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk seyn, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mittheilen einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Daseyn zu befestigen. Wie

verschlehen auch die Bestimmung sey, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte!

Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Festsaden der Mosesischen Urkunde.*

Uebergang des Menschen zur Freiheit und Humanität.

An dem Festsaden des Instincts, woran sie noch jetzt das vernünftige Thier leidet, mußte die Vorsehung den Menschen in das Leben einführen und, da seine Vernunft noch unentwickelt war, gleich einer wachsamten Amme hinter ihm stehen. Durch Hunger und Durst zeigte sich ihm das Bedürfnis der Nahrung an; was er zu Befriedigung desselben brauchte, hatte sie in reichlichem Vorrath um ihn herum gelegt, und durch Geruch und Geschmack leitete sie ihn im Wählen. Durch ein sanftes Klima hatte sie seine Nacktheit geschont und durch einen allgemeinen Frieden um ihn her sein wehrloses Leben gesichert. Für die Erhaltung seiner Gattung war durch den Geschlechtstrieb gesorgt. Als Pflanze und Thier war der Mensch also vollendet. Auch seine Vernunft hatte schon von fern angefangen, sich zu entfalten. Weil nämlich die Natur noch für ihn dachte, sorgte und handelte, so konnten sich seine Kräfte desto leichter und ungehinderter auf die ruhige Anschauung richten, seine Vernunft, noch von keiner Sorge zerstreut, konnte ungestört an ihrem Werkzeuge der Sprache bauen und das zarte Gedankenpiel stimmen. Mit dem Auge eines Glücklichen sah er jetzt noch herum in der Schöpfung; sein frohes Gemüth sagte alle Erscheinungen uneigennützig und rein auf und legte sie rein und lauter in einem regen Gedächtnis nieder. Sanft und lachend war also der Anfang des Menschen, und Dies mußte seyn, wenn er sich zu dem Kampfe stärken sollte, der ihm bevorstand.

Sehen wir also, die Vorsehung wäre auf dieser Stufe mit ihm still gestanden, so wäre aus dem Menschen das glücklichste und geistreichste aller Thiere geworden, — aber aus der Vormundschaft des Naturtriebs war er niemals getreten, frei und also moralisch wären seine Handlungen niemals geworden, über die Gränze der Thierheit war er niemals gestiegen. In einer wohlthätigen Ruhe hätte er eine ewige Kindheit verlebt — und der Kreis, in welchem er sich bewegt hätte, wäre der kleinstmögliche gewesen von der Begierde zum Genuß, vom Genuß zu der Ruhe und von der Ruhe wieder zur Begierde.

Aber der Mensch war zu ganz etwas Anderm bestimmt, und die Kräfte, die in ihm lagen, riefen ihn zu einer ganz andern Glückseligkeit. Was die Natur in seiner Weigenheit für ihn übernommen hatte, sollte er jetzt selbst für sich übernehmen, so daß er mündig war. Er selbst sollte der Schöpfer seiner Glückseligkeit werden, und nur der Antheil, den er daran hatte, sollte den Grad dieser Glückseligkeit bestimmen. Er sollte den Stand der Unschuld, den er jetzt verlor, wieder aufsuchen lernen durch seine Vernunft und als ein freier, vernünftiger Geist dahin zurück kommen, wovon er als Pflanze und als eine Creatur des Instincts ausgegangen war; aus einem Paradies der Unwissenheit

und Knechtschaft sollte er sich, wäre es auch nach spätem Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinauf arbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instincte gehorcht hatte, als die Pflanze und die Thiere diesem noch dienten. Was war also unvermeidlich? Was mußte geschehen, wenn er diesem weitgesteckten Ziel entgegen rücken sollte? Sobald seine Vernunft ihre ersten Kräfte nur geprüßt hatte, verließ ihn die Natur aus ihren pflegenden Armen, oder, richtiger gesagt, er selbst, von einem Triebe gereizt, den er selbst noch nicht kannte, und unwissend, was er in diesem Augenblicke Großes that, er selbst riß ab von dem leitenden Bande, und mit seiner noch schwachen Vernunft, von dem Instincte nur von fern begleitet, warf er sich in das wilde Spiel des Lebens, machte er sich auf den gefährlichen Weg zur moralischen Freiheit. Wenn wir also jene Stimme Gottes in Eden, die ihm den Baum der Erkenntnis verbot, in eine Stimme seines Instincts verwandeln, der ihn von diesem Baume zurückzog, so ist sein vermeintlicher Ungehorsam gegen jenes göttliche Gebot nichts Anderes, als — ein Abfall von seinem Instincte — also erste Aeußerung seiner Selbstthätigkeit, erstes Wagemuth seiner Vernunft, erster Anfang seines moralischen Lebens. Dieser Abfall des Menschen vom Instincte, der das moralische Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber nur, um das moralische Gute darin möglich zu machen, ist ohne Widerspruch die glücklichste und größte Begebenheit in der Menschengeschichte; von diesem Augenblick her schreibt sich seine Freiheit, hier wurde zu seiner Moralität der erste entfernte Grundstein gelegt. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es sich thun läßt, nützliche moralische Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger Recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der Erste hat Recht, es einen Fall zu nennen — denn der Mensch wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Bögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler.

Der Philosoph hat Recht, es einen Menschen Schritt der Menschheit zu nennen, denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebs ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automat ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Jetzt wurde der Weg länger, den er zum Genuß nehmen mußte. Anfangs durfte er nur die Hand ausstrecken, um die Befriedigung so gleich auf die Begierde folgen zu lassen; jetzt aber mußte er schon Nachdenken, Aß und Trank zwischen die Begierde und ihre Befriedigung einschalten. Der Friede war aufgehoben zwischen ihm und den Thieren. Die Noth, so sie jetzt gegen seine Pflanzungen, ja, gegen ihn selbst an, und durch seine Vernunft mußte er sich Sicherheit und eine Ueberlegenheit der Kräfte, die ihm die Natur versagt hatte, künstlich über sie verschaffen: er mußte Waffen erfinden und seinen Schlaf durch feste Wohnungen vor diesem Feinde sicher stellen. Aber hier schon ersetzte ihm die Natur an Arcuden des Geistes, was sie ihm an Pflanzengenußen genommen hatte. Das selbst gepflanzte Kraut überraschte ihn mit einer Schmachthaftigkeit, die er vorher nicht kennen gelernt hatte; der Schlaf beschlich ihn nach der ermüdenden Arbeit und unter selbstgebaute Dache süßer, als in der trägen Ruhe seines Paradieses. Im Kampfe mit

* Namen v. d. Herausgeber. Dieser Aufsatz gehört, so wie die beiden folgenden, zu dem Sammelwerke der Wissenschaften des Herrn v. d. Hagen, der in Jena, im J. 1811, die Herausgabe des ersten Bandes vollendete.

dem Tiger, der ihn anfiel, freuete er sich seiner entdeckten Gliebertraft und List, und mit jeder überwundenen Gefahr konnte er sich selbst für das Geschenk seines Lebens danken.

Jetzt war er für das Paradies schon zu edel, und er kannte sich selbst nicht, wenn er im Drange der Noth und unter der Last der Sorgen sich in dasselbe zurückwünschte. Ein innerer ungeduldiger Trieb, der erwachte Trieb seiner Selbstthätigkeit, hätte ihn bald in seiner müßigen Glückseligkeit verfolgt und ihm die Freuden verefelt, die er sich nicht selbst geschaffen hatte. Er würde das Paradies in eine Wildniß verwandelt und dann die Wildniß zum Paradies gemacht haben. Aber glücklich für das Menschengeschlecht, wenn es keinen schlimmern Feind zu bekämpfen gehabt hätte, als die Trägheit des Aders, den Grimm wilder Thiere und eine stürmische Natur! — Die Noth drängte ihn, Leidenschaften wachten auf und waffneten ihn bald gegen seines Gleichen. Mit dem Menschen mußte er um sein Daseyn kämpfen, einen langen, lasterreichen, noch jetzt nicht geendigten Kampf; aber in diesem Kampf allein konnte er seine Vernunft und Sittlichkeit ausbilden.

Häusliches Leben.

Die ersten Söhne, welche die Mutter der Menschen gebar, hatten vor ihren Eltern einen sehr wichtigen Vortheil voraus: sie wurden von Menschen erzogen. Alle Fortschritte, welche die Väter durch sich selbst und also weit langsamer hatten thun müssen, kamen ihren Kindern zu gut und wurden diesen schon in ihrem zartesten Alter spielend und mit der Herzlichkeit elterlicher Liebe übergeben. Mit dem ersten Sohn also, der vom Weibe geboren war, fängt das große Werkzeug an, wirksam zu werden — das Werkzeug, durch welches das ganze Menschengeschlecht seine Bildung erhalten hat und fortfahren wird zu erhalten — nämlich die Tradition oder die Ueberlieferung der Begriffe.

Die mosaïsche Urkunde verläßt uns hier und überspringt einen Zeitraum von fünfzehn und mehreren Jahren, um uns die beiden Brüder als schon erwachsen aufzuführen. Aber diese Zwischenzeit ist für die Menschengeschichte wichtig, und, wenn die Urkunde uns verläßt, so muß die Vernunft die Lücke ergänzen.

Die Geburt eines Sohnes, seine Ernährung, Wartung und Erziehung vermehrten die Kenntnisse, Erfahrungen und Pflichten der ersten Menschen mit einem wichtigen Zuwachs, den wir sorgfältig aufzeichnen müssen.

Von den Thieren lernte die erste Mutter ohne Zweifel ihre nothwendigste Mutterpflicht, so wie sie die Hülfsmittel bei der Geburt wahrscheinlich von der Noth gelernt hatte. Die Sorgfalt für Kinder machte sie auf unzählige kleine Bequemlichkeiten aufmerksam, die ihr bis jetzt unbekannt gewesen; die Anzahl der Dinge, von denen sie Gebrauch machen lernte, vermehrte sich, und die Mutterliebe wurde stürmisch im Erfinden.

Bis jetzt hatten Beide nur ein gesellschaftliches Verhältniß, nur eine Gattung von Liebe erkannt, weil Jedes in dem Andern nur einen Gegenstand vor sich hatte. Jetzt lernten sie mit einem neuen Gegenstand eine neue Gattung von Liebe, ein neues moralisches Verhältniß kennen — elterliche Liebe. Dieses neue Gefühl von Liebe war von reinerer Art, als das erste, es war ganz unegoistisch, da jenes erste bloß auf Vergnügen, auf wechselseitiges Bedürfniß des Umgangs gegründet gewesen war.

Sie betraten also mit dieser neuen Erfahrung schon eine höhere Stufe der Sittlichkeit — sie wurden veredelt.

Aber die elterliche Liebe, in welcher sich Beide für ihr Kind vereinigten, bewirkte nun auch eine nicht geringe Veränderung in dem Verhältniß, worin sie bisher zu einander selbst gestanden hatten. Die Sorge, die Freude, die zärtliche Theilnahme, worin sie sich für den gemeinschaftlichen Gegenstand ihrer Liebe begegneten, knüpfte unter ihnen selbst neue und schönere Bande an. Jedes entdeckte bei dieser Gelegenheit in dem Andern neue, sittlich schöne Züge, und eine jede solcher Entdeckungen erhöhte und verfeinerte ihr Verhältniß. Der Mann liebte in dem Weibe die Mutter, die Mutter seines geliebten Sohnes. Das Weib ehrte und liebte in dem Mann den Vater, den Ernährer ihres Kindes. Das bloß sinnliche Wohlgefallen an einander erhob sich zur Hochachtung, aus der eigenmächtigen Geschlechtsthebe erwuchs die schöne Erscheinung der ehelichen Liebe.

Bald wurden diese moralischen Erfahrungen mit neuen bereichert. Die Kinder wuchsen heran, und auch unter ihnen knüpfte sich allmählich ein zärtliches Band an. Das Kind hielt sich am Liebsten zum Kinde, weil jedes Geschöpf sich in seines Gleichen nur liebt. An zarten, unmerklichen Fäden erwuchs die Geschwisterliebe — eine neue Erfahrung für die ersten Eltern. Sie sahen nun ein Bild der Geselligkeit, des Wohlwollens, zum ersten Mal außer ihnen, sie erkannten ihre eigenen Gefühle, nur in einem jugendlichen Spiegel, wieder.

Bis jetzt hatten Beide, solange sie allein waren, nur in der Gegenwart und in der Vergangenheit gelebt; aber nun fing die ferne Zukunft an, ihnen Brennen zu zeigen. So wie sie ihre Kinder neben sich aufwachsen sahen, und jeder Tag eine neue Fähigkeit in diesen entwickelte, thaten sich ihnen lachende Ausichten für die Zukunft auf, wenn diese Kinder nun einmal Männer und ihnen gleich werden würden — in ihren Herzen erwachte ein neues Gefühl, die Hoffnung. Welch ein unendliches Gebiet aber wird dem Menschen durch die Hoffnung geöffnet! Vorher hatten sie jedes Vergnügen nur einmal, nur in der Gegenwart genossen — in der Erwartung wurde jede künftige Freude mit zahlloser Wiederholung voraus empfinden!

Als die Kinder nun wirklich heranwuchsen, welche Mannigfaltigkeit kam auf einmal in diese erste Menschengesellschaft! Jeder Begriff, den sie ihnen mitgetheilt hatten, hatte sich in jeder Seele anders gebildet und überraschte sie jetzt durch Neuheit. Jetzt wurde der Umlauf der Gedanken lebendig, das moralische Gefühl in Übung gesetzt und durch Übung entwickelt, die Sprache wurde schon reicher, malte schon bestimmter und wagte sich schon an feinere Gefühle; neue Erfahrungen in der Natur um sie her, neue Anwendung der schon bekannten. Jetzt beschäftigte der Mensch ihre Aufmerksamkeit schon ganz. Jetzt war keine Gefahr mehr vorhanden, daß sie zur Nachahmung der Thiere herabsinken würden!

Verschiedenheit der Lebensweise.

Der Fortschritt der Cultur äußerte sich schon bei der ersten Generation. Adam baute den Acker; einen seiner Söhne sehen wir schon einen neuen Nahrungszweig, die Viehzucht, ergreifen. Das Menschengeschlecht scheidet sich also hier schon in zwei verschiedene Conditionen, in Feldbauer und Hirten.

Bei der Natur ging der erste Mensch in die Schule, und ihr hat er alle nützliche Künste des Lebens abgelernt. Bei einer aufmerksamen Betrachtung konnte ihm die Ordnung nicht lange verborgen bleiben, nach welcher die Pflanzen sich wieder erzeugen. Er sah die Natur selbst säen und begießen, sein Nachahmungstrieb

erwachte, und bald spornte ihn die Noth, der Natur seinen Arm zu leihen und ihrer freiwilligen Ergiebigkeit durch Kunst nachzuhelfen.

Man muß aber nicht glauben, daß der erste Aebau gleich Getreidebau gewesen, wozu schon sehr große Zurüstungen nöthig sind, und es ist dem Gang der Natur gemäß, stets von dem Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortzuschreiten. Wahrscheinlich war der Reis eines der ersten Gewächse, die der Mensch baute; die Natur lud ihn dazu ein, denn der Reis wächst in Indien wild, und die ältesten Geschichtschreiber sprechen von dem Reisbau als einer der ältesten Arten des Feldbaues. Der Mensch bemerkte, daß bei einer anhaltenden Dürre die Pflanzen ermateten, nach einem Regen aber sich schnell wieder erholten. Er bemerkte ferner, daß da, wo ein übertretender Strom einen Schlamm zurückgelassen, die Fruchtbarkeit größer war. Er benutzte diese beiden Entdeckungen, er gab seinen Pflanzungen einen künstlichen Regen und brachte Schlamm auf seinen Acker, wenn kein Fluß in der Nähe war, der ihm solchen geben konnte. Er lernte begießen und düngen.

Schwerer scheint der Schritt zu seyn, den er zum Gebrauch der Thiere machte; aber auch hier fing er, wie überall, bei dem Natürlichen und Unschuldigen an; und er begnügte sich vielleicht viele Menschenalter lang mit der Milch des Thieres, ehe er Hand an dessen Leben legte. Ohne Zweifel war es die Wintermilch, die ihn zu dem Versuche einlud, sich der Thiermilch zu bedienen. Nicht so bald aber hatte er diese neue Nahrung kennen lernen, als er sich ihrer auf immer versicherte. Um diese Zwecke jederzeit bereit und im Vorrath zu haben, durfte es nicht dem Zufall überlassen werden, ob ihm dieser gerathe, wenn er hungerte, ein solches Thier entgegen führen wollte. Er versiel also darauf, eine gewisse Anzahl solcher Thiere immer um sich zu versammeln, er verschaffte sich eine Heerde; diese mußte er aber unter denjenigen Thieren finden, die gesellig leben, und er mußte sie aus dem Stande wilder Freiheit in den Stand der Dienstbarkeit und friedlichen Ruhe versetzen, d. i. er mußte sie zähmen. Ehe er sich aber an diejenigen wagte, die von wilderer Natur und ihm an natürlichen Waffen und Kräften überlegen waren, versuchte er es zuerst mit denjenigen, denen er selbst an Kraft überlegen war, und welche von Natur weniger Wildheit besaßen. Er hütete also früher Schafe, als er Schweine, Ochsen und Pferde hütete.

Sobald er seinen Thieren ihre Freiheit geraubt hatte, war er in die Nothwendigkeit gesetzt, sie selbst zu ernähren und für sie zu sorgen. So wurde er also zum Hirten, und, solange die Gesellschaft noch klein war, konnte die Natur seiner kleinen Heerde Nahrung im Ueberflusse darbieten. Er hatte keine andere Mühe, als die Weide aufzusuchen und sie, wenn sie abgeweidet war, mit einer andern zu vertauschen. Der reichste Ueberflus lohnte ihm für diese leichte Beschäftigung, und der Ertrag seiner Arbeit war seinem Wechsel, weber der Jahreszeit noch der Weinung, unterworfen. Ein gleichförmiger Genuß war das Los des Hirtenstandes, Freiheit und ein fröhlicher Müßiggang sein Charakter.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Feldbauer. Etwas früher war dieser an den Boden, den er bepflanzt hatte, gebunden, und mit der Lebensart, die er ergriff, hatte er jede Freiheit seines Aufenthalts aufgegeben. Sorgfältig mußte er sich nach der zärtlichen Natur des Gewächses richten, das er zog, und dem Wachsthum desselben durch Kunst und Arbeit zu Hülfe kommen, wenn der Andere seine Heerde selbst für sich sorgen ließ.

Mangel an Werkzeugen machten ihm anfänglich jede Arbeit schwerer, und doch war er ihr mit zwei Händen kaum gewachsen. Wie mühsam mußte seine Lebensart seyn, ehe die Pflugschar sie ihm erleichterte, ehe er den gebändigten Esel zwang, die Arbeit mit ihm zu theilen.

Das Aufreißn des Erdbrechs, Ausaat und Bässerung, die Ernte selbst, wie viele Arbeiten erforderte Dieses alles! und welche Arbeit erst nach der Ernte, bis die Frucht seines Fleißes so weit gebracht war, von ihm genossen zu werden! Wie oft mußte er sich gegen wilde Thiere, die sie anfielen, für seine Pflanzungen wehren, sie hüten oder verzäumen, oft vielleicht gar mit Gefahr seines Lebens dafür kämpfen! Und wie unsicher war ihm dabei noch immer die Frucht seines Fleißes, in die Gewalt der Witterung und der Jahreszeit gegeben! Ein übertretender Strom, ein fallender Hagel war genug, sie ihm am Ziel noch zu rauben und ihn dem härtesten Mangel auszusetzen. Hart also, ungleich und zweifelhaft war das Los des Ackermanns gegen das gemächliche, ruhige Los des Hirten, und seine Seele mußte in einem durch so viele Arbeit gehärteten Körper verwildern.

Niel es ihm nun ein, diese harte Schicksal mit dem glücklichen Leben des Hirten zu vergleichen, so mußte ihm diese Ungleichheit auffallen, er mußte — nach seiner sinnlichen Vorstellungsart — jenen für einen vorgezogenen Günstling des Himmels halten.

Der Reid erwachte in seinem Busen; diese unglückliche Leidenschaft mußte, bei der ersten Ungleichheit unter Menschen, erwachen. Mit Eifersucht blickte er jetzt den Segen des Hirten an, der ihm ruhig gegenüber im Schatten weidete, wenn ihn selbst die Sonnenhitze trach, und die Arbeit ihm den Schweiß aus der Stirne preßte. Die sorglose Trübsichtigkeit des Hirten that ihm wehe. Er haßte ihn wegen seines Glücks und verachtete ihn seines Müßiggangs wegen. So bewachte er einen stillen Unwillen gegen ihn in seinem Herzen, der bei dem nächsten Anlaß in Gewaltthätigkeit ausbrechen mußte. Dieser Anlaß aber konnte nicht lange ausbleiben. Die Gerechtigkeit eines Jaken hatte zu dieser Zeit noch keine bestimmte Gränzen, und keine Gesetze waren noch vorhanden, die das Mein und Dein aus einander gesetzt hätten. Jeder glaubte, noch einen gleichen Anspruch auf die ganze Erde zu haben, denn die Vertheilung in Eigenthum sollte erst durch eintretende Collisionen herbei geführt werden. Gesezt nun, der Hirte hatte alle Gegenden umher mit seiner Heerde abgeweidet und fühlte doch auch keine Lust dazu, sich weit von der Familie in fernem Gegenden zu verlieren — was that er also? worauf mußte er natürlicher Weise verfallen? Er trieb seine Heerde in die Pflanzungen des Ackermanns oder ließ es wenigstens geschehen, daß sie selbst diesen Weg nahm. Hier war reicher Vorrath für seine Schafe, und kein Gesez war noch da, es ihm zu wehren, Alles, wozu er greifen konnte, war sein — so raffennirte die kindische Menschheit.

Jetzt also zum ersten Male kam der Mensch in Collision mit dem Menschen; an die Stelle der wilden Thiere, mit denen es der Ackermann bis jetzt zu thun gehabt hatte, trat nun der Mensch. Dieser erschien jetzt gegen ihn als ein feindseliges Raubthier, das seine Pflanzungen verwüsten wollte. Kein Wunder, daß er ihn auf eben die Art empfing, wie er das Raubthier empfangen hatte, dem der Mensch jetzt nachahmte. Der Haß, den er schon lange Jahre in seiner Brust herum getragen, wirkte mit, ihn zu erbittern; und ein mörderischer Schlag mit der Aule rächte ihn auf Einmal an dem langen Glück seines beneideten Nachbarn.

So traurig endigte die erste Collision der Menschen.

Aufgehobene Standesgleichheit.

Einige Worte der Urkunde lassen uns schließen, daß die Polygamie in jenen frühern Zeiten etwas Seltenes, und also damals schon Herkommen gewesen sey, sich in Ehen einzuschränken und mit einer Gattin zu begnügen. Ordentliche Ehen aber scheinen schon eine gewisse Sittlichkeit und Verfeinerung anzuzeigen, die man in jenen frühen Zeiten kaum erwarten sollte. Meistens gelangen die Menschen nur durch die Folgen der Unordnung zur Einführung der Ordnung, und Gesetzlosigkeit führt gewöhnlich erst zu Gesetzen.

Diese Einführung ordentlicher Ehen scheint also nicht sowohl auf Gesetzen, als auf dem Herkommen beruht zu haben. Der Mensch konnte nicht anders, als in der Ehe leben, und das Beispiel des Ersten hatte für den Zweiten schon einige Kraft des Gesetzes. Mit einem einzigen Paar hatte das Menschengeschlecht angefangen. Die Natur hatte also ihren Willen in diesem Beispiel gleichsam verkündigt.

Nimmt man also an, daß in den allerersten Zeiten das Verhältniß der Anzahl zwischen beiden Geschlechtern gleich gewesen sey, so ordnete schon die Natur, was der Mensch nicht geordnet hätte. Jeder nahm nur eine Gattin, weil nur eine für ihn übrig war.

Wenn sich nun endlich in der Anzahl beider Geschlechter auch ein merkliches Mißverhältniß zeigte, und Wahlen stattfanden, so war diese Trennung durch Uebervanz einmal befestigt, und Niemand wagte es so leicht, die Weise der Väter durch eine Neuerung zu verlegen.

Ehen so, wie die Ordnung der Ehen, richtete sich auch ein gewisses natürliches Regiment in der Gesellschaft von selbst ein. Das väterliche Ansehn hatte die Natur gegründet, weil sie das hilflose Kind von dem Vater abhängig machte und es vom zarten Alter an gewöhnte, seinen Willen zu ehren. Diese Empfindung mußte der Sohn sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Wurde er nun auch selbst Vater, so konnte sein Sohn Denjenigen nicht ohne Erschrocken ansehen, dem er von seinem Vater so ehrerbietig begegnet sah, und stillschweigend mußte er dem Vater seines Vaters ein höheres Ansehn zugestehen. Dieses Ansehn des Stammherrn mußte sich in gleichem Grade mit jeder Vermehrung der Familie und mit jeder höhern Stufe seines Alters vermehren, und die größere Erfahrungheit, die Frucht eines so langen Lebens, mußte ihm ohnehin über Jeden, der jünger war, eine natürliche Ueberlegenheit geben. In jeder streitigen Sache war der Stammherr also die letzte Instanz, und durch die lange Beobachtung dieses Gebrauches gründete sich endlich eine natürliche sanfte Obergewalt, die Patriarchenregierung, welche aber die allgemeine Gleichheit darum nicht aufhob, sondern vielmehr befestigte.

Aber diese Gleichheit konnte nicht immer Bestand haben. Einige waren weniger arbeitsam, Einige weniger von dem Glück und ihrem Erbreich begünstigt, Einige schwächlicher geboren, als die Andern: es gab also Starke und Schwache, Herzlose und Verzagte, Wohlhabende und Arme. Der Schwache und Arme mußte bitten, der Wohlhabende konnte geben und versagen. Die Abhängigkeit der Menschen von Menschen hing an.

Die Natur der Dinge hatte es einführen müssen, daß das hohe Alter von der Arbeit befreite, und der Jüngling für den Greis, der Sohn für den grauen Vater die Geschäfte übernahm. Bald wurde diese Pflicht der Natur von der Kunst nachgeahmt. Manchem mußte der Wunsch aufsteigen, die bequeme Ruhe des Greisen mit den Genüssen des Jünglings zu verbinden und sich künftighin Jemand zu verschaffen, der für ihn die Dienste eines Sohnes übernahm. Sein Auge fiel auf den

Armen oder Schwächern, der seinen Schutz aufforderte oder seinen Ueberfluß in Anspruch nahm. Der Arme und Schwache bedurfte seines Beistandes, er hingegen brauchte den Fleiß des Armen. Das Eine also wurde die Bedingung des Andern. Der Arme und Schwache diente und empfing, der Starke und Reiche gab und ging müßig.

Der erste Unterschied der Stände.

Der Reiche wurde reicher durch des Armen Fleiß; seinen Reichtum zu vermehren, vermehrte er also die Zahl seiner Knechte; Viele also sah er um sich, die minder glücklich als er waren, Viele hingen von ihm ab. Der Reiche fühlte sich und wurde stolz. Er fing an, die Werkzeuge seines Glückes mit Werkzeugen seines Willens zu verwechseln. Die Arbeit Vieler kam ihm, dem Einzigen, zu gut: also schloß er, diese Vielen seyen des Einzigen wegen da — Er hatte nur einen kleinen Schritt zum Despoten.

Der Sohn des Reichthums fing an, sich besser zu dünken, als die Söhne von seines Vaters Knechten. Der Himmel hatte ihn mehr begünstigt, als diese; er war dem Himmel also lieber. Er nannte sich Sohn des Himmels, wie wir Hünflinge des Glücks Söhne des Glücks nennen. Gegen ihn, den Sohn des Himmels, war der Knecht nur ein Menschensohn. Daher in der Genese der Unterschied zwischen Kindern Elohims und Kindern der Menschen.

Das Glück führte den Reichen zum Müßiggang, der Müßiggang führte ihn zur Lüsterheit und endlich zum Laster. Sein Leben auszufüllen, mußte er die Zahl seiner Genüsse vermehren: schon reichte das gewöhnliche Maß der Natur nicht mehr hin, den Schwelger zu befriedigen, der in seiner trägen Ruhe auf Ergänzungen sann.

Er mußte Alles besser und Alles in reicherm Maße haben, als der Knecht. Der Knecht begnügte sich noch mit einer Gattin. Er erlaubte sich mehrere Weiber. Zammerwährender Genuß stimmte aber ab und ermüdet. Er mußte darauf denken, ihn durch künstliche Reize zu erheben. Ein neuer Schritt. Er nahm nicht mehr vorlieb mit Dem, was den sinnlichen Trieb nur befriedigte; er wollte in einen Genuß mehrere und feinere Freuden gelegt haben. Erlaubte Vergnügungen sättigten ihn nicht mehr: seine Begierde versiel nun auf heimliche. Das Weib allein reizte ihn nicht mehr. Er verlangte jetzt schon Schönheit von ihr.

Unter den Töchtern seiner Knechte entdeckte er schöne Weiber. Sein Glück hatte ihn stolz gemacht; Stolz und Sicherheit machten ihn trotzigh. Er überredete sich leicht, daß Alles sein sey, was seinen Knechten gehöre. Weil ihm Alles hinging, so erlaubte er sich Alles. Die Tochter seines Knechts war ihm zur Gattin zu niedrig; aber zur Befriedigung seiner Luste war sie doch zu gebrauchen. Ein neuer, wichtiger Schritt der Verfeinerung zur Verschlimmerung.

Sobald aber nun das Beispiel einmal gegeben war, so mußte die Sittenverderbnis bald allgemein werden. Je weniger Zwangsgesetze sie nämlich vorfand, die ihr hätten Einhalt thun können, je näher die Gesellschaft, in welcher diese Sittenlosigkeit auffam, noch dem Stande der Unschuld war, desto reißender mußte sie sich verbreiten.

Das Recht des Stärkern kam auf. Macht berechtigte zur Unterdrückung, und zum ersten Male zeigten sich Tyrannen.

Die Urkunde gibt sie als Söhne der Freude an, als die unechten Kinder, die in gesetzwidriger Vermischung erzeugt wurden. Kann man Dieses für buchstäblich wahr halten, so liegt eine große Feinheit in diesem Zug, die

man meines Wissens noch nicht auseinandergelegt hat. Diese Bastard-Söhne erbten den Stolz des Vaters, aber nicht seine Güter. Vielleicht liebte sie der Vater und zog sie bei seinen Lebzeiten vor, aber von seinen rechtmäßigen Erben wurden sie ausgeschlossen und vertrieben, sobald er todt war. Hinausgestoßen aus einer Familie, der sie durch einen unrechten Weg aufgedrungen worden, sahen sie sich verlassen und einsam in der weiten Welt, sie gehörten Niemand an, und nichts gehörte ihnen; damals aber war keine andere Lebensweise in der Welt, als man mußte entweder Herr oder eines Herrn Knecht seyn.

Ohne das Erste zu seyn, dünkten sie sich zu dem Letztern zu stolz; auch waren sie zu bequem erzogen, um dienen zu lernen. Was sollten sie also thun? Der Dünkel auf ihre Geburt und feste Glieder war Alles, was ihnen geblieben war; nur die Erinnerung an ehemaligen Wohlstand und ein Herr, das auf die Gesellschaft erbittert war, begleitete sie ins Elend. Der Hunger machte sie zu Räubern, und Räuberglück zu Abenteurern, endlich gar zu Helden.

Bald wurden sie dem friedlichen Feldbauer, dem wohlthätigen Hirten fürchterlich und erpreßten von ihm, was sie wollten. Ihr Glück und ihre Siegesthaten machten sie weit umher berüchtigt, und der bequeme Ueberfluß dieser neuen Lebensweise machte wohl Mehrere zu ihrer Bande schlagen. So wurden sie gewaltig, wie die Schrift sagt, und berühmte Leute.

Diese überhandnehmende Unordnung in der ersten Gesellschaft würde sich endlich wahrscheinlich mit Zerstörung geendigt, und die einmal aufgegebene Gleichheit unter den Menschen von dem patriarchalischen Regiment zu Monarchien geführt haben -- einer dieser Abenteurer, mächtiger und kühner als die andern, würde sich zu ihrem Herrn aufgeworfen, eine feste Stadt gebaut und den ersten Staat gegründet haben -- aber diese Erscheinung kam dem Wesen, das das Schicksal der Welt lenkt, noch zu früh, und eine fürchterliche Naturbegebenheit hemmte plötzlich alle Schritte, welche das Menschengeschlecht zu seiner Verfeinerung zu thun im Begriffe war.

Der erste König.

Allen, durch die Ueberschwemmung von seinen menschlichen Vornehmern verlassen, mußte bald wilden Thieren zum Raub werden, die sich auf einem so fruchtbaren Erdreich, als auf die Ueberschwemmung folgte, schnell und in großer Anzahl vermehrten und ihre Herrschaft da ausbreiteten, wo der Mensch zu schwach war, ihr Einhalt zu thun. Jeder Strich Landes also, den das neue Menschengeschlecht bebaute, mußte den wilden Thieren erst abgerungen und mit List und Gewalt ferner gegen sie vertheidigt werden. Unser Europa ist jetzt von diesen wilden Vornehmern gereinigt, und kaum können wir uns einen Begriff von dem Elend machen, das jene Zeiten gedrückt hat; aber wie fürchterlich die Plage gewesen seyn müsse, lassen uns, außer mehreren Stellen der Schrift, die Gewohnheiten der ältesten Völker und besonders der Griechen schließen, die den Zwangern wilder Thiere Unsterblichkeit und die Götterwürde zuerkannt haben.

So wurde der Aethianer Cedivus König, weil er die verheerende Epyrhia ausgerottet; so erwarteten sich Persen, Hercules, Theseus und viele Andere ihren Nachruhm und ihre Ansehens. Wer also an Vertilgung dieser allgemeinen Feinde arbeitete, war der größte Wohltäter der Menschen, und, um glücklich darin zu seyn, mußte er auch wirklich seltene Gaben in sich vereinigen. Die Jagd gegen diese Thiere war, ehe der Krieg unter Menschen selbst zu wüthen begann, das eigentliche Werk der Helden. Wahrscheinlich wurde

diese Jagd in großen Haufen angestellt, die immer der Tapferste anführte, Derjenige nämlich, dem sein Muth und sein Verstand eine natürliche Ueberlegenheit über die Andern verschafften. Dieser gab dann zu den wichtigsten dieser Thaten seinen Namen, und dieser Name lud viele Hunderte ein, sich zu seinem Gefolge zu schlagen, um unter ihm Thaten der Tapferkeit zu thun. Weil diese Jagden nach gewissen planmäßigen Dispositionen vorgenommen werden mußten, die der Anführer entwarf und dirigirte, so setzte er sich dadurch Hülfschweigern in den Besitz, den Uebrigen ihre Rollen zuzutheilen und seinen Willen zu dem ihrigen zu machen. Man wurde unmerklich gewohnt, ihm Folge zu leisten und sich seinen bessern Einsichten zu unterwerfen. Hatte er sich durch Thaten persönlicher Tapferkeit, durch Kühnheit der Seele und Stärke des Arms hervorgethan, so wirkten Furcht und Bewunderung zu seinem Vortheil, daß man sich zuletzt blindlings seiner Führung unterwarf. Entstanden nun Zwistigkeiten unter seinen Jagdgenossen, die unter einem so zahlreichen rehen Jägerschwarm nicht lange ausbleiben konnten, so war er, den Alle fürchteten und ehrten, der natürlichste Richter des Streits, und die Ehrfurcht und Aucht vor seiner persönlichen Tapferkeit war genug, seinen Ansprüchen Kraft zu geben. So wurde aus einem Anführer der Jagden schon ein Befehlshaber und Richter.

Wurde der Raub nun getheilt, so mußte billigerweise die größere Portion ihm, dem Anführer, zufallen, und, da er solche für sich selbst nicht verbrauchte, so hatte er etwas, womit er sich Andere verbinden und sich also Anhänger und Freunde erwerben konnte. Bald sammelte sich eine Anzahl der Tapfersten, die er immer durch neue Wohlthaten zu vermehren suchte, um seine Person, und unmerklich hatte er sich eine Art von Leibwache, eine Schaar von Mamelucken, daraus gebildet, die seine Annahmen mit wildem Gifer unterstützte und Jeden, der sich ihm widersetzen mochte, durch ihre Anzahl in Schrecken setzte.

Da seine Jagden allen Gutsbesitzern und Hirten, deren Gräzen er dadurch so verwüstenden Feinden reinigte, nützlich wurden, so mochte ihm anfänglich ein freiwilliges Geschenk in Früchten des Feldes und der Heerde für diese nützliche Mühe gereicht worden seyn, das er sich in der Folge als einen verdienten Tribut festsetzen ließ und endlich als eine Schuld und als eine pflichtmäßige Abgabe erpreßte. Auch diese Erwerbungen vertheilte er unter die Lichthigsten seines Haufens und vergrößerte dadurch immer mehr die Zahl seiner Creaturen. Weil ihn seine Jagden öfters durch Blut und Heller führten, die bei diesen Turchzügen Schaden litten -- so fanden es viele Gutsbesitzer für gut, diese Last durch ein freiwilliges Geschenk abzulassen, welches er gleichfalls nachher von allen Andern, denen er hätte schaden können, einforderte. Durch solche und ähnliche Mittel vermehrte er seinen Reichthum und durch diesen -- seinen Anhang, der endlich zu einer kleinen Armee anwuchs, die um so fürchterlicher war, weil sie im Kampf mit dem Löwen und Tiger zu jeder Gefahr und Arbeit abgehärtet hatte und durch ihr raubes Handwerk verwildert war. Der Schrecken ging jetzt vor seinem Namen her, und Niemand durfte es mehr wagen, ihm eine Bitte zu verweigern. Vielen zwischen Einem aus seiner Begleitung und einem Fremden Streitigkeiten vor, so appellirte der Jäger natürlicherweise an seinen Anführer und Beschützer, und so lernte dieser seine Gerichtsbarkeit auch über Tinge, die seine Jagd nichts angingen, verbreiten. Nun fehlte ihm zum Könige nichts mehr, als eine feierliche Anerkennung, und konnte man ihm diese wohl an der Spitze seiner gewaffneten und gebieterischen Schaaren versagen? Er war der

Tüchtigste zu herrschen, weil er der Mächtigste war, seine Befehle durchzusetzen. Er war der allgemeine Wohltäter Aller, weil man ihm Ruhe und Sicherheit vor dem gemeinschaftlichen Feind verdankte. Er war schon im Besitz der Gewalt, weil ihm die Mächtigsten zu Gebote standen.

Auf eine ähnliche Art wurden die Vorfahren des Marich, des Attila, des Meroveus Könige ihrer Völker. Eben so ist's mit den griechischen Königen, die uns Homer in der Ilias auführt. Alle waren zuerst Anführer eines kriegerischen Haufens, Ueberwinder von Ungeheuern, Wohltäter ihrer Nation. Aus kriegerischen Anführern wurden sie allmählich Schiedsmänner und Richter; mit dem gemachten Raube erkaufte sie sich einen Anhang, der sie mächtig und fürchterlich machte. Durch Gewalt endlich stiegen sie auf den Thron.

Man führt das Beispiel des Dejoces in Medien an, dem das Volk die königliche Würde freiwillig übertrug, nachdem er sich demselben als Richter nützlich gemacht hatte. Aber man that Unrecht, dieses Beispiel auf die Entstehung des ersten Königs anzuwenden. Als die Meder den Dejoces zu ihrem Könige machten, waren sie schon ein Volk, schon eine formirte politische Gesellschaft; in dem vorliegenden Falle hingegen sollte durch den ersten König die erste politische Gesellschaft entstehen. Die Meder hatten das drückende Joch der assyrischen Monarchen getragen; der König, von dem jetzt die Rede ist, war der erste in der Welt, und das Volk, das sich ihm unterwarf, eine Gesellschaft freigerbiger Menschen, die noch keine Gewalt über sich gesehen hatten. Eine schon ehemals geduldeten Gewalt läßt sich sehr gut auf diesem ruhigen Weg wieder herstellen, aber auf diesem ruhigen Weg läßt sich eine ganz neue und unbekannte nicht einsetzen.

Es scheint also dem Gang der Dinge gemäßer, daß der erste König ein Usurvator war, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück und eine schlagfertige Willkür auf den Thron setzten.

Die Sendung Moses.*

Die Gründung des jüdischen Staats durch Moses ist eine der denkwürdigsten Begebenheiten, welche die Geschichte aufbewahrt hat, wichtig durch die Stärke des Verstandes, wodurch sie ins Werk gerichtet worden, wichtiger noch durch ihre Folgen auf die Welt, die noch bis auf diesen Augenblick fortdauern. Zwei Religionen, welche den größten Theil der bewohnten Erde beherrschten, das Christenthum und der Islamismus, stützen sich beide auf die Religion der Hebräer, und ohne diese würde es niemals weder ein Christenthum noch einen Koran gegeben haben.

Ja, in einem gewissen Sinne ist es unwiderleglich wahr, daß wir der Mosesischen Religion einen großen Theil der Aufklärung danken, deren wir uns heutiges Tags erfreuen. Denn durch sie wurde eine kostbare Wahrheit, welche die sich selbst überlassene Vernunft erst nach einer langsamen Entwicklung würde gefunden haben, die Lehre von dem einigen Gott, vorläufig unter dem Volke verbreitet und als ein Gegenstand des blinden Glaubens so lange unter demselben erhalten, bis sie endlich in den hellern Köpfen zu einem Vernunftbegriff reifen konnte. Dadurch wurden einem großen Theil des Menschengeschlechtes alle die traurigen Irrwege erspart, worauf der Glaube an Vielgötterei zuletzt führen muß, und die hebräische Verfassung erhielt

* Nimmer d. Herausgeber. Im 10ten Heft der Italia wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

den ausschließenden Vorzug, daß die Religion der Weisen mit der Volksreligion nicht in directem Widerspruch stand, wie es doch bei den aufgeklärten Heiden der Fall war. Aus diesem Standpunkte betrachtet, muß uns die Nation der Hebräer als ein wichtiges universalhistorisches Volk erscheinen, und alles Böse, welches man diesem Volke nachzusagen gewohnt ist, alle Bemühungen witziger Köpfe, es zu verkleinern, werden uns nicht hindern, gerecht gegen dasselbe zu seyn. Die Unwürdigkeit und Verworfenheit der Nation kann das erhabene Verdienst ihres Gesetzgebers nicht vertilgen und eben so wenig den großen Einfluß vernichten, den diese Nation mit Recht in der Weltgeschichte behauptet. Als ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt worden, müssen wir sie schätzen; wir müssen in ihr den Canal verehren, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen; den sie aber auch zerbrach, sobald er geleitet hatte, was er sollte. Auf diese Art werden wir gleich weit entfernt seyn, dem hebräischen Volk einen Werth aufzubringen, den es nie gehabt hat, und ihm ein Verdienst zu rauben, das ihm nicht streitig gemacht werden kann.

Die Hebräer kamen, wie bekannt ist, als eine einzige Nomadenfamilie, die nicht über siebenzig Seelen begriff, nach Aegypten und wurden erst in Aegypten zum Volk. Während eines Zeitraums von ungefähr vierhundert Jahren, die sie in diesem Lande zubrachten, vermehrten sie sich beinahe bis zu zwei Millionen, unter welchen sechshunderttausend streitbare Männer gezählt wurden, als sie aus diesem Königreiche zogen. Während dieses langen Aufenthalts lebten sie abgesondert von den Aegyptern, abgesondert sowohl durch den eigenen Wohnplatz, den sie einnahmen, als auch durch ihren nomadischen Stand, der sie allen Eingebornen des Landes zum Abscheu machte und von allem Antheil an den bürgerlichen Rechten der Aegypter ausschloß. Sie regierten sich nach nomadischer Art fort, der Hausvater die Familie, der Stammfürst die Stämme, und machten auf diese Art einen Staat im Staate aus, der endlich durch seine ungeheure Vermehrung die Versorgung der Könige erweckte.

Eine solche abgesonderte Menschenmenge im Herzen des Reichs, durch ihre nomadische Lebensart müßig, die unter sich sehr genau zusammenhielt, mit dem Staat aber gar kein Interesse gemein hatte, konnte bei einem feindlichen Einfall gefährlich werden und leicht in Versuchung gerathen, die Schwäche des Staats, deren müßige Zuschauerin sie war, zu benutzen. Die Staatsflugheit rieth also, sie scharf zu bewachen, zu beschäftigen und auf Verminderung ihrer Anzahl zu denken. Man drückte sie also mit schwerer Arbeit, und, wie man auf diesem Wege gelernt hatte, sie dem Staat sogar nützlich zu machen, so vereinigte sich nun auch der Eigennutz mit der Politik, um ihre Lasten zu vermehren. Unmenslich zwang man sie zu öffentlichem Frohdienst und stellte besondere Vögte an, sie anzutreiben und zu mißhandeln. Diese barbarische Behandlung hinderte aber nicht, daß sie sich nicht immer stärker ausbreiteten. Eine gesunde Politik würde also natürlich darauf geführt haben, sie unter den übrigen Einwohnern zu vertheilen und ihnen gleiche Rechte mit diesen zu geben; aber Dies erlaubte der allgemeine Abscheu nicht, den die Aegypter gegen sie hegten. Dieser Abscheu wurde noch durch die Folgen vermehrt, die er nothwendig haben mußte. Als der König der Aegypter der Familie Jakobs die Provinz Gosen (an der Ostseite des untern Nils) zum Wohnplatz einräumte, hatte er schwerlich auf eine Nachkommenschaft von zwei Millionen gerechnet, die darin Platz haben sollte; die Provinz

war also wahrscheinlich nicht von besonderm Umfang, und das Geschenk war immer schon großmüthig genug, wenn auch nur auf den hundertsten Theil dieser Nachkommenchaft dabei Rücksicht genommen worden. Da sich nun der Wohnplatz der Hebräer nicht in gleichem Verhältnis mit ihrer Bevölkerung erweiterte, so mußten sie mit jeder Generation immer enger und enger wohnen, bis sie sich zuletzt, auf eine der Gesundheit höchst nachtheilige Art, in dem engsten Raume zusammenbrängten. Was war natürlicher, als daß sich nun eben die Folgen einstellten, welche in einem solchen Fall unausbleiblich sind? — die höchste Unreinlichkeit und aufsteigende Seuchen. Hier also wurde schon der erste Grund zu dem Uebel gelegt, welches dieser Nation bis auf die heutigen Zeiten eigen geblieben ist; aber damals mußte es in einem fürchterlichen Grade wüthen. Die schrecklichste Plage dieses Himmelsstrichs, der Ausfahrig unter ihnen ein und erkte sich durch viele Generationen hinunter. Die Quellen des Lebens und der Zeugung wurden langsam durch ihn vergiftet, und aus einem zufälligen Uebel entstand endlich eine erbliche Stammesconstitution. Wie allgemein dieses Uebel gewesen, erhellt schon aus der Menge der Vorkehrungen, die der Gesetzgeber dagegen gemacht hat; und das einstimmige Zeugniß der Prosaiskribenten, des Aegypters Manetho, des Diodor von Sicilien, des Tacitus, des Eysimachus, Strabo und vieler Andern, welche von der jüdischen Nation fast gar nichts, als diese Volkskrankheit des Ausfahrigs, kennen, beweist, wie allgemein und wie tief der Eindruck davon bei den Aegyptern gewesen sey.

Dieser Ausfahrig also, eine natürliche Folge ihrer engen Wohnung, ihrer schlechten und kärglichen Nahrung und der Mißhandlung, die man gegen sie ausübte, wurde wieder zu einer neuen Ursache derselben. Die man anfangs als Hirten verachtete und als Fremdlinge mißachtete, wurden jetzt als Verpestete gehalten und verabscheut. Zu der Furcht und dem Widerwillen also, welche man in Aegypten von jeher gegen sie gehabt, gesellte sich noch Ekel und eine tiefe zurückstoßende Verachtung. Gegen Menschen, die der Zorn der Götter auf eine so schreckliche Art ausgezeichnet, hielt man sich Alles für erlaubt, und man trug kein Bedenken, ihnen die heiligen Menschenrechte zu entziehen.

Kein Wunder, daß die Barbarei gegen sie in eben dem Grade stieg, als die Folgen dieser barbarischen Behandlung sichtbar wurden, und daß man sie immer härter für das Elend strafte, welches man ihnen doch selbst zugezogen hatte.

Die schlechte Politik der Aegypter wußte den Fehler, den sie gemacht hatte, nicht anders als durch einen neuen und größern Fehler zu verbessern. Da es ihr, alles Trudts ungeachtet, nicht gelang, die Quellen der Bevölkerung zu verstopfen, so verfiel sie auf einen eben so unmenfchlichen als elenden Ausweg, die neugeborenen Söhne sogleich durch die Hebammen erwürgen zu lassen. Aber, Dank der bessern Natur des Menschen! Despoten sind nicht immer gut beobachtet, wenn sie Abscheulichkeiten gebieten. Die Hebammen in Aegypten wußten dieses unnatürliche Gebot zu verhöhnen, und die Regierung konnte ihre gewaltsamigen Maßregeln nicht anders als durch gewaltsame Mittel durchsetzen. Bestellte Mörder durchstießen auf königlichen Befehl die Wohnungen der Hebräer und ermordeten in der Wiege Alles, was männlich war. Auf diesem Wege freilich mußte die ägyptische Regierung doch zuletzt ihren Zweck durchsetzen, und, wenn kein Retter sich ins Mittel schlug, die Nation der Juden sich in wenigen Generationen gänzlich verliert sehen.

Woher sollte aber nun den Hebräern dieser Retter kommen? Schwerlich aus der Mitte der Aegypter selbst,

denn wie sollte sich einer von diesen für eine Nation verwenden, die ihm fremd war, deren Sprache er nicht einmal verstand und sich gewiß nicht die Mühe nahm zu erlernen, die ihm eines bessern Schicksals eben so unfähig als unwürdig scheinen mußte. Aus ihrer eignen Mitte aber noch viel weniger, denn was hat die Unmenschlichkeit der Aegypter im Verlauf einiger Jahrhunderte aus dem Volk der Hebräer endlich gemacht? Das roheste, das böseste, das verworfenste Volk der Erde, durch eine dreihundertjährige Vernachlässigung verwildert, durch einen so langen knechtischen Trudt verzagt gemacht und erbittert, durch eine erblich auf ihm haftende Infamie vor sich selbst erniedrigt, entnervt und gelähmt zu allen heroischen Entschlüssen, durch eine so lang anhaltende Dummheit endlich fast bis zum Thier herunter gestossen. Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrace ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen? Wo sollte sich ein Mann unter ihnen finden, der einem so tief verachteten Sklavenvölke Ansehen, einem so lang gedrückten Volke Gefühl seiner selbst, einem so unwissenden rohen Hirtenhaufen Entlegenheit über seine verfeinerten Unterdrücker verschaffe? Unter den damaligen Hebräern konnte eben so wenig, als unter der verworfenen Rasse der Paria unter den Hindu, ein Kühner und heldenmüthiger unternehmender Geist entstehen.

Hier muß uns die große Hand der Vorsicht, die den verworrensten Knoten durch die einfachsten Mittel löst, zur Verwunderung hinreißt — aber nicht derjenigen Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Desonomie der Natur einmengt, sondern derjenigen, welche der Natur selbst eine solche Desonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigen Wege zu bewirken. Einem gebornen Aegypter fehlte es an der nöthigen Aufforderung, an dem Nationalinteresse für die Hebräer, um sich zu ihrem Erreuer aufzuwerfen. Einem bloßen Hebräer mußte es an Kraft und Geist zu dieser Unternehmung gebrchen. Was für einen Ausweg erwählte also das Schicksal? Es nahm einen Hebräer, entriß ihn aber frühzeitig seinem rohen Volk und verschaffte ihm den Genuß ägyptischer Weisheit; und so wurde ein Hebräer, ägyptisch erzogen, das Werkzeug, wodurch diese Nation aus der Knechtschaft entkam.

Eine hebräische Mutter aus dem levitischen Stamme hatte ihren neugeborenen Sohn drei Monate lang vor den Völkern verborgen, die aller männlichen Verheißung unter ihrem Volke nachstellten; endlich gab sie die Hoffnung auf, ihm länger eine Keisheit bei sich zu gewähren. Die Noth gab ihr eine List ein, wodurch sie ihn vielleicht zu erhalten hoffte. Sie legte ihren Säugling in eine kleine Kiste von Papyrus, welche sie durch Pech gegen das Eindringen des Wassers verwahrt hatte, und wartete die Zeit ab, wo die Tochter des Pharao gewöhnlich zu baden pflegt. Kurz vorher mußte die Schwester des Kindes die Kiste, worin es war, in das Schilf legen, an welchem die Königs Tochter vorbeikam, und wo es dieser also in die Augen fallen mußte. Sie selbst aber blieb in der Nähe, um das fernere Schicksal des Kindes abzuwarten. Die Tochter des Pharao wurde es bald gewahr, und, da der Knabe ihr gefiel, so beschloß sie, ihn zu retten. Seine Schwester wagte es nun, sich zu nähern, und erbot sich, ihm eine hebräische Amme zu bringen, welches ihr von der Prinzessin bewilligt wird. Zum zweiten Mal erhält also die Mutter ihren Sohn, und nun darf sie ihn ohne Gefahr und öffentlich erziehen. So erlernte er denn die Sprache seiner Nation und wurde bekannt mit ihren Sitten, während daß seine Mutter wahrscheinlich nicht versäumte, ein recht rührendes Bild des allgemeinen

Glendes in seine zarte Seele zu pflanzen. Als er die Jahre erreicht hatte, wo er der mütterlichen Pflege nicht mehr bedurfte, und wo es nöthig wurde, ihn dem allgemeinen Schicksal seines Volks zu entziehen, brachte ihn seine Mutter der Königstochter wieder und überließ ihr nun das fernere Schicksal des Knaben. Die Tochter des Pharaos adoptirte ihn und gab ihm den Namen Moses, weil er aus dem Wasser gerettet worden. So wurde er denn aus einem Sklavenkinde und einem Schlachtopfer des Todes der Sohn einer Königstochter und als solcher aller Vortheile theilhaftig, welche die Kinder der Könige genossen. Die Priester, zu deren Orden er in dem Augenblick gehörte, als er der königlichen Familie einverleibt wurde, übernahmen jetzt seine Erziehung und unterrichteten ihn in aller ägyptischen Weisheit, die das ausschließende Eigenthum ihres Standes war. Ja, es ist wahrscheinlich, daß sie ihm keines ihrer Geheimnisse vorenthalten haben, da eine Stelle des ägyptischen Geschichtschreibers Manetho, worin er den Moses zu einem Apostaten der ägyptischen Religion und einem aus Heliopolis entflohenen Priester macht, uns vermuthen läßt, daß er zum priesterlichen Stand bestimmt gewesen.

Um also zu bestimmen, was Moses in dieser Schule empfangen haben konnte, und welchen Antheil die Erziehung, die er unter den ägyptischen Priestern empfing, an seiner nachherigen Geseggenheit gehabt hat, müssen wir uns in eine nähere Untersuchung dieses Instituts einlassen, und über Das, was darin gelehrt und getrieben wurde, das Zeugniß alter Schriftsteller hören. Schon der Apostel Stephanus läßt ihn in aller Weisheit der Aegypter unterrichtet seyn. Der Geschichtschreiber Philo sagt, Moses sey von den ägyptischen Priestern in der Philosophie der Symbole und Hieroglyphen, wie auch in den Geheimnissen der heiligen Thiere eingeweiht worden. Eben dieses Zeugniß bekräftigen Mehrere, und, wenn man erst einen Blick auf Das, was man ägyptische Mysterien nannte, geworfen hat, so wird sich zwischen diesen Mysterien und Dem, was Moses nachher gethan und verordnet hat, eine merkwürdige Aehnlichkeit ergeben.

Die Gottesverehrung der ältesten Völker ging, wie bekannt ist, sehr bald in Vielgötterei und Aberglauben über, und selbst bei denjenigen Geschlechtern, die uns die Schrift als Verehrer des wahren Gottes nennt, waren die Ideen vom höchsten Wesen weder rein noch edel und auf nichts weniger als eine helle, vernünftige Einsicht gegründet. Sobald aber durch bessere Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft und durch Gründung eines ordentlichen Staats die Stände getrennt, und die Sorge für göttliche Dinge das Eigenthum eines besondern Standes geworden, sobald der menschliche Geist durch Befreiung von allen zerstreuen Sorgen Mühe empfing, sich ganz allein der Betrachtung seiner selbst und der Natur hinzugeben, sobald endlich auch hellere Blicke in die physische Oekonomie der Natur gethan worden, mußte die Vernunft endlich über jene groben Zerthümer siegen, und die Vorstellung von dem höchsten Wesen mußte sich veredeln. Die Idee von einem allgemeinen Zusammenhang der Dinge mußte unausbleiblich zum Begriff eines einzigen höchsten Verstandes führen, und jene Idee, wo eher hätte sie aufsteigen sollen, als in dem Kopf eines Priesters? Da Aegypten der erste kultivirte Staat war, den die Geschichte kennt, und die ältesten Mysterien sich ursprünglich aus Aegypten herschreiben, so war es auch aller Wahrscheinlichkeit nach hier, wo die erste Idee von der Einheit des höchsten Wesens zuerst in einem menschlichen Gehirn vorgestellt wurde. Der glückliche Binder dieser seelenerhebenden Idee suchte sich nun unter Dingen, die um ihn

waren, fähige Subjecte aus, denen er sie als einen heiligen Schatz übergab, und so erbte sie sich von einem Denker zum andern durch, wer weiß wie viele Generationen fort, bis sie zuletzt das Eigenthum einer ganz kleinen Gesellschaft wurde, die fähig war, sie zu fassen und weiter auszubilden.

Da aber schon ein gewisses Maß von Kenntnissen und eine gewisse Ausbildung des Verstandes erfordert wird, die Idee eines einzigen Gottes recht zu fassen und anzuwenden, da der Glaube an die göttliche Einheit Verachtung der Vielgötterei, welches doch die herrschende Religion war, nothwendig mit sich bringen mußte, so begriff man bald, daß es unvorsichtig, ja, gefährlich seyn würde, diese Idee öffentlich und allgemein zu verbreiten. Ohne vorher die hergebrachten Trümmers des Staats zu stürzen und sie in ihrer lächerlichen Blöße zu zeigen, konnte man dieser neuen Lehre keinen Eingang versprechen. Aber man konnte ja weder voraussehen noch hoffen, daß Jeder von denen, welchen man den alten Aberglauben lächerlich machte, auch sogleich fähig seyn würde, sich zu der reinen und schweren Idee des Wahren zu erheben. Ueberdem war ja die ganze bürgerliche Verfassung auf jenen Aberglauben gegründet; stürzte man diesen ein, so stürzte man zugleich alle Säulen, von welchen das ganze Staatsgebäude getragen wurde, und es war noch sehr ungewiß, ob die neue Religion, die man an seinen Platz stellte, auch sogleich fest genug stehen würde, um jenes Gebäude zu tragen.

Mißlang hingegen der Versuch, die alten Götter zu stürzen, so hatte man den blinden Fanatismus gegen sich bewaffnet und sich einer tollen Menge zum Schlachtopfer preisgegeben. Man fand also für besser, die neue gefährliche Wahrheit zum ausschließenden Eigenthum einer kleinen geschlossenen Gesellschaft zu machen, Diejenigen, welche das gebürige Maß von Fassungskraft dafür zeigten, aus der Menge hervorzuziehen und in den Bund aufzunehmen und die Wahrheit selbst, die man unreinen Augen entziehen wollte, mit einem geheimnißvollen Gewand zu umkleiden, das nur Derjenige wegziehen konnte, den man selbst dazu fähig gemacht hätte.

Man wählte dazu die Hieroglyphen, eine sprechende Bilderschrift, die einen allgemeinen Begriff in einer Zusammenstellung sinnlicher Zeichen verbarg und auf einigen willkürlichen Regeln beruhte, worüber man übereingekommen war. Da es diesen erleuchteten Männern von dem Götzendienste her noch bekannt war, wie stark auf dem Wege der Einbildungskraft und der Sinne auf jugendliche Herzen zu wirken sey, so trugen sie kein Bedenken, von diesem Kunstgriffe des Betrugs auch zum Vortheil der Wahrheit Gebrauch zu machen. Sie brachten also die neuen Begriffe mit einer gewissen sinnlichen Feierlichkeit in die Seele, und durch allerlei Anstalten, die diesem Zweck angemessen waren, setzten sie das Gemüth ihres Lehrlings vorher in den Zustand leidenschaftlicher Bewegung, der es für die neue Wahrheit empfänglich machen sollte. Von dieser Art waren die Reinigungen, die der Einzuleibende vornehmen mußte, das Waschen und Besprengen, das Einhüllen in leinene Kleider, Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen, Spannung und Erhebung des Gemüths durch Gesang, ein bedeutendes Stillschweigen, Abwechselung zwischen Finsterniß und Licht und dergleichen.

Diese Ceremonien, mit jenen geheimnißvollen Bildern und Hieroglyphen verbunden, und die verborgenen Wahrheiten, welche in diesen Hieroglyphen versteckt lagen und durch jene Gebräuche vorbereitet wurden, wurden zusammengenommen unter dem Namen der Mysterien begriffen. Sie hatten ihren Sitz in den Tempeln der Isis und des Serapis und waren das

Vorbild, wornach in der Folge die Mysterien in Eleusis und Samothracien und in neuern Zeiten der Orden der Freimaurer sich gebildet haben.

Es scheint außer Zweifel gesetzt, daß der Inhalt der allerältesten Mysterien in Heliopolis und Memphis, während ihres unverdorbenen Zustandes, Einheit Gottes und Widerlegung des Paganismus war, und daß die Unsterblichkeit der Seele darin vorgetragen wurde. Diejenigen, welche dieser wichtigen Aufschlüsse theilhaftig waren, nannten sich Anschauer oder Gypoten, weil die Erkenntnis einer vorher verborgenen Wahrheit mit dem Uebertritt aus der Finsternis zum Lichte zu vergleichen ist, vielleicht auch darum, weil sie die neu-erkannten Wahrheiten in sinnlichen Bildern wirklich und eigentlich anschauten.

Zu dieser Anschauung konnten sie aber nicht auf einmal gelangen, weil der Geist erst von manchen Irrthümern gereinigt, erst durch mancherlei Vorbereitungen gegangen seyn mußte, ehe er das volle Licht der Wahrheit ertragen konnte. Es gab also Stufen oder Grade, und erst im innern Heiligthume fiel die Decke ganz von ihren Augen.

Die Gypoten erkannten eine einzige höchste Ursache aller Dinge, eine Urfahrt der Natur, das Wesen aller Wesen, welches einerlei war mit dem Demiurgos der griechischen Weisen. Nichts ist erhabener, als die einfache Größe, mit der sie von dem Weltkörper sprachen. Um ihn auf eine recht entscheidende Art anzudeuten, gaben sie ihm gar keinen Namen. Ein Name, sagten sie, ist bloß ein Bedürfnis der Unterscheidung; wer allein ist, hat keinen Namen nöthig, denn es ist Keiner da, mit dem er verwechselt werden könnte. Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist,“ und auf einer Pyramide zu Sais fand man die uralte merkwürdige Inschrift: „Ich bin Alles, was ist, was war, und was seyn wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Iao oder Iao-bo — ein Name, der mit dem hebräischen Jehovah fast gleichlautend, auch vermuthlich von dem nämlichen Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug; und sein Name wurde in Aegypten mit mehr Ehrfurcht ausgesprochen, als dieser Name Iao. In dem Hymnus, den der Hierophant oder Vorsteher des Heiligthums dem Eingeweihten vorsang, war Dies der erste Aufschluß, der über die Natur der Gottheit gegeben wurde. „Er ist einzig und von ihm selbst, und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Daseyn schuldig.“

Eine vorläufige, notwendige Ceremonie vor jeder Einweihung war die Beschneidung, der sich auch Pythagoras vor seiner Aufnahme in die ägyptischen Mysterien unterwerfen mußte. Diese Unterscheidung von Andern, die nicht beschnitten waren, stellte eine engere Bruderschaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigend, wozu auch Vieles sie bei den Hebräern nachher gebrauchte.

In dem Innern des Tempels stellten sie dem Eingeweihten verschiedene heilige Dinge dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Kade, welche man den Sarg des Serapis nannte, und die ihrem Ursprung nach vielleicht ein Sinnbild verborgener Weisheit seyn sollte, späterhin aber, als das Institut ausartete, der Geheimnißtrümerei und eiteln Priesterthums zum Spiele diente. Diese Kade heranzutragen, war ein Vorrecht der Priester oder einer eigenen Classe von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken oder ihn auch nur zu berühren. Von Einem,

der die Verwegenheit gehabt hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sey.

In den ägyptischen Mysterien stieß man ferner auf gewisse hieroglyphische Götterbilder, die aus mehreren Thiergestalten zusammengesetzt waren. Das bekannte Ephyra ist von dieser Art; man wollte dadurch die Eigenschaften bezeichnen, welche sich in dem höchsten Wesen vereinigen, oder auch das Mächtigste aus allen Lebendigen in einen Körper zusammen werfen. Man nahm etwas von dem mächtigsten Vogel oder dem Adler, von dem mächtigsten wilden Thier oder dem Löwen, von dem mächtigsten zahmen Thier oder dem Stier, und endlich von dem mächtigsten aller Thiere, dem Menschen. Besonders wurde das Sinnbild des Stiers oder des Apis als das Emblem der Stärke gebraucht, um die Allmacht des höchsten Wesens zu bezeichnen, der Stier aber heißt in der Urfprache Chereb.

Diese mystischen Gestalten, zu denen Niemand als die Gypoten den Schlüssel hatten, gaben den Mysterien selbst eine sinnliche Außenseite, die das Volk täuschte und selbst mit dem Gögendienst etwas gemein hatte. Der Aberglaube erhielt also durch das äußerliche Gewand der Mysterien eine immerwährende Nahrung, während daß man im Heiligthume selbst seiner spottete.

Noch ist es begreiflich, wie dieser reine Deismus mit dem Gögendienst verträglich zusammenleben konnte, denn, indem er ihn von innen stützte, beförderte er ihn von außen. Dieser Widerspruch der Priesterreligion und der Volksreligion wurde bei den ersten Stiftern der Mysterien durch die Nothwendigkeit entschuldigt; es schien unter zwei Uebeln das geringere zu seyn, weil mehr Hoffnung vorhanden war, die übeln Folgen der verhehlten Wahrheit als die schädlichen Wirkungen der zur Unzeit entdeckten Wahrheit zu hemmen. Wie sich aber nach und nach unwürdige Mitglieder in den Kreis der Eingeweihten drängten, wie das Institut von seiner ersten Reinheit verlor, so machte man Das, was anfangs nur bloße Nothhilfe gewesen, nämlich das Geheimniß, zum Zweck des Instituts, und anstatt den Aberglauben allmählich zu reinigen und das Volk zur Aufnahme der Wahrheit geföhrt zu machen, suchte man seinen Vortheil darin, es immer mehr irre zu führen und immer tiefer in den Aberglauben zu stürzen. Priesterkünste traten nun an die Stelle jener unschuldigen launern Absichten, und eben das Institut, welches Erkenntnis des wahren und einzigen Gottes erhalten, aufbewahren und mit Behutsamkeit verbreiten sollte, fing an, das kräftigste Beförderungsmittel des Gegentheils zu werden und in eine eigentliche Schule des Gögendienstes auszuarten. Hierophanten, um die Herrschaft über die Gemüther nicht zu verlieren und die Erwartung immer gespannt zu halten, fanden es für gut, immer länger mit dem letzten Aufschluß, der aus falschen Erwartungen auf immer aufheben mußte, zurückzuhalten und die Zugänge zu dem Heiligthume durch allerlei theatralische Kunstgriffe zu erschweren. Zuletzt verlor sich der Schlüssel zu den Hieroglyphen in geheimen Figuren ganz, und nun wurden diese für die Wahrheit selbst genommen, die sie anfänglich nur umhüllen sollten.

Es ist schwer zu bestimmen, ob die Erlehnungsjahre des Moses in die blühenden Zeiten des Instituts oder in den Anfang seiner Verberbnis fallen; wahrscheinlich aber näherte es sich damals schon seinem Verfall, wie uns einige Spielereien schließen lassen, die ihm der hebräische Gesangsgeber abborgte, und einige weniger rühmliche Kunstgriffe, die er in Ausübung brachte. Aber der Geist der ersten Stifter war noch nicht daraus verschwunden, und die Lehre von der Einheit des Welt-schöpfers erlebte noch die Erwartung der Eingeweihten.

Diese Lehre, welche die entschiedenste Verachtung der Vielgötterei zu ihrer unausbleiblichen Folge hatte, verbunden mit der Unsterblichkeitslehre, welche man schwerlich davon trennte, war der reiche Schatz, den der junge Hebräer aus den Mysterien der Isis heraustrachte. Zugleich wurde er darin mit den Naturkräften bekannt, die man damals auch zum Gegenstand geheimer Wissenschaften machte; welche Kenntnisse ihn nachher in den Stand setzten, Wunder zu wirken und im Weisern des Pharaos es mit seinen Lehrern selbst oder den Zauberern aufzunehmen, die er in einigen sogar übertraf. Sein künftiger Lebenslauf beweist, daß er ein aufmerksamer und fähiger Schüler gewesen und zu dem letzten höchsten Grad der Anschauung gekommen war.

In eben dieser Schule sammelte er auch einen Schatz von Hieroglyphen, mystischen Bildern und Ceremonien, wovon sein erfunderischer Geist in der Folge Gebrauch machte. Er hatte das ganze Gebiet ägyptischer Weisheit durchwandert, das ganze System der Priester durchdacht, seine Gebrechen und Vorzüge, seine Stärke und Schwäche gegen einander abgemessen und große wichtige Wisse in die Regierungskunst dieses Volks gethan.

Es ist unbekannt, wie lange er in der Schule der Priester verweilte, aber sein später politischer Auftritt, der erst gegen sein achtzigstes Jahr erfolgte, macht es wahrscheinlich, daß er vielleicht zwanzig und mehrere Jahre dem Studium der Mysterien und des Staats gewidmet habe. Dieser Aufenthalt bei den Priestern scheint ihn aber keineswegs von dem Umgang mit seinem Volk ausgeschlossen zu haben, und er hatte Gelegenheit genug, ein Zeuge der Unmenschlichkeit zu seyn, worunter es seufzen mußte.

Die ägyptische Erziehung hatte sein Nationalgefühl nicht verdrängt. Die Mißhandlung seines Volks erinnerte ihn, daß auch er ein Hebräer sey, und ein gerechter Unwille grub sich, so oft er es leiden sah, tief in seinen Busen. Je mehr er anfing, sich selbst zu fühlen, desto mehr mußte ihn die unwürdige Behandlung der Seinigen empören.

Einst sah er einen Hebräer unter den Streichen eines ägyptischen Frohwoogs mißhandelt; dieser Anblick überwältigte ihn, er ermordete den Ägypter. Bald wird die That ruchtbar, sein Leben ist in Gefahr, er muß Ägypten meiden und flieht nach der arabischen Wüste. Alle segnen diese Flucht in sein vierzigtes Lebensjahr, aber ohne alle Beweise. Und ist es genug zu wissen, daß Moses nicht sehr jung mehr seyn konnte, als sie erfolgte.

Mit diesem Exilium beginnt eine neue Epoche seines Lebens, und, wenn wir seinen künftigen politischen Auftritt in Ägypten recht beurtheilen wollen, so müssen wir ihn durch seine Einsamkeit in Arabien begleiten. Einen blutigen Haß gegen die Unterdrücker seiner Nation und alle Kenntnisse, die er in den Mysterien geschöpft hatte, trug er mit sich in die arabische Wüste. Sein Geist war voll von Ideen und Entwürfen, sein Herz voll Erbitterung, und nichts zerstreute ihn in dieser menschenleeren Wüste.

Die Urkunde läßt ihn die Schafe eines arabischen Beduinen Jethro hüten. — Dieser tiefe Fall von allen seinen Aussichten und Hoffnungen in Ägypten zum Viehhirten in Arabien! vom künftigen Menschenherrscher zum Lohnknecht eines Nomaden! Wie schwer mußte er seine Seele verwunden!

In dem Kleid eines Hirten trägt er einen feurigen Regentengeist, einen rastlosen Ehrgeiz mit sich herum. Hier in dieser romantischen Wüste, wo ihm die Gegenwart nichts darbietet, sucht er Hülfe bei der

Vergangenheit und Zukunft und bespricht sich mit seinen stillen Gedanken. Alle Scenen der Unterdrückung, die er ehemals mit angesehen hatte, gehen jetzt in der Erinnerung an ihm vorüber, und nichts hindert sie jetzt, ihren Stachel tief in seine Seele zu drücken. Nichts ist einer großen Seele unerträglicher, als Ungerechtigkeit zu dulden; dazu kommt, daß es sein eigenes Volk ist, welches leidet. Ein edler Stolz erwacht in seiner Brust, und ein heftiger Trieb, zu handeln und sich hervorzuthun, gesellt sich zu diesem beleidigten Stolz.

Alles, was er in langen Jahren gesammelt, Alles, was er Schönes und Großes gedacht und entworfen hat, soll in dieser Wüste mit ihm sterben, soll er umsonst gedacht und entworfen haben? Diesen Gedanken kann seine feurige Seele nicht ausbalten. Er erhebt sich über sein Schicksal; diese Wüste soll nicht die Gränze seiner Thätigkeit werden; zu etwas Großem hat ihn das hohe Wesen bestimmt, das er in den Mysterien kennen lernte. Seine Phantasie, durch Einsamkeit und Stille entzündet, ergreift, was ihr am Nächsten liegt, die Partei der Unterdrückten. Gleiche Empfindungen suchen einander, und der Unglückliche wird sich am Liebsten auf der Unglücklichen Seite schlagen. In Ägypten wäre er ein Ägypter, ein Hierophant, ein Feldherr geworden; in Arabien wird er zum Hebräer. Groß und herrlich steigt sie auf vor seinem Geiste, die Idee: „Ich will dieses Volk erlösen.“

Aber welche Möglichkeit, diesen Entwurf auszuführen? Unübersehlich sind die Hindernisse, die sich ihm dabei aufdringen, und diejenigen, welche er bei seinem eigenen Volk selbst zu bekämpfen hat, sind bei Weitem die schrecklichsten von allen. Da ist weder Eintracht noch Zuversicht, weder Selbstgefühl noch Muth, weder Gemeingeist noch eine kühne Thaten verkündende Begeisterung voranzufügen; eine lange Sklaverei, ein vierhundertjähriges Glend hat alle diese Empfindungen erstickt. — Das Volk, an dessen Spitze er treten soll, ist dieses kühnen Wagemuths eben so wenig fähig als würdig. Von diesem Volke selbst kann er nichts erwarten, und doch kann er ohne dieses Volk nichts anrichten. Was bleibt ihm also übrig? Ehe er die Befreiung desselben unternimmt, muß er damit anfangen, es dieser Wohlthat fähig zu machen. Er muß es wieder in die Menschenrechte einsezen, die es entäußert hat. Er muß ihm die Eigenschaften wieder geben, die eine lange Verwilderung in ihm erstickt hat, Das heißt, er muß Hoffnung, Zuversicht, Geldeumuth, Enthusiasmus in ihm entzünden.

Aber diese Empfindungen können sich nur auf ein (wahres oder täuschendes) Gefühl eigener Kräfte stützen, und wo sollen die Sklaven der Ägypter dieses Gefühl hernehmen? Gesezt, daß es ihm auch gelänge, sie durch seine Veredsamkeit auf einen Augenblick fortzureißen — wird diese erkünstelte Begeisterung sie nicht bei der ersten Gefahr im Etich lassen? Werden sie nicht, muthloser als jemals, in ihr Knechtsgefühl zurückfallen?

Hier kommt der ägyptische Priester und Staatskundige dem Hebräer zu Hülfe. Aus seinen Mysterien, aus seiner Priesterhsule zu Heliopolis erinnert er sich jetzt des wirksamen Instruments, wodurch ein kleiner Priesterorden Millionen roher Menschen nach seinem Gefallen lenkte. Dieses Instrument ist kein anderes, als das Vertrauen auf überirdischen Schutz, Glaube an übernatürliche Kräfte. Da er also in der sichtbaren Welt, im natürlichen Lauf der Dinge, nichts entdeckt, wodurch er seiner unterdrückten Nation Muth machen könnte, da er ihr Vertrauen an nichts Irdisches anknüpfen kann, so knüpft er es an den Himmel. Da er die Hoffnung aufgibt, ihr das Gefühl eigener Kräfte zu geben, so hat er nichts zu thun, als ihr einen Gott

zuguführen, der diese Kräfte besitzt. Gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu diesem Gott einzuspößen, so hat er sie stark gemacht und kühn, und das Vertrauen auf diesen höhern Arm ist die Flamme, an der es ihm gelingen muß alle andere Tugenden und Kräfte zu entzünden. Kann er sich seinen Mitbrüdern als das Organ und den Gesandten dieses Gottes legitimiren, so sind sie ein Ball in seinen Händen; er kann sie leiten, wie er will. Aber nun fragt sich's: Welchen Gott soll er ihnen verkündigen, und wodurch kann er ihm Glauben bei ihnen verschaffen?

Soll er ihnen den wahren Gott, den Demiurges oder den Jao, verkündigen, an den er selbst glaubt, den er in den Mytherien kennen gelernt hat?

Wie könnte er einem unwissenden Sklavenpöbel, wie seine Nation ist, auch nur von ferne Sinn für eine Wahrheit zutrauen, die das Urtheil weniger ägyptischer Weisen ist und schon einen hohen Grad von Erleuchtung voraussetzt, um begriffen zu werden? Wie könnte er sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß der Auswurf Aegyptens etwas verstehen würde, was von den Besten dieses Landes nur die Wenigsten faßten?

Aber, gesetzt, es gelänge ihm auch, den Hebräern die Kenntniß des wahren Gottes zu verschaffen — so konnten sie diesen Gott in ihrer Lage nicht einmal brauchen, und die Erkenntniß desselben würde seinen Entwurf vielmehr untergraben als befördern haben. Der wahre Gott bestimmet sich um die Hebräer ja nicht mehr, als um irgend ein anderes Volk. — Der wahre Gott konnte nicht für sie kämpfen, ihnen zu Gefallen die Gesetze der Natur nicht umstürzen. — Er ließ sie ihre Sache mit den Aegyptern ausfechten und menzte sich durch sein Wunder in ihren Streit; wozu sollte ihnen also dieser?

Soll er ihnen einen falschen und fabelhaften Gott verkündigen, gegen welchen sich doch seine Vernunft empört, den ihm die Mytherien verhaßt gemacht haben? Dazu ist sein Verstand zu sehr erleuchtet, sein Herz zu aufrichtig und zu edel. Auf eine Lüge will er seine wohlthätige Unternehmung nicht gründen. Die Begeisterung, die ihn jetzt besetzt, würde ihm ihr wohlthätiges Feuer zu einem Betrug nicht borgen, und zu einer so verächtlichen Rolle, die seinen innern Ueberzeugungen so sehr widerspräche, würde es ihm bald an Muth, an Freude, an Beharrlichkeit gebrechen. Er will die Wohlthat vollkommen machen, die er auf dem Wege ist seinem Volke zu erweisen; er will sie nicht bloß unabhängig und frei, auch glücklich will er sie machen und erleuchten. Er will sein Werk für die Ewigkeit gründen.

Also darf es nicht auf Betrug — es muß auf Wahrheit gegründet seyn. Wie vereinigt er aber diese Widersprüche? Den wahren Gott kann er den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese widrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen.

Jetzt prüft er also seine Vernunftreligion und untersucht, was er ihr geben und nehmen muß, um ihr eine günstige Aufnahme bei seinen Hebräern zu verschaffen. Er steigt in ihre Lage, in ihre Beschränkung, in ihre Seele hinunter und späht da die verborgenen Säden aus, an die er seine Wahrheit anknüpfen könnte.

Er legt also seinem Gott diejenigen Eigenschaften bei, welche die Zügelkraft der Hebräer und ihr jegiges Bedürfnis eben jetzt von ihm fordern. Er paßt seinen Jao dem Volke an, dem er ihn verkündigen will; er paßt ihn den Umständen an, unter welchen er ihn verkündiget, und so entsteht sein Jehowah.

In den Gemüthern seines Volke findet er zwar Glauben an göttliche Dinge, aber dieser Glaube ist in den rohesten Aberglauben ausgeartet. Diesen Aberglauben muß er ausrotten, aber den Glauben muß er erhalten. Er muß ihn bloß von seinem jetzigen unwürdigen Zustand ablösen und seiner neuen Gottheit zuwenden. Der Aberglaube selbst gibt ihm die Mittel dazu in die Hände. Nach dem allgemeinen Wahn jener Zeiten stand jedes Volk unter dem Schutze einer besondern Nationalgottheit, und es schmeichelte dem Nationalstolz, diese Gottheit über die Götter aller andern Völker zu setzen. Diesen letztern wurde aber darum keineswegs die Gottheit abgesprochen; sie wurde gleichfalls anerkannt, nur über den Nationalgott durften sie sich nicht erheben. An diesen Irrthum knüpfte Moses seine Wahrheit an. Er machte den Demiurges in den Mytherien zum Nationalgott der Hebräer, aber er ging noch einen Schritt weiter.

Er begnügte sich nicht bloß, diesen Nationalgott zum mächtigsten aller Götter zu machen, sondern er machte ihn zum einzigen und stürzte alle Götter um ihn her in ihr Nichts zurück. Er schenkte ihm zwar den Hebräern zum Eigenthum, um sich ihrer Vorstellungsart zu bedienen, aber zugleich unterwarf er ihm alle andere Völker und alle Kräfte der Natur. So rettete er in dem Bild, worin er ihn den Hebräern vorstellte, die zwei wichtigsten Eigenschaften seines wahren Gottes, die Einheit und die Allmacht, und machte sie wirksamer in dieser menschlichen Hülle.

Der eitle kinesiße Stolz, die Gottheit ausschließlich besitzen zu wollen, mußte nun zum Vortheil der Wahrheit geschädigt seyn und seiner Lehre vom einzigen Gott Eingang verschaffen. Treilich ist es nur ein neuer Irrglaube, wodurch er den alten stürzt; aber dieser neue Irrglaube ist der Wahrheit schon um Vieles näher, als derjenige, den er verdrängt; und dieser kleine Zusatz von Irrthum ist es im Grunde allein, wodurch seine Wahrheit ihr Glück macht, und Alles, was er dabei gewinnt, dankt er diesem vorhergesehenen Mißverständniß seiner Lehre. Was hätten seine Hebräer mit einem physischphysischen Gott machen können? Mit diesem Nationalgott hingegen muß er Wunderdinge bei ihnen anrichten. — Man denke sich einmal in die Lage der Hebräer. Unwissend, wie sie sind, messen sie die Stärke der Götter nach dem Glück der Völker ab, die in ihrem Schutze stehen. Verlassen und unterdrückt von Menschen, glauben sie sich auch von allen Göttern vergessen; eben das Verhältniß, das sie selbst gegen die Aegypter haben, muß nach ihren Begriffen auch ihr Gott gegen die Götter der Aegypter haben; er ist also ein kleines Licht neben diesen, oder sie zweifeln gar, ob sie wirklich einen haben. Auf einmal wird ihnen verkündigt, daß sie auch einen Beschützer im Sternkreis haben, und daß dieser Beschützer erwacht sey aus seiner Ruhe, daß er sich umgarte und aufmache, gegen ihre Feinde große Thaten zu verrichten.

Diese Verkündigung Gottes ist nunmehr dem Ruf eines Keldherrn gleich, sich unter seine siegreiche Fahne zu begeben. Gibt nun dieser Keldherr zugleich auch Trost seiner Stärke, oder kennen sie ihn gar noch aus alten Zeiten her, so reißt der Schwindel der Begeisterung auch den Athesisten dahin; und auch dieses brachte Moses in Rechnung bei seinem Entwurfe.

Das Gespräch, welches er mit der Erscheinung in dem brennenden Dornbusch hält, legt uns die Zweifel vor, die er sich selbst aufgeworfen, und auch die Art und Weise, wie er sich solche beantwortet hat. Wird meine unglückliche Nation Vertrauen zu einem Gott gewinnen, der sie so lange vernachlässigt hat, der jetzt auf einmal wie aus den Wolken fällt, dessen Namen sie nicht einmal nennen hörte — der schon Jahrhunderte lang ein müßiger

Zuschauer der Mißhandlung war, die sie von ihren Unterdrückten erleiden mußte? Wird sie nicht vielmehr den Gott ihrer glücklichen Feinde für den Mächtigen halten? Dies war der nächste Gedanke, der in dem neuen Propheten jetzt aufsteigen mußte. Wie hebt er aber nun diese Bedenklichkeit? Er macht seinen Iao zum Gott ihrer Väter, er knüpft ihn also an ihre alten Volksagen an und verwandelt ihn dadurch in einen einheimischen, in einen alten und wohlbekannten Gott. Aber, um zu zeigen, daß er den wahren und einzigen Gott darunter meine, um aller Verwechslung mit irgend einem Geschöpf des Aberglaubens vorzubeugen, um gar keinem Mißverständniß Raum zu geben, gibt er ihm den heiligen Namen, den er wirklich in den Mysterien führt. Ich werde seyn, der ich seyn werde. Sage zu dem Volk Israel, legt er ihm in den Mund, ich werde seyn, Der hat mich zu euch gesendet.

In den Mysterien führte die Gottheit wirklich diesen Namen. Dieser Name mußte aber dem dummen Volke der Hebräer durchaus unverständlich seyn. Sie konnten sich unmöglich etwas dabei denken, und Moses hätte also mit einem andern Namen weit mehr Glück machen können; aber er wollte sich lieber diesem Uebelstand aussetzen, als einen Gedanken aufgeben, woran ihm Alles lag, und dieser war: die Hebräer wirklich mit dem Gott, den man in den Mysterien der Isis lehrte, bekannt zu machen. Da es ziemlich ausgemacht ist, daß die ägyptischen Mysterien schon lange geblüht haben, ehe Jehovah dem Moses in dem Dornbusch erschien, so ist es wirklich auffallend, daß er sich gerade denselben Namen gibt, den er vorher in den Mysterien der Isis führte.

Es war aber noch nicht genug, daß sich Jehovah den Hebräern als einen bekannten Gott, als den Gott ihrer Väter ankündigte; er mußte sich auch als einen mächtigen Gott legitimiren, wenn sie anders Herz zu ihm fassen sollten; und Dies war um so nöthiger, da ihnen ihr bisheriges Schicksal in Aegypten eben keine große Meinung von ihrem Beschützer geben konnte. Da er sich ferner bei ihnen nur durch einen Tritten einführte, so mußte er seine Kraft auf diesen legen und ihn durch außerordentliche Handlungen in den Stand setzen, sowohl seine Sendung selbst, als die Macht und Größe Dessen, der ihn sandte, darzutun.

Wollte also Moses seine Sendung rechtfertigen, so mußte er sie durch Wunderthaten unterstützen. Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Lesers.

Die Erzählung endlich, in welche Moses seine Sendung kleidet, hat alle Requirite, die sie haben mußte, um den Hebräern Glauben daran einzusößen, und Dies war Alles, was sie sollte — bei uns braucht sie diese Wirkung nicht mehr zu haben. Wir wissen jetzt zum Beispel, daß es dem Schöpfer der Welt, wenn er sich je entschließen sollte, einem Menschen in Feuer oder in Wind zu erscheinen, gleichgültig seyn könnte, ob man barfuß oder nicht barfuß vor ihm erschiene. — Moses aber legt seinem Jehovah den Befehl in den Mund: daß er die Schuhe von den Füßen ziehen solle; denn er wußte sehr gut, daß er dem Begriffe der göttlichen Heiligkeit bei seinen Hebräern durch ein sinnliches Zeichen zu Hülfe kommen müsse — und ein solches Zeichen hatte er aus den Einweihungszeremonien noch behalten.

So bedachte er ohne Zweifel auch, daß z. B. seine schwere Zunge ihm hinderlich seyn könnte — er kam also diesem Uebelstand zuvor, er legte die Einwürfe, die er zu fürchten hatte, schon in seine Erzählung, und Jehovah selbst mußte sie heben. Er unterlegt sich ferner seiner Sendung nur nach einem langen Widerstand — desto mehr Gewicht mußte also in den Befehl Gottes

gelegt werden, der ihm diese Sendung abnöthigte. Ueberhaupt malt er Das am Ausführlichsten und am Individuellsten aus in seiner Erzählung, was den Israeliten, so wie uns, am Allerschwersten eingehen mußte zu glauben, und es ist kein Zweifel, daß er seine guten Gründe dazu gehabt hatte.

Wenn wir das Bisherige kurz zusammenfassen, was war eigentlich der Plan, den Moses in der arabischen Wüste angedachte?

Er wollte das israelitische Volk aus Aegypten führen und ihm zum Besitz der Unabhängigkeit und einer Staatsverfassung in einem eigenen Lande helfen. Weil er aber die Schwierigkeiten recht gut kannte, die sich ihm bei diesem Unternehmen entgegen stellen würden; weil er wußte, daß auf die eignen Kräfte dieses Volks so lange nicht zu rechnen sey, bis man ihm Selbstvertrauen, Muth, Hoffnung und Begeisterung gegeben; weil er vorausah, daß seine Bedenklichkeit auf den zu Boden gedrückten Sklavenstimm der Hebräer gar nicht wirken würde; so begriff er, daß er ihnen einen höhern, einen überirdischen Schutz ankündigen müsse, daß er sie gleichsam unter die Fahne eines göttlichen Feldherrn versammeln müsse.

Er gibt ihnen also einen Gott, um sie fürs Erste aus Aegypten zu befreien. Weil es aber damit noch nicht gethan ist, weil er ihnen für das Land, das er ihnen nimmt, ein anderes geben muß, und weil sie dieses andere erst mit gewaffneter Hand erobern und sich darin erhalten müssen, so ist nöthig, daß er ihre vereinigten Kräfte in einem Staatsförderer zusammenhalte, so muß er ihnen also Gesetze und eine Verfassung geben.

Als ein Priester und Staatsmann aber weiß er, daß die stärkste und unentbehrlichste Stütze aller Verfassung Religion ist: er muß also den Gott, den er ihnen anfänglich nur zur Befreiung aus Aegypten, als einen bloßen Feldherrn gegeben hat, auch bei der bevorstehenden Gesetzgebung brauchen; er muß ihn also auch gleich so ankündigen, wie er ihn nachher gebrauchen will. Zur Gesetzgebung und zur Grundlage des Staats braucht er aber den wahren Gott, denn er ist ein großer und edler Mensch, der ein Werk, das dauern soll, nicht auf eine Lüge gründen kann. Er will die Hebräer durch die Verfassung, die er ihnen zugeadht hat, in der That glücklich und dauernd glücklich machen, und Dies kann nur dadurch geschehen, daß er seine Gesetzgebung auf Wahrheit gründet. Für diese Wahrheit sind aber ihre Verstandeskkräfte noch zu stumpf; er kann sie also nicht auf dem reinen Weg der Vernunft in ihre Seele bringen. Da er sie nicht überzeugen kann, so muß er sie überreden, hinreißen, bestechen. Er muß also dem wahren Gott, den er ihnen angekündigt, Eigenschaften geben, die ihn den schwachen Köpfen faßlich und erwünschungswürdig machen; er muß ihm ein heidnisches Gewand umhüllen und muß zutreiben seyn, wenn sie an seinem wahren Gott gerade nur dieses Heidnische schäßen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen. Und dadurch gewinnt er schon unendlich, er gewinnt — daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, daß also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht einzustürzen braucht, wenn er die Begriffe verbessert, welches bei allen falschen Religionen die unausbleibliche Folge ist, sobald die Fackel der Vernunft sie beleuchtet.

Alle andere Staaten jener Zeit und auch der folgenden Zeiten sind auf Betrug und Irrthum, auf Vielgötterei, gegründet, obgleich, wie wir gesehen haben, in Aegypten ein kleiner Cirkel war, der richtige Begriffe von dem höchsten Wesen hegte. Moses, der selbst aus diesem Cirkel ist und nur diesem Cirkel seine bessere Idee von dem höchsten Wesen zu danken hat, Moses ist

der Erste, der es wagt, dieses geheimgehaltene Resultat der Mysterien nicht nur laut, sondern sogar zur Grundlage eines Staats zu machen. Er wird also, zum Besten der Welt und der Nachwelt, ein Verräther der Mysterien und läßt eine ganze Nation an einer Wahrheit Theil nehmen, die bis jetzt nur das Eigenthum weniger Weisen war. Freilich konnte er seinen Gebrüdern mit dieser neuen Religion nicht auch zugleich den Verstand mitgeben, sie zu fassen, und darin hatten die ägyptischen Egypten einen großen Vorzug vor ihnen voraus. Die Egypten erkannten die Wahrheit durch ihre Vernunft; die Hebräer konnten höchstens nur blind daran glauben."

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. **

Um den Lyfurgifchen Plan gehörig würdigen zu können, muß man auf die damalige politifche Lage von Sparta zurüchfehen und die Verfaffung kennen lernen, worin er Lacedämon fand, als er feinen neuen Entwurf zum Vorfchein brachte. Zwei Könige, beide mit gleicher Gewalt verfehen, ftanden an der Spitze des Staats; jeder eiferfüchtig auf den andern, jeder gefchäftig, fich einen Anhang zu machen und dadurch die Gewalt feines Throngehülfen zu befchränken. Diefe Eifersucht hatte fich von den zwei erften Königen Prokles und Eurpythen auf ihre beiderfeitigen Linien bis auf Lyfurg dergeltalt fortgeerbt, daß Sparta während diefes langen Zeitraums unaufhörlich von Factionen beunruhigt wurde. Jeder König fuchte durch Bewilligung großer Freiheiten das Volk zu beftimmen, und diefe Bewilligungen führten das Volk zur Frechheit und endlich zum Aufbruch. Zwischen Monarchie und Demokratie fchwankte der Staat hin und wieder und ging mit fchnellem Wechfel von einem Extrem auf das andere über. Zwischen den Rechten des Volks und der Gewalt der Könige waren noch keine Gränzen gezeichnet, der Reichthum floß in wenigen Familien zufammen. Die reichen Bürger tyrannifirten die armen, und die Verzeiwifung der leßtern äußerte fich in Empörung.

Von innerer Zwietracht zerrissen, mußte der schwache Staat die Beute seiner kriegerischen Nachbarn werden oder in mehrere kleinere Tyrannien zerfallen. So fand Pyrrgus Everta; unbestimmte Gränzen der königlichen und Volksgevalt, ungleiche Antheilung der Glücksgüter unter den Bürgern, Mangel an Gemeingeist und Eintracht und eine gänzlich politische Entkräftung waren die Uebel, die sich dem Geschlechter am Dringendsten darstellten, auf die er also bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Rücksicht nahm.

Als der Tag erchien, wo Lyfurgus seine Befehle bekannt machen wollte, ließ er dreißig der vornehmsten Bürger, die er vorher zum Vestein seines Planes gewonnen hatte, bewaffnet auf dem Marktplatz erscheinen, um denen, die sich etwa widersetzen würden, Furcht einzujagen. Der König Charilaus, von diesen Anstalten in Eile gesehen, eilte in den Tempel der Minerva, weil er glaubte, daß die ganze Sache gegen ihn gerichtet sey. Aber man benahm ihm diese Furcht und brachte ihn sogar dahin, daß er selbst den Plan des Lyfurgus thätig unterstützte.

Die erste Einrichtung betraf die Regierung. Um künftig auf immer zu verhindern, daß die Republik

zwischen königlicher Tyrannei und anarchischer Demokratie hin- und hergeworfen würde, legte Spurgus eine dritte Macht, als Gegengewicht, in die Mitte; er gründete einen Senat. Die Senatoren, achtundzwanzig an der Zahl und also dreißig mit den Königen, sollten auf die Seite des Volks treten, wenn die Könige ihre Gewalt mißbrauchten, und, wenn im Gegentheil die Gewalt des Volks zu groß werden wollte, die Könige gegen dasselbe in Schutz nehmen. Eine vortreffliche Anordnung, wodurch Sparta auf immer allen den gewaltsamen innern Stürmen entging, die es bisher erschüttert hatten. Dadurch wurde es jedem Theil unmöglich gemacht, den andern unter die Füße zu treten; gegen Senat und Volk konnten die Könige nichts ausgerichten, und eben so wenig konnte das Volk das Uebergewicht erhalten, wenn der Senat mit den Königen gemeine Sache machte.

Aber einem dritten Fall hatte Pyrrgus nicht begegnet — wenn nämlich der Senat selbst seine Macht mißbrauchte. Der Senat konnte sich als ein Mittelglied ohne Gefahr der öffentlichen Ruhe, gleich leicht mit den Königen wie mit dem Volke verbinden, aber ohne große Gefahr des Staats durften sich die Könige nicht mit dem Volk gegen den Senat vereinigen. Dieser Letzle fing daher bald an, diese vortheilhafte Lage zu benutzen und einen ausschweifenden Gebrauch von seiner Gewalt zu machen, welches um so mehr gelang, da die geringe Anzahl der Senatoren es ihnen leicht machte, sich mit einander einzuverstehen. Der Nachfolger des Pyrrgus ergänzte deswegen diese Lücke und führte die Cyphoren ein, welche der Macht des Senats einen Zaum anlegten.

Gefährlicher und kühner war die zweite Anordnung, welche Lykurgus machte. Diese war: das ganze Land in gleichen Theilen unter den Bürgern zu vertheilen, und den Unterschied zwischen Reichen und Armen auf immerdar aufzuheben. Ganz Lakonien wurde in dreißigtausend Felder, der Acker um die Stadt Sparta selbst in neuntausend Felder getheilt, jedes groß genug, daß eine Familie reichlich damit auskommen konnte. Sparta gab jetzt einen schönen, reizenden Anblick, und Lykurgus selbst weitete sich an diesem Schauspiel, als er in der Folge das Land durchkreiste. Ganz Lakonien, rief er aus, gleicht einem Acker, den Brüder brüderlich unter sich theilten.

Oben so gern, wie die Acker, hätte Infurgus auch die beweglichen Güter vertheilt; aber diesem Vorhaben stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Er versuchte also durch Umwege zu diesem Ziele zu gelangen und das, was er nicht durch ein Machtwort aufheben konnte, von sich selbst fallen zu machen.

Er fing damit an, alle goldene und silberne Münzen zu verbieten und an ihrer Statt eiserne einzuführen. Augleich gab er einem großen und schweren Stuch Eisen einen sehr geringen Werth, daß man einen großen Raum brauchte, um eine kleine Geldsumme aufzubewahren, und viele Pferde, um sie fortzuschaffen. Da, damit man nicht einmal versucht werden möchte, dieses Geld des Eisens wegen zu schätzen und zusammenzuscharren, so ließ er das Eisen, welches dazu genommen wurde, vorher glühend in Eisen löthen und härten, wodurch es zu jedem andern Gebrauch untüchtig wurde.

Wer sollte nun fehlen oder sich bestechen lassen oder Reichthümer aufzuhäufen trachten, da der kleine Gewinn weder verhehlt noch genutzt werden konnte?

Nicht genug, daß Polykrates seinen Mitbürgern dadurch die Mittel zur Ueppigkeit entzog — er rückte ihnen auch die Gegenstände derselben aus den Augen, die sie dazu hätten reizen können. Sparta's eiserne Münze

• 34 muß die Lezer dieses Aufsatze auf eine Schrift von Adolphum Jæsl: Ueber die ältesten hebraïschen Mythen von Dr. Deod. - versetzen, welche einen berühmten und verdienten Schriftsteller zum Verfasser hat, und woraus ich verschiedene der hier zum Grunde gelegten Leren und Daten gesammelt habe.

• 35 Memoir. v. Franz geherd. Diese Vorlesungen wurden in das Buch der Kralia eingelegt.

•• Kammerf. v. Ossanghebers. Diese Vorlesungen wurden in das
10te Heft der Adalin eingelegt.

konnte kein fremder Kaufmann brauchen, und eine andere hatten sie ihm nicht zu geben. Alle Künstler, die für den Luxus arbeiteten, verschwanden jetzt aus Lakonien, kein auswärtiges Schiff erschien mehr in seinen Häfen, kein Abenteuerer zeigte sich mehr, sein Glück in diesem Lande zu suchen, kein Kaufmann kam, die Eitelkeit und Wollust zu brandschlagen, denn sie konnten nichts mit sich hinwegnehmen, als eiserne Münzen, die in allen andern Ländern verachtet wurden. Der Luxus hörte auf, weil Niemand da war, der ihn unterhalten hätte.

Lykurg arbeitete noch auf eine andere Art der Heppigkeit entgegen. Er verordnete, daß alle Bürger an einem öffentlichen Orte in Gemeinschaft zusammen speisen, und alle dieselbe vorgeschriebene Kost mit einander theilen sollten. Es war nicht erlaubt, zu Hause der Weichlichkeit zu dienen und sich durch eigene Küche kostbare Speisen zureichten zu lassen. Jeder mußte monatlich eine gewisse Summe an Lebensmitteln zu der öffentlichen Mahlzeit geben, und dafür erhielt er die Kost von dem Staate. Fünfszehn speisten gewöhnlich an einem Tische zusammen, und jeder Tischgenosse mußte alle übrige Stimmen für sich haben, um an die Tafel aufgenommen zu werden. Wegbleiben durfte keiner ohne eine gültige Entschuldigung; dieses Gebot wurde so streng gehalten, daß selbst Agis, einer der folgenden Könige, als er aus einem rühmlich geführten Kriege nach Sparta zurückkam und mit seiner Gemahlin allein speisen wollte, eine abschlägige Antwort von den Ephyoren erhielt. Unter den Speisen der Spartaner ist die schwarze Suppe berühmt; ein Gericht, zu dessen Lobe gesagt wurde, die Spartaner hätten gut tapfer seyn, weil es kein so großes Uebel wäre, zu sterben, als ihre schwarze Suppe zu essen. Ihre Mahlzeit würzten sie mit Lustigkeit und Scherz, denn Lykurg selbst war so sehr ein Freund der geselligen Freude, daß er dem Gott des Lachens in seinem Hause einen Altar errichtete.

Durch die Einführung dieser gemeinschaftlichen Speisung gewann Lykurgus für seinen Zweck sehr viel. Aller Luxus an kostbarem Tafelgeräthe hörte auf, weil man an dem öffentlichen Tische keinen Gebrauch davon machen konnte. Der Schwelgerei wurde auf immer Einhalt gethan; gesunde und starke Körper waren die Folge dieser Mäßigung und Ordnung, und gesunde Väter konnten dem Staate starke Kinder zeugen. Die gemeinschaftliche Speisung gewöhnte die Bürger, mit einander zu leben und sich als Glieder desselben Staatskörpers zu betrachten — nicht einmal zu gedenken, daß eine so gleiche Lebensweise auch auf die gleiche Stimmung der Gemüther Einfluß haben mußte.

Ein anderes Gesetz verordnete, daß kein Haus ein anderes Dach haben dürfte, als welches mit der Art verfertigt worden, und keine andere Thür, als die bloß mit Hilfe einer Säge gemacht worden sey. In ein so schlechtes Haus konnte sich Niemand einfallen lassen kostbare Möbeln zu schaffen; Alles mußte sich harmonisch zu dem Ganzen stimmen.

Lykurgus begriff wohl, daß es nicht damit gethan sey, Gesetze für seine Mitbürger zu schaffen; er mußte auch Bürger für diese Gesetze erschaffen. In den Gemüthern der Spartaner mußte er seiner Verfassung die Ewigkeit sichern, in diesen mußte er die Empfänglichkeit für fremde Eindrücke erlöten.

Der wichtigste Theil seiner Gesetzgebung war daher die Erziehung, und durch diese schloß er gleichsam den Kreis, in welchem der spartanische Staat sich um sich selbst bewegen sollte. Die Erziehung war ein wichtiges Werk des Staats, und der Staat ein fortbauendes Werk dieser Erziehung.

Seine Sorgfalt für die Kinder erstreckte sich bis auf die Quellen der Zeugung. Die Körper der Jungfrauen wurden durch Leibesübungen gehärtet, um starke, gesunde Kinder leicht zu gebären. Sie gingen sogar unbekleidet, um alle Unfälle der Witterung auszuhalten. Der Bräutigam mußte sie rauben und durfte sie auch nur des Nachts und verstoßen besuchen. Dadurch blieben Weiber in den ersten Jahren der Ehe einander immer noch fremd, und Liebe blieb neu und lebendig.

Aus der Ehe selbst wurde alle Eifersucht verbannt. Alles, auch die Schamhaftigkeit, ordnete der Gesetzgeber seinem Hauptzweck unter. Er opferte die weibliche Treue auf, um gesunde Kinder für den Staat zu gewinnen.

Sobald das Kind geboren war, gehörte es dem Staat. — Vater und Mutter hatten es verloren. Es wurde von den Ältesten besichtigt: wenn es stark und wohlgebildet war, übergab man es einer Wärterin; war es schwächlich und mißgestaltet, so warf man es in einen Abgrund an dem Berge Taygetus.

Die spartanischen Wärterinnen wurden wegen der harten Erziehung, die sie den Kindern gaben, in ganz Griechenland berühmt und in entfernte Länder berufen. Sobald ein Knabe das siebente Jahr erreicht hatte, wurde er ihnen genommen und mit Kindern seines Alters gemeinschaftlich erzogen, ernährt und unterrichtet. Frühe lehrte man ihn Veschwerlichkeiten Trotz bieten und durch Leibesübungen eine Herrschaft über seine Glieder erlangen. Erreichten sie die Jünglingsjahre, so hatten die Ältesten unter ihnen Hoffnung, Freunde unter den Erwachsenen zu erhalten, die durch eine begeisterte Liebe an sie gebunden waren. Die Alten waren bei ihren Spielen zugegen, beobachteten das aufkeimende Genie und ermunterten die Ruhmbegierde durch Lob oder Tadel. Wenn sie sich satt essen wollten, so mußten sie die Lebensmittel dazu stellen, und, wer sich ertappen ließ, hatte eine harte Züchtigung und Schande zu erwarten. Lykurgus wählte dieses Mittel, um sie frühe an List und Ränke zu gewöhnen — Eigenschaften, die er für den kriegerischen Zweck, zu dem er sie bildete, eben so wichtig glaubte, als Leibesstärke und Muth. Wir haben schon oben gesehen, wie wenig gewissenhaft Lykurgus in Betreff der Sittlichkeit war, wenn es darauf ankam, seinen politischen Zweck zu verfolgen. Uebrigens muß man in Betrachtung ziehen, daß weder die Entweihung der Ehen, noch dieser befohlene Liebhaber in Sparta den politischen Schaden anrichten konnten, den sie in jedem andern Staate würden zur Folge gehabt haben. Da der Staat die Erziehung der Kinder übernahm, so war sie unabhängig von dem Glück und der Heimgang der Ehen; da in Sparta wenig Werth auf dem Eigenthum ruhte, und fast alle Güter gemeinschaftlich waren, so war die Sicherheit des Eigenthums kein so wichtiger Punkt, und ein Angriff darauf — besonders wenn der Staat ihn lenkte und Absichten dadurch erreichte — kein bürgerliches Verbrechen.

Den jungen Spartanern war es verboten, sich zu schmücken, ausgenommen, wenn sie in das Treffen oder in sonst eine große Gefahr gingen. Dann erlaubte man ihnen, ihre Haare schön aufzuputzen, ihre Kleider zu schmücken und Zierrathen an den Waffen zu tragen. Das Haar, sagte Lykurgus, mache schöne Leute schöner und häßliche fürchterlich. Es war gewiß ein feiner Kunstgriff des Gesetzgebers, etwas Lachendes und Heßliches mit Gelegenheiten der Gefahr zu verbinden und ihnen dadurch das Schreckliche zu benehmen. Er ging noch weiter. Er ließ im Kriege von der strengen Disciplin etwas nach; die Lebensart war dann freier, und Vergewahungen wurden weniger hart geahndet. Daher kam es, daß der Krieg den Spartanern allein eine Art von Erholung war, und daß sie sich darauf, wie auf eine frühliche Gelegenheit,

freuten. Mächte der Feind an, so ließ der spartanische König das kaiserliche Lied anstimmen, die Soldaten rückten in festgeschlossenen Reihen unter Hölzengefang fort und gingen freudig und unerschrocken, nach dem Klange der Musik, der Gefahr entgegen.

Der Plan des Lykurgus brachte es mit sich, daß die Anhänglichkeit an das Eigenthum der Anhänglichkeit an das Vaterland durchaus nachstand, und daß die Gemüther, durch keine Privatsorge zerstreut, nur dem Staate lebten. Darum fand er für gut und nothwendig, seinen Mitbürgern auch die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens zu ersparen und diese durch Fremdlinge verrichten zu lassen, damit auch nicht einmal die Sorge der Arbeit oder die Freude an häuslichen Geschäften ihren Geist von dem Interesse des Vaterlandes abjüge. Die Weiber und das Haus wurden deswegen von Sklaven besorgt, die in Sparta dem Vieh gleich gehalten wurden. Man nennt sie Heloten, weil die ersten Sklaven der Spartaner Einwohner der Stadt Gelas in Lakonien gewesen, welche sie befreit und zu Gefangenen gemacht hatten. Von diesen Heloten führten nachher alle spartanische Sklaven, die sie in ihren Kriegen erbeuteten, den Namen.

Abentheuerlich war der Gebrauch, den man in Sparta von diesen unglücklichen Menschen machte. Man betrachtete sie als ein Geräthe, von dem man zu politischen Absichten, wie man wollte, Gebrauch machen konnte, und die Menschheit wurde auf eine wirklich empörende Art in ihnen verpöthet. Um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Bild von der Unmäßigkeit im Trinken zu geben, zwang man diese Heloten, sich zu betrinken, und stellte sie dann in diesem Zustande öffentlich zur Schau aus. Man ließ sie schändliche Lieder singen und lächerliche Tänze tanzen; die Tänze der Freigebornen waren ihnen verboten.

Man gebrauchte sie zu einer noch weit unmenschlicheren Absicht. Es war dem Staate darum zu thun, den Muth seiner süßesten Jünglinge auf schwere Proben zu setzen und sie durch blutige Vorspiele zum Kriege vorzubereiten. Der Senat schickte also zu gewissen Zeiten eine gewisse Anzahl solcher Jünglinge auf das Land; nichts als ein Dolch und etwas Speise wurde ihnen auf die Reise mitgegeben. Am Tage war ihnen anferlegt, sich verborgen zu halten; bei Nachtzeit aber zogen sie auf die Straßen und schlugen die Heloten todt, die ihnen in die Hände fielen. Diese Anstalt nannte man die Kryptia oder den Hinterhalt; aber, ob Lykurgus der Stifter derselben war, ist noch im Zweifel. Wenigstens folgt sie ganz aus seinem Princp. Wie die Republik Sparta in ihren Kriegen glücklich war, so vermehrte sie auch die Anzahl dieser Heloten, daß sie anfangen, der Republik selbst gefährlich zu werden, und auch wirklich, durch so eine barbarische Behandlung zur Verzweiflung gebracht. Empörungen entspannen. Der Senat faßte einen unmenschlichen Entschluß, den er durch die Nothwendigkeit entschuldigt glaubte. Unter dem Vorwand, ihnen die Freiheit zu schenken, wurden einmal während des peloponnesischen Kriegs zweitausend der tapfersten Heloten versammelt und, mit Kränzen geschmückt, in einer feierlichen Procession in die Tempel begleitet. Hier aber verschwanden sie plötzlich, und Niemand erfuhr, was mit ihnen geworden war. So viel ist übrigens gewiß und in Griechenland zum Sprüchwort geworden, daß die spartanischen Sklaven die unglücklichsten aller andern Sklaven, so wie die spartanischen freien Bürger die freiesten aller Bürger gewesen.

Weil den Letztern alle Arbeiten durch die Heloten abgenommen waren, so brachten sie ihr ganzes Leben müßig zu, die Jugend übte sich in kriegerischen Spielen und Geschicklichkeiten, und die Alten waren die Zuschauer und Richter bei diesen Übungen. Einem

spartanischen Greise gereichte es zur Schande, von dem Orte wegzubleiben, wo die Jugend erzogen wurde. Auf diese Art kam es, daß jeder Spartaner mit dem Staate lebte, alle Handlungen wurden dadurch öffentliche Handlungen. Unter den Augen der Nation reifte die Jugend heran, und verblühte das Alter. Unaufhörlich hatte der Spartaner Sparta vor Augen, und Sparta ihn. Er war Zeuge von Allem, und Alles war Zeuge seines Lebens. Die Ruhmbegierde erhielt einen immerwährenden Sporn, der Nationalgeist eine unaufhörliche Nahrung; die Idee von Vaterland und vaterländischem Interesse verwich mit dem innersten Leben aller seiner Bürger. Noch andere Gelegenheiten, diese Triebe zu entflammen, gaben die öffentlichen Feste, welche in dem müßigen Sparta sehr zahlreich waren. Kriegerische Volkslieder wurden dabei gesungen, welche den Ruhm der fürs Vaterland gehaltenen Bürger oder Ermunterungen zur Tapferkeit zum gewöhnlichen Inhalt hatten. Sie erschienen an diesen Festen in drei Chören nach dem Alter eingetheilt. Der Chor der Alten fing an zu singen: In der Vorzeit waren wir Helden. Der Chor der Männer antwortete: Helden sind wir jetzt! Komme, wei will, es zu erproben! Der dritte Chor der Knaben fiel ein: Helden werden wir einst und euch durch Thaten verdunkeln.

Werfen wir einen bloß flüchtigen Blick auf die Gesetzgebung des Lykurgus, so befällt uns wirklich ein angenehmes Erstaunen. Unter allen ähnlichen Instituten des Alterthums ist sie unstreitig die vollendetste, die moralische Gesetzgebung ausgenommen, der sie in vielen Stücken, und vorzüglich in dem Principium gleicht, das ihr zum Grunde liegt. Sie ist wirklich in sich selbst vollendet. Alles schließt sich darin an einander an. Eines wird durch Alles, und Alles durch Eines gehalten. Höhere Mittel konnte Lykurgus wohl nicht wählen, den Zweck zu erreichen, den er vor Augen hatte, einen Staat nämlich, der, von allen übrigen isolirt, sich selbst genug und fähig wäre, durch inneren Kreislauf und eigene lebendige Kraft sich selbst zu erhalten. Kein Gesetzgeber hat je einem Staate diese Einheit, dieses Nationalinteresse, diesen Gemeingeist gegeben, den Lykurgus dem seinigen gab. Und wodurch hat Lykurgus Dieses bewirkt? — Dadurch, daß er die Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat zu leiten wußte und ihnen alle andern Wege zuschloß, die sie hätten davon abgehen können.

Alles, was Menschenfelen fesselt und Leidenschaften entzündet, Alles, außer dem politischen Interesse, hatte er durch seine Gesetzgebung entfernt. Reichthum und Wohlthum, Wissenschaft und Kunst, hatten keinen Zugang zu den Gemüthern der Spartaner. Durch die gleiche gemeinschaftliche Armuth fiel die Vergleichung der Glücksumstände weg, die in den meisten Menschen die Gewinnsucht entzündet; der Wunsch nach Wohlthumern fiel mit der Gelegenheit hinweg, sie zu zeigen und zu nugen. Durch die tiefe Unwissenheit in Kunst und Wissenschaft, welche alle Köpfe in Sparta auf gleiche Art verfinsterte, verwahrte er es vor Eingriffen, die ein erleuchteter Geist in die Verfassung gethan haben würde; eben diese Unwissenheit, mit dem rauhen Nationaltrog verbunden, der jedem Spartaner eigenthümlich war, stand ihrer Vermischung mit andern griechischen Völkern unaufhörlich im Wege. In der Wiege schon waren sie zu Spartanern gestempelt, und, je mehr sie andern Nationen entgegen stießen, desto fester mußten sie an ihrem Mittelpunkt halten. Das Vaterland war das erste Schauspiel, das sich dem spartanischen Knaben zeigte, wenn er zum Denken erwachte. Er erwachte im Schoß des Staats; Alles, was um ihn lag, war Nation, Staat und Vaterland. Es war der erste Eindruck in

seinem Gehirn, und sein ganzes Leben war eine ewige Erneuerung dieses Eindrucks.

Zu Hause fand der Spartaner nichts, das ihn hätte fesseln können; alle Reize hatte der Gesetzgeber seinen Augen entzogen. Nur im Schoße des Staats fand er Beschäftigung, Erziehung, Ehre, Belohnung; alle seine Triebe und Leidenschaften waren nach diesem Mittelpunkt hingeleitet. Der Staat hatte also die ganze Energie, die Kraft aller seiner einzelnen Bürger, und an dem Gemeingeist, der alle zusammen entflammte, mußte sich der Nationalgeist jedes einzelnen Bürgers entzünden. Daher ist es kein Wunder, daß die spartanische Vaterlandstugend einen Grad von Stärke erreichte, der uns unglaublich scheinen muß. Daher kam es, daß bei dem Bürger dieser Republik gar kein Zweifel stattfinden konnte, wenn es darauf ankam, zwischen Selbsterhaltung und Rettung des Vaterlandes eine Wahl zu treffen.

Daher ist es begreiflich, wie sich der spartanische König Leonidas mit seinen dreihundert Helben die Grabschrift verdienen konnte, die schönste ihrer Art und das erhabenste Denkmal politischer Tugend: „Erzähle, Wanderer, wenn du nach Sparta kommst, daß wir, seinen Befehlen gehorsam, hier gefallen sind.“

Man muß also eingestehen, daß nichts zweckmäßiger, nichts durchdachter seyn kann, als diese Staatsverfassung, daß sie in ihrer Art ein vollendetes Kunstwerk vorstellt und, in ihrer ganzen Strenge befolgt, nothwendig auf sich selbst hätte ruhen müssen. Wäre aber meine Schilderung hier zu Ende, so würde ich mich eines sehr großen Irrthums schuldig gemacht haben. Diese bewundernswürdige Verfassung ist im höchsten Grade verwerflich, und nichts Traurigeres könnte der Menschheit begegnen, als wenn alle Staaten nach diesem Muster wären gegründet worden. Es wird uns nicht schwer fallen, uns von dieser Behauptung zu überzeugen.

Gegen seinen eigenen Zweck gehalten, ist die Gesetzgebung des Lykurgus ein Meisterstück der Staats- und Menschenkunde. Er wollte einen mächtigen, in sich selbst gegründeten, unzerstörbaren Staat; politische Stärke und Dauerhaftigkeit waren das Ziel, wornach er strebte, und dieses Ziel hat er so weit erreicht, als unter seinen Umständen möglich war. Aber, hält man den Zweck, welchen Lykurgus sich vorsetzte, gegen den Zweck der Menschheit, so muß eine tiefe Mißbilligung an die Stelle der Bewunderung treten, die uns der erste flüchtige Blick abgewonnen hat. Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur Dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer, als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln; hindert sie die Fortschreitung des Geistes: so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen seyn. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann vielmehr zum Vorwurf, als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie.

Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Cultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions-, wie von politischen Gesetzen; beide sind verwerflich, wenn sie eine Kraft des menschlichen Geistes fesseln, wenn sie

ihm in irgend etwas einen Stillstand auferlegen. Ein Gesetz z. B., wodurch eine Nation verbunden würde, bei dem Glaubensschema beständig zu verharren, das ihr in einer gewissen Periode als das vortrefflichste erschienen, ein solches Gesetz wäre ein Attentat gegen die Menschheit, und keine noch so scheinbare Absicht würde es rechtfertigen können. Es wäre unmittelbar gegen das höchste Gut, gegen den höchsten Zweck der Gesellschaft gerichtet.

Mit diesem allgemeinen Maßstab versehen, können wir nicht lange zweifelhaft seyn, wie wir den Lykurgischen Staat beurtheilen sollen.

Eine einzige Tugend war es, die in Sparta mit Hintansetzung aller andern geübt wurde, Vaterlandsliebe.

Diesem künstlichen Triebe wurden die natürlichsten, schönsten Gefühle der Menschheit zum Opfer gebracht. Auf Unkosten aller sittlichen Gefühle wurde das politische Verdienst errungen, und die Fähigkeit dazu ausgebildet. In Sparta gab es keine eheliche Liebe, keine Mutterliebe, keine kindliche Liebe, keine Freundschaft — es gab nichts als Bürger, nichts als bürgerliche Tugend. Lange Zeit hatte man jene spartanische Mutter bewundert, die ihren aus dem Treffen entkommenen Sohn mit Unwillen von sich stößt und nach dem Tempel eilt, den Göttern für den gefallenen zu danken. Zu einer solchen unnatürlichen Stärke des Geistes hätte man der Menschheit nicht Glück wünschen sollen. Eine zärtliche Mutter ist eine weit schönere Erscheinung in der moralischen Welt, als ein heroisches Zwittergeschöpf, das die natürliche Emvänderung verlengnet, um künstliche Pflicht zu befriedigen.

Welch schöneres Schauspiel gibt der raube Krieger Coriolanus in seinem Lager vor Rom, der Rache und Sieg aufopfert, weil er die Thränen der Mutter nicht fließen sehen kann!

Dadurch, daß der Staat der Vater seines Kindes wurde, hörte der natürliche Vater desselben auf, es zu seyn. Das Kind lernte nie seine Mutter, seinen Vater lieben, weil es, schon in dem zartesten Alter von ihnen gerissen, seine Eltern nicht zu ihren Wohlthaten, nur von Hörensagen erfuhr.

Auf eine noch empörender Art wurde das allgemeine Menschengefühl in Sparta ertödet, und die Seele aller Pflichten, die Achtung gegen die Gattung, ging unwiederbringlich verloren. Ein Staatsgesetz machte den Spartanern die Unmenschlichkeit gegen ihre Sklaven zur Pflicht; in diesen unglücklichen Schlachtopfern wurde die Menschheit beschimpft und mißhandelt. In dem spartanischen Gesetzbuche selbst wurde der gefährliche Grundsatz gepredigt, Menschen als Mittel und nicht als Zwecke zu betrachten — dadurch wurden die Grundfesten des Naturrechts und der Sittlichkeit geschnitzig eingerissen. Die ganze Moralität wurde preisgegeben, um etwas zu erhalten, das doch nur als ein Mittel zu dieser Moralität einen Werth haben kann.

Kann etwas widersprechender seyn, und kann ein Widerspruch schrecklichere Folgen haben, als dieser? Nicht genug, daß Lykurgus auf den Ruin der Sittlichkeit seinen Staat gründete, er arbeitete auf eine andere Art gegen den höchsten Zweck der Menschheit, indem er durch sein ein durchdachtes Staatssystem den Geist der Spartaner auf derjenigen Stufe fest hielt, worauf er ihn fand, und auf ewig alle Fortschritte hemmte.

Aller Kunstfleiß war aus Sparta verbannt, alle Wissenschaften wurden vernachlässigt, aller Handelsverkehr mit fremden Völkern verboten, alles Auswärtige wurde ausgeschlossen. Dadurch wurden alle Canäle gesperret, wodurch seiner Nation helle Begriffe zufließen konnten; in einer ewigen Einförmigkeit, in einem traurigen

Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

Egoismus sollte sich der spartanische Staat ewig nur um sich selbst bewegen.

Das Geschäft aller seiner vereinigten Bürger war, sich zu erhalten, was sie besaßen, und zu bleiben, was sie waren, nicht Neues zu erwerben, nicht auf eine höhere Stufe zu steigen. Unerbittliche Gesetze mußten darüber wachen, daß keine Neuerung in das Uhrwerk des Staates griff, daß selbst der Fortschritt der Zeit an der Form der Gesetze nichts veränderte. Um diese locale, diese temporäre Verfassung dauerhaft zu machen, mußte man den Geist des Volkes auf derjenigen Stelle fest halten, worauf er bei ihrer Gründung gestanden.

Wir haben aber gesehen, daß Fortschreitung des Geistes das Ziel des Staats seyn soll.

Der Staat des Lykurgus konnte nur unter der einzigen Bedingung fortauern, wenn der Geist des Volkes stille stände; er konnte sich also nur dadurch erhalten, daß er den höchsten und einzigen Zweck eines Staats verfehlte. Was man also zum Lobe des Lykurgus angeführt hat, daß Sparta nur so lange blühen würde, als es dem Buchstaben seines Gesetzes folgte, ist das Schlimmste, was von ihm gesagt werden konnte. Eben dadurch, daß es die alte Staatsform nicht verlassen durfte, die Lykurg ihm gegeben, ohne sich dem gänzlichen Untergang auszuliefern, daß es bleiben mußte, was es war, daß es stehen mußte, wo ein einziger Mann es hingeworfen, eben dadurch war Sparta ein unglücklicher Staat — und kein traurigeres Geschenk hätte ihm sein Gesetzgeber machen können, als diese gerühmte ewige Dauer einer Verfassung, die seiner wahren Größe und Glückseligkeit so sehr im Wege stand.

Nehmen wir Dies zusammen, so verschwindet der falsche Glanz, wodurch die einzige hervorragende Seite des spartanischen Staats ein unerfahrenes Auge blendet — wir sehen nichts mehr, als einen schülerhaften unvollkommenen Versuch — das erste Exercitium des jugendlichen Weltalters, dem es noch an Erfahrung und hellen Einsichten fehlt, die wahren Verhältnisse der Dinge zu erkennen. So fehlerhaft dieser erste Versuch ausgefallen ist, so wird und muß er einem philosophischen Forscher der Menschengeschichte immer sehr merkwürdig bleiben. Immer war es ein Riesenschritt des menschlichen Geistes, dasjenige als ein Kunstwerk zu behandeln, was bis jetzt dem Zufall und der Leidenschaft überlassen gewesen war. Unvollkommen mußte nothwendig der erste Versuch in der schwersten aller Künste seyn; aber schätzbar bleibt er immer, weil er in der wichtigsten aller Künste angestellt worden ist. Die Wiltbauer fingen mit Hermetäulen an, ehe sie sich in der vollkommenen Form eines Antinous, eines vatikanischen Apolls erhoben; die Gesetzgeber werden sich noch lange in rohen Versuchen üben, bis sich ihnen endlich das glückliche Gleichgewicht der gesellschaftlichen Kräfte von selbst darbietet.

Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbstthätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes werth, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen, unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird.

Solon.

Von der Gesetzgebung des Lykurgus in Sparta war die Gesetzgebung Solons in Athen fast durchaus das Widerspiel — und, da die beiden Republiken Sparta

und Athen die Hauptrollen in der griechischen Geschichte spielen, so ist es ein anziehendes Geschäft, ihre verschiedenen Staatsverfassungen neben einander zu stellen und ihre Gebrechen und Vorzüge gegen einander abzuwägen.

Nach dem Tode des Robrus wurde die königliche Würde in Athen abgeschafft und einer Obrigkeit, die den Namen Archon führte, die höchste Gewalt auf Lebenslang übertragen. In einem Zeitraum von mehr als dreihundert Jahren herrschten dreizehn solcher Archonten in Athen, und aus diesem Zeitraum hat uns die Geschichte nichts Merkwürdiges von der neuen Republik aufbehalten. Aber der Geist der Demokratie, der den Athenern schon zu Homers Zeiten eigen thümlich war, regte sich am Schluß dieser Periode wieder. Eine lebenslängliche Dauer des Archontats war ihnen doch ein allzulebhaftes Bild der königlichen Würde, und vielleicht hatten die vorhergegangenen Archonten ihre große und dauerhafte Macht mißbraucht. Man setzte also die Dauer der Archonten auf zehn Jahre. Ein wichtiger Schritt zur künftigen Freiheit; denn dadurch, daß es alle zehn Jahre einen neuen Beherrscher wählte, erneuerte das Volk den Act seiner Souverainität, es nahm alle zehn Jahre seine weggegebene Gewalt zurück, um sie nach Gutbefinden von Neuem wegzugeben. Dadurch blieb ihm immer in frischem Gedächtniß, was die Unterthanen erblicher Monarchien zuletzt ganz vergessen, daß es selbst die Quelle der höchsten Gewalt, daß der Kürst nur das Geschöpf der Nation ist.

Dreihundert Jahre hatte das atheniense Volk einen lebenslänglichen Archont über sich gebildet, aber der zehnjährigen Archonten wurde es schon im siebenzigsten Jahre müde. Dies war ganz natürlich, denn während dieser Zeit hatte es siebenmal die Archontenwahl erneuert, es war also siebenmal an seine Souverainität erinnert worden. Der Geist der Freiheit hatte sich also in der zweiten Periode weit lebhafter regen müssen, weit schneller entwickeln müssen, als in der ersten.

Der siebente der zehnjährigen Archonten war auch der letzte von dieser Gattung. Das Volk wollte alle Jahre den Genuß seiner Obergewalt haben, es hatte die Erfahrung gemacht, daß eine auf zehn Jahre verliehene Gewalt noch immer lang genug daure, um zum Mißbrauch zu verführen. Künftig also war die Archontenwürde auf ein einziges Jahr eingeschränkt, nach dessen Verfluß eine neue Wahl vorgenommen wurde. Es that noch einen Schritt weiter. Weil auch eine noch so kurz dauernde Gewalt in den Händen eines Einzigen der Monarchie schon sehr nahe kommt, so schwächte es diese Gewalt, indem es dieselbe unter neun Archonten theilte, die zugleich regierten.

Drei dieser neun Archonten hatten Vorzüge vor den sechs übrigen. Der erste Archon, Eponymus genannt, rührte den Vorstoß bei der Versammlung; sein Name stand unter den öffentlichen Acten; nach ihm nannte man das Jahr. Der zweite, Basileus oder König genannt, wachte über die Religion zu wachen und den Gottesdienst zu besorgen; Dies war aus frühern Zeiten beibehalten, wo die Aufsicht über den Gottesdienst ein wesentliches Stück der Königswürde gewesen. Der dritte, Polemarch, war Anführer im Kriege. Die sechs übrigen führten den Namen Thesmotheten, weil sie die Constitution zu bewahren und die Gesetze zu erhalten und auszulagen hatten.

Die Archonten wurden aus den vornehmsten Familien gewählt, und in spätern Zeiten erst drangen sich auch Personen aus dem Volk in diese Würde. Die Verfassung war daher einer Aristokratie weit näher als einer Volksherrschaft, und das Letzte hatte also noch nicht sehr viel dabei gewonnen.

Die Anordnung, daß jedes Jahr neun neue Archonten gewählt wurden, hatte neben ihrer guten Seite, nämlich Mißbrauch der höchsten Gewalt zu verhüten, auch eine sehr schlimme, und diese war, daß sie Factionen im Staat hervorbrachte. Denn nun gab es viele Bürger im Staat, welche die höchste Gewalt bekleidet und wieder abgegeben hatten. Mit Niederlegung ihrer Würde konnten sie nicht so leicht auch den Geschmack an dieser Würde, nicht so leicht das Vergnügen am Herrschen ablegen, das sie zu kosten angefangen hatten. Sie wünschten also wieder zu werden, was sie waren, sie machten sich also einen Anhang, sie erregten innere Stürme in der Republik. Die schnellere Abwechselung und die größere Anzahl der Archonten machten ferner jedem angesehenen und reichen Athenienser Hoffnung, zum Archontat zu gelangen: eine Hoffnung, die er vorher, als nur Einer diese Würde bekleidete und nicht so bald wieder darin abgelöst wurde, wenig oder nicht gekannt hatte. Diese Hoffnung wurde endlich bei ihnen zur Ungeduld, und diese Ungeduld führte sie zu gefährlichen Anschlägen. Beide also, sowohl die, welche schon Archonten gewesen, als die, welche sich sehnten, es zu werden, wurden der bürgerlichen Ruhe auf gleiche Art gefährlich.

Das Schlimmste dabei war, daß die obrigkeitliche Macht, durch Vertheilung unter Mehrere und durch ihre kurze Dauer, mehr als jemals gebrochen war. Es fehlte daher an einer starken Hand, die Factionen zu bändigen und die aufstrebenden Köpfe im Zaum zu halten. Mächtige und verwogene Bürger stürzten den Staat in Verwirrung und strebten nach Unabhängigkeit.

Man warf endlich, um diesen Unruhen zu steuern, die Augen auf einen unbescholtenen und allgemein gefürchteten Bürger, dem die Verbesserung der Gesetze, die bis jetzt nur in mangelhaften Traditionen bestanden, übertragen ward. Drafo hieß dieser gefürchtete Bürger — ein Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finstern Spiegel seiner eigenen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit; ein schlechter Philosoph und ein noch schlechterer Kenner der Menschen, mit kaltem Herzen, beschränktem Kopf und unbiegsam in seinen Vorurtheilen. Solch ein Mann war vortrefflich, Gesetze zu vollziehen; aber, sie zu geben, konnte man keine schlimmere Wahl treffen.

Es ist uns wenig von den Gesetzen des Drafo übrig geblieben, aber dieses Wenige schildert uns den Mann und den Geist seiner Gesetzgebung. Alle Verbrechen strafte er ohne Unterschied mit dem Tod, den Muthiggang wie den Mord, den Diebstahl eines Rohls oder eines Schafs wie den Hochverrath und die Mordbrennerei. Als man ihn daher fragte, warum er die kleinen Vergehungen eben so streng bestrafe, als die schwersten Verbrechen, so war seine Antwort: „Die kleinsten Verbrechen sind des Todes würdig; für die größern weiß ich keine andere Strafe als den Tod — darum muß ich beide gleich behandeln.“

Drafo's Gesetze sind der Versuch eines Anfängers in der Kunst, Menschen zu regieren. Schrecken ist das einzige Instrument, wodurch er wirkt. Er straft nur begangenes Uebel, er verhindert es nicht, er bekümmert sich nicht darum, die Dellen desselben zu verstopfen und die Menschen zu verbessern. Einen Menschen aus den Lebendigen vertilgen, weil er etwas Böses begangen hat, heißt eben so viel, als einen Baum umhauen, weil eine seiner Früchte faul ist.

Seine Gesetze sind doppelt zu tadeln, weil sie nicht allein die heiligen Gefühle und Rechte der Menschheit wider sich haben, sondern auch, weil sie auf das Volk, dem er sie gab, nicht berechnet waren. War ein Volk

in der Welt ungeschickt, durch solche Gesetze zu geheißen, so war es das athenienische. Die Sklaven der Pharaonen oder des Königs der Könige, würden sich endlich vielleicht darein gefunden haben — aber wie konnten Athenienser unter ein solches Joch sich beugen!

Auch blieben sie kaum ein halbes Jahrhundert in Kraft, ob er ihnen gleich den unbescheidenen Titel unwandelbarer Gesetze gab.

Drafo hatte also seinen Auftrag sehr schlecht erfüllt, und, anstatt zu nützen, schädeten seine Gesetze. Weil sie nämlich nicht befolgt werden konnten, und doch keine andere sogleich da waren, ihre Stelle zu ersetzen, so war es eben so viel, als wenn Athen gar kein Gesetz gehabt hätte, und die traurigste Anarchie riß ein.

Damals war der Zustand des athenienischen Volks äußerst zu beklagen. Eine Classe des Volks besaß Alles, die andere hingegen gar nichts; die Reichen unterdrückten und plünderten aufs Unbarmherzigste die Armen. Es entstand eine unermessliche Scheidewand zwischen Beiden. Die Noth zwang die ärmeren Bürger, zu den Reichen ihre Zuflucht zu nehmen, zu eben den Blutegeln, die sie ausgesogen hatten; aber sie fanden nur eine grausame Hülfe bei diesen. Für die Summen, die sie aufnahmen, mußten sie ungeheure Zinsen bezahlen und, wenn sie nicht Termin hielten, ihre Ländereien selbst an die Gläubiger abtreten. Nachdem sie nichts mehr zu geben hatten und doch leben mußten, waren sie dahin gebracht, ihre eigenen Kinder als Sklaven zu verkaufen, und endlich, als auch diese Zuflucht erschöpft war, borgten sie auf ihren eigenen Leib und mußten sich gefallen lassen, von ihren Creditoren als Sklaven verkauft zu werden. Gegen diesen abscheulichen Menschenhandel war noch kein Gesetz in Attika gegeben, und nichts hielt die grausame Habgucht der reichen Bürger in Schranken. So schrecklich war der Zustand Athens. Wenn der Staat nicht zu Grunde gehen sollte, so mußte man dieses gestörte Gleichgewicht der Güter auf eine gewaltsame Art wieder herstellen.

Zu diesem Ende waren unter dem Volk drei Factionen entstanden. Die eine, welcher die armen Bürger besonders beitraten, forderte eine Demokratie, eine gleiche Vertheilung der Acker, wie sie Lykurgus in Sparta eingeführt hatte; die andere, welche die Reichen ausmachten, stritt für die Aristokratie; die dritte wollte beide Staatsformen mit einander verbunden wissen und setzte sich den beiden andern entgegen, daß keine durchbringen konnte.

Es war keine Hoffnung, diesen Streit auf eine ruhige Art beizulegen, solange man nicht einen Mann fand, dem sich alle drei Parteien auf gleiche Weise unterwerfen und ihn zum Schiedsrichter über sich anerkannten.

Glücklicher Weise fand sich ein solcher Mann, und seine Verdienste um die Republik, sein sanfter billiger Charakter und der Ruf seiner Weisheit hatten längst schon die Augen der Nation auf ihn gezogen. Dieser Mann war Solon, von königlicher Abkunft, wie Lykurgus, denn er zählte den Kodrus unter seinen Ahnherrn. Solons Vater war ein sehr reicher Mann gewesen, aber durch Wohlthun hatte er sein Vermögen geschwächt, und der junge Solon mußte in seinen ersten Jahren die Kaufmannschaft ergreifen. Durch Reisen, welche ihm diese Lebensart nothwendig machte, und durch den Verkehr mit auswärtigen Völkern bereicherte sich sein Geist, und sein Genie entwickelte sich im Umgang mit fremden Weisen. Frühe schon legte er sich auf die Dichtkunst, und die Fertigkeit, die er darin erlangte, kam ihm in der Folge sehr gut zu Statten, moralische Wahrheiten und politische Regeln in dieses gefällige Gewand zu kleiden. Sein Herz war empfindlich für

Freude und Liebe; einige Schwachheiten seiner Jugend machten ihn um so nachsichtiger gegen die Menschheit und gaben seinen Gesetzen das Gepräge von Sanftmuth und Milde, das sie von den Satzungen des Drafo und Lykurgus so schön unterscheidet. Er war ferner noch ein tapferer Hefrführer gewesen, hatte der Republik den Besitz der Insel Salamine erworben und noch andere wichtige Kriegsdienste geleistet. Damals war das Studium der Weisheit noch nicht wie jetzt von politischer und kriegerischer Wirksamkeit getrennt; der Weise war der beste Staatsmann, der erfahrenste Feldherr, der tapferste Soldat; seine Weisheit floss in alle Geschäfte seines bürgerlichen Lebens. Solons Ruf war durch ganz Griechenland erschollen, und in die allgemeinen Angelegenheiten des Peloponnes hatte er einen sehr großen Einfluß.

Solon war der Mann, der allen Parteien in Athen gleich lieb war. Die Reichen hatten große Hoffnungen von ihm, weil er selbst ein begüterter Mann war. Die Armen vertrauten ihm, weil er ein rechtschaffener Mann war. Der verständige Theil der Athener wünschte sich ihn zum Herrscher, weil die Monarchie das sicherste Mittel schien, die Faktionen zu unterdrücken; seine Verwandten wünschten Dies gleichfalls, aber aus eigennützigen Absichten, um die Herrschaft mit ihm zu theilen. Solon verschmähte diesen Rath: „die Monarchie,“ sagte er, „sey ein schöner Wohnplatz, aber er habe seinen Ausgang.“

Er begnügte sich, sich zum Archon und Gesetzgeber ernennen zu lassen, und übernahm dieses große Amt ungerne und nur aus Achtung für das Wohl der Bürger.

Das Erste, womit er sein Werk eröffnete, war das berühmte Gesetz, Seisachtheia oder Erledigung genannt, wodurch alle Schulden aufgehoben, und zugleich verboten wurde, daß künftig Keiner dem Andern auf seinen Leib etwas leihen dürfte. Dieses Gesetz war allerdings ein gewaltsamer Angriff auf das Eigenthum, aber die höchste Noth des Staats machte einen gewaltsamen Schritt nothwendig. Er war unter zwei Uebeln das kleinere, denn die Classe des Volks, welche dadurch litt, war weit geringer, als die, welche dadurch glücklich wurde.

Durch dieses wohlthätige Gesetz wählte er auf Einmal die schweren Lasten ab, welche die arme Bürgerclasse seit Jahrhunderten niedergedrückt hatten; die Reichen machte er dadurch nicht elend, denn er ließ ihnen, was sie hatten; er nahm ihnen nur die Mittel, ungerecht zu seyn. Nichts desto weniger erntete er von den Armen so wenig Dank als von den Reichen. Die Armen hatten auf eine völlig gleiche Ländervertheilung gerechnet, davon in Sparta das Beispiel gegeben war, und murrten deswegen gegen ihn, daß er ihre Erwartungen hintergangen hatte. Sie versahen, daß der Gesetzgeber den Reichen eben so gut als den Armen Gerechtigkeit schulde, sey, und daß die Anordnung des Lykurgus eben darum nicht nachahmungswürdig sey, weil sie sich auf eine Unbilligkeit gründete, die zu vermeiden gewesen wäre.

Der Un dank des Volks kerkte im Gesetzgeber eine bescheidene Klage aus. „Ehemals,“ sagte er, „erwachte mir von allen Seiten mein Lob entgegen; jetzt schießt Alles mit feindseligen Blicken auf mich.“ Bald aber zeigten sich in Attika die wohlthätigen Folgen seiner Verfügung. Das Land, das vorher Sklavendienste that, war jetzt frei; der Bürger bearbeitete den Acker jetzt als sein Eigenthum, den er vorher als Tagelöhner für seinen Creditur bearbeitet hatte. Viele ins Ausland verkaufte Bürger, die schon angefangen hatten, ihre Muttersprache zu verlieren, sahen als freie Menschen ihr Vaterland wieder.

Das Vertrauen in den Gesetzgeber kehrte zurück. Man übertrug ihm die Reformation des Staats und unumschränkte Gewalt, über das Eigenthum und die Rechte der Bürger zu verfügen. Der erste Gebrauch, den er davon machte, war, daß er alle Gesetze des Drafo abschaffte — diejenigen ausgenommen, welche gegen den Mord und Ehebruch gerichtet waren.

Nun übernahm er das große Werk, der Republik eine neue Constitution zu geben.

Alle atheniensische Bürger mußten sich einer Schätzung des Vermögens unterwerfen, und nach dieser Schätzung wurden sie in vier Classen oder Fünftel getheilt.

Die erste begriff diejenigen in sich, welche jährlich fünfhundert Maß von trockenen und flüssigen Dingen Einkommen hatten.

Die zweite enthielt diejenigen, welche dreihundert Maß Einkommen hatten und ein Pferd halten konnten.

Die dritte diejenigen, welche nur die Hälfte davon hatten, und wo also immer zwei zusammentreten mußten, um diese Summe herauszubringen. Man nannte sie deswegen die Zweigespannten.

In der vierten waren die, welche keine liegende Gründe besaßen und bloß von ihrer Handarbeit lebten, Handwerker, Tagelöhner und Künstler.

Die drei ersten Classen konnten öffentliche Aemter bekleiden; Die aus der letzten waren davon ausgeschlossen; doch hatten sie bei der Nationalversammlung eine Stimme, wie die Uebrigen, und dadurch allein genossen sie einen großen Antheil an der Regierung. Vor die Nationalversammlung, Eklesia genannt, wurden alle große Angelegenheiten gebracht und durch dieselbe entschieden: die Wahl der Obrigkeit, die Besetzung der Aemter, wichtige Rechtsbündel, Finanzangelegenheiten, Krieg und Frieden. Da ferner die Solonischen Gesetze mit einer gewissen Unelstheit befaßt waren, so mußte in jedem Fall, wo der Richter über ein Gesetz, das er auslegen hatte, zweifelhaft war, an die Eklesia appellirt werden, welche dann in letzter Instanz entschied, wie das Gesetz zu verstehen sey. Von allen Tribunalen konnte man an das Volk appelliren. Vor dem ereignigten Jahr hatte Niemand Zutritt zur Nationalversammlung; aber, sobald Einer das erforderliche Alter hatte, so konnte er ungestraft nicht mehr wegleiben, denn Solon hatte und bekämpfte nichts so sehr, als Lausigkeit gegen das gemeine Weien.

Athens Verfassung war auf diese Art in eine vollkommene Demokratie verwandelt; im strengsten Verstande war das Volk souverain, und nicht bloß durch die präsentanten herrschte es, sondern in eigener Person und durch sich selbst.

Wid aber zeigten sich nachtheilige Folgen dieser Einrichtung. Das Volk war zu schnell mächtig geworden, um sich dieses Vorrechts mit Mäßigung zu bedienen; Verachtung mißchte sich in die öffentliche Versammlung, und der Tumult, den eine so große Volksmenge erregte, erlaubte nicht immer, reif zu überlegen und weise zu entscheiden. Diesem Uebel zu begegnen, schuf Solon den Senat, zu welchem aus jeder der vier Fünftel hundert Mitglieder genommen wurden. Dieser Senat mußte sich vorher über die Punkte berathschlagen, welche der Eklesia vorgelegt sollten. Nichts, was nicht vorher vom Senat in Ueberlegung genommen worden, durfte vor das Volk gebracht werden, aber das Volk allein behielt die Entscheidung. War eine Angelegenheit von dem Senat dem Volke vorgetragen, so traten die Reuer auf, die Wahl derselben zu lenken. Diese Menschenclasse hatte sich in Athen sehr viel Wichtigkeit erworben und durch den Mißbrauch, den sie von ihrer Kunst und dem leicht beweglichen Sinn der Athener machte, der Republik eben so viel geschadet, als sie ihr hätte nützen

fönnen, wenn sie, von Privatabsichten rein, das wahre Interesse des Staats immer vor Augen gehabt hätte. Alle Kunstgriffe der Veredelsamkeit bot der Redner auf, dem Volk diejenige Seite von einer Sache annehmlich zu machen, wozu er es gern bringen wollte; und, verstand er seine Kunst, so waren alle Herzen in seinen Händen. Durch diese Redner wurde dem Volk eine sanfte und erlaubte Fessel angelegt. Sie herrschten durch Ueberredung, und ihre Herrschaft war darum nicht weniger groß, weil sie der freien Wahl etwas übrig ließ. Das Volk behielt völlige Freiheit, zu wählen und zu verworfen; aber durch die Kunst, womit man ihm die Dinge vorzulegen wußte, leuchtete man diese Freiheit. Eine vortreffliche Einrichtung, wenn die Function der Redner immer in reinen und treuen Händen geblieben wäre. Bald aber wurden aus diesen Rednern Sophisten, die ihren Ruhm darin setzten, das Schlimme gut und das Gute schlimm zu machen.

Mitten in Athen war ein großer öffentlicher Platz, von Bildsäulen der Götter und Helden umgeben, das Prytaneum genannt. Auf diesem Platz war die Versammlung des Senats, und die Senatoren erhielten davon den Namen der Prytanen. Von einem Prytanen wurde ein untadelhaftes Leben verlangt. Keinem Verschwenker, Keinem, der seinem Vater unehrerbietig begegnete, Keinem, welcher sich nur einmal betrunken hatte, durfte es in den Sinn kommen, sich zu diesem Amte zu melden.

Als sich in der Folge die Bevölkerung in Athen vermehrte, und anstatt der vier Zünfte, welche Solon eingeführt hatte, zehn Zünfte gemacht wurden, wurde auch die Zahl der Prytanen von vierhundert bis tausend gesetzt. Aber von diesen tausend Prytanen waren jährlich nur fünfhundert in Function, und auch diese fünfhundert nie auf einmal. Fünfzig derselben regierten immer fünf Wochen lang, und zwar so, daß in jeder Woche nur zehn im Amte standen. So war es ganz unmöglich, willkürlich zu verfahren, denn Jeder hatte eben so viele Zeugen und Hüter seiner Handlungen, als er Amtsgenossen hatte, und der Nachfolgende konnte immer die Verwaltung seines Vorgängers mustern. Alle fünf Wochen wurden vier Volksversammlungen gehalten, die außerordentlichen nicht mitgerechnet; eine Einrichtung, wodurch es ganz unmöglich gemacht ward, daß eine Angelegenheit lange unentschieden blieb, und der Gang der Geschäfte verzögert wurde.

Außer dem Senat der Prytanen, den er nun erschuf, brachte Solon auch den Areopagus wieder in Aufsehen, den Draco erniedrigt hatte, weil er ihm zu menschlich dachte. Er machte ihn zum obersten Aufseher und Schutzgeist der Gesetze, und besetzte, wie Plutarch sagt, auf diesen beiden Gerichten, dem Senat nämlich und dem Areopagus, wie an zwei Aukern die Republik.

Diese zwei Gerichtshöfe waren eingesetzt, über die Erhaltung des Staats und seiner Gesetze zu wachen. Zehn andere Tribunale beschäftigten sich mit Anwendung der Gesetze, mit der Gerechtigkeitspflege. Ueber Mordthaten erkannten vier Gerichtshöfe, das Palladium, das Telaphinium, die Phreatys und Heliaa. Die zwei ersten bestätigte Solon nur, sie waren schon unter den Königen gestiftet. Unvorsätzliche Mordthaten wurden vor dem Palladium gerichtet. Vor dem Telaphinium stellten sich Die, welche sich in einem für erlaubt gehaltenen Todtschlag bekamen. Das Gericht Phreatys wurde eingesetzt, um über Diejenigen zu erkennen, welche eines vorsätzlichen Todtschlags wegen angeklagt wurden, nachdem sie bereits eines unvorsätzlichen Mordes wegen außer Landes geschickt waren. Der Verklagte erschien auf einem Schiffe, und am Ufer standen seine Richter. War er unschuldig, so kehrte er ruhig an seinen Verbannungsort zurück, in der frühlichen Hoffnung, einst wieder

heimkehren zu dürfen. Wurde er schuldig befunden, so kehrte er zwar auch unverfehrt zurück, aber sein Vaterland hatte er auf ewig verloren.

Das vierte Criminalgericht war die Heliaa, die ihren Namen von der Sonne hatte, weil sie sich gleich nach Aufgang der Sonne und an einem Orte, den die Sonne bestrahlt, zu versammeln pflegte. Die Heliaa war eine außerordentliche Commission der andern großen Tribunale; ihre Mitglieder waren zugleich Richter und Magistrats. Sie hatten nicht bloß Gesetze anzuwenden und zu vollziehen, sondern auch zu verbessern und ihren Sinn zu bestimmen. Ihre Versammlung war feierlich, und ein furchtbarer Eid verband sie zur Wahrheit.

Sobald ein Todesurtheil gefällt war, und der Verklagte hatte sich nicht durch eine freiwillige Verbannung demselben entzogen, so überlieferte man ihn den eifß Männern; diesen Namen führte die Commission, wozu jede der zehn Zünfte einen Mann hergab, die mit dem Mitrichter eifß ausmachten. Diese eifß Männer hatten die Aufsicht über die Gefängnisse und vollzogen die Todesurtheile. Der Todesarten, welche man den Verbrechern in Athen zuerkannte, waren dreierlei. Entweder man stürzte ihn in einen Schlund, auch in das Meer hinunter, oder man richtete ihn mit dem Schwert hin oder gab ihm Schierling zu trinken.

Zunächst der Todesstrafe kam die Verweisung. Diese Strafe ist schrecklich in glückseligen Ländern; es gibt Staaten, aus denen es kein Unglück ist verwiesen zu werden. Daß es die Verweisung zunächst an die Todesstrafe und, wenn sie ewig war, dieser Letztern gleich setzte, ist ein schönes Selbstgefühl des athenienischen Volks. Der Athenienser, der sein Vaterland verloren, konnte in der ganzen übrigen Welt kein Athen mehr finden.

Die Verbannung war mit einer Confiscation aller Güter verbunden, den Stracismus allein ausgenommen.

Bürger, welche durch außerordentliche Verdienste oder Glück zu einem größern Einfluß und Ansehen gelangt waren, als sich mit der republicanischen Gleichheit vertrug, und die also anfangen, der bürgerlichen Freiheit gefährlich zu werden, verbannte man zuweilen, — ehe sie diese Verbannung verdienten. Um den Staat zu retten, war man ungerecht gegen einen einzelnen Bürger. Die Idee, welche diesem Gebrauche zum Grund liegt, ist an sich zu loben; aber das Mittel, welches man erwählte, zeugt von einer kindischen Politik. Man nannte diese Art der Verbannung den Stracismus, weil die Vota auf Scherben geschrieben wurden. Sechstaufend Stimmen waren nöthig, einen Bürger mit dieser Strafe zu belegen. Der Stracismus mußte seiner Natur nach meistens den verdientesten Bürger treffen; er ehrte also mehr, als er schändete — aber darum war er doch nicht weniger ungerecht und grausam, denn er nahm dem Würdigsten, was ihm das Theuerste war, die Heimath. Eine vierte Art von Strafen bei Criminalverbrechen war die Strafe der Säule. Die Schuld des Verbrechers wurde auf eine Säule geschrieben, und Dies machte ihn chelos mit seinem ganzen Geschlechte.

Geringere bürgerliche Händel zu entscheiden, waren sechs Tribunale festgesetzt, die aber niemals wichtig wurden, weil dem Verurtheilten von allen die Appellation an die höhern Gerichte und an die Eklesia offen stand. Jeder führte seine Sache selbst, Weiber, Kinder und Sklaven ausgenommen. Eine Wafferruhe bestimmte die Dauer von seiner und seines Anklägers Rede. Die wichtigsten bürgerlichen Händel mußten in vierundzwanzig Stunden entschieden seyn.

So viel von den bürgerlichen und politischen Anordnungen Solons; aber darauf allein schränkte sich dieser Gesetzgeber nicht ein. Es ist ein Vorzug, den die alten Gesetzgeber vor den neuern haben, daß sie ihre

Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen ertheilen, daß sie auch die Sittlichkeit, den Charakter, den gesellschaftlichen Umgang mitnehmen und den Bürger nie von dem Menschen trennen, wie wir. Bei uns stehen die Gesetze nicht selten in directem Widerspruche mit den Sitten. Bei den Alten standen Gesetze und Sitten in einer viel schönern Harmonie. Ihre Staatskörper haben daher auch eine so lebendige Wärme, die den unsrigen ganz fehlt; mit unzerstörbaren Zügen war der Staat in die Seelen der Bürger gegraben.

Indessen muß man auch hier in Anpreisung des Alterthums sehr behutsam seyn. Fast durchgängig kann man behaupten, daß die Absichten der alten Gesetzgeber weise und lobenswürdig waren, daß sie aber in den Mitteln fehlten. Diese Mittel zeugen oft von unrichtigen Begriffen und einer einseitigen Vorstellungsart. Wo wir zu weit zurückbleiben, eilten sie zu weit vor. Wenn unsere Gesetzgeber Unrecht gethan haben, daß sie moralische Pflichten und Sitten ganz vernachlässigten; so hatten die Gesetzgeber der Griechen darin Unrecht, daß sie moralische Pflichten mit dem Zwang der Gesetze einschärften. Zur moralischen Schönheit der Handlungen ist Freiheit des Willens die erste Bedingung, und diese Freiheit ist dahin, sobald man moralische Tugend durch gesetzliche Strafen erzwingen will. Das edelste Vorrecht der menschlichen Natur ist, sich selbst zu bestimmen und das Gute um des Guten willen zu thun. Kein bürgerliches Gesetz darf Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind, Dankbarkeit gegen Vater und Mutter zwangsmäßig gebieten; denn, sobald es dieses thut, wird eine freie moralische Empfindung in ein Werk der Furcht, in eine slavische Neigung verwandelt.

Aber wieder auf unsern Solon zurückzukommen.

Ein Solonisches Gesetz verordnet, daß jeder Bürger die Beleidigung, die einem andern widerführe, als sich selbst angethan betrachten und nicht ruhen solle, bis sie an dem Beleidiger gerochen sey. Das Gesetz ist vortreflich, wenn man seine Absicht dabei betrachtet. Seine Absicht war, jedem Bürger warmen Antheil an allen übrigen einzupflößen und alle mit einander daran zu gewöhnen, sich als Glieder eines zusammenhängenden Ganzen anzusehen. Wie angenehm würden wir überrascht werden, wenn wir in ein Land kämen, wo uns jeder Vorübergehende ungerufen gegen einen Beleidiger in Schutz nähme! Aber wie sehr würde unser Vergnügen verlieren, wenn uns zugleich dabei gesagt würde, daß er so schön habe handeln müssen!

Ein anderes Gesetz, welches Solon gab, erklärt Denjenigen für ehelos, der bei einem bürgerlichen Aufruhr neutral bleibe. Auch bei diesem Gesetz lag eine unverkennbare gute Absicht zum Grunde. Dem Gesetzgeber war es darum zu thun, seinen Bürgern das innigste Interesse an dem Staat einzupflößen. Kälte gegen das Vaterland war ihm das Hassenswürdigste an einem Bürger. Neutralität kann oft eine Folge dieser Kälte seyn; aber er vergaß, daß oft das heftigste Interesse am Vaterland diese Neutralität gebietet — alsdann nämlich, wenn beide Parteien Unrecht haben, und das Vaterland bei beiden gleich viel zu verlieren haben würde.

Ein anderes Gesetz des Solon verbietet, von den Todten übel zu reden; ein anderes, an öffentlichen Dörtern, wie vor Gericht, im Tempel oder im Schauspiel, einem Lebenden Böses nachzusagen. Einen Vastard spricht er von städtischen Pflichten los, denn der Vater, sagt er, habe sich schon durch die genossene sinnliche Lust beglückt gemacht; eben so sprach er den Sohn von der Pflicht frei, seinen Vater zu ernähren, wenn dieser ihn keine Kunst hätte lernen lassen. Er erlaubte, Testamente zu machen und sein Vermögen nach Willkür zu

verschenken, denn Freunde, die man sich wählt, sagte er, sind mehr werth als bloße Verwandte. Die Aussteuer schaffte er ab, weil er wollte, daß die Liebe und nicht der Eigennuß Eben stiftete. Noch ein schöner Zug von Sanftmuth in seinem Charakter ist, daß er verhaßten Dingen mildere Namen gab. Abgaben hießen Beiträge; Befugungen Wächter der Stadt; Gefängnisse Gemächer, und die Schuldenvernichtung nannte er Erleichterung. Den Aufwand, zu dem der atheniensische Geist sich so sehr neigte, mäßigte er durch weise Verordnungen; strenge Gesetze wachten über die Sitten des Frauenzimmers, über den Umgang beider Geschlechter und die Heiligkeit der Ehen.

Diese Gesetze, verordnete er, sollten nur auf hundert Jahre gültig seyn — wie viel weiter sah er, als Lykurgus. Er begriff, daß Gesetze nur Dienerinnen der Bildung sind, daß Nationen in ihrem männlichen Alter eine andere Führung nöthig haben, als in ihrer Kindheit. Lykurgus verewigte die Geistesblindheit der Spartaner, um dadurch seine Gesetze bei ihnen zu verewigen, aber sein Staat ist verschwunden mit seinen Gesetzen. Solon versprach den seinigen nur eine hundertjährige Dauer, und noch heutigen Tages sind viele derselben im römischen Gesetzbuch in Kraft. Die Zeit ist eine gerechte Richterin aller Verdienste.

Man hat dem Solon zum Vorwurfe gemacht, daß er dem Volke zu große Gewalt gegeben habe, und dieser Vorwurf ist nicht ungegründet. Indem er eine Klirve, die Oligarchie, zu sehr vermied, ist er einer andern, der Anarchie, zu nahe gekommen — aber doch auch nur nahe gekommen, denn der Senat der Prytanen und das Gericht des Areopagus waren starke Zügel der demokratischen Gewalt. Die Uebel, welche von einer Demokratie unzertrennlich sind, tumultuarische und leidenschaftliche Entscheidungen und der Geist der Action, konnten freilich in Athen nicht vermieden werden — aber diese Uebel sind doch weit mehr der Form, die er wählte, als dem Wesen der Demokratie auszusprechen. Er fehlte darin sehr, daß er das Volk nicht durch Präsesenten, sondern in Person entscheiden ließ, welches wegen der starken Menschenmenge nicht ohne Verwirrung und Tumult und wegen der überlegenen Anzahl der unbemittelten Bürger nicht immer ohne Beschränkung abgehen konnte. Der Stracismus, wobei sechs- oder siebenhundert Stimmen zum Wenigsten erforderlich wurden, läßt uns abnehmen, wie stürmisch es bei dergleichen Volksversammlungen mag zugegangen seyn. Wenn man auf der andern Seite bedenkt, wie gut auch der gemeinste Athenienser mit dem gemeinen Wesen bekannt war, wie mächtig der Nationalgeist in ihm wirkte, wie sehr der Gesetzgeber dafür gesorgt hatte, daß dem Bürger das Vaterland über Alles ging, so wird man einen bessern Begriff von dem politischen Verstande des atheniensischen Volks bekommen und sich wenigstens hüten, von dem gemeinen Volke bei uns voreilich auf jenes zu schließen. Alle große Versammlungen haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleinere aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Verwunderungswürdig bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung besaß, der Geist der gefunden und echten Staatskunst, die das Grundprincipium, worauf alle Staaten ruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterlande, nicht aus slavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus klücker und schlaffer Ergebung in den Willen eines Oberrn, zu erfüllen.

Schön und trefflich war es von Solon, daß er Achtung hatte für die menschliche Natur und nie den Menschen dem Staate, nie den Zweck dem Mittel aufopferte, sondern den Staat dem Menschen dienen ließ. Seine Gesetze waren laie Bänder, an denen sich der Geist der Bürger frei und leicht nach allen Richtungen bewegte und nie empfand, daß sie ihn lenkten; die Gesetze des Lykurgus waren eiserne Fesseln, an denen der kühne Muth sich wund rieb, die durch ihr drückendes Gewicht den Geist niederzogen. Alle mögliche Bahnen schloß der athenienfische Gesetzgeber dem Genie und dem Fleiß seiner Bürger auf; der spartanische Gesetzgeber vermauerte den seinigen alle bis auf eine einzige — das politische Verdienst. Lykurgus befahl den Müßiggang durch Gesetze, Solon strafte ihn streng. Darum reisten in Athen alle Tugenden, blühten alle Gewerbe und Künste, regten sich alle Sehnen des Fleißes; darum wurden alle selber des Wissens dort bearbeitet. Wo findet man in Sparta einen Sokrates, einen Thucydides, einen Sophokles und Plato? Sparta konnte nur Herrscher und Krieger, — keine Künstler, keine Dichter, keine Denker, keine Weltbürger erzeugen. Weibe, Solon wie Lykurgus, waren große Männer, Weibe waren rechtschaffene Männer; aber wie verschiedene haben sie gewiß, weil sie von entgegengesetzten Principien ausgingen. Um den athenienfischen Gesetzgeber steht die Freiheit und die Freude, der Fleiß und der Ueberfluß — stehen alle Künste und Tugenden, alle Grazien und Mufen herum, sehen dankbar zu ihm auf und nennen ihn ihren Vater und Schöpfer. Um den Lykurgus sieht man nichts als Tyrannei und ihr schreckliches Gegentheil, die Knechtschaft, die ihre Ketten schüttelt und dem Urheber ihres Übels flucht.

Der Charakter eines ganzen Volks ist der treueste Ausdruck seiner Gesetze und also auch der sicherste Richter ihres Werths oder Unwerths. Beschränkt war der Kopf des Spartaners, und unempfindlich sein Herz. Er war stolz und hochfahrend gegen seine Bundesgenossen, hart gegen seine Ueberwundenen, unmenschlich gegen seine Sklaven und knechtisch gegen seine Obern; in seinen Unterhandlungen war er ungewissenhaft und treulos, in seinen Entscheidungen despotisch, und seiner Größe, seiner Tugend selbst fehlte es an der gefälligen Anmuth, welche allein die Herzen gewinnt. Der Athenienfer hingegen war weichmüthig und sanft im Umgang, höflich, aufgeweckt im Gespräch, leutselig gegen den Geringen, gastfrei und gefällig gegen den Fremden. Er liebte zwar Weichlichkeit und Ruh, aber Dies hinderte nicht, daß er im Treffen nicht wie ein Löwe kämpfte. Bekleidet in Purpur und mit Wohlgerüchen gefalbt, brachte er die Millionen des Perres und die rauhen Spartaner auf gleiche Weise zum Zittern. Er liebte die Vergnügungen der Tafel und konnte nur schwer dem Reiz der Wollust widerstehen; aber Völlerei und schamloses Betragen machten ehrlos in Athen; Delicatesse und Wohlstandigkeit wurden bei keinem Volke des Alterthums so getrieben als bei diesem; in einem Kriege mit dem macedonischen Philipp hatten die Athenienfer einige Briefe dieses Königs aufgefangen, unter denen auch einer an seine Gemahlin war; die übrigen alle wurden geöffnet, diesen einzigen schickten sie unbrochen zurück. Der Athenienfer war großmüthig im Glück und im Unglück standhaft — dann kostete es ihn nichts, für das Vaterland Alles zu wagen. Seine Sklaven behandelte er menschlich, und der mißhandelte Knecht durfte seinen Tyrannen verklagen. Selbst die Thiere erfuhren die Großmuth dieses Volks; nach vollendetem Bau des Tempels Hekatonpedon wurde verordnet, alle Lastthiere, welche dabei geschäftig gewesen, frei zu lassen und auf ihr ganzes künftiges Leben auf den besten Weiden umsonst zu ernähren. Eins dieser Thiere kam nachher von freien

Stücken zur Arbeit und lief mechanisch vor den übrigen her, welche Lasten zogen. Dieser Anblick rührte die Athenienfer so sehr, daß sie verordneten, dieses Thier auf Unkosten des Staats inskünftige besonders zu unterhalten.

Indessen bin ich es der Gerechtigkeit schuldig, auch die Fehler der Athenienfer nicht zu verschweigen, denn die Geschichte soll keine Lobrednerin seyn. Dieses Volk, das wir seiner feinen Sitten, seiner Sanftmuth, seiner Weisheit wegen bewundert haben, befiel sich nicht selten mit dem schändlichsten Undank gegen seine größten Männer, mit Grausamkeit gegen seine überwundenen Feinde. Durch die Schmeicheleien seiner Redner verborben, trogig auf seine Freiheit und auf so viele glänzende Vorzüge eitel, drückte es seine Bundesgenossen und Nachbarn oft mit unerträglichem Stolge und ließ sich bei öffentlichen Verathschlagungen von einem leichtsinnigen Schwindelgeist leiten, der oft die Bemühungen seiner weisesten Staatsmänner zu nichte machte und den Staat an den Rand des Verderbens riß. Jeder einzelne Athenienfer war lenksam und weichmüthig; aber in öffentlichen Versammlungen war er der vorige Mann nicht mehr. Daher schildert uns Aristophanes seine Landsleute als vernünftige Greise zu Hause und als Narren in Versammlungen. Die Liebe zum Ruhme und der Durst nach Neuheit beherrschte sie bis zur Ausschweifung; an den Ruhm setzte der Athenienfer oft seine Glücksgüter, sein Leben und nicht selten — seine Tugend. Eine Krone von Delzweigen, eine Inschrift auf einer Säule, die sein Verdienst ankündigte, war ihm ein feurigerer Sporn zu großen Thaten, als dem Perser alle Schätze des großen Königs. So sehr das athenienfische Volk seinen Undank übertrieb, so ausschweifend war es wieder in seiner Dankbarkeit. Von einem solchen Volke im Triumph aus der Versammlung heimbegleitet zu werden, es auch nur einen Tag zu beschäftigen, war ein höherer Genuß für die Ruhmsucht des Athenienfers und auch ein wahrerer Genuß, als ein Monarch seinem geliebtesten Sklaven gewähren kann; denn es ist ganz etwas Anderes, ein ganzes stolzes, zartempfindendes Volk zu rühren, als einem einzigen Menschen zu gefallen. Der Athenienfer mußte in immerwährender Bewegung seyn; unaufhörlich haßte sein Sinn nach neuen Eindrücken, neuen Genüssen. Dieser Sucht nach Neuheit mußte man täglich neue Nahrung reichen, wenn sie sich nicht gegen den Staat selbst kehren sollte. Darum rettete ein Schauspiel, das man zu rechter Zeit gab, oft die öffentliche Ruhe, welche der Aufruhr bedrohte — darum hatte oft ein Usurpator gewonnenen Spiel, wenn er nur diesem Hange des Volks durch eine Reihe von Lustbarkeiten opferte. Aber eben darum wehe dem verdienstesten Bürger, wenn er die Kunst nicht verstand, täglich neu zu seyn und sein Verdienst zu verjüngen!

Der Abend von Solons Leben war nicht so heiter, als sein Leben es verdient hätte. Um den Zudringlichkeiten der Athenienfer zu entgehen, die ihn täglich mit Fragen und Vorschlägen heimsuchten, machte er, sobald seine Gesetze im Gange waren, eine Reise durch Kleinasien, nach den Inseln und nach Aegypten, wo er sich mit den Weisesten seiner Zeit besprach, den königlichen Hof des Krösus in Lydien und den zu Saïs in Aegypten besuchte. Was von seiner Zusammenkunft mit Thales von Milet und mit Krösus erzählt wird, ist zu bekannt, um hier noch wiederholt zu werden. Bei seiner Zurückkunft nach Athen fand er den Staat von drei Parteien zerrüttet, welche zwei gefährliche Männer, Megakles und Pissistratus, zu Anführern hatten. Megakles machte sich mächtig und furchtbar durch seinen Reichtum, Pissistratus durch seine Staatsklugheit und sein Genie. Dieser Pissistratus, Solons ehemaliger Liebhaber und der Julius

Cäfar von Athen, erschien einstmals bleich auf seinem Wagen ausgestreckt vor der Volksversammlung und bespritzt mit dem Blut einer Wunde, die er sich selbst in den Arm geritzt hatte. So, sagte er, haben mich meine Feinde um eurerwillen mißhandelt. Mein Leben ist in ewiger Gefahr, wenn ihr nicht Anstalten trefft, es zu schützen. Als bald trugen seine Freunde, wie er sie selbst unterrichtet hatte, darauf an, daß ihm eine Leibwache gehalten wurde, die ihn begleiten sollte, so oft er öffentlich ausging. Solon errieth den betrügerischen Sinn dieses Vorschlags und setzte sich eifrig, aber fruchtlos dagegen. Der Vorschlag ging durch, Pisistratus erhielt eine Leibwache, und nicht so bald sah er sich an ihrer Spitze, als er die Citadelle von Athen in Besitz nahm. Jetzt fiel die Dece von den Augen des Volks, aber zu spät. Der Schrecken ergriß Athen; Megakles und seine Anhänger entwichen aus der Stadt und überließen sie dem Usurpator. Solon, der sich allein nicht hatte täuschen lassen, war jetzt auch der Einzige, der den Muth nicht verlor; so viel er angewandt hatte, seine Mitbürger von ihrer Uebereilung zurück zu halten, als es noch Zeit war, so viel wandte er jetzt an, ihren sinkenden Muth zu beleben. Als er nirgends Eingang fand, ging er nach Hause, legte seine Waffen vor seine Hausthür und rief: „Nun hab' ich gethan, was ich konnte, um Westen des Vaterlandes.“ Er dachte auf keine Flucht, sondern fuhr fort, die Thorheit der Athener und die Gewissenlosigkeit des Tyrannen heftig zu tadeln. Als ihn seine Freunde fraaten, was ihn so muthig mache, dem Mächtigen zu trotzen, so antwortete er: „Mein Alter gibt mir diesen Muth.“ Er starb, und seine letzten Blicke sahen sein Vaterland nicht frei.

Aber Athen war in keines Barbaren Hände gefallen. Pisistratus war ein edler Mensch und ehrte die Solon'schen Gesetze. Als er in der Folge zweimal von seinem Nebenbuhler vertrieben und einmal wieder Meister von der Stadt wurde, bis er endlich im ruhigen Besitz seiner Herrschaft blieb, machte er seine Usurpation durch wahre Verdienste um den Staat und glänzende Tugenden vergessen. Niemand bemerkte unter ihm, daß Athen nicht mehr frei war, so gelinde und still noch seine Regierung, und nicht er, sondern Solons Gesetze herrschten. Pisistratus eröffnete das goldene Alter von Athen; unter ihm dämmerte der schöne Morgen der griechischen Künste auf. Er starb, wie ein Vater bedauert.

Sein angefangenes Werk wurde von seinen Söhnen Hipparch und Hippias fortgesetzt. Beide Brüder regierten mit Eintracht, und gleiche Liebe zur Wissenschaft besaßen beide. Unter ihnen blühten schon Simonides und Anaxenor, und die Akademie wurde gestiftet. Alles eilte dem herrlichen Zeitalter des Perikles entgegen.

Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter.

Das neue System gesellschaftlicher Verfassung, welches, im Norden von Europa an, Asien erzeugt, mit dem neuen Völkergeschlechte aus den Trümmern des abendländischen Kaiserthums eingeführt wurde, hatte nun beinahe sieben Jahrhunderte lang Zeit gehabt, sich auf diesem neuen und größern Schauplatz und in neuen Verbindungen zu versuchen, sich in allen seinen Arten und Abarten zu entwickeln und alle seine verschiedenen Gezeiten und Abwechselungen zu durchlaufen. Die Nachkommen, der Vandalen, Sueven, Alanen, Gothen, Heruler,

Longobarden, Franken, Burgunder u. s. m., waren endlich eingewohnt auf dem Boden, den ihre Vorfahren mit dem Schwert in der Hand betreten hatten, als der Geist der Wanderung und des Raubes, der sie in dieses neue Vaterland geführt, beim Ablauf des ersten Jahrhunderts in einer andern Gestalt und durch andere Anlässe wieder bei ihnen aufgeweckt wurde. Europa gab jetzt dem südwestlichen Asien die Völkerschwärme und Verheerungen heim, die es siebenhundert Jahre vorher von dem Norden dieses Welttheils empfangen und erlitten hatte, aber mit sehr ungleichem Glücke; denn, so viel Ströme Bluts es den Barbaren gekostet hatte, ewige Königreiche in Europa zu gründen, so viel kostete es jetzt ihren christlichen Nachkommen, einige Städte und Burgen in Syrien zu erobern, die sie zwei Jahrhunderte darauf auf immer verlieren sollten.

Die Thorheit und Raserei, welche den Entwurf der Kreuzzüge erzeugten, und die Gewaltthätigkeiten, welche die Ausföhrung derselben begleitet haben, können ein Auge, das die Gegenwart begreift, nicht wohl einladen, sich dabei zu verweilen. Betrachten wir aber diese Begebenheit im Zusammenhang mit den Jahrhunderten, die ihr vorhergingen, und mit denen, die darauf folgten, so erscheint sie uns in ihrer Entstehung zu natürlich, um unsere Verwunderung zu erregen, und zu wohlthätig in ihren Folgen, um unser Mißfallen nicht in ein ganz anderes Gefühl aufzulösen. Sieht man auf ihre Ursachen, so ist diese Expedition der Christen nach dem heiligen Lande ein so ungeschicktes, ja, ein so notwendiges Erkennzeichen ihres Jahrhunderts, daß ein ganz Ununterrichteter, dem man die historischen Prämissen dieser Begebenheit ausführlich vor Augen gelegt hätte, von selbst darauf verfallen müßte. Sieht man auf ihre Wirkungen, so erkennt man in ihr den ersten merkwürdigen Schritt, wodurch der Aberglaube selbst die Nebel anfang zu verbergen, die er dem menschlichen Geschlechte Jahrhunderte lang angehängt hatte, und es ist vielleicht kein historisches Problem, das die Zeit reiner aufgelöst hätte, als dieses, welches, worüber sich der Genius, der den Aaden der Weltgeschichte spinnet, befriedigender gegen die Vernunft des Menschen gerechtfertigt hätte.

Aus der unnatürlichen und entnervenden Ruhe, in welche das alte Rom alle Völker, denen es sich unter Herrscherin auferwand, versenkte, aus der weichen Elaverei, worin es die thätigsten Kräfte einer zahlreichen Menschenwelt erstikte, sehen wir das menschliche Geschlecht durch die geistigste stürmische Freiheit des Mittelalters wandern, um endlich in der glücklichen Mitte zwischen beiden Äußersten anzukommen und Freiheit mit Ordnung, Ruhe mit Thätigkeit, Mannigfaltigkeit mit Uebereinstimmung wohlthätig zu verbinden.

Die Frage kann wohl schwerlich seyn, ob der Gluckstand, dessen wir uns erfreuen, dessen Annäherung wir wenigstens mit Sicherheit erkennen, gegen den blühenden Zustand, worin sich das Menschengeschlecht seitmals befand, für einen Gewinn zu achten sey, und ob wir uns gegen die schönsten Zeiten Roms und Griechenlands auch wirklich verbessert haben. Griechenland und Rom konnten höchstens vortreffliche Römer, vortreffliche Griechen erzeugen — die Nation, auch in ihrer spätesten Epoche, erhob sich nie zu vortrefflichen Menschen. Eine barbarische Wüste war dem Athenienfer die übrige Welt außer Griechenland; und man weiß, daß er Dieses bei seiner Glückseligkeit sehr mit in Anschlag brachte. Die Römer waren durch ihren eignen Arm bestraft, da sie auf dem ganzen großen Schauplatz ihrer Herrschaft nichts mehr übrig gelassen hatten, als römische Bürger und römische Sklaven. Keiner von unsern Staaten hat ein römisches Bürgerrecht auszuteilen; dafür aber besitzen wir ein

Gut, das, wenn er Römer bleiben wollte, kein Römer kennen durfte — und wir besitzen es von einer Hand, die keinem raubte, was sie Einem gab, und, was sie einmal gab, nie zurücknimmt: wir haben Menschenfreiheit; ein Gut, das — wie sehr verschieden von dem Bürgerrecht des Römers! — an Werthe zunimmt, je größer die Anzahl Derer wird, die es mit uns theilen, das, von keiner wandelbaren Form der Verfassung, von keiner Statterschütterung abhängig, auf dem festen Grunde der Vernunft und Willigkeit ruhet.

Der Gewinn ist also offenbar, und die Frage ist bloß diese: War kein näherer Weg zu diesem Ziele? Konnte sich diese heilsame Veränderung nicht weniger gewaltsam aus dem römischen Staat entwickeln, und mußte das Menschengeschlecht nothwendig die traurige Zeitstrecke vom vierten bis zum sechzehnten Jahrhundert durchlaufen?

Die Vernunft kann in einer anarchischen Welt nicht aushalten. Stets nach Uebereinstimmung strebend, läuft sie lieber Gefahr, die Ordnung unglücklich zu verteidigen, als mit Gleichgültigkeit zu entbehren.

War die Völkerwanderung und das Mittelalter, das darauf folgte, eine notwendige Bedingung unserer besseren Zeiten?

Aßen kann uns einige Aufschlüsse darüber geben. Warum blühten hinter dem Hergzuge Alexanders keine griechische Freistaaten auf? Warum sehen wir Sina, zu einer traurigen Dauer verdammt, in ewiger Kindheit altern? Weil Alexander mit Menschlichkeit erobert hatte, weil die kleine Schaar seiner Griechen unter den Millionen des großen Königs verschwand, weil sich die Horden der Menschheit in dem ungeheuren Sina unmerkbar verloren. Nur die Menschen hatten sich unterjocht; die Gesetze und die Sitten, die Religion und der Staat waren Sieger geblieben. Für despotisch beherrschte Staaten ist keine Rettung als in dem Untergang. Schonende Eroberer führen ihnen nur Pflanzvölker zu, nähren den flecken Körper und können nichts, als seine Krankheit verewigen. Sollte das verpestete Land nicht den gefunden Sieger vergiften, sollte sich der Deutsche in Gallien nicht zum Römer verschlimmern, wie der Grieche in Babylon in einen Perser ausartete: so mußte die Form zerbrochen werden, die seinem Nachahmungsgeist gefährlich werden konnte, und er mußte auf dem neuen Schauplatz, den er jetzt betrat, in jedem Betracht der stärkere Theil bleiben.

Die scythische Wüste öffnet sich und giebt ein rauhes Geschlecht über den Occident aus. Mit Blut ist seine Wahn bezeichnet. Städte sinken hinter ihm in Asche, mit gleicher Wuth gertritt es die Werke der Menschenhand und die Früchte des Acker, Pest und Hunger holen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben geht nur unter, damit besseres Leben an seiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte, die Städte nicht, die es in die Asche legte. Schöner werden sie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein besserer Stamm von Menschen wird sie bewohnen. Alle Künste der Schönheit und der Pracht, der Leppigkeit und Verfeinerung gehen unter; kostbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, sinken in den Staub, und eine tolle Willkür darf in dem feinen Mäderwerk einer geistreichen Ordnung wühlen; aber auch in diesem wilden Tumult ist die Hand der Ordnung geschäftig, und, was den kommenden Geschlechtern von den Schätzen der Vorzeit beschieden ist, wird unbemerkt vor dem zerstörenden Grimm des jetzigen gestüllet. Eine wüste Finsterniß breitet sich jetzt über dieser weiten Brandstätte aus, und der elende ermattete Ueberrest ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerstand und Verführung.

Nam ist jetzt gemacht auf der Bühne — und ein neues Völkergeschlecht besetzt ihn, schon seit Jahrhunderten still und ihm selbst unbewußt in den nordischen Wäldern zu einer erfrischenden Colonie des erschöpften Westens erzogen. Roh und wild sind seine Gesetze, seine Sitten; aber sie ehren in ihrer rohen Weise die menschliche Natur, die der Alleinherrscher in seinen verfeinerten Sklaven nicht ehret. Unverrückt, als wär' er noch auf salischer Erde, und unversucht von den Gaben, die der unterjochte Römer ihm anbietet, bleibt der Franke den Gesetzen treu, die ihn zum Sieger machten; zu Holz und zu weise, aus den Händen der Unglücklichen Werkzeuge des Glücks anzunehmen. Auf dem Aschenhaufen römischer Pracht breitet er seine nomadischen Gezelte aus, bäumt den eisernen Speer, sein höchstes Gut, auf dem eroberten Boden, pflanzt ihn vor den Richtersthühlen auf, und selbst das Christenthum, will es anders den Wilden fesseln, muß das schreckliche Schwert umgürten.

Und nun entfernen sie alle fremde Hände von dem Sohne der Natur. Zerbrochen werden die Brücken zwischen Byzanz und Massilien, zwischen Alexandria und Rom, der schüchtern Kaufmann eilt heim, und das ländergattende Schiff liegt entmastet am Strande. Eine Wüste von Gewässern und Bergen, eine Nacht wilder Sitten wälzt sich vor den Eingang Europas hin, der ganze Welttheil wird geschlossen.

Ein langwieriger, schwerer und merkwürdiger Kampf beginnt jetzt: der rohe germanische Geist ringt mit den Neigungen eines neuen Himmels, mit neuen Leidenschaften, mit des Weirwils stiller Gewalt, mit dem Nachlaß des umgestürzten Roms, der in dem neuen Vaterland noch in tausend Negen ihm nachstellt; und wehe dem Nachfolger eines Glodion, der auf der Herrscherbühne des Trajanus sich Trajanus rückt! Tausend Klängen sind gezücht, ihm die scythische Willkür ins Gedächtniß zu rufen. Hart stößt die Herrschsucht mit der Freiheit zusammen, der Trog mit der Festigkeit, die List strebt die Kühnheit zu umstricken, das schreckliche Nicht der Stärke kommt zurück, und Jahrhunderte lang sieht man den rauchenden Stahl nicht erkalten. Eine traurige Nacht, die alle Köpfe verfinstert, hängt über Europa herab, und nur wenige Lichtfunken fliegen auf, das nachgelassene Dunkel deßo schrecklicher zu zeigen. Die ewige Trennung scheint von dem Steuer der Welt gestochen oder, indem sie ein entlegenes Ziel verfolgt, das gegenwärtige Geschlecht aufzugeben zu haben. Aber, eine gleiche Mutter allen ihren Kindern, rettet sie einstweilen die erliegende Unmacht an den Fuß der Altäre, und gegen eine Noth, die sie ihm nicht erlassen kann, stärkt sie das Herz mit dem Glauben der Ergebung. Die Sitten vertraut sie dem Schutz eines verwilderten Christenthums und vergönnt dem mittlern Geschlechte, sich an diese wankende Krücke zu lehnen, die sie dem stärkern Enkel zerbrechen wird. Aber in diesem langen Kriege erwarmen zugleich die Staaten und ihre Bürger; kräftig wehrt sich der deutsche Geist gegen den herzumstrickenden Despotismus, der den zu früh ermattenden Römer erdrückte; der Quell der Freiheit springt in lebendigem Strom, und nun überwinden und wohl behalten lang das spätere Geschlecht bei dem schönen Jahrhundert an, wo sich endlich, herbeigeführt durch die vereinigte Arbeit des Glücks und der Menschen, das Licht des Gedankens mit der Kraft des Entschlusses, die Einsicht mit dem Feldemuth gatten soll. Da Rom noch Scirvionen und Habler zengte, fehlten ihm die Weisen, die ihrer Tugend das Ziel gezeigt hätten; als seine Weisen blühten, hatte der Despotismus sein Opfer gewürgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem entnervten Jahrhundert verloren. Auch die griechische Tugend erreichte die hellen Zeiten des Perikles und Alexander nicht mehr, und, als

ungewisse Geleitz des Arturs entbehren und, eine feste Regel in sich selbst, zuversichtlich auf nie besuchte Meere sich wagen.

Alfens Begierden folgten dem Europäer in seine Heimath — aber hier kennen ihn seine Wälder nicht mehr, und andere Fahnen wehen auf seinen Burgen. In seinem Vaterlande verarmt, um an den Ufern des Euphrats zu glänzen, gibt er endlich das angebotene Idol seiner Unabhängigkeit und seine feindselige Herrengewalt auf und vergönnt seinen Slaven, die Rechte der Natur mit Gold einzulösen. Freiwillig bietet er den Arm jekt der Krone dar, die ihn schmückt, aber den Nlegebändigten bündigt. Die Majestät der Könige richtet sich auf, indem die Sklaven des Alfens zu Menschen geheißen; aus dem Meer der Verwüstung hebt sich, dem Elend abgewonnen, ein neues fruchtbares Land, Bürgergemeinheit.

Er allein, der die Seele der Unternehmung gewesen war und die ganze Christenheit für seine Größe hatte arbeiten lassen, der römische Hierarch, sieht seine Hoffnungen hintergangen. Nach einem Wolkenbild im Orient haschend, gab er im Occident eine wirkliche Krone verloren. Seine Stärke war die Unmacht der Könige, die Anarchie und der Bürgerkrieg die unerschöpfliche Kistkammer, woraus er seine Donner holte. Auch noch jekt schleudert er sie aus — jekt aber tritt ihm die besessigte Macht der Könige entgegen. Kein Bannfluch, kein himmelsverrendes Interdict, keine Kossprechung von geheiligten Pflichten löst die heilsamen Wände wieder auf, die den Unterthan an seinen rechtmäßigen Beherrscher knüpfen. Umsonst, daß sein unmächtiger Grimm gegen die Zeit streitet, die ihm seinen Thron erbaute und ihn jekt davon herunter zieht! Aus dem Aberglauben war dieses Schreckbild des Mittelalters erzeugt und groß gezogen von der Zwietracht. So schwach seine Wurzeln waren, so schnell und schrecklich durfte es aufwachsen im eilften Jahrhundert — seines Gleichen hatte kein Weltalter noch gesehen. Wer sah es dem Feinde der heiligsten Freiheit an, daß er der Freiheit zu Hülfe geschickt wurde? Als der Streit zwischen den Königen und den Edeln sich erhigte, warf er sich zwischen die ungleichen Kämpfer und hielt die gefährliche Entseidung auf, bis in dem dritten Stande ein besserer Kämpfer heranwuchs, das Geschöpf des Augenblicks abzulösen. Ernährt von der Verwirrung, geherte er jekt ab in der Ordnung; die Geburt der Nacht schwindet er weg in dem Lichte. Verstand aber der Dictator auch, der dem unterliegenden Rom gegen den Pompejus zu Hülfe eilte? oder Ciceron, der die Factionen Athens aus einander brachte? Rom und Athen gehen aus dem Bürgerkriege zur Ruchtschaft über — das neue Europa zur Freiheit. Warum war Europa glücklicher? Weil hier durch ein vorübergehendes Phantom bewirkt wurde, was dort durch eine bleibende Macht geschah — weil hier allein sich ein Arm fand, der kräftig genug war, Unterdrückung zu hindern, aber zu himfällig, sie selbst auszuüben.

Wie anders fäet der Mensch, und wie anders läßt das Schicksal ihn ernten? Alfens an den Schemel seines Thrones zu ketten, liefert der heilige Vater dem Schwert der Saracenen eine Willion seiner Heldensühne aus, aber mit ihnen hat er seinen Stuhl in Europa die kräftigsten Stützen entzogen. Von neuen Annäherungen und neu zu erringenden Kronen träumt der Adel, und ein gehorsameres Herz bringt er zu den Füßen seiner Beherrscher zurück. Vergebung der Sünden und die Freuden des Paradieses sucht der fromme Pilger am heiligen Grab, und ihm allein wird mehr geleistet, als ihm verheißen ward. Seine Menschheit findet er in Alfens weider, und den Samen der Freiheit bringt er

seinen europäischen Brüdern aus diesem Welttheile mit, eine unendlich wichtigere Erwerbung, als die Schlüssel Jerusalems oder die Nadel vom Kreuz des Erlösers.

Uebersicht des Zustands von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzugs.

Ein Fragment.

Der europäische Occident, in so viele Staaten er auch zertheilt ist, gibt im eilften Jahrhundert einen sehr einförmigen Anblick. Durchgängig von Nationen in Besitz genommen, die zur Zeit ihrer Niederlassung ziemlich auf einerlei Stufe gesellschaftlicher Bildung standen, im Ganzen denselben Stammscharakter trugen und bei Besiznehmung des Landes in einerlei Lage sich befanden, hätte er seinen neuen Bewohnern ein merklich verschiedenes Local anbieten müssen, wenn sich in der Folge der Zeit wichtige Verschiedenheiten unter denselben hätten äußern sollen.

Aber die gleiche Wuth der Verwüstung, womit diese Nationen ihre Eroberungen begleiteten, machte alle noch so verschieden bewohnte, noch so verschieden besaute Länder, die der Schauplay derselben waren, einander gleich, indem sie Alles, was sich in ihnen vorfand, auf gleiche Weise niedertrat und vertilgte und ihren neuen Zustand mit demjenigen, worin sie sich vorher befanden, fast außer aller Verbindung setzte. Wenn auch schon Klima, Beschaffenheit des Bodens, Nachbarschaft, geographische Lage einen merkllichen Unterschied unterhielten, wenn gleich die übrig gebliebenen Spuren römischer Cultur in den mittäglichen, der Einfluß der gebildeten Araber in den südwestlichen Ländern, der Sitz der Hierarchie in Italien und der östere Verkehr mit den Griechen in eben diesem Lande nicht ohne Folgen für die Bewohner derselben seyn konnten, so waren ihre Wirkungen doch zu unmerklich, zu langsam und zu schwach, um das feste generische Gepräge, das alle diese Nationen in ihre neuen Wohnsitze mitgebracht hatten, anzulösen oder merklich zu verändern. Daher nimmt der Geschichtsforscher an den entlegensten Ecken von Europa, in Sicilien und Britannien, an der Donau und an der Sider, am Ebro und an der Elbe, im Ganzen eine Gleichförmigkeit der Verfassung und der Sitten wahr, die ihn um so mehr in Verwunderung setzt, da sie sich mit der größten Unabhängigkeit und einem fast gänzlichen Mangel an wechselseitiger Verbindung zusammenfindet. So viele Jahrhunderte auch über diesen Völkern hinweggegangen sind, so große Veränderungen auch durch so viele neue Lagen, eine neue Religion, neue Sprachen, neue Künste, neue Gegenstände der Begierde, neue Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens im Innern ihres Zustands hätten bewirkt werden sollen und auch wirklich bewirkt wurden, so besteht doch im Ganzen noch dasselbe Staatsgerüste, das ihre Voreltern bauten. Noch jekt stehen sie, wie in ihrem scythischen Vaterland, in wilder Unabhängigkeit, gerüstet zum Angriff und zur Vertheidigung, in Europa's Districten wie in einem großen Heerlager ausgebreitet; auch auf diesen weitem politischen Schauplay haben sie ihr barbarisches Staatsrecht verpflanzt, bis in das Innere des Christenthums ihren nordischen Aberglauben getragen.

Monarchien nach römischem oder asiatischem Muster und Freistaaten nach griechischer Art sind auf gleiche Weise von dem neuen Schauplay verschwunden. An die Stelle derselben sind selbstische Aristokratien getreten,

* Anmerk. d. Herausgeber. Diese Abhandlung erschien in dem ersten Bande der historischen Remines, wurde aber wegen der damaligen Knappheit des Verfassers nicht fortgesetzt.

Monarchien ohne Gehorsam, Republiken ohne Sicherheit und selbst ohne Freiheit, große Staaten in hundert kleine zerstückelt, ohne Uebereinstimmung von innen, von außen ohne Festigkeit und Beschirmung, schlecht zusammenhängend in sich selbst und noch schlechter unter einander verbunden. Man findet Könige, ein widersprechendes Gemisch von barbarischen Heerführern und römischen Imperatoren, von welchen Letztern einer den Namen trägt, aber ohne ihre Machtvollkommenheit zu besitzen; Magnaten, an wirklicher Gewalt wie an Annahmen überall dieselben, obgleich verschiedene benannt in verschiedenen Ländern: mit dem weltlichen Schwert gebietende Priester; eine Miliz des Staats, die der Staat nicht in der Gewalt hat und nicht besoldet; endlich Landbauer, die dem Boden nicht angehören, der ihnen nicht gehört; Adel und Geistlichkeit, Halbfreie und Knechte. Municipalstädte und freie Bürger sollen erst werden.

Um diese veränderte Gestalt der europäischen Staaten zu erklären, müssen wir zu entferntern Zeiten zurückgehen und ihrem Ursprung nachspüren.

Als die nordischen Nationen Deutschland und das römische Reich in Besitz nahmen, bestanden sie aus lauter freien Menschen, die aus freiwilligem Entschlusse dem Bunde beigetreten waren, der auf Creberung ausging, und bei einem gleichen Antheil an den Arbeiten und Gefahren des Kriegs ein gleiches Recht an die Länder hatten, welche der Preis dieses Feldzugs waren. Einzelne Haufen gehorchten den Befehlen eines Häuptlings, viele Häuptlinge mit ihren Haufen einem Feldhauptmann oder Fürsten, der das Heer anführte. Es gab also bei gleicher Freiheit drei verschiedene Trennungen oder Stände; und nach diesem Ständenunterschied, vielleicht auch nach der bewiesenen Tapferkeit, theilten nunmehr auch die Portionen bei der Theilung der Beute und Ländertheilung aus. Jeder freie Mann erhielt seinen Antheil, der Rottenführer einen größern, der Heerführer den größten; aber frei, wie die Personen ihrer Besitzer, waren auch die Güter, und, was Einem zugesprochen wurde, blieb sein auf immer mit völliger Unabhängigkeit. Es war der Lohn seiner Arbeit, und der Dienst, der ihm ein Recht darauf gab, schon geleistet.

Das Schwert mußte vertheidigen, was das Schwert errungen hatte, und, das Erwerbene zu beschützen, war der einzelne Mann eben so wenig fähig, als er es einzeln erwerben haben würde. Der kriegerische Bund durfte also auch im Frieden nicht aus einander fallen; Rottenführer und Heerführer blieben, und die zufällige temporäre Herdenvereinigung wurde nunmehr zur anständigen Nation, die bei eintretendem Nothfalleogleich, wie zur Zeit ihres kriegerischen Einfalls, kampffertig wieder da stand.

Von jedem Länderbesitz war die Verbindlichkeit unzertrennlich, Hoorfolge zu leisten, d. i. mit der gehörigen Ausrüstung und einem Gefolge, das dem Umfang der Grundstücke, die man besaß, angemessen war, zu dem allgemeinen Bunde zu stoßen, der das Ganze vertheidigte; eine Verbindlichkeit, die vielmehr angenehm und ehrenvoll, als drückend war, weil sie zu den kriegerischen Neigungen dieser Nationen stimmte und von wichtigen Vorzügen begleitet war. Ein Landgut und ein Schwert, ein freier Mann und eine Karze galten für unzertrennliche Dinge.

Die eroberten Länder waren aber keine Gindöden, als man sie in Besitz nahm. So grausam auch das Schwert dieser barbarischen Eroberer und ihrer Vorgänger, der Vandalen und Hunnen, in denselben gewüthet hatte, so war es ihnen doch unmöglich gewesen, die ursprünglichen Bewohner derselben ganz zu vertilgen. Viele von diesen waren also mit unter der Deute- und

Ländertheilung begriffen, und ihr Schicksal war, als leibeigene Sklaven jetzt das Feld zu bebauen, welches sie vormalig als Eigenthümer besessen hatten. Dasselbe Los traf auch die beträchtliche Menge der Kriegsgefangenen, die der erobrende Schwarm auf seinen Zügen erbeutet hatte und nun als Knechte mit sich schleppte. Das Ganze bestand jetzt aus Freien und aus Sklaven, aus Eigenthümern und aus Eigenen. Dieser zweite Stand hatte kein Eigenthum und folglich auch keines zu beschützen; er führte daher auch kein Schwert, er hatte bei politischen Verhandlungen keine Stimme. Das Schwert gab Adel, weil es von Freiheit und Eigenthum zeugte.

Die Ländertheilung war ungleich ausgefallen, weil das Los sie entschieden, und weil der Rottenführer eine größere Portion davon getragen hatte, als der Gemeine, der Heerführer eine größere, als alle Uebrige. Er hatte also mehr Einkünfte, als er verbrauchte, oder Ueberfluß, folglich Mittel zum Luxus. Die Neigungen jener Völker waren auf kriegerischen Ruhm gerichtet, also mußte sich auch der Luxus auf eine kriegerische Art äußern. Sich von auserlesenen Schaaren begleitet und an ihrer Spitze von dem Nachbar getürchtet zu sehen, war das höchste Ziel, wornach der Ehrgeiz jener Zeiten strebte; ein zahlreiches kriegerisches Gefolge, die prächtigste Auszeichnung des Reichthums und der Gewalt und zugleich das unfehlbarste Mittel, Weides zu vergrößern. Jener Ueberfluß an Grundstücken konnte daher auf keine bessere Art angewendet werden, als daß man sich kriegerische Gefährten damit erkaufte, die einen Glanz auf ihren Führer werfen, ihm das Seinige vertheidigen helfen, empfangene Verleumdungen rächen und im Kriege an seiner Seite sechten konnten. Der Häuptling und der Fürst entzündeten also gewisse Stücke Landes und traten den Genuß derselben an andere minder vermögende Ortsbesitzer ab, welche sich dafür in gewissen kriegerischen Diensten, die mit der Vertheidigung des Staats nichts zu thun hatten und bloß die Person des Verleiheres angingen, verpflichteten mußten. Bedurfte Letzterer dieser Dienste nicht mehr, oder konnte der Empfänger sie nicht mehr leisten, so hörte auch die Vergütung der Länder wieder auf, deren wesentliche Bedingungen sie waren. Diese Ländervertheilung war also bestimmt und veränderlich, ein wechselseitiger Vertrag, entweder auf eine festgesetzte Anzahl Jahre oder auf Zeit lebens errichtet, aufgehoben durch den Tod. Ein Stück Landes, auf solche Art verliehen, hieß eine Wohlthat (Beneficium), zum Unterschied von dem Freigut (Allodium), welches man nicht von der Güte eines Andern, nicht unter besondern Bedingungen, nicht auf eine Zeit lang, sondern von Rechtswegen, ohne alle andere Beschwerde, als die Verpflichtung zur Heerfolge, und auf ewige Zeiten besaß. Feudum nannte man sie im Latein jener Zeiten, vielleicht weil der Empfänger dem Verleiher Treue (Fidem) dafür leisten mußte, im Deutschen Lehen, weil sie geliehen, nicht auf immer weggegeben wurden. Verleihen konnte Jeder, der Eigenthum besaß; das Verhältniß von Lehenherren und Vasallen wurde durch kein anderes Verhältniß aufgehoben. Könige selbst sah man zuweilen bei ihren Untertanen zu Lehen geben. Auch verliehene Güter konnten weiter verliehen, und der Vasall des Einen wieder der Lehenherr eines Andern werden; aber die oberlehenherrliche Gewalt des ersten Verleiheres erstreckte sich durch die ganze noch so lange Reihe von Vasallen. So konnte z. B. kein leibeigener Landbauer von seinem unmittelbaren Herrn freigelassen werden, wenn der oberste Lehenherr nicht darein willigte.

Nachdem mit dem Christenthum auch die christliche Kirchenverfassung unter den neuen europäischen Völkern

eingeführt worden, fanden die Bischöfe, die Domstifter und Klöster sehr bald Mittel, den Aberglauben des Volks und die Großmuth der Könige in Anspruch zu nehmen. Reiche Schenkungen geschahen an die Kirchen, und die auskömmlichsten Güter wurden oft zerrissen, um den Heiligen eines Klosters unter seinen Erben zu haben. Man wußte nicht anders, als daß man Gott beschenke, indem man seine Diener bereicherte: aber auch ihm wurde die Bedingung nicht erlassen, welche an jedem Länderbesitz haftete; eben so gut, wie jeder Andere, mußte er die gehörige Mannschaft stellen, wenn ein Aufgebot erging, und die Weltlichen verlangten, daß die Ersten im Rang auch die Ersten auf dem Plage seyn sollten. Weil Alles, was an die Kirche geschenkt wurde, auf ewig und unwiderruflich an sie abgetreten war, so unterschieden sich Kirchengüter dadurch von den Lehen, die zeitlich waren und nach verstrichenem Termin in die Hand des Verleiher's zurückkehrten. Sie näherten sich aber von einer andern Seite dem Lehen wieder, weil sie sich nicht, wie Allodien, vom Vater auf den Sohn forterben, weil der Landesherr beim Ableben des jedesmaligen Besitzers dazwischen trat und durch Belehnung des Bischofs seine oberherrliche Gewalt ausübte. Die Besitzungen der Kirche, könnte man also sagen, waren Allodien in Rücksicht auf die Güter selbst, die niemals zurückkehrten, und Beneficien in Rücksicht auf den jedesmaligen Besitzer, den nicht die Geburt, sondern die Wahl dazu bestimmte. Er erlangte sie auf dem Wege der Belehnung und genoß sie als Allodien.

Es gab noch eine vierte Art von Besitzungen, die man auf Lehenart empfing, und an welcher gleichfalls Lehenverpflichtungen hafteten. Dem Heerführer, den man auf seinem bleibenden Boden nummehr König nennen kann, stand das Recht zu, dem Volke Häupter vorzusetzen, Streitigkeiten zu schlichten oder Richter zu bestellen und die allgemeine Ordnung und Ruhe zu erhalten. Dieses Recht und diese Pflicht blieb ihm auch nach geschehener Niederlassung und im Frieden, weil die Nation noch immer ihre kriegerische Einrichtung beibehielt. Er bestellte also Vorsteher über die Länder, deren Geschäft es zugleich war, im Kriege die Mannschaft aufzuführen, welche die Provinz ins Feld stellte; und, da er, um Recht zu sprechen und Streitigkeiten zu entscheiden, nicht überall zugleich gegenwärtig seyn konnte, so mußte er sich vervielfältigen, d. i. er mußte in den verschiedenen Districten durch Bevollmächtigte repräsentiren, welche die obergerichtliche Gewalt in seinem Namen darin ausübten. So setzte er Herzoge über die Provinzen, Markgrafen über die Gränzprovinzen, Grafen über die Gauen, Centgrafen über kleinere Districte u. a. m., und diese Würden wurden gleich den Grundstücken belehnungsweise ertheilt. Sie waren eben so wenig erblich, als die Lehengüter, und wie diese konnte sie der Landesherr von Einem auf den Andern übertragen. Wie man Würden zu Lehen nahm, wurden auch gewisse Gefälle, z. B. Strafgeelder, Zölle und dergleichen mehr, auf Lehenart vergeben.

Was der König in dem Reiche, Das that die hohe Geistlichkeit in ihren Besitzungen. Der Besitz von Ländern verband sie zu kriegerischen und richterlichen Diensten, die sich mit der Würde und Heiligkeit ihres Berufes nicht wohl zu vertragen schienen. Sie war also gezwungen, diese Geschäfte an Andere abzugeben, denen sie dafür die Nugnießung gewisser Grundstücke, die Sperteln des Richteramts und andere Gefälle überließ, oder, nach der Sprache jener Zeiten, sie mußte ihnen solche zu Lehen auftragen. Ein Erzbischof, Bischof oder Abt war daher in seinem Districte, was der König in dem ganzen Staat. Er hatte Advocaten oder Vögte, Beamte und Lehenträger, Tribunale und einen Fiskus;

Könige selbst hielten es nicht unter ihrer Würde, Lehenträger ihrer Bischöfe und Prälaten zu werden, welches diese nicht unterlassen haben als ein Zeichen des Vorzugs geltend zu machen, der dem Clerus über die Weltlichen gebühre. Kein Wunder, wenn auch die Päpste sich nachher einfallen ließen, Den, welchen sie zum Kaiser gemacht, mit dem Namen ihres Vogts zu beehren. Wenn man das doppelte Verhältniß der Könige, als Baronen und als Oberhäupter ihres Reichs, immer im Auge behält, so werden sich diese scheinbaren Widersprüche lösen.

Die Herzoge, Markgrafen, Grafen, welche der König als Kriegsobersten und Richter über die Provinzen setzte, hatten eine gewisse Macht nöthig, um der äußern Vertheidigung ihrer Provinzen gewachsen zu seyn, um gegen den unruhigen Geist der Baronen ihr Ansehen zu behaupten, ihren Rechtsbescheiden Nachdruck zu geben und sich, im Falle der Widersehung, mit den Waffen in der Hand Gehorsam zu verschaffen. Mit der Würde selbst aber ward keine Macht verliehen, diese mußte sich der königliche Beamte selbst zu verschaffen wissen. Dadurch wurden diese Bedienstungen allen minder vermögenden Freien verschlossen und auf die kleine Anzahl der hohen Baronen eingeschränkt, die an Allodien reich genug waren und Vasallen genug ins Feld stellen konnten, um sich aus eigenen Kräften zu behaupten. Dies war vorzüglich in solchen Ländern nöthig, wo ein mächtiger und kriegerischer Adel war, und unentbehrlich an den Gränzen. Es wurde nöthiger von einem Jahrhunderte zum andern, wie der Verfall des königlichen Ansehens die Anarchie herbeiführte, Privatkriege einriß, und Straßlosigkeit die Raubthier aufmunterte: daher auch die Geistlichkeit, welche diesen Räuberzue vorzüglich ausgesetzt war, ihre Schirmvögte und Vasallen unter den mächtigen Baronen suchte. Die hohen Vasallen der Krone waren also zugleich begüterte Baronen oder Eigenthumsherrn und hatten selbst schon ihre Vasallen unter sich, deren Arm ihnen zu Gebote stand. Sie waren zugleich Lehenträger der Krone und Lehensoherrn ihrer Unterthanen; das Erste gab ihnen Abhängigkeit, in dem Letzteren den Geist der Willkür bei ihnen nährte. Auf ihren Gütern waren sie unumschränkte Fürsten, in ihren Lehen waren ihnen die Hände gebunden; jene vererbten sich vom Vater zum Sohne, diese kehrten nach ihrem Ableben in die Hand des Lehensoherrn zurück. Ein so widersprechendes Verhältniß konnte nicht lange Bestand haben. Der mächtige Kronvasall äußerte bald ein Bestreben, das Lehen dem Allodium gleich zu machen, dort, wie hier, unumschränkt zu seyn und jenes, wie dieses, seinem Nachkommen zu verschern. Anstatt den König in dem Herzogthum oder in der Grafschaft zu repräsentiren, wollte er sich selbst repräsentiren, und er hatte dazu gefährliche Mittel an der Hand. Eben die Hülfsanellen, die er aus seinen Allodien schöpfte, eben dieses kriegerische Heer, das er aus seinen Vasallen aufbringen konnte, und wodurch er in den Stand gesetzt war, der Krone in diesem Posten zu nützen, machte ihn zu einem eben so gefährlichen als unsichern Werkzeug derselben. Weshalb er viele Allodien in dem Lande, das er zu Lehen trug, oder worin er eine richterliche Würde bekleidete (und aus diesem Grunde war es ihm vorzugsweise anvertraut worden), so stand gewöhnlich der größte Theil der Freien, welche in dieser Provinz anhängig waren, in seiner Abhängigkeit. Entweder trugen sie Güter von ihm zu Lehen, oder sie mußten doch einen mächtigen Nachbar in ihm schonen, der ihnen schädlich werden konnte. Als Richter ihrer Streitigkeiten hatte er ebenfalls oft ihre Wohlfahrt in Händen, und als königlicher Statthalter konnte er sie drücken und erledigen. Unterließen es nun die Könige, sich durch öftere Vereingung

der Länder, durch Ausübung ihrer oberrichterlichen Würde und dergleichen dem Volk (unter welchem Namen man immer die waffenführenden Freien und niedern Gutsbesitzer verstehen muß) in Erinnerung zu bringen, oder wurden sie durch auswärtige Unternehmungen daran verhindert, so mußten die hohen Freiherren den niedrigen Freien endlich die letzte Hand scheinen, aus welcher ihnen sowohl Bedrückungen kamen, als Wohlthaten zufließen; und, da überhaupt in jedem Systeme von Subordination der nächste Druck immer am Lebhaftesten gefühlt wird, so mußte der hohe Adel sehr bald einen Einfluß auf den niedrigen gewinnen, der ihm die ganze Macht desselben in die Hände spielte. Kam es also zwischen dem König und seinem Vasallen zum Streit, so konnte Letzterer weit mehr als jener auf den Beistand seiner Untersassen rechnen, und Dieses setzte ihn in den Stand, der Krone zu trotzen. Es war nun zu spät und auch zu gefährlich, ihm oder seinem Erben das Lehen zu entreißen, das er im Fall der Noth mit der vereinigten Macht des Cantons behaupten konnte; und so mußte der Monarch sich begnügen, wenn ihm der zu mächtig gewordene Vasall noch den Schatten der Oberlehensherrschaft gönnte und sich herabließ, für ein Gut, das er eigenmächtig an sich gerissen, die Belehnung zu empfangen. Was hier von den Kronvasallen gesagt ist, gilt auch von den Beamten und Lehenträgern der hohen Geistlichkeit, die mit den Königen in so fern in einem Fall war, daß mächtige Baronen bei ihr zu Lehen gingen.

So wurden unvermerkt aus verliehenen Würden und aus lehenweise übertragenen Gütern erbliche Besizungen, und wahre Eigenthumsherrn aus Vasallen, von denen sie nur noch den äußern Schein beibehielten. Viele Lehen oder Würden wurden auch dadurch erblich, daß die Ursache, um derenwillen man dem Vater das Lehen übertragen hatte, auch bei seinem Sohn und Enkel noch stattfand. Belehnte z. B. der deutsche König einen sächsischen Großen mit dem Herzogthum Sachsen, weil derselbe in diesem Lande schon an Allodien reich und also vorzüglich im Stande war, es zu beschützen, so galt Dieses auch von dem Sohn dieses Großen, der diese Allodien erble; und, war Dieses mehrmals beobachtet worden, so wurde es zur Oberroutine, welche sich ohne eine außerordentliche Veranlassung und ohne eine nachdrückliche Zwangsgewalt nicht mehr umstößen ließ. Es fehlt zwar auch in spätern Zeiten nicht ganz an Beispielen solcher zurückgenommenen Lehen; aber die Geschichtschreiber erwähnen ihrer auf eine Art, die leicht erkennen läßt, daß es Ausnahmen von der Regel gewesen. Es muß ferner noch erinnert werden, daß diese Veränderung in verschiedenen Ländern, mehr oder minder allgemein, frühzeitiger oder später erfolgte.

Waren die Lehen einmal in erbliche Besizungen angeartet, so mußte sich in dem Verhältniß des Souverains gegen seinen Adel bald eine große Veränderung äußern. Solange der Souverain das erledigte Lehen noch zurücknahm, um es von Neuem nach Willkür zu vergeben, so wurde der niedere Adel noch oft an den Thron erinnert, und das Land, das ihn an seinen unmittelbaren Lehenherren knüpfte, wurde minder sehr geküßelt, wenn die Willkür des Monarchen und jeder Anlaßfall es wieder zertrennte. Sobald es aber eine ausgemachte Sache war, daß der Sohn dem Vater auch in dem Lehen folgte, so mußte der Vasall, daß er für seine Nachkommenschaft Gültete, indem er sich dem unmittelbaren Herrn ergeben bezeugte. So wie also durch die Erblichkeit der Lehen das Band zwischen den mächtigen Vasallen und der Krone erschlaffte, wurde es zwischen jenen und ihren Untersassen fester zusammengezogen. Die großen Lehen blieben endlich nur noch durch die einzige Person des

Kronvasallen mit der Krone zusammen, der sich oft sehr lange bitten ließ, ihr die Dienste zu leisten, wozu ihn seine Würde verpflichtete.

Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I.*

Der heftige Streit des Kaiserthums mit der Kirche, der die Regierungen Heinrichs IV. und V. so stürmisch machte, hatte sich endlich (1122) in einem vorübergehenden Frieden beruhigt, und durch den Vergleich, welchen Letzterer mit Papst Calixtus II. einging, schien der Jünger erstickt zu seyn, der ihn wieder herstellen konnte. Das Geistliche hatte sich, Dank sey der zusammenhängenden Politik Gregors VII. und seiner Nachfolger, gewaltsam von dem Weltlichen geschieden, und die Kirche bildete nun im Staate und neben dem Staate ein abgesondertes, wo nicht gar selbstselbiges System. Das kostbare Recht des Throns, durch Ernennung der Bischöfe verdiente Diener zu belohnen und neue Freunde sich zu verpflichten, war selbst bis auf den äußerlichen Schein durch die freigegebenen Wahlen für die Kaiser verloren. Nichts blieb ihnen übrig von diesem unschätzbaren Regal, als den erwählten Bischof, vor seiner Einweihung vermittelst des Scepters, wie einen weltlichen Vasallen, mit dem weltlichen Theil seiner Würde zu bekleiden. Ring und Stab, die geweihten Sinnbilder des bischöflichen Amtes, durfte die unkeusche, blutbesudelte Laienhand nicht mehr berühren. Obgleich für streitige Fälle, wenn sich das Comcapitel in der Wahl eines Bischofs nicht vereinigen konnte, hatten die Kaiser noch einen Theil ihres vorigen Einflusses gerettet, und der Zwiespalt der Wählenden ließ es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, davon Gebrauch zu machen. Aber auch diesen wenigen geretteten Ueberresten der vormaligen Kaiserergewalt stellte die Herrschaft der folgenden Päpste nach, und der Knecht der Knechte (et) hatte keine größere Angelegenheit, als den Herrn der Welt so tief als möglich neben sich zu erniedrigen.

Die gefährlichste Stelle in der Christenheit war jetzt unstreitig der römische Kaiserthron; gegen diesen zielte die aufstrebende päpstliche Macht mit allen Tonnern, die ihr zu Gebote standen, mit allen Kalkülden ihrer verborgenen Staatskunst. Deutschlands Verfassung erleichterte ihr den Sieg über seinen Oberherrn: der Glanz des kaiserlichen Namens machte ihn schimmernd. Jeder deutsche Fürst, den die Wahl seiner Mitlande auf den Stuhl der Ottonen setzte, brach eben dadurch mit dem apostolischen Stuhl. Er konnte sich als ein Fürst betrachten, das man zum Tode schmückte. Zugleich mit dem kaiserlichen Purpur mußte er Pflichten übernehmen, die mit den Vergrößerungsplänen der Päpste durchaus unvereinbar waren, und seine kaiserliche Ehre, sein Ansehen im Reich hing an ihrer Erfüllung. Seine Kaiserwürde legte ihm auf, die Herrschaft über Italien und selbst in den Mannern Roms zu behaupten: in Italien konnte der Papst seinen Herrn ertragen, die Italiener verschmähten auf gleiche Art das Joch des Ausländers und des Priesters. Es blieb ihm also nur die bedenkliche Wahl, entweder dem Kaiserthron von seinen Rechten zu vergebem oder mit dem Papst in den Kampf zu gehn und auf immer dem Frieden seines Lebens zu entsagen.

* Humer, d. Herausgeber. Im dritten Bande der historischen Memoires (siehe Mittheilung) findet sich diese Abhandlung, aber unvollständig. Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Nothwendigkeit der Drucklegung.

Die Frage ist der Erbterung werth, warum selbst die staatskundigsten Kaiser so hartnäckig darauf bestanden, die Ansprüche des deutschen Reichs auf Italien geltend zu machen, ungeachtet sie so viele Beispiele vor sich hatten, wie wenig der Gewinn der erstaunlichen Aufopferungen werth war, ungeachtet jeder italienische Zug von den Deutschen selbst ihnen so schwer gemacht, und die wichtigen Kronen der Lombardie und des Kaiserthums in jedem Betracht so theuer erkauft werden mußten. Ehrgeiz allein erklärt diese Einstimmigkeit ihres Betragens nicht; es ist höchst wahrscheinlich, daß ihre Anerkennung in Italien auf die einheimische Autorität der Kaiser in Deutschland einen merklichen Einfluß hatte, und daß sie alsdann vorzüglich dieser Hülfe bedurften, wenn sie durch Wahl allein, ohne Mitwirkung des Erbrechtes, auf den Thron gestiegen waren. Was auch ihr Fiecus dabei gewinnen mochte, so konnte der Ertrag des Eroberten den Aufwand der Eroberung kaum bezahlen, und die Quelle vertrocknete, sobald sie das Schwert in die Scheide steckten.

Zehn Wahlfürsten, welche jetzt zum ersten Mal einen engeren Ausschuß unter den Reichsständen bilden und vorzugsweise dieses Recht ausüben, versammeln sich nach dem Hinscheiden Heinrichs V. zu Mainz, dem Reich einen Kaiser zu geben. Drei Prinzen, damals die mächtigsten Deutschlands, kommen zu dieser Würde in Vorschlag: Herzog Friedrich von Schwaben, des verstorbenen Kaisers Schwestersohn, Markgraf Leopold von Oesterreich und Lothar, Herzog zu Sachsen. Aber die Schicksale der zwei vorhergehenden Kaiser hatten den Kaisernamen mit so vielen Schreckschreien umgeben, daß Markgraf Leopold und Herzog Lothar fußfällig und mit weinenden Augen baten, sie mit dieser gefährlichen Ehre zu verschonen. Herzog Friedrich allein war nun noch übrig; aber eine unbedachtsame Aeußerung dieses Prinzen schenkte zu erkennen zu geben, daß er auf seine Verwandtschaft mit dem Verstorbenen ein Recht auf den Kaiserthron gründe. Trimal nach einander war der Scepter des Reichs von dem Vater auf den Sohn gekommen, und die Wahlfreiheit der deutschen Krone stand in Gefahr, sich in einem verjährten Erbrecht endlich ganz zu verlieren. Dann aber war es um die Freiheit der deutschen Fürsten gethan; ein besetzter Erbschrein widerstand den Angriffen, wodurch es dem unruhigen Lehngeiß so leicht ward, das ephemerische Gerüste eines Wahlthrons zu erschüttern. Die arglistige Politik der Päpste hatte erst kürzlich die Aufmerksamkeit der Fürsten auf diesen Theil des Staatsrechts gezogen und sie zu lebhafter Behauptung eines Vorrechts ermuntert, das die Verwirrung in Deutschland verewigte, aber dem apostolischen Stuhl desto nützlicher wurde. Die geringste Rücksicht, welche bei dem neu-aufzustellenden Kaiser auf Verwandtschaft genommen wurde, konnte die deutsche Wahlfreiheit aufs Neue in Gefahr bringen und den Mißbrauch erneuern, aus dem man sich kaum losgerungen hatte. Von diesen Betrachtungen waren die Köpfe erhitzt, als Herzog Friedrich Ansprüche der Geburt auf den Kaiserthron geltend machte. Man beschloß daher, durch einen recht entscheidenden Schritt dem Erbrecht zu trogen, besonders da der Erzbischof von Mainz, der das Wahlgeschäft leitete, hinter dem Rücken des Reichs eine persönliche Rache versteckte. Lothar von Sachsen wurde einstimmig zum Kaiser erklärt, mit Gewalt herbeigeschleppt und auf den Schultern der Fürsten, unter stürmischem Weisfallgeschrei, in die Versammlung getragen. Die meisten Reichsstände billigten diese Wahl auf der Stelle; nach einigem Widerstand wurde sie auch von dem Herzog Heinrich von Baiern, dem Schwager Friedrichs, und von seinen Bischöfen gut geheissen. Herzog Friedrich

erschien endlich selbst, sich dem neuen Kaiser zu unterwerfen.

Lothar von Sachsen war ein eben so wohlbedenkender als tapferer und staatsverständiger Fürst. Sein Betragen unter den beiden vorhergehenden Regierungen hatte ihm die allgemeine Achtung Deutschlands erworben. Da er die vaterländische Freiheit in mehreren Schlachten gegen Heinrich IV. versocht, so befürchtete man um so weniger, daß er als Kaiser versucht werden könnte, ihr Unterdrücker zu werden. Zu mehrerer Sicherheit ließ man ihn eine Wahlcapitulation beschwören, die seiner Macht im Geistlichen sowohl als im Weltlichen sehr enge Gränzen setzte. Lothar hatte sich das Kaiserthum aufdringen lassen; dennoch machte er den Thron niedriger, um ihn zu besteigen.

Wie sehr aber auch dieser Fürst, da er noch Herzog war, an Verminderung des kaiserlichen Ansehens gearbeitet hatte, so änderte doch der Purpur seine Gesinnungen. Er hatte eine einzige Tochter, die Erbin seiner beträchtlichen Güter in Sachsen; durch ihre Hand konnte er seinen künftigen Eidam zu einem mächtigen Fürsten machen. Da er als Kaiser nicht fortfahren durfte, das Herzogthum Sachsen zu verwalten, so konnte er den Brauttag seiner Tochter noch mit diesem wichtigen Leben begleiten. Damit noch nicht zufrieden, erwählte er sich den Herzog Heinrich von Baiern, einen an sich schon sehr mächtigen Fürsten, zum Eidam, der also die beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen in seiner einzigen Hand vereinigte. Da Lothar diesen Heinrich zu seinem Nachfolger im Reich bestimmte, das schwäbisch-fränkische Haus hingegen, welches allein noch fähig war, der gefährlichen Macht jenes Fürsten das Gegengewicht zu halten und ihm die Nachfolge streitig zu machen, nach einem festen Plan zu unterdrücken strebte, so verrieth er deutlich genug seine Gesinnung, die kaiserliche Macht auf Kosten der ständischen zu vergrößern.

Herzog Heinrich von Baiern, jetzt Tochtermann des Kaisers, nahm mit neuen Verhältnissen ein neues Staatssystem an. Bis jetzt ein eifriger Anhänger des Hohenstaufischen Geschlechts, mit dem er verschwägert war, wendete er sich auf Einmal zu der Partei des Kaisers, der es zu Grunde zu richten suchte. Friedrich von Schwaben und Konrad von Traffen, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Enkel Kaiser Heinrichs IV. und die natürlichen Erben seines Sohnes, hatten sich alle Stammgüter des salisch-fränkischen Kaisergeschlechts zugeeignet, worunter sich mehrere befanden, die gegen kaiserliche Kammergüter eingetauscht, oder von geächteten Ständen für den Reichsfiscus waren eingezogen worden. Lothar machte bald nach seiner Krönung eine Verordnung bekannt, welche alle dergleichen Güter dem Reichsfiscus zusprach. Da die Hohenstaufischen Brüder nicht darauf achteten, so erklärte er sie für Störer des öffentlichen Friedens und ließ einen Reichskrieg gegen sie beschließen. Ein neuer Bürgerkrieg entzündete sich in Deutschland, welches kaum angefangen hatte, sich von den Tragsalen der vorhergehenden zu erholen. Die Stadt Nürnberg wurde von dem Kaiser, wiewohl vergeblich, belagert, weil die Hohenstaufen schnell zum Entsatz herbeieilten. Sie warfen darauf auch in Speyer eine Besatzung, den geheiligten Boden, wo die Gebeine der fränkischen Kaiser liegen.

Konrad von Traffen unternahm noch eine kühnere That. Er ließ sich bereiten, den deutschen Königtitel anzunehmen, und eilte mit einer Armee nach Italien, um seinem Nebenbuhler, der dort noch nicht gekrönt war, den Rang abzulaufen. Die Stadt Mailand öffnete ihm bereitwillig ihre Thore, und Anselmo, Erzbischof dieser Kirche, setzte ihm in der Stadt Monza die lombardische Krone auf; in Loscana erkannte ihn der ganze

dort mächtige Adel als König. Aber Mailands günstige Erklärung machte alle diejenigen Staaten von ihm abwendig, welche mit jener Stadt in Streitigkeiten lebten, und, da endlich auch Papst Honorius II. auf die Seite seines Gegners trat und den Bannstrahl gegen ihn schleuderte, so entging ihm sein Hauptzweck, die Kaiserkrone, und Italien wurde eben so schnell von ihm verlassen, als er darin erschienen war. Unterdessen hatte Lothar die Stadt Spener belagert und, so tapfer auch, entkam durch die Gegenwart der Herzogin von Schwaben, ihre Bürger sich wehrten, nach einem fehlgeschlagenen Versuch Friedrichs, sie zu entsetzen, in seine Hände bekommen. Die vereinigte Macht des Kaisers und seines Oheims war den Höhenflanken zu schwer. Nachdem auch ihr Waffenlag, die Stadt Ulm, von dem Herzog von Baiern erobert und in die Nähe gelegt war, der Kaiser selbst aber mit einer Armee gegen sie anrückte, so entschlossen sie sich zur Unterwerfung. Auf einem Reichstag zu Bamberg warf sich Friedrich dem Kaiser zu Füßen und erhielt Gnade; auf eine ähnliche Weise erhielt sie auch Konrad zu Mühlhausen: Beide unter der Bedingung, den Kaiser nach Italien zu begleiten.

Den ersten Kriegszug hatte Lothar schon einige Jahre vorher in dieses Land gethan, wo eine heftige Trennung in der römischen Kirche seine Gegenwart nothwendig machte. Nachdem Honorius II. im Jahr 1130 verstorben war, hatte man in Rom, um den Stürmen vorzubeugen, welche der getheilte Zustand der Gemüther befürchten ließ, die Uebereinkunft getroffen, die neue Papstwahl acht Cardinälen zu übertragen. Fünf von diesen erwählten in einer heimlich veranstalteten Zusammenkunft den Cardinal Gregor, einen ehemaligen Pfaffen, zum Fürsten der römischen Kirche, der sich den Namen Innocentius II. beilegte. Die drei übrigen, mit dieser Wahl nicht zufrieden, erhoben einen gewissen Peter Leonis, den Vorfahr eines getauften Juden, der den Namen Ansket II. annahm, auf den apostolischen Stuhl. Beide Päpste suchten sich einen Anhang zu machen. Auf Seite des Letztern stand die übrige Geistlichkeit des römischen Sprengels und der Adel der Stadt; außerdem wußte er die italienischen Herrscher, fürchtbare Nachbarn der Stadt Rom, für seine Partei zu gewinnen. Innocentius flüchtete aus der Stadt, wo sein Gegner die Oberhand hatte, und vertraute seine Person und seine Sache der Rechtgläubigkeit des Königs von Frankreich. Der Ansehn eines einzigen Mannes, des Abts Bernhard von Clairvaux, der die Sache dieses Papstes für die gerechte erklärt hatte, war genug, ihm die Huldigung dieses Reichs zu verschaffen. Seine Annahme in Ludwig's Staaten war glänzend, und reiche Schätze öffneten sich ihm in der frommen Willkürlichkeit der Franzosen. Das Gewicht von Bernhards Empfehlung, welches die französische Nation zu seinen Hüfen geführt hatte, unterwarf ihm auch England, und der deutsche Kaiser. Lothar ward ohne Mühe überzeugt, daß der heilige Geist bei der Wahl des Innocentius den Vorrang gebühret habe. Eine persönliche Zusammenkunft mit diesem Kaiser zu Lüttich hatte die Folge, daß ihn Lothar an der Spitze einer kleinen Armee nach Rom zu. führte.

In dieser Stadt war Ansket, der Gegenpapst, mächtig, Volk und Adel gefaßt, sich auf Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Jeder Palast, jede Kirche war Festung, jede Straße ein Schlachtfeld, Alles Waffe, was das Ungefahr der blinden Erbitterung darbot. Mit dem Schwert in der Faust mußte jeder Ausweg geöffnet werden, und Lothar's schwaches Heer reichte nicht hin, eine Stadt zu stürmen, worin es sich wie in einem unermesslichen Ocean verlor, wo die Häuser selbst gegen das Leben der verhassten Fremdlinge bewaffnet waren. Es war gebräuchlich, die Kaiserkrönung in der Peterskirche zu vollziehen, und

in Rom war Alles heilig, was gebräuchlich war; aber die Peterskirche, wie die Engelsburg, hatte der Feind im Besitz, woraus keine so geringe Macht, als Lothar beifammen hatte, ihn verjagen konnte. Endlich nach langer Verzögerung willigte man ein, der Nothwendigkeit zu weichen und im Lateran die Krönung zu verrichten.

Man erinnert sich, daß es die Sache des Papstes war, welche den Kaiser nach Italien führte; als der Beschützer, nicht als ein Glebender, forderte er eine Ceremonie, welche dieser Papst ohne seinen starken Arm nimmermehr hätte ausüben können. Nichts desto weniger behauptete Innocentius den ganzen Papststamm eines Hildebrands, und mitten in dem rebellischen Rom, gleichsam hinter dem Schilde des Kaisers, der ihn gegen die mörderische Wuth seiner Gegner vertheidigte, gab er diesem Kaiser Gehege. Der Vorgänger des Lothar hatte die ansehnliche Erbschaft, welche Mathilde, Markgräfin von Toscanen, dem römischen Stuhl vermacht hatte, als ein Reichthum eingetogen, und Gaius II., um nicht aufs Neue die Ausöhnung mit diesem Kaiser zu erschweren, hatte in dem Vergleich, der den Investiturstreit endigte, ganz von dieser geheimen Wunde geschwiegen. Diese Ansrüche des römischen Stuhls auf die Mathildische Erbschaft brachte Innocentius jetzt in Bewegung und bemühte sich wenigstens, da er den Kaiser unerbittlich fand, diese anmaßlichen Rechte der Kirche für die Zukunft in Sicherheit zu setzen. Er bestätigte ihm den Genuß der Mathildischen Güter auf dem Wege der Belehnung, ließ ihn dem römischen Stuhl einen jährlichen Tribut dafür schwören und setzte dafür, daß diese Vasallenhandlung durch ein Gemälde verewigt wurde, welches dem kaiserlichen Namen in Italien nicht sehr rühmlich war.

Es war nicht der römische Pöbel, nicht der Anblick jener feierlichen Denkmäler, welche ihm die Herrscher der alten Roms ins Gedächtniß brachten, wo etwa die Weisheit seiner Vorfahren zu seiner Erinnerung sprechen konnten, nicht die Zwang aufliegende Gegenwart einer römischen Trälatensammlung, welche Zeuge und Richter seines Betragens war, was dem Papst diesen standhaften Muth einflößte; auch als ein Flüchtling, auch auf deutscher Erde, hatte er diesen römischen Geist nicht verlernt. Schon zu Lüttich, wo er in der Gestalt eines Aheuten vor dem Kaiser stand, wo er sich diesem Kaiser für eine noch frische Wohlthat verpflichtet fühlte und eine zweite noch größere von ihm erwartete, hatte er ihn genöthigt, eine bescheidene Bitte um Wiederherstellung des Investiturstreits zurückzunehmen, zu welcher der kühnlose Zustand des Papstes dem Kaiser Muth gemacht hatte. Er hatte einem Erzbischof von Trier, ehe dieser noch von dem Kaiser mit dem zeitlichen Theil seines Amtes besetzt war, die Einweisung ertheilt, dem ausdrücklichen Sinn des Vertrags entgegen, der den Frieden des deutschen Reichs mit der Kirche begründete. Mitten in Deutschland, wo er ohne Lothar's Begünstigung seinen Schatten von Hoheit besaß, unterstand er sich, eines der wichtigsten Vorrechte dieses Kaisers zu kränken.

Aus solchen Zügen erkennt man den Geist, der den römischen Hof besetzte, und die unerschütterliche Festigkeit der Grundsätze, die jeder Papst, mit Hintansetzung aller persönlichen Verhältnisse, befolgen zu müssen sich gezwungen sah. Man sah Kaiser und Könige, erleuchtete Staatsmänner und unbefangene Krieger im Rang der Umstände Rechte aufopfern, ihren Grundsätzen ungetreu werden und der Nothwendigkeit weichen; so etwas bequeme selten oder nie einem Papste. Auch wenn er im Glend umher irrte, in Italien keinen Fuß breit Landes, seine ihm holte Seele besaß und von der Warmherzigkeit der Fremdlinge lebte, hielt er standhaft über den Vorrechten seines Stuhls und der Kirche. Wenn jede andere politische Gemeinheit durch die persönlichen

Eigenschaften Derer, welchen ihre Verwaltung übertragen ist, zu gewissen Zeiten etwas gelitten hat und leidet, so war Dieses kaum jemals der Fall bei der Kirche und ihrem Oberhaupt. So ungleich sich auch die Päpste in Temperament, Denkart und Fähigkeit seyn mochten, so standhaft, so gleichförmig, so unveränderlich war ihre Politik. Ihre Fähigkeit, ihr Temperament, ihre Denkart schien in ihr Amt gar nicht einzufließen; ihre Persönlichkeit, möchte man sagen, zerfloß in ihrer Würde, und die Leidenschaft erlosch unter der dreifachen Krone. Obgleich mit jedem hinscheidenden Papste die Kette der Thronfolge abriß und mit jedem neuen Papste wieder frisch geknüpft wurde — obgleich kein Thron in der Welt so oft seinen Herrn veränderte, so stürmisch besetzt und so stürmisch verlassen wurde: so war Dieses doch der einzige Thron in der christlichen Welt, der seinen Besitzern nie zu verändern schien, weil nur die Päpste starben, aber der Geist, der sie belebte, unsterblich war.

Kaum hatte Lothar Italien den Rücken gewendet, als Innocentius aufs Neue seinen Gegnern das Feld räumen mußte. Er floh in Begleitung des heiligen Bernhards nach Pisa, wo er den Gegenpapst und dessen Anhang auf einer Kirchenversammlung feierlich verfluchte. Dieses Anathem galt besonders dem König Roger von Sicilien, der Anaklets Sache mächtig unterstützte und durch seine reißenden Fortschritte im untern Italien den Muth dieser Partei nicht wenig erhöhte.

Da sich die Geschichte Siciliens und Neapels und der Normänner, seiner neuen Besitzer, mit der Geschichte dieses Jahrhunderts aufs Genaueste verbindet, da uns Anna Komnena und Otto von Freising auf die normännischen Eroberungen aufmerksam gemacht haben, so ist es dem Zweck dieser Abhandlung gemäß, auf den Ursprung dieser neuen Macht in Italien zurückzugehen und die Fortschritte derselben kürzlich zu verfolgen.

Die mittäglichen und westlichen Länder Europas hatten kaum angefangen, von den gewaltthätigen Erschütterungen auszuruhen, wodurch sie ihre neue Gestalt empfingen, als der europäische Norden im neunten Jahrhundert aufs Neue den Süden ängstigte. Aus den Inseln und Küstenländern, welche heutzutage dem dänischen Scepter huldigen, ergossen sich diese neuen Barbaruswärme; Männer des Nordens, Normänner nannte man sie; ihre überraschende schreckliche Ankunft beschleunigte und verbarg der westliche Ocean. Solange zwar der Herrschergeist Karls des Großen das fränkische Reich bewachte, ahnete man den Feind nicht, der die Sicherheit seiner Gränzen bedrohte. Zahlreiche Flotten hüteten jeden Hafen und die Mündung jedes Stroms; mit gleichem Nachdruck leistete sein starker Arm den arabischen Corsaren im Süden und im Westen den Normännern Widerstand. Aber dieses beschützende Band, welches rings alle Küsten des fränkischen Reichs umschloß, löste sich unter seinen kraftlosen Söhnen, und gleich einem verheerenden Strome drang nun der wartende Feind in das bloßgegebene Land. Alle Bewohner der aquitanischen Küste erfuhren die Raubsucht dieser barbarischen Fremdlinge; schnell, wie aus der Erde gesvienen, standen sie da, und eben so schnell entzog sie das unerschöpfbare Meer der Verfolgung. Kühnere Vandalen, denen die ausgeraubte Küste keine Rente mehr darbot, trieben in die Mündung der Ströme und erschreckten die ahnungslosen innern Provinzen mit ihrer furchtbaren Landung. Weggeführt ward Alles, was Waare werden konnte; der pflichtlose Stier mit dem Pflüger, zahlreiche Menschenheerden in eine hoffnungslose Knechtschaft geschleppt. Der Reichtum im inneren Lande machte sie immer lästerner, der schwache Widerstand immer kühner, und die kurzen Stillstände, welche sie den Einwohnern gönnten, brachten sie nur desto zahlreicher und desto gieriger zurück.

Gegen diesen immer sich erneuernden Feind war keine Hülfe von dem Throne zu hoffen, der selbst wankte, den eine Reihe unmächtiger Schattenkönige, die unwürdige Nachkommenschaft Karls des Großen, enteehrte. Anstatt des Eisens zeigte man den Barbaren Gold und setzte die ganze künftige Ruhe des Königreichs aufs Spiel, um eine kurze Erholung zu gewinnen. Die Anarchie des Lehenwesens hatte das Band aufgelöst, welches die Nation gegen einen gemeinschaftlichen Feind vereinigen konnte, und die Tapferkeit des Adels zeigte sich nur zum Verderben des Staates, den sie vertheidigen sollte.

Einer der unternehmendsten Anführer der Barbaren, Rollo, hatte sich der Stadt Rouen bemächtigt und, entschlossen, seine Eroberungen zu behaupten, seinen Wapfenplatz darin errichtet. Unmacht und dringende Noth führten endlich Karlu den Einfältigen, unter welchem Frankreich sich damals regierte, auf den glücklichen Ausweg, durch Bande der Dankbarkeit, der Verwandtschaft und der Religion sich diesen barbarischen Anführer zu verpflichten. Er ließ ihm seine Tochter zur Gemahlin und zum Brautschaf das ganze Küstenland anbieten, welches den normännischen Verheerungen am Meisten bloßgestellt war. Ein Bischof führte das Geschäft, und Alles, was man von dem Normann dafür verlangte, war, daß er ein Christ werden sollte. Rollo rief seine Corsaren zusammen und überließ den Gewissenfall ihrer Beurtheilung. Das Anerbieten war zu verführerisch, um nicht seinen nordischen Aberglauben daran zu wagen. Jede Religion war gleich gut, bei welcher man nur nicht die Tapferkeit verlornte. Die Größe des Gewinns brachte jede Bedencklichkeit zum Schweigen. Rollo empfing die Taufe, und einer seiner Gefährten wurde abgeschiedt, der Ceremonie der Guldigung gemäß bei dem König von Frankreich den Fußstap zu verrichten.

Rollo verdiente es, der Stifter eines Staats zu seyn; seine Gesetze bewirkten bei diesem Mäubervolk eine bewundernswürdige Verwandelung. Die Corsaren warfen das Ruder weg, um den Pflug zu ergreifen, und die neue Heimath ward ihnen theuer, sobald sie angefangen hatten, darauf zu ernten. In dem gleichförmigen sauren Tacte des Landlebens verlor sich allmählich der Geist der Unruhe und des Raubes, mit ihm die natürliche Wildheit dieses Volks. Die Normandie blühte unter Rollo's Gesetzen, und ein barbarischer Eroberer mußte es seyn, der die Nachkommen Karls des Großen ihren Vasallen widerstehen und ihre Völker beglücken lehrte. Seitdem Normänner Frankreichs westliche Küste bewachten, hatte es von keiner normännischen Landung mehr zu leiden, und die schimpfliche Ankunft der Schwäche ward eine Wohlthat für das Reich.

Der kriegerische Geist der Normänner artete in ihrem neuen Vaterlande nicht aus. Diese Provinz Frankreichs ward die Pflanzschule einer tapfern Jugend, und aus ihr gingen zu verschiedenen Zeiten zwei Heldenswärme aus, die sich an entgegengesetzten Enden von Europa einen unsterblichen Namen machten und glänzende Reiche stifteten. Normännische Glücksritter zogen südwärts, unterwarfen das untere Italien und die Insel Sicilien ihrer Herrschaft und gründeten hier eine Monarchie, welche Rom an der Tiber und Rom an dem Bosporus zittern machte. Ein normännischer Herzog war's, der Britannien eroberte.

Unter allen Provinzen Italiens waren Aulien, Calabria und die Insel Sicilien viele Jahrhunderte lang die beklagenswürdigsten gewesen. Hier unter dem glücklichsten Himmel Groß-Griechenlands, wo schon in den frühesten Zeiten griechische Cultur aufblühte, wo eine ergiebige Natur die hellenischen Pflanzungen mit freiwilliger Wilder pflegte, dort auf der gesegneten Insel, wo die jugendlichen Staaten Agrigent, Gela, Leontium,

Syracus, Sellinus, Himera in muthwilliger Freiheit sich brüsketen, hatten gegen Ende des ersten Jahrtausends Anarchie und Verwüstung ihren schrecklichen Thron aufgeschlagen. Nirgends, lehrte eine traurige Erfahrung, steht man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Glend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte. Schon in frühen Zeiten stellten Raubsucht und Eroberungsbegierde dieser gesegneten Insel nach; und, so wie die schöpferische Wärme dieses Himmels die unglückliche Wirkung hatte, die abscheulichsten Geburten der Tyrannei an das Licht zu brüten, hatte selbst auch das wohlthätige Meer, welches diese Insel zum Mittelpunkt des Handels bestimmte, nur dazu dienen müssen, die feindseligen Flotten der Vameritiner, der Karthager, der Araber an ihre Küste zu tragen. Eine Reihe barbarischer Nationen hatte diesen einladenden Boden betreten. Die Griechen, aus Ober- und Mittelitalien durch Langobarden und Arianen vertrieben, hatten in diesen Gegenden einen Schatten von Herrschaft gerettet. Bis nach Apulien hinab hatten sich die Langobarden verbreitet, und arabische Corsaren mit dem Schwert in der Hand sich Wohnsitze darin errungen. Ein barbarisches Gemisch von Sprachen und Sitten, von Trachten und Gebräuchen, von Gesezen und Religionen zeugte noch jetzt von ihrer verderblichen Gegenwart. Hier sah sich der Unterthan nach dem langobardischen Gesez, sein nächster Nachbar nach dem Justinianischen, ein dritter nach dem Koran gerichtet. Derselbe Pilger, der des Morgens gesättigt aus den Ringmauren eines Klosters ging, mußte des Abends die Wohlthätigkeit eines Moslems in Anspruch nehmen. Die Nachfolger des heiligen Petrus hatten nicht gesäumt, ihren frommen Arm nach diesem gelobten Land auszustrecken, auch einige deutsche Kaiser die Hobeit des Kaisernamens in diesem Theile Italiens geltend gemacht und einen großen District desselben als Sieger durchzogen. Gegen Otto den Zweiten schlossen die Griechen mit den verabscheuten Arabern einen Bund, der diesem Eroberer sehr verderblich wurde. Galabrien und Apulien traten nunmehr aus Neuem unter griechische Hobeit zurück; aber aus den festen Schlössern, welche die Saracenen in diesem Landstrich noch inne hatten, stürzten zu Zeiten bewaffnete Scharen hervor, andere arabische Schwärme setzten aus dem angrenzenden Sicilien hinüber, welche Griechen und Lateiner ohne Unterschied beraubten. Von der fortwährenden Anarchie begünstigt, riß Jeder an sich, was er konnte, und verband sich, je nachdem es sein Vortheil war, mit Muhamedanern, mit Griechen, mit Lateinern. Einzelne Städte, wie Otranto und Neapel, regierten sich nach republikanischen Gesezen. Mehrere langobardische Geschlechter genoßen unter dem Schirm einer scheinbaren Abhängigkeit von dem römischen oder griechischen Reich eine wahre Souverainetät in Venevent, Capua, Salerno und andern Districten. Die Menge und Verschiedenheit der Oberherren, der schnelle Wechsel der Gränze, die Entfernung und Unmacht des griechischen Kaiserhofs hielten dem straffesten Ungehorsam eine sichere Zuflucht bereit: Nationalunterschied, Religionsschied, Raubsucht, Eroberungsbegierde, durch kein Gesez gezügelt, vermengten die Anarchie auf diesem Boden und nährten die Fackel eines unermüdbaren Kriegs. Es wußte heute nicht, wem es morgen gehorchen würde, und der Edemann war angewöhnt, wem die Ernte gehörte.

Ziet war der klägliche Zustand des untern Italiens im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, während daß Sicilien unter arabischem Scepter einer ruhigern Knechtschaft genoss. Der Geist der Wallfahrt, welcher beim Ablauf des zehnten Jahrhunderts, der gedrohten Annäherung des Weltgerichts, in den Abendländern lebendig

wurde, führte im Jahre 983 auch einige normännische Pilger, fünfzig oder sechzig an der Zahl, nach Jerusalem. Auf ihrer Heimkehr stiegen sie bei Neapel ans Land und erschienen zu Salerno, eben als ein arabisches Heer diese Stadt belagerte, und die Einwohner damit beschäftigt waren, sich durch eine Geldsumme ihres Lebens zu entledigen.

Ungern genug hatten diese freitbaren Wallfahrer den Harnisch mit der Pilgertasche vertauscht; der alte Kriegesgeist ward bei dem kriegerischen Anblick lebendig. Tapfere Hiebe, auf die Häupter der Ungläubigen geführt, dünkten ihnen keine schlechtere Vorbereitung auf das Weltgericht zu seyn, als ein Pilgerzug nach dem heiligen Grabe. Sie boten den belagerten Christen ihre müßige Tapferkeit an, und man erräth leicht, daß die unverhoffte Hülfe nicht verschmäht ward. Von einer kleinen Anzahl Salernitaner begleitet, stürzt sich die kühne Schaar bei Nachtzeit in das arabische Lager, wo man, auf keinen Feind gefaßt, in stolzer Sicherheit schwelgt. Alles weicht ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Gilsfertig werfen sich die Saracenen in ihre Schiffe und geben ihr ganzes Lager Preis. Salerno hatte seine Schätze gerettet und bereicherte sich noch mit dem ganzen Raub der Ungläubigen: das Werk der Tapferkeit von sechzig normännischen Pilgern. Ein so wichtiger Dienst war der ausgezeichneten Tapferkeit werth und befriedigt von der Freigebigkeit des Fürsten zu Salerno, schiffte die Heldenschaar nach Hause.

Das Abenteuer in Italien ward in der Heimath nicht verschwiegen. Napels schöner Himmel und gesegnete Erde ward gerühmt, der nie geendigte Krieg auf diesem Boden, der dem Edelsten Verschönerung und Ansehen, der dem Schwachen Reichthum, der ihm Reute und Belohnung versprach. Mit begerlichem Ohr horchte eine kriegerische Jugend. Das untern Italien sah in kurzer Zeit neue Haufen von Normännern landen, deren Tapferkeit ihre kleine Anzahl verbarg. Das milde Klima, das fetten Land, die köstliche Reute waren unwiderstehliche Reizungen für ein Volk, das in seinen neuen Wohnsitzen und bei seiner neuen Lebensart das corsarische Gewerbe so schnell nicht verlernen konnte. Ihr Arm war Jedem feil, der ihn ringen wollte; Achtens wegen waren sie gekommen, gleichviel, für weissen Sack sie fochten. Der griechische Unterthan erwehrte sich mit dem Arme der Normänner einer tyrannischen Saracenenregierung; mit Hülfe der Normänner trogten die langobardischen Fürsten den Ansprüchen des griechischen Hofs: Normänner stellten die Griechen selbst den Saracenen entgegen. Lateiner und Griechen hatten ohne Unterschied Ursache, den Arm dieser Brandlinge wechselseitig zu fürchten und zu preisen.

In Neapel hatte sich ein Herzog aufgeworfen, dem die Tapferkeit der Normänner gegen einen Fürsten von Capua große Dienste leistete. Diese nützlichen Ankömmlinge immer fester an sich zu knüpfen, ihren kühnen Arm stets in der Nähe zu wissen, schenkte er ihnen Landeigentum zwischen Capua und Neapel, auf welchem Boden sie im Jahre 1029 die Stadt Aversa bauten — ihre erste feste Besigung auf italienischer Erde, errungen durch Tapferkeit, aber nicht durch Gewalt, weil nicht die einzig gerechte, deren sie sich zu rühmen hatten.

Die normännischen Ankömmlinge mehren sich, sobald eine landemännische Stadt ihnen die gastfreien Thore öffnet. Drei Brüder, Wilhelm, der eiserne Arm, Hunfred und Drogon, beurlauben sich von neun andern Brüdern und ihrem Vater Tancred von Hauteville, um in der neuen Colonie das Glück der Waffen zu versuchen. Der griechische Statthalter von Apulien beschließt eine Landung auf Sicilien, und die Tapferkeit

der Gäfte wird aufgefordert, die Gefahren dieses Feldzugs zu theilen. Ein saracenisches Heer wird geschlagen, und sein Anführer fällt unter dem eisernen Arm. Der kräftige Beistand der Normänner verspricht den Griechen die Wiederoberung der ganzen Insel; ihr Unbath gegen diese ihre Beschützer macht sie auch noch das Wenige verlieren, was auf dem festen Lande Italiens noch ihre Herrschaft erkennt. Von dem treulosen Statthalter zur Rache gereizt, kehren die Normänner gegen ihn selbst die Waffen, welche kurz zuvor siegreich für ihn geführt worden waren. Die griechischen Besatzungen werden angegriffen, ganz Apulien von nicht mehr als vierhundert Normännern erobert. Mit barbarischer Nebllichkeit theilt man sich in den unverhofften Raub. Ohne bei einem apostolischen Stuhl, ohne bei einem Kaiser in Deutschland oder Byzanz anzufragen, ruft die siegreiche Schaar den eisernen Arm zum Grafen von Apulien aus; jedem normännischen Streiter wird in dem eroberten Land irgend eine Stadt oder ein Dorf zur Belohnung.

Das unerwartete Glück der ausgewanderten Söhne Tancreds erweckte bald die Eifersucht der daheim gebliebenen. Der jüngste von diesen, Robert Guiscard (der Verschlagene), war herangewachsen, und die künftige Größe verkündigte sich seinem ahnenden Geist. Mit zwei andern Brüdern machte er sich auf in das goldene Land, wo man mit dem Degen Fürstenthümer angelt. Wenn erlaubten die deutschen Kaiser, Heinrich II. und III., diesem Heldengeschlechte, zu Vertreibung ihres verhassten Feindes und zu Italiens Befreiung ihr Blut zu versprechen. Gewonnen dünkte ihnen für das abendländische Reich, was für das morgenländische verloren war, und mit günstigem Auge sahen sie die tapfern Fremdlinge von dem Raube der Griechen wachsen. Aber die Eroberungspläne der Normänner erweiterten sich mit ihrer wachsenden Anzahl und ihrem Glück; der Griechen Meister, bezeugen sie Lust, ihre Waffen gegen die Lateiner zu kehren. So unternehmende Nachbarn beunruhigten den römischen Hof. Das Herzogthum Benevent, dem Papst Leo IX. erst kürzlich von Kaiser Heinrich III. zum Geschenke gegeben, wird von den Normännern bedroht. Der Papst ruft gegen sie den mächtigen Kaiser zu Hülfe, der zufrieden ist, diese kriegerischen Männer, die er nicht zu bezwingen hofft, in Vasallen des Reichs zu verwandeln, dem ihre Tapferkeit zur Normander gegen Griechen und Ungläubige dienen sollte. Leo IX. bedient sich gegen sie der nimmer fehlenden apostolischen Waffen. Der Gluck wird über sie ausgesprochen, ein heiliger Krieg wird gegen sie gepredigt, und der Papst hält die Gefahr für drohend genug, um mit seinen Bischöfen in eigener Person an der Spitze seines heiligen Heeres gegen sie zu streiten. Die Normänner achten gleich wenig auf die Stärke dieses Heers und auf die Heiligkeit seiner Anführer. Gewohnt, in noch kleinerer Anzahl zu siegen, greifen sie unerschrocken an, die Deutschen werden niedergeworfen, die Italiener zerstreut, die heilige Person des Papstes selbst fällt in ihre rucklosen Hände. Mit tiefster Ehrfurcht wird dem Statthalter Petri von ihnen begegnet, und nicht anders als knieend nahen sie sich ihm; aber der Respekt seiner Ueberwinder kann seine Gefangenschaft nicht verkürzen.

Der Einnahme Apuliens folgte bald die Unterwerfung Calabriens und des Gebietes von Capua. Die Politik des römischen Hofes, welche nach mehreren misslungenen Versuchen dem Unternehmen entsagte, die Normänner aus ihren Besitzungen zu verjagen, verfiel endlich auf den weiseren Ausweg, von diesem Uebel selbst für die römische Größe Nutzen zu ziehen. An einem Vergleich, der zu Amalfi mit Robert Guiscard

zu Stande kam, bestätigte Papst Nikolaus II. diesem Eroberer den Besitz von Calabrien und Apulien als päpstliches Lehen, befreite sein Haupt von dem Kirchenbann und reichte ihm als oberster Lehensherr die Fahne. Wenn irgend eine Macht die Tapferkeit der Normänner mit dem Geschenk dieser Fürstenthümer belohnen konnte, so kam es doch keineswegs dem römischen Bischof zu, diese Großmuth zu beweisen. Robert hatte kein Land weggenommen, das dem ersten Kinder gehörte; von dem griechischen oder, wenn man will, von dem deutschen Reich waren die Provinzen abgerissen, welche er sich mit dem Schwert zugeeignet hatte. Aber von jeher haben die Nachfolger Petri in der Verwirrung geirret. Die Lebensverbindung der Normänner mit dem römischen Hofe war für sie selbst und für diesen das vortheilhafteste Ereigniß. Die Ungerechtigkeit ihrer Eroberungen bedeckte jetzt der Mantel der Kirche; die schwache, kaum fühlbare Abhängigkeit von dem apostolischen Stuhl entzog sie dem ungleich drückendern Joche der deutschen Kaiser, und der Papst hatte seine fürchtbarsten Feinde in treue Stützen seines Stuhls verwandelt.

In Sicilien theilten sich noch immer Saracenen und Griechen; aber bald fing diese reiche Insel an, die Vergrößerungsbegehrte der normännischen Eroberer zu reizen. Auch mit dieser beabsichte der Papst seine neuen Klienten, dem es bekanntlich nichts kostete, die Erdkugel mit neuen Meridianen zu durchschneiden und noch unentdeckte Welten anzuknicken. Mit der Fahne, welche der heilige Vater geweiht hatte, setzten die Söhne Tancreds, Guiscard und Roger, in Sicilien über und unterwarfen sich in kurzer Zeit die ganze Insel. Mit Vorbehalt ihrer Religion und Gebräuche huldigten Griechen und Araber der normännischen Herrschaft, und die neue Eroberung wurde Nögern und seinen Nachkommen überlassen. Auf die Unterwerfung Siciliens folgte bald die Wegnahme von Benevent und Salerno und die Vertreibung des in der letzten Stadt regierenden Fürstenhauses, welches aber den kurzen Frieden mit der römischen Kirche unterbricht und zwischen Robert Guiscard und dem Papst einen heftigen Streit entzündet. Gregor VII., der gewaltthätigste aller Päpste, kann einige normännische Gelehrte, Vasallen und Nachbarn seines Stuhls, weder in Aucht setzen, noch bezwingen. Sie tragen seinem Vandalismus, dessen fürchterliche Wirkungen einen heldenmüthigen und mächtigen Kaiser zu Boden schlagen, und eben der herausfordernde Arg, wodurch dieser Papst die Zahl seiner Feinde vergrößert und ihre Erbitterung unersättlich macht, macht ihm einen Freund in der Nähe desto wichtiger. Um Kaiser und Königen zu tragen, muß er einem glücklichen Abenteurer in Apulien schmeicheln. Bald bedarf er in Rom selbst seines rettenden Arms. In der Engelsburg von Nögern und Deutschen belagert, ruft er den Herzog von Apulien zu seinem Beistand herbei, der auch wirklich an der Spitze normännischer, griechischer und arabischer Vasallen das Haupt der lateinischen Christenheit frei macht. Gedrückt von dem Haffe seines ganzen Jahrhunderts, dessen Frieden seine Herrschaft zerstörte, folgt eben dieser Papst seinen Errettern nach Neapel und stirbt zu Salerno unter dem Schutze von Hauteville's Söhnen.

Derselbe normännische Fürst, Robert Guiscard, der sich in Italien und Sicilien so gefürchtet machte, war das Schrecken der Griechen, die er in Dalmatien und Daceonien angriff und selbst in der Nähe ihrer Kaiserstadt ängstigte. Die griechische Unmacht rief gegen ihn die Waffen und Flotten der Republik Venedig zu Hülfe, die durch die reißendsten Fortschritte dieser neuen italienischen Macht in ihren Träumen von Oberherrschaft des adriatischen Meers fürchterlich aufgeschreckt

worben. Auf der Insel Cephalonia setzte endlich, früher als sein Ehrgeiz, der Tod seinen Eroberungsplänen eine Gränze. Seine ansehnlichen Besitzungen in Griechenland, lauter Erwerbungen seines Vaters, erbte sein Sohn Bohemund, Fürst von Tarent, der ihm an Tapferkeit nicht nachstand und ihn an Ehrsucht noch übertraf. Er war es, der den Thron der Komnenen in Griechenland erschütterte, den Fanatismus der Kreuzfahrer den Entwürfen einer kalten Vergrößerungsbegierde listig dienen ließ, in Antiochien sich ein ansehnliches Fürstenthum errang und allein von dem frommen Wahnsinn frei war, der die Fürsten des Kreuzheers erhitze. Die griechische Prinzessin Anna Komnena schildert uns Vater und Sohn als gewissenlose Banditen, deren ganze Tugend ihr Väter war; aber Robert und Bohemund waren die fürchterlichsten Feinde ihres Hauses: ihr Zeugniß reicht also nicht hin, diese Männer zu verdammen. Eben diese Prinzessin kann es dem Robert nicht vergeben, daß er, ein bloßer Edelmann und Glücksritter, Vermeßtheit genug besessen, seine Wünsche bis zu einer Verwandtschaftsverbindung mit dem regierenden Kaiserhause in Constantinopel zu erheben. Immer bleibt es eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte, wie die Söhne eines unbegüterten Edelmanns in einer Provinz Frankreichs auf gut Glück aus ihrer Heimath auswandern und, durch nichts als ihren Väter unterkühlt, ein Königreich insammtrauben. Kaiser und Päpste ungleich mit ihrem Arme und ihrem Verstande widerstehen und noch Kraft genug übrig haben, auswärtige Throne zu erschüttern.

Ein anderer Sohn Roberts, mit Namen Roger, war ihm in seinen calabrischen und apulischen Besitzungen gefolgt; aber schon vierzig Jahre nach Roberts Tode verließ sein Geschlecht. Die normännischen Staaten auf dem festen Lande wurden nacheinander von der Nachkommenschaft seines Bruders in Besitz genommen, welche in Sicilien blühte. Roger, Graf von Sicilien, nicht weniger tapfer als Guiscard, aber eben so gutthätig und mild, als dieser grausam und eigennützig war, hatte den Ruhm, seinen Nachkommen ein glorieiches Recht zu ererben. Zu einer Zeit, wo die Anmaßungen der Päpste alle weltliche Gewalt zu verschlingen drohten, wo sie den Kaisern in Deutschland das Recht der Investituren entzogen und die Kirche von dem Staat gewaltsam abgetrennt hatten, behauptete ein normännischer Edelmann in Sicilien ein Regal, welches Kaiser hatten aufgeben müssen. Graf Roger drang dem römischen Stuhle für sich und seine Nachfolger in Sicilien die Bewilligung ab, auf seiner Insel die höchste Gewalt in geistlichen Dingen auszuüben. Der Papst war im Geränge; um den deutschen Kaisern zu widerstehen, konnte er die Freundschaft der Normänner nicht entbehren. Er erwählte also den staatsklugen Anwalt, sich durch Nachgiebigkeit einen Nachbarn zu verschaffen, welchen zu reizen allzu gefährlich war. Um aber zu verhindern, daß dieses zugestandene Recht ja nicht mit den übrigen Regalien vermengt würde, um den Genuß derselben im Lichte einer päpstlichen Vergünstigung zu zeigen, erklärte der Papst den sicilischen Fürsten zu seinem Legaten oder zu lichen Gewaltthaber auf der Insel Sicilien. Rogers Nachfolger führten fort, dieses wichtige Recht unter dem Namen geborner Legaten des römischen Stuhls auszuüben, welches unter dem Namen der sicilischen Monarchie von allen nachherigen Regenten dieser Insel behauptet ward.

Roger der Zweite, der Sohn des Vorhergehenden, war es, der die ansehnlichen Staaten, Apulien und Galabrien, seiner Grafschaft Sicilien einverleibte und sich dadurch im Besitz einer Macht erblickte, die ihm Kühnheit genug einhobte sich in Palermo die königliche Krone anzusehen; dazu war weiter nichts nöthig, als sein

eigener Entschluß und eine hinlängliche Macht, ihn gegen jeden Widerspruch zu behaupten. Aber derselbe staatskluge Aberglaube, der seinen Vater und Oheim geneigt gemacht hatte, die Annahmung fremder Länder durch den Namen einer päpstlichen Schenkung zu heiligen, bewog auch den Neffen und Sohn, seiner angemessenen Würde durch eben diese heiligende Hand die letzte Sanction zu verschaffen. Die Trennung, welche damals in der Kirche ausgebrochen war, begünstigte Rogers Absichten. Er verpflichtete sich dem Papst Anselm, indem er die Rechtmäßigkeit seiner Wahl anerkannte und mit seinem Väter zu behaupten bereit war. Für diese Gefälligkeit bestätigte ihm der dankbare Prälat die königliche Würde und ertheilte ihm die Belehnung über Capua und Neapel, die letzten griechischen Lehren auf italienischem Boden, welche Roger Anstalten machte zu seinem Reiche zu schlagen. Aber er konnte sich den einen Papst nicht verpflichten, ohne sich in dem andern einen unverföhllichen Feind zu erwecken. Auf seinem Haupte versammelte sich also jetzt der Segen des einen Papstes und der Fluch des andern; welcher von beiden Früchte tragen sollte — beruhte wahrscheinlich auf der Güte seines Vaters.

Der neue König von Sicilien hatte auch seine ganze Klugheit und Thätigkeit nöthig, um dem Sturm zu begegnen, der sich in den Abend- und Morgenländern wider ihn zusammenzog. Nicht weniger als vier feindliche Mächte, unter denen einzeln genommen keine zu verachten war, hatten sich zu seinem Untergang vereinigt. Die Republik Venedig, welche schon ehemals wider Robert Guiscard Kletten in See geschickt und geholt hatte, die griechischen Staaten gegen diese Eroberer in vertheidigen, waffnete sich aufs Neue gegen seinen Neffen, dessen fürchtbare Seemacht ihr die Oberherrschaft auf dem adriatischen Pufen streitig zu machen erobte. Roger hatte diese launmännische Macht an ihrer empfindlichsten Stelle angegriffen, da er ihr eine große Geldsumme an Waaren wegnehmen ließ. Der griechische Kaiser Alexiannes hatte den Verlust so vieler Staaten in Griechenland und Italien und noch die neuerliche Wegnahme von Neapel und Capua an ihm zu rächen. Beide Hölle von Constantinopel und Venedig schickten nach Verletzung Abgeordnete an Kaiser Lothar, dem verhassten Räuber ihrer Staaten einen neuen Feind in dem Ueberbau des deutschen Reichs zu erwecken. Papst Innocenz, an kriegerischer Macht zwar der schwächste unter allen Papstern Rogers, war einer der fürchtbarsten durch die Geschäftigkeit seines Haffes und durch die Waffen der Kirche, die ihm zu Gebote standen. Man überredete den Kaiser Lothar, daß das normännische Reich im untern Italien und die Annahmung der sicilischen Königswürde durch Roger mit der obersten Gerichtsbarkeit der Kaiser über diese Länder unverträglich seyen, und daß es dem Nachfolger der Stenonen gebühre, der Verminderung des Reichs sich entgegen zu setzen.

So wurde Lothar veranlaßt, einen zweiten Marsch über die Alpen zu thun und gegen König Roger von Sicilien einen Feldzug zu unternehmen.

Seine Arme war jetzt zahlreicher, die Blüthe des deutschen Reichs war mit ihm, und die Tapferkeit der Hohenstaufen kämpfte für seine Sache. Die lombardischen Städte, von jeher gewohnt, ihre Unterwürfigkeit nach der Stärke der Kriegerheere abzuwägen, mit welchen sich die Kaiser in Italien zeigten, huldigten seiner unwiderstehlichen Macht, und ohne Widerstand öffnete ihm die Stadt Mailand ihre Thore. Er hielt einen Reichstag in den lombardischen Feldern und zeigte den Italienern ihren Oberherrn. Darauf theilte er sein Heer, dessen eine Hälfte unter der Anführung Herzog Heinrichs von Baiern in das Toscanische drang, die andere unter dem persönlichen Commando des Kaisers, längs der adriatischen

Seeplätze, geraden Weges gegen Apulien anrückte. Der griechische Hof und die Republik Venedig hatten Truppen und Geld zu dieser Kriegsrüstung hergeschossen. Zugleich ließ die Stadt Pisa, damals schon eine bedeutende Seemacht, eine kleine Flotte dieser Landarmee folgen, die feindlichen Seeplätze anzugreifen.

Jetzt schien es um die normännische Macht in Italien gethan, und nicht ohne Theilnehmung sieht man das Gebäude, an welchem die Tapferkeit so vieler Helden gearbeitet, welches das Glück selbst so sichtbar in Schutze genommen hatte, sich zu seinem Untergang neigen. Unerreichbare Erfolge krönten den ersten Anfang Lothars. Capua und Venevent müssen sich ergeben. Die apulischen Städte Trani und Bari werden erobert; die Pisaner bringen Amalfi, Lothar selbst die Stadt Salerno zur Uebergabe. Eine Säule der normännischen Macht stürzt nach der andern, und, von dem festen Lande Italiens vertrieben, bleibt dem neuen Könige nichts übrig, als in seinem Erbreich Sicilien eine letzte Zuflucht zu suchen.

Aber es war das Schicksal von Tancred's Geschlecht, daß die Kirche mit und ohne ihren Willen für sie arbeiten sollte. Kaum war Salerno erobert, so nimmt Innocentius diese Stadt als ein päpstliches Lehen in Anspruch, und ein lebhafter Zank entspinnt sich darüber zwischen diesem Papst und dem Kaiser. Eine ähnliche Streit wird über Apulien rege, über welche Provinz man übereingekommen war einen Herzog zu setzen, dessen Velehnung, als Zeichen der obersten Hoheit, Innocentius gleichfalls dem Kaiser Lothar streitig macht. Um einen dreißigtägigen verderblichen Streit zu beendigen, vereinigt man sich endlich in der sonderbaren Auskunft, daß Beide, Kaiser und Papst, bei dem Velehnungsact dieses Herzogs berechtigt seyn sollten, zu gleicher Zeit die Hand an die Fahne zu legen, die dem Vasallen bei der Huldigungsfeierlichkeit von dem Lehensherrn übergeben ward.

Während dieses Zwiespalts ruhete der Krieg gegen Roger oder ward wenigstens sehr lässig geführt, und dieser wachsame, thätige Fürst gewann Zeit, sich zu erholen. Die Pisaner, unzufrieden mit dem Papste und den Deutschen, führten ihre Flotte zurück; die Dienstzeit der Deutschen war zu Ende, ihr Geld verschwendet, und der feindselige Einfluß des neapolitanischen Himmels fing an, die gewohnte Verheerung in ihrem Lager anzurichten. Ihre immer lauter werdende Ungebuld rief den Kaiser aus den Armen des Siegs. Schneller noch, als sie gewonnen worden, gingen die meisten der gemachten Eroberungen nach seiner Entfernung verloren. Noch in Venonien mußte Lothar die niederschlagende Nachricht hören, daß Salerno sich an den Feind ergeben, daß Capua erobert, und der Herzog von Neapel selbst zu den Normännern übergetreten sey. Nur Apulien wurde durch seinen neuen Herzog mit Hilfe eines zurückgebliebenen Corps standhaft behauptet, und der Verlust dieser Provinz war der Preis, um welchen Roger seine übrigen Länder gerettet sah.

Nachdem der normännische Papst, Anaklet, gestorben, und Innocentius alleiniger Fürst der Kirche geworden war, hielt er im Lateran eine Kirchenversammlung, welche alle Decrete des Gegenpapstes für nichtig erklärte und seinen Beschützer Roger abermals mit dem Bannfluch belegte. Innocentius zog auch, nach dem Beispiel des Leo, in Person gegen den sicilischen Fürsten zu Felde; aber auch er mußte, wie sein Vorgänger, diese Verwegenheit mit einer gänzlichen Niederlage und dem Verlust seiner Freiheit bezahlen. Roger aber suchte als Sieger den Frieden mit der Kirche, der ihm um so nöthiger war, da ihn Venedig und Constantinopel mit einem neuen Angriff bedrohten. Er erhielt von dem gefangenen Papste die Velehnung über sein Königreich Sicilien; seine beiden Söhne wurden als Herzoge von Capua und

Apulien anerkannt. Er selbst sowohl als diese mußten dem Papst den Vasalleneid leisten und sich zu einem jährlichen Tribut an die römische Kirche verpflichten. Ueber die Ansprüche des deutschen Reichs an diese Provinzen, um derenwillen doch Innocentius selbst den Kaiser wider Roger bewaffnet hatte, wurde bei diesem Vergleich ein tiefes Stillschweigen beobachtet. So wenig konnten die römischen Kaiser auf die päpstliche Nebllichkeit zählen, wenn man ihres Arms nicht benöthigt war. Roger küßte den Pantoffel seines Gefangenen, führte ihn nach Rom zurück, und Friede war zwischen den Normännern und dem apostolischen Stuhl. Kaiser Lothar selbst hatte auf der Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1137 in einer schlechten Bauernhütte zwischen dem Lech und dem Inn sein mühe- und ruhmvolles Leben geendigt.

Unschlbar war der Plan dieses Kaisers gewesen, daß ihm sein Tochtermann, Herzog Heinrich von Baiern und Sachsen, auf dem Kaiserthron folgen sollte, wozu er wahrscheinlich noch bei seinen Lebzeiten Anstalten zu machen gesonnen gewesen war. Aber, ehe er einen Schritt deswegen thun konnte, überraschte ihn der Tod.

Heinrich von Baiern hatte die Fürsten Deutschlands mit vielem Stolge behandelt und war ihnen auf dem italienischen Feldzug sehr gebieterisch begegnet. Auch jetzt, nach Lothars Tode, bemühte er sich nicht sehr um ihre Freundschaft und machte sie dadurch nicht geneigt, ihre Wahl auf ihn zu richten. Ganz anders betrug sich Konrad von Hohenstaufen, der den Zug nach Italien mitgemacht und auf denselben die Fürsten, besonders den Erzbischof von Trier, für sich einzunehmen gewußt hatte. Außerdem schwachte die kürzlich festgesetzte Wahlfreiheit des deutschen Reichs den Fürsten noch zu lebhaft vor Augen, und Alles kam jetzt darauf an, den geringsten Schein einer Rücksicht auf das Erbrecht bei der Kaiserwahl zu vermeiden. Heinrichs Verwandtschaft mit Lothar war also ein Beweggrund mehr, ihn bei der Wahl zu übergehen. Zu Diesem allem kam noch die Furcht vor seiner überwiegenden Macht, welche, mit der Kaiserwürde vereinigt, die Freiheit des deutschen Reichs zu Grunde richten konnte.

Jetzt also sah man auf Einmal das Staatsystem der deutschen Fürsten umgeändert. Die Welfische Familie, welcher Heinrich von Baiern angehörte, unter der vorigen Regierung erhoben, mußte jetzt wieder herabgesetzt werden, und das Hohenstaufische Haus, unter der vorigen Regierung zurückgesetzt, sollte wieder die Oberhand gewinnen. Der Erzbischof von Mainz war eben gestorben, und die Wahl eines neuen Erzbischofs stellte der Wahl des Kaisers billig voran, da der Erzbischof bei der Kaiserwahl eine Hauptrolle spielte. Weil aber zu fürchten war, daß das große Gefolge von sächsischen und bairischen Bischöfen und weltlichen Vasallen, mit welchen Heinrich auf den Wahltag würde angezogen kommen, die Ueberlegenheit auf seine Seite neigen möchte, so eilte man — wenn es auch eine Unregelmäßigkeit kosten sollte — vor seiner Ankunft die Kaiserwahl zu beendigen. Unter der Leitung des Erzbischofs von Trier, der dem Hohenstaufischen Hause vorzüglich hold war, kam diese in Koblenz zu Stande (1137). Herzog Konrad ward erwählt und empfing auch sogleich in Aachen die Krone. So schnell hatte das Schicksal gewechselt, daß Konrad, den der Papst unter der vorigen Regierung mit dem Banne belegte, sich dem Tochtermann eben des Lothar vorgezogen sah, der für den römischen Stuhl doch so viel gethan hatte. Zwar beschwerten sich Heinrich und alle Fürsten, welche bei der Wahl Konrads nicht zu Rath gezogen worden, laut über diese Unregelmäßigkeit; aber die allgemeine Furcht vor der Uebermacht des Welfischen Hauses und der Umstand, daß sich der Papst für Konrad erklärt hatte,

brachten die Mißvergünstigten zum Schweigen. Heinrich von Baiern, der die Reichsinfligenten in Händen hatte, lieferte sie nach einem kurzen Widerstande aus.

Konrad sah ein, daß er dabei noch nicht stille stehen könne. Die Macht des Welfischen Hauses war so hoch gestiegen, daß es eben so gefährliche Folgen für die Ruhe des Reichs haben mußte, dieses mächtige Haus zum Feinde zu haben, als die Erhebung desselben zur Kaiserwürde für die ständische Freiheit gehabt haben würde. Neben einem Vasallen von dieser Macht konnte kein Kaiser ruhig regieren, und das Reich war in Gefahr, von einem bürgerlichen Kriege zerrissen zu werden. Man mußte also die Macht desselben wieder heruntersetzen, und dieser Plan wurde von Konrad III. mit Eile befolgt. Er lud den Herzog Heinrich nach Augsburg vor, um sich über die Klagen zu rechtfertigen, die das Reich gegen ihn habe. Heinrich fand es berathlich, zu erscheinen, und nach fruchtlosen Unterhandlungen erklärte ihn der Kaiser auf einem Hofstag zu Würzburg in die Reichsacht; auf einem andern zu Goslar wurden ihm seine beiden Herzogthümer, Sachsen und Baiern, abgesprochen.

Diese raschen Urtheile wurden von eben so frischer That begleitet. Baiern verlor man dem Nachbar desselben, dem Markgrafen von Oesterreich; Sachsen wurde dem Markgrafen von Brandenburg, Albert der Bär genannt, übergeben. Baiern gab Herzog Heinrich auch ohne Widerstand auf, aber Sachsen hoffte er zu retten. Ein kriegerischer ihm ergebener Adel stand hier bereit, für seine Sache zu sechten, und Werner Albrecht von Brandenburg, noch der Kaiser selbst, der gegen ihn die Waffen ergriff, konnten ihm dieses Herzogthum entreißen. Schon war er im Begriff, auch Baiern wieder zu erobern, als ihn der Tod von seinen Unternehmungen abrief und die Hache des Bürgerkriegs in Deutschland verlichtete. Baiern erhielt nun der Bruder und Nachfolger des Markgrafen Leopold von Oesterreich, Heinrich, der sich im Besitz dieses Herzogthums durch eine Heirathsverbindung mit der Wittve des verstorbenen Herzogs, einer Tochter Lothars, zu besetzen glaubte. Dem Sohne des Verstorbenen, der nachher unter dem Namen Heinrich des Löwen berühmt ward, wurde das Herzogthum Sachsen zurückgegeben. So beruhigte Konrad auf eine Zeit lang die Stürme, welche Deutschlands Ruhe gestört hatten und noch gefährlicher zu werden drohten — um in einem thörichten Zug nach Jerusalem der herrschenden Schwachheit seines Jahrhunderts einen verderblichen Tribut zu bezahlen.

Konrad, d. Heilige, über die Art und Weise dieser Abhandlung des ersten Theils der Geschichte des Reichs (in der Abhandlung) 1793, als königlicher Professor, 1. Aufl. 18. u. 2. Aufl. des 1. Theils der ersten Abhandlung des ersten Theils der Geschichte des Reichs.

Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX.

Nach der Sammlung historischer Werke von L. v. S. 1. 2. 3. 4. 5. und 6. Buch.

Die Regierungen Karls VIII., Ludwigs XII. und Franz I. hatten für Frankreich eine glänzende Epoche vorbereitet. Die Heilzüge dieser Fürsten nach Italien hatten den Heldengeist des französischen Adels wieder entzündet, den der Despotismus Ludwigs XI. beinahe erstickt hatte. Ein schwärmerischer Aberglaube flammte wieder auf, den eine bessere Taktik unterstüzte.

Im Kampfe mit ihren umgebenen Nachbarn lernte die Nation ihre Ueberlegenheit kennen. Die Monarchie hatte

sich gebildet, die Verfassung des Königreichs eine mehr regelmäßige Gestalt angenommen. Der sonst so furchtbare Trotz übermächtiger Großen fügte sich jetzt wieder in die Schranken eines gemeinschaftlichen Gehorsams. Ordentliche Steuern und stehende Heere besetzten und schränkten den Thron, und der König war etwas mehr als ein begüterter Edelmann in seinem Reiche.

In Italien war es, wo sich die Kraft dieses Königreichs zum ersten Mal offenbarte. Unnütz war schon dort das Blut seiner Heldenjähne; aber Europa konnte seine Bewunderung einem Volke nicht versagen, das sich zu gleicher Zeit gegen fünf vereinigte Feinde glorreich behauptete. Das Licht schöner Künste war nicht lange vorher in Italien aufgegangen, und etwas mildere Sitten verriethen bereits seinen veredelnden Einfluß. Bald zeigte es seine Kraft an den tragischen Siegen, und Italiens Künste unterjochten das Genie der Franzosen, wie ehemals Griechenlands Kunst seine römischen Beherrscher sich unterwürfig machte. Bald fanden sie den Weg über die japygischen Alpen, den der Krieg geöffnet hatte. Von einem verständigen Regenten in Schutz genommen, von der Vucherendurk unterstüzte, verbreiteten sie sich bald auf diesem dankbaren Boden. Die Morgenröthe der Cultur erschien; schon eilte Frankreich mit schnellen Schritten seiner Civilisirung entgegen. Die neuen Meinungen erschienen und gebieten diesem schönen Anfang einen traurigen Stillstand. Der Geist der Intoleranz und des Anrühres löschte den noch schwachen Schimmer der Verfeinerung wieder aus, und die schreckliche Hache des Fanatismus leuchtete. Tiefer als je stürzt dieser unglückliche Staat in seine barbarische Wildheit zurück, das Opfer eines langwierigen, verderblichen Bürgerkriegs, den der Ehrgeiz entzündet, und ein wüthender Religionsseifer zu einem allgemeinen Brande vergrößert.

So feurig auch das Interesse war, mit welchem die eine Hälfte Europas die neuen Meinungen annahm, und die andere dagegen kämpfte, so eine mächtige Triebfeder der Religionsfanatismus auch für sich selbst ist, so waren es doch größtentheils sehr weltliche Leidenschaften, welche bei dieser großen Begeisterung thätig waren, und größtentheils politische Umstände, welche den unter einander im Kampfe begriffenen Religionen zu Hülfe kamen. In Deutschland, wo man, begünstigte Luther und seine Meinungen das Mißtrauen der Stände gegen die wachsende Macht Oesterreichs; der Haß gegen Spanien und die Aurch vor dem Anstaltsgerichte vermehrte in den Niederlanden den Anhang der Protestanten. Gustav Wasa vertilgte in Schweden zugleich mit der alten Religion eine furchtbare Gabelle, und auf den Ruin eben dieser Kirche befestigte die britannische Elisabeth ihren noch wankenden Thron. Eine Reihe schwächlicher, zum Theil minderjähriger Könige, eine schwankende Staatskunst, die Eifersucht und der Wettkampf der Großen um das Ruder halfen die Fortschritte der neuen Religion in Frankreich bestimmen.

Wenn sie in diesem Königreich jetzt darnieder liegt und in einer Hälfte Deutschlands, in England, im Norden, in den Niederlanden thronet, so lag es sicherlich nicht an der Durchlosigkeit oder Kälte ihrer Verächter, nicht an unterlassenen Versuchen, nicht an der Gleichgültigkeit der Nation. Eine heftige, langwierige Färbung erhielt das Schicksal dieses Königreichs in Zweifel; fremder Einfluß und der zufällige Umstand einer neuen indirecten Thronfolge, die gerade damals eintrat, mußte den Untergang der calvinischen Kirche in diesem Staat entscheiden.

Gleich im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts fanden die Neuerungen, welche Luther in Deutschland

predigte, den Weg in die französischen Provinzen. Weder die Censuren der Sorbonne im Jahr 1521, noch die Beschlüsse des Pariser Parlaments, noch selbst die Anatheme der Bischöfe vermochten das schnelle Glück aufzuhalten, das sie in wenig Jahren bei dem Volk, bei dem Adel, bei einigen von der Geistlichkeit machten. Die Lebhaftigkeit, mit welcher das sanguinische, geistreiche Volk der Franzosen jede Neuigkeit zu behandeln pflegt, verleugnete sich weder bei den Anhängern der Reformation, noch bei ihren Verfolgern. Franz des Ersten kriegerische Regierung und die Verhältnisse dieses Monarchen mit den deutschen Protestanten trugen nicht wenig dazu bei, die Religionsenergien bei seinen französischen Unterthanen in schnellen Umlauf zu bringen. Umsonst, daß man in Paris endlich zu dem fürchterlichen Mittel des Feuers und des Schwertes griff; es that keine bessere Wirkung, als es in den Niederlanden, in Deutschland, in England gethan hatte, und die Scheiterhaufen, welche der fanatische Verfolgungsgeist anstreckte, dienten zu nichts, als dem Heldenglauben und den Ruhm seiner Opfer zu beleuchten.

Die Religionsverbesserer führten, bei ihrer Vertheidigung und bei ihrem Angriff auf die herrschende Kirche, Waffen, welche weit zuverlässiger wirkten, als alle, die der blinde Eifer der Stürker Zahl ihnen entgegenzusetzen konnte. Geschmack und Aufklärung kämpften auf ihrer Seite; Unwissenheit, Pedanterie waren der Antheil ihrer Verfolger. Die Sittenlosigkeit, die tiefe Ignoranz des katholischen Klerus gaben dem Witz ihrer öffentlichen Redner und Schriftsteller die gefährlichsten Waffen, und unmöglich konnte man die Schilderungen lesen, welche der Geist der Satire diese Lektoren von dem allgemeinen Verderbniß entwerfen ließ, ohne sich von der Nothwendigkeit einer Verbesserung überzeugt zu fühlen. Die lebende Welt wurde täglich mit Schriften dieser Art überschwemmt, in welchen, mehr oder minder glücklich, die herrschenden Laster des Hofes und der katholischen Geistlichkeit dem Unwillen, dem Abscheu, dem Gelächter bloßgestellt, und die Dogmen der neuen Kirche, in jede Annuth des Stils gekleidet, mit allen Reizen des Schönen, mit aller hinreißenden Kraft des Erhabenen, mit dem unwiderstehlichen Zauber einer edeln Simplicität ausgestattet waren. Wenn man diese Meisterstücke der Veredsamkeit und des Witzes mit Ungeduld verschlang, so waren die abgeschmackten oder feierlichen Gegenschriften des andern Theils nicht dazu gemacht, etwas Anderes als Langeweile zu erregen. Bald hatte die verbesserte Religion den geistreichen Theil des Publicums gewonnen, eine unstreitig glänzendere Majorität, als der bloße Vortheil der größern Menge, der ihre Gegner begünstigte.

Die anhaltende Wuth der Verfolgung nöthigte endlich den unterdrückten Theil, an der Königin Margaretha von Navarra, der Schwester Franz I., sich eine Beschützerin zu suchen. Geschmack und Wissenschaft waren eine hinreichende Empfehlung bei dieser geistreichen Fürstin, welche, selbst große Kennerin des Schönen und Wahren, für die Religion ihrer Lieblichen, deren Kenntniß und Geist sie verehrte, nicht schwer zu gewinnen war. Ein glänzender Kreis von Gelehrten umgab diese Fürstin, und die Freiheit des Geistes, welche in diesem geschmackvollen Cirkel herrschte, konnte nicht anders als eine Lehre begünstigen, welche mit der Befreiung vom Joche der Hierarchie und des Aberglaubens angefangen hatte. An dem Hofe dieser Königin fand die gebrückte Religion eine Zuflucht; manches Opfer wurde durch sie dem blutdürstigen Verfolgungsgeist entzogen, und die noch kraftlose Partei hielt sich an diesem schwachen Ast gegen das erste Ungewitter fest, das sie sonst in ihrem noch jungen Anfang so leicht hätte

hinraffen können. Die Verbindungen, in welche Franz I. mit den deutschen Protestanten getreten war, hatten auf die Maßregeln keinen Einfluß, deren er sich gegen seine eigenen protestantischen Unterthanen bediente. Das Schwert der Inquisition war in jeder Provinz gegen sie gezückt, und zu eben der Zeit, wo dieser zweideutige Monarch die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gegen Karl V., seinen Nebenbuhler, aufforderte, erlaubte er dem Blutdurst seiner Inquisitoren, gegen das schuldlose Volk der Waldenser, ihre Glaubensgenossen, mit Schwert und Feuer zu wüthen. Barbarisch und schrecklich, sagt der Geschichtschreiber de Lion, war der Spruch, der gegen sie gefällt ward, barbarischer noch und schrecklicher seine Vollstreckung. Zwei und zwanzig Dörfer legte man in die Asche, mit einer Unmenschlichkeit, wovon sich bei den rohesten Völkern kein Beispiel findet. Die unglückseligen Bewohner, bei Nachtzeit überfallen und bei dem Schein ihrer brennenden Habe von Gebirge zu Gebirge geschleudert, entrauten hier einem Hinterhalte nur, um dort in einen andern zu fallen. Das jämmerliche Geschrei der Alten, der Frauenspersonen und der Kinder, weit entfernt, das Tigerherz der Soldaten zu erweichen, diente zu nichts, als diese Lektoren auf die Spur der Glücklichen zu führen und ihrer Mordbegier das Opfer zu verrathen. Ueber siebenhundert dieser Unglücklichen wurden in der einzigen Stadt Gabrières mit kalter Grausamkeit erschlagen, alle Frauenspersonen dieses Drais im Dampfe brennenden Scheune erstickt, und die, welche sich von oben herab flüchten wollten, mit Eisen aufgefangen. Selbst an dem Erdrück, welches der Reich dieses sanften Volks aus einer Wüste zum blühenden Garten gemacht hatte, ward der vermeintliche Irrglaube seiner Pflüger bestraft. Nicht bloß die Wohnungen riß man nieder; auch die Bäume wurden umgehauen, die Saaten zerstört, die Felder verwüstet, und das blühende Land in eine traurige Wildniß verwandelt.

Der Unwille, den diese eben so unnütze als beispiellose Grausamkeit erweckte, führte dem Protestantismus mehr Befenner zu, als der inquisitorische Eifer der Geistlichkeit würigen konnte. Mit jedem Tage wuchs der Anhang der Neuerer, besonders seitdem in Genf Calvin mit einem neuen Religionsystem aufgetreten war und durch seine Schrift vom christlichen Unterricht die schwankenden Meinungen führte, dem ganzen Gottesdienst eine mehr regelmäßige Gestalt gegeben und die unter sich selbst nicht recht einigen Glieder seiner Kirche unter einer bestimmten Glaubensformel vereinigt hatte. In Kurzem gelang es der strengern und einfacheren Religion des französischen Apostels, bei seinen Landesleuten Luthern selbst zu verdrängen, und seine Lehre fand eine desto günstigere Aufnahme, je mehr sie von Mystereien und lästigen Gebräuchen gereinigt war, und je mehr sie es der lutherischen Entfernung vom Papstthum zuvorthat.

Das Blutbad unter den Waldensern zog die Calvinisten, deren Erbitterung jetzt keine Furcht mehr kannte, an das Licht hervor. Nicht zufrieden, wie bisher, sich im Dunkel der Nacht zu versammeln, wagten sie es jetzt, durch öffentliche Zusammenkünfte den Nachforschungen der Obrigkeit Gehn zu sprechen und selbst in den Vorstädten von Paris die Psalmen des Marot in großen Versammlungen abzusingen. Der Reiz des Neuen führte bald ganz Paris herbei, und mit dem Wohlklang und der Annuth dieser Lieder wußte sich ihre Religion selbst in manche Gemüther zu schmeicheln. Der gewagte Schritt hatte ihnen zugleich ihre furchtbare Anzahl gezeigt, und bald folgten die Protestanten in dem übrigen Königreich dem Beispiel, das ihre Brüder in der Hauptstadt gegeben.

Heinrich II., ein noch strengerer Verfolger ihrer Partei, als sein Vater, nahm jetzt vergebens alle Schrecken der königlichen Strafgewalt gegen sie zu Hülfe. Vergebens wurden die Edicte geschärft, welche ihren Glauben verdammt. Umsouft erniedrigte sich dieser Fürst so weit, durch seine königliche Gegenwart den Eindruck ihrer Hinrichtungen zu erhöhen und ihre Fenster zu ermuntern. In allen großen Städten Frankreichs rauchten Scheiterhaufen, und nicht einmal aus seiner eigenen Gegenwart konnte Heinrich den Calvinismus verbannen. Diese Lehre hatte unter der Armer, auf den Gerichtsstühlen, hatte selbst an seinem Hof zu St. Germain Anhänger gefunden, und Franz von Coligny, Herr von Andelot, Obrister des französischen Fußvolks, erklärte dem König mit dreifacher Stirn ins Gesicht, daß er lieber sterben wolle, als eine Messe besuchen.

Endlich aufgeschreckt von der immer mehr um sich greifenden Gefahr, welche die Religion seiner Völker und, wie man ihn fürchten ließ, selbst seinen Thron bedrohte, überließ sich dieser Fürst allen gewaltthätigen Maßregeln, welche die Habgier der Hofslinge und der unreine Eifer des Klerus ihm dictirte. Um durch einen entscheidenden Schritt den Muth der Partei auf Einmal zu Boden zu schlagen, erschien er eines Tages selbst im Parlamente, ließ dort fünf Glieder dieses Gerichtshofes, die sich den neuen Meinungen günstig zeigten, gefangen nehmen und gab Befehl, ihnen schleunig den Proceß zu machen. Von jetzt an erfuhr die neue Secte keine Schonung mehr. Das verwerfene Geklüß der Angeber wurde durch verführerische Verlobnungen ermuntert, alle Gefängnisse des Reichs in Kurzem mit Schlachtopfern der Unkeuschheit angefüllt; Niemand wagte es, für sie die Stimme zu erheben. Die reformirte Partei in Frankreich stand jetzt, 1559, am Rand ihres Untergangs; ein mächtiger, unwiderstehlicher Hüß, mit ganz Europa im Kreise und unumschränkter Herr von allen Kräften des Königreichs, zu diesem großen Werke von dem Papst und von Spanien selbst begünstigt, hatte ihr das Verderben geschworen. Ein unerwarteter Glücksfall mußte sich ins Mittel schlagen, Dieses abzuwenden, welches auch geschah. Ihr unversehblicher Feind starb mitten unter diesen Zurüstungen, von einem Langensplitter verwundet, der ihm bei einem festlichen Turnier in das Auge flog.

Dieser unerhoffte Hintritt Heinrichs II. war der Eingang zu den gefährlichen Zerrüttungen, welche ein halbes Jahrhundert lang das Königreich zerrissen und die Monarchie ihrem gänzlichen Untergang nahe brachten. Heinrich hinterließ seine Gemahlin Katharina, aus dem herzoglichen Hause von Medici in Florenz, nebst vier unreifen Söhnen, unter denen der älteste, Franz, kaum das sechzehnte Jahr erreicht hatte. Der König war bereits mit der jungen Königin von Schottland, Maria Stuart, vermählt, und so mußte sich das Scepter zweier Reiche in zwei Händen vereinigen, die noch lange nicht geschickt waren, sich selbst zu regieren. Ein Herr von Ehrgeizigen streckte schon gierig die Hände darnach aus, es ihnen zu erleichtern, und Frankreich war das unglückliche Opfer des Kampfes, der sich darüber entzündete.

Besonders waren es zwei mächtige Actionen, welche sich ihren Einfluß bei dem jungen Regentenpaar und die Verwaltung des Königreichs streitig machten. An der Spitze der einen stand der Connetable von Frankreich, Anna von Montmorency, Minister und Hofsling des verstorbenen Königs, um den er sich durch seinen Verstand und einen strengen, über alle Verführung erhabenen Patriotismus verdient gemacht hatte. Ein gleichmüthiger, unbeweglicher Charakter, den keine Widerwärtigkeiten erschüttern, kein Glücksfall schnellig

machen konnte. Diesen gefesteten Geist hatte er bereits unter den vorigen Regierungen bewiesen, wo er mit gleicher Gelassenheit und mit gleich standhaftem Muth den Wankelmuth seines Monarchen und den Wechsel des Kriegsglücks ertrug. Der Soldat wie der Hofsling, der Blumeler wie der Richter zitterten vor seinem durchdringenden Blick, den keine Täuschung blendete, vor diesem Geiste der Ordnung, der seinen Fehltritt vergab, vor dieser festen Tugend, über die keine Versuchung Macht hatte. Aber in der rauhen Schule des Kriegs erwachsen und an der Spitze der Armeen gewöhnt, unbedingten Gehorsam zu erzwängen, fehlte ihm die Geschmeidigkeit des Staatsmanns und Hofsling, welche durch Nachgeben siegt und durch Unterwerfung gebietet. Groß auf der Waffenbühne, verschmerzte er seinen Ruhm auf der andern, welche der Zwang der Zeit ihm jetzt anwies, welche ihm Ehrgeiz und Patriotismus zu betreten befohlen. Solch ein Mann war nirgends an seinem Plage, als wo er herrschte, und nur gemacht, sich auf der ersten Stelle zu erheben, aber nicht wohl fähig, mit höfmannischer Kunst darnach zu ringen.

Lange Erfahrung, Verdienste um den Staat, die selbst der Neid nicht zu verringern wagte, eine Keckheit, der auch seine Feinde hulzigten, die Gunst des verstorbenen Monarchen, der Glanz seines Geschlechts, schienen den Connetable zu dem ersten Posten im Staat zu berechnen und jeden fremden Anspruch im Voraus zu entfernen. Aber ein Mann gehörte auch dazu, das Verdienst eines solchen Dieners zu würdigen, und eine eraltliche Liebe zum allgemeinen Wohl, um seinem grünelichen innern Werth die rauhe Außenseite zu verdecken. Franz II. war ein Jüngling, den der Thron nur zum Genuße, nicht zur Arbeit rief, dem ein so strenger Aufseher seiner Handlungen nicht willkommen sein konnte. Montmorency's ähnlere Tugend, die ihn bei dem Vater und Großvater in Gnuß gesetzt hatte, gerichte ihm bei dem leichtsinnigen und schwachen Sohn zum Verbrechen und machte es der entgegen gesetzten Cabale leicht, über diesen Gegner zu triumphiren.

Die Guisen, ein nach Frankreich verbannter Zweig des Vorbringischen Adels, waren die Seele dieser furchtbaren Action. Franz von Vorbringen, Herzog von Guise, Cheim der regierenden Königin, vereinigte in seiner Person alle Eigenschaften, welche die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln und eine Herrschaft über sie erwerben. Frankreich ehrte in ihm seinen Ketter, den Wiederhersteller seiner Ehre vor der ganzen europäischen Welt. An seiner Geschicklichkeit und an seinem Muth war das Glück Karls V. gescheitert; seine Entschlossenheit hatte die Schande der Verfahren aufgelöst und den Engländern Calais, ihre letzte Besigung auf französischem Boden, nach einem zweihundertjährigen Besitz entziffen. Sein Name war in Aller Munde, seine Bewunderung lebte in Aller Herzen. Mit dem weitsehenden Herrscherblicke des Staatsmanns und Reichern verband er die Kühnheit des Helden und die Bewandtheit des Hofsling. Wie das Glück, so hatte er die Natur ihm zum Herrscher der Menschen gestempelt. Groß gebildet, von erhabener Statur, königlichem Anstand und offener gefälliger Miene, hatte er schon die Sinne bestochen, ehe er die Gemüther sich unterworfen. Den Glanz seines Ranges und seiner Macht erhob eine natürliche, angestammte Würde, die, um zu herrschen, keines äußern Schmucks zu bedürfen schien. Herablassend, ohne sich zu erniedrigen, mit dem Geringsten geiprächig, frei und vertraulich, ohne die Geheimnisse seiner Politik preiszugeben, verschwenderisch gegen seine Freunde und großmüthig gegen den entwaffneten Feind, schien er bemüht zu sein, den Reich mit seiner Größe, den Stolz einer eifersüchtigen Nation

mit seiner Macht auszuföhnen. Alle diese Vorzüge aber waren nur Werkzeuge einer unersättlichen stürmischen Ehrbegierde, die, von keinem Hindernisse geschreckt, von keiner Betrachtung aufgehalten, ihrem hochgesteckten Ziel furchtlos entgegenging und, gleichgültig gegen das Schicksal von Tausenden, von der allgemeinen Verwirrung nur begünstigt, durch alle Krümmungen der Cabale und mit allen Schrecknissen der Gewalt ihre verwegenen Entwürfe verfolgte. Dieselbe Ehrsucht, von nicht geringern Gaben unterstützt, beherrschte den Cardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs, der, ebenso mächtig durch Wissenschaft und Verebtsamkeit, als jener durch seinen Degen, furchtbarer im Scharlach, als der Herzog im Panzerhemd, seine Privatleidenschaften mit dem Schwert bewaffnete und die schwarzen Entwürfe seiner Ehrsucht mit diesem heiligen Schleier bedeckte. Ueber den gemeinschaftlichen Zweck einverstanden, theilte sich dieses unwiderrstehliche Brüderpaar in die Nation, die, ehe sie es wußte, in seinen Fesseln sich krümmte.

Leicht war es beiden Brüdern, sich der Neigung des jungen Königs zu bemächtigen, den seine Gemahlin, ihre Nichte, unumschränkt leitete; schwerer, die Königin Mutter Katharina für ihre Absichten zu gewinnen. Der Name einer Mutter des Königs machte sie an einem getheilten Hofe mächtig, mächtiger noch die natürliche Ueberlegenheit ihres Verstandes über das Gemüth ihres schwachen Sohnes; ein verborgener, in Räuten erfinderischer Geist, mit einer gränzenlosen Begierde zum Herrschen vereinigt, konnte sie zu einer furchtbaren Gegnerin machen. Ihre Gunst zu erschleichen, wurde deswegen kein Dpfer gewagt, keine Erniedrigung gescheut. Keine Pflicht war so heilig, die man nicht verletzte, ihren Neigungen zu schmeicheln; keine Freundschaft so fest geknüpft, die nicht zerrissen wurde, ihrer Nachsicht ein Dpfer preiszugeben; keine Feindschaft so tief gewurzelt, die man nicht gegen ihre Wünsche ablegte. Zugleich unterließ man nichts, was den Connetable bei der Königin stürzen konnte, und so gelang es wirklich der Cabale, die gefährliche Verbindung zwischen Katharinen und diesem Selbstherrn zu verhindern.

Unterdessen hatte der Connetable Alles in Bewegung gesetzt, sich einen furchtbaren Anhang zu verschaffen, der die lothringische Partei überwiegen könnte. Kaum war Heinrich todt, so wurden alle Prinzen von Geblüt, und unter diesen besonders Anton von Bourbon, König von Navarra, von ihm herbeigerufen, bei dem Monarchen den Posten einzunehmen, zu dem ihr Rang und ihre Geburt sie berechtigten. Aber, ehe sie noch Zeit hatten, zu erscheinen, waren ihnen die Guisen schon bei dem Könige zuvorgekommen. Dieser erklärte den Abgesandten des Parlaments, die ihn zu seinem Regierungsantritt begrüßten, daß man sich künftig in jeder Angelegenheit des Staats an die lothringischen Prinzen zu wenden habe. Auch nahm der Herzog sogleich Besitz von dem Commando der Truppen; der Cardinal von Lothringen erwählte sich den wichtigen Artikel der Finanzen zu seinem Antheil. Montmorency erhielt eine frostige Weisung, sich auf seine Güter zur Ruhe zu begeben. Die mißvergnügten Prinzen von Geblüte hielten darauf eine Zusammenkunft zu Vendome, welche der Connetable abwesend leitete, um sich über die Maßregeln gegen den gemeinschaftlichen Feind zu bereben. Den Beschlüssen derselben zufolge wurde der König von Navarra an den Hof abgeschickt, bei der Königin Mutter noch einen letzten Versuch der Unterhandlung zu wagen, ehe man sich gewaltsame Mittel erlaubte. Dieser Auftrag war einer allzu ungeschickten Hand anvertraut, um seinen Zweck nicht zu verfehlen. Anton von Navarra, von der Allgewalt der Guisen in Furcht

gesetzt, die sich ihm in der ganzen Fülle ihrer Herrlichkeit zeigten, verließ Paris und den Hof unverrichteter Dinge, und die lothringischen Brüder blieben Meister vom Schauplatz.

Dieser leichte Sieg machte sie fest, und jetzt fingen sie an, keine Schranken mehr zu scheuen. Im Besitz der öffentlichen Einkünfte, hatten sie bereits unsäglich Summen verschwendet, um ihre Creaturen zu belohnen. Ehrenstellen, Pründen, Pensionen, wurden mit freigebiger Hand zerstreut, aber mit dieser Verschwendung wuchs nur die Oierigkeit der Empfänger und die Zahl der Candidaten, und, was sie bei dem kleinen Theil dadurch gewannen, verdarben sie bei einem weit größern, welcher leer ausging. Die Habsucht, mit der sie sich selbst den besten Theil an dem Raube des Staats zugetheilt, der beleidigende Trost, mit dem sie sich auf Unkosten der vornehmsten Häuser in die wichtigsten Bedienungen eindrängten, machte allgemein die Gemüther schwierig; nichts aber war für die Franzosen empörender, als was sich der hochfahrende Stolz des Cardinals von Lothringen zu Fontainebleau erlaubte. An diesen Lustort, wo der Hof sich damals aufhielt, hatte die Gegenwart des Monarchen eine große Menge von Personen gezogen, die entweder um rückständigen Sold und Gnadengelder zu stehen oder für ihre geleisteten Dienste die verdienten Belohnungen einzufordern gekommen waren. Das Ungeköm dieser Leute, unter denen sich zum Theil die verbientesten Officiere der Armee befanden, belästigte den Cardinal. Um sich ihrer auf Einmal zu entledigen, ließ er nahe am königlichen Schloß einen Galgen aufrichten und zugleich durch den öffentlichen Anrufer verkündigen, daß Jeder, wes Standes er auch sey, den ein Ausliegen nach Fontainebleau geführt, bei Strafe dieses Galgens innerhalb vierundzwanzig Stunden Fontainebleau zu räumen habe. Behandlungen dieser Art erträgt der Franzose nicht und darf sie unter allen Völkern von seinem Könige am Wenigsten ertragen. Zwar ward es an einem einzigen Tage dadurch leer in Fontainebleau, aber zugleich wurde auch der Keim des Unmuths in mehr als tausend Herzen nach allen Provinzen des Königreichs mit hinweg getragen.

Bei den Fortschritten, welche der Calvinismus gegen das Ende von Heinrichs Regierung in dem Königreich gethan hatte, war es von der größten Wichtigkeit, welche Maßregeln die neuen Minister dagegen ergreifen würden. Aus Ueberzeugung sowohl als aus Interesse eifrige Anhänger des Pappstes, vielleicht damals schon geneigt, sich beim Drang der Umstände auf spanische Hülfe zu stützen, zugleich von der Nothwendigkeit überzeugt, die zahlreichste und mächtigste Hälfte der Nation durch einen wahren oder verstellten Glaubenseifer zu gewinnen, konnten sie sich keinen Augenblick über die Partei bedenken, welche unter diesen Umständen zu ergreifen war. Heinrich II. hatte noch kurz vor seinem Ende den Untergang der Calvinisten beschlossen, und man brauchte bloß der schon angefangenen Verfolgung den Lauf zu lassen, um dieses Ziel zu erreichen. Sehr kurz also war die Frist, welche der Tod dieses Königs den Protestanten vergönnte. In seiner ganzen Wuth erwachte der Verfolgungsgeist wieder, und die lothringischen Prinzen bedachten sich um so weniger, gegen eine Religionspartei zu wüthen, die ein großer Theil ihrer Feinde längst im Stillen begünstigte.

Der Proceß des berühmten Parlamentsraths Anna du Bourg verkündigte die blutigen Maßregeln der neuen Regierung. Er büßte seine fromme Standhaftigkeit am Galgen; die vier übrigen Räthe, welche zugleich mit ihm gefangen gesetzt worden, erfuhrn eine gelindere Behandlung. Dieser unzweideutige öffentliche Schritt der lothringischen Prinzen gegen den

Calvinismus verschaffte den mißvergnügten Großen eine erwünschte Gelegenheit, die ganze reformirte Partei gegen das Ministerium in Harnisch zu bringen und die Sache ihrer gekränkten Ehrsucht zu einer Sache der Religion, zu einer Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche zu machen. Jetzt also geschah die unglücksvolle Verwechslung politischer Beschwerden mit Glaubensinteresse, und wider die politische Unterdrückung wurde der Religionsfanatismus zu Hilfe gerufen. Mit etwas mehr Mäßigkeit gegen die mißtrauischen Calvinisten war es den Guisen leicht, den durch ihre Zurücksetzung erbitterten Großen eine furchtbare Stütze zu entziehen und so einen schrecklichen Bürgerkrieg in der Geburt zu erlösen. Dadurch, daß sie beide Parteien, die Mißvergnügten und die durch ihre Zahl bereits furchtbaren Calvinisten, auf Aendernde brachten, zwangen sie beide, einander zu suchen, ihre Rachgier und ihre Dürst sich wechselseitig mitzutheilen, ihre verschiedenen Beschwerden zu vermengen und ihre getheilten Kräfte in einer einzigen drohenden Action zu vereinigen. Von jetzt an sah der Calvinist in den Katholikern nur die Unterdrücker seines Glaubens und in Jedem, den ihr Haß verfolgte, nur ein Feind ihrer Intoleranz, welches Mache forderte. Von jetzt an erblickte der Katholik in eben diesen Vetheingern nur die Beschüßer seiner Kirche und in Jedem, der gegen sie aufstand, nur den Huguenotten, der die rechtgläubige Kirche zu stürzen suchte. Jede Partei erhielt jetzt einen Anführer, jeder ehrgeizige Grobe eine mehr oder minder furchtbare Partei. Das Signal zu einer allgemeinen Trennung ward gegeben, und die ganze hintergangene Nation in den Erisaustreit einiger gefährlichen Bürger gezogen.

An die Spitze der Calvinisten stellten sich die Prinzen von Venden, Anton von Navarra und Ludwig Prinz von Condé, nebst der berühmten Familie der Chatillons, durch den großen Namen des Admirals von Geligny in der Geschichte verberlicht. Ungern genug riß sich der tollwüthige Prinz von Condé aus dem Schoß des Vergnügens, um das Haupt einer Partei gegen die Guisen zu werden; aber das Uebermaß ihres Stolzes und eine Reihe erlittener Niederlagen hatten seinen schlummernden Ehrgeiz endlich aus einer trägen Sinnlichkeit erweckt; die zunehmenden Auforderungen der Chatillons zwangen ihn, das Joch der Weltlust mit dem politischen und kriegsgerischen Schaulage zu vertauschen. Das Haus Chatillon stellte in diesem Zeitraum drei unvergleichliche Brüder auf, von denen der älteste, Admiral Geligny, der öffentlichen Sache durch seinen Ansehensgeist, seine Weisheit, seinen ausdauernden Muth, der zweite, Franz von Andelet, durch seinen Tegen, der dritte, Cardinal von Chatillon, Bischof von Neuvais, durch seine Geschicklichkeit in Unterhandlungen und seine Verschlagenheit diente. Eine seltene Harmonie der Gesinnungen vereinigte die: sich sonst so ungleichen Charaktere zu einem furchtbaren Dreieck, aus die Wurzeln, welche sie kelterten, die Verbindungen, in denen sie standen, die Achtung, welche ihr Name zu erwecken gewohnt war, gaben der Unternehmung ein Gewicht, an dem Niemand zweifeln konnte.

Auf einem von den Schlössern des Prinzen von Condé, an der Gränze der Picardie, hielten die Mißvergnügten eine geheime Versammlung, auf welcher ausgemacht wurde, den König aus der Mitte seiner Minister zu entführen und sich zugleich dieser Letztern todt oder lebendig zu bemächtigen. So weit war es gekommen, daß man die Person des Monarchen bloß als eine Sache betrachtete, die an sich selbst nichts bedeutete, aber in den Händen Derer, welches sich ihres Besitzes rühmten, ein furchtbares Instrument der Macht

werden konnte. Da dieser verwegene Entwurf nur mit den Waffen in der Hand konnte durchgesetzt werden, so ward auf eben dieser Versammlung beschlossen, eine militairische Macht aufzubringen, welche sich alsdann in einzelnen kleinen Haufen, um keinen Verdacht zu erregen, aus allen Distrikten des Königreichs in Blois zusammenziehen sollte, wo der Hof das Frühjahr zubringen würde. Da sich die ganze Unternehmung als eine Religionsache abschildern ließ, so hielt man sich der kräftigsten Mitwirkung der Calvinisten versichert, deren Anzahl im Königreich damals schon auf zwei Millionen geschätzt wurde. Aber auch viele der aufrichtigsten Katholiken zog man durch die Vorstellung, daß es nur gegen die Guisen abgesehen sey, in die Verschwörung. Um den Prinzen von Condé, als den eigentlichen Chef der ganzen Unternehmung, der aber für rathsam hielt, für jetzt noch unsichtbar zu bleiben, diente besser zu verbergen, gab man ihr einen untergeordneten sichtbaren Anführer in der Person eines gewissen Renaudie, eines Edelmanns aus Perigord, den sein verwagener, in schlimmen Händeln und Gefahren bewährter Muth, seine unermüdete Thätigkeit, seine Verbindungen im Staat und der Zusammenhang mit den ausgewanderten Calvinisten zu diesem Posten besonders geschikt machten. Verbrechen halber hatte derselbe längst schon die Rolle eines Missethätigen spielen müssen, und die Kunst der Verbergenheit, welche sein jetziger Antrag von ihm forderte, zu seiner eignen Erhaltung in Ausübung bringen lernen. Die ganze Partei kannte ihn als ein entschlossenes, jedem tüchtigen Streiche gewachsenes Subject, und die enthusiastische Zuversicht, die ihn selbst über jedes Hinderniß erhob, konnte sich von ihm aus allen Mitgliefern der Verschwörung mittheilen.

Die Verlehnungen wurden aufs Beste getroffen, mit alle mögliche Vorfälle im Voraus in Berechnung gebracht, um dem Ungehebe so wenig als möglich anzuvertrauen. Renaudie erhielt eine ausführliche Instruction, worin nichts vergessen war, was der Unternehmung einen glücklichen Ausbruch sichern konnte. Der eigentliche verbergene Führer derselben, hieß es, würde sich nennen und öffentlich hervorreten, sobald es zur Ausübung käme. Zu Nantes in Bretagne, wo eben damals das Parlament seine Sitzungen hielt, und eine Reihe von Lustbarkeiten, zu denen die Vermählungsfeier einiger Großen dieser Provinz die zufällige Veranlassung gab, die herbeiströmende Menge höchlich entzündeten konnte, versammelte Renaudie im Jahr 1560 seine Edelleute. Ähnliche Umstände nutzten wenige Jahre nachher die Guisen in Brüssel, um ihr Complot gegen den spanischen Minister Granvelles zu Stande zu bringen. In einer Rede voll Veredsamkeit und Feuer, welche uns der Geschichtschreiber de Thou aufbehalten hat, entdeckte Renaudie denen, die es noch nicht wußten, die Absicht ihrer Zusammenberufung und suchte die Uebrigen zu einer thätigen Theilnahme anzuregen. Nichts wurde darin gesagt, die Guisen in das gehässigte Licht zu setzen, und mit argwöhniger Kunst alle Uebel, von welchen die Nation seit ihrem Eintritt in Frankreich heimgesucht worden, auf ihre Rechnung geschrieben. Der schwarzer Entwurf sollte seyn, durch Entführung der Prinzen vom Gebirge, der Verbannten und Verbannten von des Königs Person und der Staatsverwaltung, den jungen Monarchen, dessen schwachliche Person, wie man sich merken ließ, in solchen Händen nicht am Eifersten aufgehoben wäre, zu einem blinden Werkzeug ihres Willens zu machen und, wenn es auch durch Anbreitung der ganzen königlichen Familie geschehen sollte, ihrem eignen Geschlecht den Weg zu dem französischen Thron zu bahnen. Dies

einmal vorausgesetzt, war keine Entschleßung so kühn, kein Schritt gegen sie so strafbar, den nicht die Ehre selbst und die reinste Liebe zum Staat rechtfertigen konnte, ja gebot. „Was mich betrifft,“ schloß der Neben mit dem heftigsten Uebergang, „so schwöre ich, so betheure ich und nehme den Himmel zum Zeugen, daß ich weit entfernt bin, etwas gegen den Monarchen, gegen die Königin, seine Mutter, gegen die Prinzen seines Bluts weder zu denken, noch zu reden, noch zu thun; aber ich betheure und schwöre, daß ich bis zu meinem letzten Hauch gegen die Eingriffe dieser Ausländer vertheidigen werde die Majestät des Throns und die Freiheit des Vaterlandes.“

Eine Erklärung dieser Art konnte ihren Eindruck auf Männer nicht verfehlen, die, durch so viele Privatbeschwerden aufgebracht, von dem Schwindel der Zeit und einem blinden Religionsseifer hingerissen, der heftigsten Entschleßungen fähig waren. Alle wiederholten einstimmig diesen Eidschwur, den sie schriftlich aufsetzten und durch Handschlag und Umarmung besiegelten. Merkwürdig ist die Heiligkeit, welche sich zwischen dem Betragen dieser Verschworenen zu Nantes und dem Verfahren der Consüderierten in Brüssel entdecken läßt. Dort, wie hier, ist es der rechtmäßige Oberherr, den man gegen die Anmaßungen seines Ministers zu vertheidigen scheinen will, während daß man kein Bedenken trägt, eines seiner heiligsten Rechte, seine Freiheit in der Wahl seiner Diener, zu kränken; dort, wie hier, ist es der Staat, den man gegen Unterdrückung sicher zu stellen sich das Ansehen geben will, indem man ihn doch offenbar allen Schrecknissen eines Bürgerkriegs überläßt. Nachdem man über die zu nehmenden Maßregeln einig war und den 15. Mai 1560 zum Termin, die Stadt Blois zu dem Ort der Vollstreckung bestimmt hatte, schied man aus einander, jeder Edelmann nach seiner Provinz, um die nöthige Mannschaft in Bewegung zu setzen. Dies geschah mit dem besten Erfolge, und das Geheimniß des Entwurfs litt nichts durch die Menge Derer, die zur Vollstreckung nöthig waren. Der Soldat verbündete sich dem Capitain, ohne den Feind zu wissen, gegen den er zu fechten bestimmt war. Aus den entlegenern Provinzen fingen schon kleine Haufen an zu marschiren, welche immer mehr anschwellten, je näher sie ihrem Standorte kamen. Truppen häuften sich schon im Mittelpunkte des Reichs, während die Guisen zu Blois, wohin sie den König gebracht hatten, noch in sorgloser Sicherheit schlummernten. Ein dunkler Wink, der sie vor einem ihnen drohenden Anschlag warnte, zog sie endlich aus dieser Ruhe und vermochte sie, den Hof von Blois nach Amboise zu verlegen, welche Stadt, ihrer Citadelle wegen, gegen einen unvermutheten Ueberfall länger, wie man hoffte, zu behaupten war.

Dieser Duerstich konnte bloß eine kleine Abänderung in den Maßregeln der Verschworenen bewirken, aber im Wesentlichen ihres Entwurfs nichts verändern. Alles ging ungehindert seinen Gang, und nicht ihrer Wachsamkeit, nicht der Verrätherie eines Mitverschworenen, dem bloßen Zufall dankten die Guisen ihre Errettung. Renaudie selbst beging die Unvorsichtigkeit, einem Advocaten zu Paris, mit Namen Avenelles, seinem Freund, bei dem er wohnte, den ganzen Anschlag zu offenbaren, und das furchtsame Gewissen dieses Mannes verstellte ihm nicht, ein so gefährliches Geheimniß bei sich zu behalten. Er entdeckte es einem Geheimschreiber des Herzogs von Guise, der ihn in größter Eile nach Amboise schaffen ließ, um dort seine Aussage vor dem Herzog zu wiederholen. So groß die Sorglosigkeit der Minister gewesen, so groß war jetzt ihr Schrecken, ihr Mißtrauen, ihre Verwirrung. Was sie umgab, ward ihnen verdächtig.

Bis in die Löcher der Gefängnisse suchte man, um dem Complot auf den Grund zu kommen. Weil man nicht mit Unrecht voraussetzte, daß die Chatillons um den Anschlag wußten, so berief man sie unter einem schiedlichen Vorwand nach Amboise, in der Hoffnung, sie hier besser beobachten zu können. Als man ihnen in Absicht der gegenwärtigen Umstände ihr Gutachten abforderte, bedachte Coligny sich nicht, aufs Heftigste gegen die Minister zu reden und die Sache der Reformirten aufs Lebhafteste zu verfechten. Seine Vorstellungen, mit der gegenwärtigen Furcht verbunden, wirkten auch so viel auf die Mehrheit des Staatsraths, daß ein Edict abgefaßt wurde, welches die Reformirten, mit Ausnahme ihrer Prediger und Aller, die sich in gewalthätige Anschläge eingelassen, vor der Verfolgung in Sicherheit setzte. Aber dieses Nothmittel kam jetzt zu spät, und die Nachbarschaft von Amboise fing an, sich mit Verschworenen anzufüllen. Condé selbst erschien in starker Begleitung an diesem Ort, um die Auführer im entscheidenden Augenblick unterstützen zu können. Eine Anzahl derselben, hatte man ausgemacht, sollte sich ganz unbewaffnet und unter dem Vorgeben, eine Bittschrift überreichen zu wollen, an den Thoren von Amboise melden und, wosfern sie keinen Widerstand fänden, mit Hilfe ihrer überlegenen Menge von den Straßen und Wällen Besitz nehmen. Zur Sicherheit sollten sie von einigen Schwarzen unterstützt werden, die auf das erste Zeichen des Widerstandes herbeieilen und in Verbindung mit dem um die Stadt herum verbreiteten Fußvolke sich der Thore bemächtigen würden. Indem Dies von außen her vorginge, würden die in der Stadt selbst verborgenen, meistens im Gefolge des Prinzen versteckten Theilhaber der Verschwörung zu den Waffen greifen und sich unverzüglich der lothringischen Prinzen, lebendig oder todt, verschern. Der Prinz von Condé zeigte sich dann öffentlich als das Haupt der Partei und ergriff ohne Schwierigkeit das Steuer der Regierung.

Dieser ganze Operationsplan wurde dem Herzog von Guise verrätherischer Weise mitgetheilt, der sich dadurch in den Stand gesetzt sah, bestimmtere Maßregeln dagegen zu ergreifen. Er ließ schleunig Soldaten werben und schickte allen Statthaltern der Provinzen Befehl zu, jeden Haufen von Bewaffneten, der auf dem Wege nach Amboise begriffen sey, aufzuheben. Der ganze Adel der Nachbarschaft wurde aufgeboten, sich zum Schutz des Monarchen zu bewaffnen. Mitterst scheinbarer Aufträge wurden die Verdächtigsten entfernt, die Chatillons und der Prinz von Condé in Amboise selbst beschäftigt und von Kundschaftern umringt, die königliche Leibwache abgewechselt, die zum Angriff bezeichneten Thore vermauert. Außerhalb der Stadt streiften zahlreiche fliegende Corps, die verdächtigen Ankömmlinge zu zerstreuen oder niederzuwerfen, und der Galgen erwartete Jeden, den das Unglück traf, lebendig in ihre Hände zu gerathen.

Unter diesen nachtheiligen Umständen langte Renaudie vor Amboise an. Ein Haufe von Verschworenen folgte auf den andern, das Unglück ihrer vorangegangenen Brüder schreckte die Kommenden nicht ab. Der Auführer unterließ nichts, durch seine Gegenwart die Festenden zu ermuntern, die Zerstreuten zu sammeln, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Allein und nur von einem einzigen Mann begleitet, streifte er durch das Feld umher und wurde in diesem Zustand von einem Trupp königlicher Reiter nach dem tapfersten Widerstand erschossen. Seinen Leichnam schaffte man nach Amboise, wo er mit der Aufschrift „Haupt der Rebellen“ am Galgen aufgehängt wurde.

Ein Edict folgte unmittelbar auf diesen Vorfall, welches jedem seiner Mitschuldigen, der die Waffen sogleich

niederlegen würde, Amnestie zusicherte. Im Vertrauen auf dasselbe machten sich Viele schon auf den Rückweg, fanden aber bald Ursache, es zu bereuen. Ein letzter Versuch, den die Zurückgebliebenen gemacht hatten, sich der Stadt Amboise zu bemächtigen, der aber, wie die vorigen, vereitelt wurde, erschöpfte die Mäßigung der Guisen und brachte sie so weit, das königliche Wort zu widerrufen. Alle Provinzialstatthalter erhielten jetzt Befehl, sich auf die Zurückkehrenden zu werfen, und in Amboise selbst ergingen die fürchterlichsten Proceßuren gegen Leben, der den Vorbringern verächtlich war. Hier, wie im ganzen Königreiche, floß das Blut der Unglücklichen, die oft kaum das Verbrechen wußten, um dessentwillen sie den Tod erlitten. Ohne alle Gerichtsform warf man sie, Arme und Hüße gebunden, in die Voire, weil die Hände der Nachrichten nicht mehr zureichen wollten. Nur Wenige von hervorstechendem Range behielt man der Justiz vor, um durch ihre solenne Verurtheilung das vorhergegangene Blutbad zu beschönigen.

Indem die Verschwörung ein so unglückliches Ende nahm, und so viele unwissende Werkzeuge derselben der Rache der Guisen aufgeopfert wurden, spielte der Prinz von Condé, der Schuldigte von Allen und der unsichtbare Lenker des Ganzen, seine Rolle mit beispielloser Verstellungskunst und wagte es, dem Verdachte Trotz zu bieten, der ihn allgemein anklagte. Auf die Undurchdringlichkeit seines Geheimnisses sich stützend und überzeugt, daß die Tortur selbst seinen Anhängern nicht entreißen könnte, was sie nicht wußten, verlangte er Gehör bei dem Könige und drang darauf, sich förmlich und öffentlich rechtfertigen zu dürfen. Er that Dieses in Gegenwart des ganzen Hofes und der auswärtigen Gesanten, welche ausdrücklich dazu geladen waren, mit dem eckeln Unwillen eines unschuldig Angeklagten, mit der ganzen Heftigkeit und Würde, welche sonst nur das Bewußtseyn einer gerechten Sache einzuflößen pflegt.

„Sollte er,“ schloß er, „sollte Jemand verwegen genug seyn, mich als den Urheber der Verschwörung anzuflagen, zu behaupten, daß ich damit umgegangen, die Franzosen gegen die geheiligte Person ihres Königs aufzuwiegeln, so entage ich hiermit dem Vorrechte meines Ranges und bin bereit, ihm mit diesem Tegen zu beweisen, daß er lügt.“ „Und ich,“ nahm Franz von Guise das Wort, „ich werde es nimmermehr zugeben, daß ein so schwarzer Verdacht einen so großen Prinzen entehre. Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Kampfe zu secundiren.“ Und mit diesem Possenspiele ward eine der blutigsten Verschwörungen geendigt, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck und durch das große Schicksal, welches dabei an dem Spiele stand, als durch ihre Verborgtheit und die List, mit der sie geleitet wurde.

Noch lange nachher blieben die Meinungen über die wahren Triebfedern und den eigentlichen Zweck dieser Verschwörung getheilt; der Privatvortheil beider Parteien verleitete sie, den richtigen Gesichtspunkt zu verfehlen. Wenn die Reformirten in ihren öffentlichen Schriften ausbreiteten, daß einzig und allein der Verdruß über die unerträgliche Tyrannei der Guisen sie bewaffnet habe, und der Gedanke fern an ihnen gewesen sey, durch gewaltsame Mittel die Religionsfreiheit durchzusetzen, so wurde im Gegentheil die Verschwörung in den königlichen Briefen als gegen die Person des Monarchen selbst und gegen das ganze königliche Haus gerichtet vorgestellt, welche nichts Geringeres erzielt haben solle, als die Monarchie zugleich mit der katholischen Religion umzuwälzen und Frankreich in einen der Schweiz ähnlichen Republikbund zu verwandeln. Es scheint, daß der bessere Theil der Nation anders davon gerurtheilt, und nur die Verlogenheit der Guisen sich hinter diesen

Vorwand gestüllet habe, um dem allgemein gegen sie erwachenden Unwillen eine andere Richtung zu geben. Das Mitleid mit den Unglücklichen, die ihre Rachsucht so grausam dahingepflegt hatte, machte auch sogar eifrige Katholiken geneigt, die Schuld derselben zu vermindern, und die Protestanten kühn genug, ihren Antheil an dem Complot laut zu bekennen. Diese ungünstige Stimmung der Gemüther erinnerte die Minister nachdrücklicher, als offenbare Gewalt es nimmermehr gekonnt hätte, daß es Zeit sey, sich zu mäßigen; und so verschaffte selbst der Fehlschlag des Complots von Amboise den Calvinisten im Königreiche, auf eine Zeit lang wenigstens, eine gelinere Behandlung.

Um, wie man vorgab, den Samen der Unruhen zu ersticken und auf einem friedlichen Weg das Königreich zu beruhigen, versiel man darauf, mit den Vornehmsten des Reichs eine Verathschlagung anzustellen. Zu diesem Ende beriefen die Prinzen des Geblüts, den hohen Adel, die Ordensritter und die vornehmsten Magistratspersonen nach Fontainebleau, wo jene wichtigen Materien verhandelt werden sollten. Diese Versammlung erfüllte aber weder die Erwartung der Nation, noch die Wünsche der Guisen, weil das Mißtrauen der Bourbons ihnen nicht erlaubte, darauf zu erscheinen, und die übrigen Anführer der mißvergnügten Partei, die den Auf nicht wohl auschlagen konnten, den Krieg auf die Versammlung mitbrachten und durch ein zahlreiches, gewaffnetes Gefolge die Gegenpartei in Verlegenheit setzten. Aus den nachherigen Schritten der Minister möchte man den Argwohn der Prinzen für nicht so ganz ungegründet halten, welche diese ganze Versammlung nur als einen Staatsstreich der Guisen betrachteten, um die Häupter der Mißvergnügten ohne Blutvergießen in einer Schlinge zu fangen. Da die gute Verfassung ihrer Gegner diesen Anschlag vereitelte, so ging die Versammlung selbst in unnützen Formalitäten und leeren Gezänken verüber, und zuletzt wurden die streitigen Punkte bis zu einem allgemeinen Reichstag zurückgelegt, welcher mit Nächstem in der Stadt Orleans eröffnet werden sollte.

Jeder Theil, voll Mißtrauen gegen den andern, benutzte die Zwischenzeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen und an dem Untergang seiner Gegner zu arbeiten. Der Fehlschlag des Complots von Amboise hatte den Intriguen des Prinzen von Condé kein Ziel setzen können. In Dauphiné, Provence und andern Gegenden brachte er durch seine geheimen Unterhändler die Calvinisten in Bewegung und ließ seine Anhänger zu den Waffen greifen. Seinerseits ließ der Herzog von Guise die ihm verdächtigen Plätze mit Truppen besetzen, veränderte die Besatzungen der Festungen und sparte weder Geld noch Mühe, von jedem Schritt der Bourbons Wissenschaft zu erhalten. Mehrere ihrer Unterhändler wurden wirklich entdeckt und in Fesseln geworfen; verschiedene wichtige Papiere, welche über die Combinationen des Prinzen Licht gaben, geriethen in seine Hände. Dadurch gelang es ihm, den verderblichen Anschlägen auf die Spur zu kommen, welche Condé gegen ihn schmiedete und auf dem Reichstag zu Orleans Willens war zur Ausführung zu bringen. Eben dieser Reichstag beunruhigte die Bourbons nicht wenig, welche gleichviel dabei zu wagen schienen, sie mochten sich davon ausschließen oder auf demselben erscheinen. Weigerten sie sich, den wiederholten Mahnungen des Königs zu gehorchen, so hatten sie Alles für ihre Verfügungen; überließerten sie sich ihren Feinden, so hatten sie nicht minder für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten. Nach langen Verathschlagungen blieb es endlich bei dem Besten, und beide Bourbons entschlossen sich zu diesem unglücklichen Gang.

Unter traurigen Vorbedeutungen näherte sich dieser Reichstag, und statt des wechselseitigen Vertrauens, welches so nöthig war, Haupt und Glieder zu einem Zweck zu vereinigen und durch gegenseitige Nachgiebigkeit den Grund zu einer dauerhaften Versöhnung zu legen, erfüllten Argwohn und Erbitterung die Gemüther. Anstatt der erwarteten Gesinnungen des Friedens brachte jeder Theil ein unversöhnliches Herz und schwarze Anschläge in die Versammlung mit, und das Heiligthum der Sicherheit und Ruhe war zu einem blutigen Schauplatz des Verraths und der Rache erkoren. Furcht vor Nachstellungen, welche die Guisen unaufhörlich ihm vorspiegelten, vergiftete die Ruhe des Königs, der in der Blüthe seiner Jahre sichtbar dahinwelkte, von seinen nächsten Verwandten den Dolch gegen sich gezogen und, unter allen Vorzeichen des öffentlichen Elends, unter seinen Füßen das Grab sich schon öffnen sah. Melancholisch und Unglück weissagend war sein Einzug in die Stadt Orleans, und das dumpfe Getöse von Gewaffneten erstikte jeden Ausbruch der Freude. Die ganze Stadt wurde sogleich mit Soldaten angefüllt, welche jedes Thor, jede Straße besetzten. So ungewöhnliche Anstalten verbreiteten überall Unruhe und Angst und ließen einen finstern Anschlag im Hinterhalte befürchten.

Das Gerücht davon drang bis zu den Bourbons, noch ehe sie Orleans erreicht hatten, und machte sie eine Zeit lang unschlüssig, ob sie die Reise dahin fortsetzen sollten.

Aber hätten sie auch ihren Vorsatz geändert, so kam die Reue jetzt zu spät; denn ein Observationscorps des Königs, welches von allen Seiten sie umringte, hatte ihnen bereits jeden Rückweg abgeschnitten. So erschienen sie am 30. October 1560 zu Orleans, begleitet von dem Cardinal von Bourbon, ihrem Bruder, den ihnen der König mit den heiligsten Versicherungen seiner aufrichtigen Absichten entgegen gesandt hatte.

Der Empfang, den sie erhielten, widersprach diesen Versicherungen sehr. Schon von Weitem verkündigte ihnen die frostige Miene der Minister und die Verlegenheit der Hofleute ihren Fall. Finsterner Ernst malte sich auf dem Gesichte des Monarchen, als sie vor ihn traten, ihn zu begrüßen, welcher bald gegen den Prinzen in die heftigsten Anklagen ausbrach. Alle Verbrechen, deren man Letztern bezichtigte, wurden ihm der Reihe nach vorgeworfen, und der Befehl zu seiner Verhaftung ist ausgesprochen, ehe er Zeit hat, auf diese überraschenden Beschuldigungen zu antworten.

Ein so rascher Schritt durfte nicht bloß zur Hälfte gethan werden. Papiere, die wider den Gefangenen zeugten, waren schon in Bereitschaft, und alle Ansagen gesammelt, welche ihn zum Verbrecher machten; nichts fehlte, als die Form des Gerichts. Zu diesem Ende setzte man eine außerordentliche Commission nieder, welche aus dem Pariser Parlament gezogen war und den Cansler von Hospital an ihrer Spitze hatte. Vergebens hieß sich der Angeklagte auf das Vorrecht seiner Geburt, nach welcher er nur von dem Könige selbst, den Pairs und dem Parlamente bei voller Sitzung gerichtet werden konnte. Man zwang ihn, zu antworten, und gebrauchte dabei noch die Arglist, über einen Privatauftrag, der nur für seinen Advocat bestimmt, aber unglücklicherweise von des Prinzen Hand unterzeichnet war, als über eine förmliche gerichtliche Vertheidigung zu erkennen. Furchtlos blieben die Verwendungen seiner Freunde, seiner Familie; vergeblich der Fußfall seiner Gemahlin vor dem Könige, der in dem Prinzen nur den Räuber seiner Krone, seinen Mörder erblickte. Vergeblich erniedrigte sich der König von Navarra vor den Guisen selbst, die ihn mit Verachtung und Härte zurückwiesen.

Indem er für das Leben eines Bruders flehte, hing der Dolch der Verräther an einem dünnen Haare über seinem eigenen Haupte. In den eigenen Zimmern des Monarchen erwartete ihn eine Rote von Meuchelmördern, welche, der genommenen Abrede gemäß, über ihn herfallen sollten, sobald der König durch einen heftigen Rant mit denselben ihnen das Zeichen dazu gäbe. Das Zeichen kam nicht, und Anton von Navarra ging unbeschädigt aus dem Cabinet des Monarchen, der zwar unedel genug, einen Meuchelmord zu beschließen, doch zu verzagt war, denselben in seinem Weisem vollstrecken zu lassen.

Entschlossenener gingen die Guisen gegen Condé zu Werke, um so mehr, da die hinsinkende Gesundheit des Monarchen sie eilen hieß. Das Todesurtheil war gegen ihn gesprochen, die Sentenz von einem Theile der Richter schon unterzeichnet, als man den König auf Einmal rettungslos darnieder liegen sah. Dieser entscheidende Umstand machte die Gegner des Prinzen stutzig und erweckte den Muth seiner Freunde; bald erfuhr der Verurtheilte selbst die Wirkungen davon in seinem Gefängnis. Mit bewundernswürdigem Gleichmuth und unbewölter Heiterkeit des Geistes erwartete er hier, von der ganzen Welt abgesondert und von lauernden, feindseligen Wächtern umringt, den Anschlag seines Schicksals, als ihm unerwartet Vorschläge zu einem Vergleich mit den Guisen gethan wurden. „Kein Vergleich“, erwiderte er, „als mit der Legatspize.“ Der zur rechten Zeit einfallende Tod des Monarchen ersparte es ihm, dieses unglückliche Wort mit seinem Kopfe zu bezahlen.

Franz II. hatte den Thron in so zarter Jugend bestiegen, unter so wenig günstigen Umständen und bei so wankender Gesundheit besessen und so schnell wieder geräumt, daß man Anstand nehmen muß, ihn wegen der Unruhen anzuklagen, die seine kurze Regierung so stürmisch machten und sich auf seinen Nachfolger vererbten. Ein willenloses Organ der Königin, seiner Mutter, und der Guisen, seiner Cheime, zeigte er sich auf der politischen Bühne nur, um mechanisch die Rolle herzusagen, welche man ihm einlernen ließ, und zu viel war es wohl von seinen mittelmäßigen Gaben gefordert, das lügnerische Gewebe zu durchreißen, worin die Arglist der Guisen ihm die Wahrheit verhüllte. Nur ein einziges Mal schien es, als ob sein natürlicher Verstand und seine Gutmüthigkeit die betrügerischen Künste seiner Minister zu nichte machen wollte. Die allgemeine und heftige Erbitterung, welche bei dem Complot von Amboise sichtbar wurde, konnte, wie sehr auch die Guisen ihn hüteten, dem jungen Monarchen kein Geheimniß bleiben. Sein Herz sagte ihm, daß dieser Ausbruch des Unwillens nimmermehr ihm selbst gelten konnte, der noch zu wenig gehandelt hatte, um Jemandes Zorn zu verdienen. „Was hab' ich denn gegen mein Volk verbrochen“, fragte er seine Cheime voll Erstaunen, „daß es so sehr gegen mich wüthet? Ich will seine Beschwerden vernehmen und ihm Recht verschaffen.“ — „Wir dünkt“, fuhr er fort, „es liegt am Tage, daß ihr dabei gemeint seyd. Es wäre mir wirklich lieb, ihr entferntet euch eine Zeit lang aus meiner Gegenwart, damit es sich aufkläre, wem von uns Weiden es eigentlich gilt.“ Aber zu einer solchen Probe beugten die Guisen keine Lust, und es blieb bei dieser flüchtigen Regung.

Franz II. war ohne Nachkommenschaft gestorben, und das Scepter kam an den zweiten von Heinrichs Söhnen, einen Prinzen von nicht mehr als zehn Jahren, jenen unglücklichen Jüngling, dessen Namen das Blutbad der Bartholomäusnacht einer schrecklichen Unsterblichkeit weihet. Unter unglücksvollen Zeichen begann diese finstere Regierung. Ein naher Verwandter des Monarchen

an der Schwelle des Blutgerüßtes, ein anderer aus den Händen der Mordhemmer nur eben durch einen Zufall entronnen; beide Hälften der Nation gegen einander in Aufruhr begriffen, und ein Theil derselben schon die Hand am Schwert; die Fackel des Fanatismus geschwungen; von ferne schon das hohle Donnern eines bürgerlichen Kriegs; der ganze Staat auf dem Wege zu seiner Zertrümmerung; Verrätherel im Innern des Hofes, im Innern der königlichen Familie Zwiespalt und Argwohn. Im Charakter der Nation eine widersprechende schreckliche Mischung von blindem Aberglauben, von lächerlicher Mystik und von Freigeisterei, von Rohigkeit der Gefühle und verfeinerter Sinnlichkeit; hier die Köpfe durch eine fanatische Mönchsreligion verfinstert, dort durch einen noch schlimmern Unglauben der Charakter verwildert; beide Extreme des Wahnsinns in fürchterlichem Bunde gepaart. Unter den Großen selbst mordgewohnte Hände, truggewohnte Lippen, naturwidrige empörende Laster, die bald genug alle Classen des Volks mit ihrem Gifte durchdringen werden. Auf dem Throne ein Unmündiger, in machiavellischen Künsten aufgezogen, heranwachsend unter bürgerlichen Stürmen, durch Fanatiker und Schmeichler erzogen, unterrichtet im Vetrage, unbekannt mit dem Gehorsam eines glücklichen Volks, ungeübt im Verzeihen, nur durch das schreckliche Recht des Strafers seines Herrscheramtes sich bewußt, durch Krieg und Henservertraut gemacht mit dem Blut seiner Unterthanen! — Von den Tragfahnen eines offenbaren Krieges führt der unglücksvolle Staat in die schreckliche Schlinge einer verbergen lauernden Verschwörung; von der Anarchie einer vormundschaftlichen Regierung befreit ihn nur eine kurze fürchterliche Ruhe, während welcher der Mordhemmer seine Tölpel schleift. Frankreichs traurigster Zeitraum beginnt mit der Thronbesteigung Karls IX., um über ein Menschenalter lang zu dauern und nicht eher als in der glorreichen Regierung Heinrichs von Navarra zu endigen.

Der Tod ihres Erstgeborenen und Karls IX. jartes Alter führten die Königin Mutter, Katharina von Medicis, auf den politischen Schandtag, eine neue Staatskunst und neue Scenen des Elends mit ihr. Diese Fürstin, geizig nach Herrschaft, zur Intrigue gebernen, ausgeleert im Vetrug, Meisterin in allen Künsten der Verstellung, hatte mit Ungerath die Fesseln ertragen, welche der Alles verdrängende Despotismus der Guisen ihrer herrschenden Leidenschaft anlegte. Unterwürfig und einschmeichelnd gegen sie, solange sie des Widerstandes der Königin wider Montmorency und die Feinden von Bourbon bedurften, vernachlässigten sie dieselbe, sobald sie sich nur in ihrer würdevollen Würde befähigt sahen. Durch Fremdlinge sich aus dem Vertrauen ihres Sohnes verdrängt und die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne sie verhandelt zu sehen, war eine zu empfindliche Kränkung ihrer Herrschbegierde, um mit Gelassenheit ertragen zu werden. Wichtig zu seyn, war ihre herrschende Neigung; ihre Glückseligkeit, jeder Partei nothwendig sich zu wissen. Nichts gab es, was sie nicht dieser Neigung aufopferte; aber alle ihre Thätigkeit war auf das Feld der Intrigue eingeschränkt, wo sie ihre Talente glänzend entwickeln konnte. Die Intrigue allein war ihr wichtig, gleichgültig die Menschen. Als Regentin des Reichs und Mutter von drei Königen mit der höchsten Pflicht beladen, die angefochtene Autorität ihres Hauses gegen wüthende Parteien zu behaupten, hatte sie dem Trog der Großen nur Verschlagenheit, der Gewalt nur List entgegen zu setzen. In der Mitte zwischen den streitenden Factionen der Guisen und der Bringen von Bourbon beobachtete sie lange Zeit eine unsichere Staatskunst, unfähig nach einem festen und unwiderrüßlichen Plane zu handeln. Heute, wenn der Verdruss über die Guisen

ihr Gemüth beherrschte, der reformirten Partei hingegeben, erröthete sie morgen nicht, wenn ihr Vortheil es beischte, sich eben diesen Guisen, die ihrer Neigung zu schmeicheln gewußt hatten, zu einem Werkzeug dazu zu borgen. Dann stand sie keinen Augenblick an, alle Geheimnisse preiszugeben, die ein unvorsichtiges Vertrauen bei ihr niedergelegt hatte. Nur ein einziges Laster beherrschte sie, aber welches die Mutter ist von allen: zwischen Böse und Gut keinen Unterschied zu kennen. Die Zeitumstände spielten mit ihrer Moralität, und der Augenblick fand sie gleich geneigt zur Unmenschlichkeit und zur Milde, zur Demuth und zum Stolz, zur Wahrheit und zur Lüge. Unter der Herrschaft ihres Eigennuzes stand jede andere Leidenschaft, und selbst die Rachsucht, wenn das Interesse es forderte, mußte schweigen. Ein fürchterlicher Charakter, nicht weniger empörend, als jene verrufenen Schensale der Geschichte, welche ein plumper Vinsel ins Ungeheuer malt.

Aber, indem ihr alle sittliche Tugenden fehlten, vereinigte sie alle Talente ihres Standes, alle Tugenden der Verhältnisse, alle Vorzüge des Geistes, welche sich mit einem solchen Charakter vertragen; aber sie entweibte alle, indem sie sie zu Werkzeugen dieses Charakters erniedrigte. Majestät und königlicher Anstand sprach aus ihr; glänzend und geschmackvoll war Alles, was sie anerkannte, hingerissen jeder Blick, der nur nicht in ihre Seele fiel, Alles, was sich ihr nahte, von der Anmuth ihres Umgangs, von dem geistreichen Inhalt ihres Gesprächs, von ihrer zuvorkommenden Güte bezaubert. Wie war der französische Hof so glauwoll gewesen, als seitdem Katharina Königin dieses Heiles war. Alle verfeinerte Sitten Italiens verpflanzte sie auf französischen Boden, und ein fröhlicher Leidensinn herrschte an ihrem Hofe, selbst unter den Schrecknissen des Fanatismus und mitten im Jammer des bürgerlichen Kriegs. Jede Kunst fand Aufnahme bei ihr, jedes andere Verdienst, als um die gute Sache, Bewunderung. Aber im Gefolge der Wohlthaten, die sie ihrem neuen Vaterlande brachte, verbargen sich gefährliche Güte, welche die Sitten der Nation anstießen und in den Köpfen einen unglücklichen Schwinkel erregten. Die Jugend des Hofes, durch sie von dem Zwange der alten Sitte befreit und zur Ungebundenheit eingeweiht, überließ sich bald ohne Rückhalt ihrem Gange zum Vergnügen; mit dem Ruge der Ahen lernte man nur zu bald ihre Schamhaftigkeit und Tugend ablegen. Vetrug und Falschheit verdrängten aus dem gesellschaftlichen Umgang die erste Wahrheit der Hützeiten, und das kostbarste Palladium des Staats, Treu und Glauben, verlor sich, wie aus dem Innern der Familien, so aus dem öffentlichen Leben. Durch den Geschmack an astrologischen Träumereien, welchen sie mit sich aus ihrem Vaterlande brachte, führte sie dem Aberglauben eine mächtige Verstärkung zu; diese Thorheit des Hofes stieg schnell zu den untersten Classen herab, um zuletzt ein verderbliches Instrument in der Hand des Fanatismus zu werden. Aber das traurigste Geschenk, das sie Frankreich machte, waren drei Könige, ihre Söhne, die sie in ihrem Geiste erzog und mit ihren Grundsätzen auf den Thron setzte.

Die Gesetze der Natur und des Staats riefen die Königin Katharina, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, zur Regentschaft; aber die Umstände, unter welchen sie davon Besitz nehmen sollte, schlugen ihren Muth sehr darnieder. Die Stände waren in Orleans versammelt, der Geist der Unabhängigkeit erwacht, und zwei mächtige Parteien gegen einander zum Kampfe gerüstet. Nach Herrschaft strebten die Häupter beider Factionen; keine königliche Gewalt war da, um dazwischen zu treten und ihren Ehrgeiz zu beschränken; und die

Anordnung der vormundschaftlichen Regierung, die jenen Mangel ersetzen sollte, konnte nur das Werk ihrer beiderseitigen Uebereinkimmung werden. Der König war noch nicht todt, als sich Katharina von beiden Theilen heftig angegangen und zu den entgegengesetztesten Maßregeln aufgefordert sah. Die Guisen und ihr Anhang, pochen auf die Hilfe der Stände, deren größter Theil von ihnen gewonnen war, gestützt auf den Widerstand der ganzen katholischen Partei, lagen ihr dringend an, die Sentenz gegen den Prinzen von Condé vollstrecken zu lassen und mit diesem einzigen Streiche das Bourbon'sche Haus zu zerschmettern, dessen furchtbares Aufstreben ihr eigenes bedrohte. Auf der andern Seite bestürmte sie Anton von Navarra, die ihr zufallende Macht zur Rettung seines Bruders anzuwenden und sich dadurch der Unterwürfigkeit seiner ganzen Partei zu versichern. Keinem von beiden Theilen fiel es ein, die Ansprüche der Königin auf die Regentschaft anzufechten. Das nachtheilige Verhältniß, in welchem der Tod des Königs die Prinzen von Bourbon überraschte, mochte sie abschrecken, für sich selbst, wie sie sonst wohl gethan hätten, nach diesem Ziele zu streben; beschwugen verhielten sie sich lieber stumm, um nicht durch die Zweifel, die sie gegen die Rechte Katharinens erregt haben würden, dem Ehrgeiz der Guisen eine Ermutigung zu geben. Auch die Guisen wollten durch ihren Widerspruch nicht gern Gefahr laufen, der Nation die nähern Rechte der Bourbons in Erinnerung zu bringen. Durch schweigende Anerkennung der Rechte Katharinens schlossen beide Parteien einander gegenseitig von der Competenz aus, und jede hoffte, unter dem Namen der Königin ihre ehrgeizigen Absichten leichter erreichen zu können.

Katharina, durch die weisen Rathschläge des Kanzlers von Hospital geleitet, erwählte den staatsklugen Ausweg, sich keiner von den beiden Parteien zum Werkzeug gegen die andere herzugeben und durch ein wohlgewähltes Mittel zwischen beiden den Meißer über sie zu spielen. Indem sie den Prinzen von Condé der ungestümen Nachsucht seiner Gegner entriß, machte sie diesen wichtigen Dienst bei dem König von Navarra geltend und versicherte die lothringischen Prinzen ihres mächtigsten Beistandes, wenn sich die Bourbons unter der neuen Regierung an die Mißhandlungen, welche sie unter der vorigen erlitten, thätlich erinnern sollten. Mit Hilfe dieser Staatskunst sah sie sich, unmittelbar nach dem Absterben des Monarchen, ohne Jemand's Widerspruch und selbst ohne Zuthun der in Orleans versammelten Stände, die unthätig dieser wichtigen Begebenheit zusahen, im Besitz der Regentschaft, und der erste Gebrauch, den sie davon machte, war, durch Emporhebung der Bourbons das Gleichgewicht zwischen beiden Parteien wieder herzustellen. Condé verließ unter ehrenvollen Bedingungen sein Gefängniß, um auf den Gütern seines Bruders die Zeit seiner Rechtfertigung abzuwarten; dem König von Navarra wurde mit dem Posten eines Generalleutenants des Königreichs ein wichtiger Zweig der höchsten Gewalt übergeben. Die Guisen retteten wenigstens ihre künftigen Hoffnungen, indem sie sich bei Hofe behaupteten, und konnten der Königin wider den Ehrgeiz der Bourbons zu einer mächtigen Stütze dienen.

Ein Schein von Ruhe kehrte jetzt zwar zurück; aber viel fehlte noch, ein aufrichtiges Vertrauen zwischen so sehr verwundeten Gemüthern zu begründen. Um Dies zu bewerkstelligen, warf man die Augen auf den Connetable von Montmorency, den der Despotismus der Guisen unter der vorigen Regierung entfernt gehalten hatte, und die Thronveränderung jetzt auf seinen alten Schauplatz zurückführte. Voll reblischen Eifers für das Beste des Vaterlandes, seinem König treu wie seinem Glauben,

war Montmorency just der Mann, der zwischen die Regentin und ihren Minister in die Mitte treten, ihre Ausöhnung verbürgen und die Privatwede Weider dem Besten des Staats unterwerfen konnte. Die Stadt Orleans, von Soldaten angefüllt, wodurch die Guisen ihre Gegner geschreckt und den Reichstag beherrscht hatten, zeigte überall noch Spuren des Krieges, als der Connetable davor anlangte und sogleich die Wache an den Thoren verabschiedete. „Mein Herr und König,“ sagte er, „wird fortan in voller Sicherheit und ohne Leibwache in seinem ganzen Königreich hin- und herwandeln.“ — „Fürchten Sie nichts, Eire!“ redete er den jungen Monarchen an, ein Knie vor ihm beugend und seine Hand küßend, aufbleibend, bis Thränen fallen ließ. „Lassen Sie sich von den gegenwärtigen Unruhen nicht in Schrecken setzen. Mein Leben geb' ich hin, und alle Ihre guten Unterthanen mit mir, Ihnen die Krone zu erhalten.“ — Auch hielt er in so fern unverzüglich Wort, daß er die künftige Reichsverwaltung auf einen gesetzmäßigen Fuß setzte und die Kränzen der Gewalt zwischen der Königin Mutter und dem König von Navarra bestimmen half. Der Reichstag von Orleans, in keiner andern Absicht zusammen berufen, als um die Prinzen von Bourbon in die Halle zu locken, und müßig, sobald jene Absicht vereitelt war, wurde jetzt nach dem theatralischen Gepräng einiger unnützen Berathschlagungen aufgehoben, um sich im Mai desselben Jahres aufs Neue zu versammeln. Gerechtfertigt und im vollen Glanze seines vorigen Ansehens erschien der Prinz von Condé wieder am Hof, um über seine Feinde zu triumphiren. Seine Partei erhielt an dem Connetable eine mächtige Verstärkung. Jede Gelegenheit wurde nunmehr hervorgehoben, um die alten Minister zu kränken, und Alles schien sich zu ihrem Untergang vereinigen zu wollen. Ja, wenig fehlte, daß die nun herrschende Partei die Regentin nicht in die Nothwendigkeit gesetzt hätte, zwischen Vertreibung der Lothringer und dem Verlust ihrer Regentschaft zu wählen.

Die Staatsklugheit der Königin hielt in diesem Sturme zwar die Guisen noch aufrecht, weil für sie selbst, für die Monarchie, vielleicht auch für die Religion Alles zu fürchten war, sobald sie jene durch die Bourbon'sche Action unterdrücken ließ. Aber eine so schwache und wandelbare Stütze konnte die Guisen nicht beruhigen, und noch weniger konnte die untergeordnete Rolle, mit welcher sie verlich nehmen mußten, ihre Ehrsucht befriedigen. Auch hatten sie es nicht an Thätigkeit fehlen lassen, die Protection der Königin sich künftig entbehrlich zu machen, und der vorzeitige Triumph ihrer Gegner mußte ihnen selbst dazu helfen, ihre Partei zu verstärken. Der Haß ihrer Feinde, nicht zuirren, sie vom Ruder der Regierung verdrängt zu haben, streckte nun auch die Hand nach ihren Reichthümern aus und forderte Rechenschaft von den Geschenken und Gnadengeldern, welche die lothringischen Prinzen und ihre Anhänger unter den vorhergehenden Regierungen zu erpressen gewußt hatten. Durch diese Forderung war außer den Guisen noch die Herzogin von Valentinois, der Marschall von St. André, ein Günstling Heinrichs II., und zum Unglück der Connetable selbst anaegriffen, welcher sich die Freigebigkeit Heinrichs aufs Beste zu Nuge gemacht hatte und noch außerdem durch seinen Sohn mit dem Hause der Herzogin in Verwandtschaft stand. Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habguth das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency besaßte, und wodurch er den hinterlistigen Intriguen der Guisen eine Wölfe gab. Die Guisen, mit dem Marschall und der Herzogin durch gemeinschaftliches Interesse verknüpft, benutzten diesen Umstand, um den Connetable zu ihrer Partei zu ziehen, und es gelang ihnen nach Wunsch, indem sie doppelte Triebfedern des Eigiz und des

Religionsseifers bei ihm in Bewegung setzten. Mit arglistiger Kunst schilderten sie ihm den Angriff der Calvinisten auf ihre Besitzungen als einen Schritt ab, der zum Untergang des katholischen Glaubens abziele, und der bethörte Greis ging um so leichter in diese Schlinge, je mehr ihm die Begünstigungen schon mißfallen hatten, welche die Regentin seit einiger Zeit den Calvinisten öffentlich angedeihen ließ. Zu diesem Betragen der Königin, welches so wenig mit ihrer übrigen Denkungsart übereinstimmte, hatten die Guisen selbst durch ihr verdächtiges Einverständnis mit Philipp II., König von Spanien, die Veranlassung gegeben. Dieser furchtbare Nachbar Frankreichs, dessen unerfüllliche Herrschsucht und Vergrößerungsbegierde fremde Staaten mit lüsterem Auge verschlang, indem er seine eigenen Besitzungen nicht zu behaupten wußte, hatte auf die inneren Angelegenheiten dieses Reichs schon längst seine Blicke geheftet, mit Wohlgefallen den Stürmen zugeesehen, die es erschütterten, und durch die erkannten Werkzeuge seiner Absichten den Haß der Factionen voll Arglist unterhalten. Unter dem Titel eines Beschützers despotisirte er Frankreich. Ein spanischer Ambassadeur schrieb in den Mauern von Paris den Katholiken das Betragen vor, welches sie in Absicht ihrer Gegner zu beobachten hätten, verwarf oder billigte ihre Maßregeln, je nachdem sie mit dem Vortheile seines Herrn übereinstimmten, und spielte öffentlich und ohne Scheu den Verräther. Die Prinzen von Vohringen hielten sich aufs Engste an denselben angeschlossen, und keine wichtige Entscheidung wurde von ihnen gefaßt, an welcher der spanische Hof nicht Theil genommen hätte. Sobald die Verbindung der Guisen und des Marshalls von St. André mit Montmorency, welche unter dem Namen des Triumvirats bekannt ist, zu Stande gekommen war, so erkannten sie, wie man ihnen Schuld gibt, den König von Spanien als ihr Oberhaupt, der sie im Nothfall mit einer Armee unterstützen sollte. So erhob sich aus dem Zusammenflusse zweier sonst streitenden Factionen eine neue furchtbare Macht in dem Königreich, die von dem ganzen katholischen Theil der Nation unterstützt, das Gleichgewicht in Gefahr setzte, welches zwischen beiden Religionsparteien hervorbrachten Katharina so bemüht gewesen war. Sie nahm daher auch jetzt zu ihrem gewöhnlichen Mittel, zu Unterhandlungen, ihre Zuflucht, um die getrennten Gemüther wenigstens in der Abhängigkeit von ihr selbst zu erhalten. Zu allen Streitigkeiten der Parteien mußte die Religion gewöhnlich den Namen geben, weil diese allem es war, was die Katholiken des Königreichs an die Guisen und die Reformirten an die Bourbons fesselte. Die Ueberlegenheit, welche das Triumvirat zu erlangen schien, bedrohte den reformirten Theil mit einer neuen Unterdrückung, die Widersegligkeit des Letztern das ganze Königreich mit einem innerlichen Kriege, und einzelne kleine Geschie zwischen beiden Religionsparteien, einzelne Empörungen in der Hauptstadt, wie in mehreren Provinzen, waren schon Vorläufer desselben. Katharina that Alles, um die ausbrechende Klamme zu ersüßen und es gelang endlich ihren fortgesetzten Bemühungen, ein Obdient zu Stande zu bringen, welches die Reformirten war von der Hand befreite, ihre Lieberzeugungen mit dem Tode in blühen, aber ihnen nichts desto weniger jede Ausübung ihres Gottesdienstes und besonders die Versammlungen untersagte, um welche sie so dringend gebeten hatten. Dadurch ward freilich für die reformirte Partei nur sehr wenig gewonnen, aber doch fürs Erste der gefährliche Ausbruch ihrer Verzweiflung gehemmt, und zwischen den Häuptern der Parteien am Hofe eine schwebende Versöhnung vorbereitet, welche freilich bewies, wie wenig das Schicksal ihrer Glaubensgenossen, welches sie doch beständig im Munde führten, den Anführern der Hugonotten wirklich zu

Herzen ging. Die meiste Mühe kostete die Ausgleichung, welche zwischen dem Prinzen von Condé und dem Herzog von Guise unternommen ward, und der König selbst wurde angewiesen, sich ins Mittel zu schlagen. Nachdem man zuvor über Worte, Gebärden und Handlungen übereingekommen war, wurde die Komödie im Vorgeseyn des Königs eröffnet. „Erzählt uns,“ sagte dieser zum Herzog von Guise, „wie es in Orleans eigentlich zugegangen ist?“ Und nun machte der Herzog von dem damaligen Verfahren gegen den Prinzen eine solche künstliche Schilderung, welche ihn selbst von jedem Antheil daran reinigte und alle Schuld auf den verstorbenen König wälzte. — „Wer es auch sey, der mir diese Beschimpfung zuzugibt,“ antwortete Condé, gegen den Herzog gewendet, „so erkläre ich ihn für einen Brecher und einen Niederträchtigen.“ — „Ich auch,“ erwiderte der Herzog, „aber mich trifft Das nicht.“

Die Regentschaft der Königin Katharina war die Periode der Unterhandlungen. Was diese nicht ausgerichtet, sollte der Reichstag zu Pontoise und das Colloquium zu Poissy zu Stande bringen, beide in der Absicht gehalten, um sowohl die politischen Beschwerden der Nation beizulegen, als eine wechselseitige Annäherung der Religionen zu versuchen. Der Reichstag zu Pontoise war nur die Fortsetzung dessen, der zu Orleans ohne Wirkung gewesen und auf den Mai dieses Jahres 1561 ausgesetzt worden war. Auch dieser Reichstag ist bloß durch einen heftigen Angriff der Stände auf die Geistlichkeit merkwürdig, welche sich zu einem freiwilligen Geschenke (Don gratuit) entschloß, um nicht zwei Drittheile ihrer Güter zu verlieren.

Das gütliche Religionsgespräch, welches zu Poissy, einem kleinen Städtchen unweit St. Germain, zwischen den Lehrern der drei Kirchen gehalten wurde, erregte eben so vergebliche Erwartungen. In Frankreich sowohl als in Deutschland hatte man schon längst, um die Spaltungen in der Kirche beizulegen, ein allgemeines Concilium gefordert, welches sich mit Abstellung der Mißbräuche, mit der Sittenverbesserung des Klerus und mit Befestigung der bestrittenen Dogmen beschäftigen sollte. Diese Kirchenversammlung war auch wirklich im Jahre 1512 nach Trient zusammenberufen und mehrere Jahre fortgesetzt, aber, ohne die Hoffnungen, welche man von ihr geschöpft hatte, zu erfüllen, durch die Kriegsunruhen in Deutschland im Jahre 1552 auseinander geschwendt worden. Seit dieser Zeit war kein Papst mehr zu bewegen gewesen, sie, dem allgemeinen Wunsch gemäß, zu erneuern, bis endlich das Uebermaß des Gneues, welches die fortdauernden Irrungen in der Religion auf die Völker Europas häuften, Frankreich besonders vermochte, nachdrücklich darauf zu dringen und Wiederherstellung desselben dem Papst Pius IV. durch Drohungen abzunöthigen. Die Zögerungen des Papstes hatten indeffen dem französischen Ministerium den Gedanken eingegeben, durch eine gütliche Bereinigung zwischen den Lehrern der drei Religionen über die bestrittenen Punkte die Gemüther einander näher zu bringen und in Widerlegung der fegerischen Behauptungen die Kraft der Wahrheit zu zeigen. Eine Hauptabsicht dabei war, die große Verschiedenheit bei dieser Gelegenheit an den Tag zu bringen, welche zwischen dem Lutherthum und Calvinismus obwaltete, und dadurch den Anhängern des Letztern den Schutz der deutschen Lutheraner zu entreißen, durch den sie so furchtbar waren. Diesem Beweggrunde schreibt man es vorzüglich zu, daß sich der Cardinal von Vohringen mit dem größten Nachdruck des Colloquiums annahm, bei welchem er zugleich durch seine theologische Wissenschaft und seine Beredsamkeit schimmern wollte. Um den Triumph der wahren Kirche über die falsche desto

glänzender zu machen, sollten die Sitzungen öffentlich vor sich gehen. Die Regentin erschien selbst mit ihrem Sohne, mit den Prinzen des Geblüts, den Staatsministern und allen großen Bedienten der Krone, um die Sitzung zu eröffnen. Fünf Cardinäle, vierzig Bischöfe, mehrere Doctoren, unter welchen Claude D. Espenfa durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn hervorragte, stellten sich für die römische Kirche; zwölf auserlesene Theologen führten das Wort für die protestantische. Der ausgezeichnetste unter diesen war Theodor Beza, Prediger aus Genf, ein eben so feiner als feuriger Kopf, ein mächtiger Redner, furchtbarer Dialektiker und der geschickteste Kämpfer in diesem Streite.

Aufgefordert, die Lehrsätze seiner Partei zuerst vorzutragen, erhob sich Beza in der Mitte des Saals, kniete hier nieder und sprach mit aufgehobenen Händen ein Gebet. Auf dieses ließ er sein Glaubensbekenntnis folgen, mit allen Gründen unterstützt, welche die Kürze der Zeit ihm erlaubte, und enbigte mit einem rührenden Blick auf die strenge Begegnung, welche man seinen Glaubensbrüdern bis jetzt in dem Königreich widerfahren ließ. Schweigend hörte man ihm zu; nur als er auf die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl zu reden kam, entstand ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. Nachdem Beza geneigt, fragte man bei einander erst herum, ob man ihn einer Antwort würdigen sollte, und es kostete dem Cardinal von Lothringen nicht wenig Mühe, die Einwilligung der Bischöfe dazu zu erlangen. Endlich trat er auf und widerlegte in einer Rede voll Kunst und Veredelsamkeit die wichtigsten Lehrsätze seines Gegners, diejenigen besonders, wodurch die Autorität der Kirche und die katholische Lehre vom Abendmahl angegriffen war. Man hatte es schon bereut, den jungen König zum Zeugen einer Unterredung gemacht zu haben, wobei die heiligsten Artikel der Kirche mit so viel Freiheit behandelt wurden. Sobald daher der Cardinal seinen Vortrag beendet hatte, standen alle Bischöfe auf, umringten den König und riefen: „Sire, Das ist der wahre Glaube! Das ist die reine Lehre der Kirche! Diese sind wir bereit, mit unserm Blute zu versiegeln.“

In den darauf folgenden Sitzungen, von denen man aber rathsam gefunden den König wegzulassen, wurden die übrigen Streitpunkte der Reihe nach vorgenommen, und die Artikel vom Abendmahl besonders in Erwägung gebracht, um dem Genüßlichen Prediger seine eigentliche und positive Meinung davon zu entreißen. Da das Dogma der Lutheraner über diesen Punkt sich von dem der Reformirten bekanntlich noch weiter als von der Lehmeinung der katholischen Kirche entfernte, so hoffte man, jene beiden Kirchen dadurch mit einander in Streit zu bringen. Aber nun wurde aus einem ernsthaften Gespräche, welches Ueberzeugung zum Zweck haben sollte, ein spitzfindiges Wortgefecht, wobei man sich mehr der Schlingen und der Rechterkünste, als der Waffen der Vernunft bediente. Ein engerer Anschluß von fünf Doctoren auf jeder Seite, dem man zuletzt die Wollenbung der ganzen Streitigkeit übergab, ließ sie eben so unentschieden, und jeder Theil erklärte sich, als man aus einander ging, für den Sieger.

So erfüllte also auch dieses Colloquium in Frankreich die Erwartung nicht besser, als ein ähnliches in Deutschland, und man kam wieder zu den alten politischen Intriguen zurück, welche sich bisher immer am Wirksamsten bewiesen. Besonders zeigte sich der römische Hof durch seine Legaten sehr geschäftig, die Macht des Triumvirats zu erheben, als auf welchem das Heil der katholischen Kirche zu beruhen schien. Zu diesem Ende suchte man den König von Navarra für dasselbe zu gewinnen und der reformirten Partei ungetreu zu machen;

ein Entwurf, der auf den unständigen Charakter dieses Prinzen sehr gut berechnet war. Anton von Navarra, merkwürdiger durch seinen großen Sohn Heinrich IV. als durch eigene Thaten, verkündigte durch nichts als durch seine Galanterien und seine kriegerische Tapferkeit den Vater Heinrichs IV. Ungewiß, ohne Selbstständigkeit, wie sein kleiner Erbsithron zwischen zwei furchtbaren Nachbarn erzitterte, schwankte seine verzagte Politik von einer Partei zur andern, sein Glaube von einer Kirche zur andern, sein Charakter zwischen Laster und Tugend umher. Sein ganzes Leben lang das Spiel fremder Leidenschaften, verfolgte er mit stets betrogenen Hoffnung ein lügnerrisches Phantom, welches ihm die Arglist seiner Nebenbuhler vorzuhalten wußte. Spanien, durch päpstliche Ränke unterstützt, hatte dem Hause Navarra einen beträchtlichen Theil dieses Königreichs entrisen, und Philipp II., nicht dazu gemacht, eine Ungerechtigkeit, die ihm Nutzen brachte, wieder gut zu machen, fuhr fort, diesen Raub seiner Ahnen dem rechtmäßigen Erben zurückzuhalten. Einem so mächtigen Feinde hatte Anton von Navarra nichts als die Waffen der Unmacht entgegen zu setzen. Bald schmeichelte er sich, der Willigkeit und Großmuth seines Gegners durch Geschmeideigkeit abzugewinnen, was er von der Furcht desselben zu ertragen ausgab; bald, wenn diese Hoffnung ihn betrog, nahm er zu Frankreich seine Zuflucht und hoffte, mit Hilfe dieser Macht in den Besitz seines Eigenthums wieder eingesetzt zu werden. Von beiden Erwartungen getäuscht, widmete er sich im Unmuth seines Herzens der protestantischen Sache, die er kein Versehen trug zu verlassen, sobald nur ein Strahl von Hoffnung ihm leuchtete, daß derselbe Zweck durch ihre Gegner zu erreichen sey. Elasse seiner eigennützigen, furchtsamen Staatskunst, in seinen Entschlüssen, wie in seinen Hoffnungen wandelbar, gehörte er nie ganz der Partei, deren Namen er führte, und erkaufte sich, mit seinem Blute selbst, den Dank keiner einzigen, weil er es für keine verspragte.

Auf diesen Fürsten richteten jetzt die Guisen ihr Augenmerk, um durch seinen Beitritt die Macht des Triumvirats zu verstärken; aber das Versprechen einer Zurückgabe von Navarra war bereits zu verbraucht, um bei dem oft getäuschten Fürsten noch einigen Eindruck machen zu können. Sie nahmen deshalb ihre Zuflucht zu einer neuen Erfindung, welche, obgleich nicht weniger grundlos, als die vorigen, die Absicht ihrer Urheber auf Vollkommenste erfüllte. Nachdem es ihnen fehlgeschlagen war, den mißtrauischen Prinzen durch das Anerbieten einer Vermählung mit der vermittelten Königin Maria Stuart und der daran hastenden Aussicht auf die Königreiche Schottland und England zu blenden, mußte ihm Philipp II. von Spanien zum Ersatz für das entrisene Navarra die Insel Sardinien anbieten. Zugleich unterließ man nicht, um sein Verlangen darnach zu reizen, die prächtigsten Schilderungen von den Vorzügen dieses Königreichs auszubreiten. Man zeigte ihm die nicht sehr entfernten Aussichten auf den französischen Thron, wenn der regierende Stamm in den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. erlöschen sollte; eine Aussicht, die er sich durch sein längeres Verharren auf protestantischer Seite unansäglich verschließen würde. Endlich reizte man seine Eitelkeit durch die Betrachtung, daß er durch Aufopferung so großer Vortheile nicht einmal gewinne, die erste Rolle bei einer Partei zu spielen, die der Geist des Prinzen von Condé unumführbar leite. So nachdrücklichen Vorstellungen konnte das schwache Gemüth des Königs von Navarra nicht lange widerstehen. Um bei der reformirten Partei nicht der Zweite zu seyn, überließ er sich unbedingte der katholischen, um dort noch viel weniger

zu bedeuten; und, um an dem Prinzen von Condé keinen Nebenbuhler zu haben, gab er sich an dem Herzog von Guise einen Herrn und Gebieter. Die Pomeranzwähler von Cardinin, in deren Schatten er sich schon im Voraus ein paradiesisches Leben träumte, umgaukelten seine Einbildungskraft, und blind warf er sich in die ihm gelegte Schlinge. Die Königin Katharina selbst wurde von ihm verlassen, um sich ganz dem Triumvirat hinzugeben, und die reformirte Partei sah einen Freund, der ihr nicht viel genutzt hatte, in einen offensbaren Feind verwandelt, der ihr noch weniger schadete.

Zwischen den Anführern beider Religionsparteien hatten die Bemühungen der Königin Katharina einen Schein des Friedens bewirkt, aber nicht eben so bei den Parteien, welche fortfuhren, einander mit dem grimmigsten Haß zu verfolgen. Jede unterdrückte oder neckte, wo sie die mächtigere war, die andere, und die beiderseitigen Oberhäupter saßen, ohne sich selbst einzumischen, diesem Schauspiel zu, zufrieden, wenn nur der Eifer nicht verklümmte. Jede unterdrückte dadurch in der Uebung blieb. Obgleich das letztere Edict der Königin Katharina den Reformirten alle öffentliche Versammlungen untersagte, so suchte man sich dennoch nirgends daran, wo man sich stark genug fühlte, ihm zu trotzen. In Paris sowohl, als in den Provinzstädten, wurden, dieses Edicts ungeachtet, öffentlich Predigten gehalten, und die Versuche, sie zu stören, liefen nicht immer glücklich ab. Die Königin bemerkte diesen Zustand der Anarchie mit Aurcht, indem sie vorausah, daß durch diesen Krieg im Kleinen nur die Schwerter zu einem größern geschliffen würden. Es war daher dem Staatsrath und euldiamen Cangler von Gervail, ihrem vornehmsten Rathgeber, nicht schwer, sie zu Aufhebung eines Edicts geneigt zu machen, welches, da es nicht konnte behauptet werden, nur das Ansehen der gesetzgebenden Macht entkräftete, die reformirte Partei mit Ungehörsam und Widersetzlichkeit vertraut machte und durch die Bestrebungen der katholischen, es geltend zu machen, einen unglücklichen Verfolgungsgeist zwischen beiden Theilen unterhielt. Auf Veranlassung dieses weisen Patrioten ließ die Regentin einen Ausschuss von allen Parlamenten sich in St. Germain versammeln, welcher berathschlagen sollte, „was in Absicht der Reformirten und ihrer Versammlungen (den innern Werth oder Unwerth ihrer Religion durchaus bei Seite gelast) zum Vorthen des Staats zu verfügen sey?“ — Die Antwort war in der Frage schon enthalten, und ein den Reformirten sehr günstiges Edict die Folge dieser Berathschlagung. In demselben gestattete man ihnen förmlich, sich, wiewohl außerhalb der Mauern und unbewaffnet, in gottesdienstlichen Handlungen zu versammeln, und legte allen Obrigkeiten auf, diese Zusammenkünfte in ihren Schutz zu nehmen. Dagegen sollten gehalten seyn, den Katholischen alle denselben entgegenge Kircken und Kirchengüter zurückzustellen, der katholischen Gerechtigkeit, gleich den Katholiken selbst, die Gebühren zu entrichten, abgesehen die Fest- und Feiertage und die Verwandtschaftsgrade bei ihnen Verrathen nach den Vorschriften der herrschenden Kirche zu beobachten. Nicht ohne großen Widerspruch des Pariser Parlaments wurde dieses Edict, vom Jänner 1562, wo es bekannt gemacht wurde, das Edict des Jäners genannt, registrirt und von den strengen Katholiken und der spanischen Partei mit eben so viel Unwillen, als von der Reformirten mit triumphirender Freude aufgenommen. Der schlimme Wille ihrer Feinde schien durch dasselbe entzünct, und fürs Erste zu einer gesetzmäßigen Existenz in dem Königreich ein wichtiger Schritt gethan. Auch die Regentin schmelzte sich, durch dieses Edict zwischen beiden Kirchen eine

unüberschreitbare Gränze gezogen, dem Ehrgeiz der Großen heilsame Fesseln angelegt und den Junder des Bürgerkriegs auf lange erstickt zu haben. Doch war es eben dieses Edict des Friedens, welches durch die Verlegung, die es erlitt, die Reformirten zu den gewaltsamen Entschlüssen brachte und den Krieg herbeiführte, welchen zu verhüten es gegeben war.

Dieses Edict vom Jänner 1562 also, weit entfernt, die Absichten seiner Urheberin zu erfüllen und beide Religionsparteien in den Schranken der Ordnung zu halten, ermunterte die Feinde der Letztern nur, desto verdere und schlimmere Pläne zu entwerfen. Die Begünstigungen, welche dieses Edict den Reformirten ertheilt hatte, und der bedeutende Vorzug, den ihre Anführer, Condé und die Chatillons, bei der Königin genossen, verwundete tief den bigotten Geist und die Ehrsucht des alten Montmorency, der beiden Guisen und der mit ihnen verbundenen Spanier. Schweigend zwar, aber nicht müßig, beobachteten sich die Anführer wechselseitig unter einander und schienen nur den Moment zu erwarten, der dem Ausbruch ihrer verhaltenen Leidenschaft günstig war. Jeder Theil, fest entschlossen, Feindseligkeit mit Feindseligkeit zu erwidern, vermied sorgfältig, sie zu eröffnen, um in den Augen der Welt nicht als der Schuldige zu erscheinen. Ein Zufall leistete endlich, was beide in gleichem Grade wünschten und fürchteten.

Der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen hatten seit einiger Zeit den Hof der Regentin verlassen und sich nach den deutschen Gränzen gezogen, wo sie den gefürchteten Eintritt der deutschen Protestanten in das Königreich desto leichter verhindern konnten. Bald aber fing die katholische Partei an, ihre Anführer zu vermissen, und der zunehmende Credit der Reformirten bei der Königin machte den Wunsch nach ihrer Wiederkehr dringend. Der Herzog trat also den Weg nach Paris an, begleitet von einem starken Gefolge, welches sich, so wie er fortschritt, vergrößerte. Der Weg führte ihn durch Vassy, an der Gränze von Champagne, wo zufälligerweise die reformirte Gemeinde bei einer öffentlichen Predigt versammelt war. Das Gefolge des Herzogs, trotz wie sein Gebieter, gerieth mit dieser schwärmerischen Menge in Streit, welcher sich bald in Gewaltthätigkeiten endigte; im unerdentlichen Gewühl dieses Kampfes wurde der Herzog selbst, der herbeigeeilt war, Frieden zu stiften, mit einem Steinwurf im Gesicht verwundet. Der Anblick seiner blutigen Wange setzte seine Begleiter in Wuth, die jetzt gleich rauchenden Thieren über die Wechlosen herfielen, ohne Ansehen des Geschlechts noch Alters, was ihnen vorkam, erwürgen und an den gottesdienstlichen Geräthschaften, die sie fanden, die größten Entweihungen begehen. Das ganze reformirte Frankreich gerieth über diese Gewaltthätigkeit in Bewegung, und an dem Thron der Regentin wurden durch den Mund des Prinzen von Condé und einer eigenen Deputation die heftigsten Klagen dagegen erhoben. Katharina that Alles, um den Frieden zu erhalten, und, weil sie überzeugt war, daß es nur auf die Häupter ankäme, um die Parteien zu beruhigen, so rief sie den Herzog von Guise dringend an den Hof, der sich damals zu Monceaux aufhielt, wo sie die Sache zwischen ihm und dem Prinzen von Condé zu vermitteln hoffte.

Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Der Herzog wagte es, ihr ungehorsam zu seyn und seine Reise nach Paris fortzusetzen, wo er, von einem zahlreichen Anhang begleitet und von einer ihm ganz ergebenen Menge tumultuarisch empfangen, einen triumphirenden Einzug hielt. Umsonst suchte Condé, der sich kurz zuvor nach Paris umgeworfen, das Volk auf seine Seite zu ziehen. Die fanatischen Pariser sahen in ihm nichts, als den Hugenotten, den sie verabscheuten, und in dem Herzog nur

den helbennüthigen Verfechter ihrer Kirche. Der Prinz mußte sich zurückziehen und den Schauplatz dem Ueberwinder einräumen. Nunmehr galt es, welcher von beiden Theilen es dem andern an Geschwindigkeit, an Macht, an Kühnheit zuvorhätte. Indes der Prinz in aller Eile zu Meaux, wohin er entwichen war, Truppen zusammenzog und mit den Chatillons sich vereinigte, um den Trümmern die Spitze zu bieten, waren diese schon mit einer starken Reiterei nach Fontainebleau aufgebrochen, um durch Wesignierung der Person des jungen Königs ihre Gegner in die Nothwendigkeit zu setzen, als Rebellen gegen ihren Monarchen zu erscheinen.

Schrecken und Verwirrung hatten sich gleich auf die erste Nachricht von dem Einzug des Herzogs in Paris der Regentin bemächtigt; in seiner steigenden Gewalt sah sie den Umschurz der ihrigen voraus. Das Gleichgewicht der Factionen, wodurch allein sie bisher geherrscht hatte, war gestört, und nur ihr offener Beitritt konnte die reformirte Partei in den Stand setzen, es wieder herzustellen. Die Furcht, unter die Tyrannei der Guisen und ihres Anhangs zu gerathen, Furcht für das Leben des Königs, für ihr eigenes Leben siegte über jede Besenklichkeit. Jetzt unbesorgt vor dem sonst so gefürchteten Ehrgeiz der protestantischen Häupter, suchte sie sich nur vor dem Ehrgeiz der Guisen in Sicherheit zu setzen. Die Macht der Protestanten, welche allein ihr diese Sicherheit verschaffen konnte, bot sich ihrer ersten Bestürzung dar; vor der drohenden Gefahr mußte jetzt jede andere Rücksicht schweigen. Bereitwillig nahm sie den Beistand an, der ihr von dieser Partei angeboten wurde, und der Prinz von Condé ward, welche Belohnung auch dieser Schritt haben mochte, aufs Dringendste aufgefordert, Sohn und Mutter zu vertheidigen. Zugleich flüchtete sie sich, um von ihren Gegnern nicht überfallen zu werden, mit dem Könige nach Melun und von da nach Fontainebleau; welche Vorsicht aber die Schnelligkeit der Trümmern bereitete.

Sogleich bemächtigte sich diese des Königs, und der Mutter wird freigestellt, ihn zu begleiten oder sich nach Belieben einen andern Aufenthalt zu wählen. Ehe sie Zeit hat, einen Entschluß zu fassen, setzt man sich in Marsch, und unwillkürlich wird sie mit fortgerissen. Schrecknisse zeigen sich ihr, wohin sie blickt, überall gleiche Gefahr, auf welche Seite sie sich neige. Sie erwählt endlich die gewisse, um sich nicht in den größern Verhängnissen einer ungewissen zu verstricken, und ist entschlossen, sich an das Glück der Guisen anzuschließen. Man führt den König im Triumphe nach Paris, wo seine Gegenwart dem fanatischen Eifer der Katholiken die Lösung gibt, sich gegen die Reformirten Alles zu erlauben. Alle ihre Versammlungsplätze werden von dem wüthenden Pöbel gestürmt, die Thüren eingesprenzt, Gargeln und Kirchenstühle zerbrochen und in Asche gelegt; der Kronfeldherr von Frankreich, der ehrwürdige Greis Montmorency, war es, der diese Heldenthat vollführte. Aber diese lächerliche Schlacht war das Vorspiel eines desto ernsthafteren Krieges.

Nur um wenige Stunden hatte der Prinz von Condé den König in Fontainebleau verfehlt. Mit einem zahlreichen Gefolge war er, dem Wunsch der Regentin gemäß, sogleich aufgebrochen, sie und ihren Sohn unter seine Obhut zu nehmen; aber er langte nur an, um zu erfahren, daß die Gegenpartei ihm zuvorgekommen, und der große Augenblick verloren sey. Dieser erste Zehlfreiß schlug jedoch seinen Muth nicht nieder. „Da wir einmal so weit sind,“ sagte er zu dem Admiral Coligny, „so müssen wir durchwaten, oder wir sinken unter.“ Er flog mit seinen Truppen nach Orleans, wo er eben noch recht kam, dem Obristen von Andelot, der hier mit großem Nachtheil gegen die Katholischen focht, den Sieg zu

verschaffen. Aus dieser Stadt beschloß er seinen Wappenstein zu machen, seine Partei in derselben zu versammeln und seiner Familie, so wie ihm selbst nach einem Unglücksfall eine Zuflucht darin offen zu halten.

Von beiden Seiten fing nun der Krieg mit Manifesten und Gegenmanifesten an, worin alle Bitterkeit der Parteilichheit ausgegossen war, und nichts als die Aufrichtigkeit vermischt wurde. Der Prinz von Condé forderte in den seinigen alle redlich denkende Franzosen auf, ihren König und ihres Königs Mutter aus der Gefangenschaft befreien zu helfen, in welcher sie von den Guisen und deren Anhang gehalten wurden. Durch eben diesen Besig von des Königs Person suchten Letztere die Gerechtigkeit ihrer Sache zu beweisen und alle getreue Unterthanen zu bewegen, sich unter die Fahnen ihres Königs zu versammeln. Er selbst, der minderjährige Monarch, mußte in seinem Staatsrath erklären, daß er frei sey, so wie auch seine Mutter, und das Edict des Jämers bestätigen. Dieselbe Vorstellung wurde von beiden Seiten auch gegen auswärtige Mächte gebraucht. Um die deutschen Protestanten einzuschläfern, erklärten die Guisen, daß die Religion nicht im Spiele sey, und der Krieg bloß den Aufwühlern gelte. Der nämliche Kunstgriff ward auch von dem Prinzen von Condé angewendet, um die auswärtigen katholischen Mächte von dem Interesse seiner Feinde abzu ziehen. In diesem Wettstreit des Betruges verleugnete Katharina ihren Charakter und ihre Staatskunst nicht, und, von den Umständen gezwungen, eine doppelte Person zu spielen, verstand sie es meisterlich, die widerwärtigsten Rollen in sich zu vereinigen. Sie leugnete öffentlich die Bewilligungen, welche sie dem Prinzen von Condé ertheilt hatte, und empfahl ihm ernstlich von Frieden, während daß sie im Stillen, wie man sagt, seine Werbungen begünstigte und ihn zu lebhafter Führung des Krieges ermunterte. Wenn die Erbes des Herzogs von Guise an die Befehlshaber der Provinzen Alles, was reformirt sey, zu erwürgen befohlen, so enthielten die Briefe der Regentin ganz entgegengesetzte Befehle zur Schonung.

Bei diesen Maßregeln der Politik verlor man die Hauptsache, den Krieg selbst, nicht aus den Augen, und diese scheinbaren Bemühungen zu Erhaltung des Friedens verschafften dem Prinzen von Condé nur desto mehr Zeit, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Alle reformirte Kirchen wurden von ihm angezündet, zu einem Kriege, der sie so nahe betraf, die nöthigen Kosten herzuschießen, und der Religionsfeier dieser Partei öffnete ihm ihre Schätze. Die Werbungen wurden aufs Eifrigste betrieben, ein tapferer getreuer Adel bewaffnete sich für den Prinzen, und eine solenne ausführliche Acte ward aufgesetzt, die ganze zerstreute Partei in Eins zu verbinden und den Zweck dieser Conspiration zu bestimmen. Man erklärte in derselben, daß man die Waffen ergriffen habe, um die Gesetze des Reichs, das Ansehen und selbst die Person des Königs gegen die gewaltthätigen Anschläge gewisser ehrsüchtiger Köpfe in Schutz zu nehmen, die den ganzen Staat in Verwirrung stürzten. Man verpflichtete sich durch ein heiliges Gelübde, allen Gottelasterungen, allen Entweichungen der Religion, allen abergläubischen Meinungen und Gebräuchen, allen Ausschweifungen u. dgl. nach Vermögen sich zu widersetzen, welches eben so viel war, als der katholischen Kirche förmlich den Krieg ankündigen. Endlich und schließlich erkannte man den Prinzen von Condé als das Haupt der ganzen Verbindung und versprach ihm Gut und Blut und den strengsten Gehorsam. Die Rebellion bekam von jetzt an eine mehr regelmäßige Gestalt, die einzelnen Unternehmungen mehr Beziehung aufs Ganze, mehr Zusammenhang; jetzt erst wurde die Partei zu einem organischen Körper, den ein denkender Geist

befestete. Zwar hatten sich Katholische und Reformirte schon lange vorher in einzelnen und kleinen Kämpfen gegen einander versucht; einzelne Edelleute hatten in verschiedenen Provinzen zu den Waffen gegriffen, Soldaten gewonnen, Städte durch Ueberfall gewonnen, das platte Land verheert, kleine Schlachten geliefert; aber diese einzelnen Operationen, so viel Traurigkeit sie auch auf die Gegend hielten, die der Schauplatz derselben waren, blieben für das Ganze ohne Folgen, weil es sowohl an einem bedeutenden Platz als an einer Hauptarmee fehlte, die nach einer Niederlage den flüchtigen Truppen eine Zuflucht gewähren konnte.

Im ganzen Königreiche waffnete man sich jetzt, hier zum Angriff und dort zur Gegenwehr; besonders erklärten sich die vornehmsten Städte der Normandie, und Rouen zuerst, zu Gunsten der Reformirten. Ein schrecklicher Geist der Zwietracht, der auch die heiligsten Bande der Natur und der politischen Gesellschaft auflöste, durchlief die Provinzen. Raub, Mord und mörderische Gefechte bezeichneten jeden Tag; der grausenvolle Anblick raubender Städte verkündete das allgemeine Gend. Brüder trennten sich von Brüdern, Väter von ihren Söhnen, Freunde von Freunden, um sich in verschiedenen Ländern zu schlagen und im blutigen Gemenge der Bürgerschaft sich schrecklich wieder zu finden. Unterdeß zog sich eine regelmäßige Armee unter den Augen des Prinzen von Condé in Orleans, eine andere in Paris unter Anführung des Comte de Montmorency und der Guisen zusammen, beide gleich ungesuk, das große Schicksal der Religion und des Vaterlandes zu entscheiden.

Ehe es dazu kam, versuchte Katharina, gleich verlegen über jeden möglichen Ausbruch des Krieges, der ihr, welchen von beiden Theilen er auch begünstige, einen Herrn zu geben drohte, noch einmal den Weg der Vermittlung. Auf ihre Veranstaltung unterhandelten die Anführer in Tours in Person, und als dadurch nichts ausgerichtet war, wurde in Laon zwischen Chateaudun und Orleans eine neue Konferenz angesetzt. Der Prinz von Condé drang auf Entfennung des Herzogs von Guise, des Marschalls von Saint Andre und des Comte de Montmorency, und die Königin hatte auch wirklich so viel von diesen erhalten, daß sie sich während der Konferenz auf einige Meilen von dem königlichen Lager entfernten. Nachdem auf diese Art der hauptsächlichste Grund des Mißtrauens aus dem Wege geräumt war, wußte diese verschlagene Fürstin, der es eigentlich nur darum zu thun war, sich der Tyrannei sowohl des einen als des andern Theils zu entziehen, den Prinzen von Condé durch den Bischof von Valence, ihren Unterhändler, mit arglistiger Kunst dahin zu vermögen, daß er sich erbot, mit seinem ganzen Anhang das Königreich zu verlassen, wenn nur seine Gegner das Nämliche thäten. Sie nahm ihn sogleich beim Wort und war im Begriff, über seine Unbesonnenheit zu triumphiren, als die allgemeine Unzufriedenheit der protestantischen Armee und eine reifere Erwägung des übereilten Schrittes den Prinzen bestimmte, die Konferenz schnell abbrechen und der Königin Betrug mit Rührung zu bezeichnen. So mißlang auch der letzte Versuch zu einer gütlichen Verlegung, und der Ausbruch beruhte nun auf den Waffen.

Die Geschichtschreiber sind unerschlüsslich in Beschreibung der Grausamkeiten, welche diesen Krieg bezeichneten. Ein einziger Wille in das Menschenheer und in die Geschichte wird hinreichen, und alle diese Thaten begreiflich zu machen. Die Bemerkung ist nichts weniger als neu, daß keine Kriege zugleich so ehrlos und so unmenschlich geführt werden, als die, welche Religionsfanatismus und Parteihass im Innern eines Staats entzündeten. Antriebe, welche in Erdröthung alles Dessen,

was den Menschen sonst das Heiligste ist, bereits ihre Kraft bewiesen, welche das ehrwürdige Verhältniß zwischen dem Souverain und dem Unterthan und den noch stärkeren Trieb der Natur übermeisteren, finden an den Pflichten der Menschlichkeit keinen Zügel mehr; und die Gewalt selbst, welche Menschen anwenden müssen, um jene starken Bande zu sprengen, reißt sie blindlings und unaufhaltsam zu jedem Aeußersten fort. Die Gefühle für Gerechtigkeit, Anständigkeit und Treue, welche sich auf anerkannte Gleichheit der Rechte gründen, verlieren in Bürgerkriegen ihre Kraft, wo jeder Theil in dem andern einen Verbrecher sieht und sich selbst das Strafsamt über ihn zuerleiht. Wenn ein Staat mit dem andern kriegt, und nur der Wille des Souverains seine Völker bewaffnet, nur der Antriebe zur Ehre sie zur Tapferkeit spornet, so bleibt sie ihnen auch heilig gegen den Feind, und eine edelmüthige Tapferkeit weiß selbst ihre Opfer zu schonen. Hier ist der Gegenstand der Begierden des Kriegers etwas ganz Verschiedenes von dem Gegenstand seiner Tapferkeit, und es ist fremde Leidenschaft, die durch seinen Arm streitet. In Bürgerkriegen streitet die Leidenschaft des Volks, und der Feind ist der Gegenstand derselben. Jeder einzelne Mann ist hier beleidigter, weil jeder Einzelne aus freier Wahl die Partei ergreift, für die er streitet. Jeder einzelne Mann ist hier beleidigter, weil man verachtet, was er schätzt, weil man anfeindet, was er liebt, weil man verdammte, was er erwählte. Hier, wo Leidenschaft und Noth dem friedlichen Mann, dem Handwerker, dem Künstler das ungewohnte Schwert in die Hände zwingen, kann nur Bitterkeit und Rühn den Mangel an Kriegskunst, nur Verwerfung den Mangel wahrer Tapferkeit ersetzen. Hier, wo man Herd, Heimath, Familie, Eigenthum verliert, wirft man mit schmerzlichem Wohlgefallen den Feuerbrand in Fremdes und achtet nicht auf fremden Völkern die Stimme der Natur, die in Hause vergeblich erschallt. Hier endlich, wo die Quellen selbst sich trüben, aus denen dem gemeinen Volk alle Sittlichkeit fließt, wo das Ehrwürdige geschändet, das Heilige entweiht, das Unwandelbare auf seinen Augen gerichtet ist, wo die Lebensorgane der allgemeinen Ordnung erkranken, steht das verderbliche Beispiel des Mangels jeden einzelnen Rufes an, und in jedem Gehirne tobt der Sturm, der Grundfesten des Staats erschüttert. Dreimal schrecklicheres Ver, wo sich religiöse Schwärmer mit Parteihass gattet, und die That des Bürgerkrieges sich an der unreinen Flamme des priesterlichen Eifers entzündet!

Und Dies war der Charakter dieses Krieges, der jetzt Frankreich verwüstete. Aus dem Schoße der reformirten Religion ging der finstere grausame Geist hervor, der ihm diese unglückliche Richtung gab, der alle diese Unthaten erzeugte. Im Lager dieser Partei erblickte man nichts Lachendes, nichts Erquickendes; alle Spiele, alle gesellige Lieder hatte der finstere Eifer verbannt. Psalmen und Gebete ertönten an deren Stelle, und die Prediger waren ohne Aufhören beschäftigt, dem Soldaten die Pflichten gegen seine Religion einzuschärfen und seinen fanatischen Eifer zu schüren. Eine Religion, welche der Sittlichkeit solche Diartern auflegte, konnte die Gemüther nicht zur Menschlichkeit einleiten; der Charakter der ganzen Partei mußte mit diesem düstern und knechtischen Glauben verwildern. Jede Spur des Patriotismus setzte den Schwärmergeist des Calvinisten in Wuth; Altäre und Menschen wurden ohne Unterschied seinem unentsetzlichen Stolz aufgeopfert. Wohin ihn der Fanatismus allein nicht gebracht hatte, dazu zwangen ihn Mangel und Noth. Der Prinz von Condé selbst gab das Beispiel einer Plünderung, welches bald durch das ganze Königreich nachgeahmt wurde. Von den Hülfsmitteln verlassen, womit er die Unkosten des Krieges

bisher bestritten hatte, legte er seine Hand an die katholischen Kirchengeräthe, deren er habhaft werden konnte, und ließ die heiligen Gefäße und Zierathen einschmelzen. Der Reichthum der Kirchen war eine zu große Lockung für die Habgucht der Protestanten, und die Entweihung der Heiligthümer für ihre Nachbegerde ein viel zu süßer Genuß, um der Versuchung zu widerstehen. Alle Kirchen, deren sie sich bemächtigten konnten, die Klöster besonders, mußten den doppelten Ausbruch ihres Zorns und ihres frommen Eifers erfahren. Mit dem Raub allein nicht zufrieden, entweiheten sie die Heiligthümer ihrer Feinde durch den bittersten Spott und befiessen sich mit absichtlicher Grausamkeit, die Gegenstände ihrer Anbetung durch einen barbarischen Muthwillen zu entehren. Sie rissen die Kirchen ein, schleiften die Altäre, verkümmelten die Bilder der Heiligen, traten die Reliquien mit Füßen oder schändeten sie durch den niedrigsten Gebrauch, durchwühlten sogar die Gräber und ließen die Gebeine der Todten den Glauben der Lebenden entgelten. Kein Wunder, daß so empfindliche Kränkungen zur schrecklichsten Wiedervergeltung reizten, daß alle katholischen Gangeln von Verwünschungen gegen die rachsüchtigen Schänder des Glaubens ertönten, daß der ergriffene Hugenotte bei dem Papisten seine Varnherzigkeit fand, daß Gräueltthaten gegen die vermeintliche Gottheit durch Gräueltthaten gegen Natur und Menschheit gehandelt wurden!

Von den Anführern selbst ging das Beispiel dieser barbarischen Thaten aus; aber die Ausschweifungen, zu welchen der Pöbel beider Parteien dadurch hingetrieben ward, ließen sie bald ihre leidenschaftliche Uebereilung bereuen. Jede Partei wetzelte, es der andern an erfindlicher Grausamkeit zu vorzuziehen. Nicht zufrieden mit der blutig befriedigten Rache, suchte man noch durch neue Künste der Tortur diese schreckliche Lust zu verlängern. Menschenleben war zu einem Spiel geworden, und das Schuttlachen des Mörders schürzte noch die Stacheln eines schmerzhaften Todes. Keine Freistätte, kein beschworener Vertrag, kein Menschen- und Völkerrecht schützte gegen die blinde thierische Wuth; Treu und Glauben war dahin, und durch Gischwäre lockte man nur die Opfer. Ein Schluß des Pariser Parlaments, welcher der reformirten Lehre förmlich und feierlich das Verdammungsurtheil sprach und alle Anhänger derselben dem Tode weiste, ein anderer nachdrücklicherer Urtheilspruch, der aus dem Conseil des Königs ausging und alle Anhänger des Prinzen von Condé, ihn selbst ausgenommen, als Veleibiger der Majestät in die Acht erklärte, konnte nicht wohl dazu beitragen, die erbitterten Gemüther zu besänftigen; denn nun feuerte der Name ihres Königs und die gewisse Absicht der Leute den Verfolgungsgeifer der Papisten an, und den Muth der Hugenotten stärkte Verzeiung.

Umsonst hatte Katharina von Medicis alle Künste ihrer Politik angeboten, die Wuth der Parteien zu besänftigen; umsonst hatte ein Schluß des Conseils alle Anhänger des Prinzen von Condé als Rebellen und Hochverräther erklärt; umsonst das Pariser Parlament die Partei gegen die Calvinisten ergriffen: der Bürgerkrieg war da, und ganz Frankreich stand in Flammen. Wie groß aber auch das Vertrauen der Regtern zu ihren Kräften war, so entsprach der Erfolg doch keineswegs den Erwartungen, welche ihre Zurüstung erweckt hatte. Der reformirte Adel, welcher die Hauptstärke der Armee des Prinzen von Condé ausmachte, hatte in kurzer Zeit seinen kleinen Vorrath verzehrt, und, außer Stande, sich, da nichts Entscheidendes geschah, und der Krieg in die Länge gespielt wurde, forthin selbst zu verköstigen, gab er den dringenden Aufforderungen der Selbstliebe nach, welche ihn heim rief, seinen eigenen Herd zu verteidigen.

Zerronnen war in kurzer Zeit diese, so große Thaten versprechende Armee, und dem Prinzen, jetzt viel zu schwach, um einem überlegenen Feind im Felde zu begegnen, blieb nichts übrig, als sich mit dem Ueberrest seiner Truppen in der Stadt Orleans einzuschließen.

Hier erwartete er nun die Hülfe, zu welcher einige auswärtige protestantische Mächte ihm Hoffnung gemacht hatten. Deutschland und die Schweiz waren für beide kriegsführende Parteien eine Vorrathskammer von Soldaten, und ihre feile Tapferkeit, gleichgültig gegen die Sache, wofür gesofoten werden sollte, stand dem Meistbietenden zu Gebot. Deutsche sowohl als schweizerische Miltärtruppen schlugen sich, jenachdem ihr eigener und ihrer Anführer Vortheil es erheischte, zu entgegengesetzten Tathnen, und das Interesse der Religion wurde wenig dabei in Betracht gezogen. Indem dort an den Ufern des Rheins ein deutsches Heer für den Prinzen gewonnen ward, kam zugleich ein wichtiger Vertrag mit der Königin Elisabeth von England zu Stande. Die nämliche Politik, welche diese Fürstin in der Folge veranlaßte, sich zur Beschützerin der Niederlande gegen ihren Unterdrücker, Philipp von Spanien, aufzuwerfen und diesen neu aufblühenden Staat in ihre Lbbut zu nehmen, legte ihr gegen die französischen Protestanten gleiche Pflichten auf, und das große Interesse der Religion erlaubte ihr nicht, dem Untergange ihrer Glaubensgenossen in einem benachbarten Königreich gleichgültig zuzusehen. Diese Antriebe ihres Gewissens wurden nicht wenig durch politische Gründe verstärkt. Ein bürgerlicher Krieg in Frankreich sicherte ihren eigenen noch wankenden Thron vor einem Angriff von dieser Seite und eröffnete ihr zugleich eine erwünschte Gelegenheit, auf Kosten dieses Staats ihre eigenen Besitzungen zu erweitern. Der Verlust von Calais war eine noch frische Wunde für England; mit diesem wichtigen Grenzplatz hatte es den freien Eintritt in Frankreich verloren. Diesen Schaden zu ersetzen und von einer andern Seite in dem Königreich festen Fuß zu fassen, beschäftigte schon längst die Politik der Elisabeth, und der Bürgerkrieg, der sich nunmehr in Frankreich entzündet hatte, zeigte ihr die Mittel, es zu bewerkstelligen. Sechstaufend Mann englischer Hülfskruppen wurden dem Prinzen von Condé unter der Bedingung bewilligt, daß die eine Hälfte derselben die Stadt Havre de Grace, die andere die Städte Rouen und Dieppe in der Normandie, als eine Zuflucht der verfolgten Religionsverwandten, besetzt halten sollte. So löschte ein wüthender Parteigeist auf eine Zeit lang alle patriotische Gefühle bei den französischen Protestanten aus, und der verärrte Nationalhaß gegen die Briten wich auf Augenblicke dem glühenden Sectenhaß und dem Verfolgungsgeist erbitterter Factionen.

Der gefürchtete nahe Eintritt der Engländer in der Normandie zog die königliche Armee nach dieser Provinz, und die Stadt Rouen wurde belagert. Das Parlament und die vornehmsten Bürger hatten sich schon vorher aus dieser Stadt geflüchtet, und die Vertheidigung derselben blieb einer fanatischen Menge überlassen, die, von schwärmerischen Prädicanten erhibt, bloß ihrem blinden Religionsgeifer und dem Gesez der Verzeiung Gehör gab. Aber alles Widerstandes von Seiten der Bürgerschaft ungeachtet wurden die Wälle nach einer monatlangen Gegenwehr im Sturme erstiegen, und die Halsstarrigkeit ihrer Vertheidiger durch eine barbarische Behandlung gehudet, welche man zu Orleans auf protestantischer Seite nicht lang unvergolten ließ. Der Tod des Königs von Navarra, welcher auf eine vor dieser Stadt empfangene Wunde erfolgte, macht die Belagerung von Rouen im Jahr 1562 berühmt, aber nicht eben merkwürdig; denn der Eintritt dieses Prinzen blieb gleich unbedeutend für beide kämpfende Parteien.

Der Verlust von Rouen und die siegreichen Fortschritte der feindlichen Armee in der Normandie drohten dem Prinzen von Condé, der jetzt nur noch wenige große Städte unter seiner Vormächtigkeits sah, den nahen Untergang seiner Partei, als die Erscheinung der deutschen Hilfstruppen, mit denen sich sein Driffter Andelot, nach überstandenen unsäglichen Schwierigkeiten, glücklich vereinigt hatte, aufs Neue seine Hoffnungen belebte. An der Spitze dieser Truppen, welche in Verbindung mit seinen eigenen ein bedeutendes Heer ausmachten, fühlte er sich stark genug, nach Paris aufzubrechen und diese Hauptstadt durch seine unverhoffte gewaffnete Ankunft in Schrecken zu setzen. Ohne die politische Klugheit Katharinens wäre diesmal entweder Paris erobert, oder wenigstens ein vorteilhafter Friede von den Protestanten errungen worden. Mit Hilfe der Unterhandlungen, ihrem gewöhnlichen Rettungsmittel, wußte sie den Prinzen mitten im Lauf seiner Unternehmung zu fesseln und durch Verspiegelung günstiger Tractate Zeit zur Rettung zu gewinnen. Sie versprach, das Geleit des Jägners, welches den Protestanten die freie Religionsübung zusprach, zu bestätigen, blos mit Ausnahme derjenigen Städte, in welchen die souverainen Oberhöfste ihre Sitzung hätten. Da der Prinz die Religionsbuldung auch auf diese Legaten ausgedehnt wissen wollte, so wurden die Unterhandlungen in die Länge gezogen, und Katharina erhielt die erwünschte Aüß, ihre Maßregeln zu ergreifen. Der Waffenstillstand, den sie während dieser Tractate geschickt von ihm zu erhalten wußte, ward für die Condéeriten verzerblich, und, indem die Königlischen innerhalb der Mauern von Paris neue Kräfte schöpften und sich durch spanische Hülfen rüsten verriethen, schnell die Armee des Prinzen durch Desertion und strenge Kälte dahin, daß er in Kurzem zu einem schmerzlichen Aufbruch gezwungen wurde. Er richtete seinen Marsch nach der Normandie, wo er Heide und Truppen aus England erwartete, sah sich aber unweit der Stadt Dreux von der nachkommenden Armee der Königen eingeholt und in einem entsetzenden Treff u genöthigt. Vöhrant und unschlüssig, gleich als hätten die unterdrückten Gefühle der Natur auf einen Augenblick ihre Rechte zurückgefordert, saugten beide Heere einander an, ehe die Kanonen die Entscheidung des Todes gaben, der Gedanke an das Väter- und Bruderkrieg, das jetzt verbrüht werden sollte, schien jeden einzelnen Kämpfer mit blühendem Gattigen zu durchschauern. Nicht lange aber dauerte dieser Gewissenskampf; der wilde Ruf der Justitradt überlante bald der Menschlichkeit sei e Stimme. Ein desto wüthenderer Sturm schloß auf diese bedeutungsvolle Stille. Sieben schreckliche Stunden rächen beide Theile mit gleich sühmem Muth, mit gleich heftiger Erbitterung. Ungewiß schwankte Sieg von einer Seite zur anderen, bis die Entschlossenheit des Herzogs von Guise ihn endlich auf die Seite des Königs wogte. Unter den Verbundenen wurde der Prinz von Condé, und unter den Königlischen der Comestable von Montmorency zu Gefangenen gemacht, und von den Legtern blieb noch der Marschall von St. André auf dem Plage. Das Schlachtfeld blieb dem Herzog von Guise, welchen dieser entscheidende Sieg zugleich von einem in derbaren öffentlichen Feind und von zwei Nebenbuhlern seiner Macht befreite.

Hatte Katharina mit Widerwillen die Abhängigkeit ertragen, in welche sie durch die Trümmern versetzt war, so mußte ihr nunmehr die Alleinherrschaft des Herzogs, dessen Ehrgeiz keine Gränzen, dessen gebieterischer Stolz kein Wägung kannte, doppelt empfindlich fallen. Der Sieg bei Dreux, weit entfernt, ihre Wünsche zu befördern, hatte ihr einen Herrn in ihm gegeben, der nicht lange konnte, sich der erlangten Ueberlegenheit zu bedienen und die gewöhnlich stolze Sprache des Herrschers

zu führen. Alles stand ihm zu Gebot, und die unumschränkte Macht, die er besaß, verschaffte ihm die Mittel, sich Freunde zu erkaufen und den Hof sowohl als die Armee mit seinen Geschöpfen anzufüllen. Katharina, so sehr ihr die Staatsklugheit anrath, die gesunkene Partei der Protestanten wieder aufzurichten und durch Wiederherstellung des Prinzen von Condé die Annahmungen des Herzogs zu beschränken, wurde durch den überlegenen Einfluß des Legtern zu entgegengelegten Maßregeln fortgerissen. Der Herzog verfolgte seinen Sieg und rückte vor die Stadt Orleans, um durch Ueberwältigung dieses Plazes, welcher die Hauptmacht der Protestanten einschloß, ihrer Partei auf Einmal ein Ende zu machen. Der Verlust einer Schlacht und die Gefangenschaft ihres Anführers hatte den Muth derselben zwar erschüttern, aber nicht ganz niederbeugen können. Admiral Coligny stand an ihrer Spitze, dessen erfinderischer, an Hülfsmitteln unerschöpflicher Geist sich in der Widerwärtigkeit immer am Glänzendsten zu entfalten pflegte. Er hatte die Trümmer der geschlagenen Armee in Kurzem unter seinen Fahnen versammelt und ihr, was noch mehr war, in seiner Person einen Feldherrn gegeben. Durch englische Truppen verstärkt und mit englischem Gelde besriedigt, führte er sie in die Normandie, um sich in dieser Provinz durch kleine Wagestücke zu einer größern Unternehmung zu stärken.

Unterdessen fuhr Kraus von Guise fort, die Stadt Orleans in Angstigen, um durch Eroberung derselben seinen Trümmern die Krone aufzusetzen. Andelot hatte sich mit dem Kern der Armee und den verständigsten Anführern in diese Stadt geworfen, wo noch überdies der gefangene Comestable in Verwahrung gehalten wurde. Die Einnahme eines so wichtigen Plazes hätte den Krieg auf Einmal geendigt, und darum sparte der Herzog seine Mühe, sie in seine Gewalt zu bekommen. Aber anstatt der gehofften Vortheile fand er an ihren Mauern das Ziel seiner Größe. Ein Mordmörder, Jehan Peltrot de More, verumwete ihn mit vergifteten Ängeln und machte mit dieser blutigen That den Anfang des Trauerspiels, welches der Ananienus nachher in einer Reihe von ähnlichen Gräueltaten so schrecklich entwickelte. Aufreizend wurde die calvinische Partei in ihm eines furchtbaren Mequers, Katharina eines gefährlichen Bedrohers ihrer Macht entsetzt; aber Frankreich verlor mit ihm zugleich einen Helden und einen großen Mann. Wie hoch sich auch die Annahmungen dieses Aüßens verließen, so war er doch gewiß auch der Mann für seine Pläne; wie viel Stürme auch sein Ehrgeiz im Staat erlitten hatte, so reichte denselben doch, selbst nach dem Gehändnis seiner Feinde, der Schwung der Bestimmungen nicht, welcher in großen Seelen jede Leidenschaft ert. Wie heilig ihm auch mitten unter den verwilderten Sitten des Bürgerkriegs, wo die Gefühle der Menschlichkeit sonst so gern verstummen, die Pflicht der Ehre war, bewies die Behandlung, welche er dem Prinzen von Condé, seinem Gefangenen nach der Schlacht bei Dreux, widerfahren ließ. Mit nicht geringem Erstaunen sah man die zwei erbitterten Gegner, so viel Jahre lang geschäftig, sich zu vertilgen, durch so viele erlittene Veltzungen zur Ruhe, so viele anzüßte Feindseligkeiten um Wistronen gereizt — an einer Tafel vertraulich zusammenkommen und nach der Sitte jener Zeit, in demselben Wette schlafen.

Der Tod ihres Anführers hemmte schnell die Thätigkeit der katholischen Partei und erleichterte Katharinens Bemühungen, die Ruhe wieder herzustellen. Frankreichs immer zunehmendes Gend erregte dringende Wünsche nach Frieden, wozu die Gefangenschaft der beiden Oberhäupter, Condé und Montmorency, gegründete Hoffnung machte. Beide, gleich ungebüßig

nach Freiheit, von der Königin Mutter unablässig zur Versöhnung gemahnt, vereinigten sich endlich in dem Vergleich von Amboise 1563, worin das Gebiet des Jägners mit wenigen Ausnahmen bestätigt, den Reformirten die öffentliche Religionsübung in denjenigen Städten, welche sie zur Zeit im Besiz hatten, zugestanden, auf dem Lande hingegen auf die Länder der hohen Gerichtsherrn und zu einem Privatgottesdienst in den Häusern des Adels eingeschränkt, übrigens das Vergangene einer allgemeinen ewigen Vergessenheit überliefert ward.

So erheblich die Vortheile scheinen, welche der Vergleich von Amboise den Reformirten verschaffte, so hatte Coligny dennoch vollkommen Recht, ihn als ein Werk der Uebereilung von Seiten des Prinzen und von Seiten der Königin als ein Werk des Betrugs zu verwerfen. Dahin waren mit diesem unzeitigen Frieden alle glänzende Hoffnungen seiner Partei, die im ganzen Laufe dieses Bürgerkriegs vielleicht noch nie so gegründet gewesen waren. Der Herzog von Guise, die Seele der katholischen Partei, der Marschall von St. André, der König von Navarra im Grabe, der Comte de Guise gefangen, die Armee ohne Anführer und schwierig wegen des ansiehenden Soldes, die Finanzen erschöpft; auf der andern Seite eine blühende Armee, Englands mächtige Hülfe, Freunde in Deutschland, und in dem Religionszifer der französischen Protestanten Hülfsquellen genug, den Krieg fortzusetzen. Die wichtigsten Waffenplätze Lyon und Orleans, mit so vielem Blut erworben und vertheidigt, gingen nunmehr durch einen Federzug verloren; die Armee mußte aus einander, die Deutschen nach Hause gehen. Und für alle diese Aufopferungen hatte man, weit entfernt, einen Schritt vorwärts zu der bürgerlichen Gleichheit der Religion zu thun, nicht einmal die vorigen Rechte zurück erhalten.

Die Auswischungen der gefangenen Anführer und die Verjagung der Engländer aus Havre de Grace, welche Montmorency durch die Ueberreste des abgedankten protestantischen Heeres bewerkstelligte, waren die erste Frucht dieses Friedens, und der gleiche Wettzifer beider Parteien, diese Unternehmung zu beschleunigen, bewies nicht sowohl den wiedererwachenden Gemeingeist der Franzosen als die unverwundbare Gewalt des Nationalhasses, den weder die Pflicht der Dankbarkeit noch das stärkste Interesse der Leidenschaft überwinden konnte. Nicht so bald war der gemeinschaftliche Feind von dem vaterländischen Boden vertrieben, als alle Leidenschaften, welche der Sectengeist entflammt, in ihrer vorigen Stärke zurückkehrten und die traurigen Scenen der Zwietracht erneuerten. So geringe der Gewinn auch war, den die Calvinisten aus dem neu errichteten Vergleich schöpften, so wurde ihnen auch dieses Wenige mißgönnt, und unter dem Vorwande, die Vergleichspunkte zur Vollziehung zu bringen, maßte man sich an, ihnen durch eine willkürliche Auslegung die engsten Gränzen zu setzen. Montmorency's herrschbegieriger Geist war geschäftig, den Frieden zu untergraben, wozu er doch selbst das Werkzeug gewesen war; denn nur der Krieg konnte ihn der Königin unentbehrlich machen. Der unbulbsame Glaubenseifer, welcher ihn selbst besetzte, theilte sich mehreren Befehlshabern in den Provinzen mit, und wehe den Protestanten in denjenigen Districten, wo sie die Mehrheit nicht auf ihrer Seite hatten! Umsonst reclamirten sie die Rechte, welche der ausdrückliche Buchstabe des Vertrags ihnen zugestand; der Prinz von Condé, ihr Beschützer, von dem Nege der Königin umstrickt und der unbekannten Rolle eines Parteiführers müde, entschädigte sich in der wollüstigen Ruhe des Hoflebens für die langen

Entbehrungen, welche der Krieg seiner herrschenden Meinung auferlegt hatte. Er begnügte sich mit schriftlichen Gegenvorstellungen, welche, von seiner Armee unterstützt, natürlicher Weise ohne Folgen blieben, während daß ein Gebiet auf das andere erschien, die geringen Freiheiten seiner Partei noch mehr zu beschränken.

Witterte weile führte Katharina den jungen König, der im Jahr 1563 für volljährig erklärt ward, in ganz Frankreich umher, um den Unterthanen ihren Monarchen zu zeigen, die Empörungssucht der Factionen durch die königliche Gegenwart niederkzuschlagen und ihrem Sohne die Liebe der Nation zu erwerben. Der Anblick so vieler zerstörten Klöster und Kirchen, welche von der fanatischen Wuth des protestantischen Pöbels furchtbare Zeugen abgaben, konnte schwerlich dazu dienen, diesem jungen Fürsten einen günstigen Begriff von der neuen Religion einzuklöpfen, und es ist wahrscheinlich genug, daß sich bei dieser Gelegenheit ein glühender Haß gegen die Anhänger Calvins in seine Seele prägte.

Indem sich unter den mißvergnügten Parteien der Zunder zu einem neuen Kriegsfeuer sammelte, zeigte sich Katharina am Hofe geschäftig, zwischen den nicht minder erbitterten Anführern ein Schauspiel verstellter Versöhnung anzuführen. Ein schwerer Verdacht besaßte schon seit lange die Ehre des Admirals von Coligny. Franz von Guise war durch die Hände des Meuchelmords gefallen, und der Untergang eines solchen Feindes war für den Admiral eine zu glückliche Begebenheit, als daß die Erbitterung seiner Gegner sich hätte enthalten können, ihn eines Theils daran zu beschuldigen. Die Ansagen des Mörders, der sich, um seine eigene Schuld zu verringern, hinter den Schirm eines großen Namens flüchtete, gaben diesem Verdacht einen Schein von Gerechtigkeit. Nicht genug, daß die bekannte Ehrliche des Admirals diese Verleumdung widerlegte — es gibt Zeitumstände, wo man an seine Tugend glaubt. Der verwilderte Geist des Jahrhunderts erkundete keine Stärke des Gemüths, die sich über ihn hinweg schwingen wollte. Antoinette von Bourbon, die Wittve des Ermordeten, klagte den Admiral laut und öffentlich als den Mörder an, und sein Sohn, Heinrich von Guise, in dessen jugendlicher Brust schon die künftige Größe pockte, hatte schon den furchtbaren Verfaß der Rache gefaßt. Diesen gefährlichen Zunder neuer Feindseligkeiten erstickte Katharinas geschäftige Politik; denn so sehr die Zwietracht der Parteien ihren Trieb nach Herrschaft begünstigte, so sorgfältig unterdrückte sie jeden offenbaren Ausbruch derselben, der sie in die Nothwendigkeit setzte, zwischen den streitenden Factionen Partei zu ergreifen und ihrer Unabhängigkeit verlustig zu werden. Ihrem unermüdeten Bestreben gelang es, von der Wittve und dem Bruder des Entlebten eine Ehrenerklärung gegen den Admiral zu erhalten, welche diesen von der angeschuldigten Mordthat reinigte und zwischen beiden Häusern eine verstellte Versöhnung bewirkte.

Aber unter dem Schleier der erkünstelten Eintracht entwickelten sich die Keime zu einem neuen und wüthenden Bürgerkrieg. Jeder noch so geringe, den Reformirten bewilligte Vortheil dünkte den eifrigen Katholiken ein nie zu vergehender Eingriff in die Hoheit ihrer Religion, eine Entweihung des Heiligthums, ein Raub, an der Kirche begangen, die auch das Kleinste von ihren Rechten sich nicht vergeben dürfte. Kein noch so feierlicher Vertrag, der diese unverletzlichen Rechte kränkte, konnte nach ihrem Systeme Anspruch auf Gültigkeit haben; und Pflicht war es jedem Rechtgläubigen, dieser fremden schandwürdigen Religionspartei diese Vorrechte, gleich einem gestohlenen Gut,

wieder zu entreißen. Indem man von Rom aus geschäftig war, diese widerigen Gesinnungen zu nähren und noch mehr zu erhitzen, indem die Anführer der Katholischen diesen fanatischen Eifer durch das Ansehen ihres Beispiels bewaffneten, versäumte unglücklicher Weise die Gegenpartei nicht, den Haß der Papisten durch immer höhere Forderungen noch mehr gegen sich zu reizen und ihre Ansprüche in eben dem Verhältniß, als sie jenen unerträglich fielen, weiter auszudehnen. „Vor Kurzem,“ erklärte sich Karl IX. gegen Coligny, „begünstigt ihr euch damit, von uns geduldet zu werden; jetzt wollt ihr gleiche Rechte mit uns haben; bald will ich erleben, daß ihr uns aus dem Königreich treibt, um das Geld allein zu behaupten.“

Bei dieser widerigen Stimmung der Gemüther konnte ein Friede nicht bestehen, der beide Parteien gleich wenig befriedigt hatte. Katharina selbst, durch die Drohungen der Calvinisten aus ihrer Sicherheit ausgeschlossen, dachte ernstlich auf einen öffentlichen Bruch, und die Frage war bloß, wie die nöthige Kriegsmacht in Bewegung zu setzen sey, um einen argwöhnischen und wachsamten Feind nicht zu frühzeitig von seiner Gefahr zu belehren. Der Marsch einer spanischen Armee nach den Niederlanden, unter der Anführung des Herzogs von Alba, welche bei ihrem Vorübergang die französische Gränze berührte, gab den erwünschten Vorwand zu der Kriegserklärung her, welche man gegen die innern Feinde des Königreichs machte. Es schien der Klugheit gemäß, eine so gefährliche Nacht, als der spanische Generalissimus commandirte, nicht unbewacht und unbewacht an den Pforten des Reichs vorüber ziehen zu lassen, und selbst der argwöhnische Geist der protestantischen Anführer begriff die Nothwendigkeit, eine Observationsarmee aufzustellen, welche diese gefährlichen Gäste im Laum halten und die bedrohten Provinzen gegen einen Ueberfall decken könnte. Um auch ihrerseits von diesem Umstande Vortheil zu ziehen, erbieten sie sich voll Arglist, ihre eigene Partei zum Weistand des Königreichs zu bewaffnen: ein Stratagem, wodurch sie, wenn es gelingen würde, das Nämliche gegen den Hof zu erreichen könnten, was dieser gegen sie selbst beabsichtigt hatte. In aller Eile ließ nun Katharina Soldaten werben und ein Heer von sechs tausend Schweizern bewaffnen, über welche sie, mit Uebergebung der Calvinisten, lauter katholische Befehlshaber setzte. Diese Kriegsmacht blieb, solange sein Zug dauerte, dem Herzog von Alba zur Seite, dem es nie in den Sinn gekommen war, etwas Feindliches gegen Frankreich zu unternehmen. Anstatt aber nun nach Entfernung der Gefahr aus einander zu gehen, richteten die Schweizer ihren Marsch nach dem Herzen des Königreichs, wo man die vornehmsten Anführer der Huguenotten unvorbereitet zu überfallen hoffte. Dieser verrätherische Anschlag wurde noch zu rechter Zeit laut, und mit Schrecken erkannten die Regtern die Nähe des Abgrunds, in welchen man sie stürzen wollte. Ihr Entschluß mußte schnell seyn. Man hielt Rath bei Coligny; in wenig Tagen sah man die ganze Partei in Bewegung. Der Plan war, dem Hofe den Vorprung abzugewinnen und den König auf seinem Laubig in Moneaux aufzuheben, wo er sich bei geringer Bedeckung in tiefer Sicherheit glaubte. Das Gerücht von diesen Bewegungen verschonte ihn nach Meaur, wohin man die Schweizer aufs Eilfertigste beorderte. Diese fanden sich zwar noch frühzeitig genug ein; aber die Reiterei des Prinzen von Condé rückte immer näher und näher, immer zahlreicher ward das Heer der Verbundenen und drohte den König in seinem Aufschichtort zu belagern. Die Unerschrockenheit der Schweizer riß den König aus dieser dringenden Gefahr. Sie erbieten sich, ihn mitten

durch den Belud nach Paris zu führen, und Katharina bedachte sich nicht, die Person des Königs ihrer Tapferkeit anzuvertrauen. Der Ausbruch geschah gegen Mitternacht; den Monarchen nebst seiner Mutter in ihrer Mitte, den sie in einem gedrängten Wägel umschloß, wandelte diese bewegliche Festung fort und bildete mit vorgestreckten Pfäfen eine flachige Mauer, welche die feindliche Reiterei nicht durchbrechen konnte. Der herausfordernde Muth, mit dem die Schweizer einhertritten, angefeuert durch das heilige Palladium der Majestät, das ihre Mitte beherbergte, schlug die Herzhaftigkeit des Feindes darnieder, und die Ehrfurcht vor der Person des Königs, welche die Brust der Franzosen so spät verläßt, erlaubte dem Prinzen von Condé nicht, etwas mehr, als einige unbedeutende Schärmügel zu wagen. Und so erreichte der König noch am demselben Abend Paris und glaubte, dem Tode der Schweizer nichts Veringeres als Leben und Freiheit zu verdanken.

Der Krieg war nun erklärt, und zwar unter der gewöhnlichen Förmlichkeit, daß man nicht gegen den König, sondern gegen seine und des Staats Feinde die Waffen ergriffen habe. Unter diesen war der Cardinal von Lothringen der Verhaßteste, und, überzeugt, daß er der protestantischen Sache die schlimmsten Dienste zu leisten pflegte, hatte man auf den Untergang dieses Mannes ein vorzügliches Absehen gerichtet. Glücklicher Weise entfloh er noch zu rechter Zeit dem Streich, welcher gegen ihn geführt werden sollte, indem er seinen Hausrath der Wuth des Feindes überließ.

Die Cavallerie des Prinzen stand zwar im Felde; aber, durch die Zurüstungen des Königs überhast, hatte sie nicht Zeit gehabt, sich mit dem erwarteten deutschen Anpuß zu vereinigen und eine ordentliche Armee zu formiren. So muthig der französische Adel war, der die Nothwehr des Prinzen größtentheils ausmachte, so wenig taugte er zu Belagerungen, auf welche es doch bei diesem Kriege vorzüglich ankam. Nichts desto weniger unternahm dieser kleine Haufe, Paris zu bereuen, drang eifertig gegen diese Hauptstadt vor und machte Anstalten, sie durch Hunger zu überwinden. Die Verheerung, welche die Feinde in der ganzen Nachbarschaft von Paris anrichteten, erschwerte die Geduld der Bürger, welche den Ruin ihres Eigenthums nicht länger mühsig ansehen konnten. Einstimmig drangen sie darauf, gegen den Feind geführt zu werden, der sich mit jedem Tag an ihren Thoren verstärkte. Man mußte eilen, etwas Entscheidendes zu thun, ehe es ihm gelang, die deutschen Truppen an sich zu ziehen und durch diesen Zuwachs das Uebergewicht zu erlangen. So kam es am 10. November des Jahres 1567 zu dem Treffen bei St. Denis, in welchem die Calvinisten nach einem hartnäckigen Widerstand zwar den Kürzern zogen, aber durch den Tod des Connetable, der in dieser Schlacht seine merkwürdige Laufbahn beschloß, reichlich entschädigt wurden. Die Tapferkeit der Seinigen entriß diesen Sterbenden General den Händen des Feindes und verschaffte ihm noch den Trost, in Paris unter den Augen seines Herrn den Geist aufzugeben. Er war es, der seinen Weichhülter mit diesen launigen Worten von seinem Sterbette wegschickte: „Laßt es gut seyn, Herr Vater! es wäre E. Hande, wenn ich in achtzig Jahren nicht gelernt hätte, eine Viertelstunde lang zu sterben.“

Die Calvinisten zogen sich nach ihrer Niederlage bei St. Denis eifertig gegen die lothringischen Gränzen des Königreichs, um die deutschen Hülfsvölker an sich zu ziehen, und die königliche Armee setzte ihnen unter dem jungen Herzog von Anjou nach. Sie litten Mangel an dem Nothwendigsten, indem es den Königl. an keiner Bequemlichkeit fehlte, und die selbsteigle

Jahreszeit erschwerte ihnen ihre Flucht und ihren Unterhalt noch mehr. Nachdem sie endlich unter einem unausgesetzten Kampf mit Hunger und rauer Bitterung das jenseitige Ufer der Maas erreicht hatten, zeigte sich keine Spur eines deutschen Heeres, und man war nach einem so langwierigen beschwerdevollen Marsche nicht weiter, als man im Angesicht von Paris gewesen war. Die Geduld war erschöpft, der gemeine Mann wie der Adel murrte; kaum vermochte der Ernst des Admirals und die Jovialität des Prinzen von Condé eine gefährliche Trennung zu verhindern. Der Prinz bestand darauf, daß sein Heil sey, als in der Vereinigung mit den deutschen Völkern, und daß man sie schlechterdings bis zum bezeichneten Ort der Zusammenkunft aufsuchen müsse. „Aber,“ fragte man ihn nachher, „wenn sie nun auch dort nicht wären zu finden gewesen — was würden die Hugenotten alsdann vorgenommen haben?“ — „In die Hände gehaucht und die Finger gerieben, vermüthe ich,“ erwiderte der Prinz, denn es war eine schneidende Kälte.

Endlich näherte sich der Pfalzgraf Kasimir mit der sehnlichst erwarteten deutschen Reiteri; aber nun bestand man sich in einer neuen und größeren Verlegenheit. Die Deutschen standen in dem Ruf, daß sie nicht eher zu fechten pflegten, als bis sie Geld sähen; und anstatt der hunderttausend Thaler, worauf sie sich Rechnung machten, hatte man ihnen kaum einige tausend anzu-bieten. Man lief Gefahr, im Augenblick der Vereinigung aufs Schimpflichste von ihnen verlassen zu werden und alle auf diesen Succurs gegründete Hoffnungen auf Einmal scheitern zu sehen. Hier in diesem kritischen Moment nahm der Anführer der Franzosen seine Zuflucht zu der Eitelkeit seiner Landesknechte und ihrer zarten Empfindlichkeit für die Nationalehre; und seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Er gestand den Officieren sein Unvermögen, die Forderungen der Deutschen zu befriedigen, und sprach sie um Unterstützung an. Diese beriefen die Gemeinen zusammen, entdeckten denselben die Noth des Generals und strengten alle ihre Beredsamkeit an, sie zu einer Beistener zu ermuntern. Sie wurden dabei aufs Nachdrücklichste von den Predigern unterstützt, die mit dreifacher Stirn zu beweisen suchten, daß es die Sache Gottes sey, die sie durch ihre Willthätigkeit beförderten. Der Versuch glückte; der geschmeichelte Soldat herabte sich freiwillig seines Puges, seiner Ringe und aller seiner Kostbarkeiten; ein allgemeiner Wetteifer stellte sich ein, und es brachte Schande, von seinen Kameraden an Grobmuth übertroffen zu werden. Man verwandelte Alles in Geld und brachte eine Summe von fast hunderttausend Livres zusammen, mit der sich die Deutschen einstweilen abfinden ließen. Gewiß das einzige Beispiel seiner Art in der Geschichte, daß eine Armee die andere besoldete! Aber der Hauptzweck war doch nun erreicht, und beide vereinigte Heere erschienen nunmehr am Anfang des Jahres 1568 wieder auf französischem Boden.

Ihre Macht war jetzt beträchtlich und wuchs noch mehr durch die Verstärkung an, welche sie aus allen Enden des Königreichs an sich zogen. Sie belagerten Chartres und ängstigten die Hauptstadt selbst durch ihre angedrohte Erscheinung. Aber Condé zeigte bloß die Stärke seiner Partei, um dem Hof einen desto günstigeren Vergleich abzulocken. Mit Widerwillen hatte er sich den Lasten des Kriegs unterzogen und wünschte sehnlich den Frieden, der seinem Gang zum Vergnügen weit mehr Befriedigung versprach. Er ließ sich deswegen auch zu den Unterhandlungen bereitwillig finden, welche Katharina von Mediceis, um Zeit zu gewinnen, eingeleitet hatte. Wie viel Ursache auch die Reformirten hatten, ein Mißtrauen in die Anerbietungen dieser

Fürstin zu setzen, und wie wenig sie durch die bisherigen Verträge gebessert waren, so begaben sie sich doch zum zweiten Mal ihres Vortheils und ließen unter fruchtlosen Negotiationen die kostbare Zeit zu kriegerischen Unternehmungen verstreichen. Das zu rechter Zeit ausgestreute Geld der Königin verminderte mit jedem Tage die Armeer; und die Unzufriedenheit der Truppen, welche Katharina geschickt zu nähren wußte, nöthigte die Anführer am 10. März 1568 zu einem untreuen Frieden. Der König versprach eine allgemeine Amnestie und bestätigte das Edict des Jäuners 1562, das die Reformirten begünstigte. Zugleich machte er sich anheischig, die deutschen Völker zu befriedigen, die noch beträchtliche Rückstände zu fordern hatten; aber bald entdeckte sich, daß er mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Man glaubte sich dieser fremden Gäste nicht schnell genug entledigen zu können, und doch wollten sie ohne Geld nicht von daumen ziehen. Ja, sie drohten, Alles mit Feuer und Schwert zu verheeren, wenn man ihnen den schuldigen Sold nicht entrichtete. Endlich, nachdem man ihnen einen Theil der verlangten Summe auf Abschlag bezahlt und den Ueberrest noch während ihres Marsches nachzuliefern versprochen hatte, traten sie ihren Rückzug an, und der Hof schloß die Wuth, je mehr sie sich von dem Centrum des Reichs entfernten. Kaum aber fanden sie, daß die versprochenen Zahlungen unterblieben, so erwachte ihre Wuth aufs Neue, und alle Landstriche, durch welche sie kamen, mußten die Wortbrüchigkeit des Hofes entgelten. Die Gewaltthatigkeiten, die sie sich bei diesem Durchzug erlaubten, zwangen die Königin, sich mit ihnen abzufinden, und, mit schwerer Beute beladen, räumten sie endlich das Reich. Auch die Anführer der Reformirten zerstreuten sich nach abgeschlossnem Frieden, jeder in seine Provinz auf seine Schlösser, und gerade diese Trennung, welche man als gefährlich und unling beurtheilte, rettete sie vom Verderben. Bei allen noch so schlimmen Anschlägen, die man gegen sie gefaßt hatte, durfte man sich an keinem Einzigen unter ihnen vergreifen, wenn man nicht Alle zugleich zu Grunde richten konnte. Um aber Alle zugleich aufzuheben, hätte man, wie Laboureur sagt, das Vez über ganz Frankreich ausbreiten müssen.

Die Waffen ruhten jetzt auf eine Zeit lang, aber nicht so die Leidenschaften; es war bloß die bedeutende Stille vor dem heranziehenden Sturm. Die Königin, von dem Voz eines mürrischen Montmorency und eines gebietrischen Herzogs von Guise befreit, regierte mit dem überlegenen Ansehen der Mutter und Staatsverständigen beinahe unumschränkt unter ihrem zwar mündigen, aber der Führung noch so bedürftigen Sohn, und sie selbst wurde von den verderblichen Rathschlägen des Cardinals von Lothringen geleitet. Der überwiegende Einfluß dieses unduldsamen Priesters unterdrückte bei ihr allen Geist der Mäßigung, nach dem sie bisher gehandelt hatte. Zugleich mit den Umständen hatte sie auch ihre ganze Staatskunst verändert. Voll Schonung gegen die Reformirten, solange sie noch ihrer Hülfe bedurfte, um dem Ehrgeiz eines Guise und Montmorency ein Gegengewicht zu geben, überließ sie sich nunmehr ganz ihrem natürlichen Abscheu gegen diese aufstrebende Secte, sobald ihre Herrschaft besetzt war. Sie gab sich keine Mühe, diese Gesinnungen zu verbergen, und die Instructionen, die sie den Gouverneurs der Provinzen ertheilte, athmeten diesen Geist. Sie selbst verfolgte jetzt diejenige Partei unter den Katholischen, die für Duldung und Frieden gestimmt, und deren Grundsätze sie in den vorhergehenden Jahren selbst zu den ihrigen gemacht hatte. Der Gangler wurde von dem Antheil an der Regierung entfernt und endlich gar auf seine Güter verwiesen. Man bezeichnete seine Anhänger

mit dem zweideutigen Namen der Politiker, der auf ihre Gleichgültigkeit gegen das Interesse der Kirche anspielte und den Vorwurf enthielt, als ob sie die Sache Gottes bloß weltlichen Rücksichten anpöferten. Dem Fanatismus der Geistlichkeit wurde vollkommene Freiheit gegeben, von Ganseln, Beichtstühlen und Altären auf die Sectirer loszustürmen; und jedem tollkühnen Schwärmer aus der katholischen Klerisei war erlaubt, in öffentlichen Reden den Frieden anzugreifen und die verabscheuungswürdige Maxime zu predigen, daß man Regern keine Treue noch Glauben schuldig sey. Es konnte nicht fehlen, daß bei solchen Aufforderungen der blutdürstige Geist des Fanatismus bei dem so leicht entzündbaren Volk der Franzosen nur allzu schnell Feuer fing und in die wildesten Bewegungen ausbrach. Mißtrauen und Argwohn zerrissen die heiligsten Bande; der Mordmord schloß seinen Dolch im Innern der Häuser, und auf dem Lande, wie in den Städten, inden Provinzen, wie in Paris, wurde die Fackel der Empörung geschwungen.

Die Calvinisten ließen es ihrerseits nicht an den bittersten Repressalien fehlen; doch, an Anzahl zu schwach, hatten sie den Dolch der Katholiken bloß ihre Federn entgegen zu setzen. Vor Allem sahen sie sich nach festen Zufluchtsörtern um, wenn der Kriegesturm aus Neuen ausbrechen sollte. Zu diesem Zweck war ihnen die Stadt Rochelle am westlichen Ocean sehr gelegen; eine mächtige Seestadt, welche sich seit ihrer freiwilligen Unterwerfung unter französische Herrschaft der wichtigsten Privilegien erfreute und, besetzt mit republicanischem Geiste, durch einen ausgebreiteten Handel bereichert, durch eine gute Flotte vertheidigt, durch das Meer mit England und Holland verbunden, ganz vorzüglich dazu gemacht war, der Sitz eines Reichthums zu seyn und der verfolgten Partei der Hugenotten zum Mittelpunkt zu dienen. Hierher verschanzten sie die Hauptstärke ihrer Macht, und es gelang ihnen viele Jahre lang, hinter den Wällen dieser Festung der ganzen Macht Frankreichs zu trotzen.

Nicht lange stand es an, so mußte der Prinz von Condé selbst seine Zuflucht in Rochelle's Mauern suchen. Katharina, um demselben alle Mittel zum Krieg zu rauben, forcierte von ihm die Wiedererstattung der beträchtlichen Geldsummen, die sie in seinem Namen den deutschen Hülfsvölkern vorgeschickt hatte und für die er mit den übrigen Anführern Bürgen geworden war. Der Prinz konnte nicht Wort halten, ohne zum Bettler zu werden, und Katharina, die ihn auf's Menigste bringen wollte, bestand auf der Zahlung. Das Unvermögen des Prinzen, diese Schuld zu entrichten, berechnete sie zu einem Bruch der Tractate, und der Marschall von Tavannes erhielt Befehl, den Prinzen auf seinem Schloß Noyers in Burgund anzuheben. Schon war die ganze Provinz von den Soldaten der Königin erfüllt, alle Zugänge zu dem Lande des Prinzen versperrt, alle Wege zur Flucht abgeschnitten, als Tavannes selbst, der zu dem Untergang des Prinzen nicht gern die Hand bieten wollte, Mittel fand, ihn von der neuen Gefahr zu befreien und seine Flucht zu befördern. Condé entwich durch die offen gelassenen Pässe glücklich mit dem Admiral Coligny und seiner ganzen Familie und erreichte Rochelle am 18. September 1568. Auch die verwittwete Königin von Navarra, Mutter Heinrichs IV., welche Montluc hatte aufheben sollen, rettete sich mit ihrem Sohn, ihren Truppen und ihren Schätzen in diese Stadt, welche sich in kurzer Zeit mit einer kriegerischen und zahlreichen Mannschaft anfüllte. Der Cardinal von Chatillon entfloß in Matrosenkleidern nach England, wo er seiner Partei durch Unterhandlungen nützlich wurde, und die übrigen Häupter derselben säumten

nicht, ihre Anhänger zu bewaffnen und die Deutschen aufs Eilfertigste zurückzuberufen. Beide Theile griffen zum Gewehre, und der Krieg kehrte in seiner ganzen Furchtbarkeit zurück. Das Gebiet des Fürstums wird förmlich widerrufen, die Versammlung mit größerer Wuth gegen die Reformirten erneuert, jede Ausübung der neuen Religion bei Todesstrafe untersagt. Alle Schonung, alle Mäßigung hört auf, und Katharina, ihrer wahren Stärke vergessend, wagt an die ungewissen Entscheidungen der blinden Gewalt die gewissen Vortheile, welche ihr die Intrigue verschaffte.

Ein kriegerischer Eifer besetzt die ganze reformirte Partei, und die Wuthbrichtigkeit des Hofs, die unerwartete Aufhebung aller ihnen günstigen Verordnungen ruft mehr Soldaten ins Feld, als alle Ermahnungen ihrer Anführer und alle Predigten ihrer Geistlichkeit nicht vermocht haben würden. Alles wird Bewegung und Leben, sobald die Trommel ertönt. Bahnen wehen auf allen Straßen; ans allen Enden des Königreichs sieht man bewaffnete Schaaren gegen den Mittelpunkt zusammen strömen. Mit der Menge der erlittenen und erwiesenen Kränkungen ist die Wuth der Streiter gesteigert; so viele zerrissene Verträge, so viele getäuschte Erwartungen hatten die Gemüther unversöhnlich gemacht, und längst schon war der Charakter der Nation in der langen Anarchie des bürgerlichen Krieges verwildert. Daher keine Mäßigung, keine Menschlichkeit, keine Achtung gegen das Völkerrecht, wenn man einen Vortheil über den Feind erlangte; weder Stand noch Alter wird geschont, und der Marck der Truppen überall durch verwüdete Felder und eingedörrte Dörfer bezeichnet. Zurecht endlich emporwacht die katholische Geistlichkeit die Rache des Hugenottenpöbels, und nur das Blut dieser unglücklichen Schlachtofer kann die finstere Grausamkeit dieser rohen Schaaren befriedigen. An Klöstern und Kirchen rächen sie die Unterwerfungen, welche sie von der herrschenden Kirche erlitten hatten. Das Ehrwürdige ist ihrer blinden Wuth nicht ehrwürdig, das Heilige nicht heilig; mit barbarischer Schamlosigkeit entkleiden sie die Altäre ihres Schmuckes, zerbrechen und entweihen sie die heiligen Gefäße, zerstückeln sie die Bildsäulen der Apostel und Heiligen und stürzen die herrlichsten Tempel in Trümmer. Ihre Worgier öffnet sich die Zellen der Mönche und Nonnen, und ihre Schwerter werren mit dem Blute dieser Unschuldigen besetzt. Mit erschütternder Wuth schärften sie durch den bittersten Hohn noch die Qualen des Todes, und oft konnte der Tod selbst ihre thierische Lust nicht stillen. Sie verstümmelten selbst noch die Leichname, und Einer unter ihnen hatte den rasenden Geschmack, sich aus den Thron der Mönche, die er niedergemacht hatte, ein Halsband zu verfertigen und es öffentlich als ein Ehrenzeichen zu tragen. Ein Anderer ließ eine Hydra auf seine Fahnen malen, deren Köpfe mit Cardinalsbüten, Bischofsmützen und Mönchscapuzen auf das Ertzsaumste aufgesteckt waren. Er selbst war daneben als ein Hercules abgebildet, der alle diese Köpfe mit starken Häuten herunterschlug. Klein Wunder, wenn so handgreifliche Symbole die Eigenschaften eines fanatischen, rohen Haufens noch heftiger entflammten und dem Geist der Grausamkeit eine immerwährende Nahrung gaben. Die Auschweifungen der Hugenotten wurden von den Papisten durch schreckliche Repressalien erwidert, und wehe dem Unglücklichen, der lebendig in ihre Hände fiel! Sein Urtheil war einmal für immer gesprochen, und eine freiwillige Unterwerfung konnte sein Verderben höchstens nur wenige Stunden verzögern.

Mitten im Winter brachen beide Armeen, die königliche unter dem jungen Herzog von Anjou, dem der Kriegserfahrene Tavannes an die Seite gegeben war,

und die protestantische unter Condé und Coligny auf und fliehen bei Loudun so nahe an einander, daß weder Fluß noch Graben ihre Schlachtfordnungen trennte. Vier Tage blieben sie in dieser Stellung einander gegenüber stehen, ohne etwas Entscheidendes zu wagen, weil die Kälte zu streng war. Der zunehmende Frost zwang endlich die Königl. zuerst zum Aufbruch; die Hugenotten folgten ihrem Beispiel, und der ganze Feldzug endigte sich ohne Entscheidung.

Unterdessen versäumten die Regtern nicht, in der Ruhe der Winterquartiere neue Kräfte zu dem folgenden Feldzug zu sammeln. Sie hatten die eroberten Provinzen glücklich behauptet, und viele andere Städte des Königreichs erwarteten bloß einen günstigen Augenblick, um sich laut für sie zu erklären. Ansehnliche Summen wurden aus dem Verkauf der Kirchengüter und den Consecrationen gezogen, und von den Provinzen beträchtliche Steuern erhoben. Mit Hilfe derselben sah sich der Prinz von Condé in den Stand gesetzt, seine Armee zu verstärken und in eine blühende Verfassung zu setzen. Rühige Generale commandirten unter ihm, und ein tapferer Adel hatte sich unter seinen Fahnen versammelt. Zugleich waren seine Agenten, in England sowohl als in Deutschland, geschäftig, seine dortigen Bundesgenossen zu bewaffnen und seine Gegner neutral zu erhalten. Es gelang ihm, Truppen, Geld und Geschütz aus England zu ziehen, und aus Deutschland führten ihm der Markgraf von Baden und der Herzog von Zweibrücken beträchtliche Hilfsvölker zu, so daß er sich mit dem Antritt des Jahres 1569 an der Spitze einer furchtbaren Macht erblickte, die einen merkwürdigen Feldzug versprach.

Er hatte sich eben aus den Winterquartieren hervorgemacht, um den deutschen Truppen den Eintritt in das Königreich zu öffnen, als ihn die königliche Armee am 13. März v. J. unweit Jarnac an der Gränze von Limousin unter sehr nachtheiligen Umständen zum Treffen nöthigte. Abgeschnitten von dem Ueberrest seiner Armee, wurde er von der ganzen königlichen Macht angegriffen, und sein kleiner Haufe, des tapfersten Widerstandes ungeachtet, von der überlegenen Zahl überwältigt. Er selbst, ob ihm gleich der Schlag eines Pferdes einige Augenblicke vor der Schlacht das Bein zerschmetterte, kämpfte mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und, von seinem Pferde herabgerissen, setzte er noch eine Zeit lang auf der Erde kniend das Gefecht fort, bis ihn endlich der Verlust seiner Kräfte zwang, sich zu ergeben. Aber in diesem Augenblick nähert sich ihm Montesquieu, ein Capitain von der Garde des Herzogs von Anjou, von hinten und tödtet ihn menschenmörderisch mit einer Pistole.

Und so hatte auch Condé mit allen damaligen Häuptern der Parteien das Schicksal gemein, daß ein gewaltsamer Tod ihn dahintraffe. Franz von Guise war durch Mordanschlag erschossen, Antoine von Navarre bei der Belagerung von Rouen, der Marschall von St. André in der Schlacht bei Dreux, und der Connétable bei St. Denis geblieben. Den Admiral erwartete ein schreckliches Los in der Bartholomäusnacht, und Heinrich von Guise sank, wie sein Vater, unter dem Dolche der Verrätherei.

Der Tod ihres Anführers war ein empfindlicher Schlag für die protestantische Partei; aber bald zeigte sich's, daß die katholische zu früh triumphirt hatte. Condé hatte seiner Partei große Dienste geleistet, aber sein Verlust war nicht unerseßlich. Noch lebte das heldenreiche Geschlecht der Chatillons, und der standhafte, unternehmende, an Hülfquellen unerschöpfliche Geist des Admirals von Coligny riß sie bald wieder aus ihrer Erniedrigung empor. Es war mehr ein Name, als ein Oberhaupt,

was die Hugenotten durch den Tod des Prinzen Ludwig von Condé verloren; aber auch schon ein Name war ihnen wichtig und unentbehrlich, um den Muth der Partei zu beleben und sich ein Ansehen in dem Königreich zu erwerben. Der nach Unabhängigkeit strebende Geist des Adels ertrug mit Widerwillen das Joch eines Führers, der nur Seinesgleichen war, und schwer, ja, unmöglich ward es einem Privatmann, diese stolze Soldateske im Zaum zu erhalten. Dazu gehörte ein Fürst, den seine Geburt schon über jede Concurrenz hinwegrückte, und der eine erbliche und unbestrittene Gewalt über die Gemüther ausübte. Und auch dieser fand sich nun in der Person des jungen Heinrichs von Bourbon, des Helden dieses Werks, den wir jetzt zum ersten Mal auf die politische Schaubühne führen.

Heinrich der Vierte, der Sohn Antons von Navarra und Johannis von Albret, war im Jahre 1553 in Pau in der Provinz Bearn geboren. Schon von den frühesten Jahren einer harten Lebensart unterworfen, stählte sich sein Körper zu seinen künftigen Kriegsthaten. Eine einfache Erziehung und ein zweckmäßiger Unterricht entwickelten schnell die Reime seines lebhaften Geistes. Sein junges Herz sog schon mit der Muttermilch den Haß gegen das Papstthum und gegen den spanischen Despotismus ein; der Zwang der Umstände machte ihn schon in den Jahren der Unschuld zum Anführer von Rebellen. Ein früher Gebrauch der Waffen bildete ihn zum künftigen Helden, und frühes Unglück zum vortheilhaften König. Das Haus der Valois, welches Jahrhunderte lang über Frankreich geherrscht hatte, neigte sich unter den schwächlichen Söhnen Heinrichs II. zum Untergang, und, wenn diese drei Brüder dem Reich keinen Erben gaben, so rief die Verwandtschaft mit dem regierenden Hause, ob sie gleich nur im 21sten Grade Statt hatte, das Haus von Navarra auf den Thron. Die Aussicht auf den glänzenden Thron Europas umschimmerte schon Heinrichs IV. Wiege; aber sie war es auch, die ihn schon in der frühesten Jugend den Nachstellungen mächtiger Feinde bloßstellte. Philipp II., König von Spanien, der unversöhnlichste aller Feinde des protestantischen Glaubens, konnte nicht mit Gelassenheit zusehen, daß die verhaßte Secte der Neuerer von dem herrschenden aller christlichen Throne Besitz nahm und durch denselben ein entscheidendes Uebergewicht der Macht in Europa erlangte. Und er war um so weniger geneigt, die französische Krone dem kaiserlichen Geschlecht von Navarra zu gönnen, da ihn selbst nach dieser kostbaren Erwerbung gelüstete. Der junge Heinrich stand seinen ehrgeizigen Hoffnungen im Wege, und seine Weichwäter überzeugten ihn, daß es verdienstlich sey, einen Keger zu veranlassen, um ein so großes Königreich im Geheiss gegen den apostolischen Stuhl zu erhalten. Ein schwarzes Complot ward nun mit Zurechtung des berückigten Herzogs von Alba und des Cardinals von Lothringen geschmiedet, den jungen Heinrich mit seiner Mutter aus ihren Staaten zu entführen und in spanische Hände zu liefern. Ein schreckliches Schicksal erwartete diese Unglücklichen in den Händen dieses blutgierigen Feindes, und schon jauchzte die spanische Inquisition diesem wichtigen Schlachtopfer entgegen. Aber Johanna ward noch zu rechter Zeit, und zwar, wie man behauptet, durch Philipps eigene Gemahlin, Elisabeth, gewarnt, und der Anschlag in der Entfesselung vereitelt. Eine so schwere Gefahr umschwebte das Haupt des Knaben und weichte ihn schon frühe zu den harten Kämpfen und Leiden ein, die er in der Folge bestehen sollte.

Jetzt, als die Nachricht von dem Tode des Prinzen von Condé die Anführer der Protestanten in Bestürzung und Verlegenheit setzte, die ganze Partei sich ohne

Oberhaupt, die Armer ohne Führer sah, erschien die heldenmüthige Johanna mit dem sechzehnjährigen Heinrich und dem ältesten Sohn des ermordeten Condé, der um einige Jahre jünger war, zu Cognac in Angoumois, wo die Armer und die Anführer versammelt waren. Beide Knaben an den Händen führend, trat sie vor die Truppen und machte schnell ihrer Unentschlossenheit ein Ende. „Die gute Sache,“ hob sie an, „hat an dem Prinzen von Condé einen vortrefflichen Beschützer verloren, aber sie ist nicht mit ihm untergegangen. Gott wacht über seine Verehrer. Er gab dem Prinzen von Condé tapfere Streitzugehörten an die Seite, da er noch lebend unter uns wandelte; er gibt ihm heldenmüthige Officiere zu Nachfolgern, die seinen Verlust uns vergessen machen werden. Hier ist der junge Berner, mein Sohn. Ich biete ihn euch an zum Fürsten; hier ist der Sohn des Mannes, dessen Verlust ihr betrauert. Euch übergeb' ich Beide. Möchten sie ihrer Ahnen werth seyn durch ihre künftigen Thaten! Möchte der Anblick dieser heiligen Pfänder euch Einigkeit lehren und begeistern zum Kampf für die Religion!“

Ein lautes Geschrei des Beifalls antwortete der königlichen Kneuerin, worauf der junge Heinrich mit edelm Anstand das Wort nahm. „Freunde!“ rief er aus, „ich gelobe euch an, für die Religion und die gemeine Sache zu streiten, bis uns Sieg oder Tod die Freiheit verschafft haben, um die es uns Allen zu thun ist.“ Sogleich wurde er zum Oberhaupt der Partei und zum Führer der Armee ausgerufen und ernüßig als solcher die Huldigung. Die Eifersucht der übrigen Anführer verstummte, und bereitwillig unterwarf man sich jetzt der Führung des Admirals von Coligny, der dem jungen Helden seine Erfahrung lieb und unter dem Namen seines Pupillen das Ganze beherrschte.

Die deutschen Protestanten, immer die vornehmste Stütze und die letzte Zuflucht ihrer Glaubensbrüder in Frankreich, waren es auch jetzt, die nach dem unglücklichen Tage bei Jarnac das Gleichgewicht der Waffen zwischen den Huguenotten und Katholischen wieder herstellen halfen. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken brach mit einem dreißigtausend Mann starken Heere in das Königreich ein, durchzog mitten unter Feinden, nicht ohne große Hindernisse, fast den ganzen Strich zwischen dem Rhein und dem Weltmeer und hatte die Armee der Reformirten beinahe erreicht, als der Tod ihn dahintraff. Wenige Tage nachher vereinigte sich der Graf von Mansfeld, sein Nachfolger im Commando (im Junius 1569), in der Provinz Guienne mit dem Admiral von Coligny, der sich nach einer so beträchtlichen Verstärkung wieder im Staute sah, den Könighen die Erize zu bieten. Aber, mißtrauisch gegen das Glück, dessen Unbeständigkeit er so oft erfahren hatte, und seines Unvermögens sich bewußt, bei so geringen Hilfsmitteln einen erschöpfenden Krieg auszuhalten, versuchte er noch vorher, auf einem friedlichen Wege zu erhalten, was er allen möglich fand mit den Waffen in der Hand zu erzwingen. Der Admiral liebte aufrichtig den Frieden, ganz gegen die Zuneigung der Anführer von Parteien, die die Huke als d. Grab ihrer Macht betrachten und in der allgemeinen Verwirrung ihre Vortheile finden. Mit Widerwillen übte er die Beschränkungen aus, die sein Posten, die Noth und die Pflicht der Selbstvertheidigung erforderten, und gern hätte er sich überhoben gesehen, mit dem Tode in der Hand eine Sache zu versetzen, die ihm gerecht genug schien, nur durch Vernunftgründe vertheidigt zu werden. Er machte jetzt dem Hofe die dringendsten Vorstellungen, sich des allgemeinen Elendes zu erbarmen und den Reformirten, die nichts als die Bestätigung der ehemaligen ihnen günstigen Edicte verlangten, ein so

billiges Gesuch zu gewähren. Diesen Vorschlägen glaubte er um so eher eine günstige Aufnahme versprechen zu können, da sie nicht Wert der Verlegenheit waren, sondern durch eine ansehnliche Macht unterstützt wurden. Aber das Selbstvertrauen der Katholiken war mit ihrem Glücke gestiegen. Man forderte eine unbedingte Unterwerfung, und so blieb es denn bei der Entscheidung des Schwerts.

Um die Stadt Rochelle und die Besitzungen der Protestanten längs der dortigen Seerüste vor einem Angriffe sicher zu stellen, rückte der Admiral mit seiner ganzen Macht vor Poitiers, welche Stadt er ihres großen Umfanges wegen keines langen Widerstandes fähig glaubte. Aber auf die erste Nachricht der sie bedrohenden Gefahr hatten sich die Herzoge von Guise und von Mayenne, würdige Söhne des verstorbenen Franz von Guise, nebst einem zahlreichen Adel in diese Stadt geworfen, entschlossen, sie bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Fanatismus und Erbitterung machten diese Belagerung zu einer der blutigsten Handlungen im ganzen Laufe des Krieges, und die Hartnäckigkeit des Angriffs konnte gegen den beharrlichen Widerstand der Besatzung nichts anrichten.

Trotz der Ueberschwemmungen, die die Außenwerke unter Wasser setzten, trotz des feindlichen Feuers und des siedenden Oels, das von den Wällen herab auf sie regnete, trotz des unüberwindlichen Widerstandes, den der schroffe Abhang der Werke und die heroische Tapferkeit der Besatzung ihnen entgegensetzte, wiederholten die Belagerer ihre Stürme, ohne jedoch mit allen diesen Anstrengungen einen einzigen Vortheil erlangen oder die Standhaftigkeit der Belagerten ermüden zu können. Vielmehr zeigten diese durch wiederholte Ausfälle, wie wenig ihr Muth zu erschöpfen sey. Ein reicher Vorrath von Kriegs- und Wundbedürfnissen, den man seit gehabt hatte in der Stadt aufzuhäufen, setzte sie in Stand, auch der langwierigsten Belagerung zu tragen, da im Gegentheil Mangel, üble Witterung und Seuchen im Lager der Reformirten bald große Verwüstungen anrichteten. Die Ruhe raffte einen großen Theil der deutschen Kriegesvölker dahin und warf endlich selbst den Admiral von Coligny darnieder, nachdem die meisten unter ihm stehenden Vorkämpfer zum Dienst unbrauchbar gemacht waren. Da bald darauf auch der Herzog von Anjou im Feld erschien und Châtellerault, einen festen Ort in der Nachbarschaft, wohin man die Kranken geschickt hatte, mit einer Belagerung bedrohte, so ergriff der Admiral diesen Vorwand, seiner unglücklichen Unternehmung noch mit einigem Schein von Ehre zu entsagen. Es gelang ihm auch, den Versuch des Herzogs auf Châtellerault zu vereiteln; aber die immer mehr anwachsende Macht des Feindes nöthigte ihn bald, auf seinen Rückzug zu denken.

Alles vereinigte sich, die Standhaftigkeit dieses großen Mannes zu erschüttern. Er hatte wenige Wochen nach dem Unglück bei Jarnac seinen Bruder d'Andelot auch den Tod verloren, den treuesten Theilnehmer seiner Unternehmungen und seinen rechten Arm im Felde. Jetzt erfuhr er, daß das Pariser Parlament — dieser Gerichtshof, der zuweilen ein wohlthätiger Damm gegen die Unterdrückung, oft aber auch ein verächtliches Werkzeug derselben war — ihn als einem Auführer und Belaidiger der Majestät das Todesurtheil gesprochen und einen Preis von fünfzigtausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt habe. Abschriften dieses Urtheils wurden nicht nur in ganz Frankreich, sondern auch durch Uebersetzungen in ganz Europa zerstreut, um durch den Schimmer der versprochenen Belohnung Mörder aus andern Ländern anzulocken, wenn sich etwa in dem Königreich selbst zu Vollziehung dieses Unbenschicks

keine entschlossene Raubtun sollte. Aber sie fand sich selbst im Gefolge des Admirals, und sein eigener Kammerdiener war es, der einen Anschlag gegen sein Leben schmiedete. Diese nahe Gefahr wurde zwar durch eine zeitige Entdeckung noch von ihm abgewandt; aber der unsichtbare Dolch der Verrätherie verschonte von jetzt an keine Ruhe auf immer.

Diese Widerwärtigkeiten, die ihn selbst betrafen, wurden durch die Last seines Heerführeramts und durch die öffentlichen Unfälle seiner Partei noch drückender gemacht. Durch Desertion, Krankheiten und das Schwert des Feindes war seine Armee sehr geschmolzen, während daß die königliche immer mehr anwuchs und immer hitziger ihn verfolgte. Die Ueberlegenheit der Feinde war viel zu groß, als daß er es auf den bedeutenden Aufschlag eines Treffens dürfte ankommen lassen, und doch verlangten dieses die Soldaten, besonders die Deutschen, mit Ungeduld. Sie ließen ihm die Wahl, entweder zu schlagen oder ihnen den rückständigen Sold zu bezahlen; und, da ihm das Letztere unmöglich war, so mußte er ihnen nothgedrungen in dem Erstern willfahren.

Die Armee des Herzogs von Anjou überraschte ihn (am 3 October des Jahres 1569) bei Moncontour in einer sehr ungünstigen Stellung und besiegte ihn in einer entscheidenden Schlacht. Alle Entschlossenheit des protestantischen Adels, alle Tapferkeit der Deutschen, alle Weisheitsgegenwart des Generals konnte die völlige Niederlage seines Heers nicht verhindern. Weinade die ganze deutsche Infanterie ward niedergeböhnen, der Admiral selbst verwundet, der Rest der Armee zerstreut, der größte Theil des Gepäcks verloren. Keinen unglücklicheren Tag hatten die Hugenotten während dieses ganzen Krieges erlebt. Die Prinzen von Bourbon rettete man noch während der Schlacht nach St. Jean d'Angely, wo sich auch der geschlagene Coligny mit dem kleinen Ueberrest der Truppen einfand. Von einem fünf- und zwanzigtausend Mann starken Heere konnte er kaum sechstausend wieder sammeln; dennoch hatte der Feind wenig Gefangene gemacht. Die Wuth des Bürgerkrieges machte alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen, und die Nachbegier der Katholischen konnte nur durch das Blut ihrer Gegner gestillt werden. Mit kalter Grausamkeit stieß man den, der die Waffen streckte und um Quartier bat, nieder; die Erinnerung an eine ähnliche Barbarei, welche die Hugenotten gegen die Papisten bewiesen hatten, machte die Letztern unversöhnlich.

Die Muthlosigkeit war jetzt allgemein, und man hielt Alles für verloren. Viele sprachen schon von einer gänzlichen Flucht aus dem Königreich und wollten sich in Holland, in England, in den nordischen Reichen ein neues Vaterland suchen. Ein großer Theil des Adels verließ den Admiral, dem es an Geld, an Mannschaft, an Ansehen, an Allem, nur nicht an Heldenmuth fehlte. Sein schönes Schloß und die anliegende Stadt Chatillon waren ungefähr um eben diese Zeit von den Königlichen überfallen und mit Allem, was darin niedergelegt war, ein Haub des Feuers geworden. Dennoch war er der Einzige von Allen, der in dieser drangvollen Lage die Hoffnung nicht sinken ließ. Sein nem durchdringenden Blick entgingen die Rettungsmittel nicht, die der reformirten Partei noch immer geöffnet waren, und er wußte sie mit großem Erfolg bei seinen Anhängern geltend zu machen. Ein Hugenottischer Anführer, Montgomery, hatte in der Provinz Poitou glücklich gesiegt und war bereit, ihm sein siegreiches Heer zu zuführen. Deutschland war noch immer ein reiches Magazin von Soldaten, und auch von England durfte man Weisand erwarten. Dazu kam,

daß die Königlichen, anstatt ihren Sieg mit rascher Thätigkeit zu benutzen und den geschlagenen Feind bis zu seinen letzten Schlupfwinkeln zu verfolgen, mit unnützen Belagerungen eine kostbare Zeit verloren und dem Admiral die gewünschte Frist zur Erholung vergönnten.

Das schlechte Einverständnis unter den Katholischen selbst trug nicht wenig zu seiner Rettung bei. Nicht alle Provinzialhalter thaten ihre Schuldigkeit; vorzüglich wurde Damville, Gouverneur von Languebec, ein Sohn des berühmten Connétable von Montmorency, beschuldigt, die Flucht des Admirals durch sein Gouvernement begünstigt zu haben. Dieser stolze Vasall der Krone, sonst ein erbitterter Feind der Hugenotten, glaubte sich von dem Hofe vernachlässigt, und sein Ehrgeiz war empfindlich gereizt, daß Andere in diesem Krieg sich Vorbeern sammelten, und Andere den Commandostab führten, den er doch als ein Erbstück seines Hauses betrachtete. Selbst in der Brust des jungen Königs und der ihn umschwebenden Großen hatten die glänzenden Successes des Herzogs von Anjou, die doch gar nicht auf Rechnung des Prinzen gesetzt werden konnten, Neid und Eifersucht angefaßt. Der ruhmbegehrlige Monarch erinnerte sich mit Verdruß, daß er selbst noch nichts für seinen Ruhm gethan habe; die Vorliebe der Königin Mutter für den Herzog von Anjou und das Lob dieses begünstigten Lieblings auf den Lippen der Feinde beleidigte seinen Stolz. Da er den Herzog von Anjou mit guter Art von der Armee nicht entfernen konnte, so wußte er sich selbst an die Spitze derselben, um sich gemeinschaftlich mit demselben den Ruhm der Siege anzueignen, an welchen Beide gleich wenig Antheile hatten. Die schlechten Maßregeln, welche dieser Geist der Eifersucht und Intrigue die katholischen Anführer ergreifen ließ, verurtheilte alle Früchte der erfochtenen Siege. Vergebens bestand der Marschall von Tavannes, dessen Kriegserfahrung man das bisherige Glück allein zu verdanken hatte, auf Verfolgung des Feindes. Sein Rath war, dem flüchtigen Admiral mit dem größern Theil der Armee so lange nachzusetzen, bis man ihn entweder aus Frankreich herausgejagt oder genöthigt hätte, irgend in einen festen Ort sich zu werfen, der alsdann unvermeidlich das Grab der ganzen Partei werden müßte. Da diese Vorstellungen keinen Eingang fanden, so legte Tavannes sein Commando nieder und zog sich in sein Gouvernement Burgund zurück.

Jetzt säumte man nicht, die Städte anzugreifen, die den Hugenotten ergeben waren. Der erste Anfang war glücklich, und schon schmeichelte man sich, alle Burgen von Rochelle mit gleich wenig Mühe zu zerstören und alsdann diesen Mittelpunkt der ganzen Bourbonischen Macht desto leichter zu überwinden. Aber der tapfere Widerstand, den St. Jean d'Angely leistete, stimmte diese stolzen Erwartungen sehr herunter. Zwei Monate lang hielt sich diese Stadt, von ihrem unerschrockenen Commandanten de Piles vertheidigt; und, als endlich die höchste Noth sie zwang, sich zu ergeben, war der Winter herbeigerückt und der Belagerung geendigt. Der Besitz einiger Städte war also die ganze Frucht eines Sieges, dessen weise Benutzung den Bürgerkrieg vielleicht auf immer hätte endigen können.

Unterdessen hatte Coligny nichts veräumt, die schlechte Politik des Feindes zu seinem Vortheil zu kehren. Sein Aufbruch war im Treffen bei Moncontour beinahe gänzlich aufgerieben worden, und dreitausend Pferde machten seine ganze Kriegsmacht aus, die es kaum mit dem nachfolgenden Landvolk aufnehmen konnte. Aber dieser kleine Haufe verstärkte sich in Languebec

und Dauphiné mit neu geworbenen Völkern und mit dem siegreichen Heer des Montgomeri, das er an sich zog. Die vielen Anhänger, welche die Reformation in diesem Theil Frankreichs zählte, begünstigten sowohl die Rekrutirung als den Unterhalt der Truppen, und die Keuschheit der Bourbonnischen Prinzen, die alle Beschwerden dieses Feldzugs theilten und frühzeitige Proben des Heldenthums ablegten, lockte manchen Freiwilligen unter ihre Fahnen. Wie sparsam auch die Geldbeiträge einfließen, so wurde dieser Mangel einigermaßen durch die Stadt Rochelle ersetzt. Aus dem Hafen derselben liefen zahlreiche Gaverschiffe aus, die viele glückliche Prisen machten und dem Admiral den Zehnten von jeder Beute entrichten mußten. Mit Hülfe aller dieser Vorkehrungen erholten sich die Hugenotten während des Winters so vollkommen von ihrer Niederlage, daß sie im Frühjahr des 1570sten Jahres gleich einem reißenden Strom aus Languedoc hervorbrachen und fürchtbarer als jemals im Feld erscheinen konnten.

Sie hatten keine Schonung erfahren und übten auch keine aus. Gereizt durch so viele erlittene Mißhandlungen und durch eine lange Reihe von Unglücksfällen verwildert, ließen sie das Blut ihrer Feinde in Strömen fließen, brühten mit schweren Brandschlagungen alle Districte, durch die sie zogen, oder verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Ihr Marsch war gegen die Hauptstadt des Reichs gerichtet, wo sie mit dem Schwert in der Hand einen billigen Frieden zu erzwingen hofften. Eine königliche Armee, die sich ihnen in dem Herzogthum Burgund unter dem Marschall von Cosse, dreizehntausend Mann stark, entgegenstellte, konnte ihren Lauf nicht aufhalten. Es kam zu einem Gefecht, worin die Protestanten über einen weit überlegenen Feind verschiedene Vortheile davon trugen. Rängs der Loire verbreitet, bedrohten sie Orleans und Jole de France mit ihrer nahen Erscheinung, und die Schnelligkeit ihres Zugs ängstigte schon Paris.

Diese Entschlossenheit that Wirkung, und der Hof fing endlich an, vom Frieden zu sprechen. Man scheute den Kampf mit einer, wenn gleich nicht zahlreichen, doch von Verzeihung besetzten Schaar, die nichts mehr zu verlieren hatte und bereit war, ihr Leben um einen theuren Preis zu verkaufen. Der königliche Schatz war erschöpft, die Armee durch den Abzug der italienischen, deutschen und spanischen Hülfsvölker sehr vermindert, und in den Provinzen hatte sich das Glück fast überall zum Vortheil der Rebellen erklärt. Wie hart es auch die Katholiken ankam, dem Treß der Sectirer nachgeben zu müssen, wie ungern sich sogar viele der Letztern dazu verstanden, die Waffen aus den Händen zu legen und ihren Hoffnungen auf Venz, ihrer geschlossenen Freiheit zu entsagen: so machte doch die überhandnehmende Noth jeden Widerspruch schweigen, und die Forderung der Anführer entschied so ernstlich für den Frieden, daß er endlich im August dieses Jahrs unter folgenden Bedingungen wirklich erfolgte.

Den Reformirten wurde von beiden Seiten des Hofes eine allgemeine Verzeihung und der Vergangenen eine freie Ausübung ihrer Religion in jedem Theile des Reichs, nur den Hof ausgenommen, die Zurückgabe aller der Religion wegen eingezogenen Güter und ein gleiches Recht zu allen öffentlichen Bedienungen zugesprochen. Außerdem überließ man ihnen noch auf zwei Jahre lang vier Sicherheitsplätze, die sie mit ihren eigenen Truppen zu besetzen und Befehlshabern ihres Glaubens zu untergeben berechtigt seyn sollten. Die Prinzen von Bourbon nebst zwanzig aus dem vornehmsten Adel mußten sich durch einen Eid verbindlich machen, diese vier Plätze (man hatte Rochelle,

Montauban, Cognac und la Charité gewählt) nach Ablauf der gesetzten Zeit wieder zu räumen. So war es abermals der Hof, welcher nachgab und, weit entfernt, durch Bewilligungen, die ihm nicht von Herzen gehen konnten, bei den Religionsverbesserern Dank zu verdienen, bloß ein erniedrigendes Geständniß seiner Unmacht ablegte.

Alles trat jetzt wieder in seine Ordnung zurück, und die Reformirten überließen sich mit der vorigen Sorglosigkeit dem Genuß ihrer schwer errungenen Glaubensfreiheit. Je mehr sie überzeugt seyn mußten, daß sie die eben erhaltenen Vortheile nicht dem guten Willen, sondern der Schwäche ihrer Feinde und ihrer eigenen Furchtbarkeit verdankten, desto nothwendiger war es, sich in diesem Verhältnis der Macht zu erhalten und die Schritte des Hofes zu bewachen. Die Nachgiebigkeit des Regenten war auch wirklich viel zu groß, als daß man Vertrauen dazu fassen konnte, und, ohne gerade aus dem Erfolg zu argumentiren, kann man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß der erste Entwurf zu der Gräueltthat, welche zwei Jahre darauf in Ausübung gebracht wurde, in diese Zeit zu setzen ist.

So viele Zerschläge, so viele überraschende Wendungen des Kriegesglücks, so viele unerwartete Hülfquellen der Hugenotten hatten endlich den Hof überzeugen müssen, daß es ein vergebliches Unternehmen sey, diese immer frisch auflebende und immer mehr sich verstärkende Partei durch offenbare Gewalt zu besiegen und auf dem bisher betretenen Wege einen entscheidenden Vortheil über sie zu erlangen. Durch ganz Frankreich ausgebreitet, war sie sicher, nie eine totale Niederlage zu erleiden, und die Erfahrung hatte gelehrt, daß alle Wunden, die man ihr theilweise schlug, ihrem Leben selbst nie gefährlich werden konnten. An einer Gränze des Königreichs unterdrückt, erhob sie sich nur desto fürchtbarer an der andern, und jeder neu erlittene Verlust schien bloß ihren Muth anzufeuern und ihren Anhang zu vermehren. Was ihr an innern Kräften gebrach, das ersetzte die Standhaftigkeit, Klugheit und Tapferkeit ihrer Anführer, die durch keine Unfälle zu ermüden, durch keine List einzuweichen, durch keine Gefahr zu erschüttern waren. Schon der einzige Coligny galt für eine ganze Armee. „Wenn der Admiral heute sterben sollte,“ erklärten die Abgeordneten des Hofes, „als sie des Friedens wegen mit den Hugenotten in Unterhandlung traten, so werden wir euch morgen nicht ein Glas Wasser anbieten. Glaubt sicher, daß sein einziger Name euch mehr Ansehen gibt, als eure ganze Armee, doppelt genommen.“ Solange die Sache der Reformirten in solchen Händen war, mußten alle Versuche zu ihrer Unterdrückung fehlschlagen. Er allein hielt die zerstreute Partei in ein Ganzes zusammen, lebte sie ihre innern Kräfte kennen und benutzen, verhoffte ihr Ansehen und Unterstützung von außen, richtete sie von jedem Falle wieder auf und hielt sie mit seinem Arm am Rand des Verderbens.

Ueberzeugt, daß auf dem Untergang dieses Mannes das Schicksal der ganzen Partei beruhe, hatte man schon im vorhergehenden Jahre das Pariser Parlament jene schimpfliche Ausrufung gegen ihn aussprechen lassen, die den König der Mordthat gegen sein Leben beschuldigen sollte. Da aber dieser Zweck nicht erreicht wurde, vielmehr der jetzt geschlossene Friede jenen Parlamentsspruch wieder vernichtete, so mußte man dasselbe Ziel auf einem andern Wege verfolgen. Ermüdet von den Hindernissen, die der Freiheitssturm der Hugenotten der Befestigung des königlichen Ansehens schon so lang entgegengesetzt hatte, zugleich aufgefordert, von dem römischen Hof, der keine Rettung für die Kirche sah, als in dem gänzlichen Untergang dieser Secte, von

einem finstern und grausamen Fanatismus erhit, der alle Gefühle der Menschlichkeit schweigen machte, beschloß man endlich, sich dieser gefährlichen Partei durch einen einzigen entscheidenden Schlag zu entledigen. Gelang es nämlich, sie auf Einmal aller ihrer Anführer zu berauben und durch ein allgemeines Blutbad ihre Anzahl schnell und beträchtlich zu vermindern, so hatte man sie — wie man sich schmeichelte — auf immer in ihr Nichts zurückgestürzt, von einem gesunden Körper ein brandiges Glied abgesondert, die Flamme des Kriegs auf ewige Zeiten erstickt und Staat und Kirche durch ein einziges hartes Opfer gerettet. Durch solche betrügerische Gründe fanden sich Religionshaß, Herrschsucht und Nachbegierde mit der Stimme des Gewissens und der Menschlichkeit ab und ließen die Religion eine That verantworten, für welche selbst die rohe Natur keine Entschuldigung hat.

Aber, um diesen entscheidenden Streich zu führen, mußte man sich der Opfer, die er treffen sollte, vorher versichert haben, und hier zeigte sich eine kaum zu überwindende Schwierigkeit. Eine lange Kette von Treulosigkeit hatte das wechselseitige Vertrauen erstickt, und von katholischer Seite hatte man zu viele und zu unzweideutige Proben der Maxime gegeben, daß „gegen Keger kein Eid bindend, keine Zusage heilig sey.“ Die Anführer der Huguenotten erwarteten keine andere Sicherheit, als welche ihnen ihre Entfernung und die Festigkeit ihrer Schloßer verschafften. Selbst nach geschlossenem Frieden vermehrten sie die Besatzungen in ihren Städten und zeigten durch schleunige Ausbesserung ihrer Festungswerke, wie wenig sie dem königlichen Worte vertrauten. Welche Möglichkeit, sie aus diesen Verschauungen hervorzulocken und dem Schlachtmesser entgegenzuführen? Welche Wahrscheinlichkeit, sich Aller zugleich zu bemächtigen, gesetzt, daß auch Einzelne sich überlisten ließen? Längst schon gebrauchten sie die Vorsicht, sich zu trennen, und, wenn auch Einer unter ihnen sich der Niedlichkeit des Hofs anvertraute, so blieb der Andere desto gewisser zurück, um seinem Freund einen Rächer zu erhalten. Und doch hatte man gar nichts gethan, wenn man nicht Alles thun konnte: der Streich mußte schlechterdings tödtlich, allgemein und entscheidend seyn oder ganz und gar unterlassen werden.

Es kam also darauf an, den Gindrud der vorigen Treulosigkeiten gänzlich aufzulösen und das verlorene Vertrauen der Reformirten, welchen Preis es auch kosten möchte, wieder zu gewinnen. Dieses ins Werk zu richten, änderte der Hof sein ganzes bisheriges System. Anstatt der Parteilichkeit in den Gerichten, über welche die Reformirten auch mitten im Frieden so viele Ursache gehabt hatten sich zu beklagen, wurde von jetzt an die gleichförmigste Gerechtigkeit beobachtet, alle Beeinträchtigungen, die man sich von katholischer Seite bisher ungestraft gegen sie erlaubte, eingestellt, alle Friedensstörungen auf das Strengste geahndet, alle billige Forderungen derselben ohne Anstand erfüllt. In Kurzem schien aller Unterschied des Glaubens vergessen, und die ganze Monarchie glich einer ruhigen Familie, deren sämtliche Glieder Karl der Neunte als gemeinschaftlicher Vater mit gleicher Liebe umfaßte. Mitten unter den Stürmen, welche die benachbarten Reiche erschütterten, welche Deutschland beunruhigten, die spanische Macht in den Niederlanden umzustürzen drohten, Schottland verheerten und in England den Thron der Königin Elisabeth wankend machten, genoss Frankreich einer ungewohnten tiefen Ruhe, die von einer göttlichen Revolution in den Gesinnungen und einer allgemeinen Umänderung der Maximen zu zeugen schien, da keine Entscheidung der Waffen verhergegangen war, auf die sie gegründet werden konnte.

Margaretha von Valois, die jüngste Tochter Heinrichs II., war noch unverheirathet, und der Ehrgeiz des jungen Herzogs von Guise vermah sie, seine Hoffnungen zu dieser Schwester seines Monarchen zu erheben. Um die Hand dieser Prinzessin hatte schon der König von Portugal geworben, aber ohne Erfolg, da der noch immer mächtige Cardinal von Lothringen sie seinem Andern als seinem Neffen gönnte. „Der älteste Prinz meines Hauses,“ erklärte sich der stolze Prälat gegen den Gesandten Sebastianus, „hat die ältere Schwester davongetragen; dem jüngern gebührt die jüngere.“ Da aber Karl IX., dieser auf seine Höhe eifersüchtige Monarch, die dreiste Anmaßung seines Vasallen mit Unwillen aufnahm, so eilte der Herzog von Guise, durch eine geschwinde Heirath mit der Prinzessin von Cleves seinen Zorn zu besänftigen. Aber einen Feind und Nebenbuhler im Besitz Derjenigen zu sehen, zu der ihm nicht erlaubt worden war die Augen zu erheben, mußte den Stolz des Herzogs desto empfindlicher kränken, da er sich schmeicheln konnte, das Herz der Prinzessin zu besitzen.

Der junge Heinrich, Prinz von Bearne, war es, auf den die Wahl des Königs fiel; sey es, daß Letzterer wirklich die Absicht hatte, durch diese Heirath eine enge Verbindung zwischen dem Hause Valois und Bourbon zu stiften und dadurch den Samen der Zwietracht auf ewige Zeiten zu erlösen, oder daß er dem Argwohn der Huguenotten nur dieses Blendwerk vormachte, um sie desto gewisser in die Schlinge zu locken. Wenig, man erwähnte dieser Heirath schon bei den Friebertractaten, und, so groß auch das Mißtrauen der Königin von Navarra seyn mochte, so war der Antrag doch viel zu schmeichelhaft, als daß sie ihn ohne Verteidigung hätte zurückweisen können. Da aber dieser ehrenvolle Antrag nicht mit der Lebhaftigkeit erwidert ward, die man wünschte, und die seiner Wichtigkeit angemessen schien, so zögerte man nicht lange, ihn zu erneuern und die furchtsamen Bedenkllichkeiten der Königin Johanna durch wiederholte Beweise der aufrichtigsten Versöhnung zu zerstreuen.

Um dieselbe Zeit hatte sich Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen Wilhelm von Oranien, in Frankreich eingefunden, um die Huguenotten zum Beistand ihrer niederländischen Brüder gegen Philipp von Spanien in Bewegung zu setzen. Er fand den Admiral von Coligny in der günstigsten Stimmung, diese Aufforderung anzunehmen. Neigung sowohl als Staatsgründe vermochten diesen ehrwürdigen Helden, die Religion und Freiheit, die er in seinem Vaterland mit so viel Heldennuth verfochten, auch im Ausland nicht sinken zu lassen. Leidenschaftlich hing er an seinen Grundsätzen und an seinem Glauben, und sein großes Herz hatte der Unterdrückung, wo und gegen wen sie auch stattfinden möchte, einen ewigen Krieg geschworen. Dieser Gesinnung gemäß betrachtete er jede Angelegenheit, sobald sie Sache des Glaubens und der Freiheit war, als die seinige, und jedes Schlachtopfer des geistlichen oder weltlichen Despotismus konnte auf seinen Weltbürgerstimm und seinen thätigen Eifer zählen. Es ist ein charakteristischer Zug der vernünftigen Freiheitsliebe, daß sie Geist und Herz weiter macht und im Denken wie im Handeln ihre Schwäre ausbreitet. Gezündet auf ein lebhaftes Gefühl der menschlichen Würde, kann sie Rechte, die sie an sich selbst respectirt, an Andern nicht gleichgültig zu Boden treten sehen.

Aber dieses leidenschaftliche Interesse des Admirals für die Freiheit der Niederländer und der Entschluß, sich an der Spitze der Huguenotten zum Beistand dieser Republicaner zu bewaffnen, wurde zugleich durch die wichtigsten Staatsgründe gerechtfertigt. Er kannte und

fürchtete den leicht zu entzündenden und geschlossenen Geist seiner Partei, der, wund durch so viele erlittene Beleidigungen, schnell aufgeschreckt von jedem vermeintlichen Angriff und mit tumultuarischen Scenen vertraut, der Ordnung schon zu lange entwöhnt war, um ohne Rücksälle darin verharren zu können. Dem nach Unabhängigkeit strebenden und kriegerischen Adel konnte die Unthätigkeit auf seinen Schlössern und der Zwang nicht willkommen seyn, den der Friede ihm auflegte. Auch war nicht zu erwarten, daß der Feuersifer der calvinistischen Prediger sich in den engen Schranken der Mäßigung halten würde, welche die Zeitumstände erforderten. Um also den Uebeln zuvorzukommen, die ein mißverständner Religionszeifer und das immer noch unter der Asche glimmende Mißtrauen der Parteien früher oder später herbeizuführen drohte, mußte man darauf denken, diese müßige Tapferkeit zu beschäftigen und einen Muth, welchen ganz zu unterdrücken man weder hoffen noch wünschen durfte, so lange in ein anderes Reich abzuleiten, bis man in dem Vaterland seiner bedürfen würde. Dazu nun kam der niederländische Krieg wie gerufen; und selbst das Interesse und die Ehre der französischen Krone schien einen nähern Antheil an demselben nothwendig zu machen. Frankreich hatte den verderblichen Einfluß der spanischen Intriguen bereits auf das Empfindlichste gefühlt, und es hatte noch weit mehr in der Zukunft davon zu befürchten, wenn man diesen gefährlichen Nachbar nicht innerhalb seiner eigenen Gränzen beschäftigte. Die Aufmunterung und Unterstützung, die er den mißvergnügten Unterthanen des Königs von Frankreich hatte angedeihen lassen, schien zu Repressalien zu berechtigen, wozu sich jetzt die günstigste Veranlassung darbot. Die Niederländer erwarteten Hülfe von Frankreich, die man ihnen nicht verweigern konnte, ohne sie in eine Abhängigkeit von England zu setzen, die für das Interesse des französischen Reichs nicht anders als nachtheilig ausfallen konnte. Warum sollte man einem gefährlichen Nebenbuhler einen Einfluß gönnen, den man sich selbst verschaffen konnte, und der noch dazu gar nichts kostete? denn es waren die Huguenotten, die ihren Arm dazu anboten und bereit waren, ihre der Ruhe der Monarchie so gefährlichen Kräfte in einem ausländischen Kriege zu verzehren.

Karl IX. schien das Gewicht dieser Gründe zu empfinden und bezeugte großes Verlangen, sich mit dem Admiral ausführlich und mündlich darüber zu berathschlagen. Diesem Beweise des königlichen Vertrauens konnte Coligny um so weniger widerstehen, da es eine Sache zum Gegenstand hatte, die ihm nicht seinem Vaterlande am Meisten am Herzen lag. Man hatte die einzige Schwachheit ausgekundschaftet, an der er zu fassen war; der Wunsch, seine Lieblingsangelegenheit bald befördert zu sehen, half ihm jede Bedenklichkeit überwinden. Seine eigene, über jeden Verdacht erhabene Tendenz, ja, seine Klugheit selbst lockte ihn in die Schlinge. Wenn Andere seiner Partei das veränderte Betragen des Königs einem verdeckten Aufschlage zuschrieben, so fand er in den Beschlüssen einer weisen Politik, die sich nach so vielen unglücklichen Erfahrungen endlich der Regierung aufdrängen mußten, einen viel natürlicheren Schlüssel zur Erklärung desselben. Es gibt Unthaten, die der Rechtschaffene kaum eher für möglich halten darf, als bis er die Erfahrung davon gemacht hat; und einem Mann von Coligny's Charakter war es zu vergehen, wenn er seinem Monarchen lieber eine Mäßigung antraute, von der dieser Prinz bisher noch keine Beweise gegeben hatte, als ihn einer Missethätigkeit fähig glaubte, welche die Menschheit überhaupt und noch weit mehr die Würde des Fürsten schändet. So viele zuvorzukommende Schritte von Seiten des Hofes fordernd, überdies auch von dem protestantischen Theil eine Probe des Vertrauens; und wie leicht konnte

man einen empfindlichen Feind durch längeres Mißtrauen reizen, die schlechte Meinung wirklich zu verdienen, welche zu widerlegen man ihm unmöglich machte.

Der Admiral beschloß dennach, am Hofe zu erscheinen, der damals nach Touraine vorgerückt war, um die Zusammenkunft mit der Königin von Navarra zu erleichtern. Mit widerstrebendem Herzen that Johanna diesen Schritt, dem sie nicht länger ausweichen konnte, und überlieferte dem König ihren Sohn Heinrich und den Prinzen von Condé. Coligny wollte sich dem Monarchen zu Füßen werfen, aber dieser empfing ihn in seinen Armen. „Endlich habe ich Sie,“ rief der König. „Ich habe Sie, und es soll Ihnen nicht so leicht werden, wieder von mir zu gehen. Ja, meine Freunde,“ setzte er mit triumphirendem Muth hinzu, „Das ist der glücklichste Tag in meinem Leben.“ Dieselbe gütige Aufnahme widerfuhr dem Admiral von der Königin, von den Prinzen, von allen anwesenden Großen; der Ausdruck der höchsten Freude und Bewunderung war auf allen Gesichtern zu lesen. Man feierte diese glückliche Begegnung mehrere Tage lang mit den glänzendsten Festen, und keine Spur des vorigen Mißtrauens durfte die allgemeine Fröhllichkeit trüben. Man besprach sich über die Vermählung des Prinzen von Navarra mit Margarethen von Valois; alle Schwierigkeiten, die der Glaubensunterschied und das Ceremoniell der Verbindung derselben in den Weg legten, mußten der Ungeduld des Königs weichen. Die Angelegenheiten Flanderns veranlaßten mehrere lange Konferenzen zwischen dem Könige und Coligny, und mit jeder schien die gute Meinung des Königs von seinem ausgeübten Diener zu steigen. Einige Zeit darauf erlaubte er ihm sogar, eine kleine Reise auf sein Schloß Chatillon zu machen; und, als sich der Admiral auf den Rayvill folglich wieder stellte, ließ er ihn diese Reise in demselben Jahre wiederholen. So stellte sich das wechselseitige Vertrauen unvermerkt wieder her, und Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu verfallen.

Der Eifer, mit welchem Karl die Vermählung des Prinzen von Navarra betrieb, und die außerordentlichen Gunstbezeugungen, die er an den Admiral und seine Anhänger verschwendete, erregten nicht weniger Unzufriedenheit bei den Katholischen, als Mißtrauen und Argwohn bei den Protestanten. Man mag entweder mit einigen protestantischen und italienischen Schriftstellern annehmen, daß jenes Betragen des Königs bloße Maske gewesen, oder mit de Thou und den Verfassern der *Memoires* glauben, daß er für seine Person es damals aufrichtig meinte, so blieb seine Stellung zwischen den Reformirten und Katholischen in jedem Falle gleich befehrlich, weil er, um das Geheimniß zu bewahren, diese so gut wie jene betrügen mußte. Und wer bürgte selbst Denjenigen, die um das Geheimniß wußten, dafür, daß die persönlichen Vorzüge des Admirals nicht zuletzt Eindruck auf einen Fürsten machten, dem es gar nicht an Fähigkeit gebrach, das Verdienst zu beurtheilen? daß ihm dieser bewährte Staatsmann nicht zuletzt nützlich war, wurde, daß nicht endlich seine Rathschläge, seine Grundsätze, seine Warnungen bei ihm Eingang fanden? Kein Wunder, wenn die katholischen Eiferer daran Aergerniß nahmen, wenn sich der Papst in dieses neue Betragen des Königs gar nicht zu finden wußte, wenn selbst die Königin Katharina unruhig wurde, und die Waisen anfangen, für ihren Einfluß zu zittern. Ein desto engeres Bündniß zwischen diesen Gegnern und der Königin war die Folge dieser Verächtungen, und man beschloß, diese gefährlichen Verbindungen zu zerreißen, wie viel es auch kosten möchte.

Der Widerspruch der Geschichtschreiber und das Geheimnißvolle dieser ganzen Begegnung verschafft uns über die damaligen Gesinnungen des Königs und über

die eigentliche Beschaffenheit des Complots, welches nachher so fürchterlich ausbrach, kein befriedigendes Licht. Könnte man dem Capi-Lupi, * einem römischen Scribenten und Lobredner der Bartholomäusnacht, Glauben zustellen, so würde Karl dem Neunten durch den schwärzesten Verdacht nicht zu viel geschehen; aber, obgleich die historische Kritik das Böse glauben darf, was ein Freund berichtet, so kann Dieses doch alsdann nicht der Fall seyn, wenn der Freund (wie hier wirklich geschehen ist) seinen Helden dadurch zu verherrlichen glaubt und als Schmeichler verkleumdet. „Ein päpstlicher Legat,“ berichtet uns dieser Schriftsteller in der Vorrede zu seinem Werk, „kam nach Frankreich, mit dem Auftrag, den Allchristlichsten König von seinen Verbindungen mit den Sectirern abzumahnern. Nachdem er dem Monarchen die nachdrücklichsten Vorstellungen gethan und ihn aufs Aeußerste gebracht hatte, rief dieser mit bedeutender Miene: „„Daf ich doch Eurer Eminenz Alles sagen dürfte! Bald würden Sie und auch der heilige Vater mir bekennen müssen, daß diese Verheirathung meiner Schwester das ausgesetzteste Mittel sey, die wahre Religion in Frankreich aufrecht zu erhalten und ihre Widersacher zu vertilgen. Aber“ (fuhr er in großer Bewegung fort, indem er dem Cardinal die Hand drückte und zugleich einen Demant an seinem Finger befestigte) „vertrauen Sie auf mein königliches Wort. Noch eine kleine Geduld, und der heilige Vater selbst soll meine Anschläge und meinen Glaubenseifer rühmen.““ Der Cardinal verschmähte den Demant und versicherte, daß er sich mit der Zusage des Königs begnüge.“ — Aber, gesetzt auch, daß kein blinder Schwärmer dieser Geschichtereiber die Jeder geführt hätte, so kann er seine Nachricht aus sehr unreinen Quellen geschöpft haben. Die Vermuthung ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß der Cardinal von Verbringen, der sich eben damals zu Rom aufhielt, dergleichen Erfindungen, wo nicht selbst ausgestreut, doch begünstigt haben könnte, um den Muth des Pariser Muthbads, den er nicht von sich abwälzen konnte, mit dem Könige wenigstens zu theilen. **

Das wirkliche Betragen Karls des Neunten, bei dem Ausbruch des Muthbades selbst, zeugt unstreitig stärker gegen ihn, als diese unerwiesenen Gerüchte; aber, wenn er sich auch von der Heftigkeit seines Temperaments hinreißen ließ, dem völlig reifen Complot seinen Beifall zu geben und die Ausführung desselben zu begünstigen, so kann Dieses für seine frühere Mithandigkeit nichts beweisen. Das Ungeheure und Gräßliche des Verbrechens vermindert seine Wahrscheinlichkeit, und die Achtung für die menschliche Natur muß ihm zur Verteidigung dienen. Eine so zusammengelegte und lange Kette von Betrug, eine so undurchbringliche, so gehaltene Verstellung, ein so tiefes Eitelchweigen aller Menschengefühle, ein so freches Spiel mit den heiligsten Pfändern des Vertrauens scheint einen vollendeten Wüthwicht zu erfordern, der durch eine lange Übung verbärtet und seiner Leidenschaften vollkommen Herr geworden ist. Karl der Neunte war ein Jüngling, den sein brausendes Temperament übermeisterte, und dessen Leidenschaften ein früher Besitz der höchsten Gewalt von jedem Jügel der Mäßigung befreite. Ein solcher Charakter verträgt sich mit keiner so künstlichen Rolle, und ein so hoher Grad der Verderbnis mit keiner Jünglingsseele — selbst dann nicht, wenn der Jüngling ein König und Katharinens Sohn ist.

Wissentlich oder nicht aber das Betragen des Königs auch gemeint seyn mochte, so konnten die Häupter der katholischen Partei keine schuldigen Zuschauer

avon bleiben. Sie verließen wirklich mit Geransch den Hof, sobald die Hugenotten festen Fuß an denselben zu lassen schienen, und Karl der Neunte ließ sie unbefürmert ziehen. Die Ketzern häuften sich nun mit jedem Tage mehr in der Hauptstadt an, je näher die Vermählungsfeier des Prinzen von Bearn heranrückte. Diese erlitt indeffen einen unerwarteten Aufschub durch den Tod der Königin Johanna, die wenige Wochen nach ihrem Eintritt in Paris schnell dahinstarb. Das ganze vorige Mißtrauen der Calvinisten erwachte aufs Neue bei diesem Todesfall, und es fehlte nicht an Vermuthungen, daß sie vergiftet worden sey. Aber, da auch die sorgfältigsten Nachforschungen diesen Verdacht nicht bestätigten, und der König sich in seinem Betragen völlig gleich blieb, so legte sich der Sturm in kurzer Zeit wieder.

Coligny befand sich eben damals auf seinem Schloß Chatillon, ganz mit seinen Lieblingsentwürfen wegen des niederländischen Krieges beschäftigt. Man sparte keine Mühe, ihn von der nahen Gefahr zu unterrichten, und sein Tag verging, wo er sich nicht von einer Menge warnender Briefe verfolgt sah, die ihn abhalten sollten, am Hofe zu erscheinen. Aber dieser gut gemeinte Eifer seiner Freunde ermüdete nur seine Geduld, ohne seine Ueberzeugung wankend zu machen. Umsonst sprach man ihm von den Truppen, die der Hof in Poitou versammelte, und die, wie man behauptete, gegen Rochelle bestimmt seyn sollten; er wußte besser, wozu sie bestimmt waren, und versicherte seinen Freunden, daß diese Rüstung auf seinen eigenen Rath vorgenommen werde. Umsonst suchte man ihn auf die Verdankeiden des Königs aufmerksam zu machen, die auf eine große Unternehmung zu deuten schienen; er versicherte, daß diese Unternehmung keine andere sey, als der Krieg in den Niederlanden, dessen Ausbruch herannah, und worüber er bereits alle Maßregeln mit dem Könige getroffen habe. Es war wirklich an dem, daß Karl IX. den Vorstellungen des Admirals nachgegeben und — war es entweder Wahrheit oder Wank — sich mit England und den protestantischen Fürsten Deutschlands in eine förmliche Verbindung gegen Spanien eingelassen hatte. Alle dergleichen Warnungen verscheit daher ihren Zweck, und so fest vertraute der Admiral auf die Redlichkeit des Königs, daß er seine Anhänger ernstlich bat, ihn fortan mit solchen Hinterbringungen zu verschonen.

Er reiste also zurück an den Hof, wo bald darauf, im August 1572, das Beilager Heinrichs — jetzt Königs von Navarra — mit Margaretha von Valois unter einem großen Zufluß von Hugenotten und mit königlichem Pompe geziert ward. Sein Sidam, Coligny, Rohan, Rochefoucauld, alle Häupter der Calvinisten waren dabei zugegen, alle in gleicher Sicherheit mit Coligny und ohne alle Ahnung der nahe schwebenden Gefahr. Wenige nur errietten den kommenden Sturm und suchten in einer zeitigen Flucht ihre Rettung. Ein Edelmann, Namens Langoiran, kam zum Admiral, um Urlaub bei ihm zu nehmen. „Warum denn aber jetzt?“ fragte ihn Coligny voll Verwunderung. „Weil man Ihnen zu schön thut,“ versetzte Langoiran, „und weil ich mich lieber retten will mit den Thoren, als mit den Verständigen umkommen.“

Wenn gleich der Ausgang diese Vorhersagungen auf das Schrecklichste gerechtfertigt hat, so bleibt es dennoch unentschieden, inwieweit sie damals gegründet waren. Nach dem Berichte glaubwürdiger Zeugen war die Gefahr damals größer für die Gnisen und für die Königin, als für die Reformirten. Coligny, erzählten uns jene, hatte unvermerkt eine solche Macht über den jungen König erlangt, daß er es wagen durfte, ihm Mißtrauen gegen seine Mutter einzusößen und ihn ihrer noch

* Le Stratégème ou la Ruée de Charles IX., Roi de France, contre les Huguenots, rebelle à Dieu et à lui, écrit par le Seigneur Camille Capi-Lupi etc. 1574.

** Esprit de la Ligue, Tom. II. p. 13.

immer fortdauernden Vormundschaft zu entreißen. Er hatte ihn überreitet, dem flandrischen Krieg in Person beizuwohnen und selbst die Victorien zu erkämpfen, welche Katharina nur allzu gern ihrem Liebling, dem Herzog von Anjou, gönnte. Weil dem eifersüchtigen und ehrgeizigen Monarchen war dieser Wink nicht verloren, und Katharina überzeugte sich bald, daß ihre Herrschaft über den König zu wanken beginne.

Die Gefahr war dringend, und nur die schnellste Entschlossenheit konnte den drohenden Streich abwenden. Ein Eilbote mußte die Guisen und ihren Anhang schleunig an den Hof zurückrufen, um im Nothfall von ihnen Hilfe zu haben. Sie selbst ergriff den nächsten Augenblick, wo ihr Sohn auf der Jagd allein war, und lockte ihn in ein Schloß, wo sie sich in ein Cabinet mit ihm einschloß, mit aller Gewalt mütterlicher Verechtsamkeit über ihn herfiel und ihm über seinen Abfall von ihr, seinen Undank, seine Unbesonnenheit die bittersten Vorwürfe machte. Ihr Schmerz, ihre Klagen erschütterten ihn; einige drohende Winke, die sie fallen ließ, thaten Wirkung. Sie spielte ihre Rolle mit aller Schauspielerkunst, worin sie Meisterin war, und es gelang ihr, ihn zu einem Geständniß seiner Uebereilung zu bringen. Damit noch nicht zufrieden, riß sie sich von ihm los, spielte die Unversöhnliche, nahm eine abgefeindete Wohnung und ließ einen völligen Bruch befürchten. Der junge König war noch nicht so ganz Herr seiner selbst geworden, um sie beim Wort zu nehmen und sich der jetzt erlangten Freiheit zu erfreuen. Er kannte den großen Anhang der Königin, und seine Furcht malte ihm denselben noch größer ab, als er wirklich seyn mochte. Er fürchtete — vielleicht nicht ganz mit Unrecht — ihre Vorliebe für den Herzog von Anjou und zitterte für Leben und Thron. Von Rathgebern verlassen und für sich selbst zu schwach, einen kühnen Entschluß zu fassen, eilte er seiner Mutter nach, brach in die Zimmer und fand sie von seinem Bruder, von ihren Höflingen, von den abgesagtesten Feinden der Reformirten umgeben. Er will wissen, was denn das neue Verbrechen sey, dessen man die Hugenotten beschuldigt; er will alle Verbindungen mit ihnen zerreißen, sobald man ihn nur überführt haben werde, daß ihren Gesinnungen zu mißtrauen sey. Man entwirft ihm das schwärzeste Gemälde von ihren Anmaßungen, ihren Gewaltthätigkeiten, ihren Anschlägen, ihren Drohungen. Er wird überauscht, kingerissen, zum Stillschweigen gebracht und verläßt seine Mutter mit der Versicherung, inskünftige behutsamer zu verfahren.

Aber mit dieser schwankenden Erklärung konnte sich Katharina noch nicht beruhigen. Dieselbe Schwäche, welche ihr jetzt ein so leichtes Spiel bei dem Könige machte, konnte eben so schnell und noch glücklicher von den Hugenotten benutzt werden, ihn ganz von ihren Fesseln zu befreien. Sie sah ein, daß sie diese gefährlich n Verbindungen auf eine gewaltsame und unheilbare Weise zertrennen müsse, und dazu brauchte es nichts, als den Empörungsgott der Hugenotten durch irgend eine schwere Verleumdung — summe. Vier Tage nach der Vermählungsfeier Heinrichs von Navarra geschah aus einem Fenster ein Schuß auf Coligny, als er eben vom Louvre nach seinem Hause zurückkehrte. Eine Kugel schmetterte ihm den Zeigefinger der rechten Hand ab, eine andere verwundete ihn am linken Arm. Ein Pfeil traf das Haus hin, woraus der Schuß geschossen war; man sprengte die Pforten auf, aber der Mörder war schon entflohen.

Coligny's Schuß, ist, möchte man sagen, hatte nun das Letzte gethan, um diesen großen Mann, durch jenen meuchelmörderischen Angriff gewarnt, seinem Schicksal zu entreißen. Allein wer entzieht diesem? Oder

vielmehr: unterliegt nicht der bessere Mann, wenn man sich gegen ihn Alles, selbst Treulosigkeiten, erlaubt, welche sich zu denken er unfähig ist, mit größerem Ruhm, als wenn er solchen Schlingen entgangen wäre?

Coligny fühlte — und seine ganze Partei, wie durch einen elektrischen Schlag, empfand es mit ihm — daß mitten in der tiefsten Friedensstille, da erst seit vier Tagen durch die Vermählung Heinrichs von Navarra mit der Schwester Karls IX. die Parteien der Häuser Valois und Bourbon, den Guisen zum Troß, vor dem Brantaltar sich die Hände gereicht zu haben schienen, eine gifthauchende Schlange auf ihn und die Seinigen laure. Es war ihr diesmal nicht, wie sie wollte, gelungen, aus ihrem Hinterhalt in ihm das Haupt der Reformirten zu treffen und mit einem Schlag alle Glieder dieses Körpers zu lähmen.

Aber wo mochte sie nun selbst ihren lernätschen Koyf versteckt halten? aus welchem Winkel zu neuen Anfällen hervorschießen? Dies bei Zeiten aufzuspuüren, hatte Coligny in der That von ihrer Art zu wenig in sich. Ueberall leiteten die Schlangengänge hin, aber bloß, um jeden Nachforschenden desto weiter von dem Geheimniß der Vörsheit selbst abzulenkten.

Klug, bedachtsam, umschauend nach allen Seiten war Coligny. Aber, was die Furchtsamkeit hierzu beiträgt, fehlte ihm ganz. Das schwache Insekt streckt seine regen Rühlhörner immer nach allen Ecken, und die Furcht rettet es vor tausend Gefahren. So wird Klugheit durch Furchtsamkeit zur Schlantheit, die selten berückt worden zu seyn sich rühmen kann, aber auch nie mit Größe gehandelt zu haben bekennen muß, weil sie Alles für eine Schlange anzusehen pflegte. Coligny hatte keinen Pund mit dem Glück. Als Feldherr verlor er meistens durch Schwäche seiner Truppen und andere Fehler seiner Lage. Der Zufall that wenig für ihn. Es schien, er sollte der Mann seyn, welcher sich selbst Alles schuldig wäre. Nach einem Mißgeschick, wenn Rathlosigkeit bei Allen die Besonnenheit betäubte, wenn sein zusammengekräftes Heer, halbnaht, ohne Sold, ohne Brod, so schnell zu zerfallen drohte, als es herbeigelaufen war, wenn Verrätherci und Heißguth unter seinen nächsten Anhängern wie unwiderstehliche Wespenstiche spukten — immer war sein Muth ungetrübt. Seine bettete Stirn machte die Seinigen das Unbegreifliche glauben, daß er unter den Mitteln zur Hülfe gleichsam noch zu wählen habe. Und, sprach er dann, so theilte sich die Ruhe seines Geistes mit jedem Worte den Uebrigen mit. Er sprach rein, edel, hart, oft originell. Und für die Ausführung hatte er im großen Umfang seiner Geschäfte eine rasiose Arbeitsamkeit. Festigkeit gegen Unterdrückung war die Seele seiner Pläne in der Nähe und Ferne. Mag ihn der börsische Willern darüber tadeln, daß er den Protestanten in Frankreich rechtmäßige Freiheit zu sichern suchte, wie sein Rath zur Befreiung der Niederlande vom Druck Spaniens Vieles beigetragen hatte. Umsturz einer parteilosen, gerechten Staatsverfassung wäre nie Coligny's Plan gewesen. Untadelhafte Sitten, auch in seiner Ehe und gegen seine Kinder, überhaupt die strengste Religiosität vollendeten seinen Verus zum Oberhaupt einer religiös-politischen Partei, deren ganze Existenz auf der freiwilligen Unterordnung so vieler tapfern, reichen, chrüftigen Vornehmen unter dem Adel und dem Bürgerstand beruhte, denen nur Ueberlegenheit des Charakters in ihrem Anführer die unentbehrliche Vollkommenheit und Einheit abnößigen konnte.

Alles Dies mußte der Gegenpartei in ihm den Einzigen zeigen, an dessen Untergang seine ganze Partei gekettet seyn würde; um so mehr, da man von ihm als Feind nicht Nachgeben und Versöhnung, nur jene unerbittliche Strenge seines Charakters zu erwarten hatte.

Die Cabale fand seine schwache Seite aus. Der Schein so vieler Achtung und eines so festen Zutrauens gegen seine Einsichten und seine Viederkeit, als er zu verdienen sich bewußt war, auch die Aussichten, seinem Vaterland und seiner Partei zugleich durch Vereinigung gegen Spanien, den gemeinschaftlichen Feind seiner Religion und des französischen Staats, zu dienen, zogen ihn nach Hof. Er war gefangen, wenn man ihn mit Schlingen umgab, welchen zu entgehen er minder furchtlos, bieder und großmüthig hätte seyn müssen. Vor und nach dem menschenmörderischen Attentat drangen viele Outgesinnte in ihn, von Paris zu entweichen. „Wenn ich Dies thue,“ antwortete er ihnen, „so zeige ich entweder Furcht oder Mißtrauen. Jenes würde meine Ehre, Dies den König beleidigen. Ich würde den Bürgerkrieg beginnen müssen. Und lieber will ich sterben, als das unübersehbare Elend wieder erblicken, das in seinem Gefolge auftritt.“ — Mord und Entehrung waren der Lohn dieses Bürgerfinns!

Noch am nämlichen Tage der Verwundung kam der König selbst mit einem ganzen Zug von Hofleuten, um Coligny zu besuchen. Karl betheuerte dem Admiral sein Beileid und sein volles Zutrauen gegen ihn als Kriegsführer und getreuen Unterthanen. „Ihr seyd verwundet, mein Vater,“ rief er ihm zu, „aber die Schmerzen fühle ich. — Bei Gott schwöre ich Euch, ich werde eine Rache nehmen, die man nie vergessen soll, sobald nur die Schuldigen entdeckt sind.“ Ueber sich selbst zu schnell beruhigt, klagte der Admiral nur wenig und suchte bald das unruhige Gemüth des Königs von dem glücklich überstandenen Unfall auf die öffentliche Sache, auf den Feldzug nach den Niederlanden hinzulenken. Dieses neue Unternehmen sollte die Lanne des ungestümen jungen Fürsten desto fester an den dazu unentbehrlichen Feldherren und an dessen Partei binden helfen. Aber die Königin Mutter überließ unter dem Vorwand, jetzt den Kranken zu schonen, ihren Sohn dem geheimen Gespräche nicht lange. Mochte dieser immer wieder zu seinem Ballspiel zurückgehen. Denn in dieser seiner leidenschaftlichen Spielsucht durch die Nachricht von dem Vordrängung gestört worden zu seyn, Dies war noch die größte Ursache seines wüthenden ersten Unwillens gewesen.

Jeden Augenblick aber stand nun für Katharina nicht weniger als Alles auf dem Spiel. Zwar fiel Coligny's Verdacht von selbst auf die Guisen. Der Schuß war aus einem Guisischen Hause geschossen. Die Guisische Partei schien während der öffentlichen Erhebung der protestantischen so weit zurückgesetzt worden zu seyn, daß man von ihr gerade den niederträchtigsten Ausbruch der Rache, heimlichen Mord, argwohnen mußte. Und, auf eben diese Spur hinzuleiten, fand auch Katharina in der ersten Verwickelung der Umstände fürs Beste. Selbst ihrem Sohne gab sie auf diese Seite hin den Wink, daß wohl der Herzog von Guise noch immer in dem Admiral den Mörder seines Vaters zu sehen glaube. Nicht der unmdgliche Einfall, beide Parteien zugleich aufzureiben — wäre Dies ihr auch noch so erwünscht gewesen — konnte ihr, wie Manche glauben, diese Verstellung rathen. Sie folgte dem Bedürfniß, einen Augenblick Zeit zu gewinnen, um aus den nächsten Wirkungen des mißlungenen Streichs auf die Wirkungen eines glücklicher vollführten, grausamern zu schließen. Sie hatte nöthig, bei sich selbst für die Vollendung Dessen, wofür neben der heftigen Nachsucht die Menschheit in ihr schauern mußte, neue Entschlossenheit zu sammeln.

Der König ließ indeß den Herzog von Guise wirklich auffuchen und zur Verantwortung an den Hof fordern, und selbst seine Schwester, die Königin von

Navarra, hält in ihren Memoires Dies noch für einen ernstlichen Schritt der Erbitterung Karls. Er war auch sonst den Annahmen des Herzogs von Guise, da er eben diese Prinzessin als Gemahlin suchte, gram gewesen. Aber wie sonderbar! Er schaffte hier seiner Mutter gerade den Mann, dessen Arm ihr für das Vervorstehende unentbehrlich war, auf die unverdächtigste Weise selbst zur Seite. Das Zusammentreffen aller Umstände schien den Moment zu bezeichnen, welcher durch die schwärzesten Thaten gebrandmarkt werden sollte.

Hierzu bedurfte man nur noch das Jawort des Herrschers, und wem konnte dies entgehen, der die unselige Kunst verstand, das unstete Gemüth desselben von einem Extrem auf das andere zu schleubern. Ein gewandter Höfling, sein Vertrauter, war das Werkzeug der Königin Mutter, um ihren Sohn mit einem Male zum Mitschuldigen zu machen. Unter behutsamen Vorbereitungen verwißt dieser die neuesten vortheilhaften Eindrücke, welche der Besuch beim kranken Admiral im Gemüthe Karls zurückgelassen hatte. Er streut Samen des Argwohns ein, weckt den alten schlafenden Grall und drückt zuletzt dem Könige den Stachel der Furcht für sein eigenes Leben ins Herz. Der König von Navarra und der Prinz von Condé hatten mit ungewöhnlichem Eifer Genugthuung gefordert. Die wahre Macht der Coligny'schen Partei war jetzt in Paris wie auf einem Haufen zusammengebrängt. Von ihr sey Alles zu fürchten, aber auch gegen sie Alles zu wagen. Hatte nicht Einer von ihnen, de Piles, dem Könige mit der unversämtesten Treistigkeit ins Gesicht zu sagen gewagt: daß man sich selbst Recht zu schaffen wissen werde, wenn es dem König an Kraft oder an Willen dazu mangeln sollte. „Und mit einem Wort,“ rief endlich der listige Unterhändler, seines Ziels gewisser: wer es tren mit dem König meint, darf es nicht länger anstehen lassen, ihm über die dringendste Gefahr seiner Person und des ganzen Staats die Augen zu öffnen.“ Katharina selbst trat in diesem Augenblick, auf ihren Lieblingssohn, Heinrich von Anjou, gelehnt, mit ihren Vertrautesten ins Zimmer. Ueberrascht von gefährlichen Entdeckungen, betroffen und beschämt über seine bisherige Sorglosigkeit bei einem so nahe drohenden Umsturz, von allen Seiten durch die schreckenvollsten Vorstellungen bestärkt, warf sich Karl seiner Mutter in die Arme. „Schon,“ sagte man ihm, „rufen die Hugonotten abermals die verhassten Ankländer, Deutsche und Schweizer, auf französischen Boden. Die Mißvergünstigen im Laude werden haufenweise dem neuen Vereinigungspunkt zu-eilen. Die Wuth der Bürgerkriege droht schon das Reich aufs Neue zu zerfleischen. Der König selbst, von Geld und eigenthümlichem Ansehen entblößt, von Hugonotten umringt, bei der Guisischen Partei als Freund der Keger verdächtig, wird die Ehre haben, zuzusehen, wie die Katholiken einen Generalcapitain wählen und sich gegen ihre Gegner selbst zu helfen wissen werden; während er, vom Uebermuth des alten Admirals zurückgestoßen und vor der Nation verächtlich gemacht, mitten zwischen beiden Parteien unmächtig sich hin und wieder werfen lassen muß.“

Wüthend fuhr Karl unter diesen Schreckensbildern auf. Der Tod des Admirals, der Tod der ganzen Partei in allen Grängen von Frankreich war sein Schwur. Nur daß nicht Einer der übrig bleibe, der es ihm je vorwerfen könnte! Und daß Alles eilend schnell vorbeigehe, damit ihm seine Sicherheit schnelligst wieder geschafft würde!

Die erwünschteste Stimmung für die Gegner der Protestanten. Mord war jetzt die Lösung, aber die tiefste Verstellung der Schleiter, unter welchem auch der König der Erziehung seiner Mutter von diesem Augenblick an völlig entsprach.

Zur Hauptrolle war der Herzog von Guise bereit. Seit der tapferen Vertheidigung von Poitiers, das ist seit seinem neunzehnten Jahre, hatte dieser seinen Ruhm vor ganz Frankreich gerade dem Admiral gegenüber zu gründen angefangen. Auf Margaretha, die in eben diesen Tagen des Hugenotten Heinrichs von Navarra Vermählte ward, war auch sein Blick gerichtet gewesen. Sie hätte ihm, den Thron selbst zu besteigen, einst die Hand bieten können. Verfolgung der Hugenotten schien also nicht bloß seine ererbte Bestimmung zu seyn. Er wählte sie selbst und übte sie bei jeder Gelegenheit. Rief ihn der Geist seines Vaters zur Blutrache wider auf, so rief ihm noch lauter seine eigene Ehrsucht zu, daß jetzt der Augenblick gekommen sey, seine Partei durch Auslösung der protestantischen zur einzigen herrschenden zu machen und sich dadurch dreist der Königin Mutter an die Seite zu stellen.

Das mißlungene Verbrechen ward die Hülfe des neubeschlossenen. Aus Furcht vor Coligny's Rache, dessen Verlegung man ihm aufbürde, sey er selbst — erklärte der Herzog von Guise — mit seinen Verwandten genöthigt, aus der Königsstadt zu flüchten. „Geht,“ sagte ihm der König mit zürnender Miene, „seyd Ihr schuldig, so werde ich Euch wieder finden!“ Und nun waren Zurüstungen zur Bluthat vor den Hugenotten die schnellsten, verachtloseten Vorbereitungen ihres Untergangs.

Der Admiral mußte vollends selbst seinen Feinden die Schlingen über sich und die Seinigen zusammenziehen helfen. Man warnte ihn von vielen Seiten, daß die Guisen noch vor ihrem Abzug etwas versuchen möchten. Einige riefen ihm, selbst aus der Stadt zu flüchten. Der biedere Mann vertraute, mit den Besten seiner Angehörigen, auf das Wort seines Königs, übergab sich in den Schutz desselben und erhielt eine starke Wache von der in die Stadt kurz zuvor eingezogenen Garde. Auf Beehl vom Hof mußten die Katholiken in der Nähe seines Quartiers allen protestantischen Adeligen Wohnungen eintreten, wenn sie zur Sicherheit ihres Hauptes ihm nahe zu seyn wünschten; und hiezu wurden diese selbst aufgefordert. Die Polizei ermunterte sie zur Beschützung Coligny's und führte über die Versammelten ein Register — die sichere Torkenkette für ihre Wieder! Der König von Navarra wurde gebeten, seine Vertrauten um Hülfe für den König gegen die Guisen ins Louvre zusammenzubringen und zugleich seine Schweizergarde dem Admiral zur Bedeckung zuzuschicken. Um Waffen im Louvre zusammenzubringen, wurde ein Turnier vorgegeben, und Coligny selbst vom Könige davon benachrichtigt. Einzelne Aunkten von Argwohn verloren bei dieser ängstlichen Anhänglichkeit des Hofes an die Hugenotten alle Kraft und schienen kaum noch die Kutschmannen beunruhigen zu können. Indes erfaßte die Kabale mit gierigem Auge ihre volle Bente. Diese war wie in eine Herde zusammengetrieben. In der Mitternachtsstunde des 24. Augusts ihre Rache zu sätigen, ward in den Tullerien von dem Blutrath festgesetzt, in welchem zwei Brüdern des Königs, dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Angoulême, ferner dem Herzog von Nevers, dem Siegelbewahrer Birague, den Marschällen von Tavannes und von St. — Katharina von Medici präsidirt hatte, und wo kaum ihr neuer Tochtermann nebst wenigen der königlichen Blutsverwandten von dem allgemeinen Mordurtheil über die calvinistische Partei in die Ausnahme gesetzt worden war.

Wie wirklich bei diesen Stiftern des Blutbads, wie von Tavannes Dies zu erweisen ist, der Glaube, Gott einen Dienst zu thun, die wahre Begeisterung zur Unmenschlichkeit gewesen, man würde die Schwachheit des

menschlichen Verstandes betrauern, den Aberglauben des Zeitalters anklagen, aber man würde die Thäter nicht verabscheuen. Wir würden, wenn sie aus Pflicht die Menschlichkeit in sich unterbrückt hätten, Achtung ihrer Absicht schuldig seyn, indem Entsetzen vor der Handlung und durchschauerte. Aber von den meisten der Handelnden macht es ihr sonstiger Charakter gewiß, daß sie in den Hugenotten nur eine Partei von Gegnern sahen, wider welche man sich Alles erlauben zu dürfen freute, weil sie glücklicherweise zugleich Keger seyen. Auch Katharina selbst mag Aberglauben genug gehabt haben, um in Coligny den Reformirten von ganzem Herzen zu haßen und diesen Haß sogar für verdienstlich zu halten. Aber eben so gewiß würde es ihr sehr leid gewesen seyn, wenn der Mann, welcher ihrer Herrschaft Beschränkung drohte, im Augenblick durch einen Gang in die Messe sich weniger haßenswerth gemacht hätte.

Schon hatte Tavannes ausgesuchte Bürgerwachen, deren Anführer in des Königs Gegenwart hiezu befehligt worden waren, in der tiefsten Stille der unglückselig schwangern Bartholomäusnacht vor dem Stadthaus versammelt. Schon wartete der Grimm des Herzogs von Guise mit dreihundert Mordlustigen auf das verabredete Zeichen. Karl selbst erstickte in diesem Augenblick auch die Stimme der Freundschaft, in deren Gesellschaft das Mitleiden ihm zum letzten Male sich zu nähern versucht hatte. Er ließ nach der Abendtafel und nach einigem Widerstreben seinen sonst geliebten Gesellschaften, den Grafen Franz von la Roche-foucauld, aus dem Schlosse unwissend dem lauernden Tode entgegen gehen, welchem er nun so gleich selbst das Signal zum Mürden geben lassen wollte. Noch gefühlloser drängte Katharina die neuvermählte Königin von Navarra, ihre Tochter, diesen Abend recht bald in das Zimmer ihres Gemahls sich zu entfernen, wo doch so leicht Rache der Calvinisten oder die im Dunkel der Nacht umherirrende Mordgier sie selbst überfallen konnte. Alles mochte aufgezockert werden, wenn nur ihr eigener Plan seine bestimmten Opfer erbielte!

Und dennoch, da nun der König, nach gegebenem Mordsignale, über der Pforte des Louvres in den Balcon gegen die Stadt hervortritt, da die wenigen Mitwissenden, die Königin Mutter an der Spitze, durch die einsamen Gänge ihn unter drängenden Begleitungen begleitet hatten, da die Thüren, jetzt von ihren Hefen losgelassen zu werden, aufsprangen, erstarrt diesen Häuptern des Treuels das Herz. Die Menschheit in ihnen fühlt die letzten Zuckungen. Wagh und außer sich zittern sie vor sich selbst, starren einander an und sind im Augenblicke eins, durch einen Silenden den Mordbefehl zurückzunehmen und den Ausbruch der Gräuelt zu hemmen, welche gewünscht, beschlossen, geboten zu haben sie sich nun selbst nicht mehr trauen. Man hörte einen Pistolenknall. „Ob er Jemand beschädigte, weiß ich nicht,“ — erzählte Katharinens Lieblingssohn, der Herzog von Anjou — „aber, daß er uns allen Treuen ins Herz ging, daß er uns Gefühl und Besinnung nahm, Dies weiß ich. Wir waren außer uns vor Schrecken und Wut über die jetzt begonnenen Verwirrungen.“

Es kam zu spät — diese feige Reue. Mehr eine schwache Tochter der Unentschlossenheit als der Ueberlegung, verdient sie uns vor dem Menschenkenner als Zeugin aufzutreten, wie verspaunt die Wuth der Leidenschaft in den Urheber der jetzt schon ausgebrochenen Kammerfeuern gewesen seyn muß, daß sie nun im Augenblicke der Vollenbung in die gewaltsamste Abspannung aller ihrer Nerven und Kräfte plötzlich sich auflöste.

Schon hätte Coligny's Schatten seine Gemuthnung in diesem Augenblicke des sich selbst reinigenden Kaisers mit sich hinübernehmen können. Der Herzog von Guise war, nach dem ersten Schall des Signals von der Frühmettenglocke, mit seiner Kotte gegen des Admirals Wohnung losgebrochen. Auf den Ruf: „Im Namen des Königs!“ wurde die Pforte geöffnet, ihre Wächter fielen, die Schweizer verkrochen sich vor der hereinströmenden wüthenden Menge, der alte verwundete Coligny raffte sich aus dem ersten Schlaf auf. Schon schallten seine Vorfälle von wilden Stimmen der Vorwunden und dem Nöcheln der Erwürgten vermischt. Drei französische Obersten brachen in sein Zimmer und schrien seinen Tod ihm entgegen. Ketend hatte sich der fromme Held an die Wand gelehnt. Ein Italiener (Petrucelli) und ein Deutscher von Abel (Vesme) drängten sich vor. „Bist du Coligny?“ rief dieser. „Ich bin's,“ antwortete mit fester Stimme der Greis — „und hier, junger Mensch, achte du meinen grauen Kopf!“ Vesme durchstach ihn in diesem Augenblick gefühlloser, als Marius' Mörder. Rauchend zog er sein Schwert zurück, gab ihm einige Kreuzhiebe über das Gesicht. Die Tollheit der Nachfolgenden zerfetzte den Körper mit tausend Wunden. „Dies wäre vollbracht!“ grinst Vesme auf den Hof hinab, und, da der Graf von Angoulême, Karls Bastardbruder, damit noch nicht zufrieden seyn wollte, warf man ihm zum Fenster hinaus den Ermordeten vor die Füße. Vorig untersuchte er das bluttriefende Gesicht, und da er der That gewiß war, stieß er — den todtten Löwen — mit einem Auftritt von sich.

Überall leuchteten indeß dem sich fortwälzenden Mord Pechfetzen vor den Häusern; die Straßen waren durch Ketten geschlossen; Wachen standen im Hinterhalt gegen die Alibanten; Andere drangen in die Straßen selbst ein, wo, vom Schlummer aufgeschreckt, die schimpflich getäuschten Protestanten, wie sie aus ihren Thüren hervorkamen, ihren Feinden in die Hände fielen. Für sie fand sich in dieser unerwarteten Noth weder Rath, noch Führer, noch Sammelplatz. Die Katholiken erkannten sich unter einander an einem weißen Tuch um den linken Arm und an einem Kreuz von eben dieser Farbe. Das Zeichen des großen Tülders und die Farbe der Unschuld entweichten sie zum Mordmord ihrer Brüder. Hätten sich die Verfolgten von ihrer Verstärkung sammeln können, hätten sich Mehrere vereint und so tapfer vertheidigt, wie wenige Einzelne diesen Ruhm behaupteten, vielleicht hätte der Brevel mitten in seinem Triumph seine Strafe gefunden.

Sobald es an Schlachtopfern auf den Straßen zu fehlen anfang, brach man in die Wohnungen selbst ein. Kein Alter, kein persönlicher Werth schützte hier. Des Admirals Schwiegersohn, Teligny, war so liebenswürdig, daß die Ersten, welche ihn zu morben aufsuchten, sich betroffen zurückzogen. Aber bald fanden ihn Gefühllosere. Die Pariser Bürgerwachen, welche bei Ertheilung des Mordbefehls zurückgebebt waren, übertrafen nun, in Wuth gesetzt, alle Erwartung der unmenschlichsten Anführer. Die verblümmelten Leichname wurden aus den Fenstern herabgestürzt und nicht nur nackt in die Seine, sondern oft noch zum Pöbelspiele des Grimms oder der Wollust, sonst umhergeschleppt. Wer lebend oder verwundet zu dem Meer und sich für gerettet hielt, fiel doch meist noch in die herumschweifenden Bürger oder durch die Horden, unter welchen Tabannes die Wuth durch Hohn gelächter entflammte. „Nur immer zu mit dieser Aberlässe,“ spottete er. „Sie ist im August so gesund als im Mai.“ — Bei diesem Tabannes war jene wilde Lustigkeit so sehr Folge der solbatischen Ueberzeugung, Gott und dem König den

größten Dienst gethan zu haben, daß er selbst noch in seiner letzten Beichte die Bartholomäusnacht für die Unternehmung seines Lebens erklärte, wegen welcher er seiner Sünden Vergebung hoffe. Aber auch jeder Privathaß fand nun zugleich seine Beute, da unter dem heiligsten Vorwand Religionsfanatismus sie ihm in die Hände lieferte. Andere, selbst Edelleute, raubten unter dem Schutze dieses blinden Dämons. Selbst der König und seine Mutter sollen von den geplünderten Kostbarkeiten Geschenke angenommen haben. Die Dinge hatten ihre Namen geändert. Niederträchtigkeit war Herablassung. Einem sterbenden Hugenotten entrißene Brillanten schienen jetzt der Schmuck, welcher den Streichern Gottes als früher irdischer Lohn gebühre. Sie wurden das Erinnerungszeichen an Tage, wo selbst unter den Augen des Königs, selbst in dem Palaste, in welchem der Verlassenste, um seinen Schutz von der Gerechtigkeit zu fordern, sicher seyn sollte, kaum Kanne und Willkür einigen Wenigen ihr Leben als kümmerliches Gnadengeschenk erhalten hatten. Wer sonst im Louvre Rettung suchte, fand durch die Wachen seines Königs schon an den Thoren seinen Tod. Die Geschichte nennt Zeugen, daß der König selbst aus dem Louvre auf fliehende Hugenotten schoß. Und eine Stunde nach dem Ausbruch des allgemeinen Mordfestes war auch in den verborgenen Zimmern des Palastes kein Winkel mehr ohne Blut und Leiden. Den achtzigjährigen Hofmeister des Prinzen von Conti rettete nicht das Ableben seines Zöglings von den Tölpeln, welche dieser mit schwachen Händen aufhalten wollte. Wutend und verzweiflungsvoll warf sich Gaste von Leyran in das Schlafzimmer der Königin von Navarra und machte sie selbst zu seinem Schild gegen vier Soldaten, die ihm nachsetzten. Die Königin floh zur Herzogin von Verbringen, ihrer Schwester; an der Thür stieß man einen Edelmann neben ihr nieder; sie sank ohnmächtig ins Zimmer hin und erwachte mit neuem Schrecken über das Schicksal, in welches diese „Bluthochzeit“ ihren eigenen Gemahl gestürzt haben werde.

Dieser war mit dem Brudersiehn seines Vaters, dem Prinzen von Condé, während der Tag über den bisherigen Mordscenen anbrach, zum Könige gefordert worden, der es ihnen Weiden als Uebermaß seiner Gnade anrechnete, daß sie, von der ganzen hugenottischen Partei die Einzigen, von ihm zum Voraus das Leben zum Geschenk erhalten hätten. Aber mit wilder Miene forderte er ihnen nun die schnellste Abschwörung der reformirten Religion als einen Beweis ab, daß sie bisher bloß die Verführten gewesen seyen. Sie waren mitten durch die zum Mord bereiteten Wachen hergeführt worden. Im Zimmer des Königs konnten sie in einiger Entfernung noch das Winkeln der Ahrigen hören, welche, aus dem Palast unter die in doppelte Reihen gestellten Schloßwachen zusammengetrieben, von diesen niedergestossen wurden. Da die Prinzen dem König zweifelhaft antworteten, rief er ihnen mit einem seiner Blüthe zu: daß sie innerhalb drei Tagen zwischen der Messe und der Pustille zu wählen hätten! Dies war denn auch wirklich für ihn von den jetzigen Grausamkeiten allen fast der einzige Gewinn, daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester in dieser Zeit einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnötigen ließ, und der Prinz von Condé nach etwas längerem Widerstand ihrem Beispielen nachfolgte.

Berauscht von dem glücklichen Erfolg der mörderischen Nacht, in welcher man zwischen Furcht und Wuth geschwebt hatte, kannte Karls unbändiger Charakter ganz keine Rücksicht mehr. Noch drei Tage dauerte das Morden, wo man zur irgend in der Gegend ein verflüchtiges Opfer der Rache auffangen konnte. Und unter

diesen Gräueln durchzog der König mit seinen Hofsingen die Stadt und lustwandelte unter Blut, Leichen und Trümmern. Man hatte Coligny's Leichnam, auf alle Weise mißhandelt und umhergeworfen, endlich bei Montfaucon an den Galgen aufgehängt. Selbst dahin kam der König, um an den verstümmelten Resten vom Körper eines Greisen seine Lust zu sehen, dessen Anblick ihm vor wenig Tagen noch unwiderstehlich Achtung geboten hatte. Eines Feindes Leiche, spottete er dem Vitellius nach, riecht immer gut! — Aber noch mehr verächtliche Unbesonnenheit begleitete seine jetzigen Staatshandlungen.

Während der offenbarsten Theilnahme an den Verbrechen dieser Tage setzte sich Karl so sehr über allen Schein von Achtung gegen sich und Andere weg, daß er am ersten Tage in Schreiben an Statthalter der Provinzen und an auswärtige Höfe jeden Antheil an dem Geschehenen von sich ablehnte und Alles vielmehr dem Trog der Guisen und der Ghatillons aufbürden zu können wähnte, am dritten Tage aber eine feierliche Sitzung im Parlament hielt, um den ermordeten Admiral der schändlichsten Verrätherei gegen Thron und Staat zu beschuldigen, sein Andenken durch die schimpflichsten Strafen eines Majestätsverbrechens schänden zu lassen und den Untergang der Partei als ihre verdiente, von ihm selbst befohlene Strafe zu rechtfertigen. So sehr war er jetzt, unmächtiger als vorher, das Spiel der Intriquen seiner Mutter. Beim ersten Schritt, mit welchem sie ihn in den Mordanschlag hereinzuziehen gewußt hatte, wurde er bereuet, daß der allgemeine Haß auf die Guisen fallen, der Gewinn aber, Befreiung von Furcht und Gefahren, sein eigen seyn würde. Sobald aber nun nach vollbrachter That eine neue Faction der Montmorency's, welche für Coligny und die Seinigen Rache forderten, wider die Guisen zu entstehen drohte, ward er genöthigt, die ganze Schuld einzugestehen, um nicht als der schwache, nichtsbedeutende Inhaber des Thrones zu erscheinen, unter dessen Augen Jeder ohne seinen Willen Alles sich zu erlauben wage. Um den Schein zu haben von Dem, was er nicht war und nicht werden konnte, wurde er wirklich Das, was er von sich zu bekommen erörthete, und was für sich selbst zu unternehmen ihm Muth und Lust gefehlt hätten. Um nicht schwach zu scheinen, war er schwach genug, von allen Uebrigen sich zur Verschleierung ihrer Thaten mißbrauchen zu lassen und in ihrem Namen der Gegenstand jener Verachtung zu werden, zu welcher sein Reich, das Ausland und die Nachwelt den Regenten, unter dem eine Bartholomäusnacht so schändlich entheiligt werden konnte, unerbittlich verdammen mußten. Und für all diese Unsterblichkeit der Schande rieth er nicht einmal auf einen Augenblick den Zweck erreicht, welchen die Stifter des Unglücks ihm als seine Entschädigung vorgespiegelt hatten.

Es ist eine wahre Genußthnung in der historischen Bemerkung, daß gerade die entchiedensten Wagsstücke des Lasters, wenn gleich alle Verschlagenheit an ihnen sich müde gesonnen, die gereichte Wildheit sie vollbracht, und das furchtbarste Volkwerk gegen Verantwortlichkeit der Thron selbst, sie geschügt hatte, dennoch ihres Zieles verfehlt, oft die entgegengesetzten Folgen herbeigezogen und den Thätern nichts als eine verdoppelte Verweisung des leeren Bestrebens und der nagenden Vornürze ihres inneren Richters bereitet haben.

Sogar sparten die Häupter der steigenden Partei nichts von List und Gewalt, um die Früchte der Thaten sich zu sichern, über welche bloß ein glücklicher Ausgang, jener falsche Probierstein des Schlechten und des Guten, ihnen die Rache ersparen zu können schien.

Man verhängte noch über Einige von der mißhandelten Partei förmliche Gerichte, und es wurden Justizmorde daraus; man brandmarkte das Andenken des Admirals durch ein gerichtliches Urtheil über ihn als Verräther und Königsmörder und ließ es unter den schimpflichsten Gebräuchen in den Hauptstädten des Reichs exequiren. Sein Wappen wurde durch den Haken zererschlagen, seine Kinder ihres Vermögens und aller Hoffnung zu Bedienungen verlustig erklärt, sein Schloß zum öden Denkmal seiner Schande der Verströbung übergeben. Man eilte, in ganz Frankreich durch Mordbefehle die Hugenotten, als Mitschuldige jener Verbrechen, zu verfolgen. Aber nichts hinderte die entgegen gesetzten, aus dem Vergangenen sich entwickelnden Wirkungen. Was das Parlament zu Paris, in welchem der Präsident de Thou den König als Anführer der Ermordeten mit halb ersticktem Senken anhörte, in der Nähe des Thrones nicht wagte, Das thaten einige brave Statthalter der Provinzen. Einer — der Graf von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne — schrieb dem König auf seine Mordbefehle zu: „daß er die Seinigen als gute Bürger und als brave Soldaten, aber keinen einzigen Henser unter ihnen gefunden habe.“ Andere — die Geschichte nennt unter ihnen auch einen Bischof — ließen die Befehle nicht zur Vollziehung kommen. Der schnelle Tod von einigen dieser Vertheidiger der Unschuld ließ auf Vergiftung argwohnen. Dennoch blieben, besonders in Dauphiné, Provence, Bourgogne und Auvergne die Protestanten gescheut. Manche der Vornehmsten waren nicht in Paris gewesen, Andere doch dem Blutbad entflohen. Viele suchten im Ausland Hülfe, wo, vorzüglich unter den biederu Deutschen, Katholiken sowohl als Protestanten, der Abscheu gegen ihre Verfolger den Muth, sie zur Rache zu unterstützen, anzachte, bei Andern wenigstens das Mitleiden, ihrer zu schonen, nährte. Den in Frankreich Zurückgebliebenen gaben bald einige über die Katholiken erhaltene Vortheile neue Hoffnung. Die aufs Höchste gestiegene Gefahr vervielfältigt die Kräfte, sobald nur die erste Bestürzung vorüber ist.

Zu frühe feierten in Rom die Diener des heiligen Stuhls seinen Sieg über die französischen Keger durch alles weltliche und geistliche Brendengetümmel, durch Dessen und Kanenendonner. Zu leichtsinnig glaubte man am Hofe zu Paris das Andenken an die vertilgten Hugenotten doch noch durch ein jährliches Fest über ihren Untergang verewigen zu müssen. Mit blutiger Rache brachten sie sich bald selbst wieder in Erinnerung. Siebenzigtausend Calvinisten waren, nach Eully, in acht Woretagen, in Frankreich gefallen. Aber, wenn eine solche Verletzung des Verderbens nicht zu Grunde gerichtet hat, Der hält sich bald für unüberwindlicher, als er ist! Halb Furcht, halb neue List dictirte dem König schon am 28. October einen Befehl, der ihnen überall Schutz und die Rückgabe ihrer Güter zusagte.

Arglist und Klugheit, welch ein ungleiches Schwerepaar! Indem diese dem erlaubten Zweck auf Rachen sich nähert, die von der Rechtschaffenheit gesichert werden, krümmt sich jene auf tausenden Irwegen zu Zielen fort, welche sie nie oder nur zu eigener Schande erreicht. Das Schwanken des Hofes von Grausamkeit zur Nachsicht, was konnte dies anders, als gegen fortwauernde Hofcabalen den Blick des Argwohns schärfen und die Schwäche der schwachen Partei noch sichtbar bloßstellen? Denn Partei hatte nun der König genommen. Das ganze mächtige Uebergewicht, welches die Erhabenheit des Thrones gibt, ist verloren, wenn der Fürst, vom Ungestüm der Parteigeistes verführt, selbst in eine Faction wider die andere sich herablassen läßt. Solang er auf dem Throne steht, gebietet sein

Ansehen Ehrfurcht auf beiden Seiten. Ist er selbst auf eine Seite getreten, so sieht die gedrückte Partei den Sitz der gemeinschaftlichen Gerechtigkeit leer. Alles, was gegen sie geschieht, ist nun Verfolgung und wird nicht mehr von jenem geheimen Eindruck begleitet, welcher sonst bewirkt, daß Strafen des Staats, vom Volkstreuer der Geseze auferlegt, nicht reizen, sondern bändigen.

Indem sich die Protestanten unter den Begünstigungen der Inconsequenz, welche den Despotismus in keinem Zeitalter verläßt, in ihre festern Schutzplätze wieder sammelten, sahen sie ihre Partei unerwartet von einer neuen unterstützt, welche dem Hof weit fürchtbarer seyn mußte. Sie war mitten in des Feindes Gebiet, am Hofe selbst. Mitgefühl des Unrechts schafft dem Unterdrückten unverhoffte Freunde. Nicht wenige von den vornehmsten Katholiken wurden gegen die Hugenotten geneigter, je unwiderstehlicher die hinterlistige Behandlung das Gefühl der Wiederkeit in ihnen beleidigte. Selbst bei Karls drittem Bruder, dem Herzog von Alençon, war das Gefühl der Geistesüberlegenheit des mißhandelten Admirals unauslöschlich.

Noch Mehrere, die, gegen allen Religionsunterschied höchst gleichgültig zu seyn durch Stand und Geburt sich gleichsam für berechtigt hielten, lernten, was die Intrigue Katharina's, mit Karls Ungestüm gepaart, unfehlbar gegen Jeden, der ihr im Wege stehe, sich erlauben könne. Wer hätte auch die mächtigen Montmorency bereuen können, daß ihnen das Schicksal ihrer Verwandten, der Coligny, weniger drohe, weil sie wenigstens mit dem Hof einerlei Glaubensbekenntnis hätten? Sie sahen zu deutlich, daß sie die Eifersucht der Königin Mutter auf jede ihr sich nähernde Gegenmacht gemeinschaftlich mit den Ermordeten gegen sich hatten.

Alles überdies, was aus irgend einer Ursache mit der herrschenden Hofpartei mißvergütigt war, vor ihr sich zu fürchten oder von ihr etwas zu ertrogen hatte, war wenigstens, solange es Jedem zweckmäßig schien, nicht geneigt, in den Hugenotten die Feinde des Hof's völlig unterdrücken zu lassen.

Kein Wunder, daß die ganze innere Schwäche der königlichen Partei, sobald es zu einer Kriegsunternehmung kam, gegen die unerwartete innere Stärke des kleinen Hauses der Protestanten in einem beschämenden Contrast erschien. Die feste Seestadt Rochelle hielt man für die letzte Schutzwehr der Protestanten. Das Beste war, daß diese von dem Ort eben so dachten. Sie vertheidigten ihn, wie man um ein Palladium kämpft, da Katharina ihren Lieblingssohn mit einem fürchtbaren Heere unter Birons Anführung abschiedte, um hier am Ocean, auf den Ruinen des französischen Protestantismus, ihrem in der Bartholomäusnacht begonnenen tragischen Werke die Krone aufzusetzen. Die Stadt wurde nur von 1500 Soldaten und 200 bewaffneten Bürgern vertheidigt. Aber Alle, selbst Kinder und Weiber, wurden Krieger. Höchst unbedeutend war eine Hülfe, die Montgomery aus England den Belagerten zuführte; aber sie fanden genug in sich selbst. Fünf Monate fochten sie, und nicht bloß für sich; denn ihnen allein schmelzte man, Gewissensfreiheit und bürgerliche Sicherheit gern zu accoridiren. Sie hörten aber von nichts, solange ihre Glaubensgenossen nicht mit in den Genuß der Früchte ihrer Tapferkeit eingeschlossen seyn würden.

Unter den vielen Seltenheiten einer solchen Kriegsunternehmung war die sonderbarste der Anführer der Rocheller. Er war ihnen vom König selbst gegeben. De la Noue, ein Calvinist, welcher kurz vor der Ermordung des Admirals den Krieg nach den Niederlanden

zu spielen den ersten, aber unglücklichen Versuch gemacht hatte, ward vom Könige genöthigt, zu den Rochellern überzugehen, um ihr Vertrauen ganz zu gewinnen und sie zur Uebergabe zu überreden. Sie wußten Dies, und dennoch nahmen sie ihn mit der Bedingung auf, ihr Anführer zu werden. Er erfüllte diese kriegerischen Pflichten gegen seine Partei so genau, als die patriotische gegen das Vaterland, angelegentlichst Trieben zu rathen, so oft er die Rocheller von einem glücklichen Ausfall zurückführte. Nur als Friedensstifter gehorchten sie ihm nicht. Aber eine seltene Ehre bleibt es für die Protestanten, einen Mann besessen zu haben, welcher zwischen einem schmeichelnden Hof und einer unruhigen Religionspartei so fest in der Mitte stand, daß Beide ihn achten mußten, weil kein Theil von der Verfolgung seiner Ueberzeugung ihn abbringen vermochte.

Der größte Vortheil für die Belagerten war, daß man die Macht, welche man gegen sie aufbot, nach der Zahl und nicht nach der Tauglichkeit gewählt hatte. Während man Alles zum Heere zusammentrieb, was der Hof auch von falschen Freunden und von Schwächlingen irgend in Bewegung setzen konnte, hatte man nur so langsam herbeirücken können, daß sie indeß den möglichsten Vorrath aller Art in ihre Mauern brachten. Dagegen war die Menge der Unruhen im Lager gegen die Belagerer selbst der größte Feind, und ihr scheinbares Oberhaupt, der gehasste Herzog von Anjou, die Ursache zur Fortdauer ihres vergeblichen Kampfes. Wie in seinem ganzen Leben, so quälte ihn auch hier die blinde Ehrsucht, nichts, was er angefangen hätte, aufgeben zu wollen. Dennoch befeuerte ihn eben diese Leidenschaft nicht, für seinen Zweck auch mit möglichster Thätigkeit alle Mittel zu vereinigen. Das Heer wurde ihm ganz ähnlich. Viele Wagnisse, ohne Plan, und Unordnung hatten seine Reihen schon sehr dünne gemacht. Krankheiten wirkten in einem so langwierigen Stadelager noch mehr. Und, damit kein Uebel vorbeiginge, ohne den Samen eines neuen in sich zu erzeugen, gerade die Vereinigung aller Mißvergünstigten in diesem Heerzug gab jedem Unruhigen volle Gelegenheit, unter seinesgleichen Partei zu machen oder zu nehmen. Noch war es vielleicht bloß die unregelmäßige jugendliche Ungeduld, vor der Zeit sich bedeutend zu machen, was den jüngeren Bruder des Herzogs von Anjou, den Herzog von Alençon selbst, zu raschen, aber erfolglosen Plänen gegen den Hof verleitete. Aber schlimm genug, wenn jene Sucht, den Mißvergünstigten zu spielen, so frühe geweckt ist. Ein zwecklos entzündeter Ehrgeiz hört nie auf, Alles in Unruhe zu setzen, wäre es auch nur, um sich und Andern zu verbergen, daß er nichts zu erreichen habe.

Kaum hatte dem Herzog von Anjou seine Wahl zum König von Polen den scheinbaren Vorwand gegeben, von den Rochellern durch einen Vertrag (vom 6. Julius 1573) sich loszuwickeln; kaum hatte ihn Katharina mit einem bedeutungsvollen Blick auf den schon hinwegenden König Karl aus ihren Armen in jenes Königreich abreisen lassen, welches seit Jahrhunderten durch sich selbst zum Spiel der Ausländer gemacht wird; kaum schien, durch die schauervolle Eroberung der kleinen protestantischen Feste Sancerre, welche mit Rochelle durch Tapferkeit, aber nicht durch äußere Begünstigung des Glücks wetteifern konnte, der letzte Kampfplatz der streitenden Parteien zernichtet zu seyn: so trat das Ungeheuer innerlicher Unruhen in verdoppelter Gestalt nicht bloß in den Provinzen, sondern auch am Hofe und sogar in der Familie des Königs selbst auf.

Mit Karl sollte es fürchtbar enden. Seit er sich unter den Morbscenen der Bartholomäusnacht außer

sich selbst verloren hatte, war er nie wieder, was er seyn konnte. Wie er nicht die Standhaftigkeit gehabt hatte, sich von jener Herabwürdigung des Menschen und des Fürsten in ihm zurückzuhalten, so war er jetzt nach vollbrachter That weder leichtsinnig noch gewissenlos genug, der innern Mühe derselben unter irgend einem schlüpfrigen Vorwand zu entfliehen oder mit der eisernen Stirn der Schamlosigkeit zu trotzen. Der Aberglaube seiner Zeit, welchem er so viele Opfer gebracht hatte, war selbst seine Strafe. Wo er einsam war, glaubte er sich von den Manen der Erschlagenen verfolgt. Blutende Gestalten machten seine Nächte schlaflos, seine Ruhe ihm zur Hölle. Er warf sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm in wilde Verstreuungen, aber die Ermattung überließerte ihn wieder den Peinigungen seiner zerrütteten Seele. Er versuchte es, durch neue Grausamkeiten sich selbst abzustumpfen; aber er war zu jung und wirklich von der Natur zu gutartig gebildet, als daß er jenen abscheulichen Trost abgehärteter Krebeler zu erzeilen vermocht hätte. Katharina wußte sich dagegen zu bereken, daß sie nur etwa vier bis sechs von den Ermordungen der Bartholomäusnacht auf dem Gewissen habe. So viele hatte sie selbst namentlich gefordert. Und von diesen hatte sie leicht sich zu absolviren, wenn etwa ihr Beichtvater, wie Naudé,* für den ganzen Arevel den feinen bössichen Namen eines „Staatsstreichs“ erfinden oder abnen konnte.

In Karl hingegen konnten nur, wenn er einen Blick um sich her warf, seine innern Qualen verkommen; sie wurden dann zurückgeschreckt durch Versuchnisse der gegenwärtigen Gefahren, welche ihn zunächst umschlossen. Er kannte seinen nächsten Bruder. Die Geschichte kennt ihn als Heinrich III., und genug mag es hier zur Schilderung von ihm seyn, wenn man sich erinnert, daß die Stifterin der Blutschreie ihn ihren übrigen Söhnen auffallend vorzog. Oben diese seine Mutter kannte Karl auch. Sie hatte ihn an den Abgrund geführt, an welchem seine Schwermuth jetzt schaukelte. Von ihr mußte er sich weiter, wohin es ihr gefiel, treiben lassen. Der wußte er nicht, wie oft schon wenigstens der Verdacht, auch im Glimmischen eine Italienerin zu seyn, selbst bei dem Tode von Personen aus der königlichen Familie auf sie gefallen war? Er selbst war so oft das Werkzeug ihrer über Mittel nie verlegenen Herrschsucht gewesen, daß er vor seiner eignen Mutter zittern mußte, wenn er einmal ihren Winken sich zu widerlegen die Laune gehabt hatte und den Herzog von Anjou in ihren Armen sah.

Das Schicksal schien sich seiner zu erbarmen, da der Herzog (1573) als König nach Polen abging. Höchst wahrscheinlich bürdet man selbst der Königin Mutter diesmal zu viel auf, wenn Manche glauben, daß sie ihren zweiten Sohn nicht von sich gelassen habe, wie sie sich von dem baldigen Tode des ersten gewiß gemacht hatte. Es ist wahr, Karl kränkelte schon sichtbar. Aber der unbändige Jüngling auf dem Throne hatte gegen sich selbst so viel gethan, um durch die geheimern Güte der Natur sich zu erhellen, daß es kaum noch nöthig ist, den verzehrenden Kummer seines letzten Jahre zur Erklärung seines Hinwelkens vor dem 25ten Lebensjahre hinzuzusetzen. Sein Ablick konnte der Mutter Würge dafür seyn, daß sie ihren Heinrich nach Polen sicher mit den bedeutsamen Worten entlassen: „Geh, mein Sohn; lange wirst du nicht weg seyn.“

Nur Karls Zustand war auch durch diese Erkrankung um nichts gebessert. Je trüber jeden Tag seine Kränklichkeit ihm ohnehin die Aussicht in die Zukunft

malte, je verschlossener er selbst gegen alle Theilnahme ward, desto mehr häuften sich in der Wirklichkeit die Ursachen zum schnellsten Wechsel zwischen Ungestüm und Niedergeschlagenheit.

Für die Abwesenheit ihres zweiten Sohns schien sich Katharina um so ausfüllender durch Erfüllung ihrer Herrschsucht entschädigen zu wollen. War Karl oft auch gegen sie ungebärdig und wild, so häuften sie dafür alle Bedrückungen für ihn aus der wahren oder erdichteten Lage der Dinge, durch die sorgfältigste Entwicklung der schlimmsten Möglichkeiten, damit er ihr, als Dietterin, nach seinem Scepter zu greifen desto geduldiger gestattete. Er hatte nur noch Kraft genug, sich überall mit ihren Ränken umgeben zu sehen und den Haß zu fühlen, welchen sie auch jetzt noch immer durch angelegte Mordelinge, durch gedroffene Infrage, durch Verwirrung Aller mit Allen, seinem Namen zuzog, der ihre Handlungen auf alle Fälle decken mußte.

In seinem dritten Bruder gährte die vor Nothelle schon gezeigte Sucht, sich auf irgend eine Weise geltend zu machen, immer aufs Neue. Er vertrieb sich eine gute Zeit über bloß die Langweile mit Abwechselung im Anlegen und im Verrathen seiner Pläne zu einer Blucht vom Hofe. Er schien entlaufen zu wollen, damit Andere seine Wichtigkeit nach dem Bestreben schätzen lernen möchten, ihn wieder aufzufinden und zurückzubringen. Aber hinter diese leidenschaftlichen Unbesonnenheiten der Jugend versteckten andere erfahrenere Unruhestifter ihre Entwürfe. Unter dem schützenden Namen der Prinzen bildete sich wieder am Hofe selbst eine Partei der Wißvergünstigen, die sich zum Unterschiede von der religiösen Partei der Protestanten die Politiker nannten. In einem wesentlichen Sinne verdienten sie diese Benennung nie. Ihre Politik nutzte Niemand als ihren Gegnern. Solange die Protestanten sich an sie angeschlossen, hatte Katharina gegen Beide weit leichteres Spiel, wie sonst. Wäre nicht das Interesse des Herzogs von Alençon so gewiß den Absichten seines zweiten Bruders auf den Thron von Frankreich und also auch der Königin Mutter entgegen gewesen, so würde die Vermuthung Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß der Herzog mehr der Spion seiner Mutter unter den Unzufriedenen, als selbst ihr Gegner gewesen sey; so unbegreiflich leichtsinnig überließerte er Alle, welche mit ihm complottirt hatten, durch die willkürlichsten Entdeckungen der Rache dieser Frau, welche jetzt aufs Neue die Regentschaft über Karl und über Frankreich in Händen hatte. Wollte sie diesen ihren Thron so unglückseligen als unglücklichen Mündel zittern machen, so wußte sie ihm die Verschwörungen des Herzogs so furchtbar vorzustellen, daß der ganze Hof in Nachtstürmen nach Paris entrinnen, und der kranke Karl um Mitternacht vor seinem dritten Bruder flüchten zu müssen glaubte. „Hätten sie doch wenigstens warten können, bis ich todt bin!“ seufzte der von innen und außen umgetriebene, lebensfatte Jüngling.

Noch aber erlebte er, daß sein Heer gegen seinen geliebtesten Bruder zu sechten auszog, nachdem dieser erblich doch mit dem in der Hoffklaverei lange mißhandelten König von Navarra und dem Prinzen von Condé entflohen war.

Er erlebte die Unmöglichkeit, sein Scepter andern Händen als seiner Mutter — und also gerade seinem mit so viel Kunst und Kust ins Neue Polen beförderten Bruder — hinzugeben. Er erlebte ein neues Auftreten der Protestanten im offenen Lande und sah in ihrer Vereinigung mit allen andern Wißvergünstigen des Reichs den Beweis, daß die Zwietracht künftig durch religiöse und bürgerliche Unzufriedenheit, wie aus doppelten

* Naudé in seinen *Considérations politiques sur les Coups d'Etat*, Chr. III. erzählt nur, daß dieser Staatsstreich bloß halb ausgeführt worden sey. Sehr consequent!

Nachen, Flammen über Frankreich ausspelen werde, und daß Alles, womit ihn sein Gewissen seit der Bartholomäusnacht folterte, eben so fruchtlos als abscheulich gewesen war. Kurz, er erlebte so viel, daß es ihm noch Trost war, nicht Vater eines Sohns zu seyn, welcher die Last der Krone von ihm zu erben hätte.*

Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahr 1547.**

Indem ich eine alte Chronik vom sechzehnten Jahrhundert durchblättere (Res in Ecclesia et Politica Christiana gestae ab anno 1500 ad an. 1600. Aut. J. Soefling, Th. D. Rudolst. 1676), finde ich nachstehende Anekdote, die aus mehr als einer Ursache es verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. In einer Schrift, die den Titel führt: Mausolea manibus Metzelii posita a Fr. Melch. Dedekindo 1758, finde ich sie bestätigt; auch kann man sie in Spangenberg's Adelspiegel Th. I. B. 13. S. 445 nachschlagen.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehemals durch Heldennuth gegläntzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstin von Henneberg, einen Saure-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brod, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersezen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt und bat sich durch einen Boten, den er vorausschickte, bei der Gräfin von Schwarzburg auf ein Morgenbrod zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheers gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht, der Saure-Garde noch einmal zu gedenken und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben aus Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gut besetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfin aus dem Saale ruft. Als ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterweges die spanischen Soldaten

Gewalt gebraucht und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Armsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Auf's Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befehlt sie ihrer ganzen Dienerschaft, sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßthoren wohl zu verriegeln; sie selbst begibt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische saßen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwidert ihr mit Lachen, daß Dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten ständen. „Das wollen wir doch sehen,“ antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!“ — indem sie drohend ihre Stimme anstrebte, „Fürstenblut für Thierblut!“ Mit dieser blüthigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesteren Dinge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen und, auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig sagte sich zuerst und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Luthige zu kehren, und hielt der Gräfin eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee anfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthümern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfin von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfin Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldennuthigen erworben. Man rühmt noch ihre standhafte Thätigkeit, die Reformation in ihrem Lande zu befördern, die schon durch ihren Gemahl, Graf Heinrich XXXVII., darin eingeführt worden, das Wüthendwesen abzulassen und den Schulunterricht zu verbessern. Vielen protestantischen Predigern, die um der Religion willen Verfolgungen auszustehen hatten, ließ sie Schutz und Unterstützung angedeihen. Unter diesen war ein gewisser Gaspar Aquila, Pfarrer zu Saalfeld, der in jüngern Jahren der Armee des Kaisers als Feldprediger nach den Niederlanden gefolgt war und, weil er sich dort geweigert hatte, eine Kanonenkugel zu taufen, von den ausgelassenen Soldaten in einen Feuermörser geladen wurde, um in die Luft geschossen zu werden; ein Schicksal, dem er noch glücklich entkam, weil das Pulver nicht glühen wollte. Jetzt war er zum zweiten Male in Lebensgefahr, und ein Preis von 5000 Gulden stand auf seinem Kopfe, weil der Kaiser auf ihn zürnte, dessen Interim er auf der Gangel schmählich angegriffen hatte. Katharina ließ ihn, auf die Bitte der Saalfelder, heimlich zu sich auf ihr Schloß bringen, wo sie ihn viele Monate verborgen hielt und mit der edelsten Menschenliebe seiner pflegte, bis er sich ohne Gefahr wieder sehen lassen durfte. Sie starb allgemein verehrt und betrauert

* Anmerk. d. Herausgebers. Eine Fortsetzung dieser Geschichte, die Cailler selbst wegen seiner damaligen Krankheit nicht beendigte, hat Dr. Pfeiffer's Hand im Hers Band der Alten Abtheilung der Bibliothek Remise geliefert, nachdem er die fernere Herausgabe dieser Sammlung zum Theil übernommen hatte.

** Anmerk. d. Herausgebers. Im deutschen Mercur vom Jahr 1788 findet sich dieser Auzug.

im acht und fünfzigsten Jahre ihres Lebens und im neun und zwanzigsten ihrer Regierung. Die Kirche zu Rudolfsstadt bewahrt ihre Gebeine.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville.

In den Geschichtsbüchern, welche die merkwürdigen Zeiten Franz I., Heinrichs II. und seiner drei Söhne beschreiben, liest man nur selten den Namen des Marschalls von Vieilleville. Dennoch hatte er einen sehr nahen Antheil an den größten Verhandlungen, und ihm gebührt ein ehrenvoller Platz neben den großen Staatsmännern und Kriegsbefehlshabern jener Zeiten. Unter allen gleichzeitigen Geschichtschreibern läßt ihm der einzige Brantome Gerechtigkeit widerfahren, und sein Zeugniß hat um so mehr Gewicht, da Beide nach dem nämlichen Ziele liefen und sich zu verschiedenen Parteien bekannten.

Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen und durch einzelne hervorragende Unternehmungen, die in das Ganze greifen, die Geschichte zwingen, von ihnen zu reden. Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, daß sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit Allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid zu erwecken suchen. Vieilleville war ein Hofmann in der höchsten und würdigen Bedeutung dieses Worts, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet. Er war dem Throne, ob er gleich die Personen dreimal auf demselben wechseln sah, ohne Wanken mit gleicher Beharrlichkeit ergeben und wußte denselben so innig mit der Person des Fürsten zu vermengen, daß seine pflichtmäßige Ergebenheit gegen den jedesmaligen Thronbesitzer alle Wärme einer persönlichen Neigung zeigte. Das schöne Bild des alten französischen Adels und Mithras lebte wieder in ihm auf, und er stellt uns den Stand, zu dem er gehört, so würdig dar, daß er uns augenblicklich mit den Mißbräuchen desselben ausöhnen könnte. Er war edelmüthig, prächtig, uneigennützig bis zum Vergessen seiner selbst, verbindlich gegen alle Menschen, voll Ehrliche, seinem Worte treu, in seinen Neigungen beständig, für seine Freunde thätig, edel gegen seine Feinde, heldenmüthig tapfer, bis zur Strenge ein Freund der Ordnung und, bei aller Liberalität der Gesinnung, furchtbar und unerbittlich gegen die Feinde des Gesetzes. Er verstand in hohem Grade die Kunst, sich mit den entgegengesetzten Charakteren zu vertragen, ohne dabei seinen eigenen Charakter zu opfern, dem Ehrfurchtigen zu gefallen, ohne ihm blind zu huldigen, dem Eiteln angenehm zu seyn, ohne ihm zu schmeicheln. Nie brauchte er, wie der hertz- und willenslose Höfling, seine persönliche Würde wegzumwerfen, um der Freund seines Königs zu seyn; aber mit starker Seele und rühmlicher Selbstverleugnung konnte er seine Wünsche den Verhältnissen unterwerfen. Dadurch und durch eine nie verleugnete Klugheit gelang es ihm, zu einer Zeit, in der Alles Partei war, partellos zu stehen, ohne seinen Wirkungskreis zu verlieren, und im Zusammenstoß so vieler Interessen der Freund von Allen zu bleiben; gelang es ihm, einen dreifachen Thronwechsel ohne Erschütterung seines eigenen Glücks auszuhalten und die Fürstengunst, mit der er angefangen hatte, auch mit ins Grab zu nehmen. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß er in dem Augenblicke starb, wo Katharina von Medici mit ihrem

Hofstaat auf seinem Schlosse zu Duresfal besuchte, und er auf diese Art ein Leben, das sechzig Jahre dem Dienste des Souverains gewidmet gewesen war, noch gleichsam in den Armen desselben beschließen durfte.

Aber eben dieser Charakter erklärt uns auch das Stillschweigen über ihn auf eine sehr natürliche Weise. Alle diese Geschichtschreiber hatten Partei genommen, sie waren Enthusiasten entweder für die alte oder für die neue Lehre, und ein lebhaftes Interesse für ihre Anführer leitete ihre Feder. Eine Person, wie der Marschall von Vieilleville, dessen Kopf für den Fanatismus zu kalt war, bot ihnen also nichts dar, was sich lobpreisen oder verächtlich machen ließ. Er bekannte sich zu der Classe der Gemäßigten, die man unter dem Namen der Politiker zu verstotten glaubte; eine Classe, die von jeher in Zeiten bürgerlicher Nahrung das Schicksal gehabt hat, beiden Theilen zu mißfallen, weil sie beide zu vereinigen strebt. Auch hielt er sich bei allen Stürmen der Faction unwandelbar an den König angeschlossen, und weder die Partei des Montmorency und der Guisen, noch die der Gonds und Coligny konnte sich rühmen, ihn zu besitzen.

Charaktere von dieser Art werden immer in der Geschichte zu kurz kommen, die mehr Das berichtet, was durch Kraft geschieht, als was mit Klugheit verhindert wird, und ihr Augenmerk viel zu sehr auf entscheidende Handlungen richten muß, als daß sie die schöne ruhige Folge eines ganzen Lebens umfassen könnte. desto dankbarer sind sie für den Biographen, der sich immer lieber den Ulysses als den Achilles zu seinem Helden wählen wird.

Erst zweihundert Jahre nach seinem Tode sollte dem Marschall von Vieilleville die volle Gerechtigkeit widerfahren. In den Archiven seines Familien Schlosses Duresfal fanden sich Memoires über sein Leben in zehn Büchern, welche Garloir, seinen Geheimschreiber, zum Verfasser haben. Sie sind zwar in dem lobrednerischen Tone abgefaßt, der auch dem Brantome und allen Geschichtschreibern jener Periode eigen ist; aber es ist nicht der rhetorische Ton des Schmeichlers, der sich einen Gönner gewinnen will, sondern die Sprache eines dankbaren Herzens, das sich gegen einen Wohltäter unwillkürlich ergiebt. Auch wird dieser Antheil keineswegs versteckt, und die historische Wahrheit scheidet sich sehr leicht von Demjenigen, was bloß eine dankbare Vorliebe für seinen Wohltäter den Geschichtschreiber sagen läßt. Diese Memoires sind im Jahr 1767 in fünf Bänden das erste Mal in Druck erschienen, obgleich sie schon früher von Einzelnen gekannt und zum Theil auch benutzt worden sind.

Franz von Eccepeaur, Herr von Vieilleville, war der Sohn Renatus von Eccepeaur, Herrn von Vieilleville, und Margarethens von La Zaille, aus dem Hause von Monteville. Seine Eltern hatten großes Vermögen, hielten auf Ehre und lebten dem ganzen Adel von Anjou und Maine zum Beispiel; auch war ihr Haus eines der angesehensten und immer voll der besten Gesellschaft. Franz von Vieilleville kam früh als Edelknaabe zu der Mutter Franz des Ersten, Regentin von Frankreich, einer Prinzessin von Savoyen; ein Unfall aber, der ihm da begegnete, trieb ihn schon nach einem vierjährigen Aufenthalte von dort weg. Es hatte ihn nämlich ein Edelmann eine Ohrfeige gegeben, eben als er Mittags zur Audienz ging. Nach der Tafel schlich sich der Edelknaabe, seinem Hofmeister weg, ging zu seinem Edelmann, dem erster Hausknechtmeister der Regentin war, und rief ihm, nachdem er ihn aufgefordert hatte, seine Ehre ihm wieder zu geben, den Degen durch den Leib. Er war damals, als ihm dieses Unglück begegnete, achtzehn Jahre alt. Als der König

diese Handlung erfuhr, die von allen Großen und vorzüglich von ihm selbst nicht so ganz mißbilligt wurde, weil die Hausofficiere nicht das Recht hatten, Edelknaben zu mißhandeln, ließ er den Herrn von Vieilleville rufen, um ihn seiner Mutter der Regentin vorzustellen und ihm Vergebung zu verschaffen. Aber dieser hatte sich schon vom Hof weg und zu seinem Vater nach Durestal begeben, um von diesem die nöthige Unterstützung zu einer Reise nach Neapel zu erhalten, wo dem Vernehmen nach Herr von Lautrec eine schöne Armee hinführen würde. Nachdem er nun Alles in Ordnung gebracht und fünf und zwanzig Edelleute aus Anjou und Bretagne zu seiner Begleitung gewählt hatte, denn er wollte mit Anstand und seiner Geburt gemäß erscheinen, stellte er sich zu Chambery dem Herrn von Lautrec vor, der ihn als seinen Verwandten gütig aufnahm und ihn zu seiner Fahne that. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich Vieilleville aus und wagte im Angesicht der ganzen Armee sein Leben, besonders bei der Einnahme von Pavia, wobei die Franzosen, durch das Andenken an die fünf Jahre vorhergegangene Schlacht, bei der ihr König gefangen worden, zu vielen Ausschweifungen hingerissen wurden, denen jedoch Vieilleville mit zweihundert Mann Einhalt that, so viel er konnte. Kurz darauf wurde Vieilleville auf einer Galeere mit einem seiner Edelleute, Cornillon, der geschworen hatte, ihn niemals zu verlassen, vom Herrn von Monaco gefangen. Man setzte seine Auslieferung auf dreitausend und des Cornillon seine auf tausend Thaler und ließ ihm die Freiheit, diese Gelder zu holen; jedoch würde sein Gesellschafter auf Lebenslang in Ketten geschlagen werden, wenn er nicht in einer bestimmten Zeit wieder käme.

Vieilleville, der befürchtete, daß er wegen des langen Wegs und der Verreibung des Geldes in der Zeit nicht würde einhalten können, nahm diesen Vorschlag nicht an und bat nur, daß man Lautrec von seiner Gefangennehmung unterrichten möchte; dieser schickte zwar das Geld zu seiner Auslieferung, allein, da die Nationen für seinen Gesellschafter nicht dabei war, so schickte Vieilleville sie wieder zurück und bat nur, daß man des Lösegelds wegen an seinen Vater schreiben möchte; denn er wollte lieber in der Gefangenschaft verschmachten, als den verlassen, mit dem er sein Schicksal zu theilen versprochen hatte. Herr von Monaco bewunderte diese edle Weigerung, begnügte sich mit Dem, was geschickt worden war, und gab Weiden die Freiheit. Kurze Zeit darauf nahm Vieilleville den Sohn eben dieses Herrn von Monaco gefangen und schickte ihn unentgeltlich zurück.

In der Zeit erneuerte Vieilleville die Bekanntschaft mit dem Neffen des großen Andreas Doria, Philipp Doria, der Kammerrage bei dem König gewesen, als er selbst bei der Regentin Edelknabe war. Vieilleville besuchte ihn eines Tages auf seinen Galeeren, deren er achte zum Dienste des Königs commandirte. Doria bot ihm eine seiner Galeeren an, und er wählte die, welche die Regentin hieß, wo er sogleich als Vesselshaber unter vielen Feierlichkeiten eingeführt wurde. Des Abends ging er wieder in das Lager, das ungefähr zwei Meilen davon war; so ging es sechs bis sieben Tage fort, und alle vornehme Officiere der Armee wurden da nach und nach bewirthet.

Moncade, Bieckönig von Neapel, dem es hinterbracht wurde, daß die Officiere und Soldaten dieser Galeeren des Nachts meist ins französische Lager gingen, ließ sechs Galeeren bewaffnen, um den Grafen Doria zu überfallen; allein man bekam Nachricht davon, und es gelang so wenig, daß bei dieser Expedition der Bieckönig selbst, der sich auf einer der Galeeren

befand, getödtet wurde; zwei derselben wurden in Grund gehohrt und zwei andere genommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Vieilleville, der auf der Regentin Alles gethan hatte, was möglich war, so daß von fünfzig Soldaten nur noch zwölf am Leben blieben, zuletzt noch eine der Galeeren angreifen wollte, die nebst einer andern noch übrig geblieben war. Er euterte und stürzte sich mit seinen Soldaten hinein. Während er aber auf diesem Schiffe saß, machten sich die Matrosen von der Regentin los, zogen die Segel auf und gingen geradezu nach Neapel, wohin auch die andere Galeere schon während des Gefechts vorausgegangen war; Vieilleville, der seine meisten Soldaten verloren, mußte sich nun ergeben.

Als die erste spanische Galeere im Hafen ankam, ließ der Prinz von Oranien den Capitain und Mehrere der Mannschaft hängen. Dieses erfuhr der Capitain der Galeere, auf der sich Vieilleville als Gefangener befand, und fürchtete sich, in den Hafen einzulaufen. Vieilleville benutzte diese Unentschlossenheit und beredete den Capitain, in des Königs Dienste zu treten, der es auch annahm und ihm nebst der ganzen Mannschaft den Eid der Treue ablegte.

Unterdessen hatte Graf Doria den ganzen Tag und die ganze Nacht seinen Freund Vieilleville unter den auf dem Wasser schwimmenden Körpern suchen lassen und war ganz trostlos über diesen Verlust. Um Nachrich von ihm einzuziehen, ließ er den Capitain Rayoleon, einen Corsen, mit der Regentin auslaufen und in dieser Absicht nach Neapel segeln. Sie waren nicht weit gekommen, so entdeckten sie eine Galeere, die ihnen kaiserlich schien, doch sahen sie auf dem Mastbaum einen Matrosen mit einer weißen Klagge; bald darauf hörten sie auch Muth und Frankreich rufen. Vieilleville erkannte sogleich die Regentin, und die Freude des Wiedersehens war allgemein. Noch eine andere Galeere, die man ihm von Neapel aus nachgeschickt hatte, nahm er durch eine Krieglüth weg und kam, anstatt gefangen zu seyn, als Herr von zwei Galeeren bei der Armee wieder an, wo er aber seinen Freund Doria nicht mehr antraf, der mit zwei Galeeren nach Frankreich geschickt worden war. Da die Belagerung von Neapel, die Lautrec unternommen hatte, sehr langsam von Statten ging, so nahm Vieilleville seinen Abschied, und Tiefes zu seinem Glück; denn drei Monate darauf riß die Pest ein, welche die meisten Officiere der Armee dahinraffte.

Als er sich dem König bei seiner Zurückkunft vorstellte und ihn seiner jugendlichen Ueberreilung wegen um Verzeihung bat, sagte ihm derselbe, daß schon Alles vergeben sey, da besonders die Regentin nicht mehr lebe. Er befahl ihm, sich fleißig bei ihm einzufinden, und gab ihn dem Herzog von Orleans, seinem zweiten Sohne (der ihm unter dem Namen Heinrich II. auf dem Thron folgte) mit den Worten: „Er ist nicht älter, als du, mein Sohn; aber siehe, was er schon gethan hat. Wenn ihn der Krieg nicht aufreibt, so wirst du ihn zum Marschall von Frankreich erheben.“

Einige Zeit darauf machte Karl V. Aufrust, in Frankreich einzufallen; der König zog deshalb seine Armee bei Lyon zusammen. Das erste Geschäft war, sich Meister von Avignon zu machen, damit nicht die Kaiserlichen diesen Schlüssel der Provence besetzten. Nach langen Verathschlagungen wählte der König selbst den Herrn von Vieilleville, obgleich Viele wegen seiner großen Jugend dagegen waren. Er wurde mit sechstaufend Mann Fußvolk ohne Artillerie dahin abgeschickt, um dem Kaiser zuvorzukommen.

Da er vor Avignon ankam und es verschlossen fand, verlangte er mit dem Vice-Legaten sich zu unterreden, der sich auf der Mauer zeigte. Vieilleville bat ihn sehr

bringend, herunterzukommen, da er ihm etwas Wichtiges zu seinem und der Stadt Wohl mitzutheilen hätte. Er selbst wollte bei dieser Unterredung nur die sechs Personen bei sich haben, die er um ihn sähe, der Legat hingegen könnte so viele Begleiter mit sich nehmen, als er nur wollte, wenn er Mißtrauen hegte. Jener kam an das Thor mit fünfzehn oder zwanzig Mann Begleitung und einigen der Vornehmsten aus der Stadt. Vieilleville versicherte ihm, daß er nicht in die Stadt begehre, daß ihn aber der König ersuche, einen Eid abzulegen, auch keine Kaiserlichen hineinzulassen und deshalb Geiseln zu stellen. Der Vice-Legat willigte in den ersten Punkt; Geiseln aber wollte er in keinem Falle stellen.

Von den sechs Soldaten, die mit Vieilleville waren, hatten vier den Capitainstitel, sie waren aber schlecht gekleidet; er bat daher, sie in die Stadt zu lassen, um sich zu montiren, Pulver zu kaufen und ihr Gewehr herzustellen, was denn auch gern erlaubt wurde. Ihr Plan war, sich unter die Thore zu stellen und zu verhindern, daß man die Fallthore nicht herunterließe. Unterdessen kamen immer mehrere Soldaten nach einander an, ohne daß der Vice-Legat, noch seine Leute es gewahr wurden, denn man rante sich mit Fleiß wegen der Geiseln mit ihm herum. Es wurde gekrobt, auf zwei Stunden weit Alles um die Stadt herum zu verweisen, wenn sie nicht gestellt würden. Da endlich Vieilleville sah, daß er stark genug war, gab er dem Vice-Legaten einen Stoß, daß er zur Erde stürzte, zog den Degen und drängte sich mit den Venten, die da waren, in die Thore, wo er einige Schüsse auszuhalten hatte, wozu ihm zwei oder drei Leute getödtet wurden; sieben bis acht von den Andern wurden erstochen.

Jetzt wollten die Einwohner von Aiguon auf den Fallthoren zulaufen; hier aber standen die vier Soldaten, die sich sehr tapfer hielten und sie verhinderten, nahe zu kommen. Auf den Lärm der Mäntelschüsse kamen dann tausend bis zweihundert Mann, die man über der Stadt bei Nacht in das Korn versteckt hatte, als Hinterhalt herzer und drangen mit dem größten Muth ein. Den übrigen Theil seines Corps hatte Vieilleville auch herbeigerufen, und nun kamen sie mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel an. Er nahm nun die Schlüssel der Thore, die jubelten, außer das Aiguon-Thor gegen Villeneuve, welches schon französisch ist. Da sich Vieilleville nun durch diese Kriegeliste Meister von der Stadt gemacht hatte, so fing er an, die Ordnung darin herzustellen und die Soldaten im Zaum zu halten, so daß keinem Einwohner, der sich ruhig verhielt, etwas zu Leide geschah, und keine Frauenpersonen mißhandelt wurden. Doch kostete ihm Dieses nicht wenig Mühe; er mußte sogar fünf bis sechs Soldaten und einen Capitain niederstößen, der mit aller Gewalt herein wollte. Der Connetable lagerte sich nun bei Aiguon, und Vieilleville zog zum König zurück, den er in Tournon antraf, wo er mit großer Freude empfangen wurde. Als er vor dem König ankam, redete dieser ihn also an: „Nähert Euch, ich hab' Licht unter den Rittlern! Sonne würde ich Euch nennen, wenn Ihr Älter wäret; denn, wenn Ihr so fortfähret, werdet Ihr über alle Andere leuchten. Parirt unterdessen den Streich von Eurem König, der Euch liebt und ehrt,“ und schlug ihn so, indem er die Hand an den Degen legte, ihm Ritter.

Nach dieser Zeit bat ihn Herr von Chateaubriand, sein Verwandter, der Gouverneur und Generallieutenant des Königs in Bretagne war, seine Compagnie von fünfzig Mann (Gens d'armes) zu übernehmen, da sie noch in Bretagne bleiben mußte und keine Gelegenheit hätte, sich zu zeigen. Er wollte zugleich zuwege bringen,

daß er des Königs Lieutenant während seiner Abwesenheit in Bretagne seyn sollte. Vieilleville übernahm zwar die Compagnie, allein die Lieutenantsstelle über die Provinz verbat er sich, da er Hoffnung habe, ein eigenes Gouvernement zu erhalten.

Es scheint sonderbar, daß Vieilleville nicht eine Compagnie Gens d'armes für sich selbst haben konnte; allein es war damals nicht so leicht, sie zu erhalten, und überdem verschmähte seine Delicatesse, dasjenige der Günst zu verkaufen, was er durch Verdienst zu erwerben hoffte. Zum Beweise dient die Antwort, die er dem Könige gab, als ihm dieser nach dem Tode des Herrn von Chateaubriand die Compagnie anbot: er habe, sagte er, noch nichts gethan, was einer solchen Ehre werth wäre; worauf der König sehr verwundert und fast erzürnt sagte: „Vieilleville, Ihr habt mich getäuscht, denn ich hätte geglaubt, Ihr würdet, wenn Ihr auf zweihundert Meilen weg gewesen wäret, Tag und Nacht gerennet seyn, um sie zu begehren; und nun ich sie Euch von selbst gebe, so weiß ich doch nicht, was für eine günstigere Gelegenheit Ihr abwarten wollt.“ „Den Tag einer Schlacht, Eure,“ antwortete Vieilleville, „wenn Ew. Majestät sehen werden, daß ich sie verdiene.“ „Nähme ich sie jetzt an, so könnten meine Cameraden diese Ehre lächerlich machen und sagen: ich habe sie nur als Verwandter des Herrn von Chateaubriand erhalten; lieber aber wollte ich mein Leben lassen, als durch etwas Anderes als mein Verdienst auch nur einen Grad höher steigen.“

Einige Stunden vor dem Tode Franz des Ersten ließ dieser Monarch, der sich noch der Verdienste Vieilleville's erinnerte, den Dauphin rufen, um ihm denselben zu empfehlen: „Ich weiß wohl, mein Sohn, du wirst St. Andre eher befördern, als Vieilleville; deine Neigung bestimmt dich dazu. Wenn du aber eine vernünftige Vergleichung zwischen Beiden anstellen wirst, so beilegst du dich nicht. Wenigstens bitte ich dich, wenn du sie auch nicht mit einander erheben willst, daß doch Jener dem Andern bald folge.“ Der Dauphin versprach es auch, jedoch nur mit dem Vorbehalt, dem St. Andre den Vorrang zu geben. Der König ließ sogleich Vieilleville rufen, reichte ihm die Hand und sagte ihm die Worte: „Ich kann bei der Schwäche, in der ich mich befinde, Euch nichts Anderes sagen, Vieilleville, als daß ich zu früh für Euch sterbe; aber hier ist mein Sohn, der mir verspricht, Euch nie zu vergessen. Sein Vater war nie undankbar, und noch jetzt will er, daß er Euch den zweiten Marschallsstab von Frankreich, der ansteht, gebe, denn ich weiß wohl, wem der erste bestimmt ist. Aber ich bitte Gott, daß er ihn niemals Jemand gebe, als wer dessen so würdig ist, wie Ihr.“ „Ist Dies nicht auch meine Meinung, mein Sohn?“ Ja, antwortete der Dauphin. Hierauf warf der König seinen Arm um Vieilleville; allen Dreien standen die Thränen im Auge. Kurz darauf ließen die Aeltere den Dauphin und alle Andere hinausgehen, und bald darauf gab der König den Geist auf.

Jetzt war Heinrich, der vormalige Herzog von Orleans und durch den Tod seines ältern Bruders, Dauphin von Frankreich, König, und schon nach sieben Tagen bekam Vieilleville den Auftrag, als Gesandter nach England zu gehen, um dem unmündigen Edward und seinem Confeil neuerlings den Frieden zuzuschwören, welche Gefangenschaft er auch mit vieler Würde unternahm und zur höchsten Zufriedenheit ausführte.

Bald nach Verdringung des alten Königs wurde der Proceß des Marschalls von Viez und seines Schwagers von Berlin, welche Vouligne an die Engländer ausgeliefert hatten, vorgenommen, Jener zum Tod, Ersterer aber zu Gefängnißstrafe und Verlust seiner

Güter und Titel verdammt. Der König wollte Vieilleville aus eigenem Antrieb von den hundert Längen, die der Marschall von Viez commandirt hatte, fünfzig geben; Vieilleville dankte aber sehr für diese Gnade, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Mannes seyn wollte. Und warum nicht? fragte ihn der König. „Sire,“ antwortete Vieilleville, „es würde mir seyn, als wenn ich die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte. — Auch hat es mit meiner Beförderung keine Eile; denn ich weiß, daß Ew. Majestät gleich nach Ihrem feierlichen Einzug in Paris beschloffen haben, Boulogne den Engländern wieder wegzunehmen. Vielleicht bleibt dabei ein Capitain, ein Mann von Ehre, dessen Platz Sie mir geben werden, oder bleibe ich selbst; denn, um meinem König zu dienen, werde ich mich nicht schonen, und dann bedarf ich keiner Compagnie mehr.“ Dieses geschah in Gegenwart des Marschalls von St. André. Der König redete ihm noch sehr zu, allein Vieilleville blieb bei seiner Antwort: „Vieher will ich des Marschalls, der hier ist, Lieutenant seyn, als die Compagnie des Herrn von Viez, eines Verräthers, haben.“

Der Marschall von St. André, der vorher schon gegen den König denselben Wunsch geäußert hatte, war äußerst froh über diese Erklärung. „Erinnert Euch, mein bester Freund, dieser Rede, wobei Ihr den König zum Zeugen habt.“ Vieilleville sah sich sehr gezwungen, die Lieutenantstelle anzunehmen; wiewohl er den Vorschlag in keiner andern Absicht gethan hatte, als um jenes erste Anerbieten abzulehnen.

Diese Compagnie Gensd'armes war von dem Vater des Marschalls sehr nachlässig zusammengesezt worden. Sie bestand größtentheils aus den Söhnen der Gastgeber und Schenkwirthe, und, da die Schilde an diesen Wirthshäusern gewöhnlich Heilige vorstellten, so benannte sich dieses Volk nach diesen Heiligen. Daher war diese Compagnie in ganz Lyon zum Gelächter. Einige dankten Gott, daß er eine Compagnie Heilige aus dem Paradies geschickt habe, sie zu bewachen; Andere nannten sie die Gensd'armes der Viranen. So fand man auch in der ganzen Compagnie nicht fünfzig Dienstpferde. Daher kam es auch, und besonders aus der Gunst, in der ihr Chef stand, daß sie nie zur Armee stiegen; es hieß immer, sie wären dem Gouverneur unentbehrlich, um eine so große Stadt, wie Lyon, im Zaum zu halten. Bei der Musterung entlehnten diese Leute die ihnen nöthigen Pferde und Armaturstücke, und so dauerte diese Unordnung neun bis zehn Jahre, bis der alte St. André starb und nun sein Sohn sie bekam, der sie denn auch so ließ, weil er ihre Schande nicht aufdecken wollte. Eben deswegen aber war es ihm lieb, Vieillevillen zu seinem Lieutenant zu haben, da er ihn als einen strengen und unerbittlichen Mann im Punkte der Zucht und der Ehre kannte.

Vieilleville hatte diese Compagnie nach Clermont in Auvergne beordert, damit sie nicht so leicht Waffen und Pferde entleihen könnten. Hier erschienen er nun mit sechzig bis achtzig braven Edelknechten aus den besten Häusern von Bretagne, Anjou und Maine, die meistens den Krieg in Piemont mitgemacht hatten. Kaum war er angekommen, so überreichte man ihm eine Liste von dreißig bis vierzig, die vermöge eines Attestats vom Doctor zurückgeblieben waren, welche er denn sogleich aus der Compagnie ausstrich. Eben so machte er es mit dem Volk der Pächter, Kammerdiener und dgl., die aus vornehmer Herren und Frauen Günst in die Compagnie waren aufgenommen worden. Die Uebrigen, die noch in den Reihen standen, ließ er zu Pferde manouvriren, und da sie gar nichts verstanden, so gaben sie den alten Soldaten viel zu lachen. Er schickte sie

daher auch sogleich in ihre Wirthshäuser zurück, um den Gästen dort aufzuwarten, mit dem Bedenken, daß unter die Gensd'armes nur Edelknechte gehörten. Einige von ihnen murrten zwar darüber und bedienten sich ungezogener Ausbrüche; wie aber die Edelknechte mit dem Stod über sie herfielen, so nahmen die Andern Reißaus zur großen Belustigung der Gesellschaft. Und so entledigte sich Vieilleville dieses Gefindels, das zum Dienst des Königs nie einen Evorn angelegt hatte, und besetzte die Plätze mit guten Edelknechten, die auf Ehre hielten und sich mit Anstand ausrüsten konnten. Jetzt ließen sich auch noch viele andere Edelknechte aus Gascogne, Périgord und Limosin einschreiben, die vorher unter dem Auswurf nicht hatten dienen wollen; so daß diese Compagnie bei der nächsten Musterung auf fünfhundert Pferde sich belief und eine der besten der ganzen Gensd'armee wurde.

Einige Zeit darauf begleitete Vieilleville den König durch Bourgoigne nach Savoyen, wo überall in den großen Städten ein feierlicher Einzug gehalten wurde. Als sie nach St. Jean de Maurienne kamen, wo ein Bischof residiert, bat dieser den König, diese Stadt mit einem Einzug zu beehren, und versprach dabei, ihm ein Fest zu geben, wie er es noch nie gesehen. Der König, neugierig auf diese neue Festlichkeit, gestand es zu und zog den andern Morgen feierlich ein. Kaum war er zweihundert Schritte durch das Thor, als sich eine Compagnie von hundert Mann zeigte, die vom Kopf bis auf den Fuß wie Bären gekleidet waren, und dieses so natürlich, daß man sie für wirkliche Bären halten mußte. Sie kamen schnell aus einer Straße heraus mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Zügel auf der Schulter, nahmen den König in die Mitte, und so bis hin zur Kirche, am großen Gelächter des ganzen Hofes. Oben so führten sie den König bis zu seiner Wohnung, vor welcher sie viele tausend Bärensprünge und Peßen machten; sie kletterten wie Bären an den Häusern, an den Säulen und Wegenäugen hinauf und erhoben ein Geschrei, das ganz natürlich dem Brummen der Bären glich. Da sie sahen, daß dem König dieses gefiel, versammelten sie sich alle Hundert und fünzig ein solches entseßliches Hurrah an, daß die Pferde, welche unten vor dem Hause mit der Dienerschaft hielten, schen wurden und über Alles hinrannten, welches den Evorn sehr vermehrte, obgleich viele Leute dabei verwundet wurden. Dessen ungeachtet machten sie noch einen Rittstanz, wo die Schweizer sich auch dazwischen mischten.

Von da ging der König über den Berg Genis nach Piemont, wo sein Vater, Franz I., schon den Prinzen von Melphé zum Vicekönig eingesetzt hatte. Dieser Prinz, als er dem König entgegen gegangen war, zeigte Vieillevillen besondere Ehre, so daß er ihm selbst Quartier in Turin machte und die Leute des Connetables von Montmorency aus mehreren Wohnungen, die sie bestellt hatten, herauswerfen ließ, um sie für Vieillevillen aufzubewahren, welches der Connetable sehr übel aufnahm, so daß er den Prinzen merken ließ, daß es dem Reisemarschall zustünde, Jeden nach seinem Rang zu logiren. Hierauf sagte ihm der Prinz: „Herr, wir sind über den Bergen hüben — wenn Sie drüben sind, befehlen Sie in Frankreich, wie Sie wollen und selbst durch den Stod; hier aber ist es anders, und ich bitte mir aus, keine Anordnung zu machen, die nicht befolgt werden würde.“ Der Prinz ging in seiner Achtung gegen Vieilleville so weit, daß er oft die Parole bei ihm abholen ließ, und gab nie zu, daß die, welche der Connetable für die Hustruppen des Königs gab, allgemein gelten sollte. Vieilleville, als seiner Hofmann, machte jedoch so wenig als möglich Gebrauch

von diesen Auszeichnungen, um die andern Großen nicht aufzubringen. Es wendete sich Alles nur an ihn, um Befehle im Dienst des Königs zu erhalten. Bei seinem Aufstehen und Niederlegen waren alle Capitains zugegen; er hielt aber auch offene Tafel, und diese war so reichlich besetzt, daß die Tafel des Prinzen von Melphi sehr mager dagegen ausfiel.

Unterdessen bekam der König Nachricht, daß ein Aufstand in Guyenne ausgebrochen, und man zu Bourdeaux den Gouverneur und andere beim Saßweifen angestellte Officiere umgebracht hatte. Der Connetable stellte dem König vor, daß dieses Volk immer rebellisch sey, und daß man die Einwohner dieser Gegend gänzlich austrotten müsse. Er bot sich auch selbst an, Dieses ins Werk zu richten. Der König schickte ihn zwar dahin ab, befahl aber doch, nur die Schuldigen nach der Strenge zu bestrafen und gute Mannszucht zu halten. Auch gab er ihm den Herzog von Anjou mit, den Vieilleville begleitete. Der Volksaufstand hatte sich bei Annäherung der Truppen bald zerstreut, so daß der Connetable ganz ruhig in Bourdeaux einziehen konnte, wo er binnen eines Monats gegen hundert und vierzig Personen durch die schmerzhaftesten Todesarten hinrichten ließ. Besonders wurden die drei Rebellen, welche die königlichen Officiere ins Wasser geworfen hatten, mit den Worten: „Ocht, ihr Herren, und fahet die Fische in „der Charente!“ auf eine sehr schreckliche Art gerädert und dann verbrannt, mit den Worten in der Sentenz: „Gehe hin, Canaille, und brate die Fische der Charente, „die du mit den Körpern von meines Königs Dienern „gefalzen hast.“

Auf dem ganzen Wege nach Bourdeaux hatte Vieilleville die Compagnie des Marschalls von St. André, deren Lieutenant er war, geführt und dabei so gute Mannszucht gehalten, daß Alles wie im Wirthshaus bezahlt wurde. Er stieg sogar nicht eher zu Pferde, bis seine Wirthse ihm geschworen hatten, daß sie Alles richtig erhalten. Als er mit dieser Compagnie in ein großes Dorf drei Stunden von Bourdeaux kam, fanden seine Reitknechte unter dem Heu und Stroh eine große Anzahl schöner Piken, Feuerrohren, Püschelhauben, Guitrase, Helme, Schilde und Hellebarden versteckt. Der Wirth, den er darüber unter vier Augen zur Rede setzte, antwortete mit Angst und Zittern, daß seine Nachbarn diese Waffen hieher versteckt hätten, weil sie wohl wüßten, daß er ein unschuldiger Mann sey. Und weil ich, setzte er hinzu, in den zwei Tagen, so Ihr bei mir seyd, von Niemand nur ein hartes Wort erhalten, so will ich Euch noch mehr sagen, daß fünfunddreißig Koffer und Kisten von verschiedenen Edelleuten, die sich in ihrem Haus nicht sicher glaubten, hieher gebracht worden, die ich habe einmauern lassen, weil es bekannt ist, daß ich nie mit diesem Unwesen etwas zu thun gehabt; ich bitte Euch aber, gnädiger Herr, haltet darüber, daß weder sie noch ich Schaden leiden. Vieilleville, der wohl sah, daß er unschuldig, aber ein armer Trost sey, befahl ihm, Niemand etwas davon zu entdecken, die Waffen aber öffentlich in eine Scheune zu verschließen, und stellte ihm ein Zeugniß aus, daß er selbst sie erkaufte und bezahlt habe und abholen lassen würde. Er sollte sich nur an ihn wenden, wenn man Gewalt brauchen wollte. Gerührt von dieser menschlichen Behandlung, wollte dieser Mann, der das Leben verwirkt zu haben glaubte, ihn fast anbeten und bat auf den Knien, wenigstens die Waffen anzunehmen, besonders die Piken, die ganz neu und sehr schön wären. Allein Vieilleville wurde ausgebracht und befahl ihm, wenn er nicht der Gerechtigkeit überliefert seyn wollte, zu schweigen.

In einem Dorfe, eine Stunde von Bourdeaux, blieb die Compagnie in Garnison; er selbst aber nahm seine

Wohnung in Bourdeaux bei einem Parlamentsrath Balvyn. Dieser kam ihm gleich entgegen und schätzte sich glücklich, einen Mann von solcher Denkart und Ansehen in seinem Hause zu haben, und desto mehr, da er auf falsche Anklagen von dem Connetable sehr gebrückt, ja sogar Hausgefangener sey. Vieilleville sicherte ihm allen Beistand zu und versprach, seine Sache zu vertheidigen. Raum war er in den Saal getreten, so erschien auch die Frau von Balvyn mit zwei Töchtern von außerordentlicher Schönheit. Sie war noch ganz verwirrt von einem Schrecken, den sie in der vorigen Nacht gehabt, da man in dem Hause ihrer Schwester, der Wittwe eines Parlamentsraths, einbrechen wollten; sie hatte deswegen auch ihre zwei Nichten hieher geflüchtet und empfahl ihm die Ehre dieser vier Mädchen auf das Dringendste. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, allein Vieilleville hob sie auf und sagte ihr, daß er auch Töchter habe. Er würde eher das Leben, als ihnen etwas Leidens geschehen lassen. Da sich die Mutter so getröstet sah, fing sie nunmehr an zu erzählen, daß die Leute des Herrn, der bei ihrer Schwester wohnte und Graf Sancerre hieß, und besonders ein junger Edelmann, die Thüre in der Mädchenkammer haben eintreten wollen, daß die Mädchen aber zum Fenster hinaus auf das Meißig gesprungen seyen und sich hieher geflüchtet hätten. Vieilleville fragte sie, ob es nicht der Bastard von Peuil sey? — So heißt er, sagten sie. — Nun, da muß man sich nicht wundern, versetzte Vieilleville; bei dem Sohn eurer H... ist „für Mädchen von Ehre in dergleichen Dingen nie „Riede, noch Sicherheit; denn es verdrisset ihn, daß „nicht alle Weiber seiner Mutter gleichen.“ Indem kam auch die Wittve an und klagte, daß der Bastard sie mißhandelt und von ihr verlangt habe, die Mädchen ihm anzuliefern. Nach dem Essen ging Vieilleville zum Connetable, wo er Sancerre das üble Betragen seines angenommenen Sohnes vorstellte. Der Graf von Sancerre, um des Vieilleville Hauswirth zu befähigen, ging mit ihm zum Abendessen nach Hause, wo er selbst seine Entschuldigung machte und sie für die Zukunft sicher zu stellen suchte; allein sie trauten auch ihm nicht und kamen, solange die Armee in Bourdeaux war, nicht mehr aus ihrer Freiheit. Sie erwarteten sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Schande, die den andern Bürgern widerfuhr, denn alle Einwohner der Stadt, ohne Ausnahme des Geschlechts, mußten auf den Knien Abbitte thun; allein die Familie Balvyn blieb davon weg, obgleich der Connetable Vieilleville erinnern ließ, sie nicht zurückzuhalten, worauf dieser aber ganz erzürnt sich erklärte: wenn man seine Hausleute zu dieser schimpflichen Abbitte zwingen wollte, so werde er selbst mit ihnen kommen; er versicherte aber, daß kein geringer Lärm darüber entstehen sollte.

Es geschah öfters, daß von den Compagnien, die auf dem Dorfe lagen, mehrere Soldaten nach Bourdeaux kamen, um sich Bedürfnisse einzukaufen, oder auch, um die Hinrichtungen mit anzusehen. Einer von den Gendarmen und zwei Bogenschützen machten sich Tiefes zu Muth und meldeten dem Pfarrer ihres Dorfes, zwei von denen, die sie hätten hängen sehen, hätten ausgesagt, daß er mit ihnen die Sturmglocke in seiner Kirche geläutet habe. Sie hätten daher den Auftrag, ihn gefangen zu nehmen, würden ihn aber entlassen lassen, wenn er ihnen eine schöne Summe gäbe. Der arme Pfarrer, der sich nicht ganz schuldlos fühlte, versprach ihnen achtshundert Thaler; aber, auch hiermit noch nicht zufrieden, erpreßten sie von ihm, den Dolsch an der Kehle, das Geständniß, wo er die reichen Geräthschaften der Kirche hingerückt hätte. Die Furcht

vor dem Tode ließ ihn Alles gestehen. Sie banden ihn darauf in einer entfernten Stube fest und beschloßen, wenn sie ihren Schatz in Sicherheit gebracht haben würden, ihn umzubringen. Allein der Pfarrer des Pfarrers lief nach Bourdeaux, Vieillevillen davon zu benachrichtigen, der sich sogleich zu Pferde setzte und, ohne daß die Wächter etwas davon merkten, in der Pfarrwohnung abstieg, eben da sie mit drei reich beladenen Pferden daraus abzulehen wollten. Den Ersten, der ihm vorkam, stieß er sogleich im Jörn nieder, mit den Worten: „Nichtswürdiger, was? Sind wir Keger, daß wir auf die Priester losgehen und Kirchen bestehlen?“ Die andern Zwei wurden von ihren Cameraden selbst getödtet, damit die Compagnie nicht beschimpft würde, wenn sie am Galgen stürben. Den Pfarrer fand man gebunden und zwei Knechte bei ihm, die ihm das Messer an der Kehle hielten, daß er nicht schreien sollte. Er warf sich vor Vieillevillen nieder und dankte für sein Leben und Wiedererstattung seines Vermögens; dieser befahl ihm, die drei Todten zu begraben und eine Messe für ihre Seelen zu lesen.

Nachdem nun der Connetable in dieser Stadt ein schreckliches Weispiel seiner Strenge in der Bestrafung der Aufrührer gegeben, ließ er die Armee auseinander gehen; die stehende Compagnie aber wurde von ihm gemustert. Im Schmerz sagte er zu Vieilleville, daß er selbst der Commissär bei seiner Compagnie seyn würde, denn er hätte vernommen, daß die Compagnie des Marschalls von St. André nicht vollzählig, noch equipt sey, hinreichende Dienste zu thun, und daß er wohl wüßte, wie nur zwanzig Dienstpferde darin wären. Vieilleville bat ihn darauf ganz bescheiden, bei der Verabschiedung seine Compagnie nicht zu schonen, wenn er sie so befände. Aber er solle wohl Acht haben, daß wenn er ihm selbst die Ehre anthon wollte, seine Compagnie zu mustern, es ihm nicht gehe, wie den andern Commissären. Und wie denn? fragte ihn der Connetable, der sich vorstellte, es geschehe ihnen etwas Unangenehmes. Ich behalte Sie zum Mittagessen, antwortete Vieilleville. Auch fand der Connetable bei der Musterung zu großer Bewunderung aller Anwesenden diese Compagnie in vortrefflichem Stande. Sie nahm ein großes Feld ein und schien über sechshundert Pferde stark, denn er hatte die Reitknechte, so die Hauptpferde ihrer Herren ritten, in einiger Entfernung neben der Compagnie stellen lassen und nicht hinter ihnen, wie es sonst gewöhnlich. Er selbst kam dem Connetable und allen Großen, die ihn begleiteten, auf einem prächtigen Apfelschimmel, der auf zweitausend Thaler geschätzt wurde, vor der Compagnie entgegen und zeigte da, wie er sein Pferd wohl zu reiten verstünde. Er gab hierauf dem Connetable und allen diesen Herren in einem Feld neben dem Dorf ein vortreffliches Gastmahl unter Hütten, die er aus Zweigen hatte sehr artig aufrichten lassen.

Von Bourdeaux aus führte er seine Compagnie in ihre gewöhnliche Garnison nach Kaintonge und ging sodann nach Hause, wo die Heirath des jungen Marquis von Espinay mit seiner Tochter vollzogen wurde, bei welcher Gelegenheit eine unzählige Menge Fremder sich einfand, die Alle auf das Beste und Kostbarste bewirthet wurden. Auch schlichtete er mehr als zehn Ehrenhändel, die zwischen braven und tapferen Edelenten und Officieren in der Nachbarschaft entstanden waren, und, ob er sie gleich sehr verwirrt fand, so wußte er sie doch, vermöge der großen Fertigkeit, die er im Umgang mit so vielen Nationen und seit so langen Jahren erhalten, sehr wohl aus einander zu setzen und auszugleichen, so daß man in dieser Art Handel sich von allen Seiten an ihn wendete, sogar die Marschälle von Frankreich, die

das oberste Gericht über die Ehre des französischen Adels ausmachten.

Kaum acht Tage nach der Hochzeit wurde Vieilleville nach Hofe beordert, wohin er auch gleich den jungen Espinay mit sich nahm, denn er sollte keine Gelegenheit versäumen, sich zu zeigen, und er vermuthete, daß man den Engländern, gleich nach dem Einzuge des Königs, Boulogne wieder nehmen würde. Eines Tages kam der Schwager des Marschalls von St. André, d'Ayechon, nebst dem Herrn von Sennecterre, Byron, Torguel und La Rone zu ihm und überbrachte ihm ein Brevet, vom König unterzeichnet, worin ihm und den Ueberbringern Dieses das confiscirte Vermögen aller Lutheraner in Guyenne, Limosin, Quercy, Perigord, Kaintonge und Auluns geschenkt wurde. Sie hatten ihn vorgeschoben, um desto gewisser dieses beträchtliche Geschenk, das nach Abrechnung aller Kosten der Erhebung Jedem zwanzigtausend Thaler tragen konnte, zu erhalten. Vieilleville dankte ihnen dafür, daß sie bei dieser Gelegenheit an ihn gedacht hätten, erklärte aber, daß er sich durch ein so geschäftiges und trauriges Mittel nie bereichern würde; denn es wäre nur darauf abgesehen, das arme Volk zu plagen und durch falsche Auflagen so manche gute Familie zu ruiniren. Es wäre ja kaum der Connetable aus diesem Land mit seiner großen Armee, die schon so viel Schaden angerichtet; auch hielt er es unter seiner Würde und gegen alle christliche Pflicht, die armen Unterthanen des Königs noch mehr ins Unglück zu bringen, und eher würde er sein Vermögen dazu verlieren, als daß sein Name bei diesen Confiscationen in den Berichten herumgezogen würde. — „Denn,“ setzte er hinzu, „wir würden in „allen Parlamenten eingetragen werden und den Ruf „als Veltseier verdienen; für zwanzigtausend Thaler „den Bluth von vieler Weiber, Mädchen und Kinder, die „im Spital sterben müssen, auf sich zu laden, heißt „sich zu wohlfeil in die Hölle stürzen. Ueberdem würden „wir alle Gerichtspersonen, in deren Proßt wir greifen, „zu Gegnern und Todfeinden haben.“ Er zog darauf seinen Dolch und durchlöchernte das Brevet, worauf sein Name stand; eben Dieses that nun auch d'Ayechon, der ganz schamroth worden war, und Byron; sie gingen alle Drei davon und ließen das Papier auf der Erde liegen. Die Andern aber, welche schon gar zu sehr auf diesen Proßt gezählt hatten, waren sehr unwillig über die Gewissenhaftigkeit Vieilleville's, hoben das Brevet auf und zerrissen es unter großen Lachen in tausend Stücke.

Kurz darauf wurde Boulogne von dem König belagert, wobei denn auch Vieilleville und sein Schwiegersohn Espinay zugegen waren. Eines Tages fiel ihm ein, daß, wie er in England Gesandter gewesen, der Herzog von Sommeret ihm einige Stachelreden über die Bravour der Franzosen gegeben hatte. Vieilleville bat daher den Herrn von Espinay, sich in seine beste Rüstung zu werfen, wie an dem Tag einer Schlacht. Eben so zog er selbst sich an, nahm noch drei Edelente mit und ritt mit diesem Gefolge ganz in der Stille vor die Thore von Boulogne. Der Trompeter blies, und man verlangte zu wissen, was er wollte? Er fragte, ob der Herzog von Sommeret in dem Platz sey? — Vieilleville wäre hier und wollte eine Lanze brechen. Es wurde ihm geantwortet, daß der Herzog krank in London liege, obgleich es allgemein hieß, daß er in Boulogne sey. Er fragte darauf, ob nicht ein anderer tapferer Ritter von Rang auf den Platz kommen wollte; allein es zeigte sich Niemand. „Wenigstens,“ sagte er, „wird „doch vielleicht ein Sohn eines Wylords sich finden, der „mit einem jungen Herrn aus Bretagne, Espinay, der „noch nicht zwanzig Jahre hat, sich messen will.“ Er

„Komme, damit wir nicht ins Lager wieder zurückkommen, ohne uns gemessen zu haben; denn es geht um die Ehre eurer Nation, wenn sich Niemand zeigt.“ Endlich zeigte sich der Sohn des Mylord Dudley auf einem schönen spanischen Pferde mit einem prächtigen Gefolge. Sobald ihn Einer von Vieilleville's Gefolge gesehen hatte, sagte dieser zu Espinay: „Dieser Mylord ist Euer; sehr Ihr nicht, wie er auf englische Art reitet, er berührt ja fast den Sattelnopf mit seinen Knien. Sitzet nur fest und senkt Eure Lanze nicht eher, als drei oder vier Schritte vor ihm; denn, wenn Ihr sie schon von Weitem herunterläßt, sinkt die Spitze, Ihr verliert den Augenpunkt, denn das Auge wird von dem Visier geblendet.“ Es wurde darauf der Vertrag von beiden Seiten gemacht, daß, wer seinen Feind zur Erde wärfe, ihn nebst Pferd und Rüstung gefangen wegführen sollte.

Jetzt ritten sie Jeder an seinen Platz, legten die Lanze ein und stießen auf einander; der Engländer stürzte und ließ seine Lanze fallen, die vorbeigegangen war. Espinay hatte ihm einen so starken Stoß in die Seite gegeben, daß die Lanze brach. Sogleich springt Laillade, einer aus Espinay's Gefolge, vom Pferd herunter und schwingt sich auf Dudley's spanisches Roß; die Andern heben diesen von der Erde, der Trompeter bläst Victoria, und nun eilen sie mit ihrem Gefangenen dem Lager zu und verlassen in ziemlicher Verwirrung die Engländer.

Der König hatte indeß schon Nachricht davon erhalten, und zog ihnen mit vielen Großen entgegen. Kaum hatten sie ihn erblickt, so stiegen sie vom Pferd, und Espinay stellte seinen Gefangenen vor und übergab ihn dem König; dieser, indem er ihn wieder zurückgab, zog seinen Degen und schlug ihn zum Ritter.

Bald darauf nöthigte ein schrecklicher Sturm den König, das Lager von Voulogne aufzugeben und seine Armee zurückzuziehen. Der junge Dudley hat jetzt, da sie weiter ins Land kamen, den Herrn von Espinay, seine Ranzion zu bestimmen: er könnte nicht weiter und habe dringende Geschäfte in England. Einer von seinen Leuten nahm den Kestern auf die Seite und sagte ihm, daß Dudley in die Tochter des Grafen von Bedford verliebt, und auch Alles in Michtigkeit sey, sie zu heirathen. Als Espinay Dieses hörte, sagte er ihm, daß er gehen könne, wenn es ihm beliebe; er verlange nur von ihm, des Hauses Espinay eingedenk zu seyn, die nicht in Krieg zögen, um reich zu werden, denn sie hätten schon genug, sondern um Ehre zu erwerben und den alten Ruhm ihrer Familie zu besetzen. Doch wolle er gern von ihm vier der schönsten englischen Stuten annehmen; eine Großmuth, über welche Dudley nicht wenig verwundert war.

Die deutschen Fürsten beschloßen zu Augsburg, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu schicken, um den König zu bewegen, ihnen gegen den Kaiser (Karl V.) beizustehen, der einige Fürsten hant gefangen hielt und sie schmählich behandelte. Die Gesandtschaft bestand aus dem Herzog von Simeon, den Grafen von Nassau, dessen Sohn; dem nachher so berühmten Prinzen Wilhelm von Dranien, und andern vornehmen Herren und Gelehrten. Man schickte ihnen bis St. Dizier entgegen und verschaffte ihnen alle Bequemlichkeiten nach ihrer Art; denn sie reisten nur fünf, sechs Stunden des Tages, und zwar vor der Mittagsmahlzeit, bei der sie dann immer, bis neun oder zehn Uhr des Nachts sitzen blieben; während dieser Zeit durfte man ihnen nicht mit Geschäften kommen. Sie hatten auch mit Aleß diese Route gewählt, um sich recht satt zu trinken, denn von St. Dizier bis Fontainebleau kommt man durch die besten Weingegenden von Frankreich.

Vieilleville wurde, als sie zwei Stunden von Fontainebleau in Moret sich ausruhten, zu ihnen geschickt, um sie im Namen des Königs zu bewillkommen, welches der ganzen Gesandtschaft sehr wohl gefiel, besonders da er sie sehr gut bewirthete. Er erfuhr daselbst, daß der Graf Nassau ein Verwandter von ihm sey; dieser wendete sich besonders an ihn, da er sehr gewandt in Geschäften war und auch die französische Sprache gut redete. Eines Tages, da Vieilleville Viele von der Gesandtschaft zum Mittagessen hatte, unter Andern auch zwei Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts zu Speyer und die Bürgermeister von Strassburg und Nürnberg, nahm der Graf Nassau Vieilleville bei Seite, um ihn genauer von ihrer Sendung zu unterrichten. Diese Unterredung dauerte beinahe eine Stunde, als die vier Richter und Bürgermeister ungeduldig wurden und mit dem Grafen in einem sehr rauhen Ton anfangen deutsch zu reden. Dieser aber machte ihren Zorn auf eine sehr geschickte Art lächerlich, indem er ganz laut auf Französisch, welches sie nicht verstanden, sagte: „Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß diese Deutschen so aufgebracht sind, denn sie sind nicht gewohnt, so bald vom Tische aufzustehen, nachdem sie so vortheilhaft gegessen und so köstlichen Wein getrunken haben.“

Vieilleville hinterbrachte dem König Alles, wie er es gefunden und gehört hatte. Dieser war so wohl damit zufrieden, daß er ihn den andern Morgen rufen ließ und ihn zum Mitglied des Staatsraths ernannte. Die Gesandten hatten eine feierliche Audienz bei dem König, und gleich darauf wurde Staatsrath gehalten, worin Heinrich II. vortrug, wie wenig rathsam es sey, Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Nach dem König nahm sogleich der Connetable von Montmorency außer der Ordnung das Wort und stimmte gegen den Krieg; ihm folgten die Uebrigen, bis die Reihe an Vieilleville kam, der der ganzen Versammlung auf eine sehr kühnliche Art vorstellte, wie es die Ehre der Krone erfordere, den deutschen Fürsten beizustehen. Er eröffnete sodann dem König in Geheim, was ihm der Graf Nassau anvertraut hätte, daß nämlich der Kaiser sich in Besitz von Metz, Toul, Verdun und Strassburg setzen wollte, welches dem König sehr nachtheilig seyn würde. Der König sollte daher ganz in der Stille sich dieser Städte, die eine Vermauer gegen die Champagne und Picardie wären, bemächtigen. „Und, was den Verwurf betrifft, Herr Connetable,“ indem er sich zu ihm wendete, „den Sie so eben bei Ablegung Ihrer Stimme geäußert, daß die Deutschen eben so oft ihren Sinn ändern, als ihren Wagen leeren, und leicht eine Verrätherci hinter ihrem Auerbieten stecken könne, so wünschte ich lieber mein ganzes Vermögen zu verlieren, als daß Ihnen Dieses zu Ohren käme; denn, wenn solche souveraine Fürsten, wie diese sind, davon einer dem Kaiser bei seiner Wahl den Reichsapfel, der die Monarchie anzeigt, in die linke Hand, der andere den Degen, um sie zu schütten, in die rechte gibt, und der dritte ihm die kaiserliche Krone aufsetzt, weder Treu noch Glauben halten, unter was für einer Race Menschen soll man diese denn finden?“

Auf Dieses wurde auch der Krieg beschloßen, und zu Ende des März 1552 sollte die Armee auf der Gränze von Champagne beisammen seyn, welches auch mit unglaublicher Geschwindigkeit geschah. Der Connetable nahm durch Kriegerlist Metz weg, und kurz darauf hielt der König daselbst seinen Stützpunkt. Bei dieser Gelegenheit musterte er seine Armee und fand unter Andern fünfhundert Edelknechte, die er nie hatte nennen hören, sehr gut equipirt. Der König übergab dieses schöne Corps dem jungen Espinay, Vieilleville's Tochtermann, welcher auch an der Spitze desselben tapfere Thaten verrichtete.

Die Einnahme von Metz war aber auch die einzige Frucht dieser Ausrüstung; denn die andern Städte waren aufmerksam geworden, und man fand sie gerüstet. Auch ließen die deutschen Fürsten den König wissen, daß ihr Friede mit dem Kaiser gemacht sey. Dieser Letztere hatte sich kaum der einheimischen Feinde entledigt, als er mit einer zahlreichen Armee gegen Strassburg rückte, den Franzosen die eroberten Gränzstädte wieder wegzunehmen. Auf das erste Gerücht dieses Einfalls warf sich der Herzog von Guise mit einem zahlreichen tapfern Adel in die Stadt Metz, auf welche man den Hauptangriff erwartete. Verdun bekam der Marschall von St. André zu vertheidigen, und in Toul, wohin der König den Herrn von Vieilleville bestimmt hatte, hatte sich der Herzog von Nevers geworfen, ohne einen königlichen Befehl dazu abzuwarten. Der König ließ es auch dabei, so gern er Vieilleville belohnt hätte, und schickte diesen nach Verdun, um dem Marschall von St. André, dessen Lieutenant er noch immer war, bei Vertheidigung dieser Stadt gute Dienste zu leisten.

Vieilleville ließ Verdun sehr besetzen; allein zu seinem größten Verdruß erfuhr man, daß der Herzog von Alba nicht auf diesen Platz losgehen würde, sondern die Belagerung von Metz angefangen hätte. Er nahm sich daher vor, die kaiserliche Armee, die sich wegen ihrer Größe sehr ausdehnen mußte, so viel möglich im Freien zu beunruhigen und sie in enge Gränzen einzuschließen. Auch that er dem Feind durch einige unvermuthete Ueberrälle vielen Schaden. Er erfuhr, daß die Stadt Espain in Lothringen, welches Land vom Kaiser und den Franzosen für neutral erklärt war, den Kaiserlichen viele Lebensmittel zuführte, und beschloß daher, sich von Espain Weisser zu machen. Er kam vor die Thore, nur von zwölf Edelknechten zu Pferde begleitet, deren jeder einen Bedienten bei sich hatte; er selbst hatte vier Soldaten, als Bediente gekleidet, bei sich. Ein kleines Corps ließ er in einiger Entfernung ihm nachkommen, das auf den Ruf der Trompete herzu-eilen sollte. Vor dem Thore ließ er den Maire und den Amtmann rufen und machte ihnen Vorwürfe, daß sie die Feinde der Krone unterstützten. Sie entschuldigten sich damit, daß sie thun müßten, was ihre Herrschaft ihnen befähle, und das Beste ihrer Unterthanen mit sich brächte, die ihre Landesprodukte gern mit Vortheil an Mann bringen wollten. „Und wie,“ sagte Vieilleville, „können wir nicht auch etwas für unser Geld haben?“ — „O! warum nicht,“ antworteten sie. — „Nun, so geht,“ befahl er den Bedienten, „und holt für uns und unsere Pferde für sechs Thaler. Blase, Trompeter, unterdessen ein lustiges Stück,“ denn bald werdet ihr euch was zu Gute thun.“ Die wenigen Lanzenknechte, so der Amtmann bei sich hatte, wollten zwar den Bedienten den Eingang streitig machen, aber sie wurden übel zusammengestoßen. Die vier Soldaten stiegen sogleich auf das Ballgatter, daß es nicht herunter gelassen werden konnte. Jetzt waren schon die zwölf Pferde in dem Thor, und nun kam auch das Corps an, drang mit in die Stadt, und so waren sie Meister derselben. Zehn bis zwölf Spanier, unter Andern ein Verwundeter des Herzogs von Alba, waren bei dem Amtmann, hatten aber Lärm gehört und über die Stadtmauer sich gerettet. Vieilleville war so aufgebracht darüber, daß er den Neffen des Amtmanns, der ihnen durchgeholfen hatte, aufhängen ließ.

Sechs Tage nach dieser Expedition überfiel er das Dorf Rougerieules, wo fünf Compagnien Lanzenknechte und eben so viele Schwadronen Reiter lagen. Die Deutschen in dem Dorfe wurden überfallen, und alle niedergemacht oder gefangen. Des Morgens um sieben Uhr war Alles vorbei, und Vieilleville schon wieder auf dem Weg, so daß, als ein Theil der Armee des

Marschgrafen Albert von Brandenburg gegen ihn ausrückte, sie nur das leere Nest fanden.

Vieilleville ging nach Verdun zurück, um seinen Leuten und sich Ruhe zu gönnen, denn er war drei Wochen lang bei strenger Kälte in sein Bett gekommen, hatte auch die Kleider nicht abgelegt. Es freute ihn sehr, als er in die Hauptkirche von Verdun kam, die Fahnen, welche er dem Feinde abgenommen und dem Marschall von St. André geschickt hatte, rechts und links in zwei Reihen hängen zu sehen. Er fügte diesen noch die jetzt eroberten elf Fahnen und Standarten bei, und so überschickten sie dem König zweihundzwanzig Stücke.

Kaum waren aber acht Tage verfloßen, so kam ein Courier vom König an Vieilleville, durch den er Befehl erhielt, sich nach Toul zum Herzog von Nevers zu begeben und diesem beizustehen, indem zu befürchten sey, daß der Kaiser, der mit Metz nicht fertig werden könnte, Toul belagern würde. Er möchte so viel Volk als möglich aus Verdun mit sich nehmen, um den Herzog zu verstärken, ohne jedoch den Marschall von St. André zu sehr zu schwächen; denn man wußte noch nicht eigentlich, welchem von beiden Plätzen es gälte. Vieilleville nahm nur wenig Mannschaft mit sich und ließ die erfahrensten Capitains bei dem Marschall.

Gleich den andern Tag war Conseil bei dem Herzog von Nevers, worin beschlossen wurde, den Albanesern und Italienern, die in Pont-à-Mousson in sehr starker Anzahl lagen, auf alle nur mögliche Art zu Leibe zu gehen und ihren Streifereien ein Ende zu machen. Vieilleville erbot sich, mit seinen aus Verdun mitgebrachten Soldaten den Anfang zu machen, und versprach, die Räubereien, welche jene Garnison verübt hatte, reichlich zu vergelten. Er schickte gleich nach obiger Verathschlagung einen seiner Vertrauten und Spione, deren er zwei bei sich hatte, heimlich nach Pont-à-Mousson, wohl unterrichtet von Tem, was er bei den Thoren, die man an ihn thun würde, antworten sollte, und auf was er sorgfältig zu merken habe. Er sollte vorgeben, als gehörte er zum Hause der verwitweten Herzogin von Lothringen, Christine, einer Nichte des Kaisers, und habe von ihr Aufträge ins kaiserliche Lager. Er ging spät aus, um eine gütliche Entschuldigung zu haben, daß er diesen Tag nicht weiter reiste, damit er die Stärke der Feinde, und was sie im Werk haben könnten, desto eher entdecken möchte. Dieser gewandte und entschlossene Mensch machte sich also, ohne daß Jemand etwas davon wußte, mit seiner gelben Schärpe, die das lothringische Zeichen der Neutralität war, auf den Weg und kam in weniger als drei Stunden vor den Thoren von Pont-à-Mousson an. Man fragte ihn, wo er herkomme? wo er hin wolle? was er zu verrichten, und ob er Briefe habe? Er verlangte vor die Befehlshaber geführt zu werden, so gewiß war er seiner Antworten. Da er vor sie kam (es waren diese Don Alfonso de Arbolancqua, ein Spanier, und Fabricio Seleuna, ein Römer), wußte er ihnen auch auf Alles so schicklich zu antworten, daß sie ihn nicht fangen, noch seine eigentliche Bestimmung entdecken konnten. Er bat sich nun die Erlaubniß aus, in sein Logis zu gehen, und fragte, ob sie nichts bei Sr. kaiserlichen Majestät zu bestellen hätten? Er hoffe morgen dort zu seyn und würde ihnen treue Dienste leisten.

Sie fragten ihn, da er durch Toul gereist sey, ob er nicht wisse, daß Truppen von Verdun angekommen, die ein gewisser Vieilleville angeführt. Hierauf fing er an: „O diese verdammte französische Kröte! Neulich ließ er „zu Espain, das er überfiel, einen meiner Brüder hängen, „der bei meinem Onkel, dem Amtmann, war, weil er „Spaniern über die Stadtmauer geholfen hatte. Daß

„Ihn die Pest treffe! Mich kostet es mein Leben, oder ich räche mich an ihm; denn die Ungerechtigkeit war zu groß, da wir doch Alle verbunden sind, dem Herrn, dem wir dienen, Alles zu thun, wie Dies der Fall bei dem Kaiser und meiner Gebieterin ist. Denn, wenn zwei dieser Herren wären gefangen worden, so hätte man viele heimliche Geschäfte von Sr. kaiserlichen Majestät erfahren. Und dieser Wütherich hat meinen armen Bruder tödten lassen, und er hatte keine weitere Barbe, seine Uebelthat zu beschönigen, als daß sie die Neutralität gebrochen hätten. Verdammt sey er auf ewig!“

Gabricio Colonna und Don Alfonso, die um Vieilleville's Expeditionen recht gut wußten und besonders diesen letzten Umstand kannten, merkten hoch auf. Sie nahmen ihn bei Seite und versprachen ihm, den Tod seines Bruders zu rächen, wenn er thun würde, was sie ihm sagten. Er antwortete darauf, daß er auch sein Leben dabei nicht schonen würde; aber er bitte sie, vorher zum Kaiser gehen zu dürfen, um die Vottschaft seiner Gebieterin zu überbringen. Sie fragten ihn, warum er keine Briefe habe. „Weil,“ sagte er, „meine Vottschaft gewisse Staatsgeheimnisse des Königs von Frankreich enthält. Würde ich nun mit Briefen ertappt, so könnte ich die ganze Provinz ins Unglück stürzen, denn durch Dieses ist die Neutralität verletzt, und ich wäre in Gefahr, gehangen oder wenigstens gefesselt zu werden.“ Sie ließen sich mit Diesem zufrieden stellen und, da sie ihn schon gewonnen glaubten, ihn in sein Logis zurückführen, mit dem Befehl, ihm das Thor von Metz mit dem frühesten Morgen zu öffnen, ohne sich um seine Geschäfte zu bekümmern.

Mit Anbruch des Tags zeigt er sich am Thor, das ihm auch ohne weiteres Nachfragen geöffnet wird. Er geht ins Lager, bleibt daselbst den ganzen Tag und weiß den Herzog von Alba so einzuschläfern, daß er sogar einen Brief von ihm an Fabricio und Alfonso, ihre Geschäfte betreffend, erhält, worin ihnen besonders aufgetragen wird, auf einen gewissen französischen Vefehlshaber, Namens Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen Albert sehr vielen Schaden zugefügt und jetzt, sichern Nachrichten zufolge, seit zwei Tagen mit Truppen in Teul angekommen, aufmerksam zu seyn. Vorzüglich befehl man ihnen den Ueberbringer dieses Briefes an, dessen Eifer für den Dienst seiner Majestät bekannt sey. Sie sollten daher keinen Anstand nehmen, ihn zu gebrauchen.

Gleich nach Empfang des Briefs lobten ihn diese spanischen Herren sehr und sagten ihm, daß er gar nicht nöthig gehabt hätte, das Certificat seiner Treue vom Herzog von Alba mitzubringen, denn seit gestern schon hätten sie sich durch seine Reden überzeugt, daß er kaiserlich geknnt sey. Wenn er reich werden wollte, sollte er nur alles Mögliche anwenden, den Feldherrn Vieilleville, der dem Lager des Markgrafen so geschadet habe, in ihre Hände zu bringen. Er antwortete darauf, daß er nichts Anderes verlange, wenn er es dahin bringe, als daß er ihn umbringen dürfe; damit er ihm das Herz aus dem Leibe reiße, um es wegen Ermordung seines Bruders zu rächen. Er forberte sie noch dazu auf, ihm als treuem Diener des Kaisers mit Macht bei dieser Unternehmung beizustehen, denn sein Bruder sey im Dienst Sr. kaiserlichen Majestät gehängt worden.

Sie, die diesen Eifer mit Thränen begleitet sahen, denn diese hatte er in seiner Gewalt, zweifelten nun gar nicht mehr, umarmten ihn, und Don Alfonso will ihm eine goldene Kette, fünfzig Thaler werth, umhängen; aber er verwirft dieses Geschenk mit Unwillen und sagt: daß er nie etwas von ihnen nehmen würde, wenn er nicht dem Kaiser einen ausgezeichneten Dienst geleistet,

und bei einer andern Gelegenheit, als hier, wo sein eigenes Interesse am Meisten im Spiel sey, denn er habe hier sein eigen Blut zu rächen. Zugleich bat er sie, nicht weiter in ihn zu dringen und ihm nur freie Hand zu lassen. Nur sollten sie ihm jetzt erlauben, sich seiner guten Gebieterin sogleich zu zeigen; er verspreche, auf seiner Rückkunft ihnen gute Nachrichten zu bringen.

Eine so edelmüthige Weigerung, das Geschenk anzunehmen, und alle die schönen Worte brachten Don Alfonso und Fabricio ganz in die Schlinge, so daß sie seine Treue gar nicht mehr in Zweifel zogen. Sie ließen ihn jetzt abreisen, um ihn bald wieder zu sehen.

Er machte sich nun sogleich auf den Weg und kam zu Vieilleville zurück, der ihn schon für verloren hielt, denn er war schon drei Tage ausgeblieben. Die Nachrichten, welche er mitbrachte, gaben jenem eine kühne und seltsame Krieggelüste ein, welche er auch sogleich ins Werk setzte, ohne einen Menschen dabei zum Vertrauten zu machen. Er instruirte ihn, nach Pont-à-Mousson zurückzugehen und den Spaniern zu hinterbringen, daß Vieilleville mit Anbruch des Tages nach Gondé für Dijelle reiten würde, um mit seiner Gebieterin, die daselbst sich aufhielt, Unterhandlungen zu pflegen; denn die Herzogin fürchte, wenn der Krieg zwischen Frankreich und dem Kaiser noch lange dauern sollte, man möchte ihren Sohn das Piemonteserstückchen tanzen lassen (ihn, wie den Herzog von Savoyen, um sein Land bringen); er solle aber ja sich der nämlichen Worte bedienen. Er solle noch hinzusetzen, daß Vieilleville, der die Garnison von Pont-à-Mousson fürchte, hundert und zwanzig Pferde, und darunter einige gezangerte, zur Begleitung mit sich nehmen würde. Er brauche übrigens gar nicht sehr zu eilen, damit Vieilleville Zeit habe, seine Anstalten zu machen, und könne er nur den gewöhnlichen Schritt seines Pferdes reiten.

Des Nachts um elf Uhr ritt der Kundschafter weg und kam um zwei Uhr nach Mitternacht bei den Spaniern in Pont-à-Mousson an, welche durch seinen Bericht in ein frohes Erstaunen gesetzt wurden. Mit möglichster Schnelligkeit machten sie ihre Anstalten, diesen geschlichen Gang zu thun, an dem sie gar nicht mehr zweifelten. Die ganze Garnison, die noch einmal so stark war, als der Feind, dem man sie entgegenführte, mußte antreten, so daß nur etwa fünfzig Schwärme in der Stadt zurückblieben, und man hielt sich des Sieges schon für gewiß.

Vieilleville hatte indeffen, sobald der Kundschafter aus den Thoren von Toul war, alle seine Hauptleute bei dem Herzog von Nevers zusammenberufen und ihnen erklärt, daß er ein muthiges Unternehmen vorhabe, wobei sie sich aber nicht verdrießen lassen müßten, zehn Stunden zu Pferde zuzubringen. Er versicherte ihnen, es würde dabei etwas herauskommen, und sie viel Ehre und Vortheil davon tragen. Alle waren es zufrieden und machten sich sogleich bereit. Sie zogen aus der Stadt hinaus, ritten dritthalb Stunden lang bis an die Brücke, gegen das Holz von Moulières. Hier theilte Vieilleville die Truppen und legte sie an verschiedene Plätze in Hinterhalt. Er selbst hielt mit hundert und zwanzig Pferden die Ebene, und Alles, was ihm in den Weg kam, arbeitende Landleute oder Wanderer, wurde festgehalten, damit der Feind nichts erfahren könnte. Sobald man den Feind sähe, sollte man machen, was er mache: die Trompeter sollten auf Gefahr ihres Kopfes nicht pfeifen, bis er es befehle. Noch muß man bemerken, daß er in der Abwesenheit seines Kundschafters sich in der ganzen Gegend umgesehen hatte, um die Lage recht inne zu haben, wo er als ein erfahrener Soldat seinen Hinterhalt am Besten anlegen könnte.

Nachdem Alles auf diese Weise angeordnet war, verfloßen kaum drei Stunden, als der Feind sich zeigte. „Wenden wir uns um, nach Toul zurück,“ sagte Vieilleville, „als wenn wir fliehen wollten, jedoch in langsamem Schritte, und fangen sie an, uns in Galopp zu verfolgen, so galoppiren wir auch, bis sie an unserm Hinterhalt vorbei sind. Geschieht Dieses, so sind sie unser, ohne daß wir nur einen Mann verlieren.“

Der Feind, der sie fliehen sah, setzte ihnen in starkem Galopp nach mit einem schrecklichen Siegesgeschrei. Sowie sie den Hinterhalt hinter sich haben, commandirt Vieilleville: Halt! und läßt den Trompeter blasen. Ingleich machen sie Fronte gegen den Feind und rüsten sich zum Angriff. Augenblicklich bricht nun auch der Hinterhalt hervor, hundert und zwanzig Pferde von der einen Seite, fünfzig leichte Reiter von der andern, von einer dritten zweihundert Schützen zu Pferde, die unter einem unglaublichen Schreien und Trommelgeräusche in vollem Reuen dahersprengen, welches die Feinde so überraschte, daß sie ganz bestürzt: *Tradimento! tradimento!* riefen. Unterdeß warf Vieilleville Alles nieder, was ihm entgegen kam. Schüsse fielen von allen Seiten, daß man nur schreien hörte: *Misericordia, Signor Vieilleville! . . Buona Guerra, Signori Francesi.* Der Angeregten warf in ganzen Haufen Menschen und Pferde dahin, so daß Vieilleville das Gefecht und Gemegel aufhören ließ, und der übrig gebliebene Theil ergab sich, nachdem er die Waffen weggeworfen, auf Gnade und Ungnade. Zwei hundert und dreißig blieben auf dem Platz, und fünf und zwanzig wurden verwundet, unter denen auch der Anführer Fabricio Colonna sich befand. Die Uebrigen blieben gefangen, und kam auch nicht ein Einziger davon, der das Unglück seiner Cameraden nach Pont-a-Mousson hätte berichten können.

Nach dieser tapfern und siegreichen Unternehmung schickte Vieilleville einen Theil seiner Leute, nebst dem gefangenen feindlichen Anführer, zum Herzog von Nevers zurück; die andern Verwundeten oder Gefangenen aber wurden an einen sichern Ort gebracht. Die drei erbeuteten Standarten, ließ er dem Herzog sagen, könne er noch nicht mitschicken, da er sie zu einer Unternehmung nöthig habe, die ihm in dem Augenblick in den Sinn käme. Als man in ihn drang, zu sagen, was Dies für ein Unternehmen sey, antwortete Vieilleville: er sey keiner von den Thoren, die das Varenfell verkaufen, ehe sie ihn gefangen haben. Auch wollte er es nicht machen, wie Fabricio Colonna, der ihn an seinen Randschäfer geschenkt habe, um ihn zu tödten, und jetzt selbst von seiner Gnade abhängt.

Nachdem Jene weggeritten, rufte Vieilleville seinen Randschäfer und sagte ihm: „Nimm meine weiße Standarte, meinen Kopfschirm und meine Armschienen, und gehe nach Pont-a-Mousson. Wißt du eine Viertelstunde von der Stadt, so fange an zu galoppiren und rufe Victoria, sage, daß Colonna den Vieilleville und sein ganzes Corps geschlagen, und daß er ihn mit dreißig oder vierzig andern französischen Edelknechten gefangen bringe. Zeige ihnen zum Wahrzeichen meine Waffen. Hier hast du vier unbekannte Diener, die dir sie tragen helfen. Nimm noch einen Bündel zerbrochener Lanzen mit den weißen französischen Zählzeichen, um deine Fleder zu unterstützen. Zeige ihnen ein recht fröhliches Gesicht und schimpfe auf mich, was du nur immer kannst, daß du in zwei Stunden mein Herz aus dem Leibe sehen müßtest, wenn ich es nicht mit zehntausend Thalern auslöste. Vergiß aber nicht, sobald du im Thor bist, auf dasselbe zu steigen, als wolltest du meine Feldzeichen daselbst aufhängen, und halte dich bei dem Ballrechen und den Ballbrücken auf,

„daß man sie nicht niederlasse. Gott wird das Weitere thun.“

Caligny, so hieß der Randschäfer, machte sich frisch auf, um seinen Auftrag zu vollziehen, dem er auch pünktlich nachkam. Unterdeß befiehlt Vieilleville allen Lanzenknechten und Schützen, das weiße Feldzeichen zu verbergen und die rothen Schärpen der Todten und sonst Alles, was sie von kaiserlichen oder burgundischen Zeichen an sich tragen, anzulegen. Von den eroberten spanischen Standarten gab er eine dem Herrn von Montbourget, die andere dem von Thuré und die dritte dem von Mesnil-Barré, mit dem Befehl, alle Die, so aus der Stadt herausträmen, um die französischen Gefangenen zu sehen, anzubringen, wenn es nicht Einwohner seyen. Vergaße aber Don Alphonso sich so sehr, daß er selbst den Platz verließ, um dem Colonna über einen so wichtigen Sieg Glück zu wünschen, so sollten sie ihn festhalten und entwaffnen, ohne ihm jedoch etwas Anderes zu Leid zu thun. Jetzt voran im Namen Gottes, sagte er, die Stadt ist unser, wenn sich Niemand verräth.

Jedermann stand erstaunt da, denn er hatte sich Niemand vorher entdeckt, und man wußte nicht, was er im Schilde führte, als er den Randschäfer abschickte. Dieser sprengte, sobald er sich der Stadt näherte, mit seinen vier Waffenträgern im Galopp an und rief: „Victoria, Victoria! der verdammte Hund von Franmann, der Vieilleville, und seine Leute alle sind geschlagen. Fabricio führt ihn gefangen dem Don Alfonso zu. Hier sind seine Waffen, seine Armschienen, sein Feldzeichen.“ Mehr als hundert Torte liegen auf dem Platz, die Andern alle sind geschlagen oder verwundet. Man hätte sie Alle sollen in Stücke hauen, wenn es nach meinem Sinn gegangen wäre. Victoria, Victoria!“

Die Freude unter den Soldaten war so groß, daß die Wenigen, so zurückgeblieben, die Zeit nicht erwarten konnten, Vieilleville zu sehen und Fabricio alle Ehre zu erzeigen, denn man zweifelte gar nicht an der Wahrheit. Don Alfonso, sobald er die Waffen und Armschienen, eines Prinzen würdig, so viele Lanzenköpfe und weiße Standarten sah, fragte weiter nicht, sondern setzte sich zu Pferde und ritt, begleitet von zwanzig Mann, dem Fabricio entgegen. Ervaule und Livet, ganz roth gekleidet, kommen ihm mit dem Gesichte entgegen: Victoria, Victoria! los Franceses son todos matados (die Franzosen sind alle getödtet). Alfonso, dem dieses Geschrei und die Sprache gar wohl gefiel, ging immer vorwärts. Auf Einmal fallen sie über ihn her, umringen ihn, machen Alles nieder, was er bei sich hat, selbst die Bedienten, und nehmen ihn gefangen. Es kamen der Reihe nach immer Mehrere nach, aber Alle hatten dasselbe Schicksal.

Nun befehlt Vieilleville dem Mesnil-Barré, dem Don Alfonso die Standarte, welches gerade die von seiner Compagnie war, in die Hand zu geben und ihn zwischen den zwei Andern reiten zu lassen. Einer, Namens le Grec, der spanisch redete, mußte ihm sagen, daß, wenn er bei Annäherung gegen die Stadtthore nicht Victoria schrie, er eine Angel vor den Kopf bekäme. Mesnil-Barré sollte Dieses ausführen. Alles fing jetzt an zu galoppiren, als man einen Wüchsenhuf von den Thoren war. Le Grec war voran, der auf Spanisch Wunder erzählte, so daß die Garnison, die echt spanisch war, als sie Alfonso unter den Galoppirenden und Schreienden sah, Platz machte und Alles herein ließ. Man ließ ihnen aber nicht mehr Zeit, die Brücke aufzuziehen, denn plötzlich änderte man die Sprache und hieß sie Alle zusammen. France! France! wird gerufen. Die Schützen kommen auch dazu und besetzen die Thore, und so ist Vieilleville Herr der Stadt. Man fand in derselben einen unerwartet großen Vorrath von Proviant,

welchen die verwittwete Herzogin von Lothringen durch den Fluß hatte heimlich hinschaffen lassen, um unter der Hand die Armee des Kaisers, ihres Onkels, davon zu erhalten.

Was Don Alfonso anbetrifft, so fand man ihn den andern Morgen ganz angetheilt tot auf seinem Bette ausgestreckt. Vincent de la Porta, ein neapolitanischer Edelmann, dem er von Vieilleville war übergeben worden, hatte ihn nicht dahin bringen können, sich auszukleiden, ob er gleich sehr in ihn drang. Die Kälte konnte nicht Schuld an seinem Tode seyn, denn der Edelmann und sechs Soldaten, mit denen er die Wache hielt, unterhielten im Zimmer ein so großes Feuer, daß man es kaum darin anhalten konnte. Es war Verzweiflung und Herzeleid, sich so kühn in die Falle gestürzt zu haben, was ihm das Leben gewaltsamer Weise nahm. Dazu kam noch die Schande und die Furcht, vor seinem Herrn jemals zu erscheinen, der ohnedem schon gegen alle Feldherren und vornehmen Officiere seiner Armee aufgebracht war, wie ihm der Herzog von Alba den Tag vor seiner Gefangennahme geschrieben hatte; denn Dieses war der Inhalt des Briefs, den le Greec ins Französische übersetzte, wo einige lächerliche Züge vorkommen. Der Brief fing nach einigen Eingangcomplimenten also an:

„Der Kaiser, der wohl wußte, daß die Bresche (vor Metz) ziemlich beträchtlich sey, aber seiner seiner Officiere sich wagte, hineinzudringen, ließ sich von vier Soldaten dahin tragen und fragte, da er sie gesehen, sehr zornig: „Aber um der Wunder Gottes willen! warum stürmt man denn da nicht hinein? Sie ist groß genug und dem Graben gleich, woran fehlt es denn bei Gott?“ Ich antwortete ihm, wir wüßten für ganz gewiß, daß der Herzog von Guise hinter der Bresche eine sehr weite und große Verschanzung angelegt habe, die mit unzähligen Artilleriegeschützen besetzt sey, so daß jede Armee dabei zu Grund gehen müßte. „Aber, beim Teufel!“ fuhr der Kaiser weiter fort, „warum habt Ihr's nicht versuchen lassen?“ Ich war genöthigt, ihm zu antworten, daß wir nicht vor Dürren, Angelftadt, Passau, noch andern deutschen Städten wären, die sich schon ergeben, wenn sie nur berennt sind, denn in dieser Stadt seyen zehntausend brave Männer, sechzig bis achtzig von den vornehmsten französischen Herren und neun bis zehn Prinzen von königlichem Geblüt, wie Sr. Majestät aus den blutigen und siegreichen Ausfällen, bei denen wir immer verloren, erkennen könnten. Auf diese Vorstellungen wurde er nur noch zorniger und sagte: „Bei Gott, ich sehe wohl, daß ich keine Männer mehr habe; ich muß Abschied von dem Reich, von allen meinen Plänen, von der Welt nehmen und mich in ein Kloster zurückziehen; denn ich bin verrathen, verlaßt oder wenigstens so schlecht bedient, als kein Mensch es seyn kann; aber, bei Gott, noch ehe drei Jahre um sind, mach' ich mich zum Mönch.“ —

„Ich versichere Euch, Don Alfonso, ich hätte so gleich seinen Dienst verlassen, wenn ich kein Spanier wäre. Denn, ist er bei dieser Belagerung übel bedient worden, so muß er sich an Brabazon, Feldherrn der Königin von Ungarn, halten, der diese Belagerung hauptsächlich commandirt und gleichsam als ein Franzeise anzusehen ist, so wie auch die Stadt Metz im französischen Klima liegt; und er rühmte sich überdies, ein Verhältniß mit vielen Einwohnern zu haben, unter denen die Tallanges, die Wandoiches, die Gornays, lauter alte Edelleute der Stadt Metz, seyen. Auch haben wir die Stadt von ihrer stärksten Seite angegriffen, unsere Minen sind entdeckt worden und haben nicht gewirkt. So ist uns Alles übel gelungen und gegen alle Hoffnung schlecht von Statten gegangen. Wir haben Menschen und Wetter bekriegen

müssen. Er berent es nicht und bleibt dabei, und, um seine Halsstarrigkeit zu decken, greift er uns an und wirft auf uns alles Unglück und seine Fehler. Alle Tage sieht er sein Fußvolk zu Haufen dahinfürzen und besonders unsere Deutschen, die im Noth bis an die Ohren stecken. Schickt uns doch ja die eilf Schiffe mit Erfrischungen, die uns Ihre Durchlaucht von Lothringen bestimmt haben, denn unsere Armee leidet unendlich. Vor allem Andern aber seydt auf Eurer Hut gegen Vieilleville, der von Verdun nach Toul mit Truppen gekommen, denn der Kaiser ahnet viel Schlimmes, da er schon lange her seine Tapferkeit und Verschlagenheit kennt, so daß er sogar sagt, ohne ihn wäre er jetzt König von Frankreich; denn, als er in die Provence, ins Königreich eingebrungen, sey Vieilleville ihm zuvorgekommen und habe sich durch eine feine Krieggelist von Avignon Meister gemacht, daß der Connetable seine Armee zusammenziehen konnte, die ihn hinderte, weiter vorzudringen. Ich gebe Euch davon Nachricht, als meinem Verwandten, denn es sollte mir leid thun, wenn unsere Nation, die er jedoch weniger begünstigt und in Ehren hält als andere, dem Herrn mehr Ursache zur Unzufriedenheit gäbe u. s. f.“ Nach Lesung dieses Briefs war es klar, welches die wahre Ursache seines Todes gewesen, denn Alfonso hatte gegen alle darin enthaltene Punkte geschickt.

Der Herzog von Nevers kam auf diese Nachrichten selbst vor den Thoren von Pont-à-Mousson an, eben so man sich zum Mittagessen setzen wollte. Vieilleville ging ihm so gleich entgegen; es wurde beschlossen, einen Courier an den König abzuschicken, dem man auch den Brief des Herzogs von Alba an Don Alfonso mitzugeben nicht vergaß. Einen andern Rundschreiber, mit Namen Habert, schickte man ins kaiserliche Lager, um aufmerksam zu seyn, wenn der Herzog von Alba etwas gegen Pont-à-Mousson unternehmen würde, denn die Stadt war sehr schlecht besetzt, und Vieilleville war der Meinung, sie lieber so gleich zu verlassen, als zu besetzen, um die Neutralität nicht zu verlegen und dem Kaiser keine Ursache zu geben, sich der andern Städte von Lothringen zu verschern.

Den andern Tag schick Vieilleville vor, unter dem Schutz der kaiserlichen Ackerzeichen einige Streifereien in der Gegend vorzunehmen und so die Feinde anlocken. Der Herzog von Nevers wollte, aller Widerrede ungeachtet, dabei seyn; doch überließ er Vieilleville alle Anstalten und das Commando. Sie zogen mit ungefähr vierhundert Mann aus und machten auf dem Wege viele Gefangene, da einige feindliche Truppen ihnen in die Hände ritten, die sie für Spanier und Deutsche hielten. So kamen sie bis Cornay, den halben Weg von Pont-à-Mousson nach Metz und nur zwei tiehne Stunden vom kaiserlichen Lager. Da sie hier nichts fanden, trug Vieilleville, ungeachtet sie nicht sicher waren, dennoch darauf an, noch eine halbe Stunde weiter vorwärts zu gehen. Auf diesem Wege trafen sie ein großes Convoi von sechzig Wagen unter einer Bedeckung von zweihundert Mann an, die ihnen alle in die Hände fielen. Jetzt war es aber zu spät, um nach Pont-à-Mousson zurückzukommen, denn sie waren auf vier Stunden entfernt, und es schneite außerordentlich stark. Es wurde daher beschlossen, in Cornay zu übernachten, obgleich ein sehr unbequemes Nachtquartier daselbst war. Gleich den andern Morgen wurde wieder ausgeritten; diesmal traf man auf sechs Wagen mit Wein und andern angeseuchten Lebensmitteln, welche die Herzogin von Lothringen dem Kaiser, ihrem Onkel, für seine Tafel schickte. Acht Edelleute und zwanzig Mann begleiteten diese Kerkerbissen, worunter unter andern zwölf Rheinlachs und die Hälfte in Pasteten waren. Als sie die rothen Feldzeichen sahen, riefen sie: da kommt die

Escorte, so uns der Kaiser entgegen schickt! Wie groß war aber nicht ihr Erstaunen, als sie auf Einmal rufen hörten: France! und Alle gefangen genommen wurden.

Einer von den gefangenen Edelenten, Namens Vignancourt, fragte: „ob dieser Trupp nicht dem Herrn von Vieilleville zugehört.“ Warum? fragte Vieilleville selbst. „Weil er es ist, der Pont-à-Mousson mit dem kaiserlichen Feldzeichen eingenommen hat, worüber der Kaiser außerordentlich aufgebracht ist. Ich war gestern bei seinem Lager, und ich hörte ihn schwören, daß, wenn er ihn ertappte, er ihm übel mitspielen wollte. Dieser Verräther Vieilleville, sagte er, hat mit meinem Feldzeichen Pont-à-Mousson weggenommen und mit kaltem Blut meinen armen Don Alfonso umgebracht, auch alle darin befindliche Kranke tödten lassen und die Lebensmittel, die für mich bestimmt waren, weggenommen. Aber ich schwöre, bei Gott dem Lebendigen, daß, wenn er jemals in meine Hände fällt, ich ihn lehren will, solche Treulosigkeiten zu begehen und sich meines Namens, meiner Waffen und Zeichen zu meinem Schaden zu bedienen. Auch der mächtigste und tapferste Rüst müßte auf diese Art hintergangen werden. Er soll versichert seyn, daß ihm nichts Anderes bevorsteht, als geköpft zu werden, und verdammt ich ihn von diesem Augenblick an zu dieser Strafe, wenn ich ihn bekomme. Und ihr Andere, euch mein ich, die ihr mein Heer commandirt, was für Leute seyd ihr, daß ihr nichts gegen diesen Menschen unternehmt? denn ich hörte noch gestern von Jemand, der mir treu ist, daß er noch immer alle Tage mit seinen Soldaten herumkreist in rothen Schärpen mit den spanischen und burgundischen Feldzeichen, unter welchen er viele Tausend meiner Leute ermordet, denn Niemand setzt ein Mißtrauen darin. Beim Teufel auch, seyd ihr Leute, so etwas zu ertragen, und liegt euch meine Ehre und mein Dienst nicht besser am Herzen? Auf diese zornige Aeußerung entstand unter den Prinzen und Grafen, die in seinem Zimmer waren, ein Gemurmel, und sie entfernten sich voll Zorn. Vieilleville mag sich in Abt nehmen; denn sie sind sehr gütig auf ihn, besonders die Spanier wegen des Don Alfonso de Arbolancana, den er auf eine so grausame Art hinbringen lassen.“

Vieilleville antwortete darauf, daß Don Alfonso auf seinem Bette todt gefunden worden, und Niemand seinen Tod befördert hätte. Vieilleville würde lieber wünschen, niemals gelebt zu haben, als sich einer solchen That schuldig zu wissen. Er fürchtete sich jedoch nicht vor des Kaisers Drohungen. Seine Ehre erfordere, zu beweisen, daß es eine Unwahrheit sey, ihn einer solchen Mmenschlichkeit zu beschuldigen. Vignancourt merkte an diesen Reden, daß Vieilleville mit ihm spreche; auch winkten ihm die Andern, daher er nicht weiter fortfuhr.

Auf Dieses beschloß Vieilleville, mit dem Herzog von Nevers sich zurückzuziehen. Kaum waren sie eine halbe Stunde von Corney, als Habert einhergesprengt kam und sie warnte, ja nicht in Corney zu übernachten; denn der Prinz von Infantasque käme mit dreitausend Schützen und tausend Pferden gegen Mitternacht an, indem er dem Kaiser geschworen, Vieilleville lebendig oder todt zu liefern. „Seyd willkommen, Habert, Ihr bringt mir gute Vorrichtung,“ sagte er darauf und drang nun in den Herzog von Nevers, sich nach Pont-à-Mousson zurückzuziehen, indem er einen solchen Prinzen nicht der Gefahr aussetzen könne; er selbst aber wolle bleiben und diesen Spanier mit seinen großen Worten erwarren. „Wollt ihr Alle, die ihr hier seyd,“ sprach er dann mit erhöhter Stimme, „meinen Entschluß unterstützen? Auch habt ihr noch nie den Krieg anders geführt als durch List und Ueberfall.“ Er nimmt darauf die rothen

Standarten und reißt sie in Stücke, befiehlt, die spanischen Schärpen zu verbergen und die französischen Zeichen anzulegen. Alle antworteten einmüthig, sie wollten zu seinen Füßen sterben, und zerrissen Alles, was sie Noth an sich hatten. Der Herzog von Nevers stellte ihm vor, daß es eine Verwegenheit sey, in einem Dorfe, das keine Befestigung hätte, wo man von allen Seiten hinein könne, sich zu halten. „Das ist Alles Eins,“ antwortete Vieilleville, „ich weiß, womit ich sie schlage oder sie wenigstens fortjage. Sehen Sie dort jenes Buschholz und laßt diesen Wald; in jedes versiede ich zweihundert Pferde, die sollen ihnen unversehens auf den Leib fallen, wenn sie im Angriff auf unser Dorf begriffen sind; und, wenn auch hundert Prinzen von Infantasque da wären, so würden sie davon müssen. Lassen Sie mich nur machen: mit Hülfe Gottes hoffe ich Alles gut auszuführen, und in weniger als zwei Stunden will ich gerächt seyn.“

Da der Herzog von Nevers sah, daß er nicht abzubringen sey, bestand er darauf, bei dieser Unternehmung zu bleiben, welche Vorstellung ihm auch Vieilleville dagegen machte. Jetzt wurde beschlossen, nach Corney zu gehen, um Alles zu veranlassen; sie waren nur noch tausend Schritte davon entfernt, als sie einen Mann durch das grüne Korn daher laufen sahen, worauf sie Halt machten. Es war der Maire von Villefaleon, der ihnen schon gute Dienste geleistet hatte. Dieser sagte, daß sie sich retten sollten, denn auch der Markgraf Albert von Brandenburg rücke mit vierthausend Mann Fußvolk, zweitausend Pferden und sechs Kanonen auf das Dorf an. Auf Dieses waren sie, in großem Verdruß von Vieilleville, genöthigt, das Dorf zu verlassen. Die acht lethbringischen Edelente wurden freigelassen. Noch beim Weggehen sagte Vignancourt, er wundere sich gar nicht, wenn Vieilleville solche Dinge ausführte, da er so vorzüglich bedient sey, denn er wolle verdammt seyn, wenn er nicht Jenen, Namens Habert, im Zimmer des Kaisers gesehen habe, wo er vorgegeben, daß er vom Oberst Schertel geschickt sey und diesen krank in Strasbourg verlassen habe. Und diesen Legten, den Maire, habe er vor vier Tagen Brod und Wein in des Markgrafen Lager verkaufen sehen.

Den Sonntag darauf, den 1. Januar 1553, erfuhr Vieilleville durch Desferreurs, daß der Kaiser die Belagerung von Metz aufgehoben.

Vieilleville lebte jetzt drei Monate ruhig auf seinem Gut Dureschal und erholte sich von den Mühseligkeiten des Krieges. Interessiren hatte man ihm bei Hofe das Gouvernement von Metz, wo der Herr von Conar gegenwärtig commandirte, zugeacht; besonders verwendeten sich für ihn der Herzog von Guise und von Nevers als Augenzeugen seiner Thaten vor Metz. Allein der Comtable warf sich auch hier dazwischen und stellte vor, daß man Herrn von Conner, der die Belagerung angehalten habe, nicht ablegen könne, und es Vieilleville lieber seyn würde, wenn ihn der König zu seinem Lieutenant in Bretagne machte, wo er seine Familie und Güter hätte. Denn der Herzog von Grampes, jetziger Gouverneur von Bretagne, sey sehr krank, es würde sodann der Herr von Oye, sein Lieutenant, ihm folgen, und Vieilleville dessen Stelle erhalten können.

Vieilleville wurde davon fünfzehn Tage nach Otern 1553 durch den Secretair Malacroit heimlich benachrichtigt, um sich auf eine Entscheidung gefaßt zu halten. Das Schreiben des Königs vom 22. April 1553 kam auch wirklich an und war so abgefaßt, wie es der Comtable gewollt hatte. Vieilleville antwortete dem König sehr ehrerbietig, wie ihn hauptsächlich vier Ursachen hinderten, diese Gnade anzunehmen. Erstlich sey Grampes nichts weniger als gefährlich krank; es würde

Dieses Beide von einander entfernen, da sie jetzt in gutem Vernehmen ständen; überdem sey er ja selbst zwei Jahre älter, als der Herzog von Stampe. Zweitens habe er sehr viele Verwandte und Freunde, die sich vielleicht auf ihre Verwandtschaft stützen und sich gegen die Geseze vergehen könnten, wo er dann, ein Feind aller Parteilichkeiten, streng verfahren müßte, und doch würde es ihm leid seyn, seine Bekannten als Verbrecher behandelt zu sehen. Drittens sey er noch gar nicht in den Jahren, um sich in eine Provinz versetzt zu sehen, wo man ruhig leben könne und nichts zu thun habe, als am Ufer spazieren zu gehen und die Ebbe und Flut zu beobachten. Er habe erst zweimündvierzig Jahre und hoffe noch im Stand zu seyn, Sr. Majestät vor dem Feind zu dienen. Es würde ihm viertens zu hart vorkommen, unter dem Herrn von Oyé zu dienen, der ein Unterthan von ihm sey, und mit dem er nicht ganz gut stehe. Er wisse, daß Sr. Majestät ihm das Gouvernement von Metz zugesagt, und er sey verwundert, wie man sich so zwischen den König und ihn werfen und Alles vereiteln könne, was ihm dieser bestimmt habe.

Als der König diesen Brief gelesen, wurde er aufgebracht, daß man ihm so entgegenstände, ließ den Gouvenable rufen und sagte ihm sehr bestimmt, daß Villerville das Gouvernement von Metz haben solle; Gouvenor solle sogleich aus Metz heraus und Villerville dahin abgehen, welches denn auch geschah. Er brachte eine sehr ausgezeichnete Vollmacht mit, wodurch er über Leben und Tod zu sprechen hatte, und die Commandanten von Toul und Verdun so eingeschränkt wurden, daß sie gleichsam nur Capitains von ihm waren. Er hatte den Sold der Garnison auf zwei Monate mitgebracht und ließ ihn austheilen, doch so, daß Mann vor Mann von dem Kriegscommissair verlesen wurde, wie sie in den Listen standen. Sonst hatten die Capitains die Löhnung für ihre Compagnien erhalten und manche Unterthelle damit geirrieben. Die Einwohner von Metz gewannen hierbei viel, da sie sonst ganz von der Gnade des Capitains abhingen, wenn ein Soldat ihnen schuldig war. Nachdem nun Gouvenor Alles, was in den Arsenalen war, übergeben hatte, verließ er Metz und empfahl Villerville besonders den Sergeantmajor von der Stadt, den Capitain Mycolas und den Prevot, Namens Baures; er lobte sie außerordentlich in ihrer Gegenwart, woraus Villerville sogleich ein Mißtrauen schöpfte, das er aber keineswegs merken ließ.

Er fand die Garnison in großer Unordnung: sie war stolz dadurch geworden, daß sie gegen einen so mächtigen Kaiser eine Belagerung ausgehalten, und es verging keine Woche, wo nicht fünf bis sechs Schlägereien vorfielen über den Streit, wer sich am Tapfersten gehalten hätte. Oft fielen sie unter den Officieren vor, die den Rücken ihrer Soldaten verteidigten; oft brachen sich die Soldaten für ihre Officiere die Hälse. Villerville war deshalb in großer Verlegenheit; er mußte Nachten, durch scharfe Befehle einen Aufstand zu erregen, der um so gefährlicher war, als der Graf von Mansfeld im Eremburgischen, wo er commandirte, und besonders in Lionville, vier Stunden von Metz, viele Truppen hatte. Ueberdem waren die Einwohner selbst voll Verzweiflung: denn, nachdem der Kaiser hatte abziehen müssen, sahen sie wohl, daß sie das französische Joch nicht wieder abschütteln könnten. Außerdem waren sie auf eine unedelmäßige Art durch starke Einquartierungen geplagt, denn es war kein Geistlicher, noch Adliger, noch eine Geringfügige, die davon befreit war. Auf der andern Seite hielt es Villerville gegen seine Ehre und Würde, solche Ungelegenheiten fortgehen zu lassen, und er beschloß daher, was er auch kosten möge, seinen Muth zu zeigen und sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen.

Er ließ daher schnell alle Hauptleute versammeln und that ihnen seinen Vorsatz kund, wie er noch heute die Befehle und die Strafen für den Uebertretungsfall würde verlesen lassen, von denen Niemand, weß Standes er auch sey, sollte ausgenommen seyn. Sie, die ihn wohl kannten, wie fest er bei einer Sache bliebe, wenn er sie reiflich überlegt hatte, boten ihm auf alle Art die Hand hierzu; doch ließen sie bei dieser Gelegenheit den Wunsch merken, daß er weniger streng in Vertheilung der letzten Löhnung möchte gewesen seyn. Er stellte ihnen aber vor, daß es schändlich wäre, sich vom Geiz beherrschen zu lassen, und dieses Laster sich mit der Ehrliche der Soldaten nicht verträge. Ich bin fest entschlossen, sagte er, auch nicht im Geringsten davon abzugehen, was ich einrichten und beschließen werde, und lieber den Tod! Nachmittags wurden die Befehle mit großer Feierlichkeit verlesen, besonders auf dem großen Markt, wo alle Cavallerie mit ihren Officieren aufmarschirt war; er selbst hielt dort auf seinem schönen Pferd mitten unter seiner Leibwache von Deutschen — sehr schöne Leute, die ihm der Graf von Nassau geschickt hatte, mit ihren großen Hellebarden und Streitärtzen, in Weiß und Schwarz gekleidet, denn Dieses war seine Farbe, die ihm Aron von Villerville, als sie noch Bräutlein war, gegeben hatte, und die er immer beibehielt. Es machte Dieses einen solchen Eindruck, daß in zwei Monaten keine Schlägerei entstand, als zwischen zwei Soldaten über das Spiel, wovon der eine den andern tödtete. Villerville nöthigte den Hauptmann, unter dessen Compagnie der noch lebende Soldat stand, diesen, der sich verborgen hatte, vor Gericht zu bringen, wo sodann der Roy erst dem Getödteten und sodann dem andern Soldaten abgeschlagen wurde.

Kurz darauf meldete man ihm, daß einige Soldaten unter dem Vorwand, Wildpret zu schießen, Leute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, auf der Straße anfielen und ihnen das Geld abnahmen. Wegen Mitternacht fing man drei derselben, die sogleich die Koller so stark bekamen, daß sie sieben ihrer Helferehelfer angaben. Er ließ diese sogleich aus ihren Betten aufheben und war selbst bei diesen Gefangennehmungen mit seinen Garden und Soldaten. Diese zehn Straßenräuber wurden in sein Logis gebracht, hier vier bestrafelten Kaufleuten vorgestellt, und ihnen, da sie erkannt wurden, sogleich der Proceß gemacht. Des Morgens um acht Uhr waren schon drei davon gerädert und die übrigen gehangen, so daß ihre Capitains ihren Theil eher als ihre Gefangennehmung vernahmen.

Es gab Dieses ein großes Schrecken in der Garnison, das sich dadurch noch vermehrte, als man sah, daß er gegen seine Hausdienerschaft noch strenger war. Einer seiner Bedienten, der ihm sieben Jahre gedient hatte, wurde gleich den andern Morgen gehenkt, weil er in der Nacht das Haus eines Wädchens, das er liebte, bestürmt hatte, und einer seiner Köche, der ein Gasthaus in Metz angelegt, wurde durch dreimaliges Ziehen mit Stricken so gewirrt, daß er Zeit Lebens den Gebrauch seiner Glieder verlor, und nur, weil er gegen den Befehl gehandelt hatte, den Wauern ihre Waaren nicht unter den Thoren abzulassen, sondern sie vorher auf den dazu bestimmten Platz kommen zu lassen.

Während der Belagerung hatten mehrere Officiere, während daß sie die Mäurer auf die Wälle schickten, um daselbst zu arbeiten, mit den Weibern und Töchtern gar übel gehandelt, manche geraubt, den Vater oder Mann aber umgebracht und vorgegeben, es sey durch die Rauben geschehen, so daß jetzt noch sechsundzwanzig Weiber und Mädchen fehlten, welche die Officiere und Soldaten versteckt hielten. Der vorige Commandant hörte auf die Klagen, welche deshalb einliefen, nicht, theils weil er

einen Aufruhr befürchtete, wenn er es abstellte, theils auch, weil er selbst ein solches Mädchen gegen den Willen ihrer Mutter bei sich hatte, die er Frau von Gonnor nennen ließ. Jetzt, da man sah, wie gerecht und unparteiisch Vieilleville in Allem verfuhr, beschloßen die Anverwandten, eine Blitschrift einzureichen, und Dies geschah eines Morgens ganz frühe, ehe noch ein Officier da gewesen war. Er machte ihnen Vorwürfe, daß sie ein halbes Jahr hätten hingehen lassen, ohne ihm Nachricht davon zu geben. Sie antworteten, daß sie gesürchtet hätten, eben so, wie beim Herrn von Gonnor, abgewiesen zu werden. „In der That,“ versetzte er, „ich kann euch nichts weniger als loben, daß ihr mein Gewissen nach dem meines Vorfahren gemessen habt; jedoch sollt ihr, noch ehe ich schlafen gehe, Genugthuung erhalten, wenn ihr nur wißt, wo man die Euren versteckt hält.“ Hierauf versicherte Ciner, Namens Bastoigne, dem seine Frau, Schwester und Schwägerin geraubt waren, daß er sie Haus für Haus wisse. „Nun gut,“ sagte Vieilleville, „geht jetzt nach Hause, und Prast nennt Ihr des Abends sollt ihr eure Weiber haben; ich wähle mit Reiß eine solche Stunde, damit die Nacht (es war im October) eure und eurer Verwandtinnen Schande verberge. Laßt euch indessen nichts bis zur bestimmten Stunde merken, sonst könnte man sie entfernen.“

Er machte darauf die nöthigen Anstalten, stellte gegen Abend in den Hauptstraßen Wachen aus, ließ einige Truppen sich parat halten, und nun nahm er selbst mit einiger Mannschaft die Haussuchung vor, so wie sie ihm von den Supplicanten bestimmt worden war. Zuerst ging er auf das Quartier des Hauptmanns Noïdès los, der die schöne Frau eines Notarius, Namens Le Coq, bei sich hielt, stößt die Thüren ein und tritt ins Zimmer, eben als sich der Capitain mit seiner Dame zur Ruhe begeben will. Dieser wollte sich anfangs wehren; wie er aber den Gouverneur sah, fiel er ihm zu Füßen und fragte, was er befehle, und was er begangen? Vieilleville antwortete: er suche ein Hühnchen, das er seit acht Monaten füttere. Der Capitain, welcher besser handeln, als reden konnte (es war ein tapferer Mann), schwor bei Gott, daß er weder Huhn, noch Hahn, noch Gapan in seinem Hause habe und keine solchen Thiere ernähre. Alles fing an zu lachen, selbst Vieilleville mäßigte seinen Ernst und sagte ihm: Ungeschickter Mann, die Frau des Le Coq will ich, und Dieses den Augenblick, oder morgen habt Ihr bei meiner Ehre und Leben den Kopf vor den Füßen. Ein dem Hauptmann ergebener Soldat ließ unterdessen das Weibchen zu einer Hinterthür hinaus in eine enge Straße; hier aber wurde er von einem Hellesbardier angehalten und, da er sich wehren wollte, übel zugerichtet. Unterdessen hatte sich die Frau, ihre Unschuld zu beweisen, zu ihrem Manne geschlüchtet, und Vieilleville ließ, als er Dieses hörte, den Capitain Noïdès, den man schon gefangen wegführte, um ihm bei anbrechendem Tag den Kopf herunterzuschlagen, wieder los. Als Dieses die andern Officiere hörten, machten sie ihren Schönen die Thüren auf, und Alles lief voll Mädchen und Weiber, die in Eile zu ihren Anverwandten flohen. Vieilleville setzte die Haussuchung jedoch noch sechs Stunden fort, bis er von allen Seiten Nachricht erhielt, daß sich die Verlorenen wieder eingefunden.

In Metz waren sieben adeliche Familien, die sich ausschließlich das Recht seit unendlichen Zeiten anmaßten, aus ihrer Mitte den Oberbürgermeister der Stadt zu wählen, welches ein sehr bedeutender Platz ist. Sie waren von diesem Vorrecht so aufgeblasen, daß, wenn in diesen Familien ein Kind geboren wurde, man bei der Taufe wünschte, daß es eines Tages Oberbürgermeister von Metz oder wenigstens König von

Frankreich werden möge. Vieilleville nahm sich vor, dieses Vorrecht abzuschaffen, und, als bei einer neuen Wahl die sieben Familien zu ihm kamen und baten, er möchte bei ihrer Wahl gegenwärtig seyn, antwortete er zur großen Verwunderung, daß es ihm schiene, als sollten sie vielmehr fragen, ob er eine solche Wahl genehmige, denn vom Könige solle dieser Posten abhängen und nicht von Privilegien der Kaiser, und er wolle die Worte: Von Seiten Er. kais. Majestät des heil. römischen Reichs und der kais. Kammer zu Speyer verloren machen und dagegen die braven Worte: Von Seiten der allerchristlichsten, der unüberwindlichen Krone Frankreichs und des souverainen Parlamentshofes von Paris, setzen. Er habe auch schon einen braven Bürger, Michel Frailon, zum Oberbürgermeister erwählt, und sie könnten sich bei dieser Einsetzung morgen im Gerichtshof einfänden. Der abgehende Oberbürgermeister, als er zumal hörte, daß Vieilleville zu diesem Schritt keinen Befehl vom König habe, sank in die Kniee, und man mußte ihn halten und zu Bette bringen, wo er auch nach zwei Tagen als ein wahrer Patriot und Eiferer der Aufrechterhaltung der alten Statuten seiner Stadt starb.

Vieilleville führte den neuen Bürgermeister selbst ein und besorgte die deshalb nöthigen Feierlichkeiten. Sowohl diese Veränderung, als auch die Herbeischaffung der Weiber und Mädchen, nebst mehreren andern Beweisen seiner Gerechtigkeit, gewannen ihm die Herzen aller Einwohner und machten sie geneigt, französische Unterthanen zu werden. Sie entdeckten ihm sogar selbst, daß eine Klagschrift an die kaiserliche Kammer im Werk sey, und bezeichneten ihm den Ort, wo sie abgefaßt würde. In diesem Quartier wurden auch des Nachts welche aufgehoben, eben als sie noch an dieser Klagschrift arbeiteten. Der Verfasser und Der, so die Papiere überbringen sollte, wurden sogleich fortgeschafft, und man hörte nie etwas von ihnen wieder; sie wurden wahrscheinlich ermärdet, die Andern aber, so Excellente waren, kamen mit einem derben Verweis und einer Abbitte auf den Kaiser davon.

Aber nicht nur von innen polizirte er die Stadt Metz, auch von außen reinigte er die umliegende Gegend von den Herumläufern und Räubern, die sie unsicher machten. Alle Wochen mußten etliche hundert Mann von der Garnison ausreiten und in den Feldern herumstreifen. Er neckte die kaiserlichen Garnisonen von Thionville, Luxemburg und andern Orten so sehr, daß sie seit dem Mai 1552, wo er sein Gouvernement übernommen hatte, bis zum nächsten Februar über zwölfhundert Mann verloren, da ihm nur in Allem hundert und siebenzig getödtet wurden. Die Gefangenen wurden gleich wieder um einen Monat ihres Soldes ranzionirt. Er trug aber auch besondere Sorgfalt, daß immer die Tapfersten zu diesen Expeditionen ausgeschiedt wurden, wählte sie selbst aus, nannte Alle beim Namen und war immer noch unter den Thoren, diese Leute ihren Capitains anzubefehlen.

Um Vieillevillen die Spitze zu bieten, hat der Graf Mansfeld, so in Luxemburg commandirte, sich von der Königin von Ungarn, Regentin der Niederlande, Verstärkung aus, und mit selbiger wurde ihm der Graf von Mesgue zugesandt. Allein Mansfeld konnte nichts ausrichten und legte aus Verdruss sein Commando nieder, welches der Graf von Mesgue mit Freuden annahm, ob es ihm gleich übel bekam. Vieilleville war besonders durch seine Spione trefflich bedient; hauptsächlich ließen sich die von einem burgundischen Dorf, Namens Maranges, sehr gut dazu brauchen. Es gab keine Hochzeit, keinen Markt oder sonst eine Versammlung

auf fünfzehn bis zwanzig Meilen in der Runde in Feindes Land, wo Vieilleville nicht zwei bis drei hundert Pferde und eben so viel Mann Fußvolk dahin abschickte, um ihnen zum Tanze zu blasen. Schickte der Graf von Mesgue diesen Truppen nach, um ihnen den Rückzug abzuschneiden so eiführ er es sogleich, und ließ angesäumt ein anderes Corps aus Mesg aufbrechen, um jenes zu unterstützen und den Weg frei zu machen, bei welcher Gelegenheit oft die tapfersten Thaten vorkamen, und immer die Feinde unterlagen.

Er bekam Nachricht, daß der Cardinal von Lenoncourt, Bischof von Metz, Vieles gegen ihn sammelte, um sodann seine Beschwerden vor des Königs geheimes Conseil zu bringen. Nun dann, sagte er, damit seine Klagschrift voll werde, will ich ihm mehr Gelegenheit geben, als er denkt. Er ließ darauf die Münzmeister kommen, die des Cardinals Münze schlugen (denn der Bischof von Metz hatte dieses Recht), und hielt ihnen vor, wie sie alles gute Geld verschwinden ließen und schlechtes dafür ausprägten. Er befahl ihnen hiermit bei Hängen und Köpfen, auf keine Art mehr Münze zu schlagen, ließ auch durch den Prevot alle ihre Stempel und Geräthschaften gerichtlich verkschlagen, indem es, wie er hinzusetzte, nicht billig sey, daß der König in seinem Reich einen ihm gleichen Unterthan habe.

Es war Dieses eine der nützlichsten Unternehmungen Vieilleville's, denn es gingen ungläubliche Betrügereien bei dieser Münzhütte vor: auch nahm es der König, als er es erfuhr, sehr wohl an. Der Cardinal aber wollte sich selbst umbringen, denn er war sehr heftig, als er diese Veränderung erfuhr, und verkaufte sich mit dem Herzog von Valentignen, Gouverneur von Vethringen, um Vieilleville um sein Gouvernement zu bringen, in welchem Verfall sie auch der Cardinal von Vethringen, an den sie sich gewendet hatten, unterstüzte.

Vieilleville bekam einen Courier vom Secretair Malesire, der ihm bekannt machte, daß der Gouverneur des Dauphin, von Humieres, auf den Tod läge, und der König gesehnen sey, ihm die Compagnie Vierge armee zu geben, die jener befehlen, daß aber der Connetable dagegen sey und sogar den jungen Dauphin dahin gebracht habe, diese Compagnie für den Sohn seines Gouverneurs vom König zu erbitten, mit dem Anlaß (so hatte es ihm der Connetable gelehrt), daß Dieses seine erste Bitte sey, welches dem König sehr gefallen. Vieilleville aber, habe der Connetable vorgeschlagen, sollte man die Compagnie leichter Reiter geben, welche Herr von Honner gehabt, und die in Metz schon liege. Vieilleville fertigte auf diese Nachricht, ohne sich lange zu bedenken, seinen Secretair in aller Eile mit einem Brief an den König ab, worin er denselben mit den nachdrücklichsten Gründen aufreizete, seinen ersten Entschluß wegen der Compagnie durchzusetzen und sich von Niemand abwenzig machen zu lassen. Der Secretair kam in St. Germain an, wie Humieres noch am Leben war, und der König nahm den Brief selbst an. Nachdem er solchen gelesen, antwortete er: „Es ist nicht mehr als billig, er hat lang genug gewartet; seine treuen Dienste verbinden mich dazu. Ich gebe sie ihm mit der Zusicherung, es nicht zu widerrufen, wenn der Andere stirbt, was man auch darüber brummen mag.“ Vieilleville ließ sich zugleich mündlich die Compagnie leichter Reiter des Herrn von Honner für seinen Schwiegersohn Espinay ausbitten. „Zugestanden,“ sagte der König, „und Das sehr gern.“ Auch wurden sogleich die Patente dorthin ausgefertigt.

Unterdessen ließ Vieilleville dem Grafen von Mesgue seine Ruhe; seine Truppen gingen oft bis unter die Mauern von L'entzbourg und forderten die Kaiserlichen heraus, so daß der Graf sogar einen Waffenstillstand

unter ihnen vorschlug, worüber Vieilleville sich sehr anstieß und zurücksetzen ließ, daß sie Beliebe verdienten, cassirt zu werden, wenn sie als Diener in besondere Capitulationen sich einließen; und daß er bei diesem Vorschlag als ein Schutzherr und nicht als Soldat sich gereizt; er schickte ihn daher wieder auf die Universität von Löwen, wo er erst seit Kurzem hergekommen. Der Graf war so beschämt darüber, daß er Vieilleville bitten ließ, nie davon zu reden und ihm den Brief, den er deshalb geschrieben, zurückzusenden, welches Vieilleville ihm gern zugestand, mit der Bedingung, ihm eine Ladung Erefische von Antwerpen dafür zu schicken, die dann auch ankamen und unter großem Lachen verzehrt wurden.

Gegen das Ende des Septembers 1554 wurde dem Präsidenten Marillac, der nach Paris reisen wollte, eine Escorte vom besten Theil der Cavallerie und vielen Schützen zu Fuß mitgegeben. Der Graf von Mesgue erhielt Nachricht davon und beschloß, sich hier für die vielen ihm angethanen Insulten zu rächen. Er bereite sein Unternehmen so geheim vor, daß Vieilleville erst Nachricht davon bekam, als sie schon aus Thionville ausmarschirten. Sogleich ließ er den übrigen Theil seiner Reiterei aufziehen und schickte zwei verschiedene Corps unter des Herrn von Espinay und von Tervoult Auführung ab. Beide waren jedoch nicht stärker als hundert und zwanzig Mann. Treihundert leichte Truppen mußten sogleich ein kleines Schloß, Namens Dompcham, wo schon fünfzehn bis zwanzig Soldaten und ein Capitain La Plante lagen, besetzen. Er selbst ließ alle Thore der Stadt schließen, nahm die Schlüssel zu sich und setzte sich unter das Thor, um von einer Viertelstunde zur andern Nachricht von des Feindes Unternehmungen zu erhalten. Er verstärkte die Wachen, und einige Capitains mußten aus den Mauern herumgehen, um Alles zu beobachten. Die andern Capitains, acht dem Herrn von Weiße und von Groze, waren dabei mit dreihundert Büchschenshügen und seiner Garde. Um neun Uhr ließ er sich sein Mittagessen dahin bringen, und kurz darauf kam von beiden angeschickten Corps die Nachricht an, daß sie die Feinde begegnet und acht Compagnien zu Fuß und acht bis neunhundert Pferde stark gefunden hätten, daß man einer solchen Macht nicht widerstehen könne, und sie sich auf Dompcham zurückziehen wollten. In drei Stunden könnten sie da seyn und erbieten sich Verhaltungsbefehle.

Vieilleville nahm auf Dieses, das einem Rückzug ähnlich sah, einen schrecklichen Entschluß. Er ließ sogleich schwere Büchsen von ihren Gestellen herunternehmen und ludete sie den Stärksten seiner Garde auf. Dem Capitain Groze befahl er, hundert Büchschenshügen und zehn bis zwölf Lambours mit sich zu nehmen und sich in einem versteckten kleinen Weiler bei Dompcham ruhig zu verhalten, bis das Gefecht angegangen. Er selbst mit seinen vergelbten Waffen schnallte seine Mähne fest und zog aus der Stadt auf seinem Vierd'Evoy; die Stadt überließ er dem Herrn von Weiße, von dem er wußte, daß er sie wohl bewachen würde, wenn er bleiben sollte. So zog er in schneller Marsch von seinen siebenzig Musketieren, deren jeder nur fünf Schüsse hatte, dahin, fest entschlossen, zu bleiben oder zu siegen.

Sobald er bei den Uebrigen angekommen war, traf er, als ein geschickter Soldat, die nöthigen Anstalten. Unter Anderem stellte er das Fußvolk zwischen die Pferde, welche Erfindung von ihm nachher oft benutzt worden. Jetzt rückte der Feind auf fünfhundert Schritte gerade auf ihn an; er rückte im Schritt vorwärts und befahl, zuerst eine Salve zu geben, damit der Feind ihre Anzahl nicht bemerkte. Beide Corps trafen nun auf einander; die Feinde glaubten ihn leicht über den Haufen zu werfen, denn es waren ihrer zehn gegen einen. Die Musketiers

verlieren indeffen keinen Schuß. Vieilleville, an seiner Seite Espinay und Thevalet, dringen ein und werfen Alles vor sich nieder. Während fällt Groze mit seinen Tambours und Schützen aus seinem Hinterhalt heraus ihnen in die Flanke. Der Chevalier La Roque kommt von einer andern Seite und setzt ihnen fürchterlich zu. Sie hatten ihr Fußvolk zurückgelassen, weil sie den Feind für unbeträchtlich hielten. Alle ihre Chefs waren getödtet, und, jetzt von allen Seiten gedrängt, stürzten sie auf ihre Infanterie zurück, die sie selbst in Unordnung brachten, da sie immer verfolgt wurden, und zwar von ihren eigenen Pferden, auf die sich Vieilleville's Soldaten schnell schwangen und so nacheilten. Mehr als fünfzehnhundert blieben auf dem Platz, die übrigen wurden gefangen. Jeder Soldat hatte einen bis zwei Gefangene; selbst zwei Soldatennädchen trieben ihrer dreie vor sich her, die ihre Waffen weggeworfen hatten, und wovon zwei verwundet waren. Der Graf von Mesgny hatte sich durch die Wälder bis an die Mosel geflüchtet, wo er mit noch zwei Mndern in einem Fischerbohn nach Thionville sich rettete. Vieilleville hatte nur acht Tode und zwölf Verwundete. Er zog wieder in Metz ein und gerate auf die Hauptkirche zu, um Gott für den Sieg zu danken. Der Donner der Kanonen und alle Glocken trugen diese Feierlichkeit nach Thionville, und sie konnten dort wohl vernehmen, wie sehr man sich in Metz freute.

Durch einen sonderbaren Zufall geschah es, daß gerade an dem Tag, wo er siegte, der König ihm den Orden ertheilte. Der Officier, den er sogleich mit den Aahnen an den König abgeschickt hatte, traf den Genrier vom Hof auf dem Weg an. Der Herzog von Nevers stellte ihm denselben umhängen; Vieilleville schlug es aber in einem sehr höflichen Schreiben an den Herzog von Nevers aus, den Orden aus einer andern als des Königs Hand anzunehmen, weil er dieses Gelübde gethan, als Franz I. selbst ihn zum Ritter geschlagen.

Der Ergentmajor des ganzen Landes Messin und der Prevot (General-Auditor), welche Herr von Gommer Vieillewillen vorzüglich empfohlen hatte, waren in ihrem Dienst Männer ohne ihres Gleichen und dabei in Metz sehr angesehen. Allein sie erlaubten sich mancherlei Vestrügereien; sie ließen oft die Gefangenen, die zum Tode verurtheilt wurden, heimlich gegen eine starke Geldsumme entlassen und gaben vor, sie hätten die Kerl erlösen lassen, da sie des Hängens nicht werth gewesen. Man fing solch einen angeblich Ersäßen wieder, und er wurde erkannt zu eben der Zeit, da jene Weiden einen Gefangenen, der verurtheilt war, schon seit zwei Monaten im Gefängniß herumschleppten. Da es ihnen ernstlich befohlen ward, diesen Gefangenen hinrichten zu lassen, so wurde er in einem großen Mantel zum Richtplatz geführt, damit man nicht sehen konnte, daß er die Hände nicht gebunden hätte; auch gab man ihn für einen Lutheraner aus, damit er kein Crucifix tragen dürfe. Als der Kerl auf der Leiter stand, sprang er schnell herunter, ließ dem Henker den Mantel in der Hand und rettete sich, ohne daß man je etwas von ihm hätte sehen sollen. Es kam nun heraus, daß sie von einem Verwandten des Verurtheilten tausend Thaler erhalten hatten, wenn sie ihn entlassen ließen. Vieilleville war über alles Dieses sehr aufgebracht, ließ sogleich die Weiden in Verhaft nehmen und ihnen den Proceß machen. Sie bekamen die Tortur und gestanden Alles. In einem Kriegsgericht wurden sie zum Tode verdammt, der Ergentmajor im Gefängniß erdrosselt, und der Prevot und sein Schreiber auf öffentlichem Platz gehängt.

Es gab zwei Franciscanerklöster in Metz, wovon in einem Observantinnenmönche waren. Die Mönche waren meist alle aus einer Stadt der Niederlande, Namens Nyvelle. Der Pater Guardian besuchte dort oft seine

Verwandten und kam bei jeder Reise vor die Königin von Ungarn, die durch ihn Alles erfuhr, wie es in Metz stand, auch viele Neuigkeiten aus Deutschland und Frankreich; kurz, es war ihr eigentlicher Spion. Auf den Antrag, der ihm zu einer Unternehmung auf Metz gemacht wurde, ging er auch wirklich ein; er nahm etliche und siebenzig tapfere Soldaten, kleidete sie als Franciscaner und ließ sie von Zeit zu Zeit paarweise nach Metz ins Kloster gehen. Unterdessen war es verabredet, daß der Graf von Mesgny Verstärkung erhalten und sich an dem Thor der Brücke Offrai zum Sturm laufen zeigen sollte. Der Guardian wollte in mehr als hundert Häusern durch eine eigene Erfindung Feuer einlegen lassen; Jedermann würde hinzulaufen, dieses zu löschen, und die Mönche sollten sich dann auf den engen Gassen zeigen und den Soldaten heranhelfen. Einige tausend Soldaten von der Garnison zu Metz würden sich ohnedies sogleich empören, wenn sie die Gelegenheit zu plündern absähen, und Freiheit, Freiheit, nieder mit dem Vieilleville! schreien.

Es ging Alles recht gut für den Mönch; in einer Zeit von drei Wochen hatte er die Soldaten im Kloster. Jetzt bekam aber Vieilleville von einem seiner geschicktesten Spione aus Luxemburg Nachricht, daß die Königin von Ungarn zweihundert leichte Büchsenkugeln, acht-hundert Pferde und eine große Anzahl niederländischer Exzellenz dem Grafen von Mesgny zuschickte. Der Graf habe etwas vor, man könne aber nicht entdecken, auf was er ausgehe. Man habe zwar zwei Franciscanermönche von mittlerem Alter mit dem Grafen ins Cabinet gehen sehen, habe aber nicht herankommen können, wo sie her gewesen, es habe nur geheißen, sie seyen von Brüssel her gekommen.

Vieilleville nahm sogleich einige Capitains zu sich und ging in das Franciscanerkloster, ließ den Guardian rufen und fragte, wie viel er Mönche habe, ob sie alle zu Hause seyen, er wolle sie sehen. Hier findet er Alles richtig. Er geht darauf zu den Observantinnen und fragt nach dem Guardian. Es wird ihm geantwortet, er sey nach Nyvelle zum Leichenbegängniß seines Bruders gegangen. Vieilleville will die Anzahl der Mönche wissen und sie sehen. Drei oder viere sagen, sie seyen in die Stadt gegangen, Almosen zu sammeln. Schon an ihrer Gesichtsfarbe merkte er, daß es nicht ganz richtig sey. Er stellte sogleich Hausfuchung an und findet in dem ersten Zimmer zwei falsche Franciscanermönche, welche sich für krank ausgaben und ihre auf Soldatenart verfertigten Beinkleider im Bette versteckt hatten. Unter Andrehung eines sichern Todes gestehen sie sogleich, wo sie her sind, doch wußten sie nicht, was man mit ihnen vorhabe, und sie hofften Dieses zu erfahren, wenn der Guardian von Luxemburg würde zurückgekommen seyn. Vieilleville ließ sogleich das Kloster schließen und setzte einen vertrauten Capitain mit starker Wache hin, dem er befehlt, Alles herein, aber Nichts hinaus zu lassen. Ferner werden augenblicklich alle Thore der Stadt geschlossen, außer dem der Brücke Offrai, welches nach Luxemburg führt, und wo der Capitain Saleede die Wache hatte. Hier begibt er sich selbst hin, entläßt alle seine Carcen und bleibt mit einem Gekmann, einem Fagen und einem Bedienten mit den Soldaten auf der Wache.

Dem Capitain Saleede ließ er sagen, er erwarte jemand unter dem Thor, und, sollte er die Nacht auf der Wachtstube zubringen, so müsse er die Person hineingehen sehen; Saleede sollte sein Essen unter das Thor bringen lassen, wie es wäre, und sollte er nur Knoblauch und Rüben haben, er solle nur herbeibringen.

Saleede kam auch sogleich und brachte ein ganz artiges Mittagessen mit, das ihnen unter dem Thor gut schmeckte.

Raum hatten sie abgeessen, als die Schildwache sagen ließ, sie sehe zwei Franciscaner von Weitem kommen. Vieilleville nimmt eine Hellebarde und stellt sich, von zwei Soldaten begleitet, selbst an den Schlagbaum. Die Mönche, die sich sehr wundern, ihn hier wie einen gemeinen Soldaten Wache stehen zu sehen, steigen ab. Er befiehlt ihnen aber, in das Quartier des Capitains Salcede zu gehen; die zwei Soldaten mußten sie dahin bringen. Jetzt läßt er Alles aus diesem Quartier gehen, und er mit Salcede und seinem Lieutenant Nicolas bleiben allein da. „Nun, Herr Heuchler,“ redet er den Guardian an, „Ihr kommt von einer Conferenz mit dem Grafen von Mesgne. Sogleich bekennet Alles, was ihr mit einander verhandelt, oder Ihr werdet den Augenblick umgebracht. Bekennet Ihr aber die Wahrheit, so schenke ich Euch das Leben, selbst wenn Ihr das meine hätten nehmen wollen. In Euer Kloster könnt Ihr nun nicht mehr, es ist voll Soldaten, und Eure Mönche sind gefangen; zwei haben schon bekannt, daß sie verkleidete Soldaten der Königin von Ungarn sind.“ Der Guardian wirft sich ihm zu Füßen und gibt vor, daß diese zwei seine Verwandten seyen und ihren Bruder wegen einer Erbschaft umgebracht; er habe sie unter Franciscaner-Kleider versteckt, um sie zu retten. Indem ließ aber der bei dem Kloster wachhabende Hauptmann melden, daß sechs Franciscaner in das Kloster eingetreten, die unter der Kutte Soldatenkleider gehabt. Jetzt befahl er die Tortur zu holen, damit der Guardian gestehe. Der Mönch, der sah, daß Alles verrathen sey, besonders wie ihm Vieilleville den Brief zeigte, so er von seinem Exil in Vurenburg erhalten, sagte dann, daß man wohl sehe, wie Gott ihm beistehe und die Stadt für ihn bewache, denn ohne diese Nachricht wäre Mesg noch heute für den König verloren gewesen und in die Hände des Kaisers gekommen. Alle zu dieser Expedition bestimmten Truppen seyen nur noch sechs Stunden von Mesg, in St. Jean, und sie sollten um neun Uhr hier einrücken. Kurz, er gestand den ganzen Plan. Vieilleville übergab ihn jetzt dem Capitain Nicolas, ihn zu binden und mit seiner Seele reden zu lassen.

Wie Vieilleville in allen unvorhergesehenen Fällen sich schnell entschloß, so auch hier. Sogleich rufte er seine Compagnie zu sich und befiehlt dem Herrn von Gervinay und von Lanque, eben Dieses zu thun. Die Capitains St. Goulombe und St. Marie müssen sich mit dreihundert Büchschützen einfinden. Der neue Sergeantmajor St. Ghamans muß sogleich auf die Thore fünfzig Bündel Meißer hinschaffen, mit der Weisung, solche nicht eher noch später als zwischen sechs und sieben Uhr des Abends anstecken zu lassen. Die ganze Stadt war in Alarm; Niemand wußte, was werden sollte.

Jetzt, da Alles fertig war, sagte er: „Nun laßt uns still und schnell marschiren, und, so Gott will, sollt ihr in weniger als vier Stunden seltsame Dinge erleben.“ Er hatte einen sehr geschickten Capitain, die Soldaten zu führen; diesen rief er zu sich und entdeckte sich ihm und seinen Plan. Er sollte ihn in einen Hinterhalt legen, wo die Feinde vorüber müßten. Einige Tages nicht, so wollte er sie so angreifen, ob sie gleich nur Einer gegen Drei seyen. Der Capitain führte ihn in einen großen Wald, an dessen Ende ein Dorf lag. Hier vertheilte Vieilleville seine Leute von tausend zu tausend Schritten, so daß der Feind nicht zu sich kommen und denken sollte, die ganze Garnison, so bekanntlich fünftausend zweihundert Infanterie und tausend Mann Cavallerie: stark war, sey ihm auf dem Halse. Den Weg nach Thionville befahl er frei zu lassen, weil er den Flüchtlingen nicht nachsetzen wollte, nach der goldenen Regel: Dem Feind muß man silberne Brücken bauen.

Jetzt bekam er Nachricht, daß die Feinde schnell anrückten, in einer Stunde könnten sie da seyn. Man sehe in Mesg brennen, die Feinde seyen stärker, als er glaube, es sey Alles voll. In einer Stunde kam schon ihr Vortrab, so aus ungefähr sechzig Mann bestand, durch den Wald. Die Hellebardierer hatten sich auf den Bauch in das Dickicht gelegt, die Schützen standen weiter hinten, daß man die brennenden Lunten nicht riechen sollte; man hörte, wie sie sagten: „Treibt sie an, beim Teufel, wir verweilen zu lang. In dem Wald gibt es nichts, als Maulwürfe. Beim Weiter, wie werden wir reich werden, und was für einen Dienst werden wir dem Kaiser thun!“ Ein Anderer sagte: „Wir wollen ihn recht beschämen, denn mit dreitausend Mann nehmen wir, was er nicht mit hunderttausend konnte.“ Jetzt kam der ganze Troß und zog ins Holz hinein, zuletzt der Graf von Mesgne mit einer ausgefuchsten Cavallerie. Er trieb sie aus allen Kräften zur Eile an, so daß sie keine Ordnung hielten. Den ganzen Zug aber schloß das adeliche Corps aus den Niederlanden, welches achtundzwanzig Pferde stark war.

Als auch diese in dem Wald waren, stürzte Vieilleville's erster Hinterhalt hervor — Jeaufreich — Jeaufreich — Vieilleville! — ausend. Die Edelknechte rufen ihre Demeur, ihnen ihre Waffen zu geben; nun rücken aber auch die Büchschützen hervor, und jeder streckt seinen Mann nieder; zugleich machen die Tambours einen schrecklichen Lärm. Die Feinde, welche schon vorne waren, wollten umkehren, um ihrem Hintertrab zu helfen; aber jetzt stürzt auch bei ihnen der zweite Hinterhalt hervor, und es entsteht ein so erschreckliches Getöse, daß Alles ganz verwirrt wird. Der Graf von Mesgne schreit: Beim Teufel, wir sind verrathen! Gott, was ist Das? und macht zugleich Miene, sich zu wehren. Man bricht aber auch der dritte Hinterhalt hervor, und die feindliche Cavallerie schießt in das Dorf, in der Hoffnung, sich dort zu setzen; aber hier finden sie Vieilleville's viertes Corps; zu dem kam noch das fünfte, das sie in die Mitte bekam und so übel zurichtete, daß der Graf von Mesgne durch sein eigenes Aufgeköpft durchbrochen mußte, um sich zu retten, denn überall war er um Heide. Jetzt sah Alles, wo es nur hin konnte, und der Sieg war vollkommen.

Es wurden vierhundert und fünfzig Gefangene gemacht, und eishundert und vierzig waren auf dem Platz geblieben. Vieilleville hatte nur fünfzehn Mann verloren, und sehr Wenige waren verwundet worden.

Es fiel Dieses an einem Donnerstag im October 1555 vor, und wurde durch die Klugheit und Thätigkeit auf diese Art eine Verrätherei am nämlichen Tage entdeckt und bestraft. Die Mönche in Mesg wurden in engere Verwahrung gebracht, die dreißig verkleideten Soldaten aber ließ Vieilleville frei, weil es brave Kerle wären, die ihr Leben auf diese Art zum Dienst ihres Herrn gewagt hätten. Doch befahl er, daß sie zu drei und drei mit ihren Mönchskleidern auf dem Arm und weißen Stäben durch die Stadt geführt und auf jedem Platz verlesen werden sollte: Dieses sind die Mönche der Königin von Ungarn u. s. w.

Vieilleville schickte dem König einen Courier mit der Nachricht dieses Sieges. Oben diesem war aufgetragen, Urlaub für ihn auf zwei Monate zu verlangen, indem er schon drei Jahre in seinem Gouvernement des Glücks beraubt sey, seine Majestät zu sehen. Vieilleville hatte mehrere Ursachen, diesen Urlaub zu verlangen. Einmal wollte er nicht gegenwärtig seyn, wenn man den Guardian hinrichtete, da er ihm sein Wort gegeben, ihm am Leben nichts zu thun; und doch hielt er es für unbillig, einen solchen Mordbrenner am Leben zu lassen. Dann trug er auch den Plan einer in Mesg zu erbauenden

Gitabelle im Kopf herum, die aber sehr viele Unkosten erforderte, da drei Kirchen abgetragen, und der König zweihundert und fünfzig Häuser kaufen mußte, um die Einwohner daselbst wegzubringen und Platz zu gewinnen. Nun fürchtete er, daß, wenn er diesen Plan nicht selbst vorlegte, der Connetable besonders dagegen seyn würde, da ohnedem eine Armee, welche unter dem Herzog von Guise nach Italien marschiren sollte, um Neapel wieder zu erobern, ungeheure Summen wegnahm, die man nirgends aufzutreiben wußte. Endlich war er auch davon benachrichtigt, daß der Cardinal von Lenoncourt, vom Cardinal von Lothringen unterstützt, ihn in allen Gesellschaften heruntersetze.

Der Urlaub wurde bewilligt, und sogleich der Herr von La Chapelle-Biron nach Metz abgeschickt, das Gouvernement unter dessen zu übernehmen. Nachdem nun Vieilleville dem neuen Gouverneur Alles übergeben und ihn wohl unterrichtet hatte, reiste er nach Hofe und nahm nur den Grafen von Sault, dem er seine zweite Tochter, welche Hofdame bei der Königin war, zugebachet hatte, mit sich. Sobald er daselbst angekommen, entfernte sich der Cardinal von Lenoncourt in eine seiner Abteien bei Fontainebleau. Der König empfing ihn sehr wohl, und der darauf folgende Tag wurde sogleich dazu bestimmt, ihm den Orden umzuhängen, welches auch mit vieler Feierlichkeit geschah. Nur der Cardinal von Lothringen als Ordenskanzler und der Connetable als ältester Ritter fanden sich nicht dabei ein. Dieser wollte sein gewöhnliches Kopfwich, jener die Kollie haben. Der König aber kannte wohl ihre Entschuldigungen und Sprünge.

Der Cardinal von Lothringen hatte sich vorgenommen, Vieillevillen im vollen Rath wegen Beeinträchtigung des Bischofs von Metz in seinen Rechten anzugreifen, und er war so fein, den König zu bitten, sich im Rath einzufinden, indem er einige wichtige Sachen vorzutragen habe. Der König, der nicht wußte, was es war, befahl sogleich, die Räte zu versammeln, und da Jeder seinen Rang eingenommen hatte, fing der Cardinal eine Rede an, die, dem Eingang nach, außerordentlich lang dauern konnte. Er fing damit an, wie die Könige von Frankreich immer die Stütze der Kirche gewesen, brachte allerhand Beispiele aus der Geschichte vor und kam endlich darauf, daß ein Pfeiler der Kirche, und einer von denen, aus dessen Holze man Päpste machte, große Klagen über die Eingriffe habe, die man in seine geistlichen Rechte gethan habe. Vieilleville stand sogleich schnell auf und bat den König, dem Cardinal Stillschweigen aufzulegen und ihn reden zu lassen; er merkte wohl, daß von ihm die Rede sey. Nun fing er an, sich zu wundern, daß der Cardinal so hoch angefangen; er habe geglaubt, der heilige Vater und der heilige Stuhl seyen in Gefahr vor den Türken, und man wolle Sr. Majestät bewegen, wie die alten Könige eine Kreuzarmee abzuschießen. So aber wäre nur die Rede von dem Cardinal von Lenoncourt; er bedauere, daß die Reise Sr. Majestät nach Rom nicht Statt habe, und die Gelder zu einer großen Armee würden wohl im Koffer bleiben; welches ein Glöckchen im Rathe erweckte. Nun ging er die Beschwerden, welche der Cardinal haben konnte, selbst durch und widerlegte sie Punkt vor Punkt zu seiner Rechtfertigung mit einer großen Beredsamkeit und Feinheit. Er bat endlich, daß der Cardinal von Lenoncourt, um seine weitem Klagen vorzubringen, selbst erscheinen und sich nicht hinter die Größe und das Ansehen des Cardinals von Lothringen stecken möge; indem er hoffte, ihn auf diese Art zu verhindern, daß er nicht zum Wort kommen sollte. Der König fragte darauf den Cardinal von Lothringen, ob er keinen andern Grund gehabt, ihn in den Rath zu sprengen, als diesen?

worauf der Cardinal antwortete, daß Sr. Majestät nur einen Theil gehört hätten. Vieilleville will ja auch nicht, versetzte der König, daß man ihm geradezu glaubt, und er verlangt, daß Lenoncourt selbst erscheine. Er befahl darauf, daß der Kanzler ihn auf morgen in den Rath bescheiden sollte. Uebrigens aber gab der König die Erklärung von sich, daß er Alles billige, was Vieilleville in seinem Gouvernement gethan, und er stand gleichsam zornig von seinem Sitz auf. Der Cardinal von Lothringen legte die Hand auf den Magen, als wenn er Kolik hätte, ging sogleich aus dem Rath hinaus und ließ den Cardinal von Lenoncourt augenblicklich von Dem benachrichtigen, was vorgefallen, der dann sogleich auch weiter vom Hof wegriete, so daß ihn Die, welche ihn in den Rath auf morgen einladen sollten, nicht antrafen.

Kurz darauf legte Vieilleville dem König auch seinen Plan wegen der Citadelle vor, und er wußte ihm die Sache so wichtig vorzustellen, daß der König gleich darauf einging, ihm aber verbot, es nicht im Conseil vorzutragen, wo gewiß der Connetable und der Herzog von Guise dagegen seyn würden, die Alles aufböten, drei Millionen zu ihrem projectirten italienischen Feldzug zu schaffen. Er habe getreue Diener in Paris, von denen er hoffe, sogleich die zu dieser Citadelle verlangte Summe zu erhalten, und er wolle sich gleich nach heute nach Paris begeben, da er ohnedem wünschte, daß man Fontainebleau, wo er schon acht Monate wohne, durchaus reinigte.

Vieilleville erhielt auch die Summe und kehrte damit sogleich nach Metz zurück, um die nöthigen Anstalten zu Erkennung dieser Citadelle zu treffen. Es war hohe Zeit, daß er wieder zurückkam; denn es währte nicht lange, so entdeckte er eine neue Verschwörung, welche zwei Soldaten, Comba und Vanbounet, angesetzt hatten, da sie sahen, daß der Herr von La Chapelle nicht feuerlich waschsam an den Thron war. Vieilleville hatte ihre Brüder rädern lassen, weil sie ein öffentliches Mädchen des Nachts mißhandelt und ihr die Nase abgeschnitten hatten. Das Mädchen hatte so geschrien, daß die ganze Stadt in Alarm gekommen war, Vieilleville sich selbst zu Pferd gesetzt und die Garnison unter das Gewehr hatte treten lassen. Sie hatten sich an den Grafen von Mesque gewendet und bedienten sich eines Lambeurs zu ihrem Hin- und Herträger, Namens Balafre. Die Königin von Ungarn, bei der Comba gewesen war, hatte ihnen zwölfhundert Thaler gegeben, wofür sie ein Gasthaus errichteten und oft mit Lebensmitteln nach Lionville mit Passaport von La Chapelle, dem sie manchmal Präsente brachten, auf dem Ruffe hin- und herfuhren. Den Grafen von Mesque hatten sie selbst zweimal verkleidet in die Stadt gebracht, wo er Alles durchgesehen hatte. Es war nun sonderbarer Zufall, daß Vieilleville den Capitain dieser Soldaten, Namens La Mothe-Vendrin, fragte, wie es käme, daß diese Soldaten, die einen gewissen ausgezeichneten Rang unter den Uebrigen hätten, sich mit Gastirungen abgaben, welches unschicklich sey. Der Capitain antwortete, daß sie, seit ihre Brüder gerädert worden, keine rechte Liebe zum Dienst hätten; sie wollten daher ihren Abschied bald nehmen, doch wünschten sie vorher noch etwas zu erwerben.

Wie Vieilleville hörte, daß sie Brüder der Geräderten seyen, so fiel es ihm gleich ein, daß etwas darunter stecken könne, und er schickte unverzüglich nach Comba, dem er sagte, daß, weil er gut spanisch rede, er dem König einen Dienst erweisen könne, er solle nur mit ihm kommen, Geld und Pferde seyen schon bereitet. Er führte ihn hierauf in das Quartier des Capitains Beauchamp, wo er dem Capitain sogleich befahl, den Comba zu binden, bis Eisen ankämen, und dafür zu

sorgen, daß Niemand etwas von dieser Gefangennehmung erfahre. Dem Cameraden Vaubonnet aber läßt er sagen, nicht auf Comba zu warten, indem er ihn auf vier Tage verschickt habe.

Wie die Entdeckungen oft sonderbar geschehen, so auch hier. Der Bediente des Capitains war ein Bruder des Tambours Valafré, und er hatte ihn oft mit dem Comba gesehen. Eben dieser Bediente sah jetzt durch das Schlüsselloch den Comba binden und läuft hin, es seinem Bruder zu sagen. Dieser bittet sich von Vieilleville eine geheime Audienz aus, wirft sich ihm zu Füßen, entdeckt Alles und gesteht, daß er schon sieben Mal in Thionville mit Briefen von Comba an den Grafen von Mesgue gewesen. Vieilleville zieht einen Rubin vom Finger, gibt ihn dem Tambour und verspricht, sein Glück zu machen, wenn er ihm treu diene. Er nahm ihn darauf zu dem Comba, dem er befiehlt, an den Grafen zu schreiben, daß Alles gut gehe, und er durch den Weg, den ihm sein Vertrauter anzeigen würde, seine Heerde zuschicken sollte, wo er sodann Wunder erfahren würde. Vieilleville dictirte selbst den Brief, nachdem ihn der Valafré von dem unter ihnen gewöhnlichen Styl benachrichtigt hatte. Der Tambour bestellt den Brief richtig und bringt die Antwort mit, daß vom Mittwoch auf den Donnerstag (es war Dienstag) um Mitternacht die Truppen da seyn sollten.

Um sein Vorhaben noch besser zu decken, ließ Vieilleville seine Capitains rufen und sagte ihnen, daß der Herr von Vandement, mit dem er in Feindschaft lebte, vom Hof zurückkomme, und daß er ihm entgegengehen wolle, doch nicht als Heimann, sondern im kriegerischen Ornat und als zum Streit gerüstet. Sie sollten daher Alles sogleich in den Stand setzen, und er wolle morgen gegen fünf Uhr mit tausend Mann Schützen und seiner ganzen Cavallerie ihm entgegengehen; er hoffe, daß dieses Zeichen der Ausöhnung dem König wohlgefallte. Heimlich läßt er aber den Tambour kommen und geht mit ihm zu Beauchamp, wo Comba dem Grafen schreiben muß, daß sich Alles über Erwartung gut anlasse, indem Vieilleville mit seinen besten Truppen weggehe, und er also sicher kommen könne.

Der Graf von Mesgue, sehr erfreut darüber, bedient sich der nämlichen List und schreibt Vieilleville, wie der Graf Aiguemont im Sinn habe, dem Herrn von Vandement entgegen zu gehen, und er daher, da sie sein Gebiet beträten, ihn davon benachrichtigen wolle, indem sie nicht im Sinn hätten, die geringste Feindseligkeit auszuüben, da ohnedem jetzt Waffenstillstand zwischen ihren Herren sey. Diesen Brief schickt er durch einen Courier ab. Dem Tambour aber gab er einige Zeilen mit, worin er den Comba benachrichtigt, daß er nur noch einen Tag länger warten solle, indem der Graf von Mansfeld bei der Partie seyn wolle und auch noch Truppen mitbringe. Auf Dieses ließ Vieilleville seine Capitains wissen, daß Herr von Vandement einen Tag später nach Weg kommen u. d. e., und sie also erst Donnerstags um vier Uhr abgehen würden.

Vieilleville hoffte gewiß, sie wieder in die Falle zu bekommen; allein das Project mißlang, denn der Capitain Beauchamp ließ sich durch die kläglichen Bitten des Comba bewegen, ihm Mittwoch um Mittagsechzigste seine Eisen auf kurze Zeit herunter zu nehmen. Er geht darauf in den Keller, um Wein zu holen, denn er traute sonst Niemanden, und Comba muß ihm leuchten. Wie er aber sich bückt, um den Wein abzulassen, gibt ihm Comba einen Stoß, daß er zur Erde fällt, springt die Treppe hinauf, läßt die Thür fallen, schließt sie zu und geht auf die Alte los, bei der er in

Beauchamps Quartier verborgen war; diese schlägt er so lange, bis sie ihm die Schlüssel der Thür gibt, und so rettet er sich. Beauchamp schreit indessen wie rasend, bis man ihm aufmacht, wo er beinahe Hand an sich legte, als er die Thüren eröffnet findet. Er entschließt sich jedoch, zu Vieilleville zu gehen, der zwar schon gegessen, aber noch an der Tafel mit seinen Capitains saß und von der bevorstehenden Reise sprach. Beauchamp ruft ihm gleich entgegen, daß Comba sich geflüchtet habe, und er um Vergebung bitte. Vieilleville wirft sogleich seinen Dolch nach ihm, springt auf ihn zu und will ihn umbringen. Beauchamp aber flieht, und die andern Capitains stellen sich bittend vor ihn. Sogleich wurden alle Thore geschlossen. Vaubonnet mit dreißig hereingekommenen verkleideten Soldaten sollte gefangen genommen werden; sie hatten aber schon Wind erhalten, und es retteten sich mehrere, doch wurde der größte Theil auf der Flucht niedergemacht; einige warfen sich über die Mauern in den Fluß. Vieilleville ließ sogleich nach Comba und Beauchamp in der ganzen Stadt in jedem Haus nachsuchen, und Erstern fand man bei einer Wäscherin verborgen. Er ließ dem Räubersführer sogleich den Proceß machen. Comba und Vaubonnet wurden von vier Pferden zerrissen, und die gefangenen verkleideten Soldaten theils gerädert, theils gehenkt. Der Graf von Mesgue bekam frühzeitig genug Nachricht davon und fing nun an zu glauben, Vieilleville habe einen Pund mit dem Teufel, da er auch die allerheimlichsten Anschläge erfahre.

Dieser vereitelte Anschlag war Vieilleville so zu Herzen gegangen, daß er in eine tödtliche Krankheit fiel, wo man drei Monate lang an seinem Ausflommen zweifelte. Der König schickte einen seiner Kammerjunker nach Weg, um zu sehen, wie es mit Vieilleville stünde, schrieb selbst an ihn und versicherte seinem Schwiegersohn Gispinay die Gubernementsstelle von Weg. Diese außerordentliche Gnade hatte einen solchen Einfluß auf ihn, daß sie ihn wieder ins Leben rief; auch besserte es sich mit ihm von diesem Tag an; er schickte einen hantien Aerzte fort, welche ihm von verschiedenen Prinzen waren zugesandt worden, und erholte sich ganz, obgleich sehr langsam, wieder. Er ging, sobald er das Reisen vertragen konnte, mit seiner Familie nach Tureshal, wo er sich acht Monate aufhielt und seine Gesundheit wieder herstellte.

Sobald Vieilleville sich auf seinem Gut Tureshal ganz erholt hatte, begab er sich gegen Ende des Jahres 1557 nach Paris zum König, wo er diejenigen Anstalten verabredete, die in seinem Gouvernement von Weg nöthig waren; besonders suchte er die Garnison daselbst zu beruhigen, der man vier Monate Sold schuldig, und die deshalb zum Aufruhr sehr geneigt war. Diese ausbleibende Zahlung setzte den unterdessen in Weg commandirenden Herrn von Sennecterre in große Verlegenheit, denn man hatte aus dieser Stadt zwölf Compagnien regulärer Truppen gezogen, um sie zu einer Expedition nach Neapel zu brauchen, und hatte dafür so viel von der Willkür von Champagne und Picardie, die un-disciplinirtesten Truppen von der Welt, hineingelegt; ohne einige alte Officiere und ohne die Grenob'armes würde Herr von Sennecterre nicht mit ihnen fertig geworden seyn. Vieilleville schrieb indessen an den Großprofecten von Weg, unfehlbar genaue Untersuchungen über dieses tumultuarische Verhalten anzustellen und auch dabei die Capitains, die dergleichen begünstigt, nicht zu verschonen, denn er wolle das Sprüchwort: „Erst muß man den Hund und dann den Löwen schlagen,“ umkehren, und er habe es sich geschworen, die Löwen recht zu striegeln, damit die Hunde zittern und vor Furcht umkommen möchten.

Vieilleville kam ganz unversehens eines Morgens mit siebenzig Pferden vor den Thoren von Metz an, welches die Schulbigen in großes Schrecken setzte. Der Großprokos fand sich sogleich mit seinem Untersuchungsge-
schäft ein, und kurz darauf, nachdem auf verschiedenen Plätzen starke Detachements ausgestellt waren, wurden drei Capitains, die beschuldigt wurden, daß sie sich an der Person des Herrn von Sennecsterre vergrißen und auf seine Wache geschossen, vor ihn gebracht. Hier mußten sie auf den Knien Abbitte thun; der Schar-
richter war nicht weit entfernt, der ihnen sodann, nachdem sie in einen Keller geführt worden, die Köpfe abschlug. Diese Köpfe wurden an die drei Hauptplätze zum großen Schrecken der Militärtruppen, die unter dem Namen Legionnaires dienten, aufgesteckt. Sobald diese sich auch nur zeigten oder zusammentraten, um vielleicht Vorstellungen zu thun, wurden sie sogleich zurückge-
stoßen, ja, oft mit Kugeln abgewiesen. Hundert von diesen Soldaten hatten sich doch mit den Waffen auf einem Platz versammelt. Vieilleville erfuhr es und schickte sogleich den Sergentmajor St. Chamans dahin ab mit einer zahlreichen Bedeckung, um sie zu fragen, was sie da zu thun hätten. Sie waren so unklug, zu antworten, daß sie ihre Kameraden hier erwarteten, um Rechenschaft über ihre Capitains zu haben. Kaum hatten sie Dies gesagt, so ließ St. Chamans eine solche Salve geben, daß vierzig bis fünfzig sogleich auf dem Plage blieben, und die andern davon liefen, die jedoch alle arretirt und hingerichtet wurden. Die drei Lieutenants der enthaupteten Capitains fürchteten, es möchte auch an sie die Reihe kommen, ließen also Vieilleville um ihren Abschied bitten, denn sie konnten ohne diesen nicht aus den Thoren kommen, da sie sehr gut besetzt waren. Er unterzeichnete ihn aber nicht, sondern ließ ihnen nur mündlich sagen: sie könnten gehen, wohin sie wollten; dergleichen Anführer brauchte weder der König noch er. Sie machten sich sogleich auf und zogen zum Thor hinaus, hatten aber auch bei hundert Soldaten von ihrer Compagnie überredet, mitzugehen. Vieilleville erfuhr Dieses und schickte sogleich ein Commando nach und ließ sie alle niedermachen. Kaum durfte einer von den Legionnaires sich regen, so wurde er bei dem Kopf genommen, und zwar waren ihre Hauswirthe die Ersten, welche die Schuldigen verriethen. Sie wurden dadurch so in Angst gebracht, daß sie nicht wußten, was sie thun sollten, bis man ihnen endlich rieth, sich an den Schwiegersohn von Vieilleville, Herrn von Espinay, zu wenden, um ihre Verzeihung zu erhalten, welches auch geschah, und Vieilleville ließ sie alle vor sich kommen, wo er ihnen noch eine große Strafpredigt hielt und sie sodann aufstehen ließ, denn sie lagen alle vor ihm auf den Knien. Diese Ausöhnung erregte eine große Freude, und Das mit Recht, denn Vieilleville hatte schon die Idee, als er erfuhr, daß die Legionnaires unter dem Herrn von Sennecsterre zehn Tage lang nicht auf die Wache gezogen und also die Stadt unbewacht gelassen, alle vor die Thore hinausrufen, sie da umzingeln und zusammenschießen zu lassen. Vieilleville glaubte aber doch noch immer vorsichtig seyn zu müssen und machte drei Monate lang die Runden in der Stadt immer selbst, und Das oft viermal die Woche. Einmal trifft er einen Legionnaire schlafend unter dem Gewehr an, den er sogleich mit den Worten niederstieß: er thue ihm nichts zu Leid, denn er stehe ihn da, wie er ihn gefunden, und er solle wenigstens zum Crempel dienen, wenn er nicht zur Wache dienen wolle.

Vieilleville, nachdem er Alles in Ordnung gebracht hatte, nahm sich nun vor, den Deutschen Thionville abzunehmen, und ließ sich deshalb in größter Eile und sehr geheim einen gewissen Hans Klauer von Trier

kommen, dem er einmal das Leben geschenkt, und den er als einen tüchtigen Kerl hatte kennen lernen. Diesen beschenkte er sogleich und suchte ihn zu seinen Projecten geschickt zu machen. Er versprach ihm noch überdies eine Compagnie deutscher Reiter in des Königs Solb zu verschaffen, wenn er nach Thionville ginge, den ganzen Zustand des Orts und die Stärke der Besatzung bis auf das Maß der Gräben erforschte und ihm in acht Tagen Nachricht gäbe. Nur solle er Morgens vor Tag aus einem, dem Weg nach Thionville entgegengesetzten Thore gehen, an dem er sich selbst befinden wolle, um ihm zu sagen, was ihm allenfalls noch eingefallen wäre.

Hans Klauer brachte ihm auch in acht Tagen einen so umständlichen Bericht von Thionville, daß Vieilleville über seinen Kleiß und Geschicklichkeit ganz erstaunt war und ihm sogleich eine Summe zustellte, mit der er nach Trier zurückgehen und eine Compagnie Reiter aufrichten sollte; doch sollte sie durchgängig nur aus gebornen Deutschen bestehen. Diesen Bericht über Thionville ließ Vieilleville durch seinen Secretair Carlotir sehr studiren und gleichsam auswendig lernen und schickte ihn zum König, damit er, wenn er vom Feinde würde aufgefangen werden, desto leichter durchkäme. Dieser traf den König in Amiens, und berichtete ihm, daß Vieilleville in sieben Tagen Thionville wegzunehmen sich anheischig mache, und, da er wisse, daß alle Truppen nach Italien geschickt seyen, so wolle er sechs Regimenter Lanzknechte und sieben Compagnien Reiter in Deutschland werben lassen; auch habe er dazu durch seinen Credit hunderttausend Livres irgendwo gefunden. Der König genehmigte Alles sogleich, lobte Vieilleville sehr darüber, daß er immer wachsam und in seinem Dienste geschäftig sey, wies ihm die Einnahme der ganzen Provinz Champagne zu dieser Expedition an und ernannte ihn zum Generallicutenant der Armee in Champagne, Lothringen, dem Lande Meßin und Luxemburg. Die Werbung in Deutschland ging so gut von Statten, daß in Kurzem die verlangten Regimenter marschiren konnten.

Sobald Vieilleville Dieses erfuhr, zog er mit seiner Besatzung aus Metz gegen Thionville, ließ die Truppen, welche zu Loul und Verdun in Besatzung lagen, zu ihm stoßen und eröffnete, zu nicht geringem Erstaunen des Grafen von Carebbe, der in Thionville commandirte, die Belagerung dieser Stadt. Wegen Luxemburg schickte er sechs Compagnien zu Fuß, um von Thionville aus mit dem Grafen von Mesgue die Communication zu verhindern. Jetzt kam auch seine Artillerie an, die er in seinem Arsenal zu Metz hatte zurichten lassen; sie bestand aus zwölf Kanonen von starkem Kaliber, aus zehn Feldschlangen von achtzehn Fuß lang und aus andern leichten Stücken. Kurz darauf trafen auch die fremden Truppen ein, und alles Dieses zusammen machte eine gar artige kleine Armee aus, denn es waren nur allein sechs junge deutsche Prinzen aus den Häusern Vüncburg, Simmern, Würtemberg u. a. dabei, die sich unter einem so großen Meister in den Waffen versuchen wollten. Die ganze Armee mochte ungefähr aus zwölf-tausend Mann bestehen.

Unterdessen war der Herzog von Guise aus Italien zurückgekommen, und, da der Connetable bei St. Quentin gefangen war, zum Generallicutenant von ganz Frankreich ernannt worden. Dieser bekam Nachricht von der Armee des Vieilleville und schickte sogleich einen Courier an ihn ab, der eben ankam, als die Artillerie anfangen sollte, gegen die Stadt zu spielen. Vieilleville bekam ein Schreiben des Inhalts: daß er warten möchte, indem der Herzog dabei seyn und die Entreprise führen wollte, wie es ihm als Generallicutenant von Frankreich zukäme.

Vieillevillen war diese Dazwischenkunft höchst unangenehm; er ließ sich jedoch nichts merken und sagte dem Courier, daß der Herzog von Guise willkommen seyn, und man ihm wie dem Könige gehorchen würde. Es wäre aber dem Unternehmen auf Thionville nichts so nachtheilig, als der Verzug, und er sehe wohl voraus, daß die Verzögerung der Ankunft des Herzogs den Dienst des Königs bei dieser Sache nichts weniger als befördern würde. Der Courier versicherte ihn, daß er in zehn Tagen hier seyn würde. „Was,“ sagte Vieilleville, „wenn er mir die Hände nicht gebunden hätte durch seinen Titel als Generallieutenant von ganz Frankreich, so stehe ich mit meinem Kopf dafür, ich wäre in zwei Stunden in Thionville und vielleicht in Luxemburg gewesen. Jetzt wird er vielleicht in drei Wochen nicht ankommen, und der Graf von Wiegue hat gute Zeit, sich in Luxemburg festzusetzen.“

Der Herzog von Guise kam auch wirklich erst in zwanzig Tagen an. Vorans schickte er den Großmeister der Artillerie nach Metz, um Alles anzusehen. Dieser fand eine solche Ordnung und so hinreichende Maßregeln bei dieser Unternehmung, daß er öffentlich behauptete, der Herzog von Guise hätte wohl wegb bleiben können, und es müsse einen Mann von Ehre sehr verbrießen, wenn die Prinzen ihnen kein Glück gönnten und da, wo Ehre einzuernsten sey, gleich kämen und ihnen die Frucht ihrer Mühe und Arbeit wegnähmen. Der Herzog hat gut hinunterschlucken, rief er endlich ganz entrüstet aus, denn er findet Alles vorgekauft. Als der Herzog die ganze Artillerie musterte, riefen Officiere zum großen Gelächter: „Nur fert, vor Thionville, wo wir Alle sterben wollen; es ist schon lange, daß wir Sie erwarten.“

Nun sollte Kriegsrath gehalten werden, wo der Ort am Besten anzugreifen sey. Vieilleville sagte, daß er nicht so lange gewartet, um Dieses zu erfahren, und er setzte ein kleines Thürmchen, wo er auf sein Leben versicherte, daß Dieses der schwächste Ort der Stadt sey. Allein der Marschall von Strozzy antwortete, daß man vorher die Meinung der andern Befehlshaber hören müsse. Sie versammelten sich daher aufs Neue in der Wohnung des Herzogs. Als sie dahin gingen, nahm Herr von La Mare Vieillevillen bei Seite und sagte ihm, daß er in dem Kriegsrath nicht auf seiner Meinung bestehen solle, denn der Herzog und Strozzy hätten schon beschlossen, Thionville an einem andern Ort anzugreifen, damit er die Ehre nicht haben sollte; auch sey der Herzog sehr aufgebracht, daß Vieilleville den Titel eines Generallieutenants über diese Armee ausgewirkt habe, denn er behauptete, es könne nur einen einzigen geben, und dieser sey er selbst.

In dem Kriegsrath stellte Strozzy nun vor, daß die Stadt von der Seite des Flusses und nicht bei dem kleinen Thurm müsse angegriffen werden, welche Meinung auch alle Anwesende beipflichteten, da sie Strozzy als einen vortrefflichen und erfahrenen Feldherrn ansahen. Der Herzog fragte jedoch auch Vieillevillen darum, der dann antwortete: wenn er das Gegentheil behauptete, müsse er das ganze Gewissel widerlegen, und er wolle sich nur dabei beruhigen, damit er in dem Dienst des Königs seinen Aufenthalt verursache.

Nun wurden die Kanonen aufgeräumt und so gut beieit, daß in kurzer Zeit über dem Fluß die feindliche Artillerie zerschmettert wurde, und eine ansehnliche Breche entstand; jetzt triumphirte schon der Herzog und Strozzy, und es wurde mit Verachtung von dem Plan Vieilleville's gesprochen. Ein Hauptsturm wurde angezettelt, die Soldaten nüpften durch den Fluß waten; allein sie wurden bald abgewiesen und konnten nicht einmal handgemein werden; denn es fanden sich Schwier-

rigkeiten mancher Art, die man nicht vorausgesehen hatte. Der Herzog und Strozzy waren sehr verlegen darüber; um aber doch ihren Plan auszuführen, ließen sie mit unendlicher Mühe die Kanonen über den Fluß bringen, und es gelang ihnen, sie bei der Breche auszuführen. Jetzt aber entdeckten sie, woran der Marschall nicht gedacht hatte, einen breiten Graben von vierzig Fuß Tiefe; diesen beim Sturm laufen hinunter und wieder heraufzukommen, war unmöglich, und so geschah es sehr wunderbar, daß unsere Kanonen auf den Mauern standen, und wir doch nicht in die Stadt konnten.

Den sechzehnten Tag der Belagerung befahl Strozzy, auch die Feldschlangen über den Fluß zu bringen und die Stadt zusammen zu schießen. Er wagte sich selbst so weit, daß er eine Musketenkugel in den Leib bekam, woran er nach einer halben Stunde starb. Der Herzog stand neben ihm; diesem sagte er: „Mein Herr, mein Herr, der König verliert heute einen treuen Diener, und Eure Gnaden auch.“ Der Herzog erinnerte ihn, an sein Heil zu denken, und nannte ihm den Namen Jesus: „Was für einen Jesus führt Ihr mir hier an? Ich weiß nichts von Gott — mein Feind ist aus“ — und, als der Prinz seine Ermahnungen verdoppelte und ihm sagte, daß er bald vor Gottes Angesicht seyn werde, antwortete er: „Nun, beim T —! ich werde da seyn, wo alle Andern sind, die seit sechs tausend Jahren gestorben,“ und mit diesen Worten verschied er. So endigte sich das Leben eines Mannes, der seine Religion hatte, wie er schon den Abend vorher, da er bei Vieilleville speiste, zu erkennen gab, als er anfang zu fragen: Und was machte Gott, ehe er die Welt schuf? worauf Vieilleville ganz bescheiden sagte: daß nichts davon in der heiligen Schrift stehe, und da, wo sie nichts sagte, man auch nicht weiter forschen solle. Es ist eine ganz artige Sache, sagte Strozzy darauf, diese heilige Schrift, und sehr wohl erfinden, wenn sie nur wahr wäre; worauf Vieilleville sich stellte, als wenn er die Kolik hätte und hinaus ging und ein Gelübde that, mit einem solchen Atheisten niemals etwas zu thun zu haben.

Jetzt wendete sich der Herzog an Vieilleville, erinnerte ihn an sein Versprechen, das er dem König gethan, Thionville in sieben Tagen einzunehmen, und bat ihn, Alles so anzuführen, wie er es für gut finde; er wolle sich in nichts mehr mengen. Nun ging Vieilleville auf seiner Seite die Tranchen an, ließ Artillerie von Metz kommen, und schon den dritten Tag wurde das kleine Thürmchen zusammengeschossen; den sechsten wagte man einen Generalssturm, Vieilleville an der Spitze; allein er wurde abgeschlagen, und es blieben viele Leute dabei, unter andern auch Hans Klauer. Vieillevillen wurde der Kamm oben an seinem Helm weggeschossen; nach einer kurzen Erholung aber nahm er neue Truppen an und setzte den Sturm so heftig fort, daß er mit dreißig Mann in die Stadt drang; Carebbe erschraf darüber und capitulirte sogleich. Die ganze Garnison und alle Einwohner mußten den andern Morgen aus der Stadt ziehen, und es war erbärmlich anzusehen, wie Greise, Väter und Kinder, Kranke und Verwundete, ihre Heimath verließen. Jedermann hatte Webauern mit ihnen; nur der Herzog von Guise blieb hart dabei. In Thionville wurden nun französische Unterthanen gesetzt, an welche die Häuser verkauft wurden; das daraus gelöste Geld stellte Vieilleville theils dem königlichen Schatzmeister zu, theils belohnte er damit seine Soldaten, die ihm bei der Belagerung gute Dienste geleistet hatten. Er selbst behielt nichts davon, ob er gleich das größte Recht daran hatte.

Er vermuthete immer, der König von Spanien werde vor Thionville kommen und war fest entschlossen, diese Stadt zu behaupten, indem er es sich zur Ehre rechnete,

gegen einen so mächtigen Monarchen, den Sohn Kaiser Karls V., zu sechten. Allein der König von Spanien zog mit einem beträchtlichen Heer gegen Amiens, der König von Frankreich ihm entgegen und schickte Vieilleville befehlen den Befehl, ihm so viel Truppen als möglich zuzuschicken. Beide Heere, jedes von sechzigtausend Mann, standen jetzt gegen einander; beide Könige wünschten den Frieden, aber keiner wollte die ersten Vorschläge thun.

Vieilleville, der diese Verlegenheit in der Ferne merkte, schickte in der größten Stille und ohne Jemandes Wissen einen sehr kühnen und berebten Mönch zum König von Spanien; dieser mußte ihm, als aus Eingebung Gottes, vom Frieden reden. Er wurde gnädig angehört, und ihm aufgetragen, eben diese Eingebungen dem König von Frankreich vorzutragen, und so wurde die Negociation anfangen, wofür der König Vieilleville den größten Dank schuldig zu seyn glaubte, indem er auch hier durch seine Klugheit aus der Ferne her gewirkt und so vieles Blut gespart habe, das durch eine Schlacht würde vergossen worden seyn.

Nachdem nun der Friede geschlossen worden, wünschte der König Vieilleville zu sprechen, und er wurde beordert, an den Hof zu kommen, wo er sehr gut empfangen wurde; besonders gefiel es der Königin sehr wohl, daß er nach der Belagerung von Thionville unter die deutschen Prinzen und Feldherrn goldene Medaillen vertheilt habe, auf deren einer Seite des Königs und auf der andern Seite der Königin Brustbild vorgestellt war, und dieses Legtere so gleichend, daß auch der berühmteste Künstler im Portraittiren damaliger Zeit, Namens Janet, Dieses geschehen mußte. Der König unterhielt sich oft und viel mit Vieilleville und kam selbst darauf zu reden, daß der Herzog von Guise das Unternehmen auf Luxemburg und die schnelle Eroberung von Thionville gehemmt habe. Auch fragte er nach dem kläglichen Ende des Marschalls Strozzy, wo aber Vieilleville als seiner Hofmann antwortete, daß man hier die Gnade Gottes obwalten lassen müsse, und es nicht schicklich seyn würde, Dieses weiter zu verbreiten. Strozzy war nämlich nahe mit der Königin verwandt. Bei dieser Gelegenheit bekam Vieilleville das Brevet als Marschall von Frankreich, und der König machte ihm den Vorwurf, warum er ihn nicht sogleich um diese Charge geschrieben habe, als Strozzy gestorben, wo er sie dann gewiß ihm und nicht dem Herrn von Thermes würde gegeben haben. Vieilleville antwortete darauf: daß er seinem Könige nicht zugemuthet hätte, solange der Feldzug dauerte, diese Charge zu besetzen, indem Alle, die darauf Anspruch machten, um sie zu verdienen, sich hervorthun, hingegen von der Armee abgehen würden, wenn die Ernennung geschehen sey; wie Dies auch wirklich nach der Ernennung des Herrn von Thermes der Fall war, wo zehn bis zwölf Große mit beinahe zweitausend Pferden die Armee verließen.

Der König wünschte, daß Vieilleville den Friedensunterhandlungen mit Spanien in Chateau Cambresis beiwohnte, welches er auch that; und er brachte es durch seine weisen Rathschläge in Kurzem so weit, daß sie den 7. April 1559 abgeschlossen waren, mit welcher Nachricht er selbst an den König geschickt wurde. Der König erklärte bei dieser Gelegenheit, daß Frankreich und ganz Europa, nach Gott, diesen Frieden Niemand als ihm schuldig sey, denn durch den Mönch habe er den ersten Anstoß geben lassen. Der Schatzmeister mußte vierzehn Säcke, jeden mit tausend Thalern, bringen, wovon der König ihm zehn und seinem Schwiegersohn und Neffen, Espinay und Thesalle, viere schenkte.

Kurz darauf trafen die spanischen Gesandten in Paris ein; es befanden sich dabei außer dem Herzog von Alba fünfzehn bis zwanzig Prinzen, denen einen ganzen

Monat lang große Feten gegeben wurden. Während derselben suchte der Cardinal von Lothringen den König zu überreden, eine Sitzung im Parlament zu halten und ein Mercuriale daselbst anzustellen. Es hat Dieses den Namen von dem Mittwoch (Dies Mercurii), weil an diesem Tage sich alle Präsidenten und Rätthe, gegen hundert bis hundertundzwanzig Personen, in einem großen Saal versammeln, um über die Sitten und sowohl öffentliche als Privat-Lebensart dieses Gerichtshofes Untersuchung anzustellen. Der König sollte bei einer solchen Gelegenheit durch seinen Generalprocurator vortragen lassen, daß unter ihrem Corps Manche sich befänden, deren Glauben verdächtig sey, und die der falschen Lehre Luthers anhängen; man könne es schon daraus schließen, daß Alle, die der Kegerrei beschuldigt würden, losgesprochen, und kein Einziger zum Tode verdammt würde. „Und sollte Dieses,“ setzte der Cardinal hinzu, „auch nur dazu dienen, dem König von Spanien zu zeigen, daß Ew. Majestät fest am Glauben halten, und daß Sie in Ihrem Königreiche nichts dulden wollen, was Ihrem Titel als Allchristlicher König entgegen ist. Es würde den Prinzen und Großen Spaniens, die den Herzog von Alba hieher begleitet haben, um die Heirath ihres Königs mit Ew. Majestät Tochter zu feiern, ein sehr erbauliches Schauspiel seyn, ein halbes Duzend Parlamentsräthe auf öffentlichem Platz als lutherische Keger verbrennen zu sehen.“ Der König verstand sich zu einer solchen Sitzung und bestimmte sie gleich auf den andern Tag.

Vieilleville, der als erster Kammerjunfer in des Königs Kammer schloß, sagte der König, was er vor habe, worauf jener antwortete, daß der Cardinal und die Bischöfe Dieses wohl thun könnten, für Ew. Majestät schicke es sich aber nicht; man müsse den Priestern überlassen, was nur eine Priesterfache sey. Da der König deßungeachtet bei seinem Vorhaben blieb, erzählte ihm Vieilleville, was einmals zwischen König Ludwig XI. und dem Marschall von Frankreich, Johann Nouault, vorgefallen. Ludwig XI., bei welchem der Bischof von Angiers sehr in Gnaden stand, befahl diesem, nach Lyon zu gehen und die sechstaufend Italiener in Empfang zu nehmen, die man ihm als Hülfstruppen zuschickte. Der Marschall, der zugegen war und es übel aufnahm, daß man nicht an ihn dachte, stellte sich gleich darauf dem König mit dreißig bis fünfzig Exzellenen gestieft und gezwornt vor und fragte ganz trotzig, ob Ew. Majestät nichts nach Angiers zu befehlen habe? Der König fragte, was ihn so schnell und unvermuthet dahin führe? Der Marschall antwortete, daß er dort ein Capitel zu halten und Priester einzusetzen habe, indem er ebensovohl den Bischof vorstellen könne, als der Bischof den General vorstelle. Der König schämte sich darüber, daß er die Ordnung so umgekehrt, ließ den Bischof, der schon auf der Reise war, wieder zurückrufen und schickte den Marschall nach Lyon. Eben so, fuhr Vieilleville fort, müßte der Cardinal, wenn Ew. Majestät die Geschäfte eines Theologen oder Inquisitors versähen, uns Soldaten lehren, wie man die Lanze bei Turnieren fällt, wie man zu Pferde sitzen muß, wie man salutirt und rechts und links ausbeugt. Ueberdies wollten Ew. Majestät die Freude mit der Traurigkeit paaren? Denn Letzteres würde der Fall seyn, wenn solche blutige Hinrichtungen während der Hochzeitsfeierlichkeiten vorfielen.

Der König nahm sich darauf vor, nicht hinzugehen. Der Cardinal erfuhr es sogleich, und, da er in der Nacht den König nicht sprechen konnte, versammelte er die ganze Geistlichkeit den andern Morgen mit dem Frühesten bei dem König und machte ihm die Sölle so heiß, daß er glaubte, schon verdammt zu seyn, wenn er nicht

hinginge, und der Zug setzte sich sogleich in Marsch. Bei der Eizung selbst vertheidigte einer der angeklagten Rätke, Anne du Bourg, seine Religion mit solchem Eifer und Befähigkeit, daß der König sehr aufgebracht wurde; auch hörte er, als er die Straßen zurückging, vieles Murren, so daß er nachher gestand, wie es ihn sehr gereue, den Rath des Vieilleville nicht befolgt zu haben.

Den ersten Junius 1559 eröffnete der König das große Turnier, mit welchem die Vermählung der Prinzessin Elisabeth mit Philipp II. gefeiert wurde, und die Spanier zeigten sich bei dieser Gelegenheit besonders ungeschickt. Vieilleville hob einen Spanier, der gegen ihn rannte, aus dem Sattel und warf ihn über die Schranken mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Geschicklichkeit. Um einigermaßen von diesen körperlichen Anstrengungen in den Turnieren auszurufen, ging die Hochzeit der Madame Elisabeth mit dem König von Spanien, in dessen Namen der Herzog von Alba sie beirathete, vor. Die frielichen Feierlichkeiten dauerten gegen acht Tage; der König brach sie ab, weil er leidenschaftlich das Tourieren liebte und dieses wieder anfangen wollte.

Vieilleville rieth dem König davon ab, indem sich die französische Noblesse schon hinreichend gereizt hätte, es jetzt auch Zeit sey, an die Hochzeit des Herzogs von Savoyen mit Madame Margaretha, seiner Schwester, zu denken. Der König antwortete darauf, daß erst gegen Ende des Julius Alles dazu bereit seyn könne, indem er Piemont, Savoyen und mehrere andere Besitzungen bei dieser Gelegenheit abtreten wolle. Vieilleville war ganz erstaunt darüber und sagte dem König offenherzig, wie er nicht begreifen könne, wegen einer Heirath Länder wegzugeben, die Frankreich mehr als vierzig Millionen und hunderttausend Menschen gekostet hätten. Einer königlichen Prinzessin gebe man höchstens hundert und fünfzigtausend Taler mit, und wenn auch Madame Margaretha ihr Leben in einer Abtei endigte, so würde Dieses nicht der erste und letzte Fall bei einer königlichen Prinzessin seyn, die ohnedem schon vierzig Jahr alt sey. Der Connetable, der dieses Alles statt seiner Ranzien verhandelt, übe sein Recht wohl aus, denn man sage gewöhnlich, daß in einer großen Noth ein Connetable den dritten Theil vom Königreich verpfänden dürfe.

Auf diese und mehrere Vorstellungen vermünchte der König die Stunde, daß er nicht mit Vieillevillen von dieser Sache gesprochen, und es sey jetzt zu spät; er würde sich aber an den Connetable halten, der ihn zu diesen Schritten verleitet habe. Kurz darauf trat ein Edelmann herein und brachte dem König die abgeschlossenen Artikel, worin bemerkt war, daß Frankreich das Marquisat Saluzzo behielte. Als der König Dieses gelesen hatte, theilte er die Nachricht sogleich Vieillevillen mit, mit der Aeußerung, daß sein Vater Unrecht gehabt, einen Fürsten seiner Länder zu berauben, und daß er als guter Christ, und um die Seele seines Vaters zu retten die Länder dem Herzog von Savoyen gern herausgäbe. Wie Vieilleville sah, daß der König hier die Brömmigkeit und das Christenthum ins Spiel brachte und seinen Vater sogar der Tyrannei beschuldigte, schwieg er, und es reute ihn, nur so viel gesagt zu haben.

Den letzten Junius 1559 wurde des Morgens ein großes Turnier auf den Nachmittag angefangen. Nach der Tafel zog sich der König aus und befahl Vieillevillen, ihm die Waffen anzulegen, obgleich der Oberstallmeister von Frankreich, dem dieses Geschäft zukam, zugegen war. Als Vieilleville ihm den Helm aufsetzte, konnte er sich nicht enthalten zu seufzen und zu sagen, daß er nie etwas mit mehr Widerwillen gethan. Der König hatte nicht Zeit, ihn um die Ursache zu fragen, denn während

Demtrat der Herzog von Savoyen herein. Das Turnier fing an. Der König brach die erste Lanze mit dem Herzog, die zweite mit dem Herrn von Guise, endlich kam zum Dritten der Graf von Montgomery, ein großer, aber steifer junger Mensch, der seines Vaters, des Grafen von Sorges und Capitains von der Garde, Lieutenant war. Es war die letzte, die der König zu brechen hatte. Beide treffen mit vieler Geschicklichkeit auf einander, und die Lanzen brechen. Jetzt will Vieilleville des Königs Stelle einnehmen; allein dieser bittet ihn, noch einen Gang mit Montgomery zu machen, denn er behauptete, er müsse Revanche haben, indem er ihn wenigstens aus dem Bügel gebracht habe. Vieilleville suchte den König davon abzubringen, allein er bestand darauf. Nun, Sire, rief Vieilleville aus, ich schwöre bei Gott, daß ich drei Nächte hindurch geträumt habe, daß Eurer Majestät heute ein Unglück zustößen, und dieser letzte Junius Ihnen fatal seyn wird. Auch Montgomery entschuldigte sich, daß es gegen die Regel sey; allein der König befahl es ihm, und nun nahm er die Lanze. Beide stießen jetzt wieder auf einander und brachen mit großer Geschicklichkeit ihre Lanzen. Montgomery aber warf ungeschickter Weise den gesplitterten Schaft nicht aus der Hand, wie es gewöhnlich ist, und traf damit im Moment den König an den Kopf gerade in das Visir, so daß der Stoß in die Höhe ging und das Auge traf. Der König ließ die Zügel fallen und hielt sich am Hals des Pferdes; dieses rannte bis ans Ziel, wo die zwei ersten Stallmeister, dem Gebrauch gemäß, hielten und das Pferd auffingen. Sie nahmen ihm den Helm herunter, und er sagte mit schwacher Stimme, er sey des Todes. Alle Wundärzte kamen zusammen, um den Ort des Wundes zu treffen, wo die Splitter stecken geblieben; aber sie konnten ihn nicht finden, obgleich vier zum Tode verurtheilten Wissethären die Köpfe abgeschlagen wurden, Versuche daran anzustellen, indem man Lanzen daran abstieß.

Den vierten Tag kam der König wieder zu sich und ließ die Königin rufen, der er auftrug, die Hochzeit doch sogleich vollführen zu lassen und Vieillevillen, der schon das Brevet als Marschall von Frankreich hatte, wirklich dazu zu machen. Die Hochzeit ging traurig vor sich, der König hatte schon die Sprache verloren, und den Tag darauf, den 10. Julius 1559, gab er den Geist auf. Vieilleville verlor an ihm einen Herrn, der ihn über Alles schätzte und ihn sogar zum Connetable einst würde ernannt haben, wie er sich schon hatte verlauten lassen. In den letzten Zeiten hatte er ihm, um ihn immer um sich zu haben, sein Departement von Weg abgenommen und es dem Herrn von Gypnay gegeben; Vieilleville aber war Gouverneur von Isle de France geworden.

Die unrechtmäßige Gewalt, deren sich die Guisen nach dem Tode Heinrichs II. anmaßten, verursachte die bekannte Verschwörung von Amboise. Ein gewisser la Regnaudie versicherte sich dreißig erfahrner Capitains und legte um den Aufenthalt des jungen Königs fünf-hundert Pferde und vieles Fußvolk herum, in der Absicht, die Guisen gefangen zu nehmen und dem König seine Freiheit zu geben. Es wurde Dieses auch am Hofe bekannt, und die Nachricht beunruhigte den König und die Guisen sehr. Vieilleville sollte an dieses Corps geschickt werden, um sie zu fragen, ob sie die Franzosen um den Ruhm und die Ehre bringen wollten, unter allen Nationen ihrem Fürsten am Treusten und Gehorsamsten zu seyn? Dieser Auftrag setzte Vieillevillen in einige Verlegenheit. Er selbst war von der widerrechtlich angemachten Gewalt der Guisen überzeugt und wollte sich zu einer Gesandtschaft nicht brauchen lassen, wo er gegen seine Ueberzeugung reden mußte; durch eine seine

Wendung überhob er sich derselben, indem er dem König antwortete: „Da der Fehler dieses Corps, an das Gw. Majestät mir die Ehre anthon wollen mich zu schicken, so groß ist, daß es eine wahre Rebellion genannt werden kann, so würden sie mir nicht glauben, wenn ich ihnen Verzeihung verkündigte. Es muß Dieses ein Prinz thun, damit sie versichert sind, es sey Dieses ein königliches Wort, das Eure Majestät schon um Dessen willen, der es überbracht hat, nicht zurücknehmen werden.“

Vieilleville hatte richtig geurtheilt; er wurde mit diesem Auftrag verschont, und der Herzog von Nemours, der an die Rebellen geschickt wurde, hatte den Verbruch, daß die fünfzehn Edelleute, die auf des Königs und sein Wort ihm gefolgt waren, sogleich gefangen und in Fesseln geworfen wurden. Auf alle Beschwerden, welche der Herzog deshalb vorbrachte, antwortete der Kanzler Olivier immer, daß kein König gehalten sey, sein Wort gegen Rebellen zu halten. Diese fünfzehn Edelleute wurden durch verschiedene Todesarten hingerichtet, und sie beschwerten sich alle nicht sowohl über ihren Tod, als über die Treulosigkeit des Herzogs von Nemours. Einer von ihnen, ein Herr von Castelnau, warf ihm sogar diese Wortbrüchigkeit noch auf dem Schaffot vor, tauchte seine Hände in das rauchende Blut seiner so eben hingerichteten Kameraden, erhob sie gen Himmel und hielt eine Rede, die Alle bewegte und bis zu Thränen rührte. Der Kanzler Olivier selbst, der sie zum Tode verdammt hatte, wurde so sehr dadurch betroffen, daß er krank nach Hause kam und einige Tage darauf starb. Kurz vor seinem Ende besuchte ihn der Cardinal von Retz selbst, dem er, als er wegging, nachrief: „Verdammter Cardinal, dich bringst du um die Seligen und uns mit dir!“

Gingegen konnte Vieilleville den Auftrag nicht aus schlagen, nach Orleans zu gehen, um hier den Rest der Verschwornen zu zerstreuen. Er that Dieses mit so viel Klugheit und Eifer, daß es ihm gelang, sechshundert Mann zu überfallen und niederzumachen. Die Gefangenen, worunter der Capitain war, ließ er aber los, weil es ihm unmenschlich schien, Leute von Ehre, die ihren Dienst als brave Soldaten verrichteten, eines schmachlichen Todes sterben zu lassen, welche Strafe ihnen gewiß war, wenn er sie würde eingeliefert haben.

Dieses glücklich ausgeführte Unternehmen setzte Vieilleville in große Gunst bei dem König und den Guisen. Es wurde ihm kurz darauf eine andere Expedition nach Rouen aufgetragen, wo die Reformirten unruhig gewesen waren. Er hatte fürchterliche Instructionen dabei erhalten, denn ihm stand es frei, nicht nur Die umbringen zu lassen, die bei diesem Aufstand die Waffen genommen, sondern auch sogar Die, die ein Wohlgefallen daran gehabt. Vieilleville, der sieben Compagnien Gens d'armes bei sich hatte, ließ den größten Theil seiner Leute zurück und kam nach Rouen nur mit hundert Edel-leuten, entwaffnete sogleich die Bürgerschaft, ließ ohne Ansehen der Religion dreißig der Hauptrebellengreifen und ihnen den Proceß machen, befahl aber ausdrücklich, daß man in dem Urtheil nichts von der Religion sagen, sondern sie nur als Rebellen gegen den König verdammen sollte. Auf diese Art stellte Vieilleville die Ruhe her und schonte den Parteigeist, der ohne Zweifel noch lauter würde erwacht seyn, wenn er nur die Reformirten bestraft hätte.

Der Hof hielt sich in Lyons auf, als er wieder zurückkam, und eben damals war der Prinz von Conde, Bruder des Königs von Navarra, gefangen genommen worden. Um Vieilleville zu prüfen, was er darüber dachte, befahl ihm der König, den Prinzen zu besuchen. Vieilleville war aber schlaue genug, Dieses zu merken, und sagte, daß er um das Leben nicht hingehen würde,

denn er habe einen natürlichen Abscheu gegen alle Ruhestörer. Zugleich rief er aber dem König, den Prinzen nur in die Bastille zu schicken, indem es Er. Majestät zum großen Vorwurf gereichen würde, einen Prinzen von Geblüt, wenn er dem König nicht nach dem Leben gestrebt, hinrichten zu lassen. Der König nahm diesen Rath sehr wohl auf und gestand nachher Vieilleville selbst, daß er ihn auf die Probe gesetzt habe.

Die Uneinigkeiten zwischen dem König von Navarra auf der einen Seite und dem König und den Guisen auf der andern wurden indeß immer größer; der König von Navarra wurde am Hofe mit einer Geringschätzung behandelt, die Jedermann, nur die Guisen nicht, bewegte. Vieilleville forderte in diesen Zeiten die Erlaubniß, in sein Gouvernement zurückzukehren; allein besonders die Königin drang darauf, daß er bleibe. Man wollte ihn in diesen kritischen Zeiten am Hofe haben, um seine Rathschläge, die immer sehr weise waren, zu benutzen, und dann hatte man ihn auch ansersehen, nach Deutschland zu reisen, um den mit dem König verbündeten Kurfürsten und Fürsten des Reichs die Verhältnisse mit dem König von Navarra und seinem Bruder vorzustellen, damit der Hof nicht im unrechten Lichte erschiene.

Allein diesen Uneinigkeiten machte der Tod Königs Franz II. ein Ende, der den 5. December 1560 erfolgte. Jetzt wendete sich Alles an den König von Navarra, und selbst die Königin, die als Vermittlerin des jungen sechzehnjährigen Königs Karls IX. mitregierte, ernannte denselben zum Generallieutenant des Reichs. Eine weise Maßregel, um die verschiedenen Religionsparteien, die sehr unruhig zu werden angingen, zufrieden zu stellen. Vieilleville hatte sie der Königin angerathen. Beide Guisen entfernten sich bei diesen ihnen ungünstigen Umständen; der Cardinal ging auf seine Abtei und der Herzog nach Paris, wo er viele Anhänger hatte. Hier schmiedete er mit seinen Anhängern, dem Connetable von Montmorency, dem Marschall von St. André und Andern, seine Pläne, die Lutheraner zu vertilgen; und Dieses ist die Quelle, aus der alle Unruhen entstanden, die hernach das Königreich verwüsteten. Da jetzt Vieilleville sah, daß der König von Navarra und die Königin gut mit einander standen, drang er darauf, in sein Gouvernement zurückzukehren, welches man ihm auch endlich verstattete. Er war aber nicht lange in Weg, so wurde er vor vielen Andern ansersehen, nach Deutschland als außerordentlicher Gesandter zu gehen, um dem Kaiser und den Fürsten die Thronbesteigung des jungen Königs bekannt zu machen.

Vieilleville unternahm sogleich die Reise in Begleitung von sechzig Pferden. Zuerst begab er sich zum Kurfürsten von Baiern nach Heideberg, von da nach Stuttgart zum Herzog von Württemberg, dann nach Augsburg und von dieser Stadt nach Weimar, wo Vieilleville vom Herzog Johann Friedrich und Johann Wilhelm sehr wohl empfangen wurde. Er überbrachte ihnen ihre Pension, welche Heinrich II. ihnen als Nachkömmlingen Karls des Großen zugesichert hatte, Jedem zu viertausend Thalern jährlich. Von Weimar reiste Vieilleville nach Ulm; von da wollte er nach Rassel, allein man widerrieth es ihm, weil die Wege so gar schlecht wären. Von Wien ging er nach Frankfurt, von da nach Prag und von Prag, nach einer seltsamen Reiseroute, nach Mainz und nun wieder über Koblenz, Trier nach Metz.

Überall wurde Vieilleville mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und besonders wohl ging es ihm in Wien. Gleich bei der ersten Audienz beim Kaiser,

Ferdinand I., sagte dieser: „Seyen Sie mir willkommen, Herr von Vieilleville, ob Sie mir gleich Ihr Gouvernement von Metz und die übrigen Reichsstädte, welche Frankreich dem deutschen Reich entzog, nicht überbringen; ich hoffe lange, Sie zu sehen.“ Der Kaiser nahm ihn sogleich mit in sein Zimmer, wo sie zwei Stunden ganz allein bei einander waren. Bei dieser Gelegenheit wunderte sich Vieilleville, daß sie ganz allein ins Zimmer kamen, indem es in Frankreich ganz anders war, wo die Franzosen ihrem Herrn fast die Füße abtreten, um überall in Menge hinzukommen, wo er hingeht. Vieilleville bemerkte ferner, und Dieses sogar gegen den Kaiser, wie es ihn befremdete, nach Wien gekommen zu seyn mit fünfzig bis sechzig Pferden und von Niemand befragt zu werden, woher er käme, oder wer er wäre; wie gefährlich Dieses sey, da ein Pascha nur dreißig Stunden von der Stadt liege. Der Kaiser befahl sogleich, an jedes Thor starke Wachen zu legen; doch schränkte er den Befehl auf Anrathen Vieilleville's, um den Pascha nicht aufmerksam zu machen, darauf ein, auf dem höchsten Thurm einen Wächter zu setzen, der immer auf jene Gegend Acht geben und jede Veränderung mit einigen Schlägen an der Glocke anzeigen sollte. Der Kaiser wollte, daß Dieses Vieilleville's Wache ihm zu Ehren auf immer heißen sollte. Bei einem großen Diner, welches der Kaiser gab, sah Vieilleville die Prinzessin Elisabeth, des römischen Königs Maximilians Tochter und Niece des Kaisers. Ihm fiel sogleich der Gedanke bei, daß diese schöne Prinzessin der König, sein Herr, zur Gemahlin wählen solle, und er nahm es auf seine Gefahr, nach aufgehobener Tafel mit dem Kaiser davon zu sprechen, dem dieser Antrag sehr gefiel, und den auch der König von Frankreich mit vielen Freuden, als Vieilleville bei seiner Rückkehr nach Frankreich davon sprach, annahm.

Vieilleville war jetzt wieder in Metz angelangt und gedachte einige Tage auszuruhen, als ein Courier vom Hof kam, der ihm Nachricht brachte, daß er nach England als Gefangener würde gehen müssen. Er reiste sogleich nach Paris ab, und hier erhielt er bald seine Abfertigung, um übers Meer zu gehen. Die Absicht seiner Reise war hauptsächlich, dem Cardinal von Chatillon entgegen zu arbeiten, der bei der Königin Elisabeth für die Hugonotten unterhandeln wollte. Vieilleville wußte es bei der Königin, die im Anfange sehr gegen seinen Antrag war, so gut einzuleiten, daß, als der Cardinal von Chatillon nach London kam, er zu seiner Audienz bei der Königin vorgelassen wurde. Indessen wurden die Unruhen in Frankreich immer größer, der Prinz von Condé belagerte Paris, er mußte jedoch diese Belagerung bald aufgeben, und kurz darauf fiel die Schlacht von Dreux vor, wo der Herzog von Guise den schon siegenden Prinzen völlig aufs Haupt schlug. Der Marschall von St. André hatte die Avantgarde des Königs commandirt, war zu dem Herzog von Guise gestoßen und verfolgte nur mit vierzig oder fünfzig Pferden die Flüchtlinge. St. André stieß auf einen Capitain der leichten Cavallerie, Namens Bobigny, der mit einem Trupp davon floh. Man ruft sich einander an, der Marschall antwortet zuerst und nennt sich. Bobigny fällt über seine Truppen her, macht sie nieder und nimmt den Marschall gefangen. Dieser Capitain war ehemals in des Marschalls Diensten gewesen, hatte aber einen Stallmeister erschossen. St. André ließ ihm den Proceß machen und ihn, da er nach Deutschland ausgewichen war, im Wildniß aufhängen. Jetzt bat der Marschall, ihn nach Kriegsgebrauch zu behandeln und das Vergangene zu vergessen. Indessen entwaffnete Bobigny den Marschall und ließ sich sein Wort geben, bei ihm als Gefangener zu bleiben. So ritten sie fort,

als der Prinz von Porcian von der Condé'schen Partei kam, diesen Gefangenen sah und ihm die Hand gab. Der Marschall bot sich ihm sogleich als Gefangener an, und der Prinz suchte ihn den Händen Bobigny's zu entziehen. Allein dieser setzte sich zur Wehr, und, da Alles darüber schrie, wie Dieses ungerecht sey, daß ein Prinz einem Eeringern seinen Vortheil rauben wollte, ließ Porcian davon ab. Kaum war Bobigny tausend oder zwölfhundert Schritte vom Prinzen entfernt, so wendete er sich zu dem Marschall mit den Worten: „Du hast mir durch deine schlechte Denkungsart zu erkennen gegeben, wie ich dir nicht trauen kann; du hast dein Wort gebrochen. Du wirst mich ruiniren, wenn du wieder los kommst. Du hast mich im Bild hängen lassen, mein Vermögen eingezogen und es deinen Bedienten gegeben; du hast mein ganzes Haus ruinirt. Die Stunde ist gekommen, wo dich Gottes Urtheil trifft,“ und hiemit schoß er dem Marschall eine Kugel vor den Kopf. Die Nachricht vom Tod eines Marschalls von Frankreich trübte in Paris den Sieg der Katholiken ein wenig, besonders war Vieilleville untröstlich darüber. Es wurde ihm sogleich das Brevet eines Marschalls von Frankreich überbracht, er wies es aber ab. Der Cansler von Frankreich selbst begab sich zu ihm; mehrere Prinzen baten ihn, die Stelle anzunehmen, er schlug es aus. Er wollte nicht einer Person in ihrer Stelle folgen, die er so über Alles geliebt hatte. Der König, entrüstet über dieses Ausschlagen, ging selbst zu Vieilleville; er fand ihn trostlos auf dem Bette liegen und befahl ihm, den Marschallstab anzunehmen. Vieilleville, gerührt über diese Gnade, konnte sich nicht länger weigern; er fiel seinem König zu Füßen und empfing aus seinen Händen das Brevet.

Einige Zeit nachher wurde Vieilleville nach Rouen geschickt, weil man nicht genug Zutrauen in die Fähigkeiten des dortigen Commandanten, Herrn von Villebon, setzte, und doch zu besorgen war, daß der Admiral Coligny auf diese Stadt losgehen möchte. Dieser Villebon war zwar ein Verwandter von Vieilleville; allein er führte sich sehr unfreundschaftlich gegen ihn auf und unterließ bei jeder Gelegenheit, seine Schuldigkeit zu thun. Folgende Gelegenheit gab zu ernstern Ausritten Anlaß.

Man hatte in Rouen eine Magistratsperson, reformirter Religion, entdeckt, die sich heimlich in die Stadt zu schleichen und vergrabenes Geld wegzubringen gewußt hatte. Dieses wurde entdeckt, und der Gouverneur Villebon ließ diesen Mann auf öffentlicher Straßte niedermachen und seinen Körper zum allgemeinen Aergerniß mißhandelt da liegen. Niemand traute sich, ihn, als einen Keger, anzurühren. Vieilleville erfuhr Dieses, war sehr darüber aufgebracht und befahl sogleich, ihn zur Erde zu bestatten. Das Geld, welches Versteckbraud bei sich gehabt hatte, war bei dem Gouverneur verschwunden; Villebon, dem nicht wohl zu Muth war, schickte eine seiner Creaturen, einen Parlamentsrath, zu dem Marschall, um zu ersuchen, was Vieilleville wohl wegen des Geldes im Sinn hätte. Kaum war dieser aber vor den Marschall gekommen, als er ihn so hart anließ, daß er vor Wuth weinte, und, als er sich auf seine Parlamentsstelle berief, wollte ihn Vieilleville sogar zum Fenster hinauswerfen lassen. Dieser Rath ging darauf zu Villebon und sagte ihm, daß der Marschall von ihm gesagt habe, wie er unwürdig wäre, Commandant der Stadt zu seyn. Villebon, aufgebracht über diese falsche Nachricht, ging fünf oder sechs Tage nicht zu Vieilleville. Sie sahen sich endlich in der Kirche, grüßten einander, und der Marschall nimmt ihn zum Essen mit nach Hause. Nach Tische säugt Villebon von der Sache an; der Marschall sah

noch und bat ihn, die Sache ruhen zu lassen. Villebon aber ward hitzig, sagt, daß alle Die, welche behauptet, er sey seiner Stelle unwürdig, in ihren Hals hinein gelogen. Der Marschall springt darüber auf und gibt ihm einen Stoß, daß er ohne den Tisch zur Erde gestürzt wäre. Villebon zieht den Degen, der Marschall den seinigen. In dem Augenblick fliegt die Hand von Villebon und ein Stück des Arms zu Boden. Alles war erschauert, Villebon fiel zur Erde nieder, man brachte ihn fort. Vieilleville erlaubte nicht, daß man die Hand fort trug. „Hier soll sie liegen bleiben, denn sie hat mir in den Bart gegriffen.“

Indeß verbreitete sich das Gerücht, der Gouverneur sey so zugerichtet worden, weil er ein Feind der Huguenotten sey; das Volk läuft zu den Waffen und belagerte den Ort, wo Vieilleville wohnte. Dieser hatte aber schon vorläufig Anstalten getroffen. Alle, die hereinkommen wollten, wurden gut empfangen, und ihrer viele getödtet. Und, da endlich auch ein großer Theil der Soldaten in Rouen auf die Seite des Marschalls trat und zur Hilfe herbei marschirte, zerstreute sich bald Alles, obgleich noch viele Versuche gemacht wurden, die Belagerung aufs Neue anzufangen. Nach und nach kam die Cavallerie an, die vor Rouen auf den Törfern lag, und so wurde Alles ruhig. Terceraun fürchtete sich jetzt vor dem Zorn und der Rache des Marschalls. Er verzog aber Allen und stellte die Ruhe vollkommen wieder her.

Der König erhielt Nachricht, daß die deutschen Fürsten auf Metz losgehen wollten, und beordnete daher den Marschall, sich in sein Gouvernement zu begeben. Als er dahin kam, fand er diese Nachricht auch wirklich in so weit bestätigt, daß die Fürsten, als sie gehört, Vieilleville sey in der Unruhe von Rouen getödtet worden, beschloßen, vierzigtausend zu Fuß und zwanzigtausend Reiter aufzubringen und die Städte Toul, Verdun und Metz, die unter Karl V. vom Reich abgerissen worden, wieder zu erobern. Dieser Plan sey aber aufgehoben worden, als sie gehört, daß Vieilleville noch am Leben sey und in sein Gouvernement zurückkehren werde.

Vieilleville fand sich einige Zeit nachher auf Befehl des Königs bei der Belagerung von Havre de Grace ein, die der alte Comte de Montmorency commandirte, und auch hier, ob er gleich von der Familie Montmorency mit neidischen Augen angesehen wurde, leistete er so gute Dienste, daß diese Stadt in etlichen Wochen überging. Bei den neuen unruhigen Projecten, die der Comte de Montmorency, und die des Königs Gegenwart in Paris ersforderten, um sie zu dämpfen, betrug Vieilleville sich mit so viel Muth, Standhaftigkeit und Klugheit, daß ihn der König nicht mehr von sich lassen wollte, ja sogar ihm, als der Comte de Montmorency in der Schlacht von St. Denis gegen den Prinzen von Condé geblieben war, diese hohe Stelle übertrug: Dieses geschah im großen Rath. Vieilleville stand von seinem Stuhl auf, ließ sich auf ein Knie vor dem König nieder und — schlug diese Gnade auf eine so uneigennützig, kluge und feine Art aus, daß er alle Herzen gewann. Kurz darauf wurde Vieilleville, nachdem er St. Jean d'Angely, welches ein Capitain vom Prinzen Condé sehr tapfer vertheidigt, eingenommen, und wobei der Gouverneur von Bretagne geblieben war, mit diesem Gouvernement belohnt, eine Stelle, die ihm sehr viel Freude machte, da er zugleich die Erlaubniß erhielt, den einen seiner Schwiegersöhne, d'Espinau, zu seinem Generallicutenant in Bretagne und den andern, Duilly, als Gouverneur von Metz zu ernennen. Kaum war alles Dieses vor sich gegangen, und der König zurückgekehrt, als der Herzog von Montpensier mit großem Ungestüm als Prinz von Orléans das Gouvernement von Bretagne forderte. Der König schlug es ihm ab, der Herzog forderte noch ungestümmer und weinte

endlich sogar, welches ihm als einem Mann von Stande von vierzig bis fünfzig Jahren gar wunderbar stand. Der König weiß sich nicht mehr zu helfen und schickt an Vieilleville eine vertraute Person ab, die Sache vorzutragen, wie sie war. Vieilleville war sogleich geneigt, seine Stelle in die Hände des Königs niederzulegen. „Es ist mir nur leid,“ sagte er bloß, „daß ein so tapferrer Prinz sich der Waffen eines Weibes bedient hat, um zu seinem Zweck zu gelangen und mir mein Glück zu rauben.“ Ingleich schickte ihm der König zehntausend Thaler als Geschenk, die er aber durchaus nicht annehmen wollte, und, als ihm endlich ein Billet des Königs vorgezeigt wurde, worin ihm mit Ungnade gedroht wurde, wenn er es nicht thun wollte, theilte er die Summe unter seine beiden Schwiegersöhne, die auch ihre Hoffnungen verloren.

Der beste Staatsrath, den Vieilleville seinem König leistete, war bei Gelegenheit einer Gesandtschaft an die Schweizer-Cantons, mit welchen er ein Bündniß schloß, das vorthellhafter war, als alle vorhergehende. In seinem Schloß Duretal, wo er sich in den letzten Zeiten seines Lebens aufhielt, besuchte ihn oft Karl IX., der einmal einen ganzen Monat da blieb und sich mit der Jagd bei ihm beunigte. Dieses Verhältniß mit dem König und die ausgezeichnete Gnade, deren er genoss, erregten ihm Feinde und Neider.

Er bekam eines Tages Gicht, und dieses wirkte so heftig, daß er in zwölf Stunden starb. Der König mit seiner Mutter war eben in Vieilleville's Schloß und sehr betreten über diesen Todesfall.

So starb den letzten November 1574 ein Mann, der ein wahrer Vater des Volks, eine Stütze der Gerechtigkeit und Gesetzgeber in der Kriegskunst war. Nach ihm brachen Narben jeder Art erst aus. Den Ruhestörern war er durch seinen Muth, durch seine Klugheit und seine Gerechtigkeitstheile und durch sein Ansehen in dem Weg gestanden; darum brachten sie ihn aus der Welt.

Vorrede zu der Geschichte des Malteserordens nach Vertot von H. U. bearbeitet.

Bera 1792.

Der Tempelorden glänzte und verschwand wie ein Meteor in der Weltgeschichte: der Orden der Johanniter lebt schon sein hiebiges Jahrhundert, und, obgleich von der weltlichen Schaubühne beinahe verschwunden, steht er für den Philosophen der Menschheit für ewige Zeiten als eine merkwürdige Erscheinung da. Zwar droht der Grund einzusinken, auf dem er errichtet worden, und wir blicken jetzt mit mitleidigem Lächeln auf seinen Ursprung hin, der für sein Zeitalter so heilig, so feierlich gewesen. Er selbst aber steht noch, als eine ehwürdige Ruine, auf seinem nie erstiegenen Fels, und, verloren in Bewunderung einer Heldengröße, die nicht mehr ist, bleiben wir wie vor einem umgestürzten Obelisken oder einem Trajanischen Triumphbogen vor ihm stehen.

Zwar wünschen wir uns nicht mit Unrecht dazu Glück, in einem Zeitalter zu leben, wo sein Verdienst, wie jenes, mehr zu erwerben, wo ein Kraftaufwand, ein Heroismus, wie er in jenem Orden sich äußert, eben so überflüssig als unnützlich ist; aber man muß gestehen, daß wir die Ueberlegenheit unserer Zeiten nicht immer mit Bescheidenheit, mit Gerechtigkeit gegen die vergangenen geltend machen. Der verachtende Blick, den wir gewohnt sind auf jene Periode des Aberglaubens, des Fanatismus, der Gedankenknechtschaft zu werfen, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden *Gräber*, als den kleinlichen Triumph der *Schwäche*, die durch

einen unmächtigen Spott die Beschämung rächt, die das höhere Verdienst ihr abnützte. Was wir auch vor jenen finstern Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es doch höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freier Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend, ohne die wir unser besseres Wissen kaum für einen Gewinn rechnen können. Dieselbe Kultur, welche in unserm Gehirn das Feuer eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Mut der Begeisterung in unseren Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreiche Energie des Charakters vernichtet. Die Helden des Mittelalters setzten an einen Wahn, den sie mit Weisheit verwechselten, und eben weil er ihnen Weisheit war, Mut, Leben und Eigenthum; so schlecht ihre Vernunft belehrt war, so heldenmüthig gehorchten sie ihren höchsten Befehlen — und können wir, ihre vereinigten Tugenden, uns wohl rühmen, daß wir an unsere Weisheit nur halb so viel, als sie an ihre Thorheit, wagen?

Was der Verfasser der Einleitung zu nachstehender Geschichte jenem Zeitalter als einen wichtigen Vorzug anrechnet, jene praktische Stärke des Gemüths nämlich, das Feuersteine an das Geseß zu legen und einem bloß idealischen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen, bin ich sehr bereit zu unterschreiben. Derselbe excentrische Flug der Einbildungskraft, der den Geschichtschreiber, den kalten Politiker an jenem Zeitalter irre macht, findet an dem Moralphilosophen einen weit billigeren Richter, ja, nicht selten vielleicht einen Bewunderer. Mitten unter allen Gräueln, welche ein verfinstelter Glaubenseifer begünstigt und heiligt, unter den abgeschmackten Verirrungen der Inquisition, entzückt ihn das erhabene Schauspiel einer über alle Sinnenreize siegenden Ueberzeugung, einer feurig beherzten Vernunftstheorie, welche über jedes noch so mächtige Gefühl ihre Herrschaft behauptet. Waren gleich die Zeiten der Kreuzzüge ein langer, trauriger Stillstand in der Kultur, waren sie sogar ein Rückfall der Europäer in die vorige Wildheit, so war die Menschheit doch offenbar ihrer höchsten Würde nie vorher so nahe gewesen, als sie es damals war — wenn es anders entschieden ist, daß nur die Herrschaft seiner Ideen über seine Gefühle dem Menschen Würde verleiht. Die Willigkeit des Gemüths, sich von übersinnlichen Triebfedern leiten zu lassen, diese notwendige Bedingung unsrer sittlichen Kultur, mußte sich, wie es schien, erst an einem schlechteren Stoffe üben und zur Fertigkeit ausbilden, bis dem guten Willen ein hellerer Verstand zu Hülfe kommen konnte. Aber, daß es gerade dieses edelste aller menschlichen Vermögen ist, welches sich bei jenen wilden Unternehmungen äußert und ausbildet, sühnt den philosophischen Beurtheiler mit allen seinen Geburten eines unmündigen Verstandes, einer geselosen Sinnlichkeit aus, und nur der nahen Beziehung willen, welche der bloß. Entschluß, unter der Fahne des Kreuzes zu streiten, zu der höchsten sittlichen Würde des Menschen hat, vergeht er ihm gern seine abentheuerlichen Mittel und seinen chimärischen Gegenstand.

Von dieser Art sind nun die Glaubenshelden, mit denen uns die nachfolgende Geschichte bekannt macht; ihre Schwachheiten, von glänzenden Tugenden geführt, dürfen sich einer weiseren Nachwelt kühn unter das Auge gestellt wagen. Unter dem Banner des Kreuzes sehen wir die Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben und, indem sie nur einem Kirchengesetze zu dienen glauben, Unwissend die höhern Gebote der Sittlichkeit

befolgen. Suchte doch der Mensch schon seit Jahrtausenden den Gesetzgeber über den Sternen, der in seinem eigenen Busen wohnt — warum blesen Helden es verargen, daß sie die Sanktion einer Menschenpflicht von einem Apostel entlehnen und die allgemeine Verbindlichkeit zur Tugend, so wie den Anspruch auf ihre Würde, an ein Irdenkleid heften? Fühle man noch so sehr das Widersinnige eines Glaubens, der für die Scheingüter einer schwärmenden Einbildungskraft, für leblose Heiligtümer, zu bluten befehlt — wer kann der heroischen Tugend, womit diesem Wahnglauben von den geistlichen Rittern Gehorsam geleistet wird, seine Achtung versagen? Wenn nach vollbrachten Wundern der Tapferkeit, ermattet vom Gefecht mit den Ungläubigen, erschöpft von den Arbeiten eines blutigen Tages, diese Heldenschaar heimkehrt und, anstatt sich die siegreiche Stirn mit dem verdienten Lorbeer zu krönen, ihre ritterlichen Verrichtungen ohne Murren mit dem niedrigen Dienst eines Wärters vertauscht, — wenn diese Löwen im Gefechte hier am Krankenbett eine Geduld, eine Selbstverleugnung, eine Barmherzigkeit üben, die selbst das glänzendste Heldenverdienst verdunkelt, — wenn eben die Hand, welche wenige Stunden zuvor das furchtbare Schwert für die Christenheit führte und den jagenden Pilger durch die Säbel der Feinde geleitete, einem elenden Kranken um Gottes willen die Speise reicht und sich keinem der verächtlichen Dienste entzieht, die unsre verärrtelten Sinne empören — wer, der die Ritter des Spitals zu Jerusalem in dieser Gestalt erblickt, bei diesen Geschäften überrascht, kann sich einer innigen Nahrung erwehren? wer ohne Erstaunen die beharrliche Tapferkeit sehen, mit der sich der kleine Heldenhaufe in Ptolemais, in Rhodus und späterhin auf Malta gegen einen überlegenen Feind vertheidigt? die unerschütterliche Festigkeit seiner beiden Großmeister Ade Ramund La Valette, die gleich bewundernswürdige Willigkeit der Ritter selbst, sich dem Tode zu opfern? Wer liest ohne Erhebung des Gemüths den freiwilligen Untergang jener vierzig Helden im Port St. Elm, ein Beispiel des Gehorsams, das von der gepriesenen Selbstaufopferung der Svartaner bei Thermopyla nur durch die größere Wichtigkeit des Zwecks übertroffen wird! Es ist der christlichen Religion von berühmten Schriftstellern der Vorwurf gemacht worden, daß sie den kriegerischen Muth ihrer Krieger erstickt und das Feuer der Begeisterung ausgelöscht habe. Dieser Vorwurf — wie glänzend wird er durch das Beispiel der Kreuzbeere, durch die glorreichen Thaten des Johanniter- und Templerordens widerlegt! Der Grieche, der Römer kämpfte für seine Existenz, für zeitliche Güter, für das leuchtende Phantom der Weltherrschaft und der Ehre, kämpfte vor den Augen eines dankbaren Vaterlandes, das ihm den Lorbeer für sein Verdienst schon von fern zögerte. — Der Muth jener christlichen Helden entbehrt diese Hülfe und hatte keine andere Nahrung, als sein eigenes unerschöpfliches Feuer.

Aber es ist noch eine andere Rücksicht, aus welcher mir eine Darstellung der äußern und innern Geschichte dieses geistlichen Ritterordens Aufmerksamkeit zu verdienen schien. Dieser Orden nämlich ist zugleich ein politischer Körper, gegründet zu einem eigenthümlichen Zweck, durch besondere Gesetze unterstützt, durch eigenthümliche Bande zusammengehalten. Er entsteht, er bildet sich, er blüht und verblüht, kurz, er eröffnet und beschließt sein ganzes politisches Leben vor unsern Augen. Der Gesichtspunkt, aus welchem der philosophische Beurtheiler jede politische Gesellschaft betrachtet, kann auch auf diesen mündig ritterlichen Staat mit Recht angewendet werden. Die verschiedenen Formen nämlich, in welchen politische Gesellschaften zusammentreten,

erscheinen demselben als eben so viele von der Menschheit (wenn gleich nicht absichtlich) angestellte Versuche, die Wirksamkeit gewisser Bedingungen entweder für einen eigenthümlichen Zweck oder für den gemeinschaftlichen Zweck aller Verbindungen überhaupt zu erwirken. Was kann aber unserer Aufmerksamkeit würdiger seyn, als den Erfolg dieser Versuche zu erfahren, als die Statthaltigkeit oder Unstatthaltigkeit jener Bedingungen für ihre Zwecke an einem belebenden Beispiele dargethan zu sehen? So hat das menschliche Geschlecht in der Folge der Zeiten beinahe alle nur denkbare Bedingungen der gesellschaftlichen Glückseligkeit — wenn gleich nicht in dieser Absicht — durch eigene Erfahrung geprüft; es hat sich, um endlich die zweckmäßigste zu erhaschen, in allen Formen der politischen Gemeinschaft versucht. Für alle diese Staatsorganisationen wird die Weltgeschichte gleichsam in einer pragmatischen Naturgeschichte, welche mit Genauigkeit ausfährt, wie viel oder wie wenig durch diese verschiedenen Principien der Verbindung für das letzte Ziel des gemeinschaftlichen Strebens gewonnen worden ist. Aus einem ähnlichen Gesichtspunkte lassen sich nun auch die souverainen geistlichen Ritterorden betrachten, denen der Religionsfanatismus in den Zeiten der Kreuzzüge die Entstehung gegeben hat. Antriebe, welche sich nie zuvor in dieser Verknüpfung, und zu diesem Zwecke wirksam gezeigt, werden hier zum ersten Mal zur Grundlage eines politischen Körpers genommen, und das Resultat davon ist, was die nachstehende Geschichte dem Leser vor Augen legt. Ein feuriger Rittergeist verbindet sich mit zwangvollen Ordensregeln, Kriegszucht mit Bändel-disciplin, die strenge Selbstverleugnung, welche das Christenthum fordert, mit kühnem Soldatentrog, um gegen den äußern Feind der Religion einen undurchdringlichen Phalanx zu bilden und mit gleichem Heroismus ihren mächtigen Gegnern von innen, dem Stolz und der Ueppigkeit, einen ewigen Krieg zu schwören.

Mührende, erhabene Einsamkeit bezeichnet die Kindheit des Ordens, Glanz und Ehre krönt seine Jugend: aber bald unterliegt auch er dem gemeinen Schicksale der Menschheit. Wohlstand und Macht, natürliche Gefährten der Tapferkeit und Enthaltensamkeit, führen ihn mit beschleunigten Schritten der Verderbnis entgegen. Nicht ohne Wehmuth sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, zu denen ein so schöner Anfang berechtigte; aber dieses Beispiel bekräftigt ihm nur die unumstößliche Wahrheit, daß nichts Bestand hat, was Wahn und Leidenschaft gründete, daß nur die Vernunft für die Ewigkeit baut.

Nach Dem, was ich hier von den Vorzügen dieses Ordens habe berühren können, glaube ich keine weitere Rechtfertigung der Gründe nöthig zu haben, aus denen ich veranlaßt worden bin, das Vertorsche Werk nach einer neuen Bearbeitung zum Druck zu befördern. Ob daselbe auch der Absicht vollkommen entspricht, welche mir bei Empfehlung desselben vor Augen schwebte, wage ich nicht zu behaupten; doch ist es das einzige Werk dieses Inhalts, was einen würdigen Begriff von dem Orden geben und die Aufmerksamkeit des Lesers daran fesseln kann. Der Uebersetzer hat sich, so viel immer möglich, befreit, der Erzählung, welche im Original sehr ins Weichschweife fällt, einen raschern Gang und ein lebhafteres Interesse zu geben; und auch da, wo man an dem Verfasser die Unbefangenheit des Urtheils vermist, wird man die verbessernde Hand des deutschen Bearbeiters nicht verkennen. Daß dieses Buch nicht für den Gelehrten und eben so wenig für die studierende Jugend, sondern für das lesende Publikum, welches sich nicht an der Quelle selbst unterrichten kann, bestimmt ist, braucht wohl nicht gesagt zu werden; und

bei dem Letztern hofft man durch Herausgabe desselben Dank zu verdienen. Die Geschichte selbst wird schon mit dem zweiten Bande beschloffen seyn, da der Orden mit dem Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts die Fülle seines Ruhms erreicht hat und von da an mit schnellen Schritten in eine politische Vergessenheit sinkt.

Vorrede zu dem ersten Theile der merkwürdigen Rechtsfälle nach Pitaval.

Jena 1792.

Unter derjenigen Classe von Schriften, welche eigentlich dazu bestimmt ist, durch die Lesegesellschaften ihren Cirkel zu machen, finden sich, wie man allgemein klagt, so gar wenige, bei denen sich entweder der Kopf oder das Herz der Leser gebessert fände. Das immer allgemeiner werdende Bedürfnis zu lesen, auch bei denjenigen Volksclassen, zu deren Geistesbildung von Seiten des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edlern Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr noch immer von mittelmäßigen Scribenten und gewinnfüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Waare, wär's auch auf Kosten aller Volkscultur und Eitlichkeit, in Umlauf zu bringen. Noch immer sind es geistlose, geschmack- und sittenverderbende Romane, dramatisirte Geschichten, sogenannte Schriften für Damen und dergleichen, welche den besten Schatz der Lesebibliotheken ausmachen und den kleinen Rest gesunder Grundsätze, den unsre Theaterdichter noch verschonten, vollends zu Grunde richten. Wenn man den Ursachen nachgeht, welche den Geschmack an diesen Geburten der Mittelmäßigkeit unterhalten, so findet man ihn in dem allgemeinen Gang der Menschen zu leidenschaftlichen und verwickelten Situationen gegründet, Eigenschaften, woran es oft den schlechtesten Producten am Wenigsten fehlt. Aber derselbe Gang, der das Schädliche in Schatz nimmt, warum sollte man ihn nicht für einen nützlichen Zweck nutzen können? Kein geringer Gewinn wäre es für die Wahrheit, wenn bessere Schriftsteller sich herablassen möchten, den schlechten die Kunstgriffe abzuweihen, wodurch sie sich den Leser erwerben, und zum Vortheil der guten Sache davon Gebrauch zu machen.

Wird Dieses allgemeiner in Ausübung gebracht, oder bis unser Publicum cultivirt genug seyn wird, um das Wahre, Schöne und Gute ohne fremden Zusatz für sich selbst lieb zu gewinnen, ist es an einem unterhaltenden Buch schon Verdienst genug, wenn es seinen Zweck ohne die schädlichen Folgen erreicht, womit man bei den mehresten Schriften dieser Gattung das geringe Maß der Unterhaltung, die sie gewähren, erkaufen muß. Es verdrängt wenigstens, solange es gelesen wird, ein schlimmeres, und, enthält es dann irgend noch einige Realität für den Verstand, streut es den Samen nützlicher Kenntnisse aus, dient es dazu, das Nachdenken des Lesers auf würdige Zwecke zu richten, so kann ihm, unter der Gattung, wozu es gehört, der Werth nicht abgesprochen werden.

Von dieser Art ist das gegenwärtige Werk, für dessen Brauchbarkeit ich veranlaßt worden bin ein öffentliches Zeugnis abzulegen, und ich glaube keine andere Gründe nöthig zu haben, um die Herausgabe desselben zu rechtfertigen. Man findet in demselben eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den

verwickeltesten Fagen, welche die ganze Erwartung spannen, und deren Auflösung der Divinationsgabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung gibt. Das geheime Spiel der Leidenschaft entfaltet sich hier vor unsern Augen, und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Machinationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verdecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbar hervor, und so ist der Criminalrichter im Stande, tiefere Mißthat in das Menschenherz zu thun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtszweig die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es sonst geschieht, und, wenn die vollständige Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Criminalproceß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. Dieser wichtige Gewinn für Menschenkenntniß und Menschenbeziehung, für sich selbst schon erheblich genug, um diesem Werk zu einer hinlänglichen Empfehlung zu dienen, wird um ein Großes noch durch die vielen Rechtskenntniffe erhöht, die darin ausgestreut werden, und die durch die Individualität des Falles, auf den man sie angewendet sieht, Klarheit und Interesse erhalten.

Die Unterhaltung, welche diese Rechtsfälle schon durch ihren Inhalt gewähren, wird bei Vielen noch mehr durch die Behandlung erhöht. Ihre Verfasser haben, wo es anging, dafür gesorgt, die Zweifelhaftheit der Entscheidung, welche oft den Richter in Verlegenheit setzte, auch dem Leser mitzutheilen, indem sie für beide entgegengesetzte Parteien gleiche Sorgfalt und gleich große Mühe aufwanden, die letzte Entscheidung in verdecken und dadurch die Erwartung aufs Höchste zu treiben.

Eine treue Uebersetzung der Pitaval'schen Rechtsfälle ist bereits in derselben Verlagsanstellung erschienen und bis zum vierten Bande fortgeführt worden. Aber der erweiterte Zweck dieses Werks machte eine veränderte Behandlung nothwendig. Da man bei dieser neuen Einkleidung auf das größere Publicum vorzüglich Rücksicht nahm, so würde es zweckmäßig gewesen seyn, bei dem juristischen Theil dieselbe Ausdehnlichkeit beizubehalten, die das Original für Rechtsverständige vorzüglich brauchbar macht. Durch die Abkürzungen, die es unter den Händen des neuen Uebersetzers erlitt, gewann die Erzählung schon an Interesse, ohne deswegen an Vollständigkeit etwas einzubüßen.

Eine Auswahl der Pitaval'schen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortkommen; alsdann aber ist man gesonnen, auch von andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders, wo es seyn kann, aus unserm Vaterland) wichtige Rechtsfälle anzunehmen und dadurch allmählich diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben. Der Grad der Vollkommenheit, den sie erreichen soll, beruht nunmehr auf der Unterstützung des Publicums und der Aufnahme, welche diesem ersten Versuch widerfahren wird.

Ueber Anmuth und Würde.*

Die griechische Fabel legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, Dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen und Liebe zu erwerben.

* Uebers. d. Herausg. d. Diese Schrift erschien zuerst in der neuen Italia im zweiten Theile des Jahrgangs 1793.

Eben diese Gottheit wird von den Guldgöttinnen oder den Grazien begleitet.

Die Griechen unterscheiden also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrücken, die von der Schönheitsgöttin zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein Eigenthum der Göttin von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttin allein, die den Gürtel des Reizes trägt und verleiht. Juno, die herrliche Königin des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus entleihen, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezauhern will. Höchst also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt (den man der Gattin Jupiters keineswegs abspricht), ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eigenen Reizen, sondern von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterkönigin den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttin kann aber doch ihren Gürtel entäußern und seine Kraft auf das Mißgeschöne übertragen. Anmuth ist also kein ausschließendes Privilegium des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Mißgeschöne, ja selbst auf das Nichtschöne übergeben.

Die nämlichen Griechen empfahlen Demjenigen, dem bei allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Geßällige fehlte, den Grazien zu erflehen. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts vorgestellt, aber doch als solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am Liebsten, aber doch nicht ausschließlich verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch dem Nichtschönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein Reizung einflößen kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied früh schon, was die Vernunft noch nicht zu verzeuhen fähig war, und, nach einem Ausdruch strebend, erborgte es von der Bildungskraft Bilder, da ihm der Verstand noch keine Begriffe darbieten konnte. Jener Mythos ist daher der Achtung des Philosophen werth, der sich ohnehin damit begnügen muß, zu den Anschauungen, in welchen der reine Natursinn seine Entdeckungen niederlegt, die Begriffe aufzurufen oder, mit andern Worten, die Bilderschrift der Empfindungen zu erklären.

Erläutert man die Vorstellung der Griechen von ihrer allegorischen Hülle, so scheint sie keinen andern als folgenden Sinn einzuschließen.

Anmuth ist eine bewegliche Schönheit; eine Schönheit nämlich, die an ihrem Subjecte zufällig entstehen und eben so aufhören kann. Dadurch unterscheidet sie sich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz Besondere, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objective Eigenschaft der Anmuth verleiht, und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern bloß den Eindruck derselben, subjectiv,

in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythos, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß die Trägerin des Gürtels wirklich lebenswürdig sey, nicht bloß so scheine.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist, als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ganz vorsehendes Bild zu seyn, die persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjecte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Fierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht natürlich, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt magisch, Das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Anknüpfung (die freilich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für Das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freiheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objectiv Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjecte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts Anderes als Schönheit der Bewegung bezeichnen: denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beiden Forderungen Genüge leistet, die in dem angeführten Mythos enthalten sind. Sie ist erstlich objectiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn annehmen. Sie ist zweitens etwas Zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bei dem Mindererschönen und selbst bei dem Nichtschönen seine magische Kraft nicht; Das heißt, auch das Mindererschöne, auch das Nichtschöne kann sich schön bewegen.

Die Anmuth, sagt der Mythos, ist etwas Zufälliges an ihrem Subject; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit müssen alle notwendige Bewegungen schön seyn, weil sie, als notwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit dieser Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus gegeben; die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine Erweiterung dieses Begriffs. Es gibt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth?

Daß der griechische Mythos Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche bekanntlich auch seine Götter begreift. Ist aber die Anmuth nur, in Vorrecht der Menschenbildung, so kann keine derjenigen Bewegungen darauf Anspruch machen, die der Mensch auch mit Dem, was bloß Natur ist, gemein hat. Könnten also die Keden an einem schönen Haupte sich mit Anmuth bewegen, so wäre kein Grund mehr vorhanden, warum nicht auch die Äste eines Baumes, die Wellen eines Stroms, die Saaten eines Kornfelds, die Gliedmaßen der Thiere sich mit Anmuth bewegen sollten. Aber die Göttin von Onidus repräsentirt nur die menschliche Gattung, und da, wo der

Mensch weiter nichts als ein Naturding und Sinnenwesen ist, da hört sie auf, für ihn Bedeutung zu haben.

Willkürlichen Bewegungen allein kann also Anmuth zukommen, aber auch unter diesen nur denjenigen, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind. Bewegungen, welche keine andere Quelle als die Sinnlichkeit haben, gehören bei aller Willkürlichkeit doch nur der Natur an, die für sich allein sich nie bis zur Anmuth erhebt. Könnte sich die Begierde mit Anmuth, der Instinct mit Grazie äußern, so würden Anmuth und Grazie nicht mehr fähig und würdig seyn, der Menschheit zu einem Ausdruck zu dienen.

Und doch ist es die Menschheit allein, in die der Grieche alle Schönheit und Vollkommenheit einschließt. Nie darf sich ihm die Sinnlichkeit ohne Seele zeigen, und seinem humanen Gefühle ist es gleich unmöglich, die rohe Thierheit und die Intelligenz zu vereinigen. Wie er jeder Idee sogleich einen Leib anbildet und auch das Geistige zu verkörpern strebt, so fordert er von jeder Handlung des Instincts an dem Menschen zugleich einen Ausdruck seiner sittlichen Bestimmung. Dem Griechen ist die Natur nie bloß Natur: darum darf er auch nicht erörtern, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals bloß Vernunft: darum darf er auch nicht zütern, unter ihren Maßstab zu treten. Natur und Sittlichkeit, Materie und Geist, Erde und Himmel fließen wunderbar schön in seinen Dichtungen zusammen. Er führte die Freiheit, die nur im Olympus zu Hause ist, auch in die Geschäfte der Sinnlichkeit ein, und dafür wird man es ihm hingehen lassen, daß er die Sinnlichkeit in den Olympus versetzte.

Dieser zärtliche Sinn der Griechen nun, der das Materielle immer nur unter der Begleitung des Geistigen duldet, weiß von keiner willkürlichen Bewegung am Menschen, die nur der Sinnlichkeit allein angehörte, ohne zugleich ein Ausdruck des moralisch empfindenden Geistes zu seyn. Daher ist ihm auch die Anmuth nichts Anderes, als ein solcher schöner Ausdruck der Seele in den willkürlichen Bewegungen. Wo also Anmuth stattfindet, da ist die Seele das bewegende Princip, und in ihr ist der Grund von der Schönheit der Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjecte selbst hervergebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel zu entwickeln, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in so vielen andern Fällen, wahr ist, daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel geahnt, und die Poesie nicht geoffenbart hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentirt uns das Ideal der Schönheit, so wie Letztere aus den Händen der bloßen Natur kommen kann und ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantin auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie an: das Strengste von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt, diese von der bloßen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit zum Unterschied von der, welche sich nach Freiheitsbedingungen richtet, die Schönheit des Baues (architektonische Schönheit) zu benennen. Mit diesem Namen will ich also denjenigen Theil der menschlichen Schönheit

bezeichnet haben, der nicht bloß durch Naturkräfte angeführt worden (was von jeder Erscheinung gilt), sondern der auch nur allein durch Naturkräfte bestimmt ist.

Ein glückliches Verhältniß der Glieder, fließende Umrisse, ein lieblicher Teint, eine zarte Haut, ein feiner und freier Wuchs, eine wohlklingende Stimme u. s. f. sind Vorzüge, die man bloß der Natur und dem Glück zu verdanken hat: der Natur, welche die Anlage dazu hergab und selbst entwickelte; dem Glück, welches das Bildungsgeschäft der Natur vor jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon ganz vollendet aus dem Schaume des Meeres empor. vollendet, denn sie ist ein beschlossenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit und als solches keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nämlich nichts Anderes ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtigt, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grunde liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von der technischen Vollkommenheit derselben wohl unterschieden werden. Unter der Legtern hat man das Seyn der Zwecke selbst zu verstehen, so wie sie sich unter einander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der Erstern hingegen bloß eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke, noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabei in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Geschehens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objects die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Vauces durch den Begriff, der demselben zum Grunde liegt und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtigt, so isolirt doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts, als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Vauces erhöhe. In unser Urtheil über die Letztere kann die Vorstellung der Erstern zwar einfließen, aber alsdann hört es zugleich auf, ein rein ästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn, sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz anderes Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beigelegt wird, so ist Dies nur in so fern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug besonnet, ohne daß man sich dabei seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn, da dieses Letzte nicht anders als Vermittelung eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als

Intelligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preis der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und, wenn er in dieser die erste Stelle behaupten soll, so kann er sie nur Dem, was in ihm Natur ist, zu verdanken haben.

Aber eben diese seine Natur ist, wie wir wissen, durch die Idee seiner Menschheit bestimmt worden, und so ist es denn mittelbar auch seine architektonische Schönheit. Wenn er sich also vor allen Sinnenwesen um ihn her durch höhere Schönheit unterscheidet, so ist er dafür unstreitig seiner menschlichen Bestimmung verpflichtet, welche den Grund enthält, warum er sich von den übrigen Sinnenwesen überhaupt nur unterscheidet. Aber nicht darum ist die menschliche Bildung schön, weil sie ein Ausdruck dieser höhern Bestimmung ist; denn, wäre Dieses, so würde die nämliche Bildung aufhören schön zu seyn, sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesezt aber, man könnte bei einer schönen Menschengestalt ganz und gar vergessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinct eines Tigers unterstehen, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Vauces nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung, zugleich mit den Bedingungen zusammentrifft, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nämlich muß jederzeit ein freier Naturerfect bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Vauces bestimmte, kann ihm nie Schönheit erteilen, sondern bloß gestalten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt Alles, was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte angeführt werde, und daß Dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervergebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch, wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Verstand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz Eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtigt, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Vauces zu beurtheilen, muß man die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen; Dies hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Vauces zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und Dies könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein einziges Object ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. Mittelbar freilich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriff gegründet ist, aber der Sinn, weiß man, hält sich nur an das Unmittelbare, und für

ihn ist es also gerade so viel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffect wäre.

Nach dem Bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie bloß in der Sinnenwelt entspringt und sich auch nur an das sinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn, nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abgefordert haben, was die Vorstellung der Vollkommenheit in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß das Schöne der Vernunft gefällt, als es entschieden ist, daß es auf keiner solchen Eigenschaft des Object's beruht, die nur durch Vernunft zu entdecken wäre.

Um diesen aufscheinenden Widerspruch aufzulösen, muß man sich erinnern, daß es zweierlei Arten gibt, wodurch Erscheinungen Objecte der Vernunft werden und Ideen ausdrücken können. Es ist nicht immer nöthig, daß die Vernunft diese Ideen aus den Erscheinungen herauszieht; sie kann sie auch in dieselben hineinlegen. In beiden Fällen wird die Erscheinung einem Vernunftbegriff adäquat seyn, nur mit dem Unterschied, daß in dem ersten Fall die Vernunft ihn schon objectiv darin findet und ihn gleichsam von dem Gegenstand nur empfängt, weil der Begriff gesetzt werden muß, um die Beschaffenheit, und oft selbst, um die Möglichkeit des Object's zu erklären; daß sie hingegen in dem zweiten Fall Das, was unabhängig von ihrem Begriff in der Erscheinung gegeben ist, selbstthätig zu einem Ausdruck desselben macht und also etwas bloß Sinnliches übersinnlich behandelt. Dort ist also die Idee mit dem Gegenstande objectiv nothwendig, hier hingegen höchstens subjectiv nothwendig verknüpft. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Jenes von der Vollkommenheit, Dieses von der Schönheit verstehe.

Da es also in dem zweiten Fall in Ansehung des sinnlichen Object's ganz und gar zufällig ist, ob es eine Vernunft gibt, die mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, folglich die objective Beschaffenheit des Gegenstandes von dieser Idee als völlig unabhängig muß betrachtet werden, so thut man ganz Recht, das Schöne, objectiv, auf lauter Naturbedingungen einzuschränken und es für einen bloßen Effect der Sinnenwelt zu erklären. Weil aber doch — auf der andern Seite — die Vernunft von diesem Effect der bloßen Sinnenwelt einen transcendenten Gebrauch macht und ihm dadurch, daß sie ihm eine höhere Bedeutung leiht, gleichsam ihren Stempel aufdrückt, so hat man ebenfalls Recht, das Schöne, subjectiv, in die intelligible Welt zu versetzen. Die Schönheit ist daher als die Würgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur und erlangt in der Vernunftswelt das Bürgerrecht. Hieraus erklärt sich auch, wie es zugeht, daß der Geschmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, zwischen Geist und Sinnlichkeit in die Mitte tritt und diese beiden einander verschmähenden Naturen zu einer glücklichen Eintracht verbindet — wie er dem Materiellen die Achtung der Vernunft, wie er dem Nationalen die Zuneigung der Sinne erwirbt — wie er Anschauungen zu Ideen adelt und selbst die Sinnenwelt gewissermaßen in ein Reich der Freiheit verwandelt.

Wiewohl es aber — in Ansehung des Gegenstandes selbst — zufällig ist, ob die Vernunft mit der Vorstellung desselben eine ihrer Ideen verbindet, so ist es

doch — für das vorstellende Subject — nothwendig, mit einer solchen Vorstellung eine solche Idee zu verknüpfen. Diese Idee und das ihr correspondirende sinnliche Merkmal an dem Objecte müssen mit einander in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Vernunft durch ihre eigenen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließlich nur mit einer gewissen Erscheinung der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objecte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur diese Idee und keine andere hervorruft. Was für eine Idee Das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objective Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — Dies ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs; aber sie ist es in keinem andern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. Dem Grade nach übertrifft sie zwar alle andere Schönheiten, aber der Art nach steht sie in der nämlichen Reihe mit denselben, da auch sie von ihrem Subjecte nichts, als was sinnlich ist, offenbart und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt.* Daß die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen ist, als bei andern organischen Bildungen, ist als eine Günstigkeit anzusehen, welche die Vernunft, als Gesetzgeberin des menschlichen Ranges, der Natur als Ausrichterin ihrer Gesetze erzielte. Die Vernunft verfolgt zwar bei der Technik des Menschen ihre Zwecke mit strenger Nothwendigkeit, aber glücklicherweise treffen ihre Forderungen mit der Nothwendigkeit der Natur zusammen, so daß die Letztere den Anfang der Erthern vollzieht, indem sie bloß nach ihrer eigenen Neigung handelt.

Dieses kann aber nur von der architektonischen Schönheit des Menschen gelten, wo die Naturnothwendigkeit durch die Nothwendigkeit des sie bestimmenden teleologischen Grundes unterstützt wird. Hier allein konnte die Schönheit gegen die Technik des Ranges berechnet werden, welches aber nicht mehr stattfindet, sobald die Nothwendigkeit nur einseitig ist, und die übersinnliche Ursache, welche die Erscheinung bestimmt, sich zufällig verändert. Für die architektonische Schönheit des Menschen sorgt also die Natur allein, weil ihr hier, gleich in der ersten Anlage, die Vollziehung alles dessen, was der Mensch zur Erfüllung seiner Zwecke bedarf, einmal für immer von dem schaffenden Verstand übergeben wurde, und sie also in diesem ihrem organischen Geschäft keine Neuerung zu befürchten hat.

Der Mensch aber ist zugleich eine Person, ein Wesen also, welches selbst Ursache, und zwar absolut letzte Ursache seiner Zustände seyn, welches sich nach Gründen, die es aus sich selbst nimmt, verändern kann.

* Denn — um es noch einmal zu wiederholen — in der bloßen Anschauung wird Alles, was an der Sache objectiv ist, gegeben. Da aber Das, was dem Menschen den Vorzug vor allen übrigen Sinnenwesen gibt, in der bloßen Anschauung nicht vorfindet, so kann eine Eigenschaft, diesen Vorzug nicht sichtbar machen. Seine höhere Bestimmung, die allein diesen Vorzug begründet, wird also durch seine Schönheit nicht ausgedrückt, und die Vorstellung von jener kann daher nie ein Zugeständniß von dieser abgeben. Wie in das allgemeine Urtheil mit aufgenommen werden. Dabei der Gedanke steht, dessen Ausdruck die moralische Bildung ist, liegt die Wirkungen derselben in der Erscheinung offenbar da dem Sinn. Zu dem übersinnlichen Grund dieser Wirkung erhebt der bloße Sinn sich eben so wenig, als (wenn man nur die Vernunft verstanden wüß) der bloß sinnliche Mensch zu der Idee der ethischen Weltanschauung einwilligt, wenn er seine Triebe befriedigt.

Die Art seines Erscheinens ist abhängig von der Art seines Empfindens und Wollens, also von Zuständen, die er selbst in seiner Freiheit, und nicht die Natur nach ihrer Nothwendigkeit bestimmt.

Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würde die Natur zugleich die Gesetze geben und die Fälle der Anwendung bestimmen; jetzt theilt sie das Regiment mit der Freiheit, und, obgleich ihre Gesetze Bestand haben, so ist es nunmehr doch der Geist, der über die Fälle entscheidet.

Das Gebiet des Geistes erstreckt sich so weit, als die Natur lebendig ist, und endigt nicht eher, als wo das organische Leben sich in die formlose Masse verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegende Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkürlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht bloß absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem Obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst uneingeschränkt nach dem Gesetze der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der Willkür tritt der Zufall in ihre Schöpfung ein, und, obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freiheit erleidet, nach keinen andern als ihren eigenen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr aus diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werkzeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freiheit zu den reinen Intelligenzen erhebt, als Erscheinung zu sinken und in dem Urtheile des Geschmacks zu verlieren, was er vor dem Richtersthule der Vernunft gewinnt. Die durch sein Handeln erfüllte Bestimmung würde ihm einen Vorzug kosten, den die in seinem Bau bloß angekündigte Bestimmung begünstigte; und, wenn gleich dieser Vorzug nur sinnlich ist, so haben wir doch gefunden, daß ihm die Vernunft eine höhere Bedeutung ertheilt. Gines so groben Widerspruchs macht sich die Uebereinstimmung liebende Natur nicht schuldig, und, was in dem Reiche der Vernunft harmonisch ist, wird sich durch keinen Mißklang in der Sinnenwelt offenbaren.

Zudem also die Person oder das freie Principium im Menschen es auf sich nimmt, das Spiel der Erscheinungen zu bestimmen, und durch seine Thatgeschickung der Natur die Macht entzieht, die Schönheit ihres Werks zu beschützen, so tritt es selbst an die Stelle der Natur und übernimmt (wenn wir dieser Ausdruck erlaubt ist) mit den Dingen derselben einen Theil ihrer Verpflichtungen. Indem der Geist die ihm untergeordnete Sinnlichkeit in sein Schicksal verwickelt und von seinen Zuständen abhängen läßt, macht er sich gewissermaßen selbst zur Erscheinung und bekennt sich als einen Unterthan des Gesetzes, welches an alle Erscheinungen ergeht. Um seiner selbst willen macht er sich verbindlich, die von ihm abhängende Natur auch noch in seinem Dienste Natur bleiben zu lassen und sie ihrer frühern Pflicht wie eintzigen zu behandeln. Ich nenne die Schönheit eine Pflicht der Erscheinungen, weil das

ihr entsprechende Bedürfnis im Subjecte in der Vernunft selbst gegründet und daher allgemein und nothwendig ist. Ich nenne sie eine frühere Pflicht, weil der Sinn schon geurtheilt hat, ehe der Verstand sein Geschäft beginnt.

Die Freiheit regiert also jetzt die Schönheit. Die Natur gab die Schönheit des Baues, die Seele gibt die Schönheit des Spiels. Und nun wissen wir auch, was wir unter Anmuth und Grazie zu verstehen haben. Anmuth ist die Schönheit der Gestalt unter dem Einfluß der Freiheit; die Schönheit derjenigen Erscheinungen, die die Person bestimmt. Die architektonische Schönheit macht dem Urheber der Natur, Anmuth und Grazie machen ihrem Verrichter Ehre. Jene ist ein Talent, diese ein persönliches Verdienst.

Anmuth kann nur der Bewegung zukommen, denn eine Veränderung im Gemüth kann sich nur als Bewegung in der Sinnenwelt offenbaren. Dies hindert aber nicht, daß nicht auch feste und ruhende Züge Anmuth zeigen könnten. Diese festen Züge waren ursprünglich nichts als Bewegungen, die endlich bei öfterlicher Erneuerung habituell wurden und bleibende Spuren eindrückten.

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Schönheit der durch Freiheit bewegten Gestalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, können nie diesen Namen verdienen. Es ist zwar an Dem, daß ein lebhafter Geist sich zuletzt beinahe aller Bewegungen seines Körpers bemächtigt; aber, wenn die Reize sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Baues und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freiheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitere und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freiheit setzen und die noch eingewickelte gerückte Gestalt in göttlicher Metic aus einander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfe-mittel in sich selbst, ihr Versäumnis herein zu bringen und ihre Fehler zu verbessern, sobald nur der sittliche Geist sie in ihrem Bildungswerk unterstützen oder auch manchmal nur nicht benutzigen will.

Da auch die verschiedensten Bewegungen (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der anscheinenden

* Daher nimmt Home den Begriff der Anmuth viel zu eng an, wenn er (Grundzüge d. Kritik, II 39 Neuere Ausgabe) sagt: „dab, wenn die anmuthigste Person in Ruhe sey und sich weder bewegen noch spreche, wir die Eigenschaft der Anmuth, wie die Farbe im Ansehen, auf den Augen verlieren.“ Wenn, wir verlieren sie nicht auf den Augen, solange wir an der schlafenden Person die Züge wahrnehmen, die e wohlwollender, sanfter Geist gebildet hat, und gerade das herrliche Spiel der Grazie bleibt übrig, welches nämlich, der sich auf die Züge vertheilt, und also die Fertigkeit der Anmuth in schönen Empfindungen an den Tag legt. Wenn aber der Herr Versäumnis der Vernunft seinen Worten (siehe in demselben Band Seite 430): „daß sich die Anmuth nicht bloß auf natürliche Bewegungen einschränke, daß eine schlafende Person nicht aufhören reizend zu seyn — und warum?“, weil während dieses Zustandes die „übleren“ sanften und eben deswegen desto anmuthigeren Bewegungen erst sichtbar werden.“ so stellt er den Begriff der Grazie (und) f, den Home bloß zu sehr einschränkt. Unnatürliche Bewegungen im Schlaf, wenn es nicht wehmüthige Wiederholung: „anmuthig“ sein, weit entfernt, daß sie es vollständig sein ten, und, wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist es e. weß durch die Bewegungen, — sie macht, sondern durch ihre Zug die von vorhergegangenen B. ungen zeugen.

oder nachgeahmten Bewegungen (die flammichten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelssohn auch wirklich behauptet. * Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn alle Schönheit ist zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder scheinenden (objectiven oder subjectiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Bewegungen willkürlich oder abgezwängt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich sympathetische Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkürlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Geföhlvermögen und der Naturtrieb bestimmt; denn der Naturtrieb ist kein freies Princip, und, was er verrichtet, Das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beiden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beim Philosophiren nothwendig von einander trennen muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von jenen sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen diese entspringen. Zudem eine Person spricht, sehen wir zugleich ihre Mienen, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja, oft den ganzen Körper mit sprechen, und der mimische Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den berechtetesten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische angesehen seyn, und Dieses geschieht alldenn, wenn sich etwas Unwillkürliches in das Willkürliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nämlich, wie eine willkürliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabei unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungsstand der Person sympathetisch bestimmt werden und also zu einem Ausdruck daseiben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber, welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen, und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen; wie geschwind oder langsam und mit wie viel oder wenig Kraftaufwand ich die Bewegung verrichten will, in diese genaue Berechnung lasse ich mich in dem Augenblick nicht ein, und der Natur in mir wird also hier etwas anheim gestellt. Auf irgend eine Art und Weise muß aber doch dieses, durch den bloßen Zweck nicht Bestimmte entschieden werden, und hier also kann meine Art zu empfinden den Ausschlag geben und durch den Ton, den sie angibt, die Art und Weise der Bewegung

bestimmen. Der Antheil nun, den der Empfindungs-
stand der Person an einer willkürlichen Bewegung hat, ist
das Unwillkürliche an derselben, und er ist auch Das,
worin man die Grazie zu suchen hat.

Eine willkürliche Bewegung, wenn sie sich nicht zugleich mit einer sympathetischen verbindet oder, was eben so viel sagt, nicht mit etwas Unwillkürlichem, das in dem moralischen Empfindungszustand der Person seinen Grund hat, vernimmt, kann niemals Grazie zeigen, wozu immer ein Zustand im Gemüth als Ursache erfordert wird. Die willkürliche Bewegung erfolgt auf eine Handlung des Gemüths, welche also vergangen ist, wenn die Bewegung geschieht.

Die sympathetische Bewegung hingegen begleitet die Handlung des Gemüths und den Empfindungszustand desselben, durch den es in dieser Handlung vermocht wird, und muß daher mit Beiden als gleichlaufend betrachtet werden.

Es erhellt schon daraus, daß die erste, die nicht von der Gesinnung der Person unmittelbar ausgeht, auch keine Darstellung derselben seyn kann. Denn zwischen die Gesinnung und die Bewegung selbst tritt der Entschluß, der, für sich betrachtet, etwas ganz Gleichgültiges ist; die Bewegung ist Wirkung des Entschlusses und des Zweckes, nicht aber der Person und der Gesinnung.

Die willkürliche Bewegung ist mit der ihr vorangehenden Gefinnung zufällig, die begleitende hingegen nothwendig damit verbunden. Jene verhält sich zum Gemüth, wie das conventiennelle Sprachzeichen zu dem Gefanken, den es ausdrückt; die sympathetische oder begleitende hingegen, wie der leidenschaftliche Laut zu der Leidenschaft. Jene ist daher nicht ihrer Natur, sondern bloß ihrem Gebrauch nach, Darstellung des Geistes. Also kann man auch nicht wohl sagen, daß der Geist in einer willkürlichen Bewegung sich offenbare, da sie nur die Materie des Willens (den Zweck), nicht aber die Form des Willens (die Gefinnung) ausdrückt. Von der Letztern kann uns nur die begleitende Bewegung belehren.*

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für was er will gehalten seyn, aber Das, was er wirklich ist, muß man aus dem mimischen Vertrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, die er nicht will, zu errathen suchen. Erfährt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge wollen kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft und, gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch Alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur, d. i. unwillkürlich seyn (wenigstens so scheinen), und das Subject selbst darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmuth wüßte.

Wenn sich eine Begebenheit im zahlreichen Gesellsch. ereignet, so kann es sich treffen, daß jeder Anwesende von der Erfahrung der hundert Personen seine Meinung hat, so vielfach verschieden, so vielfach verschieden, so vielfach verschieden.

unbewußtliche Ausdruck seines Geistes die Empfindungen seines Herzens schnell und bestimmt an den Tag legen und das Uebliche der ganzen Gesellschaft über der gegenwärtigen Empfindungsauffassung dieser Menschen wurde wahrscheinlich völlig einmütig sein: denn der Ausdruck ist hier mit seiner Sprache im Einklang durch Naturerfordernisse verbunden.

* Philos. Christ. n. I. 90.

Act, durch den er Dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließlich seine Thaten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bei dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich gibt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas Anderes als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung gibt, aber die Erfüllung derselben in seinen Willen stellt, so kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu seiner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, Das ist, es ist ein persönlicher Ausdruck. Wenn wir also aus dem architektonischen Theil seiner Bildung erfahren, was die Natur mit ihm beabsichtigt hat, so erfahren wir aus dem mimischen Theil derselben, was er selbst zu Erfüllung dieser Absicht gethan hat.

Bei der Gestalt des Menschen begnügen wir uns also nicht damit, daß sie uns bloß den allgemeinen Begriff der Menschheit, oder was etwa die Natur zu Erfüllung desselben an diesem Individuum wirkte, vor Augen stelle, denn Das würde er mit jeder technischen Bildung gemein haben. Wir erwarten noch von seiner Gestalt, daß sie uns sogleich offenbare, in wie weit er in seiner Freiheit dem Naturzweck entgegen kam, d. i. daß sie Charakter zeige. In dem ersten Fall sieht man wohl, daß die Natur es mit ihm auf einen Menschen anlegte; aber nur aus dem zweiten ergibt sich, ob er es wirklich geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit seine Bildung, als sie mimisch ist; aber auch, so weit sie mimisch ist, ist sie sein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja, wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freiheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweist also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit und die Nichterfüllung jener Bestimmung, — ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausruf der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge stumm, weil sie als unverständliche Ciffern der Natur von dem Charakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung und reichen oft für sich allein schon hin, das Individuum zu unterschreiben; aber von der Person können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungslos, weil der Physiognom nicht bloß wissen will, was der Mensch selbst aus sich gemacht, sondern auch, was die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gefloßene Affect streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und, was die Natur mit unermüdet stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der Freiheit, die gleich einem aufschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschafft sich auf alle

körperliche Bewegungen Einfluß und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur die dem Willen un erreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich Alles Charakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig durchgearbeitet haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das Generische, die ganze Individualität der Ausföhrung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt Alles Seele sey.

Dagegen zeigen uns jene angestugten Zöglinge der Regel (die zwar die Sinnlichkeit zur Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überall nichts, als den Linger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein aufsteigender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Tact des physischen Lebens; nie wird der Bau durch das Spiel in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freiheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes seine beträchtliche Consumption der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Economy immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den sie ihm answirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, mit sein ganzer Ruhm ist, ihr Buch in Ordnung zu halten. Geleitet wird also werden, was die Organisation imleistern kann, und doriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverständniß zwischen der Naturnothwendigkeit und der Freiheit kann der architektonischen Schönheit nicht anders als günstig seyn, und hier ist es auch, wo sie in ihrer ganzen Reinheit kann beobachtet werden. Aber die allgemeinen Naturkräfte führen, wie man weiß, einen ewigen Krieg mit den besondern oder den organischen, und die kunstreichste Technik wird endlich von der Cohäsion und Schwerekraft bewungen. Daher hat auch die Schönheit des Baues, als bloßes Naturproduct, ihr bestimmten Periode der Blüthe, der Reife und des Verfalles, die das Spiel zwar beschleunigen, aber niemals verzögern kann; und ihr gewöhnliches Ende ist, daß die Masse allmählich über die Form Wüste wird, und der lebendige Bildungstrieb in dem aufgespeicherten Stoff sich sein eigenes Grab bereitet.*

der Bau
das das

in einem gleichmäßig schwellenden Wellen von Seite verläuft. Die Natur nimmt wieder, was sie gegeben hat.

Ich bemerke hiemit, daß etwas Merkliches zwischen mit dem Gange vorliegt, welches überhaupt in jenem Maaße, wie in jenem Vorlesungen, mit der architektonischen Schönheit, welche gemeinlich die Dinge, so ich auch sonst ein kleines Naturerzeugniß; u nach der vorletzten Paraphrase der Menschen, der, was nach seiner Thätigkeit nachzuweisen und durch sein Verstand zu erkennen ist, gera am besten schagen, und die Schönheit mehr als der Reiz, das G nie mehr als einseitige Kraft des Geistes bemerkt. Beide (un Linge der Natur, wo den bei allen ihren Mächten (weil durch sie selten ein Gegenstand verdienter Betrachtung ist) als ein wenig Obiect, als eine höhere Macht betrachtet, weil ihre Vorzüge u Naturbedingungen abhängig sind und dabei über alle Welt hinaus liegen. Aber, wie es der architektonischen Schönheit trachtet, wenn sie nicht

Stellvertretend darzustellen, eben so trachtet es auch dem Gen wenn es sich durch Günstigkeit, Günstigkeit und Wille nicht zu stark verabsäumt. Für seine ganze Bräuterei eine Leuchte und blauen Einbildungskraft (und die Natur kann nicht mehr, andere als durch Vorzüge ertheilen), so mag es bei seinen Talenten denken, das die menschlichen Geistes durch den eigenen Geistes zu verstehen, u durch Naturgaben (welchen der Geistes weise, sondern; daher meine ich, daß es der Natur, so wie ertheilt, kann der Geist in nichts, als was form ist, von sich selbst, wird die wird aufgeschwungene Naturkraft über, e. Jüngling des Verstandes, hinauszuweisen u sie eben so erkennen, wie der architektonischen Schönheit die W, endlich die form unterdrückt.

Ob indessen gleich kein einziger stummer Zug Ausdruck des Geistes ist, so ist eine solche stumme Bildung doch im Ganzen charakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, warum eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nämlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden, und also zeugt es von seiner Schulb, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweist. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beide Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwartung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe; der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer (d. i. als Selbstürheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückerwerfen, wenn es gleich die göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefordert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheil spricht, d. i. die eine seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit ausdrückt. Diese Anforderung macht die Vernunft an die Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des Sinnes. Wo das moralische Gefühl Verfriedigung findet, da will das ästhetische nicht verkürzt seyn, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unanachlässig fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Object, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muß auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt seyn. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muß einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als bloßer Erscheinung, am Vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: seine sittliche Fertigkeit muß sich durch Grazie offenbaren.

Hier ist es nun, wo die große Schwierigkeit eintritt. Schon aus dem Begriff moralisch sprechender Bewegungen ergibt sich, daß sie eine moralische Ursache haben müssen, die über die Sinnenwelt hinaus liegt; eben so ergibt sich aus dem Begriffe der Schönheit, daß sie keine andere als sinnliche Ursachen habe und ein völlig freier Natureffect seyn oder doch so erscheinen müsse. Wenn aber der letzte Grund moralisch sprechender Bewegungen nothwendig außerhalb, der letzte Grund der Schönheit eben so nothwendig innerhalb der Sinnenwelt liegt, so scheint die Grazie, welche Beides verbinden soll, einen offenbaren Widerspruch zu enthalten.

Die Erklärung, denke ich, liefert hiervon reichlich Belege, besonders an denjenigen Vorträgen, die früher herabzuweisen, als sie müßig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend im. Ist aber der kurze Auhang vorder, und singe man nach den Freuden, die er kosten sich, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter glühender Bildungstrieb erzeugte. Gerade da, wo man erwarten kann, daß der Geist sich zur Form veredelt, und der bildende Geist in der Ausbildung freien niedergelegt habe, sind sie, wie jedes andere Naturprodukt, der Natur anheim gefallen, und die widersprechenden Motore entstehen als ganz gewöhnliche Naturen — wo nicht gar als noch etwas weniger. Denn die vortheilhafte Einbildungskraft sinkt zuweilen auch ganz in dem Stoff zurück, aus dem sie sich losgewickelt hatte, und vermag nicht, der Natur bei einem andern, so viel deren Bildungswert dienen, wenn es ihr mit der richtigen Zeugung nicht recht mißlingen will.

Um ihn zu heben, wird man also annehmen müssen, „daß die moralische Ursache im Gemüthe, die der Grazie zum Grunde liegt, in der von ihr abhängenden Sinnlichkeit gerade denjenigen Zustand nothwendig hervorbringe, der die Naturbedingungen des Schönen in sich enthält.“ Das Schöne setzt nämlich, wie sich von allem Sinnlichen versteht, gewisse Bedingungen und, insofern es das Schöne ist, auch bloß sinnliche Bedingungen voraus. Daß nun der Geist (nach einem Gesetz, das wir nicht ergründen können) durch den Zustand, worin er sich selbst befindet, der ihn begleitenden Natur den ihrigen vorschreibt, und daß der Zustand moralischer Fertigkeit in ihm gerade derjenige ist, durch den die sinnlichen Bedingungen des Schönen in Erfüllung gebracht werden, dadurch macht er das Schöne möglich, und Das allein ist seine Handlung. Daß aber wirklich Schönheit daraus wird, Das ist Folge jener sinnlichen Bedingungen, also freie Naturwirkung. Weil aber die Natur bei willkürlichen Bewegungen, wo sie als Freiheit, mit der sie sich in ihrer Abhängigkeit von dem Willen Dessen ungeachtet äußert, eine Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß die Grazie eine Günstigkeit sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeugt, so wie die architektonische Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir Dies durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich Alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man Dies eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Namen zu geben, wenn entweder der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweiten wäre sie gar nicht Regierung.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art äußert, daß sie seinen Willen aufs Treueste ausrichtet und seine Empfindungen auf das Sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anforderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie als an Erscheinungen macht, so wird Dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen, wenn entweder der Geist sich in der Sinnlichkeit durch Zwang offenbarte, oder wenn dem freien Effect der Sinnlichkeit der Ausdruck des Geistes fehlte. Denn in dem ersten Fall wäre keine Schönheit vorhanden, in dem zweiten wäre es keine Schönheit des Spiels.

Es ist also immer nur der überfinnliche Grund im Gemüthe, der die Grazie sprechend, und immer nur ein bloß sinnlicher Grund in der Natur, der sie schön macht. Es läßt sich eben so wenig sagen, daß der Geist die Schönheit erzeuge, als man, im angeführten Fall, von dem Herrscher sagen kann, daß er Freiheit hervorbringe; denn Freiheit kann man Einem zwar lassen, aber nicht geben.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens sich frei fühlt, größtentheils in der Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freiheit nicht sehr günstig seyn würde; eben so müssen wir auch die

Schönheit der freien Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie bictirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was Dies wohl für eine persönliche Beschaffenheit seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freiheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am Besten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

So viel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bei der absichtlichen, noch der Affect bei der sympathetischen Bewegung gegen die von ihm abhängende Natur als eine Gewalt verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die Leichtigkeit zum Hauptcharakter der Grazie, und, was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schön moralischer Ausdruck Statt haben soll; denn, wo die bloße Natur herrscht, da muß die Menschheit verschwinden.

Es lassen sich in Allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am Besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Forderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter und folgt also bloß dem Stöße, womit ihn die Naturnothwendigkeit gleich den andern Erscheinungen fortreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er Alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freiheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfordert, ohne welche es ihm unmöglich wäre, die Begierde von sich zu halten und den nachdrücklich sprechenden Instinct zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt sich die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von außen durch Zwang verrathen. Eine solche Verjagung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freiheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freiheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfnis, den Naturtrieb unbunden über sich herrschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. Nur die Thierheit redet aus dem schwimmenden, ersterbenden Auge, aus dem lüßtern geöffneten Munde, aus der ersticken, bebenden Stimme, aus dem kurzen, geschwinden Athem, aus dem Zittern der Glieder, aus dem ganzen erschlafenden Ganzen. Nachgelassen hat aller Widerstand der moralischen Kraft, und die Natur in ihm ist in volle Freiheit gesetzt. Aber eben dieser gänzliche Nachlaß der Selbstthätigkeit, der im Moment des sinnlichen Verlangens und noch mehr im Genuß zu erfolgen pflegt, setzt augenblicklich die rohe Materie in Freiheit, die durch das Gleichgewicht der thätigen und leidenden Kräfte

bisher gebunden war. Die todtten Naturkräfte fangen an, über die lebendigen der Organisation die Oberhand zu bekommen, die Form von der Masse, die Menschheit von gemeiner Natur unterdrückt zu werden. Das seelenstrahlende Auge wird matt, oder quillt auch gläsern und stier aus seiner Höhlung hervor, der seine Inearnat der Wangen verdrückt sich zu einer groben und gleichförmigen Lächerfarbe, der Mund wird zur bloßen Oeffnung, denn seine Form ist nicht mehr Folge der wirksamen, sondern der nachlassenden Kräfte, die Stimme und der seufzende Athem sind nichts als Hauche, wodurch die beschwerte Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches Bedürfnis, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bei der Freiheit, welche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schönheit zu denken. Die Freiheit der Formen, die der sittliche Wille bloß eingeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher stets so viel Feld gewinnt, als dem Willen entrisen wird.

Ein Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den moralischen Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlässlich fordert; auch der ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe befriedigt, sondern in der Form ein freies Vergnügen sucht, wird sich mit Ekel von einem solchen Anblick abwenden, bei welchem nur die Begierde ihre Rechnung finden kann.

Das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen erinnert an eine Monarchie, wo die strenge Aufsicht des Herrschers jede freie Regung im Zaum hält; das zweite an eine wilde Despotie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehorsams gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frei, als die menschliche Bildung durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit schön wird, vielmehr nur dem brutalen Despotismus der untersten Classen, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so werden wir jetzt auch die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wolust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.

Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es gibt keinen vierten Fall), so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung zusammenstimmen, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Object der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben.

Aber, so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst und auch von Andern pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweideutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedeutliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bei dem sittlichen Wahlgeschäfte geru mit sprechen wollen und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem Gesetze und nie dem Triebe folgen soll. Um

also völlig sicher zu seyn, daß die Neigung nicht mit bestimmter, sieht man sie lieber im Krieg, als im Einverständnis mit dem Vernunftgefeße, weil es gar zu leicht seyn kann, daß ihre Zursprache allein ihm seine Macht über den Willen verschaffte. Denn, da es beim Sittlichhandeln nicht auf die Gesetzmäßigkeit der Thaten, sondern einzig nur auf die Pflichtmäßigkeit der Gesinnungen ankommt, so legt man mit Recht keinen Werth auf die Betrachtung, daß es für die Erste gewöhnlich vortheilhafter sey, wenn sich die Neigung auf Seiten der Pflicht befindet. So viel scheint also wohl gewiß zu seyn, daß der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmäßigkeit des Willens auch nicht verdächtig macht, doch wenigstens nicht im Stand ist, sie zu verbürgen. Der sinnliche Ausdruck dieses Beifalls in der Grazie wird also für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und gültiges Zeugniß ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren.

Als bisher glaube ich mit den Rigoristen der Moral vollkommen einstimmt zu seyn; aber ich hoffe dadurch noch zum Latitudinarius zu werden, daß ich die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft und bei der moralischen Gesetzgebung völlig zurückgewiesen sind, im Felde der Erscheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenspflicht noch zu behaupten versuche.

So gewiß ich nämlich überzeugt bin — und eben darum, weil ich es bin — daß der Antheil der Neigung an einer freien Handlung für die reine Pflichtmäßigkeit dieser Handlung nichts beweist, so glaube ich eben daraus folgern zu können, daß die sittliche Vollkommenheit des Menschen gerade nur aus diesem Antheil seiner Neigung an seinem moralischen Handeln erhellen kann. Der Mensch nämlich ist nicht dazu bestimmt, einzelne sittliche Handlungen zu verrichten, sondern ein sittliches Wesen zu seyn. Nicht Tugenden, sondern die Tugend ist seine Vorschrift, und Tugend ist nichts Anders, „als eine Neigung zu der Pflicht.“ Wie sehr also auch Handlungen aus Neigung, und Handlungen aus Pflicht in objectivem Sinne einander entgegenstehen, so ist Dies doch in subjectivem Sinne nicht also, und der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen; er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Nicht, um sie wie eine Last wegzuworfen oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs Innigste mit seinem höhern Selbst zu vereinbaren, ist seiner reinen Geistesnatur eine sinnliche beigelegt. Dadurch schon, daß sie ihn zum vernünftig sinnlichen Wesen, d. i. zum Menschen machte, kündigte ihm die Natur die Verpflichtung an, nicht zu trennen, was sie verbunden hat, auch in den reinen Ausprägungen seines göttlichen Theiles den sinnlichen nicht hinter sich zu lassen und den Triumph des einen nicht auf Unterdrückung des andern zu gründen. Erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Principien hervorkommt, wenn sie ihm zu Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geordnet; denn solange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muß der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeordnete Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden.

In der Kant'schen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschreckt und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer künster- und mönchischen Asece die moralische Vollkommenheit zu suchen. Wie sehr sich auch der große Weltweise gegen diese

Mißdeutung zu verwahren suchte, die seinem heitern und freien Geist unter allen gerade die empfindendste seyn muß, so hat er, dünkt mir, doch selbst durch die strenge und grelle Entgegensetzung beider auf den Willen des Menschen wirkenden Principien einen starken (obgleich bei seiner Absicht vielleicht kaum zu vermeidenden) Anlaß dazu gegeben. Ueber die Sache selbst kann, nach den von ihm geführten Beweisen, unter denkenden Köpfen, die überzeugt seyn wollen, kein Streit mehr seyn, und ich wüßte kaum, wie man nicht lieber sein ganzes Menschseyn aufgeben, als über diese Angelegenheit ein anderes Resultat von der Vernunft erhalten wollte. Aber, so rein er bei Untersuchung der Wahrheit zu Werke ging, und so sehr sich hier Alles aus bloß objectiven Gründen erklärt, so scheint ihn doch in Darstellung der gefundenen Wahrheit eine mehr subjective Marime geleitet zu haben, die, wie ich glaube, aus den Zeitumständen nicht schwer zu erklären ist.

So wie er nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfstücken untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgedanke, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am Meisten erklart und die Reform am Dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, weeren besonders ein gewisser enthusiastischer Erdenseiße sie zu verstopfen weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zu rechtfertigen. Erichütterung forderte die Cur, nicht Einschmeichlung und Ueberredung, und, je härter der Abstoß war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er war der Draf von seiner Zeit, weil sie ihm eines Solen noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sarcophagium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der unheimliche Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine Carität geben möchte, die es zum Spielwerk seiner Convenienz macht, mußte ihm darum eine Rigorität beigelegt werden, die die kraftvollste Ausprägung moralischer Freiheit nur in eine rühmlichere Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freiere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnenenslave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die imperative Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und das erhabenste Document ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Verbrechlichkeit seyn? War es wohl bei dieser imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst

gibt, die beschwergen allein für ihn bindend und dadurch allein mit seinem Freiheitsgefühl verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm, — einen Schein, der durch seinen radicalen Gang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld gibt) schwerlich vermindert werden dürfte! *

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vorthellhaft, Empfindungen gegen sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freiheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch Furcht als durch Zuversicht leitet, das ihn, den die Natur doch vereinigte, stets zu vereinzeln strebt und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern verschert. Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affecte als ihrer unwürth verworfen, die das Herz mit Treudigkeit besenkt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die mitwirkende Partei, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph hergeben, der über sie selbst gefeiert wird? Wie könnte sie eine so lebhaft Theilnehmerin an dem Selbstbewußtseyn des reinen Geistes seyn, wenn sie sich nicht endlich so innig an ihn anschließen könnte, daß selbst der analytische Verstand sie nicht ohne Gewaltthätigkeit mehr von ihm trennen kann?

Der Wille hat ohnehin einen unmittelbaren Zusammenhang mit dem Vermögen der Empfindungen als mit dem der Erkenntniß, und es wäre in manchen Fällen schlimm, wenn er sich bei der reinen Vernunft erst orientiren müßte. Es erweckt mir kein gutes Vorurtheil für einen Menschen, wenn er der Stimme des Triebes so wenig trauen darf, daß er gezwungen ist, ihn jedesmal erst vor dem Grundsatz der Moral abzuhehren: vielmehr achtet man ihn hoch, wenn er sich demselben, ohne Gefahr, durch ihn mißgeleitet zu werden, mit einer gewissen Sicherheit vertraut. Denn das beweist, daß beide Principien in ihm sich schon in derjenigen Uebereinstimmung befinden, welche das Siegel der vollendeten Menschheit und Dasjenige ist, was man unter einer schönen Seele versteht.

Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich heißen kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinct aus ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Jüdling der Sittenregel, sowie das Wort des

Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit seyn wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letztern wird einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber in einem schönen Leben sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle jene schneidenden Gränzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger, harmonischer hervor.

In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freiheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie Erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, Letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele giebt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unüberstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Mienen, kein Zwang in den willkürlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen; aber nur die Anmuth wird hinreizen. Die Schönheit hat Anbeter; Liebhaber hat nur die Grazie: denn wir huldigen dem Schöpfer und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bei dem weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bei dem männlichen) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur Anmuth muß sowohl der körperliche Bau als der Charakter beitragen; jener durch seine Biegsamkeit, Eindrücke anzunehmen und ins Spiel gesetzt zu werden, dieser durch die sittliche Harmonie der Gefühle. In Weidern war die Natur dem Weibe günstiger als dem Manne.

Der zartere weibliche Bau empfängt jeden Eindruck schneller und läßt ihn schneller wieder verschwinden. Feste Constitutionen kommen nur durch einen Sturm in Bewegung, und wenn starke Muskeln angezogen werden, so können sie die Leichtigkeit nicht zeigen, die zur Grazie erfordert wird. Was in einem weiblichen Gesicht noch schöne Empfindsamkeit ist, würde in einem männlichen schon Leiden ausdrücken. Die zarte Faser des Weibes neigt sich wie dünnes Schilfrohr unter dem leisesten Hauch des Affects. In leichten und lieblichen Wellen gleitet die Seele über das sprechende Angesicht, das sich bald wieder zu einem ruhigen Spiegel ebnet.

Nach der Beitrag, den die Seele zu der Grazie geben muß, kann bei dem Weibe leichter als bei dem Manne erfüllt werden. Selten wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben und es selten weiter als zu affectirten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerstehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf Seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung eben so ausnehmen, als wenn die Neigung auf Seiten der Sittlichkeit wäre. Anmuth wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend seyn, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.

* Siehe das Glaubensbekenntniß des M. d. A. der menschlichen Natur in seiner neuesten Gestalt: Die Offenbarung in den Gränzen der Vernunft.

W ü r d e.

So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung.

Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu seyn und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reiffste Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäß zu werden er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann.

Der Grund, warum er es nicht kann, ist die unveränderliche Einrichtung seiner Natur; es sind die physischen Bedingungen seines Daseyns selbst, die ihn daran verhindern.

Um nämlich seine Existenz in der Sinnenwelt, die von Naturbedingungen abhängt, sicher zu stellen, mußte der Mensch, da er als ein Wesen, das sich nach Willkür verändern kann, für seine Erhaltung selbst zu sorgen hat, zu Handlungen veranlaßt werden, wodurch jene physischen Bedingungen seines Daseyns erfüllt und, wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugnissen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die dem Inhalte nach in ihr Gebiet gehört, auch der Form nach in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkür Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts Anderes ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestimmt das Empfindungsvermögen durch die doppelte Macht von Schmerz und Vergnügen: durch Schmerz, wo er Befriedigung fordert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzumengen ist, so muß auch der Mensch, seiner Freiheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und, jenachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muß bei ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stolzler fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Nüssen.

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Auf die Begierde und Verabscheuung erfolgt bei dem Thiere eben so nothwendig Handlung, als Begierde auf Empfindung, und Empfindung auf den äußern Eindruck erfolgte. Es ist hier eine stetig fortlaufende Kette, wo jeder Ring nothwendig in den andern greift. Bei dem Menschen ist noch eine Instanz mehr, nämlich der Wille, der als ein überflüssiges Vermögen weder dem Gesetz der Natur, noch dem der Vernunft unterworfen ist, daß ihm nicht vollkommen freie Wahl bliebe, sich entweder nach diesem oder nach jenem zu richten. Das Thier muß streben, den Schmerz los zu seyn; der Mensch kann sich entschließen, ihn zu behalten.

Der Wille des Menschen ist ein erhabener Begriff, auch dann, wenn man auf seinen moralischen Gebrauch nicht achtet. Schon der bloße Wille erhebt den Menschen über die Thierheit; der moralische erhebt ihn zur Gottheit. Er muß aber jene zuvor verlassen haben, ehe er sich dieser nähern kann; daher ist es kein geringer Schritt zur moralischen Freiheit des Willens, durch

Brechung der Naturnothwendigkeit in sich, auch in gleichgültigen Dingen, den bloßen Willen zu üben.

Die Gesetzgebung der Natur hat Bestand bis zum Willen, wo sie sich endigt, und die vernünftige anfängt. Der Wille steht hier zwischen beiden Gerichtsbarkeiten, und es kommt ganz auf ihn selbst an, von welcher er das Gesetz empfangen will; aber er steht nicht in gleichem Verhältniß gegen beide. Als Naturkraft ist er gegen die eine, wie gegen die andere frei; Das heißt, er muß sich weder zu dieser noch zu jener schlagen. Er ist aber nicht frei als moralische Kraft, Das heißt, er soll sich zu der vernünftigen schlagen. Gebunden ist er an seine, aber verbunden ist er dem Gesetz der Vernunft. Er gebraucht also seine Freiheit wirklich, wenn er gleich der Vernunft widersprechend handelt; aber er gebraucht sie unwürdig, weil er ungeachtet seiner Freiheit doch nur innerhalb der Natur stehen bleibt und zu der Operation des bloßen Triebes gar keine Realität hinzuthut; denn aus Begierde wollen heißt nur unständlicher begehren.*

Die Gesetzgebung der Natur durch den Trieb kann mit der Gesetzgebung der Vernunft aus Principien in Streit gerathen, wenn der Trieb zu seiner Befriedigung eine Handlung fordert, die dem moralischen Grundsatz zuwiderläuft. In diesem Fall ist es unwandelbare Pflicht für den Willen, die Forderung der Natur dem Anspruch der Vernunft nachzugeben, da Naturgesetze nur bedingungsweise, Vernunftgesetze aber schlechterdings und unbedingt verbinden.

Aber die Natur behauptet mit Nachdruck ihre Rechte, und, da sie niemals willkürlich fordert, so nimmt sie, unbefriedigt, auch seine Forderung zurück. Weil von der ersten Ursache an, wodurch sie in Bewegung gebracht wird, bis zu dem Willen, wo ihre Gesetzgebung aufhört, Alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie rückwärts nicht nachgeben, sondern muß vorwärts gegen den Willen erängen, bei dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Casualität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfnisse abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht bloß freien Lauf ließe, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst nähme, würde der Mensch auch nur Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob Dieses jemals sein Fall seyn kann, und, wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehungsvermögen dringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefordert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen und nur nach Demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entscheidung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich.**

So oft also die Natur eine Forderung macht und den Willen durch die blinde Gewalt des Affects überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen hat. Ob der Anspruch der Vernunft für oder gegen das Interesse der Sinnlichkeit ausfallen werde, Das ist, was er jetzt noch nicht wissen kann: eben deswegen aber muß er dieses Verfahren in jedem Affect ohne Unterschied

* Man lese über diese Materie die aller Aufmerksamsten würdige Abhandlung des Willens im zweiten Theil der Reinhold'schen Briefe.

** Man darf aber die Frage des Willens bei der Vernunft nicht mit derjenigen verwechseln, wo sie über die Mittel zu Befriedigung einer Begierde entscheiden soll. Hier ist nicht davon die Rede, wie die Befriedigung zu erlangen, sondern ob sie zu gestatten ist. Nur das Erste gehört ins Gebiet der Moralität; das Letzte gehört zur Kunst.

beobachten und der Natur in jedem Falle, wo sie der anfangende Theil ist, die unmittelbare Causalität versagen. Dadurch allein, daß er die Gewalt der Begierde bricht, die mit Vorschneelligkeit ihrer Befriedigung zueilt und die Instanz des Willens lieber ganz vorbeiziehen möchte, zeigt der Mensch seine Selbstständigkeit und beweist sich als ein moralisches Wesen, welches nie bloß begehren oder bloß verabscheuen, sondern seine Verabscheuung und Wegwerfung jederzeit wollen muß.

Aber schon die bloße Anfrage bei der Vernunft ist eine Beeinträchtigung der Natur, die in ihrer eigenen Sache competente Richterin ist und ihre Ansprüche keiner neuen und auswärtigen Instanz unterworfen sehen will. Jener Willensact, der die Angelegenheit des Begehrungsvermögens vor das sittliche Forum bringt, ist also im eigentlichen Sinn naturwidrig, weil er das Nothwendige wieder zufällig macht und Gesetzen der Vernunft die Entscheidung in einer Sache anheimstellt, wo nur Gesetze der Natur sprechen können und auch wirklich gesprochen haben. Denn, so wenig die reine Vernunft in ihrer moralischen Gesetzgebung darauf Rücksicht nimmt, wie der Sinn wohl ihre Entscheidungen aufnehmen möchte, eben so wenig richtet sich die Natur in ihrer Gesetzgebung darnach, wie sie es einer reinen Vernunft recht machen möchte. In jeder von beiden gilt eine andere Nothwendigkeit, die aber keine seyn würde, wenn es der einen erlaubt wäre, willkürliche Veränderungen in der andern zu treffen. Daher kann auch der tapferste Geist bei allem Widerstande, den er gegen die Sinnlichkeit ausübt, nicht die Empfindung selbst, nicht die Begierde selbst unterdrücken, sondern ihr bloß den Einfluß auf seine Willensbestimmungen verweigern; entzweifeln kann er den Trieb durch moralische Mittel, aber nur durch natürliche ihn besänftigen. Er kann durch seine selbstständige Kraft zwar verhindern, daß Naturgesetze für seinen Willen nicht zwingend werden; aber an diesen Gesetzen selbst kann er schlechterdings nichts verändern.

In Affecten also, „wo die Natur (der Trieb) zuerst handelt und den Willen entweder ganz zu umgehen oder ihn gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen strebt, kann sich die Sittlichkeit des Charakters nicht anders als durch Widerstand offenbaren und, daß der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern.“ Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist also im Affecte nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit den Forderungen der Natur. Und, da die Natur ihre Forderungen, aus sittlichen Gründen, nie zurücknimmt, folglich auf ihrer Seite Alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonisirenden Natur, sondern ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch groß, weil alles Das, und Das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die schöne Seele muß sich also im Affect in eine erhabene verwandeln, und Das ist der untrügliche Probestein, wodurch man sie von dem guten Herzen oder der Temperaments-tugend unterscheiden kann. Ist bei einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affect eine vollkommene

Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit bringen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bei einem schönen Charakter der Fall ist, die Neigungen in Pflicht nahm und der Sinnlichkeit das Steuer nur außertraute, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht mißbrauchen will. Die Temperaments-tugend sinkt also im Affect zum bloßen Naturproduct herab; die schöne Seele geht ins Heroische über und erhebt sich zur reinen Intelligenz.

Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit, und Würde heißt ihr Ausdruck in der Erscheinung.

Streng genommen ist die moralische Kraft im Menschen keiner Darstellung fähig, da das Ueberfinnliche nie versinnlicht werden kann. Aber mittelbar kann sie durch sinnliche Zeichen dem Verstande vorgestellt werden, wie bei der Würde der menschlichen Bildung wirklich der Fall ist.

Der aufgeregte Naturtrieb wird eben so, wie das Herz in seinen moralischen Nüchternungen, von Bewegungen im Körper begleitet, die theils dem Willen zuvorkommen, theils, als bloß sympathetische, seiner Herrschaft gar nicht unterworfen sind. Denn, da weder Empfindung, noch Begierde und Verabsichtung in der Willkür des Menschen liegen, so kann er denjenigen Bewegungen, welche damit unmittelbar zusammenhängen, nicht zu gebieten haben. Aber der Trieb bleibt nicht bei der bloßen Begierde stehen; vorschneellig und dringend strebt er, sein Object zu verwirklichen, und wird, wenn ihm von dem selbstständigen Geiste nicht nachdrücklich widerstanden wird, selbst solche Handlungen antizipiren, worüber der Wille allein zu sagen haben soll. Denn der Erhaltungstrieb ringt ohne Unterlaß nach der gesetzgebenden Gewalt im Gebiete des Willens, und sein Bestreben ist, eben so ungebunden über den Menschen wie über das Thier zu schalten.

Man findet also Bewegungen von zweierlei Art und Ursprung in jedem Affecte, den der Erhaltungstrieb in dem Menschen entzündet: erstlich solche, welche unmittelbar von der Empfindung ausgehen, und daher ganz unwillkürlich sind; zweitens solche, welche der Art nach willkürlich seyn sollten und könnten, die aber der blinde Naturtrieb der Freiheit abgwinnt. Die ersten beziehen sich auf den Affect selbst und sind daher nothwendig mit demselben verbunden; die zweiten entsprechen mehr der Ursache und dem Gegenstande des Affects, daher sie auch zufällig und veränderlich sind und nicht für untrügliche Zeichen desselben gelten können. Weil aber beide, sobald das Object bestimmt ist, dem Naturtriebe gleich nothwendig sind, so gehören auch beide dazu, um den Ausdruck des Affects zu einem vollständigen und übereinstimmenden Ganzen zu machen.*

Wenn nun der Wille Selbstständigkeit genug besitzt, dem vorgreifenden Naturtriebe Schranken zu setzen und gegen die ungestüme Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reißen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein; aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

* Findet man nur die Bewegungen der zweiten Art ohne die der ersten, so zeigt Dieses an, daß die Person den Affect will, und die Natur ihn verweigert. Findet man die Bewegungen der ersten Art ohne die der zweiten, so beweist Dies, daß die Natur in den Affect wirklich versetzt ist, aber die Person ihn verbietet. Den ersten Fall sieht man alle Tage bei affectirten Personen und schlechten Komödianten; den zweiten Fall desto seltener und nur bei starken Gemüthern.

Gesetzt, wir erblickten an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affects aus der Classe jener ersten ganz unwillkürlichen Bewegungen. Aber, indem seine Aern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme ersticht, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkürlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frei, und es ist heiter um Aug' und Stirn. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerlei Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweist dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die Ruhe im Leiden, als worin die Würde eigentlich besteht, obgleich nur mittelbar durch einen Vernunftschluß, Darstellung der Intelligenz im Menschen und Ausdruck seiner moralischen Freiheit.*

Aber nicht bloß beim Leiden im engeren Sinn, wo dieses Wort nur schmerzhaftes Nüchternen bedeutet, sondern überhaupt bei jedem starken Interesse des Begehrensvermögens muß der Geist seine Freiheit beweisen, also Würde der Ausdruck seyn. Der angenehme Affect erfordert sie nicht weniger als der peinliche, weil die Natur in beiden Fällen gern den Meister spielen möchte und von dem Willen gezügelt werden soll. Die Würde bezieht sich auf die Form und nicht auf den Inhalt des Affects: daher es geschehen kann, daß oft dem Inhalt nach lobenswürdige Affecte, wenn der Mensch sich ihnen blindlings überläßt, aus Mangel der Würde ins Gemeine und Niedrige fallen; daß hingegen nicht selten verwerfliche Affecte sich sogar dem Erhabenen nähern, sobald sie nur in ihrer Form Herrschaft des Geistes über seine Empfindungen zeigen.

Bei der Würde also führt sich der Geist in dem Körper als Herrscher auf, denn hier hat er seine Selbstständigkeit gegen den gebieterischen Trieb zu behaupten, der ohne ihn zu Handlungen schreitet und sich seinem Joche gern entziehen möchte. Bei der Anmuth hingegen regiert er mit Liberalität, weil er es hier ist, der die Natur in Handlung setzt und keinen Widerstand zu besorgen findet. Nachsicht verdient aber nur der Gehorsam, und Strenge kann nur die Widersehung rechtfertigen.

Anmuth liegt also in der Freiheit der willkürlichen Bewegungen, Würde in der Veherrschung der unwillkürlichen. Die Anmuth löst der Natur, da wo sie die Befehle des Geistes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft sie da, wo sie herrschen will, dem Geist. Ueberall, wo der Trieb anfängt zu handeln und sich herausnimmt, in das Amt des Willens zu greifen, da darf der Wille keine Indulge z, sondern muß durch den nachdrücklichsten Widerstand seine Selbstständigkeit (Autonomie) beweisen. Wo hingegen der Wille ansetzt, und die Sinnlichkeit ihm folgt, da darf er eine Strenge, sondern muß Indulgenz beweisen. Dies ist mit wenigen Worten das Gesetz für das Verhältniß beider Naturen im Menschen, so wie es in der Erscheinung sich darstellt.

Würde wird daher mehr im Leiden (*πάθος*), Anmuth mehr im Vergnügen (*ἡδονή*) gefordert und gezeigt;

denn nur im Leiden kann sich die Freiheit des Gemüths, und nur im Handeln die Freiheit des Körpers offenbaren.

Da die Würde ein Ausdruck des Widerstandes ist, den der selbstständige Geist dem Naturtriebe leistet, dieser also als eine Gewalt muß angesehen werden, welche Widerstand nöthig macht, so ist sie da, wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich und, wo keine mehr zu bekämpfen seyn sollte, verächtlich. Man lacht über den Komödianten (weß Standes und Würden er auch sey), der auch bei gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affectirt. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fordert. Die Würde gibt sich bei der Tugend von selbst, die schon ihrem Inhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bei Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fordert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen Beiden, entweder die besondern Schranken des Subjects oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das Erste, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjects, daß bei einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit so viel an sittlicher Schätzung verlieren, als sich Kampf in ihre Ausübung, also Würde in ihren Vortrag mischt. Denn unser moralisches Urtheil bringt jedes Individuum unter den Maßstab der Gattung, und dem Menschen werden keine andere als die Schranken der Menschheit vergeben.

Ist aber das Zweite, und kann eine Handlung der Pflicht mit den Forderungen der Natur nicht in Harmonie gebracht werden, ohne den Begriff der menschlichen Natur aufzuheben, so ist der Widerstand der Neigung nothwendig, und es ist bloß der Anblick des Kampfes, der uns von der Möglichkeit des Sieges überführen kann. Wir erwarten hier also einen Ausdruck des Widerstreits in der Erscheinung und werden uns nie überreden lassen, da an eine Tugend zu glauben, wo wir nicht einmal Menschheit sehen. Wo also die sittliche Pflicht eine Handlung gebietet, die das Sinnliche nothwendig leiden macht, da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören, als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das Gesetz, daß der Mensch Alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und Alles mit Würde, welches zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fordern, so fordern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Inhalt nach sinnlich, der Naturfreiheit günstig und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affect befeelt; und wo findet man mehr Anmuth, als bei Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes ersticke und eine

* In einer Untersuchung über pathetische Darstellungen ist im dritten Theil der *Italia* umständlicher davon gehandelt worden.

allgemeine Erschlaffung herbeiführe. Um sich also bei einem edeln Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein sittlicher Ursprung verschaffen kann, muß die Neigung sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fordert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht das Bedürfnis zu ihm nöthigte, sondern daß die Freiheit ihn wählte — daß man ihn nicht als Sache begehrt, sondern als Person hochschätzt.

Man fordert Anmuth von Dem, der verpflichtet, und Würde von Dem, der verpflichtet wird. Der Erste soll, um sich eines kränkenden Vortheils über den Andern zu begeben, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affectirten Handlung heruntersetzen und sich dadurch den Schein des gewinnenden Theils geben. Der Andere soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das bloße Zufahren des Triebes zu einer Handlung seines Willens erheben und auf diese Art, indem er eine Günst empfängt, eine erzeugen.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen und mit Würde bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen haben, als ob der eine Theil seinen Vortheil zu sehr, der andere seinen Nachtheil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er seiner Unmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meinung, daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben Die, welche darauf sitzen, in ihren Räthen, Weichvätern und Parlamenten — die Anmuth. Aber, was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herabsteigt (denn Throne haben ihre Privilegien), und auch der kriechende Hölbling begibt sich unter seine heilige Freiheit, sobald er sich zum Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterem zu rathen seyn, mit dem Ueberflusse des Andern seinen Mangel zu ersetzen und ihm so viel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worin sie sich äußern, so schließen sie einander in derselben Person, ja, in demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die Anmuth, von der die Würde ihre Weglaubung, und nur die Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

Würde allein beweist zwar überall, wo wir sie antreffen, eine gewisse Einschränkung der Begierden und Neigungen. Ob es aber nicht vielmehr Stumpfheit des Empfindungsvermögens (Härte) sey, was wir für Vesherrschaft halten, und ob es wirklich moralische Selbstthätigkeit und nicht vielmehr Uebergewicht eines andern Affects, also absichtliche Anspannung sey, was den Ausbruch des Gegenwärtigen im Zaume hält, Das kann nur die damit verbundene Anmuth außer Zweifel setzen. Die Anmuth nämlich zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüth und von einem empfindenden Herzen.

Eben so beweist die Anmuth schon für sich allein eine Empfänglichkeit des Gefühlvermögens und eine Uebereinstimmung der Empfindungen. Daß es aber nicht Erschlaffung des Geistes sey, was dem Sinn so viel Freiheit läßt und das Herz jedem Eindruck öffnet, und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, Das kann uns wiederum nur die damit verbundene Würde verbürgen. In der

Würde nämlich legitimirt sich das Subject als eine selbstständige Kraft; und, indem der Wille die Ricuz der unwillkürlichen Bewegungen bändiget, gibt er zu erkennen, daß er die Freiheit der willkürlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt und freigesprochen in der Erscheinung. Beide Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Gränzen zusammenfließen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirn die Vernunftfreiheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Natur notwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im belvedereischen Apoll, in dem Vorgefessenen geflügelten Genius und in der Muse des Barberinischen Palastes.*

Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir abwechselnd angezogen und zurückgestoßen; angezogen als Geister, zurückgestoßen als sinnliche Naturen.

In der Würde nämlich wird uns ein Beispiel der Unterordnung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nachzuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfnis der Natur und der Forderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, steht die Vernunft ihre Forderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erscheinung entgegen. Diese unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft erweckt ein Gefühl frohen Beifalles (Wohlgefallen), welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objectes mußerfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe;

* Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winkelmann (Geschichte der Kunst. Erster Theil. S. 440 folg. Wiener Ausgabe) diese hohe Schönheit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, aufgefaßt und beschrieben. Aber, was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eins, und er blieb bei Dem stehen, was der bloße Sinn ihm lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er zuge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut Unrecht, Das zu einer Eigenschaft zusammenzufassen.

Was Winkelmann die hohe himmlische Grazie nennt, ist nichts Anderes, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie“, sagt er, „scheint sich allgenugsam, und bietet sich nicht an, sondern will geachtet werden, sie ist zu erheben, um sich sehr sinnlich zu machen. Sie verfliehet in sich, die Bewegungen der Seele und nahest sich der seligen Stille der „göttlichen Natur.“ — „Durch sie“, sagt er an einem andern Ort, „wogte sich der Künstler der Dichtung in das Reich unsterblicher Ideen, und erreichte das Geheimniß, die Todesangst mit der höchsten Schönheit zu verbinden.“ (es wurde schwer sein, hierin einen Sinn zu finden, wenn es nicht augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeint ist); „er wurde ein Opfer seiner Geister, die keine Begierden der Sinne ermeden, denn sie scheinen nicht zu „Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur ankommen zu „haben.“ — Anderswo heißt es: „Die Seele äußerte sich nur unter „einer stillen Fläche des Wassers und trat niemals mit Unstetm „hervor. In Vorstellung des Lebens bleibt die größte Pein ver- „schlossen, und die Freude schwebt wie eine sanfte Lust, die kaum die „Wasser ruhet, auf dem Gesichte einer Euphrosyne.“

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verfliehet sich nicht, sondern kommt entgegen; die Grazie macht sich sinnlich und ist auch nicht erhaben, sondern schon. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Anstrengungen zurückhält und den Augen, auch in der Todesangst und den bittersten Leiden eines Laotöon, Ruhe gebietet.

Dome verfallt in denselben Fehler, was aber bei diesem Schriftsteller weniger zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die nach ihm Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundlage der Kritik. II. Theil. Anmuth und Würde.

ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bei dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, Stimulus) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Verdrüßniß, d. i. Lust, verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlassend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bei der Achtung ist das Object die Vernunft und das Subject die sinnliche Natur.* Bei der Liebe ist das Object sinnlich, und das Subject die moralische Natur. Bei der Begierde sind Object und Subject sinnlich.

Die Liebe allein ist also eine freie Empfindung, denn ihre reine Quelle strömt hervor aus dem Eig der Freiheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Höhen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsteigt; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Eittlichkeit sich befriedigt findet; es ist der Geseßgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelöst in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzt, da das absolut Große nichts über sich hat, und die Eittlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufstimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich Vieles achten muß; daher kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe umfinge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Geseßgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in Allem, was groß und schön und trefflich ist, seinen Feind erblickt, so kennt die schöne Seele kein süßeres Glück, als das Heilige in sich außer sich nachgeahmt oder verwirklicht zu sehen und in der Sinnenwelt ihren unsterblichen Freund zu umarmen. Liebe ist zugleich das Großmüthigste und das Selbstfüchtigste in der Natur: das Erste, denn sie empfängt von ihrem Gegenstande nichts, sondern gibt ihm Alles, da der reine Geist nur geben, nicht empfangen kann; das Zweite, denn es ist immer nur ihr eigenes Selbst, was sie in ihrem Gegenstande sucht und schätzt.

Aber eben darum, weil der Liebende von dem Geliebten nur empfängt, was er ihm selber gab, so begegnet es ihm öfters, daß er ihm gibt, was er nicht von ihm empfing. Der äußere Sinn glaubt zu sehen, was nur

der innere anschaut; der feurige Wunsch wird zum Glauben, und der eigene Ueberfluß des Liebenden verbirgt die Armuth des Geliebten. Daher ist die Liebe so leicht der Täuschung ausgesetzt, was der Achtung und Begierde selten begegnet. Solange der innere Sinn den äußern exaltirt, so lange dauert auch die selige Begäuberung der platonischen Liebe, der zur Wonne der Unsterblichen nur die Dauer fehlt. Sobald aber der innere Sinn dem äußern seine Anschauungen nicht mehr unterzieht, so tritt der äußere wieder in seine Rechte und fordert, was ihm zukommt — Stoff. Das Feuer, welches die himmlische Venus entzündete, wird von der irdischen benutzt, und der Naturtrieb rächt seine lange Vernachlässigung nicht selten durch eine desto unumschränktere Herrschaft. Da der Sinn nie getäuscht wird, so macht er diesen Vortheil mit grobem Uebermuth gegen seinen edlern Nebenbuhler geltend und ist kühn genug zu behaupten, daß er gehalten habe, was die Begeisterrung schuldig blieb.

Die Würde hindert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird. Die Anmuth verhütet, daß die Achtung nicht Furcht wird.

Wahre Schönheit, wahre Anmuth soll niemals Begierde erregen. Wo diese sich einmischt, da muß es entweder dem Gegenstand an Würde oder dem Betrachter an Eittlichkeit der Empfindungen mangeln.

Wahre Größe soll niemals Furcht erregen. Wo diese eintritt, da kann man gewiß seyn, daß es entweder dem Gegenstand an Erbschmach und an Grazie oder dem Betrachter an einem günstigen Zeugniß seines Gewissens fehlt.

Reiz, Anmuth und Grazie werden zwar gewöhnlich als gleichbedeutend gebraucht; sie sind es aber nicht oder sollten es doch nicht seyn, da der Begriff, den sie ausdrücken, mehrerer Bestimmungen fähig ist, die eine verschiedene Bezeichnung verdienen.

Es gibt eine belebende und eine beruhigende Grazie. Die erste gränt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innere Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von außen empfangen und durch leichte Uebungen der Phantasie und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorne Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äußert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spottes; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnernte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Korelane, wenn sich der brausende Geist eines Dello an der sanften Brust einer Ddemonia zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedenen Abstufungen und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln und, wo sie an das Furchtbare gränt, zur Hoheit.

Der höchste Grad der Anmuth ist das Bezäubernde; der höchste Grad der Würde die Majestät. Bei dem Bezäubernden verlieren wir uns gleichsam selbst und fließen hinüber in den Gegenstand. Der höchste Genuß der Freiheit gränt an den völligen Verlust derselben, und die Trunkenheit des Geistes an den Taumel der

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechseln. Achtung (nach ihrem reinen Begriff) ist nur auf das Verhältniß der sinnlichen Natur zu den Forderungen der praktischen Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine weltliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangenehmheit zu Vermeidung einer Idee, die für und Geistes ist, heißt Achtung.“ (Kants Kritik der Urtheilskraft.) Daher ist Achtung keine angenehme, aber drückende Empfindung. Es ist ein Gefühl des Widerstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subject der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht; denn die Unangenehmheit zu Vermeidung des Gesetzes kann nur in der Eittlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die weltliche Erfüllung des Gesetzes und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas Ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftgesetzen erstreuen muß. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freieres Gefühl. Aber das rührt von der Liebe her, die ein Angehendes der Hochachtung ausmacht. Achten muß auch der Nichtwürdige das Gute; aber, um Denjenigen hochzuachten, der es gethan hat, mußte er ausüben, ein Nichtwürdiger zu seyn.

Sinnenlust. Die Majestät hingegen hält uns ein Gesetz vor, das uns nöthigt, in uns selbst zu schauen. Wir schlagen die Augen vor dem gegenwärtigen Gott zu Boden, vergessen Alles außer uns und empfinden nichts, als die schwere Würde unseres eignen Dafeyns.

Majestät hat nur das Heilige. Kann ein Mensch uns dieses repräsentiren, so hat er Majestät, und wenn auch unsre Kniee nicht nachfolgen, so wird doch unser Geist vor ihm niederfallen. Aber er richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darnieder schlagen.

Die bloße Macht, sey sie auch noch so fürchtbar und gränzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geiste seine Freiheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor Dem werde ich mich, wenn's möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es gibt dazu nur einen Weg, nämlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles Andere ist Nachäffung und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affectation des Erhabenen Schwulst, aus der Affectation des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affectirten Anmuth Hiererei, und aus der affectirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die echte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen; die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont bloß die Werkzeuge der willkürlichen Bewegung und will der Freiheit der Natur nicht unnöthiger Weise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und, um ja nicht ins Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehilfliche Länger bei einer Minuett so viel Kraft aufwendet, als ob er ein Mülhrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affectirte Länger so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangenlinien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andere Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitz der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am Meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Vergierde zum Angel dient. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigste Grimasse; das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung; die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in dem wahren Munde, wird zu einem stubirten zremelnden Klang, und die ganze Muske weiblicher Reizungen zu einer betrüglischen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affectirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Cabineten der Minister und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studiren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affect an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtrieb bloß da, wo er den Meister spielen

will, in den unwillkürlichen Bewegungen Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkürlichen mit einem eisernen Scepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und löst das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur und sucht ihre lächerliche Größe in Unterjochung und, wo Dies nicht angehen will, in Verbergung derselben. Nicht anders, als wenn sie Allem, was Natur heißt, einen unverföhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltige Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beschränkt den Gebrauch der Glieder durch einen lästigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk der Natur durch ein Nachwerk der Kunst zu ersetzen. Wenn die wahre Würde, die sich nie der Natur, nur der rohen Natur schämt, auch da, wo sie an sich hält, noch stets frei und offen bleibt; wenn in den Augen Empfindung strahlt, und der heitere stille Geist auf der bereyten Stirn ruht, so legt die Gravität die ihrige in Falten, wird verschlossen und mysteriös und bewacht sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr ausagen könnte, als man laut machen will, eine Vorsicht, welche die wahre Würde freilich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bei der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger innen, indem sie außen bezwungen ist.*

Ueber das Pathetische. **

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niemals Zweck der Kunst; aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie derselben äußerst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung des Ueberhumanen, und die tragische Kunst insbesondere bewerkstelligt Dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Naturgesetzen im Zustand des Affects verflüchtigt. Nur der Widerstand, den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das freie Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach der Stärke des Angriffs

* Inbessen gibt es auch eine Feierlichkeit im guten Sinne, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Annahme, sich wichtig zu machen, sondern sie hat die Absicht, das Gemüth auf etwas Wichtiges vorzubereiten. Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang desselben, entfernt alle Zerstreuungen und setzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das Feierliche sehr geeignet, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht abseht, und in einer abthätlichen Verzögerung des Fortschritts, da wo die Ungebuld Eile fordert. In der Musik wird das Feierliche durch eine langsame gleichförmige Folge harter Töne hervorgerufen; die Stärke erweht und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Vertheilung, und die Gleichförmigkeit des Tacts läßt die Ungebuld gar kein Ende absehen.

Das Feierliche unterstützt den Eindruck des Großen und Erhabenen nicht wenig und wird daher der Religionsgebräuchen und Mythen mit großem Erfolg gebraucht. Die Wurlungen der Gloden, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein Feierliches, nämlich die Pracht, verbunden mit dem Fürchtbaren, wie bei Leichen Ceremonien und bei allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille und einen langsamen Tact beobachten.

** Anmerk. des Herausgebers. Der Verfasser hatte in der dritte Theil der neuen Aethia vom Jahrgang 1793 eine Abhandlung vom Erhabenen eingebracht, die nach der Ueberschrift zur weiteren Ausführung einiger Kantischen Ideen dienen sollte. Einige Jahre nachher war über eben diesen Gegenstand die Schrift entstanden, welche gegen den Schluß dieser Ausgabe abgedruckt ist. Dieser spätern Bearbeitung, die sich mehr durch eigenthümliche Ansichten auszeichnete, gab der Verfasser den Vorzug, als seine kleinen prosaischen Schriften zusammengebrückt wurden, und von jener frühern Abhandlung wurde nur ein Theil unter dem Titel: Ueber das Pathetische in diese Sammlung aufgenommen.

geschätzt werden. Soll sich also die Intelligenz im Menschen als eine von der Natur unabhängige Kraft offenbaren, so muß die Natur ihre ganze Macht erst vor unsern Augen bewiesen haben. Das Sinnenwesen muß tief und heftig leiden; Pathos muß da seyn, damit das Vernunftwesen seine Unabhängigkeit kund thun und sich handelnd darstellen könne.

Man kann niemals wissen, ob die Fassung des Gemüths eine Wirkung seiner moralischen Kraft ist, wenn man nicht überzeugt worden ist, daß sie keine Wirkung der Unempfindlichkeit sey. Es ist keine Kunst, über Gefühle Meister zu werden, die nur die Oberfläche der Seele leicht und flüchtig bestreichen; aber in einem Sturm, der die ganze sinnliche Natur aufregt, seine Gemüthsfreiheit zu behalten, dazu gehört ein Vermögen des Widerstandes, das über alle Naturmacht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freiheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bei uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlässliche Forderung an den tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck, ohne Unterbrechung der moralischen Freiheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthsbehandlung, etwas Positives, und nicht vielmehr bloß etwas Negatives und ein Mangel ist.

Dies Letztere ist der Fall bei dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die leidende Natur zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, declamatorischen Poeten oder auch den auf Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Declamation ersticht alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete Decenz vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Decenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fordert diesen die Kunst unnachlässlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er leidet, denn er läßt sich über seinen Gemüthszustand heraus, wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf Andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freiheit zu lassen. Die Könige, Prinzessinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren Rang auch im heftigsten Leiden nie und gleihen weit eher ihre Menschheit als ihre Würde aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit sammt der Krone zu Wette legen.

Wie ganz anders sind die Griechen und Diejenigen unter den Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche vor Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; Alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoklet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzessin, keinem König und keinem Königssohn; er hält sich nur an den Menschen. Deswegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg und zeigt uns bloß

nackende Figuren, ob er gleich sehr gut weiß, daß Dies im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das Nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstandes oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den Menschen zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der menschlichen Natur mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Convenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende Natur spricht wahr, aufrichtig und tief eindringend zu unserm Herzen in der Homerischen Dichtung und in den Tragikern; alle Leidenschaften haben ein freies Spiel, und die Regel des Schickslichen hält kein Gefühl zurück. Die Helden sind für alle Leiden der Menschheit so gut empfindlich, als Andere, und eben Das macht sie zu Helden, daß sie das Leiden stark und innig fühlen und doch nicht davon überwältigt werden. Sie lieben das Leben so feurig, wie wir Andere; aber diese Empfindung beherrscht sie nicht so sehr, daß sie es nicht hingeben können, wenn die Pflichten der Ehre oder der Menschlichkeit es fordern. Philoklet erküßt die griechische Bühne mit seinen Klagen; selbst der wüthende Hercules unterdrückt seinen Schmerz nicht. Die zum Opfer bestimmte Iphigenia gesteht mit rührender Offenheit, daß sie von dem Licht der Sonne mit Schmerzen scheide. Nirgends sucht der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Ertragung desselben bei allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete Mars schreit vor Schmerz so laut auf, wie zehntausend Mann, und die von einer Lanze gerichte Venus steigt weinend zum Olymp und verschwört alle Geschlechter.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler und ein Gesetz, das der griechische Genius der Kunst vorgeschrieben hat. Die erste Forderung an den Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals tarf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas Anderes ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Forderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn endlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweitens die Vernunft das übrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Forderung an den Menschen zu machen und ihm im Ausdruck, sowohl seiner Empfindungen als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen und sich als ein — civilisirtes Wesen zu zeigen.

Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweite ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affect, als Affect, ist etwas Gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederholen, nichts, was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlaffende (schmelzende)

Affecte, sondern überhaupt auch alle höchste Grade, von was für Affecten es auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affecte, die bloß zärtlichen Nührungen, gehören zum Gebiet des Angenehmen, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergößen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen. Viele unserer Romane und Trauerspiele, besonders der sogenannten Dramen (Mittelbänge zwischen Lustspiel und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemälde gehören in diese Classe. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränenfasses und eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich Mancher durch eine Predigt erbaut, wobei doch gar nichts in ihm aufgebaut worden ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf die Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden Geschmack, der nur angenehm gefügelt, nicht ergriffen, nicht kräftig gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles Schmelzende wird daher vorgezogen, und, wenn noch so großer Lärm in einem Concertsaale ist, so wird plötzlich Alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetragen wird. Ein bis ins Thierische gehender Ausbruch der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwellen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Zittern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwach, kurz, alle Symptome der Verausung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß die Sinne schwelgen, der Geist aber oder das Princip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird. Alle diese Nührungen, sage ich, sind durch einen edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affects ausgeschlossen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreiheit durch Schmerz nicht weniger, als jene durch Wollust, und können deswegen bloß Verabscherung und keine Nührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergößen und der Freiheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das Leiden gefordert, durch den allein sich das Princip der Freiheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos durch die bloße sinnliche Kraft des Affects und die höchst lebendige Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der letzte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am Tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, insofern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen und bloß in der Affectation des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wie viel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Passion (sowohl der wollüstigen als der peiniglichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstandskraft heißt gemein, das Gegentheil heißt edel. Gemein und edel sind die

Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel, als was aus der Vernunft quillt; Alles, was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist gemein. Wir sagen von einem Menschen, er handle gemein, wenn er bloß den Gebungen seines sinnlichen Triebes folgt; er handle anständig, wenn er seinem Triebe nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt; er handle edel, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe, folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung gemein, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht; wir nennen sie sprechend, wenn der Geist die Züge bestimmte, und edel, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur gemein, wenn es uns keine andere als physische Zwecke zeigt; wir nennen es edel, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle, Darstellung des Affects, die bloß physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie das Leiden an sich, nur der Widerstand gegen das Leiden pathetisch und der Darstellung würdig ist. Daher sind alle absolut höchste Grade des Affects dem Künstler sowohl als dem Dichter untersagt; denn alle unterdrücken die innerlich widerstehende Kraft oder setzen vielmehr die Unterdrückung derselben schon voraus, weil kein Affect seinen absolut höchsten Grad erreichen kann, solange die Intelligenz im Menschen noch einigen Widerstand leistet.

Jetzt entsteht die Frage: Wodurch macht sich diese übersinnliche Widerstandskraft in einem Affect kenntlich? Durch nichts Anderes, als durch Beherrschung oder, allgemeiner, durch Bekämpfung des Affects. Ich sage des Affects, denn auch die Sinnlichkeit kann kämpfen; aber Das ist kein Kampf mit dem Affect, sondern mit der Ursache, die ihn hervorbringt — kein moralischer, sondern ein physischer Widerstand, den auch der Wurm äußert, wenn man ihn tritt, und der Stier, wenn man ihn verwundet, ohne deswegen Pathos zu erregen. Daß der leidende Mensch seinen Gefühlen einen Ausdruck zu geben, daß er seinen Feind zu entfernen, daß er das leidende Glied in Sicherheit zu bringen sucht, hat er mit jedem Thiere gemein, und schon der Instinct übernimmt Dieses, ohne erst bei seinem Willen anzufragen. Das ist also noch kein Actus seiner Humanität, Das macht ihn als Intelligenz noch nicht kenntlich. Die Sinnlichkeit wird zwar jederzeit ihren Feind, aber niemals sich selbst bekämpfen.

Der Kampf mit dem Affect hingegen ist ein Kampf mit der Sinnlichkeit und setzt also etwas voraus, was von der Sinnlichkeit unterschieden ist. Gegen das Object, das ihn leiden macht, kann sich der Mensch mit Hilfe seines Verstandes und seiner Muskelkräfte wehren; gegen das Leiden selbst hat er keine andere Waffen als Ideen der Vernunft.

Diese müssen also in der Darstellung vorkommen oder durch sie erweckt werden, wo Pathos Statt finden soll. Nun sind aber Ideen im eigentlichen Sinn und positiv nicht darzustellen, weil ihnen nichts in der Anschauung entsprechen kann. Aber negativ und indirect sind sie allerdings darzustellen, wenn in der Anschauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der Natur vergebens auffuchen. Jede Erscheinung, deren letzter

Grund aus der Sinnenwelt nicht kann geleitet werden, ist eine indirecte Darstellung des Uebersinnlichen.

Wie gelangt nun die Kunst dazu, etwas vorzustellen, was über der Natur ist, ohne sich übernatürlicher Mittel zu bedienen? Was für eine Erscheinung muß Das seyn, die durch natürliche Kräfte vollbracht wird (denn sonst wäre sie keine Erscheinung) und dennoch ohne Widerspruch aus physischen Ursachen nicht kann hergeleitet werden? Dies ist die Aufgabe; und wie löst sie nun der Künstler?

Wir müssen uns erinnern, daß die Erscheinungen, welche im Zustand des Affects an einem Menschen können wahrgenommen werden, von zweierlei Gattung sind. Entweder es sind solche, die ihm bloß als Thier angehören und als solche bloß dem Naturgesetz folgen, ohne daß sein Wille sie beherrschen, oder überhaupt die selbstständige Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinct erzeugt sie unmittelbar, und blind gehorchend sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens und die ganze Oberfläche der Haut; aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab, sondern der Instinct fest sie oft unmittelbar in Bewegung, da besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens; aber, wenn wir unwissend etwas Heißes angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinct allein vollbringt sie. Ja, noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinct sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponiren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affect uns überrascht. Man lasse den gefassten Stoiker auf Einmal etwas höchst Wunderbares oder unerwartet Schreckliches erblicken, man lasse ihn dabei stehen, wenn Jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unarticulirter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entweichen, und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dies dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen gibt, die nicht seiner Person als Intelligenz, sondern bloß seinem Instinct als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.

Nun gibt es aber auch zweite Erscheinungen an ihm, die unter dem Einfluß und unter der Herrschaft des Willens stehen, oder die man wenigstens als solche betrachten kann, die der Wille hätte verhindern können; welche also die Person und nicht der Instinct zu verantworten hat. Dem Instinct kommt es zu, das Interesse der Sinnlichkeit mit blindem Eifer zu besorgen; aber der Person kommt es zu, den Instinct durch Rücksicht auf Gesetze zu beschränken. Der Instinct achtet an sich selbst auf kein Gesetz; aber die Person hat dafür zu sorgen, daß den Vorschriften der Vernunft durch seine Handlung des Instincts Eintrag geschehe. So viel ist also gewiß, daß der Instinct allein nicht alle Erscheinungen am Menschen im Affect unbedingter Weise zu bestimmen hat, sondern daß ihm durch den Willen des Menschen eine Gränze gesetzt werden kann. Bestimmt der Instinct allein alle Erscheinungen am Menschen, so ist nichts mehr vorhanden, was an die Person erinnern könnte, und es ist bloß Naturwesen, also ein Thier, was wir vor uns haben; denn Thier heißt jedes Naturwesen unter der Herrschaft des Instincts. Soll also die Person dargestellt werden, so müssen einige Erscheinungen am Menschen vorkommen, die entweder gegen den Instinct oder doch nicht durch den Instinct bestimmt worden sind, daß sie nicht durch den Instinct bestimmt wurden,

ist hinreichend, uns auf eine höhere Quelle zu leiten, sobald wir nur einsehen, daß der Instinct sie schlechterdings hätte anders bestimmen müssen, wenn seine Gewalt nicht wäre gebrochen worden.

Jetzt sind wir im Stande, die Art und Weise anzugeben, wie die überflüssige, selbstständige Kraft im Menschen, sein moralisches Selbst, im Affect zur Darstellung gebracht werden kann. — Dadurch nämlich, daß alle bloß der Natur gehorchende Theile, über welche der Wille entweder gar niemals oder wenigstens unter gewissen Umständen nicht disponiren kann, die Gegenwart des Leidens verrathen — diejenigen Theile aber, welche der blinden Gewalt des Instincts entzogen sind und dem Naturgesetz nicht nothwendig gehorchen, keine oder nur eine geringe Spur dieses Leidens zeigen, also in einem gewissen Grad frei erscheinen. An dieser Disharmonie nun zwischen denjenigen Zügen, die der animalischen Natur nach dem Gesetz der Nothwendigkeit eingepflanzt werden, und zwischen denen, die der selbstthätige Geist bestimmt, erkennt man die Gegenwart eines überflüssigen Princips im Menschen, welches den Wirkungen der Natur eine Gränze setzen kann und sich also eben dadurch als von derselben unterschieden kenntlich macht. Der bloß thierische Theil des Menschen folgt dem Naturgesetz und darf daher von der Gewalt des Affects unterdrückt erscheinen. An diesem Theil also offenbart sich die ganze Stärke des Leidens und dient gleichsam zum Maß, nach welchem der Widerstand geschätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerstandes oder die moralische Macht in dem Menschen nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je entschiedener und gewaltsamer nun der Affect in dem Gebiet der Thierheit sich äußert, ohne doch im Gebiet der Menschheit dieselbe Macht behaupten zu können, desto mehr wird diese Letztere kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständigkeit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung, und desto erhabener das Pathos.*

In den Wilsäulen der Alten findet man diesen ästhetischen Grundsatz anschaulich gemacht; aber es ist schwer, den Eindruck, den der sinnlich lebendige Publikum macht, unter Begriffe zu bringen und durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinder ist ungefähr ein Maß für Das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon,“ sagt uns Winkelmann in seiner Gesch. der Kunst (S. 699 der Wiener Quartausgabe), „ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Wilde eines Mannes gemacht, der die bewusste Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht; und, indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmtenodem und durch Zurückhaltung des Ausdrucks der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschlingen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und derodem, den er an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu bedrängen, als die Pein

* Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System der thierischen Erscheinungen am Menschen, die unter der blinden Gewalt des Naturgesetzes stehen und ohne Voraussetzung einer Freiheit des Willens vollkommen erklärbar sind; unter dem Gebiet der Menschheit aber diejenigen, welche über Gesetze der Freiheit empfangen. Man geht nun bei einer Darstellung des Affects im Gebiet der Thierheit, so leicht und dieselbe kalt; aber es ist hingegen im Gebiet der Menschheit, so leicht sie an und empört. Im Gebiet der Thierheit muß der Affect jederzeit unaufgelöst bleiben, sonst fehlt das Pathetische; erst im Gebiet der Menschheit darf sich die Auflösung finden. Eine leidende Person, klagend und weinend vorgestellt, wird daher nur schwach wirken, denn Klagen und Thränen lösen den Schmerz schon im Gebiet der Thierheit aus. Weit stärker ergreift und der verübene Stimm Schmerz, wo wir bei der Natur keine Hülfe finden, sondern zu etwas, das über alle Natur hinausragt, unsere Aufsucht nehmen müssen, und eben in dieser Hinneigung auf das Uebersinnliche liegt das Pathos und die tragische Kunst.

seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes, unwürdiges Leiden, in die Nase hinauf tritt, dieselbe schwellen macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Rüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn, indem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlid zu, so daß daselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewidelter, angestrebter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am Heftigsten zu leiden scheint. Seine Arme wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; sein Theil ist in Ruhe, ja, die Weichselstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.“

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf der Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wie treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit und Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreiheit offenbaren! Virgil schilderte bekanntlich denselben Austritt in seiner Aeneis; aber es lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bei dem Gemüthszustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweilen. Bei dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und die Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die bloße Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätte, uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da er uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen, als mit Schrecken durchdringen will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negativ, nämlich, die Darstellung der leidenden Natur nicht so weit zu treiben, daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstandes dabei verloren ging, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblich erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ursache des Leidens und fand für gut, sich umständlicher über die Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der sie ihr Schlachtopfer anfallen, als über die Empfindungen desselben zu verbreiten. An diesen eilt er nur schnell vorüber, weil ihm daran liegen mußte, die Vorstellung eines göttlichen Strafgerichts und den Eindruck des Schreckens ungeschwächt zu erhalten. Hätte er uns hingegen von Laokoons Person so viel wissen lassen, als der Bildhauer, so würde nicht mehr die strafende Gerechtigkeit, sondern der leidende Mensch der Held in der Handlung gewesen seyn, und die Episode ihre Zweckmäßigkeit für das Ganze verloren haben.

Man kennt die Virgil'sche Erzählung schon aus Lessings vortrefflichem Commentar. Aber die Absicht, wozu Lessing sie gebrauchte, war bloß, die Gränzen der poetischen und malerischen Darstellung an diesem Beispiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man

erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

*Eccae autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago. pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardentis oculos affecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus.*

Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen des Erhabenen, der Macht, ist hier gegeben; eine mächtige Naturkraft nämlich, die zur Zerstörung bewaffnet ist und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwei verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwei Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstandungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweitens auf unsern Willen beziehen und, uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinflusse ins Bewußtseyn rufen, wird uns zu einem erhabenen Object. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Neugierung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bei diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Autonomie unserer Willensbestimmungen, nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hierher bloß contemplativ erhaben.

*Diffugiunt visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.*

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Contemplativ-erhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Unmacht des Menschen im Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreift den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer scheißen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zutun in dem Objecte selbst. Unse Furcht daß also nicht, wie im vorübergehenden Moment, einen bloß subjectiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objectiven Grund in dem Gegenstand. Denn, erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von außen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freiheit, weil es von außen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Ansehn objectiver Realität, und es wird Ernst mit dem Affekte.

Wären wir nun nichts als Sinnenwesen, die keinem andern als dem Erhaltungstribe folgen, so würden wir hier stille stehen und im Zustand des bloßen Leidens verharren. Aber etwas ist in uns, was an den Affectionen der sinnlichen Natur keinen Theil nimmt und dessen Thätigkeit sich nach keinen physischen Bedingungen richtet. Nachdem nun dieses selbstthätige Princip (die moralisch-

Anlage) in einem Gemüth sich entwickelt hat, wird der leidende Natur mehr oder weniger Raum gelassen seyn, und mehr oder weniger Selbstthätigkeit im Affecte übrig bleiben.

In moralischen Gemüthern geht das Durchbare (der Einbildungskraft) schnell und leicht ins Erhabene über. Sowie die Imagination ihre Freiheit verliert, so macht die Vernunft die ihre geltend; und das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach außen Gränzen findet. Herausgeschlagen aus allen Verschauungen, die dem Sinnewesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die ungewinnliche Burg unserer moralischen Freiheit und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß comparative und precäre Schutzwehr im Felde der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Verdrängnisse gekommen seyn muß, ehe wir bei unserer moralischen Natur Hülfen suchen, können wir dieses hohe Freiheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bei diesem Leiden stehen und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Durchbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Durchbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

*Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpore gnatorum serpentes amplexus uterque
implicat, ac miseris morsu depascitur artus.*

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affecte sind ästhetischer aus der zweiten Hand, und keine Sympathie ist stärker, als die wir mit der Sympathie empfinden.

Post ipsum auxilio subentem ac tela ferentem

Best war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bei uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergreift diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Uegethener und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laocoon bloß ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen und wie die übrigen Trejaner in einer schnellen Nacht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Momente auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und erschüttert haben. Daß es aber gerade in dem Momente geschieht, wo er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gleichsam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtlichen Bekümmerniß für seine Kinder vorgestellt wird — Dies entflammt unsere Theilnahme aufs Höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, der sich aus freier Wahl dem Verderben hingibt, und sein Tod wird eine Willenshandlung.

Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Andruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch seyn und wird unausbleiblich unsere Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Mensch, aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige oder der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

Auf zweierlei Weise aber kann sich die Selbstständigkeit des Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder negativ: wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht empfängt, und dem Zustand keine Causalität für die Gesinnung gestattet wird; oder positiv: wenn der ethische Mensch dem physischen das Gesetz gibt, und die Gesinnung für den Zustand Causalität erhält. Aus dem Ersten entspringt das Erhabene der Fassung, aus dem Zweiten das Erhabene der Handlung.

Ein Erhabenes der Fassung ist jeder vom Schicksal unabhängige Charakter. „Ein tapferer Geist, im Kampf mit der Widerwärtigkeit,“ sagt Seneca, „ist ein anziehendes Schauspiel, selbst für die Götter.“ Einen solchen Anblick gibt uns der römische Senat nach dem Unglück bei Cannä. Selbst Miltons Lucifer, wenn er sich in der Hölle, seinem künftigen Wohnort, zum ersten Mal umsieht, durchdringt uns, dieser Seelenstärke wegen, mit einem Gefühl von Verwunderung. „Schrecken, ich grüße euch,“ ruft er aus, „und dich, unterirdische Welt, und dich, tiefste Hölle! Nimm auf deinen neuen Gast. Er kommt zu dir mit einem Gemüth, das weder Zeit noch Ort umgestalten soll. In seinem Gemüthe wohnt er. Das wird ihm in der Hölle selbst einen Himmel erschaffen. Hier endlich sind wir frei, u. s. f.“ Die Antwort der Medea im Trauerspiel gehört in die nämliche Classe.

Das Erhabene der Fassung läßt sich anschauen, denn es beruht auf der Geisteskraft; das Erhabene der Handlung hingegen läßt sich bloß denken, denn es beruht auf der Succession, und der Verstand ist nöthig, um das Leiden von einem freien Entschlusse abzuleiten. Daher ist nur das Gricke für den bildenden Künstler, weil dieser nur das Geistesliche glücklich darstellen kann; der Dichter aber kann sich über Leides verbreiten. Selbst wenn der bildende Künstler eine erhabene Handlung darzustellen hat, muß er sie in eine erhabene Fassung verwandeln.

Zum Erhabenen der Handlung wird erfordert, daß das Leiden eines Menschen auf seine moralische Beschaffenheit nicht nur keinen Einfluß habe, sondern vielmehr umgekehrt das Werk seines moralischen Charakters sey. Dies kann auf zweierlei Weise seyn. Entweder mittelbar und nach dem Gesetz der Freiheit, wenn er aus Achtung für irgend eine Pflicht das Leiden erwählt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Motiv, und sein Leiden ist eine Willenshandlung. Der unmittelbar und nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, wenn er eine übertretene Pflicht moralisch büßt. Die Vorstellung der Pflicht bestimmt ihn in diesem Falle als Macht, und sein Leiden ist bloß eine Wirkung. Ein Beispiel des Ersten gibt uns Regulus, wenn er, um Wort zu halten, sich der Nachbegier der Karthaginienser ausliefert; zu einem Beispiel des Zweiten würde er uns dienen, wenn er sein Wort gebrochen, und das Bewußtseyn dieser Schuld ihn elend gemacht hätte. In beiden Fällen hat das Leiden einen moralischen Grund, nur mit dem Unterschied, daß es uns in dem ersten Falle seinen moralischen Charakter, in dem andern bloß seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten Falle erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweiten bloß als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Object, bloß der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen Zustand vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner Person nicht realisiert finden.

soßten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsere Achtung nicht bloß seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht bloß seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas Anderes, ob wir bei unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt und auf die Möglichkeit einer absoluten Freiheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freiheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz Anderes, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen und in der ästhetischen sehr anziehend für uns seyn. Aber, wenn er uns auch in beiden Instanzen der Beurtheilung Genüge leistete, so thut er diese Wirkung bei beiden auf eine ganz verschiedene Weise. Er wird dadurch, daß er ästhetisch brauchbar ist, nicht moralisch befriedigend und dadurch, daß er moralisch befriedigt, nicht ästhetisch brauchbar.

Ich denke mir z. B. die Selbstaufopferung des Leonidas bei Thermopyla. Moralisch beurtheilt, ist mir diese Handlung Darstellung des bei allem Widerspruch der Instincte erfüllten Sittengesetzes; ästhetisch beurtheilt, ist sie mir Darstellung des von allem Zwang der Instincte unabhängigen sittlichen Vermögens. Meinem moralischen Sinn (die Vernunft) befriedigt diese Handlung; meinem ästhetischen Sinn (die Einbildungskraft) entzückt sie.

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bei dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

Wie sich unser Wesen in zwei Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsere Gefühle in zweierlei ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beifall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beide Gefühle, des Beifalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung; jenes auf Befriedigung eines Anspruchs, denn die Vernunft fordert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung eines Anliegens, denn der Sinn bedarf bloß und kann nicht fordern. Beide, die Forderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander, wie Nothwendigkeit zu Nothdurft: sie sind also Beide unter dem Begriff von Nothwendigkeit enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Nothwendigkeit der Vernunft ohne Bedingung, die Nothwendigkeit der Sinne bloß unter Bedingungen Statt hat. Bei Beiden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beifalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beifall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; Beide in desto stärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bei aller moralischen Beurtheilung eine Forderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Nothwendigkeit vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frei ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freiheit mit dem Imperativ der Vernunft Billigung oder Beifall, und zwar in desto höherm Grade, als der Widerspruch der Neigungen diesen Gebrauch der Freiheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bei der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfnis der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frei von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Object auf das Strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und, da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, daß bei dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postulirt also Freiheit und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierin auf das Vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfnis nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freiheit, auf die Phantasie bezogen, etwas Zufälliges und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas moralisch, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen ästhetisch, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Willkür für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freier Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freiheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dies ist eine Gabe der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freiheit Bedürfnis ist. Beurtheilt also der moralische Sinn — die Vernunft — eine tugendhafte Handlung, so ist Billigung das Höchste, was erfolgen kann, weil die Vernunft nie mehr und selten nur so viel finden kann, als sie fordert. Beurtheilt hingegen der ästhetische Sinn, die Einbildungskraft, die nämliche Handlung, so erfolgt eine positive Lust, weil die Einbildungskraft niemals Einstimmigkeit mit ihrem Bedürfnisse fordern kann und sich also von der wirklichen Befriedigung deselben, als von einem glücklichen Zufall, überrascht finden muß. Daß Leonidas die heldenmüthige Entschließung wirklich faßte, billigen wir; daß er sie fassen konnte, darüber frohlocken wir und sind entzückt.

Der Unterschied zwischen beiden Arten der Beurtheilung fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden ausfallen. Man nehme die Selbsterbrennung des Peregrinus Proteus zu Olympia. Moralisch beurtheilt, kann ich dieser Handlung nicht Beifall geben, insofern ich unneine Trübsal dabei wirksam finde, um derentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintangesezt wird. Ästhetisch beurtheilt, gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deswegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt, selbst dem mächtigsten aller Instincte, dem Triebe der Selbsterhaltung, zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung, oder ob es bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungstrieb bei dem Schwärmer Peregrinus unterdrückte, darauf achte ich bei der ästhetischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, von dem Verhältniß seines Willens zu dem Willensgesetze abstrahire und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung, im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt

denke. Bei der moralischen Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bei der ästhetischen Schätzung hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre Hintansetzung. Bei der letztern Art des Urtheilens wird also die Operation gerade umgekehrt, die wir bei der erstern verrichten. Dort stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-officiirbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen Geistespflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische Urtheil frei und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße Anlage zur Moralität gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vortheil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns dem Zwange der Natur loszusagen, unserm Freiheitsbedürfnis geschmeichelt wird. Daher beschränkt uns das moralische Urtheil und demüthigt uns, weil wir uns bei jedem besondern Willensact gegen das absolute Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fordert, dem Freiheitstriebe der Phantasie widersprechen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter und schliessen die Gattung in die Schranken des Individuums ein: kein Wunder also, wenn wir uns bei ästhetischen Urtheilen erweitert, bei moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen.*

Aus diesem allem ergibt sich denn, daß die moralische und die ästhetische Beurtheilung, weit entfernt, einander zu unterstützen, einander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwei ganz entgegengesetzte Richtungen geben: denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterin fordert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Eingebildungsart als ästhetische Richterin verlangt. Daher wird ein Object zu einem ästhetischen Gebrauche gerade um so viel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen qualificirt; und, wenn der Dichter es dennoch erwähnen müßte, so wird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsere Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsere Phantasie auf das Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst willen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freiheit ist sein Reich zu Ende. Nur, solange wir außer uns anschauen, sind wir frei; er hat uns verloren, sobald wir in unsern eignen Busen gehen. Dies erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand

nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet wird, sondern als Gesetz über uns richtet.

Selbst von den Neuperungen der erhabensten Tugend kann der Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben der Kraft gebricht. Um die Richtung der Kraft bestimmet er sich nicht. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsere Augen stellt, hat keinen andern Zweck und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu ergötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subject verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unser Subject verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß er seine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freiheit macht, und der eben darum für uns nichts beweisen kann. Es ist bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und, indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsre geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freien Willens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Actionen sind, denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darin, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darin, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz hindurch gewordene Vermögen das Poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unseres Vaterlandes einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Verarbeitung empfahl. Dadurch, hiess es, wurde die griechische Poesie so bemächtigt für das Herz, weil sie einheimische Scenen malte und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann — aber geberten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der Römern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunstgeschmack, wenn er durch diese historischen Beziehungen in den Werken seiner Dichter erst hätte gewonnen werden müssen! Nur ein barbarischer Geschmack braucht den Stachel des Privatinteresses, um zu der Schönheit hingeleckt zu werden, und nur der Stumper borgt von dem Stoffe eine Kraft, die er in die Form zu legen verzwweifelt. Die Poesie soll ihren Weg nicht durch die kalte Region des Gedächtnisses nehmen, soll nie die Gefährlichkeit zu ihrer Auslegerin, nie den Eigennutz zu ihrem Fürsprecher machen. Sie soll das Herz treffen, weil sie auf dem Herzen stößt, und nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.

* Diese Auslassung, erinnere ich mich, daß, erfüllt und auch die Verschwiegenheit des ästhetischen Urtheils, von der Mangel der Beurteilung der Pflicht.

Der Dichter
 1) der Dichter
 2) der Dichter
 3) der Dichter
 4) der Dichter
 5) der Dichter
 6) der Dichter
 7) der Dichter
 8) der Dichter
 9) der Dichter
 10) der Dichter
 11) der Dichter
 12) der Dichter
 13) der Dichter
 14) der Dichter
 15) der Dichter
 16) der Dichter
 17) der Dichter
 18) der Dichter
 19) der Dichter
 20) der Dichter
 21) der Dichter
 22) der Dichter
 23) der Dichter
 24) der Dichter
 25) der Dichter
 26) der Dichter
 27) der Dichter
 28) der Dichter
 29) der Dichter
 30) der Dichter
 31) der Dichter
 32) der Dichter
 33) der Dichter
 34) der Dichter
 35) der Dichter
 36) der Dichter
 37) der Dichter
 38) der Dichter
 39) der Dichter
 40) der Dichter
 41) der Dichter
 42) der Dichter
 43) der Dichter
 44) der Dichter
 45) der Dichter
 46) der Dichter
 47) der Dichter
 48) der Dichter
 49) der Dichter
 50) der Dichter
 51) der Dichter
 52) der Dichter
 53) der Dichter
 54) der Dichter
 55) der Dichter
 56) der Dichter
 57) der Dichter
 58) der Dichter
 59) der Dichter
 60) der Dichter
 61) der Dichter
 62) der Dichter
 63) der Dichter
 64) der Dichter
 65) der Dichter
 66) der Dichter
 67) der Dichter
 68) der Dichter
 69) der Dichter
 70) der Dichter
 71) der Dichter
 72) der Dichter
 73) der Dichter
 74) der Dichter
 75) der Dichter
 76) der Dichter
 77) der Dichter
 78) der Dichter
 79) der Dichter
 80) der Dichter
 81) der Dichter
 82) der Dichter
 83) der Dichter
 84) der Dichter
 85) der Dichter
 86) der Dichter
 87) der Dichter
 88) der Dichter
 89) der Dichter
 90) der Dichter
 91) der Dichter
 92) der Dichter
 93) der Dichter
 94) der Dichter
 95) der Dichter
 96) der Dichter
 97) der Dichter
 98) der Dichter
 99) der Dichter
 100) der Dichter

Es ist ein Glück, daß das wahre Genie auf die Fingerzeige nicht viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu ertheilen sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweideutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden und Nationalalgefühle in dem Bürger zu entzünden, ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Mäusen wissen es am Besten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber, was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr unmittelbar nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bei dem Menschen nie ein besonderes Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Charakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen und zu Allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, beruht also keineswegs auf dem Interesse der Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der Einbildungskraft, daß recht handeln möglich sey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeußerung von Freiheit und Willenskraft, und, wo nur irgend der Dichter diese antrifft, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es Eins, aus welcher Classe von Charakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maß von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Konsequenz im Bösen erfordert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freiheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freiheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freiheit beobachtet sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureißen drohen, so gewinnt der Charakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniß unsere Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beispiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affect. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie Dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bei dieser Handlung auf Jasons Herz; aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierin mehr Wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar künden Laster, welche von Willenskraften zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freiheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg

über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Konsequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete, dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Charakter mit Widerwillen von uns stoßen und dem ganz schlimmen oft mit schauernder Bewunderung folgen? Daher unstreitig, weil wir bei jenem auch die Möglichkeit des absolut freien Willens aufgeben, diesem hingegen es in jeder Aeußerung anmerken, daß er durch einen einzigen Willensact sich zur ganzen Würde der Menschheit aufrichten kann.

In ästhetischen Urtheilen sind wir also nicht für die Sittlichkeit an sich selbst, sondern bloß für die Freiheit interessiert, und jene kann nur in so fern unserer Einbildungskraft gefallen, als sie die Letztere sichtbar macht. Es ist daher offenbare Verwirrung der Gränzen, wenn man moralische Zweckmäßigkeit in ästhetischen Dingen fordert und, um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen; oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwei verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beide zu verfehlen. Man wird die Freiheit der Phantasie durch moralische Gesetzmäßigkeit fesseln und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkür der Einbildungskraft zerstören.

Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.*

Wie sehr auch einige neuere Aesthetiker sich's zum Geschäft machen, die Künste der Phantasie und Empfindung gegen den allgemeinen Glauben, daß sie auf Vergnügen abzuwecken, wie gegen einen herabsetzenden Vorwurf zu vertheidigen, so wird dieser Glaube dennoch, nach wie vor, auf seinem festen Grunde bestehen, und die schönen Künste werden ihren althergebrachten, unabstreitbaren und wohlthätigen Vorzug nicht gern mit einem neuen vertauschen, zu welchem man sie großmüthig erhöhen will. Unbefragt, daß ihre auf unser Vergnügen abzielende Bestimmung sie erniedrige, werden sie vielmehr auf den Vorzug stolz seyn. Dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrige Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur mittelbar erfüllen. Daß der Zweck der Natur mit dem Menschen seine Glückseligkeit sey, wenn auch der Mensch selbst in seinem moralischen Handeln von diesem Zwecke nichts wissen soll, wird wohl Niemand bezweifeln, der überhaupt nur einen Zweck in der Natur annimmt. Mit dieser also oder vielmehr mit ihrem Urheber haben die schönen Künste ihren Zweck gemein, Vergnügen anzuspenden und Glückliche zu machen. Spielend verleihen sie, was ihre ernstern Schwestern uns erst mühsam erringen lassen: sie verschenken, was dort erst der sauer erworbene Preis vieler Anstrengungen zu seyn pflegt. Mit aufspannendem Kleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen oder das Uebermaß derselben durch eine Kette von Leiden bügen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdiene werden dürfen, die kein Opfer kosten, die durch kein Neue erkauf werden. Wer wird aber das Verdienst auf diese Art zu ergößen, mit dem armseligen Verdienst

* Anmerkung des Herausgebers. Im ersten Stück des neunten Heftes vom Jahr 1792 wurde dieser Aufsatz zuerst gedruckt.

zu belustigen, in eine Classe setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst bloß deswegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralschöne überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so höchsten Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebiet, um ihnen einen Verus aufzubringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks, zu ergößen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck der Menschheit in so großem Maße befördert, nur beiläufig diese Wirkung leisten und einen so gemeinen Zweck, wie man sich das Vergnügen denkt, zu ihrem letzten Augenmerk haben sollte. Aber diesen aufscheinenden Widerspruch würde, wenn wir sie hätten, eine hündige Theorie des Vergnügens und eine vollständige Philosophie der Kunst sehr leicht zu heben im Stande seyn. Aus dieser würde sich ergeben, daß ein freies Vergnügen, so wie die Kunst es hervorbringt, durchaus auf moralischen Bedingungen beruhe, daß die ganze sittliche Natur des Menschen dabei thätig sey. Aus ihr würde sich ferner ergeben, daß die Hervorbringung dieses Vergnügens ein Zweck sey, der schlechterdings nur durch moralische Mittel erreicht werden könne, daß also die Kunst, um das Vergnügen als ihren wahren Zweck vollkommen zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerlei, ob ihr Zweck ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische Mittel erreichen könne, denn in beiden Fällen hat sie es mit der Sittlichkeit zu thun und muß mit dem sittlichen Gefühl im engsten Einverständnis handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es nicht weniger als einerlei, welches von Beiden ihr Zweck, und welches das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das, wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel verwandelt sich in ein ernsthafte Geschäft: und doch ist es gerade das Spiel, wodurch sie das Geschäft am Besten vollführen kann. Nur, indem sie ihre höchst ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur, indem sie ihre völlige Freiheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sittlichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen, am Nützlichen, am Erhabenen stärkt unsere moralischen Gefühle, wie das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Neigungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Los eines sittlich vortheilhaften Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt, sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so vielfach, als es überhaupt Quellen eines freien Vergnügens gibt. Drei aber nenne ich dasjenige

Vergnügen, wobei die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft, thätig sind, und wo die Empfindung durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobei die Seele einer blinden Naturnothwendigkeit unterworfen wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physische Ursache erfolgt. Die sinnliche Lust ist die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erwecken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrücke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr Kunst, was der Gegenstand eines freien Vergnügens ist, nämlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergötzt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsere Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen, Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern bloß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung des Muts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modificationen; wir fühlen diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren noch verworrenen, Vorstellung von ihr.

Das Vergnügen ist frei, wenn wir uns die Zweckmäßigkeit vorstellen, und die angenehme Empfindung die Vorstellung begleitet; alle Vorstellungen also, wodurch wir Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erfahren, sind Quellen eines freien Vergnügens und in so fern selbst, von der Kunst zu dieser Absicht gebraucht zu werden. Sie erschöpfen sich in folgenden Classen: Gut, Wahr, Vollkommen, Schön, Nützlich, Erhaben. Das Gute beschäftigt unsre Vernunft, das Wahre und Vollkommene den Verstand, das Schöne den Verstand mit der Einbildungskraft, das Nützliche und Erhabene die Vernunft mit der Einbildungskraft. Zwar ergötzt auch schon der Reiz oder die zur Thätigkeit aufgeforderte Kraft, aber die Kunst bedient sich des Reizes nur, um die höhern Gefühle der Zweckmäßigkeit zu begleiten; allein betrachtet, verliert er sich unter die Lebensgefühle, und die Kunst verschmäh't ihn, wie alle sinnliche Kräfte.

Die Verschiedenheit der Quellen, aus welchen die Kunst das Vergnügen schöpft, das sie uns gewährt, kann für sich allein zu keiner Eintheilung der Künste berechnen, da in derselben Kunstklasse mehrere, ja, oft alle Arten des Vergnügens zusammenfließen können. Aber, insofern eine gewisse Art derselben als Hauptzweck verfolgt wird, kann sie, wenn gleich nicht eine eigene Classe, doch eine eigene Ansicht der Kunstwerke gründen. So z. B. könnte man diejenigen Künste, welche den Verstand und die Einbildungskraft vorzugsweise befriedigen, diejenigen also, die das Wahre, das Vollkommene, das Schöne zu ihrem Hauptzweck machen, unter dem Namen der schönen Künste (Künste des Geschmacks, Künste des Verstandes) begreifen; diejenigen hingegen, die die Einbildungskraft mit der Vernunft vorzugsweise beschäftigen, also das Gute, das Erhabene und Nützliche zu ihrem Hauptgegenstand haben, unter dem Namen der rührenden Künste (Künste des Gefühls, des Herzens) in eine besondere Classe vereinigen. Zwar ist es unmöglich, das Nützliche von dem Schönen durchaus zu trennen; aber sehr gut kann das Schöne ohne das Nützliche bestehen. Wenn also gleich diese verschiedene Ansicht zu keiner vollkommenen Eintheilung der freien Künste berechtigt, so dient

sie wenigstens dazu, die Principien zu Beurtheilung derselben näher anzugeben und der Verwirrung vorzubeugen, welche unvermeidlich eintreten muß, wenn man bei einer Geseßgebung in ästhetischen Dingen die ganz verschiedenen Felder des Nührenden und des Schönen verwechselt.

Das Nührende und Erhabene kommen darin überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine Zweckwidrigkeit voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl unserer Unmacht und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, andererseits aber aus dem Gefühl unserer Uebermacht, welche vor keinen Grängen erschrickt und Dasjenige sich geistig unterwirft, dem unsre sinnlichen Kräfte widerstreiten. Der Gegenstand des Erhabenen widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußtseyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen ist. Ein erhabener Gegenstand ist also eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerstreitet, zweckmäßig für die Vernunft und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige schmerzt.

Nührung in seiner strengen Bedeutung bezeichnet die gemischte Empfindung des Leidens und der Lust an dem Leiden. Nührung kann man also nur dann über eigenes Unglück empfinden, wenn der Schmerz über dasselbe gemäßigt genug ist, um der Lust Raum zu lassen, die etwa ein mitleidender Zuschauer dabei empfindet. Der Verlust eines großen Guts schlägt uns heute zu Boden, und unser Schmerz rührt den Zuschauer; in einem Jahr erinnern wir uns dieses Leidens selbst mit Nührung. Der Schwache ist jederzeit ein Raub seines Schmerzens, der Held und der Weise werden vom höchsten eigenen Unglück nur gerührt.

Nührung enthält, eben so wie das Gefühl des Erhabenen, zwei Bestandtheile, Schmerz und Vergnügen; also hier wie dort liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. So scheint es eine Zweckwidrigkeit in der Natur zu seyn, daß der Mensch leidet, der doch nicht zum Leiden bestimmt ist, und diese Zweckwidrigkeit thut uns wehe. Aber dieses Wehethum der Zweckwidrigkeit ist zweckmäßig für unsere vernünftige Natur überhaupt und, insofern es uns zur Thätigkeit auffordert, zweckmäßig für die menschliche Gesellschaft. Wir müssen also über die Unlust selbst, welche das Zweckwidrige in uns erregt, nothwendig Lust empfinden, weil jene Unlust zweckmäßig ist. Um zu bestimmen, ob bei einer Nührung die Lust oder die Unlust hervorstechen werde, kommt es darauf an, ob die Vorstellung der Zweckwidrigkeit oder die der Zweckmäßigkeit die Oberhand behält. Dies kann nun entweder von der Menge der Zwecke, die erreicht oder verletzt werden, oder von ihrem Verhältniß zu dem letzten Zweck aller Zwecke abhängen.

Das Leiden des Tugendhaften rührt uns schmerzhafter, als das Leiden des Lasterhaften, weil dort nicht nur dem allgemeinen Zweck der Menschen, glücklich zu seyn, sondern auch dem besondern, daß die Tugend glücklich mache, hier aber nur dem erstern widersprochen wird. Hingegen schmerzt uns das Glück des Bösewichts auch weit mehr, als das Unglück des Tugendhaften, weil erstlich das Laster selbst und zweitens die Belohnung des Lasters eine Zweckwidrigkeit enthalten.

Außerdem ist die Tugend weit mehr geschickt, sich selbst zu belohnen, als das glückliche Laster, sich zu bestrafen; eben deswegen wird der Rechtschaffene im Unglück weit eher der Tugend getreu bleiben, als der Lasterhafte im Glück zur Tugend umkehren.

Vorzüglich aber kommt es bei Bestimmung des Verhältnisses der Lust zu der Unlust in Nührungen darauf an, ob der verletzte Zweck den erreichten, oder der erreichte den, der verletzt wird, an Wichtigkeit übertreffen. Keine Zweckmäßigkeit geht uns so nahe an, als die moralische, und nichts geht über die Lust, die wir über diese empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet sich auf unsere vernünftige Natur und auf innere Nothwendigkeit. Sie ist uns die nächste, die wichtigste und zugleich die erkennbarste, weil sie durch nichts von außen, sondern durch ein inneres Princip unserer Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unserer Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am Lebendigsten erkannt, wenn sie im Widerspruch mit Andern die Oberhand behält; nur dann erweist sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird, und alle neben ihm ihre Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Naturkräften ist Alles begriffen, was nicht moralisch ist, Alles, was nicht unter der höchsten Geseßgebung der Vernunft steht; also Empfindungen, Triebe, Affecte, Leidenschaften so gut, als physische Nothwendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glorreicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen. Aus Diesem folgt, „daß das „höchste Bewußtseyn unserer moralischen Natur nur „in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten „werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet seyn wird.“

Diesjenige Dichtungsart also, welche uns die moralische Lust in vorzüglichem Grade gewährt, muß sich eben deswegen der gemischten Empfindungen bedienen und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweise die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moralischen, oder auch eine moralische Zweckmäßigkeit der andern, die höher ist, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniß, in welchem die moralische Zweckmäßigkeit im Widerspruch mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der untersten bis zur höchsten hinauf zu führen und den Grad der angenommen oder schmerzhaften Nührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit bestimmt anzugeben. Da, vielleicht ließen sich aus eben diesem Princip bestimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Classen derselben a priori in einer vollständigen Tafel erschöpfen; so daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweisen und den Grad sowohl als die Art der Nührung im Voraus zu berechnen, über den sie sich, vermöge ihrer Species, nicht erheben kann. Aber dieser Gegenstand bleibt einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Wie sehr die Vorstellung der moralischen Zweckmäßigkeit der Naturzweckmäßigkeit in unserm Gemüthe vorgezogen werde, wird aus einzelnen Beispielen einleuchtend zu erkennen seyn.

Wenn wir Hylon und Amanda an den Martyrpfahl gebunden sehen, Beide aus freier Wahl bereit, lieber den fürchterlichen Feuertod zu sterben, als durch Untreue gegen das Geliebte sich einen Thron zu erwerben — was macht uns wohl diesen Austritt zum Gegenstand eines so himmlischen Vergnügens? Der Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes mit dem lachenden Schicksale, das sie verschmähten, die anscheinende Zweckwidrigkeit der Natur, welche Tugend mit Elend lohnt, die naturwidrige Verleugnung der Selbstliebe u. s. f. sollten uns, da sie so viele Vorstellungen von Zweckwidrigkeit in

unsere Seele rufen, mit dem empfindlichsten Schmerz erfüllen — aber was kummert uns die Natur mit allen ihren Zwecken und Gesetzen, wenn sie durch ihre Zweckwidrigkeit eine Veranlassung wird, uns die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zu zeigen? Die Erfahrung von der siegenden Macht des sittlichen Gesetzes, die wir bei diesem Anblick machen, ist ein so hohes, so wesentliches Gut, daß wir sogar versucht werden, uns mit dem Uebel auszuföhnen, dem wir es zu verdanken haben. Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen.

Wenn Coriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürgerpflicht befreit, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache unterdrückt, sein Heer zurückführt und sich dem Haß eines eifersüchtigen Nebenbuhlers zum Opfer dabin gibt, so begeht er offenbar eine sehr zweckwiderige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem Verderben entgegen — aber wie trefflich, wie unaussprechlich groß ist es auf der andern Seite, den größten Widerspruch mit der Neigung einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen und auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sittlichkeit entgegen, gegen die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern moralischen Pflicht übereinstimmend zu handeln! Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwiderig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Umgebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wäre, so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze,“ sagt der große Pompejus, da er nach Africa schiffen soll, und seine Aeneide ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sey.

Aber das Leben eines Verbrechers ist nicht weniger tragisch ergötzend, als das Leiden des Tugendhaften; und doch erhalten wir hier die Vorstellung einer moralischen Zweckwidrigkeit. Der Widerspruch seiner Handlung mit dem Sittengesetz sollte uns mit Unwillen, die moralische Unvollkommenheit, die eine solche Art zu handeln voraussetzt, mit Schmerz erfüllen; wenn wir auch das Unglück der Schuldlosen nicht einmal in Anschlag brächten, die das Opfer davon werden. Hier ist keine Zufriedenheit mit der Moralität der Personen, die uns für den Schmerz zu entschädigen vermöchte, den wir über ihr Handeln und Leiden empfinden — und doch ist Weibes ein sehr dankbarer Gegenstand für die Kunst, bei dem wir mit hohem Wohlgefallen verweilen. Es wird nicht Awer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher Gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit; auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Vergehen moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie immermehr empfinden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbefriedigtes Gefühl für Recht und Unrecht wachte und seine Ansprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerspricht. Also muß im Augenblick der

Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preis des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht überbäumen kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahin gibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so steigt unsere Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterschied stattfindet, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtseyn des Rechtthuns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemälde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und, je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äußert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen Schmerz erkauft wird, und Dies geschieht, wenn eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeineren desto gemäßer zu handeln. Wäre Coriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Corioli mit einem römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volkseierin gewesen, und ihre Tugenden hätten die nämliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegen gesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stände dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Collisionsfall vor jeder der Vorrang verdient. Jener Commandant, dem die Wahl gelassen wäre, entweder die Stadt zu übergeben oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohren zu sehen, wählt ohne Bedenken das Letztere, weil die Pflicht gegen sein Kind der Pflicht gegen sein Vaterland billiger untergeordnet ist. Es empört zwar im ersten Augenblick unser Herz, daß ein Vater dem Naturtriebe und der Vaterpflicht so widersprechend handelt; aber es reizt uns bald zu einer süßen Bewunderung hin, daß sogar ein moralischer Antrieb, und wenn er sich selbst mit der Neigung gattet, die Vernunft in ihrer Gesetzgebung nicht irre machen kann. Wenn der Korinther Timoleon einen geliebten, aber ehrsüchtigen Bruder Timophanes ermorden läßt, weil seine Meinung von patriotischer Pflicht ihn zu Vertilgung alles Dessen, was die Republik in Gefahr setzt, verbindet, so sehen wir ihn zwar nicht ohne Entsetzen und Abscheu diese naturwidrige, dem moralischen Gefühl so sehr widerstrebende Handlung begehen; aber unser Abscheu löst sich bald in die höchste Achtung der heroischen Tugend auf, die ihre Ansprüche gegen jeden fremden Einfluß der Neigung behauptet und im stürmischen Widerstreit der Gefühle eben so frei und eben so richtig als im Zustand der höchsten Ruhe entscheidet. Wie können über republicanische Pflicht mit Timoleon ganz verschieden denken; Das ändert an unserm

Wohlgefallen nichts. Vielmehr sind es gerade solche Fälle, wo unser Verstand nicht auf der Seite der handelnden Person ist, aus welchen man erkennt, wie sehr wir Unmöglichkeit über Zweckmäßigkeit, Einstimmung mit der Vernunft über die Einstimmung mit dem Verstand erheben.

Ueber keine moralische Erscheinung aber wird das Urtheil der Menschen so verschieden ausfallen, als gerade über diese, und der Grund dieser Verschiedenheit darf nicht weit gesucht werden. Der moralische Sinn liegt zwar in allen Menschen, aber nicht bei allen in derselben Stärke und Freiheit, wie er bei Beurtheilung dieser Fälle vorausgesetzt werden muß. Für die Meisten ist es genug, eine Handlung zu billigen, weil ihre Einstimmung mit dem Sittengesetz leicht gefaßt wird, und eine andere zu verwerfen, weil ihr Widerstreit mit diesem Gesetz in die Augen leuchtet. Aber ein heller Verstand und eine von jeder Naturkraft, also auch von moralischen Trieben (insofern sie instinctartig wirken) unabhängige Vernunft wird erfordert, die Verhältnisse moralischer Pflichten zu dem höchsten Princip der Sittlichkeit richtig zu bestimmen. Daher wird die nämliche Handlung, in welcher einige Wenige die höchste Zweckmäßigkeit erkennen, dem großen Haufen als ein empörender Widerspruch erscheinen, obgleich Beide ein moralisches Urtheil fällen; daher rührt es, daß die Nührung an solchen Handlungen nicht in der Allgemeinheit mitgetheilt werden kann, wie die Einheit der menschlichen Natur und die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes erwarten läßt. Aber auch das wahrste und höchste Erhabene ist, wie man weiß, Vielen Ueberspannung und Unsinn, weil das Maß der Vernunft, die das Erhabene erkennt, nicht in Allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespaunt. Sieht nicht erst genug der gemeine Haufe da die höchlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, insofern es der tragischen Nührung und unserer Lust an dem Reizen zum Grunde liegt. Aber es sind Dessen ungeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Kosten der moralischen zu ergötzen scheint. Die höchste Consequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fellschlag derselben Pläne, deren Vereitelung wir, wenn es wirklich an Dem wäre, daß wir Alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs Heiligste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt Dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Nührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen dieses Vergnügen rein, solange wir uns keines sittlichen Gedankens erinnern, dem dadurch widersprochen wird. Gen so, wie wir uns an dem verstandmäßlichen Instinct der Thiere, an dem Kunstgeschmack der Vienen u. dergl. ergötzen, ohne diese Naturzweckmäßigkeit auf einen verständigen Willen, noch weniger auf einen moralischen Zweck zu beziehen, so gewährt uns die Zweckmäßigkeit eines jeden menschlichen Geschäfts an sich selbst Vergnügen, sobald wir uns weiter nichts dabei denken, als das Verhältniß der Mittel zu ihrem Zweck. Fällt es

uns aber ein, diesen Zweck nebst seinen Mitteln auf ein sittliches Princip zu beziehen, und entdecken wir alsdann einen Widerspruch mit dem Letztern, kurz, erinnern wir uns, daß es die Handlung eines moralischen Wesens ist, so tritt eine tiefe Indignation an die Stelle jenes ersten Vergnügens, und keine noch so große Verstandes-zweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckmäßigkeit zu versöhnen. Wie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III., dieser Jago, dieser Lovelace Menschen sind; sonst wird sich unsere Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freiwillig abzulenken und auf eine andere zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabei festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deswegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Clarissens Jugend legt, je härter die Proben sind, auf welche die erkünderische Grausamkeit eines Despoten die Stanchartigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherm Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir erfreuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welche die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. Hingegen rechnen wir dem constanten Bösewicht die Befestigung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch seine moralische Neigung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Standen wäre. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleitend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugenderen Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Clarissa entläßt. Die höchste Vertrauens-zweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Clarissa diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegensetzt, glänzend übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß Reizen in einem hohen Grade zu vereinigen.

Insofern sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu bringen, insofern er also die Mittel zu diesem Zweck verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art, durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit, ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Haufe erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelt welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübt. Aber es gibt eine gewisse Classe von Kennern, bei denen der Künstler, gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmac er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. In diesen seltneren Widerspruch artet öfters die feinste Cultur

des Geschmacks aus, besonders wo die moralische Veredelung hinter der Bildung des Kopfes zurückbleibt. Diese Art Kenner suchen im Nührenden und Erhabenen nur das Verständige; dieses empfinden und prüfen sie mit dem richtigsten Geschmack, aber man hüte sich, an ihr Herz zu appelliren. Alter und Cultur führen uns dieser Klippe entgegen, und diesen nachtheiligen Einfluß von Weiden glücklich besiegen, ist der höchste Charaktertriumph des gebildeten Mannes. Unter Europäischen Nationen sind unsere Nachbarn, die Franzosen, diesem Extrem am Nächsten geführt worden, und wir ringen, wie in Allem, so auch hier, diesem Muster nach.

Ueber die tragische Kunst. *

Der Zustand des Affects für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsere Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas Erregendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affect auf Begierde oder Verabkühlung gerichtet, ob er seiner Natur nach angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affect den größern Reiz für uns habe, und also die Lust am Affect mit seinem Inhalt gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unserer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauerhafte selbst mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens mit gleichen Kräften weggeschoben und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abentheuerlichste Gespenstermärchen verschlingen wir mit Begierde, und mit desto größerer, je mehr uns dabei die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äußert sich diese Neigung bei Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meeresturm, der eine ganze Flotte versenkt, vom Ufer aus gesehen, würde unsere Phantasie eben so stark ergößen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Querey zu glauben, daß diese natürliche Lust aus einer Vergleichung unser eigenen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitliche, noch die unkele Lust der gestillten Nachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neuartiges Verlangen bei dem Zuschauer, Aug' und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hin zu eine Ausnahme macht, so rührt Dies nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen oder von den Gesetzen des Anstandes in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muß also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden und beschweden Anstand nehmen, ein Gesetz für die ganze Gattung darauf zu gründen, so gibt es noch Erfahrungen genug, die die Wirklichkeit und Allgemeinheit des Vergnügens an schmerzhaften Nüchternungen außer Zweifel setzen. Der peinliche Kampf entgegengesetzter Neigungen oder Pflichten, der für Denjenigen, der ihn erleidet, eine Quelle des Grolls ist, ergötzt uns in der Betrachtung; wir folgen mit immer steigender Lust den Fortschritten einer Leidenschaft bis zu dem Abgrund, in welchen sie ihr unglückliches Opfer hinabzieht. Das nämliche zarte Gefühl, das uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süßere Lust empfinden. Das Interesse ist allgemein, mit dem wir bei Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicher Weise gilt Dies nur von dem mitgetheilten oder nachempfundenen Affect; denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unserm Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besigt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frei von jeder eigennützigen Beziehung, für sich gewährt. So ist bei Denjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dessen ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafteste Affect für Denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Käge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechselung nicht am Lebhaftesten ergößen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affecte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl Niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths bloß die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für diese Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich danach lüftern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freiheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir bei widrigen Affecten empfinden, so wie die Lust bei den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freiheit, der in Affecten beangstet werden kann; und, da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns stattfindet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesezgebung der Vernunft unterworfen und also in unserer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affecten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freiheit zu behalten und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Maße schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bei einem Menschen die Obergewalt behauptet,

* Vervollständigung des Herausgebers. Im zweiten Theil der neuen Italia vom Jahr 1792 findet sich dieser Vortrag wieder.

und die eigennützige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher Mensch wird also im Zustand des Affects die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden und folglich auch weit weniger von der Lust erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er desto mehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht selten in die peinlichsten Leiden der Sinnlichkeit mischt. Eine solche Verfassung des Gemüths ist am häufigsten, das Vergnügen des Mitleids zu genießen und selbst den ursprünglichen Affect in den Schranken des Mitleids zu erhalten. Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie, welche durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität entkräftet, im Zusammenhange des großen Ganzen unser kleines Selbst zu verlieren lehrt und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Los starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben. Auch der schmerzhafteste Verlust führt sie nicht über eine Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind, sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen und eigenes Leiden in dem milden Widerschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das Bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affect an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern und wirkt desto freier, je mehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affecten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, welche eine Befriedigung derselben voraussetzen: also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleibigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweierlei Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glückseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der ersten Quelle entsprang, muß nothwendig aus der zweiten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhaftige Affecte in der Mittheilung entzücken und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrer Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen als in der Natur des Affects selbst aufsuchte. Viel n ist das Vergnügen des Mitleids nichts Anderes, als das Vergnügen der Seele an ihrer Empfindsamkeit; Andern die Lust an stark beschäftigten Kräften, an lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; Andere lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Charakterzüge, die der Kampf mit dem Unglück und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer aber bleibt unaufgelöst, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bei Gegenständen des Mitleids uns am Mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unserer Lust an der Nührung offenbar günstiger seyn

müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unserer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortrefflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjects auf sich selbst können die Lust an Nührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, der Schmerz eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuß freilich nicht, aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Nührung bestimme, und sie kann auf keine andere Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsere Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths anzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischem Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andere, als die Vernunft, und, in so fern die freie Wirksamkeit derselben, als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Namen der Thätigkeit verdient, insofern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und frei fühlt; in so fern ist es freilich der heftigste Trieb der Thätigkeit, von welchem unser Vergnügen an traurigen Nührungen seinen Ursprung zieht. Aber so ist es auch nicht die Menge, nicht die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nicht die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens überhaupt, sondern eine bestimmte Gattung der Erstern und eine bestimmte, durch Vernunft erzeugte Wirksamkeit des Letztern, was diesem Vergnügen zum Grunde liegt.

Der mitgetheilte Affect überhaupt hat also etwas Ergößendes für uns, weil er den Thätigkeitstrieb befriedigt; der traurige Affect leistet jede Wirkung in einem höhern Grade, weil er diesen Trieb in einem höhern Grade befriedigt. Nur im Zustand seiner vollkommenen Freiheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äußert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der zweckmäßigste für ein vernünftiges Wesen und für den Thätigkeitstrieb der befriedigendste: er muß also mit einem vorzüglichen Grade von Lust verknüpft seyn.* In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affect, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affecten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhange absondern und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn; für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachlässigen, das in der traurigen Nührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck setzt, heißt die tragische Kunst im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch Nachahmung der Natur, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu ihrem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt um Das, was diese bloß zu ihrem Nebenzweck machte als letzten Zweck zu errichten. Die tragische Kunst wir

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen.

also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affect vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im Allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor Allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Nührung am Gewissen und am Stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwei entgegengesetzte Ursachen gibt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Nührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affect zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und wir weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Eindrücken, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach Dem, was im vorhergehenden Aufsatze über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bei jeder tragischen Nührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Nührung ergözend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beiden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bei einer Nührung die Lust oder die Unlust hervorstoßen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegenheils, oder ist der verlegte Zweck von größerer Wichtigkeit als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag Dieses nun objectiv von der menschlichen Gattung überhaupt oder bloß subjectiv von besondern Individuen gelten.

Wenn die Unlust über die Ursache eines Unglücks in stark wird, so schwächt sie unser Mitleid mit Demjenigen, der es leidet. Zwei ganz verschiedene Umstände können nicht in gleicher Zeit in einem hohen Grade in dem Gemüthe vorhanden seyn. Der Unwille über den Urheber des Leidens wird zum herrschenden Affect, und jedes andere Gefühl muß ihm weichen. So schwächt es jederzeit unsern Antheil, wenn sich der Unglückliche, den wir bemitleiden sollen, aus eigener unverzeihlicher Schuld in sein Verderben geführt hat oder sich auch aus Schwäche des Verstandes und aus Kleinmuth nicht, da er es doch könnte, aus demselben zu ziehen weis. Unserm Antheil an dem unglücklichen, von seinen undankbaren Thötern mißhandelten Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Töchter so leichtsinnig hingab und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Aeneidischen Trauerspiel Elint und Sophronia kann selbst die fürchterlichste Leiden, dem nur diese beiden Märtyrer ihres Glaubens ausgelegt seyen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsere Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehren kann, wie diejenige ist, wodurch Elint sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsere Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn

er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespears Jago und Lady Macbeth, Kleopatra in der Korolane, Franz Moor in den Räubern zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtigt, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeiführen. Entspringt dasselbe nicht aus moralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterworfen sind, so ist das Mitleid reiner und wird zum Wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrigkeit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl Derjenige, welcher leidet, als Derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dies kann nur dann geschehen, wenn der Letztere weder unsern Haß noch unsere Verachtung erregt, sondern wieder seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, daß der taurische König, der Einzige, der den Wünschen Trofs und seiner Schwester im Wege steht, nie unsere Achtung verliert und uns zuletzt noch Liebe abnündigt.

Diese Gattung des Mitleidens wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Moralität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden erweckt. Von dieser Art ist die Situation Aemmens und Hedericks im Sid des Peter Corneille; unheimlich, was die Verwundlung betrifft, dem Weistück der tragischen Bühne. Gerliebe und Kindespflicht bewahren Hedericks Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Gerliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Aemmens, der Tochter des Verblagenen, eine durchbare Anklägerin und Verfolgerin. Beide handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, diesen Unglück herbeizurufen. Beide also gewinnen unsere höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen: Beide entzünden unser Mitleid aufs Höchste, weil sie freiwillig und aus einem Beweggrund leiden, der sie in keinem Grade achtungswürdig macht. Hier also wird unser Mitleid so wenig durch widrige Gefühle gestört, daß es vielmehr in doppelter Klamme aufleuchtet; bloß die Unmöglichkeit, mit der höchsten Würdigkeit zum Glück die Idee des Unglücks zu vereinbaren, könnte unsere sympathetische Lust noch durch eine Welle des Schmerzens trüben. Wie viel auch schon dadurch gewonnen wird, daß unser Unwille über diese Zweckwidrigkeit kein moralisches Wesen betrifft, sondern an den unschädlichsten Ort, auf die Nothwendigkeit abgeleitet wird, so ist eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal immer demüthigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen. Dies ist es, was uns auch in den vorerwähnten Stücken der griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appellirt wird, und für unsere Vernunft fordernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurückbleibt. Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sie erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder

Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dies geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt und sich in die Ahnung oder lieber in deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckt, wird bloß ein Stachel für unsere Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falles aufzusuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. In dieser reinen Höhe tragischer Nüßrung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion, noch selbst die Philosophie der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Forderung zu erfüllen und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müßten wir Neuere wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wenn der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr aus dem Sittlichen ruht. Ihr allein ersetzt vielleicht unsere Cultur den Haub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

So wie die tragische Nüßrung durch Vermischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affect zu einem Grade ausdehnen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affecten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von der Beziehung des Affects selbst auf unsere Sittlichkeit, seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Nüßrungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bei Nüßrungen umkehren oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit in unserm Gemüthe erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und, umgekehrt, je mehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht gibt, muß nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Nüßrungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie Alles, was dieser Letztern in unserm Gemüthe einen Schwung gibt, sogar in ursprünglichen Affecten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsere Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen des Leidens zu einem solchen Grade der Lebhaftigkeit erheben, der uns keine Möglichkeit übrig läßt, den mitgetheilten Affect von einem ursprünglichen, unser eigenes Ich von dem leidenden Subject oder Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Sie erlangt gleichfalls das Uebergewicht, wenn ihr durch Anhäufung ihrer Gegenstände und durch das blendende Licht, das eine aufgeregte Einbildungskraft darüber verbreitet, Nahrung gegeben wird. Nichts hingegen ist schädlicher, sie in ihre Schranken zurückzuweisen, als der Verstand überflüssiger, sittlicher Ideen, an denen sich die unterdrückte Vernunft,

wie an geistigen Stützen, aufrichtet, um sich über den trüben Dunstkreis der Gefühle in einen heitern Horizont zu erheben. Daher der große Reiz, welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, den schon die Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt und in seine Freiheit wieder eingesetzt zu werden.

So viel von den Ursachen, welche unser Mitleid einschränken und dem Vergnügen an der traurigen Nüßrung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Nüßrung am Unschärfsten und am Stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der Letztern richtet sich auch der Grad des Erstern.

1) Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlichkeit gereizt, desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefordert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwei verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleich Art günstig sind. Ungleich stärker afficiren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freie Spiel unserer Einbildungskraft auf und dringen, da sie unsere Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bei der Erzählung hingegen wird das Besondere erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondere erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft verfehlt uns auch die erzählende Darstellung aus dem Gemüthszustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die zum Mitleid so notwendige Täuschung unterbricht. So oft der Erzähler in eigener Person sich vorbringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affect; Dies ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergißt und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unserer neuern Tragödien frei seyn; doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Vernünftigung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Nüßrung erfordert wird.

2) Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mitleids gebracht zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nämlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Ähnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subject. Ueberall, wo diese Ähnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid

nothwendig; wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid; je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affect eines Andern ihm nachempfinden sollen, alle innere Bedingungen zu diesem Affect in uns selbst vorhanden seyn, damit die äußere Ursache, die durch ihre Vereinigung mit jenen dem Affect die Entstehung gab, auch auf uns eine gleiche Wirkung äußern könne. Wir müssen, ohne uns Zwang anzuthun, die Person mit ihm zu wechseln, unser eigenes Ich seinem Zustande augenblicklich unterzuschieben fähig seyn. Wie ist es aber möglich, den Zustand eines Andern in uns zu empfinden, wenn wir nicht uns zuvor in diesem Andern gefunden haben?

Diese Aehnlichkeit geht auf die ganze Grundlage des Gemüths, insofern diese nothwendig und allgemein ist. Allgemeinheit und Nothwendigkeit aber enthält vorzugsweise unsre sittliche Natur. Das sinnliche Vermögen kann durch zufällige Ursachen anders bestimmt werden; selbst unsre Erkenntnisvermögen sind von veränderlichen Bedingungen abhängig; unsre Sittlichkeit allein ruht auf sich selbst und ist eben darum am Langlichsten, einen allgemeinen und sichern Maßstab dieser Aehnlichkeit abzugeben. Eine Vorstellung also, welche wir mit unsrer Form zu denken und zu empfinden übereinstimmend finden, welche mit unserer eigenen Gedankenreihe in gewisser Verwandschaft steht, welche von unsrem Gemüth mit Leichtigkeit aufgefaßt wird, nennen wir wahr. Betrifft die Aehnlichkeit das Eigenthümliche unsers Gemüths, die besondern Bestimmungen des allgemeinen Menschencharakters in uns, welche sich ungeschadet dieses allgemeinen Charakters hinwegdenken lassen, so hat diese Vorstellung bloß Wahrheit für uns; betrifft sie die allgemeine und nothwendige Form, welche wir bei der ganzen Haltung voraussetzen, so ist die Wahrheit der objectiven gleich zu achten. Nur den Römer hat der Richterstrich des ersten Brutus, der Selbstermörder des Cato subjectiv Wahrheit. Die Vorstellungen und Gefühle, aus denen die Handlungen dieser beiden Männer stehen, folgen nicht unmittelbar aus der allgemeinen, sondern mittelbar aus einer besonders bestimmten menschlichen Natur. Um diese Gefühle mit ihnen zu theilen, muß man eine römische Gesinnung heüßen oder doch in augenblicklicher Annahme der Letztern fähig seyn. Geringer braucht man bloß Mensch überhaupt zu seyn, um durch die heldenmüthige Aufopferung eines Leonidas, durch die ruhige Ergebung eines Aristid, durch den freiwilligen Tod eines Sokrates in eine hohe Nüchternung versetzt, um durch den schrecklichen Glückswechsel eines Tarins zu Thränen hingerissen zu werden. Solchen Vorstellungen fähig zu seyn, im Gegensatz mit jenen, objective Wahrheit ein, weil sie mit der Natur aller Subjecte übereinstimmen und dadurch eine eben so strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit erhalten, als wenn sie von jeder subjectiven Vereinigung unabhängig wären.

Uebrigens ist die subjectiv wahre Schilderung, weil sie auf zufällige Bestimmungen ruht, darum nicht mit willkürlichen zu verwechseln. Zuletzt steht auch das subjectiv Wahre aus der allgemeinen Einrichtung des menschlichen Gemüths, welche bloß durch besondere Umstände besonders bestimmt ward, und Beide sind nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschlieung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr subjectiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern Art einen engern Wirkungskreis, weil sie noch andere Bestimmungen, als jene allgemeinen, voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen

will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß Menschliche in menschlichen Verhältnissen, stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.

3) Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von außen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgewendete Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römisch gesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschlieung dieses Republicainers zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschlieung nicht bloß in der Seele des Römers, auch in den Umständen gegründet finden, so muß ihm die äußere sowohl als innere Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche sich der letzte Entschluß des Römers als nothwendig anschließt. Ueberhaupt ist selbst die Wahrheit einer Schilderung ohne diese Vollständigkeit nicht erkennbar, denn nur die Aehnlichkeit der Umstände, welche wir vollkommen einsehen müssen, kann unser Urtheil über die Aehnlichkeit der Empfindungen rechtfertigen, weil nur aus der Vereinigung der äußern und innern Bedingungen der Affect entspringt. Wenn entschieden werden soll, ob wir wie Cato würden gehandelt haben, so müssen wir uns vor allen Dingen in Cato's ganze äußere Lage hineinsetzen, und dann erst sind wir befugt, unsere Empfindungen gegen die seinigen zu halten, einen Schluß auf die Aehnlichkeit zu machen und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu fällen.

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten und in ihrem Zusammenhang ein Ganzes für unsere Erkenntnis ausmachen. Alle diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen und, weil die erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegenwärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tragischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner verständlicher Handlungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen verbinden.

4) Dertauend endlich müssen die Vorstellungen des Leidens auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Nüchternung durch sie erweckt werden soll. Der Affect, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen und zu befreien, und allzu leicht verschwindet die ihm Willen so unentbehrliche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen gewaltsam gefesselt und der Freiheit beraubt werden, sich der Täuschung zu frühzeitig zu entziehen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen und die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist dann allein nicht hinreichend; denn, je heftiger das empfangende Vermögen gereizt wird, desto stärker äußert sich die rückwirkende Kraft der Seele, um diesen Eindruck zu besänftigen. Diese selbstthätige Kraft aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe Genuß, den uns die traurigen Nüchternungen gewähren. Wenn also das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfindungen abgelöst werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zurückzufehren und die Lebhaftigkeit

des ersten Eindrucks desto öfter zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohnheit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser Wechsel frisiert die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnismäßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freiheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweiten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von Beiden erweckt ja die Nüchtrung. In der geschickten Föhrung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, diesen Vorstellungen entsprechender Handlungen notwendig, an denen sich die Haupthandlung und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet und das Gemüth zuletzt wie mit einem unerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier gestattet ist, sammelt erst wirtschaftlich alle einzelne Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Vlig, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel und durchdringt eben dadurch die Seele ganz, daß er sie nur allmählich und gradweise rührt.

Wenn wir nunmehr die Resultate aus den bisherigen Untersuchungen ziehen, so sind es folgende Bedingungen, welche der tragischen Föhrung um Grunde liegen. Erstlich muß der Gegenstand unsers Mitleids zu unsrer Gattung im ganzen Sinn dieses Worts gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen sollen, eine moralische, d. i. unter dem Gebiet der Freiheit begriffen seyn. Zweitens muß uns das Leiden, seine Quellen und seine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollständig mitgetheilt, und zwar drittens sinnlich gegenwärtig, nicht mittelbar durch Beschreibung, sondern unmittelbar durch Handlung dargestellt werden. Alle diese Bedingungen vereinigt und erfüllt die Kunst in der Tragödie.

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. Der Begriff der Nachahmung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der Dichtkunst, welche bloß erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Vermischung eines Trübens. Die Epopöe, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschoben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affect; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatische machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweitens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die

Empfindungen und Affecte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus denen sie entspringen, und auf deren Veranlassung sie sich äußern, stellt sie nachahmend dar; Dies unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch besondere Umstände bedingte Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eignen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so fern sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich bloß auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag, gibt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung in einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig in einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affects, Charakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bei gleichen Umständen eben so wurden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußerer Umstände hervorsiehcn sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Othello, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand angefüllt werden, der sich zwischen dem Frieren einer schuldlosen Seele und den Gewissensqualen eines Verbrechers, zwischen der steten Sicherheit eines Glücklichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsbestimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängenden Vorfälle wird erfordert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geistes anbietet, den ermatteten Thätigkeitstrieb ermuntert und durch die verzögerte Befriedigung ihn nur desto heftiger entflammt. Gegen die Leiden der Sinnlichkeit findet das Gemüth nirgends als in der Sittlichkeit Hilfe. Diese also desto dringender aufzufordern, muß der tragische Künstler die Warten der Sinnlichkeit verlängern; aber auch dieser muß er Befriedigungen zeigen, um jener den Sieg desto schwerer und rühmlicher zu machen. Beides ist nur durch eine Reihe von Handlungen möglich, die mit weiser Wahl zu dieser Absicht verbunden sind.

Die Tragödie ist viertens poetische Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung, und dadurch wird sie der historischen entgegengesetzt. Das Letztere würde sie seyn, wenn sie einen historischen Zweck verfolgte, wenn sie darauf ausginge, von geschehenen Dingen und von der Art ihres Geschehens zu unterrichten. In diesem Falle müßte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen poetischen Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren und durch Nüchtrung zu ergözen. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung frei; sie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst untergeordnet und den

gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber ihren Zweck, die Nührung, nur unter der Bedingung der höchsten Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur zu erreichen im Stande ist, so steht sie, ihrer historischen Freiheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So läßt sich begreifen, wie bei strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bei grober Verlegung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflcht lesprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesses zur Entschuldigung gereichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen und Unterricht von Temenigen zu fordern, der sich schon vermöge seines Namens bloß zu Nührung und Erregung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Product stillschweigend eingeräumt haben sollte, fördert die Kunst ihn mit allem Rechte vor ihren Richterstuhl, und ein Ier Hermanns, eine Minerva, ein Fuß von Stromberg würden, wenn sie hier die Prüfung nicht ausbieten, bei noch so pünftlicher Befolgung des Gesinns, des Vells und des Zeitcharakters mittelmäßige Tragödien heißen.

Die Tragödie ist nämlich Nachahmung einer Handlung, welche uns Menschen im Zustand des Leidens zeigt. Der Ausdruck „Menschen“ ist hier nichts weniger als müßig und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden nämlich moralischer Wesen, vergleichen wie selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller Eitlichkeit lossprechen, wie sich der Aberglaube des Vells oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen malt, und Menschen, welche ihnen gleichen — Wesen ferner, die von dem Zwange der Sinnlichkeit befreit sind, wie wir und die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens, an dem wir Theil nehmen sollen, daß nur Menschen im vollen Sinne dieses Wortes der Gegenstand desselben sein können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subject, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden eines schwachen Sinnlichkeit findet, nie einen großen Eindruck Pathos erwecken. Ein durchaus sinnliches Subject ohne Eitlichkeit, und solche, die sich ihm nähern, sind zwar des fürchterlichsten Grades von Leiden fähig, weil ihre Sinnlichkeit in überwiegendem Grade wirkt; aber, von seinem sittlichen Gefühl aufgerichtet, werden sie diesem Schmerz zum Raube — und von einem Leiden, von einem durchaus hilflosen Leiden, von einer absoluten Unthätigkeit der Vernunft wenden wir uns mit Unwillen von Abscheu hinweg. Der tragische Dichter gibt also nur Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helben liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz Verwerflichen und dem Vollkommenen.

Die Tragödie endlich vereint alle diese Eigenschaften, um den mitleidigen Affect zu erregen. Mehrere von

den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, befreit ihn von allen Forderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammenhängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bei jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre Form. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form sein.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden; denn die Form ist das Mittel, durch welches sie ihren Zweck erreicht. Eben Das, was sie ausschließlich vor den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließlich befigt. Der Zweck der Tragödie ist: Nührung; ihre Form: Nachahmung einer uns Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerlei Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Nührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der letztern besteht also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise, wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affect zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer ruhrenden Handlung der Zugriff aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affect am Stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die gunstigte, um den mitleidigen Affect zu erregen.

Das Product einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am Besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nämlich die Nachahmung einer ruhrenden Handlung, am Besten benutzt werden ist, den mitleidigen Affect zu erregen. Diesejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffes, als der am Besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benützung der tragischen Form zu erreichen suchen, andere sind es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck, als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren und einzig des Stoffes wegen, und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Willens angenehm unterhalten zu seyn, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn Das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unsers Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? —

Die Genügsamkeit des Publicums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.*

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererlei Classen bringen, die sowohl nach ihrer objectiven Verschiedenheit, als nach ihrer verschiedenen subjectiven Beziehung, auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke, sondern auch dem Werth nach verschiedenen Wohlgefallen wirken und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabene und das Schöne. Unter Diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist, zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder praktisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

Das Angenehme vergnügt bloß die Sinne und unterscheidet sich darin von dem Guten, welches der bloßen Vernunft gefällt. Es gefällt durch seine Materie, denn nur der Stoff kann den Sinn afficiren, und Alles, was Form ist, nur der Vernunft gefallen.

Das Schöne gefällt zwar durch das Medium der Sinne, wodurch es sich vom Guten unterscheidet, aber es gefällt durch seine Form der Vernunft, wodurch es sich vom Angenehmen unterscheidet. Das Gute, kann man sagen, gefällt durch die bloße vernunftgemäße Form, das Schöne durch vernunftähnliche Form, das Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, das Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes gefällt im Begriff, das Zweite in der Anschauung, das Dritte in der materiellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen fällt am Weitesten in die Augen. Das Gute erweitert unsere Erkenntniß, weil es einen Begriff von seinem Object verschafft und voraussetzt; der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, wenn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns befinden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines Objects hervor und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch angenehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet gänzlich, sobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken oder sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, ist eine warme Luft angenehm; eben dieser Mensch aber wird in der Sommerhitze einen kühnenden Schatten suchen. In beiden Fällen aber, wird man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objectiv ist von uns völlig unabhängig, und, was uns heute wahr, zweckmäßig, vernünftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig geurtheilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser Urtheil über das Angenehme ändert sich ab, sowie sich unsere Lage gegen sein Object verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Objects, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objects zu unsern Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinnes ist eine nothwendige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und empfunden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht vollkommen für sich selbst, ohne unser Subject nöthig zu haben, wenn gleich unser

Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit unsers Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfunden, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß er auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darin dem Angenehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden, daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darin gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Object verschafft noch voraussetzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die Form seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloß, insofern dasselbe zugleich sinnlich ist; aber es gefällt auch dem Sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und, ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen (Erkennung) erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worin es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem Guten ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist Dasjenige zu verstehen, worin die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder praktischen, Gesetzen erkennt. Es kann aber bei nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen und doch der praktischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können der Zweck einer Unternehmung mißbilligen und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüsse verachten, die der Wellüstling zum Ziel seines Lebens macht, und doch seine Klugheit in der Wahl der Mittel und die Consequenz seiner Grundsätze loben. Was uns bloß durch seine Form gefällt, ist gut und es ist absolut und ohne Bedingung gut, wenn sein Form zugleich auch sein Inhalt ist. Auch das Gute ist ein Object der Empfindung, aber keiner unmittelbaren wie das Angenehme, und auch keiner gemischten, wie das Schöne. Es erregt nicht Begierde, wie das Erste und nicht Reizung, wie das Zweite. Die reine Vorstellung des Guten kann nur Achtung eindrücken.

Nach Festsetzung des Unterschiedes zwischen dem Angenehmen, dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich und doch angenehm seyn, den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenstand seinem inneren Wesen nach das moralische Gefühl empören und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bei allen diesen verschiedene Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessiert ist.

Aber hiermit ist die Classification der ästhetischen Prädicate noch nicht erschöpft; denn es gibt Gegenstände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig sind, und die doch gefallen, ja, die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne und des Verstands aufopfern, um uns den Genuß derselben zu verschaffen. Nichts ist reizender in der Natur, als eine schön Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannigfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Glanz der fernen Objecte umkleidet — Alles wir

* Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz erschien zuerst im fünften Stück der neuen Italia vom Jahr 1794.

zusammen, unsere Sinne zu ergözen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelöst in süße Empfindungen von Ruhe, und, indem unsere Sinne von der Harmonie der Farben, der Gestalten und Töne auf das Angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Auegang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf Einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne überstimmt oder schweigen macht und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Wog folgt auf Wog, und unser Gefühl wie unser Gehör wird auf das Widrigste gerührt. Der Wog leuchtet nur, um uns das Schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen, wie er einschlägt, ja, wir fangen an zu fürchten, daß er auch uns treffen möchte. Nichts desto weniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freiheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtbaren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen und verweilen uns bei demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentlich Lust nennen kann, aber der Lust oft weit verleiht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut (wenigstens hat man gar nicht nöthig, an die Ungbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerregung Gefallen zu finden), es ist eher häßlich als schön, denn Finsterniß kann als Veranlassung aller Vorstellungen die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lusterleuchtung durch den Blitz, widersprechen einer notwendigen Vereinigung aller Schönheit, die nichts Abrytes, nichts Gewaltthames verträgt. Ferner ist diese Naturerregung den bloßen Sinnen eher schmerzlich als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechslung von Dunkelheit und Licht, von dem Strahlen des Lichts zur Stille peinlich anstrengt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft werden. Und noch allen diesen Ursachen des Missfallens ist ein Gewitter für Den, der es nicht fürchtet, eine ansehnliche Göttereinung.

Neuer. Witten in einer grünen und lachenden Ebene soll ein unbewachener wilder Hügel hervortragen, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Jeder wird diesen Erbauung hinweg wünschen, als etwas, das die Schönheit der ganzen Landschaft verunstaltet. Nun lasse man in Gedanken diesen Hügel immer höher und höher werden, ohne das Geringste an seiner übrigen Form zu verändern, so daß dasselbe Verhältniß zwischen seiner Breite und Höhe auch noch im Uebersichthalten wird. Anfangs wird das Mißvergnügen ihn zu nehmen, weil ihn die zunehmende Größe nur bemerkbarer, nur forderer macht. Man lasse aber fort, ihn bis über die verpette Höhe eines Abymes zu vergrößern, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren und einem ganz andern Gefühle Platz machen. Ist er endlich so hoch hinaufgestiegen, daß es dem Auge beinahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu fassen, so ist er noch mehr werth, als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es ansieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige

Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesezt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesezt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre, als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, merklich geschwächt werden — etwas Nebuliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch, wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, größer machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bei der zweiten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bei den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenregende seines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Verstellung seiner Größe subjectiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges vertheilten, theils dadurch, daß wir demselben in den daneben gestellten kleinern Bergen ein Maß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es gibt in der griechischen Aesthetik kein fürchterlicheres und ungleich häßlicheres Bild als die Auren oder Götter, wenn sie aus dem Thron hervorstreizen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein schrecklich verzerrtes Gesicht, baagere Aequen, ein Kopf, der statt der Haare mit Schlangen bedeckt ist, emviren unsere Sinne den so sehr, als sie unsern Verstand belästigen. Wenn aber diese Ungeheuer vergehelt werden, wie sie von Antikmör der Treue verfolgen, wie sie die Aed in ihren Händen schwingen und ihn rautes von einem Orte zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die unendliche Gerechtigkeit verlobt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so vermischen wir mit einem angenehmen Chaoten bei dieser Vorstellung. Aber nicht bloß die Gewissensanast eines Verbrechers, welche durch die Auren veranlaßt wird, selbst keine unabweisbaren Handlungen, der wirkliche Actus eines Verbrechers kann uns in der Darstellung gefallen. Die Merea des griechischen Trancipiels Antimachos, die ihren Gemahl erwidert, Treft, der seine Mutter tödet, erfüllen unser Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben entdecken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abscheuliche Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder dem Schrecklichen nähern. Ein ganz gemeiner und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald eine heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im Geringsten erhöht, ihn zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so wie ein gemeiner, nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle der Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsvermögen zu überschreiten droht. Ein häßlicher Mensch wird noch häßlicher durch den Jern, und doch kann er im Ausbruch dieser Leidenschaft, sobald sie nicht ins Lächerliche, sondern ins Furchtbare verfällt, gerade noch den meisten Reiz für

uns haben. Selbst bis zu den Thieren herab gilt diese Bemerkung. Ein Stier am Flügel, ein Pferd am Karren, ein Hund sind gemeine Gegenstände; reizen wir aber den Stier zum Kampfe, setzen wir das ruhige Pferd in Wuth, oder sehen wir einen wüthenden Hund, so erheben sich diese Thiere zu ästhetischen Gegenständen, und wir fangen an, sie mit einem Gefühle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung gränzt. Der allen Menschen gemeinschaftliche Hang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathetischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst so viel Reiz für uns hat, die uns in das Schauspielhaus lockt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle so viel Geschmack finden läßt — alles Dies beweist für eine vierte Quelle von Lust, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.

Alle bisher angeführte Beispiele haben etwas Objectives in der Empfindung, die sie bei uns erregen, mit einander gemein. In allen empfangen wir eine Vorstellung von etwas, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstandskraft übererschreitet oder zu überschreiten droht,“ jedoch ohne diese Ueberlegenheit bis zur Unterdrückung jener Kräfte zu treiben und ohne die Bestrebung zum Erkenntniß oder zum Widerstand in uns niederzuschlagen. Ein Mannigfaltiges wird uns dort gegeben, welches in Einheit zusammen zu fassen unser aussehendes Vermögen bis an seine Gränzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgestellt, gegen welche die unsrige verschwindet, die wir aber doch damit zu vergleichen genöthigt werden. Entweder ist es ein Gegenstand, der sich unserm Anschauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht und das Bestreben zur Vorstellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen zu lassen; oder es ist ein Gegenstand, der gegen unser Daseyn selbst feindselig aufzusehen scheint, uns gleichsam zum Kampfe herausfordert und für den Ausgang besorgt macht. Eben so ist in allen angeführten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen sichtbar. Alle setzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und spannen es an. Ein gewisser Ernst, der bis zur Heiterlichkeit steigen kann, bemächtigt sich unserer Seele, und, indem sich in den sinnlichen Dingen deutliche Spuren von Belästigung zeigen, sinkt der nachdenkende Geist in sich selbst zurück und schweift sich auf ein erhöhtes Bewußtseyn seiner selbstständigen Kraft und Würde zu stützen. Dieses Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Große oder Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. Weil sich nun das Gemüth bei solchen Vorstellungen begeistert und über sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen des Erhabenen, obgleich den Gegenständen selbst objectiv nichts Erhabenes zukommt, und es also wohl schicklicher wäre, sie erhebeud zu nennen.

Wenn ein Object erhaben heißen soll, so muß es sich unsern sinnlichen Vermögen entgegensetzen. Es lassen sich aber überhaupt zwei verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unserer Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwei verschiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie als Objecte betrachtet, von denen wir uns eine Erkenntniß verschaffen wollen, oder sie werden als eine Macht angesehen, mit der wir die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung gibt es auch zwei Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und das Erhabene der Kraft.

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur Erkenntniß bei, als daß sie den gegebenen Stoff

auffassen und das Mannigfaltige desselben im Raum und in der Zeit an einander setzen. Dieses Mannigfaltige zu unterscheiden und zu sortiren, ist das Geschäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstand allein gibt es ein Verschiedenes, für die Einbildungskraft (als Sinn) bloß ein Gleichartiges, und es ist also bloß die Menge des Gleichartigen (die Quantität, nicht die Dualität), was bei der sinnlichen Auffassung der Erscheinungen einen Unterschied machen kann. Soll also das sinnliche Vorstellungsvermögen an einem Gegenstand erliegen, so muß dieser Gegenstand durch seine Quantität für die Einbildungskraft übersteigend seyn. Das Erhabene der Erkenntniß beruht demnach auf der Zahl oder der Größe und kann darum auch das mathematische heißen.*

Von der ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene, Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe. Er ist zweihundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererlei Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz Verschiedenes ausgesagt wird. In den beiden ersten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwei übrigen wird er als ein Magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre, und jene einen Inhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objecten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande verhältnißmäßig zukommt, d. h. die nicht bloß ein Quantum, sondern zugleich ein Magnum ist.

Bei jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe stattfinden, so kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder daß die eine nur einen Theil in der andern ansmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein Magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, heißt dieses Quantum messen (wenn es stetig) oder es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maß genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen: d. h. alle Größe ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maß gehalten, ist jede Größe ein Magnum, und noch mehr ist sie es gegen das Maß ihres Maßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so, wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken; und wo gibt es hier eine Gränze, da wir jede noch so große Zahlreihe mit sich selbst wieder multipliciren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die comparative, aber nie auf die absolute Größe stehen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern

* Siehe Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft.

alle andere Größen unter sich befaßt. Nichts würde uns ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das Duplicum derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt und, von Zahlbegriffen geleitet, seine Synthese ins Unendliche fortsetzen kann. Solange sich noch bestimmten läßt, wie groß ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdigt werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen, und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit als höchstes und äußerstes Maß aufstellen und, was darüber hinausragt, schlechthin für groß erklären.

Dies geschieht auch wirklich, wenn ich von dem Thurm, der vor mir steht, sage, er sey hoch, ohne seine Höhe zu bestimmen. Ich gebe hier kein Maß der Vergleichung, und doch kann ich dem Thurm die absolute Größe nicht zuschreiben, da mich gar nichts hindert, ihn noch größer anzunehmen. Wir muß also schon durch den bloßen Anblick des Thurmes ein äußerstes Maß gegeben seyn, und ich muß mir einbilden können, durch meinen Ausdruck: dieser Thurm ist hoch, auch jedem andern dieses äußerste Maß vorgeschrieben zu haben. Dieses Maß liegt also schon in dem Begriffe eines Thurmes, und es ist kein anderes, als der Begriff seiner Gattungsgröße.

Jedem Ding ist ein gewisses Maximum der Größe entweder durch seine Gattung (wenn es ein Werk der Natur ist) oder (wenn es ein Werk der Arbeit ist) durch die Schranken der ihm zu Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bei jeder Wahrnehmung von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaß an; aber unsere Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder notwendiger ist. Ueberschreitet ein Object den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaßen in Verwunderung setzen. Wir werden überrascht, und unsere Erfahrung erweitert sich; aber, insofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bei diesem Gemüthe einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maß nur aus einer Reihe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitet hingegen ein Gegenstand der Arbeit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse Verwunderung empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Enttäuschung von Erwartungen, was uns bei einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsere Aufmerksamkeit bloß bei dem objecte stehen, das an sich selbst gleichgültig war, hier wird sie auf die hervorbringende Kraft hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist und uns also nothwendig interessieren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium anwachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm bestreben, aber noch mehr der leidliche und starke Reiter, der es bändiget. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir;

und, ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn losprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung, und es geht in Verwunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maßstab darauf an, wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äußerste Gränze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt; die Größe eines Thurmes kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig mißfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmhöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, Dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit Dem, was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, aber nicht, daß eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstande schlechweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolutes Großes, dem kein Maßstab gewachsen ist; ich verschweige bloß das Maß, dem ich ihn unterwerfe, in der Voraussetzung, daß es in seinem bloßen Begriff schon enthalten sey. Ich bestimme seine Größe zwar nicht ganz, nicht gegen alle denkbare Dinge, aber doch zum Theil und gegen eine gewisse Classe von Dingen, also doch immer objectiv und logisch, weil ich ein Verhältniß auslege und nach einem Begriffe verfare.

Dieser Begriff kann aber empirisch, also zufällig seyn, und mein Urtheil wird in diesem Fall nur subjectives Mähtigkeit haben. Ich mache vielleicht zur Gattungsgröße, was nur die Größe gewisser Arten ist; ich erkenne vielleicht für eine objective Gränze, was nur die Gränze meines Subjects ist; ich lege vielleicht der Beurtheilung meinen Privatbegriff von dem Gebrauch und dem Zweck eines Dinges unter. Der Materie nach kann also meine Größenschätzung ganz subjectiv seyn, ob sie gleich der Form nach objectiv, d. i. wirkliche Verhältnißbestimmung ist. Der Europäer hält den Patagonen für einen Kiesen, und sein Urtheil hat auch volle Mähtigkeit bei demjenigen Völkervamm, von dem er seinen Begriff menschlicher Größe entlehnte; in Patagonien hingegen wird er Widerspruch finden. Nirgends wird man den Einfluß subjectiver Gründe auf die Urtheile der Menschen mehr gewahr, als bei ihrer Größenschätzung, sowohl bei körperlichen als bei unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann man annehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaß in sich, wonach er sich bei der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet. Der Weichhals wird das Gewicht eines Goldens für eine sehr große Anstrengung seiner Heftigkeit halten, wenn der Großmüthige mit der dreifachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch von gemeinem Schlag hält schon das Nichtberühren für einen großen Beweis seiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl trägt manchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.

Ebenso in allen diesen Fällen das Maß subjectiv ist, so ist die Messung selbst immer objectiv; denn man darf nur das Maß allgemein machen, so wird die Größensbestimmung allgemein eintreffen. So verhält es sich

wirklich mit den objectiven Maßen, die im allgemeinen Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjectiven Ursprung haben und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.

Alle vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun ideallisch oder körperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn, führt nur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn, wenn ein Gegenstand auch wirklich das Maß übersteigt, welches wir als ein höchstes und äußerstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt werden, um wie viel mal er es übersteige. Es ist zwar ein Großes gegen seine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und, wenn die Schranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort überschritten werden. Nun suchen wir aber die absolute Größe, weil diese allein den Grund eines Vorzugs in sich enthalten kann, da alle comparative Größen, als solche betrachtet, einander gleich sind. Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäfte still zu stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben eine Gränze setzt. Mit andern Worten: die Größenschätzung muß aufhören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer auf mein Erkenntnisvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so beziehe ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas von dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwas, auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Dort erblicke ich etwas außer mir, hier etwas in mir. Ich weiß also auch eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich selbst werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer unendlichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer unendlichen Größe macht, heißt erhaben.

Das Erhabene der Größe ist also keine objective Eigenschaft des Gegenstandes, dem es beigelegt wird; es ist bloß die Wirkung unsers eigenen Subjects auf Veranlassung jenes Gegenstandes. Es entspringt einerseits aus dem vorgestellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgestellte Totalität in Darstellung der Größe zu erreichen, andernteils aus dem vorgestellten Vermögen der Vernunft, eine solche Forderung aufstellen zu können. Auf das Erste gründet sich die zurückstoßende, auf das Zweite die anziehende Kraft des Großen und des Sinnlich-Unendlichen.

Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in unserm Subject erzeugt wird, so muß doch in den Objecten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine andere Objecte uns zu diesem Gebrauche Anlaß geben. Und, weil wir ferner bei unserm Urtheil das Prädicat des Erhabenen in den Gegenstand legen (woburch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkürlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meinen), so muß in unserm Subject ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Classe von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es gibt demnach innere und gibt äußere notwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaß.

Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit einem gewissen Grad von Stärke äußern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Comprehensions-

vermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten anbiete, worauf die Vernunft unnachlässig bringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüthes mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Object und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dies ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Ästhetisch-Große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand sich zuzueignen und ihn aus dem Reide der Intuition in sein discursives Gebiet hinüber zu spielen.

Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegenstand gar nicht ästhetisch; ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hingegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluten erfordert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Vernunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen und eine genauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem ersten Selbst. Wesen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird von dem Großen der Sinne nie einen überfinnlichen Gebrauch zu machen wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr veinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung, und es fällt ihr gar nicht ein, ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die sturbe Unerschlichkeit, mit der der Wilde im Schoß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von Weitem den großen Naturgeist zu ahnen, der aus dem Sinnlich-Unermesslichen in einer rührenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anfaßt, das sieht der entvornere Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Unmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen veinlich aneinander geschnitten. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich-Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft nicht selbstständig genug, dieses Unternehmen mit Erfolg zu endigen. Er will es erklimmen, aber auf halbem Wege sinkt er ermattet hin. Er kämpft mit dem furchtbaren Genies, aber nur mit irdischen, nicht mit unsterblichen Waffen. Dieser Schwäche sich bewußt, entzieht er sich lieber einem Anblick, der ihn niederschlägt, und sucht Hülfe bei der Trösterin aller Schwachen, der Regel. Kann er sich selbst nicht aufrichten zu dem Großen der Natur, so muß die Natur zu seiner kleinen Fassungskraft heruntersteigen. Ihre süßen Formen muß sie mit künstlichen vertauschen, die ihr fremd, aber seinem verzärtelten Sinne Bedürfnis sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße Mannigfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr geizter, ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Decoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie

sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab; in bescheidener Einfalt verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freiheit sehen wir sie das Gesetz der Stetigkeit ehren.*

In den objectiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs Erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs Zweite, daß er uns das höchste sinnliche Maß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das Erste würde die Einbildungskraft gar nicht aufgefordert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen; ohne das Zweite würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrifft jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben liegen. Nichts desto weniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darin erhebt, und einen weit stärkeren Eindruck des Erhabenen in geben im Stande ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich faßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Object erscheint, und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder auf die offene See, so wird der Horizont selbst zu einem Object, und zwar in dem erhabensten, was dem Auge je erscheinen kann. Die Kreisfläche des Horizonts trägt in diesem Eindruck besonders viel bei, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und Dies kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaß, welches sie auf einmal deutlich fassen kann, so vielmal in sich selbst wiederholt, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand in Klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der mindere große tiefere Eindruck weniger werthe hervorbringen könnten, wogegen doch die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Thell nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hineinragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umfließen. Man muß sich aber hier der vorher erwähnten Bemerkung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit eines Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie Dieses bei dem weit größern Gegenstand und beobachtet es hingegen bei dem mindern großen, so kann sie von dem letztern sich noch gerührt und doch gegen den andern unempfindlich seyn. Denkt sie sich aber diesen als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als Einheit, und dann muß er notwendig einen verhältnismäßig stärkern Eindruck machen, als er jenen an Größe übertrifft.

Alle sinnliche Größen sind entweder im Raum (ausgedehnte Größen) oder in der Zeit (Zahlgrößen). Dann gleich jede ausgedehnte Größe zugleich eine

Zahlgröße ist (weil wir auch das im Raum Gegebene in der Zeit auffassen müssen), so ist dennoch die Zahlgröße selbst nur in so fern, als ich sie in eine Raumgröße verwandle, erhebe. Die Entfernung der Erde vom Sirius ist zwar ein ungeheures Quantum in der Zeit und, wenn ich sie in Allheit begreifen will, für meine Phantasie überschwenglich; aber ich lasse mich auch nimmermehr darauf ein, diese Zeitgröße anzuschauen, sondern helfe mir durch Zahlen, und nur alsdann, wenn ich mich erinnere, daß die höchste Raumgröße, die ich in Einheit zusammenfassen kann, z. B. ein Gebirge, dennoch ein viel zu kleines und ganz unbrauchbares Maß für diese Entfernung ist, erhalte ich den erhabenen Eindruck. Das Maß für dieselbe nehme ich also doch von angedehnten Größen, und auf das Maß kommt es ja eben an, ob ein Object uns groß erscheinen soll.

Das Große im Raum zeigt sich entweder in Längen oder in Höhen (wozu auch die Tiefen gehören: denn die Tiefe ist nur eine Höhe unter uns, so wie die Höhe eine Tiefe über uns genannt werden kann. Daher die lateinischen Dichter auch keinen Anstand nehmen, den Ausdruck profundus auch von Höhen zu gebrauchen:

ni faceret, maria et terras coelumque profundum
quippe ferant rapidi secum -).

Höhen erscheinen durchaus erhabener, als gleich große Längen, wovon der Grund zum Theil darin liegt, daß sich das dynamisch Erhabene mit dem Anblick der Größen verbindet. Eine bloße Länge, wie unabsehlich sie auch sey, hat gar nichts Durchdringendes an sich, wohl aber eine Höhe, weil wir von dieser herabstürzen können. Aus demselben Grund ist eine Tiefe noch erhabener, als eine Höhe, weil die Idee des Durchdringens sie unmittelbar begleitet. Soll eine große Höhe schreckhaft für uns seyn, so müssen wir uns erst hinaufsetzen und sie also in eine Tiefe verwandeln. Man kann diese Erfahrung leicht machen, wenn man einen mit Wasser unterminirten bewölkten Himmel in einem Brunnen oder sonst in einem dunkeln Wasser betrachtet, wo seine unendliche Tiefe einen ungleich schauerlichern Anblick als seine Höhe gibt. Dasselbe geschieht in noch höhern Grade, wenn man den rüchigen betrachtet, als wodurch er gleichfalls in einer Tiefe wird und, weil er das einzige Object ist, das in das Auge fällt, unsere Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Stehen und Laufen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch keine Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizont immer einen Maßstab, unter welchem sie verliert, denn, soweit sich eine Länge erstreckt, so weit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar ist auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein; aber Das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht der Himmel, der durch seine Höhe die Berge niedrig macht, sondern die Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeigen.

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch eine symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas den Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas zu ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmels auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in sichtlichem Sinne, wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsere sinnliche Vorstellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen, d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedrigt werden.

* Die Griechen und die dramatische Dichtung haben in neueren Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bei denselben Nationen gehabt. Derselbe Irrthum der Regel in den französischen Mäcen und in den englischen Tragedien, dieselbe kühle und wilde Regellosgkeit in den Tactik der Engländer und in ihrem Shakespeare; und, so wie der deutsche Geschmack von jeder das Gesetz von den Vätern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin- und herschwanken.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen.*

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen über das Schöne und die Kunst in einer Reihe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem besten Theil unserer Glückseligkeit in einer unmittelbaren und mit dem moralischen Abel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde die Sache der Schönheit vor einem Herzen führen, das ihre ganze Macht empfindet und ausübt, und bei einer Untersuchung, wo man eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Kunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freiheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfnis für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen, werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Mißbrauch derselben an dem guten Geschmack zu veründigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgang mit mir selbst als aus einer reichen Welterschauung geschöpft oder durch Lectüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verleugnen, werden sich eher jedes andern Aehlers als der Sectirerei schuldig machen und eher aus eigener Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondere philosophische Schule erinnert werden sollten. Mein, die Freiheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigene Empfindung wird mir die Thatfachen hergeben, auf die ich baue; Ihre eigene freie Denkraft wird die Gesetze dictiren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entweit, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreie sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verzehrten Ansprüche der gemeinen Vernunft und als Thatfachen des moralischen Instinctes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vorwand setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande verschleiert, verbirgt sie wieder dem Gefühl: denn leider muß der Verstand das Object des inneren Sinnes erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler, so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freiwilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu fassen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zertheilen und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet,

und die Wahrheit in dem Berichte des Analytischen als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statuten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweiter Brief.

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstatet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein so viel näheres Interesse darbieten, und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Plan einer wahren politischen Freiheit, zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und, wenn es unschädlich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Circels, in dem man lebt, auszuscheiden, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme schreit aber keineswegs um Vertheil der Kunst auszufallen, derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit ausländiger Nähe über das Bedürfnis erheben: denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothwendigkeit der Materie will sie ihre Verchrist empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser großen Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entzieht der Einbildungsraft ein Provinz nach der andern, und die Gränzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheset wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nah dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seine Folgen wegen, denen, der sich Mensch nennt, angeht so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeder Selbstkenner insbesondere interessieren. Eine Krage welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhl der Vernunft anhängig gemacht, und, wie

* Bemerkung des Herausgebers. Diese Briefe wurden an den letztverstorbenen Herzog von Weissen-Augsburg geschrieben und zuerst in den Jahren vom J. 1795 gedruckt.

nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Zeisiger jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtsbandel zur Entscheidung kommt; es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu dictiren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen und einem Helden, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weihet, die Entscheidung beizusetzen! wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilsfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Verführung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Gründe rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist; ja, daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das Ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundlage in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bei einer politischen Gesetzgebung leitet.

Dritter Brief.

Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an, als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, daß er bei Dem nicht stille steht, was die Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipirte, durch Vernunft wieder rückwärts in thun, das Werk der Noth in ein Werk seiner freien Wahl umzuwandeln und die physische Nothwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.

Er kommt zu sich aus einem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freiheit einen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach, sogen Naturgesetzen ein, ehe er es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er schlägt also, mit denselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freiheit von ihr schreitet, wie er, um nur ein Beispiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfnis der Geschlechtsliebe aufdrückt, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit verdrängt. So holt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich einen Naturstand in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leiht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl,

deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfänge und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stande der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkür ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bei dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten: denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freiheit sich zu beugen brauchte, und Alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heißen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ableitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die bloße Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll: aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze gibt, um sich mit Kräften abzumäßen. Nun ist aber der physische Mensch wirklich, und der sittliche nur problematisch. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den übrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirklichen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weiset ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und, hätte sie wirklich auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Freiheit entzissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ebe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetze fest zu halten, hätte sie unter seinen Füßen die Reiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft in der Zeit keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische in der Idee sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Feder abtaugen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt, und hier gilt es das rollende Rad während seines Umdrehungs austauschen. Man muß also für die Fortdauer der Gesellschaft die Stütze auffuchen, die sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig macht.

Diese Stütze findet sich nicht in dem natürlichen Charakter des Menschen, der, selbstsüchtig und gewalthätig, vielmehr auf Zerstörung als auf Erhaltung der Gesellschaft zielt; sie findet sich eben so wenig in seinem sittlichen Charakter, der, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden soll, und auf den, weil er frei ist, und weil er nie erscheint, von dem Gesetzgeber nie gewirkt und nie mit Sicherheit gerechnet werden könnte. Es läme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkür und von dem moralischen die Freiheit abzusondern — es läme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es läme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beiden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der

Herrschaft der Geseze einen Uebergang bahnte und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit dienete.

Zweiter Brief.

So viel ist gewiß: Nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bei einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bei Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freie Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo Alles mit strenger Nothwendigkeit und Ertigkeit an einander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bei dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frei zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beibehalten und nichts desto weniger ein zuverlässiges Glied in der Causalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann Dies nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beiden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bei aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Willens dieselbe bleibt, daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstimmend genug sind, um zu einer universellen Gesezgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen, idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abweichungen übereinzukommen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.* Dieser reine Mensch, der sich, mehr oder weniger deutlich, in jedem Subject zu erkennen gibt, wird repräsentirt durch den Staat, die objectiv und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjecte zu vereinigen trachtet. Man lassen sich aber zwei verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch, daß das Individuum Staat wird, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich veredelt.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg, denn die Vernunft ist befreit, wenn ihr Gesez nur ohne Bedingung gilt; aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Inhalt zählt, und die lebendige Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr in Betrachtung kommen. Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Regstrationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesez der Erstern ist ihm durch ein unbestechliches Bewußtseyn, das Gesez der

Andern durch ein unvertilgbares Gefühl eingepflanzt. Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet seyn, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken im Stande ist. Der Staat soll nicht bloß den objectiven und generischen, er soll auch den subjectiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren und, indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun: denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nämliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeugen. Den Stoff, den er bearbeitet, respectirt er nicht im Geringsten mehr, als der mechanische Künstler; aber das Auge, welches die Freiheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem pädagogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur, weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vortreibt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjectiv und für einen täuschenden Effect in den Sinnen, sondern objectiv und für das innere Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schenken.

Aber eben deswegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die sich durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur in so fern wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinaufstimmen haben. Weil der Staat der reinen und objectiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger daselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen und ihre subjective Menschheit auch nur in dem Grabe ehren können, als sie nur objectiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bei der höchsten Universalisirung seines Betragens seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Instincts, die deutlichere Formel seiner innern Gesezgebung seyn. Setzt sich hingegen in dem Charakter eines Volks der subjective Mensch dem objectiven noch so contradictorisch entgegen, daß nur die Unterdrückung des Erstern dem Lettern den Sieg verschaffen kann, so wird auch der Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesezes annehmen und, um nicht ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Individualität ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weise entgegengezetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle über seine Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grundsätze seine Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst und erkennt die Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar verspottet und entehrt die Natur, aber, verächtlicher als der Wilde, fährt er häufig genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebildete Mensch macht die Natur

* Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: *Wortreden über die Bestimmung des Menschen*, von meinem Freund Richter, wo sich eine sehr lichtvolle und noch nie auf diesem Wege versuchte Ableitung dieses Satzes findet.

zu seinem Freund und ehrt ihre Freiheit, indem er bloß ihre Willkür ärgert.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft ihre moralische Einheit bringt, so darf sie die Mannigfaltigkeit der Natur nicht verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der moralischen Einheit dadurch kein Abbruch geschehen; gleich weit von Einformigkeit und Verwirrung ruht die siegende Form. Totalität des Charakters muß also bei dem Volke gefunden werden, welches fähig und würdig seyn soll, den Staat der Noth mit dem Staat der Freiheit zu vertauschen.

Fünfter Brief.

Ist es dieser Charakter, den uns das jetzige Zeitalter, den die gegenwärtigen Ereignisse zeigen? Ich richte meine Aufmerksamkeit sogleich auf den hervorsteckendsten Gegenstand in diesem weitläufigen Gemälde.

Wahr ist es, das Ansehen der Meinung ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Intoleranz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmenmehrheit fordert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fordert sie nicht bloß; jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich aus Selbstzwang zu ehren und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freigelegte Augenblick findet ein unumfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten malt sich der Mensch; und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung; die zwei Aeußersten des menschlichen Verfalls, und beide in einem Zeitraum vereinigt.

In den niedern und zahlreichen Classen stellen sich uns rohe, gefesselte Leiber dar, die sich nach aufgelöstem Band der bürgerlichen Ordnung entfesseln und mit unentfamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objective Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjective muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Wurde der menschlichen Natur aus den Augen setzt, so lang es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwelgerei zu scheitern und durch die Gebiendenskraft zu hindern, wo er die bildende noch nicht zu denken war? Seine Nationen enthält seine Rechtfertigung. Die losgelandene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisirten Stände den noch widerigern Anblick der Erschlaffung und einer Degeneration des Charakters, die desto mehr empört, weil die Cultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das Völkere in seiner Zerstörung das Abschwürfere sey; aber man wird sie auch im Moralischen wahr finden. Aus dem Natursohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Jüngling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen heilsamen Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen besiegelt.

Wir verleugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyrannei zu erfahren, und, indem wir ihren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsere Grundsätze von ihr an. Die affectirte Decenz unserer Sitten verweigert ihr die vergehliche erste Stimme, um ihr, in unserer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende letzte einzuräumen. Witten im Schoße der raffinirtesten Geselligkeit hat der Egoismus sein System gegründet, und, ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Anstechungen und alle Trangsale der Gesellschaft. Unser freies Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolge Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht Jeder nur sein elendes Eigenthum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, löstert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Cultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beengender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigsten Trieb nach Verbesserung erstickt, und die Marine des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So steht man den Geist der Zeit zwischen Verfehrtheit und Nothigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Engherzigkeit und moralischem Unglauben schwanke, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zu weilen noch Grenzen setzt.

Zehnter Brief.

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl in viel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zu viel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemälde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Cultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vermittlung von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurückkehren können.

Aber bei einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Contrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere bloße Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht in Statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämten uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsere Nebenbuhler, ja oft unsere Muster in den nützlichsten Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unserer Sitten zu trösten pflegen. So gleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals, bei jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte, hatten die Sinne und der Geist noch kein streng geschiedenes Eigenthum: denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen und ihre

Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch nicht mit dem Witz gebuhlt, und die Speculation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beide konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil Jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und, so fein und scharf sie auch trennte, so verstimmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrößert aus einander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücke riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bei uns Neuern! Auch bei uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrößert aus einander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammenzulesen. Bei uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung schreibt, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjecte, sondern ganze Classen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes, vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?

Woher wohl dieses nachtheilige Verhältniß der Individuen bei allem Vortheil der Gattung? Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche zum Repräsentanten seiner Zeit, und warum darf Dies der einzelne Neuere nicht wagen? Weil jenem die Alles vereinende Natur, diesem der Alles trennende Verstand seine Tugenden ertheilten.

Die Cultur selbst war es, welche der neuern Menschheit diese Wunde schlug. Sobald auf der einen Seite die erweiterte Erfahrung und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweite ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der speculative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfangen mit Mißtrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu ebnigen pflegt. Indem hier die lurirende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüßt, verzehrt dort der Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen und die Phantasie sich ergötzen sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfangen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte; aber, anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polyppennatur der griechischen Staaten, wo jedes

Individuum eines unabhängigen Lebens genoss und, wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Geseze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gekettet, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das es umtreibt, im Ohr, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und, anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der farge, fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtfeines Uhrwerk vertrauen?), sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der tote Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt; wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem geordneten Verhalten die größte Verfeinerung des Verstandes zu gut hält; wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subject an Extensität erlaubt — darf es uns da nicht wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lobt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht; aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze farge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Vernis, für Liebhabereien etwas übrig zu behalten. Nach dem ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfniß des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt. So eifersüchtig ist der Staat auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen wird (und wer kann ihm Unrecht geben?), seinen Mann mit einer Venus Eutherea als mit einer Venus Urania zu theilen.

Und so wird denn allmählich das einzelne concrete Leben vertilgt, damit das Abstract des Ganzen sein dürftiges Daseyn friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannigfaltigkeit seiner Bürger durch Classificirung zu erleichtern und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweiten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Nachwerk des Verstandes vermengt; und der Regierte kann nicht anders als mit Kaltblut die Gezege empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüssig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in

einen moralischen Naturstand aus einander, wo die öffentliche Macht nur eine Partei mehr ist, gehaßt und hintergangen von Dem, der sie nöthig macht, und nur von Dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Könnte die Menschheit bei dieser doppelten Gewalt, die von innen und außen auf sie drückte, wohl eine andre Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der speculative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objecten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch Formeln eingeeignet, mußte das freie Ganze sich aus den Augen gerückt sehen und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie Ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln und die subjectiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu constitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte Letzterer in das entgegenstehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassend zu wollen. Der Eine mußte einer leeren Subtilität, der Andere einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistverrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Lebhaftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränkere Sphäre von Objecten ihren Reichthum vermindern. Der abstracte Denker hat daher gar oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein enges Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des Zeitcharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht, die Vortheile zu zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gern will ich Ihnen eingestehen, daß, so wenig es auch den Individuen bei dieser Zersplitterung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stufe weder verharren noch höher steigen konnte — nicht verharren, weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausschließ- lich genötigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben; auch nicht höher steigen weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann. Die Griechen hatten diesen Grad erreicht, und, wenn sie zu einer höhern Ausbildung fortschreiten wollten, so mußten sie, wie wir, die Totalität ihres Wesens aufgeben und die Wahrheit auf getrennten Bahnen verfolgen.

Die mannigfaltigen Anlagen im Menschen zu entwickeln, war kein anderes Mittel, als sie einander entgegen zu setzen. Dieser Antagonismus der Kräfte ist das große Instrument der Cultur, aber auch nur das Instrument; denn, solange derselbe dauert, ist man erst auf dem Wege zu dieser. Dadurch allein, daß in dem Menschen einzelne Kräfte sich isoliren und einer

auszuschließenden Gesetzgebung anmaßen, gerathen sie in Widerstreit mit der Wahrheit der Dinge und nöthigen den Gemeinfinn, der sonst mit träger Genügsamkeit auf der äußern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objecte zu dringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beide Anlagen sich zu möglichster Reife aus und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkür die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthigt sie dort die Vernunft, zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hilfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unseres Geistes in einem Brennpunkt versammeln und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an und führen sie künstlicher Weise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen erteilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähen, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt: eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjecten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden und durch die angestrengteste Abstraction ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Fesseln der Logik mit dem freien Gange der Dichtungskraft zu vertauschen und die Individualität der Dinge mit trennem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Gränze, die es nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird so lange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wie viel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist nicht zu leugnen, daß die Individuen, welche sie trifft, unter dem Gluck dieses Weltwackes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freie und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß ständen wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verkrüppelten Natur die entstehenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingebracht — damit das spätere Geschlecht, in einem seligen Müßiggange, seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte und die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die

Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder, wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahinstrebte, so muß es bei uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

Zweiter Brief.

Sollte diese Wirkung vielleicht von dem Staat zu erwarten seyn? Das ist nicht möglich: denn der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, hat das Uebel veranlaßt, und der Staat, wie ihn die Vernunft in der Idee sich aufstellt, anstatt diese bessere Menschheit begründen zu können, müßte selbst erst darauf gegründet werden. Und so hätten sich denn die bisherigen Untersuchungen wieder auf den Punkt zurückgeführt, von dem sie sich eine Zeit lang entfernten. Das jetzige Zeitalter, weit entfernt, uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das directe Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemälde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für chimärisch erklären, bis die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerin zu seyn und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Idealität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigeren Organisationen besänftigt ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementarstreit in dem ethischen Menschen, der Conflict blinder Triebe fürs Erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannigfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freiheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannigfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkür noch so gefesselt mißbraucht, da darf man ihm seine Freiheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freiheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkür nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherie an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyrannei gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft und so den letzten glühenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthum anlöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einsicht, Wahrheit und Zügel zurückkehren — eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert. Unterdeß, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen; aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Negier die Menschheit ehren und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen und zu einer Unterdrückung,

welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen und hier, von einer pedantischen Curatel zur Verzeüßung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die große Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.

Dritter Brief.

Soll sich also die Philosophie, muthlos und ohne Hoffnung, aus diesem Gebiete zurückziehen? Während daß sich die Herrschaft der Formen nach jener andern Richtung erweitert, soll dieses wichtigste aller Güter dem gestaltlosen Zufall preisgegeben seyn? Der Conflict blinder Kräfte soll in der politischen Welt ewig dauern, und das gesellige Gesetz nie über die feindselige Selbstsucht siegen?

Nichts weniger! Die Vernunft selbst wird zwar mit dieser rauben Macht, die ihren Waffen widersteht, unmittelbar den Kampf nicht versuchen und so wenig, als der Sohn des Saturn in der Ilias, selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz heruntersteigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigen aus, beleidet ihn, wie Zeus seinen Enkel, mit göttlichen Waffen und bewirkt durch seine siegende Kraft die große Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zu Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt Dies nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleiern wußte, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Verurtheile und diese Verfinsternung der Köpfe bei allem Lichte, das Philosophie und Erfahrung aufstecten? Das Zeitalter ist aufgesteckt, Das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstört, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Euphorie gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schoß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: *sapere aude*.

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche

sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Velehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedenken läßt der alte Mythos die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süßen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum auftraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und, geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priestertum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglücklichen Menschen unser Mitleiden verdienen, so trifft unsere gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Los von dem Joch der Bedürfnisse frei macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmererschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt, und die Phantasie sich nach eigenem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das feindselige Licht der Erkenntniß zerstören soll, haben sie den ganzen Van ihres Glücks gegründet; und sie sollten eine Wahrheit so theuer kaufen, die damit anfängt, ihnen Alles zu nehmen, was Werth für sie besitzt. Sie müßten schon weise seyn, um die Weisheit zu lieben: eine Wahrheit, die Derjenige schon fühlte, der der Philosophie ihren Namen gab.

Nicht genug also, daß alle Aufklärung des Verstandes nur in so fern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückfließt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopf durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Empfindungsvermögens ist also das zwingendere Bedürfniß der Zeit, nicht bloß, weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam zu machen, sondern selbst darum, weil sie zur Verbesserung der Einsicht erweckt.

Neunter Brief.

Aber ist hier nicht vielleicht ein Cirkel? Die theoretische Kultur soll die praktische herbeiführen, und die praktische doch die Bedingung der theoretischen seyn? Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredelung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung, der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zweck ein Werkzeug auffuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten.

Jetzt bin ich an dem Punkte angelangt, zu welchem alle meine bisherigen Betrachtungen hingestrich haben. Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Wätern.

Von Allem, was positiv ist, und was menschliche Conventionen einführen, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und Beide erfreuen sich einer absoluten Immanuität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß Weisde, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen, und der hervorbringende Geschmak von dem

beurtheilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Gränzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regel gehen; wo der Charakter erschläft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen: jene gehen darin unter, aber mit eigener unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimmer für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reise den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähere ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern fürchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier, aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur, räumt die Quelle der Schönheit herab, unangestekt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trübigen Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn gedehlt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Knie vor seinen Kaisern gebeugt, als die Wilsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandthaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stolz des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die erste Kunst die edle Natur überlebte, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt.

Wie verhält sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldrigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Grunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht Jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegenen Stein einzudrücken oder in das nächstern Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungeschlüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern,

füßt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung; der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sie auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet; für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Sie also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd und bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und, damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht, was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Freiheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwerth berechne ihr Glück, so wird dein eigner Adel dort den ihrigen aufwecken, und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher, als ihr Herz, und hier mußt du den schönen Flichtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Thaten umsonst verdammen; aber an ihrem Wüßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Nohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein der Wirklichkeit, und die Kunst die Natur überwindet.

Zehnter Brief.

Sie sind also mit mir darin einig und durch den Inhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwei entgegengesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beiden Abwegen wandle und hier der Nohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raube geworden sey. Von dieser doppelten Verwirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Cultur beiden entgegengesetzten Gebrechen zugleich begegnen und zwei widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freiheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und auflösen — und, wenn sie nicht wirklich Beides leistet, wie kann ein so großer Effect, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger Weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem gebildeten Geschmacks Klarheit des Verstandes, Negsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beispiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bei welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegengesetzte Beispiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch aufreren Charakter büßen. Nichts desto weniger fällt es zuweilen denkenden Köpfen ein, entweder das Factum zu leugnen oder doch die Nothwendigkeit der daraus gezogenen Schlüsse zu bezweifeln. Sie denken nicht ganz so schlimm von jener Wildheit, die man den ungebildeten Völkern zum Vorwurf macht, und nicht ganz so vorthellhaft von dieser Verfeinerung, die man an den gebildeten preist. Schon im Alterthum gab es Männer, welche die schöne Cultur für nichts weniger als eine Wohlthat hielten und deswegen sehr geneigt waren, den Künsten der Einbildungskraft den Eintritt in ihre Republik zu verwehren.

Nicht von Denjenigen rede ich, die bloß darum die Grazien schmähcn, weil sie nie ihre Günst erfahren. Sie, die keinen andern Maßstab des Werthes kennen als die Mühe der Erwerbung und den handgreiflichen Ertrag — wie sollten sie fähig seyn, die stille Arbeit des Geschmacks an dem äußern und innern Menschen zu würdigen, und über den zufälligen Nachtheilen der schönen Cultur nicht ihre wesentlichen Vortheile aus den Augen legen? Der Mensch ohne Form verachtet alle Anmuth im Vortrage als Versteckung, alle Feinheit im Umgange als Verstellung, als Delicateffe und Großheit im Betragen als Ueberspannung und Affectation. Er kann es dem Günstling der Grazien nicht vergeben, daß er als Gesellschafter alle Cirkel aufheitert, als Geschäftsmann alle Köpfe nach seinen Absichten lenkt, als Schriftsteller seinem ganzen Jahrhundert vielleicht seinen Geist aufdrückt, während daß er, das Schlachtopfer des Bleises, mit all seinem Wissen keine Aufmerksamkeit erzwingen, keinen Stein von der Stelle rücken kann. Da er jenem das genialische Geheimniß, angenehm zu seyn, niemals abzulernen vermag, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Verkehrtheit der menschlichen Natur zu bejammern, die mehr dem Schein als dem Wesen huldigt.

Aber es gibt achtungswürdige Stimmen, die sich gegen die Wirkungen der Schönheit erklären und aus der Erfahrung mit furchtbaren Gründen dagegen gerufen sind. „Es ist nicht zu leugnen,“ sagen sie, „die Reize des Schönen können in guten Händen zu löblichen Zwecken wirken, aber es widerspricht ihrem Wesen nicht, in schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun und ihre seelenfesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deswegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inhalt achtet, so gibt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung, alle Realität überhaupt zu vernachlässigen und einer reizenden Einkleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren Werth bestimmt. — Wie viele Menschen von Fähigkeit,“ fahren sie fort, „werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer ernsten und ausstrengenden Wirksamkeit abgezogen oder wenigstens verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Verstand wird bloß deswegen mit der bürgerlichen Einrichtung uncinis, weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen, worin Alles ganz anders erfolgt, wo keine Convenienz die Meinungen bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemälden der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat wohl die Gesellschaft dabei gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem Umgang Gesetze gibt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der äußere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst geknüpft seyn sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen, die einen gefälligen Effect in der Erscheinung machen und einen Werth in der Gesellschaft verleihen, dafür aber auch alle Ausschweifungen herrschen und alle Laster im Schwange gehen, die sich mit einer schönen Hülle vertragen.“ In der That muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen, und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Cultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wären.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten, und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Ring gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am Nächsten an die Wildheit gränzt und ein Licht ist, das von der Finsternis schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters, als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldene Alter der Künste herbeikam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freiheit nicht mehr, die Verksamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weichheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phokion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen und, durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität des Charakters

triumphiren sehen. Auch den Arabern ging die Morgenröthe der Cultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbasiden erschlaft war. In dem neueren Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beinahe überflüssig, noch an das Beispiel der neuern Nationen zu erinnern, deren Verfeinerung in denselben Verhältnisse zunahm, als ihre Selbstständigkeit endigte. Wohin wir immer in der vergangenen Welt unsere Augen richten, da finden wir, daß Geschmack und Freiheit einander fliehen, und daß die Schönheit nur auf den Untergang heroischer Tugenden ihre Herrschaft gründet.

Und doch ist gerade diese Energie des Charakters, mit welcher die ästhetische Cultur gewöhnlich erlaust wird, die wirksamste Feder alles Großen und Trefflichen im Menschen, deren Mangel kein anderer, wenn auch noch so großer, Vorzug ersetzen kann. Hält man sich also einzig nur an Das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Cultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bei allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschöpfenden Wirkungen überliefern sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Nichterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und, ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst außer Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beispiele zeugen. Dies scheint aber einen Begriff der Schönheit vorauszusetzen, der eine andere Quelle hat als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob Das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Namen führe.

Tiefer reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen ließe, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraction gesucht und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur gefolgert werden können; mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine notwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und, da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der notwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendente Weg eine Zeit lang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefüll abgezogener Begriffe verweilen; aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und, wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, Der wird nie die Wahrheit erobern.

Elfter Brief.

Wenn die Abstraction so hoch, als sie immer kann, hinaufsteigt, so gelangt sie zu zwei letzten Begriffen,

bei denen sie stille stehen und ihre Gränzen bekennen muß. Sie unterscheidet in dem Menschen etwas, das bleibt, und etwas, das sich unaufhörlich verändert. Das Bleibende nennt sie seine Person, das Wechselnde seinen Zustand.

Person und Zustand — das Selbst und seine Bestimmungen — die wir uns in dem nothwendigen Wesen als Eins und Dasselbe denken, sind ewig Zwei in dem Endlichen. Bei aller Beharrung der Person wechselt der Zustand, bei allem Wechsel des Zustandes beharrt die Person. Wir gehen von der Ruhe zur Thätigkeit, vom Affect zur Gleichgültigkeit, von der Uebereinstimmung zum Widerspruch; aber wir sind doch immer, und, was unmittelbar aus uns folgt, bleibt. In dem absoluten Subject allein beharren mit der Persönlichkeit auch alle ihre Bestimmungen, weil sie aus der Persönlichkeit fließen. Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen, weil sie ist: sie ist folglich Alles auf ewig, weil sie ewig ist.

Da in dem Menschen, als endlichem Wesen, Person und Zustand verschieden sind, so kann sich weder der Zustand auf die Person, noch die Person auf den Zustand gründen. Wäre das Letztere, so müßte die Person sich verändern; wäre das Erstere, so müßte der Zustand beharren: also in jedem Falle entweder die Persönlichkeit oder die Endlichkeit aufhören. Nicht, weil wir denken, wollen, empfinden, sind wir; nicht, weil wir sind, denken, wollen, empfinden wir. Wir sind, weil wir sind; wir empfinden, denken und wollen, weil außer uns noch etwas Anderes ist.

Die Person also muß ihr eigener Grund seyn, denn das Bleibende kann nicht aus der Veränderung fließen: und so hätten wir denn fürs Erste die Idee des absoluten, in sich selbst gegründeten Seyns, d. i. die Freiheit. Der Zustand muß einen Grund haben; er muß, da er nicht durch die Person, also nicht absolut ist, erfolgen: und so hätten wir fürs Zweite die Bedingung alles abhängigen Seyns oder Werdens, die Zeit. Die Zeit ist die Bedingung alles Werdens, ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts Anderes, als: Die Folg: ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

Die Person, die sich in dem ewig beharrenden Ich und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll: dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung und leihen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beiden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf; denn der Mensch ist nicht bloß Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, Das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas außer ihm: Einbildungliches im Raume und als etwas in ihm Wechselndes in der Zeit auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und, in

allem Wechsel beständig er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur, indem er sich verändert, existirt er; nur, indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollenbung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluten der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentliche Merkmal der Gottheit, absolute Verkündung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwidersprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den Sinnen.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung; und, solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Regierde wirkt, ist er noch weiter nichts als Welt, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht; aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem feinen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt, Wirklichkeit geben. Er verwirklicht die Form, wenn er die Zeit erschafft und dem Beharrlichen die Veränderung, der ewigen Einheit seines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt gegenüberstellt; er formt die Materie, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechsel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit seines Ichs unterwürfig macht.

Hieraus fließen nun zwei entgegengesetzte Anforderungen an den Menschen, die zwei fundamentalen Gesetze der sinnlichvernünftigen Natur. Das erste bringt auf absolute Realität: er soll Alles zur Welt machen, was bloß Form ist, und alle seine Anlagen zur Erscheinung bringen; das zweite bringt auf absolute Formalität: er soll Alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles Innere verändern und alles Aeußere formen. Beide Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurück, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief.

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche außer uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwei entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben, ihr Object zu verwirklichen, ganz schädlich Triebe nennt. Der erste dieser Triebe, den ich den sinnlichen nennen will, geht aus von dem physischen Daseyn des Menschen

oder von seiner sinnlichen Natur und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen, nicht, ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freie Thätigkeit der Person gehört, welche die Materie aufnimmt und von sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt: mithin fordert dieser Trieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da Alles, was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles Andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton erschließt, ist unter allen Tönen, die es möglicher Weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also dieser Trieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Größeneinheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr, er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht und die Zeit mit sich fortreißt.*

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und, da alle Form nur an einer Materie, alles Absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freilich der sinnliche Trieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit befestigt ist. Aber, obgleich er allein die Anlagen der Menschheit weckt und entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freiesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Abstraction in die Gränzen der Gegenwart zurück. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und ein fester Wille setzt sich seinen Forderungen stehhaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Inhalt unserer Erkenntnisse und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

Der zweite jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur und ist bestrebt, ihn in Freiheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen und bei allem Wechsel des Zustandes seine Person zu behaupten. Da nun die Letztere als absolute und untheilbare Einheit mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas Anderes fordern, als was er in alle Ewigkeit fordern muß: er entscheidet also für immer, wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt, was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit. Das ist so viel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf; er will, daß das Wirkliche nothwendig und ewig, und daß das Ewige und Nothwendige wirklich sey; mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der erste nur Fälle macht, so gibt der andere Gesetze — Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjects objectiv Gültigkeit beilegen, oder, daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das Objectiv zum Bestimmungsgrund unsers Zustandes machen — in beiden Fällen reißt wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i., Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: Das ist wahr für dieses Subject und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subject kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurücknimmt. Aber, wenn der Gedanke einmal ausspricht: Das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Anspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trost bietet. Die Neigung kann bloß sagen: Das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut; aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß die Veränderung mit sich fortreißen und, was du jetzt feurig begehrt, dereinst zum Gegenstande deines Abscheuens machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: Das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Object in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größeneinheit, auf welche der dürstige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich faßt. Wir sind bei dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reihe. Wir sind nicht mehr Individuen, sondern Gattung; das Urtheil aller Geister ist durch das unsrige ausgesprochen, die Wahl aller Herzen ist repräsentirt durch unsere That.

Dreizehnter Brief.

Beim ersten Anblick scheint nichts einander mehr entgegengesetzt zu seyn, als die Tendenzen dieser beiden Triebe, indem der eine auf Veränderung, der andere auf Unveränderlichkeit dringt. Und doch sind es diese beiden Triebe, die den Begriff der Menschheit erschöpfen, und ein dritter Grundtrieb, der beide vermitteln könnte, ist schlechterdings ein undenkbarer Begriff. Wie werden wir also die Einheit der menschlichen Natur wieder herstellen, die durch diese ursprüngliche und radicale Entgegensetzung völlig aufgehoben scheint?

Wahr ist es, ihre Tendenzen widersprechen sich, aber, was wohl zu bemerken ist, nicht in denselben Objecten, und, was nicht auf einander trifft, kann nicht gegen einander stoßen. Der sinnliche Trieb fordert zwar Veränderung — aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Person und ihr Gebiet sich erstreckt, daß ein Wechsel der Grundsätze sey. Der Formtrieb bringt auf Einheit und Beharrlichkeit — aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire. Daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander also von Natur nicht entgegengesetzt, und, wenn sie befehengeachtet so erscheinen, so sind sie erst geworden durch eine freie Uebertretung der Natur, indem sie sich selbst mißverstehen

* Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: außer sich seyn. Das heißt: außer seinem Ich seyn. Obgleich diese Nebenart aus der Zeit fadet, wo die Empfindung zum Wesen, und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Letzter außer sich, so lang er nur empfindet. Von diesem Zustande zur Freiheit.

Was einem, der in Dummheit liegt, sagt man nicht: er ist außer sich, sondern: er ist von sich, d. h. er ist seinem Ich gerathet, da jener nur nicht in demselben ist. Daher ist Dummheit, der aus einer Ohnmacht zurückkehrt, bloß bei sich, welches sehr gut mit dem Ausdrücke seyn besetzen kann.

und ihre Sphären verwirren.* Ueber diese zu wachen und einem jeden dieser beiden Triebe seine Gränzen zu sichern, ist die Aufgabe der Kultur, die also beiden eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist und nicht bloß den vernünftigen Trieb gegen den sinnlichen, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt, erstlich: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren; zweiteus: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlsvermögens, Dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmögliche Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehend in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, größtmögliche Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfanglichkeit ausbildet, je beweglicher sie selbst ist, und je mehr Kläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt ergreift der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freiheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt begreift der Mensch, desto mehr Form schafft er außer sich. Seine Cultur wird also darin bestehen, erstlich: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Verührungen mit der Welt zu verschaffen und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs Höchste zu treiben; zweitens: dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben und auf Seiten der Vernunft die Activität aufs Höchste zu treiben. Wo beide Eigenschaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freiheit verbinden, austreten aus der Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch umkehren und dadurch auf eine zweifache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Stofftrieb dem Formtriebe vorgreifen und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Intensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen theilen, durch den Formtrieb dem Stofftriebe

Esobald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonismus beider Triebe behauptet, so ist freilich kein anderes Mittel, die Einheit im Menschen zu erhalten, als daß man den sinnlichen Trieb dem unbedeutend unterordnet. Darauf kann aber bloß Einsigkeit, aber keine Harmonie entstehen, und der Mensch bleibt noch

Wenn, wenn gleich die Schranken nie das Absolute begreifen können, also die Freiheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so gewiß, daß das Absolute durch sich selbst nie die Schranken begreift, daß der Zustand in der Zeit nicht von der Freiheit abhängen kann. Beide Principien sind einander also zugleich subordinirt und coordinirt, d. h., sie stehen in Wechselwirkung; ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff der Wechselwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man verwerthlich auseinandergesetzt in Fichte's Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, Leipzig 1794.) Wie es mit der Nation, im Reich der Ideen sehr, wissen wir freilich nicht; aber, daß sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reich der Zeit sich nicht erkennen könne, ist gewiß. Und wenn die Nation, also auch die Materie nicht bloß unter der Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben etwas bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Gebiet der Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft im Gebiet des Geists sich nichts zu bestimmen anmasse. Schon, indem man Jedem von Dreien ein Gebiet zuspricht, schließt man das Andere davon aus und setzt Jedem eine Grenze, die nicht anders, als zum Nachtheil des Ueberschritten werden kann.

An eine Axiomatische Philosophie, wo Alles darauf ankommt, die Form von Gedanken zu betreten und das Nothwendige von allem Zufälligen rein zu erbalten, gewohnt man sich gar leicht, das Vater-
terliche sich als ein Inneres zu denken und die Einsicht, weil sie gerade bei diesem Gedank im Wege steht, in einen nothwendigen Widerspruch mit der Vernunft vorzuziehen. Eine solche Be-
stellungsdacht liegt zwar auf seine Weise im Geiste des Kantianismus,
Systems, aber im Buchstaben des Idealismus konnte sie gar wohl liegen.

vorgreifen und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie er selbst, in dem zweiten wird er nie etwas Anderes seyn: mithin eben darum in beiden Fällen Keines von Beiden, folglich — Null seyn.*

Wird nämlich der sinnliche Trieb bestimmend, macht der Sinn den Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Person, so hört sie in demselben Verhältnisse auf, Object zu seyn, als sie Macht wird. Sobald der Mensch nur Inhalt der Zeit ist, so ist er nicht, und er hat folglich auch keinen Inhalt. Mit seiner Persönlichkeit ist auch sein Zustand aufgehoben, weil Beides Wechselbegriffe sind — weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begränzte Realität eine unendliche fordert. Wird der Formtrieb empfangend, Das heißt, kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige Kraft und Subject zu seyn, als sie sich in den Plag des Object's drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fordert. Sobald der Mensch nur Form ist, so hat er keine Form, und mit dem Zustand ist folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort, nur, insofern er selbstständig ist,

Der schlimmste Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt Jedermann leicht in die Augen: nicht so leicht, ob er gleich eben so häufig verkennt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsere Gefühls- und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher, aus der großen Menge der tiefer gehenden Fälle nur zwei in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer Ausübung und Anwendung vergrößern, die sich nicht auf die Welt der Sitten bezieht.

Eine dernehmlichen Ursachen, warum unsere Naturgesetze so langsam Fortschritte machen, ist offenbar: alle, und kaum

se conditio" gebraucht werden. das beherrschende Vermögen beim empfangenden untersteht. Die Natur mag unsere Organe noch so ausdauernd und noch so weislich erhalten -- alle ihre Vermögenstätigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in uns

14

und das vorgerücktere

Stellen wir uns die Leinwand denken. Wenn wir denken in Tausenden Jahren, der sich ihr mit ruhigen, feinsten und offenen Sinnen naht und schweigen auf eine Menge von Erscheinungen stellt, die wir bei unserer Prävalenz unterlassen haben, so erfahren wir hochlich darüber, daß sie viele Augen die so jedem Tag nichts bemerkt

15

die

Einzelnen Leute bestimmen hat, die sie ausmachen wollen, diese gewaltthätige Illustration der Dreckfart in einem Gebiete, wo sie nicht unbedingt zu scheitern hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler Denker.

Sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form mit, oder die Vernunft, welche keinen Inhalt schwebet, der Meinung unserer Meinung mehr geistreich haben.

Es ist so schwer dürfte es zu bestimmen sein

Polen die Rigida: unsre Grundlage, mehr durch den Egoism unserer Epoche unserer Vernunft getrübt und erstarrt theilnehmenden, kulturreichen, thätigen Menschen

10 so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen. Obenstet des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammenzutreffen muß. Wie können wir, die noch so lebendmüthigen Naturen, billig, gütig und unendlich gegen Andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Naturen treu und mehr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Verhältnisse zu uns unteigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird schon in der Ergebung, die wir empfangen, als in der, die wir nicht zu widerstehen vermögen, als in der, die uns nicht die Macht der Begierden zu brechen und den Charakter durch Graubsaue zu befehlen sucht. Weil es Schmerzhaftigkeit, die aller Regsamkeit des Geistes seinen Grundlagen treu zu bleiben, so ergreift man das bequeme Mittel, durch Abkühlung der Geisteswelt den Charakter sicher zu stellen: denn freilich ist es unendlich leichter, vor einem entmenschten Gegner Ruhe zu haben, als einen müthigen und ruhigen Feind zu überwinden. In dieser Operation besteht denn auch großentheils das, was man einen Weisden formiren nennt, und zwar im besten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des inneren, nicht bloß des äußern Weisden bedeutet. Ein so formirter Mensch wird freilich darüber gekümmert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen, er wird aber zugleich gegen die Empfindungen der Natur durch die Vernunft geharnischt seyn, und die Menschheit von innen befeuern können.

Es ist ein sehr verbreiteter Mißbrauch, der von dem Ideal der Vollkommenheit gemacht wird, wenn man es bei der Beurtheilung anderer Menschen und in den Fällen, wo man sie zu rufen soll, in seiner ganzen Strenge zum Grunde legt. Jenes wird zur Schwermüthe, dieses zur Härte und zur Kaltblütigkeit führt. Man macht sich freilich seine geistlichen Pflichten ungemein leicht, wenn man dem wirklichen Menschen, der seiner Hilfe anfordert, in Ordnung den Ideal-Menschen unterstellt, der sich vollständig selbst helfen konnte. Strenge gegen sich selbst, mit Weichheit gegen Andere verbunden, macht den wahrhaft vortheilhaften Charakter aus. Aber weichen wird der gegen Andere mehr Neid als auch gegen sich selbst, und der gegen sich selbst strenge es auch gegen Andere sein; weich gegen sich und streng gegen Andere ist der verächtliche Charakter.

ist Realität außer ihm, ist er empfänglich; nur, insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende Kraft.

Beide Triebe haben also Einschränkung und, insofern sie als Energien gedacht werden, Abspannung nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser, daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung einbränge. Jene Abspannung des sinnlichen Triebes darf aber keinesweges die Wirkung eines physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn, welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der Freiheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische Intensität jene sinnliche mäßigt und durch Beherrschung der Eindrücke ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Blähe zu geben. Der Charakter muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und einer Schläffheit der Denkf- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche Quelle seyn: die Sinnlichkeit selbst muß mit steigender Kraft ihr Gebiet behaupten und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch seine vorgreifende Thätigkeit gern zufügen möchte. Mit einem Wort: Den Stofftrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehnter Brief.

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechselwirkung zwischen beiden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beider Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stande ist. Es ist im eigentlichen Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein Unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität nach Form und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes und das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich einer Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet.“ — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur einen dieser beiden Triebe ausschließend oder nur einen nach dem andern befriedigt; denn, solange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person, oder seine absolute Existenz, und solange er nur denkt, bleibt ihm seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Gäbe es aber Fälle, wo er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, wo er sich zugleich seiner Freiheit bewußt würde und sein Daseyn empfindet, wo er sich zugleich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, so hätte er in diesen Fällen, und schlechterdings nur in diesen, eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner ausgedehnten Bestimmung, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beiden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der sinnliche Trieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Inhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beide verbunden wirken (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn Spieltrieb zu nennen), der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit in der Zeit aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der sinnliche Trieb will bestimmt werden, er will sein Object empfangen; der Formtrieb will selbst bestimmen, er will sein Object hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.

Der sinnliche Trieb schließt aus seinem Subject alle Selbstthätigkeit und Freiheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschließung der Freiheit ist aber physische, Ausschließung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beide Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen: er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unserer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen Andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsere Neigung interessiert und unsere Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang der Vernunft, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h., zugleich mit unserer Neigung und mit unserer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der sinnliche Trieb physisch und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsere formale, dieser unsere materiale Beschaffenheit zufällig: Das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unserer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beide vereinigt wirken, wird zugleich unsere formale und unsere materiale Beschaffenheit, zugleich unsere Vollkommenheit und unsere Glückseligkeit zufällig machen: er wird also, eben weil er beide zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufälligkeit in beiden wieder aufheben, mithin Form in die Materie und Realität in die Form bringen. In demselben Maße, als er den Empfindungen und Affekten ihren dynamischen Einfluß nimmt, wird er sie mit Ideen der Vernunft in Uebereinstimmung bringen, und in demselben Maße, als er den Gesetzen der Vernunft ihre moralische Nöthigung bekennt, wird er sie mit dem Interesse der Sinne versöhnen.

Fünftehnter Brief.

Immer näher komm' ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Wege entgegenführe. Lassen Sie es sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freierer Gesichtskreis

sich aufstehen, und eine muntere Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Leben* in weitester Bedeutung: ein Begriff, der alles materiale Seyn und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Gestalt* sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung: ein Begriff, der alle formale Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkfüräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heißen können: ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und mit einem Worte Dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Verzeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben, und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, bloße Abstraction; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, bloße Impression. Nur, indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unsrer Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt, und Dies wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genese derselben auf keine Weise noch erklärt: denn dazu würde erfordern, daß man jene Vereinigung selbst begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem Endlichen und Unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transcendentalen Gründen die Forderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Stofftrieb, Das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freiheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Forderung aufstellen, weil sie ihrem Wesen nach auf Vollenkung und auf Begränzung aller Schranken dringt, jede ausschließende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den ausspricht thut: es soll eine Menschheit existiren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. Wie aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns weder Vernunft noch Erfahrung lehren.

Der Mensch, wissen wir, ist weder ausschließend Materie, noch ist er ausschließend Geist. Die Schönheit, als Consummation seiner Menschheit, kann also weder ausschließend bloßes Leben seyn, wie von scharfsinnigen Beobachtern, die sich zu genau an die Zeugnisse der Erfahrung hielten, behauptet worden ist, und wozu der Geschmack der Zeit fliegeln herabziehen möchte; noch kann sie ausschließend bloße Gestalt seyn, wie von speculativen Weltweisen, die sich zu weit von der Erfahrung entfernten, und von philosophirenden Künstlern, die sich in Erklärung derselben allzu sehr durch das

Bedürfniß der Kunst leiten lassen, geurtheilt worden ist: * sie ist das gemeinschaftliche Object beider Triebe, Das heißt, des Spieltriebs. Diesen Namen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles Das, was weder subjectiv noch objectiv zufällig ist und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort *Spiel* zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bei Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen Beiden theilt, dem Zwange sowohl des Einen als des Andern entzogen. Dem Stofftrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Forderungen ernst, weil der eine sich, beim Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andere sich auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beim Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweite auf Bewahrung der Würde, beide also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, sowie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freier und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraction nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und, indem es mit der Empfindung zusammentrifft, legt das Nothwendige der feinigsten ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegenzusetzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum bloßen Spiel macht, erniedrigt und den frivolsten Gegenständen gleichgestellt, die vo jeher im Besitz dieses Namens waren? Widerpricht e nicht dem Vernunftbegriff und der Würde der Schönheit die doch als ein Instrument der Cultur betrachtet wird sie auf ein bloßes Spiel einzuschränken, und wider spricht es nicht dem Erfahrungsbegriffe des Spiels, da mit Ausschließung alles Geschmacks zusammen bestehe kann, es bloß auf Schönheit einzuschränken?

Aber was heißt denn ein bloßes Spiel, nachdem w wissen, daß unter allen Zuständen des Menschen gerade das Spiel und nur das Spiel es ist, was ihn vollständig macht und seine doppelte Natur auf Einmal entfaltet? Was Sie, nach Ihrer Vorstellung der Sach Einschränkung nennen, Das nenne ich nach d meinen, die ich durch Beweise gerechtfertigt habe, & weiterung. Ich würde also vielmehr gerade umg kehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Gute mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ern aber mit der Schönheit spielt er. Freilich dürfen w uns hier nicht an die Spiele erinnern, die in dem wi lichen Leben im Gange sind, und die sich gewöhnlich n auf sehr materielle Gegenstände richten; aber in d wirklichen Leben würden wir auch die Schönheit v gebens suchen, von der hier die Rede ist. Die wirkl vorhandene Schönheit ist des wirklich vorhandenen Spi triebes werth; aber durch das Ideal der Schönheit, w ches die Vernunft aufstellt, ist auch ein Ideal des Spi triebes aufgegeben, das der Mensch in allen seinen Spielen vor Augen haben soll.

Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht,

* Zum bloßen Leben macht die Schönheit nur's in seinen philosophischen Untersuchungen über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur bloßen Gestalt macht sie, soweit wir bekannt ist, jeder Abhängigkeit der dogmatischen Systeme, der über diesen Gegenstand je sein Verstandis ablegte: unter den Künstlern Raphael zeigt in seinen Gedanken über den Geschmack in der Malerei: Wodurch nicht zu gedenken. So wie in Krum. hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien und die Speculation zur Erfahrung zurückzuführen.

auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt. Wenn sich die geleckischen Völkerschaften in den Kampfspiele zu Olympia an den unblutigen Wettkämpfen der Kraft, der Schnelligkeit, der Gelenkigkeit und an dem edlern Wechselstreit der Talente ergötzen, und wenn das römische Volk an dem Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apoll nicht in Rom, sondern in Griechenland auffuchen müssen.* Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, d. i., Schönheit seyn, indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität dictirt. Within thut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen.

Denn, um es endlich auf Einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Grund der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwierigeren Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet, ließen sie sowohl den Gnuß und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirn der seligen Götter verschwinden, gaben die Ewigzufriedenen von den Tressen jedes Zwedes, jeder Pflicht, jeder Sorge frei und machten den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum beneideten Lese des Götterstandes: ein bloß menschlicher Name für das freieste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beide Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beiden Nothwendigkeiten ging ihnen erst die wahre Freiheit hervor. Befreit von diesem Geiste, löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der Neigung auch alle Spuren des Willens aus, oder besser, sie machten beide unkenntlich, weil sie beide in dem innigsten Bund in vernünftigen wußten. Es ist weder Armuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Kubovisi zu uns spricht: es ist Keines von Beiden, weil es Beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber, indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit angethät hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und, als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch Jenes unwiderstehlich ergötzen und angethät, durch Dieses in der Ferne gehalten, befinden

wir uns zugleich in dem Zustand der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung, und es entsteht jene wunderbare Nüchternung, für welche der Verstand keinen Begriff, und die Sprache keinen Namen hat.

Sechzehnter Brief.

Aus der Wechselwirkung zweier entgegengesetzten Triebe und aus der Verbindung zweier entgegengesetzten Principien haben wir das Schöne hervorgehen sehen, dessen höchstes Ideal also in dem möglichst vollkommenen Bund und Gleichgewicht der Realität und der Form wird zu suchen seyn. Dieses Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des einen Elements über das andere übrig bleiben, und das Höchste, was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beiden Principien bestehen, wo bald die Realität, bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bei einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nämlich diesseits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des Bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den sinnlichen Trieb als den Vernunfttrieb in ihren Gränzen zu halten; eine anspannende, um beide in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beiden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch, daß sie beide Naturen gleichförmig auflöst. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beide Theile einander zugleich nothwendig bedingen und durch einander bedingt werden, und deren reines Product die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beispiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger, das Uebergewicht einen Mangel, und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Idealschönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung, der Existenz nach, verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als eine energische Eigenschaft; in der Erfahrung gibt es eine schmelzende und eine energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflectirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Gütlichkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß Tugenden üben, bloß Wahrheiten fassen, bloß glückselige Tage genießen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Eitlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glücks die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung

* Wenn man (wie bei der neuen Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergeheule in Madrid, die Spectakel in dem ehemaligen Paris, die Wundeleuten in Venedig, die Thierhagen in Troja, schon Leben des Geistes in Rom gegen einander nicht setzen kann, so ist das Bewußtsein dieser verschiedenen Naturen zu manieren. Inzwischen zeigt sich unter den diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einigkeit, als unter den Spielen der feinen Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

schlägt. Denn, da die Wirkung der Erftern ist, das Gemüth sowohl im Physischen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfindlichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zartere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte: daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Hülfe das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantischen und Abenteuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauerhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und, weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Charakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte: daher wird man in den sogenannten verfeinerten Zeitaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Klähe in Klätheit, Correctheit in Vertheit, Liberalität in Willkürlichkeit, Leichtigkeit in Trivialität, Ruhe in Apathie ausarten und die verächtlichste Caricatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit gränzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfnis: denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfänglich empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Zudrängung des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfnis: denn nur allzu gern verzehrt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und in Würdigung der ästhetischen Cultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt, dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweifache Schönheit gibt, und daß beide Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben, dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfnis der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beide Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst mit einander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen und die Wirkungen der energischen an dem angespannten prüfen, um zuletzt beide entgegengesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen aufzulösen, so wie jene zwei entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Idealmenschen untergehen.

Ziehnzehnter Brief

Solang es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur

überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der Letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Verstande der Endlichkeit ungetrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpfen wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Netzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen, anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriffe, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit fließen. Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehrt uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben Statt haben können. Liegt nämlich eine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie einer sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im Voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgesehenen die Energie wieder herstellt und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht.

Sie verleugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Speculation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freie Hand hat, als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individuellen Beschaffenheit einmischet. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen; sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freiheit und Mannigfaltigkeit, sie wird in abgesehenen von ihrer belebenden Kraft ablegen: uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung unaußwärtlich im Wege steht und ihr absolutes Ideal auf zwei eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein angespanntes Gemüth und für ein angespanntes

die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, als, wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt, und Freiheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freiheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwei verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird erstlich, als ruhige Form, das wilde Leben besänftigen und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweitens, als lebendes Bild, die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweiten dem künstlichen Menschen. Aber, weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frei gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die bloße abgezogene Form sich verlieren.

Um einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie sich also noch zu einem kurzen Aufentsatz im Gebiete der Speculation, um es alsdann auf immer zu verlassen und mit desto sicherem Schritt auf dem Felde der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehnter Brief.

Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wieder gegeben.

Aus Diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittlern Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesem mittlern Zustand verlege. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, sobald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflectiren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzten Zustände, des Empfindens und des Denkens, und doch gibt es schlechterdings kein Mittleres zwischen Beiden. Jenes ist durch Erfahrung, Dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und, gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hierbei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bei dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit,

heißt es, verknüpft zwei Zustände mit einander, die einander entgegengesetzt sind und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beide Zustände sich auf das Bestimmteste scheiden: sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: Jene zwei entgegengesetzten Zustände verbindet die Schönheit und hebt also die Entgegensetzung auf. Will aber beide Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als, indem sie aufgehoben werden. Unser zweites Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beide Zustände in einem dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt: sonst vereinigen wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfangt oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführt. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bei der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts Einzelnes unterscheiden. Die Andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas Anderes als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die Ersten fürchten, die Schönheit dynamisch, d. h., als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die Andern fürchten, die Schönheit logisch, d. h., als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstande doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; Diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen: Jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; Diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die Ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die Andern fürchten, durch eine zu süßliche Vereinigung der Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzmäßigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; Diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begränzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen Beide gescheitert sind, wenn wir von den zwei Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden.*

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angeführten Vergleichung die Bemerkung darbieten haben, daß die sensuellen Bestimmtheiten, welche das Zeugnis der Empfindung mehr als das Raisonnement gelien lassen, sich der That nach weit weniger von der

Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und activen Bestimmbarkeit und eben so viele Zustände der passiven und activen Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Sages führt uns am Kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Gränzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freiem Gebrauche hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine leere Unendlichkeit nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen, war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Gränze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begrenzen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze theilen. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch Negation oder Ausschließung zur Position oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unserer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität, und aus einer bloßen Sinnesempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas Positives bezogen, und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ob wir im Raum einen Ort bestimmen, gibt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ob wir den Augenblick haben, gibt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freilich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Gränze zum Unbegrenzten; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Gränze.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bähne, so ist Dies keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt: diese Kluft ist

unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Äußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündigt. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus; und nicht, insofern sie beim Denken hilft (welches einen offensbaren Widerspruch enthält), bloß, insofern sie den Denkkraften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dies aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkraft gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nämlich, welches von außen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ, an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beilegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken; aber, anstatt jene Geisteschwäche von der Stärke des Affects abzuleiten, muß man viel mehr diese überwiegende Stärke des Affects durch jene Schwäche des Geistes erklären: denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen als insofern der Geist frei unterlassen hat, sich als ein solches zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint in einen andern verwickelt und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Den wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegen gesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur, insofern er Stoff empfängt handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit der Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne die er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. Wiefern in demselben Wesen zwei so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die jedem Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser gibt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und, da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemüthe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugnis als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Inwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes

Wahrheit entfernen, als ihre Organe, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall; aber die Vernunft vereinigt wieder: daher ist der Mensch, ehe er anfangt zu philosophiren, der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht beendet hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald daselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat: mit demselben Rechte aber kann man es für verächtlich halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gewöhnliche Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem Letztern mag sich ein Philosophiker trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche before zu erwarten scheinen, wie einwelterhaltung am Kaminsfeuer vorzuziehen kann. Mit dem Erstern mag man Jeden zum Stillstehen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

sobald man nur von beiden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar in ihm; aber er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches Diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und, wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer beobacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung; aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objecten streben, so hebt diese doppelte Nothigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält; aber keiner von beiden kann sich für sich selbst als eine Macht gegen den andern verhalten. Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es gibt in dem Menschen keine andere Macht als seinen Willen, und nur, was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Haub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Eine Nothwendigkeit außer uns bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelt der Sinneempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich, und so, wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unsere Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinneempfindung, und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von Demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefordert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Act der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freie und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraction noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr überfinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber wenig, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit de. unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für Alles, was für den Menschen ist, und für Alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unerschbar, unversälfbar, unbegreiflich stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und, ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Geze in der Zeit und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entzwingen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjects, und Weiber Ursprung liegt eben sowohl jenseits unsers Willens, als er jenseits unsers Erkenntnißkreises liegt.

Sind aber Beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelt der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten Existenz, hat er durch das Selbstbewußtseyn die absoluten Existenz gemacht, so werden

mit ihren Gegenständen auch seine beiden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beide zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis Dies geschehen ist, erfolgt Alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur, und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nämlich zwei entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beide ihre Nothigung, und die Entgegensetzung zweier Nothwendigkeiten gibt der Freiheit den Ursprung.*

Zwangigster Brief.

Daß auf die Freiheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freiheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen), kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem Vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist, und seine beiden Grundtriebe sich entwickelt haben: sie muß also fehlen, solange er unvollständig, und einer von beiden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles Das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wieder hergestellt werden können.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment anzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig, und einer von beiden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form, daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des sinnlichen Triebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freiheit.

Denn es gibt nun einen Moment, wo der Lebenstrieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen: denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer activen zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt und ihm weder gegen, noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Naturgründe bezieht. Dadurch, daß der Mensch überhaupt vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art; dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig und unter Befehlen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweiten Art. Man konnte die letztere schlechweg durch eine natürliche Möglichkeit der ersten ersetzen.

frei seyn und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen. Mithin muß er auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit und eine gleich unbegranzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas Positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf; zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegranzte Bestimmbarkeit Statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensetzt. Die Schalen einer Waage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heißen, und, wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und activen Bestimmbarkeit den ästhetischen heißen.*

Ein und zwanzigster Brief.

Es gibt, wie ich am Anfange des vorigen Briefes bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h., bei seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße

Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); Dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet; in dem zweiten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, Das ist die ästhetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beiden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen: gerade so trifft die ästhetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungslosigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß Beide jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die Letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungslosigkeit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden: eine Vorstellung, welche mit Demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs Genauste zusammentrifft.

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man Demjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Bestimmung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht: denn die Schönheit gibt schlechterdings kein einzelnes Resultat, weder für den Verstand, noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen, weder intellectuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Falsch. erfüllen und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Cultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur weg ermöglicht gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Oben dadurch aber ist etwas Unendliches erreicht. Denn, sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden und durch die ausschließende Geseßgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freilich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann; aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs Neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden.*

* Zur Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag Folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorzukommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unsern Tacten und Wohlsein) beziehen: Das ist ihre physische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen und als ein Erkenntniß verfaßbar: Das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen und als ein Gegenstand der Wahl zur ein vernünftiges Wesen betrachtet werden: Das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder, endlich, sie kann sich auf das Ganze unserer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Object zu sein: Das ist ihre ästhetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann sich durch seine Dienstfertigkeit angenehm sein; er kann und durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann und durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er sich aber auch, unabhängig von Dilem allem, und ohne daß wir bei seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Qualität beurtheilen wir ihn ästhetisch. So gibt es eine Erziehung zur Gesinntheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Gerechtigkeit, eine Erziehung zum Geseßmaß und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Noth die das Ganze unsern sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indeß, von einem solchen Geseßmaß verführt und durch ein falsches Maasnehmen noch mehr in diesem Verirren befestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Ästhetischen gern mit aufnimmt, so werde ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über ästhetische Erziehung fast mit nichts Anderem umgehen) jenen Irrthum zu widerlegen, daß das Gemüth in ästhetischen Zustände zwar frei und im höchsten Grade frei von allem Zwang, aber keineswegs frei von Geseßen handelt, und daß diese ästhetische Freiheit sich von der logischen Nothwendigkeit beim Denken und von der moralischen Nothwendigkeit beim Willen nur dadurch unterscheidet, daß die Geseze, nach denen das Gemüth dabei verfährt, nicht vorgeschrieben werden und, weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nöthigung erscheinen.

* Zwar läßt die Schönheit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken und zu Entschlüssen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit notwendig durchlaufen

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennt. Denn, ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht und es im Uebrigen unserm freien Willen anheimstellt, inwieweit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie Dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter als das Vermögen zur Menschheit ertheilt, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

Zwei und zwanzigster Brief.

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nämlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabei auf die Abwesenheit aller Schranken und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also Denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen Recht: denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Function der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günftig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besonderes Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Gränze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorübergehenden zurück und bebarft zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, Das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger fähig. Was unsere Denkfürste anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, Das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältnis und raubt uns eben so viel an Empfindlichkeit, als es uns zu einer größeren Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das Eine wie das Andere zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entbehren kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß echter Schönheit

dahingegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unserer leibenden und thätigen Kräfte in gleichem Grade Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstracten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Nüchternheit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein edles Kunstwerk entlassen soll, und es gibt keinen sicherern Probfstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgeleget, so einer andern hingegen ungeschickt und verdoessend, zu dient Dies zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben: es sey nun, daß es an dem Gegenstand oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an Beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung angetroffen ist (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten), so kann die Vortrefflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bei aller Freiheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Product aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung, und desto vortrefflicher ein solches Product. Man kann Dies mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nämlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens gebrauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildbauerwerke unsere Einbildungskraft erbigen und unser Gefühl überraschen wollte, Der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gesicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participirt, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstatet, weil auch das trefflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am Meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft gränzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objectiven Gränzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musikkörper werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darin eben zeigt sich der

vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benützung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber Alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitmuffend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freiheit zu erwarten. Darin also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und, je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frei und unverletzt bleiben; es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen wie aus den Händen des Schöpfers gehen. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affects, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn erstlich sind es keine ganz freie Künste, da sie unter der Dienbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, und dann wird wohl kein wahrer Kunstfeind leugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Classe, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affects die Gemüthsfreiheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft gibt es; aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unaussprechliche Effect des Schönen ist Freiheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch seinen Inhalt Effect macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bei dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile und bei der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich, muß er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch; nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschesendes Getränk; und, wenn sie geschmacklos genug, von einer Tragödie und Epopöe, wenn es auch eine Messias wäre, Erbauung zu verlangen,

so werden sie an einem anatreontischen oder catallischen Liede unfehlbar ein Vergerniß nehmen.

Drei und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Willens geschieht also nicht anders, als durch einen mittlern Zustand ästhetischer Freiheit, und, obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellectuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bei dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschlusses mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bei diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriffs, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber, daß sie Dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, Dies, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so, wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge, von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkraft selbstthätig und in ihrer Freiheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freiheit ist es ja eben, was wir bei dem sinnlichen Menschen vermiffen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt und hat folglich keine freie Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurückerhalten, ehe er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder, indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder, indem er die active schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verliere er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer activen verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an einem Stoffe realisirt werden kann. Er wird also die Letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn. Das heißt: er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde

in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entleibt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freie Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig, ohne er selbst zu seyn, ungebunden, ohne frei zu seyn, Sklave, ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; Alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder gibt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzelnen und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das Machtwort des Augenblicks; jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum fliehet, das Gesetz auf dem Schauplatz festhält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie an sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände bringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Verührung, und, ewig von ihrem Anrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mart ist sein.....
Gewisses Erbreich; doch es schmiedete
Der Gott um seine Eiten' ein ebern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verborg er seinem scheuen, düstern Blick'.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Wegler,
Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.

Späherie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt, sie in Andern zu ehren, und, der eigenen wilden Gier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er Andern in sich, nur sich in Andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtsvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffs von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Widerscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freilich, so wie er hier geschildert wird, bei keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs Genaueste zusammenstimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjecten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreiheit, so wie es in den gebildeten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstaub erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu

vereinigen, und, wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des Einen von dem Andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Cultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beiden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit gränzenlos zu machen: ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, gibt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst Begründeten und Nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das Physische ganz und gar zu verlassen und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber, obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbare Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbefruchteten Zukunft zu streben; aber, indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört, im Einzelnen zu leben und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überraucht ihn der Trieb zum Absoluten — und, da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen und bloß auf sein Individuum sich begränzen, so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unverstehenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nämliche Trieb, der ihn, auf sein Denken und Thun angewendet, zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegränktes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geistesreich erntet, sind also Sorge und Furcht: Beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitsysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine gränzenlose Dauer des Daseyns und Wohlfeyns, bloß um des Daseyns und Wohlfeyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbenutzbaren Vorzug besitzt, über dem Streben

in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen gränzenlosen Ferne je etwas Anderes als die Gegenwart zu suchen.

Aber, wenn sich die Vernunft auch in ihrem Object nicht vergeistigt und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so bringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuholen. Hier wäre nämlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraction noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen und bleibt innerhalb der blinden Nothigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt als ihren Vortheil und sich durch keine andere Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bei seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verlebend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm so lange als etwas Auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die Letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreiung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das unmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorhergeht, so gibt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglücklichsten aller Irthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in der zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich, die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht, die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinausstreitet und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer innern Gesetzmäßigkeit laun gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Ethischen über die Vernunft hinaus und verzerrt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion mit Wegwerfung seiner Menschheit erlaucht

wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannigfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nämlichen Epoche Statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche, oder, daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene: so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles, und der Mensch, wenigstens seiner letzten Tendenz nach, ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweiten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber keines von Beiden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschließend, und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünft und zwanzigster Brief.

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich annimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben, weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen.*

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ibigen in die Ferne und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unentzerrbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrscht, läßt bei der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig Wandelnde, steht still, indem des Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflectirt sich auf dem vergänglichem Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm,

* Ich erwähne noch einmal, daß diese beiden Perioden zwar in der That notwendig von einander zu trennen sind, in der Erklärung aber sich mehr oder weniger vermischen. Man muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befand, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgerissen hatte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und, solange er fortzuleben wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch seinem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drei Momente, welche ich am Anfang des vier und zwanzigsten Briefs namhaft machte, sind also zwar, im Ganzen betrachtet, drei verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch bei jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objects unterscheiden und sind mit einem Worte die notwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Gränzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Außenwelt reden und den Gedanken, der über die Zeitgeße fliegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, steht jetzt als Object vor seinem Blick. Was ihm Subject ist, hat keine Gewalt über ihn; denn, um Object zu seyn, muß es ihm die Feinigkeit erfahren. Soweit er der Materie Form gibt, und solange er sie gibt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die Feinigkeit, indem er das Formlose bildet. Nur, wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Gränzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Object zu verwandeln weiß. Sowie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Wespenstacheln ab, womit sie seine Kindheit gestraft hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Menestrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Ranthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen; das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebündelt.

Aber, indem ich bloß einen Ausgung aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt und zu dem reinen Object übergingen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und, um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber, was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bei Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Product der Absonderung von Allem, was materiell und zufällig ist, reines Object, in welchem keine Schranke des Subjects zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Vermischung eines Leidens. Zwar gibt es auch von der höchsten Abstraction einen Rückweg zur Sinnlichkeit: denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber, wenn wir uns an Erkenntnissen ergößen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung und sehen diese letztere als etwas Zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Aber ein ganz vergiebliches Unternehmen würde es seyn, diese Verletzung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen: daher wir nicht damit ausreichen, uns die Eine als den Effect der Andern zu denken, sondern

Beide zugleich und wechselseitig als Effect und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden und bemerken deutlich, daß das Erste vorüber ist, wenn das Letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unseres Subjects, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That.

Und eben, weil sie dieses Beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem ständigen Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschließt — daß mithin durch die notwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist Dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn, da beim Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig Eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß Beide zusammen bestehen, nicht, daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht, daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich gerade umgekehrt aus dieser Anschauung des Gefühls solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beider Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analytischen keinen bessern Beweis für die Ausführung reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den daß sie geboten ist. Da nun aber bei dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beider Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabenen Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freiheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der Ersten vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entziehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frei, wie das Ractum der Schönheit lehrt, und ist Freiheit etwas Absolutes und Uebersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da Dieses schon in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit übergehe, die dem Vermögen nach schon in der Ersten liegt, sondern, wie er von einer gemeinen Wirklichkeit zu einer ästhetischen, wie er von bloßen Lebensgefühlen zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

Zech's und zwanzigster Brief.

Da die ästhetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung gibt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen und den Willen zur Schönheit führen.

Der Keim der Lustern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine farge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lospricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig eingeln ist und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst und, sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da, wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Verührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme besetzt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen vererbt — dort in den frühlichen Verhältnissen und in der gesegneten Zone, wo nur die Thätigkeit zum Genuße, und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Drennung quillt, und aus dem Gesez der Drennung sich nur Leben entwickelt — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht und dennoch von der Einsalt der Natur nie verirrt — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit und die Bedingung der Menschheit ist.

Und was ist es für ein Männeken, durch welches sich bei dem Willen der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist daselbe bei allen Völkernämnen, welche der Sklaverei des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Fug und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darin eine gewisse Affinität mit einander, daß Beide nur das Neelle suchen und für den bloßen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objects in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatfachen der Erfahrung wird der Letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Insofern also das Verdrinß der Realität und die Inhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entscheidener Schritt zur Güter. Fürs Erste zeugt es von einer äußern Freiheit; denn, solange die Noth gebietet, und das Bedürfnis drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst, wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung sezt und Gierge genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt

sich schon nicht mehr an Dem, was es empfängt, sondern an Dem, was es thut.

Es versteht sich von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas Besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der erstern Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun, weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschreiben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Andessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unbulsamkeit zu treiben und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; Dies begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grängen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwei Sinnen anrükete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntnis der Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Object entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist von Dem verdrückt, was wir empfinden; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Facts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und des Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Verdrüß, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Zehn, oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem Auge zu genießen, und das Zehn für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frei, und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich, sowie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Willkürtrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern: denn Das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, Das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist sich bei dem bloßen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur, als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen, als vorstellendem Subjecte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurücknimmt und mit demselben nach eigenen Gesezen schaltet. Mit ungebundener Freiheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammenfassen kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.

Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche sein Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins, und, je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Gränzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solange er sich im Theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solange er im Praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Gränzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn Weibes kann er nicht anders zu Stande bringen, als, indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift und durch die bloße Möglichkeit wirklichen Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder, indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur, soweit er aufrichtig ist (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich löst), und nur, soweit er selbstständig ist (allen Beistand der Realität entbehrt), ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität beudeht, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts für die Freiheit des Geistes bewirken. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt: denn, soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freilich eben so gut und noch ein wenig besser als eine eben so schöne bloß gemalte gefallen; aber, insoweit sie uns besser gefällt als die letztere, gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein: diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen; aber freilich erfordert es noch einen ungleich höhern Grad der schönen Cultur, in dem Lebendige selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bei welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Treflichkeit schließen — da wird man das Ideal, das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche Stimme das einzig Durchbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Unmacht und die Verfehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nachhelfen“ — Beides ist gern verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.

Auf die Frage: „Inwieweit darf Schein in der moralischen Welt seyn?“ ist also die Antwort so kurz als bündig diese: Inso weit es ästhetischer Schein ist, d. h., Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der ästhetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und, wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht ästhetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen und, wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hilfe rufen und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem Ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem Zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armseeligkeit undeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit vererzelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Hitzerglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt; aber es verdriest sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fordert und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herrliche, Kernhafte und Vereingene der vorigen Zeiten; aber sie möchten auch das Edige und Verbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle nur in so fern schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stande ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht, daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun Dies noch lange nicht genug), sondern, daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch beider Gränzen auf ewig gesichert haben. Dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugesetzen und durch

die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Zieben und zwanzigster Brief.

Bürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, solange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und, würde er allgemein, so könnte Dies nur durch eine Cultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben, erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bei jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also raten, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben: desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. In das Materielle geräthet, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesieht. Zu dem Letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideale sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressirten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten reifen Verstand, die er zur Verschönerung seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzugeben und an den Schein (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit Dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt, und was das Bedürfnis fordert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfnis hinaus zu versichern, bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine ästhetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfnis hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselben voraus quielet, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber, ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten: er genießt mehr, aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände mehr, die seine Begierden befriedigen, hat er seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen über die Nothdurft gegeben und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand: mit muthvollem Gebrüll erklimmt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die thierische Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insect in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der

Schrei der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unleugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfnis. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Kuss der Kräfte und eine Carität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwikkelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, Das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So gibt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten und hebt hier schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem physischen Ernste nimmt sie durch den Zwang des Ueberflusses oder das physische Spiel den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und, ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fesseln jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von ferne schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die förverkliden Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Selbstlosigkeit sich freut. Inwiefern sich noch gar nichts von dem in diese Phantastie nicht, und eine ungewollene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Verfeinerung von jedem äußern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen.* Von diesem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Zwang zum ästhetischen Spiele. Einen Zwang muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt: denn hier zum ersten Mal mischt sich der gesegnete Geist in die Handlungen eines blinden Instinctes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber, solange die rege Natur noch so mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzuweichen, wird sie durch ihre unsteife Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stetigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit

* Die meisten Geister, welche im gemeinen Leben im Range sind, besitzen einen ganz und gar auf diesem Spiel der freien Ideenfolge beruhenden Reiz, ihren geistigen Reiz von demselben zu nehmen, und über auch an sich selbst nur eine höhere Natur bemerkt. So gerathen sie gerade die schlechtesten Seelen diesem freien Ueberflusse zu überlassen. Siegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äußern Einbrüden ein Zeichen der negativen Richtung ihres schöpferischen Vermögens. Nur, indem sie sich von der Willkür lösen, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und, ehe die Imagination in ihrer productiven Qualität nach eigenen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bei ihrem reproductiven Verfahren von fremden Gesetzen frei gemacht haben. Freilich ist von der bloßen Willkürlosigkeit zu einer selbstständigen inneren Willkürgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gebracht werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegenwirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ in das Unendliche gränzt.

jener erhabenen Einfalt entgegenstreben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche Ueberränge, üppige Formen, grelle Contraste, schreiende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff gibt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff gibt für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen: er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfnis bezeugen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen; er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch Das, was sein ist, endlich durch Das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, zu dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, wiedererscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzende Thierfelle, prächtige Geweihe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Galatöner wählt die nettesten Muscheln für seine Keste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwertes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freiere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothwendigkeit los, und das Schöne wird für sich allein ein Object seines Strebens. Er schmückt sich. Die freie Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnütze ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von außen her, in seiner Wohnung, seinem Ganggeräthe, seiner Bekleidung, allmählich die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen und anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der geschlossene Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungeschaltete Geste zu einer anmuthigen, harmonischen Gebardensprache; die verwehrene Laute der Empfindung entsalten sich, fangen an, dem Tact zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld herankommt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edelm Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth blinder Kräfte, hier den Sieg der Form und die stumpe Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit fettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennütigen Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstande aufgeht, und der niedrige

Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edlern Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfnis, zu gefallen, unterwirft den Mächtigen des Geschmacks zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehen; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Gange der Gesellschaft zu lösen und nach dem Muster des freien Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den keine Gewalt erschrecken darf, entwarfand die holde Nüchternheit der Scham, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ohre zarte Stimme, das Schwert des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gütlicher Hieb raucht dem Fremdling an der gefährlichen Rüste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Geseze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reich des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von Allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen festsetzt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Object des freien Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit, ist das Grundgesetz dieses Reichs.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur beschränkt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfnis den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andere Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließlich entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammenstimmen müssen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließlich entweder auf die Privatempfindlichkeit oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen, beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame Aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die

Gattung, die in uns wohnt, daran Theil nehmen: wir können also unsere sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntniß genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen: wir können also unsere Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile Anderer nicht so, wie aus dem unsrigen, ausschließen können. Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h., als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht voraussetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verleugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, solange es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, soweit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nothigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Gränzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Reich der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strengen Stimme, die Pflicht, muß ihre vorverfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Vertrauen ehren. Aus den Mystiken der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel des Gemeinfinns heraus und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich klinken lassen durch die Huldgeisterinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freier Geister beleidigt, seinen mildernenden Schlier aus und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Thier in einem lieblichen Blendwerk von Freiheit. Verborgt durch ihn, entschwindet sich auch die kriechende Lohkaue dem Staube, und die Fesseln der Leibesgenossenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Bekloßen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist Alles auch das dienende Werkzeug, ein freier Bürger, der mit dem Edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand der die dummende Masse unter sein Zwack gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Bestimmung fragen. Hier also, in dem Reiche des ästhetischen Scheins, wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisirt sehen möchte; und, wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am Frühesten und am Vollkommensten ruft, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen. Die Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschließen scheint, um ihn in eine ideale Welt zu treiben.

Existirt aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins? und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Eirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einsicht und ruhiger Unschuld geht und weder nöthig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuerwerfen, um Anmuth zu zeigen.

Ueber die nothwendigen Gränzen beim Gebrauch schöner Formen.*

Der Mißbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Gränzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Gränzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks, überhaupt genommen, sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Gibt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frei und als reine Vernunftwesen, handeln müssen, wo also das Band zwischen dem Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Gränzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Vergleichnen Fälle gibt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu Beidem gehört eine Fertigkeit, von Dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bei allem Erkennen vom Empfinden und bei allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig, und unsere Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen, gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend, und unsere Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was keine bewußte Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insofern derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabei auf kein Verhältniß desselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts; aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unseres Zustandes, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile

* Anmerkung des Herausgebers. In den Jahren vom Jahr 1795 erschien dieser Aufsatz zuerst.

des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntniß, selbst nicht einmal von der Schönheit, wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direct und unmittelbar, keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgeübt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen, als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur sättigung der Gäste, oder die äußere Eleganz eines Menschen zur Wertheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Gölust gereizt, und hier durch das Empfehlungende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht und ihr mit einem Scheine von Freiheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bei Mittheilung seiner Gedanken beabsichtigt.

Es gibt eine wissenschaftliche Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern geradezu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalte nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dies kann aber nichts Anderes heißen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkfeszen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand an einander schließen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stetigkeit in der Darstellung muß der Stetigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freiheit, die der Imagination bei Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüssen mit Schlüssen zusammensetzt. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h., nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begränzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstracten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammenfügungen Freiheit und erkennt

dabei kein anderes Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir Alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte, d. h., nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Combinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit, und es ist bloß der stetige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzeln Fälle) in diese Kette von Abstractionen einschaltet und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt.* Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verlasse und ihr Bestreben nach möglichster Einlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freiheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfnis des Verstandes unterordnen und ausüben lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungsstriebe, als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkür in Combinationen Schranken zu setzen. Freilich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen; aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverleugung und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalte stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man freilich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zu viel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die, unabhängig von allem Inhalt, sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volkredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich Jeden befaße, der nicht ausschließlich an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publicum spricht und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens und bloß die allgemeinen

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Willkür sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit Bestimmtheit Wahrheit gilt, erhebt in jedem besondern Fall Einschränkungen; und, da in jedem besondern Fall sich Vorurtheile finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der davon dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Vorstellungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntheit mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bei denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft Derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstractionen den gehörigen Sinn verknüpfen und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, gibt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bei dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproductiv (empfangene Vorstellungen erneuernd), nicht aber productiv (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch; denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwei vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freiheit in der Bewegung.

Trei wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Dingen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesegnmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabei völlig willkürlich zu verfahren und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sichtlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze Vorstellung) hinzieht, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt: sie ist aber, von einer andern Seite betrachtet, wieder eingeschränkt und arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberflusse darbietet; denn, je vollständiger ein Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die feinsten mit strengster Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so gibt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung, und, diesen anzufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Töpel oder Körper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn, so abstract wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas Sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungehindert und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen und sich an seinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge, binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil

zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische Freiheit, und das Bedürfnis der Phantasie ist befriedigt. Eine solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Product, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntnis hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelt welcher jene Anschauungen auf einander bezeugen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theile der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen correspondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelöst, und der Verstand wird durch Gesegnmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Geseglosigkeit gleichgelmäßt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diction, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältnis zwischen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. In dieser Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualisirung der Gegenstände und der sijnliche oder uneigentliche Ausdruck das Weisse bei, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bestimmungen sträubend, erlaubt und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingeebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzugestalten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Stelle vergessen und sich als eine willkürliche Selbstherrscherin betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesichert ist, daß sie dem Jügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freiheit noch weiter, indem er Bilder sammelt, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sie nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die Erstere eben da einen Sprung, wo der Letztere die vollkommene Stetigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freiheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der bereifte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strom der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diction eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drei den Gedanken, um den es zu thun ist, der Materie nach gleich getreu überliefern

Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen als gewaltsam hervorbringen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Krebnet wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es stürzt wird; aber eben, weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand in absonderliche, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonisirenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade Dasjenige, worin der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommenste Auflösung der Theile in einem reinen Ganzen, beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bei philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriedigt werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen: Dies ist der Zweck, der auf seine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt und, wo sie durch das Gleichniß der Abstraction diese Einheit verliert, solche schnell wieder herstellt), wenn er das Getrennte wieder verbindet und durch die vereinigte Aufreicherung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freilich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Petereikirche selbst nur die Pfeiler finden würde, welche dieses künstliche Atriumment unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte: denn ein solcher mag ihn freilich erst übersehen, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand, entleert von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabiren muß. Aber von der Beschränktheit und Verkürzung seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesez. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt, geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt, und wer zurückbleibt. Es werden Viele zurückbleiben: denn, so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden: so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl, mit Denjenigen verzerren, welche nur anschauen und nicht empfinden — denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf — als mit Denjenigen, welche nur denken — denn er fordert von ihnen, was für sie schlichter unmöglich ist, lebendig zu leben. Weil aber Beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und echter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fordert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestärken ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstracte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig: Beide billigen also, was sie fassen, und vernünftigen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen

Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen oder, im eigentlichen Sinne des Wortes, zu lehren. Dazu ist er glücklicher Weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjekten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussezung des Unvermögens aus, da hingegen Jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fordert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todtte Begriffe mitzutheilen; er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bei dem eigentlichen Lernen den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bei dem Studiren zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntniße, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das Erstere nur beobachtet werden ist, kann das Zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Obgleich nun man einer Wahrheit schon in beheim Graden mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlaßen zu können, in der sie gegeben wurde: man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freien Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntniße in schülergetreuer Form überliefert, Der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig sagte und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, Der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen hat und in seinen Darstellungen darzustellen fähig ist. Es gibt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungsarbeit. Nichts, als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es außer uns werden, und es ist mit Schöbungen des Geistes wie mit organischen Bildungen: nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirken, ehe die Philosophie sie demonstirte, und wie krafftlos öfters die demonstirtesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Reiz der Natur zu befeigen und die Erkenntniße der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch Diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Erkenntniß eben Das, was sie im Moralischen in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet: sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andere Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschlecht beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergibt dem

verführerische Reiz des Großen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anseh'n von Reichthigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen berebet, Palette oder Fels zu ergreifen und auszugießen in Gestalten oder Tönen, was in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Ueberflüssige -- und wie gefällt er sich nicht in seiner Uebung! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefülliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun echte Genieskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stugen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studirt, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomen, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bei der ganzen Vattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behercht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und, Sandtorn für Sandtorn, trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Glimmer jetzt schwindeln faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erlärnt die Schwermüdigkeit seinen kraftlosen Gifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maßstab des Ideals zu erweitern. Das echte Geniegenie ist also immer daran zu erkennen, daß es, bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und Anerkennung demüthet für das Einzelne behält und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollenkung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Nüchternheit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem haben als bei der Betrachtung.

Bisher ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Forderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit größerer Bedeutung aber sind eben diese Annahmen des Geschmacks, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben: denn es ist doch etwas ganz Anderes, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unseres Wissens verhindert, oder, ob er den Charakter vererbt und uns Pflichten verleihen macht. Volkstümliche Willkürlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkürlichkeit, auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses und muß unausweichlich das Herz verderben. Und zu diesem gefährlichen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung der Menschen, sobald er sich dem Schönheits-

geföhle angeschlossen und anvertraut und den Geschmack zum unumschränkten Geseßgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fordert völlige Unabhängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln und mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden; aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen.

Dafür nämlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesezen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Bestimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Geseßgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Bestimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Contract angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zustimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Charakter nach und nach in diese Verderbnis gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

Solange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe bloß auf materielle Gegenstände gehen, und ein Egoismus von der gröbern Art seine Handlungen leitet, kann die Sittlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn und sich den Vorschriften der Vernunft bloß als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerechtigkeit, der Mäßigung, der Menschlichkeit wird von der lauter sprechenden Begierde überschrien. Er ist fürchterlich in seiner Rache, weil er die Beleidigung fürchterlich empfindet. Er raubt und mordet, weil seine Gelüste dem schwachen Zügel der Vernunft noch zu mächtig sind. Er ist ein wüthendes Thier gegen Andere, weil ihn selbst der Naturtrieb noch thierisch behercht.

Vertauscht er aber diesen wilden Naturstand mit dem Zustande der Verfeinerung, veredelt der Geschmack seine Triebe, weist er denselben würdigere Objecte in der moralischen Welt an, mächtig er ihre rohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, daß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt fürchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine angemessene Autorität der Sittlichkeit des Charakters noch weit gefährlicher werden und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinheit eine weit schlimmere Tyrannei gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joche des Instincts. Er unterwirft seinen Trieb nach Veranlassen der Vernunft und versteht sich dazu, die Objecte seiner Begierden sich von dem denkenden Geiste bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl in demselben Objecte zusammentreffen und in demselben Ausdrücke sich bezeugen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergessigten Trieb für einen der übrigen zu halten und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

Solange noch Mäßigkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Object des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des

Sittengefühl durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Object hingezogen zieht, das die Vernunft als moralische Nichterin zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nämlich tritt auf Einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständnis beinahe untrennbar vermenget, auseinander zu setzen, ihre gegenseitigen Befugnisse zu bestimmen und den wahren Gehalt im Gemüth zu erfassen. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Obervanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Ausprüchen nicht eine gewisse Achtung zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verhänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz, und was demselben entspricht, kann empfunden werden. Was Achtung fordern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewohnt hat, will also der Vernunft nicht mehr untergeordnet, sie will ihr beigesetzt seyn. Sie will für keinen treubruchigen Untertan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn und mit der Vernunft als sittliche Gesetzgeberin, wie Gleich mit Gleichem, handeln. Die Waagschalen stehen also, wie sie vorgibt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigenthum seiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affect der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. In welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weis sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützigste Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüths kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpfen, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben. Wer sollte wohl einem Affect misstrauen, der das Wortfällige in der menschlichen Natur so kräftig in Schutz nimmt und den Erbfeind aller Moralität, den Egoismus, so siegreich bestreitet?

Aber man wage es ja nicht mit diesem Führer, wenn man nicht schon durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß der geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unfertwillen unglücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger moralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn leiden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt Dieses der uneigennützigste, großmüthigste, seinem Gegenstand ganz dahingeebene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affect? Es ist wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen Mittel

Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — aber heißt Das lieben, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten noch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, als für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen unglücklich sehen, als es durch die Vorwürfe unseres Gewissens selbst seyn wollen?“ So sophistisch weiß dieser Affect die moralische Stimme in uns, wenn sie seinem Interesse entgegen steht, als eine Auegung der Selbstliebe verächtlich zu machen und unsere sittliche Würde als ein Bestandstück unserer Glückseligkeit vorzustellen, welche zu veräußern in unserer Willkür steht. Ist unser Charakter nicht durch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln bei allem Schwung einer exaltirten Einbildungskraft und über unsere Selbstliebe einen glorreichen Sieg zu erröthen glauben, indem wir, gerade umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten französischen Roman, *Liaisons dangereuses*, findet man ein sehr treffendes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen und schönen Seele spielt. Die Präsentin von Tourvel ist aus Ueberraschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch den Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Großmuth geopfert habe.

Die sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, die das Schönheitsgefühl in Schutz nimmt und nicht selten gegen die vollkommenen behauptet. Da sie der Willkür des Subjects weit mehr anheimstellen und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit um sich werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nothigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie Viele gibt es nicht, die, um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt, die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelicatessie, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um eine Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper in Grunde richten und, um ihren Verstand auszukümmern, ihren Charakter erniedrigen! Wie Viele gibt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Gräuelt der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Plaz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Glende preiszugeben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu befestigen! Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden gibt ihnen einen Anstrich von Heiligkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu treten, und Manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbnis fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Nothheit, gesichert ist. Bei dem Letztern ist der Abstand zwischen Dem, was der Sinn verlangt, und Dem, was die Pflicht gebietet, so absehend und so grell, und seine Begierden haben so wenig Geistiges, daß sie sich, auch wenn sie ihn noch so despotisch beherrschen, doch nie bei ihm in Aufsehen setzen können. Reizt ihn also die überwiegende Sinnlichkeit zu einer unrechten Handlung, so kann er der Versuchung zwar unterliegen, aber er wird sich nicht verbergen, daß er fehlt, und der Vernunft folgen in demselben Augenblick huldigen, wo er ihrer Vorschrift entgegen handelt. Der verfeinerte Jüngling der Kunst hingegen will es nicht Wort haben, daß er fällt, und,

um sein Gewissen zu beruhigen, belügt er es lieber. Er möchte zwar gern der Begierde nachgeben, aber ohne dadurch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun Dieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung entgegensteht, und, ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß des Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein verkehrter Wille den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf welche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie bloß ihrer Uebereinstimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so verblendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft sich diese Würde anzumäßen, ja, sich derselben sogar gegen das Ansehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Charakters ausfallen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die doch nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig seyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinnlichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts befigt, was sie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft das Opfer fordert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung scheuen läßt, was sie ihr abfordern könnte: denn unter dem Scheine von Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet und dem Willen seinen wahren Verrichter zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die echte Moralität sich nur in der Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende Glückseligkeit leicht eine Klippe der Tugend werde. Glückselig nenne ich Den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und gereinigten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsförm, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vergnügen, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung.*

Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralien, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Volks und der Urvwelt, nicht, weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht, weil sie unsern Verstand, oder Geschmack befriedigt (von Beiden kann oft das Gegentheil Statt finden), sondern bloß, weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender

Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt Dieses, wenn er im Freien wandelt, wenn er auf dem Lande lebt oder sich bei den Denkmälern der alten Zeiten verweilt, kurz, wenn er in künftlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses nicht selten zum Bedürfnis erhöhte Interesse ist es, was vielen unserer Liebhaberinnen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Producte des fernem Alterthums und dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affectation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabei im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwei Bedingungen Statt. Ihre Erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns daselbst einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweitens, daß er (in weitester Bedeutung des Wortes) *naiv* sey, d. h., daß die Natur mit der Kunst im Contraste stehe und sie beschäume. Sobald das Letzte zu dem Ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts Anderes, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eigenen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Plume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Kunst treiben, so würde die Entdeckung, daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Idee ist, gänzlich vernichten.* Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist: denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unsichtbare Plume, eine Quelle, ein bewegter Stein, das Gewitter der Vögel, das Summen der Vienen u. s. w. für sich selbst so Gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es hind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben. Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eigenen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie sind, was wir waren: sie sind, was wir wieder werden sollen. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Cultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das Thierste bleibt: daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale: daher sie uns in eine erhabene Nüchternung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns in bewähren, unsere Wünsche sind. Eine beständige

Kant, meines Wissens der Erste, der über dieses Phänomen etwas zu erklären angefangen, erinnert, daß, wenn wir von einem Wesen den Schluß der Naivität, d. h. die höchsten Täuschung nachahmten, und uns dem Contrast beschreiben mit ganzer Nüchternheit, mit der Bekräftigung dieser Augen alle unsere Lust vermindert würde. Man lese das Capitel vom intellectuellen Interesse am Phänomen in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Der Verfasser nur als einen großen Fehler der Vernunft geltend zu machen, hier auf eine Spur seines Hergangs zu treffen wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Hergangs zu treffen wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Hergangs zu treffen wird sich freuen, hier auf eine Spur seines Hergangs zu treffen wird sich freuen.

* Anmerkung des Herausgebers. Durch was die Jahrgänge 1795 und 1796 der Pöten eingedruckt. Nützig

Göttererscheinung, umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Charakter ausmacht, ist gerade Das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade Das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frei, und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben Eins. Aber nur, wenn Weibes sich mit einander verbindet -- wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frei befolgt, und bei allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken in ihnen also ewig Das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefördert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken in uns einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das Vernunftlose, oder nicht anders, als indem sie uns fern Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süßesten Genuß unsrer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden bestimmten Zustand unsrer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h., in moralischen. Bei Weitem die meisten Menschen affectiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu ungenügenden Zeiten, welcher sich, besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen und andern Liebhabereien dieser Art äußert, ist noch ganz und gar kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den Gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äußern, weil schon die allen Menschen gemeine Anlage zum Eitlichen dazu hinreichend ist, und wir Alle ohne Unterschied, bei noch so großer Entfernung unserer Thaten von der Einsicht und der Wahrheit der Natur, in der Idee dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am Allgemeinen äußert sich diese Empfindsamkeit für Natur auf Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen und uns den Rückblick auf uns selbst und die Unnatur in uns näher legen, wie z. B. bei Kindern und kindlichen Völkern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit so viel Nührung bei Kindern verweilen. Das mag bei Denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas Anderes als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen Statt und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erregt), ist eher demüthigend als begünstigend für die Eigenliebe; und, wenn ja ein Vorzug dabei in Betrachtung kommt, so ist dieser wenigstens nicht auf unserer Seite. Nicht, weil wir von der Höhe unsrer Kraft und Vollkommenheit auf das Kind herabschauen, sondern, weil wir aus der Beschränktheit unsers Zustands, welche von der Bestimmtheit, die wir einmal erlangt haben, ungetrennlich ist, zu der gränzenlosen Bestimmtheit in dem Kinde und zu seiner reinen Unschuld hinaufsehen, gerathen wir in Nührung, und unser Gefühl in einem solchen Augenblick ist zu sichtbar mit einer gewissen Wehmuth gemischt, als daß sich diese Quelle desselben verkennen ließe. In dem Kinde ist die Anlage und Bestimmung, in uns ist die Erfüllung dargestellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind ist uns daher eine

Bergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es ist also keineswegs die Vorstellung seiner Bedürftigkeit und Schranken, es ist ganz im Gegentheil die Vorstellung seiner reinen und freien Kraft, seiner Integrität, seiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Eitlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand seyn, ein Gegenstand nämlich, der durch die Größe einer Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet, und der, was er auch in der Beurtheilung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft und des Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten Gefühls hervor, welches das Naive der Kindheit in uns erregt. Es verbindet die kindliche Einsicht mit der kindlichen; durch die letztere gibt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsere (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursache haben, zu glauben, daß die kindliche Einsicht zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere (praktische) Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülf der Kunst aus innerer Größe verschmähte, so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Zwett über die Einfaltigkeit geht in Bewunderung der Einfalt über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Zwett, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen. * Zum Naiven wird erfordert, daß die Natur über die Kunst den Sieg darentrage, ** es geschieht Dies nun

in der Naivität des Gebanten (Kritik S. 205) der ersten Naivität unterscheidet sich von der zweiten in dem Bewußt des Naiven.

einmal die

„animalischen“ „Ausdruck“ „wird die vor uns Natur“ „macht über die Einsicht“ „und erreicht sich dem und in“ „Kunst hier einen Vortheil“ „Seite der ge“ „Natur, die man annehmen“ „haben sich zu entschie“ „aber solche Leben“ „beachtet, hier möglich“ „Schritt in uns selbst“ „Genuß nach jener entgegengesetzten“ „vor, die zugleich den Körper“ „was unendlich höher als“ „der Denkungsart ungenü“ „in dieser Welt der Unverstand“ „Erkenntnis ist, und die“ „vorgeht wird, so mag“ „eines eine Natur“ „Zurückheit ist, die sich

„wirklich damit Gemischte verbindet“ „Leben, der den Zwett dazu“ „Menschenwelt gewohnt ist“ „diese Erleuchtung nicht“ „bedeutet, was besteht“ „Näherung, von welchem“ „ist“ „blosgeht, und in manchen“ „vorhergehenden Erwachen“ „Aber auch das Naive“ „erregt immer im Naiven“ „angestaltete Erwachen“ „dem Contrast eines gewis“ „ermarteten Jenseits zu“ „bedauern, welche sich“ „Erleuchtung nicht, der“ „oder vielmehr der Menschheit“ „bei einem solchen Naiv“ „moralische Trauer, die“ „physischen Uebel, von“ „Weltanstand bedroht wird,“ „anderer seyn, als der“ „Weltanstand, und die

* Ich sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstellung; aber der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas

wider Wissen und Willen der Person oder mit völligem Bewußtseyn derselben. In dem ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt.

Bei dem Naiven der Ueberraschung muß die Person moralisch fähig seyn, die Natur zu verleugnen; bei dem Naiven der Gesinnung darf sie es nicht seyn, doch dürfen wir sie uns nicht als physisch unfähig dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die Handlungen und Leiden der Kinder geben uns daher auch nur so lange den reinen Eindruck des Naiven, als wir uns ihres Unvermögens zur Kunst nicht erinnern und überhaupt nur auf den Contrast ihrer Natürlichkeit mit der Künstlichkeit in und Rücksicht nehmen. Das Naive ist eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet wird, und kann eben deswegen der wirklichen Kindheit in strengster Bedeutung nicht zugeschrieben werden.

In beiden Fällen aber, beim Naiven der Ueberraschung, wie bei dem der Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht haben.

Erst durch diese letztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven vollendet. Der Affect ist auch Natur, und die Regel der Anständigkeit ist etwas Künstliches; dennoch ist der Sieg des Affects über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affect über die Künstlichkeit, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.* Es wird also erfordert, daß die Natur nicht durch ihre blinde Gewalt als dynamische, sondern, daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz, daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innere Nothwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit, sondern die Unstatthaftigkeit der Letztern muß der Erstern den Sieg verschafft haben: denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erregen. Zwar ist es bei dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affects und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, Das heißt, dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen, und zwar dem Menschen nur, in so fern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit Dem, was die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht übereinstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung bringt, über sich selbst erschrecken; die naiv gesinnte hingegen wird sich über die Menschen und über ihre Gräueltaten verwundern. Da also hier nicht der persönliche und moralische Charakter, sondern bloß der durch den Affect freigelassene, natürliche Charakter die Wahrheit bekundet, so machen wir dem Menschen aus dieser Aufrichtigkeit sein Verdienst, und wenn Lachen ist verdienter Spott, so durch seine persönliche

Hochschätzung desselben zurückgehalten wird. Weil es aber doch auch hier die Aufrichtigkeit der Natur ist, die durch den Schleier der Falschheit hindurchbricht, so verbindet sich eine Zufriedenheit höherer Art mit der Schadenfreude, einen Menschen erfaßt zu haben: denn die Natur, im Gegensatz gegen die Künstlichkeit, und die Wahrheit, im Gegensatz gegen den Betrug, muß jederzeit Achtung erregen. Wir empfinden also auch über das Naive der Ueberraschung ein wirklich moralisches Vergnügen, obgleich nicht über einen moralischen Charakter.*

Bei dem Naiven der Ueberraschung achten wir zwar immer die Natur, weil wir die Wahrheit achten müssen; bei dem Naiven der Gesinnung achten wir hingegen die Person und genießen also nicht bloß ein moralisches Vergnügen, sondern auch über einen moralischen Gegenstand. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur Recht, daß sie die Wahrheit sagt; aber in dem letztern Falle hat die Natur nicht bloß Recht, sondern die Person hat auch Ehre. In dem ersten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Person immer zur Schande, weil sie unfreiwillig ist; in dem zweiten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß Dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältnisse übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles, was innerhalb der gefunden Natur davon geurtheilt werden kann, fordern wir von ihm und erlassen ihm schlechterdings nur Das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Befanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kind erzählt, daß dieser oder jener Mann vor Armuth verarmte, und das Kind binget und dem armen Mann seines Vaters Geldkörbe zuträgt, so ist die Handlung naiv: denn die gesunde Natur handelt aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, wäre es vollkommen Recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Verdienst und das nächste Mittel, es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobei ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschränkung der wirklichen Welt, und Das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, feinst aber von gutem Verstande, einem Andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu verstellen weiß, seine Geheimnisse beichtet und ihm durch seine Aufrichtigkeit selbst die Mittel leiht, ihm zu schaden, so finden wir Das naiv. Wir lachen ihn aus, aber können uns doch nicht erwehren, ihn deswegen hochzuschätzen. Denn sein Vertrauen auf den Andern quillt aus der Redlichkeit seiner eigenen Gesinnungen; wenigstens ist er nur in so fern naiv, als Dieses der Fall ist.

Das Naive der Denkart kann daher niemals eine Eigenschaft verdorbener Menschen seyn, sondern nur

die Kunstfelle und die natürliche Reize, welche Einseitigkeit:
 Einmal Reiz, ein ähnliches Gefühl in u
 Ein Reiz ist ungenügend, wenn er aus *Vertrauen*, *Verstehen*, *Angewohnung*
 den Vortheilen einer guten Erziehung entspringt, aber es ist
 naiv, wenn es sich von dem *Kunstfelle* einer ungenügenden *Erziehung*,
 von den *Reizen* *Erziehung* *der* *Kunstfelle* *u.* *trägt*, *aus*
 seiner *und* *genügend* *Naiv* *bezieht*. *Einzelne* *trägt* *auch* *bei* *dem*
 Naiven *in* *seiner* *ungenügenden* *Welt* *an* *Statt*, *welches* *durch* *Ueber-*
 zeugung *von* *dem* *Menschen* *auf* *das* *Vernünftige* *entsteht*. *Niemand*
 nach *dem* *Naiv* *aus* *haben*, *wenn* *in* *einem* *Charakter*, *der* *schlecht*
 gewarnt *wird*, *das* *Vertrauen* *überhand* *nimmt*, *aber* *es* *hat* *allerdings*
 etwas *Naives*, *wenn* *er* *seine* *Wuth* *dem* *verdächtigsten* *Reize* *das*
 unmöglich *Wohl* *der* *Seele* *in* *einem* *französischen* *Wort* *vermischt*.
 Es *ist* *er* *am*, *und* *gar* *nicht* *naiv*, *wenn* *ein* *geschultes* *Menschen*
 natürlich: *Wahrheit* *seine* *Lection* *schlecht* *macht*, *aber* *es* *hat* *etwas*
 vom *Naiven*, *wenn* *es* *dieselbe* *aus* *natürlicher* *Freiheit* *vergißt*.

* Da das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder gesagt wird, so verschwindet auch diese Eigenschaft aus den Augen, sobald die Sache selbst entweder durch ihre Ursachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar widersprechenden Eindruck macht. Durch eine Meinseitigkeit dieser Art kann auch ein Verbrechen entbedt werden, aber dann haben wir weiter die Natur, noch die Zeit, welche Aufmerksamkeit auf die Form der Entbedung zu richten, nur die Absicht über den persönlichen Charakter verschlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. So wie uns das empore Gefühl die moralische Freude an der Aufrichtigkeit der Natur raubt, sobald wir durch eine Meinseitigkeit ein Verbrechen erfahren, eben so erlischt das erzeugte Wohlgefallen unsere Schadenfreude, sobald wir Jemand durch seine Meinseitigkeit in Gefahr gesetzt sehen.

Kindern und kindlich gefünnten Menschen zukommen. Diese Letztern handeln und denken oft mitten unter den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt naiv; sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen der Könige mit einer Ungeuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen gibt, welche auf der äußersten Gränze zwischen beiden schweben, und bei denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Papstes Adrian VI., die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Papst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontificat in einem kritischen Augenblick für die Hierarchie, wo eine erbitterte Partei die Wölpen der römischen Kirche ohne alle Schonung ausstreckte, und die Gegenpartei im höchsten Grade interessirt war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Petrus verirrte, in diesem Falle zu thun hatte, ist keine Frage; wohl aber, wie weit eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Papstes verträglich seyn möchte. Des war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde seinem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, öffentlich zu dissimuliren, was er im Stillen sich eingestand. Dieser Centart gemäß ließ er sich in der Instruction, die er seinen Legaten nach Deutschland mitgab, zu Geständnissen verleiten, die noch bei keinem Papste erhört gewesen waren und den Grundsätzen dieses Hofes schnur gerade zuwiderliefen. „Wir wissen es wohl,“ hieß es unter Anderm, „daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehreren Jahren viel Abscheuliches vorgegangen: kein Wunder, wenn sich der kranke Zustand von dem Haupt auf die Glieder, von dem Papst auf die Prälaten fortgerbt hat. Wir Alle sind abgewichen, und schon seit lange ist Keiner unter uns gewesen, der etwas Gutes gethan hätte, auch nicht Einer.“ Wieder anderswo befiehlt er dem Legaten, in seinem Namen zu erklären, „daß er, Adrian, wegen Tessen, was vor ihm von den Papsten gesehen, nicht dürfte getadelt werden, und daß dergleichen Ausschweifungen, auch da er noch in einem geringen Stande gelebt, ihm immer mißfallen hätten u. s. f.“ Man kann leicht denken, wie eine solche Naivität des Papstes von der römischen Klerik mag aufgenommen worden seyn; das Wenigste, was man ihm Schuld gab, war, daß er die Kirche an die Ketzer verrathen habe. Dieser höchst unkluge Schritt des Papstes wäre indessen unserer ganzen Achtung und Bewunderung werth seyn, wenn wir uns nur überzeugen könnten, daß er wirklich naiv gewesen, d. h., daß er ihm bloß durch die natürliche Wahrheit seines Charakters ohne alle Rücksicht auf die möglichen Folgen abgendlitigt worden sey, und daß er ihn nicht weniger gethan haben würde, wenn er die begangene Unschuldlichkeit in ihrem ganzen Umfang eingesehen hätte. Aber

wir haben einige Ursache zu glauben, daß er diesen Schritt für gar nicht so unpolitisch hielt und in seiner Unschuld so weit ging, zu hoffen, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Gegner etwas sehr Wichtiges für den Vortheil seiner Kirche gewonnen zu haben. Er bildete sich nicht bloß ein, diesen Schritt als redlicher Mann thun zu müssen, sondern, ihn auch als Papst verantworten zu können, und, indem er vergaß, daß das künstlichste aller Gebäude schlechterdings nur durch eine fortgesetzte Verleugnung der Wahrheit erhalten werden könnte, beging er den unverzeihlichen Fehler, Verhaltensregeln, die in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer ganz entgegengelegten Lage zu befolgen. Dies verändert allerdings unser Urtheil sehr; und, ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, aus dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, so wird diese Letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, daß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu schwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine Naivität allein macht es zum Genie, und, was es im Intellectuellen und Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verleugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den Zuchtmeistern der Verfehrtheit, bloß von der Natur oder dem Instinct, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher durch alle Schlingen des falschen Geschmacks, in welchem, wenn es nicht so klug ist, sie schon von Weitem zu vermeiden, das Nichtgenie unaussprechlich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, außerhalb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn und die Natur zu erweitem, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet Letzteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch diese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur sie verläßt, weil die Macht des Beispiels sie hinreißt, oder der verderbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchsloser Einfachheit und Leichtigkeit lösen: das Ei des Columbus gilt von jeder genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimirt es sich als Genie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphirt. Es verfährt nicht nach erkannten Principien, sondern nach Einfällen und Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (Alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

Den kindlichen Charakter, den das Genie in seinen Werken abdrückt, zeigt es auch in seinem Privatleben und in seinen Sitten. Es ist schamhaft, weil die Natur Dieses immer ist; aber es ist nicht decent, weil nur die Verderbnis decent ist. Es ist verständig, denn die Natur kann nie das Eigenthum seyn; aber es ist nicht listig, denn Das kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem Charakter und seinen Neigungen treu, aber nicht sowohl, weil es Grundsätze hat, als, weil die Natur bei allem Schwanken immer wieder in die vorige Stelle rückt, immer das alte Bedürfnis zurückbringt. Es ist bescheiden, ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein Geheimniß bleibt; aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gesetze des Weges nicht kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von dem Privatleben der größten Genies, aber auch das Wenige, was uns z. B. von Sophokles, von Archimedes, von Hippokrate und aus neuern Zeiten von Ariost, Dante und Tasse, von Mafael, von Morecht Türer, Cervantes, Schafspeare, von Wieland, Sterne und Andern aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.

Ja, was noch weit mehr Schwierigkeit zu haben scheint, selbst der große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr Genie groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter den Alten nur an Spaminondas und Julius Cäsar, unter den Neuern nur an Heinrich IV. von Frankreich, Gustav Adolph von Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der Herzog von Marlborough, Turenne, Vendôme zeigen uns alle diesen Charakter. Dem andern Geschlecht hat die Natur in dem naiven Charakter seine höchste Vollkommenheit angewiesen. Nach nichts ringt die weibliche Gefallsucht so sehr als nach dem Schein des Naiven: Beweis genug, wenn man auch sonst keinen hätte, daß die größte Macht des Geschlechts auf dieser Eigenschaft beruht. Weil aber die herrschenden Grundsätze bei der weiblichen Erziehung mit diesem Charakter in ewigem Streit liegen, so ist es dem Weibe im Vorauszusehen eben so schwer, als dem Mann im Intellectuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt dieses Naive der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig, als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freiheit des Denkens verbindet.

Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger Weise auch ein naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus: es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum hange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so gibt das Genie dem feinsten mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freien Umriss. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor und ist so sehr Eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entbleibt erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nachend läßt, da ihn die andere nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verbüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugeweiße genialisch und geistreich nennt.

Frei und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältnis, wie von der Einfalt der Gefinnungen, abgekommen, und die leicht zu verwundende Ehre, so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen ängstlichen Anstand nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn, redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer frankten Eigenliebe Schmeichelei bereiten, nur einer verderbten Phantastie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser conventionellen Geseze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet (nicht Rohheit, welche sich darüber, weß sie ihr läßt, hinwegsetzt), erzeugen ein Naives des Ausdrucks im Umgang, welches darin besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder

nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Namen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Contrast mit den Sitten; doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind Recht habe.

Das Naive der Gefinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beigelegt werden, obgleich nur in so fern, als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effect der poetisirenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übertragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja, der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkür und die phantastischen Begriffe des Menschen, einen naiven Charakter bei. Dies erfordert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leihen und auf die strenge Nüchternheit desselben nach dem Geseze der Nothwendigkeit merken. Die Unzufriedenheit über unsere eigene schlecht gebrauchte moralische Freiheit und über die in unserm Handeln vermiste sittliche Harmonie führt leicht eine solche Stimmung herbei, in der wir das Vernunftlose wie eine Person anreden und demselben, als wenn es wirklich mit einer Versuchung zum Gegentheil zu kämpfen gehabt hätte, seine ewige Gleichförmigkeit zum Verdienst machen, seine ruhige Haltung beneiden. Es steht uns in einem solchen Augenblicke wohl an, daß wir das Prärogativ unserer Vernunft für einen Bluth und für ein Uebel halten und über dem lebhaftesten Gefühl der Unvollkommenheit unsers wirklichen Leistens die Gerechtigkeit gegen unsere Anlage und Bestimmung aus den Augen setzen.

Wir sehen also in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mitterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürzten. Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Tragale der Cultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme. Solange wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und vollkommen; wir sind frei geworden und haben Beides verloren. Daraus entspringt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur, eine Sehnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer Vollkommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinnliche Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische trauern.

Frage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Uebereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich anreizt, und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Veranlassungen, ihre Lasten, ihre Mängelheiten, oder, ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene muß dein Muth sich mit Freunden stürzen, und dein Erhabenes die Freiheit selbst seyn, aus der sie fliehen. Wohl darfst du dir das ruhige Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes, welches der Preis deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über die Erschwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Conditionen, über den Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besizes, über Muth, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Cultur mußt du mit freier Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die Naturbedingungen des Einzigguten respectiren; nur

das Böse derselben mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen. Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frei, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freiem Bewußtseyn und Willen das Gefeg zu ergreifen oder rettungslos in eine bedenkliche Tiefe zu fallen.

Aber, wenn du über das verlorene Glück der Natur getrübt bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfachheit, dann verweile bei diesem Wilde, pflege dieses Gefühl: es ist deiner herrlichsten Menschlichkeit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen und aus Beidem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgibt dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wieder findest aus den Verirrungen der Kunst, bei der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe und die Klammern des Ideals, die in den Stürmen des Lebens so leicht erlischt, in deinem Herzen von Neuem entzündest.

Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab; wenn man nachdenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welche ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenige Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neuere an Naturscenen und an Naturcharakteren hängen können, bei demselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch gerade nicht mehr und mit keinem vorzüglichern Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Kistung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Productes ist. Er scheint in seiner Liebe für das Object keinen Unterschied zwischen Demjenigen zu machen, was durch sich selbst, und Dem, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen ist. Die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde als sein moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit früher Wehmuth an derselben, wie wir Neuere. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personificirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in her auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führt ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens. Nur das Lebendige und Freie, nur Charaktere, Handlungen, Schicksale und Sitten befriedigen ihn, und, wenn wir in gewissen moralischen Eindrücken des Gemüths wünschen können, den Vorzug unserer Willensfreiheit, der uns so vielem Streit mit uns selbst, so vielen Unruhen und Verirrungen ansetzt, gegen die

wahllose, aber ruhige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist, gerade umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die menschliche Natur schon in der unbefleckten Welt anzufangen und da, wo eine blinde Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben.

Woher wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir, die in Allem, was Natur ist, von den Alten so unendlich weit übertroffen werden, gerade hier der Natur in einem höhern Grade hulldigen, mit Innigkeit an ihr hängen und selbst die leblose Welt mit der wärmsten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil die Natur bei uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir sie nur außerhalb dieser, in der unbefleckten Welt, in ihrer Wahrheit wieder antreffen. Nicht unsere größere Naturmächtigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deswegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hängen, dem Gefühl so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindlichen Unschuld beklagen. Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen: daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Kuppel der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen. * Bei diesen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Nachwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen: da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden und so kein dringendes Bedürfnis nach Gegenständen haben, in denen er sie wieder fand. Giniß mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit, mußte er bei dieser als seinem Maximum stille stehen und alles Andere derselben zu nähern bemüht seyn, wenn wir, uneinig mit uns selbst und unglücklich in unsern Erfahrungen von Menschheit, ein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufinden und eine so mißlungene Form aus unsern Augen zu rücken.

Das Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, was die Alten hatten; es ist vielmehr einerlei mit demjenigen, welches wir für die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden das Natürliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was Homers Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauthirten den Ulysses bewirthen ließ, als was die Seele des jungen Werther bewegte, da er nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

* Aber auch nur bei den Griechen: denn es gebaute gerade eine solche ige Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dann, als den Griechen umgab, um Leben auch in der leblose zu legen und das Bild der Menschheit mit diesem Eifer zu verfallen. Daraus Menschenwelt zu, was der Dichtung und einformig; das leblose um ihn her wie geist, seliglich, mania, drang sich als auf und bewachte selbst war der Menschen seine Natur. In den Gesängen dieses Dichters tritt über die leblose Natur ein Gegenstand gegen den Menschen noch weit mehr als irgendwo in der Natur hervor. Anderen that auch diese Distanz über einen Verlust der Menschheit, und so kam auch bei dem Volke der Kunst der Kultur und ihrer Verderbnisse war, so in die Erfahrungen haben doch gerade selbst dem Verlorenen zurückzuführen und über seine Gesänge einen elischen Ten auszugießen, der sie nur so so ruhrend und anziehend macht.

So wie nach und nach die Natur anfang, aus dem menschlichen Leben als Erfahrung und als das (handelt und empfindende) Subject zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als Idee und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es zugleich in der Unnatur und in der Reflexion darüber am Weitersten gebracht hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am Stärksten gerührt werden und demselben einen Namen geben. Diese Nation waren, soviel ich weiß, die Franzosen. Aber die Empfindung des Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicher Weise viel älter und datirt sich schon von dem Anfange der moralischen und ästhetischen Verderbnis. Diese Veränderung in der Empfindungsweise ist zum Beispiel schon äußerst auffallend im Euripides, wenn man diesen mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus, vergleicht, und doch war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nämliche Revolution läßt sich auch unter den alten Historikern nachweisen. Horaz, der Dichter eines cultivirten und verderbten Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Libur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster ist. Auch im Propertius, Virgil u. A. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beim Ovid, dem es dazu an Kühnheit des Herzens fehlte, und der in seinem Eil zu Rom die Glückseligkeit schmerzlich vermisst, die Horaz in seinem Libur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Wahrer der Natur. Wo sie Dieses nicht ganz mehr seyn können und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, jenachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am Nächsten kommt, ist streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern; ohne alle Vertraulichkeit entflieht er dem Herzen, das ihn sucht, dem Verlangen, das ihn umfassen will. Die trockene Wahrheit, womit er den Gegenstand behandelt, erscheint nicht selten als Unempfindlichkeit. Das Object besitzt ihn gänzlich, sein Herz liegt nicht, wie ein schlechtes Metall, gleich unter der Oberfläche, sondern will, wie das Gold, in der Tiefe gesucht seyn. Wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, so steht er hinter seinem Werk: er ist das Werk, und das Werk ist er; man muß des Stärkern schon nicht werth oder nicht mächtig oder schon satt seyn, um nach ihm nur zu fragen.

So zeigt sich z. B. Homer unter den Alten und Shakespeare unter den Neuern; zwei höchst verschiedene, durch den unermesslichen Abstand der Zeitalter getrennte Naturen, aber gerade in diesem Charakterzuge völlig Eins. Als ich in einem sehr frühen Alter den letztern Dichter zuerst kennen lernte, empödete mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzersehrenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Macbeth u. s. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da festhielt, wo meine Empfindung

forteilte, bald da kaltherzig fortriff, wo das Herz so gern still gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen zu begegnen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflectiren, kurz, das Object in dem Subject anzuschauen, war es mir unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir nirgends Stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze Verehrung und war mein Studium, ehe ich sein Individuum lieb gewinnen lernte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand zu verstehen. Nur ihr durch den Verstand reflectirtes und durch die Regel zurecht gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die sentimentalischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den Jahren 1750 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjecte. Uebrigens schäme ich mich dieses Kinderurtheils nicht, da die beschränkte Kritik ein ähnliches fällt und naiv genug war, es in die Welt hineinzu schreiben.

Daselbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer noch spätern Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merkwürdigen Stelle im sechsten Buch der Ilias, wo Glaucus und Diomed im Gefecht auf einander stoßen und, nachdem sie sich als Gastfreunde erkannt, einander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemälde der Pietät, mit der die Gesetze des Gastrechts selbst im Krieg beobachtet wurden, kann eine Schilderung des ritterlichen Edelmuths in Ariost an die Seite gestellt werden, wo zwei Ritter und Nebenbuhler, Ferrau und Rinaldo, dieser ein Christ, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen und, um die flüchtige Angelika einzuholen, das nämliche Pferd bestiegen. Beide Beispiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beinahe gleich, weil beide den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft malen und uns durch Naivetät der Bestimmungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bei Beschreibung dieser ähnlichen Handlung! Ariost, der Bürger einer spätern und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bei der Erzählung dieses Vorfalls seine eigene Verwunderung, seine Nahrung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisiren, überwältigt ihn. Er verläßt auf Einmal das Gemälde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stange und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Ritterzeiten!

Die Nebenbuhler waren, die entzweit

Im Glauben waren, blühten Schmerz noch litten

Am ganzen Leib vom schnelllich wilden Streit:

Frei von Verdacht und in Gemeinschaft litten

Sie durch des trummen Hades Dunkelheit.

Das Roß, geritten von vier Sporen, eilte,

Wo wo der Weg sich in vier Straßen theilte.*

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaucus, seines Gegners, Erzählung, daß dieser von Väternzeiten her ein Gastfreund seines Geschlechts ist, steckt er die Lanze in die Erde, redet freundlich mit ihm und macht mit ihm aus, daß sie einander im Gefecht künftig auerweiden wollen. Doch man höre den Homer selbst:

Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermelden wir uns im Gerummel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Hefter,
Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel
erreichen;

* Der rufende Roland. Erster Gesang, Stange 32

Viel auch dir der Achater, daß, welchen du kennst, du erlegest. Aber die Küstungen Weide vertauschen wir, daß auch die Andern schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen. Also redeten Jene; herab von den Wagen sich schwingend, Fasten sie Weib' einander die Händ' und gelobten sich Freundschafft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Wortes ist) auch nur bis hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeihen, da auch unser Herz beim Lesen einen Stillstand macht und sich von dem Objecte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem Diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas Alltägliches berichtet hätte, ja, als ob er selbst kein Herz im Busen trüge, fährt er in seiner trocknen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zed, daß er ohne Besinnung Gegen den Held Omomedes die Küstungen, goldne mit ehnen Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern.“

Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich, als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber außerhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen sie für den Künstler sind, der sie studirt, und für den echten Kenner, der sie zu würdigen versteht, so wenig Glück machen sie im Ganzen und bei ihrem Jahrhundert. Das Siegel des Herrschers ruht auf ihrer Stirn; wir hingegen wollen von den Mäusen gewiegt und getragen werden. Von den Kritikern, den eigentlichen Zaunhütern des Geschmacks, werden sie als Gränzstörer gehaßt, die man lieber unterdrücken möchte: denn selbst Homer dürfte es bloß der Kraft eines mehr als tausendjährigen Zeugnisses zu verdanken haben, daß ihn diese Geschmacksrichter gelten lassen; auch wird es ihnen sauer genug, ihre Regeln gegen sein Beispiel und sein Ansehen gegen ihre Regeln zu behaupten.

Der Dichter, sagte ich, ist entweder Natur, oder er wird sie suchen. Jenes macht den naiven, Dieses den sentimentalischen Dichter.

Der dichterische Geist ist unsterblich und unverlierbar in der Menschheit; er kann nicht anders als zugleich mit derselben und mit der Anlage zu ihr sich verlieren. Denn, entfernt sich gleich der Mensch durch die Freiheit seiner Phantasie und seines Verstandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch nicht nur der Pfad zu derselben immer offen, sondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moralische, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit diesem Triebe steht das Dichtungsvermögen in der engsten Verwandtschaft. Dieses verliert sich also nicht auch zugleich mit der natürlichen Einfalt, sondern wirkt nur nach einer andern Richtung.

Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Cultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd: daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannte Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob

wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Literatur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Cultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

Solange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit und als ein harmonirendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch mit einander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesez der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Cultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h., als nach Einheit strebend sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich Statt fand, existirt jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm, als ein Gezaule, der erst realisirt werden soll, nicht mehr als Thatsache seines Lebens. Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein anderer ist, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beiden Zustände an, so ergibt sich, daß dort in dem Zustand natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit allen seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mithin das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig ausdrückt, die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen — das hingegen hier in dem Zustand der Cultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder, was auf Eins hinausläuft, die Darstellung des Ideals den Dichter machen muß. Und Dies sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden; aber es gibt einen höhern Begriff, der sie beide unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentritt.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach und nicht bloß nach zufälligen Formen, eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern* anzustellen versteht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neuern Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein Unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der cultivirte Mensch in keiner Art niemals vollkommen werden, wie doch der

* Es ist vielleicht nicht überflüssig, zu erinnern, daß, wenn hier die neuern Dichter den alten entgegengelegt werden, nicht sowohl der Unterschied der Zeit, als der Unterschied der Manier zu verstehen ist. Wir haben auch in neuern, ja sogar in neuesten Zeiten naive Dichtungen in allen Sprachen, wenn gleich nicht mehr ganz reiner Art, und unter den alten Lateinischen, ja, selbst griechischen Dichtern sieht es nicht an sentimentalischen. Nicht nur in denselben Dichtern, auch in denselben Werken tritt man häufig beide Gattungen vereint an, wie zum Beispiel in Werthern's Leben, und dergleichen Producte werden immer den größten Effect machen.

der Abneigung, ob er dieses als einen Gegenstand der Zuneigung ausführen will. Seine Darstellung wird also entweder satirisch, oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses Worts, die sich nachher erklären wird) elegisch seyn: an eine von diesen beiden Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter sich halten.

Satirisch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung auf das Gemüth kommt Weibes auf Eins hinaus) zu seinem Gegenstande macht. Dies kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affect als scherzhaft und mit Heterkeit ausführen, jenachdem er entweder im Gebiete des Willens oder im Gebiete des Verstandes verweilt. Jenes geschieht durch die strafende oder pathetische, Dieses durch die scherzhafte Satire.

Estreng genommen ver trägt zwar der Zweck des Dichters weder den Ton der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst für das Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol für den Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grunde liegen soll. Moralische Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz und rauben also dem Gemüth seine Freiheit; und doch soll aus poetischen Nüchternungen alles eigentliche Interesse, d. h., alle Beziehung auf ein Bedürfnis verbannt seyn. Verstandes = Widersprüche hingegen lassen das Herz gleichgültig; und doch hat es der Dichter mit dem höchsten Anliegen des Herzens, mit der Natur und dem Ideal, zu thun. Es ist daher keine geringe Aufgabe für ihn, in der pathetischen Satire nicht die poetische Form zu verlegen, welche in der Freiheit des Spiels besteht, in der scherzhaften Satire nicht den poetischen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche seyn muß. Diese Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöst werden. Die strafende Satire erlangt poetische Freiheit, indem sie ins Erhabene übergeht; die lachende Satire erhält poetischen Gehalt, indem sie ihren Gegenstand mit Schönheit behandelt.

In der Satire wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideal, als der höchsten Realität, gegenüber gestellt. Es ist übrigens gar nicht nöthig, daß das Letztere ausgesprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüth zu erwecken weiß; Dies muß er aber schlechterdings, oder er wird gar nicht poetisch wirken. Die Wirklichkeit ist also hier ein notwendiges Object der Abneigung; aber, worauf hier Alles ankommt, diese Abneigung selbst muß wieder nothwendig aus dem entgegenstehenden Ideal entspringen. Sie könnte nämlich auch eine bloß sinnliche Quelle haben und lediglich in Bedürfnis gegründet seyn, mit welchem die Wirklichkeit streitet; und häufig genug glauben wir einen moralischen Unwillen über die Welt zu empfinden, wenn uns bloß der Widerstreit derselben mit unserer Neigung erbittert. Dieses materielle Interesse ist es, was der gemeine Satiriker ins Spiel bringt, und, weil es ihm auf diesem Wege gar nicht fehlschlägt, uns in Affect zu versetzen, so glaubt er unser Herz in seiner Gewalt zu haben und im Pathetischen Meister zu seyn. Aber jedes Pathos aus dieser Quelle ist der Dichtkunst unwürdig, die uns nur durch Ideen rühren und nur durch die Vernunft zu unserm Herzen den Weg nehmen darf. Auch wird sich dieses unreine und materielle Pathos jederzeit durch ein Uebergewicht des Leidens und durch eine peinliche Befangenheit des Gemüths offenbaren, da im Gegentheil das wahrhaft poetische Pathos an einem Uebergewicht der Selbstthätigkeit und an einer, auch im Affecte noch bestehenden Gemüthsfreiheit zu erkennen ist. Entspringt nämlich die Nüchternung aus dem der Wirklichkeit gegenüberstehenden Ideale, so verliert sich in der Erhabenheit des Letztern jedes einengende Gefühl, und die Größe der

Idee, von der wir erfüllt sind, erhebt uns über alle Schranken der Erfahrung. Bei der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher Alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen wir nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber Tacitus den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herablickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht, und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satire muß also jederzeit aus einem Gemüthe fließen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen moralische Verfehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Swift, Rousseau, Haller und Andern zur Begeisterung wird. Die nämlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüthe frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauerhafte Erfahrung moralischer Verderbnis vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt und in die Tiefen der Dinge dringt, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und Andere die Wirklichkeit malen. Aber diese äußeren und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Dichtung bestimmen, niemals den Inhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn und, rein von jedem äußern Bedürfnisse, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfließen; welcher durchaus der einzig wahre Beruf zu dem satirischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satire nur erhabene Seelen kleidet, so kann die spottende Satire nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernststen Gegenstand vor der Trivialität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darcin verfallen und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Inhalt veredelte, und das Subject des Dichters nicht sein Object verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuzeichnen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunnes und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am Erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am Schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von Beiden, die Tragödie oder die Komödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt welche von Beiden das wichtigere Object behandle, so ist kein Zweifel, daß die Erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von Beiden das wichtigeren

Subject erfordere, so möchte der Ausdruck eher für die Letztere ausfallen. — In der Tragödie geschieht schon durch den Gegenstand sehr viel, in der Komödie geschieht durch den Gegenstand nichts und Alles durch den Dichter. Da nun bei Urtheilen des Geschmacks der Stoff nie in Betrachtung kommt, so muß natürlicher Weise der ästhetische Werth dieser beiden Kunstgattungen in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer materiellen Wichtigkeit stehen. Den tragischen Dichter trägt sein Object, der komische hingegen muß durch sein Subject das seinige in der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu so viel eben nicht gehört; der andere muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andere nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade Das ist es, worin sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustand der Beschränkung sich reißen. Dieser ist also nur rückweise und nur mit Anstrengung frei, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Komödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Wege wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künstlicher Weise und als Experiment aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist, in der Komödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Komödiendichter den seinigen immer theoretisch, auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des Einen abstracte Natur ist, und der des Andern sich zum Pathetischen neigt. * Wenn also die Tragödie von einem wichtigeren Punkte ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Komödie einem wichtigeren Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unnützlich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu seyn, immer still, immer ruhig um sich und in sich zu schau'n, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden, und mehr über Ungerechtigkeit zu lachen als über Bosheit zu zornen oder zu weinen.

Wie in dem handelnden Leben, so begegnet es auch oft bei dichterischen Darstellungen, den bloß leichten Sinn, das angenehme Talent, die fröhliche Outmüthigkeit mit Schönheit der Seele zu verwechseln, und, da sich der gemeine Geschmack überhaupt nie über das Angenehme erhebt, so ist es solchen niedlichen Geistern ein Leichtes, jenen Ruhm zu usurpiren, der so schwer zu verdienen ist. Aber es gibt eine untrügliche Probe, mittelst deren man die Leichtigkeit des Naturells von der Leichtigkeit des Ideals, so wie die Tugend des Temperaments von der wahrhaften Sittlichkeit des Charakters unterscheiden kann, und diese ist, wenn Beide sich an einem schwierigen und großen Objecte versuchen. In einem solchen Falle geht das niedliche Genie unfehlbar in das Platte, so wie die Temperamentsstunde in das Materielle; die wahrhaft schöne Seele hingegen geht eben so gewiß in die erhabene über.

Solange Lucian bloß die Ungereimtheit züchtigt, wie in den Wünschen, in den Lapsen, in dem Jupiter Tragödis u. a., bleibt er Epötter und ergötzt uns mit seinem fröhlichen Humor; aber es wird ein ganz anderer Mann aus ihm in vielen Stellen seines Migninus, seines Timens, seines Alexanders, wo seine Satire auch die moralische Verderbniß trifft. „Unglückseliger,“ so beginnt er in seinem Migninus das empörende Gemälde des damaligen Roms, „warum verließest du das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glückliche Leben der Freiheit und kamst hieher in dieses Getümmel von prachtvoller Dienbarkeit, von Aufwartungen und Gastmählern, von Sytophanten, Schmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freunden? u. s. w.“ Bei solchen und ähnlichen Anlässen muß sich der hohe Ernst des Gefühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch seyn soll, zum Grunde liegen muß. Selbst durch den bescheiden Scherz, womit sowohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln, blickt eine ernste Verwundt hervor, welche die Wahrheit an dem Sophisten rächt und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer anspricht. Auch hat der Ernst von Weiden in seinem Diogenes und Demonax diesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den Aenern — welchen großen und schönen Charakter drückt nicht Gervantes bei jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus! Welch ein herrliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters leben, der einen Tom Jones und eine Sophia erschuf! Wie kann der Lächer Vorik, sobald er will, unser Gemüth so groß und so mächtig bewegen! Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen Ernst der Empfindung: selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune belebt und aret die Grazie des Herzens, selbst in den Rhythmus seines Gesanges drückt sie ihr Gepräge, und nimmer fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu tragen.

Von der Voltairischen Satire läßt sich kein solches Urtheil fällen. Zwar ist es auch bei diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrheit und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rührt, es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich erreiche, wie mehrmals in seinem Zengnu, oder, daß er sie, wie in seinem Candide u. a., suche und räche. Wo keines von Weiden der Fall ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber gewiß nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu wenig Ernst zum Grunde, und Dieses macht seinen Dichterberuf mit Nicht verächtlich. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht seinem Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter seiner lustigen Fülle, und kaum etwas absolut Festes in seiner ewigen Bewegung. Seine wunderbare Mannigfaltigkeit in äußern Formen, weit entfernt, für die innere Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein

* In Nathan dem Weisen ist Dieses nicht geschrieben; hier ist die freilich alte Natur der Komödie das ganze Kunstwerk gestaltet. Aber Lessing mußte selbst, daß es kein Komiker, in seiner eigenen besten Natur, daß der Dichter nicht belustigt sey, die Komödie nicht anders, als tragischen Zweck argumente. Die meisten Veränderungen müßte es kaum möglich, dramatische Gedichte in eine gute Komödie um zu fassen; aber mit bloß zulässigen Veränderungen müßte es eine gute Komödie abgegeben haben. Die folgenden zwei nämlich hätte das Nat. et. d. d. dem ersten das Nat. et. d. d. aufgespielt werden müssen, u. d. es ist wohl keine Frage, auf welchem von Weiden die Schönheit dieses Gedichtes am meisten beruht.

bedenkliches Zeugniß dagegen ab: denn ungeachtet aller jener Formen hat er auch nicht eine gefunden, worin er ein Herz hätte abdrücken können. Weinade muß man also fürchten, es war in diesem reichen Genius nur die Armuth des Herzens, die seinen Verus zur Satire bestimmte. Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten Weg aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bei allem noch so großen Wechsel des Stoffes und der äußern Form sehen wir diese innere Form in ewigem, dürrigem Einerlei wiederkehren, und trotz seiner voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in sich selbst nicht erfüllt, den man in den oben erwähnten **Satirikern** mit Freuden durchlaufen findet.

Setzt der Dichter die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit so entgegen, daß die Darstellung des Ersten überwiegt, und das Wohlgefallen an demselben herrschende Empfindung wird, so nenne ich ihn elegisch. Auch diese Gattung hat, wie die Satire, zwei Classen unter sich. Entweder ist die Natur und das Ideal ein Gegenstand der Trauer, wenn jene als verloren, dieses als unerreicht dargestellt wird. Oder Beide sind ein Gegenstand der Freude, indem sie als wirklich vorgestellt werden. Das Erste gibt die Elegie in engerer, das Andere die Idylle in weitester Bedeutung.*

Wie der Unwille bei der pathetischen, und wie der Spott bei der scherzhaften Satire, so darf bei der Elegie die Trauer nur aus einer durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorene Freuden, über das aus der Welt verschwundene goldene Alter, über das entsetzliche Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deswegen die Klagesänge des David, die er aus seinem Verbannungsort am Gubin anstimmte, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches

auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung, stieß jene Klagen aus; es athmet darin, wann gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edlern Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar, wenn wir uns erinnern, daß es Rom und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so versetzen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, bloß eine entliche Größe, mithin ein unwürdiges Object für die Dichtkunst, die erhaben über Alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.

Der Inhalt der dichterischen Klage kann also niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealischer Gegenstand seyn; selbst, wenn sie einen Verlust in der Wirklichkeit betrauert, muß sie ihn erst zu einem idealischen umschaffen. Zu dieser Reduction des Beschränkten auf ein Unendliches besteht eigentlich die poetische Behandlung. Der äußere Stoff ist daher an sich selbst immer gleichgültig, weil ihn die Dichtkunst niemals so brauchen kann, wie sie ihn findet, sondern nur durch Das, was sie selbst daraus macht, ihm die poetische Würde gibt. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existirt hat, wenn er sie gleich als etwas Dagewesenes und nun Verlorenes beweint. Wenn uns Distan von den Tagen erzählt, die nicht mehr sind, und von den Helden, die verschwunden sind, so hat seine Dichtungsart jene Bilder der Erinnerung längst in Ideale, jene Helden in Götter umgestaltet. Die Erfahrungen eines bestimmten Verlustes haben sich zur Idee der allgemeinen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den das Bild des allgegenwärtigen Jähns verfehlte, schwingt sich zum Himmel auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unvergänglichen zu finden.*

Ich wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen Gattung. Rousseau, als Dichter wie als Philosoph, hat keine andere Tendenz, als die Natur entweder zu suchen oder an der Kunst zu rächen. Demnach sich sein Gefühl entweder bei der einen oder der andern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu juvenalischer Satire begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das Feld der Idylle entückt. Seine Dichtungen haben un widersprechlich poetischen Gehalt, da sie ein Ideal behandeln; nur weiß er denselben nicht auf poetische Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt ihn zwar nie zur Trivialität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht, sich bis zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft, bald durch Abstraction angespannt, bringt er es selten oder nie zu der ästhetischen Freiheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber behaupten, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke Empfindlichkeit, die über ihn herrscht und seine Gefühle bis zum Peinlichen treibt; oder es ist seine Denkraft, die seiner Imagination Kesseln anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Amuth des Gemäldes vernichtet. Beide Eigenschaften, deren innige Wechselwirkung und Vereinigung den Poeten eigentlich anemacht, finden sich bei diesem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts fehlt, als daß sie sich auch wirklich mit einander vereinigt äußerten, daß seine Selbstthätigkeit sich mehr in sein Empfinden, daß seine Empfindlichkeit sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Ideale, das er von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen,

* Daß ich die Benennungen Satire, Elegie und Idylle in einem weitem Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bei Gelegenheit in die Fußnote bringen, kaum in demselben treuend. Meine Absicht dabei ist keineswegs, die Grenzen zu verwischen, welche die höhere Dichtung sowohl der Satire und Elegie, als der Idylle mit gutem Grunde gesetzt hat, ich will bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindung hinweisen, und es nicht bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschränken laßt. Elegisch ruht und nicht bloß die Elegie, welche ausdrücklich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können sich auf elegische Weise bewegen. In der Metastase, in Thomsons Jockeys, in verlornen Paradies, im betretenen Jerusalem finden wir mehrere Gemälde. Es sind nur der Ideale, der Elegie, der Satire eigen sind. Eben so, wie aber weniger, daß in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, ist nicht eher einer Nothwendigkeit zu bedürfen. Man erinnere sich ab, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst, und das Ideal der Wirklichkeit entgegengesetzt werde. Geht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemälde des unsers lebenden Natur oder des erfüllten Ideals rein und selbstständig vor unsere Augen, so ist jener Gegenstand doch in jenem Verstand und wird sich auch ohne seinen Willen in jedem Gemüthlich verhalten. Ja, wäre dieses nicht, so würde ihnen die Sprache, deren er sich bedienen mag, weil sie der Geist der Zeit so sehr mag, auch den Inhalt der Kunst erheben, und die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Natur mit ihrer Kunst, in eine unendliche Fassung, in eine unendliche Fassung, in eine unendliche Fassung bringen. Ich will, gesagt, aber würde jenen Bilder der neuen Natur die Erhebung der Vertheilung gegenüber stellen und so die Empfindung an, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in eine elegische machen. Dies Vortere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Mensch, den die schönsten Werte der neuen Gattung aus alten und neuen Zeiten dem cultivierten Menschen gewahren, nicht lange rein bleibt, sondern seuer oder später von einer elegischen Empfindung begleitet sein wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier verordnete Eintheilung, eben deswegen, weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Abtheilung der poetischen Arten ganz und gar nicht bestimmen soll; denn, da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

* Man lese 3. B. das treffliche Gedicht. Carthen betitelt.

und überall mehr ein Bedürfnis nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darin sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindlichkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einseitigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger stellt und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch: durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl, weil sie selbst Natur sind, als, weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlich Weise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne Das würden sie überall keine Dichter sein. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen. Unwillkürlich drängt sich die Phantasie der Anschauung, die Denkraft der Empfindung vor, und man verliert Auge und Ohr, um betrachtend in sich selbst zu versinken. Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne sogleich seinem eigenen Spiel zuzusehen und, was es in sich hat, durch Reflexion sich gegenüber und aus sich heraus zu stellen. Wir erhalten auf diese Art nie den Gegenstand, nur, was der reflectirende Verstand des Dichters aus dem Gegenstand machte, und selbst dann, wenn der Dichter selbst dieser Gegenstand ist, wenn er uns seine Empfindungen darstellen will, erfahren wir nicht seinen Zustand unmittelbar und aus der ersten Hand, sondern, wie sich derselbe in seinem Gemüth reflectirt, was er als Zuschauer seiner selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin betrachtet (man kennt das schöne Lied) und folgendermaßen anfängt:

Soll ich von deinem Tode singen,
O Mariane, welch ein Lieb!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern nicht u. s. w.

so finden wir diese Beschreibung genau wahr; aber wir fühlen auch, daß sich der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns und bewegt auch weit schwächer, weil er selbst schon sehr viel erkaltet sein mußte, um ein Zuschauer seiner Nahrung zu sein.

Schon der größtentheils überflüssige Stoff der Hallerschen und zum Theil auch der Klopstockschen Dichtungen schließt sie von der naiven Gattung aus: sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch bearbeitet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur annehmen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung werden konnte, ins Idealische hinübergeführt und zu einem Gegenstand der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich nur in diesem Sinne eine epische Poesie ohne innern Widerspruch denken: denn, um es noch einmal zu wiederholen, nur diese zwei Welten besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt, oder sie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der Begriffe oder in der Verstandeswelt sicherer nicht gehen kann. Noch, ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder aus älterer noch neuerer Literatur,

welches den Begriff, den es bearbeitet, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab oder bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, wenn es noch glücklich geht, daß zwischen Beiden abgewechselt wird, während daß der abstracte Begriff herrscht, und daß der Einbildungskraft, welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß gestattet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige epische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, ist noch zu erwarten.

Was hier im Allgemeinen von allen Lehrgedichten gesagt wird, gilt auch von den Hallerschen insbesondere. Der Gedanke selbst ist kein dichterischer Gedanke, aber die Ausführung wird es zuweilen bald durch den Gebrauch der Bilder, bald durch den Aufschwung zu Ideen. Nur in der letztern Qualität gehören sie hieher. Kraft und Tiefe und ein pathetischer Ernst charakterisiren diesen Dichter. Von einem Ideal ist seine Seele entzündet, und sein glühendes Gefühl für Wahrheit sucht in den stillen Alpenthälern die aus der Welt verschwundene Urschuld. Tieftrübend ist seine Klage; mit energischer, fast bitterer Satire zeichnet er die Verirrungen des Verstandes und Hergens und mit Liebe die schöne Einiaht der Natur. Nur überwiegt überall zu sehr der Begriff in seinen Gemälden, so wie in ihm selbst der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. Daher lehrt er durchgängig mehr, als er darstellt, und stellt durchgängig mit mehr kräftigen als lieblichen Jügen dar. Er ist groß, tühn, feurig, erhaben: zur Schönheit aber hat er sich selten oder niemals erhoben.

An Feingehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist diesem Dichter um Vieles nach: an Aemuth möchte er ihn übertreffen, wenn wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel auf der einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Kleists gefühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick köstlicher Scenen und Sitten. Er flieht gern das leere Geräusch der Gesellschaft und findet im Schoß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, den er in der moralischen Welt vermisst. Wie rührend ist seine Sehnsucht nach Ruhe! * wie wahr und geföhlt, wenn er singt:

„O Welt, du bist des wahren Lebens Grab!
Du reizest mich ein heißer Trieb zur Tugend,
Der Wehmuth rollt ein Nach die Wang' herab,
Das Weisheit regt, und du, o Feu'r der Tugend,
Ihr trodnet bald die edeln Thänen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.“

Aber, hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hieher das angstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Kesseln. Was er flieht, ist in ihm; was er sucht, ist ewig außer ihm: nie kann er den übeln Einfluß seines Jahrhunderts verwirren. Ist gleich sein Herz feurig, seine Phantasie energisch genug, die toten Gebilde des Weltalters durch die Darstellung zu befeelen, so entseelt der kalte Geranke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion hört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig; doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und äpyig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solang er bloß lyrisch dichtet und

* Man lese das Gedicht dieses Namens in seinen Werken.

blos bei landschaftlichen Gemälden verweilt, läßt uns theils die größere Freiheit der lyrischen Form, theils die willkürlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters, als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem *Cissides* und *Pachos* und in seinem *Seneca*, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlungen darzustellen, weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Gränzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effect nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er düstert, langweilig, mager und bis zum Unerträglichsten frostig: ein warnendes Beispiel für Alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das Gebiet der bildenden sich verfehlen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nämliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch weniger aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb der Gränzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet.*) Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, wenn man ihm jene individuelle Wahrheit und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Dren, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem *Messias* stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgränzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen. Nur liegt hierin seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die *Messias* in musikalisch poetischer Rücksicht nach der oben gegebenen Bestimmung ist, so Vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmte genug möchten vielleicht noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht für die Anschauung: nur die Abstraction hat sie erschaffen, nur die Abstraction kann sie unterscheiden. Sie sind gute Grempel zu Begriffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wendet, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freigestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Unrath gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Gränze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von Allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll, und nicht blos in dieser *Epyche*, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist Alles trefflich bestimmt und begränzt (ich will hier nur an seinen *Judas*, seinen

Pilatus, seinen *Philo*, seinen *Salomo*, im Trauerspiel dieses Namens, erinnern); aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frei heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden. Veinahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darin mehr forbert, als er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Verbling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruit, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Subjects zu erandeln. Keusch, überirdisch, untörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich besenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf Desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblinge machen kann, in einem Bunde nämlich, bei dem man in jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann: auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Kräfte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen eraltirten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden: deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Gränze zu eng findet, ergreift sich mit Liebe und Eut in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reiche der Joten in die Gränzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich Vieles, sehr Vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genie, einem so sehr vereckelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen Felde sentimentalischer Dichtung, kann er uns bald durch das höchste Pathos erschüttern, bald in himmlisch süße Empfindungen wiegen; aber zu einer hohen, geistreichen Wehmuth neigt sich doch überwiegend sein Herz: und, wie erhaben auch seine Harfe, seine Vora tönt, so werden die schmelzenden Töne seiner Laute doch immer wahrer und tiefer und beweglicher klingen. Ich berufe mich auf jedes reingestimmte Gefühl, es es nicht alles Klübe und Starke, alle Faktionen, alle prachtvolle Beschreibungen, alle Muster oratorischer Verehsamkeit im *Messias*, alle schimmernde Gleichnisse, worin unser Dichter so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingebau würde, welche in der Elegie an Obert, in dem herrlichen Gedicht *Barbare*, den frühen

* Ich sage musikalischen, um hier an die bewusste Verwandtschaft der Poesie mit der Kunst und mit der bildenden Kunst zu erinnern. Je nachdem nämlich die Poesie entweder einen bestimmten Gegenstand nachahmt, wie die bildenden Künste thun, oder je nachdem sie, wie die Kunst, blos einen bestimmten Zustand des Gemüths hervorbringt, ohne dazu einen bestimmten Gegenstand nothig zu haben, kann sie bildend (plastisch) oder musikalisch genannt werden. Der letztere Ausdruck bezieht sich also nicht blos auf Daseynge, was in der Poesie, wirklich und der Materie nach, Muth ist, sondern überhaupt auf alle diejenigen Effecte derselben, die sie hervorbringen vermag, ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Object zu beherrschen; und in diesem Sinne nenne ich Klopstock vorzugsweise einen musikalischen Dichter.

Gräbern, der Sommernacht, dem Züricher See und mehreren andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messias als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gedicht verlasse, auch noch an die Verdienste eines H., Denis, Geyner (in seinem Tode Abels), eines Jacoby, Gerstenberg, Göltz, Wöcking und mehrerer Andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Wortes, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern, das oben Gesagte durch einige Beispiele aus unserer Literatur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Wegs wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nämlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

An den bisherigen Beispielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt: man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eignen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfindet, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise gelöst. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesentlosen Unendlichen zu ringen, der, was er in sich selbst unaussprechlich zerstört, unaussprechlich außer sich sucht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schranken sind, der endlich in seinem eignen Tadeln nur eine Schranke sieht und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen — dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist der Stoff eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und reiner, als in irgend einem andern wirkt, und der sich unter den modernen Dichtern vielleicht am Wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Dinge entfernt.

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Instinct Alles, was dem sentimentalischen Charakter Nahrung gibt, im Werther zusammengekratzt ist: schwärmerische, unglückliche Liebe, Empfindsamkeit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contemplationsgeist, endlich, um nichts zu vergessen, die düstere, gestaltlose, schwermüthige titanische Welt. Rednet man dazu, wie wenig entfehlend, ja, wie feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von außen her Alles sich vereinigt, den Gewalten in seine Ideale zurückzudrängen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Charakter aus einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem Tasso des nämlichen Dichters kehrt der nämliche Gegensatz, wiewohl in verschiedenen Charakteren, zurück: selbst in seinem neuesten Roman stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisirende Geist dem nüchternen Gemüthsinn, das Ideale dem Wirklichen, die subjective Vorstellungsweise der objectiven — aber mit welcher Verschiedenheit! entgegen: sogar im Faust treffen wir den nämlichen Gegensatz, freilich, wie auch der Stoff Dies erforderte, auf beiden Seiten sehr vergrößert und materialisirt, wieder

an; es verlohnte wohl der Mühe, eine psychologische Entwicklung dieses in vier so verschiedene Arten specificirten Charakters zu versuchen.

Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grunde liegt, zum gar keinen Veruß zur scherzhaften Satire abgebe, so freigebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Veruß gibt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermüth zur elegischen Dichtung. Beiden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft Schöne zu erzeugen. Producte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und, ohne das Herz zu erweichen und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Gang in dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Passivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußere noch innere Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindelci* und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortheilhaften Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfing, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen, obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel bessere Gegenstück jener elegischen Caricatur, gegen das swafsbaste Wesen, gegen die herzlose Satire und die geistlose Lanne** zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt, daß nicht aus ganz reinen Grübeln dagegen geüffert worden ist. Auf der Waage des echten Geschmacks kann das Eine so wenig als das Andere etwas gelten, weil Beiden der ästhetische Gehalt fehlt, der nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und in der vereinigten Bezeichnung eines Productes auf das Gefühlsvermögen und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespottet, und die Reissen nach dem mit täglichen Anstrengungen bewundert; dennoch haben beide Producte gleich großen Anspruch auf einen gewissen Grad von Schätzung und gleich geringen auf ein unbedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht den ersten Roman, ein leichter Humor und ein angewandter, feiner Verstand macht den zweiten schickbar; aber, so wie es dem einen durchaus an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es dem andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gegenüber ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich. Da nun das wahrhaft Schöne einerseits mit der Natur und andererseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn muß, so kann der eine so wenig als der andere auf den Namen eines schönen Werkes Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billig, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß der Thimmelsche Roman mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Anforderungen beleidigt, die aus dem Ideal entvringen, die folglich von dem größten Theil der Leser gar nicht und von dem bessern gerade nicht in solchen Momenten, wo man Romane liest, aufgeworfen werden, die übrigen Anforderungen des Geistes

Genet
W. 1.

14

14

14

14

14

14

14

14

14

14

14

14

14

lung ist sehr glücklich, daß er nur aus Aspekt
genüßlicher Schickung empfunden.

genüßlichen über duellischen Vergnügen nicht ver-

gibt, die sich an dem schwachen Zug des Herrn Plummer erbaunt
und schickigen können. Aber die Kunstschöpfung manigfaltig sollten sich
enthalten, mit einer gewissen Achtung von Producten in solchen
tellen Größen, dem guten Geschmacke, die in einem Gemüth kleiden
sollen. Auch ist mehr Talent, noch Lanne darin zu verstehen, aber
bisher mehr ist zu beklagen, daß Poetie nicht mehr geübt ist. Ich
habe u. d. h. von vielen heutigen Romanciers, die Dichter malen die
Zeit, in der sie leben.

und — des Körpers hingegen in nicht gemeinem Grade erfüllt, so muß er und wird mit Recht ein Lieblingsbuch unserer und aller der Zeiten bleiben, wo man ästhetische Werke bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß liest, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Literatur nicht sogar classische Werke aufzuweisen, welche die hohe Kleinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte Das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die Erde noch so sehr berührt, nicht gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satirischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andere Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen, oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkürlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstatet ist, kann für Den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem liegt der Grund jener Freiheit, die eine bloß verächtliche Lizenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Geseze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Geseze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Geseze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben Das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einsalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber Dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesezen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und, was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liebst oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es de in Unglück und nicht das seine: du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Rücksicht auf Freiheiten dieser Art Folgendes festsetzen.

Zürs Erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn: denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesezen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also *Naivetät* seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie Dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem Uebrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künstelei überhaupt und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen Fesseln

der Natur unterwirft, erlauben wir, von den Freiheiten derselben Gebrauch zu machen. Alle übrige Empfindungen eines solchen Menschen müssen folglich das Gepräge der Natürlichkeit an sich tragen: er muß wahr, einfach, frei, offen, gefühvoll, gerade seyn; alle Verstellung, alle List, alle Willkür, alle kleinliche Selbstsucht muß aus seinem Charakter, alle Spuren davon aus seinem Werke verbannt seyn.

Zürs Zweite: nur die schöne Natur kann dergleichen Freiheiten rechtfertigen. Sie dürfen mithin kein einseitiger Ausdruck der Begierde seyn: denn Alles, was aus bloßer Bedürftigkeit entspringt, ist verächtlich. Aus dem Ganzen und aus der Fülle menschlicher Natur müssen auch diese sinnlichen Energien hervorgehen. Sie müssen Humanität seyn. Um aber beurtheilen zu können, daß das Ganze menschlicher Natur und nicht bloß ein einseitiges und gemeines Bedürfnis der Sinnlichkeit sie fordert, müssen wir das Ganze, von dem sie einen einzelnen Zug ausmachen, dargestellt sehen. An sich selbst ist die sinnliche Empfindungsweise etwas Unschuldiges und Gleichgültiges. Sie mißfällt uns nur darnach an einem Menschen, weil sie thierisch ist und von einem Mangel wahrer, vollkommener Menschheit in ihm zeugt; sie beleidigt uns nur darum an einem Dichterwerk, weil ein solches Werk Anspruch macht, uns zu gefallen, mithin auch uns eines solchen Mangels fähig hält. Sehen wir aber in dem Menschen, der sich dabei überraschen läßt, die Menschheit in ihrem ganzen übrigen Umfange wirken, finden wir in dem Werke, worin man sich Freiheiten dieser Art genommen, alle Realitäten der Menschheit ausgedrückt, so ist jener Grund unseres Mißfallens wegeräumt, und wir können uns mit unvergällter Freude an dem naiven Ausdruck wahrer und schöner Natur ergößen. Derselbe Dichter also, der sich erlauben darf, uns zu Theilnehmen so niedrig menschlicher Gefühle zu machen, muß uns auf der andern Seite wieder zu Allem, was groß und schön und erhaben menschlich ist, emporzutragen wissen.

Und so hätten wir denn den Maßstab gefunden, dem wir jeden Dichter, der sich etwas gegen den Anstand herausnimmt und seine Freiheit in Darstellung der Natur bis zu dieser Gränze treibt, mit Sicherheit unterwerfen können. Sein Product ist gemein, niedrig, ohne alle Ausnahme verwerflich, sobald es kalt, und sobald es leer ist, weil Dieses einen Ursprung aus Absicht und aus einem gemeinen Bedürfnis und einen heillosen Anschlag auf unsere Begierden beweist. Es ist hingegen schön, edel und ohne Rücksicht auf alle Einwendungen einer frostigen Decenz beifallswürdig, sobald es naiv ist und Geist mit Herz verbindet.*

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maßstab die meisten fremdsprachigen Erzählungen in dieser Gattung und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum Besten bestehen möchten — daß Dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Producten unsers amnthiastischen und geistreichsten Dichters seyn dürfte, seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Anspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Oben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige

* Mit Heri: denn die bloß sinnliche Lust des Gemaltes und die unvorige Fülle der Einbildungskraft machen es sehr lange nicht aus. Daher bleibt Arbeitsstelle bei aller sinnlichen Energie und allem Feuer des Geistes immer nur eine sinnliche Caricatur ohne Wahrheit und ohne ästhetische Wert. Doch wird diese seltsame Production immer als ein Beispiel des heimatlichen poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

Streit mit derselben. Sie führen uns also theoretisch rückwärts, indem sie uns praktisch vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicher Weise das Ziel hinter uns, dem sie uns doch entgegen führen sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hoffnung, einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bei dem höchsten Gehalt für das Herz, allzu wenig für den Geist, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aussuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht, wenn unsere Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe Heilung, dem gesunden keine Nahrung geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirten=Idylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können. Zwar fehlt es auch dieser Dichtart nicht an enthusiastischen Liebhabern, und es gibt Leser genug, die einen Annyras und einen Daphnis den größten Meisterstücken der epischen und dramatischen Muse vorziehen können; aber bei solchen Lesern ist es nicht sowohl der Geschmack, als das individuelle Bedürfnis, was über Kunstwerke richtet, und ihr Urtheil kann folglich hier in keine Betrachtung kommen. Der Leser von Geist und Empfindung erkennt zwar den Werth solcher Dichtungen nicht, aber er fühlt sich seltner zu denselben gezogen und früher davon gesättigt. In dem rechten Moment des Bedürfnisses wirken sie dafür desto mächtiger; aber auf einen solchen Moment soll das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäfer=Idylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen: denn der naive kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier in der Form selbst schon enthalten ist. Jede Poesie nämlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Forderung auf zwei verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand mit allen seinen Gränzen darstellt, wenn sie ihn individualisirt; sie kann ein Unendliches seyn, der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand alle Gränzen entfernt, wenn sie ihn idealisirt, also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweiten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, sobald er sich nur trenn an die Natur hält, welche immer durchgängig begränzt, d. h., der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begränzung im Wege, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine Gegenstände abborgt, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerlei Gränzen mit jenem, ohne doch die Begränzung vollkommen durchzuführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben weiterzueilen zu können: er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäfer=Idylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bei allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt

und doch die enge dürftige Hirtenwelt beibehalten, da sie doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt oder für die Hirtenwelt eine andere Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuell, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein Gekürschter Hirt z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das Unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. Er wird also zwar bis auf einen gewissen Punkt allen Classen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt und folglich den zwei entgegengesetzten Forderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter über der Vermählung, Beides zu vereinigen, Keinem von Beiden sein volles Recht erweist, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deswegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts Halbes verzeihen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch bis auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter, in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen und in ungebundener den poetischen Schwung zu verlieren. Eine höhere Befriedigung gewährt Milton's herrliche Darstellung des ersten Menschenpaares nur des Standes der Unschuld im Paradiese: die schönste, mir bekannte Idylle in der sentimentalischen Gattung. Hier ist die Natur edel, geistreich, zugleich voll Fläche und voll Tiefe: der höchste Gehalt der Menschheit ist in die anmutigste Form eingekleidet.

Also auch hier in der Idylle, wie in allen andern poetischen Gattungen, muß man ein Mal für alle Mal zwischen der Individualität und der Idealität eine Wahl treffen: denn, beiden Forderungen zugleich Genüge leisten wollen, ist, solange man nicht am Ziele der Vollkommenheit steht, der sicherste Weg, beide zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bei aller Unerfahrenheit seines Stoffs mit den Griechen an ihrem eigenen Felde, nämlich im Felde naiver Dichtung, zu ringen, so thue er es ganz und thue es ausschließlich und lege sich über jede Forderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich: zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkwürdige Distanz offen bleiben; aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein echt poetisches Werk zu erzeugen.* Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bei dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsere Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe

* Mit einem solchen Werke hat Herr Vogt neuerlich in seiner Uebersetzung unsere deutsche Literatur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, geriet ganz zum naiven Geistes und ringt durch individuelle Wahrheit und geistige Natur den beiden griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedicht und ihrem Jache, sondern nur mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genus zu armahren.

erkaufen zu lassen, die nicht länger dauern kann, als der Schlaf unserer Geisteskräfte, sondern führe uns vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche, jene Hirtenunschuld auch in Subjecten der Cultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten, feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffiniertesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche, mit einem Wort, den Menschen, der nun einmal nicht mehr nach Arkadien zurück kann, bis nach Elysium führt.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelösten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freien Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer, als das Ideal der Schönheit, auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darin, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satirischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit: eine Ruhe, die aus dem Gleichgewichte, nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle, nicht aus der Vertheit fließt und von dem Gefühle eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwieriger als in den zwei vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannigfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beider Dichtungsarten zu einander und zu dem poetischen Ideale ist folgendes festgesetzt worden.

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gnuß erzeugt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalte nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingegeben, jene Einheit, die durch Abstraction in ihm aufgehoben werden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen überzugehen.* Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu geben, ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beider, und ohne Das würden sie gar nicht Dichter heißen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen, immer die sinnliche Verlißlichkeit voraus, indem er Daseynige als eine wirkliche Thatfache ausführt, was der Andere nur zu erreichen strebt. Und Das ist es auch, was Jeder bei sich erfährt,

wenn er sich beim Genuße naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andere Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen Trieb, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist gespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen, da es dort ruhig, aufgelöst, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber, wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt und Daseynige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den ersten, daß er dem Trieb einen größern Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener leisten hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles Existirende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist gränzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles Sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Arbeit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu Statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas Begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein Unendliches. Auch hierüber kann einen Jeden seine eigene Erfahrung belehren. Von dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgerechnet worden, daß nichts Vorhandenes es mehr anfüllen kann. Wir vermissen lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden, anstatt daß wir dort aus uns heraus nach sinnlichen Gegenständen streben. Die sentimentalische Dichtung ist die Wehmut der Abwesenheit und Stille, und dann laßt sie auch ein: die naive ist das Kind des Lebens, und in das Leben führt sie auch zurück.

Ich habe die naive Dichtung eine Gnuß der Natur genannt, um zu erinnern, daß die Reflexion keinen Antheil daran habe. Ein glücklicher Wurf ist sie, seiner Verbesserung bedürftig, wenn er gelingt, aber auch seiner fähig, wenn er verfehlt wird. In der Empfindung ist das ganze Werk des naiven Genies abgeleitet: hier liegt seine Stärke und seine Gränze. Hat es also nicht gleich richterlich, Das heißt, nicht gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser Mangel durch seine Kunst mehr nachgeholt werden. Die Kritik kann ihm nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine Schönheit an dessen Stelle setzen. Auch seine Natur muß das naive Genie Alles thun, da seine Arbeit vermaa es wenig; und es wird seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer innern Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar Alles nothwendig, was durch Natur geschieht, und Das ist auch jedes noch so vernünftige Product des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt, ist als Willkürlichkeit; aber ein Anderes ist die Nothigung des Augenblicks, ein Anderes die innere Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein Ganzes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder einzelnen Wirkung hingegen ist

* Für den wissenschaftlich ausübenden Leser bemerke ich, daß beide Kategorien, in ihrem höchsten Begriff gefaßt, nur die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten. Indem die letztere immer das höchste enthält, daß man die erste mit ihrem getreuen Gegenstand verbindet, ist der wesentliche Theil der naiven Empfindung, nämlich der vollständige Zustand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Reflexions, auch unter den Bedingungen der Reflexion die naive Empfindung, beim Inhalt nach, wiederzugeben. Dies wurde durch das erwähnte Ideal gelehrt, in welchem die Kunst der Natur immer begreift. Weht man jede drei Begriffe nach der Kategorie nach, so wird man die Natur und die entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Nachbild der Natur durch den Reflexionszustand immer in der zweiten, endlich das Ideal, in welchem die vollendete Kunst zur Natur ähnlich ist, in der dritten Kategorie unterstellen.

ße bedürftig und beschränkt. Dieses gilt daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste Moment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vorübergehenden abhängig: es kann ihm daher auch nur eine bebingte Nothwendigkeit beigelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an den Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich zu machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu gründen. Aus dem Moment der Begeisterung muß also jede Spur eines zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand selbst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken. Man begreift wohl, daß Dieses nur in so fern möglich ist, als der Dichter schon eine absolute Freiheit und Fülle des Vermögens zu dem Gegenstande mitbringt, und als er gelibt ist, Alles mit seiner ganzen Menschheit zu umfassen. Diese Uebung kann er aber nur durch die Welt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt wird. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennt. Dieses, wissen wir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand aus sich selbst heraus zu ergänzen und sich durch eigene Macht aus einem begränzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Weistandes von außen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nähert und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Reicht ihm nun dieser Weistand von außen, steht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur Zweierlei geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bei ihm überwiegend ist, aus seiner Art und wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu seyn, oder, wenn der Archarakter die Obermacht behält, es tritt aus seiner Gattung und wird gemeine Natur, um nur Natur zu bleiben. Das Erste dürfte der Fall mit den vornehmsten sentimentalischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neueren Zeiten seyn. In einem andern Weltalter geboren, unter einen andern Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen rühren, durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert haben. Vor dem Zweiten möchte sich schwerlich ein Dichter vollkommen schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur nicht verlassen kann.

Die wirkliche Natur nämlich; aber von dieser kann die wahre Natur, die das Subject naiver Dichtungen ist, nicht sorgfältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existirt überall; aber wahre Natur ist desto seltener: denn dazu gehört eine innere Nothwendigkeit des Daseyns. Wirkliche Natur ist jeder noch so gemeine Ausbruch der Leidenschaft, er mag auch wahre Natur seyn; aber eine wahre menschliche ist er nicht: denn diese erfordert einen Antheil des selbstständigen Vermögens an jeder Aeußerung, dessen Ausdruck jedesmal Würde ist. Wirkliche menschliche Natur ist jede moralische Niederträchtigkeit; aber wahre menschliche Natur ist sie hoffentlich nicht: denn diese kann nie anders als edel seyn. Es ist nicht zu übersehen, zu welchen Abgeschmacktheiten diese Verwerflichkeit wirklicher Natur mit wahrer menschlicher Natur in der Kritik wie in der Ausübung verleitet hat, welche Trivialitäten man in der Poesie gestattet, ja, lobpreist, weil sie, leider! wirkliche Natur sind; wie man sich freut, Caricaturen, die Einen schon aus der wirklichen Welt heraus ängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt und nach dem Leben contertalt zu sehen. Freilich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen, und bei dem satirischen bringt Dieses ja der Begriff schon mit sich; aber in diesem

Fall muß seine eigene schöne Natur den Gegenstand über tragen, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur er selbst, in dem Moment wenigstens, wo er schilbert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schilbert; aber auch schlechterdings nur von einem solchen können wir ein treues Gemälde der Wirklichkeit vertragen. Wehe uns Lesern, wenn die Frage sich in der Frage spiegelt; wenn die Geißel der Satire in die Hände Desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblößt von Allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besigen, es auf Kosten unseres Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden: denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine Idee, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird; und auch bei den glücklichsten Genies aus dieser Classe wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äußern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des productiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübe. So oft aber Dies der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines.*

Kein Genie aus der naiven Classe, von Homer bis auf Bodmer herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freilich ist sie denen am Gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von außen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen verwirrt sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frei bleiben, und Dieses verhindert schon manches herrliche Talent, sich des Plages zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am Meisten von dem wirklichen Leben nähert, ist eben daher auch am Meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beispiel des Aristophanes und Plautus und fast aller der späteren Dichter lehrt, die in die Fußstapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht der erhabene Schaffpeare zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten anälen und nicht Lope de Vega, Molière, Regnard, Goldoni, in welchen Schlamm zieht uns nicht Holberg hinab? Schlegel, einer der geistreichsten Dichter unsers Vaterlands,

* Wie sehr der naive Dichter von seinem Object abhängt, und wie viel, ja, wie Alles auf sein Empfinden ankommt, darüber kann und die alte Dichtkunst die besten Belege geben. Soweit die Natur in ihnen und außer ihnen schon ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bei ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern und der Liebe insbesondere eine gewisse Verbeist und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerei das Wort zu reden, welche freilich die Natur nicht verehrt, sondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rücksicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edlern Charakters fähig ist, als ihr die Alten anerkennen haben; auch kennt man die zufälligen Umstände, welche die Verstellung jener Empfindungen bei ihnen im Wege ständen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierin auf einer niedrigen Stufe festhielt, lehrt das Beispiel neuerer Poeten, welche so viel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von Dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewohnt haben: denn diese gehen über die Natur hinaus in das Idealische, und ihr Beispiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß haben ist die Rede, wie der naive Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Satirika in den Minusfancern, in manchen Rittersromanen und Ritterromaneen, wie er von Schaffpeare, von Hebel und mehreren andern, selbst deutschen Poeten behandelt ist. Hier war nun für die Alten der Fall gewesen, einen von außen zu rohen Stoff von innen heraus durch das Subject zu vergeistigen, den poetischen Gehalt, der der äußern Empfindung genügend hatte, durch Reflexion nachzuholen, die Natur durch die Id. zu ergänzen, mit einem Wort, durch eine sentimentalische Operation an einem beschränkten Object ein unendliches zu machen. Aber es waren naive, nicht sentimentalische Dichtergenies: ihr Werk war also mit der äußern Empfindung genügt.

an dessen Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, Gellert, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch Nabener, Lessing selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing, der gebildete Zögling der Kritik und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie hüßen sie nicht Alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satire erwählten! Von den neuesten Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äußert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens dieses Volk in Entfernung, weil es nicht Jedermanns Sache ist, sich zu Dreen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Gedanken, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einschieben läßt, lebenswürdig und naiv seyn zu wollen — er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine ekelhafte Natur zu verbergen. Taber denn auch die unsäglichen Placitiden, welche sich die Deutschen unter dem Titel von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bei einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freibrief der Laune, der Empfindung duldet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Mäusen an der Pleiße bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird von den Kamönen an der Leine und Elbe in nicht bessern Accorden geantwortet.* So insipid diese Scherze sind, so kläglich läßt sich der Affect auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, anstatt die wahre Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht, so daß es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Salomanns menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satirische Dichtkunst und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen und daher billig, wie jeder Gränzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Verstand, der Maler seiner Zeit zu werden, der das Geschloß und die Caricatur derselben ist; aber, da es etwas so Leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter wahr es auch nur einen dicken Mann, unter seiner Bekanntschaft anzujagen und die Frage mit einer groben Feder auf dem Papier abzureißen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Heine alles poetischen Geistes den Kegel, in diesem Hache zu klümpern und einen Titel von würdigen Kreuzzügen u. d. d. schönen Geburt zu ergötzen. Ein reingestimmtes Gefühl freilich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugnisse einer gemeinen Natur

mit den geistreichen Früchten des naiven Genies zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfnis befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Forderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bei Werken des schönen Geistes erhole, trägt das Seinige redlich zu dieser Nachsicht bei, wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts Höheres geahnt wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nämlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der Leereheit erholen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Cultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuss aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle zufällige Schranken, welche von jedem bestimmten Zustande untrennlich sind, mit freier Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die notwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber, sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äußern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfnis des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum gibt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begränzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Möglichkeit zu erheben — oder zu idealisiren — sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen — oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist ebenso in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens, wie der entgegenge setzte der Schläflichkeit in der eigenthümlichen Handlungsweise des Naiven gegründet. Das naive Genie nämlich läßt die Natur in sich unumschränkt walten, und, da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeußerungen immer abhängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer exaltirt genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Augenblicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingegen verläßt die Wirklichkeit, um zu Dreen anzusteigen und mit freier Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernunft ihrem Befehl nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sentimentalische Genie nicht immer nüchteru genug bleiben, um sich ununterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halten, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und an welche die Vernunft auch in ihrem freiesten Wirken hier immer gebunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnismäßigen Grad von Empfindlichkeit geschehen, welche aber in dem sentimentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr überwogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwiegt. Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zu weilen den Geist vermisst, so wird man bei den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem Gegenstande fragen. Beide werden also, wiewohl auf ganz entgegenge setzte Weise, in den Fehler der Leerheit verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistespiel ohne Gegenstand sind Beide ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

* Die guten Kernde haben es sehr übel aufgenommen, daß ein Kreuzzug in der H. Z. 3. vor einigen Jahren an den Burgern des Reichs getrieben hat, und der Ingeheim, womit sie wider diesen Kreuzzug lebten, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verwechseln glauben. Aber darin irren sie sich sehr. Jene Kreuze konnte bloß einem naiven Dichtergeiste gelingen, daß von der Natur reichlich ausgehallet war, aber verstanden hatte, durch eigene Cultur jenes seltsame Element auszubilden. Ein solcher Individuum durfte sich nicht an unter den höchsten Möglichkeiten der Kunst stellen, weil es Muth in sich hatte, demselben, sobald es ernstlich wollte, genug zu thun, aber es wäre lauchlich und grausam zugleich, es als abhändige Werk mit Kreuze zu verwechseln, an welche die Natur nicht gedacht hat, und die mit jedem Product, das sie zu Markte bringen, ein vollständiges Testimonium paupertatis aufweisen.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedankenwelt schöpfen und mehr durch eine innere Ideenfülle, als durch den Drang der Empfindung zum poetischen Bilden getrieben werden, sind mehr oder weniger in Gefahr, auf diesen Abweg zu gerathen. Die Vernunft zieht bei ihren Schöpfungen die Gränzen der Sinnenwelt viel zu wenig zu Rath, und der Gedanke wird immer weiter getrieben, als die Erfahrung ihm folgen kann. Wird er aber so weit getrieben, daß ihm nicht nur keine bestimmte Erfahrung mehr entsprechen kann (denn bis dahin darf und muß das Idealschöne gehen), sondern daß er den Bedingungen aller möglichen Erfahrung überhaupt widerspricht, und daß folglich, um ihn wirklich zu machen, die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überpannter Gedanke — vorausgesetzt nämlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch angekündigt habe: denn, hat er Dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist es nicht mehr Ueberspannung, sondern Unsinn; denn, was überhaupt nicht ist, Das kann auch sein Maß nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar nicht als ein Object für die Einbildungskraft an, so ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das bloße Denken ist gränzenlos, und, was keine Gränze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur Dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische, aber die sinnliche Wahrheit verletzt und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechtthin übermenschlich sind und auch nicht anders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberpannten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgibt und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn, thäte er Dieses, so würde entweder diese ihre Gränzen auf den Gegenstand übertragen und aus einem absoluten Object ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechische Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Gränzen nehmen, d. h., er würde sie aufheben, worin eben das Ueberspannte besteht.

Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberpannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der Ersten ist hier die Rede. Das Object der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Vermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern, der bloß dem unberufenen Nachahmer desselben droht: daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja, des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch notwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu und wird, vom Herzen kommend, auch das Herz nicht verfehlen. Aber, da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abtard, was Petrarca für seine Laura, was St. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte

fühlt, und was Agathon, Phantas, Peregrinus Proteus (den Wielandschen meine ich) für ihre Ideale empfinden: die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt außerhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkürliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und, wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritterromane, besonders die spanischen, charakterisirt; so ist die scrupulöse, bis zur Kostbarkeit getriebene Delicatesse in den französischen und englischen sentimentalischen Romanen (von der besten Gattung) nicht nur subjectiv wahr, sondern auch in objectiver Rücksicht nicht gehalten: es sind echte Empfindungen, die wirklich eine moralische Quelle haben, und die nur darum verwerflich sind, weil sie die Gränzen menschlicher Wahrheit überschreiten. Thue jene moralische Realität — wie wäre es möglich, daß sie mit solcher Stärke und Innigkeit könnten mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt! Daselbe gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerei und von der exaltirten Freiheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände dieser Empfindungen immer Ideen sind und in der äußern Erfahrung nicht erscheinen (denn, was z. B. den weltlichen Enthusiasten bewegt, ist nicht, was er sieht, sondern, was er denkt), so hat die selbstthätige Einbildungskraft eine gefährliche Freiheit und kann nicht, wie in andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objects in ihre Gränzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt noch der Dichter insbesondere darf sich der Gesetzgebung der Natur anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen, denn an einem von diesen beiden Ankeren muß die Freiheit befestigt seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkür. Es ist daher unermesslich, daß der Mensch überhaupt, wie der Dichter insbesondere, wenn er sich durch die Freiheit seines Verstandes aus der Herrschaft der Gefühle begibt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu getrieben zu werden, d. h., wenn er die Natur aus bloßer Freiheit verläßt, so lang ohne Gesetz ist, mithin der Phantasterei zum Raube dahingegen wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Beispiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf. Weil der echte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum Idealen zu erheben, über die Gränzen wirklicher Natur hinausgehen muß, so geht der unechte über jede Gränze überhaupt hinaus und überrebet sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die Wirklichkeit nur um der Idee willen verläßt, kann Dieses nie oder doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überpannten Empfindungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beispiel Andere zur Phantasterei verführen, weil Leser von reger Phantasie und schwachem Verstand ihm

nur die Freiheiten absehen, die es sich gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hohen innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimentalischen Genie hier, wie wir bei dem naiven gesehen haben. Weil dieses durch seine Natur Alles ausführt, was es thut, so will der gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Führerin haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden daher gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abbürde gemeiner Natur, und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer phantastischer Productionen zu ihrem Gefolge haben, wie Dieses in der Literatur eines jeden Volkes leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwei Grundsätze im Gebrauch, die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worin man sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem ersten, „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erholung diene,“ ist schon oben gesagt worden, daß er der Verheit und Platitude in poetischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grundsatz, „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene,“ wird das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüssig, beide Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so ganz unrichtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu beleuchten.

Wir nennen Erholung den Uebergang von einem gewaltsamen Zustand zu demjenigen, der uns natürlich ist. Es kommt mithin hier Alles darauf an, worin wir unsern natürlichen Zustand setzen, und was wir unter einem gewaltsamen verstehen. Sehen wir jenen lediglich in ein ungebundenes Spiel unsrer physischen Kräfte und in eine Befreiung von jedem Zwang, so ist jede Vernunftthätigkeit, weil jede einen Widerstand gegen die Sinnlichkeit ausübt, eine Gewalt, die uns gequält, und Geistesruhe, mit sinnlicher Bewegung verbunden, ist das eigentliche Ideal der Erholung. Sehen wir hingegen unsern natürlichen Zustand in ein unbegränktes Vermögen zu jeder menschlichen Aeußerung und in die Fähigkeit, über alle unsere Kräfte mit gleicher Freiheit disponiren zu können, so ist jede Trennung und Vereinzelung dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das Ideal der Erholung ist die Wiederherstellung unsrer Naturanlagen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der sinnlichen Natur, das zweite wird durch die Selbstthätigkeit der menschlichen ausgegeben. Welche von diesen beiden Arten der Erholung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn Niemand wird gern das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusehen versucht seyn könne. Nichts desto weniger sind die Forderungen, welche man im wirklichen Leben an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die Achtung bestimmend, die man diesen Werken erweist, aber doch die Neigung entscheiden, und der Liebhaber gewählt. Der Geisteszustand der meisten Menschen ist auf einer Seite anspannend und erschöpfende Arbeit, auf der andern erschlaffender Genuß. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach Geistesruhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß nach Harmonie und nach einer absoluten Freiheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die Natur befriedigt seyn muß, ehe der Geist eine Forderung machen kann; dieser bindet uns: Abzurück die moralischen Triebe selbst, welche jene Forderung aufwerfen mußten. Nichts ist daher der

Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger, als diese beiden nur allzu gewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar Wenige, selbst von den Besten, in ästhetischen Dingen ein richtiges Urtheil haben. Die Schönheit ist das Product der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen; es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich und kann daher nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freien Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdigt werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß man dazu mitbringen, seine ganze Natur muß man beisammen haben, welches keineswegs der Fall Derjenigen ist, die durch abstractes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufpassen ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht, um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern, um es einzustellen. Sie wollen freiseyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdet, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmt.

Darf man sich also noch über das Glück der Mittelmäßigkeit und Verheit in ästhetischen Dingen und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erholung rechnen sie bei diesem, aber auf eine Erholung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruss entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind; denn, so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf einmal entleert, und die losgespannte Natur darf sich im seligen Genuß des Nichts auf dem weichen Polster der Platitude pflegen. In dem Tempel Ithiens und Melpomeneus, so wie er bei uns bestellt ist, thront die geliebte Göttin, empfängt in ihrem weiten Schoß den stumpfsinnigen Gelehrten und den erschöpften Geschäftsmann und wiegt den Geist in einen magnetischen Schlaf, indem sie die erstarrten Sinne erwärmt und die Einbildungskraft in einer süßen Bewegung schaukelt.

Und warum wollte man den gemeinen Köpfen nicht nachsehen, was selbst den besten oft genug zu begegnen pflegt! Der Nachlaß, welchen die Natur nach jeder anhaltenden Spannung fordert und sich auch ungefordert nimmt (und nur für solche Momente pflegt man den Genuß schöner Werke aufzusparen), ist der ästhetischen Urtheilskraft so wenig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Classen nur äußerst Wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicherheit und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen können. Nichts ist gewöhnlicher, als daß sich die Gelehrten, den gebildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die lächerlichsten Wölben geben, und daß besonders die Kunststricher von Handwerf der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrlostes, bald überspanntes, bald rohes Gefühl leitet sie in den meisten Fällen falsch, und, wenn sie auch zu Vertbeibigung derselben in der Theorie etwas aufgegriffen haben, so können sie daraus nur technische (die Zweckmäßigkeit eines Werks betreffende), nicht aber ästhetische Urtheile bilden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bei denen also die Empfindung entscheiden muß. Wenn sie endlich nur gutwillig auf die letztern Verzicht leisten und es bei den erstern bewenden lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, da der Dichter in seiner Begeisterung, und der empfindende Leser im Moment des Genußes das Einzelne gar

leicht vernachlässigen. Ein desto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, die es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbildung einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum zum Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen und im Schweiß ihres Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erholung, welche die Poesie zu gewähren habe, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Gränzen gesetzt, weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfnis der Sinnlichkeit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der Veredlung, welche der Dichter beabsichtigen soll, gewöhnlich ein viel zu weiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der bloßen Idee bestimmt.

Der Idee nach geht nämlich die Vereblung immer ins Unendliche, weil die Vernunft in ihren Forderungen sich an die nothwendigen Schranken der Sinnenwelt nicht bindet und nicht eher als bei dem absolut Vollkommenen stille steht. Nichts, worüber sich noch etwas Höheres denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Gerichte entschuldigt kein Bedürfnis der endlichen Natur; sie erkennt keine andere Gränzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, daß er sich über alle Gränzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Vereblung, welches die Vernunft in ihrer reinen Geseßgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als jenes niedrige Ideal der Erholung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Gränzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur allzu leicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Vereblung verleitet. Aber das Schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal menschlicher Vereblung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nämlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen; denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus inneren und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt, die ihn umgibt, und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrachtung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwendigen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und, indem er die reine Form sucht, wird er in Gefahr seyn, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Geschäft viel zu abgesondert von der Erfahrung treiben, und, was der contemplative Geist auf dem ruhigen Wege des Denkens aufgefunden, wird der handelnde Mensch auf dem drangvollen Wege des Lebens nicht in Erfüllung bringen können. So bringt gewöhnlich eben Das den Schwärmer hervor, was allein im Stande war, den Weisen zu bilden, und der Vorzug des Letztern möchte wohl weniger darin bestehen, daß er das Erste nicht geworden, als darin, daß er es nicht geblieben ist.

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfnis, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Vereblung nach seinen Speculationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu überschwänglich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach

einer Classe von Menschen umsehen, welche, ohne zu arbeiten, thätig ist und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken desselben in sich vereinigt und vom Strome der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche Classe kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede Arbeit augenblicklich und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zerstört wird, aufbewahren und in Allem, was rein menschlich ist; durch ihre Gefühle dem allgemeinen Urtheil Geseze geben. Ob eine solche Classe wirklich existire, oder vielmehr, ob diejenige, welche unter ähnlichen äußern Verhältnissen wirklich existirt, diesem Begriffe auch im Innern entspreche, ist eine andere Frage, mit der ich hier nichts zu schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie bloß sich selbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Classe wenigstens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu betrachten. In einer solchen Volkscasse (die ich aber hier bloß als Idee aufstelle und keineswegs als ein Factum bezeichnen will) würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also vereinigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und, indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der andere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Charakter, für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschheit ganz erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beider hervorgehen kann.

Zwar, solange man beide Charaktere bis zum dichtesten erlirkt, wie wir sie auch bisher betrachtet haben, verliert sich Vieles von den ihnen adhärirenden Schranken, und auch ihr Gegensatz wird immer weniger merklich, in einem je höhern Grade sie poetisch werden; denn die poetische Stimmung ist ein selbstständiges Ganzes, in welchem alle Unterschiede und alle Mängel verschwinden. Aber eben darum, weil es nur der Begriff des Poetischen ist, in welchem beide Empfindungsarten zusammentreffen können, so wird ihre gegenseitige Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merklicher, als sie den poetischen Charakter ablegen; und Dies ist der Fall im gemeinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto mehr verlieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einander näher bringt, bis zuletzt in ihren Caricaturen nur der Artcharakter übrig bleibt, der sie einander entgegensetzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psychologischen Antagonismus unter den Menschen in einem sich cultivirenden Jahrhundert: einen Antagonismus, der, weil er radical und in der innern Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung unter den Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen je hervorbringen könnte; der dem Künstler und Dichter alle Hoffnung benimmt, allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe ist; der es dem Philosophen, auch wenn er Alles gethan hat, unmöglich macht, allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philosophie mit sich bringt; der es endlich dem Menschen im praktischen Leben niemals vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilligt zu sehen — kurz, einen Gegensatz, welcher Schuld ist, daß kein Werk des Geistes und keine Handlung des Herzens bei einer Classe ein entscheidendes Glück machen kann, ohne eben dadurch bei der andern sich einen Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Zweifel so alt, als der Anfang der Cultur, und dürfte vor dem Ende derselben schwerlich anders, als in einzelnen seltenen Subjecten, deren es hoffentlich immer gab und immer geben wird, beigelegt werden; aber, obgleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, daß er jeden Versuch zu seiner Beilegung

vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugesehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am Besten zu dem wahren Begriff dieses Gegenstandes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beide Poetischen haben. Es bleibt alsdann von dem ersten nichts übrig, als in Rücksicht auf das Theoretische ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne, in Rücksicht auf das Praktische eine ruhige Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in Das, was ist, und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als im Theoretischen ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im Praktischen ein moralischer Nihilismus, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen besteht. Wer sich zu der ersten Classe zählt, kann ein Realist, und, wer zur andern, ein Idealist genannt werden, bei welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf.*

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimmen läßt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, so muß zwischen Beiden daselbe Verhältnis Statt finden, welches zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Vernunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, ist gleich eine unendliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkung abhängig und beschränkt; nur in dem All ihrer Erscheinungen drückt sie einen selbstständigen, großen Charakter aus. Alles Individuelle in ihr ist nur deswegen, weil etwas Anderes ist; nichts zwingt ans sich selbst, Alles nur aus dem vorübergehenden Moment hervor, um zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige Vertheilung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das Daseyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stetigkeit und Nothwendigkeit derselben untrennlich. Nichts ist frei in der Natur; aber auch nichts ist willkürlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen, als in seinem Thun. Auf Alles, was bedingungsweise existirt, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens; aber nie bringt er es auch weiter, als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten, in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas Unbedingtem gelangen, so muß er es auf dem nämlichen Wege versuchen, auf dem die Natur ein Unendliches wird, nämlich auf dem Wege des Ganzen; in dem All der Erfahrung. Da aber die Summe der Erfahrung nie völlig

abgeschlossen wird, so ist eine comparative Allgemeinheit das Höchste, was der Realist in seinem Wissen erreicht. Auf die Wiederkehr ähnlicher Fälle baut er seine Einsicht und wird daher richtig urtheilen in Allem, was in der Ordnung ist; in Allem hingegen, was zum ersten Male sich darstellt, kehrt seine Weisheit zu ihrem Anfang zurück.

Was von dem Wissen des Realisten gilt, Das gilt auch von seinem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität; aber diese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in seiner einzelnen That, nur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall wird er durch äußere Ursachen und durch äußere Zwecke bestimmt werden; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augenblicklich sind, sondern aus dem Naturgange subjectiv fließen und auf dasselbe sich objectiv beziehen. Die Triebe seines Willens sind also zwar in rigoristischem Sinne weder frei genug, noch moralisch lauter genug, weil sie etwas Anderes als den bloßen Willen zu ihrer Ursache und etwas Anderes als das bloße Gesez zu ihrem Gegenstand haben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische Triebe, weil dieses Andere das absolute Ganze der Natur, folglich etwas Selbstständiges und Nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschenverstand, der verlässliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken und im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel seines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines Thuns; aber mit glücklichem Instinct weiß er von beiden alles Momentane und Zufällige zu scheiden. Bei dieser Methode läßt er im Ganzen vortreflich und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich vorzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in seinem besondern Fall Anspruch machen können. Diese ist nur der Preis der Selbstständigkeit und Arbeit, und davon sehen wir in seinen einzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich selbst und aus der bloßen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer abhängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung. Aus sich selbst schöpft sie Alles, und auf sich selbst bezieht sie Alles. Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihren Willen; eine absolute Größe ist jeder Begriff, den sie aufstellt, und jeder Entschluß, den sie bekennt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, soweit er diesen Namen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er bis zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem Andern sind. Ihn betrieht nur die philosophische Gerechtigkeit, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung befestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß er sich, seinem Denkvormögen, unterwerfen. Und er verfährt hierin mit völliger Vernunft; denn, wenn die Geseze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgeseze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stände, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es bis zu absoluten Wahrheiten gebracht haben und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn Alles freilich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesezen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes Einzelne regiert; und in der Natur ist Alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen und für das Besondere, für die Ausübung,

* Ich bemerke, um jeder Verwirrung vorzubeugen, daß es bei dieser Eintheilung nur um die Unterscheidung der beiden Poetischen Charaktere geht, nicht um die Unterscheidung der beiden Poetischen Charaktere.

Welche sich in der Erfahrung findet, ist es und die Realität der Gegenstände, die in der Erfahrung sind, ist es, und die Realität der Gegenstände, die in der Erfahrung sind, ist es.

Ich bemerke, um jeder Verwirrung vorzubeugen, daß es bei dieser Eintheilung nur um die Unterscheidung der beiden Poetischen Charaktere geht, nicht um die Unterscheidung der beiden Poetischen Charaktere.

dadurch nichts gewonnen haben; ja, indem er überall auf die obersten Gründe dringt, durch die Alles möglich wird, kann er die nächsten Gründe, durch die Alles wirklich wird, leicht veräumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das Besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also sehr viel mit seinem Wissen umfassen können und vielleicht eben deswegen wenig fassen und oft an Einsicht verlieren, was er an Uebersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der speculative Verstand den gemeinen um seiner Beschränktheit willen verachtet, der gemeine Verstand den speculativen seiner Leere wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen.

In der moralischen Beurtheilung wird man bei dem Idealisten eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische Gleichförmigkeit im Ganzen finden. Da er nur in so fern Idealist heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt, die Vernunft aber in jeder ihrer Annäherungen sich absolut beweist, so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie überhaupt nur moralisch sind, den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit und Freiheit; und, gibt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil bleibe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber, je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zufälliger ist sie auch: denn Stetigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der Charakter der Natur, aber nicht der Freiheit. Nicht zwar, als ob der Idealismus mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte, welches sich widerspricht, sondern, weil die menschliche Natur eines consequenten Idealismus gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist, auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen Schwung nehmen; er muß augenblicklich seine Natur eraltiren, und er vermag nichts, als in so fern er begeistert ist. Alsbald freilich vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter von Höheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs geistlich, jene Begeisterung in ihm zu wecken, und noch viel weniger, sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Abzug. Weil sein Wille, der Norm nach, immer auf das Ganze gerichtet ist, so will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten; und doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten Fall der Anwendung übersieht und, von einem Maximum erfüllt, das Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muß man sich an einzelne Aeußerungen desselben halten, aber man muß diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem Einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensacte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Partei ergreifen und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich

theilen, weil in dem Einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bei einer so großen Abweichung in den Principien beide Parteien in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn und, wenn sie selbst in den Objecten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, wozu eine Sache gut sey, und die Dinge nach Dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen; der Idealist wird fragen, ob sie gut sey, und die Dinge nach Dem taxiren, was sie würdig sind. Von Dem, was seinen Werth und Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer angenommen), weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das Wort reden, wenn er diese gleich nicht zur Verdingung des sittlichen Handelns macht; auch in seiner Religion verzagt er seinen Vortheil nicht gern, nur daß er denselben in dem Ideale des höchsten Guts veredelt und heiligt. Was er liebt, wird er zu beglücken, der Idealist wird es zu veredeln suchen. Wenn daher der Realist in seinen politischen Tendenzen den Wohlstand bezweckt, gesetzt, daß es auch von der moralischen Selbstständigkeit des Volks etwas kosten sollte, so wird der Idealist, selbst auf Gefahr des Wohlstandes, die Freiheit zu seinem Augenmerk machen. Unabhängigkeit des Zustandes ist jenem, Unabhängigkeit von dem Zustande ist diesem das höchste Ziel, und dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihr beiderseitiges Denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine Zustimmung immer dadurch beweisen, daß er gibt, der Idealist dadurch, daß er empfängt; durch Das, was er in seiner Großmuth aufopfert, verräth Jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist wird die Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem zeitlichen Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der Realist büßt die Mängel des seintigen mit seiner persönlichen Würde, aber er erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt sich an Allem, wovon er Kunde hat, und wovon er ein Bedürfnis empfindet — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Abnung, und an die er keinen Glauben hat? Genug für ihn: er ist im Besitze, die Gerechtigkeit ist sein, und es ist Nicht in seinem Verstande, und Zufriedenheit wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so gutes Schicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt, weil er veräußerte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er zerfällt auch mit sich selbst; weder sein Wissen noch sein Handeln kann ihm Genüge thun. Was er von sich fordert, ist ein Unendliches; aber beschränkt ist Alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen sich selbst beweist, verleugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen Andere. Er ist zwar großmüthig, weil er sich, Andern gegenüber, seines Individuums weniger erinnert; aber er ist öfters unbillig, weil er das Individuum eben so leicht in Andern übersieht. Der Idealist hingegen ist weniger großmüthig; aber er ist billiger, da er alle Dinge mehr in ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja, selbst das Niedrige im Denken und Handeln kann er verzeihen, nur das Willkürliche, das Ecentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein geschwornener Feind alles Kleinlichen und Platten und wird sich selbst mit dem Extravaganten und Ungeheuren verfühnen, wenn es nur von einem großen Vermögen zeugt. Demer beweist sich als Menschenfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Menschen und der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Menschheit so groß, daß er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Gränzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freiheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Chimäre, und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte kultivirt und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung und die Bedingung aller moralischen Verdienlichkeit ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt, wie der Realist sie um sich herum bilden möchte und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worin Alles nützt, Alles seine Stelle verdient, und, was nicht Früchte trägt, verbannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte, aber in einem größeren Charakter angeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Mensch noch zu etwas Anderem da seyn könne, als wohl und zufrieden zu leben, und daß er nur deswegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, daß er vor allen Dingen wohl leben muß, um gleichförmig gut und edel zu denken, und daß es auch um den Stamm gethan ist, wenn die Wurzeln fehlen.

Wenn in einem System etwas ausgelassen ist, wornach doch ein Eringendes und nicht zu umgehendes Bedürfnis in der Natur sich vorfindet, so ist die Natur nur durch eine Inconsequenz gegen das System zu befriedigen. Einer solchen Inconsequenz machen auch hier beide Theile sich schuldig, und sie beweist, wenn es bis jetzt noch zweifelhaft geblieben seyn könnte, ungleich die Einseitigkeit beider Systeme und den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten brauch' ich es nicht erst insbesondere darzuthun, daß er nothwendig aus seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung bezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten hingegen könnte es zweifelhaft erscheinen, ob er nicht auch schon innerhalb seines Systems allen nothwendigen Forderungen der Menschheit Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: Warum thust du, was recht ist, und ledest, was nothwendig ist? so wird er im Geiße seines Systems darauf antworten: Weil es die Natur so mit sich bringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keineswegs beantwortet; denn es ist nicht davon die Rede, was die Natur mit sich bringt, sondern, was der Mensch will; denn er kann ja auch nicht wollen, was seyn muß. Man kann ihn also weiter fragen: Warum willst du denn, was seyn muß? Warum unterwirfst sich dein freier Will e dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr eben so gut (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht die Rede ist) entgegensetzen könnte und sich in Millionen deiner Brüder derselben wirklich entgegengesetzt? Du kannst nicht sagen: weil alle andern Naturwesen sich derselben unterwerfen; denn du allein hast einen Willen, ja, du fühlst, daß eine Unterwerfung eine freiwillige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freiwillig geschieht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee derselben; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt; deinem Willen aber kann sie nichts anhaben, da

du, selbst von ihr germalmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber jene Idee der Naturnothwendigkeit? Aus der Erfahrung doch wohl nicht, die dir nur einzelne Naturwirkungen, aber keine Natur (als Ganzes), und nur einzelne Wirklichkeiten, aber keine Nothwendigkeit, liefert. Du gehst also über die Natur hinaus und bestimmst dich idealistisch, so oft du entweder moralisch handelst oder nur nicht blind leiden willst. Es ist also offenbar, daß der Realist würdiger handelt, als er seiner Theorie nach zugibt, so wie der Idealist erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, beweist jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständigkeit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der menschlichen Natur.

Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige einsehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu beweisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter Beide vertheilt, von Keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigenen Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äußern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was zu bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muß. Wasen wir uns nun an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußere Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel, und das Resultat wird auf nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen, und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen wir aber ein zufälliges Ereigniß über dasjenige entscheiden, was schon der bloße Begriff unsers eignen Seyns mit sich bringt, so machen wir uns selber zu einem leeren Spiele des Zufalls, und unsre Persönlichkeit wird auf nichts hinauslaufen. In dem ersten Fall ist es also um den Werth (den zeitlichen Gehalt) unsers Lebens, in dem zweiten um die Würde (den moralischen Gehalt) unsers Lebens gethan.

Zwar haben wir in der bisherigen Schilderung dem Idealisten einen moralischen Werth und dem Realisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden; aber bloß, insofern Beide nicht ganz consequent verfahren, und die Natur in ihnen mächtiger wirkt, als das System. Ungleich aber Beide dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so ist zwischen Beiden noch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriff derselben bleibt. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut, als, daß das Einzelne zufällig göttlich sey — und, wenn also der Idealist ein geschickteres Subject ist, und von Dem, was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzusflößen, so kann nur der Realist sie mit Stetigkeit in der Erfahrung ausführen und die Gattung in ihren ewigen Gränzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres, aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Bewußt eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That.

Was von beiden Charakteren in ihrer besten Bedeutung gilt, Das wird noch merklicher in ihren beiderseitigen Caricaturen. Der wahre Realist ist wohlthätig in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verwerblich. Der wahre Realist nämlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen; daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem echten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen Beide dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur, was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äußern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen; seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde; aber als Sache ist er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings überliefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen Gesetze schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freiheit nur ohne allen Vorbehalt aufgibt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiß, so wahren diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen in Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es gibt Menschen genug, ja, wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit, bestehen und daher auch nur zu etwas gut sind; aber, daß sie auch nur leben und bestehen, beweist, daß dieser Zustand nicht ganz gehaltlos ist.

Wenn dagegen schon der wahre Idealismus in seinen Wirkungen unsicher und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der wahre Idealist verläßt nur deswegen die Natur und Erfahrung, weil er hier das Unwandelbare und unbedingt Nothwendige nicht findet, wornach die Vernunft ihn doch streben heißt; der Phantast verläßt die Natur aus bloßer Willkür, um dem Eigensinne der Begierden und den Kannen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. Nicht in die Unabhängigkeit von physischen Nöthigungen, in die Lossprechung von moralischen setzt er seine Freiheit. Der Phantast verleugnet also nicht bloß den menschlichen — er verleugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche perfectibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten im ersten Stücke der Horen des Jahres 1795* hat eine Moralität mit Recht in Zweifel

* Anmerkung des Herausgebers. Der hier erwähnte Aufsatz ist ein Theil seiner Abhandlung, welche der Verfasser unter dem

gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmacke das Verdienst zuschreibe, zur Beförderung der Sittlichkeit beizutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas Moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Freiheit ganz derselbe Fall, wie mit der äußern physischen: frei in dem letztern Sinne handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einflusse, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit, meinem eigenen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der Letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser Letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gemüthsfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit erhalte, obgleich die Freiheit selbst darin besteht, daß man überheben ist, sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabei keiner fremden Hülfe bediene.

Eine Handlung hört deswegen gar nicht auf, frei zu heißen, weil glücklicher Weise Derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können, sobald wir nur wissen, daß der Handelnde dabei bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deswegen das Prädicat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicher Weise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können, sobald wir nur annehmen, daß der Handelnde dabei bloß dem Ausspruche seiner Vernunft mit Ausschließung fremder Triebfeder folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem unmittelbaren Ursprunge aus dem Willen der Person, die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der unmittelbaren Bestimmung des Willens durch das Gesetz der Vernunft.

Es kann uns schwerer oder leichter werden, als freie Menschen zu handeln, je nachdem wir auf Kräfte stoßen, die unsrer Freiheit entgegenwirken und bezwungen werden müssen. In so fern gibt es Grade der Freiheit. Unsere Freiheit ist größer, sichtbar weniger, wenn wir sie bei noch so heftigem Widerstande feindseliger Kräfte behaupten; aber sie hört darum nicht auf, wenn unser Wille keinen Widerstand findet, oder wenn eine fremde Gewalt sich ins Mittel schlägt und diesen Widerstand ohne unser Zuthun vernichtet.

Eben so mit der Moralität. Es kann uns mehr oder weniger Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widersprechen, und die wir abweisen müssen. In so fern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorragender wenigstens, wenn

Titel: Ueber die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen (S. 1182), der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einrückt.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.

wir, bei noch so großen Antrieben zum Gegentheil, unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deswegen nicht auf, wenn sie keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas Anderes, als unsere Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, sobald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deswegen, weil es böse ist, vorzuziehen, sondern, daß Jeder ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht unfälliger Weise das Angenehme ausschließt oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision des Guten mit dem Angenehmen oder, was auf Eins hinausläuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen und einerseits die Stärke der sinnlichen Antriebe, andererseits die Schwäche der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird: entweder man muß die Partei der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewänne, weil mit dem Willen, dessen Wirklichkeit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabei vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen Falle gar nicht nöthig, wo man seinen schlimmen Willen, der verändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Wege doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß Dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt und, sobald die Vernunft etwas ihm Anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, er doch unter sittlichen Gesetzen steht und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruche zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Object durch den Willen realisiert haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unsrer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Zwecke zu gehorchen, steht mit unsrer sittlichen Bestimmung im Streite und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Hohe Gemüthern, denen es zugleich an moralischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüftet. Moralischen Gemüthern, denen aber die ästhetische Bildung fehlt, gibt die Vernunft unmittelbar das Gesetz, und es ist bloß der Gehorsam auf die Pflicht, wodurch sie über Versuchung siegen. In ästhetisch verfeinerten Seelen ist noch

eine Instanz mehr, welche nicht selten die Tugend ersezt, wo sie mangelt, und da erleichtert, wo sie ist. Diese Instanz ist der Geschmack.

Der Geschmack fordert Mäßigung und Anstand, er verabscheut Alles, was eßig, was hart, was gewaltsam ist, und neigt sich zu Allem, was sich leicht und harmonisch zusammenfügt. Daß wir auch im Sturme der Empfindung die Stimme der Vernunft anhören und den rohen Ausbrüchen der Natur eine Gränze setzen, Dies fordert schon bekanntlich der gute Ton, der nichts Anderes ist als ein ästhetisches Gesetz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der civilisirte Mensch bei Aeußerung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm über diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirkt ihm wenigstens eine Fertigkeit, den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch einen Act von Selbstthätigkeit zu unterbrechen und den raschen Uebergang der Gefühle in Handlungen durch Reflexionen aufzuhalten. Alles aber, was die blinde Gewalt der Affecte bricht, bringt zwar noch keine Tugend hervor (kenn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn), aber es macht dem Willen Raum, sich zur Tugend zu wenden. Dieser Sieg des Geschmacks über den rohen Affect ist aber ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß in so fern von dem Joche des Instincts, als er es in seinen Fesseln führt, und, indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwarfet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack nämlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist — aber, wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bei dieser Vermischung des Geschmacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene materiellen Neigungen und rohen Begierden, die sich der Ausübung des Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegensetzen, sind durch den Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt edlere und sanftere Neigungen darin angepflanzt worden, die sich auf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen und, wenn sie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Object mit der Tugend theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge Mäßigung vor dem Schönbefinden aushalten; und, wenn jetzt die Vernunft spricht und Handlungen der Trennung, Harmonie und Vollkommenheit gebietet, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern die lebhafteste Zustimmung von Seiten der Neigung. Wenn wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwei zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die Motion im Gemüthe, daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetze; oder die Vernunft macht die Motion, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bei den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius da er noch General seines Vorgängers war, den Antrag gehabt habe nach Constantinopel zu escortiren. Unterwegs, als Beide allein zusammen ritten, besänimt Alexius Luß, unter dem Schatten eines Baumes Halt zu machen und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannte ihn der Schlaf. Nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb wach.

Indem Jener nun im tiefen Schlafe liegt, erblickt der Letztere des Alerius Schwert, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Hüters in Freiheit zu setzen. Anna Kommena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alerius nicht glücklicher Weise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtszweifel der ersten Gattung, wo der sinnliche Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst darüber als Richterin erkannte. Hätte Jener nun die Versuchung aus bloßer Achtung für die Gerechtigkeit besiegt, so wäre kein Zweifel, daß er moralisch gehandelt hätte.

Als der verewigte Herzog Leopold von Braunschweig an den Ufern der reisenden Eder mit sich zu Rathe ging, ob er sich mit Gefahr seines Lebens dem stürmischen Strom überlassen sollte, damit einige Unglückliche gerettet würden, die ohne ihn hilflos waren — und als er, ich setze diesen Fall, einzig aus Bewußtseyn dieser Pflicht, in den Nachen sprang, den kein Anderer bestreiten wollte, so ist wohl Niemand, der ihm absprechen wird, moralisch gehandelt zu haben. Der Herzog befand sich hier in dem entgegengesetzten Falle von dem vorigen. Die Vorstellung der Pflicht ging hier vorher, und dann erst regte sich der Erhaltungstrieb, die Vorschrift der Vernunft zu bekämpfen. In beiden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe Art: er folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beide moralisch.

Ob aber beide Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem Geschmacke darauf Einfluß geben?

Gesetzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme Handlung zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unterließ, habe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und Gewaltthätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden kann, so wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf etwas Schändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es verwerfen — es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum, vor das Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz fallen. Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen bloß durch Gefühle, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das angenehme Gefühl des gereinigten Lebens, weil er das widerige, eine Niederträchtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze Geschäft wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und das Betragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indifferent — eine bloße schöne Wirkung der Natur.

Gesetzt nun, der Andere, dem seine Vernunft verschräbte, etwas zu thun, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen so reichbaren Schönheitsinn, den Alles, was groß und vollkommen ist, entzückt, so wird in demselben Augenblicke, als die Vernunft ihren Anspruch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr überzutreten, und er wird Das mit Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für das Schöne gegen die Neigung hätte thun müssen. Werden wir ihn aber deswegen für minder vollkommen halten? Gewiß nicht: denn er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft, und, daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, Das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen, physisch hingegen ist er bei Weitem vollkommener: denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subject für die Tugend.

Der Geschmack gibt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die

ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, Dasjenige schon vor seinem Richterstuhle abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen Derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente, als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Naturanlage mit dem moralischen Gesetze, und es gereicht einem Volke oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gebenfen läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nützen, wo die Vernunft die erste Anregung macht und in Gefahr ist, von der stärkeren Gewalt der Naturtriebe überstimmt zu werden. In diesen Fällen nämlich stimmt er unsere Sinnlichkeit zum Vortheile der Pflicht und macht also auch ein geringes Maß moralischer Willenskraft der Ausübung der Tugend gewachsen.

Wenn nun der Geschmack, als solcher, der wahren Moralität in keinem Falle schadet, in mehreren aber offenbar nützt, so muß der Umstand ein großes Gewicht erhalten, daß er der Legalität unsers Betragens im höchsten Grade beförderlich ist. Gesetzt nun, daß die schöne Kultur ganz und gar nichts dazu beitragen könnte, uns besser genügt zu machen, so macht sie uns wenigstens geschickter, auch ohne eine wahrhaft sittliche Gesinnung also zu handeln, wie eine sittliche Gesinnung es würde mit sich gebracht haben. Nun kommt es zwar vor einem moralischen Forum ganz und gar nicht auf unsere Handlungen an, als insofern sie ein Ausruf unserer Gesinnungen sind; aber vor dem physischen Forum und im Plane der Natur kommt es, gerade umgekehrt, ganz und gar nicht auf unsere Gesinnungen an, als insofern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck befördert wird. Nun sind aber beide Weltordnungen, die physische, worin Kräfte, und die moralische worin Gesetze regieren, so genau auf einander berechnet und so innig mit einander verwebt, daß Handlungen die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch ihren Inhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schließen; und, so wie das ganze Naturgebäude und darum vorhanden zu seyn scheint, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu machen, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um das Naturgebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist also von der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und wir können gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich in der physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur, solange sie menschliche Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne Unterbrechung und Mißfall gleichförmig und beharrlich als reine Vernunft handle und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße; wenn wir bei aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von der Möglichkeit reiner Tugend uns versehen müssen, wie sehr zufällig ihre wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwindlichkeit unsrer bessern Grundsätze bauen dürfen; wenn wir uns bei dieser Bewußtseyn unsrer Unverwundlichkeit erinnern, daß das Gebäude der Natur durch jeden unsrer moralischen Schritte leidet; wenn wir uns alles Dieses ins Gedächtnis rufen, so würde es die frevelhafteste Verwegenheit seyn

das Beste der Welt auf dieses Ungefähr unsrer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus eine Verbindlichkeit für uns, wenigstens der physischen Weltordnung durch den Inhalt unsrer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten, wenigstens, als vollkommene Instrumente, dem Naturzwecke zu entsprechen, was wir, als vollkommene Personen, der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beiden Tribunalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deswegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und, ehe wir mit unsern Grundfägen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerfallen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Verschmähung dieser Kegtern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxysmus ahnt, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Fanken darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirns nicht im gesunden Zustande verantwortlich zu seyn - eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsere Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verlege.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in eine Classe gesetzt, weil Beide das Verdienst gemein haben, dem Object, wenn gleich nicht dem innern Werthe nach, in einem Surrogate der wahren Tugend zu dienen und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Gleich derjenige im Range der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit noch die Ausichten auf eine Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems in der Anwendung etwas nachzulassen, ob er denselben gleich in der Theorie nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsere zufällige Tugend gar übel befürgt seyn würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Aukern der Religion und des Geschmacks zu befestigen.

Ueber das Erhabene.*

„Rein Mensch muß müssen.“ sagt der Jude Nathan zum Terwisch, und dieses Wort ist in einem weitern Umfange wahr, als man demselben vielleicht einräumen möchte. Der Wille ist der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur: sein Privilegium ist bloß, daß er mit Bewußtseyn und Willen vernünftig handelt. Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.

Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig, als Gewalt zu erleiden: denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthat, macht uns nicht Etwas geringeres als die Menschheit freitrag; wer sie selber weise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg. Aber dieser Anspruch auf absolute Befreiung von Allem, was Gewalt ist, scheint ein Wesen vorauszusetzen, welches Macht genug besitzt, jede andere Macht von sich abzutreiben. Findet

er sich in einem Wesen, welches im Reich der Kräfte nicht den obersten Rang behauptet, so entsteht daraus ein unglücklicher Widerspruch zwischen dem Trieb und dem Vermögen.

In diesem Falle befindet sich der Mensch. Umgeben von zahllosen Kräften, die alle ihm überlegen sind und den Meister über ihn spielen, macht er durch seine Natur Anspruch, von keiner Gewalt zu leiden. Durch seinen Verstand zwar steigert er künstlicher Weise seine natürlichen Kräfte, und bis auf einen gewissen Punkt gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen Alles, sagt das Sprichwort, gibt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur einen Fall gibt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige Schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten und ihn, wie auch wirklich bei den meisten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freiheit ist absolut nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Cultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten; denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Dies ist auf zweierlei Weise möglich: entweder realistisch, wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrscht; oder idealistisch, wenn er aus der Natur heranstreift und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische Cultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte, nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ibrigen.

Nest also wäre es um seine Freiheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Cultur fähig wäre. Er soll aber ohne Ausnahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnismäßige physische Kraft mehr entgegensetzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts Anderes übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriffe nach zu vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts Anderes, als sich derselben freiwillig unterwerfen. Die Cultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frei. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts, was sie an ihm ausübt, ist Gewalt: denn, ob es bis zu ihm kommt, ist es schon seine eigene Handlung geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil er sich von Allem, was sie erreichen kann, freithätig scheidet. Diese Sinneseart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehrt, erfordert, wenn sie ein Werk der freien Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und

* Anmerkung zur Herausgeber:
auch im 11. Theile der Sammlung der
Werke des Goethe, 1801. Seite 112
gegebenen Abhandlung Ueber das Er-

des Schreier
bereitet die No-
2 1125

daß sie über unsre Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind; so wußte sie sogar Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als slavisch unterworfen sind. Und Dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann — durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärffste von einander geschieden: denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben Das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wenn wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bei aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendbaster ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eigenen Vortheil hasßen, wenn er laßterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist; aber Das muß er mit seinem eigenen Herzen anmachen: wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Einnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nämlich Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein Schmerzhafte werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entziehen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stüd noch ganz als den Nämlichen; hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Unbath seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eigenes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert; bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in

der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings notwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des Erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erschließen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbindung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eigenen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbstständigen Geist aus dem Nege los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat, wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist erst eine einzige erhabene Nahrung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem geistlichen Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu theilen und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, anzunehmen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Kallisto hat den tapfern Sohn des Ilyfios beraubt, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu hulden, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt; aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt; er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frei.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beides in alle Menschen gelegt; aber der Reiz dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegenstellen, wenn wir noch vor dem Erhabenen stehen; denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter und soll uns ja aus dem rohen Naturzustand zur Verfeinerung führen. Aber, ob sie gleich unser erste Liebe ist, und unsre Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entfaltung erst die Ausbildung des Verstandes und Heroismus abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, die Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzt wären, so würde die Einnenwelt ewig die Gränze unser Verheerungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Bestrebungen über sie hinausgehen, und, was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber

glücklicher Weise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Kräft genug gewonnen, einen Reichtum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundrissen in der Brust anzupflanzen und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

Solange der Mensch bloß Sklave der physischen Nothwendigkeit war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang gefunden hatte und die hohe demokratische Freiheit in seiner Brust noch nicht ahnte, so konnte ihn die unfassbare Natur nur an die Schranken seiner Vorstellungskraft, und die verderbende Natur nur an seine physische Unmacht erinnern. Er mußte also die erste mit Kleinmuth vorübergehen und sich von der andern mit Entsetzen abwenden. Raum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den blinden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in dieser Flut von Erscheinungen etwas Weißendes in seinem eigenen Wesen, so fangen die wilden Naturmächte um ihn herum an, eine ganz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden; und das relativ Große außer ihm ist der Spiegel, worin er das absolut Große in ihm selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er sich jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft und bietet absichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlich-Unendliche darzustellen, um, wenn es bei diesem Versuche dennoch erliegt, die Ueberlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die Sinnlichkeit leisten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen und der größere Ocean über ihm entreißen seinen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenhaft des physischen Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von der simplen Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren großen Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkfart nicht mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschluß, den kein Studierkerker und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebracht haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit dem großen Naturgeist auf einem Spaziergang gebär; wer weiß, ob es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Theil anzuschreiben ist, daß der Charakter der Städter sich so gern zum Kleinlichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Nomaden offen und frei bleibt, wie das Zirkumament, unter dem er sich lagert!

Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, das Erhabene der Quantität, auch das Unfassbare für den Verstand, die Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht und sich als Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu einer Darstellung des Ueber sinnlichen dienen und dem Gemüth einen Schwung geben. Wer verweilt nicht lieber bei der geistreichen Unordnung einer natürlichen Kanischaft, als bei der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgeraden Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird leugnen, daß in Bataviens Tristen für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem türkischen Krater des Besuf, und daß der Verstand, der begreifen und ordnen will, bei einem regulären Wirtschaftsgarten weit mehr als bei einer wilden Naturlandschaft seine

Rechnung findet. Aber der Mensch hat noch ein Bedürfnis mehr, als zu leben und sich wohl seyn zu lassen, und auch noch eine andere Bestimmung, als die Erscheinungen um ihn herum zu begreifen.

Was dem Reisenden von Empfindung die wilde Bizarrie in der physischen Schöpfung so anziehend macht, eben Das eröffnet einem begeisterungsfähigen Gemüth, selbst in der bedenklichen Anarchie der moralischen Welt, die Quelle eines ganz eigenen Vergnügens. Wer freilich die große Haushaltung der Natur mit der dürftigen Fackel des Verstandes beleuchtet und immer nur darauf ausgeht, ihre kühne Unordnung in Harmonie aufzulösen, Der kann sich in einer Welt nicht gefallen, wo mehr der tolle Zufall als ein weiser Plan zu regieren scheint, und bei Weitem in den meisten Fällen Verdienst und Glück mit einander im Widerspruche stehen. Er will haben, daß in dem großen Weltlaufe Alles wie in einer guten Wirtschaft geordnet sey, und, vermehrt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Gesetzmäßigkeit, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als von einer künftigen Existenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu erwarten, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt. Wenn er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gefezlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntnis bringen zu wollen, so gewinnt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gibt. Gerade dieser gänzlich Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend und unbrauchbar werden, macht sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturbedingungen dargestellt findet. Denn, wenn man einer Reihe von Dingen alle Verbindung unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz, der mit dem reinen Vernunftbegriff der Freiheit überraschend zusammenstimmt. Unter dieser Idee der Freiheit, welche sie aus ihrem eigenen Mittel nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens zusammen, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntnis verbinden kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel der Erscheinungen und behauptet also ihre Macht zugleich über den Verstand, als sinnlich bedingtes Vermögen. erinnert man sich nun, welchen Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner Independenz von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie es zugeht, daß Menschen von erhabener Gemüthsstimmung durch diese ihnen dargebotene Idee der Freiheit sich für allen Fehlschlag der Erkenntnis für entschädigt halten können. Die Freiheit in allen ihren moralischen Widersprüchen und physischen Uebeln ist für jede Gemüthserhöhe ein unendlich interessanteres Schauspiel, als Wohlstand und Ordnung ohne Freiheit, wo die Schafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Urwerks herabsetzt. Das Letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Product und glücklichen Bürger der Natur; die Freiheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reiben anzuführen.

Aus diesem Gesichtswinkel betrachtet, und nur aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als bisheriger Gegenstand, ist im Grunde nichts Anderes als der Conflict der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. Soweit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affecte im Menschen gezählt

werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Cato, Aristides, Horion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Gesichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit Dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reich sich nach den regulativen Grundfäden der Beurtheilung richtet oder zu richten scheint, so unabhängig reißt sie im Reich der Freiheit den Fiegel ab, woran der Speculationsgeist sie gern gefangen führen möchte.

Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht! Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; daß sie auf ihrem eigenwilligen freien Gang die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalls mit gleicher Achtslosigkeit in den Staub tritt; daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Erle wie das Gemeine in einem Untergang mit sich fortreißt; daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrliches Geschöpf, den Menschen, in ihre Kiesenarme faßt und zerschmettert; daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet und an einem Werk der Thorheit oft Zahlhunderte lang hant — mit einem Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnisregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwillkürlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furchtbare und zerstörende Natur, solange wir nämlich bloß freie Betrachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freilich und die Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts so sehr, als mit dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu gebieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen Welt, als der Bewahrerin unserer Glückseligkeit, in gutem Vernehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der moralischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber bekanntermaßen nicht immer an, beiden Herren zu dienen, und, wenn auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie in Streit gerathen sollte, so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine Geschicklichkeit kann ihn gegen die Lücke der Verhängnisse, sicher stellen. Wohl ihm also, wenn er gelernt hat, zu ertragen, was er nicht ändern kann, und preiszugeben mit Würde, was er nicht retten kann! Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Augenblicke erhebt, auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig bleibt, als sich in die heilige Freiheit der Geister zu flüchten; wo es kein anderes Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu wollen, und kein anderes Mittel, der Macht der Natur zu widerstehen, als ihr zuvorkommen und durch eine freie Aufhebung alles sinnlichen Interesses, das noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Nüchternungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da, wo sie ihm ihre verderbliche Macht bloß von ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück fest es uns in unmittelbarem Verkehr mit dem Geistesgesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und, was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und, weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Principium in unserm Gemüthe Raum, seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Act von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln und — der höchste Schwung der Menschennatur! — das wirkliche Leiden in eine erhabene Nüchternung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inoculation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Vöartigkeit beraubt, und der Angriff desselben auf die starke Seite des Menschen hingleitet wird.

Also hinweg mit der falsch verstandenen Schonung und dem schlaffen, verzärtelten Geschmaç, der über das erste Angestoch der Nothwendigkeit einen Schleier wirft und, um sich bei den Sinnen in Gnuß zu setzen, eine Harmonie zwischen dem Wohlseyn und Wohlverhalten lügt, wovon sich in der wirklichen Welt keine Spuren zeigen! Stirn gegen Stirn zeige sich uns das böse Verhängniß. Nicht in der Unwissenheit der uns umlagernden Gefahren — denn diese muß doch endlich aufhören — nur in der Bekanntheit mit denselben ist Heil für uns. In dieser Bekanntheit nun verhilft uns das furchtbar herrliche Schauspiel der Alles zerstörenden und wieder erschaffenden und wieder zerstörenden Veränderung, des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verrerbens, verhelfen uns die pathetischen Gemälde der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre Terzente, der, bei einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bei solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ersten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu halbig, seinen Begierden augenblicklich den Fiegel anzuhalten und, ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen, nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willensvermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwicklung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und, weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Gange zu machen und die

wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch, indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute Anstand verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor; aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen.

Man findet Gemälde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann, da nämlich, wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen vererbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen, aber wahren Ausdruck der Natur und an dem Contrast zwischen den Sitten der feinen Welt und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunknenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkenes Postillon, Wastrospe und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Munde des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Gränze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deswegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gefinnungen, Tugendarten und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen lassen, nur muß er nie Unwillen oder Ekel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bei Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fordern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Disignation. Ganz anders ist es in der Farce, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Contract ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farce dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Contrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit contrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins Furchtbare übergehen, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Verschärfung des Affekts ausgelöscht und also von einer höhern tragischen Wirkung gleichsam verschlungen werden. Stehlen z. B. ist etwas Absolut-Niedriges, und, was auch unser Herz zur Entschuldigung eines Diebes vorbringen kann, wie sehr er auch durch den Drang der Umstände mag verleitet worden seyn, so ist ihm ein unauslöschliches Brandmal aufgedrückt, und ästhetisch bleibt er immer

ein niedriger Gegenstand. Der Geschmack verzeiht hier noch weniger, als die Moral, und sein Richterstuhl ist strenger, weil ein ästhetischer Gegenstand auch für alle Nebenideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege gemacht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, der stiehlt, würde demnach für jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerfliches Object seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher, aber ästhetisch wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise) durch eine Insa mie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder in etwas erhöht und in unsere ästhetische Achtung restituirt werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhetischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann mehrere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß, weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt werden und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer niedrigen Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich.

Zweitens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die Kraft, bei einer moralischen auf die Gesinnung an. Kraftmangel ist etwas Verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf schließen läßt, ist es gleichfalls. Jere feige und friedencnde That ist uns wenig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann uns eine teuflische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine friedencnde, feige Gesinnung an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens richtet sich der Grad unsers Interesse, das wir ästhetisch daran nehmen, nach dem Grad der Kraft, der dabei geäußert worden ist.

Drittens werden wir bei einem schweren und schrecklichen Verbrechen von der Qualität desselben abgezogen und auf seine furchtbaren Folgen aufmerksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wirkungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so schweigt jede Härlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die unnütze Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg, in Verbrechen aus Ehrsucht, auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir sorglos gerissen werden und nicht in Athem kommen. Das schreckliche Glend seiner Familie und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affect, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz: das Niedrige wird durch das Schreckliche verdeckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel Widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Officier unverdienter Weise beschuldigt, einen silbernen Köffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung,

unwiederbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen, daß man Einen so lange für einen Mann von Ehre hält, als er nicht das Gegentheil zeigt. Traut man ihm also etwas Verächtliches zu, so sieht es aus, als ob er doch irgend einmal zur Möglichkeit eines solchen Argwohns Anlaß gegeben hätte, obgleich das Niedrige eines unverdienten Verdachts eigentlich auf Seiten des Beschuldigten ist. Dem Helden des angeführten Stücks thut es noch mehr Schaden, daß er Officier und Liebhaber einer Dame von Erziehung und Stande ist. Mit diesen beiden Prädicaten macht das Prädicat des Echlens einen ganz erschrecklichen Contrast, und es ist uns unmöglich, uns nicht Augenblicklich daran zu erinnern, wenn er bei seiner Dame ist, daß er den silbernen Köffel in der Tasche haben könnte. Das größte Unglück dabei ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahnt: denn, wäre Dieses, so würde er als Officier eine blutige Genugthuung fordern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das Erste ist unter aller ästhetischen Würde, das Letzte kann öfters sehr gut damit bestehen. Sklaverei ist niedrig, aber eine slavische Gesinnung in der Freiheit ist verächtlich; eine slavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hebeil der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Cyklop, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor, und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausruf des innern Werths zu Gebote steht.

Aber, was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Maler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Subjecte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der Eindruck des Gemäldes lebhafter, als der des Gedichtes, sondern der Maler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkürlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern versöhnen. Wenn uns Homer seinen Ulyß in Bettelklumpen aufführt, so kommt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmalen, und wie lang wir dabei verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft seyn könnte. Wenn aber der Maler oder gar noch der Schauspieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unsrer Gewalt: wir müssen sehen, was uns der Maler zeigt, und können die widrigen Nebenbuden, die uns dabei in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

An den Herausgeber der Propyläen.

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwei letzten Preisaufgaben veranlaßt wurden, und, noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen nützigen

Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja, es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bei diesen Preisaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröffnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nämlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eigenes Interesse des Verstandes, wovon freilich Derjenige keinen Begriff hat, der sich den Eindrücken künstlerischer Werke nur gedankenlos hingibt. Eine gleich große Anzahl wirklicher Meisterstücke, aber von verschiedenem Inhalt, würde uns unstreitig einen höhern Kunstgenuß, aber vielleicht keinen so reichen Begriff von der Kunst verschafft haben, als diese vielseitige Behandlung desselben Themas mir wenigstens gegeben hat.

Zuerst ein Wort von den Preisaufgaben selbst. In Sachen der schönen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus Begriffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema der künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfreig hat die Wahl der beiden Sujets gerechtfertigt; denn aus beiden sind wirklich, unter geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige Bilder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und Eins ist, und Beide, Phantasie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen, so gibt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Empfindung, je nachdem sie sich einem dieser beiden ästhetischen Pole vorzugsweise nähern; zu einer von beiden Classen aber muß jedes künstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen Kunstgehalt. Sie haben bei diesen zwei Preisaufgaben dafür gesorgt, daß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige, den die Natur reich genug anstattete, auf beiden Feldern der Kunst glänzen konnte.

Hektors Abbilder analitisirte sich zu einem naiven und seelenvollen Empfindungsbild; der Raub der Pferde des Ahejus, ein Nachtstück, war zu einem kühnen, kraftvollen Phantasiegebilde geeignet. Beide Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für gleichbedeutend gelten und mochten, für die Ausführung, im Ganzen genommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das Naturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl entscheiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht neigen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz, und der Deutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bei dieser Gelegenheit nicht verlernt.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente der Handlung und die Motive unentschieden gelassen: hier also war das Feld der Erfindung. Zwei Helden, dem Begriffe gemäß, den wir uns von Diomed und Ulyßes bilden, zeigen sich in der Finsterniß der Nacht in dem trojanischen Lager, wo thracische Krieger mit ihrem Könige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt, bemächtigt sich Ulyß der schönen weißen Pferde des Königs. Sie müssen eilen, um nicht überfallen zu werden, und Diomed verläßt ungern den Schanplatz.

Hier war nun die Wahl des Moments von der höchsten Bedeutung. Der Künstler konnte den Augenblick des wirklichen Ermordens, er konnte den Augenblick nach der That und unmittelbar vor dem Abzuge darstellen. Wiewohl er bei dem ersten Momente stehen, so war das Bild nicht nur an Gehalt ärmer, es konnte auch einen widrigen Eindruck auf das Gefühl machen: die nächtliche Ermordung schlafender Menschen hat etwas Schändliches für einen Helden. Der König,

welcher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, unser Mitleid wurde interessirt, und das Bild bekam einen pathetischen Charakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hingegen der Künstler den Augenblick nach der That, wo beide Helden auf ihre Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Gemälde. Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die Ermordeten waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelner aus denselben einen Anspruch an unsere Theilnahme machte; wir schauern nicht unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schluß, daß sie im Schlaf ermordet worden und, was die Hauptsache ist, Ulyss und Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes; es ist ihre Kühnheit, die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, was uns beschäftigt.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesentlicher Theil der sinnlichen Vereinfachtheit und der Würde abgehen. Ulyss und Diomed werden immer nur als zwei nächtliche Mörder und Räuber erscheinen; die Handlung wird also, auch wenn sie ihr Empörendes verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns seyn. Etwas muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu heben: Dies geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Göttin. Der Künstler durfte diese nicht weit suchen: auch im Homer erscheint die Pallas und treibt beide Helden, zu eilen. Durch Einführung der Göttin wird für den Gedanken noch Vieles gewonnen, daß die nächtliche That einen Zeugen hat, daß durch ihre That die Nothwendigkeit der Nacht sinnlich klar wird, und für die Ausführung des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einem Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effect der Massen und Contraste anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes Nr. 5, wo in der Mitte des Ganzen zwei milchweiße Pferde sich erheben, Diomed in dem Hintergrund noch in dem Morde begriffen ist, und beide Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig fürs Auge, aber der Gedanke ist gemein, und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste Prosaische ergriffen. Denn warum zwei Heldenfiguren hervorufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stillleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unsichtbar: es setzt nichts voraus und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwei andere größere Bilder (Nr. 3 und 4) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwert ist über ihm gerückt, Ulysses hat sich in Pferde bemächtigt. Die Anordnung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bei dem vorerwähnten Bilde, die Helden sind den Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte, fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwei andere Bilder (Nr. 6 und 7) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung

ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyss auf eins der Pferde geschwungen, der Augenblick des Forteilens ist ausgedrückt; auf dem andern wird noch Rath gehalten, aber die Scene ist zu ruhig, es fehlt an Leben und Bedeutung.

In einem höhern Geist sind zwei andere Bilder desselben Inhalts gedacht und ausgeführt.

Die Göttin erscheint (Nr. 2) über den erschlagenen Leichen, und das Licht, das sie umfließt, beleuchtet die nächtliche Scene. Diomedes ruht in einer nachdenkenden Stellung mit aufgehobenem Fuß auf einem Leichnam und bedenkt sich, das Schwert in die Scheide zu stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rechten Hand, um ihn zu warnen, und mit der ausgestreckten Linken zeigt sie ihm den Weg. Ulysses, den Vogen in der Hand, hält die sich bäumenden Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Bewegung fort, nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beide Helden sind nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyss, und ein Löwenfell hängt über dem Rücken des Diomedes. Jener, dessen kräftig gezeichnete Figur am Meisten hervordringt, bringt in das Ganze eine lebhaftere Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des Diomedes einen vielsticht nur zu starken Ablich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der Kunst eingetreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerückt, nur das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt weiter in das Reich der Einbildungskraft führt uns das andere (Nr. 1), mit dem sich diese Malerle der Athesusbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gezeigt und uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene durch die Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des gegenwärtigen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die Tiefe des Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieben werden. Er öffnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz, und wir übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der Mord.

Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch verschiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine malerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben fortreiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken; nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde, sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die still liegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen: Dies findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rheus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Mäde des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyss und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erschütterung zur Linken hingewandt.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechte den Säumenden, fortzuweichen. Die Wolke, in der sie erscheint, wölgt sich malerisch wie ein daherschrömender Nebel um den Wagen des

Athens herum und faßt auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnißvollen Vorhang ein, der sich nur auf der rechten Seite öffnet, um den Blick nach dem griechischen Schiffslager zu erweitern. Alle Partien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen in einander.

Man erfährt bei diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts Einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt; Alles repräsentirt nur und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beiden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

Der Rand der Pforte des Aethes ist, als bloßes Factum betrachtet, gleichgültig und ohne allen Gehalt für das Herz: hier mußte also die Phantasie ihre Macht beweisen, und der Gedanke statt des wirklichen Gegenstandes eintreten. Wurde dieses Bild bloß mit einer treuen Sinnlichkeit und natürlichen Wahrheit behandelt, so mußte es leer und charakterlos ausfallen. Aber eben diese natürliche Wahrheit ist das Gespenst der Zeit, und dem Deutschen insbesondere wird es schwer, sich mit freier Dichtungskraft über das gemein Wirkliche zu erheben. Diesem Stoff also, der sein Gefühl nicht anspach, konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel abgewinnen, und eben Dieses scheint die Meisten von diesem Sujet zurückgeschreckt zu haben.

Der Abschied des Hektors ist schon als Stoff und ohne allen Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand und konnte mit einem mäß'gen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wahrheit, ein sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimentalische Gang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum wahren Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie auf dem poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hektor und eine zerfließende Andromache waren zu fürchten, und sie sind auch nicht ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich leicht von selbst herausfinden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppeltes Verhältniß auszuzeichnen: Hektor sollte als liebender Vater und als zärtlicher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem dieser Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Einheit des Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Hauptsache gemacht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher Bedeutung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnanteste zu wählen.

Einige der concurrenden Künstler haben sich begnügt, bloß den Abschied des Vaters von der Gattin vorzustellen, und sind folglich unter der Aufgabe geblieben. Das Kind auf den Armen der Wärterin oder der Mutter ist nur ein Zeuge der Handlung. Hektor selbst ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweier Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dies ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am Weitersten von der Aufgabe entfernt: denn an den Krieger und den Helden, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Nührung angelegt, die die sem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andere schlugen den entgegengesetzten Weg ein: indem sie den Vater ausschließlich mit dem Kinde beschäftigten, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Charakters sich mit dem männlichen Ernst des Helden sehr wohl verträgt. Und, da die Mutter sich

durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (Nr. 24), einem Delgemälde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in einer Umarmung zusammen zu fassen. Hektor breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen nach dem Kinde ausgestreckten Armen an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweite Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden: denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurückläßt, um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten, ewigen Abschied ahnen. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern auch die Nührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der concurrenden Künstler (Nr. 13), dem die Natur einen heitern Sinn und ein schönes, naives Gefühl verliehen, aber die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu haben, hat sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, indem er die ganze Aufgabe in eine zärtliche Familienscene verwandelt, worin von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar nichts zu sehen ist. Hektor unterhält sich mit dem Kinde, das auf dem linken Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen scheint. Die Amme deutet mit einer sprechenden Bewegung auf den Vater, als ob sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An Hektors rechte Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den einen Arm liebevoll hingegeben, indem er den andern dem Kinde schmeichelnd entgegen streckt. Jede der drei Figuren belebt ein naiver, äußerst glücklich gewählter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt um den Mund des Vaters, und Andromache's seelenvoller Blick schwimmt zwischen Heiterkeit und Thränen. Alles accorirt zu einer schönen, lieblichen Gruppe und spricht das Gemüth schnell und entscheidend an. Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstforderungen nach, weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig über den gerechten Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und die ganze malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unschildlichkeiten überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroische, das er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Umgebung nachholen zu wollen und erfüllte deswegen den Rand der Mauern und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer Million spießtragender Trojaner, welche auf diese Familiengruppe herabschauen.

So wie man auf diesem Bilde das Pathetische ganz vermißt, so ist denselben auf zwei andern, sonst sehr tüchtig gearbeiteten Bildern zu viel Raum gegeben, und von dem heroischen Charakter des Helden zu viel aufgeopfert worden. Sie erregen daher ein gewisses peinliches Gefühl, und man mag nicht gern dabei verweilen. Auf dem einen mißfällt noch besonders die abgewandte Stellung des Hektor und der Ausdruck hilflosen Schmerzens in seiner Geberde. Dem andern (Nr. 19) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen farbeneffect Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere, und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affect beruhigten Ausdruck, und die Handlung erhält dadurch einen feierlichen Charakter. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwei vorzüglichsten (Nr. 25 und 26) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hilflosen Stadt: Beide scheint Hektor in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwei nach Art der Vasreliefs gearbeitete Bilder (Nr. 20 und 21), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hektor die Stufen seines Hauses herab; sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn aufsmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedenklichkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor, als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weist doch auf etwas Anderes hin; es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste, doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht auf sich selbst; die zärtliche Bekümmerniß der Gattin ist dem Ganzen gemäß. Nur sie selbst ist zu klein und zu dürrig gegen die kolossalische Figur des Helden und stört den antiken Sinn des Ganzen durch ihre moderne, schwächliche Erscheinung.

Auch in Behandlung der Amme, als der dritten Figur, hat sich das Genie der verschiedenen Künstler charakterisirt. Einige, die zu der Höhe des Gegenstandes nicht hinauf langen konnten, haben mit ihrem Genie gerade die Amme noch erreicht, und diese ist dann die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corpore vili konnte der Künstler der beliebtesten Natürlichkeit mit dem mindesten Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier eine edlere Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgültigkeit an bis zur coquetten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern durchgeführt worden. Tiefen legtern Charakter trägt sie auf einer buntgetuschten Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwei unschicklich angebrachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben will. Das Bild ist auf das Gefälligste, nach Art eines bunten englischen Kupferstichs behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, die Amme aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hektor wußte der Künstler sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines Gegenstandes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwei vorhin erwähnten Bildern, in welchen Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme wirklich bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der Würde des Ganzen veredelt. Auf dem einen (Nr. 25) steht sie in einer sehr geistreich gedachten Stellung abgewendet, und es ist dem Künstler gelungen, uns gerade durch Das, was er

verhüllte, desto tiefer zu rühren. Auf dem andern Bilde (Nr. 26), dessen ich nachher noch umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch größere, wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bei dieser Abschiedsscene Hektors war das Locale keineswegs unwichtig, und die Handlung konnte nur vermittelt desselben ihre volle Erklärung erhalten. Wenn sich der Künstler nicht der Freiheit der Symbole bediente, so mußte er die Scene unter oder an das trojanische Thor verlegen, und, je sprechender er die Umgehung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist, obgleich das andere Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bei diesen Bildern, bald mehr, bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bei welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frei und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze; andere empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der malerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26) der braunen Zeichnung, wie das Publicum sie nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahl's, erfuh, zurückkehren, welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hektor hebt den Arianar mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt, im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hektors in weiterm Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitere Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze Schale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scene bereit hielt; aber in ihrem Affect ist nichts Unwürdiges, es ist nur das Festige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung geschieht unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen stimmt. Hinter der Amme öffnet sich daselbe in einem schönen freien Bogen; man sieht den Wagen Hektors, der Führer hält die Fiedel an, ein Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der Handlung des Hintergrundes in Verbindung.

Dies ist der poetische Gedanke des Bildes; der edle Styl, die Einheit, die leichte Hand, die Heiligkeit und Anmuth in der Behandlung kann nur empfinden, nicht durch Worte ausgedrückt werden. Man übt sich thätig, klar und entschieden: die schönste Wirkung, die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird gereizt und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, das Herz erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedigt.

Ueber Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Dinsen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst blent doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freiere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgefänge, die Musikliebhaberei unsern Damen sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Bruchzeit absterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuss erkauft werden sollte. Viel-Mehr ließe sich auch in unsern so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst überhaupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höhern Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, sie von einer andern nur desto nothwendiger geworden ist. Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unserer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsein und Wig, Vernunft und Einbildungs-kraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Verstande widerfahren kann, über dem Gleich des Dorschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Wahnern würde sich der Geist bei der Dichtkunst wieder zurecht finden und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendlich blühende Hebe, welche in Jovis Saal die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll, daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäufen, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen und in Armuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andre, als reife und gebildete Hände fiel. Solange Dies nicht ist, solange zwischen dem sittlich ausgebildeten, vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied stattfindet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Ersten das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt: solange dürfte die Dichtkunst ihren veredelnden Einfluß auf das Jahrhundert verlieren, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jüngling suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wieder finden wollen, die ihn im wirklichen Leben verschrecken. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer

sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf-zuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüths-lage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben Das, was vom Sittlichen: wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene anspricht. Kein noch so großes Talent kann den einzelnen Kunstwert verleihen, was dem Schöpfer des selben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quell entspringen, kann selbst die Zeile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen Mäusen-berg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, dünkt uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unser nicht ungevorfahren lyrischen Dichter auf den bessern des Publicums wirkt; an trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der ander, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bestimmungen überrascht oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Gesagten die Anwendung auf Hrn. Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maßstab auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Voll-sänger“ ankündigt und Popularität (s. Vorrede zum 1. Theil Seite 15 u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk“ hincinzu zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Zeitalter oder die Troubadours dem andern waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsere Welt ist die Homer'sche nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinem ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturnunterschied ist es noch die Conventienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkürlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte als

Ueber Bürgers Gedichte.

bloß zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Hauses zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Classe Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen Weiben sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlt uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind und sich bei ihrem Publicum Dank verdient haben; aber nimmermehr kann ein Dichter von Herrn Würgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herabgesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ersten Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschießen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Wenn müßte der Dichter ausschließlich nur unter Eindrücken und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, was Erfahrung, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig unterlagen und durch diese reine Scheidung Tessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Unverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das größte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhilfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspost so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nugen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksempfinden würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Anacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinen und geistreichen Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck ließ, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Typen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Wiltersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß, brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosophie und Geseßgeber sich erheben dürften, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ebe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungedulbiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man müsse ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem *n* *La* ist es gegeben, mit den Resultaten des *Lebens* zu spielen, den Gedanken von der Form los-
die er ursprünglich gebietet, aus der er

vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zu viel, wenn er Pöynslarität eines Gedichts für das „Siegel der Vollkommenheit“ erklärt. Aber, indem er Dies behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was Mancher, der ihn liest, bei dieser Behauptung ganz und gar überschauen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen, absoluten, inneren Werth zu besitzen. „Wenn ein Gedicht,“ scheint er sagen zu wollen, „die Prüfung des echten Geschmacks anhält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Häßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt.“ Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was Allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte, so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werths (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften besteht) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürger-
schen Gerichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen
haben, daß wir in dem größten Theil derselben den
milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen
Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mythen des
Schönen, Edeln und Wahren, in dem Wolfe blendend
hernieder steigt, aber auch in der vertrauten Gemein-
schaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft ver-
leugnet. Hr. W. vermischet sich nicht selten mit dem Volk,
zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es
scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, geht er
ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das
er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er
unter diesem Namen gedacht wissen will. Nimmermehr
sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachfeier
der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung,
die Elemente, die Göttingische Zuckersäuer, Männer-
kuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. m. und eine
Krau Schmitz, Kortunens Pranger, Wenagerie der
Götter, an die Menschengeschichte und ähnlich nieder-
schrieb. Wenn wir anders aber einen Volkseichter rich-
tig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede
Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren
Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede
jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber, daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Nec. muß geschehen, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am Reichlichsten ausstreuete) beinahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermiste Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedankenen oder die beleidigte Würde des Inhalts oder eine zu geistlose Einseitigkeit; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein

ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am Seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte: so war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnötigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Producten nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdbartigen Vermischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirung vernünftigen wir zu sehr bei Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemein sinnlichen Charakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas Anderes als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenschuß von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geßichten ein demselben correspondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin. Man sehe z. B. S. 124 das Mädel, das ich meine, das hohe Lied und mehrere andre. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göttinnen zusammengeborgt. S. 86, die beiden Liebenden:

Im Denken ist sie Pallas ganz
Und Juno ganz an edelm Gange,
Terpsichore beim Freudentanz,
Euterpe weidet sie im Sange,
Ihr weicht Nysa, wenn sie lacht,
Melpomene bei sanfter Klage.
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Eitsamkeit bei Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkommt, eben verunstalte, sondern, weil sie uns das passendste Beispiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. B. idealisirt. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet, Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemälde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinne zu, den nie der Reichthum, sondern die weise Dekonomie, nie die Materie, nur die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, nur die Reinheit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu ersünden; aber wir entdecken bei jeder Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen, selbststücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns

eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klingeling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallyrum larum u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweideutige Beifall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereien durch die Zauberkrast seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beispiels in Schutz nimmt, wie soll sich der unmanliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Lichtkunst einführt? Aus eben diesem Grunde kann Dec. das sonst so lieblich gesungene Gedicht „Blümchen Wunderholz“ nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frei herausgesagt, Ländelei. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreiers Kehlen mit
Und wandelst in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt,

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Aether, und ein unechter Reim: bläuh und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am Meisten vermißt man die Idealisirung bei Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, größtentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnahehmlich schön in den meisten Diction und Versbau ist, so poetisch sie gesungen wird, so unpoetisch scheinen sie uns empfinden. Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuelle Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem lyrischen. Tiefer darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuern Bürger'schen Gedichte sind größtentheils Producte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heautontimerumes des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig noch rein genug aufgefaßt zu werden, daß das Unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht stört. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bei denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nämlich nicht bloß Gemälde dieser eigenthümlichen (und sehr unidichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt, sie sind leider oft auch der Quell, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reizes und der Schönheit sind sehr eigen sinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst einschlößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein ander Feuer, als das Feuer einer reinen, ungenüßigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns so werthlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. Sowie der Dichter selbst bloß leidender Theil ist,

muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herabsinken. Aus der sanftern und fernenden Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt, aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affects, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabei geführt habe, hatte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Vegeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freiheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Uebermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Herrn Bürgers charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragende Stück in dieser Sammlung: „Das hohe Lied von der Einzigen,“ verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andre Kunsttrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Product der Bürger'schen Muse herausgelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beigelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses so viele Verschönerungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Vegeisterung des Dichters nicht selten in die Gränzen des Wahnsinns verliert, daß sein Feuer oft Zurie wird, daß eben deswegen die Gemüthsstimmung, mit der man dies Lied aus der Hand legt, durchaus nicht die wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versezt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. , hingerissen von dem Affect, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Verheißung dieses Liedes auf seine eigene Lage, die er in demselben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Liedes sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deswegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, ein Gedicht nämlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Kiedern dieser Sammlung hatte, erklärt uns beiläufig, warum wir in diesen Kiedern so übertrieben oft an ihn selbst, den Verf., erinnert werden. Rec. kam unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi *seriam sidera vertice* des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deswegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bei solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet an, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwinden kann. Aber, angenommen, daß an solchen scherzhafteu Aeußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehnter Theil, der zehnmal wieder kommt, einen ganzen und bitteren Ernst. Eigengruß kann selbst einem Horaz nur verziehen werden. Wir ungern verzeiht der hungerne Kiefer dem Dichter, daß er so gern — nur bewundern möchte. Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns Alles zu seyn, was über eine

Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Vergleichung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden konnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publicums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hr. B. zuvorthun wird. Bei seinen Sonetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leier des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle bloß witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hr. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starken nervigen Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Gedicht I. Thl. S. 142 mit einem Anakreontischen oder Horazischen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hr. Bs. Gedichten, den ernsthaften oder den satirischen, den ganz lyrischen oder lyrisch-erzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen. Es ist nicht zu verkennen, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben, so ist Dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hr. Bs. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Jecern lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hr. B. um den lyrischen Lorbeerkrantz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß Vieles von Dem, was wir an seinen Producten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am Allenwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirn umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich fließende Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unter-schreibt, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Classicität zu erringen.

Das Publicum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. W. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönernte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete seyn soll.

* So urtheilte der Verfasser vor eifß Jahren über Bürgers Dichterverdienst: er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern; aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Parteien hat sich in diesen Streit gemischt; aber, wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intension des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795.

Tübingen bei Gotta.

Seit den Hirschfeld'schen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberei für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte, und Alles der Willkür überlassen blieb. Den irrgeliteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vorzügliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dies scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nöthlichen Geschmacks sind von einer so zweideutigen Abkunft und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem echten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte und dem Tiletantismus zum Spiele dahin gab. Ungewiß, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen sollte, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die liebste schwere Last beherrschte. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpurnatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekten rückte sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosen Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Geseß empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantastie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit

beraubt, dafür aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde: so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtentheils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten.

Da es so schwer hält, der ästhetischen Gartenkunst ihren Platz unter den schönen Künsten anzuweisen, so könnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bei uns aufgetreten ist, enthalten etwas Wahres und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architektonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß die Gartenkunst unter einer Kategorie mit der Baukunst steht, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der Letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entspringen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freiheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Forderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frei, und die Schönheit ihrer Formen wird durch den unumhülllichen physischen Zweck jederzeit beengt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium, nachahmen oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja, sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung, und das Auge durch Majestät oder Numuth befriedigt wurde, die Natur als Mittel zu behandeln und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst, wie in der Baukunst, durch eben diese Anseerung der Naturfreiheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architektonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandtschaft, die in mehreren Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln und in der Wahl zwischen Ordnung und Freiheit die Erstere auf Kosten der Andern zu begünstigen.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freien Natur, nicht des Künstlers sind. Sobald also der Gartengeschmack diese Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die Freiheit, so wie sein architektonischer Vorgänger die Regelmäßigkeit, zum obersten Geseß; bei ihm mußte die Natur, bei diesem die Menschenhand siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war

* Anmerkung des Herausgebers. Dieser Aufsatz wurde hinzugefügt, als der Verfasser im Jahr 1802 obige Recension der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einreichte.

für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grängen trat und die Gartenkunst in die Malerei hinüber führte. Er vergaß, daß der verjüngte Maßstab, der der letztern zu Statton kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt und nur in so fern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ningen nach Mannigfaltigkeit ins Tübelhafte und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtefertigt, der Raum und die Kräfte fehlten — ins Willkürliche verfiel. Das Ideal, nach dem er strebte, enthält an sich selbst keinen Widerspruch; aber es war zweckwidrig und grillenhaft, weil auch der glücklichste Erfolg die ungeheuren Opfer nicht belohnte.

Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grängen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will: eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlich Weise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gefesselten Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären verheigen dürfe, als uns Diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dies ist es, worauf der geistreiche Verfasser der fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks in diesem Kalender vorzüglich hinweist, und unter Allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gefunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen; aber diese Nachlässigkeit in der Form ersucht sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstand und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bei Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdigt hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grängen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit erscheinen und alle Kunst scheinbar verschlungen haben: 1. von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der Erstern ihren ästhetischen Werth streitig zu machen, bequilt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern und zeichnet kürzlich die Grängen, innerhalb deren sich bei einer jeden dieser drei Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleien an den Landstraßen

u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverständene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreiheit führen. Aber, indem er die Grängen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn und durch Aufopferung des Unnützligen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut, als musikalische oder poetische Compositionen, fähig seyn müßten, einen bestimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu erzeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben Verfasser in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlagen zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Necken teuten überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sey nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht. Die meisten Reisenden, denen die Günst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnißmauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf Einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Composition. Ländliche Simplizität und vornehmste städtische Herrlichkeit, die zwei äussersten Zustände der Gesellschaft, grängen auf eine rührende Art an einander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung giebt durch die ganze Landschaft einen tiefen, eleganten Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallt, wenn schon Alles verschwunden ist.

Der Verf. nimmt an, daß nur Derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzufügen, daß nur Derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine vernünftige Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Bruchfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hiezieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft in Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemäcker des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack

mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfnis nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und die ländliche Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorf empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren trauernde Wände der Pfänger seine friedliche Hülfe lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenen Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist besetzte und durch Kunst eraltete Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlagen einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Verfassers über den Garten zu Schwegingen und über das Seifersdorfer Thal bei Dresden wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche Sittenprüche, auf eigene Täfeln geschrieben, an die Bäume hängt, für affectirt und einen Geschmack, der Moscheen und griechische Tempel in buntem Gemische durch einander wirft, für barbarisch zu erklären.

Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe.

Entweder es sind außerordentliche Handlungen und Situationen, oder es sind Leidenschaften, oder es sind Charaktere, die dem tragischen Dichter zum Stoff dienen; und, wenn gleich oft alle diese drei, als Ursache und Wirkung, in einem Stücke sich beisammen finden, so ist doch immer das Eine oder das Andere vorzugsweise der letzte Zweck der Schilderung gewesen. Ist die Begebenheit oder Situation das Hauptaugenmerk des Dichters, so braucht er sich nur in so fern in die Leidenschaft und Charakterbildung einzulassen, als er jene durch dieselbe herbeiführt. Ist hingegen die Leidenschaft sein Hauptzweck, so ist ihm oft die unscheinbarste Handlung schon genug, wenn sie jene nur ins Spiel setzt. Ein am unrechten Orte gefundenes Schnupstuch veranlaßt eine Meisterscene im Wohnen von Venetig. Ist endlich der Charakter sein vorzüglicheres Augenmerk, so ist er in der Wahl und Verknüpfung der Begebenheiten noch viel weniger gebunden, und die ausführliche Darstellung des ganzen Menschen verbietet ihm sogar, einer Leidenschaft zu viel Raum zu geben. Die alten Tragiker haben sich beinahe einzig auf Situationen und Leidenschaften eingeschränkt. Darum findet man bei ihnen auch nur wenig

Individualität, Ausführlichkeit und Schärfe der Charakteristik. Erst in neuern Zeiten, und in diesen erst seit Shakespeare, wurde die Tragödie mit der dritten Gattung bereichert: er war der Erste, der in seinem Macbeth, Richard III. u. s. w. ganze Menschen und Menschenleben die Bühne brachte, und in Deutschland gab uns der Verfasser des Götz von Berlichingen das erste Muster in dieser Gattung. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, wie viel oder wie wenig sich diese neue Gattung mit dem letzten Zwecke der Tragödie, Furcht und Mitleid zu erregen, verträgt; genug, sie ist einmal vorhanden, und ihre Regeln sind bestimmt.

Zu dieser letzten Gattung nun gehört das vorliegende Stück, und es ist leicht einzusehen, inwiefern die vorgezeichnete Erinnerung mit demselben zusammenhängt. Hier ist keine hervorstechende Begebenheit, keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, nichts von Dem allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der an allen Theil nimmt, und auf den sich alle beziehen. Die Einheit dieses Stücks liegt also weder in den Situationen, noch in irgend einer Leidenschaft, sondern sie liegt in dem Menschen. Egmonts wahre Geschichte konnte dem Verfasser auch nicht viel Mehreres liefern. Seine Gefangenennahme und Verurtheilung hat nichts Außerordentliches, und sie selbst ist auch nicht die Folge irgend einer einzelnen interessanten Handlung, sondern vieler kleinern, die der Dichter alle nicht brauchen konnte, wie er sie fand, die er mit der Katastrophe auch nicht so genau zusammenknüpfen konnte, daß sie eine dramatische Handlung mit ihr ausmachten. Wollte er also diesen Gegenstand in einem Trauerspiel behandeln, so hatte er die Wahl, entweder eine ganz neue Handlung zu dieser Katastrophe zu erfinden, diesem Charakter, den er in der Geschichte vorfand, irgend eine herrschende Leidenschaft unterzulegen oder ganz und gar auf diese zwei Gattungen der Tragödie Verzicht zu thun und den Charakter selbst, von dem er hingerissen war, zu seinem eigentlichen Vorwurf zu machen. Und dieses Letztere, das Schwerere unstreitig, hat er vorgezogen, weniger vernünftlich als zu großer Achtung für die historische Wahrheit, als weil er die Armuth seines Stoffes durch den Reichthum seines Venies ersetzen zu können fühlte.

In diesem Trauerspiel also — oder Rec. müßte sich ganz in dem Gesichtspunkte geirrt haben — wird ein Charakter aufgeführt, der in einem bedenklichen Zeitlauf, umgeben von den Schlingen einer arglistigen Politik, in nichts als sein Verdienst eingeschüllt, voll übertriebenen Vertrauens zu seiner gerechten Sache, die es aber nur für ihn allein ist, gefährlich wie ein Nachtwandler auf jähler Dachspitze wandelt. Diese übergroße Zuversicht, von deren Ungerund wir unterrichtet werden, und der unglückliche Ausschlag derselben sollen uns Furcht und Mitleiden einflößen oder uns tragisch rühren — und diese Wirkung wird erreicht.

In der Geschichte ist Egmont kein großer Charakter; er ist es auch in dem Trauerspiele nicht. Hier ist er ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Andern, frei und tühn, als ob die Welt ihm gehörte, bra- und unerschrocken, wo es gilt, dabei großmüthig, liebenswürdig und sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein frühliches Weltkind — alle diese Eigenschaften in eine lebendige, menschliche, durchaus wahre und individuelle Schilderung verschmolzen, die der verschönernden Kunst nichts, auch gar nichts zu danken hat. Egmont ist ein Held, aber auch ganz nur

ein flämischer Held, ein Held des sechzehnten Jahrhunderts; Patriot, jedoch ohne sich durch das allgemeine Glend in seinen Treuden stören zu lassen; Liebhaber, ohne darum weniger Essen und Trinken zu lieben. Er hat Ehrgeiz, er strebt nach einem großen Ziele; aber Das hält ihn nicht ab, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem Wege findet, hindert ihn nicht, des Nachts zu seinem Liebchen zu schleichen, Das kostet ihm keine schlaflose Nächte. Tollkühnheit wagt er bei St. Quentin und Gravelingen sein Leben; aber er möchte weinen, wenn er von dieser freundlichen, süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens scheiden soll. „Leb' ich nur,“ so schildert er sich selbst, „um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sey? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? — Wir haben die „und jene Thorheit in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, sind Schulb, daß eine ganz edle „Schaar mit Bettelsäcken und mit einem selbst gewählten „Unnamen dem König seine Blüthe mit spottenber „Demuth ins Gedächtniß rief, sind Schuld — was ist's „nun weiter? Ist ein Fastnachtspiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth um unser Lebens „arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar „zu ernsthaft nehmst, was ist denn dran? Scheint mir „die Sonne heut, um Das zu überlegen, was gestern „war?“ — Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem Letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu seyn, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen; — daß er ihm endlich nicht einmal so viel Größe und Ernst mehr übrig läßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen. Wahr ist es, solche Züge menschlicher Schwachheit ziehen oft unwillkürlich an — in einem Heldengemälde, wo sie mit großen Handlungen in schöner Mischung zerfließen. Heinrich IV. von Frankreich kann uns nach dem glänzendsten Siege nicht interessanter seyn, als auf einer nächtlichen Wanderung zu seiner Gabelle; aber durch welche strahlende That, durch was für gründliche Verdienste hat sich Egmont bei uns das Recht auf eine ähnliche Theilnahme und Nachsicht erworben? Zwar heißt es, diese Verdienste werden als schon geschehen vorausgesetzt, sie leben im Gedächtniß der ganzen Nation, und Alles, was er spricht, athmet den Willen und die Fähigkeit, sie zu erwerben. Richtig! Aber Das ist eben das Unglück, daß wie seine Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, — seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. Alles weist auf diesen Egmont hin, als auf die letzte Stütze der Nation, und was thut er eigentlich Gutes, um dieses ehrenvolle Vertrauen zu verdienen? (Denn folgende Stelle darf man doch wohl nicht dagegen anführen: „Die Leute,“ sagt Egmont, „erhalten sie (die Liebe) auch meist allein, die nicht darnach jagen. Klären. Hast du diese stolze Aumerkung über dich selbst gemacht, du, den alles Volk liebt? Egmont. Hätte ich nur etwas für sie gethan! Es ist ihr guter Wille, mich zu lieben.“) Ein großer Mann soll er nicht seyn, aber auch erschaffen soll er nicht: eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stüdes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen das Große hinansetze, daß er die Zeiten nicht verwechsle. Wer wird z. B. folgendes billigen? Dranien ist eben von ihm gegangen; Dranien, der ihn

mit allen Gründen der Vernunft auf sein nahes Verderben hingewiesen, der ihn, wie uns Egmont selbst gesteht, durch diese Gründe erschüttert hat. „Dieser Mann,“ sagt er, „trägt seine Sorglichkeit in mich herüber — Weg — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! „Und von meiner Stirn die sinnenden Runzeln wegzubannen, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.“ Dieses freundliche Mittel nun — wer es noch nicht weiß — ist kein andres, als ein Versuch beim Liebchen! Wie? Nach einer so ernsten Aufforderung keinen andern Gedanken, als nach Zerstreuung? Nein, guter Graf Egmont! Runzeln, wo sie hingehören! und freundliche Mittel, wo sie hingehören! Wenn es Euch zu beschwerlich ist, Euch Eurer eignen Rettung anzunehmen, so mögt Ihr's haben, wenn sich die Schlinge über Euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschlecken.

Hätte also die Einmischung dieser Liebesangelegenheit dem Interesse wirklich Schaden gethan, so wäre Dieses doppelt zu beklagen, da der Dichter noch obenrein der historischen Wahrheit Gewalt anthun mußte, um sie hervorzubringen. In der Geschichte nämlich war Egmont verheirathet und hinterließ neun (Aubere sagen eilf) Kinder, als er starb. Diesen Umstand konnte der Dichter wissen und nicht wissen, wie es sein Interesse mit sich brachte; aber er hätte ihn nicht vernachlässigen sollen, sobald er Handlungen, welche natürliche Folgen davon waren, in sein Trauerspiel aufnahm. Der wahre Egmont hatte durch eine prächtige Lebensart sein Vermögen äußerst in Unordnung gebracht und brauchte also den König, wodurch seine Schritte in der Republik sehr gebunden wurden. Wesenbers aber war es seine Familie, was ihn auf eine so unglückliche Art in Brüssel zurückhielt, da fast alle seine übrigen Freunde sich durch die Flucht retteten. Seine Entfernung aus dem Lande hätte ihm nicht bloß die reichen Einkünfte von zwei Statthalterschaften gekostet; sie hätte ihn auch zugleich um den Besitz aller seiner Güter gebracht, die in den Staaten des Königs lagen und folglich dem Kaiser anheim gefallen seyn würden. Aber weder er selbst, noch seine Gemahlin, eine Herzogin von Baiern, waren gewohnt, Mangel zu ertragen; auch seine Kinder waren nicht dazu erzogen. Diese Gründe setzte er selbst bei mehreren Gelegenheiten dem Prinzen von Oranien, der ihn zur Flucht bereben wollte, auf eine rührende Art entgegen; diese Gründe waren es, die ihn so geneigt machten, sich an dem schwächsten Aste von Hoffnung zu halten und sein Verhältniß zum König von der besten Seite zu nehmen. Wie zusammenhängend, wie menschlich wird nunmehr sein ganzes Verhalten! Er wird nicht mehr das Opfer einer blinden, thörichten Zuversicht, sondern der übertrieben ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinigen. Weil er zu fein und zu edel denkt, um einer Familie, die er über Alles liebt, ein hartes Opfer zumuthen, stürzt er sich selbst ins Verderben. Und nun der Egmont im Trauerspiel! — Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt, zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Weib aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen, und verlingert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von Seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegentheil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, — um und einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines lebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besigen und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besigen

kann, ohne eine Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen war, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Kitzeln von seiner Stirne wegzubannen. Und alles Dieses kann er noch außerdem erst nur auf Kosten der historischen Wahrheit möglich machen, die der dramatische Dichter allerdings hintansetzen darf, um das Interesse seines Gegenstandes zu erheben, aber nicht, um es zu schwächen. Wie theuer läßt er uns also diese Episode bezahlen, die, an sich selbst betrachtet, gewiß eines der schönsten Gemälde ist, die in einer größern Composition, wo sie von verhältnißmäßig großen Handlungen aufgewogen würde, von der höchsten Wirkung würde gewesen seyn.

Egmonts tragische Katastrophe fließt aus seinem politischen Leben, aus seinem Verhältniß zu der Nation und zu der Regierung. Eine Darstellung des dormaligen bürgerlichen Zustandes der Niederlande mußte daher seiner Schilderung zum Grunde liegen oder vielmehr selbst einen Theil der dramatischen Handlung mit ausmachen. Betrachtet man nun, wie wenig sich Staatsactionen überhaupt dramatisch behandeln lassen, und was für Kunst dazu gehöre, so viele gestreute Züge in ein faßliches, lebendiges Bild zusammen zu tragen und das Allgemeine wieder im Individuellen anschaulich zu machen, wie z. B. Shakspeare in seinem J. Cäsar gethan hat; betrachtet man ferner das Eigenthümliche der Niederlande, die nicht eine Nation, sondern ein Aggregat mehrerer Kleinen sind, die unter sich aufs Schärffste contrastiren, so daß es unendlich leichter war, uns nach Rom als nach Brüssel zu versehen; betrachtet man endlich, wie unzählig viele kleine Dinge zusammen wirkten, um den Geist jener Zeit und jenen politischen Zustand der Niederlande hervorzubringen: so wird man nicht aufhören können, das schöpferische Genie zu bewundern, das alle diese Schwierigkeiten besiegt und uns mit einer Kunst, die nur mit derjenigen erreicht wird, womit es uns selbst in zwei andern Stücken in die Mittelzeiten Deutschlands und nach Griechenland versetzt, nun auch in diese Welt gezaubert hat. Nicht genug, daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Gastfreundschaft, die Redseligkeit, die Großthueri dieses Volks, der republicanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt und sich oft eben so schnell auf die leichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt leidet, von den neuen Bischofsmützen aus bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — nichts ist vergessen, nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst — Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstand ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwirft ihm, wie sie Demjenigen, den er dadurch schildert, entwichen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter. Wuyt, ein Holländer und Soldat unter Egmont, hat beim Armbrustschießen das Beste gewonnen und will, als König, die Herren gastiren. Das ist aber wider den Gebrauch.

Duph. Ich bin fremd und König und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter (ein Schneider aus Brüssel). Du bist ja ärger, als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Rugsom (ein Friesländer). Laßt ihn! Doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn und es laufen zu lassen, wo es gedeiht!

Wer glaubt nicht, in diesem doch ohne Präjudiz den zähen, auf seine Vorrechte wachsamten Friesen zu erkennen, der sich bei der kleinsten Bewilligung noch durch eine Clausel verwahrt. Wie wahr, wenn sich die Bürger von ihren Regenten unterreden —

Das war ein Herr! (von Karl V. spricht er) Er hatte die Hand über dem ganzen Erdboden und war auch Alles in Allem — und, wenn er euch begegnete, so grüßte er euch, wie ein Nachbar den andern u. s. f. — Haben wir doch Alle geweint, wie er seinem Sohn das Regiment hier abtrat — sagt ich, versteht mich — der ist schon anders, der ist majestätischer.

Jetter. Er spricht wenig, sagen die Leute.

Soest. Er ist kein Herr für uns Niederländer. Unsere Fürsten müssen froh und frei seyn, wie wir, leben und leben lassen u. s. w.

Wie treffend schildert er uns durch einen einzigen Zug das Gdend jener Zeiten: Egmont geht über die Straße, und die Bürger sehen ihm mit Bewunderung nach.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wäre ein rechtes Tressen für einen Scharfrichter.

Die wenigen Scenen, wo sich die Bürger von Brüssel unterreden, scheinen uns das Resultat eines tiefen Studiums jener Zeiten und jenes Volks zu seyn, und schwerlich findet man in so wenigen Worten ein schöneres historisches Denkmal für jene Geschichte.

Mit nicht geringerer Wahrheit ist derjenige Theil des Gemäldes behandelt, der uns von dem Geiste der Regierung und den Anstalten des Königs zu Unterweisung des niederländischen Volks unterrichtet. Milber und menschlicher ist doch hier Alles, und veredelt ist besonders der Charakter der Herzogin von Parma. „Ich weiß, daß Einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten und besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat,“ konnte eine Jüdin des Ignatius Loyola wohl nicht sagen. Besonders gut verstand es der Dichter, durch eine gewisse Weiblichkeit, die er aus ihrem sonst männlichen Charakter sehr glücklich hervorscheinen läßt, das kalte Staatsinteresse, dessen Exposition er ihr anvertrauen mußte, mit Licht und Wärme zu befeelen und ihm eine gewisse Individualität und Lebendigkeit zu geben. Vor seinem Herzog von Alba zittern wir, ohne uns mit Abscheu von ihm wegzukehren: es ist ein fester, starrer, unzugänglicher Charakter, „ein eburner Thurm ohne Pforte, wozu die Besagung Flügel haben muß.“ Die kluge Vorsicht, womit er die Anstalten zu Egmonts Verhaftung trifft, ersetzt ihm an unserer Bewunderung, was ihm an unserm Wohlwollen abgeht. Die Art, wie er uns in seine innerste Seele hinein führt und uns auf den Ausgange seines Unternehmens spauet, macht uns auf einen Augenblick zu Theilhabern desselben; wir interessieren uns dafür, als gälte es etwas, das uns lieb ist.

Meisterhaft erfunden und ausgeführt ist die Scene Egmonts mit dem jungen Alba im Gefängniß, und sie gehört dem Verfasser ganz allein. Was kann rührender seyn, als wenn ihm dieser Sohn seines Mörders die Achtung bekennt, die er längst im Stillen gegen ihn getragen! „Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehört,“ „gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir hergeschritten, immer vor, und ohne Reid sah ich dich vor und

„Schritt dir nach und fort und fort. Nun hoff' ich endlich dich zu sehen und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Nun hoff' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun Alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!“ — Und wenn ihm Egmont darauf antwortet: „War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht bloß zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreuet,“ u. s. w. — Die übrigen Charaktere im Stück sind mit Wenigem treffend gezeichnet; eine einzige Scene schildert uns den schlaunen, wortlaren, Alles verknüpfenden und Alles fürchtenden Dranien. Alba sowohl als Egmont malen sich in den Menschen, die ihnen nahe sind: diese Schilderungsart ist vorzüglich. Um alles Licht auf den einzigen Egmont zu versammeln, hat der Dichter ihn ganz isolirt, darum auch der Graf von Hoerne, der ein Schicksal mit ihm hatte, weggeblieben ist. Ein ganz neuer Charakter ist Brackenburg, Klärchens Liebhaber, den Egmont verdrängt hat. Dieses Gemälde des melancholischen Temperaments mit leidenschaftlicher Liebe wäre einer eignen Auseinandersetzung werth. Klärchen, die ihn für Egmont aufgegeben, hat Gist genommen und geht ab, nachdem sie ihm den Rest zurückgelassen. Er steht sich allein. Wie schrecklich schön ist diese Schilderung:

„Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen,
 „Sie theilt mit mir den Todesstropfen
 „Und schickt mich weg! von ihrer Seite weg!
 „Sie zieht mich an und stößt ins Leben mich zurück;
 „O Egmont, welch preiswürdig Lob säult dir!
 „Sie geht voran;
 „Sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen!
 „Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn?
 „Den unauslöschlichen Neid
 „In jene Wohnungen hinüber tragen?
 „Auf Erden ist kein Weibchen mehr für mich,
 „Und Höl' und Himmel bieten gleiche Qual.“

Klärchen selbst ist unaußersinnlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affects. Aber wer zweifelt, daß der Verfasser in einer Manier unübertrefflich sey, worin er sein eignes Muster ist!

Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stücke getriebe ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie muthwillig zerstört. Egmont hat alle seine Angelegenheiten berichtigt und schlummert endlich, von Müdigkeit überwältigt, ein. Eine Musik läßt sich hören, und hinter seinem Lager scheint sich die Mauer aufzuthun; eine glänzende Erscheinung, die Freiheit, in Klärchens Gestalt, zeigt sich in einer Wolke. — Kurz, mitten aus der wahrsten und rührendsten Situation werden wir durch einen Salto mortale in eine Opermwelt versetzt, um einen Traum — zu sehen. Lächerlich würde es seyn, dem Verfasser dazuthun zu wollen, wie sehr dadurch unserm Gefühle Gewalt angethan werde: Das hat er so gut und besser gewußt, als wir, aber ihm schien die Idee, Klärchen und die Freiheit, Egmonts beide herrschende Gefühle, in Egmonts Kopf allegorisch zu verbinden, gehaltreich genug, um diese Freiheit allenfalls zu entschuldigen. Gefalle dieser Gedanke, wenn er will — Rec. gesteht, daß er gern einen sinnreichen Einsall entbehrt hätte, um eine Empfindung ungestört zu genießen.

Weber Matthiffons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftsmalerei eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Algoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftsmaler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschaft=Dichtung, als einer eignen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen ungefähr eben so, wie die Landschaftsmalerei der Thier- und Menschenmalerei gegenüber steht, hat man in den Werken der Alten wenig Beispiele aufzuweisen.

Es ist nämlich etwas ganz Anderes, ob man die unbeseelte Natur bloß als Local einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt und, wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der besetzten entlehnt, wie der Historienmaler und der epische Dichter häufig thun, oder, ob man es gerade umkehrt, wie der Landschaftsmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem Erstern findet man unzählige Proben im Homer, und wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local seiner dramatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören) war es aufbehalten, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eignen Darstellung zu machen und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir Neuere so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtig verschmäht habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bei Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung und zu einem Beispiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freilich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Glaube Perrains Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte, und, wer so eben eine Matthiffon'sche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es Andern, dem Landschaftsmaler seinen Rang unter den Künstlern zu verschaffen, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat. Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und

Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freien Kunstwerk gesteigert werden, und das Porträt eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nämlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen, so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist Dies nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der Freiheit: folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freien Effect unsrer productiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen“ (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Gange sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Namen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs Erste unsere Einbildungskraft frei spielen und selbst handeln lassen, und zweitens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn: denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen und keinem andern als ihrem eignen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich also, daß beide Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freiheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwei große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freiheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz Empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu berechnen wissen, weil er nur in so fern Dichter ist, als er durch eine freie Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in so fern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjectives und willkürliches Gedanken Spiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur, wenn er von seinem Stoffe Alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur, wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Object gehalten und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur dann

kann er versichert seyn, daß die Imagination aller Andern in ihrer Freiheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freiheit zu bestimmen, so schwer ist die zweite, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bei der nämlichen Veranlassung, ja, daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unsrer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen: er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Nahrung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung: der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sie auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert werden. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern, wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nämlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterworte werden also folgende zwei Eigenschaften unnachlässig geordert: erstlich nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); zweitens nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes oder doch der Schilderung desselben auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muß Alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Gesagten erhellt, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses Gebietes, wo die Willkür und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freiheit: denn, sobald der Dichter das Spiel unsrer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings Beides beisammen seyn, wenn ein Werk poetisch heißen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bei den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äußern und innern) Menschen diese

Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkür ist schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen Beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen (als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Object für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bei dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erweiterung dieser weiträumigen Provinz als eine wahre Gränzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturgebiete, worin der Landschaftsmaler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkwürdige Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen: nicht nur die Gestalten sind hier willkürlicher und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, in welcher die freie Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freie Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freiheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechnen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs Erste ist nicht zu leugnen, daß bei aller ansehnlichen Willkür der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrscht, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiete von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effect nur durch Massen bewirkt wird), doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könnte, wie unter Anderem die Schattirung und Farvorangebung in der malerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bei dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkürliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigeren Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermägt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergeführt hat. Zwar weicht er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch schätzen, als es möglich ist, und, soweit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und

darzustellen suchen; aber, weil er aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun Dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehesten Fällen, ohne sich eine deutliche Nachenschaft davon zu geben. Es gibt zweierlei Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann, entweder als Darstellung von Empfindungen oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und, insofern also die Landschaftsmalerei oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Composition neben Dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmaler und Landschaftsdichter verlangen wir Dies in noch höherm Grade und mit deutlicherm Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Anforderungen an Producte der schönen Kunst bei Beiden etwas heruntersetzen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effect der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die innern Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu vernünftlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelt jenes symbolischen Actes die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens wachen, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegungen und gewissen äußern Erscheinungen Statt findet, so wird er an einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Nothwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den ägyptern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweitens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkürlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der

symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern steht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eignen Verfahren übereinstimmend zu machen. Vietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eignen (praktischen) Regeln behandelt werden kann, so ist ihr diese Erscheinung ein Sinnbild ihrer eignen Handlungen; der todt Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistesprache, und das äußere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzückt, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit an einander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des stitlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmaler bewirken Dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung und stimmen bloß das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen: aber, einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr: er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Gränzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgehen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden; denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hineinzu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern, um denselben näher zu kommen. Jene dreierlei Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben namhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehrsten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemälden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsere Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen anfordern und, ohne ihr die Freiheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelne Partien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkürlich herbeigeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemeyn leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile, als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nämlich befindet

sich bei Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Maler, weil ein großer Theil des Effects auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruht, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als, was geschieht; und, versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer generischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganzes von Erscheinungen und in dieser Hinsicht dem Maler günstiger; sie ist aber dabei auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstigt in so fern den Dichter. Hr. M. hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannigfaltige in der Zeit, als das im Raume, mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondschein- gemälde S. 85.

Der Vollmond schwehrt im Osten;
Am alten Geiserturm
Flummt bläulich im bemosten
Gefeln der Feuerturm.
Der Linde schöner Schiffe
Streift schon in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschiffe
Weht leichter Erwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber walt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der edlen Felsentlust;
Den Berg, wo Tannen wanken
Umhüllt weicher Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbads küßt,
Der hier durch Rindenwellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lebende Cascade
Des Dorfes Mühle treibt
Und wild vom lauten Rade
In Silberfonten stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf Einmal vor unsere Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhangs die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemälde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Dufte
Schwimmt um Savoyens dunkle Lannenhügel,
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Genève malt sich in der Juren Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verklebt der Bergebälge Saum;
Die Wiesenkur, beschnitten von Blütenknoten,
Haucht Wohlgerüche; Derbohr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Feuertengoden.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn

ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Widerschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosteten Eiche Schattendach
Die nebumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebeldunst streifen und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Vergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkürlich an: sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bei folgendem kurzen Viede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain.
Mild beleuchtet Zauberschimner
Der umblühten Waldburg Trümmer.
Still und hehr
Strahlt das Meer;
Femwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern' am Eiland Fischerschiffe.
Silberland
Blüht am Strand;
Rücher schweben hier, dort bläuser
Wolkenbilder im Gewässer.
Rauschend krängt,
Goldbeglänzt,
Bantend Ried des Vorlandes Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegewälge.
Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Ähren, Laub und Quells
Die bemooste Klauenzelle.
Auf der Klut
Sturzt die Klut;
Schon erblaßt der Abendchimner
An der hohen Waldburg Trümmer.
Bollmondschein
Deckt den Hain;
Gefirnisel wehn im Thale
Um versunkne Helkenmale.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, an welchem diesem Viede eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohlklang unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung; aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemälde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer und die Alpenreise S. 66; zwei Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur

noch den mannigfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsre Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauensvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselte, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschaftsgemälden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideen Ausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genesersee, in dessen prächtollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemälde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Thinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen trauernd fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben.

Da hörte keine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildnis nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnererschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltbaus abgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüsten ein,
Voll trüber Nebeldämmung, seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Local seiner Dichterescenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniß rufen:

O Clarend, friedlich am Gestad' erdicht!
Dein Name wird im Buch der Zeiten leben.
O Mellerle, voll rauher Masepär!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gypseln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk' ergüßte Ströme fallen,
Wind oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Wie hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und malerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenstand ganz hingebenden Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bei seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Aetna, bald nach Libur, bald nach dem Golf bei Neapel u. s. w. zu versetzen und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabei zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches auf's Neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beim Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufstieg, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend abfällt. Hr. M. hat mit diesem Gedichte schon die dritte Veränderung vorgenommen und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerlei Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs belebte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Weber Matthiassons Gedichte.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Gränzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freie Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabei doch in der schönsten Einkimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abentheuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune: Alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der Elfen Alles so leicht, so düstig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muß. Sorgenfreie, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwagen die Gnommen ihr (und ihrer Consorten) Zukunftsgewinn aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt!
Drum haufen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben, wo der Aether stammt,
Ward Alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Flut mit Nicht verdammt.

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Maler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im Voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der besetzten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fesselschlagen werde. Eben so kann man schon im Voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ungefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eignen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Nüchternungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge: lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am Nächsten liegen und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen. Der Charakter seiner Muse ist sanfte Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerei, wozu die Einsamkeit und die schöne Natur den gefühlvollen Menschen so gern neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannigfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmalige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur, als ihrer Quelle, abfließen, sind einformig und beinahe dürrig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nuancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmaler sind. Jene wird man daher leicht

müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gern wieder zu ihnen zurück und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurückführung zu dem saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freiheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfnis der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet und die Natur liebenswürdig macht; nicht, weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern, weil sie seinem praktischen Vermögen widersteht, muß er sich nach einem Tibur umsehen und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freilich etwas mehr erfordert, als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfachheit der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Hülle, die es auch in der anspruchslosen Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelst, durch eine nie entwirkte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, und festhält und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie, wie sein Glympium (S. 34), componiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt: eine geläuterte heitere Menschlichkeit befeelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, malen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon Vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Gränzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheidenen Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höhern Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzufleiden, zu seinen kühnsten nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und, so schön es ist, wenn der Besieger des Pythos den furchtbaren Bogen mit der Leier vertauscht, so einen großen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

U n h a n g

zu

Schillers sämmtlichen Werken.

Nachrichten von Schillers Leben.

Für die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten bürgt der Appellationsrath Ködner in Dresden als ihr Verfasser. Seit dem Jahr 1785 gehörte er zu Schillers vertrauesten Freunden und wurde von mehreren Personen, die mit dem Verewigten in genauester Verbindung gewesen waren, durch schätzbare Beiträge unterstützt. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schillers eigene Aeußerungen oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründet. Zu bemerken ist, daß sie im Jahr 1812 verfaßt worden sind.

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwicklung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohlthätigem Einflusse. Einfach und ohne vielfältige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war er Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem bayerischen Husaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bei dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commandos auf Unternehmungen ausgezückt wurden. Als nach Abschluß des Racher Friedens ein Theil des Regiments, bei dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anstellung und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bei dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem württembergischen Hülfscorps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit; aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehle, und vertrat die Stelle des Geistlichen bei dem Gottesdienste des Regiments durch Vorlesung einiger Gebete und Lesung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1759 stand er bei einem andern württembergischen Corps in Hessen und in Thüngen und benutzte jede Stunde der Muße, um durch eigenes Studium, ohne fremde Beihülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabei für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule, die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quarstier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem herzoglichen

Parkschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten und geachtet von Allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du, Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geisteskräften aulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Witten der Sterblichen achtest! —“

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine ansehnliche, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Watten und Kinder liebte sie ärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber Uß und Gellert waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Eltern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem württembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man sich aus seinen frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moser in Vorch, einem württembergischen Gräzldorfe, wo Schillers Eltern von 1765 an drei Jahre lang sich aufhielten. Der Sohn dieses Geistlichen, ein nachheriger Prediger, war Schillers erster Jugendfreund, und Dies erweckte bei ihm wahrscheinlicher Weise die nachherige Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort sah der neunjährige Knabe zum erstenmal ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzogs Karl Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig: es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich alle seine jugendlichen Spiele bezogen, und Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahr 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf diese Zeit erinnert sich ein damaliger Mitschüler seiner Munterkeit, seiner oft muthwilligen Laune und Keckheit, aber auch seiner edeln Denkart und seines Fleißes. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete und unter den Eöhnen seiner Officiere Jöglinge dafür ausählte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militairische Pflanzschule auf dem Lustschlosse Solitude und nachherige Karlschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Ablehnung für Schillers Vater allerdings bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freimüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bei der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters anzupassen; aber endlich entschied er sich für das juristische Fach und wurde im Jahr 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Jögling seine eigene Charakter-Schilderung aufgeben mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“ Auch ergriff er im Jahr 1775 eine Gelegenheit, wenigstens das juristische Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bei dem Institute eine neue Lehranstalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Jöglinge die Wahl, von dieser Anstalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Karlschule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Producte aus damaligen äußern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von Dem, was die Richtung eines solchen Geistes bestimmte, blieb natürlicher Weise Vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umstände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen, gab es auf der Karlschule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichtsanstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theil der vaterländischen Literatur; aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopstock, Uß, Lessing, Goethe und von Werstemberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnas begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Charakters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bei seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethe's Oth von Verlichingen und Werstembergs Ugolino. Später wurde er auf Shakespeare aufmerksam

gemacht, und Dies geschah durch seinen damaligen Lehrer, den jetzigen Prälaten Abel in Schöndthal, der überhaupt sich um ihn mehrere Verdienste erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitem Verbindung, als daß er ihn einmal auf der Festung Hohensperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale, besuchte.

Ein episches Gedicht, Mose's, gehört zu Schillers frühesten Versuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: Cosmus von Medici's, im Stoffe ähnlich mit Leisewitz's Julius von Tarent. Einzelne Stellen dieses Stücks sind später in die Räuber aufgenommen worden; aber außerdem hat sich von Schillers Producten aus dem Zeitraume von 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damals aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Lesung der Dichter; auch Plutarch's Biographien, Herbers und Garvens Schriften waren für ihn besonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte.

Medicin trieb er mit Ernst, und, um ihr zwei Jahre anschließend zu widmen, entsagte er während dieser Zeit allen poetischen Arbeiten. Er schrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: Philosophie der Physiologie. Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm ausgearbeitet und seinen Vorgesetzten im Manuscripte vorgelegt, erschien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Cours vertheilte er im Jahr 1780 eine andere Probefchrift: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als Regiments-Medicus bei dem Regiment Augé, und seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht in gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn strenges Gelübde von der Poesie entfernte, kehrte er mit erquickter Liebe zu ihr zurück. Die Räuber und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebst den Producten etlicher Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger und mußte den Druck auf eigene Kosten veranlassen. Desto erfreulicher war ihm der erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon im Jahr 1781 der Hof-Kammerrath und Buchhändler Schwan in Manheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Dalberg. Was Schiller hierauf erwiderte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Manheim aufgeführt. Bei dieser und der zweiten Aufführung im Mai eben dieses Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reise nach Manheim hatte heimlich geschehen müssen und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe.

In eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde, und der Herzog verbot Schillern, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dies war für ihn eine desto drückendere Beschränkung, je günstiger Ausichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauerspiels eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem Bibliothekar Peterfen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: Württembergisches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen, wozu aber Schiller sich nicht entschließen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst und hatte gern gesehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Karlschule hervorgegangen wäre. Aber in Schillers Producten fand er häufige Verstöße gegen den bessern Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich, und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strenge Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Eltern wagen, ohne daß diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reich er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Talberg anzuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Besuche um eine solche Verweisung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen: seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feiertlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter diesem Namen ging er nach Franken und lebte dort ein Jahr in der Nähe von Meiningen zu Bad-Liebau, einem Orte der Frau Geheimrathin von Volzogen, deren wohlwollender Aufnahme er seine Verbindung mit ihren Eöhnen, die mit

ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren die Verschwörung des Fiesco, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes *W. Cabale und Liebe* und die ersten Ideen zum *Don Carlos*. Im September 1783 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schillers Charakter, bei jedem Eintritt in neue Verhältnisse sich sogleich mit Plänen einer umfassenden Wirkksamkeit zu beschäftigen. Mit welchen Eifer er die dramatische Kunst betrieb, ergibt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem würtemb. Repertorium und aus einer im ersten Hefte der *Ihalia* eingelegten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen kurfürstlichen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung; aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: *Heinrichs Ihalia*, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirbt er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publicum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publicum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürdich, ich und verehrt' ich. Etwas Großes wandelt mich an, bei der Vorstellung, keine andere Kessel zu tragen, als den Anspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhäufte die Nachwelt, der nicht mehr war, als seine Werke und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser *Ihalia* meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthaltes in Trauten und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Konrads von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bei ihm die Idee, Shakespeares *Macbeth* und *Timon* für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber *Don Carlos* war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im ersten Hefte der *Ihalia*.

Die Vorlesung dieser Pläne an dem landgräflich hessendarmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Anzeichnung von einem Fürsten, der mit den Mäusen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine früheren

Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert und verlebte einige Monate des Sommers zu Goltz, einem Dorfe bei Leipzig, in einem fröhlichen Cirkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden und dauerte bis zum Julius 1787. Von Carlos wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der *Iphigenia* bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die Letzte. Die historischen Verarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zur Behandlung dieses Stoffes fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schiller selbst etwas mit enthält.

Caïoastro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter Dem, was von diesem sonderbaren Mann erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet und blieb unbeendet, als aus den Anfragen, die er von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publicums auf die Wegebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlgefallen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend; aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höheren Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt.“

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Mercur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Mercur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten und zugleich

durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Meiningen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuch eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein isolirter fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt.“

Die Gegend bei Rudolstadt hatte Schillern so sehr angezogen, daß er sich entschloß, den Sommer des Jahres 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volkstädt, nicht weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Lengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr werthes Band der Freundschaft geknüpft.“

Während dieses Aufenthaltes in Rudolstadt traf sich's, daß Schiller zum ersten Male Goethe'n sah. Seine Erwartung war aufs Höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethe's Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er eben zurückgekommen war; aber diese Ruhe und Unbefangenheit hatte für Schillern, der in dem Bewußtseyn eines rastlosen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Gange genommen,“ schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigstens keine Gelegenheiten versäumte, sich für Schillern, den er zu schätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der

Niederlande erschienen und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte: Goethe und der jetzige Geheimrath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schillern war Dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauteer Zeiter hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine spätere Aeußerung über den historischen Styl war folgende:

„Das Interesse, welche die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuere haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei Weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben: einem philosophischen Geist ist diese Gränze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmenten (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“

Eine so begeisterte Ansicht der Geschichte machte gleichwohl Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Pläne zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wilelands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bei dem Gedanken, zu einem epischen Gedicht den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des Zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie für sechs bis acht Jahr: für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anseheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben Das ist's, was mich an diese Idee so angeht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophen, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz, Alles muß auf eine

„ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durch einander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber, welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich. — Kein anderes, als ottavo rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tob zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondoliere in Venedig die Stanzas aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Winter, als die Iliade.“

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern sehr anziehend. Von Umdelstadt aus schrieb er:

„Ich lese fast nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Ewigigkeit, Künstlichkeit und Wigelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.“

In dieser Zeit übersehte er auch die Iphigenie in Aulis und einen Theil der Phönicierninnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis entstanden später und wurden größtentheils durch Schillers damalige Vorliebe für die Stanzas veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beide wollten das alte Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Vermaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die echte Kritik erhte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

„Mein nächstes Glück,“ schreibt er, „das schwerlich in den nächsten zwei Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Versuch entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am Allgeringsten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Pläne, die mir ein blinder Zufall wählen ließ, aufs Aeußerste embarrassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simplen Plan behandeln und darüber brüten.“

Wieland hatte ihm den Mangel an Reichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle,“ schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat; aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und Dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Kühle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und, wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drei Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden.“

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Neugierlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffes schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, Das heißt, seiner eigenen Schönheitsregel, Nachschafft geben darf und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andern Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert oder um Weide buhlt, leicht es mit Jeter verdirbt.“

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämst oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwize, der sich bei allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft und zu strenge sendet.“

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde in den beiden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreiten, und als der Besitz einer geliebten Gattin einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art: über vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoiren, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der *Italia* sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabei noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beiträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Göschen zu einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefordert, und ein deutscher *Plutarch* war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, soviel es die Verhältnisse erlaubten, beigetragen worden, um Schiller ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Goadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der verbundene Fürst Primas und Großherzog von Braunschweig,

behandelte, * eröffnete Schiller die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen; sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erkenne ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich Alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuße meines Geistes leben, ja, ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück.“

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Eine heftige Brustkrankheit ergriff Schiller im Anfang des Jahres 1791 und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmste fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorlesungen waren ihm äußerst schädlich gewesen, und alle andere anstrengenden Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften; aber, ehe dieser Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hilfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbrüringen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schiller ein Jahrgeld von tausend Thalern auf drei Jahre ohne alle Bedingungen und ließ zu seiner Wiederherstellung anerkennen, und Dies geschah mit einer Feinheit und Delicateffe, die den Empfindungen, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Weisheit zu endigen. Geseget sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bei Schiller durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten; aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Druck der äußern Verhältnisse frei fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeisterte Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoss sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen, mit Paulus, Schlegel und

* Oben dieser Fürst erstreute Schiller in der Folge durch fortgesetzte schriftliche Bemerkungen des warmsten Antheils an seinen Schicksalen.

Sufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und Dies führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultat er in der Abhandlung über die Anmuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der Thalia und hauptsächlich später in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Aeußerung:

„Ich habevor einiger Zeit Aristoteles Poetik gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen, und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der veinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, liberalen und streifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will: es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließlich von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Ausprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen.“

In den Jahren von 1790 bis 1791 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Es fehlte indeß nicht an Plänen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

„Auf diese Theodicee,“ schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnizsche viel poetischer und hat einen großern Charakter.“

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die er für Göschen's historische Almanache vom Jahr 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu ersehen ist:

„Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am Reichen gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lben geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungewungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn Dies der Hauptstoff gewre.“

Aus eben diesem Briefe ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Im Jahre 1792 diese Idee

zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen: da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausführung selbst willen philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glat, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisste ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft betrgt sich mit milder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück und setzt sich keine andere als freiwillige Schranken.“

Aber es sollten noch sieben Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beinahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahr 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bang, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts wrtiger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathen zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglcktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn: denn im Poetischen habe ich seit drei vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.“

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. Gleichwohl darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bei ihm hervorgerufen worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen beweisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisterte Wirksamkeit und für edlern Lebensgenuss nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Welch du mit Niemand, der gut ins Französische übersetzte, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Veredelmheit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens aus den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Klasse, wo nicht seiner

„Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheiligung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an, zu schwelgen; aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn.“

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller: „Die Liebe zum Vaterland ist sehr lebhaft in mir geworden.“

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg und freute sich des Wiedersehens seiner Eltern, Schwestern und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Württemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden. Dies bestimmte Schiller, seine Reise fortzusetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben diesen Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lang entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die Alles übertreffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der *Horen* wurde beschlossen. Die *Thalia* war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladung zur Theilnahme erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schiller einen neuen Neiz, da Wilhelm v. Humboldt, * der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte und mit Schiller dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für Beide den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Zurückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Lauges und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgezeichneten Ideen bei Goetheh Wurzel gefaßt, und

„er fühlt jetzt ein Bedürfnis, sich an mich anzuschließen und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel.“ —

„Ich werde künftige Woche auf vierzehn Tage nach Weimar reisen und bei Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Verührung wird für uns Beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf.“

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, * die eine Quelle von Aufsätzen für die *Horen* werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Dichter eine bestimmte Dichtung, und, ohne zu merken, daß man arbeitet, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bei Schiller eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwohl mehrere Gedichte, die theils in die *Horen*, theils in den *Musenalmanach* aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie oder der Spaziergang und die Ideale waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir dünkt,“ schrieb er darüber, „das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und Dies ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem.“

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm:

„Dies Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunslos und vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können: denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gefängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entspringt, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch.“

„Das Reich der Schatten,“ schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. Und Das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nämlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nämlich), die sentimentalische hat ihrer drei: Satire, Elegie

* Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorrede von Schiller und den Gang seiner Correspondenz von W. v. Humboldt. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1830.

Siehe: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1795. — 1805. Stuttgart u. Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1829 — 30.

„Ibylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Ibylle das höchste, aber auch das schwierigste Problem. Es wird nämlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja, den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regel; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Ibylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Hercules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Ibylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten: denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Ibylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter; aber durch Hercules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. Gelänge mir dieses Unternehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentalischen Poesie über die natre selbst triumphirt zu haben.“

„Eine solche Ibylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Komödie seyn und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegenstück davon wäre. Die Komödie schließt nämlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit: der Stoff dieser Ibylle ist das Ideal. Die Komödie ist Dasjenige in der Satire, was das Product questionis in der Ibylle (dieses als einziges sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeige es sich, daß eine solche Behandlung der Ibylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Komödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfang, an die Möglichkeit einer solchen Ibylle zu glauben. Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von Dem allen mehr zu sehen. — Mir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Urath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist: ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Heil meiner Natur noch auf Einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebracht werden. Tragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur hie und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann.“

Das Traversspiel war indeffen die Helmath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Djalta hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobei er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Malta — findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeschoben, da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich,“ schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Jahre sonst von mir rühmen konnte. Vorher legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen;

jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vorbringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht: denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als echt realistisch — nur im Ganzen aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Geles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. — Ich hoffe aber nichts desto weniger, auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein echtes Lebensprincip hat. Vorher habe ich, im Posa und Carlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen.“

„Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realismus den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen und erreicht es nicht.“

„Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe's und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr: auch ist es angemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mühevollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Acten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.“

Nicht Monate später schrieb Schiller hierüber Folgendes an einen andern Freund:

„Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat; aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast Alles abgeschritten, wodurch ich diesem Stoffe nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten: Alles muß durch eine glückliche Form bewertgestellt werden.“

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäft vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit verliere werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im Geringsten geschwächt und eben so wenig meine Hoffnung eines

Nachrichten von Schillers Leben.

„trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Charakter erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und der Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mir das weiltläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich: denn ich mußte die Handlung, wie die Charaktere, aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhang der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Klasse hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begränzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung beleben; befeelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre.“

Seit der Zeit, da Dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beinahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein entzigte. Es entstanden aber inmittelfst mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die *Xenien*. Die Geschichte dieses Productes kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethe's Seite begann für Schillern eine neue und schönere Jugend. Gehe Begeisterung für alles Treffliche, lebendiger Haß gegen falschen Geschmack überhaupt und gegen jede Verschränkung der Wissenschaft und Kunst, berauschender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft war damals bei ihm die herrschende Stimmung. Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bei einem solchen Product bloß in einer gewissen Gräzenlosigkeit und alle Messung überschreitenden Fülle gesucht werden, und, damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Ganzen von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das Meiste ist wilde Satire, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen. Es werden nicht unter 600 solche Monodistichen werden; aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, fortirt, über-

arbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und Jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem Andern mehr anzunähern.“

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der *Xenien* gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, Einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des „Meisters“ Goethe eine starke Diversiön macht, so find wir übereingekommen, die *Xenien* nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus versetzt und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satirischen folgen unter dem Namen *Xenien* nach.“

Es mag seyn, daß bei diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bei einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane wegeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn hierüber war Niemand scharfsichtiger, als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freimüthigen Urtheilen auf — sondern, weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bei den Herren. Im Vertrauen auf den Beistand der ersten Schriftsteller der Nation hatte er auf eine große Wirkung gerechnet und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und kleinliche Ansichten. Es konnte ihm dann wohl in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen: aber der eigentliche Geist, in dem die *Xenien* geschrieben sind, spricht sich für den unbefangenen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wetteifer mit Goethe veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Valladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten und gab die Herausgabe des *Musen-almanachs* auf. Die Herren hatten schon früher geendigt. Goethe's Prosvläden indeffen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beiträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen und während des Sommers auf einem Garten bei Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bei dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bei jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahr 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehaltes, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde, nachher im Jahr 1799 eine fernere Zulage und zuletzt im Jahr 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus

gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigener Bewegung im Jahr 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Außer Goethe's Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andere erhebliche Vortheile. Zu seiner Aufbeiterung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Club, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet: ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, Alles, was ich selbst und Andere von der Elementar-Aesthetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen; aber ich dehe meinen Unglauben auch auf das Urtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß gibt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. --

„Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, als immer dynamisch und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Charakter der Deutschen, daß ihnen Alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hincinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verzerren, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Abergerei, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es gibt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann. --

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen und kann dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lecture war. Hier ist Leben und Bewegung und Arbeit und Mühe; man wird aus sich heraus in volle Leben und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen, unendlichen Element und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Heppigkeit, Hastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet als erkennt und an der Stätigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine

„Tiefe suchen und keinen Ernst; aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die Phantasie sich nicht damit zu bemengen braucht. --

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir begegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dichters werden schneller als alle andere von dem Zeitstrom ergriffen; er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine vielseitige Berührung, bei der man nicht immer rein bleibt. Anfangs gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther; aber welchem Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen mit dem Geräusch meiner Stücke erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattin, bei ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799, Maria Stuart 1800, die Jungfrau von Orléans 1801, die Braut von Messina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben diesem Jahre feierte er die Ankunft der russischen Großfürstin, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermaählte, durch die Huldigung der Künste. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit übrig. Shakspeare's Macbeth und Gozzis Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwei französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Pläne, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Komödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Zwar glaube ich mich,“ schrieb er einem Freunde, „derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und, was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.“

Nach der Uebersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bei diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückschlag seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am 9. Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittve, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Mäinungen als Gattin des dahigen Hofraths Reinwald, und die zweite ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Wörmühl, im Königreiche Württemberg, verheirathet.

Schillers Gesichtszüge sind am Treusten und Geißvollsten in einer kolossalen Büste von Danner in Stuttgart dargestellt worden. Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller während seines

letzten Aufenthalts in Schwaben gegessen hatte, lag dabei zum Grunde, und, dieses Werk in einem größern Style mit aller Anstrengung seiner Kräfte auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Nüchternheit, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethe's Worte über Schiller in mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es glühte seine Wange roth und röthet
Von jener Jugend, die uns nie verläßt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhtet,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn, was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Einige noch nicht abgedruckte Briefe Schillers.

Mit den folgenden Briefen Schillers an seinen Jugendfreund Peter sen, seinen Lehrer Abel und seinen Verleger glaubt die Verlagsbandlung den Leser besonders zu erfreuen. Es geöhren dieselben nämlich einen so klaren Blick in das Gemüth des Dichters und dessen bescheidene Hoffnungen, sie lassen seinen Charakter in einem so lauterem und glänzenden Lichte erscheinen und geben so wichtigen Aufschluß über die Geschichte seiner Lebensbahn, daß die Nachkommen, welche den großen Mann nur aus seinen Schriften kennen lernen, sich von ihnen nicht minder angezogen fühlen werden, als der Zeitgenosse oder der Freund Schillers. Oder sollte sich uns je ein gleich mächtiger Geist, ein gleich großes Herz, gleich anziehend in der Verührung mit dem Alltäglichen gezeigt haben? — Wir bezweifeln es, und so dürften denn diese Briefe den Reiz des Contrastes im höchsten Grade in sich tragen. — Zur Verständigung ist noch beizufügen, daß der fünfte (als Facsimile lithographirt belagene) und sechste Brief an seinen Verleger gerichtet sind, dessen Plan der „Allgemeinen Zeitung“ Schiller erst gerne ergriffen, die Ausführung desselben auch von seiner Seite bis zu Unterschrift des betreffenden Contractes fortgesetzt, wegen der von ihm im sechsten Briefe ausgesprochenen Zweifel aber wieder aufgegeben hatte.

I.

Schillers Schreiben an J. W. Petersen. 1781.

Zur Nachricht.

Ich erwarte von Dir keine schmale und officielle Anzeige des Guten und Fehlerhaften, sondern eine eigentliche Zeugniserklärung, nach dramatischer Behandlung, Verwiltung, Gutwillung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. w., und habe Dir deswegen auch das Stük communicirt, damit ich Deine Anmerkungen nutzen könne. Darum hoff ich wirst Du thörichte Schmeicheleien bei Seite legen. Längstens bis Samstag muß Du mir wieder zurückschicken, und da ich weiß, daß Du wirklich nicht occupirt bist, so hoff ich das von Dir fordern zu können.

Wenn die Rezension unter 6 Bogen ist, so muß ich schon das Maul krümmen. Aber je größer sie ist, desto begieriger bin ich und desto vergnügter machst Du mich Deinen

Herrlichen Freund

Schiller

II.

An Ebendenselben 1781.

Liebster Freund!

Daß Du siehst wie viel mir an der Herausgabe meines Trauerspiels gelegen ist, und daß Du sie, falls Du, wie ich hoffe, Deine Einwilligung dazu gegeben hättest, um so eifriger betreibst, will ich Dich in

schriftlich nochmals an das erinnern, was Du von Herrn schon, nach allen Künsten des überredenden Kanzlers, gehört haben wirst.

Der erste und wichtigste Grund, warum ich die Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mamm, dem die Herberge unter meinem Dache gar nicht ansteht — das Geld. Stäncklein hat für einen Bogen seiner Verse einen Ducaten von einem tüchtigen Verleger bekommen, warum soll ich für mein Trauerspiel, das durch den neuen Zusatz, 12—14 Bogen enagedruckt abgeben wird, von einem Mannheimer nicht eben so viel — nicht mehr bekommen können. Was über 50 Gulden abfällt — ist Dein. Du mußt aber nicht glauben, als ob ich Dich dadurch auf einem interessirten Wesen ertappen wollte, (ich konnte dich ja) sondern das hast Du treu und redlich verdient, und kannst es brauchen.

Der zweite Grund ist, wie leicht zu begreifen, das Urtheil der Welt, dasjenige, was ich und wenige Freunde mit vielleicht übertriebenen günstigen Augen ansehen, dem unbefleckten Richter, dem Publicum, preisgeben. Dazu kommt noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, welches alles mir meinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen, und mir die Grillen vertreiben soll. Ich möchte natürlicherweise auch wissen, was ich für ein Schicksal als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe.

Und dann endlich ein dritter Grund, der ganz ächt ist, ist dieser: Ich habe einmal in der Welt keine andre Aussicht als in einem Dache zu arbeiten; d. h. ich suche mein Glück und meine Beschäftigung in einem Amt, wo ich meine Physiologie und Philosophie durchstudieren und nützen kann, und wenn ich etwas krenfter schreibe, so ist es in diesem Dache. Schriften aus dem Felde der Poesie, Tragödie u. s. w. werden meinem Plane, Professor in der Physiologie und Medicin zu werden,

cher hinderlich seyn. Darum suche ich sie hier schon wegzuräumen.

Schreib mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist. Daß es herauskomme, ist nicht zu besorgen, meinerseits soll die genaueste Voracht beobachtet werden. Und geschieht es — so ist es immer Zeit, daß Du deiner Brüder einen als Autor davon austreuen kannst — daß Du Dich selbst nennst, will ich dir nicht zumuthen, auch wäre es zu schmeichelhaft von meinem Product gedacht. — Vergiß auch das Geld für die Bücher nicht, denn ich und Kapff habens wirklich sehr nöthig. Betreib es ja. 4—5 Gulden kannst Du doch immer dafür erhalten.

Leb recht wohl.

Schiller.

III.

An Ebendenselben 1784.

Ueber die kurpfälzische Deutsche Gesellschaft

Wannheim d. 1. Juli 84.

Ich bilde mir fast ein, daß Du dasjenige, was ich Dir jetzt schreibe, entweder durch den Weg der Zeitung oder durch den Geheim-Sekretär Klein schon erfahren haben wirst. Weil aber die Sache einen, dir und mir nicht unmerkwürdigen, Gang genommen hat, so ist Dir's vielleicht nicht ganz unangenehm, etwas näheres davon durch mich zu erfahren.

Deine Abhandlung über die Preißfrage unserer I. Gesellschaft buhlte mit einer andern, die den Professor Meißer in Zürich zum Verfasser hat, um den Preiß. Die Mehrheit entschied für die letztere, doch mit dem Zusatz, daß die deinige *In magnis voluisse sat est* an innerer Vortreflichkeit ihr so nahe gränze, daß es der kurpfälzischen Gesellschaft zur Ehre gereiche sie nicht ohne anständige Belohnung zu lassen. Du bekommst also ein Accessit, eine kleine Medaille von 25 Tuskaten, die Dir sehr wol gefallen wird. Der Gurrüst setzt jährlich so viel für eine Preißfrage aus, weil aber schon 3 Jahre keine Abhandlung gekrönt zu werden verdiente, stieg die Summe zu 75. Deine Medaille bezahlt die Kasse der I. Gesellschaft, sie darf dir also um so viel werther seyn, da sie ein außerordentlicher Schritt, und eine ganz freiwillige Ausgabe der Gesellschaft ist, die sie sich gar wol hätte ersparen können, wenn sie weniger gerecht gegen dich gewesen wäre.

Was Dir aber bei dem ganzen Vorgang das interessanteste seyn könnte, will ich Dir jetzt erzählen. Die Gesellschaft hatte schon angefangen, Verzicht auf die Preißantheilung zu thun, da alle vorher eingelaufene Aufsätze ohne Werth waren, als die deinige und die Deines Nebenbuhlers eingesandt wurden. Schon der Erste Anblick kündigte eine bessere Ader an. Ich sah sie zu der Zeit noch nicht. Nach einem Beschluß der Gesellschaft, der in solchen Fällen gewöhnlich ist, wurden drei Mitglieder ausgeschieden, diese beiden Schriften zu beurtheilen, und in voller Sitzung der Gesellschaft darüber zu referieren. Ein sonderbarer Fall war Schuld, daß ich der erste unter diesen Jen war. Wiegen und der hiesige Hospitant Zambaga (Du wirst natürlicherweise keiner Gebrauch von diesem Vertrauen machen) waren die andern. Als mir Wiegen deine Abhandlung übergab, wie erstaunte ich, Deine Hand zu erkennen! Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Kauf unserer Schifale überlegte, der mich an einem fremden Ort, und in solchen Beziehungen auf Dich wirken lassen wollte. Mir fielen alle vergangene Abende ein, die wir in der Gesellschaft so verlebten, alle die Gespräche,

die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in die Pfalz exulieren, ich mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das letztere ist noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Gliedern der Gesellschaft in einem Privatbesuch vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las die andere vor. Man zweifelte, schwankte, und der gefällige Stil der letzten, bei gleichem Werthe, entschied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig gestehe ich Dir das, denn ich hasste die lächerliche Sucht, sich eines Verdienstes um jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es war mir leid, daß meine erste Hoffnung, Dir eine solche Freude zu machen, zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich schon an Dich einen Brief aufgesetzt, worin ich dir schrieb, Du würdest den Preis bekommen, aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig; vielleicht, daß ich nicht die Freundschaft allein, sondern auch wirklich die Wahrheit beleidigte, aber genug, ich urtheilte nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu seyn. Wenigstens hielt ich die andre für die Bessere, und die Bessere sollte gekrönt seyn. Soweit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige vortreflich, und (im Fall die andre nicht eingelaufen) untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß den ich allenfalls habe, und allen Gründen, die ich anrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und Dir 25, dem andern 50 Tuskaten zuerkennen. Ohne die geringste Verabredung war auch Wiegen ganz einer Meinung mit mir. Die Gesellschaft war unschlüssig, und ich hatte endlich die Freude durch eine detaillierte Critik, Anzuga, und Gegeneinanderstellung beider, das Conclufum zu Stand zu bringen, daß Dir von Seiten der gesellschaftl. Kasse 25 Tuskaten extra zugesprochen wurden. Dir obgleich ich mein geringes Verdienst, aber ich gestehe Dir ausdrücklich, nicht der Rücksicht auf unsere Bekanntschaft, bloß meiner Ueberzeugung haft Du es zu danken. Wenn das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung ist vortreflich. Mein richtiges Amt hat mich in die Nothwendigkeit gesetzt, sie zu studieren, und ich danke Dir für Deine Belehrung. Den Preis wirst Du bekommen, oder schon haben. Er ist sehr einfach und edel.

Nun noch eine Erklärung. Wenn es allenfalls keine Convenient seyn sollte (und ich glaube es beinahe) unter Mitglied zu werden, so schreibe mir's und rechne auf meine kräftige Mitwirkung. Ich habe so ziemlich Einfluß auf die Mehrheiten, und der Präsident ist ganz auf meiner Seite. Vorläufig könnte ich Dir's gewiß versprechen. Ist es dir also eruit, so setze ein Schreiben an mich auf, worin Du mich bittest, der Gesellschaft in Deinem Namen für die Ehrenmünze zu danken, und den Wunsch äußerst, darin aufgenommen zu werden. Diesen Brief lese ich jedem, der Gewicht hat, einzeln vor, und stimme die Gemüther, daß ich der Bestimmung versichert bin, wenn ich ihn öffentlich verlese. Den Präsidenten habe ich schon sondiert, und seine Stimme haßt Du. Das einzige, warum ich dich bitte, ist, sey in Deinem Brief an mich ein bißchen freud. sonst möchte die Gesellschaft, die es noch nicht vergessen hat, wie ich für dein Accessit stritt, aus unserer Vertraulichkeit auf meine Parteilichkeit schließen, und es in Zukunft bleiben lassen, mir Sachen von solcher Wichtigkeit zu übergeben. Hoffentlich aber wirst Du auch dem Freund ein Zettelgen beilegen.

Die Vortheile, welche Dir eine solche Verbindung gewährt, sind nicht ganz unbedeutlich. Weggerechnet, was sie überhaupt in Deinem Verhältniß zu Deinem Besten wirken muß, so kommst Du dadurch mit den besten Gelehrten in der Pfalz in nähern Zusammenhang.

und wenn Du hieher kommst bist Du kein Fremder mehr. Du hast Siz und Stimme in unsern Sizingen, die kurfürstliche Bibliothek steht dir frei (denn jedes Mitglied kann Bücher aus derselben nach Hauss verlangen, und was ich begehre und nicht da ist, muß angeschafft werden) für jeden gedruckten Bogen, in gesellschaftlichen Aufträgen erhältst Du drei Tufaten und andere Kleinigkeiten mehr. Mir war die T. Gesellschaft äußerst angenehm, denn durch sie habe ich wieder ein Vaterland, und die befre Verbindungen, die mir jetzt doppelt zu staten kommen, da ich entschlossen bin auf Michaelis in Heidelberg Doktor zu werden, und mich auf immer zu etabliren.

Schreibe mir bald, liebster Freund, und laß mich auch mehreres von Deinen Umständen wissen. Unserm lieben Abel emphyelst du mich, das versteht sich. Das geschiedeste wäre, wenn ihr beide mich diesen Sommer hier überraschet. — Howens Stimme ist verhalltet in Selma. Ich habe ihm geschrieben, welches Verdienst meine Zaulheit sehr hoch anrechnet, und noch war ich so glücklich nicht, Antwort von ihm zu erhalten. Reich ihm das ein bißchen unter die Nase. Er könnte jetzt ein paar 100 Gulden wegfangen, denn die T. Gesellschaft hat auf das beste Lustspiel einen Preis gesetzt, weil unsere Verordnungen wollen, daß Sprache und schöne Wissenschaften alle Jahr alternieren. Mein Papier geht zu Ende also lebe wohl.

B. Schiller.

IV.

An den Professor Abel, damals (1795) zu Tübingen, später Prälat zu Schöenthal.

Ich habe mir nun Zeit genommen, liebster Freund, Ihrer letzten Anfrage reiflich nachzudenken, und den Vorschlag, welchen Sie mir thun, mit meiner ganzen Lage zu vergleichen. Das Resultat meiner Ueberlegungen ist, daß ich besser thue, in meinen bisherigen Verhältnissen zu bleiben, vorzüglich deswegen, weil es gar keinen Anschein hat, daß ich, meiner Gesundheits-Umstände wegen, demjenigen würde entsprechen können, was man von einem academischen Lehrer mit Recht erwartet, und was ich in einem solchen Fall mir selbst zur Pflicht machen würde. Indem ich einen Aufnehme, so mache ich mich doch stillschweigend anbeischig, etwas bestimmtes dafür zu leisten, und dieß ist mehr, als meine körperlichen Umstände mir zu versprechen erlauben. Hier in Jena und Weimar erwartet man nichts dergleichen von mir, und unser Herzog weiß, daß keine academische Amctiaen von mir geleistet werden können. Hier tauche ich also niemand, und kann daher mit völliger Zufriedenheit leben. Auch hat mir der Weimarsche Hof several Beweise von einer uneigen-nütigen Achtung gegeben, daß ich es mir kaum würde verzeihen können, ihn, wenn es auch meinem Vaterlande wäre, anzuspornern. Noch ganz neuerlich erklärte mir der Herrog, daß mein Gehalt mir verdoppelt werden sollte, sobald ich Unterstützung nöthig haben würde. Ergen Sie Sich nun in meine Lage. Ich bin überzeugt, Sie würden Sich entschließen wie ich.

Unter 1000 Gulden würde ich in Tübingen nicht wohl haben existiren können, und für dieses Geld hätte ich zu wenig geleistet. Besser also, man wendet die bestimmte Summe an einen rüstigen und verdienstvollen Mann, und ich bleibe in meinen Verhältnissen.

Daß ich Ihre und Ihrer Freunde liebevolle Bemühungen für mich mit dem dankbarsten Herzen verehere und ewig verehere werde, darf ich Ihnen nicht erst versichern. Nehmen Sie noch einmal meinen innigen Dank dafür an.

Ewig der Ihrige,

Schiller.

V.

An Cotta.

Schiller. zuerst die Redaction der Allgem. Zeitung nehmen wollte, erklart vorlaufig Abneigung.

Jena den 4. Jun. 96.

Ghe Sie wegen unsrer Zeitung Schritte thun, mein lieber Freund, so erwarten Sie noch einen Brief von mir, worinn ich Ihnen durch überwiegende Gründe darzuthun hoffe, daß dieses Unternehmen, wenigstens unter meiner Direktion, viel zu schwierig und riskant seyn wird. Desto mehr glaube ich Ihnen für das Journal versprechen zu können, welches in jedem Betracht jener Zeitungs-Entreprise vorzuziehen ist. Ich habe, seit Ihrer Abreise, mit mehreren sehr bedeutenden Männern darüber gesprochen, und alle kommen überein, daß sie die polit. Zeitung im höchsten Grade misrathen, das Journal aber einstimmig billigen.

Die Post geht sogleich ab. Ich muß also für heute schließen. Ganz der

Ihrige

Schiller.

VI.

An Ebendenselben.

Meinen letzten Brief, worinn ich Ihnen wegen der polit. Zeitung meine Zweifel vorlegte, werden Sie nun längst schon in Händen haben. Ich habe dieser Angelegenheit unterdessen reiflich nachgedacht, und auch mit andern darüber Rath gepflogen, und die Gründe, sie aufzugeben, haben nun ein entscheidendes Uebergewicht bei mir erhalten. Ich kann und darf weder mich noch Sie erponieren. Mich würde ich erponieren, wenn ich mit einer hinfälligen Gesundheit in ein für mich ganz neues und eben darum höchst schwieriges Fach mich stürzte, wezn es mir sowohl an Talent als an Neigung fehlt, und wezen ich doch die genaueste Ordnung beobachten müßte. Im ersten Jahr würde meine Ausstrengung unbeschreiblich seyn, denn außerdem, daß ich mich erst im Politischen überhaupt umsehen, und eine unabschbare Menge dahin einschlagender Schriften mir bekannt machen müßte, siele auch die ganze Last der Redaction auf mich, weil ich mit meinem Namen für die Güte des Werks stehen müßte, und meine Mitarbeiter noch nicht eingearbeitet wären. In diesem einzigen Jahre würde ich meinen ganzen Rest von Gesundheit vollends zu Grunde richten.

Sie würde ich nicht weniger erponieren, weil die ganze Unternehmung, nachdem alle Anslagen schon geschehen, durch einen rüstigen hartnäckigen Anfall meiner Krankheit, der im ersten Jahr so leicht eintreten könnte, unvermeidlich in's Stocken gerathen würde. Außerdem kennt das politische Publikum mich wenig, wenigstens nicht von einer solchen Seite, wo es zu meiner Geschicklichkeit in diesem Fach ein Vertrauen

fassen könnte. Im Politischen würde sich ein Mann wie Archenholz, Friedrich Schulz u. dergl. zehnmal mehr Kredit verschaffen können. Sie setzen sich mit sehr großer Wahrscheinlichkeit aus, viele Tausend Gulden ohne Rettung zu verlieren, und ich wage zugleich Gesundheit, Leben und schriftstellerischen Ruhm.

Entsagen Sie also einer für uns beide so äußerst risikanten Unternehmung, insofern wenigstens, als die Ausführung derselben auf mir beruhen soll. Nehmen Sie vielmehr meinen Rath an, alles auf die Herausgabe der Horen zu verwenden, die für uns beide unendlich ehrenvoller, ungleich weniger gewagt und eben so viel versprechend ist. Diese Unternehmung paßt für mich, ich bin in diesem Falle anerkannt, ich bin hinreichend mit Materialien versehen, und kann selbst bei einem geringen Grad von Gesundheit noch dafür thätig seyn, weil ich es mit Reizung und mit innerm Verufe thun würde; und im schlimmsten Fall, wenn ich stürbe, wird sie ohne mich fortgehen können, da eine Auswahl der besten Schriftsteller dazu concurriert. Was den Verleger betrifft, so zweifle ich, ob eine Buchhandlung etwas Ehrenvolleres unternehmen kann, als ein solches Werk, das die ersten Köpfe der Nation vereinigt, und wenn die einzige Schrift wäre, die Ihre Buchhandlung verlegte, so müßte schon diese einzige ihr dauernden Ruhm sichern.

Schon habe ich die Privat-Anzeige für die Mitarbeiter aufgesetzt, und übersende Ihnen solche hier im Abdruck. An das Publikum ergeht eine ganz andere Anzeige, welche aber nicht eher als mit dem ersten Stück darf ausgegeben werden. An Kant, Garve, Klopstock, Goethe, Herder, Engel in Berlin, Gotter und einige andre habe ich schon Briefe und Avertissements gesandt. Hier in Jena haben sich die Professoren Bichte und Wolfmann auf's genaueste mit mir dazu verbunden, und fangen bereits an, dafür zu arbeiten. Was mich betrifft, so ist dieß der einzige mögliche Weg, daß Sie den Verlag aller meiner künftigen Schriften erhalten; denn sobald ich für ein Journal schreibe, heben sich alle andere Verbindungen auf. Ließe ich aber meine Schriften einzeln drucken, so hätte Herr Göschen immer das erste Recht an meine neuesten Arbeiten, indem ich sie ihm schon versprochen habe.

Ich erwarte nun bloß einige Antworten auf meine an erwähnte Schriftsteller erlassene Briefe, und wenn diese ihren Beitritt versprechen, so steht unser Journal fest und unerschütterlich. Dann will ich Ihnen auch unsere Vergleichspunkte genau und ausführlich verlegen, und wir wollen die Contracte wechseln.

Ihr ergebener Freund

Schiller

